Vertraute Briefe

über

Friedrich Schlegels

Lucinde.

Lübeck und Leipzig,
bei Friedrich Bohn,
1800.

6907296-S

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vertraute Briefe
über
Friedrich Schlegels
Lucinde.

An **

Hier haſt Du, weil Du es verlangſt, was zwiſchen uns bei Gelegenheit der Lucinde hin und her geſchrieben worden iſt, nebſt ein Paar Kleinigkeiten, welche gewiſſermaßen dazu gehören. Was Du eigentlich damit willſt, magſt Du ſelbſt wiſſen. Ich geſtehe Dir, da Du uns Alle ſamt und ſonders kennſt, begreife ich nicht, was für eine wunderbare Begierde und Eil Du haben kannſt, einige einzelne Gedanken, Mißverſtändniſſe und Erörterungen über Gegenſtände zu vernehmen, über welche Dir doch unſere Geſinnungen nicht fremd ſind. Ein tüchtiges Urtheil, wie wir es über die Bücher fällen, die ſo vorkommen, wirſt Du doch nicht erwarten? Du weißt ja, wie das der Frauen Sache überall nicht iſt, und wie ich ſcheu und bedächtig und ehrerbietig mit Allem umgehe, was ſich mir als ein eigen gebildetes Weſen ankündigt, ſei es ein Menſch oder ein Gedanke oder ein gebildetes Werk, und wie lange und unerſättlich ich bei der Anſchauung verweile, ehe ich mich an etwas wage, was einer Ueberſicht oder einem Urtheil ähnlich iſt. Und nun gar dieſes Werk, welches wie eine Erſcheinung aus einer künftigen Gott weiß wie weit noch entfernten Welt da ſteht! Gewiß, ſie könnte eben ſo lange vollendet ſein, als ſie nun unvollendet iſt, ehe ich es mir erlauben würde, in dieſem Sinne etwas über die Compoſition und die Kunſt darin überhaupt zu ſagen, das heißt wirklich zu meinen. Verhielte ſich auch der zweite Theil zu dem erſten nur wie die Rückſeite einer Schaumünze oder das Gegenſtück eines Gemäldes; ſo würde ich mir bis zur Vollendung Schweigen und Ungewißheit gebieten, wieviel Betrachtungen dieſer Art ſich mir auch aufdrängen, ſeitdem ich mit dem Geiſt und Charakter des Buchs recht geſättigt bin, und ſeitdem Friedrich Schlegel ſeine Anſicht von der romantiſchen Poeſie in ſo klaren Worten von ſich gegeben hat Doch lieber Freund, dieſes Aufſchieben eines vollendeten Urtheils geht bei mir nicht nur auf die Compoſition, ſondern auf Alles, und ich müßte zu meinem Unglück weniger hohe Begriffe von dem haben, was die Kritik eigentlich leiſten kann und ſoll, wenn es anders wäre. Wo ſoviel Schönheit und Harmonie iſt, da muß auch zwiſchen dem Stoff und der Form, zwiſchen dem Dargeſtellten und der Darſtellung ein ſo inniger Zuſammenhang obwalten, daß die Einheit des Werks der einzige ſichere Schlüſſel zum Verſtändniß auch des Einzelnen bleibt, und der einzige Standpunkt zur vollſtändigen Beantwortung mancher Fragen, was mit dieſem und jenem gemeint oder warum gerade dieſes und jenes dargeſtellt ſei. Alſo ſuche Nichts, was ein fertiges Urtheil wäre, auch nicht über die Geſinnung und den Charakter; nur Variationen über das große Thema der Lucinde, wie ſie einem Jeden von uns ziemten und natürlich waren, einzelne Hinweiſungen auf die lichten Punkte, von denen Glanz und Klarheit über das Ganze ausſtrömt. Gedanken die denen des Buchs bald gleich laufen bald ſich mehr oder weniger davon entfernen, und tauſend Ausdrücke meiner Achtung und Liebe für das in ſeiner Art einzige Werk, für welches mir eben deshalb alle Beinamen, die ich hieher hätte ſetzen können, nicht recht ſind. Das Alles kann wol einen Rahmen um die Lucinde ausmachen, auf deſſen Feldern mit flüchtiger Hand leichte Zeichnungen entworfen ſind, deren Beziehung auf das Werk, das ſie gern umgeben möchten, ſie allein zu etwas macht — weiter aber auch nichts.

Warum ich mir die Mühe nehme, Dir ſo ausführlich ans Herz zu legen, was dieſe Briefe nicht ſind? Nicht aus Koketterie oder dergleichen etwas; ſondern weil ich aus verſchiedenen Umſtänden auf die Vermuthung gerathen bin, als führeſt Du im Schilde, ſie drucken zu laſſen. Schlechthin habe ich nichts dagegen; das kannſt Du leicht denken, da Du weißt, wie ich über dieſen Punkt ſelten einen Willen habe, und die Entſcheidung gern denen überlaſſe, die Veranlaſſung haben, etwas darüber zu wollen. Aber in ſo fern Du irgend eine Abſicht bei dieſem Einfall gehabt haſt, wirſt Du ihn hoffentlich, wenn Du Dir dies Alles recht überlegſt, bald aufgeben. Etwa eine Vermittelung zwiſchen dem Werk und dem allgemeinen Geſchrei dagegen zu ſtiften, oder gar die Leute zu bekehren und zu belehren, dazu ſind dieſe Briefe ihrer Entſtehungsart und Natur nach gar nicht geeignet, und es muß nothwendig die Denkart, die ſich hier äußert und die Vorausſetzungen welche durchleuchten uns Alle in gleiche Verdammniß werfen, wie die Lucinde ſelbſt, ja in noch ärgere, weil wir in proſaiſcher Beſonnenheit und Ruhe reden. Soll ich Dir noch etwas geſtehen? Als ich Deinen Vorſatz zuerſt ahndete, machte er mir viel Freude, und ich ſezte mich hin, um zu den wirklich geſchriebenen Briefen noch ein Paar hinzuzudichten, die ganz polemiſcher Natur ſein ſollten gegen die über die Lucinde, das heißt über die Liebe und Alles, was damit zuſammenhängt, herrſchende — ſoll ich ſagen Denkart? Haarklein, und bis zum eigenen Eingeſtändniß der Dummheit wollte ich den Leuten beweiſen, daß ſie ſich nichts Geſundes denken, bei allem was ſie vorbringen; ich habe ſie aber nicht zu Stande bringen können. Es war mir ſchlechthin unmöglich, mich in eine Gemeinſchaft oder ein Geſpräch mit ſo Geſinnten hinein zu verſetzen; ja auch nur eine Veranlaſſung zu erfinden, wie ich hineingerathen ſein könnte, und ich wußte nicht, wie ich mich dazu anſtellen ſollte, vernünftig mit Leuten zu reden, denen die einfachſten und natürlichſten Begriffe nicht beizubringen ſind, die nichts, auch nicht an ſeiner rechten Stelle, verſtehen, und für nichts, was nicht in ihnen iſt, irgendwo eine Stelle zu finden wiſſen, kurz — von denen man eigentlich Nichts ſagen müßte, um Alles geſagt zu haben. Daraus habe ich denn geſchloſſen, daß nur mein böſer Dämon mir dies als etwas Mögliches und Ausführbares vorſpiegelt. Laß Dich warnen, lieber Freund, derſelbe treibt auch in Dir ſein Weſen. Vielleicht wirſt Du ſagen, dieſe Unfähigkeit habe ihren Grund nur in der Manier, wie ich mit ſolchen Menſchen im mündlichen Geſpräch verfahre, und die ſich freilich ſchriftlich noch weit komiſcher ausnehmen müßte, als Sturz-Dialog vermittelſt des einzigen Wortes Monſieur. Irre Dich aber nicht, es liegt in der Sache ſelbſt; es giebt zwiſchen dieſen entgegengeſezten Denkarten keine Verſtändigung und keine Mittheilung, wie es denn auch nicht anders ſein kann, da der Gegenſaz nicht irgendwo an der Seite oder auf der Oberfläche, ſondern im Mittelpunkte liegt.

Willſt Du aber ohne alle Abſicht nur eine Stimme hören laſſen über dieſe Sache, gleichviel, ob es auch eine in der Wüſte ſei, die zu nichts dient, als daß das Aergerniß ja nicht abreiße: wol, ſo ſei es drum. Nur erlaube mir, auf dieſen Fall für etwas zu ſorgen, was Du gewiß vernachläßigt hätteſt, nemlich daß wir uns zuvor gehörig verſehen und uns einigen Schuz und Anhalt verſchaffen. Deshalb ſende ich Dir, und mache Dirs zur unerlaßlichtn Bedingung, an die Spitze zu ſtellen folgende

Zueignung
an die
Unverſtändigen.

Lieben Freunde und Mitbürger in der Welt und in der Litteratur! Was von unſer einem irgendwo gedruckt, oder auch nur für mehr als Einen geſagt und geſchrieben wird, es ſei Großes oder Kleines, das bringen wir immer ſehr gern Euch zur Anſicht und Prüfung dar. Nicht etwa wegen Eurer reinen Verehrung für Worte, Buchſtaben ja alle einzelne Züge und Töne an ſich; ſondern eigentlich aus ungeheuchelter Achtung für die Euch eigenthümliche Vortreflichkeit, und zu Folge der ehrfurchtsvollen Geſinnungen, welche Euer hoher Beruf in der Welt uns einflößen muß. Bemerkt nur dabei die Unparteilichkeit und Offenheit, die uns eigen iſt, und achtet ſie ein wenig, wenn Ihr könnt. Denn, daß ich es offenherzig bekenne, wenn ich mir den Zuſtand und Fortgang der Menſchheit betrachte, ſo erſcheint Ihr mir darin als das nothwendige Gegengewicht gegen die unruhige Reizbarkeit, den fortſchreitenden Geiſt und die thätige Weisheit derjenigen, denen Euer auszeichnender Name nicht zukommt, und zugleich gegen die leichte Verführbarkeit des Neuerungsſüchtigen Volkes, gleichſam als der hohe und nicht genug zu verehrende Senat der Erhalter. Von Anbeginn der Welt habt Ihr dieſe Funktion zur Zufriedenheit des menſchlichen Geſchlechtes verſehen: denn Euch allein verdanken wir es, daß es in dieſer ewigen Fortſchreitung etwas ſtillſtehendes und bleibendes giebt. Euch iſt es gegeben, das bewegliche Leben ertödtend zu feſſeln, und was ſich ohne Euch immer weiter veredelt und fortgebildet hätte, die roheſten Anfänge der kindiſchen Vernunft und die ungeſchickten Werke des Zufalls, in feſten Zügen darzuſtellen. Sobald etwas dieſer Art unter uns dem Beſſeren Platz gemacht hat, bereitet Ihr es für Euch zu einer ewig dauernden Mumie, und bewahrt es als ein heiliges Palladium. Nicht vergeblich ſeid Ihr zu dieſem Endzweck ausgerüſtet mit jener großen Naturkraft, die keiner andern an Allgegenwart und Unbegreiflichkeit weicht, ſich aber ganz beſonders in Euch verherrlicht, durch Euren ſtandhaften Widerwillen gegen Alles, was lebt und athmet. Zuerſt wie billig vernichtet Ihr in Euch jede freie Bewegung, um durch Euer ganzes Leben und Sein den heiligen Dienſt der ehernen Formeln, zu dem Ihr berufen ſeid, auszudrücken, und dann ſtellt Ihr Euch zum gerechten Verfolgungskriege gegen Alles außer Euch, was dawider angeht, gleich unpartheiiſch es ſei Scherz oder Ernſt, Witz oder Enthuſiasmus, Vernunft oder Leidenſchaft, und ſprecht über Alles Euer verdammendes Urtheil. Vorzüglich aber habt Ihr in Abſicht der Liebe eine Conſtitution zu vertheidigen, an der Jahrhunderte gearbeitet haben, die die reifſte Frucht iſt von dem ſchönen Bunde der Barbarei und der Verkünſtelung, und der ſchon ſo viel Leben und Gedeihen geopfert iſt, daß es wol thöricht wäre, nicht auch das wenige übrige noch hinzugeben, um ſie aufrecht zu erhalten. Auch ſeid Ihr durch den reichlichen Beſitz aller ökonomiſchen Herrlichkeiten, die ſie Euch ſichert, ihre zuverläßigſten und unbeſtechlichſten Verfechter. Und ſo widme ich Euch im Vertrauen auf Euren heiligen Eifer dieſe Blätter, um Euch das frevelhafteſte Buch zu bezeichnen und die gefährlichſten Anſchläge zu enthüllen. Die Liebe ſoll auferſtehen, ihre zerſtückten Glieder ſoll ein neues Leben vereinigen und beſeelen, daß ſie froh und frei herrſche im Gemüth der Menſchen und in ihren Werken, und die leeren Schatten vermeinter Tugenden verdränge. Ja wol die gefährlichſten Anſchläge! denn wenn es offenbar wird, daß dasjenige, was ihr für den Angel der Tugend ausgebt, weit außerhalb alles Sittlichen liegt, wenn dieſer Zauber gelöſt wird, wer will dann dem neuen Leben wehren, welches ſich von hier aus verbreiten kann? So könnte es leicht dahin kommen, und dies ſei das ſchmerzhafteſte, woran ich Euch erinnern will, daß Eure Nachkommen, im Geiſt nemlich — denn fehlen wird es doch an ihnen niemals — in Allem, was ſittlich iſt, und wenn auch Euer Sinn zehnfach auf ihnen ruhen ſollte, ganz andern Formeln zu huldigen genöthigt ſeyn werden, als diejenigen ſind, welche Ihr gern für alle Ewigkeiten geltend machen möchtet. Dieſe Zeit wollen wir herbeiführen, thut Ihr indeſſen dagegen, was Euch recht dünkt, und erlaubt, daß wir uns nichts darum kümmern.

Es thut mir leid um Dich, daß dieſe Zueignung etwas lang und breit gerathen iſt, indeſſen hoffe ich wirſt Du auch das nicht unſchicklich und das Ganze beſſer finden, als irgend eine Diſputation. Was hilft auch das Argumentiren? Eine Geſinnung vertheidigt ſich nur, indem ſie als in ſich beſtehend und an alles Groſse und Schöne ſich anſchließend bewährt wird. Dieſen Verſuch laß uns überall im Leben und in der Kunſt vor Aller Augen anſtellen, und ſie zu Zuſchauern einladen. Und ſo gehabe Dich wol und thue, wie Du willſt.

Erſter Brief.

An

Erneſtine.

Wirſt Du ſehr böſe ſeyn, daß ich ſo lange gezögert habe, und daß Du deshalb vielleicht nicht die erſte in L. biſt, welche die lang erwartete Lucinde erhält? Sieh, ich wollte ſie doch gern erſt geleſen haben, um ſie mit ein Paar Worten begleiten zu können, und Du weißt, wie ſchwer ich das Ende vom Leſen finde, und den Anfang zum Schreiben. Den lezten habe ich noch bis dieſen Augenblick nicht, und möchte am liebſten Nichts ſagen, oder ohne Anfang und Ende, und ohne auffallenden äußeren Zuſammenhang, wie die Lucinde ſelbſt oft daſteht, über ſie reden und commentiren oder vielmehr ſie wiederholen und nachſingen; ſo bin ich bis ins

Innerſte von ihr getroffen und durchdrungen. Vorbereiten möchte ich Dich aber wenn ich könnte, ein wenig, damit Du nicht durch allerlei ungehörige Gedanken geſtört und desorientirt, das Buch vielleicht erſt einmal ungeſchickt und ohne Genuß leſen müßteſt, um des Leſens würdig zu werden. Entſchlage Dich nur vorläufig, ich bitte Dich, alles deſſen, was man bei der Ueberſchrift Roman zu denken gewohnt iſt, aller Erwartungen, die Du dir nach Allem, was das Beſte in dieſer Gattung iſt, gemacht haben kannſt; ja wenn Du dir aus andern Werken und Aeußerungen des Verfaſſers etwa eine Vorſtellung gebildet hätteſt, auch dieſer, denn Du kannſt Dir unmöglich die rechte gemacht haben. Es giebt nirgends eine beſtimmte Vorbedeutung auf dieſes Werk, und es iſt, ſo wie überhaupt, ſo auch in Rückſicht auf den Verfaſſer etwas Urſprungliches und fängt eine neue Periode ſeiner künſtleriſchen Exiſtenz an. Nur eine auch von uns lange gefühlte Sehnſucht, ein inneres Bedürfniß des Geiſtes weiſet darauf hin, und dieſes bringe Dir vor allen Dingen wieder recht ins Bewußtſein und ſprich es Dir recht deutlich aus; dies iſt die Weihe, die Du dir geben mußt. Erinnere Dich, wie wenig uns immer, wenn wir es recht bedachten, Alles befriedigte, was über die Liebe als Reflexion geſagt und als Darſtellung gedichtet iſt, wie wir uns beklagten, daß man aus der Sinnlichkeit nichts zu machen weiß, als ein nothwendiges Uebel, das man nur aus Ergebung in den Willen Gottes und der Natur wegen erdulden muß, oder geiſtloſe und unwürdige Libertinage, die ſich rühmt einen thieriſchen Trieb etwa bis zur Höhe der Kochkunſt hinauf verfeinert und humaniſirt zu haben. Erinnere Dich, wie weh es uns immer that, uns am Ende des Spottes nicht erwehren zu können über diejenigen, die ſich in ihren Darſtellungen oder in ihrem Leben des geiſtigen Beſtandtheiles der Liebe recht vollſtändig bemächtigt zu haben glaubten, und dann doch nirgends verbergen konnten, daß ſie damit nicht wußten woher noch wohin und von dem Eigenthümlichen ihres Gefühls keine Rechenſchaft zu geben im Stande waren: und nicht begreiflich machen konnten, warum ſie ſich am Ende in eine ordentliche fruchtbare Ehe retteten und nicht der Conſequenz zu Liebe das Heldenſtück begannen, in ihrer ſublimen geiſtigen Gemeinſchaft neben einander weg zu leben, ohne an etwas zu denken, wozu ſie ihrer Verſicherung nach in ihrem Gefühl gar keine Veranlaſſung finden. Denke recht lebhaft daran, welche Sehnſucht uns dieſe Einſeitigkeiten erregten, die göttliche Pflanze der Liebe einmal ganz in ihrer vollſtändigen Geſtalt abgebildet zu ſehn, und nicht in abgerißnen Blüthen und Blättern, an denen nichts von der Wurzel zu ſehen iſt, welche das Leben ſichert, noch von dem Herzen, woraus ſich neue Blüthen und Zweige entwickeln können — dieſe alte Sehnſucht mache Dir wieder recht lebendig, und Du wirſt inne werden, daß das Buch ausdrücklich da iſt, um ſie zu befriedigen, und es wird Dir einen Genuß gewähren, den Dir nichts vorher geben konnte. Hier haſt Du die Liebe ganz und aus einem Stück, das Geiſtigſte und das Sinnlichſte nicht nur in demſelben Werk und in denſelben Perſonen neben einander, ſondern in jeder Aeußerung und in jedem Zuge aufs innigſte verbunden. Es läßt ſich hier Eins vom Andern nicht trennen; im Sinnlichſten ſiehſt Du zugleich klar das Geiſtige, welches durch ſeine lebendige Gegenwart beurkundet, daß jenes wirklich iſt wofür es ſich ausgiebt, nemlich ein würdiges und weſentliches Element der Liebe; und eben ſo ſiehſt Du durch den reinſten Ausdruck der geiſtigſten Stimmung und des erhabenſten Gefühls hindurch das Herz höher ſchlagen, das Blut ſich lebhafter bewegen, und das ſüße Feuer der Luſt gedämpfter und milder durch alle Organe ein- und ausſtrömen. Kurz, ſo eins iſt hier Alles, daß es ein Frevel iſt, Angeſichts dieſer Dichtung die Beſtandtheile der Liebe nur abgeſondert zu nennen, und daß ich in dieſem Augenblick ſchon den Genius derſelben um Verzeihung bitte, es gethan zu haben. Und wie vollſtändig iſt ſie dargeſtellt! Vom leichteſten Gaukeln des Scherzes, von dem ausgelaſſenen Muthwillen, den der Uebermuth der Jugend und das Glück einer faſt unverhofften Rettung erzeugt, bis zur heiligſten Anbetung der Menſchheit und des Univerſums in der Geliebten, durch alles hindurch, was dazwiſchen liegt, das ruhige und heitre Daſein, das beſonnene Streben nach gemeinſamem Leben und Wachsthum, und in allen Stimmungen, im tiefſten unſäglichſten Schmerz, im Enthuſiasmus der Freude, und in der unendlichen Ruhe, in der ſich die Liebe nur nach ſich ſelbſt ſehnt, auch durch die Erinnerung, und mehr als Erinnerung der frühern Ahndungen und Verſuche ſich nur erhöht, und ſich jede Zukunft, ſelbſt die des Entſagens vor Augen ſtellen kann. Doch, ich wollte Dir ja nicht ſagen, was du finden wirſt, ſondern Dich nur auf die rechte Art empfänglich machen dafür; aber ſo geht es mir immer mit dieſem Buch: es zieht mich unwiderſtehlich tiefer und tiefer in ſich hinein, ſo oft es mir vor dem Gemüthe ſchwebt. Nur das muß ich Dir ſagen, daß Du Dir ja zu dieſen Darſtellungen der Liebe keine äußern Zurüſtungen denkeſt. Das kleinſte erotiſche Gedicht ſelbſt in lyriſcher Form, wie viel mehr denn jede, auch die beſchränkteſte Produktion von der romantiſchen Gattung hat weit mehr Neben- und Außenwerke als Du hier findeſt. Die Liebe iſt dem Werk Alles in Allem, es hat nichts anders und bedarf nichts anders. Entſchlage dich alſo ja aller Gedanken an eine große Menſchenmaſſe oder an complicirte Verhältniſſe und Begebenheiten, an alles Novellenartige, was in unſern Romanen ſo oft das weſentliche und immer die allzureichliche Draperie iſt, welche die Figuren erſt im Allgemeinen beinahe verbirgt, und ſie dann noch einzeln als ein ſchweres Gewand unkenntlich macht. Du findeſt hier nichts, was den Schein erregen könnte, als ſei es auf etwas anderes abgeſehn, und als ſollte die Liebe nur Theil oder Mittel oder wolhergebrachte Maſchinerie ſein. Es iſt die einfachſte Compoſition und die

Figuren ſind ſo hervorgehoben und in ſo großem Maaßſtabe, daß Du hinter ihnen und um ſie her nichts ſiehſt, und wenn Du erſt in der Betrachtung biſt, auch nichts vermiſſeſt. Dir kündige ich dieſen Mangel an Umgebungen nur an, damit Du nicht das Gewöhnliche eine Zeitlang vergeblich ſucheſt; Andern, die für den eigentlichen Gegenſtand des Kunſtwerkes keinen Sinn haben, könnte er Dürftigkeit ſcheinen. Nur Erwähnungsweiſe und außerhalb dem eigentlichen Zeitraum des Werkes kommen andere Menſchen vor, und auch da iſt nur ihr Verhältniß zur Liebe eigentlich geſchildert, alles andere bloß mit wenigen Strichen angedeutet. Die bürgerliche Welt und die feine Geſellſchaft ſind ſo gut als gar nicht vorhanden, erſtere wird möglichſt vernichtet, letztere nur ein Paar mal flüchtig erwähnt und leicht gebraucht, dann aber ſogleich wieder aus der Hand gelegt, und auf die Scene kommt eigentlich gar nichts als Julius und Lucinde. Schaue dieſen Glauben recht lebendig an, daß die Liebe in ihrer innern Schönheit und Majeſtät hinreicht, um allein eine Dichtung auch von der größten Gattung zu beleben und würdig zu vollenden; und wenn er Dir auch nicht wie mir ein neues Zeichen iſt von der

Wiederkehr eines großen und ſchönen Stils in der Kunſt, ſo verehre wenigſtens darin die tiefe Verehrung des Menſchen, und liebe die ſchöne Simplicität des Werkes um ſo herzlicher, je weiter ſie ſich von der unwürdigen Sinnesart derer entfernt, die tauſend Unbedeutendes um ſich verſammeln, weil das Innere des Menſchen ihnen zu wenig dünkt, um genug daran zu haben, oder zu unheilig, um es zu berühren.

Dabei fällt mir noch Eines ein. Du ſieheſt hieraus, wie ſehr das Gedicht im Widerſtreit iſt gegen Alles, was im Allgemeinen jetzt geſucht und dargeſtellt wird, und kennſt aus andern Orten die polemiſche Stärke mit der der Verfaſſer ſonſt, wenn er ſich in dieſem Falle befindet, gegen die Maſſe des Zeitalters auftritt, dieſe ſuche hier ja nicht, und wolle nichts ſchlechterdings ſo deuten; du bringſt dich ſonſt um den reinen Genuß des beſten Humors, und des anmuthigſten Scherzes. Denn freilich iſt ſich der Dichter dieſes Widerſtreites bewußt, aber er läßt ſeinen Julius damit ſpielen ohne alle Bitterkeit und Verachtung und es herrſcht überall die große Unſchuld, die einem durch die eigne Kraft gebildeten und durch die Liebe vollendeten Gemüth ſo natürlich iſt. Alſo nicht die, welche von dieſem und jenem nichts weiß oder wiſſen will, denn es wird wol von allen Verkehrtheiten geredet, die mit der Liebe getrieben werden, aber die, welche auf ihrem graden Wege von nichts außer ſich beſondere Notiz nimmt, und ſich durch nichts beſtimmen oder verſtimmen läßt. Scherz und Muthwille iſt alles, was das Bewußtſein dieſes Widerſtreits ausdrükt, und eben ſo alles, was den Schein annimmt, als wolle es ihn entſchuldigen oder rechtfertigen. Was Julius der Freundin ſagt, um ihrem Gefühl über manches Einzelne die rechte Richtung zu geben, das ſagt der Verfaſſer der Welt gewiß ohne alle Abſicht und in der gutmüthigſten Laune, und wenn er ſie dadurch nur noch mehr gereizt hat — wie ſie ſich denn an dem Vergleich mit dem lieblichen Kinde gewiß nicht erbauen wird — ſo thut er das warlich in ſeiner Unſchuld. Mir iſt das aus einem Geſichtspunkt beinahe das größte in dem Werk. So unbefangen und leicht, ſo unbekümmert um alles, was geſchehen kann, ſo ohne Rükſicht darauf zu nehmen, was das Herrſchende und das Gedrükte iſt in der Welt, ſollte Jeder, der einmal in der Oppoſition iſt und ſein muß, ſein Leben hinſtellen, bei allem innern Ernſt und hoher Würde ſcherzend mit den Elementen der Unvernunft, wie dieſes ernſte, würdige und tugendhafte Werk ſthut. Und ſo lies es denn andächtig, und alle Götter werden gewiß mit dir ſein.

Zweiter Brief.

An Dieſelbe.

Da bin ich ſchön angekommen, wie es ſcheint, mit meiner Empfehlung und mit meinem Buche! Aber ſage mir nur, was iſt aus Dir geworden? Leopold iſt nemlich bei mir geweſen und hat mir erzählt, wie er Dich oft und viel geſprochen in L, unter andern auch, wie Du die Lucinde bekommen und geſagt habeſt, Du würdeſt ſie wol nicht leſen, denn Du möchteſt kein Buch leſen, worüber mit Niemanden zu ſprechen ſei. Erſt glaubte ich, das ſei ſo eine von Deinen Manieren, aber da er mir vielerlei erzählte, was auf daſſelbe hinauslief, mußte ich es endlich für Ernſt nehmen, und nun verzeihe mir, daß ich Dich nicht begreifen kann. Du weißt, es iſt mein alter Grundſatz, daß ein Menſch ſich nicht umkehren kann, ſonſt müßte ich aufrichtig glauben, Du ſeiſt ſeit kurzem eine Prüde geworden. Auf dieſen Fall würde ich Dich bitten, Dich doch mit der nächſten Gelegenheit nach England einzuſchiffen, wohin ich die ganze Gattung verweiſen möchte. Uns iſt ſie hier, wo es ſich auf manche Weiſe zum Terrorismus fürs alte Regime neigt, gefährlicher als je, und dort fangen an die Originale zu aller der Delikateſſe und Zartheit, die in den Romanen verbraucht wird, etwas abzugehn, ſo daß Du als Miß ſehr willkommen ſein würdeſt. Das iſt es nun freilich nicht; aber was iſt es denn? Du kannſt doch nicht ſagen, daß es über die Lucinde nichts zu reden giebt; wenn Du auch nur von dem ausgehſt, was ich Dir geſchrieben habe, ſo wirſt Du doch zugeben müſſen, daß es ein Buch ſei, durch welches jeder, von welcher Sinnesart er auch ſei, auf tauſenderlei Art angeregt wird zur Billigung oder zum Tadel, gewiß wird auch Ach und Weh genug darüber geſchrien werden, und die, welche es lieben und verſtehen, werden alſo genug zu vertheidigen haben. Das ſcheint auch bei Euch ſchon der Fall zu ſein, und Du, die ich immer meine muthige und kühne Schweſter genannt habe, wollteſt ſtill ſchweigen? Erinnere Dich doch, ich bitte Dich, der ſchönen Zeiten, wo wir anfingen zu denken, wo unſere Freiheit ſich entwikelte und unſere Geſinnung ſich aus der umgebenden Gemeinheit heraushob. Haſt Du den Grundſaz vergeſſen, der uns, als wir ihn gefunden hatten, ſo viel Kraft und Muth gab, als er ausdrükte, und den wir uns als den reinen Spiegel unſerer Freiheit nicht oft genug vorhalten konnten? Treu biſt Du ihm bis jezt geblieben unter mancherlei Verſuchungen, und haſt ihn in ſchwierigen Fällen vor aller Welt ausgeübt und bekannt. Woran kann es denn liegen, daß Du gerade hier eine Ausnahme machen willſt. Schon damals rechneten wir die Liebe ganz vorzüglich unter die Dinge, an deren Exiſtenz wir glaubten, und über die man alſo etwas denken müſſe, und wir dachten damals, wie ich ſehr wol weiß, daß Du noch denkſt. Iſt etwa in L. gar kein ſchiklicher Ort, um zu ſagen, was Du denkſt? Wenn der Unverſtand oder die Bosheit ſich laut machen, ſollte eine edle Frau ſchweigen? Ich weiß doch aus andern, noch ganz neuen Beiſpielen, daß Du es nicht ſcheuſt Dich dieſen entgegenzuſtellen, und daß Du Dich ganz allein mancher gekränkten Seele angenommen haſt, die mit einigen heiligen Worten niedergeſtoßen werden ſollte; iſt denn ein Buch nicht eben ſo gut als ein Menſch in dieſer Zeit, wo Beide gleich ſelten ſind? Nicht gerechnet, daß aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, allemal ein Menſch dahinter ſteckt, und es eigentlich auf dieſen unmittelbar losgeht, auch wenn man keinen Verfaſſer wüßte oder das Buch gar keinen hätte, hat es nicht eben ſo gut einen Geiſt und einen Charakter? Ueberdies kann ich mir recht gut denken, daß viele Menſchen von denen, die Du nicht genug verachteſt, um ſie ihrem Schikſal zu überlaſſen, nicht recht wiſſen, was ſie zu dieſer Darſtellung der ganzen Liebe denken oder ſagen ſollen. Wenn vom Sentimentalen allein die Rede iſt, ſo wiſſen ſie, daß es ihre Schuldigkeit iſt, es zu preiſen, und zu bewundern und unendlich ſchön und zart zu finden, und die feine Behandlung zu rühmen, wenn durch einzelne Stellen, die ſo recht dünn und geiſtig gewebt ſind, hie und da etwas anderes durchſcheint, und wenn vom Sinnlichen allein die Rede iſt, ſo haben ſie nun ſchon einen Ueberſchlag, wieviel lüſterne Andeutungen oder verſchleierte üppige Gemälde man den ſchönen Verſen oder den übrigen Verdienſten verzeihen dürfe, und was offenbar frech und verwerflich iſt. Aber mit einer ſolchen Vereinigung wiſſen ſie nicht umzugehn, und wiſſen nicht, wieviel freches ſie dem Geiſtigen zu gut halten, oder wieviel Geiſtiges ſie um des Frechen willen unwillig überſehen ſollen. Und in dieſer Rathloſigkeit auf wen ſollen ſie denn achten, als auf edle Frauen, deren Beruf doch einmal die Liebe iſt, und die nothwendig etwas davon verſtehen müſſen? alſo auch Alle in deinem Kreiſe ganz beſonders auf Dich, da es von der ganzen Welt anerkannt iſt, daß Du von der Liebe etwas verſtehſt und als eine von den wenigen Auserwählten in einer wahren Ehe lebſt? Auch würden ſie gewiß Alle Dich fragen, wenn Du ſie nicht durch ſolche kategoriſche Ausſprüche, daß über die Sache nicht zu reden ſei, ein für allemal abwieſeſt. Der arme Leopold ſcheint mir ſelbſt unter dieſe Bedürftigen zu gehören, und hat ſich garſtig abgeführt gefunden durch jene Erklärung: Du hätteſt vielleicht ein gutes Werk an ihm verrichten können. Wie kannſt Du alſo nur Deinen Beruf zum Reden verkennen? Er iſt ſo entſchieden, daß wenn Dich auch Niemand fragte und aufforderte, Du von ſelbſt reden und die Andern auffodern müßteſt, weil doch auf eine ſolche Veranlaſſung Jeder, der einen Gedanken und eine Meinung hat, ſie weit leichter äußern und zu Tage fördern kann, als wenn ſie ganz aus freier Hand in troknen Worten verzeichnet und aus dem Innern herausgeholt werden ſoll. Du haſt dies bei literariſchen, moraliſchen und politiſchen Gegenſtänden gethan, die Dir bei weiten nicht ſo nahe lagen, als dieſer, der noch dazu alles dreies iſt, und mit denen wir Männer am Ende ohne Euch fertig werden können, welches hiebei ſchlechterdings unmöglich iſt. Dies lezte wirſt Du doch gewiß einſehen: denn wenn wir auch mit den deutlichſten Worten und den bündigſten Beweiſen a priori in philoſophiſcher Form und in Dichtungen direkt und indirekt zeigen, was die Liebe eigentlich iſt, und daß ſie überhaupt ſein ſoll, und daß ſie demnächſt nothwendig grade dieſes ſein muß, ſo bleiben das alles leere Worte und kann nichts damit ausgerichtet werden, wenn wir nicht die Liebe in der Wirklichkeit aufzeigen können, und wie können wir das, wenn ſich keine Frau auf unſern Aufruf zur Liebe bekennt, ſondern Ihr Euch, daß ichs nur deutſch heraus ſage, derſelben ſchämt. So ſieht es wenigſtens aus. Ich nehme Dein Schweigen nicht ſo; aber was ſollen die Leute davon denken? Nicht zum mindeſten, daß Du Dich für die Liebe nicht mehr intereſſirſt, und iſt es nicht ſchon ein Hochverrath, dieſen Gedanken zu veranlaſſen? Andern würde ich Manches verzeihen um der menſchlichen Ungeſchiklichkeit willen, die doch nicht ganz allein ein Erbtheil der Männer iſt, ſondern auch bei Euch bisweilen zum Vorſchein kommt. Ich kann mir denken, daß manche Frau, die es gern wollte, verlegen ſein mag, wie ſie über dieſen Gegenſtand und namentlich über dieſes Buch reden ſoll, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, daß Unverſtändige ſie eben nicht verſtehen, Läſtermäuler ihr den Sinn ihrer Rede verdrehen und rohe verderbte Männer von denen, die ſich am meiſten herausnehmen, einen Vorwand darin finden könnten, die Grenzen der guten Lebensart zu überſchreiten. Von Dir kann ich aber das unmöglich annehmen, liebe Erneſtine. Ich habe zwar lange nicht das Vergnügen gehabt Dich zu hören, aber ich beſinne mich noch gar wol, welche Meiſterin des Geſpräches Du biſt, und in ſolchen Künſten lernt man nicht zurück, am wenigſten in Deinen Verhältniſſen. Eine Frau, welche dieſe Gabe hat, immer grade nicht mehr zu ſagen als eben nöthig und ſchiklich iſt, auf jede verfängliche Frage eine einlenkende und tüchtige Antwort zu geben, und mit luſtigen Wendungen, feinem Wiz, und wo es nöthig, auch mit dem gehörigen Anſehn und genug Grandezze ein Geſpräch das unſchiklich werden könnte, abzubrechen, was kann der wol begegnen, worüber ſie auch immer ſpreche? Worauf ſoll ich alſo dieſen Widerſpruch ſchieben, in den Du Dich mit Dir ſelbſt geſezt haſt? Am Ende kann ich wirklich bei Nichts anderm ſtehen bleiben als bei der falſchen Schaam, welche den meiſten von Euch eigen iſt. Ihr wißt eben, daß wir eurem Geſchlecht im Allgemeinen das Talent zur Abſtraktion abſprechen, und alſo glaubt Ihr, wenn Ihr mit Männern oder vor Männern über dieſe Empfindungen redet, noch dazu auf Veranlaſſung eines Buches, wo die Liebe bis in ihre innerſten Myſterien aufgeſucht wird, ſo müßten wir nothwendig denken, daß eure Fantaſie zugleich geſchäftig ſei, dieſe Empfindungen nachzuzeichnen, als könntet Ihr nicht aus euren Erfahrungen reden, ohne ſie innerlich zu wiederholen, und dies iſt eine Lage, in welche Ihr Euch gegen einen Mann, der an euren Gefühlen keinen eignen Antheil haben ſoll, nicht ſezen mögt. Das klingt wie etwas, iſt aber am Ende, von welcher Seite man es auch betrachte, gar nichts. Wie wollt Ihr denn das hindern, daß ein Mann ſich nicht Vorſtellungen davon mache, wie dieſe und jene im Zuſtande des Liebens wol ſein und wie Alles, was dazu gehört, ſich in Jeder eigenthümlich geſtalten möge? Dazu müßtet ihr ganz andere Mittel wählen; denn es giebt tauſend Situationen, in denen Ihr ganz unbefangen ſeid, welche weit mehr zu ſolchen Reflexionen reizen, als ein Geſpräch über die Angelegenheiten der Liebe, wo im Wechſel der Urtheile, im Beſtreben die Vorſtellungen des Anderen zu faſſen und Gründe für die eignen aufzuſuchen, dem Gemüth ſehr bald keine Muße bleibt, dieſem verborgenen Spiel eurer Fantaſie aufzulauern. Ihr müßtet vielmehr zuerſt aufhören eigenthümlich zu ſein, damit man nicht in Verſuchung geriethe, eure Eigenthümlichkeit in der Liebe auch aufſuchen zu wollen; demnächſt müßtet Ihr Euch nie mit euren Männern oder Geliebten zeigen und euch nie bei der geringſten Zärtlichkeit belauſchen laſſen, und was das Geſpräch anbelangt, ſo wäre das, was Ihr vermeiden müßtet, wenn Ihr von jener Meinung ausgeht, wahrhaft unendlich. Unſere Miſtreß B., über deren ächtengliſches „Guter „Gott, wie können Sie doch in Gegenwart der „Mädchen von Strumpfbändern reden“ wir ſo oft unſäglich gelacht haben, wäre noch unvorſichtiger, und der geringſte Maaßſtab der Sittlichkeit wäre jene andere Engländerin, welche behauptete, es ſei unkeuſch, in einer vermiſchten Geſellſchaft das Wort keuſch auszuſprechen, ja auch anſtändig habe ſchon etwas unanſtändiges. Du ſiehſt, dies iſt unmöglich, und in dem Maaß, als Ihr darauf ausgeht, ertödtet Ihr alle Mittheilung und alles was im Umgange reizend ſchön und ſittlich iſt. Aber wozu ſoll es denn auch verhindert werden, daß wir nicht, ſo gut es ein dritter eben wiſſen kann, erfahren, wie Jede von Euch die Liebe behandelt und ſich darin verhält? Warum wollt Ihr mit eurem Gemüth weniger freigebig ſein als mit eurer Geſtalt? Und ſollten nicht auch hier diejenigen, die Einiges ganz unbefangen zeigen, anderes dafür aber ernſtlich verbergen, züchtiger ſein als die, welche Alles nur halb verhüllen und abſichtlich die Imagination auffordern? Ich gebe Euch ja zu, daß einiges verborgen bleiben ſoll, aber wenn Ihr es aufrichtig meint, verſteht Ihr Euch ſchlecht auf die Männer und auf euren Vortheil, wenn Ihr es auf dieſem Wege erreichen wollt. Ihr wißt ja, wie geneigt wir zur Abſtraktion ſind, ja daß ichs recht ſage, wahre Sklaven derſelben, und wie uns ein Gegenſtand für die Empfindung und die Fantaſie ſogleich entzogen wird, wenn man ihn uns für das Urtheil darbietet. Sprecht alſo unbefangen und in klaren Worten über die Liebe, ſo werdet Ihr uns am beſten die Grenzen ſagen können, welche ſchiklich und nothwendig ſind, und welche ſich eigentlich ohnedies jeder rechtliche Mann von ſelbſt ſagt. Für Euch wäre das am Ende auch am heilſamſten, welches ich deiner eignen Ueberlegung anheimſtelle. Aber glaube nur nicht, daß ich nur ſo aus Nebenabſichten das Geſpräch über die Liebe empfehle, damit Dies und Jenes dadurch verhütet oder erreicht werde; ich bleibe vielmehr dabei, es um ſein ſelbſt willen zu fordern. Die Liebe iſt ein unendlicher Gegenſtand für die Reflexion, und ſo ſoll auch ins Unendliche darüber nachgedacht werden, und Nachdenken findet nicht Statt ohne Mittheilung und zwar zwiſchen denen, welche ihrer Natur nach verſchiedene Seiten derſelben ſehen. Es iſt wol etwas ſehr unfruchtbares, wenn Frauen unter einander von der Liebe reden, und Du wirſt ſelbſt wiſſen, an was für engen Grenzen ſich das herumdreht, auch unter denen, die nicht gemein ſind, und nicht wie die Meiſten durch ihr ganzes Leben die Liebe entheiligen; aber Männer und Frauen müſſen unter einander davon reden, und da man dabei nicht von der Liebe dieſes und jenes wirklichen Menſchen ausgehn darf, die man nie ganz zu kennen glauben ſoll, ſo giebt es ja nichts ſchöneres dazu als die wahren und klaren Darſtellungen eines begeiſterten Dichters, an deren Anſicht ſich auf eine natürliche Art die eigenthümliche Vorſtellungsart eines Jeden ankryſtalliſirt. Und nun befehle ich Dir, kraft meiner brüderlichen Autorität und unſeres alten gemeinſchaftlichen Bundes, nicht etwa die Lucinde zu leſen — denn es fällt mir keinen Augenblick ein zu glauben, daß Du das nicht gethan habeſt — auch nicht mit mir darüber zu reden, denn das erwarte ich auch von ſelbſt und bald, ſondern mit keinem auch nur einigermaßen vernünftigen Menſchen ein rechtliches Geſpräch darüber zu ſcheuen, und Dich keiner Art von Engländerei hinzugeben, die Dir nothwendig höchſt unnatürlich ſtehen muß.

Dritter Brief.

Erneſtine an mich.

Du armer Menſch! ich weiß, es kann Deinem ökonomiſchen Geiſte nichts ärgeres begegnen, als wenn Du inne wirſt, daß Du Dir unnüze Mühe gegeben haſt, und doch kann ich nicht umhin, Dir zu ſagen, daß Du Dir Deine ganz lezte Epiſtel gar füglich hätteſt erſparen können von dem Antrage zu der engliſchen Reiſe bis zu der Diſſertation über die falſche Schaam. Wie Du zu dem erſten gekommen biſt, weißt Du ja ſelbſt nicht, und geſtehſt, es ſei eine innere Unmöglichkeit, mich für eine Prüde zu halten, und was in der lezten ſteht, haſt Du viel ordentlicher, klarer und anmuthiger in Deinem Verſuch über die Schaamhaftigkeit geſagt. Haſt Du gemeint, ich hätte den vergeſſen, da wir ihn doch, was die

Gedanken betriſt, eigentlich gemeinſchaftlich gemacht haben? Und das war das lezte, wobei Deine Weisheit ſtehen blieb. Aber ſo ſeid Ihr! Wenn Euch etwas vorkommt, was nicht glatt durchgeht, ſo könnt Ihr nicht ganz einfältig dem Faden nachgehn, da ſich denn das Knötchen gar leicht findet und auflöſt, ſondern Ihr macht große Zurüſtungen und nehmt die verſchiedenen Möglichkeiten auf, und da kommen denn ſtatt des Rechten, welches Ihr überſeht, ſo ſchöne Sachen heraus: erſt viel unnütze Worte, und dann ſolche Meiſterſtücke von Klugheit wie der, daß Du doch am Ende herausbringſt, ich würde wol die Lucinde geleſen haben und auch ſo frei ſein, Dir meine Meinung darüber zu ſagen. Nun, das werde ich auch ſogleich, nur muß ich Dich erſt über das Uebrige auslachen und belehren. Es war wirklich ſehr künſtlich, nicht zu finden, warum ich hier mit Niemand über das Buch rede, beſonders da Du doch darauf kamſt, es müſſe ein leidlich vernünftiger Menſch ſein. Laß Dir klagen, daß es wirklich über dieſen Punkt keinen hier giebt: Männer und Frauen ſind gar erſchrecklich gemein, und erſtere geberden ſich noch dazu höchſt roh dabei. Ob der literariſche Parteigeiſt, der ſo entſetzlich wüthet, ſich auch ihrer bemächtiget hat, da doch dieſe Dinge ſie gar nichts angehn, weiß ich nicht; am Ende iſt aber wol zu der Blindheit, mit der ſie geſchlagen ſind, und dem wunderbaren Abſcheu, der ſich in rohe Schimpfreden ergießt, Grund genug in ihrer eignen Verderbtheit, die eben wie die Gelbſucht allem ihre Farbe mittheilt. Denke Dir nur, daß die Frauen, und zwar die, welche gern für ſehr frei und ein wenig ruchlos gehalten ſein wollen, meinen, eine müſſe ſich vor der andern ſchämen, die Lucinde geleſen zu haben. Aus dieſem Pröbchen kannſt Du denn auf das Uebrige ſchlieſſen. Was ſoll ich nun machen? Mich hinſtellen und große Reden halten? und wovon? Wenn ich ihnen das Geiſtige, Erhabene und Sittliche auch Zeile für Zeile zeigen wollte, ſie ſehen es nicht, weil das Sinnliche überall ſo nahe dabei ſteht, und dieſe chemiſche Vereinigung, wie Du es, glaube ich, genannt haſt, thut auf die Verkehrten eine ganz verkehrte Wirkung, und es iſt am Ende gar nicht einmal eine höfliche Lüge, ſondern buchſtäblich wahr, daß ich ihre Lucinde nicht geleſen habe. Lezthin kam einmal durch ein ſehr ungeſchiktes Ohngefähr die Rede darauf. Es war in einer anſehnlichen Geſellſchaft; die kleine Mathilde, die Du kennſt, ſtand mit ihrer Arbeit im Fenſter und es war eben eine von den Pauſen, die von Euch gewöhnlich ſehr ungeſchikt unterbrochen werden. Höre einmal, ſagte ihr Bruder zu ihr, Du machſt Dich doch da erſtaunlich komiſch. — Wie ſo? — Nun, weil Du ſo gewaltig unſchuldig drein ſieheſt, und Du weißt ja, daß das eine komiſche Situazion iſt. Ei, ſagte ich, um dem armen Mädchen aus der Verlegenheit zu helfen, da müſſen Sie doch ein ſehr ſchlechtes Auge haben, denn ſeitdem Sie zurück ſind, iſt es ihr bei ihrem Verſtande unmöglich geweſen, nicht die männliche und weibliche Verderbtheit kennen zu lernen, und davon nichts zu wiſſen iſt doch die eigentliche Unſchuld. Darauf entſtand denn ein großer Streit über den Sinn der Worte; aber von ſolcher Art, daß ich die gröbſte Behandlung des zarten Gegenſtandes erwarten mußte. Ich machte alſo der Sache ein Ende und ſagte, ich wolle ihnen eine Unſchuld zeigen, die ſie gewiß dafür erkennen würden, und die doch ein auch nach ihren Begriffen höchſt ehrbarer Dichter als eine höchſt komiſche Situation nehme. Ich ließ mir den Voßiſchen Almanach geben, und las ihnen daraus das ſchöne Liedchen, das Du weißt, wodurch ſie denn etwas perplex wurden, und mir erſparten, die Fortſetzung des Geſprächs ausdrüklich zu verbieten. Willſt Du mir öfter ſolche Veranlaſſungen wünſchen, über dieſe Gegenſtände zu reden? Deinen Leopold aber hätte ich zum Vertrauten meiner Lektüre und meiner Gedanken machen müſſen, den indiskreten jungen Menſchen, und der ſo entſezlich neu iſt? Es wird ihm wirklich ſchwer, die Worte zu verſtehen, die wir ſo reden, denn es muß Alles hübſch kathedermäßig ſein, und mit dem Zirkel gemeſſen. Dabei ließe er ſein Leben für Fichte's Ehetheorie, und über die hätte ich alſo zuerſt mit ihm diſputiren müſſen; das iſt nichts für mich, und kommt mir beinahe eben ſo arg vor, als die Andern mit ihrem Weſen. Dafür habe ich lieber Karolinen gefragt, ob ſie das Buch nicht leſen wollte; das närriſche Mädchen will aber nicht, und will Dir ſeine Gründe ſelbſt ſagen, denn ich habe ihr geſagt, Du wünſchteſt ſehr, daß wir es Alle leſen ſollten.

Ja, nun ſoll ich wol auf die Lucinde ſelbſt kommen; wirds Dich aber nicht verdrießen, daß ich hier auch mit dem Widerſprechen anfange? und zwar wird es gegen Dich eben ſo ſehr als gegen das Buch gerichtet ſein. Beinahe ſollte es mir vorkommen, als wärſt Du recht ſchlau geweſen, und hätteſt mich auf die ſchöne Seite von dem aufmerkſam machen wollen, wogegen Du Einwendungen vermutheteſt; wenigſtens treffen die meinigen gerade Alles, was Du mir am meiſten gelobt haſt. Geht nicht die Liebe in dem Buche bei aller Vollſtändigkeit der Darſtellung doch ein wenig gar zu ſehr in ſich ſelbſt zurück? Ich wollte ſie ginge auch hinauswärts in die Welt und richtete da etwas tüchtiges aus. So einiges von dem Ritter ſollte der Leichtfertige doch an ſich haben. Mir iſt es ſchon recht, daß etwas geſchieht gegen die moraliſch ſein wollende Weichlichkeit, die die Liebe immer nur auf der Oberfläche ſpielen läßt, aber man muß nicht in eine andere Weichlichkeit gerathen, die eben ſo arg iſt, daß man Alles in ſich zehren läßt, weil man nichts damit zu machen weiß, oder es ſich nicht getraut. Wenn Herkules das Symbol ſein ſoll von der Männlichkeit, die wir anbeten, ſo iſt wahrlich die Kraft, womit er die Weiblichkeit umfaßt, nicht Alles darin, ſondern ſeine Thaten gehören nothwendigerweiſe auch dazu. Wer nicht das ſeinige verrichten kann in der Welt, der ſoll auch nicht lieben, und die Liebe ſoll Niemanden daran hindern, ſondern noch Luſt und Eifer verdoppeln. Deshalb ſollte ſie auch, meine ich, nicht dargeſtellt werden, ohne dieſen ihren Einfluß, und es iſt mir eben ſo zuwider, als es unſerm ſeligen Vater war, wenn vom Glauben ohne die Werke geredet wurde. Das ſcheint mir nun in der Lucinde gar ſehr zu fehlen, und darum finde ich die Liebe nicht vollſtändig dargeſtellt darinn, und vermiſſe die äußere Welt gar ſehr, deren Abweſenheit Du ſo ſchön findeſt. Verſtehe mich nur recht: ich will ja meinen Geliebten nicht auf Abentheuer ausſchicken gegen die Heiden oder die Ungeheuer; aber der liebende Mann ſoll Alles, was er vorher gethan hat, anders thun, und er ſoll auch vieles thun, was er vorher gar nicht gethan hat. Was ſteht denn davon in der Lucinde? Julius hat immer ein Bischen gezeichnet — ich kann es nicht anders nennen, weil man gar zu wenig beſtimmtes davon erfährt — das macht er nun freilich anders und etwas beſſer, das iſt mir aber lange nicht genug, es offenbart ſich darin die Kraft einer ſo innigen und vollkommenen Liebe viel zu wenig. Was ſoll er denn aber machen, wirſt Du ſagen, er hat ja einen entſchiedenen Haß gegen alle bürgerlichen Verhältniſſe? Nun, das iſt es eben, was ich ſage: dieſen Haß dürfte er gar nicht mehr haben, ſeitdem er die Liebe gefunden hat. Wenigſtens nicht in einer ſolchen Welt, wo die bürgerlichen Einrichtungen die Frauen ſo ſehr erdrücken, da muß derjenige, dem ſich ein Weib ergeben hat, ſchon aus Selbſtvertheidigung in das bürgerliche Leben hineingehn und da wirken. Sonſt weiß ich recht gut, daß dies nicht die einzige Art der menſchlichen Thätigkeit iſt, und ich hätte mir die andere, neimlich die Kunſt, auch recht gern gefallen laſſen, nur muß es zu etwas ordentlichem kommen, und nicht ſo erſtaunlich nebenher behandelt ſein. Jeder Dichter ſoll freilich ſeine Freiheit haben, ſich Grenzen zu ſtecken, wie er will, nur darf doch darüber geurtheilt werden, ob dieſe Grenzen eine ſchöne Figur bilden, und ob ſich das ſchiefe der Idee, die dabei zum Grunde gelegen hat, nicht darin zeigt. Mir ſcheint Liebe und Welt eben ſo unzertrennlich zu ſein als Menſch und Welt im Leben und in der Darſtellung, und wer ſie in der lezten von einander ſcheiden will, verſündigt ſich. Verbunden hat man ſie freilich bis jezt auch ſchlecht genug, und es iſt lächerlich und widerſinnig, wenn die alten romantiſchen Dichter aus Liebe und zur Verherrlichung der Liebe Heldenthaten verrichten laſſen, die nicht in der geringſten Verbindung mit ihr ſtehen, aber es lag doch die richtige Idee darin, daß die Liebe, wenn ſie recht tief in den Menſchen hineingegangen iſt, auch wieder recht weit aus ihm herausgehen muß, und wer ihr das wehrt, der kommt mir vor, als ſchnürte er ihr den Hals zu, und lieſſe ſie nach Luft ſchnappen, wie ſie mir denn auch, wenn ich hieran denke, in der Lucinde hie und da aſthmatiſch genug vorkommt. Und was hier zu wenig iſt, das ſcheint mir auf der andern Seite zu viel zu ſein: die Luſt an der Luſt, das kann ich Dir nicht bergen, iſt mir manchmal ein wenig gar zu laut; oder vielmehr etwas ungehörig, denn es iſt nicht der Grad der Freude, was mir einen unangenehmen Eindruck macht, ſondern ein eignes gewiſſes Etwas darin. Ich zweifle, daß mir in dieſem Augenblick klare Worte zu Gebote ſtehen werden, um Dir zu beſchreiben, was ich eigentlich meine; nimm nur mit etwas Verwirrung vorlieb, und bringe ſie mir hübſch verſtändig und geduldig in Ordnung. Daß Julius, dem der Genuß gar nichts Neues ſein kann, eines ſolchen Genießens deſſelben, und einer ſo lebendigen Freude darüber fähig iſt, das iſt mir ſehr viel werth. Die Bezauberung eines Neulings iſt etwas ſehr zweideutiges, und kann ziemlich gemeinen Urſprunges ſein; darum kommt es mir immer ſo abgeſchmakt vor, daß auf die bewahrte Keuſchheit in den meiſten Romanen ein ſo groſer Werth gelegt wird. — Dieſer Enthuſiasmus aber hat etwas ſehr Schönes und Ehrwürdiges. Die Liebe in ihrem ganzen ungetheilten Weſen iſt ihm neu, und dieſer friſche Reiz, dieſes neue Leben verbreitet ſich auch auf das, was ihm an und für ſich bekannt genug iſt, und man fühlt hierin beſtimmter, als es durch Worte hätte geſagt werden können, wie das Sinnliche durch ſeine innige Verwebung in das Geiſtige ganz neue Eigenſchaften erhält, und über alle Gefahr des Abſtumpfens und Veraltens hinausgehoben wird. In ſofern alſo kann mir die Freude davon nicht laut genug ſein; aber ſie muß auch immer auf jenes Verſchmelzen mit dem Geiſtigen bezogen werden, ſobald ihr dieſe Begleitung fehlt, und ſie allein daſteht, iſt mir jeder Ton zu laut. Abſicht ſoll nirgends ſein in dem Genuß der ſüßen Gaben der Liebe, weder irgend eine ſträfliche Nebenabſicht, noch die an ſich unſchuldige Menſchen hervorzubringen — denn auch dieſe iſt anmaßend, weil man es doch eigentlich nicht kann, und zugleich niedrig und frevelhaft, weil dadurch etwas in der Liebe auf etwas Fremdes bezogen wird. Eben ſo wenig aber gefällt es mir, wenn die Luſt als Inſtinkt erſcheint, der nicht weiß, was er will, oder als Begierde, die auf die unmittelbare Empfindung gerichtet iſt. Der Gott muß in den Liebenden ſein, ihre Umarmung iſt eigentlich ſeine Umſchließung, die ſie in demſelben Augenblicke gemeinſchaftlich fühlen, und hernach auch wollen. Ich nehme in der Liebe keine Wolluſt an ohne dieſe Begeiſterung und ohne das myſtiſche, welches hieraus entſteht, und von dem, welches wir oft zuſammen verachtet haben, gar ſehr verſchieden iſt. Iſt Dir das nicht deutlich genug, ſo lies nur die dithyrambiſche Fantaſie, wo ich dies höchſt anſchaulich und unübertreflich ſchön finde, gerade weil hier die freiſte Luſt, bei der an gar keinen Aberglauben, oder irgend eine Statthalterſchaft Gottes auf Erden zu denken iſt, mit der geiſtigen Anſchauung der Liebe ſo innig Eins iſt, viel mehr als in Treue und Scherz, wo Beides eigentlich nur neben und um einander herum, nicht aber in einander iſt. Dagegen leuchtet an andern Orten, nicht eben in großen Portionen, aber in einzelnen Stellen und Andeutungen ſo etwas hervor von einem Abſondern und Zerlegen, welches im Gemüth vergegangen iſt, und dies iſt eben, was ich im Namen der Liebe verbitten möchte. Nichts Göttliches kann ohne Entweihung in ſeine Elemente von Geiſt und Fleiſch, Willkühr und Natur zerlegt werden. Darum ſind es eben wahre und ächte Myſterien, weil die Perſonen nicht anders können, als ſie ſo zerlegen und ſie alſo niemals ſehen, wie ſie ſind. Auch hat nirgends ein Profet gewagt, ſeinen Gemüthszuſtand ſo zu anatomiren, und der Unglaube in ihm und Andern wäre die natürliche Folge davon geweſen; ſo iſt es mit den Profeten der Liebe auch. Denke nicht, daß mir das nur ſo unrecht vorkommt, weil ich eben als Frau keinen Sinn habe für die Abſtraction; nein, ich habe alle Achtung dafür, aber ich habe auch als Frau einen ſehr feinen Takt dafür, mit deiner Erlaubniß, wohin ſie gehört. Meinetwegen mögt ihr die Elemente der Liebe abgeſondert betrachten, ich wünſche, daß recht viel Gutes dabei herauskommen möge; wenn Ihr nur wißt, daß Ihr alsdann ſpekulirt. Wollt Ihr aber dies Einzelne wieder darſtellen, und den Darſtellungen der Liebe einverleiben, ſo nimmt es ſich allemal als etwas Fremdes unſchiklich aus, und ich möchte faſt wetten, daß es Allen anſtößig ſein wird, die etwas davon verſtehen. Ueberlege Dir das recht und lies denn die Reflexion (die auch wol darüber reflektirt, daß ſie nicht verſtanden werden ſoll) und ſieh Dir einige Stellen in dem erſten Briefe mit etwas mehr Auge an, als Ihr gewöhnlich zu thun pflegt, und frage Dich unter andern, ob Du Dir unter den Wuthbeſchreibungen der Fantaſie etwas anders denken kannſt, als ſolche Zerlegungen und Zuſammenſetzungen daraus. Freilich iſt es ſchlimm, daß gerade das, was ſo an der äußerſten Grenze des Sittlichen und Schönen nur noch mit einem Fuße darauf zu ſtehen ſcheint, ſo vorzüglich unbeſtimmt gelaſſen iſt. Iſt das ein Uebermaaß von Unſchuld, die nicht daran denkt, daß es noch einen Unterſchied geben muß zwiſchen der Liebe überhaupt und der Liebe des Julius, und daß man den eben wiſſen will, wenn man mit der Liebe überhaupt in Richtigkeit iſt? Man ſollte es denken, weil immer von dem erſtaunlich objektiven dieſer Liebe die Rede iſt. Es kann aber auch eine gewiſſe Ungeſchiklichkeit ſein, von der ſoliden Art, die man nicht mit bekennt; oder ein heimliches Bewußtſein, daß er auf einem fremden Boden ſteht, wo man ſich lieber verſtekt als zeigt. Gott weiß es, ich mag mir den Kopf nicht damit zerbrechen. Wäre aber von der hohen Einfalt, die Du rühmſt, etwas weniger da, und dagegen Einiges von der umgebenden Welt und der anderwärts eingeführten löblichen Ordnung, ſo könnte man ſich eher helfen. Es giebt noch Mehreres, worin eine gewiſſe moraliſche Zweideutigkeit liegt, und was man aus Unbeſtimmtheit und Mangel des Aeußeren nicht recht anſchauen und faſſen kann, zum Beiſpiel die Behandlung früherer Verhältniſſe und die Idee des Entſagens in dem göttlichen Duett, das ich immer wieder mit Entzücken leſe. Wunderlich genug iſt es in dieſer Rükſicht, daß Schlegel ſeinen Julius zum Mahler gemacht hat, denn ein Mahler, der ſo gar nicht ein Unduliſt ſein kann, muß doch auch, wenn er ſich ſelbſt mahlt, etwas mehr auf die Contours halten; das Zerlegen indeſſen, was ich eigentlich meine, iſt anderwärts ſehr klar. Wie kann man, ich bitte Dich, den Sinn für die Luſt ordentlich klaſſifiziren, und eine Theorie darüber ausſpinnen! Ich verſtehe nicht viel von Theorien, und glaube gern, daß dieſe ein ſchönes Stück Arbeit ſein mag, nur anders wohin gehörig: denn etwas von Julius an Lucinden geſchriebenes kann ſie gewiß nicht ſein. Darüber iſt wohl weiter nichts zu ſagen nöthig, man braucht nur die ſchöne Zeile

S. 60. zu leſen, die ich noch nie ohne Lachen geleſen habe: „Bei dieſen aber iſt ſchon ein großer Unterſchied zu machen“; ich wenigſtens ſehe mich dann gleich zu einer akademiſchen Vorleſung eingeladen, ganz ſittig auf dem Stuhle ſitzen und zuhören. Auch die Zweideutigkeiten ſcheinen mir eine gewaltſam herbeigezwängte und verfehlte Theorie zu ſein, die keine kleine Beleidigung gegen die Liebe in ſich faßt. So ſieht mir die ganze Vertheidigung derſelben aus, und auch faſt alle, welche Beiſpielsweiſe vorkommen, denn von Herzen geht eigentlich keine einzige. Um Dir ein Pröbchen zu geben, daß ich mein Leſen nicht umſonſt treibe, und nachgerade lerne einer Sache auf die Spur zu kommen, will ich Dir haarklein demonſtriren, wie es damit zugegangen iſt. Wenn man an die Allgemeinheit des Scherzes glaubt, und zu Allem die Ironie ſucht, ſo entſteht freilich die Aufgabe, auch Scherz über die Liebe zu finden und zwar von und für die Liebenden ſelbſt. Auf der andern Seite ſind die „Elemente der Leidenſchaft“ einmal da, und mit denen kann man nichts anders machen als ſie zu Scherz verarbeiten: iſt deshalb der Scherz mit der Liebe, und der Scherz mit den „Elementen der Leidenſchaft" einerlei? Meinem Gefühle will das nicht eingehn. Ich glaube wol, daß ein Mann ſeiner Geliebten Zweideutigkeiten ſagen darf, und daß ſie ſie anhören wird, wenn ſie witzig ſind; aber er behandelt ſie dabei doch nicht als Geliebte, ſondern als eine Perſon, von deren Geſchlecht er nach Belieben abſtrahiren und ſich auch wieder daran wenden kann. Auch wird er ſie eigentlich nicht an ſie richten, ſondern ſie ihr nur erzählen. So ſcheint mirs, indeß iſt mir weder der Scherz mit der Liebe, noch die Zweideutigkeit oft genug vorgekommen, und ich wollte wol, daß Du mir über Beides gelegentlich etwas gründliches ſagteſt. Ich habe Dir für heute, dächt' ich, genug geſagt; da kommt auch Karoline mit ihrem Briefchen, und ich will nur zuſiegeln.

Damit Du doch weißt, worauf ſich Erneſtine am Anfang dieſes Briefes bezieht, und auch ſonſt beſſer verſtehſt, warum von Manchem gar nicht erſt die Rede iſt zwiſchen uns, ſo lege ich Dir den kleinen Aufſatz bei, an den ſie mich erinnert hat. Du wirſt ihm anſehen, daß er als iſt, und ihm in dieſer Rükſicht Manches verzeihen.

Verſuch
über
die Schaamhaftigkeit.

Das Uebelſte iſt, daß ſchon vorläufig die Frage entſteht, ob es nicht ſogar ſchaamlos ſei, von der Schaamhaftigkeit zu reden, oder was Jemand darüber ſagt anzuhören. So wunderbar dieſe Frage klingt, ſo entſteht ſie in der That ganz natürlich: denn einem Jeden wird ſein Gefühl ſagen, daß es bei der Schaamhaftigkeit darauf ankomme, gewiſſe Vorſtellungen, diejenigen nemlich, welche ſich auf die Myſterien der Liebe beziehen, entweder gar nicht zu haben oder wenigſtens nicht mitzutheilen, und dadurch in Andern zu erregen — denn welches von Beiden die Hauptſache ſei, können wir vor der Hand noch unentſchieden laſſen, und man kann doch offenbar von dieſer Tugend nicht reden, ohne auf ihren Inhalt hinzudeuten, und dies wiederum nicht ohne die

Vorſtellungen ſelbſt, welche darunter gehören und vermieden werden ſollen, in ſich und andern auf gewiſſe Weiſe wenigſtens anzuregen. Auf der andern Seite wäre dieſes Verbot widerſinnig und abgeſchmackt, weil dies alsdann die einzige Tugend wäre, welche aus Mangel an Luft erſticken und deshalb untergehen müßte, weil man ihrer edlen Flamme keinen Nahrungsſtoff darreicht. Unter allen ſcheint auf den erſten Anblick dieſe Tugend am wenigſten dazu gemacht, von ſelbſt zu gedeihen, weil dieſe Vorſtellungen dem Menſchen auf mehrere Weiſe ſehr nahe liegen, und es ihm ſo natürlich iſt, zu äußern, was in ihm vorgeht, daß eine ausgebreitete und traurige Erfahrung dazu gehört, ehe er ſich ſelbſt das Geſetz macht, ſchon die Gedanken als die entferntere Gelegenheitsurſache der Sünde zu vermeiden, weshalb auch die Fehler gegen die Schaamhaftigkeit, wenn ſie dem Mangel dieſer Erfahrung und der Belehrung, welche ſie erſetzen kann, zugeſchrieben werden müſſen, ſelbſt wiederum zu einer ſehr beliebten Tugend gehören. Dies iſt, beiläufig geſagt, ein anderer ſchwieriger Punkt, der die Unterſuchung ſehr verwickelt macht. Eben ſo wenig iſt das Beiſpiel allein hinreichend, die Menſchen zu dieſer Tugend anzuführen. Es kann überall für ſich ſelbſt nicht viel ausrichten. Denn da jede Handlung ſehr zuſammengeſezt iſt, ſo muß man doch erſt wiſſen, worauf man in dem vorgeſtellten Beiſpiel zu ſehen, und wovon man zu abſtrahiren hat, und der Begrif der Tugend, worauf es ſich beziehen ſoll, muß alſo ſchon vorher gegeben ſein, am wenigſten aber iſt es bei einer ſo ganz negativen Tugend möglich, wobei es urſprünglich gar nichts zu ſehen giebt. Belehrung über die Schaamhaftigkeit iſt daher unumgänglich nothwendig, wenn es Schaamhaftigkeit überhaupt geben ſoll — und es würde gewiß mehr wahre und weniger falſche geben, wenn man das nicht aus Mißverſtand unterlieſſe. — Sollte ſich finden, daß die Schaamhaftigkeit nichts iſt, ſo werden wir auch nicht gegen ſie gehandelt haben, und ſollte der Begrif, der ſich am Ende findet, die Art wie die Unterſuchung geführt worden iſt tadeln, ſo iſt dies eine Sünde, die wir ein für alle Male zum Beſten der ganzen Welt begehen, und die uns deshalb verziehen werden muß. Es iſt alſo hierüber weiter nichts vorzureden und die Unterſuchung kann angehn. Vielleicht iſt es am beſten, ſie bei dieſem Widerſpruch anzufangen, der doch einmal gekommen iſt, und ein Recht hat, zu etwas gebraucht zu werden; es muß wenigſtens möglich ſein, auch von hieraus der Sache aufs klare zu kommen. Soviel geht daraus hervor, daß es auf eine gewiſſe Art erlaubt ſein muß, die Vorſtellungen, welche die Schaamhaftigkeit ächtet, zu haben, und daß alſo das Vermeiden nur in einem beſchränkten Sinne zu verſtehen iſt. Dieſe große Wahrheit hätten wir freilich auch auf einem andern Wege finden können, wenn wir zum Beiſpiel daran gedacht hätten, daß die Myſterien der Liebe doch gewiſſermaßen ins Bewußtſein kommen müſſen, wenn ſie ausgeübt werden, und daß dieſes gewiſſermaßen nothwendig iſt, wäre es auch nur um der Schaamhaftigkeit ſelbſt willen — welches hier unſtreitig der beſte Beweis iſt — der es ja ſonſt bald genug an den Subjekten und mit dieſen auch an den Objekten fehlen würde. Indeß wir haben ſie nun einmal auf dieſem Wege gefunden, der für eine Unterſuchung wie die unſrige viel methodiſcher iſt, und wollen nun darauf fortgehn. Wenn es alſo etwas erlaubtes hierin giebt, ſo kommt es darauf an, die Grenzlinie zwiſchen dieſem und dem Verbotenen zu finden. Hiebei fällt man natürlich darauf, eine gewiſſe Analogie zu ſuchen zwiſchen der Schaamhaftigkeit und dem, was man in einem weiteren Sinne des

Wortes Schaam zu nennen pflegt: denn die Verwandtſchaft iſt unläugbar, man ſehe nun auf die Beſchaffenheit des Gefühls oder auf den allgemeinen Sprachgebrauch. Schaam, ich rede nun von dieſem weiteren Sinne, iſt das Gefühl des Unwillens darüber, daß etwas im Gemüth vorgegangen iſt, es ſei nun dieſes Etwas ſeinem Weſen nach verdammlich oder nur ſeiner Beſchaffenheit nach, denn ſie bezieht ſich nicht nur auf das Böſe, ſondern auch auf das Unvollkommene. Worauf hiebei der Unwille eigentlich gerichtet iſt, ſieht man ſehr leicht, wenn man die Schaam mit der Reue vergleicht. Wo jene iſt, kann dieſe auch ſein; aber jene iſt etwas höheres. Die Reue nemlich bleibt bei der Wirklichkeit deſſen ſtehen, was geſchehen iſt, und ſieht alſo auf den Zuſammenhang und auf die Folgen; bei Einigen auf die äußeren, bei Andern auf die innern, welche das Gewiſſen hervorbringt. Die Schaam hingegen ſchließt nur von der Wirklichkeit auf die Möglichkeit, und der Unwille geht darauf, daß es möglich war ſo zu handeln oder ſo zu denken, und daß im Gemüth ein Princip war, woraus dies hervorgehen konnte, oder eins fehlte, wodurch es hätte verhindert werden müſſen. Daher iſt die Schaam auch nie auf die bloße Vorſtellung gerichtet; ich kann mir Alles Böſe und Verächtliche, deſſen ich mich ſchämen würde, denken und hin und her darüber reden, ohne mich im geringſten zu ſchämen. Iſt dies nun bei der Schaamhaftigkeit eben ſo, und iſt ſie nur eine Anwendung jener Empfindungsart auf den angegebenen Gegenſtand? Dies iſt keinesweges der Fall, und ſo ſcheint jene Analogie, ſo nahe ſie auch lag, zu gar nichts zu führen. Zuerſt iſt dabei ſchon gar nicht von einer Unvollkommenheit die Rede, ſondern was die Schaamhaftigkeit verdammt, das verdammt ſie nur um deſto härter, je vollſtändiger es da iſt. Dann unterſcheidet ſie auch gar nicht ſo, daß vorzuſtellen und zur Reflexion ſich geben zu laſſen erlaubt wäre, was zu thun oder urſprünglich ſelbſt zu denken verboten iſt. Eines Theils haben wir vorher ſchon zufällig geſehn, daß das Handeln mit den Objekten der Schaamhaftigkeit nicht ganz verboten werden kann; und wenn andern Theils Einige behaupten möchten, das Verbot gehe eigentlich auf das Vorſtellen und Mittheilen der Vorſtellung, und es in dieſer Rükſicht für ſeine erhabene und preiswürdige Aufgabe halten, ſich auch beim Handeln des Vorſtellens und des begleitenden Bewußtſeins der Gegenſtände gänzlich zu entſchlagen, ſo kann man ihnen dieſen tugendhaften Wunſch wol vergönnen; aber es ſteht ihnen doch entgegen, daß das Vorſtellen ebenfalls nicht ganz unterſagt werden kann, weil dies den Untergang mehrerer höchſt nothwendiger Künſte und Wiſſenſchaften nach ſich ziehen und die Exiſtenz der Menſchen auf eine andere Weiſe eben ſo ſehr in Gefahr bringen würde, beſonders in dieſen verderbten Zeiten, als das Verbot des Handelns. Das Verbot kann alſo hier gar nicht darauf gehn, daß kein Princip vorhanden ſein ſollte, um dieſe Vorſtellungen, auf welche Art es auch ſei, hervorzubringen, und das Gefühl kann nicht ein Unwille ſein über das Daſein dieſes Princips; worin demnach die Schaamhaftigkeit von der Schaam gänzlich abweicht. Sie geht alſo nur, und zwar bedingterweiſe auf das wirkliche Vorkommen dieſer Vorſtellungen, und es frägt ſich nur, welches dieſe Bedingung iſt. In zweierlei kann ſie nur geſucht werden, in einer innern Beſchaffenheit derſelben, welche ſchlechthin vermieden werden müßte, oder in einem gewiſſen äußern Zuſammenhange, worin ſie ſchlechthin vermieden werden müßten, oder in einer gewiſſen Begrenzung dieſer beiden Sphären durch einander. Das erſte verſagt ſich wieder, denn es giebt von der leiſeſten Andeutung bis zur genaueſten Ausführlichkeit, und von der kälteſten Betrachtung bis zur lebhafteſten Empfindung nichts, was ſich nicht dem bloßen Gefühl, (welches man doch allein fragen muß, wenn das Raiſonnement erſt feſtgeſtellt werden ſoll) bisweilen als der Schaamhaftigkeit widerſtreitend, und bisweilen als ihr nicht widerſtreitend, ankündigte. Eben ſo geht es natürlicherweiſe mit dem zweiten, denn es giebt wol kein Verhältniß vom einſamen Geſpräch mit dem unſchuldigſten Jüngling oder Mädchen bis zur lauteſten und vermiſchteſten Geſellſchaft, vom Schlafgemach bis zur Kanzel, von der nachdenklichſten bis zur leidenſchaftlichſten Stimmung, worin nicht irgend etwas aus dieſem Gebiet erlaubt ſein ſollte. Aber auch anderes unſchaamhaft, und ſo bleibt das dritte das Einzige, was wir verſuchen müſſen. Die Momente, worauf es ankommt, werde ich wol vorläufig ſchon berührt haben: denn da wir noch nicht wiſſen, ob mit der Schaamhaftigkeit mehr das Nichthaben, als das Nichtmittheilen gemeint iſt, ſo müſſen wir bei der Geſellſchaft anfangen, wo beides verbunden iſt, und da kann nur die Beſchaffenheit der Menſchen und ihre Stimmung in Betracht gezogen werden. Die erſte am Ende auch nur um der lezten willen, und hier liegt alſo der große

Knoten, der gelöſt werden ſoll, es ſoll vermieden werden irgend eine Wirkung auf die Stimmung und den Gemüthszuſtand der Menſchen. Es iſt nun ganz und gar keine Kunſt mehr zu ſehen, worauf es hinauswill: dieſe Vorſtellungen nemlich hängen gar zu genau mit einem Triebe zuſammen, deſſen Allgewalt von den älteſten Zeiten an vergöttert worden iſt, und die Beſorgniß iſt dieſe, daß es den Menſchen nicht möglich ſein möchte, wo auch dieſe Vorſtellungen in Anregung gebracht werden, dem Uebergang auszuweichen, der ſie von da zum Begehren führt, und daß alſo ihrem logiſchen oder praktiſchen Zuſtande auf einmal ein Ende gemacht werden, und ſie dagegen in den der Begierde hineingerathen möchten. Daß es das ſein müßte, habe ich freilich ſchon lange geſehen, und ich hätte es durch Divination im erſten Augenblick ausſprechen können, wenn ich nicht auf dem ſicheren Wege durch die Nothwendigkeit der Unterſuchung hätte hinkommen wollen. Wie ich aber leider ſehe, habe ich dieſen Vorſatz doch nicht ganz vollkommen ausgeführt, und mich auch nun durch einen nur etwas kürzeren Sprung auf den rechten Fleck geſtellt. Wie mag das zugegangen ſein? ſollte es etwa gar zu ſchwer geweſen ſein, ohne ein ſolches Hülfsmittel dahin zu gelangen? Dieſe Frage kann ich nur zu meiner Rechtfertigung beantworten, indem ich eine andere in Anregung bringe, die mir ſchon lange heimlich zu ſchaffen gemacht hat. Es iſt doch, man nehme es nun, wie man will, eine ganz ſonderbare und einzige Sache, und widerſtreitet allen geſunden Begriffen, daß eine Tugend in den Grenzen einer gewiſſen beſchränkten Materie des Handelns, eines beſtimmten Objekts eingeſchloſſen ſein ſoll, und dies iſt bei der Schaamhaftigkeit der Fall. Was den Namen betrift, ſo iſt die Sache häufig. Die Wohlthätigkeit, in dem Sinne, den der Sprachgebrauch feſt ſtellt, geht auch auf ein beſtimmtes Objekt, auf die Mittheilung der äußeren Güter, aber wenn man nun ſieht, wodurch und auf welche Art denn eigentlich gefehlt wird, wenn man nicht wohlthätig iſt, ſo ſieht jeder, daß er durch jede Vernachläßigung fremden Wohlergehens aus Gefühlloſigkeit und Eigennuz auch außer dem Gebiet des Eigenthums auf gleiche Weiſe fehlt. Nur von der Schaamhaftigkeit iſt außerhalb des Stoffes, worauf ſie ſich bezieht, nichts Aehnliches anzutreffen. So iſt es freilich kein Wunder, wenn eine rechtliche Unterſuchung ohne eine kleine Nachhülfe den rechten Punkt nicht trift; dies iſt nicht möglich, wenn er nicht unter ein größeres Gebiet und eine noch mehr unter ſich begreifende allgemeine Formel gehört, und aus dieſer durch die gehörige Eintheilung gefunden werden kann. Ich wäre alſo gerechtfertigt, aber die Schaamhaftigkeit nicht: denn es iſt und bleibt einmal unerlaubt ſo allein zu ſtehn, wenn man eine wirkliche Tugend ſein will. Dasjenige, worauf ſie dringt, iſt eigentlich Achtung für den Gemüthszuſtand eines Andern, die uns hindern ſoll, ihn nicht gleichſam gewaltſamerweiſe zu unterbrechen; ſollte es denn auf anderm Gebiet nicht auch ähnliche ungebührliche Eingriffe in die Freiheit geben? Es wäre doch ſehr wunderbar und herabſetzend, wenn man ſagen wollte, Alles übrige, was man appliciren kann, um einen Menſchen aus einem Zuſtande in einen andern zu bewegen, ſei nur ein Reiz, und es hänge von ihm ab, in wiefern er ihm folgen wolle oder nicht; dieſes aber ſei eine Naturnothwendigkeit! Dennoch ſcheint dieſe Anſicht Schuld daran zu ſein, daß man ſo wenig Sinn hat für die Analoga der Schaamhaftigkeit. Ein Scherz von irgend einer andern Art zur unrechten Zeit angebracht, ein ſchneidender Witz mitten in eine ernſthafte Unterſuchung, ein Keim zu irgend einer andern Leidenſchaft in den ſtillen Fluß einer ruhigen Stimmung hineingeworfen, ſcheint mir eben ſo ungebührlich zu ſein und daſſelbe Gefühl erregen zu müſſen. Nur ein Mehr und Weniger kann dazwiſchen Statt finden, und die allgemeine Aufgabe der Schaamhaftigkeit bleibt alſo, jeden Menſchen, in jeder Stimmung die einem eigen oder mehreren gemeinſchaftlich iſt, kennen zu lernen, um zu wiſſen, wo ſeine Freiheit am unbefeſtigtſten und verwundbarſten iſt, um ſie dort zu ſchonen. Aber ſoll denn der Zuſtand eines Menſchen, er ſei nun denkend oder handelnd oder empfindend, da doch dieſe Funktionen mit einander abwechſeln müſſen, nicht eben ſo gut durch eine äußere Anregung als unmittelbar von innen her in einen andern übergehen können? So ſcheint es, und es kann alſo auch nicht der Uebergang ſein, was verwerflich iſt, ſondern die Unterbrechung, die nur durch die Einwilligung des andern, indem er ſie mit Freiheit annimmt und ohne eigne Mißbilligung fortſezt, ein Uebergang werden kann. Wenn ich einem Betrübten mitten in dem Lauf ſeines Schmerzes eine luſtige Geſchichte erzähle, ſo bin ich nicht zu tadeln, wenn ich ihn dadurch wirklich in eine fröhliche Stimmung verſeze; nur wenn ich mich verrechnet hatte, und meine Bemühung fehlſchlägt, bin ich ſchaamlos geweſen. Hier, wie überall, wo es auf den Umgang mit Menſchen ankommt, giebt es zwei Arten, wie man ſie behandeln kann, nach allgemeinen Vorausſetzungen oder nach einer beſondern und ſichern Kenntniß von jedem Einzelnen. Das erſte ziemt nur denen, welche ſich auf ihr eigenes Urtheil nicht verlaſſen können; das leztere iſt freier, ziemt aber auch nur Freien, und man muß ſich dazu jedesmal aufs neue durch die That ſelbſt legitimiren. Ein allgemeiner und höherer Begrif iſt alſo feſtgeſtellt und dadurch der Schaamhaftigkeit ihr Anſpruch auf den Namen einer Tugend geſichert, und ihr Charakter vorläufig beſtimmt; nun können wir zu demjenigen Theile ihres Gebietes zurückkehren, wo ſie allgemein anerkannt iſt. Zuerſt iſt ſchon gewiß, daß weniger das Nichthaben, als das Nichtmittheilen gewiſſer Ideen gemeint iſt; denn auf jenes läßt ſich der eigentliche Begrif des Unſittlichen in der Schaamloſigkeit nicht anwenden. Man kann nicht ſagen, daß ein Menſch Eingriffe in ſeine eigne Freiheit thut, und wenn Jemand nicht die Kraft hat, ſich in einem gewiſſen Zuſtande zu erhalten, ſondern in jedem Augenblick in Gefahr ſteht, durch eine herrſchende Ideenverbindung herausgeworfen zu werden, ſo iſt das freilich ein großes Uebel, aber nicht ſchaamlos. Nur wenn ein Menſch einmal für dieſe Niedrigkeit bekannt iſt oder den Ausdruck derſelben überall in ſich trägt, kann er, ohne ſich abſichtlich zu äußern, durch ſeine bloße Exiſtenz anſtößig werden, und den Eindruck der verlezten Schaamhaftigkeit hervorbringen, und dergleichen giebt es, und nicht unter den Schlechteſten. Nächſtdem ſcheint man mir aber auch von dieſer Schaamhaftigkeit eine gute Hälfte zu überſehen, weil man ſich zu dem rechten Begrif nicht erhebt. Es iſt ſehr einſeitig, wenn man nur das verdammen will, wenn der Zuſtand des Denkens oder der Ruhe überhaupt durch einen Reiz auf die Sinnlichkeit und das Begehren unterbrochen wird: der Zuſtand des Genuſſes und der herrſchenden Sinnlichkeit hat auch ſein Heiliges und fordert gleiche Achtung, und es muß ebenfalls ſchaamlos ſein, ihn gewaltſam zu unterbrechen. Dies gehört auch ganz hieher: denn es geſchieht durch dieſelbigen Vorſtellungen, die ihn, wenn man ſie von einer andern Seite ins Auge faßt, oft zur unrechten Zeit herbeiführen. Von dieſer Lücke aus läßt ſich vielleicht das hellſte Licht über die ganze Sache verbreiten, wenn man ſie recht aufdekt. Jede Vorſtellung läßt eine dreifache Beziehung zu, wenn ſie vor das Bewußtſein gebracht wird: ſie kann zur Erkenntniß eines Gegenſtandes verarbeitet werden, die Fantaſie kann ſie in Beziehung auf die Idee des Schönen bringen, und ſie kann als Reiz an das Begehrungsvermögen gebracht werden. Die Vorſtellungen, welche Objekte der Schaamhaftigkeit ſind, ſind in allen dieſen Beziehungen gleich fruchtbar, aber auch ganz vorzüglich aus einer in die andere beweglich. Indeſſen iſt es doch möglich, ſie in jeder als das feſtzuhalten, was ſie ſind, und es iſt klar, daß ſie alsdann in den Zuſtand gehören, der ihnen analog iſt, und in dieſem wie jeder andere einzelne Gegenſtand vorkommen können, und daß jede nur in dem entgegengeſezten etwas fremdartiges, und der Schaamhaftigkeit zuwider iſt. Entgegengeſezt ſind ſich aber nur der erſte und lezte; die Beziehung auf das Schöne liegt in der Mitte zwiſchen Beiden, und in dieſer Beziehung genommen muß Alles, was zur Liebe und ihren Geheimniſſen gehört, überall vorkommen können, was nemlich die Schaamhaftigkeit betrift. Denn eine ſolche Darſtellung läßt das Gemüth, wenn es ſich an der Anſchauung des Schönen geſättiget hat, ganz frei und enthält in ſich nicht den geringſten beſtimmten Reiz zum Uebergange weder in einen widrigen Begrif noch in ein leidenſchaftliches Verlangen; und wo eins von beiden zur Unzeit geſchieht, iſt es ein lediglich genommenes Aergerniß, das bloß in einer herrſchenden Stimmung des Anſchauenden ſeinen Grund haben kann. Wie kommt es, daß die gemeine Meinung dies nicht anerkennen will? Daß ſie überhaupt einſeitig iſt, und von dieſer Einſeitigkeit nichts weiß, und alſo ihr eigenes Princip nicht kennt, iſt wohl wahr und klar genug; aber es kann dieſen Mißgrif nicht erklären. Wenn ſie auch nur darauf berechnet iſt, daß das trokne Leben und Geſchäftführen, und das dazu ſo eben unumgänglich nöthige Denken das einzige nothwendige und heilſame ſein, und alles übrige nur als mehr oder weniger unentbehrliches Mittel, unvermeidliches Uebel oder verwerfliche Abweichung betrachtet werden ſoll; ſo folgt freilich, daß von dem Zuſtande der Leidenſchaft und des Genuſſes gar nicht die Rede ſein, und daß er wenigſtens niemals das Beſſere und Ernſthaftere unterbrechen ſoll; daß alſo aus den Unterhaltungen über das Leben jede Andeutung verbannt ſein muß, mit der es darauf angeſehen iſt, das Verlangen zu wecken: aber folgt auch, daß nur die trockenſten Vorſtellungen von den Geheimniſſen der Liebe eben wie andere natürlichen Dinge mit der nöthigen Vorſicht und am rechten Orte gelegentlich als Gegenſtände der Unterſuchung und der Belehrung vorkommen dürfen? folgt auch, daß das Schöne mit ſeinem liebſten Gegenſtande ſich, wenn die geſellige Unterhaltung angeht, entfernen muß, wie die engliſchen Frauen, wenn der Wein aufgeſezt wird? und daß es nichts anders wirken kann, als einen Anfall von Leidenſchaft? Dies liegt nicht an der Einſeitigkeit, ſondern es liegt in der Abſcheulichkeit der gemeinen Denkart. Am beſten ſieht man dies, wenn man die andere Seite der Schaamhaftigkeit betrachtet, und ſieht, wie diejenigen es halten, die dieſer fähig ſind. Setzen wir alſo den Zuſtand des innern Lebens, der Liebe und des Bewußtſeins davon als herrſchend, ſo folgt zuerſt, daß in dieſem eben jene troknen objektiven Vorſtellungen ſchaamlos ſein müſſen. Denn ſie beziehn ſich auf das animaliſche Leben, auf das ganze Syſtem deſſelben vom zarteſten und wunderbarſten bis in das gröbſte und unliebenswürdigſte, und vor dieſer phyſiologiſchen Anſicht zieht ſich die Liebe ſcheu zurück, und kann nicht beſtehen, wenn dasjenige iſolirt und zum Mechaniſmus herabgewürdigt wird, was in ihr mit dem Höchſten verbunden iſt. Dieſe alſo als einen Eingrif in ihr freies Spiel zu fühlen und entfernt zu halten, iſt die Schaamhaftigkeit der Liebenden unter einander. Ihre und beſonders der Frauen heiligſte Sorge iſt, daß der Dienſt der großen Göttin nicht entweiht werde; was von der Liebe, dem Verlangen, dem Bewußtſein des Genuſſes eingegeben wird, gehört als ſchöne Umgebung zu ihrem Zuſtande; jede reizende Andeutung, jedes witzige Spiel, welches die Fantaſie hervorbringt, iſt in der Ordnung, und es giebt darin von wegen der Schaamhaftigkeit kein Uebermaaß und keine Grenze. Beiläufig iſt doch zu merken, daß dies nur von denen gelten kann, die wirklich zu lieben verſtehen: denn je weniger dies der Fall iſt, deſto weniger ſind auch die Menſchen, ſelbſt wenn das, was ſie Liebe nennen, ihr Gemüth erfüllt, empfänglich für das Schalkhafte, Reizende und wahrhaft Ueppige, deſto mehr verliert ſich der Sinn für dieſe Schaamhaftigkeit, und denjenigen, in denen nur die rohe Begierde wohnt, kalten Wüſtlingen und gefühlloſen Miethlinginnen ſind ſelbſt im Zuſtande der Leidenſchaft die plumpſten Vorſtellunzen und Reflexionen über das Thieriſche, auf welches ihre Empfindung und ihr Streben ſich bezieht, nicht unanſtößig. Dieſe Dinge alſo ſind den wirklich Liebenden ein Gräuel: aber wie kommt es denn, daß ſie es übrigens nicht machen wie jene Ruhigen, welche alles, was ſie hören, auf dasjenige deuten und beziehen, was ihnen zuwider iſt, damit ſie nur über verlezte Schaamhaftigkeit klagen können? wie kommt es, daß ſie nicht in jeder ſchönen Darſtellung der Empfindung nur das körperliche und natürliche ſehen, welches ſie haſſen, und in jeder Abbildung menſchlicher Geſtalten oder eines Moments der Liebe, das Thier und den Mechanismus ſeiner Naturbeſtimmung? daß ſie vielmehr für jede ſchöne Darſtellung der Liebe und ihrer Myſterien empfänglich ſind, und ſelbſt dergleichen nach dem Maaß ihrer Anlage hervorzubringen ſtreben? Es kommt unſtreitig daher, weil ſie wirklich ſich in dem Zuſtande befinden, in dem ſie ſagen, und weil alſo ein Beſtreben in ihnen iſt, dieſen zu unterhalten, und ihm, was vorkommt und ſie berührt, zu aſſimiliren, ſo daß ſie nur da, wo das ihnen widerſtrebende eindeutig und im ſeinem ganzen Gegenſaz ihnen vorgelegt wird, es nicht verkennen können.

Was ſoll man alſo von denen halten, die in dem Zuſtande des ruhigen Denkens und Handelns zu ſein vorgeben, und doch ſo unendlich reizbar ſind, daß auf den kleinſten entfernten Anſtoß von außen, Regungen der Leidenſchaft in ihnen entſtehen, und um deſto ſchaamhafter zu ſein glauben, je leichter ſie überall etwas Verdächtiges finden? Nichts als daß ſie ſich in jenem Zuſtande eigentlich nicht befinden, daß ihre eigne rohe Begierde überall auf der Lauer liegt, und hervorſpringt, ſobald ſich von fern etwas zeigt, was ſie ſich aneignen kann, und daß ſie davon die Schuld gern auf dasjenige ſchieben möchten, was die höchſt unſchuldige Veranlaſſung dazu war. Gewöhnlich muß ihnen die liebe Unſchuld zum Vorwande dienen: Jünglinge und Mädchen werden vorgeſtellt als noch nichts von Liebe wiſſend, aber doch von Sehnſucht, die jeden Augenblick auszubrechen droht, und den kleinſten Anlaß ergreift, um mit verbotenen Ahndungen zu ſpielen. Das iſt aber nichts. Wahre Jünglinge und Mädchen ſind freilich das Ideal dieſer Art von Schaamhaftigkeit, aber in ihnen gewinnt ſie eine andere Geſtalt. Nur was keinen andern Sinn haben kann, als Verlangen und Leidenſchaft zu erwecken, muß ſie verletzen; aber warum ſollten ſie nicht die Liebe kennen dürfen, und die Natur, da ſie beide überall ſehen? warum ſollten ſie nicht deſto unbefangener verſtehen und genießen können, was darauf gedeutet oder davon geſagt wird, je weniger eben die Leidenſchaft in ihnen ſelbſt aufgeregt wird? Jene ängſtliche und beſchränkte Schaamhaftigkeit, die jezt der Charakter der Geſellſchaft iſt, hat ihren Grund nur in dem Bewußtſein einer großen und allgemeinen Verkehrtheit, und eines tiefen Verderbens. Was ſoll aber am Ende daraus werden? Es muß dieſes, wenn man die Sache ſich ſelbſt überläßt, immer weiter um ſich greifen; wenn man ſo ganz eigentlich Jagd macht auf das nichtſchaamhafte, ſo wird man ſich am Ende einbilden, in jedem Ideenkreiſe dergleichen zu finden, und es müßte am Ende alles Sprechen und alle Geſellſchaft aufhören, man müßte die Geſchlechter ſondern, damit ſie einander nicht erblicken, und das Mönchthum, wo nicht noch etwas ärgeres, einführen. Das iſt nun nicht zu ertragen, und es wird daher der Geſellſchaft ergehen wie unſern Frauen, die, wenn die Sittſamkeit ſie immer enger bedrängt und es am Ende unſchicklich iſt, eine Fingerſpitze zu weiſen, wie aus Verzweiflung auf einmal raſch umkehren, und wieder

Nacken, Schultern und Buſen den rauhen Lüften und den forſchenden Augen Preis geben; oder wie den Raupen, die den alten Balg durch eine entſchloſſene Bewegung abwerfen. So wird es ſein: wenn die Verderbtheit den höchſten Gipfel erreicht hat, und die rohen Triebe ſo herrſchend geworden ſind, und ſo reizbar und ſcharfſichtig, daß es nicht möglich iſt, ſie durch irgend etwas nicht anzuregen, ſo plazt jener falſche Schein von ſelbſt, und es wird ſich darunter zeigen die junge Schaamloſigkeit mit dem Körper der Geſellſchaft ſchon längſt innig zuſammengewachſen, als ihre wahre Haut, in der ſie ſich natürlich und leicht bewegt. Die völlige Verderbtheit, und die vollendete Bildung, durch welche man zur Unſchuld zurükkehrt, machen beide der Schaamhaftigkeit ein Ende; durch jene ſtirbt mit der falſchen auch die wahre ihrem Weſen nach, durch dieſe hört ſie nur auf etwas zu ſein, worauf eine beſondere Aufmerkſamkeit gewendet und ein eigner Werth geſezt wird, ſie verliert ſich in die allgemeine Geſinnung, unter der ſie begriffen iſt. Sollen wir uns jener Kataſtrophe ausſezen, oder ſollen wir den geſellſchaftlichen Zuſtand dieſem lezteren Ziele näher bringen? Vor der Hand kann das nur dadurch geſchehen, daß man den Menſchen die Ehre thut, ſie ſo zu behandeln, als wären ſie etwas beſſer, um ein Gegengewicht gegen jenes Verfahren hervorzubringen, welches auf der Vorausſezung ihrer Schlechtigkeit beruht. Man ſoll nicht annehmen, daß unter geſitteten Menſchen jede etwas lebendige Vorſtellung gleich durch die Fantaſie zu einem Reizmittel für die Begierde umgebildet wird; man ſoll nicht glauben, daß ſie unfähig ſind, aus dem Schönen etwas beſſeres zu machen, als einen Uebergang zur wilden Luſt; man ſoll nicht glauben, daß nur über dieſen Gegenſtand jeder ſchalkhafte Scherz und jede wizige Andeutung den eigentlichen Eindruck verfehlt, ſo daß der Reiz des Spieles verloren geht, und Jeder unvermeidlich bei dem Stoff ſtehen bleibt, mit welchem geſpielt wird. Das erſte, was nothwendig iſt, um die Sache in dieſen beſſeren Gang zu bringen, iſt die Hülfe der Frauen; nicht nur weil Alles, wovon ſie ſich entfernen, roh werden muß, ſondern auch weil von ihnen, in denen die Schaam als in ihrem ſchönſten Heiligthume wohnt, auf die hiebei immer vorzüglich geſehen wird, und in denen jede Verbindung zwiſchen dem Innern und Aeußern ſo viel zarter und feiner iſt, der Beweis ausgehen muß, daß es mit dieſem verbotenen Verkehr der Vorſtellungen und der Sinne ſo arg nicht iſt, als die Meiſten befürchten; ſie ſind es, die durch die That alles dasjenige heiligen müſſen, was bis jezt durch falſchen Wahn geächtet war. Nur wenn ſie zeigen, daß es ſie nicht verlezt, kann das Schöne und der Wiz frei gegeben werden. Nächſt ihnen iſt das einzige, was den Menſchen zu einer richtigen Anſchauung von dieſer Sache verhelfen kann, die Kunſt, wenn ſie dasjenige, was ſein ſoll und darf, in ihren Werken hervorbringt. Die bildenden Künſte können ſich Momente der Liebe zu ihren Darſtellungen wählen, und ſo beweiſen, daß es auch hier eine Schönheit giebt, die den Gegenſtand würdig ausdrückt und einhüllt, ohne das Gefühl zu verlezen und die Leidenſchaft loszulaſſen. Beſonders aber haben viele Gattungen der Poeſie den eigenſten und nächſten Beruf zu zeigen, wie ſich innerhalb der Grenzen des Schönen die beiden entgegengeſezten Arten der Schaamhaftigkeit vereinigen laſſen. Die Poeſie bringt den Menſchen in Geſellſchaft mit ihren Werken, er ſoll in ruhiger Betrachtung und freier Anſchauung ihre Bildungen genießen, und ſie darf alſo kein anderes und fremdes Verlangen in ihm abſichtlich oder ungeſchikt erregen, welches dieſen Genuß zerſtören würde. Wenn nun auf der andern Seite für viele ihrer Werke die Liebe der höchſte Gegenſtand iſt, von denen ſie ganz durchdrungen ſein ſollen, ſo darf nichts fehlen, was denen natürlich und eigen iſt, die in dieſem Gefühl leben, und nichts kaltes und todtes dort dargeſtellt werden, was ſie beleidigen könnte. Hier gilt es alſo das ganze ſchwierige Gebiet nach allen Seiten zu durchſtreifen, ohne über ſeine Grenzen auszuweichen, und dadurch kann der eigentliche Umfang deſſelben am klarſten dargeſtellt werden. Dichtungen, die dies leiſten, ſind nicht nur an ſich ſchön und wünſchenswerth, ſondern ſie thun uns auch Noth, um durch ihr Beiſpiel den rechten Takt und Ton wieder herzuſtellen für dasjenige, was das zarteſte und ſchönſte iſt in der Lebenskunſt.

Vierter Brief.

Von Karoline, Einlage in den vorigen.

Haben Sie wirklich gewollt, daß ich die Lucinde auch leſen ſoll? Ich hoffe wenigſtens nicht ſo ernſtlich, daß ich fürchten müßte, Sie böſe zu machen, wenn ich nicht folge. Ich habe mir feſt vorgenommen, ſie jezt nicht zu leſen. Schon von Anfang an hatte ich keine Luſt dazu nach Allem, was ich davon hörte, und was Sie Schönes darüber an Erneſtine ſchreiben — ſie hat mirs Alles treulich vorgeleſen — hat mich in meinem Vorſatz nur noch beſtärkt. Zur Ziererei haben Sie mich nicht erzogen, und wiſſen auch gewiß, daß ich niemals mehr davon an mir haben werde, als jezt oder ehedem; darüber alſo rechtfertige ich mich nicht. Auch glauben Sie wol nicht, daß mir jemals der Gedanke einfällt, als ob ein Buch, welches ſo beſchaffen iſt, daß ich es mit Vergnügen leſen kann, im Stande ſein würde, mir die Sitten oder die Fantaſie zu verderben oder ſonſt ein Unheil anzurichten. Es iſt ja widerſinnig, daß Jemand ein ſolches Buch ſollte lieb gewinnen können, da ſich ein Buch nicht verſtellen oder einen wieder irre machen kann, wie ein Menſch; und noch weniger wird doch Jemand aus freien Stücken ein Buch zu Ende leſen, welches er nicht lieb hat? Am wenigſten konnte ich alſo ſo ſchlimme Sachen von einem Werke fürchten, von dem Sie mit ſo viel Achtung reden, und das ich auch wol lieben würde, da ich dem Verfaſſer ſchon aus Ihren Erzählungen ſo gut bin. Aber eben deshalb möchte ich es mir gern aufſparen auf eine andere Zeit, wo ich beſſer im Stande ſein werde, es zu genießen. Bin ich doch noch keine Frau, nicht einmal eins von den Mädchen, welche Sie immer Frauen nennen, die nur zufällig noch nicht geheirathet haben, ſondern ein wahres und ächtes von der erſten Klaſſe, grade wie ich Sie vor dem Jahre verlaſſen habe. Wie ſoll ich alſo alle die Schönheiten verſtehen, die Sie ſo vorzüglich an dem Buche lieben? Ob die

Liebe hier in ihrer ganzen Vollendung erſcheint, und ob in der Miſchung des Geiſtigen und Sinnlichen ſo viel Wahrheit iſt, als Sie rühmen, und was ſonſt noch in dieſes Kapitel gehört, das kann ich ja eben ſo wenig beurtheilen, als die, welche Männer und Frauen geworden ſind, ohne zu lieben, und nun ſo gewaltigen Anſtoß an dem Buche nehmen. Würde ich alſo nicht im Grunde eine eben ſo unwürdige Leſerin ſein, wenn gleich keine ſo boshafte und lächerliche? Oder ſoll ich über die Lucinde aus dem urtheilen, was ich wol in andern Büchern über die Liebe geleſen habe, und was ſo von ihren äußeren Erſcheinungen im Leben zu ſehen vergönnt wird? Das möchte mir noch übler gerathen; auch habe ich gar keine Neigung dazu. Ueber dieſe Dinge muß man ſeine eigne Anſicht aus ſeinem eignen Gefühl und ſeiner ſchönſten Erfahrung haben, ſonſt iſts nichts damit, und bis dahin will ich mich nur gedulden. Iſt doch die Lucinde kein ſo vergängliches Werk, daß in ein Paar Jahren nicht mehr die Rede davon ſein ſollte. Da iſt Karl hier, der fängt jezt wieder an die Alten zu leſen, wie ich zu ſeinem Lobe ſagen muß, und klagt gewaltig darüber, daß er ſo manchen treflichen Schriftſteller auf der Schule hat leſen müſſen zu einer Zeit, wo es ihm noch ganz an den nöthigen Sachkenntniſſen fehlte, oder ihm der Sinn für Schönheiten mancher Art noch nicht aufgegangen war. Und Angeſichts dieſes traurigen Beiſpiels ſollte ich nun die Lucinde leſen, da es doch auch nur ein ſchülerhafter Verſuch ſein würde? Freilich, wie der arme Junge gequält worden ſein mag, werde ichs nicht; und doch von Ihnen? O ich ſehe ſchon, daß da der Rechenſchaften, die ich würde geben ſollen, und des hin und her Fragens kein Ende ſein würde. Woher ich das ſo beſtimmt weiß? Ja, ſehen Sie, ich will Ihnen nur geſtehen, ich habe ein wenig genaſcht; aber gar nicht ſo, wie Sie es nicht leiden können, ſondern recht conſequent, und Erneſtine hat ſich mir dazu hergegeben. Ich habe mir nemlich Alles von ihr vorleſen laſſen, was von Mädchen in der Lucinde vorkommt, weil ich auf Ihr Zeugniß von mir hin behaupte, daß ich das verſtehen muß, und ſchon über dieſes Wenige habe ich ſo viel auf dem Herzen, daß ich lieber nicht erſt damit anfangen möchte. Da iſt zuerſt die Geſchichte mit der Liſette — denn Erneſtine beſtand darauf, daß ich dieſe als Mädchen ſollte gelten laſſen, und ſo ſehr ich mich ſonſt dagegen ſträube, thut es mir doch diesmal nicht leid, nachgegeben zu haben. Ach, das iſt eine herrliche Geſchichte, die einen großen Eindruck auf mich gemacht hat; und nicht nur die Geſchichte, auch das Mädchen iſt mir ſo ſehr lieb, und das ſollen Sie mir eben erklären, wie ſo? Es iſt gar nicht bloß Rükwirkung der Kataſtrophe; denn ich weiß noch genau, daß mir ſchon eben ſo zu Muthe war, ehe ich dieſe ahnden konnte. Auch nicht, was ſo hie und da durchblikt, daß ſie eine Ahndung bekommt von dem, was ihr fehlt, und von dem Widrigen ihres Zuſtandes: denn wenn ich mir das ſo weiter ausmahle, wie es wol hie und da vorkommt, Liſette als eine büßende Magdalena, der ein edler und angenehmer Mann auf einmal zur Anſchauung der Tugend verholfen hat, und dann ihr Beſtreben ſich aufzurichten, und ſeine Bereitwilligkeit ihr zu helfen, und ihre ſtille demüthige Liebe, und ſeine Uneinigkeit mit ſich ſelbſt, und wie es denn weiter aus einander geht, das hätte einen ganz andern Eindruck auf mich gemacht, und pflegt mir — Ihnen darf ich ja das wol ſagen — neben aller Rührung gern ein wenig ekelhaft zu ſein. Mitleiden iſt es auch gar nicht: denn mit dieſer übermäßig ſinnlichen Natur iſt ſie wol nicht nur vermöge eines traurigen Schikſals, ſondern hintennach aus gutem Vorſatz und zu Folge ihres innerſten Weſens das, was ſie iſt, ich müßte alſo mit ihrem innerſten Weſen Mitleid haben, und das hieße ja ſie verachten. Ich ſchätze ſie im Gegentheil, und habe ſie auch lieb, recht ſo, wie man ein Caprice-Geſicht hübſch findet, wo man an allen einzelnen Theilen viel auszuſetzen hat, aber doch von dem Ganzen zu einem gewiſſen Wolgefallen und Intereſſe daran gezwungen wird; ja ich kann mir ſogar denken, daß ich recht gern öfters hätte mit ihr ſein mögen, wenn es ihr anders gelegen geweſen wäre, mit ihrem eignen Geſchlecht umzugehn, woran ich jedoch zweifle. Beſonders lieb wird ſie mir immer wieder, wenn ich ſie mit jenem andern ungenannten ſehr gebildeten Mädchen vergleiche, die Julius Alles erlaubte bis auf das lezte, und ſich dann etwas damit wußte, dies für thieriſch und roh zu erklären. Dergleichen kenne ich einige, auch recht gebildete; aber ich habe einen unüberwindlichen Widerwillen gegen ſie, und ich dächte, es wäre noch etwas ganz Anderes in ihr, was dem Julius mißfallen müßte, als bloß jenes Nicht vollenden wollen. Mir iſt immer, als ſtäk hinter dieſem Unterſchied ein Betrug, oder wenn es ehrlich damit gemeint iſt, als wüßte man nicht, was man wollte, und das iſt doch hierin beſonders verächtlich. Kurz bald kommen ſie mir vor, wie manquirte Hetären — aber von einer niedrigeren Gattung als Liſette — bald wie manquirte Prüden, und beides iſt unausſtehlich. Habe ich Recht: oder weiß ich vielleicht mit meiner Abneigung nicht was ich will? Doch das ſind Alles nur Nebenfragen, die Hauptſache iſt die zarte Louiſe, wie ſie doch, Gott ſei Dank, Julius ſelbſt nennt; die iſt ein Mädchen wie ſichs gehört; auch habe ich ſie mir lange nicht aus den Gedanken bringen können, und Ihre Weſte iſt vielleicht deshalb nicht ſo ſchön geworden, als ich wünſchte. Ganz wüthend böſe war ich Anfangs auf dieſen Julius, und es half ihm nichts, daß er ſich ſelbſt über die ganze Geſchichte verdammt: denn es bleibt immer noch ſoviel einzelnes drin, worüber er ſich nicht verdammt. Nicht etwa, daß er hintennach glauben kann, ſie ſei böſe geweſen, nicht ganz verführt zu ſein; das halte ich ihm gern zu gut, was iſt in ſo einem hintennach nicht zu verzeihen? Tauſend andere Dinge, die meinen ganzen Stolz empörten, und gar nicht zu verzeihen ſind. Am Ende habe ich mich indeß damit beruhigt, daß er eben gar keine Kenntniß von Mädchen hat. Denken Sie, weil er mit ihr als Kind geſpielt, und ſie ihm damals gefallen hat, meint er, es würde ihm ganz wol behagen, wenn er ſie ſich jezt verführen könnte: als ob er aus dem, was ſie damals war, auch nur den geringſten Schluß machen könnte auf das, was ſie geworden ſein mag; als ob nicht zwiſchen dem Kinde und dem Mädchen wenigſtens ein eben ſo großer Unterſchied wäre, als zwiſchen dem Mädchen und der Frau! Aber nein, auch das weiß er nicht. Und dann iſt von dem Wie gar nicht die Frage, Gott bewahre! wer eine verführt hat, kann Alle verführen; als ob wir eine wären, wie die andere. Auch bei andern Gelegenheiten, wo nur von Mädchen die Rede iſt, kommt dieſer merkwürdige Unglaube zum Vorſchein, als ob es keine Eigenheit unter ihnen gäbe? wenn kommt ſie denn? ich hätte bald was geſagt! Und wie urtheilt er von dem lieben Mädchen. Zuerſt, als ſie ſich weigert, meint er, es ſei nur Achtung gegen ein fremdes Gebot geweſen; und dann, als ſie ſich hingiebt, meint er doch, ſie müſſe wol lange einer unbeſtimmten Sehnſucht in ihrer Fantaſie nachgehangen haben. Wenn ſie nur ein fremdes Gebot zu überwinden hatte, ſo dächte ich, wären wol die Gegenwart und die Bitten des geliebten Jünglings ohne eine ſolche Vorbereitung genug geweſen: mußte dieſe erſt ſo lange walten, ſo konnte er ihr wol die Ehre erzeigen, zu glauben, was ſie abhielt, und ihr ſo ſchmerzlich und gewaltſam wieder kam, ſei irgend ein eigenes Gefühl geweſen. Aber freilich er weis keines, das ein Mädchen warnen und zurükhalten könnte, als das Erlaubte! Daß ſie ſich fragen mochte, ob er es auch werth ſei, ſich ihm ganz hinzugeben, ob ſeine Liebe gegen ſie dieſer Ergebung entſprechen, und ſie rechtfertigen würde, das fällt ihm nicht ein; ihm, bei dem dieſes Bedenken ſo wol gegründet war, da er ſie unmittelbar nach dieſer Kataſtrophe ſo ganz verlaſſen konnte, als ginge es ihn nichts an, was für ein Eindruck davon in ihrem Gemüthe zurükblieb. Und das hat mich noch zulezt am meiſten aufgebracht. Wie? Ein Mann ſoll glauben, ein einziger Kuß, ein ſchüchterner Kuß, den eine Frau nur gewähret, ſei eine Einwilligung in Alles, und verpflichte ſie zu Allem; und er ſelbſt glaubt ſich durch Alles dieſes nicht einmal ſoviel gebunden, daß er heilen müſſe, was er ſo tief und ſchmerzlich verwundet hat?

Hier blikt ein ärgerer Geſchlechtsdespotismus hindurch, als er mir jemals vorgekommen iſt. Denn wenn wir erſt, nachdem wir durch die Beſiznahme der Männer gleichſam geadelt ſind, Achtung und Aufmerkſamkeit verdienen, ſo ſind ſie ſelbſt es doch nur, was ſie in uns achten, und es iſt dies die allergewöhnlichſte Denkungsart, nur ein klein wenig verlarvt. Wie kann man einen Menſchen mit dieſem fürchterlichen Männer-Egoismus, als den Helden einer wahren, ächten, und das ganze Gemüth durchdringenden Liebe aufſtellen? Bei dem Allen ſagt Erneſtine, dieſer Julius verſtehe ſehr viel von den Frauen, und es ſei Alles ſehr wahr und tief, was er von ihnen ſage. Nun bitte ich Sie, wie iſt es möglich, daß man einen Menſchen dichten kann, der viel von Frauen verſteht, und gar nichts, aber auch gar nichts von Mädchen. Mich ſoll wundern, wie mir ſein Weſen mit den Frauen vorkommen wird, wenn ich erſt eine bin, und es leſe. Für jezt kann ich nichts thun, als ihm eine Tochter wünſchen, ſo iſt doch Hofnung, daß er ſich in vierzehn oder funfzehn Jahren in Rükſicht auf uns eines Beſſern beſinnt. So lange ich noch ein Mädchen bin, will ich mich an die Romane halten, wo wir die Heldinnen ſind, und worin das Entſtehen der erſten Liebe in jungen Herzen, bis zur glüklichen Entwiklung, die Hauptſache iſt; davon kann ich doch das Beſte verſtehen. Daß dieſe Alle leidlich ſchlecht ſind, dafür können wir nichts. Uebrigens habe ich gar nichts gegen die Lucinde, und wünſche allen Frauen, für die ſie doch eigentlich beſtimmt iſt, recht viel Glück dazu; das ſchadet ja dem Werth eines Buches nicht, wenn es gerade für uns nicht iſt. Adieu! Sein Sie nur nicht böſe, daß ein großer unbeſcheidener Brief geworden iſt, was nur ein troziges kleines Zettelchen werden ſollte; Sie kennen ja Ihre Karoline.

Fünfter Brief.

An Karoline.

Da haſt Du Dich ja einmal wieder recht ordentlich ereifert, liebe Kleine, für die Ehre der Mädchen. Dieſe Unbill ſcheint Dir recht zu Herzen gegangen zu ſein; und da es damit doch ſo arg nicht iſt, könnte mir die Störung deiner frölichen Ruhe wol leid thun, wenn ich es nicht ganz billig fände, daß Du für Dein unbefugtes Naſchen mit einigen unangenehmen Eindrücken beſtraft wirſt. Und Du nennſt es gar conſequent! Du mußt doch eben auch von der Idee ausgegangen ſein, daß man ſich aus der Lucinde, weil ſie nicht ſo ſtreng an dem Faden einer zuſammenhängenden Geſchichte fortläuft, nach Belieben etwas herausleſen könne, und damit muß man bei dieſem Buche, wo Alles innerlich ſo ſehr zuſammenhängt, und jeder Theil wirklich ein Theil iſt, ganz beſonders zu Schaden kommen. Darin aber liegt noch ein ganz eigener niedlicher Irrthum, daß Du ſo treuherzig glaubſt, was über Euch vorkomme, müſſe doch ſo gewiſſermaßen ein Ganzes für ſich ausmachen! Haſt Du denn nicht gleich, faſt aus der erſten Stelle geſehen, daß der Verfaſſer der Lucinde der Meinung iſt, in Euch Mädchen ſei nichts, überhaupt nichts, klar und fertig, ſondern Alles ſchwebe noch in einem reizenden Zauber dunkler Ahndungen, in einer anmuthigen Verwirrung, bis ſich einmal am lezten Schöpfungstage das Licht von der Finſterniß auf eine andere Art als gewöhnlich ſcheidet? Auch kann Dir ja dieſe Anſicht von den Knoſpenjahren des zarteſten Geſchlechtes nicht fremd ſeyn. Du mußt oft gehört haben, wie ich meine unwiderſtehliche Neigung zu Euch mit dem Reiz dieſes zuſammengewickelten Lebens vertheidige, welches allen Anforderungen von außen widerſteht, bis es ſich oft in einer einzigen warmen thauigen Nacht nach ſeinen eignen innern Geſetzen entwickelt und zu beſtimmten Formen ausbildet. Hätteſt Du nun das Buch Lucinde nur ein klein wenig gekannt, ſo hätteſt Du leicht vorausſehen können, daß überall, wo Mädchen unmittelbar dargeſtellt werden, dieſe negative Anſicht die herrſchende ſein würde, und würdeſt Dich alſo bequemt haben, das was der Dichter für die eigentlichen Beſtandtheile dieſes ſchönen Chaos hält, in der Schilderung der Frauen aufzuſuchen. Würdeſt Du denn zufrieden ſein, wenn man Dir eine Knoſpe aufſchnitte, und Dir alle die kleinen Blättchen vorzählte und zeigte? Das iſt eben Eure Heiligkeit, daß man das nicht darf, und Ihr würdet ſehr übel thun, ſie Preis zu geben. Eine Knoſpe kann nur gezeichnet werden; wer wiſſen will, was darin iſt, der ſehe die Roſe an. Verſuche doch aber einmal, ob Du das Eigenthümliche mitzeichnen kannſt, wodurch ſie ſich als Roſe von den übrigen unterſcheiden wird, obgleich es in der That darin iſt. Wie kannſt Du nur ſagen, daß dies in der Lucinde geläugnet wird? Iſt nicht von Louiſen und auch von jener andern, welche Du haſſeſt, ſo viel angedeutet, daß man ſieht, ſie werden ſich als ganz eigne Weſen ausbilden? Nur geſchildert ſoll dieſe Eigenheit nicht werden, und die andern Romane, zu denen Du zurükkehren willſt, hoffentlich aber nicht wirſt, ſind ſchon deshalb profan und anmaßend, weil ſie das wallen. Verlangſt Du, man ſoll unter Euch verhältnißmäßig mehr Individualität annehmen, als unter den reifen Menſchen? Oder kannſt Du für diejenigen, in denen dergleichen nun einmal nicht anzutreffen iſt, mehr von einem Manne verlangen, als daß er Anwandlungen habe, auch an ihrer Vollendung arbeiten zu wollen? Ich weiß in der That nicht, was für gegründete Beſchwerden Ihr gegen die Lucinde führen könntet, und die Deinigen ſind gar nichts. Wenn man nun dazu beitragen will, daß eine Knoſpe früher aufbreche, kann man etwas anderes thun, als ihr den Nahrungsſtoff reichlicher zuführen, und ſie in eine wärmere Temperatur bringen? und wenn dies bei Allen daſſelbe ſein muß, folgt daraus, daß nicht jede demohnerachtet etwas eigenes ſein kann? Von hieraus wird Dir auch das, was Dich ſo vorzüglich aufgebracht hat, ganz anders erſcheinen. Du wirſt doch nicht läugnen, daß die erſten Regungen der Liebe ſich als eine unbeſtimmte Sehnſucht verkündigen — ich kann Dich darüber auf Dein eigenes Bewußtſein verweiſen — und daß ſie ſich eigentlich nur von der Höhe der ausgebildeten und vollendeten Liebe hintennach für das erkennen laſſen, was ſie ſind, das wird Dir, eben auch hintennach, noch klarer werden. Dies bis zur Klage einer Verletzung zu mißverſtehen, als ob dabei nur von einem körperlichen Gefühle die Rede wäre, würde Dir gewiß nicht begegnet ſein, wenn nicht Deine kleine Eitelkeit nur darauf ausgegangen wäre, ſich überall zu opponiren. Ueberlege Dir nur, liebes Kind, ob nicht alles Geiſtige im Menſchen ebenfalls von einem inſtinktartigen, unbeſtimmten innern Treiben anfängt, und ſich erſt nach und nach durch Selbſtthätigkeit und Uebung zu einem beſtimmten Wollen und Bewußtſein und zu einer in ſich vollendeten That herausarbeitet; und ehe es ſo weit gediehen iſt, iſt an eine bleibende Beziehung dieſer innern Bewegungen auf beſtimmte Gegenſtände gar nicht zu denken. Warum ſoll es mit der Liebe anders ſein, als mit allem übrigen? Soll etwa ſie, die das Höchſte im Menſchen iſt, gleich beim erſten Verſuch von den leiſeſten Regungen bis zur beſtimmteſten Vollendung in einer einzigen That gedeihen können? ſollte ſie leichter ſein, als die einfache Kunſt zu eſſen und zu trinken, die das Kind lange erſt mit ungeſchikten Objekten und in rohen Verſuchen ausübt, die ganz ohne ſein Verdienſt nicht übel ablaufen? Auch in der Liebe muß es vorläufige Verſuche geben, aus denen nichts Bleibendes entſteht, von denen aber jeder etwas beiträgt, um das Gefühl beſtimmter und die Ausſicht auf die Liebe größer und herrlicher zu machen. Bei dieſen Verſuchen nun kann auch die Beziehung auf einen beſtimmten Gegenſtand nur etwas zufälliges, im Anfang oft nur eine Einbildung, und immer etwas höchſt vergängliches ſein, eben ſo vergänglich, als das Gefühl ſelbſt, welches bald einem klareren und innigeren Platz macht. So findeſt Du es gewiß bei den reifſten und gebildetſten Menſchen, die über ihre erſten Lieben als über ein kindiſches und wunderliches Beginnen lächeln, und oft ganz gleichgültig neben den vermeinten Gegenſtänden derſelben hinleben. Auch muß es der Natur der Sache nach ſo ſein, und hier Treue fordern, und ein fortdauerndes Verhältniß ſtiften wollen, iſt eine eben ſo ſchädliche als leere Einbildung. Merke Dir das, liebes Kind, Du wirſt es brauchen, um über Deine erſten merklicheren Anwandlungen von Leidenſchaft und Liebe mit Dir ſelbſt einig zu werden; und mache Dir ja kein ſolches Hirngeſpinſt von der Heiligkeit einer erſten Empfindung, als beruhte nun

Alles darauf, daß daraus etwas ordentliches würde. Die Romane, die dieſes beſchützen, und zwiſchen denſelben zwei Menſchen die Liebe vom erſten rohen Anfang bis zur höchſten Vollendung ſich in einem Strich fort ausbilden laſſen, ſind eben ſo verderblich als ſie ſchlecht ſind, und die, welche ſie machen, verſtehen insgeſammt von der Liebe eben ſo wenig als von der Kunſt, und ſchaden der Sittlichkeit und Freiheit der erſten eben ſo ſehr, als der Wahrheit und Schönheit der leztern. Wie iſt denn ſo etwas möglich? Wenn ſich nun Deine noch mehr oder weniger unbeſtimmte Sehnſucht nach Liebe auf einen beſtimmten Gegenſtand richtet, ſo entſteht daraus nothwendig ein beſtimmtes Verhältniß, indem es einen Punkt der größtmöglichen Annäherung giebt, und wenn ihr den nun erreicht habt und fühlt, daß es der rechte nicht iſt, auf dem ihr bleiben könnt, was bleibt Euch dann übrig, als daß ihr euch eben wieder von einander entfernt? Nur nachdem ein ſolcher Verſuch als Verſuch vollendet, das heißt, abgebrochen worden, kann die Erinnerung daran und die Reflexion darüber zur näheren Beſtimmung der Sehnſucht und des Gefühls wirken, und ſo zu einem andern beſſeren

Verſuch vorbereiten. Sollte es nun etwa eine Verbindlichkeit geben, dieſen wieder mit demſelben Subjekt anzuſtellen? Wo ſollte denn die liegen? Ich für mein Theil finde das weit eher widernatürlich als die Ehen zwiſchen Bruder und Schweſter. Laß Dir alſo darin die unbeſchränkteſte Freiheit, und ſorge nur, einen reinen Sinn und ein zartes Gefühl dafür zu behalten, was ein Verſuch iſt, damit Du nicht einen ſolchen, der beſtimmt iſt Verſuch zu bleiben, durch die Hingebung feſthältſt und ſanktionirſt, die ihrer Natur nach das Ende des ſchülerhaften Verſuchens, und der Anfang eines Zuſtandes wahrer und dauernder Liebe ſein ſoll. Einen ſolchen Mißgrif, der die Folge und die Urſach der unſeligſten Täuſchungen iſt, halte für das ſchreklichſte, was Dir begegnen kann, und wiſſe, dies heißt eigentlich ſich verführen laſſen. Denn wenn Du die wahre Liebe ergriffen haſt, und Dich auf dem Punkt fühlſt, von wo aus Du Dein Gemüth vollenden und Dein Leben ſchön und würdig bilden kannſt, ſo wird Dir von ſelbſt jede Zurükhaltung und jede Scheu vor dem lezten und ſchönſten Siegel der Vereinigung als Ziererei erſcheinen. Das gefährlichſte iſt nur, daß auch jeder Verſuch ſeiner Natur nach auf dieſen Punkt hinſtrebt. Daß das ſo ſein muß, kannſt Du aus Deinem bischen Chemie begreifen. Der Sättigungspunkt iſt nur durch Ueberſättigung zu finden; nur durch das Beſtreben einen noch höhern Grad der Vereinigung zu Stande zu bringen, läßt ſich finden, welcher Grad in einem gegebenen Fall der höchſt mögliche iſt. Wenn Du geſund bleibſt an Sinn und Gefühl, wird Dich gewiß, ſo oft ſich ein Verſuch zu lieben dieſem Punkt nähert, eine heilige Scheu ergreifen, die etwas viel höheres iſt, als die Gewalt eines fremden Gebots, oder was man gemeinhin Schaam und Zucht nennt; denn jene Scheu wird gewiß richtig unterſcheiden, einen leeren Verſuch von dem, was der Anfang eines ſchönen und gediegenen Lebens werden kann, weil ſie nichts anders iſt, als das Gefühl, welches aus der Vergleichung des gegenwärtigen Zuſtandes mit der Idee des Liebens entſteht. Das hat Dir wol auch vorgeſchwebt, wenn gleich nur als dunkle Ahndung, in dem, was Du von dem Werthſein der Hingebung ſagſt; Dein Sinn war edler als Deine Worte. Damit Du nun dieſes Gefühl bewahren und ſtärken kannſt, mußt Du ſo viel wahre Liebe anſchaun, als es nur giebt in der Welt um Dich her, und nichts mit ſolcher Aufmerkſamkeit und Andacht betrachten, als ſie. Eben deshalb, nicht um zu urtheilen, liebes Mädchen, ſondern um unbefangen anzuſchauen, wollte ich auch, daß Du die Lucinde leſen ſollteſt. Waren wir doch ganz von ihr abgekommen: aber das iſt ſehr natürlich, und die Liebe führt zum Glük eben ſo auf die Lucinde zurück, wie die Lucinde auf die Liebe hinführt. Ich ſage Dir nun nichts weiter darüber, warum es ganz in der Ordnung iſt, daß Julius die zarte Louiſe verlaſſen mußte, und was es eigentlich war, was Beide ſo heftig bewegte. Auch wirſt Du ſelbſt einſehn, daß von irgend einer Männer-Barbarei hier gar nicht die Rede iſt, und daß ein Kuß von einer Frau, welche die Liebe von Angeſicht zu Angeſicht geſchaut haben ſoll, allerdings etwas bedeutenderes und entſcheidenderes ſein muß, als die größte Annäherung eines Mädchens. Denn wo dieſes nur ahnden kann, ſoll jene beſtimmt wiſſen, ob ſie mit einem Manne Eins werden und bleiben kann, und wo ſie weiß, daß ſie es nicht kann, ſoll ſie auch nicht das kleinſte Verhältniß der Art beginnen laſſen. Dieſe Theorie entſtand in Julius, wie es mit allen ächten Theorien geht, mit der

Praxis zugleich, und nachdem er eine ſolche Frau gefunden, und ſich mit ihr auf den wahren Gipfel der Liebe erhoben hat, ſollte es der Wahrheit nicht gemäß ſein, daß er Euch Mädchen mit dem kleinen Stolz behandelt, den man im Gefühl einer neuen ſelbſterworbenen Würde, ſo gern gegen diejenigen zeigt, denen man ſo eben vorangeeilt iſt? Du kannſt immer auch darin, wenn Du unpartheiiſch ſein willſt, den Dichter bewundern. Aber ſage mir nur, wo haſt Du denn das her, von der bindenden Kraft des Kuſſes? das geht ja über die ſittſamen Grenzen, die Du Dir bei Deinem Leſen oder Vorleſenlaſſen geſtekt hatteſt, weit genug hinaus: denn in dieſer Stelle iſt, ſoviel ich weiß, von Mädchen gar nicht die Rede, und die gottloſe Erneſtine hat Dich noch weiter aus Deiner Klauſur hinausgelokt, als nur bis zur nahgelegenen Liſette. Nun dächte ich nähmſt Du Dir auch Deine Freiheit ganz wieder, und läſeſt die Lucinde recht ordentlich, die ohnedies mehr als irgend ein anderes Buch ganz geleſen ſein will. Deine Einwendung mit dem Urtheilen iſt Dir ja ſchon benommen; Du ſollſt nicht urtheilen, ſondern uns nur vorläufig glauben, daß das Liebe iſt, was drin ſteht, und ſie Dir darauf anſehn. Mit dem Urtheilen kannſt Du Dir hernach immer noch einen eignen Genuß machen, und es wird Dir nicht gehn wie Karln. Haſt Du aber etwa noch andere Bedenklichkeiten im Hinterhalt, ſo laß die nur gut ſein, ich ſtehe Dir für allen Schaden; und nimm mein Wort, daß Du noch immer mein erſtes Kabinetſtück biſt, und daß ich Dich gar von Herzen lieb habe. Grüße Erneſtine, und bitte ſie, ſich ein wenig zu gedulden; ich würde ihr nächſtens recht ausführlich ſchreiben.

Dritter Brief.

An Eduard.

Das hatte ich wol gedacht, lieber Freund, daß Ihr wolmeinender Moderantismus — Sie wiſſen, daß ich das Wort zu Ehren bringen will, wenn ich Ihre Denkart ſo nenne — zu dem Buche auf den erſten Anblick gewaltig den Kopf ſchütteln würde. Laſſen Sie mich vor der Hand nur Alles übergehen, was über andere litterariſche Gegenſtände in Ihrem Briefe vorkommt, und mich zuerſt hierüber recht ausreden; es liegt mir ſehr am Herzen, denn es gehört zu den Zeichen der Zeit. Was Sie ſo in verlornen Worten von Unſittlichkeit ſagen, verſtehe ich überhaupt nicht, und noch weniger in Ihnen und für den gegenwärtigen Fall.

Ich kenne gar keine Unſittlichkeit eines Kunſtwerkes, als die, wenn es ſeine Schuldigkeit nicht thut, ſchön und vortreflich zu ſein, oder wenn es aus ſeinen Grenzen hinausgeht, kurz wenn es nichts taugt. Worin ſollte ſie denn auch liegen? In der Unſittlichkeit der dargeſtellten Geſinnungen und Handlungen? Das iſt doch bei andern Arten des Unſittlichen, die häufig durch alle Künſte dargeſtellt worden ſind, noch Niemand eingefallen; alſo wenn auch die Liebe, ſo wie ſie hier vorkommt, etwas Unſittliches wäre — was Sie doch gewiß nicht meinen — ſo dürfte man das doch nicht ſagen. Oder in dem Mangel der poetiſchen Gerechtigkeit, und wo dieſe im eigentlichſten Sinne nicht ſtatt finden kann, weil es kein Strafamt zu verwalten giebt, in dem Mangel eines tüchtigen Urtheils, wodurch der Dichter gleichſam daneben ſchreibt: „Lieben Leute, glaubt nicht, daß ich das bin, oder daß Ihr es ſein ſollt; um Gottes willen hütet Euch, es iſt ja das leibhaftige Laſter“? Das iſt doch auf jeden Fall entweder ſehr dumm oder ſehr grob. Was giebt es denn nun noch? Ich weiß nichts weiter, als was ich vorher geſagt habe. Sie erinnern mich daran, daß ich oft gelegentlich äußerte, Wielands Sachen ſeien unſittlich, und daß ich neulich gegen Jemand die Lucinde mit Wieland vertheidigt habe, als ſei ſie nicht ſchlimmer als etwas von ihm. Es iſt möglich, daß ich das leyte geſagt habe, es muß aber zu Jemand geweſen ſein, dem ſich eben nichts beſſers ſagen ließ: denn übrigens iſt wol der Unterſchied ſo ungeheuer, daß an eine Vergleichung nicht zu denken iſt. Sie ſehen, ich nehme nicht zurück, was ich von Wieland geſagt habe; aber ich glaube mir dabei nicht zu widerſprechen: ſeine erotiſchen Sachen ſind unſittlich, weil ſie ſchlecht ſind. Er geht faſt überall darauf aus, die Luſt, die erſte ſinnliche Empfindung, zu beſchreiben, die doch gar nichts Darſtellbares iſt, das geht aus den Grenzen eines Kunſtwerkes heraus und taugt nicht. In dieſem unglüklichen Beſtreben verwandelt er ſich denn aus einem Dichter in einen Redner, der unmittelbar Gemüthsbewegungen hervorbringen will, damit ihm der Leſer von innen heraushelfe, und das iſt eben ſchlecht. Finden Sie ſo etwas in der Lucinde? Da iſt wahrlich nichts angefangen, was ſich nicht ausführen läßt, und ſelbſt an den ſchwierigſten Stellen ſind die Grenzen des Darſtellbaren mit großer Weisheit gehalten. Daher ſteht denn auch Alles, was ausgeführt iſt, ſo klar und vollſtändig da, daß Niemand ſich beſchweren darf, man nöthige ihn, etwas von dem ſeinigen hinzuzuthun. Am wenigſten ſind ſinnliche Empfindungen halb gezeichnet, wobei das natürliche Beſtreben nachzuhelfen, ſo leicht in eine wirkliche Hervorbringung dieſer Empfindungen ausartet. Und wieviel Ueberflüſſiges finden Sie nicht bei ſolchen Gelegenheiten immer im Wieland und andern erotiſchen Dichtern ſeiner Art; ja der ganze Auftritt iſt oft für den Zweck und Plan des Ganzen etwas Ueberflüſſiges. Hier iſt Alles, wie es ſich für ein edles Kunſtwerk ziemt, in einem einfachen hohen Stil, nur was nöthig iſt, ohne alles Nebenwerk, und das Nöthige iſt immer ſehr nöthig. In dem übelberüchtigten Dialog ſowol, als in dem, was am Ende der Lehrjahre von Julius und Lucindens Liebe vorkommt, ſtehn gerade die unentbehrlichſten Züge zur Darſtellung des individuellſten in dieſen Menſchen, das Innere ſowol als das Aeußere, denn ich rechne das lezte auch gar ſehr mit. Ich möchte wol wiſſen, wo Gemüth und Geſtalt beſſer, und die lezte beſonders reiner, und, daß ich ſo ſage, plaſtiſcher dargeſtellt wären, als hier; oder wie beide in einem Werk, wo Alles auf die

Liebe bezogen wird, auf eine andere Weiſe hätten dargeſtellt werden können, als ebenfalls durch Beziehung auf die Liebe. Wer alſo dies als etwas Sittliches zugiebt, muß auch Alles übrige zugeben. Dagegen habe ich Nichts, daß man von der Beſchaffenheit eines Kunſtwerks einen Schluß auf die moraliſchen Anſichten und Ideen des Künſtlers mache, und eben deshalb habe ich immer den Wieland für eine unedle Natur gehalten, weit mehr als etwa den Crebillon, oder wen Sie ſonſt von dieſer Art nennen wollen. Dieſe Leute ignoriren den geiſtigen Beſtandtheil der Liebe gänzlich, ſie geht bei ihnen immer nur von der Schönheit, oder vielmehr von dem Reiz der Geſtalt aus, ſie mahlen immer nur die Sinnlichkeit, und ſind dabei ganz unbefangen. Auch ſieht man aus ihren übrigen moraliſchen Tendenzen gar bald, was für eine Art von ehrlichen Leuten ſie ſind. Wielands Subjekte hingegen ſind faſt niemals rein ſinnlich, ſie müſſen ſich wenigſtens immer etwas einbilden von andern Gefühlen, und ſein beſter Spaß iſt, ſie darüber auszulachen. Eben ſo kommt denen, die beim Geiſtigen anfangen, die Sinnlichkeit immer hinterwärts als eine Schwachheit und mit dem böſen Gewiſſen, daß man glauben muß, man würde ihnen einen Dienſt thun, wenn man ſie combabiſirte, und ihnen Alles, auch die Fantaſie mit, ſauber einpakte, vorausgeſezt nemlich, daß man es ihnen nicht unterm Galgen, ſondern vor dem Altar wieder einhändigen, und in integrum reſtituiren könnte, die Fantaſie ausgenommen, die immer verkehrt bleibet, und in Gottes Namen verbrannt werden mag. Kann wol ein Menſch, der ſelbſt eine richtige Anſicht hat, immer und immer dieſes verzwikte Weſen darſtellen, wobei ihm ſelbſt bang und weh zu Muthe ſein muß? Dagegen in der Lucinde nichts ausgeſchloſſen aber Alles in Harmonie iſt, und ſo wie es daſteht, den reinſten Sinn und die richtigſte Denkart zum Grunde haben muß. Das kann es alſo nicht geweſen ſein, was Sie meinen, und ich muß es allein auf das beziehen, was Sie von der Weisheit eines ſolchen Unternehmens ſagen, und was eigentlich Ihr Moderantismus iſt. Lieber Freund, da kann ich nun nichts thun, als Ihnen das Alte predigen, was vom Dichten eben ſo gut gelten muß, als vom Leben. Vorausgeſezt, daß nur Alles an ſich gut und ſchön iſt, ſo muß jeder leben, wie ihm zu Muthe iſt, und dichten, was ihm die

Götter eingeben. Das Talent des Mißverſtandes iſt gar unendlich, und es iſt ja nicht möglich, dem auszuweichen. Wer darauf ausgeht, ſich durch dies und jenes ſeinen Wirkungskreis nicht zu verderben, der wird bald gar keinen haben, und ſich ſo lange hüten, etwas zu thun, bis ihm nichts mehr übrig bleibt. Darum iſt es beſſer gerathen, die Sache umzukehren, und ſich zu hüten, daß man nichts unterlaſſe; dieſe Maasregel vernichtet weder ſich ſelbſt, noch den Menſchen. Ein jedes Kunſtwerk, welches ſich als ein ſolches fühlt, muß ſeiner Natur nach Anſpruch auf die Ewigkeit machen, und eben deshalb muß es auch exiſtiren wollen, ſobald es exiſtiren kann: denn was erſt auf einen günſtigen Moment wartet, zeiht ſich ſelbſt der Vergänglichkeit. Eine vorübergehende That thut wol, den Augenblick der größten Kraft abzuwarten; aber ein Werk? Es beſteht ja, dieſer Augenblick kommt doch zur rechten Zeit; warum ſoll Alles verloren gehn, was es vorher ſein und ausrichten kann? Vorbereiten ſoll man erſt? Nun ja, Kunſtwerke ſelbſt ſollen nebenbei Vorbereitungen ſein, ſie ſollen den Menſchen den Sinn öfnen, um Ideen in ihr Gemüth und ihr Leben aufzunehmen: aber auf ſie ſoll man wieder erſt vorbereiten? wodurch? durch Theorie? Wer kehrt ſich denn an Theorie, wer nimmt ſie ernſthaft heut zu Tage, und ſucht eine Beziehung aufs Leben darin? Alſo womit ſoll man wieder auf die Theorie vorbereiten, und wo ſoll dieſer Kreislauf der Präcautionen ein Ende nehmen? Nein, nein! Ein Kunſtwerk enthält eine Anſchauung, von dieſer muß am Ende alles ausgehn, und alſo iſt ſie billig das erſte, was dargeboten wird. Es kommt hier auf eine Syntheſis an, dieſe läßt ſich nicht demonſtriren, man muß ſie vormachen und vorzeigen; hat man das aber gethan, ſo kann man auch von allen Menſchen fordern, daß ſie ſie verſtehen ſollen, in ſo fern ihnen nemlich die Elemente davon bekannt ſind, und daran iſt doch hier kein Zweifel. Sie ſagen zwar, die Liebe als Fülle der Lebenskraft, als Blüthe der Sinnlichkeit, ſei bei den Alten etwas Göttliches geweſen, bei uns ſei ſie ein Skandal; iſt ſie es aber wol aus einem andern Grunde, als weil wir ſie immer dem intellektuellen, myſtiſchen Beſtandtheil der Liebe, der das höchſte Produkt der modernen Kultur iſt, entgegenſetzen? Sollen wir denn gerade hier bei dieſem Gegenſatz ſtehen bleiben? Ueberall gehen wir ja darauf aus, die Ideen, welche aus der neuen Entwiklung der Menſchheit hervorgegangen ſind, mit demjenigen zu verbinden, was das Werk der früheren war; dies iſt die Fortſchreitung, die uns aufgegeben iſt, und durch die allein wir überall zu etwas vollendeten kommen. Soll man nicht verlangen, daß die Menſchen ſie hier auch machen können ſollen, in dieſer einfachen Sache? Sie wiſſen ja doch von Leib und Geiſt, und der Identität beider, und das iſt doch das ganze Geheimniß. Iſt es aber nicht an der Zeit, daß dieſes einmal entſiegelt werde, und daß die Widerſprüche, die aus unſerer Einſeitigkeit entſpringen, eben ſo gut ein Ende nehmen, als die aus Dürftigkeit und Unwürdigkeit, aus dem Einſeitigen der Alten? Ja die Religion der Liebe und ihre Vergötterung war unvollkommen, und mußte deshalb untergehn, wie jeder andere Theil der alten Religion und Bildung. Nun aber die wahre himmliſche Venus entdeckt iſt, ſollen nicht die neuen Götter die alten verfolgen, die eben ſo wahr ſind als ſie, ſonſt müßten wir verderben auf eine andere Art. Vielmehr ſollen wir nun erſt recht verſtehen die Heiligkeit der Natur und der Sinnlichkeit, deshalb ſind uns die ſchönen Denkmäler der Alten erhalten werden, weil es ſoll wiederhergeſtellt werden, in einem weit höheren Sinn als ehedem, wie es der neuen ſchöneren Zeit würdig iſt; die alte Luſt und Freude und die Vermiſchung der Körper und des Lebens nicht mehr als das abgeſonderte Werk einer eignen gewaltigen Gottheit; ſondern Eins mit dem tiefſten und heiligſten Gefühl, mit der Verſchmelzung und Vereinigung der Hälfte der Menſchheit zu einem myſtiſchen Ganzen. Wer nicht ſo in das Innere der Gottheit und der Menſchheit hineinſchauen, und die Myſterien dieſer Religion nicht faſſen kann, der iſt nicht würdig ein Bürger der neuen Welt zu ſein. Damit es aber jeder werde, der es werden kann, ſo laſſen Sie es auch Prieſter und Liturgen dieſer Religion geben, ſo bald und ſo viele es immer kann, und wehren Sie Keinem. Ich kenne keine Weisheit, wenn nicht Alles weiſe iſt, was mit wahrer Thätigkeit auf das Gute und Schöne abzweckt. Ich weiß auch nicht, warum Sie Sich haben abſchrecken laſſen, das Buch mit Frauen zu leſen, wenn nur keine profane und unwürdige darunter iſt, und man das Buch vorher kennt, um ihm nicht unrecht zu thun. Es iſt ja Alles menſchlich und göttlich darin, ein magiſcher Duft von Heiligkeit kommt aus der innerſten Tiefe deſſelben hervor, und durchweht den ganzen Tempel, und weiht Jeden ein, deſſen Organ nicht in Verknöcherung übergegangen iſt; und die Scherze, die ihn ebenfalls überall mit den zarteſten Blumen der Weisheit ſpielend erfüllen, verkünden nur um ſo ſicherer die Gegenwart der Göttin, deren treue Begleiter ſie ſind. Und unter dieſer Bürgſchaft ſollten Frauen ſich ſcheuen, den Prieſter der Göttin anzuhören? und eine andere, als nur die Ausgeſtoßenen, ſollte vor Furcht zittern? Sehen Sie doch, das wäre ja unnatürlich; verſuchen Sie es nur auf eine würdige Art, und mit Würdigen.

Siebenter Brief.

Eleonore an mich.

Es iſt ordentlich hart von Dir, das Du mir ſo eilig und dringend Deine Lucinde abforderſt, ehe ich ſelbſt eine habe. Du weißt es wol nicht, Du böſer geliebter Mann, wie innig wol mir immer geweſen iſt, ſo oft ich mich in meiner ſtillen Einſamkeit vor dieſen reinen und ſchönen Spiegel der Liebe hinſtellen konnte, und in den zauberiſchen Bildern deſſelben bald Deine und meine Geſtalt erblikte, und dann auch wieder alle andere Geſtalten der Einen und ewigen Liebe, an denen allen ich mich herzlich erfreute, ſie wenigſtens in der Dichtung zu finden, da ſie im Leben leider ſo ſelten erſcheinen. Wenn ich dann dachte, wie auch unſere Liebe ein Stoff iſt für eine ſolche Welt der Dichtung, und auch in uns, wer es nur verſtände, die ganze Liebe und das ganze Leben, ja ich darf es wol im Stolz meines Herzens ſagen, die ganze Menſchheit mit ihren unendlichen Geheimniſſen anſchauen könnte, wenn dann meine ſchwärmende Fantaſie mich in die ſchöne Zukunft hineintrug, wo ich ganz nicht nur in Dir, ſondern auch mit Dir leben werde, und mein treues Gedächtniß, das mir eine ganze Welt werth iſt Dir jeden kleinſten Zug aus der Geſchichte unſerer Liebe, jedes einzelne Begegnen unſerer Geiſter rein und lebendig wieder geben wird, und Du aus dieſen Blumen einen eben ſo ſchönen Kranz winden wirſt — o Friedrich! wer war ſeliger als ich. Und von dem geliebten Buche ſoll ich mich trennen? Doch Du forderſt es zu einem ſchönen und würdigen Zweck, wie ſollte ich dem nicht gern auch den liebſten Genuß aufopfern? Nimm es denn, und wenn Du wieder drin lieſeſt, ſo lies alle meine Gedanken und Gefühle mit heraus, die ich Dir ja doch nicht ſagen und kaum an deiner liebenden Bruſt in abgebrochenen Worten und ergänzenden Blicken und Thränen und Lächeln aushauchen könnte. Ob wol Friedrich Schlegel, wenn er mich kennte, es der Mühe werth gehalten haben würde, mich eigen hinzuſtellen, mit dem Eindruck den ſein Buch auf mich gemacht hat? Denn unter denen, die er ſeinen Julius aufführen läßt, bin ich nicht; ich müßte mich denn unter die allgemeine Rubrik derer ſtellen, die ihn hie und da beſſer verſtehen, als er ſelbſt, und das will ich nur im Uebermuth meines Herzens unbedenklich thun. Abgeſtoßen und beleidigt hat er mich eigentlich nirgends; am wenigſten da, wohin er wahrſcheinlich bei dieſer Stelle zielte. Nein, Deine Geliebte kann das Alles verſtehn, und von deinem Geiſte überall umgeben und durchdrungen, ohne falſche Schaam und ohne ein widerſtrebendes Gefühl, bis in die geheimſte Mitte der Sinnlichkeit folgen, wenn ſie ſo ſchön und heilig behandelt wird; auch mag ich wol, daß davon geredet werde, denn warum nicht? Entzükt hat er mich oft, auch ohne die ſchönen Beziehungen auf uns, ohnerachtet ich mich ihrer faſt überall nur mit Mühe enthalten konnte, wenn ich einmal dies und jenes oder das Ganze rein für ſich, wie es da iſt, genießen wollte. Und eben darum hätte ich es gern noch länger behalten, um mich in jeder Stimmung damit zu beſchäftigen, auch in der, wo ich am leichteſten von Dir und uns abſtrahiren, und mich als reine unbefangene Zuſchauerin in irgend eine Welt hineinſtürzen kann — Du weißt ſchon, wenn das iſt, wenn Du eben von mir gegangen biſt, und ich am vollſten bin von Dir. Freilich weiß ich ſie faſt auswendig, und habe ſchon Manchem zu ſeiner großen Kränkung mit langen tüchtigen Stellen daraus gedient; aber das hilft mir Alles nicht; ich muß mit den Augen darauf ruhen können, um mich bei dem feſtzuhalten, und es recht hin und her zu beſehen, worüber ich noch ſo viel zu fragen habe. Deſſen iſt warlich nicht wenig, und weil Du doch willſt, ich ſoll Dir etwas über das Buch ausdrücklich ſagen, ſo möcht' ich Dir am liebſten das vortragen. Aufgefallen iſt mir beſonders das gänzliche und beſtimmte Abläugnen der Möglichkeit, daß es eine reine Freundſchaft geben könne zwiſchen Männern und Frauen. Du weißt, daß ich aus eigner Erfahrung gar nicht darüber urtheilen kann; nicht einmal eine Freundin habe ich jemals gefunden, und für alle Männer, mit denen ich in nähere und beſondere Verhältniſſe gekommen bin, und deren waren nicht wenige, habe ich mehr oder weniger ſinnliche

Gefühle gehegt, und ohnerachtet ich gerade dieſe mit der naivſten Natürlichkeit ihnen entgegentrug, konnte ich mich doch keinem ganz mit meinen innern Eigenheiten aufſchließen und hingeben; nur Du biſt mir Alles geworden, was mein Herz bedarf, Geliebter und Freund. Und darum ſellſt Du mich auch hierüber belehren, da überdies Dein Beiſpiel mich in der Scheu beſtärkt, jene Behauptung deshalb zu unterſchreiben, weil in meiner Erfahrung das Gegentheil davon nicht vorgekommen iſt. Du haſt ja eine Freundin, ſo ſage mir doch, wie es zugegangen iſt, daß ſie Deine Freundin blieb, ohne Dir etwas anderes zu werden? So etwas, wofür ich Gott nicht genug danken kann, und was ich nicht eher glauben konnte, bis Du es mir ſelbſt ſagteſt, möchte ich doch auch, wo möglich, gern verſtehen. Indeß muß ich Dir nur ſagen, es wird Dir leicht genug werden; denn wenn ich recht in mich hineingehe, kommt es mir vor, als würde mir jezt möglich ſein, was mir noch nie möglich war. Ehe ich liebte, war mit jedem Wolgefallen an einem Manne, das mich ihm näher führete, auch ein Wunſch und ein Verſuch ihn zu lieben verbunden; jezt fühle ich, daß ich ein ganz reines Wolwollen empfinden könnte, wenn mir einer vorkäme, der es verdiente, und nicht nur Wolwollen, auch Vertrauen und ein gewiſſes Eröfnen meines Innern, was ich nicht anders als Freundſchaft nennen könnte, nur daß ſie zwiſchen den beiden Arten, die Julius in dem Briefe an Antonius aufſtellt, in der Mitte ſtehen würde. Ja ich kann mir jezt auch denken, daß ich eine Freundin haben könnte, wenn ich nur eine fände, auch das konnte ich ſonſt nicht. Sage mir Friedrich, finden wir denn mit der Liebe, und nur mit ihr, Alles andere? Ich meine uns Frauen: denn mit Euch iſt es anders; Du hatteſt ja die Freundſchaft vor der Liebe gefunden, und Julius auch. Uns ſpricht aber dieſer alles Talent zur Freundſchaft ab, nicht nur mit Männern, ſondern auch unter uns. Meine Erfahrung iſt auch hier mit ihm; aber mein Gefühl nicht. Ich ſollte denken, Friedrich, wem das Unendliche nicht zu groß iſt, dem könnte auch das Beſchränkte nicht zu klein ſein, und ſo ſtellt doch Julius die Freundſchaft der Liebe gegenüber, vorne wenigſtens; denn hinten ſcheint er faſt anderer Meinung zu ſein. Wenn es nur darin liegen ſoll, daß die Freundſchaft ganz geiſtig ſein, und beſtimmte

Grenzen haben muß, ich dächte, das wollte ich wol leiſten. Im Grenzen finden und feſthalten bin ich von jeher eine große Heldin geweſen. Bei allen meinen Verſuchen zu lieben, die natürlich bei etwas Endlichem ſtehen bleiben mußten, war es mir immer faſt im erſten Augenblick klar, daß es etwas Endliches war, und auch beſtimmt, was ich wußte, wie weit Jeder mich verſtand, und wie weit ich mit Jedem gehen könnte und würde; wieviel mehr würde es mir jezt klar ſein, da durch die Liebe und durch Dich alle meine Anſichten und Einſichten ſoviel beſtimmter und reiner geworden ſind. Mit dem ganz Geiſtigen, da möchte ich auch lächeln, daß mir das eine Schwierigkeit ſein ſollte, jezt meine ich. Der Leib iſt Dir ja ganz hingegeben, als Werkzeug und Organ der Liebe nemlich, und das iſt untheilbar, und außerdem kann er nur noch gemeines Gut ſein für alle, nemlich um daran die innere Anmuth zu ſchauen, die uns Allen gemein und Jeder eigenthümlich ſein ſoll. Weißt Du noch etwas drittes damit zu machen? Ich dächte, es könnte nicht einmal eine Anwandlung dazu entſtehen, und ich habe nun gar keinen Sinn mehr für die Simultanliebe, wie Richter es nennt, die ich ehedem oft zu Malen tragen konnte, in ſo fern nemlich wirklich etwas ähnliches wie Liebe darin ſein ſoll. Dieſe hätten mein Weſen zerſtören können, wenn mir nicht immer das Beſſere vorgeſchwebt, und Du, der mir Alles ſein kann, erſchienen wärſt. So wird das Unvollkommene von dem Vollkommenen vertrieben. Aber deſto beſſer dächte ich, und deſto reiner könnte ſich nun die wahre Freundſchaft, die ja etwas ganz Anderes iſt, neben die wahre Liebe hinſtellen. Das ſind ſo meine Gedanken durch einander; nun ſage Du mir, was Recht iſt darin. Noch mehr aber iſt mir der ſchneidende Unterſchied aufgefallen, den Julius macht zwiſchen der Liebe der Männer und der Frauen. Das könnte ich mir wol gefallen laſſen, lieber Friedrich, daß bei uns Frauen die Liebe urſprünglich und bei Euch nur abgeleitet ſein ſollte. Wie oft habe ich Dir aus dem innerſten Herzen heraus geſagt, wenn Du irgend etwas an mir ſchön und gut findeſt, oder gar als etwas beſonderes loben und bewundern wollteſt, daß ich gar nichts könnte und wüßte als lieben; daß das meine einzige Kunſt und mein einziges Verdienſt iſt, und immer ſein ſoll. Was ſo das ganze Weſen des Menſchen ausmacht, das muß freilich urſprünglich in ihm ſein, ſonſt wäre er ja gar nichts. Bei Euch iſt das nicht ſo. Du Unendlicher kannſt noch viel Anderes als lieben, und wenn gleich die Liebe ſich in Alles verbreitet, und ich wenigſtens ſie in Allem ſehe: ſo kommt doch nicht Alles nur aus der Liebe allein her. Friz, wenn wirklich Deine Liebe nur abgeleitet wäre aus der meinigen! meine die Quelle, und ich gewiſſermaßen die Schöpferin Alles deſſen, was Liebe iſt in Dir, und was ich ſo liebend und unerſättlich anſchaue und wieder in mich einſauge! Nein, dieſen ſtolzen Gedanken kann deine Geliebte nicht ertragen, und wenn Julius ſo liebt wie Du, wird es ihm Lucinde niemals geglaubt haben. Auch muß es nicht ſo ſein. Warum ſoll ſo einſeitig eine Liebe abgeleitet ſein von der andern? Jede iſt Urſach und Wirkung der andern, ſo gewiß als jede Liebe zugleich Gegenliebe, und jede wahre Gegenliebe zugleich Liebe iſt. Aber das war es nicht, was mich eigentlich verwirrt hat in Julius Theorie; ſondern die Ungleichartigkeit, die er annimmt. Nur in uns ſoll die Liebe ein völlig durchgearbeitetes in allen ſeinen Theilen und Aeußerungen gleichartiges Gefühl ſein, und in Euch nur ein raſcher, beweglicher Wechſel aller jener Beſtandtheile. Je mehr ich darüber denke, deſto weniger kann ich mir das denken; und hier iſt nicht einmal meine Erfahrung auf ſeiner Seite. Nein die ſchöne Erfahrung, die Du mir täglich giebſt, macht mir das Gegentheil zur lebendigſten Gewißheit. Es müßte nur in den früheren Zeiten, wo noch nicht Alles in uns klar und feſt war, ein Paarmal geſchehen ſein, daß ich bei Dir die Leidenſchaft oder die Sinnlichkeit allein geſehen hätte, und auch von dieſen möchte ich es nicht mit Gewißheit behaupten, weder von Dir, noch von mir; aber gewiß von mir eben ſo ſehr als von Dir. Jezt würde es mich ängſtigen, wenn ich nur fürchten dürfte, dies jemals zu finden: denn es würde mich aufs ſchmerzlichſte aus meinem innigſten Gefühl und aus meiner klarſten Anſchauung von Dir herauswerfen. Es iſt aber nicht ſo. Wenn wir unſer Sinnen und Denken und Handeln bis in ſeinen geheimſten Siz verfolgen, und überall aufs neue die unendliche Uebereinſtimmung unſerer Geiſter antreffen, daß Du entzükt ausrufſt: ſind wir denn mehr als Ein Weſen, Leonore? Dann durchglüht uns auch gewiß am ſtärkſten und göttlichſten das heilige Feuer der Liebe, und dann feierten wir am liebſten ihre höchſten Myſterien. Und wenn Du, an meine Bruſt gelehnt, alle deine Freude an mir, und alle deine Sehnſucht nach dem ſchönen Leben, das wir im Auge haben, in der unmittelbaren Nähe meines Herzens aushauchſt: dann fühlen wir auch beide am tiefſten, wie einig wird ſind durch und durch, und mich durchzükt, wie ein göttlicher Blitz, der mich faſt verzehrt, eine unendliche, zuſammenhängende Reihe von gleichen Gedanken und Gefühlen, die vom höchſten Himmel bis in den Mittelpunkt der Erde reicht, und mir Vergangenheit und Zukunft, und Dich und mich und Alles erleuchtet und erklärt. Und Dir iſt es auch ſo, ich fühle es und weiß es, wenn Du auch nichts ſagſt. Sieh nur, wenn in Dir die Liebe ſo ganz anders wäre, als in mir, wie könnte ich dann auf jede Frage in mir eine Antwort finden in Dir? wie könnte jeder Ton, den ich noch ſo leiſe angebe, in Dir anſprechen? wie konnteſt Du mich verſtehen, wenn ſo viel Anderes in mir wäre, in einem ſolchen Augenblick, wo in Dir nur Sinnlichkeit oder Leidenſchaft wäre. Laß mich keinen ſolchen erleben, lieber Mann, ich würde Dir nachgeben, ich würde auch aus mir verbannen für den Augenblick, was nicht zugleich in Dir wäre: aber was für bittere Thränen würde ich weinen, und wie würde mein ganzes Leben nun einen Schmerz haben, der nicht mehr verginge! Doch was ſchwärme ich doch in Unmöglichkeiten! und wenn gleich hier die höchſte Wiſſenſchaft der Liebe iſt, die ich irgend in einem Buche gefunden habe, das glaube ich ihm doch nicht. Vielmehr iſt dies einer von den Punkten, wo ich Julius beſſer zu verſtehen glaube, als er ſelbſt. Das iſt nicht der Unterſchied der Geſchlechter, ſondern der Grade; dieſe Sonderung der Elemente, wenn auch nur für einzelne Augenblicke, iſt noch Unbildung und Schülerweſen. Julius ſoll alſo wol noch nicht ſo vollendet in der Liebe dargeſtellt werden, als Lucinde. Warum erfahren wir aber nicht, wie dieſe es wurde? warum ruht auf der Geſchichte ihres Werdens ein ſolcher Schleier, da doch liebende Frauen früher und unbegränzter offen ſind, als Männer. Auf ihre Lehrjahre hätte ich eine große Neugierde. Wird der zweite Theil ſie enthalten? Werde ich recht haben, daß in dieſem von dem, was den Unverſtändigen am anſtößigſten iſt, wenig vorkommen wird, aber viel frohes und freies Leben, wie es immer im Gefolge der Liebe iſt?

Doch das müßte ich den Verfaſſer fragen, den ich nicht fragen kann. Du weißt, wie es mit meinem Schreiben iſt: ich muß aufhören, und zwar dieſen Augenblick. Geſchwind will ich Dir noch ganz roh ein Blättchen Gedanken beilegen, wie ſie mir beim Leſen aus der Feder gefloſſen ſind. Adieu, mein ſüßes Leben, laß Dich bald wieder umarmen.

Univ.-Bibl.
München

Beilage.

(Das Original von dieſem Blatte kann ich nicht miſſen, und was ich Dir abſchreibe iſt bei weitem nicht Alles, ſondern nur das, was ſich noch am unmittelbarſten auf die Lucinde bezieht. Du kannſt denken, daß Leonore, die ſo gern in ſich und über ſich ſpekulirt, aus Gelegenheit derſelben Vieles gedacht und hingeworfen hat, was nur auf ſie und mich geht. Damit mußt Du Dich gedulden, bis Du einmal herkommſt.)

Die ſogenannte ſchönſte Situation nimmt wol mit Recht nur einen ganz kleinen Raum ein in der dithyrambiſchen Fantaſie, deren eigentliches Thema die Liebe ſelbſt iſt, ohne alle Situation; oder wenn man doch etwas Einzelnes will, der erhabene myſtiſche Gedanke, der darin angegeben iſt. Kann denn ein Scherz mit der Liebe, eine mimiſche Parodie das Höchſte und Schönſte ſein? Der Stoff iſt es freilich: denn in den höchſten Momenten der Liebe iſt das Vertauſchen des Bewußtſeins, das gänzliche Hineinverſetzen in den Andern das Höchſte und Nothwendigſte. Ganz läßt ſich das aber nicht parodiren, ſondern der Scherz muß, eben wie er es hier in der Nachbildung iſt, von dem heiligſten Ernſt durchdrungen ſein. Und warum denkt man ſich nicht das zarte Geheimniß, welches hier aufbewahrt iſt, gerade ſo? Scherzen läßt ſich doch mit den kleinen Eigenheiten und zufälligen Manieren, die aus dem hervorgehn, was in Jedem noch Ungebildetes und Unvollendetes iſt, und dieſer Scherz kann den höchſten Genuß umſpielen, eben wie ſein Gegenſtand an demjenigen hängt, was eigentlich geliebt und angebetet wird.

Das iſt wol nicht wahr, daß die Liebe und die Schilderung derſelben allein dieſes Aergerniß und dieſen Haß angerichtet hat. Die Denkungsart iſt es, der große und freie Stil des Guten und Schönen, dieſe für die kleinlichen Menſchen rieſenhafte und ungeheure Moral, auf der die Lucinde als auf ihrem ewigen Fundamente ruht, und die überall mittönt. Aber an dieſe wagen ſie ſich nicht: denn der Witz und die ſogenannte Frechheit, von der ſie recht gut wiſſen, was ſie eigentlich iſt, das ſind Perſonen, mit denen ſie ſich aus guten Gründen nicht gern etwas zu ſchaffen machen. Es iſt nur eine gemeine Maaßregel, daß ſie ihre ganze Anklage gegen jenen Punkt richten, ein ſchlechter Kunſtgriff; denn wenn man ſich nun über die Liebe mit ihnen einlaſſen wollte, müßten ſie doch auf jenen ihnen ſo furchtbaren Streit zurückkommen; da iſt bei Gott keine Gnade.

Solche einzelne Blitze, die bis in die innerſte Tiefe hineingehn, merkt wol faſt Niemand. Wie zum Beiſpiel das ſchöne Wort vom Witz: „er wuchs und dehnte ſich, bis er nicht mehr war", und — „in mir glaubte ich ihn wieder zu finden, ein Stück meines Selbſt", und doch verſchieden von' mir". — Merke Dir nur ein für allemal, daß mir keiner entgeht, ſo voll auch das ganze Buch davon iſt, und ſo ſehr ich mich auch ins Ganze vergrabe.

Jeder hat doch ſeine eigne Eitelkeit. Wir Frauen mögen gar zu gern Alles, was uns liebenswürdig vorkommt, an uns ſelbſt für perſönliche Eigenheit halten; die Männer nehmen gern das, was ſie troz aller Selbſtzufriedenheit an ſich belächeln müſſen, für Charakter des Geſchlechts. Es iſt gar lieblich, wie Julius mit dieſer Täuſchung ſpielt. Der Muth, und beſonders der, welcher dazu erfordert wird, ein Held oder ein Künſtler zu werden, der lebendige und ſchaffende Enthuſiasmus iſt gewiß etwas Gemeinſchaftliches in allen Männern, ſo gewiß als er ausſchließend in ihnen urſprünglich, und in uns immer nur abgeleitet und angelernt iſt. Aber wie ungebildet und ungeſchikt er noch iſt, das iſt doch gewiß etwas perſönliches. Die Ironie, die der Dichter hierüber mit ſeinem Helden treibt, kann nicht weiter gehn, und nicht würdiger ſein, und hat mich unendlich amüſirt. Wie höchſt gebildet iſt nicht die Perſiflage der gemeinen Bücher- und Geſellſchafts-Moral; aber ſo wie Enthuſiasmus und Zorn gegen das Falſche und Unächte an die Reihe kommt, iſt eine gar anmuthige Beimiſchung von etwas Härte und Unbildung gar nicht zu verkennen. Und indem Julius ſo ſeine innerſte Perſönlichkeit abdrukt, glaubt er ſelbſt nur das allgemeine Coſtum der Männer nicht zu verletzen. Ich bitte Dich, habe doch auch etwas von dem Zorn, der in Julius ſein ſoll, damit ich den Triumph haben kann, Dir ihn auszutreiben. Denn Zorn, wie gebildet er auch ſei, iſt doch immer eine Rohheit und Ungeſchlachtheit des Muthes, die durch die Liebe hinweggenommen werden muß.

Wie kann Julius nur am Ende einen Traktat mit der Eiferſucht ſchließen? auch nur mit ſolchen kleinen Anfällen von etwas Aehnlichem! Und wie kann einer Frau ſo etwas kommen, die es dahin gebracht hat, alles ſo groß und ſo nachläſſig zu nehmen! Aber freilich, ſo lange die Liebe des Mannes noch in einem Wechſel ihrer einzelnen Elemente beſteht, kann auch die Eiferſucht der Frau wol an ihrer Stelle ſein.

Wie ſchön iſt das überall angedeutet und durchgeführt, daß der Mann durch die Liebe an Einheit gewinnt, an Beziehung Alles deſſen, was in ihm iſt, auf den wahren und höchſten Mittelpunkt, kurz an Klarheit des Charakters; die Frau dagegen an Selbſtbewußtſein, an Ausdehnung, an Entwickelung aller geiſtigen Keime, an Berührung mit der ganzen Welt. Mir wenigſtens ſcheint dies ein ganz allgemeines Verhältniß zu ſein. Ihr bildet uns aus; aber wir befeſtigen Euch. Wunderlich kommt es immer heraus, wenn man das Umgekehrte annimmt; aber gar toll iſt jede Darſtellung, wo Männer und Frauen ſchon ganz vollendet und fertig die Liebe nur ſo finden, als eine Zugabe oder als den höchſten Gipfel der Glükſeligkeit. Da muß es freilich Intriguen und Kataſtrophen geben: denn was ſollte in dem Buche ſonſt ſtehn? Den armen Leuten ſcheint es eben auch im geiſtigen Sinne unzüchtig, zu zeigen, wie die Menſchen durch die Liebe gemacht werden.

Du kannſt Dir denken, wie ich dieſe Lehrjahre begriffen habe. Wie wunderſchön und klar iſt hier die Sehnſucht nach Liebe, die das Gemüth vernichten oder vollenden muß, und die Schmerzen, die ein Menſch, der zum höhern Leben beſtimmt iſt, zu leiden hat, ehe er geboren wird.

Auch die, welche Manches Andere verſtanden, haben das ſo gemein genommen, daß die Geliebte keinen Theil ihres Freundes dem Staat oder den Andern überlaſſen will; und es iſt doch ſo klar. Aber es giebt eben keine Worte, welche eben und dürftig genug für ſie wären. Ja, Friedrich werde Alles, was Du ſein kannſt, noch außerdem, daß Du der meinige biſt, den Freunden und der Welt. Aber überlaſſen? Nein! ich muß Alles, was Du ihnen giebſt, noch vollſtändiger haben, weil ich das Ganze habe; ich muß Dich überall verſtehen, wenn ich auch hie und da die Sachen nicht verſtehe. Und auch das ſoll ein Ende nehmen, und einen Krieg ſoll es gar nicht geben zwiſchen der Liebe und dem heldenmäßigſten oder wiſſenſchaftlichſten Leben.

Gott ſei Dank, ich weiß doch, daß es nichts iſt mit dieſer wunderlichen Ketzerei, die zwar nicht ausdrüklich behauptet, aber vernehmlich genug angedeutet iſt, als ob das ſchöne Band der Liebe ſich erſt dann in das heiligere einer wahren Ehe verwandelte, wenn die Liebenden ſich als Vater und Mutter begrüßen. Auch im Uebermaaß der ſchönſten und würdigſten Freude ſollte Niemand ſo etwas ſagen. Wie habe ich mich damit gequält, denn es liegt etwas in dem Gedanken. Aber als ich es mir aus tauſend Urſachen wahrſcheinlich gemacht hatte, und weinend vor dem heiligen Tempel ſtand, in den ich kaum hineinzugelangen hoffte, da fiel mir der köſtliche Augenblick ein, und die ſchönen Thränen der Freude, die Du dabei weinteſt, als ich Dir ſagte, daß, und wie ich Dich neben allen andern Lieben auch mit der einer zärtlichen Mutter liebte. Und mußt Du mich nicht auch väterlich lieben, da ich ja Deine ewige Schülerin ſein werde? und achteſt Du nicht ſchon lange die äußerlichen Dinge mehr als ſonſt meinetwegen? und treibt es Dich nicht eben ſo die unſterblichen Früchte zu tragen, welche Geiſt und Willkühr bilden? Und nun weiß ich wie es iſt. Es giebt freilich auch innerlich einen Unterſchied zwiſchen Liebe und Ehe, und in der erſten einen Brautſtand vor der lezten; aber in der Welt der Gefühle fängt nichts ſo grob an mit einer äußern Begebenheit oder einem ſichtbaren Zeichen. Die erſte Freude der Liebe weiß von gar keiner Sorge, das iſt die bräutliche Ruhe, in der ſie einander nur ſehen in ihrer göttlichen Unverlezlichkeit und Unſterblichkeit. Wenn aber die äußere Welt ihnen wieder aufgeht, und jeder Acht hat für den Andern, daß ſie ihn nicht unangenehm berühre, dann entſtehen alle Gefühle, welche die Liebe zur Ehe machen, denn alle Sorge iſt mütterlich und väterlich. Aber wie hinreiſſend und ſchön iſt nicht dieſe Begeiſterung von der höchſten Würde der Natur. Und doch wem das das einzige Heilige wäre in der Lucinde, das Einzige, wovon er zu reden wagte, der verdiente nicht es geleſen zu haben. Wer denſelben Geiſt nicht überall findet, hat ihn gewiß auch hier nicht entdeckt.

Der beklagt ſich, nicht ſingen zu können, der dieſes entzückende Duett gemacht hat? Alles, was noch in mir lebt von Muſik, hat es aufgeregt aus dem langen alten Schlummer. Es iſt zu ſchön und zu heilig, um nur davon zu reden, und wenn ich es vorläſe, würde michs verdrieſſen, wenn Jemand ein Wort darüber ſagte. Aber wie iſt der eine Ton hineingekommen, der mich ſo wunderbar ſtört? ich verſtehe ihn nicht. Macht er nicht für Jeden einen Mißlaut mit dem Grundton, der die Ewigkeit der Liebe verkündigt?

Ich meinte erſt mit dem Duett dürfe der Theil wol ſchließen; aber nein, die Tändeleien ſind dazu noch weit ſchöner. Welche Stimmung! Das beſänftigende Oel iſt ausgegoßen über das ſtürmiſche Meer, und nun bewegt ſich das Schifflein mit ſtiller Zuverſicht in der heiligen Umgebung. Ich kann Dir nicht beſchreiben, wie mir zu Muthe iſt; ich fühle in mir ſelbſt die Allgewalt der Liebe, die Gottheit des Menſchen und die Schönheit des Lebens. Die Metamorphoſen waren die erſte Geſchichte des liebenden Gemüths; dies iſt ſeine lezte Vollendung. „Dem Rhythmus der Geſelligkeit und Freundſchaft folgen, und keine Harmonie der Liebe ſtören": giebt es eine höhere Weisheit und eine tiefere Religion? kann man klarer das Geſez ausſprechen, nach dem wir das Leben abſpielen ſollen? Laß mich immer anbeten das köſtliche Werk, und den Dichter einkleiden als Prieſter der Liebe und der Weisheit.

Achter Brief.

An Eleonore.

Mir iſt doch noch Niemand vorgekommen, der den weſentlichen Unterſchied zwiſchen guten und ſchlechten Büchern, und daß er gar nicht nur im Grade beſteht, ſo praktiſch bewieſe als Du. Andere Menſchen ſuchen ſich gewöhnlich doch auch aus ſchlechten Büchern, wenn ſie ſich einmal mit ihnen abgeben müſſen, irgend etwas heraus oder hineinzuleſen, und unternehmen es ordentlich davon zu reden. Du hingegen brauchſt ſie immer nur zum Schimpf und Spott; aber für jedes ächte und ſchöne Werk der Kunſt haſt Du einen reinen Sinn. Und wie hat Dich dieſes von allen Seiten ergriffen und angeregt, Du liebes Geſchöpf, und was für ein köſtliches

Geſchenk haſt Du mir gemacht, indem Du mir ſo manchen freien Blick vergönnſt in die innerſten Tiefen Deines ſchönen Gemüthes! Du haſt mir die Unendlichkeit der Lucinde aufs neue bewieſen; denn ſo kann nur etwas afficiren, was nach innen zu unbegrenzt einen unerſchöpflichen Reichthum von Gedanken und Gefühlen enthält. Nächſtdem aber auch Deine eigne: denn das Neue, was ich in Dir entdecke, nimmt kein Ende, obgleich Nichts fremdes darin iſt. Beinahe möchte ich darüber klagen, daß es mit der Entdeckung der Verſchiedenheiten zwiſchen uns gar nicht fort will, die organiſchen ausgenommen, die wir von Anfang an kennen. In dem, was Du über die Lucinde ſagſt, habe ich eben auch keine gefunden; Du haſt mir nicht einmal die Beantwortung Deiner Fragen übrig gelaſſen, ſondern auch die ſelbſt übernommen. Ueber das Räthſel von der Freundſchaft kann ich nach meinem innerſten Gefühl keine andere Auflöſung geben als Du. Es iſt eben ſo, daß Ihr nur mit der Liebe und durch ſie alles Andere findet, und die Freundſchaft gehört auch zu den Ausdehnungen und Bereicherungen, zu denen Ihr erſt dann geſchikt werdet. Vor der Liebe ſcheint mir eine Freundſchaft zwiſchen Mann und Frau etwas unnatürliches und ein leeres, ja ſogar ſträfliches Unternehmen: denn warum ſoll nicht bei denen, die doch mit Verſuchen in der Liebe begriffen ſind, alles, was ſich von Natur dazu eignet, ein ſolcher Verſuch werden? Iſt es aber nicht ganz etwas Anderes, wenn irgendwo ſchon Liebe iſt? Es giebt wol wenig männliche Naturen edler Art, und ſie müſſen ſich in einem ſo außerordentlichen Zuſtande befinden als Julius, in denen Liebe aufkeimen könnte für eine Frau, die ſie vom erſten Augenblick an ſchon als ein fremdes Gut anſehn; wie aber eine ſolche Liebe, noch als Liebe zurükbleiben kann, nachdem eine beſſere und vollkommenere aufgegangen iſt, die von der ſchönſten Gegenliebe genährt wird, das iſt mir völlig unbegreiflich, und es giebt alſo für mich zwei Töne in dem ſchönen Duett, welche ich nicht faſſe. Haſt Du dieſen überhört, oder klingt er Dir heller? Dagegen kann ich ſehr gut begreifen, wie Freundſchaft zwiſchen Männern und Frauen entſtehen kann, welche ſchon lieben, und zwar nicht etwa nur in Ermangelung eines Beſſeren, ſondern ganz von Natur, mit voller Zuſtimmung des Herzens und ohne einige geheime Wünſche. Das begreift nun wieder Julius nicht. So ſind die Grenzen des Einzelnen in dieſem unendlichen Gebiet, welches Keiner ganz beſizt, und wo es ſchon eine ſeltene Gabe iſt, dasjenige nur zu erkennen und zu verſtehen, was außerhalb des Eignen liegt. Glaube nicht, daß ich Dich damit loben will; es iſt nichts Dir fremdes, was Du hier verſtehſt, Dein Gefühl und Dein grader Blick überfliegt nur Deine Erfahrung. Gewiß könnteſt Du, nun Du liebſt, Freundin eines Freundes ſein, und ich hoffe, Du wirſt es auch noch: denn Dein ſchönes Talent dazu darf nicht verloren gehn. Die vollkommene Symmetrie des Eigenthümlichen, das beſtändige Zuſammentreffen im Heiligſten und Schönſten von jedem Punkte aus, wirſt Du bei keinem Andern finden und ſollſt es auch nicht; das bleibt mein Vorrecht, in ſo fern ich zugleich Dein vertrauteſter Freund bin. Als innige Theilnahme am Werden und Handeln eines Andern, als unbegrenzte Offenheit in Deinen Gedanken darüber, als zarten Einfluß auf Gefühl und Willen durch weiſe und freigebige Mittheilung, als beſtändiges Beſtreben nicht eben das Weſen des Freundes durch das Deinige, ſondern ſeinen Zuſtand ſeinem Weſen gemäß zu ergänzen — ſo denke ich mir die Freundſchaft, welche zwiſchen Dir und einem andern Manne möglich wäre, und würde ſie nicht dieſen Namen verdienen? Ganz gleich könnte ſie freilich nicht ſein, wenn er nicht auch liebt, und ganz vollendet nicht, wenn ich ihn nicht auch an mich ziehe und Alles Eins wird. Möglich muß auch ein ſolches Glück ſein: denn man kann es ſich wirklich denken. Auch das iſt wol in der Ordnung, daß Du noch keine Freundin gehabt haſt, ehe Du liebteſt: aber wie liebenswürdig öfnet ſich jezt Dein Gemüth dieſem Gefühl, welches mir zur ſchönſten Vorbedeutung wird für unſere Zukunft! Das ſollſt Du mir aus der innerſten Tiefe der Weiblichkeit entwickeln, ſobald wir wieder mit Muße mit einander reden können.

Das wußte ich, daß neben der Liebe auch die wahrhaftige und ſchöne Moral Dich entzükken, und daß Du große Freude haben würdeſt, ſo manches auch über das Leben Dir recht aus der Seele geſchrieben zu finden. Und mit dieſer Sittlichkeit habe ich doch ſchon oft hören müſſen, wie ganz rechtliche und hübſche Leute meinten, der Julius ſei doch ein unbedeutender Menſch, und die Verwirrung, die ſeiner Volſendung voranging, ſchien ihnen nur Mangel an Kraft und Thätigkeit und ſträfliche Vernachläſſigung ſeiner ſelbſt und des Berufs. Der Menſch ſoll eben nicht Zeit haben, etwas zu ſuchen, am wenigſten ſich ſelbſt, und wenn er ſich gefunden hat, begreifen ſie auch nicht, warum er ſo ein Freudenfeſt anſtellt, als habe er eine nüzliche Entdeckung gemacht. So ſchreibet ſich allerdings ein guter Theil des Haſſes von der Moral her, und auch die Beſten haben nicht ſo viel Reſpekt vor der Poeſie, daß ſie die Ideen ihrer Aufmerkſamkeit würdigen ſollten, welche ein Kunſtwerk darſtellen will. Demnach denke ich, es ſoll auch von dieſer Seite nicht ganz verloren ſein. Wer nur wenigſtens für Eins von Beiden Sinn mitbringt, für wahre Sittlichkeit oder wahre Liebe, dem kann nun in dieſer Anſchauung ihrer innigen und nothwendigen Verbindung der Sinn für das Andere aufgehn.

So ſind wir natürlicher Weiſe in unſern Gedanken ganz zuſammengetroffen; wirſt Du das als eine Verſchiedenheit anſehn, daß ich Dir zu Deinen ſchönen Fantaſieen das Gegenſtück bringe, und ihr Ende ausſpreche, da Du nur den Anfang angedeutet haſt? Du vertiefſt Dich in die unendliche Wechſelwirkung unſerer Gefühle, die dadurch einander immer ähnlicher werden müſſen, daß jedes der Stoff iſt für das Andere. Hier in der Mitte bleibſt Du, und die iſt der eigentliche Anfang, der Anfang der Wahrnehmung und der Reflexion; die beiden Enden laſſen ſich nicht ausdenken. Die innige Gemeinſchaft wächſt ununterbrochen, und der Stoff für ſie geht niemals aus. Aber eben weil die Liebe die Gemeinſchaft unſeres Weſens ausmacht, muß ſie in Jedem ihren Urſprung haben; ob man ſie gleich nicht ſo weit verfolgen kann, weil, wie Du Eingeweihte ganz recht ſagſt, hier nichts mit einem ſichtbaren Zeichen anfängt. Der Augenblik, da die Liebe zuerſt ans Licht tritt, und Licht ſchafft aus dem innern Chaos, welches von nun an aufhört eines zu ſein, iſt eben ſo unerforſchlich und unbegreiflich, als jedes andere Entſtehen. Kennen wir doch beide den Zuſtand der Sehnſucht und des Liebenwollens, als das, was vor dem neuen Leben in uns war; und wie haſt Du mir ihn geſchildert, daß ich Dich noch immer dafür anbete! Aber wo haſt Du das hergenommen in der Lucinde? gerade aus der geheimnißvollſten und wunderbarſten Stelle, und im Grunde aus dem, wovor Du ſelbſt erſchrickſt. Sagt denn Julius, daß die Liebe Euch angeboren und urſprünglich wäre, und nur in Euch zur Vollendung käme? oder redet er nur von ihrem ſinnlichen Element? ich meine ſo, wie man es anſehen muß, nicht roh und für ſich, ſondern wie es ſich durch Reflexion wieder ausſcheiden läßt aus der Miſchung des Ganzen, nicht ohne Spuren ſeiner Vereinigung mit dem Entgegengeſetzten. Daß Ihr nun hier die Quelle ſeid, und wir aus Euch ſchöpfen müſſen, gründet ſich bloß auf die Vorausſetzung, daß die Liebe in Euch zu einem innigeren Ganzen gedeiht, daß Euch hierin natürlich iſt, was für uns das höchste faſt unerreichbare Ziel bleibt. Gott ſei Dank, daß Du es läugneſt, daß Du es troß aller Erfahrungen, die man darüber haben mag, nicht auf unſere Natur zurückwirfſt, und daß Du in mir dieſe Unvollendung nicht gefunden haſt, deren ſich Julius bewußt iſt. Sei auch nicht bange, meine ſüße Freundin, ich ſehe Dich immer ganz, und ſo kann nie Sinnlichkeit oder Leidenſchaft allein in mir ſein. — Denke nur wie viel geiſtige Erinnerungen bei uns an allem hängen, was die Liebe uns vergönnen kann, und wie Du und ich der Erinnerung pflegen. Damit Du Dich aber nicht auf unſer Eigenthümliches zu verlaſſen brauchſt, und aller zarten Sorge über mich enthoben werdeſt, will ich Dir ſagen, wie ich über die ganze Sache denke, oder vielmehr, ich will unſer gemeinſchaftliches Denken ordentlich ausſprechen. Die Liebe wächſt ins Unendliche dem Grade nach, das erfahren wir, wie Du weißt, täglich; ſie wächſt ebenfalls ins Unendliche ihrem Weſen nach, indem ihre Beſtandtheile ſich immer inniger verbinden und eins werden, und das erfahren wir auch, liebe Eleonore, wenn gleich jezt nicht mehr ſo merklich, als in der Zeit, da Du erſt zur Ruhe gebracht wardſt. Nun giebt es alſo zwei Wege, in der Liebe zur Vollendung zu kommen, weil dieſe beiden Fortſchritte doch nur ſelten oder nie gleichmäßig geſchehen können. Einige haben von Natur einen hohen Grad von Sehnſucht nach dieſem oder jenem Theil der Liebe, und ſo iſt die Liebe auch gleich ſtark, ſo bald ſie wirklich wird: aber ihre Elemente ſind nicht auch in demſelben Grade innig mit einander verbunden, ſie ſind ſich nur eines oder des andern bewußt, und die übrigen ſchlummern noch in dunklen Ahndungen. Jedes neue, welches ſie finden, wird auch bald mächtig, aber je ſtärker jedes für ſich iſt, deſto langſamer verſchmelzen ſie in einander; alſo ſtreiten ſie um die Herrſchaft und wechſeln. So werden ohne Unterſchied des Geſchlechts alle heftige Naturen ihre Bahn vollenden, nicht ohne groſe Erſchütterungen. Iſt ſie dieſer Erſchütterungen wegen die bedenklichere, ſo laß uns dafür geſtehen, daß ſie gewiſſermaßen die natürlichere iſt: denn das menſchliche Geſchlecht ſelbſt iſt ſie gegangen. Andere haben von Natur mehr ein zartes Gefühl für den wahren und höchſten Charakter der Liebe; was ſie fühlen, iſt das Bedürfniß, die verſchiedenen Gefühle, die nur ſchwach und als Ahndung in ihnen vorhanden ſind, aufs innigſte zu verbinden. So wächſt die Ahndung und die Hofnung mit dem Menſchen ſelbſt bis zum Finden des Gegenſtandes. Dann iſt die Liebe, nicht ihrer Unendlichkeit, aber doch ihrem wahren Weſen nach, gleich ganz da, nicht als etwas wunderbares — man weiß, daß ſie ſich lange geregt hat — aber als etwas Neues, nie geſehenes, anbetungswürdiges. Ihre einzige Unruhe iſt nur, ob auch Alles ſo iſt, wie ſie meinen, und ob das Gefühl von der Uebereinſtimmung ihres Bewußtſeins mit ihrer Idee nicht eine Täuſchung iſt.

Darum ſehen ſie manchmal mit ſchüchternem Zagen oder ſchwerfälliger Bedenklichkeit den einzelnen Aeußerungen der Liebe zu, bis auch das Alles überwunden iſt. Dann bleibt ihnen nichts übrig, als im ſchönſten Genuß und im freieſten Spiel ins Unendliche wachſen zu laſſen, was die Götter ihnen gegeben haben. Trokne Worte ſind es, in denen ich das Reſultat Deiner zarten Beobachtungen über uns beide und meiner Gedanken Dir da mittheile, Du mußt ſie verſtehen und würdig ausbilden. Du weißt nun, was Du nicht zu beſorgen haſt, denn Du weißt, wohin wir gehören. Aber liebe Geliebte, Vollendung iſt auch für die Liebe nur im Tode, und ſo werden jenen immer noch bisweilen die Elemente der Liebe als Wechſel erſcheinen, und eine Frau, die ſelbſt dieſen Weg ging, oder den Geliebten ihn gehn ſah, wird nicht davor erſchrecken, ſondern durch ſich ſelbſt den Zuſtand des Augenbliks ergänzen. Und Du leiſes nachdenkliches Gemüth, wirſt noch lange den Probirſtein nicht aus der Hand legen, und immer ſtreichen und vergleichen, wenn von den unendlich vielen Erſcheinungen der Liebe eine neue in uns aufgeht; und ich werde doch immer glauben und wiſſen, daß Du im Klaren biſt über uns und Alles. Das iſt das Prognoſtikon mehrerer Liebe; aber was für eins ſtellſt Du ihr nach außen, in der Begeiſterung, in welche die Lucinde Dich geſezt hat! Wir ſollten unſre Geſchichte und unſere Anſchauungen zu einem Gegenſtück verarbeiten? Dein Gedächtniß wäre dazu vortreflich; aber wo iſt mir die Kunſt? Betrachte nur, wie reich daran dieſes Werk iſt, und laß ihr Gerechtigkeit widerfahren, in Abſicht auf den Antheil, den ſie hat an der großen Wirkung auf Dich. Es iſt eine ſchöne Fantaſie, und ich will Dich nicht darin ſtören; ich will nur ausſprechen, daß ſie zu denen gehört, welche Fantaſie bleiben müſſen. Die Liebe iſt ſelten; aber Werke wie dieſes müſſen noch ſeltner ſein. Denn ihnen muß wirklich gefuhlte Liebe zum Grunde liegen, ſonſt würde ihnen der lebendige Hauch, die zarte Beweglichkeit und die ſtrenge Richtigkeit fehlen, wodurch dieſes für uns ſo reizend wird: aber nicht jeder Liebe folgt auch die Kunſt, nicht jeder Pfeil, den der Sohn der Venus Urania abſchießt, verwandelt ſich in einen Griffel. Einen großen freien Stil des Denkens und Lebens haben wir uns ſelbſt gebildet, und ein zartes bewegliches Herz haben uns die Götter gegeben. So laß uns handelnd, wie wir biſher thaten, die ſchöne Vereinigung der Selbſtſtändigkeit und der Liebe darſtellen. Was von Poeſie in uns iſt, iſt doch wol nur die unmittheilbare der Natur und des Herzens, die für uns immer die Quelle des Zarteſten und Schönſten im Leben ſein wird, aber ſich doch weigert, in die Welt hinaus zu gehn. Pflegt ſie als mein liebſtes Eigenthum in Dir, und wiſſe, daß ich bald wiederkomme, Momente mit Dir zu leben, welche verdienten, gedichtet zu werden.

Neunter Brief.

An Erneſtine.

Zürne nur nicht, liebe Schweſter, daß ich Dir ſo unendlich lange nicht geſchrieben habe. Dafür ſchicke ich Dir jezt das neueſte Stück des Athenäums mit, welches ſo eben die Preſſe verläßt, und worin Du gar herrliche Sachen finden wirſt. Heute ſage ich Dir nichts darüber, denn ich will nicht wieder Einleitungen zu deiner Lektüre machen; das reizt Dich nur, wie ich bemerkt habe, zur Polemik und nimmt Dir deine Unbefangenheit. Nur ſo viel, daß ich Dir die Stanzen an Heliodora, und die angeſtrichenen Stellen in den Ideen zur Beherzigung empfehle, um vorläufig inne zu werden, wie unrecht Du in einer Deiner Haupteinwendungen gegen die Lucinde, wenigſtens dem Verfaſſer, gethan haſt, wenn Du anders, wie es ſcheint auch an ihn dachteſt. Du mußt aus den Stanzen — die Dir hoffentlich auch in anderer Rükſicht merkwürdig ſein werden — erſehen, wie groß er ſich die Wirkungen der Liebe denkt, und was kann ſtärker und eigenthümlicher über ihre Kraft geſagt werden, als daß ſich um eine liebende Frau, und nur um ſie, eine Familie bildet, in dem tieferen Sinne, wie das heilige Wort hier genommen iſt? Aber Du haſt doch auch dem Buche ſehr Unrecht gethan, wenn Du meinſt, es ſei zu wenig äußere Welt darin als Objekt der Thätigkeit. Sobald vom Leben die Rede iſt, gebe ich Dir unbedingt recht, daß ein Mann, dem ſich eine Frau ergab, ſich aus der bürgerlichen Welt, wie ſchlecht ſie auch iſt, nicht ausſchließen darf, und es fortdauernd zu wollen, wäre allerdings eine wunderliche Geſinnung; aber dieſe iſt ja nirgends weder angeprieſen noch ausgedrükt. Es iſt nur abſtrahirt von der bürgerlichen Welt und ihren Verhältniſſen, und das iſt doch, weil ſie ſo ſehr ſchlecht ſind, in einem der Liebe geheiligten Kunſtwerk ſchlechterdings nothwendig. Bilde

Dir doch nicht ein, daß alle Verwicklungen, Ge
müthsbewegungen und Thaten, welche darau
hervor gehen können, im Stande wären, die Lieb
zu erläutern oder zu verherrlichen, und daß e
deshalb der Mühe lohnen könne, das Gemein
und Unwürdige mit auf den Schauplatz zu brin
gen, und mache Dir den Unterſchied zwiſchen ei
nem Roman und einer Novelle recht klar, un
beſtimmt zu wiſſen, was Du von jedem fodern
darfſt. Faſt wäre ich in Verſuchung, um ih
recht ſchneidend aufzuſtellen, Dir etwas ſehr ſtar
kes zu ſagen, Du mögteſt mich aber zu ſehr ver
ketzern, und ich will es lieber darauf ankommen
laſſen, ob Du es ſelbſt findeſt. Viel zu gering
ſchätzig aber ſprichſt Du von dem, was die Liebe
auf Julius Kunſt gewirkt hat, und haſt das Beſt
darin gewiß überſehen. Du mußt Dir dieſen
Gegenſtand mehr entfremden, ſo wirſt Du ſehen,
daß mit wenigen Worten viel geſagt iſt. Und
ohne Dich etwas mit der Kunſt zu befaſſen und
das Maaß Deines Sinnes dafür überall zur Hand
zu haben kannſt Du auch ſonſt gar vieles nicht
verſtehen. Es iſt eine Eigenheit, die durch das
ganze Buch hindurchgeht, daß der Verfaſſer in
ſeiner Charakteriſtik, die mehr als angedeutet ſein
ſoll, zur Ruhe kommt, ohne zugleich die Werke,

die ein Jeder macht, von welcher Art ſie auch ſein mögen, zu ſchildern, und iſt dies nicht eine ganze Seite eines Menſchen, die ſonſt mit Stillſchweigen übergangen wird? Deshalb muß auch Lucinde eine Künſtlerin ſein. Ich mache Dich hierauf nur aufmerkſam, es muß Dir nun, wenn Du es verfolgſt, von ſelbſt eine Menge von neuen Anſichten geben. Freilich iſt Dir und mir und gewiß den meiſten Leſern das Verſtehen dieſes Elementes dadurch nicht wenig erſchwert, daß gerade die bildende Kunſt gewählt iſt, für die es wenig Sinn unter uns giebt, und noch weniger Kenntniſſe darin. Dies mag aber eine unumgängliche Nothwendigkeit geweſen ſein, und wenigſtens hat es groſe Vortheile gewährt. Bedenke nur das Eine, daß nun alle Poeſie in Julius und alle Annäherung dazu ſchlechthin als Werk der Liebe anzuſehen iſt, und erwäge bei Dir ſelbſt die Seltenheit dieſer Vereinigung. Schon das wird Dich einſehen machen, daß er nicht füglich ſchon vor der Liebe die Poeſie haben durfte. Wollteſt Du etwa lieber, daß ihm Muſik oder Mimik zugetheilt worden wäre? Die erſte wäre gewiß eben ſo ſchwierig zu behandeln geweſen, und die lezte iſt ja in der Wirklichkeit, über welche doch nicht prophetiſch hinausgegangen werden kannte, von Gemeinheit ſo dicht umgeben, daß auch ein groſſer Meiſter ſie nur parodiſch hat behandeln können, und daß ihre Einführung noch ärger geweſen wäre als das Verſenken des Ganzen in die gemeine bürgerliche Welt. Und auch die geſellige Wirkung der Liebe iſt ja nicht übergangen. Siehſt Du denn nicht die gute Geſellſchaft im Begriff gemacht zu werden? Faſſe Deine Seele nur ein wenig in Geduld. Und ſiehſt Du nicht den Unterſchied in der Art wie jezt die Menſchen auf Julius wirken und er auf ſie? Das iſt nur eine wunderliche Verwöhnung, daß Du die äußeren Begebenheiten alle mit haben willſt, um die Lücken in der Charakteriſtik daraus zu ergänzen, eine Verwöhnung die nur aus der Schlechtigkeit der bisherigen Romane entſtanden iſt, und zu unnützen Spizfindigkeiten und leeren Unterſuchungen führt, weil Begebenheiten allemal vieldeutig und unendlich ſind. Wenn Du nun wüßteſt, wie ſo und warum Julius bald hier iſt und bald da, würden Dir nicht ſtörende Fragen entſtehn über das Sollen, und über das, was er möglicher Weiſe hätte thun können? worauf doch gar nichts ankommt. Iſt Dir nicht der zweite Brief unendlich mehr werth, als die tragiſchſte Schilderung dieſer gefährlichen Krankheit? Hätte ich mit einer ſolchen dies reine aus einem Stück gegoſſene Gemälde des Eindrukes vereinigen laſſen? und wäre es nicht ganz verkehrt, jene zu geben und dieſes dem Leſer zu überlaſſen? Es wäre Unrecht, wenn ich darüber noch ein Wort verlöre. Nur darauf muß ich Dich führen, daß Du überhaupt die Wirkung der Liebe zu ſehr aus dem weiblichen und zu wenig aus dem männlichen Standpunkt angeſehen haſt. Du mußt ſie mehr nach innen zu ſuchen. Daß die Verwirrung gelöſt und in einem zerſtörten Gemüth Harmonie und Ruhe hervorgebracht wird, das iſt doch bei Gott das Größte und Würdigſte, was die Liebe auf einen Mann wirken kann; das lies Dir doch ja recht heraus. Dies und das Werden der Poeſie ſind Haupt-Effekte, und Du wirſt auch immer entſprechende Gegenſtücke für jedes finden, und daraus vielleicht am beſten die nothwendige Anordnung des Ganzen und den innern Zuſammenhang der Theile erkennen; ſo wenigſtens ſcheint es mir.

Indeß läugne ich Dir nicht, daß auch ich Manches, was gar ſehr nach innen zu geht, zu wenig angedeutet finde. Guido und Antonio ſtehn da, wie ein Paar Hieroglyphen in einer leſerlichen ſchönen Schrift: man ſieht ihnen an, daß ſie nicht Schnörkel ſind, aber man verſteht ſie nicht. Ich möchte es eine Unzüchtigkeit der Form nennen, die Fantaſie ſo aufzuſpannen und zu quälen. Auch ſonſt magſt Du hie und da Recht haben, was zum Beiſpiel das Theoretiſiren betrift. Nur geſtehe doch ein, daß es ſo iſt, wie es einem Künſtler, dem alles Kunſt werden muß, gar wohl ziemt, und daß ſein Denken doch auch zu dem gehört, was dargeſtellt werden ſoll. Weißt Du das anders zu machen? Und nun laß in Gottes Namen dieſe polemiſchen Anſichten und Betrachtungen ruhen, die doch immer nur auf dieſes und jenes gehen und die Anſicht des Ganzen verhindern. Es iſt wohl immer beſſer, ſie zuerſt abzumachen, als bis zulezt zu verſparen; aber abgemacht laß ſie nun auch ſein, und genieße nicht etwa noch einmal, ſondern immer wieder die hohe Schönheit und Poeſie des vortreflichen und einzigen Werkes. Ich habe mich allem Streiten darüber ſchon längſt entzogen, und es dem ſtillen unerſchöpflichen Genuß und der einſamen andächtigen Betrachtung geweiht, für die es gemacht iſt.

Jena,
gedruckt bei Frommann und Weſſelhöft.

41
118

Die
Weihnachtsfeier

Ein Geſpräch.

Von
Friedrich Schleiermacher.

Halle 1806,
bei Schimmelpfennig und Kompagnie.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die
Weihnachtsfeier
ein Geſpräch.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Der freundliche Saal war feſtlich aufgeſchmükkt, alle Fenſter des Hauſes hatten ihre Blumen an ihn abgetreten; aber die Vorhänge waren nicht herunter gelaſſen, damit der hereinleuchtende Schnee an die Jahrszeit erinnern möchte. Was von Kupferſtichen und Gemälden ſich auf das heilige Feſt bezog, zierte die Wände, und ein Paar ſchöne Blätter dieſer Art waren das Geſchenk der Hausfrau an ihren Gatten. Die zahlreich und hoch geſtellten durchſcheinenden Lampen verbreiteten ein feierliches Licht, welches doch zugleich ſchalkhaft mit der Neugierde ſpielte. Denn die bekannten Dinge zeigte es deutlich genug; das Fremde aber und

Neue konnte nur langſam und bei genauer Betrachtung recht beſtimmt wahrgenommen werden. So hatte es die heitere und verſtändige Erneſtine angeordnet, damit nur allmählig die halb im Scherz halb ernſthaft aufgeregte Ungeduld ſich befriedigte, und die bunten kleinen Gaben noch ein Weilchen von einem vergrößernden Schimmer umgeben blieben.

Alle nämlich, die den eng verbundenen Kreis bildeten, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen hatten es diesmal ihr übertragen, das, womit ſie einander erfreuen wollten, einem Jeden zuſammenzuſtellen, und ſo was vereinzelt unſcheinbar würde, zu einem ſtattlichen Ganzen zu ordnen. Nun hatte ſie es vollbracht. Wie man in einem Wintergarten zwiſchen den immergrünen Stauden die kleinen Blüthen des Galanthus und der Viole noch unter dem Schnee oder unter der ſchirmenden Dekke des Mooſes hervorholen muß: ſo war Jedem ſein Gebiet durch Epheu, Myrthen und Amaranthen eingehegt, und das zierlichſte lag unter weißen Dekken oder bunten Tüchern verhüllt, indeß die größeren Geſchenke rund umher oder unter den Tafeln mußten aufgeſucht werden. Die Namenszeichen fanden ſich mit eßbaren Kleinigkeiten geſchrieben auf den Dekken, und Jedem lag nun ob, zu den einzelnen Gaben den Geber aufzufinden. Die Geſellſchaft wartete in den anſtoßenden Zimmern, und die Ungeduld gab dem Scherz, der unterdeß getrieben wurde, einen leichten Stachel. Unter dem Vorwande zu errathen oder zu verrathen, wurden Gaben erſonnen, deren Beziehung auf kleine Fehler und Gewohnheiten, auf luſtige Vorfälle und lächerliche Mißverſtändniſſe oder Verlegenheiten nicht zu verkennen waren; und wem ein kleiner Streich dieſer Art geſpielt war, der ſäumte nicht, ihn nach allen Seiten hin zu erwiedern. Nur die kleine Sofie ging in ſich gekehrt mit den größten ihrer Schrittchen auf und ab, und war den muthwillig durch einander laufenden und redenden mit ihrer unruhigen Gleichförmigkeit faſt eben ſo ſehr im Wege, als dieſe ihr. Endlich fragte Anton ſie mit verſtellter Verdrüßlichkeit, ob ſie nicht jezt alle ihre Geſchenke gern hingeben würde für ein Glas, welches ihr vergönnte, durch die verſchloſſnen Thüren zu ſchauen. — Wenigſtens, ſagte ſie, thäte ich das eher als du. Denn du biſt gewiß mehr eigennüzig als neugierig, und glaubſt wol ohnedies, daß die Strahlen deiner wunderbaren Klugheit durch keine Thür aufgehalten werden. Und nun ſezte ſie ſich in den dunkelſten Winkel, und wiegte das Köpfchen bedachtſam in den aufgeſtüzten Händen.

Nicht lange ſo öffnete Erneſtine die Thüre, an der ſie angelehnt ſtehen blieb. Allein anſtatt daß die muntere Schaar begierig, wie man erwarten ſollte, zu den beſezten Tafeln geeilt wäre, wendeten ſich in der Mitte des Saales, wo man das Ganze überſchauen konnte, alle Blikke auf ſie. So ſchön war die Anordnung und ein ſo vollkommner Ausdrukk ihres Sinnes, daß unbewußt und nothwendig Gefühl und Auge zu ihr hingezogen wurden. Halb im Dunkel ſtand ſie da, und gedachte ſich unbemerkt an den geliebten Geſtalten und an der leichten Freude zu ergözen: aber ſie war es, an der ſich alles zuerſt ergözte. Als hätte man das übrige ſchon genoſſen, und als wäre ſie die Geberin von Allem, ſo ſammelte man ſich um ſie her. Das Kind umfaßte ihre Knie und ſchaute ſie mit den großen Augen an, ohne Lächeln aber unendlich lieblich; die Freundinnen umarmten ſie; Eduard küßte ihr ſchönes heruntergeſchlagenes Auge, und wie es Jedem geziemte, wurde ihr von Allen die herzlichſte Liebe und Andacht bezeugt. Sie mußte ſelbſt das Zeichen geben zur Beſiznehmung. — Wenn ich es Euch zu Dank beſtellt habe, ihr Lieben! ſagte ſie, ſo vergeßt nur nicht über dem Rahmen das Bild, und bedenkt, daß ich nur den feſtlichen Tag und Eure fröhliche Liebe geehrt habe, deren Zeichen Ihr mir anvertrautet. Kommt nun, und ſehe Jedes, was ihm beſchert iſt, und wer nicht verſtändig zu rathen weiß, laſſe ſich geduldig auslachen. — Auch fehlte es hieran nicht. Zwar die Frauen und Mädchen riefen mit großer Zuverſicht zu einer jeglichen Gabe den Geber aus, ſo daß ſich keiner verläugnen konnte, aber die Männer begingen viele Mißgriffe, und nichts war luſtiger und verdrüßlicher, als wenn ſie über ihre Vermuthung ſchon einen wizigen Einfall ausgeſtellt hatten, und dieſer dann wie ein ſchlechter Wechſel mit Proteſt zurükkgeſchikkt wurde. — Es muß ſich wol ziemen, ſagte Leonhard, wenn gleich es uns mit Recht immer verdrießt, daß die Frauen in dieſen lieblichen Kleinigkeiten uns ſo weit an Scharfſinn übertreffen. Denn wie ihre Gaben weit mehr als die unſrigen durch ihre Bedeutung die feinſte Aufmerkſamkeit verrathen, und wir dieſe ſchöne Frucht ihres Talentes genießen: ſo müſſen wir uns auch jene andere Wirkung deſſelben gefallen laſſen, wiewohl ſie uns etwas in den Schatten ſtellt. — Zu gütig, entgegnete Friederike, es iſt gar nicht ſo allein unſer Talent; ſondern, wenn es zu ſagen erlaubt iſt, eine gewiſſe Ungeſchikktheit in Euch Männern kommt uns auch nicht wenig zu Hülfe. Ihr liebt gar ſehr die geraden Wege, wie es auch den Machthabern geziemt, und Eure Bewegungen, wenn Ihr auch gar nichts damit zu ſagen gemeint ſeid, ſind doch von einer ſo verrätheriſchen Verſtändlichkeit, wie etwa auf dem Schachbrett die Entwürfe desjenigen, der es nicht unterlaſſen kann die bedenklichen Steine des Gegners prüfend zu berühren, und mit unreifem Entſchluß ſeine eigenen ſechs mal zu heben, ehe er einmal zieht. — Ja, ja! entgegnete Ernſt ehrlich lächelnd und verſtellt ſeufzend, es bleibt wol bei dem, was der alte Salomon ſagt: den Mann hat Gott aufrichtig geſchaffen, aber die Weiber ſuchen viel Künſte. — So habt Ihr doch den Troſt, ſprach Karoline, uns nicht verderbt zu haben durch die moderne Artigkeit. Vielleicht mag wol gar beides eben ſo ewig ſein als nothwendig; und wenn etwa Eure ehrliche Einfalt die Bedingung unſerer Schlauheit iſt, ſo beruhiget Euch damit, daß vielleicht auf einer andern Seite unſere Beſchränktheit ſich eben ſo verhält zu Euren größeren Talenten.

Indeß waren die Geſchenke näher betrachtet worden, und zumal was eigne weibliche Arbeiten waren in Stikkerei und feiner

Nähkunſt, wurde von ihnen allen mit Kunſtverſtand geprüft und gelobt. Sofie hatte zuerſt nur einen flüchtigen Blikk auf ihre eigenen Schäze geworfen, und war gleich bald hier bald dort bei Allen umhergegangen, alles neugierig beſchauend und eifrig rühmend, vor allen Dingen aber anſehnliche Bruchſtükke von den zerſtörten Namenszeichen einbettelnd. Denn an Süßigkeiten aller Art iſt ſie unerſättlich, und liebt große Vorräthe davon zu beſizen, zumal wenn ſie ſie auf dieſe Weiſe zuſammenbringen kann. Erſt nachdem ſie ihre Reichthümer mit einem ſolchen Magazin vermehrt hatte, fing ſie an, ihre Geſchenke genauer zu betrachten, und ging nun wieder zeigend und triumfirend mit jedem einzelnen Stükke beſonders umher, gleich von jedem, wie es ſich thun ließ, Gebrauch machend, um dadurch die Vortrefflichkeit der Gaben am ſicherſten zu beweiſen. — Aber das Beſte ſcheinſt

Du gar nicht zu achten, erinnerte die Mutter. — O ja! einzige Mutter, ſagte das Kind, ich habe nur noch nicht Herz dazu; denn iſt es ein Buch, ſo hilft es mir nicht, ob ich hier hinein ſehe: ich muß mich hernach in das Kämmerchen verſchließen, um es dort auch zu genießen. Hat mir aber Jemand, denn Du biſt es ſicher nicht geweſen, einen ernſthaften Scherz gemacht mit Muſtern und Anleitungen zu allerlei Strikken und Stikken und andern Herrlichkeiten: ſo verſpreche ich Dir ſo gewiß ich kann, ſie im neuen Jahre recht fleißig zu gebrauchen: aber nur jezt will ich es noch nicht wiſſen. — Schlecht gerathen, ſprach der Vater, dergleichen iſt es nicht, denn Du willſt noch nicht verdienen ſo etwas zu beſizen; aber es iſt auch kein Buch, womit Du dich, um es ſeiner Beſtimmung gemäß zu genießen, in die Kammer zurükkziehn könnteſt. — Nun zog ſie es mit der größten Begierde hervor auf die Gefahr einen großen Theil ihrer Vorräthe zu verſchütten, rief mit einem lauten Schrei aus, Muſik! und umherblätternd, o große Muſik! Weihnachten für ein ganzes Leben! ihr ſollt ſingen, Kinder, die herrlichſten Sachen. Nun las ſie die Ueberſchriften von größtentheils religiöſen Kompoſizionen, alle in Bezug auf das liebliche Feſt, lauter vorzügliche und zum Theil auch alte ſeltene Sachen. Sogleich lief ſie nun zum Vater hin, um in leidenſchaftlicher Dankbarkeit ihn mit Küſſen zu überdecken.

Bey der ſchon erwähnten Abneigung gegen weibliche Arbeiten, zeigt das Kind ein entſchiedenes Talent zur Muſik; aber auch eben ſo beſchränkt als groß. Zwar ihr Sinn iſt keinesweges beſchränkt; ſondern ſie hat herzliche Freude an allem Schönen, auf jedem Gebiet dieſer Kunſt. Nur ſelbſt ausüben mag ſie nicht leicht etwas, als was im großen Kirchenſtil geſezt iſt. Man darf es ſchon ſelten für ein Zeichen einer rein fröhlichen Stimmung halten, wenn ſie halb laut ein leichtes luſtiges Liedchen trillert. Geht ſie aber ans Inſtrument, und ſezt ihre Stimme, die ſich zeitig zur Tiefe neigt, ordentlich in Bewegung: ſo iſt es immer nur jene große Gattung. Hier weiß ſie jedem Tone ſein Recht anzuthun, jeder tritt mit kaum ſich losreißender Liebe von dem Andern heraus, und ſteht dann doch ſelbſtſtändig da in gemeßner Kraft, und räumt dann wieder, wie mit einem frommen Kuſſe, dem nächſten ſeine Stelle. Auch wenn ſie allein zur Uebung ſingt, bezeigt ſie ſo viel Achtung für die andern Stimmen, als ob ſie ebenfalls gehört würden: und ſo ſehr ſie auch oft ergriffen iſt, ſo ſtört doch nie eine Art von Uebermaaß den Wollaut des Ganzen. Man kann es kaum anders nennen, auch ganz abgeſehen von den Gegenſtänden, als daß ſie mit Andacht ſingt, und jeden Ton mit demüthiger Liebe wartet und pflegt. Wie nun Weihnachten recht eigentlich das Kinderfeſt iſt, und ſie ganz beſonders darin lebt: ſo konnte ihr kein lieberes Geſchenk erſcheinen, als eben dieſes.

Sie ſaß eine Weile in das Anſchaun der Tonzeichen vertieft, griff die Töne auf dem Buch, und ſang in ſich hinein ohne Laut, aber mit ſichtlicher Bewegung der Muſkeln und mit lebhaften Geberden. Dann ſprang ſie plötzlich hinaus, kehrte aber bald zurück und ſagte: Nun laßt aber alles Beſehen und Beſprechen, und kommt bey mir zu Gaſte drüben. Ich habe ſchon alles angezündet; der Thee iſt auch bald bereitet, und alſo iſt jezt die bequemſte Zeit. Ich durfte Euch nichts ſchenken, wie Ihr wißt und geſehen habt; aber auf ein Schauſpiel Euch einzuladen, iſt mir nicht verboten. Man hatte ihr nämlich die Bedingung gemacht, ſie ſollte mit unter die Zahl der Schenkenden aufgenommen werden, ſobald ſie eine fehlerfreie zierliche Arbeit als erſte Gabe darbringen könnte. Dies hatte ſie noch nicht vermocht, aber ſie wollte ſich doch auf irgend eine Weiſe ſchadlos halten. Nun beſizt ſie eines von jenen kleinen künſtlichen Spielwerken, auf denen urſprünglich durch kleine bewegliche geſchnizte Figuren unter angemeſſenen Umgebungen die Geſchichte des Tages ſoll dargeſtellt ſeyn, die aber gewöhnlich ſo gut als ganz verdrängt wird, durch eine Menge von ungehörigen abgeſchmackten Zuthaten, welche man anbringt, um dem einfältigen Mechanismus möglichſt viel buntſcheckige Verrichtungen zu geben, dies hatte ſie gereinigt, in Stand geſetzt, hie und da verbeſſert, und es war nun in ihrer Kammer recht vortheilhaft aufgeſtellt und erleuchtet. Auf einer ziemlich großen Tafel waren mit leiblichem Geſchikk in freier Verwirrung und von wenigen Epiſoden unterbrochen viele wichtige Momente aus der äußeren Geſchichte des Chriſtenthums dargeſtellt. Durch einander ſah man da die Taufe Chriſti, Golgatha und den Berg der Himmelfahrt, die Ausgießung des Geiſtes, die Zerſtörung des Tempels und Chriſten die ſich mit den Sarazenen um das heilige Grab ſchlagen, den Pabſt auf einem feierlichen Zuge nach der Peterskirche, den Scheiterhaufen des Huß, und die Verbrennung der päbſtlichen Bulle durch Luther, die Taufe der Sachſen, die Miſſionarien in Grönland und unter den Negern, den Herrnhutiſchen Gottesakker und das Halliſche Waiſenhaus, welches der Verfertiger, wie es ſchien, als das lezte groſe Werk einer religiöſen Begeiſterung angeſehen hatte. Mit beſonderem Fleiß hatte die Kleine überall Feuer und Waſſer behandelt, und die ſtreitenden Elemente recht herausgehoben. Die Ströme floſſen wirklich und das Feuer brannte, und ſie wußte mit großer Vorſicht die leichte Flamme zu unterhalten und zu hüten. Unter allen dieſen ſtark hervortretenden Gegenſtänden ſuchte man eine Zeitlang die Geburt ſelbſt vergeblich; denn den Stern hatte ſie weislich zu verſtekken geſucht. Man mußte den Engeln und den Hirten nachgehn, die auch um ein Feuer verſammelt waren, man öffnet eine Thüre ganz in der Wand des Bildwerkes, das Haus war nur als Dekoration aufgetragen, und man erblikkt in einem Gemach, das alſo eigentlich außerhalb liegt, die heilige Familie. Alles iſt dunkel in der ärmlichen Hütte, nur ein verborgenes ſtarkes Licht beſtrahlt das Haupt des Kindes, und bildet einen Widerſchein auf dem vorgebeugten Angeſicht der Mutter. Gegen die wilden Flammen draußen verhielt ſich dieſer milde Glanz wirklich wie himmliſches

Feuer gegen das irdiſche. Auch pries Sofie dies ſelbſt mit ſichtlicher Zufriedenheit als ihr höchſtes Kunſtſtükk; ſie dünkte ſich dabei ein zweiter Correggio und machte ein großes Geheimniß aus der Veranſtaltung. Nur, ſagte ſie, habe ſie bis jezt noch vergeblich darauf geſonnen, auch einen Regenbogenſchein hineinzubringen, weil doch, ſprach ſie, der Chriſt der rechte Bürge iſt, daß Leben und Luſt nie mehr untergehen werden in der Welt. Sie kniete einige Augenblikke, das Köpfchen reichte nur eben auf den Tiſch, vor ihrem Werk, unverwandt in das kleine Gemach hineinſchauend. Plözlich ward ſie gewahr, daß die Mutter grade hinter ihr ſtehe: ſie wendete ſich zu ihr ohne ihre Stellung zu ändern, und ſagte innig bewegt, o Mutter! Du könnteſt eben ſo gut die glükliche Mutter des göttlichen Kindleins ſein, und thut es Dir denn nicht weh, daß Du es nicht biſt? Und iſt es nicht deshalb, daß die Mütter die Knaben lieber haben? Aber denke nur an die heiligen Frauen, welche Jeſum begleiteten, und an Alles, was du mir von ihnen erzählt. Gewiß, ich will auch eine ſolche werden, wie du eine biſt. Die gerührte Mutter hob ſie auf und küßte ſie. Die Andern betrachteten indeß einzeln dies und jenes. Beſonders ernſthaft ſtand Anton davor. Er hatte ſeinen jüngeren Bruder neben ſich, und zeigte dieſem erklärend, mit der weitſchweiſigen pathetiſchen Eitelkeit eines Cicerone, alles was er wußte. Der Kleine ſchien ſehr aufzumerken, verſtand aber gar nichts, und wollte immer zwiſchen durch in das Gewäſſer greifen und nach den Flammen, um ſich zu überzeugen, ob ſie auch wahrhaſt wären und keine Täuſchung. Während die Meiſten noch hier beſchäftigt waren, ließ Sofie nicht ab mit leiſen Bitten beim Vater; er mußte ſich mit Friederike und Karoline in das andere Zimmer ziehn laſſen, leztere ſezte ſich ans Klavier, und ſie ſangen zuſammen das Chor: „Laſſet uns ihn lieben“, und den Choral: „Willkommen in dem Jammerthal“, und noch einiges aus Reichardts trefflicher Weihnachts-Cantilene, wo die Freude und das Gefühl der Errettung und die demüthige Anbetung ſo ſchön ausgedruckt iſt. Bald hatten ſie Alle zu andächtigen Zuhörern, und als ſie geendet hatten, geſchah es, wie immer, daß religiöſe Muſik zuerſt eine ſtille Befriedigung und Zurükgezogenheit des Gemüthes bewirkt. Es gab einige ſtumme Augenblikke, in denen aber Jeder wußte, daß eines Jeden Gemüth liebend auf die Uebrigen und auf etwas noch Höheres gerichtet war. Der Ruf zum Thee verſammelte bald wieder Alle im Saale, nur Soſie blieb noch lange in emſiger Uebung am Klavier, und kam nur ſchnell und ohne große Theilnahme ab und zu, ihren Durſt zu löſchen.

Man ging auf und nieder, und beſchäftigte ſich noch einmal mit den Geſchenken. Sie ſchienen nun erſt, nachdem etwas anderes vorgegangen war, recht in den Beſiz ihrer neuen Eigenthümer übergegangen zu ſein, und konnten nun auch von den Gebern als etwas fremdes betrachtet und unbefangen gerühmt werden. Manches war vorher von Vielen überſehen worden, an manchen wurden nun erſt noch beſondere Vorzüge entdekkt. Wir haben aber auch diesmal, ſagte Ernſt, ein beſonderes günſtiges Jahr, um uns an unſeren Gaben zu erfreuen. Manche bedeutende Veränderung ſteht bevor. Das niedliche Kinderzeug, womit Agnes ſo reichlich beſchenkt iſt, die ſchönen kleinen Koſtbarkeiten für unſere künftige Einrichtung, meine gute Friederike, das Reiſegeräth für Leonhardt, ſelbſt die Schulbücher für deinen Anton, liebe Agnes, alles zeigt auf Fortſchritte und ſchöne Ereigniſſe, und macht uns die Freuden der Zukunſt auf eine belebende Art gegenwärtig. Iſt doch das Feſt ſelbſt die Verkündigung eines neuen Lebens für die Welt, und ſo wird es uns natürlich am eindrüklichſten und erfreulichſten, wenn auch in unſerm Leben ſich etwas neues bedeutend regt. Ich ſchließe dich aufs neue wie ein Geſchenk des heutigen Tages in meine Arme, du Geliebte! Als wäreſt du mir mit dem Erlöſer zugleich izt eben gegeben, ſo ergreift mich ein wunderbares feſtliches Gefühl in hoher Freude. Ja es kann mich ſchmerzen, daß nicht Alle hier, ſo wie wir, vor einer neuen Stufe des Lebens andächtig knien, daß Euch, geliebten Freunde, nichts Großes nahe liegt, was ſich dem großen Gegenſtand unmittelbar anheftete, und daß ich fürchte, wie unſre Gaben nur bedeutungslos erſcheinen können gegen die Eurigen an uns, ſo ſei auch euer Gemüthszuſtand zwar heiter und glüklich, aber doch minder bewegt und erhöht, und doch faſt gleichgültig im Vergleich mit dem unſrigen. — Gewiß du biſt ſehr gut, lieber Freund, ſagte Eduard, aus deiner Begeiſterung ſo theilnehmend auf uns herüberzuſehn. Aber doch rükt eben die Begeiſterung uns dir zu ſehr in die Ferne. Bedenke nur, daß unſer ruhiges Glück eben dasjenige iſt, dem du entgegengehſt, und daß jede ächte Begeiſterung, auch die der Liebe, etwas nie Veraltendes und immer Erregbares iſt. Oder kannſt du dir Erneſtinens Gefühl bey dem Ausdrukk kindlicher Andacht und tieſer Innigkeit in unſerer Sofie als etwas Gleichgültiges, kannſt du es ohne die lebendigſte Thätigkeit der Fantaſie denken, in welcher Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft ſich umſchlingen? Sieh nur, wie ſie im Innern bewegt iſt, wie ſie in einem Meere der reinſten Glükkſeligkeit badet. — Ja, ich geſtehe es gern, ſagte Erneſtine, ordentlich entzükkt hat ſie mich vorher mit ihren wenigen Worten. Aber ich thue ihr unrecht, die Worte allein könnten eher einem, der ſie nicht kennt, als Affectation vorgekommen ſein; es war ungetheilt die ganze Anſchauung des Kindes. Das engelreine Gemüth that ſich ſo herrlich auf, und wenn Ihr verſteht, was ich meine, aber ich weiß es nicht anders auszudrükken, in der größten Unbefangenheit und Unbewußtheit lag ein ſo tiefer gründlicher Verſtand des Gefühls, daß ich überſchüttet wurde von der Fülle des Schönen und Liebenswürdigen, das nothwendig aus dieſem Grunde emporwachſen muß. Warlich ich fühle es, daß ſie in Einer Hinſicht nicht zu viel geſagt hat, als ſie ſagte, ich könnte wol auch die Mutter des angebeteten Kindes ſein, weil ich in der Tochter, wie Maria in dem Sohne, die reine Offenbarung des Göttlichen recht demüthig verehren kann, ohne daß das rechte

Verhältniß des Kindes zur Mutter dadurch geſtört würde. — Darüber ſind wir wol Alle einverſtanden, ſagte Agnes, daß das ſogenannte Verzärteln und Verziehen, das nur ſich ſelbſt zu Liebe geſchieht, nicht den Kindern, um ſich etwas Unangenehmes zu erſparen, nichts zu ſchaffen haben kann mit dem, was du meinſt — Wir Frauen wol, erwiederte Erneſtine, aber ob man es nicht den Männern doch bisweilen ausdrükklich verhalten muß? Wenn ihre eigentliche Sorge angeht, zumal bei den Knaben, dann gilt es Tapferkeit und Tüchtigkeit, das Fortſchreiten iſt dann immer verbunden mit Anſtrengung und Verſagung, und oft mag es auch Noth thun, das vergrößernde Selbſtgefühl niederzuhalten, und das könnte ihnen leicht eine unrichtige Anſicht geben, wenn ſie ſich nicht an unſerm mütterlichen Thun und Sinn fleißig orientirten. — Ja wir erkennen es, ſprach Eduard, wie Ihr beſtimmt ſeid und gemacht, die erſten reinen Keime zu pflegen und zu entwikkeln, ehe noch etwas Verderbliches heraustritt oder ſich anſetzt. Den Frauen, die ſich dem heiligen Dienſt widmen, ziemt es überall, im Innern des Tempels zu wohnen als Veſtalinnen, die des heiligen Feuers wachen. Wir dagegen ziehn außen herum in ſtrenger Geſtalt, üben Zucht und predigen Buße, oder heften den Pilgern das Kreuz an und umgürten ſie mit dem Schwerdt, um ein verlornes Heiligthum zu ſuchen und wieder zu gewinnen. — Du bringſt mich, unterbrach ihn Leonhardt, wieder auf meinen Gedanken, den ich ſchon im Fluß Eures Geſpräches verloren hatte. Er betrifft Eure Sofie, und ſchwebt mir ſeit einiger Zeit ſchon öfters auf der Zunge, itzt aber beſonders lebhaft. Ihre kindliche Frömmigkeit rührt mich gewiß auch; aber mir ſchaudert auch nicht ſelten davor. Wie ihr Gefühl herausbricht, ſehe ich ſie bisweilen ſchon im Geiſt an, wie eine Knospe die durch zu ſtarken Trieb in ſich ſelbſt verzehrt, ehe ſie ſich aufſchließt. Bei allem Heiligen, lieben Freunde! gebt dieſem Gefühl nicht zu viel Nahrung. Oder könnt Ihr ſie Euch nicht ſo lebhaft wie ich denken, mit verblühten Farben, vielleicht gar im Schleier mit unfruchtbarem Roſenkranzdienſt vor einem Heiligenbilde knien, oder in dürftigem und kraftloſem Leben, eingehüllt in das zurükkſtoßende Häubchen und in die anmuthsloſe Tracht vom freien und frohen Lebensgenuß ausgeſchloſſen in einem herrnhutiſchen Schweſternhauſe? Es iſt eine gefährliche Zeit, viel ſchöne weibliche Gemüther begeben ſich in eine von dieſen ſchnöden Verirrungen, die Familienbande zerreiſſen, und ſo wird auf jeden Fall die ſchönſte Geſtalt und das reichſte Glükk der weiblichen Beſtimmung verfehlt, der inneren Verſchrobenheit, ohne die ſo etwas gar nicht entſtehen kann, nicht zu gedenken. Und das Kind, fürchte ich, hängt ſehr nach dieſer Seite. Ja es wäre ein unerſezlicher Verluſt, wenn dies Gemüth und dieſer Geiſt von dem Verderben einer Zeit ergriffen würden, in welcher wenig Frauen ihre Ehre unbefleckt behalten, wenn das wahr iſt was Göthe ſagt, daß immer ein Makel auf einer Perſon haftet, die ihre Ehe aufgelöſt oder ihre Religion geändert hat. Geſprochen ſoll werden über eine ſolche Beſorgniß, wenn ſie ein Freund hegt; aber nur einmal, und ſo mag es nicht unrecht ſein, daß ich immer, ich weiß nicht wie, bis heute bin gehindert worden. — Ich gebe dir das Zeugniß, ſagte Erneſtine, daß du biſt gehindert worden. Denn angemerkt habe ich dir dein beſorgliches Gefühl ſchon mehr als ein Mal; und bei dieſer Beſtimmtheit wollte es auch gewiß ſchon in Worte übergehn. Aber ich forderte es dir nicht ab, weil ich hoffte, es ſollte dir ſelbſt verdächtig werden, wenn du das Kind mehr ſäheſt und ſein Inneres ſich dir deutlicher entwikkelte. Sieh, lieber! ich berufe mich auf dich ſelbſt. Gewiß ganz recht, ſezteſt du voraus, es liege allemal eine innere Verſchrobenheit zum Grunde, wo ein ſolcher Lebensweg eingeſchlagen wird, wie du beſorgſt. Und wo iſt dieſe leichter zu erkennen, als bei einem Kinde, bei dem man ſo wenig zweifelhaft ſein kann, ob irgend etwas aus dem Innern hervorgegangen iſt oder ſich von außen angeſezt hat. Kannſt du nun wol irgend etwas Verſchrobenes in ihr aufzeigen, was über die Kindheit hinausginge? Oder irgend ein Mißverhältniß, wodurch ihre frommen Regungen ſonſt etwas unterdrükken was ihr geziemt? Ich weiß nicht anders, als daß ſie dies völlig eben ſo behandelt, wie jedes Andere was ihr lieb und werth iſt. So giebt ſie ſich jeder Bewegung hin, bei jedem auch ganz kindiſchen Intereſſe wirſt du ſie als dieſelbe finden, und ſie treibt warlich mit dieſem ſo wenig Eitelkeit wie mit jedem Andern. Auch fehlt es ihr an jeder Veranlaſſung dazu, und wird ihr, was uns betrifft, immer daran fehlen. Denn Niemand merkt hierauf beſonders; und wenn ſie freilich inne werden muß, wie billig, daß wir dieſe Geſinnung eben mit unter das Höchſte rechnen, ſo wird doch von den einzelnen Regungen und ihrer Aeußerung niemals viel Aufhebens gemacht. Wir finden ſie natürlich, und ſo iſt auch in der That die Geſinnung ihr natürlich. Was ſo kommt, denken wir, kann man auch ungeſtört der Natur überlaſſen. — Und zwar um ſo ſicherer, fuhr Eduard halb unterbrechend fort, je mehr es zu dem Schönſten und Edelſten gehört. Denn warlich, lieber Freund! es muß doch das Rechte von der Sache ſein, das Innere, was die Kleine ſo ergreift, da ſie gar keine Gelegenheit hat, ſich an das bloß Aeußerliche zu hängen. Dies Weihnachtsſpiel iſt in wenigen Tagen bei Seite geſtellt, und du weißt ſelbſt recht gut, daß es gar nichts Förmliches Religiöſes in unſerm Kreiſe giebt, kein Gebet zu beſtimmten Zeiten, keine eignen Andachtsſtunden, ſondern Alles nur wenn es uns ſo zu Muth iſt. Auch hört ſie uns oft dergleichen ſprechen, ja ſingen ſogar, was doch ſo ſehr ihre Lieblingsſache iſt, ohne ſich an uns anzuſchließen; alles recht nach der Kinder Weiſe und Art. Zur Kirche hat ſie nicht einmal beſondere Luſt. Man ſingt ihr dort zu ſchlecht, und das Uebrige verſteht ſie nicht, und es macht ihr Langeweile. Wäre etwas Erzwungenes in ihrer Frömmigkeit, oder wäre ſie geneigt nachzuäffen, oder ſich von fremdem Anſehn leiten zu laſſen: würde ſie ſich dann nicht zwingen, das ſchön zu finden und der Theilnahme werth, was wir ſo ausgezeichnet

net in Ehren halten? Denke ich nun dies in Harmonie mit ihrer übrigen Bildung ſo fortgehend: ſo ſehe ich nicht ab, wie das römiſche Weſen oder auch das herrnhutiſche für ſie jenals könnte anlokkend werden. Sie müßte in er That erſt ihren eigenthümlichen Geſchmakk erlieren, der gar nicht dieſen Charakter hat, nd ihr faſt dreiſtes Unterſcheiden der Hauptache in allen Dingen vom Schein und von er Umgebung. — Ich möchte es mir aber doch erbitten, ſagte Karoline, ehe Leonhardt wieer das Wort nehmen konnte, daß Ihr das errnhutiſche ſo mit dem katholiſchen zuſamnenſtellt. Ich glaube man könnte darüber treiten, daß es in irgend einer Hinſicht daſelbe wäre; am wenigſten aber laſſe ich beides nter dem ſchönen Titel der Verſchrobenheit ereinigen. Ihr wißt, ich habe zwei Freuninnen dort, die gewiß nicht verſchroben ſind, ondern von eben ſo gradem Sinn und Verſtand als von tiefer Frömmigkeit. — Liebe Kleine, antwortete Eduard lächelnd, bei Leonhardt mußt du es der Unwiſſenheit zu Gute halten, er ſpricht das ſo nach, wie man es bisweilen hört, und hat gewiß nie in einen herrnhutiſchen Ort geſehen, als um ſich einen ſchönen Sattel zu kaufen, oder eine merkwürdige Fabrik zu beſehen, oder ſich die ſchönen Kinder des Schweſternhauſes vorſtellen zu laſſen. Ich aber würde gewiß Unrecht haben, wenn ich ſo etwas im Allgemeinen zugeſtanden hätte. Allein bemerke nur gütigſt, daß gar nicht von den Vorzügen oder dem Charakter der verſchiedenen Kirchen die Rede war, ſondern daß wir nur von Sofien ſprechen, ſo muß dir die Zuſammenſtellung ganz unverdächtig erſcheinen. Denn eben da du die Sache kennſt, und unbeſchadet deiner beiden Freundinnen, wirſt du eingeſtehen, von einem Mädchen das ſeinen religiöſen Sinn im Schooße ſeiner

Familie befriedigen kann, das eben weil es Unſchuld und Unbefangenheit bewahrt hat, die Welt gar nicht ſo gefährlich findet, und dabei an eine fröliche Thätigkeit in einem freien Leben gewöhnt iſt, läßt ſich gar nicht ohne eine wunderliche Verirrung denken, daß es ſich in ein klöſterliches Schweſternhaus einſperren ſollte. Auch möchte, was ich noch zu Leonhardt ſagen wollte, wol von beiden Uebergängen auf gleiche Art gelten, wo nicht beſondere Umſtände das motivirten, was du beſchüzeſt. Dieſe Proſelyten nemlich, ſo viele ich ihrer kenne, ſind gar nicht ſolche, die ſich wie Soſie von Kindheit an zum Religiöſen hingeneigt haben. Sondern wie man ſagt, daß die gefallſüchtigen Weiber und die betrügeriſchen Staatsmänner in ſpäteren Jahren oder nach gewiſſen Unfällen Frömmlinge werden; ſo ſind dieſe wenigſtens größtentheils ſolche, die, was ſie vorher betrieben, Wiſſenſchaft oder Kunſt oder Ehe, auf eine ganz weltliche Weiſe betrieben, und die Beziehung auf das Unendliche ganz überſahen. Geht ihnen nun dieſe irgendwie auf: ſo betragen ſie ſich doch dagegen wie die kleinen Kindlein, und greifen nach dem Glanz, es ſei nun ein äußerer vergrößernder, oder ein innerliches Feuer, das durch eine andere Gewalt und durch die Dunkelheit ſeiner Umgebungen lokkt. Und ſo kann man auch ſagen, daß in ihrer Buße immer etwas von der Sünde zurükbleibt, nemlich daß ſie die Schuld ihrer vorigen Kälte und Verfinſterung auf die Kirche werfen wollen, der ſie angehörten, als würde eben da das heilige Feuer nicht verwahrt, ſondern nur ein kaltes Formelweſen getrieben mit leeren Worten und ausgeweideten eingedorrten Gebräuchen.

Du magſt wol Recht haben, erwiederte Leonhardt, daß es ſich mit Vielen grade ſo verhält; aber gewiß iſt dies nicht die einzige

Quelle dieſes Uebels. Unmittelbar von innen heraus ſcheint es in Vielen zu entſtehen und ſo auch in der Kleinen. Es iſt warlich wunderbar, daß ich und Andere, die ihr wol unter Euch Ungläubige nennt, Euch warnen und vor Euch predigen müſſen, gegen den Unglauben. Aber freilich es iſt der Unglaube an den Aberglauben, und Alles was daran hängt. Ich brauche dir wol nicht zu betheuern, Eduard, daß ich das Schöne der Religiöſität ehre und liebe; aber ſie muß ein Innerliches ſein und bleiben. Wenn ſie äußerlich hervortreten und eigenthümliche Verhältniſſe im Leben bilden will: ſo entſteht das verhaßteſte daraus, der geiſtliche Stolz, der am Ende nichts anders iſt, als der wunderlichſte und verrükteſte Aberglauben. Beſinne dich Eduard, daß wir noch neulich davon redeten, und daß du unter dem ganzen ſogenannten geiſtlichen Stande, den du ja weit und breit kennſt von Amts wegen, mit Mühe ein Paar Beiſpiele auftreiben konnteſt von ſolchen, die nicht dadurch waren verderbt worden. Denſelben Rauſch ziehen ſich nun unter den Katholiſchen auch die Laien zu, durch ihre frommen Werke, die eben nur eine äußerliche Geltung haben. Und aus demſelben Becher hat auch deine Kleine, wie es ſcheint, ſchon einen Zug gethan, der für ein Kind gar nicht ſchlecht iſt. So gönne ihr denn und pflege dieſen Ehrgeiz eine heilige Frau zu werden; aber wo will ſie damit hin als ins Kloſter oder zu den Schweſtern? Denn wir Andern thun dergleichen nicht gut in der Welt. Nun gar die ſpielende Andacht mit dem Chriſtkindlein, und die Anbetung des Heiligenſcheins, den ſie ihm ſelbſt gemacht hat, iſt das nicht der unverkennbarſte Keim des Aberglaubens? Iſt es nicht der baare Götzendienſt? Seht, das iſt es, lieben Freunde, was gewiß, wenn Ihr ihm nicht Einhalt thut, in etwas Unvernünftiges enden wird. Aber weit entfernt ihm Einhalt zu thun, habe ich die deutlichſten Spuren, daß Ihr dem Kinde ſogar die Bibel gebt. Ich will hoffen, nicht ganz frei hin zum eignen Gebrauch; aber es ſei, daß ihr darin leſet in ihrer Gegenwart, oder daß die Mutter ihr daraus erzählt, immer gleichviel. Das Mythiſche muß ihre Fantaſie lokken, und wunderliche ſinnliche Bilder müſſen ſich feſtſezen, neben denen hernach kein geſunder Begriff Plaz nehmen kann; ein geheiligter Buchſtabe ſteht auf dem Thron, in den die ungezügelte Willkühr, die das Kind gängelt, hineinlegt, was nie darin lag; das Mirakulöſe nährt den Aberglauben unmittelbar; und der Unzuſammenhang begünſtigt jede Täuſchung der eignen Schwärmerei und jeden Betrug eines angelernten Syſtems. Warlich, zu einer Zeit, wo ſich die Prediger ſogar rühmlich beeifern, auf der Kanzel die Bibel möglichſt entbehrlich zu machen, ſie den Kindern wieder in die Hände geben, für die ſie niemals gemacht war, dies iſt das ärgſte; und es wäre ihr, um ſie mit ihren eignen Worten zu ſtrafen, beſſer, daß ein Mühlſtein an ihren Hals gebunden, und ſie im Meer verſenkt würde, da es am tiefſten iſt, als daß ſie den Kleinen zum Aergerniß gereichte. Wie ſoll es nun werden, wenn ſie die heilige Geſchichte mit den andern Feenmährchen in ſich aufnimmt? Ob dieſe hernach eben ſo viel gelten als ſie, oder ſie eben ſo wenig als jene, beides iſt gleich verderblich, zumal für das andere Geſchlecht. Ein Knabe hilft ſich eher heraus; und wäre es recht arg mit ihm geworden, ſo laſſe man ihn nur ein Jahr Theologie ſtudiren, das heilt ihn gewiß.

Ich muß nur, ſagte Eduard, nachdem er wol abgewartet, ob auch die Rede zu Ende wäre, unſern Leonhardt gegen Euch vertheidigen, die Ihr ihn noch nicht kennt, damit ſeine

Rede Euch nicht ruchloſer erſcheine, als ſie war. Er iſt eigentlich gar nicht ſo tief in den Unglauben verſunken, und hat mit unſern Aufklärern, zu denen er ſich geſellt, wenig gemein. Nur iſt er noch nicht ganz auf dem Reinen mit ſich ſelbſt in dieſer Sache, und miſcht deshalb Scherz und Ernſt immer ſo wunderlich, daß nicht Jeder beides ſoll ſondern können. Wollten wir aber Alles für Ernſt nehmen, ſo würde er uns gewiß nicht wenig auslachen. Ich will mich alſo lediglich an den Scherz halten, lieber Freund. Für den Ernſt iſt das vorhin geſagte genug. Laß dir daher erzählen, und erſchrikk nicht zu ſehr. Ja, das Mädchen hört wirklich Manches aus der Bibel recht genau, wie es daſteht. So war ihr auch Joſef nur als der Pflegevater Chriſti vorgeſtellt worden; es iſt wol ſchon ein Jahr und länger her, was ich jezt erzähle, und als ihr auf die Frage, wer denn ſein rechter

Vater geweſen, die Mutter antwortete: Er habe keinen andern gehabt als Gott, meinte ſie, Gott wäre ja ihr Vater auch, aber ſie möchte mich deshalb nicht miſſen, und es gehöre das wol ſchon zum Leiden Chriſti, keinen rechten Vater zu haben, denn es ſei eine gar herrliche Sache um einen ſolchen. Wobei ſie mir liebkoſete und mit meinen Lokken ſpielte. Du ſiehſt daraus, wie ſtreng ſie ſchon auf die Dogmatik hält, und welche herrliche Anlage ſie hat, für den Glauben an die unbefleckte Empfängniß zur Märtirin zu werden. Ja noch mehr, ſie nimmt wirklich die heilige Geſchichte in etwas wie ein Mährchen. Denn wie ſie ſich aus dieſen die Idee ausbildet, wenn in einzelnen Momenten ſchon das Mädchen die Oberhand gewinnt über das Kind: ſo zweifelt ſie auch wol bisweilen an dem Einzelnen und Faktiſchen in jener, und fragt, ob das auch buchſtäblich ſo wahr wäre. Du ſiehſt, es iſt arg genug, und ſie iſt nahe an der allegoriſchen Erklärung einiger Kirchenväter. — Der Scherz macht mir ordentlich Muth auch ein Wörtchen drein zu reden, ſagte Karoline, und ſo möchte ich eingeſtehen, ſie habe freilich den Heiligenſchein um das Chriſtkindlein gemacht, und ſie werde bald ſelbſt Kindlein und Mutter zeichnen, malen und wo möglich modelliren, allen heidniſch geſinnten Künſtlern zum Troz und Aergerniß. Denn ſie krizzelt ſchon jezt oft ſolche Skizzen beim Schreiben und Leſen, alſo ſchon halb gedankenlos, was offenbar nur um ſo ärger katholiſch iſt. Aber im Ernſt lache ich nun doch wieder Leonhardt aus mit ſeiner Beſorgniß, denn dadurch fällt nur wieder ein Bewegungsgrund weg. Oder ſagt Ihr nicht, die Beſten gingen deshalb zu jener Kirche, weil ſie in Verein mit den Künſten getreten wäre? Hat ſich nun Sofie dieſen Verein ſchon gemacht auf ihre eigne Weiſe, ſo wird ſie kein Bedürfniß fühlen, ſich an einen andern anzuſchließen, der oft ſo wunderlich und geſchmakklos auftritt. — Ei, ſagte Leonhardt ſcheinbar heftig, wenn ſogar die Mädchen mich verwirrt machen wollen, ſo muß ich es ja wol werden über und über. Und meinetwegen mag ſie lieber katholiſch werden mit ihrer Anwendung der Künſte auf die Religion, denn ich mag das gar nicht. Ich bin als Chriſt ſehr unkünſtleriſch und als Künſtler ſehr unchriſtlich. Ich mag die ſteife Kirche nicht, die uns Schlegel in ſeinen ſteifen Stanzen geſchildert hat, und auch die armen bettelnden erfrornen Künſte nicht, die froh ſind ein Unterkommen zu finden. Wenn dieſe nicht ewig jung, reich und unabhängig für ſich leben, ſich ihre eigne Welt bildend, wie ſie ſich die alte Mythologie unſtreitig gebildet haben, ſo verlange ich keinen Theil an ihnen. Eben ſo die Religion, wie wir es nehmen, kommt mir ſchwach vor und verdächtig, wenn ſie ſich erſt auf die Künſte ſtüzen will. — Sieh dich vor, Leonhardt, ſagte Ernſt, daß ſie dich nicht zur Unzeit an deine eignen Worte erinnern. Haſt du uns nicht neulich noch auseinander geſezt, daß Leben und Kunſt eben ſo wenig ein Gegenſaz wären, wie Leben und Wiſſenſchaft, daß ein gebildetes Leben recht eigentlich ein Kunſtwerk wäre, eine ſchöne Darſtellung, die unmittelbarſte Vereinigung des plaſtiſchen und muſikaliſchen? Nun werden ſie ſagen, du wolleſt alſo auch nicht, daß das Leben bei der Religion unterkommen ſollte, oder ſich von ihr begeiſtern laſſen, und ſie ſollte alſo nirgends ſein als in Worten, wo ihr ſie bisweilen braucht aus allerlei Urſachen. — Das wollen wir nicht ſagen, entgegnete Erneſtine. Es iſt ohnehin des müßigen Streites längſt genug, der uns Andere langeweilt, weil wir das reine Vergnügen am Streiten nicht theilen können. — Und wir ſind ja offenbar einig, fügte Eduard hinzu, in dieſem ſchönen Gedanken, der ſich in unſerm heutigen Leben ſo beſonders ausdrükkt. Denn was iſt die ſchöne Sitte der Wechſelgeſchenke anders, als reine Darſtellung der religiöſen Freude, die ſich, wie Freude immer thut, in ungeſuchtem Wohlmeinen, Geben und Dienen äußert, und hier noch beſonders das große Geſchenk, deſſen wir uns Alle gleichmäßig erfreuen, durch kleine Gaben abbildet. Je reiner dieſe Geſinnung im Ganzen hervortritt, um deſto mehr iſt unſer Sinn getroffen. Und um deswillen, liebe Erneſtine, waren wir ſo ergözt von deiner Anordnung dieſen Abend, weil du unſern Weihnachtsſinn ſo recht ausgedrükkt; das Verjüngtſein, das Zurükgehn in das Gefühl der Kindheit, die heitre Freude an der neuen Welt, die wir dem gefeierten Kinde verdanken, das Alles lag in dem dämmernden Schein, in der grünen blumigen Umgebung, in dem aufgehaltenen Verlangen. — Ja gewiß, ſagte Karoline, iſt was wir in dieſen Tagen fühlen ſo rein die fromme Freude an der Sache ſelbſt, daß mir ordentlich leid that, was Ernſt vorhin äußerte, ſie könnte durch irgend frohe Begebenheiten oder Erwartungen des äußeren Lebens erhöht werden. Aber es war ihm wol auch nicht recht Ernſt damit; und was er von der Bedeutſamkeit unſerer kleinen Gaben ſagte, das hat ſeinen Werth gar nicht in dem; worauf ſie ſich beziehen, ſondern nur überhaupt darin, daß ſie ſich auf etwas beziehn, daß die Abſicht zu erfreuen darin liegt, und der Beweis, wie beſtimmt uns das Bild jedes lieben Freundes dabei vorgeſchwebt. Mein Gefühl wenigſtens unterſcheidet ſehr beſtimmt jene höhere allgemeinere Freude von der lebhafteſten Theilnahme an dem, was Euch Allen, ihr lieben Freunde, begegnet oder bevorſteht; und ich möchte eher ſagen, dieſe wird durch jene erhöht. Wenn das Schöne und Erfreuliche zu einer Zeit vor uns ſteht, wo wir uns des Größten und Schönſten aufs innigſte bewußt ſind: ſo theilt ſich dieſes jenem mit, und in Beziehung auf das große Heil der Welt, bekomme alles Liebe und Gute eine größere Bedeutung. Ja ich fühle es noch lebhaft, wie ich es ſchon einmal erlebt habe, daß auch neben dem tiefſten Schmerz jene Freude ungehindert in uns aufblüht, und daß ſie ihn reiniget und beſänftiget, ohne von ihm geſtört zu werden, ſo urſprünglich iſt ſie, und unmittelbar in einem Unvergänglichen gegründet. — Auch ich, ſagte Eduard, der ich nach Ernſts voriger Schätzung leicht der am wenigſten Beglükkte ſein würde unter uns, fühle ein frohes Uebermaaß von reiner Heiterkeit in mir, das ſich gewiß auf alles übertragen würde. Es iſt eine Stimmung, in der ich das Schikſal herausfordern könnte, oder wenn das frevelhaft klingt, mich ihm wenigſtens muthig ſtellen möchte auf jede Forderung; und eine ſolche freilich iſt einem Jeden zu wünſchen. Ich glaube aber das volle Bewußtſeyn und den rechten Genuß derſelben verdanke ich auch zum Theil unſerer Kleinen, die uns vorhin zur Muſik führte. Denn jedes ſchöne Gefühl tritt nur dann recht vollſtändig hervor, wenn wir den Ton dafür gefunden haben; nicht das Wort, dies kann immer nur ein mittelbarer Ausdrukk ſein, nur ein plaſtiſches Element, wenn ich ſo ſagen darf, ſondern den Ton im eigentlichen Sinne. Und grade dem religiöſen Gefühl iſt die Muſik am nächſten verwandt. Man redet ſo viel darüber hin und her, wie man dem gemeinſamen Ausdrukk deſſelben wieder aufhelfen könnte; aber faſt Niemand denkt daran, daß leicht das Beſte dadurch geſchehen möchte, wenn man den Geſang wieder in ein richtigeres Verhältniß ſezte gegen das Wort. Was das Wort klar gemacht hat, muß der Ton lebendig machen, unmittelbar in das ganze innere Weſen als Harmonie übertragen und feſthalten. — Auch wird wol Niemand läugnen, fügte Ernſt hinzu, daß nur auf dem religiöſen Gebiet die Muſik ihre Vollendung erlangt. Die komiſche Gattung, die allein als reiner Gegenſaz exiſtirt, beſtätigt dies eher als ſie es widerlegt, und eine Oper kann man doch kaum machen, ohne eine religiöſe Baſis, und daſſelbe möchte von jedem höheren Kunſtwerk von Tönen gelten; denn in den untergeordneten Künſteleien wird niemand den Geiſt der Kunſt ſuchen. — Dieſe nähere Verwandtſchaft, ſagte Eduard, liegt wol mit darin, daß nur in der unmittelbaren Beziehung auf das Höchſte, auf die Religion, und eine beſtimmte Geſtalt derſelben, die Muſik ohne an ein einzelnes

Factum geknüpft zu werden, doch Gegebenes genug hat, um verſtändlich zu ſein. Das Chriſtenthum iſt ein einziges Thema in unendlichen Variationen dargeſtellt, die aber auch ein inneres Geſez verbindet, und die unter beſtimmte allgemeine Charaktere fallen. Es iſt auch gewiß wahr, was Jemand geſagt hat, daß die Kirchenmuſik nicht des Geſanges, wol aber der beſtimmten Worte entbehren könnte. Ein Miſerere, ein Gloria, ein Requiem, wozu ſollen ihm die einzelnen Worte? es iſt verſtändlich genug durch ſeinen Charakter; und Niemand wird ſagen, es ſei ihm etwas entgangen, wenn er die untergelegten Worte nicht vernommen hat. Darum müſſen beide feſt an einander halten, Chriſtenthum und Muſik, weil beide einander verklären und erheben. Vom Chor der Engel ward Jeſus empfangen, und ſo begleiten wir ihn mit Tönen und Geſang bis zum großen Hallelujah der Himmelfahrt. — Ja gewiß, ſagte Friederike, der frömmſte Ton iſt es, der am ſicherſten ins Herz dringt. — Und die ſingende Frömmigkeit, fügte Karoline hinzu, iſt es, die am herrlichſten und geradeſten zum Himmel aufſteigt. Nichts Zufälliges, nichts Einzelnes hält beide auf. Ich erinnere mich bei dem, was Eduard ſagt, an etwas ohnlängſt Geleſenes; ihr werdet gleich rathen, wem es angehört. Nie über einzelne Begebenheiten, ſo lauten etwa die Worte, weint oder lacht die Muſik, ſondern immer nur über das Leben ſelbſt. — Wir wollen in Jean Pauls Namen hinzuſezen, ſagte Eduard, die einzelnen Ereigniſſe wären für ſie nur durchgehende Noten, ihr wahrer Inhalt aber die großen Akkorde des Gemüths, die wunderbar und in den verſchiedenſten Melodien wechſelnd, ſich immer doch in dieſelbe Harmonie auflöſen, in der nur Dur und Moll zu unterſcheiden iſt, männliches und weibliches.

Seht, fiel Agnes ein, hier kommen wir wieder auf meine vorige Rede. Das Einzelne, das Perſönliche, es ſei nun Zukunft oder Gegenwart, Freude oder Leid, kann einem Gemüthe, das ſich in frommen Stimmungen bewegt, ſo wenig geben oder nehmen, wie durchgehende Noten, die nur leichte Spuren zurüklaſſen, den Gang der Harmonie afficiren. — Höre Eduard, fiel Leonhardt haſtig ein, es wird mir zu arg mit Eurer Ruhe und Ergebung, und dich muß ich darüber anklagen. Leideſt du wol, fuhr er halb leiſe fort, daß Agnes dies ſagen kann, ſie, die in der ſchönſten und ſeligſten Hoffnung lebt? — Warum nicht? antwortete ſie ſelbſt. Iſt nicht eben auch hier das Perſönliche vergänglich? iſt nicht ein Neugebornes den meiſten Gefahren ausgeſetzt? wie leicht wird die noch unſte, te Flamme auch von dem leiſeſten Winde ausgeweht? Aber die Mutterliebe iſt das Ewige in uns, der Grundakkord unſeres Weſens. — Und ſo iſt es dir gleichgültig, fragte Leonharde, ob du dein Kind bilden kannſt zu dem, was dir vorſchwebt, oder ob es dir in der erſten dürftigen Periode des Lebens wieder entriſſen wird? — Gleichgültig? entgegnete ſie, wer ſagt das? aber das innere Leben, die Haltung des Gemüthes wird nicht dadurch verlieren. Und glaubſt du denn, die Liebe geht auf das, wozu wir die Kinder bilden können? Was können wir bilden? Nein, ſie geht auf das Schöne und Göttliche, was wir in ihnen ſchon glauben, was jede Mutter aufſucht in jeder Bewegung, ſobald ſich nur die Seele des Kindes äußert. — Seht! Ihr Lieben, ſagte Erneſtine, mit dieſem Sinn iſt wieder jede Mutter eine Maria. Jede hat ein ewiges göttliches Kind, und ſucht andächtig darin die Bewegungen des höheren Geiſtes. Und in ſolche Liebe bringt kein Schikſal eine ſchmerzliche Zerſtörung, noch auch keimt darin das verderbliche Unkraut der mütterlichen Eitelkeit. Mag der Alte weiſſagen, daß ein Schwerdt durch ihre Seele gehen wird; ſie bewegt die Worte nur in ihrem Herzen. Mögen die Engel ſich freuen und die Weiſen kommen und anbeten; ſie überhebt ſich nicht, ſondern bleibt immer in der andächtigen demüthigen Liebe. — Drükte ſich nur nicht Alles ſo lieblich aus in Euch, daß man es nicht kann verlezen wollen, ſprach Leonhardt, es wäre viel dagegen zu ſagen. Sonſt wenn das Alles ſo recht verhielte, warlich Ihr wäret die Heldinnen dieſer Zeit, ihr lieben idealiſtiſchen Schwärmerinnen mit eurer Verachtung des Einzelnen und Wirklichen, und man ſollte bedauern, daß eure Gemeine nicht ſtärker iſt, und daß Ihr nicht lauter tüchtige, ſchon waffenfähige, wehrhafte Söhne habt.

Ihr müßtet die rechten chriſtlichen Spartanerinnen ſein. Aber wenn auch das nicht iſt, ſehet Euch wol vor; es können Euch andere Prüfungen bereitet ſein, daß Ihr ſie beſtehet. Die Anſtalten ſind ſchon gemacht. Ein großes Schikſal geht unſchlüſſig auf und ab in unſerer Nähe, mit Schritten unter denen die Erde erbebt, und wir wiſſen nicht wie es uns mit ergreifen kann. Daß ſich dann nur nicht das Wirkliche mit ſtolzer Uebermacht für Eure demüthige Verachtung räche! — Lieber Freund, antwortete Ernſt, die Frauen werden hierin wol ſchwerlich hinter uns zurükſtehen. Und die ganze Probe iſt, wie mich dünkt, nicht viel. Was uns aus der Ferne als ein großes Bild des Elendes erſcheint, zerfällt in der Nähe in viele Kleinlichkeiten, das große Bild verſchwindet und was den Einzelnen trifft, ſind immer nur einige von dieſen Kleinigkeiten, erleichtert durch die Aehnlichkeit mit allem rund umher. Was uns bewegen muß in dieſen Angelegenheiten, iſt nicht das, was von Nähe und Ferne abhängt, aber grade das, was nicht in das Gebiet der Frauen fällt.

Soſie war unterdeß größtentheils am Inſtrument geweſen, um ſich mit ihren neuerworbenen Schätzen zu befreunden, von denen ſie einen Theil noch nicht kannte, und auch von dem Bekannten Manches gern gleich als Eigenthum begrüßen wollte. Izt eben hörte man ſie beſonders laut aus einer Cantate einen Choral ſingen, „Der uns den Sohn geſchenkt zum ewgen Leben. Wie ſollt uns der mit ihm nicht alles geben", an welchen ſich eine prächtige Fuge anſchloß. „Wenn ich nur dich habe, frage ich nichts nach Himmel und Erden." Als ſie dieß geendet, verſchloß ſie das Inſtrument und kam in den Saal zurük. Sieh da! ſagte Leonhardt, der ſie kommen ſah, unſere kleine Prophetin! ich will doch gleich hören in wiefern ſie ſchon zu Euch gehört. Sage doch Kleine, redete er ſie an, indem er ihr die Hand hinüber reichte, du biſt doch gewiß lieber luſtig als traurig. — Ich bin izt wol eben keines von beiden, antwortete ſie. — Doch nicht luſtig nach ſo viel ſchönen Geſchenken? Das macht gewiß die ernſthafte Muſik! Aber du haſt nicht recht verſtanden, was ich meinte, ich fragte, zum Ueberfluß freilich, welches von beiden du überhaupt lieber wäreſt, luſtig oder traurig? — Ja das iſt ſchwer zu ſagen, erwiederte ſie, ich bin beides nicht außerordentlich gern; aber am liebſten wäre ich immer das, was ich jedesmal bin. — Das verſtehe ich nun wieder nicht, kleine Sphinx, wie meinſt du das? — Nun ſagte ſie, ich weiß weiter nicht, als daß bisweilen die Luſtigkeit und die Traurigkeit ſo wunderlich durch einander gehn und ſich ſtreiten, und daß ich ſehr gut fühle, was mir Mutter auch geſagt hat, daß dann allemal etwas Verkehrtes oder Unrechtes drin iſt, und daß ich es darum nicht mag. — Alſo, fragte er weiter, wenn du nur Eins von beiden ganz biſt, ſo iſt es dir einerlei ob fröhlich oder traurig. — Je bewahre, dann bin ich ja eben gern was ich bin, und was ich gern bin, iſt mir ja nicht gleichgültig. Ach Mutter! fuhr ſie fort, zu Erneſtinen gewendet, hilf mir doch! er fragt mich ſo wunderlich aus, und ich verſtehe gar nicht was er eigentlich will. Laß ihn lieber die Großen fragen, die werden ihn ja beſſer verſtehn. — In der That, ſagte Erneſtine, ich glaube nicht Leonhardt, daß du viel weiter mit ihr kommen wirſt; ſie iſt eben noch gar nicht in dem Geſchikk des Vergleichens mit ihrem Leben. — Laß dich dieſen Verſuch nicht abſchrekken, tröſtete ihn Ernſt lächelnd, es bleibt immer eine ſchöne Kunſt das Katechiſiren, und die man vor Gericht ſo gut braucht als irgendwo. Auch lernt gewiß immer Einer etwas dabei, wenn es nicht ganz verkehrt angefangen wird. — Sollte ſie aber kein Gefühl darüber haben, ſagte Leonhardt, den ſpöttiſchen Ernſt vermeidend zu Erneſtinen gewendet, ob ihr wohler iſt im luſtigen Zuſtande oder im traurigen? — Wer weiß! entgegnete jene, was meinſt du, Sofie? — Ich weiß es ja warlich nicht Mutter, es kann mir in beiden ſehr wohl ſein, und jezt iſt mir außerordentlich wohl, ohne daß ich eins von beiden bin. Nur daß mir ſeine Fragen Angſt machen, und daß ich es nicht aushalten kann, Alles was vorbei iſt ſo zuſammenzuſuchen. Und damit küßte ſie der Mutter die Hand und begab ſich in das entgegengeſezte Ende des Saales ins Dunkel, wo nur noch einige von den Lampen ſchimmerten, zu ihren Weihnachtsgeſchenken. — Das hat ſie uns doch deutlich gezeigt, ſagte Karoline, halb leiſe, welches der Kinderſinn iſt, ohne den man nicht ins Reich Gottes kommen kann; eben dies, jede Stimmung und jedes Gefühl für ſich hinnehmen und nur rein und ganz haben wollen. — Wohl, ſprach Eduard, nur daß ſie kein bloßes Kind iſt, und dies alſo auch nicht der ganze Kinderſinn, ſondern ſie iſt ein Mädchen. — Nun ja, fuhr Karoline fort, es ſollte auch nur für uns gelten, und ich wollte nur ſagen, die Klagen die man ſo häufig hört von jüngern und ältern, zumal auch an dieſen Tagen der Kinderfreude, daß ſie ſich nun nicht mehr ſo freuen könnten wie in ihren Kinderjahren, rühren gewiß nicht von denen her, die eine ſolche Kindheit gehabt. Nur geſtern noch mußte ich mich wundern über die Verwunderung von einigen, denen ich behauptete, ich wäre jezt noch eben ſo lebhafter Freude fähig, nur mehrerer. — Ja und die Arme, ſcherzte Leonhardt, wird manchmal eben von jener Art für eitel gehalten, wenn ſie nichts thut, als ſich recht kindlich über etwas mädchenhaftes erfreuen. Aber laß es gut ſein, ſchönes Kind, dieſe Widerſacher ſind dafür diejenigen, denen die Natur eine zweite Kindheit ans Ende des Lebens geſezt hat, damit ihnen doch, wenn ſie dies Ziel erreichen, noch ein lezter Labetrunk aus dem Becher der Freude zu Theil werde, zum Schluß der langen, kläglichen, freudeleeren Zeit. — Dies iſt wol ernſthafter und tragiſcher als ſcherzhaft, ſagte Ernſt. Ich wenigſtens weiß kaum etwas Schauderhafteres, als wie der groſe Haufen der Menſchen die erſten Gegenſtände der kindiſchen Freude nothwendig verlieren muß, und wie ſie, unfähig die höheren zu gewinnen, der ſchönen Entwikkelung des Lebens gedankenlos und von Langweil gequält — ich weiß nicht ſoll man ſagen zuſchauen oder beiwohnen, denn es iſt alles zu viel für ihre reine Unthätigkeit — bis endlich aus dem Nichts wieder eine zweite Kindheit entſteht, die ſich aber zu der erſten verhält wie ein widriger Zwerg zu einem ſchönen lieblichen Kinde, oder wie das unſtäte Flakkern einer verlöſchenden Flamme zu dem um ſich greifenden vielfach ſich verwandelnden Schein einer eben entzündeten. — Nur gegen eines, ſprach Agnes, möchte ich wieder eine Einwendung niederlegen. Müſſen denn die erſten kindlichen Gegenſtände der Freude verloren gehen, damit man die höheren gewinne? Sollte es nicht eine Art geben, dieſe zu gewinnen, ohne jene fahren zu laſſen. Fängt denn das Leben mit einer reinen Täuſchung an, in der gar keine Wahrheit iſt, nichts Bleibendes? Wie meinſt du es eigentlich? Fangen die Freuden des Menſchen der zur Beſinnung über ſich und die Welt gekommen iſt, der Gott gefunden hat, mit Streit und Krieg an, mit der Vertilgung nicht des Böſen, ſondern des Schuldloſen? Denn ſo bezeichnen wir doch immer das Kindliche oder auch das Kindiſche wenn ihr lieber wollt. Oder muß die Zeit mit, ich weiß nicht welchem Gift, die erſten urſprünglichen Freuden des Lebens ſchon vorher getödtet haben? Und der Uebergang aus dem einen Zuſtande in den andern ginge noch immer durch ein Nichts? — Ein Nichts kann man es wol nicht nennen, fiel Erneſtine ein, aber es ſcheint doch und ſie geſtehen es auch ſelbſt ein, daß die Männer, man möchte wol ſagen die Beſten am meiſten, zwiſchen der Kindheit und ihrem beſſern Daſein ein wunderliches wüſtes Leben führen, leidenſchaftlich und verworren. Es ſieht aus wie eine Fortſezung ihrer Kindheit, deren Freuden auch eine heftige und zerſtörende Natur zeigen; aber auch in ihrem unſtäten Treiben wie ein unſchlüßiges immer wechſelndes Fahrenlaſſen und Ergreifenwollen, wovon wir nichts verſtehen. Bei uns vereinigt ſich beides unmerklich mit einan-

einander. In dem was uns in den Spielen der Kindheit anzieht, liegt ſchon unſer ganzes Leben, in jedem offenbart ſich allmählig die höhere Bedeutung; und auch wenn wir Gott und die Welt nach unſerer Weiſe verſtehen, drükken wir unſere höchſten und ſüßeſten Gefühle immer zugleich auch in jenen lieblichen Kleinigkeiten aus, in jenem milden Scheine, der uns zuerſt mit der Welt befreundete. — So hätten, ſagte Eduard, Männer und Frauen auch in der Entwikkelung des Geiſtigen, das doch in beiden daſſelbe ſein muß, ihre abgeſonderte Weiſe, um ſich durch gegenſeitiges Erkennen auch hierin zu vereinigen. Ja es mag wol ſein, und es ſpricht mich recht klar an, daß in uns der Gegenſaz des Unbewußten und des Beſonnenen ſtärker hervortritt, und ſich während des Ueberganges in jenem unruhigen Streben, jenem leidenſchaftlichen Kampf mit der Welt und ſich ſelbſt offenbart.

Dagegen in Eurem ruhigen und anmuthigen Weſen die Stätigkeit beider und ihre innere Einheit ans Licht tritt, und heiliger Ernſt und liebliches Spiel überall Eins ſind. — Allein, entgegnete Leonhardt ſcherzhaft lächelnd, ſo wären, wunderbar genug, wir Männer chriſtlicher als die Frauen. Denn das Chriſtenthum redet ja überall von einem Umkehren, einer Veränderung des Sinnes, einem Neuen wodurch das Alte ſoll ausgetrieben werden. Welches alles, wenn die vorige Rede wahr iſt, Ihr Frauen, wenige Magdalenen abgerechnet, gar nicht nöthig hättet. — Aber Chriſtus ſelbſt, erwiederte Karoline, hat ſich doch nicht bekehrt. Eben deshalb iſt er auch immer der Schuzherr der Frauen geweſen, und während Ihr euch nur über ihn geſtritten habt, haben wir ihn geliebt und verehrt. Oder was könnteſt du dagegen einwenden, wenn wir nun erſt den rechten Sinn hineinlegten in das

ubgebrauchte Sprichwort, daß wir immer Kin-
der bleiben. Dagegen ihr erſt umkehren müßt,
um es wieder zu werden? — Und was uns
o nahe liegt, fügte Ernſt hinzu, was iſt die
Feier der Kindheit Jeſu anders als die deutli-
he Anerkennung der unmittelbaren Vereini-
ung des Göttlichen mit dem Kindlichen, bei
velcher es alſo keines Umkehrens weiter bedarf.
luch hat ſchon Agnes dies vorher geäußert,
ls die allgemeine Anſicht aller Frauen, daß
e in ihren Kindern, wie die Kirche es in
hriſto thut, ſchon von der Geburt an das
Göttliche vorausſezen und es aufſuchen. —
Ja eben dieſes Feſt, ſagte Friederike, iſt der
ächſte und beſte Beweis, daß es ſich mit uns
irklich ſo verhält, wie Erneſtine vorher be-
hrieben hat. — Wie ſo? fragte Leonhardt. —
Weil man hier, antwortete ſie, in kleinen aber
ech weder unkenntlichen noch vergeſſenen Ab-
hnitten, der Natur unſerer Freude nachgehn

kann, um zu ſehen ob ſie mehrere plötzliche Verwandlungen erfahren hat. Man bedürfte kaum uns auf das Gewiſſen zu fragen; denn die Sache ſpricht ſelbſt für ſich. Es iſt offenbar genug, daß überall Frauen und Mädchen die Seele dieſer kleinen Feſte ſind, am meiſten geſchäftig dabei, aber auch am reinſten empfänglich und am höchſten erfreut. Wenn ſie nur Euch überlaſſen wären, würden ſie bald untergehn: durch uns allein werden ſie zu einer ewigen Tradition. Könnten wir aber nicht die religiöſe Freude auch allein haben? Und würden wir es nicht, wenn wir ſie erſt ſpäterhin als etwas Neues gefunden hätten? Aber es hängt noch alles ſo zuſammen wie in den früheren Jahren. Schon in der Kindheit legten wir dieſen Geſchenken eine beſondere Bedeutung bei; ſie waren uns mehr als das Nemliche zu einer andern Zeit gegeben. Nur daß es damals eine dunkle geheimnißvolle Ahndung war, was ſeitdem allmählig klarer hervorgetreten iſt, was uns aber immer noch am liebſten unter derſelben Geſtalt vor Augen tritt, und das gewohnte Symbol nicht will fahren laſſen. Ja bei der Genauigkeit, mit welcher uns die kleinen ſchönen Momente des Lebens in der Erinnerung bleiben, könnte man ſtufenweiſe dies Hervortreten des Höheren nachweiſen. — Warlich, ſagte Leonhardt, lebhaft und gut ausgeführt, wie Ihr es könntet, müßte das eine ſchöne Reihe kleiner Gemälde geben, wenn Ihr uns Eure Weihnachtsfreuden mit ihren Merkwürdigkeiten beſchreiben wolltet, und auch wer in den unmittelbaren Zwekk nicht mit beſonderer Theilnahme einginge, würde ſich daran erfreuen. — Wie artig er ſagen will, daß es ihn langweilen würde, rief Karoline aus! — Freilich, ſagte Erneſtine, ſo wäre es zu kleinlich, auch für den der ſich noch frauendieneriſcher anſtellen wollte, wie für den, der wirklich noch mehr Sinn für die Sache hätte. Aber wer einzeln etwas Merkwürdiges dieſer Art zu erzählen weiß, in Bezug auf unſere Unterredung, der thue es, und ſchließe ſich an einen ſolchen Zug aus meiner frühen Kindheit, den ich Euch erzählen will, wenn ihn auch vielleicht Einige ſchon kennen ſollten. Friederike ſtand auf und ſagte, Ihr wißt, ich pflege nicht ſo zu erzählen; ich will aber etwas anderes thun was euch Vergnügen macht, ich werde mich an das Inſtrument ſezen und Eure Erzählungen fantaſiren. So höret Ihr ja auch etwas von mir und mit Eurem feineren und höheren Ohre.

Erneſtine begann. Zu Hauſe waren dem fröhlichen Feſte allerlei trübſelige Umſtände vorhergegangen, die ſich nur kurz zuvor ziemlich glüklich aufgelöſet hatten. Es war daher weniger und bei weitem nicht mit ſo viel Liebe und Fleiß als gewöhnlich für die Freude der

Kinder geſorgt worden. Dies war eine günſtige Veranlaſſung um einen Wunſch zu befriedigen, den ich ſchon ein Jahr früher aber vergeblich geäußert hatte. Damals nemlich wurden noch in den ſpäten Abendſtunden die ſogenannten Chriſtmetten gehalten und bis gegen Mitternacht unter abwechſelnden Geſängen und Reden vor einer unſtäten und nicht eben andächtigen Verſammlung fortgeſezt. Nach einigen Bedenklichkeiten durfte ich wolbegleitet mit dem Kammermädchen der Mutter zur Kirche fahren. Ich weiß mich nicht leicht einer ſo gelinden Witterung um dieſe Zeit zu erinnern als damals. Der Himmel war klar und doch der Abend faſt lau. In der Gegend des faſt ſchon verlöſchenden Chriſtmarktes trieben ſich große Schaaren von Knaben umher mit den lezten Pfeifen, Pipvögeln und Schnurren, die um einen wolfeilen Preis losgeſchlagen wurden, und liefen lärmend auf den Wegen zu den verſchiedenen Kirchen hin und her. Erſt ganz in der Nähe vernahm man die Orgel und wenige unordentlich begleitende Stimmen von Kindern und Alten. Ohnerachtet eines ziemlichen Aufwandes von Lampen und Kerzen, wollten doch die dunklen altersgrauen Pfeiler und Wände nicht hell werden, und ich konnte nur mit Mühe einzelne Geſtalten herausfinden, die nichts erfreuliches hatten. Noch weniger konnte mir der Geiſtliche mit ſeiner quäkenden Stimme einige Theilnahme einflößen; und ich wollte eben ganz unbefriedigt meine Begleiterin bitten zurükzukehren, und ſah mich nur noch einmal überall um. Da erblikte ich in einem offnen Stuhl, unter einem ſchönen alten Monument, eine Frau mit einem kleinen Kinde auf ihrem Schooß. Sie ſchien des Predigers, des Geſanges und alles um ſie her wenig zu achten, ſondern nur in ihren eigenen Gedanken tief verſenkt zu ſein, und ihre Augen waren unverwandt auf das Kind gerichtet. Es zog mich unwiderſtehlich zu ihr, und meine Begleiterin mußte mich hinführen. Hier hatte ich nun auf einmal das Heiligthum gefunden, das ich ſo lange vergeblich geſucht. Ich ſtand vor der edelſten Bildung die ich je geſehn. Einfach gekleidet war die Frau, ihr vornehmer großer Anſtand machte den ofnen Stuhl zu einer verſchloſſenen Kapelle; Niemand hielt ſich in der Nähe und dennoch ſchien ſie auch mich nicht zu bemerken, da ich dicht vor ihr ſtand. Ihre Mine ſchien mir bald lächelnd bald ſchwermüthig, ihr Athem bald freudig zitternd bald frohe Seufzer ſchwer unterdrükkend, aber das Bleibende von dem Allen war freundliche Ruhe, liebende Andacht, und herrlich ſtralte dieſe aus dem großen ſchwarzen niedergeſenkten Auge, das mir die Wimpern ganz verdekt hätten, wenn ich etwas größer geweſen wäre.

So ſchien mir auch das Kind ungemein lieblich, es regte ſich lebendig aber ſtill und ſchien mir in einem halb unbewußten Geſpräch von Liebe und Sehnſucht mit der Mutter begriffen. Nun hatte ich lebendige Geſtalten zu den ſchönen Bildern von Maria und dem Kinde; und ich vertiefte mich ſo in dieſe Fantaſie, daß ich halb unwillkührlich das Gewand der Frau an mich zog, und ſie mit bewegter ſehr bittender Stimme fragte: darf ich wol dem lieblichen Kinde etwas ſchenken? und ſo leerte ich auch ſchon einige Händchen voll Näſchereien, die ich zum Troſt in aller etwanigen Noth mitgenommen, auf ſeine Bedekkungen aus; die Frau ſah mich einen Augenblikk ſtarr an, zog mich dann freundlich zu ſich, küßte meine Stirn und ſprach: „O ja, liebe Kleine, heute giebt ja Jedermann, und alles um eines Kindes willen.“ Ich küßte ihre um meinen Hals gelegte Hand und ein ausgeſtrektes Händchen des Kleinen, und wollte ſchnell gehn; da ſagte ſie: warte, ich will dir auch etwas ſchenken; vielleicht kenne ich dich daran wieder. Sie ſuchte umher und zog aus ihren Haaren eine goldne Nadel mit einem grünen Stein, die ſie an meinem Mantel befeſtigte. Ich küßte noch einmal ihr Gewand und verließ ſchnell die Kirche mit einem vollen über Alles ſeligen Gefühl. Es war Eduards älteſte Schweſter, die herrliche tragiſche Geſtalt, die mehr als irgend Jemand auf mein Leben und mein inneres Sein gewirkt hat. Sie wurde bald die Freundin und Führerin meiner Jugend, und wiewol ich nichts als Schmerzen mit ihr zu theilen hatte, zähle ich doch meine Verbindung mit ihr zu den ſchönſten und wichtigſten Momenten meines Lebens. Auch Eduard ſtand damals als ein herangewachſener Knabe hinter ihr: aber ohne auch nur von mir bemerkt zu werden. — Friederike ſchien den Inhalt gekannt zu haben, ſo genau begleitete ihr Spiel die anmuthige Erzählung, und brachte jedes Einzelne gleich in Uebereinſtimmung mit dem Totaleindrukk des Ganzen. Als Erneſtine geendet, bog ſie nach einigen fantaſtiſchen Gängen in eine ſchöne Kirchenmelodie ein. Sofie die ſie errieth lief hin, um ihre Stimme hinzuzufügen, und ſie ſangen zuſammen die ſchönen Verſe von Novalis

Ich ſehe dich in tauſend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrükt;
Doch keins von Allen kann dich ſchildern
Wie meine Seele dich erblikt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar ſüßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe ſteht.

Mutter, ſagte Sofie als ſie zurükkam, jezt ſchwebt mir alles recht lebendig vor, was du mir je von Tante Kornelie erzählt haſt, und von dem ſchönen Jüngling den ich noch geſehen habe, und der ſo heldenmüthig und ſo vergeblich für die Freiheit geſtorben iſt. Aber laß mich die Bilder herholen; wir kennen ſie wol alle, aber ich meine wir müſſen ſie jezt betrachten. — Die Mutter winkte zu, und das Kind holte zwei noch nicht gefaßte Gemälde von Erneſtinens Pinſel. Beide ſtellten ihre Freundin vor und den Schmerzensſohn. Das eine, wie er zu ihr zurükkehrt aus der Schlacht, verwundet aber mit Ruhm bedekt; das andere wie er Abſchied von ihr nimmt, um als eins der lezten Opfer der blutdürſtigſten Zeit zu fallen.

Leonhardt unterbrach die ſchmerzlichen Erinnerungen, die ſich nur in einzelnen wehmüthigen Worten Luft machten, indem er zu Agnes ſagte: erzähle uns etwas anderes Kind, und mache uns dadurch von beidem los, von dem ſtechenden Schmerz, der gar nicht in un ſere Freude gehört, und von den Mariendienſt, in den uns die Mädchen dort eingeſungen haben. — Nun wol, antwortete Agnes: ſo will ich etwas weniger Bedeutendes, vielleicht aber dafür recht Frôliches erzählen. Ihr wißt, vor dem Jahr waren wir an dieſem Feſt Alle zerſtreut, und ich ſchon ſeit mehreren Wochen bei meinem Bruder, um Luiſens erſter Niederkunft hülfreich beizuſtehen. Der heilige Abend wurde auch dort nach unſerer Sitte von verſammelten Freunden und Freundinnen begangen. Luiſe war vollkommen hergeſtellt: dennoch hatte ich mir nicht nehmen laſſen alles zu ordnen, und es herrſchte eine ſolche Heiterkeit unter Allen, und ſo friſch aufgeregte Liebe, wie an dieſem allgemeinen Freudentage ſich unter guten Menſchen überall einſtellt; und wie ſie ſich unter Geſchenken und Freudensbezeugungen in das muntere Gewand des Scherzes und der freien ſpielenden Kindlichkeit kleidet, ſo war ſie auch unter uns. Plötzlich erſchien im Saal die Wärterin mit ihrem Kleinen, ging beſchauend um die Tiſche herum, und rief mehrere Male hintereinander halb ſcherzhaft, halb weinerlich: hat denn Niemand dem Kinde etwas geſchenkt? Haben ſie denn das Kind ganz vergeſſen? Wir verſammelten uns bald um das kleine niedliche Geſchöpf, und im Scherz und Ernſt entſponnen ſich allerlei Reden darüber, wie man ihm bei aller Liebe noch keine Freude machen könne, und wie recht es wäre, daß wir Alles, was ihm eigentlich gehörte, der Mutter zugewendet hätten. Der Wärterin wurde nun Alles gezeigt und auch dem Kleinen vorgehalten, Mützchen, Strümpfchen, Kleider, Löffelchen, Näpfchen; aber weder Glanz und Klang des edeln Metalls, noch die blendende oder durchſichtige Weiße der Zeuge ſchien ſeine Sinne zu rühren. Ja ſo iſt es, Kinder! ſagte ich zu den Andern, er iſt noch ganz an ſeine Mutter gewieſen, und auch dieſe kann ihm heute noch nichts anders als das gleiche tägliche Gefühl der Befriedigung erregen. Sein Gefühl iſt noch mit dem ihrigen vereinigt, in ihr wohnt es und nur in ihr können wir es pflegen und erfreuen. — Aber wir ſind doch Alle recht beſchränkt geweſen, fing ein liebenswürdiges Mädchen an, daß wir nur ſo auf den gegenwärtigen Augenblik gedacht haben. Steht denn nicht das ganze Leben des Kindes vor der Mutter? Mit dieſen Worten forderte ſie mir meine Schlüſſel ab, mehrere andere zerſtreuten ſich gleichfalls mit der Verſicherung, bald wieder da zu ſein, und Ferdinand redete ihnen zu, zu eilen; denn er habe auch noch etwas vor für den Kleinen. Ihr errathet wol nicht was? ſagte er zu uns Zurükbleibenden. Ich will ihn gleich taufen, ich wußte keinen ſchöneren Augenblikk dazu als dieſen; beſorget das Nöthige, ich will

auch

auch wieder da ſein wenn unſere Freunde zurükkehren. So ſchnell als möglich kleideten wir ihn in das niedlichſte was unter den Geſchenken vorhanden war, und wir hatten kaum geendet, als die Weggegangenen ſich mit allerlei Gaben wieder einſtellten. Scherz und Ernſt war darin wunderlich gemiſcht, wie es bei jeder Vergegenwärtigung der Zukunft nicht anders ſein kann. Zeuge zu Kleidungsſtükken für ſeine Knabenjahre nicht nur, ſondern gar für ſeinen Hochzeitstag; ein Zahnſtocher und ein Uhrband mit dem Wunſch, daß man von ihm ſagen möge, in beſſerem Sinne, was vom Churchill, „wenn er am Uhrband ſpielt, wenn er in den Zähnen ſtochert kommt ein Gedicht heraus“; zierliches Papier worauf er den erſten Brief an ein geliebtes Mädchen ſchreiben ſollte; Lehrbücher für die Anfangsgründe in allerlei Sprachen und Wiſſenſchaften, auch eine Bibel, welche ihm eingehändigt werden ſollte, wenn ihm der erſte Unterricht im Chriſtenthum ertheilt würde; ja ſein Oheim der gern Karikaturen macht, brachte ſogar als das erſte Erforderniß eines künftigen Zierboldes, wie er ſich auf Kampiſch ausdrükte, eine Brille, und ruhte nicht, ſie mußte den großen hellen blauen Aeuglein vorgehalten werden. Viel wurde gelacht und geſcherzt, aber Luiſe behauptete ganz ernſthaft, die Brille ausgenommen — denn er muſte ja wol ihre und Ferdinands tüchtige Augen haben — ſehe ſie ihn doch nun ganz lebendig und mit beſtimmter Geſtalt und Zügen gewiß ächt profetiſch, in allen den Zeiten und Verhältniſſen vor ſich, auf welche die Geſchenke hindeuteten. Vergeblich nekte man ſie damit, wie altfränkiſch er ſich wahrſcheinlich ausnehmen würde, wenn er wirklich jedes Geſchenk durch Gebrauch ehren wollte, und wie man beſonders das Papier vor dem Gelbwerden hüten müſſe. Endlich kamen wir überein, vor allen den Geber der Bibel zu loben, die er doch am ſicherſten würde gebrauchen können. Ich machte ſie auf den Schmukk des Kleinen aufmerkſam; aber Niemand dachte an eine beſondere Veranlaſſung, ſondern nur daß er ihre Gaben auf recht würdige Weiſe in Empfang nehmen wollte. Alle waren daher nicht wenig verwundert, als Ferdinand in voller Amtskleidung hereintrat, und zugleich der Tiſch mit dem Waſſer gebracht wurde. Wundert Euch nicht zu ſehr, lieben Freunde, ſagte er. Bei Agneſens Bemerkung vorher, fiel mir ſehr natürlich der Gedanke ein, den Knaben noch heute zu taufen. Ihr ſollt ſämmtlich Zeugen dabei ſein, und auch dadurch Euch aufs neue als theilnehmende Freunde ſeines Lebens unterzeichnen. Ihr habt ihm Gaben dargebracht, fuhr er fort, nachdem er das Einzelne unter mancherlei fröhlichen Bemerkungen betrachtet hatte, die auf ein Leben hindeuten, wovon er noch nichts weiß, wie Chriſto Gaben dargebracht wurden, die auf eine Herrlichkeit hindeuteten, wovon das Kind noch nichts wußte. Laßt uns ihm nun auch das Schönſte, Chriſtum ſelbſt, zueignen, wiewol es ihm izt noch keinen Genuß noch Freude gewähren kann. Nicht in der Mutter allein oder in mir wohnt jezt noch ſein religiöſes Gefühl, das in ihm noch nicht ſein kann, ſondern in uns Allen, und aus uns Allen muß er es ſich dereinſt zueignen. So verſammelte er uns um ſich und faſt unmittelbar aus dem Geſpräch ging er zu der heiligen Handlung über. Mit einer leiſen Anſpielung auf die Worte: „Wer mag wehren, daß dieſe getauft werden", ergoß er ſich darüber, wie eben dieß, daß ein chriſtliches Kind von Liebe und Freude empfangen werde und immer umgeben bleibe, die Bürgſchaft leiſte, daß der Geiſt Gottes in ihm wohnen werde; wie das Geburtsfeſt der neuen Welt ein Tag der Liebe und Freude ſein müſſe, und wie beides vereinigt recht dazu auserleſen ſei, ein Kind der Liebe auch zur höheren Geburt des göttlichen Lebens einzuweihen. Als wir nun Alle dem Kinde die Hände auflegten, nach der dortigen guten alten Sitte, ſo war es als ob die Strahlen der himmliſchen Liebe und Luſt ſich auf dem Haupt und Herzen des Kindes als einem neuen Brennpunkt vereinigten, und es war gewiß das gemeinſchaftliche Gefühl, daß ſie dort ein neues Leben entzündeten, und ſo wiederum nach allen Seiten ausſtrahlen würden. — Alſo wieder das Vorige, unterbrach Leonhardt, nur gleichſam ein umgekehrtes negatives Chriſtkindlein, in welches der Heiligenſchein einſtrömt, nicht aus. — Ganz herrlich haſt du das getroffen, lieber Leonhardt, antwortete Agnes, ich konnte es ſo ſchön nicht ſagen. Nur die Mutter, deren Liebe den ganzen Menſchen im Kinde ſieht, und dieſe Liebe iſt es eben, die ihr den engliſchen Gruß zuruft, ſieht auch den himmliſchen Glanz ſchon ausſtrömen aus ihm, und nur auf ihrem profetiſchen Angeſicht bildet ſich der ſchöne Widerſchein, den in unbewußtem kindlichen Sinn Sofie dargeſtellt hat. Und weshalb ich Euch grade dieſen Abend wiedergegeben, das magſt du nun auch beſſer und ſchöner ſagen als ich es kann, oder auch überhaupt nur ſagen. Denn ich weiß mit Worten nicht zu beſchreiben, wie tief und innig ich damals fühlte, daß jede heitere Freude Religion iſt, daß Liebe, Luſt und Andacht Töne aus Einer vollkommnen Harmonie ſind, die auf jede Weiſe einander folgen und zuſammenſchlagen können. Und wenn du es recht ſchön machen willſt, ſo nimm dir nur vor zu ſpötteln; dann kommt dir das Wahre gewiß wider deinen Willen, wie vorher. — Warum ſollte ich, antwortete Leonhardt. Du haſt ja ſelbſt angegeben, wie du es ausgedrükt haben willſt, nemlich nicht mit Worten, ſondern in Muſik. Aber Friederike hat nur ſelbſt gehört, wie es ſcheint, und uns gar nichts zu hören gegeben, nicht einmal dein Symbol, wovon du jezt ſo entzükt biſt, den einfachen Hauptakkord; wie mag das zugehn? — Ja! ſagte Friederike, es iſt leichter eine Geſchichte wie die vorige unmittelbar zu begleiten; zumal wenn man etwas davon weiß, fügte ſie lächelnd hinzu. Aber ich glaube überdies meine Kunſt geht weniger verloren an Euch, wenn ich der Geſchichte erſt folge; und wenn du willſt ſoll ſie dir jezt gleich geſpielt werden. Sie fantaſirte mit eingewebter Melodie einiger heitern klaren Kirchenmelodien, die aber wenig mehr gehört werden, und ſang dann, um wieder mit ihrem Lieblingsdichter zu enden, nach einer derſelben zerſtreute Strophen des Liedes: „Wo bleibſt du Troſt der ganzen Welt", diejenigen natürlich die dem weiblichen Sinn die verſtändlichſten ſein mußten. Und wo ſie eine Lükke ließ, füllte ſie ſie mit Harmonien, welche die innige Ruhe, die tiefe Luſt ausdrükten, von der ſie mit ergriffen war und die ſie darſtellen wollte.

Nun wirſt du aber, ſagte Karoline, dir auch einen Uebergang bahnen zu den Tönen der Wehmuth, wenn Ihr anders nicht mit der reinen Freude endigen, ſondern auch von mir eine Zeichnung haben wollt, in den Rahmen um dieſes ſchöne Feſt. Denn es iſt mir ſo zu Muthe Euch zu erzählen, wie ich das Feſt im vorigen Jahre beging, bei meiner theuern Charlotte. Freilich iſt eigentlich nichts zu erzählen dabei, es iſt nur ein Beitrag zu der Art wie Ihr Charlotten kennt aus andern Erzählungen und aus ihren Briefen, und Ihr müßt Euch an Alles erinnern, was Ihr ſchon von ihr wißt. Dort iſt unter den Erwachſenen die wizige Gewohnheit ſich unerkannt zu beſchenken. Durch die gröſten Umwege und auf die ſonderbarſte Art läßt Jeder dem Andern ſeine Gabe zukommen, wo möglich ſie ſelbſt noch unter etwas minder bedeutendes verhüllt, ſo daß der Empfänger ſich bisweilen ſchon gefreut oder gewundert und doch das rechte noch nicht gefunden hat. Vielerlei muß alſo hier erſonnen werden, und das glüklich ausgedachte iſt oft nicht ohne vielfältige und lange Vorbereitungen ins Werk zu richten. Charlotte aber hatte ſchon mehrere Wochen vorher das Leiden einer unerklärlichen nur um deſto ängſtlichern Krankheit ihres Lieblings, ihres jüngſten Kindes. Der Arzt konnte lange Zeit ſo wenig Hofnung geben als nehmen; aber Schmerz und Unruhe raubten je länger je mehr dem kleinen Engel die Kräfte, und ſo war nichts anders als ſeine Auflöſung zu erwarten. Unter Freunden und Freundinnen wurden alle Zurüſtungen ſie durch ſinnreiche

Einfälle oder muthwilligen Scherz zu überraſchen, mit innigem Bedauern unterbrochen; ja Niemand wollte es wagen, auch nur durch eine einfache Gabe, ihre Aufmerkſamkeit von den Gegenſtand ihrer Liebe und ihres Schmerzens ablenken zu wollen; man verſchob Alles auf eine günſtigere Zeit. Faſt unaufhörlich trug ſie das Kind auf ihren Armen umher; keine Nacht legte ſie ſich ordentlich nieder, nur am Tage zu Zeiten, wenn das Kind ruhiger ſchien, und wenn ſie es mir oder einer andern zuverläßigen Freundin übergeben konnte, vergönnte ſie ſich eine ſparſame Ruhe. Indeß verſäumte ſie nicht die Angelegenheiten des Feſtes, ſo ſehr wir ſie oft baten, ſich nicht durch den Kontraſt ihrer Sorgen noch mehr zu erſchöpfen. Selbſt etwas zu arbeiten war ihr freilich unmöglich; aber ſie ſann und ordnete an; und oft überraſchte mich aus ihrem tiefſten Schmerz heraus eine Frage, ob dies oder jenes beſorgt wäre, oder ein neuer Gedanke zu einer kleinen Freude. Luſtigkeit oder Muthwillen war freilich eigentlich in keinem, allein das iſt auch nie in ihr. Nirgends aber wurde das Sinnige und Bedeutſame vermißt, die ruhige Anmuth die alle ihre Handlungen bezeichnet. Ich weiß noch, als ich ihr einmal faſt mißbilligend meine Bewunderung äußerte, daß ſie mir ſagte: „Gutes Kind, es giebt keinen ſchöneren und auch keinen ſchiklicheren Rahmen um einen großen Schmerz, als eine Kette von kleinen Freuden, die man Andern bereitet. So iſt dann alles in der Faſſung, in der es zeitlebens bleiben kann, und warum ſollte man nicht gleich in dieſer ſein wollen? In Allem was die Zeit verwiſcht, und das thut ſie doch allem Heftigen und Einſeitigen, iſt auch etwas Unreines.“ Wenige Tage vor Weihnachten konnte man ihr einen innern Kampf anmerken. Sie ſaß allein, hatte ſich immer noch nicht von dem hoffnungsloſen Zuſtande des Kindes überzeugt. Izt hatte ſie ſein Ausſehn und ſeine Schwäche beſonders ergriffen. Das Bild des Todes ſtand auf einmal ganz beſtimmt vor ihr. Tief in ſich gekehrt ging ſie wol eine Stunde mit allen Zeichen der innerſten Bewegung, das Kind in dem Arme, auf und nieder. Dann ſah ſie es mit einem wehmüthig erheiterten Geſicht lange wie zum leztenmal an, beugte ſich zu einem langen Kuß auf ſeine Stirne nieder, reichte mir dann geſtärkt und muthig die Hand, und ſagte: „Nun habe ich es überſtanden, liebe Freundin. Ich habe den kleinen Engel dem Himmel wiedergegeben, von dem er gekommen iſt; ich ſehe nun ruhig ſeiner Auflöſung entgegen, ruhig und gewiß; ja ich kann wünſchen, ihn bald verſcheiden zu ſehen, damit die Zeichen des Schmerzens und der Zerſtörung mir das Engelsbild nicht trüben, das ſich tief und für immer meinem Gemüth eingeprägt hat.“ Am Morgen des Feſtabends verſammelte ſie die Kinder um ſich und fragte ſie, ob ſie heute ihr Feſt feiern wollten, es wäre alles bereitet und hinge ganz von ihnen ab; oder ob ſie warten wollten, bis Eduard begraben und die erſte Stille und der erſte Schmerz vorüber wäre. Sie äußerten einmüthig, daß ſie ſich doch an nichts freuen könnten; aber der kleine Bruder lebe ja noch und werde ja nicht ſterben. Nachmittag übergab mir Charlotte das Kind und legte ſich zur Ruhe, und indem ſie einen langen erquikkenden Schlaf ſchlief, aus dem ich mir vorgenommen hatte ſie nicht zu wekken, was auch geſchehen möchte, entſtand in dem faſt ſchon ſterbenden Körper unter heftigen Krämpfen, die ich für die lezten hielt, eine Kriſis, die dem herbeigeholten Arzt zugleich das Uebel und die Heilung verrieth. Nach einer Stunde befand ſich das Kind auffallend beſſer, und man ſah deutlich, daß es auf dem Wege der Geneſung war. Eilig ſchmükten die Kinder das Zimmer und das Lager des Kleinen feſtlich aus. Die Mutter trat herein und glaubte, wir wollten ihr nur den Anblikk der Leiche verſchönern. Das erſte Lächeln des Kindes ſchimmerte ihr entgegen, als ſie auf ſein Lager blikkte; wie eine ſchon halb verſtorbene Knoſpe, die ſich nach einem wohlthätigen Regen wieder hebt und ſich aufſchließen will, ſo ſchien es ihr unter den Blumen hervor. Wenn es keine trügeriſche Hofnung iſt, ſagte ſie, uns Alle umarmend, nachdem ſie den Hergang vernommen hatte, ſo iſt es eine andere Wiedergeburt, als die ich erwartet hatte. Ich hatte gehofft und gebetet, fuhr ſie fort, daß das Kind ſich in dieſen feſtlichen Tagen aus dem irdiſchen Leben erheben möchte. Es rührte mich wehmüthig und verſüßend, einen Engel zum Himmel zu ſenden, zu der Zeit, wo wir die Sendung des größten auf die Erde feiern. Nun kommen mir beide zugleich unmittelbar von Gott geſchenkt. Am Feſte der Wiedergeburt der Welt wird mir der Liebling meines Herzens zu einem neuen Leben geboren. Ja er lebt, es iſt kein Zweifel daran, ſagte ſie, indem ſie ſich zu ihm überbog und doch kaum wagte ihn zu berühren, und ſeiner Hand ihre Lippe aufzudrücken. Er bleibt auch ſo ein Engel, ſagte ſie nach einer Weile, er iſt geläutert durch die Schmerzen, er iſt wie durch den Tod hindurchgedrungen und zu einem höheren Leben geheiligt. Er iſt mir ein beſonderes Gnadengeſchenk, ein himmliſches Kind, weil ich ihn ſchon dem Himmel geweiht hatte. — Karoline mußte noch manches genauer erzählen von dieſer Geſchichte ſowohl, als von der herrlichen ſeltenen Frau, der ſie mit einer beſonders frommen Verehrung zugethan war. Leonhardt hörte mit einem ganz eigenen Intereſſe zu, und wurde faſt verdrießlich, als

Ernſt ihn fragte: Aber findeſt du nicht auch hier wieder das Vorige? gleichſam eine umgekehrte Maria, die mit dem tiefſten Mutterleiden, mit dem Stabatmater anfängt und mit der Freude an dem göttlichen Kinde endigt? — Oder auch nicht umgekehrt, ſagte Erneſtine. Denn Mariens Schmerz mußte doch verſchwinden in dem Gefühl der göttlichen Größe und Herrlichkeit ihres Sohnes; ſo wie ihr auf der andern Seite von Anbeginn an bei ihrem Glauben und ihren Hofnungen Alles, was ihm äußerlich begegnete, nur als Leiden, als Entäußerung erſcheinen konnte.

Hier wurde das weitere Geſpräch unterbrochen durch eine luſtige Streifparthie von einigen Bekannten, die ſelbſt keinem beſtimmten Kreiſe angehörten, oder in unſtetem Sinne ihre eigne Freude ſchneller erſchöpft hatten, und nun umherzogen, um hie und da zu ſchauen, wie man ſich erfreut und beſchenkt hatte. Um

will-

willkommnere Zuſchauer zu ſeyn, und auch überall einen freundlichen Cicerone zu finden, kündigten ſie ſich als Weihnachtsknechte an, und theilten die auserleſenſten Kleinigkeiten für den Gaumen unter Kinder und Mädchen aus. Sofie wurde ſchon mit dem gewöhnlichen Ceremoniel, daß erſt nach ihrer Artigkeit gefragt wurde, verſchont, und gab ſich dafür ſehr flink und gefällig her. Sie erneuerte ſchnell die Erleuchtung, und war eine eben ſo beredte Kaſtellanin, als neugierige Fragerin nach allem, was Jene ſchon anderwärts geſehen hätten. Indeß wurde eine flüchtige Mahlzeit herumgereicht, die Hinzugekommenen eilten weiter, und wollten ſich durch einige von der Geſellſchaft verſtärken. Dies ließ aber Eduard nicht zu; ſie mußten noch lange bei einander bleiben, und überdies wurde Joſef noch ganz gewiß erwartet, dem verſprochen worden, er ſolle ſie noch Alle finden.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Als ſie ſich wieder zerſtreuet hatten, ſagte Ernſt: Gut, wenn es denn beſchloſſen iſt, daß wir noch die Nacht hier erwarten wollen im Geſpräch und bei den Gläſern, ſo meine ich, wir ſind den Frauen eine Erwiederung ſchuldig, damit ſie auch um ſo williger bei uns bleiben. Zwar das Erzählen iſt nicht die Gabe der Männer, und ich wüßte am wenigſten wie ich mir ſelbſt ſo etwas anmuthen ſollte. Aber was meint Ihr Freunde, wenn wir nach engliſcher Weiſe, um nicht zu ſagen nach alter, und die uns doch auch nicht ganz fremd iſt, einen Gegenſtand wählten, über welchen Jedem obläge etwas zu ſagen. Und zwar einen ſolchen und ſo, daß wir dabei die Gegenwart der Frauen in keinem Sinne vergeſſen, ſondern es für das Schönſte achten, von ihnen verſtanden und gelobt zu werden. Dem ſtimmten Alle bei, und die Frauen freuten ſich, weil ſie dergleichen lange nicht gehört hatten. —

Wohl, ſprach Leonhardt, wenn Ihr mit ſolcher Theilnahme in den Vorſchlag eingehet, ſo ſolltet Ihr auch aufgeben, worüber wir zu reden haben, damit nicht unſere Ungeſchiktheit etwas allzu Gleichgültiges ergreife. Wenn die Andern derſelben Meinung ſind, ſagte Friederike, ſo wünſche ich nur es dir nicht allzuſehr zum Verdruß zu thun, wenn ich das Feſt ſelbſt in Vorſchlag bringe, welches uns hier verſammelt hat. Hat es doch ſo viele Seiten, daß Jeder es verherrlichen kann, wie er am liebſten will. — Niemand ſezte ſich dagegen, und Erneſtine meinte, jedes andere würde doch fremd ſeyn und gleichſam den Abend zerſtören. — Wolan denn, ſagte Leonhardt, nach unſerer Gewohnheit werde ich, als der Jüngſte, mich nicht weigern dürfen, auch der erſte zu ſein. Und ich bin es um ſo lieber theils weil die unvollkommene Rede ſo am leichteſten von einer beſſern verweht wird;

theils weil ich ſo am ſicherſten die Freude genieße, einem Andern den erſten Gedanken vorwegzunehmen. Zumal, ſezte er lächelnd hinzu, Eure Anordnung die Anzahl der Mitredenden auf eine unſichtbare Weiſe verdoppelt. Denn Ihr werdet morgen die Kirchen ſchwerlich verſäumen, und es würde uns doch mehr zum Verdruß gereichen, als jenen Männern zur Freude, Euch aber vielleicht am meiſten zur Langeweile, wenn Ihr dort daſſelbige wieder hörtet. Darum will ich mich auch von dieſer Bahn ſo weit als möglich entfernen, und meine Rede ſo anheben:

Verherrlichen und preiſen kann man jedes auf eine zwiefache Weiſe; einmal, indem man es lobt oder ſeine Art und innere Natur als gut anerkennt, dann aber wiederum, indem man es rühmt oder ſeine Trefflichkeit und Vollkommenheit in ſeiner Art heraushebt. Das erſte nun möge dahin geſtellt oder Andern überlaſſen bleiben, ein Feſt überhaupt zu loben, in wiefern es gut ſei, daß durch gewiſſe zu beſtimmten Zeiten wiederkehrende Handlungen das Andenken großer Begebenheiten geſichert und erhalten werde. Sollen aber Feſte ſein, und iſt der erſte Urſprung des Chriſtenthums für etwas Großes und Wichtiges zu achten: ſo kann Niemand läugnen, daß dieſes Feſt der Weihnacht ein bewundernswürdiges Feſt iſt; ſo vollkommen erreicht es ſeinen Zwekk, und unter ſo ſchwierigen Bedingungen. Denn wenn man ſagen wollte, dies Andenken werde weit mehr durch die Schrift erhalten, und durch den Unterricht im Chriſtenthum überhaupt, als durch das Feſt, ſo möchte ich dieſes läugnen. Nemlich wir Gebildetern zwar, ſo meine ich, hätten vielleicht an jenem genug, keinesweges aber der große Haufen des ungebildeten Volkes. Denn nicht zu gedenken der römiſchen Kirche, wo ihnen die Schrift wenig oder nicht in die Hand gegeben wird, ſondern nur auf die unſrigen Rükſicht genommen, ſo iſt ja offenbar, wie wenig ſie geneigt ſind, die Bibel zu leſen, oder auch fähig, ſie im Zuſammenhang zu verſtehen. Und was davon ihrem Gedächtniß eingeprägt wird beim Unterricht, das ſind weit mehr die Beweiſe einzelner Säze, als die Geſchichte; ſo wie wiederum aus der Geſchichte auf dieſem Wege weit mehr der Tod des Erlöſers würde ins Andenken gebracht werden, als ſein Leben und ſeine erſte Erſcheinung in der Welt. Wie viel mehr auch das Volk aus der Geſchichte durch feſtliche Gebräuche erfährt, als durch die geſchriebene Ueberlieferung, das erhellt aus Folgendem: Wieviel weiß nicht der gemeine Katholik von Heiligen, von denen er nie etwas geleſen, nur daher, weil ihre Feſttage begangen werden, und verbindet mit der beſondern Hülfe, die er von jedem fordert, auch einen beſtimmten Begriff von ſeiner Perſon; und wie vieles aus der Vorzeit erhielt ſich nicht im Alterthum durch Feſte, wovon Geſchichtſchreiber und Dichter wenig oder nichts ſagen. Ja ſo viel kräftiger iſt die Handlung als das Wort, daß nicht ſelten aus feſtlichen Handlungen, deren wahre Bedeutung verloren gegangen, falſche Geſchichten ſind erdichtet worden, nie aber umgekehrt. Wenn ſich alſo das Volk ſo viel mehr an jene hält, als an dieſe: ſo müſſen wir auch glauben, das Andenken an Chriſtum werde in größerem Umfange durch das Feſt erhalten, als durch die Schrift, nemlich grade unter dem Volke, welches, ehrlich und einfältig zu reden, eben ſo wenig Genuß von ihm hat, als Verſtand. Was ich aber ferner geſagt, dieſe Erinnerung ſei beſonders ſchwierig zu erhalten geweſen, das meine ich ſo. Je mehr man überhaupt von einem Gegenſtande weiß, um deſto beſtimmter und bedeutſamer läßt er ſich auch darſtellen, und je nothwendiger er mit dem Gegenwärtigen zuſammenhängt, um deſto leichter wird jede Veranſtaltung, welche an ihn erinnern ſoll. Dieſes aber fehlt bei Chriſto, wie es ſcheint, gar ſehr. Denn das Chriſtenthum will ich allerdings als eine ſtarke und kräftige Gegenwart gelten laſſen; aber wie wenig hängt doch Chriſtus, die wirkliche Perſon, damit zuſammen! Was nemlich von ſeiner Verſöhnung gelehrt wird, nehme ich aus, wie denn auch dies mehr auf einen ewigen Rathſchluß Gottes ſich gründet, als auf eine beſtimmte einzelne Thatſache, und deshalb nicht in einem beſtimmten Moment geſagt, ſondern mehr über die Zeitgeſchichte hinausgehoben und mythiſch gehalten werden ſollte. Chriſtus aber als Stifter des Chriſtenthums, und dies iſt doch der Gehalt ſeines Lebens und die einzige Beziehung, in welcher ſeine erſte Erſcheinung in der Zeit kann gefeiert werden, hat nur eine dürftige Bedeutung. Denn wie Weniges kann man auf ihn ſelbſt zurükführen, und wie bei weitem das Meiſte iſt andern und ſpätern Urſprungs! So ſehr, daß wenn man ſich als Glieder einer Reihe denkt Johannes den Vorläufer, Chriſtus, die Apoſtel mit Einſchluß des Spätlings, dann die erſten Väter, man geſtehen muß, das zweite ſtehe nicht in der Mitte zwiſchen dem erſten und dritten, ſondern Chriſtus dem Johannes weit näher als dem Paulus. Ja es bleibt zweideutig, ob überall nach ſeinem Willen eine abgeſonderte Kirche ſich bilden ſollte, ohne welche unſer Chriſtenthum, und mithin auch unſer Feſt, der Gegenſtand meiner Rede, ſich gar nicht denken läßt. Und noch weit tiefer, der Zeit nach, fällt das Chriſtenthum herunter, wenn man Acht hat auf das emſige Beſtreben ſeiner Lebensbeſchreiber, ihn an das alte Königshaus des jüdiſchen Volkes anzuknüpfen, was doch, ob es ſich ſo verhält oder nicht, ganz unbedeutend iſt für den Stifter einer Weltreligion. Daß alſo die Geburt und das wirkliche Verhandenſeyn Chriſti in der Geſchichte gar wenig mit dem Chriſtenthum ſelbſt zuſammenhängt, iſt offenbar. Daß wir aber faſt allzuwenig von ihm wiſſen, iſt eben ſo ſicher. Denn ſchon zu der Zeit, da die erſten Nachrichten abgefaßt wurden, waren der Meinungen ſo mancherlei, daß jene Verfaſſer darauf Rückſicht ſcheinen genommen zu haben, wodurch ſie gewiſſermaßen ſelbſt wieder aus Zeugen und Berichterſtattern in Parteien verwandelt werden. Ja man kann ſagen, daß jede Nachricht und jede Behauptung die andere aufhebt. Denn die Auferſtehung macht den Tod ungeſchehen, welches ja nichts anders heißen kann, als die ſpätere Thatſache erklärt die Meinung für falſch, welche man von der frühern gefaßt hatte. Dagegen macht wiederum die Himmelfahrt das Leben verdächtig. Denn das Leben gehört dem Planeten an, und was ſich von demſelben trennen läßt, kann gar nicht in einem lebendigen Zuſammenhang mit ihm geſtanden haben. Eben ſo wenig bleibt übrig, wenn man die Meinung derer, die Chriſto einen wahren Leib, oder derer, die ihm eine wahre menſchliche Seele abſprechen, mit der Meinung derer zuſammenſtellt, welche ihm gegentheils die wahre Gottheit oder überhaupt das Uebermenſchliche nicht beilegen wollen. Ja wenn man bedenkt, daß darüber geſtritten wird, ob er noch jezt nur auf eine geiſtliche und göttliche, oder auch auf eine leibliche und ſinnliche Weiſe gegenwärtig ſei auf Erden: ſo kann man leicht beide Parteien darauf führen, ihr gemeinſchaftlicher verborgener Sinn ſei der, daß Chriſtus ehedem nicht auf eine andere und eigentlichere Art zugegen geweſen ſei und gelebt habe auf Erden und unter den Seinigen, als auch jezt noch. Kurz der erfahrungsmäßige geſchichtliche Grund der Sache iſt ſo ſchwach, daß unſer Feſt dadurch um ſo mehr verherrlicht wird, und ſeine Kraft nahe an das oben Erwähnte gränzt, daß nemlich durch ſolche Gebräuche bisweilen die Geſchichte ſelbſt erſt gemacht worden. Was aber dabei am meiſten zu bewundern iſt, und uns zum Vorbilde zugleich und zur Beſchämung für vieles Andere dienen kann, iſt dieſes, daß offenbar das Feſt ſelbſt ſeine Geltung größtentheils dem Umſtande verdankt, daß es in die Häuſer eingeführt worden und unter die Kinder. Dort nemlich ſollten wir Mehreres befeſtigen, was uns werth und heilig iſt, und als Vorwurf und übles Zeichen anſehn, daß wir es nicht thun. Dieſes alſo wenigſtens wollen wir feſthalten, wie es uns überliefert worden iſt; und je weniger wir wiſſen, worin die wunderbare Kraft liegt, um deſto weniger auch nur das Mindeſte daran ändern. Mir wenigſtens iſt auch das Kleinſte davon bedeutungsvoll. Denn wie ein Kind der Hauptgegenſtand deſſelben iſt, ſo ſind es auch hier die Kinder vornemlich, welche das Feſt, und durch das Feſt wiederum das Chriſtenthum ſelbſt heben und tragen. Und wie die Nacht die hiſtoriſche Wiege des Chriſtenthums iſt, ſo wird auch das Geburtsfeſt deſſelben in der Nacht begangen; und die Kerzen, mit denen es prangt, ſind gleichſam der Stern über der Herberge und der Heiligenſchein, ohne welchen man das Kind nicht finden würde in der Dunkelheit des Stalls, und in der ſonſt unbeſtirnten Nacht der Geſchichte. Und wie es dunkel iſt und zweifelhaft, was wir bekommen haben in Chriſti Perſon und von wem: ſo iſt auch jene Sitte, die ich aus der leztern Erzählung kennen lernte, die ſchönſte und am meiſten ſymboliſche Art der Weihnachtsgeſchenke. Dies iſt meine ehrliche Meinung, auf welche ich Euch jezt auffordere die Gläſer ertönen zu laſſen und zu leeren, und für die ich Eures Beifalls ſo gewiß bin, daß ich hoffe, dadurch alles gut zu machen und abzuwaſchen, was Euch etwa frevelhaft erſchienen iſt in meiner Rede.

Nun begreife ich, ſagte Friederike, warum er ſich ſo wenig zur Wehre geſezt hat gegen unſere Aufgabe, der ungläubige Schalk, da er im Sinne hatte ſo ganz gegen ihren eigentlichen Sinn zu reden. Ich möchte darauf dringen, daß er in namhafte Strafe genommen würde; zumal ich die Aufgabe ausgeſprochen habe, und man wol ſagen kann, er habe mich lächerlich gemacht durch ſeine Art der Ausführung. — Du haſt wol Recht, ſagte Eduard, aber es möchte ſchwer ſein, ihm beizukommen: denn er hat ſich recht ſachwalteriſch vorgeſehen durch ſeine Erklärung, und durch die Art, wie er das Herabſezende zuſammengeflochten mit der Abſicht des Erhebens, die er doch an die Spize ſtellen mußte. Sich ſachwalteriſch vorſehn, ſagte Leonhardt, iſt wol nichts Uebles, und warum ſoll ich nicht jede Gelegenheit wahrnehmen, mich in den erlaubten und anſtändigen Theilen meiner Kunſt zu üben. Ueberdies durfte ich doch den Frauen nicht widerſprechen, und ſie konnten ſich nichts beſſeres oder anderes verſehen zu der Denkungsart, die ich offen genug bekenne. Allein ſachwalteriſch verfahren habe ich übrigens gar nicht, der ich nicht einmal die kleinſte Gunſtbewerbung an die Richterinnen angebracht in der Rede. — Auch das Zeugniß muß man dir geben, ſagte Ernſt, daß du uns Vieles erlaſſen, was noch wäre anzuführen geweſen, es ſei nun, daß es dir nicht bei der Hand geweſen, oder daß du es unterlaſſen, um die Zeit zu ſchonen und um nicht zu gelehrt und unverſtändlich vor den Frauen zu reden. — Ich meines Theils, ſagte Erneſtine, wollte ihn auch ſchon loben, wie redlich er darin Wort gehalten, was er verſprach, ſich möglichſt von dem entfernt zu halten, was wir vielleicht Morgen an den öffentlichen Andachtsorten hören könnten. — Wolan denn, ſagte Karoline, wenn es nicht möglich iſt, ihn gradezu vor Gericht zu ziehn, ſo wird es darauf ankommen ihn zu widerlegen. Und wo ich nicht irre, ſteht es an dir, Ernſt, zu reden, und die Ehre unſerer Aufgabe zu retten. — Ich gedenke, ſagte Ernſt, das lezte zu thun, ohne das erſte; und vermöchte auch meines Theils nicht beides mit einander zu verbinden. Sondern die Widerlegung würde mich abziehen zu andern Gegenſtänden, und ich könnte dann ſelbſt ſtraffällig werden. Auch iſt dem an freies zuſammenhangendes Reden Ungewöhntem nichts ſchwerer, als dabei der Gedankenreihe eines Andern zu folgen.

Was ich ſagen will, hub er nun ſeine Rede an, davon wußte ich nicht zu unterſcheiden ehe du ſprachſt, Leonhardt, ob es ein Loben wäre, oder ein Rühmen. Jezt aber weiß ich, daß es nach deiner Weiſe ein Rühmen iſt. Denn auch ich will das Feſt preiſen als ein vortrefliches in ſeiner Art. Das Loben aber, daß die Art und der Begriff ſelbſt auch etwas Gutes ſei, will ich nicht, wie du es thateſt, dahingeſtellt ſein laſſen, ſondern vielmehr es vorausſezen. Nur daß deine Erklärung eines Feſtes mir nicht genügt, wie ſie denn überhaupt nur für dein Bedürfniß eingerichtet war, einſeitig; meines aber iſt ein anderes, und ich bedarf der anderen Seite. Du nemlich ſaheſt nur darauf, daß jedes Feſt ein Gedächtniß iſt von irgend etwas; mir aber liegt daran, von was? Demnach ſage ich, daß nur zu deſſen Gedächtniß ein Feſt geſtiftet wird, durch deſſen Vorſtellung eine gewiſſe Gemüthsſtimmung und Geſinnung in den Menſchen kann aufgeregt werden; und daß dieſes in dem ganzen Gebiet einer ſolchen Anordnung und in einem lebhaften Grade erfolge, darin beſteht eines jeden Feſtes Vortrefflichkeit. Die Stimmung aber, welche unſer Feſt hervorbringen ſoll, iſt die Freude; und daß es dieſe weit verbreitet und lebhaft erreget, liegt ſo klar vor Augen, daß nichts darüber zu ſagen wäre, als was Jeder ſelbſt ſieht. Nur dies eine iſt die Schwierigkeit, welche ich zu beſeitigen habe, daß man ſagen könnte, es ſei keinesweges das eigentliche und weſentliche des Feſtes, was dieſe Wirkung thut, ſondern nur das Zufällige, nemlich die Geſchenke, welche gegeben und genommen werden. Wie unrichtig nun dieſes iſt, muß hier doch gezeigt werden. Denn gebet den Kindern daſſelbige zu einer andern Zeit: ſo werdet Ihr nicht den Schatten einer Weihnachtsfreude damit hervorlokken, bis Ihr etwa auf den entgegengeſezten Punkt kommt; nemlich den, wo ihr beſonderes perſönliches Feſt gefeiert wird. Mit Recht glaube ich; nenne ich dies einen entgegengeſezten Punkt, und gewiß wird Niemand läugnen, daß die Geburtstagsfreude einen ganz andern Charakter hat, als die Weihnachtsfreude, jene ganz die Innigkeit, die das Beſchloſſenſein in einem beſtimmten Verhältniß erzeugt, dieſe ganz das Feuer, die raſche Beweglichkeit eines weitverbreiteten allgemeinen Gefühls. Hieraus geht nun hervor, theils daß die Geſchenke keinesweges das Erfreuende ſind, ſondern die Veranlaſſung. Theils auch, daß das Eigenthümliche der Weihnachtsfreude eben in dieſer gänzlichen Allgemeinheit beſteht. Durch einen großen Theil der Chriſtenheit, ſo weit die ſchöne alte Sitte noch reicht, iſt Jeder mit dem Zubereiten eines Geſchenkes beſchäftiget, dieſes Bewußtſein iſt eben der Zauber, welcher ſich Aller bemächtiget. Ein Geſchenk gelegentlich aus einem gewöhnlichen Kaufladen hergeholt, oder in müßigen Stunden ohne weitere Beziehung gearbeitet, iſt wenig oder nichts. Aber das gemeinſame Bereden, das Arbeiten in die Wette auf die beſtimmte feſtliche Stunde, und draußen der Chriſtmarkt, der ſich in jedem Geſchenk abſpiegelt, die Erleuchtung, die wie ſchimmernde Sternchen auf der Erde umher glänzt in der Winternacht, daß der Himmel davon widerſcheint, das giebt den Gaben ihren Werth. Und was ſo allgemein iſt, kann niemals willkührlich erſonnen werden. Etwas Innerliches muß dabei zum Grunde liegen, ſonſt könnte es weder Wirkung thun, noch auch nur beſtehen, wie wir ja an vielen neueren Verſuchen zur Genüge geſehn haben. Dieſes Innere aber kann nichts anderes ſein, als eben der Grund aller Freude, die ſich unter dieſen Menſchen hin und her bewegt; denn aus Anderem könnte ſolche Wirkung nicht entſtehen. Auch iſt es ſo in der That. Ich erinnere nur an die, welche ich zugleich deshalb anklage, daß ſie die allgemeine Freude von dieſem Feſt wegverlegt haben auf Neujahr, auf den Punkt, in welchem der Wechſel und Gegenſaz in der Zeit vorgeſtellt wird. Denn offenbar ſind das die, welche der innern Haltung ermangelnd, nur in dieſem Wechſel leben, nur in der Erneuerung des Vergänglichen ſich freuen. Dies alſo iſt die Beziehung zwiſchen der Geburt des Erlöſers und dem allgemeinen Freudenfeſt, daß es nemlich für Alle, welche nicht wie jene nur in dem Wechſel der Zeit leben, kein anderes Princip der Freude giebt, als die Erlöſung; und von dieſer wiederum muß für uns der erſte Punkt ſein, die Geburt eines göttlichen Kindes. Daher hat auch kein beſonderes Feſt mit dieſem allgemeinen eine ſolche Aehnlichkeit, als das der Kindertaufe, wenn man nicht ganz ohne Sinn dabei zu Werke geht. Und daher der beſondere Reiz jener anmuthigen Erzählung, in welcher uns beides vereinigt erſchien. Ja, Leonhardt, wir mögen uns anſtellen wie wir immer wollen, hier iſt kein Entrinnen. Das Leben und die Freude der urſprünglichen Natur, wo jene Gegenſäze gar nicht vorkommen, zwiſchen der Erſcheinung und dem Weſen, der Zeit und der Ewigkeit, iſt nicht die unſrige. Und dachten wir uns dieſes in Einem, ſo dachten wir uns eben dieſen als Erlöſer, und er mußte uns anfangen als ein göttliches Kind. Wir ſelbſt fangen dagegen im Zwieſpalt an, und gelangen erſt zur Uebereinſtimmung durch die Erlöſung, die eben nichts anders iſt, als die Aufhebung jener Gegenſäze, und eben deshalb nur von dem ausgehen kann, für den ſie nicht erſt durften aufgehoben werden. Gewiß, das wird Niemand läugnen; dies iſt die eigentliche Natur dieſes Feſtes, daß wir uns des innerſten Grundes und der unerſchöpflichen Kraft des neuen ungetrübten Lebens bewußt werden, daß wir in dem erſten Keime deſſelben zugleich ſeine ſchönſte Blüthe, ſeine höchſte Vollendung anſchauen. Wie unbewußt es auch in Vielen ſei, in nichts anderes läßt ſich das wunderbare Gefühl auflöſen, als in dieſe zuſammengedrängte Anſchauung einer neuen Welt. Das ergreift einen Jeden, das wird in tauſend Bildern auf die verſchiedenſte Weiſe dargeſtellt, als die aufgehende, wiederkehrende Sonne, als der Frühling des Geiſtes, als der König eines beſſeren Reiches, als der treueſte Götterbote, als der lieblichſte Friedensfürſt. Und ſo komme ich doch dazu, Leonhardt, dich zu widerlegen, eben indem ich dir beiſtimme, und die verſchiedenen Anſichten, von welchen wir ausgegangen ſind, vergleichend zuſammenſtelle. Mögen die hiſtoriſchen Spuren, die Sache ſo in einem niedrigen Sinne kritiſch angeſehen, noch ſo ſchwach ſein; das Feſt hängt nicht daran, ſondern an der nothwendigen Idee eines Erlöſers, und darum waren auch jene genug. Die größte Kryſtalliſation bedarf nur eines Kleinſten, um daran anzuſchießen; was von innen herausbricht von dieſer Freude, das bedarf nur der geringſten Veranlaſſung, um ſich in einer beſtimmten Geſtalt hinzuſtellen. Wer alſo, wie du doch auch wollteſt, das Chriſtenthum für eine kräftige Gegenwart anerkennt, für die große Form des neuen Lebens, der heiliget dieſes Feſt, nicht wie man das Unverſtandene nicht zu verlezen wagt, ſondern indem er es vollkommen verſteht, auch alles einzelne darin, die Geſchenke und die Kinder, die Nacht und das Licht. Und mit dieſer kleinen Verbeſſerung, von der ich wünſche, daß ſie auch dir gefallen möge,

—

wiederhole ich deine Aufforderung, und wünſche oder vielmehr weiſſage dem ſchönen Feſte auf ewig die frohe Kindlichkeit, mit der es uns jedesmal wiederkehrt, und Allen, die es feiern, die rechte Freude an dem wiedergefundenen höheren Leben, aus welcher allein alle ſeine Lieblichkeiten aufblühen.

Ich muß dir abbitten Ernſt, ſagte Agnes. Ich hatte nemlich gefürchtet, ich würde dich gar nicht verſtehn; dem iſt aber nicht ſo geweſen, und du haſt es recht ſchön beſtätiget, daß wirklich das Religiöſe das Weſen des Feſtes iſt. Nur ſcheint es freilich nach dem, was vorhin ausgemacht wurde, als ob uns Frauen weniger Freude müſſe zu Theil werden, weil jenes Unweſen ſich weniger in uns offenbarte. Allein auch das kann ich mir wol zurecht legen. — Recht leicht, ſagte Leonhardt. Man könnte eben nur kurz weg ſagen, und es iſt ſo anſchaulich als möglich; daß die Frauen für ſich alles leicht ertragen, und nach wenigem Genuß ſtreben, daß aber, wie ihr innerſtes Leiden Mitleiden iſt, ſo auch ihre Freude Mitfreude iſt. Nur mögt Ihr ſehen, wie Ihr mit der heiligen Autorität zurechtkommt, die Ihr niemals verlaſſen wollt, und die ſo offenbar die Frauen als die erſten Urheber alles Zwieſpaltes und aller Erlöſungsbedürftigkeit angiebt. Aber wenn ich Friederike wäre, ich wollte ihm doch den Krieg machen, daß er der Taufe ſo leichtſinnig, ohne Erwägung ſeiner eignen Umſtände, den Vorrang eingeräumt vor der Trauung, die doch auch ein ſchönes und freudiges Sakrament ſein ſoll, hoffe ich. — Antworte ihm nicht, Ernſt, ſagte Friederike, er hat ſich ſchon ſelbſt geantwortet. — Wie das? fragte Leonhardt. — Nun offenbar, entgegnete Erneſtine, indem du von den eignen Umſtänden ſprachſt. Aber deinesgleichen merkt es immer nicht, wenn Ihr das liebe Ich einmiſcht. Ernſt unterſchied das aber wohl, und wird dir gewiß ſagen, daß jenes ſich mehr der Geburtstagsfreude näherte, als der Weihnachtsfreude. — Oder, fügte Ernſt hinzu, wenn du etwas Chriſtliches dazu haben willſt, daß es mehr Charfreitag und Oſtern iſt, als Weihnachten. Nun aber laßt uns das Vorige bei Seite ſtellen, und hören, was uns Eduard ſagen wird. — Dieſer fing darauf ſo an zu reden.

Es iſt ſchon von einem Beſſeren, als ich bin, bei einer ähnlichen Gelegenheit angemerkt worden, daß die Lezten am übelſten daran ſind, wo über einen Gegenſtand, welcher es ſei, auf dieſe Weiſe geredet wird. Und nicht etwa nur, als ob ihnen die Früheren wegnähmen, was zu ſagen war, wiewol Ihr beiden auch in dieſer Hinſicht Euch wenig um mich bekümmert habt, daß Ihr etwa Einzelnes herausgenommen hättet, um mir anderes Einzelne übrig zu laſſen — ſondern vornemlich, weil den Hörenden von jeder Rede wieder eigne Nachklänge zurükbleiben, die alſo einen immer zunehmenden Widerſtand bilden, den der Lezte am ſchwerſten zu überwinden hat. Daher muß ich mich nach einer Hülfe umſehen, und was ich ſagen will, an etwas Bekanntes und Liebes anlehnen, damit es leichteren Eingang finde. Wie nun Leonhardt ſich überall auf die mythiſchen Lebensbeſchreiber Chriſti bezog, und bei ihnen das Geſchichtliche aufſuchte: ſo will ich mich an den myſtiſchen halten, bei dem faſt gar nichts Geſchichtliches vorkommt, auch kein Weihnachten äußerlich, in deſſen Gemüth aber eine ewige kindliche Weihnachtsfreude herrſcht. Dieſer giebt uns die geiſtige und höhere Anſicht unſeres Feſtes. Er hebt aber ſo an, wie Ihr wißt: „Im

Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menſchen. Und das Wort ward Fleiſch und wohnete unter uns, und wir ſahen ſeine Herrlichkeit, als des eingebornen Sohnes vom Vater.“ So ſehe ich am liebſten den Gegenſtand dieſes Feſtes, nicht ein Kind ſo und ſo geſtaltet und ausſehend, von dieſer oder jener geboren, da oder dort; ſondern das Fleiſch gewordene Wort, das Gott war und bei Gott. Das Fleiſch aber iſt, wie wir wiſſen, nichts anders, als die endliche beſchränkte ſinnliche Natur; das Wort dagegen iſt der Gedanke, das Erkennen; und das Fleiſchwerden deſſelben iſt alſo das Hervortreten dieſes urſprünglichen und göttlichen in jener Geſtalt. Was wir ſonach feiern, iſt nichts anders als wir ſelbſt, wie wir insgeſammt ſind, oder die menſchliche Natur, oder wie ihr es ſonſt nennen weſt, angeſehen und erkannt aus dem göttlichen Princip. Warum wir aber Einen aufſtellen müſſen, in welchem ſich die menſchliche Natur allein ſo darſtellen läßt, und warum grade dieſen Einen, und auch bei ihm ſchon in die Geburt dieſe Einerleiheit des Göttlichen und Irdiſchen ſezen, nicht als eine ſpätere Frucht des Lebens, das wird hieraus erhellen. Was iſt der Menſch an ſich anders, als der Erdgeiſt ſelbſt, das Erkennen der Erde in ſeinem ewigen Sein und in ſeinem immer wechſelnden Werden. So iſt auch kein Verderben in ihm und kein Abfall, und kein Bedürfniß einer Erlöſung. Der Einzelne aber, wie er ſich anſchließt an die andern Bildungen der Erde, und ſein Erkennen in ihnen ſucht, da doch ihr Erkennen allein in ihm wohnt, dieſer iſt das Werden allein, und iſt im Abfall und Verderben, welches iſt die Zwietracht und die Verwirrung, und er findet ſeine Erlöſung nur in dem Menſchen an ſich. Darin nemlich, daß eben jene Einerleiheit des ewigen Seins und Werdens des Erdgeiſtes in ihm ſelbſt aufgeht, daß er alles Werden und auch ſich ſelbſt nur in dem ewigen Sein betrachtet und liebt, und daß er, wie er als ein Werden erſcheint, nichts anders ſein will, als ein Gedanke des ewigen Seins, und in keinem andern ewigen Sein will gegründet ſein, als in dem, welches einerlei iſt mit dem immer wechſelnden und wiederkehrenden Werden. Darum findet ſich zwar in der Menſchheit jene Einerleiheit des Seins und Werdens ewig, weil ſie ewig als der Menſch an ſich iſt und wird; im Einzelnen aber muß ſie, wie ſie in ihm iſt, auch werden als ſein Gedanke, und als der Gedanke eines gemeinſchaftlichen Thuns und Lebens, in welchem eben jenes Erkennen der Erde iſt nicht nur, ſondern auch wird. Nur wenn der Einzelne die Menſchheit als eine lebendige Gemeinſchaft der Einzelnen anſchaut und erbaut, ihren Geiſt und Bewußtſein in ſich trägt, und in ihr das abgeſonderte Daſein verliert und wiederfindet, nur dann hat er das höhere Leben und den Frieden Gottes in ſich. Dieſe Gemeinſchaft aber, durch welche ſo der Menſch an ſich dargeſtellt wird oder wiederhergeſtellt, iſt die Kirche. Sie verhält ſich alſo zu allem Uebrigen, was Menſchliches um ſie her und außer ihr wird, wie das Selbſtbewußtſein der Menſchheit in den Einzelnen zur Bewußtloſigkeit. Jeder alſo, in dem dieſes Selbſtbewußtſein aufgeht, kommt zur Kirche. Darum kann Niemand wahrhaft und lebendig die Wiſſenſchaft in ſich haben, der nicht ſelbſt in der Kirche wäre, ſondern ein ſolcher kann die Kirche nur äußerlich verläugnen, nicht innerlich. Wol aber können in der Kirche ſein, die nicht die Wiſſenſchaft in ſich haben; denn ſie können jenes höhere

Selbſtbewußtſein in der Empfindung beſizen, wenn auch nicht in der Erkenntniß. Welches eben der Fall bei den Frauen iſt, und zugleich der Grund, warum ſie ſich um ſo inniger und ausſchließender der Kirche anhängen. Dieſe Gemeinſchaft nun iſt als ein Werdendes auch ein Gewordenes, und als eine Gemeinſchaft der Einzelnen ein durch Mittheilung derſelben Gewordenes, und wir ſuchen alſo auch Einen Punkt, von dem dieſe Mittheilung ausgegangen, wiewol wir wiſſen, daß ſie von einem Jeden wieder ſelbſtthätig ausgehn muß, und der Menſch an ſich, ſich in jedem Einzelnen gebären und geſtalten. Jener aber, der als der Anfangspunkt der Kirche angeſehn wird, als ihre Empfängniß, ſo wie die erſte frei und ſelbſtthätig ausbrechende Gemeinſchaft der Empfindung gleichſam die Geburt der Kirche iſt; jener muß als der Menſch an ſich, als der Gottmenſch ſchon geboren ſein, er muß das Selbſterkennen in ſich tragen, und das Licht der Menſchen ſein von Anfang an. Denn wir zwar werden wiedergeboren durch den Geiſt der Kirche. Der Geiſt ſelbſt aber geht nur aus vom Sohn, und dieſer bedarf keiner Wiedergeburt, ſondern iſt urſprünglich aus Gott geboren. Das iſt der Menſchenſohn ſchlechthin. Auf ihn war alles frühere Vorbedeutung, war auf ihn bezogen, und nur durch dieſe Beziehung gut und göttlich, und in ihm feiern wir nicht nur uns, ſondern Alle, die da kommen werden. In Chriſto ſehen wir alſo den Erdgeiſt zum Selbſtbewußtſein in dem Einzelnen ſich urſprünglich geſtalten. Der Vater und die Brüder wohnen gleichmäßig in ihm, und ſind Eins in ihm, Andacht und Liebe ſind ſein Weſen. Darum ſieht jede Mutter, die es fühlt, daß ſie einen Menſchen geboren hat, und die es weiß durch eine himmliſche Botſchaft, daß der Geiſt der Kirche, der heilige Geiſt in ihr wohnt, und die deshalb gleich ihr Kind im Herzen der Kirche darbringt, und dies als ein Recht fordert, eine ſolche ſieht auch Chriſtum in ihrem Kinde, und eben dies iſt jenes unausſprechliche, alles lohnende Muttergefühl. Und eben ſo jeder von uns ſchaut in der Geburt Chriſti, ſeine eigene höhere Geburt an, durch die nun auch nichts anders in ihm lebt, als Andacht und Liebe, und auch in ihm der ewige Sohn Gottes erſcheint. Darum bricht das Feſt hervor, wie ein himmliſches Licht aus der Nacht. Darum iſt es ein allgemeines Pulſiren der Freude in der ganzen wiedergebornen Welt, das nur die für eine Zeitlang kranken oder gelähmten Glieder nicht fühlen. Und eben dies iſt die Herrlichkeit des Feſtes, die Ihr auch von mir wolltet preiſen hören; aber wie ich ſehe, ſollte ich nicht der Lezte ſein. Denn der langerwartete Freund iſt ja nun auch da.

Joſef nemlich, war während ſeiner Rede gekommen, und ſo leiſe er auch hereintrat und ſich niederſezte, doch von ihm bemerkt worden. Keinesweges, ſagte er, als ihn Eduard ſo aufrief: ſondern du ſollſt gewiß der Lezte geweſen ſein. Ich bin nicht gekommen Reden zu halten, ſondern mich zu freuen mit Euch; und Ihr kommt mir, daß ich es ehrlich ſage, wunderlich und faſt thöricht vor, daß Ihr dergleichen treibt, wie ſchön es auch mag geweſen ſein. Aber ich merke es ſchon, Euer ſchlechtes Princip iſt wieder unter Euch; dieſer Leonhardt, der denkende reflectirende, dialektiſche, überverſtändige Menſch, in den Ihr wahrſcheinlich hineingeredet habt, denn für Euch hättet Ihr es gewiß nicht gebraucht, und wäret nicht darauf verfallen; ihm aber hilft es doch nicht. Und die armen Frauen haben ſich das ſo müſſen gefallen laſſen. Bedenkt nur, welche ſchöne Töne ſie Euch würden geſungen haben, in denen alle Frömmigkeit Eurer Reden weit inniger gewohnt hätte, oder wie anmuthig aus dem Herzen voll Liebe und Freude sie mit Euch geplaudert hätten; was Euch anders würde behagt und erquikt haben, als sie dieſe feierlichen Reden. Ich meinestheils kann heute damit gar nicht dienen. Alle Formen ſind mir zu ſteif, und alles Reden zu langweilig und kalt. Der ſprachloſe Gegenſtand verlangt oder erzeugt auch mir eine ſprachloſe Freude, die meinige kann wie ein Kind nur lächeln und jauchzen. Alle Menſchen ſind mir heute Kinder, und ſind mir eben darum ſo lieb. Die ernſthaften Falten ſind einmal ausgeglättet, die Zahlen und die Sorgen ſtehen ihnen einmal nicht an der Stirn geſchrieben, das Auge glänzt und lebt einmal, und es iſt eine Ahndung eines ſchönen und anmuthigen Daſeins in ihnen. Auch ich ſelbſt bin ganz ein Kind geworden zu meinem Glükk.

Wie ein Kind den kindiſchen Schmerz erſtikt, und die Seufzer zurükdrängt und die Thränen einſaugt, wenn ihm eine kindiſche Freude gemacht wird: ſo iſt mir heute der lange tiefe unvergängliche Schmerz beſänftiget, wie noch nie. Ich fühle mich einheimiſch und wie neugeboren in der beſſeren Welt, in der Schmerz und Klage keinen Sinn hat und keinen Raum. Mit frohem Auge ſchaue ich auf Alles, auch auf das tiefverwundende. Wie Chriſtus keine Braut hatte als die Kirche, keine Kinder als ſeine Freunde, kein Haus als den Tempel und die Welt, und doch das Herz voll himmliſcher Liebe und Freude: ſo ſcheine ich mir geboren auch darnach zu trachten. So bin ich umhergegangen den ganzen Abend, überall mit der herzlichſten Theilnahme an allen Kleinigkeiten und Spielen, und habe Alles geliebt und angelacht. Es war Ein langer liebkoſender Kuß, den ich der Welt gab, und jezt meine Freude mit Euch, ſollte der lezte Drukk der Lippe ſein. Ihr wißt, wie Ihr mir die Liebſten ſeid von Allen. Kommt denn, und das Kind vor allen Dingen mit, wenn es noch nicht ſchläft, und laßt mich Eure Herrlichkeiten ſehn, und laßt uns heiter ſein und etwas Frommes und Fröhliches ſingen.

In der Verlagshandlung dieſes Buchs ſind nachſtehende Bücher zu haben.

Synonymiſches Handwörterbuch der deutſchen Sprache für Alle, die ſich in dieſer Sprache richtig ausdrücken wollen. Nebſt einer ausführlichen Anweiſung zum nützlichen Gebrauche deſſelben. Zweite, vom Herrn Geh. Rath und Prof. **Eberhard** herausgegebene rechtmäßige Auflage. 2 Rthlr. 6 Gr.

Fiſcher, die Letten zu Buchen, ein idylliſches Epos in 10 Geſängen. 16 Gr.

Gerken, H. S. A., Gemählde von Stockholm. Aus dem Schwedischen übersetzt. Erster Band. 8. 1805. 16 Gr.

Hoffbauer, J. C., Geſchichte der Univerſität zu Halle, nebſt einer Darſtellung ihres gegenwärtigen Zuſtandes. 8. 2 Rthlr.

Kaulfuß, J. S., über den Geiſt der polniſchen Sprache und Litteratur. 8. 18 Gr.

Niemeyer, A., und Döring, K. A., Gedichte. 8. 1803. 16 Gr.

Wildingen, Uffo v., Nachhall verklungener Tage. Eine Sammlung von Gedichten. 8. 16 Gr.

Palles, Friederike, Zwölf deutsche Lieder fürs Clavier. fol. 1805. 1 Rthlr. 4 Gr.

Schneider, I. G. W., Arion. Ballade von A. W. Schlegel, fürs Clavier. Querfol. 16 Gr.

— Melodien der besten akadem. Lieder, fürs Clavier bearbeitet. 8. 12 Gr.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Über die Religion.

Reden

an

die Gebildeten unter ihren Verächtern.

Zweite Ausgabe.

Berlin.
In der Realſchulbuchhandlung.
1806.

Kd Bibl. Acad. Land.

Universitäts Bibliothek München

An

Guſtaf von Brinkmann.

Laß es Dir auch unangekündiget und wol unerwartet dennoch gefallen, Freund, daß bei ihrer zweiten Erſcheinung dieſe Schrift Dir beſonders dargebracht werde. Denn nicht ungeſchikt iſt ſie ſchon durch ihren Inhalt Dich an jene Zeit zu erinnern, wo ſich gemeinſchaftlich unſere Denkart entwikkelte, und wo wir losgeſpannt durch eigenen Muth aus dem gleichen Joche, freimüthig und von jedem Anſehn unbeſtochen die Wahrheit ſuchend, jene Harmonie mit der Welt in uns hervorzurufen anfingen, welche unſer inneres Gefühl uns weiſſagend zum Ziel ſezte, und welche das Leben nach allen Seiten immer vollkommener ausdrükken ſoll. Derſelbe innere Geſang, Du weißt es, war es auch der in dieſen Reden, wie in manchem andern, was ich öffentlich geſprochen, ſich mittheilen wollte; hier jedoch nicht ſo, wie in wahren Kunſtwerken höherer Art, auf eine ganz freie

Weiſe; ſondern Thema und Ausführung war mir abgedrungen von der Zeit und den Umgebungen, und ſtand in der genaueſten Beziehung auf die welche mich zunächſt hören ſollten.

Dieſes Verhältniß nun macht die Gabe welche ich Dir darbringe unbedeutender als ſie vielleicht ſonſt ſein würde, ſo daß ich hoffen muß die ſchöne Erinnerung zu welcher ich Dich auffordere ſoll länger leben, als dieſes Denkmal ſeiner Natur nach vermag. Denn ſehr vergänglich muß ein Werk ſein, welches ſich ſo genau an den Charakter eines beſtimmten Zeitpunktes anſchließt, eines ſolchen zumal, wo mit dieſer Schnelligkeit, wie wir es jezt in Deutſchland geſehen haben, die Schulweisheit nicht nur, ſondern auch die herrſchende Geſinnung und Empfindungsweiſe wechſelt, und der Schriftſteller nach wenigen Jahren einem ganz anderen Geſchlecht von Leſern und Denkern gegenüberſteht. Darum hätte ich mich faſt widerſezt dagegen, dieſe Reden nachdem ſie ihren erſten Umlauf gemacht zum zweiten Male auszuſenden, wenn ich nicht gefürchtet hätte, ob mir wol einſeitig noch ein Recht zuſtände auf ſolche Art über dasjenige abzuſprechen, was einmal in den freien Gemeinbeſiz Aller hingegeben war. Ob ich nun aber bei dieſer zweiten Ausſtellung das rechte getroffen magſt Du beurtheilen. Was zuerſt jenen allgemeinen Charakter betrifft der Beziehung auf den Zeitpunkt in welchem das Buch zuerſt erſchien, ſo mochte ich dieſen nicht verwiſchen, ja ich bemerkte auch, zu meiner Freude geſtehe ich Dir, daß ich es nicht konnte ohne das Ganze ſo völlig umzubilden, daß es wirklich ein anderes geworden wäre. Daher habe ich mir in dieſer Hinſicht nichts erlaubt als Einzelheiten zu ändern, welche allzuleicht bei denen welche an die Sprache des heutigen Tages gewöhnt ſind, und die das geſtrige nicht kennen, Mißverſtändniſſe verurſachen konnten, zumal wo es auf das Verhältniß der Philoſophie zur Religion ankam, und das Weſen der lezteren durch ihren Unterſchied von der erſteren ſollte bezeichnet werden. Was ich dagegen gern ganz verwiſcht hätte, wenn es mir möglich geweſen wäre, iſt das nur allzuſtark dem ganzen Buch aufgedrükte Gepräge des ungeübten Anfängers, dem die Darſtellung immer nicht ſo klar gerathen will als der Gegenſtand ihm doch wirklich vor Augen ſteht, und der die Grenzen des Sprachgebietes in welchem er ſich zu bewegen hat nicht beſtimmt erkennt.

Du erinnerſt Dich, was wir über das leztere, als wir uns neulich ſahen, geſprochen haben. Deiner Hülfe die ich mir damals erbat habe ich leider entbehrt, und gewiß zum Nachtheil meiner Arbeit. Indeß kannſt Du nun aus dem, was an dieſer geſchehen iſt, ziemlich genau beurtheilen, in wiefern wir einig ſind über die Grenzen der Proſe, und das in ihr nicht zu duldende poetiſirende, und in wiefern ich Recht hatte zu ſagen, daß oft ſchon durch eine Änderung in der Stellung der Worte das richtige Verhältniß könne wiederhergeſtellt werden. Meines Wiſſens habe ich nichts irgend bedeutendes mein Gefühl in dieſer Hinſicht beleidigendes unbewegt gelaſſen, und mich bei keiner Änderung beruhiget, die jenes Gefühl nicht befriediget hätte.

Was aber die an vielen Stellen ſehr unklare Darſtellung betrifft, ſo war mir das Buch ſeit mehreren Jahren fremd genug geworden, ſo daß ich glaube ſie izt eben ſo ſehr gefühlt zu haben als irgend ein Leſer. Daß ich nicht ganz geringe Anſtalten getroffen habe um hierin ſoviel irgend möglich war zu beſſern wird Dir ſchon eine flüchtige Vergleichung zeigen. In wiefern ich meine Abſicht erreicht habe, darüber habe ich jezt noch kein rechtes Urtheil ſondern erwarte das Deinige. Zu manchen Mißverſtändniſſen, deren das Buch ſo vielerlei ganz wunderliche erfahren hat, mag die Veranlaſſung in jener Unvollkommenheit gelegen haben, und dieſe können nun wol gehoben werden. Nichts aber ſollte mir weher thun, als wenn in der Art wie nun aufs neue über dies Buch wird geurtheilt werden jenes große Mißverſtändniß nicht mehr hervorträte, an welchem wir uns oft ergözt haben, daß wir nemlich mit unſerer Denkart immer von den Ungläubigen für Schwärmer, von den Abergläubigen aber und von denen die in der Knechtſchaft des Buchſtabens ſich befinden für Ungläubige gehalten werden. Denn wenn mein Buch dieſes Zeichen nicht mehr an ſich trüge, ſo hätte ich es, anſtatt daran zu beſſern gänzlich verunſtaltet.

Lebe wol, und möge das Schikſal uns bald wieder zuſammenführen. Nur ſei auch dieſe Gunſt nicht die Folge einer ſolchen Ruhe von der nur feigherzige Gemüther etwas angenehmes und erfreuliches zu erwarten fähig ſind.

Halle, den 29. Auguſt 1806.

F. Schleiermacher.

Inhalt.

I. Apologie . . . . Seite 1

II. Über das Weſen der Religion . . . . — 41

III. Über die Bildung zur Religion . . . . — 178

IV. Über das Geſellige in der Religion, oder über Kirche und Prieſterthum . . . — 220

V. Über die Religionen . . . . — 280

Zuſaz . . . . — 363

Druckfehler.

Seite	43	Zeile	3	auftreten l. aufzutreten.
—	46	—	27	nennt l. meint.
—	51	—	10	je l. ja.
—	62	—	9	nie l. ein.
—	64	—	27	und l. ſondern.
—	78	—	19	ſoll l. ſollen.
—	99	—	16	in l. an.
—	105	—	23	mie l. nur.
—	110	—	18	davon l. deren.
			19	neu l. neue.
—	111	—	9	ſchonen l. ſchonend.
—	112	—	5	beſtehen l. beſtechen.
—	137	—	19	dieſen l. dieſem.
—	140	—	20	es l. er.
—	161	—	20	ſchrekte l. ſchrekke.
—	164	—	9	das l. daß.
—	178	—	6	zu dieſer l. für dieſe.
—	181	—	16	Lave l. Lava.
—	237	—	13	ſchiene l. ſcheine.
—	259	—	9	gleich auf darauf l. gleich auch darauf.
—	288	—	22	ihre Vielheit l. ihrer Vielheit.

Erſte Rede.

Apologie.

Es mag ein unerwartetes Unternehmen ſein, über welches Ihr Euch billig wundert, daß jemand noch wagen kann, gerade von denen, welche ſich über das Gemeine erhoben haben, und von der Weisheit des Jahrhunderts durchdrungen ſind, Gehör zu verlangen für einen ſo gänzlich von ihnen vernachläßigten Gegenſtand. Auch bekenne ich daß ich nichts anzugeben weiß, was mir nur einmal jenen leichteren Ausgang weiſſagete, meinen Bemühungen Euren Beifall zu gewinnen, vielweniger den erwünſchteren, Euch meinen Sinn einzuflößen, und die Begeiſterung für meine Sache. Denn ſchon von Alters her iſt der Glaube nicht jedermanns Ding geweſen; und immer haben nur Wenige die Religion erkannt, indeß Millionen auf mancherlei Art mit den Umhüllungen gaukelten, welche ſie ſich lächelnd gefallen läßt. Aber zumal jezt iſt das Leben der gebildeten Menſchen fern von allem was ihr auch nur ähnlich wäre. Ja ich weiß, daß Ihr eben ſo wenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als Ihr die verlaſſenen Tempel beſucht; daß in Euren aufgeſchmükten Wohnungen keine andere Heiligthümer angetroffen werden, als die klugen Sprüche Eurer Weiſen und die leichten Dichtungen Eurer Künſtler, und daß Menſchheit und Vaterland, Kunſt und Wiſſenſchaft, wieviel Ihr eben dafür zu thun meint, und Euch davon anzueignen würdiget, ſo völlig von Eurem Gemüthe Beſiz genommen haben, daß für das ewige und heilige Weſen, welches Euch jenſeit der Welt liegt, nichts übrig bleibt, und Ihr keine Gefühle habt für dies, und von dieſem. Ich weiß, wie ſchön es Euch gelungen iſt, das irdiſche Leben ſo reich und vielſeitig auszubilden, daß Ihr der Ewigkeit nicht mehr bedürfet, und wie Ihr, nachdem Ihr Euch ſelbſt ein Weltall geſchaffen habt, nun überhoben ſeid an dasjenige zu denken, welches Euch ſchuf. Ihr ſeid darüber einig, ich weiß es, daß nichts Neues und nichts Triftiges mehr geſagt werden kann über dieſe Sache, die von Weiſen und Sehern, und dürfte ich nur nicht hinzuſezzen, von Spöttern und Prieſtern, nach allen Seiten zur Genüge beſprochen iſt. Am wenigſten — das kann Niemanden entgehen — ſeid Ihr geneigt, die Lezteren darüber zu vernehmen, dieſe längſt von Euch ausgeſtoßenen, und Eures Vertrauens unwürdig erklärten, weil ſie nemlich nur in den verwitterten Ruinen des Heiligthums am liebſten wohnen, und auch dort nicht leben können, ohne es noch mehr zu verunſtalten und zu verderben. Dies alles weiß ich; und dennoch, offenbar von einer innern und unwiderſtehlichen Nothwendigkeit göttlich beherrſcht, fühle ich mich gedrungen zu reden, und kann meine Einladung, daß gerade Ihr mich hören mögt, nicht zurüknehmen.

Was aber das lezte betrifft, ſo könnte ich Euch wohl fragen, wie es denn komme, daß, da Ihr über jeden Gegenſtand, er ſei wichtig oder gering, am liebſten von denen belehrt ſein wollt, welche ihm ihr Leben und ihre Geiſteskräfte gewidmet haben, und Eure Wißbegierde deshalb ſogar die Hütten des Landmanns und die Werkſtätten der niederen Künſtler nicht ſcheuet, Ihr nur in Sachen der Religion alles für deſto verdächtiger haltet, wenn es von denen kommt, welche die Erfahrenen darin zu ſein behaupten, und von Staat und Volk dafür angeſehen werden? Oder ſolltet Ihr etwa, wunderbar genug, vermögen zu beweiſen, daß ſie es nicht ſind, und daß ſie eher alles andere haben und anpreiſen, als Religion? Wol ſchwerlich, Ihr beſten Männer! Ein ſolches unberechtigtes Urtheil alſo nicht ſonderlich achtend, wie billig, bekenne ich vor Euch, daß auch ich ein Mitglied dieſes Ordens bin; und ich wage es auf die Gefahr, wenn ihr mich nicht aufmerkſam anhöret, mit dem großen Haufen deſſelben unter eine Benennung geworfen zu werden. Dies iſt wenigſtens ein freiwilliges Geſtändniß, da meine Sprache mich wol nicht ſonderlich ſollte verrathen haben, und noch weniger, hoffe ich, die Lobſprüche meiner Zunftgenoſſen. Denn was ich betreibe, liegt ſo gut als völlig außer ihrem Kreiſe, und möchte dem wenig gleichen, was ſie gern ſehen und hören wollen. Schon in das Hülferufen der Meiſten über den Untergang der Religion ſtimme ich nicht ein, weil ich nicht wüßte, daß irgend ein Zeitalter ſie beſſer aufgenommen hätte als das gegenwärtige; und ich habe nichts zu ſchaffen mit den altgläubigen und barbariſchen Wehklagen, wodurch ſie die eingeſtürzten Mauern ihres jüdiſchen Zions und ſeine gothiſchen Pfeiler wieder emporſchreien möchten. Deswegen alſo, und auch ſonſt hinreichend bin ich mir bewußt, daß ich in allem, was ich Euch zu ſagen habe, meinen Stand völlig verläugne; warum ſollte ich ihn alſo nicht wie irgend eine andere Zufälligkeit bekennen? Die ihm erwünſchten Vortheile ſollen uns deshalb nicht hindern, und ſeine heilig gehaltene Grenzſteine alles Fragens und Mittheilens ſollen nichts gelten zwiſchen uns. Als Menſch alſo rede ich zu Euch von den heiligen Geheimniſſen der Menſchheit nach meiner Anſicht, von dem was in mir war als ich noch in jugendlicher Schwärmerei das Unbekannte ſuchte, von dem was ſeitdem ich denke und lebe die innerſte Triebfeder meines Daſeins iſt, und was mir auf ewig das Höchſte bleiben wird, auf welche Weiſe auch noch die Schwingungen der Zeit und der Menſchheit mich bewegen mögen. Und daß ich rede rührt nicht her aus einem vernünftigen Entſchluſſe, auch nicht aus Hoffnung oder Furcht, noch geſchiehet es einer Abſicht zu Liebe, oder ſonſt aus irgend einem willkührlichen oder zufälligen Grunde: vielmehr iſt es die reine Nothwendigkeit meiner Natur; es iſt ein göttlicher Beruf; es iſt das, was meine Stelle in der Welt beſtimmt, und mich zu dem macht, der ich bin. Sei es alſo weder ſchiklich noch rathſam, von der Religion zu reden, dasjenige was mich alſo drängt, erdrükt mit ſeiner himmliſchen Gewalt dieſe kleinen Rükſichten. Ihr wißt, daß die Gottheit durch ein unabänderliches Geſez ſich ſelbſt genöthiget hat, ihr großes Werk bis ins Unendliche hin zu entzweien, jedes beſtimmte Daſein nur aus zwei entgegengeſezten Thätigkeiten zuſammenzuſchmelzen, und jeden ihrer ewigen Gedanken in zwei einander feindſeligen und doch nur durch einander beſtehenden und unzertrennlichen Zwillingsgeſtalten zur Wirklichkeit zu bringen. Dieſe ganze körperliche Welt, in deren Inneres einzudringen das höchſte Ziel Eures Forſchens iſt, erſcheint den Unterrichtetſten und Beſchaulichſten unter Euch nur als ein ewig fortgeſeztes Spiel entgegengeſezter Kräfte. Jedes Leben iſt nur die gehaltene Erſcheinung eines ſich immer erneuenden Aneignens und Zerfließens, wie jedes Ding nur dadurch ſein beſtimmtes Daſein hat, daß es die Urkräfte der Natur auf eine eigenthümliche Art vereinigt und feſthält. Daher auch der Geiſt, wie er uns im Endlichen lebendig erſcheint, ſolchem Geſez muß unterworfen ſein. Die menſchliche Seele — ihre vorübergehende Handlungen ſowohl als die innern Eigenthümlichkeiten ihres Daſeins führen uns darauf — hat ihr Beſtehen nur in zwei entgegengeſezten Trieben. Zufolge des einen nemlich ſtrebt ſie, ſich als ein Beſonderes hinzuſtellen, und ſomit, erweiternd nicht minder als erhaltend, was ſie umgiebt an ſich zu ziehen, es in ihr Leben zu verſtrikken, und in ihr eignes Weſen einſaugend aufzulöſen. Der andere hingegen iſt die bange Furcht vereinzelt dem Ganzen gegenüber zu ſtehen; die Sehnſucht hingebend ſich Selbſt in ihm aufzulöſen, und ſich von ihm ergriffen und beſtimmt zu fühlen. Alles daher, was Ihr in Bezug auf Euer abgeſondertes Daſein empfindet oder thut, was Ihr Genuß und Beſiz zu nennen pfleget, wirket der erſte. Und wiederum, wo Ihr nicht auf das beſondere Leben gerichtet ſeid, ſondern in Euch vielmehr das in Allen gleiche für Alle daſſelbige Daſein ſucht und bewahrt, wo Ihr daher Ordnung und Geſez in Eurem Denken und Handeln anerkennt, Nothwendigkeit und Zuſammenhang, Recht und Schiklichkeit, und Euch dem fügt und hingebt, das wirket der andere. So wie nun von den körperlichen Dingen kein einziges allein durch eine von den beiden Kräften der materiellen Natur beſteht, ſo hat auch jede Seele einen Theil an den beiden urſprünglichen Functionen der geiſtigen Natur; und darin beſteht die Vollſtändigkeit der lebenden Welt, daß zwiſchen jenen entgegengeſezten Enden — an deren einem dieſe, an dem andern jene ausſchließend faſt alles iſt, und der Gegnerin nur einen unendlich kleinen Theil übrig laßt — alle Verbindungen beider nicht nur wirklich in der Menſchheit vorhanden ſeien, ſondern auch ein allgemeines Band des Bewußtſeins ſie alle umſchlinge, ſo daß jeder Einzelne, ohnerachtet er nichts anderes ſein kann als was er iſt, dennoch jeden anderen eben ſo deutlich erkenne als ſich ſelbſt, und alle einzele Darſtellungen der Menſchheit vollkommen begreife. Allein diejenigen, welche an den äußerſten Enden dieſer großen Reihe liegen, ſind von jenem Erkennen des Ganzen am weiteſten entfernt. Denn jenes aneignende Beſtreben, von dem entgegenſtehenden zu wenig durchdrungen, gewinnt die Geſtalt unerſättlicher Sinnlichkeit, welche, auf das einzelne Leben allein bedacht, nur dieſem immer mehreres auf irdiſche Weiſe einzuverleiben, und es raſch und kräftig zu erhalten und zu bewegen trachtet. So daß dieſe in ewigem Wechſel zwiſchen Begierde und Genuß nie über die Wahrnehmungen des Einzelnen hinaus gelangen, und immer nur mit ſelbſtſüchtigen Beziehungen beſchäftigt, das gemeinſchaftliche und ganze Sein und Weſen der Menſchheit weder zu empfinden noch zu erkennen vermogen. Jenen Anderen hingegen, welche von dem entgegenſtehenden Triebe gewaltig ergriffen, ſelbſt keine eigenthümlich beſtimmte Bildung gewinnen können, muß deshalb auch das wahre Leben der Welt verborgen bleiben, und es iſt ihnen nicht verliehen, bildend hinein zu wirken und etwas eigenthümlich darin zu geſtalten. Sondern in ein gewinnloſes Spiel mit leeren Begriffen löſet ſich ihre Thätigkeit auf; an ein unbeſtimmtes Ideal hängen ſie ſich mit vergeblichem Eifer, und weil ſie nichts jemals lebendig ſchauen, verzehren ſie ſich in mißverſtandenem Haß gegen jede Erſcheinung, die mit glüklicher Kraft vor ſie hintritt. Wie ſollen dieſe äußerſten Entfernungen zuſammengebracht werden, um die lange Reihe in jenen geſchloſſenen Ring, das Sinnbild der Ewigkeit und der Vollendung zu geſtalten? Freilich ſind Solche nicht ſelten, an denen keine Störung des Gleichgewichts dieſer Triebe zu bemerken iſt. Aber dieſe ſind, wiewol oft und von Vielen höher geſchäzt, doch der Wahrheit nach am niedrigſten zu würdigen. Denn das Weſen dieſer Erſcheinung iſt nicht ein lebendiger kräftiger Verein, ſondern nur die träge Mittelmäßigkeit, in der kein Uebermaaß hervortritt, weil ſie alles friſchen Lebens ermangelt. Ständen nun gar Alle, die nicht mehr an den äußerſten Enden wohnen, auf dieſem Punkte, ſo wären Alle vom rechten Leben und vom Schauen der Wahrheit geſchieden, der höhere Geiſt wäre von der Welt gewichen, und der Wille der Gottheit gänzlich verfehlt. Denn in die Geheimniſſe einer ſo getrennten oder einer ſo zur Ruhe gebrachten Miſchung dringt nur der tiefere Seher. Nur ſeiner Anſchauungskraft müſſen ſich auch die zerſtreuten Gebeine beleben; für ein gemeines Auge hingegen wäre die Welt ſo nur ein blinder Spiegel, der weder die eigene Geſtalt belehrend zurükſtrahlte, noch das dahinterliegende zu erblikken vergönnte. Darum ſendet die Gottheit zu allen Zeiten hie und da Einige, in denen ſich beides auf eine fruchtbarere Weiſe durchdringt; es ſei nun mehr als unmittelbare Gabe von oben oder als das Werk angeſtrengter vollendeter Selbſtbildung. Solche ſind mit wunderbaren Gaben ausgerüſtet, ihr Weg iſt geebnet durch ein allmächtiges einwohnendes Wort; ſie ſind Dolmetſcher der Gottheit und ihrer Werke, und Mittler desjenigen, was ſonſt ewig wäre geſchieden geblieben. Ich meine zuerſt diejenigen, die eben jenes allgemeine Weſen des Geiſtes, deſſen Schatten nur den Mehreſten erſcheint in dem Dunſtgebilde leerer Begriffe, in ihrem Leben zu einer beſonderen eigenthümlichen Geſtalt ausprägen, und eben dadurch jene entgegengeſezten Thätigkeiten vermählen. Dieſe ſuchen auch Ordnung und Zuſammenhang, Recht und Schiklichkeit; aber was ſie ſuchen, finden ſie auch. Sie hauchen ihren Trieb nicht in unerhörlichen Wünſchen aus, ſondern er wirkt aus ihnen als eine bildende Kraft. Für dieſe ſchaffen ſie, und eignen ſich an; nicht für jene des Höheren entblößte thieriſche Sinnlichkeit. Nicht zerſtörend verſchlingen ſie, ſondern bildend ſchaffen ſie um, hauchen dem Leben und ſeinen Werkzeugen überall den höheren Geiſt ein, ordnen und geſtalten eine Welt, die das Gepräge ihres Geiſtes trägt. So beherrſchen ſie vernünftig die irdiſchen Dinge, und ſtellen ſich dar als Geſezgeber und Erfinder, als Helden und Bezwinger der Natur, als gute Dämonen, die eine edlere Glükſeligkeit im Stillen ſchaffen und verbreiten. Solche beweiſen ſich durch ihr bloßes Daſein als Geſandte Gottes, und als Mittler zwiſchen dem eingeſchränkten Menſchen und der unendlichen Menſchheit. Auf ſie demnach möge hinblikken, wer unter der Gewalt leerer Begriffe gefangen iſt, und möge in ihren Werken den Gegenſtand ſeiner unverſtändlichen Forderungen erkennen, und in dem Einzelnen, was er bisher verachtete, den Stoff den er eigentlich bearbeiten ſoll; ſie deuten ihm die verkannte Stimme Gottes, ſie ſöhnen ihn aus mit der Erde und mit ſeinem Plaze auf derſelben. Noch weit mehr aber bedürfen die bloß Irdiſchen und Sinnlichen ſolcher Mittler, durch welche ſie begreifen lernen, was ihrem eignen Thun und Treiben fremd iſt, von dem höheren Weſen der Menſchheit. Eines Solchen nemlich bedürfen ſie, der ihrem niederen thieriſchen Genuß einen andern gegenüberſtelle, deſſen Gegenſtand nicht dieſes und jenes iſt, ſondern das Eine in Allem und Alles in Einem, und der keine andere Grenzen kennt als die Welt welche der Geiſt zu umfaſſen gelernt hat; eines Solchen, der ihrer ängſtlichen rathloſen Selbſtliebe eine andere zeigt, durch die der Menſch in und mit dem irdiſchen Leben das Höchſte und Ewige liebt, und ihrem unſtäten und leidenſchaftlichen Anſichreiſſen einen ruhigen und ſichern Beſiz. Erkennet hieraus mit mir, welche unſchäzbare Gabe die Erſcheinung eines Solchen ſein muß, in welchem das höhere Gefühl zu einer Begeiſterung geſteigert iſt, die ſich nicht mehr verſchweigen kann, bei welchem faſt die einzelnen Pulsſchläge des geiſtigen Lebens ſich zu Bild und Wort mittheilbar geſtalten, und welcher faſt unfreiwillig — denn er weiß wenig davon, ob Jemand zugegen iſt oder nicht — was in ihm vorgeht, auch für Andere als Meiſter irgend einer göttlichen Kunſt darſtellen muß. Ein Solcher iſt ein wahrer Prieſter des Höchſten, indem er es denjenigen näher bringt, die nur das Endliche und Geringe zu faſſen gewohnt ſind; er ſtellt ihnen das Himmliſche und Ewige dar als einen Gegenſtand des Genuſſes und der Vereinigung, als die einzige unerſchöpfliche Quelle desjenigen, worauf ihr ganzes Trachten gerichtet iſt. So ſtrebt er den ſchlafenden Keim der beſſeren Menſchheit zu wecken, die Liebe zum Höchſten zu entzünden, das gemeine Leben in ein höheres zu verwandeln, die Kinder der Erde auszuſöhnen mit dem Himmel, der ihnen gehört, und das Gegengewicht zu halten gegen des Zeitalters ſchwerfällige Anhänglichkeit an den gröberen Stoff. Dies iſt das höhere Prieſterthum, welches das Innere aller geiſtigen Geheimniſſe verkündigt, und aus dem Reiche Gottes herabſpricht; dies iſt die Quelle aller Geſichte und Weiſſagungen, aller heiligen Kunſtwerke und begeiſterten Reden, welche ausgeſtreuet werden aufs Ohngefähr, ob ein empfängliches Gemüth ſie finde und bei ſich Frucht bringen laſſe.

Möchte es doch je geſchehen, daß dieſes Mittleramt aufhörte, und das Prieſterthum der Menſchheit eine ſchönere Beſtimmung erhielte! Möchte die Zeit kommen, die eine alte Weiſſagung ſo beſchreibt, daß keiner bedürfen wird, daß man ihn lehre, weil alle von Gott gelehrt ſind! Wenn das heilige Feuer überall brennte, ſo bedürfte es nicht der feurigen Gebete, um es vom Himmel herabzuflehen, ſondern nur der ſanften Stille heiliger Jungfrauen, um es zu unterhalten; ſo dürfte es nicht in gefürchtete Flammen ausbrechen, ſondern das einzige Beſtreben deſſelben würde ſein, die innige und verborgene Gluth ins Gleichgewicht zu ſezzen bei Allen. Jeder leuchtete dann in der Stille ſich und den Andern, und die Mittheilung heiliger Gedanken und Gefühle beſtände nur in dem leichten Spiele, die verſchiedenen Strahlen dieſes Lichts jezt zu vereinigen, dann wieder zu brechen, jezt es zu zerſtreuen, und dann wieder hie und da auf einzelne Gegenſtände verſtärkend zu ſammeln. Dann würde das leiſeſte Wort verſtanden, da jezt die deutlichſten Äußerungen nicht der Mißdeutung entgehen. Man könnte gemeinſchaftlich ins Innere des Heiligthums eindringen, da man ſich jezt nur in den Vorhöfen mit den Elementen beſchäftigen muß. Mit Freunden und Theilnehmern vollendete Anſchauungen austauſchen, wie viel erfreulicher iſt dies, als mit kaum entworfenen Umriſſen herausbrechen müſſen in den leeren Raum! Aber wie weit ſind jezt diejenigen, zwiſchen denen eine ſolche Mittheilung ſtatt finden könnte, von einander entfernt! mit ſolcher weiſen Sparſamkeit ſind ſie in der Menſchheit vertheilt, wie im Weltenraum die verborgenen Punkte, aus denen der elaſtiſche Urſtoff ſich nach allen Seiten verbreitet, ſo nemlich, daß nur eben die äuſſerſten Gränzen ihrer Wirkungskreiſe zuſammenſtoßen — damit doch nichts ganz leer ſei — aber wohl nie einer den andern antrifft. Weiſe freilich: denn um ſo mehr richtet ſich die ganze Sehnſucht nach Mittheilung und Geſelligkeit allein auf diejenigen, die ihrer am meiſten bedürfen; um ſo unaufhaltſamer wirkt ſie dahin, ſich die Mitgenoſſen ſelbſt zu verſchaffen, die ihr fehlen. Eben dieſer Gewalt liege ich unter, und von eben dieſer Art iſt auch mein Beruf. Vergönnet mir von mir ſelbſt zu reden: Ihr wißt, niemals kann Stolz ſein, was Frömmigkeit ſprechen heißt; denn ſie iſt immer voll Demuth. Frömmigkeit war der mütterliche Leib, in deſſen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verſchloſſene Welt vorbereitet wurde; in ihr athmete mein Geiſt, ehe er noch ſein eigenthümliches Gebiet in Wiſſenſchaft und

Lebenserfahrung gefunden hatte; ſie half mir, als ich anfing den väterlichen Glauben zu ſichten und Gedanken und Gefühle zu reinigen von dem Schutte der Vorwelt; ſie blieb mir, als der Gott und die Unſterblichkeit der kindlichen Zeit dem zweifelnden Auge verſchwanden; ſie leitete mich ins thätige Leben; ſie hat mich gelehrt, mich ſelbſt mit meinen Tugenden und Fehlern in meinem ungetheilten Daſein heilig zu halten, und nur durch ſie habe ich Freundſchaft und Liebe gelernt. Wenn von andern Vorzügen der Menſchen die Rede iſt, ſo weiß ich wohl, daß es vor Eurem Richterſtuhle, Ihr Weiſen und Verſtändigen des Volks, wenig beweiſet, wenn einer ſagen kann, wie er ſie beſitzt; denn er kann ſie kennen aus Beſchreibungen, aus Beobachtungen Anderer, oder wie alle Tugenden gekannt werden, aus der gemeinen alten Sage von ihrem Daſein. Aber ſo liegt die Sache der Religion und ſo ſelten iſt ſie, daß wer von ihr etwas ausſpricht, es nothwendig muß gehabt haben, denn gehört hat er es nirgends. Beſonders von allem, was ich als ihr Werk preiſe und fühle, findet Ihr wohl wenig in heiligen Büchern, und wem der es nicht ſelbſt erfuhr, wäre es nicht ein Ärgerniß oder eine Thorheit?

Wenn

Wenn ich nun ſo von ihr durchdrungen endlich reden und ein Zeugniß von ihr ablegen muß, an wen ſoll ich mich damit wenden, als an Deutſchlands Söhne? Oder wo irgend wären Hörer für meine Rede? Es iſt nicht blinde Vorliebe für den väterlichen Boden oder für die Mitgenoſſen der Verfaſſung und der Sprache, was mich ſo reden macht; ſondern die innige Überzeugung, daß Ihr die einzigen ſeid, welche fähig und alſo auch würdig ſind, daß der Sinn ihnen aufgeregt werde für heilige und göttliche Dinge. Jene ſtolzen Inſulaner, von Vielen ungebührlich verehrt, kennen keine andere Loſung als gewinnen und genießen; ihr Eifer für die Wiſſenſchaft iſt nur ein leeres Spielgefecht, ihre Lebensweisheit ein falſcher Edelſtein, künſtlich und täuſchend zuſammengeſezt, wie ſie pflegen, und ihre heilige Freiheit dient ſelbſt nur der Selbſtſucht um billigen Preis. Nirgend ja iſt es ihnen Ernſt mit dem, was über den handgreiflichen Nuzen hinausgeht. Denn aller Wiſſenſchaft haben ſie das Leben genommen, und brauchen nur das todte Holz zu Maſten und Rudern bei ihrer gewinnluſtigen Lebensfahrt. Und eben ſo wiſſen ſie von der Religion nichts, außer daß nur Jeder Anhänglichkeit prediget an alte Gebräuche, und ſeine Sazungen vertheidiget, und dies für ein durch die Verfaſſung weislich ausgeſpartes Hülfsmittel anſieht gegen den Erbfeind des Staates. Aus andern Urſachen hingegen wende ich mich weg von den Franken, deren Anblik ein Verehrer der Religion kaum erträgt, weil ſie in jeder Handlung, in jedem Worte faſt ihre heiligſten Geſeze mit Füßen treten. Denn die rohe Gleichgültigkeit, mit der Millionen des Volks, wie der wizige Leichtſinn, mit dem einzelne glänzende Geiſter der erhabenſten That der Geſchichte zuſehen, die nicht nur unter ihren Augen vorgeht, ſondern ſie alle ergreift und jede Bewegung ihres Lebens beſtimmt, beweiſet zur Genüge wie wenig ſie einer heiligen Scheu und einer wahren Anbetung fähig ſind. Und was verabſcheuet die Religion mehr, als den zügelloſen Übermuth, womit die Herrſcher des Volks den ewigen Geſezen der Welt Troz bieten? Was ſchärft ſie mehr ein als die beſonnene und demüthige Mäßigung, wovon ihnen auch nicht das leiſeſte Gefühl etwas zuzurufen ſcheint? Was iſt ihr heiliger als die hohe Nemeſis, deren furchtbarſte Handlungen jene im Taumel der Verblendung nicht einmal verſtehen? Wo die wechſelnden Strafgerichte, die ſonſt nur einzelne Familien treffen durften, um ganze Völker mit Ehrfurcht vor dem himmliſchen

Weſen zu erfüllen, und auf Jahrhunderte lang die Werke der Dichter dem ewigen Schikſal zu widmen, wo dieſe ſich tauſendfältig vergeblich erneuern, wie würde da eine einſame Stimme bis zum Lächerlichen ungehört und unbemerkt verhallen? Allein hier im väterlichen Lande iſt das beglükte Klima, welches keine Frucht gänzlich verſagt; hier findet Ihr, wenn auch nur zerſtreut, alles was die Menſchheit ziert, und alles was gedeiht bildet ſich irgendwo, im Einzelnen wenigſtens, zu ſeiner ſchönſten Geſtalt; hier fehlt es weder an weiſer Mäßigung noch an ſtiller Betrachtung. Hier alſo muß auch die Religion eine Freiſtatt finden vor der plumpen Barbarei und dem kalten irdiſchen Sinne des Zeitalters.

Nur daß Ihr mich nicht ungehört zu denen verweiſet, auf die Ihr als auf Rohe und Ungebildete herabſehet, gleich als wäre der Sinn für das Heilige wie eine veraltete Tracht auf den niederen Theil des Volkes übergegangen, dem es allein noch zieme, in Scheu und Glauben von dem Unſichtbaren ergriffen zu werden. Ihr ſeid gegen dieſe unſere Brüder ſehr freundlich geſinnt, und mögt gern, daß auch von andern höheren Gegenſtänden, von Sittlichkeit und Recht und Freiheit zu ihnen geredet, und ſo auf einzelne

Momente wenigſtens ihr inneres Streben dem beſſeren entgegengehoben, und ein Eindruk von der Würde der Menſchheit in ihnen gewekt werde. So rede man denn auch mit ihnen von der Religion; man errege bisweilen ihr ganzes Weſen, daß auch der heiligſte Trieb, wie verborgen er immer in ihnen ſchlummern möge, belebt werde; man entzükke ſie durch einzelne Blize, die man aus ihm hervorlokt; man bahne ihnen aus ihrer engen Beſchränktheit eine Ausſicht ins Unendliche, und erhöhe auf einen Augenblik ihre niedrige Sinnlichkeit zum hohen Bewußtſein eines menſchlichen Willens und Daſeins: es wird immer viel gewonnen ſein. Aber ich bitte Euch, wendet Ihr Euch denn zu ihnen, wenn Ihr den innerſten Zuſammenhang und den höchſten Grund menſchlicher Kräfte und Handlungen aufdekken wollt? wenn der Begriff und das Gefühl, das Geſez und die That, bis zu ihrer gemeinſchaftlichen Quelle ſollen verfolgt, und das Wirkliche als ewig und im Weſen der Menſchheit nothwendig gegründet ſoll dargeſtellt werden? Oder wäre es nicht vielmehr glüklich genug, wenn Eure Weiſen dann nur von den Beſten unter Euch verſtanden würden? Eben das iſt es aber, was ich jezt zu erreichen wünſche in Abſicht der Religion. Nicht einzelne

Empfindungen will ich aufregen, die vielleicht in ihr Gebiet gehören; nicht einzelne Vorſtellungen will ich rechtfertigen oder beſtreiten: ſondern in die innerſten Tiefen möchte ich Euch geleiten, aus denen überall eine jede Geſtalt derſelben ſich bildet; zeigen möchte ich Euch aus welchen Anlagen der Menſchheit ſie hervorgeht, und wie ſie zu dem gehört was Euch das Höchſte und Theuerſte iſt; auf die Zinnen des Tempels möchte ich Euch führen, daß Ihr das ganze Heiligthum überſehen, und ſeine innerſten Geheimniſſe entdekken könnet. Und wollet Ihr mir im Ernſt zumuthen, zu glauben, daß diejenigen, die ſich täglich am mühſamſten mit dem Irdiſchen abquälen, am vorzüglichſten dazu geeignet ſeien, ſo vertraut mit dem Himmliſchen zu werden? daß diejenigen, die über dem nächſten Augenblik bange brüten, und an die nächſten Gegenſtände feſt gekettet ſind, ihr Auge am weiteſten über die Welt erheben können? und daß, wer in dem einförmigen Wechſel einer todten Geſchäftigkeit ſich ſelbſt noch nicht gefunden hat, die lebendige Gottheit am hellſten entdekken werde? Keinesweges ja werdet Ihr das behaupten wollen zu Eurer Schmach! Und alſo kann ich nur Euch Selbſt zu mir einladen, die Ihr berufen ſeid den gemeinen Standort der Menſchen zu verlaſſen, die Ihr den beſchwerlichen Weg in das Weſen des menſchlichen Geiſtes nicht ſcheuet, um endlich ſeiner inneren Regungen und ſeiner äußeren Werke Werth und Zuſammenhang lebendig anzuſchauen.

Seitdem ich mir dieſes geſtand, habe ich mich lange in der zaghaften Stimmung desjenigen befunden, der ein liebes Kleinod vermiſſend, nicht wagen wollte, noch den lezten Ort wo es verborgen ſein könnte, zu durchſuchen. Denn, wenn es Zeiten gab, wo Ihr es noch für einen Beweis beſonderen Muthes hieltet, Euch theilweiſe von den Sazungen der ererbten Glaubenslehre loszuſagen, und gern über einzelne Gegenſtände hin und wieder ſprachet und hörtet, wenn es nur darauf ankam einen ihrer Begriffe auszutilgen; wo es Euch demohnerachtet wohlgefiel, eine Geſtalt wie Religion, ſchlank im Schmukke der Beredſamkeit umhergehen zu ſehen, weil Ihr gern dem holden Geſchlecht wenigſtens ein gewiſſes Gefühl für das Heilige erhalten wolltet: ſo ſind doch jezt dieſe Zeiten ſchon längſt vorüber; jezt ſoll gar nicht mehr die Rede ſein von Frömmigkeit, und auch die Grazien ſelbſt ſollen mit unweiblicher Härte die zarteſte Blüthe der menſchlichen Fantaſie verderben. An nichts anders kann ich alſo die Theilnehmung anknüpfen, welche ich von Euch fordere, als an Eure Verachtung ſelbſt; ich will Euch nur auffordern, in dieſer Verachtung recht gebildet und vollkommen zu ſein.

Laßt uns doch, ich bitte Euch, unterſuchen, wovon ſie eigentlich ausgegangen iſt, ob von irgend einer einzelnen Anſchauung oder von einem unbeſtimmten Gedanken? ob von den verſchiedenen Arten und Secten der Religion, wie ſie in der Geſchichte vorkommen, oder von einem allgemeinen Begriff, den Ihr Euch vielleicht willkührlich gebildet habt? Ohne Zweifel werden Einige ſich zu dem Lezteren bekennen; aber daß dies nur nicht auch hier, wie gewöhnlich, die mit Unrecht rüſtigen Beurtheiler ſind, die ihr Geſchäft obenhin treiben, und ſich nicht die Mühe genommen haben, eine genaue Kenntniß der Sache wie ſie liegt zu erwerben. Die Furcht vor einem ewigen Weſen oder überhaupt das Hinſehen auf den Einfluß deſſelben in die Begebenheiten dieſes Lebens, was Ihr Vorſehung nennt, und dann die Erwartung eines künftigen Lebens nach dieſem, was Ihr Unſterblichkeit nennt, hierum dreht ſich doch Euer allgemeiner Begriff? Dieſe beiden Euch verhaßten Vorſtellungen, meint ihr doch, wären, ſo oder anders ausgebildet, die Angel aller Religion? Aber ſagt mir doch, Ihr Theuerſten, wie habt Ihr nur dieſes gefunden? Denn Alles, was in dem Menſchen vorgeht, oder durch ihn kann aus einem zwiefachen Standorte angeſehen und erkannt werden, betrachtet Ihr es von ſeinem Mittelpunkte aus, alſo nach ſeinem innern Weſen: ſo iſt es eine Äußerung der menſchlichen Natur, gegründet in einer von ihren nothwendigen Handlungsweiſen oder Trieben, oder wie Ihr es nennen wollt, denn ich will jezt nicht über Euere Kunſtſprache richten. Betrachtet Ihr es hingegen von außen nach der beſtimmten Haltung und Geſtalt, die es hie und dort angenommen hat, ſo iſt es ein Erzeugniß der Zeit und der Geſchichte. Von welcher Seite habt Ihr nun dieſe große geiſtige Erſcheinung angeſehen, daß Ihr auf jene Vorſtellungen gekommen ſeid, als auf den gemeinſchaftlichen Inhalt alles deſſen, was man je mit dem Namen der Religion benannt hat? Ihr werdet ſchwerlich ſagen, durch eine Betrachtung der erſten Art. Denn, Ihr Guten! alsdann müßtet Ihr doch zugeben, dieſe Gedanken wären irgend wie wenigſtens in der menſchlichen Natur gegründet. Und wenn Ihr auch ſagen wolltet, daß ſie ſo wie man ſie jezt antrifft, nur aus Misdeutungen oder falſchen Beziehungen eines nothwendigen Strebens der Menſchheit entſtanden wären: ſo würde es Euch doch ziemen Euch mit uns zu vereinigen, um das Wahre und Ewige darin herauszuſuchen, und die menſchliche Natur von dem Unrecht zu befreien, welches ſie allemal erleidet, wenn etwas in ihr miskannt oder misleitet wird. Bei allem was Euch heilig iſt — und es muß dieſem Geſtändniſſe zufolge etwas Heiliges für euch geben — beſchwöre ich Euch, verabſäumt dieſes Geſchäft nicht, damit die Menſchheit, die Ihr mit uns verehrt, Euch nicht als ſolchen, welche ſie in einer wichtigen Angelegenheit verlaſſen haben, mit dem größten Rechte zürne. Und wenn Ihr dann findet, aus dem, was Ihr hören werdet, daß es ſchon gethan iſt: ſo darf ich, auch wenn es anders endiget als Ihr meintet, auf Euren Dank und Eure Billigung rechnen. — Wahrſcheinlich aber werdet Ihr ſagen, Euere Begriffe vom Inhalt der Religion ſeien nur die andere Anſicht dieſer geiſtigen Erſcheinung. Von dem Äußeren wäret Ihr ausgegangen, von den Meinungen, Lehrſäzen, Gebräuchen, in denen ſich jede Religion darſtellt, und mit dieſen laufe es immer auf jene beiden Stükke hinaus. Aber eben ein Inneres und Urſprüngliches für dieſes Äußere hättet Ihr vergeblich geſucht, und darum könne alſo die Religion überall nichts anders ſeyn, als ein leerer und falſcher Schein, der ſich wie ein trüber und drükkender Dunſtkreis um einen Theil der Wahrheit herumgelagert habe. Dies iſt gewiß Eure rechte und eigentliche Meinung Wenn Ihr demnach in der That jene beiden Punkte für den Inhalt der Religion haltet, in allen Formen unter denen ſie in der Geſchichte erſchienen iſt: ſo iſt mir doch vergönnt zu fragen, ob Ihr auch alle ihre Erſcheinungen richtig beobachtet, und ihren gemeinſchaftlichen Inhalt richtig aufgefaßt habt? Ihr müßt Euren Begriff, wenn er ſo entſtanden iſt, aus dem Einzelnen rechtfertigen; und wenn Euch jemand ſagt, daß er unrichtig und verfehlt ſei, und auf etwas anderes hinweiſet in der Religion, was nicht hohl iſt, ſondern einen Kern hat von trefflicher Art und Abſtammung, ſo müßt Ihr doch erſt hören und urtheilen, ehe Ihr weiter verachten dürft. Laßt es Euch alſo nicht verdrießen dem zuzuhören, was ich jezt zu denen reden will, welche gleich von Anfang an, richtiger aber auch mühſamer, an die Anſchauung des Einzelnen ſich gehalten haben.

Ihr ſeid ohne Zweifel bekannt mit der Geſchichte menſchlicher Thorheiten, und habt die verſchiedenen Gebäude der Religion durchlaufen, von den ſinnloſen Fabeln wilder Völker bis zum verfeinertſten Deismus, von der rohen Superſtition unſeres Pöbels bis zu jenen übelzuſammengenähten Bruchſtükken von Metaphyſik und Moral, die man jezt geläutertes Chriſtenthum nennt; und Ihr habt ſie alle ungereimt und vernunftwidrig gefunden. Ich bin weit entfernt Euch hierin widerſprechen zu wollen. Vielmehr, wenn Ihr es nur damit aufrichtig meint, daß die ausgebildetſten Religionsſyſteme dieſe Eigenſchaften nicht weniger an ſich tragen als die roheſten; wenn Ihr es nur einſehet, daß das Göttliche nicht in einer Reihe liegen kann, die ſich auf beiden Seiten in etwas Gemeines und Verächtliches endiget: ſo will ich Euch gern die Mühe erlaſſen, alle welche dazwiſchen liegen näher zu würdigen. Sie erſcheinen alle als Uebergänge und Annäherungen zu dem lezteren; jedes kommt etwas geſchliffener aus der Hand ſeines Zeitalters bis endlich die Kunſt zu jenem vollendeten Spielwerk geſtiegen iſt, womit unſer Jahrhundert die Geſchichte beſchenkt hat. Aber dieſe Vervollkommnung der Glaubenslehren und der Syſteme iſt oftmals eher Alles, nur nicht Vervollkommnung der Religion; ja nicht ſelten ſchreitet ſie fort ohne die geringſte Gemeinſchaft mit dieſer. Ich kann nicht ohne Unwillen davon reden; denn jammern muß es jeden, der Sinn hat für alles was aus dem Innern des Gemüths hervorgeht, und dem es Ernſt iſt, daß jede Seite des Menſchen gebildet und dargeſtellet werde; wie die Hohe und Herrliche oft von ihrer Beſtimmung entfernet ward, und ihre Freiheit verlor, um von dem ſcholaſtiſchen und metaphyſiſchen Geiſte barbariſcher und kalter Zeiten in einer verächtlichen Knechtſchaft gehalten zu werden. Denn was ſind doch dieſe Lehrgebäude für ſich betrachtet anders, als Kunſtwerke des berechnenden Verſtandes, worin jedes Einzelne ſeine Haltung nur hat in gegenſeitiger Beſchränkung. Oder gemahnen ſie Euch anders, dieſe Syſteme der Theologie, dieſe Theorien vom Urſprunge und Ende der Welt, dieſe Analyſen von der Natur eines unbegreiflichen Weſens; worin alles auf ein kaltes Argumentiren hinausläuft, und auch das Höchſte nur im Tone eines gemeinen Schulſtreites kann behandelt werden? Und dies warlich, ich berufe mich auf Euer eigenes Gefühl, iſt doch nicht der Charakter der Religion. Wenn Ihr alſo nur die religiöſen Lehrſäze und Meinungen ins Auge gefaßt habt: ſo kennt Ihr noch gar nicht die Religion ſelbſt, und was Ihr verachtet iſt nicht ſie. Aber warum ſeid Ihr nicht tiefer eingedrungen bis zu dem, was das Innere dieſes Äußeren iſt? Ich bewundre Euere freiwillige Unwißenheit, Ihr gutmüthigen Forſcher, und Euere allzuruhige Beharrlichkeit bei dem was zunächſt da iſt und Euch angeprieſen wird! Warum betrachtet Ihr nicht das religiöſe Leben ſelbſt? jene frommen Erhebungen des Gemüthes vorzüglich, in welchen alle Euch ſonſt bekannten einzelnen Thätigkeiten zurückgedrängt oder faſt aufgehoben ſind, und die ganze Seele aufgelöſt iſt in ein unmittelbares Gefühl des Unendlichen und Ewigen und ihrer Gemeinſchaft mit ihm? Denn in dieſen offenbart ſich urſprünglich und anſchaulich die Geſinnung, welche zu verachten Ihr vorgebet. Nur wer in dieſen Bewegungen den Menſchen wahrhaft beobachtet hat, kann dann auch in jenen äußeren Darſtellungen die Religion wiederfinden, und wird etwas anderes in ihnen erblicken als Ihr. Denn freilich liegt in ihnen allen Etwas von dieſem geiſtigen Stoffe gebunden, ohne welchen ſie gar nicht könnten entſtanden ſein; aber wer es nicht verſteht ihn zu entbinden, der behält, wie fein er ſie auch zerſplittere, wie genau er auch alles durchſuche, immer nur die todte kalte Maſſe in Händen. Dieſe Anweiſung aber, Euren eigentlichen Gegenſtand, den Ihr in dem ausgebildeten und vollendeten, wohin man Euch wies, bisher nicht gefunden habt, vielmehr in jenen dem Anſchein nach zerſtreuten und ungebildeten Elementen zu ſuchen, kann Euch doch nicht befremdlich ſein, die Ihr mehr oder minder mit der Philoſophie Euch zu ſchaffen macht, und mit ihren Schikſalen vertraut ſeid. Wiewol es ſich neulich mit dieſer ganz anders verhalten ſollte, und ſie von Natur danach ſtreben muß, ein Syſtem zu bilden, weil nur durch die angeſchaute Vollſtändigkeit jede eigenthümliche Erkenntniß ſich bewährt und ihre Mittheilung geſichert wird: ſo werdet Ihr doch auf dieſem Gebiet oft eben ſo müſſen zu Werke gehn. Denn erinnert Euch nur, wie Wenige von denen, welche auf einem eigenen Wege in das Innre der Natur und des Geiſtes eingedrungen ſind, und ihr gegenſeitiges Verhältniß ihre innere Harmonie in einem eigenen Lichte angeſchaut und dargeſtellt haben, wie dennoch nur Wenige von ihnen gleich ein Syſtem ihres Erkennens gebildet, ſondern vielmehr faſt Alle in einer zarteren — ſollte es auch ſein zerbrechlicheren — Form ihre Entdekkungen mitgetheilt haben. Und wenn Ihr dagegen auf die Syſteme ſeht in allen Schulen, wie oft dieſe nichts anders ſind als der Siz und die Pflanzſtätte des todten Buchſtabens; weil nemlich der

Geiſt ſich noch immer nicht will feſthalten laſſen in Akademien, noch der Reihe nach in bereitwillige Köpfe ausgießen, vielmehr verfliegt er oft ſchon auf dem Wege aus dem erſten Munde in das erſte Ohr. Wenn nun Jemand ohne Unterſchied die Verfertiger dieſer großen Gebäude der Philoſophie für die Philoſophirenden ſelbſt hielte, und an ihnen den Geiſt der Wiſſenſchaft wollte kennen lernen, würdet Ihr ihm nicht belehrend zurufen: Vorgeſehen, Freund! daß du nur etwa nicht an ſolche gerathen biſt, welche nur nachtreten und zuſammentragen, und bei dem was ein Anderer gegeben hat, ſtehen bleiben! Denn bei dieſen würdeſt du ja den Geiſt jener Kunſt nicht finden; ſondern zu den Erfindern mußt du gehen, auf denen ruhet er ja gewiß. Daſſelbige nun muß ich hier Euch zurufen, die Ihr die Religion ſuchet, mit welcher es ſich ja um ſo mehr eben ſo verhalten muß, da ſie ſich ihrem ganzen Weſen nach von allem Syſtematiſchen eben ſo weit entfernt, als die Philoſophie ſich von Natur dazu hinneigt. Bedenket auch nur, von wem jene kunſtreichen Gebäude herrühren, deren Wandelbarkeit Ihr verſpottet, deren ſchlechtes Ebenmaaß Euch beleidigt, und deren Misverhältniß gegen ihre kleinliche Tendenz Euch ſo lächerlich iſt? Etwa von den Heroen der Religion? Nennt mir doch unter allen denen, die irgend eine neue Offenbarung heruntergebracht haben zu uns, einen Einzigen, von dem an, welchem zuerſt von einem Reiche Gottes das Bild vorſchwebte, wodurch gewiß, wenn durch irgend etwas im Gebiete der Religion ein Syſtem konnte herbeigeführt werden, bis zu dem neueſten Myſtiker, in dem vielleicht noch ein urſprünglicher Strahl des innern Lichtes glänzt, denn, daß ich der Buchſtabentheologen nicht erwähne, welche glauben das Heil der Welt und das Licht der Weisheit in einem neuen Koſtum ihrer Formeln, oder in neuen Stellungen ihrer figurirenden Beweiſe zu finden, das werdet ihr mir nicht verdenken — nennt mir unter ihnen allen einen Einzigen, der es der Mühe werth geachtet hätte, ſich mit dieſer ſiſyphiſchen Arbeit zu befaſſen. Sondern nur einzeln bei jenen Entladungen himmliſcher Gefühle, wenn das heilige Feuer ausſtrömen muß aus dem überfülltem Gemüth, pflegt der gewaltige Donner ihrer Rede gehört zu werden, welcher verkündiget, daß die Gottheit ſich durch ſie offenbart. Genau ſo iſt Begriff und Wort nur das, freilich nothwendige und von dem Innern unzertrennliche Hervorbrechen nach Auſſen, und als ſolches nur verſtändlich durch ſein Inneres und mit ihm zugleich.

Deshalb nun müßt Ihr Euch ja nicht an dasjenige zunächſt halten, was gar nur der wiederholte vielfach gebrochene Nachhall iſt von jenem urſprünglichen Laute. Sondern in das Innere einer frommen Seele müßt Ihr Euch verſezen, und ihre Begeiſterung müßt Ihr ſuchen zu verſtehen; bei der That ſelbſt müßt Ihr jene Licht- und Wärme-Erzeugung in einem dem Weltall ſich hingebenden Gemüth ergreifen: wo nicht, ſo verſtehet Ihr nichts von der Religion, und es ergeht Euch wie dem, der zu ſpät mit dem entzündlichen Stoff das Feuer aufſucht, welches der Stein dem Stahl entlokt hat, und dann nur ein kaltes unbedeutendes Stäubchen groben Metalles findet, an dem er nichts mehr entzünden kann.

Ich fordere alſo, daß Ihr von allem ſonſt zur Religion gerechneten abſehend Euer Augenmerk nur auf dieſe inneren Erregungen und Stimmungen richtet, auf welche alle Äußerungen und Thaten gottbegeiſterter Menſchen hindeuten. Wenn Ihr dann aber auch hierin nichts wahres und weſentliches entdekt, noch eine andere Anſicht von der Sache gewinnt, wie ich es ohngeachtet Eurer Gelehrſamkeit, Eurer Kenntniſſe und Eurer Vorurtheile dennoch zur guten Sache hoffe; wenn ſich auch dann nicht Eure kleinliche Vorſtellung erweitert und verwandelt, die ja nur von einer überſichtigen Beobachtung erzeugt ward; wenn Ihr auch dann noch dieſe Richtung des Gemüths auf das Ewige verachten könnt, und es Euch lächerlich ſcheint alles was dem Menſchen wichtig iſt auch aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet zu ſehen: dann freilich will ich verloren haben, und endlich glauben Eure Verachtung der Religion ſei Euerer Natur gemäß, und habe Euch dann nichts weiter zu ſagen.

Beſorget nur nicht etwa ich möchte am Ende doch noch zu jenen gemeinen Mitteln meine Zuflucht nehmen, Euch vorzuſtellen wie nothwendig die Religion doch ſei um Recht und Ordnung in der Welt zu erhalten, und mit dem Andenken an ein allſehendes Auge und an eine unendliche Macht, der Kurzſichtigkeit menſchlicher Aufſicht und den engen Schranken menſchlicher Gewalt zu Hülfe zu kommen; oder wie ſie eine treue Freundin und eine heilſame Stüze der Sittlichkeit ſei, indem ſie mit ihren heiligen Gefühlen und ihren glänzenden Ausſichten dem ſchwachen Menſchen den Streit mit ſich ſelbſt und das Vollbringen des Guten gar mächtig erleichtere. So reden freilich diejenigen, welche die beſten Freunde und die eifrigſten Vertheidiger der Religion zu ſein vorgeben; ich aber will nicht entſcheiden gegen welches von beiden in dieſer Gedankenverbindung die meiſte Verachtung liege, gegen Recht und Sittlichkeit welche als einer Unterſtüzung bedürftig vorgeſtellt werden, oder gegen die Religion welche ſie unterſtüzen ſoll, oder auch gegen Euch zu denen alſo geſprochen wird. Denn mit welcher Stirne könnte ich, wenn anders Euch ſelbſt dieſer weiſe Rath gegeben werden ſoll, Euch wol zumuthen, daß Ihr mit Euch ſelbſt in Eurem Innern ein loſes Spiel treiben, und durch etwas, das Ihr ſonſt keine Urſache hättet zu achten und zu lieben, Euch zu etwas Anderen ſolltet antreiben laſſen, was Ihr ohnedies ſchon verehrt, und deſſen Ihr Euch befleißiget? Oder wenn Euch etwa durch dieſe Reden nur ins Ohr geſagt werden ſoll, was Ihr dem Volke zu Liebe zu thun habt: wie ſolltet dann Ihr, die Ihr dazu berufen ſeid die Andern zu bilden, und ſie Euch ähnlich zu machen, damit anfangen, daß Ihr ſie betrügt, und ihnen etwas für heilig und wirkſam hingebt, was Euch ſelbſt höchſt gleichgültig iſt, und was ſie wegwerfen ſollen, ſobald ſie ſich auf dieſelbe Stufe mit Euch erhoben haben? Ich wenigſtens kann zu einer ſolchen Handlungsweiſe nicht auffordern, in welcher ich die verderblichſte Heuchelei gegen die Welt und gegen Euch ſelbſt erblikke; und wer ſo die Religion empfehlen will, muß nur die Verachtung vergrößern, der ſie ſchon unterliegt. Denn zugegeben auch, daß Unſere bürgerlichen Einrichtungen noch unter einem hohen Grade der Unvollkommenheit ſeufzen, und noch wenig Kraft bewieſen haben der Unrechtlichkeit zuvorzukommen oder ſie auszurotten, welche ſtrafbare Verlaſſung einer wichtigen Sache, welcher zaghafte Unglaube an die Annäherung zum Beſſeren wäre es, wenn deshalb müßte nach der ſonſt und an ſich nicht wünſchenswerthen Religion gerufen werden! Beantwortet mir nur dies Eine, hättet Ihr denn einen rechtlichen Zuſtand, wenn ſein Beſtehen auf der Frömmigkeit beruhete? und verſchwindet Euch nicht, ſo bald Ihr davon ausgehet, der ganze Begriff unter den Händen, den Ihr doch für ſo heilig haltet? So greifet doch die Sache unmittelbar an, wenn ſie Euch ſo übel zu liegen ſcheint; beſſert an den Geſezen, rüttelt die Verfaſſungen untereinander, gebt dem Staate einen eiſernen Arm, gebt ihm hundert Augen wenn er ſie noch nicht hat, nur ſchläfert nicht die welche er hat mit einer trügeriſchen Leier ein. Schiebt nicht ein Geſchäft wie dieſes in ein anderes ein, denn Ihr habt es ſonſt gar nicht verwaltet; und erklärt nicht zum Schimpfe der

Menſchheit ihr erhabenſtes Kunſtwerk für eine Wucherpflanze, die nur von fremden Säften ſich nähren kann.

Nicht einmal, ich ſpreche dies aus Eurer eignen Anſicht, nicht einmal der Sittlichkeit, die ihm doch weit näher liegt, muß das Recht bedürfen, um ſich die unumſchränkteſte Herrſchaft auf ſeinem Gebiete zu ſichern, es muß ganz für ſich allein ſtehen. Die Staatsmänner müſſen es überall hervorbringen können, und jeder welcher behauptet, daß dies nur geſchehen kann indem Religion mitgetheilt wird — wenn anders dasjenige ſich willkürlich mittheilen läßt, was nur da iſt in ſofern es aus dem Gemüthe hervorgehet — der behauptet zugleich, daß nur diejenigen Staatsmänner ſein ſollten, welche geſchikt ſind der menſchlichen Seele den Geiſt der Religion einzugießen, und in welche finſtere Barbarei unheiliger Zeiten würde uns das zurükführen! Eben ſo wenig aber kann auch auf dieſe Art die Sittlichkeit der Religion bedürfen. Denn wie meinen ſie es anders, als daß ein ſchwaches verſuchtes Gemüth ſich Hülfe ſuchen ſoll in dem Gedanken an eine künftige Welt. Wer aber einen Unterſchied macht zwiſchen dieſer und jener Welt bethört ſich ſelbſt; Alle wenigſtens welche Religion haben, kennen nur

Eine. Wenn alſo der Sittlichkeit das Verlangen nach Wohlbefinden etwas fremdes iſt: ſo darf das Spätere nicht mehr gelten als das Frühere, und die Scheu vor dem Ewigen nicht mehr, als die vor einem weiſen Manne. Wenn die Sittlichkeit durch jeden Zuſaz ihren Glanz und ihre Feſtigkeit verlieret; wie viel mehr durch einen ſolchen, der ſeine hohe und ausländiſche Farbe niemals verleugnen kann. Doch dies habt Ihr genug von denen gehört, welche die Unabhängigkeit und die Allgewalt der ſittlichen Geſeze vertheidigen; ich aber füge hinzu, daß es auch gegen die Religion die größte Verachtung beweiſet, ſie in ein anderes Gebiet verpflanzen zu wollen, daß ſie da diene und arbeite. Auch herrſchen möchte ſie nicht in einem fremden Reiche: denn ſie iſt nicht ſo eroberungsſüchtig das Ihrige vergrößern zu wollen. Die Gewalt, die ihr gebührt, und die ſie ſich in jedem Augenblik aufs neue verdient, genügt ihr; und ihr die alles heilig hält iſt weit mehr noch das heilig, was mit ihr gleichen Rang in der menſchlichen Natur behauptet. Aber ſie ſoll ganz eigentlich dienen, wie jene es wollen; einen Zwek ſoll ſie haben, und nüzlich ſoll ſie ſich erweiſen. Welche Erniedrigung! Und ihre Vertheidiger ſollten geizig darauf ſein ihr dieſe zu verſchaffen?

Daß doch diejenigen, die ſo auf den Nuzen ausgehen, und denen doch am Ende auch Sittlichkeit und Recht um eines andern Vortheils willen da ſein müſſen, daß ſie doch lieber ſelbſt untergehen möchten in dieſem ewigen Kreislaufe eines allgemeinen Nuzens, in welchem ſie alles Gute untergehen laſſen, und von dem kein Menſch, der ſelbſt für ſich etwas ſein will, ein geſundes Wort verſteht, lieber als daß ſie ſich zu Vertheidigern der Religion aufzuwerfen wagten, deren Sache zu führen ſie gerade die ungeſchikteſten ſind. Ein ſchöner Ruhm für die Himmliſche, wenn ſie nun die irdiſchen Angelegenheiten der Menſchen ſo leidlich verſehen könnte! Viel Ehre für die Freie und Sorgloſe, wenn ſie nun etwas wachſamer und treibender wäre als das Gewiſſen! Für ſo etwas ſteigt ſie Euch noch nicht vom Himmel herab. Was nur um eines außer ihm liegenden Vortheils willen geliebt und geſchäzt wird, das mag wohl Noth thun, aber es iſt nicht in ſich nothwendig; es kann immer ein frommer Wunſch bleiben, der nie zur Erfüllung kommt, und ein vernünftiger Menſch legt keinen anderen Werth darauf, als nur den Preis, der jener Sache angemeſſen iſt. Und dieſer würde ſonach für die Religion gering genug ausfallen; ich wenigſtens würde kärglich bieten, denn ich muß es nur geſtehen, ich glaube nicht daß es ſo arg iſt mit den unrechten Handlungen, welche ſie auf ſolche Weiſe verhindert, und mit den ſittlichen, welche ſie erzeugt haben ſoll. Sollte dies alſo das Einzige ſein, was ihr Ehrerbietung verſchaffen könnte, ſo mag ich mit ihrer Sache nichts zu thun haben. Selbſt um ſie nur nebenher zu empfehlen iſt es zu unbedeutend. Ein eingebildeter Ruhm, welcher verſchwindet wenn man ihn näher betrachtet, kann derjenigen nicht helfen, die mit höheren Anſprüchen umgeht. Daß ſie aus dem Innern jeder beſſern Seele nothwendig von ſelbſt entſpringt, daß ihr eine eigne Provinz im Gemüthe angehört, in welcher ſie unumſchränkt herrſcht, daß ſie es würdig iſt durch ihre innerſte Kraft die Edelſten und Vortreflichſten zu bewegen, und ihrem innerſten Weſen nach von ihnen erkannt zu werden: das iſt es was ich behaupte, und was ich ihr gern ſichern möchte, und Euch liegt es nun ob zu entſcheiden, ob es der Mühe werth ſein wird mich zu hören, ehe Ihr Euch in Eurer Verachtung noch mehr befeſtiget.

Zweite Rede.

Über das Weſen der Religion.

Ihr werdet wiſſen wie der alte Simonides durch immer wiederholtes und verlängertes Zögern denjenigen zur Ruhe verwies, der ihn mit der Frage beläſtiget hatte: was wohl die Götter ſeien. Ich möchte nicht ungern bei der unſrigen, jener ſo genau entſprechenden und nicht minder umfaſſenden „was die Religion iſt“ mit einer ähnlichen Zögerung anfangen.

Natürlich nicht in der Abſicht um zu ſchweigen, und Euch wie Jener in der Verlegenheit zu laſſen, ſondern ob Ihr etwan, um auch für Euch ſelbſt etwas zu verſuchen, Euere Blikke eine Zeitlang unverwandt auf den Punkt, den wir ſuchen, wolltet gerichtet halten, und Euch aller andern Gedanken indeß gänzlich entſchlagen. Iſt es doch die erſte Forderung derer, welche nur gemeine Geiſter beſchwören, daß der Zuſchauer, der ihre Erſcheinungen ſehen, und in ihre Geheimniſſe will eingeweiht werden, ſich durch Enthaltſamkeit von irdiſchen Dingen und durch heilige Stille vorbereite, und dann, ohne ſich durch den Anblik fremder Gegenſtände zu zerſtreuen, mit ungetheilten Sinnen auf den Ort hinſchaue, wo die Erſcheinung ſich zeigen ſoll. Wie vielmehr werde Ich eine ſolche Folgſamkeit verlangen dürfen, der ich einen ſeltenen Geiſt hervorrufen ſoll, den Ihr lange mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit werdet beobachten müſſen, um ihn für den zu erkennen, den Ihr begehrt, und ſeine bedeutſamen Züge zu verſtehen. Denn wahrlich, nur wenn Ihr vor den heiligen Kreiſen ſtehet, mit jener unbefangenen Nüchternheit des Sinnes, die jeden Umriß klar und richtig auffaßt, und weder von alten Erinnerungen verführt, noch von vorgefaßten Ahndungen beſtochen, nur aus ſich ſelbſt das Dargeſtellte zu verſtehen trachtet, nur dann kann ich hoffen, daß Ihr die Religion die ich Euch zeigen will, wo nicht liebgewinnen, doch wenigſtens Euch über ihre Bedeutung einigen, und ihre höhere Natur anerkennen werdet. Denn ich wollte wol, ich könnte ſie Euch unter irgend einer wohlbekannten Geſtalt darſtellen, damit Ihr ſogleich an ihren Zügen, ihrem Gang und Anſtand Euch erinnern möchtet, daß Ihr ſie hier oder dort ſo geſehen habt im Leben. Aber es will nicht angehen; denn ſo wie ich ſie Euch zeigen möchte in ihrer urſprünglichen eigenthümlichen Geſtalt pflegt ſie öffentlich nicht auftreten, ſondern nur im Verborgenen läßt ſie ſich ſo ſehen von denen die ſie liebt. Auch gilt es ja nicht etwa von der Religion allein, daß das worin ſie öffentlich dargeſtellt und vertreten wird nicht mehr ganz ſie ſelbſt iſt. Sondern von jedem, was Ihr ſeinem innern Weſen nach als ein Eigenthümliches und Beſonderes annehmen möget, kann dieſes mit Recht geſagt werden, daß in was für einem Äußerlichen es ſich auch darſtelle, dieſes nicht mehr ganz ſein eigen iſt noch ihm genau entſpricht. Iſt doch nicht einmal die Sprache das reine Werk der Erkenntniß, noch die Sitte das reine Werk der Geſinnung. Zumal jezt und unter uns iſt dieſes wahr. Denn es gehört zu dem ſich noch immer weiter bildenden Gegenſaz der neuen Zeit gegen die alte, daß nirgend mehr Einer Eines iſt, ſondern Jeder Alles. Und daher iſt, wie die gebildeten Völker ein ſo vielſeitiges Verkehr unter einander eröfnet haben, daß ihre eigenthümliche Sinnesart in den einzelnen Momenten des Lebens nicht mehr unvermiſcht heraus tritt, ſo auch innerhalb des menſchlichen Gemüthes eine ſo ausgebreitete und vollendete Geſelligkeit geſtiftet, daß was Ihr auch abſondern möget in der Betrachtung als einzelnes Talent und Vermögen, dennoch keinesweges eben ſo abgeſchloſſen ſeine Werke hervorbringt; ſondern, ich meine es im Ganzen, verſteht ſich, jedes wird bei jeder Verrichtung dergeſtalt von der zuvorkommenden Liebe und Unterſtüzung der andern bewegt und durchdrungen, daß Ihr nun in jedem Werk Alles findet, und Euch begnügen müßt nur in dieſer Verbindung die herrſchende productive Kraft wahrzunehmen. Darum kann nun Jeder jede Thätigkeit des Geiſtes nur inſofern verſtehen, als er ſie zugleich in ſich ſelbſt finden und anſchauen kann. Und da Ihr auf dieſe Weiſe die Religion nicht zu kennen behauptet, was liegt mir näher als Euch vor jenen Verwechſelungen vornemlich zu warnen, welche aus der gegenwärtigen Lage der Dinge ſo natürlich hervorgehn. Laßt uns deshalb recht bei den Hauptmomenten Eurer eignen Anſicht anheben, und ſie ſichten ob ſie etwa die rechte ſei, oder wenn nicht, wie wir vielleicht von ihr zu dieſer gelangen können.

Die Religion iſt Euch bald eine Denkungsart, ein Glaube, eine eigne Weiſe die Welt zu betrachten, und was uns in ihr begegnet in Verbindung zu bringen; bald eine Handlungsweiſe, eine eigne Luſt und Liebe, eine beſondere

Art ſich zu betragen und ſich innerlich zu bewegen. Ohne dieſe Trennung eines theoretiſchen und praktiſchen könnt Ihr nun einmal ſchwerlich denken, und wiewol die Religion beiden Seiten angehört, ſeid Ihr doch gewohnt jedesmal auf eine von beiden vorzüglich zu achten. So wollen wir ſie denn von beiden Punkten aus wohl ins Auge faſſen.

Für das Handeln zuerſt ſezt Ihr doch ein zwiefaches, das Leben nemlich und die Kunſt; Ihr möget nun mit dem Dichter, Ernſt dem Leben, Heiterkeit der Kunſt zuſchreiben, oder anderswie beides entgegenſezen, trennen werdet Ihr doch gewiß beides. Für das Leben ſoll die Pflicht die Loſung ſein, Euer Sittengeſez ſoll es anordnen, die Tugend ſoll ſich darin als das waltende beweiſen, daß der Einzelne mit den allgemeinen Ordnungen der Welt harmonire, und nirgends ſtörend oder verwirrend eingreiſe. Und ſo, meint Ihr, könne ſich ein Menſch beweiſen ohne daß irgend etwas von Kunſt an ihm zu ſpüren ſei; vielmehr müſſe dies durch ſtrenge Regeln erreicht werden, die gar nichts gemein hätten mit den freien beweglichen Vorſchriften der Kunſt. Ja Ihr ſehet es ſelbſt faſt als eine Regel an, daß bei denen, welche ſich in der Anordnung des Lebens am genaueſten beweiſen, die Kunſt zurükgetreten ſei und ſie ihrer entbehren. Wiederum den Künſtler ſoll die Fantaſie beſeelen, das Genie ſoll überall in ihm walten, und dies iſt Euch etwas ganz anderes als Tugend und Sittlichkeit; das höchſte Maaß von jenem könne, meint Ihr, wol beſtehen bei einem weit geringeren von dieſer; ja Ihr ſeid geneigt dem Künſtler von den ſtrengen Foderungen an das Leben etwas nachzulaſſen, weil dieſe beſonnene Kraft gar oft ins Gedränge gerathe durch jene feurige. Wie ſteht es nun aber mit dem, was Ihr Frömmigkeit nennt, in wiefern Ihr ſie als eine eigne Handlungsweiſe anſeht? Fällt ſie in jenes Gebiet des Lebens, und iſt darin etwas eignes, alſo doch auch Gutes und Löbliches? doch aber auch ein von der Sittlichkeit verſchiedenes; denn für einerlei wollt Ihr doch beides nicht ausgeben? Alſo erſchöpfte die Sittlichkeit nicht das Gebiet, welches ſie regieren ſoll, wenn noch eine andere, und nicht feindſelige Kraft darin wirkſam iſt neben ihr? Oder wollt Ihr Euch dahin zurükziehn, daß die Frömmigkeit eine einzelne Tugend ſei, und die Religion eine einzelne Pflicht, oder eine Abtheilung von Pflichten, alſo der Sittlichkeit einverleibt und untergeordnet, wie das Beſondere dem Allgemeinen? Aber ſo nennt Ihr es nicht, wenn ich

Eure Reden recht verſtehe; wie ich ſie zu horen gewohnt bin und auch izt Euch wiedergegeben habe, denn ſie wollen ſo klingen als ob der Fromme durchaus und uberall noch etwas eignes hätte in ſeinem Thun und Laſſen. Und wie verhalten ſich doch nur Kunſt und Religion? doch ſchwerlich ſo daß ſie einander ganz fremde wären; denn von jeher hatte doch das größte in der Kunſt ein religiöſes Gepräge. Und wenn Ihr den Künſtler fromm nennt, geſtattet Ihr ihm dann auch noch jenen Nachlaß von den ſtrengen Forderungen der Tugend? wol ſchwerlich, ſondern unterworfen iſt er dann dieſen wie jeder Andere. Dann aber werdet Ihr auch wol, ſonſt ſähe ich nicht wie eine Gleichheit herauskäme, denen die dem Leben angehören, wenn ſie fromm ſein ſollen, verwehren ganz kunſtlos zu bleiben; ſondern ſie werden in ihr Leben etwas aufnehmen müſſen aus dieſem Gebiet, und daraus entſteht vielleicht die eigne Geſtalt die es gewinnt. Allein ich bitte Euch, wenn auf dieſe Weiſe, und auf irgend ſo etwas muß es doch herauskommen mit Eurer Anſicht, denn ein anderer Ausweg bietet ſich nicht dar, wenn ſo die Religion als Handlungsweiſe eine Miſchung iſt aus jenen beiden, getrubt wie Miſchungen zu ſein pflegen, und beide etwas durcheinander angegriffen und abgeſtumpft: ſo erklärt mir das zwar Euer Mißfallen, aber nicht Eure Vorſtellung. Denn wie wollt Ihr doch ein ſolches zufälliges Durcheinandergerührtſein zweier Elemente etwas eignes nennen, wenn auch die genaueſte Mittelmäßigkeit von beiden daraus entſtände, ſo lange ja doch beide darin unverändert neben einander beſtehn? Wenn es aber nicht ſo, ſondern die Frömmigkeit eine wahre innige Durchdringung von jenen iſt: ſo ſehet Ihr wol ein daß mein Gleichniß mich dann verläßt, und daß eine ſolche hier nicht kann entſtanden ſein durch ein Hinzukommen des einen zum andern, ſondern daß ſie alsdann eine urſprüngliche Einheit beider ſein muß. Allein hütet Euch, ich will Euch ſelbſt warnen, daß Ihr mir dies nicht zugebt. Denn wenn es ſich ſo verhielte; ſo wären Sittlichkeit und Genie in ihrer Vereinzelung ja nur die einſeitigen Zerſtörungen der Religion, das Heraustretende wenn ſie abſtirbt; jene aber wäre in der That das Höhere zu beiden, und das wahre göttliche Leben ſelbſt. Für dieſe Warnung aber, wenn Ihr ſie annehmt, ſeid mir auch wieder gefällig, und theilt mir mit wenn Ihr wo einen andern Ausweg findet, wie Eure Meinung über die Religion nicht als nichts erſcheinen kann, bis dahin mir dann nichts übrig

übrig bleibt als anzunehmen, daß Ihr es noch nicht recht unterſucht hattet, und Euch ſelbſt nicht verſtanden habt über dieſe Seite der Religion. Vielleicht daß es uns erfreulicher ergeht mit der andern, wenn ſie nemlich angeſehen wird als Denkungsart und Glaube.

Das werdet Ihr mir zugeben, glaube ich, daß Eure Einſicht, alles warum Ihr wirklich wißt, Euch in zwei gegenüber ſtehende Wiſſenſchaften hineinfallt. Über die Art wie Ihr ſie weiter abtheilt und über die Namen die Ihr ihnen beilegt will ich mich nicht mit Euch ſtreiten; denn das gehört in den Streit Eurer Schulen mit dem ich nichts zu thun habe. Darum ſollt Ihr mir aber auch nicht an den Worten mäkeln, mögen ſie nun bald hieher kommen bald daher, deren ich mich zu ihrer Bezeichnung bedienen werde. Wir mögen nun die eine Phyſik nennen oder Metaphyſik, mit Einem Namen, oder wiederum getheilt mit zweien, und die andere Ethik oder Pflichtenlehre oder praktiſche Philoſophie, über den Gegenſaz den ich meine ſind wir doch einig, daß nemlich die eine die Natur der Dinge beſchreibt, oder wenn Ihr davon nichts wiſſen wollt, die Natur des Menſchen und ſeine dadurch beſtimmten Verhältniſſe zum Univerſum, was dieſes für ihn ſein, und wie er es finden muß; die andere aber umgekehrt lehrt was er für daſſelbe ſein und darin thun ſoll. In wiefern nun die Religion eine Denkungsart iſt, und ein Wiſſen um etwas in ihr vorkommt, hat ſie nicht mit dieſen einerlei Gegenſtand? Was weiß der Glaube anders als das Verhältniß des Menſchen zu Gott und zur Welt, wozu jener ihn gemacht hat, was dieſe ihm anhaben kann oder nicht? Aber wiederum nicht aus dieſem Gebiet allein weiß und ſezt er etwas, ſondern auch aus jenem andern, denn er unterſcheidet auch nach ſeiner Weiſe ein gutes Handeln und ein ſchlechtes. Wie nun, iſt die Religion einerlei mit beiden? Ihr meint ja nicht; denn Ihr wollt nie zugeben daß ihr Glaube ſo begründet wäre und ſo ſicher, daß er auf derſelben Stuffe der Gewißheit ſtände wie das Wiſſen Eurer Philoſophie; ſondern ihr werft ihm vor, daß er erweisliches und wahrſcheinliches nicht zu unterſcheiden wiſſe Eben ſo vergeßt Ihr nicht, fleißig zu bemerken daß oft gar wunderliche Vorſchriften des Thuns und Laſſens von der Religion ausgegangen ſind. Ganz recht mögt Ihr haben; nur vergeßt nicht daß es mit dem was Ihr Wiſſenſchaft nennt ſich eben ſo verhält, und daß Ihr vieles berichtiget zu haben meint, und beſſer zu ſein als Eure Väter.

Und was ſollen wir nun ſagen, daß die Religion ſei? wieder wie vorher eine Miſchung, alſo theoretiſches Wiſſen und praktiſches zuſammen gemengt? Aber noch viel unzuläſſiger iſt ja dies auf dem Gebiete des Wiſſens, und am meiſten wenn, wie es doch ſcheint, jeder von dieſen beiden Zweigen ſein eigenthümliches Verfahren hat in der Conſtruction ſeines Wiſſens. Nur eine Compilation aufs willkührlichſte entſtanden könnte je ſo etwas ſein, ohne allen eignen Grund lediglich an dem andern ruhend, eine Methode etwa Anfängern von den Reſultaten des Wiſſens etwas beizubringen um ihnen Luſt zu machen zur Sache ſelbſt. Wenn Ihr es ſo meint, warum ſtreitet Ihr gegen die Religion? Ihr könntet ſie ja, ſo lange es Anfänger giebt, friedlich beſtehen laſſen und ohne Gefährde. Ihr könntet lächeln über die wunderliche Täuſchung, wenn ſie ſich etwa anmaßen wollte weiter zu ſein als Ihr; denn Ihr wißt ja gar zu ſicher, daß ſie hinter Euch iſt, und daß ſie immer nur von Euch, den Wiſſenden, ausgehn kann, und würdet übel thun nur ein ernſthaftes Wort hierüber zu verlieren. Aber ſo ſteht es nicht, denke ich. Denn Ihr arbeitet ſchon lange daran, wenn ich mich nicht ganz irre, einen ſolchen kurzen Auszug Eures Wiſſens der Maſſe des Volkes beizubringen, ob Ihr ihn nun Religion nennt oder Aufklärung oder wie anders, gilt gleich, und dabei findet Ihr eben nöthig erſt ein anderes noch vorhandenes auszutreiben, oder wo es nicht wäre ihm den Eingang zu verhindern, und dies iſt eben, was Ihr als Gegenſtand Eurer Polemik, nicht als die Waare die Ihr ſelbſt verbreiten wollt, Religion nennt. Alſo, Ihr Lieben, muß doch der Glaube etwas anderes ſein, als ein ſolches Gemiſch von Meinungen über Gott und die Welt, und von Geboten für Ein Leben oder zwei; und die Frömmigkeit muß etwas anders ſein als der Inſtinkt, den nach dieſem Gemengſel von metaphyſiſchen und moraliſchen Broſamen verlangt, und der ſie ſich durcheinander rühret. Denn ſonſt ſtrittet Ihr wol ſchwerlich dagegen, und es fiele Euch wol nicht ein von der Religion auch nur entfernt, als von etwas zu reden, das von Eurem Wiſſen verſchieden ſein könnte. Sondern der Streit der Gebildeten und Wiſſenden gegen die Frommen wäre nur der Streit der Tiefe und Gründlichkeit gegen das oberflächliche Weſen, der Meiſter gegen die Lehrlinge, die ſich zur übeln Stunde freiſprechen wollten. Ich hätte Luſt, wenn Ihr es ſo meint, Euch durch allerlei ſokratiſche Fragen zu ängſtigen, Manche endlich zu einer unverholenen Antwort zu nöthigen auf die Frage, ob Einer wol auf irgend eine Art weiſe und fromm ſein könnte zugleich, und Allen die vorzulegen, ob Ihr etwa auch in andern gemeinen Dingen die Principien nicht kennt nach denen das Ähnliche zuſammengeſtellt und das Beſondere dem Allgemeinen untergeordnet wird; oder ob Ihr ſie nur hier nicht anwenden wollet, um mit der Welt über einen ernſten Gegenſtand Scherz zu treiben. Wie ſoll es nun aber ſein, wenn es ſo nicht iſt. Wodurch wird doch im religiöſen Glauben das was Ihr in der Wiſſenſchaft ſondert und in zwei Gebiete vertheilt mit einander verknüpft und ſo unauflöslich gebunden, daß ſich keins ohne das andere denken läßt. Denn der Religiöſe meint nicht daß Jemand das richtige Handeln unterſcheiden kann, als nur in ſofern er zugleich um die Verhältniſſe des Menſchen zu Gott weiß, und ſo auch umgekehrt. Iſt es das theoretiſche worin dieſes bindende Prinzip liegt, warum ſtellt Ihr noch eine praktiſche Philoſophie jener gegenüber, und ſeht ſie nicht vielmehr nur als einen Abſchnitt derſelben an? und eben ſo, wenn es ſich umgekehrt verhält. Aber es mag nun ſo ſein oder jenes beides welches Ihr entgegenzuſezen pflegt, mag nur in einem noch höheren urſprünglichen

Wiſſen Eins ſein, Ihr könnt doch nicht glauben daß die Religion dieſe höchſte wiederhergeſtellte Einheit des Wiſſens ſei, ſie die Ihr bei denen am meiſten findet und beſtreiten wollt, die von der Wiſſenſchaft weit genug entfernt ſind. Hiezu will ich ſelbſt Euch nicht anhalten; denn ich will keinen Plaz beſezen, den ich nicht behaupten könnte, aber das werdet Ihr wol zugeben, daß Ihr auch mit dieſem Theile der Religion Euch erſt Zeit nehmen müßt, um zu unterſuchen was er eigentlich bedeute. Laßt uns aufrichtig mit einander umgehen. Ihr mögt die Religion nicht, davon ſind wir ſchon neulich ausgegangen; aber indem Ihr einen ehrlichen Krieg gegen ſie führt, der doch nicht ganz ohne Anſtrengung iſt, wollt Ihr doch nicht gegen einen Schatten gefochten haben, wie dieſer, mit dem wir uns herumgeſchlagen haben. Sie muß doch etwas eigenes ſein, was in der Menſchen Herz ſich ſo beſonders geſtalten konnte, etwas denkbares, deſſen Weſen für ſich kann aufgeſtellt werden, daß man darüber reden und ſtreiten kann, und ich finde es ſehr unrecht, wenn Ihr ſelbſt aus ſo disparaten Dingen etwas Unhaltbares zuſammennähet, das Religion nennt, und dann ſo viel unnüze Umſtände damit macht. Ihr werdet leugnen, daß Ihr hinterliſtig zu

Werke gegangen ſeid; Ihr werdet mich auffordern alle Urkunden der Religon — weil ich doch die Syſteme, die Commentare und die Apologien ſchon verworfen habe — alle aufzurollen, von den ſchönen Dichtungen der Griechen bis zu den heiligen Schriften der Chriſten, ob ich nicht überall die Natur der Götter finden werde, und ihren Willen, und überall den heilig und ſelig geprieſen, der die erſtere erkennt und den leztern vollbringt. Aber das iſt es ja eben, was ich Euch geſagt habe, daß die Religion nie rein erſcheint, ſondern ihre äußere Geſtalt auch noch durch etwas anderes beſtimmt wird, und daß es eben unſere Aufgabe iſt uns hieraus ihr Weſen darzuſtellen, nicht ſo kurz und geradezu jenes für dieſes zu nehmen, wie Ihr zu thun ſcheint. Liefert Euch doch die Körperwelt keinen Urſtoff als reines Naturprodukt — Ihr müßtet denn, wie es Euch hier in der intellektuellen ergangen iſt, ſehr grobe Dinge für etwas Einfaches halten, — ſondern es iſt nur das unendliche Ziel der analytiſchen Kunſt, einen ſolchen darſtellen zu können. So iſt Euch auch in geiſtigen Dingen das Urſprüngliche nicht anders zu ſchaffen, als wenn Ihr es durch eine urſprüngliche Schöpfung in Euch erzeugt, und auch dann nur auf den Moment wo Ihr es erzeugt. Ich bitte Euch, verſiehet Euch ſelbſt hierüber, Ihr werdet unaufhörlich daran erinnert werden. Was aber die Urkunden und die Autographa der Religion betrift, ſo iſt das Anſchließen derſelben an Eure Wiſſenſchaften vom Sein und vom Handeln nicht bloß ein unvermeidliches Schikſal, ſondern ein weſentliches Erforderniß, von ihrem Daſein ſelbſt unzertrennlich. Denn was als das erſte und lezte erſcheint iſt nicht immer das wahre und höchſte. Wüßtet Ihr doch nur zwiſchen den Zeilen zu leſen! Alle heilige Schriften ſind wie die beſcheidenen Bücher, welche vor einiger Zeit in unſerem beſcheidenen Vaterlande gebräuchlich waren, die unter einem dürftigen Titel wichtige Dinge abhandelten. Sie ſchlieſſen ſich freilich metaphyſiſchen und moraliſchen Begriffen an — wo ſie ſich nicht etwa unmittelbar dichteriſcher erheben, und dies pflegt Euch auch nicht das genießbarſte zu ſein — und ſcheinen faſt ihr ganzes Geſchäft in dieſem Kreiſe zu vollenden; aber Euch wird zugemuthet durch dieſen Schein hindurchzudringen. So bringt auch die Natur edle Metalle vererzt mit geringeren Subſtanzen hervor, und doch weiß unſer Sinn ſie zu entdekken, und in ihrem herrlichen Glanze wieder herzuſtellen. Die heiligen Schriften waren nicht für die vollendeten Gläubigen allein, ſondern vornemlich für die Kinder im Glauben, für die Neugeweihten, für die welche an der Schwelle ſtehen und eingeladen ſein wollen. Wie konnten ſie es alſo anders machen, als jezt eben auch ich es mache mit Euch. Sie mußten ſich anſchließen an das Gegebene, und in dieſem die Mittel ſuchen zu einer ſolchen Spannung, bei welcher dann auch der neue Sinn aus dunkeln Ahndungen konnte aufgeregt werden. Und erkennt Ihr nicht an der Art wie jene Begriffe behandelt werden, an dem bildenden Treiben, wenn gleich oft im Gebiet einer armſeligen undankbaren Sprache, das Beſtreben aus einem niederen Gebiet durchzubrechen in ein höheres? Eine ſolche Mittheilung, das ſeht Ihr wol, konnte nicht anders ſein als dichteriſch oder redneriſch; und was liegt wol dem lezteren näher als das dialektiſche? was iſt von jeher herrlicher und glüklicher gebraucht worden um die höhere Natur des Erkennens und des inneren Gefühls zu offenbaren. Aber freilich wird dieſer Zwek nicht erreicht, wenn Ihr bei der Einkleidung allein ſtehen bleibt. Darum iſt es Zeit die Sache einmal bei dem andern Ende zu ergreifen, und mit dem ſchneidenden Gegenſaz anzuheben, in welchen ſich der Glaube gegen Eure Moral und Metaphyſik und die Frömmigkeit gegen das was Ihr Sittlichkeit zu nennen pflegt, befindet. Das war es was ich wollte, und wovon ich mich abwendete um erſt Eure gemeine Vorſtellung zu beleuchten. Es iſt geſchehen, und ich kehre nun zurük.

Um Euch alſo ihren urſprünglichen und eigenthümlichen Beſiz recht beſtimmt zu offenbaren und darzuthun, entſagt die Religion vorläufig allen Anſprüchen auf irgend etwas das jenen angehörte, und will alles zurükgeben was ſie von jenen geliehen hat, oder was jene ihr aufgedrungen haben. Denn wonach ſtrebt eure Wiſſenſchaft des Seins, Eure Naturwiſſenſchaft, in welcher doch alles reale Eurer theoretiſchen Philoſophie ſich vereinigen muß? Die Dinge, denke ich, in ihrem eigenthümlichen Weſen zu erkennen; die beſonderen Beziehungen aufzuzeigen, durch welche jedes iſt, was es iſt; jedem ſeine Stelle im Ganzen zu beſtimmen und es von andern zu unterſcheiden; alles Wirkliche in ſeiner gegenſeitigen bedingten Nothwendigkeit hinzuſtellen und die Einerleiheit aller Erſcheinungen mit ihren ewigen Geſezen darzuthun. Dies iſt ja warlich ſchön und göttlich, und ich bin nicht gemeint es herabzuſezen; vielmehr wenn Euch meine Beſchreibung, hingeworfen und angedeutet wie ſie iſt, nicht genügt, ſo will ich Euch das höchſte und erſchöpfendſte zugeben, was Ihr nur vom Wiſſen und von der Wiſſenſchaft zu ſagen vermögt: aber doch behaupte ich, daß die Religion es mit dem Wiſſen gar nicht zu thun hat, und daß auch ohne Gemeinſchaft mit demſelben ihr Weſen wahrgenommen wird. Denn das Maaß des Wiſſens iſt nicht das Maaß der Frömmigkeit; ſondern dieſe kann ſich herrlich offenbaren und eigenthümlich auch in dem, der jenes Wiſſen nicht urſprünglich in ſich ſelbſt hat, ſondern nur, wie Jeder, Einzelnes davon durch die Verbindung mit den Übrigen. Ja der Fromme geſteht es Euch gern und willig zu, auch wenn Ihr etwas ſtolz auf ihn herabſeht, daß er das Wiſſen nicht ſo in ſich habe wie Ihr, und ich will Euch ſogar mit klaren Worten dollmetſchen, was die meiſten von ihnen nur ahnden aber nicht von ſich zu geben wiſſen, daß wenn Ihr Gott an die Spize eurer Wiſſenſchaft ſtellt als den Grund alles Erkennens, ſie dieſes zwar loben und ehren, dies aber nicht daſſelbige iſt wie ihre Art Gott zu haben und um ihn zu wiſſen, aus welcher ja das Erkennen und die Wiſſenſchaft nicht hervorgeht. Denn freilich iſt der Religion die Betrachtung weſentlich, und wer in zugeſchloſſener Stumpfſinnigkeit hingeht, wem nicht der Sinn offen iſt für das Leben der Welt, den werdet Ihr nie fromm nennen wollen; aber dieſe Betrachtung geht nicht auf das Weſen eines Endlichen im Gegenſaz gegen das andere Endliche; ſondern ſie iſt nur die unmittelbare Wahrnehmung von dem allgemeinen Sein alles Endlichen im Unendlichen und durch das Unendliche, alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige. Dieſes ſuchen und finden in allem was lebt und ſich regt, in allem Werden und Wechſel, in allem Thun und Leiden und das Leben ſelbſt nur haben und kennen im unmittelbaren Gefühl als dieſes Sein, das iſt Religion. Ihre Befriedigung iſt wo ſie dieſes findet; wo ſich dies verbirgt, da iſt für ſie Hemmung und Ängſtigung, Noth und Tod. Und ſo iſt ſie freilich ein Leben in der unendlichen Natur des Ganzen, im Einen und Allen, in Gott, und ſieht alles in Gott und Gott in Allem. Aber das Wiſſen und Erkennen iſt ſie nicht, weder der Welt noch Gottes, ſondern dies erkennt ſie nur an ohne es zu ſein; es iſt ihr auch eine Regung und Offenbarung des Unendlichen im Endlichen, die ſie auch ſieht in Gott und Gott in ihr. Eben ſo, wonach ſtrebt Eure Sittenlehre, Eure Wiſſenſchaft des Handelns? Auch ſie will ja das Einzelne des menſchlichen Handelns und Hervorbringens aus einander halten in ſeiner Beſtimmtheit, und auch dies zu einem in ſich gegründeten und gefügten Ganzen ausbilden. Aber der Fromme bekennt Euch, daß er, als ſolcher, auch hievon nicht weiß. Er betrachtet ja freilich das menſchliche Handeln, aber ſeine Betrachtung iſt gar nicht die aus welcher jenes Syſtem entſteht, ſondern er ſucht und ſieht nur in allem daſſelbige, nemlich das Handeln aus Gott, die Wirkſamkeit Gottes in den Menſchen. Zwar wenn Eure Sittenlehre die rechte iſt, wird er kein anderes Handeln für das göttliche anerkennen als dasjenige welches auch in Euer Syſtem aufgenommen iſt; aber dieſes ſelbſt zu kennen und zu bilden iſt Eure, der Wiſſenden, Sache, nicht ſeine. Und wollt Ihr dies nicht glauben ſo ſeht auf die Frauen, denen Ihr ja ſelbſt nicht nur Religion als Schmukk und Zierde zugeſteht ſondern von denen Ihr auch eben hierin das feinſte Gefühl fordert, göttliches Handeln zu unterſcheiden von anderm, ob Ihr ihnen wol anmuthet Eure Sittenlehre als Wiſſenſchaft zu verſtehen. — Und daſſelbe, daß ich es grade heraus ſage, iſt es auch mit dem Handeln. Der Künſtler bildet, was ihm gegeben iſt zu bilden, Kraft ſeines beſondern Talents; und ſo ſind dieſe geſchieden, daß welches der eine beſizt dem andern fehlt, wenn nicht Einer wider den Willen des Himmels alle beſizen will; und niemals pflegt Ihr zu fragen, wenn

Euch Jemand als fromm gerühmt wird, welche von dieſen Gaben ihm wohl einwohne, kraft ſeiner Frömmigkeit. Der bürgerliche Menſch, in dem Sinne der Alten nehme ich es, nicht in dem dürftigen von heut zu Tage, ordnet, leitet, bewegt kraft ſeiner Sittlichkeit. Aber dieſe iſt etwas anderes als ſeine Frömmigkeit; denn die lezte hat auch eine leidende Seite, ſie erſcheint auch als ein Hingeben, ~~nie~~ ein ſich bewegen laſſen von dem Ganzen, welchem der Menſch entgegenſteht, wenn die erſte ſich immer nur zeigt als ein Eingreifen in daſſelbe, als ein Selbſtbewegen. Und die Sittlichkeit hängt daher ganz an dem Bewußtſein der Freiheit, in deren Gebiet auch alles fällt was ſie hervorbringt; die Frömmigkeit dagegen iſt gar nicht an dieſe Seite des Daſeins gebunden, ſondern eben ſo rege in dem entgegengeſezten Gebiet der Nothwendigkeit, wo kein eignes Handeln eines Einzelnen erſcheint. Alſo ſind doch beide verſchieden von einander, und wenn freilich auf jedem Handeln aus Gott, auf jeder Thätigkeit durch welche ſich das Unendliche im Endlichen offenbart, die Religion mit Wohlgefallen verweilt, ſo iſt ſie doch nicht dieſe Thätigkeit ſelbſt. So behauptet ſie ihr eigenes Gebiet und ihren eigenen Charakter nur dadurch, daß ſie aus dem der Wiſſenſchaft ſowol als aus dem der Praxis gänzlich herausgeht, und indem ſie ſich neben beide hinſtellt, wird erſt das gemeinſchaftliche Feld vollkommen ausgefüllt, und die menſchliche Natur von dieſer Seite vollendet. Sie zeigt ſich Euch als das nothwendige und unentbehrliche Dritte zu jenen beiden, als ihr natürliches Gegenſtük, nicht geringer an Würde und Herrlichkeit, als welches von jenen ihr wollt.

Verſteht mich aber nur nicht wunderlich, ich bitte Euch, als meinte ich etwa Eines von dieſen könnte ſein ohne das Andere, und es könnte etwa Einer Religion haben und fromm ſein, dabei aber unſittlich. Unmöglich iſt ja dieſes. Aber eben ſo unmöglich, bedenkt es wol, iſt ja nach meiner Meinung, daß Einer ſittlich ſein kann ohne Religion, oder wiſſenſchaftlich ohne ſie. Und wenn Ihr etwa, nicht mit Unrecht, aus dem was ich ſchon geſagt, ſchließen wolltet Einer könnte doch meinetwegen Religion haben ohne Wiſſenſchaft, und ſo hätte ich doch die Trennung ſelbſt angefangen: ſo laßt Euch erinnern daß ich auch hier nur daſſelbe gemeint, daß die Frommigkeit nicht das Maaß der Wiſſenſchaft iſt. Aber ſo wenig Einer wahrhaft wiſſenſchaftlich ſein kann ohne fromm: ſo gewiß kann auch der Fromme zwar wol unwiſſend ſein, aber nie falſch wiſſend. Denn ſein eignes Sein iſt nicht von jener untergeordneten Art, welche, nach dem alten Grundſaz, daß nur von Gleichem Gleiches kann erkannt werden, nichts erkennbares hätte als das Nichtſeiende unter dem trüglichen Schein des Seins. Sondern es iſt ein wahres Sein, welches auch wahres Sein erkennt, und wo ihm dieſes nicht begegnet, auch nichts zu ſehn glaubt. Welch ein köſtliches Kleinod aber nach meiner Meinung die Unwiſſenheit iſt für den, der noch von jenem falſchen Schein befangen iſt, das wißt Ihr aus meinen Reden, und wenn Ihr ſelbſt es für Euch noch nicht einſeht, ſo geht und lernt es von Eurem Sokrates. Alſo geſteht nur, daß ich wenigſtens mit mir einig bin, und daß der größte innere Gegenſaz des Wiſſens auch aufgehoben wird durch die Frömmigkeit, ſo daß ſie mit dieſem zuſammen nicht beſtehen kann. Solche Trennung alſo gebt mir nicht Schuld daß ich ſezte, und Ihr könnt es nicht, ohne mir unverdient Eure eigne Anſicht unterzuſchieben, und Eure eben ſo gewohnte als unvermeidliche Verirrung, dieſelbe die ich Euch vorzüglich zeigen möchte im Spiegel meiner Rede. Denn Euch eben, weil Ihr die Religion nicht anerkennt als das Dritte, treten die andern beiden, das Wiſſen und das Handeln ſo auseinander, daß Ihr ihre Einheit nicht erblikt, und meint man könne das rechte Wiſſen

haben

haben ohne das rechte Handeln, und umgekehrt. Eben weil Ihr die Trennung, die ich nur für die Betrachtung gelten laſſe wo ſie nothwendig iſt, für dieſe verſchmäht, dagegen aber auf das Leben übertragt, als ob das wovon wir reden im Leben ſelbſt getrennt könnte vorhanden ſeyn und unabhängig Eines vom Andern; deshalb eben habt Ihr von keiner dieſer Thätigkeiten eine lebendige Anſchauung, ſondern es wird Euch jede ein Abſtraktes, ein Abgeriſſenes, und Eure Vorſtellung iſt überall dürftig, das Gepräge der Nichtigkeit an ſich tragend, weil ſie nicht lebendig in das Lebendige eingreift. Wahre Wiſſenſchaft iſt vollendete Anſchauung; wahre Praxis iſt ſelbſterzeugte Bildung und Kunſt; wahre Religion iſt Empfindung und Geſchmakk für das Unendliche. Eine von jenen haben zu wollen ohne dieſe, oder ſich dünken laſſen man habe ſie ſo, das iſt eine verwegene übermüthige Täuſchung, ein frevelnder Irrthum, hervorgegangen aus dem unheiligen Sinn, der, was er in ſicherer Ruhe fodern und erwarten konnte, lieber feigherzig frech entwendet, um es dann doch nur ſcheinbar zu beſizen. Was kann wol der Menſch bilden wollen der Rede werthes im Leben und in der Kunſt, als was durch die Aufregungen jenes Sinnes in ihm ſelbſt geworden iſt? oder wie kann Einer die

Welt wiſſenſchaftlich umfaſſen wollen, und wenn ſich auch die Erkenntniß ihm aufdrängte in einem beſtimmten Talent, ſelbſt dieſes üben ohne jenen? Denn was iſt alle Wiſſenſchaft als das Sein der Dinge in Euch, in Eurer Vernunft? was iſt alle Kunſt und Bildung, als Euer Sein in den Dingen, in ihrem Maaß und ihrer Geſtalt? und wie kann beides in Euch zum Leben gedeihen als nur ſofern die ewige Einheit der Vernunft und Natur, ſofern das allgemeine Sein alles Endlichen im Unendlichen unmittelbar in Euch lebt? Darum werdet Ihr jeden wahrhaft Wiſſenden auch andächtig finden und fromm, und wo Ihr Wiſſenſchaft ſeht ohne Religion, da glaubt ſicher ſie iſt entweder nur übergetragen und angelernt, oder ſie iſt krankhaft in ſich, wenn ſie nicht gar jenem leeren Schein ſelbſt zugehört. Oder wofür haltet Ihr dies Ableiten und Ineinanderflechten von Begriffen, das nicht beſſer ſelbſt lebt als es dem Lebendigen entſpricht? wofür auf dem Gebiet der Sittenlehre dieſe armſelige Einförmigkeit die das höchſte menſchliche Leben in einer einzigen todten Formel zu begreifen meint? Wie kann dieſes nur aufkommen, als nur weil es an dem Grundgefühl der lebendigen Natur fehlt die überall Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit aufſtellt? wie jenes, als weil der Sinn fehlt das

Weſen und die Grenzen des Endlichen nur aus dem Unendlichen zu beſtimmen, damit es in dieſen Grenzen ſelbſt unendlich ſei? Daher die Herrſchaft des bloßen Begriffs! daher ſtatt des organiſchen Baues die mechaniſchen Kunſtſtükke Eurer Syſteme! daher das leere Spiel mit analytiſchen Formeln, ſeien ſie kategoriſch oder hypothetiſch, zu deren Feſſeln ſich das Leben nicht bequemen will. Wollt Ihr die Religion verſchmähen, fürchtet Ihr der Sehnſucht nach dem Unendlichen Euch hinzugeben, und der Ehrfurcht vor ihm: ſo wird auch die Wiſſenſchaft Eurem Ruf nicht erſcheinen; denn ſie müßte entweder ſo niedrig werden als Euer Leben iſt, oder ſie müßte ſich abſondern von ihm, und allein ſtehn; und in ſolchem Zwieſpalt kann ſie nicht gedeihen. Wenn der Menſch nicht in der unmittelbaren Einheit der Anſchauung und des Gefühls Eins wird mit dem Univerſum bleibt er in der abgeleiteten des Bewußtſeins ewig getrennt von ihm. Darum wie ſoll es werden mit der höchſten Äußerung der Speculation unſerer Tage, dem vollendeten gerundeten Idealiſmus, wenn er ſich nicht wieder in dieſe Einheit verſenkt, daß die Demuth der Religion ſeinem Stolz einen andern Realiſmus ahnden laſſe, als den welchen er ſo kühn und mit ſo vollem Rechte ſich unterordnet? Er wird das

Univerſum vernichten, indem er es bilden zu wollen ſcheint; er wird es herabwürdigen zu einer bloßen Allegorie, zu einem nichtigen Schattenbilde der einſeitigen Beſchränktheit ſeines leeren Bewußtſeins. Opfert mit mir ehrerbietig eine Lokke den Manen des heiligen verſtoßenen Spinoza! Ihn durchdrang der hohe Weltgeiſt, das Unendliche war ſein Anfang und Ende, das Univerſum ſeine einzige und ewige Liebe; in heiliger Unſchuld und tiefer Demuth ſpiegelte er ſich in der ewigen Welt, und ſah zu wie auch Er ihr liebenswürdigſter Spiegel war; voller Religion war Er und voll heiligen Geiſtes; und darum ſteht Er auch da allein und unerreicht, Meiſter in ſeiner Kunſt, aber erhaben über die profane Zunft, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht.

Warum ſoll ich Euch erſt zeigen wie daſſelbe gilt auch von der Kunſt? wie Ihr auch hier tauſend Schatten und Blendwerke und Irrthümer habt aus derſelben Urſache? Nur ſchweigend, denn der neue und tiefe Schmerz hat keine Worte, will ich Euch ſtatt alles andern hinweiſen auf ein herrliches Beiſpiel, das Ihr alle kennen ſolltet eben ſo gut als jenes, auf den zu früh entſchlafenen göttlichen Jüngling dem Alles Kunſt ward was ſein Geiſt berührte, ſeine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu Einem großen Gedicht, den Ihr, wiewol er kaum mehr als die erſten Laute wirklich ausgeſprochen hat den reichſten Dichtern beigeſellen müßt, den ſeltenen, die eben ſo tiefſinnig ſind als klar und lebendig. An ihm ſchauet die Kraft der Begeiſterung und der Beſonnenheit eines frommen Gemüths, und bekennt wenn die Philoſophen werden religiös ſein und Gott ſuchen wie Spinoza, und die Künſtler fromm ſein und Chriſtum lieben wie Novalis, dann wird die große Auferſtehung gefeiert werden für beide Welten.

Damit Ihr aber verſtehet wie ich es meine mit dieſer Einheit der Wiſſenſchaft, der Religion und der Kunſt und mit ihrer Verſchiedenheit zugleich: ſo verſucht mit mir hinabzuſteigen in das innerſte Heiligthum des Lebens, ob wir uns dort vielleicht gemeinſchaftlich zurecht finden können. Dort allein findet Ihr das urſprüngliche Verhältniß des Gefühls und der Anſchauung, woraus allein ihr Einsſein und ihre Trennung zu verſtehen iſt. Aber an Euch ſelber muß ich Euch verweiſen, an das Auffaſſen eines lebendigen Momentes. Ihr müßt es verſtehen Euch ſelbſt gleichſam vor eurem Bewußtſein zu belauſchen, oder wenigſtens dieſen Zuſtand für Euch aus jenem wieder herzuſtellen. Es iſt das Werden Eures Bewußtſeins, was Ihr bemerken ſollt, nicht

nicht etwa ſollt Ihr über ein ſchon gewordenes reflectiren. Sobald Ihr eine gegebene beſtimmte Thätigkeit Eurer Seele zum Gegenſtande der Mittheilung oder der Betrachtung machen wollt ſeid Ihr ſchon innerhalb der Scheidung, und nur das Getrennte kann Euer Gedanke umfaſſen. Darum kann Euch meine Rede auch an kein beſtimmtes Beiſpiel führen; denn eben weil es eins iſt, iſt auch das ſchon vorüber was ſie aufzeigen will, und hier könnte ich Euch von dem urſprünglichen Einsſein des Getrennten nur eine leiſe Spur aufzeigen. Aber auch die will ich vorläufig nicht verſchmähen. Ergreift Euch dabei, wie Ihr ein Bild von irgend einem Gegenſtand zeichnet ob Ihr nicht noch damit verbunden findet ein Erregt- und Beſtimmtſein Eurer Selbſt gleichſam durch den Gegenſtand, welches eben Euer Daſein zu einem beſondern Moment bildet. Je beſtimmter Euer Bild ſich auszeichnet, je mehr Ihr auf dieſe Weiſe der Gegenſtand werdet, um deſto mehr verliert Ihr Euch ſelbſt. Aber eben weil Ihr das Übergewicht von jenem und das Zurüktreten von dieſem in ſeinem Werden verfolgen könnt, müſſen nicht jenes und dieſes Eins und gleich geweſen ſein in dem erſten urſprünglichen Moment der Euch entgangen iſt? Oder Ihr findet Euch verſunken in Euch ſelbſt, Alles was Ihr ſonſt als ein Mannigfaltiges getrennt in Euch betrachtet in dieſer Gegenwart unzertrennlich zu einem eigenthümlichen Gehalt Eures Seins verknüpft. Aber ſehet Ihr nicht beim Aufmerken noch im Entfliehen das Bild eines Gegenſtandes von deſſen Einwirkung auf Euch, von deſſen zauberiſcher Berührung dieſes Bewußtſein ausgegangen iſt? Je mehr Eure Erregung und Euer Befangenſein in dieſer Erregung wächſt, und Euer ganzes Daſein durchdringt, um, vorübergehend wie ſie ſein muß, wenigſtens eine unvergängliche Spur in der Erinnerung zurükzulaſſen, damit was Euch auch neues zunächſt ergreife ihre Farbe und ihr Gepräge tragen muß, und ſo zwei Momente ſich zu einer Dauer vereinigen; je mehr Euer Zuſtand Euch ſo beherrſcht, um deſto bleicher und unkenntlicher wird jene Geſtalt. Allein eben weil ſie verbleicht und entflieht war ſie vorher näher und heller, ſie war urſprünglich Eins und daſſelbe mit Eurem Gefühl. Doch wie geſagt, dies ſind nur Spuren, und Ihr könnt ſie kaum verſtehen wenn Ihr nicht auf den erſten Anfang jenes Bewußtſeins zurükgehen wollt. Und ſolltet Ihr dies nicht können? Sprecht doch, wenn Ihr es ganz im allgemeinen und ganz urſprünglich erwägt, was iſt doch jeder Akt eures Lebens ohne Unterſchied von andern, in ſich ſelbſt? Doch unmöglich etwas anderes als das Ganze auch iſt, nur als Akt, als Moment. Alſo wol ein Werden eines Seins für ſich, und ein Werden eines Seins im Ganzen, beides zugleich; ein Streben in das Ganze zurükzugehn, und ein Streben für ſich zu beſtehn, beides zugleich; das ſind die Ringe aus denen die ganze Kette zuſammengeſezt iſt. Wodurch nun ſeid Ihr im Ganzen? Durch Eure Sinne hoffe ich, wenn Ihr doch bei Sinnen ſein müßt um im Ganzen zu ſein. Und wodurch ſeid Ihr für Euch? Durch die Einheit Eures Bewußtſeins, die Ihr zunächſt in der Empfindung habt, in dem vergleichbaren Wechſel ihres Mehr und Weniger. Wie nun Eins nur mit dem Andern zugleich werden kann, wenn beides zuſammen jeden Akt des Lebens bildet, das iſt ja leicht zu ſehn. Ihr werdet Sinn und das Univerſum wird Gegenſtand, und dieſes Ineinandergefloſſen- und Einsgewordenſein von Sinn und Gegenſtand, ehe noch jedes an ſeinen Ort zurükkehrt, das iſt es was ich meine, das iſt jener Moment den Ihr jedesmal erlebt aber auch nicht erlebt, denn die Erſcheinung Eures Lebens iſt nur das Reſultat ſeines beſtändigen Aufhörens und Wiederkehrens. Eben darum iſt er kaum in der Zeit ſo eilt er; und kaum kann er beſchrieben werden, ſo wenig iſt er eigentlich da für uns. Ich wollte aber Ihr könntet ihn feſthalten und jede, die gemeinſte ſo wie die höchſte Art Eurer Thätigkeit, denn alle ſind ſich darin gleich, auf ihn zurükführen. Wenn ich ihn wenigſtens vergleichen dürfte würde ich ſagen, daß er flüchtig und durchſichtig wäre wie jener Duft den der Thau Blüthen und Früchten anhaucht, daß er ſchamhaft und zart wäre wie ein jungfräulicher Kuß, und heilig und fruchtbar wie eine bräutliche Umarmung. Auch iſt er wol nicht nur wie dieſes, ſondern man kann ſagen dies Alles ſelbſt. Denn er iſt das erſte Zuſammentreten des allgemeinen Lebens mit einem beſonderen, und erfüllt keine Zeit und bildet nichts Greifliches; er iſt die unmittelbare über allen Irrthum und Mißverſtand hinaus heilige Vermählung des Univerſum mit der fleiſchgewordenen Vernunft zu ſchaffender zeugender Umarmung. Ihr liegt dann unmittelbar an dem Buſen der unendlichen Welt, Ihr ſeid in dieſem Augenblikk ihre Seele, denn Ihr fühlt alle ihre Kräfte und ihr unendliches Leben wie Euer eigenes; ſie iſt in dieſem Augenblikk Euer Leib, denn Ihr durchdringt ihre Muskeln und Glieder wie Eure eignen, und Euer Sinn und Ahndung ſezzen ihre innerſten Nerven in Bewegung. So beſchaffen iſt die erſte Empfängniß alles Lebendigen in Eurem Leben auf jedem Gebiet, alſo auch auf dem der Religion. Aber ſie iſt, wie geſagt, nicht einmal ein Moment, das Bewußtſein wird, das Durchdringen des Daſeins in dieſem unmittelbaren Verein löſet ſich auf, und nun tritt entweder lebendig und immer heller die Anſchauung vor Euch hin, gleichſam die Geſtalt der ſich entwindenden Geliebten vor dem Auge des Jünglings, oder es arbeitet ſich das Gefühl aus eurem Inneren hervor und nimmt verbreitend Euer ganzes Weſen ein, wie die Röthe der Schaam und der Liebe ſich über dem Antliz der Jungfrau verbreitet. Und, wenn ſich erſt als eines von beiden, als Anſchauung oder Gefühl Euer Bewußtſein feſtgeſtellt hat, dann bleibt Euch, falls Ihr nicht ganz in dieſer Trennung befangen die wahre Anſchauung Eures Lebens im Einzelnen verloren habt, nichts anders übrig als das Wiſſen um die urſprüngliche Einheit beider Getrennten, um ihr gleiches Hervorgehn aus dem Grundverhältniß Eures Daſeins. Weshalb denn auch in dieſem Sinne wahr iſt, was ein alter Weiſer Euch gelehrt hat, daß jedes Wiſſen eine Erinnerung iſt an das nemlich was außer der Zeit iſt, eben daher aber mit Recht an die Spize jedes Zeitlichen geſtellt wird.

Wie es ſich nun auf der einen Seite mit der

Anſchauung und dem Gefühl verhält, ſo auch auf der andern mit dem Wiſſen, als beides unter ſich begreifend, und dem Handeln. Denn dies ſind die Gegenſäze durch deren beſtändiges Spiel und wechſelſeitige Erregung Euer Leben ſich in der Zeit ausdehnt und Haltung gewinnt. Nemlich eins von beiden iſt immer ſchon von Anfang an Euer Einswerdenwollen mit dem Univerſum durch einen Gegenſtand; entweder überwiegende Gewalt der Gegenſtände über Euch, daß ſie Euch wollen in den Kreis ihres Daſeins hineinziehn, gedeihe es Euch nun zur Anſchauung oder zum Gefühl, ein Wiſſen wird es immer; oder überwiegende Gewalt von Eurer Seite, daß Ihr ihnen Euer Daſein einprägen und Euch in ſie einbilden wollt. Denn das iſt es doch was Ihr eigentlich handeln nennt, wirken nach außen. Aber nur als ein Erregtes und als ein Beſtimmtes könnt Ihr Euer Daſein ihnen mittheilen; alſo gebt Ihr nur zurük und befeſtiget, und legt nieder in die Welt, was in Euch iſt gebildet und gewirkt worden durch jene Art des gemeinſchaftlichen Seins, und eben ſo kann auch was ſie Euch einbilden nur ein ſolches ſein. Daher muß wechſelſeitig eines das andere erregen, und nur im Wechſel von Wiſſen und Handeln kann Euer Leben beſtehen. Denn ein ruhiges Sein, worin

Eins das Andere nicht thätig erregte ſondern beides ſich bindend aufhöbe, ein ſolches wäre nicht Euer Leben, ſondern das woraus ſich dieſes entwikkelt, und worin es wieder verſchwindet.

Hier alſo habt Ihr dieſe Drei, um welche ſich meine Rede bis jezt gedreht hat: das Erkennen, das Gefühl und das Handeln, und könnt verſtehen wie ich es meine, daß ſie nicht einerlei ſind und doch unzertrennlich. Denn nehmt nur alles gleichartige zuſammen und betrachtet es für ſich, ſo werden doch alle jene Momente, worin Ihr Gewalt ausübt über die Dinge, und Euch ſelbſt in ihnen abdrükkt, dieſe werden bilden was Ihr Euer praktiſches oder im engern Sinne ſittliches Leben nennt. Und wiederum jene beſchaulichen, worin die Dinge ihr Daſein in Euch hervorbringen als Anſchauung, dieſe gewiß nennt Ihr, es ſei nun viel oder wenig, Euer wiſſenſchaftliches Leben. Kann nun wol eine allein von dieſen Reihen ein menſchliches Leben bilden, ohne die andere? Oder müßte es der Tod ſein, und jede Thätigkeit ſich verzehren in ſich ſelbſt, wenn ſie nicht aufgeregt und erneuert würde durch die andere? Aber iſt deshalb eine auch die andere ſelbſt, oder müßt Ihr ſie doch unterſcheiden, wenn Ihr Euer Leben verſtehn und vernehmlich darüber reden wollt. Wie es nun mit dieſen beiden ſich verhält unter ſich, ſo muß es ſich doch auch verhalten mit der dritten in Beziehung auf jene beiden. Und wie wollt Ihr dieſe dritte wol nennen, die Reihe des Gefühls? was für ein Leben ſoll ſie bilden zu den beiden andern? Das religiöſe denke ich, und Ihr werdet gewiß nicht anders ſagen können.

Dieſes iſt demnach das eigenthümliche Gebiet, welches ich der Religion anweiſen will, und zwar ganz und allein, und welches Ihr gewiß ihr auch abſtekken müßt, Ihr müßtet denn die alte Verworrenheit der klaren Auseinanderſezzung vorziehn, oder ich weiß nicht was anderes ganz wunderliches vorbringen. Euer Gefühl inſofern es Euer und des Univerſum gemeinſchaftliches Sein und Leben auf die beſchriebene Weiſe ausdrükt, inſofern ihr die einzelnen Momente deſſelben habt als ein Wirken Gottes in Euch durch das Univerſum, dies iſt Eure Frömmigkeit, und was einzeln als in dieſe Reihe gehörig hervortritt, das ſind nicht Eure Erkenntniſſe oder die Gegenſtände Eurer Erkenntniß, auch nicht Eurer Werke und Handlungen oder die verſchiedenen Gebiete Eures Handelns, ſondern lediglich Eure Empfindungen ſind es, und die Einwirkungen oder Handlungsweiſen des Univerſum denen ſie entſprechen. Dies ſind ausſchließend die Elemente der Religion, aber dieſe gehören auch alle hinein; es giebt keine Empfindung die nicht fromm wäre, außer ſie deute auf einen krankhaften verderbten Zuſtand des Lebens, der ſich dann auch den andern Gebieten mittheilen muß. Woraus denn von ſelbſt folgt daß im Gegentheil Begriffe und Grundſäze, alle und jede durchaus der Religion an ſich fremd ſind, welches uns nun ſchon zum zweiten Male hervorgeht. Denn dieſe, wenn ſie etwas ſein ſoll, gehören ja wol dem Erkennen zu, und was dieſem angehört liegt in einem andern Gebiete des Lebens, als das religiöſe iſt. Nur muß es uns nun ſchon näher liegen, weil wir doch jezt einigen Grund unter uns haben, zu erforſchen woher doch die Verwechſelung kommen mag, und ob denn gar nichts ſei an der Verbindung in die man doch Grundſäze und Begriffe gebracht hat mit der Religion, auch wie es wol mit dem Handeln ſtehe in derſelben Hinſicht. Ja ohnedies wäre es wunderlich weiter zu reden, denn Ihr ſezt doch in Eure Begriffe um was ich ſage, und ſucht Grundſäze darin, und ſo würde das Mißverſtändniß nur immer tiefer wurzeln. Wer weiß nun ob Ihr mir folgen werdet, wenn ich es ſo erkläre. Wenn Ihr nemlich die verſchiedenen Functionen des Lebens die ich aufgezeigt noch im Sinne habt, was hindert wol, daß nicht eine jede von dieſen auch Gegenſtand werden könnte für die andern, an denen dieſe ſich üben und beſchäftigen? Oder gehört nicht vielmehr offenbar auch dieſes zu ihrer innern Einheit und Gleichheit, daß ſie auf ſolche Weiſe ſtreben in einander überzugehn? Mir wenigſtens erſcheint es ſo. Auf dieſe Art alſo könnt Ihr als Fühlende Euch ſelbſt Gegenſtand werden, und Euer Gefühl betrachten. Ja auch ſo könnt Ihr als Fühlende Euch Gegenſtand werden, daß Ihr auf ihn bildend wirkt, und ihm mehr und mehr Euer inneres Daſein eindrükt. Wollt Ihr nun das Erzeugniß jener Betrachtung, die allgemeine Beſchreibung Eures Gefühls nach ſeinem Weſen Grundſaz nennen, und die Beſchreibung jedes Einzelnen darin hervortretenden, Begriff, und zwar religiöſen Grundſaz und religiöſen Begriff: ſo ſteht Euch das allerdings frei, und Ihr habt Recht daran. Aber vergeßt nur nicht, daß dies eigentlich die wiſſenſchaftliche Behandlung der Religion iſt, das Wiſſen um ſie, nicht ſie ſelbſt, und daß alſo die Beſchreibung für die Frömmigkeit unmöglich in gleichem Range ſtehen kann mit dem beſchriebenen Gefühle ſelbſt. Vielmehr kann dieſes in ſeiner vollen Geſundheit und Stärke Manchem einwohnen, wie denn faſt alle Frauen hievon Beiſpiele ſind, ohne daß es beſonders in Betrachtung gezogen werde; und Ihr dürft dann nicht ſagen, daß Frömmigkeit fehle und Religion, ſondern nur das Wiſſen darum. Vergeßt nicht daß die Betrachtung ſchon die urſprüngliche Thätigkeit vorausſezt und ganz auf ihr beruht, und daß jene Begriffe und Grundſäze gar nichts ſind als ein von außen angelerntes leeres Weſen, wenn ſie nicht eben die Reflexion ſind über Euer eignes Gefühl. Alſo das ſei Euch geſagt: wenn Ihr dieſe Grundſäze und Begriffe noch ſo vollkommen verſteht, wenn Ihr ſie in Euch zu haben glaubt im klarſten Bewußtſein, aber Ihr wißt nicht und könnt es nicht aufzeigen, daß ſie aus den Äußerungen Eures Gefühls ſelbſt in Euch entſtanden und urſprünglich Euer eigen ſind, ſo überredet Euch und mich nicht weiter, daß Ihr fromm wäret; es iſt dem nicht ſo; Euere Seele hat nie empfangen auf dem Gebiete der Religion, und Eure Begriffe ſind nur untergeſchobene Kinder, Erzeugniſſe anderer Seelen, die Ihr im heimlichen Gefühl der eignen Schwäche adoptirt habt. Als Unheilige und entfernt von allem göttlichen Leben bezeichne ich diejenigen, die alſo herumgehen, und ſich brüſten mit Religion. Da hat der eine Begriffe von den Ordnungen der Welt und Formeln, welche ſie ausdrükken ſollen, und der andere hat Vorſchriften nach denen er ſich ſelbſt

in

---

ausſchließen laſſen für die Welt, und dies andächtig fühlen, und immer nur hiezu aufgeregt werden durch die einzelnen Gegenſtände; oder wenn ſie Weiſe wären denen in lebendiger Anſchauung aller Streit aufgelöſet iſt zwiſchen Schein und Sein, die eben deshalb wieder kindlich können bewegt werden, und für die jene Vernünfteleien nichts wären was ſie ſtören könnte: dann wäre ihre Freude ein wahrhaftes und reines Gefühl, ein Moment lebendiger froh ſich kundgebender Berührung zwiſchen ihnen und der Welt. Und wenn Ihr dieſes ſchönere verſteht, laßt Euch ſagen daß auch dies ein urſprüngliches und unentbehrliches Element der Religion iſt. Aber nicht mit jenes leere erkünſtelte Weſen für Regung der Frömmigkeit ausgegeben, da es ſo loſe aufliegt und nur eine dürftige Larve iſt für ihre kalte gefühlloſe Bildung oder Verbildung. Schiebt alſo auch hier nicht, indem Ihr die Religion beſtreitet, ihr zu was ihr nicht angehört; und ſpottet nicht als ob durch Erniedrigung zur Furcht vor dem Vernunftloſen und durch leere Spielerei der Menſch am leichteſten in dies ſogenannte Heiligthum gelangte, und als ob die Frömmigkeit in keinem ſo leicht entſtände, und keinen ſo gut kleidete, als feigherzige ſchwächliche empfindſame Seelen.

in Ordnung hält, und innere Erfahrungen, wodurch er ſie dokumentirt. Jener flicht ſeine Formeln über einander zu einem Syſtem des Glaubens, und dieſer webt eine Heilsordnung aus ſeinen Vorſchriften, und weil ſie beide merken, daß dies keine rechte Haltung hat ohne das Gefühl, ſo iſt Streit wie viel Begriffe und Erklärungen man nehmen müſſe, oder wie viel Vorſchriften und Übungen, unter wie viel und was für Rührungen und Empfindungen, um daraus eine tüchtige Religion zuſammenzuſezen, die weder kalt noch ſchwärmeriſch wäre, und weder trokken noch oberflächlich. Ihr Thoren und träges Herzens! wißt Ihr nicht daß jenes alles nur Zerſezungen des religiöſen Sinnes ſind, die Ihr ſelbſt müßtet gemacht haben, wenn ſie irgend etwas bedeuten ſollten? Und wenn Ihr Euch nun nicht bewußt ſeyd etwas gehabt zu haben, was Ihr zerſezen konntet, wo habt Ihr denn dieſe her? Gedächtniß habt Ihr und Nachahmung, aber keine Religion. Erzeugt habt Ihr die Begriffe nicht wozu Ihr die Formeln wißt, ſondern dieſe ſind auswendig gelernt und aufbewahrt, und was Ihr von Gefühlen ſo mit aufnehmen wollt, das könnt Ihr gewiß nur mimiſch nachbilden, wie fremde Phyſiognomien, und eben deswegen als Karikatur. Und aus dieſen abgeſtorbenen verderbten

---

Weiter tritt uns entgegen in der körperlichen Natur ihre materielle Unendlichkeit, die ungeheuren Maſſen, ausgeſtreut in jenen unüberſehlichen Raum, durchlaufend jene unermeßliche Bahnen, und wenn dann die Fantaſie unter dem Geſchäft erliegt die verkleinerten Bilder zu ihrer natürlichen Größe auszudehnen, ſo meinen Viele dieſe Erſchöpfung ſei das Gefühl von der Größe und Majeſtät des Univerſums. Ihr habt Recht, dies arithmetiſche Erſtaunen etwas kindiſch zu finden, und dem keinen großen Werth beizulegen, was bei den Unmündigen und Unwiſſenden, eben der Unwiſſenheit wegen, am leichteſten iſt zu erregen. Allein der Mißverſtand iſt auch leicht zu heben, als ob jenes Gefühl religiös wäre in dieſer Bedeutung. Oder würden diejenigen ſelbſt, die gewohnt ſind es ſo anzuſehn uns zugeben, daß als man jene großen Bewegungen noch nicht berechnet hatte, als noch nicht die Hälfte jener Welten entdekt war, ja als man noch gar nicht nicht wußte, daß leuchtende Punkte Weltkörper wären, die Religioſität nothwendig geringe geweſen wäre, weil ihr nemlich ein weſentliches Element gefehlt hätte. Eben ſo wenig werden ſie läugnen können daß das Unendliche von Maaß und Zahl doch immer nur ein Endliches iſt, daß der Geiſt ihre ganze Unendlichkeit in kleine For-

Theilen wollt Ihr eine Religion zuſammenſezen? Zerlegen kann man wohl die Säfte eines organiſchen Körpers in ſeine nächſten Beſtandtheile; aber nehmt nun dieſe ausgeſchiedenen Elemente, miſcht ſie in jedem Verhältniß, behandelt ſie auf jedem Wege, werdet Ihr wieder Herzensblut daraus machen können? Wird das was einmal todt iſt, ſich wieder in einem lebenden Körper bewegen und mit ihm einigen können? Die Erzeugniſſe der lebenden Natur aus ihren getrennten Beſtandtheilen zu reſtituiren, daran ſcheitert jede menſchliche Kunſt, und ſo wird es Euch mit der Religion nicht gelingen, wenn Ihr Euch ihre einzelnen verwandelten Elemente auch noch ſo vollkommen von außen an und eingebildet habt; von innen in ihrer urſprünglichen eigenthümlichen Geſtalt müſſen ſie hervorgehen. Alſo als eigne Gefühle unſtreitig, nicht als ſchale Beſchreibung fremder, die nur zu einer kläglichen Nachahmung führen kann. Denn urſprüngliche Erkenntniß kann nun einmal und will die Religion nicht ſein. Alſo was Ihr durch ſie fühlt und wahrnehmt, iſt nicht die Natur der Dinge, ſondern ihr Handeln auf Euch. Was Ihr über jene wißt oder glaubt, liegt weit abwärts von dem Gebiete der Religion. Das Univerſum iſt in einer ununterbrochenen Thätigkeit, und offenbart ſich uns jeden Augenblik. Jede Form die es hervorbringt, jedes Weſen dem es nach der Fülle des Lebens ein abgeſondertes Daſein giebt, jede Begebenheit, die es aus ſeinem reichen immer fruchtbaren Schooße herausſchüttet, iſt ein Handeln deſſelben auf Uns; und ſo alles Einzelne als einen Theil des Ganzen, alles Beſchränkte als eine Darſtellung des Unendlichen in unſer Leben aufnehmen, und uns davon bewegen laſſen, das iſt Religion; was aber darüber hinaus will, und tiefer hineindringen in die Natur und Subſtanz der Dinge iſt nicht mehr Religion, ſondern Wiſſenſchaft, und wiederum, wenn was nur unſere Gefühle bezeichnen und darſtellen ſoll, für Wiſſenſchaft, geoffenbarte etwa und aus der Religion hervorgegangene, oder auch für Wiſſenſchaft und Religion zugleich will angeſehen ſein, dann ſinkt es unvermeidlich zurük in Myſtizismus und leere Mythologie. So war es Religion, wenn die Alten, die Beſchränkungen der Zeit und des Raumes vernichtend, jede eigenthümliche Art des Lebens durch die ganze Welt hin als das Werk und Reich eines allgegenwärtigen Weſens anſahen; ſie hatten eine eigenthümliche Handelsweiſe des Univerſum als ein beſtimmtes Gefühl in ſich aufgenommen, und bezeichneten dieſes ſo. Es war Religion wenn ſie für jede hülfreiche Begebenheit, wobei die ewigen Geſeze der Welt ſich im Zufälligen auf eine einleuchtende Art offenbarten, den Gott dem ſie angehörte, mit einem eigenen Beinamen begabten, und einen eignen Tempel ihm bauten; ſie hatten eine That des Univerſum aufgefaßt, und bezeichneten ſo ihre Individualität und ihren Charakter. Es war Religion, wenn ſie ſich über das ſpröde eiſerne Zeitalter voller Riſſe und Unebenen erhoben, und das goldene wieder ſuchten im Olymp unter dem fröhlichen Leben der Götter; ſo fühlten ſie in ſich die immer rege immer lebendige und heitere Thätigkeit der Welt und ihres Geiſtes, jenſeits alles Wechſels und alles ſcheinbaren Übels, das nur aus dem Streit endlicher Formen hervorgehet. Aber wenn ſie von den Abſtammungen dieſer Götter eine wunderbare Chronik hatten, oder wenn ein ſpäterer Glaube uns eine lange Reihe von Emanazionen und Erzeugungen vorführt, das iſt leere Mythologie Ja um Alles hieher gehörige in Eins zuſammenzufaſſen, ſo iſt es allerdings das Ein und Alles der Religion, Alles im Gefühl uns Bewegende in ſeiner höchſten Einheit als Eins und daſſelbe zu fühlen, und alles Einzelne und Beſondere nur hiedurch vermittelt, alſo unſer Sein als ein Sein in Gott, und als ein Leben in Gott unſer Leben. Aber die Gottheit dann wieder als ein Abgeſondertes und Einzelnes hinzuſtellen, das iſt ſchon nur eine Bezeichnung, Manchen eine unentbehrliche, Vielen eine willkommne, wiewol immer unvollkommen von der nur die gemeine Sprache vielleicht nie loskommen kann. Dieſe nun aber gar als eine Erkenntniß zu behandeln, und ſo das abgeſonderte Sein Gottes vor der Welt und außer der Welt, aber für die Welt als Wiſſenſchaft durch die Religion oder in der Religion auszubilden und darzuſtellen, das vorzüglich iſt gewiß in der Religion nur leere Mythologie, eine weitere Ausbildung desjenigen, was nur Hülfsmittel der Darſtellung iſt, als ob es ſelbſt das Weſentliche wäre, ein völliges Herausgehen aus dem eigenthümlichen Boden.

Hieraus könnt Ihr auch ſogleich ſehen, wie es ſich damit verhält, ob die Religion ein Syſtem iſt oder nicht; eine Frage, die ſich ſo gänzlich verneinen, aber auch ſo ſchlechthin bejahen läßt, wie Ihr es vielleicht kaum erwartet. Meint Ihr nemlich damit ob ſie ſich nach einem innern nothwendigen Zuſammenhang geſtaltet, ſo daß die Art wie der Eine ſo, der Andere anders in religiöſem Sinne bewegt wird ein Ganzes in ſich ausmacht, und nicht etwa zufällig in einem Jeden jezt dieſes jezt etwas anderes durch denſelben Gegenſtand erregt wird: meint Ihr dies, ſo iſt ſie gewiß ein Syſtem. Was irgendwo ſei es unter Vielen oder Wenigen als eine eigne Weiſe und Beſtimmtheit des Gefühls auftritt, das iſt auch ein in ſich Geſchloſſenes und Abgeſondertes durch ſeine Natur, und nicht etwa konnte eben ſo gut unter den Chriſten vorkommen, was Ihr bei den Türken findet oder bei den Indiern. Aber in einer großen Stuffenfolge dehnt ſich dieſe innere Einheit der Religioſität aus und zieht ſich zuſammen, immer mehr Beſonderes in ſich aufnehmend als nothwendig, und aus ſich ausſcheidend als unverträglich. Denn wie zum Beiſpiel das Chriſtenthum in ſich ein Ganzes iſt, ſo iſt auch jeder von den Gegenſäzen, die zu verſchiedenen Zeiten darin aufgetreten ſind, bis auf die neuſten des Proteſtantismus und Katholicismus, jeder ein Abgeſchloſſenes für ſich. Und ſo iſt zulezt die Frömmigkeit jedes Einzelnen mit der er ganz in jener größeren Einheit gewurzelt iſt wieder in ſich Eins und als ein Ganzes gerundet und gegründet in dem was Ihr ſeine Eigenthümlichkeit nennt oder ſeinen Charakter, deſſen eine Seite ſie eben ausmacht. Und ſo giebt es in der Religion ein unendliches ſich Bilden und Geſtalten bis in die einzelne Perſönlichkeit hinein, und jede von dieſen iſt wieder ein Unendliches. Denn Ihr werdet doch nicht, als ob das Sein und Werden der Einzelnen aus dem Ganzen auf eine endliche Weiſe in beſtimmten Entfernungen fortſchritte, daß Eins ſich durch die übrigen beſtimmen ließe, conſtruiren und aufzählen, und das Charakteriſtiſche im Begriff genau beſtimmen wollen. Wenn ich die Religion in dieſer Beziehung vergleichen ſoll, ſo weiß ich ſie mit nichts ſchöner zuſammenzuſtellen als mit einem ihr ohnedies innig verbundenem: die Tonkunſt meine ich. Denn wie dieſe gewiß ein großes Ganzes bildet, eine beſondere in ſich geſchloſſene Offenbarung der Welt und doch wiederum die Muſik eines jeden Volkes ein Ganzes für ſich iſt, und dies wiederum in verſchiedene ihm eigenthümliche Geſtalten ſich gliedernd bis zu dem Genie und Styl des Einzelnen herab, und dann doch jedes lebendige Hervortreten dieſer innern Offenbarung in dem Einzelnen, zwar alle jene Einheiten in ſich hat, und eben in ihnen und durch ſie doch aber mit aller Luſt und Frölichkeit der ungebundenen Willkühr, wie eben ſein Leben ſich regt und die Welt ihn berührt in dem Zauber der Töne darſtellt: ſo iſt auch die Religion ohnerachtet jenes nothwendigen in ihrer lebendigen Geſtaltung dennoch in ihren einzelnen Äußerungen, wie ſie unmittelbar im Leben heraustritt, von nichts weiter entfernt als von jedem Scheine des Zwanges und der Gebundenheit. Denn in das Leben iſt alles nothwendige aufgenommen, und ſomit auch in die Freiheit, und alles Einzelne tritt auf als freie Fantaſie in der ſich eine vorübergehende Stimmung der Welt abſpiegelt. Ein Unheiliger wäre, wer hier ein im Zwange gehaltenes, ein äußerlich gebundenes und beſtimmtes fordern wollte; und wenn ſo etwas liegt in Eurem Begriff von Syſtem, ſo müßt Ihr ihn hier gänzlich entfernen. Ein Syſtem von Wahrnehmungen und Gefühlen, vermöget Ihr ſelbſt etwas wunderlicheres zu denken? Oder geht es Euch etwa ſo, daß indem Ihr etwas fühlt, Ihr zugleich die Nothwendigkeit mitfühlt oder mitdenkt, nehmt welches Ihr lieber mögt, daß Ihr bei dieſem und jenem was Euch jezt grade nicht gegenwärtig bewegt, jenem Gefühl zufolge, ſo und nicht anders würdet fühlen müſſen. Oder wäre es nicht um Euer Gefühl geſchehen, und es müßte etwas ganz anders in Euch ſein, ein kaltes Rechnen und Klügeln, ſobald Ihr auf eine ſolche Betrachtung geriethet. Darum iſt es nun offenbar ein Irrthum, daß es zur Religion gehöre dieſen Zuſammenhang ihrer einzelnen Äußerungen auch noch einzuſehen, und ihn nicht nur in ſich zu haben und aus ſich zu entwikkeln, ſondern auch noch beſchrieben vor ſich zu ſehen, und ſo von außen aufzufaſſen, und es iſt eine Anmaßung die für eine mangelhafte Frömmigkeit zu halten, der es daran fehlte. Auch laſſen ſich die wahren Frommen nicht ſtören in ihrem einfachen Gange, und nehmen wenig Kenntniß von allen ſo ſich nennenden Religionsſyſtemen, die von dieſer Anſicht aus ſind aufgeführt worden. Und wahrlich ſie ſind auch ſchlecht genug, und bei weitem nicht etwa zu vergleichen mit den Theorien über die Tonkunſt, wieviel auch in denen verfehltes ſein mag. Denn weniger als irgendwo iſt bei dieſen Syſtematikern in der Religion ein andächtiges Aufmerken und Zuhören, um das was ſie beſchreiben ſollen wo möglich in ſeinem innern Weſen zu belauſchen. Auch wollen ſie freilich weniger dies, als nur mit den Zeichen rechnen, und nur die Bezeichnung abſchließen und vollenden, die grade das zufälligſte iſt; faſt ſo zufällig als jene Bezeichnung der Geſtirne worin ihr die ſpielendſte Willkür entdekt, und die nirgends zureicht weil immer wieder Neues geſehn und entdekkt wird, welches ſich nicht hinein fügen will? Oder wollt Ihr hierin ein Syſtem finden? irgend etwas Bleibendes und Feſtes, das es ſeiner Natur nach wäre, und nicht bloß durch die Kraft der Willkühr und der Tradition? Grade ſo auch hier. Denn ſo ſehr jede Geſtaltung der Religion innerlich durch ſich ſelbſt begründet iſt, ſo hängt doch grade die Bezeichnung immer vom Äußerlichen ab. Es könnten Tauſende auf dieſelbe Art religiös erregt ſein, und jeder würde vielleicht ſich andere Merkzeichen machen um ſein Gefühl zu bezeichnen, nicht durch ſein Gemüth ſondern durch äußere Verhältniſſe geleitet. — Sie wollen ferner weniger das Einzelne in der Religion darſtellen dieſe Syſtematiker, als Eins dem andern unterordnen, und aus dem höheren ableiten. Nichts aber iſt weniger als dies im Sinne der Religion, welche nichts weiß von *Ableitung und Anknüpfung*. In ihr iſt nicht etwa nur eine einzelne Thatſache die man ihre urſprüngliche und erſte nennen könnte; ſondern Alles und Jedes iſt in ihr unmittelbar nur für ſich wahr, jedes ein für ſich Beſtehendes ohne Abhängigkeit von einem andern. Freilich iſt jede beſonders geſtaltete Religion eine ſolche nur vermöge einer beſtimmten Art und Weiſe des Gefühls; aber wie verkehrt iſt es doch dieſe als einen Grundſaz wie Ihr es nennt behandeln zu wollen, von dem das andere ſich ableiten ließe. Denn dieſe beſtimmte Form einer Religion iſt eben auf gleiche Weiſe in jedem einzelnen Element der Religion, jenes beſondere Gepräge trägt jede Äußerung des Gefühls unmittelbar an ſich, und abgeſondert von dieſen kann es ſich nirgends zeigen, und niemand kann es ſo haben, ja auch begreifen kann man die Religion nicht, wenn man ſie nicht ſo begreift. Nichts kann oder darf in ihr aus dem andern bewieſen werden, und Alles Allgemeine worunter das Einzelne befaßt werden ſoll, alle Zuſammenſtellung und Verbindung dieſer Art liegt entweder in einem fremden Gebiet, wenn ſie auf das Innre und Weſentliche bezogen werden ſoll, oder iſt nur ein Werk der ſpielenden Fantaſie und der freieſten Willkür. Jeder mag ſeine eigne Anordnung haben und ſeine eigene Rubriken, das Weſentliche kann dadurch weder gewinnen noch verlieren, und wer wahrhaft um ſeine Religion und ihr Weſen weiß, wird jeden ſcheinbaren Zuſammenhang dem Einzelnen tief unterordnen, und ihm nicht das kleinſte von dieſem aufopfern.

Auf dieſem Wege iſt man auch zu jenem wunderlichen Gedanken gekommen von einer Allgemeinheit einer Religion, und von einer einzigen Form zu welcher ſich alle andern verhielten wie falſche zur wahren; ja wenn nicht gar zu ſehr zu beſorgen wäre daß Ihr es mißverſtändet ſagte ich gern auch überhaupt zu einer ſolchen Vergleichung wie wahr und falſch, die ſich nicht ſonderlich eignet für die Religion. Denn eigentlich gehört alles dies zuſammen, und gilt nur da, wo man es mit Begriffen zu thun hat, und wo die negativen Geſeze Eurer Logik etwas ausrichten können, ſonſt nirgends. Unmittelbar in der Religion iſt alles wahr; denn wie könnte es ſonſt geworden ſein? unmittelbar aber iſt nur was noch nicht durch den Begriff hindurch gegangen iſt, ſondern rein im Gefühl erwachſen. Auch alles, was ſich irgendwo religiös geſtaltet iſt gut; denn es geſtaltet ſich ja nur, weil es ein gemeinſchaftliches höheres Leben ausſpricht. Aber der ganze Umfang der Religion iſt ein Unendliches und nicht unter einer einzelnen Form, ſondern nur unter dem Inbegriff aller zu befaſſen. Unendlich, nicht nur weil jede einzelne religiöſe Organiſation einen beſchränkten Geſichtskreis hat, in dem ſie nicht alles umfaſſen kann, und alſo auch nicht glauben kann es ſei jenſeit deſſelben nichts mehr wahrzunehmen, ſondern vornemlich weil jede eine andere iſt, und alſo auch nur auf eine eigene Weiſe erregbar, ſo daß auch innerhalb ihres eigenthümlichſten Gebietes für eine andere die Elemente der Religion ſich anders würden geſtaltet haben; nicht nur weil Handeln und Leiden auch zwiſchen demſelben beſchränkten Stoff und dem Gemüth ohne Ende wechſelt, und alſo auch in der Zeit immer wieder neues geboren wird, nicht nur weil ſie als Anlage unvollendbar iſt und ſich alſo immer neu entwikkelt, immer ſchöner reproducirt, immer tiefer der Natur des Menſchen einbildet; ſondern ſie iſt unendlich nach allen Seiten. Dieſes Bewußtſein iſt ſo unmittelbar mit der Religion zugleich gegeben, wie mit dem Wiſſen auch das Wiſſen um ſeine ewige Wahrheit und Untrüglichkeit gegeben iſt; es iſt das Gefühl der Religion ſelbſt, und muß daher Jeden begleiten der wirklich Religion hat. Jeder muß ſich bewußt ſein, daß die ſeinige nur ein Theil des Ganzen iſt, daß es über dieſelben Verhältniſſe die ihn religiös affiziren, Anſichten und Empfindungen giebt, die eben ſo fromm ſind und doch von den ſeinigen gänzlich verſchieden, und daß aus andern Elementen der Religion Wahrnehmungen und Gefühle ausfließen, für die ihm vielleicht gänzlich der Sinn fehlt. Ihr ſeht wie unmittelbar dieſe ſchöne Beſcheidenheit, dieſe freundliche einladende Duldſamkeit aus dem Weſen der Religion entſpringt, und wie wenig ſie ſich von ihr trennen läßt. Wie unrecht wendet Ihr Euch alſo an die Religion mit Eueren Vorwürfen, daß ſie verfolgungsſüchtig ſei und gehäſſig, daß ſie die Geſellſchaft zerrütte und Blut fließen laſſe wie Waſſer. Klaget deſſen diejenigen an, welche die Religion verderben, welche ſie mit einem Heer von Begriffen überſchwemmen und ſie in die Feſſeln eines ſogenannten Syſtems ſchlagen wollen. Worüber denn in der Religion hat man geſtritten, Parthei gemacht und Kriege entzündet? Über Begriffsbeſtimmungen, die praktiſchen bisweilen, die theoretiſchen immer, und beide gehören nicht hinein. Die Philoſophie wol ſtrebt diejenigen, welche wiſſen wollen, unter ein gemeinſchaftliches Wiſſen zu bringen, wie Ihr das täglich ſehet, wiewol auch ſie, je beſſer ſie ſich verſteht um ſo leichter auch Raum gewinnt für die Mannigfaltigkeit; die Religion begehrt aber auch ſo nicht einmal diejenigen welche glauben und fühlen, unter Einen Glauben zu bringen und ein Gefühl. Sie ſtrebt wol denen, welche noch nicht fähig ſind das Univerſum anzuſchauen, die Augen zu öfnen, denn jeder Sehende iſt ein neuer Prieſter, ein neuer Mittler, ein neues Organ; aber eben deswegen flieht ſie mit Widerwillen die kahle Einförmigkeit, welche dieſen göttlichen Überfluß wieder zerſtören würde. Jene dürftige Syſtemſucht freilich ſtößt das Fremde von ſich, oft ohne ſeine Anſprüche gehörig zu unterſuchen, ſchon weil es die wohlgeſchloſſenen Reihen des Eigenen verderben, und den ſchönen Zuſammenhang ſtören könnte, indem es ſeinen Plaz fordert; in ihr iſt der Siz der Streitkunſt und Streitſucht, ſie muß Krieg führen und verfolgen; denn in ſo fern das Einzelne wieder auf etwas Einzelnes und Endliches bezogen wird, kann freilich Eins das Andere zerſtören durch ſein Daſein; in der unmittelbaren Beziehung auf das Unendliche aber ſteht alles Endliche ungeſtört neben einander, alles iſt Eins und alles iſt wahr. Auch haben nur dieſe Syſtematiker dies alles angerichtet. Das neue Rom, das gottloſe aber konſequente ſchleudert Bannſtrahlen und ſtößt Kezer aus; das alte, wahrhaft fromm und religiös im hohen Styl, war gaſtfrei gegen jeden Gott, und ſo wurde es der Götter voll. Die Anhänger des todten Buchſtabens den die Religion auswirft, haben die Welt mit Geſchrei und Getümmel erfüllt, die wahren Beſchauer des Ewigen waren immer ruhige Seelen, entweder allein mit ſich und dem Unendlichen, oder wenn ſie ſich umſahen, jedem der das große Wort nur verſtand, ſeine eigne Art gern vergönnend. Mit dieſem weiten Blik und dieſem Gefühl des Unendlichen ſieht ſie aber auch das an was außer ihrem eigenen Gebiete liegt, und enthält in ſich die Anlage zur unbeſchränkteſten Vielſeitigkeit im Urtheil und in der Betrachtung, welche in der That anderswoher nicht zu nehmen iſt. Laſſet irgend etwas anderes den Menſchen beſeelen — ich will Sittlichkeit und Philoſophie, ſo viel nemlich davon übrig bleiben kann wenn ihr die Religion davon trennt nicht ausſchließen, ſondern berufe mich vielmehr ihretwegen auf Eure eigne Erfahrung — ſein Denken und ſein Streben, worauf es auch gerichtet ſei, zieht einen engen Kreis um ihn, in welchem ſein Höchſtes eingeſchloſſen liegt, und auſſer welchem ihm alles gemein und unwürdig erſcheint. Wer nur ſchulgerecht denken und nach Grundſaz und Abſicht handeln, und dies und jenes ausrichten will in der Welt, der umgränzt unvermeidlich ſich ſelbſt und ſezt immerfort dasjenige ſich entgegen zum Gegenſtande des Widerwillens, was ſein Thun und Treiben nicht fördert. Nur die freie Luſt des Schauens und des Lebens, wenn ſie ins Unendliche geht und aufs Unendliche gerichtet iſt, ſezt das Gemüth in unbeſchränkte Freiheit, nur die Religion rettet es aus den ſchimpflichſten Feſſeln der Meinung und der Begierde. Alles was iſt, iſt für ſie nothwendig, und alles was ſein kann, iſt ihr ein wahres unentbehrliches Bild des Unendlichen; wer nur den Punkt findet, woraus ſeine Beziehung auf daſſelbe ſich entdekken läßt. Wie verwerflich auch etwas in andern Beziehungen oder an ſich ſelbſt ſei, in dieſer Rükſicht iſt es immer werth zu ſein und aufbewahrt und betrachtet zu werden. Einem frommen Gemüthe

müthe

müthe macht die Religion alles heilig und werth, ſogar die Unheiligkeit und die Gemeinheit ſelbſt, alles was es faßt und nicht faßt, was in dem Syſtem ſeiner eigenen Gedanken liegt und mit ſeiner eigenthümlichen Handelsweiſe übereinſtimmt oder nicht; ſie iſt die urſprüngliche und geſchworne Feindin aller Pedanterie und aller Einſeitigkeit.

Wie nun die Religion ſelbſt die Vorwürfe nicht treffen, welche nur auf ihrer Verunreinigung beruhen mit jenem Wiſſen, wieviel oder wenig es auch werth ſein mag, ein Wiſſen will es doch immer ſein, das ihr eigentlich nicht angehört; ſo treffen ſie auch von einer andern Seite die Vorwürfe nicht, welche ihr wol von Seiten des Handelns ſind gemacht worden. Zwar etwas davon habe ich nur eben ſchon berührt, aber laßt uns auch dies im Allgemeinen ins Auge faſſen damit wir es ganz beſeitigen, und Ihr recht erfahret wie ich es meine. Nur zweierlei müſſen wir recht genau unterſcheiden. Einmal beſchuldigt Ihr die Religion ſie veranlaſſe nicht ſelten unanſtändige ſchrekliche, ja unnatürliche Handlungen auf dem Gebiete des gemeinſamen bürgerlichen ſittlichen Lebens. Ich will Euch nicht erſt den Beweis auflegen daß ſolche Handlungen von frommen Menſchen herrühren, dieſen will ich Euch vorläufig ſchenken. Gut. Aber indem Ihr Eure Beſchuldigung ausſprecht trennt Ihr doch ſelbſt Religion und Sittlichkeit von einander. Meint Ihr dies nun ſo, die Religion ſei die Unſittlichkeit ſelbſt oder ein Zweig von ihr? Wohl ſchwerlich; denn ſonſt müßte Euer Krieg gegen ſie noch ein ganz anderer ſein, und Ihr müßtet es als einen Maaßſtab der Sittlichkeit anſehn, wie weit ſie auch die Frömmigkeit ſchon überwunden hätte. Und ſo ſeid Ihr doch nicht aufgetreten gegen ſie, Wenige abgerechnet die ſich freilich faſt wahnſinnig gezeigt haben in ihrem mißverſtandenen Eifer gegen einen Mißverſtand. Oder meint Ihr es wohl nur ſo, die Frömmigkeit ſei ein anderes als die Sittlichkeit, gleichgültig gegen dieſe, und könne alſo wol zufälliger Weiſe auch unſittlich werden? Dann habt Ihr freilich Recht in dem erſten; nemlich in wiefern man Frömmigkeit und Sittlichkeit trennen kann. in der Betrachtung, ſind ſie auch verſchieden, wie ich Euch auch ſchon zugegeben und geſagt habe, daß die eine im Gefühl ihr Weſen hat, die andere aber im Handeln. Allein wie kommt Ihr doch von dieſem Gegenſaz aus dazu, die Religion für das Handeln verantwortlich zu machen, und es ihr zuzuſchreiben? Wäre es dann nicht richtiger zu ſagen, ſolche Menſchen wären eben nicht ſittlich genug geweſen, und wäre dies nur, ſo konnten ſie immer eben ſo fromm geweſen ſein ohne Schaden. Denn wenn Ihr uns vorwärts bringen wollt, und das wollt Ihr ja, ſo iſt es nicht rathſam wo zweierlei in uns ungleich geworden iſt, was eigentlich gleich ſein ſollte, das voraneilende zurükzufuhren, ſondern treibet lieber das zurükgebliebene vorwärts, ſo gedeihen wir weiter. Und damit Ihr mich nicht etwa anklagt daß ich Silbenſtecherei triebe, ſo laßt Euch aufmerkſam darauf machen, daß die Religion an ſich den Menſchen gar nicht zum Handeln treibt, und daß wenn Ihr ſie denken könntet Einem Menſchen allein eingepflanzt, dieſer alsdann weder ſolche noch andere Thaten hervorbringen würde, ſondern gar keine, weil er eben, wenn Ihr in das vorige zurükdenken wollt, und es nicht wieder umwerfen, gar nicht handeln würde, ſondern nur fühlen. Daher eben, worüber Ihr ja genug klagt, und auch mit Recht, von jeher viele von den religiöſeſten Menſchen, in denen aber das Sittliche zu ſehr zurükgedrängt war, und denen es an den eigentlichen Antrieben zum Handeln fehlte, die Welt verließen, und in der Einſamkeit ſich müßiger Beſchauung ergaben. Merket wol, dies kann die Religion wenn ſie ſich iſolirt und alſo krankhaft wird bewirken, nicht aber grauſame und ſchrekliche Thaten. Sondern auf dieſe Weiſe läßt ſich der Vorwurf den Ihr der Religion machen wollt grade umwenden, und in einen Lobſpruch verwandeln. Nemlich die Handlungen welche Ihr tadelt, wie ſie auch beſonders mögen beſchaffen geweſen ſein, ſtimmen darin überein, daß ſie unmittelbar aus einer einzelnen Regung des Gefühls ſcheinen hervorgegangen zu ſein. Denn dies tadelt Ihr ja allemal, Ihr mögt dieſes beſtimmte Gefühl nun religiös nennen oder nicht; und ich, weit entfernt hierin von Euch abzuweichen, lobe Euch um ſo mehr je gründlicher und unparteiiſcher Ihr dies tadelt. Ich bitte Euch es auch da zu tadeln, wo nicht grade die Handlung eine böſe zu ſein ſcheint, auch wo ſie ein gutes Anſehn hat. Denn das Handeln iſt dadurch in eine Abhängigkeit gerathen, die ihm nicht ziemt, unter einen viel zu beſtimmten Einfluß faſt äußerer Gegenſtände. Das Gefühl iſt, ſein Inhalt ſei welcher er wolle, ſeiner Natur nach wenn es nicht einſchläfernd iſt heftig; es iſt eine Erſchütterung, eine Gewalt der das Handeln nicht unterliegen und aus der es nicht hervorgehn ſoll, ſondern aus der Ruhe und Beſonnenheit, und dieſen Charakter ſoll es an ſich tragen. Auf gleiche Weiſe wird dies gefordert im gemeinen Leben wie im Staat und in der Kunſt. Allein jene Abweichung kann doch nur daher kommen daß der Handelnde — alſo doch wol um zu handeln, und alſo doch das Sittliche in ihm — die Frömmigkeit nicht genug und ganz hat gewähren laſſen; ſo daß es vielmehr ſcheinen muß, wenn er nur frömmer geweſen wäre, würde er auch ſittlicher gehandelt haben. Denn aus zwei Elementen beſteht das ganze religiöſe Leben; daß der Menſch ſich hingebe dem Univerſum und ſich erregen laſſe von der Seite deſſelben, die es ihm eben zuwendet, und dann daß er dieſe Berührung die als ſolche und in ihrer Beſtimmtheit ein einzelnes Gefühl iſt, nach innen zu fortpflanze und in die innere Einheit ſeines Lebens und Seins aufnehme; und das religiöſe Leben iſt nichts anders als die beſtändige Erneuerung dieſes Verfahrens. Wenn alſo Einer erregt worden iſt auf eine beſtimmte Weiſe von der Welt, iſt es dann ſeine Frömmigkeit die ihn mit dieſer Erregung gleich wieder nach außen treibt in ein Wirken und Handeln, welches dann freilich die Spuren der Erſchütterung, tragen und den reinen Zuſammenhang des ſittlichen Lebens trüben muß? Ohnmöglich; ſondern im Gegentheil ſeine Frömmigkeit lud ihn ein nach innen zum Genuß des Erworbenen, es in das Innerſte ſeines Geiſtes aufzunehmen und damit in Eins zu verſchmelzen, daß es ſich des Zeitlichen entkleide, und ihm nicht mehr als ein Einzelnes, nicht als eine Erſchütterung einwohne, ſondern als ein ewiges reines und ruhiges. Und aus dieſer innern Einheit entſpringt dann für ſich als ein eigner Zweig des Lebens auch das Handeln, und freilich wie wir auch ſchon übereingekommen als eine Rükwirkung des Gefühls; aber das geſammte Handeln, deſſen Einzelheiten von ganz etwas anderem ababhängen in ihrem Zuſammenhang und ihrer Folge, kann nur ſo genannt werden, und jedes Einzelne ſtellt in dieſem Zuſammenhang und an ſeiner Stelle auf eine freie und eigne Weiſe die ganze innere Einheit des Geiſtes dar, nicht aber entſpricht es abhängig und knechtiſch irgend einer einzelnen Erregung. So iſt demnach gewiß daß Euer Tadel die Religion nicht trifft, wenn Ihr nicht von einem krankhaften Zuſtande redet, und daß auch dieſer krankhafte Zuſtand nicht etwa in dem religiöſen Syſtem urſprünglich und auf eigne Weiſe ſeinen Siz hat, ſondern ein ganz allgemeiner iſt, aus welchem alſo gar nichts beſonderes gegen die Religion kann gefolgert werden. Es iſt gewiß endlich und muß Euch einleuchten, daß im geſunden Zuſtande, in wiefern wir Frömmigkeit und Sittlichkeit abgeſondert betrachten wollen, der Menſch nicht angeſehen werden kann als aus Religion handelnd, und von der Religion zum Handeln getrieben; ſondern dieſes bildet ſeine Reihe für ſich, und jene auch, als zwei verſchiedene Functionen Eines und deſſelben Lebens. Darum wie nichts aus Religion, ſo ſoll alles mit Religion der Menſch handeln und verrichten, ununterbrochen ſollen wie eine heilige Muſik die religiöſen Gefühle ſein thätiges Leben begleiten, und er ſoll nie und nirgends erfunden werden ohne ſie. Daß ich aber in dieſer Darſtellung weder Euch noch mich hintergangen, könnt Ihr auch daraus ſehen, wenn Ihr Achtung geben wollt, ob nicht jedes Gefühl, je mehr Ihr ſelbſt ihm den Charakter der Frömmigkeit beilegt, um deſto ſtärker auch die Neigung hat nach innen zurükzukehren, nicht aber nach außen in Thaten hervorzubrechen; und ob nicht ein Frommer den Ihr recht innig bewegt fändet ſich in der größten Verlegenheit befinden, oder Euch wol gar nicht verſtehn würde, wenn Ihr ihn fragtet was für eine einzelne Handlung er denn nun zu verrichten geſonnen wäre um ſein Gefühl zu beurkunden und auszulaſſen. Nur böſe Geiſter, nicht gute, beſizen den Menſchen und treiben ihn, und die Legion von Engeln womit der himmliſche Vater ſeinen Sohn ausgeſtattet hatte, übten keine Gewalt über ihn aus, ſie halfen ihm auch nicht in ſeinem einzelnen Thun und Laſſen, und ſollten es auch nicht, aber ſie flößten Heiterkeit und Ruhe in die von Thun und Denken ermattete Seele; er verlor ſie wol bisweilen aus den Augen, in Augenblikken, wo ſeine ganze Kraft zum Handeln aufgeregt war, aber dann umſchwebten ſie ihn wieder in frölichem Gedränge, und dienten ihm. Doch warum führe ich Euch auf ſolche Einzelheiten, und rede in Bildern! Am deutlichſten zeigt ſich ja mein Recht darin, daß ohnerachtet ich mit Euch ausging von der Trennung die ihr ſeztet zwiſchen Religion und Sittlichkeit, und nur indem wir dieſe recht genau verfolgten, wir von ſelbſt auf ihre weſentliche Vereinigung im wahren Leben zurükgekommen ſind, und geſehen haben, daß was ſich als ein Verderbniß in der einen zeigt, auch eine Schwäche in der andern vorausſezt, und daß wenn nicht auch die andere ganz das iſt was ſie ſein ſoll, keine von beiden vollkommen ſein kann.

Hiemit alſo verhält es ſich gewiß ſo. Ihr redet aber oft noch von andern Handlungen, welche beſtimmt die Religion hervorbringen müſſe, weil ſie für die Sittlichkeit nichts wären, und alſo aus Ihr unmöglich könnten hervorgegangen ſein, eben ſo wenig aber aus demſelben Grunde auch aus der Sinnlichkeit, wie man dieſe der Sittlichkeit entgegenſezt, für welche ſie auch nichts wären; verderblich aber wären ſie doch, weil ſie den Menſchen gewöhnten ſich an das Leere zu halten und auf das Nichtige einen Werth zu ſezen, und weil ſie, wenn auch noch ſo gedankenleer und bedeutungslos, nur allzuoft die Stelle des ſittlichen Handelns vertreten ſollten. Ich weiß was Ihr meint; erſpart mir nur das lange Verzeichniß von äußerlicher Zucht, geiſtlichen Übungen, Entbehrungen, Kaſteiungen und was ſonſt noch, was Ihr in dieſem Sinn der Religion als ihr Erzeugniß vorwerft, wovon aber, was Ihr doch ja nicht überſehen mögt, grade die größten Helden der Religion, die Stifter und Erneuerer der Kirche auch ſehr gleichgültig urtheilen. Hiemit freilich verhält es ſich anders; aber auch hier meine ich wird die Sache die ich vertheidige ſich ſelbſt rechtfertigen. Nemlich wie jenes Wiſſen, wovon wir vorher ſprachen, jene Lehrſäze und Meinungen, welche ſich näher an die Religion anſchließen wollten als ihnen zukam, nur Bezeichnungen und Beſchreibungen des Gefühls waren, kurz ein Wiſſen um das Gefühl, keinesweges aber ein unmittelbares Wiſſen um die Handlungen des Univerſum, durch welche das Gefühl erregt wurde, und wie jenes nothwendig zum Übel ausſchlagen mußte, wo es an die Stelle entweder des Gefühls oder der eigentlichen und urſprünglichen Erkenntniß ſollte geſezt werden: ſo iſt auch dieſes Handeln, das als Übung und Leitung des Gefühls unternommen ſo oft leer und gehaltlos ausſchlagende — denn von einem andern ſymboliſchen und bedeutenden, nicht als Übung ſondern als Darſtellung des Gefühls ſich gebenden reden wir doch nicht — jenes aber iſt ebenfalls ein Handeln gleichſam aus der zweiten Hand, welches ſich eben ſo auf ſeine Weiſe das Gefühl zum Gegenſtand macht, und bildend darauf wirken will. Wie viel Werth nun dieſes haben mag an ſich, und ob es nicht eben ſo unweſentlich iſt als jenes Wiſſen, daß will ich hier nicht entſcheiden, wie es denn auch ſchwer iſt recht zu faſſen und genau will erwogen ſein, in welchem Sinn doch der Menſch ſich ſelbſt und zumal ſein Gefühl kann behandeln wollen, als welches mehr das Geſchäft des Ganzen zu ſein ſcheint, und alſo ein von ſelbſt ſich ergebendes Produkt ſeines Lebens als ein abſichtliches, und ſein eignes. Doch dies wie geſagt gehört nicht hieher, und ich möchte es lieber mit den Freunden der Religion beſprechen als mit Euch. Soviel aber iſt gewiß, und ich geſtehe es unbedingt, wenig Irrungen ſind ſo verderblich, als wenn jene bildenden Übungen des Gefühls an die Stelle des urſprünglichen Gefühls ſollen geſezt werden; nur iſt es offenbar eine Irrung, in welche religiöſe Menſchen nicht gerathen können. Vielleicht gebt Ihr es mir ſchon gleich zu, wenn ich Euch nur erinnere, daß etwas ganz ähnliches ſich findet auf der Seite der Sittlichkeit. Denn es giebt auch ein ſolches Handeln auf ſein eignes Handeln: Übungen des Sittlichen die der Menſch, wie ſie ſich ausdrükken, mit ſich ſelbſt anſtellt, damit er beſſer werde; und dieſe an die Stelle des unmittelbaren ſittlichen Handelns, des Gutſeins ſelbſt zu ſezen, dies geſchieht freilich, aber Ihr werdet nicht zugeben wollen, daß es von den ſittlichen Menſchen geſchehe. Bedenkt es aber auch ſo. Ihr redet doch davon daß die Menſchen allerlei thun, Einer vom Andern es annehmend und fortpflanzend auf die Späteren, was bei Vielen ſich gar nicht verſtehen läßt und nichts bedeutet, immer aber ſich nur ſo begreifen läßt, daß es geſchehe um ihr religiöſes Gefühl zu erregen und zu unterſtüzen, und auf dieſe oder jene Seite zu lenken. Wo alſo dieſes Handeln ein ſelbſterzeugtes iſt, und dieſe Bedeutung wirklich hat, da bezieht es ſich ja offenbar auf das eigene Gefühl des Menſchen, und ſezt einen beſtimmten Zuſtand deſſelben voraus, und daß dieſer mitgefühlt werde, und der Menſch ſeiner ſelbſt und ſeines inneren Lebens auch mit ſeinen Schwächen und Unebenheiten inne werde. Ja auch ein Intereſſe daran ſezt es voraus, eine höhere Selbſtliebe deren Gegenſtand eben der Menſch iſt, als das ſittlich fühlende, als ein eigengebildeter Theil des Univerſum, und offenbar ſo wie dieſe Liebe aufhörte müßte auch jenes Handeln aufhören. Kann es alſo jemals verkehrter und thörichter Weiſe an die Stelle des Gefühls geſezt werden, und dieſes verdrängen wollen ohne zugleich ſich ſelbſt aufzuheben? Sondern nur unter den Irreligiöſen kann dieſe Irrung entſtehen. Es iſt eine äußere Seite an der ſie das Verborgene faſſen können, die ſie nachäffen mögen wenn es ihnen bewußt oder unbewußt darum zu thun iſt, Andere oder ſich ſelbſt mit dem Schein eines hoheren Lebens, das nicht wirklich in ihnen iſt zu täuſchen. So ſchlecht iſt in der That, was Ihr in dieſem Sinne tadelt; es iſt immer entweder niedrige Heuchelei oder elende Superſtition, die ich Euch willig preisgebe, und nicht vertheidigen will. Auch kommt nichts darauf an, was in dieſem Sinne geübt werde, und wir wollen nicht nur das verwerfen, was ſchon für ſich angeſehen, leer, unnatürlich und verkehrt iſt, ſondern Alles was auf dieſem Wege entſteht, welch ein gutes Ausſehen es auch habe; wilde Kaſteiungen, geſchmakloſes Entbehren des Schönen, leere Worte und Gebräuche, wohlthätige Spenden, alles gelte uns gleichviel, jede Superſtition ſei uns gleich unheilig. Aber nie wollen wir auch dieſe verwechſeln mit dem wohlgemeinten Streben frommer Gemüther. Auch unterſcheidet ſich beides warlich ſehr leicht. Denn jeder religiöſe Menſch bildet ſich ſeine Aſcetik ſelbſt, wie er ſie bedarf, und ſieht ſich nicht um nach irgend einer Norm, als die er in ſich hat. Der Abergläubige aber und der Heuchler halten ſich ſtreng an ein Gegebenes und Hergebrachtes, und eifern dafür als für ein Allgemeines und Heiliges. Natürlich! denn wenn jedem zugemuthet würde ſich ſeine äußere Zucht und Übung, ſeine Gymnaſtik des Gefühls ſelbſt auszuſinnen in Beziehung auf ſeinen perſönlichen Zuſtand, ſo wären ſie übel daran, und ihre innere Armuth könnte ſich nicht länger verbergen.

Lange habe ich Euch verweilt bei dem Allgemeinſten, faſt nur Vorläufigen, und was ſich von ſelbſt ſollte verſtanden haben. Aber weil es ſich eben nicht verſtand, weder für Euch noch für Viele die am wenigſten zu Euch werden gezählt ſein wollen, wie die Religion ſich verhält zu den andern Zweigen des Lebens, ſo war es wol nöthig die Quellen der gewöhnlichſten Mißverſtändniſſe, damit ſie uns nicht hernach auf unſerm Wege aufhielten, gleich Anfangs abzuleiten. Dieſes habe ich nun nach Vermögen gethan, und hoffe wir haben feſten Boden unter uns, und ſind überzeugt, daß wenn wir nun anknüpfend an jenen Augenblik, welcher ſelbſt nie unmittelbar angeſchaut wird, in welchem ſich aber alle verſchiedne Äußerungen des Lebens gleichmäßig bilden, wie viele Gewächſe ſich noch in der verſchloſſenen Knoſpe befruchten und die Frucht gleichſam ſchon mitbringen zur Blüthe, wenn wir an dieſen anknüpfend nun fragen, wo vorzüglich unter allen ſeinen Erzeugniſſen die Religion zu ſuchen ſei, keine andere Antwort die rechte ſein und mit ſich ſelbſt beſtehen könne, als da wo vorzüglich als Gefühle die lebendigen Berührungen des Menſchen mit der Welt ſich geſtalten, und daß dieſes die ſchönen und duftreichen Blüthen der Religion ſind, welche zwar wie ſie ſich nach jener verborgenen Handlung geöfnet haben auch bald wieder abfallen, davon aber das göttliche Gewächs aus der Fülle des Lebens immer neu hervortreibt, ein paradieſiſches Klima um ſich her erſchaffend, in welchem kein dürftiger Wechſel die Entwikkelung ſtört, noch eine rauhe Umgebung den zarten Lichtern und dem feinen Gewebe der Blumen ſchadet, zu welchem ich jezt eben Eure vorläufig gereinigte und bereitete Betrachtung hinführen will.

Und zwar folget mir zuerſt zur äußeren Natur, welche von ſo Vielen für den erſten oder einzigen

Tempel der Gottheit, und vermöge ihrer eigenthümlichen Art das Gemüth zu berühren für das innerſte Heiligthum der Religion gehalten wird, jezt aber, wiewol ſie mehr ſein ſollte, faſt nur der Vorhof derſelben iſt. Denn ganz verwerflich iſt wol die Anſicht welche mir zunächſt von Euch entgegentritt, als ob die Furcht vor den Kräften die in der Natur walten, und wie ſie nichts verſchonen, auch das Leben und die Werke des Menſchen bedrohen, als ob dieſe ihm das erſte Gefühl des Unendlichen gegeben hätten, oder gar die einzige Baſis aller Religion wären. Oder müßt Ihr nicht geſtehen, daß wenn es ſich ſo verhielte, und die Frömmigkeit mit der Furcht gekommen wäre, ſie auch mit der Furcht wieder gehen müßte? Freilich müßt Ihr das; aber vielleicht ſcheint es Euch gar ſo, darum laſſet uns zuſehn. Offenbar iſt doch dieſes das große Ziel alles Fleißes der auf die Bildung der Erde verwendet wird, daß die Herrſchaft der Naturkräfte über den Menſchen vernichtet werde, und alle Furcht vor ihnen aufhöre. Und in der That iſt ſchon bewundernswürdig viel hierin geſchehen. Jupiters Blize ſchrekken nicht mehr ſeitdem uns Vulcanus einen Schild dagegen verfertiget hat; Veſta ſchüzt, was ſie dem Neptunus abgewann, auch gegen die zornigſten Schläge ſeines Tridents, und die Söhne des Mars vereinigen ſich mit denen des Äskulap um die ſchnelltödtenden Pfeile Apollons von uns abzuwehren. Immer mehr lernt der Menſch einen dieſer Götter durch den andern zu beſtehen und zu verderben, und ſchikt ſich an bald nur als Sieger und als Herr dieſem Spiele lächelnd zuzuſehn. Wenn ſie alſo einander wechſelſeitig als zerſtörend zerſtören, und die Furcht wäre der Grund ihrer Verehrung geweſen: ſo müßten ſie allmählig als ein alltägliches und gemeines erſcheinen, denn was der Menſch bezwungen hat oder zu bezwingen trachtet, das kann er auch meſſen, und es kann ihm nicht mehr als das Unendliche fürchterlich gegenüber ſtehen, ſo daß alſo je länger je mehr der Religion ihre Gegenſtände müßten untreu werden. Aber geſchah dies wol je? wurden ſie nicht eben ſo eifrig verehrt in wiefern ſie einander hielten und trugen als Brüder und Verwandte? und in wiefern ſie auch den Menſchen tragen und verſorgen, als den jüngſten Sohn deſſelben Vaters? Ja Ihr ſelbſt, wenn Ihr von Ehrfurcht noch ergriffen werden könnt vor den großen Kräften der Natur, hängt dieſe ab von Eurer Sicherheit oder Unſicherheit? und habt Ihr etwa ein Gelächter bereit, um dem Donner nachzuſpotten wenn Ihr unter Euren Wetterſtangen ſteht. Und

iſt

iſt nicht überhaupt das Schüzende und Erhaltende in der Natur eben ſo ſehr ein Gegenſtand der Anbetung? Erwäget es aber auch ſo. Iſt denn das was dem Daſein und Wirken des Menſchen trozt und droht nur das Große und Unendliche, oder thut nicht daſſelbe auch gar vieles kleine und kleinliche, was Ihr nicht beſtimmt auffaſſen und zu etwas Großen geſtalten könnt, und eben deshalb den Zufall nennt und das Zufällige. Und iſt nun dieſes wol jemals ein Gegenſtand der Religion und angebetet worden? Oder falls Ihr Euch etwa eine ſo kleinliche Vorſtellung bilden wolltet von dem Schikſal der Alten, ſo müßt Ihr wenig verſtanden haben von ihrer dichtenden Frömmigkeit. Denn unter dieſem hehren Schikſal war auf gleiche Weiſe das Erhaltende befaßt wie das Zerſtörende; und ſo war denn auch die heilige Ehrfurcht vor demſelben, deren Verläugnung in den ſchönſten und gebildetſten Zeiten des Alterthums für die vollendetſte Ruchloſigkeit galt, etwas anderes als jene knechtiſche Furcht, welche zu verbannen ein Ruhm war und eine Tugend. Von jener heiligen Ehrfurcht nun, wenn Ihr ſie verſtehen könnt, will ich Euch gern zugeben, daß ſie das erſte Element der Religion iſt. Die Furcht aber, die Ihr meintet iſt nicht nur ſelbſt nicht Religion, ſondern ſie vermag auch nicht einmal darauf vorzubereiten oder hinzuführen. Vielmehr wenn etwas von ihr ſoll gerühmt werden, ſo müßte es nur ſein, daß ſie den Menſchen in die weltliche Gemeinſchaft hineinnöthiget, in den Staat, um ihrer dort los zu werden; ſeine Frömmigkeit aber fängt erſt an, wenn er jene ſchon abgelegt hat. Denn den Weltgeiſt zu lieben und freudig ſeinem Wirken zuzuſchauen, das iſt das Ziel unſerer Religion, und Furcht iſt nicht in der Liebe. Eben ſo wenig aber glaubt auch daß jene Freude an der Natur, welche ſo Viele dafür anpreiſen die wahre religiöſe ſei. Es iſt mir faſt zuwider davon zu reden, wie ſie es treiben, wenn ſie hinauseilen in die große herrliche Welt um ſich da kleine Rührungen zu holen; wenn ſie in die zarten Zeichnungen und Tinten der Blumen hineinſchauen, oder in das magiſche Farbenſpiel eines glühenden Abendhimmels, oder wenn ſie den Geſang der Vögel bewundern und eine ſchöne Gegend. Sie ſind freilich ganz voll Bewunderung und Entzükken, und meinen kein Inſtrument könne doch dieſe Töne hervorzaubern, und kein Pinſel dieſen Schmelz und dieſe Zeichnung erreichen. Wollte man ſich aber mit ihnen einlaſſen und ganz in ihrem eignen Sinn vernünfteln, ſo müßten ſie ihre eigne Freude verdammen. Denn was iſt es doch, kann man ſprechen, was Ihr bewundert? Erzieht die Pflanze im dunkeln Keller, ſo könnt Ihr, wenn es glükkt, ſie aller dieſer Schönheiten berauben, ohne daß ſie im mindeſten ihre Natur ändert. Und denkt Euch die Dünſte über uns etwas anders gelagert, ſo werdet Ihr ſtatt jener Herrlichkeit, nur einen grauen unangenehmen Flor vor Augen haben, und die Begebenheit die Ihr eigentlich betrachtet bleibt doch ganz dieſelbe. Ja verſucht es einmal Euch vorzuſtellen, daß doch dieſelben mittäglichen Stralen, deren Blendung Ihr nicht ertragt, denen gegen Oſten ſchon als die flimmernde Abendröthe erſcheinen — und das müßt Ihr doch bedenken, wenn Ihr dieſe Dinge im Ganzen anſehn wollt — und wenn Ihr dann doch offenbar nicht dieſelbe Empfindung habt: ſo müßt Ihr doch inne werden, daß Ihr nur einem leeren Scheine nachgegangen ſeid. Das glauben ſie dann nicht nur, ſondern es iſt auch wirklich wahr für ſie, weil ſie in einem Streit befangen ſind zwiſchen dem Scheinen und dem Sein, und was in dieſen fallt kann freilich keine religiöſe Wahrnehmung ſein, und kein ächtes Gefühl erregen. Ja wenn ſie Kinder wären, die wirklich ohne etwas anders zu ſinnen und zu wollen, ohne Vergleichung und Reflexion das Licht und den Glanz in ſich aufnehmen, und ſich ſo durch die Seele der Welt meln zuſammenfaſſen, und damit rechnen kann wie mit dem unbedeutendſten? Gewiß aber werden ſie die Folgerung läugnen, daß durch fortſchreitende Bildung und Fertigkeit etwas verloren gehen könne von ihrer Ehrfurcht vor der Große und Majeſtät der Welt. Und doch müßte jener Zauber verſchwinden, ſobald wir es dahin brächten die Einheiten die das Maaß unſerer Größe und unſerer Bewegungen ſind immer im Verhältniß darzuſtellen gegen jene große Welteinheiten. Darum ſo lange das Gefühl noch an dieſer Differenz des Maaßes haftet, iſt es nur das Gefühl einer perſönlichen Unfähigkeit, auch ein religiöſes freilich, aber nur von ganz anderer Art. Jene Ehrfurcht aber, jenes herrliche eben ſo erhebende als demüthigende Gefühl unſeres Verhältniſſes zum Ganzen muß ganz daſſelbe ſein, nicht nur da wo das Maaß einer Welthandlung zu groß iſt für unſere Organiſation, auch wo es ihr zu klein iſt, auch wo es ihr gleich iſt und angemeſſen. Kann es aber dann wohl der Gegenſaz ſein zwiſchen klein und groß, was uns ſo wunderbar bewegt? oder iſt es nicht vielmehr das Weſen der Größe, jenes ewige Geſez, vermöge deſſen überhaupt erſt Größe und Zahl, auch wir als ſolche, werden und ſind. Nicht alſo auf eine eigenthümliche Weiſe kann das von der

Schwere befangene und in ſo fern ertödtete, auf uns wirken, ſondern immer nur das Leben; und was in der That den religiöſen Sinn anſpricht in der äußern Welt, das ſind nicht ihre Maſſen ſondern ihre ewigen Geſeze. Erhebt Euch zu dem Blikk wie dieſe alles umfaſſen, das größeſte und das kleinſte, die Weltſyſteme und das Stäubchen welches unſtät in der Luft umherflattert, und dann ſagt, ob Ihr nicht anſchaut die göttliche Einheit und die ewige Unwandelbarkeit der Welt. Allein was uns am beſtändigſten wiederkehrend berühret von dieſen Geſezen, und deshalb auch der gemeinen Wahrnehmung nicht entgeht, die Ordnung nemlich in der alle Bewegungen wiederkehren am Himmel und auf der Erde, das beſtimmte Kommen und Gehen aller organiſchen Kräfte, die immerwährende Untrüglichkeit in der Regel des Mechanismus, und die ewige Gleichförmigkeit in dem Streben der plaſtiſchen Natur: das gewährt auch das minder lebendige und große religiöſe Gefühl, wenn nemlich und in wie fern es erlaubt iſt ſo eines mit dem andern zu vergleichen. Wenn Ihr von einem großen Kunſtwerke nur ein einzelnes Stuk betrachtet, und in den einzelnen Theilen dieſes Stüks wiederum ganz für ſich ſchöne Umriſſe und Verhältniſſe wahrnehmt, die in ihm ſelbſt abgeſchloſſen ſind, und deren Beſtimmtheit ſich aus ihm ganz verſtehen läßt, wird Euch dann nicht das Stük mehr ein Werk für ſich zu ſein ſcheinen, als ein Theil eines Werkes? werdet Ihr nicht urtheilen, daß es dem Ganzen, wenn es durchaus in dieſem Styl gearbeitet wäre, an Schwung und Kühnheit und allem was einen großen Geiſt ahnden läßt, fehlen müßte? Wo Ihr eine erhabene Einheit, einen großgedachten Zuſammenhang ahnden ſollt, da muß es neben der allgemeinen Tendenz zur Ordnung und Harmonie nothwendig im Einzelnen Verhältniſſe geben, die ſich aus ihm ſelbſt nicht völlig verſtehen laſſen. Auch die Welt iſt ein Werk, wovon Ihr nur einen Theil überſeht, und wenn dieſer vollkommen in ſich ſelbſt geordnet und vollendet wäre, ſo würdet Ihr der Größe des Ganzen nur auf eine beſchränkte Art inne werden. Ihr ſehet, daß jene Unregelmäßigkeit welche oft dazu dienen ſoll die Religion zurükzuweiſen, vielmehr einen größern Werth für ſie hat, als die Ordnung, die ſich uns in der Weltanſchauung zuerſt darbietet, und ſich aus einem kleineren Theil überſehen läßt. Die Perturbationen in dem Laufe der Geſtirne deuten auf eine höhere Einheit, auf eine kühnere Verbindung, als die welche wir ſchon aus der Regelmäßigkeit ihrer Bahnen gewahr werden, und die

Anomalien, die müßigen Spiele der plaſtiſchen Natur, zwingen uns zu ſehen, daß ſie ihre beſtimmteſten Formen mit einer Willkür, mit einer Fantaſie gleichſam behandelt, deren Regel wir nur aus einem höheren Standpunkte entdekken könnten. Daher denn hatten nur niedere Gottheiten, dienende Jungfrauen, die Aufſicht in der Religion der Alten über das gleichförmig Wiederkehrende, deſſen Ordnung ſchon gefunden war, aber die Abweichungen die man nicht begriff, die Revolutionen für die es keine Geſeze gab, dieſe eben waren das Werk des Vaters der Götter. Und ſo unterſcheiden wir auch leicht in unſerm Gefühl von dem ruhigen und geſezten Bewußtſein, als ein höheres worin ſich eben das Verwikkeltſein des Einzelnen in die entfernteſten Combinationen des Ganzen, das Beſtimmtſein des Beſonderen durch das noch unerforſchte allgemeine Leben offenbart, jene wunderbaren ſchauerlichen geheimnißvollen Erregungen welche ſich unſer bemächtigen, wenn die Fantaſie uns erinnert daß was ſich als Erkenntniß der Natur ſchon in uns gebildet hat ihrem Wirken auch auf uns noch gar nicht entſpricht, und welche in Allen dieſelben ſind, wenn gleich ſie nur in den Wiſſenden, wie es Recht iſt, in eine lebendigere Thätigkeit der Erkenntniß übergehn, in den Andern aber oft von Unwiſſenheit und Mißverſtand aufgefaßt einen Wahn abſezen, den wir zu unbedingt Aberglauben nennen, da ihm doch offenbar ein frommer Schauer, deſſen wir uns ſelbſt nicht ſchämen, zum Grunde liegt — Gebet weiter Acht, wie Ihr Euch ſelbſt ergriffen fühlt von dem allgemeinen Gegenſaz alles Lebenden gegen das, was in Rükſicht deſſelben für todt zu halten iſt, von dieſer erhaltenden ſiegreichen Kraft durchdrungen, vermöge deren alles ſich nähret und den todten Stoff gewaltſam hineinzieht in ſein Leben; wie ſich uns von allen Seiten entgegendrängt der bereite Vorrath für alles Lebende, der nicht todt da liegt, ſondern ſelbſt lebend ſich überall aufs neue wieder erzeugt; wie bei aller Mannigfaltigkeit der Lebensformen und der ungeheuren Menge von Materie, den jede wechſelnd verbraucht, dennoch jede zur Genüge hat, um den Kreis ihres Daſeins zu durchlaufen, und jede nur einem innern Schikſal unterliegt, und nicht einem äußeren Mangel: welche unendliche Fülle enthält dieſes Gefühl in ſich, und welchen überfließenden Reichthum! wie werden wir ergriffen von dem Eindruk der mütterlichen Vorſorge, und von kindlicher Zuverſicht das ſüße Leben ſorglos wegzuſpielen in der vollen und reichen Welt. Sehet die Lilien auf dem Felde, ſie ſäen

Univ. Bibl.
München

nicht und ärndten nicht, und Euer himmliſcher Vater ernährt ſie doch, darum ſorget nicht. Dieſe fröliche Anſicht, dieſer heitere leichte Sinn war ſchon für einen der größten Heroen der Religion die ſchöne Ausbeute aus einer noch ſehr beſchränkten und dürftigen Gemeinſchaft mit der Natur: wieviel mehr ſollten wir alſo nicht durch ſie gewinnen, denen ein reicheres Zeitalter tiefer in ihr Innerſtes zu dringen vergönnt hat, ſo daß wir die allverbreiteten Kräfte, die ewigen Geſeze kennen, nach denen alle einzelnen Dinge, auch die welche in einem beſtimmteren Umfange ſich abſondernd ihre Seelen in ſich ſelbſt haben, und welche wir Leiber nennen, gebildet und zerſtört werden. Sehet wie Neigung und Widerſtreben, überall ununterbrochen thätig, alles beſtimmt; wie alle Verſchiedenheit und alle Entgegenſezung ſich wieder in höhere innere Einheit auflöſen, und mit einem ganz abgeſonderten Daſein nur ſcheinbar irgend etwas Endliches ſich brüſten kann; ſeht wie alles Gleiche ſich in tauſend verſchiedene Geſtalten zu verbergen und zu vertheilen ſtrebt, und wie Ihr nirgends etwas Einfaches findet, ſondern alles künſtlich zuſammengeſezt und verſchlungen. Aber nicht nur ſehen mögen wir, und Jeden der einigen Antheil nimmt an der Bildung des Zeitalters auffodern, daß er beachte wie in dieſem Sinne der Geiſt der Welt ſich im kleinſten eben ſo vollkommen und ſichtbar offenbart als im größten; nicht eine Wahrnehmung des Univerſum iſt dies, die ſich aus allem entwikelt und das Gemüth ergreiſt wie ſie ohnerachtet des Mangels aller Kenntniſſe, die unſer Jahrhundert verherrlichen, ſchon den älteſten Weiſen früher Zeit aufgegangen war, und ſich in ihnen nicht nur zu dem erſten reinen und ſprechenden Bilde der Welt in der Anſchauung entwikkelt hatte, ſondern auch in ihrem Herzen zu einer noch uns liebenswürdigen und erfreulichen Freude und Liebe für die Natur entzündet hatte, durch welche, wenn ſie zu den Völkern hindurchgedrungen wäre, wer weiß welchen kräftigen und erhabenen Gang die Religion ſchon von Anfang an würde genommen haben. Sondern jezt iſt dieſes wirklich geſchehen, daß durch die allmälig wirkende Gemeinſchaft zwiſchen Erkenntniß und Gefühl alle welche gebildet heißen wollen dieſes ſchon im unmittelbaren Gefühl haben, und in ihrem Daſein ſelbſt nichts finden, als ein Werk dieſes Geiſtes und eine Darſtellung und Ausführung dieſer Geſeze, und Kraft dieſes Gefühls iſt Alles was in ihr Leben eingreift ihnen auch wirklich Welt, gebildet, von der Gottheit durchdrungen, und Eins. So daß auch wohl in ihnen Allen eben jene Liebe und Freude ſein ſollte, eben jene innige Andacht zur Natur, durch welche uns die Kunſt und das Leben des Alterthums heilig wird, und aus der ſich dort zuerſt jene Weisheit entwikkelte die wir zurükkehrend durch ſpäte Früchte preiſen und verherrlichen. Und das wäre freilich der Kern aller religiöſen Gefühle von dieſer Seite, ein ſolches ganz ſich Eines fühlen mit der Natur, und ganz eingewurzelt ſein in ſie, daß wir in allen wechſelnden Erſcheinungen des Lebens, ja in dem Wechſel zwiſchen Leben und Tod ſelbſt, der auch uns trift, mit Beifall und Ruhe nur die Ausführung jener ewigen Geſeze erwarten.

Allein was dieſes Gefühl in uns erregen müßte, die Liebe und das Widerſtreben, die Eigenthümlichkeit und Einheit in der Natur, durch welche ſie uns erſt jenes Ganze wird, finden wir dieſe wol ſo leicht urſprünglich in ihr? Sondern das iſt es eben, und daher giebt es ſo wenig wahrhaft religiöſen Genuß der Natur, weil unſer Sinn ganz auf die andere Seite hinüberneigt, und wir dies unmittelbar vornemlich im Inneren des Gemüthes wahrnehmen, und dann erſt von da auf die körperliche Natur deuten und übertragen. Darum iſt auch das Gemüth für uns wie der Siz ſo auch die nächſte Welt der Religion; im innern Leben bildet ſich das Univerſum ab, und nur durch die geiſtige Natur, das Innere, wird erſt die körperliche verſtändlich. Aber auch das Gemüth muß, wenn es Religion erzeugen und nähren ſoll, als Welt und in einer Welt auf uns wirken. Laßt mich Euch ein Geheimniß aufdekken, welches in einer der älteſten Urkunden der Dichtkunſt und der Religion faſt verborgen liegt. So lange der erſte Menſch allein war mit ſich und der Natur, waltete freilich die Gottheit über ihm, ſie ſprach ihn an auf verſchiedene Art, aber er verſtand ſie nicht, denn er antwortete ihr nicht; ſein Paradies war ſchön, und von einem ſchönen Himmel glänzten ihm die Geſtirne herab, aber der Sinn für die Welt ging ihm nicht auf; auch aus dem Innern ſeiner Seele entwikkelte er ſich nicht; aber von der Sehnſucht nach einer Welt wurde ſein Gemüth bewegt, und ſo trieb er vor ſich zuſammen die thieriſche Schöpfung, ob etwa ſich eine daraus bilden möchte. Da erkannte die Gottheit, daß ihre Welt nichts ſei, ſo lange der Menſch allein wäre, ſie ſchuf ihm die Gehülfin, und nun erſt regten ſich in ihm lebende und geiſtvolle Töne, nun erſt geſtaltete ſich vor ſeinen Augen die Welt. In dem Fleiſche von ſeinem Fleiſche, und Bein von ſeinem Beine entdekte er die Menſchheit, ahndend alle Richtungen und Geſtalten der Liebe ſchon in dieſer urſprünglichen, und in der Menſchheit fand er die Welt; von dieſem Augenblikk an wurde er fähig die Stimme der Gottheit zu hören und ihr zu antworten, und die frevelhafteſte Übertretung ihrer Geſeze ſchloß ihn von nun an nicht mehr aus von dem Umgange mit dem ewigen Weſen. Unſer aller Geſchichte iſt erzählt in dieſer heiligen Sage. Umſonſt iſt alles für denjenigen da, der ſich ſelbſt allein ſtellt; denn um die Welt anzuſchauen und um Religion zu haben, muß der Menſch erſt die Menſchheit gefunden haben, und er findet ſie nur in Liebe und durch Liebe. Darum ſind beide ſo innig und unzertrennlich verknüpft; Sehnſucht nach Liebe, immer erfüllte und immer wieder ſich erneuernde wird ihm zugleich Religion. Den umfängt jeder am heißeſten, in dem die Welt ſich am klarſten und reinſten ihm abſpiegelt; den liebt jeder am zärtlichſten, in dem er alles zuſammengedrängt zu finden glaubt, was ihm ſelbſt fehlt um die Menſchheit auszumachen, ſo wie auch die frommen Gefühle Jedem die heiligſten ſind, welche das Sein im Ganzen der Menſchheit, ſei es als Seligkeit oder als Bedürfniß, ihm ausdrükken.

Um alſo die herrſchenden Elemente der Religion zu finden, laßt uns in dieſes Gebiet hineinreten, wo auch Ihr in Eurer eigentlichſten und liebſten Heimath ſeid, wo Euer innerſtes Leben Euch aufgeht, wo Ihr das Ziel alles Eures Strebens und Thuns vor Augen ſehet; und zugleich das innere Treiben Eurer Kräfte fühlet, welches Euch immerfort nach dieſem Ziele hinführt. Die Menſchheit ſelbſt iſt Euch eigentlich das Univerſum, und Ihr rechnet alles andere nur in ſo fern zu dieſem, als es mit jener in Beziehung kommt oder ſie umgiebt. Über dieſen Geſichtspunkt will auch ich Euch nicht hinausführen; aber es hat mich oft innig geſchmerzt, daß Ihr bei allem Intereſſe an der Menſchheit und allem Eifer für ſie doch immer mit ihr verwikkelt und uneins ſeid, und die reine Liebe nicht recht heraustreten kann in Euch. Ihr quält Euch, an ihr zu beſſern und zu bilden, jeder nach ſeiner Weiſe, und am Ende laßt ihr unmuthsvoll liegen was zu keinem Ziele kommen will. Ich darf ſagen, auch das kommt von Eurem Mangel an Religion. Auf die Menſchheit wollt Ihr wirken, und die Menſchen die Einzelnen wählt Ihr Euch zur Betrachtung. Dieſe mißfallen Euch höchlich; und unter den tauſend Urſachen die das haben kann, iſt unſtreitig die ſchönſte und welche den Beſſeren angehört, die, daß Ihr gar zu moraliſch ſeid nach Eurer Art. Ihr nehmt die Menſchen einzeln, und ſo habt Ihr auch ein Ideal von einem

einem Einzelnen, dem ſie aber nicht entſprechen. Dies alles zuſammen iſt ein verkehrtes Beginnen, und mit der Religion werdet Ihr Euch weit beſſer befinden. Möchtet Ihr nur verſuchen die Gegenſtände Eures Wirkens und Eurer Betrachtung zu wechſeln! Wirkt auf die Einzelnen; aber mit Eurer Betrachtung hebt Euch auf den Flügeln der Religion höher zu der unendlichen ungetheilten Menſchheit; ſie ſuchet in jedem Einzelnen, ſeht das Daſein eines Jeden an als eine Offenbarung von ihr an Euch, und es kann von allem was Euch jezt drükt keine Spur zurükbleiben. Ich wenigſtens rühme mich auch einer
ittlichen Geſinnung, auch ich verſtehe menſch-
iche Vortreflichkeit zu ſchäzen, und es kann das
emeine für ſich betrachtet mich mit dem unan-
enehmen Gefühl der Geringſchäzung beinahe
berfüllen; aber mir giebt die Religion von dem
llen eine gar große und herrliche Anſicht. Be-
achtet nur den Genius der Menſchheit als den
llendetſten und allſeitigſten Künſtler. Er kann
chts machen was nicht ein eigenthümliches Da-
n hätte. Auch wo er nur die Farben zu verſu-
en und den Pinſel zu ſchärfen ſcheint, entſtehen
ende und bedeutende Züge. Unzählige Geſtal-
denkt er ſich ſo, und bildet ſie. Millionen tra-
das Coſtum der Zeit, und ſind treue Bilder

ihrer Bedürfniſſe und ihres Geſchmaks; in Andern zeigen ſich Erinnerungen der Vorwelt oder Ahndungen einer fernen Zukunft. Einige ſind der erhabenſte und treffendſte Abdruk des Schönſten und Göttlichſten; andre ſind groteske Erzeugniſſe der originelleſten und flüchtigſten Laune eines Meiſters. Das iſt eine irreligiöſe Anſicht, und nicht genug verſtanden worauf man ſie gründet, daß er Gefäße der Ehre verfertige und Gefäße der Unehre; einzeln müßt Ihr nichts betrachten, aber erfreut Euch eines Jeden an der Stelle wo es ſteht. Alles was zugleich wahrgenommen werden kann und gleichſam auf einem Blatte ſteht, gehört zu Einem großen hiſtoriſchen Bilde, welches einen Moment des Univerſum darſtellt. Wollt Ihr dasjenige verachten was die Hauptgruppen hebt, und dem Ganzen Leben und Fülle giebt? Sollen die einzelnen himmliſchen Geſtalten nicht dadurch verherrlicht werden, daß tauſend andere ſich vor ihnen beugen, und daß man ſieht wie alles auf ſie hinblikt und ſich auf ſie bezieht? Es iſt in der That etwas mehr in dieſer Vorſtellung als ein ſchales Gleichniß. Die ewige Menſchheit iſt unermüdet geſchäftig ſich ſelbſt zu erſchaffen, und ſich in der vorübergehenden Erſcheinung des endlichen Lebens aufs mannigfaltigſte darzuſtellen. Das iſt die Harmonie des Univerſums, das iſt die wunderbare und große Einheit in ſeinem ewigen Kunſtwerk; Ihr aber läſtert dieſe Herrlichkeit mit Euren Forderungen einer jämmerlichen Vereinzelung, weil Ihr im erſten Vorhofe der Moral, und auch bei ihr noch mit den Elementen beſchaftigt, die hohe Religion verſchmähet. Euer Bedürfniß iſt deutlich genug angezeigt, möchtet Ihr es nur erkennen und befriedigen! Sucht unter allen den Begebenheiten, in denen ſich dieſe himmliſche Ordnung abbildet, ob Euch nicht eine aufgehen wird als ein göttliches Zeichen. Laßt Euch einen alten verworfenen Begriff gefallen, und ſucht unter allen den heiligen Männern in denen die Menſchheit ſich unmittelbarer offenbart einen auf, der der Mittler ſein könne zwiſchen Eurer eingeſchränkten Denkungsart und den ewigen Grenzen der Welt; und wenn Ihr ihn gefunden habt, dann durchlauft die ganze Menſchheit, und laßt alles was Euch bisher anders ſchien von dem Widerſchein dieſes neuen Lichts erhellt werden. Was wäre wohl die einförmige Wiederholung eines höchſten Ideals, wobei die Menſchen doch, Zeit und Umſtände abgerechnet, eigentlich einerlei ſind, dieſelbe Formel nur mit andern Coefficienten verbunden, was wäre ſie gegen dieſe unendliche Verſchiedendenheit menſchlicher Erſcheinungen? Nehmt welches Element der Menſchheit Ihr wollt, Ihr findet jedes in jedem möglichen Zuſtande, faſt von ſeiner Reinheit an — denn ganz ſoll dieſe nirgends zu finden ſein — in jeder Miſchung mit jedem andern, bis faſt zur innigſten Sättigung mit allen übrigen — denn auch dieſe iſt ein unerreichbares Extrem — und die Miſchung auf jedem möglichen Wege bereitet, jede Spielart und jede ſeltene Combination. Und wenn Ihr Euch noch Verbindungen denken könnt, die Ihr nicht ſehet, ſo iſt auch dieſe Lükke eine negative Offenbarung des Univerſums, eine Andeutung, daß in dem geforderten Grade in der gegenwärtigen Temperatur der Welt dieſe Miſchung nicht möglich iſt, und Eure Fantaſie darüber iſt eine Ausſicht über die gegenwärtigen Grenzen der Menſchheit hinaus, eine wahre göttliche Eingebung, eine unwillkürliche und unbewußte Weiſſagung über das was künftig ſein wird. Aber ſo wie dies, was der geforderten unendlichen Mannigfaltigkeit abzugehen ſcheint, nicht wirklich ein zu wenig iſt, ſo iſt auch das nicht zu viel, was Euch auf Eurem Standpunkt ſo erſcheint. Jenen ſo oft beklagten Überfluß an den gemeinſten Formen der Menſchheit, die in tauſend Abdrücken immer unverändert wiederkehren, erklärt die Religion für einen leeren Schein. Der ewige Verſtand befiehlt es, und auch der endliche kann es einſehen, daß diejenigen Geſtalten, an denen das Einzelne am ſchwerſten zu unterſcheiden iſt, am dichteſten aneinander gedrängt ſtehen müſſen; aber jede hat etwas Eigenthümliches: keiner iſt dem andern gleich, und in dem Leben eines jeden giebt es irgend einen Moment, wie der Silberblik unedlerer Metalle, wo er, ſei es durch die innige Annäherung eines höhern Weſens oder durch irgend einen elektriſchen Schlag, gleichſam aus ſich heraus gehoben und auf den höchſten Gipfel desjenigen geſtellt wird, was er ſein kann. Für dieſen Augenblik war er geſchaffen, in dieſem erreichte er ſeine Beſtimmung, und nach ihm ſinkt die erſchöpfte Lebenskraft wieder zurük. Es iſt ein eigner Genuß, kleinen Seelen zu dieſem Moment zu verhelfen; oder ſie darin zu betrachten; aber wem dieſes nie geworden iſt, dem muß freilich ihr ganzes Daſein überflüßig und verächtlich ſcheinen. So hat die Exiſtenz eines jeden einen doppelten Sinn in Beziehung auf das Ganze. Hemme ich in Gedanken den Lauf jenes raſtloſen Getriebes, wodurch alles Menſchliche in einander verſchlungen und von einander abhängig gemacht wird, ſo iſt jedes Individuum ſeinem innern Weſen nach ein nothwendiges Ergänzungsſtük zur vollkommnen Anſchauung der Menſchheit Der eine zeigt mir, wie jedes abgeriſſene Theilchen derſelben, wenn nur der innere Bildungstrieb der das Ganze beſeelt ruhig darin fortwirken kann, ſich geſtaltet in zarte und regelmäßige Formen; der andere, wie aus Mangel an belebender und vereinigender Wärme die Härte des Menſchenſtoffs nicht bezwungen werden kann, oder wie in einer zu heftig bewegten Atmosphäre der innerſte Geiſt in ſeinem Handeln geſtört und alles unſcheinbar und unkenntlich wird; der eine erſcheint als der rohe und thieriſche Theil der Menſchheit nur eben von den erſten unbeholfenen Regungen der Humanität bewegt, der andere als der reinſte dephlegmirte Geiſt, der von allem Niedrigen und Unwürdigen getrennt nur mit leiſem Fuß über der Erde ſchwebt, und Alle ſind da, um durch ihr Daſein zu zeigen, wie dieſe verſchiedenen Theile der menſchlichen Natur abgeſondert und im Kleinen wirken. Iſt es nicht genug, wenn es unter dieſer unzähligen Menge doch immer Einige giebt, die als ausgezeichnete und höhere Repräſentanten der Menſchheit, der eine den, der andre jenen von den melodiſchen Accorden anſchlagen, die keiner fremden Begleitung und keiner ſpätern Auflöſung bedürfen, ſondern durch ihre innere

Harmonie die ganze Seele in einem Ton entzükken und zufriedenſtellen? Aber wie auch die Edelſten doch nur auf Eine Weiſe die Menſchheit darſtellen, und in einem ihrer Momente: ſo iſt auch von jenen Andern jeder daſſelbe in irgend einem Sinne, jeder eine eigene Darſtellung der Menſchheit, und wo ein einzelnes Bild fehlte in dieſem großen Gemälde, müßten wir es aufgeben ſie ganz und vollſtändig aufzunehmen in unſer Gefühl. Wenn nun Jeder ſo weſentlich zuſammenhängt mit dem was der innere Kern unſeres Lebens iſt, wie können wir anders als dieſen Zuſammenhang fühlen, und mit inniger Liebe und Zuneigung Alle ohne Unterſchied ſelbſt der Geſinnung und der Geiſteskraft umfaſſen. Beobachte ich wiederum die ewigen Räder der Menſchheit in ihrem Gange, ſo muß dieſes unüberſehliche Ineinandergreifen, wo nichts Bewegliches ganz durch ſich ſelbſt bewegt wird, und nichts Bewegendes nur ſich allein bewegt, mich mächtig beruhigen über Eure Klage, daß Vernunft und Seele, Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Verſtand und blinde Kraft in ſo getrennten Maſſen erſcheinen. Warum ſeht Ihr Alles einzeln, was doch nicht einzeln und für ſich wirkt? Die Vernunft der Einen und die Seele der Andern afficiren einander doch ſo innig, als es nur in Einem

Subject geſchehen könnte. Die Sittlichkeit, welche zu jener Sinnlichkeit gehört, iſt außer derſelben geſezt; iſt ihre Herrſchaft deswegen mehr beſchränkt, und glaubt Ihr, dieſe würde beſſer regiert werden, wenn jene jedem Individuo in kleinen kaum merkbaren Portionen zugetheilt wären? Die blinde Kraft, welche dem großen Haufen zugetheilt iſt, iſt doch in ihren Wirkungen aufs Ganze nicht ſich ſelbſt und einem rohen Ohngefähr überlaſſen, ſondern oft ohne es zu wiſſen leitet ſie doch jener Verſtand, den Ihr an andern Punkten in ſo großer Maſſe aufgehäuft findet, und ſie folgt ihm eben ſo unwiſſend in unſichtbaren Banden. So verſchwinden mir auf meinem Standpunkt die Euch ſo beſtimmt erſcheinenden Umriſſe der Perſönlichkeit; der magiſche Kreis herrſchender Meinungen und epidemiſcher Gefühle umgiebt und umſpielt alles, wie eine mit auflöſenden und magnetiſchen Kräften angefüllte Atmosphäre; ſie verſchmilzt und vereinigt alles, und ſezt durch die lebendigſte Verbreitung auch das Entfernteſte in eine thätige Berührung, und die Ausflüſſe derer, in denen Licht und Wahrheit ſelbſtſtändig wohnen, trägt ſie geſchäftig umher, daß ſie einige durchdringen, und andern die Oberfläche glänzend und täuſchend erleuchten. In dieſem Zuſammenhang alles einzelnen mit der

Sphäre der es angehört und in der es Bedeutung hat iſt alles gut und göttlich, und eine Fülle von Freude und Ruhe das Gefühl deſſen, der nur in dieſer großen Verbindung alles auf ſich wirken läßt. Aber auch das Gefühl wie die Betrachtung iſolirt das Einzelne in einzelnen Momenten; und wenn wir ſo im Gegentheil bewegt werden von dem gewöhnlichen Treiben der Menſchen, die von dieſer Abhängigkeit nichts wiſſen, wie ſie dies und das ergreifen und feſthalten, um ihr Ich zu verſchanzen und mit mancherlei Außenwerken zu umgeben, damit ſie ihr abgeſondertes Daſein nach eigner Willkür leiten mögen, und der ewige Strom der Welt ihnen nichts daran zerrütte, und wie dann nothwendiger Weiſe das Schikſal dies alles verſchwemmt, und ſie ſelbſt auf tauſend Arten verwundet und quält: was iſt dann natürlicher als das herzlichſte Mitleid mit allem Schmerz und Leiden, welches aus dieſen ungleichen Streit entſteht, und mit allen Streichen, welche die furchtbare Nemeſis auf allen Seiten austheilt.

Von dieſen Wanderungen durch das ganze Gebiet der Menſchheit kehrt dann das fromme Gefühl geſchärfter und gebildeter in das eigne Ich zurük, und findet zulezt alles, was ſonſt aus den entlegenſten Gegenden zuſammenſtrömend es erregte, bei ſich ſelbſt. Denn freilich wenn wir zuerſt und noch neugeweiht von der Berührung mit der Welt zurükkehrend Acht haben, wie wir denn uns ſelbſt fühlen in dieſem Gefühl, und dann finden wie unſer Ich gegen den ganzen Umfang der Menſchheit nicht nur ins Kleine und Unbedeutende, ſondern auch in das Einſeitige, in ſich ſelbſt Unzulängliche und Nichtige verſchwindet, was kann dann dem Sterblichen näher liegen als wahre ungekünſtelte Demuth Und wenn allmälig erſt lebendig und wach wird in unſerm Gefühl, was denn dasjenige iſt was im Gange der Menſchheit überall aufrecht erhalten und gefördert wird, und das was unvermeidlich früher oder ſpäter beſiegt und zerſtört werden muß, wenn es ſich nicht umgeſtalten und verwandeln läßt, und wir dann von dieſem Geſez auf unſer eignes Handeln in der Welt hinſehen, was iſt natürlicher als zerknirſchende Reue über alles dasjenige in uns, was dem Genius der Menſchheit feind iſt, als der demüthige Wunſch die Gottheit zu verſöhnen, als das ſehnlichſte Verlangen umzukehren, und uns mit allem was uns angehört in jenes heilige Gebiet zu retten, wo allein Sicherheit iſt gegen Tod und Zerſtörung. Und wenn wir wieder fortſchreitend wahrnehmen wie uns das Ganze nur hell wird und wir zur Anſchauung deſſelben und zum Einsſein mit ihm nur gelangen in der Gemeinſchaft mit Andern, und durch den Einfluß Solcher, welche von der Anhänglichkeit an das eigene vergängliche Sein und dem Streben es zu erweitern und zu iſoliren längſt befreit, ſich freuen ihr höheres L[illegible] auch Andern mitzutheilen: wie können wir uns da erwehren jenes Gefühls einer beſondern Verwandtſchaft mit denen, deren Handlungen unſre Exiſtenz verfochten und durch ihre Gefahren glüklich hindurch geführt haben? jenes Gefühls der Dankbarkeit, welches uns antreibt ſie zu ehren als ſolche, die ſich mit dem Ganzen ſchon früher geeinigt haben, und ſich ihres Lebens in demſelben nun auch durch uns bewußt ſind? — Nur durch dieſe Gefühle hindurchgehend findet Ihr endlich in Euch ſelbſt nicht nur die Grundzüge zu dem Schönſten und Niedrigſten, zu dem Edelſten und Verächtlichſten, was Ihr als einzelne Seiten der Menſchheit an Andern wahrgenommen habt; entdekt Ihr in Euch nicht nur zu verſchiedenen Zeiten alle die mannigfaltigen Grade menſchlicher Kräfte: Sondern alle die unzähligen Miſchungen verſchiedener Anlagen, die Ihr in den Charakteren Anderer angeſchaut habt, erſcheinen Euch nur als feſtgehaltene Momente Eures eigenen Lebens. Es gab Augenblikke wo Ihr ſo dachtet, ſo fühltet, ſo handeltet, wo Ihr wirklich dieſer und jener Menſch waret, troz aller Unterſchiede des Geſchlechts, der Bildung und der äußeren Umgebungen. Ihr ſeid alle dieſe verſchiedenen Geſtalten in Eurer eignen Ordnung wirklich hindurchgegangen; Ihr ſelbſt ſeid ein Compendium der Menſchheit, [illegible] einzelnes Daſein umfaßt in einem gewiſſen Sinn die ganze menſchliche Natur, und dieſe iſt in allen ihren Darſtellungen nichts als Euer eigenes vervielfältigtes, deutlicher ausgezeichnetes, und in allen ſeinen Veränderungen verewigtes Ich. Mit der reinſten tadelloſeſten Liebe könnt Ihr dann auch Euch ſelbſt lieben, der Demuth die Euch nie verläßt, das Gefühl auch ein Mittelpunkt des Univerſums zu ſein, gegenüberſtellen, und die Reue von aller Bitterkeit ausſüßen zu freudiger Selbſtgenügſamkeit. Bei wem ſich die Religion ſo wiederum nach Innen zurükgearbeitet und auch dort das Unendliche gefunden hat, in dem iſt ſie von dieſer Seite vollendet, es bedarf keines Mittlers mehr für irgend eine Anſchauung der Menſchheit, und er kann es ſelbſt ſein fur viele.

Aber nicht nur in der Gegenwart ſchwebt ſo das Gefühl in ſeinen Äußerungen zwiſchen der Welt und dem Einzelnen dem es einwohnt, bald dem bald jener ſich näher anneigend. Sondern wie Alles was uns bewegt ein Werdendes iſt, und auch wir ſelbſt nicht anders als ſo bewegt werden und auffaſſen: ſo werden wir auch als Fühlende immer in die Vergangenheit zurükgetrieben; und man kan̄ ſagen, wie überhaupt unſere Frömmigkeit ſich mehr an der Seite des Geiſtes nährt, ſo iſt unmittelbar und zunächſt Geſchichte im eigentlichſten Sinn der höchſte Gegenſtand der Religion, nur nicht etwa um das Fortſchreiten der Menſchheit in ihrer Entwikkelung zu beſchleunigen und zu regieren, ſondern nur als die allgemeinſte und größte Handlung des Univerſum zu beobachten. In dieſem Sinne aber gewiß hebt ſie mit ihr an, und endigt mit ihr — denn Weiſſagung iſt in ihren Augen auch Geſchichte, und beides gar nicht von einander zu unterſcheiden — und alle wahre Geſchichte hat überall zuerſt einen religiöſen Zwek gehabt, und iſt von religiöſen Ideen ausgegangen; wie denn auch das feinſte und zarteſte in ihr nie wiſſenſchaftlich ſondern nur im Gefühl von einem religiöſen Gemüth kann aufgefaßt werden. Ein ſolches erkennt die Wanderung der Geiſter und der Seelen, die ſonſt nur eine zarte Dichtung ſcheint, in mehr als einem Sinn als eine wundervolle Veranſtaltung des Univerſums, um die verſchiedenen Perioden der Menſchheit nach einem ſichern Maaßſtabe zu vergleichen. Bald kehrt nach einem langen Zwiſchenraum, in welchem die Natur nichts ähnliches hervorbringen konnte, irgend ein ausgezeichnetes Individuum völlig daſſelbe wieder zurük; aber nur die Seher erkennen es und nur ſie ſollen aus den Wirkungen die es nun hervorbringt, die Zeichen verſchiedener Zeiten beurtheilen. Bald kommt ein einzelner Moment der Menſchheit ganz ſo wieder, wie Euch eine ferne Vorzeit ſein Bild zurükgelaſſen hat, und Ihr ſollt aus den verſchiedenen Urſachen durch die er jezt erzeugt worden iſt, den Gang des Univerſums und die Formel ſeines Geſezes erkennen. Bald erwacht der Genius irgend einer beſondern menſchlichen Anlage, der hie und da ſteigend und fallend ſchon ſeinen Lauf vollendet hatte, aus ſeinem Schlummer, und erſcheint an einem andern Ort und unter andern Umſtänden in einem neuen Leben, und ſein ſchnelleres Gedeihen, ſein tieferes Wirken, ſeine ſchönere kräftigere Geſtalt ſoll andeuten, um wie vieles das Clima der Menſchheit verbeſſert und der Boden zum Nähren edler Gewächſe geſchikter geworden ſei. — Hier erſcheinen Euch Völker und Generationen der Sterblichen eben ſo verſchieden an Bedeutſamkeit und Werth, aber eben ſo gleich nothwendig für das Ganze der Geſchichte, wie zu gleicher Zeit und im Einzelnen das Verſchiedenſte neben einander beſtehen muß. Würdig und geiſtvoll einige und kräftig wirkend ins Unendliche fort ohne Anſehen des Raums und der Zeit. Gemein und unbedeutend andere, nur beſtimmt eine einzelne Form des Lebens oder der Vereinigung eigenthümlich zu nüanciren, nur in einem Moment wirklich lebend und merkwürdig, nur um einen Gedanken darzuſtellen, einen Begriff zu erzeugen, und dann der Zerſtörung entgegen eilend, damit was ihr friſcheſtes Wachsthum hervorgebracht einem andern könne eingeimpft werden. Wie die vegetabiliſche Natur durch den Untergang ganzer Gattungen und aus den Trümmern ganzer Pflanzengenerationen eine neue hervorbringt und ernährt, ſo ſeht Ihr hier auch die geiſtige Natur aus den Ruinen einer herrlichen und ſchönen Menſchenwelt eine neue erzeugen, die aus den zerſezten und wunderbar umgeſtalteten Elementen von jener ihre erſte Lebenskraft ſaugt. — Wenn hier in dem Ergriffenſein von einem allgemeinen Zuſammenhange Euer Blick ſo oft unmittelbar vom kleinſten zum größten und von dieſem wiederum zu jenem herumgeführt wird, und ſich in lebendigen Schwingungen zwiſchen beiden bewegt, bis er ſchwindelnd weder großes noch kleines, weder Urſach noch Wirkung, weder Erhaltung noch Zerſtörung weiter unterſcheiden kann: dann erſcheint Euch die Geſtalt eines ewigen Schikſals, deſſen Züge ganz das Gepräge dieſes Zuſtandes tragen, ein wunderbares Gemiſch von ſtarrem Eigenſinn und tiefer Weisheit, von roher fühlloſer Gewalt und inniger Liebe, wovon Euch bald das Eine bald das Andre wechſelnd ergreift, und jezt zu ohnmächtigem Troz, jezt zu kindlicher Hingebung einladet. Vergleicht Ihr dann das abgeſonderte Streben des Einzelnen, aus dieſen entgegengeſezten Anſichten entſprungen, mit dem ruhigen und gleichförmigen Gang des Ganzen, ſo ſeht Ihr wie der hohe Weltgeiſt über alles lächelnd hinwegſchreitet, was ſich ihm lärmend widerſezt; Ihr ſeht wie die hehre Nemeſis ſeinen Schritten folgend unermüdet die Erde durchzieht, wie ſie Züchtigung und Strafen den Übermüthigen austheilt, welche den Göttern entgegenſtreben, und wie ſie mit eiſerner Hand auch den Wakkerſten und Treflichſten abmäht, der ſich, vielleicht mit löblicher und bewunderungswerther Standhaftigkeit, dem ſanften Hauch des großen Geiſtes nicht beugen wollte. Wollt Ihr endlich den eigentlichen Charakter aller Veränderungen und aller Fortſchritte der Menſchheit ergreifen, ſo zeigt Euch ſicherer als Alles Euer in der Geſchichte ruhendes Gefühl, wie die

leben-

lebendigen Götter nichts haſſen als den Tod, wie nichts verfolgt und geſtürzt werden ſoll als er, der erſte und lezte Feind der Menſchheit. Das Rohe, das Barbariſche, das Unförmliche ſoll verſchlungen und in organiſche Bildung umgeſtaltet werden. Nichts ſoll todte Maſſe ſein, die nur durch den todten Stoß bewegt wird, und nur durch bewußtloſe Friction widerſteht: alles ſoll eigenes zuſammengeſeztes, vielfach verſchlungenes und erhöhtes Leben ſein. Blinder Inſtinkt, gedankenloſe Gewöhnung, todter Gehorſam, alles Träge und Paſſive, alle dieſe traurigen Symptome der Aſphyxie der Freiheit und Menſchheit ſollen vernichtet werden. Dahin deutet das Geſchäft des Augenbliks und der Jahrhunderte, das iſt das große, immer fortgehende Erlöſungswerk der ewigen Liebe.

Nur mit leichten Umriſſen habe ich einige der hervorſtechenden Anſchauungen der Religion auf dem Gebiet der Natur und der Menſchheit entworfen; aber hier habe ich Euch doch bis an die lezte Grenze Eueres Geſichtskreiſes geführt. Hier iſt das Ende und der Gipfel der Religion für alle, denen Menſchheit und Univerſum gleichviel gilt; von hier könnte ich Euch nur wieder zurükführen ins Einzelne und Kleinere. Nur bedenkt daß es in Eurem Gefühl etwas giebt, welches dieſe

Grenze verſchmäht, vermöge deſſen es eigentlich hier nicht ſtehen bleiben kann, ſondern erſt auf der andern Seite dieſes Punktes recht ins Unendliche hinausſchaut. Ich will nicht von den Ahndungen reden, die ſich in Gedanken ausprägen und ſich klügelnd begründen laſſen, daß nemlich wenn die Menſchheit ſelbſt ein bewegliches und bildſames iſt, wenn ſie ſich nicht nur im Einzelnen anders darſtellt, ſondern auch hie und da anders wird, ſie dann unmöglich das Einzige und Höchſte ſein kann was die Einheit des Geiſtes und der Materie darſtellt. Vielmehr könne ſie eben, wie die einzelnen Menſchen ſich zu ihr verhalten nur eine einzelne Form dieſer Einheit darſtellen, neben der es noch andre ſolche geben müſſe, durch welche ſie umgrenzt, und denen ſie alſo entgegengeſezt wird. Aber in unſerm Gefühl, und darauf will ich nur hinweiſen, finden wir alle dergleichen. Denn unſerm Leben iſt auch eingeboren und aufgeprägt der Erde, und alſo auch der höchſten Einheit welche ſie erzeugt hat, Abhängigkeit von andern Welten. Daher dieſe immer rege aber ſelten verſtandene Ahndung von einem andern auch Erſcheinenden und Endlichen, aber außer und über der Menſchheit, von einer höheren und einigeren, ſchönere Geſtalten erzeugenden Vermählung des Geiſtes mit der Mateterie. Allein freilich iſt hier jeder Umriß ſchon zu beſtimmt, jeder Widerſchein des Gefühls kann nur flüchtig ſein und loſe, und daher dem Mißverſtand ausgeſezt, und ſo häufig für Thorheit und Aberglauben gehalten. Auch ſei es genug an dieſer Andeutung auf dasjenige was Euch ſo unendlich fern liegt; jedes weitere Wort darüber wäre eine unverſtändliche Rede von der Ihr nicht wiſſen würdet woher ſie käme noch wohin ſie ginge. Hättet Ihr nur erſt die Religion, die Ihr haben könnt, und wäret Ihr Euch nur erſt derjenigen bewußt, die Ihr wirklich ſchon habt! denn in der That, wenn Ihr auch nur die wenigen religiöſen Wahrnehmungen und Gefühle betrachtet, die ich mit geringen Zügen jezt entworfen habe, ſo werdet Ihr finden daß ſie Euch bei weitem nicht alle fremd ſind. Es iſt wol eher etwas dergleichen in Euer Gemüth gekommen, aber ich weiß nicht welches das größere Unglük iſt, ihrer ganz zu entbehren, oder ſie nicht zu verſtehen; denn auch ſo verfehlen ſie ganz ihre Wirkung und hintergangen ſeid Ihr dabei auch von Euch ſelbſt. Zweierlei möchte ich Euch beſonders zum Vorwurf machen in Abſicht auf das Dargeſtellte, und was ihm ſonſt noch ähnlich iſt. Ihr ſucht einiges aus und ſtempelt es als Religion ausſchließlich, und Anderes wollt Ihr als unmittelbar zum ſittlichen Handeln gehörig der Religion entziehn; beides wahrſcheinlich aus gleichem Grunde. Die Vergeltung welche alles trift was dem Geiſt des Ganzen widerſtreben will, der überall thätige Haß gegen alles Übermüthige und Freche, das beſtändige Fortſchreiten aller menſchlichen Dinge zu einem Ziel, ein Fortſchreiten welches ſo ſicher iſt, daß wir ſogar jeden einzelnen Gedanken und Entwurf, der das Ganze dieſem Ziele näher bringt, nach vielen geſcheiterten Verſuchen dennoch endlich einmal gelingen ſehen, des Gefühls welches hierauf hindeutet ſeid Ihr Euch bewußt, und möchtet es gern gereiniget von allen Mißbräuchen erhalten und verbreiten; aber dies wollt Ihr denn ſoll ausſchließend Religion ſein; und dadurch wollt Ihr alles andre verdrängen, was doch aus derſelben Handlungsweiſe des Gemüths und völlig auf dieſelbe Art entſpringt. Wie ſeid Ihr doch zu dieſen abgeriſſenen Bruchſtükken gekommen? Ich will es Euch ſagen: Ihr haltet dies gar nicht für Religion, ſondern für einen Widerſchein des ſittlichen Handelns und wollt nur den Namen unterſchieben, um der Religion ſelbſt — dem nemlich was wir jezt gemeinſchaftlich dafür halten den lezten Stoß zu geben. Denn gar nicht ausſchließend auf dem Gebiete der Sittlichkeit in dem engeren

Sinne worin Ihr es nehmt, findet ſich dieſes. Das Gefühl weiß nichts von einer ſolchen beſchränkten Vorliebe; die moraliſche Welt iſt ihr auch nicht das Univerſum, und was nur für dieſe gälte wäre ihr keine Anſchauung des Univerſum. In allem was zum menſchlichen Thun gehört, im Spiel wie im Ernſt, im kleinſten wie im größten, weiß ſie dieſe Handlungen des Weltgeiſtes zu entdekken und zu verfolgen; was ſie wahrnehmen ſoll muß ſie überall wahrnehmen können, denn nur dadurch wird es das ihrige, und ſo findet ſie auch hierin eine göttliche Nemeſis, daß eben die, welche weil in ihnen ſelbſt nur das ſittliche oder rechtliche dominirt, auch aus der Religion einen unbedeutenden Anhang der Moral machen, und nur das aus ihr nehmen wollen was ſich dazu geſtalten läßt, ſich eben damit ihre Moral, ſo viel auch ſchon an ihr gereinigt ſein mag, unwiderbringlich verderben, und den Keim neuer Irrthümer hineinſtreuen. Es klingt ſehr ſchön: wenn man beim moraliſchen Handeln untergehe ſei es der Wille des ewigen Weſens, und was nicht durch uns geſchehe werde ein andermal zu Stande kommen; aber auch dieſer erhabene Troſt gehört nicht für das ſittliche Handeln, ſonſt wäre es von dem Grade abhängig in welchem jeder in jedem Augenblik dieſes Troſtes empfänglich iſt. Gar nichts darf das Handeln von Gefühl unmittelbar in ſich aufnehmen, ohne daß ſogleich ſeine urſprüngliche Kraft und Reinigkeit getrübt werde.

Auf die andere Weiſe treibt Ihr es mit allen jenen Gefühlen der Liebe, der Demuth, der Freude und den andern die ich Euch geſchildert und bei welchen ſonſt noch das Univerſum der eine, und auf irgend eine Art Euer eignes Ich der andre von den Punkten iſt zwiſchen denen das Gemüth ſchwebt. Die Alten wußten wohl das rechte; Frömmigkeit nannten ſie alle dieſe Gefühle, und bezogen ſie unmittelbar auf die Religion, deren edelſter Theil ſie ihnen waren. Auch Ihr kennt ſie, aber wenn Euch ſo etwas begegnet, ſo wollt Ihr Euch überreden es ſei ein unmittelbarer Beſtandtheil des ſittlichen Handelns, und in der Moral wollt Ihr dieſen Empfindungen ihren Plaz anweiſen; ſie begehrt ſie aber nicht und leidet ſie nicht. Denn das Handeln ſoll nicht aus Erregungen der Liebe und Zuneigung unmittelbar hervorgehn, ſonſt würde es ein unſicheres und unbeſonnenes, und nicht durch den augenbliklichen Einfluß ihres äußern Gegenſtandes erzeugt ſein; daher kennt ſie keine Ehrfurcht als die vor ihrem Geſez; ſie verdammt als unrein und ſelbſtſüchtig, was aus Mitleid und Dankbarkeit geſchehen kann; ſie demüthigt, ja verachtet die Demuth, und wenn Ihr von Reue ſprecht, ſo redet ſie von verlorner Zeit die Ihr unnüz vermehrt. Auch muß Euer innerſtes Gefühl ihr darin beipflichten, daß es mit allen dieſen Empfindungen nicht auf Handeln abgeſehen iſt, ſie kommen für ſich ſelbſt und endigen in ſich ſelbſt als Funktionen Eures innerſten und höchſten Lebens. Was windet Ihr Euch alſo und bittet um Gnade für ſie, da wo ſie nicht hingehören? Laſſet es Euch doch gefallen anzuſehen, daß ſie Religion ſind, ſo braucht Ihr nichts für ſie zu fordern als ihr eignes ſtrenges Recht, und werdet Euch ſelbſt nicht betrügen mit ungegründeten Anſprüchen, die Ihr in ihrem Namen zu machen geneigt ſeid. Überall wo Ihr dieſen Gefühlen eine Stelle anweiſen wollt werden ſie ſich nicht halten können; bringt ſie der Religion zurük, ihr allein gehört dieſer Schaz, und als Beſizerin deſſelben iſt ſie der Sittlichkeit und allem andern was ein Gegenſtand des menſchlichen Thuns iſt, nicht Dienerin, aber unentbehrliche Freundin und ihre vollgültige Fürſprecherin und Vermittlerin bei der Menſchheit. Das iſt die Stuffe auf welcher die Religion ſteht, inſofern ſie der Inbegriff iſt aller höhern Gefühle. Daß ſie allein den Menſchen der Einſeitigkeit und Beſchränktheit enthebe, habe ich ſchon einmal angedeutet; jezt kann ich es näher erklären. In allem Handeln und Wirken, es ſei ſittlich oder künſtleriſch, ſoll der Menſch nach Meiſterſchaft ſtreben, und alle Meiſterſchaft, wenn der Menſch ganz innerhalb ihres Gegenſtandes feſtgehalten iſt, beſchränkt und macht kalt, einſeitig und hart. Auf einen Punkt richtet ſie zunächſt das Gemüth des Menſchen, und dieſer eine Punkt kann es nicht befriedigen. Kann der Menſch von einem beſchränkten Werk fortſchreitend zum andern ſeine ganze Kraft wirklich verbrauchen? oder wird nicht vielmehr der größere Theil derſelben unbenuzt liegen, und ſich deshalb gegen ihn ſelbſt wenden und ihn verzehren? Wie viele von Euch gehen nur deshalb zu Grunde, weil ſie ſich ſelbſt zu groß ſind; ein Überfluß an Kraft und Trieb der ſie nicht einmal zu einem Werk kommen läßt, weil doch keines ihm angemeſſen wäre, treibt ſie unſtät umher und iſt ihr Verderben. Wollt Ihr etwa auch dieſem Übel wieder ſo ſteuern, daß der welchem einer zu groß iſt alle Gegenſtände des menſchlichen Strebens, Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben, oder wenn Ihr deren noch mehr wißt auch dieſe, vereinigen ſoll? Das wäre freilich Euer altes Begehren, die Menſchheit überall aus einem Stükk zu haben, welches immer wiederkehrt — aber wenn es nur möglich wäre! wenn nur nicht jene Gegenſtände, ſobald ſie einzeln ins Auge gefaßt werden, ſo ſehr auf gleiche Weiſe das Gemüth anregen, und zu beherrſchen ſtreben! Jeder von ihnen will Werke ausführen, jeder hat ein Ideal dem er entgegenſtrebt, und eine Totalität welche er erreichen will, und dieſe Rivalität kann nicht anders endigen, als daß einer den andern verdrängt. Ja auch innerhalb jeder ſolchen Sphäre muß ſich Jeder um ſo mehr auf ein Einzelnes beſchränken, zu je trefflicherer Meiſterſchaft er gelangen will. Wenn nun dieſe ihn ganz beſchäftigt, und er nur in dieſer Production lebt: wie ſoll er zu ſeinem vollſtändigen Antheil an der Welt gelangen, und ſein Leben ein Ganzes werden? Daher die Einſeitigkeit und Dürftigkeit der meiſten Virtuoſen, oder auch daß ſie außerhalb ihrer Sphäre in eine niedere Art des Daſeins verſunken ſind. Und kein anderes Heilmittel giebt es für dieſes Übel, als daß Jeder, indem er auf einem endlichen Gebiet auf eine beſtimmte Weiſe thätig iſt, ſich zugleich ohne beſtimmte Thätigkeit vom Unendlichen afficiren laſſe, und in jeder Gattung religiöſer Gefühle alles deſſen was außerhalb jenes Gebietes liegt inne werde. Jedem liegt dies nahe; denn welchen Gegenſtand Eures freien und kunſtmäßigen Handelns Ihr auch gewählt habt, es gehört nur wenig Sinn dazu, um von jedem aus das Univerſum zu finden, und in dieſem entdekt Ihr dann auch die übrigen als Gebot oder als Eingebung oder als Offenbarung deſſelben; ſo im Ganzen ſie auffaſſen und genießen, das iſt die einzige Art wie Ihr Euch, bei einer ſchon gewählten Richtung des Gemüths, auch das was außer derſelben liegt aneignen könnt, nicht wiederum aus Willkür als Kunſt, ſondern aus Inſtinkt für das Univerſum als Religion, und weil ſie auch in der religiöſen Form wieder rivaliſiren, ſo erſcheint auch die Religion öfter vereinzelt als eine gewiſſe eigenthümliche Empfänglichkeit und Geſchmakk für Kunſt, Philoſophie oder Sittlichkeit, als in ihrer ganzen Geſtalt vollendet und alles vereinigend. So ſezt der Menſch dem Endlichen, wozu er beſonders und beſchränkend beſtimmt iſt ein Unendliches, dem zuſammenziehenden Streben nach etwas Beſtimmten und Vollendeten das erweiternde Schweben im Unbeſtimmten und Unerſchöpflichen an die Seite; ſo ſtellt er das Gleichgewicht und die Harmonie ſeines Weſens wieder her, welche unwiederbringlich verloren geht, wenn er ſich ohne zugleich Religion zu haben einer einzelnen Richtung überläßt. Der beſtimmte Beruf eines Menſchen iſt nur gleichſam die Melodie ſeines Lebens, und es bleibt bei einer einfachen dürftigen Reihe von Tönen, wenn nicht die Religion jene in unendlich reicher Abwechſelung begleitet mit allen Tönen die ihr nur nicht ganz widerſtreben, und ſo den einfachen Geſang zu einer vollſtimmigen und prächtigen Harmonie erhebt.

Wenn nun das, was ich hoffentlich für Euch Alle verſtändlich genug angedeutet habe, eigentlich das Weſen der Religion ausmacht, ſo iſt die Frage wohin denn jene Dogmen und Lehrſäze eigentlich gehören, und wie ſie ſich zu dieſem Weſentlichen verhalten nicht ſchwer zu beantworten; Oder vielmehr ich habe ſie Euch ſchon oben beantwortet. Denn alle dieſe Säze ſind nichts anders als das Reſultat jener Betrachtung des Gefühls, jener vergleichenden Reflexion darüber, von welcher wir ſchon geredet haben. Und die Begriffe welche dieſen Säzen zum Grunde liegen ſind, wie ſich das mit Euren Erfahrungsbegriffen ebenfalls ſo verhält, nichts anders als für ein beſtimmtes Gefühl der gemeinſchaftliche Ausdruk, deſſen aber die Religion für ſich nicht bedarf, kaum um ſich mitzutheilen, aber die Reflexion bedarf und erſchafft ihn. Wunder, Eingebungen, Offenbarungen, übernatürliche Empfindungen — man kann viel Frömmigkeit haben, ohne irgend eines dieſer Begriffe benöthiget zu ſein — aber wer über ſeine Religion vergleichend reflectirt, der findet ſie unvermeidlich auf ſeinem Wege und kann ſie unmöglich umgehen. In dieſem Sinn gehören allerdings alle dieſe Begriffe in das Gebiet der Religion, und zwar unbedingt, ohne daß man über die Gränzen ihrer Anwendung das geringſte beſtimmen dürfte. Das Streiten, welche Begebenheit eigentlich ein Wunder ſei, und worin der Charakter eines ſolchen eigentlich beſtehe, wieviel Offenbarung es wol gebe, und wiefern und warum man eigentlich daran glauben dürfe, und das offenbare Beſtreben, ſo viel ſich mit Anſtand und Rükſicht thun läßt, davon abzuleugnen und auf die Seite zu ſchaffen, in der thörichten Meinung der Philoſophie und der Vernunft einen Dienſt damit zu leiſten, das iſt eine von den kindiſchen Operationen der Metaphyſiker und Moraliſten in der Religion. Sie werfen alle Geſichtspunkte unter einander und bringen die Religion in das Geſchrei der allgemeinen Gültigkeit wiſſenſchaftlicher und phyſiſcher Urtheile zu nahe zu treten. Ich bitte laßt Euch nicht durch ihr ſophiſtiſches Disputiren und ihr ſcheinheiliges Verbergen desjenigen was ſie gar zu gern kund machen möchten, zum Nachtheil der Religion verwirren. Dieſe läßt Euch, ſo laut ſie auch alle jene verſchriene Begriffe zurükfordert, Eure Phyſik, und ſo Gott will, auch

Eure Pſychologie unangetaſtet. Was iſt denn ein Wunder? Wißt Ihr etwa nicht, daß was wir ſo nennen im religiöſen Sinn ſonſt überall ſoviel heißt als Zeichen, Andeutung, und daß unſer Namen, der lediglich den Gemüthszuſtand des Schauenden trifft nur inſofern ſchiklich iſt, als ja freilich was ein Zeichen ſein ſoll, zumal wenn es noch irgend etwas anderes iſt, ſo muß geartet ſein, daß man auch darauf und auf ſeine bezeichnende Kraft merken wird. Jedes Endliche iſt aber in dieſem Sinne ein Zeichen des Unendlichen, und ſo beſagen alle jene Ausdrükke nichts, als die unmittelbare Beziehung einer Erſcheinung aufs Unendliche, aufs Univerſum; ſchließet das aber aus, daß es nicht eine eben ſo unmittelbare aufs Endliche und auf die Natur giebt? Wunder iſt nur der religiöſe Name für Begebenheit: jede auch die allernatürlichſte und gewöhnlichſte, ſobald ſie ſich dazu eignet daß die religiöſe Anſicht von ihr die herrſchende ſein kann, iſt ein Wunder. Mir iſt alles Wunder, und in Eurem Sinn iſt mir nur das ein Wunder, nemlich etwas Unerklärliches und Fremdes, was keines iſt in meinem. Je religiöſer Ihr wäret, deſto mehr Wunder würdet Ihr überall ſehen, und jedes Streiten hin und her über einzelne Begebenheiten, ob ſie ſo zu heißen verdienen, giebt mir nur den ſchmerzhaften Eindrukk wie arm und dürftig der religiöſe Sinn der Streitenden iſt. Die einen beweiſen es dadurch daß ſie überall proteſtiren gegen Wunder, wodurch ſie nur beweiſen, daß ſie von der unmittelbaren Beziehung auf das Unendliche und auf die Gottheit nichts ſehen wollen, und die andern dadurch, daß es ihnen auf dieſes und jenes beſonders ankommt, und daß eine Erſcheinung grade wunderlich geſtaltet ſein muß um ihnen ein Wunder zu ſein, womit ſie nur beurkunden, daß ſie eben ſchlecht aufmerken. — Was heißt Offenbarung? Jede urſprüngliche und neue Mittheilung des Univerſum an den Menſchen iſt eine, und ſo würde jeder ſolche Moment auf welchen ich oben gedeutet, wenn Ihr Euch ſeiner bewußt würdet, eine Offenbarung ſein; nun aber iſt jede Anſchauung und jedes Gefühl, wo ſie ſich urſprünglich aus einem ſolchen entwikkeln, aus einer Offenbarung hervorgegangen, die wir freilich als eine ſolche nicht vorzeigen können, weil ſie jenſeit des Bewußtſeins liegt, die wir aber doch nicht nur vorausſezen müſſen im allgemeinen, ſondern auch im beſondern muß ja Jeder wohl am beſten wiſſen, was ihm ein wiederholtes und anderwärts her erfahrenes iſt, oder was urſprünglich und neu, und wenn von dem letzteren etwas ſich in Euch noch nicht eben ſo erzeugt hatte, ſo wird ſeine Offenbarung auch für Euch eine, und ich will Euch rathen ſie wohl zu erwägen. — Was heißt Eingebung? Es iſt nur der allgemeine Ausdrukk für das Gefühl der wahren Sittlichkeit und Freiheit, nemlich verſteht mich wohl, nicht jener wunderlichen vielgeprieſenen, welche nur verſteht das Handeln mit Überlegungen hin und her zu begleiten und zu verzieren, ſondern für jenes Gefühl, daß das Handeln troz aller oder ohnerachtet aller äußeren Veranlaſſung aus dem Inneren des Menſchen hervorgeht. Denn in dem Maaß als es der weltlichen Verwikkelung entriſſen wird, wird es als ein göttliches gefühlt, und auf Gott zurükgeführt. — Was iſt Weiſſagung? Jedes religiöſe Vorausbilden der andern Hälfte einer religiöſen Begebenheit, wenn die eine gegeben war, iſt Weiſſagung, und es war ſehr religiös von den alten Hebräern die Göttlichkeit eines Propheten nicht darnach abzumeſſen, wie ſchwer das Weiſſagen war, oder wie groß der Gegenſtand, ſondern ganz einfältig nach dem Ausgang; denn eher kann man aus dem Einzelnen nicht wiſſen wie vollendet das Gefühl ſich in Jedem gebildet hat, bis man ſieht ob er die religiöſe Anſicht grade dieſes beſtimmten Verhältniſſes, welches ihn bewegte, auch richtig gefaßt hat. — Was heißt Gnadenwirkung? Nichts anders iſt dies offenbar als der gemeinſchaftliche Ausdrukk für Offenbarung und Eingebung, für jenes Spiel zwiſchen dem Hineingehen der Welt in den Menſchen durch Anſchauung und Gefühl und dem Eintreten des Menſchen in die Welt durch Handeln und Bildung, beides in ſeiner Urſprünglichkeit und ſeinem göttlichen Charakter, ſo daß das ganze Leben des Frommen nur Eine Reihe von Gnadenwirkungen bildet. Ihr ſeht, alle dieſe Begriffe ſind, inſofern als die Religion der Begriffe bedarf oder ſie aufnehmen kann, die erſten und weſentlichſten; ſie bezeichnen auf die eigenthümlichſte Art das Bewußtſein eines Menſchen von ſeiner Religion; weil ſie grade dasjenige bezeichnen, was nothwendig und allgemein ſein muß in ihr. Ja, wer nicht eigene Wunder ſieht auf ſeinem Standpunkt zur Betrachtung der Welt, in weſſen Innern nicht eigene Offenbarungen aufſteigen, wenn ſeine Seele ſich ſehnt die Schönheit der Welt einzuſaugen, und von ihrem Geiſte durchdrungen zu werden; wer nicht in den bedeutendſten Augenblikken mit der lebendigſten Überzeugung fühlt, daß ein göttlicher Geiſt ihn treibt und daß er aus heiliger Eingebung redet und handelt; wer ſich nicht wenigſtens — denn dies iſt in der That der geringſte Grad — ſeiner Gefühle als unmittelbarer Einwirkungen des Univerſum bewußt iſt, und etwas eignes in ihnen kennt, was nicht nachgebildet ſein kann, ſondern ihren reinen Urſprung aus ſeinem Innerſten verbürgt, der hat keine Religion. Aber in dieſem Beſiz ſich zu wiſſen, das iſt der wahre Glaube; glauben hingegen, was man gemeinhin ſo nennt, annehmen was ein Anderer gethan hat, nachdenken und nachfühlen wollen was ein Anderer gedacht und gefühlt hat, iſt ein harter und unwürdiger Dienſt, und ſtatt das Höchſte in der Religion zu ſein, wie man wähnt, muß er grade abgelegt werden von Jedem der in ihr Heiligthum dringen will. Ihn haben und behalten wollen, beweiſet daß man der Religion unfähig iſt; ihn von andern fordern, zeigt daß man ſie nicht verſteht. Ihr wollt überall auf Euren eignen Füßen ſtehn, und Euren eignen Weg gehn, und dieſer würdige Wille ſchrekte Euch nicht zurük von der Religion. Sie iſt kein Sklavendienſt und keine Gefangenſchaft; auch hier ſollt Ihr Euch ſelbſt angehören, ja dies iſt ſogar eine unerlaßliche Bedingung um ihrer theilhaftig zu werden. Jeder Menſch, wenige Auserwählte ausgenommen, bedarf allerdings eines Mittlers, eines Anführers, der ſeinen Sinn für

Religion aus dem erſten Schlummer wekke, und ihm eine erſte Richtung gebe, aber dies ſoll nur ein vorübergehender Zuſtand ſein; mit eignen Augen ſoll dann jeder ſehen und ſelbſt einen Beitrag zu Tage fördern zu den Schäzen der Religion, ſonſt verdient er keinen Plaz in ihrem Reich und erhält auch keinen. Ihr habt Recht die dürftigen Nachbeter zu verachten, die ihre Religion ganz von einem andern ableiten, oder an einer todten Schrift hängen; auf ſie ſchwören und aus ihr beweiſen. Jede heilige Schrift iſt an ſich ein herrliches Erzeugniß, ein redendes Denkmal aus der heroiſchen Zeit der Religion; aber der knechtiſchen Verehrung iſt ſie nur ein Mauſoleum, ein Denkmal daß ein großer Geiſt da war, der nicht mehr da iſt; denn wenn er noch lebte und wirkte, ſo würde er mehr mit Liebe und mit dem Gefühl der Gleichheit auf ſein früheres Werk ſehen, welches doch nur ein ſchwacher Abdruk von ihm ſein kann? Nicht Jeder hat Religion der an eine heilige Schrift glaubt, ſondern nur der, welcher ſie lebendig und unmittelbar verſteht, und ihrer daher auch am leichteſten entbehren könnte. Eben dieſe Eure Verachtung nun gegen die armſeligen und kraftloſen Verehrer der Religion, in denen ſie aus Mangel an Nahrung vor der Geburt ſchon geſtorben iſt, eben dieſe beweiſet mir, daß in Euch ſelbſt eine Anlage iſt zur Religion, und die Achtung die Ihr allen ihren wahren Helden immer erzeiget, wie ſehr Ihr Euch auch auflehnt gegen die Art wie ſie gemißbraucht und durch Gözendienſt geſchändet worden, beſtätigt mich in dieſer Meinung. — Ich habe Euch gezeigt was eigentlich Religion iſt, habt Ihr irgend etwas darin gefunden was Eurer und der höchſten menſchlichen Bildung unwürdig wäre? Müßt nicht vielmehr Ihr Euch um ſo mehr nach jener allgemeinen Verbindung mit der Welt ſehnen, welche nur durch das Gefühl möglich iſt, je mehr Ihr durch die beſtimmteſte Bildung und Individualität in ihm geſondert und iſolirt ſeid? und habt Ihr nicht oft dieſe heilige Sehnſucht als etwas unbekanntes gefühlt? Werdet Euch doch, ich beſchwöre Euch, des Rufs Eurer innerſten Natur bewußt, und folget ihm. Verbannet die falſche Schaam vor einem Zeitalter welches nicht Euch beſtimmen, ſondern von Euch beſtimmt und gemacht werden ſoll! Kehret zu demjenigen zurük was Euch, gerade Euch ſo nahe liegt, und wovon die gewaltſame Trennung doch unfehlbar den ſchönſten Theil Eures Daſeins zerſtört.

Es ſcheint mir aber als ob Viele unter Euch nicht glaubten, daß ich mein gegenwärtiges Geſchäft hier könne endigen wollen, und daß ich gründlich könne vom Weſen der Religion geredet haben, da ich von der Unſterblichkeit gar nicht, und von Gott nur wie im Vorbeigehen weniges geſprochen, welches doch beides die Angel und Hauptſtükke der Religion ſein ſollen. Allein ich bin über beides nicht Eurer Meinung. Nemlich ich glaube keinesweges von der Unſterblichkeit gar nicht und von Gott nur ſo weniges geredet zu haben; ſondern daß beides in allem und jedem geweſen iſt, glaube ich, was ich Euch nur als Element der Religion aufgeſtellt habe, wie denn auch nur göttliches und unſterbliches in ihr Raum haben kann. Und eben ſo wenig dünken mich die Recht zu haben, welche ſo wie beides gewöhnlich genommen wird Gott und Unſterblichkeit für die Hauptſache in der Religion halten; denn hiezu gehört nur was Gefühl iſt, und unmittelbare Wahrnehmung: Euer Gott aber und Eure Unſterblichkeit ſind Begriffe, und können alſo auch keinen größeren Werth haben in der Religion, als welcher dieſen, wie ich Euch gezeigt habe, zukommt. Damit Ihr aber nicht denket, ich fürchte mich ein ordentliches Wort über dieſen Gegenſtand zu ſagen, weil es gefährlich werden will davon zu reden, bevor eine zu Recht und Gericht beſtändige Definition von Gott und Daſein ans Licht geſtellt, und im deutſchen Reich ſanctionirt worden iſt; oder damit ihr nicht auf der andern Seite glaubt ich ſpiele einen frommen Betrug und wolle um Allen Alles zu werden mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit dasjenige herabſezen, was für mich von ungleich größerer Wichtigkeit ſein muß, als ich geſtehen will; ſo will ich Euch gern auch hierüber Rede ſtehen, und Euch deutlich zu machen ſuchen, daß es ſich wirklich ſo verhält wie ich jezt eben behauptet habe.

Zuerſt erinnert Euch daß uns jedes Gefühl nur in ſo fern als eine Regung der Frommigkeit galt, als in demſelben nicht das Einzelne als ſolches, ſondern in ihm und mit ihm das Ganze uns berührt, und alſo nicht ein Einzelnes und Endliches, ſondern eben Gott, in welchem ja allein auch das Beſondere Ein und Alles iſt, in unſer Leben eingeht, und ſo auch in uns ſelbſt nicht etwa dieſe oder jene einzelne Function, ſondern unſer ganzes Weſen, wie wir damit der Welt gegenübertreten und zugleich in ihr ſind, alſo unmittelbar das Göttliche, in uns erregt wird und hervortritt. Wie könnte alſo Jemand ſagen, ich habe Euch eine Religion geſchildert ohne Gott, a ich ja nichts anders dargeſtellt als eben das nmittelbare und urſprüngliche Sein Gottes in ns durch das Gefühl. Oder iſt nicht Gott die inzige und höchſte Einheit? iſt es nicht Gott allein vor dem und in dem alles Einzelne verſchwindet? Und wenn Ihr die Welt als ein Ganzes und eine Allheit ſeht, könnt Ihr dies anders als in Gott? Sonſt ſagt mir doch irgend etwas anderes, wenn es dieſes nicht ſein ſoll, wodurch ſich das höchſte Weſen, das urſprüngliche und ewige Sein unterſcheiden ſoll von dem Einzelnen, Zeitlichen und Abgeleiteten! Aber auf eine andere Weiſe als durch dieſe Erregungen des Univerſum könnt Ihr Gott nicht haben im Gefühl, und darum iſt nicht anders als ſo von ihm geredet worden. Wollt Ihr daher dieſes nicht gelten laſſen als ein Wiſſen um Gott, als ein Haben Gottes: ſo kann ich Euch weiter nicht belehren oder bedeuten, ſondern nur ſagen, daß wer dieſes läugnet der wird mir gottlos ſein im Gefühl, und ich will nicht aburtheilen wie es auch ſtehn wird um ſein Erkennen. Denn in dieſem giebt es freilich auch ein unmittelbares Wiſſen um Gott, welches die Quelle iſt alles Anderen, nur wir ſprachen jezt nicht von der Wiſſenſchaft ſondern von der Religion. Jene Art aber Gott im Bewußtſein zu haben iſt weder die Idee Gottes, noch das Gefühl von Gott, und iſt für die Religion etwas gar untergeordnetes, weil ſie nur ein Begriff iſt. Aus Merkmalen iſt dieſer zuſammengeſezt, die ſie Gottes Eigenſchaften nennen, und dieſe ſind ſämtlich nichts anders als das Auffaſſen und Sondern der verſchiedenen Arten wie im Gefühle die Einheit des Einzelnen und des Ganzen ſich ausſpricht. Denn daß grade auf dieſe Weiſe die einzelnen Eigenſchaften Gottes den einzelnen aufgeſtellten und andern ähnlichen Gefühlen entſprechen, dies wird Niemand läugnen. Daher kann ich ſchon nicht anders als auf dieſen Begriff auch anwenden was ich im allgemeinen von Begriffen in Beziehung auf die Religion geſagt, daß nemlich viel Frömmigkeit ſein kann ohne ſie, und daß ſie ſich erſt bilden, wenn dieſe ſelbſt wieder ein Gegenſtand wird, den man in Betrachtung zieht. Nur daß dieſer Begriff von Gott, wie er ſo gedacht wird, nicht auf derſelben Stuffe ſteht wie jene oben angeführten; weil er nemlich der höchſte ſein und über allen ſtehen will, und doch ſelbſt unter einem Gegenſaze ſteht, und das Sein dem Denken unterordnet. Alſo ſteht ihm auch ein anderer gegenüber, der das umgekehrte Verhältniß ausdrükt, und eben ſo unzulänglich iſt. Wie ziemt es ſich nun wol, daß die Anhänger des einen ſo feſt behaupten, ohne ihn wäre keine Religion? Fromm kann Jeder ſein, er halte ſich zu dieſem oder zu jenem; aber ſeine Frömmigkeit, das Göttliche in ſeinem Gefühl, muß beſſer ſein als ſein Begriff, und je mehr er es in dieſem ſucht, um deſto weniger verſteht er ſich ſelbſt. Seht nur wie menſchlich die Gottheit in dem einen dargeſtellt wird, und wiederum wie todt und ſtarr in dem andern, und geſteht daß es beiden fehlt, daß keiner von beiden ein Beweis von Frömmigkeit ſein kann, außer in ſo fern er wirklich ſelbſt gebildet iſt, und dann auch nothwendig Ein Element wenigſtens des Gefühls darſtellt, nichts werth aber beide ſind, wenn ſich dies nicht findet. Oder iſt es nicht offenbar, daß gar Viele einen ſolchen Gott zwar glauben und annehmen, aber nichts weniger ſind als fromm, und daß auch nie dieſer Begriff der Keim iſt, aus welchem ihre Frömmigkeit erwachſen kann, weil er nemlich kein Leben hat in ſich ſelbſt, ſondern nur durch das Gefühl. So kann auch nicht die Rede davon ſein, daß den einen oder den andern von beiden Begriffen zu haben das Zeichen ſein könne von einer vollkommneren oder unvollkommneren Religion. Vielmehr werden beide auf gleiche Weiſe verändert nach Maaßgabe deſſen was wir wirklich als verſchiedene Stuffen anſehen können, nach denen der religiöſe Sinn ſich ausbildet. Und dies höret noch an von mir; denn weiter weiß ich über dieſen Gegenſtand nichts zu ſagen um uns zu verſtändigen.

Da wo das Gefühl des Menſchen noch ein

dunkler Inſtinkt, wo ſein geſammtes Verhältniß zur Welt noch nicht zur Klarheit gediehen iſt, kann ihm auch die Welt nichts ſein als eine Einheit, in der nichts mannigfaltiges zu unterſcheiden iſt, als ein Chaos gleichförmig in der Verwirrung, ohne Abtheilung, Ordnung und Geſez, woraus nichts Einzelnes geſondert werden kann, als indem es willkürlich abgeſchnitten wird in Zeit und Raum. Und hier werdet Ihr natürlich wenig Unterſchied finden, ob der Begriff, in wiefern ſich doch auch Spuren von ihm zeigen, auf die eine Seite ſich neigt oder auf die andere. Denn ob ein blindes Geſchik den Charakter des Ganzen darſtellt, welches nur durch magiſche Verrichtungen kann bezeichnet werden, oder ein Weſen das zwar lebendig ſein ſoll; aber ohne eſtimmte Eigenſchaften, ein Göze, ein Fetiſch, leichviel ob einer oder mehrere, weil ſie doch urch nichts zu unterſcheiden ſind, als durch die illkürlich geſezten Grenzen ihres Gebiets, daruf wollt Ihr gewiß keinen verſchiedenen Werth gen. Weiter fortſchreitend wird das Gefühl beußter, die Verhältniſſe treten in ihrer Manigfaltigkeit und Beſtimmtheit auseinander; dar tritt aber auch in dem Gefühl des Univerſum e Vielheit hervor der heterogenen Elemente d Kräfte, deren beſtändiger und ewiger Streit ſeine Erſcheinungen beſtimmt. Gleichmäßig ändert ſich dann auch das Reſultat der Betrachtung dieſes Gefühls, auch die entgegengeſezten Formen des Begriffs treten beſtimmter auseinander, das blinde Geſchikk verwandelt ſich in eine höhere Nothwendigkeit, in welcher Grund und Zuſammenhang, aber unerreichbar und unerforſchlich ruhen. Eben ſo erhöht ſich der Begriff des perſönlichen Gottes, aber zugleich ſich theilend und vervielfältigend; denn indem jene Kräfte und Elemente beſonders beſeelt werden, entſtehen Götter in unendlicher Anzahl, unterſcheidbar durch verſchiedene Objekte ihrer Thätigkeit, durch verſchiedene Neigungen und Geſinnungen. Ihr müßt zugeben, daß dieſes ſchon ein kräftigeres und ſchöneres Leben des Univerſum im Gefühl uns darſtellt, als jener frühere Zuſtand, am ſchönſten wo am innigſten im Gefühl das erworbene Mannigfaltige und die einwohnende höchſte Einheit verbunden ſind, und dann auch, wie Ihr dieſes bei den von Euch mit Recht ſo verehrten Hellenen findet, in der Reflexion beide Formen ſich einigen, die eine mehr für den Gedanken ausgebildet, die andere mehr in der Kunſt, dieſe mehr die Vielheit darſtellend, jene mehr die Einheit. Wo aber auch eine ſolche Einigung nicht iſt, geſteht Ihr doch, daß wer ſich auf dieſe Stuffe erhoben hat auch vollkommner ſei in der Religion, als wer noch auf die erſte beſchränkt iſt. Alſo auch wer ſich auf der höheren vor der ewigen und unerreichbaren Nothwendigkeit beugt, vollkommner als der rohe Anbeter eines Fetiſch? Nun laßt uns höher ſteigen, dahin wo alles ſtreitende ſich wieder vereinigt, wo das Univerſum ſich als Totalität, als Einheit in der Vielheit, als Syſtem darſtellt, und ſo erſt ſeinen Namen verdient; ſollte nicht wer es ſo wahrnimmt als Eins und Alles, und ſo auf das vollſtändigſte dem Ganzen gegenübertritt und wieder Eins wird mit ihm im Gefühl, ſollte nicht der für ſeine Religion, wie ſich auch ſein Begriff von ihr geſtalten mag, glüklicher zu preiſen ſein, als jeder noch nicht ſo weit gediehene? Alſo durchgängig und auch hier entſcheidet die Art wie dem Menſchen die Gottheit im Gefühl gegenwärtig iſt, über den Werth ſeiner Religion, nicht die Art wie er dieſe, immer unzulänglich in dem Begriff von welchem wir izt handeln, abbildet. Wenn Ihr alſo, wie Ihr pflegt, mit wie vielem Rechte will ich hier nicht entſcheiden, den auf dieſer Stuffe Stehenden aber den Begriff eines perſönlichen Gottes Verſchmähenden allgemein nach dem Namen des Spinoza nennt: ſo gebet nur zu daß dieſes Verſchmähen nicht entſcheidet gegen die Gegenwart der Gottheit in ſeinem Gefühl, und daß ein ſolcher eben ſo weit ſtehen könne über dem Verehrer der zwölf großen Götter, wie ein Frommer auf dieſer Stuffe, den Ihr mit gleichem Recht nach dem Lucretius nennen könntet, über einem Gözendiener? Aber das iſt die alte Inkonſequenz, das iſt das ſchwarze Zeichen der Unbildung, daß ſie die am weiteſten verwerfen, die auf einer Stuffe mit ihnen ſtehen, nur auf einem andern Punkte derſelben! Zu welcher nun von dieſen Stuffen ſich der Menſch erhebt, das beurkundet ſeinen Sinn für die Gottheit, das iſt der eigentliche Maaßſtab ſeiner Religioſität. Welchen aber von jenen Begriffen, ſofern er deſſen überhaupt noch bedarf, er ſich aneignen wird, das hängt lediglich davon ab, wozu er ſeiner noch bedarf, und 178 nach welcher Seite ſeine Fantaſie vornemlich hängt, nach der des Seins und der Natur, oder nach der des Bewußtſeins und des Denkens. Ihr, hoffe ich, werdet es für keine Läſterung halten und für keinen Widerſpruch, daß das Hinneigen zu dieſem Begriff eines perſönlichen Gottes oder das Verwerfen deſſelben abhängen ſoll von der Richtung der Fantaſie; Ihr werdet wiſſen daß ich unter Fantaſie das höchſte und urſprünglichſte meine im Menſchen, und außer ihr alles nur Reflexion über ſie ſein kann, alſo auch abhängig von ihr; Ihr werdet es wiſſen daß Euere Fantaſie es iſt, durch welche Ihr zur Welt und zur Gottheit gelangt auch für das Gefühl, und dann erſt zu jenem Begriff, welcher für Euch die Welt erſchaft, und daß Ihr keinen Gott haben könnt ohne Welt. Auch wird er dadurch niemanden ungewiſſer werden, noch wird ſich jemand von der faſt unabänderlichen Nothwendigkeit ſich ihn anzueignen um deſto beſſer losmachen, weil er darum weiß, woher ihm dieſe Nothwendigkeit kommt. Auch gab es unter wahrhaft religiöſen Menſchen nie Eiferer, Enthuſiaſten oder Schwärmer für dieſen Begriff, und ſofern man das Verwerfen deſſelben Atheismus nennt, haben ſie dieſen mit großer Gelaſſenheit neben ſich geſehn, und es hat immer etwas gegeben, was ihnen irreligiöſer ſchien, nemlich was es auch iſt, wenn Einer das entbehrt die Gottheit unmittelbar gegenwärtig zu haben in ſeinem Gefühl. Nur daß ſie nicht glauben können daß Einer ganz ohne Religion ſei, weil er ſonſt auch ganz ohne Gefühl ſein müßte, und ganz verſunken mit ſeinem eigentlichen Daſein ins Thieriſche: denn nur ein ſolcher könnte von dem Gott in uns und in der Welt, von dem göttlichen Leben und Wirken des Univerſum nichts inne werden. Mit dem perſönlichen Gott aber, dem außerweltlichen und von außen her gebietenden, hat die Religion urſprünglich nichts zu ſchaffen; und die welche ihn ſo unabhängig vom Gefühl über Alles ſtellen, wollen auch etwas was ihr fremd iſt, nemlich er ſoll ihnen von außen her ihre Glükſeligkeit verbürgen, und ſie zur Sittlichkeit reizen. Sie mögen zuſehn wie das angehe; denn ein freies Weſen kann nicht anders wirken wollen auf ein freies Weſen, als nur daß es ſich ihm zu erkennen gebe, einerlei ob durch Schmerz oder Luſt, weil dies nicht durch die Freiheit beſtimmt wird, ſondern durch die Nothwendigkeit. Auch kann es uns zur Sittlichkeit nicht reizen, denn es wird nicht anders betrachtet als handelnd, und auf unſre Sittlichkeit kann nicht gehandelt, und kein Handeln auf ſie kann gedacht werden.

Was aber die Unſterblichkeit betrifft, ſo kann ich nicht bergen, daß hier noch weit wenigeres der Art entſpricht, wie jeder Fromme ein unwandelbares und ewiges Daſein in ſich trägt. Und dieſe glaube eben ich Euch dargeſtellt zu haben. Denn wenn unſer Gefühl nirgend am Einzelnen haftet, ſondern unſere Beziehung zu Gott ſein Inhalt iſt, in welcher alles Einzelne und Vergängliche untergeht: ſo iſt ja auch nichts vergängliches darin, ſondern nur Ewiges, und man kann mit Recht ſagen, daß das religiöſe Leben dasjenige iſt, in welchem wir alles Sterbliche ſchon geopfert und veräußert haben, und die Unſterblichkeit wirklich genießen. Aber die Art, wie die meiſten Menſchen ſie nehmen und ihre Sehnſucht darnach iſt ganz irreligiös, dem Geiſt der Religion gerade zuwider, ihr Wunſch hat keinen andern Grund, als die Abneigung gegen das was das Ziel der Religion iſt. Erinnert Euch wie in ihr alles darauf hinſtrebt, daß die ſcharf abgeſchnittenen Umriſſe unſrer Perſönlichkeit ſich erweitern und ſich allmälig verlieren ſollen ins Unendliche, daß wir durch das Anſchauen des Univerſum ſo viel als möglich eins werden ſollen mit ihm; ſie aber ſträuben ſich hiegegen; ſie wollen aus der gewohnten Beſchränkung nicht hinaus, ſie wollen nichts ſein als ihre Erſcheinung, und ſind ängſtlich beſorgt um ihre Perſönlichkeit; alſo weit entfernt, daß ſie ſollten die einzige Gelegenheit ergreifen wollen, die ihnen der Tod darbietet, um über dieſelbe hinaus zu kommen, ſind ſie vielmehr bange wie ſie ſie mitnehmen werden jenſeit dieſes Lebens, und ſtreben höchſtens nach weiteren Augen und beſſeren Gliedmaßen. Aber Gott ſpricht zu ihnen wie geſchrieben ſteht: wer ſein Leben verliert um meinetwillen, der wird es erhalten, und wer es erhalten will, der wird es verlieren. Das Leben was ſie erhalten wollen iſt ein erbärmliches, denn wenn es ihnen um die Ewigkeit ihrer Perſon zu thun iſt, warum kümmern ſie ſich nicht eben ſo ängſtlich um das was ſie geweſen iſt, als um das was ſie ſein wird? und was hilft ihnen das vorwärts wenn ſie doch nicht rükwärts können? Über die Sucht nach einer Unſterblichkeit, die keine iſt, und über die ſie nicht Herren ſind, verlieren ſie die welche ſie haben könnten, und das ſterbliche Leben dazu, mit Gedanken die ſie vergeblich ängſtigen und quälen. Verſucht doch aus Liebe zu Gott Euer Leben aufzugeben. Strebt darnach ſchon hier Eure Perſönlichkeit zu vernichten, und im Einen und Allen zu leben; ſtrebt darnach mehr zu ſein als Ihr ſelbſt, damit Ihr wenig verliert, wenn Ihr Euch verliert; und wenn Ihr ſo mit dem Univerſum, ſoviel Ihr hier davon findet, zuſammengefloſſen ſeid, und eine größere und heiligere Sehnſucht in Euch entſtanden iſt, dann wollen wir weiter reden über die Hoffnungen, die uns der Tod giebt, und über die Unendlichkeit zu der wir uns durch ihn unfehlbar emporſchwingen.

Dies alſo iſt meine Geſinnung über dieſe Gegenſtände. Gott, wie er gewöhnlich gedacht wird, als ein einzelnes Weſen außer der Welt und hinter der Welt, iſt nicht das Eins und Alles in der Religion, ſondern nur eine zufällige und unzurei-

chende

chende Art ſie auszuſprechen; und einen ſolchen beſonderen Gott glaubt wer ihn glaubt nicht willkührlich, oder weil er ihn brauchen will zu Troſt und Hülfe, ſondern irgendwie durch ſeine Art zu denken genöthiget. Das wahre Weſen der Religion aber iſt vielmehr die Gottheit in der Welt, die Eins iſt und Alles zugleich; und der Charakter eines religiöſen Lebens iſt die Unſterblichkeit, nicht wie Ihr ſie Euch wünſchet außer der Zeit und hinter der Zeit, ſondern wie wir ſie unmittelbar haben, wie ſie eine Aufgabe iſt, die wir immerfort löſen. Mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen, und ewig ſein in jedem Augenblikk, das iſt die Unſterblichkeit der Religion.

Dritte Rede.

Über die Bildung zur Religion.

Was ich ſelbſt bereitwillig eingeſtanden habe, als tief im Charakter der Religion liegend, das Beſtreben Proſelyten machen zu wollen aus den Ungläubigen, das iſt es doch nicht, was mich jezt antreibt auch über die Bildung der Menſchen zu dieſer erhabenen Anlage und über ihre Bedingungen zu Euch zu reden. Zu jenem Endzwekk kennt die Religion kein anderes Mittel, als nur dieſes, daß ſie ſich frei äußert und mittheilt.

Wenn ſie ſich in einem Menſchen mit aller ihr eignen Kraft bewegt, wenn ſie alle Vermögen ſeines Geiſtes in dem Strom dieſer Bewegung zu ihrem Dienſte mit fortreißt: ſo erwartet ſie auch daß ſie hindurchdringen werde bis ins Innerſte eines jeden Individuum, welches in ſeiner Atmosphäre athmet, daß jedes homogene Theilchen werde berührt werden, und von derſelben Schwingung ergriffen zum Bewußtſein ſeines

Daſeins gelangend, durch einen antwortenden verwandten Ton das harrende Ohr des Auffordernden erfreuen werde. Nur ſo, durch die natürlichen Äußerungen des eignen Lebens will ſie das Ähnliche aufregen, und wo ihr dies nicht gelingt verſchmäht ſie ſtolz jeden fremden Reiz, jedes gewaltthätige Verfahren, beruhigt bei der Überzeugung die Stunde ſei noch nicht da wo ſich hier etwas ihr Verſchwiſtertes regen könne. Nicht neu iſt auch mir dieſer mißlingende Ausgang. Wie oft habe ich die Muſik meiner Religion angeſtimmt um die Gegenwärtigen zu bewegen, von einzelnen leiſen Tönen anhebend und durch jugendlichen Ungeſtüm bald fortgeriſſen bis zur volleſten Harmonie der religiöſen Gefühle: aber nichts regte ſich und antwortete in ihnen! Von wie vielen werden auch dieſe Worte, die ich einem größeren und beweglicheren Kreiſe vertraue, mit allem was ſie Gutes darbieten ſollten traurig zu mir zurükkehren, ohne verſtanden zu ſein, ohne auch nur die leiſeſte Ahndung von ihrer Abſicht erwekt zu haben? Und wie oft werde ich und alle Verkündiger der Religion dieſes uns von Anbeginn beſtimmte Schikſal noch erneuern. Dennoch wird es uns nie quälen, denn wir wiſſen daß es nicht anders begegnen darf, und nie werden wir verſuchen unſere Religion aufzudringen auf irgend einem andern Wege weder dieſem noch dem künftigen Geſchlechte. Da ich ſelbſt nicht weniges an mir vermiſſe, was zum Ganzen der Menſchheit gehört; da ſo Viele Vieles entbehren: welches Wunder wenn auch die Anzahl derer groß iſt, denen die Religion in ſich auszubilden verſagt wurde. Und ſie muß nothwendig groß ſein: denn wie kämen wir ſonſt zu einer Anſchauung von ihr ſelbſt und von den Gränzen welche ſie nach allen Seiten hinaus den übrigen Anlagen des Menſchen abſtekt? woher wüßten wir wie weit er es hier und dort bringen kann ohne ſie, und wo ſie ihn aufhält und fördert? woher ahndeten wir, wie ſie, auch ohne daß er es weiß, in ihm geſchäftig iſt? Beſonders iſt es der Natur der Dinge gemäß, daß in dieſen Zeiten allgemeiner Verwirrung und Umwälzung ihr ſchlummernder Funke in vielen nicht aufglüht, und wie liebevoll und langmüthig wir ſein pflegen mochten, doch nicht zum Leben gebracht wird, da er unter glüklichern Umſtänden ſich in ihnen durch alle Hinderniſſe würde hindurchgearbeitet haben. Wo nichts unter allen menſchlichen Dingen unerſchüttert bleibt; wo jeder grade das was ſeinen Plaz in der Welt beſtimmt, und ihn an die irdiſche Ordnung der Dinge feſſelt, in jedem Augenblikk im Begrif ſieht, nicht nur ihm zu entfliehen und ſich von einem Andern ergreifen zu laſſen, ſondern untergehen im allgemeinen Strudel; wo die Einen keine Anſtrengung ihrer Kräfte ſcheuen, und noch nach allen Seiten um Hülfe rufen, um dasjenige feſtzuhalten was ſie für die Angeln der Welt und der Geſellſchaft, der Kunſt und der Wiſſenſchaft halten, die ſich nur durch ein unbegreifliches Schikſal, wie von ſelbſt aus ihren innerſten Gründen emporheben, und fallen laſſen was ſich ſo lange um ſie bewegt hatte; wo die Andern mit eben dem raſtloſen Eifer geſchäftig ſind die Trümmern eingeſtürzter Jahrhunderte aus dem Wege zu räumen, um unter den Erſten zu ſein, die ſich anſiedeln auf dem fruchtbaren Boden, der ſich unter ihnen bildet aus der ſchnell erkaltenden Lave des ſchreklichen Vulkans; wo Jeder, auch ohne ſeine Stelle zu verlaſſen, von den heftigen Erſchütterungen des Ganzen ſo gewaltig bewegt wird, daß er in dem allgemeinen Schwindel froh ſein muß irgend einen einzelnen Gegenſtand feſt genug ins Auge zu faſſen, um ſich an ihn halten und ſich allmälig überzeugen zu können, daß doch etwas noch ſtehe; in einem ſolchen Zuſtande wäre es thöricht, zu erwarten daß Viele geſchikt ſein könnten religiöſe Gefühle feſt zu halten und auszubilden, die am beſten in der Ruhe gedeihen. Freilich iſt der Anblikk der ſitlichen Welt mehr als je majeſtätiſch und erhaben, und in Augenblikken laſſen ſich bedeutendere Züge ablauſchen, als ſonſt in Jahrhunderten: aber wer kann ſich retten vor dem allgemeinen Treiben und Drängen! wer kann der Gewalt eines beſchränkteren Intereſſe entfliehen? wer hat Ruhe und Feſtigkeit genug um ſtill zu ſtehen und anzuſchauen? Aber auch in den glüklichſten Zeiten, auch mit dem beſten Willen, die Anlage zur Religion nicht nur da wo ſie iſt durch Mittheilung aufzuregen, ſondern ſie auch einzuimpfen und anzubilden auf jedem Wege der dazu führen könnte: wo giebt es denn einen ſolchen? Was durch Kunſt und fremde Thätigkeit in einem Menſchen gewirkt werden kann, iſt nur dieſes, daß Ihr ihm Eure Vorſtellungen mittheilt, und ihn zu einer Niederlage Eurer Gedanken macht, daß Ihr ſie ſo weit in die ſeinigen verflechtet, daß er ſich ihrer erinnert zu gelegener Zeit; aber nie könnt Ihr bewirken, daß er die welche Ihr wollt, aus ſich hervorbringe. — Ihr ſeht den Widerſpruch der ſchon aus den Worten nicht herausgebracht werden kann. Nicht einmal gewöhnen könnt Ihr jemand auf einen beſtimmten Eindrukk, ſo oft er ihm kommt eine beſtimmte Gegenwirkung erfolgen zu laſſen, vielweniger daß Ihr ihn dahin bringen könntet, über dieſe Verbindung hinaus zu gehen, und eine innere Thätigkeit frei zu erzeugen. Kurz, auf den Mechanismus des Geiſtes könnt Ihr wirken, aber in die Organiſation deſſelben, in dieſe geheiligte Werkſtätte des Univerſum, könnt Ihr nach Eurer Willkühr nicht eindringen; da vermögt Ihr nicht irgend etwas zu ändern oder zu verſchieben, wegzuſchneiden oder zu ergänzen, nur zurükhalten könnt Ihr gewaltſam, eben vermöge des Mechanismus, ſeine Entwikkelung, und gewaltſam einen Theil des Gewächſes verſtümmeln. Aus dem Innerſten ſeiner Organiſazion aber muß alles hervorgehen was zum wahren Leben des Menſchen gehören, und ein immer reger und wirkſamer Trieb in ihm ſein ſoll. Und von dieſer Art iſt die Religion; in dem Gemüth welches ſie bewohnt iſt ſie ununterbrochen wirkſam und lebendig, macht alles zu einem Gegenſtande für ſich, und jedes Denken und Handeln zu einem Thema ihrer himmliſchen Fantaſie. Aber alles was wie ſie ein immer gegenwärtiges und lebendiges ſein ſoll im menſchlichen Gemüth, liegt weit außer dem Gebiet des Lehrens und Anbildens. Darum iſt jedem, der dies Religion ſo anſieht, Unterricht in ihr ein abgeſchmaktes und ſinnleeres Wort. Unſere Meinungen und Lehrſäze können wir Andern wohl mittheilen, dazu bedürfen wir nur der Worte, und ſie nur der auffaſſenden und nachbildenden Kraft des Geiſtes: aber wir wiſſen ſehr wohl daß das nur die Schatten unſerer Anſchauungen und unſerer Gefühle ſind, und ohne dieſe mit uns zu theilen würden ſie nicht verſtehen was ſie ſagen, und was ſie zu denken glauben. Wahrnehmen und Fühlen können wir ſie nicht lehren, wir können nicht aus uns in ſie übertragen die Kraft und Fertigkeit, vor welchen Gegenſtänden wir uns auch befinden, dennoch überall das urſprüngliche Licht des Univerſum aus ihnen einzuſaugen in unſer Organ; das mimiſche Talent können wir vielleicht ſo weit aufregen, daß es ihnen leicht wird, wenn heilige Gefühle ihnen in kräftigen Tönen dargeſtellt werden, einige Regungen in ſich hervorzubringen, die dem von ferne gleichen wovon ſie unſre Seele erfüllt ſehen: aber durchdringt das ihr Weſen, iſt das Religion? Wenn Ihr den Sinn für das Univerſum mit dem für die Kunſt vergleichen wollt, ſo müßt Ihr dieſe Inhaber einer paſſiven Religiöſität — wenn man es noch ſo nennen will — nicht etwa denen gegenüberſtellen, die ohne ſelbſt Kunſtwerke hervorzubringen, dennoch von jedem was zu ihrer Anſchauung kommt, gerührt und ergriffen werden. Denn die Kunſtwerke der Religion ſind immer und überall ausgeſtellt; die ganze Welt iſt eine Gallerie religiöſer Anſichten, und ein jeder iſt mitten unter ſie geſtellt. Sondern denen müßt Ihr ſie vergleichen, die nicht eher zur Empfindung gebracht werden bis man ihnen Commentare und Fantaſien über Werke der Kunſt als Arzneimittel auflegt, und auch dann in einer übel verſtandnen Kunſtſprache nur einige unpaſſende Worte herlallen wollen, die nicht ihr eigen ſind. So weit und weiter nicht könnt ihr es bringen. Das iſt das Ziel alles Lehrens und abſichtlichen Bildens in dieſen Dingen. Zeigt mir Jemand, dem Ihr Urtheilskraft, Beobachtungsgeiſt, Kunſtgefühl oder Sittlichkeit angebildet und eingeimpft habt; dann will ich mich anheiſchig machen auch Religion zu lehren. Es giebt freilich in ihr ein Meiſterthum und eine Jüngerſchaft, es giebt Einzelne, an welche Tauſende ſich anſchließen: aber dieſes Anſchließen iſt keine blinde Nachahmung, und Jünger ſind das nicht, weil ihr Meiſter ſie dazu gemacht hat; ſondern er iſt ihr Meiſter, weil ſie ihn dazu gewählt haben. Wer durch die Äußerungen ſeiner eignen Religion ſie in Andern aufgeregt hat, der hat nun dieſe nicht mehr in ſeiner Gewalt ſie bei ſich feſtzuhalten: frei iſt auch ihre Religion, ſobald ſie lebt, und geht ihres eignen Weges. Sobald der heilige Funken aufglüht in einer Seele, breitet er ſich aus zu einer freien und lebendigen Flamme, die aus ihrer eignen Atmosphäre ihre Nahrung ſaugt. Mehr oder weniger erleuchtet ſie der Seele den ganzen Umfang der Welt, und nach eigner Willkür kann dieſe ſich anſiedeln, auch fern von dem Punkt auf welchem ſie ſich zuerſt erblikt hat. Nur vom Gefühl ihres Unvermögens und ihrer Endlichkeit, von einer urſprünglichen innern Beſtimmtheit gedrungen ſich in irgend eine beſtimmte Gegend niederzulaſſen, wählt ſie ohne deshalb undankbar zu werden gegen ihren erſten Wegweiſer jedes Klima, welches ihr am beſten behagt; da ſucht ſie ſich einen Mittelpunkt, bewegt ſich durch freie Selbſtbeſchränkung in ihrer neuen Bahn, und nennt den ihren Meiſter, der dieſe ihre Lieblingsgegend zuerſt aufgenommen und in ihrer Herrlichkeit dargeſtellt hat, ſeine Jüngerinn durch eigne Wahl und freie Liebe.

Nicht alſo, als ob ich Euch oder Andre bilden wollte zur Religion, oder Euch lehren wie Ihr Euch ſelbſt abſichtlich oder kunſtmäßig dazu bilden müßt: ich will nicht aus dem Gebiet der Religion herausgehn, was ich ſomit thun würde, ſondern noch länger mit Euch innerhalb deſſelben verweilen. Das Univerſum bildet ſich ſelbſt ſeine Betrachter und Bewunderer, und wie das geſchehe, wollen wir nur anſchauen, ſo weit es ſich anſchauen läßt. Ihr wißt, die Art wie jedes einzelne Element der Menſchheit einem Individuum einwohnt giebt ſich daran zu erkennen, wie es durch die übrigen begrenzt oder frei gelaſſen wird; nur durch dieſen allgemeinen Streit erlangt jedes in Jedem eine beſtimmte Geſtalt und Größe, und dieſer wiederum wird nur durch die Gemeinſchaft der Einzelnen und durch die Bewegung des Ganzen unterhalten. So iſt Jeder und Jedes in Jedem ein Werk des Univerſum, und nur ſo kann die Religion den Menſchen betrachten. In dieſen Grund unſeres beſtimmten Seins in Beziehung auf die religiöſe Beſchränkung unſerer Zeitgenoſſen möchte ich Euch zurükführen; ich möchte Euch deutlich machen, warum wir ſo und nicht anders ſind, und was geſchehen müßte, wenn nun unſere Gränzen auf dieſer Seite ſollten erweitert werden. Ich wollte, Ihr könntet Euch bewußt werden, wie auch Ihr durch Euer Sein und Wirken zugleich Werkzeuge des Univerſum ſeid, und wie Euer auf ganz andre Dinge gerichtetes Thun Einfluß hat auf die Religion und ihren nächſten Zuſtand.

Der Menſch wird mit der religiöſen Anlage geboren, wie mit jeder andern, und wenn nur ſein Sinn nicht gewaltſam unterdrükt, wenn nur nicht jede Gemeinſchaft zwiſchen ihm und dem

Universum gesperret und verrammelt wird — dies ſind eingeſtanden die beiden Elemente der Religion — ſo müßte ſie ſich auch in Jedem unfehlbar auf ſeine eigne Art entwikkeln; aber das iſt es eben was leider von der erſten Kindheit an in ſo reichem Maaße geſchieht zu unſerer Zeit. Mit Schmerzen ſehe ich es täglich wie die Wuth des Berechnens und Erklärens den Sinn gar nicht aufkommen läßt, und wie Alles ſich vereinigt den Menſchen an das Endliche und an einen ſehr kleinen Punkt deſſelben zu befeſtigen, damit das Unendliche ihm ſo weit als möglich aus den Augen gerükt werde. Wer hindert das Gedeihen der Religion? Nicht die Zweifler und Spötter; wenn dieſe auch gern den Willen mittheilen keine Religion zu haben, ſo ſtören ſie doch die Natur nicht, welche ſie hervorbringen will; auch nicht die Sittenloſen, wie man meint; ihr Streben und Wirken iſt einer ganz andern Kraft entgegengeſezt als dieſer; ſondern die verſtändigen und praktiſchen Menſchen von heut zu Tage, dieſe ſind in dem jezigen Zuſtande der Welt das Feindſelige gegen die Religion, und ihr großes Übergewicht iſt die Urſache, warum ſie eine ſo dürftige und unbedeutende Rolle ſpielt. Von der zarten Kindheit an mißhandeln ſie den Menſchen, und unterdrukken ſein Streben nach dem Höheren. Mit großer Andacht kann ich der Sehnſucht junger Gemüther nach dem Wunderbaren und Übernatürlichen zuſehen. Schon mit dem Endlichen und Beſtimmten zugleich ſuchen ſie etwas Anderes, was ſie ihm entgegenſezen können; auf allen Seiten greifen ſie darnach, ob nicht etwas über die ſinnlichen Erſcheinungen und ihre Geſeze hinausreiche; und wie viel auch ihrer Wahrnehmung irdiſche Gegenſtände dargeboten werden, es iſt immer als hätten ſie außer dieſen Sinnen noch andre welche ohne Nahrung vergehen müßten. Das iſt die erſte Regung der Religion. Eine geheime unverſtandene Ahndung treibt ſie über den Reichthum dieſer Welt hinaus; daher iſt ihnen jede Spur einer andern ſo willkommen; daher ergözen ſie ſich an Dichtungen von überirdiſchen Weſen, und alles wovon ihnen am klarſten iſt, daß es hier nicht ſein kann, umfaſſen ſie am ſtärkſten mit der eiferſüchtigen Liebe, die man einem Gegenſtande widmet, auf welchen man ein offenbares aber nicht geltend zu machendes Recht hat. Freilich iſt es eine Täuſchung, das Unendliche grade außerhalb des Endlichen, das Geiſtige und Höhere außerhalb des Irdiſchen und Sinnlichen zu ſuchen; aber iſt ſie nicht höchſt natürlich bei denen, welche das Endliche und Sinnliche ſelbſt noch nicht kennen? und iſt es nicht die Tauſchung ganzer Völker, und ganzer Schulen der Weisheit? Wenn es Pfleger der Religion gäbe, unter denen die ſich der werdenden Menſchen annehmen, wie leicht wäre dieſer von der Natur ſelbſt veranſtaltete Irrthum berichtigt, und wie begierig würde dann in helleren Zeiten die junge Seele ſich den Eindrükken des Unendlichen in ſeiner Allgegenwart überlaſſen. Ehedem ließ man ihn ruhig walten; der Geſchmakk an grotesken Figuren, meinte man, ſei der jungen Fantaſie eigen in der Religion wie in der Kunſt; man befriedigte ihn in reichem Maaß, ja man knüpfte unbeſorgt genug die ernſte und heilige Mythologie, das was man ſelbſt für Religion hielt, unmittelbar an dieſe luſtigen Spiele der Kindheit an: Gott, Heiland und Engel waren nur eine andre Art von Feen und Sylphen. So würde freilich durch die Dichtung frühzeitig genug die Veranlaſſung gegeben mißverſtandener Weiſe dies und ähnliches auch dogmatiſch feſtzuſetzen in der Religion: aber der Menſch blieb doch mehr ſich ſelbſt überlaſſen, und leichter fand ein gradſinniges unverdorbenes Gemüth, das ſich frei zu halten wußte von dem Kizel des Grübelns und Klügelns, zu rechter Zeit den natürlichen Ausgang aus dieſem Labyrinth. Jezt hingegen wird dieſer Hang von Anfang an gewaltſam unterdrükt, alles Übernatürliche und Wunderbare iſt geächtet, die Fantaſie ſoll nicht mit leeren Bildern angefüllt werden; man kann ja, ſagen ſie, unterdeß eben ſo leicht Sachen hineinbringen und Vorbereitungen treffen aufs Leben. So werden die armen jugendlichen Seelen, die nach ganz etwas anderem durſten, mit moraliſchen Geſchichten gelangweilt, und lernen wie ſchön und nüzlich es iſt, fein artig und verſtändig zu ſein; gemeine Begriffe werden ihnen eingeprägt von einzelnen Dingen, und ohne Rükſicht auf das zu nehmen was ihnen fehlt, reicht man ihnen noch immer mehr von dem, wovon ſie ſchon zuviel haben. In dem Maaß als der Menſch ſich mit dem Einzelnen auf eine beſchränkte Weiſe beſchäftigen muß, regt ſich auch, damit die Allgemeinheit des Sinnes nicht untergehe, in Jedem der Trieb, die herrſchende und jede ähnliche Thätigkeit ruhen zu laſſen, und nur alle Organe zu öffnen, um von allen Eindrükken durchdrungen zu werden; und durch eine geheime höchſt wohlthätige Sympathie iſt dieſer Trieb grade dann am ſtärkſten, wann ſich das allgemeine Leben in der eignen Bruſt und in der umgebenden Welt am vernehmlichſten offenbart: aber daß es ihnen nur nicht vergönnet wäre, dieſem Triebe in behaglicher unthätiger Ruhe nachzuhängen! denn aus dem Standpunkt des bürgerlichen Lebens wäre dies Trägheit und Müßiggang. Abſicht und Zwekk muß in Allem ſein, ſie müſſen immer etwas verrichten, und wenn der Geiſt nicht mehr dienen kann, mögen ſie den Leib üben; Arbeit und Spiel, nur keine ruhige hingegebene Beſchauung. — Die Hauptſache aber iſt die, daß ſie Alles begreifen und erklären ſollen, und mit dieſem Erklären werden ſie völlig betrogen um ihren Sinn; denn ſo wie jenes betrieben wird, iſt es dieſem ſchlechthin entgegengeſezt. Der Sinn ſucht ſich Gegenſtände ſelbſtthätig auf, er geht ihnen entgegen und bietet ſich ihren Umarmungen dar; ſie ſollen etwas an ſich tragen, was ſie als ſein Eigenthum, als ſein Werk charakteriſirt, er will finden und ſich finden laſſen; ihrem Erklären iſt dies gar nichts wichtiges, ob die Gegenſtände auch ſo die ihrigen ſeien; denn mein Gott! ſie ſind ja da, ein wohlerworbenes angeerbtes Gut für Jedermann, wie lange ſchon aufgezählt und beſtimmt. Darum nehmt ſie nur, wie das Leben ſie bringt: denn grade die, die es bringt, müßt Ihr verſtehen, ſelbſt aber geſtalten oder ſuchen wollen iſt excentriſch und hochfahrend, es iſt ein vergebliches Treiben, nichts fruchtend im menſchlichen Leben, wo alles nur ſo angeſehen und behandelt wird, wie es ſich Euch ſchon von ſelbſt darbietet. Freilich nichts fruchtend dort, nur daß kein eignes Leben gefunden wird ohne dies. Der Sinn ſtrebt den ungetheilten Eindruk von etwas Ganzem zu faſſen; was und wie etwas für ſich iſt will er erſchauen, und jedes in ſeinem eigenthümlichen Charakter erkennen: daran iſt ihrem Verſtehen nichts gelegen; das Was und Wie liegt ihnen zu weit, es iſt nur das Woher und Wozu, in welchem ſie ſich ewig herumdrehen, und nur in beſtimmten einzelnen Beziehungen wollen ſie etwas begreifen. Dies iſt ihr großes Ziel, der Plaz den ein Gegenſtand einnimmt in der Reihe der Erſcheinungen, ſein Anfangen und Aufhören iſt ihr Alles. Auch fragen ſie nicht darnach, ob und wie das was ſie verſtehen wollen ein Ganzes iſt — das würde ſie freilich weit führen, und wenn ſie dies begehrten, würden ſie ſo ganz ohne Religion wol nicht abkommen — ſie wollen es ja ohnedies zerſtükkeln und anatomiren. Und auf dieſe Art gehen ſie ſogar mit demenigen um, was recht dazu da iſt den Sinn uf ſeiner höchſten Stuffe zu befriedigen, mit em, was gleichſam ihnen zum Troz ein Ganzes t in ſich ſelbſt, ich meine mit allem was Kunſt t in der Natur und in den Werken des Menhen: ſie vernichten es, ehe es ſeine Wirkung hun kann, weil es im Einzelnen ſoll verſtanden, und dies und Jenes aus abgeriſſenen Stükken erlernet werden. Ihr werdet zugeben müſſen, daß dies in der That die Praxis unſerer verſtändigen Leute iſt; Ihr werdet geſtehen daß ein reicher und kräftiger Überfluß an Sinn dazu gehört, wenn auch nur etwas davon dieſen feindſeligen Behandlungen entgehen ſoll, und daß ſchon um deswillen die Anzahl derer nur gering ſein kann, welche ſich bis zur Religion erheben. Noch mehr aber ſchmilzt ſie dadurch zuſammen, daß nun noch das mögliche geſchieht, damit der Sinn welcher noch übrig blieb ſich nur nicht aufs Univerſum hinwende. In den Schranken des bürgerlichen Lebens müſſen ſie feſtgehalten werden mit allem was in ihnen iſt. Alles Handeln ſoll ſich ja doch auf dieſes beziehn, und ſo, meinen ſie, beſtehe auch die geprieſene innere Harmonie des Menſchen in nichts anderm, als daß ſich alles wieder auf ſein Handeln beziehe. Nur bedenken ſie nicht daß doch das Sein eines Jeden im Staate ihm auch lebendig und aus dem Ganzen, wie der Staat ſelbſt entſtanden iſt, muß entſtanden ſein, wenn es ein wahres Leben ſein ſoll. Und ſo meinen ſie, vorausgeſezt daß nur Jeder Stoff genug habe für ſeinen Sinn, und reiche Gemälde vor ſich, hätten ſie ſchon Recht keinen herausgehen zu laſſen aus dieſem Geſichtspunkt, der zugleich ſein Stand und Drehpunkt iſt. Daher dünken ihnen alle Empfindungen, welche hiemit nichts zu thun haben, gleichſam unnüze Ausgaben, die nur erſchöpfen, und von denen das Gemüth möglichſt abgehalten werden muß durch zwekmäßige Thätigkeit. Daher iſt reine Liebe zur Dichtung und zur Kunſt, ja auch zur Natur, ihnen eine Ausſchweifung, die man nur duldet, weil ſie nicht ganz ſo arg iſt als andere, und weil manche Troſt und Erſaz darin finden für manche Übel. So wird auch das Wiſſen mit einer weiſen und nüchternen Mäßigung betrieben, damit es dieſe Grenzen nicht überſchreite, und indem das Kleinſte was auf dieſem Gebiet Einfluß hat nicht aus der Acht gelaſſen wird, verſchreien ſie das Größte, eben weil es weiter zielt, als wäre es etwas Gerinringeres oder Verkehrtes. Daß es Dinge giebt die bis auf eine gewiſſe Tiefe erſchöpft werden müſſen iſt ihnen ein nothwendiges Übel, und dankbar gegen die Götter, daß ſich immer noch Einige aus unbezwinglicher Neigung dazu hergeben, betrachten ſie dieſe als freiwillige Opfer mit heiligem Mitleid. Daß es Gefühle giebt, die ſich nicht zügeln laſſen wollen durch ihre äußerlich gebietenden Formeln und Vorſchriften, und daß ſo viele Menſchen bürgerlich unglüklich oder unſittlich werden auf dieſem Wege — denn auch die rechne ich zu dieſer Klaſſe, die ein wenig über den Gewerbfleiß hinausgehn, und denen der ſittliche Theil des bürgerlichen Lebens Alles iſt — das iſt der Gegenſtand ihres herzlichſten Bedauerns, und ſie nehmen es für einen der tiefſten Schäden der Menſchheit, dem ſie doch bald möglichſt abgeholfen zu ſehen wünſchten. Das iſt das große Übel, daß die guten Leute meinen ihre Thätigkeit ſei univerſell und die Menſchheit erſchöpfend, und wenn man thue was ſie thun brauche man auch keinen Sinn, als nur für das was man thut. Darum verſtümmeln ſie alles mit ihrer Scheere, und nicht einmal eine eigenthümliche Erſcheinung, die ein religiöſes Intereſſe erregen könnte, möchten ſie aufkommen laſſen; ſondern was von ihrem Punkt aus geſehen und umfaßt werden kann, das heißt Alles was ſie gelten laſſen wollen, iſt nur ein kleiner und unfruchtbarer Kreis ohne Wiſſenſchaft, ohne Sitten, ohne Kunſt, ohne Liebe, ohne Geiſt, und warlich auch ohne Buchſtaben: kurz, ohne Alles, von wo aus ſich die Welt entdekken ließe, wol aber mit viel hochmüthigen Anſprüchen auf alles dieſes. Sie freilich meinen, ſie hätten die wahre und wirkliche Welt, und ſie wären es eigentlich, die Alles in ſeinem rechten Zuſammenhange faßten und behandelten. Möchten ſie doch einmal einſehn, daß man jedes Ding um es als Element des Ganzen anzuſchauen, nothwendig in ſeiner eigenthümlichen Natur und in ſeiner höchſten Vollendung muß betrachtet haben. Denn im Univerſum kann es nur etwas ſein durch die Totalität ſeiner Wirkungen und Verbindungen; auf dieſe kommt alles an, und um ihrer inne zu werden, muß man eine Sache nicht von einem Punkt außer ihr, ſondern von ihrem eigenen Mittelpunkt aus, und von allen Seiten in Beziehung auf ihn betrachtet haben, das heißt in ihrem abgeſonderten Daſein, in ihrem eignen Weſen. Nur Einen Geſichtspunkt zu wiſſen für Alles, iſt grade das Gegentheil von dem alle zu haben für Jedes, es iſt der Weg ſich in grader Richtung vom Univerſum zu entfernen, und in die jämmerlichſte Beſchränkung verſunken, ein handlangender Leibeigener des Fleks zu werden, auf dem man eben von Ohngefähr ſteht. — Es giebt in dem Verhältniß des Menſchen zu dieſer Welt gewiſſe Übergänge ins Unendliche, durchgehauene Ausſichten, vor denen jeder vorübergeführt wird, damit ſein Sinn den Weg finde zum Ganzen, und bei deren Anblik, wenn auch nicht unmittelbar Gefühle von beſtimmtem Gehalt hervorgebracht werden, ſo doch eine allgemeine Erregbarkeit für alle religiöſen Gefühle. Auch dieſe Ausſichten verſtopfen ſie weislich, und ſtellen in die Öffnung ſo irgend etwas, womit man ſonſt einen unanſehnlichen Plaz verdekt, ein ſchlechtes Bild, eine philoſophiſche Karikatur; und wenn ihnen, wie es doch bisweilen geſchieht, damit auch an ihnen die Allgewalt des Univerſum offenbar werde, irgend ein Strahl zwiſchendurch in die Augen fällt, und ihre Seele ſich einer ſchwachen Regung von jenen Empfindungen nicht erwehren kann, ſo iſt das Unendliche nicht das Ziel dem ſie zufliegt um daran zu ruhen, ſondern wie das Merkzeichen am Ende einer Rennbahn nur der Punkt um welchen ſie ſich ohne ihn zu berühren mit der größten Schnelligkeit herumbewegt, um nur je eher je lieber auf ihren alten Plaz zurükkehren zu können. Geboren werden und Sterben ſind ſolche Punkte bei deren Wahrnehmung es uns nicht entgehen kann, wie unſer eignes Ich überall vom Unendlichen umgeben iſt, und die allemal eine ſtille Sehnſucht und eine heilige Ehrfurcht erregen; auch das Unermeßliche der ſinnlichen Anſchauung iſt doch eine Hindeutung wenigſtens auf eine andere und höhere Unendlichkeit: aber ihnen wäre eben nichts lieber, als wenn man den größten Durchmeſſer des Weltſyſtems eben ſo brauchen könnte zu Maaß und Gewicht im gemeinen Leben, wie jezt den größten Kreis der Erde, und wenn die Bilder von Leben und Tod ihnen einmal nahe treten, glaubt mir, wie viel ſie auch dabei ſprechen mögen von Religion, es liegt ihnen nichts ſo am Herzen, als bei jeder Gelegenheit dieſer Art unter den jungen Leuten einige zu gewinnen für die Kunſt der Lebensverlängerung. Geſtraft ſind ſie freilich genug; denn da ſie auf keinem höheren Standpunkte ſtehen, um wenigſtens dieſe Lebensweisheit an der ſie hängen von Grund aus ſelbſt zu bauen, ſo bewegen ſie ſich ſklaviſch und ehrerbietig in alten Formen, oder ergözzen ſich an kleinlichen Verbeſſerungen. Dies iſt das Extrem des Nüzlichen, zu dem das Zeitalter mit raſchen Schritten hingeeilt iſt von der unnüzen ſcholaſtiſchen Wortweisheit, eine neue Barbarei als ein würdiges Gegenſtük der alten; dies iſt die ſchöne Frucht der väterlichen eudämoniſtiſchen Politik, welche die Stelle des rohen Deſpotismus eingenommen hat. Wir alle ſind dabei hergekommen, und im frühen Keim hat die Anlage zur Religion gelitten, daß ſie nicht gleichen Schritt halten kann in ihrer Entwikkelung mit den übrigen.

Dieſe Menſchen — Euch mit denen ich rede, kann ich ſie gar nicht beigeſellen, wie Ihr ſelbſt Euch ihnen auch wol nicht gleichſtellen wollt, denn ſie verachten die Religion nicht, obgleich ſie ſie vernichten, und ſie ſind auch nicht Gebildete zu nennen, obwol ſie das Zeitalter bilden, und die Menſchen aufklären, und dies gern thun möchten bis zur leidigen Durchſichtigkeit — Dieſe ſind immer noch der herrſchende Theil, Ihr und wir ein kleines Häufchen. Ganze Städte und Länder werden nach ihren Grundſäzen erzogen, und wenn die Erziehung überſtanden iſt, findet man ſie wieder in der Geſellſchaft, in den Wiſſenſchaften und in der Philoſophie: ja auch in dieſer, denn nicht nur die alte — Ihr wißt wol man theilt jezt die Philoſophie mit viel hiſtoriſchem Geiſt nur in die alte, neue und neueſte — iſt ihr eigentlicher Wohnſiz, ſondern ſelbſt die neue haben ſie in Beſiz genommen. Durch ihren mächtigen Einfluß auf jedes weltliche Intereſſe und durch den falſchen Schein von Philantropie, welcher auch die geſellige Neigung blendet, hält dieſe Denkungsart noch immer die Religion im Drukk, und widerſtrebt jeder Bewegung, durch welche ſie irgendwo ihr Leben offenbaren will, mit voller Kraft. Nur bei dem ſtärkſten Oppoſitionsgeiſt gegen dieſe allgemeine Tendenz kann ſich alſo jezt die Religion emporarbeiten, und nie in einer andern Geſtalt erſcheinen, als in der welche Jenen am meiſten zuwider ſein muß. Denn ſo wie

Alles dem Geſez der Verwandtſchaft folgt, ſo kann auch der Sinn nur da die Oberhand gewinnen, wo er einen Gegenſtand in Beſiz genommen hat, an dem jenes ihm feindſelige Verſtändniß nur loſe hängt, und den er alſo ſich am leichteſten und mit einem Übermaaß freier Kraft zueignen kann. Dieſer Gegenſtand aber iſt die innere Welt, nicht die äußere. Die erklärende Pſychologie, dieſes Meiſterſtük jener Art des Verſtandes, hat zuerſt ſich durch Unmäßigkeit erſchöpft und faſt ehrlos gemacht, und ſo auf dieſem Gebiet zuerſt der berechnende Verſtand wieder der reinen Wahrnehmung das Feld geräumt. Wer alſo ein religiöſer Menſch iſt, der iſt gewiß in ſich gekehrt mit ſeinem Sinn, in der Betrachtung ſeiner ſelbſt begriffen, und alles Äußere, das Intellectuelle ſowol als das Phyſiſche, für jezt noch den Verſtändigen überlaſſend, zum großen Ziel ihrer Unterſuchungen. Eben ſo entwikkelt ſich nach demſelben Geſez in denen am leichteſten das Gefühl für das Unendliche, die von dem Centralpunkt aller Gegner des allgemeinen vollſtändigen Lebens durch ihre Natur am weiteſten abgetrieben werden. Daher kommt es denn, daß ſeit langem her alle wahrhaft religiöſen Gemüther ſich durch einen myſtiſchen Anſtrich auszeichnen, und daß alle fantaſtiſchen Naturen, die ſich mit dem Realen der weltlichen Angelegenheiten nicht befaſſen mögen, Regungen von Frömmigkeit haben. Dies iſt der Charakter aller religiöſen Erſcheinungen unſerer Zeit, dies ſind die beiden Farben, aus denen ſie immer, wenn gleich in den verſchiedenſten Miſchungen, zuſammengeſezt ſind. Erſcheinungen ſage ich, denn mehr iſt ſchwerlich zu erwarten in dieſer Lage der Dinge. Den fantaſtiſchen Naturen gebricht es an durchdringendem Geiſt, an Fähigkeit ſich des Weſentlichen zu bemächtigen. Ein leichtes abwechſelndes Spiel von ſchönen, oft entzükkenden, aber immer nur zufälligen und ganz ſubjektiven Combinationen genügt ihnen, und iſt ihr Höchſtes; ein tiefer und innerer Zuſammenhang bietet ſich ihren Augen vergeblich dar. Sie ſuchen eigentlich nur die Unendlichkeit und Allgemeinheit des reizenden Scheines — die weit weniger oder auch weit mehr iſt als wohin ihr Sinn wirklich reicht — an den ſie gewohnt ſind ſich zu halten, und daher gelangen ſie ſtatt zu einem geſunden und kräftigen Leben nur zu zerſtreuten und flüchtigen Regungen des Gefühls. Bald entzündet ſich ihr Gemüth, aber nur mit einer unſtäten gleichſam leichtfertigen Flamme; ſie haben nur Regungen von Religion, wie ſie ſie haben von Kunſt, von Philoſophie und allem Großen und Schönen, deſſen Oberfläche ſie einmal an ſich zieht. Denjenigen dagegen, zu deren innerem Weſen die Religion zwar vorzüglich gehört, deren Sinn aber immer in ſich gekehrt bleibt, weil er ſich eines Mehreren in der gegenwärtigen Lage der Welt nicht zu bemächtigen weiß, dieſen gebricht es zu bald an Stoff um ihr Gefühl zu einer ſelbſtſtändigen Frömmigkeit auszubilden. Es giebt eine große kräftige Myſtik, die auch der frivolſte Menſch nicht ohne Ehrerbietung und Andacht betrachten kann, und die dem Vernünftigſten Bewunderung abnöthiget, durch ihre heroiſche Einfalt und ihre ſtolze Weltverachtung. Nicht eben geſättigt und überſchüttet von äußern Einwirkungen des Univerſum, aber von jeder einzelnen durch einen geheimnißvollen Zug immer wieder zurükgetrieben auf ſich ſelbſt, und ſich findend als den Grundriß und Schlüſſel des Ganzen, durch eine große Analogie und einen kühnen Glauben überzeugt, daß es nicht nöthig ſei ſich ſelbſt zu verlaſſen, ſondern daß der Geiſt genug habe an ſich, um auch alles deſſen was man ihm von außen geben könnte inne zu werden, verſchließt er durch einen freien Entſchluß die Augen auf immer gegen Alles, was nicht Er iſt: aber dieſe Verachtung iſt keine Unbekanntſchaft, dieſes Verſchließen des Sinnes iſt kein Unvermögen. So aber iſt es mit den Unſrigen: ſie haben nicht gelernt ſich der Natur zu öfnen, das lebendige Verhältniß zu ihr iſt ihnen verleidet, durch die ſchlechte Art wie ihnen immer nur das Einzelne mehr vorgezeichnet worden iſt als gezeigt, ſie haben nun weder Sinn noch Licht genug übrig von ihrer Selbſtbeſchauung, um dieſe alte Finſterniß zu durchdringen, und zürnend mit dem Zeitalter, dem ſie Vorwürfe zu machen haben, mögen ſie gar nicht mit dem zu ſchaffen haben, was ſein Werk in ihnen iſt. Darum iſt das höhere Gefühl in ihnen ungebildet und dürftig, krankhaft und beſchränkt ihre wahre innere Gemeinſchaft mit der Welt, und allein wie ſie ſind mit ihrem Sinn, gezwungen ſich in einem allzuengen Kreiſe ewig umher zu bewegen, ſtirbt ihr religiöſer Sinn nach einem ſchwächlichen Leben, aus Mangel an Reiz, an indirekter Schwäche. Für die, deren Sinn fürs Univerſum ſich kühn nach außen wendend auch dort ſein Leben mehr auszubreiten und zu erneuern ſucht, giebt es ein anderes Ende, das ihr Mißverhältniß gegen das Zeitalter nur zu deutlich offenbart, einen ſtheniſchen Tod, eine Euthanaſie alſo wenn Ihr wollt, aber eine furchtbare — den Selbſtmord des Geiſtes, wenn er nicht verſtehend die Welt zu faſſen, deren inneres Weſen, deren großer Sinn ihm fremd blieb unter den kleinlichen

Anſichten auf die ein äußerer Zwang ihn beſchränkte, getäuſcht von verwirrten Erſcheinungen, hingegeben zügelloſen Fantaſien, ſuchend das Univerſum und ſeine Spuren, da wo es nimmer war, endlich unwillig den Zuſammenhang des Innern und Äußern gänzlich zerreißt, den ohnmächtigen Verſtand verjagt, und in einem heiligen Wahnſinn endet, deſſen Quelle faſt Niemand erkennt, ein laut ſchreiendes und doch nicht verſtandnes Opfer der allgemeinen Verachtung und Mißhandlung des Innerſten im Menſchen. Aber doch nur ein Opfer, kein Held; wer untergeht, wenn auch nur in der lezten Prüfung, kann nicht unter die gezählt werden, welche die innerſten Myſterien empfangen haben.

Dieſe Klage, daß es keine beſtändige und vor der ganzen Welt anerkannte Repräſentanten der Religioſität unter uns giebt, ſoll dennoch nicht zurüknehmen, was ich früher, wol wiſſend was ich ſagte, behauptet habe, daß nemlich auch unſer Zeitalter der Religion nicht ungünſtiger ſei, als jedes andre. Gewiß, die Maſſe derſelben in der Welt iſt nicht verringert: aber zerſtükkelt und zu weit auseinander getrieben durch einen gewaltigen Drukk offenbart ſie ſich nur in kleinen und leichten aber vielen Erſcheinungen, welche mehr die Mannigfaltigkeit des Ganzen erhöhen, und das Auge des Beobachters ergözen, als daß ſie für ſich einen großen und erhabnen Eindrukk hervorbringen könnten. Die Überzeugung, daß es Viele giebt, die den friſcheſten Duft des jungen Lebens in heiliger Sehnſucht und Liebe zum Ewigen und Unvergänglichen ausathmen, und ſpät erſt, vielleicht nie ganz, von der Welt überwunden werden; daß es keinen giebt, dem nicht einmal wenigſtens der hohe Weltgeiſt erſchienen wäre, und dem Beſchämten über ſich ſelbſt, dem Erröthenden über ſeine unwürdige Beſchränkung, einen von jenen tiefdringenden Blikken zugeworfen hätte, die das niedergeſenkte Auge fühlt, ohne ſie zu ſehen; — hier ſtehe ſie noch einmal, und das Bewußtſein eines Jeden unter Euch möge ſie richten. Nur an Heroen der Religion, an heiligen Seelen wie man ſie ehedem ſah, denen ſie Alles iſt, und die ganz von ihr durchdrungen ſind, fehlt es dieſem Geſchlecht, und muß es ihm fehlen. Und ſo oft ich darüber nachdenke was geſchehen, und welche Richtung unſere Bildung nehmen muß, wenn religiöſe Menſchen in einem höhern Styl wieder, als ſeltene zwar aber doch natürliche Produkte ihrer Zeit, erſcheinen ſollen: ſo finde ich, daß Ihr durch Euer ganzes Streben — ob mit Eurem Bewußtſein mögt ihr ſelbſt entſcheiden — einer Palingeneſie der Religion nicht wenig zu Hülfe kommt, und daß theils Euer allgemeines Wirken, theils die Beſtrebungen eines engern Kreiſes, theils die erhabenen Ideen einiger außerordentlicher Geiſter im Gange der Menſchheit benuzt werden zu dieſem Endzwekk.

Die Stärke und der Umfang, ſo wie die Reinheit und Klarheit jeder Wahrnehmung hängt ab von der Schärfe und Tüchtigkeit des Sinnes, und der Weiſeſte, wenn es einen geben könnte ohne Sinn, wie Ihr Euch doch immer auch ſolche abgezogene in ſich beſchloſſene Weiſe gedacht habt, iſt der Religion nicht näher als der Thörichtſte und Leichtfertigſte der einen ofnen und treuen Sinn hätte. Alles alſo muß davon anheben, daß der Sklaverei ein Ende gemacht werde, worin der Sinn der Menſchen gehalten wird zum Behuf jener Verſtandesübungen, durch die nichts geübt wird, jener Erklärungen, die nichts hell machen, jener Zerlegungen, die nichts auflöſen; und dies iſt ein Zwek auf den Ihr alle mit vereinten Kräften bald hinarbeiten werdet. Es iſt mit den Verbeſſerungen der Erziehung gegangen wie mit allen Revolutionen, die nicht aus den höchſten Prinzipien angefangen wurden; ſie gleiten allmählig wieder zurük in den alten Gang der Dinge, und nur einige Veränderungen im Äußern erhalten das Andenken der Anfangs für

Wunder wie groß gehaltenen Begebenheit: die verſtändige und praktiſche Erziehung unterſcheidet ſich nur noch wenig — und dies Wenige liegt weder im Geiſt noch in der Wirkung — von der alten mechaniſchen. Dies iſt Euch nicht entgangen, ſie iſt Euch größtentheils ſchon eben ſo verhaßt, und eine reinere Idee verbreitet ſich von der Heiligkeit des kindlichen Alters und von der Ewigkeit der unverlezlichen Willkühr, auf deren Äußerungen man auch bei den werdenden Menſchen ſchon warten und lauſchen müſſe. Bald werden dieſe Schranken gebrochen werden, die anſchauende Kraft wird von ihrem ganzen Reiche Beſiz nehmen, jedes Organ wird ſich aufthun, und die Gegenſtände werden ſich auf alle Weiſe mit dem Menſchen in Berührung ſezen können. Mit dieſer unbegränzten Freiheit des Sinnes kann aber ſehr wohl beſtehen eine Beſchränkung und feſte Richtung der Thätigkeit. Dies iſt die große Forderung mit welcher die Beſſeren unter Euch jezt hervortreten an die Zeitgenoſſen und an die Nachwelt. Ihr ſeid müde das fruchtloſe encyklopädiſche Herumfahren mit anzuſehen, Ihr ſeid ſelbſt nur auf dem Wege dieſer Selbſtbeſchränkung das geworden was Ihr ſeid, und Ihr wißt, daß es keinen andern giebt, um ſich zu bilden; Ihr dringt alſo darauf, Jeder ſolle etwas beſtimmtes zu werden ſuchen, und ſolle irgend etwas mit Stätigkeit und ganzer Seele betreiben. Niemand kann die Wahrheit dieſes Rathes beſſer einſehen als der welcher ſchon zu jener Allgemeinheit des Sinnes herangereift iſt, denn er muß wiſſen daß es keine Gegenſtände geben würde, wenn nicht alles geſondert und beſchränkt wäre. Und ſo freue auch ich mich dieſer Bemühungen, und wollte ſie wären ſchon weiter gediehen. Der Religion werden ſie treflich zu Nuze kommen. Denn grade dieſe Beſchränkung der Kraft, wenn nur der Sinn nicht mit beſchränkt wird, bahnt ihm deſto ſicherer den Weg zum Unendlichen, und eröfnet wieder die ſo lange geſperrte Gemeinſchaft. Wer vieles angeſchaut hat und kennt, und ſich dann entſchließen kann etwas Einzelnes mit ganzer Kraft und um ſein ſelbſt willen zu thun und zu fördern, der kann doch nicht anders als auch das übrige Einzelne für etwas zu erkennen, was um ſein ſelbſt willen gemacht werden und da ſein ſoll, weil er ſonſt ſich ſelbſt widerſprechen würde; und wenn er dann was er wählte ſo hoch getrieben hat als er kann, ſo wird es ihm grade auf dem Gipfel der Vollendung am wenigſten entgehen, daß es eben nichts iſt ohne das Übrige. Dieſes einem ſinnigen Menſchen ſich überall aufdringende Anerkennen des Fremden, und Vernichten des Eigenen, dieſes zu gelegner Zeit geforderte Lieben und Verachten alles Endlichen und Beſchränkten, iſt nicht möglich ohne eine dunkle Ahndung der Welt und Gottes, und muß nothwendig eine lautere und beſtimmtere Sehnſucht nach dem Einen in Allem herbeiführen.

Drei verſchiedene Gebiete des Sinnes kennt jeder aus ſeinem eignen Bewußtſein, in welche ſich die verſchiedenen Äußerungen deſſelben theilen. Das eine iſt das Innere des Ich ſelbſt; dem andern gehört alles Äußere zu inwiefern es ein Unbeſtimmtes in ſich Unvollendetes iſt, Ihr mögt es Maſſe nennen oder wie Ihr ſonſt wollt; das dritte endlich ſcheint beide zu verbinden, indem der Sinn in ein ſtetes Hin- und Herſchweben zwiſchen den Richtungen nach innen und nach außen verſezt, nur in der unbedingten Annahme ihrer innigſten Vereinigung Ruhe findet; dies iſt das Gebiet des Individuellen, des in ſich Vollendeten, oder alles deſſen was Kunſt iſt in der Natur und in den Werken der Menſchen. Nur eines von dieſen Gebieten vorzüglich kann wie es ſcheint, der Einzelne völlig beherrſchen, aber von Jedem aus giebt es einen Weg zur Religion, die nur eine eigenthümliche Geſtalt annimmt nach der Verſchiedenheit des Weges auf welchem ſie gefunden worden iſt. — Schaut Euch ſelbſt an mit unverwandter Anſtrengung, ſondert alles ab, was nicht Euer Ich iſt, fahrt ſo immer fort mit immer geſchärfterem Sinn, und je mehr Ihr in Perſönlichkeit und abgeſondertem Daſein Euch ſelbſt verſchwindet, deſto klarer wird das Univerſum vor Euch daſtehn, deſto herrlicher werdet Ihr belohnt werden für den Schrekk der Selbſtvernichtung durch das Gefühl des Ewigen in Euch. Schaut außer Euch, auf irgend einen Theil, auf irgend ein Element der Welt und faßt es auf in ſeinem ganzen Weſen, aber ſucht auch alles zuſammen was es iſt, nicht nur in ſich, ſondern in Euch, in dieſem und jenem und überall, wiederholt Euren Weg vom Umkreiſe zum Mittelpunkte immer öfter und in weitern Entfernungen: ſo werdet Ihr das Einzelne und Abgeſonderte bald verlieren, und das Univerſum gefunden haben. Welcher Weg nun aber zur Religion führe aus dem dritten Gebiet, dem des Kunſtſinns, deſſen unmittelbarer Gegenſtand doch auch keinesweges das Univerſum ſelbſt iſt, ſondern ebenfalls Einzelnes was ihn befriediget, nur aber in ſich ſelbſt vollendetes und abgeſchloſſenes, von welchem aus alſo das in jedem einzelnen Genuß befriedigte und ſich ruhig darin verſenkende Gemüth nicht zu einer ſolchen Fortſchreitung getrieben wird, wodurch das Einzelne gleichſam allmälig verſchwindet, und das Ganze an ſeine Stelle geſchoben wird; oder ob es einen ſolchen Weg nicht giebt, ſondern dieſes Gebiet abgeſchloſſen in ſich bleibt, und die Künſtler vielleicht verurtheilt ſind irreligiös zu ſein; oder ob vielleicht ein ganz anderes Verhältniß Statt findet zwiſchen Kunſt und Religion als das obige: dies ziemt mir beſſer Euch als Aufgabe zur eignen Löſung aufzuſtellen, als es eben ſo beſtimmt wie das vorige Euch darzulegen. Denn mir wäre wol die Unterſuchung zu ſchwer und zu fremd; Ihr aber wißt Euch nicht wenig mit Eurem Sinn für die Kunſt und Eurer Liebe zu Ihr, ſo daß ich Euch auch gern allein gewähren laſſe auf Eurem einheimiſchen Boden. Eins nur wünſchte ich möchte nicht bloß Wunſch ſein und Ahndung, ſondern Einſicht und Weiſſagung, was ich hierüber denke; ſehet aber zu was es ſein mag. Wenn es nemlich wahr iſt, daß es ſchnelle Bekehrungen giebt, Veranlaſſungen durch welche dem Menſchen, der an nichts weniger dachte als ſich über das Endliche zu erheben, in einem Moment wie durch eine innere unmittelbare Erleuchtung der Sinn fürs Univerſum aufgeht, und es ihn überfällt mit ſeiner Herrlichkeit: ſo glaube ich, daß mehr als irgend etwas anderes der Anblikk großer und erhabner Kunſtwerke dieſes Wunder verrichten kann; und daß alſo auch Ihr, ohne daß eine allmählige Annäherung vorangeht, vielleicht plözlich einmal von einem ſolchen Strahl Eurer Sonne getroffen, umkehrt zur Religion.

Auf dem erſten Wege, dem der abgezogenſten Selbſtbetrachtung das Univerſum zu finden, war das Geſchäft des uralten morgenländiſchen Myſticismus, der mit bewundernswerther Kühnheit, und nahe genug der neuern Erſcheinung des Idealismus unter uns, das unendlich Große unmittelbar anknüpfte an das unendlich Kleine, und Alles fand, dicht an der Gränze des Nichts. Von der Weltbetrachtung aber ging offenbar jede Religion aus, deren Schematismus der Himmel war oder die elementariſche Natur, und das vielgöttrige Egypten war lange die vollkommenſte Pflegerinn dieſer Sinnesart, in welcher — es läßt ſich wenigſtens ahnden — die reinſte Anſchauung des Urſprünglichen und Lebendigen in demüthiger Duldſamkeit dicht neben der finſterſten Superſtition und der ſinnloſeſten Mythologie mag gewandelt haben. Und wenn nichts zu ſagen iſt von einer Religion, die von der Kunſt urſprünglich ausgegangen, Völker und Zeiten beherrſcht hätte: ſo iſt dieſes deſto deutlicher, daß der Kunſtſinn ſich niemals jenen beiden Arten der Religion genähert hat, ohne ſie mit neuer Schönheit und

Heiligkeit zu überſchütten, und ihre urſprüngliche Beſchränktheit freundlich zu mildern. So wurde durch die älteren Weiſen und Dichter der Griechen die Naturreligion in eine ſchönere und fröhlichere Geſtalt umgewandelt, und ſo erblikken wir in allen mythiſchen Darſtellungen des göttlichen Platon und der Seinigen, die Ihr doch ſelbſt mehr für religiös werdet gelten laſſen als für wiſſenſchaftlich, eine ſchöne Steigerung jener myſtiſchen Selbſtbeſchauung auf den höchſten Gipfel der Göttlichkeit und der Menſchlichkeit, und ein nur durch das gewohnte Leben im Gebiete der Kunſt und durch die ihnen einwohnende Kraft vornemlich der Dichtkunſt bewirktes lebendiges Beſtreben von dieſer Form der Religion zu der entgegengeſezten hindurchzudringen, und beide mit einander zu vereinigen. Daher kann man nur bewundern die ſchöne Selbſtvergeſſenheit, womit er im heiligen Eifer wie ein gerechter König der auch der zu weichherzigen Mutter nicht ſchont, gegen die Kunſt redet; denn alles was nicht den Verfall gilt, oder ein durch ihn erzeugter Mißverſtand iſt, galt nur dem freiwilligen Dienſt den ſie der unvollkommenen Naturreligion leiſtete. Jezt dient ſie keiner, und Alles iſt anders und ſchlechter. Religion und Kunſt ſtehen nebeneinander wie zwei befreundete Weſen deren innere Verwandtſchaft, unerkannt und kaum geahndet doch auf mancherlei Weiſe herausbricht. Wie die ungleichartigen Pole zweier Magnete werden ſie von einander angezogen heftig bewegt, vermögen aber nicht bis zum gänzlichen Zuſammenſtoßen und Einswerden ihren Schwerpunkt zu überwinden. Freundliche Worte und Ergießungen des Herzens ſchweben ihnen immer auf den Lippen, und kehren immer wieder zurük, weil ſie die rechte Art und den lezten Grund ihres Sinnens und Sehnens noch nicht finden können. Sie harren einer näheren Offenbarung, und unter gleichem Drukk leidend und ſeufzend ſehen ſie einander dulden, mit inniger Zuneigung und tiefem Gefühl vielleicht, aber doch ohne wahrhaft vereinigende Liebe. Soll nur dieſer gemeinſchaftliche Drukk den glüklichen Moment ihrer Vereinigung herbeiführen? oder werdet Ihr bald einen großen Streich ausführen für die Eine, die Euch ſo werth iſt, ſo wird ſie gewiß eilen wenigſtens mit ſchweſterlicher Treue der andern ſich anzunehmen. — Aber für jezt entbehren nicht nur beide Arten der Religion der Hülfe der Kunſt: auch an ſich iſt ihr Zuſtand übler als ſonſt. Groß und prächtig ſtrömten beide Quellen der Wahrnehmung und des Gefühls vom Unendlichen zu einer Zeit wo wiſſenſchaftliches Klügeln ohne wahre Prinzipien noch nicht durch ſeine Gemeinheit der Reinigkeit des Sinnes Abbruch that, obſchon keine für ſich reich genug war um das Höchſte hervorzubringen; jezt ſind ſie außerdem getrübt durch den Verluſt der Einfalt, und durch den verderblichen Einfluß einer eingebildeten und falſchen Einſicht. Wie reinigt man ſie? wie ſchaft man ihnen Kraft und Fülle genug um zu mehr als ephemeren Produkten den Erdboden zu befruchten? Sie zuſammenzuleiten und in einem Bett zu vereinigen, das iſt das Einzige was die Religion, auf dem Wege den wir gehen, zur Vollendung bringen kann; das wäre eine Begebenheit aus deren Schooß ſie bald in einer neuen und herrlichen Geſtalt beſſern Zeiten entgegengehen würde.

Sehet da! das Ziel Eurer gegenwärtigen höchſten Anſtrengungen iſt zugleich die Auferſtehung der Religion! Eure Bemühungen ſind es, welche dieſe Begebenheit herbeiführen müſſen, und ich feiere Euch als die, wenn gleich unabſichtlichen Retter und Pfleger der Religion. Weichet nicht von Eurem Poſten und Eurem Werke bis Ihr das Innerſte der Erkenntniß aufgeſchloſſen und in prieſterlicher Demuth das Heiligthum der wahren Wiſſenſchaft eröfnet habt, wo Allen welche hinzutreten, und auch den Söhnen der Religion Alles erſezt wird, was ein halbes Wiſſen, und ein übermüthiges Pochen darauf, verlieren machte. Die Philoſophie, den Menſchen erhebend zum Bewußtſein ſeiner Wechſelwirkung mit der Welt, ihn ſich kennen lehrend nicht nur als Abgeſondertes und Einzelnes, ſondern als lebendiges mitſchaffendes Glied des Ganzen zugleich, wird nicht länger leiden, daß unter ihren Augen, der ſeines Zweks verfehlend arm und dürftig verſchmachte, welcher das Auge ſeines Geiſtes ſtandhaft in ſich gekehrt hält, dort das Univerſum zu ſuchen. Eingeriſſen iſt die ängſtliche Scheidewand, alles außer ihm iſt nur ein anderes in ihm, alles iſt der Widerſchein ſeines Geiſtes, ſo wie ſein Geiſt der Abdrukk von Allem iſt; er darf ſich ſuchen in dieſem Widerſchein ohne ſich zu verlieren oder aus ſich heraus zu gehen, er kann ſich nie erſchöpfen im Anſchauen ſeiner ſelbſt, denn Alles liegt in ihm. Die Sittenlehre in ihrer züchtigen himmliſchen Schönheit fern von Eiferſucht und despotiſchem Dünkel wird ihm ſelbſt beim Eingang die himmliſche Leier und den magiſchen Spiegel reichen, um ihr ernſtes ſtilles Bilden in unzähligen Geſtalten, immer daſſelbe durch die ganze Unendlichkeit, zu erblikken, und es mit göttlichen Tönen zu begleiten. Die Naturwiſſenſchaft ſtellt den, welcher um ſich ſchaut das Univerſum zu erblikken, mit kühnen Schritten in den Mittelpunkt der

Natur, und leidet nicht läng[illegible]ß er ſich fruchtlos zerſtreue, und bei einzelnen kleinen Zügen verweile. Das Spiel ihrer Kräfte darf er dann verfolgen bis in ihr geheimſtes Gebiet, von den unzugänglichen Vorrathskammern des beweglichen Stoffs bis in die künſtliche Werkſtätte des organiſchen Lebens; er ermißt ihre Macht von den Gränzen des Welten gebärenden Raumes bis in den Mittelpunkt ſeines eignen Ichs, und findet ſich überall mit ihr im ewigen Streit und in der unzertrennlichſten Vereinigung, ſich ihr innerſtes Centrum und ihre äußerſte Gränze. Der Schein iſt geflohen und das Weſen errungen; feſt iſt ſein Blikk und hell ſeine Ausſicht, überall unter allen Verkleidungen daſſelbe erkennend, und nirgends ruhend als in dem Unendlichen und Einen. Schon ſehe ich einige bedeutende Geſtalten, eingeweiht in dieſe Geheimniſſe, aus dem Heiligthum zurükkehren, die ſich nur noch reinigen und ſchmükken um im prieſterlichen Gewande hervorzugehen. Möge denn auch die eine Göttin noch ſäumen mit ihrer hülfreichen Erſcheinung; auch dafür bringt uns die Zeit einen großen und reichen Erſaz. Denn das größte Kunſtwerk iſt das, deſſen Stoff die Menſchheit ſelbſt iſt, welches die Gottheit unmittelbar bildet, und für dieſes muß Vielen der Sinn bald aufgehn. Denn ſie bildet

auch jezt mit kühner und kräftiger Kunſt, und
Ihr werdet die Neokoren ſein, wenn die neuen
Gebilde aufgeſtellt ſind im Tempel der Zeit. Le-
get den Künſtler aus mit Kraft und Geiſt, er-
lärt aus den frühern Werken die ſpätern, und
ieſe aus jenen. Laßt uns Vergangenheit, Ge-
enwart und Zukunft umſchlingen, eine endloſe
Gallerie der erhabenſten Kunſtwerke durch tau-
end glänzende Spiegel ewig vervielfältigt. Laßt
ie Geſchichte, wie es derjenigen ziemt der Wel-
en zu Gebote ſtehn, mit reicher Dankbarkeit der
Religion lohnen als ihrer erſten Pflegerinn, und
er ewigen Macht und Weisheit wahre und hei-
ge Anbeter erwekken. Seht wie das himmliſche
Gewächs mitten in Euern Pflanzungen gedeiht,
hne Euer Zuthun. Stört es nicht und rauft es
icht aus! Es iſt ein Beweis vom Wohlgefallen
r Götter, und von der Unvergänglichkeit Eue-
s Verdienſtes, es iſt ein Schmukk der ſie ziert,
n Talisman der ſie ſchüzt.

Vierte Rede.

Über das Geſellige in der Religion
oder
über Kirche und Prieſterthum.

Diejenigen unter Euch, welche gewohnt ſind die Religion nur als eine Krankheit des Gemüthes anzuſehen, pflegen auch wohl die Vorſtellung zu unterhalten, daß ſie ein leichter zu duldendes, ja vielleicht zu bezähmendes Übel ſei, ſo lange nur hie und da Einzelne abgeſondert damit behaftet ſind; daß aber die gemeine Gefahr aufs höchſte geſtiegen und Alles verloren ſei, ſobald unter mehreren Unglüklichen dieſer Art eine allzunahe Gemeinſchaft beſteht. In jenem Falle könne man durch eine zwekmäßige Behandlung, gleichſam durch ein der Entzündung widerſtehendes Verhalten und durch geſunde Luft die Paroxismen ſchwächen, und den eigenthümlichen Krankheitsſtoff, wo nicht völlig beſiegen, doch bis zur Unſchädlichkeit verdünnen; in dieſem aber müſſe man jede Hofnung zur Rettung aufgeben. Weit verheerender werde das Übel, und von den gefahrlichſten Symptomen begleitet, wenn die zu große Nähe der Andern es bei jedem Einzelnen hegt und ſchärft; durch Wenige werde dann bald die ganze Atmoſphäre vergiftet, auch die geſundeſten Körper angeſtekt; alle Kanäle, in denen der Prozeß des Lebens vor ſich gehen ſoll, zerſtört; alle Säfte aufgelöſet, und von dem gleichen fieberhaften Wahnſinn ergriffen, ſei es um ganze Generationen und Völker unwiederbringlich gethan. Daher iſt Euer Widerwille gegen die Kirche, gegen jede Veranſtaltung bei der es auf Mittheilung der Religion angeſehen iſt, immer noch größer als der gegen die Religion ſelbſt; daher ſind Euch die Prieſter, als die Stüzzen und die eigentlich thätigen Mitglieder ſolcher Anſtalten die verhaßteſten unter en Menſchen. Aber auch diejenigen unter Euch, velche von der Religion eine etwas gelindere Meinung haben, und ſie mehr für eine Sonderarkeit als eine Zerrüttung des Gemüthes, mehr ür eine unbedeutende als gefährliche Erſcheinung alten, haben von allen geſelligen Einrichtungen ür dieſelbe vollkommen eben ſo nachtheilige Beriffe. Knechtiſche Aufopferung des Eigenthümchen und Freien, geiſtloſer Mechanismus und ere Gebräuche, dies meinen ſie, wären die unzertrennlichen Folgen davon, und das kunſtreiche Werk derer, die ſich mit unglaublichem Erfolg große Verdienſte machen aus Dingen die entweder Nichts ſind, oder die Jeder andre gleich gut auszurichten im Stande wäre. Ich würde über den Gegenſtand, der mir ſo wichtig iſt, mein Herz nur ſehr unvollkommen gegen Euch ausgeſchüttet haben, wenn ich mir nicht Mühe gäbe, Euch auch hierüber auf den richtigen Geſichtspunkt zu ſtellen. Wieviel von den verkehrten Beſtrebungen und den traurigen Schikſalen der Menſchheit Ihr den Religionsvereinigungen Schuld gebt, habe ich nicht nöthig zu wiederholen, es liegt in tauſend Äußerungen der Vielgeltendſten unter Euch zu Tage; noch will ich mich damit aufhalten dieſe Beſchuldigungen einzeln zu widerlegen, und das Übel auf andere Urſachen zurükzuwälzen. Laßt uns vielmehr den ganzen Begriff der Kirche einer neuen Betrachtung unterwerfen, und ihn vom Mittelpunkt der Sache aus aufs neue erſchaffen, unbekümmert um das was bis jezt wirklich iſt, und was die Erfahrung uns an die Hand giebt.

Iſt die Religion einmal, ſo muß ſie nothwendig auch geſellig ſein: es liegt in der Natur des Menſchen nicht nur, ſondern auch ganz vorzüglich in der ihrigen. Ihr müßt geſtehen, daß es etwas höchſt widernatürliches iſt, wenn der einzelne Menſch dasjenige, was er in ſich erzeugt und ausgearbeitet hat, auch in ſich verſchließen will. In der unentbehrlichen Gemeinſchaft und gegenſeitigen Abhängigkeit des Handelns nicht nur, ſondern auch des geiſtigen Daſeins, worin er mit den Übrigen ſeiner Gattung ſteht, ſoll er alles äußern und mittheilen was in ihm iſt; und je heftiger ihn etwas bewegt, je inniger es ſein Weſen durchdringt, deſto ſtärker wirkt auch jener geſellige Trieb, wenn Ihr ihn auch nur aus dem Geſichtspunkt anſehn wollt, daß Jeder ſtrebt, was ihn bewegt auch außer ſich an Andern anzuſchauen, um ſich vor ſich ſelbſt auszuweiſen, daß ihm nichts als menſchliches begegnet ſei. Ihr ſeht daß hier gar nicht von jenem Beſtreben die Rede iſt, Andere ſich ähnlich zu machen, noch von dem Glauben an die Unentbehrlichkeit deſſen, was in Einem iſt für Alle; ſondern nur davon, das wahre Verhältniß unſeres beſonderen Lebens zu der gemeinſamen Natur des Menſchen inne zu werden, und es darzuſtellen. Der eigentlichſte Gegenſtand aber für dieſes Verlangen iſt unſtreitig dasjenige, wobei der Menſch ſich urſprünglich als leidend fühlt: ſeine Wahrnehmungen und Gefühle; da drängt es ihn zu wiſſen, ob es keine fremde und unwürdige Gewalt ſei, die ſie in ihm erzeugt hat. Darum ſehen wir auch von Kindheit an den Menſchen damit beſchäftigt, vornemlich dieſe mitzutheilen: eher läßt er ſeine Begriffe, über deren Urſprung ihm ohnedies kein Bedenken entſtehen kann, in ſich ruhen; aber was zu ſeinen Sinnen eingeht, was ſeine Gefühle aufregt, darüber will er Zeugen, daran will er Theilnehmer haben. Wie ſollte er grade die Einwirkungen des Univerſum für ſich behalten, die ihm als das größte und unwiderſtehlichſte erſcheinen? Wie ſollte er grade das in ſich feſthalten wollen, was ihn am ſtärkſten aus ſich heraustreibt, und ihm nichts ſo ſehr einprägt als dieſes, daß er ſich ſelbſt aus ſich allein nicht erkennen kann? Sein erſtes Beſtreben iſt es vielmehr, wenn eine religiöſe Anſicht ihm klar geworden iſt, oder ein frommes Gefühl ſeine Seele durchdringt, auf den Gegenſtand auch Andre hinzuweiſen, und die Schwingungen ſeines Gemüths wo möglich auf ſie fortzupflanzen.

Wenn alſo von ſeiner Natur gedrungen der Religiöſe nothwendig ſpricht: ſo iſt es eben dieſe Natur die ihm auch Hörer verſchafft. Mit keinem Element des Lebens iſt wol dem Menſchen zugleich ein ſo lebhaftes Gefühl eingepflanzt, von ſeiner gänzlichen Unfähigkeit es für ſich allein jemals zu erſchöpfen, als mit der Religion. Sein

Sinn für ſie iſt nicht ſobald aufgegangen, als er auch ihre Unendlichkeit und ſeine Schranken fühlt; er iſt ſich bewußt nur einen kleinen Theil von ihr zu umſpannen, und was er nicht unmittelbar erreichen kann, will er wenigſtens durch ein fremdes Medium wahrnehmen. Darum drängt er ſich zu jeder Äußerung derſelben, und ſeine Ergänzung ſuchend, lauſcht er auf jeden Ton, den er für den ihrigen erkennt. So organiſirt ſich gegenſeitige Mittheilung, ſo iſt Reden und Hören Jedem gleich unentbehrlich. Aber religiöſe Mittheilung iſt nicht in Büchern zu ſuchen, gleich der, wobei es auf Begriffe und Erkenntniſſe ankommt. Zuviel geht verloren von dem urſprünglichen Eindrukk in dieſem Medium, worin alles verſchlukt wird, was nicht in ie einförmigen Zeichen paßt, in denen es wieder ervorgehen ſoll; wo alles einer doppelten und reifachen Darſtellung bedürfte, indem das urſprünglich Darſtellende wieder müßte dargeſtellt erden, und dennoch die Wirkung auf den ganzen Menſchen in ihrer großen Einheit nur ſchlecht achgezeichnet werden konnte durch vervielfältigte Reflexion; nur wenn ſie verjagt iſt aus der Geſellſchaft der Lebendigen, muß die Religion r vielfaches Leben verbergen im todten Buchſtaben. Auch kann dieſes Verkehr mit dem Innern ßen des Menſchen nicht getrieben werden im gemeinen Geſpräch. Viele, die voll guten Willens ſind für die Religion, haben Euch das zum Vorwurf gemacht, warum doch von allen wichtigen Gegenſtänden unter Euch die Rede ſei ſo im freundſchaftlichen Umgange, nur nicht von Gott und göttlichen Dingen. Ich möchte Euch hierüber vertheidigen, daß daraus wenigſtens weder Verachtung noch Gleichgültigkeit ſpreche, ſondern ein glüklicher und ſehr richtiger Inſtinkt. Wo Freude und Lachen auch wohnen, und der Ernſt ſelbſt ſich nachgiebig paaren ſoll mit Scherz und Wiz, da kann kein Raum ſein für dasjenige, was von heiliger Scheu und Ehrfurcht immerdar umgeben ſein muß. Religiöſe Anſichten, fromme Gefühle, und ernſte Betrachtungen darüber, kann man ſich auch nicht ſo in kleinen Broſamen einander zuwerfen, wie die Materialien eines leichten Geſprächs; und wo von ſo heiligen Gegenſtänden die Rede wäre, würde es mehr Frevel ſein als Geſchikk, auf jede Frage ſogleich eine Antwort bereit zu haben, und auf jede Anſprache eine Gegenrede. Daher zieht ſich in dieſem Kreiſe das Religiöſe zurükk in die vertrauten Unterhaltungen der Freundſchaft und der Liebe, wo Blikk und Geſtalt deutlicher werden als Worte, und wo auch ein heiliges Schweigen verſtändlich iſt. Aber in der gewohnten geſelligen Weiſe eines leichten und ſchnellen Wechſels treffender Einfälle laſſen ſich göttliche Dinge nicht behandeln: in einem größern Styl muß die Mittheilung der Religion geſchehen, und eine andere Art von Geſellſchaft, die ihr eigen gewidmet iſt, muß daraus entſtehen.

Es gebühret ſich auf das Höchſte was die Sprache erreichen kann auch die ganze Fülle und Pracht der menſchlichen Rede zu verwenden, nicht als ob es irgend einen Schmukk gäbe, deſſen die Religion nicht entbehren könnte, ſondern weil es unheilig und leichtſinnig wäre nicht zu nehmen was man beſizt, Alles zuſammen, um ſie in angemeſſener Kraft und Würde darzuſtellen. Darum iſt es unmöglich ohne Dichtkunſt Religion anders auszuſprechen und mitzutheilen als rednerisch, in aller Anſtrengung und Kunſt der Sprache, und willig dazu nehmend den Dienſt aller Künſte, welche der flüchtigen und beweglichen Rede beiſtehen können. Darum öfnet ſich auch nicht anders der Mund desjenigen, deſſen Herz hrer voll iſt, als vor einer Verſammlung wo mannigfaltig wirken kann, was ſo reichlich ausgrüſtet hervortritt. Ich wollte ich könnte Euch in Bild machen von dem reichen ſchwelgeriſchen Leben in dieſer Stadt Gottes, wenn ihre Bürger zuſammenkommen, jeder voll eigner Kraft, welche ausſtrömen will ins Freie, und voll heiliger Begierde alles aufzufaſſen und ſich anzueignen, was die Andern ihm darbieten mögen. Wenn einer hervortritt vor den Übrigen iſt es nicht ein Amt oder eine Verabredung die ihn berechtiget, nicht Stolz oder Dünkel, der ihm Anmaßung einflößt; es iſt freie Regung des Geiſtes, Gefühl der herzlichſten Einigkeit Jedes mit Allen und der vollkommenſten Gleichheit, gemeinſchaftliche Vernichtung jedes Zuerſt und Zulezt und aller irdiſchen Ordnung. Er tritt hervor um ſein eignes von Gott bewegtes Innere hinzuſtellen, als Objekt für die Übrigen, ſie hinzuführen in die Gegend der Religion wo er einheimiſch iſt, und ſeine heiligen Gefühle ihnen einzuimpfen: er ſpricht das Univerſum aus, und im heiligen Schweigen folgt die Gemeine ſeiner begeiſterten Rede. Es ſei nun daß er ein verborgenes Wunder enthülle, oder in weiſſagender Zuverſicht die Zukunft an die Gegenwart knüpfe; es ſei daß er durch neue Beiſpiele alte Wahrnehmungen befeſtige, oder daß ſeine feurige Fantaſie in erhabenen Viſionen ihn in andere Theile der Welt und eine andre Ordnung der Dinge entzükke: der geübte Sinn der Gemeine begleitet überall den ſeinigen; und wenn er zurükkehrt von ſeinen Wanderungen durch das Reich Gottes in ſich ſelbſt, ſo iſt Sein Herz und das eines Jeden nur der gemeinſchaftliche Schauplaz deſſelben Gefühls. Entgegnet dann ihm das laute Bekenntniß von der Übereinſtimmung ſeiner Anſicht mit dem was in ihnen iſt: dann werden heilige Myſterien — nicht nur bedeutungsvolle Embleme, ſondern recht angeſehen natürliche Andeutungen eines beſtimmten Bewußtſeins und beſtimmter Empfindungen — erfunden und gefeiert; gleichſam ein höheres Chor, das in einer eignen erhabenen Sprache der auffordernden Stimme antwortet. Aber nicht nur gleichſam: ſo wie eine ſolche Rede Muſik iſt auch ohne Geſang und Ton, ſo giebt es auch eine Muſik unter den Heiligen, die zur Rede wird ohne Worte, zum beſtimmteſten verſtändlichſten Ausdruk des Innerſten. Die Muſe der Harmonie, deren vertrautes Verhältniß zur Religion noch faſt zu den Myſterien gehört, hat von jeher die prächtigſten und vollendetſten Werke ihrer geweihteſten Schüler dieſer auf ihren Altaren dargebracht. In heiligen Hymnen und Chören, denen die Worte der Dichter nur loſe und luſtig anhängen, wird ausgehaucht, was die beſtimmte Rede nicht mehr faſſen kann, und ſo unterſtüzzen ſich und wechſeln die Töne des Gedankens und der Empfindung bis

Alles geſättigt iſt, und voll des Heiligen und Unendlichen. Das iſt die Einwirkung religiöſer Menſchen auf einander, das ihre natürliche und ewige Verbindung. Verarget es ihnen nicht, daß dies himmliſche Band, das vollendetſte Reſultat der menſchlichen Geſelligkeit, zu welchen ſie nur gelangen kann, wenn ſie vom höchſten Standpunkt aus in ihrem innerſten Weſen erkannt wird, ihnen mehr werth iſt, als Euer irdiſches politiſches Band, welches bis jezt immer nur als ein erzwungenes vergängliches interimiſtiſches Werk erſchienen iſt.

Wo iſt nun wol in dem Allen jener Gegenſaz zwiſchen Prieſtern und Laien, den Ihr als die Quelle ſo vieler Übel zu bezeichnen pflegt? Ein falſcher Schein hat Euch geblendet: dies iſt gar kein Unterſchied zwiſchen Perſonen, ſondern nur ein Unterſchied des Zuſtandes und der Verrichtungen. Jeder iſt Prieſter, indem er die Andern zu ſich hinzieht auf das Feld, welches er ſich beſonders zugeeignet hat, und wo er ſich als Meiſter darſtellen kann; jeder iſt Laie, indem er der Kunſt und Weiſung eines Andern dahin folgt, wo er ſelbſt Fremder iſt in der Religion. Es giebt nicht jene tyranniſche Ariſtokratie, die Ihr ſo gehäſſig beſchreibt: ein prieſterliches Volk iſt dieſe Geſellſchaft, eine vollkommne Republik, wo Jeder abwechſelnd Führer und Volk iſt, jeder derſelben Kraft im Andern folgt, die er auch in ſich fühlt, und womit auch Er die Andern regiert. — Wo iſt da der Geiſt der Zwietracht und der Spaltungen, den Ihr als die unvermeidliche Folge aller Religionsvereinigungen anſeht? Ich ſehe nichts, als daß alles Eins iſt, und daß Alle Unterſchiede, die es in der Religion ſelbſt wirklich giebt, eben durch die geſellige Verbindung ſanft in einander fließen. Ich habe Euch ſelbſt auf verſchiedene Grade der Religioſität aufmerkſam gemacht, ich habe auf zwei verſchiedene Sinnesarten hingedeutet, und auf verſchiedene Richtungen in denen die Fantaſie ſich den höchſten Gegenſtand der Religion vorzüglich aufſucht. Meint Ihr, daraus müßten nothwendig Sekten entſtehen, und es müßte die freie Geſelligkeit in der Religion hindern? In der Betrachtung gilt es wol, daß Alles was außer einander geſezt und unter verſchiedene Abtheilungen befaßt iſt, ſich auch entgegengeſezt und widerſprechend ſein muß; macht Euch aber doch davon los: wenn Ihr das Leben ſelbſt anſchaut, da fließt Alles in einander. Freilich werden diejenigen, die ſich in einem dieſer Punkte am ähnlichſten ſind, ſich auch einander am ſtärkſten anziehen, aber ſie können deswegen kein abgeſondertes Ganzes ausmachen: denn die Grade dieſer Verwandtſchaft nehmen unmerklich ab und zu, und bei ſo viel Übergängen giebt es auch zwiſchen den entfernteſten Elementen kein abſolutes Abſtoßen, keine gänzliche Trennung. Nehmt welche ihr wollt von dieſen Maſſen, die ſich einzeln chemiſch bilden; wenn Ihr ſie nicht durch irgend eine mechaniſche Operation gewaltſam iſolirt, wird keine ein durchaus gleichartiges und getrenntes bilden: ihre äußerſten Theile werden zugleich mit andern zuſammenhängen, die eine andere Eigenſchaft zeigen, und eigentlich ſchon einer andern Maſſe angehören. Wenn ſolche ſich näher verbinden, welche auf derſelben niederen Stuffe ſtehn: ſo werden immer Einige mit aufgenommen, giebt es auch Einige unter ihnen, die eine Ahndung des Beſſeren haben; und Jeder der wirklich höher geſtellt iſt, verſteht ſie beſſer, als ſie ſich ſelbſt; er iſt ſich des Vereinigungspunktes bewußt, der Jenen verborgen iſt. Wenn die ſich an einander ſchließen, in denen die eine Sinnesart herrſchend iſt, ſo giebt es doch Einige, welche beide verſtehen und beiden angehören, und der, welchem es angemeſſener iſt ſich mehr mit der Natur in religiöſe Beziehung zu ſezen, iſt doch im Weſentlichen der Religion gar nicht dem irgend entgegengeſezt der mehr in der Geſchichte die Spuren der Gottheit ſindet, und es wird nie an ſolchen fehlen, welche beide Wege mit gleicher Leichtigkeit wandeln können. Wenn unbeſchränkte Allgemeinheit des Sinnes die erſte und urſprüngliche Bedingung der Religion, und alſo wie natürlich auch ihre ſchönſte und reifſte Frucht iſt, ſo ſeht Ihr wol es iſt nicht anders möglich, je weiter Ihr fortſchreitet in der Religion, deſto mehr muß Euch die ganze religiöſe Welt als ein untheilbares Ganzes erſcheinen. Der Abſonderungstrieb iſt in dem Maaß als er auf eine ſtrenge Scheidung ausgeht, ein Beweis der Unvollkommenheit; aber die Höchſten und Gebildetſten ſehen einen allgemeinen Verein, und eben dadurch daß ſie ihn ſehen, ſtiften ſie ihn auch. Indem Jeder nur mit dem Nächſten in Berührung ſteht, aber auch nach allen Seiten und Richtungen einen Nächſten hat, iſt er in der That mit dem Ganzen unzertrennlich verknüpft. Myſtiker und Phyſiker in der Religion, die, denen die Gottheit ein Perſönliches wird, und die, denen ſie es nicht wird, die welche ſich zur ſyſtematiſchen Anſicht des Univerſum erhoben haben, und die welche es nur noch in den Elementen oder im dunkeln Chaos anſchauen, Alle ſollen dennoch nur Eins ſein; Ein Band umſchließt ſie Alle, und gänzlich können ſie nur gewaltſam und willkürlich getrennt werden; jede beſondere Vereinigung iſt nur ein faſt fließender integrirender Theil des Ganzen, in unbeſtimmten Umriſſen ſich in daſſelbe verlierend, und die Beſſeren wenigſtens fühlen ſich darin auch nur ſo. — Wo iſt die verſchriene wilde Bekehrungsſucht zu einzelnen beſtimmten Formen der Religion, und wo der ſchrekliche Wahlſpruch: kein Heil außer uns? So wie ich Euch die Geſellſchaft der Religiöſen dargeſtellt habe, und wie ſie ihrer Natur nach ſein muß, geht ſie nur auf gegenſeitige Mittheilung und exiſtirt nur zwiſchen ſolchen die ſchon Religion haben, welche es auch ſei: wie könnte es alſo wol ihr Geſchäft ſein diejenigen umzuſtimmen, die ſchon eine beſtimmte bekennen, oder diejenigen herbeizuführen und einzuweihen, denen es noch ganz daran fehlt? Die Religion der Geſellſchaft zuſammengenommen iſt die ganze Religion, die unendliche, die kein Einzelner ganz umfaſſen kann, weil ſie als Einzelnes nicht Eins iſt, und zu der ſich alſo auch keiner bilden und erheben läßt. Hat alſo Jemand ſchon einen Antheil daran, welcher es auch ſei, für ſich erwählt, wäre es nicht ein widerſinniges Verfahren von der Geſellſchaft, wenn ſie ihm das entreißen wollte was ſeiner Natur gemäß iſt, da ſie doch auch dieſes in ſich befaſſen ſoll, und alſo nothwendig einer es beſitzen muß? Und wozu ſollte ſie diejenigen bilden wollen, denen die Religion überhaupt noch fremd iſt? Ihr Eigenthum, das unendliche Ganze kann doch auch ſie ſelbſt ihnen nicht mittheilen, und die Mittheilung irgend eines beſonderen daraus, kann nicht vom Ganzen ausgehn, ſondern nur vom Einzelnen. Alſo etwa das Allgemeine, das Unbeſtimmte, welches ſich vielleicht ergeben würde, wenn man das aufſuchte, was etwa bei allen ihren Gliedern anzutreffen iſt? Aber ihr wißt ja, daß überall gar nichts als etwas Allgemeines und Unbeſtimmtes, ſondern nur als etwas Einzelnes und in einer durchaus beſtimmten Geſtalt wirklich gegeben und mitgetheilt werden kann, weil es ſonſt nicht Etwas, ſondern in der That Nichts wäre. An jedem Maaßſtabe und an jeder Regel würde es ihr alſo fehlen bei dieſem Unternehmen. Und wie käme ſie überhaupt dazu aus ſich hinauszugehn, da das Bedürfniß aus welchem ſie entſtanden iſt, das Princip der religiöſen Geſelligkeit, auf gar nichts dergleichen hindeutet. Die Einzelnen ſchließen ſich an einander, und werden zum Ganzen: das Ganze als ſich genügend ruht in ſich und ſtrebt nicht hinaus. Was alſo von dieſer Art geſchieht in der Religion iſt immer nur ein Privatgeſchäft des Einzelnen für ſich, und daß ich ſo ſage, mehr ſofern er außer der Kirche iſt als in ihr. Genöthiget ſich aus dem Kreiſe der religiöſen Vereinigung, wo das gemeinſchaftliche Sein und Leben in Gott ihm den erhabenſten Genuß gewährt, und von heiligen Gefühlen durchdrungen ſein Geiſt auf dem höchſten Gipfel des Lebens ſchwebt, zurük zu ziehen in die niedrigen Gegenden des Lebens, iſt es ſein Troſt, daß er auch Alles womit er ſich da beſchäftigen muß, zugleich auf das beziehen kann, was ſeinem Gemüth immer das Höchſte bleibt. Wie er von dort herabkommt unter die, welche ſich auf irgend ein irdiſches Streben und Treiben beſchränken, glaubt er leicht — und verzeiht es ihm nur — aus dem Umgang mit Göttern und Muſen unter ein Geſchlecht roher Barbaren verſezt zu ſein. Er fühlt ſich als einen Verwalter der Religion unter den Ungläubigen, als einen Bekehrer unter den Wilden; ein neuer Orpheus hoft er manchen zu gewinnen durch himmliſche Töne, und ſtellt ſich dar unter ihnen als eine prieſterliche Geſtalt, ſeinen höhern Sinn klar und hell ausdrükkend in allen Handlungen und in ſeinem ganzen Weſen. Regt dann in ihnen die Wahrnehmung des Heiligen und Göttlichen etwas ähnliches auf, wie gern pflegt er dieſer erſten Ahndungen der Religion in einem neuen Gemüth, als einer ſchönen Bürgſchaft ihres Gedeihens auch in einem fremden und rauhen Klima, wie triumfirend zieht er den Neuling mit ſich empor zu der erhabenen Verſammlung! Dieſe Geſchäftigkeit um die Verbreitung der Religion iſt nur die fromme Sehnſucht des Fremdlings nach ſeiner Heimath, das Beſtreben ſein Vaterland mit ſich zu führen, und die Geſeze und Sitten deſſelben, ſein höheres ſchöneres Leben, überall anzuſchauen; das Vaterland ſelbſt, in ſich ſelig und ſich vollkommen genug, kennt auch dieſes Beſtreben nicht. —

Nach allem dieſen werdet Ihr vielleicht ſagen, daß ich ganz einig mit Euch zu ſein ſchiene; ich habe gezeigt, was die Kirche ſein muß ihrer Natur nach, und indem ich ihr alle die Eigenſchaften, welche ſie jezt auszeichnen, abgeſprochen, ſo habe ich ihre gegenwärtige Geſtalt eben ſo ſtrenge gemißbilliget als Ihr ſelbſt. Ich verſichere Euch aber, daß ich nicht von dem geredet habe was ſein ſoll, ſondern von dem was iſt; wenn ihr anders nicht läugnen wollt, daß dasjenige wirklich ſchon iſt, was nur durch Beſchränkungen des Raumes gehindert wird auch dem gröberen Blikk zu erſcheinen. Die wahre Kirche ſt in der That immer ſo geweſen, und iſt noch o; und wenn Ihr ſie nicht ſo ſehet, ſo liegt die Schuld doch eigentlich an Euch und in einem ziemlich handgreiflichen Mißverſtändniß. Bedenkt nur, ich bitte Euch, daß ich, um mich eines alten aber ſehr ſinnreichen Ausdrukkes zu bedienen, nicht von der ſtreitenden, ſondern von der triumfirenden Kirche geredet habe, nicht von der welche noch kämpft gegen alle Hinderniſſe welche ihr das Zeitalter und der Zuſtand der Menſchheit in den Weg legt, ſondern von der, die ſchon alles was ihr entgegenſtand überwunden und ſich ſelbſt gebildet hat Ich habe Euch eine Geſellſchaft von Menſchen dargeſtellt, die mit ihrer Religion zum Bewußtſein gekommen ſind, und denen die religiöſe Anſicht des Lebens eine der herrſchenden geworden iſt, und da ich Euch überzeugt zu haben hoffe, daß dies Menſchen von einiger Bildung und von vieler Kraft ſein müſſen, und daß ihrer alſo immer nur ſehr Wenige ſein können, ſo dürft Ihr freilich ihre Vereinigung da nicht ſuchen, wo viele Hunderte verſammelt ſind in großen Tempeln und ihr Geſang ſchon von fern Euer Ohr erſchüttert; ſo nahe, wißt Ihr wol, ſtehen Menſchen dieſer Art nicht bei einander. Vielleicht iſt ſogar nur in einzelnen abgeſonderten von der großen Kirche gleichſam ausgeſchloſſenen Gemeinheiten etwas Ähnliches in einem beſtimmten Raum zuſammengedrängt zu finden: ſoviel aber iſt gewiß, daß alle wahrhaft religiöſe Menſchen, ſoviel es ihrer je gegeben hat, nicht nur den Glauben, ſondern das lebendige Gefühl von einer ſolchen Vereinigung mit ſich herumgetragen, und in ihr eigentlich gelebt haben, und daß ſie Alle das, was man gemeinhin die Kirche nennt, ſehr nach ſeinem Werth, das heißt eben nicht ſonderlich hoch zu ſchäzen wußten.

Dieſe große Verbindung nemlich, auf welche Eure harte Beſchuldigungen ſich eigentlich beziehen, iſt, weit entfernt eine Geſellſchaft religiöſer Menſchen zu ſein, vielmehr nur eine Vereinigung ſolcher, welche die Religion erſt ſuchen; und ſo finde ich es ſehr natürlich, daß ſie jener faſt in allen Stükken entgegengeſezt iſt. Leider muß ich, um Euch dies ſo deutlich zu machen als es mir iſt, in eine Menge irdiſcher weltlicher Dinge hinabſteigen, und mich durch ein Labyrinth der wunderlichſten Verirrungen hindurchwinden: es geſchieht nicht ohne Widerwillen; aber ſei es darum, Ihr müßt dennoch mit mir einig werden. Vielleicht daß ſchon die ganz verſchiedene Form der Geſelligkeit, wenn ich Euch aufmerkſam darauf mache, Euch im Weſentlichen von meiner Meinung überzeugt. Ich hoffe Ihr ſeid aus dem vorigen mit mir einverſtanden darüber, daß in der wahren religiöſen Geſellſchaft alle Mittheilung gegenſeitig iſt: das Princip welches uns zur Äußerung des eigenen antreibt, innig verwandt mit dem was uns zum Anſchließen an das Fremde geneigt macht, und ſo Wirkung und Gegenwirkung aufs unzertrennlichſte mit einander verbunden. Hier im Gegentheil findet ihr gleich eine durchaus andere Weiſe: Alle wollen empfangen und nur einer iſt da der geben ſoll; völlig leidend laſſen ſie nur immer in ſich einwirken durch alle Organe, und helfen höchſtens dabei ſelbſt von innen nach, ſo viel ſie Gewalt über ſich haben, ohne an eine Gegenwirkung auf Andere auch nur zu denken. Zeigt das nicht deutlich genug, daß auch das Princip ihrer Geſelligkeit ein ganz anderes ſein muß? Es kann wol bei ihnen nicht die Rede davon ſein, daß ſie nur ihre Religion ergänzen wollten durch die der Andern: denn wenn in der That eine eigene in ihnen wohnte, würde dieſe ſich wol, weil es in ihrer Natur liegt, auch auf irgend eine Art thätig auf Andere beweiſen. Sie thun keine Gegenwirkung, weil ſie keiner fähig ſind, und ſie können nur darum keiner fähig ſein, weil keine Religion in ihnen wohnt. Wenn ich mich eines Bildes bedienen darf aus der Wiſſenſchaft, der ich am liebſten Ausdrükke abborge in Angelegenheiten der Religion: ſo möchte ich ſagen, ſie ſind negativ religiös, und drän-

drängen ſich nun in großen Haufen zu den wenigen Punkten hin, wo ſie das poſitive Princip der Religion ahnden, um ſich mit dieſem zu vereinigen. Haben ſie aber dieſes in ſich aufgenommen, ſo fehlt es ihnen wiederum an Capacität um das neue Produkt feſtzuhalten; die Erregung, welche gleichſam nur ihre Oberfläche umſpielen konnte, verſchwindet wieder, und ſie gehen nun in einem gewiſſen Gefühl von Leere wieder eine Weile hin, bis ſie ſich aufs neue negativ angefüllt haben. Dies iſt in wenig Worten die Geſchichte ihres religiöſen Lebens, und der Charakter der geſelligen Neigung, welche mit darin eingeflochten iſt. Nicht Religion, nur ein wenig Sinn für ſie, und ein mühſames auf eine klägliche Art vergebliches Streben zu ihr ſelbſt zu gelangen, das iſt Alles was man auch den Beſten unter ihnen, denen die es mit Geiſt und Eifer treiben, zugeſtehen kann. Im Lauf ihres häuslichen und bürgerlichen Lebens, wie auf dem größeren Schauplaz bei deſſen Ereigniſſen ſie Zuſchauer ſind, begegnet natürlich vieles, was auch ſchon einen geringen Antheil religiöſen Sinnes afficiren muß; aber es bleibt nur eine dunkle Ahndung, ein ſchwacher Eindrukk auf einer zu weichen Maſſe, deſſen Umriſſe gleich ins Unbeſtimmte zerfließen; alles wird bald hinweggeſchwemmt von den Wellen des geſchäftigen Lebens in die unbeſuchteſte Gegend der Erinnerung, und auch dort von weltlichen Dingen bald ganz verſchüttet. Indeß entſteht aus der öfteren Wiederholung dieſes kleinen Reizes dennoch zulezt ein Bedürfniß: die dunkle Erſcheinung im Gemüth, die immer wiederkehrt, will endlich klar gemacht ſein. Das beſte Mittel dazu, ſo ſollte man freilich denken, wäre dieſes, wenn ſie ſich Muße nähmen das was ſo auf ſie wirkt gelaſſen und genau zu betrachten: aber dieſes Wirkende iſt das Univerſum, und in dieſem liegen doch unter andern auch alle die einzelnen Verhältniſſe, an die ſie in den übrigen Theilen ihres Lebens zu denken, mit denen ſie zu ſchaffen haben. Auf dieſe würde ſich aus alter Gewohnheit ihr Sinn unwillkührlich richten, und das Erhabene und Unendliche würde ſich ihren Augen wieder zerſtükkeln in lauter Einzelnes und Geringes Das fühlen ſie, und darum vertrauen ſie ſich ſelbſt nicht, ſondern ſuchen fremde Hülfe; im Spiegel einer fremden Darſtellung wollen ſie anſchauen was ſie in der unmittelbaren Wahrnehmung nur verderben würden. — So ſuchen ſie zu höheren Gefühlen zu gelangen: aber ſie mißverſtehen am Ende dies ganze Streben. Denn wenn nun die Äußerungen eines religiöſen Menſchen alle jene Erinnerungen gewekt haben, und ſie nun von ihnen vereint afficirt mit einem ſtärkeren Eindrukk von dannen gehn: ſo meinen ſie ihr Bedürfniß ſei geſtillt, der Andeutung der Natur ſei Genüge geſchehen, und ſie haben nun die Kraft und das Weſen aller dieſer Gefühle ſelbſt in ſich, die ihnen doch — grade wie ehedem, wenn gleich in einem höheren Grade — nur als eine flüchtige Erſcheinung von außen gekommen ſind. Dieſer Täuſchung bleiben ſie immer unterworfen, weil ſie von der wahren und lebendigen Religion weder Ahndung noch Kenntniß haben, und wiederholen, in vergeblicher Hofnung endlich auf das rechte zu kommen, tauſendmal denſelben Verſuch, und bleiben immer wo und was ſie geweſen ſind. Kämen ſie weiter, würde ihnen auf dieſem Wege die Religion ſelbſtthätig und lebendig eingepflanzt, ſo würden ſie bald nicht mehr unter denjenigen ſein wollen, deren Einſeitigkeit und Paſſivität ihrem Zuſtande von da an weder angemeſſen wäre, noch auch erträglich ſein könnte; ſie würden ſich wenigſtens neben ihr einen andern Kreis ſuchen wo ihre Religion ſich auch thätig zeigen, und vor Andere hintreten könnte, und dieſer müßte bald ihr Hauptwerk und ihre ausſchließende Liebe werden. Und ſo wird auch in der That die Kirche den Menſchen um ſo gleichgültiger, je mehr ſie zunehmen in der Religion, und die Frömmſten ſondern ſich ſtolz und kalt von ihr aus. Es kann kaum etwas deutlicher ſein: man iſt in dieſer Verbindung nur deswegen weil man religiös zu werden erſt ſucht, man verharrt darin nur, ſofern man es noch nicht iſt. — Eben das geht aber auch aus der Art hervor, wie ſie die Religion behandeln. Denn geſezt auch es wäre unter wahrhaft religiöſen Menſchen eine einſeitige Mittheilung und ein Zuſtand freiwilliger Paſſivität und Entäußerung denkbar: ſo könnte doch in ihrem gemeinſchaftlichen Thun ohnmöglich die durchgängige Verkehrtheit und Unkenntniß herrſchen, welche ſich hier findet. Denn verſtänden die Genoſſen der Kirche ſich auf die Religion: ſo würde ihnen doch das die Hauptſache ſein, daß der, welchen ſie für ſich zum Organ der Religion gemacht haben, ihnen ſeine klarſten individuellſten Anſichten und Gefühle mittheilte; das mögen ſie aber nicht; ſondern ſezen vielmehr den Äußerungen ſeiner Eigenthümlichkeit Schranken auf allen Seiten, und begehren daß er ihnen vornehmlich Begriffe, Meinungen, Lehrſäze, kurz ſtatt der eigentlichen Elemente der Religion die Reflexionen darüber ins Licht ſezen ſoll. Verſtänden ſie ſich auf die Religion, ſo würden ſie aus ihrem eigenen Gefühl wiſſen, daß jene ſymboliſchen Handlungen von denen ich geſagt habe daß ſie der wahren religiöſen Geſelligkeit weſentlich ſind, ihrer Natur nach nichts ſein können als Zeichen der Gleichheit des in Allen hervorgegangenen Reſultats, Andeutung der Rükkehr zum gemeinſchaftlichen Mittelpunkt: nichts als das vollſtimmigſte Schlußchor nach allem was Einzelne rein und kunſtreich mitgetheilt haben; davon aber wiſſen ſie nichts, ſondern ſie ſind ihnen etwas für ſich beſtehendes und nehmen beſtimmte Zeiten ein. Was geht daraus hervor als dieſes, daß ihr gemeinſchaftliches Thun nichts an ſich hat von jenem Charakter einer hohen und freien Begeiſterung der der Religion durchaus eigen iſt, ſondern ein ſchülerhaftes mechaniſches Weſen iſt? und worauf deutet dieſes wiederum, als darauf, daß ſie die Religion erſt von außen überkommen mögten? Das wollen ſie auf alle Weiſe verſuchen. Darum hängen ſie ſo an den todten Begriffen, an den Reſultaten der Reflexion über die Religion, und ſaugen ſie begierig ein, in der Hofnung daß dieſe in ihnen den umgekehrten Prozeß ihrer Entſtehung machen, und ſich wieder in die lebendigen Erregungen und Gefühle zurük verwandeln werden, aus denen ſie urſprünglich abgeleitet ſind. Darum gebrauchen ſie die ſymboliſchen Handlungen, die eigentlich das lezte ſind in der religiöſen Mittheilung, als Reizmittel, um das aufzuregen, was ihnen eigentlich vorangehn müßte.

Wenn ich von dieſer größeren und weitverbreiteten Verbindung in Vergleichung mit der vortreflicheren, die allein nach meiner Idee die wahre Kirche iſt, nur ſehr herabſezend und als von etwas gemeinem und niedrigem geſprochen habe, ſo iſt das freilich in der Natur der Sache gegründet, und ich konnte meinen Sinn darüber nicht verhelen: aber ich verwahre mich feierlichſt gegen jede Vermuthung, die Ihr wol hegen könntet, als ſtimmte ich den immer allgemeiner werdenden Wünſchen bei, dieſe Anſtalt lieber ganz zu zerſtören. Nein, wenn die wahre Kirche doch immer nur denjenigen offen ſtehen wird, die ſchon zur Frömmigkeit in ſich gebildet ſind: ſo muß es doch irgend ein Bindungsmittel geben zwiſchen ihnen und denen welche ſie noch ſuchen; und eben das ſoll doch dieſe Anſtalt ſein, welche auch deshalb ihrer Natur nach ihre Anführer und Prieſter immer aus jener hernehmen muß. Oder ſoll etwa grade die Religion die einzige menſchliche Angelegenheit ſein, in der es keine Veranſtaltungen gäbe zum Behuf der Schüler und Lehrlinge? Aber freilich der ganze Zuſchnitt dieſer Anſtalt müßte ein anderer ſein, und ihr Verhältniß zur wahren Kirche ein ganz andres Anſehn gewinnen. Es iſt mir nicht erlaubt hierüber zu ſchweigen. Dieſe Wünſche und Ausſichten hängen zu genau mit der Natur der religiöſen Geſelligkeit zuſammen, und der beſſere Zuſtand der Dinge, den ich mir denke, gereicht ſo ſehr zu ihrer Verherrlichung, daß ich meine Ahndungen nicht in mich verſchließen darf. Soviel wenigſtens iſt durch den ſchneidenden Unterſchied den wir zwiſchen beiden feſtgeſtellt haben gewonnen, daß wir ſehr ruhig und einträchtig über alle Mißbräuche, die in der kirchlichen Geſellſchaft obwalten, und über ihre Urſachen mit einander nachdenken können. Denn Ihr müßt geſtehen daß die Religion, da ſie eine ſolche Kirche nicht hervorgebracht hat, von aller Schuld an jedem Unheil, welches dieſe angerichtet haben ſoll, und an dem verwerflichen Zuſtande worin ſie ſich befinden mag, vorläufig muß freigeſprochen werden; ſo gänzlich freigeſprochen, daß man ihr nicht einmal den Vorwurf machen kann ſie könne in ſo etwas ausarten, da ſie ja wo ſie noch gar nicht geweſen iſt auch unmöglich kann ausgeartet ſein. Ich gebe zu, daß es in dieſer Geſellſchaft einen verderblichen Sektengeiſt giebt, und nothwendig geben müſſe. Wo die religiöſen Meinungen gleichſam als Methode gebraucht werden um zur Religion zu gelangen, da müſſen ſie freilich in ein beſtimmtes Ganzes gebracht werden, denn eine Methode muß durchaus beſtimmt und geſchloſſen ſein; und wo ſie als etwas das nur von außen gegeben werden kann, angenommen werden auf die Autorität des Gebenden, da muß jeder Andersdenkende als ein Störer des ruhigen und ſichern Fortſchreitens angeſehn werden, weil er durch ſein bloßes Daſein und die Anſprüche die damit verbunden ſind, dieſe Autorität ſchwächt. Ja ich geſtehe ſogar, daß dieſer Sektengeiſt in der alten Vielgötterei, wo das Ganze der Religion von ſelbſt nicht in Eins befaßt war, und ſie ſich jeder Theilung und Abſonderung williger darbot, weit gelinder und friedlicher war, und daß er erſt in den ſonſt beſſeren Zeiten der ſyſtematiſchen Religion ſich organiſirt und in ſeiner ganzen Kraft gezeigt hat; denn wo Jeder ein ganzes Syſtem und einen Mittelpunkt dazu zu haben glaubt, da muß der Werth, der auf jedes Einzelne gelegt wird, ungleich größer ſein. Ich gebe beides zu: aber Ihr werdet mir einräumen, daß jenes der Religion überhaupt nicht zum Vorwurf gereicht, und daß dieſes keinesweges beweiſen kann, die Anſicht des Univerſums als Syſtem ſei nicht die höchſte Stufe der Religion. Ich gebe zu, daß in dieſer Geſellſchaft mehr auf das Verſtehen oder Glauben, und auf das Handeln und Vollziehn von Gebräuchen geſehen wird, als daß eine freie Entwikkelung religiöſer Wahrnehmungen und Gefühle begünſtiget würde, und daß ſie daher immer, wie aufgeklärt auch ihre Lehre ſei, an den Grenzen der Superſtition einhergeht, und an irgend einer Mythologie hängt; aber Ihr werdet geſtehen, daß ihr ganzes Weſen deshalb nur um ſo weiter von der wahren Religion entfernt iſt. Ich gebe zu, daß dieſe Verbindung kaum beſtehen kann ohne einen feſtſtehenden Unterſchied zwiſchen Prieſtern und Laien; denn wer unter dieſen dahin käme ſelbſt Prieſter ſein zu können, das heißt eigenthümlich und vollſtändig und zur Leichtigkeit in irgend einer Art der Darſtellung ſein Gefühl in ſich ausgebildet zu haben, der könnte unmöglich Laie bleiben, und ſich noch ferner ſo geberden, als ob dies Alles ihm fehlte; er wäre vielmehr frei, und verbunden dieſe Geſellſchaft zu verlaſſen, und die wahre Kirche aufzuſuchen: aber das bleibt gewiß, daß dieſe Trennung mit Allem, was ſie unwürdiges hat, und mit allen übeln Folgen, die ihr eigen ſein können, nicht von der Religion herrührt, ſondern ſelbſt etwas ganz irreligiöſes iſt.

Jedoch eben hier höre ich Euch einen neuen Einwurf machen, der alle dieſe Vorwürfe wieder auf die Religion zurükzuwälzen ſcheint. Ihr werdet mich daran erinnern, daß ich ſelbſt geſagt habe, die große kirchliche Geſellſchaft, jene Anſtalt für die Lehrlinge in der Religion meine ich, müſſe der Natur der Sache nach ihre Anführer, die Prieſter, nur aus den Mitgliedern der wahren Kirche nehmen, weil es in ihr ſelbſt an dem wahren Princip der Religioſität fehle. Iſt dies ſo, werdet Ihr ſagen, wie können denn die in der Religion Vollkommenen, da wo ſie zu herrſchen haben, wo alles auf ihre Stimme hört, und wo ſie ſelbſt nur der Stimme der Religion ſollten Gehör geben, ſo vieles dulden, ja mehr als dulden — denn wem verdankt die Kirche wol alle ihre Einrichtungen als den Prieſtern? — was dem Geiſt der Religion ganz zuwider ſein ſoll? Oder wenn es nicht ſo iſt, wie es ſein ſollte, wenn ſie ſich vielleicht die Regierung ihrer Tochtergeſellſchaft haben entreißen laſſen, wo iſt dann der hohe Geiſt den wir mit Recht bei ihnen ſuchen? warum haben ſie ihre wichtige Provinz ſo ſchlecht verwaltet? warum haben ſie es geduldet, daß niedrige Leidenſchaften das zu einer Geißel der Menſchheit machten, was in den Händen der Religion ein Segen geblieben wäre? ſie, für deren Jeden, wie du ſelbſt geſtehſt, die Leitung derer, die ihrer Hülfe ſo ſehr bedürfen, das erfreulichſte und zugleich heiligſte Geſchäft ſein muß? —

Freilich iſt es leider nicht ſo, wie ich behauptet habe, daß es ſein ſolle; wer möchte wohl ſagen, daß Alle diejenigen, daß auch nur der größte Theil, daß nachdem einmal ſolche Unterordnungen gemacht ſind, auch nur die Erſten und Vornehmſten unter denen, welche die große Kirchengeſellſchaft regiert haben, Vollkommene in der Religion oder auch nur Mitglieder der wahren Kirche geweſen wären? Nehmt nur, ich bitte Euch, das was ich ſagen muß um ſie zu entſchuldigen, nicht für eine hinterliſtige Retorſion. Wenn Ihr nemlich der Religion entgegenredet, thut Ihr es gewöhnlich im Namen der Philoſophie; wenn Ihr der Kirche Vorwürfe macht, ſprecht Ihr im Namen des Staats; Ihr wollt die politiſchen Künſtler aller Zeiten darüber vertheidigen, daß durch Dazwiſchenkunft der Kirche ihr Kunſtwerk ſoviel unvollkommene und übel berathene Stellen bekommen habe. Wenn nun ich, der ich im Namen der Religiöſen, und für ſie rede, die Schuld davon, daß ſie ihr Geſchäft nicht mit beſſerem Erfolg haben betreiben können, dem Staat und den Staatskünſtlern beimeſſe, werdet Ihr mich nicht im Verdacht jenes Kunſtgriffes haben? Dennoch hoffe ich, Ihr werdet mir mein Recht nicht verſagen können, wenn Ihr mich über die eigentliche Entſtehung aller dieſer Übel anhört.

Jede neue Lehre und Offenbarung, jede neue Anſicht des Univerſum, welche den Sinn für daſſelbe anregt auf einer Seite, wo es bisher noch nicht ergriffen worden iſt, gewinnt auch einige Gemüther der Religion, für welche grade dieſer Punkt der einzige war durch welchen ſie eingeführt werden konnten in die höhere ihnen noch unbekannte Welt; und den meiſten unter ihnen bleibt dann natürlich grade dieſe Beziehung der Mittelpunkt der Religion; ſie bilden um ihren Meiſter her eine eigne Schule, einen für ſich beſtehenden beſonderen Theil der wahren und allgemeinen Kirche, welcher erſt ſtill und langſam ſeiner Vereinigung im Geiſt mit dem großen Ganzen entgegenreift. Aber ehe dieſe erfolgt, werden ſie gewöhnlich, wenn erſt die neuen Gefühle ihr ganzes Gemüth durchdrungen und geſättigt haben, heftig ergriffen von dem Bedürfniß zu äußern was in ihnen iſt, damit das innere Feuer ſie nicht verzehre. So verkündiget Jeder wo und wie er kann das neue Heil welches ihm aufgegangen iſt, von jedem Gegenſtande finden ſie den Übergang zu dem neuentdeckten Unendlichen, jede Rede verwandelt ſich in eine Zeichnung ihrer beſondern religiöſen Anſicht, jeder Rath, jeder Wunſch, jedes freundliche Wort in eine begeiſterte Anpreiſung des Weges, den ſie als den einzigen kennen zur Seligkeit. Wer es weiß, wie die Religion wirkt, der findet es natürlich daß ſie Alle reden; ſie würden ſonſt fürchten, daß die Steine es ihnen zuvorthäten. Und wer es weiß, wie ein neuer Enthuſiasmus wirkt, der findet es natürlich, daß dieſes lebendige Feuer gewaltſam um ſich greift, manche verzehrt, viele erwärmt und Tauſenden den falſchen oberflächlichen Schein einer innern Glut mittheilt. Und dieſe Tauſende ſind eben das Verderben. Das jugendliche Feuer der neuen Heiligen nimmt auch ſie für wahre Brüder: was hindert, ſprechen ſie nur allzuraſch, daß auch dieſe den heiligen Geiſt empfahen; ja ſie ſelbſt nehmen ſich dafür, und laſſen ſich im freudigen Triumph einführen in den Schooß der frommen Geſellſchaft. Aber wenn der Rauſch der erſten Begeiſterung vorüber, wenn die glühende Oberfläche ausgebrannt iſt: ſo zeigt ſich daß ſie den Zuſtand in welchem die Andern ſich befinden nicht aushalten, und nicht theilen können; mitleidig ſtimmen ſich dieſe herab zu ihnen, und entſagen ihrem eignen höhern und innigern Genuß um ihnen wieder nachzuhelfen, und ſo nimmt alles die unvollkommene Geſtalt an. Auf dieſe Art bildet ſich ohne äußere Urſachen durch das allen menſchlichen Dingen gemeine Verderbniß, der ewigen Ordnung gemäß, nach welcher dieſes Verderben grade das feurigſte und regſamſte Leben am ſchnellſten ergreift, um jeden einzelnen Theil der wahren Kirche, welcher irgendwo in der Welt iſolirt entſteht, nicht abgeſondert von jenem, ſondern in und mit ihm, eine falſche und ausgeartete Kirche. So iſt es zu allen Zeiten, unter allen Völkern und in jeder beſondern Religion ergangen. Wenn man aber Alles ruhig ſich ſelbſt überließe: ſo könnte dieſer Zuſtand unmöglich irgendwo lange gewährt haben. Gießt Stoffe von verſchiedner Schwere und Dichtigkeit, und die wenig innere Anziehung gegen einander haben, in ein Gefäß, rüttelt ſie auch aufs heftigſte durcheinander, daß Alles Eins zu ſein ſcheint, und ihr werdet ſehen, wie Alles, wenn Ihr es nur ruhig ſtehn laßt, ſich allmählig wieder ſondert, und nur Gleiches ſich zu Gleichem geſellt. So wäre es auch hier ergangen, denn das iſt der natürliche Lauf der Dinge. Die wahre Kirche hätte ſich ſtill wieder ausgeſchieden um der vertrauteren und höheren Geſelligkeit zu genießen, welcher die Anderen nicht fähig waren; das Band der lezteren unter einander wäre dann ſo gut als gelöſt geweſen, und ihre natürliche Stumpfheit müßte irgend etwas äußeres erwartet haben um zu beſtimmen was aus ihnen werden ſollte. Sie wären aber nicht verlaſſen geblieben von Jenen: wer hätte wol außer ihnen den leiſeſten Beruf ſich ihrer anzunehmen? was für eine Lokkung hätte wol ihr Zuſtand den Abſichten anderer Menſchen dargeboten? Was wäre zu gewinnen, oder was für Ruhm wäre zu erlangen geweſen mit ihnen? Ungeſtört alſo wären die Mitglieder der wahren Kirche im Beſizz geblieben, ihr prieſterliches Amt unter dieſen in einer neuen und beſſer angelegten Geſtalt wieder anzutreten. Jeder hätte diejenigen um ſich verſammelt die grade ihn am beſten verſtanden, die nach ſeiner Weiſe am kräftigſten konnten erregt werden; und ſtatt der ungeheuren Verbindung deren Daſein Ihr jezt beſeufzt, wären eine große Menge kleinerer und unbeſtimmter Geſellſchaften entſtanden, worin die Menſchen ſich auf allerlei Art bald hier bald dort geprüft hätten auf die Religion, und der Aufenthalt darin wäre nur ein vorübergehender Zuſtand geweſen, vorbereitend für den, dem der Sinn für die Religion aufgegangen wäre, entſcheidend für den, der ſich unfähig gefunden hätte auf irgend eine Art davon ergriffen zu werden. Heil denen, welche, wann die Umwälzungen der menſchlichen Dinge dieſes goldne Zeitalter der Religion, nachdem es auf dem einfachen Wege der Natur verfehlt worden iſt, auf einem langſameren und künſtlicheren

Wege herbeizuführen, alsdann erſt berufen werden! gnädig ſind ihnen die Götter, und reicher Segen folgt ihren Bemühungen auf ihrer Sendung den Anfängern zu helfen und den Unmündigen den Weg eben zu machen zum Tempel des Ewigen: Bemühungen die Uns Heutigen ſo karge Frucht bringen unter den ungünſtigſten Umſtänden.

Es ſcheint wol ein unheiliger Wunſch, aber ich kann mir kaum verſagen ihn zu äußern. Möchte doch allen Häuptern des Staats, allen Virtuoſen und Künſtlern der Politik auf immer fremd geblieben ſein auch die entfernteſte Ahndung von Religion! möchte doch nie einer ergriffen worden ſein von der Gewalt jener anſtekkenden Begeiſterung, wenn ſie doch ihr eigenthümlichſtes Inneres nicht zu ſcheiden wußten von ihrem Beruf und ihrem öffentlichen Charakter! Denn das iſt uns die Quelle alles Verderbens geworden. Warum mußten ſie die kleinliche Eitelkeit und den wunderlichen Dünkel, als ob die Vorzüge welche ſie mittheilen könnten überall ohne Unterſchied etwas wichtiges wären, mitbringen in die Verſammlung der Heiligen? Warum mußten ſie die Ehrfurcht vor den Dienern des Heiligthums von dannen mit zurüknehmen in ihre Palläſte und Richtſäle? Ihr habt Recht zu wünſchen, daß nie der Saum eines prieſterlichen Gewandes den Fußboden eines königlichen Gemaches möchte berührt haben: aber laßt auch uns nur wünſchen, daß nie der Purpur den Staub am Altar geküßt hätte; denn wäre dies nicht geſchehen, ſo würde jenes nicht erfolgt ſein. Ja hätte man nie einen Fürſten in den Tempel gelaſſen, bevor er nicht den ſchönſten königlichen Schmukk, das reiche Füllhorn aller ſeiner Gunſt und Ehrenzeichen abgelegt hätte vor der Pforte! Aber ſie haben es mitgenommen, ſie haben gewähnt die einfache Hoheit des himmliſchen Gebäudes ſchmükken zu können durch abgeriſſene Stükke ihrer irdiſchen Herrlichkeit, und ſtatt eines geheiligten Herzens haben ſie weltliche Gaben zurükgelaſſen, als Weihgeſchenke für den Höchſten. — So oft ein Fürſt eine Kirche für eine Gemeinheit erklärte mit eignen Vorrechten, für eine anſehnliche Perſon in der bürgerlichen Welt — und es geſchah nie anders als wenn bereits jener unglükliche Zuſtand eingetreten war, wo die Geſellſchaft der Gläubigen und die der Glaubensbegierigen, das Wahre und das Falſche, was ſich bald wieder auf immer geſchieden hätte, bereits vermiſcht war, denn ehe war nie eine religiöſe Geſellſchaft groß genug um die Aufmerkſamkeit der Herrſcher zu erregen — ſo oft ein Fürſt ſage ich zu dieſer gefährlichſten und verderblichſten aller Handlungen ſich verleiten ließ, war das Verderben dieſer Kirche unwiderruflich beſchloſſen und eingeleitet. Wie das furchtbare Meduſenhaupt wirkt eine ſolche Conſtitutionsakte politiſcher Exiſtenz auf die religiöſe Geſellſchaft; alles verſteinert ſich ſo wie ſie erſcheint. Alles nicht Zuſammengehörige was nur für einen Augenblikk in einander geſchlungen war, iſt nun unzertrennlich aneinander gekettet; alles Zufällige, was leicht konnte abgeworfen werden, iſt nun auf immer befeſtigt; das Gewand iſt mit dem Körper aus einem Stükk, und jede unſchikliche Falte iſt wie für die Ewigkeit. Die größere und unächte Geſellſchaft läßt ſich nun nicht mehr trennen von der höheren und kleineren, wie ſie doch getrennt werden müßte; ſie läßt ſich nicht mehr theilen noch auflöſen; ſie kann weder ihre Form noch ihre Glaubensartikel mehr ändern; ihre Einſichten, ihre Gebräuche, alles iſt verdammt in dem Zuſtande zu verharren, in dem es ſich eben befand. Aber das iſt noch nicht Alles: die Mitglieder der wahren Kirche, die mit in ihr enthalten ſind, ſind von nun an von jedem Antheil an ihrer Regierung ſo gut als ausgeſchloſſen mit Gewalt, und außer Stand geſezt das wenige für ſie zu thun was noch gethan werden könnte. Denn es giebt nun mehr zu regieren, als ſie regieren können und wollen; weltliche Dinge ſind jezt zu ordnen und zu beſorgen, und wenn ſie ſich gleich auf darauf verſtehn in ihren häuslichen und bürgerlichen Angelegenheiten, ſo können ſie ſie doch nicht als eine Sache ihres prieſterlichen Amtes behandeln. Das iſt ein Widerſpruch, der in ihren Sinn nicht eingeht, und mit dem ſie ſich nie ausſöhnen können; es geht nicht zuſammen mit ihrem hohen und reinen Begriff von Religion und religiöſer Geſelligkeit. Weder für die wahre Kirche, der ſie angehören, noch für die größere Geſellſchaft, die ſie leiten ſollen, können ſie begreifen, was ſie denn nun machen ſollen mit den Häuſern und Äkkern, die ſie erworben, und den Reichthümern, die ſie beſizen können, und was das helfen ſoll für ihren Zwekk. Sie ſind außer Faſſung geſezt und verwirrt durch dieſen widernatürlichen Zuſtand; und wenn nun durch dieſelbe Begebenheit zugleich Alle die angelokkt werden, die ſonſt immer draußen geblieben ſein würden; wenn es nun das Intereſſe aller Stolzen, Ehrgeizigen, Habſüchtigen und Ränkevollen geworden iſt, ſich einzudrängen in die Kirche, in deren Gemeinſchaft ſie ſonſt nur die bitterſte Langeweile empfunden hätten; wenn dieſe nun anfangen Theilnahme an heiligen Dingen und Kunde davon zu heucheln um den weltlichen Lohn davon zu tragen: wie ſollen Jene wol ihnen nicht unterliegen? Wer trägt alſo die Schuld, wenn unwürdige Menſchen den Plaz der gereiften Heiligen einnehmen, und wenn unter ihrer Aufſicht alles ſich einſchleichen und feſtſezen darf, was dem Geiſt der Religion am meiſten zuwider iſt? wer anders als der Staat mit ſeiner übel verſtandenen Großmuth. Er iſt aber auf eine noch unmittelbarere Art Urſach, daß das Band zwiſchen der wahren Kirche und der äußern Religionsgeſellſchaft ſich gelöſt hat. Denn nachdem er dieſer jene unſelige Wohlthat erwieſen, meinte er ein Recht auf ihre thätige Dankbarkeit zu haben, und hat ſie belehnt mit drei höchſt wichtigen Aufträgen in ſeinen Angelegenheiten. Der Kirche hat er mehr oder weniger übertragen die Sorge und Aufſicht auf die Erziehung; unter den Auſpicien der Religion und in der Geſtalt einer Gemeine will er daß das Volk unterrichtet werde in den Pflichten die ſeine Geſeze nicht faſſen, und beredet zu wahrhaft bürgerlichen Geſinnungen; und von der Kraft der Religion und den Unterweiſungen der Kirche fordert er, daß ſie ihm ſeine Bürger wahrhaft mache in ihren Ausſagen. Zur Vergeltung aber für dieſe Dienſte die er begehrt, beraubt er ſie nun — ſo iſt es ja faſt in allen Theilen der geſitteten

Welt, wo es einen Staat und eine Kirche giebt — ihrer Freiheit; er behandelt ſie als eine Anſtalt die er eingeſezt und erfunden hat, und freilich ihre Fehler und Mißbräuche ſind faſt alle ſeine Erfindung, und er allein maaßt ſich die Entſcheidung darüber an, wer tüchtig ſei als Vorbild und als Prieſter der Religion aufzutreten in dieſer Geſellſchaft. Und dennoch wollt Ihr es von der Religion fordern, wenn es nicht alles heilige Seelen ſind? Aber ich bin noch nicht am Ende mit meinen Anklagen: ſogar in die innerſten Myſterien der religiöſen Geſelligkeit trägt er ſein Intereſſe hinein, und verunreinigt ſie. Wenn die Kirche in prophetiſcher Andacht die Neugebornen der Gottheit und dem Streben nach dem Höchſten weihet, ſo will er ſie dabei zugleich aus ihren Händen empfangen in die Liſte ſeiner Schuzbefohlenen; wenn ſie den Heranwachſenden den erſten Kuß der Brüderſchaft giebt, als ſolchen, die nun den erſten Blikk gethan haben in die Heiligthümer der Religion, ſo ſoll das auch für ihn das Zeugniß ſein von dem erſten Grade ihrer bürgerlichen Selbſtſtändigkeit; wenn ſie mit gemeinſchaftlichen frommen Wünſchen die Verſchmelzung zweier Perſonen heiliget, wodurch ſie zu Sinnbildern und Werkzeugen des ſchaffenden Univerſum werden, ſo ſoll das zugleich ſeine

Sanction ſein für ihr bürgerliches Bündniß; und ſelbſt daß ein Menſch verſchwunden iſt vom Schauplaz dieſer Welt, will er nicht eher glauben, bis ſie ihn verſichert, daß ſie ſeine Seele wiedergegeben haben dem Unendlichen, und ſeinen Staub eingeſchloſſen in den Schooß der heiligen Erde. Es zeigt Ehrfurcht vor der Religion und ein Beſtreben ſich immer im Bewußtſein ſeiner eigenen Schranken zu erhalten, daß der Staat ſich ſo jedesmal beugt vor ihr und ihren Verehrern, wenn er etwas empfängt aus den Händen der Unendlichkeit, oder es wieder abliefert in dieſelben: aber wie auch dies alles nur zum Verderben der religiöſen Geſellſchaft wirke, iſt klar genug. Nichts giebt es nun in allen ihren Einrichtungen, was ſich auf die Religion allein bezöge, oder worin ſie auch nur die Hauptſache wäre. In den heiligen Reden und Unterweiſungen ſowol, als in den geheimnißvollen und ſymboliſchen Handlungen iſt alles voll von rechtlichen und bürgerlichen Beziehungen, alles iſt abgewendet von ſeiner urſprünglichen Art und Natur. Viele giebt es daher unter ihren Anführern die nichts verſtehn von der Religion; und viele unter ihren Mitgliedern, denen es nicht in den Sinn kommt ſie ſuchen zu wollen.

Daß eine Geſellſchaft, welcher ſo etwas begegnen kann, welche mit eitler Demuth Wohlthaten annimmt, die ihr zu nichts dienen, und mit kriechender Bereitwilligkeit Laſten übernimmt die ſie ins Verderben ſtürzen, welche ſich mißbrauchen läßt von einer fremden Macht, welche ihre Freiheit und Unabhängigkeit, die ihr doch angeboren iſt, fahren laſst für einen leeren Schein, welche ihren hohen und erhabnen Zwekk aufgiebt, um Dingen nachzugehn die ganz außer ihrem Wege liegen, daß dies nicht eine Geſellſchaft von Menſchen ſein kann, die ein beſtimmtes Streben haben, und genau wiſſen was ſie wollen, das denke ich ſpringt in die Augen; und dieſe kurze Hinweiſung auf die Begebenheiten der kirchlichen Geſellſchaft iſt, denke ich, der beſte Beweis davon, daß ſie nicht die eigentliche Geſellſchaft der religiöſen Menſchen iſt, daß höchſtens einige Partikeln von dieſer mit ihr vermiſcht waren, überſchüttet von fremden Beſtandtheilen, und daß das Ganze, um den erſten Stoff dieſes unermeßlichen Verderbens aufzunehmen, ſchon in einem Zuſtande krankhafter Gährung ſein mußte, in welcher die wenigen geſunden Theile bald gänzlich entwichen. Voll heiligen Stolzes hätte die wahre Kirche Gaben verweigert, die ſie nicht brauchen konnte, wol wiſſend, daß diejenigen welche die Gottheit gefunden haben und ſich ihrer gemeinſchaftlich erfreuen in ihrer reinen Geſelligkeit, in der ſie nur ihr innerſtes Daſein ausſtellen und mittheilen wollen, eigentlich nichts gemein haben, deſſen Beſiz ihnen geſchüzt werden müßte durch eine weltliche Macht, daß ſie nichts brauchen auf Erden, und auch nichts brauchen können, als eine Sprache um ſich zu verſtehn, und einen Raum um bei einander zu ſein, Dinge zu denen ſie keiner Fürſten und ihrer Gunſt bedürfen.

Wenn es aber doch eine vermittelnde Anſtalt geben ſoll, durch welche die wahre Kirche in eine gewiſſe Berührung kommt mit der profanen Welt, mit der ſie unmittelbar nichts zu ſchaffen hat, gleichſam eine Atmoſphäre durch welche ſie ſich zugleich reinigt und auch neuen Stoff an ſich zieht und bildet: welche Geſtalt ſoll dieſe Geſellſchaft denn annehmen, und wie wäre ſie zu befreien von dem Verderben, welches ſie eingeſogen hat? Das lezte bleibe der Zeit zu beantworten überlaſſen: es giebt zu Allem was irgend einmal geſchehen muß tauſend verſchiedene Wege, und für alle Krankheiten der Menſchheit mannigfaltige Heilarten: jede wird an ihrem Orte verſucht werden und zum Ziele führen. Nur dies Ziel ſei mir erlaubt anzudeuten, um Euch deſto klarer zu zeigen, daß es auch hier nicht die Religion und ihr Streben geweſen iſt, worauf Euer Unwille ſich geworfen hat.

Der eigentliche Hauptbegriff davon iſt doch dieſer, daß denjenigen, die in einem gewiſſen Grade Sinn für die Religion haben, die aber weil ſie in ihnen noch nicht zum Ausbruch und zum Bewußtſeyn gekommen iſt, noch nicht fahig ſind der wahren Kirche einverleibt zu werden, ſoviel Religion, als ſolche, lebendig dargeſtellt werde, daß dadurch ihre Anlage für dieſelbe nothwendig entwikkelt werden muß. Laßt uns ſehen was eigentlich verhindert daß dies in der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht geſchehen kann. — Ich will nicht noch einmal daran erinnern, daß der Staat jezt diejenigen, die in dieſer Geſellſchaft Anführer und Lehrer ſind — nur ungern und aus Mangel bediene ich mich dieſes Worts welches für das Geſchäft ſich nicht ſchikt — nach ſeinen Wünſchen auswählt, die mehr auf Beförderung der übrigen Angelegenheiten, welche er mit dieſer Anſtalt verbunden hat, gerichtet ſind; daß einer in dem Sinne des Staates ein höchſt verſtändiger Erzieher und ein ſehr reiner treflicher Pflichtenlehrer ſein kann, ohne von der Religion das mindeſte zu verſtehn; an welcher es daher Vielen, die er unter ſeine würdigſten Diener in dieſer Anſtalt zählt, leicht gänzlich fehlen mag; ich will annehmen, Alle die er eingeſezt, wären wirklich von Frömmigkeit durchdrungen und beſeelt: ſo würdet Ihr doch zugeben, daß kein Künſtler ſeine Kunſt einer Schule mit einigem Erfolg mittheilen kann wenn nicht unter den Lehrlingen eine gewiſſe Gleichheit der Vorkenntniſſe Statt findet; welche dennoch in jeder Kunſt wo der Schüler ſeine Fortſchritte durch Übungen macht, und der Lehrer vornemlich durch Kritik nüzlich wird, minder nothwendig iſt, als in der Religion, wo der Meiſter nichts thun kann als zeigen und darſtellen. Hier muß alle ſeine Arbeit vergeblich ſein, wenn nicht Allen daſſelbe, nicht nur verſtändlich, ſondern auch angemeſſen und heilſam iſt. Nicht alſo in Reihe und Glied, wie ſie ihm zugezählt ſind, nach einer alten Vertheilung, nicht wie ihre Häuſer neben einander ſtehn, oder wie ſie verzeichnet ſind in den Liſten der Polizei, muß der heilige Redner ſeine Zuhörer bekommen, ſondern nach einer gewiſſen Ähnlichkeit der Fähigkeiten und der Sinnesart. — Sezet aber auch es verſammelten ſich um einen Meiſter nur ſolche die der Religion gleich nahe ſind, ſo ſind ſie es doch nicht auf gleiche Weiſe, und es iſt höchſt widerſinnig irgend einen Lehrling auf einen beſtimmten Meiſter beſchränken zu wollen, weil es nirgend einen ſo allſeitig empfänglichen und ausgebildeten in der Religion geben kann, welcher im Stande wäre Jedem der ihm vorkommt durch ſeine Darſtellung und Rede den verborgenen Keim der Religion ans Licht zu lokken. Gar zu viel umfaſſend iſt ihr Gebiet. Erinnert Euch der verſchiedenen Wege auf denen der Menſch von der Wahrnehmung des Einzelnen und Beſonderen zu der des Ganzen und Unendlichen übergeht, und daß ſchon dadurch ſeine Religion einen eignen und beſtimmten Charakter annimmt; denkt an die verſchiedenen Beſtimmungen unter denen das Univerſum den Menſchen erregt, und an die tauſend einzelnen Wahrnehmungen und die verſchiedenen Arten wie dieſe zuſammengeſtellt werden mögen, um einander wechſelſeitig zu erleuchten; bedenkt daß Jeder der Religion ſucht, ſie unter der beſtimmten Form antreffen muß, die ſeinen Anlagen und ſeinem Standpunkt angemeſſen iſt, wenn die ſeinige dadurch wirklich aufgeregt werden ſoll: ſo werdet Ihr finden daß es Jedem Meiſter unmöglich ſein muß Allen Alles und Jedem das zu werden was er bedarf, weil unmöglich Einer zugleich ein Myſtiker ſein kann und ein Phyſiker, und ein Meiſter in jeder heiligen Kunſt durch welche die Religion ſich ausſpricht; zugleich ein Geweiheter in Weiſſagungen, Viſionen und Gebeten, und in Darſtellungen aus Geſchichte und Empfindung, und noch vieles andere, wenn es nur möglich wäre alle die herrlichen Zweige aufzuzählen, in welche der himmliſche Baum der prieſterlichen Kunſt ſeine Krone vertheilte. Meiſter und Jünger müſſen einander in vollkommener Freiheit aufſuchen und wählen dürfen, ſonſt iſt Einer für den Andern verloren; Jeder muß ſuchen dürfen was ihm frommt, und Keiner etwa verpflichtet werden ſollen mehr zu geben als das was er hat und verſteht. — Wenn aber auch Jeder nur das lehren ſoll was er verſteht, ſo kann er ja auch das nicht, ſobald er zugleich, ich meine in derſelben Handlung, noch etwas anders thun ſoll. Es kann keine Frage darüber ſein, ob nicht ein prieſterlicher Menſch ſeine Religion darſtellen, ſie mit Eifer und Kunſt, wie ſichs gebührt, darſtellen, und zugleich noch irgend ein bürgerliches Geſchäft treu und in großer Vollkommenheit ausrichten könne. Warum alſo ſollte nicht auch, wenn es ſich eben ſo ſchikt, derjenige welcher Beruf hat zum Prieſterthum, zugleich Sittenlehrer ſein dürfen im Dienſte des Staates? Es iſt nichts dagegen: nur muß er beides neben einander, und nicht in und durcheinander ſein, er muß nicht beide Naturen zu gleicher Zeit an ſich tragen, und beide Geſchäfte in derſelben Handlung verrichten ſollen. Begnüge ſich der Staat, wenn es ihm ſo gut däucht, mit einer religiöſen Moral: die Religion aber verleugnet jeden abſichtlich und einzeln und aus dieſem Geſichtspunkt moraliſirenden Propheten und Prieſter; wer ſie verkünden will der thue es rein. Es widerſpräche allem Ehrgefühl nicht nur jedes Meiſters in ſeiner Sache, ſondern der religiöſen Reinheit beſonders, wenn ein wahrer Prieſter ſich auf ſo unwürdige und unausführbare Bedingungen einlaſſen wollte mit dem Staat. Wenn dieſer andere Künſtler in Sold nimmt, es ſei nun um ihre Talente beſſer zu pflegen oder um Schüler zu ziehen, ſo entfernt er von ihnen alle fremden Geſchäfte, und macht es ihnen wol zur Pflicht ſich deren zu enthalten; er empfielt ihnen ſich auf den beſondern Theil ihrer Kunſt vorzüglich zu legen, worin ſie am mehreſten leiſten zu können glauben, und läßt da ihrer Natur volle Freiheit. Nur an den Künſtlern der Religion thut er grade das Gegentheil. Sie ſollen das ganze Gebiet ihres Gegenſtandes umfaſſen, und dabei ſchreibt er ihnen noch vor von welcher Schule ſie ſein ſollen, und legt ihnen unſchikliche Laſten auf. Entweder gebe er ihnen auch Muße ſich für irgend eine einzelne Weiſe der religiöſen Darſtellung beſonders auszubilden, für die ſie am meiſten glauben gemacht zu ſein, und ſpreche ſie von allem übrigen los, oder nachdem er ſeine bürgerlich ſittliche Bildungsanſtalt für ſich angelegt hat, was er doch in jenem Falle auch thun muß, laſſe er ſie ihr Weſen ebenfalls treiben für ſich, und kümmere ſich gar nicht um die prieſterlichen Werke, die in ſeinem Gebiet vollendet werden, da er ſie doch weder zur Schau noch zum Nuzen braucht, wie etwa andere Künſte und Wiſſenſchaften.

Hinweg alſo mit jeder ſolchen Verbindung zwiſchen Kirche und Staat! das bleibt mein Catoniſcher Rathsſpruch bis ans Ende, oder bis ich es erlebe ſie wirklich zertrümmert zu ſehen. Hinweg mit Allem, was einer geſchloſſenen Verbindung der Laien und Prieſter unter ſich oder mit einander auch nur ähnlich ſieht! Lehrlinge ſollen ohnedies keinen Körper bilden, man ſieht an den mechaniſchen Gewerben wie wenig es frommt; aber auch die Prieſter ſollen, als ſolche meine ich, keine Brüderſchaft ausmachen unter ſich, ſie ſollen ſich weder ihre Geſchäfte noch ihre Kunden zunftmäßig theilen, ſondern ohne ſich um die Andern zu bekümmern, und ohne mit einem in dieſer Angelegenheit näher verbunden zu ſein als mit dem Andern, thue Jeder das Seine; und auch zwiſchen Lehrer und Gemeine ſei kein feſtes äußerliches Band. Ein Privatgeſchäft iſt nach den Grundſäzen der wahren Kirche die Miſſion eines Prieſters in der Welt; ein Privatzimmer ſei auch der Tempel wo ſeine Rede ſich erhebt, um die Religion auszuſprechen; eine Verſammlung ſei vor ihm und keine Gemeine; ein Redner ſei er für alle die hören wollen, aber nicht ein Hirt für eine beſtimmte Heerde. Nur unter dieſen Bedingungen können ſich wahrhaft prieſterliche Seelen derjenigen annehmen, welche die Religion ſuchen; nur ſo kann dieſe vorbereitende Verbindung wirklich zur Religion führen, und ſich würdig machen als ein Anhang der wahren Kirche und als das Vorzimmer derſelben betrachtet zu werden: denn nur ſo verliert ſich alles, was in ihrer jezigen Form unheilig und irreligiös iſt. Gemildert wird durch die allgemeine Freiheit der Wahl, der Anerkennung und des Urtheils der allzuharte und ſchneidende Unterſchied zwiſchen Prieſtern und Laien, bis die Beſſeren unter dieſen dahin kommen wo ſie jenes zugleich ſind. Auseinander getrieben und zertheilt wird alles was durch die unheiligen Bande der Symbole zuſammengehalten ward, wenn es gar keinen Vereinigungspunkt dieſer Art mehr giebt, wenn keiner den Suchenden ein auf ausſchließende Wahrheit Anſpruch machendes Syſtem der Religion anbietet, ſondern Jeder nur eine eigenthümliche beſondere Darſtellung, und das iſt das einzige Mittel dieſen Unfug einmal zu enden. Es iſt nur ein ſchlechter Behelf der frühern Zeit, die Kirche — um auch in dieſem ſchlechteſten aller Sinne das Wort zu brauchen — zu zerſchneiden: ſie iſt eine Polypennatur, aus jedem ihrer Stükke wächſt wieder ein Ganzes hervor, und wenn der Charakter dem Geiſt der Religion widerſpricht, ſo ſind mehrere Einzelne, die ihn an ſich tragen, doch um nichts beſſer als wenigere. Näher gebracht wird der allgemeinen Freiheit und der majeſtätiſchen Einheit der wahren Kirche die äußere Religionsgeſellſchaft nur dadurch, daß ſie eine fließende Maſſe wird, in der es keine beſtimmten Umriſſe giebt, wo jeder Theil ſich bald hier bald dort befindet, und Alles ſich friedlich unter einander mengt. Vernichtet wird der gehäſſige Sekten- und Proſelyten-Geiſt, der vom Weſentlichen der Religion immer weiter abführt, nur dadurch, wenn keiner mehr darauf hingeführt wird, daß Er ſelbſt Einem beſtimmten Kreiſe angehört, ein Andersglaubender aber einem andern.

Ihr ſeht, daß in Rükſicht auf dieſe Geſellſchaft unſere Wünſche ganz dieſelben ſind: was Euch anſtößig iſt, ſteht auch uns im Wege, nur daß es — vergönnt mir immer dies zu ſagen — gar nicht in die Reihe der Dinge gekommen ſein würde, wenn man Uns allein hätte geſchäftig ſein laſſen, in dem was doch eigentlich unſer

Werk war. Daß es wieder hinweggeſchaft werde iſt unſer gemeinſchaftliches Intereſſe. Wie dies unter den Deutſchen geſchehen wird, ob auch nur nach einer großen Erſchütterung wie im nachbarlichen Lande, oder ob der Staat durch eine gütliche Übereinkunft, und ohne daß beide erſt ſterben um aufzuerſtehen, ſein mißlungenes Ehebündniß mit der Kirche trennen, oder ob er nur dulden wird, daß eine andre jungfräulichere erſcheine, neben der welche einmal an ihn verkauft iſt: ich weiß es nicht. Bis aber etwas von dieſer Art geſchieht werden von einem harten Geſchikk alle heiligen Seelen gebeugt, welche von der Glut der Religion durchdrungen, auch in dem größeren Kreiſe der profanen Welt ihr Heiligſtes darſtellen, und etwas damit ausrichten möchten. Ich will diejenigen, welche aufgenommen ſind in den vom Staate begünſtigten Orden nicht verführen für den innerſten Wunſch ihres Herzens große Rechnung auf dasjenige zu machen was ſie in dieſem Verhältniß redend etwa bewirken könnten. Wenn Viele unter ihnen ſich gebunden glauben nicht immer oder auch nur oft Religion, und unvermiſcht ſie nie anders als bei feierlichen Veranlaſſungen zu reden, um nicht untreu zu werden ihrem moraliſchen Beruf, zu dem ſie geſezt ſind: ſo weiß ich wenig dagegen zu ſagen. Das aber wird man ihnen laſſen müſſen, daß ſie durch ein prieſterliches Leben den Geiſt der Religion verkündigen können, und dies ſei ihr Troſt und ihr ſchönſter Lohn. An einer heiligen Perſon iſt alles bedeutend, an einem anerkannten Prieſter der Religion hat alles einen kanoniſchen Sinn. So mögen ſie denn das Weſen derſelben darſtellen in allen ihren Bewegungen; nichts möge verloren gehen auch in den gemeinen Verhältniſſen des Lebens von dem Ausdrukk eines frommen Sinnes! Die heilige Innigkeit, mit der ſie Alles behandeln, zeige, daß auch bei Kleinigkeiten, über die ein profanes Gemüth leichtſinnig hinweggleitet, die Muſik erhabener Gefühle in ihnen ertöne, die majeſtätiſche Ruhe, mit der ſie Großes und Kleines gleichſezzen, beweiſe, daß ſie Alles auf das Unwandelbare beziehn, und in Allem auf gleiche Weiſe die Gottheit erblikken; die lächelnde Heiterkeit, mit der ſie an jeder Spur der Vergänglichkeit vorübergehen, offenbare Jedem, wie ſie über der Zeit und über der Welt leben; die gewandteſte Selbſtverläugnung deute an, wieviel ſie ſchon vernichtet haben von den Schranken der Perſönlichkeit; und der immer rege und offene Sinn, dem das Seltenſte und das Gemeinſte nicht entgeht, zeige, wie unermüdet ſie die Spuren der Gottheit ſuchen, und ihre

Äußerungen belauſchen. Wenn ſo ihr ganzes Leben und jede Bewegung ihrer innern und äußern Geſtalt ein prieſterliches Kunſtwerk iſt: ſo wird vielleicht durch dieſe ſtumme Sprache Manchen der Sinn aufgehn für das was in ihnen wohnt. Nicht zufrieden aber das Weſen der Religion auszudrükken, müſſen ſie auch eben ſo den falſchen Schein derſelben vernichten, indem ſie mit kindlicher Unbefangenheit und in der hohen Einfalt eines völligen Unbewußtſeins, welches keine Gefahr ſieht und keines Muthes zu bedürfen glaubt, über alles hinwegtreten was grobe Vorurtheile und feine Superſtition mit einer unächten Glorie der Göttlichkeit umgeben haben, indem ſie ſich ſorglos wie der kindiſche Herkules von den Schlangen der heiligen Verläumdung umziſchen laſſen, die ſie eben ſo ſtill und ruhig in einem Augenblikk erdrükken können. Zu dieſem heiligen Dienſte mögen ſie ſich weihen bis auf beſſere Zeiten, und ich denke Ihr ſelbſt werdet Ehrfurcht haben vor dieſer anſpruchsloſen Würde, und Gutes weiſſagen von ihrer Wirkung auf die Menſchen. Was ſoll ich aber denen ſagen, welchen Ihr, weil ſie einen beſtimmten Kreis der Wiſſenſchaft nicht auf eine beſtimmte Art durchlaufen haben, das prieſterliche Gewand verſagt? wohin ſoll ich ſie weiſen mit dem geſelligen Triebe ihrer Religion, ſofern er nicht allein auf die höhere Kirche, ſondern auch hinaus gerichtet iſt auf die Welt? Da es ihnen fehlt an einem größern Schauplaz, wo ſie auf eine auszeichnende Art erſcheinen könnten, ſo mögen ſie ſich genügen laſſen an dem prieſterlichen Dienſt ihrer Hausgötter. Eine Familie kann das gebildetſte Element und das treueſte Bild des Univerſum ſein; denn wenn ſtill und mächtig alles in einander greift, ſo wirken hier alle Kräfte die das Unendliche beſeelen; wenn leiſe und ſicher alles fortſchreitet, ſo wallet der hohe Weltgeiſt hier wie dort; wenn die Töne der Liebe alle Bewegungen begleiten, hat ſie die Muſik der Sphären unter ſich. Dieſes Heiligthum mögen ſie bilden, ordnen und pflegen, klar und deutlich mögen ſie es hinſtellen in ſittlicher Kraft, mit Liebe und Geiſt mögen ſie es auslegen, ſo wird mancher von ihnen und unter ihnen das Univerſum anſchauen lernen in der kleinen verborgenen Wohnung, ſie wird ein Allerheiligſtes ſein, worin mancher die Weihe der Religion empfängt. Dies Prieſterthum war das erſte in der heiligen und kindlichen Vorwelt, und es wird das lezte ſein, wenn kein anderes mehr nöthig iſt.

Ja wir warten am Ende unſerer künſtlichen Bildung einer Zeit, wo es keiner andern vorbereitenden Geſellſchaft für die Religion bedürfen wird, als der frommen Häuslichkeit. Jezt ſeufzen Millionen von Menſchen beider Geſchlechter und aller Stände unter dem Drukk mechaniſcher und unwürdiger Arbeiten. Die ältere Generation erliegt unmuthig, und überläßt mit verzeihlicher Trägheit die jüngere in allen Dingen faſt dem Zufall, nur darin nicht, daß ſie gleich nachahmen und lernen muß dieſelbe Erniedrigung. Das iſt die Urſach, warum ſie den freien und offenen Blikk nicht gewinnen mit dem allein man das Univerſum findet. Es giebt kein größeres Hinderniß der Religion als dieſes, daß wir unſere eignen Sklaven ſein müſſen, denn ein Sklave iſt Jeder, der etwas verrichten muß, was durch todte Kräfte ſollte können bewirkt werden. Das hoffen wir von der Vollendung der Wiſſenſchaften und Künſte, daß ſie uns dieſe todten Kräfte werden dienſtbar machen, daß ſie die körperliche Welt, und alles von der geiſtigen was ſich regieren läßt, in ein Zauberſchloß verwandeln werde, wo der Gott der Erde nur ein magiſches Wort auszuſprechen, nur eine Feder zu drükken braucht, wenn geſchehen ſoll was er gebeut. Dann erſt wird jeder Menſch ein Freigeborner ſein, dann iſt jedes Leben praktiſch und beſchaulich zugleich; über keinem hebt ſich der Stekken des Treibers, und Jeder hat Ruhe und Muße in ſich die Welt zu betrachten. Nur für die Unglüklichen, denen es daran fehlte, deren Organen die Kräfte entzogen waren, welche ihre Muſkeln in ſeinem Dienſt unaufhörlich verwenden mußten, war es nöthig daß einzelne Glükliche auftraten, und ſie um ſich her verſammelten, um ihr Auge zu ſein, und ihnen in wenigen flüchtigen Minuten den höchſten Gehalt eines Lebens mitzutheilen. Kommt die glükliche Zeit, da Jeder ſeinen Sinn frei üben und brauchen kann, dann wird gleich beim erſten Erwachen der höheren Kräfte, in der heiligen Jugend unter der Pflege väterlicher Weisheit Jeder der Religion theilhaftig, der ihrer fähig iſt; alle einſeitige Mittheilung hört dann auf, und der belohnte Vater geleitet den kräftigen Sohn nicht nur in eine frölichere Welt und in ein leichteres Leben, ſondern auch unmittelbar in die heilige, nun zahlreichere und geſchäftigere Verſammlung der Anbeter des Ewigen.

In dem dankbaren Gefühl, daß wenn einſt dieſe beſſere Zeit kommt, wie fern ſie auch noch ſein möge, auch die Bemühungen, denen Ihr Eure Tage widmet, etwas beigetragen haben werden ſie herbeizuführen, vergönnt mir Euch auf die ſchöne Frucht auch Eurer Arbeit noch einmal aufmerkſam zu machen; laßt Euch noch einmal hinführen zu der erhabenen Gemeinſchaft wahrhaft religiöſer Gemüther, die zwar jezt zerſtreut und faſt unſichtbar iſt, deren Geiſt aber doch überall waltet, wo auch nur Wenige im Namen der Gottheit verſammelt ſind. Was daran ſollte Euch wohl nicht mit Bewunderung und Achtung erfüllen, Ihr Freunde und Verehrer alles Schönen und Guten! — Sie ſind unter einander eine Akademie von Prieſtern. Die Darſtellung des heiligen Lebens, ihnen das Höchſte, behandelt Jeder unter ihnen als Kunſt und Studium, aus ihrem unendlichen Reichthum ertheilt ſie dazu einem Jeden ein eignes Loos. Mit allgemeinem Sinn für Alles, das in ihr heiliges Gebiet gehört, verbindet Jeder, wie es Künſtlern gebührt, das Streben ſich in irgend einem einzelnen Theile zu vollenden; ein edler Wetteifer herrſcht, und das Verlangen etwas darzubringen, das einer ſolchen Verſammlung würdig ſei, läßt Jeden mit Treue und Fleiß einſaugen, Alles was in ſein abgeſtektes Gebiet gehört. In reinem Herzen wird es bewahrt, mit geſammeltem Gemüth wird es geordnet, von himmliſcher Kunſt wird es ausgebildet und vollendet, und ſo erſchallt auf jede Art und aus jeder Quelle Anerkennung und Preis des Unendlichen; indem Jeder die reifſten Früchte ſeines Sinnens und

Schauens, ſeines Ergreifens und Fühlens mit frölichem Herzen herbei bringt. — Sie ſind unter einander ein Chor von Freunden. Jeder weiß daß auch Er ein Theil und ein Werk des Univerſum iſt, daß auch in ihm ſein göttliches Wirken und Leben ſich offenbart. Als einen würdigen Gegenſtand der Aufmerkſamkeit ſieht er ſich alſo an für die Übrigen. Was er in ſich wahrnimmt von den Beziehungen des Univerſum, was ſich in ihm eigen geſtaltet von den Elementen der Menſchheit, alles wird aufgedekt mit heiliger Scheu, aber mit bereitwilliger Offenheit, daß Jeder hineingehe und ſchaue. Warum ſollten ſie auch etwas verbergen unter einander? Alles Menſchliche iſt heilig, denn alles iſt göttlich. — Sie ſind unter einander ein Bund von Brüdern — oder habt Ihr einen innigeren Ausdrukk für das gänzliche Verſchmelzen ihrer Naturen, nicht in Abſicht auf das Sein und Wirken, aber in Abſicht auf den Sinn und das Verſtehen? Je mehr ſich Jeder dem Univerſum nähert, je mehr ſich Jeder dem Andern mittheilt, deſto vollkommner werden ſie Eins; keiner hat ein Bewußtſein für ſich, Jeder hat zugleich das des Andern; ſie ſind nicht mehr nur Menſchen, ſondern auch Menſchheit; und aus ſich ſelbſt herausgehend, über ſich ſelbſt triumfirend ſind ſie auf dem Wege zur wahren Unſterblichkeit und Ewigkeit.

Habt Ihr etwas Erhabeneres als dieſes gefunden in einem andern Gebiet des menſchlichen Lebens, oder in einer andern Schule der Weisheit, ſo theilt es mir mit: das Meinige habe ich Euch gegeben.

Fünfte Rede.

Über die Religionen.

Daß der Menſch in der unmittelbarſten Gemeinſchaft mit dem Univerſum begriffen ein Gegenſtand der Achtung und der Ehrfurcht für Euch Alle ſein muß; daß Keiner, der von jenem Zuſtande noch etwas zu verſtehen fähig iſt, ſich bei der Betrachtung deſſelben dieſer Gefühle enthalten kann: das iſt über allen Zweifel hinaus. Verachten mögt Ihr Jeden, deſſen Gemüth leicht und ganz von kleinlichen Dingen angefüllt wird: aber vergebens werdet Ihr verſuchen den gering zu ſchäzen, der das größte in ſich ſaugt und ſich davon nährt. Lieben oder haſſen mögt Ihr Jeden, je nachdem er auf der beſchränkten Bahn der Thätigkeit und der Bildung mit Euch oder Euch entgegen geht: aber auch das ſchönſte Gefühl unter denen, die ſich auf Gleichheit gründen, wird nicht in Euch haften können, in Beziehung auf den, welcher ſo weit über Euch erhaben iſt, als der Beſchauer des Univerſum über Jedem ſteht, der ſich nicht mit ihm in demſelben Zuſtande befindet. Ehren müßt Ihr, ſo ſagen Eure Weiſeſten, auch wider Willen den Tugendhaften, der nach den Geſezen der ſittlichen Natur das Endliche unendlichen Forderungen gemäß zu beſtimmen trachtet: aber wenn es Euch auch möglich wäre in der Tugend ſelbſt etwas lächerliches zu finden, an dem Gegenſaz endlicher Kräfte mit dem unendlichen Beginnen; ſo würdet Ihr doch Demjenigen Achtung und Ehrfurcht nicht verſagen können, deſſen Organe dem Univerſum geöfnet ſind, und der, fern von jedem Streit und Gegenſaz, erhaben über jedes unvollendbare Streben, von den Einwirkungen deſſelben durchdrungen und Eins mit ihm geworden, wenn Ihr ihn in dieſem köſtlichen Moment des menſchlichen Daſeins betrachtet, den himmliſchen Strahl unverfälſcht auf Euch zurückwirft. Ob alſo die Idee, welche ich Euch gemacht habe von dem Weſen und Leben der Religion, Euch jene Achtung abgenöthigt hat, die ihr, falſchen Vorſtellungen zufolge, und weil Ihr bei zufälligen Dingen verweiltet, ſo oft von Euch verſagt worden iſt; ob meine Gedanken über den Zuſammenhang dieſer Uns Allen inwohnenden Anlage, mit dem was ſonſt unſerer Natur Vortrefliches und Göttliches zugetheilt iſt, Euch angeregt haben zu einem innigeren Anſchaun unſeres Seins und Werdens; ob Ihr aus dem höheren Standpunkt, den ich Euch gezeigt habe, in jener ſo ſehr verkannten erhabneren Gemeinſchaft der Geiſter, wo Jeder den Ruhm ſeiner Willkür, den Alleinbeſiz ſeiner innerſten Eigenthümlichkeit und ihres Geheimniſſes nichts achtend, ſich freiwillig hingiebt um ſich anſchauen zu laſſen als ein Werk des ewigen und Alles bildenden Weltgeiſtes; ob Ihr in ihr nun das Allerheiligſte der Geſelligkeit bewundert, das ungleich Höhere als jede irdiſche Verbindung, das Heiligere als ſelbſt der zarteſte Freundſchaftsbund ſittlicher Gemüther; ob alſo die ganze Religion in ihrer Unendlichkeit in ihrer göttlichen Kraft Euch hingeriſſen hat zur Anbetung: darüber frage ich Euch nicht; denn ich bin der Kraft des Gegenſtandes gewiß, der nur frei gemacht werden durfte, um auf Euch zu wirken. Jezt aber habe ich ein neues Geſchäft auszurichten, und einen neuen Widerſtand zu beſiegen. Ich will Euch gleichſam zu dem Gott der Fleiſch geworden iſt hinführen; ich will Euch die Religion zeigen, wie ſie ſich ihrer Unendlichkeit entäußert hat, und in oft dürftiger Geſtalt unter den Menſchen erſchienen iſt; in den Religionen ſollt Ihr die Religion entdekken; in dem was immer nur irdiſch und verunreinigt vor Euch ſteht die einzelnen Züge derſelben himmliſchen Schönheit aufſuchen, deren Geſtalt ich nachzubilden verſucht habe.

Wenn Ihr einen Blikk auf den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge werft, wo die Spaltungen der Kirche und der Religion faſt überall zuſammentreffen, und beide in ihrer Abſonderung unzertrennlich verbunden zu ſein ſcheinen; wo es ſo viel Lehrgebäude und Glaubensbekenntniſſe giebt als Kirchen und religiöſe Gemeinſchaften: ſo könntet Ihr leicht verleitet werden zu glauben, daß in meinem Urtheil über die Vielheit der Kirche zugleich auch das über die Vielheit der Religion ausgeſprochen ſei; Ihr würdet aber darin meine Meinung gänzlich mißverſtehen. Ich habe die Vielheit der Kirche verdammt: aber eben indem ich aus der Natur der Sache gezeigt habe, daß hier alle ſtreng und gänzlich trennenden Umriſſe ſich verlieren, alle beſtimmte Abtheilungen verſchwinden, und Alles nicht nur dem Geiſt und der Theilnahme nach Ein ungetrenntes Ganze ſein, ſondern auch der wirkliche Zuſammenhang ſich immer größer ausbilden und immer mehr jener höchſten allgemeinen Einheit nähern ſoll: ſo habe ich überall die Vielheit der Religion und ihre beſtimmteſte Verſchiedenheit als etwas nothwendiges und unvermeidliches vorausgeſezt. Denn warum ſollte die innere wahre Kirche Eins ſein? Nicht auch darum, damit Jeder anſchauen und ſich mittheilen laſſen könnte die Religion des Andern, die er nicht als ſeine eigene anſchauen kann, und die alſo als gänzlich von ihr verſchieden gedacht wurde? Warum ſollte auch die äußere und uneigentlich ſogenannte Kirche Eins ſein? Darum, damit Jeder die Religion in der Geſtalt aufſuchen könnte, die dem ſchlummernden Keim der in ihm liegt homogen iſt, welcher alſo wohl von einer beſtimmten Art ſein mußte, wenn er doch nur durch dieſelbe beſtimmte Art befruchtet und erwekt werden kann. Und mit dieſen Erſcheinungen der Religion konnten nicht etwa nur Ergänzungsſtüke gemeint ſein, die bloß numeriſch und der Größe nach verſchieden, wenn man ſie zuſammenbrächte ein gleichförmiges und dann erſt vollendetes Ganze ausgemacht hätten; denn alsdann würde Jeder in ſeiner natürlichen Fortſchreitung von ſelbſt zu demjenigen gelangen, was des anderen iſt; die Religion, die er ſich mittheilen läßt, würde ſich in die ſeinige verwandeln, und mit ihr Eins werden, und die Kirche, dieſe jedem religiöſen Menſchen, auch zufolge der gegebnen Abſicht, als unentbehrlich ſich darſtellende Gemeinſchaft mit allen Gläubigen, wäre nur eine interimiſtiſche und ſich ſelbſt durch ihre eigne Wirkung nur um ſo ſchneller wieder aufhebende Anſtalt, wie ich ſie doch keinesweges will gedacht oder dargeſtellt haben. So habe ich die Wahrheit der Religionen vorausgeſezt, und eben ſo finde ich ſie im Weſen der Religion gegründet.

So viel ſieht Jeder leicht, daß Niemand alle Religion vollkommen in ſich ſelbſt beſizen kann; denn der Menſch iſt auf eine gewiſſe Weiſe beſtimmt, die Religion aber auf unendlich viele beſtimmbar; allein eben ſo wenig kann auch das Euch fremd ſein, daß ſie nicht etwa nur theilweiſe, ſo viel eben Jeder zu faſſen vermag, unter den Menſchen zerſtükkelt ſein kann, ſondern daß ſie ſich in Erſcheinungen organiſiren muß, welche mehr von einander verſchieden, und auch mehr einander gleich ſind. Erinnert Euch nur an die mehreren Stuffen der Religion, auf welche ich Euch aufmerkſam gemacht habe, daß nemlich die Religion deſſen, dem die Welt ſich ſchon als ein lebendiges Ganze zu erkennen giebt, nicht eine bloße Fortſezung ſein kann von der Anſicht deſſen, der ſie nur erſt in ihren ſcheinbar entgegengeſezten Elementen anſchaut, und daß dahin wo dieſer ſteht wiederum derjenige nicht auf ſeinem Wege gelangen kann, dem das Univerſum noch eine chaotiſche und ungeſonderte Vorſtellung iſt. Ihr mögt dieſe Verſchiedenheiten nun Arten oder Grade der Religion nennen: ſo werdet Ihr doch zugeben müſſen, daß ſonſt überall wo es ſolche Verſchiedenheiten giebt, und eine unendliche Kraft ſich erſt in ihren Darſtellungen theilt und ſondert, ſie ſich auch in eigenthümlichen und verſchiedenen Geſtalten zu offenbaren pflegt. Ganz etwas andres iſt es alſo mit der Vielheit der Religionen, als mit der der Kirche. Denn das Weſen der Kirche iſt ja dieſes, daß ſie Gemeinſchaft ſein will. Alſo kann ihre Grenze nicht ſein die Einerleiheit des Religiöſen, weil es ja eben das Verſchiedene iſt, welches in Gemeinſchaft ſoll gebracht werden. Sondern wenn Ihr meint, mit Recht vielleicht, daß auch ſie in der Wirklichkeit nie völlig und auf gleiche Weiſe könne Eins werden: ſo kann dies nur darin gegründet ſein, daß die Gemeinſchaft ihrer Natur nach begrenzt iſt, und in ſich ſelbſt zerfällt, weil ſie zu ſehr abnehmen müßte an Innigkeit, wenn ſie ungemeſſen zunähme an Umfang. Die Religion hingegen ſezt grade in ihre Vielheit die möglichſte Einheit der Kirche voraus, indem ſie nicht minder für die Gemeinſchaft als für den Einzelnen ſelbſt ſich in dieſem auf das beſtimmteſte auszubilden ſtrebt. Ihr ſelbſt aber iſt dieſe Vielheit nothwendig, weil ſie nur ſo ganz erſcheinen kann. Sie muß ein Princip

ſich

ſich zu individualiſiren in ſich haben, weil ſie ſonſt gar nicht da ſein und wahrgenommen werden könnte. Daher müſſen wir eine unendliche Menge beſtimmter Formen poſtuliren und aufſuchen, in denen ſie ſich offenbart, und wo wir Etwas finden was eine ſolche zu ſein behauptet, wie denn jede abgeſonderte Religion ſich dafür ausgiebt, müſſen wir ſie darauf anſehn, ob ſie dieſem Princip gemäß conſtruirt iſt, und müſſen uns dann das wodurch ſie ein beſonderes iſt und darſtellen will klar machen, unter welchen fremden Umhüllungen es auch verſteckt, und wie ſehr es auch entſtellt ſei von den Einwirkungen des Vergänglichen, zu welchem das Unvergängliche ſich herabgelaſſen hat, und von der unheiligen Hand der Menſchen.

Wollt Ihr demnach von der Religion nicht nur im Allgemeinen einen Begrif haben, und es wäre ja unwürdig wenn Ihr Euch mit einer ſo unvollkommenen Kenntniß begnügen wolltet; wollt Ihr ſie auch in ihrer Wirklichkeit und in ihren Erſcheinungen verſtehen; wollt Ihr dieſe ſelbſt religiös auffaſſen als ein ins Unendliche fortgehendes Werk des Weltgeiſtes: ſo müßt Ihr den eitlen und vergeblichen Wunſch, daß es nur Eine geben möchte aufgeben, Euren Widerwillen gegen ihre Mehrheit ablegen, und ſo unbefangen als möglich zu allen denen hinzu treten, die ſich ſchon in den wechſelnden Geſtalten und während des auch hierin fortſchreitenden Laufes der Menſchheit aus dem ewig reichen Schooße des Univerſum entwikkelt haben.

Poſitive Religionen nennt Ihr dieſe vorhandenen beſtimmten religiöſen Erſcheinungen, und ſie ſind unter dieſem Namen ſchon lange das Objekt eines ganz vorzüglichen Haſſes geweſen; dagegen Ihr bei allem Widerwillen gegen die Religion überhaupt, etwas was Ihr zum Unterſchiede von jener die natürliche Religion nennt, immer leichter geduldet, und ſogar mit Achtung davon geſprochen habt. Ich ſtehe nicht an, Euch ſogleich mit einem Blik das Innere meiner Geſinnungen hierüber zu eröffnen, indem ich für mein Theil dieſen Vorzug gänzlich abläugne, und erkläre daß er für Alle welche überhaupt Religion zu haben und ſie zu lieben vorgeben die gröbſte Inconſequenz und die augenſcheinlichſte Selbſtwiderlegung ſein muß, aus Gründen denen Ihr gewiß Euren Beifall geben werdet, wenn ich ſie werde entwikkeln können. Euch hingegen, welchen die Religion überhaupt zuwider war, habe ich es immer ſehr natürlich gefunden dieſen Unterſchied zu machen. Die ſogenannte natürliche Religion iſt gewöhnlich ſo abgeſchliffen, und hat ſo metaphyſiſche und moraliſche Manieren, daß ſie wenig von dem eigenthümlichen Charakter der Religion durchſchimmern läßt; ſie weiß ſo artig zu leben, ſich einzuſchränken und ſich zu fügen, daß ſie überall wohl gelitten iſt: dagegen hat jede poſitive Religion gar ſtarke Züge und eine ſehr kenntlich gezeichnete Phyſiognomie, ſo daß ſie bei jeder Bewegung welche ſie macht, und bei jedem Blikk den man auf ſie wirft ohnfehlbar an das erinnert was ſie eigentlich iſt. Wenn dies, ſo wie es der einzige iſt der die Sache ſelbſt trift, ſo auch der wahre und innre Grund Eurer Abneigung iſt: ſo müßt Ihr Euch jezt von ihr losmachen, und ich ſollte eigentlich nicht mehr mit ihr zu ſtreiten haben. Denn wenn Ihr nun, wie ich hoffe, ein günſtigeres Urtheil über die Religion überhaupt fällt, wenn Ihr einſeht, daß ihr eine beſondere und edle Anlage im Menſchen zum Grunde liegt, die folglich auch wo ſie ſich zeigt muß gebildet werden: ſo kann es Euch doch nicht zuwider ſein, ſie in den beſtimmten Geſtalten anzuſchauen, in denen ſie ſchon wirklich erſchienen iſt, und Ihr müßt vielmehr dieſe um ſo lieber Eurer Betrachtung würdigen, je mehr das Eigenthümliche und Unterſcheidende der Religion in ihnen ausgebildet iſt.

Aber dieſen Grund nicht eingeſtehend werdet

Ihr vielleicht alle alten Vorwürfe, die Ihr ſonſt der Religion überhaupt zu machen gewohnt waret, jezt auf die einzelnen Religionen werfen, und behaupten daß grade in dem was Ihr das Poſitive in der Religion nennt, dasjenige liegen müſſe was dieſe Vorwürfe immer aufs neue veranlaßt und rechtfertigt; und daß eben deswegen dies die natürlichen Erſcheinungen der wahren Religion nicht ſein können. Ihr werdet mich aufmerkſam darauf machen, wie ſie alle ohne Unterſchied voll ſind, von dem was meiner eigenen Ausſage nach nicht Religion iſt, und daß alſo ein Princip des Verderbens tief in ihrer Conſtitution liegen müſſe; Ihr werdet mich daran erinnern, wie jede unter ihnen ſich für die einzig wahre, und grade ihr Eigenthümliches für das Höchſte erklärt; wie ſie ſich von einander grade durch dasjenige, als durch etwas weſentliches unterſcheiden, was jede ſoviel als möglich von ſich hinaus thun ſollte; wie ſie, ganz gegen die Natur der wahren Religion, beweiſen, widerlegen und ſtreiten, es ſei nun mit den Waffen der Kunſt und des Verſtandes oder mit noch fremderen wol gar unwürdigen; Ihr werdet hinzufügen, daß Ihr grade in wiefern Ihr die Religion achtet und für etwas wichtiges anerkennet, ein lebhaftes Intereſſe daran nehmen müßtet, daß ſie die größte Freiheit ſich nach allen Seiten aufs mannigfaltigſte auszubilden überall genieße, und daß Ihr alſo nur um ſo lebhafter die beſtimmten Formen der Religion haſſen müßtet, welche Alle, die ſich zu ihnen bekennen, an derſelben Geſtalt feſt halten, ihnen die Freiheit ihrer eignen Natur zu folgen entziehen, und ſie in unnatürliche Schranken einzwängen; und in allen dieſen Punkten werdet Ihr mir die Vorzüge der natürlichen Religion vor den poſitiven kräftig anpreiſen.

Ich bezeuge noch einmal, daß ich dieſe Entſtellungen nicht läugnen will, und daß ich gegen den Widerwillen, welchen Ihr dagegen empfindet, nichts einwende. Ja ich erkenne in ihnen Allen jene viel beklagte Ausartung und Abweichung in ein fremdes Gebiet, und je göttlicher die Religion ſelbſt iſt, um deſto weniger will ich ihr Verderben ausſchmükken, und ihre wilden Auswüchſe bewundernd pflegen. Aber vergeßt einmal dieſe doch auch einſeitige Anſicht, und folgt mir zu einer andern. Bedenkt, wieviel von dieſem Verderben auf die Rechnung derer kommt, welche die Religion aus dem Innern des Herzens hervorgezogen haben in die bürgerliche Welt; geſteht daß Vieles überall unvermeidlich iſt, ſobald das Unendliche eine unvollkommene und beſchränkte Hülle annimmt, und in das Gebiet der

Zeit und der allgemeinen Einwirkung endlicher Dinge, um ſich von ihr beherrſchen zu laſſen, herabſteigt. Wie tief aber auch dieſes Verderben in ihnen eingewurzelt ſein mag und wie ſehr ſie darunter gelitten haben mögen: ſo bedenkt wenigſtens auch, daß es die eigentliche religiöſe Anſicht aller Dinge iſt, auch in dem was uns gemein und niedrig zu ſein ſcheint, jede Spur des Göttlichen, Wahren und Ewigen aufzuſuchen, und auch die entfernteſte noch anzubeten; und warum ſoll grade dasjenige des Vortheils einer ſolchen Betrachtung entbehren, was die gerechteſten Anſprüche darauf hat religiös gerichtet zu werden? Jedoch Ihr werdet mehr finden als entfernte Spuren der Göttlichkeit. Ich lade Euch ein, jeden Glauben zu betrachten, zu dem ſich Menſchen bekannt haben, jede Religion die Ihr durch einen beſtimmten Namen und Charakter bezeichnet, und die vielleicht nun längſt ausgeartet iſt in einen Codex leerer Gebräuche, in ein Syſtem abſtrakter Begriffe und Theorien; ob Ihr nicht, wenn Ihr ſie an ihrer Quelle und nach ihren urſprünglichen Beſtandtheilen unterſucht, dennoch finden werdet, daß alle die todten Schlakken einſt glühende Ergießungen des inneren Feuers waren, daß in allen Religion enthalten iſt, mehr oder minder von dem wahren Weſen derſelben, wie ich es Euch dargeſtellt habe; daß jede eine von den beſondern Geſtalten war, welche in den verſchiedenen Gegenden der Erde und auf den verſchiedenen Stuffen der Entwikkelung die Menſchheit in dieſer Beziehung nothwendig annehmen mußte. Damit Ihr aber nicht aufs Ohngefähr in dieſem unendlichen Chaos umherirret — denn ich muß Verzicht darauf thun Euch in demſelben regelmäßig und vollſtändig herumzuweiſen, es wäre das Studium eines Lebens, und nicht das Geſchäft eines Geſpräches — damit Ihr ohne durch gemeine Begriffe verführt zu werden, nach einem richtigen Maaßſtabe den wahren Gehalt und das eigentliche Weſen der einzelnen Religionen abmeſſen, und durch ein beſtimmtes und feſtes Verfahren das Innere von dem Äußerlichen, das Eigene von dem Erborgten und Fremden, das Heilige von dem Profanen ſcheiden möget: ſo vergeßt fürs erſte jede einzelne und das was für ihr charakteriſtiſches Merkmal gehalten wird, und ſucht von innen heraus erſt zu einer allgemeinen Anſicht davon zu gelangen, was eigentlich das Weſen einer beſtimmten Form der Religion ausmacht. Ihr werdet alsdann finden, daß grade die poſitiven Religionen dieſe beſtimmten Geſtalten ſind, unter denen die Religion ſich darſtellt, und daß Eure ſogenannte natürliche gar keinen Anſpruch darauf machen kann etwas Ähnliches zu ſein, indem ſie nur ein unbeſtimmter dürftiger und armſeliger Gedanke iſt, dem in der Wirklichkeit nie eigentlich etwas entſprechen kann; Ihr werdet finden, daß in jenen allein eine wahre individuelle Ausbildung der religiöſen Anlage möglich iſt, und daß ſie, ihrem Weſen nach, der Freiheit ihrer Bekenner darin gar keinen Abbruch thun.

Warum habe ich angenommen, daß die Religion nicht anders als in einer unendlichen Menge durchaus beſtimmter Formen vollſtändig gegeben werden kann? Nur aus Gründen, welche ſich aus dem von dem Weſen der Religion geſagten von ſelbſt ergeben. Nemlich wenn doch die Religion die Totalität aller Verhältniſſe des Menſchen zur Gottheit im Univerſum war, wie er ſie als ſein Leben unmittelbar fühlt, und wo Religion ſein ſoll, man ſehe auf Einzelne oder auf große Maſſen, müſſen auch überall alle dieſe Verhältniſſe vorkommen, ſonſt wäre es nur ein zerbrochenes und verkrüppeltes Leben, und ſo habt Ihr Recht mit Eurer Allgemeinen und Einen Religion: aber keinesweges werden ſie überall und Allen auf dieſelbe Weiſe ſein können, und ſo habt Ihr Unrecht, und zwar ganz Unrecht, weil dieſe Verſchiedenheit das unmittelbar Gefühlte ſein wird, jene Einheit aber nur das Gedachte. Denn ſchon weil wir Wo ſind, giebt es unter dieſen Verhältniſſen des Menſchen zum Ganzen ein Näher und Weiter, und durch dieſe Relation zu den übrigen wird nothwendig jedes Gefühl Jedem im Leben ein anders beſtimmtes. Dann aber auch weil wir Wer ſind, iſt in Jedem eine größere Empfänglichkeit für einige religiöſe Wahrnehmungen und Gefühle vor andern, und auch auf dieſe Weiſe iſt Jedes überall ein Anderes. Nun aber kann doch offenbar nicht durch eine einzelne dieſer Beziehungen jedem Gefühl ſein Recht widerfahren, ſondern nur durch alle insgeſamt, und daher eben kann die ganze Religion unmöglich anders vorhanden ſein, als wenn alle dieſe verſchiednen Anſichten jedes Verhältniſſes, die auf ſolche Art entſtehen können, auch wirklich gegeben werden; und dies iſt nicht anders möglich als in einer unendlichen Menge verſchiedner Formen, deren jede durch das verſchiedene Princip der Beziehung in ihr durchaus beſtimmt, und in deren jeder derſelbe Gegenſtand ganz anders modificirt iſt, das heißt welche ſämmtlich wahre Individuen ſind. Wodurch nun dieſe Individuen beſtimmt werden und ſich von einander unterſcheiden, was das Gemeinſchaftliche in ihren Beſtandtheilen iſt was ſie zuſammenhält, oder das Anziehungsprincip dem ſie folgen, und wonach man alſo, zu welchem Individuo ein gegebnes religiöſes Datum gehören muß, zu beurtheilen habe, das liegt ſchon in dem Geſagten. Allein von den wirklich getrennt vorhandenen Religionen wird behauptet, daß dies alles anders wäre, und ſie ſich nicht ſo gegeneinander verhielten, und dies müſſen wir noch unterſuchen.

Eine beſtimmte Form der Religion kann dies zuerſt unmöglich inſofern ſein als ſie etwa ein beſtimmtes Quantum religiöſen Stoffs enthält. — Dies iſt eben das gänzliche Mißverſtändniß über das Weſen der einzelnen Religionen, welches ſich häufig unter ihre Bekenner ſelbſt verbreitet, und den Grund zum Verderben gelegt hat. Sie haben eben gemeint, weil doch ſo viele Menſchen ſich dieſelbe Religion zueignen, ſo müßten ſie auch daſſelbe Maaß religiöſer Anſichten und Gefühle, und ſo auch ihres Meinens und Glaubens haben, und eben dies Gemeinſchaftliche müſſe das Weſen ihrer Religion ſein. Es iſt überall nicht leicht möglich das eigentlich Charakteriſtiſche und Individuelle einer Religion mit Sicherheit zu finden, wenn man es ſo aus dem Einzelnen abſtrahirt; aber hierin, ſo gemein auch der Begriff iſt, kann es doch am wenigſten liegen, und wenn Ihr etwa auch glaubt, daß deswegen die poſitiven Religionen der Freiheit des Einzelnen ſeine Religion auszubilden nachtheilig ſind, weil ſie eine beſtimmte Summe von religiöſen Anſchauungen und Gefühlen fordern, und andere ausſchließen, ſo ſeid Ihr im Irrthum. Einzelne Wahrnehmungen und Gefühle ſind, wie Ihr wißt, die Elemente der Religion, und dieſe nur ſo als einen zuſammengerafften Haufen zu betrachten, wie viele ihrer und namentlich was für welche vorhanden ſind, das kann uns unmöglich auf den Charakter eines Individuum der Religion führen. Wenn ſich die Religion deswegen auf vielfache Weiſe beſonders geſtalten muß, weil von jedem Verhältniß verſchiedene Anſichten möglich ſind, je nachdem es auf die übrigen bezogen wird, ſo wäre uns freilich mit einem ſolchen ausſchließlichen Zuſammenfaſſen mehrerer unter ihnen, wodurch ja keine von jenen möglichen Anſichten beſtimmt wird, gar nichts geholfen, und wenn die poſitiven Religionen ſich nur durch eine ſolche Ausſchließung unterſchieden, ſo wären ſie freilich nicht die individuellen Erſcheinungen, welche wir ſuchen. Daß dies aber in der That nicht ihr Charakter iſt erhellt daraus, weil es unmöglich iſt von dieſem Geſichtspunkt aus zu einem beſtimmten Begriff von ihnen zu gelangen, und ſo müſſen ſie doch geſondert werden können, weil ſie ſonſt ſehr bald in einander fließen würden. Denn es leuchtet ein daß nicht auf eine beſtimmte Weiſe die verſchiedenen religiöſen Wahrnehmungen und Gefühle von einander abhängen und durcheinander erregt werden; ſondern für ſich beſteht jedes, und kann durch die verſchiedenſten Combinationen auf jedes andre führen. Daher iſt ſchon in der Religion jedes einzelnen Menſchen, wie ſie ſich im Lauf ſeines Lebens bildet, nichts zufälliger als die in ihm zum Bewußtſein gekommene Summe ſeines religiöſen Stoffs. Einzelne Anſichten können ſich ihm verdunkeln, andere können ihm aufgehn und ſich zur Klarheit bilden, und ſeine Religion iſt von dieſer Seite immer beweglich und fließend. Dies Fließende kann alſo auch unmöglich das Feſtſtehende und Weſentliche in der Mehreren gemeinſchaftlichen Religion ſein; denn wie höchſt zufällig und ſelten muß es ſich nicht ereignen, daß mehrere Menſchen auch nur eine Zeitlang in demſelben beſtimmten Kreiſe von Wahrnehmungen ſtehen bleiben, und auf demſelben Wege der Gefühle fortgehn. Daher iſt auch unter denen die ihre Religion ſo beſtimmen ein beſtändiger Streit über das, was zu derſelben weſentlich gehöre, und was nicht; ſie wiſſen nicht was ſie als charakteriſtiſch und nothwendig feſtſezen, was ſie als frei und zufällig abſondern ſollen; ſie finden

den Punkt nicht, aus dem ſie das Ganze überſehen können, und verſtehen die religiöſe Erſcheinung nicht in der ſie ſelbſt zu leben, für die ſie zu ſtreiten wähnen, und zu deren Ausartung ſie beitragen, eben weil ſie nicht wiſſen wo ſie ſtehn und was ſie thun. Aber der Inſtinkt den ſie nicht verſtehen, leitet ſie richtiger als ihr Verſtand, und die Natur hält zuſammen was ihre falſchen Reflexionen und ihr darauf gegründetes Thun und Treiben vernichten würden. Wer den Charakter einer beſondern Religion in einem beſtimmten Quantum von Wahrnehmungen und Gefühlen ſezt, der muß nothwendig einen innern und objektiven Zuſammenhang annehmen, der grade dieſe unter einander verbindet, und alle anderen ausſchließt. Dieſer Wahn aber iſt eben das dem Geiſt der Religion ſo ganz entgegengeſezte Princip des Syſtemweſens und des Sektirens, und das Ganze welches ſie auf dieſe Art zu bilden ſtreben, wäre nicht ein ſolches wie wir es ſuchen, wodurch die Religion in allen ihren Theilen eine beſtimmte Geſtalt gewinnt, ſondern es wäre ein gewaltſamer Ausſchnitt aus dem Unendlichen, nicht eine Religion ſondern eine Sekte: der irreligiöſeſte Begriff den man im Gebiet der Religion kann realiſiren wollen. — Aber die Formen welche das Univerſum hervorgebracht hat, und welche wirklich vorhanden ſind, ſind auch nicht Ganze von dieſer Art. Alles Sektiren, es ſei nun ſpekulativ, um einzelne Anſchauungen in einen philoſophirenden Zuſammenhang zu bringen, oder ascetiſch, um auf ein Syſtem und eine beſtimmte Folge von Gefühlen zu dringen, arbeitet auf eine möglichſt vollendete Gleichförmigkeit Aller, die an demſelben Stükk Religion Antheil haben wollen. Wenn es nun denen die von dieſer Wuth angeſtekt ſind, und denen es gewiß an Thätigkeit nicht fehlt, noch nie gelungen iſt irgend eine poſitive Religion bis dahin zu bringen: ſo werdet Ihr doch geſtehen, daß leztere, da ſie doch auch einmal entſtanden ſind, und inſofern ſie troz jener Angriffe noch exiſtiren, nach einem andern Princip gebildet worden ſein, und einen andern Charakter haben müſſen. Ja wenn Ihr an die Zeit denkt, wo ſie entſtanden ſind, ſo werdet Ihr dies noch deutlicher einſehn: denn Ihr werdet Euch erinnern, daß jede poſitive Religion während ihrer Bildung und ihrer Blüthe, zu der Zeit alſo, wo ihre eigenthümliche Lebenskraft am jugendlichſten und friſcheſten wirkt, und auch am ſicherſten erkannt werden kann, ſich in einer ganz entgegengeſezten Richtung bewegt, nicht ſich concentrirend und Vieles aus ſich ausſcheidend, ſondern wachſend nach außen, immer neue Zweige treibend, und immer mehr religiöſen Stofs ſich aneignend, und ihrer beſondern Natur gemäß ausbildend. Nach jenem falſchen Princip alſo ſind ſie nicht geſtaltet, es iſt nicht Eins mit ihrer Natur; es iſt ein von außen eingeſchlichenes Verderben und da es ihnen eben ſowol zuwider iſt, als dem Geiſt der Religion überhaupt, ſo kann ihr Verhältniß gegen daſſelbe, welches ein immerwährender Krieg iſt, eher beweiſen als widerlegen, daß ſie ſo wirklich gebildet ſind, wie die wahrhaft individuellen Erſcheinungen der Religion müſſen gebildet ſein.

Eben ſo wenig konnten jemals jene Verſchiedenheiten in der Religion überhaupt, auf welche ich Euch bisher hie und da aufmerkſam gemacht habe, hinreichen, um eine durchaus und als ein Individuum beſtimmte Form hervorzubringen. Jene drei ſo oft angeführten Arten das Univerſum anzuſchauen als Chaos, als Syſtem und in ſeiner elementariſchen Vielheit, ſind weit davon entfernt eben ſo viel einzelne und beſtimmte Religionen zu ſein. Ihr werdet wiſſen, daß wenn man einen Begriff eintheilt ſo viel man will und bis ins Unendliche fort, man doch dadurch nie auf Individuen kommt, ſondern immer nur auf weniger allgemeine Begriffe, die unter jenen enthalten ſind, auf Arten und Unterabtheilungen, die wieder eine Menge ſehr verſchiedener Einzelnen unter ſich begreifen können: um aber den Charakter der Einzelweſen ſelbſt zu finden muß man aus dem allgemeinen Begriff und ſeinen Merkmalen herausgehn. Jene drei Verſchiedenheiten in der Religion ſind aber in der That nichts anders als eine ſolche gewöhnliche und überall wiederkommende Eintheilung nach dem Allen geläufigen Schema von Einheit, Vielheit und Allheit. Sie ſind alſo Arten der Religion, aber nicht beſtimmte Formen, und das Bedürfniß weswegen wir dieſe ſuchen würde auch dadurch, daß Religion auf dieſe dreifache Weiſe vorhanden iſt, gar nicht befriediget werden. Es liegt aber auch hinlänglich am Tage, daß wenn gleich, wie es allerdings ſein muß, jede beſtimmte Form der Religion ſich zu Einer von dieſen Arten bekennt, ſie dadurch keinesweges eine einzelne in ſich völlig beſtimmte wird. Denn Ihr ſeht ja auf jedem von dieſen Gebieten eine Mehrheit ſolcher Erſcheinungen, die Ihr unmöglich für etwa nur dem Scheine nach verſchieden halten könnt. Alſo kann es dieſes Verhältniß ebenfalls nicht ſein, welches die einzelnen Religionen gebildet hat. Eben ſo wenig ſind offenbar der Perſonalismus und die ihm entgegengeſezte pantheiſtiſche Vorſtellungsart in der Religion zwei ſolche individuelle

viduelle Formen. Denn auch dieſe gehen ja durch alle drei Arten der Religion hindurch, und können ſchon um deswillen keine Individuen ſein. Sondern ſie ſind nur eine andere Art der Unterabtheilung, indem was unter jene dreie gehört nun eben ſo entweder auf dieſe oder auf jene Art ſich darſtellen kann. Denn das wollen wir allerdings nicht vergeſſen, worüber wir ſchon neulich waren übereingekommen, daß dieſer Gegenſaz nur auf der Art beruht, wie das religiöſe Gefühl ſelbſt wieder betrachtet, und ſeinen Äußerungen ein gemeinſamer Gegenſtand geſezt wird. So daß wenn ſich auch die eine beſondere Religion mehr zu dieſer, die andere mehr zu jener Art der Darſtellung und des Ausdrukkes neigt, doch hiedurch unmittelbar ſo wenig als die Würde ſo wenig auch die Eigenthümlichkeit einer Religion kann beſtimmt werden. Auch bleiben, ob Ihr das eine oder das andere ſezt, alle einzelnen Elemente der Religion in Abſicht auf ihre gegenſeitige Beziehung eben ſo unbeſtimmt, und keine von den vielen Anſichten derſelben wird dadurch realiſirt, daß der eine oder der andere Gedanke ſie begleitet. Wie Ihr das überall ſehn könnt wo etwas religiös dargeſtellt ſein ſoll, und ſchon vollkommen zu ſein vermeint, wenn es nur rein deiſtiſch iſt, wo Ihr finden werdet, daß alle religiöſen Gefühle, und beſonders — welches der Punkt iſt um den ſich in dieſer Sphäre Alles zu drehen pflegt — die Anſichten von den Bewegungen der Menſchheit im Einzelnen, und von ihrer höchſten Einheit in dem was über ihre Willkür hinaus liegt, in ihrem Verhältniß gegeneinander völlig im Unbeſtimmten und Vieldeutigen ſchweben. So ſind demnach auch als Darſtellung beide ebenſalls nur allgemeinere Formen, deren Gebiet erſt durch das individuelle und beſtimmte ausgefüllt werden ſoll; und wenn Ihr auch dieſes Gebiet dadurch einſchränkt, daß Ihr ſie mit einer von den drei beſtimmten Arten der Anſchauung einzeln verbindet, ſo ſind auch dieſe, aus verſchiedenen Eintheilungsgründen des Ganzen zuſammengeſezte Formen doch nur engere Unterabtheilungen, aber keinesweges durchaus beſtimmte und geſchloſſene Ganze. Alſo weder der Naturalismus — ich verſtehe darunter die Anſchauung des Univerſum in ſeiner elementariſchen Vielheit ohne die Vorſtellung von perſönlichem Bewußtſein und Willen der einzelnen Elemente — noch der Pantheismus; weder die Vielgötterei noch der Deismus, ſind einzelne und beſtimmte Religionen, wie wir ſie ſuchen, ſondern nur Arten, in deren Gebiet gar viele eigentliche Individuen ſich ſchon entwikkelt haben, und noch mehrere ſich entwikkeln werden. —

Demnach bleibt, daß ichs kurz ſage: kein anderer Weg übrig wie ein Individuum der Religion kann zu Stande gebracht worden ſein, als dadurch, daß irgend eines von den großen Verhältniſſen der Menſchheit im Univerſum, auf eine Art, welche wenn man nur auf die Idee der Religion ſieht als reine Willkür erſcheint; ſieht man aber auf die Eigenthümlichkeit der Bekenner vielmehr die reinſte Nothwendigkeit in ſich trägt, und nur der natürliche Ausdrukk ihres Weſens ſelbſt iſt, daß auf eine ſolche Art Eines zum Mittelpunkt der geſammten Religion gemacht, und alle übrigen auf dieſes eine bezogen werden. Dadurch kommt ſogleich ein beſtimmter Geiſt und ein gemeinſchaftlicher Charakter in das Ganze; Alles bekommt feſte Haltung was vorher vieldeutig und unbeſtimmt war; von den unendlich vielen verſchiednen Anſichten und Beziehungen einzelner Elemente, welche alle möglich waren, und Alle dargeſtellt werden ſollten, wird durch jede ſolche Formation Eine durchaus realiſirt; alle einzelnen Elemente erſcheinen nun von einer gleichnamigen Seite, von der, welche jenem Mittelpunkt zugekehrt iſt, und alle Gefühle erhalten eben dadurch einen gemeinſchaftlichen Ton, und werden lebendiger und eingreifender in einander. Nur in der Totalität aller in einem ſolchen Sinne möglichen Formen kann die ganze Religion wirklich gegeben werden, und ſie wird alſo nur in einer unendlichen Reihe, in verſchiedenen Punkten des Raumes ſowol als der Zeit ſich allmählig entwikkelnder Geſtalten dargeſtellt, und nur was in einer von dieſen Formen liegt trägt zu ihrer vollendeten Erſcheinung etwas bei. Jede ſolche Geſtaltung der Religion, wo in Beziehung auf Ein alle anderen gleichſam vermittelndes oder in ſich aufnehmendes Verhältniß zur Gottheit Alles geſehen und gefühlt wird, wo und wie ſie ſich auch bilde, und welches immer dieſes vorgezogene Verhältniß ſei, iſt eine eigene poſitive Religion; in Beziehung auf das Ganze, um ein Wort zu gebrauchen, das wieder ſollte zu Ehren gebracht werden, eine Häreſis, weil unter vielen Gleichen eines zum Haupte der übrigen gleichſam gewählt wird; in Rükſicht aber auf die Gemeinſchaft aller Theilhaber und ihr Verhältniß zu dem, der zuerſt ihre Religion geſtiftet hat, weil er zuerſt jenen Mittelpunkt zu einem klaren Bewußtſein erhoben hat, eine eigne Schule und Jüngerſchaft. Und wenn nur in und durch ſolche beſtimmte Formen die Religion dargeſtellt wird, ſo hat auch nur der, welcher ſich mit der ſeinigen in einer ſolchen niederläßt, eigentlich einen feſten Wohnſiz, und daß ich ſo ſage ein aktives Bürgerrecht in der religiöſen Welt, nur Er kann ſich rühmen zum Daſein und zum Werden des Ganzen etwas beizutragen; nur er iſt eine eigne religiöſe Perſon mit einem Charakter und feſten und beſtimmten Zügen.

Vielleicht aber möchte hier Mancher der ſchon ein Intereſſe nimmt an den Angelegenheiten der Religion mit Beſtürzung, oder auch ein Widriggeſinnter mit Hinterliſt fragen, ob dann nun jeder Religiöſe an eine von den vorhandenen auf eine ſolche Weiſe eigenthümlich beſtimmten Formen der Religion ſich anſchließen müſſe. Dem würde ich vorläufig antworten: Mit nichten, ſondern nur das ſei nothwendig, daß ſeine Religion ebenfalls eine ſolche eigenthümlich beſtimmte und in ſich ausgebildete ſei, ob aber auf eine gleiche Weiſe mit einer im großen ſchon vorhandenen und an Anhängern reichen Form, dies ſei nicht eben ſo nothwendig. Und erinnern würde ich ihn, wie ich nirgend von zwei oder drei beſtimmten Geſtalten geredet, und geſagt habe daß ſie die einzigen bleiben ſollen. Vielmehr mögen ſich immerhin unzählige entwikkeln von allen Punkten aus, und derjenige, der ſich nicht in eine von den ſchon vorhandenen ſchikt, ich möchte ſagen, der nicht im Stande geweſen wäre, ſie ſelbſt zu machen, wenn er ſie noch nicht gefunden hätte, der dürfte ſchon deshalb zu keiner von ihnen gehören, ſondern eine neue in ſich ſelbſt hervorzubringen gehalten ſein. Bleibt er allein damit und ohne Jünger: es ſchadet nicht. Immer und überall giebt es Keime desjenigen, was noch zu keinem weiter ausgebreiteten Daſein gelangen kann: auf dieſelbe Weiſe exiſtirt auch die Religion eines ſolchen, und hat eben ſo gut eine beſtimmte Geſtalt und Organiſation, iſt eben ſo gut eine eigene poſitive Religion, als ob er die größte Schule geſtiftet hätte. Er ſehe alſo, daß dieſe vorhandenen Formen keinen Menſchen durch ihr früheres Daſein hindern ſollen, ſich eine Religion ſeiner eigenen Natur und ſeinem Sinne gemäß auszubilden. Sondern ob Jeder in einer von ihnen wohnen, oder eine eigne erbauen werde, das hinge lediglich davon ab, ob das nemliche Verhältniß oder ein anderes ſich in ihm als Grundgefühl und Mittelpunkt aller Religionen entwikkeln werde: das würde ich ihm vorläufig ſagen. Wollte er aber genaueres von mir hören, ſo würde ich hinzufügen: es wäre wol nicht leicht zu beſorgen daß einer in einen ſolchen Fall geriethe, wenn es nicht aus Mißverſtand geſchähe. Denn daß ſich eine neue Offenbarung bilde ſei nie etwas geringfügiges bloß perſönliches ſondern es liege größeres und gemeinſchaftliches dabei zum Grunde. Daher es auch nie einem, der wirklich eine neue Religion aufzuſtellen berufen war an Anhängern und Glaubensgenoſſen gefehlt hat. So würden alſo die Meiſten in dem Falle ſein, ihrer Natur nach einer vorhandenen Form anzugehören, und nur Wenige in dem daß ihnen keine genügte. Aber jene Meiſten ſind nicht minder frei als dieſe Wenigen, noch auch weniger in dem Falle ein eignes ſelbſt gebildet zu haben. Denn verfolgen wir in einem Jeden die Geſchichte ſeiner Religioſität: ſo finden wir zuerſt dunkle Ahndungen, welche ohne das Innere des Gemüths ganz zu durchdringen unerkannt wieder verſchwinden, und wol jeden Menſchen oft und früher umſchweben; welche irgend wie, vielleicht vom Hörenſagen entſtanden ohne Beziehung bleiben, und nichts eigenthümliches verrathen. Dann erſt ſpäter geſchieht es, daß Einem der Sinn fürs Univerſum in einem klaren Bewußtſein und von einem beſtimmten Verhältniß aus für immer aufgeht, auf welches er hernach Alles bezieht, um welches her ſich alles für ihn geſtaltet, ſo daß dieſer Moment eigentlich ſeine Religion beſtimmt, und ich hoffe Ihr werdet nicht meinen, die Religion eines Menſchen ſei deshalb weniger eigenthümlich und weniger die ſeinige, wenn ſie in einer Gegend liegt, wo ſchon Mehrere verſammelt ſind; und werdet in dieſer Gleichheit keinesweges einen mechaniſchen Einfluß des Angewöhnten oder Ererbten, ſondern wie Ihr auch in andern Fällen thut nur ein gemeinſames Beſtimmtſein aus höheren Gründen erkennen. Aber ſo wie grade in dieſer Gemeinſchaftlichkeit, gleichviel ob einer der Erſte iſt oder der Spätere, die Gewährleiſtung der Natürlichkeit und Wahrheit liegt, ſo wenig ſchadet ſie der Eigenthümlichkeit. Denn wenn auch Tauſende vor ihm, mit ihm und nach ihm ihr religiöſes Leben auf daſſelbe Verhältniß beziehen, wird es deswegen in Allen daſſelbe ſein, und wird ſich die Religion in Allen gleich bilden? Erinnert Euch doch, daß jede beſtimmte Form der Religion dem Einzelnen unerſchöpflich iſt; nicht nur weil ſie auf ihre beſtimmte Weiſe das Ganze umfaſſen ſoll, welches dem Einzelnen zu groß iſt, ſondern auch weil in ihr ſelbſt eine unendliche Verſchiedenheit der Ausbildung ſtatt findet, untergeordnet zwar aber doch ähnlich der Art, wie ſie ſelbſt eine eigenthümliche Geſtalt der Religion im Allgemeinen iſt. Wodurch Jedem Arbeit und Spielraum genug angewieſen iſt, und ich wüßte nicht daß es ſchon einer einzigen gelungen wäre ihr ganzes Gebiet in Beſiz zu nehmen, und Alles ihrem

Geiſte gemäß zu beſtimmen und darzuſtellen; ſondern wenigen nur iſt es vergönnt geweſen in der Zeit ihrer Freiheit und ihres beſſeren Lebens nur das Nächſte am Mittelpunkt recht auszubilden und zu vollenden, und nur in wenigen verſchiedenen Geſtalten den gemeinſchaftlichen Charakter wieder eigen auszuprägen. Die Erndte iſt groß, und der Arbeiter ſind wenige. Ein unendliches Feld iſt eröfnet in jeder dieſer Religionen, worin Tauſende ſich zerſtreuen mögen; unbebaute Gegenden genug werden ſich dem Auge eines Jeden darſtellen, der etwas eigenes zu ſchaffen und hervorzubringen fähig iſt.

So ganz ungegründet demnach iſt der Vorwurf, als ob wer in eine poſitive Religion ſich aufnehmen läßt nur ein Nachtreter derjenigen würde, welche dieſe geltend gemacht, ſich ſelbſt aber nicht mehr eigenthümlich ausbilden könne, daß wir vielmehr auch hier nicht anders urtheilen können, als auf dem Gebiete des Staates und der Geſelligkeit. Hier nemlich erſcheint es uns krankhaft und abentheuerlich wenn einer behauptet er habe nicht Raum in einer beſtehenden Verfaſſung, ſondern um ſich ſeine Eigenthümlichkeit zu bewahren, müſſe er ſich iſoliren von der Geſellſchaft. Vielmehr ſind wir überzeugt, jeder Geſunde werde von ſelbſt einen großen nationalen

Charakter mit Vielen gemein haben, und grade in dieſem feſtgehalten und durch ihn bedingt, werde ſich auch am genaueſten und ſchönſten ſeine Eigenthümlichkeit ausbilden. So auch auf dem Gebiete der Religion kann es nur krankhafte Abweichung ſein, welche Einen von dem gemeinſchaftlichen Leben mit Allen, unter welche ihn die Natur geſezt hat, ſo ausſchließt, daß er keinem größeren Ganzen angehört, ſondern von ſelbſt wird Jeder, was für ihn Mittelpunkt der Religion iſt, auch irgendwo im Großen ſo dargeſtellt finden, oder ſelbſt darſtellen. Aber jeder ſolchen gemeinſamen Sphare ſchreiben wir ebenfalls eine unergründlich tief ins Einzelne gehende Bildſamkeit zu, vermöge deren aus ihrem Schooß die Eigenthümlichkeiten Aller hervorgehn, wie denn in dieſem Sinne mit Recht die Kirche die allgemeine Mutter Aller genannt wird. Um Euch dies an dem nächſten deutlich zu machen ſo denket Euch das Chriſtenthum als eine jener beſtimmten doch allgemeinen Formen der höchſten Ordnung, und Ihr findet darin zu unſerer Zeit zuerſt zwar den bekannten äußerlich auf das beſtimmteſte heraustretenden Gegenſaz: dann aber theilt ſich auch jedes der beiden Gebiete in eine Menge verſchiedener Anſichten und Schulen, deren jede eine eigenthümliche Bildung darſtellt, von Einzelnen ausgegangen, und mehrere um ſich verſammelnd; aber offenbar ſo daß noch für Jeden übrig bleibt die lezte und eigenſte Bildung der Religioſität, welche mit ſeinem geſammten Daſein ſo ſehr in Eins zuſammenfällt, daß grade ſo wie ſie iſt Niemand Theil daran nehmen kann, als er allein. Und dieſe Stuffe der Bildung muß die Religion in einem Jeden um ſo mehr erreichen als er durch ſein ganzes Daſein Anſpruch darauf hat Euch, den Gebildeten, anzugehören. Denn hat ſich ſein höheres Gefühl allmählig entwikkelt, ſo muß es auch mit ſeinen übrigen Anlagen zugleich, wenn doch dieſe gebildet ſind, ein eigenthümliches geworden ſein. Oder hat es ſich dem Anſcheine nach plözlich entwikkelt nach vielleicht unerkannter Empfängniß und unter ſchnell vorübergehenden Geburtsſchmerzen des Geiſtes: ſo iſt auch dann ſeinem religiöſen Leben nicht nur eine eigene Perſönlichkeit mitgeboren, ein beſtimmter Zuſammenhang mit einem Vorher, einem Jezt und Nachher, eine Einheit des Bewußtſeins vermittelt, indem auf dieſe Art an dieſen Moment, und an den Zuſtand in welchem er das Gemüth überraſchte, wie an ſeinen Zuſammenhang mit dem früheren dürftigern Daſein das ganze folgende religiöſe Leben ſich anknüpft, und ſich gleichſam genetiſch daraus entwikkelt. Sondern in dieſem erſten anfänglichen Bewußtſein muß ſchon ein eigenthümlicher Charakter liegen, da es ja nur in einer durchaus beſtimmten Geſtalt und unter beſtimmten Verhältniſſen in ein ſchon gebildetes Leben ſo plözlich eintreten konnte; welchen dann jeder folgende eben ſo an ſich trägt, ſo daß er der reinſte Ausdrukk des ganzen Weſens iſt. Daher, ſo wie, indem ein Theil des unendlichen Bewußtſeins ſich losreißt und als ein endliches an einen beſtimmten Moment in der Reihe organiſcher Evolutionen ſich anknüpft, ein neuer Menſch entſteht, ein eignes Weſen, deſſen abgeſondertes Daſein unabhängig von der Menge und der objektiven Beſchaffenheit ſeiner Begebenheiten und Handlungen, in der eigenthümlichen Einheit des fortdauernden und an jenen erſten Moment ſich anſchließenden Bewußtſeins ruht, und in der eigenen Beziehung jedes ſpäteren ſich bewährt: ſo entſteht auch in jenem Augenblikk, in welchem ein beſtimmtes Bewußtſein des Univerſum gleichſam anhebt, ein eignes religiöſes Leben: eigen, nicht durch unwiderrufliche Beſchränkung auf eine beſondere Anzahl und Auswahl von Anſchauungen und Gefühlen, nicht durch die Beſchaffenheit des darin vorkommenden religiöſen Stoffs, den Jeder mit Allen gemein hat, welche mit ihm zu derſelben Zeit und in derſelben Gegend der Religion geiſtig geboren ſind; ſondern durch das, was er mit Keinem gemein haben kann, durch den immerwährenden Einfluß der beſonderen Art und Weiſe des Zuſtandes, in welchem ſein Gemüth zuerſt vom Univerſum begrüßt und umarmt worden iſt; durch die eigene Art wie er die Betrachtung deſſelben und die Reflexion darüber verarbeitet; durch den Charakter und Ton, in welchen die ganze folgende Reihe ſeiner religiöſen Anſichten und Gefühle ſich hineinſtimmt, und welcher ſich nie verliert, wie weit er auch hernach in der Gemeinſchaft mit dem Univerſum fortſchreite über das hinaus, was die erſte Kindheit ſeiner Religion ihm darbot. Wie jedes intellektuelle endliche Weſen ſeine geiſtige Natur und ſeine Individualität dadurch beurkundet, daß es Euch auf jene Vermählung des Unendlichen mit dem Endlichen in ihm zurükführt, wobei eure Fantaſie Euch verſagt, wenn Ihr ſie aus irgend etwas Einzelnem oder Früheren, es ſei Willkühr oder Natur, erklären wollt: eben ſo müßt Ihr Jeden, der ſo den Geburtstag ſeines geiſtigen Lebens angeben, und eine Wundergeſchichte erzählen kann vom Urſprung ſeiner Religion, die als eine unmittelbare Einwirkung der Gottheit und als eine Regung ihres Geiſtes erſcheint, auch dafür anſehn, daß er etwas eigenes ſein, und daß etwas beſonderes mit ihm geſagt ſein ſoll: denn ſo etwas geſchieht nicht um eine leere Wiederholung hervorzubringen im Reich der Religion. Und ſo wie jedes organiſch entſtandene und in ſich beſchloſſene Weſen nur aus ſich erklärt, und nie ganz verſtanden werden kann, wenn Ihr nicht ſeine Eigenthümlichkeit und ſeine Entſtehung durch einander als Eins und daſſelbe begreift: ſo könnt Ihr auch den Religiöſen nur verſtehen, wenn Ihr, wofern er Euch einen merkwürdigen Augenblikk als den erſten ſeines höhern Lebens darbietet, in dieſem das Ganze zu entdekken, ſo wie wenn er ſich nur als eine ſchon gebildete Erſcheinung darſtellt, den Charakter derſelben bis in die erſten dunkelſten Zeiten des Lebens zurük zu verfolgen wißt.

Darum glaube ich auch, daß es Euch nicht Ernſt iſt mit dieſer ganzen Klage gegen die poſitiven Religionen; ſondern dies iſt wol nur ein vorgefaßtes Urtheil: denn Ihr ſeid viel zu ſorglos um den Gegenſtand, als daß Ihr zu einer ſolchen Klage durch eure Beobachtung ſolltet berechtiget ſein. Ihr habt wol nie den Beruf gefühlt, Euch anzuſchmiegen an die wenigen religiöſen Menſchen, die Ihr vielleicht ſehen könnt, obgleich ſie immer anziehend und liebenswerth genug ſind, um etwa durch das Mikroſkop der Freundſchaft, oder der näheren Kenntniß, die ihr wenigſtens ähnlich ſieht, genauer zu unterſuchen, wie ſie für das Univerſum und durch daſſelbe organiſirt ſind. Mir, der ich ſie fleißig betrachtet habe, der ich ſie eben ſo mühſam aufſuche, und mit eben der heiligen Sorgfalt beobachte, welche ihr den Seltenheiten der Natur widmet, mir iſt es oft eingefallen, ob nicht ſchon das Euch zur Religion führen könnte, wenn Ihr nur Acht darauf gäbet, wie allmächtig die Gottheit den Theil der Seele in welchem ſie vorzüglich wohnt, in welchem ſie ſich in ihren unmittelbaren Wirkungen offenbart, und ſich ſelbſt beſchaut, auch als ihr Allerheiligſtes ganz eigen erbaut und abgeſondert von allem was ſonſt im Menſchen gebaut und gebildet wird, und wie ſie ſich darin durch die unerſchöpflichſte Mannigfaltigkeit der Formen in ihrem ganzen Reichthum verherrlicht. Ich wenigſtens bin immer aufs neue erſtaunt über die vielen merkwürdigen Bildungen auf dem ſo wenig bevölkerten Gebiet der Religion, wie ſie ſich von einander unterſcheiden durch die verſchiedenſten Abſtufungen der Empfänglichkeit für den Reiz deſſelben Gegenſtandes, und durch die größte Verſchiedenheit deſſen was in ihnen gewirkt wird durch die Mannigfaltigkeit des Tons, den die entſchiedene Übermacht der einen oder der andern Art von Gefühlen hervorbringt, und durch allerlei Idioſynkraſien der Reizbarkeit und Eigenthümlichkeiten der Stimmung, indem Jeden faſt unter andern Verhältniſſen die religiöſe Anſicht der Dinge vorzüglich beherrſcht. Dann wieder wie der religiöſe Charakter des Menſchen oft etwas ganz eigenthümliches in ihm iſt, ſtreng geſchieden für den gewöhnlichen Blikk von Allem was ſich in ſeinen übrigen Anlagen entdekt; wie das ſonſt ruhigſte und nüchternſte Gemüth hier des ſtärkſten der Leidenſchaft ähnlichen Affektes fähig iſt; wie der für gemeine und irdiſche Dinge ſtumpfſte Sinn hier innig fühlt bis zur Wehmuth, und klar ſieht bis zur Entzükkung und Weiſſagung; wie der in allen weltlichen Angelegenheiten ſchüchternſte Muth von heiligen Dingen und für ſie oft bis zum Märtyrerthum laut durch die Welt und das Zeitalter hindurch ſpricht. Und wie wunderbar oft dieſer religiöſe Charakter ſelbſt geartet und zuſammengeſezt iſt: Bildung und Rohheit, Capacität und Beſchränkung, Zartheit und Härte in jedem auf eine eigene Weiſe unter einander gemiſcht und in einander verſchlungen. Wo ich alle dieſe Geſtalten geſehen habe? In dem eigentlichen Gebiet der Religion, in ihren individuellen Formen, in den poſitiven Religionen die Ihr für das Gegentheil verſchreit; unter den Heroen und Märtyrern eines beſtimmten

Glaubens, unter den Schwärmern für beſtimmte Gefühle, unter den Verehrern eines beſtimmten Lichtes und individueller Offenbarungen: da will ich ſie Euch zeigen zu allen Zeiten und unter allen Völkern. Auch iſt es nicht anders, nur da können ſie anzutreffen ſein. So wie kein Menſch als Individuum zum wirklichen Daſein kommen kann, ohne zugleich durch denſelben Actus auch in eine Welt, in eine beſtimmte Ordnung der Dinge, und unter einzelne Gegenſtände verſezt zu werden; ſo kann auch ein religiöſer Menſch zu ſeiner Individualität nicht gelangen, er wohne denn durch dieſelbe Handlung ſich auch ein, in irgend eine beſtimmte Form der Religion. Beides iſt nur eine und dieſelbe göttliche That, und kann alſo Eins vom Andern nicht getrennt werden. Wenn eines Menſchen urſprüngliche Anſchauung des Univerſum nicht Kraft genug hat ſich ſelbſt zum Mittelpunkt ſeiner Religion zu machen, um den ſich Alles in ihr bewegt, ſo wirkt auch ihr Reiz nicht ſtark genug um den Prozeß eines eignen und rüſtigen religiöſen Lebens einzuleiten.

Und nun ich Euch dieſe Rechenſchaft abgelegt habe, ſo ſagt mir doch auch wie es in Eurer gerühmten natürlichen Religion um dieſe Ausbildung und Individualiſirung ſteht? Zeiget mir doch unter ihren Bekennern auch eine ſo große

Mannigfaltigkeit ſtark gezeichneter Charaktere! Denn ich muß geſtehen, ich ſelbſt konnte dergleichen unter ihnen niemals finden; und wenn Ihr rühmt daß dieſe Art der Religion ihren Anhängern mehr Freiheit gewähre, ſich nach eignem Sinne religiös zu bilden, ſo kann ich mir nichts anders darunter denken als, wie denn das Wort oft ſo gebraucht wird, die Freiheit auch ungebildet zu bleiben, die Freiheit von jeder Nöthigung nur überhaupt irgend etwas beſtimmtes zu ſein, zu ſehen und zu empfinden. Die Religion ſpielt doch in ihrem Gemüth eine gar zu dürftige Rolle. Es iſt als ob ſie gar keinen eignen Puls, kein eignes Syſtem von Gefäßen, keine eigne Circulation, und alſo auch keine eigne Temperatur und keine aſſimilirende Kraft für ſich hätte, und keinen Charakter; ſie iſt überall mit ihrer Art von Sittlichkeit und ihrer natürlichen Empfindſamkeit vermiſcht; in Verbindung mit denen, oder vielmehr ihnen demüthig nachtretend, bewegt ſie ſich träge und ſparſam, und iſt nur wahrzunehmen, indem ſie gelegentlich tropfenweiſe abgeſchieden wird von jenen. Zwar iſt mir mancher achtungswerthe und kräftige religiöſe Charakter vorgekommen, den die Bekenner der poſitiven Religionen, nicht ohne ſich über das Phänomen zu verwundern, für einen Bekenner der natürlichen ausgaben: aber genau betrachtet erkannten ihn dagegen die letzteren nicht für ihres gleichen; er war immer ſchon etwas von der urſprünglichen Reinheit der Vernunftreligion abgewichen, und hatte einiges Willkührliche, wie ſie es nennen, und Poſitive in die ſeinige aufgenommen, was nur Jene nicht erkannten, weil es von dem Ihrigen zu ſehr verſchieden war. Warum mißtrauen ſie gleich Jedem der etwas eigenthümliches in ſeine Religion bringt? Sie wollen eben auch Alle gleichförmig ſein, nur entgegengeſezt dem Extrem auf der andern Seite, den Sektirern meine ich, gleichförmig im Unbeſtimmten. So wenig iſt an eine beſondere perſönliche Ausbildung zu denken in der natürlichen Religion, daß ihre ächteſten Verehrer nicht einmal mögen, daß die Religion des Menſchen eine eigene Geſchichte haben, und mit einer Denkwürdigkeit anfangen ſoll. Das iſt ihnen ſchon zu viel: denn Mäßigkeit iſt ihnen Hauptſache in der Religion, und wer ſo Etwas von ſich zu ſagen weiß kommt ſchon in den üblen Geruch, daß er einen Anſaz habe zur leidigen Schwärmerei. Nach und nach ſoll der Menſch religiös werden, wie er klug und verſtändig wird, und Alles andere was er ſein ſoll; durch den Unterricht und die Erziehung ſoll ihm das Alles kommen; nichts muß dabei ſein was für übernatürlich oder auch nur für ſonderbar könnte gehalten werden. Ich will nicht ſagen, daß mir das, von wegen des Unterrichts und der Erziehung, die Alles ſein ſollen, den Verdacht beibringt, als ſei die natürliche Religion ganz vorzüglich von jenem Übel einer Vermiſchung, ja gar einer Verwandlung in Metaphyſik und Moral befallen: aber das iſt doch klar, daß ihre Verehrer nicht von irgend einer lebendigen Anſchauung ausgegangen ſind, und daß auch keine ihr feſter Mittelpunkt iſt; weil ſie gar nichts wiſſen unter ſich, wovon der Menſch auf eine eigne Weiſe müßte ergriffen werden. Der Glaube an einen perſönlichen Gott, das wiſſen ſie ſelbſt, iſt nicht das Reſultat einer beſtimmten einzelnen Anſchauung des Univerſum im Endlichen; darum fragen ſie auch Keinen, der ihn hat, wie er dazu gekommen ſei; ſondern ſo wie ſie ihn demonſtriren wollen, meinen ſie auch, er müſſe Allen andemonſtrirt ſein Sonſt einen andern und beſtimmteren Mittelpunkt, den ſie hätten, möchtet Ihr wol ſchwerlich aufzeigen können. Das Wenige, was ihre magre und dünne Religion enthält, ſteht für ſich in unbeſtimmter Vieldeutigkeit da: ſie haben eine Vorſehung überhaupt, eine Gerechtigkeit überhaupt, eine göttliche Erziehung überhaupt; alles dies erſcheint ihnen gegen einander bald in dieſer bald in jener Perſpektive und Verkürzung, und ſie gelten ihnen bald Dies bald Jenes. Oder wenn ja eine gemeinſchaftliche Beziehung auf einen Punkt darin anzutreffen iſt, ſo liegt dieſer Punkt außerhalb der Religion, und es iſt eine Beziehung auf etwas Fremdes, darauf daß die Sittlichkeit ja nicht gehindert werde, und daß der Trieb nach Glükſeligkeit einige Nahrung erhalte, oder ſonſt etwas wornach wahrhaft religiöſe Menſchen bei der Anordnung der Elemente ihrer Religion niemals gefragt haben; Beziehungen wodurch ihr kärgliches religiöſes Eigenthum noch mehr zerſtreut und auseinander getrieben wird. Sie hat alſo für ihre religiöſen Anſchauungen keine Einheit einer beſtimmten Anſicht, dieſe natürliche Religion; ſie iſt alſo auch keine beſtimmte Form, keine eigne individuelle Darſtellung der Religion, und die, welche nur ſie bekennen, haben keinen beſtimmten Wohnſiz in ihrem Reich, ſondern ſind Fremdlinge, deren Heimath, wenn ſie eine haben, woran ich zweifle, anderswo liegen muß. Sie gemahnt mich wie die Maſſe, welche zwiſchen den Weltſyſtemen dünn und zerſtreut ſchweben ſoll, hier von dem einen, dort von dem andern ein wenig angezogen; aber von keinem ſtark genug, um in ſeinen Wirbel fortgeriſſen zu werden. Wozu ſie da iſt, mögen die Götter wiſſen; es müßte denn ſein, um zu zeigen, daß auch das Unbeſtimmte auf gewiſſe Weiſe exiſtiren kann. Eigentlich aber iſt es doch nur ein Warten auf die Exiſtenz, zu der ſie nicht anders kommen könnten, als wenn eine Gewalt ſtärker als jede bisherige und auf andere Weiſe ſie ergriffe. Mehr kann ich ihnen nicht zugeſtehn, als die dunkeln Ahndungen, welche jener lebendigen Anſchauung vorangehn, die dem Menſchen ſein religiöſes Leben aufthut. Es giebt gewiſſe dunkle Regungen und Vorſtellungen, die gar nicht mit der Eigenthümlichkeit eines Menſchen zuſammenhängen, ſondern gleichſam nur die Zwiſchenräume derſelben ausfüllen, und in Allen gleichförmig eben daſſelbe ſind: ſo iſt ihre Religion. Höchſtens iſt ſie Naturreligion, in dem Sinne wie man auch ſonſt, wenn man von Naturphiloſophie und Naturpoeſie redet, den Äußerungen des rohen Inſtinkts dieſen Namen vorſezt, um ſie von der Kunſt und Bildung zu unterſcheiden. Aber auf das Beſſere warten ſie nicht etwa, und achten es höher im Gefühl es nicht erreichen zu können; ſondern ſie widerſezen ſich ihm aus allen Kräften. Das Weſen der natürlichen Religion beſteht ganz eigentlich in der Verläugnung alles Poſitiven und Charakteriſtiſchen in der Religion, und in der heftigſten Polemik dagegen. Darum iſt ſie auch das würdige Produkt des Zeitalters, deſſen Stekkenpferd eine erbärmliche Allgemeinheit und eine leere Nüchternheit war, die mehr als irgend etwas in allen Dingen der wahren Bildung entgegen arbeitet. Zweierlei haſſen ſie ganz vorzüglich: ſie wollen nirgends beim Außerordentlichen und Unbegreiflichen anfangen; und was ſie auch ſein und treiben mögen, ſo ſoll nirgends eine Schule hervorſchmekken. Das iſt das Verderben welches Ihr in allen Künſten und Wiſſenſchaften findet, es iſt auch in die Religion gedrungen, und ſein Produkt iſt dies gehaltleere und formloſe Ding. Autochthonen und Autodidakten möchten ſie ſein in der Religion; aber ſie haben nur das Rohe und Ungebildete von dieſen; das Eigenthümliche hervorzubringen haben ſie weder Kraft noch Willen. Sie ſträuben ſich gegen jede beſtimmte Religion welche da iſt, weil ſie doch zugleich eine Schule iſt; aber wenn es möglich wäre, daß ihnen ſelbſt etwas begegnete, wodurch eine eigne Religion ſich ihnen geſtalten wollte, würden ſie ſich eben ſo heftig dagegen auflehnen, weil doch eine Schule daraus entſtehen könnte. Und ſo iſt ihr Sträuben gegen das Poſitive und Willkührliche zugleich ein Sträuben gegen alles Beſtimmte und Wirkliche. Wenn eine beſtimmte Religion nicht mit einem Faktum anfangen ſoll, kann ſie gar nicht anfangen: denn ein gemeinſchaftlicher Grund muß doch da ſein, und es kann nur ein ſolcher ſein warum irgend etwas hervorgezogen und in die Mitte geſtellt wird; und wenn eine Religion nicht eine beſtimmte ſein ſoll, ſo iſt ſie gar keine, denn nur loſe unzuſammenhängende Regungen verdienen den Namen nicht. Erinnert Euch was die Dichter von einem Zuſtande der Seelen vor der Geburt reden: wenn ſich eine ſolche gewaltſam wehren wollte in die Welt zu kommen, weil ſie eben nicht Dieſer und Jener ſein möchte, ſondern ein Menſch überhaupt; dieſe Polemik gegen das Leben iſt die Polemik der natürlichen Religion gegen die poſitiven, und dies iſt der permanente Zuſtand ihrer Bekenner.

Zurükk alſo, wenn es Euch Ernſt iſt die Religion in ihren beſtimmten Geſtalten zu betrachten, von dieſer erleuchteten zu jenen verachteten poſitiven Religionen, wo Alles wirklich, kräftig und beſtimmt erſcheint; wo jede einzelne Anſchauung ihren beſtimmten Gehalt und ein eignes Verhältniß zu den übrigen, jedes Gefühl ſeinen eignen Kreis und ſeine beſondere Beziehung hat; wo Ihr jede Modifikation der Religioſität irgendwo antrefft, und jeden Gemüthszuſtand, in welchen nur die Religion den Menſchen verſezen kann; wo Ihr jeden Theil derſelben irgendwo ausgebildet, und jede ihrer Wirkungen irgendwo vollendet findet; wo alle gemeinſchaftliche Anſtalten und alle einzelne Äußerungen den hohen Werth beweiſen, der auf die Religion gelegt wird, bis zum Vergeſſen faſt alles übrigen; wo der heilige Eifer, mit welchem ſie betrachtet, mitgetheilt, genoſſen wird, und die kindliche Sehnſucht, mit welcher man neuen Offenbarungen himmliſcher Kräfte entgegenſieht, Euch dafür bürgen, daß keines von ihren Elementen, welches von dieſem Punkt aus ſchon wahrgenommen werden konnte, überſehen worden, und keiner von ihren Momenten verſchwunden iſt, ohne ein Denkmal zurükzulaſſen. Betrachtet alle die mannigfaltigen Geſtalten, in welcher jede einzelne Art der Gemeinſchaft mit dem Univerſum ſchon erſchienen iſt; laßt Euch nicht zurükſchrekken, weder durch geheimnißvolle Dunkelheit, noch durch wunderbare groteske Züge, und gebet dem Wahn nicht Raum, als möchte alles nur Einbildung ſein und Dichtung; grabet nur immer tiefer, wo Euer magiſcher Stab einmal angeſchlagen hat, Ihr werdet gewiß das Himmliſche zu Tage fördern. Aber, daß Ihr ja auch auf das Menſchliche ſeht, was die Göttliche annehmen mußte! daß Ihr ja nicht aus der Acht laßt, wie ſie überall die Spuren von der Bildung jedes Zeitalters, von der Geſchichte jeder Menſchenart an ſich trägt, wie ſie oft in Knechtsgeſtalt einhergehen mußte, an ihren Umgebungen und an ihrem Schmukk die Dürftigkeit ihrer Schüler und ihres Wohnſizes zur Schau tragend, damit Ihr gebührend abſondert und ſcheidet! daß Ihr ja nicht überſehet, wie ſie oft beſchränkt worden iſt in ihrem Wachsthum, weil man ihr nicht Raum ließ ihre Kräfte zu üben, wie ſie oft in der erſten Kindheit kläglich vergangen iſt an ſchlechter Behandlung und an Atrophie! Und wenn Ihr das Ganze umfaſſen wollt, ſo bleibt ja nicht allein bei denen Geſtalten der Religion ſtehn, welche Jahrhunderte lang geglänzt und große Völker beherrſcht haben, und durch Dichter und Weiſe vielfach verherrlicht worden ſind: was hiſtoriſch und religiös das merkwürdigſte war, iſt oft nur unter Wenige getheilt, und dem gemeinen Blikk verborgen geblieben.

Wenn Ihr aber auch auf dieſe Art die rechten Gegenſtände, und dieſe ganz und vollſtändig ins Auge faßt, wird es immer noch ein ſchwieriges Geſchäft ſein den Geiſt der Religionen zu entdekken, und ſie durchaus zu verſtehen. Noch einmal warne ich Euch, ihn nicht etwa ſo nur im allgemeinen abziehen zu wollen aus dem, was Allen die eine beſtimmte Religion bekennen gemeinſchaftlich iſt: Ihr verirrt Euch in tauſend vergeblichen Nachforſchungen auf dieſem Wege, und kommt am Ende immer anſtatt zum Geiſte der Religion auf ein beſtimmtes Quantum von Stoff. Ihr müßt Euch erinnern, daß keine je ganz wirklich geworden iſt, und daß Ihr ſie nicht eher kennt, bis Ihr, weit entfernt ſie in einem beſchränkten Raume zu ſuchen, ſelbſt im Stande ſeid ſie zu ergänzen, und zu beſtimmen wie dies und jenes in ihr geworden ſein müßte, wenn ihr Geſichtskreis ſo weit gereicht hätte. Ihr könnt es Euch nicht feſt genug einprägen, daß Alles nur darauf ankommt ihre Grundanſchauung zu finden, daß Euch alle Kenntniß vom Einzelnen nichts hilft, ſo lange ihr dieſe nicht habt, und daß Ihr ſie nicht eher habt bis Euch alles Einzelne in Einem feſt verbunden iſt. Und ſelbſt mit dieſer Regel der Unterſuchung, die doch nur ein Prüfſtein iſt, werdet Ihr tauſend Verirrungen ausgeſezt ſein; Vieles wird Euch entgegenkommen, gleichſam abſichtlich um Euch zu verführen, Vieles wird ſich Euch in den Weg ſtellen, um Euer Auge auf eine falſche Seite zu lenken. Vor allen Dingen bitte ich Euch, den Unterſchied ja nicht aus den Augen zu laſſen zwiſchen dem was das Weſen einer einzelnen Religion ausmacht, ſofern ſie eine beſtimmte Form und Darſtellung derſelben überhaupt iſt, und dem was ihre Einheit als Schule bezeichnet und ſie als ſolche zuſammenhält. Religiöſe Menſchen ſind durchaus hiſtoriſch; das iſt nicht ihr kleinſtes Lob, aber es iſt auch die Quelle großer Mißverſtändniſſe. Der Moment in welchem ſie ſelbſt von der Anſchauung erfüllt worden ſind, welche ſich zum Mittelpunkt ihrer Religion gemacht hat, iſt ihnen immer heilig; er erſcheint ihnen als eine unmittelbare Einwirkung der Gottheit, und ſie reden nie von dem was ihnen eigenthümlich iſt in der Religion, und von der Geſtalt die ſie in ihnen gewonnen hat, ohne auf ihn hinzuweiſen. Ihr könnt alſo denken, wie viel heiliger noch ihnen der Moment ſein muß, in welchem dieſe unendliche Anſchauung überhaupt zuerſt in der Welt als Fundament und Mittelpunkt einer eignen Religion aufgeſtellt worden iſt, da an dieſen die ganze Entwikkelung dieſer Religion in allen Generationen und Individuen ſich eben ſo hiſtoriſch anknüpft, und dieſes Ganze der Religion und die religiöſe Bildung einer großen Maſſe der Menſchheit doch etwas unendlich größeres iſt, als ihr eignes religiöſes Leben und das kleine Fragment dieſer Religion, welches ſie perſönlich darſtellen. Dieſes Faktum verherrlichen ſie alſo auf alle Weiſe; häuſen darauf allen Schmukk der religiöſen Kunſt; beten es an als die reichſte und wohlthätigſte Wunderwirkung des Höchſten; und reden nie von ihrer Religion, ſtellen nie eins von ihren Elementen auf, ohne es in Verbindung mit dieſem Faktum zu ſezen und ſo darzuſtellen. Wenn alſo die beſtändige Erwähnung deſſelben alle Äußerungen der Religion begleitet, und ihnen eine eigene Farbe giebt; ſo iſt nichts natürlicher als dieſes Faktum mit der Grundanſchauung der Religion ſelbſt zu verwechſeln; dies hat nur nicht Alle verführt, und die Anſicht faſt aller Religionen verſchoben Vergeßt alſo nie, daß die Grundanſchauung einer Religion nichts ſein kann, als irgend eine Anſchauung des Unendlichen im Endlichen, irgend ein allgemeines religiöſes Verhältniß, welches in allen andern aber auch vorkommen darf, und wenn ſie vollſtändig ſein ſollten, vorkommen müßte, nur daß es in ihnen nicht in den Mittelpunkt geſtellt iſt. — Ich bitte Euch, nicht Alles was Ihr bei den Heroen der Religion oder in den heiligen Urkunden findet für Religion zu halten, und den unterſcheidenden Geiſt der ihrigen darin zu ſuchen. Nicht Kleinigkeiten meine ich damit, wie Ihr leicht denken könnt, noch ſolche Dinge, die nach jedes Ermeſſen der Religion ganz fremd ſind; ſondern das, was oft mit ihr verwechſelt wird. Erinnert Euch wie abſichtslos jene Urkunden verfertigt ſind, daß unmöglich darauf geſehen werden konnte alles daraus zu entfernen was nicht Religion iſt, und bedenkt, wie jene Männer in allerlei Verhältniſſen gelebt haben in der Welt, und unmöglich bei jedem Wort was ſie ſprachen, ſagen konnten: das iſt nicht Religion, und wenn ſie alſo Weltklugheit und Moral reden, oder Metaphyſik und Poeſie, ſo meint nicht das müſſe auch in die Religion hineingezwängt werden, und darin müſſe auch ihr Charakter zu ſuchen ſein. Die Moral wenigſtens ſoll doch wol überall nur Eine ſein, und nach ihren Verſchiedenheiten, welche alſo immer etwas ſind das hinweggethan werden ſoll, können ſich die Religionen nicht unterſcheiden, die nicht überall Eine ſein ſollen. — Mehr als Alles aber bitte ich Euch, laßt Euch nicht verſühren von den beiden feindſeligen Principien, die überall, und faſt von den erſten Zeiten an, den Geiſt jeder Religion haben zu entſtellen und zu verſtekken geſucht. Überall hat es ſehr bald Solche gegeben, die ihn in einzelnen Lehrſäzen haben umgränzen, und das was noch nicht ihm gemäß zur Religion gebildet war, von ihr ausſchließen wollen; und Solche, die, es ſei nun aus Haß gegen die Polemik, oder um die Religion den Irreligiöſen angenehmer zu machen, oder aus Unverſtand und Unkenntniß der Sache und aus Mangel an Sinn, alles Eigenthümliche als todten Buchſtaben verſchreien, um aufs Unbeſtimmte loszugehn. Vor Beiden hütet Euch! Bei ſteifen Syſtematikern, bei ſeichten Indifferentiſten werdet Ihr den Geiſt einer Religion nicht finden; ſondern bei denen, die in ihr leben als in ihrem Element, und ſich immer weiter in ihr bewegen, ohne den Wahn zu nähren, daß ſie ſie ganz umfaſſen konnten.

Ob es Euch mit dieſen Vorſichtsmaaßregeln gelingen wird, den Geiſt der Religionen zu entdekken, weiß ich nicht: aber ich fürchte daß auch Religion nur durch ſich ſelbſt verſtanden werden kann, und daß Euch ihre beſondere Bauart und ihr charakteriſtiſcher Unterſchied nicht eher klar werden wird, bis Ihr ſelbſt irgend einer angehört. Wie es Euch glükken mag die rohen und ungebildeten Religionen entfernter Völker zu entziffern, oder die vielerlei verſchiedenen religiöſen Erſcheinungen auszuſondern, welche in der ſchönen Mythologie der Griechen und Römer eingewikkelt liegen, das läßt mich ſehr gleichgültig; mögen ihre Götter Euch geleiten! aber wenn Ihr Euch dem Allerheiligſten nähert, wo das Univerſum in ſeiner höchſten Einheit und Allheit wahrgenommen wird, wenn Ihr die verſchiedenen Geſtalten der höchſten Stufe der Religion betrachten wollt, nicht die ausländiſchen und fremden, ſondern die welche unter uns noch mehr oder minder vorhanden ſind: ſo kann es mir nicht gleichgültig ſein, ob Ihr den rechten Punkt findet, von dem Ihr ſie anſehen müßt.

Zwar ſollte ich nur von Einer reden: denn der Judaismus iſt ſchon lange eine todte Religion, und diejenigen, welche jezt noch ſeine Farbe tragen, ſizen eigentlich klagend bei der unverweslichen Mumie, und weinen über ſein Hinſcheiden und ſeine traurige Verlaſſenſchaft. Auch rede ich nicht deswegen von ihm, weil er etwa der Vorläufer des Chriſtenthums wäre: ich haſſe in der Religion dieſe Art von hiſtoriſchen Beziehungen; jegliche hat eine weit höhere und ewige Nothwendigkeit, und jedes Anfangen in ihr iſt urſprünglich; aber er hat einen ſo ſchönen kindlichen Charakter, und dieſer iſt ſo gänzlich verſchüttet, und das Ganze ein ſo merkwürdiges Beiſpiel von dem Verderbniß und dem gänzlichen Verſchwinden der Religion aus einer großen Maſſe, in der ſie ſich ehedem befand, daß es deshalb wol lohnt einige Worte über ihn zu verlieren. Nehmt einmal alles Politiſche, und ſo Gott will, Moraliſche hinweg, wodurch er gemeiniglich charakteriſirt wird; vergeßt das ganze Experiment den

Staat anzuknüpfen an die Religion, daß ich nicht ſage an die Kirche; vergeßt daß das Judenthum gewiſſermaßen zugleich ein Orden war, gegründet auf eine alte Familiengeſchichte, aufrecht erhalten durch die Prieſter; ſeht bloß auf das eigentlich Religiöſe darin, wozu dies Alles nicht gehört, und ſagt mir, welches iſt die überall hindurchſchimmernde Anſicht von dem Univerſum und dem Sein des Menſchen darin? Keine andere, als die von einer allgemeinen unmittelbaren Vergeltung, von einer eigenen Reaction des Unendlichen gegen Jedes einzelne Endliche, das aus der Willkür hervorgeht, durch ein anderes Endliches, das nichts als aus der Willkür hervorgehend angeſehen wird. So wird alles betrachtet, Entſtehen und Vergehen, Glükk und Unglükk, ſelbſt innerhalb der menſchlichen Seele wechſelt immer nur eine Äußerung der Freiheit und Willkür und eine unmittelbare Einwirkung der Gottheit. Alle andere Eigenſchaften Gottes, welche auch angeſchaut werden, äußern ſich nach dieſer Regel, und werden immer in der Beziehung auf dieſe geſehen; belohnend, ſtrafend, züchtigend das Einzelne im Einzelnen, ſo wird die Gottheit durchaus vorgeſtellt. Als die Jünger einmal Chriſtum fragten: Wer hat geſündiget, dieſe oder ihre Väter, und er ihnen antwortete: Meint

Ihr, daß dieſe mehr geſündigt haben als Andere? das war der religiöſe Geiſt des Judenthums in ſeiner ſchneidendſten Geſtalt, und das war ſeine Polemik dagegen. Daher der ſich überall durchſchlingende Parallelismus, der keine zufällige Form iſt, und das Anſehn des Dialogiſchen, welches in Allem was religiös iſt angetroffen wird. Die ganze Geſchichte, ſo wie ſie ein fortdauernder Wechſel zwiſchen dieſem Reiz und dieſer Gegenwirkung iſt, wird ſie vorgeſtellt als ein Geſpräch zwiſchen Gott und den Menſchen in Wort und That, und alles was vereinigt iſt, iſt es nur durch die Gleichheit in dieſer Behandlung. Daher die Heiligkeit der Tradition, in welcher der Zuſammenhang dieſes großen Geſprächs enthalten war, und die Unmöglichkeit zur Religion zu gelangen, als nur durch die Einweihung in dieſen Zuſammenhang; daher noch in ſpäten Zeiten der Streit unter den Sekten ob ſie im Beſiz dieſes fortgehenden Geſprächs wären. Eben von dieſer Anſicht rührt es her, daß in der jüdiſchen Religion die Gabe der Weiſſagung ſo vollkommen ausgebildet iſt als in keiner andern; denn im Weiſſagen ſind doch die Chriſten nur Kinder gegen ſie. Dieſe ganze Idee nemlich iſt höchſt kindlich, nur auf einen kleinen Schauplaz ohne Verwikkelungen berechnet, wo bei einem einfachen Ganzen die natürlichen Folgen der Handlungen nicht geſtört oder gehindert werden: je weiter aber die Bekenner dieſer Religion vorrükten auf den Schauplaz der Welt, unter die Verbindung mit mehreren Völkern, deſto ſchwieriger wurde die Darſtellung dieſer Idee, und die Fantaſie mußte dem Allmächtigen das Wort, welches er erſt ſprechen wollte, vorwegnehmen, und ſich den zweiten Theil deſſelben Moments aus weiter Ferne vors Auge holen, und Zeit und Raum dazwiſchen vernichten. Das iſt eine Weiſſagung, und das Streben darnach mußte nothwendig ſo lange noch immer eine Haupterſcheinung ſein, als es möglich war jene Idee und mit ihr die Religion feſtzuhalten. Der Glaube an den Meſſias war ihre lezte mit großer Anſtrengung erzeugte Frucht: ein neuer Herrſcher ſollte kommen um das Zion wo die Stimme des Herrn verſtummet war in ſeiner Herrlichkeit wieder herzuſtellen, und durch die Unterwerfung der Völker unter das alte Geſez ſollte jener einfache Gang wieder allgemein werden in den Begebenheiten der Welt, der durch ihre unfriedliche Gemeinſchaft, durch das Gegeneinandergerichtetſein ihrer Kräfte und durch die Verſchiedenheit ihrer Sitten unterbrochen war. Er hat ſich lange erhalten, wie oft eine einzelne Frucht, nachdem alle

Lebenskraft aus dem Stamm gewichen iſt, bis in die rauheſte Jahreszeit an einem welken Stiel hängen bleibt und an ihm vertroknet. Der eingeſchränkte Geſichtspunkt gewährte dieſer Religion, als Religion, eine kurze Dauer. Sie ſtarb; als ihre heiligen Bücher geſchloſſen wurden, da wurde das Geſpräch des Jehova mit ſeinem Volk als beendigt angeſehen; die politiſche Verbindung, welche an ſie geknüpft war, ſchleppte noch länger ein ſieches Daſein, und ihr Äußeres hat ſich noch weit ſpäter erhalten: die unangenehme Erſcheinung einer mechaniſchen Bewegung nachdem Leben und Geiſt längſt gewichen iſt.

Herrlicher, erhabener, der erwachſenen Menſchheit würdiger, tiefer eindringend in den Geiſt der ſyſtematiſchen Religion, weiter ſich verbreitend über das ganze Univerſum iſt die urſprüngliche Anſchauung des Chriſtenthums. Sie iſt keine andere, als die des allgemeinen Entgegenſtrebens alles Endlichen gegen die Einheit des Ganzen, und der Art wie die Gottheit dies Entgegenſtreben behandelt, wie ſie die Feindſchaft gegen ſich vermittelt, und der größer werdenden Entfernung Grenzen ſezt durch einzelne Punkte über das Ganze ausgeſtreut, welche zugleich Endliches und Unendliches, zugleich Menſchliches und Göttliches ſind. Das Verderben und die Erlöſung, die Feindſchaft und die Vermittlung: das ſind die beiden unzertrennlich mit einander verbundenen Seiten dieſer Anſchauung, und durch ſie wird die Geſtalt alles religiöſen Stoffs im Chriſtenthum und ſeine ganze Form beſtimmt. Die phyſiſche Welt iſt abgewichen von ihrer Vollkommenheit und unvergänglichen Schönheit mit immer verſtärkten Schritten; aber alles Übel, ſelbſt das, daß das Endliche vergehen muß, ehe es den Kreis ſeines Daſeins vollſtändig durchlaufen hat, iſt eine Folge des Willens, des ſelbſtſüchtigen Strebens der vereinzelten Natur, die ſich überall losreißt aus dem Zuſammenhange mit dem Ganzen um etwas zu ſein für ſich; auch der Tod iſt gekommen um der Sünde willen. Die moraliſche Welt iſt vom Schlechten zum Schlimmeren fortſchreitend, unfähig etwas hervorzubringen worin der Geiſt des Univerſum wirklich lebte, verfinſtert der Verſtand und abgewichen von der Wahrheit, verderbt das Herz und ermangelnd jedes Ruhmes vor Gott, verlöſcht das Ebenbild des Unendlichen in jedem Theile der endlichen Natur. In Beziehung hierauf wird auch die göttliche Vorſehung in allen ihren Äußerungen angeſchaut, nicht auf die unmittelbaren Folgen für die Empfindung gerichtet in ihrem Thun; nicht das Glükk oder Leiden im Auge habend welches ſie hervorbringt; nicht mehr einzelne Handlungen hindernd oder fördernd, ſondern nur bedacht dem Verderben zu ſteuern in großen Maſſen, zu zerſtören ohne Gnade was nicht mehr zurükzuführen iſt, und neue Schöpfungen mit neuen Kräften aus ſich ſelbſt zu ſchwängern: ſo thut ſie Zeichen und Wunder, die den Lauf der Dinge unterbrechen und erſchüttern; ſo ſchikt ſie Geſandte in denen mehr oder weniger von ihrem eignen Geiſte wohnt, um göttliche Kräfte auszugießen unter die Menſchen. Eben ſo wird auch die religiöſe Welt vorgeſtellt. Auch indem es mit dem Univerſum in Gemeinſchaft treten will ſtrebt das Endliche ihm entgegen, ſucht immer ohne zu finden, und verliert was es gefunden hat; immer einſeitig, immer ſchwankend, immer beim Einzelnen und Zufälligen ſtehen bleibend, und immer noch mehr wollend als anſchauen, verliert es das Ziel ſeiner Blikke. Vergeblich iſt jede Offenbarung. Alles wird verſchlungen von irdiſchem Sinn, alles fortgeriſſen von dem inwohnenden irreligiöſen Princip; und immer neue Veranſtaltungen trift die Gottheit, immer herrlichere Offenbarungen gehn durch ihre Kraft allein aus dem Schooße der alten hervor, immer erhabnere Mittler ſtellt ſie auf zwiſchen ſich und den Menſchen, immer inniger vereinigt ſie in jedem ſpäteren Geſandten die Gottheit mit der Menſchheit, damit durch ſie und von ihnen die Menſchen lernen mögen das ewige Weſen erkennen; und nie wird dennoch gehoben die alte Klage, daß der Menſch nicht vernimmt was vom Geiſte Gottes iſt. Dieſes, die Art wie das Chriſtenthum in ſeiner eigentlichſten Grundanſchauung am meiſten und liebſten das Univerſum in der Religion und ihrer Geſchichte anſchaut; wie es die Religion ſelbſt als Stoff für die Religion verarbeitet, und ſo gleichſam eine höhere Potenz derſelben iſt, das macht das unterſcheidendſte ſeines Charakters, das beſtimmt ſeine ganze Form. Eben weil es ein irreligiöſes Princip als überall verbreitet vorausſezt, weil dies ein weſentliches Element des Gefühls ausmacht, auf welches Alles übrige bezogen wird, iſt es durch und durch polemiſch. — Polemiſch in ſeiner Mittheilung nach außen, denn um ſein innerſtes Weſen klar zu machen, muß es jedes Verderben, es liege in den Sitten oder in der Denkungsart, vor allen Dingen aber das irreligiöſe Princip ſelbſt überall aufdekken. Ohne Schonung entlarvt es daher jede falſche Moral, jede ſchlechte Religion, jede unglükliche Vermiſchung von beiden, wodurch ihre beiderſeitige Blöße bedekt werden ſoll; in die innerſten Geheimniße des verderbten Herzens dringt es ein, und erleuchtet mit der heiligen Fakkel eigner Erfahrung jedes Übel das im Finſtern ſchleicht. So zerſtörte es — und dies war faſt ſeine erſte Bewegung — die lezte Erwartung ſeiner nächſten Brüder und Zeitgenoſſen, und nannte es irreligiös und gottlos eine andere Wiederherſtellung zu wünſchen oder zu erwarten, als die zur beſſeren Religion, zur höheren Anſicht der Dinge, und zum ewigen Leben in Gott. Kühn führt es die Heiden hinweg über die Trennung, die ſie gemacht hatten zwiſchen dem Leben und der Welt der Götter und der Menſchen. Wer nicht in dem Ewigen lebt, webt und iſt, dem iſt er völlig unbekannt; wer dies natürliche Gefühl, wer dies innere Bewußtſein verloren hat unter der Menge ſinnlicher Eindrükke und Begierden, in deſſen beſchränkten Sinn iſt noch keine Religion gekommen. So riſſen ſie überall auf die übertünchten Gräber und brachten die Todtengebeine ans Licht, und wären ſie Philoſophen geweſen, die erſten Helden des Chriſtenthums, ſie hätten eben ſo polemiſirt gegen das Verderben der Philoſophie. Nirgends gewiß verkannten ſie die Grundzüge des göttlichen Ebenbildes, in allen Entſtellungen und Entartungen ſahen ſie gewiß den himmliſchen Keim der Religion; aber als Chriſten war ihnen die Hauptſache die Entfernung der Einzelnen von der Gottheit, die eines Mittlers bedarf, und ſo oft ſie Chriſtenthum ſprachen gingen ſie nur darauf. — Polemiſch iſt aber auch das Chriſtenthum, und das eben ſo ſcharf und ſchneidend, innerhalb ſeiner eignen Grenzen, und in ſeiner innerſten Gemeinſchaft der Heiligen. Nirgends iſt die Religion ſo vollkommen idealiſirt, als im Chriſtenthum und durch die urſprüngliche Vorausſezung deſſelben; und eben damit zugleich iſt immerwährendes Streiten gegen Alles Wirkliche in der Religion als eine Aufgabe hingeſtellt, der nie völlig Genüge geleiſtet werden kann. Eben weil überall das irreligiöſe Princip iſt und wirkt, und weil alles Wirkliche zugleich als unheilig erſcheint, iſt eine unendliche Heiligkeit das Ziel des Chriſtenthums. Nie zufrieden mit dem Erlangten ſucht es auch in ſeinen reinſten Anſchauungen, auch in ſeinen heiligſten Gefühlen noch die Spuren des Irreligiöſen, und der dem Univerſum entgegengeſezten und von ihm abgewandten Tendenz alles Endlichen. Im Ton der höchſten Inſpiration kritiſirt einer der älteſten heiligen Schriftſteller den religiöſen Zuſtand der Gemeinen; in einfältiger Offenheit reden die hohen Apoſtel von ſich ſelbſt; und ſo ſoll Jeder in den heiligen Kreis treten, nicht nur begeiſtert und lehrend, ſondern auch in Demuth das Seinige der allgemeinen Prüfung darbringend; und nichts ſoll geſchont werden auch das Liebſte und Theuerſte nicht; nichts ſoll je träge bei Seite gelegt werden, auch das nicht was am allgemeinſten anerkannt iſt. Daſſelbe, was exoteriſch heilig geprieſen und als das Weſen der Religion aufgeſtellt iſt vor der Welt, iſt immer noch eſoteriſch einem ſtrengen und wiederholten Gericht unterworfen, damit immer mehr unreines abgeſchieden werde, und der Glanz der himmliſchen Farben immer ungetrübter erſcheine an allen Anſchauungen des Unendlichen. Wie Ihr in der Natur ſeht, daß eine zuſammengeſezte Maſſe, wenn ſie ihre chemiſchen Kräfte gegen etwas außer ihr gerichtet gehabt hat, ſobald dies überwunden, oder das Gleichgewicht hergeſtellt iſt, in ſich ſelbſt in Gährung geräth, und dies und jenes aus ſich abſcheidet: ſo iſt es mit einzelnen Elementen und mit ganzen Maſſen des Chriſtenthums; es wendet zulezt ſeine polemiſche Kraft gegen ſich ſelbſt; immer beſorgt durch den Kampf mit der äußern Irreligion etwas fremdes eingeſogen, oder gar ein Princip des Verderbens noch in ſich zu haben, ſcheut es auch die heftigſten innerlichen Bewegungen nicht um dies auszuſtoſſen. Dies iſt die in ſeinem Weſen gegründete Geſchichte des Chriſtenthums. Ich bin nicht gekommen Friede zu bringen ſondern das Schwerdt, ſagt der Stifter deſſelben; und ſeine ſanfte Seele kann unmöglich gemeint haben, daß er gekommen ſei jene blutigen Bewegungen zu veranlaſſen, die dem Geiſt der Religion ſo völlig zuwider ſind, oder jene elenden Wortſtreite die ſich auf den todten Stoff beziehn, den die lebendige Religion nicht aufnimmt; nur dieſe heiligen Kriege, die aus dem Weſen ſeiner Lehre nothwendig entſtehen, hat er vorausgeſehn, und indem er ſie vorausſah, befohlen. — Aber nicht nur die Beſchaffenheit der einzelnen Elemente des Chriſtenthums iſt dieſer beſtandigen Sichtung unterworfen; auch auf ihr ununterbrochenes Daſein und Leben im Gemüth geht die Unerſättlichkeit nach Religion. In jedem Moment, wo das religiöſe Princip nicht wahrgenommen werden kann im Gemüth, wird das Irreligiöſe als herrſchend gedacht: denn ein anderes Entgegengeſezte giebt es nicht, als nur in ſofern das was iſt aufgehoben, und auf Nichts gebracht iſt in ſeiner Erſcheinung. Jede Unterbrechung der Religion iſt Irreligion; das Gemüth kann ſich nicht einen Augenblick entblößt fühlen von Wahrnehmung und Gefühl des Univerſum, ohne ſich zugleich der Feindſchaft und der Entfernung von ihm bewußt zu werden. So hat das Chriſtenthum zuerſt und weſentlich die Forderung gemacht, daß die Religioſität ein Continuum ſein ſoll im Menſchen, und verſchmäht auch mit den ſtärkſten Äußerungen derſelben zufrieden zu ſein, ſobald ſie nur gewiſſen Theilen des Lebens angehören, und ſie beherrſchen ſoll. Nie ſoll ſie ruhen, und nichts ſoll ihr ſo ſchlechthin entgegengeſezt ſein, daß es nicht mit ihr beſtehen könne; von allem Endlichen ſollen wir aufs Unendliche ſehen, allen Empfindungen des Gemüthes, woher ſie auch entſtanden ſeien, allen Handlungen, auf welche Gegenſtände ſie ſich auch beziehen mögen, ſollen wir im Stande ſein religiöſe Gefühle und Anſichten beizugeſellen. Das iſt das eigentliche höchſte Ziel der Virtuoſität im Chriſtenthum.

Wie nun die urſprüngliche Anſicht deſſelben, auf welche alle andere Verhältniſſe bezogen werden, auch im Einzelnen den Charakter ſeiner Gefühle beſtimmt, das werdet Ihr leicht finden. Oder wie nennt Ihr das Gefühl einer unbefriedigten Sehnſucht die auf einen großen Gegenſtand gerichtet iſt, und deren Unendlichkeit Ihr Euch bewußt ſeid? Was ergreift Euch, wo Ihr das Heilige mit dem Profanen, das Erhabene mit dem Geringen und Nichtigen aufs innigſte gemiſcht findet? und wie nennt Ihr die Stimmung, die Euch bisweilen nöthiget, dieſe Miſchung überall vorauszuſezen, und überall nach ihr zu forſchen? Nicht bisweilen ergreift ſie den Chriſten, ſondern ſie iſt der herrſchende Ton aller ſeiner religiöſen Gefühle, dieſe heilige Wehmuth: denn das iſt der einzige Name, den die Sprache mir darbietet; jede Freude und jeden Schmerz, jede Liebe und jede Furcht begleitet ſie; ja in ſeinem Stolz wie in ſeiner Demuth iſt ſie der Grundton auf den ſich Alles bezieht. Wenn Ihr Euch darauf verſteht aus einzelnen Zügen das Innere eines Gemüths nachzubilden, und Euch durch das Fremdartige nicht ſtören zu laſſen, das ihnen, Gott weiß woher, beigemiſcht iſt: ſo werdet Ihr in dem Stifter des Chriſtenthums durchaus dieſe Empfindung herrſchend finden. Wenn Euch ein Schriftſteller, der nur wenige Blätter in einer einfachen Sprache hinterlaſſen hat, nicht zu gering iſt, um Eure Aufmerkſamkeit auf ihn zu wenden: ſo wird Euch aus jedem Worte was uns von ſeinem Buſenfreund übrig iſt dieſer Ton anſprechen. Und wenn je ein Chriſt Euch in das Heiligſte ſeines Gemüthes hineinblikken ließ: gewiß er iſt dieſes geweſen.

So iſt das Chriſtenthum. Seine Entſtellungen und ſein mannigfaltiges Verderben will ich nicht beſchönigen, da die Verderblichkeit alles Heiligen ſobald es menſchlich wird ein Theil ſeiner urſprünglichen Weltanſchauung iſt. Auch will ich Euch nicht weiter in das Einzelne deſſelben hineinführen; ſeine Verhandlungen liegen vor Euch, und den Faden glaube ich Euch gegeben zu haben, der Euch durch alle Anomalien hindurchführen, und unbeſorgt um den Ausgang Euch die genaueſte Überſicht möglich machen wird. Haltet ihn nur feſt, und ſeht vom erſten Anbeginn an auf Nichts, als auf die Klarheit, die Mannigfaltigkeit und den Reichthum womit jene erſte Grundidee ſich entwikkelt hat. Wenn ich das heilige Bild deſſen betrachte in den verſtümmelten Schilderungen ſeines Lebens, der der erhabene Urheber des Herrlichſten iſt, was es bis jezt giebt in der Religion: ſo bewundere ich nicht die Reinigkeit ſeiner Sittenlehre, die doch nur ausgeſprochen hat, was alle Menſchen, die zum Bewußtſein ihrer geiſtigen Natur gekommen ſind, mit ihm gemein haben, und dem weder das Ausſprechen noch das Zuerſt einen größern Werth geben kann; ich bewundere nicht die Eigenthümlichkeit ſeines Charakters, die innige Vermählung hoher Kraft mit rührender Sanftmuth, da jedes erhaben einfache Gemüth in einer beſondern Situation einen großen Charakter in beſtimmten Zügen darſtellen muß: das Alles ſind nur menſchliche Dinge; aber das wahrhaft Göttliche iſt die herrliche Klarheit, zu welcher die große Idee, welche darzuſtellen er gekommen war, ſich in ſeiner Seele ausbildete: die Idee daß Alles Endliche höherer Vermittlungen bedarf, um mit der Gottheit zuſammenzuhängen, und daß für den von dem Endlichen und Beſonderen ergriffenen Menſchen, dem ſich nur gar zu leicht das Göttliche ſelbſt in dieſer Form darſtellt, nur Heil zu finden iſt in der Erlöſung. Vergebliche Verwegenheit iſt es den Schleier hinwegnehmen zu wollen, der ihre Entſtehung in ihm verhüllt und verhüllen ſoll, weil aller Anfang in der Religion geheimnißvoll iſt. Der vorwitzige Frevel, der es gewagt hat, konnte nur das Göttliche entſtellen, als wäre Er ausgegangen von der alten Idee ſeines Volkes, deren Vernichtung er nur ausſprechen wollte, und in der That in einer zu glorreichen Form ausgeſprochen hat, indem er behauptete der zu ſein, deſſen ſie warteten. Laßt uns die lebendige Anſchauung des Univerſum, die ſeine ganze Seele erfüllte, nur ſo betrachten, wie wir ſie in ihm finden zur Vollkommenheit ausgebildet. Wenn alles Endliche der Vermittlung eines Höheren bedarf, um ſich nicht immer weiter von dem Ewigen zu entfernen und ins Leere und Nichtige hinausgeſtreut zu werden; um ſeine Verbindung mit dem Univerſum zu unterhalten und zum

Bewuſstſein derſelben zu kommen: ſo kann ja das Vermittelnde, das doch ſelbſt nicht wiederum der Vermittlung benöthigt ſein darf, unmöglich bloß endlich ſein; es muß Beiden angehören, es muß der göttlichen Natur theilhaftig ſein, eben ſo und in eben dem Sinne, in welchem es der endlichen ~~chen~~ theilhaftig iſt. Was ſah er aber um ſich als Endliches und der Vermittlung Bedürftiges, und wo war etwas Vermittelndes als Er? Niemand kennt den Vater als der Sohn, und wem Er es offenbaren will. Dieſes Bewußtſein von der Einzigkeit ſeines Wiſſens um Gott und Seins in Gott, von der Urſprünglichkeit der Art wie es in ihm war, und von der Kraft derſelben ſich mitzutheilen und Religion aufzuregen, war zugleich das Bewußtſein ſeines Mittleramtes und ſeiner Gottheit. Als er, ich will nicht ſagen der rohen Gewalt ſeiner Feinde, ohne Hofnung länger leben zu können, gegenüber geſtellt ward: das iſt unausſprechlich gering; aber als Er verlaſſen, im Begrif auf immer zu verſtummen, ohne irgend eine Anſtalt zur Gemeinſchaft unter den Seinigen wirklich errichtet zu ſehn, gegenüber der feierlichen Pracht der alten verderbten Verfaſſung, die ſtark und mächtig erſchien, umgeben von allem was Ehrfurcht einflößen und Unterwerfung heiſchen kann, von Allem was Er ſelbſt zu ehren von Kindheit an war gelehrt worden, ſelbſt allein von nichts als dieſem Gefühl unterſtüzt, dennoch ohne zu warten jenes Ja ausſprach, das größte Wort was je ein Sterblicher geſagt hat: ſo war dies die herrlichſte Apotheoſe, und keine Gottheit kann gewiſſer ſein als die, welche ſo ſich ſelbſt verkündiget. — Mit dieſem Glauben an ſich ſelbſt, wer mag ſich wundern, daß er gewiß war nicht nur Mittler zu ſein für Viele, ſondern auch eine große Schule zu hinterlaſſen, die ihre gleiche Religion von der ſeinigen ableiten würde; ſo gewiß, daß er Symbole ſtiftete für ſie, ehe ſie noch exiſtirte, in der Überzeugung, daß dies hinreichen würde ſie zu einem feſten Daſein zu bringen, und daß er noch früher von der Verewigung ſeiner perſönlichen Denkwürdigkeiten unter ihr mit einem prophetiſchen Enthuſiasmus redete. Aber nie hat er behauptet das einzige Objekt der Anwendung ſeiner Idee, der einzige Mittler zu ſein; ſondern Alle die ihm anhingen und ſeine Kirche bildeten ſollten es mit ihm und durch ihn ſein. Und nie hat er ſeine Schule verwechſelt mit ſeiner Religion, als ſollte man um ſeiner Perſon willen ſeine Idee annehmen, ſondern nur um dieſer willen auch jene; ja er mochte es dulden, daß man ſeine Mittlerwürde dahingeſtellt ſein ließ, wenn nur der Geiſt, das Princip woraus ſich ſeine

Religion in ihm und Andern entwikkelte, nicht geläſtert ward; und auch von ſeinen Jüngern war dieſe Verwechſelung fern. Schüler Johannes, der doch in das Weſen des Chriſtenthums nur ſehr unvollkommen eingeweiht war, ſahen ſie ohne weiteres als Chriſten an, und nahmen ſie unter die wirklichen Mitglieder der Gemeine auf. Und noch jezt ſollte es ſo ſein: wer von demſelben Hauptpunkt mit ſeiner Religion ausgeht iſt ein Chriſt ohne Rükſicht auf die Schule, er mag ſeine Religion hiſtoriſch aus ſich ſelbſt, oder von irgend einem Andern ableiten; denn das wird ſich von ſelbſt ergeben, daß wenn ihm dann Chriſtus mit ſeiner ganzen Wirkſamkeit gezeigt wird, er ihn auch anerkennen muß als den, der aller Vermittlung Mittelpunkt geſchichtlich geworden iſt: der Erlöſung und Verſöhnung wahrhaft geſtiftet hat. — Nie hat auch Chriſtus die religiöſen Anſichten und Gefühle, die er ſelbſt mittheilen konnte, für den ganzen Umfang der Religion ausgegeben, welche von ſeinem Grundgefühl ausgehn ſollte; er hat immer auf die lebendige Wahrheit gewieſen, die nach ihm kommen würde. So auch ſeine Schüler; ſie haben nie dem heiligen Geiſte Grenzen geſezt, ſeine unbeſchränkte Freiheit und die durchgängige Einheit ſeiner Offenbarungen iſt überall von ihnen anerkannt worden; und wenn ſpäterhin, als die erſte Zeit ſeiner Blüthe vorüber war, und er auszuruhen ſchien von ſeinen Werken, dieſe Werke, ſoviel davon in den heiligen Schriften enthalten war, für einen geſchloſſenen Codex der Religion unbefugterweiſe erklärt wurden, geſchah das nur von denen, welche den Schlummer des Geiſtes für ſeinen Tod hielten, für welche die Religion ſelbſt geſtorben war; und Alle die ihr Leben noch in ſich fühlten oder in Andern wahrnahmen, haben ſich immer gegen dieſes unchriſtliche Beginnen erklärt. Die heiligen Schriften ſind Bibel geworden aus eigener Kraft: aber ſie verbieten keinem andern Buche auch Bibel zu ſein oder zu werden, und was mit gleicher Kraft geſchrieben wäre, würden ſie ſich gern beigeſellen laſſen; vielmehr ſoll ſich Alles, was als Ausſpruch der geſammten Kirche und alſo des göttlichen Geiſtes auch ſpäter erſcheint, getroſt an ſie anſchließen, wenn auch ihnen als den Erſtlingen des Geiſtes eine beſondere Heiligkeit und Würde unaustilgbar beiwohnt. — Dieſer unbeſchränkten Freiheit, dieſer weſentlichen Unendlichkeit zu Folge hat ſich denn die Hauptidee des Chriſtenthums von göttlichen vermittelnden Kräften auf mancherlei Art ausgebildet, und alle Anſchauungen und Gefühle von Einwohnungen der göttlichen Natur in der endlichen ſind innerhalb deſſelben zur Vollkommenheit gebracht worden. So iſt ſehr bald die heilige Schrift in der auch die göttliche Natur auf eine eigne Art wohnte, für einen logiſchen Mittler gehalten worden, um die Erkenntniß der Gottheit zu vermitteln für die endliche und verderbte Natur des Verſtandes, und der heilige Geiſt, in einer ſpäteren Bedeutung des Wortes, für einen ethiſchen, um ſich ihr handelnd anzunähern; und eine zahlreiche Parthei der Chriſten erklärt noch jezt bereitwillig Jeden für ein vermittelndes und göttliches Weſen, der erweiſen kann durch ein göttliches Leben oder irgend einen andern Eindrukk der Göttlichkeit auch nur für einen kleinen Kreis die erſte Erregung des höheren Sinnes geweſen zu ſein. Andern iſt Chriſtus Eins und Alles geblieben, und Andere haben ſich ſelbſt oder dies und jenes für ſich zu Mittlern erklärt. Wie oft in dem Allen in der Form und Materie mag gefehlt ſein; das Princip iſt ächt chriſtlich ſo lange es frei iſt. So haben andere Verhältniſſe des Menſchen im Univerſum durch andere Gefühle ſich dargeſtellt in ihrer Beziehung auf den Mittelpunkt des Chriſtenthums, von denen in Chriſti Reden und ſonſt in den heiligen Büchern nichts erwähnt iſt, und mehrere werden ſich in der Folge darſtellen, weil ja noch bei weitem nicht das ganze

Sein des Menſchen geſtaltet iſt in die eigenthümliche Form des Chriſtenthumes, ſondern dieſes noch eine lange Geſchichte haben wird, troz Allem was man ſagt von ſeinem baldigen oder ſchon erfolgten Untergange.

Wie ſollte es auch untergehn? Der lebendige Geiſt deſſelben ſchlummert oft und lange, und zieht ſich in einem Zuſtande der Erſtarrung in die todte Hülle des Buchſtaben zurükk, aber er erwacht immer wieder, ſo oft die Witterung in der geiſtigen Welt ſeiner Auflebung günſtig iſt, und ſeine Säfte in Bewegung ſezt; und ſo wird ſie wechſelnd immer wiederkehren. Die Grundidee jeder poſitiven Religion an ſich iſt ewig und allgemein, weil ſie ein ergänzender Theil des unendlichen Ganzen iſt, in dem Alles ewig ſein muß; aber ihre ganze Bildung und ihr zeitliches Daſein iſt nicht in demſelben Sinne allgemein, noch ewig; denn in jene Idee grade den Mittelpunkt der Religion zu legen, dazu gehört nicht nur eine beſtimmte Richtung des Gemüths, ſondern auch eine beſtimmte Lage der Menſchheit. Iſt dieſe in dem freien Spiel des allgemeinen Lebens untergegangen, und hat ſich dieſes ſo weiter geſtaltet daß ſie nicht mehr wiederkehren kann: ſo vermag auch jenes Verhältniß ſeine Würde, vermöge deren es alle anderen von ſich abhängig macht, im

Gefühl nicht länger zu behaupten; und die Religion kann in dieſer Geſtalt nicht mehr exiſtiren. Mit allen kindiſchen Religionen aus jener Zeit, wo es der Menſchheit am Bewußtſein ihrer weſentlichen Kräfte fehlte, iſt dies längſt ſchon der Fall; es thut Noth ſie zu ſammeln als Denkmäler der Vorwelt und niederzulegen im Magazin der Geſchichte; ihr Leben iſt vorüber und kehrt nimmer zurükk. Das Chriſtenthum über ſie alle erhaben, hiſtoriſcher und demüthiger in ſeiner Herrlichkeit hat dieſe Vergänglichkeit ſeines zeitlichen Daſeins ausdrüklich anerkannt. Es wird eine Zeit kommen, ſpricht es, wo von keinem Mittler mehr die Rede ſein wird, ſondern der Vater Alles in Allem. Aber wann ſoll dieſe Zeit kommen? Ich wenigſtens fürchte, ſie liegt außer aller Zeit. Die Verderblichkeit alles Großen und Göttlichen in den menſchlichen Dingen iſt die eine Hälfte von der urſprünglichen Anſchauung des Chriſtenthums; ſollte wirklich eine Zeit kommen wo dieſe — ich will nicht ſagen gar nicht mehr wahrgenommen würde, ſondern nur — ſich nicht mehr aufdränge? wo die Menſchheit ſo gleichförmig und ruhig fortſchritte, daß kaum zu merken wäre, wie ſie bisweilen durch einen vorübergehenden widrigen Wind etwas zurükgetrieben wird auf den großen Ozean den ſie durchfährt, daß nur der Künſtler, der ihren Lauf an den Geſtirnen berechnet, es wiſſen könne, die übrigen aber welche unbewaffneten Auges nur auf die Ereigniſſe ſelbſt ſehen nicht mehr unmittelbar darauf geführt würden? Ich wollte es, und gern ſtände ich auf den Ruinen der Religion, die ich verehre. Daß gewiſſe glänzende und göttliche Punkte der urſprüngliche Siz jeder Verbeſſerung dieſes Verderbniſſes ſind, und jeder neuen und näheren Vereinigung des Endlichen mit der Gottheit, dies iſt die andere Hälfte: und ſollte je eine Zeit kommen, wo dieſe ans Univerſum anziehende Kraft ſo gleich vertheilt wäre unter die große Maſſe der Menſchheit, daß ſie aufhörte für ſie vermittelnd zu ſein? Ich wollte es, und gern hülfe ich jede Größe ebnen, die ſich alſo erhebt: aber dieſe Gleichheit iſt wol weniger möglich als irgend ſonſt eine. Zeiten des Verderbens ſtehen allem Irdiſchen bevor, ſei es auch göttlichen Urſprungs; neue Gottesgeſendete werden nöthig um mit erhöhter Kraft das Zurükgewichene an ſich zu ziehn und das Verderbte zu reinigen mit himmliſchem Feuer; und jede ſolche Epoche der Menſchheit wird die Palingeneſie des Chriſtenthumes, und erwekt ſeinen Geiſt in einer neuern und ſchöneren Geſtalt.

Wenn es nun aber immer Chriſten geben wird, ſoll deswegen das Chriſtenthum auch in ſeiner allgemeinen Verbreitung unbegränzt und als die einzige Geſtalt der Religion in der Menſchheit allein herrſchend ſein? Es verſchmäht dieſe beſchränkende Alleinherrſchaft; es ehrt jedes ſeiner eignen Elemente genug um es gern auch als den Mittelpunkt eines eignen Ganzen anzuſchauen; es will nicht nur in ſich Mannigfaltigkeit bis ins Unendliche erzeugen, ſondern ſie auch außer ſich anſchauen. Nie vergeſſend, daß es den beſten Beweis ſeiner Ewigkeit in ſeiner eignen Verderblichkeit, in ſeiner eignen oft traurigen Geſchichte hat, und immer wartend einer Erlöſung aus dem Elende von dem es eben gedrükt wird, ſähe es gern außerhalb dieſes Verderbens andere und jüngere Geſtalten der Religion hervorgehn, dicht neben ſich, aus allen Punkten, auch von jenen Gegenden her, die ihm als die äußerſten und zweifelhaften Grenzen der Religion überhaupt erſcheinen. Die Religion der Religionen kann nicht Stoff genug ſammeln für die eigenſte Seite ihrer innerſten Anſchauung, und ſo wie nichts irreligiöſer iſt als Einförmigkeit zu fordern in der Menſchheit überhaupt, ſo iſt nichts unchriſtlicher als Einförmigkeit zu ſuchen in der Religion.

Auf alle Weiſe werde die Gottheit angeſchaut und angebetet. Vielfache Geſtalten der Religion ſind möglich in einander und neben einander; und wenn es nothwendig iſt, daß Jede zu irgend einer Zeit wirklich werde, ſo wäre wenigſtens zu wünſchen, daß viele zu jeder Zeit könnten geahndet werden. Die großen Momente müſſen ſelten ſein, wo Alles zuſammentrift um Einer unter ihnen ein weit verbreitetes und dauerndes Leben zu ſichern, wo dieſelbe Anſicht ſich in Vielen zugleich und unwiderſtehlich entwikkelt, und ſie von demſelben Eindrukk des Göttlichen durchdrungen werden. Doch was iſt nicht zu erwarten von einer Zeit, welche ſo offenbar die Grenze iſt zwiſchen zwei verſchiedenen Ordnungen der Dinge! Wenn nur erſt die gewaltige Kriſis vorüber iſt, kann ſie auch einen ſolchen Moment herbeigebracht haben, und eine ahndende Seele auf den ſchaffenden Genius gerichtet, könnte jezt ſchon den Punkt angeben, der künftigen Geſchlechtern der Mittelpunkt werden muß für ihre Gemeinſchaft mit der Gottheit. Wie dem aber auch ſei, und wie lange ein ſolcher Augenblikk noch verziehe; neue Bildungen der Religion, ſeien ſie nun untergeordnet dem Chriſtenthum oder neben daſſelbe geſtellt, müſſen hervorgehen, und zwar bald; ſollten ſie auch lange nur in einzelnen und flüchtigen Erſcheinungen wahrgenommen werden. Aus dem Nichts geht immer eine neue Schöpfung hervor, und Nichts iſt die Religion faſt in allen Geburten der jezigen Welt, denen ein geiſtiges Leben in Kraft und Fülle aufgeht. In Vielen wird ſie ſich entwikkeln aus Einer von unzähligen Veranlaſſungen, und wird in neuem Boden zu einer neuen Geſtalt ſich bilden. Nur daß die Zeit der Zurükhaltung vorüber ſei, und der Scheu. Die Religion haßt die Einſamkeit, und in ihrer Jugend zumal, welche ja für Alles die Stunde der Liebe iſt, vergeht ſie in zehrender Sehnſucht. Wenn ſie ſich in Euch entwikkelt, wenn ihr die erſten Spuren ihres Lebens inne werdet: ſo tretet gleich ein in die Eine und untheilbare Gemeinſchaft der Heiligen, die alle Religionen aufnimmt, und in der allein jede gedeihen kann. Ihr meint, weil dieſe zerſtreut iſt und fern, müßtet Ihr dann auch unheiligen Ohren reden? Ihr fragt, welche Sprache geheim genug ſei: die Rede, die Schrift, die That, die ſtille Mimik des Geiſtes? Jede, antworte ich, und Ihr ſeht, ich habe die lauteſte nicht geſcheut. In jeder bleibt das Heilige geheim und vor den Profanen verborgen. Laßt ſie an der Schale nagen wie ſie mögen; aber weigert Uns nicht den Gott anzubeten, der in Euch ſein wird.

Zuſaz.

Laßt mich ehe ich ganz von Euch ſcheide, über den Schluß meiner Rede noch ein paar Worte an Euch verlieren. Vielleicht meint Ihr nemlich es wäre beſſer geweſen ihn jezt nach mehreren Jahren zu unterdrükken; denn es zeigte ſich ja deutlich, wie ich mit Unrecht dieſes als einen Beweis von der Kraft der religiöſen Geſinnung angeführt hätte, daß ſie jezt eben im Hervorbringen neuer Formen begriffen ſei, und mit Unrecht mir angemaaßt hätte Ahndungen zu haben von dem was ſie hervorbrächte, indem überall nichts dergleichen erfolgt wäre. Wenn Ihr dies meint ſo habt Ihr wol vergeſſen, daß die Weiſſagung der erſte Vorläufer der Zukunft iſt, und nur inwiefern ſie dies iſt ihren Namen wirklich verdient; ſie iſt eine Andeutung des Künftigen worin dieſes ſelbſt ſchon enthalten iſt, aber nur für den dem Weiſſagenden ſelbſt am nächſten ſtehenden Sinn bemerkbar. Je umfaſſender alſo und größer das Geweiſſagte iſt, und je mehr die Weiſſagung ſelbſt im ächten hohen Styl, um deſto weniger darf ſie der Erfullung nahe ſtehn; ſondern wie nur in weiter Ferne die untergehende Sonne aus dem Schatten großer Gegenſtande große magiſche Geſtalten bildet am grauen Oſten, ſo ſtellt auch die Weiſſagung ihre aus Vergangenheit und Gegenwart gebildeten Geſtalten der Zukunft nur in weiter Ferne auf. Darum ſollte, was ich in dieſem Sinne geſagt habe keinesweges ein Zeichen etwa für Euch ſein um die Wahrheit meiner Rede daran zu prüfen, die Euch vielmehr aus ſich ſelbſt klar werden muß. Sondern in der Nähe und unmittelbar wollte ich nichts anders damit, als theils nur Einige Andere, nicht Euch, halbſpottend, wenn ſie es verſtanden haben, auffordern, ob ſie wol das leiſten könnten deſſen ſie ſich zu vermeſſen ſcheinen; theils hoffte ich von Euch, Ihr ſolltet aufgeregt werden dadurch den Gang der Erfüllung ſelbſt zu verzeichnen, und dann war ich ſicher, Ihr würdet ſelbſt finden, was auch ich Euch gern zeigen wollte, daß Ihr in eben der Geſtalt der Religion welche Ihr ſo oft verachtet, im Chriſtenthum, mit eurem ganzen Wiſſen, Thun und Sein ſo eingewurzelt ſeid, daß Ihr gar nicht heraus könnt, und daß Ihr vergeblich verſucht Euch ſeine Zerſtörung vorzuſtellen, ohne zugleich die Vernichtung deſſen was Euch das Liebſte und Heiligſte in der Welt iſt, eurer geſammten Bildung und Art des Daſeins, ja Eurer Kunſt und Wiſſenſchaft mit zu beſchließen. Woraus Euch dann gefolgt wäre, daß ſo lange unſer Zeitalter währt, auch aus ihm und dem Gebiete des Chriſtenthums ſelbſt nichts ausgehen könne, was das leztere beeinträchtige, ſondern dieſes aus allem Streit und Kampf immer nur erneuert und verherrlicht hervorgehen müſſe. Dies hatte ich für Euch vorzüglich gemeint, und Ihr ſeht alſo wol, daß ich nicht im Sinn haben konnte mich anzuſchließen an einige Äußerungen trefflicher und erhabener Männer, welche Ihr ſo verſtanden habt, als wollten ſie das Heidenthum der alten Zeit zurükführen, oder gar eine neue Mythologie und durch ſie eine neue Religion willkürlich erſchaffen. Vielmehr mögt Ihr, nach meinem Sinne, auch daraus, wie nichtig und erfolglos alles immer ſein wird, was ſich an ein ſolches Beſtreben anhängt, die Gewalt des Chriſtenthums erkennen.

Am allermeiſten aber thut wol Noth, über das was ich von den Schikſalen des leztern ſelbſt geſagt mich zu verſtändigen. Indeſſen freilich meine Anſicht hiervon Euch zu begründen und zu erweiſen, oder auch nur hinreichend anzudeuten worauf ſie beruht, dazu iſt hier nicht der Ort, ſondern er wird ſich, wenn eine ſolche Erläuterung fortfährt nothwendig zu ſein, anderwärts finden müſſen. Hier aber und jezt will ich nur ganz einfach ſagen, wie ich es meine, damit Ihr mich nicht etwa, nach Eurer Art immer von Schulen und Partheien zu ſprechen, Anderen beigeſellt, mit denen ich hierin wenigſtens nichts gemein habe.

Seitdem das Chriſtenthum beſteht hat faſt immer irgend ein ſtark hervortretender Gegenſaz innerhalb deſſelben beſtanden. Dieſer hat jedesmal, wie es ſich gebührt, Anfang Mitte und Ende gehabt; nemlich das entgegenſtehende hat ſich erſt allmählig von einander geſondert, die Trennung hat darauf ihren höchſten Gipfel erreicht, und dann wieder allmählig abgenommen bis der ganze Gegenſaz in einem andern, der ſich während dieſer Abnahme zu entwikkeln angefangen hat, endlich völlig verſchwunden iſt. Wie nun an einem ſolchen Faden die ganze Geſchichte des Chriſtenthumes abläuft, ſo bilden jezt Proteſtantiſches und Katholiſches den herrſchenden Gegenſaz, in deren jedem die Idee des Chriſtenthums auf eine eigenthümliche Weiſe ausgeſprochen iſt, ſo daß nur durch das Zuſammenſein beider jezt die geſchichtliche Erſcheinung des Chriſtenthums der

Idee deſſelben entſprechen kann. Dieſer Gegenſaz nun ſage ich iſt jezt in der Ordnung und beſteht; und wenn ich Euch die Zeichen der Zeit deuten ſollte, ſo würde ich ſagen er wäre jezt eben daran ſich ruhig zu fixiren, keinesweges aber etwa ſchon merklich in der Abſpannung und im Verſchwinden. Darum nun ſei allerdings niemand ſorglos, ſondern Jeder beſinne ſich, und ſehe zu auf welche Seite er gehöre mit ſeinem Chriſtenthum, und in welcher Kirche er ein religiöſes miterbauendes Leben führen könne; und wer einer geſunden tüchtigen Natur ſich erfreut und dieſer auch folgt, der wird ſicher nicht irre gehen. Nun aber giebt es Einige, ich rede nicht von ſolchen die nichts ſind, die ſich von Glanz und Schimmer blenden laſſen wie Kinder, oder von Mönchen beſchwazen, aber es giebt Einige die gar wol etwas ſind, und auf die ich auch ſonſt ſchon gedeutet habe, treffliche und ehrenwerthe Dichter und Künſtler, und wer weiß was für eine Schaar von Anhängern, wie es heut zu Tage geht, ihnen nachfolgt, welche ſich aus der proteſtantiſchen zu retten ſcheinen in die katholiſche Kirche, weil in dieſer allein die Religion wäre, in jener aber nur die Irreligioſität, die aus dem Chriſtenthum gleichſam ſelbſt hervorwachſende Gottloſigkeit. Derjenige nun ſei mir ehrenwerth, der indem er einen ſolchen Übergang wagt nur ſeiner Natur zu folgen bezeugt, als welche nur in dieſer, nicht aber in jener Form des Chriſtenthums einheimiſch wäre; aber ein ſolcher wird auch Spuren dieſer natürlichen Beſchaffenheit in ſeinem ganzen Leben aufzeigen, und nachweiſen können, daß er durch ſeine That nur äußerlich vollendet habe was innerlich und unwillkürlich ſchon immer und gleichzeitig mit ihm ſelbſt vorhanden geweſen. Auch der ſei mir, wo nicht ehrenwerth doch zu bedauern und zu entſchuldigen, welcher, wie der Inſtinkt der Kranken bisweilen zwar bewundernswürdig glüklich iſt, dann aber auch wieder gefährlich, daſſelbe thut offenbar in einem Zuſtande der Beängſtigung und Schwäche, eingeſtändlich weil er für ein irre gewordenes Gefühl einer äußeren Stüzze bedarf, oder einiger Zaubersprüche um beklommene Bangigkeit zu beſchwichtigen und böſes Hauptweh; oder weil er eine Atmoſphäre ſucht, worin ſchwächliche Organe ſich beſſer befinden, weil ſie weniger lebendig iſt und alſo auch weniger erregend; wie manche Kranke ſtatt der freien Bergluft lieber die thieriſchen Ausdünſtungen ſuchen müſſen. Jene aber, welche ich jezt bezeichne, ſind mir weder das eine noch das andere, ſondern nur verwerflich erſcheinen ſie mir, denn ſie wiſſen nicht was ſie wollen noch was ſie thun. Oder iſt das etwa eine verſtändige Rede, die ſie führen? Strahlt wol einem unverdorbenen Sinne aus den Heroen der Reformation die Gottloſigkeit entgegen, oder die wahrhaft chriſtliche Frömmigkeit? Oder iſt wirklich Leo der zehnte frömmer als Luther, und Lojolas Enthuſiasmus heiliger als Zinzendorfs? Und wohin ſtellen wir die größten Erſcheinungen der neueren Zeit in jedem Gebiete der Wiſſenſchaft wenn der Proteſtantismus die Gottloſigkeit iſt und die Hölle? Jene aber, ſo wie der Proteſtantismus ihnen nur Irreligion iſt, ſo lieben ſie auch an der römiſchen Kirche keineswegs ihr eigenthümliches Weſen, ſondern nur ihr Verderben, zum deutlichen Beweiſe daß ſie nicht wiſſen was ſie wollen. Denn beherziget nur dieſes rein geſchichtlich, daß doch das Pabſtthum keinesweges das Weſen der katholiſchen Kirche iſt, ſondern nur ihr Verderben. Und eben dieſes ſuchen und lieben jene eigentlich, den Gözendienſt, mit welchem leider auch die proteſtantiſche Kirche, wiewol unter weniger prachtvollen und alſo auch weniger verführeriſchen Formen zu kämpfen hat, und der ihnen eben hier nicht derb und nicht koloſſaliſch genug iſt, den ſuchen ſie eigentlich auf jenſeits der Alpen. Denn was wäre ſonſt ein Göze, ein Idol, als wenn was mit Händen gemacht werden kann und betaſtet und mit Händen zerbrochen, eben in dieſer Hinfälligkeit und Gebrechlichkeit thörichter und verkehrter Weiſe aufgeſtellt wird, um das Ewige nicht etwa an ſeinem Theil und nach Maaßgabe der ihm einwohnenden Kraft und Schönheit lebendig darzuſtellen, ſondern um als ein Zeitliches, und oft mit der größten Ideenloſigkeit und Verkehrtheit, das Ewige zugleich zu ſein, daß ſie auch das mit Händen betaſten mögen, und Jedem zuwägen und zumeſſen willkürlich und magiſch. Dieſe Superſtition in Kirche und Prieſterthum, Sakrament, Sündenvergebung und Seligkeit iſt das Vortreffliche was ſie ſuchen. Sie werden aber nichts damit ſchaffen, denn es iſt ein verkehrtes Weſen, und wird ſich auch in ihnen offenbaren durch vermehrte Verkehrtheit, indem ſie ſich aus der gemeinſamen Sphäre der Bildung hinausſtürzen in ein leeres nichtiges Treiben, und auch das Theil von Kunſt das ihnen Gott verliehen in Eitelkeit verkehren. Dies iſt wenn Ihr wollt eine Weiſſagung deren Erfüllung nahe genug liegt, daß Ihr ſie erwarten könnt.

Und nun noch eine von anderer Art, und möchtet Ihr deren Erfüllung auch gewahr werden, wie ich hoffe. Sie geht auf das zweite was ich eben ſagte, daß nemlich der Gegenſaz dieſer beiden Parteien ein noch beſtehender ſei, und auch noch bleiben müſſe. Es könnte ſein daß die römiſche Kirche, wenn auch nicht überall und Alles doch einen großen Theil ihres Verderbens von ſich thäte auch äußerlich, wie es unſtreitig viele in ihr giebt, die es von ſich gethan haben innerlich. Dann können Verführer kommen, die Mächtigen drohend, die Schwachen vielleicht gar wolmeinenden ſchmeichelnd, und den Proteſtanten zureden, doch nun, wie denn viele jenes Verderben für den einzigen Grund der Trennung halten, wieder zurückzutreten in die Eine untheilbare urſprüngliche Kirche. Auch das iſt ein thörichter und verkehrter Rathſchlag! er mag viele lokken oder einſchrekken; aber er wird nicht durchgeführt werden, denn die Aufhebung dieſes Gegegenſazes wäre jezt der Untergang des Chriſtenthums, weil ſeine Stunde noch nicht gekommen iſt. Ja ich möchte herausfordern den Mächtigſten der Erde ob er dieſes nicht auch etwa durchſezen wolle wie ihm Alles ein Spiel iſt, und ich möchte ihm dazu einräumen alle Kraft und alle Liſt; aber ich weiſſage ihm es wird ihm mißlingen, und er wird mit Schanden beſtehen. Denn Deutſchland iſt immer noch da, und ſeine unſichtbare Kraft iſt ungeſchwächt, und zu ſeinem Beruf wird es ſich wieder einſtellen mit nicht geahndeter Gewalt, würdig ſeiner alten Heroen und ſeiner vielgeprieſenen Stammeskraft; denn es war vorzüglich beſtimmt dieſe Erſcheinung zu entwikkeln, und es wird mit Rieſenkraft wieder aufſtehn um ſie zu behaupten.

Hier habt Ihr ein Zeichen, wenn Ihr eines bedürft, und wenn dies Wunder geſchieht dann werdet Ihr vielleicht glauben ~~wollen an~~ die lebendige Kraft der Religion, und des Chriſtenthums. Aber ſelig ſind die durch welche es geſchieht, die welche nicht ſehen und doch glauben!

m

[illegible]

Ueber

den sogenannten ersten Brief
des
Paulos an den Timotheos.

Ein kritisches Sendschreiben

an J. C. Gass,

Consistorialassessor und Feldprediger zu Stettin,

von

F. Schleiermacher

ordentlichem Professor der Theologie und ausserordentlichem
der Philosophie, auch Universitätsprediger
an der Königl. Preuſs. Friedrichsuniversität
zu Halle.

Berlin.
In der Realschulbuchhandlung.
1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sie erinnern Sich, mein werthester Freund, daſs ich schon als wir uns zulezt sahen meines Verdachtes gegen unsern Neutestamentischen ersten Brief an den Timotheos so gegen Sie erwähnte als sei es für mich ziemlich ausgemacht, daſs er den Paulos nicht könne zum Verfasser haben. Das nähere von der Sache bin ich Ihnen aber immer noch schuldig geblieben. Denn damals wollte es uns nicht so gut werden, tiefer in diese Untersuchung mit einander hineinzugehn, so daſs ich Ihnen meine Gründe nur einigermaſsen im Zusammenhange auseinandergesezt, und Sie mir Ihre Einwendungen, denn günstig schienen Sie mir der Sache auf den ersten Anblikk nicht zu sein, vorgetragen hätten. Das wiewol nur allzuschnell beendigte Gefecht, die darauf folgende Unruhe in der Stadt und sogar im Hause, das Durcheinanderlaufen der Menschen, der auf so mancherlei Weise interessante Anblikk der französischen Krieger, die halb belachten halb mitempfundenen Paroxysmen wunderlicher Besorgnisse, der immer noch unbegreifliche Schlag der unsere Universität noch vor Ihrer Abreise traf, und der traurige Anblikk der abschiednehmenden fortwandernden studierenden Jünglinge, dies waren in der That keine Umgebungen, um einen kritischen Richterstuhl dazwischen aufzuschlagen, und kein Zustand um Wörter Redensarten und Wendungen scharf ins Auge zu fassen, oder mitten in dem gänzlich unterbrochenen Zusammenhange des Lebens den schlechten Zusammenhang einer kleinen Schrift zu beurtheilen; wiewol auf der andern Seite Sie mir damals, als so vieles verloren schien, auch ein Neutestamentisches Buch vielleicht eher Preis gegeben hätten als jezt. Nun befinden Sie Sich leidlich ruhig zwischen Ihren vier Wänden, und von mir muſs ich mich fast wundern, daſs die unerwünschte Muſse zu der ich seit jener Zeit verurtheilt bin mir es nicht eher möglich gemacht hat Ihnen meine Schuld abzutragen, und daſs ich auch jezt noch darauf denken muſs möglichst sparsam mit der Zeit umzugehn. Darum hoffe ich Sie lassen es sich gefallen, daſs wenn ich Ihnen jezt die Sache darstelle, wie sie mir erscheint und Sie nach Möglichkeit zu überzeugen suche, es so geschieht daſs das theilnehmende theologische Publicum gleich mit eingehn kann. Diese Einrichtung hat mancherlei Vortheile. Denn indem ich gleich öffentlich rede kann mir doch, wenn es bei Ihnen ja nicht gelingen sollte meine Behauptung durchzusezen, dies bei manchem andern indeſs gelungen sein; und daraus, daſs ich mich doch unmittelbar und zunächst an Sie wende, ziehe ich den Nuzen, daſs ich manches als unter uns abgemacht vorausſezen kann, worüber unser Publicum, welches wie Sie wissen immer nicht weit genug auf die ersten Grundsäze zurükgehen kann, vielleicht erst Rath zu pflegen und Einverständniſs zu treffen verlangen möchte. Denn warlich, das sollte mir schlecht gefallen, wenn ich nun erst allerlei Vorreden machen müſste, über die Befugniſs zu einer solchen Untersuchung, und mich höflich entschuldigen bei Vielen, daſs ich schlechthin nichts davon verstehe, warum wol die Neutestamentischen Bücher in irgend einer Hinsicht irgend anders sollten behandelt werden als andere, oder welches andere Maaſs man anlegen sollte, um über einen Verdacht gegen ihre Aechtheit zu entscheiden, als bei andern alten Schriften, sondern daſs ich für diese Sammlung keine andere Regel wüſste, als für andere, welche die alten Grammatiker gemacht haben, daſs nemlich nicht die Sammlung sondern nur jede einzelne Schrift als ein Ganzes anzusehen ist, und für sich selbst stehen und Beweis führen muſs wem sie angehöre, dabei aber auch die übrigen derselben Sammlung als Zeugen anführen kann und annehmen muſs. Freilich sollte man denken, hiegegen dürften selbst die strengsten Anhänger der Eingebungslehre, in wiefern sie nur Protestanten sind und bei den Sammlern nicht wieder dieselbe Eingebung vorausſezen, nichts einzuwenden haben. Denn wenn sich nun zeigen lieſse daſs eine Schrift sowol im Gebrauch der Wörter und Redensarten als in der Wendung und dem Zusammenhang der Gedanken von den übrigen desselben Schriftstellers gänzlich abwiche: so wäre es doch ſast thöricht anzunehmen, daſs sie dennoch dem dessen Namen sie trägt angehöre, und also vorauszusezen der heilige Geist habe sich eines seiner Instrumente gar nicht der Natur desselben gemäſs sondern ganz ihr zuwider bedient, wie einer unserer komischen Dichter die Tonkünstler beschuldigt daſs sie es mit den ihrigen nicht selten thäten. Aber wie gesagt so klar dies alles mir ist, so lieb ist es mir doch daſs ich nicht nöthig habe es erst durchzufechten indem ich zu Ihnen rede. Und dann kämen noch diejenigen welche es am meisten mit der Nuzanwendung zu thun haben, von unsern Amtsgenossen den Predigern viele, und beklagten sich über die Menge der schönen Trost- und Ermahnungs- und Beweisſprüche die nun verloren gingen. Doch warum bin ich erst hierauf gekommen! Dies ist die nicht genug zu beklagende beschränkte Ansicht des heiligen Buchstabens an die ich nicht denken kann ohne theils darüber zu jammern theils mich dagegen zu ereifern. Als ob nun groſses daran könnte gelegen sein, daſs dies oder jenes was wirklich und unläugbar im Sinne des Christenthums von uns speculirt und gelehrt oder den Christen aufgegeben wird, doch auch ja ein und das andere Mal mehr, oder um es gleich ganz und grade herauszusagen, daſs es überhaupt ja buchstäblich in den heiligen Büchern stehe, und wir nicht vielmehr volles Recht hätten, auch das mit demselbigen göttlichen Ansehn vorzutragen, was so gewiſs als die heiligen Bücher eine bestimmte Sinnesart und Ansicht darlegen, eben weil es in diese Ansicht gehört, aus ihrem wesentlichen Inhalt herfließt und in Uebereinstimmung damit steht also auch wirklich im Ganzen derselben enthalten ist wenngleich nicht einzeln herausgehoben. Deshalb warlich könnte ich an jeder kritischen Untersuchung ganz ruhig theilnehmen, und noch manches missen aus unserer biblischen Sammlung; und gewiſs mit mir Jeder, der nicht etwa der wunderbaren Meinung zugethan ist, das Christenthum könne seine Göttlichkeit nur abgeleitet besizen von einer irgend anderweitigen Göttlichkeit der Schrift, und habe sowol seine Einheit als die Begründung seiner einzelnen Theile nur in ihr, sondern für den vielmehr die Göttlichkeit der Schrift keine andere ist als die Göttlichkeit des darin enthaltenen, des Christenthumes selbst. Allein hierüber wird wol das unselige Hin- und Herschwanken und das behutsame Verbergen des Streitpunktes unter unbestimmten Wörtern, die doch wenn man sich darüber vereiniget nur einen unsichern Waffenstillstand gewähren, dies alles wird wol sobald noch kein Ende nehmen, besonders unter denen unseres Standes, welche durch die gewöhnliche halb gelehrte halb superstitiöse Behandlungsweise, aus der natürlichen Ansicht des gesunden religiösen Sinnes einmal herausgerissen und doch ausser Stande sind mit Hülfe einer höhern Einsicht wieder zu ihr zurükzukehren. Für diese weiſs ich dann keinen andern Trost, wenn sie doch Bedenken tragen sich der Stellen aus einer untergeschobenen aber doch alten und ächt christlichen Schrift nach wie vor zu bedienen, als daſs sich bei genauerer Betrachtung vielleicht finden wird, daſs, wenn sie anders grammatisch gewissenhaft mit ihrem Text umgehn wollen, sie eben nicht etwas bedeutendes und sehr brauchbares werden verloren haben.

Allein daſs ich ja nicht das Ansehen gewinne, als wollte ich, unter dem Vorwande nur über Meinungen hinwegzueilen die Ihnen eben so wenig gelten als mir, zugleich unvermerkt und arglistigerweise mich um etwas herumschleichen was Sie mir allerdings einzuwenden gedächten! Wenn ich mich nemlich an Ihre Frage erinnere, ob ich denn irgend Zeugnisse oder historische Spuren für meinen Verdacht hätte, eine Frage, die wie Sie sehen werden zu bejahen oder zu verneinen ist, je nachdem wir uns über den Sinn der Worte verständigen: so kann mir doch fast zweifelhaft werden, ob Sie mir die angezogene und auch von mir auf einem andern Gebiete schon eben so aufgestellte Regel zur kritischen Würdigung einzelner Stükke aus alten Sammlungen nicht werden streitig machen, oder ob Sie nicht wenigstens sagen werden, daſs, so weit sie auf das

Neue Testament anwendbar sei sie offenbar gegen mich zeuge, und ich will gewiſs diese Bedenklichkeit nicht von mir hinwegschieben. Soll nemlich, können Sie sagen, unser Glaube an die Authentie der neutestamentischen Schriften auf dem Zeugniſs der Zeitgenossen oder wenigstens solcher Schriftſteller beruhen, welche nahe genug an jene Zeit hinanreichen daſs ihr Zeugniſs zugleich für das Zeugniſs der Zeitgenossen selbst gelten kann: so wäre es bei der ausnehmenden Seltenheit solcher Schriftſteller, bei der groſsen Wahrscheinlichkeit daſs jene Schriften nicht einmal gleich nach dem Tode der Apostel sind gesammelt worden, und in Erwägung der Schwierigkeit ihrer Verbreitung und der wenig ausgebreiteten Bildung und Bücherkenntniſs unter den ersten Christen überhaupt sehr unbillig, solche Beweise für jedes einzelne Buch zu fordern, und wo nicht es für einen Spätling oder ein Wechselkind halten zu wollen. Und wiederum, würden Sie wol fortfahren, wenn wir uns der nächsten Zeugnisse entsagen, und doch jeden einzelnen Aufsaz besonders prüfen und bestätigen wollen; so müſsten wir uns nur auf die innern Kennzeichen beschränken, für welche es bei gar vielen unter diesen Büchern an der gehörigen Basis auf welcher wir mit Erfolg operiren könnten nothwendig fehlen, und daher immer zweifelhaft bleiben muſs, wem sie eigentlich mögen zuzuschreiben sein. Aber wenn dem nun auch so wäre, liebster Freund, und wir nie erführen wem eigentlich der zweite Brief Petri angehört und die beiden lezteren des Johannes, und die Apokalypsis und der Brief an die Hebräer, anderer noch unentschiedenen Fragen zu geschweigen: so weiſs ich nicht warum es nicht besser sein sollte dies alles nicht zu wissen, aber der kritischen

Kunst, indem die Aufgabe offen gehalten wird, und der Preis gewonnen werden kann, die Möglichkeit, daſs sie es entdekken könne, übrig zu lassen, als über dies und manches andere aus ganz unzureichenden Gründen die Untersuchung für abgeschlossen zu erklären, so daſs wir es gar nicht mehr mit Sicherheit erfahren können. Doch was wollen wir uns mit allgemeinen Verhandlungen die Zeit verkürzen, lassen Sie uns lieber sehen wie die Sache mit unserm Briefe insbesondere steht. In Absicht der Zeugnisse zuerst scheint er allerdings unter die begünstigtsten Bücher zu gehören, denn nicht nur gehört er gar nicht unter die ἀντιλεγόμενα oder νόθα des Eusebios, so daſs diesem gar kein Zweifel bekannt gewesen zu sein scheint den in frühern Zeiten irgend bedeutende Männer oder einzelne Kirchen gegen ihn gehabt hätten, sondern er wird vielmehr schon von den Zeiten des Irenäos an überall angeführt, ja ſchon früher wird Polykarpos unter diejenigen gezählt, welche Stellen aus ihm entlehnen. Hiegegen weiſs ich nichts anzuführen als, daſs unser Brief, welches Schikſal er freilich mit dem zweiten an denſelben Timotheos und mit dem an den Titos theilt, in dem Kanon des Markion fehlte. Doch ich will daraus nur wenig beweiſen, weil ich jezt gar nicht den groſsen Abweg mit Ihnen machen möchte, zu unterſuchen, was eigentlich in welchen Fällen aus den Nachrichten über dieſen Kanon zu ſchlieſsen iſt. Ich könnte noch hinzufügen, daſs die Anführung des Polykarpos mir etwas bedenklich ſcheine, denn die Worte Ἀ'ρχὴ δὲ πάντων χαλ.ϛπῶν Φιλ.αργυρία ſtimmen mit den Worten unſeres Brieſes 'Ρίζα γὰρ πάντων τῶν κακῶν ἐστιν ἡ Φιλαργυρία weit weniger wörtlich überein, als bei einem Gemeinſpruch dieſer Art nöthig wäre, um

auf

auf eine Anführung zu ſchlieſsen; und wenn die ſolgenden Worte *Εἰδότες οὖν ὅτι οὐδὲν εἰσηνέγκαμεν εἰς τὸν κόσμον, ἀλλ' οὐδὲ ἐξενεγκεῖν τι ἔχομεν* freilich wol. genauer mit Cap. 6, 7. unseres Brieſes zusammen treffen als jene Worte mit v. 10, so sind sie doch ebenfalls ein so trivialer Ausdrukk, und so genau mit jenem Gemeinspruch zusammenhängend, daſs in der That wenig daraus zu ſchlieſsen ist, sobald irgend ein der Vermuthung ungünstiger Umstand eintritt. Und ein solcher ist doch in der That dieser, daſs unmittelbar fast darauf in dem Brieſe des Polykarpos von den Weibern und Wittwen die Rede ist, und sich, ohnerachtet unser Brief sich dadurch auszeichnet, der einzige zu sein im Neuen Testament der Vorſchriften für die lezteren enthält, hier dennoch nicht die mindeste Spur einer Anführung zeigt, die in der That kaum wäre zu vermeiden gewesen, wenn Polykarpos unsern Brief so im Gedächtniſs hatte, daſs er jene Worte daraus entlehnen konnte. Umstände dieser Art, ich gestehe es Ihnen, haben für mich wenn sie gleich nur negativ sind, eine so groſse kritische Wichtigkeit, daſs ich hieraus gleich feſtsezen möchte Polykarpos habe unsern Brief nicht gekannt, und wir würden ihn, auch wenn uns alle seine Schriſten übrig geblieben wären, nicht darin angeführt finden. In den übrigen Schriſten der apostolischen Väter aber ist nirgends etwas aus unserem Briefe entlehnt, daſs ich wüſste, oder seiner erwähnt. Was endlich den Eusebios betrifft, so behandelt er in jener bekannten Stelle H. E. III, 25. die Paulinischen Briefe als Ein Ganzes, was freilich beweiset wie lange vorher schon die Sammlung grade so wie wir sie haben abgeschlossen war, aber auch wie unkritisch man dabei zu Werke gegangen ist. Von dieser Seite also steht die Sache wol so, daſs wenn sich gegründeter Verdacht gegen unseren Brief zeigt, er durch die Zeugnisse des Alterthumes allein schwerlich könnte gerettet werden. Der Verdacht selbst aber muſs freilich anders woher kommen, nemlich aus den inneren Kennzeichen, und wie vielfältig er mir hier entgegengekommen ist und sich unwiderstehlich aufdrängt, das sollen Sie eben sehen und beurtheilen. Denn bei einem für Paulinisch ausgegebenen Briefe kann es uns unmöglich an den Mitteln uns von seiner Aechtheit zu überzeugen fehlen, und für diese Sammlung für sich genommen muſs ich eben, ganz entgegengesezt dem Eusebios, die aufgestellte Regel in der gröſsten Strenge festhalten. Zuerst nemlich haben wir ja für sie einen so gut als gleichzeitigen Schriftsteller, nemlich in dem Neuen Testament selbst an den, um ja nicht mehr zu sagen als ich verantworten kann, und nicht über die Redaction dieses merkwürdigen Buches voreilig etwas abzusprechen, an den in der Apostelgeschichte enthaltenen Aufſäzen. Hier finden wir Reden des Paulos, welche offenbar gar nicht gleich den hellenischen und römischen die deutlichsten Spuren an sich tragen von dem Geschichtschreiber verfaſst zu sein; wir finden ferner, wenngleich nur fragmentarisch, eine Erzählung der merkwürdigsten Begebenheiten seines apostolischen Lebens, und was noch mehr ist eine durch alle Kennzeichen sich empfehlende sehr lebendige Darstellung seines Charakters und seiner Handelsweise. Aus der Uebereinstimmung mit diesen Nachrichten müssen sich unstreitig die wichtigsten und gröſsten seiner Briefe als ächt unmittelbar erweisen lassen, und diese wiederum müssen den übrigen als Typos der Composition und der Schreibart vorstehen, und denen die hierin mit ihnen übereinstimmen um so mehr zur Beglaubigung dienen, als eine sehr kunstreiche und besonnene Nachahmung unter den Christen jener Zeit nicht zu denken ist. So angesehen, hoffe ich, werden Sie gegen die Anwendung meiner Regel auf den vorliegenden Fall nichts einzuwenden haben, sondern mir Befugniſs zum Zweifeln zugestehen, wenn meine Bedenklichkeiten wirklich durch Anlegung dieses Maaſsſtabes entstanden sind, und mir um so mehr beistimmen je mehr Sie Sich selbst überzeugen, wie wenig der Brief demselben gerecht ist. Genau genommen bin ich nicht einmal der erste dem ein solcher Verdacht aufsteht, sondern wenn auch sonst niemand, wie ich denn Keinen weiter weiſs, so hat doch einer der gründlichsten und am meisten kritischen Forscher alter christlicher Geschichten unter den Theologen unserer Zeit, J. E. C.

Schmidt, in seiner Einleitung ins Neue Testament S. 260. wirklich einen solchen Verdacht, und wol gewiſs für Jeden der aufmerken will, bestimmt genug geäuſsert. Und zwar auch in Bezug auf die Apostelgeschichte, weil nemlich die Angaben des Briefes mit den Nachrichten, die jene ertheilt, nicht übereinstimmen wollen. Den einzigen Ausweg gegen diesen Widerspruch nimmt er zwar auch an, aber offenbar nur mit dem Gefühl daſs es ein Nothbehelf sei, und wenn Sie seine Worte recht betrachten, werden Sie nicht zweifeln, daſs dieser Gelehrte in einem Zweifel befangen gewesen, der ihm nur noch nicht ausgebildet genug schien, um in einer Schrift, wie diese, bestimmter geäuſsert zu werden. Wirklich führt auch jener Ausweg, wenn man ihn weiter verfolgen will, nicht aufs geraume, sondern nur in eine andere neue Verwirrung hinein. Indeſs gestehe ich Ihnen, so wie der Zweifel dort vorgetragen ist, ergriff er mich währender Lesung so wenig, daſs ich mich erinnere noch in einer Vorlesung beiläufig, als ich Stellen aus diesem Briefe anderwärts zur Erklärung brauchte, meine Verwunderung geäuſsert zu haben, wie ein so besonnener Kritiker diesen Brief auch nur so anzweifeln könne. Daher will ich, weil meine eigne Ueberzeugung mir nicht auf diesem Wege vornemlich gekommen ist, auch unsere gemeinschaftliche Untersuchung nicht hier anknüpfen, sondern sie so führen wie ich nach Maaſsgabe meiner eignen Erfahrung glauben darf die Sache am hellsten einleuchtend machen zu können. Und vielleicht lege ich hiemit ein nicht allzugünstiges Geständniſs ab über mich selbst. Denn es kann wol sein daſs Ihnen und Mehreren einige sehr stark hervortretende Einzelheiten schon fast genügten; allein da mir selbst nur durch öfteres Lesen indem ich mich zur Erklärung des Briefes in meinen Vorlesungen anschikken wollte, recht gewiſs geworden ist, wie es sich damit verhalte und ich gern von mir kann sagen lassen, daſs ich länger gezweifelt als billig: so lassen Sie mich auch hier lieber zu viel thun als zu wenig, und einen solchen Weg einschlagen, der Sie ebenfalls, wenn Sie ihn mit mir gehn wollen, zu einer öftern Lesung des Briefes nöthigen wird.

Und wobei könnte ich nun besser anheben, als bei einer andern bedenklichen Frage von Ihnen, ob ich nemlich, da mir Vieles so wunderlich vorkomme und ganz abweichend, auch unsern Brief mit den ihm am nächsten kommenden, dem zweiten an den TIMOTHEOS und dem an den TITOS recht sorgfältig verglichen hätte. Das hatte ich nun allerdings schon damals, und habe es seitdem noch mehr gethan, wie denn ein groſser Theil von dem, was ich Ihnen vortragen werde, grade als Resultat dieser Vergleichung sehr merkwürdig und am meisten einleuchtend ist. Nur lassen Sie uns erst übereinkommen, wiefern wol diese drei Briefe zusammengehören und worin sie einander ähnlich sein müſsten, so daſs sie sich mehr von den übrigen absondern und in einen eignen Kreis zusammenstellen. Nemlich alle drei haben wol nur das allerdings merkwürdige unter sich gemein, daſs sie an einzelne Personen gerichtet sind, in welcher Beziehung sie dann noch den kleinen Brief an den Philemon sich zugesellen würden, von dem aber doch hier weiter nicht die Rede sein kann. Dem Inhalt nach aber sind sie bei weitem so genau nicht verwandt; sondern unser Brief hat mit dem an den Titos nur zum Theil die Absicht gemein, über die in einer Gemeine zu treffenden Anordnungen das nöthigste vorzuschreiben, mit dem andern an den Timotheos gar nur die persönlichen Verhältnisse des Paulos und seines *Schülers*, von denen aber hier sehr wenig die Rede ist, und sonst *wenige Einzelheiten, und jene beiden* zumal, der zweite an den Timotheos und der an den Titos haben was den Inhalt betrifft gar nichts ähnliches. Dazu kommt noch ein bedeutender Unterschied der Zeit. Denn wenn sich auch nicht genau bestimmen läſst wann eigentlich der Brief an den Titos geschrieben worden ist: so fällt doch gewiſs der zweite Brief an den Timotheos um mehrere Jahre später als der erste der Angabe nach müſste geschrieben sein, in einer merkwürdigen erfahrungsreichen Zeit, von der die erste Hälfte, jene Reise nemlich des Paulos um die Gemeinen zu besuchen und mit der gesammelten Steuer gleichsam triumphirend in die Mutterkirche einzuziehen, ohnstreitig die Blüthe seines Apostolats zu nennen ist, die andere dagegen das einsame lange Gefängniſs als der Anfang seines Märtyrerthums gelten kann. Der erste Brief gehört dann offenbar *noch der ersten, der zweite der andern* Periode an, und dies reichte in der That hin um eine bedeutende Verschiedenheit zu begründen. Dennoch lasse ich mir die durch unsern Brief vermittelte Gemeinschaft aller dreier gefallen, auch in Beziehung auf die Sprache, und will mich nicht wundern auch über eine gröſsere Uebereinstimmung als zu erwarten wäre, wenn nur alles rechtlich dabei zugeht.

Dies sollte denn auch das Erste sein was wir mit einander in Betrachtung zögen, zu sehen wie viele Einzelheiten unser Brief in Absicht auf die Sprache nur mit jenen beiden gemein hat, und wie wunderlich diese Gemeinschaft näher angesehen herauskommt.

Allein zuvor lassen Sie Sich gefallen noch eine kleine Wanderung darauf anzustellen, wieviel Sprachschäze wir in unserem Briefe antreffen, die auch in jenen nicht, sondern nirgends in Paulinischen Briefen ja gröſstentheils überhaupt im Neuen Testament nirgends vorkommen. Freilich werden Sie sagen, es sei natürlich bei einem Schriftsteller von dem wir überall nur weniges und dies wenige in mehreren einzelnen Aufſäzen von ganz verschiedener Abzwekkung vertheilt besizen, daſs in jedem mehreres vorkomme was sich sonst nicht findet. Und wer sollte dies nicht zugeben? Allein Sie werden gestehen müssen, daſs diese Seltenheiten für unseren Brief ganz unverhältniſsmäſsig sind. Nur müssen Sie dies unerfreuliche über sich ergehen lassen, daſs ich Ihnen nun, ganz anders als man sonst bei Gastmahlen mit kleinen die Eſslust reizenden Schüsselchen anzufangen pflegt, zuerst ein troknes möglichst vollständiges Verzeichniſs von Wörtern vorseze.

Sehr bald v. 3. kommt Ihnen das wunderliche sonst nirgends im N. T. erscheinende Wort ἑτεροδιδασκαλεῖν entgegen, welches seiner Natur nach ein anderes gar nicht vorkommendes ἑτεροδιδάσκαλος vorausſezt, und freilich auch dann nur schlecht wäre, da von so vielen Compositis auf διδάσκαλος kein einziges auf διδασκαλεῖν meines Wissens vorkommt. Es kommt Cap. 6, 3. noch einmal wieder, wie denn überhaupt viele von diesen seltenen den Paulinischen Schriften sonst ganz fremden Wörtern in unserm Briefe selbst mehrmals vorkommen, recht als wäre der Verfasser eben auch in Noth seine Ausdrükke zu wiederholen, hätte aber nur einen anderen Vorrath als Paulos. Die lezte Stelle erklärt durch einen Zusaz sehr deutlich, daſs nichts anderes gemeint ist als abweichend lehren von der ὑγιαίνουσα διδασκαλία. Sonst sollte man aus dem der Form nach ganz analogen und gewiſs Paulinischen ἑτεροζυγεῖν zierlicher, vermuthen, es bezöge sich mehr auf das unähnlich andern neben ihnen bestellten Lehrern lehren. So nähert es sich mehr dem ἑτερόγλωσσος aus 1 Cor. 14, 21, welches auſser jenem das einzige Analogon dafür in den Paulinischen Schriſten ist. Allein sehen Sie nur, wie sich Paulos anderwärts aus Unkunde des bequemen Wortes mühsam durchhilſt mit dem ἄλλον Ἰησοῦν κηρύσσειν 2 Cor. 11, 4, mit dem ἕτερον εὐαγγέλιον ebendas. u. Gal. 1, 6. oder mit dem εὐαγγελίζεσθαι παρ' ὃ εὐηγγελισάμεθα ebendas. v. 8 u. 9. Ich möchte aber sagen unser Wort habe schon einen etwas zu hierarchischen Geschmakk für ihn. Basilios, Chrysostomos und Theodoretos bei denen es vorkommt mögen es wol ursprünglich aus unserem Briefe haben.

ἀπέραντος v. 4, eine Form die wahrscheinlich im gemeinen Leben nicht so selten war als wir sie in Büchern finden, kommt auch nirgend wieder im N. Test., und der Verf. hätte kein besseres Wort wählen können, damit uns seine schwer zu bestimmenden γενεαλογίαι, von denen wir unten werden reden müssen ja noch schwieriger würden. Schon die auslegenden Väter CHRYSOST. HOM. 1. ἤτοι πέρας οὐδὲν ἐχούσαις, ἢ οὐδὲν χρήσιμον, ἢ δυσκατάληπτον ἡμῖν, oder wie OEKUMENIOS beides zusammenzieht τὸ δὲ ἀπεράντοις οἷον τοῖς μὴ ἔχουσι πέρας τι χρηστόν wissen offenbar nicht recht was sie daraus machen sollen. Scheint Ihnen aber nicht auch, als ob wir fast ein Recht hätten von PAULOS bei solchen Stellen irgend ein Spiel mit dem Wort oder mit Gegensäzen zu erwarten was uns Aufklärung gäbe?

Νομοδιδάσκαλοι, v. 7. sind auch in den Paulinischen Schriften sonst nicht zu finden, und Sie sollen die Wahl haben ob Sie meinen wollen es bedeute hier weniger gewisse Verrichtungen oder auch nur Kenntnisse als vielmehr eine bestimmte Denkungsart, nemlich das hinübertragen wollen des mosaischen Gesezes in das Christenthum, wie THEODORETOS zu erklären scheint Ed. HAL. TOM. 3. p. 640. was doch gewaltig abweichend wäre; oder ob Sie, versteht sich ohne mit HEINRICHS zu glauben die christlichen *πρεσβύτεροι* wären wirklich *νομοδιδάσκαλοι* genannt worden, was ganz wunderlich ist, doch vorziehen es in der Bedeutung zu nehmen wie es im LUKAS vorkommt für *γραμματεῖς*, und dann übersezen „Sie wollen unter uns gleichsam die *γραμματεῖς* vorstellen" wie CHRYSOSTOMOS es auch zu verstehen scheint, wenn er sagt *Ὁρᾷς καὶ ἄλλην αἰτίαν τὴν τῆς Φιλαρχίας; διὰ τοῦτο καὶ ὁ Χριστος ἔλεγεν, Ὑμεῖς δὲ μηδένα καλέσητε Ῥαββὶ*, und es dann noch mit

mit Gal. 6, 13. zusammenstellt. Allein eine solche Parallele wäre wiederum eher von jedem andern zu erwarten als von Paulos.

νόμος κεῖται v. 9. Dieser Ausdrukk von sehr guter Gräcität kommt meines Wissens im ganzen übrigen N. Test. eben so wenig vor als sonst noch bei Paulos, der immer sagt κατὰ τῶν τοιούτων οὐκ ἔστι νόμος, oder οἱ τοιοῦτοι οὐκ εἰσὶν ὑπὸ νόμον.

πατραλοίας, μητραλοίας, ἀνδρόφονος, ebend. alles dem N. Test. fremde Wörter. Auch pflegt Paulos in solchem Zusammenhange dergleichen den Heiden selbst ursprünglich fluchwürdiges und gräuelhaftes nicht vorzuführen. Gal. 5, 21. wo φόνος in einer ähnlichen Verbindung vorkommt hat er offenbar nur den Gleichklang gesucht, und Röm. 1, 29. wo derselbe Fall stattfindet, hat man es deshalb schon immer nicht in dem buchstäblichen Sinne genommen.

θέμενος εἰς διακονίαν v. 12. ist auch eine schlechte Redensart von der ich sagen möchte sie käme im Paulos sonst nicht vor. Denn er redet besser 1 Cor. 12, 28. οὓς ἔθετο ὁ θεὸς ἀποστόλους 2 Tim. 1, 11. ἐτέθην ἐγὼ κῆρυξ und bei Lucas Act. 20, 28. ὑμᾶς τὸ πνεῦμα ἅγιον ἔθετο ἐπισκόπους, so daſs ich nicht einsehe warum er nicht auch hier sollte geschrieben haben θέμενος διάκονον. Oder sollten Sie mir 1 Thess. 5, 9. οὐκ ἔθετο ἡμᾶς εἰς ὀργήν entgegenstellen wollen? Schwerlich wol.

διώκτης v. 13. finden Sie auch nur dies Eine Mal. Weit gelinder ist doch wenn Paulos sonst von sich selbst sagt ὥς ποτε ἐδίωκον oder von sich sagen läſst ὁ διώκων ἡμᾶς ποτε. Und daſs er den Unterschied beider Ausdrükke gefühlt hat, sieht man wol aus der Art wie er ζηλώτην Gal. 1, 14. braucht. Doch auf diese merkwürdige Stelle kommen wir noch einmal zurükk.

ἀποδοχὴ hier v. 15. und Cap. 4, 9. so wie ἀπόδεκτος Cap. 2, 3. und 5, 4. sind auch nicht einheimisch im N. Test.; sogar das Zeitwort ἀποδέχεσθαι ist wenigstens nicht Paulinisch, εὐπρόσδεκτος, wofür ja unser Wort bequemer gewesen wäre finden Sie Röm. 15, 16. und das ganz einfache δεκτός Phil. 4, 18. diesem fügt aber Paulos sein gewöhnliches Wort εὐάρεστος hinzu. Bei unserm Worte scheint übrigens offenbar die gastliche Bedeutung der guten Aufnahme mit zu spielen, in welcher es auch Plutarchos mit κλῆσις verbindet, σοφῶν καὶ ἀγαθῶν ἀνδρῶν ἀποδοχὴ καὶ κλῆσις Tom. II, P. 150. Offenbar heiſst so ἀπόδεκτος ἐνώπιον τοῦ θεοῦ wohlaufgenommen bei Gott. Fast wunderbar wäre es, wenn Paulos dieser Ausdrukk so geläufig gewesen wäre, wie man aus unserem Briefe urtheilen müſste, daſs wir gar kein Spiel desselben mit dem bei ihm so sehr häufigen κλῆσις antreffen sollten. — Das wollen wir sehenken um nicht auszusehen als ob uns nichts zu klein wäre daſs v. 16. dieser Artikel ἵνα ἐνδείξηται τὴν πᾶσαν μακροθυμίαν, den ich so auch nirgends loben möchte sich bei Paulos sonst nicht findet, so gewöhnlich ihm auch die Wendung ist ἐν πάσῃ σοφίᾳ, εἰς πᾶσαν ἀρέσκειαν, εἰς πᾶσαν ὑπομονήν, ἐν πάσῃ μακροθυμίᾳ, μετὰ πάσης ἐπιταγῆς, πᾶσαν ἐνδεικνυμένους πρᾳότητα. Soll ich aber auch das schenken daſs ἀπωθεῖσθαι hier v. 19. offenbar von denen muſs verstanden werden, die schon im Christenthum gewesen sind und also den Glauben und das gute Gewissen in sich hatten? In den LXX. lesen wir freilich ἀπωσάσθωσαν τὴν πορνείαν αὐτῶν Ezech. 43, 9; Paulos aber braucht das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung, wo das was jemand von sich stoſsen soll auſser ihm sein muſs. Röm. 11, 1. μὴ ἀπώσατο ὁ θεὸς τὸν λαὸν αὐτοῦ und bei Lucas Act. 13, 46. ἐπειδὴ δὲ ἀπωθεῖσθε τὸν λόγον. Das gleich folgende ναυαγεῖν kommt im N. T. auch nirgends metaphorisch vor, und schlecht ist es hier, weil es einen leicht über das ἀπωθεῖσθαι verwirren könnte, was auch ein Schiffsausdrukk ist, Pollux 1, 114.

In den lezten Worten unseres Capitels wird gewöhnlich das παιδεύεσθαι als κολάζεσθαι erklärt. Theodoretos nimmt es freilich ganz streng so, wie Sie am deutlichsten aus den lezten Worten seiner Erklärung sehen können. ἐκείνους δὲ εἰκὸς ἦν παιδευομένους μεταβαλεῖν τὴν γνώμην. Auch Chrysostomos scheint derselben Meinung zu sein, da er die Frage aufwirft; warum der Apostel sie nicht selbst gezüchtiget habe. Allein Phavorinus, welcher lehrt diese Bedeutung werde nur in der heiligen Schrift gefunden, meint gewiſs die zahlreichen Alttestamentischen Stellen, nicht die unsrige. Hier würde diese Bedeutung die Structur gar zu schlecht machen wenn man nicht ἵνα für ὥστε nehmen und übersezen wollte, so daſs sie durch die Strafe auſser Stand gesezt würden zu βλασφημεῖν, was wol niemand wollen wird. Das Strafen liegt schon in dem παρέδωκα, und das ἵνα deutet offenbar auf eine Folge, damit sie lernen, wie wir auch als Drohung sagen, ich will dich lehren, ohne daſs man deshalb sagen könnte lehren hieſse bei uns auch strafen. Allein auch in dieser Bedeutung lehren kommt nun die Structur παιδεύειν τινά τι im N. Test. nirgends vor.

Im zweiten Cap. haben wir gleich an εντεύξις ein schönes Wort, das nur in unserem Briefe noch einmal Cap. 4, 5. vorkommt. Theodoretos und Oikumenios erklären es durch κατηγορία τῶν ἀδικούντων. Und freilich da hier, auf eine ganz andere Art wie mir scheint als Paulos zu häufen pflegt, alle Worte gehäuft sind die nur je vom Gebet gebraucht wurden: so geräth, wer nun jedem Worte sein eigenes Gebiet anweisen will, leicht in Verlegenheit. Denn da schon δέησιν erklärt war durch ἱκεσία ὑπὲρ ἀπαλλαγῆς λυπηρῶν προσφερομένη und προσευχή durch αἴτησις ἀγαθῶν so blieb wol kaum ein anderer Ausweg übrig. Allein diese Erklärung ist bei der zweiten Stelle Cap. 4, 5. gar nicht anzuwenden und auch sonst schlecht genug. Bei den Alten entspricht ἔντευξις genau dem einzigen wahren Sinne von ἐντυγχάνειν mit jemand zusammentreffen. So auch ἔντευξις Sap. 8, 21. u. 16, 28. bald absichtlich bald von ohngefähr. Und weil dann hier das Gespräch das erste ist woran man denkt, so kann natürlich ἐντυγχάνειν τινὶ κατά τινος heiſsen jemand anklagen, und ὑπέρ τινος Fürsprache einlegen. Beides braucht auch Paulos; aber man darf ihn nicht beschuldigen, daſs er ἔντευξις für sich allein in einer Bedeutung genommen habe die es nur durch die Verbindung mit jener ersteren Partikel erhalten konnte. Das einzige was die beiden Väter für sich haben ist eine Stelle 1 Macc. 10, 64. wo οἱ ἐντυγχάνοντες für sich Ankläger zu heiſsen scheint. Schleusner behauptet dies auch wirklich in seinem Spicil. I. und in dem Lexic. allein glauben Sie es dem braven Lexikographen nicht, der gern den Fehler begeht nach zu vielen Bedeutungen zu suchen. Biel, der bis v. 61. mit seiner Citation zurükgeht, gab ihm einen Wink sich dieses Additament zu sparen, den er aber nicht verstand. Dort nemlich steht ἐπισυνήχθησαν ἄνδρες παράνομοι ἐντυγχάνειν κατ ’αὐτοῦ, und dieses κατὰ will noch immer verstanden sein bis v. 64. Leider aber herrscht in unserer Stelle eben so im Gegentheil das ὑπὲρ, und es bleibt also von jener Erklärung schwerlich etwas übrig als der gute Wille unserm Autor zu Hülfe zu kommen. Eine andere soweit wenigstens richtigere Glosse παράκλησις περὶ σωτηρίας ἑτέρων entgeht wiederum dem Tadel der Abundanz nicht. Noch zweifelhafter wird was unser Mann wol gewollt habe durch die zweite Stelle, wo man gar in Versuchung gerathen könnte λόγος ἐντεύξεως zu construiren. Oikumenios strengt sich zwar sehr an, seiner vorigen Erklärung widersprechend uns zu sagen πρωθύστερον δὲ κεῖται· διά γάρ λόγου καὶ ἐντεύξεως τῆς πρὸς θεὸν γενομένης und kommt so glücklich über die fremde Bedeutung von λόγος θεοῦ die man hier gewöhnlich annimmt hinweg; aber noch ein solches πρωθύστερον soll doch auch bei Paulos nicht nachzuweisen sein.

Gleich in der Nähe v. 2. haben Sie abermals zwei nicht paulinische Wörter ἤρεμος und ἡσύχιος von denen das erste auch überall im N. T. nicht vorkommt. Das Zeitwort ἡσυχάζειν ist freilich bei Paulos zu finden und so auch das Hauptwort ἡσυχία; allein statt des Adjectivs bedient er sich des adverbiellen Ausdrukks ἐν ἡσυχίᾳ, der freilich aus 1 Cor. auch einmal in unserm Briefe copirt ist. — ἀντίλυτρον findet sich ebenfalls sonst nirgends. Auch wüſste ich im paulinischen Gebrauch keine Analogie für ein solches abundirendes ἀντι in der Zusammensezung als etwa ἀντιμισθία. — Auch ἐπαίρειν v. 8. ein sonst im N. T. nicht seltenes Wort ist nur im Medio und der diesem eigenthümlichen Bedeutung paulinisch. — Dagegen ist καταστολή auch im N. T. sonst nicht zu finden, und wir werden wol zweifelhaft bleiben müssen über die Bedeutung, ob καταστολή die Kleidung bedeutet und nur κόσμιος die Eigenschaft davon, oder ob wir, wie im Plutarchos καταστολὴ περιβολῆς vorkommt, schon bei dem ersten Wort an eine Eigenschaft der Kleidung zu denken haben und das lezte nur ein abundirendes Beiwort ist. — Daſs ein Wort wie μαργαρίτης bei

Paulos weiter nicht vorkommt ist freilich nicht zu verwundern. Dasselbe gilt von πλέγμα, wobei ich mich übrigens mit Salmasius an die Glosse des Hesychios halte, τὸ σὺν ταῖς θριξὶν πλεκόμενον γυναιξίν was von Bändern und sonst mit eingeflochten wird, und überlasse Heinrichs Erklärung, nach welcher nun gar πλέγμασι ἢ χρυσῷ statt πλέγματι χρυσέῳ stehen soll den Liebhabern.

ἐπαγγέλλομαι v. 10. kommt in dieser den Griechen so gewöhnlichen Bedeutung profiteor aliquid sonst nirgends im N. T. vor als noch einmal in unserm Brieſe Cap. 6, 21. wo es überdies ziemlich schlecht steht. — Das dabei stehende θεοσέβεια ist eben so einzig, und nur Johannes hat einmal das Adiectiv θεοσεβής. — Noch haben Sie in diesem Cap. αὐθεντεῖν das weder im N. T. noch in den LXX vorkommt — sonst etwas darüber zu sagen ist nach

WETSTEIN nicht mehr nöthig — und τεκνογονία was eben wie τεκνογονέω und das verwandte τεκνοτροφέω nur in unserm Briefe vorkommt.

Das dritte CAP. wird uns nur Weniges aber zum Theil merkwürdiges geben. Von ὀρέγομαι — welches in unserm Briefe noch einmal CAP. 6, v. 10. vorkommt, wo ὀρέγεσθαι φιλαργυρίας eine Ungenauigkeit von solcher Art ist deren PAULOS sich nicht schuldig macht, gar nicht zu vergleichen, wie doch GROT. thut mit ὀρέγεσθαι πορισμῶν SAP. 14, 3. sonst aber ausser dem Briefe an die Hebr., den ich wie Sie wissen nicht für Paulinisch halte, nirgends im N. T. — will ich nichts weiter sagen wie es sich hieher verirrt hat. Das N. T. braucht durchgängig dafür ἐπιθυμεῖν, PAULOS auch wol ἐπιποθεῖν. — Aber sagen Sie ob καλὸν ἔργον hier etwas anders heiſsen kann, als ganz einfach res bona? oder ob Sie sich denken können daſs hier ἔργον irgend als ein zu verrichtendes gesezt ist, wie doch offenbar in der einzigen Paulinischen Stelle, die sich dieser am meisten nähert Phil. 1, 6. ὁ ἐναρξάμενος ἐν ὑμῖν ἔργον ἀγαθόν? Bedenken Sie nun wie häufig Paulos in einem ganz andern Sinne ἔργα ἀγαθά und καλά gebraucht, und ἔργον durchaus immer nach seiner eigentlichen Geltung, und gestehen Sie daſs Sie diese Stelle ihm ganz fremde finden müssen.

ἀνεπίληπτος v. 2. kommt im N. T. nirgends, in unserm Brieſe aber dreimal vor, zur abermaligen Bestätigung des oben schon gesagten; wie denn den N. Testamentischen Schriftstellern auch ἐπιλαμβάνεσθαι in der Bedeutung tadeln nicht geläufig ist und höchstens einmal Luc. 20, 26. vorkommt. Paulinische Ausdrükke dagegen sind ἄμωμος ἄμεμπτος, ἀνέγκλητος.

νεόφυτος ist wieder ein ἅπαξ λεγόμενον. Nur in den LXX. kommt es öfters vor in der Bedeutung neugepflanzt. Dem gemäſs erklärt nun auch Chrysostomos durch νεοκατήχητος, Theodoretos durch ὁ εὐθὺς πεπιστευκὼς und νεοτελής. Pollux 1, 231. tadelt das Wort, εὐτελες μέν γὰρ τὸ ὄνομα· κέχρηται δε αὐτῷ Ἀριστοφάνης. Doch mehr noch als das Wort wundert mich die Vorschrift selbst, wie Paulos es anfangen wollte um keiner Gemeine von den Vielen die er oft schnell hintereinander auf einer Reise pflanzte einen νεοτελὴς zum ἐπίσκοπος zu geben! An den Titos auf Kreta macht er eine solche Anforderung nicht. Aber freilich auch nur zwanzig Jahre später war es schon ein leichtes. — Eben so ist δίλογος nirgends weiter anzutreffen, und auch der fleiſsige Wetstein läſst uns hiebei im Stich. Pollux führt das Wort an 2, 118. aber so daſs man nicht weiſs, ob in der Bedeutung wie διλογία im Xenophon vorkommt für Wiederholung, oder so wie es hier wol sein muſs. Nur diese Bedeutung, wie nach Grotius auch Schleusner thut, durch i. q. δίγλωσσος auszudrükken, dünkt mich etwas sehr dreist.

βαθμὸς v. 13. findet sich nirgends weiter im N. T. In der kanonischen Sprache aber werden Sie es häufig genug finden; ich verweise Sie nur der Kürze wegen auf Suic. thes. der Stellen genug gesammelt hat. Zweierlei Arten lassen sich nur denken, wie das Wort kann zu verstehen sein. Entweder sie steigen eine Stuffe höher im Messiasreich, was man dann von Seligkeit und Glükseligkeit gegenwärtiger — wie Chrysostomos wol meint, wenn er sagt βαθμόν τουτ' ἔστι προκοπήν — oder künſtiger — wie Theodoretos erklärt τόν τιμιώτατον βαθμόν ἐν τῷ μέλλοντι λήψονται βίῳ — verstehen könnte. Aber von einer Stuffenleiter von Seligkeit scheint Paulos gar nichts zu wissen; dies ist kein Gedanke der nur irgend bei ihm vorkäme. Und hätte er dabei an das militärische gedacht, so ist dies grade eine von den Vergleichungen, die er gern weiter ausführt; aber nirgends finden wir, daſs er einer Stufenleiter vom στρατηγός zum στρατιώτης gedacht hätte. Oder sie erwerben sich eine Stuffe in der kirchlichen Würde zum Episkopat. Allein auch dies Stuffenwesen möchte wol eben so wenig Paulinisch sein als der Gedanke überhaupt einen διάκονος zum ἐπίσκοπος zu machen, da Paulos beides für verschiedene χαρίσματα hielt, Röm. 12, 7. Schmekt also nicht auf jeden Fall die Redensart nach einem fremden Geist und einer etwas andern Zeit? Was aber auch der Verf. habe sagen gewollt: so hat er sich sehr schlecht ausgedrükt durch dieses βαθμὸν περιποιεῖσθαι. — Noch weniger indeſs weiſs ich παῤῥησίαν περιποιεῖσθαι zu vertheidigen, was ich offenherzig bekenne gar nicht zu verstehen. Daſs

παῤῥη-

παῤῥησία auſser der Freimüthigkeit auch guten Muth bedeute versteht sich von selbst und geht unmittelbar aus der Art hervor wie den Alten die Einerleiheit des Redens und Denkens überall vorschwebte. Aber schon Vertrauen in einen Andern heiſst παῤῥησία nie, und ich erbiete mich in jeder Stelle, die man so auslegen könnte, die obige Bedeutung als die einzig richtige nachzuweisen; vielweniger noch Vertrauen Anderer in den dem die παῤῥησία zugeschrieben wird, wie Heinrichs hinwirft. Wie man sich nun durch das καλῶς διακονῆσαι Freimüthigkeit und guten Muth erwerben könne, und wie sich das hier an das vorige vom βαθμός anschlieſsen solle, das verstehe ich gar nicht. Hiezu kommt noch daſs περιποιεῖσθαι auch kein Paulinisches Wort ist, er müſste es sich denn ausdrüklich für Ephesos aufgehoben haben, denn einmal leiht es ihm freilich Lukas Act. 20, 28. in der

Rede an die Ephesischen Aeltesten. Aber gewiſs ist dies nur geliehen; denn Paulos bedient sich nur des Substantivs περιποίησις, ohnerachtet fast immer das Zeitwort eine leichtere und auch ihm nicht ungewöhnliche Structur gegeben hätte, wie 2 Thess. 2, 14. ἐκάλεσεν ὑμᾶς εἰς περιποίησιν δέξης τοῦ κυρίου, wo sogar durch den Gebrauch des Substantivs der Saz zweideutig wird. Wenn Sie mir einwenden, es wäre höchst wunderlich zu glauben, einer habe ein Zeitwort nicht gekannt, wenn er ein davon gebildetes Hauptwort kennt: so antworte ich, gekannt gewiſs, aber vermieden vielleicht, wenn er nicht sicher war, wie es in welchen Formen jenem Hauptwort analog könne gebraucht werden. — Nun ist in unserm Cap. nur noch das nirgends zu Hause gehörende Wort ἑδραίωμα zurükk was wol am besten mit dem analogen στερέωμα τῆς πίστεως Col. 2, 5. zu vergleichen ist, und von Oikumen. sehr unbestimmt durch βεβαίωσις umschrieben und gewiſs noch schlechter per hendiad. erklärt wird.

Doch wir gehen zum vierten Cap. wo uns gleich ῥητῶς als ein gar nicht neutestamentisches Wort entgegenkommt und ὕστερος eben so wenig. Nur das Adverb. ist gewöhnlich, und warlich es wäre besser gewesen dies zu gebrauchen als ἐν ὑστέροις καιροῖς zu sagen. Das leztere Wort steht nun hier gar schlecht und bedeutungslos bloſs für χρόνος. Paulos aber braucht sonst καιρὸς ganz richtig, denn es ist ihm immer eine durch irgend etwas qualitativ bestimmte Zeit. So ist gewiſs auch das πρὸς καιρὸν 1 Cor. 7, 5. in Beziehung auf das folgende zu verstehen, und πρὸς καιρὸν ὥρας 1 Thess. 2, 17. nicht bloſs πρὸς ὀλίγον wie Theodoretos erklärt, sondern das καίριον für sein ganzes Geschäft ist mit ausgedrükt. Und dies sind die zweifelhaftesten Stellen, so daſs ich glaube es wird keine übrig sein als diese wo das Wort aus seiner eigentlichen Sphäre herausginge. Sollte etwa die wunderliche Bemerkung des Suidas καιρούς δὲ ἡ γραφὴ λέγει τὰς συμφοράς bei der man zunächst an Matth. 26, 18. denken möchte, mit auf unsere Stelle gehn?

καυτηριάζω, denn ich will nicht entscheiden daſs man καυστηριάζω schreiben müsse, ist auch nicht einheimisch im N. T. Des Sinnes wegen würde ich mich am liebsten an den Theodoretos halten, κεκαυτηριασμένους δὲ τὴν ἰδίαν συνείδησιν αὐτοὺς κεκληκε, τὴν ἐσχάτην αὐτῶν ἀναλγησίαν διδάσκων. ὁ γὰρ τοῦ καυτῆρος τόπος νεκρωθεὶς τὴν προτέραν αἴσθησιν ἀποβάλλει. Offenbar ist hier mehr an die ärztliche Operation des Ausbrennens zu denken als an das Brandmarken, wie denn verlaufene Knechte und Verläumder hier gar keinen Vergleichungspunkt geben. Aber freilich für die Leute die hier beschrieben werden schikt sich jenes eben so wenig. Und das mag wol Chrysost. gefühlt haben bei seiner höchst allgemeinen Erklärung *κεκαυτηριασμένοι τουτέστι πονηροῦ ὄντες βίου.*

κτίσμα kommt nur noch Jak. 1, 11. vor. Paulos bedient sich durchaus des Wortes *κτίσις* in passivem Sinne, so daſs es wunderlich wäre, wenn er grade hier und sonst nirgends *κτίσμα* gebraucht hätte. Sieht es nicht nach einem aus der jenes nicht nachahmen wollte und *κτίσμα* in den ihm sehr geläufigen Apocryphis fand? Ausdrüklich dem Menschen entgegengesezt steht es Sap. 9, 2. und 13, 5. vom unbelebten.

ἀπόβλητον, so daſs man sich nicht enthalten kann an das homerische *οὐδὲν ἀπόβλητ' ἔστι θεῶν ἐρικυδέα δῶρα* zu denken, statt des gewöhnlichen *κοινὸν* oder *ἀκάθαρτον*. — Auch *ὑποτίθεσθαι* kommt im medio gar nicht vor im N. T. Man müſste übersezen: „Dies zum Grunde legend bei deinen Ermahnungen", oder „dies dabei an die Hand gebend". Es hat gewiſs Aehnlichkeit mit ὑπογράφειν allein in Paulos Sprachschaz mag das Wort schwerlich gewesen sein der besonders in der Zusammensezung die Präpositionen in der stärksten Hauptbedeutung liebt, und sich für diesen Begriff immer mit παραγγέλλειν, παρακαλεῖν hilft. — Dicht dabei ist ἐντρεφόμενος wieder einzig im N. T., und schwerlich Paulinisch; denn auch wo er Gleichnisse von der Palästra hernimmt hat er nie eine ähnliche Wendung. Bemerken Sie aber nur das Präsens! es müſste doch offenbar ἐντεθραμμένος heiſsen. Theophylaktos, der einzige Alte der hierauf Rüksicht nimmt will es zwar vertheidigen Τὸ γὰρ ἀδιάλειπτον τῆς εἰς τα τοιαῦτα προσοχῆς δηλῶν εἶπε τὸ ἐντρεφόμενος. Allein es bleibt schlecht; denn als διάκονος muſs er ein ἐντεθραμμένος sein, und wenn der Verf. es wie Theophyl. genommen hätte, müſste eine ganz andere Wendung gefolgt sein. — γραῴδης v. 7. ist freilich den Alten mit μῦθος sehr verwachsen; allein wie sonst μῦθος im N. T. gebraucht wird findet dies nicht Statt. Weder die ἰουδαϊκοὶ μῦθοι im Brief an den Titos — obgleich Theodoretos hier so erklärt γραῴδεις γὰρ μύθους τὰς ἰουδαϊκὰς διδασκαλίας ἐκάλεσεν — noch die der ἀλήθεια entgegengesezten 2 Tim. 4, 4. vertragen das Beiwort. Eben so schlecht stimmt das eine Beiwort zu dem andern βέβηλοι. — γυμνάζειν findet sich auch sonst bei Paulos nicht. Ueberall wo er auch in andern Worten mit Uebung und Kampf zu thun hat führt er das Bild weiter aus vergl. 2 Tim. 4, 7. 8. 1 Cor. 9, 24 flg. Eph. 4, 10 flg. Nun kommt freilich hier noch hinzu ἡ γυμνασία v. 8, ein gar wunderliches Wort das nicht nur im N. T. sonst nirgends, sondern überhaupt fast nirgends einheimisch ist. Daher wir auch in Verlegenheit sind was es bedeute. Gegen das Enthalten von allerlei Dingen streitet Paulos immer nur als gegen ein opus operatum im Zusammenhange mit dem Gesez; von der Seite der γυμνασία angesehen hätte er es wol schwerlich so kurz und beiläufig abgefertiget. Aber schwerlich war auch damals Gelegenheit die Sache von dieser Seite zu betrachten, und Chrysost. hatte wol Recht, daſs man sie dann eine πνευματικὴ γυμνασία nennen müsse, und versteht es von den den Leib stärkenden Verordnungen der Pädotriben in den Gymnasien. Eben so erklärt es Oekum. von den gewöhnlichen Uebungen der Alten ἢ τά σώματα, φησὶν, ὑγιαίνειν ποιοῦσα. Eben so Theodoret. und Theophylakt die ich Ihnen daher nicht erst ausschreibe. Neuerdings will nun die andere Auslegung, als sei es Warnung gegen die anmaſsliche Enthaltsamkeit der Essener die Oberhand behalten, und freilich hatten die Väter wol eine Neigung jene Uebungen nicht für unnüz ausgeben zu lassen von dem Apostel; allein sie haben doch eine schwer zu überwindende Bundesgenossin an der Grammatik. Ich bin der Väter Meinung wenn ich mir denke daſs Paulos den Brief geschrieben hat, der ja so vielfältig die alte Gymnastik der Hellenen voraussezt, und wenn er hier eine andere ausmagernde und schwächende gemeint hätte sie wol bestimmter von jener würde unterschieden haben. Auf der andern Seite aber, eben wenn ich mir Paulos als Verfasser denke, würde ich dann eine ausführlichere Beschreibung des *γυμνάζειν πρὸς ἐυσέβειαν* erwarten, um den Gegensaz dadurch zu rechtfertigen der sonst gar keiner ist, weil ja beides recht gut neben einander bestehen kann; kurz ich finde für Paulos dies alles zu unbestimmt und selbst zu ausgemagert.

Von einer andern Seite merkwürdig ist πρεσβυτέριον. Dies kommt freilich vor vom Synedrion Luk. 22, 66. und Act. 22, 5. allein nirgends von der Versammlung der Aeltesten einer christlichen Gemeine. Auch wäre diese Benennung in der That bedenklich gewesen zu den Zeiten wo jener Sprachgebrauch noch geläufig war, eben wegen der Analogie. Und wenn man anführt auch der Name πρεσβύτεροι sei aus der jüdischen Terminologie herüber genommen, so konnte um so weniger der dem Synedrion zukommende Name den Aeltesten einer kleinen Gemeine beigelegt werden. Lukas hätte von denen der Gemeine zu Ephesos die Paulos sämmtlich zu sich kommen lieſs, Gelegenheit gehabt dies Wort zu gebrauchen Act. 22, 17. er sagt aber bloſs τοὺς πρεσβυτέρους und Paulos selbst Phil. 1, 1. umschreibt lieber σὺν ἐπισκόποις καὶ διακόνοις. Auch widerspricht die Erzählung selbst jener andern 2 Tim. 1, 6. nach welcher Paulos ihm durch Handauflegung das χάρισμα mitgetheilt hatte. Der gute Benson findet es zwar leicht beides zu vereinigen, nemlich nach Paulos haben auch die Aeltesten ihm die Hände aufgelegt, freilich nicht, wie er meint, um ihm den heiligen Geist mitzutheilen, sondern nur um ihre Zustimmung zu erkennen zu geben, und ihm den göttlichen Segen anzuwünschen. Und wirklich kommt es ihm wunderbar zu statten, daſs hier μετὰ steht, weil nemlich διὰ unmittelbar vorhergegangen war. Aber wie kommt doch hier Paulos dazu, jener Aeltestenversammlung zu erwähnen, wenn sie zur Ertheilung des χάρισμα nichts beigetragen? Oder wenn die Handauflegung gemeinschaftlich gewesen — wie doch späterhin nicht einmal bei der Einsegnung eines Presbyter Clem. const. 8, 16. wo freilich auch das πρεσβυτέριον vorkommt aber schon abgesondert vom ἐπίσκοπος und den διακόνοις — warum schreibt er sich dort 2 Tim. 1, 6. die Sache allein zu? Sie sehen, wir kommen hier wieder nicht heraus, wenn der Schreiber beider Brieſe einer und derselbe soll gewesen sein.

Doch wir gehn weiter zum fünſten Cap. wo wir zuerst ἐπιπλήττειν als ein nicht neutestam. Wort ſinden; sondern ἐλέγχειν und ἐπιτιμᾶν müssen seine Stelle mit vertreten, denn νουθετεῖν scheint Paulos immer nur in einem gelinderen Sinne zu gebrauchen. — ὄντως v. 3. ist im N. T. überhaupt selten, weil es gar nicht judaisirt, sondern mehr thun dies ἀληθὴς, ἀληθῶς, ἀληθινός. So aber wie hier durch den Artikel zu einem Adjectiv gemacht vor einem Substantiv kommt es gar nirgends vor, sondern nur vor einem Particip in der zweiſelhaſten Stelle 2 Pet. 2, 18. wo ich es doch ſast zu gewagt ſinde das ὀλίγως in den Text zu sezen. — ἔκγονα v. 4. kommt im N. T. sonst nicht vor. Ueber die Unbestimmtheit des Wortes verweise ich Sie nur auf Wetsteins reiche Sammlung aus den Grammatikern. Ganz sicher können wir die Glosse aus Hesychios ἔκγονα, τέκνα τέκνων auf unsre Stelle beziehn. In den LXX kommt das Wort ganz unbestimmt für ἀπόγονοι vor, und das liegt auch hier gewiſs zum Grunde, und wenn es eine Wittwe bis zu Urenkeln sollte gebracht haben, so wollte unser Verf. diese gewiſs mit darunter begriffen wissen. — ἐπαρκεῖν auch ein sonst nicht neutestam. Wort, haben Sie hier gleich dreimal v. 10. u. v. 16 bis. Aber freilich in den Macc. werden Ihnen Schleusner und Biel Stellen genug nachweisen — ἐπακολουθεῖν ein sonst nicht bei Paulos vorkommendes Wort, könnte scheinen hier ganz anders zu stehen als bei Marc. und Petr. Wie gesagt werden kann ἐπακολουθεῖν τῷ πραττομένῳ Plat. Rep. 2, p. 370. b. der Sache nachgehn, wie sie selbst zeigt was geschehen müsse, nach der Analogie des αὐτὸ δείξει, so auch hier jedem guten Werke nachgehn. Allein bei unserem glaube ich doch muſs man αὐτοῖς suppliren, den Leidenden mit jedem guten Werke nachgehn. — περίεργος auch sonst nicht bei Paulos und überhaupt im N. T. nur einmal das Neutrum, welches gleichsam als ein Substantiv anzusehen ist, von dem das Adjectiv nur abgeleitet worden. — Ganz einzig ist οἰκοδεσποτεῖν wiewol οἰκοδεσπότης in den Evangel. häufig genug vorkommt. Von lezterem Worte ist wol schwerlich etwas anderes zu halten, als daſs es erst zu der Römer Zeiten recht aufgekommen, um ihren pater familias nachzubilden. Daher ist es im Plutarchos, der sogar unser οἰκοδεσποτεῖν hat, nicht selten. Denn Alexis der Komiker erlaubte es sich vielleicht wol nur wie seine Zunftgenossen sich manches erlaubten, und Phrynichos tadelt ihn darüber. Auch Pollux führt ihn, wenn gleich die früheste Auctorität, nur hintennach an, und gewiſs ist bei ihm 10, 21. καινότατον die richtige Leseart und keinesweges im Widerspruch mit dem τεθρυλλημένον. Daſs aber οἰκοδεσποτεῖν wenn es sich nun einmal aus jenem gebildet hatte hier von Weibern gebraucht wird, rechtfertigt sich durch die οἰκοδέσποινα die Pollux auch anführt, nur daſs der Brief der Theano, den der gute Mann dabei vor sich gehabt hat, gewiſs unächt gewesen ist. Allein daſs Paulos das οἰκοδεσποτεῖν sollte gebraucht haben ist mir zweifelhaft, weil bei ihm ohnerachtet die οἰκία θεοῦ ihm ein so geläufiger Begriff ist, auch der οἰκοδεσπότης nicht vorkommt, und weil er sich Tit. 2, 5. statt unseres des Wortes οἰκουρεῖν bedient, obgleich es weniger ausdrükt. — Φόβον ἔχειν

v. 20. eine schlechte Redensart, im N. T. sonst nicht einheimisch. Wie oft Paulos in verschiedenen Abstufungen φόβος und φοβεῖσθαι gebraucht, wissen Sie, so daſs es ihm ordentlich anliegt die Formen zu wechseln und ihm welche entfallen die schlecht genug sind; aber dieser hat er sich doch sonst nirgends bedient. — Die ἐκλεκτοὶ ἄγγελοι v. 21. sind ebenfalls ganz einzig. Wenn man wirklich eine eigne Bedeutung für diese Stelle erzwingen will wie Schleusner: so bleibt es sehr wunderlich, daſs der Mann der so sehr gegen die γενεαλογίας und gegen die unnüzen Fragen eifert, nun gar so bestimmte Rangordnungen von Engeln kennen sollte, wie er hier durch den Artikel bezeugen würde. Chrysost. wundert sich auch, allein er und nach ihm Oekum. bringen uns schwerlich weiter ἐκλεκτῶν δὲ ἀγγέλων εἶπε διότι ἄγγελοι καὶ οἱ δαίμονες ἀλλ' ἀπόβλητοι ist eine schlech-

schlechte Erklärung, weil die Teuſel nie *ἄγγελοι* schlechthin heiſsen. Ich dachte dem Manne durch ein *καὶ* zu helſen, allein dann würde die Stellung wirklich zu schlecht. Und sonst verstehe ich nichts wenn nicht der Verf. apokalyptische Engel der Gemeinen im Sinne hat, denn als Ephesier hatte er ja auch seinen Brieſ in der Apokalypsis, und diese eben von den sonst paulinischen unterscheiden will. So wüſsten wir auch gleich worauſ das *τὸ πνεῦμα ῥητῶς λέγει* zu beziehen wäre. Doch davon vielleicht ein andermal. Jezt vergleichen Sie nur 2 Tim. 4, 1. und gestehn Sie daſs wenn ein Leser der Apokalypsis diese Stelle vor Augen hatte, von dem Gericht und der *ἐπιφάνεια* der Uebergang zu der Offenbarung und den sieben Engeln ſür ihn nicht schwer war. — *πρόκριμα* ist so wenig als *πρόκρισις* oder *προκρίνειν* anderwärts im N. T., welches die Latinismen, denn durch praejudicium waren diese Wörter wol sehr üblich geworden, nicht leicht aufnimmt gegen Hebraismen, und sich also lieber mit προσωποληψία begnügt. — πρόδηλος steht im N. T. nur einmal im Brief an die Hebr., so wie auch unten ἀδηλότης ein ganz fremdes Wort ist. Lezteres ist dann auch falsch gebraucht, nach dem latein. incertus, denn es kann nicht unsicher heiſsen in diesem Sinne, sondern nur unentschieden. Die Composition mit πρὸ ist zwar Paulo äuſserst gewöhnlich; allein nach seiner Weise müſste es dann heiſsen was vorher bekannt ist, und das geht auf keine Weise in den Zusammenhang. Hiezu kommt daſs Paulos Lieblingswort φανερὸς ist, jener ganze Stamm aber ihm ziemlich fremde. — Lassen Sie sich nun auch aus dem lezten Cap. noch einiges gefallen. Zuerst ἀντιλαμβάνεσθαι findet sich sonst nicht bei Paulos, und nur ein Paarmal bei Lukas in der gewöhnlichen Bedeutung zu Hülfe kommen. Die Auslegung scheint hier ganz davon ausgehn zu müssen, daſs die πιστοὶ in der lezten Hälfte des Verses dieselben sind wie die in der ersten, und daſs das erste ὅτι eben so muſs verstanden und bezogen werden wie das zweite. Die zweiten πιστοὶ sind also die Herren und das erste ὅτι geht ebenfalls auf die Herren. Also sind auch die εὐεργεσίας ἀντιλαμβανόμενοι und die ἀγαπητοὶ, in der Gemeine beliebten, die Herren, und also ist εὐεργεσίας ἀντιλαμβάνεσθαι eben so zu verstehen wie φιλοσοφιάς ἀντιλαμβάνεσθαι, πραγμάτων ἀντιλαμβάνεσθαι, wie denn auch die Alten alle so erklären. Auch εὐεργεσία kommt im N. T. nur bei Lukas vor, der auch die verwandten Wörter allein hat. Uebrigens läſst es sich gar nicht denken, daſs εὐεργεσία, wie einige Neuere wollen, sollte von Knechten gegen die Herren können gebraucht werden. — Eben so steht προσέρχεσθαι nur einmal im Brief an die Hebr. in der so häufigen Bedeutung des Bittenden. Was aber προσέρχεσθαι λόγοις heiſsen soll sehen Sie selbst zu; denn wenn Sie es auch mit der Redensart προσέρχεσθαι τοῖς κοινοῖς zusammenstellen wollten, wäre es doch hier höchst verkehrt gesprochen. — νοσεῖν v. 4. kommt auch sonst nicht vor und die zierliche Redensart νοσεῖν περί τι sticht gar sehr ab gegen das eben getadelte. — ὑπόνοια wieder einzig hier. Ich weiſs aber nicht warum man von dem Sinne den das Wort bei den Alten hat abgehn und mit Chrysost erklären soll τουτέστι δόξαι καὶ δόγματα πονηρὰ ἀπὸ τῶν ζητήσεων, da sich jener so gut mit φθόνος und ἔρις vereinigt, wenn gleich schwer ist zu sehen wie dies alles aus dem beschriebenen ἑτεροδιδασκαλεῖν folgt. — Im Folgenden mögen Sie nun lesen παραδιατριβαὶ oder διαπαρατριβαὶ so haben Sie ein im N. T. sonst nicht vorkommendes Wort. In dem ersten müſste παρὰ die Bedeutung haben daneben vorbei, und so wäre es recht paulinisch zusammengesezt. Für das andere möchte ich aber doch die Erklärung nicht annehmen die Sie bei Chrys. Oekum. und Theod. finden von den sich reibenden und durch Reibung anstekkenden kräzigen Schafen, wobei auch das διὰ eine so wunderliche Rolle spielt, sondern παρατριβαὶ in der bei Polyb. gar nicht seltenen Bedeutung Streitigkeit, wobei das διὰ seine verstärkende, verbreitende Kraft bewiese. Vielleicht sind beide Lesearten entstanden aus zwei anderen διατριβαὶ und παρατριβαὶ; die erste findet sich noch in ein Paar Handschriften und von der andern eine Spur in einer marginal Leseart δι' ἃ παρατριβαί. Spaſshaft werden Ihnen die Clubbs bei Heinrichs vorkommen, die er aus Theophylaktos σχολαὶ μάταιαι gemacht hat. Dabei thut der Mann als ob er nur in diesem Sinne unsere διαπαρατριβή nicht eben kennte, sie ihm aber sonst häufig genug vorgekommen wäre. Die Glosse des Hesychios scheint verstümmelt zu sein, und ich möchte lesen διαπαρατριβαί παρατριβῶν ἐνδελεχισμοί in Bezug auf die Glosse παρατριβή· λογομαχία, ἔρις. — πορισμός sonst nirgends im N. T., hier zweimal hinter einander. Paulos macht ähnliche Vorwürfe 2 Cor. 11, Gal. 6. und worauf wir hier wol vorzüglich sehen müssen Tit. 1, 11. aber αἰσχρὸν κέρδος ist gewiſs besser dazu als πορισμός. — ἐπιλαβοῦ τῆς αἰωνίου ζωῆς Paulos braucht ἐπιλαμβάνεσθαι sonst gar nicht, hier kommt es v. 19. gleich noch einmal in derselben Verbindung vor. Wunderlich aber nimmt sich dieser Imperativ aus. Denn soll ζωὴ αἰώνιος das geistige Leben bedeuten so muſste er dies schon haben, das ewige aber konnte er nur von Gott erwarten. —

Wundern Sie sich nicht daſs ich Ihnen nun noch die καλὴ ὁμολογία bringe, die hier zweimal hintereinander v. 12 u. 13. vorkommt. Denn freilich ist ja wol ὁμολογία und ὁμολογεῖν paulinisch genug; aber diese καλὴ ὁμολογία hat doch ein gar besonderes Ansehn. THEODORETOS zwar weiſs von nichts weiter und bezieht sie nur auf sein Lehrgeschäft πάντας γὰρ παρ' αὐτοῦ δεξαμένους τὸ κήρυγμα μάρτυρας εἶχε τῆς καλῆς ὁμολογίας. Allein OEKUM. giebt es schon näher ὁμολογίαν μᾶλλόν τὴν ἐν τῷ βαπτίσματι λέγει; und gewiſs wird jeder Unbefangene, zumal sie so genau mit dem ἐκλήθην zusammenhängt, hier eben so an ein bestimmtes Faktum denken wie gleich unten bei der ὁμολογία χριστοῦ. Und man kann kaum etwas anderes als ein ausdrüklich abgelegtes Bekenntniſs verstehen, es sei nun bei der Taufe vor der Gemeine oder vor den Feinden bei irgend einer Verfolgung. Ich kann nicht genug sagen wie bestimmt mir dies nach einer etwas spätern Zeit schmekkt, und kosten Sie nur recht Sie werden es gewiſs auch so finden. Denn im N. T. ist doch auch nirgends die mindeste Spur von einer ὁμολογία die sich so besonders herausheben lieſse und auf die die Christen zurükverwiesen würden; auch die Stelle Röm. 9, 9. 10. erinnert gar nicht daran so wenig als irgend bei der Inauguration durch Handauflegung an eine feierliche ὁμολογία gedacht wird. Und nun die καλὴ ὁμολογία welche Christus freilich nicht ὡμολόγησε sondern ἐμαρτύρησε die Theodoretos, vielleicht weil er zum folgenden eilte wo er es gegen die Arianer hat, wieder so allgemein nimmt: καλὴν δὲ ὁμολογίαν τοῦ κυρίου τὴν τῆς οἰκουμένης κέκληκε σωτηρίαν· ὑπὲρ αὐτῆς γὰρ τὸ πάθος ὑπέμεινε. Aehnlich auch Clemens ἐμαρτύρησε γὰρ δι᾽ ὧν ἔπραττε, ὅτι αὐτός ἐστιν ὁ χριστός. Besser scheint mir eine andere Auslegung bei Oekum. ἐν ᾗ καὶ αἰνιγματωδῶς ὡμολόγησε μέντοι εἶναι θεός. εἰπόντος γὰρ τοῦ Πιλάτου εἰ βασιλεύς ἐστιν εἶπεν, ἐγὼ εἰς τοῦτο γεγέννημαι. u. s. w. Und warlich wo käme auch sonst der Pontius Pilatus her, den ich Ihnen auch als etwas dem Paulos ganz fremdes vorstellen muſs. Nicht einmal erwähnt er seiner sonst, so oft er auch von Christi Tode spricht, und hier so ganz vollständig wie er auch in den Evangelien selten vorkommt. Hier spüre ich eine Zeit wo dieser Pontius in kirchliche Formeln aufgenommen wurde, eine Zeit, die freilich eine sehr frühe sein kann, vergl. Act. 4., ja gar Worte einer solchen Formel glaube ich vor mir zu sehen. — ἄσπιλος hat Paulos nicht; allein darauf wäre nichts zu rechnen da σπῖλος Eph. 5, 27. vorkommt, wenn nicht τηρεῖν τὴν ἐντολὴν ἄσπιλον so bestimmt an Jak. 1, 27. erinnerte, wo wir finden τηρεῖν ἑαυτόν ἄσπιλον. Dieses sehr richtig. Allein was soll jenes heiſsen? Denn τηρεῖν ἐντολὴν, νόμον heiſst immer beobachten, wozu ἄσπιλον und ἀνεπίληπτον sich gar nicht schikken, wollen Sie aber diese Worte auf σὲ beziehen, so wird das Ganze sehr verwirrt. Auch der Singularis ἐντολὴ kommt wol wo nicht eine bestimmte einzelne Vorschrift angegeben ist nur 2 Petr. 2, 21. vor. — μακάριος und δυνάστης kommen von Gott im N. T. nirgends vor, und für δυνάστης hat Paulos überhaupt keinen Plaz gefunden so oft auch βασιλεῖς und ἐξουσίαι und ἄρχοντες bei ihm vorkommen. Aber im 2 Macc. finden Sie mehrere Stellen wo beides von Gott gesagt wird.

Das wäre das Wichtigste. Ich muſs aber noch eine kleine Nachlese von Wörtern halten, deren einzelnes Vorkommen weniger bedeutend ist, oder über die wir doch im Zusammenhang noch anderwärts zu reden haben. So die ἐν ὑπεροχῇ ὄντες Paulos kennt das Substantiv nur in der Formel καθ' ὑπεροχήν; in unserer Bedeutung hat er ἐξουσίαι ὑπερέχουσαι, allein in den Macc. ſinden Sie ἐν ὑπεροχῇ κείμενοι. Ferner αἰδὼς was auſser dem Br. an die Hebräer gar nicht vorkommt. πολυτελής Paulo ganz fremd. ἐπισκοπὴ nur noch Act. 1, 20. zu ſinden, wo auch die Zeit des Uebersezers sich mehr ausgedrükt hat als das Gesprochene selbst. μετάληψις nirgends weiter, und bei Paulo auch nicht μεταλαμβάνειν. Er drükt den Begriff durch κοινωνεῖν, μετέχειν aus, wie er auch μετοχὴ hat. βραδύνω auſser 2 Petr. nirgends im N. T. und ἐπέχειν in der Bedeutung die es hier Cap. 4, 16. haben muſs ganz einzig. ἀμοιβὴ im N. T. sonst gar nicht, ἀνταπόδοσις ἀνταπόδομα ἀντιμισθία sind Paulinische Wörter. Eben so ist μονοῦσθαι einzig, und σπαταλᾶν wenigstens nicht bei Paulos, sondern Jakobos und Sirach sind die nüchstliegenden Beispiele. Denn noch καταλέγεσθαι und ξενοδοχεῖν und das leidige καταστρηνιᾶν auch φλυαρός, nur Johannes hat φλυαρεῖν. Ferner ὑδροποτεῖν und πυκνός das wenigstens bei Paulos nicht vorkommt und διατροφή und σκέπασμα und βυθίζειν, welches leztere Lukas einmal aber im eigentlichen Sinne gebraucht und πρόσκλισις, oder wenn Sie auch so wollen πρόσκλησις, und περιπείρειν und ἀπόλαυσις, das nur einmal im Brief an die Hebr. vorkommt, und wofür Paulos wol καρπὸς sagt, dann εὐμετάδοτος und κοινωνικὸς und ἀγαθοεργεῖν und ἀντίθεσις und ψευδώνυμος so wie früher das ähnliche ψευδόλογος. Aus manchem der lezteren wie gesagt möchte ich einzeln nicht viel beweisen, aber sie thun doch etwas in der Masse.

Doch ich erstaune, indem ich sehe, wie lange diese Uebersicht, die nur vorläufig sein sollte uns verweilt hat, und ich sollte mich wol lieber mancher gelegentlichen Bemerkung enthalten haben um nur das was ich eigentlich beabsichtigte näher zusammenzustellen. Indeſs Verdacht muſs es Ihnen doch eingeflöſst haben, bei einem Schriftsteller dessen Sprachschaz bekanntlich so sehr beschränkt ist, und in einem Auſsaz der wenn er ihm ja zugeschrieben werden sollte nur als ein höchst flüchtig hingeworfener müſste angesehen werden, diese vielen zum Theil an die Stelle gewohnter Lieblingsausdrükke tretenden ganz fremden Wörter, die man ordentlich als ein Streben nach Neuheit in der Sprache ansehn müſste, und dieses doch wieder armselig und sich oft wiederholend, recht wie es von einem Zusammenstoppler der alles nur aus wenigen sparsamen Quellen nimmt zu erwarten ist. Dazu noch der unklare Gebrauch so mancher unter diesen Wörtern wobei der Zwekk der Rede sich deutlich zu machen nicht erreicht wird, wie es auch beim Entlehnen zu gehn pflegt; nicht zu vergessen die Spuren einer etwas späteren Zeit als die erste apostolische. Doch das wird alles noch deutlicher werden wenn wir nun zur Vergleichung unseres Briefes gehn mit den beiden verwandten; dem an den Titos und dem zweiten an den Timotheos, wie sie nun eben verwandt sind. Denn wenn wir nun hiedurch neben jener Masse von ausschlieſsend eigenthümlichen Wörtern in der Sprache Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen finden, die sich bis zum Scheine der Copie und des Plagiats steigern, und wenn uns dieser Schein zur unläugbaren Wahrheit wird dadurch daſs sich Miſsverständnisse aufzeigen lassen und Schwierigkeiten die nur erklärt werden können, wenn man eine Uebertragung annimmt aus einem Briefe in den andern;

dann hoffe ich, werden Sie mir wenig mehr entgegenzusezen haben.

Schon der Anfang zeigt eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Briefe an den Titos. Nemlich der Ausdruck θεὸς σωτὴρ kommt wiewol Paulos allerdings auch sonst Gott das σώζειν zuschreibt, wie 1 Cor. 1, 21. und 2 Tim. 1, 9. doch nirgends vor als im Briefe an den Titos öfters, aber immer in bestimmter Beziehung auf die σωτηρία durch Christum. In dem Gruſse ist vorher von der Offenbarung des ursprünglichen erlösenden Rathschlusses die Rede gewesen und Cap. 3, 4. steht es in derselben Beziehung wie im Gruſs, daher auch beidemale Christus als σωτὴρ unmittelbar folgt. Cap. 2, 10. ist doch die Anspielung offenbar, daſs die Knechte auch der durch die Erlösung erlangten inneren Freiheit gemäſs leben sollen. In unserm Briefe hingegen steht der Ausdrukk ganz trokken für sich. Dies leidet in dem Gruſse keine Aenderung, welche von den verschiedenen Lesearten Sie auch annehmen mögen, ausgenommen die ganz unwahrscheinliche Löschung des καί. Eben so wenig Bedeutung hat er in einer andern Stelle Cap. 4, 10. In der dritten Cap. 2, 3. kommt freilich die Erlösung nach, allein so ganz ohne Zusammenhang mit dem vorigen, daſs man weit eher glauben kann der Ausdrukk θεὸς σωτήρ habe den Verfasser erst darauf gebracht das folgende zu sagen, als jener seltene Ausdrukk sei durch den Zusammenhang der Gedanken natürlich herbeigeführt. Doch kehren wir zu unserem Gruſs zurükk, so finden Sie da noch γνησίῳ τέκνῳ ἐν πίστει wie Tit. 1, 4. γνησίῳ τέκνῳ κατὰ κοινὴν πίστιν, und das ἔλεος was nur in unsern drei Briefen vorkommt. Ja wie wollen Sie besser erklären weshalb doch dies Eine Mal ἀπόστολος κατ' ἐπιταγὴν θεοῦ steht und

und nicht wie immer κατὰ θελήματος, wiewol sich lezteres zu der in unserm Briefe herrschenden überaus demüthigen Stimmung besser schikte, als daſs unser Mann den Brief an den Titos vor Augen gehabt hat, wo in einem andern Zusammenhange, aber doch auch innerhalb des Gruſses vorkommt κατ' ἐπιταγὴν τοῦ σωτῆρος ἡμῶν θεοῦ, und daſs er eben alles so zusammengezogen hat in der Kürze. Nehmen Sie nun noch dazu die auffallende Aehnlichkeit in dem Anfang des eigentlichen Briefes, den er freilich nach dem was er von Paulos Aufenthalt in Ephesos wuſste etwas abändern muſste, so haben Sie schon gleich Anfangs ein schönes Beispiel von der Art von Aehnlichkeiten die sich hier finden. — Das Wort μῦθος kommt auch nur noch 2 Tim. und Tit. vor. Im ersten Cap. 4, 4. ist es gradezu der ἀλήθεια entgegengesezt, als Product derer welche einem verderbten Geschlechte lehrend zugleich die Ohren kizeln wollen, und ist in dem Grade von Bestimmtheit welchen ein prophetischer Ausſpruch haben kann, leicht zu verstehen. Tit. 1, 14. kommt es vor mit demselben Zeitwort προσέχειν wie hier, aber mit dem Beisaz Ἰουδαϊκοῖς, und in solcher Verbindung mit den ἐντολαῖς ἀνθρώπων daſs Niemand über den Sinn zweifelhaft sein kann. Das προσέχειν hat dort seinen guten und leichten Sinn, „nicht darauf achten, wenn die v. 11. beschriebenen dergleichen vorbringen" — denn nur wie Titos mit den Verführbaren nicht mit den Verführern selbst umgehn solle wird hier gelehrt, wie man deutlich aus den lezten Worten von v. 14. sieht, wo man sonst noch Verführer der Verführer annehmen müſste. In diese Verlegenheit kommen wir aber bei unserer Stelle auf jeden Fall, wenn wir das προσέχειν so verstehen wollen wie es doch auch unser

Verf. unten Cap. 4, 1. hat, ein Wort welches auch so viel ich mich erinnere, ausser Tit. 1, 14. im Paulos sonst nicht, hier aber mehrere Male vorkommt. Und in unserer Stelle wird es noch dunkler dadurch, daſs es auf die μύθους und die γενεαλογίαις zugleich und auf gleiche Weise soll bezogen werden. Auch sind die μῦθοι durch nichts bestimmt, als durch das Zusammensein mit diesen eben so schwierigen γενεαλογίαις, die doch selbst nicht einmal als etwas dem Christenthume zuwiderlaufendes, sondern nur als etwas unnüzes und verfängliches dargestellt werden. Dennoch muſs man schlieſsen, daſs die μῦθοι nichts schlimmeres sind, weil sonst dem gröſseren Uebel der warnende Zusaz würde gewidmet worden sein. Also γραώδεις konnten diese μῦθοι wol sein, wie sie Cap. 4, 7. heiſsen — denn es werden doch dort nicht wieder andere sein sollen? — aber auch zugleich βέβηλοι? Schwerlich! denn daſs dies unserm Verf. unheilig bedeutet nicht bloſs im verneinenden sondern im entgegengesezten Sinne, sieht man deutlich genug aus Cap. 1, 9. Also sind auch die μῦθοι schwerlich nach Oekum. τὰ παραπεποιημένα δόγματα noch auch nach Theodoret — den der Schol. welchen Heinrichs citirt nur abgeschrieben hat — die καλουμένη δευτέρωσις, sonst auch παραδόσεις, denn gegen diese ereifert sich Paulos überall stärker. Jene γενεαλογίαι selbst nun sind abermals nur Tit. 3, 9. und sonst nirgends im N. T. zu finden. Dort aber sind sie durch den Zusammenhang so bestimmt, daſs es Niemanden auch nur einfallen könnte an Abstammung gnostischer Aeonen zu denken, sondern die ἔρεις und μάχαι νομικαὶ dabei zeigen deutlich, es kann nichts anders gemeint sein als die Beweisführungen ächt alt jüdischer Abkunſt und der eitle Stolz darauf. In unserer Stelle hingegen giebt der Zusammenhang keine nähere Bestimmung an die Hand, als nur, daſs wenn etwa unsere Worte eine Erklärung des vorigen ἑτεροδιδασκαλεῖν und kein Zusaz dazu sind, alsdann jüdische Genealogien nicht gemeint sein können, weil die doch keine ἑτεροδιδασκαλία sind. Chrysost. erklärt freilich auch hier so „Εἰκὸς γὰρ τοὺς ἐξ ἰουδαίων ἐν τοῖς ἀνονήτοις τὸν πάντα λόγον ἀναλίσκειν, πάππους καὶ προπάππους ἀριθμοῦντας, ἵνα δῆθεν ἐμπειρίας πολλῆς καὶ ἱστορίας δόξαν ἔχωσι." Allein bald darauf wird ihm wieder das Zusammensein beider Worte beschwerlich und er sagt: „Οἶμαι δὲ καὶ Ἕλληνας αὐτὸν ἐνταῦθα αἰνίττεσθαι, ὅταν λέγῃ μύθοις καὶ γενεαλογίαις, ὡς τοὺς θεοὺς αὐτῶν καταλεγόντων." Von den Essenern soll wol noch Jemand beweisen, daſs ihre Engelverehrung mit solchen γενεαλογίαις verbunden gewesen, was bis jezt eine blose Vermuthung ist meines Wissens und gar nicht eine wahrscheinliche. Der Gnostiker die man hier gesucht hat, erwähne ich nicht erst; denn es ist zu einleuchtend, daſs Paulos wenigstens ernstlicher gegen sie geredet haben würde, als diese beiläufige Erwähnung thut. Von einem von beiden Worten loszukommen, indem man etwa γενεαλογίας μυθώδεις erklärt, wie Heinrichs annimmt, ist freilich bequem. Allein wer sich irgend die Entstehung einer solchen Form des Ausdrukks denken will, der wird es unmöglich finden, daſs alsdann das charakterisirende Wort voranstehe. Wenn der eigentliche Gegenstand genannt ist, dann kann etwas von ihm auszusagendes allenfalls auch auf diese Weise durch bloſse Hinzufügung in substantiver Form nachgebracht werden, und so könnte einer sagen γενεαλογίαις καὶ μύθοις gleichsam Geschlechtsregister und andere Fabeleien, ohne daſs er bestimmt andere im Sinne hätte.

Wer aber vor dem Subjekt das Prädikat unter der Form des Allgemeinen wozu dann das Subjekt ein besonderes wird, voranstellte, der müſste eine andere Wendung nehmen um dieses Besondere auszuzeichnen, wie etwa *μύθοις, μάλιστα δὲ γενεαλογίαις*. Sie werden diesen Kanon gewiſs natürlich und richtig finden, und Noth thut es einen aufzustellen, denn gar zu arges Unwesen wird mit Voraussezung dieser Form des Ausdrukks getrieben. Doch zu unserer Stelle zurükk, und ich frage Sie warum es doch Paulos nicht hier eben so gut wie an jenen beiden Stellen verstanden hat, sich deutlich zu machen, welches oder welche Uebel er eigentlich im Auge hat? Es ist schwer zu begreifen; sehr leicht aber, wenn ein Anderer jene beiden Worte aus den Verbindungen durch welche sie hinlänglich bestimmt waren herausgerissen, und hier auf eine üble Weise zusammengestellt hat. Daſs es sich wirklich so verhält, wird Ihnen noch deutlicher werden aus dem nachbarlichen Worte ζήτησις. Dieses Wort, dessen sich Paulos ausser unseren drei Briefen nirgends bedient steht Tit. 3, 19. auch bei γενεαλογίαι aber nicht als etwas durch diese hervorgebrachtes, sondern als etwas anderes auch zu vermeidendes, 2 Tim. 2, 23. stehn ζητήσεις in einem ursächlichen Verhältniſs, sie erzeugen μάχας, hier werden sie von den γενεαλογίαις erzeugt. Wie leicht erklärt sich nun dies sonst nicht zu verstehende aus einem ungeschikten Zusammenwerfen beider Stellen? Bemerken Sie aber noch einen bedeutenden Unterschied. In unserer Stelle ist es ein Tadel, daſs etwas ζητήσεις, was doch immer nur Untersuchungen heiſsen kann, veranlaſst. Den guten Vätern gefällt dies. Chrysost. „Εἶδες πῶς διαβάλλει τὴν ζήτησιν; ἔνθα γὰρ πίστις, οὐ χρεία ζητήσεως." Oekum. legt eben so aus; aber die Rechtfertigung, im Vergleich mit dem Ausspruch Christi ζητεῖτε καὶ εὑρήσετε, nemlich „ὅτι ἡ ζήτησις τῶν μέσων ἐστὶν" geräth ihm schlecht; denn eben dann war ja ein unterscheidender Zusaz unentbehrlich. Wollte man sagen an und für sich sei jede ζήτησις zu tadeln, wenn eine μάχη daraus wird, so ist das zuerst nur tadelhaft in wie fern der Gegenstand der Disputation geringfügig ist, besonders aber läſst sich nicht einsehn, wie irgend γενεαλογίαι dergleichen hervorbringen könnten. Paulinisch ist der Gebrauch gewiſs nicht. Denn in beiden andern Stellen finden Sie verdammende Zusäze dabei μωρὰς ζητήσεις, μωρὰς καὶ ἀπαιδεύτους ζητήσεις. — ἀστοχεῖν findet sich in unserm Briefe zweimal Cap. 1, 6. und 6, 21. ausserdem nur noch 2 Tim. 2, 18. In lezterer Stelle ist es mit περὶ construirt; ohnstreitig nicht ganz richtig. Denn ἀστοχεῖν scheint seiner

Natur nach ganz dem στοχάζεσθαι folgen zu müssen, welches constant mit dem Genitiv construirt wird, und anders findet sich auch ἀστοχεῖν nicht bei den Alten; es heiſst irgend etwas als seines Ziels verfehlen. Paulos aber hat es genommen, seines Zieles verfehlen in Bezug auf irgend etwas, welches er also durch περὶ mit dem Zeitwort verbindet. Construirt ist in unserem Briefe das eine Mal richtig mit dem Genitiv, das andere Mal nach Paulos mit περὶ und offenbar ist das περὶ τὴν πίστιν ἠστόχησαν ganz dem περὶ τὴν ἀλήθειαν ἠστόχησαν nachgebildet. Allein die Bedeutung ist unstreitig ganz dieselbe wie Cap. 1, 19. περὶ τὴν πίστιν ἐναυάγησαν also gänzlich verfehlt. Denn offenbar ist auch dort von verführten Christen die Rede, von denen man also nicht sagen kann, daſs sie zum Glauben gar nicht gelangt wären. Ganz unklar ist sie auch in unserer Stelle Cap. 1, 6. zu welchem guten

Gewissen, reinen Herzen Einige nicht haben gelangen können und deshalb ἐξετράπησαν εἰς ματαιολογίαν; offenbar streiſt es auch hier an das Wiederverlieren. Diese ſalsche Bedeutung scheint auch aus den Apokryphen entlehnt; Sir. 7, 19. ſinden Sie Μὴ ἀστόχει γυναικὸς σοφῆς παὶ ἀγαθῆς, weshalb ich jedoch nicht mit Schleusner sagen möchte ἀστοχεῖν heiſse auch simpliciter discedere Sir. 8, 9. Μὴ ἀστόχει διηγήματος γερόντων. Mir ist deshalb in dem περὶ die Nachbildung jener Paulinischen Stelle nur um so deutlicher. — ἐκτρέπομαι kommt, wenn Sie eine Stelle im Brief an die Hebr. ausnehmen, wo aber die Bedeutung ganz abweicht, auſser unserm Brieſe nur noch 2 Tim. 4, 4. vor. Es heiſst von dem bisher betretenen Wege abschweiſen, entweder unbestimmt also umherschweiſen oder mit Beisezung des Wohin. So braucht es Paulos dort ἐπὶ δὲ τοὺς μύθους ἐκτραπήσονται. Eben so in unserer nächsten Stelle ἐξετράπησαν εἰς ματαιολογίαν und ſast eben so 5, 15. ἐξετράπησαν ὀπίσω τοῦ Σατανᾶ. Ganz anders aber 6, 20. ἐκτρεπόμενος τὰς βεβήλους κενοφωνίας in der Bedeutung vermeiden, die ſreilich Schleusn. aus Aelian und Epiktet. Enchir. 31, 4. für diese Zeit rechtſertiget. Allein an beiden Orten heiſst es „aus dem Wege gehn" in natürlicher Ableitung von der ursprünglichen Bedeutung, die aber hier nicht statt findet. Paulos ist übrigens im lezteren Sinne so an φεύγειν gewöhnt, daſs nicht zu glauben ist er werde sich jenes Wortes auf so verschiedene Weise bedient haben. — διαβεβαιοῦσθαι kommt auch nur noch Tit. 3, 8. vor. Es heiſst beständig mit περὶ construirt wie in beiden Stellen „Versicherung Bekräftigung über etwas ausstellen" rein für sich ohne Bezug auf jemand dem sie ausgestellt würde; daher ganz verkehrt ist was Hein-

RICHS daraus suppliren wil *βούλομαί σε διαβεβαιοῦσθαι τοὺς ἀκούοντάς σε.* Das Wort hat seinen Gebrauch nicht in Bezug auf Jemand, sondern wo im Gegensaz entweder oder wenigstens Nachdruksweise von der Festigkeit der Ueberzeugung oder der Stärke der Versicherung die Rede ist. So ist es auch in jener Stelle: „und darüber will ich daſs du immer auſs neue Bekräftigung, Beweise von dir gebest, damit sie darauf denken u. s. w." Wie ungehörig und schlecht steht es aber in unserem Briefe CAP. I, V. 7. „Sie wissen nicht was sie reden noch was sie für so gewiſs ausgeben." Gewiſs Niemand kann absehn wie der Verfasser auf diesen lezten Zusaz kommt. Kein Wunder also daſs ein Kommentator wie HEINRICHS sich eben so ungehörig darüber vernehmen läſst. Besonders ist die lezte Erklärung schön „und bedenken nicht von was für wichtigen Dingen sie sich statt dessen zu überzeugen hätten." Hier ist alles falsch und es ist nichts darüber zu sagen. Chrysost. geht gern über die wunderliche Stelle weg. Oekum. sucht sein Heil in dem νοοῦντες und übersezt dies „sie verstehen selbst das nicht was sie vortragen und so bekräftigen, nemlich das Gesez" allein auch das ist gegen den Sprachgebrauch. Indeſs was soll man Besseres sagen — zumal schon die νομοδιδασκαλοὶ so wunderlich sind daſs es schwer ist eines durch das andere zu bestimmen — als daſs unser Mann, vielleicht ohne ihn recht verstanden zu haben, doch jenen seltenen Ausdrukk anbringen wollte. — Aehnliche Bewandniſs hat es mit dem ὑγιαίνειν welches Tit. u. 2 Tim. überall zwekmäſsig den Verirrungen der Gläubigen, welche als Krankheiten können angesehen werden, entgegensteht und immer von der Lehre. Denn offenbar ist Tit. 2, 1. noch zu dem vorigen zu ziehen, wie auch Theodoret erklärt, und erst mit v. 2. geht etwas Neues an, wo zuerst der Infinitiv als Imperativ zu stehen scheint, hernach aber alles unter dem Imperativ παρακάλει zusammengenommen wird. Dies hat unser Verf. übersehn und bringt uns hier, so daſs jene Beziehung gänzlich verwischt ist die ὑγιαίνουσα διδασκαλία aus jener Stelle in solcher Verbindung wieder, daſs sie fast nur eine gesunde Moral im gemeinen Sinne bedeuten kann. Eben so ungeschikt hat er 2 Tim. 1, 13. nachgeahmt in der schon getadelten schlechten Redensart εἴ τις μὴ προσέρχεται ὑγιαίνουσι λόγοις τοῖς τοῦ κυρίου. — Nur in der eben angeführten Stelle aus 2 Tim. haben Sie auch die ὑποτύπωσις, die hier v. 16. wiederkommt. Dort nun ganz ordentlich als Entwurf, Grundriſs zur weitern Ausführung, wie verkehrt es aber hier genommen ist mag ein Anderer herausbringen. Bleiben Sie bei dem natürlichen Gebiete des Wortes stehen, so mögen Sie sich mit den härtesten Ellipsen quälen, Sie kommen zu keinem reinen der Stelle recht angemessenen Sinne; und wiederum wollen Sie davon ausgehn was in dieser Stelle müsse gesagt sein, so werden Sie sich vergeblich nach einer Analogie umsehn für einen solchen Gebrauch jenes Wortes. Merkwürdig ist es zu vergleichen wie zu jener Stelle die alten Erklärer sich gern dabei verweilen die ursprüngliche Bedeutung von ὑποτύπωσις zu einem Gleichniſs auszuspinnen — Sie können dies, wenn Ihnen Chrysost. Theodor. und Theophyl. nicht zur Hand sind in Suic. thes. nachsehn — und wie sie dagegen zu unserem Briefe theils sich winden andere Worte an die Stelle des schlechtgebrauchten zu sezen wie bei Oekum., theils wie Theodoret weitere Umschreibungen machen, aus denen aber über die bestimmte Geltung des

Wor-

Wortes nichts hervorgeht. — κήρυξ kommt bei Paulos nur noch 2 Tim. 1, 11. vor, aus welcher Stelle die unsrige Cap. 2, 7. bis auf die Parenthese ganz wörtlich abgeschrieben ist. Allein wie anders dort wo man offenbar sieht dieser Anhang v. 11. zu der groſsen Periode v. 8 — 10. ist nur Uebergang zu dem πάσχειν und ἐπαισχύνεσθαι v. 12. worin eben Paulos sich dem Timoth. als Vorbild darstellt, und nur weil ihm der Athem schon ausgegangen war bildet er einen eignen Saz daraus. Bei uns hingegen bricht nach v. 7. alles ab und etwas ganz neues geht an, so daſs man unmöglich anders sagen kann, als Paulos habe dem Timotheos, der schon mehrere Jahre sein Gefährte war, oder wenn man das lieber will durch ihn den Ephesischen Christen unter denen er so lange gelebt hatte, ganz eigens ohne alle weitere Beziehung erzählt, er sei Apostel und Heidenlehrer. Können Sie sich das lieber denken oder lieber die unverständige Uebertragung jener Stelle? Und nun noch die schöne Parenthese, die aus Röm. 9, 1. abgeschrieben ist, denn sonst kommt die Formel nirgends vor. Dort freilich war eine solche Betheurung des Apostels an eine mit ihm unbekannte Gemeine von seiner Liebe zu seinem Volke, nachdem er gegen die herrschende Denkungsart desselben so viel gestritten, sehr an ihrer Stelle. Hier aber eine Betheurung daſs er wirklich Apostel und Heidenlehrer sei, an einen treuen Schüler, oder an eine Gemeine in der wir gar keine Ursache haben solche Verhältnisse zu vermuthen wie zu Korinthos? Sehen Sie nur, wenn er etwas gegen diese betheuert, ob es je so zwekklos geschieht 2 Cor. 1, 23. wo offenbar ist, es war über das Verzögern seiner Ankunft ungleich geurtheilt worden; 11, 11. wo er einen andern wolgemeinten Vorwurf von sich abwälzt, ebend. 31. wo unstreitig das folgende Berichtigung einer falsch erzählten Anekdote ist. Wozu aber hier? Gewiſs, auch Sie wird niemand überreden können Paulos habe dies geschrieben.

Gehen wir nun zu der Beschreibung des Bischoffs Cap. III. so finden wir auch da vieles bloſs aus dem Briefe an den Titos aber eben auch nicht mit rechtem Verstande herübergenommen. Denn dort zum Beispiel steht nicht wie hier νηφάλιος und μὴ πάροινος neben einander, und so auch μὴ πλήκτης und ἄμαχος. Lezteres, über dessen aktiven Sinn wir hier nichts sagen wollen, ist Tit. 3, 2. aus der Beschreibung der Christen überhaupt, wie das νηφάλιος aus Tit. 2, 2. wo von den Alten die Rede ist, genommen. Aber sollte Paulos es wol so unbestimmt wie hier von dem Lehrer fordern, der doch soll ἀποτόμως ἐλέγχειν τοὺς ἀντιλέγοντας? Die σεμνότης ist Tit. 2, 7. als Eigenschaft des Lehrers sehr wol angebracht, hier 1 Tim. 3, 4. bleibt die Beziehung immer etwas unklar, wie das Wort auch oben 2, 2. faſt müſsig stand. — Die Redensart ἐν καθαρᾷ συνειδήσει v. 9. ist auch nur 2 Tim. 1, 3. zu finden; aber so verständlich dieses ist λατρεύειν θεῷ ἐν καθαρᾷ συνειδήσει so schwierig ist dieses τὸ μυστήριον τῆς πίστεως ἔχειν ἐν καθαρᾷ συνειδήσει. Mit Thodoret ἀντὶ τοῦ τοῖς ἔργοις βεβαιοῦντας πίστιν werden Sie wol eben so wenig zufrieden sein als ich; die ἔργα ἀγαθὰ sind gar weit her abgeleitet und ἔχειν ἔν τινι mag wol auch seines Gleichen nicht haben in dieser Bedeutung. Es ist freilich leicht gesagt ἔχειν heiſse κατέχειν aber es hilft hier nicht einmal viel, und genau genommen ist es auch oben 1, 19. nicht so. Und wie käme wol hieher μυστήριον τῆς πίστεως statt des einfachen πίστις? Sie sehen wie alt diese schlechten Freiheiten in der Auslegung sind, durch welche denn auch Schwierigkeiten, deren Beherzigung zu etwas führen könnte, beseitiget werden. Zu einer solchen Umschreibung muſs doch immer eine Veranlassung sein im Zusammenhange, wenn das Christenthum oder etwas besonderes in ihm in dieser Beziehung betrachtet wird als etwas neues, Vielen verborgenes, und so finden Sie es gewiſs überall wo es auch noch so allgemein steht Eph. 1,9. 3,3. und 4,19. in Verbindung mit γνωρίσαι 1 Cor. 2,7. σοφίαν θεοῦ λαλοῦμεν ἐν μυστηρίῳ τὴν ἀποκεκρυμμένην dasselbe liegt 4,1. in οἰκόνομος. — Col. 1, 26. 27. mit ἐφανερώθη und γνωρίσαι; 2, 2. mit θησαυροὶ ἀπόκρυφοι; 4, 3. mit θύραν ἀνοίγειν. In unserer Stelle aber ist keine Spur einer solchen Beziehung sondern man kann nur glauben eine aufgegriffene Redensart zu hören. — v. 11. wo, von welchen Weibern wissen wir wol nicht, die Rede ist, haben Sie wieder das μὴ διαβόλους aus Tit. 2, 3. wo von alten Frauen gesprochen wird; denn nirgend sonst kommt διάβολος adjectivisch im N. T. vor.

Sobald nun diese aus dem Brieſe an Tit. entlehnte Materie beendigt ist, nehmen am Ende des dritten und im vierten Cap. auch die Worte ein Ende, die nur jenem Brieſe und dem unsrigen gemein sind, und die dem lezten ganz eigenthümlichen nehmen wieder überhand, nur von wenigen Reminiscenzen vorzüglich aus 2 Tim. unterbrochen. So kommt uns Cap. 4, 6. παρηκολούθηκα entgegen aus 2 Tim. 3, 10. wo es in einer ähnlichen Verbindung mit διδασκαλία steht, nur dort weit natürlicher, weil einer genannt wird dessen Lehre er gefolgt ist; hier wird es von der Lehre selbst, da es nicht heiſsen kann sie beobachten, weit uneigentlicher gesagt. Eben so v. 7. das βέβηλος worüber wir uns schon gewundert haben aus 2 Tim. 2, 16. Nun scheint es freilich als wenn γραώδεις μῦθοι eben so gut könnten βέβηλοι sein als κενοφωνίαι; allein hier hellt uns der Zusammenhang deutlich genug auf, daſs κενοφωνίαι keinesweges leeres Gewäsch λογομαχίαι an sich sind, sondern solches, welches vorgebracht wird um eine schlechte Sache zu vertheidigen, wie aus v. 18. hervorgeht. Noch einmal wiederholt unser Verſ. gradezu diese βεβήλους κενοφωνίας Cap. 4, 20. nur das περιίστασο scheint ihm nicht angestanden zu haben, indem er das eine Mal ἐκτρεπόμενος sagt, das andere Mal παραίτου, welches leztere hier imitirt erscheint aus 2 Tim. 2, 23. so wie unten Cap. 5, 11. wo der Verſ. sich wieder bei kirchlichen Einrichtungen beſindet aus Tit. 3, 10. — Dasselbe gilt von der Formel πιστὸς ὁ λόγος. Nur sehen Sie wie natürlich es 2 Tim. 2, 11. herauskommt, daſs Paulos seine Zuversicht zu den göttlichen Verheiſsungen recht kräftig ausdrükt, sich selbst damit stärkend in seinen Leiden. Eben so bedeutend beschlieſst sie Tit. 3, 8. die praktische Auseinandersezung der Lehre von der Erlösung, und steht sehr nachdrukksvoll zusammen mit dem περὶ τούτων βούλομαί σε διαβεβαιοῦσθαι. Hier hingegen Cap. 4, 9. steht sie äuſserst lahm, da das vorhergehende selbst nur beiläufig als Gegensaz gegen die σωματικὴ γυμνασία erwähnt wurde, und wenn wir weiter zurükgehn von einem Gebot die Rede war, auf welches sich also das πιστὸς ὁ λόγος gar nicht anwenden läſst. Nicht bedeutender fängt sie Cap. 1, 15. etwas an was nicht fortgesezt wird.

Ich übergehe ein Paar minder wichtige Stellen um auf etwas zu kommen, was ich, damit das die Sprache selbst betreffende nicht unterbrochen würde, noch aufbewahrt habe, nemlich Cap. 1, 20. die beiden Ὑμέναιος καὶ Ἀλέξανδρος, von welchen gesagt wird, daſs Paulos sie dem Satan übergeben habe. Man könnte fragen, ob er hier dem Timotheos etwas schon früher geschehenes berichte, oder ob diese Uebergabe eben hiedurch erst erfolge, in welchem Falle die Leichtigkeit und die wenige Förmlichkeit mit der diese Sache hier behandelt wird, sehr abstäche gegen das was wir 1 Kor. 5, v. 3—5 lesen. Im ersten Falle aber könnte man weiter fragen, ob Paulos dem Timotheos etwas was er noch in Ephesos selbst gethan, erzählt, und zwar ohne weiteres, ohne nur im geringsten nach der Wirkung davon zu fragen, oder sich auf den Zustand einer Gemeine, in welcher ein solches Verfahren nöthig war, näher einzulassen; abermals ganz anders als der Paulos der die Briefe an die Korinther verfaſst hat. Oder ob, wie Benson Gesch.

d. Pflanz. d. christl. Rel. II, 190 und Paraphr. Erkl. I, 292. meint, Paulos sich erst unterwegens bedacht und dort diese Verbannung erlassen hat? Aber dann wäre es wunderbar, daſs er so kurz von der Sache spricht, ohne im mindesten dem zurükgelassenen Oberaufseher und Anordner derselben Gemeine etwas von seinen Gründen, oder von dem was weiter der Sache wegen zu thun sei, irgend ins Einzelne gehend zu sagen. Allein beide Namen kommen ebenfalls 2 Tim. vor; Hymenaeos Cap. 2, 17. mit Philetos zusammen, als solche die gesagt die Auferstehung sei bereits erfolgt, und Alexandros Cap. 4, 14. nicht eben als Irrlehrer, sondern nur im allgemeinen als ein Widersacher des Apostels. Und nun sehen Sie nur welche Wunderlichkeiten wir hiedurch genöthiget werden anzunehmen! Entweder sind beide Personen in beiden Briefen dieselbigen; dann läſst sich gar nicht begreifen, wie derselbe Hymenaeos den Paulos schon auf der Reise nach Makedonien dem Satan übergeben hatte, mehrere Jahre später noch ein Gegenstand der Warnung sein konnte, und offenbar als ein Christ, aber als ein irrender, beschrieben wird, den Paulos jedoch seines Irrthums wegen nicht aus der Kirche zu verbannen wagt, sondern ihn dem Urtheil und der Führung Gottes überläſst. Denn anders können Sie doch gewiſs 2 Tim. 2, 19—21 nicht verstehen? Hatte sich also der Mann aus dem allgemeinen Schiffbruch des Glaubens, über den 1 Tim. 1, 20. geklagt wird, gerettet, und erst nach seiner gewiſs nicht ohne Paulos erfolgten Wiederaufnahme einen bestimmten Irrthum ausgebildet? und Paulos sollte ihn nicht als einen Rükfälligen beschreiben, und nicht über die gemiſsbrauchte Nachsicht und die getäuschte Hofnung klagen? Warlich unmöglich ist das auch nur zu denken! Und eben so der Alexandros, der nach seiner Verbannung — denn so rachsüchtig dürfen wir Paulos nicht denken, daſs er ihm noch für das frühere auſser jener Uebergabe an den Satan besondere göttliche Strafen wünschte — müſste fortgefahren haben dem Apostel viel Böses zu thun, man weiſs nicht ob ihm nachreisend, oder indem er ihm bei der Gemeine zu Ephesos schadete, wovon sich aber nirgends Spuren finden, von dem sollte er ebenfalls des früheren nicht erwähnt und geklagt haben, daſs der Mann Uebelthaten auf Uebelthaten häufte? Und so ganz stillschweigend sollte er diesen merkwürdigen Umstand übergangen haben, der bei gar Vielen dem apostolischen Ansehn schädlich sein muſste, daſs ein dem Satan Uebergebener sich an dem strafenden Apostel durch gar viel zugefügtes Böses rächen konnte? er der so eifrig sein apostolisches Ansehn zu verfechten pflegt? Gewiſs eben so unmöglich! und die Identität der Personen, die Grotius sehr obenhin annimmt, ist schwerlich anders mit der Aechtheit beider Briefe zu vereinigen, als wenn Sie die Ordnung beider umkehren, damit die Uebergabe an den Satan die lezte uns bekannte Thatsache werde in dem Streite des Paulos mit den beiden Männern. Dann müssen Sie aber nicht nur zwei Gefangenschaften des Apostels annehmen, sondern auch unsern Brief in eine Zeit sezen, wo die meisten der darin vorkommenden Anordnungen in der That für die ephesische Gemeine und den Timotheos zu spät kämen, und die Stelle Cap. 4, 12. ganz unmöglich würde. Also einen zwiefachen Hymenaeos und Alexandros, wie Mosheim de reb. Christian. p. 177 — 179. sehr gründlich zeigt daſs man annehmen müsse, hätten wir. Unwahrscheinlich freilich sind schon an sich zwei gleichnamige Irrlehrer und Abtrünnige an dem gleichen Orte binnen weniger Jahre! Aber wie? sollte Paulos, indem er vor dem zweiten Hymenaeos nicht nur warnt, sondern auch ihn selbst zu warnen scheint, ihm gar nicht das Beispiel des ersteren, wenn der etwan in dem apostolischen Banne verstorben war, warnend vorhalten? in der That mehr als unwahrscheinlich! Oder wenn der erste noch lebte, müſste der zweite nicht nothwendig einen Beinamen geführt haben, den mit zu nennen eine ganz allgemeine Gewohnheit gewesen? Mosheim meint freilich, sie unterschieden sich genug dadurch, daſs der eine dem Philetos der andere dem Alexandros zugesellt wird; allein um sich in solchen Dingen der allgemeinen Gewohnheit zu entziehen bedarf es mehr, als nur daſs es kein augenblikliches Bedürfniſs sei sie zu befolgen. Und wenn wir von diesem Grundsaz ausgehn: so war auch der zweite Alexandros schon bezeichnet genug durch seine Trennung von Hymenaeos ohne ὁ χαλκεὺς hinzuzusezen. Ja ich möchte behaupten, auch ohne an die beiden späteren zu denken müſste Paulos, sowol in der Rede an die Ephesinischen Aeltesten, wie in dem zweiten Briefe an den Timotheos, eines so seltenen und merkwürdigen Ereignisses wie die apostolische Verbannung in der schreklichsten Form eines ist nothwendig erwähnt haben, oder wir müſsten, ganz im Widerspruch mit dem was wir sonst woher wissen, glauben, er sei wirklich bei solchen Handlungen so gleichgültig gewesen wie allerdings die Worte unseres Briefes lauten. Wie höchst natürlich dagegen wird alles, wenn Sie sich einen andern Schreiber des ersten Briefes denken, der den zweiten vor Augen hatte. Groſsen Mangel hatte er, das zeigt sich überall, an

Kenntniſs persönlicher Verhältnisse und bestimmter örtlicher Umstände. Zwei Partheien findet er über welche geklagt wird, was kann ihm erwünschter sein als diese mit aufzunehmen. Er denkt sich wie es ihnen noch mag ergangen sein, nicht eben nach Paulos Denkungsart — denn von dem wissen wir nicht einmal, daſs er die über welche er sich als über gefährliche Verführer am härtesten ereifert ihrer irrigen Meinungen wegen dem Satan übergeben, vielweniger solche, die nur für sich, wie es scheint, Schiffbruch gelitten am Glauben — sondern nur nach der seinigen oder der allgemeineren seiner Zeit, und dieses ihm vorschwebende endliche Schiksal bringt er nun, ziemlich ungeschikt freilich aber doch nicht unkritischer als wir ihn ohnedies auch annehmen müssen, in einen Brief, der seiner ganzen Anlage nach für den früheren gelten muſste. Daſs er nicht wagt

etwas

etwas Bestimmteres von ihnen zu sagen, sondern nur in den allgemeinsten Formeln spricht, ist eben so natürlich von ihm als es unnatürlich von Paulos wäre; daſs er beide Partheien zusammenwirft, und von einer nur den einen Mitgenossen nennt wird Niemanden befremden; endlich daſs er einen Menschen der wahrscheinlich kein Christ war, und auf den also diese Strafe in dem apostolischen Sinne, keine Anwendung fand, dem Teufel übergeben läſst, dies mag seiner Zeit und seiner Lage verziehen werden. Ich meine nemlich den wirklichen Alexandros den Kupferschmidt des zweiten Briefes. Diesen suche ich nicht in Rom — denn wozu sollte Paulos den Timotheos, der ja bei seiner Ankunft ihn vor allen Andern sprechen muſste, vor einem dortigen warnen? — sondern in Ephesos, und Paulos denkt dabei gewiſs vorzüglich an die bevorstehende Abreise des Timo-

THEOS. Und diesen Ephesinischen ALEXANDROS nun kann ich nicht umhin für den ACT. 19, 33. 34. erwähnten zu halten, welcher wol keinesweges ein judaisirender Christ gewesen ist, sondern ein Jude und jüdischer Gegner des Christenthums. Denn wenn die Juden einen Christen hervorgestoſsen hätten um ihn der Wuth des aufgebrachten Volkes Preis zu geben: so hätten sie wol lieber einen aus der wahren Paulinischen Schule genommen. Allein ihre Absicht war offenbar sich selbst zu vertheidigen, und indem sie ihre Sache von der Sache der Christen trennten, gegen leztere wo möglich etwas entscheidendes auszuführen; dieses miſslang aber weil das Volk beide wie gewöhnlich verwechselte. Gewählt aber haben sie hiezu gewiſs einen Gegner der Christen, und unter diesen nicht ungeschikt einen Mann der seiner Beschäftigung wegen den klagenden Silberschmieden verwandt und befreundet war. Dieser mag nun zu Ephesos allerlei Machinationen gegen die Christen auch nachher noch fortgetrieben haben, und dieser verderblichen Werke wegen wird er 2 Tim. 4, 14. ohne daſs irgend erhelle daſs ein Christ gemeint sei, verwünscht, und nur im ersten von unserm Verfaſser ungeschikter weise verbannt, so daſs wir nur Einen verdammlichen Alexandros aus dieser Zeit haben statt dreier.

An diese Auseinandersezung schlieſsen sich ganz von selbst die übrigen meines Bedünkens unüberwindlichen Schwierigkeiten die es hat die Aechtheit unseres Briefes mit andern Umständen von denen wir sichere historische Kenntniſs haben zu vereinigen. Lassen Sie sich zuerst nur mit ein Paar Worten an das allgemeinbekannte erinnern. Daſs Paulos den Timotheos von Ephesos aus nach Makedonien vorausschikte wissen wir aus Lukas Act. xix, 22. Daſs Timotheos auf dieser Reise vielleicht auch nach Korinth kommen könne — denn nur so ungewiſs redet Paulos davon, und scheint ihm eigentliche Aufträge dorthin gar nicht gegeben zu haben — und daſs er ihn vor seiner eignen Abreise in Ephesos zurükerwarte erzählt uns Paulos selbst 1 Cor. 16, 10. 11. Daſs aber, als Paulos in Makedonien den zweiten Brief an die Korinther schrieb, Timotheos schon wieder bei ihm war, erhellt aus diesem Briefe, ohne daſs uns Lukas etwas von seiner Rükkunft und überhaupt davon daſs einer von den eigentlichen Gefährten des Apostels in Ephesos zurükgeblieben irgend etwas erwähnt. Nun sagt man Lukas Stillschweigen beweise nichts, Timotheos sei doch zurükgekommen — ja Einige lassen ihn aus Korinthos zurükkehren wo er doch wol gar nicht gewesen ist — aber er sei nur einige Wochen in Ephesos geblieben, und während dieser kurzen Zeit habe ihm eben Paulos unseren Brief geschrieben. Dies ist der einzige Ausweg, den auch Schmidt nimmt; allein lassen Sie uns nur unsern Brief zur Hand nehmen, so wird Ihnen jede Spur von Wahrscheinlichkeit daſs dem so sein könne verschwinden. Paulos lieſs also dem Briefe zufolge den Timotheos zurükk um gegen Irrlehrer zu wirken, und theilt ihm eine Menge Vorschriften mit über Einrichtungen in der Gemeine, nicht etwa schnell abzumachende Dinge betreffend, sondern wie es fortwährend mit gewissen Gegenständen sollte gehalten werden, und solchen grade, über welche es in wenigen Wochen nichts bedeutendes konnte zu thun geben. Denn lassen Sie uns das zuerst beseitigen, daſs man gewöhnlich annimmt, Paulos gebe in unserm Briefe dem Timotheos den Auftrag, Bischöſe und Gemeindiener in Ephesos erst anzusezen. Dies ist offenbar falsch, und eine Vorstellung die man nur aus dem Briefe an Titos erst in den unsrigen hineinträgt. In dem Briefe selbst steht kein Wort davon, sondern nur wie es gehalten werden solle, wenn jemand wünsche zu einem Kirchenamt befördert zu werden — mir, ich gestehe es, hat auch dieses wünschen und gleichsam sich melden einen verdächtigen Geruch späterer Zeit — falls ein Abgang entstände also, oder die Zahl der Beamteten erweitert werden müsse, oder wenn man will in Beziehung auf die sich erst bildenden Gemeinen in der Nähe, der Hauptstadt. Denn in Ephesos selbst hat gewiſs Paulos die Männer, die er hernach zu sich kommen lieſs, selbst eingesezt. Er wuſste ja schon um Ostern, daſs er gleich nach Pfingsten reisen würde, und hatte also Zeit genug alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Der Auflauf sagt man habe ihn übereilt, und ihn zu einer fluchtähnlichen Abreise genöthiget, so eilig daſs er die Aeltesten nicht mehr ernennen konnte, und sich auch unterwegens erst auf die Nothwendigkeit besann den Hymenaeos und Alexandros in den Bann zu thun. Ich glaube nicht; denn je mehr er sich gefürchtet hätte um desto unkluger wäre es gewesen auf der Stelle vor dieser Flucht die Brüder zusammenkommen zu lassen — was gewiſs, wenn noch etwas zu besorgen war, neue Bewegungen müſste veranlaſst haben — und um desto unväterlicher, den jungen Mann in der Gefahr allein zu lassen. Noch weniger aber als ich kann ein Vertheidiger unseres Briefes an eine solche Flucht glauben. Sondern der Auflauf muſs nur eine augenblikliche Gefahr gewesen und auch von Paulos nur so sein angesehen worden, sonst würde ja wol unser Brief irgend einen

Zuspruch enthalten oder eine Ermunterung und Anweisung in dieser bedenklichen Lage. Auch würde dann wol der Brief mit diesem wichtigen Geschäft angefangen haben, nicht mit den Irrlehrern, gegen welche so gar kein bestimmter Rath ertheilt wird, und mit den Vorschriften über das Gebet. Also nur das kann von dieser Seite der Inhalt unseres Briefes sein, was wegen derer zu beobachten, die gelegentlich eine kirchliche Anstellung wünschten. Und das nun an den Timotheos der nur wenige Wochen da bleiben sollte? was konnten in diesen für Veränderungen vorfallen mit den bisherigen Aeltesten und Dienern, die nicht Paulos selbst schon könnte gewuſst und bedacht haben? Und wieviel neue Wittwen konnten indeſs entstehen, die nun auch gleich erwählt und in die gewiſse Liste eingetragen sein wollten? Oder wenn der Fall eintrat, sollte hier nicht

Timotheos Richtschnur genug gehabt haben an dem Verfahren des Apostels selbst, der doch dies Institut eingerichtet hatte? Ja sagt man der Brief ist nicht an den Timotheos allein, sondern an die Gemeine, oder vielmehr, da dergleichen Dinge nicht wol in einer ἐκκλησίᾳ konnten abgethan werden, an die Aeltesten. — Und an den Timotheos selbst so gut als gar nicht? Und mit einem solchen Briefe der eigentlich nur für die Zeit nach Timotheos Abreise bestimmt gewesen wäre, sollte der auf seiner Reise so vielbeschäftigte und schwerlich sehr brieflustige Paulos solche Eile gehabt, und nicht lieber gewartet haben bis er durch den Timotheos selbst die neuesten Nachrichten von dort her erhielt, und einen wirklichen Brief an die Epheser schreiben konnte? Oder wenn Paulos nöthig fand ihm eine Instruction für diese zuzuschreiben, so sollte diese nicht noch viele andere fast wichtigere Punkte enthalten haben? **Paulos** sollte vielleicht grade diesen Gegenstand vergessen haben zu besprechen, da er doch wie der Brief zeigt schon so mancherlei Erfahrungen darüber gemacht hatte? Sehen Sie, wie man nichts als unwahrscheinliches und fast ungereimtes herausbringen kann. Allein das alles war vielleicht nur beiläufig, und die Hauptsache sind die Irrlehrer um derentwillen er auch zunächst zurükgelassen worden wie der Brief besagt. Also sind wol diese Irrlehrer, man nehme nun Essener an oder Alexandrinische Grübler, so schnell gewachsen daſs **Paulos** selbst nichts hatte gegen sie thun gekonnt? daſs sie, als er den Vorsaz faſste oder niederschrieb in einigen Wochen abzureisen, noch nicht vorhanden waren? denn die ἀντικείμενοι 1 Cor. 16, 9. sind wol mehr jüdische und heidnische Gegner des Christenthums.

Wenn das wäre, sollte Paulos, der gar nicht hartnäkkig seine Entschlüsse oft nach den Umständen abänderte, nicht seine Reise aufgeschoben haben um dem Unwesen zu steuern? Oder war der Kampf gegen sie schon älter, und Timotheos sollte nun, noch dazu nur durch so höchst allgemeine Vorschriften wie unser Brief sie an die Hand giebt in Stand gesezt, in wenigen Wochen vollenden, was Paulos nicht gekonnt hatte? Warum lieſs er ihn dann nicht länger da? Er wollte wol auch nach unserm Briefe, und verhieſs noch dazu bald zu ihm zu kommen, was wir auch nicht reimen können mit den Geschäften in Makedonien und Achaja und der Reise nach Jerusalem; denn auf eine bloſse Durchreise scheint die zweimalige Verheiſsung nicht zu gehen. Weshalb aber sollte früher als Paulos kommen konnte Timotheos, besonders unter solchen Umständen, den ihm angewiesenen Plaz sobald verlassen haben, um sich, man mag wol sagen unnöthigerweise zu Paulos zu begeben, dem es an befreundeten und hülfreichen Gefährten auf dieser Reise gar nicht fehlte? Mag man nun annehmen, daſs er sich furchtsam vor den Irrlehrern zurükgezogen, oder daſs er sie über Erwarten schnell unschädlich gemacht oder gebessert: wie wollen wir erklären, daſs Paulos in der Rede an die Ephesischen Aeltesten Act. xx. gar nichts von ihnen und seinem und Timotheos Streit mit ihnen erwähnt, immer nur dagegen sich verwahrend, daſs er ihnen etwas wesentlich zum Evangelium gehöriges verschwiegen, ja daſs er vielmehr v. 29—31. ihnen Irrlehrer welche zu ihnen kommen und unter ihnen aufstehen würden nur weissaget? Können Sie wol, wenn Sie auch nur dies erwägen, dabei beharren, daſs unser Brief vor jener Zusammenkunft geschrieben sein könne, wenn etwas von Irrlehrern zu Ephesos darin steht? denn hier ist es nicht mehr Lukas Stillschweigen nur, was der Sache entgegensteht, sondern er müſste wirklich dem Paulos etwas untergelegt haben, was von diesem nicht konnte gesagt worden sein. Darum muſste man nun suchen den Brief in eine andere Zeit zu sezen nach dieser Zusammenkunft, oder wenn es ginge gar Ephesos ganz aus dem Spiele lassen. Und so gewinnt allerdings ein besseres Ansehn und erscheint dankenswerther als es wol aufgenommen worden ist das Bestreben eines Gelehrten, aus dem wunderlich gestellten ersten Saze unseres Briefes andere Verhältnisse herauszudeuteln von einer aufgetragenen Reise nach Makedonien, für welche nun alle hier gegebenen Aufträge gölten. Allein was gewinnen wir wol, wenn dabei doch von demselben vorherigen Zurüklassen zu Ephesos wegen der Irrlehrer die Rede ist? Und sollte etwa Timotheos in Miletos zurükgeblieben und mit den Aeltesten nach Ephesos gegangen sein, die eben dem Paulos gemeldet hätten die Erfüllung seiner Weissagung sei schon da: was für bedenkliche und dringende Nachrichten muſsten dann aus Makedonien eingelaufen sein, um so schnell den Timotheos aus Ephesos abzurufen! und der Brief sollte dennoch nichts bestimmteres darüber enthalten? nicht einmal eine Verwunderung über den schnellen Wechsel, da Paulos sich ja eben lange genug dort aufgehalten um alles in gute Verfassung zu sezen? Auch keine Nachricht von seiner Reise seit ihrer Trennung, nicht einmal die Anweisung daſs etwa der Ueberbringer des Briefes alles genauer erzählen könne? Auch nicht ein einziger Gruſs von den Reisegefährten des Apostels oder den Brüdern des Ortes? Und eben dieser gänzliche Mangel an Grüſsen, an denen es, wenn wir die drei ältesten Briefe des Apostels ausnehmen aus einer Zeit wo das Verkehr zwischen den vorhandenen Gemeinen noch nicht so lebhaft und geordnet war und die Bekanntschaften der Einzelnen noch nicht so ausgebreitet, sonst in keinem Briefe fehlt, ist schon allein für jede Zeit die man annehmen könnte ein sehr bedenklicher Umstand. Es giebt aber wirklich keine, die den obigen Vorwürfen entginge; denn von seiner Gefangennehmung in Jerusalem an würde sich Paulos unstreitig als ὁ δέσμιος τοῦ Κυρίου ankündigen, und nehmen Sie eine Freilassung aus Rom an so hat alsdann die Jugend des Timotheos lange aufgehört; so daſs unser Brief in der That auch in gar keine Zeit hineingeht.

Allein wenn auch das alles nicht wäre, so würde der Brief schon um des willen mehr als verdächtig sein, weil er in Absicht auf die Art wie er angelegt und ausgearbeitet, oder wenn Sie lieber wollen hingeworfen ist, gar keine Vergleichung mit den übrigen Paulinischen aushält, vielmehr in dieser Hinsicht des Apostels gänzlich unwürdig ist. Wir haben schon öfters Gelegenheit gehabt zu bemerken, wie sehr es dem Briefe, auch da wo man sie am meisten erwarten könnte, an allen Einzelheiten fehlt, die bei dem Apostel sonst überall so natürlich hervortreten, wie sich vielmehr hier alles im Unbestimmten und Allgemeinen hält, und unstät erscheint wie aus der Luft gegriffen, und nicht auf dem festen Boden wirklich bestehender Verhältnisse ruhend. Ja ich möchte sagen er ist hierin nicht nur den Paulinischen unähnlich, sondern er trägt überall nicht den Charakter an sich den ein Lehrbrief zeigen muſs. Sonst wäre auch vielleicht für Viele wenig damit gesagt, und die Unähnlichkeit möchte wenig bedeuten, weil diese Briefe von so sehr verschiedener Art sind, daſs es nun leicht auch noch einen geben könnte, der sich wieder von allen andern auf eine eigene Weise unterschiede. Mag es uns also nicht zu weit aus dem Wege sein, zu sehen wie verschieden sich Briefe dieser Art unter verschiedenen Umständen gestalten. Nicht daſs ich etwa die ganze Gattung umſassend Ihnen eine Theorie in dem gewöhnlichen Sinne aufſtellen und Regeln geben wollte, und dann zeigen der Brief wäre nach diesen eben schlecht; sondern wir wollen uns nur zunächst an die Verhältnisse jener Zeit und jener Menschen halten, und sehen wie sich ihre Zuschriften der Natur der Sache nach gestalten muſsten, damit uns nur deutlich werde, ob wir einen wirklichen natürlichen Brief, oder nur eine unter dieser Form ziemlich schlecht fingirte

Schrift vor uns haben. Der Lehrbrief schwebt zwischen der Abhandlung, oder um es näher zu geben wenn wir gleich den religiösen der damaligen Zeit nehmen, zwischen der religiösen Rede oder Homilie und dem eigentlichen vertrauten Briefe. Ich meine nemlich daſs jene allerdings, sei es nun für die Einsicht oder um unmittelbar das Gemüth in Bewegung zu sezen, einen Gegenstand auseinandersezen will und also diesem wie er es selbst angiebt folgen muſs; jedoch nur wie er es angiebt für die und nach Maaſsgabe ihres Zustandes und ihrer Verhältnisse, an welche die Rede zunächst gerichtet ist. Der vertraute Brief hingegen spricht unmittelbar das freundschaftliche Verhältniſs aus in welchem beide Theile zu einander stehen, und wie sich darnach und in Bezug darauf Empfindungen und Ansichten bei einer gewissen Gelegenheit gestalten. Bei jener Gattung des

Lehrbrieſes nun wird natürlich bald mehr das Lehrende hervortreten bald mehr das Briefliche. Aber auch wo jenes am meisten hervorsticht wird er sich doch, wenn er nur ein wirklicher Brief ist, in der Verbindung und Zusammenstellung immer noch jenes freieren Charakters erfreuen, der dem Brieſe eignet, daſs er sich nemlich nicht streng oder ausschlieſsend an die in dem Gegenstand bestimmte Ordnung hält; vielmehr der Eigenthümlichkeit des Schreibenden nicht nur sondern auch seiner augenbliklichen Stimmung etwas einräumt, so daſs diese schon aus der Anordnnng des Ganzen hervorleuchtet. Und eben so wo auch das Briefliche noch so sehr die Oberhand hat, wird doch in einem religiösen Lehr- oder Hirtenbrieſe eben durch die Beziehung auf den religiösen Gehalt des Verhältnisses auch das individuellste und persönlichste wieder in ein allgemeines zurükgespielt, so daſs doch auch ein lehrender Charakter übrig bleibt, ein Gegenstand heraustritt der eine Einheit bildet, und so das Ganze bei allem Ausdruk der Vertraulichkeit zugleich als eine Darstellung der religiösen Gesinnung selbst unter diesen Umständen kann angesehen werden. Ich denke über diesen Charakter der Gattung werden Sie einig mit mir sein, daſs er jedem wirklichen Producte dieser Art auch zukommen müsse, so wie auch über die Grenzen worin wir das abweichendste eingeschlossen haben. Aber gewiſs auch die Verhältnisse unter denen eins von jenen Elementen das entgegengesezte sich unterordnet werden Sie sich eben so denken. Die Verbindung nemlich zwischen dem Schreiber und Empfänger kann enger sein oder auch weiter. Je weniger eng sie nun an sich ist, um desto weniger wird ein solches Verhältniſs sich auf diese

Art aussprechen, wenn nicht eine bestimmte Veranlassung eintritt, die also auch einen Gegenstand bildet und dem Lehrton die Oberhand giebt. Daher denn in dem Brief an die Hebräer und den sogenannten katholischen das Briefliche sehr zurüktritt, von der Verfassung worin der Schreibende sich eben befindet wenig erhellt, und auch auf die Umstände der Andern nur im Allgemeinsten Rüksicht genommen wird; daher auch im Brief an die Römer die überwiegende Einheit und Gewalt des Thema. Aber auch wenn das Verhältniſs noch so eng ist kann doch leicht, wenn eine dringende Veranlassung das Schreiben erzeugt, der briefliche Charakter bedeutend zurüktreten und das belehrende und geschäftliche die Oberhand haben, wenn der Gegenstand herrscht und es nun eben darauf ankommt dieses bestimmte ins klare zu sezen oder auszurichten; und diese

Form werden Sie gewiſs in dem Briefe an die Galater und an den Titos bemerken. Sonst muſs offenbar, je genauer die Verbindung ist um desto mehr das Briefliche hervortreten, und also in dem Maaſs überwiegen, als mehr das freundschaftliche Bedürfniſs sich mitzutheilen die Veranlassung des Schreibens gewesen als irgend ein bestimmter Zwekk, und so finden Sie es gewiſs vornemlich in dem Briefe an die Philipper und in dem zweiten an den Timotheos. Wenn aber in unserem Briefe das vertraute Verhältniſs fast gar nicht heraustritt, und auf der andern Seite die meisten Gegenstände so behandelt werden daſs es zu nichts führt: wie sollen wir glauben er sei wirklich als ein Brief entstanden? und am wenigsten durch Paulos. Denn wie ich Ihnen gleich hier durch nichts besser als durch Paulinische Briefe die verschiedenen einzelnen Fälle zu belegen wuſste: so will ich ihnen gern gestehen, ich bin überhaupt der Meinung, daſs diese Unterschiede eben deshalb sich bei dem Apostel so bestimmt herausprägen, weil er eben ein guter Briefsteller ist. Von der Sprache wollen wir hiebei nicht reden, wie wol er sich auch diese auf eine vorzügliche Weise angeeignet hat, indem es wol keinen Aufſaz im Neuen Testament giebt dessen Zurükübersezung in einen hebräischen Dialekt so schwierig wäre als die Paulinischen Briefe, und Niemand komme mir doch mit der Behauptung, er habe seine Briefe Aramäisch dictirt und der Schreiber habe sie dann gleich griechisch aufgezeichnet. Eigentlich aber meine ich er war ein guter Briefsteller, wie er gewiſs auch ein erfreulicher Gesellschafter war, wegen der groſsen Lebendigkeit mit der er auffaſst und darstellt. Diese werden Sie gewiſs weder in andern neutestamentischen

Aufſäzen der Art noch in den Briefen der apostolischen Väter irgend so finden. Aber freilich muſste diese Schriftstellerei bald ausarten, wenn die Gemeinen einen solchen guten Vater wie Polykarpos, damit sie nur etwas von ihm aufzuweisen hätten, baten, ihnen doch nur einen Lehrbrief zu schreiben ganz aus heiler Haut, und er sich dann willig finden lieſs. Denn gute Briefe der Art schreibt man nun einmal nicht so, und es war daher kein Wunder daſs ein solcher Mann, selbst wenn er ihm sonst sehr überlegen gewesen wäre, dennoch hierin den Apostel nicht erreichen konnte, wie sich Polykarpos auch bescheidet. Ein Paar Aufſäze giebt es indeſs vielleicht auch im N. T., die eben so müssigerweise scheinen entstanden zu sein; aber keinen Paulinischen. In diesen finden Sie gewiſs wie ich den Verfaſser nicht nur von seinem Gegenstande, wo irgend eine bestimmte Lehre soll eingeschärft werden, ganz ergriſſen, so daſs er ihn bis zu einem klaren Ende durchführt, immer bemüht ihn durch wenige groſse Züge darzustellen, freilich dabei immer voll einzelner Einfälle und Beziehungen die aber nur unterwegens mitgenommen werden ohne den Leser aufzuhalten oder von dem eingeschlagenen Wege abzuführen, und wo er auf das vorige zurükkehrt oder sich eine Wiederholung erlaubt, gewiſs etwas Neues durch eine leicht begreifliche Verbindung ihm zugeführtes beibringend, sondern Sie geben mir sicher auch zu, daſs sich bei ihm für jeden Fall die möglichste Durchdringung des Lehrenden und des Brieflichen findet, indem er immer ganz bestimmt aus seinem Verhältniſs zu denen an welche er schreibt heraus redet, und ihm theils ihr Zustand immer lebendig vorschwebt, theils, wo ihm der fremder sein sollte dasjenige in seinen

Briefen sich abdrükt, wovon er selbst eben in seiner Geschäftsführung am meisten bewegt war. In einem von beiden haben immer die einzelnen kleinen Vorschriften die er öfters dem abgehandelten Thema beifügt ihre Haltung und ihren Zusammenhang, und sind keinesweges als eine aufs Gerathewohl zusammengebrachte Sammlung von guten Lehren und Sprüchen anzusehn, sondern sind eben, so daſs wir mit Recht gern darüber predigen, Themata, Keime zu ähnlichen Abhandlungen aus dem Bilde derselben Gemeine oder aus anderwärts her einwohnenden Besorgnissen des Apostels hervorgewachsen. So schimmert dem aufmerksamen Leser in dem Briefe an die Römer überall durch auf der einen Seite die bevorstehende Reise des Apostels nach Jerusalem, die seine Betrachtungen mehr als sonst auf den Zustand seiner Nation und auf die schlechten Fortschritte des

Evangeliums unter derselben hinlenkte, auf der andern die Verfassung der Gemeine zu Korinth und die mancherlei Mängel derselben die er mehr oder minder glüklich bekämpft hatte. Und wo könnte man die strengere Form der Lehrschrift und das vertrauliche des Briefes inniger vereiniget finden als in den Briefen an diese leztere Gemeine, vorzüglich dem ersten, wiewol auch die Verwirrung die man dem zweiten Schuld giebt etwas sehr leicht aufzulösendes ist. Und in seinen vertraulichen Briefen, nehmen Sie nur die beiden vorher schon besonders ausgezeichneten zur Hand, wie sehen Sie ihn ganz durchdrungen von der Idee der Erlösung und von der seines apostolischen Beruſs, nur hierauf alle Begebenheiten seines Lebens beziehen und auch alle Liebe hierauf gründen und zurükführen. Zu welchen von beiden Arten wollen Sie nun unsern Brief rechnen, und was ſinden Sie für jede darin? Er geberdet sich freilich wie ein Geschäftsbrief; aber er springt so sehr von einem aufs andere, und geht besonders in Absicht auf das was er ankündiget so wenig in den besonderen Zustand der Ephesischen Gemeine hinein, daſs man schwer sagen kann was wol Paulos eigentlich zu bestellen hatte, sondern lieber behaupten möchte, der Verfasser sei von keinen wirklich lokalen ihm bekannten Angelegenheiten ausgegangen bei seinen Aufträgen. Und wiederum leuchtet doch bei aller Mannigfaltigkeit so wenig durch von dem engen freundschaftlichen Verhältniſs zwischen Paulos und Timotheos, und wiederum so durchaus nur das allgemeinste daſs man sagen möchte es könne dieser Brief gar nicht aus einer solchen Verbindung wirklich hervorgegangen sein. Sondern wenn beide einander wenig angegangen wären, aber Timotheos hätte doch den Paulos gebeten ihm einmal einen Brief zu schreiben, und dieser hätte dann, weil er nicht recht wuſste was, von allem ein wenig berührt, dann könnte ein Brief ohngefähr wie dieser vielleicht herausgekommen sein. Nur daſs er dann nicht Ansprüche machen müſste auf etwas bestimmtes zu gehn, und daſs ein solches Verhältniſs zwischen diesen beiden Männern sich nicht denken läſst, so daſs was nur so könnte begriffen werden schon ganz das Ansehn des erdichteten gewinnt.

Doch wir wollen hiemit keinesweges beim Allgemeinen stehn bleiben sondern Sie sollen mir genauer ins Einzelne folgen, und ich will mich gern auch hier an die Vergleichunspunkte vorzüglich halten die Sie mir selbst aufgestellt haben, da zumal jeder von jenen beiden Briefen für einen andern von den aufgestellten Hauptcharakteren sich zur Vergleichung darbietet.

Denn der Brief an den Titos hat den vorherrschenden Charakter des Geschäftsbriefes, und dabei mit dem unsrigen fast den ganzen Inhalt gemein. Sie finden dort wie bei uns die Eigenschaften christlicher Aeltesten angegeben; Sie finden wiederholte Warnungen vor den Judaisirenden, und zwar tragen sie auch ganz den allgemeinen Charakter ohne alle besondere Nachweisungen über die Art wie sie in Kreta vorzüglich zu Werke gegangen wären, grade wie wir es an unserm Briefe schon getadelt haben; Sie finden endlich eben wie hier Verhaltungsregeln für die verschiedenen natürlichen Abtheilungen einer Gemeine. Wenn Sie nun von dem Briefe auf die Art einen Inhalt entwerfen wollen wie man es gewöhnlich zu thun pflegt, zuerst Cap. 1, 1—4 Gruſs v. 5—9 Eigenschaften der Aeltesten v. 10—16 Warnung vor den Judaisirenden, dann Cap. 2, v. 1—10

Vorschriften für Männer und Frauen von verschiednem Alter, auch für Knechte v. 10—14, von der Erlösung und Gnade durch CHRISTUM; wiederum CAP. 3, 1. 2. ein paar allgemeine Vorschriften, dann v. 3—8. Ermahnungen zum Guten überhaupt mit Verweisung auf die Kraft des Geistes und der Gnade, v. 9—11. nochmalige Warnung vor judaisirenden Streitigkeiten, v. 12—15. Schluſsaufträge und Grüſse; wenn Sie es so fassen wollen: so erblikken Sie freilich auch keinen klaren Zusammenhang, und es wäre unschwer eben so viel Ordnung und Bündigkeit auch in unserm Briefe nachzuweisen. Allein wenn Sie die Art und Weise des Ueberganges und das Zurükweisen einzelner Stellen auf frühere beachten: so hängt in dem Briefe an den TITOS alles sehr leicht und natürlich zusammen. Der Auftrag nemlich, auf den sich der ganze Brief bezieht, war offenbar, daſs Titos Lehrer einsezen sollte an den verschiedenen Orten der Insel, und also regelmäſsige gemeinschaftliche Erbauung und Belehrung einrichten. Daher war es wesentlich die Eigenschaften guter Aeltesten anzugeben, damit Titos überall seiner Wahl wegen sicher wäre und sich rechtfertigen könnte; und darunter gehörte natürlich auch die, daſs sie Kraft haben muſsten, sich denen welche das Evangelium etwa verunreinigen wollten zu widersezen. Hiebei kommt Paulos sehr natürlich auf dasjenige Verderben welches seiner evangelischen Predigt fast überall nachschlich; aber seine Zeichnung desselben bleibt hier billig im Allgemeinen stehen, da wir gar keine Ursache haben zu glauben, es seien auf Kreta schon judaisirende Lehrer gewesen, sondern Paulos vielmehr nur die Verführbarkeit der Kreter bezeichnet und im voraus warnt, damit nicht auch dort geschäschähe, wovon ihm eben von anderwärts her vielleicht bedauernswürdige Beispiele vorschwebten. Den menschlichen Sazungen also welche diese vortragen würden stellt er entgegen die Gott wahrhaft wolgefälligen guten Werke, zu denen Titos und seine zu erwähnenden Gehülfen die Christen jeden nach seiner Lage aufmuntern sollten. Hiebei nun waren die Knechte die lezten, und diese gaben eine besondere Veranlassung von der befreienden Gnade Gottes zu reden, daſs ihr Zwek nicht eine anmaſsende äuſsere Gleichheit wäre, sondern das gerechte und gottselige Leben für Jeden. Daher wird sich wol niemand an diese Unterbrechung Cap. 2, 11 — 14. stoſsen auf welche dann noch einige allgemeine Vorschriften folgen, noch es für eine bloſse Wiederholung halten, daſs nach Beendigung der lezteren noch einmal auf die christliche Lehrweise für alle solche Gegenstände hingewiesen wird, nach welcher alle Rechtfertigung sowol als alles zur Heiligung gehörige Einzelne auf die Gnade durch Christum muſs zurükbezogen werden, wodurch allein dergleichen Anweisungen einen wahrhaft christlichen Charakter bekommen, welchen recht stark herauszuheben und allem gesezlichen deutlich entgegen zu stellen wiederum das eigenthümlich Paulinische ausmacht. Jene erste Stelle aber Cap. 2, 11. flgd. handelt zwar auch von der Erlösung, aber nicht so als Grund alles Sittlichen, und der Apostel konnte nicht anders als glauben, daſs jeder Leser sie so wie er sie gemeint zunächst in Beziehung auf die Knechte und die auch ihnen zu Theil gewordene höhere Befreiung verstehen würde, weshalb ihn diese gelegentliche Anticipation nicht hindern konnte seinen Hauptgedanken noch in Bezug auf das Ganze auszusprechen, und den ihm so wichtigen Gegensaz zwischen der Gnade und der gesezlichen Gerechtigkeit Cap. 3, 5. ausdrüklich vorzutragen, wodurch und durch den Zusaz v. 9—11. sich alles wieder genau an Cap. 1, 14. anschliefst, und sowol die Einheit der Absicht und des Gedankenganges sich beurkundet, als auch das Durchdrungensein des ganzen kleinen Aufsazes von dem eigenthümlichen Charakter der Paulinischen Religiosität und apostolischen Praxis, der, ebenfalls ächt Paulinisch auch schon in den Grufs verflochten ist, recht wie der Hauptstoff des Briefes in Röm. 1, 1—6. und Gal. 1, 1—5. So dafs also hier derselbe Inhalt sich sehr genau zu einem Ganzen verbindet, und durchgängig sowol dem Verfasser angemessen als zu seiner Absicht nothwendig erscheint, von dem es in unserm Briefe, wie ich glaube, unmöglich sein wird, eine solche Ansicht zu gewinnen.

Gehn Sie auch mit mir zum zweiten Brief an den Timotheos der ganz von der vertraulichen freundschaftlichen Art ist, ob Ihnen nicht dort das Verhältniſs des väterlichen Lehrers zu seinem vertrauten Schüler überall durchblikken wird, und ob nicht hieraus mit groſser Leichtigkeit alles einzelne hervorgeht, und höchst natürlich eins das andere aufnimmt, wenn Sie nur immer die Gemüthsstimmung des gefangenen die Verurtheilung erwartenden Apostels fest im Auge behalten, der sich selbst und auf ähnliches etwa bevorstehendes auch seinen Schüler stärken will, und von dem groſsen Zwekk ganz voll ist, um deswillen er dies alles über sich ergehen läſst. Er soll, so ermahnt er ihn, die ihm verliehenen Geistesgaben wirksam sein lassen, und das Evangelium verkündigend bereit sein um seinetwillen zu leiden; denn recht müsse gekämpft haben, wer sich der Zuversicht erfreuen wolle in die Herrlichkeit Christi einzugehen. Daſs hier Cap. 1, 15—18. zwischen eingestreut ist eine Erwähnung derer welche den Apostel aus Feigherzigkeit verlassen hatten und dann auch eines, der ihnen zum beschämenden Gegensaz diente, ohnerachtet erst weiter unten ausführliche Nachricht von seinen Angelegenheiten und seinen Gefährten ſolgen, das ist warlich sehr natürlich, daſs, indem er den Einen zum Muth ermahnt, er ihm Beispiele von Furchtsamkeit und Wankelmuth aufstellt, zumal bekannte, denn die hier genannten Männer scheinen aus den Gegenden zu sein, aus welchen jezt Timotheos erwartet wurde. In der zweiten Hälfte des Briefes von Cap. 2, 14. an wird nun die Ermahnung weiter ausgeführt, die schon Cap. 1, 13. 14. angeregt war, bei der Verkündigung auch den reinen Typos der Lehre festzuhalten. Vor zweierlei scheint Paulos hier erst besonders zu warnen, daſs sein Schüler sich nicht mit denen die irrige Meinungen durch Wortverdrehungen zu rechtfertigen suchen in solcherlei Streit einlassen solle, und daſs er sich mit Grübeleien und Streitfragen, die hier nicht näher bezeichnet sein durften weil nur von allgemeinen Vorsichtsmaaſsregeln die Rede ist, auch nicht untersuchend und widerlegend beſassen möge. Wie natürlich steht nicht zwischen diesen beiden Säzen — zumal wenn Sie bedenken daſs doch in dem ersten die Hauptwarnung enthalten war, und der leztere sich nur als eine Zugabe anschlieſst — das beruhigende Wort Cap. 2, 19—21. daſs je mehr die Kirche sich ausbreite, desto mehr es auch schlechte Gefäſse geben müsse neben den guten. Diesem besonderen schlieſst sich dann Cap. 3, 1. flgd. die Aussicht an auf bevorstehende Zeiten des Verderbens überhaupt, und die Ermahnung auch gegen solche, und unter allen Widerwärtigkeiten das Wort eindringend und beharrlich zu verkündigen. Solche Kleinigkeiten, wie daſs hier noch nach der Beschwörung Cap. 4, 3. ein einzelner Zug nachgetragen wird, der sich dem Apostel in seiner Bestimmheit erst später darstellte können in einem vertrauten Briefe unmöglich befremden. Nur eins, die Berufung auf des Timotheos früheren Unterricht, scheint etwas gekünstelt oder willkührlich hineingebracht, um seiner Mutter und Groſsmutter gleichsam ihren Theil zuzugestehen an der Erziehung und dem Glauben des Timotheos, und nicht sich das Ansehn zu geben, als habe er ihn allein gebildet. Nicht wahr so etwas, sei es auch etwas erkünstelt, anzubringen finden Sie nicht ausser dem Charakter des Briefes, und es leuchtet Ihnen auch ein, daſs sich dies so an Cap. 3, 10. anknüpft und daſs die

Betheurung Cap. 4, 1. wieder auf diese Stelle Cap. 3, 10 — 13. zurükgeht. Auch hier also hat alles Eine gleich anfänglich hervortretende Hauptbeziehung, und fliefst aus Einer durch den Brief selbst überall deutlich angegebenen Stimmung und Richtung des Gemüthes. Und in diesen beiden Briefen werden Sie schwerlich mehr als ein Paar Verse finden, die nicht in die Umrisse fielen welche wir hier gezogen, und deren sonst nicht schwierige Verbindung mit dem übrigen nachzuweisen nur zu weitläuftig war.

Nun aber versuchen Sie einmal ob Sie in unserm Briefe irgend einen verständlichen Zusammenhang finden, sei er nun mehr in einem zu behandelnden Gegenstande oder in einer auszudrükkenden Stimmung gegründet, und ob nicht vielmehr immer eins dem andern widerstreitet und Sie in der Auslegung verwirrt. Ich lasse Ihnen frei was Sie mit dem Anfang machen wollen, wo Sie sich vergeblich nach dem Schluſs der Periode umsehn. Mir meines Theils dünkt es gar zu ungeheuer v. 5—17. als Parenthese anzusehn, auch sonst schon, vorzüglich aber weil dann nebst vielem andern auch das worauf es eigentlich ankam, die nähere Beschreibung der Irrlehrer, in die Parenthese kommt, ausserhalb derselben aber so gut als nichts über die Sache gesagt ist, sondern es fast herauskommt als ob Paulos geschrieben hätte: „da ich dich zurükgelassen habe um gewisse Leute dahin zu vermögen daſs sie nicht abweichende Lehren vortragen, so wiederhole ich dir diesen Auftrag daſs du dich so gut halten mögest als man von dir geweissagt hat, und den Glauben bewahren an dem die Schiffbruch gelitten welche ich dem Teufel übergeben habe" — und nun wäre von ganz anderen Dingen die Rede. Wollen Sie die Parenthese verwerfen und sich wegen des unausgeführten Sazes irgendwie helfen oder nicht helfen: so gewinnen Sie freilich etwas mehr in fortlaufender Rede von diesen Irrlehrern, aber es ist doch auch nur etwas mehr Verwirrung. Denn sollen nun die Genealogisten und Fabler v. 4. und die Gesezlehrer v. 7. dieselben sein oder nicht? Nichts kommt freilich vor um sie als verschieden zu bezeichnen, vielmehr sind beide Stellen durch die *ματαιολογία* v. 6. mit einander verbunden. Sollen sie aber dieselben sein: so möchte Paulos immer mit dem geringeren Uebel angefangen haben welches sie stiften, wenn er nur nicht schon abgekommen wäre von ihnen v. 5. und wieder einlenkte v. 6. und wenn nur in der ganzen Wendung das geringste läge, was das Bewuſstsein einer Steigerung verriethe! Und doch wäre für Paulos das Einführen des Gesezes ein weit gröſeres Uebel, als er das Fabeln und Genealogiſiren beſchreibt. Freilich vom Ritualgeſez ſcheint hier nicht die Rede zu ſein, ſondern vom Geſez in wie fern es einzelne ſittliche Vorſchriften enthält. Allein, ſagen Sie, wie polemiſirt PAULOS ſonſt gegen das Geſez in dieſer Hinſicht? Daſs es Eins ſei mit dem Ritualgeſez und wer alſo zur ſittlichen Handlungsweiſe die Verbindlichkeit aus dem Geſez nehme auch die andere Hälfte erfüllen müſſe, was nun eben das andere Evangelium, ſo kein Evangelium iſt, wäre; daſs von hier ausgegangen die Rechtfertigung nur in einer vollkommenen Erfüllung des Geſezes beſtehen könne, die dem Menſchen unmöglich wäre; daſs das Geſez nnr das Unrecht aufzeige und Erkenntniſs der Sünde hervorbringe, das Wiſſen des Geſezes aber keine Kraft des Willens errege und alſo nur die Nothwendigkeit eines andern Princips nemlich der Erlöſung und des Glaubens beweise. Alles dieses erklären Ihnen nun freilich mehr oder minder Chrysost. und Theodoretos, die recht gut mit der Paulinischen Ansicht Bescheid wissen, in unseren v. 8. hinein. *Ἐὰν νομίμως χρήσῃ τῷ νόμῳ*, sagt ersterer, *παραπέμπει σε πρὸς τὸν Χριστόν* und noch einmal *οὕτω καὶ νόμῳ νομίμως χρῆται ὁ μὴ διὰ τὴν ἐκ τῶν γραμμάτων ἀνάγκην σωφρονῶν, ὁ εἰδώς, ὅτι οὐ δεῖται αὐτοῦ, ὁ μὴ καταξιῶν ἀπ' αὐτοῦ παιδεύεσθαι*, und ganz in demselben Sinne auch der leztere S. 641. Allein sehen Sie nur ob im Zusammenhange etwas hievon gemeint sein kann, und ob wol Paulos seinen Hauptgedanken so würde verschwiegen haben, um etwas so wenig hieher gehöriges und hier so triviales zu sagen wie das v. 9 u. 10! Hier ist also nicht einmal ein Grund gelegt zu einer paulinischen Widerlegung der Judaisirenden. Aber wenn sie nun auch widerlegt wären, möchte es dann paulinisch sein oder nicht; so kam es doch nicht sowol hierauf an nach dem Eingang, als vielmehr dem Timotheos sein Betragen gegen sie anzuweisen. Davon finden Sie aber hier nichts, und eben so wenig v. 19. u. 20. wie denn überhaupt jene bereits verbannten gar nicht die sein konnten denen Timotheos das ἑτεροδιδασκαλεῖν legen sollte. Und nun kommt nichts wieder von Irrlehrern bis Cap. 4, 1. Da nun dazwischen sehr ausführlich vom Gebet und von Aufſehern uud Gemeindienern gehandelt wird; so sehen Sie wol daſs bis dahin der Verfasser seinen angeblichen Zwekk ganz aus den Augen verloren hat. Er hat ihn aber auch nun nicht etwa wieder: denn er redet hier nur von später zu erwartenden Irrlehrern, und dem was Timotheos lehren solle um die Christen im voraus gegen sie zu befeſtigen. Weiter unten v. 7. scheint er freilich wieder von schon vorhandenen Auswüchsen der Lehre zu reden; eben so auch Cap. 6, 3—5. und noch einmal v. 20. welche Stellen wenn Sie auf den Sinn sehen einander genau wiederholen. Allein was für Anweisungen erhält nun Timotheos? Keine andere, als sich mit jenen Irrlehrern gar nicht einzulassen. Nun kann dies eine ganz weise Maaſsregel sein, lieber auf die Verführbaren zu wirken als auf die Verführer; aber doch nicht füglich eine Maaſsregel die Paulos dem empfielt, den er ausdrüklich zurükgelassen „ἵνα παραγγείλῃ τισὶν μὴ ἑτεροδιδασκαλεῖν." Stimmt das also wol zusammen? und wenn Sie dazunehmen, wie zwischen diesen dürftigen Stellen mit grbſser Ausführlichkeit vieles von den in der Gemeine anzuordnenden Einrichtungen behandelt ist, müssen Sie nicht gestehen, daſs der Eingang keinesweges zu dem Ganzen paſst, sondern daſs man das von den Irrlehrern im Vergleich mit dem übrigen nur für ziemlich müſsige Füllstükke halten muſs? Und wenn Sie sich der schon aufgewiesenen Aehnlichkeiten besonders dieser Stellen mit andern aus Titos und 2 Tim. erinnern, und daſs 2 Tim. auch Verderben geweissagt, und daſs Paulos Tit. 3, 9. und 2 Tim. 2, 23. befiehlt sich mit unnüzen Streitern und sektirischen Menschen nicht einzulassen Tit. 1, 13. aber die Verführenden zum Schweigen zu bringen; kann Ihnen noch ein Bedenken übrig bleiben anzunehmen, daſs dies alles aus jenen Briefen schlecht zusammengebracht ist, und also schlecht passen muſs zu dem Anfang, der selbst wol daraus entstanden ist, daſs der Verf. den Brief an den Titos vor sich habend, sich doch nicht getraute Aeltesten in Ephesos erst durch den Timotheos einsezen zu lassen nach einem so langen Aufenthalte des Apostels, und also auf den nächsten Gegenstand abirrte, der sich ihm v. 13. darbot?

Doch wir dürfen unsern ersten Abschnitt noch nicht verlassen; denn er enthält uns gleich die schönste Probe einer Eigenheit, die — mit Ausnahme vielleicht der Stellen welche kirchliche Anordnungen abhandeln — durch den ganzen Brief hindurchgeht, und auch nicht im mindesten Paulinisch ist. Nemlich der Verfasser läſst sich oft ganz unerwartet aus seinem Gegenstand herauswerfen, fällt auch wol fortgesezt immer weiter auf etwas anderes, um entweder gar nicht oder auf eine höchst steife und schlechte Weise einzulenken, und wenn man genauer nachsieht wie er doch so kann abgekommen sein, so ist es ein einzelnes Wort worüber er gefallen ist. Paulos freilich läſst sich auch nicht selten durch ein Wort ableiten; aber dann ist es entweder ein Einfall, ein Spiel mit dem Worte was so hervorgeht, und er verliert darüber nie den Faden, oder er knüpft auch wol auf diese Weise einen neuen Gegenstand an der in den Plan seines Briefes gehört. Bei unserm hingegen sollen Sie das gewiſs nicht sagen können, sondern werden gestehen müssen, es ist der reine Unzusammenhang wenn er so abfällt, und es kommt nichts dabei heraus für die Absichten die man ihm zuschreiben könnte. Gleich v. 5. können Sie freilich als einen natürlichen Gegensaz zum vorigen ansehn, wenn Sie dies für die Beschreibung der οἰκονομία θεοῦ annehmen; allein wie schlecht lenkt nun v. 6. ein, wo eben dies, daſs sie dasjenige nicht erreichen konnten was die Wirkung der richtigen Lehre ist, als die Ursache dargestellt wird, warum sie sich zur ματαιολογία gewendet. Doch das wollen wir nur als die äuſserste Unbeholfenheit bemerken, wie schwer es dem Verfasser war von einer so leichten Abschweifung, die kaum eine ist, zurükzukehren, um uns auf anderes vorzubereiten. Lesen Sie nun v. 8. ob Sie nicht erwarten müssen nun zu hören wozu wol in christlichen Gemeinen das Lehren des Gesezes noch anzuwenden wäre? Statt dessen erfahren Sie v. 9. daſs es für den Christen, den begnadigten und in der Heiligung begriffenen kein Gesez giebt, sondern nur für den groben Sünder. Wie soll nun dies zusammen gehn? Hatte der Verfasser v. 9. u. 10. wie man aus der reichen Ausführung schlieſsen muſs, schon im Sinne: so muſste in der That v. 8. ganz anders lauten. Wollte er aber im Ernst von dem richtigen Gebrauch des Gesezes reden: so muſsten ja v. 9. ganz andere Dinge folgen. Was hat also den Verf. geleitet? das Wort νόμος und die Erinnerung an das was Paulos anderwärts darüber gesagt hat. Nur die Ansicht Gal. 3, 23. wuſste er nicht herauszubringen sondern nur anzudeuten durch das Spiel zwischen νόμος und νομίμως, was mich wundert woher er es wol haben mag, und springt lieber ab zu der Gal. 5, 23. bei der er es wohlfeil hat sie durch den Gegensaz auszudrükken. — Wie flikken sich nun aber dem bisherigen die Worte an ὃ ἐπιστεύθην ἐγώ καὶ χάριν ἔχω τῷ ἐνδ. und was weiter daran hängt? Das καὶ ist wol richtig; denn ohne Verbindungspartikel fängt unser Verfasser nicht an — betrachten Sie nur das οὖν Cap. 2, 1. — ausser wo er sich in der Nachahmung befindet, oder in einer Reihe Imperativen. Allein mögen Sie es auch löschen; ich gehe dann nur etwas weiter zurükk, und frage wie kommt er auf das ὃ ἐπιστεύθην ἐγώ, woran doch das folgende mit oder ohne καὶ so sichtbar hängt? Theodoretos, der auch das καὶ wol nicht gelesen hat, knüpft doch diesen Saz so an „ὁ μέν τοι θεῖος ἀπόστολος εἰρηκὼς πεπιστεῦσθαι τὸ εὐαγγέλιον, εἰς μνήμην ἦλθεν ὧν πάλαι κατὰ τῆς ἐκκλησιάς ἐτόλμησε", und auch das folgende ſindet er nun natürlich καὶ ὕμνοις τὸν εὐεργέτην ἠμείψατο. Allein wie er nun dazu gekommen dessen daſs ihm das Evangelium anvertraut worden, was Timotheos mit den Ephesern schon lange wuſste, hier zu erwähnen, davon sagt uns der gute Vater nichts. Sie aber werden mich vielleicht auf eine ganz ähnliche Verbindung verweisen Eph. 3, 7. flgd. allein dort redet der Verf., es sei nun ganz oder doch gröſstentheils, zu solchen die ihn und seine Amtsführung nicht unmittelbar kannten, und noch mehr es ist die Rede von der ihm so besonders anvertrauten Verkündigung desselben unter den Heiden in Bezug auf die anbefohlene Einigkeit dieser und der Juden in der Gemeine. Dasselbe gilt auch von Kol. 1, 23. 25. Wie kommt aber die ganze mit dieser müssigen Erinnerung beginnende Stelle v. 12—16. hieher? Denn jenes ὃ ἐπιστεύϑην ἐγώ selbst sehen wir nun wol wie es sonst nur an dem Worte ἐυαγγέλιον hängen würde. Was für eine Veranlassung kann Paulos gehabt haben hier so besonders seines ehemaligen gegen das Christenthum feindlichen Betragens zu gedenken, die nicht deutlicher auf irgend eine Weise an den Tag kommen müſste? Ich bin nicht im Stande irgend eine zu sehen, und begreiſe nicht wie er sich hier diesen alten Irrthum so zu Herzen gehen läſst; denn eben so gut müſste er jedesmal wenn er seines Apostolats gedachte dieser Erinnerung nachhängen. Wie ganz anders ist es in der ähnlichen Stelle 1 Cor. 15, 8. flgd.! denn da bringt ihn das Gesicht worauf seine Bekehrung sich gründete darauf, und da hiebei seinen zum Theil abgeneigten und ihn nachtheilig mit den andern Aposteln vergleichenden Lesern seine frühere Denkungsart einfallen muſste, so war es natürlich, daſs er nicht das Ansehn haben wollte dies zu vermeiden, sondern ihnen dabei zu Gemüthe führte, wie wenig dies dem Werth seiner apostolischen Arbeiten Eintrag thäte. Und wie natürlich ist die Art wie er dort davon redet gegen die wunderlichen Selbstbeschimpfungen hier! CHRYSOST. vergleicht diese mit der Milde, womit PAULOS RÖM. 10, 2. den Unglauben der Juden entschuldiget, und rühmt nun unsere Stelle der groſsen Demuth wegen „ὁρᾷς τὴν καταφορὰν αὐτοῦ πῶς οὐκ ἔστι φίλαυτος; πῶς συνεσταλμένην κέκτηται τὴν διάνοιαν;“ THEODORETOS verwundert sich doch darüber „τῶν δὲ ἁμαρτωλῶν πάντων πρῶτον ἑαυτὸν φάναι καὶ αὐτὸν ὑπερβαίνει τῆς ταπεινοφροσύνης ὅρον“ und scheint anfänglich das folgende von der ὑποτύπωσις für noch stärker zu halten; allein allmählig liest er sich hinein, und schlieſst auch damit „ἀλλ᾽ ὁ μὲν θεῖος ἀπόστολος ταῦτα εἴρηκε μετρίῳ κεχρημένος φρονήματι. Er sollte sich lieber nicht hineingelesen haben; denn es bleibt ein ungeheurer Unterschied zwischen dieser und allen andern Stellen wo Paulos jener früheren Zeit erwähnt. Erinnern Sie sich auſser den beiden schon erwähnten nur noch an Gal. 1, 13—15. und Phil. 3, 6. Gewiß hier haben wir einen Anderen, der der Demuth etwas zu viel thun will, und ohne Ursach recht ungeschikt hineinplumpt. Dazu kommt noch die schlechte Fülle v. 14. mit der die Ausleger nicht wissen was zu machen. Heinrichs nimmt hier eine Steigerung an: „ich habe nicht nur Verzeihung erhalten, sondern bin auch zum Diener der neuen Religion bestellt worden" allein eine solche wäre bei dieser Fülle in der That zu dunkel angegeben, um so mehr da ihr eigentlich v. 16. ganz widerspricht. Noch wunderlicher ist des Theodoretos Erklärung P. 642. ἔδειξε πρὸς οἷς ἔλαβεν ἅπερ αὐτὸς συνεισήνεγκε. τυχὼν γάρ τῆς ἄνωθεν χάριτος, τὴν πίστιν καὶ τὴν ἀγάπην προσήνεγκεν. Dies wäre noch ungehöriger, aber ich will mir diese Erklärung nicht weiter zu Nuze machen, sondern halte ganz einfach diesen Vers nur für eine weitere Ausführung des ἠλεήθην und für ein Anwachsen der falschen Demuth, daſs Paulos sich wundern soll daſs die Gnade Christi sich bis auf ihn erstrekte, er der recht gut wuſste was für ein Werkzeug Christus an ihm hatte, und sich Gal. 1, 15. weit würdiger darüber so ausläſst, daſs er schon von Mutterleibe berufen gewesen, und daſs es so habe kommen müssen. Dies ist gewiſs die natürlichste Erklärung; aber sehen Sie nun wie v. 15. wieder einen eignen eingeschobenen Saz für sich bildet, ziemlich müſsig und die Formel πιστὸς ὁ λόγος wunderlich miſsbrauchend, als ob Paulos für sich oder den Timotheos noch einer besonderen Bekräftigung dieses Sazes bedürfte. Und nun anstatt wieder einzulenken, wie es in der ähnlichen Stelle 1 Cor. 15, 11. so leicht und brieflich ungezwungen geschieht und hier auch hätte geschehen können, geht er nun gar in eine Doxologie über, wodurch er denn aus seinem Gegenstand, recht wie einer der sich nicht zu helfen weiſs, sich ganz herausstürzt, um v. 18. wieder hineinzuspringen, und auch das vergeblich. Durch diese Doxologie verliert aber nicht nur das bisherige ganz den Charakter des beiläufigen, den es doch als zwischen den eigentlichen Gegenstand eingeschoben an sich trägt, sondern sie steht auch ganz anders als Sie irgend eine Paulinische Doxologie finden werden. Vielmehr stehn diese Belobungen gröſstentheils nur da wo ein ausführlich abgehandelter Gegenstand zu Ende, und zu einem überzeugenden Grade der Klarheit gebracht ist. So Röm. 11, nachdem das Verhältniſs der Erwählung des jüdischen Volkes zu der Einsezung und dem Gange des Christenthums auseinandergesezt worden; eben so 1 Cor. 15. am Ende der Belehrung über die Auferſtehung, und die fast nur angedeutete 2 Cor. 9, 15. am Ende der Aufforderung zur Beisteuer, und Eph. 3, 21. wo der erste Theil des Briefes schlieſst und hernach die besonderen Vorschriften anheben. Nur die eine Röm. 14. übergehe ich, weil ihre Stelle unsicher ist, aber offenbar hat auch sie ganz das Ansehn etwas zu beschlieſsen. Die einzigen Ausnahmen die Sie anführen könnten, wären wol jene bekannte Röm. 9, 5. die auch den Gegenstand nachdem er kaum begonnen nur unterbricht. Allein sie unterbricht ihn wol nicht einmal, sondern gehört noch zum Anfang, und ist offenbar nichts anders als eine anders gewendete Wiederholung der v. 1. gegebenen Bekräftigung durch lobpreisende Theilnahme an den kurz aufgezählten Vorzügen des Volkes. Noch scheinbarer ist der unsrigen ähnlich Röm. 1, 25. doch werden Sie nicht übersehen wie dort der Gegensaz zwischen dem κτίσας und der κτίσις durch die Doxologie herausgehoben wird, und die Freude des Gottverehrers bei dem innern Abscheu gegen den Gözendienst so natürlich die Rede durchbricht. Bei der unsrigen hingegen werden Sie nichts dergleichen aufzufinden wissen, und sie steht warlich nur da um zu brechen was sich nicht mehr wollte biegen lassen. — Nach einer solchen schlechthin abbrechenden Formel nun war beides gleich leicht zu einem neuen Gegenstand überzugehn oder in den alten wieder hineinzuspringen. Offenbar thut unser Verf. das leztere; denn die παραγγελία die πίστις und ἀγαθὴ συνείδησις alles führt uns auf v. 5. zurükk. Warum aber? Denn es folgt nun gar keine Anweisung, wie eigentlich, sondern nur eine Ermunterung daſs überhaupt Timotheos das Wort verkündigen und gegen die Irrlehrer streiten solle! Sie werden sagen im zweiten Briefe an denselben fänden sich auch nur solche Ermunterungen; allein wie anders ist auch der Fall! Paulos ist dort voll von der Erfahrung, wie nachtheilig Gefahren aller Art auf seine Genossen wirken konnten, und dem will er vorbeugen durch Ermunterungen. Und gegen die dort vorhandenen Irrlehrer hatte damals Timotheos den Apostel schon vielfältig genug streiten gesehen. Hier hingegen ist es recht als kehre unser Mann noch einmal zurükk um noch etwas vergessenes anzubringen; ich meine die προαγούσας προφητείας die ich unmöglich anders als die Alten erklären kann, und von denen sich wahrscheinlich in irgend einer Lebensbeschreibung des Timotheos Sagen erhalten hatten. Doch vielleicht finden Sie die Alten, die

Grot. zu dieser Stelle anführt, zweideutig, ob sie nicht nur eine dem Apostel wiederfahrene Offenbarung, eine von ihm selbst wörtlich und thätlich ausgesprochene Prophetie meinen. Theodoret. braucht sogar in seiner Erklärung nur das Wort ἀποκάλυψις. Allein in Paulos Munde wäre dies ganz und gar sprachwidrig und ungewohnt, daſs er eine Offenbarung des Geistes, die ihm unmittelbar geworden und ihm also ein innerliches war, προφητεία oder irgend wie anders als ἀποκάλυψις nennen sollte. Dasselbe spricht auch zu deutlich aus dem προάγειν. Ist aber nicht diese Berufung dem Apostel ganz fremd, der wo er selbst zu handeln hatte Weissagungen von dem Erfolg wenig achtete Act. 21, 11. flgd. und sich gewiſs am wenigsten in diesem Theile seines Berufes, der Ansezung von Lehrern und der Wahl von Gehülfen, von Andern leiten lieſs? Um nun das zweite anzubringen den Hymen. und Alex. sehen Sie nur wie dürftig die Wendung aus v. 6. faſt wörtlich wiederholt wird. Das βλασφημεῖν ist wol schwerlich anders als von Lästerung und zwar des reinen Christenthums zu verstehen. Wie Sie es aber auch nehmen mögen, Sie gelangen dadurch zu keinem bestimmteren Bilde von den beiden Männern. Es ist einmal umsonst die einzelnen Züge zu vereinigen, und das vergebliche Bestreben kann nur in neuer Verwirrung endigen. Den Chrysost. hat der vorige falsche Gebrauch von ζήτησις so irre gemacht, daſs er ebenfalls in diesem gutmüthigen Bestreben das βλασφημεῖν zurükführt auf das λογισμοῖς ζητεῖν τὰ θεῖα. So schlecht muſs man die Sprache bereichern, wenn man hier einen Schriftsteller voraussezt, von dem man eine bestimmte Zeichnung gewohnt ist.

Nachdem nun über die Irrlehrer auſs neue nichts ordentliches gesagt worden, springt er ganz plözlich auf einen andern Gegenstand über, nemlich das gemeinschaftliche Gebet. Bemerken Sie doch bei dem gänzlichen Mangel jeder Spur von Verbindung das οὖν, ob Sie sich wol anheischig machen möchten irgend sonstwo bei PAULOS ein solches aufzuweisen. Vorzüglich aber sehen Sie, wie geschwind er auch hier wieder herausfällt. Es ist gut für Alle zu beten — ich möchte aber deshalb nicht den Kaiser ausschlieſsen, wie HEINRICHS durch die Parenthese zu thun scheint, von dem Gedanken daſs er auch solle zur Erkenntniſs kommen. THEODORETOS stimmt mir bei „ὁ δὲ θεῖος ἀπόστολος οὐ τούτου μόνου χάριν τὰς ὑπὲρ τούτων γίνεσθαι δεήσεις παρεγγυᾷ, ἀλλ' ἵνα καὶ τῆς ἀσεβείας παυσάμενοι μεταμάθωσι τὴν εὐσέβειαν. Und der Zusammenhang, auf den dieser Vater mehr sieht als wol die anderen, gewinnt offenbar dadurch. Aber freilich auf der andern Seite betet wol Niemand um etwas so fern von dem natürlichen Gang der Dinge liegendes als zu PAULOS Zeit die Bekehrung des römischen Kaisers war! — also es ist gut für Alle zu beten, weil Gott will daſs Alle zur Erkenntniſs kommen sagt er v. 3 u. 4, und hiemit sagt er schon wieder dem besonderen Gegenstand Lebewol um sich in eine ganz allgemeine Betrachtung zu verlieren. Und freilich ist es ganz Paulinisch von hier auf CHRISTUM zu kommen, der eben gesendet war um Allen dies Gelangen zur Erkenntniſs zu vermitteln. Das hätte auch PAULOS wol eingeflochten; aber so ganz von seinem Gegenstande verloren hätte er sich nicht. Auch die Formel: „Denn es ist Ein Gott und Ein Mittler" ist doch für ihn zu schlecht hier, weil sie einen Gegensaz voraussezt, entweder der Idolen gegen Gott oder wie

Röm. 3, 30. der Juden gegen die Heiden. Das wäre schon nöthig um das εἷς θεὸς herbeizuführen; was meint aber vorzüglich der μεσίτης hier? Im Brief an die Hebr., wo und sonst nirgends Christus μεσίτης genannt wird, hängt das auch überall mit der von ihm gestifteten διαθήκη zusammen, und jenes Wort kommt ohne dieses gar nicht vor. Dieser Sprachgebrauch gründet sich auf die dort überall herrschende Vergleichung des Judenthums mit dem Christenthum; denn Moses war ursprünglich der μεσίτης dieser συνθήκης zwischen Gott und dem Volke. So nennt ihn auch Paulos Gal. 3, 19. Allein eben deshalb möchte ich fast behaupten, es sei nicht recht Paulinisch Christum μεσίτης zu nennen, weil eben Paulos die Vergleichung so nicht macht, sondern gerade von dieser Seite den Gegensatz feststellt, wie eben in der angezogenen Stelle deutlich zu sehen ist.

Die Stelle Kol. 1, 20. handelt offenbar nicht von einem solchen Vermitteln zwischen Gott und den Menschen. Doch sei dem wie ihm wolle, hier ist der Ausdrukk durch gar nichts vorbereitet, und kann seine eigenthümliche Bedeutung gar nicht geltend machen, macht sich also auch verdächtig nur entlehnt und aufgegriffen zu sein. Eben so wenig ist das *ἀντίλυτρον* auf das *εἰς ἐπίγνωσιν ἀληθείας ἐλθεῖν*, wovon doch die Erwähnung Christi hier durchaus abhängt, nur im mindesten bezogen. Nein, gestehen Sie mir, so schreibt Paulos nicht, so zweklos flattert seine Sprache nicht umher. Die schönen Worte *τὸ μαρτύριον καιροῖς ἰδίοις* nehmen Sie wie es Ihnen am bequemsten ist. Das Leiden Christi, wovon alle Alten sie einstimmig erklären, hat doch hier gar keine Stelle, und wenn Paulos sich sonst ausdrüklich Verkündiger des Kreuzes nennt, so geschieht auch das in einer bestimmten

Beziehung, die sich hier gar nicht findet. Ich weiſs nichts Besseres als sie mit dem Folgenden zu verbinden, als ob der Verf. hätte sagen wollen τοῦτό ἐστι τὸ μαρτύριον εἰς ὃ καιροῖς ἰδίοις κ. τ. λ. und wer weiſs ob er nicht, den Brief noch vor sich habend das καιροῖς ἰδίοις aus Tit. 1, 3. genommen hat. Aber sehen Sie wie wunderbar armselig er wieder denselben Weg geht, und sich gar nicht halten kann, schon wieder als Paulos auf sich selbst zurükzukommen, und zwar mit einer, wie ich Ihnen schon bemerkt, rein und zwiefach abgeschriebenen Stelle. Nachdem er nun wiederum seinen Gegenstand so plözlich im Stich gelassen, was sollen wir von v. 8 flgd. glauben? Denken Sie er will wieder zu derselben verlassenen Materie zurükkehren; so müssen wir glauben er wolle nun mehr in das Besondere hineingehen, was Männern und Frauen zieme beim Gebet. Allein von den

Männern wird doch gar nichts neues gesagt, als das *ἐν παντὶ τόπῳ* was wiederum kein besonderes ist. Von den Frauen v. 9. flgd. zwar Besonderes genug; allein was keinesweges das Gebet allein betrifft, und so hätte er denn diesen zweiten Gegenstand eben so schnell zum zweitenmal verlassen. Ueberhaupt ist es schwierig, auch nur von Anfang an v. 9. auf das Gebet zu beziehen. Die Alten thun dies freilich durchgängig, wie in Oekum. „*ὡσαύτως, τουτέστι βούλομαι αἴρειν ὁσίους χεῖρας*", und Chrys. der auch das *χωρὶς ὀργῆς καὶ διαλογισμοῦ* mit unter dem *ὡσαύτως* versteht, damit man sich nicht wundere daſs kein besonderes inneres *κόσμιον* der Weiber aufgeführt wird, sondern nur noch das äuſsere hinzugefügt. Eben so verstand es auch Theod. wie man aus seinem Zusaz sieht „*μία γὰρ ἡ φύσις, καὶ μία ἡ χάρις.*" Und in der That kann auch das *ὡσαύτως* keine andere Beziehung haben, und die neueste Erfindung, es zu übersezen „mit gleicher apostolischer Autorität," deren hier nicht die mindeste Erwähnung geschehen war, ist doch zu sonderbar. Allein auf der andern Seite, wie will man mit der Structur fertig werden, welche wegen des ohne alle Verbindung hinzugefügten Infinitivs κοσμεῖν ἑαυτὰς zu dem ὡσαύτως fast nur βούλομαι zu suppliren erlaubt. Demnach wäre unser Text schon v. 9. nicht mehr beim Gebet, sondern bei Vorschriften über die Kleidung der Frauen, und schwerlich nur bei den Versammlungen, denn ἐπαγγελλόμεναι θεοσέβειαν muſsten ja die Christinnen auch sonst sein. Theod. weiſs sich diesen plözlichen Uebergang auch nicht anders zu erklären als indem er sagt λέγει δὲ καὶ τὰ ταύταις ἁρμόττοντα, und Grot. fügt dies, wie er denn oft nichts anderes thut, der Glosse aus dem Oekum. hinzu. Sollen wir nun auch v. 11. unter diese ἁρμόττοντα ziehen, und um doch einigen Zusammenhang in die ganze Stelle zu bringen sagen, von Anfang unseres Capitels an sei eigentlich der Zwekk mehrere einzelne Vorschriften zu geben über die Einrichtungen und das Betragen in den öffentlichen Versammlungen, und nach v. 8. müsse man eigentlich einen Absaz machen, und das ὡσαύτως auf das παρακαλῶ v. 1. zurükbeziehn und also als das zweite Glied zu jenem πρῶτον ansehen? Das klingt unstreitig noch am besten! wenn nur nicht die offenbare Beziehung zwischen v. 8 u. 9. durch τοὺς ἄνδρας und τὰς γυναῖκας gegeben wäre, und wenn uns nicht v. 12. das αὐθεντεῖν ἀνδρὸς mit seinem Anhang käme. So scheint denn nichts anderes übrig zu bleiben, als daſs unserm Verf. beim Zurükkehren v. 8. das τοὺς ἄνδρας so herausgefahren war, weil er wirklich auch von den Frauen in Beziehung auf das Gebet sprechen wollte, nun fiel ihm aber eben dabei die groſse Stelle, nicht etwa 1 Kor. 11. ein, denn mit der konnte er schwerer etwas anfangen, sondern vielmehr die allgemeinere 1 Petr. 3., wo nachdem das ganze Verhältniſs der Knechte durchgenommen war, nun noch das ganze Verhältniſs der Frauen durchgenommen wird, und von daher bringt er nun alles in der Ordnung wie es sich thun läſst. Dem Paulos aber sieht es gar nicht ähnlich, sich von seinem Gegenstande durch ein untergeordnetes Glied ganz abführen zu lassen, vielmehr haben wir das klare Beispiel des Gegentheiles vor uns. Nemlich in der lezten Hälfte seines ersten Brieſes an die Korinthier redet er von dem Anständigen in den christlichen Versammlungen, und zwar zuerst von Seiten der ganzen Gemeine, wo er denn zweierlei vorzüglich zu tadeln fand, die Kleidung der Frauen und die Unordnung bei den

Agapen, was er daher beides unmittelbar hintereinander Cap. 11. abhandelt; demnächst aber auch von Seiten derer die in der Gemeine lehrend auſtreten, wo ihm das wichtigste war das Verhältniſs der πνευματικῶν und der προφητῶν, und erst hier bringt er dann Cap. 14. die Vorſchrift daſs Frauen überall gar nicht lehrend auſtreten sollen, keinesweges lieſs er sich verleiten sie schon jener ersten Stelle, weil doch einmal von Frauen die Rede war, anzuhängen. — Das folgende v. 11 u. 12. hat ganz das Ansehn einer Reminiscenz aus 1 Kor. 14, 34. 35. nur muſs man zweifeln daſs derselbe Paulos in unserm Briefe das Schweigen der Frauen als ein von ihm ausgehendes Gebot „οὐκ ἐπιτρέπω“ angeben sollte, der es in jenem Briefe ausdrüklich als eine allgemeine Sitte aller christlichen Gemeinen anführt „οὐ γὰρ ἐπιτέτραπται“ vgl. v. 33. u. 36. Dies ist schon ganz sonderlich, und Sie werden es schwerlich damit vertheidigen wollen, daſs Paulos zu Ephesos und gegen den Timotheos nicht nöthig gehabt sich auf eine andere Autorität zu beruſen, wol aber zu Korinth. Denn wenn doch nun offenbar ist, daſs er das Gebot nicht gegeben hatte, so hätte er doch hier wenigstens sagen müssen „ich erlaube es in meinen Gemeinen eben so wenig als Andere in Andern." Wie Paulinisch nun aber erst das folgende sein kann v. 13—15. das überlegen Sie selbst. Ich meines Theils kann mir weder den groſsen Nachdrukk, der hier auf die frühere Schöpfung, die noch dazu mit dem Lehren oder Nichtlehren in so gar keiner Verbindung steht, gelegt wird, als eine Ansicht des Mannes denken, der nicht lange zuvor 1 Cor. 11. wo doch nur von der Andeutung eines äuſsern Vorranges die Rede war, nachdem er sich v. 8. u. 9. hierauf berufen sich selbst gleichsam berichtiget durch die Worte v. 11. „πλὴν οὔτε γυνὴ χωρὶς ἀνδρὸς οὔτε ανὴρ χωρὶς γυναικὸς" und lieber zu andern Gründen seine Zuflucht nimmt; noch auch kann ich glauben, daſs Paulos so die erste Sünde auf Eva im Gegensaz von Adam zurükgeschoben habe, fast um dieselbe Zeit wo er den Brief an die Römer schrieb, zumal auf eine so grelle Weise „ὁ 'Αδάμ οὐκ ἠπατήθη." Den guten Vätern machte dies auch genug zu schaffen; da soll πρῶτος zu verstehen sein, da soll es ärger sein sich von der Schlange betrügen lassen als von seiner Genossin, und dann soll man noch bedenken „ὡς ὁ θεῖος ἀπόστολος πρὸς τὴν προκειμένην χρείαν ἐξυφαίνει τοὺς λόγους". Aber wo ist denn diese χρεία? warum bringt denn Paulos 1 Kor. 14. nichts dergleichen vor? „αἰσχρόν ἐστι γυναιξὶν ἐν ἐκκλησίᾳ λαλεῖν" damit begnügt er sich dort, und verwikkelt sich nicht in solche unhaltbare Dinge. Ja was meinen Sie ob wol PAULOS damals als er 1 KOR. 7. schrieb, wenige Monate auf jeden Fall vor der Abſassung unseres Brieſes könnte das nur gewesen sein, der Meinung gewesen ist, daſs die Seligkeit des weiblichen Geschlechts vom Kinderzeugen abhange, und er dennoch, wenn er dies nur irgendwie geglaubt — freilich nicht etwa nur, daſs das Kinderzeugen ihr Heil nicht hindern würde, das ist aber auch für die Worte zu wenig, denn διὰ heiſst doch nie und nirgends „ohnerachtet", sondern daſs irgend ein höheres Verdienst, ein βαθμὸς nach unserm Verf. dadurch zu erwerben wäre — er den Jungfrauen um der gegenwärtigen Noth willen könnte gerathen haben, wenn sie es könnten ledig zu bleiben? Oder so neuerlich sollte diese altjüdische Ansicht ihm wieder eingeleuchtet haben, ohne daſs er in unserem Briefe auf die frühere Meinung auch nur im mindesten Rüksicht genommen, ohnerachtet diese nach 1 Kor. 11, 17. seine allgemeine Praxis und nach v. 40. seine sehr feste Ueberzeugung war? Auch hier winden sich unsere kommentirenden Väter sehr ängstlich, da sie alle aus einer Zeit sind wo man schon viel Aberglauben trieb mit der Jungfrauschaft. Am künstlichsten spielt Hieronym. mit unserer Stelle adv. Iovin. Ed. Paris 1706. I. P. 170. wo er meint die Seligkeit beruhe eben darauf daſs die Kinder in der Jungfrauschaft blieben, so daſs jedes Geschlecht die Sorge für seine Seligkeit dem folgenden zuschiebt um sie auf Kosten eines dritten zu bewirken. Wieviel Mühe hätten sie sich gespart, wenn sie gemerkt hätten daſs Paulos das doch nicht könne gesagt haben! Beiläufig muſs man wol, wie er thut, das μείνωσιν auf τέκνα beziehen, auch grammatisch — denn dies ist nicht die Art wie Paulos aus einer Zahl in die andere überzugehn pflegt, aber sehr wol konnte der Verf. hier ohnerachtet man aus τεκνογονία nur τέκνα herausnehmen kann doch μείνωσι sagen, eben um den Miſsverstand zu vermeiden — besonders aber weil die Rede doch dadurch an Zusammenhang und Verstand gewinnt. Doch ich vergesse, daſs jezt eigentlich nur vom Zusammenhang die Rede ist unter uns, und erinnere Sie nur noch einmal daran, wie der Verf. stufenweise von seinem Gegenstand herunter gefallen ist, und ihn keinesweges abgehandelt sondern nur aus der Hand hat fallen lassen.

So ist es ihm also zweimal mit seinem Gegenstande ergangen! ein Dritter geht mit dem dritten Cap. an, und mit diesem scheint es nun weit besser zu gehn; denn wirklich dreizehn Verse hindurch bleibt der Zusammenhang ununterbrochen. Aber lassen Sie uns doch genauer zusehen was für eine Bewandniſs es eigentlich hat mit dieser Besserung. Die Frage ob „πιστὸς ὁ λόγος" zum vorigen als Schluſs gehört nach Chrysost. oder zum folgenden als Anfang, wollen wir unentschieden lassen, und uns nur gleich an das begehrte Bischofsamt halten. Vergleichen Sie nun die Eigenschaften die von einem solchen v. 1—7. gefordert werden mit Tit. 1, 5—9., so finden Sie die genaueste Uebereinstimmung nicht nur in der ganzen Physiognomie sondern auch in den Einzelheiten. In der angezogenen Stelle schlieſst sich der Anfang der Beschreibung durch die Wendung „εἴ τις ἐστὶν κ. τ. λ." an die Aufgabe selbst an; diese Wendung wird aber bald verlassen, und deshalb fängt unserer lieber gleich mit dem „Δεῖ οὖν" an statt des „Δεῖ γάρ." Sonst läſst er nichts Bedeutendes aus, sondern faſst höchstens einige Prädikate unter einige andere ihm geläufigere Worte zusammen, sezt auch auſser dem schon gerügten νεόφυτον, was wol nur später ein Kanon gewesen sein kann, nichts hinzu als einige schlechte Wiederholungen, so daſs es mich auch nicht wundern sollte wenn er auch dem μὴ αἰσχροκερδῆ aus Tit. 1, 7. noch sein eignes ἀφιλάργυρον hinzugefügt hätte. Dagegen aber scheint er einiges aufgenommene nicht richtig verstanden, oder wenn auch das, doch ein klein wenig in seine eigne Zeit hineingebeugt zu haben. Die Worte nemlich μιᾶς γυναικὸς ἀνὴρ Tit. 1, 6. haben wir nicht die mindeste Ursach anders als von der eigentlichen Polygamie zu verstehn, und jedermann muſs dem Theodoret p. 653. beipflichten, daſs Paulos sonst nirgends die zweite Ehe verdammt, und die ganze Beschreibung hier giebt uns auch nicht das mindeste Recht anzunehmen daſs er für den ἐπίσκοπος noch eine eigenthümliche Heiligkeit nebenbei gefordert habe. Können Sie aber in unserm Briefe die Worte eben so verstehen? Nicht füglich, wenn Sie anders darin mit mir einig sind, daſs man unsere Worte und die Worte *ἑνὸς ἀνδρὸς γυνὴ* Cap. 5, 9. auf einerlei Weise verstehen muſs, wie Sie doch hoffentlich sein werden. Denn von einer eigentlichen Polyandrie ist doch nirgends die Rede gewesen in jenen Gegenden. Wer aber in beiden Stellen nur den Ehebruch will angedeutet finden, der gebe nur der Wahrheit die Ehre, und gestehe, daſs ihm bei der ersten Stelle die Auslegung nicht eingefallen ist, sondern nur bei der zweiten, und daſs er sie nur annehmlich findet als ein Mittel die Widersprüche zu heben, nicht aber meint es werde natürlicherweise so gesprochen, da Paulos weder *μοιχεία* noch *πορνεία* sich scheut auszusprechen. Vielmehr wird gewiſs jeder der unsern Brief unbefangen für sich liest, und an keine Aufgabe denkt, ihn mit sonst etwas als

nur

nur mit sich selbst in Harmonie zu bringen, hier gewiſs ein Verbot der zweiten Ehe finden, und zwar nicht ein allgemeines sondern nur für die welche nach kirchlichen Aemtern streben. Dies ist nun offenbar nicht Paulinisch, sondern steht in der Mitte zwischen der Paulinischen Praxis und der späteren, wo man von einem Bischof als besondere Heiligkeit verlangte er solle sich der Frau enthalten. Eben so mit Hindeutung auf eine etwas spätere Zeit unterscheidet sich auch in Absicht der Kinder unser Brief von dem an den Titos. Denn die Worte des letzteren τέκνα ἔχων πιστὰ sind kaum anders zu verstehen, als der Presbyter solle nicht Kinder haben welche sich nicht zur christlichen Gemeine halten, was natürlich vielerlei Unannehmlichkeiten und Miſsverhältnisse fast nothwendig hervorbringen muſste. Unser Brief weiſs hievon nichts, wiewol die Vorsicht nöthig gewesen wäre an einem Orte, wo sich bedeutende Feindschaft gegen das Christenthum gezeigt hatte. Allein freilich zu einer Zeit, wo es schon leicht war alte Christen zu wählen, verstand sich dieses von selbst und bedurfte keiner Erwähnung mehr. Was sagen Sie aber dazu daſs unser Brief aus der einen Beschreibung zwei macht, eine des ἐπίσκοπος und noch eine des διάκονος, zu den Verdoppelungen die wir schon im Einzelnen rügten, nun noch eine im Groſsen? und warlich eine ganz ähnliche! Denn das διλόγος und etwa sonst noch eine wenig bestimmtes aussagende Phrasis ausgenommen, finden Sie doch auch hier nichts was die vorige nicht auch enthielt, am allerwenigsten aber etwas auf das eigenthümliche Geschäft der Diakonen sich beziehendes, die ja mit dem μυστήριον τῆς πίστεως grade am wenigsten zu thun hatten. Wollen Sie dies für Paulinisch halten? auch nur neben dem Brief an den Titos wo die Vorschriften für die Geschlechter und Alter so charakteristisch sind, diesen armseligen Aufwand an Wiederholung für Paulinisch? Vielmehr muſs man sagen, der Verfasser hat nicht einmal Aufmerksamkeit genug angewendet, um aus der allgemeinen Beschreibung im Briefe an den Titos — denn in den angehenden kleinen Gemeinen auf Kreta fand Paulos vielleicht noch nicht einmal rathsam beides zu sondern — die rechten Merkmale, wie *φιλόξενος φιλάγαθος δίκαιος*, für den Diakonos aufzusparen. Und hier, wo der Verfasser einen eignen Zusaz ausspinnt, scheint auch der Zusammenhang gleich einen argen Stoſs zu bekommen durch die Art wie die Frauen plözlich zwischen eingeklemmt werden. Doch ist es damit so arg nicht, wenn man nur nicht Diakonissinnen versteht unter diesen Frauen, was schon deshalb, weil weiter unten von jenen ausführlich gehandelt wird nicht wol angeht, und auch hier, weil doch die Diakonen gleich wieder kommen, allzuschlecht stände; sondern nur von Frauen der Diakonen, und also auch von einem Attribut der lezteren ist die Rede, aber freilich auch das schlecht genug gestellt, da es ja eben so von den Frauen der Bischöfe gelten muſs. — Aber nachdem er sich dreizehn Verse hindurch gehalten, bricht nun auch der Unzusammenhang desto kräftiger hervor, und wir stoſsen uns nun fast an jedem Worte. Zuerst kommt uns ein Vorsaz des Verf. entgegen bald nach Ephesos zurükzukehren, den Paulos zu der Zeit wo er den Brief muſste geschrieben haben gar nicht haben konnte, und bei dem wenn er ihn hatte die meisten der eben gegebenen Vorschriften unnöthig waren, und mehr ins Blaue hinein für die Zukunft als für den Timotheos berechnet. Dann ist doch in allem bisherigen gar wenig von dem „πῶς δεῖ ἐν οἴκῳ θεοῦ ἀναστρέφεσθαι" und dies selbst wäre eine ungenügende Ueberschrift für die Lehren die dem Oberaufſeher und Anordner einer Gemeine zu geben sind. Und nun erst wenn wir an v. 16. gehn wird alles lose und jede Verbindung höchst ungewiſs. Zuerst die Worte στύλος καὶ ἑδραίωμα τῆν ἀληθείας ziehen die Alten alle zum vorigen als Beschreibung der ἐκκλησία θεοῦ. Und gewiſs ganz recht; denn es wäre sehr wunderlich eine einzelne Wahrheit wie doch das folgende ist die Stüzze aller Wahrheit überhaupt zu nennen. Und auch grammatisch läſst sich wol nicht mit zwei Prädikaten wie στύλος und ἑδραίωμα die dritte bloſs adjektivische Bestimmung ὁμολογουμένως μέγα in eine Reihe stellen; sondern jeder auch der schlechteste würde sagen „denn die Stüze aller Wahrheit ist dieses eingestanden gröſste Geheimniſs" u. s. w. Daher muſs man offenbar bei ἀληθείας interpungiren, wodurch denn freilich das folgende sehr kahl geräth, daſs von diesem μυστήριον auf dessen Darstellung so viel Fleiſs gewendet ist, nichts weiter gesagt wird als es sei ὁμολογουμένως μέγα. Allein was will das kahle sagen gegen die weit gröſsere Schwierigkeit, wie wohl die Stelle hieher kommt und was sie hier soll. Sollen wir sie noch als Anhang ansehn zu dem Schluſs: so steht sie mit allem bisherigen in noch geringerer Verbindung als das ἐν οἴκῳ θεοῦ ἀναστρέφεσθαι, und niemanden wird wol befriedigen was Theodoret sagt „ταῦτα περὶ τῆς ἐκκλησίας εἰπὼν, ἀναγκαίως τὸν δογματικὸν παρεισήγαγε λόγον". Will man sie aber als Anhang des folgenden im vierten Capitel abgehandelten ansehn: so will das — abgerechnet die grammatischen Schwierigkeiten, die schon erwähnten wenn man bei στῦλος, und andere wenn man bei καὶ anfängt — auch sonst gar nicht gehn. Sehen Sie nur Heinrichs an, der diese Sache führt. Wenn Paulos v. 16. als Einleitung zu dem folgenden geschrieben hätte, um die Hauptlehre aufzustellen von welcher die Verführer abweichen würden: so müſste doch die weitere Beschreibung damit übereinstimmen; das folgende aber enthält nichts auch nur irgend gradezu gegen den Inhalt von v. 16. angehendes. Besser doch Theodoret, der v. 16. als Schluſs ansieht und meint bei dem ἀνελήφθη ἐν δόξῃ habe Paulos die Kezereien des Valentinus und Manes, welche unter andern auch die ἀνάληψις τῆς σαρκός läugneten, prophetisch vorausgesehn, und so knüpfte sich das folgende an, worin diese auch nach andern Hauptpunkten beschrieben wurden. Nur uns kann das auch sonst nicht befriedigen, wenn wir auch erst wüſsten wie es sich als Schluſs zum vorigen schikt. So sind wir denn rathlos über die Verbindung unseres Verses mit dem vorigen und folgenden, aber auch seine innere Anordnung ist nicht besser. Denn daſs eine Aufzählung wie diese auch historisch gestellt sein will, muſs jedem einleuchten. Wie kommt nun also die Himmelfahrt hinter die Verkündigung Christi unter den Heiden? Als Beweis, wie Theodoret meint, daſs der Verkündigung mit Recht geglaubt worden, weil der sie angeordnet im Himmel ist und zur rechten sizt? Zu diesem Beweise gehört ja aber wol das ἐδικαιώθη ἐν πνεύματι auch? damit reichen wir also nicht weit. Was das Ganze eigentlich sein mag gestehe ich gern nicht zu wissen. Irgendwoher genommen oder imitirt ist es gewiſs. Nur sonderlich poetisch, daſs es aus einem Hymnos sein könnte, finde ich es nicht, ehe möchte ich glauben es sei aus einer ὁμολογία oder sonst einer symbolischen Formel. Darum möchte es schwer sein hier alles genau aufs reine zu bringen, auch das ὤφθη ἀγγέλοις, wenn Sie nicht dabei an die Erscheinung CHRISTI unter den Aposteln denken wollen. Der wenigstens scheint mir zu bedauern, dem es gar leicht entfahren kann zu sagen ὤφθη ἀγγέλοις wenn er eigentlich sagen will οἱ ἄγγελοι ὤφθησαν αὐτῷ. Doch lassen Sie uns das übergehen! ich will ohnedies froh sein von den groſsen Uncialbuchstaben mit denen, ich weiſs nicht wozu, dieses μυστήριον in dem HEINRICHISCHEN Texte kundgemacht wird loszukommen.

Nachdem nun unser Verf. seiner bisherigen Rede einen pathetischen Schluſs aufgesezt hat, wie ihn PAULOS bisweilen macht wo er einen groſsen Gegenstand zu Ende gebracht hat, so sollte man denken es müsse nun etwas ganz Neues angehn. Es fängt auch freilich die zweite Hälfte des Briefes an, allein sie behandelt mehr oder weniger die alten Gegenstände. Hier sind wir nun wieder bei Irrlehrern, allein bei was für welchen, das ist die Noth zu bestimmen, wo auf eine so höchst verdrieſsliche Art zukünftiges und gegenwärtiges unter einander geworfen wird. Denn soviel ist doch offenbar, daſs der Anfang des vierten Cap. ohne die gröſste grammatische Gewaltthätigkeit nicht anders kann verstanden werden, als von etwas damals als der Brief geschrieben worden sein soll noch zukünftigem. Keinem Alten ist auch etwas anderes nur eingefallen, und ich würde es für verdorbene Zeit halten die Exposition zu widerlegen, die Heinrichs giebt, und die darauf beruht, der Apostel habe gemeint jene früher geweissagten *ὕστεροι καιροὶ* wären nun schon da. Und gewiſs wäre es auch verlorene Mühe, denn wer so lose Dinge behaupten kann, den kann man auch schwerlich bei etwas festhalten um ihn zu widerlegen. Daſs Paulos um diese Zeit die Wiederkunft

Christi nicht mehr für so nahe bevorstehend gehalten, daſs die lezten Zeichen schon müſsten eingetreten sein, das lieſse sich leicht zeigen, aber freilich nicht ganz kurz, und es gehört auch weniger hieher. Denn nahe oder fern, von etwas zukünftigen redet er anfänglich, und wir müssen uns wundern v. 7. schon wieder bei den Abweichungen zu sein, die vorher als das schon vorhandene geschildert wurden, und zwar ohne daſs der Verf. nur durch irgend ein Paar Worte den Unterschied der Zeiten andeutete. V. 6., der eben die Vorschriften in Absicht des künftigen zu enthalten scheint, an die er unmittelbar die für das gegenwärtige anknüpft, ist auch sehr unbeſtimmt und vieldeutig. Geht das ταῦτα nur auf die Belehrung v. 4 u. 5. so ist diese freilich auch den damaligen Irrlehren schon entgegengesezt, und es bedurfte um sie zu motiviren gar nicht der Erwähnung des künftigen. Geht es auf die Weissagung v, 1 — 3. zu der ohnedies v. 4 u. 5. nur ein Zusaz ist: so können Sie die Worte ταῦτα ὑποτιθέμενος nicht anders verstehen als „indem du nun diese Warnung vor der Zukunft fleiſsig einschärfst" wirst du ein καλὸς διάκονος des Herrn sein, was in der That so frostig ist als möglich und wozu sich der Zusaz ἐντρεφόμενος besonders gar nicht schikken will. Daher wol Chrys. u. nach ihm Oekum. es auſser beidem auch noch auf die Verkündigung des μυστήριον 3, 16 beziehn; allein wie gezwungen dies ist und wie unnatürlich dann der Nachdrukk und der ganz neue Anhang und die Wendung τὸ δὲ πνεῦμα ῥητῶς λέγει herauskomme, sieht jeder. Aus v. 1 — 5. aber eine Parenthese zu machen und v. 6 unmittelbar an 3,16 anzuknüpfen mit Heinrichs, dem widersezen sich schon die Worte ταῦτα ὑποτιθέμενος und noch mehr v. 7. und es wird auch sonst hoffentlich niemanden gefallen. Kurz von Paulos geschrieben verstehe ich dies wieder nicht; aber sehr gut verstehe ich es von einem zusammenstoppelnden Nachahmer. Vergleichen Sie nur 2 Tim. 3, 1 folgd. so erklärt sich Ihnen alles. Denn in Paulos Person redet unser Verf. vom zukünftigen, in seiner eignen aber die er nicht ganz zu entfernen versteht vom gegenwärtigen; daher läuft beides so durch einander. Auch könnte er nur so anfangen wie der wahre Paulos, aber nicht so fortfahren. Denn Paulos wollte den Timoth. nur ermahnen zur Beharrlichkeit in seinem Amte ohnerachtet jener Aussicht auf gewaltige Verführer in der Zukunft. 'Αλλ' οὐ προκόψουσιν ἐπὶ πλεῖον; unser Verf. aber hatte ihn ausdrüklich zurükgelassen um gegen die Irrlehrer zu streiten. Darum kann er auch dieselben Züge nicht brauchen, sondern hält sich lieber an dasjenige aus den vielfältigen Weissagungen über den groſsen Abfall, was sich an das von Ihm schon als gegenwärtig beschriebene anschlieſst; daher finden wir auch hier wieder nur Züge der judaisirenden, hier vielleicht etwas mehr essenisch, wie dort etwas mehr pharisäisch. Denn die Worte διδασκαλίαις δαιμονίων, ein Ausdrukk der sich mehr in der Iohanneischen Schule gebildet haben mag als er mir eigentlich paulinisch zu sein scheint, heiſsen doch nur eine Lehre die vom Teufel herkommt ohne einen Inhalt zu bezeichnen, und selbst die Alten, die hier eine Weissagung auf Gnostiker sehen, verstehen sie nicht anders. Darum lassen Sie uns das ταῦτα v. 6. immer nur auf das nächste v. 4 u. 5. beziehen, unser Mann verlangt es gewiſs nicht besser; und vergessen Sie überhaupt bei v. 6. nicht 2 Tim. 3, 10. 14. Wenn Sie nun weiter sehen, wie lose an dem lezten Zusaz v. 8. die folgenden v. 9 — 11. hängen, und wie sich das παράγγελλε ταῦτα καὶ δίδασκε sobald und unbeholfen wiederholt nach dem ταῦτα ὑποτιθέμενος, noch dazu ohne daſs auch nur irgend etwas besonderes inzwischen wäre beigebracht worden; und wenn Sie Sich wundern da doch das σωτὴρ v. 10. natürlich auf die ζωὴ μέλλουσα mit gehen muſs, wie es wol mit dem „πάντων ἀνθρώπων μάλιστα δὲ πιστῶν" beschaffen sein mag, da ja nach Paulos nur die πιστοὶ und gar kein anderer in das ewige Leben können gerettet werden, und endlich wie und durch welche Gedankenverbindung des μηδείς σου τῆς νεότητος καταφρονείτω wol hieher mag gekommen sein: so bin ich nicht derjenige, der Ihnen diese Räthsel anders lösen kann, als indem ich Sie bitte auf den Brief an den Titos hinüber zu sehen, wo Sie alles auf einem Blatte beisammen finden. Das ταῦτα λάλει καὶ παρακάλει —— μηδείς σου περιφρονείτω 2, 15 ist eine so auffallende Aehnlichkeit, daſs Sie hieraus allein schon schlieſsen müssen, ich führe Sie recht. Nun endiget sich hier allerdings eine Reihe von Ermahnungen die Paulos dem Titos für seine Gemeinen an die Hand giebt an Personen von allen Altern und Ständen, so daſs Sie das μηδείς σου περιφρονείτω, noch dazu vorbereitet durch das μετὰ πάσης ἐπιταγῆς hier gewiſs an seiner Stelle finden. Unserer hat nun was im Ganzen nicht sonderlich paſst, wenigstens im Einzelnen passender machen wollen durch Hinzufügung der ihm bekannten νεότης. Hier haben Sie auch 2, 10. 11. den σωτὴρ θεὸς und die χάρις σωτήριος welche πᾶσιν ἀνθρώποις erschienen ist, freilich die παιδεύουσα ἵνα σωφρόνως ζήσωμεν ἐν τῷ νῦν αἰῶνι, und freilich heiſst πᾶσιν ἀνθρώποις hier in Beziehung auf v. 9. Menschen von allen Ständen ohne Ausnahme. Wie das nun Unserer ohne Ueberlegung herübergetragen hat in eine andere Verbindung wodurch die σωτηρία eine andere wird und

und das mit herübergenommene πάντων ἀνθρώπων nicht mehr paſst, so macht er auch mit weniger Ueberlegung jenen Zusaz der den Fehler gut machen soll und es doch nicht kann. Im ſolgenden ſinden Sie wieder, wenn auch wörtlich wenig zu brauchen war, wenigstens ganz die Physiognomie von 2 Tim. 3, 10. 14 u. 4, 2. 5, wo die Stimmung und der Zwekk des Apostels sehr natürlich jene gehäuften Imperative herbeiführen die in unserer Stelle so wenig Bedeutung haben und fast nur als Lükkenbüſser erscheinen können.

Doch verlassen wir den sehr unerfreulichen Abschnitt um uns zu dem ſolgenden zu wenden. Wenn ich auch von diesem das vorhergesagte will geltend machen, daſs hier nur wieder die alten Materien abgehandelt werden; so meine ich es theils weil in mancherlei Beziehungen gezeigt wird, wie nun Timotheos selbst jene einem ἐπίσκοπος zukommenden Eigenschaften beweisen solle, theils weil auch noch von Einsezung und Behandlung der kirchlichen Personen die Rede ist. Indeſs unterscheidet sich dieser Abschnitt sehr von allem bisherigen, indem er freier von Spuren des ausgeschriebenen und nachgeahmten bei weitem das meiste eigene enthält, und für mich wenigstens den eigentlichen Kern des Ganzen bildet. Aber auch in diesem werden Sie dieselbe Nachläſsigkeit in der Anordnung, dasselbe Verlassen des Gegenstandes und Zurükkehren zu demselben finden; so daſs wir schlieſsen müssen der Verf. producire hier eben so wenig als dort, wo wir bestimmt nachweisen konnten, woher er und warum grade so dies und jenes zusammengeraft hatte. Doch ehe ich Ihnen dies nachweise, lassen Sie uns erst über die Auslegung einiger Stellen uns vereinigen. Cap. 5, 1. 2. ist offenbar von dem Betragen des Timotheos die Rede gegen verschiedene Personen, ältere und jüngere, Männer und Frauen. Können Sie nun wol hier bei v. 3. etwas neues angehn lassen wie Theod. will „εἶτα πάλιν ἀναλαμβάνει τὴν περὶ τῶν ἐκκλησιαστικῶν ταγμάτων διδασκαλίαν," und können Sie sich die Veranlassung hier abzuspringen denken? Schlieſst sich nicht vielmehr dieser Vers ganz genau an das vorige an, und können Sie also das τιμᾶν in Bezug auf die Wittwen anders als auch vom Betragen verstehen „halte sie in Ehren?" und wenn nur dies gemeint sein kann, folgt nicht nothwendig daſs wir ὄντως χήρα verstehen müssen „die rechte Wittwen sind der Gesinnung nach"? Mir wenigstens scheint hier die Stellung durchaus nur diese Auslegung beider Ausdrükke zu gestatten. Allein wenn mir auch Ihr Gefühl, wie ich erwarte, gleich beistimmt und nicht leiden will das τιμᾶν von der ἐκκλησιαστικῇ θεραπείᾳ und ὄντως χήρα von denen „quae omni suorum auxilio destitutae sunt" zu verstehen: so muſs ich mich doch noch rechtfertigen weil eben dieses doch die Auslegungen des Theod. und Hieron. (Ep. xci. P. 742. advers Jovin. i. P. 159. Ed. Paris 1706.) sind, und ſast aller Alten, denn auf Chrys. der beides mit einander verbinden will und nicht wenig in Verwirrung ist, möchte ich mich hier nicht eben beruſen. Man beruſt sich wegen τιμᾷν auf v. 17. wo der Sinn von διπλῆ τιμὴ aus den Anführungen v. 18. hervorgehn soll daſs es von dem „maiori stipendio" zu verstehen ist. Ich kann das gar nicht, und am wenigsten wenn der Brief Paulinisch sein soll, glauben. Wird nicht wenn von einer Besoldung die Rede sein soll das διπλῆ gleich ganz buchstäblich? und wer soll denn bestimmen ob einer ein καλῶς προεστὼς ist? und sollte dem Apostel eingefallen sein die Güte der Amtsführung gleich in Geld auszuwerfen? ist nicht vielmehr die Achtung ein weit natürlicherer Lohn der Arbeit an den Gemüthern als das Geld? und können nicht beide Anführungen auch so ausgelegt werden? Ein anderes wäre noch, wenn man es von freiwilligen Geschenken verstände wozu die Gemeine ermuntert würde; diese sind Bezeugungen der Achtung, die dann immer der Hauptbegriff bliebe. Dasselbe kann man aber nicht sagen von dem was die Gemeine dürftigen Wittwen darreicht, und man kann also beide Stellen wol nicht parallelisiren. Eben so beruft man sich wegen ὄντως χήρα auf v. 16. wo der Zusammenhang offenbar ergiebt daſs es die von aller Hülfe entblöſste ist. Gut, wenn man aber hier dem Zusammenhange folgt, warum nicht auch dort? Nemlich eine Wittwe bietet vornemlich diese beiden Ansichten dar, den Mangel an Schuz und Unterstüzung auf der einen, den Mangel an Anhänglichkeit an das Leben auf der andern Seite, und in jeder von diesen Beziehungen kann man gleich richtig sagen von einer sie ist eine rechte Wittwe oder keine, nachdem sich dies bei ihr ſindet oder nicht. Nun ist offenbar v. 16. die eine Beziehung die herrschende, v. 3. aber die andere. Verhält sich nun dies so, so haben wir den Gegensaz zu ὄντως χήρα nicht v. 4. in der zu suchen welche Kinder hat, sondern erst v. 6. in der σπαταλῶσα; in den vorhergehenden Versen aber wird eben die ὄντως χήρα in zwei Verhältnissen dargestellt, um zu zeigen wodurch sie der Ehre werth wird wenn sie kinderbegabt ist und wenn einsam. So daſs μεμονωμένη nicht Erklärung ist, sondern nähere Bestimmung, von der äuſseren Unterstüzung aber erst in v. 5. geredet wird, der sich auch hinlänglich absondert und also wol von der Sorge der Verwandten für die Wittwen reden muſs, nicht umgekehrt, sonst hätte er sich zu sehr mit Unrecht von v. 4. abgesondert. Wie aber nun? handeln v. 9. flgd. auch noch von der Unterstüzung, und heiſst καταλεγέσθω sie soll eingetragen werden in das Verzeichniſs derer welche die Gemeine unterhält? Dies ist die durchaus herrschende Erklärung, aber tausend Dinge sprechen dagegen. Soll nur die unterstüzt werden welche Kinder erzogen hat? welche Fremde aufnehmen und Dürftigen helfen konnte? Deuten nicht diese Forderungen vielmehr, wenn man nicht künsteln will, auf einen früheren Wohlstand, der doch in der Regel durch die Wittwenschaft nicht bis zur Bedürftigkeit konnte verloren gehen? Weiter, sollen die jungen Wittwen, bloſs deswegen aller Unterstüzung entbehren? denn das παραίτου steht doch offenbar in genauer Beziehung auf das καταλεγέσθω. Freilich, sagen THEOD. und HIERON., denn sie sollen arbeiten. Davon steht aber nichts hier, sondern es wird ihnen nur das Heirathen angewiesen, was doch nicht ganz von ihnen abhängt. Ja blikkt nicht auch bei der Beschreibung der jungen Wittwen und ihrer Fehler die Wohlhabenheit ganz deutlich durch? Lassen Sie uns also unsre Erklärung auf zwei Stellen gründen, die sich offenbar auf die unsrige beziehen. Sozom. vii, 16. Τὰς γυναῖκας εἰ μὴ παῖδας ἔχοιεν, καὶ ὑπὲρ ἑξήκοντα ἔτη γίνοιντο, διακονίαν Θεοῦ μὴ ἐπιτρέπεσθαι, κατὰ τὸ τοῦ Ἀποστόλου Παύλου ῥητὸν πρόσταγμα. Es ist von einem Gesez die Rede, welches die ursprüngliche Anordnung erneuern sollte, und sich auch noch findet Cod. Theod. L. xvi. Tit. ii. Lex. xxvii. „Nulla nisi emensis sexaginta annis, cui votiua domi proles sit secundum Apostoli praeceptum in Diaconissarum consortium recipiatur." Der Verfolg zeigt deutlich daſs hier von Wittwen die Rede ist, und daſs keinesweges bedürftige sondern eher begüterte vorausgesezt werden. Und wenn Ihnen dies allein noch nicht deutlich genug ist, Basil. ep. can. c. 24. *Χήραν τὴν καταλεγεῖσαν εἰς τὸν ἀριθμὸν τῶν χηρῶν, τουτέστι τὴν διακονουμένην, ὑπο τῆς ἐκκλησίας ἔκρινεν Ἀπόστολος γαμουμένην παρορᾶσθαι.* Hier haben Sie ordentlich unser *καταλέγεσθαι* als technischen Ausdrukk erklärt, und gewiſs auch die Glosse bei Oikum. „*Φασὶ δὲ τὰς εἰς τὸ χηρικὸν τεταγμένας λέγειν*" und werden nun gewiſs alle Forderungen an eine Diakonissin sehr vernünftig finden, auch hinreichend daſs den jüngern das *γαμεῖν* angewiesen wird, da es schon als Bestimmung sie von jenem Amte ausschloſs. Nemlich es erhellt nun ganz von selbst, die Einrichtung die unser Brief vor Augen hat, war, daſs diejenigen Wittwen, welche sich in das Verzeichniſs der Diakonissen eintragen lieſsen eine beständige Wittwenschaft versprachen, wenigstens stillschweigend, weil ihnen ein Ehrenamt in der Kirche über alles gehn muſste, und sich dies doch mit den Geschäften einer verheiratheten Frau nicht vertrug. Dieses Versprechen ist auch gewiſs unter der πρώτη πίστις zu verstehen. Daſs unser Verf. keine δευτερόγαμος dazu nehmen will kennen wir schon an ihm, und unter den mancherlei Gründen, warum die Diakonisse auch Kinder sollte auferzogen haben, lag ihm gewiſs der aus Cap. 2, 15. am meisten am Herzen. Daſs Theod. und Hieron. hievon nichts wissen wollen, erklärt sich aus den Schiksalen dieser Einrichtung, indem bald theils im zweiten, theils im dritten Jahrhundert die Wittwen durch die Jungfrauen verdrängt wurden, und erst unter Theod. die alte Sitte zum Theil wieder erneuert werden sollte. Können Sie sich aber diese Einrichtung ganz so schon in der apostolischen Zeit denken? und mit einem solchen Ausdruk wie das καταλέγεσθαι schlechtweg bezeichnet? und so daſs jene Bedingung der ewigen Wittwenschaft schon etwas lange feststehendes muſs gewesen sein, auch in einer Gemeine die erst seit drei Jahren gestiftet war? und nun gar in einer solchen, deren Aeltesten wie man meint, erst sollten bestellt werden? Warlich dies hat die höchste Unglaublichkeit, und gehört meinem Gefühl nach zu den entscheidendsten Spuren daſs unser Brief einer spätern Zeit angehört. Und nun betrachten Sie recht die gewohnte schlechte Anordnung. Mit dem Betragen des Timotheos gegen Verschiedene und unter verschiedenen Umständen fängt das Cap. an, v. 17—20. finden Sie wieder dahin gehöriges, aber v. 9—15. ist nun recht ad vocem χήρα diese ganze Stelle von den Dienerinnen eingeschoben, die eigentlich oben hin gehört hätte wo von den Eigenschaften der Aeltesten und Diener die Rede war. v. 16. ist wieder eine Wiederholung von v. 8. eben so lose angehängt, aber gar nicht undienlich weil v. 8. etwas unbestimmt und dunkel war. Und v. 22. ist nun wieder ein neuer Nachtrag die Anstellung der Aeltesten betrefſend, wie wenigstens alle Alten es auslegen. Dieses überhaupt auch für einen Brief zu nachläſsige und auf keine Weise Paulinische Verfahren erklärt sich kaum anders als aus der Ungeschiktheit das Zusammengetragene und das Eigene gehörig zu verbinden. In den lezten Versen ist noch eine merkwürdige Verwirrung, über die ich Ihnen doch auch beiläuſig meine Meinung geben möchte. Heinrichs Erklärung von v. 22. vom wunderthätigen Heilen wird wol niemand annehmen, bis er zeigt daſs der Ausdrukk χεῖρας ἐπιτιθέναι ganz für sich hievon gebraucht wird, sondern wir müssen es mit den Alten von der Einsezung in Kirchenämter erklären. Nun aber suchen die Alten v. 24. u. 25. hiemit zu verbinden, was nicht nur ohne die gröſsten Künsteleien nicht abgeht, sondern wozwischen dann auch v. 23. als Parenthese gar nicht zu verstehen ist. Theod. fertiget es kurz ab „εἶτα καὶ σύμμετρον τῷ σώματι προσφέρειν θεραπείαν κελεύει und dann wieder εἶτα τὸν περὶ τῆς χειροτονίας ἀναλαμβάνει λόγον." Aber wie kann nur auch der schlechteste darauf kommen so zu schreiben! Mir scheint daher daſs v. 24. u. 25. nicht zu v. 22. sondern zu 23. gehören. Nemlich Paulos, so wird vorgestellt, giebt nun dem Timotheos einen Rath auch über das Betragen gegen sich selbst. Der Mann muſs wol gefühlt haben, daſs eine Particularität Noth that; wenn sie ihm nur besser gerathen wäre! Nun soll die Kränklichkeit angesehen werden als eine Folge seiner Anstrengungen; und Paulos ihn darüber beruhigen, eigentlich das lezte sagen wollend „nicht alle guten Werke, würden gleich offenbar durch Belohnungen, allein immer könnten sie doch nicht verborgen bleiben," dieses aber vorher, was Paulos auch wol thut, er macht es aber geschikter, durch den Gegensaz „auch manche Sünden führten die Menschen gleich zum Gericht, andere aber folgten erst spät nach damit," erläutert. Sie sehen ich seze τὰ ἄλλως ἔχοντα v. 25. nur dem „πρόδηλα" entgegen, nicht etwa dem „καλὰ ἔργα", und aus diesem Gegensaz werden Sie mein eingeschaltetes „immer" gewiſs leicht herausnehmen.

Im lezten Kapitel haben Sie nun noch eine rechte Fülle von Unzusammenhang, von Wiederholungen von gehäuften Formeln, die groſse Ansprüche machen und wenig besagen, recht wie es denen geht die ohne Noth und Beruf reden, und eben weil sie keinen rechten Zwekk haben auch das Ende nicht ſinden können; zumal unserer, der aus den beiden Briefen, die er einmal vorzüglich im Auge hat, nicht genug anbringen kann und immer noch etwas nachzutragen ſindet. Auch muſs ich gleich für den Anfang das vorhergesagte zurüknehmen, daſs hier nur alte Gegenstände behandelt würden; denn die Verhaltungsregel für die Knechte ist in der That etwas neues und ganz neuer Art, da der Verf. es vorher nur mit Regeln für den Timotheos zu thun hatte. Allein durch die Wendung die er diesen gab hatte er sich so herangeschrieben; und was das Beste ist so fand er es Tit. 2, 10. nur mit einer aus v. 5. zu Hülfe genommenen Redensart, an einer Stelle wo er vorher schon dicht vorbeigestreift hatte. Hätte er nun nur gleich die ähnliche Regel an die Reichen unten v. 17 — 19 mit dazu genommen! Und glauben Sie denn daſs Paulos eigentlich Reiche in der Gem. zu Ephesos gehabt hat? Die Geschichte des Auflauſes sieht nicht so aus, und seine vornehmsten dort erwähnten Bekannten waren nicht einmal Chriſten. Unserm Verf. also fiel diese Regel an der rechten Stelle noch nicht ein; sondern als wollte er im Brief an den Titos fortfahren und könnte nun das dazwischenliegende nicht brauchen, wie es sich denn auch nicht füglich herausreiſsen läſst, springt er von Tit. 2, 15 auf 3, 9. Oder wenn Sie besser zu erklären wissen, wie er nun zum dritten Mal auf das *ἑτεροδιδασκαλεῖν* kommt, soll es mir lieb sein. Von da nimmt er nun wieder einen gar erkünstelten Uebergang; denn das *νομιζόντων πορισμὸν εἶναι τὴν εὐσέβειαν*, wiewol es einen Vorwurf ausspricht den Paulos den Judaisirenden wol macht, passt doch nur schlecht zu der gegebenen Schilderung, welche gar nicht auf etwas absichtliches deutet, und scheint nur da um die Brükke zu machen zu dem folgenden v. 6 — 10, was wieder zu dem Eigenthümlichen des Verf. zu gehören scheint, so sehr solche Gemeinsprüche eigen sein können; denn keiner alttest. oder apokr. Stelle kömmt es nahe genug um gradezu für entlehnt zu gelten. Im Gegensaz nun zu der *φιλαργυρία* war eigentlich eine Ermahnung an den Timoth. ganz überflüssig; denn Paulos konnte wol keinen der dieser noch bedurfte auf eine solche Weise brauchen. Ganz anders war es mit den *νεωτερικαῖς ἐπιθυμίαις* 2 Tim. 2, 22. denn aus dieser Stelle, in deren Nähe sich unser Verf. auch schon einmal befunden hat, ist offenbar das folgende epitomirt nur daſs Sie auch mit 4, 5. 7. allerlei Aehnlichkeit finden werden, und sich wol am besten aus Uebertragung dieses Verses die schlechte Redensart „*ἐπιλαβοῦ τῆς αἰωνιόυ ζωῆς* erklären können. Die wunderliche Anrede *ὦ ἄνθρωπε θεοῦ* deren sich Paulos nie bedient, ist entweder gedankenlos oder durch einen Miſsverstand, als ob dort TIMOTHEOS allein gemeint gewesen wäre aus 2 TIM. 3, 17. entstanden. Und nun sehen Sie nur wie wenig die gehäuſten Imperative, die in jenem Briefe bei der dort herrschenden Stimmung ganz natürlich sind, hier bedeuten! wie ganz ohne Veranlassung die Beschwörung v. 13. hier steht, da wir die ähnliche 2 TIM. 4, 1. so ganz an ihrer Stelle finden! und wie wenig wiederum mit ihr die prächtige in eine Doxologie ausgehende Beschreibung Gottes zusammenhängt! Leztere habe ich übrigens in Verdacht daſs sie irgendwoher entlehnt sei, ich fühle in der ungewöhnlichen Redensart *ἐπιφάνειαν δείξει* das zusammengeschweiſste ganz bestimmt. Diese Stelle nun möchte eher aus einem Hymnos sein, in dem sich das „*φῶς οἰκῶν ἀπρόσιτον*" am ersten denken läſst. Aus demselben sind vielleicht auch in der Apokalypsis die Formeln *ὁ βασιλεῦς τῶν βασιλέων*, *ὁ κύριος* τῶν κυρίων. Ob nun übrigens mit dieser Doxologie der Verfasser eigentlich habe schlieſsen wollen, das möchte schwer zu entscheiden sein, und möchte wol gegen sich haben, daſs eine andere fast eben so nahe dem Anfang steht als diese dem Ende, daſs was noch vorkommt dem Verf. sehr am Herzen zu liegen scheint, und daſs er sich v. 17. ganz im Zusammenhang befindet mit v. 10. wo ihn die unzeitige Ermahnung an den Timoth. unterbrochen hatte. Bei dem ἀποθησαυρίζειν θεμέλιον würde ich mich wenn ich Paulinisches vor mir zu haben glaubte nicht so leicht beruhigen als Heinrichs; denn so verwirrt schweben dem Apostel die Bilder nicht vor. Der Anfang von v. 20. ist offenbar aus 2 Tim. 1, 14. nur daſs das „παραθήκη" dort im Zusammenhange deutlich ist, hier aber herausgerissen ganz räthselhaſt wird, da man dies keinesweges für ein sehr übliches Bild halten kann, so daſs auch

Theod. dieselbe Erklärung die er dort ganz dreist hinstellt, hier nur mit einem οἶμαι ausspricht. Mit diesem ausgeschriebenen muſste nun unser Verfasser auch das lezte eigene noch einleiten was er zu sagen hat. Schwerverständlich ist auch dieses lezte. Denn an die Gnosis der Gnostiker ist wol nicht zu denken und Grot. müht sich vergeblich zu erklären wie denn doch die ἀντίθεσις hieher käme. Zur Bezeichnung des Essenischen aber ist wol alles eben so untauglich. Sollte er etwa was Paulos im schlechten Sinne γνῶσις nennt verwechselt haben mit den rhetorischen Künsteleien die er durch σοφία ἀνθρωπίνη, σοφία τοῦ κόσμου τούτου zu bezeichnen pflegt, und dafür eigentlich warnen wollen? die βεβήλους κενοφωνίας hätte er dann auch in einem andern Sinne hier herübergenommen. Diese Warnung und die unterbrochene Ermahnung zur Genügsamkeit wären dann das eigene dieses Kapitels was ebenfalls wie das im vorigen auf eine spätere Zeit hinwiese. Denn die unmittelbaren Schüler des Apostels konnten wol nicht auf dem Wege einer schlechten Rhetorik sein, späterhin aber konnten sich solche Neigungen in einer Gemeine wie Ephesos wol eben so leicht unter den Lehrern offenbaren, wie mehrere Glieder der Gemeine ein Verlangen danach gehabt zu haben scheinen in Korinth.

Froh bin ich nun glüklich ans Ende mit Ihnen gekommen zu sein. Denn wenn unser Brief auch noch weit länger wäre so könnten sich nicht mehrere Kennzeichen des zusammengetragenen und untergeschobenen vereinigen, oder stärker heraustreten oder sich schneller wiederholen, als wir hier überall gefunden haben die häufige äuſsere und wörtliche Uebereinstimmung neben der innern Verschiedenheit in der Sprache, in der Behandlungsweise, in der Denkungsart, das ängstliche Bestreben wenn auch nur durch Reden von sich selbst als Paulos zu erscheinen mit dem gänzlichen Unvermögen einen wirklichen Moment des Paulinischen Lebens treffend zu ergreifen, oder irgend eine von den groſsen Ideen des Paulos auf eine ihm eigenthümliche Art durchzuführen, vielmehr den gänzlichen Mangel an Haltung der sich so leicht erklärt aus dem Mangel des inneren Beruſs grade dieses zu sagen, und aus dem aufgefundenen Gange der zusammentragenden Nachahmung, bei allem eigenen endlich die merkliche Verschiedenheit des Sprachvorrathes und die nicht undeutlichen Spuren späterer Zeit. Hiermit will ich also was die Hauptsache betrifft gesprochen haben, und Sie mögen nun entscheiden wie Sie es halten wollen mit dem Briefe. Ich wünsche, daſs ich mich nicht irren möge indem ich glaube Sie werden ihn abweisen. Das gröſsere theologische Publikum aber, darin irre ich mich schwerlich, wird den Brief lossprechen, mich hingegen abweisen und zur Abbitte verurtheilen und, Gott weiſs wie, die Kosten der angestellten Untersuchung von mir beitreiben. Denn sehen Sie nur, nicht nur ist es doch gar sehr unbequem und ruhestörend ein neutestamentisches Buch zu ächten, und iſt dies eine Sache der niemand so gelassen zusehn kann wie den Untersuchungen über die Evangelien die jezt so geführt werden; sondern es sehen auch die meisten grade in diesen Dingen so wenig, daſs sie fürchten, wenn sie erst eines glauben, werde man sie eben so gut alles andere überreden können. So werden sie denn sagen, dies sei doch alles nur Muthmaſsung und Wahrscheinlichkeit und unsicheres kritisches Gefühl, und wenn man es so weit und spizſindig her holen wollte, könnte man wol den Meisten das Meiste absprechen. Das meinen sie, theils weil ihnen auch ein solcher Brief eben gut genug ist, und sie es selbst nicht genauer nehmen, theils weil sie meinen die neutestamentischen Schriftsteller wären nun alle so, schlecht und unzusammenhängend und von einem Styl könnte gar nicht die Rede sein, weil ihre Sprache eben so ungleichförmig wäre als ungebildet. Allein es wird wol eine Zeit kommen wo PAULOS wenigstens sich sein Recht nehmen wird; nur muſs noch Manches vorhergehen, vornehmlich eine ordentliche Ausgabe der Paulinischen Schriften, durch welche auch sein Sprachgebrauch erst wird genau bestimmt werden können, und manches festgesezt worauf ich jezt, weil es wol nur in einem solchen Zusammenhange recht anschaulich heraustreten kann, lieber gar nicht erst hingewiesen habe. Doch statt über dieses unvermeidliche nächste Schiksal meines Versuches, durch die fernere Zukunft über die nähere mich tröstend, vor Ihnen zu epilogisiren, will ich lieber noch eine Last die man wir aufbürden könnte abwälzen und einen Vorwurf beseitigen. Man wird wir nämlich anmuthen, fürchte ich, zu bestimmen, was denn nun zu der negativen Behauptung, unser Brief sei nicht von Paulos das positive sei nach meiner Meinung, und welches dem gemäſs, gesezt es bestätige sich der Argwohn, das endliche Schiksal unseres Briefes sein solle. Allein die lezte Frage hängt so sehr von den Begriffen ab, die sich ein Jeder vom Kanon macht, daſs ich nichts darüber bestimmen möchte. Denn ist der Brief unächt, so ist freilich auch nicht zu läugnen, daſs der Verf. ein Falsum begangen, indem offenbar seine Absicht gewesen ihn als einen Paulinischen geltend zu machen. Wer also auf die Verfasser sieht bei Kanonischen Schriften, daſs sie müſsten inspirirt gewesen sein oder wenigstens ganz unbescholten, der könnte den Brief wol nicht dulden in seinem Kanon. Wer aber hierüber hinwegsehend, und den frommen Betrug nicht höher anrechnend als er vom Verf. gemeint war, nur auf den Inhalt Achtung giebt, der könnte ihm ja wol seine Stelle lassen. Denn offenbar hat er weder aus leerer und verächtlicher Eitelkeit geschrieben, noch aus heimtükischer Absicht irgend etwas unchristliches unter der Larve des gröſsten Apostels in die Kirche einzuschleichen; sondern vielmehr in der guten Meinung manchem ächt christlichen nur eine höhere Autorität zu verschaffen. Hierüber kann wol kein Zweifel sein, wenn man bedenkt, daſs alles zusammengetragene doch nur da ist, um dem Briefe das Ansehn eines Paulinischen zu geben, und daſs also der eigentliche Zwekk seiner Abfassung nur in dem Eigenen kann gesucht werden was der Verf. zwischen einschaltet. Unter diesem nun zeichnet sich besonders alles aus was das weibliche Geschlecht betrifft, sowol die sehr zwekmäſsige Gesezgebung über den Wittwenstand — welche unser Verf. gewiſs in den Gemeinen denen er wahrscheinlich vorstand, schon vorgefunden hat, vielleicht als Institutionen des Apostels selbst oder seines unmittelbaren Schülers und denen er nur eine gröſsere Gültigkeit als für welche die Tradition ihnen Gewähr leistete sichern wollte — als auch die wenn gleich nicht genau paulinisch geführte doch sehr wohlgemeinte und heilsame Polemik gegen die nur allzuzeitig entstandene Ueberschäzung der Jungfrauschaft und des ehelosen Standes überhaupt. Da nun diese sich auf miſsverstandene Paulinische Aussprüche zum Theil stüzte: so war es um so verzeihlicher für den welcher überzeugt war dies sei nur ein Miſsverstand, wenn er den Widerspruch dagegen demselben Apostel in den Mund legte. So ist auch die unverkennbare Vorschrift, daſs alle diejenigen die Deuterogamie meiden sollen, welche die Kirche unmittelbar zu repräsentiren berufen sind, wenn auch Paulos übrigens eben so die Deuterogamie zugab wie Christus die Ehescheidungen, ganz im Geist jener höheren christlichen Ansicht von der Ehe wie sie in unserm Briefe an die Epheser dargestellt ist, und unser Verf. sagt nichts, wovon man nicht wünschen müſste, daſs die Kirche sich immer daran gehalten hätte.

Was aber die Person des Verfassers betrifft, so wäre es wol lächerlich etwas darüber festsezen zu wollen; und man darf wol kaum weiter gehn, als zu behaupten, er müsse in den Gegenden zu suchen sein wo auch Timotheos seinen Siz gehabt und vorzüglich berühmt gewesen, und eine spätere Zeit als das erste Jahrhundert werden Sie ihm auch nicht anweisen wollen, wenn Sie auch nur der Geschichte der Diakonissinen nachgehn, wozu Sie Alles nöthige in Bingh. Orig. l. ii. Cap. xxii. gesammelt finden.

Der Vorwurf endlich den ich beseitigen möchte ist der, daſs dieses Schreiben nicht sollte in deutscher Sprache abgefaſst worden sein sondern in römischer. Wenn man nun etwa meint, jenes sei Unrecht der Laien wegen, denen man Untersuchungen dieser Art immer nicht gern will vor Augen kommen lassen: so bedenke man doch, daſs ja die Berichte und Urtheile darüber in den Tageblättern und Blättchen dennoch in der Muttersprache durch das Land ziehn, und also da die Thatsache ohnedies nicht unbekannt bleiben kann, derjenige der nie eine Widerlegung eines Urtheils schreibt gar ungleich daran wäre, wenn Vielen nur die Urtheile vor Augen kämen und sie in die Schrift selbst gar nicht hineinsehen könnten. Unrecht sehe ich also hierin um so weniger, da ja doch Niemand lesen soll was er nicht verstehen kann, wäre es auch in seiner Muttersprache geschrieben, und es keine Pflicht sein kann, auf diejenigen Rüksicht zu nehmen welche dies natürliche Gobet übertreten. Meint man aber die hergebrachte Sitte und den gelehrten Anstand, so müssen Sie zuerst froh sein daſs ich ihm nicht gefolgt bin. Denn Sie würden sonst so wolfeil nicht abgekommen sein, sondern lateinisch hätte ich mir, wie es ja auch hergebracht ist, ganz andere Abschweifungen erlaubt und Ihnen eine Menge Emendationen der Kirchenväter und Castigationen der Glossatoren, Lexikographen und Ausleger mit in den Kauf gegeben, denen Sie nun glüklich entkommen sind. Und dann ist mir immer eine höchst klassische Geschichte die von einer sehr verständigen sonst auch strengen Hausfrau, welche gegen einen Bruder eine heranwachsende Tochter, die nicht Freundin ist sich sonderlich grade zu halten neuerlich damit entschuldigte, daſs jezt doch gar nicht Zeit wäre an dergleichen zu denken, und diese Rede habe ich mir zum Wahlspruch genommen für diese Zeit, daſs doch Jeder, der sich, weil ihn das deutsche Blut in seinen Adern sticht, auf vielfache Weise gestört gequält und gepeinigt findet, sich ja pflegen und sich alles steifen und einengenden, vorzüglich aber jeglichen Zwanges der Rede entschlagen, und Jeder wie ihm seine Sprache gewachsen ist an der deutschen Zunge Gediegenheit Gründlichkeit und natürlicher Freiheit festhalten möge. Leben Sie wohl.

Gedrukt bei Schimmelpfennig u. Comp. in Halle.

Gelegentliche Gedanken
über
Univerſitäten
im
deutſchem Sinn.

Nebſt
einem Anhang
über
eine neu zu errichtende.

---

von
F. Schleiermacher.

Berlin 1808.
In der Realſchulbuchhandlung.

[illegible]

…ETSBIBLIOTHEK… MUENCHEN

Vorrede.

Nur ein kleines Vorwort für die kleine Schrift. Schon durch die Art, wie ſie ſich bezeichnet, will ſie gern diejenigen abweiſen, welche hier etwa aus irgend einem Mißverſtand eine wiſſenſchaftliche erſchöpfende Behandlung des Gegenſtandes ſuchen möchten. Es wäre falſche Beſcheidenheit, wenn, was ſo gemeint iſt, ſich nur für etwas gelegentliches ausgeben wollte; wie es Anmaßung wäre und leere Prahlerei, wenn was nur gelegentlich entſtanden iſt und nur ſo wirken ſoll, ſich wiſſenſchaftlich geberden wollte. Die Sache verträgt allerdings eine ſtrenge und gründliche Behandlung; das wiſſenſchaftliche Feld, wohin ſie gehört, mag auch dem Verfaſſer nicht ganz fremd ſein, und er hofft, daß die hier vorgetragenen Gedanken ſelbſt größtentheils auch dort eine Stelle würden finden müſſen. Nur hier macht er gar nicht Anſpruch auf wiſſenſchaftliche Reife oder ſtrenge Darſtellung. Er trägt ſeine Anſicht ohne dieſen Grad der Vollendung vor, gelegentlich und ſoviel möglich leicht hingeworſen als ein verſtändliches Wort, zur Beherzigung für eine Zeit, welche während der Zerſtörung ſo vieles Alten auch ſo manche neue Keime entwikkelt.

Wer bei Pflanzung oder Erneuerung wiſſenſchaftlicher Anſtalten mitzuwirken hat, kann ſich doch nicht genug vorſehn, ob er auch den Gegenſtand, über den er zu rathſchlagen hat, und ſeine einzelnen Theile in ihrer wahren Beziehung aufgefaßt habe. Schon ſeit langer Zeit werden die entgegengeſezteſten Anſichten über dieſe Sache aufgeſtellt. Jede enthält unſtreitig etwas wahres und iſt beherzigungswerth; aber wenn es doch nur Eine Seite iſt, die ſie nach Neigung oder nach Umſtänden heraushebt, ſo muß doch die Vorſtellung des Ganzen, die ſich bloß hieraus bildet, unſicher ſtörrig und verſchroben ausfallen; denn einzelne Beziehungen können nie das Maaß der Sache ſelbſt ſein, ja auch ihr eignes Maaß nicht in ſich haben. Und leider, wie ſchwer iſt es nicht zu vermeiden, daß Neigung, daß beſondere Verhältniſſe, daß oft ſogar ein fremdartiges Bedürfniß nicht Einfluß erhalte auf die Ueberlegungen derer, die eben zu handeln haben.

Drum ſoll auch derjenige nicht unwillkommen ſeine Stimme vernehmen laſſen, der Muße hat, ſich vor dem Gegenſtand niederzulaſſen, und ihn, wie er ſich ſeit langer Zeit verſchiedentlich unter uns geſtaltet hat, von allen Seiten zu betrachten. Denn auch, wo neues gebaut werden ſoll, iſt es von der gröſsten Wichtigkeit zu wiſſen, was von dem bisherigen weſentlich oder zufällig, und was vielleicht gar in Irrthum und Miſsverſtändniſs gegründet geweſen, und alſo verwerflich iſt, wie ſich deſſen in allen Zweigen des menſchlichen Thuns und Wirkens immer finden muſs.

Eine ſolche Betrachtung eignet ſich am meiſten zur öffentlichſten Mittheilung, weil ſie nicht nur für die Wenigen angeſtellt wird, welche auf dieſem Gebiet ſchaffen, umbilden, regieren ſollen, ſondern für Alle, die einen lebhaften Antheil an der Sache nehmen. Dieſe Alle daher möchte ſich der Verfaſſer einladen, ihm bei ſeiner Beſchauung zuzuſchauen, und dadurch aufgeregt zu werden, den Gegenſtand, es ſei nun ſo wie er oder beſſer als er, auf jeden Fall aber gründlicher als zuvor zu erkennen.

1.

Vom Verhältniß des wiſſenſchaftlichen Vereins zum Staate.

Man kann annehmen, daß faſt allgemein die Vorausſezung gemacht wird, es ſolle unter den Menſchen nicht nur Kenntniſſe aller Art geben, ſondern auch eine Wiſſenſchaft. Die Ahndung von ihr, das Verlangen nach ihr regt ſich überall. Selbſt die, welche ihr Geſchäft am allermeiſten nach hergebrachter Gewohnheit behandeln, berufen ſich auf die Voreltern; was gar keinen Sinn hat, wenn nicht das dunkle Gefühl darin liegt, dieſe müßten bei dem gleichen Verfahren nicht bloß das Recht der Gewohnheit für ſich gehabt haben, ſondern vielmehr einen höheren Grund. Eben ſo die, welche in menſchlichen Dingen irgend etwas durch die Kraft des bloßen Inſtinkts weiter fördern, berufen ſich darauf, daß Andern obliegen müſſe, ihr Thun zu erklären, und verſtändig zu rechtfertigen. Dies alles weiſet auf die Wiſſenſchaft hin.

Daß aber dieſe durchaus nicht Sache des Einzelnen ſein, nicht von Einem allein zur Vollendung gebracht und vollſtändig beſeſſen werden kann, ſondern ein gemeinſchaftliches Werk ſein muß, wozu Jeder ſeinen Beitrag liefert, ſo daß Jeder in Abſicht ihrer von allen übrigen abhängig iſt, und nur einen herausgeriſſenen Theil ſehr unvollkommen allein beſitzen kann, auch das muß gewiß allgemein einleuchten. Wie genau hängt doch alles zuſammen und greifet in einander auf dem Gebiete des Wiſſens, ſo daß man ſagen kann, je mehr etwas für ſich allein dargeſtellt wird, um deſto mehr erſcheine es unverſtändlich und verworren, indem ſtreng genommen jedes Einzelne nur in der Verbindung mit allem übrigen ganz kann durchſchaut werden, und daher auch die Ausbildung jedes Theiles von der aller übrigen abhängig iſt. Dieſe nothwendige und innere Einheit aller Wiſſenſchaft wird auch gefühlt überall, wo ſich beſtimmte Beſtrebungen dieſer Art zeigen. Alle wiſſenſchaftlichen Bemühungen ziehen einander an, und wollen in Eines zuſammen gehen, und ſchwerlich giebt es auch auf irgend einem andern Gebiete des menſchlichen Thuns eine ſo ausgebreitete Gemeinſchaft, eine ſo ununterbrochen fortlaufende Ueberlieferung von den erſten Anfängen an, als auf dem der Wiſſenſchaft. Freilich nicht, als ob nicht auch hier die Bemühungen der Menſchen geſondert und mannigfaltig getheilt, ja hie und da ſogar gewaltſam und willkührlich auseinander geriſſen wären. Was verſchiedene Völker gleicher Zeit wiſſenſchaftlich betreiben hängt oft äußerlich gar wenig zuſammen; und noch mehr erſcheinen ganze Zeitmaſſen von einander geſondert. Allein wer die Sache etwas im Großen anſieht, dem kann auch hier in dem fortſchreitenden Beſtreben, alles Getrennte allmählig zuſammenzubringen, die vorherrſchende Gewalt einer inneren Einheit nicht entgehen.

Bei dieſem Zuſammenhange nun kann es nur ein leerer Schein ſein, als ob irgend ein wiſſenſchaftlicher Menſch abgeſchloſſen für ſich in einſamen Arbeiten und Unternehmungen lebe. Vielmehr iſt das erſte Geſez jedes auf Erkenntniß gerichteten Beſtrebens, Mittheilung; und in der Unmöglichkeit wiſſenſchaftlich irgend etwas auch nur für ſich allein ohne Sprache hervorzubringen, hat die Natur ſelbſt dieſes Geſez ganz deutlich ausgeſprochen. Daher müſſen ſich rein aus dem Triebe nach Erkenntniß, wo er nur wirklich erwacht iſt, auch alle zu ſeiner zweckmäßigen Befriedigung nöthige Verbindungen, die verſchiedenſten Arten der Mittheilung und der Gemeinſchaft aller Beſchäftigungen von ſelbſt geſtalten; und es wäre irrig zu glauben, daß alle dergleichen Anſtalten, wie es jezt ſcheint, nur das Werk des Staats ſein könnten. Niemand wird angeben können, wie dieſer darauf gekommen ſeyn ſollte, das Wiſſen, wenn es urſprünglich ganz zerſtreut geweſen wäre, auf ſolche Weiſe zu ſammeln. Nur da werden alle Unterrichtsanſtalten eigentlich vom Staate ausgehn müſſen, wo über ein noch ganz rohes Volk eine kleine Anzahl eines gebildeten bildend herrſcht, und den Trieb des Wiſſens erſt in jenem erwekken will. Man ſehe nur, wie ſchon im Schooße der Familie die Elemente zum Unterricht und zur Gemeinſchaft der Kenntniſſe ſich ſelbſt bilden; wie zweifelhaft es im allgemeinen bleibt auch von den größeren Vorkehrungen, ob ſie von ſelbſt entſtanden, oder vom Staat, oder von der Kirche gegründet ſind. Ergiebt ſich nicht aus allem, daß wir um der Natur der Sache getreu zu bleiben, alle ſolche Veranſtaltungen als etwas urſprüngliches, aus freier Neigung, aus innerem Triebe entſtandenes anſehen müſſen?

Aber freilich je mehr ſie ſich ausbilden, um deſto mehr erfordern ſie Hülfsmittel, Werkzeuge mancher Art, Befugniß der Verbundenen, auch als ſolche mit Andern auf eine rechtsbeſtändige Art zu verkehren. Dies alles kann freilich nur durch den Staat erlangt werden, und daher ergeht an ihn die Anmuthung, diejenigen, die ſich zum Behuf der Wiſſenſchaft mit einander verbunden haben, wie wir uns ausdrükken, als eine moraliſche Perſon anzuerkennen zu dulden und zu ſchüzen. Bei deutſchen Völkerſchaften und Verfaſſungen kann dieſe Zumuthung am wenigſten befremdlich ſein, da wir bei ihnen beſtändig eine Menge freier Vereinigungen zu allerlei Zwekken beſtehen und entſtehen ſehen, die der Staat nicht nur duldet, ſo lange ſie ſich als unverdächtig ausweiſen, ſo daß man ihnen, um Verfolgung gegen ſie zu erregen, immer etwas unbürgerliches, ſtaatzerſtörendes erweiſen muß, ſondern denen er auch Vorrechte mancher Art einräumet, wie ſie zuſammengeſezten Perſonen, die ja doch größer ſind als Einzelne, wol geziemen mögen.

Wie es aber auch mit andern Vereinigungen vielfältig geſchieht, daß wenn der Staat von ihrer Nüzlichkeit überzeugt iſt, er ſie ſich allmählig ſo aneignet, und ſie in ſich aufnimmt, daß man hernach nicht mehr unterſcheiden kann, ob ſie frei für ſich entſtanden oder von der verwaltenden Macht geſtiftet worden ſind, daſſelbige iſt auch, wie wir ſehen, ſogar mit den wiſſenſchaftlichen Verbindungen geſchehen; wiewol, wenn die Erfahrung nicht ſo klar vor Augen ſtände, jeder zweifeln möchte, ob wirklich, bei dem genauen Zuſammenhang aller wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen derſelben gebildeten Zeit, diejenigen, die innerhalb eines gewiſſen Staates entſtanden ſind, ſich gutwillig von den übrigen trennen, und dagegen dem Staat, der ihnen eigentlich fremd iſt, ſich ſo genau würden anſchließen wollen. Und freilich fehlt es auch nicht an einer eben ſo in die Augen fallenden Widerſezlichkeit des wiſſenſchaftlichen Vereins gegen dieſe zu genaue Verbindung. Das wahre und natürliche von der Sache ſcheint aber dieſes zu ſein.

Alle wiſſenſchaftlichen Thätigkeiten, welche ſich in dem Gebiet Einer Sprache bilden, haben eine natürliche genaue Verwandſchaft, vermöge deren ſie näher unter ſich, als mit irgend anderen zuſammenhängen, und daher ein eignes gewiſſermaßen abgeſchloſſenes Ganzes in dem größeren Ganzen bilden. Denn was in Einer Sprache wiſſenſchaftlich erzeugt und dargeſtellt iſt, hat Theil an der beſonderen Natur dieſer Sprache; wenn es ſich nicht ganz unmittelbar auf Erfahrungen und Verrichtungen bezieht die überall nothwendig dieſelben ſein müſſen, wie im Gebiete der Mathematik und der experimentalen Naturlehre, ſo läßt es ſich nicht genau eben ſo in eine andere Sprache übertragen, und bildet daher unter ſich vermöge des Zuſammenhanges mit der Sprache ein gleichartiges Ganzes. Für die Wiſſenden bleibt es allerdings eine nothwendige Aufgabe auch die Trennung zwiſchen dieſen verſchiedenen Gebieten wieder aufzuheben, die Schranken der Sprache zu durchbrechen, und was durch ſie geſchieden zu ſein ſcheint vergleichend auf einander zurükzuführen; eine Aufgabe, in welcher vielleicht die wiſſenſchaftliche Beſchäftigung mit den Sprachen ihr höchſtes Ziel findet. Allein dieſe Aufgabe iſt offenbar für die Gemeinſchaft des Wiſſens die höchſte vielleicht nie aufzulöſende, und eben dadurch bewährt ſich nur deſto mehr jene Abſonderung als eine unumgängliche. Denken wir uns alſo auf allen Punkten aus freiem Triebe nach Erkenntniß wiſſenſchaftliche Verbindungen entſtehend, ſo werden ſich dieſe zunächſt ſo weit zu vereinigen ſtreben als das Gebiet einer und derſelben Sprache reicht. Dies wird der engſte Bund ſein, und jede darüber hinausgehende Gemeinſchaft nur eine weitere.

Dem Staat aber leuchtet auch ein, daß Kenntniſſe und ſogar Wiſſenſchaften etwas heilſames und treſliches ſind. Wie groß oder klein er auch ſei, wie recht oder unrecht er daran thue ein eigner ſein zu wollen; er kann als ſolcher nur durch eine Maſſe von Kenntniſſen beſtehn, die ſich möglichſt der Totalität nähert, ſo wenigſtens daß von allen Zweigen des Wiſſens einige Spur, einiges Bewußtſein in ihm vorkomme durch lebendigen Sinn, durch Nachfrage, durch williges Aufnehmen, wenn denn auch zu einer eigenthümlichen Art der Vollendung nur einiges in ihm gedeiht. Wenigſtens ein anſtändiges und edles Leben giebt es für den Staat eben ſo wenig als für den Einzelnen, ohne mit der immer beſchränkten Fertigkeit auf dem Gebiete des Wiſſens doch einen allgemeinen Sinn zu verbinden. Für alle dieſe Kenntniſſe nun macht der Staat natürlich und nothwendig eben die Vorausſezung wie der Einzelne, daß ſie in der Wiſſenſchaft müſſen begründet ſein, und nur durch ſie recht können fortgepflanzt und vervollkommnet werden. Er ſucht ſich daher in einen lebendigen Zuſammenhang zu ſezen mit allen Beſtrebungen, die zu dieſer Vervollkommnung führen; er nimmt ſich der Anſtalten an, die er ſelbſt müßte geſtiftet haben, wenn er ſie nicht gefunden hätte; und da auch der wiſſenſchaftliche Verein ein Bedürfniß hat vom Staate geſchüzt und begünſtiget zu werden, ſo werden beide ein Beſtreben haben ſich mit einander zu verſtändigen und zu einigen. Der Staat aber arbeitet nur für ſich, er iſt, wie er geſchichtlich erſcheint, durchaus zunächſt ſelbſtſüchtig, und will alſo auch die Unterſtüzung, die er der Wiſſenſchaft bietet, nicht über ſeine Grenzen hinaus wirkſam ſein laſſen. Wenn nun der Staat das Gebiet ſeiner Sprache ganz erfüllt, ſo ſtrebt auch die wiſſenſchaftliche nähere Vereinigung nicht über ſeine Grenzen hinaus; und ſo geht die Verbindung zwiſchen beiden ohne allen Zwieſpalt vor ſich, ſchneller oder langſamer, je nachdem beide Theile lebendiger überzeugt ſind, oder nur mangelhafter einſehen, wie ſie einer des andern bedürfen, und was ſie einander leiſten können. Wenn aber der Staat dieſes Gebiet nicht ausfüllt: ſo haben er und der wiſſenſchaftliche Verein bei ihrer abzuſchließenden Verbindung ein verſchiedenes Intereſſe. Die wiſſenſchaftlichen Männer wollen den Staat und ſeine Unterſtüzungen nur gebrauchen, um in dem größeren Gebiet der Sprache recht kräftig wirken zu können zu ihrem Zwekke; die engeren Grenzen des Staates wollen ſie nicht für die ihrigen anerkennen; und müſſen ſie ihm für ſeine Unterſtüzungen Dienſte leiſten, ſo ſehen ſie dieſe nur als etwas untergeordnetes an. Die Regierungen hingegen ſind nur um ſo mehr eiferſüchtig auf einander, als ſie einander näher ſtehen, und fürchten von der weiter ſtrebenden wiſſenſchaftlichen Verbindung Gleichgültigkeit für den Staat, oder gar Vorliebe für fremde Einrichtungen, und andere nachtheilige Einflüſſe auf den Geiſt der Unterthanen; ſie thun daher das mögliche um den näheren Verein auch der Gelehrten in den Grenzen des Staates eingeſchränkt zu halten. Umgekehrt, wenn ein Staat das Gebiet mehrerer Sprachen umfaßte: ſo würde er alle Gelehrten in ſeinem Umfange einladen ſich gleich nahe zu vereinigen und auch als ſolche ein Ganzes zu bilden. Dieſe aber würden offenbar zwei Partheien darſtellen, jede Zunge würde die Begünſtigung des Gewalthabers der anderen abzuringen ſuchen, und aufrichtige Verbrüderung würde nur unter denen ſtatt finden die Eine Sprache reden. Daß es unnatürlich iſt, wenn ein Staat ſich über die Grenzen der Sprache hinaus vergrößern will, hat neuerlich ein großer Herrſcher ſelbſt behauptet, ſo daß man ſich nur wundern muß, was doch für eine dringende Nothwendigkeit ſelbſt ein ſo klares Bewußtſeyn wie das ſeinige beherrſchen konnte. Ob es eben ſo unnatürlich iſt, wenn das Gebiet einer und derſelben Sprache ſich in ſo viele kleine Staaten zertheilt, als Deutſchland erleidet, das ſei dahingeſtellt. Wenigſtens ſcheint es rathſam wenn ſie in einer genauen Verbindung bleiben, und thöricht wenn jeder von ihnen ſeine wiſſenſchaftlichen Einrichtungen abgeſchloſſen für ſich beſizen will. Denn nur äußerlich und erzwungen können dieſe ein Ganzes bilden, welches je kleiner der Staat deſto lächerlicher werden wird, wenn es ſich vollſtändig geſtalten will; der Natur der Sache nach können ſie immer nur Theile des weiter greifenden Vereins ſein, und müſſen ſich, je mehr ſie ſich abſondern wollen, um ſo mehr des wohlthätigen Einfluſſes der übrigen Theile und damit zugleich ihrer Nahrung und Geſundheit berauben. In der That wunderlicher und von dem was das gemeine Wohl erfordert entfernter kann wol nichts ſein, als wenn ein deutſcher Staat ſich mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Bildungsanſtalten einſchließt. Vielmehr inniger ſollte ſich die Gemeinſchaft, in welcher ſolche Staaten ſtehen müſſen, nirgends ausſprechen als in wiſſenſchaftlichen Dingen; und wenn gar die natürliche Richtung dahin gehen ſollte, daß ſie eben ſo Eins

würden, wie die Sprache immermehr Eine wird
wo gäbe es wol ein leichteres ſichreres und na
türlicheres Vorbereitungsmittel hiezu, als wenn au
dem wiſſenſchaftlichen Gebiet, welches in ſo genaue
Wechſelwirkung ſowol mit dem Staate als mit de
Sprache ſteht, die vielſeitigſte treuſte eiferſuchte
loſeſte Gemeinſchaft geſtiftet würde, durch welch
die innere Einheit des äußerlich getrennten rech
klar zu Tage käme? und wodurch ſoll denn endlic
klar und leidenſchaftlos entſchieden werden, wi
lange dieſe Abſonderung dauern, und wie weit ſi
gehen ſoll, als durch die möglichſt weit verbreitet
wiſſenſchaftliche Bildung, welche die Beſonnenhe
erhält, von keinem einzelnen Intereſſe geblende
wird, und die kleinlichen Leidenſchaften und Vor
urtheile allmählig ausrottet?

Dennoch haben ſich wenige von unſern vater
ländiſchen Regierungen von allen Fehlern in dieſe
Hinſicht frei gehalten; ſondern anſtatt daß jede be
ſich ſollte gepflegt haben was ſie konnte, und über
all Regierung und Volk mitgenießend und benuzen
froh und ſtolz geweſen ſein über alles, was ſic
irgendwo im Umfang des deutſchen Vaterlande
bildete, haben je länger je mehr zwei ganz entge
gengeſezte Maaßregeln überhand genommen. Einig

Regierungen nemlich wetteiferten mit einander darin, die ihnen untergebenen Bildungsanſtalten zum Mittelpunkt alles wiſſenſchaftlichen Verkehrs für ganz Deutſchland zu machen, indem ſie darauf bedacht waren, von weit umher alles was ſich wiſſenſchaftlich auszeichnet an ſich zu ziehen, ſollten auch andere Staaten dadurch in Dürftigkeit verſezt werden. Wenn hiebei nur ein wahrer Wetteifer zum Grunde gelegen hätte, ja nicht hinter dem zurükbleiben zu wollen was man thun konnte; wenn dabei die gute Meinung geweſen wäre für die kleinern Staaten, die hierauf nicht zu viel verwenden konnten mit zu arbeiten, Anſtalten für ſie mit zu unterhalten, und Talente für ſie mit zu belohnen: ſo wäre nicht viel dagegen zu ſagen geweſen. Die Abſicht war aber eigentlich zuerſt, daß jeder Staat in Befriedigung ſeiner wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſe ſich unabhängig machen wollte von jedem andern, da doch die wahre Unabhängigkeit hierin nur die ſeyn kann, wenn zu des gemeinſchaftlichen Gutes Erhaltung und Vermehrung Jeder nach Verhältniß reichlich beiträgt, jenes aber nur eine hochmüthige verderbliche Prahlerei iſt. Dann wollte man auch durch geiſtiges Uebergewicht dem Staate Macht und Anſehn verſchaffen über ſein eigentliches Gebiet hinaus. Dies iſt freilich die friedlichſte und ſchönſte Art der Eroberung; aber der Wiſſenſchaft kann es leicht gefährlich werden, wenn das bloße Geld den Gelehrten zur Lokſpeiſe gemacht wird. Und werden dieſe Eroberungen im Mißverhältniß mit der natürlichen Wichtigkeit des Staates oder in einem kleinlichen Stile betrieben: ſo iſt das überhaupt lächerlich oder krankhaft. Die andere Maaßregel iſt die wiſſenſchaftliche Sperre, wenn nemlich die Regierungen das wiſſenſchaftliche Verkehr mit dem Auslande beſchränken oder aufheben, und ihre Bürger hindern auf jede Art wie ſie es wünſchen an den wiſſenſchaftlichen Bemühungen benachbarter Staaten Theil zu nehmen. Geſchieht dies, wo die Kirche den Staat beherrſcht, wie bis neuerlich größtentheils im katholiſchen Deutſchland: ſo iſt das ein bedauernswürdiger Beweis eines finſtern Zuſtandes. Verſucht dieſe Sperre ein mäßiger Staat, der von größeren umgeben iſt, und fühlt, daß er ſich auf alle Weiſe anſtrengen und alle Mittel zu Hülfe nehmen muß um ſeine Selbſtſtändigkeit ſo lange als möglich gegen ſie zu behaupten: ſo iſt zu beklagen daß man ſich ſo gewaltig verrechnen kann bei ſo löblicher Abſicht, indem doch geiſtige Beſchränktheit, die aus ſolcher Abſonderung entſtehen muß, niemals die Selbſtſtändigkeit ſichern oder vermehren kann. Wenn aber gar ein ſelbſt mächtiger Staat, und der auch jenes Erobern mit Erfolg betreibt, wenig zufrieden mit dem was er in dieſem Fache ſchon geleiſtet hat, bis er das Fehlende erſezen kann, auch noch die Sperre verordnet: ſo iſt das offenbar ein Hochmuth, eine Illiberalität, eine niedrige und geldſüchtige Oekonomie, die auch auf die Abſicht jener Eroberungen ein noch nachtheiligeres Licht wirft, und mehr als irgend etwas eine ſolche Regierung bei allen Gebildeten der Nation verhaßt machen muß.

Allein in einem noch weſentlicheren Punkte pflegt der Staat, indem er ſich der wiſſenſchaftlichen Anſtalten annimmt, von der Art, wie ſie müſſen geleitet und geordnet werden, eine ganz andere Anſicht zu haben, als die Gelehrten, welche zum Behuf der Wiſſenſchaft ſelbſt näher unter ſich verbunden ſind. Beide Theile würden gewiß ſehr einig ſein, wenn der Staat von den Foderungen eines alten Weiſen, wenn auch nicht die erſte, daß die Wiſſenden herrſchen ſollen, doch die zweite, daß die Herrſchenden wiſſen ſollen, recht wollte gelten laſſen in ihrem vollen Sinne. Die Staatsmänner, auch diejenigen, welche das gemeine Weſen am meiſten fortbilden, erſcheinen ſich und Anderen mehr den Künſtlern ähnlich, als daß ſie wiſſenſchaftlich zu Werke gingen, indem ſie den Staat handhaben. Glücklich ahndend, das Rechte herausfühlend, bringen ſie unbewußt hervor, und geſtalten mit geſchikter Hand nach einem ihnen einwohnenden Urbilde, wie jeder Künſtler nach dem ſeinigen. Das iſt leicht zu erkennen, und aufrichtig zu loben, und ſo herrſchen ſie allerdings nicht als Wiſſende. Aber daß dieſer künſtleriſche Sinn doch bei denen am gebildetſten und richtigſten ſein wird, welche entweder ſelbſt die Thatſachen und Erfahrungen wiſſenſchaftlich anzuſehn verſtehn, oder wenigſtens Darſtellungen derſelben, die dieſen Endzwekk haben, zu benuzen; daß der Staatsmann, wie Jeder der künſtleriſch etwas hervorbringt, aus dem Schaze der Wiſſenſchaft mittelbar oder unmittelbar für ſeine Kunſt ſchöpfen muß, wie gewiß auch er ihn ſeinerſeits durch ſeine Werke wiederum bereichert; daß wahre Verbeſſerungen in allen Zweigen der Staatsverwaltung nur um ſo ſicherer eingeleitet werden und gedeihen können, als die Herrſchenden und ſoviel möglich auch die Beherrſchten die wahre Idee des Staates überhaupt ſowol, als auch dieſes beſtimmten richtig aufgefaßt haben, und mit dem

Bewußt-

Bewußtſein derſelben Beiſpiele aus dem ganzen Gebiet der Geſchichte zu benuzen wiſſen, und daß alſo auf jede Weiſe wahrhaft gewußt werden muß, wenn gut geherrſcht werden ſoll: dies ſollte wenigſtens um ſo mehr anerkannt werden, da ſchon die Erfahrung zeigt, daß wenn man ſich auf irgend einem Gebiet von dieſer Einſicht entfernt, in demſelben entweder ein tumultuariſcher anarchiſcher Zuſtand ſich bildet, wie im ehemaligen Polen und in manchem anderen Reiche, welches bei vielen Kenntniſſen nur gar wenig Wiſſenſchaft beſizt, oder auch ein Kaſtenweſen entſteht, eine ärmliche Empirie, die ſich ſtreng und ängſtlich an die Tradition anſchließt, im offenbaren Mißverhältniß mit andern beſſer geleiteten und daher fortſchreitenden Zweigen. Allein eben dies wird doch oft gar nicht anerkannt, ſondern vielmehr der Einfluß, den die Wiſſenſchaft auf den Staat zu gewinnen ſucht, gehaßt und gefürchtet. Der Staat iſt alsdann natürlich nur von dem unmittelbaren Nuzen der Kenntniſſe überzeugt und ergriffen. Ausgebreitete Bekanntſchaft mit Thatſachen Erſcheinungen und Erfolgen aller Art ſucht er zu begünſtigen, und wenn er ſich der wiſſenſchaftlichen Anſtalten annimmt, ſie vorzüglich hierauf zu lenken. Denjenigen hingegen, welche ſich zum Behuf der Wiſſenſchaft freiwillig vereinigen, kommt es auf ganz etwas anderes an, als allein auf die Maſſe der Kenntniſſe. Was ſie vereiniget iſt das Bewußtſein von der nothwendigen Einheit alles Wiſſens, von den Geſezen und Bedingungen ſeines Entſtehens, von der Form und dem Gepräge wodurch eigentlich jede Wahrnehmung, jeder Gedanke, ein eigentliches Wiſſen iſt. Und eben dieſes Bewußtſein ſuchen ſie vornemlich zu erwekken und zu verbreiten, durch welches allein auch in allen Kenntniſſen und in jeder Erweiterung derſelben die Wahrheit und die Sicherheit kann erhalten werden. Darum arbeiten ſie überall ſchon bei einer mäßigen Summe von Kenntniſſen darauf hin, ihnen dieſen wiſſenſchaftlichen Charakter zu geben. Wo nur erſt das nothdürftigſte über einen Gegenſtand in Erfahrung gebracht iſt, ziehn ſie ihn in das Gebiet der Wiſſenſchaft, ſuchen die Einheit darin auf, aus welcher alles mannigfaltige begreiflich wird, trachten das Ganze in jedem Einzelnen zu ſehen, und wiederum jedes Einzelne nur im Ganzen. So auch jeden Menſchen, den ſie ſich ähnlich bilden wollen, führen ſie, auch nur mäßig ausgerüſtet, gleich auf dieſen Hauptpunkt wiſſenſchaftlicher Einheit und Form, üben ihn in dieſer Art zu ſehen, und laſſen ihn nur, nachdem er ſich ſo feſtgeſezt hat, noch tiefer in das Einzelne hineingehn, weil er alles wirklich wiſſen ſoll im ſtrengeren Sinn, und ſonſt alles Anhäufen einzelner Kenntniſſe nur ein unſicheres Umhertappen wäre, was immer nur in Bezug auf eine beſſere Behandlung einen vorläufigen Werth haben könnte. Der Staat hingegen verkennt nur zu leicht den Werth dieſes Beſtrebens, und je lauter ſich die Speculation — ſo wollen wir immer nennen, was ſich von wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen überwiegend nur auf die Einheit und die gemeinſchaftliche Form alles Wiſſens bezieht — je lauter ſich dieſe gebährdet, deſto mehr ſucht der Staat ſie zu beſchränken, und allen ſeinen Einfluß, den aufmunternden und den einengenden, dazu zu gebrauchen, daß die realen Kenntniſſe, die Maſſen des wirklich ausgemittelten, auch ohne Hinſicht darauf ob jenes Gepräge der Wiſſenſchaft ihnen aufgedrückt iſt oder nicht, allein gefördert werden, und als die einzig ächten Früchte alles auf Erkenntniß gehenden Beſtrebens erſcheinen. Dieſer Richtung nun muß der wiſſenſchaftliche Verein nothwendig entgegenſtreben, und die edleren Mitglieder deſſelben werden daher immer darnach trachten, ſich möglichſt zur Unabhängigkeit vom Staat herauszuarbeiten, indem ſie theils ihre Vereinigung der Gewalt und Anordnung des Staates zu entziehen, theils ihren eigenen Einfluß auf denſelben zu erhöhen ſuchen. Wo möglich flößen ſie dem Staate eine würdigere und wiſſenſchaftlichere Denkungsart ein; wo aber nicht, ſo ſuchen ſie wenigſtens ſich ſelbſt je länger je mehr Glauben und Anſehn zu verſchaffen. Jemehr aber die wiſſenſchaftlich Gebildeten ſo in den Staat verflochten ſind, daß das wiſſenſchaftliche bei ihnen vom politiſchen überwogen wird, und nicht zum klaren Bewußtſein kommt, deſto eher werden ſie ſich dieſen Eingriffen des Staates fügen; und je genauer ſich in dieſem Sinn beide Theile verbinden, um deſto mehr iſolirt ſich ein ſolcher Theil des größeren wiſſenſchaftlichen Nationalvereins von allen übrigen, die ihre eigenthümlichen Principien feſter halten, und ſinkt zu einer bloßen Veranſtaltung für den Gebrauch des Staates herab. Vorzüglich wo der Staat ſchon das geſammte Gebiet der Sprache zu Einem Ganzen verbunden hat, und alſo ſehr mächtig und glänzend iſt, ſchlägt dieſer Kampf gewöhnlich zum Nachtheil der Wiſſenſchaft aus. Und wenn man dem entgegengeſezten Zuſtand einige Vorzüge zugeſtehen will, ſo iſt gewiß dies keiner der geringſten, daß alsdann der Staat wenigſtens in dieſer Hinſicht die Wiſſenſchaft freier gewähren läßt, wäre es auch nur um ſich mit ihr zu ſchmükken.

Auf dasjenige, was in dieſer Darſtellung flüchtig hingeworfen iſt, werden wir öfters zurükweiſen müſſen; denn ohne die vornehmſten Momente dieſer Gegenwirkungen zwiſchen Staat und Wiſſenſchaft im Auge zu haben, iſt es nicht möglich, die äußeren Schikſale der lezteren zu begreifen, oder wenn eine beſtimmte Aufgabe gelöſet werden ſoll, einen, dem jedesmaligen Verhältniß zwiſchen Staat und Wiſſenſchaft angemeſſenen Gang einzuſchlagen. Am wenigſten aber kann man ſonſt verſtehen, warum der Staat die Univerſitäten grade ſo, wie wir ſehen, zu behandeln pflegt, und warum dieſe ſo ſehr nach der Unabhängigkeit von ihm trachten, und es als die vortheilhafteſte Lage anſehn, wenn ſich der Staat in ihre Verwaltung wenigſt möglich einmiſcht. Doch wir müſſen zuerſt ſehen, welchen Plaz eigentlich die Univerſitäten einnehmen in dem wiſſenſchaftlichen Verein, und welches ihr vorzüglichſtes Geſchäfte iſt.

2.

Von Schulen, Univerſitäten und Akademien.

Unter Akademien werden hier, was man gelehrte Geſellſchaften nennt, von aller Art verſtanden, und die Verbindung in welcher ſie unter einander ſtehen ſollten, und innerlich gewiß auch ſtehen. Von Schulen aber denken wir hier nur an diejenigen, die man wenigſtens anſehn kann als wären ſie unmittelbar aus dem Bedürfniß und Trieb nach Erkenntniß entſtanden, alſo nur die gelehrten, deren Vorſteher nothwendig vollkommen wiſſenſchaftlich gebildete Männer ſein müſſen, und in denen Kenntniſſe mitgetheilt werden, die unmittelbar in das Gebiet der Wiſſenſchaft fallen.

Alsdann ſind dieſes die drei Hauptformen, in welche ſich jezt alle Vereinigungen zum Betrieb der Wiſſenſchaften geſtalten. Sie kommen zwar überall im neueren Europa vor; aber auch deshalb könnte man wol Deutſchland als den Mittelpunkt der Bildung anſehn, weil in anderen Ländern zwar einzelne dieſer Formen, Schulen beſonders und Akademien, in einem größeren Styl vorkommen, alle drei neben einander aber nirgends ſo rein heraustreten als bei uns. Auch könnte man wol ſagen, der ganze Typus der ſich darin zeigt, ſei urſprünglich deutſch, und ſchließe ſich genau der Bildung anderer auch aus Deutſchland hervorgegangener Verhältniſſe an. Die Schule als das Zuſammenſein der Meiſter mit den Lehrburſchen, die Univerſität mit den Geſellen, und die Akademie als Verſammlung der Meiſter unter ſich. Doch für die Meiſten, die von einer tiefen Verachtung für alles Zunftweſen durchdrungen ſind, heißt dies wol wenigſtens das was erſt beſchrieben werden ſoll, durch dunkleres erläutern, wo nicht gar die wiſſenſchaftlichen Anſtalten herabwürdigen durch Gleichſezung mit dieſen verſchrienen Formen, denen aber doch auch gar viel Schönes zum Grunde liegt. Betrachten wir alſo dieſe drei Verbindungen, Schule, Univerſität und Akademie lieber für ſich, und fragen, was doch jede bedeutet, und wie ſie unter ſich zuſammenhängen. Denn ohne ſie alle drei verſtanden zu haben, möchte es uns ſchwerlich gelingen über das Weſen und die zweckmäßige Einrichtung der einen, auf die es uns ankommt, einig zu werden.

Die Wiſſenſchaft, wie ſie in der Geſammtheit der gebildeten Völker als ihr gemeinſchaftliches Werk und Beſizthum vorhanden iſt, ſoll den Einzelnen zur Erkenntniß hinanbilden, und der Einzelne ſoll auch wiederum an ſeinem Theil die Wiſſenſchaft weiter bilden. Dies ſind die beiden Verrichtungen auf welche alles gemeinſchaftliche Thun auf dieſem Gebiet hinausläuft. Man ſieht leicht, wie die erſte von ihnen in der Schule ganz die Oberhand hat und in der Akademie dagegen die andere. Die Schulen ſind durchaus gymnaſtiſch, die Kräfte übend, und beſitzen ihren fremden Namen mit Recht. Den Knaben von beſſerer Natur und hervorſtechenden Gaben, welche die Vermuthung erregen, er könne für die Wiſſenſchaft empfänglich ſein, oder wenigſtens eine Maſſe von Kenntniſſen vortheilhaft verarbeiten, dieſen übernehmen ſie, und verſuchen auf alle Weiſe, ob dem wirklich alſo ſei. Zweierlei aber iſt, woran ſich zeigen muß, ob ein Menſch für dieſe höhere Bildung ſich eigne, auf der einen Seite ein beſtimmtes Talent, welches ihn an ein einzelnes Feld der Erkenntniß feſſelt, auf der andern der allgemeine Sinn für die Einheit und den durchgängigen Zuſammenhang alles Wiſſens, der ſyſtematiſch philoſophiſche Geiſt. Zuſammentreffen muß beides, wenn der Menſch ſich zu etwas ausgezeichnetem bilden ſoll. Auch das entſchiedenſte Talent wird ohne dieſen Geiſt keine Selbſtſtändigkeit haben, und nicht weiter gedeihen können, als daß es ein tüchtiges Organ wird für Andere, die das wiſſenſchaftliche Princip in ſich haben. Und der ſyſtematiſche Geiſt ohne ein beſtimmtes Talent wird ſich mit ſeinen Productionen in einem ſehr engen Kreiſe herumdrehen, und ſich in wunderlichen Auswächſen Wiederholungen und Umbildungen immer des nemlichen höchſt allgemeinen erſchöpfen, weil er eben keines Stoffes recht Meiſter iſt.

Dies hindert aber nicht, daß nicht auch bei der Vereinigung beider, bei Einigen das Talent hervorherrſche, bei Andern der allgemeine wiſſenſchaftliche Geiſt. Beides aber bedarf, wo es nicht in einem ganz ausgezeichneten Grade vorhanden iſt, um erwekt und ans Licht gebracht zu werden, bald mehr bald minder eines abſichtlich angebrachten Reizes, einer kunſtmäßigen Behandlung. Und ſo muß die Schule auf beides wirken. Sie muß elementariſch auf der einen Seite den geſammten Inhalt des Wiſſens in bedeutenden Umriſſen vorführen, ſo daß jedes ſchlummernde Talent zu ſeinem Gegenſtande ſich kann angelokkt fühlen, und muß auf der andern dasjenige beſonders herausheben und mit vorzüglichem Fleiß behandeln, worin die wiſſenſchaftliche Form der Einheit und des Zuſammenhanges am frühſten kann deutlich angeſchaut werden, und was aus demſelben Grunde zugleich das allgemeine Hülfsmittel alles andern Wiſſens iſt. Aus dieſer Urſache ſind mit Recht Grammatik und Mathematik die Hauptgegenſtände auf Schulen, ich möchte ſagen die einzigen, die mit einem Anklang von Wiſſenſchaftlichkeit können vorgetragen werden. Zugleich muß aber auch die Schule methodiſch alle geiſtigen Kräfte ſo üben, daß ſie beſtimmt auseinander treten und ihre verſchiedenen Functionen klar eingeſehen werden, und ſie ſo ſtärken, daß jede ſich eines gegebenen Gegenſtandes mit Leichtigkeit ganz bemächtigen kann. Dies vereinigt durch die einfachſten und ſicherſten Operationen zu bewirken, iſt das Ziel der Schulen. Gewiß wird keine auch bei der beſten Einrichtung und Leitung dies alles in gleicher Vollkommenheit leiſten, ſondern die eine mehr in dieſem, die andere mehr in jenem Theile ſich Vorzüge erwerben. Aber nur um deſto nöthiger wird es ſein, daß man überall den Geſammtzweck vor Augen behalte, damit jede auf dem Wege zu der ihr angemeſſenen Virtuoſität ſich vor verderblicher Einſeitigkeit bewahren könne; und deſto mehr iſt eine höchſte allgemeine Leitung zu wünſchen, um von jeder ſolchen Anſtalt ganz den Nugen für das wiſſenſchaftliche Gebiet zu ziehen, den ſie gewähren kann.

In der Akademie hingegen finden ſich die Meiſter der Wiſſenſchaft vereinigt; und wenn nicht Alle auf gleiche Weiſe Mitglieder derſelben ſein können, ſo ſollen wenigſtens Alle durch ſie repräſentirt werden, und zwiſchen den Mitgliedern und den übrigen des Namens würdigen Gelehrten ein ſolcher lebendiger Zuſammenhang ſtatt finden, daß die Arbeiten der Akademie wirklich als das Geſammtwerk ihrer aller können angeſehen werden. Jeder muß darnach ſtreben, dieſer Verbindung anzugehören, weil das Talent, was Einer in ſich ausgebildet hat, ohne die Ergänzung der übrigen doch nichts wäre für die Wiſſenſchaft. Darum bilden Alle ein Ganzes, weil ſie ſich Eins fühlen durch den lebendigen Sinn und Eifer für die Sache des Erkennens überhaupt, und durch die Einſicht in den nothwendigen Zuſammenhang aller Theile des Wiſſens; eben darum aber ſondern ſie ſich auch wieder in verſchiedene Abtheilungen, weil jeder Zweig des Wiſſens einer noch engern Vereinigung bedarf, um gründlich und zweckmäßig bearbeitet zu werden. Je feiner dieſe Verzweigung ſich vervielfältiget und je lebendiger dabei die Einheit des Ganzen bleibt, ohne ſich in eine leere Form zu verlieren, ſo daß in jedem Einzelnen die Theilnahme an den Fortſchritten des Ganzen und der Eifer für ſein beſonderes Fach einander gegenſeitig beleben, und alſo die engſte Gemeinſchaft zwiſchen den verſchiedenen Theilen der Wiſſenſchaft in dem Schooß der Akademie auf das leichteſte unterhalten wird; um deſto vollkommner iſt die Einrichtung des Ganzen.

Wie viele Akademien nach dieſer Idee Deutſchland wol haben ſollte? Eine höchſtens oder zwei, eine nördliche und eine ſüdliche, die aber auch in der innigſten Verbindung ſtehn, und überall, theils wo ein natürlicher Zuſammenfluß von Gelehrten aller Art entſtünde, theils wo ein Ort für ein beſonderes wiſſenſchaftliches Gebiet ſich vorzüglich eignete, ihre Töchter haben müßten. So lange eine ſolche Vereinigung, nach welcher der Natur der Sache wegen alles ſtrebt, noch nicht erfolgt iſt, können ſich alſo unſere zerſtreuten gelehrten Geſellſchaften nur als Bruchſtücke anſehn, und nur durch das lebhafteſte Verkehr unter einander ſich ihr Daſeyn bis zu dieſem Zeitpunkt, der vielleicht nicht mehr fern iſt, erhalten.

Mit dieſer Anſicht von Schulen und Akademien ſtimmt auch das ganze Verfahren dieſer Anſtalten zuſammen. Die Schulen geben in den öffentlichen Prüfungen eine Ausſtellung, die ganz gymnaſtiſch iſt, und nur zeigen kann, wie weit die intellectuellen Kräfte für das Wiſſen geübt ſind. Literariſche Productionen aber kommen ihnen als ſolchen gar nicht zu, weil nichts öffentlich erſcheinen ſoll, was nicht die Wiſſenſchaft weiter fördert. Darum ſieht man auch immer den Programmen oder Einladungsſchriften der Vorſteher das Mißverhältniß an, indem ſie entweder gar nicht verdienen aufgeſtellt zu werden, oder wenn das, ſich für das Publicum nicht eignen, welches ſie doch zunächſt in Anſpruch nehmen. Daher in vieler Hinſicht ein vortrefliches Zeichen für eine Schule iſt, wenn dergleichen gar nicht von ihr gefertiget werden. Dagegen fordert man von jeder Akademie, daß ſie Werke hervorbringt, nemlich nicht große, das Ganze umfaſſende oder gar revolutionäre Bücher, ſondern Sammlungen von Aufſätzen, welche einzelne noch unerforſchte Gegenſtände beleuchten, eigene Entdekkungen darlegen, neuerfundene Methoden ans Licht bringen oder prüfen. Denn ſo durch viele kleine Beiträge die Wiſſenſchaften, welche ſchon Umfang und Sicherheit in gewiſſem Maaß gewonnen haben, zu fördern, das iſt die Sache der Akademie; und je mehr

Gehalt und Zuſammenſtimmung ſich in ihren Werken zeigt, um deſto mehr Verdienſt wird man ihr zuſchreiben. In demſelbigen Sinne läßt auch die Akademie Aufgaben zur Auflöſung ergehen, theils um ſich für einzelne Fälle, wo der Verſuche nicht genug gemacht werden können, oder wo Unterſuchungen erforderlich ſind, die ſich nicht an jedem Ort anſtellen laſſen, auch außerhalb ihrer Mitte Hülfe zu verſchaffen — daher mit Recht die eigentlichen Mitglieder ausgeſchloſſen ſind von der Preisbewerbung — theils auch um auszuſpüren, wer, noch nicht zu ihr gehörend, ſich mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden aus einzelnen Gebieten ernſthaft und erfolgreich beſchäftiget, damit ſie ſich aus dieſen von Zeit zu Zeit würdige Genoſſen aneignen könne.

Was iſt nun aber die Univerſität zwiſchen beiden, der Schule und der Akademie? Man könnte denken, daß dieſe beiden ſich in alle wiſſenſchaftlichen Verrichtungen theilten, und jene ganz überflüſſig wäre zwiſchen ihnen. So urtheilen auch gewiß Manche unter uns, ſchwerlich mit ächt deutſchem Sinn; denn dieſe Anſicht iſt ja die herrſchende eines anderen Volkes, welchem, je mehr es ſich in ſich ſelbſt conſolidirte, um ſo mehr alles ausgegangen iſt was einer Univerſität ähnlich ſieht, und nichts übrig geblieben als Schulen und Akademien in unzähliger Menge und in den mannigfaltigſten Formen. Allein man überſieht hiebei offenbar einen ſehr weſentlichen Punkt. Die Schulen beſchäftigten ſich nur mit Kenntniſſen als ſolchen; die Einſicht in die Natur der Erkenntniß überhaupt, den wiſſenſchaftlichen Geiſt, das Vermögen der Erfindung und der eigenen Combination ſuchen ſie nur vorbereitend anzuregen, ausgebildet aber wird dies alles nicht in ihnen. Die Akademien aber müſſen dies alles bei ihren Mitgliedern vorausſezen; nur von einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt aus, und durch das Bewußtſein deſſelben — das ſpricht ihre ganze Organiſation aus, wenn ſie auch keine Veranlaſſung finden es ausdrücklich zu erklären — wollen ſie die Wiſſenſchaften fördern; auch kann dies nur ſo auf eine übereinſtimmende Weiſe geſchehen. Wie leer müßten die Werke einer Akademie ſein, wenn ſie überall bloße Empirie triebe, und an keine Principien in jeder Wiſſenſchaft glaubte! Wie leer wäre der ganze Gedanke einer gemeinſchaftlichen Beförderung aller Wiſſenſchaften, wenn dieſe Principien nicht wiederum zuſammenſtimmen und Ein Ganzes bildeten! und wie jämmerlich die Ausführung, wenn etwa die Mitglieder über alle dieſe Principien uneins wären! Offenbar alſo wird vorausgeſezt, jedes Mitglied einer Akademie ſei über die philoſphiſchen Principien ſeiner Wiſſenſchaft mit ſich ſelbſt und den übrigen verſtanden, jedes behandle ſein Fach mit philoſophiſchem Geiſt, und eben dieſer in Allen ſich ähnliche Geiſt in ſeiner Vermählung mit dem jedem Einzelnen eigenthümlichen Talent mache nur Jeden zu einem wahren Gliede der Vereinigung. Soll dieſer Geiſt dem Menſchen von ohngefähr kommen im Schlaf? ſoll nur das wiſſenſchaftliche Leben aus dem Nichts entſtehen, nicht wie jedes andere durch Erzeugung? ſoll nur dieſes in ſeinen erſten zarten Aeußerungen keiner Pflege bedürfen, und keiner Erziehung? Hier alſo liegt das Weſen der Univerſität. Dieſe Erzeugung und Erziehung liegt ihr ob, und damit bildet ſie den Uebergangspunkt zwiſchen der Zeit, wo durch eine Grundlage von Kenntniſſen, durch eigentliches Lernen die Jugend erſt bearbeitet wird für die Wiſſenſchaft, und der, wo der Mann in der vollen Kraft und Fülle des wiſſenſchaftlichen Lebens nun ſelbſt forſchend das Gebiet der Erkenntniß erweitert oder ſchöner anbaut. Die Univerſität hat es alſo vorzüglich mit der Einleitung eines Prozeſſes, mit der Aufſicht über ſeine erſten Entwikkelungen zu thun. Aber nichts geringeres iſt dies als ein ganz neuer geiſtiger Lebensprozeß. Die Idee der Wiſſenſchaft in den edleren, mit Kenntniſſen mancher Art ſchon ausgerüſteten Jünglingen zu erwekken, ihr zur Herrſchaft über ſie zu verhelfen auf demjenigen Gebiet der Erkenntniß, dem jeder ſich beſonders widmen will, ſo daß es ihnen zur Natur werde, alles aus dem Geſichtspunkt der Wiſſenſchaft zu betrachten, alles Einzelne nicht für ſich, ſondern in ſeinen nächſten wiſſenſchaftlichen Verbindungen anzuſchauen, und in einen großen Zuſammenhang einzutragen in beſtändiger Beziehung auf die Einheit und Allheit der Erkenntniß, daß ſie lernen in jedem Denken ſich der Grundgeſetze der Wiſſenſchaft bewußt zu werden, und eben dadurch das Vermögen ſelbſt zu forſchen zu erfinden und darzuſtellen, allmählig in ſich herausarbeiten, dies iſt das Geſchäft der Univerſität. Hierauf deutet auch dieſer ihr eigentlicher Name, weil eben hier nicht nur mehrere, wären es auch andere und höhere, Kenntniſſe ſollen eingeſammelt, ſondern die Geſamtheit der Erkenntniß ſoll dargeſtellt werden, indem man die Principien und gleichſam den Grundriß alles Wiſſens auf ſolche Art zur Anſchauung bringt, daß daraus die Fähigkeit entſteht, ſich in jedes Gebiet des Wiſſens hineinzuarbeiten. Hieraus erklärt ſich die kürzere Zeit, welche jeder auf der Univerſität zubringt als auf der Schule; nicht als ob nicht um Alles zu lernen mehr Zeit erfordert würde, ſondern weil man das Lernen des Lernens wol abmachen kann in kürzerer; weil eigentlich was auf der Univerſität verlebt wird, nur Ein Moment iſt, nur ein Act vollbracht wird, daß nemlich die Idee des Erkennens, das höchſte Bewußtſein der Vernunft, als ein leitendes Prinzip in dem Menſchen aufwacht. Hierauf weiſen alle Eigenthümlichkeiten hin, welche die Univerſität von der Schule auf der einen, von der Akademie auf der andern Seite unterſcheiden. Auf der Schule geht man nach den Geſezen des leichteſten Fortſchrittes von einem Einzelnen zum Andern über, und iſt wenig bekümmert darum, ob Jeder überall etwas Ganzes vollende. Auf der Univerſität dagegen iſt man hierauf ſo ſehr bedacht, daß man in jedem Gebiet das Encyclopädiſche, die allgemeine Ueberſicht des Umfanges und des Zuſammenhanges als das nothwendigſte voranſchikt, und zur Grundlage des geſammten Unterrichts macht. Und die Hauptwerke der Univerſität als ſolcher ſind Lehrbücher, Compendien, deren Endzwekk nicht iſt die Wiſſenſchaft im Einzelnen zu erſchöpfen oder zu bereichern, wo auch weder das leichteſte noch das ſchwerſte noch das ſeltenſte den Vorzug genießt bei der Auswahl, ſondern deren Verdienſt in der höhern Anſicht, in der ſyſtematiſchen Darſtellung beſteht, und welche dasjenige am meiſten herausheben, worin ſich am faßlichſten die Idee des Ganzen darſtellt, und wodurch Umfang und innere Verbindung deſſelben am anſchaulichſten wird. Ferner in den Akademien kommt alles darauf an, daß das Einzelne vollkommen richtig und genau herausgearbeitet werde im Gebiet aller realen Wiſſenſchaften; dagegen die reine Philoſophie, die Speculation, die Beſchäftigung mit der Einheit und dem Zuſammenhang aller Erkenntniſſe und mit der Natur des Erkennens ſelbſt durchaus zurücktritt. Gewiß nicht als etwas für das reale Wiſſen geringfügiges, oder gar an ſich verwerfliches und nichtiges. Denn, wie man ſich auch anſtelle, alles einzelne Wiſſen ruht doch immer auf jenem Allgemeinen; es giebt kein wiſſenſchaftlich hervorbringendes Vermögen ohne ſpeculativen Geiſt, und beides hängt ſo zuſammen, daß wer keine beſtimmte philoſophiſche Denkungsart ſich gebildet hat, auch nichts tüchtiges und merkwürdiges wiſſenſchaftlich ſelbſtſtändig hervorbringen wird, ſondern er wird immer, bewußt oder unbewußt, auch da, wo er durch einen wunderbaren Inſtinkt erfindet, von einer ſpeculativen Richtung der Vernunft abhängen, die ſich vielleicht nur in Andern deutlich offenbart. Auch wird eines Jeden philoſophiſche Denkungsart ſich in der Sprache, in der Methode, in der Darſtellung, bei jedem wiſſenſchaftlichen Werke ausſprechen. Sondern deswegen tritt die Philoſophie hier zurükk, weil, wenn auf akademiſche Weiſe die Wiſſenſchaften gemeinſchaftlich ſollen gefördert werden, alles rein philoſophiſche ſchon ſo muß in Richtigkeit gebracht ſein, daß faſt nichts mehr darüber zu ſagen iſt. Dieſe Vorausſezung ſcheint freilich bisher nirgends unter uns vollkommen begründet geweſen zu ſein, und man würde vielleicht nicht zu viel einräumen, wenn man geſtände, eine ſolche völlige Einigung und Befriedigung in Sachen der Philoſophie könne ſogar unter Einem Volk, wenn es ihm wirklich Ernſt iſt mit der Sache, nie als wirklich vollendet gegeben ſein, ſondern nur durch eine immer fortſchreitende Annäherung und Verſtändigung. Allein jede Akademie macht dennoch dieſe Vorausſezung nothwendig, wenigſtens in ſo fern, daß es ihr natürlich iſt, dasjenige, was in dieſer Hinſicht ſchon geſchehen iſt, als die Hauptſache anzuſehn, und was noch übrig iſt, als das kleinere. Eine ſpeculative Abtheilung kann ſie eigentlich nur in dem Sinne haben, daß ſie, vorausſezend, es gebe unter Einem Volke nur Eine philoſophiſche Denkungsart, die Einerleiheit deſſen, was zu verſchiedenen Zeiten verſchieden ausgedrükt worden iſt, darſtellt, die in einer und derſelben Zeit gegen einander tretenden Differenzen beleuchtet, was ſich philoſophiſch geberdet und doch nur Polemik gegen die Philoſophie iſt, in ſeiner Blöße zeigt, kurz durch hiſtoriſche und kritiſche Behandlung des auf dieſem Gebiete vorhandenen jene Annäherung und Selbſtverſtändigung der Nation befördert. Selbſt hervorzubringen aber und neue Wege einzuſchlagen auf dem Gebiete der eigentlichen Philoſophie, dies ſcheint der Akademie weniger zuzukommen. Dagegen iſt für die Univerſität allgemein anerkannt der philoſophiſche Unterricht die Grundlage von allem was dort getrieben wird; und weil eben dieſe höchſten Anſichten vorzüglich mitgetheilt werden ſollen, und zwar auf die individuellſte Weiſe, ſo müſſen ſie auch in ihrer Differenz von allem, was gleichartiges neben ihnen beſteht, dargeſtellt werden, daher auf und zwiſchen Univerſitäten vorzüglich die philoſophiſchen Streittigkeiten ihren Plaz haben, und auf ihnen vornemlich die philoſophiſchen Schulen ſich bilden.

So iſt die Univerſität in Abſicht ihres Hauptzwekkes etwas ganz eigenthümliches von Schule und Akademie gleich weſentlich verſchiedenes; allein äuſſerlich, das will nicht ſagen zufällig, ſondern ſo wie es für jedes Innere nothwendig ein Aeußeres giebt, äußerlich hat ſie eben ſo nothwendig etwas ähnliches von beiden; ſonſt würde es auch wunderliche Sprünge geben in dem wiſſenſchaftlichen Leben der einzelnen Menſchen. Der wiſſenſchaftliche Geiſt als das höchſte Prinzip, die unmittelbare Einheit aller Erkenntniß kann nicht etwa für ſich allein hingeſtellt und aufgezeigt werden in bloßer Transcendentalphiloſophie, geſpenſterartig, wie leider Manche verſucht und Spuk und unheimliches Weſen damit getrieben haben. Leerer läßt ſich wol nichts denken, als eine Philoſophie, die ſich ſo rein auszieht, und wartet, daß das reale Wiſſen, als ein niederes, ganz anders woher ſoll gegeben oder genommen werden; und vergeblicher für die Wiſſenſchaft würde wol nichts die Jünglinge in den ſchönſten Jahren vorzüglich beſchäftigen, als eine Philoſophie, die keine beſtimmte Leitung für das künftige wiſſenſchaftliche Leben in allen Fächern gäbe, ſondern höchſtens diente den Kopf aufzuräumen, was man ja ſchon an der gemeinen Mathematik rühmt. Sondern nur in ihrem lebendigen Einfluß auf alles Wiſſen läßt ſich die Philoſophie, nur mit ſeinem Leibe, dem realen Wiſſen zugleich läßt dieſer Geiſt ſich darſtellen und auffaſſen. Daher werden auf der Univerſität auch Kenntniſſe mitgetheilt, höhere zum Theil und andere, die in dem Plan der Schule gar nicht lagen. In ſo fern entſteht alſo Zulernen, und die Univerſität iſt zugleich Nachſchule. Eben ſo iſt ſie auch Vorakademie. Der wiſſenſchaftliche Geiſt, der durch den philoſophiſchen Unterricht geweckt iſt, und durch Wiederanſchauung des vorher ſchon erlernten aus einem höheren Standpunkt ſich befeſtiget und zur Klarheit kommt, muß ſeiner Natur nach auch gleich ſeine Kräfte verſuchen und üben, indem er von dem Mittelpunkt aus ſich tiefer in das Einzelne hineinbegiebt, um zu forſchen, zu verbinden, eignes hervorzubringen und durch deſſen Richtigkeit die erlangte Einſicht in die Natur und den Zuſammenhang alles Wiſſens zu bewähren. Dies iſt der Sinn der wiſſenſchaftlichen Seminarien und der praktiſchen Anſtalten auf der Univerſität, welche alle durchaus akademiſcher Natur ſind. Daher auch beide Benennungen wieder in die Univerſität hineinſpielen, und ſie oft hohe Schule genannt wird, und dann wieder Akademie. Daher es Unverſtand iſt, zu behaupten, Univerſitäten dürften ſolche Anſtalten nicht haben, weil ſie nur für Akademien gehörten.

Dies ſcheint im Weſentlichen, wie aus der Betrachtung ihrer Hauptzüge hervorgeht, das Verhältniß jener drei verſchiedenen Anſtalten zu dem gemeinſchaftlichen Zwekke zu ſein; und in der That, wenn ſie wohl eingerichtet ſind und recht in einander greifen, ſo ſcheint gar nichts zu fehlen, ſondern dieſer Zwekk vollſtändig durch ſie erreicht werden zu müſſen. Um deſto verderblicher aber muß es auch ſein, wenn ſie ihr Gebiet und ihre Grenzen verkennen. Verderblich, wenn die Schulen ſich hinauf verſteigen wollen und ſpielen mit philoſophiſchem Unterricht, um vorzuſpiegeln, als ſei es nur ein leerer Schein mit dem weſentlichen Unterſchiede zwiſchen ihnen und den Univerſitäten. Denn nicht ſicherer können die Zöglinge verdorben werden für leztere, und für das wiſſenſchaftliche Leben überhaupt, als wenn man ſie anleitet, auch die höchſte Wiſſenſchaft, die nur Geiſt und Leben ſein kann, und ſich ſehr wenig äußerlich geſtaltet, nur ſo anzuſehen wie eine Summe einzelner Säze und

Angaben, die man eben ſo erwerben und beſitzen kann wie andere Schulkenntniſſe. Verderblich, wenn die Univerſitäten ihrerſeits jenes Vorgeben wahr machen, und in der That nur fortgeſetzte Schulen werden, indem ſie zwar voreiligerweiſe Akademien vorſtellen und vollendete Gelehrte treibhäuslich bei ſich ausbilden wollen durch immer tieferes Hineinführen in das Detail der Wiſſenſchaften, dabei aber, was ihnen eigentlich obliegt, nemlich den allgemeinen wiſſenſchaftlichen Geiſt zu wekken und ihm eine beſtimmte Richtung zu geben, darüber vernachläſſigen. Verderblich, wenn die Akademien von Partheigeiſt ergriffen ſich in ſpeculative Streitigkeiten einlaſſen, oder eben ſo verderblich, wenn ſie in ein nicht allzuwol begründetes reales Wiſſen eingehüllt, hochmüthig herabſehend auf jene Zwiſtigkeiten, denen etwa die Lebhaftigkeit der mittheilenden Begeiſterung den Anſchein des Leidenſchaftlichen giebt, ſich wenig darum kümmern, ob diejenigen, die ſie zur Bereicherung der Wiſſenſchaften unter ſich aufnehmen, durch dieſe ſpeculativen Unterſuchungen hindurchgegangen ſind oder nicht.

Woher aber dieſe Mißverſtändniſſe ſo häufig? Gewiß großentheils aus Mangel an inniger Einheit in allem was für die Wiſſenſchaft und durch ſie unter uns da iſt. Wer nur in Einer dieſer Formen des wiſſenſchaftlichen Vereins lebt, dem kann es gar leicht begegnen, daß er, durch Vorurtheile verleitet, vergeſſend was ihm die andern früher geweſen ſind, ſie für nichts hält, und die ſeinige zu allem machen will. Dieſe Vorurtheile finden ſich auch überall. Was iſt gewöhnlicher, als daß akademiſche Gelehrte auf den Schulmann als auf einen Unglüklichen in hartes Joch verdammten herabſehn, der, um nur ſeine Pflicht zu erfüllen, ſich unvermeidlich gewöhnen müſſe pedantiſch an Kleinigkeiten zu haften, und der in den Vorhof der Wiſſenſchaften eingezwängt, die höchſten Genüſſe derſelben für immer entbehre? was gewöhnlicher, als daß ſie den Univerſitätslehrer als einen ſich vornehmer dünkenden Schulmann betrachten, der gleichſam nur ihr Diener ſei, beſtimmt die Wiſſenſchaften, wie ſie ſie ihm übergeben, fortzupflanzen, und ihrem Gange demüthig zu folgen als der Unſterblichen Fußtritte? So verſchreit wiederum der Schulmann die Akademiker als Müßiggänger, weil ſie wenig thäten im Vergleich mit ihm zur Ausbreitung des Reiches der Wiſſenſchaften, und klagt über die Univerſitätslehrer, als über anmaßende

Undankbare, die oft die beſſere Hälfte von dem wieder verdürben, was er gebaut hat. Dieſe wiederum beweiſen den Schulmännern Geringſchätzung, als ſolchen die nur am Buchſtaben kleben, und denen der Geiſt ihrer eignen Wiſſenſchaft größtentheils fremd bleibt, und ſchildern die Akademien als Verſorgungs- oder Mitleidsanſtalten für zudringliche falſchberühmte oder abgelebte Gelehrte. Wie verkehrt iſt dieſes Alles! Der tüchtige Vorſteher einer gelehrten Schule muß als Gegengewicht gegen das was er beſtändig auszuüben hat, und ſelbſt als Leitung dafür, eine Umſicht des Ganzen beſitzen, durch die er in ſeiner Perſon die Akademie repräſentirt; er bedarf derſelben wiſſenſchaftlichen Beſonnenheit, deſſelben reinen Beobachtungsgeiſtes, wie Einer der die Wiſſenſchaft weiter fördert, und die Entwiklung der Jugend, die er leitet, iſt wol ſchwieriger als irgend eine einzelne Unterſuchung. Wie der Akademiker in einſamer Meditation alle vorhandene Reſultate erwägen, alle Andeutungen benuzen, und ſo neue Entdekkungen fördern, und wie der Univerſitätslehrer immer in demſelben Kreiſe ſich umdrehend mit der erkenntnißluſtigen Jugend leben und ſie auf alle Weiſe erregen, dies ſind freilich zwei ſehr verſchiedene Beſchäftigungen:

aber von der einen aus über die andere als über etwas weit geringeres hinwegſehen, das kann doch nur der, welcher gar nicht beide mit einander verbindet. Und es iſt unmöglich, daß dies dem ausgezeichnetern Gelehrten begegne. Denn auch der ſtillſte emſigſte Forſcher muß eben in ſeinen glüklichſten Augenblikken, in denen der Entdekkung, welche doch allemal auch zu einer neuen lebendigern Anſicht des Ganzen führt, ſich zu der belebendſten begeiſterten Mittheilung aufgelegt fühlen, und wünſchen, ſich im Geiſte der Jünglinge ausgießen zu können. Und kein bedeutender Univerſitätslehrer kann wol eine Zeitlang ſeinen Lehrſtuhl würdig ausgefüllt haben, ohne auf Unterſuchungen und Aufgaben geſtoßen zu ſein, die ihm den großen Werth einer Vereinigung fühlbar machen, in der Jeder bei Allen Unterſtüzung und Hülfe findet auf ſeinem wiſſenſchaftlichen Wege. Um aber dieſe gegründete gegenſeitige Werthſchäzung bei Allen immer zu erhalten, müßte eine genauere Gemeinſchaft geſtiftet ſein zwiſchen den öffentlichen Bildungsanſtalten; die vortreflichſten Schulmänner, Univerſitätslehrer und Akademiker müßten gemeinſchaftlich an der Spize der wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten ſtehen, dann würde ſich wahrer Gemeinſinn für ihre ganze Sache von ihnen aus unter allen Gelehrten immer weiter verbreiten.

Geſchieht das nicht? wird man fragen; vereinigt nicht der Staat Gelehrte aus allen dieſen verſchiedenen Klaſſen in den Verwaltungsräthen, durch welche er die Sache des öffentlichen Unterrichtes leitet? Wohl; aber als Staatsdiener vereiniget er ſie da mit andern Geſchäftsmännern, unter ihm eigenthümlichen, ihnen aber fremden Formen, zu einer Aufſicht die alles immer vorzüglich in Beziehung auf den Staat betrachtet. Von hier aus giebt es für die Verhältniſſe dieſer Anſtalten eine ganz andere Anſicht; und jemehr bei ſo beamteten Gelehrten ihr Verhältniß als Staatsdiener überwiegt, was ſo natürlich erfolgen muß, um deſto leichter tragen ſie dann auch dieſe Anſicht auf ihren eigentlich wiſſenſchaftlichen Wirkungskreis über, alles ſchäzend und behandelnd nach ſeinem unmittelbaren Einfluß auf den Staat, und, wie auch die Erfahrung lehrt, gewiß nicht zum Vortheil der geiſtigen Verbeſſerung. Es iſt dem ganzen Gang neueuropäiſcher Bildung angemeſſen, daß die Regierungen auch der Wiſſenſchaften ſich aufmunternd annehmen, und die Anſtalten zu ihrer Verbreitung in Gang bringen mußten, wie es mit Künſten und

Fertigkeiten aller Art der Fall zu ſein pflegt. Allein hier wie überall kommt eine Zeit, wo dieſe Vormundſchaft aufhören muß. Sollte dieſe nicht für Deutſchland allmählig eintreten, und wenigſtens in dem proteſtantiſchen Theile deſſelben bald rathſam ſein, daß der Staat die Wiſſenſchaften ſich ſelbſt überlaſſe, alle innern Einrichtungen gänzlich den Gelehrten als ſolchen anheimſtelle, und ſich nur die ökonomiſche Verwaltung, die polizeiliche Oberaufſicht, und die Beobachtung des unmittelbaren Einfluſſes dieſer Anſtalten auf den Staatsdienſt vorbehalte? Die Akademien, denen die Regierungen immer nur einen mittelbaren Einfluß auf ihre Zwekke zutrauten, ſind von jeher freier geweſen, und haben ſich wol dabei befunden. Aber Schulen und Univerſitäten leiden je länger je mehr darunter, daß der Staat ſie als Anſtalten anſieht, in welchen die Wiſſenſchaften nicht um ihret ſondern um ſeinetwillen betrieben werden, daß er das natürliche Beſtreben derſelben, ſich ganz nach den Geſezen welche die Wiſſenſchaft fodert zu geſtalten, mißverſteht und hindert, und ſich fürchtet, wenn er ſie ſich ſelbſt überließe, würde ſich bald alles in dem Kreiſe eines unfruchtbaren vom Leben und von der Anwendung weit entfernten Lernens und Lehrens herumdrehen, vor lauter reiner Wißbegierde würde die Luſt zum Handeln vergehn, und niemand würde in die bürgerlichen Geſchäfte hinein wollen. Dies ſcheint ſeit langer Zeit die Haupturſache zu ſein, weshalb der Staat ſich zu ſehr auf ſeine Weiſe dieſer Dinge annimmt. Und allerdings kann man nicht läugnen, daß wenn den Reden zu glauben wäre, die bisweilen einige Philoſophen führen, ſo würden dieſe alle ihre Schüler, und ſie wiſſen die Jugend ſehr zu feſſeln, von aller bürgerlichen Thätigkeit zurükhalten. Allein warum ſollte man das, und warum dem vorübergehenden Reiz einen ſo dauernden Einfluß zuſchreiben? So iſt von jeher geſprochen worden, und von jeher ſind die jungen Männer aus den Schulen der Weiſen unmittelbar in die Säle der Gerichtshöfe und die Verwaltungskammern geſtrömt, um die Menſchen beherrſchen zu helfen. Schauen und Thun, wenn ſie auch gegen einander reden, arbeiten einander immer in die Hände; das Verhältniß zwiſchen denen, welche ſich der bloßen Wiſſenſchaft widmen, und den übrigen beſtimmt die Natur ſelbſt immer richtig und ſehr ebenmäßig. Man vergleiche nur den großen Haufen derer, welche durch die Schulen und Univerſitäten hindurchgehn, mit der kleinen

Anzahl derer, welche endlich die Akademie eines Volkes bilden, und betrachte, wie viele auch von den lezteren noch zugleich angeſehene Staatsdiener ſind, um ſich hierüber für immer zu beruhigen, und zu geſtehen, daß der Staat Vorſprung genug hat durch die vielen Vortheile die er allein bieten kann, und durch die Gewalt mit welcher politiſches Talent, wo es ſich irgend findet, immer durchzubrechen weiß. Nährt aber der Staat durch falſche Beſorgniſſe und darauf gegründete Anordnungen jene Mißverſtändniſſe der mit der Verbreitung der Wiſſenſchaften beſchäftigten Gelehrten unter ſich: ſo werden die Schulen ungründlich; auf den Univerſitäten wird die Hauptſache unter einer Menge von Nebendingen erſtikt; die Akademien werden verächtlich, wenn ſie ſich je länger je mehr mit lauter unmittelbar nüzlichen Dingen beſchäftigen, und der Staat beraubt ſich ſelbſt auf die Länge der weſentlichſten Vortheile, welche ihm die Wiſſenſchaften gewähren, indem es ihm je länger je mehr an ſolchen fehlen muß, die Großes auffaſſen und durchführen, und mit ſcharfem Blikk die Wurzel und den Zuſammenhang aller Irrthümer aufdekken können.

3.

Nähere Betrachtung der Univerſität im Allgemeinen.

Die Vergleichung der Univerſität mit den Schulen und Akademien hat uns ihren weſentlichen Charakter gezeigt, vermöge deſſen ſie nothwendig in die Mitte tritt zwiſchen beide, daß nemlich durch ſie der wiſſenſchaftliche Geiſt in den Jünglingen ſoll gewekt, und zu einem klaren Bewußtſein geſteigert werden. Und dies haben wir faſt ohne Beweis, wie es denn höchſt anſchaulich iſt für ſich, hinzugenommen, daß hiezu die formelle Speculation allein nicht hinreiche, ſondern dieſe gleich verkörpert werden müſſe in dem realen Wiſſen. Auch genügt hiezu nicht etwan eine beliebige Auswahl von Kenntniſſen, wie auf Schulen zur gymnaſtiſchen Uebung. Denn der wiſſenſchaftliche Geiſt iſt ſeiner Natur nach ſyſtematiſch, und ſo kann er unmöglich in einem Einzelnen zum klaren Bewußtſein gedeihen, wenn ihm nicht auch das Geſammtgebiet des Wiſſens wenigſtens in ſeinen Grundzügen zur Anſchauung kommt. Noch weniger können ſich in den Einzelnen der allgemeine Sinn und das beſondere Talent vereint zu einem eigenthümlichen intellectuellen Leben ausbilden, wenn nicht auf der Univerſität Jeder dasjenige findet, was ſein beſonderes Talent anregen kann. Die Univerſität muß alſo alles Wiſſen umfaſſen, und in der Art, wie ſie für jeden einzelnen Zweig ſorget, ſein natürliches inneres Verhältniß zu der Geſammtheit des Wiſſens, ſeine nähere oder entferntere Beziehung auf den gemeinſchaftlichen Mittelpunkt ausdrükken. Nur Eine Abweichung hievon, ſcheint es, kann man geſtatten, daß nemlich dasjenige überwiegend hervorgezogen werde, wohin ſich überhaupt das Talent der Nation vorzüglich neigt; eine Abweichung, die ſich auch nur in den der Akademie ſich nähernden Veranſtaltungen der Univerſität zeigen dürfte.

So müßte es ſein, wenn ohne fremden Einfluß der wiſſenſchaftliche Trieb allein die Univerſitäten errichtete und ordnete. Sehen wir aber, wie ſie ſind, ſo finden wir alles ganz anders. Wiſſenſchaftlich angeſehen erſcheint das meiſte höchſt unverhältnißmäßig, dem unbedeutenden ein großer Raum vergönnt, vieles, was an ſich gar nicht zuſammenzugehören ſcheint, äußerlich verbunden, wichtiges dagegen verkürzt, oder noch ganz neu ausſehend, als ob es erſt hinzugekommen wäre, vieles auch ſo behandelt, als wäre es gar nicht für die beſtimmt in denen wiſſenſchaftlicher Geiſt ſich entwikkeln will, ſondern für die, denen er ewig fremd bleiben muß.

Offenbar geht dieſer Geiſt nicht in Jedem auch nicht in allen denen auf, die wol fähig und geneigt ſind eine ſchöne Maſſe von Kenntniſſen zu ſammeln, und in gewiſſem Sinne zu verarbeiten. Deshalb ſoll ſchon die gelehrte Schule nur eine Auswahl junger Naturen in ſich faſſen, und aus dieſen ſelbſt wiederum nur eine Auswahl zur Univerſität ſenden; allein weil ſie nur vorbereitend iſt, und nicht beſtimmt dieſe Geſinnung ſelbſt ſchon ans Licht zu bringen, ſo kann ſie auch über den Grad der wiſſenſchaftlichen Fähigkeit nicht zuverläſſig und definitiv entſcheiden. Sie ſchließt aus der Luſt und Leichtigkeit, mit welcher die von ihr dargebotenen Kenntniſſe aufgefaßt werden, aus der mehr oder minder aufkeimenden Vorliebe für den wiſſenſchaftlichen Gehalt in denſelben. Aber das alles iſt ziemlich trüglich, und das ſicherſte davon grade am wenigſten in eine äußerlich gültige Form zu bringen. Wie oft findet man erſtaunlichen Fleiß und große Luſt und Liebe, die ſich nur für den Kenner durch etwas gar unbewußtes thieriſches unterſcheidet, bei gar wenig Geiſt und Talent. Ja bei Manchen öffnet ſich grade in dieſer entſcheidenden Zeit eine taube Blüthe, die nur zu leicht für fruchtbar gehalten wird. Und wiederum wenn die Schule ſich in ihrem Urtheil die größte Strenge zum Geſez machen wollte: wie Manche, die ſich erſt ſpäter entwikkelt hätten, würden dann voreilig der ferneren Pflege beraubt. Kurz, es iſt unvermeidlich, daß Viele zur Univerſität kommen, die eigentlich untauglich ſind für die Wiſſenſchaft im höchſten Sinne, ja daß dieſe den größeren Haufen bilden, weil in der That dies weit weniger nachtheilig ſein kann, als wenn ein einziges großes und entſchiedenes Talent die wohlthätigen Einflüſſe dieſer Anſtalt ganz entbehren müßte. Der Gedanke, ſchon auf der Schule oder beim Abgehn von derſelben eine Trennung feſtzuſezen zwiſchen denen, welche der höchſten wiſſenſchaftlichen Bildung fähig, und denen, die für eine untergeordnete Stuffe beſtimmt ſind, und für leztere eigene Anſtalten zu ſtiften, wo ſie ohne die philoſophiſchen Anleitungen der Univerſität gleich für ihr beſtimmtes Fach der Erkenntniß mehr handwerksmäßig und traditionell weiter gebildet würden, dieſer Gedanke iſt Jedem furchtbar und ſchreklich der an der Bildung der Jugend einen lebendigen Antheil nimmt. Nicht in eine Zeit gehört er, wo jede Ariſtokratie der Natur der Sache nach untergehen muß, ſondern in eine ſolche, wo man ſie erſt recht pflegen und erweitern will. Oder meint man, angehende Jünglinge, welche ſich auf gelehrten Schulen auch nur mit einigem Erfolge gebildet haben, ſollten ſich ſelbſt zu einer Zeit, wo ſie unmöglich ſchon ſich ſelbſt zu erkennen vermögen, das Urtheil einer ſolchen Herabſezung ſprechen, und nicht vielmehr nach aller Herrlichkeit der Wiſſenſchaft ihre Hand ausſtrekken wollen? Solche verdienten wirklich ganz verſtoßen und verunehrt zu werden! Nein, man laſſe zuſammen die treflicheren und die minderen Köpfe erſt die entſcheidenden Verſuche durchgehen, welche auf der Univerſität angeſtellt werden, um ein eignes wiſſenſchaftliches Leben in den Jünglingen zu erzeugen, und erſt wenn dieſe alle ihres höchſten Zwekkes verfehlt haben, werden ſich von ſelbſt die Meiſten auf die untergeordnete Stuffe treuer und tüchtiger Arbeiter ſtellen. Solcher bedarf der wiſſenſchaftliche Verein gar ſehr; denn die wenigen wahrhaft herrſchenden und bildenden Geiſter können gar viele Organe in Thätigkeit ſezen. Darum müſſen die Univerſitäten ſo eingerichtet ſein, daß ſie zugleich höhere Schulen ſind, um diejenigen weiter zu fördern, deren Talente, wenn ſie auch ſelbſt auf die höchſte Würde der

Wiſſenſchaft Verzicht leiſten, doch ſehr gut für dieſelbe gebraucht werden können. Und zwar darf ſich dies nicht als eine beſondere Veranſtaltung äußerlich unterſcheiden laſſen, weil ja auch beide Klaſſen von Lernenden nicht äußerlich unterſchieden ſind, ſondern ſich erſt durch die That ſelbſt von einander trennen ſollen. Noch mehr aber bedarf der Staat von dieſen Köpfen der zweiten Klaſſe. Er kann ſehr wohl einſehen, daß die oberſten Geſchäfte in jedem Zweige nur denen mit Vortheil anvertraut werden, welche von wiſſenſchaftlichem Geiſte durchdrungen ſind, und wird doch danach ſtreben müſſen, daß ihm auch der größte Theil von jenen untergeordneten Talenten anheim falle, welche auch ohne dieſen höheren Geiſt ihm durch wiſſenſchaftliche Bildung und eine Maſſe von Kenntniſſen brauchbar ſind. Daher muß er nun aus demſelben Grunde dafür ſorgen, daß die Univerſitäten zugleich höhere Specialſchulen ſein für alles dasjenige, was von den in ſeinem Dienſt nuzbaren Kenntniſſen zunächſt mit der eigentlichen wiſſenſchaftlichen Bildung zuſammenhängt; und wenn es auch auf dieſem Gebiete nicht eben ſo nothwendig iſt, iſt es doch natürlich genug, auch hier die äußere Unterſcheidung zu vermeiden.

So weit iſt alſo alles gut, und auch dies leztere nicht als ein Mißbrauch, oder als eine Verunreinigung rein wiſſenſchaftlicher Anſtalten anzuſehen; ſondern vielmehr vortreflich, weil auf dieſe Weiſe doch auch in der größeren Maſſe der Gebildeten ſo viel als jedem möglich iſt aufgeregt werden kann, wenigſtens vom Sinn für wahre Erkenntniß, weil denen, die eine ſolche Schule gemacht haben, wenigſtens eingeprägt bleiben muß das Gefühl der Abhängigkeit der Kenntniſſe, die ſie dort einſammelten von den höheren wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, und weil die Bildungsanſtalten für den Dienſt des Staates durch ihre Verbindung mit den rein wiſſenſchaftlichen empfänglicher bleiben müſſen für jede Verbeſſerung, und in ſich ſelbſt lebendiger. Und dieſes iſt unſtreitig das Weſen der deutſchen Univerſitäten, wie ſie ſeit langer Zeit wirklich ſind. Wenn aber hie und da die Regierungen anfangen, den politiſchen Theil dieſer Anſtalten für die Hauptſache anzuſehen, hinter welcher das eigentlich wiſſenſchaftliche in jedem ſtreitigen Falle zurükſtehen müſſe: ſo iſt das ſchon ein ſehr verderblicher Mißverſtand; und wenn ſie gar wünſchen, der Form der Univerſität ganz überhoben zu ſein, und an die allgemeinen gelehrten Schulen gleich die Specialſchulen für die verſchiedenen Fächer des Staatsdienſtes anknüpfen zu können, ſo iſt dies ein trauriges Zeichen davon, daß man den Werth der höchſten Bildung für den Staat verkennt, und daß man den bloßen Mechanismus dem Leben vorzieht Ja, wo ein Staat die Univerſitäten, den Mittelpunkt die Pflanzſchule aller Erkenntniß zerſtörte, und alle dann nur noch gleichſam wiſſenſchaftliche Beſtrebungen zu vereinzeln und aus ihrem lebendigen Zuſammenhang herauszureißen ſuchte: da darf man nicht zweifeln, die Abſicht oder wenigſtens die unbewußte Wirkung eines ſolchen Verfahrens iſt Unterdrückung der höchſten freieſten Bildung und alles wiſſenſchaftlichen Geiſtes, und die unfehlbare Folge das Ueberhandnehmen eines handwerksmäßigen Weſens, und einer kläglichen Beſchränktheit in allen Fächern. Unüberlegt handeln diejenigen, oder ſind von einem undeutſchen verderblichen Geiſte angeſteckt, die uns eine Umbildung und Zerſtreuung der Univerſitäten in Specialſchulen vorſchlagen; ſo wie in jedem Lande, wo jene Form von ſelbſt ausſtürbe, oder wo, auch wenn die Regierung es nicht hinderte, doch nie eine wahre Univerſität zu Stande käme, ſondern alles immer ſchulmäßig bliebe, die Wiſſenſchaft gewiß im

Rükgang und der Geiſt im Einſchlafen begriffen ſein müßte.

Wie nun, ſo lange der Staat die Grenzen des rechtmäßigen Einfluſſes, den ihm die Wiſſenſchaft geſtatten kann, nicht überſchreitet, der Unterricht auf der Univerſität ſich geſtalten muß, das läßt ſich an jeder nur noch mittelmäßig eingerichteten leicht erkennen. Das Allgemeinſte nemlich iſt Allen gemein, und Alle beginnen damit, und trennen ſich erſt ſpäterhin auf dem Gebiet des Beſondern, nachdem in Jedem ſein eigenthümliches Talent und mit demſelben die Liebe zu dem Geſchäft erwacht iſt, in welchem er es vorzüglich kann geltend machen. Alles alſo beginnt mit der Philoſophie, mit der reinen Speculation, und was etwa noch propädeutiſch als Uebergang von Schule zu Univerſität dazu gehört. Nur beruht das Leben der ganzen Univerſität, das Gedeihen des ganzen Geſchäftes darauf, daß es nicht die leere Form der Speculation ſei, womit allein die Jünglinge geſättigt werden, ſondern daß ſich aus der unmittelbaren Anſchauung der Vernunft und ihrer Thätigkeit die Einſicht entwikkele, in die Nothwendigkeit und den Umfang alles realen Wiſſens, damit von Anfang an der vermeinte Gegenſaz zwiſchen Vernunft und Erfahrung, zwiſchen Speculation und Empirie vernichtet, und ſo das wahre Wiſſen nicht nur möglich gemacht, ſondern ſeinem Weſen nach wenigſtens eingehüllt gleich mit hervorgebracht werde. Denn ohne hier über den Werth der verſchiedenen philoſophiſchen Syſteme zu entſcheiden, iſt doch klar, daß ſonſt gar kein Band ſein würde zwiſchen dem philoſophiſchen Unterricht und dem übrigen, und gar nichts bei demſelben herauskommen, als etwa die Kenntniß der logiſchen Regeln, und ein in ſeiner Bedeutung und Abſtammung nicht verſtandener Apparat von Begriffen und Formeln Die Ausſicht alſo muß eröfnet werden ſchon durch die Philoſophie in die beiden großen Gebiete der Natur und der Geſchichte, und das Allgemeinſte in beiden muß nicht minder Allen gemein ſein. Von der höhern Philologie, ſofern in der Sprache niedergelegt ſind alle Schäze des Wiſſens und auch die Formen deſſelben ſich in ihr ausprägen, von der Sittenlehre, ſofern ſie die Natur alles menſchlichen Seins und Wirkens darlegt, müſſen die Haupt-Ideen Jedem einwohnen, wenn er auch ſeine beſondere Ausbildung mehr auf der Seite der Naturwiſſenſchaft ſucht; ſo wie ſich kein wiſſenſchaftliches Leben denken läßt für den, dem jede Idee von der Natur fremd bliebe, die Kenntniß ihrer allgemeinſten Prozeſſe und weſentlichſten Formen, der Gegenſaz und Zuſammenhang in dem Gebiete des organiſchen und unorganiſchen. Daher das Weſen der Mathematik, der Erdkenntniß, der Naturlehre und Naturbeſchreibung Jeder inne haben muß. Jemehr aber ins Beſondere hinein, in Geſchichtsforſchung, Staats und Menſchenbildungskunſt, in Geologie und Phyſiologie, deſto mehr auch beſchränkt ſich Jeder auf das Einzelne, wozu er berufen iſt; und an dieſe Beſchränkung wendet ſich hernach der Staat mit ſeinen beſondern Inſtituten für die, welche an der politiſchen und religiöſen Fortbildung, ſo wie an der phyſiſchen Erhaltung und Vervollkommnung der Bürger arbeiten ſollen; Inſtitute welche, wenn ſie der Univerſität nicht ganz fremd und verderbliche Auswüchſe auf ihr ſein ſollen, ſich ſelbſt abhängig erklären und erhalten müſſen von der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Natur und der Geſchichte, und mithin von der Philoſophie.

Weil aber ſelbſt hierin, und ohnerachtet an dieſem Unterricht Viele theilnehmen, denen der philoſophiſche die wahre Weihe nicht gegeben hat, dennoch der äußere Unterſchied, um auch von dieſer Seite die Einheit des Ganzen nicht zu ſtören, möglichſt vermieden wird, weil in jedem Unterricht, wenn er noch einigermaßen dem Charakter der Univerſität treu bleibt, die wiſſenſchaftliche Darſtellung die Hauptſache iſt, und das Detail nur Werth hat als Belag, als Handhabe, als roher Stoff für die Verſuche in eigner Combination und Darſtellung: ſo iſt auch die Lehrweiſe mit geringen Abſtufungen überall dieſelbe.

Wenige verſtehen die Bedeutung des Kathedervortrages; aber zum Wunder hat er ſich, ohnerachtet immer von dem größten Theile der Lehrer ſehr ſchlecht durchgeführt, doch immer erhalten, zum deutlichen Beweiſe, wie ſehr er zum Weſen einer Univerſität gehört, und wie ſehr es der Mühe lohnt, dieſe Form immer aufzuſparen für die Wenigen, die ſie von Zeit zu Zeit recht zu handhaben wiſſen. Ja man könnte ſagen, der wahre eigenthümliche Nuzen, den ein Univerſitätslehrer ſtiftet, ſtehe immer in gradem Verhältniß mit ſeiner Fertigkeit in dieſer Kunſt.

Jede Geſinnung, die wiſſenſchaftliche wie die religiöſe, bildet und vervollkommet ſich nur im Leben, in der Gemeinſchaft Mehrerer. Durch Ausſtrömung aus den Gebildetern, Vollkommenern, wird ſie zuerſt aufgeregt und aus ihrem Schlummer erwekt in den Neulingen; durch gegenſeitige Mittheilung wächſt ſie und ſtärkt ſich in denen die einander gleich ſind. Wie nun die ganze Univerſität ein ſolches wiſſenſchaftliches Zuſammenleben iſt; ſo ſind die Vorleſungen insbeſondere das Heiligthum deſſelben. Man ſollte meinen, das Geſpräch könne am beſten das ſchlummernde Leben wekken und ſeine erſten Regungen hervorlokken, wie denn die bewundernswürdige Kunſt des Alterthums in dieſer Gattung noch jezt dieſelben Wirkungen äußert. Es mag auch ſo ſein zwiſchen Zweien, oder wo aus einer ganzen Menge Einer als Repräſentant derſelben mit Sicherheit kann aufgeſtellt werden, oder wenn Einzelne die niedergeſchriebenen treflichen Werke dieſer Art genießen, und gleichſam das Dargeſtellte an ſich wiederholend durchleben. Allein es muß wol nicht ſo ſein unter Vielen und in der neueren Zeit, weil doch ohnerachtet ſo mancher erneuerten Verſuche das Geſpräch nie als allgemeine Lehrform auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiet aufgekommen iſt, ſondern die zuſammenhangende Rede ſich immer erhalten hat. Es iſt auch leicht einzuſehen warum. Unſere Bildung iſt weit individueller als die alte, das Geſpräch wird daher gleich weit perſönlicher, ſo daß kein Einzelner im

Namen Aller als Mitunterredner aufgeſtellt werden kann, und das Geſpräch eine viel zu äußerliche nur verwirrende und ſtörende Form ſein würde. Aber der Kathedervortrag der Univerſität muß allerdings, weil er Ideen zuerſt zum Bewußtſein bringen ſoll, doch in dieſer Hinſicht die Natur des alten Dialogs haben, wenn auch nicht ſeine äußere Form; er muß darnach ſtreben, einerſeits das gemeinſchaftliche Innere der Zuhörer, ihr Nichthaben ſowol als ihr unbewußtes Haben deſſen, was ſie erwerben ſollen, andererſeits das Innere des Lehrers, ſein Haben dieſer Idee und ihre Thätigkeit in ihm recht klar ans Licht zu bringen. Zwei Elemente ſind daher in dieſer Art des Vortrages unentbehrlich und bilden ſein eigentliches Weſen. Das eine möchte ich das populäre nennen; die Darlegung des muthmaßlichen Zuſtandes, in welchem ſich die Zuhörer befinden, die Kunſt ſie auf das Dürftige in demſelben hinzuweiſen und auf den letzten Grund alles Richtigen im Nichtwiſſen. Dies iſt die wahre dialektiſche Kunſt, und je ſtrenger dialektiſch, deſto populärer. Das andere möchte ich das productive nennen. Der Lehrer muß alles was er ſagt, vor den Zuhörern entſtehen laſſen; er muß nicht erzählen was er weiß, ſondern ſein eignes Erkennen, die

That ſelbſt, reproduciren, damit ſie beſtändig nicht etwa nur Kenntniſſe ſammeln, ſondern die Thätigkeit der Vernunft im Hervorbringen der Erkenntniß unmittelbar anſchauen und anſchauend nachbilden. Der Hauptſiz dieſer Kunſt des Vortrags iſt freilich die Philoſophie, das eigentlich ſpeculative; aber alles Lehren auf der Univerſität ſoll ja auch hievon durchdrungen ſein, alſo iſt doch dies überall die eigentliche Kunſt des Univerſitätslehrers. Zwei Tugenden müſſen ſich in ihr vereinigen; Lebendigkeit und Begeiſterung auf der einen Seite. Sein Reproduciren muß kein bloßes Spiel ſein, ſondern Wahrheit; ſo oft er ſeine Erkenntniß in ihrem Urſprung, in ihrem Sein und Gewordenſein vortragend anſchaut, ſo oft er den Weg vom Mittelpunkt zum Umkreiſe der Wiſſenſchaft beſchreibt, muß er ihn auch wirklich machen. Bei keinem wahren Meiſter der Wiſſenſchaft wird das auch anders ſein; ihm wird keine Wiederholung möglich ſein, ohne daß eine neue Combination ihn belebt, eine neue Entdekkung ihn an ſich zieht; er wird lehrend immer lernen, und immer lebendig und wahrhaft hervorbringend daſtehn vor ſeinen Zuhörern. Eben ſo nothwendig iſt ihm aber auch Beſonnenheit und Klarheit, um was die Begeiſterung wirkt verſtändlich und gedeihlich zu machen, um das Bewußtſein ſeines Zuſammenſeins mit den Neulingen immer lebendig zu erhalten, daß er nicht etwa nur für ſich, ſondern wirklich für ſie rede, und ſeine Ideen und Combinationen ihnen wirklich zum Verſtändniß bringe und darin befeſtige, damit nicht etwa nur dunkle Ahndungen von der Herrlichkeit des Wiſſens in ihnen entſtehen, ſtatt des Wiſſens ſelbſt. Kein Univerſitätslehrer kann wahren Nuzen ſtiften, wenn er von einer dieſer Trefflichkeiten ganz entblößt iſt; und die rechte geſunde Fülle der Anſtalt beſteht darin, daß was etwa einem Lehrer, der von der einen Seite ſich vorzüglich auszeichnet, an der andern menſchlicher Weiſe abgeht, durch einen Andern erſezt werde. Dieſe beiden Tugenden des Vortrags ſind die wahre Gründlichkeit deſſelben, nicht eine Anhäufung von Literatur, welche dem Anfänger nichts hilft, und vielmehr in Schriften muß niedergelegt als mündlich mitgetheilt werden; aus ihnen fließt die ächte Klarheit, nicht beſteht ſie in unermüdetem Wiederkäuen, in preiswürdiger Dünne und Dürre des Geſagten; aus ihnen die wahre Lebendigkeit, nicht aus dem Reichthum gleichbedeutender Beiſpiele, und gleichviel ob guter oder ſchlechter, nebenherlaufender Einfälle und polemiſcher Ausfälle. Wunderbar genug iſt die Gelehrſamkeit eines Profeſſors zum Sprüchwort geworden. Je mehr er beſizt, deſto beſſer freilich; aber auch die größte iſt unnüz ohne die Kunſt des Vortrages. Uebet der Lehrer dieſe an ſeinen Schülern gehörig aus, ſo kann es wenig ſchaden, wenn ſie ihn auch bisweilen darauf ertappen, etwas Einzelnes auf dem Gebiet ſeiner Wiſſenſchaft nicht zu wiſſen; ſie werden dennoch wiſſen, daß er die Wiſſenſchaft als ſolche vollkommen beſizt. Ja man kann immer hoffen, daß einem jungen Univerſitätslehrer die Gelehrſamkeit noch komme: wenn er aber jenes Talent der Mittheilung nicht in den Jahren hat, wo er ſeinen Zuhörern am nächſten ſteht, ſo wird er es ſpäterhin ſchwerlich erlangen. Was hilft alle Gelehrſamkeit, wenn ſtatt des ächten Kathedervortrags nur der falſche Schein, die leere Form davon vorhanden iſt! Nichts jämmerlicheres zu denken als dieſes. Ein Profeſſor, der ein ein für allemal geſchriebenes Heft immer wieder abließt und abſchreiben läßt, mahnt uns ſehr ungelegen an jene Zeit, wo es noch keine Drukkerei gab, und es ſchon viel werth war, wenn ein Gelehrter ſeine Handſchrift Vielen auf einmal dictirte, und wo der mündliche Vortrag zugleich ſtatt der Bücher dienen mußte. Jezt aber kann niemand einſehn, warum der Staat einige Männer lediglich dazu beſoldet, damit ſie ſich des Privilegiums erfreuen ſollen, die Wohlthat der Drukkerei ignoriren zu dürfen, oder weshalb wol ſonſt ein ſolcher Mann die Leute zu ſich bemüht, und ihnen nicht lieber ſeine ohnehin mit ſtehenbleibenden Schriften abgefaßte Weisheit auf dem gewöhnlichen Wege ſchwarz auf weiß verkauft. Denn bei ſolchem Werk und Weſen von dem wunderbaren Eindrukk der lebendigen Stimme zu reden, möchte wol lächerlich ſein.

Soll aber der Vortrag den geforderten Charakter haben: ſo dürfen freilich die eigentlichen Vorleſungen nicht das einzige Verkehr des Lehrers mit ſeinen Schülern ſein. Steife Zurückgezogenheit und Unfähigkeit, auch außerhalb des Katheders noch etwas für die ſtudierende Jugend zu ſein, hängen auch gewöhnlich mit den ſchon gerügten Untugenden des Vortrages zuſammen. Wenn der Lehrer mit Nuzen anknüpfen ſoll an den Erkenntnißzuſtand der Zuhörer; wenn er ihnen helfen ſoll die Abweichungen zu vermeiden, zu welchen ſie hinneigen; wenn er ſich glüklich hindurcharbeiten ſoll durch die unter ihnen herrſchenden Unfähigkeiten im Auffaſſen: ſo müſſen noch andere Arten und Stuffen des Zuſammenlebens mit ihnen ihm zu Statten kommen, um ihn in der nöthigen Bekanntſchaft mit den immer abwechſelnden Generationen zu erhalten. Man ſage nicht, daß dies der Zahl wegen unmöglich ſei. Es ſchließt ſich an die Vorleſungen eine Kette von Verhältniſſen, an denen, je vertrauter ſie werden, ſchon von ſelbſt deſto Wenigere theilnehmen, Converſatorien, Wiederholungs und Prüfungsſtunden, ſolche, in denen eigne Arbeiten mitgetheilt und beſprochen werden, bis zum Privatumgang des Lehrers mit ſeinen Zuhörern, wo das eigentliche Geſpräch dann herrſcht, und wo er, wenn er ſich Vertrauen zu erwerben weiß, durch die Aeußerungen der erleſenſten und gebildetſten Jünglinge von allem Kenntniß erlangt, was irgend auf eine merkwürdige Weiſe in die Maſſe eindringt und ſie bewegt. Nur indem er allmählig dieſe Verhältniſſe knüpft und benuzt, kann der Lehrer die herrliche Sicherheit der Alten, welche immer den rechten Flekk trafen in ihren Unterredungen, verbinden mit der edlen Beſcheidenheit der Neueren, welche eine ſchon angefangene und ſelbſtſtändig fortgehende individuelle Bildung jedes Einzelnen immer vorausſezen müſſen.

Man ſieht, dieſe Gabe der Mittheilung läßt noch die mannigfaltigſten Verſchiedenheiten zu. Dem Einen wird beſſer gelingen das Scheinwiſſen zu demüthigen, und das Bedürfniß wahrer Wiſſenſchaft zu erregen, dem Andern, die Grundzüge derſelben anſchaulich darzuſtellen; der Eine wird Mehreren durch Begeiſterung die erſte Weihe geben, der Andere mehr ſie durch Beſonnenheit befeſtigen; der Eine wird geſchikter ſein, indem er nur ſcheint es mit dem Einzelnen und Mannigfaltigen zu thun zu haben, doch immer zu der innerſten und höchſten Einheit die Betrachtung zurückzuführen; ein Anderer wird mit ſeinem Talent mehr dem Einzelnen angehören, und es auch da vorwalten laſſen, wo er an das Allgemeinſte und Höchſte geheftet zu ſein ſcheint. Jeder aber wird ein vortreflicher Lehrer ſein, bei welchem ſich, wie auch das Eine oder das Andere überwiege, doch alles Nothwendige lebendig vereint findet; und die Univerſität muß auch darin Univerſität ſein, daß ſie alle dieſe Verſchiedenheiten in ſich zu vereinigen ſtrebe, damit jeder Zögling im Stande ſei, einen ſolchen Lehrer zu finden, wie ihn unter den gegebenen Umſtänden und bei den gemachten Fortſchritten ſeine Natur begehrt.

Allein wie lebendig und glücklich auch dieſes Beſtreben ſei, ein völliges Gleichgewicht, ſo daß für jedes Bedürfniß auf gleich vollkommene Art geſorgt ſei, wird doch auf Einer ſolchen Anſtalt wol nie erreicht werden. Jede wird ſich zu jeder Zeit auf irgend eine Seite hinneigen. Die Eine wird ſich auszeichnen durch lebendigere Erregung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes im Allgemeinen, aber in den meiſten Fächern vielleicht zurückbleiben in gründlicher Ausführung des Einzelnen, die Andere umgekehrt dieſes mehr leiſten als jenes; die Eine wird vorzüglicher ſein in rein philoſophiſcher Hinſicht, die Andere als Vorakademie oder als Aggregat von Specialſchulen; die Eine mehr ihren Zöglingen vorarbeiten, und dagegen die freie höhere Combination ihnen ſelbſt überlaſſen, die Andere ſie mehr zu dieſer anleiten, aber alles was irgend Sache des Fleißes iſt, ihnen ſelbſt zumuthen. Ja ziemlich lange behaupten oft Univerſitäten denſelben Charakter, daß die Eine mehr ſpeculative Köpfe bildet, die aber wohlthun werden, die realen Wiſſenſchaften anderwärts zu ſuchen, und eine Andere lange Zeit faſt nur Notäriers erzieht, weil ſchon ein entſchiedenes Talent dazu gehört, um auf ihr einen höheren wiſſenſchaftlichen Geiſt zu entwikkeln, welches dann die beiden ſchon gefährlichen Extreme der Einſeitigkeit ſind, zwiſchen welchen die übrigen beſſer ſchwanken. Dies deutet darauf, daß nothwendig auch innerhalb des Gebietes einer und derſelben Nationalbildung eine Mehrheit von Univerſitäten ſich finden muß, und daß das möglichſt freie Verkehr und der unbeſchränkteſte Gebrauch von jeder nach eines Jeden Bedürfniß nicht zu entbehren iſt. Wie natürlich dieſe Wahrheit iſt, geht freilich ſchon daraus hervor, daß die Univerſitäten in der Mitte ſtehen zwiſchen den gelehrten Schulen und der Akademie. Acht und dreißig davon zu beſizen, wie die deutſche Nation bis jezt geduldet hat, mag freilich ein großes Unglükk ſein, und die Urſach, warum ſo wenige zu etwas tüchtigem gediehen ſind: aber wie ſoll nun das rechte Maaß gefunden werden? Man finde nur zuerſt das rechte Maaß der gelehrten Schulen, man bringe dann mehr Einigungsgeiſt unter die Deutſchen, daß nicht jeder Gau auch hierin etwas beſonderes für ſich haben wolle, und dann laſſe man mehr die Sache ſelbſt gewähren, künſtle nicht, und wolle nicht Leichen friſch erhalten, ſo wird ſich allmählig das rechte finden. Doch immer noch beſſer hier das Maaß überſchritten, als den Gedanken an eine deutſche Central-Univerſität aufkommen laſſen, oder denn an eine gänzliche Umſchmelzung der alten Form, zwei Extreme, von denen jedes das größte Unglück wäre, welches nach allen bisherigen den Deutſchen noch begegnen könnte.

4.

Von den Facultäten.

Man hat ſchon oft und viel geſagt, unſere vier Facultäten, die theologiſche, juridiſche, mediciniſche und philoſophiſche, und noch in dieſer Ordnung obenein, gäben den Univerſitäten ein gar groteskes Anſehn. Und das iſt auch gewiß unläugbar. Wenn man es aber dennoch als einen großen Vortheil anſieht, den Umſchaffungen oder bedeutende Veränderungen ſolcher Anſtalten gewähren können, daß man dabei zugleich dieſer Formen ſich entledigen und beſſere dafür einführen werde: ſo übereile man ſich doch ja nicht, damit man nicht etwas ganz willkührliches an die Stelle deſſen ſetze, was ſich auf eine natürliche Art gebildet, und eben ſeiner Natürlichkeit wegen ſo lange erhalten hat; ſondern ſuche doch erſt die Bedeutung dieſer bisherigen Formen recht zu verſtehen.

Durch das bisher Geſagte ſollte dies Verſtändniß ſchon ſehr erleichtert und vollſtändig eingeleitet ſein. Es kann wol von unſerm Geſichtspunkt aus Niemanden entgehen, daß dieſe Formen, wie grotesk ſie auch ſein mögen, wenigſtens ſehr repräſentativ ſind, und ſich ganz genau auf das Gewordenſein und den jezigen Zuſtand der Univerſitäten beziehen. Offenbar nemlich iſt die eigentliche Univerſität, wie ſie der wiſſenſchaftliche Verein bilden würde, lediglich in der philoſophiſchen Facultät enthalten, und die drei anderen dagegen ſind die Specialſchulen, welche der Staat entweder geſtiftet, oder wenigſtens, weil ſie ſich unmittelbar auf ſeine weſentlichen Bedürfniſſe beziehen, früher und vorzüglicher in ſeinen Schuz genommen hat. Die philoſophiſche hingegen iſt für ihn urſprünglich ein bloßes Privatunternehmen, wie der wiſſenſchaftliche Verein überhaupt ihm eine Privatperſon iſt, und nur durch die innere Nothwendigkeit, und durch den rein wiſſenſchaftlichen Sinn der an jenen Facultäten Angeſtellten ſubſidiariſch herbeigeholt worden, weshalb ſie denn die lezte iſt von allen. In der ganzen Form alſo ſpiegelt ſich die Geſchichte der Univerſitäten in ihren Grundzügen ab. Die poſitiven Facultäten ſind einzeln entſtanden durch das Bedürfniß, eine unentbehrliche Praxis durch Theorie durch Tradition von Kenntniſſen ſicher zu fundiren. Die juridiſche gründet ſich unmittelbar in dem ſtaatbildenden Inſtinkt, in dem Bedürfniß, aus einem anarchiſchen Zuſtande — anarchiſch, weil die Geſezgebung nicht gleichmäßig fortgeſchritten war mit der Kultur — einen rechtlichen hervorgehen zu laſſen, in dem Gefühl, daß dies nur geſchehen könne, indem man zu dem Beſiz eines Syſtems vollſtändiger unter ſich übereinſtimmender Geſeze zu gelangen ſuchte, und zu höheren Principien, nach welchen in zweideutigen Fällen die Geſeze auszulegen wären. Die theologiſche hat ſich in der Kirche gebildet, um die Weisheit der Väter zu erhalten, um, was ſchon früher geſchehen war, Wahrheit und Irthum zu ſondern, nicht für die Zukunft verloren gehen zu laſſen, um der weiteren Fortbildung der Lehre und der Kirche eine geſchichtliche Baſis, eine ſichere beſtimmte Richtung und einen gemeinſamen Geiſt zu geben; und wie der Staat ſich näher mit der Kirche verband, mußte er auch dieſe Anſtalten ſanctioniren und unter ſeine Obhut nehmen. Die mediciniſchen Schulen haben ſich ſeit uralten Zeiten gegründet auf das Bedürfniß theils den Zuſtand des Leibes zu erkennen und zu modificiren, theils auf eine mehr oder minder dunkle geheimnißvolle Ahndung von den innigen Verhältniſſen der geſammten übrigen Natur zu dem menſchlichen Leibe. Daher waren ſie von Anfang an theils überwiegend gymnaſtiſch, theils magiſch und myſtiſch. Durch Vereinigung beider Zweige gewannen dieſe Bemühungen allmählig ein mehr kunſtmäßiges Anſehn, und in dem Maaß als ſie anfingen durch Beobachtungen und Verſuche in die verſchiedenen Zweige der Naturwiſſenſchaft ſich hineinzuarbeiten, und alſo großer äußerer Unterſtützungen zu bedürfen, mußte der Staat ſich ihrer ebenfalls annehmen. So ſind dieſe Anſtalten entſtanden; der tiefe richtige Sinn, der ſich immer mehr über das Schlechte hervorarbeitet, hat die Neigung zu dem bloß handwerksmäßigen und empiriſchen beſiegt, und der wiſſenſchaftliche Geiſt, wir dürfen ſagen vorzüglich der deutſchen Nation, das immer klarer werdende Gefühl von dem innern Zuſammenhange alles Wiſſens, hat ſie in Einen Körper endlich vereiniget, wobei natürlich, wenn dies nicht als ein bloß zufälliges und äußeres Nebeneinanderſein erſcheinen ſollte, auch jener Zuſammenhang, jene gemeinſchaftliche Begründung ſich äußerlich darſtellen mußte, was denn durch die philoſophiſche Facultät geſchieht. In dieſer Einen iſt daher allein die ganze natürliche Organiſation der Wiſſenſchaft enthalten, die reine tranſcendentale Philoſophie und die ganze naturwiſſenſchaftliche und geſchichtliche Seite, beide vorzüglich mit denen Diſciplinen, welche ſich am meiſten jenem Mittelpunkt der Erkenntniß nähern; aber doch auch die mehr ins beſondere gehenden ſchließen ſich ſo lange an die philoſophiſche Facultät an, als ſie nicht zum Behuf eines beſtimmten Zweckes pragmatiſch behandelt werden. Jene drei Facultäten hingegen haben ihre Einheit nicht in der Erkenntniß unmittelbar, ſondern in einem äußeren Geſchäft, und verbinden, was zu dieſem erfordert wird, aus den verſchiedenen Diſciplinen. Dieſe Eine alſo ſtellt allein dar was der wiſſenſchaftliche Verein für ſich als Univerſität würde geſtiftet haben, jene drei aber was durch anderweitiges Bedürfniß entſtanden und wobei die reinwiſſenſchaftliche Richtung äußerlich untergeordnet iſt. Die Ordnung, welche ſie unter ſich beobachten, beweiſet offenbar das dominirende Verhältniß des Staats auch in den öffentlichen wiſſenſchaftlichen Anſtalten; und genauer angeſehen zeigt ſich darin theils das geſchichtliche Vorantreten der Kirche vor den Staat, theils die alte löbliche Weiſe, die Seele dem Leibe voranzuſtellen.

Was ſich unſtreitig ſehr bald, gewiß ſobald als wahrer Nuzen dadurch wird geſtiftet werden können, von ſelbſt machen wird, das iſt eine Umbildung der juridiſchen Facultät. Die bloße Kenntniß eines poſitiven Geſezbuches als ſolchen, welches doch immer mit Unrecht ein feſtſtehendes und unveränderliches iſt, und von den wiſſenſchaftlichen Männern ſoll fortgebildet werden, nicht ſie ſich unterwerfen, hat zu wenig wiſſenſchaftlichen Charakter. Hier müſſen alſo die Politik, die Staatswirthſchaft, die philoſophiſche und hiſtoriſche Kenntniß der Geſezgebung ſelbſt mehr heraustreten. Was ſollen aber andere Veränderungen, wie man ſie hie und da entwerfen und ausführen ſieht? Was man damit meint iſt Willkühr, Spielerei; und was man damit bewirkt iſt wol etwas übleres; und es iſt zu fürchten, daß man nicht ungeſtraft Einrichtungen vertilgen kann, die für ſich ſchon geſchichtliche Denkmäler ſind, und die, wenn gleich von Vielen nicht verſtanden, den Geiſt der Nation ausſprechen. Entſteht je eine Univerſität durch eine freie Vereinigung von Gelehrten, dann wird von ſelbſt das, was jezt in der philoſophiſchen Facultät vereiniget iſt, die erſte Stelle finden, und die Inſtitute, welche Staat und Kirche bitten werden damit zu verknüpfen, werden ihre untergeordnete Stellen einnehmen. So lange dies nicht geſchieht, ſondert ſie ſich am beſten dadurch von den übrigen ab, daß ſie die lezte iſt, beſſer als wenn ſie ſich zwiſchen die andern ſtellt und ſich dadurch mit ihnen vermiſcht, oder wol gar als wenn ſie — damit das nicht als Eins und alſo weniger erſcheine als die übrigen drei, was doch weit mehr iſt als ſie — ſich ſpalten wollte in mehrere Abtheilungen. Gewiß würden dann die einzelnen Diſciplinen den wiſſenſchaftlichen Charakter immer mehr verlieren, und ſich den pragmatiſchen Inſtituten nähern. Und für die reine Philoſophie iſt in dieſer Vereinigung mit den realen Wiſſenſchaften zu Einem äußerlichen Ganzen ſo ſchön ausgeſprochen die Freiheit, bald mehr einzeln für ſich herauszutreten, bald mehr an den realen Wiſſenſchaften, als außer ihnen, ſich darzuſtellen, eine Freiheit, ohne welche ſie nicht gedeihen und ſich in ihrem wahren Weſen zeigen kann, und die nicht mehr beſtehen könnte, wenn ein äußeres Zeichen der Trennung feſtgeſtellt wäre.

Erhalte ſich alſo nur die philoſophiſche Facultät dabei, daß ſie alles zuſammenfaßt, was ſich natürlich und von ſelbſt als Wiſſenſchaft geſtaltet, ſo mag ſie immerhin die lezte ſein. Was iſt auch hier an dem Range gelegen? Sie iſt doch die Erſte deshalb, weil Jedermann ihre Selbſtſtändigkeit einſehen und geſtehen muß, daß ſie nicht wie die übrigen, ſobald man von einer beſtimmten äußeren Beziehung hinwegſieht, in ein ungleichartiges mannigfaltiges zerfällt und aufgelöſt werden kann. Sie iſt auch deshalb die Erſte und in der That Herrin aller übrigen, weil alle Mitglieder der Univerſität, zu welcher Facultät ſie auch gehören, in ihr müſſen eingewurzelt ſein. Dies Recht übt ſie faſt überall aus über die ankommenden Studierenden; von ihr werden zunächſt Alle geprüft und aufgenommen, und dies iſt eine ſehr löbliche und bedeutende Sitte. Nur ſcheint ſie noch erweitert werden zu müſſen, um ihre Bedeutung ganz zu erfüllen. Es iſt gewiß verderblich, daß die Studierenden gleich anfänglich ſich können irgend einer andern Facultät einverleiben. Alle müſſen zuerſt ſein und ſind auch der Philoſophie Befliſſene; aber Alle ſollten eigentlich auch in dem erſten Jahre ihres akademiſchen Aufenthaltes nichts anderes ſein dürfen. Das alte

Unweſen, die Knaben in der Wiege für ein gewiſſes Geſchäft zu beſtimmen, iſt immer noch nicht ausgerottet; denn für das wiſſenſchaftliche Leben iſt die gelehrte Schule nur die Wiege. Was für Vorſtellungen von ſeinem künftigen Beruf, von dem Verhältniß deſſelben zu dem ganzen großen Gebiet der Wiſſenſchaften und des durch ſie unmittelbar befruchteten Lebens, kann der angehende Jüngling wol von dort her mitbringen? Die allgemeinen Ueberſichten, theologiſche, juridiſche, mit welchen man die Abgehenden hie und da zu verſenden pflegt, ſind nur Huldigungen, welche man verkehrter Weiſe jener Verkehrtheit der voreiligen Beſtimmung darbringt, und ein Raub, der ſchwerlich ungeſtraft an den Univerſitäten begangen wird. Gewiß ſind die Fälle ſelten, wo ſich eine beſtimmte Richtung des Talentes ſchon auf der Schule offenbart, und mit Recht kann man ſagen, daß in jedem ſolchen Falle nur deſto nothwendiger ſei, den Jüngling, wenn er für die Wiſſenſchaft gedeihen ſoll, eine Zeitlang im Allgemeinen derſelben aufzuhalten, damit ſein allgemeiner Sinn nicht ganz unterdrükt werde von der vorherrſchenden Gewalt des beſonderen Talents. Möchte man doch bald dahin kommen, die Jünglinge nur zum Studiren überhaupt der Univerſität zuzuſchikken. Wenn ſie ſich ein Jahr nehmen dürfen, um ſich in den Principien feſtzuſezen, und ſich von allen wahrhaft wiſſenſchaftlichen Diſciplinen eine Ueberſicht zu verſchaffen: ſo wird dieſe Zeit nicht verloren ſein; während derſelben wird am ſicherſten ihre Geſinnung, ihre Liebe, ihr Talent ſich entwikkeln; ſie werden untrüglicher ihren rechten Beruf entdekken, und des großen Vortheils genießen, ihn ſelbſtſtändig gefunden zu haben.

Nicht anders aber ſollten auch alle Univerſitätslehrer in der philoſophiſchen Facultät eingewurzelt ſein. Beſonders kann man bei der juridiſchen und theologiſchen Facultät nie ſicher ſein, daß nicht das Studium allmählig immer mehr einer handwerksmäßigen Tradition ſich nähere, oder in ganz unwiſſenſchaftlicher Oberflächlichkeit verderbe, wenn nicht alle Lehrer zugleich auf dem Felde der reinen Wiſſenſchaft eignen Werth und Namen haben, und eine Stelle als Lehrer verdienen. Man ſollte daher nicht nur ausſchließend ſolche wählen, ſondern es müßte geſezmäßig ſein, daß jeder Lehrer dieſer Facultäten, wenn auch nicht zugleich Mitglied der philoſophiſchen, doch als außerordentlicher Lehrer bei irgend einem Zweige derſelben verpflichtet wäre, und von Zeit zu Zeit Vorträge aus dem reinen wiſſen-

wiſſenſchaftlichen Gebiete hielte, die in gar keiner unmittelbaren Beziehung auf ſeine Facultät ſtänden. Nur dadurch könnte man auch äußerlich ſicher ſein, die lebendige Verbindung dieſer Doctrinen mit der wahren Wiſſenſchaft, ohne welche jene gar nicht auf die Univerſität gehören könnten, zu erhalten. Und in der That verdient ja wol jeder Lehrer des Rechts oder der Theologie ausgelacht und von der Univerſität ausgeſchloſſen zu werden, der nicht Kraft und Luſt in ſich fühlte, auf dem Gebiet, es ſei nun der reinen Philoſophie oder der Sittenlehre oder der philoſophiſchen Geſchichtsbetrachtung oder der Philologie, etwas eignes mit ausgezeichnetem Erfolg zu leiſten.

Wenn übrigens ſchon die philoſophiſche Facultät am beſten thut Eine zu bleiben, und wenn ſie ſich zum Behuf gewiſſer Geſchäfte in Unterabtheilungen ſpalten müßte, dies ja nicht auf eine zu beſtimmte und bleibende Art, kurz ja nicht ſo zu thun, daß die Einheit als das Weſentlichere darüber verloren gehe: ſo iſt ja wol deutlich, daß auch das allgemeine Streben der Univerſität darauf gehn muß, ſich nicht zu ſehr ins Einzelne hinein beſtimmt zu theilen, jeden Lehrer etwa ſtreng in den Grenzen ſeiner Facultät zu halten, oder gar in dieſer ihn ganz beſtimmt auf ein gewiſſes Fach einzuſchränken. Vieles fällt freilich von ſelbſt weg, wenn jeder Lehrer einer Facultät zugleich, wenn auch nicht eben ſo genau, der philoſophiſchen angehört, und in dieſer ſelbſt die Sectionen nicht ſtreng geſchieden ſind. Aber warum ſollte auch ein Lehrer gehindert werden, einmal das Gebiet einer andern Facultät zu betreten? Grenzen doch alle an einander und berühren ſich in mehreren Punkten, ſo daß es an Veranlaſſungen nicht fehlt, aus einer in die andern hinüberzuſchweifen. Ergreift dieſe ein Gelehrter recht, und begnügt er ſich nicht damit, nur für ſein eignes Studium zu leihen was er von dort her braucht: ſo muß er gewiß etwas recht eigenthümliches und geiſtreiches hervorgebracht haben auf dem fremden Gebiet, wenn er ſich entſchließt es öffentlich vorzutragen Die Eiferſucht der Facultäten auf einander wegen ihres Gebietes iſt etwas mit Recht veraltetes und lächerliches. Wem einmal öffentlich die Würde eines wiſſenſchaftlichen Lehrers gegeben und ſein Talent dazu anerkannt iſt, der muß es auch üben können, auf welchem Gebiet er will. Die Zeit, während der einem Gelehrten dieſe Gabe der Mittheilung zu Gebote ſteht, iſt zu beſchränkt; die Gabe ſelbſt iſt zu zart und zu ſchwer ganz in die

Gewalt zu bekommen, als daß man nicht jede gute Stunde und alles was ſie eingiebt vollſtändig genießen und auch benuzen ſollte.

Eben deshalb iſt auch der wahre Geiſt der Univerſität der, auch innerhalb jeder Facultät die größte Freiheit herrſchen zu laſſen. Ordnungen vorſchreiben, wie die Vorleſungen auf einander folgen müſſen, das ganze Gebiet unter die Einzelnen beſtimmt vertheilen, das ſind Thorheiten; nicht einmal ein ſolches Privatabkommen der Lehrer unter ſich wäre wünſchenswerth. Es wäre immer eine Beförderung der Stagnation, dahingegen neues Leben in einen jeden Zweig der Wiſſenſchaften kommt, wenn er wieder von Andern, und vorzüglich von ſolchen die ſich mit andern Zweigen mehr abgegeben haben, aufs neue bearbeitet wird. Darum laſſe keiner ſein Talent ſo beſtimmt und äußerlich binden, oder binde es ſelbſt. Männer von Geiſt und Fleiß, und denen das Geſchäft werth und lieb iſt, welches ſie auf der Univerſität treiben, können unmöglich in dieſer Hinſicht eines äußerlichen Geſezes bedürfen; ſie haben in ſich was ſie treibt ſo viel zu thun als ſie können, und ſie müſſen ſich ſelbſt ihr Geſez ſein. Auch iſt dies natürlich viel zu eigenthümlich, um von einem Andern oder im Allgemeinen gegeben zu werden, da es ſo genau von dem Verhältniß des Lehrers zu ſeinen Schülern abhängt. Je feſter dieſe ihm anhangen, je mehr ſie ſich in ihrem wiſſenſchaftlichen Streben allgemein von ihm gefördert fühlen, durch ein deſto größeres Gebiet werden ſie von ihm wollen geführt ſein; je mehr ſie dagegen in ihm nur eine beſondere Virtuoſität bewundern, um deſto weniger werden ſie wünſchen, daß er ſich aus deren Gebiet hinaus verſteige, ſondern ſo etwas vielmehr mit einer leiſen Schadenfreude anſehn.

Daher iſt es auch gewiß mehr ſchulmäßig als im wahren Geiſte der Univerſität, wenn die Nominalprofeſſuren zu ſtark hervortreten. Einem Lehrer vorſchreiben, daß er in einem beſtimmten Zeitraume daſſelbe wieder vortrage, heißt ihm ſein Geſchäft zuwider machen, und alſo Schuld ſein, daß ſein Talent nur deſto ſchneller ablaufe. Auch iſt es natürlich, daß wer noch auf andere Weiſe als auf dem Katheder für die Wiſſenſchaft arbeitet, ſich einrichten muß, damit ſeine Arbeiten ſich nicht allzuſehr hindern, wenn er anders mit Luſt und Intereſſe vortragen ſoll, und ſich alſo ſolchen Geboten unmöglich fügen kann. Freilich ſagt man, es müſſe doch dafür geſorgt werden, daß in einem ſolchen

Zeitraum, als man für einen gewöhnlichen Aufenthalt auf der Univerſität rechnen kann, alles Weſentliche eines jeden Gebietes wirklich vorkomme. Gewiß richtig! aber iſt nur eine gehörige Fülle von Lehrern rechter Art vorhanden, ſo hat es damit keine Noth. Und ſollte es ja; nun wol, ſo weiſe man Jedem ſein beſonderes Fach an, aber nur in ſo fern, daß wenn innerhalb des beſtimmten Zeitraums keiner ſich gefunden habe, der es in dem gehörigen Umfang vorgetragen hätte, dieſer alsdann dazu verpflichtet ſei. Und dieſe Anweiſung ſei ſo wenig rechtlich verclauſulirt und ſo loſe als möglich, ſo daß ohne alle Weitläuftigkeit zwei Lehrer die Gewährleiſtung welche ſie übernommen haben, gegen einander vertauſchen können. So wird Jeder ſeine Freiheit behalten, und das Ganze dadurch nicht vernachläſſiget werden, ſondern nur gewinnen.

Je mehr nun jeder Lehrer auf dieſe Art ſeinen Kreis ſelbſt beſtimmen und nach Belieben bald erweitern bald verengern kann, um deſto mehr ſöhnt man ſich auch aus mit dem ſo ſehr verſchrieenen Honorar. Auch dies muß doch wunderbar genug mit dem Geiſt und Weſen unſerer Univerſitäten zuſammenhängen, weil es ſich ſo beſtändig, troz mancher ſpöttiſchen Ausfälle der neueſten Verfeinerung, erhalten hat, und man kann wol ſagen, daß das die ſchlechteſten Univerſitäten und die ſchlechteſten Parthien jeder Univerſität ſind, wo am meiſten das Honorar umgangen wird. Zuerſt gehört es zu den wenigen Einrichtungen, worin ſich die Univerſität als aus einer ganz freien Privatvereinigung von Gelehrten entſtanden darſtellt. Weil dies nun ihre natürlichſte und ſchönſte Seite iſt, ſo hat auch gewiß das Verhältniß, ſich ſeinen Unterricht bezahlen zu laſſen, nie einem Lehrer, der es nicht ſelbſt durch niedrige Geſinnung entweihte, in der Achtung der Jünglinge geſchadet, noch kann es ihm ſelbſt erniedrigend erſchienen ſein, da es zugleich das Gefühl ſeiner Abhängigkeit vom Staat verringert. Daher ſoll ſich auch der Staat in dies Verhältniß gar nicht miſchen; er ſoll das Betragen gegen die Aermeren dem guten Ton der Lehrer überlaſſen. Will er vorſchreiben, was oder wie oft Jeder auch unentgeldlich vortragen ſoll: ſo mahnt dies an die ſchlechteſten Einrichtungen kleiner Schulen, wo das gemeinere öffentlich und das ſeltnere und höhere in Privatſtunden zu lernen iſt. Viel beſſer werden die Lehrer ſelbſt finden, was ſich von Zeit zu Zeit daz eignet, ein ſolches Gaſtmahl für eine auserleſene Anzahl zu ſein.

Hieher gehören denn auch die Seminarien, welche mit den meiſten Facultäten, der medicinischen, der theologiſchen, und der philologiſchen Section der philoſophiſchen verbunden zu ſein pflegen, und faſt überall als eigene Anſtalten erſcheinen, welche ganz beſonders vom Staate geſtiftet und begünſtiget ſind. Die Lehrer, welche ihnen vorſtehen, werden dafür noch beſonders beſoldet, und größtentheils (nur in den kliniſchen Anſtalten der Mediciner iſt es nicht üblich) genießen auch die Jünglinge, welche daran Theil nehmen, namhafte Vortheile. Es iſt ſchon oben erwähnt, daß dieſe Seminarien dasjenige ſind, wodurch ſich die Univerſität der Akademie nähert, und daß die eignen darſtellenden Verſuche, die ins Einzelne gehenden Studien und Unterſuchungen der Jünglinge darin ſollen geleitet werden. Daher der innerſte Kreis der reinen Philoſophie auch nichts von dieſer Art aufzuzeigen hat, ſondern für ihn die Stelle jener Anſtalten eigentlich die Diſputirübungen vertreten ſollten, welche den Zweck haben, ſich in den philoſophiſchen Principien und in den allgemeinen Anſichten recht feſtzuſezen. Die Seminarien aber ſchließen ſich an die Diſciplinen an, welche mehr in das Beſondere gehen, und ſind dasjenige Zuſammenſein der Lehrer und Schüler, worin die lezteren ſchon als producirend auftreten, und die Lehrer nicht ſowol unmittelbar mittheilen, als nur dieſe Production leiten unterſtüzen und beurtheilen. Daß in den Seminarien Höheres, als im gewöhnlichen Laufe der Vorleſungen vorkommt, unmittelbar gelehrt werden ſoll, iſt nothwendig eine ganz falſche Anſicht. Denn auf alles unmittelbare Lehren haben auf der Univerſität Alle ein gleiches Recht; die Seminarien ſind aber ihrer Natur nach immer nur für einen Ausſchuß beſtimmt. Zwiſchen ihnen und den Vorleſungen liegen noch die Converſatorien, in welchen die Reaction des Jünglings zuerſt dem Lehrer ſichtbar wird; er unterſcheidet das minder faßlich vorgetragene, und giebt es dem Lehrer zur Umarbeitung und Erläuterung zurükk; er bringt Zweifel und Einwendungen vor, um ſie ſich löſen zu laſſen. Dieſe faſt weſentliche Form fehlt freilich häufig genug, aber die Lükke muß gewiß ſehr fühlbar werden, wo ſich nicht etwa eine ſolche freiere Vereinigung mit in den Seminarien verſtekt. Schon bei dieſer mehr gegenſeitigen Mittheilung erſcheinen gewiß nur diejenigen, in welchen der wiſſenſchaftliche Geiſt ſich wirklich regt. Natürlich ergiebt ſich hier Gelegenheit genug, den Jünglingen Arbeiten anzuweiſen, und ſie zu Unterſuchungen aufzufordern, wodurch ſie mehr Licht in einzelne Gegenden ihres Wiſſens bringen, und die Nebel, von denen ſie umfangen ſind, zerſtreuen, oder die Unbeholfenheit in ihren geiſtigen Thätigkeiten, welche ſie drükt, überwinden können. Nur die ernſteren, hinlänglicher Kräfte ſich bewußten, werden den anſtrengungsvollen Weg nicht ſcheuen; und wenn ſie das Bedürfniß fühlen, auch auf dieſem die Gemeinſchaft mit dem Lehrer fortzuſezen, ſo iſt das Seminarium gemacht. Eigentlich alſo muß jedem Lehrer, welchem es gelingt, eine Anzahl der Jünglinge ſeines Faches näher an ſich zu ziehn, dieſe Leitung ihrer eignen Arbeiten von ihnen ſelbſt übertragen werden, jeder muß ſich ſein Seminarium ſelbſt bilden. Dieſem natürlichen Gange tritt der Staat in den Weg, wenn er für jede Facultät Ein Seminarium ſtiftet, und dieſes mit beſonderen Begünſtigungen Einem Lehrer überträgt. Daran, daß der Staat gewöhnlich auf Lebenszeit verleiht, und daß auch wenn er eine ſolche Anſtalt zuerſt ſtiftet, doch die in Deutſchland ſo ſehr herrſchende Achtung für das Alter ſie dem älteſten übertragen wird, der zu einem ſolchen näheren perſönlichen Verkehr mit der Jugend, wenn alles übrige gleich geſezt wird, der Regel nach der minder geſchikte iſt, daran wollen wir nicht einmal denken; das größte und ſichtbarſte Uebel iſt, daß wenn Ein Lehrer mit ſolchen Begünſtigungen verſehen iſt, der Antheil an den eignen Arbeiten der Jünglinge dadurch ein Monopol wird, und die andern außer Stand geſezt werden, ihr Verhältniß zu den Jünglingen zur Vollendung zu bringen, und ſo viel zu nuzen als ſie könnten. Eben ſo wenn der Staat eine beſtimmte Anzahl von Studirenden, oft ſchon bald nach ihrer Ankunft auf der Univerſität, als Seminariſten begünſtiget: ſo zieht er nicht nur die Jünglinge auf eine unreine Art zu dem Lehrer ausſchließend hin, der dieſe Begünſtigungen zu vertheilen hat; ſondern er verfällt auch in den ſo allgemein dafür anerkannten Fehler, reine Aufmunterungen, die nur ſelten wirklich aufmuntern, Belohnungen, ehe noch etwas geſchehen iſt, zu vertheilen. Auf dieſe Art ſollte es wol keine Seminarien geben, ſondern der Staat ſollte die Unterſtüzungen, welche er jeder Facultät zu dieſem Behuf beſtimmt hat, gemeinſam niederlegen, und jeder Lehrer, welcher einen Kreis von engeren Schülern zu eignen, wahrhaft wiſſenſchaftlichen Arbeiten, unter ſich vereinigen will und kann, müßte den tüchtigſten unter ihnen einen Theil davon können zufließen laſſen. Nur wenn der traurige Fall eintreten ſollte, daß kein Lehrer von ſelbſt, und ohne eine beſondere Belohnung, Beruf hierzu fühlte, müßte die geſammte Anſtalt oder der Staat zutreten. Vielleicht ſind die beſtehenden Seminarien zum Theil auf dieſe Art, zum Theil aus dieſer Vorausſezung entſtanden; auf jeden Fall aber müßte das Monopol in demſelben Augenblikk aufgehoben werden, wo ſich ein anderer Concurrent zu dieſem Geſchäft findet.

Nach ähnlichen Grundſäzen, daß nemlich der Staat nie Aufmunterungen und Wohlthaten vertheilen ſoll, ſondern nur Belohnungen und Ehrenzeichen, muß auch das ganze Stipendienweſen beurtheilt, und auf ſeinen urſprünglichen Zwekk zurükgeführt werden, da es nur durch die allmählig eingeriſſene Weichlichkeit in ein Beneficienweſen iſt verwandelt worden Der Student müſſe keine andere Stipendien mitbringen, als die er auf der Schule ſchon verdient hat, und dieſe müſſen nur ſo lange dauern, bis er ſich auf der Univerſität neue verdienen kann, damit er nicht, ohne daß es bemerkt und geahndet werde, aus einem treflichen Schüler ein ſchlechter Student werde. Alle Unterſtüzungen müſſen nur dem geprüften, und für ausgezeichnet erkannten, ertheilt werden, und ein Ehrenzeichen begleite ſie, ſo daß ſich der Reiche eben ſo wol darum bewerbe als der Arme, und nur den Vortheil davon einem Andern gern überlaſſe. Nur ſo wird der urſprüngliche Zwekk erreicht, und Demüthigungen und Unterſcheidungen vermieden, welche nirgend weniger an ihrer Stelle ſind als auf der Univerſität.

Alles dies ſezt freilich voraus, daß die Lehrer der Univerſität ſind wie ſie ſein ſollen. Allein wie könnte man auch eine andere Vorausſezung als dieſe bei den weſentlichſten Einrichtungen zum Grunde legen? Es mag vielleicht andere Dinge geben, welche gedeihen können, wenn auch diejenigen, die daran arbeiten, nur durch einen äußern Zwang gehalten und getrieben werden; dieſes Werk aber nicht, ſondern es kann nur durch Luſt und Liebe beſtehen, und was ohne dieſe auch die vortreflichſten äußeren Gebote und Statuten thun können, kann immer nur ein leerer Schein werden. Wer ſich die Aufgabe ſezt, eine Univerſität ſo einzurichten, daß ſie gehen und Dienſte leiſten müßte, wenn auch die Lehrer kaum mittelmäßig wären, und nicht vom beſten Willen, der unternimmt ein thöricht Ding. Denn was für den Geiſt ſein und ihn kräftigen ſoll, das muß auch aus der Kraft des Geiſtes hervorgehen.

Darum iſt nun freilich die erſte Sorge die, wie bekommt man Lehrer, welche den rechten Sinn haben, und welchen alle die nöthigen Kräfte mit großem Geſchikk zu Gebote ſtehen? Wir haben die weſentlichſten Zweige der Univerſität betrachtet; aber wie erneuern ſie ſich nun in jedem vorkommenden Fall am beſten? Die Erfahrung ſcheint zu verrathen, daß gerade dieſer wichtige Punkt noch nicht auf eine der Idee und dem Weſen des Ganzen angemeſſene Art iſt eingerichtet geweſen. Es finden ſich überall der Mißgriffe zu viele, als daß man dies glauben könnte; und man darf nicht annehmen, daß die Anzahl tauglicher Männer zu dieſem Geſchäft ſo gering wäre, als die Anzahl treflicher Lehrer wirklich iſt; ja es laſſen ſich ganze Perioden unterſcheiden, wo eine Univerſität mit faſt lauter ausgezeichneten, und andere wo ſie mit minder als mittelmäßigen Männern beſezt iſt. Dies ſcheint ſeinen Grund darin zu haben, daß die Regierung die Sorge für die Beſezung dieſer Aemter gewöhnlich Einem bedeutenden Staatsmanne überläßt. Hat dieſer das rechte Talent und den wahren Eifer für die Sache, ſo wird es ihm nicht fehlen vortrefliche Männer zuſammenzubringen; folgt ihm ein anderer Uebelgewählter, ſo werden auch deſſen ſchlechte

Wahlen allmählig ſtatt jener treflichen eine Reihe von unbedeutenden Männern aufſtellen. Ja es iſt zu beſorgen, daß nur in einem kleinen Staate, der unmöglich die Univerſität als für ſeine Bedürfniſſe daſeiend anſehen kann, der Aufſicht führende Staatsmann lediglich auf die wiſſenſchaftliche Qualität ſehen wird; je größer aber der Staat, deſto mehr wird er ſich verleiten laſſen durch die ſo allgemeine herrſchende Anſicht, und den talentvollſten Gelehrten, denen es aber um die Wiſſenſchaft ſelbſt zu thun iſt, ſolche Männer vorziehn, welche ſich als Freunde und Meiſter in der Kunſt gezeigt haben, die Wißbegierde der Jünglinge nur zum vermeinten Beſten des Staats zu bearbeiten. Sollte man alſo nicht dieſer ſo ſchwer zu vermeidenden falſchen Richtung, und jener für das Gedeihen der Univerſität ſo üblen Veränderlichkeit derſelben zuvorzukommen ſuchen, indem man die Beſetzung der Lehrſtellen weniger von Einer Perſon abhängig machte? Spricht nicht die Natur der Sache dafür, daß wenn die Wiſſenſchaft nicht untergehn ſoll, an der Wahl ihrer eigentlichſten Erhalter und Fortpflanzer auch der wiſſenſchaftliche Verein einen bedeutenden Antheil nehmen müſſe?

Man ſagt freilich, der Curator der Univerſitäten ſei ja nothwendig immer ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, und nicht minder diejenigen, welche ihm zunächſt an die Hand gehen, Mitglieder gewöhnlich des höchſten Kirchenraths oder Schulrathes; allein hier tritt nun die Beſorgniß ein, daß dieſe Alle je länger je mehr ſich vorzüglich als Staatsdiener betrachten werden, und der Wunſch, daß der Antheil des wiſſenſchaftlichen Vereins an dieſer Angelegenheit beſtimmter und abgeſonderter von dem des Staates hervortreten möge. Auch darauf kann man freilich erwiedern, es ſtehe jeder Univerſität frei, dieſe Wahl dem Weſentlichen nach ganz in ihre eignen Hände zu bringen und ſich aus ſich ſelbſt zu erneuern. Denn ſie könne aus ihren eigenen Zöglingen Privatdocenten bilden, und wenn dieſe eine Zeitlang mit Erfolg aufgetreten wären, und ſich Verdienſte erworben hätten, würde der Staat ſie gewiß nicht übergehen; und wenn er es auch thäte, würden ſie doch wirkſamer ſein auf der Univerſität als die von ihm angeſtellten Lehrer. Das heißt aber zu wenig aus der Natur der Sache geſprochen. Ein Privatdocent als ſolcher wird es nie über einen öffentlich ſanctionirten Lehrer, auch nicht über einen ſolchen, der ihm wiſſenſchaftlich weit nachſteht, davon tragen; bleibt er immer ausgeſchloſſen von der Theilnahme an der innern Leitung des Ganzen, ſo muß ihm Muth und Luſt vergehen, und er wird ſich entweder hinwegbegeben oder ſein Talent wird ungenuzt verwelken. Iſt alſo der Staat nicht daran gebunden, ſolche Männer aufſteigen und einrükken zu laſſen, ſo iſt mit dieſer Freiheit des Lehrens wenig gewonnen für die Sache der Wiſſenſchaft. Auf der andern Seite aber wäre es warlich nicht gut, wenn eine Univerſität ſich ſo ganz aus ſich ſelbſt erneuerte, wie es auch ſonſt keine gedeihlichen Früchte giebt, wenn in einem Boden immer nur der Same ausgeſtreut wird, den er ſelbſt hervorgebracht hat; oder wie in Familien, die immer nur unter ſich verkehren und heirathen, die Manieren ſich verſteinern und der Geiſt verſchwindet, ſo würde auch eine ſolche Univerſität immer einſeitiger werden und trokkener. Eine jede muß vielmehr auf jede Weiſe auch von den andern auf ſich einwirken laſſen, und es müſſe keiner je an Lehrern fehlen, welche in mehreren wiſſenſchaftlichen Gemeinheiten gelebt haben, um das fremde Gute und die Früchte eines vielſeitigen Verkehrs auch den nur daheim erzogenen mitzutheilen.

Die Univerſität ſelbſt muß freilich am beſten wiſſen was ſie bedarf, ſo oft ihr eine Lükke entſteht, oder ſie Gelegenheit bekommt, ſich zu erweitern; und da man bei ihren Mitgliedern Bekanntſchaft vorausſezen darf mit allem was ſich merkwürdiges auf dem vaterländiſchen Gebiete der Wiſſenſchaften regt, ſo muß ſie auch wiſſen wo ſie ihren Bedarf finden kann. Allein leider möchte wol Niemand dafür ſtimmen, ihr jede Wahl allein zu überlaſſen; die Univerſitäten ſind im Ganzen ſo berüchtiget wegen eines Geiſtes kleinlicher Intrigue, daß wol jeder bei einer ſolchen Einrichtung von der Parteiſucht, von den in literariſchen Fehden gereizten Leidenſchaften, von den perſönlichen Verbindungen, die nachtheiligſten Folgen befürchten wird Der Regierung und ihren Repräſentanten, denen freilich dieſe Verſuchungen ganz fremd ſind, fehlt dagegen als ſolchen gar Vieles was zur richtigen Beurtheilung gehört, und auch wenn ſie ſchon erworbenen Ruhm zum Maaßſtab nehmen, werden ſie ſich oft irren.

Am meiſten Schwierigkeit ſcheinen in beider Hinſicht zu verurſachen die Lehrſtellen der reinen Philoſophie. Denn dieſes Gebiet liegt dem Staate am entfernteſten, und am wunderlichſten müßte es ihm ſelbſt vorkommen, wenn er entſcheiden ſollte, wer nun der ächteſte Philoſovh ſei, der am meiſten begünſtiget und hervorgezogen zu werden verdiene. Auch giebt es nichts verhaßteres auf dieſem Gebiete, nichts was gutes Vernehmen und gegenſeitiges Vertrauen ſo ſehr ſchwächen muß, als wenn eine Regierung Partei nimmt in Sachen der Philoſophie, indem ſie eines oder das andere der ſtreitenden Syſteme ausſchließt oder zurükſezt. Auf der andern Seite aber ſind die Univerſitäten ſelbſt immer der Kampfplaz, wo am heftigſten, und bisweilen bis zur Vernichtung, dieſer Streit der Syſteme geführet wird, ſo daß man, wenn ihnen ſelbſt die Entſcheidung überlaßen wäre, die heftigſten Bewegungen fürchten müßte. Hier ſcheint kaum eine andere Hülfe zu ſein, als eben in jener Freiheit des Lehrens. Wer ſich Bahn macht, dem vergönne man Raum; wem es gelingt, nachdem er ſich in der gehörigen Form auf einer Univerſität niedergelaſſen, den größten Beifall zu erwerben und zu bewahren, und das Talent zur Speculation aufzuregen, den bekleide man mit dem Charakter des öffentlichen Lehrers ohne Rükſicht auf ſein Syſtem, ja ſelbſt ohne Scheu vor den Streitigkeiten, die unter gewiſſen Umſtänden auf dieſem Gebiet einmal nicht zu vermeiden ſind. Nur hafte kein öffentlicher Flekk auf ſeinem ſittlichen

Ruf, nur ſei zugleich von ihm bekannt, daß er auch irgend ein Feld des realen Wiſſens bearbeitet. Vielleicht iſt dies das einzige Gebiet, wo ein Melden, ein Anſuchen um die öffentliche Lehrerſtelle von Seiten der Concurrenten ſtatt finden dürfte, und die Entſcheidung zwiſchen mehreren faſt gleich qualificirten überließe vielleicht der Curator am beſten derjenigen Klaſſe der National-Akademie, welche am wenigſten in die Streitigkeiten der Parteien verflochten zu ſein und den reinſten Sinn für jedes Talent an ſich zu haben pflegt, nemlich der philologiſchen.

Auf jedem andern Gebiet ſcheint es weniger ſchwierig zu ſein, wie ſich am beſten der Staat und der wiſſenſchaftliche Verein in das Geſchäft der Beſetzung zu theilen haben. Für Stellen, an denen das Intereſſe des Staates als ſolchen ſich unmittelbar ausſpricht, möge der Curator vorſchlagen, mit Zuziehung derjenigen Mitglieder des ihm zugeordneten höchſten Studienrathes, welche auf dieſem Gebiet die höchſten gelehrten Würden erworben haben — denn Andere ſollten nie eine Stimme haben in Sachen der Univerſitäten — und wählen ſollte die Facultät, in welche der Anzuſtellende eintreten wird mit Zuziehung derjenigen Section der philoſophiſchen, an welcher ihre Mitglieder Theil haben, oder in welche der Anzuſtellende auch eintreten will. Für ſolche Lehrſtellen aber, welche den wiſſenſchaftlichen Charakter am ſtrengſten beibehalten, ſchlage die Univerſität ſelbſt vor etwa drei, wie ſie in der Stimmenmehrheit auf einander gefolgt ſind, und unter dieſen wähle mit ähnlicher Zuziehung der Curator. Durch eine Einrichtung dieſer Art, wie ſie ſich auch für jede Univerſität eigen modificire, ſcheint das Gleichgewicht am beſten geſichert, und die meiſten üblen Einflüſſe abgehalten zu werden.

Aber wäre es nicht faſt eben ſo nöthig zu fragen, wie kann man ſich am beſten zur rechten Zeit der trefflichen Lehrer wieder entledigen? Warlich, Niemand ſpielt eine traurigere Rolle als ein Univerſitätslehrer, der ſich als ſolcher überlebt hat, der dies fühlt, und doch noch genöthigt iſt ſein Geſchäft fortzutreiben, um nicht in einen dürftigen Zuſtand zu gerathen! Hier ſieht man, wie wichtig es einem Staate iſt, nur wenig Univerſitäten zu haben, weil ſo am beſten ein Lehrer während ſeiner blühendſten Zeit für die ſpätere einigermaßen ſorgen kann, und vor allem wolbegabte, ſo daß die Anſtalt jedem Verdienten eine ehrenvolle und bequeme

Zurükziehung gewähren könne. Aber eben ſo wichtig iſt gewiß in dieſer Hinſicht ein richtiges und freundliches Verhältniß zwiſchen den Univerſitäten und der Akademie. Die Gabe der Mittheilung, wie ſie der Univerſitätslehrer haben muß, iſt ein zartes Talent, das nur in dem ſchönſten Zeitpunkte des Lebens ſich findet; und wenn ſonſt Philoſophen den rechten natürlichen Anfang und das Ende der Zeugungskraft zu beſtimmen ſich nicht ſcheuten, ſo könnte man auch für dieſes Talent wol feſtſezen, daß es in der Regel zwiſchen dem fünfundzwanzigſten und dreißigſten Jahre anfängt ſich zu entwikkeln, und raſch ſeiner ſchönſten Blüthe zueilt, und daß, wer das funfzigſte Jahr zurükgelegt hat, einer ſchnellen Abnahme deſſelben entgegenſehen kann. Nicht ſowol der aus der Wiederholung entſtehende Ueberdruß, wie man meint, bewirkt dieſe Abnahme; eine ſolche Wirkung hat der wahre geiſtvolle Lehrer auf einer wohl eingerichteten Univerſität erſt ſehr ſpät zu befürchten: ſondern je mehr die Jugend ſchon einem ganz anderen Zeitalter angehört als der Lehrer, je weniger er ſich ihr in Gedanken aſſimiliren und eine beſtimmte Liebe und Freude mit ihr gemein haben kann, um deſto mehr muß ſich die Neigung und das Geſchikk verlieren ſich mit ihr in nähere Verhältniſſe einzulaſſen, und um deſto unerfreulicher und unfruchtbarer wird das Geſchäft. Wird aber Jemand ſagen, wer dieſes Talent nicht mehr beſitze der ſei der Wiſſenſchaft abgeſtorben? und die Akademie würdige ſich herab zu einer Verpflegungsanſtalt, wenn ſie ſolche Männer unter ſich aufnehme? Iſt nicht auch in demſelben Maaß erſt die in einzelnen ſchwierigen Unterſuchungen ſo oft ſtörende und übereilende Lebhaftigkeit der Fantaſie verſchwunden, und dagegen die Beſonnenheit in ihrer vollen Kraft? Vollbringt nicht eben dieſe in ſolchen Jahren noch die herrlichſten Werke? Auch ſehnt ſich jeder wahrhaft wiſſenſchaftliche Lehrer auf der Univerſität am meiſten in ſpäteren Jahren, je gründlicher er ſeine Wiſſenſchaft gelehrt hat, um deſtomehr nach der Muße des Akademikers, um ſeine Forſchungen ruhiger verfolgen und die ſchönſten Früchte ſeiner Meditation zur Reife bringen zu können. Auch an ſolchen pflegt es nicht zu fehlen unter den Univerſitätslehrern, welche ſich zum Geſchäftsleben hinneigen wenn ihre Lehrgabe anfängt zu verblühen. Für beide muß es einen ehrenvollen und verfaſſungsmäßigen Uebergang geben, wenn die Univerſität nicht in dem Maaß erkranken ſoll, als mehrere ihrer Mitglieder anfangen ſchwach zu werden für ihr Geſchäft. Denn ſollen ſie gedeihen, ſo muß der Lehrer wie der Schüler eine, nur langſamer, vorübergehende Erſcheinung ſein.

Man ſieht leicht, die natürliche Richtung der Univerſitäten geht dahin, den allmählig vorherrſchend gewordenen Einfluß des Staates wieder in ſeine natürlichen Grenzen zurückzuweiſen, und dagegen immer mehr den Charakter des wiſſenſchaftlichen Vereins in dieſen ihm zunächſt angehörigen Anſtalten hervortreten zu laſſen. Dies muß alſo auch von ihren öffentlichen Handlungen gelten, und von den Formen, unter welchen die Univerſität oder ihre weſentlichen Glieder, die Facultäten, als ein Ganzes auftreten. Es muß ſich allmählig immer genauer trennen, was zum innern häuslichen Leben der Anſtalt ſelbſt gehört, von allem wobei ſie ſelbſt oder ihre einzelnen Glieder nur als Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft anzuſehen ſind. In allem was zu jenem Gebiet ſicher gehört, muß die Univerſität ſich frei und unabhängig ihr Hausrecht ſelbſt bilden, und es nach Beſchaffenheit der Umſtände verändern können; der Staat kann ſich dabei keiner Leitung anmaaßen, ſondern nur Mitwiſſenſchaft fodern und Aufſicht führen, damit dieſes Gebiet nicht überſchritten werde.

Nur von den Vortheilen und Beſitzthümern, welche er verliehen hat, mag er Rechenſchaft fordern und verlangen, daß ſie durch von ihm dafür anerkannte Sachverſtändige, aus deren Zahl aber doch die Univerſität muß auswählen können, verwaltet werden. Alles übrige iſt Vormundſchaft, welche nur in der Kindheit der Wiſſenſchaft an ihrer Stelle ſein kann, und gegen welche die natürliche Widerſetzlichkeit um ſo ſtärker ſein muß, je mehr die Univerſität ihre Mündigkeit fühlt und zu feſten Anſichten und einem gründlichen Stil ihres Lebens gelangt iſt. Was aber die Formen betrift, unter welchen ſie öffentlich auftritt und ihre Rechte und Ordnungen bildet: ſo iſt die wiſſenſchaftliche Geſinnung unſerer Zeit ihrer Natur nach durchaus demokratiſch, und das Bewußtſein lebendig, daß alle wiſſenſchaftlichen Männer dem Geiſte nach einander gleich ſind, und die Geſchäfte eines Jeden gleich weſentlich dem Ganzen angehören. Je mehr alſo die Verfaſſung ſich frei geſtalten kann, um deſto demokratiſcher wird ſie ſich bilden. Es ſei nun, daß eine perſönliche Repräſentation aller eigentlichen Miglieder den öffentlichen Körper conſtituire, oder ein engerer Ausſchuß; der Geiſt wird immer derſelbe ſein und auch der Form nach wird ein Ausſchuß immer nur entſtehen können durch freie Wahl, um diejenigen in vorzügliche Thätigkeit zu ſezen, welche man für die Geſchikteſten hält den gemeinſamen Willen Aller zu Tage zu fördern und auszuſprechen. Wo ein regierender Ausſchuß durch beſtimmtere Qualificationen feſtſtehend gebildet wird, da muß ſich gewiß auch in andern Dingen die zum Grunde liegende ariſtokratiſche Geſinnung mit ihren vielfältigen Nachtheilen offenbaren, vorzüglich durch Tyrannei gegen aufkeimende Verdienſte, durch Haſchen nach äußerem Anſehen, durch einen verſchrobenen, unwiſſenſchaftlich vornehmen Ton. Die innere demokratiſche Geſinnung hindert aber nicht, daß die Verfaſſung äußerlich eine monarchiſche Form habe, wie wir ſie überall und gewiß zu großem Nuzen der Univerſitäten finden. Denn diejenigen, welche mit ihr verkehren, wenden ſich natürlich zunächſt an den, von dem die Ausfertigung ausgeht, ſei es nun die mündliche oder die ſchriftliche. Iſt dies nun nur ein untergeordneter Beamter, ſo wird dadurch nur zu ſehr eine minder achtungsvolle Behandlung des ganzen Körpers erleichtert. Daher iſt es ſehr dienlich, daß Einer, der übrigens innerhalb nur der Erſte iſt unter Gleichen, außerhalb mit der Würde des ganzen Körpers bekleidet, dieſen gegen die

Staatsbehörden, gegen die Einzelnen, und vorzüglich auch gegen die Jünglinge repräſentire. Dies iſt die wahre Idee eines Rectors der Univerſität, welcher, um dem demokratiſchen Charakter des Ganzen nichts zu vergeben, aus dem repräſentirenden Körper und von demſelben nach beſtimmten Formen und auf eine beſtimmte Zeit muß wählbar ſein. Wo ihn der Staat aber ernennt, vielleicht auf lange Zeit oder lebenslänglich, vielleicht gar auch innerlich ihn mit größern Vorrechten begabt als nur der Erſte zu ſein unter Gleichen, da iſt ſchon die wahre wiſſenſchaftliche Freiheit gefährdet, und ein verderbliches Uebergewicht ſolcher Anſichten zu fürchten, welche die Wiſſenſchaft zum bloßen Dienſt des Staates herabwürdigen. Denſelben demokratiſchen Charakter muß auch die Geſchäftsführung einer jeden einzelnen Facultät haben. Wo ein Präſidium iſt, iſt es wechſelnd entweder durch Wahl, oder was bei einer kleineren Anzahl natürlicher iſt, durch Reihenfolge, und hebt innerhalb die Gleichheit Aller nicht im mindeſten auf. Wenn man irgend, ſei es dem Lebensalter oder dem Geſchäftsalter, oder aus ſonſt einem Grunde einem Einzelnen einen innern Vorzug einräumt: ſo muß das Ganze nothwendig den Charakter der Schwächlichkeit bekommen, der dem Alter eigen iſt, oder leiden durch die Abhängigkeit von der Beſchränktheit eines Einzelnen.

5.

Von den Sitten der Univerſität, und von der Aufſicht.

Dies iſt die größte Klage, welche ſeit langer Zeit geführt wird über die deutſchen Univerſitäten, daß im Ganzen rohe und allen Umgebenden läſtige Sitten, daß eine höchſt unordentliche Lebensweiſe der den Wiſſenſchaften obliegenden Jünglinge faſt unzertrennlich ſcheint von ihrer urſprünglichen Geſtalt und Verfaſſung, und daß aus dem in ihr gegründeten Mangel an Aufſicht über eine bis zum Uebermuth muthige Jugend nicht nur eine Menge kleinen Frevels und Störungen der Ruhe entſtehen, ſondern auch viele von den vortreflichſten Einrichtungen dadurch vergeblich gemacht werden, und ſelbſt das Beſte auf der Univerſität ohne Nutzen bleibt: ſo daß man zweifeln müßte, meinen Viele, ob nicht dennoch wegen dieſes Einen Punktes eine Umarbeitung der ganzen bisherigen Form zu wünſchen wäre.

Alles durcheinander, was den Gegenſtand dieſer Beſchuldigung ausmacht, iſt unter dem Namen der akademiſchen Freiheit bekannt und verſchrieen, von den Meiſten gefürchtet, wenn es in ihre Nähe kommen ſollte, und der Beſchreibung nach gehaßt von denen, die ſie nicht kennen, oder die vergeßlich und undankbar ſind gegen ihre Jugend, Vielen aber eine erfreuliche und anmuthige Erinnerung an die reichſte und kräftigſte Zeit des Lebens, und Wenigen, welche in den Zuſammenhang eingeweiht ſind, ein intereſſanter Gegenſtand, und die dabei vorkommenden Schwierigkeiten zu löſen eine wichtige Aufgabe.

Sie hat zwei Seiten, dieſe Freiheit der Studenten, welche wir abgeſondert betrachten wollen. Die eine iſt die Freiheit, welche ſie in Vergleich mit der Schule, von der ſie herkommen, auf der Univerſität genießen, in Bezug vornemlich auf ihre geiſtigen Beſchäftigungen. Sie ſind dabei keiner Art des Zwanges unterworfen; nirgends werden ſie hingetrieben und nichts iſt ihnen verſchloſſen. Niemand befiehlt ihnen dieſe oder jene Lehrſtunden zu beſuchen; niemand kann ihnen Vorwürfe machen, wenn ſie es nachläſſig thun oder unterlaſſen. Ueber alle ihre Beſchäftigungen giebt es keine Aufſicht, als nur ſo viel ſie ſelbſt einem Lehrer freiwillig übertragen. Sie wiſſen was von ihnen gefordert wird, wenn ſie die Univerſität verlaſſen, und was für Prüfungen ihnen dann bevorſtehen; aber mit welchem Eifer ſie nun dieſem Ziel entgegenarbeiten wollen, und wie gleichförmig oder ungleich ihn vertheilen, das bleibt ganz ihnen ſelbſt anheimgeſtellt. Man ſorgt dafür, daß es ihnen an Hülfsmitteln nicht fehle, um immer tiefer in ihr Studium einzudringen; wie gut oder ſchlecht ſie ſie aber benuzen, darüber zieht ſie, wenn es auch bemerkt wird, wenigſtens niemand unmittelbar zur Rechenſchaft. So haben ſie alſo volle Freiheit ſich der Trägheit zu überlaſſen und den nichtswürdigen Zerſtreuungen, und können anſtatt eines löblichen Fleißes die ſchönſte Zeit ihres Lebens unverantwortlich verſchwenden. Und was für ein großer Schade iſt es nicht, meint man, wenn auf dieſe Art viele Jünglinge ohne bedeutenden Nuzen von der Univerſität zurükkehren, da ſie allerdings viel würden gelernt haben, wenn ſie in beſſerer Zucht und Ordnung wären gehalten worden, und einem heilſamen Zwang unterworfen geweſen.

Allerdings würden Manche mehr lernen auf dieſe Art: allein man vergißt, daß das Lernen an und für ſich, wie es auch ſei, nicht der Zwekk der Univerſität iſt, ſondern das Erkennen; daß dort nicht das Gedächtniß angefüllt, auch nicht bloß der Verſtand ſoll bereichert werden, ſondern daß ein ganz neues Leben, daß ein höherer, der wahrhaft wiſſenſchaftliche Geiſt ſoll erregt werden, wenn er anders kann, in den Jünglingen. Dieſes aber gelingt nun einmal nicht im Zwang; ſondern der Verſuch kann nur angeſtellt werden in der Temperatur einer völligen Freiheit des Geiſtes, ſchon an und für ſich, vornemlich aber unter Deutſchen un mit Deutſchen. So wie nur durch Liebe und Glauben, und dadurch daß man ihn empfänglich annimmt für beides, der Menſch kann unter das Geſez der Liebe und des Glaubens gebracht werden, nicht durch irgend eine Gewalt oder durch einen Zwang äußerer Uebungen; ſo auch zur Wiſſenſchaft und zum Erkennen, welches ihn befreit vom Dienſt jeder Autorität, kann er nur kommen, indem man lediglich durch die Erkenntniß und durch kein anderes Mittel auf ihn wirkt, indem man ſchon die Kraft in ihm vorausſezt, welche ihn entbindet irgend einer Autorität zu dienen, als nur in ſo fern ſie ſein eignes Erkennen wird, und alſo aufhört Autorität zu ſein. Und nun wir Deutſche noch beſonders, wir geſchworenen Verehrer der Freiheit nicht nur, ſondern der Eigenthümlichkeit eines Jeden, die wir nie etwas gehalten haben von einer allgemeinen Form und Norm des Wiſſens wie des Glaubens, noch von einer einzigen unfehlbaren Methode dazu zu gelangen für Alle, wie können wir anders als annehmen, daß dieſer höhere Geiſt des Erkennens in Jedem auf eine eigene Weiſe hervorbreche? wie können wir anders als annehmen und durch unſre Einrichtungen darthun, daß dieſer Prozeß durchaus auf keine mechaniſche Weiſe könne gehandhabt werden, ſondern einen ganz entgegengeſezten Charakter, nemlich den der Freiheit, in allen ſeinen Theilen an ſich tragen müſſe? Darum können wir alles was dazu gehört nicht anders als höchſt zart behandeln; darum ſind wir überzeugt es müſſe Jedem von den Anleitungen die dazu führen eine große Mannigfaltigkeit dargeboten werden, und verſezen eben darum alle, denen wir zum Erkennen verhelfen wollen, in eine ſo große Gemeinſchaft der geiſtigen Anregungen aller Art; darum ſezen wir voraus, Jeder müſſe am beſten wiſſen, wie viel von dieſen Anregungen er vertragen und ſich aneignen könne; darum wollen wir gern Raum laſſen Allem was Jedem von innen kommt, als den erſten Spuren und Andeutungen deſſen was wir zu erreichen ſtreben, und wollen Keinen darin beſchränken, wie er beides mit einander miſche und ſich in jedes vertiefe; darum laſſen wir Jeden, ſoviel es in einer Gemeinſchaft möglich iſt, auswählen die ſchönſten und kräftigſten Stunden, und ihn die anderen nuzen wie er will und kann.

So hängt dieſer Theil der ſtudentiſchen Freiheit innig zuſammen mit unſerer nationalen Anſicht von der Würde der Wiſſenſchaft, und es müßte uns unmöglich ſein, diejenigen anders zu behandeln, welche wir für beſtimmt halten Wiſſende zu werden. Guter Rath darf nicht fehlen, und die Einrichtung der Univerſitäten giebt Veranlaſſung genug ihn zu ertheilen; aber auch die mindeſte Spur von Zwang, jede noch ſo leiſe bewußte Einwirkung einer äußeren Autorität iſt verderblich. Bei einer mechaniſchen ſchulmäßigen Einrichtung würde es ein Wunder ſein, geſezt auch die Lehrer wären alle vortrefflich, und alles übrige ebenfalls, wenn diejenigen, die wirklich fähig ſind zur Erkenntniß zu kommen, auf der Univerſität und durch ſie dazu gelangten; denn je mehr ſich der Geiſt der Wiſſenſchaft regt, deſto mehr wird ſich auch der Geiſt der Freiheit

regen,

regen, und ſie werden ſich nur in Oppoſition ſtellen gegen die ihnen zugemuthete Dienſtbarkeit. Und diejenigen, welche die Natur für die Wiſſenſchaft beſtimmt hat, ſind doch die würdigſten die eigentlichſten Glieder der Univerſität; alles iſt um ihretwillen da, alles muß ſich auf ſie beziehen, und nichts darf gelitten werden, was ihnen ſchlechthin zuwider ſein müßte.

Wir haben freilich geſehn, daß die größere Anzahl immer aus ſolchen beſtehen wird, welche nicht beſtimmt ſind in das Innerſte der Wiſſenſchaft einzudringen; aber eben ſo auch, daß es in dem Geiſte der Univerſität liegt, keinen äußeren Unterſchied in der Behandlung beider feſtzuſezen, ſondern von der Vorausſezung auszugehn, als würden Alle ſich zu jener Höhe erheben laſſen. Darum müſſen Alle ſich dieſer Freiheit erfreuen, und hievon iſt um ſo weniger etwas nachzulaſſen, da ja gar nicht folgt, daß diejenigen, die freilich nicht den rechten Nuzen aus ihr ziehen, ſie deshalb mißbrauchen müſſen als eine Lokkung zur Trägheit und Zerſtreuung. Iſt doch auf jeder Univerſität bei weitem die größte die Anzahl der gar nicht genialiſchen oder ſich eigenthümlich und auszeichnend entwikkelnden, aber doch treuen und fleißigen Jünglinge. Und das iſt auch ganz natürlich. Denn diejenigen, in welchen ſich keine höhere Kraft regt, und oft wild und verworren genug äußert, ehe ſie aus der Gährung in die Klarheit des Bewußtſeins übergeht, dieſe ſind deſto lenkſamer durch alles was ihnen edel erſcheint. Auf ſie iſt zu wirken durch die Macht der Liebe und der Ehre, in ihnen iſt lebendig zu erhalten die Anhänglichkeit an das Haus, an den Staat, an den Beruf den ſie ſich vorgeſezt haben, an alles was Geſez und Ordnung heißt. Wenn alſo Eltern und Pfleger Jünglinge zur Univerſität ſenden, in denen ſie den Genius vermiſſen, welcher die Freiheit ſchlechthin fodert; ſo mögen ſie nur dafür ſorgen, ſie hinzuſenden aufs feſteſte gebunden durch alle dieſe ſchönen Bande. Die Univerſität kommt ihnen ja auf alle Weiſe zu Hülfe. Sie bietet religiöſe Anſtalten dar, welche nicht etwa nur um dieſer untergeordneten Glieder willen, ſondern eben ſo ſehr auch für die edelſten und treflichſten, um die Wiſſenſchaft und die innerſte Kraft des ſittlichen Lebens auf das feſteſte zu binden, nirgends fehlen ſollten; ſie vergegenwärtiget in den Entlaſſungen derer, welche die öffentlichen Zeugniſſe ihrer fortgeſchrittenen Bildung ausſtellen, die Zeit, wo Jeder anfängt zu erndten, was er geſäet hat; ſie beſizt eben in ihren Seminarien, ihren Preisaufgaben, ihren dargebotenen Belohnungen und Ehrenzeichen ſehr kräftige Ermunterungen zum Fleiß und Erwekkungen der Ehrliebe. Giebt es aber auf der Univerſität Jünglinge, welche weder durch dieſe Mittel zu einem regelmäßigen Studium zu bringen ſind, noch Kraft jener Freiheit ſelbſt, und der durch ſie ſich entwikkelnden innern Luſt und Liebe, zur Wiſſenſchaft unmittelbar, den dargebotenen Unterricht nuzen: ſo ſind dies unſtreitig ſolche, welche gar nicht auf eine Univerſität, und gar nicht, auch nicht als treue Arbeiter in das Gebiet der Wiſſenſchaft gehören, welche entweder ganz abgeneigt ſind der Erkenntniß, oder gar auch einer niedrigen Denkungsart hingegeben. Daß ſich dies eher zeigt in dieſem Reiche der Freiheit und vielleicht ſchneller die Oberhand gewinnt, das iſt weder für ſie ſelbſt, für ihre Sittlichkeit und ihren perſönlichen Werth, noch auch für die Geſellſchaft ein Verluſt zu nennen, welche es lieber darauf wagen muß, daß ſolche die ſchon einen unrichtigen Weg eingeſchlagen hatten, die Zeit verlieren, oder eiliger in ihr Verderben gehn, als daß ſie denen, auf welchen ihre ſchönſten Hofnungen ruhen, das Mittel entziehen ſollte, dieſe wirklich zu erfüllen. Mögen diejenigen zuſehn, welche ihre Pflegebefohlenen in dieſen reichen und üppigen Boden verpflanzen, wo freilich ganz umkommt, was ſeiner nicht bedurft hätte, um zu gedeihen! Die Freiheit aber mit jedem den Verſuch zu machen, wie er ihm zuſagt, darf weder der Staat noch der wiſſenſchaftliche Körper beſchränken. Wenn der lezte ſchon auf den gelehrten Schulen über der angehenden Jünglinge geiſtigen Zuſtand Gutachten ausſtellt, welche ihren Pflegern als Rath und Wink dienen können; wenn der erſtere die geſezliche Nothwendigkeit die Univerſität beſucht zu haben nicht über die Gebühr auch auf ſolche Geſchäfte ausdehnt, die mit der Wiſſenſchaft gar nicht zuſammenhängen; wenn er das Vorurtheil nicht beſchüzt, als ſeien die Univerſitäten das einzige Mittel um zu einem gewiſſen ſehr mäßigen Grade einer ziemlich oberflächlichen geiſtigen Bildung zu gelangen: ſo iſt alles geſchehen was geſchehen konnte, um diejenigen vor der Univerſität zu bewahren, denen ſie verderblich ſein muß.

Doch betrachten wir nun auch die andere Seite der ſtudentiſchen Freiheit. Dieſe nemlich iſt Freiheit in Vergleich mit dem Zuſtande, welcher auf die Univerſität folgt, wenn Jeder in die bürgerlichen und in die gewöhnlichen geſelligen Verhältniſſe eintritt. Das Weſentliche dieſer Freiheit recht zu faſſen iſt eigentlich nicht leicht. Der eigene Gerichtsſtand iſt wol nur ein ſehr weniges oder gar nichts davon. Auch kann man nicht ſagen, daß den Studenten etwa Vergehungen gegen die Geſeze nachgeſehen würden, welche in andern Verhältniſſen der Strafe nicht entgehen könnten. Vielmehr genießen ſie hierunter keiner andern Begünſtigungen, als welcher ſich die Jugend überhaupt erfreut, ja ſie ſind noch Strafen ausgeſezt, welche härter ſind als alle ſonſt gewöhnlichen, weil ſie, wenigſtens der Abſicht des Geſezes nach, einen entſcheidenden Einfluß auf die künftige Lebenszeit haben. Eben ſo wenig iſt die Sache in andern beſtimmten Vorrechten zu ſuchen, welche die Studenten als ein eigen privilegirter Stand genöſſen. Genau genommen möchte das Weſen dieſer Freiheit nur darin beſtehen, daß die Studenten unter ſich von faſt alle dem ſich frei halten, was ſonſt in der Geſellſchaft Convenienz iſt, daß ſie ſich an die Sitten nicht binden, denen hernach Jeder in dem Stande, welchen er wählet, ſich fügen muß, ſondern daß ſich auf der Univerſität die verſchiedenſten Sitten und Lebensweiſen auf das freieſte entfalten können. Auf der Straße leben und wohnen auf antike Art; ſie mit Muſik und Geſang, oft ziemlich rohem, erfüllen, wie die Südländer; ſchlemmen, wie der Reichſte ſo lange es gehen kann, oder einer Menge von gewohnten Bequemlichkeiten bis zu cyniſcher Unordnung entſagen wie der Aermſte, ohne eines von beiden zu ſein; die Kleidung aufs ſorgloſeſte vernachläſſigen, oder mit zierkünſtleriſcher Aufmerkſamkeit eigenthümlich daran ſchnörkeln; eigne Sprachbildung, eigene geräuſchvolle Arten Beifall oder Tadel zu äußern, und ein vorzüglich auf dieſe ungeſtörte Mannigfaltigkeit ſich beziehender, gewiſſermaßen öffentlich eingeſtandener und geſtatteter Gemeingeiſt, dies iſt unſtreitig das Weſen der ſtudentiſchen Freiheit, und alles was ſich ſonſt noch daran hängt nur zufällig.

So die Sache angeſehen, möchte man faſt zuerſt fragen, warum denn dieſe Freiheit ſo übel berüchtiget iſt, und warum es ſie denn nicht geben ſoll? Die kleinen Unordnungen und die Verſchwendung väterlicher Güter, welche daraus in einzelnen Fällen entſtehen, ſind Kleinigkeit gegen das was die Jugend der begüterten Stände, auch ohne alle Univerſität in andern Verhältniſſen ausübt. Die kleinen Unbequemlichkeiten, welche den Einwohnern eines Univerſitätsortes daraus erwachſen, müſſen eben als ein lokales Uebel angeſehen werden, deren eines oder das andere es doch überall giebt, und nachtheiligen Folgen dieſer Art vorzubeugen iſt eine Aufgabe theils für die Polizei, theils für den Einfluß, welchen ſich Lehrer und Vorgeſezte müſſen zu erwerben ſuchen. Wenn doch dieſe Freiheit ſich ſo von ſelbſt bildet, daß ſie von dem innerſten Geiſte der Univerſität unzertrennlich zu ſein ſcheint; wenn doch hier die Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der Sitten um ſo ſtärker heraustritt, als in anderen Ständen die Gleichförmigkeit und Charakterloſigkeit überhand nimmt: ſo ſcheint ſie ja ein heilſames Gegengewicht, welches man müßte gewähren laſſen, wenn nicht die wichtigſten Gründe entgegenſtehn. Man nehme hinzu, daß in der Art, wie die meiſten Menſchen ſich eingeſtanden ungern den läſtigen Formen fügen, wie die niedern Stände den höhern ſchmeicheln und ſich ſchmiegen, dieſe Jünglinge, welche die Wahrheit und das Weſen der Dinge und des Lebens ſuchen, zunächſt nichts anderes ſehen können, als Feigherzigkeit, Trägheit, niedrigen Eigennuz. Soll man ihnen nicht vergönnen hiegegen den Einſpruch ſo ſtark und ſo praktiſch als möglich auszudrükken.

Doch es iſt warlich auch ſehr leicht einzuſehen, warum dieſe Freiheit ſtatt finden muß, und daß ſie

Beziehungen von der größten Wichtigkeit hat. Im allgemeinen iſt die Zeit, wo der Menſch ſein beſonderes Talent unterſcheiden lernt, wo er ſich ſeinen Beruf bildet, und aus dem Zuſtande des perſönlichen Unterworfenſeins, des Gehorſams, in ein ſelbſtſtändiges Daſein übergeht, zugleich auch die, wo ſein Charakter ſich feſtſezt, wo ſein Gemüth eine beſtimmte Richtung nimmt, und ein bleibendes Verhältniß von Neigungen ſich entwikkelt. Daß alſo hier der Uebergang zur Selbſtſtändigkeit, daß das Werden des Lebens durch freie Wahl ſich auch äußerlich ausprägt, iſt natürlich, und es zeigt ſich dies auch mehr oder weniger in allen Verhältniſſen. Bei denenjenigen aber, die ſich der Erkenntniß ergeben haben, ſoll ja dieſe Entwiklung nicht nur die eigenthümlichſte ſein, weil ſie ſonſt auf einer niedrigeren Stuffe zurükbliebe als ihrem Streben nach Erkenntniß ziemt; ſondern ſie muß auch, damit nicht das alte abgedroſchene ſich bewähre, daß die Gelehrteſten am wenigſten ſehen was vor den Füßen liegt, ebenfalls eine Sache des Erkennens ſein, ſie müſſen ſich ſelbſt wie ſie werden auf das beſtimmteſte finden. Darum eben ſorgt man ſie aus der Familie zu entfernen, damit nicht das Gemeinſame derſelben die perſönliche Eigenthümlichkeit zu überwältigen ſcheine; darum hält man ſie noch zurück von der Verbindung mit dem Staate, damit ſie dieſer großen Gewalt nicht eher anheimfallen, bis ſie ihr eigenthümliches Daſein, ſo wie es einem Erkennenden geziemt, feſtgeſtellt haben. Dies alles aber würde umſonſt ſein, wenn ſie ſich nicht eine Zeitlang in einer Lage befäuden, wo ſie ganz ihrem eigenen ſittlichen Gefühl überlaſſen ſind, wo nichts bloß Aeußeres, wie eine in der Geſellſchaft, welcher ſie noch nicht angehören, gebildete Schiklichkeit für ſie allerdings wäre, ihre Neigungen zurükhält, wo ſie jede Weiſe und Ordnung des Lebens verſuchen und ſehen können, wie mächtig jede Luſt und Liebe in ihnen zu werden vermag. Dadurch allein werden ſie fähig in der Folge ihre Stellung und ihre Lebensweiſe richtig zu wählen, und keine andere Verbindungen zu knüpfen, als die ihrer Natur angemeſſen ſind. Die durch dieſe Freiheit hier zu weit geführt werden, die ihr eignes ſittliches Gefühl nicht in ſolchen Schranken hält, daß ſie ihrer Würde nicht verluſtig gehen, das ſind offenbar auch die, welche gar nicht auf die Univerſität gehörten, welche dieſe Würde, deren ſie ſo leicht verluſtig gehen, nie beſeſſen haben, und deren, wie man meint hier erſt verderbte, Sittlichkeit nichts geweſen iſt als ein erzwungenes Werk äußerer Zucht und Gewöhnung. Denn wer in der That Wahrheit ſucht, und Andere ſollten doch nicht ſein Mitglieder dieſer Anſtalt, der iſt auch in ſich ſelbſt ſittlich und edel; bei ihm wird auch die Erkenntniß vorzüglich Eingang finden, die ihn das Niedrige als nichtſeiend und leer verwerfen lehrt; und wenn ein ſolcher auch in mancherlei Verirrungen hineingeworfen wird, und ſo die Gewalt der Natur an ſich ſelbſt erfährt, ſo werden auch dieſe nicht an ihm verloren, und noch weniger von ſolcher Art ſein, daß man aufhören müßte ihn zu achten und zu lieben. Die aber keiner andern als einer von außen hervorgebrachten Sittlichkeit fähig ſind, werden auch keiner wahren Erkenntniß fähig ſein, ja auch nicht der Einſicht und Bildung, welche ſelbſt in den mehr Untergeordneten auf der Univerſität ſoll hervorgebracht werden. Wenn ſie alſo Schaden leiden durch die Art wie ſich dieſe Unfähigkeit offenbart, ſo iſt er nicht den für ihre wahren Mitglieder nothwendigen Einrichtungen dieſer Anſtalt zuzuſchreiben.

Aber es lohnt wol, daß man nicht nur das Innere ſondern auch das mehr Aeußerliche dieſer Freiheit betrachte, nicht nur was ſie für den Cha-

Univ.-Bibl.
München

rakter iſt, ſondern auch was für die Sitten. Die Sitten ſind der Ausdrukk der innern Sittlichkeit, und inwiefern ſie ſich als etwas gemeinſames bilden, und als eine Norm für Mehrere, ſind ſie der Ausdrukk ihrer gemeinſamen Sittlichkeit, ein Werk des Bewußtſeins, welches jede Geſellſchaft und jede Abtheilung derſelben hat von ihren Verhältniſſen. Soll nun die Sittlichkeit reiner werden, und das Bewußtſein klarer: ſo müſſen auch die Sitten und das was für anſtändig gilt, nicht unveränderlich ſein, ſondern bildſam, und müſſen auch wirklich gebildet werden. Hier iſt nun eben der Vorzug und die Eigenthümlichkeit von Deutſchland, daß von jeher die Bildung der Sitten nicht ausgegangen iſt von den äußerlich höheren Ständen, deren Hoheit ja eben auch nur Sitte iſt, und alſo in Frage ſteht, ſondern von denen, welchen vermöge ihres Geſchäftes die urſprünglich bildende Kraft der Erkenntniß einwohnen muß. Dieſe haben theils in ihrem Kreiſe unmittelbar den freieren Stil des Lebens eingeführt, der ſich von da aus verbreitet hinauf und hinabwärts; theils prüfend entſchieden, was von dem vorhandenen oder anderwärts neu entſtehenden verworfen zu werden verdiene oder angenommen. Die alſo auf der Univerſität ſich zur

Erkenntniß bilden, ſind zugleich die welche in Zukunft auch die Sitten bilden ſollen. Können wir nun von dieſen verlangen, daß ſie immer nur aus Gehorſam in Gehorſam gehen ſollen, aus dem des väterlichen Hauſes in den der Convenienz ihrer künftigen Verhältniſſe? ſollen ſie von Anfang an und immer dem unterworfen ſein, was ſie bilden ſollen? Vielmehr kann ja der Uebergang von dem Gehorſam zu ihren bildenden Einflüſſen nur der ſein, durch eine Periode, in welcher ſie ſich frei fühlen von ſolchem Zwang, in welcher Jeder, eine große Mannigfaltigkeit vor ſich habend, ſeine eigenen Sitten ſich frei bildet, wie er ſie ſeinen jezigen Verhältniſſen angemeſſen findet; nicht damit ſie ſo bleiben, was ja auch nicht geſchieht, ſondern damit er lerne, auch in künftigen Verhältniſſen die Sitte, die er findet, ihnen angemeſſener geſtalten. Darum iſt die Univerſität ſo nothwendig zugleich ein Sammelplaz von Menſchen aus den verſchiedenſten Gegenden; darum arbeitet dieſe Freiheit, wie ſie ſich unter uns geſtaltet hat, ſo vorzüglich auf das hin, was uns grade am meiſten fehlt, auf den liberalen Ausdrukk des Eigenthümlichen auch in einer gemeinſamen Form. Wer Gelegenheit gehabt hat zu beobachten, dem wird auch nicht entgangen ſein, wie ſich die ſtudentiſche Freiheit als ein wirkſames Mittel zu dieſem Zwekke bewährt, wie ſehr ſie, zumal wenn auch die Erkenntniß der Jünglinge auf dieſen Punkt gerichtet wird, hilft das Weſentliche und Wahre vom Zufälligen und Leeren unterſcheiden, und finden lehrt, was auf der einen Seite nothwendig geſchehen muß, und was auf der andern höchſtens geſchehen kann unter den gegebenen Umſtänden.

Daß die Jünglinge ſich hernach anfänglich ſcheu zeigen und verlegen, daß ihre erſten Verſuche in der Geſellſchaft oft linkiſch ausfallen, iſt kein Unglükk, und der Fehler würde ſich noch eher verlieren, wenn das Verhältniß der Studenten zur Geſellſchaft auf der Univerſität ſelbſt richtiger organiſirt wäre Die Studirenden bedürfen einer großen Abgeſchiedenheit von den übrigen; ſie dürfen in die Leerheit des gewöhnlichen geſelligen Verkehrs nicht hineingezogen werden Auf der andern Seite aber kann ſich nie eine Klaſſe von Menſchen ungeſtraft ganz iſoliren. Das rechte Maaß iſt auch hier ein natürliches. Wenn der Umgang der Lehrer mit den Schülern lebendig und auf den rechten Ton geſtimmt iſt; wenn die Ausgezeichnetern, die allein daran Theil nehmen können, auch von allen andern

Seiten ſo qualificirt ſind, daß ihnen ein bedeutender Einfluß auf ihre Gefährten nicht entgehen kann; wenn die Aelteren die rechte Gewalt ausüben über die Neulinge, alles ohne dem Weſen der ſtudentiſchen Freiheit zu nahe zu treten: ſo wird auch hier das Rechte immer mehr erreicht werden, und das nach jedem vernünftigen Maaßſtab rohe und ungeſchlachte Weſen ſich immer mehr verlieren.

Wohl! wird auch dies alles zugegeben, ſo klagt man noch über zwei große und weſentliche Uebel, welche jene Freiheit begleiten, und von welchen Unrecht wäre ganz zu ſchweigen.

Das eine iſt, daß die Studenten alles nichtſtudentiſche in dieſen einen großen Gegenſaz als Philiſterweſen zuſammenwerfen, und ſich jede nur nicht offenbar ſtraffällige Verhöhnung dagegen erlauben. Dieſer herrſchenden Stimmung liegt aber etwas ſehr wahres zum Grunde, nemlich der Gegenſaz zwiſchen dem höchſten bildenden Princip, welches ſie in ſich zu entwikkeln da ſind, und der rohen gemeinen der Bildung widerſtrebenden Maſſe, der ſich ihnen deſto ſtärker aufdringt, je weniger ſie ſelbſt noch in dem lebendigen bildenden Verhältniß zu dieſer Maſſe ſtehn. Die Verachtung und Härte gegen die widerſtrebende ſittliche und geiſtige Rohheit ſollte man ihnen nur recht tief einprägen, und es ihnen zum Ehrenpunkt machen, in dieſer Hinſicht immer Studenten zu bleiben. Wenn ſie aber glauben das bildende Princip nur unter ſich, und überall ſonſt die verächtliche Maſſe zu finden: ſo iſt das der Ausbruch des Uebermuthes der zurükgedrängt werden muß, und die natürliche Folge jener zu ſtarken Iſolirung. Aber im Ganzen kann man auch der Geſammtheit dieſer Jünglinge Gerechtigkeitsſinn nicht abſprechen; das achtungswerthe, was ſich ihnen als ſolches offenbart, wiſſen ſie zu ehren. Man zeige ihnen nur recht viel Edles in recht freien Formen; man ſorge nur dafür, daß ſie nicht unter denen, die ihnen die Nächſten ſind, unter ihren Lehrern, das Gemeine haufenweiſe erblikken: ſo wird auch hier der Mißbrauch leicht beſeitiget werden, ohne daß das Gute verloren geht.

Das andere iſt der Zweikampf, und dieſer iſt eine höchſt natürliche und unvermeidliche Erſcheinung. Diejenigen, welche die Wiſſenſchaft ſuchen und in noch nichts anderes verflochten ſind, ſind dem Staate mehr als ſonſt irgend ein Einzelner fremd, und können nicht gewohnt ſein einander aus dem Geſichtspunkte des Bürgers zu betrachten. Auch inſofern ſie damit beſchäftiget ſind, ihrer Perſon die höchſte Würde zu verſchaffen und ſich innerlich durch Erkenntniß über alle Andere zu erheben, müſſen ſie, hinzugenommen das Feuer der Jugend, am reizbarſten ſein gegen Kränkungen, die ihrer Perſon widerfahren, und können weniger als Andere in Ehrenſachen Recht und Genugthuung vom Geſez nehmen, da dies faſt überall Erörterungen vorſchreibt, welche das reizbare Gefühl aufs Neue empören — oder Abſtufungen in der äußern Würde, und dem gemäß auch Verſchiedenheiten in der Zurechnung und Strafe der Beleidigungen annimmt, welche ſie ſich nicht können gefallen laſſen. Dazu kommt, daß ſo wie in den Augen der der Wiſſenſchaft Befliſſenen ihre Perſon den höchſten Werth hat, ſie auf der andern Seite noch durch keine beſondere Verbindung verpflichtet ſind, ihrer zu ſchonen, und daß alſo für das höchſte Gut auch der höchſte Preis geboten und gewagt wird. Es liegt zu Tage, daß die Sühne für perſönliche Beleidigungen die Aufgabe iſt, welche der Staat noch am wenigſten zu löſen weiß, und in allen Ständen offenbart ſich die Neigung ſich ſelbſt zu helfen. Aus dem Geſagten erhellt nun wol, daß ſo lange es noch irgend einen Stand giebt, bei welchem der Zweikampf die übliche Form dieſer Selbſthülfe iſt, gewiß auch auf der Univer-

Univerſität keine andere wird gebräuchlich ſein, und daß in Zukunft wie bisher alle Anſtalten ihn abzuſchaffen vergeblich ſein werden, bis etwa auf einem andern Wege die Geſezgebung und das herrſchende Ehrgefühl einander näher gekommen ſind. Tragiſche Ausgänge ſind auch ſo ſelten, daß man bei weitem weniger Aufheben von der Sache machen würde, wenn nicht unter den bürgerlichen Ständen eine paniſche Furcht herrſchte vor dem Gedanken an das Klirren der Degen. Daß jedoch großer Mißbrauch mit dem Zweikampf getrieben wird, läßt ſich nicht läugnen, auch wenn man die Sache ſelbſt als unvermeidlich anſieht. Aber eben gegen dieſe Mißbräuche ließe ſich viel thun, wenn man nicht ſo hartnäkkig darauf beſtände, alle Mittel die man in Händen hat, nur an der vor der Hand unmöglichen Abſtellung zu verſchwenden. Vorzüglich müßten alle gymnaſtiſchen Uebungen und namentlich das Fechten unter öffentlicher Autorität kunſtmäßig bis zur höchſten Vollkommenheit getrieben werden. Dadurch würde der Zweikampf nicht nur minder gefährlich werden, ſondern auch indem Jeder ſich den Ruf der Gewandtheit, der Stärke, des Muthes ſchon durch die Uebungen erwerben könnte, würden die Treflichſten es am leichteſten verſchmähen dürfen, für jede Kleinigkeit Genugthuung zu fordern, weil doch Niemand es auslegen könnte als Feigherzigkeit, und ſo würde das Ehrgefühl ſelbſt von innen heraus ſich allmählig berichtigen. Ja auch viele Veranlaſſungen zum Schlagen würden wegfallen. Denn auch hier zeigt ſich welch eine gefährliche Sache es iſt, wie ein alter Weiſer ſagt, die Seele zu üben ohne den Leib. Weil es auf den Univerſitäten ſo Viele giebt, die dieſes thun, ſo entſteht eben daraus auch das Entgegengeſezte, daß Viele wiederum den Leib üben ohne den Geiſt, und in dieſen bildet ſich dann das äußere Ehrgefühl des Standes welchem ſie angehören auf eine deſto herbere und leidenſchaftlichere Art bis zur wirklichen Schlageſucht. Iſt hierin das Gleichgewicht hergeſtellt, ſo werden nur noch wenige Fälle übrig bleiben für unvermeidlichen Zweikampf. Anerkennen kann der Staat, und ſelbſt die Corporation der Univerſität inſofern ſie gerichtliche Functionen ausübt, freilich auch dieſe nicht; aber ſie wird dann die Maaßregel, die Zweikämpfe ſo viel möglich zu ignoriren, wenigſtens auf diejenigen nicht mehr anwenden dürfen, welche die gymnaſtiſchen Uebungen verabſäumt und ſich geſchlagen haben ohne ausgelernte Fechter zu ſein, auch auf diejenigen nicht, welche den bei weitem zufälligeren Schuß dem Gefecht vorziehen. Dadurch würde, bei gehöriger Wachſamkeit, ohne dem Ehrgefühl zu nahe zu treten, dieſes gefährliche Spiel bald in die möglichſt engen Schranken zurükgewieſen werden.

6.

Von Ertheilung der gelehrten Würden.

Dies iſt unſtreitig die am meiſten veraltete Parthie unſerer Univerſitäten. Die ſcholaſtiſche Form der Diſputationen iſt zu einem leeren Spielgefecht geworden: und da man es auch mit dem übrigen durchgängig nicht ſonderlich genau genommen hat, ſo iſt der Credit faſt aller auf der Univerſität ertheilten Würden tief unter den Punkt der Satire herabgeſunken. Es fehlt nur noch, daß man es als einen Maaßſtab der größten Schnelligkeit angäbe, wie ein Student ſich in einen Doctor der Philoſophie verwandelt. Der größte Beweis aber dieſes allgemeinen Mißcredits iſt, daß häufig der Staat dieſe Würden nicht einmal für zureichend hält, um den Beſizern ohne weitere Prüfung die Praxis in den Gerichtshöfen oder auch die ärztliche zu verſtatten, was in der That eine ſolche Unzufriedenheit deſſelben mit den Univerſitäten vorausſezt, daß man ſich nur wundern muß, wie er ſie doch ſonſt anerkennt und unterſtüzt. Faſt nur in den ehemaligen kleinen Reichsländern und Reichsſtädten die ſelbſt keine Univerſitäten haben, gleichſam als ob dies nur bei minderer Kenntniß der Sache möglich wäre, hat ſich noch die Achtung für dieſe Würden erhalten, welche der Idee derſelben angemeſſen iſt. Und doch geſchehen dieſe öffentlichen Erklärungen großentheils für den Staat und in Beziehung auf ihn. So geht es, wenn ein Inſtitut das klare Bewußtſein ſeines Zwekkes ſich nicht erhält, und alſo verfehlt, ſich allmählig nach Maaßgabe deſſelben umzubilden. Dann iſt ihm ſpäterhin nicht anders mehr zu helfen als durch große durchgreifende Reformen; und nur durch dieſe könnte auch den Graden, welche die Univerſität ertheilt, ihr verlorenes Anſehn wieder verſchafft werden.

Die wahre Beſtimmung der gelehrten Würden iſt leicht einzuſehn, wenn man ſich an das bisher Geſagte hält. Soll es einen wiſſenſchaftlichen Verein geben als eine äußere Geſellſchaft: ſo muß es auch eine äußere Handlung geben, durch welche der Einzelne aus der übrigen Maſſe abgeſondert und in denſelben aufgenommen wird. Da nun auf der gelehrten Schule dieſe Sonderung nicht ſtreng und eigentlich erfolgen kann, ſondern auch zur Univerſität noch alle diejenigen müſſen zugelaſſen werden, welche ſich auf der Schule nur ein vorläufiges Recht erworben haben, nach dieſer Aufnahme zu ſtreben: ſo kann dieſe Handlung nur nach zurükgelegter Laufbahn auf der Univerſität erfolgen. Natürlich aber iſt die Aufnahme ſelbſt und die Entſcheidung über die Würdigkeit an das genaueſte verbunden, und die leztere kann nur dadurch entſtehen, daß durch die That ſelbſt ein einſtimmiges Urtheil des Aufzunehmenden und derer welche den wiſſenſchaftlichen Verein dabei repräſentiren ſich bilde. Hieraus erklärt ſich auch die Form dieſer Handlungen im Allgemeinen. Es muß dadurch documentirt werden, daß der Einzelne den Geiſt der Wiſſenſchaft als Princip in ſich aufgenommen hat; dies geſchieht durch das Geſpräch, durch die Diſputation, wodurch er veranlaßt wird, ſeine Denkungsart und das Innere ſeiner Anſichten zu eröfnen, und zu zeigen, welcher Combinationen er fähig iſt. Dabei liegt der alte Saz zum Grunde, daß die dialektiſche Conſequenz bewähren müſſe, ob etwas Aufgeſtelltes in wiſſenſchaftlichem Geiſt hervorgebracht ſei oder nicht. Es ſoll aber auch ferner documentirt werden die Fähigkeit des Aufzunehmenden die Wiſſenſchaft weiter zu bilden. Darum muß er auch bewähren, wie er in einem einzelnen Felde des realen Wiſſens einheimiſch, und mit deſſen Fortſchritten ſowol als deſſen Bedürfniſſen bekannt iſt; und dies ſoll eben geſchehen, durch die abzufaſſenden Diſſertationen oder durch die eigentlichen mündlichen Prüfungen. So kann es nicht fehlen daß in dem Aufzunehmenden, wenn nicht eine von beiden Parteien böſen Willen hat, ganz daſſelbe Urtheil entſteht wie in ſeinen Richtern. Denn mit dem Produkt zugleich, welches ihnen die Anſchauung von ſeinem Zuſtande giebt, muß ſich auch ſein eignes Selbſtgefühl dem analog entwikkeln. Die eigentliche Aufnahme beſteht nur in ſymboliſchen Gebräuchen, welche die Handlung beſchließen.

So erſcheint die Sache ganz einfach; allein ſie wird weit verwikkelter, wenn man ſie näher betrachtet. Auf die Univerſität nemlich gehen Viele, die ſich zwar nicht durch lebendige Vereinigung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes und des Talentes zu wahren Mitgliedern des wiſſenſchaftlichen Vereins ausbilden, aber doch vermöge ihres Talentes eine

Menge von Kenntniſſen einſammeln und Fertigkeiten erlangen, und ſo viel Ehrfurcht und Anhänglichkeit gewinnen für das was auf dem eigentlich wiſſenſchaftlichen Gebiet vorgeht, daß man erwarten kann, ſie werden ſich in der Anwendung ihrer Talente durch die wiſſenſchaftlichen Geiſter leiten laſſen. Dies ſind Arbeiter auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft. Ob nun dieſe als Mitglieder des Vereins ſollen angeſehen, und alſo auch, wiewol in einem andern Sinne und auf andere Weiſe, darin aufgenommen werden, oder ob er ſie nur durch vortheilhafte Zeugniſſe ſeinen Mitgliedern als brauchbare Werkzeuge für beſtimmte Fächer empfehlen ſoll, das hängt ſchon davon ab, in wie ſtrengem oder weitem Sinne der Begriff dieſes Vereins gefaßt wird, und kann recht ſein ſo oder ſo. Aber auch unter den wahren Mitgliedern zeigt ſich ein Unterſchied für den wiſſenſchaftlichen Verein. Ihr Talent nemlich kann, wie wir zu ſagen pflegen, mehr praktiſch ſein oder mehr theoretiſch, und dann auch ihre Geſinnung und Lebensweiſe mehr gelehrt oder mehr politiſch. Die lezteren werden, wie ſehr ſie auch vom wiſſenſchaftlichen Geiſte durchdrungen ſind, dennoch mehr darnach ſtreben, das Erkannte auf eine reale Weiſe darzuſtellen, die Wiſſenſchaft mit dem Leben zu einigen, und ihre Früchte in daſſelbe überzutragen, als daß ſie an ihr ſelbſt arbeiten und bilden ſollten. Nur diejenigen aber, welche ſich das lezte zum Geſchäft machen, werden die höchſten ſein für den wiſſenſchaftlichen Verein; nur ſie werden die Stellen ausfüllen auf der Univerſität und in der Akademie, und wenn ſie an öffentlichen Geſchäften Theil nehmen, dieſes, eben wie jene das Lehren, nur als Nebenſache anſehn. Sie allein ſind alſo die eigentlichen Doctores, von denen aber auch in einem höheren Grade muß gefordert werden, daß ſie von dem Zuſtande einer beſonderen Wiſſenſchaft genaue Kenntniß, und in der Handhabung derſelben großes Geſchick beweiſen. Hier ſind nun vorzüglich die Proben der Gelehrſamkeit an ihrer Stelle, und müſſen eigentlich immer von der Art ſein, daß ſie etwas merkwürdiges bleiben für dieſes Gebiet. Ein Doctor, welcher nicht gleich bei ſeinem Eintritt in dieſe Würde eine Spur von ſeinem Daſein zeichnet welche allgemeine Aufmerkſamkeit erregt, und während der Epoche, in der ſich die Wiſſenſchaft eben befindet, nie ganz verſchwinden kann, ein ſolcher iſt eigentlich ſeines Namens unwürdig. Was der zu Erhebende mit einer ſolchen Probe noch weiter verbinden will, zum Beweiſe ſeines Talentes für das Lehrgeſchäft, welches ihm natürlich anheim fällt, das hängt am beſten von ihm ſelbſt ab, ob ein gelehrtes Geſpräch oder eine kleine Anzahl von Vorleſungen über einen beſtimmten Gegenſtand. Oder wenn er dennoch die Form der Diſputation wählen wollte, die eigentlich hieher am wenigſten gehört, und nur in den ſcholaſtiſchen Zeiten der Theologie, aus den ſie herübergenommen iſt, alles in allem ſein konnte: ſo müßte ihr nur der Zweck untergelegt werden, daß er als Schiedsrichter der eigentlich Streitenden die Gabe zeigte, den Gang ihrer Rede ſo zu leiten, daß der Gegenſtand klar werden müßte, und zu verhüten, daß ſie ſich nicht durch Mißverſtändniß immer tiefer verwikkelten.

Welches iſt nun aber weiter das richtige Verhältniß der Facultäten in Abſicht auf die Ertheilung dieſer Würden? Daß jene Zeugniße, oder wenn es als mehr angeſehen werden ſoll der niedrigſte Grad, von jeder Facultät für ſich ertheilt wird, verſteht ſich von ſelbſt, da es hiebei nur auf die innerhalb ihres beſonderen Gebietes erworbenen Kenntniße ankommt. Daßelbige gilt von der höchſten Würde der Doctoren, inwiefern dieſe von dem vorangehenden mittleren Grade ſich ſondert und allemal auf ihn gepfropft wird. Ohnſtreitig iſt dies das richtigſte, da Jeder, ſobald er den wiſſenſchaftlichen Geiſt in ſich lebendig fühlt, auch nach den äußerlichen Zeichen dieſes Vorzuges ſtreben wird, jenes andere aber, ob Neigung und Talent mehr auf das praktiſche hingehe oder auf das theoretiſche, ſich gewöhnlich erſt ſpäter entſcheidet. Dann alſo hat man es wiederum nur mit dem Gebiet jeder beſonderen Facultät bei Erlangung dieſer höchſten Würde zu thun, und jede kann alſo auch unter dieſer Vorausſetzung für ſich verfahren. Ob aber auch jene eigentlich erſte Würde, da ſie zugleich die Aufnahme in den geſammten wiſſenſchaftlichen Verein iſt, und dabei alles auf den Geiſt und das Vermögen der Erkenntniß überhaupt ankommt, ob dieſe zu ertheilen auch die Sache der einzelnen mehr poſitiven Facultäten ſein kann, die nur durch ihre Verbindung mit der philoſophiſchen den wiſſenſchaftlichen Verein repräſentiren können, und ſie nicht vielmehr wo nicht ausſchließlich doch vorzüglich von der philoſophiſchen Facultät ausgehn muß, dies iſt gewiß ſehr zu überlegen. Am nächſten ſcheint hier die theologiſche Facultät ſich an das zu halten was die Natur der Sache erfordert. Die niedrigſte Bewährung pflegt ſie nur durch Zeugniſſe zu beurkunden; von zwei verſchiedenen Graden zeigen ſich faſt nur noch da Spuren wo ſie ſich mehr als Specialſchule, und nicht auf eine lebendige Weiſe mit den andern und der philoſophiſchen zu einer Univerſität vereiniget zeigt. Bei Ertheilung ihrer Doctorwürde aber ſezt ſie in der Regel die philoſophiſche voraus, und läßt leztere allein auch bei ſich den niederen Grad vertreten, natürlich in Vorausſezung der von ihr ſelbſt eingeholten Zeugniſſe. Offenbar wenigſtens müßte überall bei dieſer urſprünglichen Aufnahme die philoſophiſche Facultät mit zugezogen werden, da keine andere als ſie für ſich allein die Einheit des wiſſenſchaftlichen Vereins unmittelbar repräſentirt. Innerhalb dieſer Facultät ſelbſt aber tritt wiederum mit wenigen Abänderungen daſſelbe Verhältniß ein, welches zwiſchen ihr und den andern Facultäten ſtatt findet, weil ſie nemlich in ſich ſelbſt auch ein Centrum hat, die Philoſophie im engen Sinne, und nach außen mehrere Seiten, die realen Wiſſenſchaften. Zeugniſſe kann ſie nur ausſtellen über geſchichtliche und naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe; denn wer von der höheren Philoſophie nur Kenntniſſe hat, ohne den wiſſenſchaftlichen Geiſt, abgerechnet daß nach ſolchen kaum Jemand fragen wird, der hat ſie auch nur geſchichtlich. Zwei Grade aber müßten in ihr auch unterſchieden werden, indem Alle, welche von der Univerſität aus entweder in die Staatsverwaltung oder in die Naturbearbeitung für den Staat in einem großen Sinne eingreifen wollen, billig den wiſſenſchaftlichen Geiſt in ſich müſſen ausgebildet haben, dennoch aber manches entbehren können, was dem, der den Beruf des Lehrers fühlt, nicht fehlen darf. In beiden Graden wird Jeder immer einen beſtimmten Zweig des realen Wiſſens angeben können, von dem er vorzüglich ausgehn will; weshalb denn außer den Philoſophen im engeren Sinne auch diejenigen vorzüglich ſeine Richter ſein mögen, welche dieſen Zweig bearbeiten, wiewol auch das nicht das rathſamſte ſein möchte, da doch in der Folge kein Gebiet dem Aufgenommenen verſchloſſen iſt; auf jeden Fall aber werde, wer die Würde eines Doctors erhält, zum Doctor der Philoſophie ſchlechthin ernannt, ohne einen Beiſaz, der auf eine einzelne Diſciplin hinweiſet. Denn die Facultät, welche vorzugsweiſe die Einheit aller Wiſſenſchaften repräſentirt, die ohnedies von allen Seiten her genugſam verdunkelt wird, muß auch in ihren feierlichen Handlungen dieſe Einheit beſtimmt ausſprechen. Doctoren der Geſchichte oder der Aeſthetik zu ernennen, iſt fremd und lächerlich, und wird gewiß, wenn man es auch willkührlich einführt, nicht bleibend ſein und geſchichtlich werden.

Was aber nicht weſentlich zu ſein ſcheint bei dieſen Handlungen, ſondern nur dem früheren Zuſtande der Roheit und Unwiſſenſchaftlichkeit unſerer Sprache angemeſſen, das iſt der durchgängige Gebrauch der lateiniſchen in allen dieſen Geſchäften. Gewiß hat dieſe Einrichtung, weil die größere Menge ſich dabei zu mancherlei Verfälſchungen verſucht fühlen mußte, nicht wenig beigetragen, die gelehrten Würden ſelbſt um ihren guten Ruf zu bringen. Je mehr wir auch Fortſchritte machen, um deſto mehr muß gewiß jene ſchon längſt abgeſchloſſene Sprache ſich zur wiſſenſchaftlichen Darſtellung für uns, außer auf dem philologiſchen und vielleicht mathematiſchen Gebiet, unbrauchbar zeigen. Was für Gewinn ſoll auch entſtehn, wenn, was deutſch vortreflich geſagt werden konnte, in römiſcher Sprache mittelmäßig auftritt? Es iſt genug, wenn außer jenen Gebieten die römiſche Sprache rein und zierlich bei ſolchen öffentlichen Gelegenheiten erſcheint welche mehr eine populäre und ſchöne, als eine wiſſenſchaftliche und gründliche Darſtellung fordern, und wo ſich der Redner nach Belieben in dem Gebiet antiker Geſinnung und Anſicht halten darf.

So ohngefähr geſtalten ſich die gelehrten Würden rein aus dem Geſichtspunkt des wiſſenſchaftlichen Vereins angeſehen; was für Rükſichten aber hat wol der Staat darauf zu nehmen, oder überhaupt gar keine? Er geſellt ſich doch zu der wiſſenſchaftlichen Vereinigung und nimmt ſich ihrer an, oder untergiebt ihr die von ihm ſelbſt geſtifteten Unterrichtsanſtalten, um gewiß für die Geſchäfte, wozu es deren bedarf Männer von Kenntniſſen und von höherer Bildung zu finden. Stimmt dies wol zuſammen damit, daß er doch hernach dem Urtheil dieſes Vereins nicht traut, und ſich nicht darnach richtet? Es läßt ſich unterſcheiden für den Staat ein niederer Dienſt und ein höherer. Wie wohl es gethan iſt, auch diejenigen, welche eigentlich für den höheren beſtimmt ſind, ſich dennoch zunächſt eine lange Zeit im niedern Gebiet herum treiben zu laſſen; oder wie richtig die Meinung ſein mag, daß wer nur lange genug den niedern Dienſt verrichtet hat, auch wol geſchikt ſein werde für den höheren: dies gehört nicht hieher zu unterſuchen; die Verſchiedenheit in der Sache aber iſt einleuchtend und bekannt. Im niedern Staatsdienſt giebt es ein anſehnliches Gebiet, welches Kenntniſſe wiſſenſchaftlicher Art erfodert. Wenn die Univerſität im Namen des wiſſenſchaftlichen Vereins einem

Einzelnen das Zeugniß ausſtellt, daß er dieſe beſizt: ſo weiß ich nicht was für einen Sinn die Prüfung noch haben ſoll, welche der Staat durch Beamte über ihn verhängt; ſo wie, wenn er ſich auf das Zeugniß der leztern verlaſſen will, nicht einzuſehen iſt, warum er den Beſuch der Univerſität zur Pflicht macht. Dieſe hinzukommende Prüfung ſollte zur Qualification des Einzelnen gar nicht gehören; ſondern nur um zu erfahren, wozu er ſich beſonders eignet, und wieviel er ſchon von den kleinen Fertigkeiten und Notizen mitbringt, welche allenfalls auch erſt durch die Uebung dürfen erworben werden. Für den höheren Dienſt bedarf es nicht nur einer Maſſe wolerworbener Kenntniſſe, ſondern auch Ueberſicht des Ganzen, richtiges Urtheil über die Verhältniſſe der einzelnen Theile, ein vielſeitig gebildetes Combinationsvermögen, einen Reichthum von Ideen und Hülfsmitteln. Soll dies alles zuverläſſig ſein und geordnet, ſo muß, wer ſich dieſer Gaben rühmt, in das Heiligthum der Wiſſenſchaft eingedrungen ſein. Darum eröfnet es auch der Staat ſeinen künftigen Dienern, und will ſie nur aus dieſem empfangen. Sollten nun nicht eben hierüber auch die Zeugniſſe der wiſſenſchaftlichen Anſtalten, wenn ſie zwekmäßig und ſtreng ertheilt werden, das erſte ſein, worauf der Staat ſich verläßt? Das Vorurtheil, als ob es etwa einem adlich gebornen, oder überhaupt der Klaſſe, welche auf die höheren Geſchäfte Anſpruch macht, kaum anſtehe einen gelehrten Grad anzunehmen, und ein ſolcher ſich dadurch ſchon ſelbſt von den Geſchäften ausſchließe und zum Schulſtaube verdamme, kann wohl kaum gerechtfertigt werden, ſondern muß verſchwinden, wenn Staat und Univerſität ſich ſelbſt und gegenſeitig verſtehen. Vielmehr ſollte der höhere Staatsdienſt gerade nur ſolchen eröfnet ſein; diejenigen, welche ſich mit dieſer Würde ausſchließlich in die politiſche Laufbahn begeben, ſollten überall an die Spize der Geſchäfte geſtellt zu werden Hofnung haben, und auch die, welche mit der Würde der Lehrer bekleidet ſich vorzüglich den Wiſſenſchaften widmen, ſollte doch der Staat als Aufſeher, als Rathgeber bei allem, was in ihr beſonderes Fach einſchlägt, zu gebrauchen wiſſen. Doch dieſe Aenderung in der gegenwärtigen Praxis müßten die Univerſitäten ſelbſt vorbereiten; ſie müſſen ihre gothiſchen Formen beleben, ſie müſſen mit den Würden die ſie ertheilen, nicht länger ein Spiel treiben und ſie mißbrauchen laſſen zu leeren Namen.

Anhang
über
eine neu zu errichtende Univerſität.

Man ſagt, der preußiſche Staat fühle das Bedürfniß, auch für ſeinen verminderten Umfang die verlorene ehemalige Friedrichs-Univerſität durch eine andere neu zu errichtende zu erſezen, und man ſagt, es ſei beſchloſſen, in Berlin ſolle ſie errichtet werden. Großentheils in dieſer Hinſicht ſind die vorſtehenden Gedanken gerade jezt niedergeſchrieben und bekannt gemacht worden, und ſie würden ihren Zwekk verfehlen, wenn nicht von einigem wenigſtens die Anwendung auf den vorliegenden Fall hinzugefügt würde.

Das Gefühl, welches dieſen Entwurf erzeugt hat, iſt gewiß ſehr richtig und achtungswerth. Es beweiſet, daß Preußen den Beruf, den es lange geübt hat, auf die höhere Geiſtesbildung vorzüglich zu wirken und in dieſer ſeine Macht zu ſuchen, nicht aufgeben, ſondern vielmehr von vorne anfangen will; es beweiſet ferner ganz beſtimmt, was wol eben ſo viel werth iſt, daß Preußen ſich nicht iſoliren will; ſondern auch in dieſer Hinſicht mit dem geſammten natürlichen Deutſchland in lebendiger Verbindung zu bleiben wünſcht. Zwei Provincial-Univerſitäten hat es bereits. Königsberg für die außerdeutſchen, oder vielmehr, da es ja jezt keine Beziehung mehr giebt, in welcher das eigentliche Preußen weniger deutſch wäre als Brandenburg, für die nördlichen, Frankfurt für die ſüdlichen Provinzen. Aber mehr können auch dieſe beiden Anſtalten ihrer Natur nach nicht werden; auch Frankfurt iſt zu abgelegen, um irgend Ausländer an ſich zu ziehn, die für eine große Univerſität von der höchſten Wichtigkeit ſind, um die Anlage zu einer hart manierirten intellectuellen Exiſtenz, wie ſie im eigentlichen Preußen ſo ſehr auffällt, und wie man ſie auch auf den königlich-ſächſiſchen Univerſitäten findet, in Schranken zu halten. Frankfurt war nur gut zu einer Miſſionsanſtalt für die Polen, um welche ſich Preußen hoffentlich jezt weniger bekümmern wird. Auch müßte dieſe Univerſität, um ſie bedeutend zu machen, durchaus neu geſchaffen werden, und warum ſollte der Staat die Kräfte, welche dazu gehören, an einem übel gelegenen Ort und an der Umbildung einer durchaus untergeordneten und in vieler Hinſicht ſchlechten Anſtalt, was immer eine eben ſo undankbare als ſchwierige Arbeit iſt, verſchwenden, da er mit faſt gleicher Anſtrengung Neues erbauen kann?

Aber warum gerade in Berlin? Potsdam freilich kann wol kaum einem Sachkundigen einfallen, da eine Univerſität in einer kleinen Stadt mit dem privilegirteſten Militär und dem Hofe dicht zuſammen, der alle Kleinigkeiten nothwendig erfahren müßte, in der Nähe der Hauptſtadt eigentlich der wunderlichſte Gedanke iſt, den man haben kann. Allein Brandenburg, Havelberg, mittlere Städte nahe an der Grenze, alſo gelegen für die Ausländer, und wo man zum Beſten der Univerſität allmählig große Fonds einziehn könnte, dergleichen ſollten einem Jeden weit eher in den Sinn kommen, als Berlin. Sollte alſo bei einer ſo auffallenden Wahl eine Hinſicht auf Vortheile entſchieden haben, welche Berlin allein darbietet? Dieſe ſind freilich leicht zu ſehn, in ſo fern es in den preußiſchen Staaten der reichſte Sammelplaz iſt von Gelehrſamkeit, von Talenten, von Kunſtübungen aller Art, in ſo fern es viele Inſtitute in ſich faßt, welche die Univerſität unterſtüzen und wiederum durch die Verbindung mit ihr neuen Glanz oder einen höhern Charakter bekommen könnten, in ſo fern es zugleich die gebildetſten Formen des Lebens darſtellt, und die höchſten Würden, zu denen ſich der anſtrebende Jüngling in jedem Fache emporſchwingen kann, ihm dicht unter die Augen bringt. Allein dies ſind Vortheile, deren alle Univerſitäten, welche für die Wiſſenſchaft und den Staat den meiſten Nuzen geſtiftet haben, immer entbehrten. Dagegen hat Berlin für eine ſolche Anſtalt eigne, nicht zu verkennende Nachtheile, die aus der Weitläuftigkeit der Stadt, der Theurung der Bedürfniſſe, der Leichtigkeit der Zerſtreuungen, der Mannigfaltigkeit andringender Verſuchungen, der Ofenſizerei vieler Jünglinge, die hier ſchon auf Schulen erzogen, hier auch ſtudiren, und hier gleich in die Verwaltung treten würden, und eigentlich von allen Seiten, könnte man wol ſagen, unausbleiblich entſtehen müſſen, Nachtheile, welche dem großen Publicum am meiſten in die Augen leuchten, und welche es der neuen Anſtalt, die ohnehin mit mannigfaltiger Eiferſucht zu kämpfen hätte, ſchwer machen würden, Vertrauen zu gewinnen. Sollte alſo jezt wol der Zeitpunkt ſein, um jener mehr glänzenden als weſentlichen Vortheile willen einen mißlichen Kampf zu wagen mit dieſen Nachtheilen? Wer einen ſo bedeutenden Verluſt gemacht hat, der darf nicht leichtſinnig ſpeculiren, ſondern muß mit ſichern Unternehmungen von neuem anfangen, um ſeinen Kredit zu heben.

Schon unter der vorigen Regierung, zu einer Zeit, wo der preußiſche Staat durchaus kein Bedürfniß hatte, eine neue Univerſität zu errichten, wurde ein Plan gemacht zu einer großen Lehranſtalt in Berlin, welche eigentlich keine Univerſität ſein, aber doch die Dienſte der Univerſitäten leiſten ſollte, von einem ſehr gebildeten Schriftſteller, der Prinzenlehrer geweſen war und zugleich das Schauſpiel dirigirte. An Feinheit und an Pracht, wie an höfiſcher Vornehmigkeit wird es alſo dem Entwurf nicht gefehlt haben. Zur Ausführung iſt er indeß nicht gekommen, wenn man nicht eine und die andere, um dieſe Zeit entſtandene Specialſchule, anſehn will als Verſuche mit ſolchen einzelnen Theilen dieſes Ganzen, — denn auf einen Mittelpunkt und deſſen lebendige Kraft mag wol wenig gerechnet worden ſein — den Anfang zu machen, bei denen man am wenigſten in Grenzſtreitigkeiten käme mit den beſtehenden Univerſitäten. Die Hauptabſicht war ohnſtreitig die gothiſche Form und das

Zunftweſen der alten Univerſitäten allmählig zu untergraben, vorzüglich aber den ſogenannten Studentengeiſt zu tilgen, der von Furchtſamen für höchſt furchtbar und verderblich gehalten wurde. Mit ſolchen Bildungsverſuchen aus heiler Haut, ohne daß ein beſtimmtes Bedürfniß beſtimmte Maßregeln natürlich erzeugte, und ohne daß man von dem Umzubildenden eine vollſtändige Anſicht genommen hätte, um ſich zu überzeugen, wie das weſentliche Gute und die dermaligen Mißbräuche ſich gegen einander verhalten und worin beide gegründet ſind, iſt es immer eine bedenkliche Sache. Wer Zeit und Kraft übrig hat und es nicht ſcheut mit wichtigen Dingen auch zu ſpielen, der mag dergleichen wagen. Soll man aber wol glauben, daß eine weiſe Regierung unter den gegenwärtigen Umſtänden einen ſo entſtandenen Plan hervorſuchen werde, deſſen Erfinder gewiß durch reife Einſicht in das ſtreng wiſſenſchaftliche Gebiet nicht vorzüglich glänzte, ſondern vielmehr durch einſeitiges Populariſiren für dieſen Gegenſtand ſich mißempfiehlt, und deſſen Hauptabſicht war einen Geiſt zu untergraben, den man mit möglichſter Beſeitigung ſeiner Auswüchſe und verkehrten Aeußerungen, jezt mehr als je ſuchen ſollte ſorgfältig zu bewahren als Einigungsmittel für den beſten Theil des künftigen Geſchlechtes und als Gewahrſam für ächt vaterländiſchen Sinn? Gewiß das wollen wir nicht denken, um ſo weniger da auch jene ganze Methode die realen Wiſſenſchaften aus dem Zuſammenhang mit der Philoſophie herauszureißen, und entweder auf willkührliche Theorien zu bauen, oder in bloße Empirie verwandeln zu wollen, ſich unter uns wol längſt überlebt hat.

Es ſcheint alſo nichts übrig zu bleiben, um eine ſolche Wahl für das Lokale einer neuen Univerſität zu erklären, wenn ſie ſich doch in Berlin nicht eben weſentlich beſſer befinden wird als anderswo, als daß irgend eine Nothwendigkeit vorhanden iſt, weshalb ſie nur in Berlin überhaupt beſtehen kann; und dieſe iſt leicht aufzuzeigen. Denn wenn ſie ſogleich geſtiftet und in Thätigkeit geſezt werden ſoll, und wenn ihre Lage allerdings eine ſolche iſt, daß ſie ſich bei einem kränklichen Anfang kein langes Leben verſprechen darf: woher ſoll ſie anderswo alle die Hülfsmittel nehmen, welche einer blühenden Univerſität nothwendig ſind? Hätte ſie auch Geldkräfte in Ueberfluß, ſo ſind doch Bibliotheken, Sammlungen von alten Denkmälern, botaniſche Gärten, anatomiſche, mineralogiſche und zoologiſche Kabinette unmöglich im Augenblikke herbeigeſchafft; und wie könnte in unſern Tagen eine Univerſität mit Auszeichnung in die Schranken treten wollen, der es an dieſen weſentlichen Attributen fehlte? Dies iſt gewiß eine ſo einleuchtende Urſache, daß nach keiner andern weiter geſucht werden darf.

Wenn alſo nicht um irgend einer beſondern Pracht und Herrlichkeit willen, ſondern nur damit ſie unmittelbar leben und raſch gedeihen könne, die Univerſität in Berlin wohnen ſoll: ſo ſcheinen die Maaßregeln, die zu ergreifen ſind, einander ſo untergeordnet werden zu müſſen, daß man zunächſt für alles dasjenige ſorge, was der Univerſität zum ſelbſtſtändigen Daſein nothwendig iſt; dann darauf denke, wie die beſondern Nachtheile zu vermeiden ſind, mit denen eben Berlin ihr vorzüglich droht, und nur erſt nach dieſem und in ſo fern dieſes nöthigere nicht darunter leidet, dürfte man in Betrachtung ziehen, wie nun auch wiederum die beſondern Vortheile, welche Berlin darbietet, recht zu benuzen wären.

Was das erſte betrifft: ſo ſcheint zunächſt ſchon die Art, wie die geſuchten nothwendigen Hülfsmittel in Berlin vorhanden ſind, der Unabhängigkeit der Univerſität nicht günſtig zu ſein, wenn man nicht durch Machtſprüche eingreifen will in die Ordnungen anderer Anſtalten, und das würde ihr wiederum Haß zuziehen. Wo die Univerſität keinen andern Gebrauch zu machen hat als der dem qualificirten Publicum überhaupt verſtattet iſt, da iſt ſie in der That auch nur als eine Vermehrung deſſelben anzuſehn, und die Sache hat keine Schwierigkeit. So müßten, was die Bibliothek betrifft, die Studirenden beſondere Leſezimmer haben in dem Univerſitätsgebäude, und die Bücher von der Bibliothek allemal auf den Namen eines Profeſſors oder der Univerſität überhaupt dorthin geholt werden. Nur müßte man freilich allmählig auf eine eigne Handbibliothek aus ſolchen Werken denken, nach denen die Nachfrage beſonders häufig ſein muß, und die doch auf der Königlichen Bibliothek für das übrige Publikum nicht fortdauernd können entbehrt werden. Bei andern Inſtituten könnte man es für die beſte Auskunft halten die gegenwärtigen Aufſeher derſelben zu Profeſſoren ihrer Wiſſenſchaft bei der Univerſität zu ernennen, und was könnte man in der That dieſer beſſeres wünſchen als einen Willdenow zu beſitzen für die Botanik, und einen Karſten für die Mineralogie. Allein theils iſt damit nicht für immer geholfen, wenn neben der

Univerſität noch die Bergakademie beſtehen ſoll, und das mediciniſch-chirurgiſche Collegium; und es wären dadurch entweder der Univerſität oder dieſen beiden Corporationen, die unter ganz anderer Aufſicht ſtehen, und eine ganz andere Beſtimmung haben, die Hände gebunden für die Zukunft; theils iſt es dem ächten Geiſt einer Univerſität zuwider, daß nur Einer ausſchließend befugt oder in Stand geſezt ſein ſoll eine Wiſſenſchaft zu lehren. Hier entſteht alſo die freilich ſchwierige, aber doch auch nicht unauflösliche Aufgabe, ſolche Inſtructionen zu entwerfen und ſolche Garantien zu geben, daß die Univerſität nichts aufgeben müſſe was ihre Natur weſentlich erfordert, und doch auch in frühere beſtimmte Rechte ſo wenig als möglich eingegriffen würde. Aehnliches würde vielleicht geſchehen müſſen in Abſicht des anatomiſchen Kabinets und der Thierarzeneiſchule, wiewol leztere ſich wol am leichteſten und vortheilhafteſten auf gewiſſe Weiſe mit der Univerſität vereinigen ließe.

Doch nicht nur in Beziehung auf die Hülfsmittel, ſondern auch auf die Perſonen der Lehrer und Schüler, iſt es eine Aufgabe die leicht verfehlt werden kann, der Univerſität ihre Unabhängigkeit gleich anfangs zu ſichern. Wenn man nemlich etwa das Perſonal der Lehrer, ich will nicht ſagen ausſchließend, aber doch größtentheils aus ſolchen Gelehrten zuſammenſezen wollte, die bereits in andern Verhältniſſen in Berlin leben: ſo würde es, wie vortreflich auch die Männer ſein mögen, mit dem freien Daſein der Univerſität nur ſchlecht beſtellt ſein. Es iſt bekannt, wie gefangennehmend das Geſchäftsleben iſt, zumal ein genau ausgearbeitetes und ſpizfindig eingerichtetes, und Gelehrte, die einmal in dieſes eingelebt ſind, werden immer ihre Anſtellung bei der Univerſität nur als eine Nebenſache anſehn, nicht viel anders als die Vorleſungen welche ſie ſchon jezt zu halten gewohnt ſind. Hiezu kommt, daß ſie durch ihre andern Geſchäfte mit der Zeit beſchränkt ſind auf eine Weiſe, die mit der natürlichen Ordnung der ſtudirenden Jünglinge nicht wol vereinbar iſt. Daſſelbe gilt von denen, welche auf höheren oder beſonderen Schulen als Lehrer angeſezt ſind, und dieſe müßten ſich überdies noch zwei ganz verſchiedene Methoden des Lehrens aneignen, was ſchwerer ſein mag als man glaubt. Von ſolchen Colliſionen darf die Univerſität nicht abhängen; und überhaupt, wäre ſie für die meiſten Lehrer nur eine Nebenſache, ſo würde ſie es bald auch für die Schüler ſein; ſie würde troz alles

Vortreflichen was ſie in ſich vereinigte, nur weni Vertrauen finden und auch wenig verdienen, wei ſie bald gewiſſen adminiſtrativen Collegien gleichen würde, in denen es auch nie an vortreflichen Männern gefehlt, über die man doch aber immer geklagt hat, eben weil ſie für alle dieſe Männer nu eine Nebenſache waren. Gewiß iſt es durchau nothwendig Lehrer anzuſezen, welche kein andere als gelehrtes Geſchäft treiben und auch nicht nöthi haben ſich um ein anderes, am wenigſten adminiſtratives, zu bewerben, und welche zugleich ſcho als Univerſitätslehrer Uebung und Anſehn haben und zwar in ſolcher Anzahl, daß das Weſentlich in jeder Facultät durch ſie allein könnte gedekt werden; und nur in dieſem Fall wird man ſagen können, daß die Univerſität auf feſten Füßen ſteht Endlich darf die Univerſität auch nicht, und zwa unter den gegenwärtigen Umſtänden am wenigſten abhängen von der Wohlhabenheit der Eltern, welch glauben ihre Söhne für einen Aufenthalt in Berli hinreichend verſorgen zu können. Auf dieſem Weg würde man nur eine kleine Anzahl zierlicher und vornehmer, oder üppigreicher und lokkerer Studirende bekommen, deren größter Theil den Lehrern, welch es mit der Wiſſenſchaft redlich meinten, eben nich viel Luſt und Liebe einſtößen würden. Noch keine Univerſität hat ohne einen Unterſtüzungsfonds beſtanden, und ein ſolcher müßte vorzüglich für Berlin herbeigeſchaft werden. Würde er nach den oben aufgeſtellten Grundſäzen verwaltet: ſo würde die Beſorgniß wegfallen, daß durch Unterſtüzungen nur ungeſchickte und unerzogene Arme herbeigelokt würden. Beſonders zweckmäßig aber wäre es für Berlin, wenn alle Unterſtüzungen nicht ſowol in baarem Gelde beſtänden als in unentgeldlicher und zugleich ehrenvoller Darreichung weſentlicher Bedürfniſſe, Wohnung, Speiſung, Heizung. Dadurch würde auch am leichteſten der Privatreichthum angelokt werden zu dieſen Unterſtüzungen beizutragen. Allein nicht nur für das wahre Bedürfniß muß geſorgt werden, ſondern auch für die groſentheils ungegründete Furcht der Auswärtigen vor einer unmäßigen Theurung in Berlin muß etwas geſchehen. Viel thut freilich ſchon die Hofnung, daß jeder Fleißigſte und nicht nur der Aermſte an den öffentlichen Unterſtüzungen Antheil nehmen kann. Dann ſorge man dafür, daß unter öffentlicher Autorität wenigſtens für den Anfang einige Perſonen die Vermittlung zwiſchen den Studirenden und den Hausbeſizern und Speiſewirthen übernehmen, billige Contrakte abſchließen, und die verſchiedenen Preiſe welche ſie halten können, gehörig bekannt machen, damit Jeder die Sicherheit habe bald und leicht zu finden was ſeinen Vermögensumſtänden angemeſſen iſt. Auch dieſes muß man noch verhüten, daß nicht zu ſehr überhandnehme das Unterrichtertheilen der Studirenden, um ſich Erleichterung zu verſchaffen. Dies iſt freilich in Berlin verderblicher als anderswo. Am beſten aber geſchähe dies durch Vorkehrungen, die nicht von der Univerſität ausgehen müßten, ſondern von der Behörde welcher die Aufſicht über den Unterricht überhaupt obliegt.

Wie dieſes ſchon eine Zerſtreuung iſt: ſo möchte man im Allgemeinen die mannigfaltigen Gelegenheiten zu Zerſtreuungen aller Art oben an ſtellen unter den Nachtheilen die in Berlin vorzüglich zu befürchten ſind. Auch hiemit möchte es aber ſo arg nicht ſein als man glauben will. Das Sehenswürdige der Stadt ſelbſt und ihrer Umgebungen, und alles was man unter dem Namen der Merkwürdigkeiten begreift, iſt nur gefährlich durch die Neuheit, alſo nur für die erſte Zeit, und es giebt gewiß keine Univerſität, wo nicht den Meiſten über ſolchen Neuigkeiten ein Theil von dieſer verloren ginge. Natürlich wird ſich auch die Univerſität in einem

Theile, und wahrſcheinlich nicht in der glänzendſten Mitte der Stadt zuſammendrängen, und der Fleißige leichter was in den übrigen vorgeht, ignoriren können. Von allen Ergözungen aber und Luſtbarkeiten, welche eben ſo viel Aufwand fordern als ſie Zeit koſten, die theatraliſchen und muſikaliſchen Darſtellungen an der Spize von dieſen, iſt eben des Aufwandes wegen wenig zu beſorgen. Wenn nur der Studirende außer Stand geſezt iſt ſeine nothwendigen Bedürfniſſe fortdauernd unbezahlt zu laſſen, und den größten Theil ſeiner Zuſchüſſe an dergleichen Vergnügungen zu verwenden, ſo wird er bald auf ein für ſeine Zeit gar leidliches Maaß gebracht ſein. Und dies iſt gewiß zu erreichen, wenn nur die Geſeze über das Kreditweſen der Minderjährigen wirklich in Anwendung gebracht werden. Dies iſt in der That in Berlin leichter als anderswo, weil keine Klaſſe von Bürgern genöthigt ſein wird, faſt ganz von den Studirenden zu leben und alſo um ihre Gunſt zu buhlen. Auch werden ſchon alle diejenigen jungen Leute ſich mehr vor nicht ganz ehrenvollen Schulden hüten, die nun beim Abgang von der Univerſität ihren Gläubigern nicht entgehen, ſondern in Berlin bleiben, um dort ihre erſte Anſtellung zu ſuchen, und dadurch wird bald eine ernſtere Anſicht von dieſer Sache herrſchend werden. Nur daß man ja nicht auf den unſeligen Gedanken einer Zahlungskommiſſion komme! Doch man hat ja wol geſehn, wie wenig Eingang, allen eingezogenen Nachrichten zufolge, ſie anderwärts gefunden und wie noch viel weniger ſie ausgerichtet hat. Auch iſt nichts in der Welt dem Weſen einer Univerſität mehr zuwider. Soll die Bildung des Charakters mit der des wiſſenſchaftlichen Geiſtes gleichmäßig fortſchreiten; ſoll der Jüngling ſich in dem Maaß und Verhältniß ſeiner Neigungen kennen lernen: ſo muß er Freiheit haben auch in ſeinen Ausgaben jezt dieſes jezt ein ganz entgegengeſeztes Verhältniß einzuführen; er muß die Bequemlichkeiten ſowol als die Gefahren der Ordnung wie der Unordnung und was ſonſt hieher gehört, kennen lernen, damit, wenn er ins thätige Leben tritt, er nicht erfahrungslos erſcheine, ſondern als ein gemachter Mann, der auch über ſeine eigene Lebensweiſe ſicher iſt. Dieſe Freiheit iſt nothwendig, Mißbrauch im Einzelnen wird immer ſtatt finden; aber den giebt es ja auch in den ſpäteren Perioden des Lebens, und übel wäre uns gerathen, und ſchlecht wäre es um die Regierung jeder Angelegenheit beſtellt, wenn uns nichts übrig bliebe als um des Mißbrauchs willen dem unentbehrlichſten Gut zu entſagen. Sollte unſre Geſezgebung und Polizei noch nirgends ſo weit gediehen ſein, daß man ihr die reine Aufgabe vorlegen dürfte, den Mißbrauch möglichſt einzuſchränken ohne die Aufopferung weſentlicher Vortheile?

Daſſelbige gilt auch wol von den Ausſchweifungen vorzüglich des Geſchlechtstriebes und der Spielſucht, von welchen man unſägliches Unheil fürchtet für eine Univerſität die in Berlin wäre. Freilich gefährliche Klippen! allein wol nicht viel gefährlicher in Berlin als an jedem andern Orte. Es werden immer, ſo lange Berlin eine Hauptſtadt bleibt und ſeinen ehemaligen Charakter nicht ganz verläugnet, viele junge Leute ſich dort aufhalten, die reicher ſind und mehr üppige Verwöhnungen haben als die Studirenden, und daher werden auch diejenigen Klaſſen, welche von der Sittenloſigkeit der Jugend leben, ihre Nachſtellungen mehr auf jene richten, als auf dieſe. Dagegen in kleineren Städten die Studenten faſt die einzige Jugend ſind, welche in Betracht kommt, und alle Künſte der Verführung ausſchließend gegen ſie gerichtet werden; Ein Umſtand, durch welchen jener Unterſchied reichlich aufgewogen wird; wie denn in einer Reſidenz freilich alles Böſe glänzender und verführeriſcher iſt als an andern Orten, aber auch zumal was von dieſer Art das ausgeſuchteſte iſt und das glänzendſte die Geldkräfte eines Studenten der ſeiner Natur nach überall Liberalität übt, gar bald überſteigt. Daher ſcheint in dieſer Hinſicht nur zweierlei nothwendig zu ſein. Einmal, daß die Wachſamkeit der Polizei gegen alle Anſtalten der Verführung geſchärft werde, daß ſie ſich es z. B. zum Geſez mache, welches gar nicht ausgeſprochen werden darf, ihr ſonſt ſo oft vernachläſſigtes Recht gegen Spielhäuſer mit der größten Strenge auszuüben, ſobald Studenten darin angetroffen werden; daß ferner bekannt gemacht würde, Klagen in Unzuchts-Sachen ſollten gegen eine gewiſſe Klaſſe junger Leute, unter welche ſich die Studenten ganz natürlich ſubſumiren müßten, gar nicht angenommen werden, und was für ähnliche gute Maaßregeln ſich ſonſt nehmen ließen. Dann aber auch müßte alles mögliche geſchehen, um die Studenten vor niedrigen Arten des Umganges und der Vergnügungen zu bewahren, und ſtrenge Ehrbegriffe auch in dieſer Hinſicht unter ihnen aufrecht zu erhalten.

Denn freilich in dem Maaß als ſie ſich mit dem niedrigen auf dem Gebiete des Umganges und der Vergnügungen behelfen müßten, würden ſie auch den niedrigſten Arten der Verführung Preis gegeben und dann ſicher verloren ſein.

Beide Vorſchläge hängen zuſammen mit zwei wichtigen Fragen, die wir nicht ganz unerörtert laſſen können; die eine iſt die, unter welcher Obrigkeit ſollen die Studenten ſtehen? die andre die, wie ſollen ſie in der Geſellſchaft angeſehen werden? Was die erſte betrift: ſo iſt wol jezt Niemand, der nicht die Unzweckmäßigkeit der eigenen Univerſitätsgerichte einſähe, und man kann ſagen, daß ſie auf preußiſchen Univerſitäten ſchon ſeit langer Zeit vorzüglich iſt gefühlt worden. Es würde hier zu weit führen die Sache hiſtoriſch zu beleuchten, und zu zeigen, wie weit die gegenwärtigen Umſtände von denen unterſchieden ſind, unter welchen dieſe Einrichtung urſprünglich iſt getroffen worden. Auf der andern Seite muß es allerdings ein Mittel geben gefährliche Subjecte zu warnen und ſogar zu entfernen, wenn ſie auch noch nichts begangen haben, was eine ſo ſtrenge Ahnung von Seiten gewöhnlicher Gerichtshöfe veranlaſſen könnte. Daher ſcheint man beides verbinden zu müſſen. Die Studenten ſeien in allem was ſich zu einer gerichtlichen Klage qualificirt, der gewöhnlichen Obrigkeit unterworfen; aber es gebe zugleich eine diſciplinariſche Commiſſion aus den Vorſtehern der Univerſität zuſammengeſezt, welche nicht nur als Polizeimaaßregel mancherlei Strafen, nicht ausgeſchloſſen die Entfernung der Studenten von der Univerſität, ausſchließend verfügen könne, ſondern an welche auch die Obrigkeit angewieſen ſein muß, Klageſachen gewiſſer Art, nachdem ſie ſie gehörig eingeleitet, immer zurükzuweiſen, und dann unter ihrer Autorität die Entſcheidung der Commiſſion zu publiciren und auszuführen. Wer dieſe Maaßregel genauer durchdenkt, wird ſehn, wie durch ſie eine Menge von Schwierigkeiten bei weitem am leichteſten gehoben werden. Nur ſo lange noch ein mehrfacher Gerichtsſtand beſteht, darf die Obrigkeit der Studenten keine andere ſein als die der ſogenannten Eximirten. Sie iſt die Obrigkeit ihrer Lehrer, und größtentheils das Forum des Standes, dem ſie entgegengehn. Ja ſchon deshalb kann es nicht anders ſein, weil man doch den Adlichen unter ihnen dies Vorrecht nicht ſtreitig machen könnte, und unter den Studenten ſelbſt alle Spuren von Unterſchied des Standes ſoviel möglich müſſen vertilgt werden.

Was aber die zweite Frage betrift über die Geſellſchaftsverhältniſſe der Studirenden: ſo kann freilich weniger die Rede davon ſein was geſchehen ſolle, als was wahrſcheinlich geſchehen werde, und nach welcher Seite hin man dem gemäß die öffentliche Meinung müſſe zu lenken ſuchen. Viele beſorgen, der Student werde ſich ſehr zurükgeſezt fühlen in Berlin, und als ein armſeliges, ganz unbedebeutendes Weſen erſcheinen, und das wäre allerdings ein großer Nachtheil. Allein wird nicht jeder beſſere Lehrer es ſich zur Pflicht machen, ſeine ausgezeichneteren Schüler in ſeinen geſellſchaftlichen Kreis zu ziehen und ihnen auch dadurch ſeine Achtung und ſeine nähere Theilnahme zu beweiſen? werden nicht ſehr Viele empfohlen ſein an Bekannte des väterlichen Hauſes? Für alle dieſe wäre geſorgt genug in dieſer Hinſicht, und vielmehr bei der großen geſellſchaftlichen Leichtigkeit Berlins nur zu befürchten, daß ſich hieran ſchon zuviel geſellſchaftliche Zerſtreuungen anknüpfen möchten, und daß durch zu vielfaches und frühes Schmiegen in die geſellſchaftlichen Verhältniſſe und die eingeführten

Sitten der Charakter der ſtudentiſchen Freiheit verſchwinden und die wohlthätigen Einflüſſe derſelben verloren gehen möchten. Auf der andern Seite wäre dies geſellſchaftliche Verkehr freilich nicht allgemein; die ſo Vorgezogenen würden leicht von ihren Genoſſen zu weit entfernt, und die zurükgeſezten eben dadurch genöthigt, ſich entweder ganz zu iſoliren, oder ſich Geſellſchaften von untergeordneter niedriger Art aufzuſuchen. Darum wäre es in Berlin ganz nothwendig, auch wieder das Unterſichſein der Studenten, wo der eigene und freie Stil des Lebens ſeinen Plaz hat, und ihren eigenen Gemeingeiſt zu befördern, nothwendig ſie fühlen zu laſſen, daß ſie ſchon als Studenten, als diejenigen, auf denen die wichtigſten Hofnungen des Vaterlandes ruhen, eines Grades von öffentlicher Achtung und Aufmerkſamkeit genieſſen, deren ſie ſich nicht unwürdig machen dürfen, und deshalb zwekmäßig, daß man die landſchaftlichen Verbindungen, welche ſich um ſo zuverläſſiger bilden werden als das Ganze den Charakter der Univerſität trägt und als die gymnaſtiſchen Uebungen an der Tagesordnung ſind, mit Klugheit dulde und leite, daß man nicht jede Art ſich äußerlich auszuzeichnen verbiete, und daß man erlaube, daß bei gewiſſen Gelegenheiten die Studenten als Corporation öffentlich auf eine ehrenvolle Art erſcheinen und repräſentiren dürfen. Auf ſolche Weiſe wird man am beſten ihr ganzes Verhältniß zur übrigen Geſellſchaft in die rechte Temperatur ſezen.

Indem auf dieſe Weiſe der eigenthümliche Geiſt der Univerſität und die nothwendige Freiheit der Studirenden beſchüzt und erhalten werden, verſchwinden zugleich zum Theil wenigſtens die übeln Folgen davon, daß immer ein anſehnlicher Theil der Jünglinge ſeinen Aufenthalt nicht verändert und auf der Univerſität wie auf der Schule dem elterlichen Hauſe einverleibt bleibt. Denn um an der Achtung, welche die Corporation genießt, Theil zu nehmen, werden ſie ſich zu dieſer halten müſſen, indem der leichte Spott über diejenigen, die ſich ausſchließend auch in der Univerſitätsperiode an die Familie halten wollen, von dem ächten Studentenſinn, wenn er ſich frei entwikkeln darf, unzertrennlich iſt. Auch die Verwandlung der öffentlichen Unterſtüzungen in Speiſung und Behauſung wird Einiges beitragen, um Einzelne aus dem beſchränkten Familienleben herauszureißen, und darum ſollte man vorzüglich auch allen für Berliner beſtimmten Beneficien dieſe Einrichtung geben.

Sind nun im Allgemeinen die urſprünglichen Einrichtungen in dem Sinne feſtgeſezt, um das unabhängige Beſtehen der Univerſität zu ſichern und die nachtheiligen Verhältniſſe, die in Berlin für ſie eintreten, möglichſt zu beſchränken: dann erſt und wenn ſich das Weſentliche ſo bewährt hat, kann man fragen, wie nun auch die beſondern Vortheile, welche Berlin darbietet, möglichſt können benuzt werden.

Zuerſt iſt unſtreitig Berlin der Ort, an welchem ſich auch in Zukunft die Univerſität am vortreflichſten mit Docenten verſorgen kann, mit Ausnahme des eigentlich ſpeculativen Faches, für welches man wahrſcheinlich immer am beſten thun wird, ſie von auswärts zu holen. Was aber die übrigen Zweige betrift, ſo iſt oben auseinander geſezt worden, wie bei Manchem der ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung vollendet hat, unentſchieden ſein kann, ob er mehr Talent und Neigung habe, ſeine Einſicht und Geſinnung in der Verwaltung des Staates geltend zu machen, oder auf dem Lehrſtuhl. Anderwärts muß dies oft übereilt oder nach bloß äußeren Beziehungen entſchieden werden; und iſt die Wahl einmal gemacht, ſo iſt ſie meiſtentheils unwiderruflich. An einem Orte hingegen, welcher beides, das Centrum der Verwaltung und die Univerſität in ſich faßt, hat Jeder Gelegenheit ſich hinreichend zu prüfen; er kann ſich beide Schranken öfnen laſſen, und ſich ſo lange in beiden verſuchen, bis der innere Zwieſpalt ihm ſelbſt überzeugend entſchieden iſt, und ſich das eine Talent bedeutend über das andere herausgehoben hat. Ja auch die kürzeſten Blüthen der Lehrgabe dürfen an einem ſolchen Ort nicht verloren gehen; ſondern in wem ſich, wenn er einmal wiſſenſchaftlich durchdrungen iſt, vielleicht mitten in den Geſchäften der Verwaltung irgend eine eigenthümliche Anſicht ſo weit entwikkelt hat, daß er fühlt, er könne eine klare durchgreifende aufregende Darſtellung davon geben; oder wer in ſeinen wiſſenſchaftlichen Nebenſtunden irgend einen einzelnen Zweig einer Wiſſenſchaft mit Gründlichkeit und mit ſolchem Erfolg getrieben hat, daß er glaubt durch ſeine Entdekkungen oder ſeine eigenthümliche Methode auf dem Katheder nüzlich zu werden, der kann es beſteigen. Eben ſo haben wir geſehen, wie gar oft, beſonders bei denen die als

Lehrer auf der geſchichtlichen Seite der Wiſſenſchaft ſtehen, wenn das vergängliche Talent des eigentlichen für die Univerſität gehörigen Lehrens zu verblühen anfängt, die Neigung zur praktiſchen und politiſchen Anwendung der Wiſſenſchaft wieder die Oberhand gewinnt. Nirgends läßt ſich nun dieſer natürlichen Umwandlung milder und leichter entgegenkommen durch einen allmähligen Uebergang, als in der Hauptſtadt, ſo daß auf der einen Seite auch noch die lezten Aeußerungen der Lehrgabe genuzt werden können, und auf der andern Keiner, deſſen Luſt und Kraft nicht mehr der Univerſität gehört, ihr, weil er ſeine rechte Stelle nicht finden kann, eine unnüze Laſt ſei. Aber freilich wird dieſer Vortheil nur in dem Maaß erreicht werden können, als der Staat das Vertrauen hat, daß, wer in der Wiſſenſchaft gelebt hat, und von Ideen durchdrungen iſt, auch die nothwendigen empiriſchen Einzelheiten ſchnell auffaſſen, ſich leicht in die Kenntniß der Sachen verſezen, und durch ein höheres Talent die Länge der Dienſtzeit erſezen kann; nur in dem Maaß als er in der Organiſation ſeiner ganzen Verwaltung den weſentlichen Unterſchied zwiſchen dem kleinen Dienſt und dem großen ſtärker hervortreten läßt als bisher; und nur in dem Maaß, als gleich die Ertheilung der gelehrten Würden, als der unentbehrlichen Qualification ſowol für einen angehenden Univerſitätslehrer, als für einen der in den großen Staatsdienſt treten will, auf einen ſolchen Fuß geſezt wird, daß ſie wieder allgemeinen Kredit gewinnen, und das Vorurtheil keine Nahrung findet, daß wer ſich mit ihnen befaſſe, dadurch zugleich ſeine Unfähigkeit und Unluſt zu Geſchäften bekunde. Dann könnte eine Univerſität in Berlin vor allen andern den Vorzug haben, immer lauter friſche kräftige lehrluſtige und in dem rechten Verhältniß zur ſtudirenden Jugend ſtehende Lehrer zu beſizen.

Nächſtdem kann ſie ſich auch auszeichnen durch einen Reichthum an Lehrern auch für das beſonderſte und für die vom Mittelpunkt der Erkenntniß am weiteſten entfernten techniſchen Disciplinen. Man denke hiebei zunächſt an die ſchon in Berlin beſtehenden Specialſchulen, die chirurgiſche Schule, die Bauſchule, die Bergwerksſchule, denn Akademien wünſchten wir ſie nicht nennen zu müſſen, wo Unterricht bis ins kleinſte des äußern Apparats und der Hülfsfertigkeiten für einzelne Wiſſenſchaften ertheilt wird, Unterricht, welcher eigentlich auch dem Studirenden offen ſtehn muß, damit er ſelbſt ſeine äußerlichſten Talente verſuchen und verhältnißmäßig ausbilden kann, und auch die äußerliche Seite des wiſſenſchaftlichen Gebietes kennen lernt. Auf eine mehr zufällige und unſichere Weiſe könnten dieſe Anſtalten der Univerſität nützlich werden, wenn nur die bei ihnen angeſetzten Lehrer Erlaubniß erhielten, die weſentlichen Diſciplinen ihrer Anſtalt auch bei der Univerſität vorzutragen. Vielleicht aber könnte noch etwas größeres ausgerichtet werden, wenn man die Anſtalten ſelbſt auf eine gewiſſe Weiſe mit der Univerſität vereinigte. Jetzt haben ſie ein gar beſonderes Anſehn. Neben dem Fach welchem ſie zunächſt gewidmet ſind, haben ſie noch Lehrer in allgemeinen Wiſſenſchaften, die mit jenem zunächſt zuſammenhängen, was ſich in der Nähe der Univerſität hernach wunderlich ausnehmen wird. Man ſollte ſie vielleicht in zwei Theile theilen; der eine wäre die Schule, und bearbeitete diejenigen, welche ſich dieſem Fach gewidmet haben ohne nach wiſſenſchaftlicher Bildung zu ſtreben. Der andere höhere würde mit der Univerſität vereinigt; die Zöglinge wären Studenten in vollem Sinn, die Lehrer Profeſſoren, und der Unterricht ganz in den der Univerſität aufgenommen. Die niedere Klaſſe könnte eben ſo mit den gelehrten Schulen in Verbindung geſezt werden, und dieſe mit der Univerſität ſelbſt durch ſolche Mittelglieder in eine nähere Gemeinſchaft treten, ſo daß beide, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit etwas aufzugeben, doch auch wieder als ein Ganzes anzuſehn wären, und die Hauptſtadt auch hierin das beſtimmteſte ſinnliche Bild von dem Einsſein aller Theile im Ganzen aufſtellte.

Daſſelbige könnte endlich auf der andern Seite auch geſchehen in Beziehung auf die Akademie der Wiſſenſchaften. Zwiſchen dieſer und der Univerſität giebt es, wie wir ſchon geſehen haben, eine natürliche Gemeinſchaft; der Univerſitätslehrer arbeitet ſich allmählig in die Akademie hinüber und ein großer Theil der Akademiker hat immer noch Zeiten, wo es ihn drängt im Einzelnen die Functionen eines Univerſitätslehrers zu verſehen. Dieſe Gemeinſchaft könnte hier auf eine höchſt wünſchenswürdige Weiſe organiſirt werden, ebenfalls ohne daß beide Anſtalten äußerlich Eins würden und aufhörten, das Eigenthümliche ihres Zweckes und Meſens auf das beſtimmteſte auszuſprechen, ſondern nur ſo, daß durch die Einzelnen, welche mit Recht beiden angehören, für das Leben ein allmählicher Uebergang ſtatt fände und eine freundſchaftliche Verbindung beider Anſtalten, in welcher ſich wiederum die Einheit der ganzen wißenſchaftlichen Organiſation ſinnlich darſtellte. Die Einflüße, welche wir der Akademie und den Akademikern auch auf die Univerſität zugeſchrieben haben, und ihre überall unbeſchränkt zu erhaltende Freiheit ſich ſelbſt zu erneuern, ſichert hinlänglich gegen die wunderliche Anſicht, als würde dann die Akademie nur eine Verſorgungsanſtalt ſein für abgelebte Profeßoren; vielmehr wird ſie durchaus in der wißenſchaftlichen Republik erſcheinen als die ehrwürdige Verſammlung der Aelteſten. Nur muß auch die Univerſität indem ſie dieſe wie die vorige Verbindung ſucht, nicht erſcheinen als thäte ſie es aus einſeitigem Bedürfniß, als würde ſie ohne dieſe Stüzen ärmlich und unſcheinbar ſein, und als ſollten zu ihrem Beſten andere Anſtalten von ihrer Selbſtſtändigkeit aufopfern. Vielmehr muß auch ſie unabhängig auftreten und ſelbſtſtändig, und die Verbindung muß eine von beiden Theilen gewünſchte Annäherung ſein.

Denn was aufgedrungen wird auf dieſem Gebiet iſt ſicher als unrechtes Gut nie gedeihlich. Darum, wenn man nicht alles verderben will, denke man doch ja anfänglich auf nichts anders, als nur eine Univerſität zu ſtiften, die ſoviel möglich für ſich beſtehe. Ja, um recht deutlich zu machen, daß es zunächſt nicht die Hinſicht auf dieſe künftigen Vortheile iſt, was die Univerſität nach Berlin bringt, ſondern der Drang des Augenblikkes: ſo erkläre man doch am liebſten, ſie ſolle nur proviſoriſch in Berlin ſein, und denke darauf ihr Kräfte zu ſammlen, damit ſie alles, was ihr nothwendig iſt, eigen habe. Sieht man dann, daß die eigenthümlichen Nachtheile von Berlin ſich nicht beſiegen laſſen: ſo werde man ja nicht geblendet durch die etwanigen Vortheile, ſondern die Univerſität wandere ſo bald ſie kann. Es wird ja wol nicht nöthig ſein, ſtehe zu heißen. Aber durch die Kundmachung dieſes Entſchluſſes, und die Anſtalten, um ihn nöthigenfalls zu realiſiren, wird die Univerſität Vertrauen auf ihre Moralität gewinnen, und nach Maaßgabe ihrer Unabhängigkeit wird ſich auch die Stimmung bilden, durch welche ſie ſich in Beſiz der lezt erwähnten Vortheile ſezen kann. Und dann iſt eine wiſſenſchaftliche Organiſation gegründet, die ihres Gleichen nicht hat, und durch ihre innere Kraft ſich ein weiteres Gebiet unterwerfen wird, als die jezigen Grenzen des preußiſchen Staates bezeichnen, ſo daß Berlin der Mittelpunkt werden muß für alle wiſſenſchaftlichen Thätigkeiten des nördlichen Deutſchlandes, ſo weit es proteſtantiſch iſt, und die Beſtimmung des preußiſchen Staates für die Zukunft von dieſer Seite einen ſichern und feſten Grund gewinnet. Bei einer ſolchen Ausſicht müſſen ja wol kleinliche Rükſichten und Beſorgniſſe verſchwinden, und es bleibt nur zu wünſchen, daß die Regierung, welche dieſen Entwurf gefaßt hat, ſich bald im Stande fühle, ernſtlich zur Ausführung zu ſchreiten.

F. Schleiermacher
an den
Herrn
Geheimenrath Schmalz.

Auch eine Recenſion.

> Alſo nur mehr ſolcher Schriften.
> Schmalz No. 2. S. 11.

Berlin,
in der Realſchulbuchhandlung
im Novbr. 1815.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Freilich iſt es unangenehm von ſich ſelbſt öffentlich reden zu müſſen, das fühle ich auch, denn auch die Veranlaſſung dieſes Schreibens iſt in mancherlei Hinſicht eine perſönliche. Doch da faſt jeder Schriftſteller dieß mehr oder weniger zu thun pflegt in Vorreden: ſo will ich mich nicht ſonderlich darüber grämen; zumal ich auch verhältnißmäßig kürzer abzukommen hoffe als Sie, der Sie Zehn Seiten faſt Ihrer Sechszehn Seiten langen Schrift von Sich ſelbſt haben reden müſſen, Sie Armer! Wogegen Sie freilich auch die Kunſt verſtanden haben, auf Sechs Seiten das Herz und den Verſtand wenn nicht Ihrer Leſer überhaupt doch einiger Recenſenten in Bezug auf das ganze Bundesweſen und auf die Gefahren unſerer Fürſten und unſeres Vaterlandes mit lakoniſcher Kunſt zu befriedigen. Ich werde mehr Raum und Zeit aufwenden müſſen, um Ihnen zu zeigen, daß und warum Sie mich nicht befriedigt haben. Doch zur Sache.

Als Ihre Schrift erſchien über politiſche Vereine, wurde mir, der ich leider wenig leſe, von ſo vielen Seiten zugeſezt, ich müßte ſie auch leſen, bis ich es endlich that. Laſſen Sie mich es Ihnen geſtehen, die Sache ließ mich ziemlich gleichgültig. Ich ſagte mir, was für ein wunderbares Gelüſt muß doch der gute Schmalz gehabt haben, alle Geſchichten von ſich zu erzählen, daß er ſich nun noch gegen jene Chronik vertheidigt! Bredow iſt todt, Venturini allein iſt wol weniger bedeutend, der ganze Band der Chronik iſt gewiß ſchon ins Bücherbrett geſtellt, und von denen Wenigen, die ihn nicht vergeſſen haben, behaupten noch Einige dieſe, überhaupt nicht feindſelig gemeinte, Stelle ſei durchgeſtrichen und Sie durch einen nachgeſendeten Karton völlig gerechtfertiget. Ich konnte mir freilich denken, es iſt ſchon etwas, deſſen ſich ein Mann gern rühmen mag, wenn er, wie Sie, am 10. Auguſt noch keinen Gedanken hat an eine neue Univerſität — denn Sie wollten die Halliſche mit Mann und Maus hieher verſetzen — und er zieht ſich nur dann mit zwei Kollegen, die in demſelben Falle ſind, (denn nur der Großkanzler Beyme hatte den Gedanken eher) noch dazu an einem alten geliebten Ort, wo Sie Sich gewiß nicht immer eingeſchloſſen haben am Schreibtiſch, den Plan zu beſprechen, zu entwerfen und nach wiederholten Berathungen zu redigiren, und iſt Anfangs October ſchon wieder in Halle zurück. Aber ſo ſchön und ruhmwürdig es auch iſt, wie kömmt es hieher zu den politiſchen Vereinen? Und nun gar begriff ich nicht, warum das ſoviel Worte machen über den unbedeutenden Vorwurf, Sie wären aus Halle entwichen und hätten in Berlin privatiſirt. Mehrere Seiten in dieſer dem Beſten des Vaterlandes gewidmeten und, wie das Gerücht ſagt, vielen Fürſten zugeſendeten Schrift, mit ſolcher noch dazu durch Verſpätung abſchmeckend gewordenen Kleinigkeit angefüllt, das ſpannte mich auf eine befremdende Weiſe. Von mir könnte man mit größerem Rechte ſagen, ich ſei aus Halle entwichen, weil ich meine Aemter nie anders niedergelegt habe, als durch eine Erklärung in den Hamburger Zeilangen. Warlich, ich würde mir nichts daraus machen; denn jedermann weiß, wie es war, und wer jene Regierung nicht anerkennen wollte, der brauchte auch nicht ſeinen Abſchied zu nehmen. Und, Beſter, daß Sie hier in Berlin privatiſirt haben, können Sie doch nicht läugnen! Es iſt nicht das allerwünſchenswürdigſte, ein privatiſirender Gelehrter zu ſein; aber wir beide müſſen es doch nun einmal geweſen ſein. Auch ich wurde im Nov. 1807 officiell befragt, ob ich der hier zu ſtiftenden Univerſität beitreten wollte, ging bald darauf hieher, hielt Vorleſungen und wurde durch ein Wartegeld unterſtützt, was ich als reine Güte der Regierung anerkannte. Aber ich wüßte nicht, wie ich mich anders ausdrücken ſollte, als daß ich während dieſer Zeit privatiſirt habe. Wollte ich ſagen, ich wäre ſchon damals bei der Univerſität angeſtellt geweſen, die noch nicht exiſtirte: ſo müßte ich eigentlich behaupten, die ganze übrige Univerſität ſei hernach bei mir angeſtellt worden. — Wie mich dieß alles aber auch Wunder nahm, näher betrachtet fand ich die ganze Zuſammenſtellung künſtlich genug. Sie wollten, warum, weiß ich noch nicht, über die politiſchen Vereine Lärm ſchlagen und wußten nicht mehr als einige Seiten zuſammenzubringen. Das war zu wenig für eine Schrift, alſo füllten Sie den nöthigen Raum mit alten Geſchichten! Dadurch gewannen Sie einen zwiefachen Vortheil. Diejenigen, die an der Deklamation über die politiſchen Vereine ein groſses Intereſſe fanden, vergaßen bald die alten Geſchichten, und wenn ſie auf die Seitenzahl ſahen, meinten ſie, ſie hätten doch einen Bogen voll Anklagen oder erwieſener Beſchuldigungen geleſen. Wir wiſſen es ja, wie die meiſten Leſer leſen. Gab es aber gutmüthige Seelen,

die ſich an dieſem Haupttheil nicht erquicken konnten, dene
war es ſehr nahe gelegt, dieß nur für eine gelegentliche Er
gözung zu halten, und die Vertheidigung gegen eine ver-
roſtete Anklage für die Hauptſache. Zu dieſen lezten gehört
auch ich lange genug und begriff nicht, warum viele Leut
ſoviel von dieſem Bogen ſprachen. Ja auch jezt noch bi
ich überzeugt, daß außer der ausländiſchen Zierde Ihre
Perſon und einem bunteren Schriftwechſel, der einige Wo
chen der leſenden Welt die Zeit vertreibt und die Wirkung
auf die Gemüthsſtimmung, die ſonſt hätte entſtehen könne
wieder aufhebt, nichts daraus hervorgehen wird.

Wie ich nun dieß bei mir feſtgeſtellt hatte, fing ich a
mir Ihre Schrift auf das ſchriftſtelleriſche Verdienſt anzu
ſehn, und da nun das Aufſehn immer wächſt, und der Er
folg immer glänzender wird, ſo eile ich, Ihnen meine i
dieſer Hinſicht gemachten Bemerkungen mitzutheilen, zu
Behuf der nächſten Auflage nach Empfang dieſes; und wen
ich dieſe Blätter zugleich auch unſerm gemeinſchaftliche
Freunde, dem Publicum, ſende, ſo geſchieht es, damit ic
mich ausweiſen kann, daß ich meines Theils nichts verſäum
habe, um Ihre gekrönte Preisſchrift der Vollkommenhei
noch näher zu bringen. Und nun erlauben Sie mir, oh
weiteres mit dem Tadel anzufangen, damit der beſſere Ge
ſchmack des Lobes der lezte bleibe.

Sie wiſſen vielleicht nicht, daß ich bisweilen Vorle
ſungen halte über die allgemeinen Grundſätze der Auslegungs
kunſt Dieſe Kunſt aber hängt in ihrer Anwendung nu
gar zu ſehr von der Art ab, wie die Kunſt zu reden und z
ſchreiben ausgeübt wird. Daher bin ich ſehr darauf au

zu zeigen, wie bei guten Schriftſtellern auch das ſchwierige ſich mit Sicherheit löſet, die Fehler der ſchlechten aber die Auslegung erſchweren, und wie man deshalb bei Zeiten darauf bedacht ſein muß, Hülfsmittel und Ergänzungen von allen Seiten zuſammenzuſuchen. Laſſen Sie ſich nun gefallen zu hören, was ich in dieſer Hinſicht in Ihrer Schrift gefunden habe.

Bei Kleinigkeiten, den unrichtigen Gebrauch einzelner Wörter betreffend, will ich mich nicht aufhalten. Das Beſte hat mir ohnehin ſchon Niebuhr weggenommen, das von der Begeiſterung. Sie werden ihm freilich einwenden, Sie hätten hier ironiſch geſprochen, und hielten natürlich die geizigen deſpotiſchen ſteifen Pedanten, die Sie S. 12 und 14. ſchildern, nicht für wirklich begeiſtert, ſondern die hätten ſich nur begeiſtert angeſtellt, eigentlich aber andere Bewegungsgründe gehabt. Wobei hatten doch jene Leute etwas zu befehlen, um alle die genannten Eigenſchaften entwickeln zu können? Man ſollte aus den angeführten Zügen ſchließen, bei der Landwehr und beim Landſturm! Nun Zeit genug hat ihnen das gekoſtet, und zu verdienen war nichts dabei, weder Geld noch Ehre noch Orden, und vermeiden konnte leicht jeder, etwas mit der Sache zu thun zu haben, der irgend in der Geſellſchaft ſo ſtand, daß man ihm etwas müßte zu befehlen geben. Man findet alſo hier nicht leicht verſteckte Beweggründe und Abſichten aus; und wenn Sie nun einen Gegenſaz annehmen zwiſchen Begeiſterung und Pflichtgefühl, eines von den beiden muß es doch faſt geweſen ſein bei dieſen Leuten! Doch dieſe entgehen nun ihrem Schickſal nicht. Aber ich wollte nur, Sie hätten etwas deutlicher ausgeſprochen, wie Sie

die wahre Begeiſterung — denn an dieſe müſſen Sie b
glauben, Sie müßten denn überhaupt an nichts Heili
mehr glauben — wie Sie doch dieſe unterſcheiden von
falſchen, zuerſt damit wir wüßten, wie wir uns in rec
Ehrfurcht verhalten ſollen gegen Ihre unbegeiſternde M
ner, S. 15. „die es am Ende ausgerichtet haben.“
leutſelig müſſen dieſe geweſen ſein gegen den gemeinen M
und wie ſtreng gegen die Vornehmen! wie großartig in ih
Anſichten und Anordnungen! wieviel müſſen ſie gethan
ben, ohne zu thun als thäten ſie etwas! wenn doch
das zur falſchen Begeiſterung gehört, daß man bei j
Kleinigkeit, jedem patriotiſchen Scherflein thut, als t
man etwas beſonderes! — Nächſtdem aber iſt auch
wichtig zu wiſſen, ob es Ihrer Meinung nach eine we
lobenswerthe Begeiſterung giebt, um Sie in der Abfaſ
Ihrer Schrift recht zu verſtehen. Ob es eine Begeiſter
für das Gute giebt, und ob dieſe das Höchſte bleibt, d
der Menſch fähig iſt, oder ob ſie doch zu unruhig iſt?
ſie einerlei iſt mit dem ruhigen kräftigen Pflichtgefühl
doch noch verſchieden davon? Doch dies könnte uns in
ſinnige Unterſuchungen verwickeln, für welche die An
dung, die ich machen will, zu geringfügig iſt. Es iſt
lich ganz einfach nur dieſe. Die Hauptſache in Ihrer Sc
iſt doch, darüber ſind nun alle Stimmen einig, jene ſc
Tirade gegen die politiſchen Vereine, welche S. 11 beg
Wenn Ihnen nun die ganze Sache gewiß nicht aus m
ger Vielgeſchäftigkeit hergenommen iſt, noch aus prunk
Eitelkeit, ſondern aus einem guten Motiv, was iſt nun
ſes Pathos, dieſe Beredtſamkeit? iſt ſie Begeiſterung
Pflichtgefühl? Wir andern möchten es nicht gern für

geiſterung gelten laſſen, denn es ſcheint uns eher ſteif, pedantiſch und thuend als thäte es etwas beſonderes. Und Sie werden es doch ſchwerlich keinem für ruhiges und kräftiges Pflichtgefühl losſchlagen, denn ruhig iſt dieſe Empfindlichkeit nicht, und wäre die Tirade recht kräftig, ſo hätte ſie nicht etwas verlegen und verwirrt die zehn Seiten voll Geſchichten, die größtentheils nicht zur Sache gehören, mitgehn heißen, als ob ſie mit denen zuſammen mehr ausrichten würde! Sagen Sie, haben Sie nicht mit Ihrer etwas übel zuſammenhängenden Rede von der Begeiſterung und dem Pflichtgefühl es dem Leſer ſehr leicht gemacht, daß er, bedenkend, ruhig und kräftig ſei das Gefühl für die Bürgerpflicht auch nicht immer, womit man zum Löſchen eilt, ſich den pathetiſchen beredten Kern Ihrer ganzen Schrift aus dieſem Ihrem höchſten Symbol aller wahrhaft ſittlichen Anſtrengungen ſo erkläre, daß er, bei Ihrem eigenen Beiſpiel bleibend, wenn man von dieſer Beredtſamkeit redet und ihn fragt, was iſt ſie doch? dann antwortet: Waſſer iſt ſie, was Hr. Schmalz in die Luft ſprizt, aber nur beim blinden Feuerlärm, wie ihn die Polizei anſtellt, um die Sprizen und die Sprizenleute zu verſuchen, und wo man lacht, wenn ein Vorübergehender Scherzweiſe naß wird. Solches Sprizen iſt auch Bürgerpflicht, wenn einer dazu commandirt wird.

Soll ich bei noch einem einzelnen Wort einen Augenblick verweilen: ſo iſt mir die Rarität aufgefallen, mit der Sie von Ihrer Ernennung zum Director des Tugendbundes für die Mark reden, als ob das eine wichtige Bedienung wäre, wozu eine hohe Behörde Sie befördert hätte. Denn von ſolchen Winkelſachen pflegt man ſonſt das Wort Ernennung.

und überhaupt dieſe genaue breite Förmlichkeit nicht zu gebrauchen. Oder, fragt man ſich, das iſt wol Freimaurerſprache? und der Maurer, für den der Orden die höchſte Idee iſt, kann auch dem ſonſt verachteten Tugendbunde (verachtet ſchon deswegen, weil er ſich ehrlich hat auflöſen laſſen!) weil er doch eben als geheime Geſellſchaft ein Stiefbruder des Ordens iſt, den Reſpect nicht verſagen, den dieſe Familien-Uniform von Titeln einflößt!

Dies bringt mich nun auf einen wichtigeren und allgemeineren Fehler, den Sie begangen haben. Ein ordentlicher Leſer nemlich bringt zur Leſung alles mit und behält es immer vor Augen, was er anderwärts her ſchon vom Verfaſſer wiſſen kann; dann aber muß er auch hübſch darauf achten, was für Züge ſich ihm aus der Schrift ſelbſt offenbaren, damit beides zuſammen gehe, und mit dem Verſtändniß der Schrift zugleich ein möglichſt lebendiges Bild des im Schreiben begriffenen Mannes ſich geſtalte, wodurch allein das Leſen anſchaulich wird und der Mühe lohnt. In beider Hinſicht nun finde ich, daß Sie Ihrem Leſer große Blößen gegeben haben. Sie ſind nemlich ein eifriger Freimaurer. Ich plaudere das nicht aus, denn Sie ſelbſt haben es ſo wenig je Hehl gehabt, daß anderwärts zwar vielleicht einem bei Ihrem Namen zuerſt einfällt, Hr. Schmalz iſt ein Naturrechtslehrer, ein Juriſt, ein Kameraliſt, da aber, wo Sie leben, jedem vor allen dieſen Verdienſten zuerſt dieſes einfällt, Hr. Schmalz iſt ein Freimaurer — ob ein begeiſterter oder ein ruhiger, aber deſto kräftigerer, das freilich liegt ſchon über die Kenntniß des Profanen hinaus. Da nun Ihre Schrift doch auch und vielleicht vorzüglich für

Berlin berechnet iſt, denn von hier aus muß doch gelöſcht werden, was hier und in Koblenz und Kölln brennen ſoll — ſo iſt auch dieſes faſt die erſte und gewiſſeſte Kenntniß, die Ihr Leſer von Ihnen mitbringt. Und ſehen Sie nur, mir iſt bange, der hochwürdige Orden wird es Ihnen ſchlecht danken, daß Sie Veranlaſſung geben, das auf ihn anzuwenden, was Sie von den Bünden ſagen. Und deſſen können doch wir durchaus profane Leſer, die wir zu keiner geheimen Geſellſchaft gehören, uns Ihnen gegenüber unmöglich enthalten. Denn wenn wir von geheimen Geſellſchaften reden hören, in wie fern ſie etwas anrüchig ſind, und man nicht wiſſen kann, was gerade immer ſich dahinter ſteckt, und man Urſache hat zu glauben, die großmüthigen und edeln auch unter den beſſeren Köpfen gingen darin etwas eng geſchnürt: ſo iſt uns der hochwürdige Freimaurerorden von allen Obſervanzen auch eine ſolche: und weder ſeine Geſchichte erhebt ihn darüber, noch geben Sie für die Vereine, von denen Sie dieſes ſagen, beſondere Kennzeichen an, die den Freimaurerorden nicht träfen. Ei, ei, das haben Sie ſchlecht bedacht! Stellen Sie uns das hübſch in der nächſten Auflage ſo — und wenn Sie auch ein Paar Seiten mehr ſchreiben müßten, aber ſtellen Sie es uns ſo, daß die Glorie Ihres verehrten Ordens und Ihre eigene nicht darunter leidet. Denn warum nöthigen Sie doch den Leſer faſt ſich zu wundern, nicht eben wie Sie als rechtlicher und verſtändiger Mann jene Verbindung haben eingehen können — das iſt er einmal gewohnt, und denkt, es ſteckt manchmal ſo ein Freimaurerſchnupfen in der Luft, der den einen anfällt und den andern verſchont; aber darüber muß er ſich wundern, daß Sie als ein eifriger Maurer und beſonnener Mann eine ſo naive Beichte ablegen konnten, in geheimen Geſellſchaften würden gar leicht die Großen und Beſſeren von den Schlechten und Kleineren geleitet und die Starken wären in den Händen der Schwachen. Alſo darum erfolgt immer ſo wenig daraus, wenn ein großer Mann ein Maurer wird! Aber warum nöthigen Sie faſt den guten Leſer zu fragen, wie ſteht es nun mit unſerm Freunde, dem Verfaſſer? und was ſollen wir zu ſeiner Ehre glauben? daß er ein großer und guter iſt, der geleitet wird leider, oder ein kleiner und geringer, der dafür aber leitet? daß er alſo anderer Plane modificirt oder daß ſeine modificirt werden? Und wenn Sie hernach gar davon reden, was für Schriften von den Bünden ausgehn, und was für ein Betragen die Bündler beobachten gegen Gelehrte und Staatsmänner: ſo iſt das freilich eine Stelle, die Sie auf jeden Fall noch einmal bearbeiten müſſen; Sie müſſen den zu großen Fleiß und den gereizten Ton etwas verſchmelzen, denn dieſes erregt einen Verdacht, den Sie gewiß nicht erregen wollen, als ob Sie ſelbſt oder ein Paar gute Freunde wären mit Achſelzucken und Lächeln behandelt worden, und dieſer falſche Verdacht ſchadet doch nothwendig dem Glauben an die reine Wahrheit Ihrer Tirade. Jezt aber meine ich vorzüglich nur dieſes: wenn nun der Leſer bedenkt, dieſe Schriften ſind doch geſchrieben und dieſes Lächeln iſt doch gelächelt worden von einzelnen Perſonen, und er fragt woher weiß denn nur Herr Schmalz, daß die Schriften ausgegangen ſind vom Bunde, und daß das Lächeln die Perſonen charakteriſirt als Bündler? Wenn er nun auf die eine Vermuthung kommt, daß Sie beſtimmte Nachrichten darüber haben, das Schreiben und das Lächeln ſei im Bunde beſchloſſen geweſen: ſo wird er ſehr zudringlich werden. Neigt er ſich aber auf die andere Seite, und glaubt, Sie haben das nur geſchloſſen: ſo wird er fragen, woraus? Wiſſen Sie etwa, wird er fragen, daß wer geſchrieben hat, gerade der vom Bunde ernannte Bruder Schreiber, und wer gelächelt hat, grade der vom Bunde ernannte Lächler Bruder geweſen? Oder können Sie nachweiſen, wird er fragen, daß dies Lächeln und dies Achſelzucken mit den Zwecken des Bundes zuſammenhänge, ſei es nun mit den Conſtitutionsentwürfen, oder mit der gemeinſchaftlich verſpürten und gepflegten Luſt zu einer guten Verſorgung, welche Sie S. 12. u. 15 dem Bunde zuſchreiben? Sie werden dann aber geſtehen müſſen, daß bis jezt, Gott ſei Dank, die ſtumme, mimiſche Verläumdung noch nicht hinreicht, ſich zu Aemtern und Ehren zu verhelfen oder Anderen heraus. Alſo wird er Sie doch zulezt in dem Loche fangen, Sie hätten es dem Bunde zugeſchrieben, weil die Bündler es gethan. Und dann wird er Sie fragen: Wie nun? ſollen wir auch dem hochwürdigen Orden alles zuſchreiben, was einzelne Maurer ſchreiben und ſagen und lächeln? und auch Ihre Schrift, die von dieſer Folgerung nicht loszuſprechen iſt, ſollen wir ihm die zuſchreiben? und zur Zugabe alle Großthaten der Freimaurer aus der Bonaparteſchen Familie? Gewiß, Sie werden nicht glauben, und unſer Freund, das Publicum, auch nicht, daß ich dieſe Folgerung mache. Denn ich habe gewiß auch viele Freunde und Bekannte, die Freimaurer ſind, wiewol ich lieber wollte, ſie wären es nicht. Aber Sie haben die Folgerung gemacht, und da ich der Verfahrungsart in Ihrer Schrift gern recht viel Menſchen aufſäſſig machen möchte, ſo mögen nun Ihre Brüder, die Freimaurer, die erſten geweſen ſein, und mögen es Ihnen mit mir vorwerfen, daß Sie nicht beſſer in Gedanken gehabt, jedermann wiſſe, Sie ſeien ein Maurer, und werde daher auch an die Maurerei denken bei Ihren Worten.

Dies ſind alſo die ſchlimmen Gedanken, die Sie dem Leſer erregen durch das, was er nothwendig zu Ihrer Schrift hinzubringt; was für Züge von Ihnen er ſich aber aus Ihrer Schrift ſammelt, das geht mir noch härter an, Ihnen zu ſagen. Wir ſehen nemlich zuerſt ſelbſt Sie erſtaunlich viel ſchlechte Leute kennen, ſolche, die Sie dafür halten, und ſolche, die es wirklich ſind, und daß Sie von deren Verhältniſſen und deren geheimen Treiben genau Beſcheid wiſſen. Erſt kennen Sie die Tugendbündler, die halten Sie für nicht ſonderliche Leute, weil ſie ſich in dieſer jämmerlichen Verfaſſung gefallen; dann kennen Sie jene andere Geſellſchaft von Officieren S. 6. 7, die ſich zanken und thörichte Streiche machen, und denen Sie, Guter, Zank und Unvorſichtigkeit wieder in Ordnung bringen müſſen, und denen noch dazu gar nicht zu trauen iſt, ob ſie nicht auch gegen den Willen des Königs handeln wollen. Die ſpätern Bündler, von denen ſie ſo viel ſagen und noch mehr andeuten, kennen Sie doch auch, das müſſen wir wenigſtens hoffen, und die ſind nun gar verrufen und ſchlecht, entweder Hochverräther oder Amtsſchleicher. Aber die allerſchlimmſten unter den ſchlimmen ſind jene übelwollenden Staatsmänner S. 8., die Sie auch kennen, welche, abſichtlich offenbar, Mißverſtändniſſe königlicher Verordnungen nähren. Und leider für dieſen ſchlechteſten Theil der ſchlechten Geſellſchaft ſcheinen Sie eher noch einige Vorliebe zu haben. Wenn es Leute giebt, die ſich auf irgend eine Weiſe vereinigen, um ſich für Maaßregeln zu intereſſiren, welche der König noch nicht genommen hat, und von denen man alſo wenigſtens glauben kann, ſie wären jezt noch nicht in des Königes Willen: ſo kann das freilich unter gewiſſen Umſtänden ſchlimm ſein, und die Leute gefährlich. Aber königliche Verfügungen, welche wirklich ſchon ergangen ſind, und welche alſo die angeſehenen Staatsdiener des Königes in ſeinem Geiſt und Sinn ſollen ausführen helfen, oder ihre Entlaſſung ſuchen, wenn ſie jenes mit gutem Gewiſſen nicht können, dieſe zu mißdeuten oder Mißdeutungen derſelben zu nähren, die noch dazu von der Art ſind, daß ſehr leicht aufrühriſche Bewegungen daraus entſtehen können, wie Sie denn ſolche ausdrücklich anführen, das iſt für Staatsdiener, je angeſehener deſto ſchlimmer, ein Staatsverbrechen, und eine Vergehung viel ärger als alles, was Sie den Bünden nachſagen, in ſo fern Sie dieſen nicht etwa den offenbaren Aufruhr Schuld geben. Damals, als der Feind noch im Lande war, konnte man vielleicht gegen dieſe Leute nicht anders wirken als durch Schreiben, und das war Ihre gute Abſicht. Aber ſobald der König zurückkam, mußten Sie gegen dieſe übelwollenden auftreten und ſie anklagen. Und ſollten dieſe Leute noch jezt etwa angeſehene Staatsdiener ſein: ſo wird die Anklage doppelt Ihre Pflicht zu einer Zeit, wo, wie wir hören, neue Einrichtungen und Verfaſſungen von manchen Seiten bevorſtehen, die nicht immer, wie wir ſehen, ſo ſchnell können ausgeführt werden, als man aus mancherlei Gründen eilen muß, ſie bekannt zu machen, wo daher dieſe gefährlichen Menſchen ihr böſes Spiel zum größten Nachtheil des gemeinen Weſens vielfältig treiben können. Gewiß, lieber, wenn Sie uns hierüber nicht vollſtändig beruhigen, daß dieſe Leute im Staatsdienſt oder ſonſt in geſellſchaftlichem Einfluß gar nicht mehr vorhanden ſind, weder einzeln noch in geheimem Treiben zuſammenhaltend, denn ſolche halten gewiß zuſammen, weil ſie ein gemeinſames Intereſſe haben, oder wenn Sie im entgegengeſezten Falle ſie nicht angeben: ſo dürfen wir nicht glauben, daß Ihre Vaterlandsliebe das rechte, ruhige und kräftige Pflichtgefühl iſt, ſondern wir müſſen es für die ſchlechte Begeiſterung halten, welche thut, als thue ſie etwas Beſonderes, und dann doch das rechte Scherflein, das ſie darbringen ſollte, zurückbehält! Und ſo begreife ich auch Ihre Recenſenten gar nicht, die den Mund voll nehmen von Ihren wichtigen Entdeckungen, dieſer allerwichtigſten aber mit keiner Silbe erwähnen! die die Geſeze aufrufen gegen Ihre Bündler, von denen Sie doch noch nicht nachgewieſen haben, daß ſie etwas ſchlechtes gethan hätten, ſondern nur angedeutet, was ſie etwa thun wollten oder könnten, nicht aber die Geſeze aufrufen gegen dieſe, die ſchändliche Verbrecher ſchon wirklich ſind. Aber das ſcheint jezt Gebrauch zu werden, man ficht mit erſchrecklichem Aufheben gegen Fantome, und bei den wirklichen klar ausgeſprochenen Uebeln geht man vorbei. Der ehrliche Don Quixot iſt zu gut, um hiermit verglichen zu werden. Er ficht freilich auch gegen Windmühlen, in der Meinung, es ſeien Rieſen: aber obgleich ſolche Irrthümer ſelten ohne alle Unredlichkeit ſind, wie ſich denn die bei ihm auch nachweiſen läßt: ſo iſt doch alles zu wetten, hätte ſich neben der Windmühle ein wirklicher Rieſe ſehen laſſen, ſo würden der tapferen Seele die Augen aufgegangen ſein, er hätte dann gewiß die Windmühle für das erkannt, was ſie iſt, und

ſeine

ſeine leider gar gebrechliche Lanze dennoch eingelegt gegen den wirklichen Rieſen.

Wie wir nun aus dieſer eingemiſchten Notiz ſoviel abnehmen müſſen, daß Ihr patriotiſcher Eifer nicht gegen das am ſtärkſten ausbricht, was ihn am tiefſten aufregen ſollte, und daß alſo hier bei Ihrem viel ſtärkeren Ausfall gegen die viel weniger ſträflichen Bündler noch ein anderer Antrieb Sie angeſpornt haben muß, oder daß ein anderer Sie zurükgehalten: ſo fehlt auch in dieſer Schrift Ihrem Eifer für das gemeine Wohl offenbar der rechte Grund, nemlich Ehrfurcht und Vertrauen gegen die Regierung. Denn höchſt bedenklich ſind Ihre Beſorgniſſe darüber, daß Ihre Bündler S. 11 Zwecke im Innern ohne den Willen des Königes durchſezen wollen, wovon ich doch wol wiſſen möchte, wie ſie es anfangen ſollten, oder wie Sie Sich hernach S. 15 beſtimmter ausdrücken, Conſtitutionen gegen den Willen der Fürſten. Laſſen Sie uns einmal dieſe Ausdrücke etwas näher betrachten, ob ſie nicht, auf den preußiſchen Staat angewendet — und dieſe Anwendung können Sie nicht abläugnen, da in der erſten Stelle wenigſtens ausdrücklich von dem Willen des Königs und alſo von hieſigen Vereinen die Rede iſt — ob ſie nicht die gröbſte Beleidigung gegen den König und ſeine oberſten Räthe enthalten! Der König hat [illegible] als einmal das Wort ausſprechen laſſen, er wolle ſeinen geſammten Staaten eine angemeſſene Verfaſſung geben. Wollen Sie nun etwa inſinuiren, dies ſei niemals des Königes Wille geweſen, ſondern ſolche Worte ſeien ihm gegen ſeinen Willen durch Ueberredung abgedrungen worden von den Bündlern? Und der Fürſt Staatskanzler, und mit wenn ſonſt von ſeinen höchſten Staatsbeamten der König dieſes berathen hat, ſind die ſelbſt Bündler? oder ſind eben ſie von den Bündlern gefangen und überliſtet, und Sie, Theurer, hätten nur eher den Mund öffnen ſollen, um dieſe Schmach abzuwenden? Sie fühlen, wie beleidigend beide Vorausſezungen ſind. Aber ſo meinen Sie es vielleicht nicht, ſondern ſo. Jene Worte ſind allerdings der Wille des Königes geweſen, aber die Bündler wollten nun Einen beſtimmten Conſtitutionsentwurf durchſezen ohne oder gegen den Willen des Königes. Ueberlegen Sie doch! die politiſchen Deutſchheitsſchreier, die Lächler, die Achſelzucker, di ſteifen deſpotiſchen Pedanten, die Menſchen, die keinen dauernden Zuſtand wollen, ſondern nur die neue Umwälzung ja die im Grunde nur jeder ſich ſelbſt wollen, die ſollen j zahlreicher, deſto einiger und deſto gefährlicher einig ſei über Einen und denſelben Conſtitutionsentwurf? Würden Sie das wol einem Andern glauben, und Sie wollen dami der Regierung und dem Volke bange machen? Aber wohe wiſſen Sie denn nun, daß dieſer Conſtitutionsentwurf de Bündler dem Willen des Königes entgegen iſt? Hat de König ſchon einen Entwurf bei ſich feſtgeſtellt, und d Commiſſion, welche über die Principien berathen ſoll, i nur zum Schein? Und wenn Sie nun dieſen Plan kenne woher kennen Sie denn den der Bündler? Sind Sie auc hier zu Rathe gezogen worden? Und wenn Sie ihn kenne warum denn ſtatt alles dieſes unbeſtimmten Geſchreis ze gen Sie nicht recht gründlich ſeine Schlechtigkeit und mache ſo Sie allein die ganze Klike zu Schanden? Oder werde nicht auch andre Männer dieſe Weisheit haben, das Schlech für ſchlecht zu erkennen, ſobald es ihnen wirklich vor Auge kommt, und vorzüglich auch die Räthe des Königes? Iſt es alſo nicht beleidigend für dieſe, daß Sie einen ſolchen Lärm vor der Zeit machen von dieſer Gefahr, wenn Sie nemlich glauben, die Bündler wollen ihren Plan einſchwärzen durch Ueberredung und Intriguen? Meinen Sie nicht, die Häupter der Staatsverwaltung müſſen Ihnen böſe werden darüber? Wahrlich Sie müſſen wol um ſo mehr, da Sie lächeln und mit den Achſeln zucken nun nicht mehr dürfen! Ich meines Theils glaube viel ehrerbietiger zu ſein, wenn ich ganz ruhig bin, in der Ueberzeugung, dieſe Weidmänner werden den Fuchs ſchon bergen, wenn er herauskommt aus dem Loch. Und auch Sie, können Sie doch hernach noch genug und viel wirkſamer thun, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, als jezt! Aber das iſt vielleicht alles nichts, und Sie werden mich fragen, ob Sie Sich denn nicht deutlich genug hätten merken laſſen, daß hier von Ueberredung und Intrigue nicht die Rede ſei, ſondern von blankem, baaren Aufruhr, der geſchmiedet werde? Nun, ſo recht deutlich ſteht es in Ihrer Schrift nicht, und ich hätte auch nicht geglaubt, daß dieſer alberne, ſinnloſe Wahn, der anderwärts in Deutſchland ſich finden ſoll, wo die Leute, wenn ein ehrlicher Preuße eingewandert kommt, neugierig fragen, ob denn die Revolution nicht bald ausbrechen werde, ich hätte nicht geglaubt, daß dieſer hier bei uns vor- oder nachgeſprochen würde. Aber Sie werden wol zulezt dieſes angeben müſſen als den Sinn Ihrer Worte, denn ich ſehe nicht, was für einen vierten Sie könnten hinein erklären. Alſo vor dem bevorſtehenden Aufruhr hätten Sie warnen müſſen, und das werde doch keine Beleidigung ſein gegen die Regierung? Ich muß doch antworten ja und das eine recht arge. Ich bin ſehr weit davon entfernt, zu glauben, daß unſere höhere Polizei aus Beſorgniſſen vor Aufruhr eingeſezt ſei. Es iſt allemal eine Schwäche einer Regierung, wenn ſie Aufruhr fürchtet und glaubt, den leiſen Spuren deſſelben aufpaſſen zu müſſen. Dieſe Schwäche kann die Folge ſein von böſem Gewiſſen, das hat Gott ſei Dank unſere Regierung nicht. Sie kann aber auch nach andern großen Krankheiten oder Unglücksfällen des Staates zurückgeblieben ſein. Aber auch das iſt nicht denkbar bei uns, deren äußere Unfälle alle geheilt ſind durch die herrliche innere Kraft der Natur, durch das Vertrauen, wovon in jedem kritiſchen Zeitpunkt am meiſten König und Volk gegen einander erfüllt waren. Alſo unſere höhere Polizei iſt dazu gewiß nicht errichtet, ſie iſt als Vormünderin für die Treuherzigkeit des Volks eingeſezt nur fremdes Spionenweſen und überhaupt ausländiſchen Einfluß zu bewachen; aber müßte ſie nicht dennoch jede Spur von Aufruhr merken, wenn welche da wären? Iſt Ihnen gar nicht eingefallen, zu fragen, ob wol unſer Polizeiminiſter um Ihre Bündeleien weiß? kann es dem gefallen, daß Sie Sich öffentlich eine Entdeckung anmaßen, die ihm eigentlich gebührt? oder kann es ihm einerlei ſein, ob ſeine Maaßregeln geſtört werden durch ein lautes Geſchrei, das höchſtens nur zweckmäßig ſein könnte in einem Staate, wo eine ſolche Anſtalt ganz fehlte, oder wo ſie mit den Feinden der innern Ruhe in einem ſträflichen Bunde ſtände. Ich finde alſo nicht, daß Sie die gehörige Ehrerbietung gegen dieſen Regierungszweig bewieſen haben durch Herausgabe Ihrer Schrift, die völlig zwecklos erſcheint außer unter der Vorausſezung, daß eine Behörde nicht ihre Schuldigkeit thue. Und was ſoll nun gar die bewaffnete Macht ſagen zu Ihrem Nothgeſchrei, wenn der Sinn iſt, es ſollte etwas auf dem Wege des Aufruhrs gegen des Königes Willen ausgerichtet werden, durch eine handvoll Bündler, denn eine kleine Handvoll können es nur ſein nach den Kennzeichen, die Sie angeben? Was ſoll dazu die Leibwache des Königes ſagen, das ganze ſtehende Heer, die geſammte Landwehr? O weh! nun wachſen mir die Bündler auf eine furchtbare Art an! Denn wenn Sie es ſo gemeint haben: ſo weiß ich nicht, was dieſe alle und das geſammte Volk anders thun können, als lächeln und die Achſeln zucken über Sie, den Gelehrten, den Staatsmann!

Ein drittes aber, was ich aus Ihrer Schrift entnommen habe, thut mir auf der einen Seite faſt am meiſten leid, Ihnen zu ſagen, und iſt mir auf der andern am tröſtlichſten, ſo daß ich es auch lediglich in dieſer Hinſicht ſage, um unſern Freund, das Publicum, zu beruhigen. Nemlich, man ſieht klärlich, daß Sie davon, worauf eigentlich Ihre Beſchuldigungen gehen, auch nicht das mindeſte wirklich wiſſen. Ja, wundern Sie Sich nicht, ich behaupte, ob es Bündler giebt, oder nicht, davon wiſſen Sie keine Silbe mehr als ich, oder — damit Sie nicht glauben, ich wolle einen ſchlechten Scherz machen, weil ich eben beſonders viel davon wüßte — nicht mehr als alle diejenigen, die, ehe ſie Ihre Schrift laſen, noch kein Wort von der Sache gehört hatten; und dies behaupte ich aus Ihrer Schrift erfahren zu haben. Denn vorher, das geſtehe ich Ihnen gern, glaubte ich, Sie wüßten mehr davon. Sie reden doch von zwei Generationen politiſcher Vereine, zu der älte-

ſten gehören S. 6 der Tugendbund — wie Sie ihn auc
nennen, Sie ſollten aber hübſch ſagen ſittlich wiſſenſchaft
licher Verein, zumal in jener Stelle, wo Sie von Ihre
Ernennung reden, wenn man ſo ernſthaft ſpricht ſollte ma
eigentlich keinen Recknamen brauchen — und jene ande
gleichzeitige Geſellſchaft, welche Sie nicht benennen. D
zweite Generation S. 11 beſtehe aus den ſpäteren Verbi
bungen, welche ſich nach Auflöſung des Tugendbundes ſo
len gebildet haben. Von der erſten Generation wiſſen S
offenbar etwas, und dieſes Wiſſen giebt ſich deutlich
Tage; von denen aber drohe keine Gefahr. Denn der T
gendbund iſt aufgelöſet, und Sie geben ihm ſelbſt nic
Schuld, daß er gegen das ergangene Verbot noch fort
ſtanden habe. Und die andere Geſellſchaft muß wol au
aufgelöſt ſein, weil Sie von ihren Trümmern reden.
Gefahr kann nur von dem drohen, was noch beſtehe, a
von der zweiten Generation, und von der wiſſen Sie nich
Dies geht aus der verſchiedenen Art, wie Sie von bei
reden, ganz deutlich hervor. In Ihren Erzählungen v
Tugendbunde kommen Zeit und Ort vor; in Königsberg
er geſtiftet, Hr. B. bringt Ihnen die Nachricht davon, n
ein Hr. von A. und Hr. J. werden genannt, der erſ
ganz ausgeſchrieben, Sie kennen die Statuten des Bun
hier hat alles den Charakter eines wirklichen hiſtoriſ
Wiſſens und man thäte gewiß ſehr unrecht, hier Ihre
verläßigkeit im mindeſten zu bezweifeln. Aber eben ſo ge
iſt auch, daß Ihnen nichts Tadelnswerthes zur Kunde
kommen iſt, was der Tugendbund begangen hätte;
Sie halten ihm die Leichenrede nur über das Böſe, wa
hätte thun können. Eine andere gleichzeitige Geſellſchaft

in Berlin, kennen Sie auch; Sie nennen zwar niemand, aber Sie ſagen doch, daß Sie dazu gehörige Perſonen gekannt und mit ihnen in Verhältniß geſtanden haben; Sie erwähnen auch keiner Statuten, aber Sie führen doch ihre edlen Zwecke an, und wer wird Ihnen nicht gern glauben. Aber hier iſt auch die Grenze Ihres hiſtoriſchen Wiſſens, und das Reich der Vermuthung, dieſes verführeriſche Labyrinth, geht an. Sie geben dieſer Geſellſchaft etwas nachtheiliges Schuld S. 7, und dies ſchon wiſſen Sie nicht mehr, ſondern vermuthen es nur. Man ſieht das ganz deutlich an der völlig veränderten Weiſe des Ausdrucks. Vorher lautet alles ganz beſtimmt ich und der, ich und die, und nun auf einmal ganz loſe „hernach (bei Schills Auszuge) zeigte ſich wol, daß man ſich nicht ſcheute. Es zeigte ſich, woran denn? wer ſcheute ſich nicht? man! das liebe man! Was wollen Sie uns eigentlich ſagen? hat Schill mit zu dieſer Geſellſchaft gehört, und iſt alſo auf ihren Impuls oder in ihrem Geiſte ausgezogen? oder ſind Mitglieder der Geſellſchaft einer oder mehrere mit Schill gezogen? wenn Sie eines von beiden beſtimmt wiſſen, warum bleiben Sie nicht in Ihrem einfachen erzählenden Ton? Es iſt ja kein Geheimniß mehr, wer mit Schill geweſen iſt! und Sie brauchen ja nicht einmal jemand zu nennen, nur das Factum beſtimmt anzugeben. Allein, man kann recht deutlich ſehen, wie dieſes Ihnen gekommen iſt an der Vermuthung, die ſchon vorangeht. Oder iſt das mehr als Vermuthung, haben es Ihnen die Leute ſelbſt geſagt, Lieber Schmalz, Du hätteſt wol Luſt, in unſere Verſammlungen zu kommen, aber ſieh nur, es iſt in der beſten Meinung, daß wir Dich nicht einladen. Dich kennen wir als einen redlichen, getreuen

Unterthan. Du ſiehſt nun wol aus dem, was wir Di
im Vertrauen erzählen, daß wir es jezt aber auch recht gu
mit dem Könige meinen; aber wir ſind doch gar nich
ſicher, ob wir es nicht auch einmal ſchlimm mit ihm meine
könnten, und wir haben viel zu viel Reſpect vor Deiner
Gewiſſen, als daß wir es ſollten irgend in Gefahr bring
wollen! Hat Ihnen dieſe Rede jemand geradezu gehalte
oder Ihnen ähnliches auch nur zu verſtehen gegeben? W
ſchwerlich. Alſo geſtehen Sie nur, ob es nicht ſo zuſa
menhängt mit dieſer Stelle: Luſt hatten Sie in die Ve
ſammlungen dieſer Geſellſchaft zu kommen; denn in der Ho
nung, daß Sie würden zu ähnlichen Zwecken recht viel m
wirken können, empfingen Sie die Nachricht von Ih
Ernennung zum churmärkiſchen Tugendbundsdirector n
lebhafter Theilnahme. Wer wird Sie auch deshalb tadel
Nun theilten Ihnen dieſe Männer mancherlei mit, und lud
Sie doch niemals ein. Das fällt Ihnen auf, nicht eb
angenehm; allein Sie ſind diſcret und fragen nicht waru
geſonnen aber haben Sie wol allerlei, ob die Männer ni
doch noch manches haben möchten, was ſie Ihnen ni
vertrauten. Nun zieht Schill aus; gewiß kannten man
von dieſen Männern den Schill, vielleicht iſt einer mit i
gegangen oder ihm nach, und nun geht Ihnen das gr
Licht auf, daß die Männer halb treu waren und halb
treu, aber dennoch ſoviel Ehrfurcht hatten vor Ihrer g
zen Treue, daß ſie Sie nicht in unmittelbare Berühru
mit ſich ſezen wollten. Aber ich möchte wol behaupt
daß Sie unrecht haben, und daß Schills Auszug
dieſer Geſellſchaft nichts zu thun gehabt hat. Ich glau
ich kann das behaupten, denn mir will träum

Sie meinen dieſelbe Geſellſchaft, unter der ich mich auch öfter befunden habe. Ich wollte mich freuen, wenn es mehrere gegeben hätte; und Sie vielleicht eine andere meinten. Auch habe ich freilich nie von Uneinigkeiten gehört, die Sie in dieſer beigelegt hätten: aber ich glaube doch, daß Sie dieſelbe meinen, weil ich weiß, daß manche Ihnen mancherlei erzählt haben, um wieder mancherlei von Ihnen zu erfahren, eine Unvorſichtigkeit, die Sie nicht ſonderlich gut gemacht haben durch die Art, wie Sie ihrer erwähnen!

Alſo dieſer Zuſammenhang, den Sie ſich träumen zwiſchen Schill und jener Geſellſchaft iſt nur eine Vermuthung, und Sie können es mir immer glauben, eine falſche Vermuthung. Ich konnte ja darüber weggegangen ſeyn, wenn die Sache nicht rein wäre, und habe hierüber wirklich nur Sie und unſern Freund eines Beſſeren belehren gewollt. Und nicht wahr, ich habe nicht uneben erklärt, wie dieſe Vermuthung in Ihnen entſtanden iſt.

Mit derſelben Gewißheit nun, mit der ich dieſes unmittelbar weiß, weiß ich lediglich aus Ihren eigenen Worten, daß alles, was Sie von der zweiten Generation von Vereinen ſagen, nichts iſt als Vermuthung. Denn wo Sie auf dieſe ſpätern kommen, geht nun alle Beſtimmtheit völlig aus. Sie ſagen uns nicht, ob es Ein Verein iſt oder wie viele, ſondern wir müſſen uns mit einem unbeſtimmten Pluralis begnügen, mit dem es Niemand genau nehmen kann „andre Verbindungen“ ſo redet jeder, der bloß vom Hörenſagen redet. Sie geben keine Zeit an, wann dieſe Vereine entſtanden ſind, als ein ebenfalls ganz unbeſtimmtes „bald darauf“; Sie geben keinen Ort an, Sie nennen Niemand, ſondern laſſen nur das Gerücht nennen S. 14., Sie berufen Sich auf keine erzählende Freunde. Sie kennen keine Statuten, ja Sie ſind zweifelhaft überhaupt über die Zwecke der Bunde und wiſſen nicht, ob ſie löblich ſind oder fluchwürdig, und auch über ihre Entſtehungsart geben Sie S. 11. nur eine Vermuthung „vielleicht aus den Trümmern der beiden andern.“ Da Sie ſo lobenswürdig im Zuge waren ordentlich zu erzählen, wo Sie wirklich etwa wußten, von jenen Geſellſchaften ſowol als von Ihrer eig nen Geſchichte, warum verlaſſen Sie dieſe ſichere Manier, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnte, als weil Ihnen hier das Wiſſen ausgeht? Oder ſollen wir glauben, Si wüßten recht gut, in welcher Sizung des Bundes Arnd beauftragt worden ſei, die bekannte Aufforderung zur Noth zucht zu ſchreiben *), und Gerres ſeine Diatriben gegen di bairiſche Regierung? **) Sie wußten das, aber Sie hielten damit hinter dem Berge? Das können wir nicht glauben, nachdem Sie uns ſo viele Kleinigkeiten, die uns ſehr wenig angehen, mit der größten Umſtändlichkeit erzählt haben. Was bringen Sie uns denn für Beweiſe, daß es Bünde wirklich giebt? Ich ſehe immer nur zweierlei, die Schriften, Reden und Geberden gewiſſer Leute, Schriften, die wir Alle kennen, Reden und Geberden, die Sie gehört und geſehen haben, aber von denen Sie niegend beweiſen, ſondern nur mit zuverſichtlichem Ton aber leeren Worten behaupten, daß ſie Bünde vorausſetzen und von Bünden ausgehen. Ja, wenn Sie uns erſt bewieſen hätten, die Bünde wären da: ſo wollten wir Ihnen vielleicht glauben, die Schriften und Reden kämen von den Bünden her, ſo aber ſpeiſen Sie uns zu dürftig ab. Ihr zweiter Beweis iſt die Furcht, welche durch das Daſein dieſer Bünde in teutſchen Landen erregt iſt und der Unwille über ſie. Die Furcht ſcheint wirklich da zu ſein, denn wenn ſie nicht ſchon da wäre, ſo könnte ſie nicht ſo vergrößert worden ſein durch Ihr Büchlein! Wenn die andern Kinder nicht furchtſam ſind, ſo laufen ſie nicht, wenn Einer ſchreit, das Geſpenſt kommt! Aber iſt das Geſpenſt da, weil der ſchreit und die laufen? Mir ſcheint nichts weiter daraus zu folgen, als daß es ganz gut wäre, wenn ein Anderer käme und ſchrie Popanz, brächte die Kinder mit Gutem oder Böſem zum ſtehen, und zeigte ihnen die Lappen, woraus das vermeinte Geſpenſt zuſammengeſetzt iſt. Der muthwillige Knabe, der es aufgeſtellt hat! er hat nur zu ſchlechte Lappen genommen, in dem ich ſie anfaſſen will, zerfallen ſie in lauter Plunder und Zunder. Was meinen Sie, wenn ich Ihnen lieber noch einen Beweis liehe, daß wirklich ſo etwas beſteht, wie Sie ſuchen? Die erſte Generation von Vereinen hat doch beſtanden, und wenn ſo etwas einmal beſtanden hat, wer kann wol glauben, daß es ſich ganz auflöſe? wer? der nur jemals die Süßigkeit des Geheimniſſes gekoſtet hat! Der Tugendbund, ja der iſt freilich durch ein Geſetz aufgelöſet, und da Sie ſelbſt ihm nicht Schuld geben ungehorſam geweſen zu ſein, ſo iſt von dieſer Seite nichts mehr zu machen. Aber die andere Geſellſchaft? wiſſen Sie denn wirklich, daß die auch in Trümmern iſt, und daß nur aus ihren Trümmern ſich andere Verbindungen haben bilden können? Sollte die nicht noch beſtehen? Nun, wenn Sie mich nicht verrathen, und wenn Sie nicht gleich Geſetz, Wache und Strang rufen wollen: ſo will ich es Ihnen nur bekennen, ſie beſteht wirklich noch eben ſo, wie ſie beſtanden hat. Liebſter Freund, wie hätte ſie ſich auch auflöſen können? Man trat nicht hinein und nicht heraus, da war keine Aufnahme, keine Obern, keine Form, keine Statuten, die ſie aufheben, keine Eide, die ſie zurückſchwören, keine Inſignien, die ſie verbrennen konnte, keine Papiere, die vernichtet werden mußten, damit ſie nicht in unrechte Hände kämen. Die Leute waren ja leider nur durch Vaterlandsliebe und durch gegenſeitiges Vertrauen verbunden und ſolch idealiſches Geſindel iſt entſetzlich ſchwer auseinander zu bringen. Und ſo kommen ſie denn noch immer zuſammen, freuen ſich, wenn ihnen etwas gefällt, klagen und ſchelten, wenn ſie etwas verdrießt, ſind wie Wielands Fiſche, große Meſſer von wann und wie, hättens gern beſſer und kriegens nie, und wenn ſie ſo zuſammenkommen, geſchieht es auch ſo geheim, daß niemals einer dabei iſt, der nicht hinein gehört. Ob ſie aber über einen Conſtitutionsentwurf einig ſein möchten, daran zweifle ich gar ſtark, und daß ſie ſich Aemter in die Hände geſpielt hätten, weiß ich nicht; es müßte denn ſo zugegangen ſein, daß ſie durch eine beſondere Liebe geſtärkt ſich auch beſonders hervorgethan haben, jeder in ſeinem Fache, ſo daß man ſie wol auszeichnen mußte. Dies verhält ſich wirklich ſo, und es iſt alles zu wetten, dieſes iſt das gewiſſeſte, was Sie und ich über die Exiſtenz von Bünden wiſſen. Aber ſolchem Bunde iſt nur auch leider nichts anzuhaben. Oder ſollen gleichgeſinnte Menſchen, die durch eine innere Nothwendigkeit ſich zu einander hingezogen fühlen, nicht zuſammenkommen, ſich ihre Gedanken und Wünſche nicht mittheilen und läutern? Nein, eine ſolche Tirannei werden Sie mit allen ihren Warnungen, Gott ſei Dank, bei uns nicht einführen.

---

*) Sie ſagen freilich nichts in Ihrer zweiten Schrift übe dieſe Stelle, und haben ſich auf Niebuhrs Aufforderung nicht geſtellt damit. Vielleicht haben Sie ſie alſo nich gemeint? Nun dann ſubſtituiren Sie die andere Stelle die Sie gemeint haben, oder cediren Sie die obige Frag an Ihren Recenſenten, der wirklich und eingeſtändlich dieſ Stelle gemeint hat und mit den nicht ſprachforſchende Soldaten in Reih und Glied ſteht.

**) Warum ſoll ich die Namen nicht nennen, da Sie ſ andeuten verſtändlich genug, einer ihrer Schildknappe in einer Zeitung ſie noch zweimal unterſtreicht, und ei dritter in einer andern Flugſchrift ſie ſogar genannt habe ſoll. Entweiht ſind ſie alſo doch ſchon längſt.

Iſt es nun aber wahr, daß Sie über dieſe Leute nur Vermuthungen ausſprechen, und daß wenigſtens Ihre Schrift noch eine Nummer ſchlechter ſein würde, wenn Sie etwas wüßten und hätten Sich doch nur ſo ausgedrückt, wie Sie thun: ſo laſſen Sie uns einmal dieſe Vermuthungen beſehen, ob ſie nicht ganz ſchlecht begründet ſind. Einige Leute lächeln und ſpötteln über angeſehene Männer. Wer wagt denn das ohne einen beſondern Rückhalt? Aeußerlich und öffentlich haben ſie eben keinen beſondern; alſo müſſen ſie einen geheimen haben! es giebt alſo einen Bund und ſie ſind Bündler. So etwas ungefähr ſteht bei Ihnen zwiſchen den Zeilen; aber ſo deutlich herausgeſagt werden Sie es hoffentlich nicht für das Ihrige anerkennen. — Einige Leute haben wunderliche, unausführbare, dem geſchichtlichen Geiſte des deutſchen Volkes ganz widerſtrebende politiſche

Meinungen; dieſe ſind, wenige unbedeutende Abweichungen ausgenommen, in Allem dieſelben. Dieſe Meinungen kommen häufig zum Vorſchein an ganz verſchiedenen Orten; wie können ſie wol ſo verbreitet ſein, wenn es nicht einen Bund gäbe? — Wenn nur nicht die Meinung, daß es Bünde gebe und daß ſie gefährlich ſind, eben ſo wunderlich wäre und undurchführbar, und nicht eben ſo plötzlich zum Vorſchein käme, jetzt in Ihrer Schrift, jetzt in Ihren hieſigen Recenſionen, dann in der Halliſchen, in der Jenaer, und zwar ſo ſchnell Schlag auf Schlag, und noch in ein, zwei, drei Schriften, ſie werden nun gewiß aufſchießen wie die Pilze im feuchten Wetter, gewiß es muß einen geheimen Bund geben gegen die Bündler oder gegen die Leute, die man gern dazu ſtempeln möchte, einen geheimen Bund, der Verfolgungen erregen will und Fehmgericht ſpielen; hin und her rennen ſie und ſchreiben ſich, und bezeichnen wer genannt werden ſoll und angegriffen, um Vertrauen und guten Namen gebracht, während jene Unſchuldigen nur lächeln und Achſeln zucken! — Sie ſehen eines ſteht und fällt mit dem anderen; wenn nicht das letztere doch noch feſter ſteht, denn dieſes Geſpenſt, Sie können es nicht läugnen, hat wirklich ſchon etwas angefangen, mit den Ketten zu klirren. — Aber die politiſchen Schriften, die ſind Ihr ſtärkſter Beweis! ſolche Schriften ſetzen Bünde voraus. Das ſcheint ungemein klar! es muß Ihnen über alles einleuchten nach dem Ton, den Sie dabei annehmen! Nur ich bin offenbar vernagelt und verſtehe nichts davon. Wozu denn ſetzen ſolche Schriften Bünde voraus? um hervorgebracht zu werden, oder um verbreitet zu werden, oder um Gläubige zu finden? Ja freilich, wenn Leute und Gerres und Andere, die Sie mögen im Hinterhalt haben, die Kunſt verſtanden hätten, durch den Bund hier Herrn Sack und dort Herrn Gruner zu Gouverneurs zu machen, die ihnen ſolche heilloſe Preßfreiheit geſtatten, das wäre ein Kunſtſtück! Aber die guten Thoren, wenn ſie das konnten, vermöge der den Bund belebenden Luſt zu beſonders guten Verſorgungen, warum haben ſie ſelbſt denn nicht einmal einen Titel, um die Blöße ihrer kurzen Namen zu verdecken? warum haben ſie ſich nicht ſelbſt von Bundes wegen verſorgt mit ein paar ſtattlichen Aemtern, ſondern ſind immer noch, was Sie nicht einmal auf ſich kommen laſſen wollen, eine kurze Zeit geweſen zu ſein, nemlich privatiſirende Gelehrte? iſt das zu begreifen? Und was das geglaubt werden Ihrer Schriften betrifft: ſo ſcheint mir in meiner Einfalt, als ob die Wirkſamkeit durch die Schrift, und die Wirkſamkeit durch geheime Geſellſchaften einander eher entgegengeſetzt wären. Ich rede nicht von Ihnen, Sie ſind ein großer Schriftſteller und ein großer Maurer, aber Ihre Schriftſtellerei iſt in einem andern Fache. Aber Arndt und Gerres? — ich liebe ſie beide, weil es friſche lebendige liebenswürdige Menſchen ſind, gerade heraus und ohne Falſch. Alles beantworten und verantworten, was ſie ſchreiben, möchte ich nicht; und unſere politiſchen Gedanken gehen vielleicht noch ziemlich weit auseinander. Aber warlich was ſie zum Behuf ihrer Schriften mit geheimen Geſellſchaften machen ſollten, wüßte ich nicht. Soll Gerres geheime Geſellſchaft aus den Leſern des rheiniſchen Merkurs beſtehn? Das wäre wirklich eine glänzende Idee. Oder aus denen, die ihm Materialien und Nachrichten zutragen? Nun, ſo hat wol auch der Hamburger Correſpondent und der deutſche

Beobachter und der Oeſterreichiſche jeder ſeine geheime Geſellſchaft und am Ende auch Voſſens Erben in Berlin! — Und Arndt? der ſollte wol die Leute, die ſeine Schriften geleſen und ſchönes und gutes darin gefunden haben, in einen ſolchen Pferch zuſammenſtrunden, und ſie dort aufſagen und repitiren laſſen! Eine ſolche Geſellſchaft wäre ja Blei an den Füßen des muntern Wanderers, der, wenn er ſich wo mit Menſchen geſtärkt und befreundet hat, ſeinen Stab wieder weiter zu ſezen pflegt. Aber zum Verbreiten brauchen ſie geheime Geſellſchaften! dazu ſind ſolche Verbrüderungen herrlich. Es iſt wahr, Arndts Landſturm wäre nicht geleſen worden, wenn er nicht überall ſeine Logen gehabt hätte! und ſo iſts auch mit dem Merkur! und wenn einer von beiden etwas ſchreibt, ſo ſind flugs drei, vier Recenſenten hinterdrein und flattern als Poſaunenengel aus einer Zeitung in die andere, daß im Hui gan Deutſchland in Allarm geſezt iſt und in Bewunderung, und es Freude und Ehrenbezeugungen regnet! Das iſt ja alles klar, und wie ginge es zu bei dem mäßigen Verdienſt, als durch geheime Geſellſchaften! Sehen Sie, ſo ſchweben Ihre Vermuthungen, und ſo fallen ſie grade au der höchſten Höhe zu der Sie ſich erhoben haben, au Ihren eignen Kopf zurück.

Allein Sie haben vielleicht Gründe, die Sie nicht anführen konnten; gewiſſe Anzeigen, gewiſſe Umſtände, gewiſſe Thatſachen laſſen ſchließen. — — Nun ja, dieſ Sprache kennen wir, und dagegen kann niemand was ſagen. Ich weiß aber doch eines. Ich will Ihnen aus Ihre Schrift beweiſen, daß wenn Jemand unfähig iſt Thatſache zu combiniren, und was daran nicht ſichtbar iſt zu entziffern: ſo ſind Sie es, Sie nemlich der T. A. Schmalz in dieſer Schrift; ſonſt und anderwärts gelingt es Ihnen auch. Beweiſen will ich es aus Ihrer Erzählung von Ihrer Verhaftnehmung durch Davouſt. Sie meinen nemlich, der Grund derſelben wäre nicht Ihre ungedruckt gebliebene Adreſſe geweſen, ſondern Ihr Verhältniß zum Tugendbund und die Schriften, welche Sie für dieſen empfangen. Aus welchen Gründen, Beſter! weil zulezt der Inquirent auch nach dem Tugendverein fragte? Wiſſen Sie denn nicht, wie ein ſolcher, wenn ſein eigentliches Geſchäft beendigt iſt, noch über allerlei Dinge auf den Strauch ſchlägt? Man hat gequält und gefragt! Das klingt ſehr allgemein! Wären beſtimmte Denunciationen gegen Sie vorhanden geweſen in Bezug auf den Tugendbund, ſo würden Ihnen die wol vorgelegt worden ſein. Hätte man gewußt, daß Sie zum Director ernannt worden, ſo würde man gefragt haben, was Sie als ſolcher gethan, und Sie hätten Gelegenheit gehabt Ihre Vertheidigung zu verherrlichen durch die Auseinanderſezung der lebenswürdigen antijacobiniſchen Principien, aus denen Sie die Function abgelehnt. — Merken Sie wohl, lebenswürdig nenne ich dieſe Principien im vollſten Ernſt; nur will ich nicht, daß man thue als thäte man etwas beſonderes, wenn man ſie hat! — Hätten alſo ſolche Verhandlungen ſtatt gefunden: ſo würden Sie uns wol nach Ihrer lebenswürdigen Genauigkeit ein paar Wörtchen davon geſagt haben, und wir dürfen nicht annehmen, daß Sie, um mit einigen Zeilen zu kargen, zu denen noch Rath war auf den Bogen, Ihren Beweis ſollten geſchwächt haben. Das würde ſich auch ſchicken für einen Juriſten! Und eben ſo wenn man wußte, Sie hatten Papiere für den Tugendbund erhalten, und man hatte ſie nicht bei Ihnen gefunden: ſo würde man wol gefragt haben, wo Sie mit dieſen Papieren geblieben wären! und um ſo mehr wenn Sie Recht hätten, daraus daß Sie am Morgen verhaftet worden nachdem Sie am Abend dieſe Papiere empfangen, zu ſchließen daß dieſe beiden Begebenheiten zuſammenhingen! Da ſind Sie in das trügeriſche post hoc ergo, propter hoc etwas grob hineingeplumpt, zumal Sie die Papiere durch einen Kurier erhielten, Kuriere aber von den Franzoſen nicht pflegten viſitirt zu werden, wie die ganze Welt weiß und Herr Koppe ſelbſt bezeugen wird. Alſo von den Papieren konnte der Marſchall nur aus Ihrem oder Herrn J's Hauſe etwas wiſſen, und das ſchwerlich ſo ſchnell. Alſo bleibt die Schuld Ihrer Verhaftung auf der Adreſſe ruhen, und dagegen beweiſet der Umſtand nichts, daß Ihre Verhandlungen mit dem franzöſiſchen Cenſor ſchon ſeit acht Tagen abgebrochen waren. Meinen Sie, daß Herr Hauchecorne alle Tage dem Marſchall berichtete, was in ſeinem Departement merkwürdiges vorgefallen war? Da muthen Sie den beiden Männern, die ſich zu ſehr auf einander verlaſſen konnten, um eine ſo läſſige Regel feſtzuſtellen, zuviel zu. Der Marſchall mußte erſt Herrn Hauchecorne's Bericht haben, er mußte erſt gehört haben von den Anſtalten, die zu laut getroffen wurden, um Ihre Schrift auf eine außerordentliche Weiſe unter das Volk zu verbreiten; dann ließ er ſie verhaften. Zum Ueberfluß kann ich Ihnen das aus ſeinem eigenen Munde bezeugen. Sie wiſſen ſchon, ich mußte ja den kleinen Spaß hernach oft genug erzählen, daß er mich auch kurz vor ſeinem Abzuge rufen ließ als eine tête chaude et ardente — ſchrecklich zu hören! aber neben mir brannte zu meinem Troſt eben ſo lichterloh das Haupt unſeres Probſtes Hanſtein.“ Dem warf er die Predigt vor, die er in Havelberg gehalten, eine noch viel ältere Geſchichte als Ihre Adreſſe; aber der Marſchall klopfte eben damals ſeine Papiere noch einmal aus und ſo kam altes und neues aus dieſem Schaz hervor. Als ich ihm nun, um zu erfahren, ob er etwa einige Notiz bekommen hätte von der Geſellſchaft, deren Sie erwähnen, immer enger zu Leibe ging, was er denn von mir wüßte, und er ſich immer nur auf ſeine Tablettes berief, entgegnete ich, ich begriffe eben nicht, wie ich auf dieſe käme, denn ich wäre ein ohne alle öffentliche Wirkſamkeit lebender auf ſeinem Studierzimmer emſiger Gelehrter, kurz ich ſagte ihm grade heraus, ich wäre ein privatiſirender Gelehrter, auf den es am wenigſten paßte, daß er ſich an ihn halten wolle, wenn die Regierung, wie er ſagte, Thorheiten beginge. Dies fing er gleich auf, und ſagte: Mais Mr. Schmalz est aussi un homme de lettres et pourtant. — aber nun kam nicht etwa, hat er doch eine gefährliche geheime Wirkſamkeit, ſondern ohne weiteres et pourtant il a écrit un si mauvais pamphlet politique tout fait pour soulêver le peuple. Alſo das war es, was der Mann an Ihnen hatte, und weshalb er Sie hatte verhaften laſſen, um, wie er hernach ſagte, Ihnen einen Schreck einzujagen. Sehen Sie, ſo falſch haben Sie ſich dieſes kleine Factum durch Ihre Combinationen ergänzt! Was ſollen wir nun von den Combinationen halten, durch welche Sie Bünde und Bündler zuſammenfolgern aus allerlei gar weit auseinander liegenden und gar wenig zuſammengehörigen Zügen? Ich gar nichts, und ich hoffe niemand, der ſich die Mühe genommen hat mit mir durch das loſe unzuſammenhängende Weſen Ihrer Schrift ſich hindurch zu arbeiten! Ob es nun Bünde giebt oder nicht, darüber bin ich gar nicht dreiſt genug abzuſprechen! aber wer darüber reden will, der ſehe doch ja wol zu, daß er ſich nicht um ſeinen Credit und kritiſchen guten Namen ſchreibe, wie wir leider fürchten müſſen, daß Ihnen begegnet iſt, indem Sie über eine Sache reden, von der Sie, wie ſich bei genauerer Betrachtung zeigt, auch gar nichts wiſſen. Und hiemit nun iſt mein Tadel Ihrer Schrift zu Ende, denn ich wüßte nun, nachdem ich dieſes geſagt, nichts weiter daran auszuſezen, und ich könnte mein Lob beginnen, wenn ich nicht hier eben noch etwas von mir ſelbſt zu ſagen für nöthig fände. Ich habe nemlich zu zeigen geſucht, daß Sie den Bünden nichts Böſes factiſch nachgewieſen, ſondern nur gewarnt, und das kann ausſehen wie eine Vertheidigung, und da man ſchon das Sprüchlein qui s'excuse, s'accuse auf eine gar wunderliche Weiſe in Anwendung gebracht, wer ſteht für die zweckmäßige Erweiterung, daß auch der, der Andere entſchuldigt, ſich ſelbſt anklagt? Sie iſt einleuchtend genug und gewiß oft angewendet in manchem kezerrichteriſchen Verfahren. Nun ſage ich ſelbſt von einer Geſellſchaft, in deren Mitte ich mich öfter befunden, das Gerücht hat auch mich oft und laut genug genannt, wie mir öfter iſt erzählt worden; alſo hat gewiß ſchon mancher, und auch Sie vielleicht, bis hieher manchmal bei ſich gedacht, „nun ſieht man es ja noch viel klarer, als man es vorher ſchon wußte, daß er ein Bündler iſt, ein Hauptbündler!“ Was könnte ich mir alſo für eine beſſere Gelegenheit wünſchen, reinen Wein einzuſchenken? Mit dem ſittlich wiſſenſchaftlichen Verein — um der Unkundigen willen ſeze ich hinzu, daß es, wie ich gehört, nur dieſer iſt, den man mit dem Vornamen Tugendbund im

Publicum bezeichnet. Meint aber jemand, denn man kann hier ſo wenig ſicher ſeyn wie bei den Trivialnamen der Pflanzen, unter dem Namen Tugendbund eine andere Geſellſchaft, ſo wüßte ich von dieſem Tugendbunde gar nichts. — Alſo mit dem ſittlich wiſſenſchaftlichen Verein habe ich nicht mehr zu thun gehabt als Sie. Auch zu mir kam ſpäter, bald nach der Ankunft der erſten Truppen ein Herr B; ein anderer meines Wiſſens, als den Sie mit dieſem Buchſtaben bezeichnen, und ſchlug mir vor, die hieſige Kammer zu dirigiren. Ich entgegnete, es ſei gegen meinen Grundſatz in irgend eine geheime Geſellſchaft zu treten. Er meinte, jener Verein ſei keine, die Regierung kenne ſowol ſeine Mitglieder als ſeine Statuten und ich möchte dieſe doch wenigſtens leſen. Ich las ſie, und als er wiederkam, ſagte ich ihm ungefähr was Niebuhr geſagt hat, der Verein werde auch in guten Händen immer etwas unbedeutendes bleiben, ſollten ſich aber einmal böſe Hände ſeiner bemächtigen, ſo könne er ſeiner Natur und Einrichtung nach ſo gefährlich werden als der Jakobinerklub. Seitdem habe ich ſo wenig davon gehört, daß ich geglaubt hatte, er habe in Berlin nie beſtanden. Daß vorher, als der Feind noch im Lande blieb, und der Friede täglich auf das frechſte gebrochen wurde, Männer vorzüglich von militäriſchen Einſichten, welche wegen ihrer perſönlichen Verbindungen glauben konnten, daß man auf ihre ſtille Thätigkeit für gewiſſe mögliche Fälle rechnete, daß dieſe ſich zuſammenthaten, um für eben dieſe Fälle dies und jenes vorzubereiten und einzuleiten, das kann niemand anders als loben. Thaten ſie es doch auf ihre Gefahr und war doch an keinen Misbrauch dabei auch nur als möglich irgend zu denken. Ich rechnete mirs zur Ehre, als ſie mich in ihren Kreis zogen, gewiß mehr um mir ſelbſt einen erfreulichen Haltungspunkt mehr zu geben, als daß ſie viel von mir erwartet hätten. Denn wenn ich gleich ganz in ihrem Sinne war, ſo geſtatteten mir meine Verhältniſſe doch nicht, viel in dieſem Sinne zu thun. Ich wage auch nicht, mich den Andern gleich zu ſtellen, da ſie alle ohne Ausnahme, auch die nicht vorher ſchon Soldaten waren, hernach, als es wirklich galt für den König und die Befreiung des Vaterlandes, ihr Leben daran gewagt, und manche Theure es auch geopfert haben. Auch in einem äußeren Sinne kann ich nicht von Mitgliedſchaft reden, da durchaus keine Form beſtand, und es wirklich mehrere Perſonen gab, von denen ich nicht zu ſagen gewußt hätte, ob ſie Mitglieder waren oder nicht, weßhalb ich denn auch dieſen Ausdruck ganz vermeide. Das aber weiß ich, daß ich nie bei meiner Theilnahme an ihren Zuſammenkünften auch nur das leiſeſte Gefühl gehabt habe, als handelte ich meinem Grundſaz entgegen, nie in eine geheime Geſellſchaft zu treten. Glaubt jemand beweiſen zu können, daß aus dieſer freien und edlen Vereinigung hernach etwas anderes und verdächtiges geworden ſei,*) der iſt hiemit eingeladen und aufgefordert, ſeinen Beweis zu führen. Iſt jemand mit dem, was ich mich betreffend ſage, nicht zufrieden, und meint, ich habe dennoch zu einer andern geheimen Verbindung gehört, gleichviel ſei ſie aus den Trümmern von dieſer entſtanden oder anders, glaubt jemand, mich ſonſt irgend eines verwerflichen politiſchen Treibens beſchuldigen zu können, der faſſe ſich das Herz es endlich einmal ſo zu thun, daß ich mich vertheidigen kann. — Und nun genug von mir, und zu dem Lobe, das ich Ihnen ſchuldig bin nach dem Tadel.

---

*) Iſt einer aus dieſer Geſellſchaft dem Schill nachgegangen um das tolle Unternehmen minder gefährlich zu leiten, und hat ſeine [illegible] bürgerliche Exiſtenz an die gute Abſicht geſezt, ein paar hundert brave Männer, deren Kräfte in beſſern Zeiten dem Staat noch nützlich werden konnten, von einem eitlen Verderben retten, ſo verdient er nicht, und noch weniger eine Geſellſchaft, die niemanden zwang und niemanden abhielt, die Beſchuldigung, etwas gegen den Willen des Königs zu unternehmen. — Ueberhaupt ſollte das Schillſche Unternehmen, nachdem der König es mit ſo bewundernswürdiger Weisheit behandelt, nicht beſchwazt werden, ſondern höchſtens, in wie fern das lehrreich ſein konnte, noch einmal geſchichtlich dargeſtellt.

Ich lobe Sie nemlich darum, daß Sie es mir ſo leicht gemacht den Gehalt Ihrer Behauptungen zu ſichten, und ſomit den geringen Werth Ihrer Schrift für die angeregte Sache zu zeigen. Denn das kommt daher, daß Sie ein Mann ſind ohne Falſch. Nicht den höchſten Grad dieſer Tugend wage ich Ihnen zuzuſprechen, den gewiß nur wenige Menſchen erreichen. Ich ſage das frei, damit Sie deſto ſicherer ſehen, was ich ſage meine ich wirklich, und damit nicht wieder etwas für Ironie gehalten werde, was keine iſt. Aber das ſchreibe ich Ihnen zu, nach meiner Kenntniß von Ihnen, die durch dieſe Schrift iſt beſtätigt worden, daß Sie keinen Willen haben zu hintergehen, und daß Sie irriges nur verbreiten und andre zum Irrthum verleiten können, nachdem Sie ſich ſelbſt hintergangen haben. Und ſo muß ſich, auch ohne daß Sie es ausdrücklich wollen, nur weil Sie nichts dagegen vermögen, ſehr beſtimmt in Ihren Reden dasjenige, was Sie wiſſen, von dem trennen, was Sie nicht wiſſen. Ich bin wirklich überzeugt zu Ihrer Ehre, wenn ich gleich nicht begreife wie Sie dazu gekommen ſind, aber ſie waren gewiß ſelbſt der Meinung Sie wüßten etwas über die Sache, Sie müßten ſonſt mehr

Künſte angewendet haben, und wenn Sie nicht im Stande geweſen wären, dem leeren Wahn jenen beſtimmten Charakter der Wahrheit mitzutheilen, ſo werden Sie Sich wenigſtens gehütet haben in Ihren andern Erzählungen den leztern ſo ſtark heraus treten zu laſſen. Etwas hiebei hat wol die Luſt gethan von ſich ſelbſt zu reden, wobei Genauigkeit wohl thut; aber wir wollen nicht alles auf dieſe Rechnung ſchreiben. Sie mußten deklamatoriſch reden, indem Sie über Nichts redeten; aber ohnerachtet Sie Sich vorher dazu anſchicken, auch die Kleinheit der Gegenſtände, die Sie in der Einleitung an uns vorbei führen, ſo kommen Sie doch nicht recht in Zug, um dieſe undeutſche, und auch Ihnen nicht eingeübte, große Trommel lange genug zu ſchlagen; und der Contraſt zwiſchen der Erzählung und der bloßen Deklamation, zwiſchen den Thatſachen und den Vermuthungen fällt deſto ſtärker auf, je näher man am Ende iſt und wieder zur Beſinnung kommt. Auch das, was Sie zum Schluß über den verewigten Schornhorſt ſagen, gehört zu den Dingen, wovon Sie nichts wiſſen; und auch da ſind Sie eben ſo ehrlich. Sie führen Eine Thatſache an, die wiſſen Sie alſo, daß er ſich gewiſſer Perſonen Briefwechſel im Jahr 1812 in Schleſien verbeten hat. Die Thatſache beweiſet nichts. Das kann er grade damals gethan haben aus Vorſicht, weil er wol glauben mochte, in Schleſien ſehr genau beobachtet zu ſeyn, oder weil er überhaupt wenig davon hielt, über geheime Dinge Briefe zu wechſeln. Aber Sie fechten nur dieſes Factum an, und daß er die Stiftung des Tugendvereins nicht gebilliget; aber auch lezteres ſo obenhin, daß Ihnen niemand nachſagen kann, Sie hätten behauptet, dies von ihm ſelbſt zu wiſſen; Sie können es eben ſo gut vom Hörenſagen haben, es kann auch nur eine Meinung ſein. Ueber die Hauptſache, ob er damals Bünde geleitet, helfen Sie Sich mit einem deklamatoriſchen Raiſonnement. Alſo auch hier wieder dieſelbe lobenswerthe Redlichkeit, denn wenn Sie unwahr ſein wollten, wer konnte es Ihnen nachweiſen? — Daß Sie aber an dieſer Stelle mit einer gewiſſen Zuverſicht von der Abſicht der Bündler, das Anſehen des Königes zu untergraben und von ihren politiſchen Planen reden, worüber Sie Sich an der Hauptſtelle noch ungewiß ausdrüken, das will ich Ihnen nicht als Unredlichkeit nicht als Abſichtlichkeit auslegen; es zeigt nur von Ihrer Anlage, ſich etwas immer gewiſſer werden zu laſſen, indem Sie davon reden; wie man Beiſpiele hat, daß Leute, was ſie ganz ſelbſt erdichtet hatten, zulezt wirklich glaubten durch das öftere Wiederholen.

Wenn nun aber ein Feind von Ihnen, oder ein Unſchuldiger, der nicht viel Kenntniß der Welt hat, weder mein Lob noch meinen Tadel wollte gelten laſſen, ſondern beides aus dem bloßen Daſein Ihrer Schrift widerlegend mir mit der Frage beſchwerlich fallen ſollte: „Wenn aber Herr Schmalz wirklich nichts wüßte von den ſpätern Bünden, auf die er loszieht, wie wäre er denn dazu gekommen, ſich das in den Kopf zu ſezen? es giebt ja doch ſo viele Ritterbücher noch nicht über den Gegenſtand, ſondern er fängt dieſe Literatur recht eigentlich erſt an. Und wie iſt er überhaupt auf den Gedanken gekommen; etwas darüber zu ſchreiben! ſo werde ich wieder rein aus Ihrer Schrift, denn ich weiß ſonſt nichts davon, eine Hypotheſe aufſtellen zu Ihrer Vertheidigung oder wenigſtens Entſchuldigung. Ich werde ſagen, mein guter Freund, Er ſelbſt, unſer Schmalz, hat ſich das nicht überredet und Er ſelbſt hat ſich auch nicht zum Schreiben getrieben ſondern andre Leute. Aber da ich das nur als Vermuthung ſage, ſo darfſt du freilich von mir nicht ſodern, daß ich ſagen ſoll, wer die ſind. Die Gründe meiner Vermuthung aber will ich dir ſagen. Du ſiehſt ja aus ſeiner Schrift, daß er eine große Leichtigkeit ja auch Neigung hat, fremde Gedanken ſich zu eigen zu machen, ſie durch und auszuarbeiten, zu Tage zu fördern und zu vertheidigen. Du ſiehſt, ihm wird der Gedanke einer neuen Unverſität gegeben, und auf der Reiſe und ohnerachtet des Wiederſtandes ſo vieler geliebten Kollegen, die er alle gehofft hatte mitnehmen zu können, nun im Stiche laſſen zu müſſen bei dieſem veränderten Entwurf, in wenig Wochen iſt der Plan fertig. Er bekömmt den Auftrag etwas zu ſchreiben, königliche Verordnungen, ich weiß nun nicht ob ſie Alle genau nach ſeinem eigenen ſtaatswirtſchaftlichen Syſtem gemodelt waren; aber flugs macht er ſich darüber und ſchreibt ſeine Adreſſe. Wenn es nun poetiſche Köpfe giebt, in deren Fantaſie allerlei Schreckgeſtalten ſpuken, — ich weiß nichts davon, aber das Gerücht ſagt es, und nicht nur, ſondern auch Niebuhr verſichert es, und es könnte wol ſcheinen, als dukten ſie ſchon hervor hinter der Couliſſe und freuten ſich, wie vortreflich ihr Schauſpieler tragirt hat —; wenn es Leute giebt, die gern irrende Ritter ausſchicken, um zum Schuz der armen verlaſſenen Fürſten und Völker gegen unſchuldige Reiſende ihre Lanze zu brechen und gegen Leidtragende, die nun endlich glauben, in Ruhe ihre Thränen weinen zu können über die Thränen, die ſie verloren haben, gegen dieſe anzurennen, die Spizbuben aber auch unſchuldiger und unbewußter Weiſe frei zu laſſen und die ganze heilige Hermandad in Aufruhr zu bringen; wenn es Leute giebt, die gern

Anderer Hände gebrauchen, weniger um etwas aus dem Feuer zu holen, als um wo möglich in ihre politiſchen Scheiterhaufen hineinzuwerfen, auf wen ſie es gemünzt haben: iſt für dieſe ſolch ein Mann nicht ein unvergleichlicher Fund? und können ſie ihn nicht haben, wenn es ihnen nur irgend gelingt, ihn zu überreden, die Gefahr ſei wirklich da und ſie meinten es wirklich gut? Denn dies beides müſſen ſie freilich daran wenden, um ihn zu haben. — Ja, anders als ſo weiß ich Sie freilich nicht zu entſchuldigen über das unſelige Machwerk als mit ihren eignen Worten! Die Starken ſind wirklich in den Händen der Schwachen geweſen und von Ihnen geleitet worden, und Ihre Plane ſind wirklich modificirt worden durch Andere, wenn es nur Schwache ſind, und nicht Schlimmere!

Nun aber ſei es auch genug von Ihrer Schrift, zumal ich noch ein Paar Worte anders mit Ihnen reden muß. Mich dünkt nemlich, Sie ſtehen vor mir und fragen mich, geſetzt auch, ich ſei dieſer ganz der Ihrigen entgegengeſetzten Meinung, und halte Ihr Unternehmen für verfänglich und die Ausführung für mißlungen jämmerlich, ob es denn meines Amtes geweſen, mich in dieſe Sache zu miſchen, und ob es mir geziemt, mich grade an Sie zu wenden und mir dem Geiſtlichen, grade auf dieſe Weiſe mit Ihnen zu verfahren? Nicht nur Sie werden ſo fragen, ſondern gar ſehr Viele; ich kenne dieſe Sprache ſchon. Dieſe Menſchen, ich meine nemlich die, wer ſie auch ſein mögen, welche auch Sie aufgehezt haben und eingelernt, Menſchen meiner Vermuthung nach, die gern Mißtrauen erregen und Andern üble Händel machen, Menſchen, die, indem ſie Feuer riefen, irgend ein verſtecktes böſes Spiel trieben, ſolche Menſchen machen immer bei ihren jämmerlichen und verruchten Unternehmungen Rechnung darauf, daß ſie faſt allein reden werden. Der eine ſchweigt, denken Sie, weil man doch wieder antworten könnte und das ſeiner Würde entgegen wäre, der andere, damit man ihn nicht für parteiiſch halte, der dritte, damit nicht der und jener ſich beleidigt glaube. Soll dieſer Vortheil immer gelten, der nur den Schlechten zu Gute kommt? Darf man ſchweigen?

Mag man denken über Deutſchlands Beſtimmung, wie man will, wiſſen kann doch niemand, wie es in hundert oder zweihundert Jahren ausſieht, und was die geſchichtliche Entwicklung, die bisweilen Rieſenſchritte macht, herbeibringen wird. Ein Volk übrigens ſind wir Deutſchen ſchon lange geweſen, wenigſtens ſeitdem es eine hochdeutſche Sprache giebt als Träger Einer gemeinſamen Bildung, nur Ein Staat ſind ſie nicht geweſen, und ſie ſcheinen dieſe beiden Begriffe auf eine ganz wunderliche Weiſe zu verwechſeln. Mag man aber darüber denken, wie man will, keiner wird doch das läugnen wollen, daß die deutſchen Staaten feſt zuſammenhalten müſſen, damit das Verſchlingungsſyſtem von Weſten her ſich nicht wieder erneuere. Preußen nun iſt der größte Staat im nördlichen Deutſchland, an den die kleineren ſich halten und dem ſie vertrauen müſſen. Wir haben uns gefreut, daß durch den letzten Krieg ein ſo bedeutender Fortſchritt in dieſer großen Angelegenheit geſchehen iſt, daß Preußen Veranlaſſung gehabt hat, zu zeigen, wie es jedes gemeinſame Intereſſe wahrnimmt, das Wohl der kleinern Staaten im Auge hat und mit ſeinen großen Kräften mehr will als ſich ſelbſt ſchäzen und verſorgen. Und dieſes keimende Vertrauen, die theuer, aber nach unſerm

Gefühl nie zu theuer, erkaufte Frucht ſo großer und ſchöner Thaten ſoll vernichtet werden durch einige trübſelige Schreier, welche einen unſinnigen Eifer anwenden, um Preußen darzuſtellen wie einen Vulkan, der jeden Augenblick anfangen kann zu toben, und aus deſſen Nähe man ſich entfernen muß. Ja, wenn ihr ängſtlichen Mitbürger eure Beſorgniſſe erledigen könntet durch Verhandlungen, die unter uns gepflogen würden, ſo wollten wir uns gern ſchweigend oder anders dazu hergeben. Aber bei dieſer unglücklichen Publicität iſt es nicht die theuerſte Pflicht, daß recht viele Stimmen, namentlich die etwas gelten, könnte es ſein aus allen Gegenſtänden des Staates und aus allen Klaſſen der Geſellſchaft, dagegen aufſtehen, und dies Gewäſch Lügen ſtrafen oder Verblendung? — Ein kühner Entſchluß, gefaßt mitten in der Bedrängniß und in der Schmach, die wir fühlten, endlich auch an den großen Zug des Zerſtörers als ſeine treuen Bundesgenoſſen gefeſſelt zu ſein, ſchmilzt wie ein großer elektriſcher Schlag König und Volk zuſammen, von Einem Sinn und Geiſt, von Einem Verlangen zu Einer That durchdrungen, ſind auf einmal vergeſſen die frühern vergeblichen Seufzer und Wünſche, alle kleine Zerſpaltungen, die entſtehen wollten aus abrathender Bedenklichkeit, hier aus gewaltſamen Voraneilen dort verſchwinden, und im heiligen Vertrauen ſtehn König und Volk feſt ineinander verſchlungen da. Der König erklärt ſeine und ſeines Volkes Sache für Eins und unzertrennlich, und wer hat es nicht gefühlt, daß ſie nicht geweſen flüchtige Aufregung eines erhöhten Augenblicks, deren man ſich halb ſchämt, wenn Ruhe und Beſonnenheit zurückkehren, ſondern er ſtand feſt für immer, das fühlten wir Alle! Und aus der Ferne, nach ſeinem glänzenden Triumphzuge in jene unſelige Stadt, die mit den ſchauderhafteſten Andenken mahnen muß an die Hölle auf Erden, an die Hölle im Herzen, die aus Zwietracht zwiſchen König und Volk hervorgeht, von da begrüßt der König mit königlichen und erhebenden Worten, voll deſſelben Gefühls einer unzertrennlichen Einigkeit und Liebe, die alten und die neuen Unterthanen. Er kehrt zurück, wie lang entbehrt, wie herzlich erſehnt; und das erſte, was ihm entgegen kommt, ſoll nun ſein jenes Argwohn erregende Nattergeziſch, und mit hölliſcher Kunſt ſoll ein dämpfender, verdunkelnder Flor gebreitet werden über die allgemeine Freude? und ſtatt der herzlichen, im Gefühl großer Thaten und einer großen Zeit innigen Freudigkeit, womit Er das große Werk anheben wollte, alle Theile ſeines Reiches inniger zu verſchmelzen unbeſchadet ihrer Eigenthümlichkeit, ſie mit einem noch kräftigern, lebendigern Gefühl der großen Einheit zu beglücken und durch freieren Umlauf und leichteren Gebrauch gemeinnüziger Weisheit und Einſicht das geiſtige Leben des Staates zu erhöhen, ſtatt deſſen ſoll das theure Haupt des Königes umwölkt werden durch geheime, nagende Sorge, ob ſeine großen und weiſen Abſichten nicht ſelbſtſüchtige und zerſtörungsſüchtige Feinde haben in ſeinem Volk? Wenn dadurch, daß Zehn getreue Unterthanen ſich ſchuldig ſtellten und mit dieſer greulichſten aller Schulden belaſtet ihr Leben darböten, der Argwohn gänzlich beſeitiget und für immer abgekauft werden könnte, daß unſere Geſchichte nicht befleckt würde durch einen ſolchen dieſer Zeit und dieſer Thaten ganz unwürdigen Zuſtand — wie gern würden ſie ſich finden! Nun unmöglich iſt, daß es ſo kann zu Ende gebracht werden, ſollen ſich nicht recht viel heitere zutrauliche Stimmen erheben, die jene zerreißenden Töne unhörbar machen? ſoll man nicht die Geißel ſchwingen, um die Luft zu reinigen und den verpeſteten Wahn wegzuwehen? — Wir haben in zwei Kriegen dem franzöſiſchen conſcribirten corrumpirten jakobiniſirten Tyrannen knechtiſchen Heer ein Heer gegenübergeſtellt aus dem Kern des Volkes gebildet und deſſen Tugend und Kraft darſtellend, ein Heer, das größtentheils neu und ungeübt aber wie Minerva aus Jupiters Haupt hervorſprang, die Weisheit im Haupt, den ſtarken Speer in der Rechten ſchwingend und das vorſtemmende Schild des dem böſen Gewiſſen zugekehrten guten Gewiſſens vor der treuen Bruſt, ein Heer das durch wahrhaft fromme Tapferkeit bald ſiegreich jenen falſchen Kriegsruhm hinter ſich wieß, den leichtſinnige Lebensverachtung von wollüſtigem Frevel und niedrier Raubgier eingegeben dem feindlichen Heere verſchaft hatte, ein Heer, das durch Gehorſam und Zucht ſich und das Volk ehrte, und das, wenn es geſiegt hatte, allen perſönlichen Freuden und Früchten des Sieges heldenmüthig zu entſagen wußte, und gern entſagte, um nur nicht in die verlaſſenen Fußtapfen des Feindes zu treten; dieſes Heer kommt nun zurück, denkt ſich zu freuen der vaterländiſchen Fluren, der heimiſchen Liebe und Treue, und das erſte, was es an der Prange vernimmt, ſind dieſe Schimpfreden auf das Volk, mit welchem es ſich innig eins fühlt, als hege es einige Unſinnige ſo in ſeinem Buſen, daß es in Gefahr ſtehe, von ihnen ins Verderben geſtürzt zu werden? dieſe Zornbilder auf unſer Volk, die ohne eine Aehnlichkeit mit der verhaßten franzöſiſchen gewaltſam aufdringen wollen, als Frevel in eben ſo unverſtändigem Gemüth, und daſſelbe Gift in eben ſo ausgebranntem Herzen? Und diejenigen, die in fühlloſer Herzenshärtigkeit unſern Lieben einen ſolchen Empfang bereiten, der ihnen die Heimkehr verbittert und ohne auch die innere ſtille Freude des Herzens über den von Gott verliehenen Sieg verkümmert, die ſollten wir gleichgültig gewähren laſſen? Ja wenn wir durch und durch ein fröhliches Volk wären, und jeder, der gemeinen Sache gewiß in Freude und Hoffnung die kleinlichen Quälereien leicht abſchüttelte! Ja wenn wir Alle ſchon ſeit langen innig in einander verwachſen wären, und jeder ein ſicheres Gefühl hätte, wie weit und wenig dies und jenes wirken kann im gemeinſamen Leben: dann dürfte man ja wol bei dem allen mit bedauerndem Stillſchweigen vorübergehen! Aber wir ſind zerſtückelt geweſen, und einander zum Theil entfremdet; wir haben neue Brüder bekommen, die ſich noch nicht finden können in unſer eigenthümliches Weſen; und auch wir im Mittelpunkt des Staates, wir ſind, ſeitdem wir aus der langen Starrſucht erwachten, durch jenen elektriſchen Schlag noch nicht zur ruhigen Beſinnung gekommen, das geſunde Kraftgefühl nur das allgemeine gegenſeitige Vertrauen muß ſich erſt allmählig ſezen aus der unruhigen Bewegung. Darum wäre Stillſchweigen Verrath! Flattern ſolche Unglücksraben auf, und wollen mit ihren Gekrächze das Land erfüllen und die Grenzen; ſo ſtelle man ein luſtiges Schießen an, jeder der etwas kann, lege ſeinen ſpizeſten Pfeil auf den Bogen, ſuche ſich ſeinen Vogel aus und hole ihn herunter; und iſt es dann ſtille geworden, ſo mögen die richtigern und wohlgefälligern Töne die Luft erfüllen. Sie verſtehen, ich meine jeder müſſe es gerade ſo machen wie ich es gemacht habe, und ich hoffe viel Nachfolger zu finden wenn es Noth thut. Zu beweiſen, daß es keine ſolche Bünde und keine ſolche Bündler giebt, wie ſoll man das anſtellen wenn niemand mit beſtimmten Angaben heraustritt, die man widerlegen kann? Alſo bleibt nichts übrig, als weil alles falſche gewiß auch ſchlecht iſt, und wenn jemand etwas vorgiebt wohinter nichts iſt, dieſes ſich auch muß nachweiſen laſſen, daß man ſich über jede Flugſchrift, die in dieſem Sinn und Geiſt geſchrieben iſt, hermache, und zeige, wie gar ſchlecht und erbärmlich ſie iſt, wie ſtumpf und krizlich jede, auch ſonſt gute Feder, werden muß, ſobald ſie dieſem feindſeligen Unternehmen dient. Das habe ich nun verſucht, an Ihrer Schrift zu zeigen; ich hoffe, es iſt mir gelungen und der Pfeil iſt nicht ſtumpf geweſen; und ſo muß und wird es bei jeder andern gelingen und erreicht wird meine Hauptabſicht, abzuſchrecken, daß ſolches Geſchreibes nicht mehr werde, wenn noch ein Paarmal daſſelbe geſchieht.

Wenn dieſes nun nöthig und nützlich war, warum ich es gerade gethan? Dieſe Frage freilich brauchte ich ja nur Ihnen zurückzuſchieben; aber da ich mich nicht ſcheue, ſie zu beantworten, ſo ziehe ich dies vor. Zu jeder Handlung, die recht gethan werden ſoll, gehört ein innerer Beruf und eine äuſere Veranlaſſung. Der innere Beruf iſt hier nur der eines guten Bürgers, den ich eben auseinander geſezt, ein Beruf, der dem vorzüglich mag gegönnt bleiben, dem nicht vergönnt geweſen iſt, etwas für das Vaterland zu thun, und den der vorzüglich ausüben mag, der, wenn es einmal auf reden ankommt, die Rede zu handhaben weiß. Die Veranlaſſung? Nun, Niebuhr ſchrieb vor Andern, weil grade ihn Niemand je beſchuldiget hat, daß er an geheimen Verbindungen Theil gehabt. Gut! ich ſchreibe, weil ich ſehr gut weiß, es iſt eine weit verbreitete Meinung, ich habe recht tief in geheimen Geſellſchaften geſteckt. Darum wünſchten Viele, daß ich ſchreiben möchte, und darum habe ich es gethan; und um ſoviel zu thun als ich könnte für dieſen Zweck, habe ich recht derb und tief in das Weſpenneſt geſtochen, deſſen ſummende Bewohner jezt auszufliegen ſcheinen. Sollte ich auch dieſen Beruf des guten Bürgers deshalb unerfüllt laſſen, weil ich ein Geiſtlicher bin? Wenigſtens der Ton, der ſcharfe ſpöttiſche Ton, die bittern, harten Worte, wird man ſagen, ziemen dem Geiſtlichen nicht. O ich weiß, ſie ſagen das! ſie wollen immer nur Milde und Schonung, aber keine harte Rede, und vorzüglich kein ſtrafendes Wort vom Geiſtlichen, und dazu noch, ich weiß nicht welches unbekümmert ſein um die Welt, als ob die Kirche, mit der er es zu thun hat, außer der Welt läge! Aber das liegt hinter mir, und niemand ſoll mich lehren, was dem Geiſtlichen zieme. Haben Sie nie gehört von dem Otterngezücht der Phariſäer und Heuchler? iſt das ſtachlige Wehegeſchrei nicht zu ihren Ohren gedrungen über die verkehrte Art, die von Johannes ſagte, er habe den Teufel, und von Jeſu, er ſei ein Freſſer und Säufer und der Zöllner und Sünder Geſell? Kennen ſie die Geißel nicht, die unmittelbar am Tempel geflochten wurde und geſchwungen gegen die, welche das Heiligthum profanirten, und ſind Eintracht und Vertrauen kein Heiligthum? — Mit dem Erlöſer vergleicht er ſich! werden ſie nun ſchreien. Ja wohl, ſo muß ich es! das muß meine Rechtfertigung ſein; was für ihn nicht zu wenig milde war, für ihn nicht zu leidenſchaftlich, das darf ich auch thun im ähnlichen Falle! Und haben ſie den Apoſtel vergeſſen, der auch ſeine Gemeine betrübte und ſich freute, daß die Betrübniß recht tief durchgedrungen war durch Mark und Bein? und haben ſie Martin Luthers ſcharfe Stachelreden vergeſſen? und wenn ich einen geringern anführen ſoll, Göze's Polemik, die doch niemand ungeiſtlich ſchalt? ich darf die wol anführen, denn ich beſorge nicht ſehr, daß Sie werden zum Leſſing werden an mir. — Nach ſolchen Beiſpielen finde ich es alſo ſehr geiſtlich, diejenigen auch mit Skorpionen zu züchtigen, die in dieſer Zeit ſolchen Unfug anrichten, Mißtrauen ſtiften wollen zwiſchen Völkern und Fürſten und leere Angebereien, wodurch nur das Volk geſchändet wird, zu den Fürſtendienern zu tragen, von denen manche ſonſt ſehr achtungswerthe noch aus alten Zeiten für Argwohn am meiſten empfänglich ſind. Daß ich mir nun grade Sie ausgeſucht habe vor allen Andern, die etwa ſchon gekommen ſind, denn mir kann manches entgangen ſein, oder noch kommen werden, das müſſen Sie mir nicht verargen. Theils mochte ich mich mit dem erſten beſten obſcuren Unbekannten nicht einlaſſen ſchon deshalb, damit nicht die klatſchluſtige Welt irgend ein Geſchichtchen wahr oder falſch auffinde und dann ſogar Rache hätte mich getrieben oder dies und das. Aber zwiſchen Ihnen und mir iſt doch bis jezt nicht das mindeſte aufzufinden, woran die liebe Welt ſo etwas knüpfen könnte. Wir haben als Collegen freundlich, ja wirklich theilnehmend mit einander gelebt, Sie ſind aus freier Wahl und Zuneigung mein Kirchkind geworden mit den Ihrigen, und der Welt bleibt kaum eine andre Wahl übrig für ihr Urtheil über dieſes Schreiben, ſie muß es entweder für die leichtſinnigſte, unmenſchlichſte Bosheit halten, oder für reinen Eifer um die Sache, der jede Rückſicht hintanſtellt und keine Schonung kennt, und dieſe Wahl ſoll ſie haben! Theils auch habe ich Sie gewählt einzeln, um ein klares Bild der Perſon immer vor Augen zu haben, Ihre Stellung im Staat und in der gelehrten Welt; das wohlwollende Verhältniß zwiſchen uns hat mir immer vorgeſchwebt, und ſo iſt mein Eifer gegen Sie ganz rein geblieben: ich habe Sie nicht ohne das wehmüthigſte Gefühl betrübt, nur um Sie aufzuregen, daß Sie ſehen möchten, wie wenig Sie Ihrer würdig erſcheinen in dieſer Richtung. Man ſehe nur auf die politiſchen Grundſäze über Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung, zu denen Sie Sich bekannt haben und noch bekennen, denn ich glaube nicht, daß Sie ſie geändert haben; man ſehe auf den Ruhm reiner Vaterlandsliebe, den Sie Sich erworben haben, und auf den ſittlichen Charakter der Unbefangenheit, der Offenheit unter dem Sie bekannt ſind, man ſehe endlich auf Ihre ſchriftſtelleriſche Laufbahn: in keiner Hinſicht erſcheinen Sie hier Ihrer würdig. Das mußte ich Ihnen zeigen, und wie Sie Sich ſelbſt eben ſo ſehr zum Schaden gehandelt haben als der gemeinen Sache, gewiß nicht aus eignem Antrieb, ſondern indem Sie fremden Eingebungen Gehör gaben. Ich bin, wie bitter auch die Rede klingt, ohne Bitterkeit geblieben in meinem Herzen, mit der Liebe zu Ihrem Wohl. Und darum hege ich auch die Hoffnung, Sie werden von dieſer Verirrung zurückkommen, und dann auch gewiß durch neue Verdienſte den Ruf wieder haben, der ſich jezt vielleicht verdunkelt hat, und die Gemüther wieder gewinnen, die Sie Sich jezt entfremdet haben.

Nachſchrift.

Nachdem das obige alles geſchrieben war und ſogleich ſollte zur Drukerei geſchikt werden, erſcheint Ihre zweite Schrift. Dieſen Vogel ſchieße ich nicht herunter! mag es ein Anderer thun, wenn es nöthig iſt! Das glaube ich aber kaum; denn er flattert ſo unſtät und wunderlich, als ob er jeden Augenblik, ich weiß nicht wie bezaubert, von ſelbſt zur Erde fallen wollte. Einiges nur muß ich doch bemerken. Zuerſt danke ich Ihnen für die Worte, die ich zum Motto genommen habe; es freut mich zu ſehen, daß ich Ihnen ganz genehm handle, indem ich dieſes Schreiben bekannt mache! Dann muß ich es doch wohl, um allen Mißverſtand zu verhüten, ausdrüklich ſagen, daß Ihre Antwort an Niebuhr mich nicht veranlaßt hat, irgend etwas an meinem Schreiben zu ändern, vielmehr hat ſie mich in dem meiſten noch beſonders beſtärkt. Ich ſagte zum Beiſpiel: Ihre Schrift würde noch eine Nummer ſchlechter ſein als ich ſie dargeſtellt, wenn Sie wirklich etwas wüßten von jezigen Bündlern, und doch ſo ſchrieben. Sie merkten es meinen obigen Worten gewiß an, daß mir etwas ahnete, ich wollte es Ihnen nur nicht auf den Kopf zuſagen, ſondern blieb bei der mildern Vorausſezung, Sie wüßten nicht mehr als ich. Aber ſoviel iſt es nicht mit Ihrem Wiſſen, daß ich irgend etwas von meiner Anſicht der Sache zurücknehmen möchte. Das meiſte iſt doch wieder nur das Gerücht, Sie nennen uns die vornehmen Quellen, ein hochverehrter Reiſender, ein hoher Fremder, und Sie proteſtiren auf das kräftigſte gegen Ihre Verpflichtung, dem Gerücht auf den Grund zu gehen. Dann kommen wieder einige kritiſche Combinationen, eine Schrift die es verbürgt, daß ſie von einem Initiirten iſt, untergeſchobene Briefe, allerlei halb erzählte Anekdoten — ſo weit, mein Theurer, wiſſen Sie immer noch nichts, und ich muß nur klagen, daß Ihnen, wie es denen zu gehn pflegt, die nicht haben, auch das genommen wird, was Sie hatten, Sie unterſcheiden jezt nicht mehr die beiden Generationen von Vereinen, Sie wollen nicht mehr wiſſen, daß die ältere ſich aufgelöſt, Gott bewahre! Sie rühren vielmehr alles ſo bunt als möglich durcheinander. Warum hat auch Niebuhr ſo beſchwerliche lahme Diſtinctionen erſonnen zwiſchen Parthei, Sekte und Verein, daß Sie nur durch jene natürliche Verwirrung am beſten zeigen können, wie alles, alles durcheinanderlaufe, ſo arg, daß ſich der Schwindel faſt dem Leſer mittheilt. Aber nun kommt der Brief, der Eid, der Revers, die geheimen Namen! Ja nun wiſſen Sie etwas, und ich werde ganz neugierig, wiewol mir ein Gedanke durch den Kopf läuft, daß dies etwas ausſehe wie ein Orden, womit die Schulknaben ſpielen. Nun, daß nur meine Neugierde auch befriedigt wird, wenn die unterrichtete Behörde früh oder ſpät ſelbſt etwas mittheilt, ich will nichts vergeſſen! daß nur aber alles was der Dienſteifer dieſer verehrten Männer ans Licht bringt, auch genau ſtimmt mit Ihren ſechs bündleriſchen Kennzeichen! Es iſt dankenswerth, daß Sie ſie ſo nummerirt haben, wenn uns gleich etwas dabei verloren gegangen iſt, wir wiſſen ſchon wo wir es einzuſchalten haben: Ja dieſe Zuſammenſtimmung fordere ich; ſonſt glaube ich doch nicht, daß Sie das gewußt haben, wovon ich behauptete, Sie wüßten es nicht. Und ehrlich geſagt, ich vermuthe nicht, daß Sie es durchſezen. Denn ich denke ſo: Soll jeder Bündler alle ſechs Kennzeichen haben? das geht doch wol ſchwerlich an! Es iſt freilich viel, ſehr viel collectirt worden in dieſen Kriegesjahren, aber da ſo ſehr viele collectirten, die notoriſch keine Bündler ſind, Frauen und auch ganz bedeutende Männer, und ſolche giebt es doch nicht unter den Bündlern, wie Sie verſichern. Soll wirklich auch noch jeder Bündler collectirt haben und ſelbſt nichts gegeben? Wollen Sie aber an einzelnen dieſer Kennzeichen, den bedeutenden Männern warnend, die Bündler verrathen: ſo kann doch wol mancher beſonnene Anſichten verunglimpfen, der kein Bündler iſt, denn ſonſt könnten ihrer gar zu viel ſein, und uns müßte wieder bange werden. Bedenken Sie nur, wenn das alles nicht recht rein heraus kommt, ſo ſind Ihre Kennzeichen doch immer nur, was eben Niebuhr tadelt, perſönliche Andeutungen, die eben ſo gut Perſonen treffen können, welche keine Bündler ſind.

Aber das hätte ich doch zurücknehmen müſſen, daß Sie durch Ihre Schrift grade den höchſten Polizeibehörden nicht die größte Achtung beweiſen, da Sie ja der ganzen Welt erzählen, daß Sie grade mit den Polizeibehörden in Mittheilung von Notizen ſtehen! Nein, ich kann auch das nicht! Denn mir iſt doch noch bange, Sie haben dieſe Behörde zu zeitig unterbrochen ſchon durch Ihre erſte Schrift und noch mehr durch die mehr verrathende zweite! ich kann es nicht glauben, daß der Polizeibehörde dieſes hin und her ſchreiben angenehm werden kann! man kann nicht wiſſen, was bei ſolchen Gelegenheiten ans Tageslicht gezerrt wird! Und ohne Nuzen für Sie! Denn, laſſen Sie mich dieſe kühne Vermuthung ausſprechen, ich möchte alles wetten, daß zwiſchen den Notizen, die dieſe Männer Ihnen gütig mitgetheilt und Ihren Deklamationen und Kennzeichen nie ein realer Zuſammenhang an den Tag kommen wird. Oder ſollten Ihre ſechs Kennzeichen wirklich ſchon in dem Eide ſtehn und die Vertröſtungen auf ein Gouvernement, oder wenigſtens auf ein reichliches Einkommen in dem Gegenrevers? Und zwar, wenn auch nicht mit dürren Worten geſagt, doch wenigſtens etwas mehr als klärlich gepredigt, denn das iſt ja auch gar zu wenig.

Ferner bemerke ich, daß Sie nun in Ihrer zweiten Schrift S. 9. wirklich ſchon in der Stille an die gutmüthigen Leſer appelliren, welche die Vertheidigung gegen die Chronik für die Hauptſache halten können; denn die Polemik gegen die Vereine iſt nur ein Zuſatz! Wirklich! Ziehen Sie Sich ſchon jezt dahinter zurück, nachdem erſt Einer aufgeſtanden iſt, der an dieſer Diatribe kein Ergözen gefunden hat. Und immer noch mehr ſolcher Schriften? Nun Glück zu! Was ſich aber in Ihrer zweiten Schrift wieder ſehr breit macht, noch mehr als in der erſten, das iſt die Abſicht, nicht Ihre, ſondern Ihrer Schrift! ich fahre noch fort, beides zu unterſcheiden, ordentlich hartnäckig zu Ihrem Vortheil! die Abſicht, jedem, der eine Verfaſſung wünſcht, durch den eingeſchlichenen Zuſaz, eine Verfaſſung, welche die Macht der Fürſten ſchwäche, als einen Hochverräther zu bezeichnen, um dadurch allen Wortwechſel über dieſen Gegenſtand zu hindern. Denn wer wird es darauf wagen wollen, daß er immer beweiſen könne, die Verfaſſung, die er meine, könne niemand für eine ſolche halten, welche die Macht der Fürſten ſchwäche. Es freut mich, daß mir dieſe Abſicht ſo richtig geahnet und ich gerade dieſen Punkt recht ausführlich berührt habe. Ich darf hierüber reden, denn nie habe ich, weder öffentlich noch im Geſpräch, ein ungeduldiges Wort hierüber verloren, weil noch immer meine Freude an der Langſamkeit erklärt, womit die Regierung zu Werke geht, meine Ueberzeugung von der großen Weisheit und den behutſamen Vorbereitungen, deren es dazu bedürfen würde. Ich wiederhole es, dieſe übel verborgenen Inſinuationen dürfen die guten

Unterthanen unſeres Königes nicht leiden, nicht leiden, daß Er, der eine Verfaſſung ſeinem Lande zu geben verſprochen, als ſein eigner Feind oder als von Feinden umringt dargeſtellt werde. Oder die Regierung dargeſtellt, als müßte ſie die Furcht vor ſolchen denuncirenden Schriftſtellern zu Hülfe nehmen, um ſich etwa zu retten gegen zudringliche Forderungen, womit ſie beſtürmt würde! Wahrlich, es würde ihr und dem Volk zur Unehre gereichen, wenn dieſe Meinung ſich verbreitete.

Eine Stelle aber, werden Sie vielleicht meinen, müßte ich doch wol nach Ihrer zweiten Schrift ſtreichen in meinem Schreiben, die Hauptſtelle nemlich, worin ich mein Gefühl ausſpreche, daß man zu dieſer Zeit am wenigſten ſo beunruhigende und verunehrende Reden verbreiten ſolle. Denn, Sie ſagen es uns nun ja deutlich, Sie haben nicht das Ausland beunruhigt und das Volk verunehrt, ſondern gerühmt haben ſie dieſes und beruhigt jenes! Freilich, es klingt ſehr ehrend daß die Bürger aller deutſchen Lande ſich fürchten vor dem hirngeſpinſtigen Unternehmungen einer verborgenen Klike, von der man damals noch nicht ſo beſtimmt wußte, wie Sie uns jezt verſichern, daß ſie keinen einzigen bedeutenden Mann an ihrer Spizze oder zu ihrem Schuze hat! Sehr beruhigend klingt es, wenn Sie daſſelbe aufwiegelnde Treiben denunciren, durch welches Frankreich und Europa zu Grunde ging, und deſſen erſte Opfer die Beſten werden von denen, die ſich darin verwickeln! das klingt nicht als wenn die ganze franzöſiſche Revolution ſchon die Treppe herauf käme zu Ihnen, ſondern ganz beruhigend klingt es! Ganz beruhigend vollends, daß Deutſchland eben noch nicht Urſache habe zu zittern, wenn nur die Fürſten es Alle ächt deutſch meinen mit dem deutſchen Bunde! Dies alles zuſammen, wenn man nur auf den Gebrauch der Redensart ſieht, bedeutet gerade ſo viel als ob Sie geſagt hätten, lieben Leute, laßt euch doch ja nicht ſtören! Bündler giebt es zwar, aber es ſind, ich weiß es genau, nur eine Handvoll elender Schwächlinge von Schreiern hier und am Rheine zerſtreut, und wenn ſie auch wirklich Revolutionen anrichten wollen und Gouverneurs werden, Fürſten abſezen oder zu Pairs degradiren und Kaiſer einſezen: ſo ſind das ja, da die Leute gar keine bedeutende Verbindungen haben, nur lächerliche Reden, die Polizei iſt ihnen ſchon auf der Spur und nächſtens werdet ihr ſie ſpazieren ſehen, die einen in die

Zucht, die andern in die Narrenhäuſer! Freilich Ihre Deklamation iſt kein Berggekreiſe, ſondern die ganz einfache gelegentliche Hinweiſung auf das kleine Mauſeloch, vor dem die Falle ſchon aufgeſtellt iſt! und wenn nicht ein Reiſender und ein Fremder bei Ihnen vorgeſprochen hätte, ſo hätten wir das auch entbehren müſſen und Ihre Vertheidigung gegen die Chronik ohne Zuſaz bekommen.

Schließlich muß ich Ihnen doch noch bekennen, daß ich die Niebuhrſche Schrift wirklich zweimal geleſen, zum zweitenmal, um mich in der freilich nicht für Alle gleich leichten, aber doch klaren Rede, in der man es mit beſtimmten Ausdrüken zu thun hat, zu ergehen von der ſchwindelnden Verwirrung Ihrer zweiten Schrift! Und ich bin faſt in Verſuchung, Sie noch einmal zu leſen, um recht zu begreifen, was Sie ja auch nicht begreifen, wie dem armen verrükten Manne, denn ſo nennen Sie ihn deutlich am Ende Ihrer zweiten Schrift, wie doch dem die goldenen Worte über die Repräſentation gekommen ſind, welche in der Hauptſache Ihre eigenen Grundſätze enthalten. Nehmen Sie es ihm nur nicht übel, daß er ſie geſchrieben! es muß doch erlaubt ſein, wenn man gegen Sie ſchreibt, nebenbei auch noch etwas anderes zu ſagen. Auch in meinem Schreiben ſteht manches offenbar und zwiſchen den Zeilen, was nicht wider Sie iſt.

Es ließe ſich noch manches ſagen über Ihre zweite Schrift; aber wozu. Daß ſie leider Ihrer als Staatskundigen, als Rechtsgelehrten, als Schriftſtellers und auch in allgemein menſchlichen Beziehungen noch weniger würdig iſt als die erſte, das wird, fürchte ich, ein ziemlich allgemeines Urtheil ſein. Möchten Sie ruhig genug ſein, es ſelbſt zu fühlen, ſo könnte dies am erſten Sie zu der Ueberzeugung bringen, daß Sie in guter Meinung einen unrechten Weg eingeſchlagen haben, von dem Sie beſſer thun würden, je eher je lieber und um jeden Preis umzukehren.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An

Herrn Oberhofprediger D. Ammon

über

ſeine Prüfung

der

Harmſiſchen Säze.

Von

D. F. Schleiermacher,

O. O. Lehrer der Theologie an der Univerſität zu
Berlin.

Berlin 1818,
in der Realſchulbuchhandlung.

Ew. Hochwürden werden ſich vielleicht ſchon gewundert haben, daß ich Ihre lezte freundſchaftliche Zuſchrift vom 12ten Decemb. v. J. nicht auf der Stelle beantwortet; allein die bildlichen Ausdrükke, in denen Sie größtentheils ſprachen, wollten mir ſo wenig deutlich werden, daß ich lieber meine Antwort ausſezte, bis ich würde geleſen haben, worauf Sie mich verwieſen, nämlich wie Sie ſich über den Hauptgegenſtand Ihres Briefes, über die Angelegenheit der Kirchenvereinigung öffentlich ausgeſprochen. Auch das freilich ſollte mich eigentlich ſo lange nicht aufgehalten haben. Indeß Sie hatten mir ſo wenig angegeben, wo ich Ihre Aeußerungen ſuchen ſollte, daß ich, der ich ſelten über die neueſte Litteratur die neueſten Nachrichten habe, mich ſchon auf das Abwarten legen mußte; und erſt kürzlich, als ich Ihre Prüfung der Harmſiſchen Theſen zur Hand bekam, merkte ich, daß dieſe zugleich Ihre Anſicht über die Kirchenvereinigung, der ich ſo lange vergeblich nachgeſpürt, in ſich ſchließe. Soll ich Ihnen nun alles erzählen mit derſelben Offenheit und Unbefangenheit, die ich in dem wenigen Briefwechſel, den wir mit einander geführt, immer zu Tage gelegt habe: ſo geſtehe ich ehrlich, daß Ihre Lobpreiſung jener Theſen und Ihre Darſtellung der Wirkungen, welche ſie hervorgebracht, mich gar ſehr überraſcht hat. Von dieſen Wirkungen iſt mir überhaupt hier ſehr wenig zu Geſicht gekommen, ohnerachtet wir hier zu Lande uns ſeit geraumer Zeit doch weder ſehr leichtſinnig noch ſehr unbeweglich und träge erwieſen haben; aber von dieſen Theſen hat man einige Tage nach beiden Seiten hin geſprochen, ſehr ruhig und mäßig im Lob und Tadel, ſo daß es bei uns entweder keine Sadducäer und ſichern Sünder und politiſchen Klüglinge giebt, oder daß die unſrigen durch andere Mittel wollen aufgeregt ſein, als durch ſolche Theſen. Dieſelbe Ruhe und Mäßigung finden Sie, Verehrteſter, auch in dem, was, leider nur über einen Theil dieſer Theſen, ein achtungswerther und hofnungsvoller junger Geiſtlicher bei uns geſagt; und in der That wüßte ich auch *Herrn Harms* nichts beſſeres zu wünſchen, als daß dieſe Theſen, die ſo ſehr viele Blößen geben, bald vergeſſen würden. Ich achte *Herrn Harms* als einen wohlgeſinnten geiſtreichen und von einem edlen Eifer beſeelten wahrhaft chriſtlichen Mann, und freue mich ſeiner ausgebreiteten Wirkſamkeit; er wird gewiß immer ein geſegneter Geiſtlicher ſein, und ich wünſche nur, daß ihm Freunde und Feinde Ruhe laſſen, ſich in ſeiner rechten Stellung feſtzuſetzen. Wiewohl zu tadeln habe ich von jeher manches an ihm gehabt, denn Katechismen mit neuen zehn Geboten, und Predigten ohne Bibeltext wollen mir nicht gefallen; den erſteren würde ich nie gebrauchen, und die letzteren würde ich als geiſtlicher Obere gewiß nicht dulden. So auch, als dieſe Theſen mir angekündigt wurden, war mir gleich bange, wie ſich der liebe Mann aus dieſer Sache würde gezogen haben. Schon die Form, die ich von alten Zeiten her aus eigner Erfahrung kenne, iſt nicht wenig ſchwer und gefährlich, und nun gar mit ſeinen eignen Theſen ſich an Luther anſchließen, ja ſie als eine Ueberſetzung der ſeinigen, bei der ja doch der Geiſt ganz derſelbe bleiben ſoll, in das Bedürfniß unſeres Jahrhunderts aufſtellen, dies ſchien mir ein ſehr gewagtes und faſt anmaßendes Unternehmen, und ich war neugierig, was doch Herr Harms uns bringen würde von gleicher Einheit in ſich, von gleicher Wichtigkeit für die jezige Kirche, und wovon er gleichen Einfluß fordern und erwarten könnte. Natürlich, als ich ſie bekam, ſuchte ich zuerſt nach irgend einer durchgeführten Parallele mit Luthers Theſen; davon mußte ich aber gleich abſehn, indem ſchon die Inſchrift ſagte, daß dieſe Theſen nicht wie Luthers Einen Gegenſtand ins Auge faßten, ſondern gegen allerlei Irr- und Wirrwiſſen gerichtet ſeien, Ausdrücke, die mir ſchon wenig Aehnlichkeit mit Luthers Kernſprache verriethen, da ja Wiſſen weder irren noch wirren kann; und Sie, Theuerſter, vermehren noch des Mannes Sünden dieſer Art, indem Sie ihn von einer Vernunft reden laſſen, welche den Mond für die Sonne anſieht. Herr Harms fängt zwar bald damit an, daß er ſich einen Pabſt macht, gegen den ſeine Theſen ſollen gerichtet ſein, oder vielmehr zweie für einen, die Vernunft und das Gewiſſen. Aber weder hält er dieſe mit ihren Anſprüchen ſo feſt im Auge wie Luther, noch verfährt er ſo ſonderlich mit ihnen, und ſcheidet ſo ihre Tezels und ihre Curialiſten von ihnen ſelbſt, wie Luther es that. Und doch gehn Herrn Harms Vernunft und Gewiſſen offenbar weit näher an, als Luthern der Pabſt zu Rom, und er hat ſchwerlich ſolche Dinge von ihnen ſelbſt mit Augen geſehen, wie Luther von ſeinem Leo. Kurz dieſe Theſen mit ihrem Hin- und Herfahren über gemeinſame Gebrechen und locale, über nahes und fernes, über dem Verfaſſer bekanntes und unbekanntes, mit ihren halbwahren Orakelſprüchen und ihren die Mühe nicht lohnenden Räthſeln, mit ihrem bunten aus verſchiedenen Manieren gemiſchten Styl, mit ihrem Haſchen nach Schimmer und Wiz haben auf mich gar wenig Eindruck gemacht, als das Bedauern, zu ſehen, daß der Verfaſſer, der ſonſt ſchon ſoviel ſchönes hervorgebracht, ſich hier übereilt und fehlgegriffen habe. Wie Blize ſind ſie mir gar nicht vorgekommen, die doch immer, wenn ſie auch nicht wirklich zünden, die Kraft haben einzuſchlagen und zu zünden, ſondern wie Raketen, von denen die meiſten theils nicht ſteigen wollen, theils zu früh plazen. und nur wenige ihren Lauf ſchön und regelmäßig vollenden; aber auch die ſind dann doch nur ein vergängliches Luſtfeuer. Und hinter dem gründlichen Ernſt, der einfachen Kraft und der frommen Milde der lutherſchen Theſen mußten dieſe deſto mehr verlieren. Daß nun aber Sie, Verehrteſter, dieſe fünf und neunzig Säze ſammt und ſonders für alte Wahrheiten anſehen, das kam mir ganz unerwartet, theils weil manche gar zu auffallend falſch ſind, theils weil mir ſo manches noch neuerlich aus Ihrer Dogmatik erinnerlich war, was mit dieſen Säzen gar nicht ſtimmen wollte. Ueber einiges erlauben Sie mir ſchon, daß ich Sie frage, und zwar, wie es mir eben einfällt, ohne einer beſtimmten Ordnung zu folgen. Glauben Sie denn wirklich, Verehrteſter, daß Calixtus, indem er die Tugendlehre von der Glaubenslehre trennte, die ſchwere Sünde begangen hat, dem Gewiſſen den Stuhl der Majeſtät zu ſezen, und daß Kant es wirklich hinauf geſezt? In Ihrer chriſtlich religiöſen Moral meinten Sie doch noch, die Kantiſche Formel wäre eben nicht von den Ausſprüchen Jeſu ſelbſt verſchieden, und ſonach hätte, wenn Kant das Gewiſſen auf den Majeſtätsſtuhl geſezt, nach Ihrer damaligen Meinung Jeſus ſelbſt es hinauf geſezt? Und wenn es ſo ſündlich iſt, die Tugendlehre von der Glaubenslehre zu trennen: haben Sie nicht daſſelbe gethan, indem Sie eine Moral geſchrieben, die ein von Ihrer Dogmatik ganz getrenntes Buch iſt? und haben Sie nicht daſſelbe noch jezt als heilſam anerkannt, indem Sie uns Ihre Dogmatik aufs neue geſchenkt, ohne ihr die Moral wieder einzuverleiben? Herr

Harms freilich ſcheint in ſeinen wohlgemeinten Eifer zweierlei zu verwechſeln, die Tugendlehre von der Glaubenslehre trennen, und das Gewiſſen vom Worte Gottes trennen. Nur durch lezteres wird ihm der Stuhl der Majeſtät, um mit Herrn Harms zu reden, geſezt. Das hat aber Calixtus gar nicht gethan, denn ſeine theologiſche Moral ruht gar ſehr auf dem Wort Gottes Daß aber die Glaubenslehre nach dem Wort Gottes und die Tugendlehre nach dem Wort Gottes von einander getrennt werden, und weiter hat Calixtus nichts gethan, das billigen Sie ja gewiß noch. Warum laſſen Sie alſo den braven Mann und alle ſeine Nachfolger, ſich ſelbſt eingeſchloſſen, von Herrn Harms verunglimpfen, und ſagen ihm nicht vielmehr, daß daſſelbe auch er ſelbſt billigt in ſeiner neunten Theſe? Denn wenn der Glaube einen andern Antichriſt hat, als das Handeln: ſo wird es gewiß auch gut ſein, jedem dieſer Antichriſten eine eigne Lehrfeſtung entgegenzuſtellen. — Ferner, iſt Ihnen denn das eine alte Wahrheit, daß die chriſtliche Religion ganz verworfen werden muß, wenn ſie ſo weit verworfen werden ſoll, als ſie nicht mit der Vernunft übereinſtimmt, das heißt alſo, daß ſie gar nicht mit derſelben übereinſtimmt? Sie führen zwar von dieſer Theſis nur den Schluß an, aber Sie widerſprechen ihr doch nicht, und alſo gehört ſie mit unter die alten Wahrheiten. Die Vernunft ſoll doch hier gewiß nach Th. 34. die Vernunft als eigene Geiſteskraft ſein, welche Religion weder lehrt noch ſich lehren läßt. Nach §. 18. Ihrer Dogmatik aber iſt der beſte Beweis für die Wahrheiten der geoffenbarten Religion, die Uebereinſtimmung der Lehre mit der geiſtigen oder vernünftigen Natur des Menſchen. Das ſcheint nun freilich die andere Vernunft zu ſein, der Inbegriff aller den Menſchen auszeichnenden Geiſteskräfte; allein es ſcheint auch nur ſo, denn Ihr §. redet doch von Beweiſen, und empfiehlt durch und durch das Erforſchen der Wahrheit. Auch jene Uebereinſtimmung alſo muß als Beweis eine erkannte ſein, und unter den ſämmtlichen den Menſchen auszeichnenden Geiſteskräften iſt die beſondere Geiſteskraft, welche wir Vernunft nennen, allein die, welche ſich mit dem Erforſchen und Beweiſen abgiebt. Alſo iſt wol Ihr ganzer Beweis eine Vernunftſache; oder wenigſtens werden Sie mir zugeben müſſen, daß die Vernunft als eigne Geiſteskraft mit zu denen gehört, welche den Menſchen auszeichnen, und daß alſo, wenn die Wahrheiten der geoffenbarten Religion mit der Geſammtheit dieſer Kräfte, mit der vernünftigen Natur übereinſtimmen ſollen, ſie auch jener einzelnen Geiſteskraft der Vernunft nicht widerſprechen dürfen. Und fühlen Sie es denn nicht wenigſtens jezt, indem ich ſo ſchwerfällig darüber habe reden müſſen, wie unvollkommen gerade für ſolche Theſen Herr Harms ſeine Sprache gewählt und ausgebildet hat? Oder iſt auch das eine alte Wahrheit mit dieſem doppelten Sprachgebrauch des Wortes Vernunft, und heißt nicht vielmehr der Inbegriff der den Menſchen auszeichnenden Geiſteskräfte niemals Vernunft, ſondern nur ſeine Natur deßhalb vernünftig, weil alle dieſe Kräfte durch das Hinzutreten jener Einen, welche eigentlich Vernunft heißt, und ihr dienend andere und höhere geworden ſind, ſo daß es wirklich gar keinen doppelten Sprachgebrauch hier giebt? Aber wenn Th. 35 nun gar die Vernunft herzlich und gemüthlich ſich gebehrdet und ſpricht: ſo iſt das freilich für Theſen, die neben den lutheriſchen angeſchlagen werden ſollen, und zur Vertheidigung bereit ſind, ein unerhörter Sprachgebrauch, bei dem mir grün und gelb vor den Augen wird. Daſſelbe begegnet mir, wenn in der 39ten Theſis die Vernunft ihren Verſtand hat, und das Herz auch ſeinen aparten Verſtand, und jedes von beiden mit dem ſeinigen einer andern

Welt zugekehrt iſt. Solche Theſen wird nun freilich nicht leicht jemand angreifen; aber ſollten ſie vertheidigt werden, ſo hätten auch alle ächten Lutheraner genug daran zu thun. Warum machen gerade Sie, Verehrter, allen denen, die ſich in ſolchen Dingen gern klarer Gedanken erfreuen, den Schmerz, alles was nun mit ſolchen Worten geſpielt wird, für alte Wahrheiten zu erklären? doch Sie ſehen, wie es geht, wenn man ſich keine feſte Ordnung vorſezt! dies wäre ein herrlicher Epilog geweſen, und nun kommt es mir zur Unzeit in die Mitte; denn ich habe noch einige Fragen auf dem Herzen. — Iſt nämlich dies auch eine alte Wahrheit, oft genug geſagt iſt es freilich, in der 67ſten Theſis, daß es ein ſonderbares Verlangen ſei, den neuen Glauben zu predigen, von einem Stuhl, den der alte geſezt hat? Soll man das etwa auf Luthers Grabe ſagen, deſſen Stuhl auch noch der alte Glaube geſezt hatte, und der nicht herunterſtieg, als er ſich von dieſem losſagte? Wollen Sie dieſe Theſis anſchlagen in Herzog Georgens Hauptſtadt? — Unterſchreiben Sie auch die 50ſte Theſis und erwarten große Wirkung von ihr, daß durch die ſymboliſchen Bücher dafür geſorgt ſei, daß das feſte Bibelwort niemand drehen könne? Kann dafür auf dieſe Art geſorgt werden, wenn nicht die ſymboliſchen Bücher, wie auch die 83ſte Theſis ſagt, die feſte Norm aller Auslegung und aller dogmatiſchen Speculationen ſind, über welche Niemand hinaus darf ohne ſich von der Kirche zu trennen? Auch das iſt freilich alt, eben ſo alt wie das, wobei ich noch immer herzhaft beharre, daß eine Kirche, welche dies behauptet, ihrem Princip nach nicht evangeliſch iſt, ſondern traditionell wie die römiſche, mag ſie noch ſo viel Dogmen und Gebräuche geändert haben. Aber ich glaubte immer in dieſem Punkt Sie zum Glaubensgenoſſen zu haben, und wenn Sie jenes wirklich behaupten, was machen Sie in Ihrer Dogmatik mit allen kritiſchen Erläuterungen der kirchlichen Lehren? Denn wenn auch das Reſultat nicht immer gleich klar vor das Auge tritt, ſo ſieht doch wohl jeder, daß ſie in vielen Fällen ganz anders geſtellt ſein würden, wenn Ihre Ueberzeugung völlig mit den ſymboliſchen Büchern übereinſtimmte. Ja ich irre mich gewiß nicht; denn §. 153. Ihrer Dogmatik von 1803 ſteht es mit dürren Worten, „daß es recht ſchön wäre, durch Verpflichtung auf die ſymboliſchen Bücher die Irrlehrer in den Grenzen ihrer Pflicht zu halten, wenn nur die verſchiedenen hier und dort für ſymboliſch anerkannten Bücher mit dem wahrhaft göttlichen Wort und dem Bekenntniß derer, die zu unſerer Zeit für weiſe und fromm gehalten werden, immer übereinſtimmten.“ In der neueſten Ausgabe §. 160. kommt freilich zu dieſen Worten noch der Zuſaz, „und wenn ſie von offenbaren Fehlern geſäubert würden,“ und eine neue Anmerkung beſchäftigt uns mit dieſen offenbaren Fehlern ſehr gefliſſentlich, es ſind unhöfliche Ausdrücke, falſche Etymologien, kleine Irrungen mancher Art. Allein das ſind doch nur Zuſäze, die das Hauptbedenken von der leider nicht ſelten fehlenden Uebereinſtimmung mit dem Bekenntniß der heut zu Tage für fromm und weiſe geltenden, unter welche wir Sie ja auch zählen, nicht aufheben können. Und auch der ſchöne Schluß jener Anmerkung: „wer wollte doch an ſo kleinen Flekken Anſtoß nehmen bei dem ſo hohen Werth dieſer Bücher,“ ſoll uns gewiß nicht glauben machen, dieſe Kleinigkeiten wären alles, was Sie und die andern, die zu unſerer Zeit für weiſe und fromm gehalten werden, auszuſezen haben an den ſymboliſchen Büchern. Denn wenn Sie anderer Meinung geworden wären über dieſen Punkt, und glaubten, entweder es käme auf die Zuſammenſtimmung der ſymboliſchen Bücher mit dem Bekenntniß der heutigen Weiſen und Frommen nichts an, oder dieſe ſtimmten ſchon von ſelbſt mit den ſymboliſchen Büchern zuſammen, ſo würden Sie ja die Hauptſtelle weggelaſſen haben. Auch von dieſer Theſis alſo und der 83ſten, der Sie ebenfalls Ihre Zuſtimmung zu geben ſcheinen, begreife ich nicht, wie ſie Ihnen Wahrheit ſein kann, wenigſtens alte gar nicht, ſondern funkelnagelneue! — Iſt Ihnen das auch Wahrheit, alte Wahrheit, Verehrteſter, daß wenn ein Prediger, die folgenden Worte nur irgend im üblichen Sinne genommen, „den Weg vom Verſtande zum Herzen geht, deshalb gleich die Worte: unſer Herr und Erlöſer, von ſeinen Lippen lauten, wie in Briefen der Freund und Diener?“ Wie? iſt ein ſolcher etwa gleich von denen, welche ihre Gemeine in der Fremde des Irrglaubens Hunger und Kummer leiden laſſen? Iſt jeder, deſſen Natur es mit ſich bringt, den Weg zum Herzen am ſicherſten zu finden durch den Verſtand, gleich einer von den verrufenen Rationaliſten? und giebt es nicht auch redliche Rationaliſten, denen man unrecht thun würde, wenn man ſagte, es wäre nur ein leeres Compliment, wenn ſie zu Chriſto Herr Herr ſagen? Ich bin mir bewußt, hier nicht meine Sache zu führen, und wiewohl ich weiß, daß die Urtheile über meine theologiſche Denkungsart ſehr getheilt ſind, was auf mancherlei Mißverſtändniſſen beruht, ſo bin ich ſelbſt mir doch bewußt, zu denen nicht zu gehören, denen was Herr Harms den neuen Glauben nennt, vorzuwerfen iſt; aber dieſes eben ſo oberflächliche als harte Abſprechen in Pauſch und Bogen empört mich, und ich begreife nicht, wie Sie, Verehrungswürdiger, es ſo unbedingt loben und uns anpreiſen können. Ich meine, wer Luthern gegenüber ſeine Theſen anſchlagen wollte, mochte er noch ſo mit Recht ergrimmt ſein über manche Mängel in der Kirche, der ſollte doch von dem Gefühl durchdrungen geweſen ſein, wie Luther, der heftige Luther, ſich von aller Leidenſchaft gereinigt hatte, ehe er ſeine Theſen ſchrieb, der ſollte ſich Gottes Gnade erbeten haben zum Streit gegen das Verkehrte, und Buße gethan von allem eiteln Weſen, dann würde er etwas beſſeres geſchrieben haben, als Epigramme, denen die Stacheln ausfallen, wenn man ſie etwas herzhaft anfaßt, und man würde dann mehr als jezt gefühlt haben, daß alles nur zu Gottes Ehre gemeint, und von Luthers Andenken erfüllt ſei! — Und endlich, gar manches übergehe ich, doch bitte ich, daß Sie mir erlauben, es vielleicht gelegentlich zu berühren, endlich alſo die lezten Theſen, welche Sie ſo beſonders rühmen, als die kräftigſte Bezeichnung von dem Leben der verſchiedenen abendländiſchen Kirchen, und welche Sie recht mit Liebe erklären, auch bei dieſen begreife ich Ihre Zuſammenſtimmung mit Herrn Harms nicht. Gleich zuerſt weiß ich nicht, ob es Eigenſinn iſt von Herrn Harms, in ſeinem Eifer gegen die Reformirten, daß er die katholiſche Kirche die evangeliſch-katholiſche nennt, als wollte er ſagen, ſo gut die Reformirten dieſen Namen führten, könne man ihn den Römiſchen auch zugeſtehen, oder ob es eine kleine Vernachläßigung iſt, und Herr Harms nicht bedacht hat, was der Ausdrukk evangeliſch grade im Gegenſaz gegen die römiſch katholiſche Kirche ſagen will. Aber Sie einer der erſten Theologen ſollten nicht die doppelte Unbilligkeit begangen haben, einmal Herrn Harms dies ungerügt hingehen zu laſſen, daß er die römiſche Kirche evangeliſch nennt, und dann dieſen Namen für die lutheriſche Kirche allein in Anſpruch zu nehmen, wodurch mancher Unkundige verleitet werden könnte, zu glauben, es ſei etwas neues, daß die reformirte Kirche ihn auch in Anſpruch nimmt. Doch das wollen wir laſſen und zur Sache gehn. Daß man, wie Sie es erklären, durch vorherrſchendes Gefühl und vorherrſchenden Verſtand den Charakter der römiſchen und proteſtantiſchen Kirche unterſchieden hat, das iſt etwas altes, und wiewol ich es grade ſo nicht zugeben möchte: ſo wollte ich es doch Herrn Harms gern hingehen laſſen, daß er ſich an dieſe Vorſtellungsart gehalten. Aber ſo wie er ſie aufſtellt, Wort und Sakrament als Gegenſäze, und ſo nicht etwa katholiſch und proteſtantiſch, ſondern katholiſch, lutheriſch und reformirt unterſcheidet, wodurch denn die lutheriſche Kirche allein nach dem medium tenuere beati die Seligkeit und den Himmel in ſich trägt, wenn gleich die andern auch herrlich ſein dürfen, das laſſen Sie uns doch etwas näher beleuchten, ob es wol angeht. Die katholiſche Kirche alſo bildet ſich vorzugsweiſe am Sakrament, und weniger am Wort; das heißt alſo, ſie hat weniger Wort oder braucht weniger das Wort, oder wirkt weniger durch das Wort? Ich kann das nicht zugeben. Hat außer der engliſchen irgend eine proteſtantiſche Kirche eine ſolche Sammlung vorgeſchriebener Gebete, und hält ſo auf die häufige Wiederholung derſelben, wodurch ſie ſie offenbar als das vorzüglichſte religiöſe Bildungsmittel darſtellt, als die römiſche? Begnügt ſie ſich dagegen nicht ganz leicht damit, wenn jeder katholiſche Chriſt das einzige wiederholbare Sakrament jährlich einmal genießt? hält ſie ſich alſo nicht gar vorzüglich am Wort? Doch zugegeben, ſie halte ſich weniger am Wort als am Sakrament, ſo wird nun von der reformirten geſagt, ſie hält ſich vorzüglich am Wort, alſo weniger am Sakrament. Einſtimmen kann ich auch nicht, aber ſei das Verhältniß beider ſo geſtellt, was wird nun aus der lutheriſchen? Sie hält ſich gleichmäßig am Wort und am Sakrament. Was heißt das? hat und braucht ſie eben ſo wenig Sakrament, als die reformirte, aber dafür auch eben ſo wenig Wort als die katholiſche Kirche, ſo ſteht ſie offenbar hinter beiden zurück. Oder hat und braucht ſie zwar eben ſo viel das Wort als die reformirte, aber auch eben ſo viel Sakrament als die katholiſche? Nun dann hat ſie alſo das ganze eigentliche Weſen der katholiſchen Kirche in ſich, denn daß dieſe weniger Wort hat und braucht, iſt nur ihre Beſchränkung. Können Sie das annehmen und loben? Oder endlich, wenn Herr Harms ganz ſtreng den Mittelweg gehn will, und ſagen, die lutheriſche Kirche halte zwar mehr am Wort als die katholiſche, aber doch weniger als die reformirte, und zwar mehr am Sakrament als die reformirte, aber doch weniger als die katholiſche, ſo mag er uns doch zeigen, worin das weniger am Wort halten beſtehe. Hält ſie weniger auf ausgebildete Dogmatik? hält ſie weniger auf Predigt und Geſang? hält ſie weniger auf den Unterricht der Jugend durch das Wort, und rühmt ſich deſſen, wenn dem ſo iſt? oder hält ſie weniger auf Bibelleſen und Gebrauch? Und eben ſo ſchwer als dieſes möchte auch nachzuweiſen ſein, daß ſie mehr am Sakrament halte, als die reformirte Kirche; denn was ſie an äußeren Gebräuchen mehr hat, nennt das Herr Harms Sakrament? oder wenn wir es intenſiv verſtehen wollen, werden die Sakramente mit mehr Andacht und Feierlichkeit verwaltet in der lutheriſchen Kirche als in der reformirten? zeigen ſie ſich ergreifender und wirkſamer in jener als in dieſer? Doch Sie, Verehrungswürdiger, kommen dieſen Harmſiſchen Theſen, welche Sie als vorzüglich trefflich auszeichnen, zu Hülfe durch eine kurze Erklärung. Ob aber dieſe nicht ſtatt zu erklären umdreht? und ob ſie an und für ſich und abgeſehen von Herrn Harms richtig iſt, darüber erlauben Sie mir noch einige Worte. Das ſich vorzugsweiſe halten und bilden am Wort erklären Sie durch das Vorherrſchen des Verſtandes, und ſagen daher, die reformirte Kirche lebe und wirke in dem Chriſtenthum des Verſtandes. Meint das aber Herr Harms? gewiß nicht; ſonſt könnte er ſie gar nicht herrlich nennen, ſondern müßte ſie als unchriſtlich verdammen. Denn wenn man das Wort nur durch den Verſtand zum Herzen bringt — und ohne ans Herz zu kommen giebt es doch wol kein Wirken? — ſo erkennt man den Erlöſer nicht mehr an nach ſeiner 46ſten Theſis. Und dem Sakrament geſellen Sie die äuſſere Handlung bei, und erklären ſo das vorzugsweiſe Halten am Sakrament durch das Chriſtenthum der Anſchauung, welches nicht den Verſtand, ſondern das Gefühl und die Einbildungskraft ergreift, um ſo den Geiſt zu erleichtern und das Herz zu beſſern. Aber dadurch iſt die Wirkung des Sakramentes in ihrem Unterſchiede von der Wirkung des Wortes nach Herrn Harms Anſicht nicht erklärt. Denn auch das Wort muß, wenn es nun einmal gar nicht durch den Verſtand ſoll, das Gefühl und die Einbildungskraft ergreifen, ſonſt ſehe ich nicht wie es durch will; und alſo muß auch der reformirten Kirche dieſes Ergreifen des Gefühls und der Einbildungskraft zu Gebote ſtehen, durch ihr vorzugsweiſe halten und bilden am Wort. Alſo Herr Harms kann mit Ihrer Erklärung nicht zufrieden ſein, denn ſie trifft ſeine Diſtinction nicht, und ich möchte wohl wiſſen, wie er ſich bei Ihnen dafür bedankt hat. Aber iſt nun Ihre Erklärung an ſich richtig? Zuerſt, was ſchon Herr Sack der Harmſiſchen Anſicht vorgeworfen hat, als unproteſtantiſch, das findet ſich auch in Ihrer Erklärung; daß nämlich die lutheriſche Kirche als gleich weit abſtehend geſezt wird von der reformirten und von der katholiſchen, dieſes iſt in Ihrer Erklärung auch, indem Sie, ohne einen Unterſchied zu machen, ſagen, die Weiſeren und Beſſeren aller drei Confeſſionen wären jezt ſchon innerlich und im Geiſte gleichmäßig vereinigt. Iſt das wirklich wahr? Giebt es für Sie keinen engeren Kreis des religiöſen Denkens und Empfindens, in welchem Sie ſich mit dem Reformirten vereinigen können, mit dem Katholiken aber nicht, ſondern mit dieſem nur in einem weiteren? Wenn Sie Ihr Verhältniß zum Erlöſer, wie es in unſerer Lehre von der Gerechtigkeit durch den Glauben ausgedrückt iſt, auf das tiefſte empfinden, können Sie da nicht dem Reformirten als dem Gleichgeſinnten in einem Sinne die Hand reichen, in welchem Sie ſie dem Katholiken nicht reichen können. auch nicht dem Weiſeren und Beſſeren? — es müßten denn ſolche Weiſere und Beſſere Katholiken ſein, die ſich auch beklagen müſſen, daß die gebietend ausgeſprochenen Lehren ihrer Kirche mit ihrem eignen Bekenntniß nicht zuſammenſtimmen; aber das können Sie ja nicht meinen, hier, wo eben von den Kirchen die Rede iſt. Alſo jenes wollen Sie mir wirklich abläugnen, und behaupten, daß in Ihren weiſeſten und beſten Augenblikken der Katholik Ihnen in religiöſer Beziehung eben ſo nahe ſtehe als der Reformirte? Und auch auf die Vereinigung beziehen Sie das, und meinen, daß die Vereinigung der Lutheraner mit den Katholiken von derſelben Bedingung abhänge, wie ihre Vereinigung mit den Reformirten? vollkommene Gemeinen und vollkommene Lehrer gebe man Ihnen, ſo iſt die Sache gemacht, die eine wie die andere. Folgt aber daraus nicht, mein Theuerſter, daß keine von den drei Kirchen eigenthümliche Vollkommenheiten vor den andern voraus hat, ſondern jede nur ihre beſonderen Unvollkommenheiten, welche ſie nur abzulegen brauchen, um dann gleich zur Vereinigung reif zu ſein? So ſcheint es mir, allein Ihre Meinung ſcheint das nicht zu ſein, denn die lutheriſche Kirche hat nach Ihrer Erklärung eigenthümliche Vollkommenheiten und die katholiſche auch, wenigſtens ſchildern Sie uns keine Unvollkommenheiten an ihr, und nur die reformirte ſcheint ſich mit eigenthümlichen Unvollkommenheiten begnügen zu müſſen! Laſſen Sie uns aber doch ſehen, wie es um jene Vollkommenheiten ſteht! Alles will ich nicht durchgehen, ſondern nur die Hauptpunkte. „Die lutheriſche Kirche verbindet Glaube und Liebe durch die innige Gemein-

ſchaft

ſchaft des Wortes und des Sakraments." Ich will ihr das gewiß nicht abſprechen, aber ich frage nur, hat ſie das vermöge deſſen, wodurch ſie ſich von der reformirten Kirche unterſcheidet? Ich nehme dieſe Frage ſehr ernſthaft, Verehrungswürdiger; ſie iſt mir und gewiß ſehr Vielen eine Gewiſſensſache. Denn wenn man gleich bei uns die Vereinigung beider Kirchen betreibt: ſo weiß ich doch meines Theils daß ich mich immer zu der theologiſchen Schule der Reformirten halten werde. Aber wenn Sie mir zeigen können, daß in dieſer Schule als ſolcher ein ſolches Princip iſt, welches die innigſte Gemeinſchaft des Wortes und Sakramentes hindert oder abläugnet: ſo will ich mich wenigſtens von dieſer Schule ſogleich zurükziehn, und mich alles deſſen entwöhnen, was mir von ihr anklebt. Und dann auch wegen der Vereinigung, an der ich bis jezt aus der reinſten Abſicht ganz unbefangen mitgearbeitet habe; aber beſteht in der reformirten Kirche eine Trennung des Glaubens und der Liebe, liegt dieſe in ihrem Geiſt, — mögen ſich noch ſo viele Einzelne darüber erheben, weil ſie den Geiſt ihrer Kirche nicht in ſich tragen — ſo müßten wir ja die äußerſte Vorſicht anwenden, um dieſe Trennung nicht unſern lutheriſchen Brüdern einzuimpfen; und könnte man den Grund des Uebels nicht entdekken, müßte aber das Uebel ſelbſt zugeſtehen, ſo müßte ja wenigſtens die Vereinigung unterbleiben, damit die reformirte Kirche allein in dieſer unglüklichen Trennung bliebe. Doch damit hat es keine Noth, die Punkte, worin ſich die reformirte Kirche von der lutheriſchen ſcheidet, ſind ſo leicht zu überſehen, daß der Grund des Uebels ſich unſern vereinten Bemühungen gewiß nicht entziehn wird. Alſo zeigen Sie uns nur das Uebel, weiſen Sie uns nach in unſern Worten oder Werken, oder beiden, daß wirklich Glaube und Liebe bei uns, wo nicht ganz getrennt, doch minder innig verbunden ſind, als iſt

Ihrer Kirche, damit wir Reformirte das erſt von uns thun vor unſerer Vereinigung! Wiſſen müſſen Sie es, und in meinem Namen und Vieler von Ihren und meinen Glaubensgenoſſen fordere ich von Ihnen den Beweis. Indeſſen bis Sie ihn geben, tröſtet mich über den Vorzug, den Sie Ihrer Kirche zuſchreiben, das andere Wort, „daß in der unvollkommenen ſtreitenden Kirche auf Erden überall entweder das Gefühl oder der Verſtand vorherrſcht.“ Wenn alſo ich, der ich als Reformirter einmal zum vorherrſchenden Verſtande beſtimmt bin, mich mit einem lutheriſchen Chriſten aufs innigſte verbinde: ſo finde ich dann freilich nicht in ihm die abſolute Einheit des Verſtandes und des Gefühls, die der Harmsſchen Gleichmäßigkeit des Wortes und Sakramentes entſprechen ſoll, denn die iſt nirgends nach Ihren lezten Worten; ſondern entweder in ihm herrſcht auch der Verſtand vor, und dann tröſten wir uns mit einander, oder in ihm herrſcht das Gefühl vor, und dann helfen wir uns einander aus. Aber wie? wenn in ihm das Gefühl vorherrſcht, dann gehört er der katholiſchen Kirche; und wann der Verſtand, dann der reformirten. Wie ſteht es alſo nach dieſen lezten Worten mit der herrlichſten lutheriſchen Kirche? Sie iſt eigentlich gar nichts, ſondern einige ſind katholiſch und andere ſind reformirt in ihr, und ſie iſt im Schwanken zwiſchen beiden; und eben in dieſem Schwanken beſteht ihr Vorzug. Sollte das Ihre Meinung ſein, dann müſſen Sie freilich die frühere Stelle um einiges mildern; aber dann können Sie auch wol nicht der lezten Harmsſchen Theſis beipflichten, daß ſich alles von ſelbſt in die lutheriſche Kirche hineinbildet, ſondern man müßte vielmehr glauben, daß ſich allmählig alles aus ihr herausbilden wird, und daß diejenigen in ihr, die wegen vorherrſchenden Gefühls katholiſch geſinnt ſind, auch werden immer mehr wirklich katholiſch werden, und Sie könnten dafür die Erfahrung anführen, daß wirklich die zur katholiſchen Kirche übergegangenen Proteſtanten faſt alle aus der lutheriſchen gekommen ſind, Stollberg, Schlegel, Müller, Schloſſer, Werner, und Reformirte wollen mir nicht eben einfallen, und eben ſo wäre dann zu erwarten, daß die eigentlich wegen vorherrſchenden Verſtandes reformirt geſinnten Lutheraner würden reformirt werden. Allein daß das Ihre Meinung iſt, kann ich doch auch wieder nicht glauben, wie denn ich für meine Perſon himmelweit von ihr entfernt bin, kann aber durchaus auch mir nicht das Räthſel löſen, worinn nach Ihrer Anſicht, wenn überall in der chriſtlichen Kirche das Gefühl vorherrſcht oder der Verſtand, der Charakter der reformirten Kirche aber im Vorherrſchen des Verſtandes beſteht, und der der katholiſchen im Vorherrſchen des Gefühls, worinn dann nach Ihrer Anſicht der eigenthümliche Charakter und Vorzug der lutheriſchen Kirche beſtehen ſoll, ſondern ich erwarte die Auflöſung allein von Ihnen. Ich wie geſagt denke mir die Sache gar nicht ſo; mir ſteht die katholiſche Kirche auf der einen Seite und die proteſtantiſche auf der andern, und der Unterſchied der beiden Confeſſionen der proteſtantiſchen Kirche erſcheint mir als eine Kleinigkeit im Vergleich mit jenem Unterſchied. Auch finde ich es beiläufig geſagt gegen den herrſchenden Gebrauch, und gegen das richtige Verhältniß, von der katholiſchen Confeſſion zu reden neben den beiden proteſtantiſchen; denn die katholiſche Kirche hat keine Confeſſion bei irgend jemand abgegeben, und wir können ihr keine andichten, ſondern nur für die proteſtirenden Kirchen ſchikt ſich dieſer Ausdrukk. Wegen dieſer Ungleichheit nun glaube ich auch, daß die beiden proteſtantiſchen Gemeinſchaften ganz anders ſich verhalten als Sie es darſtellen, auch weit leichter unter ſich zu vereinigen ſind, als eine von ihnen mit der katholiſchen. Und darin glaube ich Luthern auf meiner Seite zu haben. Oder glauben Sie, wenn nach Luthers Wunſch auch katholiſche Theologen nach Marburg gekommen wären, er ſich mit dieſen eben ſo leicht über vierzehn ſolche Hauptpunkte würde vereinigt haben, und nur der funfzehnte würde ſtreitig geblieben ſein? Ihnen hingegen erſcheint dies ganz anders wegen der großen Unvollkommenheiten, welche Sie der reformirten Kirche nachſagen. Denn faſt ſagen ſie gar nichts gutes von ihr. Hält ſie feſt an geſchloſſenen Begriffen und an geometriſcher Bündigkeit des Beweiſes, ſo iſt das — bis auf das geometriſche, was einmal für ſolche Gegenſtände gar nicht paßt, und wovon ich auch nicht wüßte, daß es ſich in der Zeit des mathematiſchen Philoſophirens beſonders in die reformirte Theologie eingeſchlichen hätte — ein feiner Ruhm, den ich mir, wenn ich ihn gleich der reforten Kirche ausſchließend beizulegen gar nicht wage, doch von einem ſolchen Kenner gern gefallen laſſe, wenn von dem Gebiet der wiſſenſchaftlichen Theologie die Rede iſt. Wiewol Sie es auch da ſchwerlich für einen Ruhm halten, indem Ihre Dogmatik ſich mehr in einer ſkeptiſchen Auflöſung der Begriffe, als in einer feſten Schließung derſelben gefällt. Allein hier, mein Theuerſter, iſt wol gar nicht von der wiſſenſchaftlichen Theologie die Rede, ſondern wie der ganze Zuſammenhang zeigt, von der unmittelbaren Wirkſamkeit zur Erleuchtung des Geiſtes und zur Beſſerung des Herzens; und da ſoll wol auch die Vorſtellung von erſtarrten Begriffen und geometriſchen Beweiſen mehr Schrekk und Abſcheu erregen, als Lob und Bewunderung. Ich glaube aber nicht, daß Sie mehr demonſtrative und gegen alles indemonſtrable proteſtirende Predigten und populäre Lehrbücher finden werden in der reformirten Kirche als in der lutheriſchen. Dann „verſchmäht die reformirte Kirche — verſchmähn iſt ſchon immer an ſich ein tadelnder Ausdrukk — das

Beſchauliche des Cultus.“ Das Beſchauliche wol ſchwerlich, denn das kann etwas ganz innerliches ſein, ſondern nur das ſinnlich wirkſame; und auch das verſchmäht ſie nicht aus einem eigenthümlichen Widerwillen, ſondern im erſten Eifer rottete ſie es aus, vorzüglich weil ſie ſehr beſcheiden ſich ſelbſt nicht traute, ſondern alles, woran ſich Aberglaube und falſche Frömmigkeit gehängt hatte, lieber der Sicherheit wegen gleich mit der Wurzel ausrotten wollte. Darum hat ſie auch ſeitdem, zumal wo ſie vom katholiſchen nicht nahe umgeben iſt, und den Einfluß deſſelben nicht zu fürchten hat, manches davon wie Orgel und Kirchenmuſik wieder angenommen. Ja ſie könnte jezt nach Zwinglis eigner Lehre auch Bilder wieder aufnehmen, weil unter ſo veränderten Verhältniſſen auch der Schein nicht mehr entſtehen kann, als ob ſie verehrt würden. Dann verſchmäht ſie „die lebendige Bewegung der Einbildungskraft und des Gefühls.“ Wie, Verehrteſter, als Sie dies ſchrieben, iſt Ihnen nicht Lavater eingefallen, der mehr als einer wegen ſeiner imaginativen Religion verſchrieen wurde, und iſt je auch nur der Gedanke aufgekommen, daß er gegen den Geiſt ſeiner Kirche gehandelt habe? Haben Sie nicht an Menken und Ewald und Krummacher gedacht? Sie werden ſagen dies ſind Einzelne; nun ja, es ſind die ausgezeichnetſten und bekannteſten Einzelnen, an denen aber noch genug von gleicher Art hängen, und gewiß für den geringen Umfang der reformirten Kirche nicht wenige. Haben Sie nicht an die ganze franzöſiſch reformirte Kirche gedacht, welche ſich auszeichnet durch das Beſtreben mittelſt der Rede Fantaſie und Gefühl zu ergreifen? Ja da Sie Calvins Inſtitutionen rühmen, geſtehe ich Ihnen, ſie ſind mir auch deswegen ein unſchäzbares Buch, weil grade bei den verwickeltſten Materien Calvin nie unterläßt auf die damit zuſammenhängenden religiöſen Empfindungen Bezug zu

nehmen. Und was die „Starrheit und Strenge“ betrifft, „welche der reformirten Kirche, wenn ſie jemals herrſchend werden könnte, wahre Duldung und Sanftmuth ſehr erſchweren würde,“ wie meinen Sie das? Da keine kirchliche Gewalt bei uns außerhalb der Grenzen eines Landes ſich erſtrekt, ſo iſt ja das Herrſchen der reformirten Kirche kein bloß möglicher Fall, der noch nicht ſtatt gefunden hätte; ſondern ſie herrſcht wirklich noch in den vier Kantonen, und ſie hat lange geherrſcht in Holland. Wenn Sie betrachten wie die Arminianiſchen Streitigkeiten geführt worden ſind, und vergleichen ſie, troz des verſchiedenen Ausganges, mit den kryptokalviniſchen und anderen in der lutheriſchen Kirche, ſo werden Sie wol nicht ſagen können, daß weniger Duldung und Sanftmuth bei jenen ſei bewieſen worden. Denn daß man die Arminianer ſich lieber zu einer beſondern Sekte geſtalten ließ, das können Sie nicht unduldſam und unſanft finden. Doch warum gehen wir nicht höher hinauf, und ſtellen gegen einander, wie gleich anfänglich beide Theile, was Sanftmuth und Duldung betrift, ſich gegen einander verhalten haben. Sie haben ein Wort von Luther angeführt S. 20., was Sie lieber nicht ſollten angeführt haben. Leidenſchaftliche Worte großer Männer ſoll man eben ſo wenig aufregen als den ſchlafenden Löwen, ſie können doch nur zerſtörend wirken ſo oft ſie erwachen. Und dieſes konnten Sie um ſo ruhiger ſchlafen laſſen, da doch Luther zwei Jahre ſpäter in Marburg milder war gegen die Reformirten. Aber da Sie es einmal angeführt haben, ſo will ich Ihnen ein Wort von Zwingli dagegen ſtellen, wo von derſelben Sache gehandelt wird. „Nicht gern
„weichen wir ab von großen Männern, vorzüglich
„die jeziger Zeit ſo blühen und in ſolchem Segen
„ſchreiben, daß ſie ſcheinen der Welt eine andere
„Geſtalt gegeben zu haben. Das eine nur bitte ich,

„daß was wir hier beibringen werden, ſie nach der „Regel betrachten mögen, nach welcher wir allezeit „ihre Schriften erwägen. Darauf allein nämlich „ſehen wir bei Leſung der Schriften Anderer, aus „welcher Geſinnung der Verfaſſer ſcheine geſchrie„ben zu haben; denn alle Abſichten kommen in der „Rede ſelbſt an den Tag. Daher wo wir ſehen et„was ſei aus Liebe zu Gott und dem Nächſten ge„ſchrieben, da thun wir zu manchem die Augen „zu *)." Dies ſind wol die reinſten Grundſäze der wahren Duldung und Sanftmuth. Dieſelben zeigen ſich auch wol in der Art, wie die ſchweizeriſchen Theologen in Marburg Brüderſchaft anboten und ſuchten, indem ſie die lutheriſche Anſicht, nachdem man ſich über die Hauptpunkte ausgeſprochen hatte, nicht konnten für einen Irrthum anſehn, um deſſentwillen die kirchliche Gemeinſchaft konnte bedenklich ſein, ſondern nur, wie ſie ſich ausdrükken, für eine Schwachheit. Dieſelbe Duldung und Sanftmuth finden Sie auch in der ſchweizeriſchen Confeſſion, durch welche jene vergeblich hofften zu vollenden, was in Marburg unvollendet geblieben war. Wo bleiben alſo dieſe Einſeitigkeiten und Unvollkommenheiten, welche Sie der reformirten Kirche zuſchreiben? und wie wollen Sie das aufgeſtellte Verhältniß, daß die eine das Chriſtenthum des Verſtandes und die andere das Chriſtenthum des Gemüthes ſei, wol aufrecht erhalten? Herr Harms geht freilich noch viel weiter, denn wenn er gleich in der 87ſten Theſis ſagt, daß auch die reformirte Kirche auf der Bibel nach einer von ihr angenommenen Auslegung beruhe, ſo gut als die lutheriſche: ſo meint er doch in der 82ſten, die Vernunft habe die Reformirten gehindert ihre Kirche auszubauen, und die Vereinigung der reformirten Kir-

---

*) Comment. de vera et falsa religione p. 196. tit. de sacramentis.

che mit der lutheriſchen würde eine Aufnahme der Vernunft in die lutheriſche Kirche ſein, ja nach Theſ. 87. 88. 89. ſcheint es ſogar, als wäre es die Aufnahme der Vernunftreligion, das heißt der von Vernunft oder Religion entblößten Religion. Freilich die ſchreklichſte Sache! denn wenn nun in die lutheriſche Kirche, die bis jezt die Vernunft noch nicht in ſich aufgenommen hat, nun gar noch eine von Vernunft entblößte Religion aufgenommen wird: welche complicirte Unvernunft muß daraus entſtehen! Oder wenn in die lutheriſche Kirche, die bis jezt die Vernunft noch nicht in ſich aufgenommen hat, eine auch von Religion entblößte Religion aufgenommen wird, welche gänzliche Leerheit an Vernunft und Religion müßte daraus entſtehn! Geſtehen Sie mir, Herr Harms hat die rechte Theſenſprache nicht in ſeiner Gewalt, und dem Wahren, was er meint, hat er nothwendig gar ſehr geſchadet durch die ſchielende Art, wie er es ausdrükt. Was die Anſicht von der reformirten Kirche betrifft, die hier ausgeſprochen iſt, ſo halte ich ſie Herrn Harms gern zu gute. Er iſt von ſeinem Eifer übereilt worden; er hat ohnedies ſchon einen ſchweren Stand gegen die Gleichgültigen und gegen die Unchriſten, und ſo kann ich es ganz natürlich finden, daß er etwas neues, wovon er nicht recht weiß ob es feindlich oder freundlich ſein würde, ſich gern vom Halſe halten will. Und wie er einmal in Oppoſition ſteht mit der Altonaer Bibel, kann es ihm leicht begegnen, daß er in allem, was ihm unheimiſch vorkommt, eine Aehnlichkeit mit dieſer ſieht. Er lebt in einem ganz lutheriſchen Lande, wo er in keine unmittelbaren Verhältniſſe mit Reformirten kommt; und ſo kann ich ihm auch das gern zu gute halten, daß er die reformirte Kirche nur vom Hörenſagen kennt, und auf dieſem Wege zu einer unrichtigen Vorſtellung von ihr gekommen iſt. Aber Sie, einer der erſten unter den gelehrten

Theologen unſeres Vaterlandes, Ihnen kann ich es ſo leicht nicht geben. Sie haben freilich dieſes nicht nachgeſagt; aber wenn Sie ſich zu den Harmsiſchen Theſen in Pauſch und Bogen als zu alten Wahrheiten bekennen: ſo hätten Sie doch der Wahrheit die Ehre geben ſollen und Herrn Harms ſagen, daß er ſich hierin irre, daß der Proteſtantismus der Reformirten eben ſo wenig Vernunftreligion ſei als der Proteſtantismus der Lutheraner, und daß, wenn Luther nicht konnte zur Meinung der Schweizer übertreten in der Lehre vom Abendmahl, weil der Text ihm zu gewaltig war, aus eben dem Grunde Calvin ſich nicht entſchließen konnte ſeine ſtrengere Meinung in der Lehre von der Erwählung fahren zu laſſen, weniger aus Conſequenz und ihrer Schärfe wegen, ſondern weil ihm der Text zu gewaltig war. Sie ſollten ihm aus Ihrer beſſeren Kenntniß geſagt haben, die reformirte Kirche ſei wol ziemlich eben ſo gut ausgebaut als die lutheriſche, und nach ſeinem Sinne beinahe beſſer, weil verhältnißmäßig bei ihr in mehreren Gegenden die lezte Entſcheidung in eigentlich geiſtlichen Dingen nicht bei Einem nichtgeiſtlichen ſteht, und auch in verhältnißmäßig mehrern Orten die reformirten Seelen ſich wirklich ihren Paſtoren wählen. Sie ſollten ihm geſagt haben, daß er beſſer gethan hätte den Punkt mit der Vernunftreligion lieber nicht aufzurühren, indem ein ohngefährer Ueberſchlag das Reſultat gebe, daß der ſogenannte Rationalismus weit ſtärker und lauter in der lutheriſchen Kirche geſpukt habe als in der reformirten. Oder werden Sie das nicht auch finden?

Nachdem ich nun alle dieſe Ueberraſchungen erfahren und ſie mir zuſammengerechnet hatte, werden Sie es natürlich finden, daß ich nach einem Grunde fragte, daß ich mich und Andere fragte, wie es doch habe zugehn können, daß Sie ſo vieles hätten billigen können, was Sie nothwendig anders und beſſer wiſſen müſſen, und was auch mit Ihren öffentlich dargelegten Ueberzeugungen ſtreitet. Gewiß das Räthſel war nicht leicht zu löſen. Soll ich nun mit der bisherigen Offenherzigkeit fortfahren, ſo darf ich Ihnen nicht bergen, Einige ſtellten die Vermuthung auf, es ſei Ihnen über viele Dinge ein ganz neues Licht aufgegangen durch Herrn Harms, und in der dankbaren Freude darüber ſei Ihnen nun dieſes jugendliche begegnet, auch das zu loben was nicht füglich gelobt werden konnte. Das wollte ich mir natürlich nicht gefallen laſſen, und entgegnete, daß Sie überhaupt nicht am wenigſten aber wol auf dieſem Wege zu überraſchen wären, daß Sie überhaupt das Chriſtenthum und die chriſtliche Kirche ſchon zu lange von allen Seiten betrachtet, zu übereinſtimmend von der Kanzel, vom Katheder und vom Schreibtiſch auf ſie gewirkt hätten, um zu entgegengeſezten Anſichten ſo leicht überzuführen zu ſein; ſondern was überhaupt von den Theſen für Sie wahr ſein könne, das ſtehe auch gewiß längſt, wenn gleich in anderer Form, in Ihren Schriften, und könne alſo keinen ſo ſtarken Eindrukk auf Sie gemacht haben, daß Sie durch jenes neue Licht verblendet nun auch das falſche in den Theſen eben ſo wahr fänden. Allein damit kam ich nicht auf: ſondern jene entgegneten mir, es ſtehe ſo manches in Ihren Schriften in ziemlichem Widerſpruch grade mit den Hauptſachen in unſern Theſen; und da Sie dieſe ſo ſehr lobten, ſo müſſe nothwendig eine Veränderung in Ihren Ueberzeugungen vorgegangen ſein, und das ganz neulich. Und ſo könne es ja wohl ſein, fuhren ſie in Ihren Bildern fort, daß auch Ihnen erſt der Harmſiſche Spiegel gezeigt, wie Sie bisher geſtaltet geweſen, und daß auch Ihnen aus der ſtillen Wolke einiger derbe Hagel auf die nakten Stellen um Hals und Schultern gefallen ſei. Denn ſieh nur, ſprachen Sie zu mir, der Prüfer muß doch auch mit einſtimmen in den Unmuth der 24ſten Theſis darüber, daß man neuerlich den Teufel todt geſchlagen hat und die Hölle zugedämmt. Aber noch in der neuen Dogmatik §. 72. iſt der Teufel, wenn gleich nur in einer Anmerkung, aber die darf man in dieſem Buche ja nicht vernachläßigen, eine poetiſche Sache, und §. 73. iſt es Herrn Ammon über allen Zweifel erhaben, daß das moraliſche Uebel aus natürlichen Urſachen muß hergeleitet werden, wogegen es nur die bekannte dritte Perſon Pluralis iſt, welche §. 71. die Lehre vom Teufel vorträgt. Alſo damals hat Herr Ammon ſelbſt den Teufel ein wenig todtgeſchlagen und den Leichnam nur zu guten Abſichten in Spiritus aufbewahrt. Aber nun iſt es anders; denn niemand hatte es ihm noch ſo kräftig bewieſen als Herr Harms, daß er ſich eines Mordes mitſchuldig gemacht. Eben ſo mit der Hölle, ſie iſt zwar §. 177 und 178. nicht gerade zugedämmt, aber ſie hat doch eine bequeme Hinterthüre, zu der jeder wieder heraus kann, und das kommt gewiß Herrn Harms ziemlich auf daſſelbe heraus. Darum hat ſich auch Herr Ammon getroffen gefühlt, und iſt in ſich gegangen. Die 18te und 21ſte Theſis, daß wenn der Begriff von göttlichen Strafen ganz verſchwindet, Gott dann nicht einmal mehr Gerichtsdiener des Gewiſſens iſt, und daß es weit ſchlechter iſt ſich mit der Vergebung der Sünden ſelbſt bedienen, als ſie ſich Geld koſten zu laſſen, können Herrn Ammon auch etwas hart getroffen haben. Denn wenn nach der neuen Summa §. 124. und 125. die Vorſtellung von der Sündenvergebung nur ein Bild iſt, wenn gleich kein Inhaltleeres, wenn die äußeren Folgen der Sünde nach verbeſſertem innern Gemüthszuſtand die Form der Strafe von ſelbſt verlieren, wenn die Schuld durch Zunahme in der Tugend allmählig erliſcht; wenn §. 125. der thätige Gehorſam Chriſti nur als ein herrliches Beiſpiel wirkt, und die Schuld nur durch den Glauben an des ſterbenden Erlöſers Unſchuld und Heiligkeit, welcher Glaube alſo ein herrliches Beſſerungsmittel iſt, allmählig hinweggenommen wird; wenn die Vertretung Chriſti nur auch den roheren die Zärtlichkeit des Erlöſers vor Augen ſtellt: ſo kann man ſich mit der Sündenvergebung ziemlich ſelbſt bedienen, und kaum kann Harms etwas anders als eine ſolche Theorie gemeint haben. Aber ſo hat es Herrn Ammon noch niemand vorgeſtellt; und was früherhin alle orthodoxen Syſtematiker die Herr Ammon gründlich ſtudirt hat, nicht bei ihm ausrichten konnten, das hat Harms mit ſeinen wenigen Stachelworten ausgerichtet; die alten Wahrheiten konnten ihm nur mit einem neuen Bliz ins Gemüth ſchlagen. Eben ſo die 45ſte Theſis die es für muhamedaniſch erklärt, Gott einen Sohn abzuſprechen, weil er keine Frau habe, hat ihm gewiß zuerſt Gewiſſensbiſſe darüber gemacht, daß er öfter in der Dogmatik den Mahomed ganz mit Ehren anführt. Aber dann vorzüglich muß es ihm doch als eine Analogie aufgefallen ſein, daß er die Behandlung der Lehre von der Gottheit Chriſti damit angefangen, daß die Schriftſteller von Gottes Sohn und Tochter redeten, und daß er ſich nicht habe enthalten können die ſcherzhafte Anführung des Platon, „und der Mann dünkte mich ein Gott zwar keinesweges, aber göttlich gewiß zu ſein,“ mit welcher er in der erſten Ausgabe die ganze Trinitätslehre beſchließend die ſcholaſtiſche Spizfündigkeit abwehren wollte, auch in die neue, wenn gleich nicht als ſeine Meinung doch aber recht gefliſſentlich, mit hinüber zu nehmen. Eben ſo die 74ſte Theſis, viele tauſende wären nicht beſſer als jene Johannes jünger, und könnten ſagen, ſie hätten noch nie gehört, daß es einen heiligen Geiſt gebe, kann Herrn Amon bange gemacht haben für ſeine Schüler und Leſer. Denn viel ſicheres hatte er ihnen hierüber nicht geſagt. Die alte Dogmatik weiß, wenn ſie gleich nicht leugnen will, daß der heilige Geiſt ſeiner Natur nach Gott iſt, doch die Gründe für ſeine eigene Exiſtenz nicht zu finden, und den Gaiſt der Heiligkeit von dem der Allmacht nicht zu ſcheiden, und wo es darauf ankommt den heiligen Geiſt zu zeigen in dem Werk der Heiligung, da lehren §. 123. die doctores ecclesiae freilich, daß die wirkſame Urſache der Heiligung allein der heilige Geiſt ſei, aber die kritiſchen Bemerkungen §. 126. 127. bezweifeln zwar, da alle menſchliche Kräfte vom Wink der Gottheit abhängen, dieſes nicht, daß auch Anfang und Wachsthum menſchlicher Tugend auf den gnädigen Willen der Gottheit müſſe zurükgeführt werden, allein das geſchehe mittelbar und äußerlich, ſagen ſie, durch Unterricht und Beiſpiel und vielerlei Lebensfügungen, gar nicht weit ab von der Altonaer Bibel, gegen das unmittelbare aber werden allerlei Einwendungen gemacht und beantwortet, wonach es dabei bleibt, daß Vernunft und Gewiſſen ſelbſt der Gottheit Kraft und Stimme ſeien, und alſo der Theologe auch das immer beibehalten könne, daß der geheiligte Zuſtand unſeres Gemüthes ein Werk Gottes ſei. Da verſtekt ſich alſo der heilige Geiſt wieder, es fehlt alle eigenthümliche Thätigkeit deſſelben, und ſo hat man freilich nicht recht ſicher vernommen, ob es einen giebt oder nicht. Die neue Summa trägt zwar die kirchliche Lehre von der dritten Perſon ausführlicher vor, und enthält ſich in dem ganzen Ort von der Dreieinigkeit der verfänglichen Ueberſchriften epicrisis oder observationes criticae, aber ſie findet es doch auch noch wahrſcheinlich, daß die heiligen Schriftſteller in Gott einen Unterſchied von Leib und Seele angenommen §. 58. und ſchließt damit, daß ſie nicht gern möchte über die Offenbarung hinaus weiſe ſein, ſo daß ſie uns von dem heiligen Geiſt ganz leiſe zu jener wahrſcheinlich urſprünglichen Vorſtellung von der Seele Gottes zurükführt. Von der Heiligung aber lehrt ſie §. 132—134. ganz daſſelbe, daß der mit Vernunft begabte Menſch auch das Willensvermögen habe, die göttlichen Wohlthaten zu erwählen und zu begehren, und iſt zufrieden dieſes wenigſtens herauszubringen, daß auch unſer Verſtand und Herz von der Gottheit abhänge und ihr daher auch geheiligt ſein müſſe. Und, führen ſie fort, wollen wir vielleicht die beſondere Thätigkeit des heiligen Geiſtes in der Hervorbringung der heiligen Schriften aufſuchen: ſo nennt freilich auch die neue Summa in der Darſtellung der kirchlichen Lehre vom göttlichen Wort §. 157. die heiligen Schriftſteller θεοπνεύστους und erklärt das äußere Wort für eine große Wohlthat Gottes, allein ſchon früher war es ja in den commentariis criticis §. 11. bei der Abfertigung der wenigen Anhänger der Theopneuſtie geblieben, daß der Begriff der Eingebung nicht ohne die größte moraliſche Gefährde auf die menſchliche Seele könne angewendet werden, und §. 12. war hinreichende Beruhigung darin gefunden, daß die heiligen Schriftſteller mit der reinſten Zuverſicht ihre heiligen Meditationen auf der Gottheit Willen und Anſehn zurükgeführt, deren Zuſtimmung ſie im Glauben gewiß waren, was denn ziemlich damit zuſammenſtimmt, was die deutſche Glaubenslehre §. 12. Anm. vorträgt, die heiligen Männer ſelbſt hätten das Weſen der Offenbarung in der freien Reflexion geſucht, vernünftige und ſelbſt gefundene Ideen und Lehren ſeien von Gott und ſeinem Willen gemäß. So verſchwindet der heilige Geiſt auch hier wieder. Da mußte es alſo wol Herrn Ammon ſchlagen, daß er noch immer ſeine Zuhörer nicht weiter gebracht, als auf den Punkt, wo die dürftigen Johannesjünger auch ſtanden, und er hat auf einmal gefühlt, daß es hohe Zeit ſei ſich inniger mit den ſymboliſchen Büchern zu verbinden, und ſich an ihre Sorge anzuſchließen, damit das feſte bibliſche Wort nicht könne gedreht werden. Ja, ſprachen ſie weiter, auch die 10te Theſis gegen das Gewiſſen und die 34ſte gegen die Vernunft müßten ihn hart ſchlagen, der, wie ſchon vorher erinnert, Vernunft und Gewiſſen für ſelbſtändige Stimmen Gottes erklärt hat, und §. 138. allerdings ſagt, daß Vernunft und Gewiſſen die göttliche Regel eigentlich in ſich ſelbſt leſen, und heißt das nicht ſie ſchreiben ſie? und daß die Vernunft das äußere Wort nur brauche, weil ſie ohne Erfahrung noch nakt iſt, und alſo leicht verleitet werden kann. Je mehr ſie alſo ſich ſelbſt bekleidet mit Erfahrung, um deſto weniger wird ſie des äußeren Wortes bedürfen, ſondern wird alles können in allem ſein. Und was für Schlechtigkeit und Unglauben daraus entſtehn muß, das hat noch niemand Herrn Ammon ſo ans Herz gelegt wie die Harmſiſchen Theſen. Darum theilt er nun ſtillſchweigend das Verdammungsurtheil über alles Aufnehmen der Vernunft in die Religion; darum verwirft er nun beſonders die Parallelen aus dem heidniſchen, die den Sentenzen der Bibel ſo ähnlich ſcheinen wie ein Ei dem andern, und die ſeiner Dogmatik ſo reichlich eingeſtreut ſind; darum verdammt er nun die hiſtoriſche Auslegung die doch ſo augenſcheinlich in der Dogmatik dominirt, ſowol in der Anlage der bibliſchen Doktrin als in den Epikriſen, er verdammt ſie mit Ausdrükken die man, da ſie in den Harmſiſchen Theſen nicht ſtehn, am liebſten bei Jean Paul ſuchen möchte. — Und ſo würde es vielleicht noch lange fortgegangen ſein in ähnlichen Beweisführungen, daß Sie erſt eben Ihre ganze Anſicht geändert hätten, und daß Herr Harms das bewirkt habe; allein da mir die guten Freunde von der 74ſten Theſe zur zehnten zurükſprangen, und ich alſo befürchtete, es ſolle eine ganz neue Reihe angehn, ſo unterbrach ich ſie, und verſicherte, wenn ſie auch noch ſo viel ſolche Beweiſe hervorbrächten, würden ſie mich doch nie überzeugen, daß Sie nur eben durch Herrn Harms überwunden Ihre ganze theologiſche Anſicht geändert hätten: Denn wenn ich auch zugäbe, daß, indem Sie die Harmſiſchen Theſen mit allem wahren und halbwahren unbedingt billigten, mit Ausnahme von ein Paar Kleinigkeiten, die in dieſer Beziehung nicht der Rede werth wären, Sie freilich vieles verdammen müßten in Ihrer lateiniſchen und deutſchen Dogmatik und Moral, und auch wol in Ihrer bibliſchen Theologie, wenn wir die auch noch durchgehn wollten: ſo hätten Sie entweder dieſes nicht bemerkt, weil Ihr Hauptaugenmerk auf etwas anderes wäre gerichtet geweſen, oder Ihre Sinnesänderung könne nicht ſo neu ſein, ſondern älter, und müſſe auch ſchon irgendwo dem gelehrten oder dem größeren Publikum vorgelegt ſein, und wir müßten nur mehr vielleicht auf Ihre deutſchen Werke, auf Ihre neueren Predigten ſehn, um die erſte Aeußerung dieſer großen Veränderung zu finden. Denn wenn Sie wirklich zu der theologiſchen Anſicht übergegangen wären, die bei Herrn Harms zum Grunde liege: ſo ſei das einzige eines ſolchen Mannes würdige, dies gradezu zu bekennen, ſeine frühere Anſicht ſelbſt zu widerlegen, und alle in dem früheren Sinn geſchriebene Werke, außer ſofern ſie als geſchichtliche Dokumente immer einen nur deſto größeren Werth behalten, förmlich zu widerrufen. Ein Mann der nur ein klein Licht in der Kirche ſei, könne ſich wol in der Stille umwenden von dieſem zu jenem Syſtem, ein Mann von einem ſolchen Anſehn wie Sie, dürfe das aber keineswegeſ. Wer alſo behauptete, es ſei nicht nur aus Mangel genauer Sichtung des mehr domagtiſchen von dem mehr kirchlichen, daß Sie ſchienen vieles anzunehmen, was mit Ihren früheren Aeußerungen im Widerſpruch ſtehe, der ſolle mir wenigſtens nicht zumuthen zu glauben, daß Sie in der Prüfung zum erſtenmal in dieſem Sinne aufgetreten wären, ſondern er müſſe

mir

mir irgend anderswo in Ihren Werken den Uebergang mit dürren klaren Worten nachweiſen.

Da nahmen mir aber Andere das Wort, weil ſie ſahen, daß ich ſchwankte, ſie ſelbſt aber ihrer Sache gewiſſer zu ſein glaubten, und entgegneten, Das ſehe ja freilich auch ein Kind, daß Sie nicht dafür angeſehen ſein wollten, in der Prüfung der Theſen zum erſtenmale als ein Supranaturaliſt und ſtrenger Orthodoxer aufzutreten, ſondern ſie nähmen es als eine bekannte Sache an. Der ganze Ton in dieſer Schrift ſei ja offenbar nicht der eines Mannes, der ſelbſt vom Hagel getroffen worden, und den die getroffenen Stellen noch ſchmerzten, ſondern eines ſolchen, der ſchon vorher zur rechten Zeit untergetreten iſt, und nun kein Mitleiden hat mit dem unvorſichtigen leichtſinnigen Volke, das, ohne auf den Unterſchied der Jahreszeiten zu ſehen immer noch in windigen Kleidern geht, und zu ſeinem größten Schaden der Hagelwolke Troz bieten wollte. Sie redeten ja von der Bekehrung der Rationaliſten in der lutheriſchen Kirche, gegen die am Ende die armen Zwinglianer und Calviniſten noch wahre Glaubenshelden ſind, als von einem Geſchäft, woran Sie bekanntlich ſchon längſt mit allen evangeliſchen Lehrern auf das emſigſte gearbeitet hätten. Sie trügen es ja gar nicht als eine neue Anſicht vor, daß das ϑειος ἀνήρ wobei die alte Summa fürchtete landen zu müſſen, nicht genüge, daß man Jeſum für einen göttlichen Menſchen halten, und dabei ein Muhamedaner ſein könne, und dabei alſo auch, wie Muhamed, aus Unglauben an den Sohn Gottes auf immer von der Theilnahme an den Wohlthaten des Evangelii, und zwar ganz mit Recht, abgeſchnitten bleibe, ſondern das träte ſo ganz beiläufig hervor, als ob es in allen Ihren Lehrbüchern ſelbſt ſchon längſt eben ſo ſcharf und ſtreng geſtanden hätte. Alſo darin hätten jene offenbar unrecht, daß Sie jezt erſt durch Herrn Harms dieſen Anſichten zugewendet worden; nur ſei ich auch mehr als wunderlich, daß ich das ſo ernſt und ſtreng nehme, und einen offenkundigen Widerruf von Ihnen begehre. Ob man nicht eben ſo gut die entgegengeſezte Maxime aufſtellen könne, ein kleines Kirchenlicht ſei freilich in der glüklichen Lage, wenn es ſeine theologiſchen Anſichten wechſele, mit der Wahrheit grade herausgehn zu können; und das ſei ja weit bequemer; ja ohnſtreitig viel leichter ſeine eigenen Lehrbücher abzuſezen, und entweder ein neues auszuarbeiten, oder ſich zu irgend einem fremden zu bekennen, als ſie ſo künſtlich umzuarbeiten, und in allen ſeinen Schriften ſo allmählig umzulenken, daß niemand recht merken könne, was geſchehen ſei, oder daß der Eine denken könne, es ſei etwas geſchehen, der Andere es ſei nichts. Aber ein Mann in Ihrer Lage ſei doch einmal zu einem ſolchen Verfahren genöthigt, auf einen Poſten geſtellt wie der Ihrige, zwiſchen dieſen Streit der Rationaliſten und Supernaturaliſten, jezt wo alles eine große Neigung verrathe zu den ſtrengern Offenbarungstheorien zurükzukehren, was ſei da wünſchenswerther und nothwendiger, als ſich ſo zwiſchen beide Partheien zu ſtellen, daß man beiden ſcheinen könne anzugehören, der einen durch das alte was man nicht wegwiſcht, der andern durch das was man künſtlich an andern Stellen einſchiebt. Du, das wiſſen wir wol, ſo fuhren ſie fort, gehſt mit einer andern Art um, den Streit zwiſchen Rationaliſten und Supernaturaliſten, wo nicht auszugleichen, doch wenigſtens zu zeigen, daß er für Dich nicht vorhanden iſt; aber das iſt nun Deine Art, von dem ſie ſagen, daß er immer etwas eigenes haben wolle, und Du wirſt am Ende doch nichts damit ausrichten, als daß Du Dich bei beiden Partheien in übles Geſchrei bringſt; die Ammonſche Art aber iſt ganz darauf angelegt es beiden Partheien recht zu machen, und zugleich ihren Streit ſo zu verwirren, daß ſie ſich fragen müſſen, ob ſie auch ſelbſt recht wiſſen, was ſie wollen. Und dieſe Manier, wenn nicht irgend ein unbeſcheidener und ungeſchliffener Menſch dazwiſchen kommt, was doch in dieſen milden Tagen; und gegen einen ſolchen Mann, gar nicht erwartet werden kann, iſt unfehlbar. Wenn wir dir denn, fuhren ſie fort, wie du ja etwas einfältig biſt in ſolchen Dingen, das ganze Kunſtſtükk aufdekken ſollen: ſo ſchlage nur auf die Vorrede zur neuen Summa. Hier findeſt du auf der einen Seite eine Rükweiſung von der Vernunft, als welche in allgemeinen Begriffen den Inhalt der göttlichen Wahrheit nicht erſchöpfend darlegen könne; auf die Schrift, und du meinſt alſo eine Theorie zu haben, nach welcher die Offenbarung einen eigenthümlichen Inhalt hat; allein indem nun am Ende der Verfaſſer ſagt, er ſei ganz ſeinen alten Principien treu geblieben, und dich ſo in die Vorrede zur erſten Ausgabe hinleitet, ſo lieſeſt du denn, „Das poſitive verhalte ſich zu den allgemeinen Begriffen nur wie das Einzelne und Beſondere, es enthalte nur theils Erläuterungen durch Beiſpiele und Thatſachen, theils Mittheilungen durch Dazwiſchenkunft weiſer Menſchen an ſolche, die daſſelbe durch Anleitung der Vernunft und der Natur der Dinge noch nicht gefunden.“ Und nun wäre es ja wunderbar, wenn nicht beides zuſammengenommen der Supernaturaliſt ſo, und der Rationaliſt wieder ſo auslegen könne, zumal jeder noch einige Redensarten findet, die beſonders für ihn da ſind. Freilich kann ſo auch jeder beides gegen ſich auslegen, aber dafür werden der Ruhm und die Freunde des Verfaſſers ſchon ſorgen, daß das nicht geſchehe. Du lieſeſt ferner in der neuen Vorrede, die Ausgabe ſei nur bereichert durch einige Anmerkungen aus der Geſchichte und ältern Theologie, und durch einige Paragraphen, welche die gehörige Reihefolge und Ordnung der Lehre noch zu erfodern ſchien. Was nun die Anmerkungen betrifft, ſo haſt du ſelbſt ſchon an der über die ſymboliſchen Bücher ein Pröbchen davon angeführt, was für Wirkungen ſich verſuchen laſſen auf dieſem Wege. Was aber die Paragraphen betrifft, ſo verſuche nur gleich die erſten neu hinzugekommenen §. 27. und 28. Da findeſt du zwiſchen die Paragraphen von der Glaubensregel und von den Myſterien eingeſchoben eine Auseinanderſezung über den Supernaturalismus den nicht vernünftigen und den vernünftigen. Nun die natürliche Reihefolge und Ordnung der Lehre hätte wol erfodert, daß dies bei der Lehre von der Offenbarung wäre eingeſchaltet worden; aber dann hätte dort nicht alles ſo bleiben können, wie ſchon geſagt worden iſt, daß alles beim alten geblieben ſei, nämlich daß die Lehren der bibliſchen Schriftſteller auf eigenen Meditationen beruhen. Was ſteht nun aber in dieſer Auseinanderſezung? Der irrationale Supernaturalismus wird verworfen. Das iſt etwas für die Rationaliſten. Aber worin beſteht er? Darin, „daß nichts „in der chriſtlichen Theologie für wahr angenommen „wird, was nicht mit eben ſoviel Worten in der „Schrift ſteht.“ Und ſo werden wir auf einmal auf einen der jezigen Zeit ganz fremden Streitpunkt gebracht, und auch unſre Supernaturaliſten laſſen ſich gern gefallen, daß dieſer Jrrationalismus, an dem an und für ſich noch nichts ſupernaturaliſtiſches iſt, verworfen werde. Jm folgenden Saz wird dann der Rationalismus, der darin beſteht, daß der ganze Inhalt der Schrift auf die Uebereinſtimmung mit der Natur der Dinge und mit dem höchſten Ausſpruch der Vernunft zurükgeführt werde, ſeinerſeits auch verworfen, weil nämlich die Vernunft ihre Kenntniß Gottes nur von Gott ſelbſt nehmen ſolle; und dagegen wird der rationale Supranaturalismus förmlich und ausdrüklich angenommen, welcher nämlich behauptet, „daß die Offenbarung

„Gottes durch Chriſtum zwar der geſunden Vernunft im mindeſten nicht widerſpreche, aber wegen des immenſen Umfanges der göttlichen Wahrheit weit über ſie hinausgehe.“ Das klingt freilich ſehr entſcheidend, und nun müſſen die Supranaturaliſten, nur Herr Harms freilich noch nicht, Herrn Ammon vollkommen zu den ihrigen zählen; und da er ſeine Grundſäze nicht geändert hat, ſo hat er alſo auch gewiß ſchon lange mit ihnen an der Bekehrung der Rationaliſten durch die lateiniſche und deutſche Dogmatik gearbeitet, ſie haben es nur ſo recht nicht gemerkt, und er hat immer in ſeinem Herzen den Stolz des Rationalismus verworfen, nur hat er es nicht ſo laut geſagt. Es iſt nur ſchön, daß die Reihefolge der Lehre erforderte, hier zu ſagen, daß man durch die Licenz des Rationalismus die der göttlichen Offenbarung ſchuldige Achtung verleze, und daß der Stolz deſſelben ſchon längſt von den ſymboliſchen Büchern verdammt ſei, um ſo mehr als ſich in der Folge auch nicht die mindeſte Spur davon findet! Und darum denke ich auch, die Rationaliſten werden ſich allmählig erholen von dem heftigen Schlage. Sie halten ſich zunächſt an das, was in der Vorrede über das Verhältniß des poſitiven zum allgemeinen geſagt iſt; ſie ahnden ſchon etwas gutes aus der Aeußerung, daß auch der wahre Deismus nicht der Philoſophie ſondern der chriſtlichen Religion ſeinen Urſprung verdanke, und denken, ob nicht am Ende dieſer allein es ſei, was ſo weit über die menſchliche Vernunft hinaus geht. Es ſollen freilich auch Lehren von Chriſto und dem durch ihn zu erlangenden Heile ſein, die weit über die Vernunft hinausgehn; aber wenn ſie dieſe nun aufſuchen, ſo werden ſie finden, daß Herr Ammon zwar den Stolz des Rationalismus verwirft, aber die Demuth deſſelben noch liebt. Wenn nur der Rationalismus nicht hervortritt in allgemeinen übermüthigen Säzen;

wenn nur durch ſolche die Achtung gegen die göttliche Offenbarung nicht verlezt wird! zieht er ſich aber in die einzelnen Lehren zurükk, ſo läßt Herr Ammon ihn ſich ſchon gefallen. Denn was geht doch nun in der Lehre von Chriſto, wie Du ſie auch in der neuen Summa findeſt, ſo weit über die Grenzen der Vernunft hinaus? Die Anmerkung aus der Geſchichte doch nicht, die uns Jeſus mit Moſes und Mahomed zuſammenſtellt, und ihn nur durch die empfindſame Sentenz von Chateaubriand auszeichnet, welche Herr Ammon gern an die Spize aller Chriſtologie ſezen möchte, „daß an dem Grabe „Chriſti auch die höchſten Wahrheiten des Glaubens „ſich herabzulaſſen und auch den einfachſten Ge„müthern fühlbar zu werden ſcheinen?“ Doch nicht die unbeſtimmte Aeußerung, bei welcher die Kritik landet, „daß das Wort, welches in Jeſu war, vom Himmel gekommen ſei?“ Doch nicht die großmüthige aber doch nur proviſoriſche Schonung gegen die ſtachlige kirchliche Lehre von der Perſon Chriſti? Doch nicht das Reſultat der Unterſuchung über ſein prophetiſches Amt, in welchem zulezt die andern alle zuſammen laufen, „daß Jeſus, der ſo „vieles durch Lehren ausgerichtet, mit bewunderns„würdigen Einſichten und Kräften von Gott aus„gerüſtet geweſen ſei?“ Das kann ja jeder Rationaliſt noch zugeben! Und eben ſo wenig geht über die Vernunft hinaus, was die Andern ſchon erinnert über die Lehre von der Sündenvergebung und Rechtfertigung! Aber in der Lehre von der Dreieinigkeit da finden ſich wichtige Veränderungen die zweite Perſon betreffend. Da fehlt §. 55. das Bedenken, welches die alte Summa §. 50. aufſtellte, daß bei den heiligen Schriftſtellern ſelbſt die Keime verſchiedener Lehren ſich zu finden ſcheinen, und die Ueberzeugung tritt an die Stelle von vielen Bibelſtellen unterſtüzt, daß die heiligen Schriftſteller dem Sohne ausdrüklich göttliche Namen, Eigenſchaften, Werke und Ehre beilegen; die folgenden Paragraphen enthalten ſich der bedenklichen Ueberſchriften, kirchliche Lehre und kritiſche Bemerkungen, welche freilich bei einem ſolchen Artikel zu leicht können heterodox gedeutet werden, und es wird ausdrüklich zugegeben, daß die Bibel dieſe ganze Lehre von Chriſto nicht allegoriſch ſondern höchſt ernſthaft vortrage, und daß die wichtigſten Wohlthaten daran hängen. Hiedurch ſind nun ſchon die Supranaturaliſten gewonnen, und merken es nicht, daß hernach in der Lehre vom Erlöſer und von der Heilsordnung ſo gar wenig auf die höhere Natur Chriſti gerechnet wird. So lavirt das Schiffchen! ſo ſchlüpft der Aal! Iſt es nicht ein herrliches Kunſtſtükk, die Supranaturaliſten durch wohlangebrachte allgemeine Aeußerungen zu befriedigen, und die Rationaliſten im einzelnen, wo es weniger bemerkt wird, aber dafür deſto reichlicher zu entſchädigen für den ſcheinbaren Verluſt? Und nur wer das nicht gemerkt hat, kann glauben, daß Herr Ammon in der Prüfung zum erſtenmal als rechtgläubiger ſymboliſcher Theologe auftreten wolle. Nur freilich, fuhren ſie fort, eine Fortſezung dieſes einlenkenden Verfahrens iſt die Prüfung, und zwar eine etwas raſche; der Mantel gegen die Sturm- und Hagelwolke aus Nordweſten iſt ſo dicht als möglich zugezogen, die feſteſte Anhänglichkeit an die Symbole tritt hier laut und im einzelnen hervor, das Augsburgiſche Bekenntniß wird der Bibel gleich geſtellt, und Herr Ammon ſieht diejenigen tief unter und hinter ſich, welche Jeſus und Mahomed nicht gar weit von einander ſtellen, ja er darf ſo ſtrenge ſein, daß er auf jeden Latidudinarier mit einer feſten Verachtung herabſieht. Die Beſchuldigungen des Rationalismus ſind dreiſt und hart, aber ſehr wohlbedächtig von ſolchen Punkten hergenommen, die man in den früheren Aeußerungen nicht unmittelbar nachweiſen kann. Daß der Zeitgeiſt ein Geiſt des Lichtes und der Vollkommenheit ſei, daß die moraliſche Religion die einzige verſöhnende und veredelnde ſei, daß man nicht ſo eigentlich wiſſen könne, ob Gott ſei, daß der Eid gotteslaͤſterlich ſei, daß periodiſche Ehen das Familienglück begründen würden, das kann man aus den rationaliſtiſchen Winkeln der Ammonſchen Dogmatik nicht herausklopfen, das haben aber auch die rationaliſtiſchen Theologen nicht behauptet, und in dem Bilde renommiſtiſcher Novaturienten werden ſie ſich auch eben nicht wieder erkennen. So wie, wenn geſagt wird, die ſcharfe Vernunft des einen ſei in der Theologie hektiſch, die betrunkene des andern taumelnd, und die träumende des dritten mit ſüßem Wahnſinn behaftet, ſie denken werden, dies gelte nur Einzelnen abgeirrten; aber die Nothwendigkeit, daß die Denkungsart in eine von dieſen Verwirrungen führe, brauchen ſie nicht zuzugeben. Alſo können ſie ſich auch diesmal noch tröſten, ja ſie finden gewiſſe allgemeine Aeußerungen, an denen ſie ſich ſogar aufrichten können, wenn doch *Herr* Ammon hier „unerörtert laſſen will, wie ſich das geſchriebene Wort „zu dem erleuchteten Gewiſſen verhalte;“ denn wie er es ſonſt erörtert hat, wiſſen ſie ja. Du ſiehſt alſo, ſo endeten ſie, wie ſich dieſes verhält. Daß *Herr* Ammon allerdings einer andern Maxime gefolgt iſt, als die Du allgemein geltend machen möchteſt, daß er uns allmählich mit ſeiner Sinnesänderung bekannt machen wollte, und ſich durch frühere andeutende Aeußerungen das Recht erworben hat, jezt ſchon als ein alter Theilnehmer dieſer Denkungsart aufzutreten. Und geſtehe nur, wenn er es nothwendig hielt, jezt mit einem beſtimmteren und ſchärfer ausgeſprochenen Bekenntniß hervorzugehn, wenn ihm zweckmäßig ſchien jezt frei und laut zu ſagen, daß das Augsburger Bekenntniß ſein Panier ſei, von dem er eben ſo wenig als von der Bibel jemals weichen wollte, ſei es nun weil die Erfahrung feſt ſteht, daß die Kirchen der Vernunftprediger leer werden, oder weil das Volk nicht zufrieden ſein kann mit Obercommiſſarien der Kirche, die dem neuen Glauben zugethan ſind, oder aus welchem Grunde ſonſt: ſo konnte er dies auf keine glänzendere Weiſe thun, als durch ein ſolches Anſchließen an die Harmſiſchen Säze. Nur iſt zu beſorgen, daß die Veranlaſſung zu dieſem Entſchluß nicht die angenehmſte geweſen, indem unverkennbar die ganze Schrift eine verdrüßliche Reizbarkeit eine üble Laune verräth, welche des Mannes ſonſt ebenen und ruhigen Stil auf eine wunderliche Weiſe in die Höhe geſchraubt und in die Queere gezogen hat.

Sehen Sie, Theuerſter, dieſes alles habe ich meiner einfältigen Rathloſigkeit wegen anhören müſſen, und es iſt vielleicht noch einfältiger, daß ich es Ihnen wieder ſage Aber das iſt nun einmal, zumal in ſo allgemeinen Angelegenheiten, meine Weiſe, von der ich nicht laſſe. Strafen Sie mich nur nicht ſo, daß Sie mich fragen, wer denn die Leute geweſen ſind, die dies alles gegen Sie ausgeſagt. Lieber will ich alles auf mich nehmen, denn ich weiß warlich nicht genau anzugeben, was davon Andere geſagt, und was meine eigenen einander widerſtreitenden Gedanken geweſen ſind. Sie werden ja ſchon wiſſen, wie einem zu Muthe iſt, wenn man ſo von einer Seite zur andern gezogen wird, und wie bunt das durcheinander gehen kann! Nur bin ich leider durch alles das doch nicht aufs reine gekommen, ſondern es iſt mir noch den Gegenſtand unſeres Briefwechſels betreffend, die Hauptfrage übrig, die ich mir nicht zu beantworten weiß, und die ich Ihnen gradezu vorlegen, und nun auch gar nicht mehr anders als in meiner eigenen Perſon mit Ihnen reden will. Das iſt die Frage: Wie und wann Sie denn zu dieſer bitteren Heftigkeit gegen die an mehreren Orten und auch bei uns angefangene Vereinigung proteſtantiſcher Gemeinen von beiden Confeſſionen gekommen ſind? Ich geſtehe Ihnen, ich hätte mir eher des Himmels Einfall verſehen, als dieſes; denn aus Ihrem Briefe an mich konnte ich das nicht erwarten, und aus Ihren früheren Aeußerungen über die dogmatiſchen Punkte, die das Sakrament betreffen, noch weniger. Sie, Verehrteſter, machten doch den Anfang dieſes Gegenſtandes zwiſchen uns zu erwähnen; was konnten Sie dabei beabſichtigen, wenn Sie mir nicht Ihre aufrichtige Herzensmeinung darüber ſagen wollten? Doch erzählten Sie mir nur, Sie hätten aus guten Gründen alle Proteſtationen gegen die Vereinigung, die Ihnen zugeſandt worden, zurükgelegt. Nun freilich, wenn Sie es gethan haben, um mit dieſer ſtarken und glänzenden allein und deſto nachdrüklicher aufzutreten, ſo kann das ein guter Grund geweſen ſein. Allein Sie hätten, wenn Ihnen die Sache ſo ſehr am Herzen liegt, nicht nur Sich bedenken ſollen, ſondern auch mich. Wenn das Seelenheil dabei auf dem Spiel ſteht, und Sie können nicht wiſſen, wie bald auch das Seelenheil vieler Chriſten, die ſonſt unter Ihrer oberſten Leitung ſtanden: ſo ſollten Sie, wie Sie ſich von ſelbſt freundlich zu mir wendeten, mich auch freundlich gewarnt haben, daß ich nicht durch meine Theilnahme dieſen Frevel mit verſchulden möchte. Darüber, da Sie mir erlaubt haben, Sie zu ſtrafen wo und wie ich wollte — denn bisher habe ich Sie noch nicht geſtraft, ſondern nur zu erklären verſucht — möchte ich Sie wol hier ſtrafen. Ja auch in Ihrem zweiten Briefe, nachdem ich gegen Ihre Zurüklegung proteſtirt, weil mir nothwendig ſchiene, daß dieſe wichtige Sache von allen Seiten beſprochen würde, nachdem ich auf dieſe Weiſe nicht undeutlich Ihre ganze Meinung über den Gegenſtand herausgefordert, kann ich wirklich in Ihrem etwas dunkel gehaltenen Gleichniß von den beiden fürſtlichen Brüdern nicht dieſes harte Urtheil finden, welches Sie in der Prüfung ausſprechen; ich konnte nicht glauben, daß Sie die Sache für ſo gefährlich und ſeelenverderblich halten, ſondern nur für ſchwierig, nur daß Sie glaubten, ſie würde nicht leicht zu allgemeiner Befriedigung vollkommen können durchgeführt werden. Ja ich möchte noch mehr von Ihnen verlangen. Da Sie ſo ſehr gut unterrichtet ſind von dem, was hier und anderwärts vorgeht, wie Ihre Schrift, die ganz voll Anekdoten ſteckt und voll Anſpielungen auf Anekdoten, ich weiß nicht ob wahr oder falſch, uns ganz deutlich will zu verſtehen geben, und da Sie alſo ganz gewiß auch ſehr zeitig gewußt haben, was man anderwärts, und beſonders auch hier, vorhatte: da es Ihnen an Verbindung aller Art nicht fehlt, und Sie gewiß in der Kunſt, ſie im rechten Augenblikk zum beſten zu benuzen, ein Meiſter ſind: wäre es nicht des Hauptes einer großen Kirche, „die noch dazu als altlutheriſches Nachbild betrachtet wird,“ würdig geweſen, ſich ernſt und warnend an unſere einflußreichen Geiſtlichen, oder an unſere kirchlichen Oberen zu wenden, die Gefahr vorzuſtellen, dringend abzurathen, Ihr Gewiſſen zu verwahren, und auf das feſteſte zu erklären, daß von Ihrer Seite nicht die kleinſte Mitwirkung, ſondern nur der gemeſſenſte Widerſtand zu erwarten wäre? Meinen Sie nicht, daß dies, ohne daß man Sie hätte beſchuldigen können, daß Sie ſich in fremde Angelegenheiten mengten, bei Ihrer ſo feſten unerſchütterlichen Ueberzeugung, Ihres Anſehens und Ihrer Stellung würdig geweſen wäre? Oder haben Sie das auch gethan, gegen mich freilich nicht, ſondern wo es der Mühe lohnte, und ich weiß es nur nicht? O dann weiſen Sie mir nach, an wen Sie ſich gewendet haben, und ich will meine Strafe gern zurüknehmen! Ja wenn dem ſo iſt, und man Ihre gründlichen Gegenvorſtellungen, Ihre wohlgemeinten Warnungen ſchnöde zurükkgewieſen hat, dann könnte ich Ihnen vielleicht auch zum Theil wenigſtens den Ton verzeihen, in welchem Sie über dieſe Sache reden. Denn gewiß an und für ſich iſt er unverzeihlich, weder der Sache noch Ihrer Perſon würdig. Gleich von vorn herein glaubt man faſt einen Katholiken zu hören, dem unſer Jubelfeſt ein Aerger war. Was haben Sie denn an den unſchuldigen Päanen für Anſtoß genommen, unter denen noch dazu einige ſehr gut gerathen ſind? Was an den Doctorhüten, die doch im Jahr 1717 und 1617 auch aufgeſezt wurden, als von keiner Union die Rede war, und es keiner Gewitterwolke gegen die Vernunftreligion bedurfte? Warum ſollen grade am Reformationsfeſt die Heeresabtheilungen keine Kirchenparade haben, wenn es ſonſt zu ihrer Ordnung gehört? Wo mit Lorbeerkränzen geſpielt worden iſt, weiß ich freilich nicht; aber wenn die Beamten an manchen Orten ſonſt eben nicht fleißig in die Kirche gehen, warum ſpotten Sie darüber, daß ſie es an dieſem Tage gethan? Iſt es nicht beſſer, als wenn ſie es an dieſem auch unterlaſſen hätten? Und wenn Sie das ſo ſchlau ausgeſpürt haben, ich weiß nicht ob in Ihrer Nähe oder in der Ferne, daß berühmte Gelehrte zum erſten Mal ſeit ihrer erſten Communion wieder communicirt haben an dieſem Tage: warum freuen Sie ſich nicht lieber in der Stille, und hoffen gute Wirkung von dieſer erwekklichen Handlung, ſondern wollen lieber, daß hier oder da auf einen mit Fingern gewieſen werde bei dieſer Stelle Ihrer Schrift? ich glaube nicht, daß das Ihrer würdig iſt. Das alles ſcheint nun zwar unmittelbar nicht die Kirchenvereinigung zu treffen, ſondern nur das Reformationsfeſt; allein ich glaube, es würde ſchwerlich daſtehn, wenn es nicht wäre, um nicht ganz allein über die raſchen Bruderumarmungen zu ſpotten, die ſich doch offenbar, Sie werden es nicht läugnen wollen, auf die gemeinſchaftliche Abendmahlsfeier der hieſigen Geiſtlichen beziehen. Iſt dieſer Spott Ihrer und der Sache würdig? hätte nicht die Ehrfurcht, die ein jeder Chriſt vor dem Tiſch des Herrn haben ſoll, Sie davon zurükhalten ſollen? Sie können nach Ihrer Ueberzeugung dieſe Handlung für eine Verirrung halten; dann verdient ſie Ihre Zurechtweiſung: Ihren Spott ſollte die Beziehung auf das heilige zurükkgehalten haben. Warum nennen Sie nun dieſe Bruderumarmungen raſch? Ein Judaskuß iſt langſam oder affectirt; dieſe waren nicht ſo, aber ich habe noch nicht gehört, daß ſie irgend jemanden leid gethan haben. Aber ſie waren der natürliche Ausdrukk davon, daß die Handlung ihrer Idee entſprochen hatte; jeder erinnert ſich mit Freuden daran; und, wie es ſein ſoll, durch das Mahl der Liebe iſt manches Band geknüpft, manches Hinderniß aus dem Wege geräumt worden, und manche Gemüther ſind einander näher getreten. Haben wir uns hernach tüchtig geſtritten auf unſeren Synodalverſammlungen, wie es ſein ſoll und ſich von ſelbſt verſteht, haben wir viele Schwierigkeiten gefunden und ſie auf den entgegengeſezteſten Enden angegriffen: ſo haben wir auch dabei den Segen jener Handlung gefühlt, welcher Mäßigung verbreitete, und jedem, der ſich verirren wollte, die Rükkehr erleichterte. Und Sie, der Sie es uns ſo oft deutſch und lateiniſch geſagt, daß doch am Ende alles bei dem Sakrament des Altars auf die geiſtige Wirkung ankomme, Sie vergeſſen ſich ſo weit, uns, die wir uns einen ſolchen Segen holen wollten für ein großes und wichtiges Geſchäft, ſpöttiſch zu ſagen, wir hätten uns eben ſo gut zu einem gemeinen Mahle vereinigen können, und auch da allgemeine und brüderliche Liebe darreichen? Sie werden wol auch das wiſſen, ohnerachtet ich nicht die Ehre habe perſönlich von Ihnen gekannt zu ſein, daß ich zu den fröhlichen Menſchen gehöre, und ich weiß deshalb recht gut, wie viel auch bei einem gemeinen Mahle wahre Erhebung des Geiſtes, wahre Erwärmung des Herzens ſtattfinden kann; aber ich ſchäme mich Ihrer Vergleichung ſo ſehr, daß ich nichts weiter darüber ſage, als wie innig leid es mir thut, daß Sie ſich auch hier hinter Luther verſtekken, und wie es ſcheint, dem großen Mann vorzüglich in dem nachfolgen wollen, was er, von leidenſchaftlichem Eifer aufgeregt, nicht allzu beſonnen geredet, und worüber Sie ſelbſt ihn ſonſt getadelt haben. Mit welchem Recht ſagen Sie in offenbarer Beziehung auf dieſes gemiſchte Abendmahl, das Reformationsfeſt ſei als ein neues Schauſpiel begangen worden? Gilt das uns am 30ſten? oder unſern Gemeinen am 31ſten? Im erſten Falle, wen möchten Sie gern als Komödianten und Heuchler vor den Augen von Deutſchland brandmarken? Nennen Sie ihn! und wen es trift, der mag ſich wehren; aber verunglimpfen Sie nicht ins blaue, und geben der tuſchelnden Verläumdung freien Spielraum; das ziemt doch ſolchem Manne nicht! Oder haben Sie nur Erfahrungsgründe, um anzunehmen daß unter einer gewiſſen Anzahl Geiſtlicher nothwendig einige Heuchler ſein müſſen? Nun ſo bezeuge ich Ihnen mein Beileid über dieſe Menſchenkenntniß eben ſo ſehr, als über die Art ſie zu gebrauchen. Meinen Sie aber unſre Gemeinen: woher kennen Sie dieſe? was für ein Urtheil maßen Sie ſich über ſie an? Was für ein Geſchikk hat es, daß ein Mann, wie Sie, ſich zu dem veralteten Geſchrei, das jezt ſo gern aus ganz andern Gründen wieder laut werden möchte, bekennt, welches Berlin als ein neues Babel anbellt? Aber nun gar, wie bringen Sie doch das Unternehmen des Vereinigungswerkes mit dem trivialen Saz, daß der Menſch ein geborner Schauſpieler ſei, in Verbindung? Welchen Grund haben Sie wol, vorauszuſezen, daß es irgend jemanden; ich will gar nicht fragen; wen

Sie meinen, hierbei auf ein Schauſpiel angekommen ſei? Ich meines Theils habe dies immer unter die ſchlechteſten Manieren gerechnet, deren man ſich in der guten Geſellſchaft gar nicht bediene, Inſinuationen hinzuwerfen, die zu unbeſtimmt ſind, als daß man von irgend jemand könnte zur Rechenſchaft gezogen werden, die aber dafür recht vielfältigen Verdacht erregen, von dem überall etwas haften bleiben ſoll; denn welche andere Abſicht kann man ſich bei einem ſolchen Verfahren denken? Aber die natürlichſte Strafe für ein ſolches iſt die, daß es recht öffentlich als dasjenige bezeichnet werde, was es iſt, und da Sie es mir erlaubt haben, ſo vollziehe ich dieſe. Wie geſagt, dieſer Ton, den ich nicht weiter in allen ſeinen Spuren verfolgen will, ließe ſich nicht einmal unter jener Vorausſezung erklären. Da aber dieſe wol gar nicht richtig ſein möchte, daß Sie nämlich zuvorkommende Schritte gethan, um uns zu warnen, und daß man Sie mit Ihren Warnungen abgewieſen: ſo ſollte eben dieſer Ton mich faſt der Mühe überheben, mit Ihnen über dieſe Angelegenheit weiter zu reden; allein ich kann Sie nicht ſo ganz aufgeben, daß ich nicht den Verſuch machen ſollte, Ihnen zu zeigen, wie unhaltbar Ihre Gründe ſind, und wie viel Mißverſtändniſſe Sie hineingewirrt haben, und wie viel ganz grundloſe Andeutungen ſich hier finden, wodurch Ihre Leſer, wenn ſie nicht genau unterrichtet ſind, nothwendig irre geführt werden müſſen.

Ihr Hauptgrund gegen die Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Bekenntniſſe zu Einer ungetheilten Kirche ſteht S. 22. und lautet ſo: „Von „der Entſtehung des Chriſtenthums bis auf unſere „Tage war die Gemeinſchaft des Altars nicht ge„gründet auf die Gemeinſchaft des Un- oder hal„ben, ſondern des ganzen und vollen Glaubens.“ Wenn ich mir dies in einen ungehäſſigen ſchlichteren Saz übertrage, ſo ſoll es doch heißen, daß von Anſang der Kirche an zur Gemeinſchaft des Altars auch eine völlige Gemeinſchaft des Glaubens gehört habe. Können Sie das behaupten? hat es nicht zu allen Zeiten in der Kirche gar viele Streitigkeiten über Glaubenspunkte gegeben, welche keine eigentliche Spaltung erzeugt, keine gegenſeitige Excommunication nach ſich gezogen? Iſt das nur für diejenigen geſchrieben, die keine andern Abweichungen im Glauben kennen, als die in der Kirchengeſchichte mit recht derben Kezernamen bezeichnet werden? Aber Sie wiſſen es doch gewiß beſſer, ja Sie gefallen ſich noch in Ihrer neuen Dogmatik recht vorzüglich darin, von Leuten die niemals verkezert und excommunicirt worden ſind, Aeußerungen anzuführen, die bedeutende Abweichungen in Glaubenspunkten enthalten! Und wie iſt es auch heut zu Tage noch? giebt es nicht viele Glaubensabweichungen, welche die Gemeinſchaft des Altars nicht brechen? Wenn Sie wirklich ſo bedeutend fortgeſchritten ſind ſeit einiger Zeit, wie jene wollten, und es kommt Ihnen nun ein reiner Schüler des Ammon vom Jahre 1803 vor, wollen Sie mit dem nicht communiciren? und wie ſteht es mit den Rationaliſten, an deren Bekehrung Sie zwar lange arbeiten, die aber doch immer noch nicht bekehrt ſind? haben Sie die ſchon excommunicirt? oder ſtehen Sie mit ihnen in der Gemeinſchaft des Altars, und nur mit den Zwinglianern und Kalviniſten lehnen Sie ab, ohnerachtet die gegen jene noch wahre Helden im Glauben ſind? Doch ich verſtehe, Sie meinen nur oder wenigſtens vorzüglich die volle und ganze Gemeinſchaft des Glaubens in Beziehung auf das, was das Sakrament des Altars ſelbſt betrifft. Aber ſteht es damit beſſer? Hat nicht noch kürzlich mein jeziger und Ihr ehemaliger Amtsgenoſſe Marheinecke gezeigt, wie verſchieden die Vorſtellungen der Väter vom Sakrament waren? und haben dieſe Väter ſich untereinander, oder einer des

andern

andern Schüler von der Gemeinſchaft des Altars ausgeſchloſſen? Und hat man bei dem Streit über die Brodtverwandlung gleich überall mit der Excommunication verfahren? Oder können damals alle, die miteinander das Sakrament nahmen, ſtreng einerlei Meinung geweſen ſein? Und wenn es nun wahr wäre, daß Calvin bis zum Jahre 1549 mehr Lutheraner war als Zwinglianer, hat er nach 1549 etwa nicht mehr mit denſelben communicirt wie vor 1549? Und wenn es unſtreitig iſt, daß er in den Inſtitutionen ſeine und Zwinglis Meinung unterſcheidet, haben er und ſeine Anhänger damals nicht mit den Zwinglianern communicirt? Iſt es nicht notoriſch, daß dieſe beiden Meinungen in der reformirten Kirche neben einander beſtanden haben, ohne die Gemeinſchaft des Altars zu ſtören? Und endlich haben Sie etwa widerlegen können, daß in der Brüdergemeine wirklich Chriſten von beiden proteſtantiſchen Meinungen ohne alle Störung und Reibung, ohne daß durch dieſe Liebe und Einigkeit die Chriſtenheit geſpottet und genärret werde, (S. 20.) ſondern mit der größten Innigkeit und zu beiderſeitigem größten Segen miteinander communiciren? Das war freilich nicht abzuleugnen, und mit Stillſchweigen konnten Sie es auch nicht gut übergehen; aber Sie ſind ein kunſtreicher Mann, der ſich immer zu helfen weiß. Ja, ſagen Sie, „die Brüder ermangeln doch, wie es von Chriſten zu erwarten ſteht, einer beſtimmten innern Haltung, der köſtlichen Feſtigkeit des Herzens nicht.“ Nun mein Theuerſter, wenn das von Chriſten zu erwarten ſteht, ſo ſteht es ja von uns, die wir uns uniren wollen, eben wie in dieſem Punkt die Brüder unirt ſind, auch zu erwarten; und ich hoffe auch von mir und vielen die mir gleich geſinnt ſind, daß es uns an der innern Haltung und an der Feſtigkeit des Herzens niemals fehlen ſoll. Wenn aber Sie, wie man allerdings glauben möchte, das Gegentheil von uns ſchon vorausſagen, ſo iſt ja das eine ganz vollſtändige und zwar höchſt liebevolle petitio principii! Sie mögen nun auch wol gemerkt haben, daß damit nicht viel geſagt iſt, darum nehmen Sie nun noch eine andere Kunſt zu Hülfe, und geben, um die Aufmerkſamkeit der Leſer von der ſchwachen Stelle abzulenken, der Sache ganz leiſe eine andere Wendung, machen der Brüdergemeine ein Kompliment über ihre rühmliche Gewandtheit und Vorſicht — nun ich möchte dieſe mir ſehr ehrwürdige Geſellſchaft lieber ganz aus dem Spiel laſſen, und will ihr nicht beſonders Glükk wünſchen zu dieſem laudari a laudato viro — und fügen dann hinzu, „Sie hätten noch nicht die „geringſte Urſache zu glauben, daß ſich die Brüder „mit den zu unirenden Gemeinen kirchlich vereini„gen würden." Als ob davon die Rede geweſen! oder als ob Sie ſelbſt glauben könnten; es ſei die Rede davon geweſen! Wiſſen wir denn nicht alle, daß die kirchliche Vereinigung der Brüder unter ſich auf einer eigenthümlichen Verfaſſung und Diſciplin beruht? Was für eine Vereinigung könnten wir alſo von ihnen wollen? Können wir wollen, daß ſie ihre Verfaſſung und Diſciplin aufgeben ſollen? Sehen Sie, dies iſt eine von jenen grundloſen Andeutungen, welche höchſtens unkundige Leſer irre leiten können, als ob wir einen Zwekk gehabt hätten, der nun ganz gewiß verfehlt wäre. Wenn Sie aber meinen, die Brüdergemeinen werden in allen Fällen, wo vermöge ihrer Einrichtungen Gemeinſchaft und Annäherung ſtatt finden kann, die unirten Gemeinen, wenn es deren geben wird, anders behandeln als die altlutheriſchen oder altreformirten: ſo habe ich zur Zeit nicht die geringſte Urſach zu glauben, daß dieſe Ihre Vermuthung auf einem guten Grunde beruhe, und daß die Zeit ſie bewähren werde. — Auf dieſem falſchen Saze alſo, daß die Gemeinſchaft des Altars von jeher auf der vollen Gemeinſchaft des Glaubens beruht habe, einem Saze der leicht in ſeiner ganzen Strenge befolgt die Gemeinſchaft des Altars ganz aufheben könnte, gründet ſich Ihr Tadel unſeres Verfahrens. Sie ſagen nämlich, „man hätte ſonſt immer die Vereinigungsverſuche „von tiefen und beſonnenen Unterhandlungen über „die beſtehenden Abweichungen in der Lehre angefangen," und ſo ſollten wir es alſo auch gemacht haben. Allein Sie geſtehen ja auch, daß jene Vereinigungsverſuche immer mißlungen ſind. Wollen Sie uns nicht die Erlaubniß geben klüger zu ſein als unſere Väter, klug geworden durch ihr eigenes Beiſpiel? Iſt die Sache ſonſt nur gut, und iſt von dem einen Ende immer nicht gegangen: warum ſoll man nicht auch einmal von dem andern anfangen? Jedes Verhältniß dieſer Art hat ſeine ideale Seite und ſeine reale, und beide greifen ſo in einander, daß wol niemand behaupten kann, die eine müſſe ſchlechthin und immer die erſte ſein. Denn wenn Sie das in ſeiner ganzen Strenge behaupten wollten, ſo dürften wir eigentlich noch immer keine chriſtliche Kirche haben. Denn die Lehre müßte erſt vollkommen abgeſchloſſen ſein, ehe die Gemeinſchaft anfinge; ſie iſt aber noch nie vollkommen abgeſchloſſen, und zu keiner Zeit ein allgemeiner Lehrfriede geweſen Kann nicht ein Frieden eben ſo gut mit einem Waffenſtillſtand anfangen, der eine That iſt, als mit Unterhandlungen, während deren die Feindſeligkeiten noch fortgehen? es giebt ohnſtreitig Umſtände, unter denen das eine das beſſere iſt, und Umſtände unter denen das andere. Kann nicht der Friede vollkommen geſchloſſen ſein, und doch gewiſſe Punkte noch auf beſondere Unterhandlungen und Verträge ausgeſezt bleiben? In unſerem Falle hat ſich die eine Methode niemals bewähren wollen: warum ſollen wir nicht einmal zur anderen ſchreiten, und mit einer That anfangen? Doch ich brauche gar nicht damit mich zu begnügen, ſondern es läßt ſich ja gradezu zeigen, daß der andere Weg unmöglich iſt. Wenn auf dem Marburger Geſpräch den Gottesgelehrten beider Theile, die da zuſammengekommen waren, gelungen wäre, zu einer gemeinſchaftlichen Ueberzeugung zu gelangen, und ſie ſich alſo vereinigt hätten, ſo und nicht anders in ihren Gemeinen zu lehren: ſo wäre freilich die Vereinigung gemacht geweſen, weil es noch gar nichts abgeſchloſſenes noch gar keinen feſten Typus der Lehre gab, ſondern die Gemeinden alle noch im Empfangen verbeſſernder Anſichten begriffen waren, und was die übrigen Lehrer betrifft, einzelne abweichende Stimmen bei der großen Autorität von dieſen leicht würden verklungen ſein. Aber ſchon zehn Jahre ſpäter wäre, weil die Kirche ſich ſchon beſtimmter geſtaltet und ausgeſondert hatte, auf dieſem Wege nichts mehr zu machen geweſen. Deshalb iſt er auch immer vergeblich verſucht worden. Und wie könnte er denn jezt eingeſchlagen werden? Sollen wir Deputirte ernennen, denen wir Vollmacht geben, über unſere Ueberzeugungen abzuſchließen? Kann die Ueberzeugung der Einzelnen wirklich dieſen Beſchlüſſen folgen? Ja wenn wir einen Pabſt hätten, oder ad hunc actum einen ernennen könnten! Aber, wie wol Sie bedenklich ſind, ob man das nicht wünſchen könnte, ſo geht das doch einmal nicht, Theuerſter, und wir müſſen alle Hofnungen dieſer Art aufgeben, und wenn man auch noch ſo ſehr einen aufſtellen könnte, der es allen Partheien recht zu machen wüßte! Und auch der Pabſt hat ja noch nie zaubern können, daß alle wirklich daſſelbe geglaubt haben. So würde alſo nicht nur auf dieſem Wege derſelbe Zuſtand auch entſtehen, den Sie ſo ſehr verabſcheuen, eine Gemeinſchaft des Altars ohne volle Gemeinſchaft des Glaubens; ſondern es würde auch ohnſtreitig bei den Verhandlungen ans Tageslicht kommen, daß dieſer Zuſtand ſchon immer beſtanden hat, und daß über die dunkeln zu dieſer Sache unmittelbar gehörigen Formeln ſowol, als über die damit verwachſenen Lehren, welche Sie ſelbſt als Abweichungen von den einfachen Aeußerungen der Schrift für gefährlich noch im Jahre 1816 hielten, die Vorſtellungen auch der Lehrer deſſelben Bekenntniſſes keineswegs übereingeſtimmt haben. Und wenn nun die Deputirten wirklich einig würden, das heißt, nicht darüber, gewiſſe Abweichungen für unweſentlich zu halten, denn das wollen Sie ja nicht, ſondern darüber eine beſtimmte Vorſtellungsweiſe feſt zu ſezen, würden das nicht doch eine Menge Beſtimmungen ſein, die wir „mehr der Schule lernten als dem Leben?“ Würden Sie verlangen, daß alle evangeliſch-lutheriſchen oder reformirten Chriſten, die bisher den Vorſtellungen ihrer Kirche mit einigem Bewußtſein angehangen haben, die neuen annehmen ſollten, weil es dort ſo beſchloſſen worden? Und wenn ſie das auch thäten, entweder aus einer Art des Gehorſams, die es bei uns nicht giebt, oder durch freie Zuſtimmung oder gar Abſtimmung; würden Sie für die Zukunft verlangen, daß dieſe neuen Beſtimmungen allen evangeliſchen Chriſten immer ſollten überliefert werden, und würden das allen Pfarrern Ihres großen Kirchſprengels zumuthen und auch wirklich von ihnen erlangen? oder würden Sie nicht doch hernach, wenn dieſe immer wieder kämen, klagend, die Katechumenen wollten dieſes nicht feſthalten und nicht begreifen, als Oberhirte ſelbſt wieder dieſe durch ſo lange Unterhandlungen erſtrittenen Beſtimmungen für unweſentlich in Abſicht auf den wirklichen und würdigen Genuß des Sakramentes erklären müſſen? Warum wollen Sie uns alſo verargen, daß wir mit demſelben anfangen, womit Sie doch nothwendig ſchließen müßten? So iſt ja die raſche That gar nicht ſo ſchlimm, wenn ſie doch genau daſſelbe Ziel trift, wobei die tiefen und beſonnenen Unterhandlungen, ſollen ſie anders überhaupt etwas ausrichten, zujezt auch ankommen müſſen! Aber mit der raſchen That iſt es doch wirklich nicht wie mit den raſchen Bruderumarmungen, die allerdings nur das Werk des Augenblikkes ſein konnten und mußten. Auch ſind Sie ſelbſt ſo unbekannt nicht mit dieſen Angelegenheiten, daß Sie nicht wiſſen ſollten, daß ſeit langer Zeit mancherlei Anregungen, Ueberlegungen, Unterſuchungen, einzelne Handlungen, nur grade keine Unterhandlungen, dieſer That vorangegangen waren; und auf der andern Seite ſind Sie ſo allwiſſend nicht, daß Sie mit ſolcher Sicherheit behaupten können, ſie ſei dennoch raſch; ſondern dies muß Sie wie uns erſt die Erfahrung lehren, was daran übereilt war oder nicht, und es iſt wenigſtens raſch von Ihnen, ſo darüber abzuſprechen. Aber wie bezeichnen Sie nun gar dieſe ſogenannte raſche That? „Wir ſchieden aus den Manifeſten Gottes etwas aus, wie aus einem Landrecht, und formten ein Landesevangelium, wie einen Landſturm.“ Denn das geben Sie uns doch Schuld! Oder hätte es irgend einen Sinn und Zwekk, daß Sie ſagen, bei ehemaligen Vereinigungsverſuchen habe man noch zu viel Ehrfurcht für die Religion gehegt, um dieſes zu thun, wenn Sie nicht wollen zu verſtehen geben, jezt habe man es gethan? Sie werden ſchwerlich ſagen können, dies wären unberechtigte Folgerungen aus Ihren Worten! Doch ich will Ihnen gern die Nachweiſung ſchenken, wo und wie wir denn dies gethan haben, wenn Sie mir nur, der Zukunft wegen, damit es uns nicht etwa unverſehens begegne, ſagen wollen, was für Verbrechen Sie denn eigentlich durch dieſe wunderlich zuſammengedrechſelten Redensarten bezeichnen wollen. Ob aus unſerm Landrecht etwas iſt ausgeſchieden worden, weiß ich wahrhaftig nicht, und bewundere Sie, daß Sie ſich um ſo vielerlei fremdartige Dinge klein und groß, Paraden, Lorbeerkränze, unkirchliche Beamte, ſelten communicirende Gelehrte und verſtümmelte Landrechte bekümmern können, bei ſo vielen und großen Geſchäften! Aber was verſtehen Sie unter Manifeſten Gottes, und wie ſcheidet man etwas davon aus? Meinen Sie, es werde durch die Vereinigung, wie wir ſie im Sinne haben, dahin kommen, etwas aus der Bibel auszuſcheiden? ich wüßte doch gar nicht wie! Oder nennen Sie die augsburgiſche Confeſſion ein Manifeſt Gottes — nahe genug ſcheinen Sie freilich hier anzuſtreifen, nur ſehe ich nicht, wie dann Reformirte und Katholiken von den Lutheranern gleich weit abſtehen können! — und meinen, wir kämen durch die That dahin, aus dem zehnten Artikel das et improbant secus docentes auszuſcheiden, oder ſtatt vescentibus zu ſchreiben fidelibus? Doch davon hernach! Aber Ihre Worte hier klingen mir doch zu wunderbar, als daß ich glauben ſollte, Sie hätten das gemeint; auch hätte ja dann dieſelbe Ehrfurcht vor der Religion ſchon dem großen Melanchthon gefehlt. Alſo wie geſagt, ich bin hier ganz rathlos, und muß um nähere Erklärung bitten. Wiewol mir ſehr bange iſt, ich proſtituire mich; und wenn Sie nun ſagen werden, was Sie gemeint haben, werde ich mich müſſen vor die Stirn ſchlagen, daß ich einfältiger Menſch die feine Rede nicht gleich verſtanden habe. Eben ſo geht es mir mit dem andern. Wie man einen Landſturm formt, davon habe ich eine kleine Erfahrung gemacht, und ſelbſt ein wenig mit dazu geholfen; aber je mehr ich das zu wiſſen glaube, um deſto weniger kann ich entdekken, was für eine Aehnlichkeit es geben kann zwiſchen Landesevangelium und Landſturm, und der Art wie beide zu Stande kommen, und ich möchte faſt über dieſe Beredtſamkeit in ähnliche Ausrufungen ausbrechen, wie Feſtus über die des Paulus. Vielleicht aus demſelben Grunde, weil die Geſinnung, von welcher die Ihrige ausgeht, mir eben ſo fremd iſt, wie dem Feſtus die Geſinnung unſeres Paulus. Aber was iſt denn ein Landesevangelium? und haben wir je geſagt, daß wir eins machen wollen? oder haben Sie Urſache zu glauben, daß wir eins machen müßten? Wenn Sie noch geſagt hätten, ein Landesbekenntniß; aber ein Landesevangelium! Ich hoffe, daß wir hier alle gar ſtark darüber halten, daß es nur das eine Evangelium giebt, daß der Menſch gerecht werden kann durch den Glauben an Jeſum; und daß wir nicht nur den gar übel anlaſſen würden, der uns ein anderes aufheften wollte, ſondern daß auch ſchon der uns gar viel zu wünſchen übrig läßt, wiewol wir auch deshalb ihn nicht ausſchließen wollen von der Gemeinſchaft des Altars, der uns den Glauben (Neue Summa §. 116. und 117) ſo kritiſch zuſpizt und weg obſervirt, daß der Glaube an Chriſtum erſt gar nicht zum Vorſchein kommen will, ſondern nur ein äußerer Glaube, der ſich auf das göttliche Anſehn Chriſti ſtüzt, und ſich allmählig in einen innern, der ſich Gott zur Nachahmung vorſezt, auflöſen ſoll, und daß, als hernach vom Glauben an Gott und ſeinen Sohn die Rede iſt, aus allerlei gar nicht die rechtfertigende Kraft des Glaubens erſchöpfenden kaum berührenden Gründen ziemlich mühſam und nicht ſehr bündig gefolgert wird, man könne alſo, alles wohl erwogen, doch ſagen, daß vom wahren Glauben alle Weisheit, Tugend und Glükſeligkeit ausgehe. Wir, wie geſagt, wollen uns jenes Eine und alte Evangelium nicht nehmen laſſen, und denken an kein anderes. Alſo auch dieſe Redensart würden Sie uns erſt erklären müſſen, da wir ja, wie Ihnen ſehr wohl bekannt iſt, gar nicht auf dem Wege ſind, auch nur ein neues Landesbekenntniß zu machen. Doch der beſtimmte Tadel, den Sie ausſprechen, iſt der, daß wir „das Volk zum Indifferentiſm der Lehre verführten.“ Ja dies iſt endlich das große Verbrechen, daß, nachdem durch den gänzlichen Verfall aller Kirchenzucht unſere Chriſten genöthigt ſind mit den erklärteſten Ungläubigen, ja mit den entſchiedenſten Verächtern aller göttlichen Gebote zu communiciren, ſo oft es dieſen einfällt, nachdem durch den wenigen Succeß, welchen bisher noch die treuen Bemühungen der evangeliſchen Lehrer gehabt haben, die Sache immer noch ſo ſteht, daß Supranaturaliſten und Rationaliſten mit einander communiciren müſſen, und auch wol jeder es bedenklich finden müßte, wenn wir es ſelbſt darauf anlegen wollten, die lezteren in eine beſondere Kirchengemeinſchaft zu ſammeln: ſo wollen wir nun die ſupranaturaliſtiſchen Lutheraner und Reformirten fragen, ob ſie ſich nicht eben ſo leicht entſchließen können mit einander zu communiciren, als doch jeder mit den Rationaliſten ſeiner Confeſſion communicirt, und eben ſo umgekehrt die Rationaliſtiſchen, ſofern es deren unter uns giebt. Um nun die Größe dieſes Verbrechens recht zu beſtimmen, ſo laſſen Sie uns doch unterſuchen, wie weit und worin denn Reformirte und Lutheraner von einander abweichen, alſo gegen was für Lehre ſie denn indifferent werden ſollen. Hätten Euer Hochwürden mit Ihrer bekannten Gelehrſamkeit und Ihrem bekannten Geſchikk zur Faſſungskraft einer großen Menge herabzuſteigen dieſe Punkte in Ihrer Schrift gehörig auseinandergeſezt: ſo hätten Sie ſich ein unter den gegenwärtigen Umſtänden gar nicht geringes Verdienſt erworben. Das hat Ihnen aber nicht beliebt, vielmehr finden ſich in dem, was Sie hierüber geſagt haben, wie mir ſcheint, Mißverſtändniſſe, zu deren Aufklärung ich auch ſuchen muß das meinige nach Vermögen beizutragen. Zuerſt was die Lehre von der Gnadenwahl betrifft, die gewiſſermaßen ſtreitig iſt zwiſchen beiden Bekenntniſſen, ſo verwandeln Sie uns dieſe, ich weiß nicht warum, in die Vorſehungslehre, mit welcher ſie freilich zuſammenhängt, aber doch nicht ganz einerlei iſt, außer wenn man alle unmittelbaren göttlichen Einwirkungen abläugnet, und alles auf Unterweiſung und Beiſpiel zurükkführt, welches Sie ja doch nicht mehr zu thun ſcheinen. In der Vorſehungslehre an und für ſich aber hat eine Bekenntnißverſchiedenheit meines Wiſſens niemals ſtatt gefunden, und ich muß erwarten, auf welche Weiſe Sie mich hierüber der Unwiſſenheit bezüchtigen können. Wollen Sie aber die Sache auf die bloße Vorſehungslehre zurükführen: ſo weiß ich wieder nicht, wo Sie jenes furchtbare Princip Calvins her haben, „daß das Gute nicht in der höchſten „ſten Vollkommenheit Gottes, ſondern in ſeiner unbedingten „bedingten Willkühr wurzele.“ Schade, daß Sie nicht angeführt haben, wo es ſteht; denn ich bin wieder ſowol unwiſſend, indem ich es nicht aufzufinden weiß in meinem Calvin, als auch anmaßend, indem ich demohnerachtet behaupten möchte, er könne es ſo gar nicht aufgeſtellt haben, wie Sie es uns wiedergeben. Ja ich möchte noch mehr behaupten, daß dieſes Princip, wenn wir in ſeine tiefſte Tiefen hinabſteigen, ſeine Furchtbarkeit ganz verliert, und auf einem Gebiet liegt, auf welchem es nie Streit zwiſchen Lutheranern und Reformirten gegeben hat, noch geben kann, denn es iſt gar nicht das Gebiet des geoffenbarten, ſondern des verborgenen Gottes. Aber nun weiter, was hat denn mit dieſem Princip die in der Anmerkung beigebrachte Anekdote von der Prinzeſſin Wilhelmine zu thun? Iſt denn die Frage über einen engliſchen oder deutſchen Bräutigam, die Frage über das Gute und die Wurzel deſſelben? Oder ſind, was die Prinzeſſin hier aufſtellt, etwa reformirte Principien, welche die Tochter ſchlauer Weiſe an den Vater ſich lehnend gegen die lutheriſche Mutter geltend machen will? Offenbar gar nicht, ſondern ſie redet zwar in Ausdrükken, die etwas unſchiklicher Weiſe, was man ja wohl einer Prinzeſſin verzeihen kann, allerdings aus der Lehre von der

Gnadenwahl hergenommen ſind; was ſie aber ſagen will, das hätte ſie eben ſo gut mit den ächteſt lutheriſchen Ausdrükken ſagen können. Oder glauben Sie nicht, daß eine lutheriſche Prinzeſſin ſich nach der lutheriſcher Vorſehungslehre die Zumuthung eines Eides abwehren könnte über künftige Handlungen, über welche in dieſem Augenblikk das Gewiſſen noch keine Entſcheidungsgründe hat? In der That, zu welchem Ende Sie uns dieſe anmuthige Erzählung beigebracht haben, die mit den Harmſiſchen Säzen, mit der Kirchenvereinigung, ja ſogar mit der verworrenen Sprache Babels, die zuerſt Ihren Unwillen auf ſich gezogen hat, auch nicht das mindeſte gemein zu haben ſcheint, das begreife ich nicht. Ja wenn die Prinzeſſin noch ihrer königlichen Mutter geantwortet hätte, es ſei ja vergeblich, einen Eid auf ihre ewige Seligkeit zu leiſten, da dieſe ſchon durch den abſoluten Rathſchluß Gottes beſtimmt wäre, und ſie ſelbſt alſo gar nicht darüber diſponiren könne; dann freilich hätte ſie zwar mit der Calviniſchen Lehre von der Gnadenwahl auf eine Weiſe gefrevelt, welche Calvin und ſeine Anhänger immer auf das beſtimmteſte von ſich abgewendet haben; aber dann hätten Sie doch eine Veranlaſſung gehabt! Jezt iſt das einzige, was ich aus dieſer Erzählung und der Anwendung, welche Sie davon machen, lerne, und wovon ich freilich nicht beurtheilen kann, in wiefern es ſubjectiv zur Sache gehören mag, dies, daß es etwas für Sie giebt, was Sie Glaubenstaktik nennen, und worüber ich auch gar gern näher belehrt ſein möchte, was es doch iſt, damit, wenn es etwas rühmliches und förderliches iſt, ich es mir noch verſchaffen könne. Denn bis jezt hat es mir ganz gefehlt, und ich habe mich ſo behelfen müſſen. Noch lieber aber wüßte ich, was für eine verborgene Abſicht Sie bei jener Geſchichte gehabt haben. Haben Sie uns etwa nur von dem eigentlichen Streitpunkt ablenken wollen, damit wir nicht ſehen möchten, wie geringfügig er iſt? Nun dann will ich wenigſtens mich nicht verführen laſſen, ſondern Sie fragen, ob Sie über folgende Punkte mit mir einig ſind, oder mich eines beſſeren belehren wollen. Erſtlich, daß in der reformirten Kirche, auch nachdem wir die Remonſtranten abgerechnet, die Meinungen über die Lehre von der Gnadenwahl keinesweges überall dieſelben ſind, ſondern nicht nur die verſchiedenen Bekenntnißſchriften verſchiedener Kirchen ſich verſchieden darüber ausdrükken, ſondern auch anerkannt und ohne alle Spaltung unter den Theologen ſich verſchiedene Meinungen gebildet haben; alſo in der reformirten Kirche immer der Fall geweſen iſt, daß die Gemeinſchaft des Altars ſtatt gefunden hat bei verſchiedenen Meinungen über dieſen Gegenſtand, ohnerachtet manche dieſer Bekenntnißſchriften und namentlich die Sigismundiſche, die Ausdrükke ſo geſtellt haben, daß jeder Unterſchied von der kirchlichen Meinung der lutheriſchen Kirche faſt ganz verſchwindet, ſo daß die Reformirten von dieſer Seite in der Praxis ihrer Kirche kein Hinderniß finden können, die Gemeinſchaft des Altars mit den Lutheranern einzugehen. Zweitens, daß wenigſtens mit demſelben Recht, mit welchem Sie ſagen, Calvin ſei lange Zeit in der Lehre vom Abendmahl mehr lutheriſch geweſen als zwingliſch, auch ich ſagen kann, Luther und Melanchthon ſeien in der Lehre von der Gnadenwahl eine Zeitlang calviniſch geweſen, und ich kann mich hierüber auf Ihre eignen Worte berufen. Nun hat zwar Melanchthon ſich nicht geſcheut, die Aenderung ſeiner Meinung ſehr öffentlich zu machen, aber hat er, hat Luther alle diejenigen, die vorher mit ihnen gleicher Meinung waren, aufgefordert, ebenfalls ihre Meinung zu ändern, oder ſie würden ihnen die Gemeinſchaft des Altars verſagen? Dergleichen iſt mir wenigſtens nicht bekannt; und ſo ſchließe ich alſo, daß auch die Anhänger des Augsburgiſchen Bekenntniſſes, welches in dieſem Punkt, weil es den Streitpunkt ganz umgeht, ſogar jeder Calviniſt unterſchreiben kann, keinen Grund haben, den Reformirten die Gemeinſchaft des Altars zu verſagen. Drittens, daß Calvin ſowol in den Inſtitutionen als in der Erklärung der Genfer Kirche, und ſo auch immer alle in der reformirten Kirche, die ihm ſtreng gefolgt ſind, ſich gehörig und hinreichend verwahrt haben gegen alle praktiſche Conſequenzen ihrer Lehre, welche irgend der verwandt ſind, daß der Menſch ſich überheben könne ſeine Seligkeit zu ſchaffen, da er nicht wiſſe, ob er dazu beſtimmt ſei, und daß alſo Pflicht und Seelenheil dabei nicht auf dem Spiel ſtehn; vielmehr daß die beſondere Faſſung dieſer Lehre in einigen reformirten Bekenntnißſchriften und Lehrbüchern keine andere Tendenz habe, als eine Formel aufzuſtellen, durch welche auf der einen Seite die göttliche Allmacht ſo gerettet werden könne, daß man nicht nöthig habe, von irgend etwas, das geſchieht, den göttlichen Willen als Grund auszuſchließen, und auf der andern Seite die göttliche Gerechtigkeit ſo zu retten, daß man nicht ſagen könne, es zeige ſich in irgend etwas, das geſchieht, ſofern es ohne den Willen Gottes nicht geſchehen konnte, eine göttliche Ungerechtigkeit. Ob dieſe Aufgabe mehr durch die eine oder mehr durch die andere Abfaſſung gelöſt ſei, will ich gar nicht entſcheiden, ſondern es mag hier immer unerörtert bleiben; was ich Ihnen vorlege, iſt nur dieſes, daß alſo dieſe Lehre gewiß mehr der Schule angehört als dem Leben, und nur aus unzeitigem Eifer der in Streit begriffenen ins Leben iſt hineingezogen worden, und daß eben deßhalb auf dem Gebiet des praktiſchen Chriſtenthums kein Streit hierüber iſt zwiſchen Reformirten und Lutheranern, und alſo auch bei rein kirchlichen Verhältniſſen und Anordnungen auf dieſen

Streit keine Rückſicht darf genommen werden. Nächſt dieſen Punkten nun, und für den Fall, daß Sie einen oder den andern davon in Abrede ſtellen könnten, gebe ich Ihnen nur zu bedenken, daß in dieſer Hinſicht in unſern Gegenden, auf welche wir es ja urſprünglich allein anlegen mit der Vereinigung, gar keine neue Gefahr durch die Vereinigung entſteht. Denn es iſt doch einmal eingeriſſen, daß reformirte Chriſten lutheriſche Predigten, und lutheriſche Chriſten reformirte Predigten beſuchen; dieſes könnten wir auch bei dem beſten Willen nicht hindern, und ich glaube auch nicht, daß ein Bannſtrahl aus Dresden, wie kräftig er auch ſei, es hindern könnte. Werden alſo in den reformirten Kirchen gefährliche Säze aus dem Gebiet der Vorſehungslehre und der Erwählungslehre vorgetragen: ſo geſchieht den lutheriſchen Chriſten eben ſo viel und eben ſo wenig Schaden dadurch ohne die Union als mit der Union. Zweitens nun iſt ſtreitig zwiſchen Reformirten und Lutheranern die Lehre vom Abendmahl ſelbſt. Aber auch in Bezug auf dieſen Punkte haben Sie Ihren Saz, daß wir die Vereinigung hätten mit Unterhandlungen über das Dogma anfangen müſſen, nicht bewährt, und auch über dieſen Punkt mehr Dunkel als Licht verbreitet. Was Sie darüber ſagen, ſteht, wie es ganz natürlich iſt, wenn man begeiſtert ſchreibt, und auch ganz heilſam ſein kann, wenn man ſehr abſichtlich ſchreibt, nicht an Einem Ort beiſammen; es würde alſo auch ſchwer ſein, Ihnen Schritt vor Schritt nachzugehen, und es ſcheint mir auch hier rathſamer, einfach und ſchlicht Ihnen einige Punkte vorzulegen zur Vertheidigung unſeres Verfahrens, auf die es nun ankommt, ob Sie ihnen beiſtimmen werden oder nicht. Zuerſt iſt es bekannt, daß in der reformirten Kirche auf eine gänzliche Gleichförmigkeit der Vorſtellungen vom Abendmahl nicht iſt gedrungen worden, ohne daß doch die Verſchiedenheit hätte die Gemeinſchaft des Altars geſtört. Denn die etwas dürftige und trokkne Zwingliſche Lehre, daß die Sakramente nur Zeichen ſein, und mehr der Kirche den Glauben ihrer Glieder bekundeten, als dieſen Glauben ſelbſt hervorbrächten oder ſtärkten, iſt nie allgemein geworden, und ſchon vor Calvin hat Bucer dem Sakrament auch eine innere Wirkung zugeſchrieben; ſondern nur in dem negativen iſt man einig, die leibliche Gegenwart Chriſti in Verbindung mit dem Brodt und Wein zu läugnen. Da nun von Anfang an Reformirte, welche eine eigenthümliche innere Wirkung des Sakramentes läugneten mit ſolchen, welche ſie behaupten, communicirt haben: warum ſollen nicht auch ſie ſämmtlich, welche die leibliche Gegenwart läugnen, mit denen communiciren, welche ſie behaupten, wenn nur die Handlung ſelbſt ſo eingerichtet iſt, daß ſie nicht ſcheinen zu behaupten, was ſie läugnen, als wodurch eine Unwahrheit mit ins Spiel kommen würde? Von Seiten der Reformirten kann alſo unter dieſer einzigen Bedingung ſchon wegen der alten Praxis ihrer Kirche kein Hinderniß ſein, die Gemeinſchaft des Altars mit den Lutheranern einzugehen. Zweitens, wenn Sie uns aber durch Anführung mehrerer abgeriſſenen Stellen aus Calvins Inſtitutionen Lib. IV. Cap. XVII. 3. 4 8. 16. 24. überreden wollen, die Vereinigung könne, was dieſen Punkt betrifft, auch durch Unterhandlungen über das Dogma bewirkt werden, und zwar ſo, daß man Calvin mit der unveränderten Augsburgiſchen Confeſſion vereinbarte: ſo begreife ich nicht, wie Sie und Ihr beiſtimmender Leipziger Recenſent dieſes behaupten können. Sie müßten denn alles überſchlagen haben, was in demſelben Kapitel vom 16ten Abſchnitt an, gegen diejenigen geſagt wird, „welche behaupten, das Brodt im Abendmahl enthalte den Leib „Chriſti in und unter ſich eingeſchloſſen, und welche

„deshalb dem Leibe Chriſti eine ſeiner Natur widerſprechende Allenthalbigkeit andichten, weil ſie nämlich glauben, nicht anders Gemeinſchaft mit ihm „haben zu können, als wenn er in das Brodt heruntersteige, diejenige Art des Herunterſteigens aber „wodurch er uns zu ſich hinaufhöbe nicht begreifen." Sie müßten überſchlagen haben, wie er ſich im 19ten Abſchnitt ausdrüklich ausbedingt, „die Gegenwart Chriſti im Abendmahl müßte ſo geſtellt „werden, daß weder ſeiner himmliſchen Herrlichkeit etwas entzogen werde — welches geſchehen „müſſe, wenn man ihn an das Brodt anheften oder „in das Brodt einſchließen wollte — noch auch ein „Widerſtreit entſtehe mit dem Weſen der menſchlichen Natur — welches allemal geſchehe, wenn „man den Leib Chriſti zugleich an mehrere Orte zertheile, oder ihm eine unendliche Größe andichte, „und ihn durch Himmel und Erde verbreite" — und wie er grade „mit Ausnahme dieſer beiden „Punkte gern alles annehmen will, was die wahre „Theilnahme der Gläubigen an des Herrn Leib und „Blut ins Licht ſezen kann." Sie ſehen, bei dieſer förmlichen Proteſtation iſt keine Vereinigung Calvins mit der unveränderten Augsburgiſchen Confeſſion denkbar. Und alles in den folgenden Abſchnitten iſt voll hievon, ſo daß ich nicht begreife, wie Sie zu der lezten Stelle, die Sie aus dem 24ſten Abſchnitt anführen, gekommen ſind, ohne dies alles wenigſtens durchlaufen zu haben; es iſt doch alles von derſelben guten Latinität. Und warum hat dieſe Sie nicht über den 24ſten Abſchnitt hinausgelokkt bis zum 31ſten, wo Sie deutlich geleſen hätten, „Weit aber verfehlen es diejenigen, welche „keine Gegenwart des Fleiſches Chriſti im Abendmahl annehmen, wenn es ſich nicht im Brodte befindet. Denn ſo laſſen ſie der verborgenen Wirkſamkeit des Geiſtes, welche uns Chriſtum ſelbſt „verbindet, nichts übrig. Chriſtus ſcheint ihnen „nicht

„nicht gegenwärtig, wenn er nicht zu uns herabſteigt. Als ob wenn er ſich zu uns erhebt, wir „nicht eben ſo gut ſeiner Gegenwart genöſſen. Die „Frage iſt alſo lediglich von der Art und Weiſe, weil „ſie Chriſtum in das Brodt ſtellen, wir aber nicht „erlaubt halten ihn vom Himmel herunter zu ziehen." Doch wenn Sie auch nicht ſo weit geleſen haben, ſo hätten Sie doch die Stelle aus dem 10ten Abſchnitt, welche Sie anführen, nicht ſo verſtehen können, als wolle Calvin annehmen, es könne durch die geheime Kraft des heiligen Geiſtes der Leib Chriſti vom Himmel heruntergebracht und unter dem Brodt eingeſchloſſen werden. Denn das würde zu ſehr mit dem Verhältniß des Sohnes zum Geiſte ſtreiten; und es liegt auch ſchon in dieſer Stelle, daß die verborgene Kraft des Geiſtes uns zu Chriſto in den Himmel erheben ſoll Alſo hierauf konnten wir uns nicht einlaſſen, wenn auch alle Reformirte vollkommene Calviniſten wären, Calvin mit der unveränderten Augsburgiſchen Confeſſion in Einſtimmung zu bringen. Und ſo iſt denn auch bei dieſem Punkt das Verfahren wol gerechtfertigt, die Vereinigung nicht mit Unterhandlungen über das Dogma anzufangen. Ich meines Theils, und ſo denken Viele gewiß mit mir, wollte gar nicht, daß ſie zu Stande käme, wenn jemand etwas von ſeinen religiöſen Vorſtellungen beſonders bei einem ſo heiligen Gegenſtande aufgeben müßte. Darum haben die Reformirten unter uns den lutheriſchen Brüdern nicht zugemuthet, von dem eigentlichen Inhalt des Augsburgiſchen Bekenntniſſes auch nur im mindeſten zu weichen, und wenn Sie S. 30. mit den Worten, „aber es leuchtet auch von ſelbſt ein, „daß uns zu dieſem Zwekk nicht einmal eine Veränderung unſers erſten Hauptbekenntniſſes angeſonnen werden kann!" zu verſtehen geben wollen, ein ſolches Anſinnen ſei gemacht worden, oder werde gemacht werden; ſo iſt dies, wenn von uns hier zu Lande die Rede iſt, — und der Naſſauiſchen Vereinigung erwähnen Sie ja nirgends, — eine grundloſe Andeutung. Ich glaube nicht, daß Sie dies haben ſagen wollen; aber jeder unkundige Leſer wird Ihre Worte ſo verſtehen. Und die Lutheraner unter uns haben den reformirten Brüdern nicht zugemuthet, ihre Vorſtellung, ſei ſie nun mehr kalviniſch oder mehr zwingliſch, aufzugeben, und ſich dem unveränderten Augsburgiſchen Bekenntniß anzuſchließen; ſondern das einzige, was ſich hierin von ſelbſt verſteht, iſt dieſes, daß wer an der Union Theil nimmt, das „et improbamus secus sentientes“ nicht mit an den Tiſch des Herrn nehme, wenn er es gleich in ſeiner Dogmatik feſthalten, und, wie Luther in mehreren Briefen nach dem Marburger Geſpräch, von Herzen wünſchen kann, Gott möge auch die übrigen Skrupel heben, und die Irrenden ganz zur Wahrheit zurükführen. Durch Unterhandlungen wäre das aber auch jezt gewiß eben ſo wenig geſchehen, als damals. Denn wenn wir zum Beiſpiel auch angeboten hätten, was Calvin ſelbſt anbietet in deſſelben Kapitels 16ten Abſchnitt, „wenn ſie ihre Meinung dahin erklären wollten, daß, indem das Brodt im Sakrament dargereicht wird, damit verbunden ſei die Darreichung des Leibes, weil nämlich das Weſentliche auch unzertrennlich iſt von ſeinem Zeichen; ſo würde ich nicht ſehr dagegen ſtreiten;“ ſo würde doch das bei der gerechten Anhänglichkeit vieler Lutheraner an den genauen Buchſtaben der Vorſtellung, welche in der Augsburgiſchen Confeſſion niedergelegt iſt, auch nichts geholfen haben; vielmehr würden die Differenzen noch ſtärker herausgetreten ſein. Denn da wir ſo ſehr recht gehabt haben in der Vorausſezung, daß, auch wenn wir die Vereinigung ohne Ausgleichung des Dogma verſuchten, doch jezt die verſchiedenen Meinungen über die ſtreitigen Punkte lebhafter würden erwogen und gegen einander gehalten werden, als ſeit langer Zeit der Fall geweſen: wie würde es erſt bei den Unterhandlungen ſelbſt gegangen ſein! Gewiß nicht beſſer, als auf dem Marburger Geſpräch ſelbſt; und es war wol eine ſehr richtige Ahndung der Haupttheilnehmer an jener Verhandlung, daß man ſich nicht leicht jemals vergleichen werde — auf dieſem Wege nämlich, denn ein anderer fiel ihnen nicht ein. Drittens, der eigentliche Streitpunkt zwiſchen beiden Kirchen, wenn man auch diejenige reformirte Vorſtellungsart annimmt, welche der lutheriſchen am nächſten kommt, liegt nun darin, daß der eine Theil glaubt, der geheimnißvolle Genuß des Leibes und Blutes Chriſti erfolge, indem beides auf eine unbegreifliche Weiſe im Brodt und Wein gegenwärtig ſei, der andere Theil aber, dieſer geheimnißvolle Genuß erfolge zwar auch bei dem Genuß des Brodtes und Weines, aber vermittelſt einer durch die Kraft des heiligen Geiſtes in den Gläubigen bewirkte Erhebung der Seele zu dem erhöhten Erlöſer. So ſollten Sie billig den Standpunkt aufgefaßt haben, und nicht bei den gewöhnlichen compendiariſchen Phraſen ſtehn geblieben ſein, „ob „Chriſtus nur ſeinen Leib giebt, oder Brodt; ob „das Brodt den Leib Chriſti nur bedeute,“ denn dadurch wird das Weſen der reformirten Vorſtellung ſelbſt der Zwingliſchen keinesweges vollſtändig bezeichnet; und „ob er kraft der Einſezungsworte wirklich gegenwärtig ſei,“ denn dadurch wird das eigenthümliche der lutheriſchen Vorſtellung keinesweges beſtimmt ausgedrükt; ſondern dies könnte auch behaupten, wer nur den von Melanchthon abgekürzten Artikel der Augsburgſchen Confeſſion ſich gefallen ließe, und wer ſein Bekenntniß in die von mir angezogene Stelle Calvins kleidete. Aus der richtigen Faſſung des Streitpunktes geht nun unmittelbar dieſes hervor, daß nach der einen Meinung an dem ſakramentlichen Genuß des Leibes und des Blutes Chriſti die Ungläubigen, wenn ſie auch daſſelbe Brodt und denſelben Wein genießen, keinen Antheil nehmen, weil der heilige Geiſt ihre Seelen nicht erhebt; nach der andern aber theilen ſie jenen Genuß, weil er mit dem Genuß des Brodtes und Weins der leiblichen Gegenwart wegen unzertrennlich verbunden iſt. Sind nun dieſes die einzigen beiden Streitpunkte: ſo möchte ich Sie fragen, iſt es recht und billig, daß die Gemeinſchaft des Altars zwiſchen denen, die ſonſt einig ſind, durch dieſe Differenz gehemmt werde? Glauben Sie, daß irgend ein andächtiger Chriſt bei dieſer heiligen Handlung geſtört werden könne durch den Glauben, daß, während er ſelbſt überzeugt ſei den Leib und das Blut Chriſti mit dem Brodt und Wein zu genießen, ſein Nachbar glaube nur durch die himmliſche Erhebung ſeiner Seele jenes Genuſſes theilhaftig zu werden? oder muß nicht er ſelbſt billig ſo erhoben ſein in dieſem heiligen Augenblikk, daß er mit dem Brodt und Wein im Himmel zu ſein glaubt, und der ganze Gedanke hieran ihm nur eine Störung der Andacht wäre? So ſoll ja wohl ſelbſt der gelehrte Theologe in dieſem Augenblikk ergriffen ſein, und alſo auch für ihn die Frage nur ein Intereſſe haben, indem er über den Gegenſtand ſpeculirt, das heißt indem er für die Schule arbeitet, nicht aber indem er der Kirche dient; für den Laien aber hat ſie aus demſelben Grunde gar keines. Oder ſoll und kann irgend ein gläubiger Chriſt ein ſolches Intereſſe daran nehmen, ob auch die Ungläubigen den Leib und das Blut Chriſti genießen, daß er deshalb ſeinem gläubigen Bruder die Gemeinſchaft des Altars verweigern ſollte? Sind keine Ungläubigen am Altar ſelbſt; ſo hat ja dieſe Frage durchaus kein anderes als ein ſcholaſtiſches Intereſſe, und eigentlich ſollen doch keine da ſein. Denn das iſt doch nur ein flüchtiger Gedanke von Ihnen und kein richtiger, daß das eine beſondere Uebereinſtimmung Calvins und der Brüdergemeine ſei, daß Chriſtus das Abendmahl nur den Gläubigen verordnet habe. Dies iſt vielmehr eine Lehre der lutheriſchen Kirche, und Ihre eigene auch, und ich bin in Verlegenheit, Ihnen dieſes beweiſen zu müſſen. Es geht aber auf die kürzeſte Art aus derjenigen Praxis Ihrer Kirche hervor, vermöge deren die Beichte, und vorzüglich die Privatbeichte, die Sie ja ſo ſehr vorziehen, und die Abſolution dem Genuß des Abendmahls vorangehn ſoll. Denn ſezt man nicht voraus, wer beichtet, giebt ſich zu erkennen wie er iſt? und ſollen Ihre Geiſtlichen den Ungläubigen etwa abſolviren, wenn ſie nicht überzeugt ſind, er wende ſich reuig zum Glauben hin? Durch dieſe Praxis ſchließen Sie alſo die Ungläubigen eigentlich aus; und das dürften Sie doch nicht thun, wenn Chriſtus auch dieſen das Abendmahl verordnet hätte. Daſſelbe folgt ferner daraus, daß Sie behaupten, die Ungläubigen genießen den Leib und Blut des Herrn auch, wenn ſie das Brodt und den Wein genießen; offenbar dann doch ſich zum Gericht, wie wenigſtens Ihr zweites Hauptbekenntniß (S. 272. A. v. Lücke) anerkennt. Zum Gericht kann es ihnen aber doch Chriſtus nicht verordnet haben; Sie müßten denn auf die wunderlichſte und härteſte Weiſe mit der lutheriſchen Abendmahlslehre die kalviniſche Prädeſtinationslehre verbinden. Bei dieſer Lage des Streitpunktes finde nun ich meines Theils es ſehr natürlich, daß auch viele Glieder der lutheriſchen Kirche, und unſere Geiſtlichen an ihrer Spize, kein Bedenken getragen haben, mit ihren reformirten Brüdern die Gemeinſchaft des Altars einzugehen. Und wenn Sie ſagen, dies ſei ,,vor der Hand mehr eine Gemeinſchaft andächtiger Gefühle, als eines deutlichen und beſtimmten Glaubens,'' ſo würde ich daraus, wenn ich leidenſchaftlich für die Sache eingenommen wäre, und ſie alſo um jeden Preis wünſchte, einen guten Erfolg ahnden, indem ich einer alten Klage von Ihnen gedächte, daß der Dämmerungsbegriff gewöhnlich den Sieg davon trage; denn unſere Vereinigung wäre dann eine Dämmerungsſache. Aber es iſt wol nicht ſo, ſondern jeder hat dabei ſeinen deutlichen und auch ſehr beſtimmten Glauben, nur daß er glaubt, nicht in allen Punkten brauche dieſer Glaube bei allen völlig gleich beſtimmt zu ſein. Und meinen Sie denn im Ernſt, daß zu einer ſolchen völlig gleichen Beſtimmtheit in Allen die Augsburgiſche Confeſſion, auch die unveränderte, hinreiche und Gewähr dafür leiſte? Iſt etwa nicht nur in der Confeſſion, ſondern auch in der Apologie, ja ich darf ſagen in irgend einem Ihrer Symbole die Scheidung der lutheriſchen Vorſtellungsart von der katholiſchen ſo rein und beſtimmt herausgetreten, in poſitiven, nicht nur negativen Formeln, daß nicht mancherlei Modificationen derſelben möglich wären, ohne gegen die ſymboliſchen Formeln zu verſtoßen? Hat man nicht in Ihrer Kirche ſelbſt den großen Melanchthon öfters ſo vertheidigt, daß er die bekannte Aenderung vorgenommen, weniger um ſich den Schweizern zu nähern, als um ſich beſtimmter von der römiſchen Theorie zu entfernen? und hat alſo dieſer nicht wenigſtens geglaubt, daß in dieſem Punkt der Glaube doch noch nicht deutlich und beſtimmt genug ſei? Eben ſo nun iſt auch unſere Gemeinſchaft vor der Hand nicht ohne ein beſtimmtes Symbol. Dies iſt der vierzehnte unter den Marburger Artikeln; und unſere ganze Sache beſteht nur darin, daß wir dem funfzehnten eine andere Wendung geben, ſagend. Und weil wir einſehn, daß dasjenige, worüber wir uns nicht vergleichen können, zu der Hauptſache, nämlich der geiſtlichen Wirkung des Leibes und Blutes Chriſti, nichts austrägt, wollen wir als Brüder das Abendmahl des Herrn miteinander feiern, und uns dabei enthalten den ſtreitigen Punkt auf die Bahn zu belugen, Gott übrigens bittend, daß er uns in dem rechten Verſtand immer mehr beſtätigen wolle. Und wenn mir jemand damals geſagt hätte, daß Sie dieſes nicht billigen würden: ſo hätte ich es nicht geglaubt. Ich hätte geſagt, wer „eine öffentliche Befreiung von der ohnehin ſchon „geſunkenen Symbololatrie" (Ausführl. Unterr. S. 490.) wünſcht, der könne uns wol nicht tadeln, wenn wir in dieſem einen Punkte vom Jahre 1530 auf das Jahr 1529 zurükgehn; ich hätte geſagt, wer Bibl. Theol. III S. 135. ſo, „gar keinen Beruf fühlt den unglüklichen und die Religion der „Liebe ſo ſehr verläugnenden Streit über die Symbole oder das körperliche dieſer Handlung fortzuſezen, da wir über den geiſtigen Zwekk derſelben „vollkommen einverſtanden ſind," der müſſe ſich freuen, dieſen Streit auf eine ſolche Weiſe beſeitiget zu ſehen, und um ſo mehr müſſe er ſich freuen, da wer (Ausführl. Unterr. S. 490. 491.) eine temperative Union, welche die getrennten Brüder in Eine Gottesfamilie vereinigt, ohne ihnen ihre Individualität zu rauben, ſogar zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten zwar für ſchwer, aber doch für möglich und wünſchenswerth hält — eine Meinung, die ich überigens nicht theile — doch eine eben ſolche Union der Proteſtanten unter ſich voranſchikken muß. Doch das iſt alles noch aus Erlangen her; aber ich hätte auch gedacht, wer noch in der neuen Summa ohnerachtet der Anmerkung, welche auch den Ungläubigen zuſpricht, daß ihnen der Leib Chriſti im Genuß gegenwärtig ſei, doch bekennt, daß die lutheriſche Kirchenlehre ſich ſo geſtaltet habe, um fromme Empfindungen zu erregen, wenn dieſe auch nicht immer in klare Begriffe ausgehn, der würde uns unirende nicht grade von der Seite tadeln, daß es uns am deutlichen und beſtimmten Glauben fehle. Wer ſo beſtimmt ſagt, daß alle Abſichten des heiligen Mahls in der geiſtigen Vereinigung der Gemüther mit Chriſto ausgehn, der müſſe doch wol den Reformirten auch zugeſtehen, daß dieſe Abſichten in ihrer Communion erreicht werden können; und wenn jeder für ſich, warum ſollten ſie dann nicht auch beide zuſammen erreichen können, ſofern nur eine Ritual gefunden wird, welches weder den einen noch den andern ſtört? Wer ohnerachtet nun einmal „unſer Abendmahl mehr kirchlich als bibliſch iſt," doch den kirchlichen Obern ſo ernſtlich anräth „alles zu thun, um dieſes Sakrament „der Beſtätigung den Zeitgenoſſen aufs neue zu empfehlen," der, dächte ich, würde den unſrigen gern zugeſtehen, auch dieſes zu verſuchen, wenn man ihm deutlich machte, daß, wo viele Familien und eng verbundene Menſchen durch den Unterſchied der Bekenntniſſe im Sakrament getrennt werden, eine ſolche Vereinigung in der That das Sakrament viel unmittelbarer im Leben wirkſam macht, und alſo von der beſten Seite empfiehlt. Aber dieſe Betrachtungen verſchwinden Ihnen jezt alle gegen die abſolute Verpflichtung auf die Augsburgiſche Confeſſion; und Sie mögen die Rathloſigkeit nicht mit uns theilen, in welche wir gerathen müſſen, wenn man uns nun doch früher oder ſpäter fragt, zu welcher Kirche wir gehören; denn da würden doch entweder auch die Lutheraner unter uns von der Augsburgiſchen Confeſſion abfallen oder auch die Reformirten unter uns ſich dazu bekennen müſſen, und dann könnten ſie ja freilich dies lieber gleich jezt ungefragt thun. Aber dies, mein Lieber, wollen ſie eben nicht, weil ſie nicht können, und wollen es vielleicht um ſo weniger, als ſie noch nicht vergeſſen haben, was ſonſt oft genug geſagt worden iſt, daß eben ſo gewiß viele Lehrer der lutheriſchen Kirche ſich zur reformirten Vorſtellung vom Abendmahl neigten, als viele Lehrer der reformirten zu der lutheriſchen Meinung von der Erwählung. Und ſo müſſen wir es freilich darauf ankommen laſſen, wie es gehen wird, wenn wir ſo gefragt werden. Vor der Hand werden wir uns drehen müſſen und wenden und ſagen der eine, ich gehöre der helvetiſchen Confeſſion an, aber ich halte mich zu den Gemeinen, wo Chriſten beider Bekenntniſſe mit einander communiciren, der andere, ich gehöre dem augsburgiſchen Bekenntniß, aber ich thue eben ſo. Und dies wird unter allen proviſoriis, die ſeit langer Zeit beſtanden haben, das allerunſchädlichſte und freieſte ſein; ja ich hoffe, wir werden uns ſo wohl dabei befinden, wenn wir nur erſt wirklich dazu gekommen ſind — wovon bis jezt wol zu merken nur der erſte Keim vorhanden iſt — daß wenn man uns fragt, aber wollt ihr denn nicht lieber eine neue dritte Kirche bilden, damit ihr endlich einmal rein für euch daſteht, wir immer beharrlich antworten werden, Nein. Allein wer kann und ſoll uns denn eigentlich dieſe verfänglichen Fragen vorlegen. Irgend eine andere proteſtantiſche Kirche? Wer hat denn eine mit der andern Verkehr? Und welcher wären wir denn und zu welchem Behuf Rede und Antwort ſchuldig? Oder welche hätte denn ein Recht, ſich auf irgend eine Art in unſere, der proteſtantiſchen Kirche des preußiſchen Staates, Angelegenheiten zu miſchen? Doch Sie werden ſagen, dieſe Fragen verrathen mehr das Gefühl der Kraft, als das Gefühl des Rechts; ſie bewieſen vielmehr, daß wir uns wirklich losgeriſſen hätten, jeder Theil von der großen Völkergemeinde, mit welcher er bisher religiös verbrüdert war; und ſo kommt mir Ihr Tadel entgegen, „daß wir, ohne uns mit den „durch Gottes Wort gemeinſchaftlich gebundenen „Gewiſſen zu berathen, Namen, Sitten und Grundſäze nach eigner Willkühr geändert hätten.“ Und dieſes, meinen Sie doch, lohne um ſo weniger der Mühe, als es doch nur eine äußerliche Verbindung ſei unter beiderſeitigem Vorbehalt des innern, gegen welche wol eines einzigen Reformirten oder Lutheraners Proteſtation genüge. Denn auch dieſe Harmſiſche Theſis haben Sie ja nachgeſprochen. Wohl! Laſſen Sie mich beim lezten anfangen. Das geſtehen wir ja gern und unaufgefordert, daß auch eines einzigen Lutheraners oder Reformirten Proteſtation gegen unſere Verbindung genüge, nämlich für ihn ſelbſt. Denn wir wollen, wie wir ja deutlich genug erklärt, keinen überreden oder gar zwingen; und wenn ein ſolcher auch keinen zweiten mehr fände, um ganz mit ihm nach der alten Weiſe das Abendmahl zu feiern, ſo würde ſein Beichtvater ſelbſt, damit es eine Communion ſei, der zweite ſein. Aber ſoll etwa einer für alle proteſtiren können, weil nämlich er allein beim Glauben der Kirche geblieben ſei, die andern aber alle abgefallen, denn auch die 80ſte Theſis haben Sie Herrn Harms nachgeſprochen: ſo begreife ich nicht, wie Sie das haben ſagen können, da Ihnen doch unſere Erklärung vor Augen lag, die Herr Harms noch nicht haben konnte, und die es ſo deutlich beſagt, daß Niemand dieſer Verbindung wegen von ſeinem Glauben abzufallen braucht? Wie können Sie es redlicher Weiſe S. 30. zweifelhaft ſtellen, daß wir vielleicht hätten den Erörterungen über das Dogma ausweichen wollen, da wir ausdrükklich die Verſchiedenheit des Dogma anerkennen? Oder wollen Sie behaupten, das improbamus secus sentientes und was darauf gefolgt iſt, gehöre eben ſo weſentlich zur Lehre als alles übrige, und es müſſe ſich eben ſo weſentlich auch in der Trennung der Kirchengemeinſchaft äußern? Nun ja in dieſem Falle, und in dieſem allein, hätten Sie recht! Aber welchen unmäßigen Schrekk muß Ihnen der Ausdrukk „vom Glauben der Kirche abfallen," erregt haben, wenn Sie bis zu dieſer Behauptung den Zuſammenhang mit Ihren ehemaligen Aeußerungen und Anſichten verloren haben! Oder wollen Sie etwa in noch tiefere Tiefen hinabſteigen — denn man muß dreiſt ſein und drauf los gehn, um Sie nur irgendwo feſt zu halten — und ſagen, wenn auch nicht alle Genießenden unter ſich ganz genau dieſelbe Vorſtellung zu haben brauchen: ſo müſſe doch jeder Genießende ſie mit ſeinem Austheilenden haben? Doch nein in dieſer Tiefe ſtekkt nichts. Denn wenn auch der austheilende Geiſtliche nach der Meinung eines Genießenden eine geringere Meinung vom Sakramente hat, ſo wäre er deshalb höchſtens ein unwürdiger; und da die Kraft des Sakramentes nicht auf dem beruht, was der Geiſtliche thut und iſt, ſondern auf der Kraft der Einſezung, ſo geht auch hieraus keine Nothwendigkeit hervor, daß die Kirchengemeinſchaft müſſe getrennt bleiben. Dies iſt der einzige Grundſaz, den wir aufgeſtellt haben, und nur in ſofern Sie ſagen können, dieſer ſtehe im Widerſpruch mit allen bisherigen Grundſäzen, dürfen Sie ſagen, daß wir Grundſäze geändert haben. Aber laſſen Sie uns doch fragen, warum denn Luther und Melanchthon in Marburg die Kirchengemeinſchaft ſo hartnäkkig verweigerten? Weil ſie begriffen, daß dann die Schweizer erlauben müßten, daß die Wittenbergiſche Lehre auch in der Schweiz dürfe gelehrt werden; und weil ſie ſelbſt hätten zugeben müſſen, daß die Schweizeriſche und Strasburgiſche Lehre auch in Sachſen gelehrt würde. Jenes glaubten ſie nicht hoffen zu dürfen, nach dem was ihnen von Zwinglis harten Aeußerungen war berichtet worden, und dieſes ſcheinen ſie ſelbſt nicht gern gewollt zu haben, weil ſie ſonſt geſchienen hätten, allzuheftig und ungerecht gegen Carlſtadt verfahren zu haben, wenigſtens was dieſen Punkt betrifft. Wie mir denn überhaupt immer geſchienen hat, daß das Marburger Geſpräch eine andere Wendung würde genommen haben, wenn nicht die Sachſen von der Vorſtellung ausgegangen wären, die Schweizer wollten grade Carlſtadten zu Hülfe kommen. Doch dem ſei wie ihm wolle; wir, die wir uns uniren wollen, wir haben dieſes Bedenken nicht. Wir geſtatten einander, daß die reformirte und lutheriſche Lehre vorgetragen werde nach jedes Ueberzeugung, wo es Noth thut dieſe Sache zu behandeln, nur daß der Grundſaz, der ſich in der Praxis zeigt, mit ausgeſprochen werde. Wenn wir nun auf dieſe Weiſe verſöhnen auf eine wohl überlegte und beſonnene Weiſe, nicht wie Sie vorſpiegeln durch raſche That, was ein unglüklicher Augenblikk eine nachtheilige Verbindung der Umſtände geſündigt hat, verlieren wir deswegen Stamm und Glauben? Wer aber läugnen will, daß die Zeit auch dieſe Scheidewand zwiſchen beiden Confeſſionen aufgehoben habe, daß man verſchiedener Meinung ſein könne über dieſe Punkte, ohne daß die Innigkeit der kirchlichen Gemeinſchaft darunter leide, der warte wenigſtens, bis er ſich auf den Erfolg berufen kann. Nur das Eine vergönnen Sie mir noch zu fragen, Wie Sie denn ſagen können, unſere frommen Oberen hätten ſich über jeden Lehrtypus weggeſezt, da doch am Lehrtypus nichts geändert worden, ſondern nur am Ritual, das Ihnen doch auch in der neuen Summa noch etwas anderes iſt, als der Lehrtypus, und hinter demſelben ſtehe? Und das zweite noch, Wie können Sie in Einem Athemzug faſt ſagen, wir hätten Grundſäze geändert, und unſere Verbindung wäre nur eine äußerliche? Eines von beiden kann doch nur wahr ſein. Wer über einen Gegenſtand einmal ſeinen Grundſaz ändert um ſich mit einem andern zu verbinden, und die Verbindung doch ſo einrichtet, daß ſie nur eine äußerliche bleibt, und er ſich doch noch ein anderes innerliches vorbehalten muß, der müßte es freilich ſehr ungeſchikkt angefangen haben, und hätte dann freilich im Gefühl dieſes Ungeſchikks beſſer gethan, noch eine fremde Hülfe herbei zu rufen! Und noch das dritte laſſen Sie mich fragen, ob es Ihnen denn wirklich wahr iſt, daß die Verbindung gleichgeſinnter und zuſammengehöriger Menſchen zum gleichen geiſtigen Genuß nur eine äußere, die Verbrüderung aber entfernter und nicht in demſelben Grade in religiöſer und geſelliger Hinſicht zuſammengehöriger zu der gleichen Vorſtellung von der Art und Weiſe des Zuſammenhangs zwiſchen dem äußeren und dem ſakramentlichen Genuß, und von dem ſakramentlichen Genuß der Ungläubigen eine innerliche ſei? Ich glaube es nicht! und Sie können es auch nicht glauben, wenn Sie nicht auf das beſtimmteſte zurücknehmen das ſonſt geſagte, „daß alle Zwecke „dieſer heiligen Handlung in der Verbindung der „Gemüther mit Chriſto zuſammenlaufen, daß wenn „eine genauere Beſtimmung über die Gegenwart „Jeſu im Abendmahl zum Weſen der Handlung „nöthig wäre“ — alſo unweſentlich iſt Ihnen ſelbſt hiernach der Unterſchied der Reformirten und Lutheraner, und Sie haben deshalb, wenn Sie dies nicht zurücknehmen, keine Frage an uns zu richten — „Jeſus ſie ſeinen Jüngern nicht würde vorenthalten „haben, und daß eine herzliche und unbefangene Darſtellung der religiöſen Endzwecke dieſes ehrwürdigen „Mahles ſtärker und wirkſamer ſei, als eine geheimnißvolle Entwiklung leerer Dogmen; daß durch „die ſymboliſche Beſtimmung Ihrer Kirche das heilige Dunkel dieſer feierlichen Religionshandlung „ſolle geehrt werden, welches vielleicht nicht einmal gänzlich hinweggenommen werden dürfe, wenn „ſie auf die Herzen des Volkes wirken und fromme „Gefühle in denſelben rege machen ſolle.“ Wie dies alles mit Ihrer jetzigen Behauptung von unſerer Union nicht ſtimme, das iſt theils klar genug, theils will ich mir lieber die Nachweiſung verſparen, bis Sie ſie verlangen; und gehe nun lieber zu dem andern Punkte, daß wir „Namen und Sitten geändert haben ohne Berathung aus eigner Willkühr.“ Sitten! ſind Ihnen Sitten und Gebräuche einerlei, ſo ſollten Sie es auch nicht ſo hoch nehmen mit dem Unterſchied zwiſchen innerer und äußerer Verbindung; denn Sitten ſind doch, mir wenigſtens etwas innerliches, und Gebräuche etwas äußerliches. Sitten in dieſem Sinne haben wir nicht geändert, ſondern nur Gebräuche. Aber auch die Gebräuche ſind in der reformirten Kirche niemals überall dieſelben geweſen, und wiewol in geringerem Grade, verſchieden ſind ſie in der lutheriſchen auch. Dieſe Verſchiedenheit hat ſich gemacht ohne beſtimmte Berathung, und ſo iſt bei uns eine neue Verſchiedenheit geworden ohne beſtimmte und allgemeine Berathung. Aber daß dieſe Aenderungen hervorgegangen ſind aus eigner Willkühr, das kann ich nur in einem ſehr beſchränkten Sinne zugeben. Die Verſuche eine Form zu finden, unter welcher Reformirte und Lutheraner ſich vereinigen könnten zum Genuß des Abendmahls, ſind in ſo kurzer Zeit an ſo vielen Orten von ſelbſt entſtanden, daß man ſchwerlich mehr ſagen kann, das ſei Willkühr; ſondern man muß glauben, es habe in dem Fortſchritt der religiöſen Entwiklung einen innern und natürlichen Grund. Daß die Aufgabe hier und dort etwas anders gelöſet worden, das, wenn Sie wollen, iſt Willkühr, aber es iſt doch nicht Willkühr ohne Berathung, denn es iſt ja wol nirgends auf eines Einzelnen Wink und Befehl ſo geworden wie es iſt; wie ja der ohne freiwillige Zuſtimmung in ſolchen Dingen doch nichts ausrichten würde. Was unſer König — denn warum ſollte ich mich ſcheuen, davon zu reden? — gethan hat durch ſeine Erklärung, iſt nichts anders, als daß er nur das Bedürfniß, wo es ſich findet, frei walten laſſen will. Was er ſonſt mitgewirkt hat, das hat er theils gethan als angeſehenes Mitglied einzelner Gemeinen, theils hat er es berathen, und es würde nur die Schuld derer ſein, die er zu Rathe gezogen, wenn ſie nicht ihre volle Ueberzeugung hätten reden laſſen, und ihn vor jeder Willkühr gewarnt, die jenen innern und natürlichen Grund nicht frei gewähren ließe. Nur eine ſolche wäre poſitive und tadelnswerthe Willkühr, würde ſich aber auch ſchwerlich behaupten können. Was alſo in dieſer Sache wirklich geſchehen iſt und bleibt, davon kann man nicht ſagen, daß es rein aus eigner Willkühr hervorgegangen, ſondern es iſt durch die zuſammentreffende Anſicht derer, welche am meiſten dabei intereſſirt waren, ſo geworden, wie es jeden Ortes nun iſt. Da iſt freilich ſchwer zureichenden Grund zu geben, warum grade hier ſo und dort anders, aber auch durchaus nicht nothwendig, weil eben Alle darin übereinſtimmen, die äußere Form für minder weſentlich zu erklären. Dies iſt alſo nur eine ſehr geringfügige Zweideutigkeit in unſerm neuen Urbeſiz; und er wird ſchon feſt und heilig werden, und jeder Schein der Willkühr verſchwinden, wenn wir nur in dem rechten Sinn und auf die rechte Weiſe fortfahren. — Namen haben wir geändert. So unbedeutend dieſe Sache mir ſcheint, laſſen Sie uns ein Paar Worte nicht ſcheuen, um ſie gründlich auseinander zu ſezen. Beiläufig glaube ich nicht, daß Sie den Namen proteſtantiſch meinen. Herr Harms zwar hat eine mitleidige Anſpielung darauf gemacht, als ob er uns hier verboten wäre. Nur Schade, daß er in dieſer Stelle ſelbſt dem ungeſchichtlichen Vorurtheil huldigt, als ob jener Name vom proteſtiren überhaupt herkäme. Sie ſehen indeß, daß dieſer Name uns nicht verboten iſt. Wir leben gegen unſere Obern, Gott ſei Dank, in einem ſehr liberalen Verhältniß; und wenn ſie uns einen Rath geben, ſo benuzen wir ihn nach unſerer Ueberzeugung, und damit ſind ſie zufrieden. Aber ich glaube nicht, daß Sie dieſes meinen. Die eine Kirche alſo heißt die evangeliſch-lutheriſche, die andere heißt die evangeliſch-reformirte. Das evangeliſch iſt bei beiden gleich alt, oder getrauen Sie ſich die Ahnen zu zählen und beruht etwas darauf? aber iſt es auch bei beiden gleich ſehr die Hauptſache des Namens? Es könnte wol ſein, daß es Ihnen weniger die Hauptſache ſchiene, weil Sie eben glauben, Ihre Kirche ſtehe von der reformirten gleich weit ab als von der katholiſchen: denn ſo muß Ihnen wol das lutheriſch, wodurch ſie ſich von der reformirten Kirche unterſcheidet, eben ſo wichtig ſein, als das evangeliſch, wodurch ſich beide von der katholiſchen unterſcheiden. Freilich glaube ich nicht daß dies die allgemeine Anſicht iſt, ſondern ich vermuthe eher das umgekehrte. Aber werth und wichtig iſt gewiß jedem von beiden Theilen auch der andere Name. Den Lutheranern, weil er ihr Verhältniß zu einem großen Manne anzeigt, den auch wir Reformirte für ein ſeltenes und auserwähltes Rüſtzeug Gottes anerkennen — und nicht leicht gelegentlich nur mit einem vir egregius abfertigen — auch uns nie geſcheut haben ſein Andenken mit zu verherrlichen, ſollten auch unſere Zwingli und Calvine mehr ins Dunkel kommen als ſie verdienen. Den Reformirten hingegen iſt ihr Name um deßwillen werth, weil er zeigt, daß ſie auch in der zweiten Stelle die Kirche noch nicht nach einem einzelnen Menſchen benennen wollen, wiewol ſie recht gut wiſſen, daß auch das nicht abſichtlich gemacht worden, ſondern aus der Entſtehungsart ihrer Kirche von ſelbſt hervorgegangen iſt. Dieſe Beinamen nun — was wollen wir anders machen? — müſſen freilich darauf zurükgeführt werden, nur dasjenige, worin wir vor der Hand noch nicht ganz eins ſind, zu bezeichnen. Denn wenn Sie nun den einen von uns fragen, welcher Meinung biſt du denn vom Abendmahl? ſo wird er immer noch ſagen, der lutheriſchen, und ein anderer wird antworten, der reformirten. Sofern wir aber eins geworden ſind, und wenn wir dieſe Einheit bezeichnen wollen, müſſen freilich jene Beinamen verſchwinden.

Nun

Nun die Reformirten werden ſich damit tröſten, daß es nun nicht mehr ſcheint, als ehrten ſie, ohnerachtet kleiner Verſchiedenheiten, den groſſen Mann, nach dem ſich bisher nur ihre Brüder nannten, weniger. Die Lutheraner werden ſich damit tröſten, daß es nun nicht mehr ſcheint, als legten ſie weniger Werth darauf, ſich keines Menſchen zu rühmen. Und ſo bleibt denn für dieſen Gebrauch das evangeliſch allein übrig. Aber was meinen Sie denn damit, daß „die lutheriſche Kirche keines neu evangeliſchen Titels bedarf, weil ſie altevangeliſch iſt, war, und bleiben wird?“ Iſt die reformirte Kirche minder alt evangeliſch? Nein. Iſt das evangeliſch was übrig bleibt, wenn das lutheriſch und reformirt verſchwindet, ein anderes als das alte? Nein. Kann überhaupt hier die Rede ſein von Titeln, welche angeboten und ausgeſchlagen werden? Nein. Auch hier verſtehe ich nicht, iſt es die ganz grundloſe Vorſtellung, welche der Feind zwiſchen den Weizen geſäet hat, von einem neuen Landesevangelium, was Sie irre leitet, oder iſt es die allgemeine Verſtimmung, welche jene Freunde in Ihrer Schrift fanden, und deren Urſache ich vor der Hand nicht ergründen will. Sollte indeß dieſe Urſache mir vielleicht ganz ungeſucht in die Hände kommen, und keine andere ſein, als daß wir Namen, Sitten und Grundſätze nicht ſowol überhaupt geändert als „ohne Berathung mit der groſſen Völkergemeine geändert haben?“ Allein darüber muß ich mich auf das oben geſagte beziehn. Denn wenn ich auch glauben will, daß eine Berathung über Namen und Gebräuche eher ein erfreuliches Reſultat geben kann, als eine über Dogmen: ſo war jene doch eben ſo wenig möglich als dieſe. Freilich, mit Ew. Hochwürden hätten wir wol zu Rathe gehn können, denn Dresden iſt nahe genug; und vielleicht würden Sie dann manches anders angeſehn haben, wenn wir uns beſprochen hätten, als nun: und Sie konnten dann freilich auch im Namen der ſächſiſchen Kirche ſich mit uns einlaſſen. Aber hätten wir nicht auch mit Coppenhagen und Stokholm, mit Hamburg und Tübingen und Heidelberg, mit Bremen, Straßburg, Zürch und Bern, und wie viele ich noch ausgelaſſen habe, die es mir alle nicht übel deuten mögen, verhandeln müſſen? Und wie weit würden wir dann wohl gekommen ſein? Die Hauptſache aber iſt die, daß die Berathung doch auch in dieſen Dingen keine rechte Sicherheit gewährt; denn kann die Geiſtlichkeit die Gewiſſen der Gemeinen in ihrer Gewalt haben? ſind in der wenn auch noch ſo herrlich ausgebauten lutheriſchen Kirche, denn von dieſer reden Sie doch vorzüglich, die Gemeinen ſo organiſirt, daß man dieſe befragen könnte, oder ſtrebt man nicht vielmehr in den meiſten Gegenden erſt nach einer ſolchen Organiſation? Darum eben haben wir nicht berathen, ſondern angefangen, und erwarten ganz ruhig, in welchem Maaße anderwärts das aufgeregte Bedürfniß ſich Luft machen und nachfolgen wird. Eben darum aber haben wir uns auch ſo geſtellt, daß wir unſererſeits uns nicht losreißen. Aber Sie ſind nur, ſei es nun über dieſen Mangel an Berathung oder ſonſt weshalb, ſo böſe, daß Sie nicht nur auf dieſe unſere Erklärung gar keine Rükſicht nehmen, und uns die Unſtatthaftigkeit derſelben nicht nachweiſen, was weder freundlich iſt noch genau, ſondern daß Sie uns mit etwas rauhem Tone bitten Sie mit unſerer Glaubenseintracht ohne Grund und Bündniß und mit unſerer Brüderſchaft ohne Stamm zu verſchonen, und daß Sie uns weiſſagen, wir würden nicht anerkannt, wir würden mit Mißtrauen beobachtet werden, ja wir würden bald „uns ſelbſt untereinander Muttermörder und Glaubensverfälſcher nennen.“ Was nun die abgeſchlagene Brüderſchaft betrifft, ſo möchte ich Sie zwar fragen, ob Sie zu dieſer Erklärung die eigentlich in dem Zuſammenhange, worin ſie ſteht, auf den Namen der ganzen lutheriſchen Kirche geſtellt iſt, autoriſirt, oder ob Sie auch ſicher ſind, daß man Ihnen außerhalb zuſtehen wird? wir haben doch vielleicht auch einige Freunde! Doch das iſt Ihre Sache. So geſchwind als Sie geſchrieben, mögen Sie freilich wol dieſe Sicherheit nicht gehabt haben; aber Sie werden gewiß nicht ſäumen, Sie ſich ſobald als möglich zu verſchaffen. Wir wollen es erwarten, und können das ganz ruhig. Denn hat erſt bei uns im preuſſiſchen Reich die Union ſo weit es nöthig iſt, Plaz gegriffen: ſo kann uns freilich leid thun, wenn eine proteſtantiſche Kirche außerhalb uns die Brüderſchaft verſagt, weil etwas feindliches und ſtörendes darin liegt; aber wir haben es ja nicht verſchuldet, und was für üble Folgen es dann für uns haben könnte, ſehe ich nicht ein. Denn im Ganzen bleiben wir im Lande, und da helfen wir uns ſchon; denn da werden wir immer anerkannt werden, auch von denen, die ſich noch nicht unmittelbar unirt haben, das hat keine Noth. Was aber das Ausland betrifft — hätten wir Luſt, einen tüchtigen Geiſtlichen von anderwärts her zu berufen; nun ſo kömmt es doch nur darauf an, ob der ſich ſchrekken läßt, wenn man ihm ſagt, Du ziehſt zu einer Gemeine mit der wir keine Brüderſchaft haben. Wer nicht rechte Luſt zu uns hat und rechten Muth, der iſt uns doch nicht ſonderlich willkommen. Wem beides nicht fehlt, der antwortet dann doch vielleicht, Lebt wohl, ihr ſeid mir zu ängſtlich, ich ziehe ins Land der größeren Freiheit, unbeſchadet der Ueberzeugung die ich gehabt habe und behalte. Und ſo könnte vielleicht Ihr Schade größer ſein als der unſrige. Was aber diejenigen unter uns betrifft, die etwa veranlaßt ſein ſollten ins Ausland zu reiſen und zu ziehen: ſo möchte ich wol wiſſen, wo denn, auch bei dem beſten böſen Willen, die genaue Kirchenpolizei herkommen ſollte, die ſie ausſpürte und ihnen Gottesdienſt und Sakrament verweigerte! und wie ein ſo entſchiedener böſer Wille gegen die Sache anders als bei Einzelnen ſich halten könnte, begreife ich auch nicht. Dennoch ſind wir hiezu ganz ruhig, wie wir es auch im Voraus erklärt haben, und auch ich, wie Sie ſehen, ſollten Sie mich vorher ſcharf und hart gefunden haben, als ich von dem Schillern Ihrer Meinungen redete und von dem unzuverläſſigen in Ihrer Darſtellung, bin ganz ſanft und gelaſſen geworden nun wir auf dieſen Punkt gekommen ſind. Unſer Bündniß haben wir dargelegt, unſeren Stamm kann uns niemand nehmen, und wir können ganz getroſt und ruhig antworten, Wir ſind ächte Söhne der Reformation, und keine Baſtarde. Was aber Ihre Weiſſagung betrifft, ſo habe ich alle Ehrfurcht vor dieſer Gabe, die mir nicht verliehen iſt; aber der Prophet bewähret ſich durch die Erfüllung. Ihr Beiſpiel zwar von der florentiniſchen Kirchenverſammlung iſt etwas alt, und die Zeiten haben ſich ſeitdem ſehr geändert: auch ſcheinen mir die Weiſſagungen, die ſich auf einzelne Parallelen ſtüzen, nicht die ächten, ſondern die unächten zu ſein. Gern möchte ich eine beſſere dagegen ſtellen zum Troſt für Viele, welche Ihr Wort ſchrekken könnte; aber wie geſagt, ich kann eben nicht weiſſagen, und ſo bleibt mir nichts übrig, als eine geſchichtliche Betrachtung der Sache, ob etwa der rükwärts gekehrte Prophet dem vorwärts gekehrten aus einem üblen Traume helfen kann.

Die Reformation hat an ſehr verſchiedenen Punkten, und unter ſehr verſchiedenen Umſtänden zugleich angefangen; es hätte alſo mit einem Wunder zugehn müſſen, wenn, ohnerachtet ſie überall von demſelben Geiſt ausging, und auf denſelben Einen Grund gebaut ward, im einzelnen Lehre und Sitte ſich überall gleich geſtaltet hätten. Je mehr es ſolcher wirkſamen Punkte gab, um deſto leichter hätte es geſchehen können, daß die Verbeſſerung die ganze Kirche durchdrungen hätte. Da das nicht geſchah, ſondern eine Scheidung erfolgte, wäre es natürlich geweſen, daß die neue Bildung in Ein Ganzes zuſammentrat. Allein daſſelbe Princip brachte hie und da, indem es in ein wildes regelloſes Gemüth fiel, eine ſchnell vorübergehende ſich ſelbſt und manches um ſich her zerſtörende Erſcheinung hervor, indem es durch einſeitige ungeläuterte Gemüther ging, erzeugte es ſtatt der Wahrheit Karrikaturen und Irrthümer. Aber indem auch die verſchiedenen Geſtalten des Wahren und Guten ſelbſt nach einer von dieſen Seiten hin neigten, wurden ſie durch die Aehnlichkeit, welche ſie mit den Mißgeburten und Zerrbildern hatten, gehindert, ſich unter einander ſelbſt vollſtändig zu erkennen. Das einigende Beſtreben hat nie aufgehört; aber es iſt durch jenes auseinanderhaltende an ſeiner vollen Wirkung gehindert worden. Gab es keine Schwarmgeiſter, keine wilden Wiedertäufer, keine Ordnungsfeinde: ſo hätte Luther mit den Seinen die Schweizer nicht für Sakramentirer geſcholten. Gab es keine falſchen Brüder, keine halben Seelen, ſo würden die Schweizer nicht ängſtlich geweſen ſein gegen die Sachſen, die ihnen noch zu römiſch ausſahen. So wurden die lutheriſche Kirche und die reformirte in der Trennung erhalten. Daß auch dieſe Trennung heilſam gewirkt, und die allgemeine Verbreitung mancher Einſeitigkeiten, die ſich bald der einen, bald der andern Kirche bemächtigten, verhindert hat, wird niemand verkennen. Aber die Gewalt ſchroff hervortretender Einſeitigkeiten nimmt allmählig ab, und wir dürfen hoffen, daß die Zeit jezt vorübergehen will, wo eine ſolche allgemein werden könnte; wenigſtens iſt die Trennung zwiſchen beiden Kirchen ſchon viel zu loſe, um hiezu wirkſam ſein zu können, und je mehr beide Kirchen in ruhige Berührung gekommen ſind, je mehr die Urſachen des Mißlennens verſchwunden ſind, je allgemeiner man das Verhältniß anerkannt hat, in welchem im Proteſtantismus die Freiheit des Einzelnen und die bindende Kraft des Ganzen gegen einander ſtehen müſſen; je mehr aus höheren Gründen zugeſtanden werden muß, wie nahe die Kunſt auch der Kirche angehört: um deſto mehr muß ſich das Verhältniß des auseinanderhaltenden und des einigenden Beſtrebens geändert haben. Da jedoch das leztere nicht völlig geſiegt hat, während die ganze Maſſe noch fließend und im Bilden begriffen war: ſo hat ſich freilich jenes in den feſtgewordenen Bildungen fixirt; und dieſes hat nur ſtoßweiſe ſich von Zeit zu Zeit erneuern können. Aber iſt es deswegen jezt ein gefährliches geworden, weil es ehedem zu ſchwach war? Müſſen wir die Geſchichte für abgeſchloſſen halten? und hat jemand ein Recht zu ſagen, So ſoll es bleiben wie es nun iſt? Vielmehr erſcheint mir dieſes Beſtreben als eines was mit Recht fortwirkt. Und wenn man ſagen kann, daß das Verhältniß der beiden entgegengeſezten Kräfte ſich ſehr geändert hat: ſo kann es ſich auch umkehren; das einigende Beſtreben kann zur Herrſchaft kommen, der ganze Proteſtantismus Eins werden, und das auseinanderhaltende nur dienen, kleinere Differenzen zu fixiren, welche die Einheit des Ganzen nicht weiter ſtören dürfen. Wenn man zur klaren Einſicht bringen kann, daß in jeder Kirche ſchon unbeſchadet ihrer Einheit größere Differenzen beſtehen, als die, welche beide Kirchen trennt: ſo folgt auch, daß die Trennung keine innere Kraft mehr hat, daß ſie nur noch zufolge der Gewöhnung auf eine mechaniſche Weiſe beſteht, und daß die einigende Kraft den Sieg davon tragen wird. Allein dieſer Sieg kann nicht aus der bloßen Einſicht entſtehn; und die einigende Kraft kann ſich alſo auch nur da äußern, wo wie bei uns ein beſonderes Bedürfniß der Einigung wirkt und treibt, wo dies nicht empfunden wird, kann ſie immer noch zurükgeſtoßen werden. Wir, in denen das Bedürfniß wirkt, müſſen uns auch im Handeln nur einfach und kindlich dieſes Bedürfniſſes bewußt ſein. Darum dürfen wir auch gar nicht mehr wollen, als dieſes erheiſcht, und durften daher auch nicht ſo handeln, wie Sie es verlangen; über alles, was darüber hinausliegt, können wir nur unſere Einſicht ausſprechen. In wiefern nun unſer Handeln ein Mittel werden wird, etwas größeres und allgemeineres zu bewirken, oder in wiefern die abſtoßende Thätigkeit in andern Punkten, die wir auch für eine ganz natürliche und, in wiefern ſie in den rechten Grenzen bleibt, auch tadelloſe Erſcheinung erkennen müſſen, noch die Oberhand behalten wird, das vermag ich nicht zu berechnen, und kann alſo auch nicht weiſſagen. Nur daß für uns auch ſchon diesmal etwas erſprießliches herauskommen wird, das hoffe ich, weil etwas geſchehen iſt, was nicht ganz mehr zurükgehen kann. Und über das übrige habe ich geglaubt, auf Veranlaſſung Ihrer Erklärung auch meine Einſicht ausſprechen zu müſſen.

Erlauben mir Ew. Hochwürden nun noch einmal auf Ihr Schreiben an mich zurükzukommen, und natürlich am Ende des meinigen auf das Ende des Ihrigen, wo Sie, möchte ich Sie auch ſtrafen wo und wie ich wollte, doch die Fortdauer meines perſönlichen Wohlwollens wünſchten. Ich freue mich dieſes Wunſches, und die Gewährung deſſelben, geſezt auch, Sie wollten ihn jezt zurüknehmen, iſt Ihnen nach dieſer Herzensergießung ſicher genug. Denn es liegt in meiner Natur, immer eine beſondere Schwäche für die zu haben, denen ich der Wahrheit zu Liebe geglaubt habe weh thun zu müſſen, und die ich nicht Urſache habe für unheilbar zu halten. Niemand kann eifriger wünſchen als ich, daß es Ihnen gelingen möge ſich gegen alle Vorwürfe, die ich Ihnen gemacht, vollkommen zu rechtfertigen;

und können Sie das, ſo müſſen Sie es mir auch danken, daß ich Ihnen die Gelegenheit dazu gegeben habe, und das Band des Wohlwollens iſt dann von beiden Seiten geknüpft. Ich meiner Seits werde dann auch keiner weitern Entſchuldigung oder Rechtfertigung bedürfen, und leiſte im voraus auf jede andere Verzicht, als die ſchon in dieſem Schreiben ſelbſt liegt. Gelingt es Ihnen, uns deutlich zu machen, daß Ihre theologiſchen Aeußerungen unter ſich zuſammenhängen, daß Sie weder bewußt noch unbewußt im Widerſpruch mit Sich ſelbſt ſind: ſo werden Sie mir doch wohl geſtehen müſſen, daß der Schein gar ſehr gegen Sie geweſen iſt. Ich meines Theils habe mir aus dieſem Schein kein beſtimmtes Urtheil gebildet, wie das überhaupt nicht meine Art iſt über Menſchen als ſolche, und hier gälte es doch nicht bloß den Theologen, ſondern auch den Menſchen mit, abzuſprechen ohne die genaueſte Kenntniß. Aber es wäre nicht ehrlich geweſen, wenn ich nicht auch das ſchlimmſte Urtheil zu dem ich mich in manchen Augenblikken hinneigen konnte, und wozu alſo auch wol Andere verſucht ſein werden, mit ausgeſprochen hätte, damit Sie ſich von allem reinigen könnten. Und damit ich Ihnen noch einen Vortheil in die Hand gebe, und Sie vollſtändig ſehen können, wie Sie mit mir dran ſind, ſo bin ich ſo frei, Ihnen noch ganz offen zu erzählen, was ich mit mir ſelbſt verhandelt habe, nachdem ich noch einmal durchgeleſen, was ich geſchrieben, und was zum Theil ſchon gedrukt vor mir lag. Ich ſprach nämlich zu mir ſelbſt, aber bedenke doch was du thuſt! Haſt du denn eine Pflicht in dieſer Sache zu reden? haſt du die Union angefangen oder eingeleitet? Biſt du angegriffen in Ammons Schrift? Kannſt du nicht ruhig ſein und fertig machen was du ſchon ſo lange ſchuldig biſt? Wirſt du dich nicht in den Ruf eines ſtreitſüchtigen Menſchen bringen? Und ich antwortete, Ja das iſt richtig, eine Pflicht

habe

habe ich unmittelbar nicht die Union zu vertheidigen; ſondern ſo wie ſie hier angegriffen iſt, als ob das Seelenheil der lutheriſchen Kirche dabei auf dem Spiel ſtände, wären in mancher Hinſicht Andere, und namentlich die Männer; welchen der König beſonders aufgetragen hat, ſich dieſe Sache angelegen ſein zu laſſen, und die welche anderwärts dieſes Unternehmen eingeleitet haben, näher dazu geweſen als ich. Aber wäre es denn gut in irgend einer Geſammtheit, wenn kein Anderer redete und handelte, als wer einen amtlichen Grund und Fug dazu hat? Haben doch ſchon zwei meiner jüngeren Freunde gut und kräftig dafür geredet, warum nicht auch ich? Habe ich keine Pflicht, ſo habe ich doch ein Recht; und wenn zu dieſem Recht ein innerer Antrieb hinzukommt, ſo wird eine That daraus, man mag nun machen was man will. Wenn aber ich perſönlich angegriffen wäre, dann hätte ich doch hoffentlich nicht geſchrieben. Denn noch habe ich keine perſönliche Fehde geführt, und denke es auch nicht zu thun. Und ſo lange ich dieſem Grundſaz treu bleibe, kann ich doch gerechter Weiſe nicht in den Ruf eines Streitſüchtigen kommen. Noch habe ich ja nichts anderes dieſer Art gethan, als eine meiner Ueberzeugung nach gute Sache, die angegriffen war, vertheidigt, und was Andere hernach über mich perſönlich geſagt, das habe ich auf ſich beruhen laſſen. — Aber, ſprach ich weiter, kann dieſe Schrift nicht jeder als einen ganz perſönlichen Angriff anſehn? Haſt du nur die Union vertheidigen wollen: was gehn dich die Aenderungen oder Inconſequenzen in Herrn Ammons Syſtem an? Du haſt ihm Inſinuationen vorgeworfen, kann er nicht ſagen, daß du auch welche gegen ihn vorgebracht haſt? Haſt du dir nicht muthwillig einen ſchlimmen Handel aufgeregt? Denn wenn nun dein Gegner gleiches mit gleichem vergilt, und fängt etwa bei deinen Reden über die Religion und deinen

Monologen an, und ſieht dann deine Predigten durch, und macht auf Widerſprüche Jagd? beſinnſt du dich nicht auf deine alten Reden von Gott und Unſterblichkeit, von Reue und Gewiſſen? Und wäre nun gar erſt deine Dogmatik da, wie ſie eigentlich längſt da ſein ſollte, und deine Sittenlehre, was würdeſt du da für ein Stükk Arbeit bekommen? — Ei was, entgegnete ich, mache mir auch nicht unnüze Quälereien! Solche Arbeit wünſchte ich ſchon zu bekommen. Denn ich weiß doch, wie alles dies in mir zuſammenſtimmt, und wie ich kein anderer geworden bin ohne es mir merken zu laſſen, und mich nie als ein anderer anſtelle, als ich bin. Zwänge mich nun wirklich einer; ſo wäre es ja gut zu zeigen, wie die theologiſche und die philoſophiſche Gewiſſenhaftigkeit gegen einander ſtehen, wie die dialektiſche Strenge und die fromme Zuverſicht ſich mit einander vertragen. Indeſſen ich glaube ſchwerlich, daß die Aufforderung ſo dringend werden würde, daß ich nicht ſollte abwarten können, bis ſich auf ordentlichem Wege alles von ſelbſt auflöſet. Aber Inſinuationen habe ich gegen Herrn Ammon nicht vorgebracht, ſondern alles worüber ich wünſche, daß er uns aufklären möge, deutlich genug geſagt. Vor ſolchen unbeſtimmten Anſchuldigungen, die ihn zweifelhaft laſſen könnten, ob er ſich vertheidigen ſolle oder nicht, weil ich ja hernach ſagen könnte, das ſei gar nicht gemeint geweſen, vor ſolchen habe ich mich weislich gehütet. Was ich aber geſagt, ich mag die Sache überlegen, wie ich will, das konnte ich nicht umgehen. Warum hat Herr Ammon ſeine Schrift ſo künſtlich ineinander gearbeitet, daß man nicht weiß, iſt es ſeine Hauptabſicht die Union in üblen Ruf zu bringen, und glaubte er dazu ſich auf einmal auf dem ſtrengſten ſymboliſchen Gebiet feſtſezen zu müſſen; oder war es ſeine Hauptabſicht zu erklären, daß er allmählig durch ſeine Unterſuchungen hierhin gekommen, und folgt daraus nun auch ſein Widerwille gegen die Union. Allein im lezteren Falle iſt es ſo nicht abgethan, ſondern er iſt uns noch ſeine eigentliche umfaſſende Erklärung ſchuldig. Nimmt er auf einmal die ſtrengſten poſitiven Begriffe an, ſo muß er uns auch zeigen, wozu er ſie in ſeinem Lehrgebäude gebraucht, und nicht bloß zum Großthun und zum Streiten. Ich habe ihm nur Veranlaſſung geben wollen, uns den Beigeſchmakk des zuvorgehörten mit einer trinkbaren Rede hinunter zu ſpülen, und je beſſer die dann uns allen ſchmekkt, deſto mehr Dankk werde ich mir verdient haben, und je einfältiger ſie ſein wird, deſto beſſer wird ſie ſchmekken. — Gut, ſprach ich, ſo will ich dir nur noch eins zu bedenken geben. Du ſprichſt ziemlich dreiſt von der Union, als wäre Verlaß darauf, als würde ſie bei uns unfehlbar Wurzel faſſen und zu Stande kommen; was ladeſt du dir da auf? Weißt du nicht, daß die Sache noch auf ziemlich ſchwachen Füßen ſteht? Fangen nicht allerlei Stimmen an ſich dagegen zu erheben? Hat nicht der Leipziger Recenſent von Harms Theſen ſie ſchon mit ſolcher Sicherheit ein Unweſen genannt, als ob das die allgemeine Meinung wäre? ſtimmt nicht in derſelben Zeitung der Recenſent von Ammons bitterer Arzenei in denſelben Ton ein? Biſt du ſicher, daß nicht auch die Freunde der Sache durch Ungründlichkeit, durch Uebereilung, durch Kleinlichkeit, die gar leicht lächerlich gemacht werden kann, ihr noch ſchlimmer ſchaden werden? und ſieht es nicht faſt aus, als verpflichteteſt du dich dann auch vor den Riß zu treten und zu vertheidigen? Was ſprichſt du da, antwortete ich, zu guter lezt für ungeſchikkte Worte! Kann ſchon jemand ſagen, ich hätte je etwas vertheidiget was mir nicht gefiel? Mit nichten! die Sache iſt mir lieb und werth, und ich glaube auch, ſie kann manchen Angriff und manche eigene Fehler überwinden. Aber wer falſche Schritte thut, mag auch ſeine Haut ſelbſt zu Markte tragen. Und was redeſt du doch von Zeitungen! Dieſe ſind doch endlich nichtig genug, um ganz von ihnen zu ſchweigen. — So habe ich alles noch einmal bei mir überlegt, und nachdem ich es ſo durchgeſprochen, trage ich auch kein Bedenken mehr Ihnen meinen Brief zu ſenden, wie er iſt. Möchten Sie ihn nur nehmen, wie er gemeint iſt, und möchte Ihnen eben ſo deutlich ſein als mir, daß unter vier Augen in dieſer Sache für uns beide nichts mehr zu thun war.

Berlin den 7ten Februar 1818.

Schleiermacher.

Zugabe

zu

meinem Schreiben

an Herrn Ammon.

Berlin, 1818.
In der Realſchulbuchhandlung.

Herrn Ammons Antwort auf meine Zuſchrift iſt ſo ſchnell eingelaufen, daß ich mich nicht berufen fühlen kann mich ausführlich darauf einzulaſſen; und ich glaube auch, hätte er gewünſcht, daß ich etwas erwiedern ſollte, ſo würde er langſamer geantwortet haben. Denn mit dieſer Schnelligkeit hängt zweierlei zuſammen. Erſtlich daß es in ſeiner Antwort von Verwirrungen und Verwechſelungen wimmelt, welche alle auseinander zu wikkeln zu mühſam und zu zeitſpielig für mich wäre, ſo daß ich dies Geſchäft den Leſern ſelbſt überlaſſen muß. Nur zu ihrer Anleitung und Warnung will ich ein Paar Pröbchen herausheben. In meinem Schreiben S. 43 ſage ich, es wäre Herrn Ammons würdig geweſen uns vor der Kirchenvereinigung zu warnen, wenn er ſie wirklich für ſo gefährlich und ſeelenverderblich hielt. Dies war wol eine ganz natürliche Anmuthung. Denn wenn die Vereinigung bei uns allgemein wird, ſo werden auch die lutheriſchen Chriſten unſerer ehemals ſächſiſchen Provinzen früher oder ſpäter mit hineingeflochten, und zu dieſen traute ich ihm, mit je mehrerem Schmerz er ſich muß von ihnen getrennt haben, um deſto mehr ſo viel Anhänglichkeit zu, daß um ſie vor einem ſolchen Seelenverderben zu bewahren er wohl ein Wort der Warnung hätte wagen mögen. Daß aber Herr Ammon von der im Werk ſeienden Kirchenvereinigung auch ehe irgend ein entſcheidender Schritt geſchah, unterrichtet ſein mußte, konnte ich, da öffentlich genug davon die Rede geweſen iſt, mit Recht vorausſezen, und brauchte mich nicht darauf zu berufen, daß ich von Briefen hätte reden gehört, die Hr. Ammon in dieſer Sache ſollte hergeſchrieben haben, und worin er ſie gar nicht ſo verwerflich behandelt hätte als hernach in der Prüfung. Es iſt mir auch doppelt lieb, daß ich dies ohne ſolche Berufung vorausſezen konnte; denn in Abſicht dieſer Briefe muß ich wol unrecht berichtet geweſen ſein, da Herr Ammon jezt ſagt, er hätte keinen andern Correſpondenten in Berlin gehabt als mich. — Alſo dies hatte ich von der Kirchenvereinigung geſagt. Herr Ammon aber in ſeiner Antwort S 8 — 10 ſtellt die Sache ſo dar, als ſei in jener Stelle meiner Schrift nicht von der Kirchenvereinigung ſondern von der Abendmahlsfeier am Reformationsfeſt die Rede, und als hätte ich ihm zugemuthet, er ſollte uns vor dieſer gewarnt haben. Und zwar indem er mit Anführungszeichen Worte anführt, die ſo nirgends in meiner Schrift ſtehn. Denn wo von gut unterrichtet ſein bei mir die Rede iſt S. 43, da iſt noch nicht von der Abendmahlsfeier die Rede, ſo daß ich die ganze Rede, die mir Herr Ammon aus dieſer Veranlaſſung hält, als nicht empfangen zurükgebe, und das falſche Citat gebe ich als Zugabe obenein. Doch das iſt eine Verwechſelung, ein kleiner Unfall; aber wie öfters kleine Unfälle dem Menſchen zum Heil gereichen, ſo auch hier. Nach dieſer glüklichen Verwechſelnng nämlich konnte Herr Ammon um ſo leichter in der Schnelligkeit die Stelle S. 45 und 46 überſchlagen, wo ich ihm wirklich ſeine Art von unſerer Abendmahlsfeier zu reden vorwerfe, von unſern Bruderumarmungen und von unſerm heiligen Mahl, das eben ſo gut ein gemeines hätte ſein können. Hat er dieſer Stelle deswegen nicht beſonders erwähnt, weil er ſeine höchſt unſchiklichen Ausdrükke bereut, nun ſo ſei es gut; ſollen aber auch dieſe mit Löſcher und Cyprian entſchuldigt werden, nun ſo möge denn Herr Ammon in Löſchers Fußtapfen fortluſtwandeln, und ich will ihn gewiß nicht wieder ſtören ihm einen Granit in den Weg werfend, den er für einen Sandkloß hält und zertreten will — Das zweite Pröbchen ſei dieſes. Herr Ammon ſchreibt in der bittern Arzenei S. 25 dem Calvin den Grundſaz zu, daß das Gute nicht in der höchſten Vollkommenheit Gottes, ſondern in ſeiner unbedingten Willkühr wurzele. Ich kann dieſen Grundſaz in meinem Kalvin nirgends finden; vielmehr, wie ich mir die Sache näher überlege, finde ich Gründe genug in meiner geringen Kenntniß Kalvins, um zu behaupten, er könne das nicht geſchrieben haben. Herr Ammon in ſeiner Antwort S. 42. 43 will mir nun beweiſen, Kalvin habe das geſchrieben was ich geläugnet. Aber was hat nun Kalvin geſchrieben? „Daß Gottes Wille die höchſte Regel ſeiner Gerechtigkeit ſei, daß man alles, was er will, ſchon darum für gerecht halten muß, weil er es will". Ja das hatte ich längſt gewußt! Aber konnte ich glauben, daß Herr Ammon dieſe Stelle gemeint? Iſt hier von unbedingter Willkühr die Rede? iſt hier vom Wurzeln des Guten die Rede? Wer der nur irgend Dogmatik gelallt hat, konnte ſich ſolche Verwechſelung träumen laſſen! Wer mußte nicht Hrn. Ammon ſo verſtehn, als habe Kalvin geſagt, daß das Gute gut ſei und nicht etwa das Schlechte, dies ſei in einer unbedingten Willkühr Gottes gegründet, und als habe Kalvin dieſe unbedingte Willkühr der höchſten Vollkommenheit in Gott entgegengeſezt. So etwas erwartete ich alſo würde er nachweiſen. Durch dieſe Notiz nun (aus dem dritten Buch der Inſtitutionen — ich glaubte aus wer weiß welchem ſeltener geleſenen Commentar Kalvins die Rechtfertigung kommen würde!) glaubt Herr Ammon den

Reichthum meiner Kenntniſſe wenigſtens nicht vermindert zu haben. Nein warlich! vermehrt hat er ihn ſogar, nämlich um meine Kenntniß von Herrn Ammons Genauigkeit im Ausdrukk und von der Beſtimmtheit ſeiner Begriffe. Entweder er muß doch ſchon ſeit er nicht mehr akademiſcher Lehrer iſt ſeine Natur bedeutend geändert haben; oder — Dieſes nun ſind die beiden Stellen, in denen Herr Ammon mit dem ſichtbarſten Triumf gegen mich auftritt; man ſieht auf was für Verwechſelungen ſie beruhen, und mag dann hierdurch gewarnt der Leſer auch an andern Stellen genau nachſehn, es wird ihm nicht fehlen Verwechſelungen von ähnlicher Art überall zu finden, die ich aber alle mit der Schnelligkeit entſchuldige, und eben deshalb mit Stillſchweigen übergehe.

Aus derſelben Schnelligkeit iſt nun zweitens auch dieſes entſtanden, daß Herr Ammon ſich auf die eigentlichen Hauptpunkte in meiner Schrift gar nicht, oder ſo gut als gar nicht, wenigſtens gar nicht gründlich eingelaſſen hat. Ich dachte, wenn er antwortete, ſo müßte ich entweder belehrt werden wo ich irrte; — aber dieſe Freude iſt mir überall eben ſo verdorben worden wie bei jener Stelle Kalvins — oder ich müßte wenigſtens Gelegenheit bekommen zu mancherlei wiſſenſchaftlichen Erörterungen, welche dem Streit ein Intereſſe gegeben und die Sache auf die es ankam gefördert hätten. Meines Theils habe ich dazu gethan, was ich konnte. Von den theils unrichtigen theils unbeſtimmten Aeußerungen des Herrn Harms und dem in dieſen Realpunkten ziemlich dürftigen Commentar, den Herr Ammon darüber gegoſſen, nahm ich Gelegenheit die ſtreitigen Punkte zwiſchen den beiden proteſtantiſchen Confeſſionen ſchärfer nicht nur als ich es bei beiden fand, ſondern auch als man es gewöhnlich findet, zu beſtimmen, und beſonders die eigentliche Aufgabe, welche in der Lehre von der Erwählung zu löſen iſt, auf eine einfache Formel zu bringen, welche beſſer leiten kann als die gewöhnlichen Phraſen, welche die Sache nur immer mehr verworren haben. Hätte Herr Ammon dieſen Weg verfolgt: ſo hätte unter uns eine neue Behandlung dieſes Gegenſtandes ſich entſpinnen können, und man würde dann geſehen haben, ob der Sieg in dieſen Fehden ſo unzweifelhaft iſt, wie Herr Ammon meint, oder ob dieſe Fehden nur niemals gehörig ſind durchgefochten worden. Statt deſſen will Herr Ammon S 41 lieber verſchwiegen haben als ins Licht geſtellt, rühmt ſich ſeines unpolemiſchen Sinnes — aber ohne Polemik kann doch keine Dogmatik fertig und kein einzelner Punkt derſelben aufs reine gebracht werden — und in demſelben Augenblikk, wo er ſich ſeines unpolemiſchen Sinnes rühmt, begeht er wieder eine Verwechſelung, und läßt mich ſagen, die Lehre von der Erwählung habe mit der von der Vorſehung nichts gemein, da ich doch S. 57 ausdrüklich geſagt, beide Lehren hangen zwar zuſammen, ſeien aber doch nicht ganz einerlei. Die Aufforderung S. 58 aber, mich der Unwiſſenheit zu bezüchtigen, die Herr Ammon hierauf bezieht, ſteht in einem ganz andern Zuſammenhang. Es ſchien mir nämlich ganz wunderlich, daß Herr Ammon die gewöhnliche Benennung dieſes Streitpunktes ganz verließ, und ihn auf ein allgemeineres Dogma zurükführte. Unkundigen Leſern konnte daraus leicht der Gedanke entſtehen, als hätten die Reformirten ganz andere Vorſtellungen von der Vorſehung im Allgemeinen als die lutheriſche Kirche; ich hatte gute Gründe beſtimmt zu erklären, daß in der Vorſehungslehre an und für ſich keine Bekenntnißverſchiedenheit zwiſchen beiden Kirchen ſtattfinde, und damit mir das, ohnerachtet Herr Ammon das Gegentheil zu verſtehen zu geben ſchien, die Leute glauben möchten, ſo wußte ich kein kürzeres Mittel als Herrn Ammon aufzufordern, mich dieſer Behauptung wegen, wenn ſie falſch wäre, der Unwiſſenheit zu zeihen. Und hier hat nun Herr Ammon wieder ſo hübſch verwechſelt und durcheinander geworfen, daß, wer meine Schrift nicht zur Hand nimmt, glauben muß, ich habe Unſinn vorgebracht. Dadurch nun beraubt er mich freilich des Vergnügens mit ihm zu dogmatiſiren; denn gegen ſolche Künſte kann ich nicht beſtehen, ja ich kann mich nicht einmal dazu verſtehen ſie ſämmtlich aufzudekken. Eben ſo iſt es mit dem zweiten Punkt von der Abendmahlslehre gegangen. Ich dachte, auch hier ſollte ein wiſſenſchaftlicher Gewinn herauskommen, denn einen Streit über ſolche Gegenſtände ohne dieſen Zwekk möchte ich gar nicht führen. Darum ſuchte ich nun die eigentlichen Streitpunkte, die zwiſchen beiden Kirchen, wenn man das wirklich ſymboliſche zuſammen nimmt und von den Aeußerungen Einzelner abſieht, in der Lehre vom Sakrament noch übrig bleiben, ebenfalls auf das beſtimmteſte zuſammen zu ſtellen, und legte Hrn. Ammon S. 68 die Frage vor, wenn die von mir aufgeſtellten beiden Punkte die einzigen Differenzen in der Lehre vom Sakrament wären, ob es billig ſei, daß durch dieſe die Gemeinſchaft des Altars gehemmt werde zwiſchen denen die ſonſt einig wären? Auf dieſe Frage finde ich gar keine Antwort, und ſo ſehe ich auch nicht wie wir weiter kommen könnten. Statt deſſen führt mir Herr Ammon an einem Ort, um mir zu beweiſen in der reformirten Kirche ſei wirklich die innigſte Gemeinſchaft des Wortes und des Sakramentes gehindert oder geläugnet und ich müſſe alſo lutheriſch werden, eine Stelle, von der er auch hoffen durfte, daß ich ſie kannte, aus Zwingli an, da er doch eben ſo gut weiß als ich, daß Zwingli nicht die reformirte Kirche iſt, und eine Stelle aus Calvin, wo ihm wieder (S. 29.) das Unglück begegnet, Worte als recht entgegengeſezt der lutheriſchen Sakramentslehre zu unterſtreichen, die vielmehr völlig mit ihr übereinſtimmen. Denn daß das

Sakrament den Glauben nur befördert, wenn der Geiſt hinzukommt, hat die lutheriſche Kirche immer eben ſo behauptet wie Kalvin; und daß die Sakramente an ſich, das heißt hier offenbar ohne daß der Geiſt dazu kommt, alſo auch in den Ungläubigen, eine geheime Kraft haben den Glauben zu ſtärken, das hat ſie nie behauptet; und ich muß nur Herrn Ammon noch einmal auffordern, mich auch hierüber der Unwiſſenheit zu zeihen. Eine genauere Erklärung aber über den Ausdruk Gemeinſchaft des Wortes und des Sakramentes, wodurch erſt die ganze Argumentation Haltung bekäme, habe ich wieder ſchmerzlich vermißt, und kann mich deshalb auch hierauf nicht einlaſſen. Und an einem andern Orte S. 45. 46. führt er eine Stelle Luthers an, die ich eben, wie ja ſehr leicht zu ſehen war, im Sinne hatte bei dem was in meiner Schrift S. 68 und S. 70 ſteht. Herr Ammon mußte alſo hier anſtatt mir Luther nur anzuführen, meine Widerlegung Luthers widerlegen. Eben ſo wenig hat ſich Hr. Ammon eingelaſſen auf meinen an mehreren Stellen meiner Schrift und von mehreren Punkten aus geführten Beweis, daß bei der gegenwärtigen Lage der proteſtantiſchen Kirche eine Union beider Confeſſionen durch Veränderung des Symbols gar nicht könne bewirkt werden, daß aber die Einheit beider ohnerachtet dieſer Differenzen eben ſo gut eine reale ſein werde als die Einheit jeder einzelnen Partei für ſich eine reale ſei. Herr Ammon ohne irgend hierauf Rükſicht zu nehmen, wiederholt nur ſeine Verſicherung, die jezt angeſtrebte Vereinigung ſei eine bloß formelle und könne von keinem Nuzen ſein. Auf dieſe Weiſe wird es freilich unmöglich, einen Streit mit Hrn. Ammon zum Vehikel zu machen, um differente Anſichten zu berichtigen. In dieſem Erfolg alſo getäuſcht breche ich den Streit ab, weil ich hoffen darf, daß dieſe Proben genug ſein werden um zu zeigen, auf welcher Seite der Wahrheitsſtan iſt, und wo die Mißgriffe und die falſchen Quinten und Akkorde gehört werden. Aber ſo wenig ich mich in dem dogmatiſchen Punkt des Streites für die Bereicherung meiner Kenntniſſe durch eine Stelle aus Kalvins Inſtitutionen bedanken kann, eben ſo wenig auch in dem praktiſchen Punkt für den Unterricht, den mir Herr Ammon in der Klugheit giebt. Er meint nämlich, um die Union zu befördern hätte ich die Stellen, in denen Kalvin am beſtimmteſten den Unterſchied zwiſchen ſeiner und der lutheriſchen Meinung ausſpricht, nicht anführen ſollen *), und hätte auch als Präſes unſerer Synode nicht ſagen ſollen, daß ich mich immer zur reformirten Schule in der Theologie bekennen würde, denn das leztere könne auch auf den gegenwärtigen Unionsverſuch den Verdacht werfen, als zwekke er auf die Unterdrükkung der lutheriſchen Kirche ab. Dieſes iſt nun freilich gar zu nichtig, denn die lutheriſche Kirche im preußiſchen Staat iſt zu ſtark als daß ſie könnte unterdrükkt werden, und die reformirte hat wol nie die Miene gemacht unterdrükken zu wollen, und könnte es am wenigſten jezt, da ſie ſeit 10 Jahren ſchon unter demſelben lutheriſchen Chef mit der lutheriſchen ſteht. Faſt lächerlich auch klingt uns dieſe Stelle der Unkunde wegen, die darin liegt, indem dem Präſes der Berliniſchen Kreisſynode darin eine Wichtigkeit beigelegt wird, als ob er etwa der erſte Geiſtliche im Lande wäre, da er doch nur der gewählte Vorſizer einer einzelnen lediglich berathenden Verſammlung iſt, die in unſerm Staate hunderte ihres Gleichen hat. Allein hiervon abgeſehen kann vielleicht nichts beſſer den Unterſchied zwiſchen Herrn Ammon und mir ins Licht ſezen, als daß er mir dieſe Klugheit anbietet, und ich ſie

---

*) Unter dieſer Vorausſezung konnte freilich Herr Ammon uns überreden wollen, Kalvin ſei mit der ungeänderten Augsburgiſchen Confeſſion zu vereinigen.

ablehne. Er will immer verſchweigen, und ich will immer grade heraus reden und ans Licht ziehen. Und das kommt nicht nur daher, weil wir hier eine andere Art von Union im Sinne haben als er. Wir wollen wiſſen, daß verſchiedene Meinungen da ſind, aber wir vereinigen uns, weil wir den Unterſchied für unbedeutend halten; wir wollen zugeſtehen, daß die beiden Schulen in Einer Kirche neben einander beſtehen, daß jeder ſeine Meinung vortrage, wo es Noth thut; und da ich auch dieſes S. 76 deutlich geſagt, ſo begreife ich freilich nicht, wie Herr Ammon mir dieſe Klugheitsregel zum Geſchenk anbieten kann, denn ich weiß warlich nicht, was ich mit dem lieben Geſchenk machen ſoll. Aber gewiß, auch wenn ich ſeiner Meinung wäre, daß die dogmatiſchen Differenzen vor der Union müßten ausgeglichen werden: ſo wüßte ich doch bei meiner Art und Weiſe nicht, wie ich ſie ausgleichen ſollte, wenn ich ſie nicht vorher recht ſcharf ins Licht ſezte, damit jeder nun wüßte, was das ärgſte wäre was die andere Parthei ihm je nachgeſagt hat. Man ſieht aber ohngefähr, wie Herr Ammon würde zu Werke gegangen ſein, wenn er eine Ausgleichung des Dogma zum Behuf der Union zu leiten hätte. — Noch auf einem Punkt hatte ich Herrn Ammon erwartet bei ſeiner Proteſtation gegen die Union, und dieſen abſichtlich nicht berührt, damit nicht alles ſchon zum zweitenmal vorkäme, das iſt nemlich Luthers Brief an Probſt, und ich hoffte, das ſollte Veranlaſſung geben die anfängliche charakteriſtiſche Verſchiedenheit beider Anfangspunkte der Reformation und ihre ſeit geraumer Zeit immer wachſende Verſchmelzung zu erörtern. Nun führt freilich Herr Ammon dieſen Brief an, allein da er auch hier nur ganz roh nachſpricht, der Charakter der reformirten Kirche ſei das Erheben der Vernunft über das Wort Gottes, und zwar wahrſcheinlich auch der menſchlichen individuellen von jeher wandelbaren, ſo iſt auch an dieſe unkundige und ungründliche Aeußerung nicht anzuknüpfen; und auch die Ausſicht auf einige geſchichtliche Erörterungen, welche das Publikum hätten intereſſiren können, iſt mir verdorben. Herrn Ammon ſcheinen nun einmal die Anekdoten lieber zu ſein als die Geſchichte.

Wie gründlich Herr Ammon denjenigen Theil meiner Schrift behandelt hat, der ſich mit ſeiner Dogmatik beſchäftigt, das überlaſſe ich dem Leſer ſelbſt zu beurtheilen. Nur muß ich mich beklagen, daß er mir in dieſer Hinſicht zu viel zumuthet. Alles ſoll ich geleſen haben, alle Vorreden, alle Gelegenheitsſchriften, ja ſogar wo ein philoſophiſches Journal ihn angeſchnaubt und wo öffentliche Blätter über ihn geſpottet haben. Nein um dieſen Preis möchte ich die kleine Prüfung ſeines Syſtems, die mir nothwendig ſchien, nicht unternommen haben. Herr Ammon verſichert mich verbindlichſt, daß er alle meine Schriften geleſen, aber auch alle bald vergeſſen habe; und das iſt freilich kein Wunder, wenn er ſie alle ſo flüchtig geleſen hat wie offenbar dieſe an ihn beſonders gerichtete. Nun gut, mir bleibt dabei nichts übrig als zu bedauern, daß er ſich ſoviel ſchwere und vergebliche Mühe gegeben. Ich habe, das geſtehe ich gern, gar nicht alle ſeine Schriften geleſen; aber was ich geleſen, habe ich gut behalten, wie hoffentlich meine Kritik beweiſet. Leider muß ich bekennen, daß ich kein Leſer des Magazins bin und auch die neueren Predigten nicht kenne. Aber für die Sache, auf die es hier ankam, finde ich auch das nicht nöthig. Statt aller Anführungen einzelner Aeußerungen hier und dort, ſtatt aller Berufungen auf gute Freunde und auf alte und neue der Orthodoxie wegen erlittene Schmähungen ſollte Herr Ammon ſich lieber auf eine gründliche Widerlegung der in meiner Schrift aufgezeigten Widerſprüche nicht nur zwiſchen der alten und neuen Summa ſondern in der neuen Summa ſelbſt und zwiſchen dieſer und der bittern Arzenei eingelaſſen haben. Das hätte zu dogmatiſchen Erörterungen über die Trinitätslehre und über die weſentlichſten Punkte der Heilsordnung führen können, die vielleicht dem ganzen theologiſchen Publicum intereſſant geworden wären. Dazu aber hatte Hr. Ammon keine Zeit, weil er eben ſo ſchnell antworten mußte, und ich bin auch um dieſe Hoffnung betrogen. Denn die Art wie jezt Herr Ammon mir einiges präſentirt aus ſeiner Summa, was mir doch gefallen müßte, wie er an einzelnen Punkten meiner Ausſtellungen, auch nicht ohne elegante Verwechſelungen, die den Leſer können glauben machen, ich hätte Dinge geſagt, die mir nie eingefallen ſind, herumtippt und enſchlägt, dies kann mich nicht auffordern in ſeine Vertheidigungen hinein zu gehn; und ich hoffe das ganze theologiſche Publicum wird mich darüber abſolviren. Ja bei dieſem unzuſammenhängenden ungründlichen Hin und Herfahrtn kann ich auch an dem Zugeſtändniß des rationaliſtiſchen Unkrauts und der noch nicht ganz reinen Stimmung des Monochords und Harmonikons kein Wohlgefallen haben, weil auch der Gehalt dieſes Zugeſtändniſſes nicht zu beurtheilen iſt; und ich muß mich nur dagegen verwahren, daß ich keinesweges gehalten ſein will alles für rationaliſtiſches Unkraut oder für ſupranaturaliſtiſchen Weizen zu erklären, was Herr Ammon dafür erklärt. Sogar die Verweiſung auf die zwei und zwanzig Jahr alte Vorrede in welcher ſich Herr Ammon bereits offen und beſtimmt zum rationaliſtiſchen Supranaturalism bekannt hat, hilft mir wenig; denn ich weiß ſo gut als nichts, wenn ſich jemand noch ſo offen für etwas erklärt, wobei ſich, wie ich glaube, auch heute noch eben ſo wenig als vor zwei und zwanzig Jahren irgend jemand etwas gehörig beſtimmtes zu denken weiß. Mir meines armen Theils wird ſchon ganz unheimlich, wenn ich das Ra und Irra und Supra darherrauſchen höre, weil mir nehmlich vorkömmt als ob ſich dieſe Terminologie immer krauſer verwirre; und mir wäre es eben ſo lieb mich von dieſer in eine einfache und klare Darſtellung zu retten, als Herr Ammon ſich ſehnt nach landgütlicher Ruhe vor den Wirbeln der hohlen Zeitphiloſophie. Damit aber das Concert vollſtimmig werde, und die hohle Zeittheologie ſehe, in was für Kreiſen ſie ſich noch nach Herzensluſt herumdrehen kann: ſo bringe ich unmaßgeblich nicht nur zu dem irrationalen und rationaliſtiſchen Supranaturalism auch einen ſupranaturaliſtiſchen Rationalism und Irrationalism, ſondern noch einen naturaliſtiſchen und innaturaliſtiſchen Suprarationalism in Vorſchlag, und wenn dieſe geharniſchten Erdenſöhne, denn höheren Urſprungs möchten ſie wol alle nicht ſein, ſammt und ſonders da ſtehn werden — zum Troſt und zur Freude aller derer, welche meinen daß viel Wiſſen wirrt, und ſich deswegen in wenig Wiſſen und viel Meinen und Scheinen und Aber und Dennoch ihre Hütten bauen — ſo hoffe ich wird die alte Luſt ſie anwandeln ſich unter einander todtzuſchlagen. Was aber Herrn Ammons rationaliſtiſchen Supranaturalism betrift, ſo iſt es freilich etwas ganz eignes um ein Syſtem, welches ſich wie er ſelbſt S. 32 ſagt durch ein ſtufenweiſe in abgemeſſenen Perioden erfolgendes Hinaufſtimmen zum reinen Kirchenton bewährt. Indeſſen wenn Herr Ammon nur zugeſteht, daß dies Hinaufſtimmen kein gleichmäßiges iſt, und daß — denn anders als muſikaliſch will nun wol einmal Herr Ammon nicht geſprochen haben — auch in ſeiner neueſten Summa nur die Baßoctaven hinaufgeſtimmt ſind, während die Discantoctaven noch die alte Temperatur halten, und alſo für jezt noch nichts rein darauf vorgetragen werden kann: ſo will ich mich beruhigen, wartend bis in abgemeſſener Periode, ſei es nun in Dresden oder auf dem Landgut, die Reinſtimmung vollendet wird, und will nicht länger als deutſcher Kloz mich an die Beine des muntern Spaziergängers hängen. Sollte jedoch Herr Ammon auch früher ſchon ſtatt aller Muſik von Monochorden und Harmonikons Bogenklavier und Käfergeſumme, die er in ſeiner Antwort hören läßt, und ſtatt aller geſchraubten Redensarten und mir zum Theil ganz unverſtändlichen Anſpielungen mich einer gründlichen Vertheidigung der ſtreitigen Punkte, vor welcher er doch auch mit aller Menſchenkenntniß und Einſicht nicht die Rolle eines verfolgten Rechtgläubigen — denn ohne Schauſpiel und Rolle kann er auch nicht fertig werden — übernehmen könnte, würdigen wollen: ſo würde ich den ſo hingeworfenen Handſchuh gern aufnehmen, jezt aber nehme ich lieber aus den bisher auseinandergeſezten Gründen die dargebotene Hand zum Frieden an, ohne zu fragen ob fränkiſche Biederkeit beſſer iſt als ſächſiſche, indem ich mich nicht bemühe die provinzialen Biederkeiten ſo genau zu unterſcheiden, ſondern mich lieber ſchlechthin an die deutſche halte. Und hiemit will ich mich für entſchuldigt achten, daß ich Herrn Ammons Antwort nicht Punkt für Punkt wieder beantworte. Mein Hauptzwekk, daß nämlich, was Herr Ammon gegen die bei uns und in andern deutſchen Landen vorſeiende Union vorzutragen für gut befunden, nach ſeinem gehörigen Werth nicht drüber und nicht drunter geſchäzt werden möge, wird hoffentlich doch erreicht ſein.

Nur ein Paar Mißverſtändniſſen muß ich noch vorbeugen die ſich einſchleichen könnten und einen Irthum berichtigen, wiewol dieſe Dinge mit dem Streit unmittelbar nicht zuſammenhängen, Herr Ammon will mir S. 13 ſeiner Antwort faſt zürnen, daß ich ihn mit der hieſigen Synode durch das Uebergewicht meiner Präſidialſtimme in ofnen Krieg verwickeln wolle. Das klingt beinahe als ob Hr. Ammon die Hälfte der hieſigen Geiſtlichkeit für ſich zu haben glaubte, wenn die Frage discutirt würde, ob ſeine unziemlichen Redensarten über unſre Abendmahlsfeier gelobt werden ſollen oder nicht. Denn ich glaube noch, und er hat es auch nicht abgewehrt, daß die Bruderumarmungen und das Abendmahl, ſtatt weſſen lieber eine gemeine Brodt und Weinſpende wäre zu bereiten geweſen, auf dieſe fromme Feier anſpielen, und er muß erſt noch ausfinden auf welche alte Geſchichte ſich dieſes beziehen läßt. Ich glaube nicht, daß Herr Ammon dieſe Stimmenhälfte davon tragen würde, ſondern auch nicht den funfzigſten Theil. Allein was ich eigentlich ſagen wollte iſt, daß hieraus gar leicht der Gedanke entſtehen könnte, ich habe gleichſam als Vorfechter der Synode gegen ihn auftreten wollen, oder wenn es mir nun ſchief ginge möchte ich etwa die Synode zu Hülfe rufen um mit mir die Kraft des Mannes zu bändigen, allein dies iſt alles Mißverſtändniß. Wie jene Abendmahlsfeier beſchloſſen und gehalten wurde, ehe meine Function in der Synode anfing, ſo war auch meine Function in der Synode für diesmal zu Ende, ehe mein Streit mit Hrn. Ammon anfing, und er hängt mit der Synode und dieſe mit ihm auch nicht im mindeſten zuſammen. Das zweite Mißverſtändniß iſt dieſes. Herr Ammon ſagt S. 5 meine Schrift fange an mit Auszügen aus einem ziemlich alten Briefwechſel, den ich ſelbſt begonnen, und da Herr Ammon ungewiß zu ſein ſcheint, ob die Worte richtig angeführt ſind, ſo könnten bei ſeinem mit Ausnahme meiner Schriften treflichen Gedächtniß manche Leſer irre werden an dem ganzen Zuſammenhang der Sache. Sie iſt aber dieſe. Vor acht Jahren ſind einige Briefe zwiſchen uns gewechſelt worden, und damals begann ich den Briefwechſel. Seitdem hat er ganz geruht und den jezigen neuen Briefwechſel hat Herr Ammon eröfnet, und die Worte lauten wirklich gerade ſo, und beziehen ſich auf das, was in ſeiner Prüfung über die Union ſteht. Das Unrecht was darin liegen ſoll, daß ich dieſe Worte angeführt, begreife ich um ſo weniger als Herr Ammon ſie ſelbſt für eine bloße Höflichkeitsformel erklärt: haben ſie aber eine Verſuchung meiner Beſcheidenheit ſein ſollen, ſo bedaure ich daß ich ihr nicht untergelegen. Auch daß ich Hrn. Ammon an eine andre Stelle ſeines Briefes erinnerte, die mir mit ſeinen damals wol eben zum Drukk gegebenen Aeußerungen in der bittern Arznei nicht zu ſtimmen ſchien, kann ich nicht unrecht finden. Denn es iſt auf eine ſolche Weiſe geſchehen, daß kein Leſer daraus ſichdie Stelle ſelbſt herſtellen konnte. Unrecht konnte dabei Herr Ammon nur dann geſchehen, wenn meine Andeutung, beides ſtimme nicht, ungegründet war; und dann ſtand es bei ihm mich zu meiner Beſchämung zur Bekanntmachung der Stelle aufzufordern, damit man ſähe, daß beide Aeußerungen ſtimmten. Noch eines habe ich mitgetheilt aus dieſem Briefwechſel, daß nämlich Herr Ammon allerlei Zuſendungen für das Magazin bei Seite gelegt hätte. Allein dies ſchien mir ſo durchaus unverfänglich, daß mein Gewiſſen mich nicht gemahnt hat als es mir bei der brieflichen Form die ich wählte in die Feder kam. Wenn Herr Ammon aber faſt thut als hätte ich die Heiligkeit eines eigentlich vertrauten Briefwechſels entweiht, ſo könnten daraus die Leſer leicht einen ganz falſchen Schluß machen auf die Beſchaffenheit dieſes von Herrn Ammon erneuerten aus zwei Briefen hin und her beſtehenden Briefwechſels. — Und nun iſt nur noch der Irrthum übrig. Herr Ammon ſchreibt mir eine Schrift zu „Ueber Offenbarung und Mythologie“ die ich nicht nur nicht geſchrieben, ſondern bis jezt auch noch nicht geſehen habe; und ich werde faſt müſſen die Verlagshandlung jenes Buchs zu Hülfe rufen, um dies falſche Gerücht zu widerlegen. Denn ich habe ſchon einmal öffentlich ſehr kräftig dagegen proteſtirt, als ſie mir in der Leipziger Litteraturzeitung beigelegt wurde; dem ohnerachtet iſt die falſche Angabe von da in Erſch Litteratur übergegangen, woher ſie wahrſcheinlich Herr Ammon hat. Wenn ich ihn alſo in dieſer Schrift angeſchnaubt haben ſoll, und wenn er ſonſt etwas aus ihr anführt: ſo muß ich mir dies alles verbitten. Mir fällt nur lächerlicher Weiſe ein, daß da Herr Ammon das ſpecifiſche Talent hat, alle meine Schriften ausſchließend zu vergeſſen, und er doch aus dieſer manches behalten hat, ihm wol ein Verdacht hätte aufgehn ſollen, ob ſie auch wol von mir wäre. Ja ein Freund hat mich ſchon getröſtet, ich hätte es ja nun bequem, mir falſche Autorſchaften abzuwehren, indem ich die Leute an Herrn Ammon verwieſe; hat der das Buch vergeſſen, nun ſo muß ich es ſchon auf mich nehmen, hat er es aber behalten, ſo kann ich es getroſt ablehnen.

Schleiermacher.

Druckfehler.

Seite 84 Zeile 5 ſtatt Dennoch lies Demnach.

Seite 91 Zeile 9 ſt. Vorgeſchmakk l. Ungeſchmakk.

Der

chriſtliche Glaube

nach

den Grundſätzen der evangeliſchen Kirche

im Zuſammenhange dargeſtellt

von

Dr. Friedrich Schleiermacher.

Neque enim quaero intelligere ut credam, sed credo ut intelligam. — Nam qui non crediderit, non experietur, et qui expertus non fuerit, non intelliget.

Anselm. Prosl. 1. de fide trin. 2.

Erſter Band.

Berlin 1821.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

Universitäts-

Vorrede.

Daß die öffentlichen Lehrer unſerer Hochſchulen für die Wiſſenſchaften, welche ſie vortragen, Lehr- und Handbücher herausgeben, iſt etwas ſo gewöhnliches, daß ein neues Beiſpiel dieſer Art, wenn gleich immer wieder eine Anſchwellung unſerer ohnedies ſchon zu reichen Litteratur, keiner Rechtfertigung bedarf. Und ſo wird auch die Erſcheinung dieſes Buches keiner bedürfen, zumal den Lehrern der dogmatiſchen Theologie dieſe Sitte ſo ſehr gemein iſt, daß das Gegentheil faſt zu den Ausnahmen gehört. Es iſt auch großentheils nur wegen der Bequemlichkeit in dem Verhältniß des Lehrers zu ſeinen Zuhörern, daß dergleichen Hülfsmittel herausgegeben werden; und nur ſelten iſt ein neues allgemeines Lehrbuch des chriſtlichen Glaubens eine wiſſenſchaftlich bedeutende Erſcheinung, indem tiefſinnige und geſchichtlich gründliche Behandlungen einzelner Lehrſtükke weit mehr zur Förderung der Wiſſenſchaft gereichen, welcher außerdem, ſtatt immer neuer Lehrbücher die doch insgeſammt auf ſehr wenige wahrhaft verſchiedene Grundformen zurükgehen, recht bald ein umfaſſendes und unbefangenes kritiſches Repertorium über die geſammte neuere Dogmatik zu wünſchen wäre.

Was nun das gegenwärtige Buch anbelangt, ſo ſcheint es freilich auf jene Entſchuldigung aus dem allgemeinen Gewohnheitsrecht der deutſchen Hochſchulen weniger Anſpruch machen zu können als die meiſten anderen, indem es zu ausführlich iſt, um nur zum Leitfaden bei Vorleſungen dienen zu ſollen, und eher für das Vermächtniß eines ſolchen gehalten werden dürfte, der von dieſer Laufbahn abzutreten geſonnen iſt. Es hängt aber damit folgendergeſtalt zuſammen. Indem ich allerdings zunächſt für meine bisherigen und künftigen Zuhörer arbeitete, konnte ich mich doch des Gedankens nicht entſchlagen, daß auch noch manche Andere nach dieſem Buch als nach einer öffentlichen Rechenſchaft über meine Lehrart greifen würden, die ich endlich dem geſammten theologiſchen Publicum abgelegt hätte. Von ſolchen nun glaubte ich nicht in der Kürze verſtanden zu werden, die wol meinen Zuhörern, ſey es nun zur Vorbereitung oder allenfalls auch zur Erinnerung hätte genügen können. Und ſo iſt eine Ausführlichkeit entſtanden, die mich zulezt ganz gegen meine urſprüngliche Abſicht genöthiget hat, das Buch, damit es nicht gar zu unförmlich ausfiele, in zwei Bände zu ſpalten. Der urſprüngliche Zwek ſoll aber darüber nicht verfehlt werden, ſondern es ſoll mir, wenn ich meine dogmatiſchen Vorträge noch öfter wiederholen kann, ganz bequem ſein, das, was in dieſem Buch enthalten iſt, bei meinen Zuhörern ſchon vorausſezen zu dürfen, und dadurch Zeit zu Erörterungen zu gewinnen, welche ſonſt unterbleiben müſſen. Nachdem ich nun die Theilung des Buches beſchloſſen hatte, wollte ich die frühere Bekanntwerdung dieſes erſten Theiles um ſo weniger hindern, als ich mich in der ſchon im Druk begriffenen dritten Auflage meiner Reden über Religion auf dieſes Lehrbuch an mehreren Stellen berufen habe. Ich kann indeß den Wunſch nicht bergen, daß ſachkundige Männer ein öffentliches Urtheil über meine Arbeit auszuſprechen bis auf die Erſcheinung des andern Theiles verſchieben möchten, die ſich ſo wenig als irgend möglich verzögern ſoll. Denn was nach meiner in der Einleitung weiter auseinandergeſezten Anſicht einem Lehrbuch des chriſtlichen Glaubens einen eigenthümlichen Werth vorzüglich geben kann — da man in Hinſicht des Styls gegen ſolche Schriften nachſichtiger zu ſein pflegt, welche Nachſicht auch ich gar ſehr in Anſpruch nehmen muß — das iſt die Anordnung des Ganzen, und der Zuſammenhang, in welchen die einzelnen Säze geſtellt ſind; und der iſt in dieſem erſten Theile zwar im allgemeinen ſchon angelegt, aber bei weitem noch nicht ſo weit zu Tage gefördert, um ein gründliches Urtheil motiviren zu können. Auch der Inhalt mancher einzelnen Säze kann, wenn man nur dieſe Hälfte vor Augen hat, leicht einen unangemeſſenen Eindruk machen, der erſt wieder berichtiget wird, wenn ſie in ihrem natürlichen Verhältniß zu dem Ganzen können aufgefaßt werden.

Einen Fehler wird aber auch ſchon bei dieſem erſten Theile niemand überſehen, und ich kann leider nichts beſſeres in dieſer Hinſicht auch für den zweiten verſprechen: ich meine den gänzlichen Mangel an Litteratur, welche ſonſt bei Schriften dieſer Art einen großen und ſchäzbaren Theil des Ganzen ausmacht. Allein eben weil ich weit davon entfernt bin zu wünſchen, daß, wer die chriſtliche Glaubenslehre genauer ſtudiren will, mein Buch allein zur Hand nehmen möge: ſo habe ich um ſo weniger auch hier den Raum anfüllen wollen mit Rükweiſungen, die ſich in jedem andern ähnlichen Buch beſſer und vollſtändiger finden, als ich ſie mit eigener Gewährleiſtung geben könnte. Dafür habe ich den hiedurch gewonnenen Raum angewendet — und ich hätte im Nothfall noch mehr daran gegeben — um die verhältnißmäßig nur geringe Anzahl von Citaten ganz auszuſchreiben, die mir nothwendig waren, theils um beurtheilte Säze an dem zwekmäßigſten Orte nachzuweiſen, theils um die, für welche ich ſelbſt mich erklärte, aus den vorzüglichſten Autoritäten in ihrer möglich urſprünglichſten Geſtalt beizubringen. Nichtausgeſchriebene Citate werden nur zu oft überſehen, oder auch unwirkſam gemacht durch Fehler, die bei Zahlen und Abkürzungen am ſchwerſten zu vermeiden ſind. Je weniger ich aber ſolche Vergleichungspunkte aufſtelle, um deſto wichtiger iſt es mir, daß die beabſichtigten Zuſammenſtellungen auch wirklich gemacht werden. Um jedoch auch hier nicht zu viel zu thun, habe ich mir kein Gewiſſen gemacht, in den angeführten Stellen Zwiſchenſäze und Erweiterungen, die nicht zur Sache gehören, zu übergehen; und nur wo die Worte, auf die es eigentlich ankam, ſich aus dem größeren Zuſammenhange gar nicht wollten losmachen laſſen, habe ich das Ausſchreiben ganz unterlaſſen. Wegen der Auswahl der angeführten Stellen muß ich mich auf die ſchon in meiner kurzen Darſtellung des theologiſchen Studiums aufgeſtellten und in der Einleitung zu dieſem Lehrbuch weiter auseinandergeſezten Grundſäze der dogmatiſchen Beweisführung beziehen, aus welchen ſich auch jeder leicht erklären wird, weshalb neuere Dogmatiker faſt gar nicht angeführt ſind.

Wenn ich nun der erſte bin, der eine Glaubenslehre nach den Grundſäzen der evangeliſchen Kirche aufſtellt, als ob ſie Eine wäre, und dadurch erkläre, daß mir keine dogmatiſche Scheidewand zwiſchen beiden Kirchengemeinſchaften zu beſtehen ſcheint: ſo hoffe ich, wird ſich dieſes durch die That rechtfertigen. Denn da ich verſucht habe, das Weſen der evangeliſchen Glaubens- und Lebensanſicht in ſeinen eigenthümlichen Grenzen als in beiden Confeſſionen daſſelbe darzuſtellen, und den verſchiedenen

Meinungen der beiden Confeſſionen innerhalb dieſes Gebietes ihren Ort anzuweiſen: ſo muß daraus erhellen, daß, wenn wir nicht aus demſelben Grunde die Kirchengemeinſchaft noch immer weiter ſpalten wollen, ſo daß am Ende ſeparatiſtiſch jeder für ſich allein bleiben muß, alsdann dieſe Lehrverſchiedenheiten unſerer beiden Confeſſionen eben ſo gut in der, äußerlich doch nicht ganz vollzogenen, Einheit der evangeliſchen Kirche neben einander beſtehen können und vielleicht müſſen, wie in der größeren Einheit der Chriſtenheit eine Menge von Abweichungen neben einander beſtehen, die ſich unchriſtlichen Vorſtellungen zwar zu nähern ſcheinen, ſie aber doch glücklich vermeiden. Und ſo hoffe ich, da dies Reſultat aus der ganzen Anlage natürlich hervorgeht, wird man mir nicht aufbürden, es ſei etwas aus Vorliebe für die vorſeiende Vereinigung künſtlich herbeigeführtes. — Schließlich noch möchte ich darüber, daß ich mich in der Behandlung dieſes Gegenſtandes häufig, ja vielleicht vorherrſchend, des Ausdrucks proteſtantiſch und was damit zuſammenhängt, bedient habe, bei denjenigen um Vergünſtigung bitten, welchen dieſer Ausdruk anfängt anſtößig zu ſein. Sie haben in mancher Hinſicht Recht.

Denn nicht nur zur Bezeichnung des Lehrbegriffs iſt dieſer Ausdruk unpaſſend, weil er keineswegges den Charakter der evangeliſchen Lehre angiebt, vielmehr ſo gebraucht nur Mißverſtändniſſe bei Unkundigen veranlaſſen kann; ſondern auch in ſofern haben die Gegner dieſes Ausdruks Recht, als, wenn man auf den Urſprung deſſelben zurükgeht, er auch nicht die ganze evangeliſche Kirche ſondern nur die deutſche bezeichnen kann. Allein auch abgeſehen davon, daß es ſchwer gelingt durch Verabredung etwas auf dem Gebiet der Sprache weder auszumerzen noch feſtzuſtellen, glaube ich doch, daß, indem wir uns gegen alle Mißdeutung von Zeit zu Zeit verwahren, wir fortfahren dürfen, den Ausdruk zu gebrauchen. Denn da jene Proteſtation deutſcher Stände keine Widerſezlichkeit war gegen eine legitime Macht, ſondern nur gegen einen illegitimen Mißbrauch derſelben, und alſo nichts darin iſt, deſſen wir uns zu ſchämen hätten: warum ſollten wir aus der Sprache einen Ausdruk verbannen, der in den wichtigſten kirchenrechtlichen Verhandlungen immer iſt gebraucht worden, durch den eben die eigenthümliche Entſtehungsart der deutſchen evangeliſchen Kirche im Gedächtniß erhalten wird — für welche vaterländiſche Kirche wir um ſo mehr einer eignen Bezeichnung bedürfen, als ſie durch die Erlöſchung des Gegenſazes von Reformirten und Lutheriſchen einen noch beſtimmteren Charakter bekommt — und durch den zugleich jedem Kundigen der geſchichtliche Entwiklungspunkt in Erinnerung gebracht wird, mit welchem die Verbeſſerung der Kirche ſo genau zuſammenhängt? Ja ſelbſt in unſerer dogmatiſchen Sprache können wir dieſen Ausdruk nicht gut entbehren, weil wir den Gegenſaz zum Katholizismus mit einem leichten und bequemen Worte müſſen bezeichnen können und alſo, Proteſtantismus ſagen, bis ein gleichbedeutendes mit evangeliſch zuſammenhängendes Wort ſich wird gebildet und zum gemeinen Gebrauch empfohlen haben, welches doch auch nicht willkührlich zugleich geſchaffen und geltend gemacht werden kann.

Und hiemit ſei des Vorredens genug, und nur noch der fromme Wunſch aus vollem Herzen ausgeſprochen, daß dieſes Buch, am liebſten durch ſich ſelbſt, wo aber dies ſeiner Unvollkommenheiten wegen nicht anginge, wenigſtens durch den Widerſpruch, der dann nicht ausbleiben wird, unter Gottes Leitung dazu gereichen möge, wozu es aufrichtig gemeint iſt, nämlich zu immer hellerer Verſtändigung über den Inhalt unſeres heiligen Glaubens.

Geſchrieben zu Berlin, am Sonnabend vor Trinitatis des Jahres 1821.

Inhalt
des erſten Bandes.

Einleitung. §. 1 — 35. . . . . . . Seite 1 bis 172

Der Glaubenslehre erſter Theil.

Entwiklung des frommen Abhängigkeitsgefühls ohne Berükſichtigung des Gegenſazes zwiſchen der eigenen Unfähigkeit und der mitgetheilten Fähigkeit. . . S. 173 bis Ende.
Einleitung. §. 36 — 42. . . . . S. 173 — 188
Erſter Abſchnitt. Das Abhängigkeitsgefühl als Ausdruk eines allem endlichen Sein gemeinſamen Verhältniſſes. §. 43 — 63. . . . . S. 189 — 264
Einleitung. §. 43 — 47 . . . . S. 189 — 196
Erſtes Lehrſtük, von der Schöpfung. §. 48 — 58. S. 197 — 234
Darin:
Erſter Anhang, von den Engeln. . . . S. 211 — 218
Zweiter Anhang, vom Teufel. . . . . S. 218 — 234
Zweites Lehrſtük, von der Erhaltung. §. 59 — 63. S. 234 — 216
Zweiter Abſchnitt. Von den göttlichen Eigenſchaften, welche ſich in jenem Abhängigkeitsgefühl darſtellen. §. 64 — 69. S. 261 — 316
Einleitung. §. 64 — 65. . . . . S. 265 — 275
Erſtes Lehrſtük, die Ewigkeit Gottes. §. 66. S. 275 — 280
Zweites Lehrſtük, die Allgegenwart Gottes. §. 67. S. 280 — 287

Drittes Lehrſtük, die Allmacht Gottes. §. 63. a. *).
S. 281 — 297

Viertes Lehrſtük, die Allwiſſenheit Gottes. §. 63. b. *).
S. 297 — 313

Anhang von einigen anderen göttlichen Eigenſchaften. §. 64.
S. 313 — 316

Dritter Abſchnitt. Von der Beſchaffenheit der Welt, welche in dem Abhängigkeitsgefühl an ſich angedeutet iſt. §. 70 — 76.
S. 317 — 350

Einleitung. §. 70. 71. . . . . S. 317 — 324

Erſtes Lehrſtük, die urſprüngliche Vollkommenheit der Natur in Bezug auf den Menſchen. §. 72. 73. S. 324 — 331

Zweites Lehrſtük, die urſprüngliche Vollkommenheit des Menſchen. §. 74. 76. . . . . S. 331 — 350

---

*) Dieſe beiden Paragraphen haben nämlich im Text durch ein Verſehen gleiche Zahlen erhalten, und ſollte der hier mit 63. b. bezeichnete §. eigentlich §. 69. ſein, und ſo bis ans Ende des Bandes.

Einleitung.

I.

Dogmatiſche Theologie iſt die Wiſſenſchaft von dem Zuſammenhange der in einer chriſtlichen Kirchengeſellſchaft zu einer beſtimmten Zeit geltenden Lehre. *)

Anm. a. Die Erklärung iſt für den gegenwärtigen Zuſtand der Wiſſenſchaft offenbar zu weit, indem ſie auf die chriſtliche Sittenlehre eben ſo anwendbar iſt als auf die Glaubenslehre. Allein dieſe Trennung kann als etwas zufälliges und untergeordnetes erſt unten erklärt und begründet werden.

b. Geltend heißt die Lehre, welche in öffentlichen Verhandlungen als Darſtellung der gemeinſamen Frömmigkeit gebraucht wird.

c. Daß die einzelnen Werke, ſofern ſie das Ganze der Diſciplin umfaſſen, denſelbigen Namen führen, iſt hergebracht und unverfänglich.

1) Zu rechtfertigen ſind hier zunächſt die beiden Merkmale der Beſchränktheit und der Oeffentlichkeit. Die räumliche Beſchränkung auf eine beſtimmte Kirchengeſellſchaft innerhalb der Chriſtenheit iſt nicht allgemeingültig, indem es nicht immer Trennungen gege-

---

*) S. m. kurze Darſtell. S. 56. §. 3.

den hat, und auch nicht alle Trennungen vorzüglich durch die Lehre beſtimmt ſind. Für die gegenwärtige Zeit aber iſt dies Merkmal unentbehrlich, indem unmöglich eine dem Proteſtantismus angehörige Dogmatik für den Katholiken oder Griechen denſelben Werth haben kann und umgekehrt. Die Beſchränkung in der Zeit aber iſt unläugbar; denn jede Darſtellung der Lehre, wie umfaſſend und vollkommen ſie auch ſei, verliert mit der Zeit ihre urſprüngliche Bedeutung und behält nur eine geſchichtliche. Denn unmerkliche Veränderungen gehen, wo ein lebhaftes geiſtiges Verkehr ſtatt findet, in der Lehre immer vor; größere hängen ab von mancherlei Entwiklungsknoten, indem theils die Frömmigkeit ſelbſt ſich von einigen Seiten erhellt, von andern verdunkelt, theils die Weiſe der wiſſenſchaftlichen Behandlung ſich ändert. Auch von allen dermaligen iſt offenbar, daß ſie ihre Geltung verlieren müſſen, wenn der jezige Gegenſaz zwiſchen dem Römiſchen und Evangeliſchen ſich dereinſt irgendwie ausgleicht. — Was aber das Merkmal der Oeffentlichkeit betrifft, ſo ſcheint zuerſt, als ob wohl jemand könnte die in einer kirchlichen Geſellſchaft geltende Lehre vortragen, ohne ſelbſt von derſelben überzeugt zu ſein: und doch müſſen wir wünſchen, daß dies ſchon durch die Erklärung ſelbſt ausgeſchloſſen ſei, indem wir verlangen, daß jeder der ein dogmatiſches Werk aufſtellt, ſeine eigne Ueberzeugung darin vortrage. Allein es iſt weit leichter, fremde Ueberzeugungen vereinzelt vorzutragen und in dichteriſcher oder redneriſcher Geſtalt, als umfaſſend und in wiſſenſchaftlicher. Dieſe Forderung alſo wird durch das andere unbeſtrittene Merkmal des wiſſenſchaftlichen Zuſammenhanges erledigt; wie denn ſchwerlich zu läugnen iſt, daß es den auch in unſerer Kirche vielleicht nicht ſeltenen dogmatiſchen Darſtellungen, die ſich ohne feſte eigene Ueberzeugung an das kirchlichgeltende genau halten, entweder an der Strenge des Zuſammenhanges und der innern Uebereinſtimmung fehlt, oder ſie verrathen doch unwillkührlich die abweichende Ueberzeugung. Zweitens könnte man fragen, wenn immer nur die geltende Lehre dogmatiſch dargeſtellt werden ſolle, auf welchem Wege dann weitere Entwiklungen ſowol als Berichtigungen in das Lehrgebäude könnten eingetragen werden, ja wie auf eine dieſer Erklärung gemäße Weiſe ein vollſtändiges Lehrgebäude überhaupt habe entſtehen können. Aber alle neuen Lehrbeſtimmungen ſind immer aus den öffentlichen gottesdienſtlichen Verhandlungen entſtanden, und alſo ganz dieſer Erklärung gemäß aufgenommen worden; und alle Abweichungen von dem, was zu jeder Zeit allgemein anerkannt und gültig iſt, haben doch nur Bedeutung, ſofern ſie in jenen Verhandlungen vorkommen, und gehören dann mit in den Umfang unſerer Erklärung, indem alles als geltend angeſehen werden kann, was, ohne Zwieſpalt und Trennung zu bewirken, in einzelnen Theilen und Gegenden der Kirche öffentlich gehört wird. Was aber ſo in mannigfaltigen Geſtalten erſcheint, wird immer nur ein kleiner Theil ſein gegen das, was übereinſtimmend vorgetragen wird. Wogegen ein Gebäude von lauter ganz eigenthümlichen Meinungen und Anſichten, welches an die kirchlichen Ausdrükke und Mittheilungen der Frömmigkeit gar nicht anknüpfte, auch gewiß nicht leicht als eine dogmatiſche Darſtellung würde angeſehen werden, ausgenommen in der wol durch keine Erfahrung beſtätigten Vorausſezung, daß ſich eine gleichgeſinnte Geſellſchaft um dieſe Darſtellung ſammeln werde.

2) Die aufgeſtellte Erklärung rechtfertigt ſich nun zunächſt dadurch, daß eine Darſtellung, welcher eines von den obigen Merkmalen fehlte, auch nicht mehr in das eigentliche Gebiet der Dogmatik fallen würde. Die Forderung eines wiſſenſchaftlichen Zuſammenhanges ſcheidet das dogmatiſche Gebiet von dem der volksmäßigen zum gemeinſamen kirchlichen Unterricht beſtimmten Darſtellung in Katechiſmen und ähnlichen Werken, welche auch nicht ohne Zuſammenhang ſein darf, aber weder auf Gelehrſamkeit noch auf ſyſtematiſche Einrichtung Anſpruch macht. Die Forderung einer geſchichtlichen Haltung und durchgängige Bezugnahme auf die öffentliche kirchliche Verſtändigung unterſcheidet das dogmatiſche Gebiet von ſolchen Darſtellungen chriſtlicher Frömmigkeit, wobei die perſönliche Eigenthümlichkeit hervortritt und verſucht, wie weit ſie ſich verſtändlich machen kann, dergleichen man myſtiſch aſcetiſche zu nennen pflegt. Sofern endlich in beiden Forderungen zuſammengefaßt auch die der Vollſtändigkeit liegt, ſcheidet ſich von dem dogmatiſchen im engeren Sinne auch das ihm vorangehende aber immer nur einzelne Gegenden der Lehre betreffende kanoniſche.

3) Eben ſo aber ergeben ſich die weſentlichſten Verirrungen auf dieſem Gebiete daraus, wenn eine einzelne dieſer Forderungen aus ihrem natürlichen Zuſammenhange mit den andern herausgeriſſen zur alleinigen Richtſchnur bei der Behandlung genommen wird. Soll die Oeffentlichkeit allein gelten, ſo wird zuerſt verkannt, daß die Darſtellung der chriſtlichen Frömmigkeit ihrer Natur nach mancherlei Veränderungen unterworfen iſt, und irgend ein für beſonders bedeutend oder authentiſch angenommener Moment wird feſtge-

halten, dann aber auch wird der wiſſenſchaftliche Charakter vernachläßigt, wenn das ohne alle Aenderung gelten ſoll, was vielleicht aus einem Zeitpunkt herrührt, der zur genauen Durcharbeitung und Ausgleichung keine Ruhe darbot. Wird die beſchränkte Geltung für die Gegenwart einſeitig aufgefaßt, welches gar leicht geſchieht bei einer plözlichen wenn auch verworrenen Bewegung auf dem theologiſchen Gebiet: ſo wird zuerſt der Zuſammenhang mit dem öffentlichen vernachläßigt, und ein einzelner Einfall zur Baſis eines Lehrgebäudes gemacht, in welchem dann auch, um es durchzuführen, Willkührlichkeit und Sophiſtik an die Stelle der wiſſenſchaftlichen Strenge tritt. Wenn endlich der wiſſenſchaftliche Zuſammenhang allein die Dogmatik machen ſoll und damit die irrige Anſicht aufgeſtellt iſt, einer dogmatiſchen Darſtellung müſſe eine jeden auch ungläubigen Leſer überzeugende Kraft einwohnen, da ſie doch nur dem gläubigen ſeinen Glauben auseinanderlegen kann: ſo wird die unmittelbare Beziehung der Lehrſäze auf die frommen Gemüthszuſtände vernachläßigt und die Sache dahin gewendet, daß entweder das eigenthümlich chriſtliche als ein unvollkommneres in eine allgemeingültige Religionslehre verſchwinden ſoll, oder auch das eigenthümlichſt chriſtliche ſoll ſich gefallen laſſen, aus der allgemeinen Vernunft unmittelbar hergeleitet und erwieſen zu werden.

4) Einige ſind zwar mit dieſer Erklärung einverſtanden, meinen aber, daß dieſe eigentlich ſogenannte Dogmatik, die es nur mit Darlegung der kirchlichen Meinungen zu thun habe, etwas ſehr untergeordnetes ſei, und daß über ihr noch eine andere höhere Theologie ſtehn müſſe, welche mit Hintanſezung der kirchlichen Meinungen die eigentlichen Religionswahrheiten

hervorbringe und erläutere. *) Eine ſolche aber kann es wenigſtens als Beſtandtheil der chriſtlichen Gottſeligkeitswiſſenſchaft nicht geben. Denn in dem Gebiet des Chriſtenthums kann es nicht zweierlei ſondern nur einerlei Art geben, wie die Lehre als Ausdruk der Frömmigkeit und des Glaubens entſteht: und die kirchlichen Lehren ſind auch ihrer Entſtehung nach den Lehren Chriſti und der Apoſtel ganz gleichartig, nur durch den wiſſenſchaftlichen Vortrag verſchieden; ſo daß über der kirchlichen Lehre als Meinung, das heißt als nicht immer ſich ſelbſt gleich und nicht unvermiſcht mit unrichtigem, nicht etwa gleichzeitig eine unabänderliche und vollendete, aber auch gelehrt und ſyſtematiſch vorgetragene Wahrheit ſtehn kann, ſondern was mit ſolchem Anſpruch aufträte, das könnte nur in das Gebiet der Weltweisheit gehören und nicht das chriſtliche als ſolches darſtellen. Ueber der kirchlichen Lehre aber als Meinung kann auf dem Erkenntnißgebiet des Chriſtenthums nur ſtehn die zu einer andern Zeit oder in einer andern Darſtellung mehr gereinigte und vollkommner gefaßte kirchliche Lehre ſelbſt. Dieſe Reinigung und Vervollkommnung der Lehre iſt aber eben das Werk und die Aufgabe der dogmatiſchen Theologie, vermöge des allen Hervorbringungen auf dieſem Gebiet weſentlichen kritiſchen Verfahrens. Denn ohne dieſes wäre die Vermehrung der dogmatiſchen Darſtellungen, nachdem einmal das Lehrgebäude ſeinem Umfange nach abgeſchloſſen iſt, etwas völlig nichtiges.

5) Wenn wir aber auch die ſo erklärte dogmatiſche Theologie in ihrer höchſten Vollendung denken: ſo

---

*) S. u. a. Bretſchneiders Entwicklung §. 25. u. Handbuch d. Dogm §. 8., wo man am Ende zweifelhaft wird, ob Dogmatik auch zur chriſtlichen Theologie gehöre.

iſt ſie doch keinesweges die ganze Theologie, ſo daß alle andern theoretiſch theologiſchen Wiſſenſchaften, die Schriftauslegung nämlich und die Kirchengeſchichte beide im weiteſten Umfang und mit ihren Zubehörungen nur Hülfswiſſenſchaften von jener wären. Vielmehr ſcheinen dieſe alle einander in völlig gegenſeitigem Verhältniß beigeordnet. (S. kurze Darſt. S. 24. §. 3. u. S. 29. §. 19.) Denn allerdings können die kirchlichen Lehren nicht verſtanden, noch die verſchiedenen Arten ſie auszudrükken abgeſchäzt werden ohne Kenntniß der Schrift, und eben ſo nothwendig iſt auch zu dieſem Verſtändniß und dieſer Abſchäzung die Kenntniß des geſchichtlichen Verlaufs, welches zeigt, wie die Dogmatik bedingt iſt durch die beiden andern Wiſſenſchaften, und nur vollendet gedacht werden kann, nachdem dieſe auch vollendet ſind. Hülfswiſſenſchaften von jener aber wären dieſe nur wenn ihr ganzer oder vorzüglicher Werth darin beſtände daß ſie der Dogmatik dienen. Allein jede von ihnen hat ihren eigenthümlichen Werth für den lezten Zwek aller Theologie, nämlich die Leitung und Förderung der Kirche (S. kurze Darſt. S. 28. §. 15. u. 18.), und jede von ihnen iſt in ihrer Vervollkommnung ebenfalls bedingt durch den jedesmaligen Zuſtand der Dogmatik, denn auch die Schriftſtellen, welche Lehre enthalten, können nicht vollkommen verſtanden werden, wenn man nicht zugleich immer den Zuſammenhang der geſammten chriſtlichen Lehre im Sinne hat, den nur die Dogmatik aufſtellt, und eben ſo wenig iſt die eigentliche Abzwekkung der Begebenheiten, welche auf die Lehre Einfluß hatten, noch auch ihr Verlauf gründlich zu verſtehen, wenn man nicht das Einzelne nach dem Werthe ſchäzt, der nur durch den Zuſammenhang des Lehrgebäudes erkannt wird. Daher auch immer Schriftauslegung und theologiſches Geſchichtsſtudium leiden und weniger wahre Theilnahme finden, wenn die Dogmatik vernachläßigt wird. Nur daß, wenn dem gemäß alle dieſe Wiſſenſchaften nur in ihrer natürlichen Verbindung unter einander allmählig können vollendet werden, es das nachtheiligſte wäre für das ganze Studium, wenn die Dogmatik vorzüglich den Ton angäbe bei der Fortſchreitung, weil nämlich ſie immer noch mehr als die andern in gewiſſem Sinn und Maaß von der Weltweisheit abhängt (Kurze Darſt. S. 61. §. 26. 27.). Da nun dieſe ſo oft von vorn anfängt, und die meiſten Umwälzungen auch neue Verbindungsweiſen und neue Ausdrükke in dem Gebiet, aus welchem die Dogmatik ſich verſieht, hervorbringen: ſo entſtehen in der Dogmatik am leichteſten Umbildungen, welche keine Fortſchritte für ſie ſind, ſondern ſie in ihrem Entwiklungsgang mehr hemmen als fördern. Nur ſoll dieſe Bemerkung, wie ſchon aus dem Obigen erhellt, keinesweges jener verunglimpfenden Anſicht Vorſchub leiſten, als ob die Dogmatik allen andern theologiſchen Wiſſenſchaften zum Nachtheil gereiche.

2.

Die Wiſſenſchaft vom Zuſammenhang der Lehre wird geſucht, theils um den verworrenen Zuſtand des Denkens über die frommen Gemüthszuſtände aufzuheben, theils um es von anders entſtandenem Denken, welches auf denſelben Inhalt hinausläuft, deſto beſtimmter zu unterſcheiden.

Anm. a. Unter verworren wird hier verſtanden, wenn unbewußt verwandtes beſtritten oder unverträgliches vermiſcht wird.

b. Das anders entſtandene Denken, deſſen Inhalt dem beſchriebenen gleich lautet, iſt das der Weltweisheit angehörige Daß dieſes ſeiner Entſtehung und Form nach ein anderes ſei, und daß Philoſophiſches und Dogmatiſches nicht vermiſcht werden dürfe, iſt der Grundgedanke der vorliegenden Bearbeitung.

1) Jene Zuſtände, welche hier nur vorläufig und im allgemeinen bezeichnet werden können, als eine unmittelbare Beziehung auf das höchſte Weſen in ſich ſchließend, werden zunächſt nur als unterbrochene Erregungen in einzelnen Augenblikken bemerklich und äußern ſich oft nur mimiſch. Wenn ſie in Betrachtung gezogen werden, entwickeln ſie ſich zum Gedanken. Die Sprache ſoll zwar als Gemeingut auch gemeinverſtändlich ſein, und alſo, ſobald die Aeußerungen jenes Bewußtſeins Gemeinſache werden, das Bewußtſein des Einen dem Andern rein zuführen: allein da der Ausdruk jener Zuſtände durch die Sprache urſprünglich nur vergleichend und bildlich ſein kann, ſo kann man ſich leicht über die Gleichheit und Verſchiedenheit derſelben täuſchen, und ſobald dies wahrgenommen wird, entſteht das Verlangen nach einer kunſtmäßigen Verbindung des Gleichartigen und Sonderung des Unverträglichen.

Im Chriſtenthum enthalten die heiligen Schriften, wiewol nur in einzelnen Fällen auf zuſammenhangende Auseinanderſezungen wirklich Bedacht nehmend, doch wenigſtens die erſten Keime eines geordneten Ausdruks über unſere auf Gott gerichteten Gemüthszuſtände. Allein ſie hatten auch gleich neben ſich auf der einen Seite in dichteriſchen Aeußerungen eine auf Gemüthserregung ausgehende Bilderſprache, auf der andern in den Bemühungen, das Chriſtenthum gegen Juden und Heiden zu vertheidigen, eine auf Umwandlung der Gegner ausgehende redneriſche Sprache. Wie nun in dem mittleren Ton der heiligen Schriften abwechſelnd eine Hinneigung zu beiden iſt, ſo auch in beiden eine Näherung an einander und an jenen mittleren Ton. Bilden ſich aber ſo aus dem dichteriſchen und redneriſchen Ausdrükke, die auf genauere Darſtellung Anſpruch machen wollen: ſo werden ſie auf mancherlei Weiſe die Spuren ihres einſeitigen Urſprunges an ſich tragen und gegen einander in einen Streit gerathen, der nur ausgeglichen werden kann durch vielſeitige Anknüpfung an unbeſtrittenes und durch Aufſtellung eines ſtrengen Zuſammenhanges.

2) Das wiſſenſchaftliche Beſtreben, welches auf Anſchauung des Seins in allen ſeinen verſchiedenen Verzweigungen ausgeht, muß, wenn es nicht in Nichts zerrinnen ſoll, ebenfalls mit dem höchſten Weſen anfangen oder enden; und im Einzelnen kann oft zweifelhaft ſein, ob ein Gedanke, der etwas vom höchſten Weſen ausſagen will, zunächſt der Ausdruk einer frommen Erregung des Gemüthes iſt, oder ob unmittelbar aus der höheren Wiſſenſchaftlichkeit entſprungen. Nur durch den Zuſammenhang des Denkens, in welchen er gehört, läßt ſich dies beſtimmt unterſcheiden, und darum muß ein ſolcher Zuſammenhang aufgeſtellt werden, damit die Verwechſelung zweier ganz verſchiedener Gebiete vermieden werden könne.

Es kann allerdings nicht geläugnet werden, daß nach dem Untergang aller aus dem helleniſchen Alterthum entſprungener Weltweisheit die neuere ſich nur aus der chriſtlichen Theologie, in welcher ihre erſten Keime eingewachſen waren, allmählig entwikelt hat. Allein jener Zuſtand der Vermiſchung war auch ein unvollkommner Zuſtand für beide, und wegen Vermiſchung der Anſprüche ein Zuſtand mannigfaltiger Verwirrung. Wenn nun die Weltweisheit ſich von der chriſtlichen Theologie hat frei zu machen gewußt: ſo muß auch die chriſtliche Theologie ſuchen von der Weltweisheit immer mehr frei zu werden, und beſonders ſich von der Gemeinſchaft mit demjenigen Theil derſelben, den man die natürliche Theologie zu nennen pflegt, frei zu machen. Denn dieſe Gemeinſchaft unterhält noch immer zum größten Nachtheil jene Verwirrung, daß theologiſche Säze für philoſophiſche und umgekehrt können gehalten werden; wie denn beides ſowol auf dem Gebiete der Sittenlehre als der eigentlichen Glaubenslehre an vielen Beiſpielen kann nachgewieſen werden. Nur wenn die dogmatiſche Theologie auf ihrem eignen Grund und Boden ſo feſt ſtehn wird als die Weltweisheit, ſo daß von jenen wunderlichen Fragen, ob etwas in der Theologie wahr ſein könne, was in der Philoſophie falſch ſei und umgekehrt, gar nicht mehr die Rede iſt, und ſo daß jeder Saz, welcher der Theologie angehört, auch gleich an ſeiner Geſtalt für einen ſolchen erkannt, und von jedem analogen philoſophiſchen unterſchieden werden kann, wird die Trennung, an welcher ſo lange ſchon gearbeitet worden iſt, von beiden Seiten gleich vollendet, und wir ſicher ſein ſowol vor der Verwerfung ächt theologiſcher Säze aus Mangel einer Begründung nach Art der Weltweisheit, als auch vor den vergeblichen Beſtrebungen theils nach einer ſolchen Begründung theils nach einer Verarbeitung aller Ergebniſſe der Weltweisheit in Ein Ganzes mit der Betrachtung und Zerlegung der Zuſtände des frommen Gemüthes. Daß aber alles dogmatiſche Denken in Begriffen und Säzen nichts anders iſt als eine ſolche zerlegende Betrachtung der urſprünglichen frommen Gemüthszuſtände, geht daraus hervor, daß alles was wir Dogmatik nennen, nie anders als im Zuſammenhang mit einer frommen Sinnesart erſcheint, wogegen weltweisheitliche Säze über Gott und das Verhältniß des Menſchen zu Gott auf eine ganz andere Weiſe im Zuſammenhang mit dem Denken über das endliche Sein und deſſen Veränderungen zu Stande kommen.

3.

Die Glaubenslehre beruht alſo auf zweierlei, einmal auf dem Beſtreben die Erregungen des chriſtlich frommen Gemüthes in Lehre darzuſtellen, und dann auf dem Beſtreben, was als Lehre ausgedrückt iſt, in genauen Zuſammenhang zu bringen.

1) Das erſte iſt etwas allgemein in allen Menſchen mehr oder weniger gegebenes. Jeder nach der Stufe der Beſinnung auf welcher er ſteht, macht ſich ſelbſt in ſeinen verſchiedenen Zuſtänden zum Gegenſtand ſeiner Betrachtung und hält ſie feſt im Gedanken. Auf die frommen Gemüthserregungen hat ſich dies Beſtreben von je her beſonders gerichtet; aber es entſteht auf dieſem Wege für ſich allein natürlich nur ein buntes Gemiſch von Einzelheiten. Wie reichlich, wie beſtimmt, in wie lebendigem Verkehr dieſes geſchieht, das giebt kein Zeugniß von der Stufe der Frömmigkeit, ſondern nur von dem Gereiftſein einer Geſellſchaft zur Beſinnung und Betrachtung. Ehe dieſe Stufe erreicht iſt, findet die Frömmigkeit ihre Haltung und Mittheilung mehr in ſymboliſchen Handlungen und heiligen Zeichen als in der Rede. Das Chriſtenthum ſezt dieſe Stufe überall voraus, und beſteht daher nirgend ohne fromme Dichtung und Rede,

wiewol in verſchiedenem Maaß. Denn ſie iſt offenbar in der morgenländiſchen Kirche ungleich weniger frei und mannigfaltig als in der abendländiſchen, ohne daß man deshalb ſagen dürfe, die Frömmigkeit ſei geringer, aber ohnſtreitig die Beſinnung und die Mittheilung. Woraus hervorgeht, daß ſchon dieſes Beſtreben etwas anderes iſt als die Frömmigkeit an und für ſich ſelbſt; eben ſo gewiß als auf der andern Seite, wenn nicht fromme Erregungen gegeben ſind, welche betrachtet werden können, niemals jene Aeußerungen durch die Rede zu Stande kommen, welche der Glaubenslehre den Stoff darbieten.

2) Das Beſtreben Zuſammenhang in das Gedachte zu bringen, iſt dasjenige, woraus alle Wiſſenſchaft hervorgeht und deſſen höchſtes Erzeugniß alſo allerdings die Weltweisheit iſt. Die Forderung alſo, daß ſich die dogmatiſche Theologie von aller Verbindung mit der Weltweisheit frei machen ſolle, konnte nicht in ſich ſchließen, als ſolle ſie auch dieſes Beſtreben aufgeben, durch welches ſie vielmehr erſt entſteht. Sondern nur wenn dieſes Beſtreben für ſich thätig das Denken in ſeinem Verhältniß zum Sein bearbeitet, entſteht das eigentliche Wiſſen, von dem die Theologie geſchieden iſt, und hingegen, wenn es ſich auf das oben beſchriebene Denken wendet, im Verhältniß zu den darin ausgedrükten Lebenszuſtänden, entſteht die chriſtliche Glaubenslehre im eigentlichen Sinne. Dieſe kann daher nur gebildet und lebendig fortgepflanzt werden, nach dem Maaß des wiſſenſchaftlichen Triebes. Daher auch in der morgenländiſchen Kirche ſchon ſeit vielen Jahrhunderten weit weniger Lehrſtoff ausgebildet und zuſammenhängend verarbeitet wird als in der abendländiſchen. Ueberall aber kann die

Glaubenslehre nur ausgehn von den Wiſſenden in der Geſellſchaft, welche auch an andern Gegenſtänden jenes Beſtreben geübt und zur Fertigkeit erhoben haben. Daher auch die Glaubenslehre in den Zeiten und unter den Völkern am beſten gedeiht, unter welchen am meiſten Wiſſenſchaft verbreitet iſt; aber nur da und ſo lange lebendig bleibt, wo und als die Lebendigkeit der frommen Erregungen dem Beſtreben Zuſammenhang hervorzubringen und zu erhalten den Stoff reichlich genug zuführt.

4.

Die Vorſchriften alſo, wonach eine jede Dogmatik, welcher Kirche ſie auch angehöre, muß angelegt werden, würden dieſe ſein. Einmal, Nichts als Lehre darzuſtellen, was nicht in dem Ganzen frommer Erregungen, deſſen Abbild das Lehrgebäude ſein ſoll, geweſen iſt, aber auch alles, was ſich in dieſen findet, gradezu oder Einſchlußweiſe in das Lehrgebäude aufzunehmen. Dann aber, Jede Lehre ſo darzuſtellen, wie ſie im Zuſammenhange mit allen übrigen erſcheint, und eben deshalb nichts aus dem Lehrgebäude auszuſchließen, was nöthig iſt, um dieſen Zuſammenhang zur Anſchauung zu bringen.

1) Hieraus geht ein zwiefacher Werth der einzelnen Theile hervor, die Vollkommenheit, mit welcher ſie ein Gebiet frommer Erregung ausdrükken, dies iſt ihr kirchlicher Werth, und die Vielſeitigkeit, mit der ſie auf die übrigen Theile hinweiſen; dies iſt ihr wiſſenſchaftlicher Werth. Je weniger einer dem andern Eintrag thut, deſto vollkommner iſt das Lehrgebäude.

2) Der kirchliche Werth eines Theiles wird deſto größer ſein je wichtigeres darin ausdrüklich, und je mehr darin einſchlußweiſe geſezt iſt, das heißt, je entſcheidender für das Weſen und das Eigenthümliche einer Kirche, und je weiter verbreitet und vielfältiger geſtaltet das dargeſtellte iſt. Der wiſſenſchaftliche Werth eines Theiles wird deſto größer ſeyn, je weniger er ſcheinbaren Widerſpruch veranlaßt, und je bedeutender dasjenige iſt, worauf er rükwärts und vorwärts hinweiſet.

3) Das Ganze wird aber auch deſto vollkommner ſein, je weniger ſich der eine Werth vorzüglich nur in einigen und der andere in andern Theilen findet. Ganz aber ſoll kein wahrhaft organiſcher Theil den einen von beiden entbehren. Auch in der Sprache ſind die unmittelbar gegenſtändlichen Beſtandtheile die urſprünglichſten und weſentlichſten. Je vollkommner ſie ſich aber ausbildet, in deſto größerer Menge nimmt ſie auch Beſtandtheile auf, welche nur Verhältniſſe und Beziehungen zwiſchen jenen urſprünglichen ausſagen. Je mehr aber dieſe von allem Zuſammenhange mit den eigentlichen Wurzeln losgeriſſen wären, um deſto mehr todtes würde der Sprache beigemiſcht ſein. Eben ſo auch die Glaubenslehre. Wäre etwas nur um des Zuſammenhanges willen da, ohne ſelbſt darzuſtellen, das müßte von den unmittelbaren Beſtandtheilen des Lehrgebäudes ganz beſtimmt geſchieden ſein. So wie dasjenige nur als vorläufig und nicht mit der gleichen Sicherheit aufgeſtellt werden könnte, was gar nichts beitrüge um den Zuſammenhang zu knüpfen.

5.

In der gegenwärtigen Lage des Chriſtenthums dürfen wir nicht als allgemein eingeſtanden voraus ſezen, was in den frommen Erregungen der Chriſtenheit das weſentliche ſei oder nicht.

Anm. Der Ausdruck *weſentlich* iſt hier nicht auf fromm bezogen ſondern auf chriſtlich, und wird alſo darunter verſtanden nicht das, was die chriſtlichen Erregungen zu frommen überhaupt macht, ſondern was zu chriſtlichen, alſo das, was nirgends fehlen darf, wenn nicht eben da auch das chriſtliche ſoll abgeläugnet werden.

1) Der Streit hierüber iſt in der proteſtantiſchen Kirche ſo groß, daß, was Einigen die Hauptſache im Chriſtenthum ſcheint, Andre für bloße Hülle halten, und daß, was dieſe wiederum für das weſentliche ausgeben, jenen dürftig erſcheint, ſo daß ſie meinen, es lohne nicht das Chriſtenthum um des willen für etwas zu halten. Man kann auch dieſen Streit nicht beſeitigen, indem man ſagt, der eine Theil gehöre eigentlich nicht zur Kirche, wenn gleich er dem Namen nach darin ſei. Denn auch dieſes Ausſchließen iſt als moraliſches Urtheil gegenſeitig; die Einen ſchließen die Andern aus als Unchriſten, und dieſe jene als Sectirer. Und unter ſolchen Umſtänden möchte wol niemand ſagen, nur bei der Parthei ſei die rechte kirchliche Frömmigkeit, welcher es hie und da einmal gelingt, einen einzelnen Gegner wirklich auch äußerlich auszuſchließen.

2) Daß der Streit in dieſem Umfange nur neu iſt, kann uns auch nicht ſeiner Berückſichtigung überheben. Denn daraus, daß die eine Anſicht nicht in der Kirche war, als dieſe ſich bildete, kann mit gleichem Recht gefolgert werden, was die Einen behaupten, die richtigere Anſicht habe erſt entſtehen können, nachdem die Fackel der Weisheit und der hiſtoriſchen Forſchung länger geleuchtet, und müſſe alſo wol jung ſein, als was die Andern behaupten, die neue Anſicht

ſei nur aus der beginnenden Auflöſung der Kirche entſtanden, und müſſe alſo wol unrichtig ſein.

3) Nicht mehr Gehör dürfen wir dem guten Rathe geben, daß, da alle dieſe zerrüttenden Streitigkeiten nicht entſtanden wären, wenn man gar nicht unternommen hätte, das Denken über die frommen Gemüthszuſtände wiſſenſchaftlich auszuſpinnen und in einen ſtrengen Zuſammenhang zu bringen, man zur Beilegung der Streitigkeiten nichts beſſeres thun könne, als dieſen Weg wieder zu verlaſſen. Denn eines Theils läßt ſich die ganze Behauptung beſtreiten. Der beklagte Zuſtand der Verworrenheit im kirchlichen Denken über das Weſen des Chriſtenthums, iſt kein Ereigniß weder des eigentlich ſogenannten ſcholaſtiſchen Zeitraumes, während deſſen die dogmatiſche Theologie in der höchſten Blüte ſtand, noch des ihm an Spizfindigkeit und Formelreichthum am nächſten kommenden nach der Reformation. Theils auch würde wenig gewonnen ſein, wenn dieſer Zwieſpalt zwar nicht mehr ſo häufig und in ſo mannigfaltigen Formen zur Sprache käme, aber doch unbemerkt und zum Theil unbewußt immer noch vorhanden wäre. Nichts aber wirkt ſo kräftig dagegen, daß er ſich nicht verbergen kann, als ein ſtrenges Verfahren in der Dogmatik.

4) Man kann daher ſicher behaupten, ein ſolcher Zuſtand ſei einer feſteren Begründung der Dogmatik ſehr günſtig, eben weil die Gegenſäze ſo ſtark geſpannt ſind, daß es ein dringendes Bedürfniß iſt, mit Anſtrengung aller Kräfte das weſentliche des Chriſtenthums endlich feſtzuſtellen. Iſt die ganze Kirche einig: ſo iſt kein Bedürfniß da, das weſentliche vom zufälligen zu unterſcheiden, und wenn die Frage ohne wahres Bedürfniß, nur weil man eine Lükke in der Form be-

merkt, aufgeworfen wird, ſo muß auch die Antwort oberflächlich ſein: welches man auch von den meiſten früheren Behandlungen der Frage unter dem Titel, welches die Fundamentalartikel der Lehre ſeien, zugeſtehen muß, indem die meiſten auf eine verworrene Weiſe zwiſchen den zwei Enden ſchwanken, entweder die ganze Maſſe der Ueberlieferung für gleich weſentlich und unentbehrlich zu erklären, oder einige Hauptſäze als ſolche herauszuheben, von denen aber doch die anderen ſollten ableitbar ſein.

6.

Um auszumitteln, worin das Weſen der chriſtlichen Frömmigkeit beſtehe, müſſen wir über das Chriſtenthum hinausgehn, und unſern Standpunkt über demſelben nehmen, um es mit andern Glaubensarten zu vergleichen.

Anm. Indem ich hier den Ausdruk Glaubensart oder Glaubensweiſe einführe, um mich des aus dem Heidenthume abſtammenden und eben deshalb ſo ſchwer befriedigend zu erklärenden Wortes Religion *) vorläufig ganz enthalten zu können, beſorge ich keinen Mißverſtand, indem unter Glaube hier nichts zu verſtehen iſt, als die die frommen Erregungen begleitende beifällige Gewißheit. Sofern nun die frommen Momente eines einzelnen Menſchen oder einer einzelnen Geſellſchaft in ihrem Zuſammenhang etwas ihre Verſchiedenheit von den frommen Momenten Anderer bezeichnendes an ſich tragen, in ſofern kommt dieſen Einzelnen oder Geſellſchaften eine eigene Glaubensweiſe zu.

1) Es wäre ganz unwiſſenſchaftlich, wenn wir bei den erwähnten Verſchiedenheiten in der Kirche ſelbſt

---

*) Man ſehe nur beiſpielsweiſe Auguſti Dogmatik II. Ab. §. 60 — 68. Zwingli de ver. rel p. 2. 3 u. 49 — 51.

uns nur auf irgend ein Anſehen ſtüzen wollten. Denn das Anſehen der Bekenntnißſchriften gehört für einen Proteſtanten mit zu den ſtreitig gewordenen Gegenſtänden: und abgeſehen von dieſen zu ſagen, dasjenige, worin die meiſten oder die angeſehenſten Lehrer übereinſtimmen, müſſe das weſentliche ſein, wäre leer und gehaltlos. Das Anſehn nämlich und die Achtung wird ſchon durch die Zuſtimmung mit beſtimmt, weil es außer den Bekenntnißſchriften ein allgemein anerkanntes Anſehn gar nicht giebt. Die Menge aber, wenn auch ihre Ueberzahl noch ſo groß wäre, kann nichts beſtimmen. Denn nimmt man einmal an, was ja in dieſem Streit von beiden Partheien vorausgeſezt wird, daß in den Körper der Kirche etwas fremdartiges als Krankheitsſtoff eindringen kann: ſo kann auch wenigſtens für eine kürzere oder längere Zeit ein Uebergewicht des Krankheitsſtoffs über den Grundſtoff eintreten; wie ja die trübſinnigere Anſicht des Chriſtenthums immer geſezt hat, daß die Zahl der Gläubigen und auch der Reinen in der Lehre nur gering ſei. Eine Gefühlsantwort kann freilich jeder geben auf das Anſehn ſeiner eigenen Ueberzeugung, indem er nachweiſet, welche Verſchiedenheiten der Lehre ihn nur als Nebenſache berühren, ohne das Bewußtſein der Glaubenseinigkeit zu ſtören. Allein dieſe Antworten ſind nichts anders als die gegeneinander tretenden Ausſagen der Partheien ſelbſt, und zeigen eben die Nothwendigkeit einer wiſſenſchaftlichen Auskunft.

2) Das Weſen des Chriſtenthums von vorne herein beſtimmen zu wollen, wäre eben ſo vergeblich. Könnte eine ſolche Ableitung gelingen, ſo gehörte ſie zu den Geſchäften der Weltweisheit; aber auch dieſe hat es noch nie ſo weit bringen können, daß das, was ſie

von oben her abgeleitet, ſich wirklich als daſſelbe gezeigt mit dem, was uns geſchichtlich gegeben iſt, an welcher Aufgabe alle ähnliche Unternehmungen, nämlich alle ſogenannten Conſtructionen a priori, auf dem geſchichtlichen Gebiet immer geſcheitert ſind.

2) Jedes Begreifen eines geſchichtlich oder natürlich gegebenen iſt immer zuſammengeſezt aus gefundenem und vorausgeſeztem; und eine ſolche Zuſammenſezung entſteht aus dem angedeuteten vergleichenden Verfahren. Wenn nun eine Conſtruktion a priori von einer richtigen und dem allgemeinen Zuſammenhang gemäßen Theilung des allgemeinen Begriffes ausgehen muß: ſo iſt eine ſolche freilich auch dieſem Verfahren unentbehrlich; und gehört zu dem vorausgeſezten. Wie aber das geſchichtlich gegebene ſich in dieſe einfügt, das kann nur gefunden werden. — Wenn ich nun ſchon ſonſt in derſelben Hinſicht, wie auch hier geſchieht, geſagt habe, der Theologe müſſe zu dieſem Behuf ſeinen Standpunkt zugleich über dem Chriſtenthum nehmen, und dieſe Aeußerung bemitleidet worden iſt, als Anmaßung eines ſolchen, der am unrechten Orte den Weltweiſen ſpielen, und ſeine Weisheit über das Chriſtenthum ſtellen wollte: ſo ſcheint deſto nöthiger gleich an der Schwelle zu erklären, wie das geſagte gemeint iſt, und warum das gemeinte ſo mußte geſagt werden. Sezen wir uns ganz im Chriſtenthum: ſo denken wir uns auch chriſtlich fromm aufgeregt, oder jeden Augenblick bereit es zu werden. Sind wir aber das, ſo können wir uns nicht gleichmäßig verhalten gegen das chriſtliche und gegen das unchriſtliche, welches wir damit vergleichen wollen; ſondern das chriſtliche wird uns erfreuen und anziehn, und das unchriſtliche wird uns abſtoßen und widerwärtig ſein. Alſo

müſſen wir für dieſe Betrachtung unſere fromme Erregbarkeit ruhen laſſen, weil es uns nicht darauf ankommt, durch unſer Gefühl zu entſcheiden, welches wahr iſt oder falſch, denn das haben wir ſchon längſt für uns gethan: ſondern uns nur ſcharf einzuprägen, wie das eine und das andere, das chriſtliche und das unchriſtliche, ausſieht und beſchaffen iſt. Haben wir das nun gefunden: ſo nehmen wir denn unſern Standpunkt im Chriſtenthum wieder ein, und behaupten ihn mit größerer Sicherheit. Da wir aber jezt urtheilen wollen; denn nur durch Urtheil können wir erkennen und ſcheiden, was das Chriſtenthum mit andern Glaubensarten gemein hat, und wodurch es ſich von ihnen auszeichnet: ſo ſagen wir billig, daß wir unſern Standpunkt über dem Chriſtenthum nehmen wollen; denn jeder ſteht über dem, was er beurtheilt. Wir wollen aber nur urtheilen zum Behuf des beſſeren Einwirkens auf das Chriſtenthum; denn darauf zwekt alle Theologie ab und vor allen die dogmatiſche. Und ſomit wird hier keine Weisheit feil geboten, welche über das Chriſtenthum ſoll geſtellt werden.

4) Grade denen aber, welche ſo bereit ſind mit einem ſolchen Vorwurf, möchte es beſonders ziemen zu bedenken, daß Jeder zu einer beſtimmten Glaubensweiſe ſich bekennende dieſe allein für die wahre hält, jede andere aber für falſch, wie jeder, der einer bürgerlichen Geſellſchaft mit wahrer Liebe angehört, ihre Verfaſſung für die beſte halten wird, jede andere aber für ſchlecht. Beides iſt auch ganz recht, denn es iſt nur der natürliche Ausdruk des Wohlbefindens, deſſen ſich Jeder in ſeinem Ganzen erfreut. Allein wenn wir ein vergleichendes Verfahren anſtellen wollen, müſſen wir uns auch hievon losmachen und bedenken, daß der

Irrthum als für ſich iſt, ſondern immer nur an der Wahrheit. Denn wenn wir das Chriſtenthum mit andern Glaubensweiſen vergleichen wollen, ſezen wir voraus, daß es etwas mit ihnen gemein habe und dieſes kann ja kein Irrthum ſein ſollen. Sollen wir alſo andere Glaubensweiſen in ihrer Wahrheit betrachten: ſo müſſen wir auch um deswillen unſer thätiges Verhältniß im Chriſtenthum für dieſe Zeit ruhen laſſen.

7.

Einer ſolchen Vergleichung liegt die Vorausſezung zum Grunde, daß es etwas Gemeinſames gebe in allen Glaubensweiſen, weshalb wir ſie als verwandt zuſammenſtellen, und etwas beſonderes in jeder, weshalb wir ſie von den übrigen ſondern; beides aber vermögen wir nicht als bekannt und gegeben nachzuweiſen.

1) Daß unſere Aufgabe gelöſet wäre, wenn wir beides hätten, iſt klar. Denn wir könnten dann dem Chriſtenthum in dem ganzen Kreiſe der verſchiedenen Glaubensweiſen ſeinen beſtimmten Ort anweiſen. Das vergleichende Verfahren wäre auch dann nur eine deutlichere Auseinanderſezung, um das Verhältniß des eigenthümlichen im Chriſtenthum zu dem eigenthümlichen in andern Glaubensweiſen zu beſtimmen, welches eigentlich ſchon gegeben iſt, wenn das Eigenthümliche aller Einzelnen gegeben iſt. Wirklich aber haben wir auf eine allgemein eingeſtandene Weiſe nicht nur nicht beides, ſondern auch keines von beiden. Ueber den allgemeinen Begriff der Frömmigkeit und der daraus entſtehenden Verbindungen wird noch immer geſtritten, und die einzelnen Glaubensweiſen werden in allen dar-

über angeſtellten Unterſuchungen noch viel zu ſehr als in vieler Hinſicht nur zufällig entſtandene Sammlungen von Gebräuchen und Meinungen betrachtet, als daß man das eigenthümliche Gepräge einer jeden ſollte entdekt haben. Man darf, um ſich hievon zu überzeugen, nur betrachten, wie häufig in chriſtlichen Glaubenslehren unchriſtliche Aeußerungen neben die chriſtlichen geſtellt werden als Erläuterung, ohne daß man es weder darauf anlegte, das weſentlich verſchiedene aus dem ſcheinbar ähnlichen zu enthüllen, noch die Behauptung aufſtellte, daß dergleichen aus dem gemeinſamen Gebiet aller oder mehrerer Glaubensweiſen hergenommen ſei. Man ſehe Ammon Summa Theol. Ed. 3. p. 64. 68. 101. 105. 120. 132. 148. 153. Augusti System p. 50. 117. 152. Ganz anders freilich Melanchth locc. p. 8. 525. 602.

2) Beides das gemeinſame und das eigenthümliche der Glaubensweiſen in allgemeinem Zuſammenhang auszumitteln, das gemeinſame als alle geſchichtlich vorhandene Glaubensweiſen unter ſich begreifend darzuſtellen, und die Eigenthümlichkeiten nach Anleitung eines Grundgedankens durch richtige Theilung als ein geſchloſſenes Ganze nachzuweiſen, und ſo das Verhältniß jeder Glaubensweiſe gegen alle feſtzuſezen, und ſie nach ihren Verwandtſchaften und Abſtufungen zuſammenzuſtellen, wäre die wahre Aufgabe jenes Zweiges der wiſſenſchaftlichen Geſchichtskunde, den man Religionsphiloſophie zu nennen pflegt. Beſtände nun eine ſolche mit einer nur einigermaßen allgemeinen Anerkennung: ſo könnten wir uns auf ſie berufen; denn das was wir ſuchen, das Eigenthümliche des Chriſtenthums in ſeinem Verhältniß zum gemeinſamen der Frömmigkeit überhaupt, müßte auch darin enthalten

ſein. Da aber eben dieſes gewiß noch nicht zur allgemeinen Befriedigung gefunden iſt, und die entgegengeſezteſten Anſichten vom Chriſtenthum noch immer neben einander hergehn, ohne daß ſich einer von beiden Theilen auf etwas ausgemachtes und anerkanntes berufen könnte: ſo muß auch jene Wiſſenſchaft noch nicht gefunden ſein, wie wir denn auch auf dieſem Gebiet noch nichts aufzuweiſen haben, als Verſuche bald mehr geſchichtlich bald mehr ſpeculativ, aber in beider Hinſicht ohne feſte Grundlage, ſondern von den widerſprechendſten Hypotheſen ausgehend.

3) Wir können eben ſo wenig mit unſern Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand warten, bis es eine Religionsphiloſophie giebt, auf welche wir uns berufen könnten, als wir uns zumuthen dürfen, um unſeres Zweckes willen die geſammte Religionsphiloſophie ſelbſt zu machen, um ſo mehr als dieſe von einem rein geſchichtlichen Streben, dem jede Religionsform gleich wichtig und werth iſt, ausgehen müßte, und eben deshalb nicht vollſtändig genug ſein könnte in ihrem vergleichenden Verfahren, um nach allen Seiten hin für jede eigenthümliche Glaubensweiſe den Ort auszumitteln und zu ſondern, wie wir ihn für das Chriſtenthum zu beſtimmen ſuchen müſſen. Daher ſind wir genöthigt ein abgekürztes Verfahren anzuſtellen, indem wir zunächſt das gemeinſam allen Glaubensweiſen zum Grunde liegende Weſen der Frömmigkeit aufſuchen, dann aber das vergleichende Verfahren gänzlich darauf richten, nur das Eigenthümliche des Chriſtenthums zu finden. Wir müſſen aber, da uns das wiſſenſchaftlich vorgearbeitete fehlt, ſo zu Werke gehen, als ob noch gar nichts in der Sache gethan wäre; wodurch natürlich ſchon mit zugeſtanden iſt, daß auch wir un-

rerſeits uns müſſen gefallen laſſen, wenn das Ergebniß unſerer Unterſuchungen ſich nicht eine ſolche Anerkenntniß verſchafft, daß man es für tüchtig hält, um auf demſelben Wege die geſuchte Religionsphiloſophie ſelbſt zu Stande zu bringen, daß alsdann auch unſere Vorarbeit von andern, die künftig daſſelbe Bedürfniß haben, als nicht vorhanden angeſehen werde, um wieder von vorne anzufangen.

4) Demgemäß dürfen wir beides geſuchte nur anſehen als unbekannte Größen, und müſſen fragen, was uns wol gegeben ſei um ſie zu finden? Nichts anderes aber iſt uns gegeben, als die Seelen, in welchen wir die frommen Erregungen antreffen. Da wir nun aus dieſen beide unbekannte Größen zu finden haben, ſo iſt ſchon daraus zu erſehen, daß dies ſchwerlich auf eine vollkommen befriedigende Weiſe, ſondern nur durch Annäherung geſchehen kann. Wir können aber die Seele in dieſer Hinſicht zwiefach betrachten, einmal einzeln, dann aber in der Gemeinſchaft. Denn wir finden die fromme Erregung als einen beſtimmten Zuſtand in der einzelnen Seele; dann aber auch die Menſchen in Bezug auf die frommen Erregungen verbunden in mehr oder weniger eng geſchloſſenen Gemeinſchaften, welche wir, wenn ſie zu einer gewiſſen Vollſtändigkeit ausgebildet ſind, die kirchlichen nennen. Sehen wir nun darauf, wodurch ſich die fromme Gemüthserregung, wenn wir ſie in mehreren ſolchen Einzelnen betrachten, die nicht zur gleichen kirchlichen Gemeinſchaft gehören, und alſo als unähnlich hierin erſcheinen, von andern Gemüthszuſtänden unterſcheidet, in Beziehung, auf welche vielleicht jene nicht verſchiedenen ſondern derſelben Gemeinſchaft angehören: ſo haben wir Hoffnung, das Weſen der Frömmigkeit zu

entdekken. Sehen wir hingegen darauf, wodurch diejenigen, welche zu derſelben kirchlichen Gemeinſchaft der Chriſten gehören, unter ſich verbunden, und wodurch von den übrigen, die in andern kirchlichen Gemeinſchaften ſtehen, getrennt ſind: ſo haben wir Hoffnung, dasjenige zu finden, was in der chriſtlichen Glaubensweiſe das eigenthümliche iſt.

8.

Die Frömmigkeit an ſich iſt weder ein Wiſſen noch ein Thun, ſondern eine Neigung und Beſtimmtheit des Gefühls.

Anm. Unter Gefühl verſtehe ich das unmittelbare Selbſtbewußtſein, wie es, wenn nicht ausſchließend, doch vorzüglich einen Zeittheil erfüllt, und weſentlich unter den bald ſtärker bald ſchwächer entgegengeſetzten Formen des angenehmen und unangenehmen vorkommt. Was für eine Richtung und Beſtimmtheit des Gefühls aber die Frömmigkeit ſei, wird unten nachgewieſen. — Ich laſſe mich hier nicht ein auf den neueren Ausſpruch eines achtungswerthen Gottesgelehrten. „Das Gefühl wird niemand zum Grund der Religion machen, der ſich ſelbſt verſteht!“ Auch behaupte ich nur, daß es der Siz der Frömmigkeit iſt. Daß aber das Gefühl immer nur begleitend ſein ſollte, iſt gegen die Erfahrung. Es wird vielmehr jedem zugemuthet, ſich zu erinnern, daß es Augenblikke giebt, in denen hinter einem irgendwie beſtimmten Selbſtbewußtſein alles Denken und Wollen zurüktritt.

In den Worten an ſich liegt ſchon dieſes, daß wol aus der Frömmigkeit ein Wiſſen oder Thun hervorgehen könne als Aeußerung oder Wirkung derſelben. An beiden kann ſie dann erkannt werden, iſt aber ſelbſt keines von beiden in ihrem Anfang und eigentlichen Weſen.

1) Zuförderſt müßte freilich bewieſen werden, daß es nichts viertes gebe, womit die Frömmigkeit könnte zu thun haben; und dies iſt leider wiſſenſchaftlich nir-

gend ſo allgemein anerkannt geleiſtet worden, daß es lohnen könnte ſich darauf zu berufen. Indeſſen da wir es hier mit der Frömmigkeit vornehmlich nur zu thun haben, wiefern ſie Grundlage und Gegenſtand einer Gemeinſchaft iſt: ſo wird hier nur das Bewußtſein gefordert, daß jede beſtimmte Gemeinſchaft nur auf eines von dieſen dreien gehn kann, indem es ſonſt nichts giebt, wozu die Menſchen zuſammenwirken, oder was ſie mittheilend in einander hervorrufen könnten, als dieſe drei.

2) Die ſchon oft vorgetragene Behauptung, die Frömmigkeit ſei eine Sache des Gefühls, iſt von Vielen immer wieder angefochten worden, ſei es nun, daß ſie das urſprüngliche und abgeleitete nicht unterſchieden, oder ſei es, daß ſie ſich unter dem Gefühl etwas verworrenes und unwirkſames dachten. Dieſe aber ſollten doch endlich klar herausſagen, ob ſie von der Frömmigkeit das Gefühl ganz ausſchließen wollen, oder nicht. Wenn ſie nun im lezten Falle ſagen wollten, die Frömmigkeit ſei alles dreies, Gefühl Wiſſen und Thun, ſo ſollten ſie auch dazu ſagen, wie man dieſe dreie miſchen müſſe, damit die Frömmigkeit herauskomme, und zu welchen Theilen, und ſo werden ſie doch wol damit endigen, daß die Frömmigkeit nicht grade mehr ein Wiſſen ſei als Gefühl, noch auch mehr ein Thun als Gefühl ſondern eher umgekehrt, und daß alſo das Gefühl der Grundton ſei und das urſprüngliche, Wiſſen und Thun aber das hinzukommende und abgeleitete. Wollen aber Andere das Gefühl ganz ausſchließen, und doch nicht ſagen, die Frömmigkeit ſei allein ein Wiſſen oder allein ein Thun, ſondern dieſes Beides: ſo mögen ſie denn ſagen, wie anders doch das Wiſſen und das Thun, welche die Frömmigkeit

ausmachen, eins ſein ſollen, als in einem dritten, und welches denn dieſes dritte ſei, wenn nicht eben das innerſte unmittelbare Selbſtbewußtſein des Wiſſenden und Thuenden. — Um nun noch weiter zu beſtätigen, wie alles auf dieſen Punkt zurükführt, iſt folgendes zu bedenken.

Soll die Frömmigkeit im Wiſſen beſtehn, ſo iſt doch wol dieſes Wiſſen vorzüglich dasjenige, oder wenigſtens das weſentliche von demjenigen, welches als der Inhalt der Glaubenslehre aufgeſtellt wird, ein irgend anderes wenigſtens gewiß nicht. Iſt nun die Frömmigkeit dieſes Wiſſen: ſo muß auch die Vollkommenheit dieſes Wiſſens in einem Menſchen die Vollkommenheit ſeiner Frömmigkeit ſein, und alſo der beſte Inhaber der chriſtlichen Glaubenslehre, der ſich auch am meiſten an das weſentliche hielte, und nicht etwa über den Nebenſachen und Außenwerken dieſes vergäße, dieſer wäre zugleich der frömmſte Chriſt. Welches wol niemand zugeben wird, ſondern geſtehen, daß bei gleicher Vollkommenheit dieſes Wiſſens beſtehen können ſehr verſchiedene Grade der Frömmigkeit, und bei gleich vollkommner Frömmigkeit ſehr verſchiedene Grade dieſes Wiſſens *). Und was nicht in ſeinem Steigen und Fallen das Maaß der Vollkommenheit eines Dinges iſt, darin kann auch nicht das Weſen deſſelben beſtehen. Wollte aber jemand einwenden, man müſſe in jedem Wiſſen unterſcheiden den Inhalt deſſelben und die Gewißheit, und das Wiſſen der Glaubenslehren ſei nur Frömmigkeit vermöge der Gewiß-

---

*) ἔστιν οὖν ἄλλη τις τοιαύτη κατάστασις θεοσεβείας αὐτῆς, ἧς μόνος διδάσκαλος ὁ λόγος; ὅσα εἴρηται ἔχειν. Clem. Strom. II. 2.

heit und der Stärke der Ueberzeugung, ein Innehaben derſelben aber ohne Ueberzeugung ſei gar nicht Frömmigkeit, das Maaß aber der Ueberzeugung ſei auch das Maaß der Frömmigkeit, was wol auch die vorzüglich im Sinne haben möchten, welche das Wort Glauben ſo gern umſchreiben durch „Ueberzeugungstreue“: ſo entgegne ich dieſes. In allem eigentlichen Wiſſen, wie Mathematik, Phyſik, Hiſtorie können wir die Ueberzeugung nach nichts anderm meſſen, als nach der Klarheit und Vollſtändigkeit des Denkens ſelbſt: ſoviel deren iſt, ſoviel iſt auch Ueberzeugung. Soll nun hier daſſelbe gelten, ſo kommen wir dennoch auf das vorige zurück. Soll aber die Ueberzeugung hier ein anderes Maaß haben und etwas anderes ſein: ſo wird wol nichts anderes übrig bleiben, als die Zuſammenſtimmung des eignen Selbſtbewußtſeins mit dem, was in der Lehre ausgeſprochen iſt. — Soll die Frömmigkeit auf der andern Seite im Thun beſtehn, ſo iſt wol klar, daß dies kein dem Inhalt nach beſonderes Thun ſein kann, indem alles, auch das ſcheuslichſte neben dem vortreflichſten, und neben dem ſinnvollſten das leerſte und bedeutungsloſeſte, Anſpruch darauf macht, fromm zu ſein. Hier ſind wir alſo, um die Frömmigkeit von anderm Thun zu ſcheiden — wenn wir nicht etwa auch ſagen wollen, was die gebildetſten und vortreflichſten Völker und Menſchen als fromm thun, das ſei fromm — lediglich an die Art gewieſen, wie das Thun zu Stande kommt und ſich geſtaltet. Dieſe aber können wir am beſtimmteſten faſſen an den beiden Endpunkten. Der äußere oder Zielpunkt eines jeden Thuns iſt ein in der Erſcheinung heraustretender Erfolg, der innere oder Anfangspunkt iſt ein im Gemüth geſezter Antrieb. Der Erfolg iſt theils dem Zufall anheimgegeben, ſo daß niemand behaupten wird, es beweiſe in irgend einem Falle gegen die Frömmigkeit des Menſchen, wenn ein beſtimmter äußerer Erfolg nicht von ihm ausgehe; theils auch, wenn wir nur den Erfolg ſehen, ohne den ihm zum Grunde liegenden Antrieb, werden wir immer zweifelhaft bleiben müſſen über die Frömmigkeit der Handlung, ausgenommen, wenn wir behaupten könnten, es ſei gar kein innerer Antrieb da, denn dann würden wir gewiß ſein, daß auch die Handlung nicht fromm ſei. Woraus ſchon hinreichend zu erſehen iſt, daß, wenn die Frömmigkeit ein Thun ſein ſoll, ihr Weſen mehr im Antrieb beſteht, als im Erfolg, oder in der äußeren Erſcheinung des Thuns. Jedem Antrieb aber liegt ſelbſt wieder eine Beſtimmtheit des Selbſtbewußtſeins zum Grunde, wie wir eben das Gefühl erklärt haben; und wenn wir einen Antrieb vom andern unterſcheiden wollen, an dem was nicht ſelbſt ſchon auf irgend eine Weiſe dem äußern Thun angehört; ſo müſſen wir auf das innerſte zurükgehn, und das iſt eben das in Bewegung übergehende Gefühl. Ja ſehen wir ein Gefühl wie das, was wir Andacht nennen, ganz allein ohne ein dazu gehöriges Handeln: ſo nennen wir dieſen Zuſtand doch fromm, wir müßten denn annehmen, daß es gar kein dazu gehöriges Handeln gebe, in welchem Falle wir aber auch ſagen werden, das Gefühl ſelbſt ſei nicht wahr. Von beiden Punkten kommen wir alſo darauf zurük, daß das Weſen der Frömmigkeit im Gefühl iſt, und daß, wiefern auch Wiſſen und Thun zur Frömmigkeit gehören, ſie ſich doch nur verhalten, wie der äußere Umfang zu dem innern Mittelpunkt und Heerd des Lebens, indem ſowol das Wiſſen, was zur Frömmigkeit unmittelbar gehört, nämlich das in der Glaubenslehre dargeſtellte, als auch das Thun, nämlich zunächſt alles, was wir unter dem Namen Gottesdienſt begreifen, ihrem frommen Gehalt nach vom Gefühl abhängig ſind.

3. Betrachten wir nun aber das Wiſſen und Thun im allgemeinen, ſo iſt zuerſt vom Wiſſen offenbar, daß jedes Moment des Erkennens, ohne Unterſchied des Gebietes und des Gegenſtandes, von einem Gefühl begleitet iſt, welches die Gewißheit des Erkennenden von dieſer beſtimmten Sache ausdrükt, dieſes aber wird niemand ein frommes nennen, indem es zugleich die Neigung des Erkennenden zu dem beſtimmten Gegenſtand ausſpricht, und alſo von dieſer abhängt. Dagegen giebt es ein anderes Gefühl der Ueberzeugung, welches gleichmäßig jeden Wiſſensakt begleiten kann, ohne Unterſchied des Gegenſtandes, indem es vornehmlich die Beziehung jedes Erkenntnißkreiſes auf das Ganze und auf die höchſte Einheit alles Erkennens ausdrükt, und ſich alſo auf die höchſte und allgemeinſte Ordnung und Zuſammenſtimmung bezieht, und dies wird man ſich nicht weigern, ein frommes zu nennen. Was zweitens das Thun betrifft, ſo kann man wol zugeben, daß jedes beſtimmte beſondere Thun aus einem auf deſſen Gebiet ſich beſonders beziehenden Gefühl hervorgeht, welches, wenn es ungetrübt wirkt, die Rechtſchaffenheit dieſes Thuns hervorbringt, ohne dazu der Frömmigkeit zu bedürfen, ſo das Familiengefühl, das Standesgefühl, das Vaterlandsgefühl, ja die allgemeine Menſchenliebe; und nur ſofern man annimmt, daß den möglichen Trübungen dieſer Gefühle durch Eitelkeit und Selbſtſucht am beſten die frommen Erregungen entgegenwirken, kann man ſagen, daß auch die Rechtſchaffenheit auf der Frömmigkeit beruhe. Je-

des beſondere Handeln aber kann außerdem begleitet ſein von einem andern Gefühl, der Beziehung nämlich ſeines beſtimmten Gebietes auf die Allheit des Handelns und auf deſſen höchſte Einheit; und dieſes, welches daher die Beziehung des Menſchen als Handelnden auf jene allgemeine Ordnung und Zuſammenſtimmung ausdrükt, wird man ſich ebenfalls nicht weigern, als das Fromme anzuerkennen. Hieraus alſo erhellt, wie das fromme Gefühl mit dem Wiſſen und Thun zuſammen ſein kann, beide begleitend. Denn obgleich aus der höchſten Erregtheit des frommen Gefühls keinerlei Handeln unmittelbar hervorgeht, noch auch ein Wiſſen, weil nämlich jene Erregtheit ein Zuſtand der vollkommnen Befriedigung iſt, und ſich die Seele darin gegen alle beſonderen Gebiete des Handelns gleichmäßig verhält: ſo wird ſich doch das fromme Gefühl, einmal erregt, durch jedes ſonſther aufgegebene Wiſſen und Handeln fortſezen, und es ſich aneignen, ſo daß es in allem ſein kann auf begleitende Weiſe. Ein beſonderes auf die Frömmigkeit ſich beziehendes Wiſſen und Thun aber entſtehn nur, jenes, indem ſich die betrachtende Thätigkeit auf die frommen Erregungen wendet *), dieſes, indem ſie in das geſellige Weſen des Menſchen aufgenommen werden, um ſich gegenſeitig mitzutheilen und überzutragen. Beides iſt freilich keinesweges zufällig, vielmehr läßt ſich eine vollſtändige Entwiklung, wie keiner menſchlichen

---

*) [illegible] ἡ μελέτη τῆς πίστεως ἐπιστήμη γίνεται. Clem. Strom. II. 2. Aus Stellen, wie dieſe und die oben angeführte, muß man beurtheilen, in wiefern der oft mißverſtandene Unterſchied zwiſchen πίστις und γνῶσις bei den älteren Vätern hieher gehört.

lichen Richtung, ſo auch der Frömmigkeit ohne beides gar nicht denken; aber doch erfolgt beides nicht nach Maaßgabe, wie die Frömmigkeit ſelbſt ſich ſteigert, ſondern das Wiſſen darum nach Maaßgabe wie jeder zur Betrachtung geneigt iſt, und das mittheilende Handeln nach Maaßgabe, wie jeder das öffentliche und gemeinſame Leben umfaßt. Indem alſo dieſes beides zugleich von einer andern Richtung abhängig iſt: ſo bleibt doch als das eigenthümliche und urſprüngliche Gebiet der Frömmigkeit das Gefühl übrig. Vgl. Ueb. Religion 2. Aufl. S. 77. 102. u. a. a. O.

9.

Das gemeinſame aller frommen Erregungen, alſo das Weſen der Frömmigkeit iſt dieſes, daß wir uns unſrer ſelbſt als ſchlechthin abhängig bewußt ſind, das heißt, daß wir uns abhängig fühlen von Gott.

1) Es giebt kein als zeiterfüllend hervortretendes reines Selbſtbewußtſein, worin einer ſich nur ſeines reinen Ich an ſich bewußt würde, ſondern immer in Beziehung auf etwas, mag das nun eines ſein oder vieles, und beſtimmt zuſammengefaßt oder unbeſtimmt; denn wir haben nicht in beſonderen Momenten ein Selbſtbewußtſein von uns als den ſich immer gleichbleibenden, und in beſonderen wieder ein anderes von uns als den von einem Augenblik zum andern veränderlichen; ſondern beides ſind nur Beſtandtheile jedes beſtimmten Selbſtbewußtſeins, indem jedes iſt ein unmittelbares Bewußtſein des Menſchen von ſich als verändertem. Des lezteren Beſtandtheiles aber ſind wir uns nicht als eines von uns ſelbſt hervorgebrach-

ten und vorgebildeten bewußt; ſondern mit dem beſtimmten Selbſtbewußtſein iſt unmittelbar verbunden die Zurükſchiebung unſeres Soſeins auf ein etwas als mitwirkende Urſache, d. h. das Bewußtſein, es ſei etwas von uns unterſchiedenes, ohne welches unſer Selbſtbewußtſein jezt nicht ſo ſein würde: jedoch wird deshalb das Selbſtbewußtſein nicht Bewußtſein eines Gegenſtandes, ſondern es bleibt Selbſtbewußtſein, und man kann nur ſagen, daß in dem Selbſtbewußtſein der erſte Beſtandtheil ausdrükke das für ſich ſein des Einzelnen, der andere aber das Zuſammenſein deſſelben mit anderen. Die Zuſtimmung zu dieſem Saz kann unbedingt gefordert werden, und wird von keinem entſtehen, welcher überhaupt fähig iſt in dieſe Unterſuchungen hineinzugehen.

2) Indem wir nun unſrer ſelbſt als in unſerm Soſein durch etwas beſtimmt inne werden, und denken dabei an das Zuſammenſein von Empfänglichkeit und Selbſtthätigkeit: ſo bleibt entweder das Gefühl ſich hierin ganz gleich in dem ganzen Verlauf oder bei jedesmaliger Widerkehr des Verhältniſſes, und dann bezeichnet das Selbſtbewußtſein ein Verhältniß der Abhängigkeit; oder es ſchlägt um in einen Reiz zur Gegenwirkung, ſei nun dieſe Widerſtand oder leitende Einwirkung auf das beſtimmende, und dann iſt bezeichnet ein Verhältniß der Wechſelwirkung oder Gegenwirkung. Dieſer Unterſchied iſt aber nicht etwa ein erſt ſpäter hinzukommender, ſondern er iſt ſchon in dem Gefühl ſelbſt geſezt, indem ein ſolches, woraus eine Gegenwirkung folgt, ſich von Anfang an anders geſtaltet, ohne daß es jedoch aufhörte reines Gefühl zu ſein, wie jeder an jeder Empfindung, die einem Affekt vorangeht, leicht bemerken kann.

3) Daß nun das fromme Gefühl in allen ſeinen noch ſo verſchiedenen Geſtaltungen immer ein reines Gefühl der Abhängigkeit iſt, und nie ein Verhältniß der Wechſelwirkung bezeichnen kann, dies wird vorausgenommen als ein nicht abzuläugnendes. Allerdings iſt in den andern Gefühlen die Gleichſezung mit dem Mitbeſtimmenden nicht überall dieſelbe, und in dem Maaß, als die Einwirkung ſtärker iſt und häufiger als die Gegenwirkung, nähern ſie ſich jenen. Den frommen Gefühlen ſtehn in dieſer Abſtuffung diejenigen am nächſten, und werden daher auch häufig mit demſelben Namen benannt, welche auf ein Verhältniß möglichſt reiner Abhängigkeit gegründet ſind, wie das des Kindes gegen den Vater und des Bürgers gegen das Vaterland und deſſen leitende Gewalten. Aber dennoch wird auch jene Abhängigkeit ſchon als eine ſich allmählig vermindernde und verlöſchende gefühlt, und auf das Vaterland und deſſen leitende Gewalten kann auch der Einzelne ohne das Verhältniß aufzuheben, theils Gegenwirkung ausüben, theils leitende Einwirkung; und die Abhängigkeit wird alſo gefühlt als eine theilweiſe, neben welcher auch Wechſelwirkung, wenn gleich nur vorübergehend, möglich iſt. Gäbe es nun noch größeres endliches, was das Selbſtbewußtſein des Menſchen mitbeſtimmen könnte als Vater und Vaterland: ſo würde auch mit dieſem, wenn gleich in noch geringerem Grade, eine Wechſelwirkung möglich ſein. Dies gilt auch von der Welt, als der Geſammtheit alles leiblichen und geiſtigen endlichen Seins, und das Selbſtbewußtſein des Menſchen als durch dieſe mitbeſtimmt, iſt eben das Bewußtſein der Freiheit. Denn indem er auf jeden Theil derſelben Gegenwirkung ausüben kann, übt er Einwirkung

auf alle. Wenn daher in dem die frommen Erregungen auszeichnenden Geſeztſein einer vollkommnen, ſtetigen, alſo auf keine Art von einer Wechſelwirkung begrenzten oder durchſchnittenen Abhängigkeit, die Unendlichkeit des mitbeſtimmenden nothwendig mitgeſezt iſt, ſo iſt dies nicht die in ſich getheilte und endlich geſtaltete Unendlichkeit der Welt, ſondern die einfache und abſolute Unendlichkeit. Und dies iſt der Sinn des obigen Ausdruks, daß ſich ſchlechthin abhängig fühlen und ſich abhängig fühlen von Gott einerlei iſt.

Zuſaz. Was früher iſt, der Gedanke von Gott oder das in den frommen Erregungen enthaltene Gefühl von Gott, dieſe Frage zu entſcheiden, gehört nicht hieher. Nur ſind wir gar nicht genöthigt, jenen Gedanken als irgend anderswoher entſtanden vorauszuſezen; ſondern werden ſagen können, geſezt auch er wäre nirgend andersher gegeben, aber die frommen Erregungen wären gegeben, ſo würde, wenn die Beſinnung unter der Form des Denkens nur weit genug entwikkelt wäre, aus der Betrachtung jener Erregungen das Beſtreben entſtehen, den Gedanken des höchſten Weſens zu bilden. Und der auf dieſem Wege ſich bildende Begriff iſt es auch allein, mit dem wir es im folgenden zu thun haben.

4) Mit dieſem Charakter reiner Abhängigkeit hängt aber auch zuſammen, daß dasjenige, wovon wir uns in den frommen Erregungen abhängig fühlen, nie kann auf eine äußerliche Weiſe uns gegenüberſtehend gegeben werden. Denn was uns ſo gegeben wird, darauf können wir uns der Gegenwirkung — die an ſich immer möglich bleibt, indem ein ſinnlich wirkendes auch für ſinnliche Rückwirkungen empfänglich ſein

muß — nur durch freiwillige Entäußerung begeben, und die Frömmigkeit muß ſchon vorausgeſetzt werden, um dieſe Entäußerung hervorzubringen. Daher auch ſelbſt auf den untergeordneten Stufen der Frömmigkeit, und in dem unvollkommneren Sinne des Polytheismus irgend eine Erſcheinung nur Theophanie werden kann durch freiwilliges Anerkenntniß. Wo aber im monotheiſtiſche Glauben auch Theophanien vorkommen, da werden dieſe, ſobald ſich ein ſchärferes Denken entwikkelt, ganz von dem höchſten Weſen geſchieden. Auch dieſe ſtreiten daher nicht dagegen, daß in den frommen Erregungen Gott nur auf eine innerliche Weiſe als die hervorbringende Kraft ſelbſt gegeben iſt. Wo aber in den geoffenbarten Glaubensweiſen einzelne Menſchen als göttliche Werkzeuge und Herolde anerkannt werden, dieſe ſind für die übrigen nur Veranlaſſungen für dieſe Erregungen, und zwar nur durch ihre eigenen frommen Erregungen, in denen ihnen ſelbſt auch das höchſte Weſen nicht äußerlich, ſonſt kommen wir auf die Teophanien zurück, ſondern innerlich als ihr Selbſtbewußtſein mitbeſtimmend gegeben iſt. — Ja auch im Polytheismus ſelbſt wird, ſobald eine genauere Betrachtung der frommen Zuſtände eintritt, die Einheit hinter der Vielheit mittelbar oder unmittelbar von den Beſonnenen immer anerkannt.

10.

Die Frömmigkeit iſt die höchſte Stuffe des menſchlichen Gefühls, welche die niedere mit in ſich aufnimmt, nicht aber getrennt von ihr vorhanden iſt.

Anm. Das Selbſtbewußtſein iſt ſo mannigfaltig wie das Leben, mit demſelben Recht alſo, mit welchem man die lebendigen

Weſen ſelbſt in höhere und niedere Klaſſen ſondert, muß man auch niedere und höhere Stuffen das Selbſtbewußtſeins annehmen Zunächſt alſo das thieriſche unterhalb des menſchlichen. Innerhalb des menſchlichen Gebietes ſelbſt kann man zwar nur uneigentlich von verſchiedenen Abſtuffungen des Selbſtbewußtſeins reden, da ſich alles auch als allmähliger Uebergang denken läßt; in dieſem uneigentlichen Sinne aber wird doch die niedrigſte Stuffe die ſein, in welcher das thieriſche am meiſten vorherrſcht, und die höchſte die, welche dieſem am ſtärkſten entgegenſteht.

1) Das thieriſche Leben iſt uns eigentlich ganz verborgen, indem wir aber auf der einen Seite genöthigt ſind, ihm Bewußtſein zuzuſchreiben, auf der andern eben ſo ihm Erkenntniß abzuſprechen: ſo bleibt uns kaum etwas anderes übrig, als ein Bewußtſein anzunehmen, in welchem das inſichzurükgehende und das gegenſtändliche, Gefühl und Anſchauung, nicht recht auseinandertreten. Einem ſolchen Zuſtand ungeſchiedener Verworrenheit nähert ſich der Menſch ſowol in der erſten dunkeln Lebensperiode als auch in einzelnen träumeriſchen Momenten. Dieſe niedrigſte Stuffe ſoll aber aus ſeinem Leben verſchwinden; und der ſcharf geſchiedene Gegenſaz von Gefühl und Anſchauung bildet nun die ganze Fülle des, im weiteſten Umfang des Wortes genommen, ſinnlichen Menſchenlebens. Alles Gefühl nun, welches innerhalb dieſes Gegenſazes als beſtimmter Zuſtand des Menſchen im Zuſammenſein mit irgend etwas hervortritt, nennen wir ein ſinnliches. In dieſes weite Gebiet, in welchem das Gefühl ein eben ſo mannigfaltiges wird als nur die Wahrnehmung mannigfaltig ſein kann, gehören auch die oben, als der Frömmigkeit zunächſt ſtehend, angeführten kindlichen und vaterländiſchen Gefühle, ſo wie jedes andere geſellige Gefühl. Denn ob-

gleich man dieſe im Vergleich mit den eigentlich ſelbſtiſchen, ſittliche zu nennen pflegt: ſo haben ſie doch in dem Sinn der gegenwärtigen Betrachtung ein ſinnliches Gepräge, inſofern dabei theils, wie dies bei dem aufgeregten Vaterlandsgefühl immer der Fall iſt, das Selbſtbewußtſein des Einzelnen ganz in dem des gemeinſamen Ganzen aufgeht, und dieſes Ganze ſich in denſelbigen Gegenſäzen bewegt wie das einzelne Leben; theils auch, wie in dem Verhältniß der Familienglieder, ein beziehungsweiſer Gegenſaz unvermeidlich iſt.

2) Wie aber mit demjenigen Zuſtand, in welchem ſich der Menſch dem thieriſchen Leben am meiſten nähert, fromme Erregungen am wenigſten verträglich ſind, weil ſie ein ſich ſeiner ſelbſt heller bewußtes vorausſezen: ſo gehören auch wiederum die frommen Erregungen keinesweges in das eine höhere Stuffe als jenes bildende Gebiet der ſinnlichen Gefühle. Denn theils gilt von dieſen ohne Ausnahme, daß zu dem mitbeſtimmenden ebenſowol ein Verhältniß der Wechſelwirkung möglich iſt als der Abhängigkeit, was wir von der Frömmigkeit geläugnet haben; und jene Möglichkeit iſt für alle ſinnlichen Gefühle eben ſo weſentlich wie für die frommen dieſe Unmöglichkeit es iſt. Anderntheils iſt eben ſo allen ſinnlichen Gefühlen weſentlich, daß darin das Selbſtbewußte als ein Endliches ſich einem andern endlichen gegenüberſtellt und theilweiſe entgegenſezt, wie ſelbſt der Vaterlandsliebe dieſes weſentlich iſt, daß der Einzelne vermöge ſeiner Angehörigkeit an das eine Syſtem ſich ſeiner ſelbſt als andern Syſtemen entgegengeſezt bewußt wird. In der Frömmigkeit aber iſt eben ſo nothwendig aller Gegenſaz gegen alles endliche aufgehoben. Denn ſie tritt

erſt recht heraus, wenn der Einzelne ſich als einen Theil der ganzen Welt betrachtet, und auch ſo, nachdem er die Einheit alles Endlichen in ſein Selbſtbewußtſein aufgenommen, ſich von Gott abhängig fühlt. Indem aber der Einzelne ſich ſeiner nur als eines Theiles der ganzen Welt bewußt wird, iſt aller Gegenſaz zwiſchen dem Einzelnen und anderm einzelnen und endlichen ganz aufgehoben. Woraus ſchon hervorgeht, daß die frommen Erregungen an und für ſich unter dieſem Gegenſaz nicht ſtehn. So wie daher die thierähnlichen Augenblikke und Zuſtände des Menſchen ſich nicht bis zu dieſem Gegenſaz erheben: ſo ſind die frommen Erregungen an und für ſich über denſelben erhaben, und ſtellen alſo in demſelben Sinn eine höhere Stuffe des Selbſtbewußtſeins, auf der Möglichkeit den Gegenſaz zu vernichten beruhend, dar, wie die thierähnlichen eine niedere, auf der Unmöglichkeit den Gegenſaz hervorzurufen beruhend.

3) Dieſe höchſte Stuffe des Selbſtbewußtſeins aber haben auch die frommen Erregungen allein inne. Denn das höchſte Wiſſen, durch welches auch jedes einzelne Wiſſen in den Zuſammenhang mit dem Ganzen und urſprünglichen aufgelöſet wird, ſteht zwar auf derſelben Stuffe der Erhabenheit über allen Gegenſaz, aber es iſt kein Gefühl, und die daſſelbe begleitende Ueberzeugung iſt zwar ein Gefühl aber als ſolches nicht urſprünglich, ſondern an jenem Wiſſen haftend. Von dem Zuſammenhang mit demſelben abgelöſt aber und für ſich betrachtet, würde ſie ebenfalls den frommen Erregungen angehören. Eben ſo ſteht auf derſelben Stuffe das eigentlich ſittliche Handeln, in welchem jedes einzelne Gebiet auch in den Zuſammenhang aller aufgenommen iſt; aber das begleitende Gefühl,

welches eigentlich das Selbſtbewußtſein des Handelns iſt, kann auch nur als ein abgeleitetes angeſehen werden, und würde, abgelöſt und für ſich betrachtet, ebenfalls nur als Bewußtſein der Abhängigkeit im Handeln von der urſprünglichen und höchſten Einheit können aufgefaßt werden. [S. §. 8. 3.]

4) Wenn nun aber das Mitbeſtimmende in dem frommen Gefühl, nämlich das höchſte Weſen auf eine äußerliche Weiſe weder jemals gegeben iſt noch gegeben werden kann; ſondern nur innerlich: ſo iſt nicht einzuſehn, wie es könnte in dem einen Moment gegeben ſein, in dem andern aber nicht. Denn durch beſtimmte einzelne Wirkungen, welche in dem einen Augenblik da wären, in dem andern aber nicht, kann uns das höchſte Weſen nicht gegenwärtig ſein, weil alle auch innerliche zeitliche Wirkungen auch auf zeitliche Urſachen müſſen zurückgeführt werden. Sondern es muß als eingeboren angeſehen werden und als immer mitlebend; woraus folgen würde, daß, giebt es wirklich fromme Erregungen und ſind ſie das beſchriebene, das ganze Bewußtſein alsdann eine ununterbrochene Reihe von frommen Erregungen ſein müſſe, welches als Forderung wol öfters ausgeſprochen, als Erfahrung aber nirgend nachgewieſen iſt. In jeder Erfahrung dagegen iſt nachzuweiſen, und auch, da unſer ganzes Leben ein ununterbrochenes Zuſammenſein mit anderem Endlichen iſt, von ſelbſt einzuſehen, daß wir keinen Augenblik ſein können ohne ein ſinnliches Gefühl, dieſes alſo der beſtändige Gehalt unſeres Selbſtbewußtſeins iſt, welches zwar in entſchiedenen Augenblikken des Erkennens und des Handelns ſehr zurüktreten, aber doch niemals Null werden kann, weil ſonſt der Zuſammenhang unſeres Daſeins für uns

ſelbſt unwiderbringlich zerſtört wäre. Aus doppelten Gründen alſo kann das fromme Gefühl nicht etwa nur die Lükken zwiſchen dem ſinnlichen ausfüllen, theils weil es in dieſem keine Lükken giebt, theils weil es ſelbſt nicht kann ein unterbrochenes ſein. Dieſe beiden Forderungen, daß das fromme Gefühl ununterbrochen ſein ſoll, und daß die ſinnlichen Gefühle eine fortlaufende Reihe bilden ſollen, ſtehen in vollkommnem Widerſpruch, wenn beide Reihen außereinander liegen ſollen. Daher der ſchwärmeriſche Ausweg, die ſinnlichen Gefühle möglichſt zu vernichten, und der ungläubige, alle frommen Gefühle auf ſinnliche zurück zu führen. Soll alſo Frömmigkeit als höchſte Stuffe des Selbſtbewußtſeins beſtehn: ſo müſſen die fromme Erregung und die ſinnlichen Gefühle in jedem Moment, nur in verſchiedenen Maaße, eines werden, d. h. die höhere Stuffe muß die niedere in ſich aufnehmen.

5) Daſſelbe erhellt auch noch auf folgende Weiſe. Angenommen das höchſte Weſen ſei uns innerlich gegeben, ſo kann dieſes Gegebenſein nur als ein ſchlechthin einfaches gedacht werden, und eben deshalb iſt nicht einzuſehn, wie daſſelbe könnte zu einem beſtimmten die Zeit als eine Reihe von Momenten erfüllenden Selbſtbewußtſein gedeihen. Denn ein ſolches kann nur ſtattfinden als ein veränderliches. Sofern aber das Mitgegebenſein des höchſten Weſens, mit unſerm Ich allein zuſammentreffend, Selbſtbewußtſein erzeugte, wäre gar kein Grund zur Veränderung und alſo auch keine zeitliche Beſtimmtheit gegeben. Sondern nur ſofern wir ſchon ein zeitlich beſtimmtes werden, d. h. im ſinnlichen Selbſtbewußtſein begriffen ſind, kann jenes Mitgegebene mit unſerm Ich ein beſtimmtes Selbſtbewußtſein erzeugen, welches dann, wie oben, die

mit einem ſinnlichen Gefühl eins gewordene fromme Erregung iſt. Auch wird Niemand ſich bewußt werden können eines ſchlechthin allgemeinen Abhängigkeitsgefühls von Gott, ſondern immer eines auf einen beſtimmten Zuſtand bezogenen; ſo wie jeder, der überhaupt fromme Erregungen in ſein Daſein aufgenommen hat, auch geſtehen wird, daß irgend ein ſinnliches Selbſtbewußtſein, welches nicht in jenes Abhängigkeitsgefühl aufgenommen iſt, als ein unvollendeter Zuſtand erſcheint. Die Vollendung des Gefühls alſo läßt ſich auf eine zweifache Weiſe beſchreiben. Von unten herauf ſo, das lebendige ſinnliche Gefühl, in welchem die Seele ſich dem umgebenden Sein entgegenſezt, nachdem es ſich zu der Klarheit entwikkelt hat, in welcher alle thierähnliche Verworrenheit verſchwindet, ſteigert ſich dahin, daß in jeder Beſtimmtheit des Selbſtbewußtſeins zugleich die Abhängigkeit von Gott geſezt iſt. Von oben herab aber ſo, die an ſich unbeſtimmte Neigung und Sehnſucht der menſchlichen Seele, das Abhängigkeitsverhältniß zu dem höchſten Weſen, welches auch ihre Gemeinſchaft mit demſelben iſt, in ihrem Selbſtbewußtſein auszuſprechen, indem ſie heraustreten will, verſchmilzt mit jeder von außen her entſtehenden ſinnlichen Beſtimmtheit des Selbſtbewußtſeins und dadurch werden beide zuſammen eine beſtimmte fromme Erregung.

Zuſaz 1) Keine Ausſage alſo über ein beſtimmtes Selbſtbewußtſein, ſo beifallswürdig es auch ſei, welches aber nicht Abhängigkeitsgefühl von Gott geworden, ſondern auf dem Gebiet des bloßen Gegenſazes ſtehen geblieben iſt, kann Beſtandtheil einer Glaubenslehre werden ohne das Weſen derſelben aufzuheben.

Zuſaz. 2) Da alles mannigfaltige in den frommen Erregungen nur auf dem damit geeinigten ſinnlichen Selbſtbewußtſein beruht: ſo entſteht für eine jede Glaubenslehre, welche vollſtändig ſein will, die Aufgabe, ihr Fachwerk ſo einzurichten, daß jede ſinnliche Beſtimmtheit des Selbſtbewußtſeins in ihrer Beziehung auf die Abhängigkeit von Gott einen beſtimmten Ort darin finde, indem nur dadurch die Mannigfaltigkeit der frommen Erregungen ſelbſt mit Sicherheit kann erſchöpft werden.

Zuſaz. 3) Wie nun dieſes, daß der menſchlichen Seele das höchſte Weſen mitgegeben iſt in jener Sehnſucht, ſich in jedem Zuſtande als abhängig von ihm zu fühlen, die Grundvorausſezung aller Frömmigkeit iſt: ſo giebt der Umſtand, daß jene Richtung nur im Verein mit einem ſinnlichen Gefühl ein wirkliches Bewußtſein werden kann, dem Streit zwiſchen denen, welche jene Grundvorausſezung anerkennen und denen, welche ſie nicht anerkennen, ſeine beſtimmte immer wiederkehrende Geſtalt. Denn indem wegen der allen frommen Erregungen beigemiſchten ſinnlichen Gefühle auch in die darauf ſich beziehenden Ausſagen über Gott nothwendig menſchenähnliches kommt, ſo benuzen dies die Ungläubigen um die ganze Annahme eines höchſten Weſens, weil man ſich aller Betheurungen ohnerachtet, daß Gott nicht menſchenähnlich ſei, doch des menſchlichen in den Lehrſäzen nicht enthalten könne, lieber zu bezweifeln, ja vorzuſpiegeln, als ſei die Erdichtung noch etwas geſunder und haltbarer unter der Geſtalt der Vielgötterei. Die Gläubigen hingegen berufen ſich darauf, daß ſie dies menſchenähnliche nur im Sprechen nicht vermeiden könnten, im unmittelbaren Bewußtſein aber wol aufzuheben oder wenigſtens zu ſondern vermöchten; und indem ſie von der Erfahrung ausgehn, wie in ihnen alles ſinnliche ſich zum frommen ſteigert und damit verſchmilzt, ſo muthen ſie den Ungläubigen zu, ſich der Unvollſtändigkeit ihrer Entwiklung bewußt, und zugleich inne zu werden, wie mit dieſer Unvollkommenheit des Gefühls weder die Richtung auf das höhere Wiſſen noch die auf das ſittliche Handeln zuſammenſtimmen, und wie daher beides in den Ungläubigen nicht gehörig begründet ſei, ſondern wenn ſie folgerecht verfahren wollten, von ihnen ebenfalls müſſe verworfen werden.

II.

Nur vermöge dieſes Aufnehmens des ſinnlichen Gefühls hat auch das fromme Antheil an dem Gegenſaz des Angenehmen und Unangenehmen.

1) An und für ſich betrachtet, da keine andere Verbindung des Menſchen mit Gott gedacht werden kann, als unter der Form der Abhängigkeit von ihm, wäre alſo jede fromme Erregung das im Selbſtbewußtſein liegende Bewußtſein von der Verbindung des endlichen mit dem unendlichen. Als ſolche könnte ſie nie unangenehm ſein, weil dieſe Verbindung keine Hemmung des Lebens in ſich ſchließt. Aber indem ſie auch keine Förderung ſeines zeitlichen Verlaufs ausſagt, ſondern ſich gegen Förderungen und Hemmungen gleichmäßig verhält, kann ſie auch nicht angenehm ſein, ſondern müßte nur als ein in ſich unveränderliches über beiden ſchweben; als ſolche aber könnte ſie nicht wirklich ſein, und die Zeit erfüllen, indem kein vollkommen gleichgültiges Selbſtbewußtſein wirklich iſt.

Nun zeigt aber die Erfahrung auch in den frommen Erregungen einen Gegenſaz, dem von Freude und Schmerz ähnlich, der in ihnen nicht begriffen werden könnte, wenn man nicht die oben nachgewieſene Verſchmelzung der ſinnlichen Gefühle mit den frommen Erregungen annähme.

2) Mit dieſer aber hat es offenbar nicht die Bewandtniß, daß das ſchon in den ſinnlichen Gefühlen als ſolchen geſezte angenehme und unangenehme unmittelbar in das fromme übergeht; vielmehr wird oft, was auf der ſinnlichen Stuffe allein geſezt unangenehm war, mit dem Abhängigkeitsgefühl von Gott verbunden eine wohlthuende fromme Erregung und umgekehrt. Sondern es ſcheint ſich ſo zu verhalten, daß eine zeitliche Beſtimmtheit der Seele, abgeſehen davon, wie ihr Leben im Gebiet des Gegenſazes dadurch gefördert wird oder gehemmt, wonach das ſinnliche Selbſtbewußtſein angenehm iſt oder unangenehm, der höheren Richtung auf das ſich Gottes bewußt werden, in ihrem Beſtreben in der Zeit hervorzutreten, hemmend ſein kann oder förderlich, und danach die aus der Verſchmelzung jener Richtung mit der gegebenen oder werdenden ſinnlichen Beſtimmtheit, eine erfreuliche fromme Erregung wird oder eine ſchmerzliche. So geſchieht es, daß wir über eine Luſt eine fromme Wehmuth empfinden und an einem Leiden ein frommes Wohlgefallen haben.

3) Alle frommen Erregungen aber je ſchärfer ſie beſtimmt ſind, um deſto kenntlicher zeigen ſie auch das erhebende oder das niederſchlagende. Daher auch alles mannigfaltige in den frommen Erregungen ſich dieſem Gegenſaz um ſo mehr unterordnet, als ohne die mit dem Antheil an dieſem Gegenſaz zuſammen-

fallende Hineinbildung der frommen Richtung in die ſinnlichen Gefühle, jene überhaupt nichts mannigfaltiges darſtellen könnte, und, wie nichts Zeit ſonderndes, ſo auch nichts Zeit erfüllendes ſein würde, alſo in das Dunkel der Bewußtloſigkeit zurüktreten. — Daß aber dieſer Gegenſaz in den frommen Gefühlen nur aus der Verbindung derſelben mit der niederen Stuffe des Selbſtbewußtſeins entſteht, kann man auch aus folgenden abnehmen. Wenn man ſich denkt, beide wären getrennt und fromme Erregungen fänden nur ſtatt, wenn das Selbſtbewußtſein nicht ſinnlich beſtimmt wäre und umgekehrt: ſo kann man ſich weder dieſen Gegenſaz noch überhaupt eine Mannigfaltigkeit in den frommen Erregungen denken, ſondern nur in jedem ſolchen Augenblik eine dem andern völlig gleiche Erfülltheit des Gemüthes. Denn keine Beziehung des höheren Bewußtſeins auf irgend einen beſtimmten Zuſtand weder des Denkens noch des Handelns wäre denkbar. Denn iſt durch einen ſolchen das Bewußtſein nicht ſinnlich beſtimmt: ſo iſt er nicht mehr und ſtärker in demſelben geſezt, als ſein Gegentheil auch d. h., das Bewußtſein iſt in Bezug auf ihn gleichgültig, und er kann alſo auf keine Weiſe der frommen Erregung eine beſondere Beſtimmtheit mittheilen.

4) Hiemit hängt nun auf das genaueſte zuſammen, daß jede ſinnliche Beſtimmtheit des Selbſtbewußtſeins Beſtandtheil einer frommen Erregung werden kann, und ſie dann zu einer erhebenden oder niederſchlagenden macht. Denn der Gegenſaz zwiſchen Hemmung und Förderung des Lebens iſt innerhalb des Lebens ſelbſt nur ein beziehungsweiſer, und ſomit findet auch nur eine beziehungsweiſe Gleichgültigkeit ſtatt. Das heißt, jeder gegebene Gemüthszuſtand,

wenn die Richtung auf das Abhängigkeitsbewußtſein von Gott ihn ergreift, wird ſich entweder als Hemmung oder als Förderung vergleichungsweiſe darſtellen, und alſo eine beſtimmte fromme Erregung veranlaſſen. Je ſtärker die eine Seite des Gegenſazes herausgearbeitet iſt, um deſto mehr Begeiſterung iſt geſezt, erhebende oder demüthigende; je ſtärker aber das Abhängigkeitsgefühl an ſich heraustritt mit Unterdrükkung des Gegenſazes, um deſto mehr Vertiefung iſt geſezt, um deſto loſer iſt das Band zwiſchen der frommen Erregung und der ſinnlichen Beſtimmtheit, aber deſto weniger iſt auch der fromme Gemüthszuſtand ſelbſt ein ſcharf beſtimmter.

12.

Die Frömmigkeit bildet ſich zur Gemeinſchaft durch die erregende Kraft der Aeußerungen des Selbſtbewußtſeins; aber jede Gemeinſchaft, die irgend als eine beſtändige vorkommt, zeigt ſich auch als eine begrenzte.

Anm. a. Wenn man fragt, wie ſich die frommen Erregungen in mehreren Menſchen gegen einander verhalten, ſo muß man unterſcheiden ein Hingezogenwerden Einiger zu einander und ein Abgeſtoßenſein Anderer von einander. Wo das erſte iſt, da iſt Gemeinſchaft, wo das andere, da iſt Vereinzelung. Gemeinſchaft der Frömmigkeit iſt überall, wo es anerkannte Gleichheit der frommen Erregungen giebt und eine Leichtigkeit ſie gegenſeitig einer in dem andern hervorzubringen. Jedem kann zugemuthet werden, zu erfahren, daß er mit Mehreren in einer ſolchen Gemeinſchaft ſtehe, wenn gleich in verſchiedenen Abſtuffungen, ſowol was den Umfang der gleichen Zuſtände betrifft, als auch was die Leichtigkeit, ſie hervorzubringen.

b. Je ſtätiger die Gemeinſchaft ſein, d. h., je näher ſich die gleich erregten Momente, wenn auch nicht fortlaufend, ſon-

ſondern in beſtimmten Zeiträumen an einander reihen, und je leichter die Erregung ſich fortpflanzen ſoll, um deſto wenigere werden daran Theil nehmen können. Wogegen es nicht leicht einen Menſchen geben wird, in welchem einer gar keinen frommen Gemüthszuſtand als den ſeinigen in einem gewiſſen Grade gleich anerkennen, und welchen einer durch ſich und ſich durch ihn für ganz unerregbar erkennen ſollte.

c. Was wir eine Kirche nennen, iſt eine beſtimmte und begrenzte Gemeinſchaft der Frömmigkeit, in welcher anerkannt und ausgeſprochen iſt, wieweit, um zu derſelben zu gehören, die Gleichheit der religiöſen Zuſtände gehen müſſe, ſo daß auch irgendwie allgemeingültig feſtgeſtellt werden kann, wer dazu gehöre und wer nicht, und in welcher ferner auch die Fortpflanzung der frommen Erregungen mehr oder weniger geordnet und gegliedert iſt. Außer dieſen iſt jede Gemeinſchaft dieſes Inhalts nur etwas einzeln vorübergehendes und fließendes. Von dem aber, wodurch ſolche beſtimmte Gemeinſchaften abgeſchloſſen werden, iſt hier noch nicht die Rede.

1) Der Zwek, wo möglich das weſentliche und unterſcheidende der chriſtlichen Frömmigkeit zu finden, macht es nothwendig über die Betrachtung der frommen Erregungen in der einzelnen Seele hinauszugehen. Denn das chriſtliche als ſolches iſt uns nicht in Einzelnen auch nicht in einer zufälligen Menge von Einzelnen, ſondern in einer großen Gemeinſchaft gegeben, und auch nur mit ihr und aus ihr zu verſtehen. Aber ſo wenig wir das eigenthümlich chriſtliche irgendwoher als nothwendig oder einzigwahr ableiten wollen, eben ſo wenig wollen wir auch die Nothwendigkeit einer frommen Gemeinſchaft überhaupt erweiſen; ſondern ob und wie dieſes möglich ſei, das bleibe der wiſſenſchaftlichen Sittenlehre anheim geſtellt; wir aber haben uns nur dieſer Gemeinſchaft als einer Thatſache zu verſichern, und es wird nur von jedem gefordert, ſich zu erinnern, daß ihm in und aus einer ſolchen Gemeinſchaft ſeine Glaubensweiſe geworden

ſei, und daß er mit ſeinen frommen Erregungen auch wieder auf dieſe Gemeinſchaft wirke.

2) Ein anderes aber iſt, daß wir den Zuſammenhang dieſer Betrachtung mit dem bisherigen nicht verlieren. Dazu gehört aber nur, daß wir uns vorſtellen, wie von dem Einzelnen aus die Gemeinſchaft möglich iſt, und wie ſein Beitrag dazu aus ſeinen frommen Gemüthszuſtänden entſteht. Das Gefühl iſt auf der einen Seite urſprünglich ein in ſich abgeſchloſſenes, ein in und für ſich ſelbſt Beſtimmtſein des Gemüthes; auf der andern Seite aber, wie es ein Inneres und Aeußeres des Menſchen ſelbſt giebt, ſo iſt auch mit jedem Gefühl, eben weil es ein Beſtimmtſein des ganzen Menſchen iſt, ein Hervortreten in ſein Aeußeres mitgeſezt, und dieſes iſt Darſtellung des Inneren, urſprünglich ohne Abſicht und für Niemand. Tritt es aber ganz in das Aeußere hervor, und wird irgendwie Bewegung: ſo wird es auch Andern bemerkbar, und in dem Maaß als es ihnen vernehmlich iſt, wird es ihnen Offenbarung ſeines Inneren. Daß dies ſo geſchieht, kann ſich jeder bewußt werden, indem er ſich ſeiner als fühlend erinnert und auch als vernehmend. Dieſe Aeußerung des Gefühls erregt zwar in Andern zunächſt nur die Vorſtellung von dem Gemüthszuſtand des Aeußernden; aber an dieſe grenzt die innere lebendige Nachbildung, und je mehr nun der Vernehmende fähig iſt, theils im allgemeinen, theils vermöge einer nähern Verwandtſchaft mit der Art, wie ſich der Zuſtand in dem ſich Aeußernden geſtaltet, in den Zuſtand ſelbſt überzugehn, und je lebendiger und vernehmlicher die Aeußerung iſt, um deſto leichter wird mittelſt jener Nachbildung der Zuſtand ſelbſt hervorgebracht, welches eben die mittheilende Kraft der Aeu-

ſterung iſt. Dieſer Uebergänge und Steigerungen muß ſich ebenfalls jeder ſelbſt bewußt werden, und ſie von beiden Seiten erfahren haben. Daß nun auf dieſe Weiſe von dem Einzelnen aus eine Gemeinſchaft der Frömmigkeit überhaupt möglich iſt, leuchtet ein; und ein mehreres iſt uns hier nicht nöthig.

3) Zugleich iſt hier der Ort uns über die Art, wie der Ausdruk Religion in verſchiedenem Sinne gebraucht zu werden pflegt, aus unſerm Standpunkt zu verſtändigen, wiewol wir ſelbſt uns deſſelben enthalten. [S. §. 6. Anm.] Denn zunächſt, wenn man von der und jener Religion redet, geſchieht dies immer in Beziehung auf dieſe oder jene Kirche, und man verſteht darunter im allgemeinen das Ganze der einer ſolchen Gemeinſchaft zum Grunde liegenden als gleich in ihren Mitgliedern anerkannten frommen Gemüthszuſtände ſeinem Inhalte nach. Die einen verſchiedenen Grad zulaſſende Erregbarkeit des Einzelnen durch die Gemeinſchaft und ſeine Wirkſamkeit auf die Gemeinſchaft wird dann bezeichnet durch den Ausdruk ſeine Religioſität. Redet man aber eben ſo wie von chriſtlicher und muhamedaniſcher, auch von natürlicher Religion, ſo verdirbt man den Sprachgebrauch wieder: denn es giebt nichts, was man als natürliche Religion aufzeigen kann, wie man etwas irgendwo und wie vorhandenes aufzeigt als die chriſtliche Religion. Inſofern man nun gar von Religion überhaupt redet, verſteht man darunter gewöhnlich zwar die ganze Richtung des menſchlichen Gemüths auf die Frömmigkeit, aber immer mit ihren Aeußerungen und alſo dem Anſtreben der Gemeinſchaftlichkeit zuſammengedacht, nur daß man dabei den Unterſchied zwiſchen begrenzter und fließender Gemeinſchaft außer Acht

läßt. Und eben ſo wird dann der Ausdruk Religioſität von der frommen Erregbarkeit und mittheilenden Kraft des Einzelnen überhaupt gebraucht. Aber weder dieſe beiden Ausdrükke werden im Gebrauch gehörig geſchieden, noch kann man den Unterſchied zwiſchen Religion überhaupt und natürlicher Religion irgend feſt halten. Sofern nun die Beſchaffenheit der frommen Gemüthszuſtände des Einzelnen nicht ganz aufgeht in dem für die Gemeinſchaft als gleich anerkannten, pflegt man dieſen Unterſchied ſo zu bezeichnen, daß man das rein perſönliche ſeinem Inhalt nach betrachtet die ſubjektive Religion nennt, das gemeinſame aber die objektive. Wie dieſe Ausdrükke aber eben ſo gebraucht werden können in Bezug auf das ähnliche Verhältniß engerer und weiterer Gemeinſchaften, wenn jene dieſen untergeordnet ſind, und man am Ende jeder Kirche in dieſem Sinn eine ſubjektive Religion zuſchreiben könne in Vergleich mit der denkbaren, wenn auch nicht darſtellbaren Gemeinſchaft des ganzen menſchlichen Geſchlechts, und wie unbequem daher auch dieſer Sprachgebrauch ſei, leuchtet ein; ſo wie auch, daß er von den Meiſten nie recht beſtimmt iſt aufgefaßt worden. Endlich wie allerdings in den frommen Erregungen ſelbſt wiewol zuſammengehörig doch unterſchieden werden kann die innere Beſtimmtheit des Selbſtbewußtſeins ſelbſt von der Aeußerung deſſelben: ſo pflegt man die Gliederung der mittheilenden und fortpflanzenden Aeußerungen der Frömmigkeit in einer Gemeinſchaft die äußere Religion zu nennen, den Geſammtinhalt aber aller frommen Erregungen in den Einzelnen nennt man dann die innere Religion. Auch hiebei aber fehlt es an Genauigkeit des Ausdruks, denn keines von beiden exiſtirt als Religion für ſich allein, und wird es daher immer beſſer ſein, dieſer ganzen Terminologie zu entrathen.

13.

Was die Gemeinſchaftlichkeit der frommen Erregungen überhaupt begrenzt, iſt die Verſchiedenheit theils in der Stärke der Erregung, theils in der Beſchaffenheit derſelben.

1) Die Stärke der Erregungen zeigt ſich theils in dem Verhältniß, in welchem die ſo erfüllten Augenblikke zu dem Ganzen des Lebens ſtehen, und, was damit zuſammenhängt, in der Stärke und Schwäche des frommen Gefühls unter übrigens gleichen Umſtänden. Denken wir uns zwei Menſchen, bei deren einem ſehr viele, dem andern nur wenige fromme Erregungen vorkommen, ſo werden ſie auch miteinander nur in einer zerſtreuten und ſparſamen Gemeinſchaft ſtehen können. Denn der lezte iſt größtentheils nicht im Stande die Aeußerungen des erſten nachzubilden, und den gleichen Zuſtand in ſich hervorzurufen. [S. §. 12. 2.] Und die ſchwächeren Anſäze zu frommen Erregungen, die in dem lezten vorkommen, ſind in dem erſten unvernehmlich, und erſcheinen ihm als Null. Daher nicht nur der erſte in einer engeren frommen Gemeinſchaft ſtehen wird mit einem, der eben ſo ſehr erregbar iſt als er, ſondern auch der leztere in einem genauern mit einem, der eben ſo wenig erregbar iſt als er. Theils beſteht auch die Stärke der Erregung in der Beſtimmtheit, mit welcher das fromme in jedem Gefühlsmoment von dem bloß ſinnlichen geſchieden wird; denn das fromme iſt als frommes deſto ſchwächer, je weniger es ſich vom bloß ſinnlichen unterſcheidet. Offen-

bar. aber wird die Aeußerung einer reineren Frömmigkeit demjenigen unvernehmlich ſein, deſſen eigene noch mehr mit dem ſinnlichen verworren iſt: und jener wiederum wird dieſe nicht für fromm anerkennen, ſondern ſie leicht mit dem bloß ſinnlichen verwechſeln. Je weiter alſo in dieſer Hinſicht zwei auseinander ſind, um deſto weniger findet unter ihnen Gemeinſchaft ſtatt.

2) Die Erregung ſelbſt kann verſchieden ſein theils durch den erſten Anfang, indem die Entwiklung des Abhängigkeitsgefühls in dem einen leichter durch die eine ſinnliche Beſtimmtheit des Selbſtbewußtſeins hervorgerufen wird, in dem andern aber durch andere. Theils kann ſie verſchieden ſein an ihrem lezten Ende, indem nämlich der eine ſie überwiegend auf dieſe Weiſe, der andere auf eine andere zu äußern pflegt. Beides beſchränkt natürlich die Gemeinſchaftlichkeit. Denn je mehr einer ausſchließlich an eine Aeußerungsweiſe gewohnt iſt, um deſto unempfänglicher wird er für die mindeſt verwandte, und dieſe hört daher für ihn auf ein Fortpflanzungsmittel der Erregung zu ſein. Eben ſo wird es ſchwer, daß einer die Frömmigkeit deſſen anerkenne, der ſo gut als gar nicht durch dieſelben Ereigniſſe und Stimmungen, wie er ſelbſt, zu frommen Gemüthszuſtänden erhoben wird. Je weiter alſo auseinander in beider Hinſicht, um deſto geringere Gemeinſchaft kann ſtattfinden.

3) Aber nur überhaupt und im allgemeinen wird die Gemeinſchaftlichkeit frommer Gemüthszuſtände durch dieſe Verſchiedenheiten auf eine unbeſtimmte Weiſe begrenzt, ſo daß mehr und minder Gemeinſchaft nach dieſem Maaßſtabe ſtattfindet. Keinesweges aber ſind es dieſe Verſchiedenheiten, durch welche eine beſtimmte Glaubensweiſe und Kirche von der andern, und na-

mentlich, worauf es uns hier allein ankommt, die chriſtliche von allen andern ſich unterſcheidet. Das Chriſtenthum iſt nicht von andern frommen Gemeinſchaften als diejenige unterſchieden, deren Anhänger alle in einem höheren Grade als andere empfänglich wären für fromme Erregungen. Denn wir geben unbedenklich hierin einen großen Unterſchied unter den Chriſten ſelbſt zu, und erkennen einen als Chriſten an, ohne irgend zu unterſuchen, wenn er etwa der unerregbarſte Chriſt wäre, ob er auch noch um ein beſtimmtes erregbarer iſt als der frömmſte nach einer andern Weiſe und Gemeinſchaft, und ohne daß wir jemals glauben ſchwanken zu können zwiſchen dem unfrömmſten Chriſten und dem frömmſten Nichtchriſten. Auch würde dann entweder folgen, daß das Chriſtenthum allein eine ſtärkere Frömmigkeit enthielte, alle anderen aber darin gleich wären: in welchem Falle aber doch dieſe durch etwas anderes müßten von einander geſchieden ſein, und dann würde doch die Aufgabe entſtehen, eine ſolche Differenz auch im Chriſtenthume aufzuſuchen. Oder man müßte ſagen, daß alle anderen Gemeinſchaften auf gleiche Weiſe durch die größere oder geringere Erregbarkeit ihrer Mitglieder geſchieden wären, und daraus wurde weiter folgen, daß der Uebergang aus der ſchwächſten in das Chriſtenthum als die ſtärkſte nur erfolgen könne durch alle dazwiſchenliegenden, welches eben ſo gegen die Erfahrung ſtreitet, indem aus allen andern frommen Gemeinſchaften ohne Unterſchied unmittelbar in das Chriſtenthum übergegangen wird. Ja auch dadurch kann es nicht begrenzt ſein. daß in ihm das fromme beſtimmter vom ſinnlichen geſchieden würde. Denn auch hierin nehmen wir innerhalb des Chriſtenthums ſelbſt die größte Verſchiedenheit an, und erkennen eben ſo auch einen, in dem das fromme noch in hohem Grade mit dem ſinnlichen verworren iſt, unbedenklich für einen Chriſten an, ohne irgend Grenzunterſuchungen anzuſtellen; und alles eben geſagte läßt ſich auch hierauf vollkommen anwenden. Auch müßte in beiden Fällen jede Gemeinſchaft, wenn ſie in ſich ſelbſt allmählig mehr Stärke gewönne, ohne alles äußere Zuthun in das Chriſtenthum übergehn und dieſes gleichſam in ſich ſelbſt erzeugen können, welches doch gewiß niemand wird annehmen wollen. Ja man kann ſagen, jede fromme Gemeinſchaft trägt in ſich das größte von Erregbarkeit, daß nämlich das Feſthalten an der Frömmigkeit auch die Liebe zum Leben überwindet, und eben ſo das kleinſte, daß nämlich bei Manchen ihrer Glieder die frommen Erregungen gar nicht recht zu Stande kommen, dennoch aber auch bei dieſen der Anſaz zu denſelben ſchon das Gepräge der beſtimmten Gemeinſchaft an ſich trägt. — Eben ſo wenig aber unterſcheidet ſich das Chriſtenthum von andern frommen Gemeinſchaften dadurch, daß unter den Chriſten fromme Erregungen vorkämen bei ſolchen Veranlaſſungen, bei denen ſie in andern Gemeinſchaften nicht vorkommen oder umgekehrt. Denn es macht offenbar Anſpruch darauf, daß die Frömmigkeit ſoll allgegenwärtig ſein, und will alſo alles in ſich faſſen, was irgend anderwärts vorkommt. Sollte es aber einige beſondere Erregungen für ſich haben, ſo müßten doch auch andere Gemeinſchaften ſich dadurch unterſcheiden, daß ſie einige für ſich eigen hätten, wodurch aber jener unverkennbare Anſpruch des Chriſtenthums aufgehoben würde. Daſſelbe gilt von den verſchiedenen Arten der

Aeußerung. Denn wenn das Chriſtenthum ſolche Aeußerungen hätte, welche in andern Gemeinſchaften nicht vorkämen, und eben dieſe ſein eigenthümliches bildeten: ſo würde es allen andern ſo unverſtändlich ſein, daß keiner aus einer andern Gemeinſchaft zum Chriſtenthum könnte hinübergezogen werden.

Zuſaz. Indem wir alſo eine Mehrheit von beſtimmt begrenzten frommen Gemeinſchaften als gegeben annehmen, und aufſuchen worin ihr Geſchiedenſein ſich begründe, um auf dieſe Weiſe das eigenthümliche des Chriſtenthums zu finden: ſo müſſen wir bevorworten, daß eines Theils ſie nicht ſo gleich geſezt werden dürfen, daß eine gleiche Innigkeit und Allgegenwart der Frömmigkeit in allen geſezt werde. Denn dies würde nicht nur dem chriſtlichen Gefühl gänzlich widerſtehen; ſondern auch andere Weiſen der Frömmigkeit ſind dem Chriſtenthum hierin gleich, während andere ohne Bedenken anderen gleichen Rang und Werth neben ſich zugeſtehen. Andern theils aber dürfen die verſchiedenen frommen Gemeinſchaften auch nicht auf ſolch eine Weiſe getrennt werden, daß es nicht Uebergangspunkte gebe von der einen zur andern. Denn ſonſt könnte auch das Chriſtenthum nicht auf dem Grund und Boden anderer frommen Gemeinſchaften ſich ausbreiten, ſondern nur wo alle Frömmigkeit verſchwunden wäre, könnte es Wurzel faſſen, welches den erſten Erfahrungen, die es von ſeiner Kraft gemacht hat, und dem dabei ausgeſprochenen Grundſaz (Ap. Geſch. 10, 34. 35.) widerſtreiten würde, ohne deſſen Anwendung das Chriſtenthum offenbar immer nur hätte ein Zweig des Judenthums bleiben müſſen.

14.

Die in der Geſchichte erſcheinenden beſtimmt begrenzten frommen Gemeinſchaften verhalten ſich gegeneinander theils als verſchiedene Entwiklungsſtuffen, theils als verſchiedene Arten.

1) Wie auf den vorbürgerlichen Zuſtand des bewußtloſen Zuſammenlebens und der geſtaltloſen Zuſammengehörigkeit der bürgerliche Zuſtand folgt, und in dieſem ſelbſt die ſchwankenden und kleinlichen erſten Verſuche zur Geſtaltung allmählig in feſtere und vollkomnere übergehen, und wir dies mit Recht als verſchiedene Entwiklungsſtuffen dieſer menſchlichen Richtung unterſcheiden: ſo bemerken wir ähnliche Abſtuffungen auch in den Gemeinſchaften der Frömmigkeit, und zwar die nicht nur die Geſtaltung der Gemeinſchaft als ſolcher betreffen, ſondern die gemeinſamen Zuſtände ſelbſt, und von denen einige eben ſo nur auf einer niederen Stuffe der menſchlichen Entwiklung überhaupt ſtattfinden, und bei weiterem Fortſchritt von andern verdrängt werden. So giebt es Formen des Gözendienſtes, welche zwar bei einer großen mechaniſchen, aber nicht bei einer auch nur mittelmäßigen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Ausbildung beſtehen können, und Formen der Gottesverehrung, mit denen ein ganz roher und barbariſcher geſellſchaftlicher Zuſtand nicht fortlaufend kann gedacht werden. — Aber alle Unterſchiede ſind nicht auf dieſe Art zu begreifen, ſondern, ſo wie es bürgerliche Geſellſchaften giebt, welche auf derſelben Entwiklungsſtuffe ſtehend, doch ſehr beſtimmt von einander verſchieden ſind, ſo auch giebt es Geſtaltungen der gemeinſchaftlichen Frömmigkeit, welche, wie z. B. der helleniſche Polytheismus, zwar

in der Entwiklungsreihe betrachtet die eine eben ſoviel unter ſich und über ſich zu haben ſcheinen, als die andere, dennoch aber ſehr beſtimmt von einander geſchieden ſind.

2) Sofern man annimmt, was zu unterſuchen aber nur die Sache der Religionsphiloſophie iſt, daß jede beſtimmte Abſtuffung mehrere ſolche verſchiedene Geſtaltungen in ſich ſchlöſſe, ſo könnte man dieſe als verſchiedene Arten anſehn, in denen ſich ſämtliche Abſtuffungen darſtellten. Indeß ſind beide Unterſcheidungen, die in Stuffen ſowol als die in Gattungen oder Arten hier, aber auch überhaupt auf dem geſchichtlichen Gebiet ſogenannter moraliſcher Perſonen, nicht ſo ſtreng feſtzuhalten als auf dem Naturgebiet. Denn wären die Unterſchiede dieſer Geſtaltungen auf allen Entwiklungsſtuffen dieſelben: ſo könnte man die Anſicht auch umkehren und ſagen, es gebe verſchiedene Arten der gemeinſchaftlichen Frömmigkeit, deren jede ſich aber vom unvollkomnen zum vollkomnen durch eine Reihe von Entwiklungen geſtalte; und dann träte der Begriff der Stuffen zurük, und es blieben nur übrig entfaltende Verwandlungen derſelben Subjekte. Wäre aber dieſes nicht, ſondern müßte jede Geſtaltung, indem ſie eine andere Stuffe erſteigt, auch in ihrem Verhältniß zu den neben ihr ſtehenden eine andere werden: ſo könnte man von dieſen Verſchiedenheiten den Ausdruk Art nicht in ſeiner vollen Bedeutung gebrauchen, indem eine Art nicht in die andere überzugehen pflegt. Dennoch aber würde feſt ſtehen bleiben, daß es zweierlei Unterſchiede auf dieſem Gebiet giebt, indem doch jede geſchichtliche Geſtaltung ein zweifaches Verhältniß hätte, zu neben ihr ſtehenden und zu unter und über ihr ſtehenden.

3) Daß noch nirgends unternommen worden iſt, alle bekannt gewordenen Glaubensweiſen und kirchlichen Gemeinſchaften in einen ſolchen Rahmen zu ordnen, daraus kann nur folgen, daß es im einzelnen ſchwierig iſt, die Verhältniſſe gehörig auszumitteln, und das beigeordnete und untergeordnete zu ſcheiden und auseinander zu halten. Im allgemeinen aber wird nicht leicht jemand den zwiefachen Unterſchied läugnen, und daran kann es hier genügen, da es nur darauf ankommt zu unterſuchen, wie das Chriſtenthum ſich in beider Hinſicht zu andern Gemeinſchaften und Glaubensweiſen verhält. Indem wir nun alle Verſchiedenheiten auf dieſes zwiefache zurückführen: ſo ſcheint dadurch gleich abgeſchnitten zu werden, daß ſich das Chriſtenthum zu allen oder auch nur einigen Geſtaltungen der Frömmigkeit verhalte, wie die wahre zu den falſchen. Denn wahres muß nicht nur in denen ſein, welche etwa mit dem Chriſtenthum auf derſelben Stuffe ſtehen, indem ja das falſche und verkehrte nicht könnte die Frömmigkeit ſo weit entwikkelt haben: ſondern wahres muß auch in allen denen ſein, die unter dem Chriſtenthum ſtehen, weil nur in dem wahren die Empfänglichkeit das chriſtliche zu verſtehen und aufzunehmen kann gegründet ſein, durch welche der Uebergang aus jeder untergeordneten Form in die chriſtliche bedingt iſt. Auch liegt dieſem ganzen Verfahren die Anſicht zum Grunde, daß der Irrthum nirgend an und für ſich iſt, ſondern nur an der Wahrheit, und daß er nicht eher recht iſt verſtanden worden, bis man an ihm die Wahrheit gefunden hat. Auch ſcheint dies dem gemäß zu ſein, was Paulus ausſpricht (Röm. 1, 21. flgd. Ap.Geſch. 14, 15 — 17. und 17, 27 — 30). Noch weiter aber ſcheint ſich von dem allgemeinen Gefühl

der ausſchließenden Vortrefflichkeit des Chriſtenthums das andere zu entfernen, wenn nämlich ſtillſchweigend faſt im voraus angenommen wird, es gebe andere Geſtaltungen der Frömmigkeit, welche ſich zu dem Chriſtenthum verhielten wie andere aber auf der gleichen Entwiklungsſtuffe mit ihm ſtehende Arten. Allein auch im Naturgebiet unterſcheiden wir ja vollkomnere und unvollkomnere Thiere als gleichſam verſchiedene Entwiklungsſtuffen des thieriſchen Lebens, und auf jeder Stuffe verſchiedene Gattungen, die alſo als dieſelbe Stuffe ausdrükkend gleich ſind, wobei aber doch nicht hindert, daß nicht die eine mehr als die übrigen kann der höheren Stuffe ſich annähern und in ſofern vollkomner ſein. So daß alſo genau betrachtet dieſe Annahme nicht hindert, daß nicht das Chriſtenthum könne vollkomner ſein, als jede von den Geſtaltungen, die wir ſonſt mit ihm auf die gleiche Stuffe zu ſtellen Grund fänden.

15.

Zu denjenigen Geſtalten der Frömmigkeit, welche alle frommen Erregungen auf die Abhängigkeit alles Endlichen von Einem Höchſten und Unendlichen zurükführen, verhalten ſich alle übrigen wie untergeordnete Entwiklungsſtuffen.

Anm. 1. Es ſcheint widerſprechend, daß die Frömmigkeit allgemein als Selbſtbewußtſein beſchrieben iſt, nun aber von einem Gefühl der Abhängigkeit alles Endlichen geredet wird, worauf alle Frömmigkeit ſoll zurükgeführt werden. Allein das Selbſtbewußtſein iſt einer verſchiedenen Ausdehnung fähig, und eben ſogut als beſtimmte einzelne Sphären, wie Hausweſen und Vaterland, kann der Menſch auch die Welt in ſein Selbſtbewußtſein aufnehmen (S. §. 10. 2.,) und dieſes iſt eigentlich dasjenige fromme Bewußtſein, welchem jedes andere als Theil untergeordnet wird.

b. Wirklich aber tritt dieſes als allgemeine Norm nur auf in denjenigen Geſtaltungen der Frömmigkeit, die wir die monotheiſtiſchen Religionen zu nennen pflegen, welche alſo hier als die höchſte Entwiklungsſtuffe ſollen aufgeſtellt werden.

1) Als ſolche untergeordnete Stuffen ſeze ich im Allgemeinen den Gözendienſt, auch Fetiſchismus genannt, und die Vielgötterei. Der Unterſchied zwiſchen dieſen beiden iſt nicht zu verkennen. Eigentliche Vielgötterei iſt nur da, wo die Götter eine gegliederte zuſammengehörige Vielheit bilden, welche als eine Allheit, wenn auch nicht nachgewieſen, doch vorausgeſezt und angeſtrebt wird. Vermöge dieſer iſt nun in dem fromm erregten Selbſtbewußtſein, ſofern jeder Gott auf das ganze Syſtem bezogen wird, die Abhängigkeit alles Endlichen aufgenommen, aber nicht von Einem Höchſten, außer ſofern hinter der Vielheit ſchon die Einheit irgendwie hervortritt, in welchem Falle die Vielgötterei aber ſchon im Verſchwinden iſt und der Uebergang zum Monotheismus gebahnt. Dem Gözendiener aber iſt die Mehrheit der Gözen nur etwas zufälliges, und es iſt dabei gar nichts vollſtändiges angeſtrebt; wol aber ſchreibt er dem Gözen nur zu einen Einfluß auf ein beſtimmtes endliches Gebiet, über welches hinaus ſeine fromme Erregungsfähigkeit ſich nicht erſtrekt. Dieſem eigentlichen Gözendienſt liegt allemal zum Grunde eine Unfähigkeit, die Welt mit in das Selbſtbewußtſein aufzunehmen, weshalb auch die frommen Erregungen nicht eine Abhängigkeit alles Endlichen ausſagen können. Die alten ξόανα der Hellenen waren wahrſcheinlich eigentliche Gözenbilder und jedes etwas für ſich allein. Die Vereinigung dieſer verſchiedenen Verehrungen und die Entſtehung wahrer Mythenkreiſe,

wodurch dieſe Gebilde in Zuſammenhang gebracht wurden, war eins und daſſelbe, und dadurch erſt die Erhebung vom Gözendienſt zur eigentlichen Vielgötterei bedingt.

a) Dieſe Verſchiedenheit, Einen Gott zu glauben, unter deſſen Abhängigkeit die ganze Welt geſtellt iſt, oder ein Syſtem von Göttern, welche die Weltherrſchaft unter ſich theilen, oder einzelne Gözen, die ſich auf Familien, Ortſchaften oder einzelne Geſchäfte beziehen, ſcheint zwar zunächſt nur in der Vorſtellung zu liegen, nicht in dem unmittelbaren Selbſtbewußtſein, und alſo nach unſerer Anſicht nur eine abgeleitete zu ſein, nach welcher nicht ſicher genug wäre die Geſtaltungen der Frömmigkeit einzutheilen. Allein es geht ſchon aus dem bisher geſagten hervor, wie dieſe verſchiedenen Vorſtellungen von verſchiedenen Zuſtänden des Selbſtbewußtſeins abhängen. Denn es giebt keinen eigentlichen Monotheismus ohne die Fähigkeit ſich im Selbſtbewußtſein mit der ganzen Welt zu einen, d. h., ſich ſelbſt ſchlechthin als Welt oder die Welt ſchlechthin als ſich ſelbſt zu fühlen. Mit dieſer Erweiterung des Selbſtbewußtſeins aber iſt kein Fetiſchismus mehr vereinbar. Die eigentliche Vielgötterei ſezt auch dieſelbe Möglichkeit voraus, im Selbſtbewußtſein das Ich bis zur Welt auszudehnen; aber die Verſchiedenheit der Zuſtände, mit welchen ſich die hierauf ruhende fromme Erregung einiget, herrſcht zu ſehr vor, als daß alle dieſe verſchiedenen Geſtaltungen der Abhängigkeit auf Eins ſollten bezogen werden. Es zeigen daher dieſe drei Stuffen zugleich die verſchiedenen Verhältniſſe der frommen Erregung zu den ſinnlichen Gefühlen. Im Fetiſchismus ſind noch das überſinnliche und ſinnliche Gefühl ſo verworren, daß ihr

Unterſchied mißkannt, und eben deßhalb der Göze als ein einzelnes Ding geſezt und alſo das fromme Gefühl dem ſinnlichen gleich behandelt wird. In der Vielgötterei treten beide zwar mehr auseinander und die frommen Gefühle werden beſtimmter von den ſinnlichen geſchieden; aber ſie nehmen doch noch zu ſehr Theil an den Gegenſäzen, in welche die Mannigfaltigkeit der ſinnlichen zerfällt, und daher werden ſie ſelbſt auf ein mannigfaltiges bezogen, es mögen nun in den Göttern mehr die Naturkräfte dargeſtellt werden, welche die verſchiedenen ſinnlichen Gefühle erregen, mit denen die höheren ſich einigen, oder es mögen die geſelligen Verhältniſſe und die in ihnen wirkſamen menſchlichen Eigenſchaften durch die Götter ſymboliſirt werden. Vollkommen klar iſt das fromme erſt mit allem ſinnlichen zwar vereinbar aber auch im Bewußtſein davon geſchieden, da wo in den frommen Erregungen ſelbſt kein anderer Gegenſaz übrig bleibt, als der ihres freudigen oder niederſchlagenden Tons, und ſie deshalb auch nur auf Eines bezogen werden.

3) Man kann daher dieſe niederen Stuffen auch von der höheren unterſcheiden als ſolche, von welchen beſtimmt iſt in andere überzugehen. Denn auf keinem Ort der Erde ſoll der Menſch immer beim Gözendienſt ſtehen bleiben, ſondern ſo wie ſein Bewußtſein ſich zu größerer Reinheit und Klarheit entfaltet, wie langſam dies auch in manchen Menſchenſtämmen geſchehe, findet er auch den Weg zu einer vollkomneren Geſtaltung ſeiner Frömmigkeit: wogegen die monotheiſtiſche Stuffe den Gipfel darſtellt. Auf ihr ſelbſt zwar kann es noch Unterſchiede geben des unvollkomneren und vollkomneren, aber eine höhere giebt es nicht, und Rükgang auf eine andere findet nicht ſtatt. Chri-

ſten, die wirklich und nicht nur zum Schein zum Heldenthum in Verfolgungen zurükgekehrt waren, können, als ſie Chriſten wurden, nur von einer gemeinſamen Bewegung fortgeriſſen geweſen ſein, nicht aber das Weſen des Monotheismus in ihr perſönliches Bewußtſein aufgenommen haben. Giebt es nun aber keine höhere Stuffe als den Monotheismus, ſo könnte man vielleicht denken, es ſei dem vorigen gemäß doch noch eine niedrigere anzunehmen als der Fetiſchismus, nämlich ein gänzlicher Mangel aller religiöſen Erregung, wie ſchon manche eine ſolche Brutalität als den urſprünglichen Zuſtand des Menſchen angenommen haben. Und wenn der Uebergang aus einer niederen Stuffe zu einer höheren als fortſchreitende Entwikkelung gedacht wird: ſo möchte dann gefolgert werden, der Menſch könne ſich überall nur zum Monotheismus erheben, nachdem er von jener Brutalität an alle untergeordneten Stuffen durchlaufen. Allein wir unſeres Theils bilden das ganze geſchichtliche Gebiet nach dem Grundſaz aus Nichts wird Nichts; und was ſich aus der Seele eines Menſchen entwikkeln ſoll, dazu muß der Keim ſchon urſprünglich in ihr gelegen haben. Wie wir nun dieſe Brutalität läugnen, die auch geſchichtlich wol nirgends nachgewieſen werden kann: ſo geben wir auch die andere Folgerung nicht zu, daß der Monotheismus ſich immer aus dem Fetiſchismus durch die Vielgötterei erſt bilden müſſe. Sondern es kann freilich nach unſerer Anſicht als möglich gedacht werden, daß alle Theile des menſchlichen Geſchlechts urſprünglich mit jener ganz dunklen und verworrenen Frömmigkeit angefangen haben; aber es iſt auch an ſich eben ſo denkbar, daß neben jenem über den größten Theil des menſchlichen Geſchlechts urſprünglich verbreiteten Fetiſchismus irgendwo urſprünglich ein Monotheismus geweſen, aus dem ſich die großen Geſtaltungen dieſer Stuffe zuerſt entwikkelt haben. Und eben ſo denkbar, daß das menſchliche Geſchlecht überall mit jenem kindlichen Monotheismus angefangen, wie wir ihn bei manchen übrigens noch nicht ſehr entwikkelten Stämmen finden, und daß dieſer nur bei den meiſten durch Verderbniß ausgeartet iſt und ſich allmählig von unten auf wieder herſtellt.

4) Wenn uns nun die Geſchichte nur drei große monotheiſtiſche Gemeinſchaften zeigt, die jüdiſche chriſtliche und muhamedaniſche: ſo iſt nicht zu läugnen, daß die erſte, durch die Art wie die Liebe des Jehovah auf den Abrahamitiſchen Stamm beſchränkt wird, noch eine gewiſſe Hinneigung zum Fetiſchismus in ſich trägt, und durch manche Schwankungen auf die Seite des Gözendienſtes und der Vielgötterei verräth, daß ſich das reine Gefühl des höchſten Weſens erſt allmählig darin ausgebildet. Die muhamedaniſche aber zeigt durch ihren leidenſchaftlichen Charakter, und durch den ſtarken ſinnlichen Gehalt ihrer Vorſtellungen eine Spur von jener Gewalt des ſinnlichen Gegenſazes, welche den Menſchen auf der Stuffe der Vielgötterei zurükhält. Darum ſtellt ſich das Chriſtenthum von ſelbſt über beide, da es ſich von beiden Mängeln frei hält und uns den reinſten Monotheismus darſtellt, Daher wir es auch nur als Rükſchritt und als krankhafte Ausnahme anſehen können, wenn aus dem Chriſtenthum in das Judenthum oder in den Muhamedanismus übergegangen wird; und kommt auch namentlich das lezte nicht ſelten vor; ſo doch vielleicht niemals rein und lauter. So erſcheint das Chriſtenthum

ſchon durch die bloße Vergleichung als die vollkommenſte (§. 14, 3.,) unter den gleich entwikkelten Formen.

5) Aus der Beſorgniß, daß, wenn einmal Abſtufungen in der Frömmigkeit angenommen werden, es dann allzunatürlich ſei, auf der einen Seite noch tiefer hinabſteigen zu wollen, und einen Nullpunkt der Frömmigkeit anzunehmen, wodurch die Frömmigkeit als etwas zufälliges in der menſchlichen Natur erſcheinen würde, auf der andern Seite noch höher hinaus zu wollen, indem auch die monotheiſtiſchen Formen als durch Steigerung entſtanden noch unvollkomnes an ſich tragen würden, welches dann ins zügelloſe führen oder gar in Gottloſigkeit umſchlagen könnte — aus dieſer Beſorgniß iſt eine Anſicht entſtanden, welche die untergeordneten Stuffen gar nicht für Frömmigkeit anerkennen will, wobei vorzüglich der Grund geltend gemacht wird, daß ſie ihre Quelle in der Furcht hätten. Allein dieſe Furcht iſt nur eine Umbiegung des Abhängigkeitsgefühls; und wie das Chriſtenthum ſelbſt geſteht, daß nur die völlige Liebe die Furcht austreibt (1 Joh. 4, 18.,) d. h., daß die unvollkomne Liebe noch nie ganz frei iſt von Furcht: ſo iſt eben ſo leicht einzuſehen, daß auch jene Furcht nicht ganz getrennt ſein kann von den erſten Regungen der Liebe. Auch möchte nicht nachzuweiſen ſein, was für eine andere und worauf ihrer inneren Wahrheit nach gehende Richtung in der menſchlichen Seele dieſe wäre, welche die Idololatrie erzeugt, und welche verloren ginge, wenn die Religion an ihre Stelle tritt; ſondern die genauere Zerlegung würde wohl immer wieder darauf zurückkommen, auch für dieſe niederen Potenzen dieſelbe Wurzel anzuerkennen. — Eben ſo wenig kann auf der andern Seite zugegeben werden, daß der Pantheismus als et-

was beſonderes in unſere Betrachtung gehöre, weder als eine eigene Stuffe noch als eine eigene Art. Denn zuerſt läßt ſich ein polytheiſtiſcher Pantheismus eben ſo gut denken als ein monotheiſtiſcher. Denn das Ganze, ſofern es Gott ſein ſoll, kann als Eines oder als Vieles angeſehen werden, und das Platoniſche Syſtem der gewordenen Götter, für ſich betrachtet, ſtellt einen ſolchen polytheiſtiſchen Pantheismus in der That dar, indem jene Gottheiten den Weltkörpern nicht vorſtehen wie die Engel bei manchen Kirchenvätern, ſondern mit ihnen eins und daſſelbe ſind. Dann aber muß auch, den Pantheismus einheitsmäßig gedacht und an der gewöhnlichen Formel ἓν καὶ πᾶν feſtgehalten, zugegeben werden, daß die Frömmigkeit eines Pantheiſten völlig dieſelbe ſein kann, wie die eines Monotheiſten, und daß die Verſchiedenheit des Pantheismus von der allgemein verbreiteten Vorſtellung ganz auf dem ſpekulativen Gebiet liegt. Sofern der Pantheismus nur wirklich ein Theismus iſt, ſind in ihm ebenfalls, wie im Monotheismus, Gott und Welt zuſammengehörig und zugleich im Gedanken wie im Gefühl geſchieden. Der Unterſchied aber zwiſchen einem außer oder überweltlichen Gott und einem innerweltlichen iſt wunderlich, weil der Gegenſaz von innerhalb und außerhalb etwas auf Gott unanwendbar iſt, und die Aufſtellung deſſelben immer die göttliche Allgegenwart gefährdet. Die Verſchiedenheit beider Vorſtellungsarten iſt alſo nur in dem Grade oder der Art des Auseinanderhaltens beider zuſammengehörigen Gedanken, und dieſe Verſchiedenheit iſt nicht in dem höheren Selbſtbewußtſein ſelbſt, ſondern nur eine verſchiedene Methode der höheren Betrachtung. Sofern nun von einem rein ſpekulativen oder dialektiſchen Intereſſe die Rede wäre, könnte man nach ihren eigenthümlichen Vorzügen und Mängeln fragen; hier aber nicht. Auch iſt niemals eine eigne kirchliche Gemeinſchaft auf dem Grund des Pantheismus entſtanden, ja der Name ſelbſt iſt nicht ein ſolcher, den ſich Einzelne oder Schulen und Partheien ſelbſt gegeben, ſondern er iſt nur als Nek- oder Schimpfnamen eingeſchlichen. Daher die näheren Auseinanderſezungen über dieſe Modifikationen des Theismus nicht hieher gehören.

16.

Als verſchiedenartig entfernen ſich am meiſten von einander diejenigen Geſtaltungen der Frömmigkeit, bei denen in Bezug auf die frommen Erregungen das natürliche in den menſchlichen Zuſtänden dem ſittlichen untergeordnet wird, und diejenigen, bei denen umgekehrt das ſittliche darin dem natürlichen untergeordnet wird.

Anm. a. Wir können nur ſagen, daß ſie ſich als verſchiedenartig von einander entfernen, und nicht, daß ſie die am meiſten entgegengeſezten Arten ſind, wegen deſſen was §. 14. 2. bemerkt iſt.

b. Der Gegenſaz zwiſchen dem natürlichen in den menſchlichen Zuſtänden und dem ſittlichen darin iſt hier ſo gefaßt, daß unter dem natürlichen verſtanden wird das leidentliche Bewegtſein des Menſchen als eines Theiles der Natur von den Einwirkungen alles deſſen, womit er in Wechſelwirkung ſteht, oder das ohne Bezug auf den Willen bewegte Selbſtbewußtſein; unter dem ſittlichen dagegen das bewegte Selbſtbewußtſein des Menſchen als einer eigenthümlichen, dem ganzen Gebiet der Wechſelwirkung ſelbſtthätig gegenübertretenden, geiſtigen Kraft, oder das in Bezug auf die Geſammtaufgabe der menſchlichen Thätigkeit bewegte Selbſtbewußtſein.

c. Die erſte Art des Bewegtſeins iſt aber in Bezug auf die fromme Erregung der andern untergeordnet, wenn das leideutliche Bewegtſein nur in Bezug auf die Geſammtaufgabe der Thätigkeit eine fromme Erregung hervorruft; die andere Art aber iſt der erſten untergeordnet, wenn das Selbſtbewußtſein des Menſchen als eines ſelbſtthätigen ſich nur auf ſein leidentliches Verhältniß zum Geſammtgebiet der Wechſelwirkung bezogen zur frommen Erregung ſteigert.

1) Das Abhängigkeitsgefühl an ſich betrachtet iſt ganz einfach, und auch der Begriff deſſelben bietet keinen Grund zur Verſchiedenartigkeit dar. Da aber die fromme Erregung immer nur in der Vereinigung jenes Gefühls mit einem ſinnlichen ein wirkliches Selbſtbewußtſein iſt, und das ſinnliche als ein unendlich mannigfaltiges angeſehen werden muß: ſo bietet uns dieſes den Grund dar zu der Verſchiedenartigkeit, in welche ſich die frommen Erregungen geſtalten. Wenn freilich mit jedem ſinnlichen Selbſtbewußtſein jenes Abhängigkeitsgefühl ſich einigen kann: ſo muß es auch an ſich betrachtet allen Aeußerungen deſſelben gleich verwandt ſein; aber demohnerachtet läßt ſich denken, daß ſich in einzelnen Menſchen ſowol als in großen Maſſen hier eine verſchiedene Verwandtſchaft bildet. Ja es läßt ſich eine größere Verſchiedenheit nicht denken, als wenn in Einigen eine gewiſſe Art des ſinnlichen Selbſtbewußtſeins ſich leicht und ſicher zur frommen Erregung geſtaltet, eine andere aber jener entgegengeſezte ſchwer oder gar nicht, und wenn ſich bei Andern eben dieſes umgekehrt verhielte; und es kommt nur darauf an, in dem Gebiet des ſinnlichen Selbſtbewußtſeins ſolche Gegenſäze zu finden, und dann zu verſuchen, ob ſich der Einfluß derſelben in den von einander abweichenden frommen Gemeinſchaften wirkſam und beſtimmend zeigt.

2) Der hier aufgefaßte Gegenſaz iſt nicht hergenommen aus den verſchiedenen Einwirkungen, durch welche unſer Selbſtbewußtſein in dem einen Augenblik

ſo in dem andern anders beſtimmt wird. Man hätte zwar auch dieſe theilen können in leibliche und geiſtige, in ſolche, die mehr von den Menſchen ausgehn, und in ſolche, die mehr von der äußeren Natur. Allein, wenn gleich einzelne Menſchen leichter durch die äußere Natur fromm erregt werden, und andere leichter durch geſellige Verhältniſſe und aus dieſen entſtandene Stimmungen: ſo läßt ſich doch der Unterſchied der einzelnen frommen Gemeinſchaften hieraus nicht erklären, indem jede von ihnen alle dieſe Verſchiedenheiten in ſich faßt, und keine von ihnen die eine oder die andere Art der Erregung aus ihrem Umfange ausſchließt oder auch nur bedeutend die eine hinter die andere zurükſtellt. Daher ſchien es zwekmäßig einen Gegenſaz zur Anwendung zu bringen, welcher unmittelbar in den innerſten Verhältniſſen des Selbſtbewußtſeins gegründet iſt. Wie nämlich das ganze Leben ein Ineinanderſein und Auseinanderfolgen von Thun und Leiden iſt, ſo iſt ſich auch der Menſch ſeiner ſelbſt bewußt bald mehr als leidend bald mehr als thätig, und man kann ſich auch in großen Maſſen als gemeinſame Conſtitution denken, daß hier die eine Form des Selbſtbewußtſeins ſich leichter zur frommen Erregung ſteigert, wogegen die andere mehr auf der ſinnlichen Stuffe zurükbleibt, und dort es ſich umgekehrt verhält. Allein auch dies bliebe doch nur ein fließender Unterſchied, nicht geſchikt, zwiſchen den verſchiedenen Geſtaltungen der Frömmigkeit eine große und im Ganzen leicht kenntliche Abtheilung zu machen, wenn ſich nicht der bloße Unterſchied in eine ſolche Unterordung, wie oben angedeutet iſt, verwandelte. Dieſe iſt am ſtärkſten ausgeprägt, wenn auf der einen Seite alle leidentlichen Zuſtände, ſeien ſie nun veranlaßt durch die äußere

Natur oder durch die geſelligen Verhältniſſe, und angenehm oder unangenehm, nur das Abhängigkeitsgefühl von Gott auf eine beſtimmte Weiſe erregen, ſofern ſie in Rükwirkung übergehn, und wir uns bewußt werden, daß etwas und was zu thun ſei, eben weil wir uns in einem ſolchen Verhältniß zu der Geſammtheit des Seins befinden, wie in dem leidentlichen Zuſtand ausgedrükt iſt. Auf dieſe Weiſe ſind in der frommen Erregung die leidentlichen Zuſtände nur Veranlaſſung zum Bewußtſein beſtimmter Thätigkeit. In der Betrachtung dieſer frommen Erregungen müſſen alſo alle Verhältniſſe des Menſchen zur Welt nur erſcheinen als Mittel, um die Geſammtheit ſeiner thätigen Zuſtände hervorzurufen, und dies iſt die teleologiſche Anſicht oder das vorherrſchende Bewußtſein ſittlicher Zwekke als Grundform der frommen Gemüthszuſtände, in welcher ſich alſo die eine Richtung auf das beſtimmteſte vollendet. In jeder erhebenden frommen Erregung iſt ſich alſo alsdann der Menſch ſeiner ſelbſt als die ſittlichen Zwekke Gottes erfüllend bewußt; in jeder demüthigenden als in Erfüllung dieſer Zwekke innerlich gehemmt. Die entgegengeſezte Richtung aber zeigt ſich darin am ſtärkſten, wenn das Selbſtbewußtſein eines thätigen Zuſtandes ſich nur dann mit dem Abhängigkeitsgefühl einigt, wenn der Zuſtand ſelbſt erſcheint als ein Erfolg der Verhältniſſe, welche zwiſchen dem Menſchen und allem übrigen Sein geordnet ſind. Nun aber iſt jeder beſtimmte thätige Zuſtand nur ein anderer Ausdruk von dem in dem Menſchen ſelbſt beſtehenden Verhältniß ſeiner verſchiedenen Verrichtungen und Thätigkeitszweige, und alſo wird in jeder frommen Erregung dieſes Verhältniß ſelbſt als das Ergebniß der von Gott geordneten

Einwirkungen aller Dinge auf den Menſchen geſezt, in den erhebenden als Zuſammenſtimmung alſo als Schönheit der Seele, in den unangenehmen oder demüthigenden als Mißſtimmung oder Häßlichkeit. Dieſe Betrachtungsweiſe aber, alles Einzelne anzuſehen als beſtimmt durch das Ganze, und jedes danach zu ſchäzen, wie es durch dieſes Beſtimmtſein entweder als Einheit gefördert iſt, oder in ſtreitende Vielheit zerfällt, iſt die äſthetiſche Anſicht als Grundform aller frommen Erregungen, in welcher ſich alſo die andere Richtung auf das beſtimmteſte vollendet. In beiden iſt natürlich jedes fromme Mitgefühl grade ſo anzuſehen wie das perſönliche, weil jenes nur eine Erweiterung des Selbſtbewußtſeins iſt, ſo wie dieſes eine Zuſammenziehung.

3) Wenn man nun fragt, ob ſich wirklich die geſchichtlich vorkommenden Glaubensweiſen vorzüglich nach dieſem Gegenſaz unterſcheiden, daß bei den einen alles leidentliche in den frommen Augenblikken in das thätige aufgenommen wird, bei den andern aber umgekehrt das thätige in das leidentliche: ſo iſt zwar dieſer Unterſchied nicht überall gleich ſtark wahrzunehmen, und ihn im einzelnen nachzuweiſen wäre auch nur das Geſchäft einer allgemeinen kritiſchen Religionsgeſchichte. Hier kommt es nur darauf an, ob ſich die Eintheilung ſoweit bewährt, daß, indem wir den Ort des Chriſtenthums in derſelben aufſuchen, ſie uns ein Mittelglied werden kann, um hernach das eigenthümliche Weſen deſſelben zu finden. Nun iſt offenbar z. B., daß in der helleniſchen Vielgötterei die teleologiſche Richtung ganz zurüktritt, indem die Idee von einer Geſammtheit ſittlicher Zwekke nirgend in ihren eigentlich religiöſen Symbolen und Myſterien eine

bedeutende Stelle einnimmt, wogegen die äſthetiſche Anſicht auf das beſtimmteſte vorherrſcht, indem auch die Götter vorzüglich verſchiedene Verhältniſſe in den Richtungen der menſchlichen Seele, und alſo eine eigenthümliche Art innerer Schönheit, darzuſtellen beſtimmt ſind. Das Chriſtenthum hingegen unterſcheidet ſich von jener Form nicht nur durch ſeinen Monotheismus, ſondern auch dadurch, daß in ihm die Idee von einem Reiche Gottes, d. h. von einer Geſammtheit ſittlicher Zwekke durchaus vorherrſcht, dagegen aber die von einer Schönheit der Seele, welche als Ergebniß aller Natur- und Welteinwirkungen anzuſchauen wäre, ihm ſo fremd iſt, daß ſie erſt einzeln vorkommt, wo Helleniſche Weisheit anfängt in das Chriſtenthum übergetragen zu werden, und niemals in das Syſtem gemeingeltender Ausdrükke für die chriſtliche Frömmigkeit iſt aufgenommen worden. Jene im Chriſtenthum ſo bedeutende und alles unter ſich befaſſende Idee eines Reiches Gottes iſt aber nur der allgemeine Ausdruk davon, daß im Chriſtenthum aller Schmerz und alle Freude nur in dem Maaße fromm ſind, als ſie auf die Thätigkeit des Menſchen in dieſem Reiche Gottes bezogen werden, und daß jede fromme Erregung, die von einem leidentlichen Zuſtand ausgeht, in ein Bewußtſein thätiger Beſtimmung endet.

Indeſſen können wir auch dies weder für das ſchlechthin gemeinſame der höchſten Stuffe halten, noch für den ganz eigenthümlichen Charakter des Chriſtenthums. Denn der auch monotheiſtiſche Islamismus zeigt gar nicht dieſelbe Unterordnung des leidentlichen unter das Thätige; ſondern dieſe Geſtaltung der Frömmigkeit kommt in dem Bewußtſein nothwendiger göttlicher Schikkungen gänzlich zur Ruhe, und das ſelbſtthätige Bewußtſein des Menſchen ſteigert ſich nur zum frommen Gefühl, ſofern ſeine Beſtimmtheit als in jener Schikkung beruhend gefühlt wird. Das Judenthum hingegen ſteht mehr auf der Seite des Chriſtenthums, wenn es gleich mehr unter der Form von Strafe und Belohnung, als unter der von Aufforderungen und Bildungsmitteln die leidentlichen Zuſtände auf die thätigen bezieht. Es ſcheint daher allerdings, daß durch dieſen in den innerſten Verhältniſſen des Selbſtbewußtſeins begründeten Gegenſaz auch den geſchichtlich verſchiedenen Geſtalten der Frömmigkeit entgegengeſezte Oerter angewieſen ſind, und alſo die Auffindung des Eigenthümlichen einer jeden vorbereitet wird.

17.

Das Eigenthümliche einer Geſtaltung gemeinſchaftlicher Frömmigkeit iſt zu entnehmen theils aus dem eignen geſchichtlichen Anfangspunkte, theils aus einer eigenthümlichen Abänderung alles deſſen, was in jeder ausgebildeten Geſtaltung derſelben Art und Abſtufung vorkommt.

1) Soll ein allgemeiner Kanon zur Auffindung des Eigenthümlichen geſtellt werden: ſo iſt er nicht wol anders als ſo zu faſſen. Der eigne geſchichtliche Anfang, mit welchem alles, was einer frommen Gemeinſchaft angehören ſoll, in ſtetigem Zuſammenhang ſtehen muß, giebt ihr ihre äußere Einheit. Wollte man eine ſolche abläugnen, ſo müßte man auch die Möglichkeit zugeben, daß jüdiſche, mohamedaniſche, chriſtliche Gemeinden durch zufällige Entwiklung deſſelben Charakters der Frömmigkeit irgendwo entſtehn könnten,

ohne allen geſchichtlichen Zuſammenhang mit dem von Moſes, Chriſtus und Mohamed ausgegangenen Impuls; und dieſe Möglichkeit wird niemand zugeben. Allerdings aber iſt dieſer geſchichtliche Anfang bei Gemeinſchaften auf den untergeordneten Stuffen nicht ſo beſtimmt nachzuweiſen, nicht nur, weil er oft, wie auch die vormoſaiſche monotheiſtiſche Verehrung des Jehovah, in die vorgeſchichtliche Zeit zurükfällt, ſondern auch, weil manche dieſer Formen, wie die helleniſche und noch mehr die römiſche Vielgötterei, ein aus mancherlei ſehr verſchiedenen Anfangspunkten allmählig zuſammengewebtes oder geſchmolzenes Ganze darſtellen. Allein ſolche Fälle thun dieſem Punkt des aufgeſtellten Kanons keinen Abbruch, ſondern beſtätigen ihn vielmehr. Denn je weniger die äußere Einheit nachgewieſen werden kann, um deſto unbeſtimmter iſt auch die innere; und es ſcheint nur hervorzugehn, daß, wie in der Natur auf den untergeordneten Lebensſtuffen die Gattungen unbeſtimmter gehalten ſind, eben ſo auch auf dieſem Gebiet die gleichmäßig vollendete äußere und innere Einheit nur der höheren Entwiklung angehört, und daß alſo in der vollkommenſten Geſtaltung am innigſten die innere Eigenthümlichkeit mit dem verbunden ſein müſſe, was die geſchichtliche Einheit begründet.

2) Daß aber zu jenem Beſtimmungsgrund der äußeren Einheit es auch eines für die innere bedarf, wird wol niemand läugnen. Denn ſonſt müßte man annehmen, daß die verſchiedenen frommen Gemeinſchaften weſentlich nur durch Zeit und Raum geſchieden wären, alle anderen Unterſchiede aber nur zufällig, ſo daß ſie, wenn ſie in Zeit und Raum allmählig annäherten, auch am Ende alle in Eins zuſammenfließen

müßten; welchem theils ſchon die Erfahrung widerſpricht, theils auch wird, ohne ſich des Bewußtſeins, mit dem er ſelbſt einer ſolchen Gemeinſchaft anhängt, zu entäußern, niemand behaupten wollen, daß jemand durch bloß geſchichtliche Anknüpfung aus der einen frommen Gemeinſchaft in die andere, ohne eine innerliche Veränderung wirklich übergehe. Aber daß dieſer Beſtimmungsgrund der innern Einheit grade der aufgeſtellte ſei, bedarf einiger Erörterung. Eine ſehr gewöhnliche Anſicht nämlich iſt die, es gebe in allen frommen Gemeinſchaften, wenigſtens denen derſelben Stuffe, etwas, das ihnen allen gemein ſei, wie z. B. in den monotheiſtiſchen der Glaube an Einen Gott, daß aber zu dieſem in jeder einzelnen noch etwas beſonderes von den übrigen Beſtandtheilen der andern verſchiedenes hinzukomme. Allein dies iſt eines Theils mit den bereits feſtgeſtellten Grundſäzen nicht verträglich. Denn da jede fromme Gemeinſchaft dahin ſtrebt, daß das fromme Grundgefühl der Abhängigkeit ſich mit allen Erregungen des ſinnlichen Selbſtbewußtſeins einigen ſoll, und dieſe überall alle vorkommen können: ſo müßten, wenn einmal einige frommen Erregungen dieſelben ſind, auch alle dieſelbigen ſein, außer ſofern entweder die ſinnlichen Erregungen, mit denen ſie ſich verbinden, nicht dieſelben wären — dann aber beträfe der Unterſchied nicht die Frömmigkeit — oder es müßten nur hier einige ſinnliche Erregungen theils überhaupt noch nicht vorgekommen ſein, theils das fromme Gefühl noch nicht in Bewegung ſezen; allein erſteres beträfe auch nicht die Frömmigkeit ſelbſt, und lezteres deutete weniger auf eine Verſchiedenartigkeit derſelben, als nur auf einen verſchiedenen Grad der Ausbildung derſelben, ſo daß nur überall das fehlende nachgeholt zu werden brauchte, um alle noch ſo verſchiedenen Geſtalten der Frömmigkeit in eine einzige zu verſammeln. Aber, auch wenn wir es an einzelnen Beiſpielen betrachten, muß ſich doch zeigen, daß nur ſcheinbar aber nicht in der That einiges daſſelbe iſt. Denn vorausgeſezt, daß nichts in der Lehre ſein kann, was nicht im frommen Gefühl geweſen iſt: ſo muß wol das Bewußtſein von Gott überhaupt ein anderes ſein, wenn die Sendung des Sohnes und die Ausgießung des Geiſtes als etwas weſentliches und ausgezeichnetes gefühlt, oder wenn beides geläugnet oder als etwas untergeordnetes überſehen wird. Und eben ſo zeigt ſich nur ſcheinbar, daß in der einen Lehre etwas ſei, was in der andern nicht iſt. Denn was könnte wol in dem Chriſtenthum beſonders hinzugekommenes ſein, wenn es nicht die Menſchwerdung des Wortes iſt, und die Dreieinigkeit überhaupt mit dem was an beiden hängt? dennoch hat man nicht vergeblich verſucht, die Dreieinigkeit auch außer dem Chriſtenthum nachzuweiſen, und göttliche Menſchwerdung kommt vielfältig auch anderwärts vor. Iſt es nun gewiß, daß nichts in verſchiedenen frommen Gemeinſchaften völlig daſſelbe iſt, und daß auch nichts, was in der einen ſich befindet, in der andern nothwendig gänzlich fehlt: ſo bleibt, wenn doch eine innere Verſchiedenheit ſein ſoll, nichts übrig, als daß alles in jeder anders ſei.

3) Dies iſt aber die Art wie überall ein eigenthümlich Einzelnes von einem andern deſſelben Weſens verſchieden iſt. Denn jeder Menſch hat alles das, was der andere, aber alles anders, und alle Aehnlichkeit im Einzelnen iſt keine Gleichheit, ſondern nur eine abnehmende und höchſtens beziehungsweiſe verſchwindende Verſchiedenheit. So hat auch jede Art daſſelbe, wie

jede andere ihrer Gattung, und nichts kommt eigentlich hinzu, was nicht zufällig wäre, oder richtig angeſehen, doch nur eine Abänderung. Nun iſt freilich das Auffinden dieſes durchgehend unterſcheidenden eines eigenthümlichen Daſeins eine Aufgabe, welche in Worten und Säzen nie vollſtändig, ſondern immer nur durch Annäherung kann gelöſt werden. Daher in ſolchem Falle Naturforſcher und Geſchichtſchreiber nur gewiſſe Merkmale als Kennzeichen herausheben, welche aber keinesweges alles unterſcheidende und charakteriſtiſche ausdrükken; und damit wird ſich der Religionsbeſchreiber auch in einzelnen Fällen begnügen müſſen. Soll indeß verſuchsweiſe, damit man im Einzelnen nicht ganz fehlgreife, etwas allgemeines angegeben werden, wodurch dann die einzelnen frommen Erregungen in einer Religion ſich von den analogen in einer andern frommen Gemeinſchaft derſelben Stuffe unterſcheiden: ſo würde wol nur zu ſagen ſein, daß in jeder eigenthümlichen Glaubensweiſe irgend eine Beziehung, aber in jeder andern eine andere, eine ſolche überwiegende Stellung habe, daß alle anderen dieſer untergeordnet ſind, und ſie allen ihre Farbe und ihren Ton mittheilt [S. Ueb. d. Rel. 2. Ausg. S. 207 — 213.] Wenn hiedurch ſcheint nur eine verſchiedene Regel der Verknüpfung frommer Momente ausgedrükt zu ſein, und nicht eine Verſchiedenheit der Form eines jeden an und für ſich: ſo iſt nur zu bemerken, daß jeder Moment des Selbſtbewußtſeins ſchon an und für ſich als Uebergang aus Vergangenheit in Zukunft auch Verknüpfung iſt, und alſo unter übrigens gleichen Umſtänden ein anderer werden wird, wenn eine andere Verknüpfungsweiſe herrſcht.

18.

Das Chriſtenthum iſt eine eigenthümliche Geſtaltung der Frömmigkeit in ihrer teleologiſchen Richtung, welche Geſtaltung ſich dadurch von allen andern unterſcheidet, daß alles einzelne in ihr bezogen wird, auf das Bewußtſein der Erlöſung durch die Perſon Jeſu von Nazareth.

Anm. Die Perſon Jeſu bildet den eignen geſchichtlichen Anfangspunkt. Das Bezogenwerden aller religiöſen Erregungen auf die Erlöſung iſt das, was allem chriſtlichen ſeine eigenthümliche Farbe und Ton giebt, welche daher auch nur in dem Maaß erkennbar ſind, als dieſe Beziehung ins Licht tritt. Daß endlich die Erlöſung ſelbſt in die Perſon Jeſu geſezt wird, iſt das vollſtändige Band zwiſchen der innern und äußern abſchließenden Einheit des Chriſtenthums. [S. §. 17. 2.]

1) Daß das Chriſtenthum ganz von der Perſon Jeſu ausgeht und überall hin, wo es ſich findet, durch die Schüler ſeiner Schüler in ununterbrochener Folge iſt verbreitet worden, darin beſteht ſeine äußere Einheit oder ſeine Einheit als Schule; und dieſes Zurükgehn auf einen einzelnen Stifter hat es mit den beiden anderen großen monotheiſtiſchen Formen gemein. Allein wenn es ſich von dieſen beiden innerlich unterſcheiden ſoll durch eine eigenthümliche Beſchaffenheit der von dem Stifter ausgegangenen frommen Erregungen: ſo laſſen ſich dieſe im Chriſtenthum nicht ſo von der Perſon Chriſti trennen, als die jüdiſchen und türkiſchen von der des Mohamed und Moſes. Denn viel leichter werden die Anhänger dieſer Glaubensweiſen zugeben, Gott hätte Geſez und Lehre auch durch einen anderen mittheilen, und auch durch einen anderen das Volk urſprünglich zuſammenfaſſen und bilden können,

nen, als der Chriſt zugeben wird, das Chriſtenthum könne auch von einem andern ausgegangen ſein. Vielmehr iſt offenbar, daß Chriſto in der Entſtehung und Erhaltung des Chriſtenthums noch eine andere Thätigkeit zugeſchrieben wird als diejenige, welche er mit jenen beiden gemein hat, und welche wir vorläufig als das Stiften einer beſonderen Gemeinſchaft bezeichnen wollen, und daß dieſe eigenthümliche, mit der Erlöſung zuſammenhängend, weſentlich dem angehört, was das Chriſtenthum innerlich unterſcheidet, indem nämlich Chriſtus in der Geſammtheit ſeiner Thätigkeit als die vollendete Erlöſung geſezt wird. Allerdings iſt dieſe eigenthümliche Thätigkeit Chriſti in der chriſtlichen Kirche ſehr verſchieden beſchrieben worden, und ſie wird von einigen mehr hervorgehoben, Andere laſſen ſie mehr zurüktreten; dieſer Unterſchied thut aber der Behauptung keinen Eintrag. Nur ſofern als in ſpäteren Zeiten Einzelne erſcheinen, oder kleine Partheien, welche dem Chriſtenthum angehören wollen und eine ſolche beſondere Thätigkeit Chriſti ganz läugnen: ſo ſcheint als ob durch die obige Behauptung obwaltende Streitigkeiten im voraus entſchieden, und Einige als außerhalb des Chriſtenthums erklärt werden ſollten, ehe man noch darüber einig geworden, was das Chriſtenthum ſei. Hierauf aber iſt zu erwidern, daß diejenigen, welche Chriſtum nur auf dieſelbe Weiſe wie Moſes und Mohamed als Stifter einer neuen Gemeinſchaft und Glaubensweiſe anſehn, allerdings zugleich diejenigen zu ſein pflegen, welche die Eigenthümlichkeit des Chriſtenthums überhaupt aufheben. Denn ſie pflegen den ganzen Werth deſſelben in die Lehre zu ſezen; und geſezt auch ſie laſſen uns, was die perſönliche Vollkommenheit Chriſti betrifft, alles gelten, was nur übermenſchliches von ihm ausgeſagt werden kann, ſo folgt eigentlich daraus für das Chriſtenthum nur, daß auch deſſen Lehre ſchlechthin vollkommen iſt; aber eben daraus würde auch folgen, daß jene andern Glaubensweiſen auch vorzüglich als Lehre zu betrachten ſind, und daß daher beide, namentlich aber, nachdem es ſeine bürgerlichen Anſprüche aufgegeben, das Judenthum durch innere Vervollkomnung und Abſchaffung alles Aberglaubens und aller Vorurtheile ſich zu der abſoluten Vollkommenheit des Chriſtenthums ſteigern müßten, und dann um ſo mehr nur der äußere Unterſchied der Schule übrig bliebe, als dieſe Glaubensweiſen keinesweges an beſtimmte Sprachen und Volksthümlichkeiten gebunden ſind. Daher ſcheint allerdings die völlige Gleichſtellung der Thätigkeit Chriſti mit der anderer Religionsſtifter nicht verglichen werden zu können mit anderen innerhalb des Chriſtenthums vorkommenden Abweichungen; und wenn Einige, die dennoch Chriſten ſind und heißen, jede eigene Erlöſungsthätigkeit Chriſti läugnen, ſo könnte uns dies nicht einmal hindern, kategoriſch zu behaupten, daß dennoch dies der Mittelpunkt alles eigenthümlich chriſtlichen ſei, viel weniger noch dürfen wir Bedenken tragen zu ſagen, daß, wer jede ſpecielle Funktion Chriſti aufhebt, auch dem Chriſtenthum nichts eigenthümliches zuſchreiben will, ſondern es nur als einen Durchgangspunkt anſieht, womit auch die Vorſtellung von einer Perfectibilität des Chriſtenthums genau zuſammenhängt. Demohnerachtet aber erkennen wir uns durchaus nicht befugt irgend einem Einzelnen, der ſich zu jener Meinung bekennt, die Chriſtlichkeit abzuſprechen, vielweniger noch ihn außer der Kirche zu erklären. Denn jeder ſolche kann, was die Folgerung betrifft, in einem Mißverſtändniß begriffen ſein, und die Eigenthümlichkeit, die er der chriſtlichen Frömmigkeit nicht zugeſtehen will, doch in ſeinem Gemüth tragen: ſo wie Manche in ihrer Lehre auch einzelnen Staaten keine eigenthümliche Verſchiedenheit einräumen wollen, in der Ausübung jedoch die größte Vorliebe verrathen für die Eigenthümlichkeit deſſen, dem ſie angehören. Was aber die Vorausſezung betrifft, ſo hat man nie Urſach anzunehmen, daß ſie unbedingt gegen jede Vorſtellung einer eigenthümlichen Chriſtum von andern Religionsſtiftern unterſcheidenden Thätigkeit gerichtet iſt, ſondern vielmehr nur gegen eine oder mehrere herrſchende nähere Beſtimmungen derſelben, und daß es nur der Eifer des Streites iſt, der die Verneinung zu ſtark ausdrükt, ohne die damit verbundenen Folgerungen aufnehmen zu wollen.

2) Um nun auf etwas beſtimmteres zu kommen über die innere Einheit des Chriſtenthums, müſſen wir verſuchen, von einem andern Punkt aus das, was gemeinſam die frommen Gemüthszuſtände des Chriſten von anderen unterſcheidet, zu bezeichnen. Allein dies iſt dadurch äußerſt erſchwert, ja ohnmöglich gemacht, daß das Chriſtenthum ſelbſt ſo gar nicht einfach geſtaltet iſt. Es giebt keine Lehre deſſelben, welche nicht an verſchiedenen Orten und Zeiten mit den mannigfaltigſten Abweichungen vorkäme, und dieſe Mannigfaltigkeit der Lehre deutet auf eine eben ſo große Mannigfaltigkeit in den frommen Gemüthszuſtänden ſelbſt. Nimmt man nun hinzu, daß über nicht wenige dieſer Abweichungen unter den Chriſten ſelbſt geſtritten wird, ob ſie nicht, wenngleich innerhalb des Chriſtenthums erzeugt, doch ihrem Inhalt nach eigentlich unchriſtlich ſind, das heißt alſo, daß der Umfang des chriſtlichen ſelbſt nach verſchiedenen Seiten ſehr ſtreitig iſt: ſo

ſieht man wol, daß es nicht gleichgültig ſein kann, an welchem Ort dieſe Unterſuchung angeſtellt wird. Denn wenn wir von ſolchen mannigfaltigen Beſtimmungen deſſelben Gefühls und derſelben Lehre eine herausgreifen um an ihr das Weſen des chriſtlichen kennen zu lernen, die andern aber überſehen oder gar verwerfen: ſo würden wir die Streitigkeiten, die wir noch gar keinen Grund haben zu entſcheiden, im voraus als entſchieden annehmen; und würden nicht ohne Schein beſchuldigt werden partheiiſch zu ſein, da jede von dieſen beſonderen Beſtimmungen ihren Gegenſaz hat, und wir doch nicht anders könnten, als jeder nach ſeinem eignen Urtheil und Gefühl, die eine als urchriſtlich zum Grunde legen und ihr Gegentheil als unchriſtlich verwerfen. Hätten wir aber gar keine ſolche Vorliebe: ſo könnten wir eben ſo gut auch das wirklich unchriſtliche greifen ſtatt des chriſtlichen, und könnten durch einen ſolchen Irrweg unſer ganzes Unternehmen verderben. Hiezu kommt noch, daß offenbar auch darin ein Unterſchied ſtattfinden muß, daß das eigenthümliche des Chriſtenthums nicht in allen Elementen deſſelben gleich, ſondern in einigen ſtärker in anderen ſchwächer muß ausgeprägt ſein, wie wir das auch bei dem eigenthümlichen der Sprache und der Sitten bemerken. Je öfter wir nun auf ein ſolches ſchwach ausgeprägtes träfen, wenn wir z. B. in der Lehre von manchen göttlichen Eigenſchaften wollten das eigenthümlich chriſtliche aufſuchen, um deſto leichter könnten wir irre gehn; überhaupt aber müſſen auf dieſe Art nach der Verſchiedenheit der Unterſucher auch ſehr verſchiedene Ergebniſſe heraus kommen. Daher ſcheint es nothwendig zur Löſung der Aufgabe vorzüglich dasjenige herbeizuziehen, was mit dem geſchichtlichen Anfang, der Allen auf gleiche Weiſe vor Augen liegt, am unmittelbarſten zuſammenhängt, alſo da fortzufahren, wo wir abgebrochen haben, indem ſchon an ſich und im voraus wahrſcheinlich iſt, daß dasjenige, was dem Stifter des Chriſtenthums ausſchließlich zukommt, das Band der äußeren und inneren Einheit, nicht im unſichern Umkreiſe liege, ſondern vielmehr den Mittelpunkt treffe. Und ſo nehmen wir die Frage wieder auf, was für ein Verhältniß ſtatt finde zwiſchen dem Bewußtſein der angedeuteten eigenthümlichen Thätigkeit Chriſti und allem übrigen im Chriſtenthum.

3) Da nun die Chriſtum von andern Religionsſtiftern unterſcheidende Thätigkeit durch die allgemeine Stimme der chriſtlichen Kirche als die erlöſende bezeichnet wird: ſo müſſen wir zunächſt dieſe Vorſtellung einer Erlöſung in ihrem weiteſten Umfang ins Auge faſſen, um gewiß nicht eine vielleicht auch chriſtliche Beſtimmung derſelben auszuſchließen. Und ſo bedeutet wol Erlöſung ohnfehlbar, daß eine Hemmung des Lebens aufgehoben und ein beſſerer Zuſtand herbeigeführt werden ſoll, von welchem, ob er ſchon einmal da geweſen iſt, oder ob er als ein neuer angeſtrebt wird, vorläufig ganz unentſchieden bleiben kann. Wenn aber dieſes ſoll Ausdruk ſein eines frommen Gemüthszuſtandes, ſo kann zwar, wo die Naturanſicht vorherrſcht und alles auf das leidentliche Bewußtſein zurükgeführt wird, auch die Hemmung des ſinnlichen Lebens an ſich in dem höheren Abhängigkeitsgefühl aufgefaßt werden als das, wovon der Menſch einer Erlöſung bedarf; nur daß dieſe dann ganz der Vorſtellung des Geſchiks untergeordnet iſt, und kaum anders als im Schwanken gedacht werden kann. Wogegen in der teleologiſchen Richtung des Selbſtbewußt-

ſeins hiebei nicht die Rede ſein kann von einer Hemmung des ſinnlichen Lebens, denn dieſes wird nur in das höhere Selbſtbewußtſein aufgenommen in Verbinbindung mit ſeiner ſittlichen Verarbeitung und dieſe iſt bei einem gehemmten ſinnlichen Leben eben ſowol möglich als bei einem ganz freien. Sondern es giebt nur Eine Hemmung, welche im höheren Selbſtbewußtſein unmittelbar als ſolche anerkannt wird, nämlich wenn die Einigung des ſinnlichen Bewußtſeins ſelbſt mit dem frommen Abhängigkeitsgefühl gehemmt iſt. Wenn aber dieſe Hemmung eine gänzliche Unfähigkeit wäre: ſo könnte theils von keiner Erlöſung die Rede ſein, ſondern von einer Umſchaffung, theils auch könnte das nicht als eine Hemmung wirklich gefühlt werden, was außerhalb der Natur läge. Es kann daher jenem Gefühl nur zum Grunde liegen eine nicht vorhandene Leichtigkeit der Erhebung des ſinnlichen Selbſtbewußtſeins zum frommen. Wie indeß ein Mehr und Weniger ſich nur beſtimmt auffaſſen läßt unter der Form eines beziehungsweiſen Gegenſazes: ſo werden wir ſagen müſſen, die Vorſtellung der Erlöſung ſeze voraus, daß zwiſchen dem Fürſichgeſeztſein des Menſchen — im ſinnlichen Selbſtbewußtſein — und dem Mitgeſeztſein des Bewußtſeins Gottes in ihm — in ſeinem frommen Selbſtbewußtſein — ein beziehungsweiſer Gegenſaz ſtattfinde; und die Aufhebung dieſes Gegenſazes ſei eben die Erlöſung. In dieſer Bedeutung nun finden wir auch die Vorſtellung der Erlöſung überall; das Bedürfniß derſelben pflegt als Entfernung des Menſchen von Gott bezeichnet zu werden, und alle Büßungen, Reinigungen und Weihungen ſind überall Elemente der Erlöſung. Fragen wir nun weiter, wie denn dieſe Vorſtellung könne verſchieden beſtimmt ſein, und was die chriſtliche Beſtimmung derſelben unterſcheide: ſo iſt offenbar, daß im Chriſtenthum alles zur Erlöſung gehörige auf eine Thätigkeit Chriſti zurükgeführt wird, in anderen frommen Gemeinſchaften aber, deren Stifter nicht unmittelbar und perſönlich eine erlöſende Thätigkeit zugeſchrieben wird, muß die Erlöſung irgendwie auf ein mannigfaltiges von Einwirkungen zurükgeführt werden. Das heißt zunächſt, ſie hat nur in verſchiedenem Grade ihren Grund in Allen, welche derſelben frommen Gemeinſchaft angehören, für Alle. Denn da jener Gegenſaz nur ein beziehungsweiſer iſt in jedem: ſo iſt er natürlich auch nicht in Allen gleich geſezt ſondern verſchieden, und jeder, in dem er geringer iſt, wird auf jeden, in dem er größer iſt, durch Mittheilung erlöſend einwirken können, aber nur theilweiſe, weil nämlich in jedem ſelbſt die Hemmung geſezt iſt. Je größer nun der Unterſchied iſt zwiſchen dem mindeſt und dem meiſtgehemmten, um deſto mehr wird dieſer erlöſt durch jenen; da aber je mehr der Unterſchied eben hiedurch abgenommen hat, um deſto geringer auch die Ausgleichung wird: ſo wird durch die annähernde Gleichheit Aller die Erlöſung ſelbſt gehemmt, und der Gegenſaz zwar abgeſtumpft aber nicht aufgehoben. Wenn nun die andern monotheiſtiſchen Religionen, mögen ſie auch den Begriff der Erlöſung nicht ſo hervorheben wie das Chriſtenthum, doch jenen Gegenſaz nicht abläugnen, und daher auch in den Stiftern ihrer Gemeinſchaft als den gottgefälligſten auch die größte erlöſende Thätigkeit anerkennen müſſen, wie denn dieſe ihnen, wiewol nicht aus eigner Kraft und im ſchlichten Zuſammenhang ihres eignen Lebens, ſondern vermittelſt beſonderer ihnen gewordener göttlicher Offenbarungen, die Büßungen und Reinigungen geordnet, und die erlöſenden Einwirkungen aller Mitglieder ihrer Gemeinſchaft von dieſen Anordnungen der Stifter herſtammen: ſo kann auch ſeinerſeits das Chriſtenthum, wenngleich alle Erlöſung auf Chriſtum als ihren Urſprung zurückführend, doch auch der untergeordneten von Chriſto abgeleiteten erlöſenden Einwirkungen jedes Einzelnen auf die Andern nicht entbehren. Daher würde das auszeichnende, was in dieſer Hinſicht Chriſto zugeſchrieben wird, wieder verſchwinden, wenn es nicht darin beſtände, daß in ihm ſelbſt keine Hemmung geſezt, und wie er ſelbſt als der einzige anerkannt wird, der keiner Erlöſung bedarf, ſo auch eben deßhalb eine völlige Aufhebung jenes Gegenſazes, wie nur in ihm ſo auch nur durch ihn, gedacht werden kann. Worin ſchon mit eingeſchloſſen liegt, daß alle andern frommen Gemeinſchaften, denen die Unvollkommenheit der Erlöſung weſentlich iſt, ſelbſt als zu der Hemmung gehörig, welche durch ihn aufgehoben werden ſoll, erſcheinen. Hieraus geht denn hervor, wie die Vorſtellung, das Chriſtenthum ſei die vollkommenſte fromme Gemeinſchaft und diejenige, in welche alle anderen übergehen ſollen, mit der aufgeſtellten Anſicht nothwendig zuſammenhängt. Wenngleich auch ſo die Vollendung der Erlöſung, weil bedingt durch die Einwirkungen der Geſammtheit auf die Einzelnen, nur in einer unendlichen Annäherung erſcheinen kann.

4) Soll nun aber in Chriſto als dem Gründer einer vollkomnen Erlöſung gar keine Hemmung ſtatt finden: ſo muß in ihm das Fürſichgeſeztſein oder das ſinnliche Selbſtbewußtſein und das Mitgeſeztſein Gottes oder das höhere Selbſtbewußtſein völlig daſſelbe ſein; denn wo noch Verſchiedenheit iſt, da iſt auch noch

gegenſeitige Hemmung. Auf wie verſchiedene Weiſen nun dies beſtimmt werden kann, und wie die Schwierigkeiten, welche ſich dagegen erheben, zu beſeitigen ſind, davon kann erſt mitten in der eigentlichen Dogmatik gehandelt werden. Hier iſt nur feſtzuſtellen, daß wenn Chriſto eine eigenthümliche Thätigkeit zugeſchrieben wird, und dieſe nicht etwa ganz gegen das in der chriſtlichen Kirche allgemeine Gefühl eine andere als eine erlöſende ſein ſoll: alsdann Chriſtus in einer ſolchen ſchlechthin vollendeten Frömmigkeit muß gedacht werden. — Hiemit aber hängt auf das genaueſte zuſammen, daß, wenn die ſchwankende oder fortſchreitende Erlöſung in allen vom Zuſammenhang mit Chriſto abgeſonderten frommen Gemeinſchaften ſelbſt eine gehemmte iſt, und eben deshalb aus allen in das Chriſtenthum übergegangen werden ſoll, weil außer demſelben ſtreng genommen immer nur Erlöſungsbedürftigkeit geſezt iſt, dann das Erſcheinen Chriſti an ſich betrachtet ein Wendepunkt iſt für das ganze menſchliche Geſchlecht, d. h. ein Punkt, zu deſſen beiden Seiten ſich alles verhält wie entgegengeſezte Größen, und das Bekanntwerden des Chriſtenthumes ein Wendepunkt für jeden Theil des menſchlichen Geſchlechts, und eben ſo für jeden einzelnen Menſchen ſein Ergriffenwerden von den Einwirkungen Chriſti, mag man ſie nun mittelbar oder unmittelbar denken, der Wendepunkt ſeines Lebens iſt. Auch findet ſich dieſes überall in der chriſtlichen Sprache angedeutet in ſolchen urſprünglichen Formeln, welche noch wenig vom Syſtem an ſich haben und alſo nicht aus dem wiſſenſchaftlichen Bedürfniß entſtanden, ſondern unmittelbare Ausdrükke der frommen Erregung ſind, wie der Gegenſaz zwiſchen Welt und Reich Gottes, zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen fleiſchlicher und geiſtlicher Geburt, wogegen in andern Glaubensweiſen, welche — nur mit einem Unterſchied des mehr und minder — Fähigkeit zu erlöſen und Bedürfniß erlöſt zu werden auf jedem Punkte vereinigen, dieſe Gegenſäze wenig oder gar keine Bedeutung haben. Eben daher iſt aber auch natürlich, daß in andern frommen Gemeinſchaften die Vorſtellung der Erlöſung ſelbſt als eine unwichtige Form in den Hintergrund zurüktritt; wogegen eben ſo natürlich iſt, daß im Chriſtenthum alles auf die Erlöſung bezogen wird, und jedes einzelne nur in dem Maaß bedeutend iſt, als es ſich dieſer Beziehung fähig zeigt. Und auch dieſes beſtätigt die Sache ſelbſt deutlich genug, indem jedes erhebende fromme Gefühl nur in dem Maaß chriſtlich ausgeprägt erſcheint, als es die fortſchreitende Erlöſung im Zuſammenhang mit der Thätigkeit Chriſti ausdrükt, und das demüthigende eben ſo den loſen oder mangelnden Zuſammenhang mit derſelben. Ja man kann ſagen, daß in jedem chriſtlich frommen Gemüthszuſtand das Bild des Erlöſers mit vorkommt, und jeder wird geſtehen, daß Zuſtände, worin dieſes fehlt, an und für ſich eben ſo gut könnten auf dem Boden einer andern frommen Gemeinſchaft entſtanden ſein. Auch wenn man das Abhängigkeitsgefühl an ſich betrachtet, wie es unmittelbar auf das höchſte Weſen bezogen wird, wird man doch geſtehn, daß ſich das Bewußtſein Gottes um deſto beſtimmter chriſtlich ausſpricht, je mehr es auf die von ihm geordnete Erlöſung durch Chriſtum zurükgeht. Auch dieſes zeigt ſich in der allgemeinen Gewohnheit Gott mit einem gewiß mehr aſketiſchen als wiſſenſchaftlichen Ausdruk vorzüglich als den Vater Chriſti zu bezeichnen. Dies ſcheint hinzureichen, um die aufgeſtellte Anſicht von dem Eigenthümlichen des Chriſtenthums als eine in der chriſtlichen Kirche eigentlich allgemeine zu rechtfertigen. Wer ſie aber weiter ausführen will, vergeſſe nicht das oben ſchon erinnerte, daß dies Eigenthümliche nicht überall gleich ſtark kann ausgeprägt ſein.

5) Das bisher geſagte hat ſich uns aber nur dadurch ergeben, daß wir, von einer nicht verwerflichen Methode geleitet, unter dem was wir in der chriſtlichen Frömmigkeit als gemeinſam finden, dasjenige, wodurch ſich das Chriſtenthum zugleich am beſtimmteſten äußerlich abſondert, herausgegriffen haben, und verſucht dadurch das Unterſcheidende des Chriſtenthums überhaupt zu beſtimmen. Es will alſo auch das Geſagte, da es bloß aus geſchichtlicher Betrachtung entſtanden iſt, keinesweges für eine Beweisführung von der Nothwendigkeit oder auch nur von der allgemeinen Wahrheit einer ſolchen Geſtaltung der Frömmigkeit wie das Chriſtenthum iſt, gehalten ſein; ſondern wie die Dogmatik überhaupt nur für die Chriſten iſt, ſo ſoll auch dieſe Erläuterung nur zum Behuf der Dogmatik Anleitung geben, Ausſagen über ein frommes Bewußtſein zu unterſcheiden, ob ſie chriſtlich ſind oder nicht, und ob in ihnen das chriſtliche deutlich ausgeſprochen iſt oder ſchwankend. Der innere Charakter des Chriſtenthums an und für ſich kann vielleicht in einer allgemeinen Religionsphiloſophie und aus ihr in einer Apologetik nicht zwar bewieſen werden, aber doch ſo dargeſtellt, daß dadurch dem Chriſtenthum ſein beſtimmter Ort geſichert wird. Denn es läßt ſich denken, daß die Hauptmomente alles frommen Bewußtſeins ſyſtematiſirt werden, und daß aus ihrem Verhältniß gezeigt wird, welche darunter ſolche

ſind, auf die vorzüglich die andern bezogen werden können: und wenn ſich dann zeigt, daß das Gefühl jenes Gegenſazes und ſeiner Aufhebung unter dieſe gehört, ſo iſt dadurch das Chriſtenthum neben allen übrigen ſicher geſtellt, und man kann alſo ſagen in einem gewiſſen Sinn conſtruirt. Indem wir aber dieſen innern Charakter deſſelben in einem nothwendigen Zuſammenhang darſtellen mit ſeinem geſchichtlichen Anfang, ſo verzichten wir ſelbſt darauf ſoviel auf dieſem Wege zu leiſten, als auf jenem vielleicht geleiſtet werden kann. Denn Termine zu großen geſchichtlichen Wendepunkten laſſen ſich, wenigſtens bei dem gegenwärtigen Zuſtand des menſchlichen Erkennens, auch nicht in jenem Sinn conſtruiren. Wir verzichten alſo hier auf jeden andern Beweis für die Nothwendigkeit und Wahrheit des Chriſtenthums als den jeder in ſich ſelbſt trägt, indem er ſich bewußt iſt, daß ſeine eigne Frömmigkeit keine andere Geſtalt annehmen kann als dieſe, und indem er ſich in deren geſchichtlichem und innerm Zuſammenhang befriedigt fühlt: und das iſt der Beweis des Glaubens.

19.

Jeder frommen Gemeinſchaft, welche auf einer eigenen Geſchichte ruht, und in der die frommen Gemüthszuſtände eine gemeinſame Eigenthümlichkeit an ſich tragen, alſo auch der chriſtlichen kommt zu poſitives zu enthalten und geoffenbart zu ſein.

Anm. Auch dieſe Ausdrükke poſitiv und geoffenbart ſtehen nur hier, wie aus einer fremden Sprache, und werden nur gebraucht, um ſie wieder zu verlaſſen. Der erſte ſteht hier nicht in dem Sinn, wie man ſonſt wol den Ausdruk thetiſche Theologie auch durch poſitive bezeichnete, ſondern weil man ſpäterhin gewöhnlich allgemein von einem poſitiven in der Religion geredet hat im Gegenſaz gegen ein natürliches: und ich kann mir den Ausdruk deshalb nicht aneignen, weil ich den Gegenſaz nicht anerkenne. — In Abſicht des Ausdruks geoffenbart verſtändige man ſich nur vorläufig darüber, daß weder das überlieferte oder erlernte noch auch in dieſem Sinne das erſonnene oder entdekte ein geoffenbartes heißt. Und ich möchte den Ausdruk nicht gern als einen wiſſenſchaftlichen anerkennen wegen ſeiner Unbeſtimmtheit. Denn nicht nur daß Einige weſentlich mit der Offenbarung Verſtek ſpielen; ſondern auch diejenigen, die ſich des Ausdrukkes in gutem Glauben bedienen, können ſchwer darüber einig werden, was ſie eigentlich darunter verſtehen.

1) Darüber wird wol kein Streit ſein, daß in allen uns geſchichtlich bekannten frommen Gemeinſchaften, und zwar je ausgebildeter und bewußter ſie ſind, um deſto mehr, das ſogenannte poſitive gefunden werde; aber die herrſchende Meinung iſt zunächſt, daß dieſes in einer jeden zu dem ſogenannten natürlichen hinzukomme. Allein dieſes natürliche müßte alsdann in allen daſſelbige ſein, und daß es nichts völlig gleiches in allen giebt, iſt ſchon oben (17, a.) nachgewieſen. Auch können wir uns hier auf die Analogie berufen mit dem Gebiete des Rechts, wo wir denſelben Sprachgebrauch ſchon früher finden. Denn in keinem Staat kommen die poſitiven Geſeze zu den natürlichen hinzu, ſondern auch die urſprünglichſten Verhältniſſe z. B. des väterlichen Anſehens und der ehelichen Gemeinſchaft, von ihrer bürgerlichen Seite angeſehen ſind in jedem auf eine eigenthümliche Weiſe beſtimmt, und dieſes eigenthümliche iſt eben überall das poſitive. Von Seiten der Gemeinſchaft angeſehen iſt alſo hier das poſitive das urſprüngliche und unmittelbar gegebene, und das natürliche iſt nur eine durch zuſammen-

ſtellende Betrachtung mehrerer Gemeinſchaften entſtandene Abſtraction, welche in dem mannigfaltigen die Einheit nachweiſen will. Ja ſelbſt wenn das ſogenannte Naturrecht nicht durch ſolche Abſtraction, ſondern auf einem ganz andern Wege als eine eigne Wiſſenſchaft zu Stande käme, würde doch jeder anerkennen, daß das darin aufgeſtellte nicht eben ſo in einer wirklichen Gemeinſchaft als geltendes Recht vorkommen könne, eben weil es dort nur unbeſtimmt und als mannigfaltig beſtimmbar aufgeſtellt ſei. Eben ſo nun iſt in den frommen Gemeinſchaften in jeder jede Erregung auf eine eigene Weiſe beſtimmt d. h., poſitiv; das ſogenannte natürliche aber, wenn man es als wirkliche Erregung faſſen wollte, würde nur als ein farbloſer Schatten des unmittelbar gegebenen Selbſtbewußtſeins erſcheinen, in dem die eigenthümliche Färbung und die feinen Züge verſchwunden wären, an dem aber eben deshalb auch keine Gemeinſchaft ihre Haltung finden könnte. Und daſſelbe gilt auch von den Lehren oder den Ausſagen über die Erregungen, daß ſolche Lehren, die eine beſtimmte Erregung beſtimmt wiedergeben, auch poſitive ſein müſſen, die natürliche Lehre aber nur eine durch Abſtraction unbeſtimmt gewordene ſein könnte. Man müßte dann zu einer natürlichen Religionslehre auf einem ganz andern Wege gelangen können, und dieſe dann eine eigene von den beſtehenden frommen Gemeinſchaften unabhängige nicht ſelbſt Gemeinſchaft, ſondern Lehre ſein, welche aber nichts anders könnte als das in der menſchlichen Natur Begründetſein der Geſammtheit aller religiöſen Erregungen nachweiſen, und eben deshalb zu allen auf dieſer Richtung beruhenden Gemeinſchaften in dem gleichen Verhältniß ſtehen. Verhält es ſich nun ſo damit: ſo iſt offenbar der Gegenſaz zwiſchen dem poſitiven und dem natürlichen auf unſerm Gebiet, wie man ihn gewöhnlich zu faſſen pflegt, ganz unrichtig. Denn redet man im ganzen von poſitiver Religion und natürlicher, ſo giebt es nicht in demſelben Sinn eine natürliche Religion wie es viele poſitive giebt, indem jede poſitive eine Gemeinſchaft iſt, die natürliche aber keine. Redet man aber im einzelnen von poſitiven Lehren und natürlichen: ſo iſt, ſofern die Lehre Ausſage ſein ſoll über das unmittelbare Bewußtſein, beides nirgends getrennt, ſondern überall das natürliche im poſitiven und das poſitive am natürlichen; ſoll die Lehre aber anders woher ſein, nämlich wiſſenſchaftlichen Urſprungs, ſo giebt es überall in demſelben Sinn keine poſitive Lehre wie eine natürliche, indem ſchon der Gattungsbegriff Lehre in beiden etwas ganz verſchiedenes iſt. — Dieſe Anſicht würde freilich wieder verſchoben werden, wenn es wahr wäre, daß bei einigen frommen Gemeinſchaften das poſitive nur in der Lehre wäre, bei anderen wiederum nur in den Anordnungen und Geboten. Allein ein ſolcher Unterſchied findet nur ſtatt im mehr und weniger. Denn wo in einer Gemeinſchaft die Gebote am meiſten ausgearbeitet ſind und die Lehre weniger, wie im Judenthum, da verſtekt ſich die Lehre nur im Gebot als Symbol; und wo die Lehre am meiſten ausgearbeitet iſt und das Gebot weniger, wie im Chriſtenthum, da tritt die Lehre ſelbſt als Gebot auf, ausgeſprochen und bekannt zu werden, im liturgiſchen Element der Gemeinſchaft. Auch iſt das Gebot in einer wirklichen frommen Gemeinſchaft eben ſo wenig etwas urſprüngliches als die Lehre; ſondern es iſt eben ſo nur der Ausdruk einer gemeinſchaftlichen Handlungsweiſe, die ſelbſt wiederum nur ihren

Grund hat in einer gemeinſchaftlichen Beſtimmtheit des Gefühls. — Wenn man endlich gegen unſere Anſicht einwenden könnte, es gebe doch ſowol unter den Lehren als auch unter den Geboten ſolche, deren Inhalt nicht auf eine eigenthümliche fromme Erregung zurükgeführt werden könne: ſo iſt dieſes nicht abzuläugnen, erklärt ſich aber folgendergeſtalt. Lehren dieſer Art wird man nicht eher finden, bis das Bedürfniß der zuſammenhängenden Darſtellung eingetreten iſt. Wie nun in der Sprache im allgemeinen der Zuſammenhang nicht überall durch die bloße Stellung angedeutet werden kann, ſondern jede Sprache auch eigne Beſtandtheile hat, welche lediglich dieſem Zwek dienen, ſo auch kann in einer ſolchen Darſtellung der Zuſammenhang der einzelnen Theile nicht durch die bloße Stellung vollkommen deutlich gemacht werden, ſondern es bedarf dazu eigener Säze, und dieſen entſpricht dann kein beſonderer frommer Gemüthszuſtand, aber ſie ergänzen die Darſtellung mehrerer. [§. 4. 3.,] Als das größte Beiſpiel dieſer Art kann man im Chriſtenthum anführen die Lehre von der Dreieinigkeit, welche nicht, wie z. B. die Lehren, welche die Perſon Chriſti betreffen, ein beſonderes frommes Gefühl ausdrükt, wol aber beſtimmt iſt die Darſtellung der Gefühle zu ergänzen, in welchen ſich der Einfluß des Erlöſers und des Geiſtes ausſpricht. Darum hat auch dieſe Lehre nur in dem Syſtem ihre Stelle, und iſt außerhalb deſſelben immer falſch angebracht. Was aber die Gebote betrifft, ſo können ſie erſtlich auch unter den weiteren Begriff der Lehre gebracht werden, und dann werden ſich auch ſolche Gebote, die nicht unmittelbar auf eine beſtimmte fromme Gemüthsbewegung zurükgehn, vorzüglich nur in ſolchen frommen

Gemein-

Gemeinſchaften finden, welche, wie das Chriſtenthum, auf dem Grund und Boden früherer ruhen. Natürlich nehmen dieſe in ihre Entwiklung manches auf, was weniger ihr eigenthümliches Weſen ſelbſt ausſpricht als vielmehr ihren Zuſammenhang mit der früheren und ihre Sonderung von derſelben ausdrükt. Als das wichtigſte Beiſpiel dieſer Art kann man im Chriſtenthum anführen die Waſſertaufe. — Wenn nun auf dieſem Wege durch die weitere Ausbildung das poſitive ſich vermehrt: ſo iſt nicht nöthig noch etwas über die ſcheinbare Behauptung zu ſagen, daß, je vollkommner eine fromme Gemeinſchaft ſei, um deſto weniger ſie poſitives in Lehre und Gebräuchen haben müſſe, und alſo in der vollkommenſten alles poſitive wegfiele.

2) So leicht aber jeder zugeben wird, daß alle frommen Gemeinſchaften poſitives enthalten, ſo wenig vielleicht dieſes, daß allen zukomme geoffenbart zu ſein, indem dies dem Chriſtenthum und deſſen Vorgänger dem Judenthum ausſchließlich vorbehalten zu ſein ſcheint. Wie indeß die Behauptung ſich rechtfertige das wird am beſten erhellen, wenn wir, wie es unſerm unmittelbaren Zwek angemeſſen iſt, zuerſt nur in Bezug auf das Chriſtenthum überlegen, was wir denn darunter, daß es geoffenbart iſt, eigentlich verſtehen ſollen. Daß nun in Bezug auf das Chriſtenthum in dem Ausdruk das oben bemerkte wirklich verneint wird, leuchtet ein. Denn wenn jemand behauptet, Chriſtus habe, was er gelehrt und angeordnet, im weſentlichen etwa bei den Eſſäern gelernt, und ſeine Lehre ſei alſo auf dem gewöhnlichen Wege der Ueberlieferung an ihn gelangt: ſo verlangen wir, ein ſolcher ſoll nicht mehr behaupten, das Chriſtenthum ſei geoffenbart; und wenn er den Begriff dennoch durch Künſteleien retten will,

ſo halten wir dies für Unredlichkeit oder Ziererei. Eben ſo, wenn man ſagt, Moſes habe in ſeinem Geſez theils nur die volksthümliche Ueberlieferung aufgezeichnet, theils es den Egyptern und Arabern abgelernt. Und wir Chriſten läugnen deshalb dem Mohamed die Offenbarung ab, weil wir überzeugt ſind, er habe ſeine Religion aus der chriſtlichen und jüdiſchen und aus andern alten Ueberlieferungen zuſammengeſezt. Dem erſonnenen aber und ſelbſt zuſammengedachten ſteht der Begriff eben ſo entgegen. Denn wenn jemand von Chriſto glauben wollte, er habe über die unter ſeinem Volk im Schwang gehenden meſſianiſchen Hoffnungen menſchlicherweiſe nachgedacht, und gefunden, daß ſie unter den gegebenen Umſtänden ganz anders müßten gewendet werden, und habe hieraus gefolgert, er ſei derjenige, der eigens berufen ſei, ſie in dieſer neuen Geſtalt zu erfüllen: ſo würden wir ihn dann ziemlich dem Mohamed gleich ſtellen, und die Offenbarung läugnen. Nächſtdem aber iſt eben ſo gewiß, daß wir das geoffenbarte im Chriſtenthum nur auf die Perſon Chriſti beſchränken. Denn wenn z. B. dem Johannes etwas enthüllt worden von den künftigen Schikſalen des Chriſtenthums: ſo nennen wir dies zwar immer noch Offenbarung, aber nicht in demſelben ſtrengen Sinn, ſondern unterſcheiden die Art wie das einzelne künftige offenbart wird von der Art, wie das weſentliche der Religion ſelbſt offenbart iſt. In einem andern untergeordneten Sinne ſagt Chriſtus dem Petrus und ſeinen Genoſſen, Gott habe ihnen offenbart, daß er Jeſus Gottes Sohn ſei, und wir ſehen dieſes nur als die unmittelbare Wirkung an von der urſprünglichen und eigentlichen Offenbarung in Chriſto; und eben ſo wenig ſtellen wir dieſer gleich die Begebenheiten am Pfingſttage und was von ihnen abhängt, weil wir dieſe anſehen als bedingt durch den gemeinſamen von Chriſto abzuleitenden Zuſtand der Apoſtel. Daſſelbe gilt von der Schrift, die wir zwar auch als Werk des Geiſtes anſehen und als eingegeben, aber nicht ſagen, daß eine neue und beſondere Offenbarung darin enthalten ſei. Und auf eine eigne Weiſe bezeugen auch wir Proteſtanten die Strenge des Begriffs, indem wir auch die Kirchenverbeſſerung nicht als eine Offenbarung anſehn. Dies zuſammengenommen ſcheint, als ob zur ſtrengeren Anwendung dieſes Ausdruks erfordert werde ein Neues aus einem geſchichtlichen Zuſammenhang nicht zu erklärendes und zwar von einem einzelnen Punkt ausgehendes. So angewendet auf den Urſprung frommer Gemeinſchaften finden wir den Ausdruk allerdings auch außerhalb des Chriſtenthums und Judenthums. Denn von welchen frommen Myſterien und beſonderen Gottesverehrungen bei den Hellenen wäre denn nicht behauptet worden, daß ſie urſprünglich vom Himmel gekommen, und auf irgend eine Weiſe von der Gottheit offenbaret worden? ja auch auf andern Gebieten, wenn z. B. ein Einzelner zuerſt ſeinen Stamm zu einem bürgerlichen Verein ſammelte, wird dieſer als ein Gottgeſendeter angeſehen und alſo die neue Anordnung des Lebens als eine Offenbarung. Demnach ſcheint im Allgemeinen wie der Ausdruk poſitiv auf den individuellen Inhalt, ſo der Ausdruk geoffenbart auf die urſprüngliche Entſtehung des weſentlichen der frommen Gemeinſchaft ſich zu beziehen. Wollten wir nun freilich hiebei ſtehen bleiben, ſo läßt er ſich auch auf viel kleineres anwenden, und jedes in der Seele eines Künſtlers ſich erzeugende Urbild zu einem Kunſtwerk, welches weder gelegentlich wäre, alſo auf einem äußern Anlaß beruhend, noch auch nachahmend, könnte eine Offenbarung genannt werden; und es mag auch oft auf den niederen Stuffen die Erzeugung eines neuen Götterbildes und die Entſtehung eines neuen religiöſen Elementes daſſelbe geweſen ſein: auf jeden Fall aber wäre dieſes ein weiterer und untergeordneter Sinn des Ausdruks, von dem wir uns wieder zurükziehen müſſen. Wir würden daher ſagen, ein ſolches einzelnes Erzeugniß in einer einzelnen Seele ſei theils deshalb keine Offenbarung, weil es zu geringfügig ſei, denn je mehr wir dieſen Ausdruk nur auf einen Anfangspunkt beziehen, um deſto mehr auch verlangen wir für jede Offenbarung einen weiten Kreis, worin ſie aufgefaßt werde, und ein gebietendes Anſehn, welches ſie darin ausübe. Damit ſtimmt auch ganz überein, daß wir nicht etwa das erſte *Hervortreten* einzelner Gedanken oder Gebote in der Seele Chriſti für einzelne Offenbarungen und ſein zeitliches Leben für eine Reihe von ſolchen halten; vielmehr glauben wir, daß er durch eine ſolche Anſicht auf eine untergeordnete Stuffe würde zurükgeſezt werden. Theils auch iſt ein ſolches Erzeugniß in einer einzelnen Seele deshalb keine Offenbarung, weil es doch abhängig iſt von ſchon vorhandenem und mehr oder weniger beſtimmt durch die fortgeſchrittene Entwiklung und durch die eigenthümliche Richtung einer Zeit und eines Volkes. Eben deshalb würde auch von Religionsſtiftern auf untergeordneten Stuffen, ja auch von Moſes als dem Stifter des Judenthums das Wort nur in einem weiteren und untergeordneten Sinne gebraucht ſein, weil ihr Daſein mit allen ſich daraus entwikkelnden Vorſtellungen und Anordnungen auf eine zeitmäßige und volksthümliche Weiſe beſtimmt und beſchränkt war; und es würde in ſeinem höchſten Sinn auf Chriſtum allein anwendbar ſein, weil, ſo wie das Anſehn, welches die in ihm geſezte Offenbarung ausübt, ſich unbegrenzt über alle Zeiten und Völker erſtrekken ſoll, eben ſo auch ſein perſönliches Sein und Weſen von ſolcher Beſtimmtheit befreit gedacht werden muß.

3) Wie nun aber hiegegen, was Chriſtum und das Chriſtenthum betrifft, an und für ſich wenig möchte eingewendet werden: ſo werden doch die Meiſten ſagen, daß der wahre Begriff der Offenbarung hiedurch keinesweges erſchöpft, ja daß er durch die anderweitigen davon gemachten Anwendungen vielmehr verdreht oder profanirt ſei. Denn Offenbarung im eigentlichen Sinn ſei eine unmittelbare Aeußerung Gottes, beſtehe ſie nun in Thatſachen oder in der menſchlichen Seele eingepflanzten Gedanken, und als ſolche unmittelbare Aeußerung müſſe jede Offenbarung einen übermenſchlichen Sinn haben, und ſei daher die geoffenbarte Religion der natürlichen und Vernunftreligion entgegengeſezt. Außerdem aber verſtehe ſich von ſelbſt, daß dasjenige, worin falſches enthalten iſt, nicht Anſpruch darauf machen könne geoffenbart zu ſein, und daß daher der Begriff nur von dem Chriſtenthum und Judenthum könne ausgeſagt werden. Was nun zuerſt unmittelbare Aeußerungen oder Einwirkungen Gottes betrifft: ſo iſt zunächſt nur die ganze Welt ſo zu betrachten, einzelne Thatſachen aber leibliche oder geiſtige hängen immer mit andern in Raum und Zeit ſo zuſammen, daß man niemals nachweiſen kann, daß ſie nicht in ihrer Einzelheit betrachtet aus dem allgemeinen Zuſammenwirken entſtanden wären, ganz gemäß dem, was wir auch von den einzelnen Gedanken Chriſti

geſagt. Alſo könnte von allem einzelnen nur auf gleiche Weiſe bejaht oder verneint werden, daß es unmittelbare Aeußerung Gottes ſei, und eine Unterſcheidung deſſen was Offenbarung ſei und was nicht, wäre von hier aus unmöglich. Eher aber könnte die Entſtehung eines neuen Lebens, welches ſelbſt wieder eine Welt im Kleinen iſt, und eben ſo die erſte Entwiklung einer vorher ſchlummernden Kraft im menſchlichen Geiſt eine unmittelbare Einwirkung Gottes ſein, aber dann auch jedes und jede oder das und die am meiſten, welche am wenigſten durch ſchon vorhandenes bedingt iſt. Dies Merkmal alſo führt auf dieſelbige Ausdehnbarkeit und Zuſammenziehbarkeit des Begriffs, eben ſo aber auch darauf, daß Chriſtus der Gipfel aller Offenbarung iſt, und ſtimmt alſo mit dem obigen zuſammen. Was aber den übermenſchlichen Inhalt betrifft, ſo giebt es doch Offenbarung nur in Verbindung mit ihrer Auffaſſung; Thatſachen aber von übermenſchlichem Inhalt könnten auch gar nicht oder nur unvollkommen aufgefaßt, und in dieſer Unvollkommenheit nicht die unmittelbare göttliche Einwirkung erkannt werden. Was aber geoffenbarte Gedanken betrifft: ſo wäre deren Auffaſſung nichts anders als Nachbildung, was aber menſchlich nachgebildet werden kann, das muß auch können menſchlich hervorgebracht worden ſein; ſo daß es kein ſchlechthin übermenſchliches auf dieſem Gebiet geben kann, ſondern nur vergleichungsweiſe. Das geoffenbarte aber wäre dann überall das, was am meiſten nicht nachgebildet iſt, ſondern urſprünglich hervorgebracht; und ſo kämen wir auch von hier aus auf das obige zurük. — Was aber denen, die den Begriff der Offenbarung ſtreng und ausſchließend faſſen wollen, am meiſten vorſchwebt, iſt wol dieſes, daß Gott in der Offenbarung ſich ſelbſt kund thut, und darin ſoll zugleich die Unmittelbarkeit ſein und die Uebermenſchlichkeit. Nun wäre freilich eine Kundmachung Gottes, wie er an ſich iſt, etwas übermenſchliches, aber auch eine ſolche könnte aus keiner Thatſache hervorgehen und als Gedanke auch nicht von der menſchlichen Seele, in der ſie wäre, aufgefaßt werden; alſo auf keine Weiſe wahrgenommen und feſtgehalten könnte ſie auch nicht wirkſam ſein. Sondern eine wirkſame Kundmachung Gottes kann nur beziehungsweiſe übermenſchlich ſein, wenn ſie nämlich auf keine Weiſe überliefert iſt oder gefolgert, ſondern als ein neues urſprünglich entſteht, und als eine neu erwachte Kraft ſich weiter entwikkelt. Alsdann mag aber auch ein in einem Kreiſe gänzlicher Rohheit oder Verſunkenheit neu entſtehendes Bewußtſein Gottes eine Offenbarung genannt werden, wenn es gleich aus Schuld des Gemüthes, indem es entſteht, gleich ſo wie es aufgefaßt und feſtgehalten wird, zu einem unvollkomnen ausſchlägt; und ſo dürften dann auch die unvollkomneren Geſtaltungen der Frömmigkeit, in ſofern ihr Urſprung ganz oder theilweiſe auf einzelne Anfangspunkte kann zurükgeführt oder eine ſolche Zurükführung vorausgeſezt werden, von uns Offenbarung genannt werden, Chriſtus aber wäre auch ſo und bliebe der Gipfel der Offenbarung. Weil aber der Ausdruk ſo unbeſtimmt ſich erweiſt und unbeſtändig, und die Anſprüche, die einmal in ihn gelegt ſind, nicht können befriedigt, ja nicht einmal verſtändlich nachgewieſen werden: ſo iſt es vielleicht beſſer auf dem ſtreng dogmatiſchen Gebiet ſich des Ausdruks zu enthalten. Was indeß oben damit bezeichnet werden ſollte, iſt dieſes, daß jede eigenthümliche fromme Gemeinſchaft in ihrem erſten Urſprung aus der natürlichen Entwiklung durch die gegenſeitige Einwirkung der Menſchen auf einander nicht begriffen werden kann, und daß dies vom Chriſtenthum auf eine vorzügliche Weiſe gilt, wobei aber immer möglich bleibt, daß jede auch die höchſte Offenbarung den allgemeinen von Gott geordneten Geſezen des Weltlaufs und beſonders auch der Entwiklung der menſchlichen Natur gemäß erfolge. Gäbe es aber eine wiſſenſchaftliche Lehre, welche die gemeinſamen Oerter für alle in den kirchlichen Gemeinſchaften auf verſchiedene Weiſe beſtimmten frommen Gemüthszuſtände enthielte, und welche nach Ausgleichung der verſchiedenen philoſophiſchen Syſteme überall dieſelbe ſein müßte, alſo auch überall und zu allen Zeiten gleichmäßig aus denſelben Principien entwikkelt werden könnte, und eben deshalb an keinen eigenthümlichen Anfangspunkt gebunden wäre; und wollte man dieſe Vernunftreligion nennen: ſo hätte dieſe freilich keinen Anſpruch darauf geoffenbart zu ſein, in unſerem Sinn eben ſo wenig als in irgend einem andern. — Eine ſolche aber muß, ſofern ſie überhaupt iſt, ewig ſein. Das heißt aber, ſie kann nirgends als etwas beſonderes für ſich erſcheinen, ſondern iſt nur in allen geſchichtlich gewordenen alſo geoffenbarten Religionen ein Eigenthum aller der Einzelnen, welche von ihrer eignen frommen Gemeinſchaft aus auch alle andern in ihrem relativen Werth und ihrer nothwendigen Zuſammengehörigkeit anerkennen, und alles getrennte und verſchiedene in eine höhere Einheit zuſammenfaſſen. — Was endlich das lezte anbetrifft, daß nichts könne geoffenbart heißen, was falſch oder dem falſches beigemiſcht wäre: ſo iſt zu dem obigen noch dieſes hinzuzufügen, daß auch dem von Chriſto abgeleiteten chriſtlichen Leben und Lehre ſich falſches beimiſcht bei allen, in denen nicht ſinnliches und höheres Selbſtbewußtſein ſo völlig in einander aufgeht wie in Chriſto. Denn in allen ſolchen wird das in ihren frommen Gemüthszuſtänden vorkommende göttliche Bewußtſein immer mehr oder minder getrübt durch das ſinnliche; und hält man es dennoch für rein, ſo entſtehen Täuſchungen. Wie auch alle auf dieſem Wege entſtehenden Ausſagen über Gott in demſelben Maaß falſches enthalten als ſie, dem Gefühl treu folgend, buchſtäblich aufgefaßt werden; ſo daß die reine Wahrheit nur in dem Beſtreben beſteht durch ausgleichende Ausſagen die Einheit der Idee vollziehen zu wollen. Daher bleibt zwiſchen dem Chriſtenthum und den andern Offenbarungen immer nur ein beziehungsweiſer Gegenſaz. Daß nämlich in jenem die göttliche Kundmachung die Seele ganz einnimmt, in der ſie iſt, und nur in denen ſich trübt, auf welche ſie übergeht; in den übrigen aber auch in jener ſchon. Daher aber wäre es denen, in welchen ſie nothwendig getrübt wird, unmöglich an dieſem Unterſchied die wahre Offenbarung zu erkennen. Denn das beigemiſchte Falſche hat in beiden Fällen ſeinen Grund in einem beſchränkten Auffaſſungsvermögen, welches ſich der Offenbarung darbietet; und der ſpecifiſche Unterſchied zwiſchen dem Chriſtenthum und andern Glaubensweiſen betrifft nicht den Begriff der Offenbarung, ſondern den eigenthümlichen Unterſchied Chriſti von andern Religionsſtiftern. Ja man kann ſagen, daß alles unreine und verkehrte in andern Religionen untergeordneter Stuffen nur Unvollkommenheit iſt, bis ſie in wirklichen Widerſpruch gegen das Chriſtenthum treten und ſich gegen daſſelbe behaupten wollen, welches auch Pauli Anſicht iſt, [Ap.Geſch. 17, 30.] dann erſt werden ſie nach Maaßgabe dieſes Widerſpruchs verwerflich, weil nämlich das, was in ihnen Offenbarung iſt, nicht kann in dieſen Widerſpruch verwikkelt ſein, und alſo, wo dieſer Streit entſteht, nicht mehr thätig und lebendig iſt.

20.

Die göttliche Offenbarung in Chriſto kann weder etwas ſchlechthin übernatürliches noch etwas ſchlechthin übervernünftiges ſein.

Anm. Es iſt immer übel die Wörter Natur und Vernunft gebrauchen ohne ſie erklärt zu haben, aber jede Erklärung, die wir angeben wollten unvorbereitet und außerhalb eines größeren Zuſammenhanges würde doch immer willkührlich erſcheinen und Mißdeutungen unterworfen ſein. Es mag alſo daran genügen, ihr Füreinanderſein bemerklich zu machen, indem das Sein überhaupt für den Menſchen nur iſt, ſofern es Natur iſt, und die Natur für den Menſchen nur iſt, ſofern er Vernunft iſt.

1) Sehen wir zuerſt auf das Geoffenbarte überhaupt: ſo iſt zugeſtanden, daß kein Anfangspunkt einer eigenthümlich geſtalteten frommen Gemeinſchaft erklärt werden kann aus dem Zuſtande des Kreiſes innerhalb deſſen er hervorgetreten iſt und fortwirkt; denn dieſer wird in Bezug auf die Frömmigkeit die Wirkung jenes Anfangs, und kann alſo nicht auch ſeine Urſache ſein. Allein es kann nichts hindern, daß wir nicht annehmen, das Hervortreten deſſelben ſei eine Wirkung der in der menſchlichen Natur liegenden Entwiklungskraft, welche nach uns verborgenen aber göttlich geordneten Geſezen in einzelnen Menſchen an einzelnen Punkten hervortritt, um durch ſie die übrigen weiter zu fördern. Denn ohne eine ſolche Annahme wäre gar keine Fortſchreitung weder theilweiſe noch im Ganzen des

menſchlichen Geſchlechts zu denken. Jede ausgezeichnete Begabung eines Einzelnen, durch welchen in einem beſtimmten Kreiſe irgend eine geiſtige Verrichtung ſich neu geſtaltet, iſt ein ſolcher Anfangspunkt und in ſofern in der Analogie mit dem Begriff der Offenbarung, der indeß eigenthümlich nur auf das Gebiet des hier betrachteten höhern Selbſtbewußtſeins angewendet wird. Wenn man daher alle ſolche ausgezeichnete Förderer der menſchlichen Entwiklung jeden in ſeinem Gebiet als Heroen bezeichnet, und ihnen eine höhere Begeiſterung zuſchreibt: ſo iſt dadurch eben dieſes angedeutet, daß ſie auf eine unmittelbare Weiſe aus dem allgemeinen Lebensquell begeiſtert ſind; und daß ſolche von Zeit zu Zeit erſcheinen, müſſen wir als etwas geſezmäßiges anſehen, wenn wir überhaupt die Idee von einer menſchlichen Natur feſthalten wollen. Nur erſt je mehr eine jede Aeußerung dieſer Art in ihrer Bildung und ihren Wirkungen beſchränkt iſt nach Zeit und Raum, um deſto mehr erſcheint ſie auch wenn gleich nicht aus dem vorhandenen erklärbar doch durch daſſelbe bedingt. Dieſes nun auf Religionsſtifter untergeordneter Stuffen anzuwenden, wird wol Niemand Bedenken tragen. Soll aber eben dieſes auch auf die chriſtliche Offenbarung angewendet werden, ſo müßten wir nicht nur ſagen, daß ſie aus eben dieſem Grunde, eben weil ſie beſtimmt iſt, allmählig das ganze menſchliche Geſchlecht zu erleuchten, auch am wenigſten durch irgend ein gegebenes bedingt ſei; ſondern wir müßten es gleich auch in Beziehung auf die Chriſti eigenthümliche Stellung ſo ausdrükken, daß auch die ſtrengſte Meinung über den Unterſchied zwiſchen ihm und allen anderen Menſchen darunter befaßt wäre, indem wir ſagten, es müſſe auch das Menſchwerden des Sohnes Gottes ſelbſt etwas natürliches ſein. Das heißt zuerſt, in der menſchlichen Natur muß, ſo gewiß als Chriſtus ein Menſch war, die Möglichkeit liegen das Göttliche, ſo wie es in Chriſto gedacht wird, in ſich aufzunehmen. Denn alles wirkliche muß möglich ſein. Der Gedanke, die Offenbarung in Chriſto auch in dieſer Hinſicht als etwas ſchlechthin übernatürliches anzuſehn, ſcheint in keiner Hinſicht nothwendig; vielmehr ſcheint das Protevangelium, welches die Wiederherſtellung an den Fall ſelbſt anknüpft, ſich ganz dagegen zu erklären, daß die menſchliche Natur unfähig ſei das wiederherſtellende göttliche in ſich aufzunehmen, und daß das Vermögen dazu erſt müſſe in ſie hineingeſchaffen werden. Es liegt zweitens in der aufgeſtellten Behauptung, daß, wenn in der menſchlichen Natur nur die Möglichkeit liegt, das göttliche ſo aufzunehmen, die wirkliche Einpflanzung deſſelben aber ein göttlicher alſo ewiger Akt ſein muß, dennoch das zeitliche Hervortreten deſſelben in einer beſtimmten einzelnen Perſon zugleich als eine in der urſprünglichen dem göttlichen Rathſchluß gemäßen Einrichtung der menſchlichen Natur begründete und durch alles frühere vorbereitete That derſelben, und als die höchſte Entwiklung ihrer geiſtigen Kraft muß angeſehen werden, wenn auch uns ſelbſt dieſe tiefſten Geheimniſſe des inneren allgemeinen geiſtigen Lebens niemals aufgedekt werden. Will man dagegen auch hier ein ſchlechthin übernatürliches annehmen: ſo müßte man eines Theils behaupten, Gott habe die menſchliche Natur urſprünglich im Widerſpruch mit ſeinem ewigen Erlöſungsrath eingerichtet, andern Theils auch, es ſei nur aus göttlicher Willkühr zu erklären, daß grade in Jeſu und in keinem andern das wiederherſtellende göttliche zur Erſcheinung gekommen. Die Schrift ſelbſt aber ſcheint in dem Ausdruk „als die Zeit erfüllt war“ nicht auf dergleichen Willkühr, ſondern mehr auf die aufgeſtellte Bedingtheit zu deuten.

2) Da alles Entſtehen als ſolches bisher unbegriffen geblieben iſt, ſo wäre gar nichts beſonderes damit geſagt, wenn man auch das erſte Entſtehen einer höheren Stuffe des Selbſtbewußtſeins, ſei es nun im allgemeinen oder an einzelnen Punkten für unbegreiflich erklärte. Die Forderung alſo, das Chriſtenthum ſolle auch übervernünftig ſein, weil ja ſonſt keine Offenbarung nöthig geweſen wäre, betrifft den Inhalt deſſelben, und alſo vorzüglich das poſitive. Daher auch die herrſchende Anſicht iſt, die chriſtliche Lehre beſtehe aus vernünftigem und übervernünftigem neben einander. Wie nun ein ſolches Nebeneinanderſein nicht denkbar iſt ſchon deshalb, weil das poſitive überall das eigenthümliche iſt, darüber iſt ſchon oben (19. 13.) das nöthige geſagt, was um ſo ſicherer hieher gezogen werden kann, als auch, was für übervernünftig gehalten wird, in jeder Religion ein anderes iſt. Es bleibt daher hier nur folgendes hinzuzufügen. Alles vernünftige hängt unter ſich genau zuſammen, ſo daß von jedem aus jedes andere kann gefunden und begriffen werden, worin eben die Möglichkeit der Wiſſenſchaft liegt. Sollte aber in einem ſolchen Zuſammenhang ein übervernünftiges Element mit vernünftigen verbunden werden: ſo müßte es erſt ſeine Natur ändern. Alſo muß in einem Zuſammenhang von Säzen entweder alles in dieſer Hinſicht gleichartig ſein oder der Zuſammenhang muß zerfallen. Und dies geſchieht auch ziemlich, wenn man die chriſtliche Lehre ſo theilen will in vernünftiges und übervernünftiges. Die hier aufge-

ſtellte Anſicht, welche eine ſolche Theilung nicht zuläßt, führt alſo darauf, daß im Chriſtenthum entweder alles übervernünftig ſein muß oder alles vernünftig. Es kann aber beides geſagt werden, nur in verſchiedener Beziehung. Fragt man nämlich nach der urſprünglichen Entſtehung derjenigen Gedanken, welche die chriſtlichen Gemüthszuſtände ausdrükken und beſchreiben: ſo iſt klar, daß ſie nicht können durch Ableitung oder Zuſammenſezung aus allgemein anerkannten und mittheilbaren Säzen entſtanden ſein, ſonſt wären ſie wiſſentſchaftliche und man müßte jeden Menſchen zum Chriſten demonſtriren und unterrichten können. Inſofern alſo iſt alles chriſtliche übervernünftig; aber nicht mehr als alles Erfahrungsmäßige, nur daß es eine rein innere Erfahrung iſt, auf die hier alles zurükgeht. Es liegt hierin ſchon, daß auch die wahre Aneignung der chriſtlichen Säze nicht auf eine wiſſenſchaftliche Weiſe durch Unterricht und Demonſtration erfolgt, und alſo ebenfalls außer der Vernunft liegt, aber nur eben ſo wie auch nichts einzelnes und eigenthümliches mit der Vernunft begriffen, ſondern nur durch die Liebe aufgefaßt werden kann. In dieſem Sinn alſo iſt die ganze chriſtliche Lehre in jedem nicht durch die Vernunft. Wird aber danach gefragt, ob die Säze, welche die chriſtlichen Gemüthszuſtände und deren Zuſammenhang ausdrükken, nicht eben denſelben Geſezen der Rede unterworfen ſind, wie alles geſprochene, ſo daß, je vollkomner dieſen Geſezen genügt wird, um deſto mehr ein jeder genöthigt werde richtig aufzufaſſen was gedacht und gemeint iſt, wenngleich er ſich von der Wahrheit, weil es ihm an der inneren Grunderfahrung fehlt, nicht überzeugen kann: ſo muß in dieſem Sinn alles in der chriſtlichen Lehre durchaus vernunftmäßig ſein, eben ſo gut wie jede andere Beſchreibung eines Einzelnen und Eigenthümlichen, alſo ſeinem Inhalt nach außervernünftigen, dennoch durchaus vernunftmäßig ſein muß. Sonach iſt die Uebervernünftigkeit aller einzelnen Säze der chriſtlichen Lehre der Maaßſtab, wonach man beurtheilen kann, ob ſie auch alle das Eigenthümliche deſſelben mit ausſprechen; und wiederum die Vernunftmäßigkeit derſelben iſt die Probe, inwiefern das Unternehmen die inneren Gemüthserregungen in Gedanken zu übertragen gelungen iſt oder nicht, und die Behauptung, es könne nicht verlangt werden, dasjenige vernunftmäßig darzuſtellen, was über die Vernunft hinausgehe, erſcheint uns nur als eine Ausflucht, wodurch die Unvollkommenheit des Verfahrens ſoll bemäntelt werden, welches allerdings in dem Maaß verfehlt iſt, als die Vernunftmäßigkeit der Darſtellung nicht erreicht wird. Eben dieſe Vereinigung, daß das chriſtliche nicht durch die Vernunft hervorgebracht oder aufgenöthigt werden kann, und daß es doch vernunftmäßig dargeſtellt werden ſoll, ſcheint auch die wahre Abzwekkung der gewöhnlichen Formel zu ſein, daß das übervernünftige im Chriſtenthum nicht widervernünftig ſei. Es liegt nämlich darin einerſeits die Aufgabe, das nicht widervernünftige nachzuweiſen, welches eben durch die vernunftmäßige Darſtellung geſchieht, andrerſeits das Anerkenntniß, daß das widervernünftige auch im Chriſtenthum nur könne als Mißverſtand oder als Erzeugniß eines krankhaften Zuſtandes angeſehen werden. Soll aber dieſe Formel irgendwie das Uebervernünftige verringern oder entſchuldigen: ſo iſt ſie nicht frei von Verwirrung. Denn ſollen die chriſtlichen Lehrſäze urſprünglich auf dem Wege des Denkens oder der Spekulation gefunden ſein, ſo gäbe es auf dieſem Gebiet keinen Unterſchied zwiſchen übervernünftigem und widervernünftigem; ſollen ſie hingegen nichts anderes bedeuten als das betrachtete Selbſtbewußtſein, ſo kann darin überall kein widervernünftiges vorkommen, weil das Selbſtbewußtſein und das gegenſtändliche Bewußtſein d. h., die Geſammtheit alles Vernünftigen rein in einander aufgehn.

21.

Es giebt keine andere Art an der chriſtlichen Gemeinſchaft Antheil zu erhalten, als durch den Glauben; und daß die Entſtehung des Chriſtenthums in Verbindung ſteht mit Weiſſagungen, Wundern und Eingebung, iſt nur für diejenigen, welche glauben, ein Beweis der Wahrheit deſſelben.

Anm. a. Antheil haben an der chriſtlichen Gemeinſchaft heißt die Annäherung zur Reinheit und Beſtändigkeit des höhern Selbſtbewußtſeins mittelſt der Stiftung Chriſti ſuchen; und Glauben iſt auch hier die oben (6. Anm.) beſchriebene Gewißheit über die eigenthümliche Geſtaltung des eigenen höheren Selbſtewußtſeins.

b. Von Beweisführungen aus Schrift und Bekenntnißſchriften wird unten gehandelt werden. Hier kann davon nicht die Rede ſein, da dieſe die Annahme des Chriſtenthums im Ganzen ſchon vorausſezen und ſich alſo nur auf Einzelnes beziehen können,

1) Denken wir uns das Entſtehen der chriſtlichen Gemeinſchaft in ihren erſten Keimen während der Verkündigung Chriſti ſelbſt: ſo konnten offenbar nur die hineintreten, deren frommes Selbſtbewußtſein als Erlöſungsbedürftigkeit ausgeprägt war, und welche der erlöſenden Kraft Chriſti bei ſich gewiß wurden. [Joh. 1, 45.

1, 45. 46. 6, 68. 69. Matth. 16, 15 — 18] ſo daß, je ſtärker beides in einem hervortrat, deſto eher er ſelbſt darlegend konnte ſtiften helfen. Aber eben dieſes muß auch in jeder folgenden Zeit die einzige Art und Weiſe bleiben, da zufolge des obigen (20. 2.,) Ueberzeugung auf dieſem Gebiet nie kann durch Beweisführung erzwungen werden. Daher iſt es auch immer das Weſen aller unmittelbaren chriſtlichen Verkündigung geweſen ohne Beweisführung zu verfahren, und nur die innere Erfahrung hervorzulokken. Alle Beweisführung [Ap.Geſch. 6, 10. 18, 28.] war nur mittelbar durch den Widerſpruch hervorgerufen, und hatte nur den Zwek das Mißverſtandene zu vertheidigen und falſche Beſchuldigungen abzuwälzen, oder die Gläubigen gegen anderweitige Zumuthungen zu verwahren. Nur der aber wurde gläubig, und trat in die Gemeinſchaft, in dem die innere Erfahrung hervorgerufen ward [Ap.Geſch. 2, 37.], in wem aber nicht, der nicht. So auch jezt hat jeder nur in dem Maaß und deshalb Antheil an der chriſtlichen Gemeinſchaft als er dieſe eigenthümliche Geſtaltung des frommen Selbſtbewußtſeins (:8.) als ſeine eigene fühlt. Damit iſt gleichgeltend das Aufſuchen eines Erlöſers, und nur auf dieſem Grunde, ohne welchen alle Anpreiſung Chriſti nichts fruchten würde, kann die Anerkennung deſſelben ruhen. Daher ſind auch die Ungläubigen nicht deshalb zu tadeln, weil ſie ſich den Glauben nicht haben andemonſtriren laſſen, ſondern nur wegen des Mangels an Selbſterkenntniß, welcher der Unfähigkeit zu dieſer Anerkennung zum Grunde liegt. Und es giebt hier keinen andern Unterſchied zwiſchen denen, welche nicht glaubten als Chriſtus ſelbſt lebte und verkündigte, und denen, die ſpäter nicht geglaubt haben, als daß das, was jene hätte ergreifen ſollen und zur Anerkennung bewegen, die Perſon ſelbſt war und ihre unmittelbare Kraft, den ſpäteren aber war vor Augen geſtellt der von derſelben Perſon ausgegangene gemeinſame Geiſt und die ganze Gemeinſchaft der Chriſten, wie ſie ſich allmählig gebildet hatte und jedesmal beſtand. Das heißt aber nichts anders als die Geſammtheit der Wirkungen eben jener Perſon, worauf ja auch Chriſtus ſelbſt ſchon hinwies [Joh. 17, 20. 21.] und alſo mittelbarerweiſe ebenfalls die Perſon des Erlöſers ſelbſt.

2) Wenn demohnerachtet in der Kirche zeitig und häufig ein Verfahren ſtattgefunden hat, welches den Zwek zu haben ſcheint, die Offenbarung in Chriſto anderwärtsher als einzige oder höchſte zu erweiſen, und alſo die einfache ans Herz greifende Verkündigung in eine den Verſtand bearbeitende und zwingende Deduction zu verwandeln: ſo darf man dies Verfahren nur einer näheren Prüfung unterwerfen, um ſich zu überzeugen, wie es von jeher ein bloßes Hülfsverfahren geweſen, welches ſich vornehmlich auf die Anſprüche bezog, die theils andere Glaubensweiſen und zunächſt das Judenthum theils auch die menſchliche Weisheit an das Chriſtenthum machten. Es kommen aber alle dieſe ſogenannten Beweiſe auf die drei oben angeführten zurük. Was nun zuerſt die Eingebung betrifft, ſo ſchließt der Begriff, daß Gedanken oder Empfindungen eines Menſchen durch Einwirkung eines höheren Weſens entſtanden ſind, eine Behauptung in ſich und eine Verneinung. Die Behauptung ſelbſt kann nie als Thatſache mitgetheilt, ja ſie kann nicht einmal von dem, in welchem die Eingebung iſt, als Thatſache wahrgenommen werden. Die Behauptung ſcheint alſo ganz auf der Verneinung zu ruhen, nämlich daß die

fraglichen Gedanken und Empfindungen nicht können aus früheren Zuſtänden und aus wahrnehmbaren Einwirkungen erklärt werden, allein dieſe Verneinung iſt ein unendliches Urtheil und alſo auch niemals nachzuweiſen. Die Annahme einer Eingebung ſcheint alſo immer nur auf dem Eindruk, den ein Gedanke oder eine Empfindung hervorbringt, alſo auf dem Selbſtbewußtſein zu beruhen und Glaubensſache zu ſein. Dem wiſſenſchaftlichen Verfahren liegt dann, den Glauben an die Eingebung vorausgeſezt, zunächſt nur ob, den Begriff ſo zu faſſen, daß wirklich etwas und zwar möglichſt beſtimmtes dabei könne gedacht werden. Im Chriſtenthum aber iſt grade dieſer Begriff ein völlig untergeordneter. Denn es kann nirgend behauptet werden, Chriſtus habe etwas durch Eingebung geſagt oder gethan, indem alsdann ſein höherer Zuſtand nur etwas vorübergehendes geweſen wäre. Was aber den Apoſteln der Geiſt giebt, wird alles auf den Unterricht Chriſti ſelbſt zurükgeführt. Die Eingebung bezieht ſich daher hauptſächlich nur auf die Abfaſſung der Schrift, und da das Chriſtenthum faſt 200 Jahr beſtanden hat, ehe dieſe ihre eigenthümliche Gültigkeit erhielt, ſo wäre nichts wunderlicher als im Chriſtenthum die Eingebung obenan zu ſtellen. Vielmehr beſteht ihr Werth nur darin, daß ſie die Beweisführungen aus der Schrift begründet, welche aber immer nur das einzelne betreffen können. Uebrigens kommt der Begriff eben ſo vor in jeder frommen Gemeinſchaft, welche eine ſchriftliche Grundlage hat, ja auch bei der Entſtehung der bürgerlichen Verfaſſung. Die eigenthümliche Vortrefflichkeit des Chriſtenthums kann alſo weder daraus erwieſen werden, daß es überhaupt Eingebung in demſelben giebt, noch auch können Kennzeichen, deren Anerkennung man jedem zumuthen könnte, aufgeſtellt werden, um darnach die außerchriſtliche Eingebung als falſch zu verwerfen. — Was zweitens die Weiſſagung betrifft, ſo muß man unterſcheiden die Weiſſagungen vom Chriſtenthum und die Weiſſagungen im Chriſtenthum. Unter den lezteren hat man auf die Weiſſagungen der Apoſtel und anderer erſten Chriſten nie einen beſonderen beweiſenden Werth gelegt; die Weiſſagungen Chriſti ſelbſt aber können das eigenthümliche ſeiner Perſon und ſeinen Charakter als Erlöſer, worauf allein doch alles ankommt, eben deshalb nicht beweiſen, weil auch Andere außer ihm anerkannt geweiſſagt haben. Was aber die Weiſſagungen vom Chriſtenthum betrifft, und zwar, wie man denn die heidniſchen in ſpäterer Zeit allgemein hat bei Seite geſezt, die der jüdiſchen Profeten: ſo können dieſe für das Chriſtenthum nur beweiſen, wenn man Eingebung bei jenen Sehern vorausſezt, und alſo nur ſofern das Chriſtenthum ſchon eine frühere Offenbarungsformation als Grundlage unter ſich hat. Allein theils können wir nicht unſeren feſteren Glauben an das Chriſtenthum auf unſern unſtreitig minder kräftigen an das Judenthum gründen wollen; theils auch kann niemals befriedigend nachgewieſen werden, daß jene Profeten Chriſtus, ſo wie er wirklich geweſen, und das Chriſtenthum, ſo wie es ſich wirklich entwikkelt hat, vorhergeſagt haben, und ſomit verſchwindet in dieſer Hinſicht der beſtimmte Unterſchied zwiſchen Weiſſagung und unbeſtimmter Ahndung. Auch ſchon die Nachweiſung der lezteren hatte indeß natürlich ein größeres Gewicht für diejenigen, welche aus Juden ſollten Chriſten werden. — Endlich die Wunder im engeren Sinne d. h., Erſcheinungen im Gebiet der Natur, welche aber nicht auf natürliche Weiſe ſollen bewirkt worden ſein, — im weiteren Sinne gehören auch Eingebung und Weiſſagung mit unter den Begriff des Wunders — dieſe Wunder können an und für ſich gar keinen Beweis liefern. Denn eines Theils erzählt die heilige Schrift ſelbſt Wunder von ſolchen, welche dem Chriſtenthum gar nicht angehören, ſondern eher zu deſſen Gegnern zu zählen ſind, und dennoch giebt ſie kein Kennzeichen an, um wahre und falſche Wunder zu unterſcheiden. Andern Theils aber begegnet außer allem Zuſammenhang mit Offenbarung nur gar zu vieles, was wir nicht natürlich zu erklären vermögen; wir denken aber an kein Wunder, ſondern ſchieben nur die Erklärung auf bis zu einer genaueren Kenntniß ſowol von der fraglichen Thatſache als auch von den Geſezen der Natur. Thun wir alſo, wo uns ähnliches im Zuſammenhang mit der Offenbarung aufſtößt, nicht daſſelbe, ſondern behaupten das Wunder: ſo kann der Grund dazu nur in eben dieſem Zuſammenhange liegen, ſo daß auch die Annahme des Wunders ſchon den Glauben an die Offenbarung vorausſezt und ihn alſo nicht hervorbringen kann.

3) Wenn demohnerachtet die ganz allgemeine Weiſe, Wunder und Weiſſagungen — denn von Eingebung iſt hier nicht der Ort in dieſer Hinſicht zu handeln — als Beweiſe für die Wahrheit des Chriſtenthums anzuführen auf etwas richtigem beruhen muß: ſo ſcheint es ſich damit folgendermaßen zu verhalten. Iſt erſt angenommen, daß die Erſcheinung Chriſti als Erlöſers und die von ihm ausgehenden Wirkungen die höchſte Entwiklung der Frömmigkeit begründen, und ſteht zugleich feſt, daß der Widerſpruch zwiſchen dem höheren und dem ſinnlichen Selbſtbewußtſein auch ſchon außer-

halb des Chriſtenthums und vor demſelben als Erlöſungsbedürftigkeit muß empfunden worden ſein: ſo iſt es eine natürliche Vorausſezung, daß ſich, angeregt durch frühere wenngleich an ſich unzureichende Offenbarungen, auch die Sehnſucht nach der Erlöſung hie und da auf eine unverkennbare Art werde ausgeſprochen haben. Dies iſt die eigentliche Bedeutung der meſſianiſchen Weiſſagung; wo ſich dieſe demnach findet, da zeigt ſich ein Hinſtreben der menſchlichen Natur nach dem Chriſtenthum, und darin liegt die wahre Beweiskraft der Weiſſagung. Daher auch das Beſtreben ſie bis zum erſten Anfang der Erlöſungsbedürftigkeit des Menſchen rükwärts zu verfolgen, und das richtige Gefühl der älteren Apologeten ſich eben ſo gern auf Weiſſagungen zu berufen, die ſie für heidniſch hielten, als auf jüdiſche. Zeigt nun die Weiſſagung ein vorbereitendes Zuneigen zum Chriſtenthum: ſo deutet ſie zugleich dahin, daß die früheren frommen Gemeinſchaften, in denen ſie ſich findet, nur als etwas vorläufiges können angeſehen werden, und dient alſo vorzüglich gegen diejenigen, welche ſich etwa noch in dieſen früheren Formen behaupten wollen. In beider Hinſicht aber iſt eine bis ins einzelne genaue Uebereinſtimmung zwiſchen dem Erfolg und der Weiſſagung von gar keiner Wichtigkeit, und aus dieſem Geſichtspunkt kann man den Eifer Weiſſagungen aufzufinden, welche ſich auf zufällige Nebenumſtände in der Geſchichte Chriſti beziehen, kaum anders als für einen Mißgriff erklären; wie denn auch dergleichen in der h. Schrift nicht als eigentliche Weiſſagungen behandelt werden. — Aehnliche Bewandtniß hat es auch mit den Wundern. Iſt einmal anerkannt, daß die Erſcheinung Chriſti als Erlöſers der Anfangspunkt der höchſten Entwiklung der menſchlichen Natur geweſen, beſtimmt eine vorher unerreichbare Stuffe des Selbſtbewußtſeins darzuſtellen und zu verbreiten: und ſteht zugleich feſt, daß ſowol die betrachtenden Zuſtände als die nach außen wirkſamen vom Selbſtbewußtſein ausgehn, und durch deſſen Erregungen beſtimmt werden: ſo iſt es eine natürliche Vorausſezung, daß auf der einen Seite, wo dieſe höchſte Erregung ſich am ſtärkſten mittheilt, auch Geiſteszuſtände vorkommen, die aus dem früheren Sein nicht zu erklären ſind, auf der andern Seite aber auch daß derjenige, der eine ſo eigenthümliche Wirkſamkeit auf die übrige menſchliche Natur ausübt, ſowol vermittelſt der Erregung der Gemüther als auch unmittelbar eine eigenthümliche Kraft beweiſen müſſe auf die leibliche Seite der menſchlichen Natur und auf die äußere Natur überhaupt zu wirken; d. h., es iſt eine natürliche Vorausſezung von demjenigen, der die höchſte göttliche Offenbarung iſt, Wunder zu erwarten, welche Wunder aber ebenfalls nur beziehungsweiſe übernatürlich heißen können, da unſere Vorſtellungen ſowol von der Empfänglichkeit der leiblichen Natur für die Einwirkungen des Geiſtes, als auch von der Urſächlichkeit des Willens auf die leibliche Natur eben ſo wenig abgeſchloſſen und eben ſo einer beſtändigen Erweiterung durch neue Erfahrungen fähig ſind, als unſere Vorſtellungen von den leiblichen Naturkräften ſelbſt. Da ſich nun im Zuſammenhang der chriſtlichen Offenbarung Erſcheinungen zeigten, welche unter dieſen Begriff gebracht werden konnten: ſo war es natürlich, daß ſie unter dieſen Geſichtspunkt auch wirklich geſtellt und als Beſtätigung dafür angeführt wurden, daß hier in der That ein neuer Entwiklungspunkt gegeben ſei. Dieſe Anſicht ſtimmt mit dem obigen um ſo mehr überein, als auf der einen Seite aus den begleitenden Wundern nach derſelben nie bewieſen werden kann, daß das Chriſtenthum die höchſte Offenbarung ſei, indem vielmehr auch bei untergeordneten ähnliches zu erwarten iſt, die Wunder ſelbſt aber als ſolche ſich nicht in höhere und niedere unterſcheiden laſſen. Ja es bleibt nach derſelben feſtſtehn, daß ähnliche Erſcheinungen auch ohne Zuſammenhang mit dem religiöſen Gebiet, ſei es andere Entwiklungen begleitend oder tiefere Regungen in der leiblichen Natur ſelbſt ankündigend, vorkommen können. Auf der andern Seite aber läßt ſich aus derſelben Anſicht ſehr leicht die Vermuthung entwikkeln, daß ſolche die Offenbarung begleitende übernatürliche Gemüthszuſtände und Naturerſcheinungen ſich in demſelben Maaß zurükziehn, als die neue Entwiklung ſelbſt ſich verbreitet und organiſirt und alſo Natur wird. Aus allem dieſen nun folgt, daß Wunder ſowol als Weiſſagungen, wenn nicht der Glaube an die Offenbarung ſchon zum Grunde liegt, ihn nicht hervorbringen können, ja daß unſer Glaube eben ſo unerſchütterlich ſein könnte, wenn auch beide nicht wären; indem daraus nur folgen würde, daß jene beiden wiewol natürlichen Vorausſezungen ſich in der Erfahrung nicht beſtätigten, ſondern daß eine neue Geſtaltung des frommen Selbſtbewußtſeins noch plözlicher erſchiene und das ganze Gebiet deſſelben noch ſtrenger in ſich abgeſchloſſen ſei. — Indem endlich von dieſem Standpunkt aus gar kein Werth darauf gelegt werden kann, die chriſtlichen Wunder nach dem gemeinen Naturlauf zu erklären, auf der andern Seite aber auch eine Zerſtörung der allgemeinen Idee der Natur um ihretwillen gar nicht nöthig iſt: ſo ſcheint ein Gegenſaz wie der zwiſchen Naturalismus und Supernaturalismus in Bezug auf dieſen Gegenſtand nicht entſtehen zu können. Demohnerachtet können zwei Lehrweiſen darüber nebeneinander beſtehen. Die eine, welche von der Maxime aus, daß theils der Theologe ſich das wiſſenſchaftliche Gebiet völlig rein und unverkürzt erhalten müſſe, theils auch der Glaube müſſe in Uebereinſtimmung erhalten werden mit dem Intereſſe des Verſtandes, den Unterſchied des beziehungsweiſe übernatürlichen von dem ſchlechthin übernatürlichen ins Licht ſtellt, und in Vergleich mit lezterem das erſte als im höheren Sinne natürlich bezeichnet; die andere, welche von der Maxime aus, der Geiſtliche müſſe den Leien nicht unnöthigerweiſe in demjenigen verwirren, woran der Glaube eine nicht zu verwerfende Haltung findet, jenen Unterſchied übergeht, und das Wunderbare im Gegenſaz gegen den gemeinen Naturlauf, auf welchem Gegenſaz eben die beſtätigende Kraft deſſelben beruht, als übernatürlich bezeichnet. Beide ſind eben ſo untadelhaft, als es unmöglich iſt, daß ſie in Streit mit einander gerathen.

22.

Das Chriſtenthum iſt ohnerachtet ſeines geſchichtlichen Zuſammenhanges mit dem Judenthum doch nicht als eine Fortſezung oder Erneuerung deſſelben anzuſehen; vielmehr ſteht es, was ſeine Eigenthümlichkeit betrifft, mit dem Judenthum in keinem anderen Verhältniß als mit dem Heidenthum.

Anm. 1. Unter Judenthum verſtehe ich zunächſt das moſaiſche, dann aber auch als Vorbereitung zu dieſem alles, was in den früheren urväterlichen Einrichtungen die Abſonderung des Volkes begünſtigte.

b. Dadurch, daß das Judenthum wie das Chriſtenthum monotheiſtiſch iſt, erhebt es ſich mit dieſem auf dieſelbe Stuffe, eine größere eigenthümliche Verwandſchaft zwiſchen beiden wird aber dadurch nicht begründet.

1) Den geſchichtlichen Zuſammenhang ſelbſt muß man nicht zu ausſchließend denken, denn das Chriſtenthum konnte auch wol aus dem Judenthum nicht eher hervorgehen, als bis dieſes während und nach der babyloniſchen Zerſtreuung durch nicht jüdiſche Elemente mannigfaltig umgebildet und mit dem Heidenthum vermengt war. Eben ſo war auf der andern Seite das Heidenthum auf mannigfaltige Weiſe monotheiſtiſch vorbereitet, und durch die vielen vergeblichen Verſuche in demſelben die Erwartung auf eine neue Geſtaltung der gottesdienſtlichen Dinge auf das äußerſte geſpannt; ſo wie dagegen unter dem jüdiſchen Volk die meſſianiſchen Verheißungen bald aufgegeben wurden, bald mißverſtanden. So daß bei näherer Betrachtung auch der Unterſchied der geſchichtlichen Verhältniſſe weit geringer ausfällt als auf den erſten Anblik ſcheint. Und noch weit mehr wird das äußere Moment der Abſtammung aufgewogen, wenn man vergleicht, in welcher Maſſe Juden und in welcher Heiden in das Chriſtenthum übergegangen ſind.

2) Der allgemein angenommene Lehrſaz, daß es nur Eine Kirche Gottes von Anbeginn des Menſchengeſchlechtes bis zum Ende deſſelben gebe, widerſpricht der aufgeſtellten Behauptung nur ſcheinbar. Denn theils wird jeder leicht zu gewinnen ſein, wie auch die älteren zur Zeit des noch blühenden Heidenthums lebenden Lehrer es faſt ohne Ausnahme ſo verſtanden, in dieſe Eine Kirche vor den Zeiten Chriſti auch Nichtjuden aufzunehmen, theils will der Saz vorzüglich nur

Univ. Bibl.
München

die unbeſchränkte Beziehung Chriſti auf alles menſchliche auch auf die vergangene Zeit ausſprechen, was hier noch nicht kann erörtert werden. Aber dieſe Beziehung war nur in dem göttlichen Rathſchluß durch einen geheimen geiſtigen Zuſammenhang wirklich, nicht auch in dem Selbſtbewußtſein der Frommen; und da wir die Einheit einer frommen Gemeinſchaft nur da finden können, wo dieſes auf gleiche Weiſe geſtaltet iſt: ſo müſſen wir das Judenthum eben ſo beſtimmt vom Chriſtenthum trennen wie das Heidenthum. Der Ausdruk „der alte und neue Bund“ ſpricht auch dieſe innere Trennung auf das beſtimmteſte aus, wogegen das Zuſammenfaſſen der altteſtamentiſchen und neuteſtamentiſchen Schriften in Eine Bibel mehr von dem geſchichtlichen Zuſammenhang ausgeht, und vorzüglich in dem kirchlichen Gebrauch jener Schriften vor der Sammlung dieſer gegründet iſt. Offenbar iſt wenigſtens, daß für den chriſtlichen Gebrauch faſt alles übrige im alten Teſtament nur Hülle der Weiſſagungen iſt, und dasjenige den wenigſten Werth hat, was am beſtimmteſten jüdiſch iſt. Daher auch die Regel wol aufgeſtellt werden kann, daß wir nur diejenigen unſerer frommen Erregungen in altteſtamentiſchen Stellen genau können wiedergegeben finden, welche mehr allgemeiner Natur ſind und nicht ſehr eigenthümlich chriſtlich ausgebildet; die es aber ſind, für die werden altteſtamentiſche Sprüche kein geeigneter Ausdruk ſein, wenn wir nicht einiges daraus hinwegdenken und anderes hineinlegen. Bringen wir nun dieſes in Rechnung, ſo werden wir gewiß eben ſo nahe und zuſammenſtimmende Anklänge auch in den Aeußerungen des edleren und reineren Heidenthums antreffen. Beide aber beweiſen nur die Uebergangsfähigkeit einer veraltenden und unvollkommneren Glaubensweiſe in eine höhere.

3) Wenn nun noch bevorwortet wird, daß die Art wie Paulus das Chriſtenthum an die abrahamitiſchen Verheißungen anknüpft, und das moſaiſche Geſez nur als etwas zwiſcheneingetretenes anſieht, keinesweges in ſich ſchließt, als ob das Chriſtenthum nur die Wiederherſtellung des abrahamitiſchen Glaubens als des reinen und urſprünglichen Judenthums ſei, noch auch als ob dieſer Glaube die Keime des Chriſtenthums ſo in ſich ſchließe, daß, wenn er nicht durch die moſaiſche Geſezgebung getrübt worden wäre, das Chriſtenthum ſich aus demſelben ohne neue Offenbarung durch geſchichtliches Fortſchreiten von ſelbſt hätte entwikkeln können: ſo wird wol übrigens deutlich ſein, daß unſer Saz nur eine einfache Folgerung iſt aus dem bisher (§. 10—21) entwikkelten.

23.

Der chriſtlichen Glaubenslehre liegt ob, die frommen Gemüthszuſtände, welche im chriſtlichen Leben vorkommen, ſo zu beſchreiben, daß die Beziehung auf Chriſtum als Erlöſer in der Beſchreibung in dem Maaß erſcheine, wie ſie in dem Gefühl hervortritt, und ſie ſo zuſammenzuſtellen, daß ihre Vollſtändigkeit daraus erhelle.

1) Wie wir die einzelnen chriſtlichen Glaubenslehren von den Lehrſäzen der Weltweisheit unterſcheiden, iſt oben (2. 2.,) auseinandergeſezt. Daß erſtere insgeſammt nur Beſchreibungen der frommen Gemüthserregungen ſind, geht ebenfalls aus 3 und 4 hervor; und daß unſere Anſicht weit entfernt iſt von der An-

ſicht derer, welche natürliche Theologie und geoffenbarte als Eins ſezend die Religion für die Tochter der Theologie halten, das kann Niemandem entgehen. Es ſcheint daher nur noch nöthig folgendes hinzuzufügen. Eine fromme Gemüthserregung iſt in ihrer Einzelheit etwas für die Beſchreibung unendliches, und dies alſo kann die Aufgabe nicht ſein. Auch müßte man ſagen, an einer ſolchen Beſchreibung, wenn ſie möglich wäre, müßten alle Säze der Glaubenslehre Antheil haben, ja auch die der chriſtlichen Sittenlehre dazu, weil in jedem vollen Selbſtbewußtſein das Bewußtſein aller Verhältniſſe des Selbſtbewußten mitgeſezt iſt, eben wie in einem wohlgeſtimmten Inſtrument eigentlich, wenn ein Ton angeſchlagen wird, alle mitklingen. Daher ſind die dogmatiſchen Lehrſäze zu ſolchen Beſchreibungen des einzelnen freilich nur Elemente; aber indem jeder Saz ein Verhältniß ſo beſchreibt, wie es im chriſtlichen Selbſtbewußtſein aufgefaßt wird, ſo beſchreibt er auch etwas, was in einer ganzen Klaſſe frommer Erregungen beſtimmend hervorragt. Und daraus, daß in den Dogmen ein ſolches Verhältniß beſchrieben wird, erklärt ſich auch die der Form philoſophiſcher Säze nahe kommende Geſtalt ſowol der eigentlichen Glaubenslehre, von der wir hier allein reden, als auch der Sittenlehre. Die Scheidung aber bleibt immer feſt durch das Zurükweiſen auf das eigenthümliche der chriſtlichen Gemeinſchaft.

2) Daß dieſes aber nicht überall in den religiöſen Momenten ſelbſt gleich ſtark hervortritt, und alſo auch eben ſo in der Beſchreibung, iſt (S. auch 18. 2,) durch die Analogie mit allem andern geſchichtlichen ſowol als natürlichen gerechtfertigt. Denn auch in keiner Staatsverfaſſung z. B. tritt das unterſcheidende

derſelben in allen Theilen gleich ſtark hervor. Und wenn wir gleich alle bisherigen Unterſuchungen voran ſchikken mußten, um den Saz aufſtellen zu können, daß in chriſtlicher Lehre überall in irgend einem Maaße die Beziehung auf Chriſtum ſich finden müſſe, und auch nichts, was rein altteſtamentiſch ſei, eben in ſofern rein chriſtlich ſein könne: ſo muß doch die Verſchiedenheit in dem Hervortreten dieſer Beziehung hier gleich zugegeben werden, und es folgt, daß, je ſchwächer ſie in einem chriſtlichen Lehrſaz hervortritt, um ſo eher kann dieſer einem Lehrſaz aus einer andern frommen Gemeinſchaft gleichen, falls auch in dieſem das eigenthümliche jener Gemeinſchaft am meiſten zurüktritt.

3) Die Vollſtändigkeit muß ebenfalls als etwas unendliches erſcheinen, wenn man bei dem Einzelnen ſtehen bleibt. So aber wie die frommen Erregungen unter der Form von Lehrſäzen beſchrieben werden können, iſt auch eine Vollſtändigkeit in der Zuſammenſtellung in ſofern zu erreichen, daß man gewiß werden kann, alle gemeinen Oerter verzeichnet zu haben, ſo daß keine Erregung in einem chriſtlichen Leben vorkommen kann, welche nicht in der Beſchreibung könnte aufgefunden werden. Nach dieſer Vollſtändigkeit aber muß eine jede Glaubenslehre ſtreben; denn iſt dieſe nicht erreicht, ſo iſt auch keine Gewißheit da, daß das Eigenthümliche des Chriſtenthums richtig aufgefaßt worden, indem grade der übergangene Ort den Beweis des Gegentheils liefern könnte. Es iſt aber nur der Grundriß des Ganzen, aus welchem, wenn darin eine richtige und erſchöpfende Eintheilung zu Tage liegt, dieſe Ueberzeugung hervorgehen kann.

24.

Um die Glaubenslehre zuſtandezubrigen, muß man zunächſt von allem, was im Umfang des Chriſtenthums unter der Form der Lehre vorkommt, das kezeriſche ausſcheiden und nur das kirchliche zurükbehalten.

Anm. Auch hier war es nöthig einem ſonſt gewöhnlichen Sprachgebrauch auszuweichen. Es ſoll nämlich hier nicht dem kezeriſchen oder häretiſchen das rechtgläubige oder orthodoxe entgegengeſezt werden, theils weil dieſer Begriff hier noch nicht beſtimmt werden kann, theils weil dem orthodoxen auch, nicht zwar mit der gröͤßten etymologiſchen Genauigkeit, das heterodoxe entgegengeſtellt wird, welches mit dem häretiſchen auf keine Weiſe darf verwechſelt werden. In dem Begriff des kirchlichen im weiteren Sinne ſei alſo hier für jezt das orthodoxe und heterodoxe noch ungeſchieden.

1) Vorausgeſezt, daß oben (18. u. 22.) das eigenthümliche und ausſchließende des Chriſtenthums richtig angegeben iſt, würde nun eine Glaubenslehre (nach 23.) zuſtandegebracht werden können, entweder indem man berechnete, wie ſich dem eigenthümlichen gemäß in dem Chriſtenthum die einzelnen frommen Erregungen geſtalten und als Lehre ausgedrükt werden müßten, oder indem man zuſammentrüge, was ſich in dem (in 22.) beſtimmten Umfang deſſelben wirklich als Ausſage über die frommen Erregungen geſtaltet hat. Da aber jenes ſelbſt nicht vollſtändig erwieſen iſt: ſo entſteht die rechte Gewißheit erſt aus dem Zuſammenſtimmen beider Verfahrungsarten. Die erſte bedarf vorzüglich des oben (23. 3.) erwähnten Grundriſſes, von dem unten wird zu handeln ſein; die andere aber müßte außerdem auch noch gewährleiſten, daß in dem geſchichtlich gegebenen Umfang des Chri-

ſtenthums keine unchriſtliche Lehre entſtanden ſei und habe entſtehen können.

2) Dem lezteren aber widerſpricht alle Erfahrung, und zwar gleichviel man gehe von unſerer Annahme über das eigenthümliche des Chriſtenthumes aus oder von irgend einer anderen. Ja man kann ſagen, daß beides daſſelbe iſt, daß es verſchiedene ſolche Annahmen giebt oder geben muß, und daß in keiner einzigen Grundformel alles im geſchichtlichen Umfange des Chriſtenthums als Lehre wirklich gewordene ohne Widerſpruch aufgehe. Dies iſt freilich nur unter der Bedingung möglich, daß es entweder in der chriſtlichen Gemeinſchaft Menſchen giebt, deren Frömmigkeit ſich nicht auf chriſtliche Weiſe geſtaltet, es ſei nun, daß ſie die ihrige für die wahrhaft chriſtliche halten, oder daß ſie, um ſich vorzüglich aus den Chriſten Genoſſen zu bilden, ſie als chriſtliche Lehre vortragen. Oder es kann auch die Abweichung erſt entſtehen, indem die an ſich chriſtliche Erregung in Lehrform übergetragen wird, und alsdann muß ein Mißverſtand oder eine falſche Methode zum Grunde liegen. Alle Lehre nun, welche für chriſtlich will angeſehen ſein, und doch dem chriſtlichen Grundtypus widerſpricht, dieſen alſo auch, ſo weit ſie um ſich greifen kann, zerſtört, iſt nach dem gemeinen Sprachgebrauch kezeriſch.

3) Daß es dergleichen gegeben hat, iſt unläugbar, und daß es ſolches auch noch von Zeit zu Zeit geben wird, iſt leicht zu erwarten, und auch der Analogie gemäß. Denn ſelbſt in jedem Volk, welches doch die natürlichſte Gemeinſchaft iſt, giebt es Einzelne, welche ausnahmsweiſe oder wegen wenngleich ſchon faſt vergeſſener unreiner Abſtammung einen fremdartigen Charakter darſtellen, und ſo giebt es in jedem Staat in

Regu-

Republiken monarchiſche Gemächer und umgekehrt. Wieviel weniger iſt zu verwundern, wenn ſich in der chriſtlichen Gemeinſchaft bald bewußter bald unbewußter dergleichen fremdartiges zeigt, da ſie ganz durch den Uebergang fremdartiger Beſtandtheile ins Chriſtenthum entſtanden iſt, deren Umbildung nicht immer gleich gründlich und vollſtändig ſein konnte.

25.

Die natürlichen Kezereien des Chriſtenthums ſind die doketiſche und nazoräiſche, die manichäiſche und pelagianiſche.

Anm. Dieſe Ausdrükke ſollen hier natürlich mehr allgemeine Formen bezeichnen, als daß genau die einzelnen geſchichtlichen Erſcheinungen gemeint wären. Beſonders ſtehen die Nazoräer nur hier als Bezeichnung, ſofern ſie wirklich angenommen haben ſollen, Jeſus ſei nicht nur der Erzeugung nach allen andern Menſchen gleich, ſondern auch ein bloßer Menſch wie alle geweſen und geblieben.

1) Die Unterſuchung über das häretiſche iſt die natürliche Ergänzung zu der über das weſentliche des Chriſtenthums, ſo daß beide einander zur Beſtätigung dienen müſſen. Je mehr ſich nachweiſen läßt, daß alles, was in der Kirche als häretiſch bezeichnet iſt, einer aufgeſtellten Formel über das weſentliche des Chriſtenthums widerſpricht, um deſto mehr Grund iſt vorhanden, dieſe Formel für richtig zu halten. Eben ſo, je mehr ſich die aus einem anerkannten Ausdruk des weſentlichen nachzuweiſenden möglichen Widerſprüche gegen daſſelbe in dem für häretiſch gehaltenen wiederfinden, um deſto mehr Grund iſt zu glauben, daß die Kirche über das häretiſche richtig entſchieden habe.

2) Sofern nun das kezeriſche abzuleiten iſt aus dem bei der Umbildung in das Chriſtenthum mit ein-

geſchichtlichen fremdartigen, ſcheint deſſen unendlich viel ſein zu können, und gar keine Sicherheit, daß es vollſtändig gefaßt ſei. Aber in ſofern iſt auch die Unterſuchung rein geſchichtlich im höheren Sinne und nicht hieher gehörig. Sofern man ſich aber auf die Frage beſchränkt, auf die es hier allein ankommt, und die uns auch wegen des vielleicht nur durch Mißverſtand und falſche Methode entſtandenen häretiſchen vollkommen genügen kann, wie vielfältig dem eigenthümlich chriſtlichen Lehrtypus könne widerſprochen werden; ſo ſcheint, daß man, wenigſtens von unſerer Annahme aus, auf die wir uns natürlich allein beziehen müſſen, auf eine beſtimmte Zahl kommen kann.

3) Beſteht nämlich (18. Anm.) das innerlich eigenthümliche des Chriſtenthums in dem Bezogenwerden aller frommen Erregungen auf die Erlöſung, und hat dieſe die Aufgabe (18. 3.) aufzuheben, was die Einigung des ſinnlichen Bewußtſeins mit dem höheren hemmt: ſo gehört hiezu Erlöſungsbedürftigkeit, und Fähigkeit erlöſt zu werden, und es kann dem chriſtlichen Typus, der beides vereinigen will, auf zweierlei Weiſe widerſprochen werden. Zuerſt wenn die Erlöſungsbedürftigkeit der menſchlichen Natur, d. h. die Unfähigkeit derſelben das fromme Abhängigkeitsgefühl allen menſchlichen Zuſtänden einzubilden, ſo abſolut gedacht wird, daß die Erlöſungsfähigkeit ganz aufgehoben wird, das heißt, daß in der menſchlichen Natur keine Möglichkeit geſezt bleibt, erlöſende Einwirkungen aufzunehmen, ſondern ſie erſt einer gänzlichen Umſchaffung bedarf. Da nun dies, wie leicht nachzuweiſen iſt, auf das genaueſte zuſammenhängt mit der Annahme eines an ſich böſen als eines von Gott nicht geordneten noch abhängigen, unter deſſen Botmäßigkeit

und in deſſen Gemeinſchaft die menſchliche Natur ſtehe bis zu jener Umſchaffung: ſo nennen wir dieſe Abweichung mit Recht die manichäiſche. Eben ſo wird auf der andern Seite dem Weſen des Chriſtenthums widerſprochen, wenn die Fähigkeit Erlöſung anzunehmen abſolut geſezt wird, d. h. jene Hemmung ſo veränderlich gedacht, daß ſie in jedem Einzelnen durch natürliche geiſtige Wechſelwirkung kann vermindert und bis zur Befriedigung ausgeglichen werden. Denn alsdann iſt die Erlöſung ein allmählig zuſtande kommendes gemeinſames Werk Aller an Allen, das nicht von Einem auszugehn braucht, ſondern woran Einer vor den Andern höchſtens in einem höheren Grade theilhaben kann, und dieſe Abweichung wollen wir wegen der wenigſtens daran grenzenden Behauptungen des Pelagius die pelagianiſche nennen. — Wenn ferner im Chriſtenthum die Erlöſung ſo an Chriſtum angeknüpft wird, daß er der eigentliche Anfangspunkt derſelben iſt, und der Antheil aller Anderen daran nur durch ihn vermittelt: ſo gehört hiezu eben ſo ſehr eine weſentliche Gleichheit zwiſchen Chriſto und uns, weil ſonſt keine allmählige Annäherung an ihn möglich wäre, als auch ein beſtimmter und eigenthümlicher Vorzug Chriſti vor allen Andern. Dem chriſtlichen Lehrtypus kann alſo auch von dieſer Seite auf zweierlei Art widerſprochen werden. Zuerſt wenn die weſentliche Gleichheit Chriſti mit uns geläugnet und ſein Antheil an der menſchlichen Natur für Schein erklärt wird, denn alsdann kann die Aufhebung des Widerſtreites in uns nicht in der Gleichheit mit ihm gefunden werden; und dieſe Abweichung kann man füglich die doketiſche nennen. Denn wenn auch die eigentlichen Doketen nur die Realität des Leibes Chriſti geläugnet haben, ſo ſind doch menſchliche Seele und menſchlicher Leib für uns ſo genau aneinander gebunden, daß wir uns auch die irdiſche Thätigkeit dieſer nicht ohne jenen vorzuſtellen vermögen. Demnächſt aber wird auch der chriſtliche Lehrtypus aufgehoben, wenn der eigenthümliche Vorzug Chriſti ſo ganz abgeläugnet wird, daß ſein Daſein und ſeine Beſchaffenheit ganz auf dieſelbe Weiſe begriffen werden ſoll, wie die aller andern Menſchen, denn alsdann muß auch in ihm Erlöſungsbedürftigkeit, wenn auch nur als ein Kleinſtes geſezt ſein, und auch er iſt dann in dieſer Beziehung abhängig von dem Gebiet der gemeinen geiſtigen Wechſelwirkung. Dieſe Abweichung nun habe ich, nach dem Namen derer, welche zuerſt Chriſtum nur als einen gewöhnlichen Menſchen ſollen angeſehen haben, die nazoräiſche oder ebionitiſche genannt. — Anders aber kann der chriſtliche Typus nicht aufgehoben werden, ohne daß die Lehre ſich ſelbſt für unchriſtlich ausgäbe, als indem die eine Bedingung die Grenzen ihres Zuſammenſeins mit der andern überſchreitet, und dies kann nur auf eine von den obigen Arten geſchehen. — Sieht man aber auf den Urſprung alles häretiſchen aus dem noch heimlich helleniſch heidniſchen oder jüdiſchen in der Geſtaltung der Frömmigkeit ſelbſt, ſo erſcheint das manichäiſche und nazoräiſche eher als jüdiſch, das doketiſche und pelagianiſche aber als helleniſch.

4) Die Begriffe dieſer natürlichen Häreſien ſtehen ſonach für die Conſtruction jeder chriſtlichen Glaubenslehre von unſerer Anſicht aus als Grenzpunkte da, welche man nicht berühren darf, ſo daß auch jede Formel über irgend ein Lehrſtük, welche die beiden entgegengeſezten Abweichungen vermeidet, noch als chriſtlich und, an und für ſich betrachtet, kirchgemäß anzuſehen

iſt: jede aber, welche ſich mit einer von ihnen identificiren läßt, verdächtig erſcheinen muß. So klar aber dieſes an ſich iſt, ſo ſchwierig wird es in der Anwendung ſein, indem, wer z. B. ſelbſt auf der pelagianiſchen Seite ſteht, auch ſchon den, der ſich in der Mitte befindet, für manichäiſch halten wird, und eben ſo umgekehrt, und auch bei den die Perſon Chriſti betreffenden Abweichungen. Und nicht nur den ſelbſt häretiſchen werden ſolche Täuſchungen leicht begegnen, ſondern auch ſolchen, deren Lehren zwar in dem kirchlichen Gebiet noch liegen, aber mit einer überwiegenden Neigung auf die eine Seite hin. In beider Hinſicht aber ſtehen beide häretiſche Paare in genauer Verbindung, ſo daß die manichäiſche Abweichung mit der doketiſchen, und die pelagianiſche mit der ebionitiſchen zuſammenhängt. Denn iſt die menſchliche Natur mit dem poſitiven Urböſen behaftet, ſo kann der Erlöſer an ihr nicht wahrhaften Antheil haben: und iſt in Chriſto dieſelbe Differenz zwiſchen dem ſinnlichen und höheren Selbſtbewußtſein wie in Allen; ſo kann ſich auch ſein und jedes Andern Antheil an der Erlöſung nur wie mehr und weniger verhalten.

Zuſatz. Der ſeit geraumer Zeit ſo vielbeſprochene Gegenſatz zwiſchen Rationalismus und Supernaturalismus gehört zwar ſtreng genommen nicht hieher, ſondern es iſt ſchon oben, (20) jedoch ohne dieſe Ausdrücke ſelbſt zu gebrauchen, von ihm gehandelt und gezeigt worden, auf was für Verwechſelungen er unſerer Anſicht nach beruht. Indeß iſt nicht zu verkennen, daß Ebionismus und Pelagianismus naturaliſtiſche und rationaliſtiſche Abweichungen ſind, Doketismus aber und Manichäismus ſupernaturaliſtiſche, inſofern wenigſtens als bei den erſten beiden Annahmen kein Grund mehr bleibt einen eigentlichen Offenbarungspunkt in Chriſto zu ſezen, die lezten beiden aber jede vernunftmäßige Darſtellung des beziehungsweiſe übernatürlichen unmöglich machen.

26.

Eine auf die jezige Zeit und die abendländiſche Kirche Bezug nehmende Glaubenslehre kann ſich nicht gleichgültig verhalten gegen den Gegenſaz zwiſchen Katholizismus und Proteſtantismus, ſondern muß einem von beiden angehören.

Anm. Man kann in vielen Beziehungen nicht anders als den Gegenſaz zwiſchen der morgenländiſchen und abendländiſchen Kirche höher ſtellen, als den zwiſchen der römiſch katholiſchen und der proteſtantiſchen, welche beide abendländiſch ſind; auch in dieſer, daß in der morgenländiſchen Kirche die Entwiklung der Glaubenslehre ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten ſo gut als völlig ſtill ſteht.

1) In Bezug auf diejenigen Lehren, worüber beide Kirchen anerkannt im Streit ſind, könnte ſich ein dogmatiſcher Vortrag nur neutraliſiren, indem er entweder auf ältere Formeln zurükginge, das heißt aber auf unbeſtimmtere, aus denen erſt ſich das beſtimmtere ſtreitige entwikkelt hat. Allein es iſt nicht möglich in einem wiſſenſchaftlichen Vortrage beim unbeſtimmten ſtehen zu bleiben, wenn das beſtimmte ſchon gegeben iſt. Oder es müßten neue annähernde Formeln verſucht werden; allein dieſer Verſuch könnte nur in einzelnen Punkten als ein Privatunternehmen gewagt werden, nicht aber als vollſtändige kirchliche Glaubenslehre, indem beide Kirchen auch in anderer Hinſicht noch in keiner Annäherung begriffen ſind.

2) Allein man kann noch weiter gehend ſagen, je-

de Dogmatik müſſe es ſich zum Ziel vorſezen, dem ſie ſich wenigſtens zu nähern ſuche, daß der Gegenſaz zwiſchen beiden Kirchen in allen Lehrſtükken erſcheine. Denn beide Kirchen ſezen unter ihren Lehren einen ſolchen genauen Zuſammenhang voraus, der eine wiſſenſchaftliche Darſtellung möglich macht, alſo auch jede einen Zuſammenhang derjenigen Lehren, welche zwiſchen beiden ſtreitig ſind, mit denen, welche noch übereinſtimmend lauten. Da man alſo ſchwerlich falſche Verknüpfung oder verborgenen Widerſpruch überall vorausſezen kann: ſo iſt vielmehr anzunehmen, daß auch in dem gleichklingenden noch Differenzen verborgen ſind, nach deren Entwiklung erſt der Gegenſaz vollſtändig würde zu überſehen ſein.

Zuſaz. Meine mannigfaltigen anderweitigen Aeußerungen darüber, daß ich gar nicht auf dieſelbe Weiſe auch die Differenz zwiſchen den verſchiedenen proteſtantiſchen Confeſſionen betrachte, können hier das lezte Wort finden durch die Erklärung, daß die Lehrverſchiedenheiten zwiſchen dieſen meiner Ueberzeugung nach gar nicht auf eine Verſchiedenheit der frommen Gemüthszuſtände ſelbſt zurükgehn, welches man aber ohne Bedenken von den zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche beſtehenden Differenzen zugeſtehen muß. Daher auch jene Confeſſionen weder in den Sitten und der Sittenlehre noch in der Verfaſſung auf eine mit jenen Lehrverſchiedenheiten irgend zuſammenhängende Weiſe von einander abweichen. Weshalb denn auch ſchon gleich in der Ueberſchrift dieſe Darſtellung ſich nur zur proteſtantiſchen Kirche bekannt hat, und die bisher ſymboliſchen Lehrverſchiedenheiten zwiſchen beiden nicht anders behandeln wird als andere in eine zelnen Lehrſtükken von verſchiedenen Lehrern verſchieden beliebte Darſtellungen.

27.

Der Proteſtantismus iſt in ſeinem Gegenſaz zum Katholizismus nicht nur als eine Reinigung und Rükkehr von eingeſchlichenen Mißbräuchen, ſondern auch als eine eigenthümliche Geſtaltung des Chriſtenthums anzuſehen.

1) Sehen wir auf das Entſtehen des Proteſtantismus, ſo iſt freilich nicht zu läugnen, das bewußte in den Reformatoren und ihren erſten Anhängern war nur die Reinigung, daher auch das Ausſcheiden aus der Kirchengemeinſchaft nicht ſelbſt gewählt oder beabſichtigt. Sehen wir dagegen auf die ſeitdem unter den Proteſtanten immer mehr herrſchend gewordene Anſicht und Behandlung des Katholizismus, daß nämlich kein lebhafter und beſtimmter Wunſch vorhanden iſt, die ganze Chriſtenheit in den Proteſtantismus hinüber zu ziehen, und daß wir keinesweges alle eigenthümlichen Elemente des römiſchen Katholizismus als unchriſtlich anfechten: ſo iſt dieſes nur zu rechtfertigen unter der Vorausſezung, daß wir auch in dem Katholizismus etwas eigenthümliches wenn gleich uns fremdes anerkennen, welches wir neben dem unſrigen glauben beſtehen laſſen zu müſſen. Ja es möchte auch ziemlich allgemein die Ueberzeugung ſein, daß, wenn auch in den Hauptlehren die katholiſche Kirche unſere Beſtimmungen annähme, dennoch ein uns fremder Geiſt zurükbleiben und uns hindern würde, uns eben ſo mit ihr zu vereinigen, wie wir es unter uns ſind. Wir können aber eine ſolche Eigenthümlichkeit des Gei-

ſtes nicht der katholiſchen Kirche zuſchreiben, ohne eine eben ſolche nur entgegengeſezte auch bei uns vorauszuſezen.

2) Dieſe Eigenthümlichkeit nun müßte zum Behuf einer proteſtantiſchen Glaubenslehre eben ſo nachgewieſen ſein, wie ſich eine richtige Darſtellung des chriſtlichen Glaubens überhaupt nicht denken läßt, ohne daß ein möglichſt klares und mittheilbares Bewußtſein von der Eigenthümlichkeit des Chriſtenthums zum Grunde liege; und die oben (26. 2.) geſtellte Aufgabe wird zugleich erfüllt ſein, wenn dieſe Eigenthümlichkeit überall in der Darſtellung heraustritt. Daß man aber über eine ſolche eben ſo wenig einverſtanden iſt als über das eigenthümliche Weſen des Chriſtenthums ſelbſt, liegt wol vor Augen. Hiezu kommt noch, daß Einige glauben, der Geiſt des Proteſtantismus habe ſich in der Lehre noch nicht vollkommen entwikkelt, Andere hingegen, ſeine Lehre ſei völlig abgeſchloſſen. Bei dieſer entgegengeſezten Anſicht iſt es noch ſchwieriger ſich über den eigenthümlichen Charakter des Proteſtantismus zu verſtändigen; aber es wird nur um ſo nothwendiger ihn feſtzuſtellen, damit nicht im Fortgang dieſer Entwiklung theils was wirklich unproteſtantiſch iſt ſich einmiſche, theils über vermeintlich unproteſtantiſches ungegründete Beſchwerde erhoben werde. — Der große Einfluß dieſer verſchiedenen Anſichten auf eine ganz verſchiedene Anlage und Entwiklung der Dogmatik iſt nicht zu verkennen.

28.

Vorläufig möge man den Gegenſaz ſo faſſen, daß der Proteſtantismus das Verhältniß des Einzelnen zur Kirche abhängig mache von ſeinem

Verhältniß zu Chriſto, der Katholizismus aber umgekehrt das Verhältniß des Einzelnen zu Chriſto abhängig macht von ſeinem Verhältniß zur Kirche.

Anm. Vorläufig ſoll hier nicht heißen, daß etwa in der Folge genaueres darüber vorkommen wird, ſondern nur, daß dahin geſtellt bleiben muß, ob ſonſt jemand eine genauere und zureichendere Formel aufſtellen kann.

1) Da im Entſtehen der proteſtantiſchen Kirche das reinigende Beſtreben entſchieden hervortrat, und der eigenthümliche Geiſt, der ſich zu entwikkeln begann, ſich bewußtlos hinter jenem verbarg, wiewol der Impuls mit von ihm ausging: ſo iſt es ſchwer die Löſung der Aufgabe von dieſem Punkt anzufangen, und es würde faſt unmöglich ſein unter ſolchen Verhältniſſen aus einer großen Menge ſehr verſchiedener und ganz ausgebildeter perſönlicher Eigenthümlichkeiten, die gemeinſame allmählig ſich entwikkelnde herauszufinden, wiewol auch wiederum klar iſt, daß ſo ſehr verſchiedene Menſchen als die Reformatoren nur durch eine ſolche zu einer kräftig zuſammwirkenden Thätigkeit konnten vereint bleiben. Auf der andern Seite aber von dem Weſen des Chriſtenthums ausgehend zu unterſuchen, was wol darin auf entgegengeſezte Weiſe beſtimmbar ſei, und durch Vergleichung auszumitteln, welche von dieſen denkbaren entgegengeſezten Beſtimmungen wol dem Proteſtantismus, und welche dem Katholizismus zukommen, dies wäre eine unendliche Arbeit, welche ebenfalls keine Sicherheit gewährte, ob auch der rechte Punkt, in welchem ſich alles einzelne vereinigt, getroffen ſei oder nicht. Es ſchien daher zwekmäßig den Gegenſaz, wie er ſich uns in ſeiner dermaligen Entwiklung darſtellt, vorzüglich von der

Seite zu betrachten, was für Vorwürfe am meiſten jeder Theil dem andern macht, weil hieraus hervorgehen muß, durch welche Anſicht der entgegengeſezten am meiſten in dem Gemeingefühl jeder Parthei das Bewußtſein des Gegenſazes aufgeregt wird. Nun iſt es aber die allgemeinſte Beſchuldigung gegen den Proteſtantismus, daß er, ſoviel an ihm, die alte Kirche vernichtet habe, und doch nicht im Stande ſei nach ſeinen Grundſäzen eine neue wieder zu bauen und zu erhalten. Wogegen wir dem Katholizismus den Vorwurf machen, daß, indem alles der Kirche beigelegt wird, Chriſto die ihm gebührende Ehre entzogen, und er in den Hintergrund geſtellt, ja er ſelbſt gewiſſermaßen der Kirche untergeordnet werde. Nehmen wir nun dazu, daß in dieſer lezten Hinſicht dem ſymbo'liſchen Proteſtantismus nichts kann zur Laſt gelegt werden, in jener erſten aber dem Katholizismus eben ſo wenig, und bedenken, daß in ſolchem Streit jeder Theil dasjenige am andern bezeichnen will, wodurch dieſer ſich am leichteſten könnte aus dem gemeinſamen Gebiet des Chriſtenthums verirren: ſo geht hervor, daß der Katholizismus uns beſchuldiget, wir wären in Gefahr das chriſtliche zu zerſtören durch Auflöſung der Gemeinſchaft, ohnerachtet wir die Beziehung auf Chriſtum feſthielten, und wir ihn, er ſei in Gefahr, wie feſt er auch die Gemeinſchaft halte, das chriſtliche zu zerſtören durch Vernachläßigung der Beziehung auf Chriſtum. Sezen wir nun voraus, daß, weil in beiden der Geiſt des Chriſtenthums waltet, keiner von beiden Theilen jenes äuſerſte jemals erreichen werde: ſo geht daraus das oben geſagte hervor.

2) Wenn hier ſollte gezeigt werden, wie dieſe Faſſung des Gegenſazes ſich an den am meiſten ſtrei-

tigen Lehren vom Glauben und guten Werken, vom Ablaß, vom Sakrament des Altars, vom Anſehn der Schrift u. a. m. bewährt: ſo müßte die ganze Glaubenslehre faſt auf fragmentariſche Weiſe vorweggenommen werden. In dieſer Hinſicht alſo kann ſich der Saz nur allmählig in der weiteren Ausführung beſtätigen; zweierlei aber kann ſchon hier zu ſeinen Gunſten geſagt werden. Zuerſt daß wirklich durch dieſe Formel beiden Theilen ſolche entgegengeſezte Charaktere beigelegt werden, die ſich auf das weſentliche des Chriſtenthums mittelbar zurükführen laſſen. Denn da uns die chriſtliche Frömmigkeit nur in der Kirche gegeben iſt: ſo iſt ihr auch eben ſo weſentlich, daß ſie in der Gemeinſchaft feſthält, als daß ſie an Chriſto feſthält, und die Gemeinſchaft iſt eben ſo durch Chriſtum bedingt als Chriſtus ſelbſt die Seligkeit der Seinigen durch die Gemeinſchaft bedingt. Hiedurch iſt alſo ſchon die Möglichkeit einer ſolchen entgegengeſezten Unterordnung gegeben, ſo wie, daß das chriſtliche aufgehoben wird, ſobald das eine von beiden Elementen ganz verloren geht. Zweitens daß, indem der Gegenſaz hier, wo er zunächſt in Bezug auf die theoretiſche Seite der Lehre geſucht wird, ſich vorzüglich an den Begriff der Kirche heftet, nicht unwahrſcheinlich iſt, daß aus derſelben Formel auch das, was in der Sitte und der ſittlichen Schäzung beider Kirchen ſowie in ihren Grundſäzen über die Verfaſſung das am meiſten entgegengeſezte iſt, ſich werde entwikkeln laſſen; und dann enthält die Formel alles, was nur von ihr gefordert werden kann, nämlich eine dogmatiſche Beſchreibung des Gegenſazes in ſeinem ganzen Umfang.

Zuſaz. Vorläufig nun die Richtigkeit dieſer Formel vorausgeſezt, geht hervor, daß eine proteſtantiſche

Dogmatik in denen Punkten, auf welche die Formel die unmittelbarſte Anwendung leidet, auch am meiſten beſorgt ſein muß, den Gegenſaz nicht zu übertreiben, um nicht in unchriſtliches zu verfallen. In denen Lehrſtükken aber, wo ſich der Gegenſaz am meiſten verbirgt, hat ſie ſich zu hüten, daß ſie nicht Formeln aufſtelle, welche unbemerkt etwas von dem entgegengeſezten Charakter angezogen oder noch nicht abgelegt haben, damit nicht eben hiedurch die weitere Entwikkelung des eigenthümlich proteſtantiſchen erſchwert und ſtreitig gemacht werde.

29.

Jeder, zumal proteſtantiſchen, Dogmatik gebührt es eine eigenthümliche Anſicht zu enthalten, die nur in der einen mehr in der andern weniger und in einem Lehrſtük ſtärker als in dem andern hervortritt.

Anm. Das **zumal** deutet darauf, daß im allgemeinen der Proteſtantismus der perſönlichen Eigenthümlichkeit einen freieren Spielraum in der Glaubenslehre gewährt, als der Katholicismus thun kann; und dies geht auch aus der obigen Formel ganz von ſelbſt hervor.

1) Angenommen auch, unſer Lehrbegriff wäre vollſtändig entwikkelt und auf das genaueſte beſtimmt: ſo müßten doch, wenn nicht jede neue Darlegung deſſelben bloße Wiederholung eines völlig feſten Buchſtabens ſein ſoll, entweder andere Ausdrükke und Wendungen vorkommen, und dieſe würden immer eigenthümliche Abänderungen enthalten, da es keine vollkommen Synonyme giebt, oder wenigſtens müßte die Anordnung der Säze und alſo auch ihre Beziehung auf einander etwas freies ſein. Nun aber erhält je-

der Ausdruk ſeinen vollſtändigen Sinn erſt durch den Zuſammenhang, in den er geſtellt iſt, und alſo würde jede eigenthümliche Anordnung ſchon an ſich den Sinn eigenthümlich modificiren; und außerdem kommt noch bei jeder anderes hinzu, in der Abſicht, die gewählte Anordnung vollkommen verſtändlich und einleuchtend zu machen.

2) Allein unſer Lehrbegriff hat eine ſolche genaue Beſtimmtheit nicht, da theils alle im höchſten Sinne amtlichen und allgemein anerkannten Darlegungen deſſelben nur einzelne Theile zum Gegenſtand haben, theils auch in dieſen Bekenntnißſchriften nicht immer daſſelbe auch in denſelben Buchſtaben gefaßt iſt, ſo daß faſt überall auch das allgemein anerkannte noch als ein unbeſtimmtes und mannigfaltiger Beſtimmungen fähiges erſcheint, unter denen jeder nach ſeiner Eigenthümlichkeit wählen kann. Geht man nun überdies, wie hier geſchieht, von der Vorausſezung aus, daß das eigenthümlich proteſtantiſche noch nicht überall zum Bewußtſein gekommen, und alſo auch noch nicht in allen Lehrſtükken ausgedrükt iſt: ſo hat in dieſem ganzen Gebiet die Eigenthümlichkeit eines Jeden noch freieren Spielraum, und wir müſſen alles, worin ſich nicht gradehin ein entgegengeſezter Geiſt ausſpricht, nach dem Maaß für proteſtantiſch erkennen, als auch die ſchon feſter beſtimmten Lehrſtükke dem anerkannt proteſtantiſchen Charakter gemäß ausgedrükt ſind. — Wer aber auch dieſe Vorausſezung abläugnet, und vielmehr davon ausgeht, daß aus den ſymboliſch feſtſtehenden proteſtantiſchen Lehren bei richtigem Verfahren nur Eine Dogmatik, dem Inhalt nach hervorgehn kann, der will doch, daß jede folgende eine Correktion der früheren ſei. Da aber das falſche ſich auf vielerlei

Wegen als falſch nachweiſen läßt: ſo wird auch dieſe polemiſche Richtung mannigfaltiges und eigenthümliches hervorbringen.

3) Je freier ſich aber die Eigenthümlichkeit eines Jeden in der Darſtellung der Glaubenslehre entwikkeln kann, um deſto nothwendiger iſt es, daß Alle ſuchen müſſen auch ein gemeinſames darzuſtellen; indem ſonſt die Einheit und Selbigkeit der Kirche gar nicht in der Lehre erſcheinen könnte, und es keine Gewährleiſtung gäbe für die Zuſammengehörigkeit derer, die ſich Proteſtanten nennen. Denn ſeit die proteſtantiſche Kirche zuſammengetreten und feſtgeſtellt worden, iſt nicht mehr abzuſehen, wie etwas gemeinſames anders als durch zuſammentreffende Bemühungen Einzelner könnte hervorgebracht werden. Eine Darſtellung der Glaubenslehre alſo, die aus lauter eigenthümlichen Anſichten beſtände, wenn gleich aus ſolchen, in denen das chriſtliche nirgends vermißt würde, die aber auf gar nichts mit Andern gemeinſames zurükginge, und alſo auch an nichts innerhalb des Chriſtenthums geſchichtlich gegebenes anknüpfte, und daher auch den Zuſammenhang mit dem, was in der Epoche der Kirchenverbeſſerung geworden, nicht anſpräche, eine ſolche könnte nur als eine Sammlung oder ein Syſtem von Privatmeinungen nicht aber als eine Dogmatik angeſehen werden, ſie müßte denn die Abſicht haben, durch die neue Darſtellung eine neue Gemeinſchaft ſtiften zu wollen, wodurch ſie dann, wenn es gelänge, uns ganz entfremdet würde.

4) Dies alles zuſammengenommen ergiebt ſich, daß eigentlich in einer proteſtantiſchen Glaubenslehre überall gemeinſames und eigenthümliches verbunden ſein, und ſich auf einander beziehen muß. Am meiſten

tritt hervor und herrſcht das eigenthümliche in der Anordnung, für welche es ſo gut als nichts giebt, was als nothwendig gemeinſam anerkannt wäre; aber auch die eigenthümlichſte Anordnung kann doch nach nichts höherem ſtreben, als die gemeinſame Lehre in das hellſte Licht zu ſtellen. Das gemeinſame zeigt ſich am meiſten in dem, was den urſprünglichen Beſtrebungen die Lehre zu reinigen am genaueſten verwandt iſt; aber wie genau auch hier jeder an die geſchichtlichen Anfänge des Proteſtantismus anknüpfe, es giebt doch keinen höheren Zwek dieſes gemeinſamen, als durch die beſtimmteſte Feſtſtellung des proteſtantiſchen Charakters die eigenthümliche Entwiklung der Lehre ohne Störung der Gemeinſchaft zu begünſtigen. Je mehr ſich beide Elemente durchdringen, um deſto mehr objektiv iſt die Darſtellung; je mehr ſie ſich von einander löſen, um deſto mehr erſcheint das an das geſchichtliche anknüpfende nur paläologiſch und das eigenthümlich ausgeführte nur neoteriſch.

30.

Das Beſtreben ein gemeinſames feſtzuſtellen, muß ſich in der Glaubenslehre ausſprechen durch Berufung auf die Bekenntnißſchriften, und wo dieſe nicht ausreichen, auf die heilige Schrift und auf den Zuſammenhang mit andern Theilen der Lehre.

Anm. a. Daß auf den Namen Bekenntnißſchriften in dem Sinne dieſer Darſtellung alle öffentlichen Glaubenserklärungen proteſtantiſcher Gemeinſchaften Anſpruch machen können, ohne Unterſchied, ob ſie ſich an das ſchweizeriſche oder ſächſiſche oder engliſche oder ſlaviſche anſchließen, geht ſchon aus 26 Zuſaz hervor.

b. An

b. Unter heiliger Schrift verſtehe ich zunächſt immer nur die neuteſtamentiſchen Bücher und zwar in dem Umfang als die proteſtantiſche Kirche ſie anerkennt; die altteſtamentiſchen aber nur ſoweit ſich nachweiſen läßt, daß ſich direct oder indirect im neuen Teſtament auf ſie bezogen wird. [S. §. 21, 2]

1) Wenn hier den Bekenntnißſchriften die erſte Stelle angewieſen wird, wo es darauf ankommt das gemeinſame in der proteſtantiſchen Glaubenslehre nachzuweiſen, ſo ſoll ihnen damit keinesweges ein Vorrang vor der Schrift beigelegt werden, welches auch ihnen ſelbſt widerſprechen würde, da ſie ſich überall auf die Schrift berufen. Aber offenbar ſind doch dieſe Schriften das erſte gemeinſam proteſtantiſche, und alle proteſtantiſchen Gemeinden ſind durch Anſchließung an ſie entſtanden und zur Kirche zuſammengewachſen; wie ſich denn auch ſchwerlich eine andere Art ausdenken läßt, wie dies unter den gegebenen Umſtänden hätte geſchehen können. Da nun jede dogmatiſche Darſtellung, welche ſich als proteſtantiſch bekunden will, an dieſe Geſchichte anzuſchließen ſtrebt: ſo giebt es keine natürlichere ja kaum eine andere Art, wie dies bewerkſtelligt werden könnte. Denn die Berufung auf die Schrift an und für ſich thut nur das chriſtliche dar und nicht das proteſtantiſche. — Indem wir aber in dieſer Hinſicht allen proteſtantiſchen Bekenntnißſchriften gleiches Recht einräumen, ohne auf die noch innerhalb des Proteſtantismus beſtehende Trennung Rükſicht zu nehmen: ſo entgehen wir auf der einen Seite dem Streit über ihre Zahl und die Verſchiedenheit ihres Anſehens, ob z. B. die Concordienformel für die lutheriſche Kirche eben ſo ſymboliſch ſei wie die Augsburgiſche Confeſſion, und die Dordrechtſchen Verhandlungen für die reformirte eben ſo wie die ſchweizeriſche Confeſſion. Denn ſieht man die proteſtantiſche

Kirche als Eine an: ſo iſt keine einzige Bekenntnißſchrift weder von der ganzen Kirche anerkannt noch von der ganzen Kirche ausgegangen, und bei dieſer allgemeinen Unvollſtändigkeit des Anſehns wird der Unterſchied zwiſchen dem größeren Anſehn einiger und dem geringeren anderer ganz bedeutungslos. Auf der andern Seite entgehen wir der Gefahr ſtrenger an einen Buchſtaben gebunden zu werden, als der fortſchreitenden Entwiklung der Lehre zuträglich wäre. Denn die während eines geringen Zeitraumes an verſchiedenen Orten entſtandenen Bekenntniſſe, welche doch alle den Proteſtantismus ganz, ſo weit er zum Bewußtſein gekommen war, darzuſtellen beabſichtigen, ſtimmen nicht ſo genau in Ton und Farbe überein, daß nicht zugegeben werden müßte, dieſelbe Geſinnung ſei in mancherlei Abänderungen ans Licht getreten. Ja indem, wenigſtens von den Bekenntnißſchriften der zweiten Formation, manche in einzelnen Punkten gegen einander gerichtet ſind: ſo muß zugegeben werden, daß nur das dem Proteſtantismus weſentlich iſt, worin ſie alle zuſammenſtimmen, und daß eben in dieſem Widerſpruch einiger gegen andere das Recht abweichender Meinungen ſelbſt iſt ſymboliſch geworden. — Allein auch das, worin alle Bekenntnißſchriften übereinſtimmen, iſt nicht alles für gleich weſentlich und feſtſtehend zu halten, weil nicht alles gleich rein aus dem innerſten Geiſt des Proteſtantismus hervorgegangen, und auch nicht alles mit gleicher Beſonnenheit durchgearbeitet iſt. Sondern indem in gewiſſem Sinn alle, einige aber mehr als andere, Gelegenheitsſchriften ſind: ſo iſt manches nur in Beziehung auf Zeiten und Perſonen grade ſo und nicht anders geſagt, ſo daß das weſentlich kirchliche erſt durch Hülfe der Auslegungskunſt daraus kann ermittelt werden. Außerdem war es ein Bedürfniß, welches nicht ſelten etwas übereilt befriedigt wurde, ſich von früheren Kezereien loszuſagen, und in allen noch nicht ſtreitig gewordenen Punkten die Uebereinſtimmung mit der Kirche ausdrüklich nachzuweiſen. Daher theils das zu raſche Verdammen mancher in den früheren Jahrhunderten verdammten Meinung, theils das zu unbedingte Wiederaufnehmen früherer Symbole. Denn jenes Urtheil kann manches betroffen haben, was aus demſelben Geiſt wie die Kirchenverbeſſerung ſelbſt, der ſich nur nicht gleich überall wieder erkennen konnte, ſeinen Urſprung hatte. Und eben ſo konnte aus gewohnter Ehrfurcht manche ältere Lehrmeinung in Schuz genommen werden, von der man nur noch nicht merkte, daß ſie mit dem weſentlichen des Proteſtantismus im Widerſpruch ſtehe. — Eben ſo wenig nun als alle beiläufige Polemik und Repetition gleich ſymboliſch iſt mit den eigenthümlichen Hauptſäzen, eben ſo wenig dürfen wir auch die Art, wie die Bekenntnißſchriften ihre Säze aus der heiligen Schrift erweiſen, für ſymboliſch anſehn. Denn was ſollte der Grundſaz, daß für uns nur die Schrift Richterin ſei in Glaubensſachen, wol bedeuten, wenn die Bekenntnißſchriften ſelbſt Richter wären über die Auslegung der Schrift? Wie ſehr es daher auch ſeine Richtigkeit hat, daß wer nicht ſelbſt die Hauptſäze des Proteſtantismus in der Schrift gegründet findet, nicht füglich kann im eigenthümlichen Sinne ein Proteſtant ſein, und daß in ſofern die Unterſcheidung von quia und quatenus ein etwas leichter Behelf iſt: ſo iſt es doch etwas anderes mit den in den Bekenntnißſchriften ſelbſt geführten Beweiſen, welche in einzelnen Fällen ſämmtlich falſch oder unbefriedigend erſcheinen können, während man die Säze ſelbſt für vollkommen ſchriftgemäß anerkennt. In Bezug alſo auf den Schriftgebrauch gilt kein Zurükweiſen auf die Bekenntnißſchriften, ſondern nur eigene Prüfung:

2) Beläge durch Schriftſtellen beweiſen an ſich nur, daß der aufgeſtellte Saz chriſtlich ſei; aber ſie bekommen auch für diejenigen Säze, in denen der eigenthümliche Charakter des Proteſtantismus weniger hervortritt, ein proteſtantiſches Gepräge durch die Nothwendigkeit alles mittelbar oder unmittelbar auf ſolche Beläge zurükzuführen, und durch die freie Art der Schriftauslegung, für welche wir keine andere Regel kennen, als die Vorſchriften der in die Sprachwiſſenſchaft eingewurzelten Auslegungskunſt. Was aber den proteſtantiſchen Inhalt der Säze betrifft, ſo geht aus dem obigen hervor, daß, ſofern das urſprüngliche Beſtreben auf Reinigung der Lehre von Irrthümern und Mißbräuchen gerichtet iſt, der Schriftgebrauch mehr polemiſch ſein müſſe, und gegen die Aufſtellungen der katholiſchen Kirche gerichtet; da aber, wo mehr der eigenthümliche Charakter des Proteſtantismus heraustritt, iſt ein apologetiſcher Schriftgebrauch hinreichend, welcher nur nachweiſet, daß eine ſolche beſtimmtere Geſtaltung der Lehre mit dem in der Schrift niedergelegten Urchriſtenthum nicht im Widerſpruch ſteht, ohne behaupten zu wollen, daß ſchriftmäßig dies die einzig mögliche nähere Beſtimmung ſei. Und in demſelben Sinn muß auch, wie gemeinſames und eigenthümliches ſich durchdringen ſollen, an dieſen Schriftgebrauch ſich derjenige anſchließen, durch welchen auch das, was in einer proteſtantiſchen Dogmatik eigenthümlich behandelt iſt, kann gerechtfertigt werden; wiewol dieſer allmählig ſich in das negative verlieren kann, nämlich

in die herausfordernde Behauptung, daß die aufgeſtellte Anſicht nichtes ſchriftwidriges enthalte. — Was aber die Natur des beweiſenden Schriftgebrauches im allgemeinen anbelangt: ſo iſt zu bedenken, daß, da die Schrift nirgend ſyſtematiſch iſt, und auch nur theilweiſe eine ſtrengere didaktiſche Form hat, irgend ein Saz in einem Lehrgebäude immer unvollkommen und unzureichend ſein würde, wenn er nur ſo ausgedrükt wäre, wie in irgend einer oder auch zuſammengenommen in mehreren Stellen der Schrift. Dabei ſind noch alle didaktiſchen Theile der h. Schrift mehr oder weniger Gelegenheitsreden und Schriften, und deshalb finden ſich überall beſondere Beziehungen, welche in die dogmatiſche Darſtellung, die nichts gelegenheitliches an ſich hat, nicht können aufgenommen werden. Daher iſt das Anführen einzelner Schriftſtellen in der Dogmatik etwas höchſt mißliches, ja an und für ſich unzureichendes; und das hartnäkkige Beſtehen auf ſolchen unmittelbaren und einzelnen Schriftbeweiſen hat zwei verſchiedene Methoden hervorgebracht, von denen die eine der Dogmatik nachtheilig geworden iſt, die andere aber der Schriftauslegung. Es ſcheint daher, als ob überall die Beziehung einzelner Schriftſtellen auf einzelne dogmatiſche Säze nur mittelbar ſein könne, nämlich daß bei jenen dieſelbe fromme Erregung zum Grunde liege, welche dieſe ausdrükken, und daß beide Ausdrükke nur ſo differiren, wie der Zuſammenhang, in dem ſie vorkommen, es erfordert. Dieſem zur Seite aber muß ſich immer mehr ein ins Große gehender Schriftgebrauch entwikkeln, welcher nicht auf einzelne aus dem Zuſammenhang geriſſene Stellen, ſondern auf ganze Abſchnitte Bezug nimmt, und in dem Gedankengang der h. Schriftſteller dieſelden Combinationen nachweiſet, auf welchen die dogmatiſchen Reſultate beruhen; ein Gebrauch, von welchem in einem Lehrgebäude nur die Andeutungen können gegeben werden, und wobei alles auf Uebereinſtimmung in den hermeneutiſchen Grundſäzen und ihrer Anwendung beruht. Daher die Dogmatik von dieſer Seite ſich erſt mit der Theorie der Schriftauslegung zugleich vollenden kann.

3) Der Gebrauch der Bekenntnißſchriften und der Schriftſtellen ergänzt ſich alſo auch darin, daß wo der eine mehr apologetiſch iſt, da der andere polemiſch auftritt; aber indem beide nur an gewiſſen Punkten am entſchiedenſten auftreten und ſich von dieſen aus allmählig ins unbeſtimmtere verlaufen: ſo kann es einzelne dogmatiſche Punkte geben, welche durch beide zuſammen genommen doch keine hinlängliche Bewährung erhalten. Dieſe Bewährung nämlich beſteht darin, einmal daß klar werde, das dem Saz zum Grunde liegende fromme Bewußtſein habe ſeinen natürlichen Ort in dem Umfange des von der Kirche ausgeſprochenen; dann aber auch, daß der gewählte Ausdruk ſo mit anderen zuſammenſtimme, daß er das Syſtem der Bezeichnung nicht verdirbt. Daher können ſolche Säze, bei denen dieſes nicht unmittelbar nachzuweiſen iſt, ſich als kirchliche Lehrelemente nur bewähren durch Nachweiſung ihres Zuſammenhanges mit andern Lehrpunkten, die eine feſtere ſymboliſche und bibliſche Haltung haben. Nur inwiefern jene untergeordneten Punkte angeſehen werden können als gradezu dieſem höheren angehörig, ſei es nun als Beſtandtheil oder Erläuterung oder auch nur als Parellelen, nur in ſofern kann man ſagen, daß Gebrauch der Symbole und der Schrift durch die ganze Dogmatik durchgehn müſſe; und in dieſem Sinne ſtreitet ein folgerechter Gebrauch

beider nicht gegen das eigenthümliche neben dem gemeinſamen in der dogmatiſchen Darſtellung. Vielmehr erhellt von ſelbſt, wie auch in Bezug auf den Gebrauch dieſer Beweismittel ein proteſtantiſches Lehrgebäude ein von anderen ſehr abweichendes Gepräge haben kann, ohne ſeinen kirchlichen Charakter zu verlieren. Denn das eine kann ſich am meiſten dem annähern, was man eine bibliſche Dogmatik nennt, wenn nämlich die Berufung auf die Bekenntnißſchriften und auf die Analogie ſehr zurückbleibt, und dagegen der Gebrauch der Schrift ſo weit als möglich getrieben wird, ohne jedoch das anerkannt gemeinſame des Proteſtantismus irgend einer abweichenden Schriftauslegung oder dem, was in der Schrift nur local und temporär iſt aufzuopfern; denn ſobald dieſes geſchähe, würde eine ſolche Dogmatik nicht mehr kirchlich proteſtantiſch ſein. Ein anderes Lehrgebäude kann ſich ſehr dem nähern, was man eine philoſophiſche Dogmatik nennt, wenn nämlich die Folgerung und die Analogie, anknüpfend aber an die anerkannten Hauptpunkte, überwiegt und dagegen ſowol der Schriftgebrauch als auch die Anwendung der Bekenntnißſchriften im Einzelnen mehr zurücktritt; es bleibt aber kirchlich, wenn nur das, was auf dieſem Wege entwikkelt wird, nichts anderes ſein will, als die Thatſachen des chriſtlich frommen Gemüthes, und nur ſofern ein ſolches Lehrgebäude urſprüngliche Spekulation aufſtellt, hört es auf Dogmatik zu ſein. Endlich kann ſich auch ein Lehrgebäude der proteſtantiſchen Kirche der Form nach ſehr einem der katholiſchen Kirche nähern, wenn es das ſymboliſche am meiſten heraushebt, und dieſen Elementen nur dasjenige vorzüglich zugeſellt, was eine ähnliche Sanction zu haben ſcheint. Auch dieſes aber bleibt proteſtantiſch, es müßte denn die Berufung auf

Autoritäten den Schriftgebrauch und die eigne Conſtruction überflüſſig machen wollen; dann freilich würde der proteſtantiſche Charakter verloren gehn.

Zuſaz. Was nun den ſchwierigen Gegenſaz des orthodoxen und heterodoxen betrifft, der, um genau beſtimmt zu werden, auch eine genauer beſtimmte Norm der Lehre vorausſezt, als in dem obigen iſt angenommen worden: ſo können wir ihn nur als einen unbeſtimmten gelten laſſen, und werden ſagen müſſen, dasjenige ſei am meiſten orthodox, was am buchſtäblichſten mit dem ſymboliſchen zuſammenſtimmt, und was der ſeit langer Zeit vorherrſchenden Weiſe des Schriftgebrauches am treuſten bleibt. Da aber das ſymboliſche ſelbſt ein Gegenſtand hiſtoriſcher Kritik und Auslegung iſt, und der dogmatiſche Schriftgebrauch auf einer fortſchreitenden Kunſt beruht: ſo kann, was zu einer Zeit orthodox war, zu einer andern völlig veraltet ſein. Heterodox hingegen iſt dasjenige, was wenigſtens in einem ſcheinbaren Widerſpruch mit dem ſymboliſchen ſteht, und auch von der herrſchenden Weiſe des Schriftgebrauchs offenkundig abweicht. Daraus folgt, daß auf der einen Seite aus demſelben Grunde, wie das orthodoxe kann ein antiquirtes werden, auch das heterodoxe kann orthodox werden, und dies muß jeder zugeben, der eine fortſchreitende Auslegungskunſt und eine noch fortgehende Entwiklung des proteſtantiſchen Geiſtes zugiebt. Auf der andern Seite iſt nicht zu läugnen, daß, wenn jener Widerſpruch ein wahrer iſt, das heterodoxe ſich in das unchriſtliche und in das häretiſche verlieren kann; wie denn manche in neuerer Zeit aufgeſtellte Säze von alten Kezereien, wenn man nur auf den Inhalt und Ausdruk ſieht, nicht können unterſchieden werden. Allein da die Zeit vorüber iſt, wo man den Urſprung abweichender Meinungen in verborgenen jüdiſchen oder heidniſchen Tendenzen ſuchen kann: ſo dürfen wir auch keine abweichende Meinung mehr unter jene Kezereien ſubſumiren; ſondern wir dürfen bei Allen, die ſich von der Gemeinſchaft der Kirche nicht trennen wollen, auch nur Mißverſtändniſſe vorausſezen, welche ſich durch das wiſſenſchaftliche Verkehr innerhalb der Kirche ſelbſt auch wieder auflöſen müſſen. Und von eigentlichen Kezereien, von denen man die kirchliche Gemeinſchaft ſäubern müßte, könnte nur in dem Falle wieder die Rede ſein, wenn Genoſſen unvollkomner z. B. indiſcher Glaubensweiſen in großen Maſſen zum Chriſtenthum übergingen.

31.

Der Dogmatik iſt weſentlich eine wiſſenſchaftliche Geſtaltung, welche ſich zeigen muß in dem dialektiſchen Charakter der Sprache und in dem ſyſtematiſchen der Anordnung.

Anm. Dialektiſch iſt hier in dem reinen alterthümlichen Sinn genommen, in welchem es das kunſtgerechte in der Rede bedeutet, ſofern ſie darauf abzwekt, Erkenntniß auszudrükken und mitzutheilen.

1) Es braucht nach dem obigen wol nichts mehr darüber geſagt zu werden, daß in der Dogmatik nach der hier aufgeſtellten Anſicht keine philoſophiſchen Beweiſe und kein Zurükgehn auf ſpekulative Grundſäze ſtattfinden können. Jeder Einzelne zwar, deſſen ſpekulatives Bewußtſein erwacht iſt, muß ſich der Uebereinſtimmung zwiſchen den Ausſagen von dieſem und den Erregungen ſeines frommen Gefühls auf das genaueſte bewußt zu werden ſuchen, weil er ſich nur in

der Harmonie dieſer beiden Funktionen, welche zuſammen die höchſte Stuffe ſeines Daſeins bilden, der höchſten Einheit ſeiner ſelbſt bewußt werden kann. Allein weder die chriſtliche Kirche überhaupt noch die proteſtantiſche beſonders ſind in dieſem Sinn, ſondern nur für das religiöſe Gebiet, abgeſchloſſene Einzelweſen. Denn es giebt keine beſondere proteſtantiſche und beſondere katholiſche Philoſophie; ſondern die an demſelben Syſtem theilnehmen, können zu verſchiedenen Kirchen gehören, und innerhalb derſelben Kirche laufen mehrere Syſteme neben einander und durch einander. Schon um deswillen kann es daher der Dogmatik nicht obliegen hier die Zuſammenſtimmung nachzuweiſen; vielmehr muß ſie ſich dafür hüten, um nicht klare dogmatiſche Säze denen zu verdunkeln, die zu einer andern philoſophiſchen Schule gehören. Allerdings iſt nicht zu läugnen, (S. §. 2. 2.) daß das Chriſtenthum auf die ſpekulativen Beſtrebungen einen großen Einfluß gehabt hat, und daß man die neuere Geſtaltung der Philoſophie im allgemeinen als die chriſtliche bezeichnen kann, ſo wie, daß dieſe nicht nur aus demſelben wiſſenſchaftlichen Geiſt hervorgegangen iſt, der ſich auch bei der Bildung der Glaubenslehre thätig zeigt, ſondern auch daß lange Zeit hindurch beide die chriſtliche Philoſophie und die chriſtliche Glaubenslehre in denſelben Werken vermiſcht geweſen ſind. Allein dieſe Vermiſchung, die nur in der Kindheit, durch welche jede neue Zeit hindurchgehn muß, ihren Grund hatte, und beiden in ihrer weiteren Entwiklung nothwendig zum Nachtheil gereichen mußte, wird immer mehr aufhören, und die Dogmatik ſich immer mehr von allem materiellen Zuſammenhang mit der Philoſophie los machen. Was noch davon übrig iſt, das ſind Nachwirkungen der ſcholaſtiſchen Zeit, zu der wir nicht zurükkehren dürfen.

2) Dagegen iſt der Dogmatik, wenn ſie ihre eigentliche Beſtimmung (§. 2.) erfüllen ſoll, daß nämlich durch ſie die Verwirrungen theils verhütet, theils aufgelöſt werden, welche auf dem Geſammtgebiet der religiöſen Mittheilung ſo leicht entſtehn, eine möglichſt ſtrenge wiſſenſchaftliche Geſtaltung unerlaßlich, weil nur an dem völlig beſtimmten und organiſirten das unbeſtimmtere und unvollkomner gebildete kann gemeſſen und geſchäzt und danach rectificirt werden; welche Wiſſenſchaftlichkeit weder den katechetiſchen noch den homiletiſchen Mittheilungen zuträglich ſein würde, indem ſie einen dialektiſchen Reiz nothwendig hervorbringt, der auf jenen Gebieten nicht darf befriedigt werden. Dieſe Wiſſenſchaftlichkeit aber kann nur in den angegebenen beiden Stükken ſich zeigen, indem weder das eine ohne das andere hinreicht, noch auch zu beiden ein drittes gedacht werden kann. Fähig aber iſt die Dogmatik einer ſyſtematiſchen Anordnung, ſofern ſie ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze bildet, und eines ſtreng dialektiſchen Ausdruks, ſofern ſowol das Gebiet, in welchem die zu beſchreibenden Thatſachen vorgehn, als auch diejenigen Verhältniſſe, worauf die Beſchreibungen ſich beziehen, wiſſenſchaftlich bearbeitet ſind. Und jedes von beiden dient dem andern zur Ergänzung. Denn je richtiger das Einzelne ausgedrükt iſt, um deſto leichter muß es ſein, durch die Verwandſchaft der aufgeſtellten Begriffe die beſte Anordnung zu finden, und je richtiger die Anordnung angelegt iſt, um deſto weniger wird ſich etwas unangemeſſenes im Ausdruk einſchleichen können.

3) Die Natur der Sache leidet nicht, daß die

ſyſtematiſche Anordnung hier vorzüglich geſucht werde in der Ableitung alles einzelnen aus irgend einem höchſten Grundſaz *). Denn wir haben einen ſolchen nicht, von dem wir ausgehn können; ſondern der feſte Punkt iſt eine innere Thatſache, welche poſtulirt wird und zugegeben werden muß, und was wir daraus zu entwikkeln haben, das ſind nicht Folgerungen, ſondern es ſind nur die verſchiedenen Arten, wie dieſe ſelbe Thatſache in verſchiedenen Verhältniſſen ſich modificirt und erſcheint. Die Aufgabe der Anordnung iſt alſo nur die, jene modificirenden Verhältniſſe ſo zu conſtruiren, daß dadurch die verſchiedenen Modifikationen als ein vollſtändiges Ganze erſcheinen, und alſo die unendliche Mannigfaltigkeit des einzelnen in einer beſtimmten Vielheit zuſammengeſchaut werde.

4) Die Ausdrükke, welche in der Glaubenslehre vorkommen, bilden zwar, ſofern ſie auf das fromme Gefühl zurükgehn, ein eignes Sprachgebiet nämlich das didaktiſch religiöſe, allein vermöge deſſen, wodurch ſich dieſes Gefühl vermannigfaltigt und worauf es bezogen wird, hängt das dogmatiſche Sprachgebiet nothwendig zuſammen mit dem pſychologiſchen, ethiſchen und metaphyſiſchen. Daher kann die Trennung der Dogmatik von der Philoſophie nie ſo weit gehen, daß ſie auch der philoſophiſchen Sprache entſagen müßte. Allein bei der großen Mannigfaltigkeit der Anſichten und alſo auch der Terminologie in allen dieſen philoſophiſchen Gebieten iſt die zwekmäßige Handhabung der Sprache für die dogmatiſche Darſtellung eine der ſchwierigſten Aufgaben. Daher auch die beſtändigen Klagen über den Gebrauch philoſophiſcher

---

*) Ammon Summa §. 25. 26.

Ausdrükke, und die häufigen Umwälzungen in der dogmatiſchen Terminologie. Was zuerſt jene Klagen betrifft, ſo rühren ſie vornehmlich von denen her, welche beſorgen, die Philoſophie möchte ſich auf dieſem Wege zur Herrin und Richterin in theologiſchen Sachen aufwerfen, und welche um dieſen Preis lieber den Vortheil eines wiſſenſchaftlichen Ausdruks entbehren möchten. Dieſe Beſorgniſſe aber ſind ungegründet, da ja nur das Intereſſe der chriſtlichen Frömmigkeit es iſt, wodurch überhaupt dogmatiſche Darſtellung hervorgerufen wird, welche daher niemals gegen dieſes Intereſſe kann gewendet werden. Ein anderes iſt es mit der Beſorgniß, daß irgend ein einzelnes Syſtem einen ausſchließenden Einfluß auf die Dogmatik zu ihrem Nachtheil gewinnen möchte. Dieſe Beſorgniß iſt freilich nicht ungegründet; denn ein ſolcher ausſchließender Einfluß pflegt immer mit irgend einer Einſeitigkeit zuſammenzuhangen. Allein theils verbreitet ſich dieſe nicht leicht bis in die unmittelbare religiöſe Gemeinſchaft, um derentwillen doch die Dogmatik da iſt, theils auch pflegt eine ſolche ausſchließende Herrſchaft nicht lange zu dauern. Was aber die Umwälzungen in dem betrifft, was von der Philoſophie in die Dogmatik übergeht, ſo ſind ſie unvermeidlich, wenn ein philoſophiſches Syſtem antiquirt iſt, d. h. wenn nach dem Typus deſſelben nicht mehr gedacht wird, ſondern ein anderes Syſtem von Begriffen herrſchend geworden iſt. Sie ereignen ſich aber gewöhnlich früher durch den wohlmeinenden Eifer der von einem neuen Syſtem der Philoſophie ergriffenen Theologen, indem dieſe hoffen, ihr Syſtem werde mehr als irgend ein früheres dazu geeignet ſein allen Spaltungen und Mißverſtändniſſen auf dem Gebiet der Dogmatik ein Ende zu machen. Jede ſolche Hofnung hat ſich freilich immer ungegründet gezeigt; allein man wird von derſelben geheilt werden, wenn wir allmählig zu einer ſolchen Geſtaltung der Glaubenslehre gelangen, bei welcher ſich der Grund der Spaltungen und der Umfang derſelben im Ganzen überſehen läßt. Das aber ſcheint nicht nur aus der bisherigen Erfahrung, ſondern auch aus der Natur der Sache hervorzugehen, daß eben ſo wenig als von dem Einfluß irgend eines philoſophiſchen Syſtems ſehr bedeutende Erfolge für gründliche Verbeſſerungen der Dogmatik zu hoffen ſind, eben ſo wenig auch von irgend einem Syſtem, welches Theologen ſich aneignen können, weſentliche Gefahren zu beſorgen ſind. Denn ein Theologe kann nur ein ſolches annehmen, welches die Ideen Gott und Welt irgendwie auseinander hält, und welches einen Gegenſaz zwiſchen gut und böſe beſtehen läßt. Mit jedem ſolchen aber verträgt ſich das Chriſtenthum, ſowol ſeiner Form nach als Offenbarung — denn die Welt ſelbſt iſt dann ſchon als primitive Offenbarung und als Inbegriff aller Offenbarung geſezt — als auch nach ſeiner Beſonderheit, ſofern es alle frommen Erregungen als Thatſachen der Erlöſung aufſtellt; denn wo ein Gegenſaz zwiſchen gut und böſe geſezt iſt, da iſt auch die Möglichkeit die Idee der Erlöſung geltend zu machen. Mancher eigenthümlichen Anſicht dagegen kann freilich das eine Syſtem mehr zuſagen, und andern das andere, und ſo wird durch den Wechſel oder das Nebeneinanderbeſtehen der Syſteme und durch den getheilten oder wechſelnden Einfluß derſelben auf die dogmatiſche Sprache und Darſtellung nur das gehörige Gleichgewicht in deren geſammter Entwiklung erhalten.

Zuſaz. Diejenigen Behandlungsweiſen der kirchlichen Lehre, welche unter dem Namen praktiſche Dogmatik oder populäre Dogmatik ſeit einiger Zeit aufgekommen ſind, ſcheinen freilich die Nothwendigkeit einer wiſſenſchaftlichen Geſtaltung nicht anzuerkennen. Allein man darf ſie auch wol nicht als reine Dogmatik anſehn: ſondern ſie ſind ſchon theils Bearbeitungen der Dogmatik für die Homiletik, theils Mitteldinge zwiſchen einem Lehrgebäude und einem Katechismus. Den lezteren lag wol größtentheils die Abſicht zum Grunde, andere Formeln an die Stelle von ſolchen zu ſezen, welche anfingen veraltet zu erſcheinen, allein indem man ſich damit von dem wiſſenſchaftlichen Gebiet entfernte, hat man mehr Verwirrung als Verbeſſerung bewirkt. Die erſteren würden überflüßig ſein, wenn in der praktiſchen Theologie die nöthigen allgemeinen Vorſchriften über Stoff und Form der religiöſen Mittheilung beigebracht würden.

32.

Bei der jezt beſtehenden Trennung der chriſtlichen Sittenlehre von der chriſtlichen Glaubenslehre, bedürfen wir nur einer Anordnung zunächſt für die chriſtliche Glaubenslehre im engeren Sinn.

1) Es iſt ſchon oben (§. 1.) bemerkt, daß die chriſtliche Sittenlehre unter unſerer Erklärung der dogmatiſchen Theologie ſchon mit begriffen ſei. Es iſt auch offenbar, daß die Säze der chriſtlichen Sittenlehre ganz dieſelbe Natur haben, wie die der chriſtlichen Glaubenslehre, indem die Handlungsweiſen, welche ſie, und zwar auch unter der Form von Lehrſäzen, beſchreiben, eben ſo Ausſagen über die frommen Erregungen enthalten, wie die Glaubenslehren, und auch

eben ſo wie ſie den Charakter der chriſtlichen Frömmigkeit an ſich tragen müſſen. Sie ſind daher auch von den Säzen der philoſophiſchen Sittenlehre geſchieden, wie die dogmatiſchen Säze von den analogen der theoretiſchen Philoſophie *); denn die philoſophiſche Sittenlehre legt nicht das fromm erregte Gemüth zum Grunde bei ihren Darſtellungen, ſondern ſie ſucht die Frömmigkeit ſelbſt erſt abzuleiten, und im Zuſammenhang mit allem übrigen menſchlichen verſtändlich zu machen. Bei dieſer großen Verwandtſchaft der chriſtlichen Sittenlehre mit der Glaubenslehre, iſt es natürlich, daß beide lange Zeit mit einander vereint waren, und zwar bei dem vorherrſchenden theoretiſchen Intereſſe, ſo, daß die chriſtliche Sittenlehre nur in Zuſäzen zur Glaubenslehre behandelt wurde. Denn da die überwiegend thätigen und die überwiegend leidentlichen Zuſtände nicht nur mit einander wechſeln, ſondern auch kein leidentlicher gedacht werden kann ohne Reaction, ſo laſſen ſich auch alle thätigen Zuſtände auf ſolche Reactionen zurükführen. Wenn alſo die durch gewiſſe Modifikationen des ſinnlichen Selbſtbewußtſeins beſtimmten Erſcheinungen des höheren beſchrieben werden: ſo können als Zuſaz dazu auch die Formen des Handelns beſchrieben werden, welche ſich auf jene Erregungen zurükführen laſſen. So die Pflichten gegen Gott auf das lebendige Bewußtſein der göttlichen Eigenſchaften, und die Pflichten gegen den Nächſten auf das vom gemeinſamen Verhältniß aller zum Erlöſer; und eben ſo können die chriſtlichen Tugenden ihren Plaz finden in der Lehre von der Heiligung.

---

*) S. Kurze Darſtellung. S. 63. §. 34.

ligung. Nur muß man anerkennen, wenngleich es niemals geſchehen iſt, daß der Natur der Sache nach eben ſo gut auch die Glaubenslehre vorgetragen werden könnte in Zuſätzen zur chriſtlichen Sittenlehre. Denn wenn die in der chriſtlichen Kirche herrſchenden und anerkannten Handlungsweiſen in ihrer Geſammtheit als Aeußerungen der chriſtlichen Frömmigkeit beſchrieben werden: ſo muß von einzelnen Handlungsweiſen auch zurükgewieſen werden können auf gewiſſe Arten erregt zu ſein, als welche dabei zum Grunde gelegen oder daraus hervorgegangen. Aber eben deshalb weil dies nie geſchehen iſt, ſondern bei der Vereinigung immer einſeitig die Glaubenslehre vorgeherrſcht hat *), iſt es zwekmäßig geweſen, die chriſtliche Sittenlehre abzuſondern, weil ſonſt die chriſtlichen Handlungsweiſen niemals wären in ihrer Urſprünglichkeit und ihrem innern Zuſammenhang angeſchaut worden.

2) Sofern nun beide Disciplinen neben einander beſtehen, müſſen ſie auch, unbeſchadet des gemeinſchaftlichen in ihnen, vielmehr gerade von dieſem aus, in ihrer Trennung verſtanden werden. Das gemeinſchaftliche aber iſt, daß in beiden ſoll das höhere Selbſtbewußtſein in der eigenthümlichen Form des Chriſtenthums nach ſeinen verſchiedenen Aeußerungen beſchrieben werden. Sie theilen ſich aber in dieſes Gebiet folgendergeſtalt. Jede Erregung des Selbſtbewußtſeins iſt auf der einen Seite weſentlich eine Modifikation des Lebens als Sein betrachtet, d. h. ein Zuſtand, und ſo als Zuſtände beſchreibt die Glaubenslehre die verſchiedenen Modifikationen des Abhängigkeitsgefühls. Auf der andern Seite aber geht auch

---

*) S. Kurze Darſt. S. 63. §. 33.

jede Erregung des Selbſtbewußtſeins in Thätigkeit aus. Denn jeder erregte Moment, der nicht in irgend ein Thun ausgeht, iſt entweder von andern erdrükt worden, ehe er dieſes hervorbringen konnte, wovon aber in der Sittenlehre abgeſehen wird, oder er iſt an und für ſich zu ſchwach geweſen ein Thun hervorzubringen, die Beſchreibung im Lehrgebäude aber hat nur die Erregung in ihrer Vollſtändigkeit zum Gegenſtande; und ſo, nicht als gleichſam ruhende Zuſtände, ſondern als werdende Thätigkeiten, beſchreibt die chriſtliche Sittenlehre die verſchiedenen Modifikationen des Abhängigkeitsgefühls. In der Wirklichkeit des Lebens gehören die Geſammtheiten beider weſentlich zuſammen. Kein Menſch kann gedacht werden überall und nur auf die Art in ſeinem Selbſtbewußtſein erregt, wovon die chriſtlichen Glaubenslehren die Ausdrüke ſind, der nicht auch überall und nur ſo handeln müßte, wie die chriſtlichen Sittenlehren es ausdrükken, und umgekehrt.

3) Es ſcheint ſonach, als wäre das zuträglichſte und vollkommenſte, wenn eines theils allerdings das höhere Selbſtbewußtſein von beiden Punkten aus beſonders dargeſtellt würde, damit eben ſowol die daraus hervorgehenden Handlungsweiſen in ihrer Geſammtheit als ein Ganzes angeſchaut werden könnten, wie in der Glaubenslehre die daraus hervorgehenden Betrachtungsweiſen angeſchaut werden, wenn aber zugleich auch in der Glaubenslehre angegeben würde, wie die Handlungsweiſen mit jenen Betrachtungsweiſen zuſammenhangen und auch aus ihnen abgeleitet werden können; und eben ſo auf der andern Seite in der chriſtlichen Sittenlehre an einzelnen Punkten, mit Verweiſung auf die ausgeführte Darſtellung, die Betrachtungsweiſen angegeben würden, welche mit den Handlungs-

weiſen zuſammenhangen. Auf dieſe Art wird der Vortheil der alten Methode mit dem der neuen verbunden, der Nachtheil aber von beiden, nämlich ſowol der Schein, als ſei die theoretiſche Seite der Glaubenslehre etwas urſprünglicheres als die praktiſche, als auch der, als ob beide gar nicht weſentlich zuſammenhingen, wird vermieden, und zugleich beide Disciplinen, indem ſie verbunden werden, noch ſtrenger von den analogen philoſophiſchen Wiſſenſchaften geſchieden.

Zuſatz. Dem gemäß iſt nun bei Errichtung des Gerüſtes für die Glaubenslehre darauf zu ſehen, daß urſprünglich die eigenthümliche Form, die Modificationen des höheren Selbſtbewußtſeins als reine Zuſtände zu betrachten, feſtgehalten, und nichts, was der von dem frommen Gefühl ausgehenden Thätigkeit angehört, mit in den eigentlichen Umfang der Darſtellung aufgenommen werde; aber indem ein für allemal vorausgeſetzt wird, daß das Dargeſtellte zugleich in Thätigkeit ausgehe, ſo muß Raum gelaſſen ſein an einzelnen Punkten in jenes Gebiet hinüberzuſchauen, und zu zeigen, wo und wie die Oerter der Sittenlehre in denen der Glaubenslehre wurzeln. Dies iſt aber nicht ſo zu verſtehen, als ob einzelnes einzelnem entſprechen müßte, welches vielmehr unmöglich iſt, da jede Disciplin eine andere Anſicht zum Grunde legt, alſo auch andere Eintheilungen und durch dieſe andere Einheiten gewinnt; ſondern nur, weil die Geſammtheiten einander entſprechen und weſentlich zuſammengehören, muß es auch einzelne, vorzüglich repräſentative Punkte geben, von welchen aus dieſe Zuſammengehörigkeit am beſten zu überſehen iſt.

33.

Da die chriſtliche Frömmigkeit beruht auf dem gefühlten Gegenſaz zwiſchen der eignen Unfähigkeit und der durch die Erlöſung mitgetheilten Fähigkeit das fromme Bewußtſein zu verwirklichen, dieſer Gegenſaz aber nur ein relativer iſt: ſo werden wir den Umfang der chriſtlichen Lehre erſchöpfen, wenn wir das fromme Gefühl betrachten ſowol in den Aeußerungen, worin der Gegenſaz am ſtärkſten, als in denen, worin er am ſchwächſten iſt; und wir theilen daher die geſammte chriſtliche Lehre in die Betrachtung des frommen Gefühls abgeſehen von dem Gegenſaz, und in die Betrachtung deſſelben unter dem Gegenſaz.

1) Der Unterſchied, auf den hier Bezug genommen wird, iſt allerdings nur ein fließender, indem es kein chriſtlich frommes Gefühl geben kann, in welchem der Gegenſaz ganz verſchwände, und auch wiederum keines, worin das Hervortreten deſſelben ſpecifiſch verſchieden wäre von andern Momenten; die hier angegebene Eintheilung hingegen will einen feſten Gegenſaz aufſtellen, der alſo nicht nur nicht ſcheint aus jenem Unterſchied abgeleitet werden zu können, ſondern das eine Glied der Eintheilung ſcheint auch ganz außerhalb des chriſtlichen zu fallen. Die Sache iſt aber dieſe. Eben weil der Unterſchied nur ein fließender iſt, muß das chriſtlich fromme Gefühl etwas in allen Abſtufungen des Gegenſazes ſich ſelbſt gleiches und in ſich ſelbſt Eines enthalten, welches zwar freilich nirgend abgeſondert und für ſich gegeben iſt, aber doch überall um deſto mehr hervortritt, je weniger der Ge-

genſaz hervortritt; eben ſo muß es ein Bewußtſein des Gegenſazes enthalten, welches auch nirgend abgeſondert und für ſich gegeben iſt, aber doch um ſo ſtärker hervortritt, je mehr das ſich ſelbſt gleiche zurücktritt. Die angegebene Eintheilung nun faßt dieſe entgegengeſezten Elemente in zweifacher Unterordnung auf, indem erſt das eine auf das andere bezogen wird, und dann umgekehrt dieſes auf jenes. Indem nun das Sichſelbſtgleiche des frommen Gefühls auf den Gegenſaz bezogen wird, und dieſer alſo immer mitgeſezt und betrachtet: ſo muß auch, was in dieſem Grade der Eintheilung vorkommt, den chriſtlichen Charakter behalten. Eben ſo indem das Bewußtſein des Gegenſazes auf das Sichſelbſtgleiche und in ſich Eine bezogen wird, und alſo dieſes immer mitgeſezt und betrachtet: ſo kann auch dieſes Glied der Eintheilung nicht auf der andern Seite die Grenzen des chriſtlichen überſchreiten. Zugleich aber iſt klar, daß was in keines der beiden Glieder ſich hineinfügen wollte, außer der Grenzen des chriſtlichen fallen müßte; und daß alſo in dieſer Eintheilung der ganze Umfang muß erſchöpft werden können, wenn nur jedes Glied derſelben richtig behandelt wird.

2) Da bereits zugegeben iſt, daß nicht in allen Theilen der chriſtlichen Lehre das eigenthümliche derſelben gleich ſtark hervortreten kann: ſo leuchtet ein, daß das erſte Glied unſerer Eintheilung diejenigen Lehren enthalten muß, in welchen das eigenthümlich chriſtliche am wenigſten ſichtbar iſt, deren Ausdruk alſo auch bei uns am leichteſten mit dem anderer Glaubensweiſen zuſammentreffen kann. Jedoch werden ſie ſich durch die ſchon in der Anordnung liegende Beziehung auf den chriſtlichen Gegenſaz immer unterſchei-

den, ſo daß ſie keinesweges auch Beſtandtheile einer ſogenannten allgemeinen oder natürlichen Theologie ſein könnten. Man kann daher auch ſagen, was in dem erſten Gliede der Eintheilung enthalten iſt, beſchreibe mehr das allem im Gebiet des frommen Gefühls veränderlichen zum Grunde liegende, aber nur ſo wie es in der eigenthümlichen Form des Chriſtenthumes geworden iſt und wird, das in dem andern Gliede enthaltene aber beſchreibe die eigenthümliche Form des Chriſtenthums ſelbſt, wie ſie ſich in jenem entwikelt. Da nun der eigenthümliche Typus des Chriſtenthums auf dem angegebenen Gegenſaz beruht: ſo kann man ſagen, das eine Glied der Eintheilung beſchreibe das höhere Selbſtbewußtſein, ſofern ſich in demſelben der Gegenſaz von Luſt und Unluſt erſt entwikeln ſoll; das andere Glied aber beſchreibe den auf das fromme Gefühl ſich beziehenden Gegenſaz, aber ſo wie er wieder verſchwinden und aus demſelben das ſich ſelbſt gleiche und in ſich Eine des frommen Selbſtbewußtſeins ſich entwikeln ſoll, welche Entwiklung d. h. die Seligkeit ja der eigentliche Zwek der Erlöſung iſt.

3) Hieraus geht von ſelbſt die natürliche Ordnung hervor, in welcher beide Glieder auf einander folgen müſſen, ſo nämlich wie oben angegeben, daß die Beſchreibung des Abhängigkeitsgefühles ſelbſt, wie es in allen Abſtufungen des Gegenſazes daſſelbe iſt, vorangehe, und dann die Beſchreibung des durch die Erlöſung verſchwindenden Gegenſazes, der in demſelben ſich entwikkelt hat, folge. In dem erſten Theil wird auf beſtimmende menſchliche Zuſtände nicht Rükſicht genommen, und er iſt daher mehr contemplativ, in dem zweiten treten dieſe vorzüglich hervor, wie denn auch alle Säze, welche ſich auf das Geſchichte-

liche des Chriſtenthums beziehen, nur in dieſem ihren Plaz haben, und er iſt daher mehr hiſtoriſch. Beide Ausdrüke hiſtoriſch und contemplativ freilich in einem weiteren Sinne genommen.

Zuſaz a. Dadurch, daß wir auch den allgemeineren Inhalt dieſes erſten Theiles auf das chriſtliche Gefühl beziehen, unterſcheidet ſich unſere Eintheilung von der in mehreren Lehrgebäuden befolgten, welche eine ſogenannte natürliche Theologie voranſchikt und eine geoffenbarte darauf folgen läßt.

b. Es leuchtet ein, daß nach dieſer Anſicht und Eintheilung alles, was die Perſon Chriſti betrifft, nur in ſofern Lehre im eigentlichſten Sinne ſein kann, als der unmittelbare Eindruk, den ſein Daſein macht, nämlich von einer eigenthümlichen abſoluten Würde, dadurch ausgeſprochen wird, was aber jenſeit ſeiner unmittelbaren Wirkſamkeit liegend faktiſch von ihm ausgeſagt wird, das kann nur im uneigentlichen Sinn Lehre heißen, wie ſeine übernatürliche Empfängniß, ſeine Auferſtehung und Himmelfahrt.

c. Eben ſo einleuchtend iſt wol, daß in unſerm Selbſtbewußtſein, weder als perſönliches Gefühl noch als Gemeingefühl angeſehen, weder eine Frömmigkeit gegeben iſt, in der gar keine Beziehung wäre auf einen Gegenſaz von Luſt und Unluſt, der ſich darin entwikkeln müßte, noch auch eine ſolche, in welcher jede Beziehung auf dieſen Gegenſaz als einen, der früher beſtanden hat, ſchon verſchwunden wäre. Dieſes aber ſind die beiden Endpunkte menſchlicher Zuſtände in dieſer Hinſicht; und es iſt kaum zu vermeiden, daß ſie in die Darſtellung mit aufgenommen werden. Wenn dieſes aber, der Analogie mit dem dazwiſchen liegenden zu Liebe, in geſchichtlicher Form geſchieht, als Zuſtände, welche einmal geweſen ſind und einmal ſein werden: ſo kann auch dieſes nicht Lehre im eigentlichen Sinne ſein. Sondern nur von Chriſto kann geſagt werden als eigentliche Lehre, daß in ihm das Bewußtſein Gottes eins geweſen ſei mit ſeinem Selbſtbewußtſein ohne allen Gegenſaz. Daher die Darſtellungen von einer urſprünglichen Vollkommenheit der Menſchen als einem zeitlichen Geſammtzuſtand, und eben ſo von einer lezten Vollkommenheit jenſeit des Gerichts der Form nach nicht denſelben dogmatiſchen Werth haben, wie die übrigen Lehren, weil ſie nicht eben ſo ein unmittelbares Selbſtbewußtſein beſchreiben.

d. Es kann gewiſſermaßen gerechtfertigt werden, die in c. angeführten nicht eigentlich doktrinellen Dogmen, wie Mehrere gethan haben, mythiſche zu nennen, da das, was ſie in geſchichtlicher Form beſchreiben, ganz außer dem Umfang aller Geſchichte liegt, und die geſchichtliche Form derſelben leicht daraus erklärt werden kann, daß da der Verſtand ſich über dieſe Elemente des Selbſtbewußtſeins für ſich nur negativ ausſprechen kann, dieſes durch ein poſitives Gebild der Fantaſie ergänzt werde, welche das unzeitliche und unräumliche nur zeitlich und räumlich darſtellen kann. Dagegen ſcheint es weniger ſchiklich zu ſein, auch die in b. angeführten auch nicht eigentlich geſchichtlichen Lehren, die ſich aber doch auf einen in die geſchichtliche Zeit fallenden Punkt beziehen, ebenfalls als Mythen zu behandeln. Denn Mythen ſind nur vorgeſchichtlich oder nachgeſchichtlich; oder wenn ſie ſich an einen geſchichtlichen Punkt anknüpfen, ſo zerſtören ſie deſſen geſchichtliche Bedeutung gänzlich. Daher dieſe Behandlungsweiſe ſchon als doketiſch verworfen werden muß. Sondern dieſe Thatſachen, welche als Dogmen aufgeſtellt werden, ſind entweder als dem Wundergebiet angehörig zu betrachten, welches immer im geſchichtlichen Zuſammenhang etwas nicht geſchichtlich zu analyſirendes enthält, oder man müßte ſie als reine Dichtungen anſehen, welche nur hernach mißverſtanden werden. In wie fern aber die eine oder die andere Anſicht ſtattfinden darf, ohne daß ſich etwas unchriſtliches in das Lehrgebäude einſchleiche, das wird erſt an Ort und Stelle unterſucht werden können.

34.

Alle dogmatiſchen Säze können außerdem, daß ſie Beſchreibungen menſchlicher Zuſtände ſind, noch in einer zwiefachen Geſtalt vorgetragen werden, als Begriffe von göttlichen Eigenſchaften und als Auſſagen von Beſchaffenheiten der Welt; und dieſe drei Formen haben in der Dogmatik immer neben einander beſtanden.

Anm. Der an ſich ſchwierige Begriff von göttlichen Eigenſchaften wird hier nur aus dem gewöhnlichen Sprachgebrauch als bekannt vorausgeſezt, und kann erſt in der Darſtellung ſelbſt, ſoweit es thunlich iſt, erörtert werden.

1) Da das fromme Gefühl überhaupt nur zur Erſcheinung kommt, d. h. wirkliches zeiterfüllendes Selbſtbewußtſein wird, indem es ſich mit einem beſtimmten Moment des ſinnlichen Selbſtbewußtſeins einigt: ſo iſt auch jede Beſchreibung deſſelben die eines beſtimmten innern Gemüthszuſtandes, und dies iſt die urſprüngliche Form. Da aber jede Beſtimmtheit des ſinnlichen Selbſtbewußtſeins auf ein beſtimmendes außer dem Bewußtſein zurükweiſt, welches Aeußere wegen des allgemeinen Zuſammenhanges nur als ein Theil des Geſammtſeins auftritt: ſo kann der Zuſtand ſelbſt

auch erkannt werden, wenn dasjenige in dem Geſammtſein oder der Welt beſchrieben wird, worauf jener Zuſtand beruht; und dies iſt die zweite Form. Endlich da das abſolute Abhängigkeitsgefühl, von dem doch alle frommen Zuſtände nur Modifikationen ſind, ſich nicht auf das Subjekt des Selbſtbewußtſeins iſolirt bezieht, ſondern auch auf ſein Zuſammenſein mit allem übrigen endlichen, und alſo auch dieſes Zuſammenſein in ſeinen verſchiedenen Modifikationen von dem höchſten Weſen abhängig iſt, ſo kann ein jeder frommer Gemüthszuſtand auch erkannt werden, indem dasjenige in Gott beſchrieben wird, wodurch jedes beſtimmte Zuſammenſein geordnet iſt; und das iſt die dritte Form.

2) Daß jede chriſtliche Glaubenslehre immer Säze von allen dieſen drei Formen enthalten hat, bedarf keines Beweiſes. Was aber für uns die Hauptſache iſt, das iſt dieſes, daß Säze von den beiden lezten Formen nichts enthalten, was nicht auch ſchon in Säzen von der erſten Form enthalten wäre, und daß aus jedem Saz von der erſten Form ſich Säze von der zweiten und dritten entwikkeln laſſen, ja daß andere Säze von dieſen beiden Formen in die chriſtliche Glaubenslehre nicht hinein gehören, wenn ſich nicht dazu ein ſie in ſich ſchließender Saz von der erſten Form aufzeigen läßt. Dies aber erhellt daraus, weil nur vermittelſt jener erſten Form, die alſo die dogmatiſche Grundform iſt, Säze von den andern, d. h. welche göttliche Eigenſchaften oder auch Beſchaffenheiten der Welt ausſagen, als der Ausdruk frommer Gemüthserregungen gedacht werden können.

3) Wenn daher nicht geläugnet werden kann, daß ſtreng genommen die erſte Form hinreichte, um

die Analyſe der chriſtlichen Frömmigkeit zu vollenden, und daß es am beſten wäre, dieſe Form ausſchließend auszubilden, da die andern doch nur mittelſt ihrer in der wahren dogmatiſchen Bedeutung aufgefaßt werden können: ſo kann man doch die andern Formen aus einem chriſtlichen Lehrgebäude nicht ausſchließen, ohne daß es ſeine geſchichtliche Haltung und alſo ſeinen kirchlichen Charakter verlöre. Denn ſowol das Hymniſche und Rhetoriſche in den unmittelbaren religiöſen Ergießungen begünſtigte die Bildung von Begriffen göttlicher Eigenſchaften, als auch der ſtark hervortretende Gegenſaz zwiſchen Welt und Kirche die Begriffe von Beſchaffenheiten der Welt; wogegen die vorherrſchende Bearbeitung der Dogmatik in Verbindung mit der Metaphyſik die Ausbildung der eigentlichen Grundform, nämlich die Beſchreibung der chriſtlichen Gemüthszuſtände, mehr zurükhielt. Daher müſſen nun überall beide Formen in ſolcher Verbindung mit der Grundform vorgetragen werden, daß der Zuſammenhang aller dreier unter einander überall deutlich werde.

35.

Indem wir alſo den ganzen Umfang der chriſtlichen Frömmigkeit nach der oben (§. 33.) angegebenen Eintheilung verzeichnen, werden wir in jedem Theil alle drei Formen der Reflexion mit einander verbinden.

1) Es iſt natürlich, daß wir überall diejenige Form zu Grunde legen, die für ſich die vollſtändigſte iſt, und ſich am unmittelbarſten an den urſprünglichen Gegenſtand der Betrachtung, nämlich die frommen Gemüthszuſtände ſelbſt, wendet, und aus welcher ſich die

andern beiden gleichmäßig ableiten laſſen. Die allgemeinen Beſchreibungen ſchließen ſich näher beſtimmend der zum Grunde liegenden allgemeinſten von dem Weſen der Frömmigkeit an, indem ſich eine aus der andern und mit der andern zugleich entwikkelt; und nachdem durch eine ſolche jedesmal ein beſtimmter Theil des darzuſtellenden abgeſtekt iſt, werden damit die kirchlichen Lehren, welche ſich auf dieſes Gebiet beziehen, in Verbindung gebracht, zunächſt diejenigen, welche der Expoſition des Gemüthszuſtandes ſelbſt am nächſten kommen, dann diejenigen, welche daſſelbige unter der Geſtalt von göttlichen Eigenſchaften oder von Beſchaffenheiten der Welt ausſagen.

2) In denjenigen Lehrgebäuden, welche ſich in Theologie und Anthropologie theilen, wird die ganze Lehre von Gott der ganzen Lehre von menſchlichen Zuſtänden vorangeſchikt, alſo auch alle diejenigen göttlichen Eigenſchaften und Rathſchlüſſe, welche ſich auf menſchliche Zuſtände beziehen, und daher doch für ſich und ohne Kenntniß dieſer Zuſtände nicht verſtanden werden können. Wogegen nach dem hier verzeichneten Entwurf allerdings auch die Lehre von Gott nicht eher als mit dem Schluß des ganzen Gebäudes fertig wird, und die einzelnen Punkte derſelben in verſchiedenen Theilen des Ganzen gleichſam verſtreut vorkommen, welches ungewohnt und alſo unbequem erſcheinen kann, allein es gewährt den Vortheil, daß jedesmal, was von Gott und dem Menſchen vorgetragen wird, in der genaueſten Beziehung eines auf das andere ſteht, und aus dem vorhergegangenen vollkommen verſtändlich ſein muß.

Der
Glaubenslehre erſter Theil.

Entwiklung des frommen Selbſtbewußtſeins
als eines der menſchlichen Natur einwohnenden, deſſen entgegengeſezte Verhältniſſe zum ſinnlichen Selbſtbewußtſein
ſich erſt entwikkeln ſollen.

Einleitung.

36.

Indem im unmittelbaren Selbſtbewußtſein wir uns als ſchlechthin abhängig finden, iſt darin mit dem eigenen Sein als endlichen das unendliche Sein Gottes mitgeſezt, und jene Abhängigkeit iſt im allgemeinen die Weiſe, wie allein beides in uns als Selbſtbewußtſein oder Gefühl Eins ſein kann.

Anm. Denn es läßt ſich auch eine ſolche Einheit im objektiven, anſchauenden Bewußtſein denken, welche aber in dieſes Gebiet nicht gehört.

1) Dies urſprüngliche Abhängigkeitsgefühl erſcheint ſo an und für ſich nicht im wirklichen Bewußtſein, ſon-

dern immer nur mit näheren Beſtimmungen, alſo wie ein allgemeines nur durch das beſondere, und es wird hier nur das in allen einzelnen Erſcheinungen der Frömmigkeit identiſche in Betracht gezogen, welches ſich daher zu allen Aufwallungen des frommen Lebens verhält, wie ſich das Ichſezen eines jeden verhält zu allen Aufwallungen ſeines perſönlichen Daſeins überhaupt.

2) Die unfromme Erklärung dieſes Gefühls, als ſage es eigentlich nur die Abhängigkeit eines einzelnen Endlichen von der Ganzheit und Geſammtheit alles endlichen aus, und beziehe ſich der Wahrheit nach nicht auf die Idee Gott, ſondern auf die Idee Welt, kann denen, welche das fromme Gefühl in ſich tragen, nicht zuſagen. Denn ſie kennen dieſes im Selbſtbewußtſein Eins ſein mit der Welt auch, aber als ein anderes. Wenn man nämlich beide Ideen auf irgend eine Weiſe auseinander halten will, ſo iſt doch mindeſtens Gott die ungetheilte abſolute Einheit, die Welt aber die getheilte Einheit, welche zugleich die Geſammtheit aller Gegenſäze und Differenzen iſt. Dies Einsſein mit der Welt im Selbſtbewußtſein iſt das Bewußtſein ſeiner ſelbſt als mitlebenden Theiles im Ganzen. Da nun alle mitlebende Theile in Wechſelwirkung untereinander ſtehen: ſo theilt ſich dieſes Gefühl in jedem ſolchen Theile weſentlich in das Gefühl der Freiheit, ſofern er ſelbſtthätig auf andere Theile einwirkt, und in das Gefühl der Nothwendigkeit, ſofern andere Theile ſelbſtthätig auf ihn einwirken. Das fromme Selbſtbewußtſein aber weiß von einer ſolchen Theilung nichts. Denn weder giebt es in Beziehung auf Gott unmittelbar ein Freiheitsgefühl, noch iſt das Abhängigkeitsgefühl das einer ſolchen Nothwendigkeit, welcher ein

Freiheitsgefühl als Gegenſtük zukommen kann. — Will man alſo dieſen Unterſchied aufheben, und das auf Gott ſich beziehende Selbſtbewußtſein mißkennen, als ſei es kein anderes als das auf die Welt Bezug nehmende: ſo kann dies mit einigem Scheine nur geſchehen, wenn man in dieſem lezteren ſelbſt die Seite des Freiheitsgefühls aufhebt. Daher auch jene unfromme Erklärung, welche die behauptete Eigenthümlichkeit des frommen Selbſtbewußtſeins für Täuſchung erklärt, größtentheils von ſolchen ausgeht, welche auch das Freiheitsgefühl für Täuſchung erklären, und da dies aus demſelben Grunde und mit demſelben Recht durch alles endliche hindurchgehen muß, in einem allgemeinen Nothwendigkeitsgefühl alles Einzelne ertödten, und die Urſprünglichkeit des Lebens nirgends übrig laſſen.

37.

Dies urſprüngliche Abhängigkeitsgefühl iſt nicht zufällig, ſondern ein weſentliches Lebenselement, ja nicht einmal perſönlich verſchieden, ſondern gemeinſam in allem entwikkelten Bewußtſein daſſelbige.

Anm. a. Zufällig im Gegenſaz gegen das weſentliche nenne ich dasjenige, was in dem Verlauf eines Daſeins vorkommen kann oder auch nicht, je nachdem es mit anderem zuſammentrifft oder nicht.

b. Entwikkelt nenne ich das Bewußtſein in dem Maaße, als wir unſer Selbſtbewußtſein von unſerm Bewußtſein der Dinge ſcheiden, und dann auch beides wieder auf einander beziehen. Daß alſo in einem entweder noch nicht ſo weit entwikkelten Bewußtſein, wie in einem kindiſchen, oder auch in einem ſolchen, in welchem dieſer natürliche Zuſammenhang krankhaft wieder aufgehoben iſt, das Abhängigkeitsgefühl in jenem noch nicht iſt, in dieſem verſchwunden ſein kann, wird im voraus zugegeben.

1) Wer uns das poſtulirte Selbſtbewußtſein in dem Inhalt, den wir ihm beigelegt haben, zugiebt, der kann nicht behaupten wollen, es ſei etwas zufälliges. Denn es hängt nicht davon ab, daß einem menſchlichen Daſein etwas beſtimmtes äußerlich gegeben werde, ſondern innerlich das Mitgeſeztſein des höchſten Weſens ſelbſt, welches, wenn es iſt, auch allen gleich gegenwärtig ſein muß (Ap. Geſch. 17, 27. 28.). Aeußerlich aber gehört nichts dazu, als ſinnliches Selbſtbewußtſein überhaupt, welches ſich in jedem Menſchen weſentlich entwikkelt. Daß aber das Abhängigkeitsgefühl an ſich in Allen daſſelbe iſt, zugegeben die größere oder geringere Unvollkommenheit nach dem Maaß der Entwiklung, dies iſt darin gegründet, daß es an ſich nicht auf beſtimmten Differenzen des Selbſtbewußtſeins beruht, ſondern auf der Möglichkeit aller dieſer Differenzen, d. h. auf dem Bewußtſein, welches ſchlechthin das gemeinſamſte iſt und weit hinausgeht über das, wodurch die einzelne Perſönlichkeit beſtimmt wird.

2) Als weſentliche Lebensbedingung läuft dieſes Gefühl genau neben einem ähnlichen Bewußtſein, welches auch an und für ſich nicht erſcheint, aber eben ſo die Grundbedingung für alle Anſchauung enthält. Denn wie das Endliche als im Gegenſaz begriffen nur erkannt werden kann mit und aus dem außer und über den Gegenſaz geſtellten; und alſo allem Erkennen des entgegengeſezten das Bewußtſein der abſoluten Einheit zum Grunde liegt, ſo daß wir auch demjenigen, der völlig im Gegenſaz ſtehen bleiben und jene Einheit läugnen wollte, kein Wiſſen zuſchreiben, mithin das eigenthümlich menſchliche der Anſchauung ihm abſprechen würden: ſo auch auf dem gegenüberſtehenden Gebiet des Gefühls hat das Endliche als in den Gegen-

ſaz

ſaz geſtellt ſich ſelbſt nur mit und aus dem über den Gegenſaz geſtellten; und wer mit ſeinem Gefühl dieſes nicht umfaſſen ſondern ganz im ſinnlichen Gegenſaz ſtehen bleiben wollte, dem würden wir ſtreng genommen das Selbſtbewußtſein im eigenthümlich menſchlichen Sinn abſprechen. (S. 1, 2.)

3) Demzufolge nun müſſen wir alle Gottloſigkeit des Selbſtbewußtſeins für Wahn und Schein erklären. Es giebt aber vorzüglich dreierlei Gottloſigkeit. Die erſte iſt die rohe, welche durchaus keine Gottesläugnung wäre, ſondern nur ein Nichtbewußtſein Gottes, und die, obgleich ſie geſchichtlich ſchwerlich nachzuweiſen iſt, zwar als möglich gedacht werden muß, jedoch nur auf ſolchen niedrigen Bildungsſtuffen, wo ſich das Vermögen für das Gottbewußtſein noch nicht entwikkelt hat. Und dies kann freilich unter ungünſtigen Umſtänden in dem Maaß länger dauern als auch andere Entwiklungen langſam vor ſich gehen. Die zweite Gottloſigkeit iſt die vielgötteriſche. Denn freilich kann man nicht unmittelbar einſehn, wie die Verehrung von Weſen, deren es viele ihrer Art giebt, mit jenem abſoluten Abhängigkeitsgefühl zuſammenhangen ſolle. Sie findet ſich da, wo die leibliche Vorſtellungsweiſe noch zu ſehr vorherrſcht, und daher auch Gott leiblich vorgeſtellt, deshalb aber auch von der Welt nicht gehörig geſondert wird; das leiblich vorgeſtellte kann nicht Eins ſein, ſchon weil wir leibliches Daſein von Geſchlecht und Erzeugung nicht zu trennen vermögen. Solche Vielgötterei aber hangt theils gewöhnlich zuſammen mit Vielherrei im bürgerlichen Leben, und alſo mit der Gewöhnung, hinter einer ausgeſprochenen Vielheit eine weſentliche Einheit vorauszuſezen. Theils aber auch, wo dies nicht wäre, ſtrebt

doch die natürliche Verwandtſchaft und Unterordnung ſolcher Götter nach verborgener Einheit. Nun iſt freilich oben §. 19, 3. zugegeben, daß die unvollkomnen Geſtalten der Frömmigkeit poſitiv falſch werden, wenn ſie ſich im Streit gegen vollkomnere aufrecht halten wollen, und ſo könnte man wenigſtens ſagen, die den Monotheismus beſtreitende und zurükſtoßende Vielgötterei wäre Gottesläugnung. Allein ſie ſtößt nicht die Einheit ſelbſt zurük, die ſie insgeheim in ſich trägt und anerkennt, ſondern nur die Zumuthung, daß ſie ihren geſammten ſymboliſchen und mythiſchen Apparat von ſich werfen ſoll. Die dritte Gottloſigkeit iſt die eigentlich ſogenannte Gottesläugnung, welche als Spekulation auf den höchſten Stuffen der Bildung vorkommt. Dieſe ſcheut entweder frevelhaft die Strenge des Gottesbewußtſeins, und iſt dann, wiewol nie ohne Zwieſpalt lichter Augenblikke, offenbar ein Erzeugniß der Zügelloſigkeit, und alſo eine Krankheit der Seele von Verachtung alles Geiſtigen begleitet; oder ſie widerſtrebt nur grübelnd den gangbaren aber unangemeſſenen Darſtellungen des Gottbewußtſeins; und indem ſie an dieſen Mängeln der Darſtellung haftend die innern einfachen Erſcheinungen des Gefühls ſelbſt verkennt, iſt ſie eigentlich nur ein tiefes Mißverſtändniß, alſo ein Krankheitszuſtand des Verſtandes, welcher aber auch jedesmal ſehr bald verſchwindet, ohne je zu einem beharrlichen Daſein in der Geſchichte zu gelangen. Daher kann die ſcheinbare Thatſache der Gottesläugnung unſere Behauptung, daß das dargelegte Abhängigkeitsgefühl eine weſentliche Lebensbedingung ſei, nicht umſtoßen.

42.

Die Anerkennung, daß jenes Abhängigkeitsgefühl eine weſentliche Lebensbedingung ſei, vertritt für uns die Stelle aller Beweiſe vom Daſein Gottes, welche bei unſerm Verfahren keinen Ort finden.

1) Es iſt jezt vielleicht nicht mehr nöthig zu beweiſen, daß es auch im Gebiet der Philoſophie keine Beweiſe für das Daſein Gottes geben kann, ſondern daß, wenn Gott uns nicht unmittelbar gewiß iſt, dann dasjenige unmittelbar gewiſſe, woraus Gott bewieſen werden könnte, uns Gott ſein müßte. Denn nur das unmittelbar gewiſſe kann das ſein, woraus alles andere ſeine Gewißheit ableitet. — Ein anderes iſt, wenn in ſpekulativer Form des oben (37, 2.) angedeutete Mitgeſeztſein Gottes im objectiven Bewußtſein ebenfalls auseinander gelegt und gezeigt wird, wie es die Grundvorausſezung für alle Wiſſenſchaft iſt. Allein dieſe Darlegungen können deshalb nicht in die Dogmatik aufgenommen werden, weil dieſe es mit einem objectiven Bewußtſein unmittelbar gar nicht zu thun hat.

2) Geſezt aber auch Gott könne und müſſe bewieſen werden: ſo würde auch dieſes Beweiſen aus noch andern Gründen nicht in die Dogmatik nach unſerm Begriff derſelben gehören, auch nicht einmal ſo, daß ſich die Dogmatik darauf als auf etwas aus einer andern Wiſſenſchaft her bekanntes berufen dürfte. Vielmehr wenn die ſogenannte natürliche Theologie Beweiſe für das Daſein Gottes führen kann, muß die Dogmatik ihr dieſe laſſen ohne ſich ihrer zu bedienen. Denn

die Dogmatik will nicht die Frömmigkeit aus dem Unglauben hervorbringen, ſondern ſezt ſie immer voraus; eine Unſicherheit aber, welche über den urſprünglichen Inhalt des frommen Bewußtſeins Beweis bedürfte, wäre mindeſtens ein Schwanken zwiſchen Frömmigkeit und Gottloſigkeit, und einen ſolchen Zuſtand erſt in die Frömmigkeit zu verwandeln, für deren Dienſt allein die Dogmatik arbeitet, iſt nicht das Geſchäft dieſer ſelbſt. Auch iſt ja offenbar, daß dieſen Beweiſen durchaus keine dogmatiſche Form zu geben iſt, da man weder auf die Schrift noch auf die ſymboliſchen Bücher hiebei irgend zurükgehn kann; auch ſich in keinem andern Theil der Glaubenslehre eine wohlbegründete Analogie für dieſes Verfahren findet. — Die Dogmatik alſo hat nur den Inhalt des anerkannten Bewußtſeins von Gott zu entwikkeln und fragt nicht darnach, ob irgendwo oder nirgend hierüber etwas erwieſen und erweisbar ſei oder nicht, indem ſie die unmittelbare Gewißheit, den Glauben vorausſezt.

3) Daß dennoch größtentheils die Darſtellungen der chriſtlichen Glaubenslehre durch mannigfaltige Beweiſe für das Daſein Gottes ja ſogar durch Beurtheilungen derſelben angeſchwellt und wie mir ſcheint verunſtaltet ſind, hat ſeinen Grund in der bereits erwähnten aus dem patriſtiſchen Zeitalter herrührenden Vermiſchung von Philoſophie und Dogmatik *), welche nachgrade völlig aufzulöſen wir uns befleißigen müſſen **). Dieſe alte Vermiſchung liegt auch noch der

---

*) *August. de ver. rel.* 8. Sic enim creditur et docetur quod est humanae salutis caput, non aliam esse Philosophiam id est sapientiae studium et aliam religionem.

**) Fucus ergo est et falsa religio, quicquid a Theologi-

Anſicht zum Grunde, die chriſtliche Theologie, zu der die Dogmatik gehört, unterſcheide ſich von der chriſtlichen Religion auch durch den Erkenntnißgrund, ſo nämlich, daß die Religion nur aus der Schrift ſchöpfe, die Theologie aber auch aus den Vätern der Vernunft und der Philoſophie. Wer von einer ſolchen Vorausſezung ausgeht, hat freilich Unrecht wenn er der Dogmatik die Beweiſe für das Daſein Gottes erläßt. Zu verargen aber iſt es auch einem ſolchen Theologen nicht. Denn man ſehe nur da, wo jene Anſicht noch neuerlich geltend gemacht iſt *), die ſchwere Wahl zwiſchen den moraliſchen Beweiſen, den geometriſchen Beweiſen und den wahrſcheinlichen Beweiſen! Dies alles aus der chriſtlichen Glaubenslehre mit vollem Recht verweiſen zu können, iſt gewiß ein großer Gewinn.

39.

Das urſprüngliche ein höchſtes Weſen mitſezende Abhängigkeitsgefühl wird in uns Chriſten nicht anders zum wirklichen Bewußtſein als mit der Beziehung auf Chriſtum; aber auch alle chriſtlich frommen Gemüthszuſtände ſchließen jenes Abhängigkeitsgefühl in ſich. Daher im ganzen Umfang der chriſtlichen Frömmigkeit Beziehung auf Gott und Beziehung auf Chriſtum unzertrennlich ſind.

1) Dieſer Saz iſt hier in ſofern eine Anticipation,

---

ex philosophia, quid sit Deus, allatum est. *Zwingli. de ver. et fals. rel. p. 9.*

*) Reinh. Dog. §. 7. u. §. 30.

als das darin ausgeſprochene Verhältniß zwiſchen Gott und Chriſto hier weder genauer erörtert noch auch etwas weiteres daraus gefolgert werden kann. Dieſe Vorwegnahme iſt aber ganz unverfänglich, denn es ſoll aus dem Saz, wie er hier aufgeſtellt iſt, auch in der Folge nichts etwa bewieſen werden. Er iſt aber hier nothwendig, damit ein jeder als zugeſtanden anſehe, daß wie oben (36) das Abhängigkeitsgefühl beſchrieben iſt, wir nicht ein wirkliches beſtimmtes Bewußtſein, ſondern nur die innere Grundlage deſſelben beſchrieben haben, und daß nicht jemand glaube, es ſolle für uns chriſtloſe fromme Momente geben können, als welche vielmehr die Selbigkeit und Stätigkeit unſeres frommen Bewußtſeins nur zerſtören würden. Aber eben ſo ſoll auch jeder als eine allgemeine Thatſache ſeines frommen Bewußtſeins anerkennen, daß es keine Beziehung auf Chriſtum geben könne, in welcher nicht auch Beziehung auf Gott wäre. Unſer Saz iſt daher nur die allgemeinſte Ausſage von dem lebendigen Zuſammenhang deſſen, was den erſten, mit dem, was den zweiten Theil unſerer Darſtellung ausmacht.

2) Wenn nach §. 11. ſchon in der menſchlichen Seele überhaupt das fromme Gefühl ſich nur wirklich ausprägen kann als Luſt oder Unluſt, in der chriſtlichen Glaubensweiſe aber die in der religiöſen Unluſt geſezte Unfähigkeit dem Mangel an Gemeinſchaft mit dem Erlöſer zugeſchrieben wird; hingegen die in der religiöſen Luſt geſezte Leichtigkeit das fromme Gefühl zu verwirklichen, als eine aus dieſer Gemeinſchaft uns gewordene Mittheilung angeſehen wird: ſo folgt hieraus, daß überall, ſoweit in der chriſtlichen Frömmigkeit jener Gegenſaz geht, das heißt alſo in jedem frommen Augenblik Beziehung auf Chriſtum, wenn ſie auch

ſehr zurücktritt, doch überall wirklich ſein muß; keinesweges aber die Beziehung auf Chriſtum nur auf gewiſſe Arten frommer Gefühle beſchränkt iſt, in andern aber wir uns Gottes bewußt ſind ohne Chriſtum.

3) Der Grund, weshalb in unſern heiligen Schriften Gott ſo beſtändig den Beinamen führt „der Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti“, iſt kein anderer, als weil bei den heiligen Schriftſtellern das Bewußtſein von Gott immer mit der Beziehung auf Chriſtum verbunden war; denn ohne das hätte jene Formel nicht entſtehen können. — Und was Chriſtus ſagt „Niemand kennt den Vater als nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren“ ſchließt eben ſowol in ſich, daß jedes wirkliche Gottesbewußtſein von Chriſto mitgetheilt iſt, als daß jede Beziehung auf Chriſtum Gottesbewußtſein enthält.

40.

Diejenige fromme Gemüthserregung, in welcher der Gegenſaz am wenigſten hervortritt, iſt die, welche ſich auf das Bewußtſein, daß wir in einen allgemeinen Naturzuſammenhang geſezt ſind, bezieht.

Anm. Der Gegenſaz tritt am wenigſten hervor, heißt hier ſoviel, wenn ſich mit einem ſolchen ſinnlichen Selbſtbewußtſein, worin wir uns unſerer vorzüglich als in den allgemeinen Naturzuſammenhang geſtellt, bewußt ſind, das Abhängigkeitsgefühl verbindet: ſo haben wir dabei am wenigſten das Gefühl, daß wir dies erſt vermittelſt einer uns mitgetheilten Fähigkeit vermögen; und wenn es ſich nicht damit verbunden hat, ſo haben wir auch am wenigſten das Gefühl einer eignen Unfähigkeit, welche uns daran verhindert.

1) Die eigne Erfahrung wird jedem ſagen, daß, wenn wir uns den Gedanken Gott zum unmittelbaren

Gefühl beleben wollen, dies am leichteſten geſchieht, wenn wir das Bewußtſein des allgemeinen Naturzuſammenhanges erwekken. Eben ſo auch, daß, wenn dieſes leztere Bewußtſein in ſeiner ganzen Allgemeinheit und Fülle mit Zurükdrängung alles einzelnen und beſtimmten herrſchend wird, alsdann auch das Abhängigkeitsgefühl, in welchem das höchſte Weſen mitgeſezt iſt, ſich am leichteſten entwikkelt. In dieſer Leichtigkeit nun tritt das Gefühl einer mit Hülfe der Erlöſung überwundenen Unfähigkeit am wenigſten hervor. Wenn dagegen bei einer ſolchen Gelegenheit das Abhängigkeitsgefühl ſich nicht entwikkelt hat, und wir in der Folge hierauf reflektiren: ſo trennen ſich alsdann auch in unſerm Denken die Vorſtellungen von Gott und von der Welt ſo wenig, daß wir nicht glauben können, das Gefühl der einen ſei geweſen ohne das des andern. Alſo entſteht uns auch ſo nicht das Gefühl einer uns noch drükkenden Unfähigkeit, und wir erklären uns den Zuſtand nur entweder ſo, daß wir ſo ſchnell von dem allgemeinen Bewußtſein zu einem beſonderen übergegangen ſind, oder ſo, daß das Abhängigkeitsgefühl allerdings da geweſen ſei, aber zu innig mit dem andern verbunden, als daß es hätte geſondert erſcheinen können. Ein gänzliches Losgeriſſenſein des Gefühls von dem allgemeinen Naturzuſammenhang von dem Bewußtſein Gottes kann der Gläubige nur als einen das Weſen der menſchlichen Natur in dem Einzelnen partiell zerſtörenden organiſchen Geiſtesfehler anſehn.

2) Es iſt daher auch nur ein Wahn, lediglich darauf beruhend, daß das Bewußtſein Gottes am leichteſten und urſprünglichſten durch das Wunderbare erregt werde, wenn das Gegentheil behauptet wird, daß

nämlich je mehr der Naturzuſammenhang im Gefühl hervortrete, um deſto mehr darin Gott zurücktreten müſſe und umgekehrt. Vielmehr ſteigt beides mit einander und fällt auch mit einander im Ganzen und im Einzelnen. Je mehr Zufall und Willkühr herrſchende Vorſtellungen ſind, um deſto unvollkommner iſt der Naturzuſammenhang aufgefaßt; wo wir aber dies am meiſten finden, da finden wir auch das Bewußtſein von Gott am meiſten getrübt durch fataliſtiſche Ergebung und durch magiſche Beſtrebungen. Eben ſo iſt das Gefühl des Naturzuſammenhanges getrübt, wo die Natur nur als ein allgemeiner Mechanismus aufgefaßt iſt; aber eben da auch iſt der Uebergang zum raiſonnirenden Atheismus am leichteſten und alſo das Bewußtſein Gottes am meiſten zurückgedrängt. Wogegen wenn die Natur als ein Ganzes lebendiger Kräfte aufgefaßt wird, iſt auch unſer Naturgefühl im Selbſtbewußtſein am reinſten, aber eben dann auch das Bewußtſein Gottes am lebendigſten damit verbunden. Nicht anders im Einzelnen. Der gewöhnliche Kreislauf der alltäglichen Veränderungen giebt uns kein ſo lebendiges Naturgefühl als die periodiſche Erneuerung der Lebensverrichtungen und der lebendigen Weſen ſelbſt; aber dieſe erregt auch das fromme Gefühl von Gott weit beſtimmter als jene.

Zuſaz. Es iſt alſo vorzüglich dieſes Gefühl, welches wir in dieſem erſten Theil unſerer Darſtellung zu analyſiren haben.

41.

In derjenigen frommen Gemüthserregung, worin das Abhängigkeitsgefühl auf unſer Geſeztſein in den allgemeinen Naturzuſammenhang bezogen iſt, ſtellt unſer Selbſtbewußtſein zugleich die Geſammtheit alles endlichen Seins dar *).

1) In jedem wirklichen Selbſtbewußtſein iſt immer ein Theil der Welt mitgeſezt, wenn auch nur als dasjenige was wir haben zu dem was wir ſind, indem lezteres nie ohne erſteres iſt. Indem wir nun dieſes als einen Theil der Welt haben, ſo ſind wir, vermöge deſſen, in den allgemeinen Naturzuſammenhang geſezt. Da es aber hier für die Erregung des Abhängigkeitsgefühls auf den beſtimmten Inhalt des Selbſtbewußtſeins nicht ankommt, ſo iſt es gleichgültig, welchen Theil der Welt wir als Habe ſezen. Eben deshalb können wir ſie auch immer zunehmend denken, und da ſich auch unſer Selbſtbewußtſein zu dem der menſchlichen Gattung erweitern kann, welcher in der That die ganze Erde und der Zuſammenhang mit andern Weltkörpern als Habe angewieſen iſt: ſo können wir auf dieſe Weiſe auch die ganze Welt in unſerem Selbſtbewußtſein haben; und die an dieſe Vorausſetzung ſich knüpfende Frage, ob in dieſem Fall das Abhängigkeitsgefühl minder erregt werden würde, müſſen wir nach 40, 2. verneinen, woraus dann von ſelbſt folgt, daß auch dann, wenn das Abhängigkeitsgefühl unmittelbar nur auf einen Theil der Welt bezogen iſt, in dieſem doch mittelbar und verhüllt das Ganze mitgeſezt wird, und der wahre Gehalt des zu analyſirenden Selbſtbewußtſeins nur hierdurch erſchöpft iſt.

2) Indem wir im Denken und Anſchauen begriffen ſind, ſind wir der Ort für die Begriffe oder für das Bewußtſein der Dinge; und indem wir uns dieſer Thätigkeit bewußt ſind, iſt in unſerm Selbſtbewußtſein

---

*) S. §. 16.

ebenfalls ein Theil der Welt mitgeſezt. Auch dieſes Selbſtbewußtſein verbindet ſich mit dem Abhängigkeitsgefühl, und zwar nicht minder wenn wir uns, in Gemäßheit mit dem obigen, unſerer als des Ortes für die Geſammtheit der Begriffe bewußt ſind. Daher auch von dieſer Seite angeſehen der ganze Umfang und die ganze Wirkſamkeit des Abhängigkeitsgefühls nur kann zur Kenntniß gebracht werden, wenn das Mitgeſeztſein der Welt in unſerm Selbſtbewußtſein als vollſtändig genommen wird.

Zuſaz. Da es in beiden hier aufgeſtellten Beziehungen auf die beſondere Beſchaffenheit der menſchlichen Sinnlichkeit und des uns afficirenden Theiles der Welt gar nicht ankommt, und wir die Möglichkeit das höchſte Weſen in unſer Selbſtbewußtſein mit aufzunehmen an denjenigen Charakter, den wir die Vernünftigkeit nennen, anzuknüpfen gewohnt ſind, dabei aber die Möglichkeit nicht abweiſen können, daß dieſer auch mit andern Gemüthsformen verbunden andere Theile der Welt beſeelen könne: ſo iſt auch die Möglichkeit unſer Selbſtbewußtſein über die menſchliche Gattung hinaus zum Gemeinbewußtſein aller vernünftigen Weſen zu erweitern nicht ausgeſchloſſen. Allein für den Kreis unſeres wirklichen frommen Bewußtſeins kann hieraus nichts weiter folgen.

42.

Die Darſtellung des ſo beſtimmten Selbſtbewußtſeins nach der erſten Form wird alſo Ausſagen enthalten von dem Verhältniß Gottes zur Welt, nach der zweiten Lehren von auf die Welt im allgemeinen ſich beziehenden Eigenſchaften Gottes, und nach der dritten Form Lehre von durch die Abhängigkeit von Gott in der Welt geſezten Beſchaffenheiten.

1) Inſofern in unſer Selbſtbewußtſein als das ſich abhängig fühlende die Welt mit eingeſchloſſen iſt (41.), nnd auf der andern Seite wir uns abhängig fühlen wegen des in dieſem Selbſtbewußtſein mitgeſezten höchſten Weſens (36): ſo iſt in dieſem Gemüthszuſtand ſelbſt das Verhältniß der Welt zu Gott ausgedrükt, und er kann nur beſchrieben werden indem dieſes beſchrieben wird. Indem nun aber nach §. 35. auch auf Gott allein und auf die Welt allein reflektirt werden kann: ſo kann auch beſchrieben werden das in Gott die Welt beſtimmende und das in der Welt durch Gott beſtimmte.

2) Ueberall aber müſſen wir uns, wenn unſere Darſtellung rein bleiben ſoll, davor hüten, nichts von Gott oder der Welt auszuſagen, was nicht unmittelbar als Inhalt unſeres Selbſtbewußtſeins kann nachgewieſen werden. So z. B. wenn man daraus die Unendlichkeit oder Endlichkeit der Welt oder das Bewohnt- und Unbewohntſein der Weltkörper ableiten, oder gar über ihre Bewegungsverhältniſſe aus Schriftſtellen etwas beſtimmen will. Durch alle ſolche Wagniſſe wird das dogmatiſche Gebiet überſchritten.

Erſter Abſchnitt.

Das Verhältniß der Welt zu Gott wie es ſich in unſerm die Geſammtheit des endlichen Seins repräſentirenden Selbſtbewußtſein ausdrükt.

43.

Dies Verhältniß wird dargeſtellt in den beiden Säzen, die Welt iſt von Gott erſchaffen und Gott erhält die Welt; welche aber nicht gleichen dogmatiſchen Werth haben.

1) Die Lehre, daß die Welt nur in der Abhängigkeit von Gott beſteht, iſt die unmittelbarſte Beſchreibung der Grundlage jedes frommen Gefühls. Sofern aber die Lehre von der Schöpfung abgeſondert von jener betrachtet nicht ohne Unterſchied jeden Augenblik des Fortbeſtehens zum Gegenſtand hat, ſondern nur den Augenblik des Anfangs, ſei es nun der Welt überhaupt oder einzelner Theile derſelben: ſo iſt ſie nicht ein eben ſo unmittelbarer Ausdruk unſeres Selbſtbewußtſeins, indem wir uns weder unſerer ſelbſt im Anfang unſeres Daſeins bewußt ſind, noch auch, ſofern wir das Bewußtſein der Dinge in uns tragen, uns jemals irgend ein reiner Anfang gegeben iſt.

2) Schon dieſer Unterſchied läßt vermuthen, daß die Lehre von der Schöpfung als ein eignes Lehrſtük nicht auf rein dogmatiſchem Wege entſtanden iſt, ſondern daß wir ſie noch der Vermiſchung der Theologie mit der Philoſophie verdanken. Auch lehrt die Geſchichte, daß die ſpekulative Betrachtung der uns vorliegenden Welt ſich niemals hat enthalten können, auf die Frage zurükzukommen, ob man von der Geſammtheit

des zeitlich erſcheinenden auf einen erſten Anfang zurükgehn und bei dieſem ruhen dürfe, oder ob man ſich zu einem Rükgang ins Unendliche irgendwie entſchließen müſſe. In ſofern alſo könnte es am räthlichſten und angemeſſenſten ſcheinen die ganze Frage von der Schöpfung auf dem philoſophiſchen Gebiet zurükzulaſſen; und nur deshalb iſt dies minder thunlich, weil ſie zugleich veranlaßt iſt durch die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte, auf welche dann auch in Stellen der chriſtlichen heiligen Schriften zurükgegangen wird. Allein von dieſer iſt erſt auszumitteln, welche Beziehung ſie auf ihren Gegenſtand hat und in wiefern ſie geſchichtlich kann verſtanden werden; und bis die Auslegungskunſt dieſes Geſchäft vollendet hat, ſollte man ſich aus dieſem Grunde nicht verpflichtet halten, dogmatiſche Beſtimmungen über die Schöpfung feſtzuſtellen. Zumal deutlich genug iſt, daß im Ganzen genommen dieſe Geſchichte nur ein ſehr untergeordnetes Anſehn bei Bildung der Schöpfungslehre behauptet hat, da ſie den entgegengeſezteſten philoſophiſchen Anſichten und Behandlungsweiſen des Gegenſtandes gleichmäßig hat dienen gemußt.

44.

Beide Lehren ſind, auch in der Beziehung, auf die es hier ankommt, ſo wenig ſtreng geſchieden, daß ſich vielmehr zeigen läßt, wie jede in der andern eingeſchloſſen iſt, und alſo eine von beiden entbehrt werden kann.

1) Denn wenn wir nicht nur von der ganzen Welt überhaupt, ſondern auch von den einzelnen Dingen, welche entſtehen und vergehen, ſagen, daß Gott

ſie geſchaffen habe *): ſo iſt die Schöpfung der einzelnen Dinge nichts anders als die Erhaltung der Gattung, welcher ſie angehören, indem die Erneuerung der Einzelweſen ſchon mit in dem Begriff der Gattung liegt. Und der lezte Ausdruk läßt auch auf kein anderes oder ſchwächeres frommes Gefühl ſchließen als der erſte, da in unſerm Selbſtbewußtſein ſofern es die Welt darſtellt die Gattungen eher geſezt ſind als die einzelnen Dinge, und zumal die Erhaltung unſerer Gattung zugleich die der chriſtlichen Kirche iſt, in welcher wir als Theil im Ganzen ſo leben, daß in dieſem Gemeingefühl das perſönliche ganz aufgeht. — Steigen wir nun weiter hinauf und denken uns als möglich, daß auch einzelne Weltkörper in der Zeit entſtehen und vergehen: ſo würde dann auch die Schöpfung von dieſen angeſehen werden können als Erhaltung der bildenden Kraft, welche ſich irgendwo in dem endlichen Sein muß niedergelegt finden. Auf dieſe Art würde ſich aufſteigend vom kleineren zum größeren nichts finden, deſſen Entſtehen nicht unter den Begriff der Erhaltung zu bringen wäre, als das Entſtehen der höchſten und urſprünglichſten Gegenſäze ſelbſt, welche wir in allem Endlichen auf das mannigfaltigſte geeinigt finden. Dieſe aber ſind weder irgendwo uns für ſich gegeben, noch auch können wir unſer Selbſtbewußtſein bis dahinaus erweitern. Steigen wir hingegen weiter hinab, ſo gehört freilich jede Bewegung und Veränderung eines

---

*) *Nemes. de nat. hom.* S. 163. οὐ γὰρ ταὐτόν ἐστι πρόνοια καὶ κτίσις· κτίσεως μὲν γὰρ τὸ καλῶς ποιῆσαι τὰ γινόμενα· προνοίας δὲ τὸ καλῶς ἐπιμεληθῆναι τῶν γινομένων. Ferner aber S. 164. πῶς οὖν ἕκαστον ἐκ τοῦ οἰκείου σπέρματος φύεται καὶ οὐκ ἐξ ἄλλου προνοίας ἀπούσης; und προνοίας γὰρ ἡ μετὰ τὴν κτίσιν διεξαγωγὴ τῶν ὄντων.

Einzelweſens zu deſſen Erhaltung; allein es iſt nicht ſchwer auch unter dieſen einzelne zu finden, welche ſich wie neue Entwiklungspunkte verhalten, von denen neue Reihen von Thätigkeiten anfangen, welche vorher in demſelben Einzelweſen nicht geſezt waren, und dieſe können daher als eine neue Schöpfung in ihm angeſehen werden. Sofern aber in jedem andern Moment nur Glieder ſolcher Reihen geſezt ſind, und jedes Glied nur ein Theil iſt, die ganze Reihe aber in dem erſten Entſtehen der Thätigkeit ſchon mittelbar und verhüllt mitgeſezt war: ſo finden wir auch im Herabſteigen vom größeren zum kleineren in dem Gebiet der Erhaltung nichts, was wir nicht auf einen Schöpfungspunkt zurükführen könnten, ſo daß, wenn man den Begriff der Schöpfung in ſeinem ganzen Umfange nimmt, alsdann der der Erhaltung überflüſſig wird. Denn es bleibt nichts zurük als diejenigen Augenblikke, in denen eine Reihe verläuft, und welche alſo im Gegenſaz zum Entſtehen ein Vergehen bezeichnen, dieſe aber können uns im Selbſtbewußtſein gar nicht gegeben ſein.

2) Ueber dieſes Ineinanderlaufen beider Begriffe finden ſich allerdings auch mancherlei Andeutungen in dogmatiſchen Werken, allein die Aufgabe, entweder beider Lehrſtükke Gebiet auf eine beſtimmte Weiſe zu ſcheiden oder das eine dem anderen unterzuordnen, ſcheint noch der Zukunft vorbehalten zu bleiben. Ausgemacht iſt, daß das fromme Gefühl, auf deſſen Verſtändniß es hier ankommt, vollſtändig und genügend ausgeſprochen werden könnte, ohne daß ein beſonderes Lehrſtük von der Schöpfung aufgeſtellt würde, ja daß in dieſer Beſchreibung auch alle neuteſtamentiſchen Stellen ihren Ort finden könnten, welche von der Schöpfung handeln. Allein um eine ſolche Umgeſtaltung mit glükli-

chem Erfolg vorzunehmen, fehlt es noch an der nöthigen Vorbereitung. Der entgegengeſezte Weg die Erhaltungslehre in die Schöpfungslehre aufzulöſen, iſt dem obigen zufolge zwar auch möglich, aber er dürfte nicht nur der ſchwierigere ſein ſondern auch der minder angemeſſene.

45.

In den Bekenntnißſchriften der evangeliſchen Kirchen ſind beide Lehren nicht eigenthümlich durchgearbeitet, und ſie ſind alſo auch nicht für kirchlich abgeſchloſſen anzuſehen.

1) Es ſind hierüber in unſere Bekenntnißſchriften übereinſtimmend nur die Ausdrükke der alten allgemeinen Symbole übertragen, welche, nachdem ſo viele ſchwierige Fragen in dieſe Sache hineingezogen worden ſind, dem gegenwärtigen Bedürfniß unmöglich genügen können. Hieraus folgt zunächſt, daß wir in der evangeliſchen Kirche alles als freie Meinung müſſen beſtehen laſſen, was nur den ziemlich weitſchichtigen Ausdrükken der Bekenntnißſchriften nicht widerſpricht, und daß auch Meinungen von Lehrern vor der Kirchenverbeſſerung unter derſelben Bedingung in ein proteſtantiſches Lehrgebäude können aufgenommen werden. So daß auch hiedurch ſchon mannigfaltiger Bearbeitung ein ſehr freier Spielraum eröfnet iſt.

2) Offenbar gehörten aber dieſe Lehren zu denen, auf welche im erſten Entſtehen unſerer Kirche die Aufmerkſamkeit der Reformatoren nicht beſonders gelenkt wurde, indem ſie von den zunächſt ſtreitig gewordenen am weiteſten entfernt liegen. Es gilt alſo von ihnen in vollem Maaße das oben (S. 147.) geſagte. Daher

bleibt auch von dieſer Seite die Möglichkeit, daß die weitere Entwiklung des evangeliſchen Geiſtes verbunden mit Umwälzungen im Gebiet der Philoſophie eine Umbildung dieſer Lehrſtükke herbeiführen könne, bei welcher es unbedenklich ſein würde, wenn die Zuſammenſtimmung der Lehre und die leichtere Abwehrung des Irrthums es erforderten, auch von den Ausdrükken der alten Symbole abzugehen.

Zuſaz. Die hier bevorwortete Freiheit wird zunächſt nur benuzt, um bei der beſtehenden Trennung beider Lehrſtükke das Verhältniß derſelben gegen einander ihrem verſchiedenen dogmatiſchen Werthe nach vorläufig etwas genauer zu beſtimmen.

46.

So lange beide Lehrſtükke, das von der Schöpfung und das von der Erhaltung, abgeſondert von einander beſtehen, muß man ſich vorzüglich hüten in der einen die göttliche Thätigkeit nicht geringer zu ſezen als in der andern. *)

1) Bezieht man den Begriff der Schöpfung auf das erſte Entſtehen der ganzen Welt und ſezt damit den ganzen Naturzuſammenhang als gegeben: ſo geht die göttliche Thätigkeit ganz in der Schöpfung auf und erſcheint in der Erhaltung als Null, welches dem Ausdruk des Abhängigkeitsgefühls nicht im mindeſten ſchadet, ſobald man die Erhaltung ganz in der Schöpfung aufgehen läßt, wohl aber wenn beide Begriffe von ein-

---

*) *Calvin Institt. I.* 16, 1. In hoc praecipue nos a profanis hominibus differre convenit, ut non minus in perpetuo mundi statu quam in prima eius origine praesentia divinae virtutis nobis eluceat.

ander getrennt werden. Bezieht man den Begriff der Schöpfung weiter auf die Hauptentwiklungs- und Offenbarungspunkte, und ſieht das dazwiſchenliegende als durch dieſe beſtimmt und gegeben an, ſo erſcheint die göttliche Thätigkeit wenigſtens nach menſchlicher Weiſe im Wechſel mit der Ruhe.

2) Die Neigung zu ſolchen verkehrten Formeln, welche das reine Abhängigkeitsgefühl gar nicht ausdrükken, ſondern vielmehr ganz entſtellen, iſt unverkennbar. Sie hat aber ihre Wurzel nicht in der Frömmigkeit, ſondern in einer unzureichenden Weltbetrachtung, wie ſie im gemeinen Leben nur allzugewöhnlich iſt, indem man nämlich glaubt, was mitten in einer Cauſalreihe liegt, beſſer zu verſtehen als ihren Anfang, und die Ableitung von Gott nur zu Hülfe nimmt als Ergänzung für den Naturzuſammenhang. Wie nun die Spekulation ſolchen Irrthümern auf ihrem Gebiete vorzubeugen ſucht; ſo müſſen auch wir auf unſere Weiſe verhindern, daß ſie uns nicht das unſrige verunreinigt. Dafür aber ſcheint kein anderer Rath als daß man die Schöpfungslehre ſo conſtruire, daß man ſich vorhält, die ganze Abhängigkeit müſſe auch eben ſo vollkommen in der Erhaltungslehre dargeſtellt werden und umgekehrt.

47.

Die dogmatiſchen Beſtimmungen der Schöpfungslehre können, wenn nicht etwas fremdes hineinkommen ſoll, nur verwahrend ſein. Es kann nämlich nur verhütet werden ſollen, daß das Entſtehen nicht anderwärts auf eine ſolche Weiſe gedacht werde, daß dadurch etwas dem reinen Ausdruk unſres Abhängigkeitsgefühls widerſprechendes geſezt werde. Dieſes Gefühl ſelbſt aber können wir nun in dem Lehrſtük von der Erhaltung ausdrükken.

1) Die Frage nach dem Entſtehen der Welt iſt nicht unmittelbar von der Frömmigkeit ausgehend ſondern von der Wißbegierde. Da ſich aber leicht einſehn läßt, daß ſie auch für dieſe nicht kann vollſtändig beantwortet werden, und daß jede beſtimmte Vorſtellung mehr Dichtung ſein müſſe als Erkenntniß: ſo würden wir uns durch jede beſtimmte Darſtellung in das Gebiet der Dichtung, durch jede bloß verwahrende Vorſtellung aber, welche durch das Intereſſe den Irrthum abzuwehren beſtimmt wäre, in das Gebiet der eigentlichen Wiſſenſchaft verirren. Es iſt aber eben ſo auch bei der Erhaltungslehre die Verwahrung nöthig, die Abhängigkeit darin ſo darzuſtellen, daß demohnerachtet das Entſtehen der Welt als ſolches vollſtändig, d. h. ſo müſſe gedacht werden können, daß mit dem erſten Anfang zugleich der geſammte Naturzuſammenhang vollſtändig iſt.

2) Die Verwahrung iſt alſo in beiden Lehrſtükken nach zwei Seiten gerichtet, daß nämlich der Abhängigkeit von Gott nichts vergeben werde, aber auch eben ſo wenig der Vollſtändigkeit des Naturzuſammenhanges. Es iſt daher natürlich, daß die Beſtimmungen, welche von dem einen Intereſſe ausgehn, leicht das andere verlezen oder wenigſtens zu verlezen ſcheinen, nur daß hieraus ein wechſelndes Schwanken nach beiden Seiten entſteht, welches nur allmählig kann ausgeglichen und ſo durch Annäherung die Lehre immer mehr geläutert werden.

Erſtes Lehrſtük von der Schöpfung.

48.

Die urſprünglichen Beſtimmungen der Bekenntnißſchriften ſind einfache und reine Ausdrükke des allgemeinen Abhängigkeitsgefühls.

Augsb. Bek. I. Ein Schöpfer ... aller Ding, der ſichtbaren und unſichtbaren. Aus dem Nicän. Symb. ποιητὴν οὐρανοῦ καὶ γῆς, ὁρατῶν τε πάντων καὶ ἀοράτων. Eben ſo *Conf. et expos. simpl.* III. Deum credimus - - creatorem rerum omnium cum visibilium tum invisibilium. und VII. creavit omnia cum visibilia tum invisibilia per verbum suum coaeternum. Dagegen in ein anderes Gebiet übergehend *Conf. gallic.* VII. Credimus Deum cooperantibus tribus personis - - condidisse universa, id est non tantum coelum et terram sed etiam invisibiles spiritus. Ausführlicher *Conf. belg. sec. Syn. Dordr.* XII. Credimus patrem per verbum, hoc est filium suum coelum et terram caeterasque creaturas omnes, quandoquo ipsi visum fuit, ex nihilo creasse.

1) Der urſprüngliche Ausdruk, auf den ſich alles gründet, iſt hier das *ποιητής* des Nic. Symbols. Da nun in demſelben über die Art und Weiſe des Machens nichts beſtimmt iſt: ſo iſt ſeine Hauptabzwekkung offenbar abwehrend. Es ſoll nämlich nichts in der Welt nicht von Gott hervorgebracht, ſeinem ganzen Sein und Weſen nach in Gott gegründet, ſein. Dies beſteht vollkommen mit dem Hervorgegangenſein jedes einzelnen wahrnehmbaren aus dem Naturzuſammenhang, nur daß das nähere über dieſe Vereinigung nicht beſtimmt ſondern vorbehalten iſt.

2) Alle auf die Dreieinigkeitslehre ſich beziehenden Ausdrükke müſſen hier noch ausgeſezt bleiben, da die-

ſe Lehre nach unſerm Entwurf erſt am Ende kann vorgetragen werden, und ſie ſind auch nicht in die allgemeine Billigung mit eingeſchloſſen; es muß vielmehr anheim geſtellt bleiben, ob vielleicht ihretwegen auf das §. 45, 3. geſagte zurükzukommen iſt. — Nur in Bezug auf das §. 39, 2. auseinandergeſezte könnten wir in die kirchliche Beſtimmung den Saz aufnehmen, die Welt ſei um Chriſti willen geſchaffen, indem ſie nämlich erſt durch die Erlöſung vollendet iſt. Es iſt aber etwas anderes eine Beſtimmung in die Schöpfungslehre aufnehmen, welche ſich auf Chriſtum als Erlöſer bezieht, oder eine, welche ſich auf ihn als zweite Perſon in der Gottheit bezieht.

3) Das quando und ex nihilo der Belgiſchen Confeſſion geht ſo weit über die Beſtimmungen der andern Bekenntnißſchriften hinaus, daß ſich eben dadurch der minderſymboliſche Charakter der Verhandlungen der Dordrechter Synode mit ausſpricht, und verweiſen wir dieſe Beſtimmungen mit Recht unter die unſerer Beurtheilung unbeſchränkt unterworfenen der Kirchenlehrer.

4) Von den unſichtbaren Geiſtern, welche in den angezogenen Stellen theils angedeutet, theils ausgeſprochen ſind, wird der Zuſaz zu dieſem Lehrſtük handeln.

49.

Bei den genaueren in den ſpäteren Bekenntnißſchriften angedeuteten und aus früheren Verhandlungen hervorgegangenen näheren Beſtimmungen der Schöpfungslehre kommt es vorzüglich darauf an: 1) die Beſtimmungen über die Schöpfung aus Nichts ſo zu faſſen, daß keine Aehnlichkeit mit dem menſchlichen Bilden unbewußt aufgenommen werde: 2) darauf, daß, indem die Vorſtellung der Zeit auf den Schöpfungsakt angewendet wird, doch Gott ſelbſt nicht in die Zeit geſezt werde, und 3) darauf, daß, indem die Schöpfung als ein göttlicher Willensakt angeſehen wird, dennoch Gott ſelbſt nicht unter den Gegenſaz von Freiheit und Nothwendigkeit geſtellt werde.

1) Der Ausdruk aus Nichts, ex nihilo, de nihilo, an ſich vieldeutig, führt doch zunächſt auf das Ariſtoteliſche ἐξ οὐ; und es liegt inſofern dabei zum Grunde das Bewußtſein der menſchlichen Verfahrungsweiſe im Bilden, welche einen Stoff vorausſezt, dem der Geiſt nur die Geſtalt giebt. Dies wird in dem „aus Nichts“ geläugnet, und in ſofern iſt der Ausdruk tadellos und nothwendig. Denn die Annahme eines unabhängig von der göttlichen Thätigkeit vorhandenen Stoffes zerſtört das Abhängigkeitsgefühl, und ſtellt den Naturzuſammenhang und die Abhängigkeit von Gott als ſich gegenſeitig begrenzend dar.

Allein hinter die bloße Verneinung des Stoffes verſtekt ſich doch, da die Geſtalt nicht eben ſo geläugnet wird, ein natürlich nicht außer Gott ſondern in Gott Sein der Geſtalten, vor den Dingen, welchem kein ſolches Vorherſein des Stoffes in Gott entſpricht. *Anselm. Monolog. c. 9.* Nullo namque pacto fieri potest aliquid rationabiliter ab aliquo, nisi in facientis ratione praecedat aliquod rei faciendae quasi exemplum, sive ut aptius dicitur forma — quare, cum ea, quae facta sunt, clarum sit nihil fuisse antequam fierent, quantum ad hoc quia non erant quod nunc sunt, nec erat ex quo fierent; non tamen nihil erant quantum ad rationem facientis und ähnlich *Aug. ad Oros. c.* VII, 9. Wodurch Gott demnach wenigſtens in ſofern unter den Gegenſaz von Form und Stoff geſtellt wird, als die beiden Glieder dieſes Gegenſazes ſich ungleich zu ihm verhalten. Hiedurch aber wird auch das urſprüngliche Abhängigkeitsgefühl nicht rein, ſondern durch eine Ungleichheit getrübt, dargeſtellt. Daher es beſſer iſt ſich dieſes Ausdruks zu enthalten, wie *Joann. Damasc. de orth. f. II. 5. ἐκ τοῦ μὴ ὄντος εἰς τὸ εἶναι παραγαγὼν τὰ σύμπαντα· τὰ μὲν οὐκ ἐκ προϋποκειμένης ὕλης κ. τ. λ.*

Indeß hat der Ausdruk auch bisweilen eine andere nicht hieher gehörige Abzwekkung, nämlich die Schöpfung der Welt zu unterſcheiden von der ewigen Erzeugung des Sohnes *Aug. Conf.* XII, 7. Fecisti enim coelum et terram non *de te*, nam esset aequale unigenito tuo – – et aliud *praeter* te non erat unde faceres ea, et ideo *de nihilo* fecisti coelum et terram. Ganz anders hernach *Jo. Erig. de div. nat.* III. *p.* 127. Ineffabilem et incomprehensibilem divinae naturae inaccessibilemque claritatem omnibus intellectibus incognitam eo nomine (nihili) significatam crediderim – – Dum ergo incomprehensibilis intelligitur per excellentiam nihilum non immerito vocitatur.

2) Die Frage über das Verhältniß der Weltſchöpfung zur Zeit iſt auf eine zwiefache Weiſe behandelt worden, Einmal ob eine Zeit vor der Welt geweſen, oder ob die Zeit erſt mit der Welt begonnen. Dieſe nun iſt uns nur in ſofern wichtig, als die Zeit vor

der Welt — wenn wir Welt, wie es hier immer geſchehen muß, in dem weiteſten Sinn nehmen, ſo daß alles irgend wenn und wie vorhandene endliche Welt heißt — nur für Gott könnte geweſen ſein. *Aug. de genesi imp. lib.* 3. Etiam *ante coelum et terram potest intelligi tempus fuisse, si ante coelum et terram facti sunt angeli; erat enim iam creatura, quae motibus incorporeis tempus ageret.* Dann aber wären die geiſtigen Geſchöpfe ſchon Welt, und die Sache kommt nur auf die Frage von einer Schöpfung in verſchiedenen Zeitpunkten zurück. S. unten. Daher anderwärts *de civ. Dei* XI, 6. *procul dubio non est mundus factus in tempore, sed cum tempore* und *de gen. contr. Man.* I, 2. *Non ergo possumus dicere fuisse aliquod tempus quando Deus nondum aliquid fecerat.* Und hiebei muß man ſtehn bleiben, wenn Gott nicht zeitlich ſoll gedacht werden. — Dann aber iſt auch gefragt worden, ob die Schöpfung ſelbſt eine Zeit eingenommen oder nicht. Und hier finden wir unterſchieden eine erſte und zweite Schöpfung oder eine mittelbare und unmittelbare. Auch hiebei liegt dieſelbe Analogie mit dem menſchlichen Bilden zum Grunde, als ob Gott zuerſt den Stoff habe hervorbringen müſſen und dann die Geſtaltungen aus dem Stoff. Nur daß die Theilung verſchiedentlich gemacht wird. *Hippolyt. in Genes.* *Τῇ μὲν πρώτῃ ἡμέρᾳ ἐποίησεν ὁ Θεὸς ὅσα ἐποίησεν ἐκ μὴ ὄντων· ταῖς δὲ ἄλλαις οὐκ ἐκ μὴ ὄντων, ἀλλ' ἐξ ὧν ἐποίησε τῇ πρώτῃ ἡμέρᾳ μετέβαλεν ὡς ἠθέλησεν.* *August. de Genesi contr. Manich.* I, 5. u. 6. *Primo ergo materia facta est confusa et informis; quod credo a graecis chaos appellari — et ideo Deus rectissime creditur omnia de nihilo* fecisse, quia -- haec ipsa materia tamen de omnino nihilo facta est. *Hilarius de Trin.* XII, 40. Nam etsi habeat dispensationem sui firmamenti solidatio ---- sed *coeli, terrae, caeterorumque elementorum creatio ne levi saltem momento operationis discernitur.* *Joann. Damasc.* II, 5. τὰ μὲν οὐκ ἐκ προϋποκειμένης ὕλης, οἷον οὐρανὸν γῆν ἀέρα πῦρ ὕδωρ· τὰ δὲ ἐκ τούτων τῶν ὑπ' αὐτοῦ γενομένων, οἷον ζῶα φυτὰ σπέρματα alſo zuerſt das elementariſche und dann das organiſche. Beim Vergleich muß jeder die größere Strenge der abendländiſchen Lehrweiſe fühlen. Bei einer ſolchen immer nur menſchlichen Trennung des Erſchaffens in mehrere Handlungen muß man nur dieſes feſthalten, daß immer nur die erſte Handlung im ſtrengſten Sinne des Wortes kann Schöpfung genannt werden, die zweite aber ſchon der Erhaltung angehört. Auch der Stoff konnte nicht geſchaffen ſein, ohne einen Naturzuſammenhang zu bilden, und ein Stoff ohne eine ihm einwohnende Geſtaltungskraft, ſo wie eine gleichviel ob mehr oder minder beſtimmt geſchiedene Mehrheit von Stoffen ohne ihnen einwohnende Wirkungsarten auf einander iſt ein leerer Gedanke. Wird alſo der Begriff Schöpfung auch nur auf den Stoff angewendet: ſo hat von da an eine lebendige bewegliche Welt wenigſtens im Keim beſtanden und ſich weiter fort entwikkelt, und Gott hat nur das geſchaffene in der ihm mitgegebenen Kraft erhalten. Entweder dieſes oder man muß eine in Einer zeitloſen Handlung bis zu den bleibenden Geſtaltungen vollendete Schöpfung annehmen. Luth. z. Gen. II, 2. §. 7. „Alles was Gott hat ſchaffen wollen, das hat er geſchaffen dazumal, da er ſprach, ob es wohl nicht alles plözlich allda vor unſern Augen ſcheint" zumal in Verbindung mit den Worten „Ich zwar.. bin etwas neues.. Aber.. für Gott bin ich gezeuget und gemehret bald am Anfang der Welt, und dies Wort da er ſprach: laſſet uns Menſchen machen „hat auch mich geſchaffen" läßt ſich doch ſchwerlich für eines von beiden anführen, indem er grade die verſchiedenen ſchaffenden Worte Gottes unterſcheidet. Nach jener Vorſchrift aber iſt die Beſtimmung einer Schöpfung im Zeitraum von ſechs Tagen entweder auch der erſten Anſicht anzupaſſen oder lieber völlig zu verweiſen, da doch die Moſaiſche Weltentſtehungsbeſchreibung ſich nur ſehr unvollkommen und gezwungen dazu hergiebt, eine Naturentwiklung nach angemeſſenen Abſchnitten aus ihr herzuleiten. Wie es denn auch nur eine halbe Maaßregel iſt, ſie erſt als Geſchichte aufzuſtellen und hernach — wie Morus Epit. p. 73. — die ſechs Tage nur von einer unbeſtimmt ſchnelleren Ausbildung der Erde zu erklären, oder wie Reinhard p. 178. die ſechs Tage zwar für die Erde buchſtäblich zu nehmen, ſich aber bei Erklärung der Tagewerke die größten Willkührlichkeiten zu erlauben.

3. Doch jene ganze Frage ſezt einen zeitlichen Anfang der Welt ſchon als entſchieden voraus; allein unſer unmittelbares Abhängigkeitsgefühl findet in dieſer Annahme keine beſtimmtere Befriedigung als in der einer ewigen Schöpfung der Welt. Ob man glaubt auf eine Zeit zurükgehn zu müſſen, wo gar kein Naturzuſammenhang für die Abhängigkeit von Gott gegeben war, oder ob mit Abläugnung einer ſolchen behauptet wird, daß in jedem Punkt der unendlichen Zeit der ganze Naturzuſammenhang auf gleiche Weiſe in der Urſächlichkeit des höchſten Weſens begründet ſei, iſt in unſerer Hinſicht völlig gleichgültig. Daher

auch in der Kirche beide Meinungen neben einander hergegangen ſind. *Origen. de princ.* III, 5. ſezt ohne Ende eine Welt vor und nach der andern, und beſtimmter läßt ihn Methodius ſagen, *Phot. Bibl. Cod.* 285. *p.* 905. *ὅτι ὁ Ὠριγένης ἔλεγε συναΐδιον εἶναι τῷ μόνῳ σοφῷ θεῷ τὸ πᾶν· ἔφασκε γὰρ εἰ οὐκ ἐϛι δημιουργὸς ἄνευ δημιουργημάτων — — οὐδὲ παντοκράτωρ ἄνευ τῶν κρατουμένων .. ἀνάγκη ἐξ ἀρχῆς αὐτὰ ὑπὸ τοῦ θεοῦ γεγενῆσθαι· — — — εἰ γὰρ ὕϛερον πεποίηκε τὸ πᾶν, δῆλον ὅτι ἀπὸ τοῦ μὴ ποιεῖν εἰς τὸ ποιεῖν μετέβαλε.* ***Hilarius** de trin* XII, 39. 40. unterſcheidet eine ewige praeparatio der Welt in Gott von einer zeitlichen paratio, welches offenbar nur ein unhaltbarer Mittelweg iſt um der ewigen Schöpfung zu entgehen. Und ſelbſt Auguſtinus ſtellt ſich nur ſchwach dagegen. *de civ. Dei* XI, 4. 2. Qui autem a Deo factum fatentur, non tamen eum volunt temporis habere, sed suae creationis initium, ut modo quodam vix intelligibili semper sit factus: dicunt quidem aliquid cet. Und XII, 15. Sed cum cogito cuius rei dominus semper fuerit, si semper creatura non fuit, affirmare aliquid pertimesco. Ja ſogar Luther erklärt ſich ſo, daß man aus ſeinen Worten eine ewige Schöpfung folgern könnte, zu Gen. 1, 4. §. 42. „Und dieweil es (nämlich daſſelbe Wort was Gott iſt und ein allmächtiges Wort) geſprochen iſt: ſo iſt das Licht gezeuget worden, nicht aus der Materie des Wortes noch aus der Natur des Sprechers ſondern aus der bloßen Finſterniß, alſo daß der Vater bei ſich drinnen geſprochen“ (welches ja in Bezug auf jenes allmächtige Wort von Ewigkeit geſchehen iſt) „und heraußen von Stund an das Licht worden und beſtanden iſt“. Ich führe dies nur an um zu zeigen, wie ſchwer es iſt dieſe Vorſtellung zu vermeiden, wenn man nicht ein zeitliches Handeln Gottes annehmen will. Hiegegen aber verwahrt ſich Luther ſelbſt am vollſtändigſten „Und iſt Gott in Summa außer allem Mittel und Gelegenheit der Zeit“ zu Geneſ. 2, 2. §. 7. Dieſes alſo muß auch ferner freigelaſſen werden, indem jeder ſeine Meinung darüber nach Gründen beſtimmt, die uns hier gar nicht betreffen.

4) Auf die Beſtimmung, daß Gott die Welt durch ſein allmächtiges Wort gemacht habe, werden wir, ſofern ſie jede andere Vermittlung oder Werkzeug läugnet, bald zurükkommen. Sofern unter dem Worte der Sohn verſtanden wird *Orig. c. Cels. p. 678. Ed. Ruell.* müſſen wir ſie ans Ende verſparen.

5) Wenn geſagt wird, Gott habe die Welt durch Einen ewigen und freien Beſchluß geſchaffen (*Henke lineamenta* §. 50.) ſo wird durch die erſte Beſtimmung verwahrt, daß in die ſchaffende Thätigkeit Gottes ſelbſt durchaus keine Zeitfolge darf geſezt werden, denn der Beſchluß und die wahre eigentliche Erfüllung muß in Gott einerlei ſein. So daß, wenn man auch die Sechs Tage annimmt, ſie nur noch eine Entwiklung der werdenden Welt nach Naturgeſezen enthalten können. Aber es liegt in dieſer Behauptung auch, daß es überall keinen andern göttlichen Beſchluß geben kann als einen der Schöpfung *), weil in dieſem ſchon alles was geſchieht, mit ſeiner Nothwendigkeit geſezt iſt, wovon auch der Beſchluß der Erlöſung nicht durfte ausgeſchloſſen werden. Doch dies erklärt ſich erſt in der Folge. — Durch die zweite Beſtimmung iſt

---

*) *Endemann Institut.* §. 51.

bevorwortet, daß, wenn auch die Entſtehung der Welt als ein Zeitpunkt geſezt würde, und ſie die Zeit endlich anfinge, dennoch keine Handlung Gottes in der Zeit angefangen, alſo in ihm keine Veränderung vorgegangen ſei, eben wie dadurch keine Veränderung in ihm vorgeht, daß jezt während des Weltlaufs die einzelnen Ereigniſſe erſt in der Zeit eintreten, die im göttlichen Willen ewig beſchloſſen ſind. *Aug. civ. Dei* XII, 17. Potest ad opus novum non novum sed sempiternum adhibere consilium. Indeß wird die gute Abſicht dieſer Beſtimmung nicht recht erreicht. Denn will man keine ewige Schöpfung annehmen: ſo geräth man in die Verlegenheit den göttlichen Beſchluß zwiefach denken zu müſſen, ohne ſeine Erfüllung aber doch eben ſo ſehr Beſchluß, und mit ſeiner Erfüllung, wodurch denn doch in Gott Gegenſäze eingeräumt werden. *Aug. l. c.* una eademque sempiterna et immutabili voluntate res quas condidit et ut prius non essent egit, quam diu non fuerunt, et ut posterius essent, quando esse coeperunt. In Abſicht der einzelnen Ereigniſſe im Zeitlauf tritt eine ſolche Verlegenheit nicht ein, da dieſe ſeit dem Daſein ihrer erſten Urſachen immer im Hervortreten begriffen ſind. (S. Luther a. l. a. O.) Wollen wir aber auch die Welt überhaupt eben ſo gleichmäßig mit dem göttlichen Beſchluß immer im Hervortreten begriffen denken: ſo kommen wir auf die zeitloſe Schöpfung zurück. Die dritte Beſtimmung ſoll ausſagen, daß die Schöpfung der Welt keine Nothwendigkeit für Gott geweſen. Allein was man vermeiden muß, ſcheint nicht ſowol dieſes zu ſein, daß etwas in Gott als nothwendig geſezt werde, als vielmehr dieſes, daß man überhaupt den Gegenſaz von Freiheit und Nothwendigkeit, der nur für das Endliche und vereinzelte in ſeiner Verbindung einen Sinn hat, und überall genau mit dem Begriff der Wechſelwirkung zuſammenhängt, auf Gott anwende. In Gott können bei der Schöpfung keine Freiheit beſtimmenden Gründe geſezt werden, weil er ſelbſt in keinen Zuſammenhang mit etwas anderem geſezt iſt. Daher ſcheint mir, eben ſo wenig als man ſagen darf, Gott habe die Welt ſchaffen müſſen, dürfe man auch weder ſagen, daß Gott die Welt auch gar nicht hätte ſchaffen können, noch auch, daß er ſie auch anders hätte ſchaffen können; ſondern man muß vielmehr darauf zurükkommen, daß die Schöpfung der Welt die reine Offenbarung ſeines Weſens ſei (Röm. 1, 19. 20.). Wenn man glaubt, damit die Weisheit und Güte Gottes in der Welt vollkommen könnten verwirklicht werden, müſſe man ihn in einer Wahl begriffen denken: ſo überlegt man nicht, daß eben jene Weisheit und Güte Gott ſo durchdringen müſſen, daß alles nach ihnen von Ewigkeit feſt beſtimmt ſei, und alſo in dem Gebiet ihrer Wirkſamkeit nichts auf andere Weiſe geſchehen könne als es geſchieht. (S. §. 4.).

50.

Die rechte Verwahrung wird alſo am beſten ſo geſtellt. Unſerm allgemeinen Abhängigkeitsgefühl von Gott widerſpricht jede Löſung der Frage nach dem Entſtehen der Welt, durch welche deren gänzliche Abhängigkeit von Gott gefährdet würde, und eben ſo jede, durch welche die Unabhängigkeit Gottes von allen erſt in der Welt und durch die Welt entſtandenen Beſtimmungen und Gegenſäzen gefährdet wird.

1) Von den eben geprüften iſt es klar, daß jede ſtrebt, eine von dieſen beiden Klippen zu vermeiden, aber daß ſie alle entweder in die andere fallen oder die Aufgabe ungelöſet laſſen. Und ſo mögen dieſe Grenzen gezogen werden für alle künftigen Verſuche, über die Schöpfung etwas in der dogmatiſchen Theologie zu beſtimmen. Selbſt aber finden wir uns zu einem ſolchen Verſuch nicht berufen, weil wir nur in demjenigen Umfang das Bewußtſein des endlichen Seins in uns tragen und vertreten, in welchem Schöpfung und Erhaltung daſſelbe iſt, die Schöpfung aber, welche ſich ſtreng von der Erhaltung trennen läßt, kann von uns weder wahrgenommen noch angeſchaut noch gedacht werden, noch können wir eine Theilnahme dafür haben.

2) Wie die Ausbildung der Schöpfungslehre in der Dogmatik aus derjenigen Zeit herſtammt, wo die Elemente aller höheren Wiſſenſchaft noch in der Theologie verborgen lagen; ſo gehört es zur Vollendung der Trennung beider, daß die Frage nach der Schöpfung nun der Weltweisheit und der höheren Naturwiſſenſchaft abgetreten werde. Wir müſſen uns daher hüten irgend etwas, da hiezu ein unmittelbares Bedürfniß nicht vorhanden ſein kann, dogmatiſch feſtzuſtellen, was die höhere Naturwiſſenſchaft darin hindern könnte uns bis an die §. 44, 1. bezeichneten Punkte zu führen. Auf jeden Fall wird die Sache des Chriſtenthums hinreichend durch dieſe begränzende Beſtimmungen verwahrt, welche auch jedes wahrhaft wiſſenſchaftliche Beſtreben aus einem andern Geſichtspunkt und ohne dadurch von der Theologie abhängig zu werden, ſich ſelbſt als Regeln vorſchreiben wird. Denn auch in einem philoſophiſchen Syſtem kann nur von Gott

und

und Welt alſo von Schöpfung irgend einer Art die Rede ſein, ſofern beide auch irgendwie von einander unterſchieden werden. Dann aber iſt ein anderes Verhältniß als dieſes nicht aufzuſtellen, wenn man nicht die Zeichen und das, was dabei übereinſtimmend vorgeſtellt wird, gänzlich verwirren will.

3) Daß die Frage über die Schöpfung länger als ſich gebühret hat eine theologiſche geblieben iſt, hat allerdings ſeinen Grund in der Erwähnung dieſer Sache in der Schrift. Allein dieſe Erwähnung iſt nicht von der Art, daß ſie uns nöthigen könnte, genauere Beſtimmungen daraus für die Dogmatik zu entlehnen. Denn was zuerſt das Neue Teſtament betrifft, ſo ſind die Hauptſtellen Ap.Geſch. 17, 24. Röm. 1, 19. 20. Hebr. 11, 3., ſo im allgemeinen gehalten, daß ſie uns nicht weiter führen als die Beſtimmungen unſerer ſymboliſchen Bücher, eingeſchloſſen ſchon, daß der Begriff erſchaffen auch in den Ausdrücken ποιεῖν und κτίζειν hier wenigſtens einen unabhängig von Gott vorhandenen Urſtoff ausſchließt. Die beiden Stellen Marc. 13, 19. und Joh. 17, 5. können auch nicht gegen die Vorſtellung von einer ewigen Schöpfung gebraucht werden, da in der erſten κόσμος offenbar nur die Menſchenwelt bedeutet; indem ja nur von Vergleichung menſchlicher Zuſtände die Rede iſt. Von der andern gilt daſſelbe, wie man aus dem immer beſchränkten Gebrauch von κόσμος v. 11, 12. u. 13. deutlich ſieht. Was aber das Alte Teſt. betrifft: ſo iſt es mit den didaktiſchen und poetiſchen Stellen, Pſ. 8, 4. 33, 6 — 9. 89, 12. 102, 26. Jeſ. 45, 18. Jer. 10, 12. eben ſo, und auch aus Spr. 8, 22. 23. läßt ſich nicht die Schöpfung in der Zeit beweiſen, indem theils auch bei einer ewigen Schöpfung die Weisheit Gottes jedesmal vor

die Geſtaltung der Dinge geſezt werden muß, anderntheils aber die Richtung der Stelle gar nicht dahin geht etwas hierüber lehren zu wollen, und man ſie, ſofern ſie eine Schöpfung in der Zeit voraus ſezt, nur als abhängig von der moſaiſchen Erzählung anſehn kann. Was nun die moſaiſche Erzählung beſonders betrifft, ſo iſt nicht zu läugnen, daß die Reformatoren ſie für wirkliche Geſchichtserzählung nahmen. Luth. zu Gen. I, 3. §. 43. „Denn Moſes ſchreibet eine Hiſtorie und meldet geſchehene Dinge“: wiewol auch dieſes vorzüglich nur der allegoriſchen Erklärung entgegengeſezt iſt. Eben ſo Calvin Institt. I, 14. 1 u. 2 nennt ſie historia creationis und giebt höchſtens zu, daß Moſes, indem er ſich auf das, was unſre Augen ſehen, beſchränkt, populariter rede. Indeß iſt es bequem, daß dieſe Annahmen nicht ſymboliſch geworden ſind, da doch, ſchon der zwiefachen und bedeutend verſchiedenen Erzählungen wegen, ein eigentlich geſchichtlicher Charakter dieſen Darſtellungen nicht beigelegt werden kann. In wiefern uns, wenn wir wiſſen könnten, wie die Neuteſtamentiſchen Schriftſteller und Jeſus ſelbſt ſie verſtanden, dieſes binden müßte, davon kann erſt weiter unten die Rede ſein. Wenn man indeß bedenkt, theils daß Philo, welcher die ſechs Tage im buchſtäblichen Sinne ausdrüklich verwirft, nothwendig muß Vorgänger gehabt haben, theils wie in poetiſchen Beſchreibungen des Alten Teſtaments Pſ. 33, 6 — 9. Pſ. 104. Hiob. 34, 4. flg. die moſaiſchen Säze zwar zum Grunde gelegt, aber ſehr frei behandelt werden, in den Propheten aber auch nicht einmal ſoviel Annäherung vorkommt, und im reindidaktiſchen Styl gar kein Gebrauch davon gemacht wird: ſo muß man ſchon daraus ſchließen, daß die buchſtäbliche Erklärungsweiſe nie allgemein durchgedrungen iſt in der kanoniſchen Zeit, ſondern immer ein Gefühl davon übrig geblieben iſt, daß dieſes alte Denkmal anders müßte behandelt werden. Daher wir nicht Urſach haben über dem hiſtoriſchen ſtrenger zu halten als das Volk ſelbſt in ſeinen beſten Zeiten darüber gehalten hat.

Erſter Anhang von den Engeln.

51.

Die Vorſtellung von zwiſchenweltlichen, das heißt keinem Weltkörper beſtimmt angehörigen geiſtigen Weſen, die ſich nach der Beſchaffenheit jedes Weltkörpers einen wenigſtens ſcheinbaren Leib bilden können, ſchließt keine nachweisbare Unmöglichkeit in ſich und hat ſich deshalb auch im Chriſtenthum erhalten können.

Anm. Es iſt hier nur von den guten Engeln die Rede, ohne irgend beſtimmen zu wollen, ob die böſen mit ihnen von einer Art ſind oder nicht.

1) Wenn ich die Engel zwiſchenweltliche Weſen nenne: ſo meine ich nicht, daß ſie in den jüdiſchen Erzählungen als ſolche gedacht worden, indem die Vorſtellung von einer Mehrheit bewohnbarer Welten damals nicht gegeben war. Sondern ich meine nur, daß wir, die wir dieſe Vorſtellung haben, ſie nach dem, was ihnen beigelegt wird, nicht als Einem Weltkörper in beſtimmter Ordnung angehörig anſehen können, weil ſie nämlich auf dem unſrigen auf eine nur vorübergehende Weiſe erſcheinen. — Die Erklärung ea autem (creatarum rerum) genera quae nos praestantia superant angelorum nomine indicat scriptura [*]

---

[*] Reinhards Dogm. §. 50.

übergeht dieſen Hauptpunkt ganz, und wirft die Vorſtellung mit ſolchen zuſammen, die ganz anderen Urſprungs ſind.

2) Das allgemeine Bewußtſein von der Gewalt des Geiſtes über den Stoff erzeugt ein Verlangen mehr Geiſt vorauszuſezen, als im Umfange der menſchlichen Gattung gegeben iſt, und zwar noch außer den Thieren, welche mit ihrer Gewalt über den Stoff erſt ſelbſt als Stoff in unſere Gewalt ſollen gebracht werden. Iſt nun die Mehrheit der Weltkörper erkannt: ſo wird dies Verlangen befriedigt durch die uns jezt geläufige Vorausſezung, daß dieſe größtentheils oder alle mit nach verſchiedenen Stuffen beſeelten Weſen erfüllt ſein. Ehe aber dieſe Kenntniß vorhanden war, bleibt dieſem Verlangen nichts anders übrig als die Elemente durch verborgene geiſtige Weſen zu beſeelen, wie auch auf vielfältige Weiſe geſchehen iſt. Indem nun aber bei den Juden das höchſte Weſen zugleich vorgeſtellt ward als ein König, welche ja immer Diener in ihrer Nähe haben, um ſie beliebig an jeden Punkt ihres Reichs zu ſenden, und in jeden Zweig der Verwaltung eingreifen zu laſſen: ſo entſtand aus beiden Punkten zuſammengenommen die Vorſtellung der Engel. *Calv. Instit.* I, 14. 4. Angelos, quum Dei sint ministri ad iussa eius exsequenda ordinati, esse quoque illius creaturas extra controversiam esse debet ---- quid attinet axie percontari quoto die praeter astra et planetas alii quoque magis reconditi coelestes exercitus esse coeperint? und was hernach sect. 5. von ihrem Verhältniß zu Gott näher ausgeführt wird.

3) Wiewol nun jezt die Vorſtellung von Engeln nicht würde erzeugt werden: ſo kennen wir den zwi-

ſchenweltlichen Raum und die möglichen Verhältniſſe zwiſchen Geiſt und Körper viel zu wenig um die Wahrheit der Vorſtellung ſchlechthin abläugnen zu dürfen. Ja wenn die Erſcheinung der Engel unter den Begriff des Wunders fällt: ſo geſchieht dies mehr deshalb weil ſie im Chriſtenthum überall, aber auch nach der jüdiſchen Vorſtellung größtentheils, an beſondere Offenbarungspunkte geknüpft ſind, wie Abraham, als weil man im Stande wäre zu behaupten, daß ſolche vorübergehende Erſcheinungen aus anderen Weltregionen an ſich den Naturzuſammenhang aufhöben.

52.

Die Bekenntnißſchriften der proteſtantiſchen Kirche haben die Vorſtellung von Engeln gelegentlich mit aufgenommen, und die Glaubenslehre darf ſie alſo ganz ungewiß ſtehen laſſen, ohne daß ſie ſich deshalb von den ſymboliſchen Büchern entfernte.

Apol. Conf. art. IX. Praeterea et hoc largimus quod Angeli orent pro nobis; extat enim testimonium Zacch. 1, 12. Art. Smalc. de invoc. sanct. Etsi angeli in coelo pro nobis orent — tamen inde non sequitur Angelos et sanctos a nobis esse invocandos. Catechism. min. tuus sanctus Angelus sit mecum, ne Diabolus quicquam in me possit.

1) Dieſe magern Anführungen ſollen nicht etwa beweiſen, daß die Vorſtellung der Engel den Reformatoren fremd geweſen wäre oder wenigſtens ſehr im Hintergrunde bei ihnen geſtanden hätte. Vielmehr war ſie ihnen aus der Schrift geläufig und auch ihre Gedichte beweiſen, daß ſie an der erfahrungsmäßigen Wahrheit der dort erzählten Erſcheinungen nicht zweifelten. Nur ſcheint hervorzugehn, daß auch bei ihnen

dieſe Vorſtellung mehr ihren Siz in der Einbildungskraft hatte, aus deren Bedürfniß ſie auch urſprünglich entſtanden war, als daß ſie ihr einen großen Gehalt auf dem Gebiet der Frömmigkeit beigelegt hätten. Zumal die lezte Stelle nicht einmal in der Schrift etwas für ſich hat, indem nirgends die Engel als Hülfe gegen die Teufel vorkommen. Ja es möchte andern als Kindern vorgetragen gefährlich ſein, wenn man ſie entwöhnte, gegen das was dem Teufel zugeſchrieben wird, andere Hülfsmittel zu gebrauchen.

2) Was Calvin. Instit. I. ep. 14, 6 und 11. ſagt, um die Lehre von den Engeln praktiſch zu machen, iſt von derſelben Art. Daß Gott ſich nur unſerer Schwachheit wegen lieber der Engel bediene und uns dieſes offenbare, als uns anders helfe, hat gar viel bedenkliches; und doch giebt es nicht mehr Troſt, wenn Gott ſich der Engel bedient, als wenn unſere Bewahrung auf andern Wegen ſeinen Abſichten gemäß bewirkt wird; aber es kann leicht die Eitelkeit nähren zu glauben, daß eine ganze Geſammtheit eigentlich höherer Weſen nur zu unſerem Dienſt vorhanden iſt. Betrachten wir nun, wie unwahrſcheinlich eigentlich dieſe Annahme iſt, und ſehen zugleich auf die Geſchichte dieſer Vorſtellung zurük: ſo müſſen wir ſagen, von dieſer Seite angeſehen wäre die Vorſtellung nur das Erzeugniß einer Zeit, in welcher die Kenntniß der Naturgeſeze noch wenig ausgebildet und verbreitet war. Deshalb nun ſcheint in den ſymboliſchen Schriften an die Stelle ihrer thätigen Einwirkung ihre Fürbitte für uns getreten zu ſein.

53.

Im alten Bunde iſt die Vorſtellung aus den

Erzählungen der Sagenzeit in den dichteriſchen Gebrauch übergegangen. Im Neuen geben die Erzählungen von Engeln keine Bürgſchaft, welche allgemein anerkannt wäre, und übrigens zeigt der gänzliche Mangel einer Anwendung des Begriffs, daß Chriſtus und die Apoſtel ihn nur ſo gebraucht, wie überall jeder ſich jeden volksthümlichen Begriff aneignet.

Anm. Sagen von Abraham, Loth, Jakob, der Berufung des Moſes und Gideon, der Verkündigung des Simſon, von Bileams Segen u. ſ. w. Dichteriſche Ausführungen mancher Art in den Pſalmen und Propheten — die Engelerſcheinungen bei der Verkündigung Chriſti und ſeines Vorläufers und bei Chriſti Geburt ſtehn in dichteriſch gehaltenen Erzählungen. Auch die Erzählung von dem ſtärkenden Engel in Gethſemane könnte man dahin rechnen, indem kein Zeuge dafür angeführt wird. Bei der Auferſtehung und Himmelfahrt, ſo wie bei der Bekehrung des Cornelius und der Befreiung des Petrus, kann man zweifelhaft ſein, ob Engel oder Menſchen gemeint ſind. In der Erzählung vom Philippus wechſelt der Engel des Herrn und der Geiſt des Herrn. Nach der apoſtoliſchen erſten Zeit aber verſchwinden die Engel aus der Neuteſtamentiſchen Geſchichte wie die übrigen Wunder allmählig. — Chriſtus erwähnt der Engel — außer den ebenfalls dichteriſch gehaltenen Beſchreibungen vom jüngſten Tage — da, wo er vor der Verachtung der Kleinen warnt, Matth. 18, 10. und bei der unnüzen Vertheidigung des Petrus, Matth. 26, 53; beides läßt einen didaktiſchen Gebrauch nicht zu, ſonſt müßte man auch buchſtäblich nehmen, daß die Kinder beſondere Engel haben, daß die Engel das Angeſicht Gottes ſehen, und daß ſie in Legionen abgetheilt ſind. Daher konnte Chriſtus alles dieſes auch geſagt haben, ohne eine ihm ſelbſt eigene und in ihm durchgebildete Ueberzeugung von dem Daſein ſolcher Weſen zu haben oder mittheilen zu wollen.

1) Unter Aneignung volksthümlicher Begriffe will

ich keinesweges das verſtanden haben, was man gewöhnlich Anbequemung nennt. Denn da wird vorausgeſezt, derjenige, der ſich zu den Vorſtellungen anderer herabläßt, ſei ſelbſt eines beſſeren überzeugt. Hier aber iſt die Rede nur von einem Bilde, welches dem gemeinſamen Leben angehörig ſich mit der unbeſtimmten Wahrheit, die ihm überhaupt nur zukommt, in der Seele feſtſezt, und gelegentlich hervortritt ohne mit den Vorſtellungen, welche die Ueberzeugung im engeren Sinne bilden, überhaupt in beſtimmte Beziehung geſezt zu ſein. — Am meiſten in dogmatiſche Ausführung verwebt erſcheint die Vorſtellung von Engeln im Brief an die Hebräer, indeß wird auch hier von den Engeln nichts gelehrt, ſondern gelehrt wird nur von Chriſto, daß er nämlich vortrefflicher iſt als alle Engel, wie dieſe in den altteſtamentiſchen Erzählungen in den Pſalmen und bei den Propheten vorkommen. Von derſelben Art ſind auch die Stellen Pauliniſcher Briefe, in denen Engel vorkommen.

2) Es iſt gewiß ſehr wunderlich auf der einen Seite anzuerkennen, daß die dichteriſche Schreibart der Bibel manches wunderbar erſcheinen mache, was natürlich könne geweſen ſein, auf der andern Seite aber das Gepräge vorgeſchichtlicher Ueberlieferung und ihres Einfluſſes ſo wenig zu würdigen, daß man große Unterſuchungen über die Beſchaffenheit und die Verrichtungen der Engel anſtelle, wie Reinhard Dogm. §. 53. 54.

54.

Die einzige Glaubenslehre, welche in Bezug auf die Engel aufgeſtellt werden kann, ſcheint daher die zu ſein, daß der Glaube an dieſe Weſen auf unſer Betragen keinen Einfluß haben darf, und daß Offenbarungen ihres Daſeins jezt nicht mehr zu erwarten ſind.

1) Wenn die Kirche ſich früherhin gegen jede Verehrung der Engel erklärt hat: ſo wäre dieſes wol die ſchlimmſte Art der Verehrung, wenn aus Achtung für ihren unbekannten Dienſt wir glaubten irgend etwas unterlaſſen zu dürfen von der uns anbefohlenen Sorge für uns und andere *). Auch läßt ſich keine Schriftſtelle für ein ſolches übertragenes Vertrauen anführen. Und unter dieſer Bedingung muß man denn den Glauben an die Engel, wie man ihn nicht gebieten ſoll, auch auf der andern Seite nicht verurtheilen. Vielmehr verdient es Aufmerkſamkeit und Beachtung, daß dieſe Vorſtellung ſich auch unter ſo veränderten Umſtänden immer noch in den Gemüthern der Chriſten erhalten hat.

2) Wenn wir aber auch die Wirklichkeit der Engelerſcheinungen annehmen: ſo müſſen wir doch geſtehen, daß wir ſie nur theils in die Urzeit verweiſen können, wo der Zuſammenhang des Menſchen mit der Natur noch nicht hinreichend geordnet war, theils ſie auf die großen Entwiklungspunkte beſchränken, wo auch anderes wunderbare vorzukommen pflegt. Und wenn Kirchenlehrer **) behaupten, erſt durch Chriſtum

---

*) Luther zu Gen. 2. §. 19. Die Engel ſollen wol unſere Hüter ſein und uns bewahren, aber ſofern wir in unſern Wegen bleiben. Auf dieſe Auflöſung weiſet Chriſtus hin, da er dem Teufel das Gebot aus Deut. 6, 16. vorhielt. Denn damit zeigt er an, daß des Menſchen Weg nicht wäre in der Luft fliegen. Darum wenn wir in unſerm Beruf oder Amt ſein aus Gottes oder der Menſchen, die des Berufs rechten Zug haben, Befehl, da ſollen wir glauben, daß uns der Schuz der lieben Engel nicht fehlen kann.

**) Wie Chryſoſtomus zu Col. 1, 20.

ſei das ſo lange Zeit unterbrochene Verkehr zwiſchen den Engeln und Menſchen wiederhergeſtellt worden: ſo iſt keine Urſache dies über das apoſtoliſche Zeitalter hinaus zu erſtrekken. Denn ſollten die Engel fortwährend dem gewöhnlichen Lauf der Dinge angehören: ſo müßten ſie weit kräftiger und offenbarer in denſelben eingreifen.

Zuſaz. Wenn wir indeß dieſer Vorſtellung in dem Syſtem theologiſcher Begriffe keinen andern Rang anweiſen können, ſo bleibt ſowol der liturgiſche Gebrauch als auch der in freien religiöſen Produktionen ungeſtört, ſofern er ſich nur in dieſen Grenzen hält. Der Privatgebrauch beſchränkt ſich dann zunächſt darauf, die göttliche Bewahrung da, wo für pflichtmäßige Thätigkeit und Sorgfalt kein Raum iſt, zu verſinnlichen. Der liturgiſche — den ſich natürlich aber auch jeder Einzelne in dem freien Spiel ſeiner religiöſen Erregungen beſonders aneignen kann — beſteht vornemlich darin, daß Gott vorgeſtellt werden ſoll als von reinen und ſchuldloſen endlichen Geiſtern umgeben.

Zweiter Anhang vom Teufel.

55.

Die Vorſtellung von gefallenen Engeln, welche in der Verbindung mit Gott und bei hoher geiſtiger Vollkommenheit ſich plözlich in Widerſpruch mit Gott geſezt, und ſeitdem die höchſte Bosheit mit dem höchſten endlichen Verſtande verbinden, iſt eine Vorſtellung die nicht zuſammenhängend durchgeführt werden kann.

Anm. D. h. man kann die verſchiedenen Functionen, die dieſem Weſen beigelegt werden, nicht zu einer lebendigen Anſchauung zuſammenfaſſen, ſondern wenn man ſie in ihrer Thätigkeit verknüpft, ſtößt man auf Widerſprüche.

1) Wenn wir, wie ſich unten zeigen wird, den Fall des Menſchen um ſo weniger im Zuſammenhange denken können, je größer die Vollkommenheit iſt, die man ihm vor dem Falle beilegt, wieviel weniger noch den Fall eines ſoviel vollkommneren Weſens. Sondern alle Vorſtellungen die man ſich davon gemacht hat, ſind Bilder, welche nur die Oberfläche der Sache darſtellen, in das Innere aber nicht eindringen; an ſolche Bilder aber giebt es keinen lebendigen Glauben, denn ſobald der Gegenſtand im Gedanken dargeſtellt werden ſoll, erſcheint der Widerſpruch. Wenn z. B. Luzifer ſchon vor ſeinem Falle hoffärtig war: ſo war er auch vor ſeinem Falle ſchon gefallen; und wenn die guten Engel Kampf und Streit wider die Böſen gehabt ohne ſie zu beſiegen *): ſo werden auch die guten Engel in das Gebiet des Leidens hinabgezogen. Oder wenn ſämmtliche Engel vor dem Fall des böſen (Luth. Ebend. §. 113.) „in einem Stand der Unſchuld geweſen, welcher wandelbar war, die Guten aber nach dem Fall der Böſen alſo beſtätiget worden, daß ſie nun nicht mehr ſündigen können": ſo fragt ſich immer, wie denn die Böſen können geſündiget haben, wenn ſie nicht vorher ſchon anders waren als die Guten, und wie dieſe ha-

---

*) Luth. zu Gen. 1, 6. §. 50. „So haben ſie auch erdacht einen großen Kampf und Streit, ſo die guten Engel wider die böſen gehabt; aber dieſes halte ich, ſei genommen aus dem Kampf der Kirche" §. 51. — „Und hat Bernhardus dieſe Gedanken, daß Lucifer an Gott geſehen habe, daß der Menſch über der Engel Natur ſolle erhoben werden, darum habe der hoffärtige Geiſt ſolche Seligkeit den Menſchen mißgegönnt, und ſei alſo gefallen. Ich zwar wollte nicht gern jemand zwingen, daß er ſolchen Meinungen beifallen ſollte." — Ganz richtig.

den durch den Fall der Böſen die Unmöglichkeit erwerden können zu ſündigen, wenn man nicht ſoll ſagen dürfen, ſie ſeien durch die Sünde der Fallenden von der Möglichkeit zu ſündigen erlöſt worden. Eben ſo wenn, wie nach Luther Ebend. Kap. 3. §. 7. die Sophiſten ſagen, des Teufels natürliche Kräfte unverrükt ſind: ſo iſt nicht zu begreifen, wie die beharrliche Bosheit bei der ausgezeichnetſten Einſicht beſtehen kann. Denn dieſe Einſicht muß doch den Streit gegen Gott als ein leeres Unternehmen darſtellen, bei welchem nur für den, welchem es an wahrer Einſicht fehlt, eine augenblikliche Befriedigung kann gedacht werden, der einſichtsvolle aber in dieſen Streit ſich begebend und in demſelben verharrend müßte unſelig mit Wiſſen und Willen ſein und bleiben wollen, welches ja auf keinen Fall kann gedacht werden. Denn wenn wir auch ähnlichen Widerſpruch im Menſchen zugeben, ſo denken wir dies nur als einen vorübergehenden Zuſtand; oder in dem Maaß, daß er bleibend iſt, müſſen wir auch eine Verdunklung des Bewußtſeins mitdenken. Hat er aber, wie Luther ebend. meint „auch den allerſchönſten und reinſten Verſtand verloren“, wie es denn freilich die größte Zerrüttung iſt, wenn er aus Gottes Freund der allererbittertſte und verſtokteſte Feind geworden: ſo kämen wir auf der einen Seite auf die unten wieder aufzunehmende Undenkbarkeit zurük, wie doch durch eine einzelne Handlung eines Weſens die Natur deſſelben könne verrükt worden ſein; indem ja die höhere Intelligenz der Gattungscharakter des Teufels ſein ſoll; und auf der andern Seite wäre nicht zu begreifen, wie er nach einem ſolchen Verluſt ſeines Verſtandes noch ein ſo gefährlicher Feind ſein könne, da dem unverſtändigen böſen ja leicht iſt entgegenzuarbeiten.

2) Will man hiegegen einwenden, wenn die Vorſtellung vom Teufel wirklich ſo unhaltbar ſei, ſo wäre gar nicht zu begreifen, wie ſie habe entſtehen und ſich ſo lange erhalten können: ſo entgegne ich, es ſei eben die Natur ſolcher Schattenbilder, daß ſie zwiſchen zwei verſchiedenen Bedeutungen ſchwanken können, was ſich, wenn ſie in einen beſtimmten Gedanken umgewandelt werden ſollen, bald genug verräth. So iſt auch der Teufel auf der einen Seite der Aufſichtführende und das Böſe auskundſchaftende Diener Gottes, wovon die Spuren im Buche Hiob übrig geblieben, auf der andern iſt er das böſe Grundweſen, nur in einer Unterordnung unter Gott gedacht und dieſe beiden Vorſtellungen ſind auf eine unhaltbare Weiſe zuſammengefloſſen. — Man ſehe nur, wie wenig man ſelbſt das in eine lebendige Anſchauung verwandeln kann, was der ſcharfſinnige und dialektiſche Calvin*) durch genaue Formelbeſtimmung haltbar zu machen ſucht, welche Darſtellung des Teufels leicht die beſte und zuſammenhängendſte ſein mag.

3) Den ſtärkſten Schutz aber findet dieſe Vorſtellung in den mannigfaltigen Räthſeln der Selbſtbeobachtung, indem böſe Erregungen oft auf eine ſo ſeltſame und abgeriſſene Weiſe ohne allen Zuſammenhang mit unſern Hauptrichtungen in uns entſtehen, und bis auf einen gewiſſen Punkt widerſtandlos wachſen, daß wir ſie nicht als eignes ſondern als fremdes glauben anſehen zu müſſen, ſo doch daß wir keine äußere Veranlaſſung dazu nachzuweiſen im Stande ſind. Wie nun das zumal unerwartete Gute, deſſen Entſtehen man nicht nachſpüren konnte, ganz vorzüglich dem

---

*) Instit. I. 14, 16 — 18.

Dienſt der Engel zugeſchrieben wurde, als ob deren Einwirkung die Urſachen, welche ſonſt im Naturzuſammenhange müſſen aufgefunden werden, erſezen könne; eben ſo wurde Böſes und Uebel, deſſen Zuſammenhang ſich nicht enthüllen wollte, dem Teufel zugeſchrieben. Vermittelſt dieſes Anhalts beſteht die Vorſtellung fort, nachdem ſie einmal entſtanden iſt; aber offenbar nur als die Grenze der Selbſtbeobachtung bezeichnend. Da aber dieſe immer weiter fortgeſezt werden ſoll: ſo ſoll auch immer mehreres aufhören als Einwirkung des Teufels angeſehen zu werden; worin alſo offenbar liegt, er ſolle für uns als thätiges Weſen Null werden. Dann aber giebt es auch für uns, im chriſtlichen Sinne des Wortes, keinen Glauben an ihn.

4) In ſofern aber der Teufel mit ſeinen Engeln, da ihnen ja ein Reich beigelegt wird, die Einheit und den Zuſammenhang des Böſen darſtellen ſoll: ſo iſt offenbar, daß es einen innern und organiſchen Zuſammenhang des Böſen, der als ein Reich unter einem Oberhaupt dargeſtellt werden könnte, eigentlich nicht giebt, vielmehr theils ein Böſes in Einem Menſchen daſſelbe Böſe in anderen zurükdrängt, theils auch ein Böſes in Einem anderes Böſe in demſelben aufhebt. Daher erſcheint ein ſolches Ineinandergreifen und Zuſammenwirken des Böſen, wodurch es ſich als ein Reich und eine Macht zeigt, nur in einzelnen bedeutenden Augenblikken von Gegenwirkung gegen eine plözliche Entwiklung des Guten. Wie nun das Gute ſich immer mehr als geſchichtliches Ganze befeſtiget: ſo müſſen auch jene Reactionen ſich immer mehr ins kleine zerſplittern oder erſt nach größeren Zwiſchenräumen wiederkehren; alſo die Veranlaſſung zum Glauben an den Teufel immer mehr verſchwinden.

56.

Die Bekenntnißſchriften der evangeliſchen Kirche machen keinen ihnen eigenthümlichen Lehrgebrauch von dieſer Vorſtellung, auch überhaupt keinen ſolchen, wodurch ſie in unſerm Lehrgebäude unentbehrlich würde.

1) In der Stelle *A. C.* 19. causa peccati est voluntas diaboli et malorum, quae -- avertit se a Deo wird der Teufel nur mit den Böſen zuſammengeſtellt und höchſtens an ihre Spize, wobei demnach das Böſe im Satan eben ſo zu erklären bleibt wie im Menſchen, und durch ſeine Annahme nichts aufgehellt wird. Und eben ſo wenig wird er als Erklärungsgrund aufgeſtellt, wenn es *belg. conf.* XIV. heißt verbis diaboli aurem praebens, oder wenn *sol. declar.* 1. geſagt wird, „seductione Satanae iustitia concreata amissa est“. Denn dies ſteht vorzüglich da als Milderung der abgewieſenen Flacianiſchen Behauptung, daß der Teufel ein neues Geſchöpf an die Stelle des urſprünglichen geſezt, aber gar nicht um daraus den Urſprung des Böſen zu erklären; wie denn das Sichverführenlaſſen immer ſchon Böſes vorausſezt. Die *Conf. helv. c.* VIII. ſagt dafür nur „instinctu serpentis et sua culpa“ und läßt alſo hiebei den Teufel ſo gut als ganz aus dem Spiel — wie denn mehrere reformirte Bekenntnißſchriften darüber ſchweigen; ſo daß auch die Auslegung, daß die Schlange in der Erzählung vom Fall der Teufel ſei, nicht einmal als ſymboliſch in unſerm Sinn kann angeſehen werden; und wenn eben da *c.* VII. angenommen wird angelorum alios sua sponte esse lapsos et in exi-

tium praecipitatos und eben ſo *gallic. conf.* VII. ſo iſt dies nur Wiederholung des längſt volksmäßig gewordenen und im ganzen Lehrgebäude ohne weitere Folgen. Eben ſo wenn *sol. decl.* 1. und ähnlich in andern ſymboliſchen Stellen, die Macht und Gewalt des Teufels mit unter die Strafen der Sünde gerechnet wird; ſo hat dies auf alles, was zur Befreiung des Menſchen von der Sünde und ihren Strafen gehört, keinen andern Einfluß, als wenn von der Gewalt des Böſen ohne ein perſönliches Oberhaupt geredet würde; noch auch kann die Macht des Teufels, ſofern ſie als Strafe doch Folge der Sünde iſt, den Urſprung der Sünde irgend erklären.

2) Die Stelle *A. C.* 17. impios autem homines et diabolos condemnabit ut sine fine crucientur iſt von derſelben Art. Die ewige Strafe der Böſen bleibt in dieſem Ausdruk eben ſo geſezt, wenn auch der Teufel weggenommen wird. Ja ſelbſt wenn wir in den ſymboliſchen Schriften jene gewöhnlichere Vorſtellung fänden, nach welcher der Teufel nicht nur der Geſellſchafter der Böſen iſt in den ewigen Strafen, ſondern als das Werkzeug der göttlichen Macht um dieſe Strafen auszuführen erſcheint: ſo müßte man doch ſagen, daß der Teufel keine eigene Bedeutung in dieſem Lehrſtük habe, ſondern nur darin aufgenommen ſei, um die Vorſtellung von ſich immer erneuernden Qualen dadurch zu erleichtern.

3) Da nun in andern als dieſen beiden Lehrſtükken der Teufel gar nicht vorkommt, hier aber offenbar nur altes aufgenommen iſt, ohne eigne Verarbeitung und ohne Bedeutung für das übrige Ganze: ſo können wir an dieſe Vorſtellung, die an und für ſich auf keine Weiſe der natürliche Ausdruk eines frommen Bewußt-

Bewußtſeins iſt, nur ſo weit gebunden ſein, als ſie ſich uns aus den heiligen Schriften ſelbſt mittelbar oder unmittelbar aufdringt, oder als wir, was aber gar nicht zu erwarten iſt, doch auf irgend einem Punkt veranlaßt werden ſollten, ſie als Verbindungs- oder Verdeutlichungsmittel wieder aufzunehmen.

57.

Die Schriften des neuen Bundes ſtellen nirgends eine eigentliche Lehre vom Teufel auf oder verweben ihn irgendwie in unſere Heilsordnung.

1) Die Vorſtellung vom Teufel kommt im Neuen Teſtament vor in Gleichniſſen, in Sittenſprüchen und in einem ſprüchwörtlichen Gebrauch. Eine beſtimmte Darſtellung deſſen was der Teufel iſt und vermag, läßt ſich daraus nicht zuſammenſezen. Ohne daß ihm eine Veranlaſſung gegeben worden, redet Chriſtus vom Teufel gleichnißweiſe in den Parabeln vom Säemann und vom Unkraut auf dem Akker. In der erſten iſt ſowol das *πονηρὸς* bei Matth. als das *διάβολος* bei Lukas von zweifelhafter Auslegung; auf jeden Fall aber, da hier weder von dem Recht des Teufels noch von ſeiner Methode das mindeſte geſagt wird, ſteht er nur als die unbekannte Urſach unerklärlicher Uebergänge da. Eben ſo wenig iſt eine Lehre aus dem Gleichniß vom Unkraut aufzuſtellen, zumal auch die Apoſtel in ihren Briefen, wo ſie über das Einſchleichen falſcher Chriſten in die Kirche klagen, des Teufels dabei nicht erwähnen, nicht einmal Judas, ohnerachtet er daneben vom Teufel redet; ſo daß keine beſtimmte Ueberlieferung aus dieſen Gleichniſſen und vielleicht ähnlichen Aus-

drükken ſich gebildet hat, und alſo dieſes nicht als Lehre iſt von den Apoſteln aufgenommen worden. Auch iſt hier offenbar der διάβολος nur der Säende ſofern das Unkraut durch υἱοὶ τοῦ πονηροῦ erklärt wird, und dies kann eben wie Joh. 8, 44. nur von der Aehnlichkeit und Zuſammengehörigkeit zu verſtehen ſein. Zum ſprüchwörtlichen Gebrauch rechne ich die Stelle Lukas 22, 31. Das Sichten wollen kann nicht dem Teufel als Oberhaupt des Böſen zugeſchrieben werden, ſondern nur dem Aufſichtführenden und Forſchenden; wie denn hier die Anſpielung auf den Satan im Hiob unverkennbar iſt, und auch das ἐδεήθην verräth, daß die ganze Sache vor Gott verhandelt wird. Indeß gehört dem Zuſammenhange nach auch die Verſuchung zu Uneinigkeiten dazu. Eben ſo als Uneinigkeitſtiftend kommt der Teufel vor in einem ähnlichen ſprüchwörtlichen Gebrauch bei Paulus 2 Cor. 2, 11., nur daß man hier eben ſo beſtimmt an den im Streit mit Gott begriffenen Teufel zu denken hat, wie dort an den der nur das Böſe vor Gott bringt; ſo daß dieſe beiden Stellen ſich einander ergänzen und vollkommen als Aneignung einer überlieferten aber ſchwankenden bildlichen Vorſtellung deuten laſſen. Noch erwähnt Chriſtus ohne beſondere Veranlaſſung des Fürſten der Welt als jezt im Gericht und in der Ausſtoßung begriffen, verbunden mit der allgemeinen Verbreitung des Chriſtenthums, welche nach ſeiner Erhöhung beginnen ſollte, Joh. 12, 31. Allein auch hier iſt im Vergleich mit 14, 30. und 16, 11. die Auslegung zweifelhaft, und die Ausſprüche 2 Petr. 2, 4. und Jud. 6. ſcheinen vielmehr des Gebundenſein des Teufels von früher her zu rechnen, ſo daß auch jener Ausſpruch Chriſti vorübergegangen ſein muß ohne etwas eigenthümlich chriſtliches der Volksüberlieferung als Lehre gegenüberzuſtellen, woraus doch eigentlich ſchon genügend erhellt, wie wenig die Vorſtellung vom Teufel in die zuſammenhängende Vorſtellung vom Reiche Gottes ſeiner Verbreitung und ſeinen Hinderniſſen Eingang gefunden hat. Auch hält es ſchwer, wenn man jenen Ausſpruch mit der Genauigkeit faſſen will, welche der Lehre geziemt, ſolche Stellen wie Eph. 2, 2. und 6, 11. 12., die einen noch fortwährenden Kampf mit dem Satan ausſprechen, davon abzuleiten oder damit in genaue Verbindung zu bringen; ſo daß Chriſtus, wenn er eine Lehre hierüber hätte aufſtellen wollen, ſeines Zwekkes ſo gut als ganz verfehlt hätte. Auf beſonders ihm gegebene Veranlaſſung erwähnt Chriſtus hernach des Satans in einer kurzen dunkeln Rede bei Luk. 10, 18., die ſich aber doch offenbar auf das Austreiben der Dämonien alſo auf die Naturbedeutung des Teufels bezieht, welche überhaupt mit dem Glauben nichts zu thun hat. Auf ähnliche Art iſt hervorgerufen Matth. 12, 15. flgd. Luk. 11, 24. flgd. die Aeußerung über das uneinige Reich des Satans, welche nur den Chriſto gemachten Vorwurf aus ſeiner Gegner eignen dabei zum Grunde liegenden Anſichten über ein Reich des Satans widerlegen ſoll. Die bildliche Darſtellung von der Rükkehr des ausgetriebenen böſen Geiſtes ſcheint mit in jenes Naturgebiet von den Teufelsbeſizungen zu gehören, und vorzüglich die wirkſamen und dauernden Heilungen Chriſti von den vorübergehenden der jüdiſchen Beſchwörer unterſcheiden zu ſollen. — Eine der wichtigſten Stellen iſt die Aeußerung Chriſti Joh. 8, 44: ich rechne ſie zum ſprüchwörtlichen Gebrauch theils weil ſie auf einer Eigenthümlichkeit der hebräiſchen Sprache beruht, theils weil es in der Stelle vorzüglich darauf ankommt, einen Gegenſaz aufzuſtellen. Als eigentliche Lehre kann dies niemand nehmen wollen, da das Volk, welches Jeſus anredete, weder auf dieſelbe Weiſe und in demſelben Sinne, wie es ſelbſt von Abraham abzuſtammen ſich rühmt, den Teufel zum Vater haben kann, noch in demſelben Sinne, in welchem Chriſtus auf beſondere Weiſe Gott zum Vater hat. Ja ich möchte ſagen, man kann nicht leicht dieſe Stelle unter Vorausſezung der Realität des Teufels ſtreng auslegen, ohne ihn entweder ganz manichäiſch Gott gegenüber zu ſtellen, oder das Verhältniß Chriſti zum Vater und ſeine Sendung mit neoteriſcher Oberflächlichkeit zu behandeln. Deshalb kann man auch keinen großen Werth darauf legen, wenn wirklich in v. 44. eine Anſpielung wäre auf die Verführung der erſten Menſchen durch den Teufel. Denn Chriſtus ſagt dieſes nur um ihnen zu erklären, in welchem Sinn er ſie Kinder des Teufels nenne, und das genaue und beſtimmte zu allem dieſem, die Lehre, iſt nur in dem eigentlichen Ausdruk v. 47. flgd. Ihr ſeid nicht von Gott; eben wie Hebr. 2, 15. der eigentliche Ausdruk die Erklärung deſſen iſt was v. 14. als die Macht des Teufels vorkommt, die übrigens auch hier vorzüglich nur als die unbekannte Urſach alles quälenden angeführt wird. Aehnliche ſprüchwörtliche Redensarten finden ſich noch 1 Joh. 3, 8. am genaueſten an jene Stelle anſchließend 2 Cor. 4, 4. 2 Theſſ. 2, 9. 11. ſo wie ein reiner Sittenſpruch iſt 1 Petr. 5, 8. für deſſen Gehalt und Eindringlichkeit auch nichts darauf ankommt, ob ein Weſen oder eine ganze Ordnung von Weſen der Vorſtellung vom Teufel wirklich entſpricht oder nicht. Dies werden alle bedeutenden Stellen ſein — denn den Abfall des Judas ſchreibt Chriſtus in ſeinem Gebet nicht dem Teufel zu, und wie ſchwer es iſt die Verſuchung Chriſti rein geſchichtlich aufzufaſſen, das leuchtet wol jedem ein — und aus ihrer Zuſammenſtellung muß erhellen, wie wenig ſie ſich eignen irgend ein Lehrſtük darauf zu gründen; daher können zwar viele Lehrbücher, indem ſie dieſe Stellen vereinzeln, vieles einzelne vorbringen von des Teufels und ſeiner Engel Weſen Eigenſchaften und Geſchäften; unter ſich verglichen aber ſtimmen auch die bibliſchen Stellen eben ſo wenig zuſammen als die Vorſtellung ſelbſt in ſich haltbar iſt.

2) Auch müſſen wir von dem Unternehmen auf Neuteſtamentiſche Stellen eine chriſtliche Lehre vom Teufel gründen zu wollen, noch um ſo beſtimmter abgehalten werden, wenn wir bedenken, daß keine einzige dieſer Stellen irgend das Anſehn hat, als ob Chriſtus oder die Apoſtel etwas neues und eignes berichtigend oder ergänzend vortragen wollten, und daß wir doch ſchwerlich vorausſezen dürfen, die Vorſtellung vom Teufel ſei, ſo wie ſie unter dem Volk im Schwange ging, genau und unverbeſſerlich geweſen. Dieſe Bemerkung wird reichlich der das Gleichgewicht halten, daß Chriſtus und die Apoſtel die vorgefundenen Vorſtellungen vom Teufel nirgends widerlegen. Hiezu kommt noch das höchſt wichtige, daß an den einzigen dogmatiſchen Oertern, wo eine Lehre vom Teufel vorkommen könnte, nämlich an allen Stellen, wo unſere heiligen Schriften wirklich lehrend vom Urſprung und der Verbreitung des Böſen in dem Menſchen, wie er uns in der Erfahrung gegeben iſt, handeln, des Teufels gar nicht erwähnt wird. So Chriſtus ſelbſt Matth. 15, 19, ſo Paulus, Röm. 5, 12 — 19 und 7, 7. flgd., ſo auch Jakobus 1, 12 — 15 wo überall der Ort geweſen wäre,

wenn in der chriſtlichen Anſicht der Glaube an einen Einfluß des Teufels auf das Gemüth läge, davon zu reden. Und es iſt faſt unbegreiflich, wie dieſes gänzliche Schweigen an allen eigentlich lehrhaften Stellen von den meiſten Dogmatikern nicht beſſer iſt beachtet worden. Dieſem Schweigen gemäß muß man es ja vollkommen chriſtlich finden, daß in die ſtrenge Lehre vom Böſen die Vorſtellung des Teufels gar nicht eingemiſcht werde.

58.

Das einzige demnach, was vom Teufel zu lehren wäre, könnte dieſes ſein, daß, wenn von ihm geredet werden ſoll, es nur unter der Vorausſezung geſchehen darf, daß jeder Einfluß deſſelben im Reiche Gottes aufgehoben ſei.

1) Die Vorſtellung vom Teufel als einen leeren Gedanken zu beſtreiten, gehört eben ſo wenig in die chriſtliche Glaubenslehre als ſie zu behaupten und das Weſen deſſelben zu beſchreiben. Zu dem lezten iſt, wie aus dem obigen erhellt, kein hinreichender Grund vorhanden, indem in Chriſto und ſeinen Jüngern dieſe Vorſtellung nur eben ſo war, wie ſie mehr oder weniger in uns allen noch iſt, ohnerachtet unſerer gänzlichen Ungewißheit über das Daſein eines ſolchen Weſens. Wie wenig dabei demohnerachtet von einer gewußten oder gewollten Anbequemung die Rede ſein dürfe, iſt ſchon oben (11 Zuſ. 1.) gezeigt. Eine lehrende Beſtreitung dieſer Vorſtellung aber kann eben ſo wenig von der chriſtlichen Glaubenslehre gefordert werden, da die übrige geiſtige Schöpfung in dieſelbe ohnehin nicht gehört, ſondern ſoll dieſe Vorſtellung be-

ſtritten werden, ſo mag es anderwärts geſchehen. Wir aber, da wir ſie in Verbindung mit den Gedanken Chriſti und der Apoſtel finden, haben uns nur um das richtige Verſtändniß des jedesmaligen Zuſammenhanges zu bemühen, in welchen dieſe Vorſtellung mit eingeflochten iſt, um, da wir nichts haltbares Ganzes daraus zu bilden vermögen, der Bedeutung derſelben an jeder einzelnen Stelle gewiß zu werden, und dieſe wird genau auf einen von den §. 55, 3 u. 4 angegebenen Punkten zurükkommen. — Auf dieſelbe Weiſe aber wie ſie im N. T. vorkommt, muß ſie auch ein Recht haben in der religiöſen Mittheilung vorzukommen. Daher wäre es unrecht über die negative in §. 55. aufgeſtellte Behauptung hinauszugehen, und diejenigen zu beunruhigen, denen dieſe Vorſtellung willkommen oder vielleicht unentbehrlich iſt, um ſich die poſitive Gottloſigkeit des Böſen an und für ſich gedacht zu verſinnlichen, und ſich beſtändig zu erinnern, daß der Menſch gegen das Böſe, als eine Gewalt die in ihrem Urſprung ſeinem Willen wie ſeinem Verſtand unerreichbar iſt, nur bei dem göttlichen Geiſte ſelbſt Schuz finden kann.

2) Wer hingegen als chriſtliche Lehre behaupten will, es gebe fortdauernd Einwirkungen des Teufels im Reiche Gottes und auf die Gläubigen, der ſezt ſich zunächſt in graden Widerſpruch mit dem Ausſpruch Chriſti Joh. 12, 31. und dem ebenfalls Chriſto in den Mund gelegten Wort Ap.Geſch. 26, 18., ſo wie mit der vollſtändigſten bibliſchen Darſtellung der poetiſirten Volksüberlieferung 2 Petr. 2, 4. Aber es iſt auch nicht geringe Gefahr mit dieſer Behauptung verbunden, indem das Beſtreben, alle Erſcheinungen in einer einzelnen Seele aus ihrer perſönlichen Eigenthümlich-

keit und aus den Einflüſſen des gemeinſamen Lebens zu verſtehen, auch zum Behuf der Gottſeligkeit nicht weit genug gefördert werden kann, durch dieſe Annahme aber, wenn ſie irgend Einfluß auf unſere Unterſuchungen gewinnen ſoll, an jeder ſchwierigen Stelle gehemmt wird; und zugleich wird der ohnedies ſo großen Neigung des Menſchen ſich ſelbſt zu entſchuldigen über das Böſe ein Vorſchub geleiſtet, deſſen Einfluß nicht zu berechnen iſt. Wie es nun ſchon übel genug wäre, wenn jemand im Vertrauen auf den Schuz der Engel die ihm übertragene Sorge für ſich und Andere vernachläßigen wollte: ſo wäre es gewiß noch weit gefährlicher, wenn ſtatt der ſtrengſten Selbſtprüfung nach Belieben das aufſteigende Böſe den Einwirkungen des Satans zugeſchrieben würde. Denn der größten Willkühr iſt hier Thür und Thor geöffnet, da beſtimmte Kennzeichen nicht können angegeben werden; und nur gar zu gern ſuchen ſich viele Menſchen dem weiteren Forſchen nach den geheimen Behältern des Böſen in ihrer Seele zu entledigen. Ja wo ein lebendiger Glaube iſt an Einwirkungen des Satans im ſtrengen Sinn, die doch nicht anders als unmittelbar innerlich und zauberhaft ſein können, da muß das freudige Bewußtſein eines ſichern Beſizthums im Reiche Gottes aufhören, indem alles was der Geiſt Gottes gewirkt hat, den entgegengeſezten Einwirkungen des Teufels Preis gegeben — und alle Zuverſicht in der Leitung des Gemüths aufgehoben iſt. Daher man mit Recht ſagen kann, daß, wenn hier nicht von einzelnen Zügen die Rede ſein ſoll, die ſchon wegen Mangel an Zuſammenſtimmung nicht zu einem geſchloſſenen Bilde zuſammentreten und ſich nicht in der Seele feſtſezen, alſo auch keinen bedeutenden Einfluß gewinnen können, ſondern von einem lebendigen Glauben, der in ein wohlgehaltenes Lehrſtük gebracht werden könnte, da müßte der Gedanke von ſolchen Einwirkungen des Satans den Keim des Wahnſinns in ſich enthalten, in welchen er leider auch in ſeiner gegenwärtigen unvollkomnen Geſtalt oft genug ausſchlägt. — Eben ſo wenig möchte ich auf den Grund der Schriftſtellen, welche von einem Fürſten dieſer Welt und ſeiner Macht reden, da andere Stellen dieſe Macht als ſchon ganz gebrochen darſtellen, aus der Vorſtellung von einem gleichſam gegenüber dem Reiche Gottes beſtehenden Reiche des Satans ein feſtſtehendes chriſtliches Lehrſtük machen. Denn dieſe in ſich unhaltbare Vorſtellung zeigt ſich auch ſehr nachtheilig. Sie ſchwächt offenbar die Freudigkeit des Muthes, und indem ſie den verderblichen Argwohn befördert, der überall einen verborgenen dem Guten feindſeligen Zuſammenhang aufſpüren will, und die Abſichten des Teufels aufdekken, ſo hindert ſie weſentlich die ächt chriſtliche Behandlung der Einzelnen, die noch verirrt und unbekehrt ſind. — Auch beruht grade in dieſer Hinſicht die innere Wahrheit der Vorſtellung vom Teufel nur darauf, daß man ihn nicht in einem feſten Begriff, ſondern nur in einzelnen Thätigkeiten als ein leicht zerflatterndes und ſich wieder erzeugendes Bild vorſtellen kann; weil nämlich auch der organiſche Zuſammenhang des Böſen, der durch dieſe Vorſtellung repräſentirt werden ſoll, nichts beſtändiges iſt, ſondern ſich nur vorübergehend erzeugt.

3) Wenn daher Einige ſo weit gehn zu behaupten, daß der lebendige Glaube an Chriſtum gewiſſermaßen durch den Glauben an den Teufel bedingt ſei: ſo mögen ſie wohl zuſehn, daß ſie nicht durch dieſe

Behauptung Chriſtum herabſezen, ſich ſelbſt aber über die Gebühr erheben. Denn es will doch klingen, als ob die Erlöſung durch ihn minder nothwendig wäre und der Glaube an dieſelbe nicht in demſelben Maaß gefordert werden könnte, wenn das Böſe ohne Teufel nur in der menſchlichen Natur ſelbſt ſeinen Siz hätte.

Zuſaz. Der liturgiſche und ſo auch der, jedoch nicht zu empfehlende, homiletiſche Gebrauch dieſer Vorſtellung, welcher fortdauern wird, ſo lange ſie in der lebendigen Ueberlieferung der Sprache ihre Haltung findet, muß ſich daher in allen verſchiedenen Beziehungen genau an den Typus der Schrift halten, indem jede Entfernung von dieſem um deſto mehr Verwirrung hervorbringen muß, je mehr die Mittheilungsweiſe ſich dem ſtrengen wiſſenſchaftlichen Charakter oder der ſymboliſchen Autorität nähert. Am freieſten iſt daher der rein dichteriſche Gebrauch; denn in der Poeſie iſt die Perſonification ganz an ihrer Stelle, und aus einem kräftigen Gebrauch dieſer Vorſtellung in frommen Geſängen wird nicht leicht ein Nachtheil zu beſorgen ſein. Daher den Teufel aus unſerm chriſtlichen Liederſchaz vertreiben zu wollen, nicht nur unzwekmäßig wäre, ſondern auch in vieler Hinſicht ſchwer möchte zu verantworten ſein.

Zweites Lehrſtük von der Erhaltung.

59.

Alles was unſer Selbſtbewußtſein bewegt und beſtimmt, beſteht als ſolches durch Gott.

Anm. 1. Durch den Ausdruk **alles** ſcheint der Saz weiter zu gehn als unſer eigentliches Selbſtbewußtſein weder in einem einzelnen Moment noch in ſeinem ganzen Verlaufe reicht; denn bei niemand, Chriſtum ausgenommen, wird das fromme Selbſtbewußtſein in und mit jedem ſinnlichen wirklich. Allein da dieſes nur in dem unvollkomnen Zuſtande der Einzelnen gegründet iſt, und wir hier das Abhängigkeitsgefühl im allgemeinen betrachten, auch kein gleichförmiges Ausgeſchloſſenſein einzelner Gegenſtände aus dem Gebiet des frommen Bewußtſeins ſtattfindet: ſo müſſen wir auch von unſerm Standpunkt aus die Abhängigkeit für allgemein erklären.

b. Da wir unmittelbar nicht von dem Sein der Dinge bewegt werden, ſondern immer nur von ihren Thätigkeiten und Veränderungen: ſo ſcheinen wir den Begriff der göttlichen Erhaltung in engere Grenzen einzuſchließen, als gewöhnlich geſchieht. Allein es iſt hier auch das alle Thätigkeiten des Wahrnehmens oder Erkennens begleitende Selbſtbewußtſein (§. 8. 3) mit in Anſchlag zu bringen; ſofern wir alſo wenigſtens in dem Verſuch begriffen ſind, ſie in ihrem Sein zu erkennen, iſt unſer begleitendes Selbſtbewußtſein auch von dieſem bewegt und beſtimmt.

c. In dem Saz iſt von göttlichen Zwekken nichts enthalten; denn dieſe Betrachtung, die einen Gegenſaz zwiſchen Zwek und Mittel vorausſezt, ſchließen wir deshalb hier, wo wir es nur mit der Beſchreibung des Abhängigkeitsgefühls überhaupt zu thun haben, völlig aus. Denn mit dem Gegenſaz Zwek und Mittel iſt auch ein unbeſtimmtes mehr oder minder von Zuſammenſtimmung und Zulänglichkeit geſezt, welches ſich im Gefühl als Luſt und Unluſt abſpiegelt. Daher wenn eine Feſtſezung göttlicher Zwekke Ausdruk eines Selbſtbewußtſeins ſein ſoll: ſo kann ſie nur einen Gegenſaz in demſelben ausdrükken, womit wir es gegenwärtig nicht zu thun haben. Wiewol darin, daß die Idee der Erlöſung den Mittelpunkt alles chriſtlich frommen Selbſtbewußtſeins ausdrükt, ſchon enthalten iſt, daß auch die Abhängigkeit aller Dinge von Gott auf die Erlöſung müſſe bezogen werden.

d. Schriftſtellen hier anzuführen ſcheint völlig überflüſſig, da auch in der Schrift ſchon die göttliche Erhaltung überall vorausgeſezt wird. Eben ſo ſind die Bekenntnißſchriften über dieſen Gegenſtand kurz, und alle genaueren Beſtimmungen ſpäteren und anderen Urſprungs.

1) Die meiſten Dogmatiker unſerer Periode bezeichnen das ganze Abhängigkeitsverhältniß der Dinge in ihrem Fortbeſtehen durch den Ausdruk göttliche Vorſehung, providentia als Uebertragung des griechiſchen πρόνοια, und theilen dann dieſe in Erhaltung conservatio, welche die Abhängigkeit des Seins und aller Kräfte der Dinge ausdrükken ſoll, in Mitwirkung concursus, welche die Abhängigkeit der Thätigkeiten der Dinge, und in Regierung gubernatio, welche die Leitung aller ſowol thätigen als leidentlichen Zuſtände der Dinge zu den göttlichen Zwekken, oder in Gemäßheit der göttlichen Rathſchlüſſe ausdrükken ſoll. Allein dieſes Begriffsgebiet iſt nicht richtig angelegt und eingetheilt. Denn ſoll von göttlichen Zwekken oder Rathſchlüſſen die Rede ſein: ſo kann es unmöglich eine Abhängigkeit der Thätigkeiten der Dinge von Gott an und für ſich geben, welche den concursus bildet und wieder eine andere, welche ſich auf die göttlichen Zwekke und Rathſchlüſſe bezieht, und einen Theil der gubernatio bildet. Und eben ſo wenig können göttliche Zwekke und Rathſchlüſſe durch die thätigen und leidentlichen Zuſtände der Dinge ausgeführt und erreicht werden, wenn dies nicht ſchon in dem Sein und den Kräften der Dinge angelegt iſt. Alſo muß von göttlichen Zwekken entweder in allen drei coordinirten Begriffen die Rede ſein oder in keinem; und in beiden Fällen kommt durch den Begriff der Regierung, zu dem was ſchon in dem der Mitwirkung geſezt iſt, nur noch das Gebiet der leidentlichen Zuſtände hinzu. Demnach wäre, da wir von jeder Beziehung auf göttliche Zwekke und Rathſchlüſſe bei dieſem Lehrſtük gänzlich abſehn, für uns in dieſen drei Begriffen nur eine dreifache Betrachtungsweiſe der all-

gemeinen Abhängigkeit geſezt; aber man könnte auch gleich ſagen nur eine zwiefache, da die leidentlichen Zuſtände des einen Dinges nur die andere Seite ſind von thätigen Zuſtänden eines anderen. Dieſe beiden Betrachtungsweiſen aber müſſen als in der Wirklichkeit eines und daſſelbe gedacht werden. Denn wenn man denken wollte, es könne eine Erhaltung im engeren Sinne geben ohne auch eine Mitwirkung: ſo käme man, da alles Fortbeſtehen nur ein Wechſel thätiger und leidentlicher Zuſtände iſt, darauf zurük, daß es eine Schöpfung gebe ohne Erhaltung im weiteren Sinne. Und ſollte es eine Mitwirkung geben, aber ohne daß auch das Sein der Dinge fortwährend von Gott abhängig wäre: ſo könnte dieſes Sein auch im erſten Augenblik unabhängig geweſen ſein, als ein der Bildung durch Thätigkeit und Leiden zum Grunde liegender unabhängig von Gott vorhandener Stoff. Die Aufſtellung dieſer verſchiedenen Begriffe ſcheint alſo eigentlich nur ein Warnungszeichen zu ſein, daß nämlich gegen unſre ſonſtige Gewohnheit, Sein und Thun und eben ſo Thun und Leiden von einander zu ſondern, wir, wenn von der Abhängigkeit von Gott die Rede iſt, das eine von dem andern nicht ſondern ſollen. Indeß ſcheint auch in dieſer Hinſicht die Eintheilung nicht ganz zwekmäßig zu ſein. Denn wir können doch nur das als ein beſonderes Sein für ſich anſehen, in dem irgendwie Leben iſt oder Kraft, und damit zugleich iſt auch ein Kreis von Thätigkeiten geſezt, und in ſofern fällt die Mitwirkung mit der Erhaltung zuſammen. Wie aber dieſe Thätigkeiten nach einander erſcheinen, und in welcher Stärke jede heraustritt, das hängt nicht allein ab von der urſprünglichen Art zu ſein des Dinges ſelbſt, ſondern auch von der Art wie es mit anderem lebendigen und wirkſamen zuſammen trifft, alſo von den Einwirkungen anderer Dinge und von ſeinen eigenen leidentlichen Zuſtänden. Auf dieſe Weiſe nun fällt ein anderer Theil des concursus zuſammen mit dem was wir von gubernatio aufnehmen können; und wir bekommen ſtatt der urſprünglichen drei Betrachtungsweiſen zwei andere, die eine bezieht ſich auf das Fürſichgeſeztſein jedes Dinges und das was daraus hervorgeht; die andere auf deſſen Zuſammenſein mit allen übrigen, und was daraus hervorgeht. Auch dieſe aber dürfen nicht von einander unabhängig gedacht werden, und man faßt ſie alſo am ſicherſten zuſammen in die Vorſtellung des beziehungsweiſen und durch das Zuſammenſein mit allem übrigen bedingten Fürſichgeſeztſein alles endlichen. Eben dadurch aber iſt jedes, was vereinzelt werden kann, ein Theil der Welt; und wir erreichen alſo ganz daſſelbe, was durch Aufſtellung jener Begriffe erreicht werden ſoll, wenn wir unſern Saz nur ſo ergänzen: Alles was uns als ein Theil der Welt bewegt, beſteht als ſolcher nur durch Gott. — Hiedurch entgehen wir zugleich der Schwierigkeit, daß, da die drei üblichen Begriffe auf einer Sonderung des Seins vom Thun oder Leiden beruhen, ihre Grenzen ganz verſchieden beſtimmt werden müſſen, je nachdem man dem Sein und dem Thun und Leiden einen andern Siz anweiſet. Sieht man realiſtiſch die allgemeinen Dinge als das eigentlich Seiende an, ſo ſind die einzelnen nur Actionen von jenen, und die Erhaltung der Individuen fällt in den Begriff des concursus. Sezt man dagegen nominaliſtiſch die Einzelweſen als das einzig ſeiende: ſo iſt das Fortbeſtehen der Gattungen nur ein Ergebniß aus den zuſammenwirkenden thätigen und leidentlichen Zuſtänden der Einzelweſen, und fällt alſo in den Begriff der Regierung.

2) Eine andere Bewandniß hat es damit, daß Einige die Erhaltung im engeren Sinne, wie ſie nämlich das Sein und die Kräfte der Dinge zum Gegenſtande hat, eintheilen in die *allgemeine*, welche ſich auf die ganze Welt als Einheit, die *beſondere*, welche ſich auf die Gattungen, und die *beſonderſte*, welche ſich auf die einzelnen Dinge bezieht *). Denn die Glieder dieſer Eintheilung ſind völlig gleichbedeutend, und jedes ſchließt, nur auf ſeine eigene Weiſe, die anderen beiden in ſich. — Nicht allein aber überflüſſig, ſondern durch allzuleichten Mißverſtand ſchädlich und verwirrend, iſt der gewöhnliche Zuſaz, Gott erhalte die Dinge bei ihrem Sein und ihren Kräften *ſo lange er wolle* — quousque vult. Denn dies klingt als ob der erhaltende Wille Gottes irgendwann aufhöre, und Gott muß doch in der Erhaltung eben ſo gut als in der Schöpfung außer allem Mittel und Gelegenheit der Zeit bleiben. Offenbar aber muß in dieſem quousque für jedes Ding Anfang und Ende auf gleiche Weiſe geſezt ſein. Auf die Welt als Einheit bezogen würde der Zuſaz alſo entweder zugleich die Schöpfung in der Zeit in ſich ſchließen und das Ende der Welt, oder zugleich die Endloſigkeit der Welt nach beiden Seiten hin. Da nun beides gleich gut aus dem Zuſaz abgeleitet werden kann: ſo ſagt er eigentlich in Beziehung auf die Welt als Einheit gar nichts. Von den Gattungen aber, ſo fern ſie vergänglich ſind, gilt

---

*) Ein anderer Gebrauch dieſer Eintheilung, da nämlich die beſondere Vorſehung das menſchliche Geſchlecht und die beſonderſte die Frommen zum Gegenſtande hat, gehört für uns nicht hieher.

ganz daſſelbe wie von den Einzelweſen — unter denen wiederum die ein Syſtem von Gattungen in ſich ſchließenden Weltkörper oben anſtehn — daß nämlich das Maaß ihrer Dauer nichts anders iſt als der Ausdruk des Maaßes ihrer Kraft in ihrem Zuſammenſein mit allem übrigen, und daß alſo die Abhängigkeit ihrer Dauer ſchon von ſelbſt in der Abhängigkeit ihres Seins eingeſchloſſen iſt. So daß dieſer Zuſaz, da er in jeder Beziehung überflüſſig iſt, ſeiner Mißverſtändlichkeit wegen beſſer vermieden wird.

3) In dem Lehrſaz iſt auch das kleinſte und unbedeutendſte nicht ausgeſchloſſen aus dem Verhältniß der gänzlichen Abhängigkeit von Gott. Wir würden aber nicht veranlaßt ſein dies beſonders zu bemerken, wenn nicht auf der einen Seite ein unrichtiger Werth auf die ausdrükliche unmittelbare Befaſſung auch des kleinſten unter das allgemeine Abhängigkeitsverhältniß gelegt würde, auf der andern Seite dagegen in mancherlei Fällen das Gefühl eine ſolche Beziehung verwürfe. — Unrichtig nämlich ſcheint es zu ſein, wenn man meint, auch das kleinſte müſſe deshalb ausdrüklich von Gott geordnet ſein, weil oft das größte aus dem kleinſten hervorgehe. Denn was ſo oft vorgebracht wird von großen Begebenheiten aus kleinen Urſachen, iſt nur ein leeres aber nicht unverdächtiges Spiel der Fantaſie, indem die Betrachtung dadurch von dem allgemeinen Zuſammenhang, in welchem die eigentlichen Urſachen liegen, abgelenkt wird. Eine reine Betrachtung kann immer nur angelegt werden auf dem Grund der Gleichheit von Urſachen und Wirkungen, ſowol auf dem geſchichtlichen Gebiet als auf dem Naturgebiet; und man darf dabei nicht vergeſſen, daß nur jedesmal in beſtimmter Beziehung einzelner Ver-

ände-

änderungen mit ihren Urſachen für ſich geſezt und aus dem allgemeinen Zuſammenhang herausgeriſſen werden dürfen. Verbindet ſich aber mit einer ſolchen Betrachtung das fromme Gefühl: ſo muß auch die Betrachtung ſich zu dem allgemeinen Zuſammenhang zurükwenden, damit nicht auf menſchliche Weiſe vereinzelte und getheilte Thätigkeit in Gott geſezt werde. — Was das Widerſtreben des Gefühls gegen die unmittelbare Beziehung des kleinſten auf das durch Gott geſezt und geordnetſein betrifft, ſo äußert es ſich vornehmlich theils wenn es auf Unterſchiede ankommt, die uns völlig unbedeutend erſcheinen, z. B. ob der eine Arm bewegt wird oder der andere, und ob ein getretener Grashalm zerknikt wird oder ſich wieder erhebt, theils auch wenn von dem Ausſchlag ſolcher Zufälle die Rede iſt, die nicht in das Gebiet des Ernſtes gehören, z. B. von Gewinn oder Verluſt im Spiel. Hier ſträubt ſich das Gefühl und fürchtet, die Lehre könne auf Frevel gezogen werden. Allein auch dies kann nur der Fall ſein, wenn man gegen die ſchon oben anempfohlene Vorſicht eine getheilte und auch auf dergleichen vereinzelte göttliche Anordnung annimmt. Denn wenn man die Fälle der erſten Art in ihrem Zuſammenhang als einzelnen Ausdruk allgemeiner Geſeze betrachtet, und die lezteren auf die Conſtitution eines gemeinſamen Willens zurükführt: ſo wird nichts mehr dagegen ſein, in beiden auch die Abhängigkeit von Gott anzuerkennen.

60.

Das eben beſchriebene Bewußtſein und die Einſicht in die Beſtimmtheit deſſen, was uns bewegt durch den Naturzuſammenhang, ſind auch in ihrer größten Vollkommenheit überall vollkommen vereinbar.

1) Es iſt zwar eine ſehr gewöhnliche Vorſtellung, daß, wenn wir etwas in ſeinem ganzen Naturzuſammenhang vollkommen begreifen, wir es dann weniger abhängig denken können von Gott, und daß umgekehrt wenn wir etwas unter der Abhängigkeit von Gott vorſtellen, wir alsdann den Naturzuſammenhang deſſelben um ſo mehr dahingeſtellt ſein laſſen *). Allein daß dieſes mit dem bisherigen nicht übereinſtimme, alſo auch von uns nicht angenommen werden könne, leuchtet ein. Denn es müßte ſonſt mit der Vollendung unſerer Erkenntniß der Welt die Aufforderung zur Entwiklung des frommen Bewußtſeins aufhören, und alſo auch ſchon vorher jeder weiſeſte am wenigſten fromm ſein, ganz gegen die Vorausſezung, daß die Frömmigkeit der menſchlichen Natur weſentlich iſt. Oder auf der andern Seite müßte umgekehrt das Beſtreben die Frömmigkeit zu erhalten allem Forſchungstrieb und aller Erweiterung unſerer Naturkenntniß entgegenſtreben, welches aber folgerecht durchgeführt eben ſo gut die Frömmigkeit vernichten würde, zufolge unſerer Vorausſezung, daß dieſe Richtung nur verwirklicht wird in einem ſinnlichen Selbſtbewußtſein, indem ein jedes ſolches immer einen aufgefaßten Naturzuſammenhang in ſich ſchließt. Auch iſt wol allgemein anerkannt, daß das nur eine falſche Weisheit iſt, welche die Frömmigkeit aufhebt, und daß es nur ein Mißverſtehen der Frömmigkeit iſt, wenn ihr zu Liebe das Fortſchreiten der Erkenntniß gehemmt werden ſoll. Sondern wie uns beides gleich weſentlich iſt, das Selbſtbewußtſein

---

*) S. §. 40, 2.

in ſeiner ganzen Entwiklung und das objective: ſo muß auch jedes von beiden mit dem andern auf allen Punkten zuſammenſtimmen.

2) Auch beruft man ſich in dieſer Hinſicht mit Unrecht in ſofern auf das Gefühl ſelbſt, daß das unbegriffene als ſolches und immer mehr als das verſtandene zur wirklichen Entwiklung eines frommen Gefühls ſtimmen ſoll. Denn wenn man hievon die großen Naturerſcheinungen zumal der elementariſchen Kräfte als Beiſpiel anführt: ſo liegt der Grund ihrer Wirkung auf die Frömmigkeit nicht in ihrem Nichtverſtandenſein; denn durch irgend eine hypothetiſche Erklärung, der jemand mit der größten Zuverſicht beifallen kann, wird jenes Gefühl nicht aufgehoben. Sondern der Grund liegt in der Unüberſehlichkeit ihrer Wirkungen, beſonders auch ihrer zerſtörenden, auf das menſchliche Daſein und die Werke menſchlicher Kunſt, alſo in dem erregten Bewußtſein von der Relativität der Selbſtändigkeit des Einzelnen und dem Bedingtſein deſſelben durch allgemeine Potenzen. Dieſes aber iſt der tiefſte Blik in die größte Allgemeinheit des Naturzuſammenhanges, und könnte daraus alſo nur umgekehrt für unſeren Saz gefolgert werden. Das unverſtandene veranlaßt freilich den Menſchen, vermöge ſeiner ungeduldigen Trägheit, es am liebſten unmittelbar auf übernatürliches zu beziehen; allein dieſe Beziehung gehört dann gar nicht der Richtung auf die Frömmigkeit an, weil ſie die Stelle des Naturzuſammenhanges vertreten, und nicht mit und neben demſelben in der Seele geſezt ſein will, und weil ſie eben deshalb nur das unverſtandene in dieſe Abhängigkeit ſezt, und nicht gleichmäßig alles. Und das Mißverſtändniß, welches hiebei zum Grunde liegt, giebt ſich

euch dadurch deutlich genug zu erkennen, daß grade dieſer Weg es iſt, auf welchem der Menſch ſich eben ſo gut böſe und zerſtörende übernatürliche Gewalten dichtet als gute; das Gegenüberſtellen dieſer beiden aber kann nie aus dem Intereſſe der Frömmigkeit entſtanden ſein, weil die Einheit und Ganzheit des Abhängigkeitsverhältniſſes dadurch zerſtört wird.

3) Unmittelbar wird unſer Saz, der alle dieſe Mißverſtändniſſe auflöſet, ſo erhellen. Das Abhängigkeitsgefühl iſt am vollkommenſten, wenn wir in unſerm Selbſtbewußtſein uns mit der ganzen Welt identificiren, und uns auch ſo noch, gleichſam als dieſe, abhängig fühlen. Aber jenes können wir nur am vollkommenſten thun, indem wir alles ſcheinbar getrennte und vereinzelte verbinden, und durch dieſe Verknüpfung alles als Eines ſezen. Das heißt aber die vollkommenſte Abhängigkeit jedes Einzelnen von allem insgeſammt ſezen, und alſo ſtimmt beides vollkommen überein. — Wenn man zurükgeht auf das oben verſchiedentlich [9, 2. u. 15, 2. 5.] feſtgeſtellte Verhältniß zwiſchen Gott und Welt: ſo kann man ſagen, wo irgend ein Naturzuſammenhang im Selbſtbewußtſein geſezt wird, da iſt auch die Möglichkeit dieſes zum Weltbewußtſein zu ſteigern, und alſo findet das höchſte Abhängigkeitsgefühl dabei Raum, und wird erregt werden nach Maaßgabe als die Richtung auf die Frömmigkeit überhaupt dominirt. Ebenſo umgekehrt, wo ein frommes Gefühl wirklich geworden iſt, da iſt immer ein Naturzuſammenhang ſchon geſezt, und ſomit wird das Beſtreben dieſen nach allen Seiten hin zu vollenden nach dem Maaß erregt werden, als überhaupt die Richtung auf das Erkennen dominirt. Denken wir uns alſo in einem Menſchen beide Richtungen in ih-

rer höchſten Entwiklung: ſo werden ſich auch die Aeuſſerungen beider immer in ihm auf das genaueſte verbinden, ſo daß jede Weltvorſtellung ihm zum vollkommenſten frommen Gefühl, und jedes fromme Gefühl zur vollkommenſten Weltvorſtellung wird. — Wie dieſes, daß die Abhängigkeit aller Veränderungen und Begebenheiten von der göttlichen Erhaltung und die Abhängigkeit derſelben von dem allgemeinen Zuſammenhang nicht eine die andere begrenzt, und auch nicht eine von der andern geſondert iſt, ſondern nur daſſelbe aus verſchiedenen Geſichtspunkten angeſehen, ſchon von den ſtrengſten Dogmatikern anerkannt werden, davon ſei ein Beiſpiel Quenſtedts*) Beſchreibung der göttlichen Mitwirkung. Observandum quod Deus non solum vim agendi det causis secundis et etiam conservet, sed quod immediate influat in actionem et effectum creaturae, ita ut idem effectus non a solo Deo nec a sola creatura, sed unà eàdemque efficientià totali simul a Deo et creatura producatur und bald darauf actum dico (sc. concursum Dei) non praevium actionis causae secundae nec subsequentem . . . sed talis est actus, qui intime in ipsa actione creaturae includitur, imo eadem actio creaturae est. In welcher Beſchreibung nicht das zu tadeln ſein möchte, was ihr für Manche einen gewiſſen Schein des Pantheismus geben wird. Denn da auch auf dem Gebiet der Weltweisheit keine beſtimmte Formel aufgeſtellt iſt, um allgemeingültig das Verhältniß zwiſchen Gott und Welt zu bezeichnen: ſo iſt es um ſo natürlicher, [S. §. 15, 5.] daß im dogmatiſchen Gebiet bald, ſolche vorkommen, die ſich mehr dem Extrem der vermiſchenden Identität, bald ſolche die ſich mehr dem der entgegenſezenden Scheidung nähern, und die hier angeführte iſt eine von der erſten Art. Sondern was zu tadeln ſein möchte, und auch bei demſelben Schriftſteller eine Quelle unhaltbarer Beſtimmungen geworden iſt, das iſt der Ausdruk *immediate*, welcher doch wieder darauf zurükzugehen ſcheint, daß zu dem Hervorgehen der einzelnen Thätigkeit eines Dinges aus der ihm einwohnenden Kraft noch ein beſonderes Hervorgehen derſelben Thätigkeit aus der göttlichen Mitwirkung hinzukomme, alſo auch der göttliche *actus*, um bei denſelben Ausdrükken zu bleiben, der die Kräfte erhält, ein anderer ſei, als der zu den Thätigkeiten mitwirkt, welches aber unmöglich iſt, indem eine Kraft nur iſt im Thätigſein, eine ruhende aber im ſtrengen Sinne des Wortes ein Unding iſt. Was aber die ſchon in der Erhaltung der Kraft mitgeſezten Thätigkeiten werden, indem ſie durch andere Dinge hindurchgehn, das iſt zwar auch auf dieſelbe göttliche Erhaltung, die zugleich Mitwirkung iſt, zurükzuführen, aber nur wie ſie ſich auf jene Dinge, durch welche die angefangene Thätigkeit hindurchgeht, bezieht. Daher iſt in dem Gebiet der Abhängigkeit von Gott alles gleich vermittelt und gleich unvermittelt, und eine Unterſcheidung, wie ſie bei vielen Dogmatikern vorkommt, zwiſchen unvermittelter göttlicher Mitwirkung, *concursus immediatus*, welche auf die Kräfte, und einer vermittelten, *concursus mediatus*, welche auf die einzelnen Thätigkeiten geht, iſt gewiß unrichtig.

---

*) System. theol. p. 760. 761.

61.

Hieraus geht hervor, daß auf dem ganzen

Gebiet der Frömmigkeit eben ſo wenig eine Nothwendigkeit entſtehen kann, ein ſchlechthin übernatürliches anzunehmen, als dieſes [nach §. 20.] mit der Thatſache einer beſtimmten Offenbarung zuſammenhängt.'

1) Nämlich was als ein ſchlechthin übernatürliches, d. h. aus der Abhängigkeit vom Naturlauf und von der allgemeinen Wechſelwirkung alles endlichen ganz ausgeſondertes, in unſer objectives Bewußtſein aufgenommen wäre, das könnte als ſolches nur eine unſichere oder unvollkommene religiöſe Erregung hervorbringen; und eine ſolche kann, weit entfernt nothwendig zu ſein, nur als ein Durchgangszuſtand angeſehen werden. Daher vielmehr ein Intereſſe entſteht, alles was für ſchlechthin übernatürlich gehalten wird, in das nur beziehungsweiſe übernatürliche aufzulöſen. Indem wir dieſes als einen allgemeinen Kanon aufſtellen, können wir um ſo weniger verpflichtet ſein, die einzelnen Fälle hier durchzunehmen, als ſie ſich theils nicht vollſtändig aufführen laſſen, da es hierin weder allgemeine Uebereinkunft noch feſte Grenzen giebt, theils auch nach ihrer ſtrengeren Form noch nicht von uns beurtheilt werden können. Nur zwei Beziehungen können wir hier beiſpielsweiſe behandeln, wovon die eine jedem frommen Gemüth ohne Unterſchied die andere jedem chriſtlich frommen beſonders wichtig iſt. Die erſte iſt die Gebetserhörung, da nämlich, wenn etwas um des Gebetes willen anders wird als es ſonſt geworden ſein würde, ſofern das Gebet keine eigene phyſiſche Wirkſamkeit haben kann, ein ſolcher Erfolg allerdings eine abſolute Störung des Naturlaufes ſcheint ſein zu müſſen, ohne einen ſolchen

aber nichts den Namen einer Gebetserhörung eigentlich verdienen könnte. Allein hiebei vergißt man auf der einen Seite, daß durch Gott doch nur das beſte kann geordnet ſein, welches wegen ſolcher Bitten, die immer nur von unvollkomner Kenntniß ausgehen, nicht kann geändert werden, auf der andern aber, daß das Gebet ſelbſt als ein beſtimmter Gemüthszuſtand ſchon von der erhaltenden göttlichen Mitwirkung abhängt, und der demſelben entſprechende Erfolg daher auf keine andere Art von ihr abzuhängen braucht als das Gebet ſelbſt. Welches wir menſchlicherweiſe ſo auszudrükken pflegen, daß das vorausgeſehene erhörliche Gebet das Hervorgehen des Erfolges in Gemäßheit mit dem natürlichen Verlauf mitbeſtimmt habe; und ſo fällt auch hier das ſchlechthin übernatürliche weg. Die andere iſt die Wiedergeburt, welche freilich in gewiſſem Sinn ſogar über die erhaltende göttliche Mitwirkung hinausgeht und gradehin als eine neue Schöpfung angeſehen werden kann. Allein das neugeſchaffene iſt doch, nachdem der göttliche Geiſt einmal in der Kirche waltet, nur ein einzelnes Leben, und die Entſtehung eines einzelnen organiſchen Lebens aus der fortpflanzenden Kraft der Gattung wird ja für kein abſolutes Wunder gehalten. Eben ſo kann dieſe geiſtige Zeugung, da ſie mittelſt der Predigt des Wortes, welche von Chriſto ausgeht, bewirkt wird, in keinem anderen Sinne übernatürlich ſein, als in welchem die Erſcheinung Chriſti es auch iſt. Dieſe beiden freilich vorweggenommenen Beiſpiele mögen hinreichen um die Anwendung des Kanon anſchaulich zu machen.

2) Die Theorien, welche das abſolute Wunder im allgemeinen feſtſtellen wollen, ſcheinen auch dem aufgeſtellten Saz wenig anzuhaben. Denn wenn man ſagt,

die Wunder ſeien nothwendig als Darlegung der göttlichen Allmacht, ſo iſt es wol ſchwer zu begreifen, wie ſich die Allmacht größer zeigen ſollte in den Abänderungen des Weltlaufs als in dem nach urſprünglicher Anordnung unabänderlichen Verlauf deſſelben; und unverkennbar, daß das Aendern können in dem ſelbſt geordneten nur ein Vorzug iſt für den Ordnenden, wenn es für ihn, vermöge irgend einer Unvollkommenheit ſei es ſeiner ſelbſt oder ſeines Werkes, ein Aendern müſſen giebt, ſonſt aber nicht: und daß das Eingreifen können in außer uns geſezte Dinge nur dann einen Werth hat, wenn dieſe auch ihrerſeits in uns eingreifen, oder wenigſtens uns einen Widerſtand entgegenſezen. — Darum ſagt ſcharfſinniger, aber wol nicht haltbarer, Storr *), Gott habe theils vielleicht der Wunder bedurft um den Einwirkungen der freien Urſachen in den Naturlauf entgegenzuwirken, theils könnte er noch andere Gründe gehabt haben, warum er ſich nicht außer aller unmittelbaren Verbindung mit ſeiner Welt ſezen wollte. Denn das lezte ſezt voraus, daß es für Gott einen Gegenſaz zwiſchen mittelbarem und unmittelbarem Handeln gebe, der ſich ohne eine Beſchränkung nicht denken läßt; das erſte aber erſcheint um deswillen ganz leer, weil der allgemeine Weltzuſammenhang nicht aus dem ſogenannten Naturmechanismus allein beſteht, ſondern aus dem Ineinanderſein dieſes und der freihandelnden Weſen, ſo daß, wie einige Philoſophen es gemeinverſtändlich ausgedrükt haben, bei jenem ſchon auf dieſe, ſo wie bei dieſen auf jenen, gerechnet iſt; und überdies haben die bibliſchen Wunder, um derentwillen doch die ganze Theorie auf-

---

*) Dogmat. §. 35.

geſtellt wird, gar nicht einen ſolchen Inhalt, daß ſie das wiederherſtellen könnten, was die freien Weſen im Naturmechanismus alterirt hätten, ſondern hiezu ſind ſie zu vereinzelt und beſchränkt.

3) Wie wenig die Annahme abſoluter Wunder eigentlich durch unſere frommen Erregungen gefordert iſt, das giebt ſich auch an den dogmatiſchen Beſtimmungen zu erkennen, wodurch man dieſe Annahme mit den Begriffen in Verbindung zu bringen geſucht hat, welche die gänzliche Abhängigkeit des endlichen in verſchiedenen Beziehungen bezeichnen ſollen. Denn dieſe entfernen ſich, je beſtimmter ſie das abſolute Wunder bezeichnen wollen, um deſto mehr davon Ausdruk einer religiöſen Erregung zu ſein, und verlieren dadurch zugleich immer mehr ihren eigentlichen dogmatiſchen Gehalt. Da nämlich dasjenige, woran ſich ein Wunder begiebt, in Verbindung ſteht mit allen endlichen Urſachen, und alſo durch dieſe irgend etwas in ihm würde erfolgt ſein, ſtatt deſſen das Wunder erfolgt: ſo giebt es von dieſem eine zwiefache Anſicht, deren eine mehr poſitiv iſt, die andere mehr negativ. Die leztere ſieht zunächſt darauf, daß dasjenige nicht erfolgt, was dem natürlichen Zuſammenhang gemäß erfolgt ſein würde, und ſezt alſo eine Verhinderung der Wirkung, ohnerachtet die Urſachen in Thätigkeit geſezt ſind. Allein dieſe kann von dem Eintreten anderer natürlich gegenwirkender Urſachen herrühren, und das abſolute Wunder iſt auf dieſe Art nur recht beſchrieben, wenn man ſagt es werde eine Wirkung verhindert, ohnerachtet alle wirkſamen Urſachen zur Hervorbringung derſelben zuſammenſtimmen. Allein dann hören ſie auch in ihrer Geſammtheit auf Urſachen zu ſein, und ſtatt ein einzelnes übernatürliches zu ſezen, wird in

der That der ganze Begriff der Natur aufgehoben *); indem Thätigkeit geſezt wird ohne Wirkung d. h. vereinzeltes Sein ohne Wechſelbeziehung. Andere glauben leichter zum Ziel zu kommen, wenn ſie, die poſitive und die negative Seite zuſammenfaſſend, die göttliche Mitwirkung von vornher eintheilen in die ordentliche und außerordentliche, jene den natürlichen und dieſe den übernatürlichen Wirkungen zutheilend, ſo daß die negative Seite eines Wunders das Zurükziehen der ordentlichen Mitwirkung iſt, die poſitive aber das Eintreten der außerordentlichen. Allein bei jenem Zurükziehn kommt die Thätigkeit ſelbſt nicht zu Stande **) und dann iſt die göttliche Erhaltung aufgehoben, weil die Kraft nicht erhalten wird, wenn ſie nicht thätig iſt. Und iſt die poſitive Seite des Wunders als das Eintreten einer außerordentlichen göttlichen Mitwirkung dargeſtellt: ſo wird das Wunder in die endlichen Urſachen geſezt, aber ſo, daß durch ſie etwas zu Stande kommt, was ihrer natürlichen Beſchaffenheit nach nicht durch ſie zu Stande kommen könnte. Allein da die göttliche Mitwirkung, richtig gedacht, die Thätigkeit des handelnden endlichen Weſens ſelbſt iſt: ſo muß dieſes ein anderes werden, wenn es bewirken ſoll, was es ſeiner Natur nach nicht kann, und dieſe außerordentliche Mitwirkung iſt alſo eine wahre Schöpfung, auf welche hernach die Wiederherſtellung in den vorigen Zuſtand als eine abermalige Schöpfung folgen muß; eine Vorſtellung, zu welcher ſich wol nicht leicht jemand bekennen wird. Daſſelbe drükken andere ſo aus, Gott bringe aus den causis mediis andere Wirkungen hervor; allein entweder werden ſie nicht aus ihnen hervorgebracht, oder die Urſachen ſind in dieſem Hervorbringen andere, und die Sache kommt auf daſſelbe hinaus. Dem zu entgehen erklären noch andere das Wunder ſo, daß Gott dabei wirkſam ſei ohne an Zwiſchenurſachen gebunden zu ſein (non alligatus causis secundis). Allein wo man auch dieſe ungebundene göttliche Einwirkung, die immer den Schein von etwas magiſchem hat, will anheben laſſen, da zeigen ſich ſolch eine Menge von Möglichkeiten, wie daſſelbe kann durch natürliche Urſachen bewirkt worden ſein, daß man das oben angeführte Geſtändniß des Thomas auf alle Fälle ausdehnen und ſagen muß, wir ſind nie im Stande ein miraculum simpliciter tale als ein ſolches nachzuweiſen. — Uebrigens iſt auch dieſe ganze Terminologie, die natürlichen Urſachen causas medias oder secundas zu nennen, ſchon von dem Grundfehler angeſtekt, daß man die Abhängigkeit der Ereigniſſe von Gott, als eine mit der Abhängigkeit von dem endlichen nicht auf demſelben Punkt befindliche, hinter dieſelbe zurükſchiebt. Und im allgemeinen iſt nicht zu verkennen, daß von dieſen verſchiedenen Erklärungen die eine mehr auf eine, die andere mehr auf eine andere Klaſſe bibliſcher Wunder paßt, und alſo deren verſchiedene Beſchaffenheit an der Bildung aller dieſer Abtheilungen und Unterſcheidungen einen bedeutenden Antheil hat. Daher es denn nicht zu verwundern iſt, daß ſie, von einzelnen Fällen hergenommen und dieſe nach einer unbegründeten Vorausſezung behandelnd, ſämmtlich unhaltbar ausgefallen ſind.

---

*) Einige haben dies freilich als die eigentliche Erklärung des Wunders aufgeſtellt: operatio qua revera naturae leges quibus totius huius universi ordo et conservatio innititur suspenduntur. Budd. Thes. de atheism. p. 291. Allein ſelbſt Storr bevorwortet doch, daß die Naturgeſeze nicht ſollen durch die Wunder ſuspendirt werden. Und Thomas p. I. qu. CX., welcher freilich auch ſagt: ex hoc aliquid dicitur miraculum, quod sit praeter ordinem totius naturae creatae, quo tamen solus Deus facit miracula: fügt beſcheiden hinzu; Nobis non est nota omnis virtus naturae creatae; cum ergo fit aliquid praeter ordinem naturae creatae nobis notae per virtutem creatam nobis ignotam, est quidem miraculum quoad nos, sed non simpliciter.

**) Quenstedt l. c. Deo concursum suum subtrahente cessat creaturae actio.

4) Auch in Bezug auf das Wunderbare überhaupt ſcheinen demnach das Intereſſe unſerer Naturforſchung und das unſerer Frömmigkeit auf denſelben Punkt zuſammenzutreffen. Dies iſt nämlich alles zuſammengefaßt der, daß wir das ſchlechthin übernatürliche als unerkennbar und als nirgend gefordert ſein laſſen, und demnächſt im allgemeinen eingeſtehen, daß wir unſere Kenntniß der erſchaffenen Natur nur als werdend anſehn können, und alſo am wenigſten ein Recht haben, irgend etwas für natürlich unmöglich zu erklären; dann aber noch insbeſondere zugeben, daß wir auch die Grenzen für das Wechſelverhätniß des leiblichen und geiſtigen weder genau beſtimmen noch auch nur behaupten können, daß ſie überall und immer ganz dieſelben ſind ohne Erweiterungen zu vertragen oder Schwankungen ausgeſezt zu ſein. Denn ſo bleibt alles, was geſchieht oder geſchehen iſt, auch das wunderbarſte, innerhalb der Grenzen der Forſchung, zugleich aber, wo daſſelbe ſeines Finalzuſammenhanges wegen das fromme Gefühl aufregt, findet ſich dieſes durch die Möglichkeit einer künftigen Erkenntniß auf keine Weiſe beeinträchtiget. Die ſchwierige und höchſt bedenkliche Aufgabe, an deren Löſung die Dogmatik ſich ſo lange vergeblich abgemüht hat [S. Gerhard loc. th. loc. XXIII. §. 271.] die Kennzeichen zur Unterſcheidung der falſchen und teufliſchen Wunder von den

göttlichen und wahren feſtzuſtellen, fällt nun ganz weg nach dem hier und 21, 2. geſagten.

62.

Auch alles, was uns als Uebel in dem weiteſten Umfange des Wortes bewegt, iſt unter dem allgemeinen Verhältniß der Abhängigkeit in Verbindung mit allem übrigen mit befaßt und von Gott geordnet.

Anm. a. Wie wir unten von einem andern Standpunkt aus alles Uebel mit unter das Böſe oder die Sünde befaſſen werden: ſo rechnen wir hier unter das Uebel auch das Böſe mit. Es iſt aber hier von beidem nicht die Rede ſeinem innerſten Grund und Urſprung nach, denn dann würden uns Fragen entſtehen, in welchen wir auch über die Erhaltung hinaus auf die Schöpfung zurükgehen müßten; ſondern nur, der allgemeinen Beſtimmung dieſes Lehrſtükkes gemäß, ſofern beides in irgend einem kraft ſeiner Abhängigkeit von Gott fortbeſtehenden endlichen Sein erſcheint, und dieſes ſelbſt oder ein anderes ein Selbſtbewußtſein mitbeſtimmend bewegt.

b. Und da hier von dem frommen Gefühl nur ſo die Rede iſt, wie ſich der Gegenſaz in demſelben erſt entwikkeln ſoll: ſo kann auch die Sünde hier nicht vorkommen in dem Sinn, in welchem ſie der Grund aller religiöſen Unluſt iſt, ſondern ſo wie, wenn ſie das Bewußtſein bewegt, und dieſes dennoch zum frommen geſteigert wird, ſich beides Luſt und Unluſt daraus entwikkeln kann; alſo nicht ihrem innern Weſen, ſondern ihrer äußeren Erſcheinung nach.

1) Wir können für alles, was wir unter den Begriff des Uebels aufnehmen, einen zwiefachen Geſichtspunkt aufſtellen. Uebel iſt für ein Weſen entweder das, wodurch deſſen Daſein theilweiſe aufgehoben wird, oder das, wodurch es im Streite mit einem andern theilweiſe überwunden iſt. Jenes findet ſich mehr auf dem natürlichen Gebiet, dieſes mehr auf dem geſchicht-

lichen; allein ſtreng getrennt ſind beide Geſichtspunkte nicht, ſondern der eine läßt ſich auf den andern zurückführen. Denn da wir irgend ein Ding nur als ein wenigſtens relativ für ſich geſeztes anſehen können, ſofern es ein thätiges iſt, ſo kann auch ſein Daſein theilweiſe nur aufgehoben werden, indem Thätigkeiten deſſelben aufgehoben werden, welches nicht ohne Kampf und Streit geſchehen kann; und eben ſo wenn ein Ding im Kampf mit andern theilweiſe überwunden wird, alſo ſeine angefangenen Thätigkeiten nicht zu Stande bringen kann: ſo iſt dieſes zugleich eine theilweiſe Aufhebung ſeines Daſeins, indem es nur durch ſeine Thätigkeiten iſt.

2) Offenbar aber weiſet der eine Geſichtspunkt mehr auf die Zuſammengehörigkeit des beharrlichen mit dem wechſelnden und vergänglichen in allem endlichen Sein, der andere mehr auf die Zuſammengehörigkeit des Fürſichgeſeztſeins und der allgemeinen Wechſelwirkung und gegenſeitigen Bedingtheit. Wie nun das Vergehen des wechſelnden im beharrlichen, wozu dann auch die Einzelweſen in der Gattung gehören, von Gott geordnet iſt: ſo müſſen auch deſſen natürliche Urſachen, d. h. alle Uebel, welche gleichſam Theile des Todes ſind, oder deren höchſter Gipfel der Tod iſt, von Gott geordnet ſein, mögen ſie nun als innere oder als äußere erſcheinen, welches aber beides immer, nur in verſchiedenem Grade, verbunden ſein wird; und zwar eben ſo gut müſſen die Uebel von Gott geordnet ſein, wie das hülfreiche und heilſame von ihm geordnet iſt, wodurch die Entwiklung und das Beſtehen des wechſelnden im beharrlichen gefördert wird. Eben ſo auf der andern Seite, wie für alles beziehungsweiſe für ſich beſtehende eine allgemeine ge-

genſeitige Bedingtheit durch einander geordnet iſt: ſo muß auch nach beiden Seiten von Gott geordnet ſein, wenn das Sein des einen ſich in dem andern als fördernd, oder wenn es ſich in ihm als hemmend, alſo als deſſen Nichtſein offenbart; denn nur in beidem zuſammen beſteht die gegenſeitige Bedingtheit und das beſchränkte Fürſichgeſeztſein eines jeden. Dieſes aber ſind eben die Uebel, die uns am meiſten als Streit des einen mit dem andern erſcheinen. Wie daher in unſerm ſinnlichen Selbſtbewußtſein das unmittelbar angenehme nur iſt mit dem unangenehmen und durch daſſelbe: ſo ſind auch die Förderungen nur mit den Hemmungen und durch ſie; und ſobald unſer Selbſtbewußtſein, als die Geſammtheit des endlichen Seins durch Erweiterung ausdrükkend, ſich zum frommen ſteigert, müſſen wir auch die einen eben ſo gut als die anderen in das allgemeine Abhängigkeitsgefühl aufnehmen. Wer alſo meint, vor dem, was ihn als ein Uebel bewegt, könne er nicht einen göttlichen Willen denken, durch den es geordnet ſei, der muß auch überhaupt meinen, das vergängliche und das bedingte könne nicht durch Gott ſein, und er muß alſo keine Welt von Gott abhängig denken wollen.

3) Der Schein aber als ob die Welt auch ohne Uebel ſein könnte, und als ob dieſe deshalb nicht ſo unmittelbar könnten von Gott geordnet ſein, entſteht daher, daß man ſich fälſchlich das Uebel als etwas an ſich, und als in ſich abgeſchloſſen denkt, da es doch in der That überall iſt und vom Guten unzertrennlich. Denn auf der einen Seite iſt dieſelbe Thätigkeit oder Beſchaffenheit eines Dinges, welche nach der einen Seite hin ein Uebel iſt, nach der andern hin etwas gutes und umgekehrt, ſo daß, wenn ſich das fromme

Gefühl

Gefühl nicht mit der Wahrnehmung des hemmenden vereinigen ließe, es ſich auch nicht mit der des fördernden vereinigen könnte. Dies gilt ſelbſt vom Böſen, ſofern es in der äußeren That erſcheint, nicht nur weil es zufällig und im einzelnen oder als großer geſchichtlicher Hebel wohlthätig wirken kann, ſondern auch weil es immer nur am an ſich guten iſt. Ja man kann auf der andern Seite ganz im allgemeinen behaupten, Alles ſei nach irgend einer Seite hin ein Uebel, und alſo müßte dann alles ſich von irgend einer Seite dem widerſezen, daß es von Gott geordnet ſei. Denn wenn wir auch davon abſehen, daß der Menſch ſelbſt ein zerſtörendes Weſen iſt, alſo ein Uebel für einen großen Theil der untergeordneten Schöpfung, ſondern es uns gefallen laſſen, das Daſein anderer Weſen für erfüllt zu halten, wenn ſie, von ihrer Naturrichtung abgelenkt oder gar zerſtört, dem Menſchen dienen: ſo kann doch für uns ſelbſt alles ein Uebel werden durch daſſelbe, wodurch es uns hülfreich iſt, und das eine iſt nicht ſeiner natürlichen Entſtehung nach wegzudenken, ohne daß man das andere auch wegdenken müßte. Und eben dieſes gilt auch vom böſen, daß nämlich an aller menſchlichen Thätigkeit böſes iſt und auch erſcheint, eben inſofern als böſes überhaupt geſezt iſt: alſo iſt auch der Menſch ſelbſt durch daſſelbe, nämlich die Aeußerung ſeines Innern, ſtörend und ein Uebel, wodurch er förderlich und gut iſt. Eben deshalb aber, weil man das Uebel nicht abſondern kann, und weil es auf ein Seiendes bezogen immer nur das Nichtſein deſſelben iſt, hat man auch recht zu ſagen, daß man das Uebel nicht für ſich und als ſolches durch Gott geordnet denken kann; worin aber, vorzüglich für unſer Gebiet, nur dieſes liegt, daß es eine Unvollkommenheit des Selbſtbewußtſeins iſt, ſei es nun des unmittelbaren oder deſſen, welches die Thätigkeiten des objectiven Bewußtſeins begleitet, wenn eine Hemmung als ſolche einen Moment erfüllt, und daß eine ſolche Unvollkommenheit auch ein mit zunehmender Entwiklung verſchwindendes Nichtſein des guten iſt, welches an ſich nicht kann in Gott gegründet ſein.

4) Dieſelbe Auflöſung iſt auch in den gewöhnlichen dogmatiſchen Beſtimmungen beabſichtiget, ſie wird nur ſehr unvollkommen erreicht. Wenn einige zu dieſem Behuf unterſcheiden eine hülfreiche göttliche Mitwirkung (concursus adiuvans) von einer nicht hülfreichen: ſo iſt allerdings, ſofern Mitwirkung ſtattfindet, das Uebel und böſe durch Gott geſezt, ſofern aber nicht-hülfreiche iſt es nicht durch ihn geſezt. Allein theils iſt in dieſer Diſtinction die Methode der Anwendung nicht nachgewieſen, theils liegt der Mißverſtand gar nahe, daß, wenn das Gute nur mittelſt einer hülfreichen göttlichen Mitwirkung zu Stande kommt, das Böſe aber ſchon ohne eine ſolche — denn die hülfreiche ſcheint doch immer größer zu ſein als die nicht hülfreiche — alsdann das böſe eine größere und unabhängigere Kraft haben müſſe, als das gute. Aehnliches erfolgt wenn man eine materielle Mitwirkung unterſcheidet und eine formelle, und meint beim guten wären beide Arten, beim Uebel aber nur die erſte. Denn wenn das Uebel auch ſeiner Form nach, doch ohne göttliche Mitwirkung zu Stande kommt, das gute aber nicht ohne ſolche: ſo erſcheint dieſes bedürftiger als jenes. Außerdem aber iſt es auch ſchwierig das böſe als bloße Form zu ſezen, indem ja auch ſchon die innern unſittlichen Bewegungen, welche der

äußern That zum Grunde liegen, vollkomne Thätigkeiten ſind und nicht bloße Formen; und ſo würde man weiter zurükgehend dahinkommen, daß das, was in einer Hinſicht ohne göttliche Mitwirkung ſein ſoll, auch in eben dieſer immer nur das Nichtſeiende iſt. Daher ſcheint unter dieſen die beſte wie die einfachſte Auskunft die, daß die göttliche Mitwirkung auf alles wirkliche gehe ohne Unterſchied, das Uebel aber und das böſe ſei ein bloßer Mangel, auf den alſo für ſich eine göttliche Mitwirkung nicht gehen könne. Denn dies führt darauf hin, daß das Uebel überall nur in irgend einem Sinne das nichtgewordene gute iſt. Denken wir, daß jedes endliche Ding eine Größe iſt, und als ſolche durch Gott geſezt mit ihrem Maaß zugleich: ſo iſt dadurch auch nicht geſezt, daß es die außer dieſem Maaß liegenden Vollkommenheiten erreiche, ſondern hiezu fehlt die göttliche Mitwirkung, und der poſitive Reflex dieſes Nichtgeſeztſeins iſt die Vorſtellung natürlicher Unvollkommenheiten. Eben ſo iſt mit dem Maaß jedes Dinges zugleich geſezt, daß es einen über daſſelbe hinausgehenden Widerſtand gegen äußere Einwirkungen nicht leiſtet, und der poſitive Reflex dieſes Nichtleiſtens iſt dieſer, daß es uns gehemmt erſcheint. Auf dieſe Weiſe alſo kann beides geſagt werden, einmal, wie oben, daß auch das Uebel in Verbindung mit allem andern von Gott geordnet iſt; Matth. 10, 29. 30. — dann aber auch, daß das Uebel als ſolches für ſich betrachtet nicht in Gott gegründet iſt. [Jak. 1, 17.]

63.

In Bezug auf die Abhängigkeit von Gott entſteht kein Unterſchied des Mehr oder Weniger daraus, ob einem endlichen wirkenden der höchſte

Grad der Lebendigkeit, die Freiheit, zukommt, oder ob es auf dem niedrigſten, dem ſogenannten Naturmechanismus, zurükgehalten iſt.

1) Wenn man ſich denkt ein Zuſammenſein und Aufeinanderwirken ſolcher Dinge, welche nur ſofern ſie ſelbſt bewegt werden, wieder bewegen, ſo kann man jedes in jeder Wirkſamkeit nur anſehn als einen Durchgangspunkt, und im eigentlichen Sinn iſt dann Urſächlichkeit nur zu finden in dem urſprünglich bewegenden. Da nun dieſes in einem ſolchen Syſtem nirgends iſt: ſo iſt auch in demſelben alle Urſächlichkeit aufgehoben, und iſt nur auf daſſelbe übertragen in dem erſten Moment, in welchem alles bewegt wurde. Dieſes nun iſt die Vorſtellung von dem ſogenannten Naturmechanismus, in welchem alles nur todt iſt, und welchen man ſich im beſten Falle denkt durch einen göttlichen Stoß urſprünglich in Bewegung geſezt. Wenn es nun auf der einen Seite leichter ſcheint, die göttliche Cauſalität zu ſezen, indem die natürliche aufgehoben wird, als beide — wie oben §. 60. geſchehen — in Uebereinſtimmung zu bringen: ſo ſind doch die wenigſten Menſchen im Stande, auch ſich ſelbſt nur als Theile dieſes Naturmechanismus anzuſehen und das Bewußtſein der Selbſtthätigkeit nur als einen unvermeidlichen Schein zu behandeln; ſondern immer nur Wenige ſind dieſer ſelbſtvernichtenden Entſagung fähig, nachdem ſie die übrige Schöpfung getödtet haben, auch ſich ſelbſt der Conſequenz ihrer Vorſtellung zum Opfer zu bringen. Hat man aber jenen Ausweg erſt lieben gelernt, daß man nämlich um die göttliche Cauſalität zu ſezen, die endliche Cauſalität auf dem Gebiet der Natur aufhebt, und will doch die

Selbſtthätigkeit des endlichen Geiſtes retten: ſo erſcheint es dann als eine neue Schwierigkeit, einzuſehen wie die Abhängigkeit aller Wirkungen des endlichen Geiſtes von ſeiner Selbſtthätigkeit mit der Abhängigkeit alles endlichen von Gott in Uebereinſtimmung zu bringen ſei. Die Aufgabe iſt aber eigentlich keine andere als die urſprüngliche, ſondern ſie erſcheint nur als eine andere, weil man unbefugter Weiſe auf dem Naturgebiet alle wahre Wechſelwirkung aufgehoben hat. Auf dieſem Verfahren beruht aber eigentlich der Gegenſaz zwiſchen den ſogenannten freien Urſachen und den natürlichen, oder, wie man eigentlich ſagen ſollte, zwiſchen den wahren und den ſcheinbaren; denn was nur Durchgangspunkt iſt, dem kommt nur ſcheinbar und nicht in der Wahrheit Urſächlichkeit zu. In dieſem Gegenſaz aber iſt der oben [61, 2.] gerügte Mißverſtand gegründet, als ob die Natur als das Gebiet des Mechanismus, und die Geſchichte als das Gebiet der Freiheit jedes etwas für ſich wäre, und daher die freien Urſachen in das Gebiet des Mechanismus, wie es von Gott geordnet iſt, ſtörend eingreifen könnten.„ Daher iſt es erwünſcht, daß wir dieſes Gegenſazes und der daraus hervorgehenden ſcheinbaren Schwierigkeit ganz überhoben ſein können, wenn wir nämlich in dem ganzen Umfang des endlichen Seins nur dasjenige als ein beſonderes für ſich ſezen, dem in irgend einem, wenn auch noch ſo untergeordneten Sinne, Leben zukommt, alſo auch nur dem Urſächlichkeit zuſchreiben, was als ein ſelbſtthätiges in der Abhängigkeit von Gott beſteht. Alsdann entbehren wir freilich der falſchen Erleichterung, die göttliche Cauſalität da zu ſezen wo keine endliche iſt; ſondern jene iſt für uns auch nur da, wo dieſe iſt. Denn we lauter Wirkungen wären, da wäre auch keine göttliche Urſächlichkeit ſondern nur daran Reſultat, ja es wäre da nicht einmal ein Gegenſtand, auf welchen die Begriffe der göttlichen Erhaltung und Mitwirkung bezogen werden könnten. Allein wir finden nun auch in Bezug auf die allgemeine Abhängigkeit von Gott keinen ſolchen ſpecifiſchen Unterſchied zwiſchen denen Thätigkeiten, welche dem geiſtigen Leben angehören, und denen einer untergeordneten Art; — wie denn auch Paulus Ap. Geſch. 19, 24 — 26. beides unmittelbar und ohne Unterſcheidung zuſammenſtellt — ſondern die einen wie die andern ſind abhängig von Gott eben in ſofern als, und deshalb weil, ſie abhängig ſind von dem lebendigen, von welchem ſie ausgehn, und welches mit ſeinem Maaße zugleich ſowol in ſeinem Fürſichgeſeztſein als in ſeinem Befaßtſein unter die allgemeine Wechſelwirkung von Gott geordnet iſt. Denn dieſes muß freilich feſtſtehn, wenn das fromme Gefühl nicht wirklich ſoll vernichtet werden, daß auch die geiſtigen endlichen Weſen mit ihrem Maaß zugleich von Gott geordnet, und nicht etwa vermöge des Willens unendlich und unermeßlich ſind. Darum haben wir den Saz ſo gefaßt, daß wir unter denen Weſen, von welchen in Wahrheit etwas abhängig iſt im Gebiet des Naturzuſammenhanges nur Abſtufungen annehmen, nicht aber einen Gegenſaz, und der Ausdruk Naturmechanismus iſt nur mit dem Vorbehalt gebraucht, daß auch auf dieſem Gebiet Leben geſezt werde.

2) Im weſentlichen daſſelbe, nur mit einem gewiſſen Schein von Oberflächlichkeit, iſt ausgedrükt i der gewöhnlichen Formel, Gott erhalte jedes Din wie es iſt, alſo auch das freie Weſen als ſolches, da heißt ſo, daß ſeine Thätigkeiten, auch ſofern die gött

liche Mitwirkung dazu mit ihnen identiſch iſt, freie, von innen beſtimmte, ſind. Eine andere Formel geht in ſofern tiefer ein, als ſie die Vorſtellung der göttlichen Mitwirkung bei dieſer Frage nicht in Schatten ſtellt, ſondern heraushebt, indem ſie ſagt, die göttliche Mitwirkung ſei nach Art eines jeden wirkſamen, und alſo eine andere bei einem freien, eine andere bei einem natürlichen — concursus ad modum causae liberae und ad modum causae naturalis. Abgeſehen davon, daß dieſe Formel an dem unrichtig geformten Gegenſaz freier und natürlicher Urſachen hängen bleibt, ſchließt ſie ſich ſehr genau an die oben mitgetheilte Beſchreibung der göttlichen Mitwirkung; aber verſtärkt noch den pantheiſtiſchen Schein derſelben, indem ſie die göttliche Mitwirkung durch alle Abſtufungen des endlichen Seins bis in die Form der ſogenannten mechaniſchen Urſachen hinabſteigen läßt. Dieſes wird indeſſen berichtiget, wenn wir unſerer Regel gemäß das Gefühl der Abhängigkeit von Gott auf ein natürliches nur in ſofern unmittelbar beziehen als es ſich uns unter dem Geſichtspunkt des Lebens darſtellt; und dann giebt dieſe Formel einen ganz richtigen und angemeſſenen Ausdruk dafür, daß auch, wenn wir uns bei unſeren freien Handlungen der gänzlichen Abhängigkeit von Gott bewußt ſind, ſie dadurch keinesweges ihrer Natur zuwider beſchränkt werden.

Zuſaz. Alles in dieſem Lehrſtük zu dem einfachen Lehrſaz §. 59. hinzugekommene hat nur ſeinen Werth in Bezug auf den gemeinſamen Zwek aller dogmatiſchen Formeln, nämlich der religiöſen Mittheilung in der öffentlichen Lehre eine ſolche Norm zu geben, daß der Ausdruk nicht in Widerſpruch gerathe weder mit andern Theilen der Lehre ſelbſt noch mit den natürlichen Ausdrükken des objectiven Bewußtſeins, welchem ja das fromme beſtändig zur Seite gehen ſoll. In jedem Verſuch einer rein ſpekulativen Darlegung der Idee der Gottheit würden dieſe Säze nur als gehaltloſe Erweiterungen erſcheinen. Mit ihrer dogmatiſchen Natur aber hängt ſehr genau zuſammen, daß ſie ſich alle auf eine in ihnen latitirende gemeinſame Form zurükführen laſſen. In jedem nämlich wird in einer eignen Beziehung ein größtes und ein kleinſtes aufgeſtellt, das Abhängigkeitsverhältniß für beide Endpunkte, und alſo für das ganze Gebiet, gleichgeſezt, und eben dieſe Gleichſezung als Regel für allen religiöſen Ausdruk feſtgeſtellt. Im Gegenſaz des gemeinen und wunderbaren §. 61. iſt es das größte und kleinſte des Naturkreiſes aus dem etwas zu erklären iſt; im Gegenſaz des Guten und Uebel §. 62. iſt es das maximum und minimum der Zuſammenſtimmung der allgemeinen Wechſelwirkung mit dem Fürſichbeſtehen eines einzelnen; im Gegenſaz zwiſchen Freiheit und Mechanismus §. 63. iſt es das maximum und minimum des individualiſirten Lebens. Würde auf einem von dieſen Punkten die Gleichſezung aufgehoben, ſo würde der Hauptkanon §. 60., und ſomit alle Uebereinſtimmung des frommen Gefühls mit dem Naturgefühl, aufgehoben. Es läßt ſich aber leicht nachweiſen, daß in dieſen Poſitionen die ſchwierigen Fälle ſämmtlich erſchöpft ſind.

Zweiter Abſchnitt.

Von den göttlichen Eigenſchaften, welche ſich auf das Abhängigkeitsgefühl, ſofern ſich noch kein Gegenſaz darin entwikkelt, beziehen.

64.

Alle Eigenſchaften, welche wir Gott beilegen, können nicht etwas beſonderes in Gott bezeichnen, ſondern nur etwas beſonderes in der Art, wie wir unſer abſolutes Abhängigkeitsgefühl auf Gott beziehen.

1) Denn wenn es ſich ſo verhielte, wie hier geläugnet wird: ſo müßte, inſofern dieſe Eigenſchaften beſondere Beziehungen Gottes zur Welt ausſagen, Gott ſelbſt, wie das endliche Leben, in einer Mannigfaltigkeit von Functionen begriffen werden, und da dieſe, wenn ſie beſondere ſein ſollen, einander beziehungsweiſe entgegengeſezt ſein und einander theilweiſe ausſchließen müſſen, ſo daß z. B. das göttliche Wiſſen nicht das göttliche Wollen iſt u. dgl., ſo fiele dadurch Gott ebenfalls in das Gebiet des Gegenſazes. So wenig nun dieſes den Forderungen der ſpekulativen Vernunft entſpricht, eben ſo wenig würde dadurch das abſolute Abhängigkeitsgefühl ausgeſprochen; denn auch dieſes könnte nicht als überall und ſchlechthin eines und daſſelbe geſezt werden, wenn in Gott ſelbſt differentes geſezt wäre. — Es würde aber auch ferner folgen, daß, wenn man das Auffinden der göttlichen Eigenſchaften auf Principien zurükbringen und ſyſtematiſch verfolgen könnte, alsdann eine ſchulgerechte Erklärung Gottes an die Stelle ſeiner Unausſprechlich-

keit treten, und eine vollſtändige Erkenntniß Gottes durch Begriffe möglich ſein müßte, welches aber unmöglich iſt, indem ein ſo beſchriebenes göttliches Weſen auch den Forderungen der Vernunft nicht angemeſſen wäre, welches hier auszuführen nicht der Ort iſt, noch weniger aber dem frommen Gefühl. Denn auf ein ſo erkanntes, auf Formeln zurükgeführtes alſo auch zu berechnendes Weſen könnte das Gefühl einer gänzlichen Abhängigkeit wol nicht mehr bezogen werden. Auch erkennt die Schrift, ſoviel auch göttliche Eigenſchaften in ihr aufgeführt werden, doch eben dieſe Unerkennbarkeit des göttlichen Weſens an ſich faſt auf allen Blättern an, ſo daß es überflüßig ſcheint, hiezu Stellen wie 1 Tim. 6, 16. und ähnliche beſonders anzuführen.

2) Wenn wir der Geſchichte dieſer Begriffe nachgehn, ſo zeigt ſich, daß die geſunde Spekulation von je her gegen alles ins einzelne gehende Beſchreiben des göttlichen Weſens Einſpruch eingelegt und ſich an das urſprüngliche Sein und das abſolut Gute gehalten, und zwar ſo, daß auch das inadäquate dieſer Vorſtellungen, ſofern ſie noch irgend etwas von Beſchränkung und Gegenſaz an ſich hatten, vielfältig anerkannt wurde. Die am meiſten beſtimmenden Auszeichnungen göttlicher Eigenſchaften aber haben ihren Urſprung in der lyriſchen und vorzüglich hymniſchen Dichtkunſt, wo alſo offenbar mehr ein beſtimmter Eindruk auf das Gefühl wiedergegeben werden ſollte, als ein Erkennen begründet. Die Sache der Dogmatik war es nun dieſe Vorſtellungen zu regeln, ſo daß das menſchenähnliche, welches ſich mehr oder weniger in allen findet, und das manchen beigemiſchte ſinnliche möglichſt unſchädlich gemacht werde und nicht daraus ein Rük-

ſchritt gegen die Vielgötterei hin entſtehe. Das ſcholaſtiſche Zeitalter hat hierin viel tiefſinniges und herrliches geleiſtet. Als aber hernach die Metaphyſik unabhängig von der Theologie behandelt ward, ſind dieſe Vorſtellungen auch in die philoſophiſche Disciplin, welche man natürliche Theologie nannte, herübergenommen worden, offenbar indem man, wie es bei einer ſolchen Theilung zu gehen pflegt, überſah, daß ſie nicht philoſophiſchen Urſprunges ſeien. Daher wurde auch natürlich die Behandlung derſelben in jener Disciplin je länger je mehr ſkeptiſch. Denn wenn man nun ſagt, in Gott ſelbſt ſei keine Verſchiedenheit der göttlichen Eigenſchaften denkbar, ſondern da ſei dieſe Verſchiedenheit nur eine namentliche, ſo liegt doch darin, daß eine jede göttliche Eigenſchaft nur das ungetheilte göttliche Weſen wirklich darſtellt, und wenn man hinzufügt in unſerer Vorſtellung ſeien aber die göttlichen Eigenſchaften reell verſchieden: ſo liegt doch darin, daß das verſchiedene, was dieſe Ausdrükke bezeichnen, etwas in uns iſt, und dieſe Verſchiedenheit hat nun, wie hier behauptet wird und von jeder göttlichen Eigenſchaft nachgewieſen werden kann, ihren Grund in den Verſchiedenheiten der Lebensmomente, auf deren Veranlaſſung ſich das uns einwohnende Bewußtſein von Gott realiſirt. Ohngefähr daſſelbe ſoll auch der nur leider ſehr ſchwankende Ausdruk ſagen, daß unſere Erkenntniß von Gott nur ſymboliſch ſei.

3) Die Bemühungen alſo die Methoden zu beſtimmen, wie man zu einer richtigen Conſtruction göttlicher Eigenſchaften komme, und dann wieder dieſe göttlichen Eigenſchaften nach verſchiedenen Eintheilungsgründen zu ſondern und zuſammenzufaſſen, dürfen ja nicht überſchäzt werden; als ob nur dadurch eine Voll-

ſtändigkeit und Sicherheit in der Erkenntniß Gottes erreicht werde, vielmehr würde eine ſolche Erkenntniß nur ſein in der gänzlichen Aufhebung dieſes Apparates. Dies wird eine kurze Beurtheilung leicht zeigen. Denn wenn man die göttlichen Eigenſchaften *) eintheilt in ruhende und wirkſame oder in natürliche und ſittliche, und unter dem erſten Gliede beider Paare ſolche verſteht, in denen keine Thätigkeit geſezt iſt, oder welche in keiner Verbindung mit dem Willen ſtehen: ſo kann man ſich nur in dem Gebiet des Todes ruhende Eigenſchaften und eine Trennung vom Willen denken, ſo daß auch ſchon bei uns es ſtreng genommen dergleichen nicht giebt als nur in der Region, welche dem niedern Leben anheim fällt und wo der Einfluß des Willens unmerklich iſt. Dieſe Eintheilungen werden beide zu Schanden gemacht durch eine dritte auch von manchen Neueren angenommene, nämlich die in urſprüngliche und abgeleitete. Denn giebt es nur Eine urſprüngliche Eigenſchaft und iſt dieſe eine ruhende, alle aber, welche mit dem Willen in Verbindung ſtehn abgeleitet: ſo iſt alſo jene die alle Modifikationen des Willens erzeugende, alſo nicht ruhend. Iſt aber die eine urſprüngliche wirkſam: wie kann man denn die ruhenden aus der wirkſamen ableiten, außer ſofern man erkennt, daß ſie in der wirkſamen mitgeſezt, alſo ſelbſt wirkſam ſind. Giebt es aber mehrere urſprüngliche theils ruhende theils wirkſame, ſo laſſen ſich dieſe wirkſamen aus jenen ruhenden nicht ableiten, aber dann müſſen ſie falſch ſein, wenn es wahr iſt, daß in Gott keine

---

*) Von dem Unterſchied zwiſchen attributa und proprietates, da er ſich auf die Dreieinigkeit bezieht, nehmen wir hier keine Notiz, ſondern brauchen das deutſche Wort Eigenſchaft für das lateiniſche attributum.

Verſchiedenheit reell iſt. Nicht anders geht es mit der Eintheilung in abſolute, welche kein Verhältniß zur Welt, und relative, die ein ſolches ausdrükken. Denn dieſe wird für ganz nichtig erklärt, wenn die drei Methoden der Entſchränkung, der Abſprechung und der Urſächlichkeit *) die ausſchließend richtigen ſind, weil dieſe alle nur zu relativen Eigenſchaften führen können. — Was nun aber dieſe Methoden ſelbſt betrifft: ſo iſt klar, daß durch die bloße Verneinung keine Eigenſchaft geſezt wird, und daß man an dem realſten Weſen, wie man Gott zu erklären pflegt, nichts verneinen will als was ſelbſt eine Verneinung iſt oder eine Unvollkommenheit. Daher ſcheint es als ob die beiden Methoden der Verneinung und der Entſchränkung nicht nur müßten verbunden werden, ſondern vielmehr als ob ſie eine und dieſelbe wären, indem nur die Schranken das zu verneinende ſind. Wie denn auch dies in dem Begriff der Unendlichkeit ausgedrükt iſt, der zugleich die allgemeine Formel der Entſchränkung iſt, denn was unendlich geſezt wird, wird entſchränkt, und zugleich der allgemeine Repräſentant der Verneinung in Bezug auf Gott, denn was in ihm verneint werden ſoll, kann immer nur endliches ſein. Der Grund aber dieſer beiden Methoden liegt darin, daß wir natürlich keine beſonderen Eigenſchaftsbegriffe für Gott haben, ſondern nur die, welche etwas an den Dingen dieſer Welt ausſagen, bei welchen immer poſitives und negatives in einander iſt. Allein wie mißlich ſie auch in dieſer Verbindung ſind, iſt leicht zu ſehn, weil wir nämlich in dem Gebiet des endlichen das poſitive von dem negativen niemals ganz trennen

---

*) via eminentiae negationis und causalitatis.

können, und daher oft das, was wir aufſtellen, um es, indem wir es unbeſchränkt ſezen, zu einer göttlichen Eigenſchaft zu erheben, ſchon ſo wie wir es aufſtellen, das, was von Gott verneint werden muß, in ſich trägt. Daher ein Beſtreben Gott zu erkennen, welches durch das Zuſammenſtellen ſolcher Begriffe befriedigt werden kann, nur ſehr untergeordnet ſein muß. Auch ſind auf dieſem Wege eine Menge ganz willkührlicher und unhaltbarer oder nichtsſagender Begriffe göttlicher Eigenſchaften entſtanden, die ſchwerlich je in heiliger Dichtung oder in andern unmittelbaren Ergießungen des frommen Gefühls vorgekommen wären. Die dritte Methode aber, die der Urſächlichkeit, iſt allerdings die einzige und zureichende, wenn wir von den Begriffen göttlicher Eigenſchaften nichts verlangen als was unſer Saz ausſagt, indem nur mittelſt deſſen was in der Welt geſchieht, unſer Bewußtſein von Gott erwekt wird, und der Abhängigkeit, welche wir fühlen, die Urſächlichkeit in Gott entſpricht; und in ſo weit iſt es zu loben, daß Albertus Magnus und Mehrere nach ihm alle göttlichen Eigenſchaften aus dem Begriff der ewigen Urſache haben ableiten wollen: aber es muß auch gleich zugegeben werden, daß nicht nur die Verſchiedenheiten in dieſen Eigenſchaften nichts reelles in Gott ſind, ſondern auch daß das, was jede für ſich ausdrükt, nicht das Weſen Gottes an ſich beſchreibt, ſondern nur wie es in uns geſezt iſt, indem man aus der Wirkung niemals das Weſen deſſen, was die Cauſalität ausgeübt hat, erkennen kann.

4) Da nun hieraus hinlänglich hervorgeht, daß grade durch die Zuſammenſtellung der göttlichen Eigenſchaften nichts gewonnen iſt, ſondern jeder ſolcher Begriff ſeinen Werth nur hat in Verbindung mit der

Analyſe derjenigen beſonderen Modifikation des frommen Selbſtbewußtſeins, welche er in einer andern Form ausdrükt: ſo finden wir uns auch nicht bewogen von unſerm Entwurf der Vereinzelung der göttlichen Eigenſchaften abzugehen. Demohnerachtet aber können wir dieſe Eintheilungen und Methoden nur auf eine andere Weiſe in unſern Nuzen verwenden, theils mittelbar bei der Beurtheilung der mit ihrer Hülfe gebildeten Begriffe, theils auch unmittelbar um jeder Eigenſchaft ihren Ort anzuweiſen. Denn wenn wir zuerſt die produktive Richtung auf das fromme Selbſtbewußtſein unterſcheiden von der wirklichen Erſcheinung deſſelben in der Form der Luſt und Unluſt, und jene als die Quelle von dieſer anſehn: ſo werden wir in ſofern diejenigen göttlichen Eigenſchaften, die ſich ſchon aus der Betrachtung von jener ergeben, und welche hier zunächſt entwikkelt werden ſollen, urſprüngliche nennen können, die andern aber abgeleitete. Eben ſo wenn der Gegenſaz im frommen Selbſtbewußtſein betrachtet wird, und das Gefühl ſich dahin ausſpricht, daß dasjenige am meiſten in Gott verneint werden muß, wodurch ſein Geſeztſein in uns aufgehoben wird, und dasjenige am meiſten in ihm geſezt iſt, wodurch ſich ſein Geſeztſein in uns unbeſchränkt offenbart: ſo werden wir alſo ſagen können, daß diejenigen göttlichen Eigenſchaften, welche bei Betrachtung des Gegenſazes gebildet werden, am meiſten nach der Methode der Abſprechung und der Entſchränkung gebildet ſind, diejenigen aber, welche bei der gegenwärtigen Betrachtung uns entſtehen am meiſten nach der Methode der Cauſalität. Welches alles jedoch von dem gewöhnlichen Gebrauch ſehr weit abweicht.

65.

Gott kann als in dem abſoluten Abhängigkeitsgefühl angedeutet, nur ſo beſchrieben werden, daß auf der einen Seite ſeine Urſächlichkeit von der im Naturzuſammenhang enthaltenen unterſchieden, ihr alſo entgegengeſezt, auf der andern aber dem Umfange nach ihr gleich geſezt werde.

Anm. Es iſt hier nur von dem Abhängigkeitsgefühl an ſich, ohne daß der Gegenſaz mit darin berükſichtigt würde, die Rede; daher auch nur die Gleichheit dem Umfange nach in Betracht kommt, nicht jene, welche daraus entſteht, daß auch das fromme Gefühl an dem Gegenſaz von Luſt und Unluſt theilnimmt. Eben ſo auch mit der Unterſcheidung.

1) Die Gleichſezung dem Umfange nach beruht darauf, daß nach §. 60. und §. 10, 5. das Abhängigkeitsgefühl an ſich mit jedem ſinnlichen Bewußtſein ſich einigen kann. Da nun in jedem ſinnlichen Selbſtbewußtſein ein Naturzuſammenhang geſezt iſt und umgekehrt: ſo muß auch die göttliche Cauſalität überall ſein wo die natürliche iſt. Hierauf das angewendet was §. 59. über die Begriffe der göttlichen Erhaltung und Mitwirkung geſagt iſt, ergiebt ſich, daß dieſe Gleichſezung als göttliche Eigenſchaft der Begriff der Allmacht iſt. Die Entgegenſezung beruht darauf, daß wir das ſinnliche Selbſtbewußtſein, welches dem Naturzuſammenhang untergeordnet iſt, von dem frommen auch in der Vereinigung beider unterſcheiden. Der Unterſchied aber iſt daran am leichteſten zu faſſen, daß der Naturzuſammenhang, auf welchen die ſinnliche Seite ſich bezieht, ſich durchaus als einen zeitlich bedingten darſtellt, das Verhältniß aber, welches ſich in dem frommen Selbſtbewußtſein ausſpricht,

nur als ein vollkommen zeitloſes kann aufgefaßt werden. Dieſe Entgegenſezung nun, als göttliche Eigenſchaft aufgefaßt, giebt den Begriff der **Ewigkeit.** Dieſes alſo ſind die beiden göttlichen Eigenſchaften, welche den Lehrſtükken von der Schöpfung und der Erhaltung entſprechen.

2) Es leuchtet aber bei dieſer Darſtellung ſchon ganz von ſelbſt ein, daß in Gott betrachtet beides Allmacht und Ewigkeit nicht verſchieden ſein kann, ſondern daſſelbe; indem es ja auch urſprünglich daſſelbe iſt, was nur einem andern gleichgeſezt Allmacht, und demſelben entgegengeſezt Ewigkeit heißt, und daß wir weniger richtig ſagen würden, Gott ſei ewig und allmächtig, als vielmehr er ſei allmächtig ewig oder ewig-allmächtig: welches hier im voraus bevorwortet wird, da wir ebenfalls beide Begriffe abgeſondert behandeln werden, welches zur Vergleichung mit den bisher geltenden Behandlungen nothwendig iſt. Dieſe Abſonderung kann demnach durchaus nicht als dem Gegenſtand entſprechend angeſehen, ſondern nur einem beſtimmten Bedürfniß verziehen werden.

3) Es drängen ſich aber zu dieſen beiden Begriffen ſogleich zwei andere auf. Der Naturzuſammenhang nämlich, der ſich uns überall als zeitlich darſtellt, iſt auch eben ſo ein räumlich bedingter, und zwar gilt dies nicht etwa nur von der leiblichen, ſondern auch von der geiſtigen Seite deſſelben. Nun ſind zwar beides ſo genaue correlata, daß, was nicht zeitlich bedingt iſt, auch nicht räumlich bedingt ſein kann und daß alſo auch nicht nöthig wäre, nachdem in Bezug auf das eine die göttliche Cauſalität der natürlichen entgegengeſezt werden, es ausdrüklich auch in Bezug auf das andere zu thun: Allein von zwei correlatis

ſcheint das eine eben ſo viel Recht zu haben als das andere; und da nun die Ewigkeit doch am unmittelbarſten in Bezug auf die Zeit gedacht wird, ſo fügt man ihr als Seitenſtük bei die Allgegenwart in Bezug auf den Raum. Etwas ähnliches nun findet ſtatt auf der Seite der Allmacht. Denn da wir, wiewol wahrſcheinlich mit Unrecht, gewohnt ſind lebendige und todte Kräfte zu unterſcheiden: ſo entſteht hieraus die gerechte Beſorgniß, als Subject der Allmacht ließe ſich auch eine todte Kraft die ſogenannte Naturnothwendigkeit oder das Schikſal denken; und ſo hat man der Allmacht hinzugefügt die Allwiſſenheit, wiewol dies eben ſo wenig nöthig geweſen wäre als der Ewigkeit die Allgegenwart hinzuzufügen, da ja in dem Todten ſelbſt keine Kraft, ſondern es nur der Durchgangspunkt für eine von anderwärts her ausgehende Kraft iſt, auch ſchon in dem Lehrſtük von der Erhaltung und Mitwirkung alles endliche Bewußtſein unter die Abhängigkeit von Gott geſtellt iſt. Je mehr nun aber dieſe beiden Eigenſchaftsbegriffe in jenen ſchon enthalten ſind, und nur als Vorſichtsmaaßregeln gegen eine unvollkomne Vorſtellungsweiſe aufgeſtellt werden, um deſto weniger iſt zu denken, daß durch ſie etwas beſonderes in jenen Begriffen nicht ſchon enthaltenes in Gott geſezt werde; ſondern ſo wie ewig und allmächtig nur Eins ausdrükt, ſo wird auch eben daſſelbe nur auf andere Weiſe durch allwiſſend und allgegenwärtig ausgedrükt. Wie alſo in Bezug auf jene beiden der richtigere Ausdruk war, Gott ſei ewig-allmächtig, ſo wird auch jezt der richtigere ſein, er ſei allgegenwärtig-allmächtig und allwiſſend-ewig. Oder um es einfacher auszudrükken, werden wir ſagen können, daß Zeit und Raum überall die

Aeußerlichkeit bezeichnen, und alſo der Gegenſaz zu beiden auch ausgedrükt werden könnte durch die abſolute Innerlichkeit, wie es überall auch im Gebiet des endlichen ein inneres iſt was in Raum und Zeit ſich verbreitend äußerlich wird. Eben ſo indem die Allwiſſenheit zu Allmacht hinzugefügt wird, wollen wir nur, daß dieſe nicht etwa ſoll für eine todte gehalten werden; da nun aber Leben nicht nur dem Tod entgegengeſezt, ſondern auch im Leben ſchon Macht geſezt iſt: ſo wird das durch beide Begriffe beabſichtigte auch erreicht durch den einen der abſoluten Lebendigkeit, wie denn auch im alten Bunde der Ausdruk der lebendige Gott der bezeichnendſte war. Wir würden daher um die Identität dieſer Eigenſchaften auf die kürzeſte Weiſe auszudrükken, auch ſagen können, Gott ſei ſchlechthin innerlich-lebendig und lebendig-innerlich. Daſſelbe aber läßt ſich auch noch anders ſagen, z. B. daß Allgegenwart die Identität ſei von Allwiſſenheit und Allmacht, und eben ſo Allwiſſenheit die Identität von Ewigkeit und Allgegenwart, welches jedoch um recht verſtanden zu werden ſchon genauere Zurükführung auf das menſchliche Sein vorausſezt.

Erſtes Lehrſtük, die Ewigkeit Gottes.

66.

Die Ewigkeit Gottes iſt nur zu verſtehen als allmächtige Ewigkeit, d. h. als das mit allem zeitlichen auch die Zeit ſelbſt bedingende in Gott.

Anm. Die Frage, in wie fern der Zeit ſelbſt ein Sein an ſich oder für uns zukomme, gehört natürlich als eine rein philoſophiſche gar nicht hieher; und es ſcheint daher am zwekmäßigſten das Dogma ſo zu ſtellen, daß auf keine beſtimmte in den verſchiedenen Schulen verſchiedene Art ſie zu beantworten Bezug genommen wird. Wer jedoch die philoſophiſche Erörterung des Gegenſtandes noch in der urſprünglichſten modernen Form, d. h. in der beſtändigen Beziehung auf das unmittelbare Gottesbewußtſein vergleichen will: der leſe Augustin. Conf. XI.

1) Die Ewigkeit getrennt von der Allmacht wäre nur eine ruhende Eigenſchaft, und ſie ſo feſtzuſtellen würde nur die leere, wenigſtens mit dem frommen Bewußtſein in gar keiner Beziehung ſtehende Vorſtellung begünſtigen von einem Sein Gottes abgeſehen von den Erweiſungen ſeiner Kraft, wodurch ſchon ein völlig unanwendbarer Gegenſaz von Ruhe oder Muße und Thätigkeit angedeutet wird. Das fromme Bewußtſein aber wird, indem die Welt auf Gott überhaupt bezogen wird, nur wirklich als das ſeiner ewigen Kraft, ἀΐδιος δύναμις *). Und hiernach müſſen dichteriſche Darſtellungen, welche die Zeitloſigkeit nur als ein Sein vor allem zeitlichen auszudrükken wiſſen, um ſo mehr beurtheilt werden, als das dichteriſche nie für ſich in das didaktiſche hinübergenommen werden kann. Daß aber der Grund der allgemeinen Abhängigkeit in Gott, eben deshalb weil auch die Zeit ſelbſt in das Gebiet dieſer Abhängigkeit gehört — was die Schrift ſehr ſchön durch den Ausdruk ἄφθαρτος βασιλεὺς τῶν αἰώνων bezeichnet — durchaus nicht ſelbſt zeitlich gedacht werden kann, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſe die Zeit ſelbſt bedingende göttliche Allmacht hat auch Auguſtinus im Sinn, wenn er **) Gott fabricator temporum nennt, und wenn er ſagt, die Zeit ſei ein Geſchöpf: und nur ein ſchwer vermeidlicher durch jene dichteriſchen Schriftſtellen begünſtig-

---

*) Röm. 1, 19.

**) de Gen. c. Man. I, 4.

ter und faſt von allen Dogmatikern nachgeahmter Mißgriff iſt es, wenn er in demſelben Zuſammenhange ſagt, eben deshalb ſei Gott *vor aller Zeit*, durch welches *vor* der Gegenſaz gegen die Zeitlichkeit ſelbſt wieder unter die Form der Zeit gebracht wird. Daſſelbe findet ſich zwar auch in der Schrift, aber nicht urſprünglich in didaktiſchen ſondern in dichteriſchen Stellen, wie Pſ. 90, 2. Hiegegen giebt es eine, aber ſelten angewendete und daher nicht ſehr geläufige, bildliche Hülfe, wenn man, wie *Auguſtinus*[*]) den Gegenſaz des vor und nach, alſo das älter und jünger in Bezug auf Gott aufhebt. — Indem wir aber die göttliche Ewigkeit der göttlichen Allmacht gleich und mit ihr identiſch ſezen: ſo folgt daraus an und für ſich keinesweges, daß das Daſein der Welt einen Rükgang in das unendliche bilden müſſe, und kein Anfang der Welt gedacht werden dürfe; ſondern dieſer bleibt eben ſo möglich als das Hervortreten einzelner Veränderungen in der Zeit, welche ebenfalls in der ewigen Allmacht gegründet und alſo von Gott auf ewige Weiſe gewollt und gewirkt ſind. Eben ſo wenig aber iſt gleich zu beſorgen, daß, wenn man die Welt anfangslos und endlos ſezt, dadurch der Gegenſaz zwiſchen der Naturcauſalität und der göttlichen aufgehoben, und auch die Welt ewig würde wie Gott, worüber ſich auch ſchon *Auguſtinus*[**]) ſehr richtig geäuſert hat: und gilt hier vollkommen was die Schrift ſagt, daß vor dem Herrn Ein Tag iſt wie tauſend Jahre *), auch in dem Sinn, daß der Gegenſaz zwiſchen der Zeitlichkeit und der Ewigkeit auch durch die unendliche Länge der Zeit nicht im mindeſten verringert wird.

---

[*]) Nullo temporum vel intervallo vel spatio incommutabili aeternitate et antiquior est omnibus, quia ipse est ante omnia, et novior omnibus, quia idem ipse post omnia. *de Gen. ad litt.* VIII, 48.

[**]) Non enim coaevum Deo mundum istum dicimus, quia non eius aeternitatis est hic mundus cuius aeternitatis est Deus. *de Gen. c. Man.* I, 4. geſtüzt auf den frühern Saz, daß die Zeiten nur die Ewigkeit nachahmen, *de Mus.* VI. 28.

2) Dieſes wird aber freilich ſehr verdunkelt durch alle ſolche Erklärungen der göttlichen Ewigkeit, wodurch dieſe jener ſcheinbaren Ewigkeit, welche nichts anderes iſt als die unendliche Zeit ſelbſt, gleich geſezt wird, und von welchen wir uns hiedurch völlig losſagen wollen, z. B. die Ewigkeit ſei dasjenige Attribut Gottes vermöge deſſen er weder angefangen habe noch aufhören werde. Denn indem hier nur die Endpunkte verneint werden, wird doch die Beziehung auf die Zeit, und die Meßbarkeit des göttlichen Seins durch die Zeit nicht gelaugnet ſondern vielmehr mittelbar geſezt. Eben ſo, ſie ſei die unendliche Fortſezung der göttlichen Exiſtenz; denn auch hierin iſt eine Fortſchreitung nach der Form der Zeit geſezt. Und noch viele ähnliche Erklärungen haben das mit dieſen gemein, daß ſie nur die Schranken der Zeit nicht die Zeit ſelbſt aufheben, und daß alſo die Ewigkeit erſcheint als eine aus dem zeitlichen Sein nicht via negationis ſondern via eminentiae gebildete Eigenſchaft, wobei denn überſehen worden, daß die Zeit weſentlich nur dem Endlichen anhangen kann, und daß, da auch ſchon in dem endlichen Sein, was erfüllte Zeitreihen hervorbringt, inſofern beziehungsweiſe zeitlos geſezt wird — wie z. B. das Ich als beharrlicher Grund aller wechſelnden Gemüthserſcheinungen — ſelbſt dem Endlichen die Zeit

---

*) 2 Petr. 3, 8.

nur anhängt ſofern es das verurſachte iſt, nicht das verurſachende. — Dieſe unvollkomne Vorſtellung der Ewigkeit hat ihre Haltung theils in den dichteriſchen altteſtam. Stellen, welche die Ewigkeit nicht anders als unter dem Bilde der unendlichen Zeit beſchreiben können *), theils in der Beſorgniß, wenn man die Ewigkeit als die reine Zeitloſigkeit ſeze, habe man eigentlich nichts geſezt. Dieſe Beſorgniß verſchwindet aber, ſobald feſtgeſtellt iſt, daß auch im Denken die Ewigkeit nicht könne von der Allmacht getrennt werden. Daher auch durch dieſe Vereinigung alles hiehergehörige erſchöpft zu ſein ſcheint.

3) Iſt der Begriff der Ewigkeit ſo gefaßt, ſo bleibt auch keine Veranlaſſung die Unveränderlichkeit noch als eine beſondere göttliche Eigenſchaft aufzuführen, zumal wenn ſchon der Begriff von ruhenden Eigenſchaften ausgeſchloſſen iſt. Denn die Unveränderlichkeit wird gewöhnlich erklärt als die Eigenſchaft vermöge der alle Aufeinanderfolge in göttlichen Eigenſchaften und Beſtimmungen ausgeſchloſſen iſt. Sind nun alle Eigenſchaften und Beſtimmungen thätige, mithin auf die Allmacht zurükzuführen, und iſt dieſe ewig: ſo verſteht ſich die Unveränderlichkeit von ſelbſt. Unvollkomne Vorſtellungen von der Ewigkeit aber erſchweren es, daß man ſich orientire auch wenn die göttliche Cauſalität auf Einzelnes bezogen wird, und man demgemäß von einer Mehrheit göttlicher Beſchlüſſe redet, und in dieſer Hinſicht iſt ein ſolcher Hülfsbegriff eine gute Ergänzung. Nur kann man ihn ſeines rein negativen Charakters wegen nie eigentlich als eine göttliche Eigenſchaft aufſtellen, ſondern nur als einen Kanon,

---

*) z. B. Hiob 36, 26. Pſ. 102, 28.

keine fromme Gemüthserregung, z. B. das Gebetvertrauen ſo auszudrükken, daß dabei irgend eine Veränderung in Gott müſſe vorausgeſezt werden.

Zweites Lehrſtük, die Allgegenwart Gottes.

67.

Die Allgegenwart Gottes iſt nur zu verſtehen als die allmächtige Gegenwart, d. h. als das mit allem räumlichen auch den Raum ſelbſt bedingende in Gott.

Anm. a. Es bleiben hier ebenfals alle philoſophiſche Unterſuchungen über den Raum als nicht hieher gehörig unberükſichtigt, und der Saz ſo geſtellt, daß er ſich mit den verſchiedenſten Anſichten verträgt.

b. Daß aber das den Raum ſchlechthin bedingende von uns auch nur als ſelbſt ſchlechthin raumlos gedacht werden kann, geht auch ſchon aus der Analogie hervor; indem wir auch der Seele Wirkſamkeit, und ſo jeder lebendigen Kraft ſofern ſie Raum und räumliche Erſcheinungen bedingend iſt, als unräumlich anſehn, und als räumlich nur ſofern ſie nicht eigentlich bedingend iſt. — Wie denn auch eben deshalb jede ſolche Beziehung der Allgegenwart auf die Allwiſſenheit gleich im voraus zurükgewieſen wird, die dem nachgebildet wäre, daß wir es zu unſerm Gegenwärtigſein rechnen, daß wir da, wo wir gegenwärtig ſind, auch erfahren, als welches immer eine Bedingtheit durch den Raum anzeigt.

1) Aus dieſer Beziehung der Allgegenwart auf die Allmacht verbunden mit der Ausſchließung ruhender Eigenſchaften geht wol ſchon von ſelbſt hervor, daß eine göttliche *Unermeßlichkeit* als beſondere göttliche Eigenſchaft hier keinen Plaz finden kann. Denn der gewöhnlichen Erklärung zufolge iſt dieſe daſſelbe unter den ruhenden Eigenſchaften, was die

Allgegenwart unter den thätigen, jene die vermöge deren Gott überall ſein, dieſe die vermöge deren er überall wirken kann. Und es ſcheint gegen dieſe Unterſcheidung auch das zu ſprechen, daß der Begriff der Ewigkeit, der ſich doch, da ihm das Immer zugetheilt iſt, anerkannt eben ſo auf die Zeit bezieht, wie dieſe, denen das Ueberall zugetheilt iſt, auf den Raum, eine ſolche Theilung nicht erfähret. Wenn man die beiden Erklärungen vergleicht, welche die Ewigkeit als Unendlichkeit der Exiſtenz und die Unermeßlichkeit als Unendlichkeit der Subſtanz beſchreiben*): ſo iſt darin dieſe Beziehung auf Zeit und Raum nicht zu verkennen, die auch gradezu bei *Gerhard***) ausgeſprochen iſt; und man ſieht dann, daß zufolge dieſer eigentlich Ewigkeit und Unermeßlichkeit einander entſprechen, wie denn auch die Ewigkeit gewöhnlich unter die ruhenden Eigenſchaften gezählt wird, und dann müßte das der Allgegenwart entſprechende auf Seiten der Zeit noch geſucht werden. Schwerlich aber würde etwas übrig bleiben als die Ewigkeit der göttlichen Rathſchlüſſe, welche aber nie jemand als eine beſondere Eigenſchaft dargeſtellt hat. Da nun aber überall beſonders in der Anwendung die Allgegenwart gar ſehr hervorragt über die Unermeßlichkeit: ſo entſteht die Frage weshalb wol in der zeitlichen Beziehung die ruhende Eigenſchaft, in der räumlichen aber die wirkſame, mehr iſt hervorgehoben worden. Uebrigens iſt nicht zu verkennen, daß die Unermeßlichkeit nicht den Raum ſelbſt ſondern nur die Schranken des Raumes aufhebt***), eben wie die gewöhnliche Vorſtellung von der Ewigkeit dies in Bezug auf die Zeit thut; und iſt alles dort geſagte auch hier anzuwenden. Daher es auch höchſt ſchwierig iſt, indem man Gott die Unermeßlichkeit beilegt, ihm die räumliche Ausdehnung nicht beizulegen *). Denn ſoll ein ruhendes Sein in Beziehung geſezt werden auf den Raum, was bleibt dann anders übrig? Es iſt daher die Unermeßlichkeit, ſofern ſie etwas anderes ſein ſein ſoll als die Allgegenwart, als ein dogmatiſcher Begriff wol nicht zuzulaſſen, ſondern nur unter die dichteriſchen und redneriſchen Beiwörter zu verweiſen, welche das Raumbedingende unter dem Bilde des unbeſchränkten Raumes beſchreiben. Außerdem aber hat der Begriff auch noch einen polemiſchen Gebrauch gegen diejenigen, welche die göttliche Gegenwart als ſeiende von der göttlichen Gegenwart als allmächtigen nicht nur überhaupt, ſondern auch dem Umfange nach unterſcheiden, ſo daß leztere nur unbeſchränkt ſei, die erſtere aber auf den Himmel beſchränkt **). Dieſer Irrthum hat eine zwiefache Haltung, einmal in dem auf dichteriſche Schriftſtellen gegründeten beſonderen Sprachgebrauch, welcher Gott und Himmel in eine vorzügliche Beziehung ſtellt, dann aber eben in jener Schwierigkeit die göttliche Allgegenwart ſo aufzufaſſen, daß das göttliche Weſen nicht mit dem der endlichen Dinge gleichſam vermiſcht werde. Vorgebeugt aber wird dieſem Irrthum bei weitem nicht ſo gut dadurch, daß man neben der Allgegenwart noch die Unermeßlichkeit beſonders ſezt, denn dieſer Begriff enthält eben die lezte Schwierigkeit in ſich, als durch die Regel, daß auch im Denken das göttliche Sein von der göttlichen Macht nicht darf getrennt werden. Mit dieſem Unterſchiede fällt auch der hinweg, daß die Gegenwart Gottes zwiefach könne genommen werden, radicaliter und relative, und zugleich die völlig müßige Frage von einer Gegenwart Gottes im Raume außer der Welt *).

---

*) S. Reinhard Dogm. §. 33. 3.

**) loc. th. T. III. p. 122.

***) quo ubique est, nec ullius spatii limitibus cohibetur. Reinhard Dogm. §. 33. 3.

---

*) S. Reinh. Dogm. S. 101.

**) S. Gerhard loc. T. III. p. 129. sq.

2) Die Ausdrükke ἀδιαστασία und συνουσία, welche von Einigen ſynonym gebraucht werden von Andern nicht, ſo wie die, Gott ſei überall ἀδιαστάτως und ἀχωρίστως, haben auch nur einen dogmatiſchen Gehalt wenn ſie auf die allmächtige Allgegenwart bezogen werden. Denn da auf dem Gebiet der endlichen räumlich bedingten Urſächlichkeit die Kraft durch die Entfernung von ihrem Mittelpunkt geſchwächt wird, ſo daß jede Kraft, wie ſie da gar nicht iſt wo ſie nicht mehr wirkt, auch da weniger iſt wo ſie weniger wirkt: ſo ſagt der Ausdruk ἀδιαστασία das überall Gleichſein der göttlichen Urſächlichkeit aus, ſo daß ſie kein Mehr und Minder zuläßt, die Beziehung auf den Raum aber, die darin liegt, gilt nur von dem Endlichen als bewirktem, nicht von Gott als wirkendem, ſo wie der Ausdruk συνουσία ſich auf die Urſächlichkeit des Endlichen bezieht, daß nämlich dieſe nirgend iſt ohne die göttliche, nicht aber ſo als ob die göttliche mit der endlichen im Raum wäre. Denn auf die Urſächlichkeit des endlichen bezieht ſich nicht nur die ſogenannte adessentia operativa ſondern auch die substantialis, welche die göttliche Allgegenwart in dem Erhaltenwerden der Dinge bei ihrem Sein und ihren Kräften ſezt. — Jede andere Erklärung dieſer Ausdrükke würde ſich vergeblich bemühen, den Schein der Vermi-

---

*) S. u. a. Gerhard l. c.

ſchung des göttlichen Seins mit dem endlichen zu vermeiden. — Dieſe Vermiſchung trägt offenbar auch der alte ſcholaſtiſche Ausdruk an ſich, Gott ſei überall nicht circumscriptive ſondern repletive; denn bei Raumausfüllung können wir nicht anders als an die expanſiven Kräfte denken, und ſo liegt die Vorſtellung von einer Gott zuzuſchreibenden unendlichen Ausdehnung ganz nahe; und die Verbeſſerung, daß dies nicht ſolle körperlich verſtanden werden, als ob das Sein Gottes das Sein eines endlichen im Raum hindere, ſondern auf göttliche Weiſe, ſo daß Gott alle Oerter in ſich faſſe, führt nur auf das entgegengeſezte, daß nämlich Gott auch auf räumliche Weiſe das Umſchließende, das allgemeine *περιέχον*, und alſo wenn dieſe Allgegenwart ruhend gedacht wird, das an ſich leere ſei. Weshalb auch dieſer von den Vätern häufig gebrauchte Ausdruk, daß Gott vermöge ſeiner Allgegenwart alle Oerter in ſich enthalte *), nur mit großer Vorſicht gebraucht werden darf, und noch mehr der, daß er ſelbſt der Ort für alles ſei **). Daher bleibt die beſte Correction die das räumliche ganz zu läugnen, und auf die Frage wo? nur zu antworten, Gott ſei in ſich ſelbſt ***), welches bildlich auch durch die Aufhebung

---

*) Hilar. *de Trin.* I. 6. Nullus sine Deo, neque ullus non in Deo locus est. Augustin *de div. quaest.* XX. Deus non alicubi est; quod enim alicubi est, continetur loco. et tamen quia est, et in loco non est, in illo sunt potius omnia quam ipse alicubi. Nec tamen ita in illo, ut ipse sit locus.

**) Theoph. *ad Autol.* II. *Θεὸς γὰρ οὐ χωρεῖται ἀλλ' αὐτός ἐστι τόπος τῶν ὅλων.*

***) Augustin Ep. 187. 11. et in eo ipso quod dicitur *Deus* ubique diffusus carnali resistendum est cogitationi .. ne quasi spatiosa magnitudine opinemur Deum aller räumlichen Gegenſätze, und da es hier vorzüglich auf das Verhältniß der göttlichen Cauſalität zur endlichen ankommt, beſonders deſſen vom innern und äußeren, erreicht wird *). Entbehren aber laſſen ſich alle ſolche Verbeſſerungsmittel, wenn man von vorn herein das göttliche Weſen von ſeiner Macht nicht trennend die Gegenwart des erſteren nur in lezterer ſieht **).

3) Indem wir nun hier die göttliche Allgegenwart nur als die allmächtige betrachten, und ſie als überall ſich gleich auffaſſen müſſen: ſo ſei hier bevorwortet, daß, wenn irgendwie eine ungleiche Gegenwart Gottes mit Recht angenommen werden kann, wie z. B. die Gegenwart Gottes in Chriſto oder in den Wiedergebohrenen, dieſes nur eben ſo verſtanden werden darf, wie man auch ſagen kann, die Gegenwart Gottes in dem Menſchen überhaupt, ſofern er des Gottesbewußtſeins fähig iſt, ſei größer als in andern Dingen. Wodurch aber kein Unterſchied in der allmächtigen Gegenwart Gottes geſezt iſt, ſondern nur in der Empfänglichkeit des endlichen Seins, auf deſſen Thätigkeiten die göttliche Gegenwart bezogen wird. — Jene vor-

---

per cuncta diffundi, sicut .. aer aut lux. *ib.* 14. nullo contentus loco sed in seipso ubique totus.

*) Hilar. *de Trin.* I. 6. ut in his cunctis originibus creaturarum intra extraque et supereminens et internus circumfusus et infusus in omnia nosceretur, cum .. exteriora sua interior insidens ipse, rursum exterior interna concluderet: atque ita totus ipse intra extraque se continens, neque infinitus abesset a cunctis, neque cuncta ei, qui infinitus est, non inessent. Augustin. *de Gen. ad lit.* VIII. 48. incommutabili excellentique potentiâ et interior omni re, quia in ipso sunt omnia, et exterior omni re, quia ipse est super omnia.

**) Augustin. *civ. Dei* VII. 30. implens coelum et terram praesente potentiâ, non indigente naturâ.

zügliche Empfänglichkeit des Menſchen iſt aber zugleich auf eine beſondere Weiſe in dem Begriff der Allgegenwart ausgedrükt, und eben dies iſt die Urſache daß dieſe Eigenſchaft nicht nur durch die fromme Dichtkunſt (wie Pſ. 139. u. a.) vorzüglich gefeiert wird, ſondern auch überall in der religiöſen Mittheilung mehr als andere und vorzüglich als die ihr correſpondirende der Ewigkeit hervorgehoben wird. Es liegt nämlich darin, daß jeder Theil des Naturzuſammenhanges, den wir in uns aufnehmen oder mit dem wir uns identificiren können, alſo jeder Theil unſeres über die ganze Welt ausgedehnten Selbſtbewußtſeins, gleichſam ein Recht hat das fromme Bewußtſein zu erregen. In eben dieſem Sinn iſt auch, wie der Zuſammenhang lehrt, das Wort des Apoſtels, Ap. Geſch. 17, 27. geſagt, daß, wo irgend der Menſch bewegt werden oder ſich bewegen möchte, er aufgefordert ſei, die unmittelbar nahe Kraft des Höchſten mit ſeinem Bewußtſein zu ergreifen. Es iſt uns aber natürlicher, daß wir uns, wenn wir dies in der größten Ausdehnung wahrenehmen wollen, in dieſer Hinſicht in die entfernteſten Räume verſezen, als in die entfernteſten Zeiten; und dies hat wol mit beigetragen, der Vorſtellung der göttlichen Allgegenwart, weil jeder ſie aus ſeinem unmittelbaren Gefühl heraus augenbliklich hervorbringen kann, eine ſo allgemeine Geltung zu verſchaffen, wogegen eben deßhalb die Beziehung Gottes auf die Zeit in dem Begriff der Ewigkeit leicht einen kälteren Ton bekommt und daher um ſo eher nur als eine ruhende Eigenſchaft betrachtet wird. Auch dieſe nicht billige Ungleichheit muß die wiſſenſchaftliche Bearbeitung in der Glaubenslehre ausgleichen, indem ſie in der Conſtruction die genaue Gleichgeltung beider Begriffe nachweiſet, und darauf die Bemerkung gründet, daß die ausgezeichnete Lebendigkeit des einen doch eine zu ſtarke ſinnliche Beimiſchung haben muß, wenn ſie ſich auf den andern gar nicht will übertragen laſſen.

Drittes Lehrſtük, die Allmacht Gottes.

68.

Jn dem Begriff der göttlichen Allmacht iſt ſowol dieſes enthalten, daß der geſammte Naturzuſammenhang in allen Räumen und Zeiten in der göttlichen als ewig und allgegenwärtig aller natürlichen entgegengeſezten Urſächlichkeit gegründet ſei, als auch dieſes, daß die göttliche Urſächlichkeit wie ſie in unſerm Abhängigkeitsgefühl ausgedrükt iſt, in der Geſammtheit des endlichen Seins vollkommen dargeſtellt werde, und alſo auch alles wirklich ſei und geſchehe, wozu es eine Productivität in Gott giebt.

1) Jndem wir die göttliche Allmacht als den Grund des ganzen Naturzuſammenhanges ſezen, und dieſer in der gänzlichen Beſtimmtheit alles einzelnen durch das beſondere Sein woran es ſich findet und durch die allgemeine Wechſelwirkung beſteht: ſo fällt hier aller Grund weg zur göttlichen Allmacht mitzurechnen, daß ſie eben dieſen in ihr gegründeten Zuſammenhang im einzelnen wieder zerſtöre. Hiezu ſtimmt auch der zweite Theil unſeres Sazes. Denn wenn ſich die göttliche Allmacht ganz im Naturzuſammenhang offenbart und darſtellt: ſo kann es auch ſchon deshalb keine Offenbarung der göttlichen Allmacht geben außerhalb des Naturzuſammenhanges; ſondern alles, wobei wir uns

der göttlichen Allmacht bewußt werden, dafür müſſen wir auch einen Ort im Naturzuſammenhang aufſuchen; wodurch das oben hierüber geſagte noch von dieſer Seite ergänzt wird. — Eben ſo indem wir die göttliche Allmacht, durch welche der Naturzuſammenhang beſteht, nur ewig und allgegenwärtig denken können, und eben dadurch ſie in ihrer Art und Weiſe jeder Naturmacht entgegenſezen: ſo können wir nie in den Irrthum gerathen, indem wir die Wirkungen der göttlichen Allmacht als eine Mitwirkung und gleichſam Ergänzung zu den Wirkungen der Natururſachen anſähen, ſie mit dieſen gleich zu ſtellen; ſondern jeder Schein dieſer Art, der durch eine unvollkomne Behandlung der Lehren von der göttlichen Erhaltung und Mitwirkung entſteht, muß durch Darlegung der göttlichen Allmacht wieder verſchwinden. Vielmehr iſt alles ganz durch die göttliche Allmacht, und alles ganz durch den Naturzuſammenhang. Daher auch der gewöhnliche Gegenſaz zwiſchen einer geordneten göttlichen Macht, da nämlich Gott durch werkzeugliche Urſachen handelt oder ſich der Kräfte der Dinge bedient, und einer abſoluten, da nämlich Gott ohne Werkzeuge oder Zwiſchenurſachen etwas bewirkt, welche abſolute Macht man doch jener gegenüber nicht etwa eine ungeordnete nennen dürfte, ſondern ſie eine ordnende nennen müßte, genauer betrachtet ganz verſchwindet. Denn es verhält ſich damit vollkommen wie mit der Schöpfung und Erhaltung, die ordnende Macht entſpräche der Schöpfung *), die geordnete der Erhaltung. Wie man

nun

---

*) Reinhard zwar ſagt, Dogm. S. 117, die abſolute göttliche Macht ſei wirkſam in der Schöpfung, Erhaltung u. ſ. w., allein ſowol die Erhaltung als das u. ſ. w., welches nur die

nun jedes Ereigniß auch bis ins kleinſte hinein als Schöpfung anſehn kann, ſo kann auch jedes auf die ewige und allgegenwärtige göttliche Allmacht, welche den Naturzuſammenhang conſtituirt, zurükgeführt werden, weil jedes Ereigniß als wirkſam ihn conſtituiren hilft. Eben ſo aber kann man auch alles bis ins größte hinaus, ſoweit nicht nur unſere Erfahrung ſondern auch unſer Vorſtellen reicht, auch das Werden der Weltkörper als Erhaltung anſehn, und es inſofern auf die geordnete göttliche Macht, welche die Abhängigkeit jedes einzelnen von der Geſammtheit des Seins ewig feſtgeſtellt hat, beziehn. Einen Punkt aber, den wir nur auf die ordnende und nicht auf die geordnete göttliche Macht beziehen könnten, kann es für uns niemals geben. Daher beide für uns Eins und daſſelbe ſind; welches ſchon darin vollkommen liegt, daß die Allmacht als ewig und allgegenwärtig ſoll gedacht werden, denn dies läßt ſolche Unterſcheidungen gar nicht zu.

2) Indem wir die Geſammtheit des endlichen Seins als die vollkommene Darſtellung der göttlichen Allmacht ſezen, wovon der eigentliche Inhalt im folgenden Abſchnitt genauer wird aus einander zu ſezen ſein, erreichen wir zugleich, daß kein Unterſchied des möglichen und wirklichen in dem Gebiet der göttlichen Allmacht kann angenommen werden, was im nächſten Lehrſtük noch von einer andern Seite beleuchtet wird. Hier aber iſt ſoviel klar, daß, wenn ein mögliches außer dem wirklichen liegen ſollte, welches zu

---

Mitwirkung ſein kann, iſt hier wol nur ein Verſehen oder ein Mißverſtändniß. Denn es bliebe ſonſt für die potentia ordinata gar nichts übrig; es müßte ihr denn ausſchließlich das zerſtörende zukommen ſollen, wie man aus den dort gewählten Beiſpielen faſt verſucht ſein möchte zu ſchließen.

dieſem noch hätte hinzu kommen können, d. h. ein mitmögliches, alsdann die Darſtellung der göttlichen Allmacht durch das Wirkliche nicht vollkommen wäre. Jener Unterſchied aber kann auf Gott nicht angewendet werden, wiewol es vielfältig geſchehen iſt, und eine Menge von dogmatiſchen Beſtimmungen darauf ruhen; die Unvollkommenheit, welche dadurch allemal mitgeſezt wird, zeigt ſich ſehr leicht, wenn man nur darauf achtet, in welchen Fällen wir ſelbſt dieſen Unterſchied in Anwendung bringen. Nämlich einmal ſagen wir, es ſei manches möglich zufolge der Natur eines Dinges, was doch in und an demſelben nicht wirklich werde, weil nämlich deſſen Werden gehemmt wird durch die Stellung deſſelben Dinges in dem Gebiet der allgemeinen Wechſelwirkung. Dieſen Unterſchied machen wir mit Recht, und ſchreiben dem ſo als möglich gedachten eine Wahrheit zu, indem wir uns aus ſolchen Möglichkeiten das Bild von der Geſammtheit der Entwiklungsrichtungen zuſammenſezen. Könnten wir aber für jeden Punkt den Einfluß der geſammten Wechſelwirkung überſehen: ſo würden wir doch gleich geſagt haben, was nicht wirklich geworden, ſei auch im ganzen Naturzuſammenhange nicht möglich geweſen. In Gott gegründet iſt aber nicht abgeſondert eines vom andern das Fürſichbeſtehende und die Wechſelwirkung, ſondern beides mit und durch einander, und iſt alſo für ihn das nicht möglich, was nicht in dem einen von beiden eben ſo gegründet iſt wie in dem andern. Ferner denken wir uns manches in einem Dinge möglich zufolge des allgemeinen Begriffs der Gattung, der es angehört, was aber nicht wirklich wird, weil die genauere innere Beſtimmtheit des einzelnen Dinges ſelbſt entweder an ſich oder in Verbindung mit ſeiner Stellung es ausſchließt. Dies kommt aber daher, weil für uns die nähere Beſtimmtheit des Einzelnen zumal lebendigen zu finden eine Aufgabe iſt, die wir nie vollkommen löſen können. Für Gott aber iſt dieſer Gegenſaz des Allgemeinen und des Einzelnen nicht vorhanden, ſondern urſprünglich in ihm die Gattung mit der Geſammtheit aller ihrer Einzelweſen und die Einzelnen mit ihrem Ort in der Gattung zugleich geſezt und begründet, und was in dieſem Zuſammenhang nicht wirklich wird, iſt auch in ihm nicht möglich. Aus dieſen beiden Fällen ſind alle andern zuſammengeſezt, in denen der Unterſchied zwiſchen dem möglichen und wirklichen für uns eine Wahrheit hat. Die Vorſtellung aber von einem Möglichen außerhalb der Geſammtheit des wirklichen, z. B. von möglichen Weltkörpern außer und neben den jedesmal vorhandenen, hat nicht einmal für uns Wahrheit, weil wir nicht zu denken vermögen, wie der eine ſollte durch die göttliche Allmacht weniger wirklich geworden ſein als die andern, es müßte denn ſein, daß ſein Daſein nur eine Verminderung des wirklichen würde geweſen ſein, nicht eine Vermehrung.

3) Wenn nun die Differenz des wirklichen und möglichen wegfällt auf unſerm Gebiet: ſo kann auch zunächſt der Unterſchied zwiſchen einem abſoluten — das Wort in einem andern Sinn als oben gebraucht — und einem hypothetiſchen Wollen oder Können Gottes nicht beſtehen; es ſoll nämlich das abſolute ſein das an und für ſich gewollte und gewirkte, das hypothetiſche aber das auf irgend eine Bedingung geſtellte, ſo daß die Allmacht Gottes gleichſam in ihrer Richtung aufgehalten wird, wenn die Bedingung nicht eintritt. Dieſer Unterſchied iſt vorzüglich geltend gemacht worden für den allmächtigen Willen Gottes in Ertheilung

der Seligkeit, und dieſer beſondere Fall kann hier nicht weiter verfolgt werden. Es iſt aber offenbar, daß er überall gelten müßte, wo ein entwikkelteres Leben im Spiel iſt, daß aber die Regungen eines ſolchen für die göttliche Allmacht keine Bedingung ſein können, indem es ſelbſt in dieſer gegründet iſt. Da nun das entwikkeltere Leben oder die Freiheit überall in das Gebiet der Wechſelwirkung eingreift, ſo muß man ſagen, alles was geſchieht, geſchieht ſowol vermöge eines abſoluten als auch vermöge eines bedingten göttlichen Willens. Vermöge des lezten nämlich, wenn man es betrachtet in dem Gebiet der Wechſelwirkung, weil, wenn hier irgend etwas wäre anders geweſen, auch jenes anders geworden wäre; vermöge eines abſoluten, wenn man es betrachtet als ein Fürſichbeſtehendes, denn es iſt wie es iſt, ſo ſehr von Gott gewollt, daß auch alles andere ſo werden muß wie jenes darauf einwirkt. Nimmt man aber an, daß in Bezug auf irgend etwas der allmächtige Wille Gottes bedingt ſei und nicht zugleich auch unbedingt d. h. bedingend, ſo kommt man immer auf den Unterſchied eines wirkſamen und unwirkſamen göttlichen Willens, der freilich auch iſt behauptet worden *); aber ſchwerlich doch möchte man mit Recht etwas unwirkſames einen göttlichen Willen nennen, ſondern der göttliche Wille muß auf dem zeitlichen Gebiet immer in der Erfüllung begriffen ſein, und hierauf werden alle Fälle eines ſcheinbar unwirkſamen göttlichen Willens können zurükgeführt werden.

---

*) S. Gerh. l. T. III. p. 202. Allein in der dort angeführten Stelle des Auguſtinus iſt dieſer Unterſchied nicht begründet, ſondern dieſer Kirchenlehrer behauptet dort wie überall, omnipotentis voluntas semper invicta est und omnia quaecunque vult facit.

4) Dieſelbe Aufhebung des Unterſchiedes zwiſchen dem möglichen und wirklichen enthält auch die Regel zur Beurtheilung der gewöhnlichen Erklärungen der göttlichen Allmacht, daß ſie nämlich ſei die göttliche Eigenſchaft, vermöge deren Gott alles bewirken könne, was möglich ſei oder was keinen Widerſpruch in ſich ſchließe, und eben ſo die Eigenſchaft, vermöge deren er alles bewirken könne was er wolle. Denn was die erſte betrifft, iſt ſie vollkommen richtig wenn man den Widerſpruch realiter nimmt, nämlich das ſei widerſprechend, was in der Geſammtheit des Seins keinen Ort finden könne; dann aber iſt auch alles mögliche wirklich. Nimmt man aber den Widerſpruch logiſch, ſo iſt der Zuſaz völlig überflüſſig, denn ein ſolches bewirken iſt gar keines, weil es weit mehr zerſtören iſt als bewirken. Auf jeden Fall aber iſt auch an dieſer Erklärung noch zu bemerken, daß ſie ſagt, Gott könne bewirken vermöge der Allmacht, da ſie ſagen ſollte, er bewirke; und in ſofern iſt ſie der zweiten gleich und an beiden zu tadeln, daß ſie einen Unterſchied ſezen zwiſchen Können und Wollen. Denn wenn auch dem Umfang nach beide gleich geſezt werden und dadurch die Beſchränkung aufgehoben, welche darin liegt, wenn eines von beiden größer iſt als das andere: ſo iſt auch ſchon die Trennung beider, als ob Können ein anderer Act oder Zuſtand ſei als Wollen, eine Unvollkommenheit. Denn das Können abgeſondert von dem Wollen gedacht ſezt voraus, das Wollen ſei ein zeitlich entſtehendes oder eines Antriebes bedürftiges, und das Wollen ohne Können gedacht ſezt voraus, das Können ſei ein von außen gegebenes, nicht in der inneren Kraft gegründetes. Laſſen ſich aber Können und Wollen auch in unſern Gedanken von Gott nicht trennen, ſo

laſſen ſich auch weder Wollen und Thun trennen noch Können und Thun, ſondern die ganze Allmacht iſt ungetheilt und unverkürzt die thuende und bewirkende. Daher wir uns auch von ſolchen Formeln lieber losſagen, wie Nunquam tot et tanta efficit Deus, quin semper plura et maiora efficere possit. Oder Deus absoluta sua potentia multa potest, quae non vult nec forte unquam volet, und die ganze damit zuſammenhangende Unterſcheidung in potentia absoluta und actualis *). Sondern ſtatt dieſer verwirrenden Abſtractionen iſt es weit beſſer Können und Wollen gar nicht zu trennen.

5) Wie wir aber von dieſer wirkſamen Allmacht geſagt haben, daß ſie ſich in der Geſammtheit des von uns als ſchlechthin abhängig gefühlten Seins nicht unvollſtändig ſondern vollſtändig offenbare: ſo können wir noch weniger zugeben, daß ſie ſich eben ſo gut auch gar nicht hätte offenbaren können, und daß man ſich die Allmacht auch denken könne abgeſondert von der ſchöpferiſchen und erhaltenden Thätigkeit. Hierauf aber beruht der von vielen Theologen angenommene Unterſchied zwiſchen einem *freien* und *nothwendigen* Willen Gottes **). Dieſer betrifft zwar ausdrüklich den Willen, und niemand redet wol von nothwendiger und freier Macht Gottes; allein da wir Wollen und Können nicht zu trennen vermögen, ſo muß uns auch Willen und Macht daſſelbe ſein. Es ſoll aber der nothwendige Wille Gottes derjenige ſein, vermöge deſſen Gott ſich ſelbſt will, und der alſo mit ſeinem Weſen eines und daſſelbe iſt, und dieſe Vorſtellung trifft zuſammen mit der von den Scholaſtikern

---

*) S. Gerhard l. th. I. p. 252. sq.

**) Gerh. l. th. III, p. 203.

aufgeſtellten unten noch zu erwähnenden aseitas Gottes. Allein ein Sichſelbſtwollen Gottes bleibt immer eine unbequeme Formel. Denn wir können uns dabei nur zweierlei vorſtellen, Selbſterhaltung auf der einen Seite, Selbſtbilligung auf der andern *); Selbſterhaltung aber läßt ſich kaum trennen von der Vorausſezung, daß dem Sein des zu erhaltenden etwas entgegenſtehe **), Selbſtbilligung, wenn auch abſolut und ohne Mehr und Minder gedacht, ſezt doch ein reflectirendes alſo geſpaltenes Bewußtſein voraus. Wenn nun dieſem nothwendigen Willen der freie gegenübergeſtellt wird, als der vermöge deſſen Gott die Welt will: ſo iſt weder der Gegenſaz ſelbſt auf Gott anwendbar, noch auch was unter die entgegengeſezten Glieder gebracht wird, iſt von einander zu trennen. Denn wo ein ſolcher Gegenſaz beſteht, da iſt das nothwendige unfrei oder das freie willkührlich, und Beides iſt eine Unvollkommenheit, wie der ganze Gegenſaz nur in dem durch anderes mitbedingten Sein ſeine Bedeutung hat ***). Eben ſo wenig kann man aber auch Gottes Wollen ſeiner ſelbſt und Gottes Wollen der Welt von einander getrennt denken. Denn will er ſich ſelbſt, ſo will er ſich auch als Schöpfer und Erhalter, worin alſo das Wollen der Welt eingeſchloſſen iſt; und will er die Welt, ſo will er in ihr ſeine ewige und allgegenwärtige Allmacht, worin alſo das Wollen ſeiner ſelbſt eingeſchloſſen iſt. Iſt nun beides nur daſſelbe, ſo kann auch nicht das eine mehr oder weniger nothwendig und frei ſein als das andere. Es leuchtet aber auch von ſelbſt ein, daß dieſer Unterſcheidung in der Art wie Gott in unſerm frommen Selbſtbewußtſein vorkommt, nichts entſpricht, und daß ſie auch eben ſo wenig einen vermittelnden combinatoriſchen Werth hat, woraus denn folgt, daß ihr ein dogmatiſcher Gehalt gar nicht zukommt, ſondern ſie nur in der rationalen Theologie einen Ort finden könnte.

---

*) Wegſcheider §. 6. erklärt die voluntas necessaria als amor Dei erga se ipsum.

**) Dies ſcheint auch zu liegen in dem völlig unpaſſenden Ausdruk den göttlichen Willen eine vis oder facultas appetendi et aversandi zu nennen, durch welche Formel offenbar die menſchliche Bedürftigkeit auf Gott übertragen wird. Sie findet ſich aber noch in den meiſten Lehrbüchern.

***) Siehe §. 49, 5.

6) Als eine der Allmacht entſprechende aber ruhende göttliche Eigenſchaft findet man häufig aufgeführt die *Unabhängigkeit* Gottes, und im allgemeinen erklärt als die Eigenſchaft, vermöge deren Gott niemanden nichts ſchuldig ſei, ſondern Herr über alles. Das Herr ſein iſt aber ſchwerlich als eine ruhende Eigenſchaft zu denken, ſondern iſt einerlei mit der Allmacht, denn nur durch Macht iſt jemand Herr. Daher auch dieſe Unabhängigkeit zerfällt in die phyſiſche und moraliſche, welches beiläufig nicht ſehr für die Richtigkeit entweder dieſer Eintheilung oder der Faſſung jenes Begriffes ſpricht. Ein Theil der Herrſchaft, nämlich die geſetzgebende, fällt auch unter dem Namen der göttlichen Majeſtät den moraliſchen Eigenſchaften anheim und wird ein Element in dem Begriff der göttlichen Gerechtigkeit. Auch das Niemand nichts ſchuldig ſein wird zum Theil als ein moraliſches angeſehen, daß nämlich Gott nicht verpflichtet werden kann, und ſo bleibt als die eigentliche Unabhängigkeit im engeren Sinne nur übrig die ſcholaſtiſche aseitas, daß nämlich Gott den Grund ſeines Seins und Beſtehens in ſich ſelbſt hat. Statt deſſen aber hätte man wol,

damit dies nicht ins Unendliche zurükgeworfen werden könne, lieber ſagen ſollen, es könne in Beziehung auf Gott überall nach keinem Grund gefragt werden; und dies iſt in dem urſprünglichen allgemeinen Abhängigkeitsgefühl zwar allerdings mit enthalten, kann aber wol ſchwerlich als eine beſondere Eigenſchaft dargeſtellt werden. Will man aber einmal die Formel aufſtellen, daß Gott den Grund ſeines Seins in ſich ſelbſt hat: ſo darf auch, zufolge des obigen, in dieſer Hinſicht das göttliche Thun vom göttlichen Sein nicht getrennt, und es muß als ein allgemeiner Kanon aufgeſtellt werden, daß zu keinem göttlichen Thun ein Beſtimmungsgrund außer Gott zu ſezen iſt, welches auch um ſo mehr einleuchtet, da alles, worin man einen ſolchen ſezen wollte, ſelbſt ſeinen Beſtimmungsgrund in dem göttlichen Willen hat.

Viertes Lehrſtük, die Allwiſſenheit Gottes.

68.

Die göttliche Allwiſſenheit verhält ſich zur göttlichen Allmacht nicht wie ſich menſchlicherweiſe Verſtand und Willen verhalten; ſondern iſt nur die Geiſtigkeit der göttlichen Allmacht ſelbſt.

Anm. Unter Geiſtigkeit ſoll hier nichts anders verſtanden werden, als was oben ſchon die innige Lebendigkeit genannt ward, und es kommt weit mehr darauf an, daß der Unterſchied feſtgeſtellt werde zwiſchen dem auf das höchſte Weſen bezogenen Abhängigkeitsgefühl und dem, welches eine blinde und todte Nothwendigkeit einflößen könnte, als daß die Aehnlichkeit zwiſchen Gott und dem, was wir Geiſt nennen, auf beſtimmte Weiſe feſtgeſtellt werde, wovon unten noch wird zu reden ſein. Jenen Unterſchied aber wiſſen wir nicht beſſer zu bezeichnen, als indem wir dem todten blinden das lebendige und bewußte entgegenſtellen, weil das bewußte Leben uns das höchſte iſt. Dabei aber wiſſen wir wol, daß wir in Gott kein Bewußtſein wie das unſrige zu denken haben — wie denn auch das bibliſche πνεῦμα darauf nicht hinführt — und daß wir, um das Verhältniß der Abhängigkeit rein zu erhalten, uns wol hüten müſſen, Gott etwan als eine wahrnehmende und empfindende Seele der Welt zu denken.

1) **Auf dieſelbe Weiſe und aus demſelben Grunde wie der göttliche Wille kein Begehrungsvermögen iſt, iſt auch die göttliche Allwiſſenheit kein Vernehmungsvermögen, weil ſie weder erfährt noch zuſammenſchaut und zuſammendenkt. Weil bei uns Verſtand und Willen nicht ganz und vollkommen daſſelbe ſind: ſo erkennen wir einen Gegenſaz an zwiſchen dem Denken, auf welches das Wollen folgt, und welches wir durch die Ausdrükke Zwekbegriffe und Beſchlüſſe bezeichnen [*], und zwiſchen dem Denken, welchem das Wollen, ſei es nun als Aufmerkſamkeit oder als Inſichgekehrtheit vorangeht, und welches Erfahrung oder Betrachtung wird. Da es aber für Gott keine Gegenſtände der Erfahrung oder Betrachtung giebt als das durch ſeinen Willen beſtehende: ſo iſt auch dieſer Gegenſaz in den Verſtandesthätigkeiten auf Gott nicht anwendbar, ſondern alles göttliche Wiſſen iſt das Wiſſen des Beſchloſſenen und Gewollten [**]. Der Ausſpruch Quum non alia ratione quae futura ſunt praevideat, ni-**

---

[*] Non in eo praecedit viſio operationem, quoniam coaeterna eſt viſioni operatio, praeſertim cum non aliud ei ſit videre et aliud operari; ſed ipſius viſio ipſius eſt operatio. Erigena *de Praed.* p. 125.

[**] Ea ergo videt, quae facere voluit, neque alia videt niſi ea quae facit. *Id. ibid* p. 124.

si quia ut fierent decrevit *) läßt ſich eben ſo vollkommen auf das gegenwärtige und vergangene anwenden nach jenem andern Deo complectenti in se omnia futura pro factis sunt **). Da nun aber nach dem obigen auch zwiſchen dem beſchloſſenen und ſeiner Ausführung ein ſolcher Unterſchied wie bei uns, vermöge deſſen uns die Zwekbegriffe oft nur Ideal bleiben, nicht ſtattfinden kann, indem ſonſt die göttliche Allmacht ſich nicht vollkommen darſtellte im endlichen Sein; und da auch zu dem Denken, damit ſein Gegenſtand werde, bei Gott weder andere den leiblichen analoge Thätigkeiten noch ein gegebener Stoff hinzukommen kann ***): ſo iſt alſo das göttliche Denken um ſo mehr ganz daſſelbe mit dem göttlichen Wollen, und Allmacht und Allwiſſenheit einerlei. Welches auch, da in Gott ein Unterſchied zwiſchen Wort und Gedanken gar nicht anzunehmen iſt, in allen ſolchen Stellen ausgedrükt wird, welche das göttliche Wort als das ſchaffende und erhaltende darſtellen; und es iſt vollkommen richtig, was auch vielfältig iſt geſagt worden, daß alles iſt dadurch daß Gott es ſpricht oder denkt †). Indem nun ſo dies göttliche Wiſſen für die göttliche Productivität die ſchaffende ſowol als erhaltende ſelbſt erkannt wird, ſo folgt daraus zuerſt dieſes, daß das endliche Sein eben ſo vollkommen in dem göttlichen Wiſſen aufgehn muß als in der göttlichen Allmacht, und das göttliche Wiſſen auch eben ſo ganz in dem endlichen Sein ſich darſtellt wie die göttliche Allmacht; dann aber auch, daß es außer dieſem mit der Allmacht identiſchen nicht noch ein anderes göttliches Wiſſen geben kann, eben ſo wenig als dem Umfange nach eben ſo wenig auch der Art und Weiſe nach, keines alſo, das ein bloß mögliches nicht wirkliches zum Gegenſtand hätte, und auch keines, zu deſſen Behuf gleichſam das endliche Sein müßte vorausgeſezt werden. Oder um es kurz zu ſagen, Gott weiß[*] alles was iſt, und alles iſt was er weiß, und dieſes beides iſt eines und daſſelbe, weil ſein Wiſſen und ſein allmächtiges Wollen eines und daſſelbe iſt. Durch dieſe mit den angeführten Stellen auf das genaueſte zuſammenhängende uralte Anſicht werden freilich viele andere oft wiederholte größtentheils ſpätere Beſtimmungen über die göttliche Allwiſſenheit aufgehoben, von denen aber auch leicht iſt nachzuweiſen, daß ſie das, was wir als an ſich zu unſerer Beſchränktheit gehörig anerkennen müſſen, in Gott via eminentiae unbeſchränkt ſezen.

---

*) Calvin. Institt. III, 23. 6.

**) Hilar. in Ps. CXXI, 10.

***) S. Anselm. *Monol. cp.* XI.

†) Quicquid fecit, per suam intimam locutionem fecit, sive singula singulis verbis sive potius uno verbo simul omnia dicendo. Anselm. *ibid. cp.* XII. Quid enim est aliud illi rem loqui aliquam hoc loquendi modo quam intelligere. *ibid. cp.* XXIX. — Was iſt die ganze Kreatur anders denn ein Wort Gottes von Gott geſaget und ausgeſprochen . . . daß alſo Gott das Schaffen nicht ſchwerer ankommt denn uns das Nennen. An ſolchen Gedanken haben die heiligen Väter Auguſtinus und Hilarius ihre Luſt auch gehabt. Luther zu Geneſ. 1. §. 51.

2) Hierhin gehört zunächſt wenn man in Gottes Wiſſen um das Sein unterſcheidet die Anſchauung, die Erinnerung und das Vorherwiſſen, und die

---

[*] Wie ſchwierig es überhaupt iſt dieſen Ausdruk von Gott zu gebrauchen, darüber erklärt ſich eben ſo ſcharfſinnig als tiefſinnig Augustinus *de div. qu. ad Simplician.* I. qu. II, welche ganze Abhandlung über dieſen Gegenſtand vor allem andern zu empfehlen iſt.

göttliche Allwiſſenheit als die allervollkommenſte Erkenntniß *) der Dinge aus dieſen dreien zuſammenſezt. Denn da daſſelbige, was jezt ein gegenwärtiges iſt, hernach ein vergangenes wird, wie es vorher ein zukünftiges geweſen: ſo müſſen dieſe drei Erkenntnißarten in Gott entweder zugleich ſein für denſelben Gegenſtand, aber dann können ſie auch nur eine und dieſelbe ſein und ihre Unterſchiede müſſen ſich im Zugleichſein gänzlich abſtumpfen, oder ſollen ſie unterſchieden und außer einander ſein, ſo müſſen ſie auch in Gott auf einander folgen, je nachdem die erkannten Dinge aus der Zukunft in die Vergangenheit übergehen, wodurch denn gegen den Kanon der Unveränderlichkeit eine zeitliche Differenz in das göttliche Wiſſen gebracht wird. Wenn wir nun ſagen, das vollkomne Wiſſen um das Fürſichbeſtehen eines Dinges ſei einerlei mit dem Wiſſen um das innere Geſez ſeiner Entwiklungen, und das Wiſſen um ſeinen Ort im Gebiet der allgemeinen Wechſelwirkung ſei einerlei mit dem Wiſſen um den Einfluß aller Dinge auf daſſelbe, beides aber ſei in Gott ein und daſſelbige unzeitliche das Sein des Gegenſtandes beſtimmende göttliche Wiſſen, bei uns aber werde beides ein verſchiedenes und zeitliches und daher unvollkomnes, weil unſer Wiſſen nicht das Sein des Gegenſtandes beſtimme, ſondern durch daſſelbe beſtimmt werde: ſo haben wir eine Andeutung um jene zu große Vermenſchlichung des göttlichen Wiſſens nach Möglichkeit zu vermeiden **). — Ferner gehört dahin wenn

---

*) Omniscientia divina est attributum, quo omnium rerum cognitionem habet longe perfectissimam. Reinh. §. 35. 1.

**) Cum enim demsero de humanâ scientiâ mutabilitatem - - - - et reliquero solam vivacitatem certae atque man jene drei Arten des Wiſſens zuſammenfaßt als das freie oder anſchauliche göttliche Wiſſen (scientia libera, visionis) und dieſem gegenüberſtellt ein nothwendiges Wiſſen oder bloßes Denken (scientia necessaria, simplicis intelligentiae) vermöge deſſen Gott ſich ſelbſt und alles mögliche weiß *). Denn was zuerſt die Sonderung des möglichen vom wirklichen betrifft, ſo iſt doch zunächſt gewiß, daß das wirkliche auch zu dem möglichen gehört und Gott demnach auch von den wirklichen Dingen als möglichen außer der anſchaulichen Kenntniß auch die nothwendige Kennniß hat vermöge deren er ſie bloß denkt. Abgeſehen ſchon davon, daß die Ausdrükke scientia visionis und simplicis intelligentiae gar zu ſehr danach ausgeprägt erſcheinen, daß wir das bloß mögliche innerlich denken, das Bewußtſein aber der Wirklichkeit eines Dinges auf dem unmittelbaren Sinneseindruk beruht, und ſchon deshalb die ganze Eintheilung verdächtig erſcheinen muß: ſo bleibt doch das wenigſtens gewiß, daß da in der göttlichen Erkenntniß des wirklichen beides iſt, das eine zu dem andern hinzukommt. Da aber das mögliche nur wirklich wird durch die göttliche Allmacht, und alſo das hinzukommen der scientia visionis zu der scientia simplicis intelligentiae nicht von etwas außer Gott, wie bei uns freilich von etwas außer uns, abhängt: ſo fragt ſich warum nicht bei allem möglichen die scientia visionis hinzukomme, das heißt warum Gott nicht alles mögliche wirklich gemacht habe, und es iſt unmöglich, daß man nicht, auch

---

inconcussae veritatis unâ atque aeternâ contemplatione cuncta lustrantis - - insinuatur mihi utcunque scientia Dei. August. *l. c.*

*) S. Gerh. *loc.* I. *p.* 148.

von dieſem Geſichtspunkt, daß Gott ja mußte das abſolut Größte der Erkenntniß in ſich ſezen wollen, auf die alte Antwort zurükkommen ſollte, daß es dem an ſich möglichen doch fehle an der Möglichkeit mit allem wirklichen zuſammen zu ſein. Da aber nur wir in unſerm unvollkomnen vereinzelten Denken das Fürſichgeſeztſein eines Dinges und ſein Verhältniß zu allen anderen, das heißt ſeine Anſichmöglichkeit und ſeine Mitmöglichkeit trennen, für Gott aber beides daſſelbe iſt: ſo iſt das, deſſen Sein mit dem Sein alles übrigen ſtreitet, auch in ſich widerſprechend, alſo giebt es auch davon kein göttliches Wiſſen nach der richtigeren Erklärung, die Allwiſſenheit ſei die vollkommenſte Vorſtellung alles deſſen was erkannt werden kann *), und es muß bei dem obigen bleiben, daß Gott nur ſieht, was er auch macht. Hierin liegt auch ſchon, was von der ſogenannten scientia media, auch futuribilium oder de futuro conditionato, zu halten ſei, vermöge deren nämlich Gott wiſſen ſoll, was gefolgt ſein würde, wenn etwas eingetreten wäre, was nicht eingetreten iſt. Auch dieſe beruht ganz auf der Vorausſezung, daß auf einem jeden Punkt des Raumes und der Zeit außer dem was wirklich geſchieht, auch etwas anders an ſich möglich wäre. Dieſe Vorausſezung aber iſt in dem obigen ſo widerlegt, daß nun die ganze Vorſtellung darauf beruht, wenn das unmögliche an einem Punkt wirklich geworden wäre. Iſt aber das Denken des Unmöglichen in der Allwiſſenheit nicht begriffen: ſo fällt auch dieſe scientia media weg, weil das was nur auf dem wirklich werden des unmöglichen beruht ſelbſt unmöglich iſt. Allein wenn wir auch

---

*) perfectissima eorum omnium quae cognosci possunt repraesentatio. Gerh. l. c.

den Unterſchied wollen gelten laſſen, ſo dürfte doch wol, ſobald man die Sache vollkommen ausbildet, niemand Luſt haben eine ſolche scientia media anzunehmen. Iſt nämlich überhaupt auch für Gott etwas anderes möglich als das wirkliche: ſo iſt auch auf jedem Punkt unendlich viel möglich; und da jeder Punkt mitbeſtimmend iſt für alle übrigen, ſo entſteht für jeden Fall von jedem Punkt aus eine ganz andere Welt. Die Kenntniß nun dieſer unendlichmal unendlich vielen und auch unendlich oft immer anders ſich wiederholenden Welten iſt der Gegenſtand der scientia media, in welcher die Kenntniß der wirklichen Welt ſich als ein unendlich kleines verliert; welcher Abſtand ſich nun noch ins unendliche vervielfältigt, wenn man bedenkt, daß die scientia simplicis intelligentiae auch eine unendliche Anzahl urſprüngliche von der wirklichen verſchiedene Welten ſezt, für deren jede es ebenfalls eine ſolche scientia media geben muß. Da nun aber das Wirkliche nur durch die göttliche Allmacht wirklich wird, ſo iſt jenes die unendliche Kenntniß alles deſſen was die göttliche Allmacht nicht wirklich macht, wogegen aber die Werke der göttlichen Allmacht nur als ein unendlich kleines erſcheinen. Wenn wir uns nun einen menſchlichen Künſtler daneben denken, der, indem er ein Werk bildet, zugleich auch jeden Theil auf verſchiedene Weiſe anders dächte als er ihn wirklich macht: ſo wird uns dies nicht eine Vollkommenheit dünken ſondern nur eine Unvollkommenheit, daß nämlich ſein Bildungsvermögen ſchwankend iſt, und er erſt durch Wahl und Vergleichung zum Entſchluß kommen muß, und eben dieſe Unvollkommenheit iſt es, welche in der Vorſtellung jener scientia media von allen Schranken befreit auf Gott übertragen wird.

Das

Das erbauliche und beruhigende dieſer Vorſtellung, wie ſehr es auch gerühmt werde*), läuft doch im weſentlichen darauf hinaus, daß, wenn wir uns bei der Unluſt über fehlgeſchlagene Wünſche und Erwartungen zum frommen Bewußtſein erheben, das Gefühl der Ergebung ſo ausgedrükt wird, „Das Gewünſchte ſei deshalb nicht wirklich geworden, weil Gott vorausgeſehen es werde etwas minder gutes daraus erfolgen.“ Allein ſchon in dieſem Ausdruk iſt jenes unrichtige, daß Gott gleichſam in unſere nichtigen Vorſtellungen eingehend und ihnen zu Liebe wählend und berathend gedacht wird. Jene Schriftſtelle**), welche am urſprünglichſten Gottes allgemeine Billigung der Welt wie ſie iſt, ausdrükt, wenngleich ſie auch etwas menſchliches das nicht buchſtäblich genommen werden darf, darbietet, nämlich eine gleichſam prüfende Beſichtigung der Welt, berechtiget uns doch nicht zu ſagen, Gott habe auch das angeſehen, was er nicht gemacht, und ihm eine Vergleichung der wirklichen Welt mit allen jenen möglichen Welten zuzuſchreiben; ſondern der reine und ſchriftmäßige Ausdruk jener Ergebung bleibt nur der, Gott habe das von uns vorgeſtellte nicht hervorbringend gedacht, und es ſei alſo auch nicht in jener urſprünglichen oder vielmehr ewigen Billigung enthalten geweſen. Wenn wir uns nun nicht entſchließen können, dieſe scientia media für etwas zu halten: ſo veranlaßt doch der Name derſelben die Betrachtung, wie, indem man eine ſolche mittlere Erkenntniß einſchiebt zwiſchen die freie und nothwendige oder die anſchauliche und nicht anſchauliche [simplicis intelligentiae], der Gegenſaz zwiſchen dieſen aufgehoben oder wenigſtens fließend gemacht wird, welches alſo jene Eintheilungen ſelbſt in den Verdacht bringt, daß die beiden Glieder einander nicht ausſchließen. Denken wir uns nun einen Uebergang aus der scientia visionis durch die media, deren Gegenſtände noch in Verbindung mit dem wirklichen ſtehen, in das göttliche Wiſſen um das bloß an ſich mögliche, ſo iſt dieſer nicht ohne eine Verminderung der Lebendigkeit zu denken: und ſo entſteht auch von dieſer Seite das Reſultat, daß das Mögliche außer dem Wirklichen nicht könne ein Gegenſtand des göttlichen Erkennens ſein. Eben ſo bildet der Uebergang aus der freien Erkenntniß, welche zugleich die hervorbringende iſt, in die nothwendige durch die mittlere eine Verminderung der Productivität, indem die scientia media, als die scientia visionis vorausſezend und von ihr ausgehend, gleichſam die nach allen Richtungen ſich hemmende göttliche Erhaltung und Mitwirkung ausſpricht, die scientia simplicis intelligentiae aber, in welche ſich jene media verliert, ein ganz unthätiges oder leidentliches Denken darſtellt, grade wie bei uns die Vorſtellung des wirklichen, welche uns immer in Bewegung ſezt, ſich abſtuft in die auch noch bewegende des Wahrſcheinlichen durch Hoffnung oder Furcht lebhaft gefärbten, welche ſich dann in die gleichgültigen Schattenbilder des bloß möglichen verliert. Eine ſolche Aehnlichkeit aber auf Gott überzutragen ſollte billig bedenklich erſcheinen. Was aber zweitens die Zuſammenſtellung der göttlichen Erkenntniß des Möglichen und der göttlichen Selbſterkenntniß unter einen und denſelben Begriff der nothwendigen Erkenntniß betrifft, ſo iſt eben dadurch das göttliche Selbſtbewußtſein von der anſchaulichen Erkenntniß Gottes,

---

*) S. Reinh. Dogm. S. 112.

**) Gen. 1, 31.

d. h. alſo von der Erkenntniß ſeiner ewig allgegenwärtigen Allmacht getrennt ein gleichſam ruhendes Bewußtſein ſeines Weſens. Allein da ſich von der anſchaulichen göttlichen Erkenntniß-das Wiſſen um die Abhängigkeit des Wirklichen von Gott, d. h. alſo das Wiſſen um die erhaltende Wirkſamkeit Gottes nicht trennen läßt *), ſo haben wir ein zwiefaches göttliches Selbſtbewußtſein; das eine iſt das lebendige Bewußtſein des wirkſamen göttlichen Willens, das andere iſt ein gleichſam ruhendes und leidentliches Bewußtſein des göttlichen Weſens. Allein dies doppelte Selbſtbewußtſein läßt ſich kaum anders als auf den Unterſchied zwiſchen Weſen und Eigenſchaften oder Zuſtänden beziehen, welcher doch allgemein als unſtatthaft anerkannt wird. Schließt alſo das lebendige Selbſtbewußtſein des göttlichen Willens auch das des Weſens ſchon nothwendig in ſich, ſo kann es nicht noch ein anderes nothwendiges daneben geben. Und umgekehrt, will man auch das ruhende Bewußtſein des göttlichen Weſens, weil Beides gleich iſt, auf Eigenſchaften und Zuſtände beziehen, ſo würde es, zuſammengeſtellt mit der scientia simplicis intelligentiae und von der scientia visionis geſchieden, gleichſam die Totalität der möglichen göttlichen Wirkſamkeiten, und eine ſolche Ausdehnung des Unterſchiedes zwiſchen Möglichkeit und Wirklichkeit auf Gott ſelbſt wird wol Niemand zugeben wollen. Auch von dieſer Seite alſo zeigt ſich die Eintheilung der

---

*) Wie denn auch Viele, z. B. Gerhard III, p. 179. das göttliche Selbſtbewußtſein zwar auf der einen Seite zur scientia necessaria auf der andern aber zur scientia visionis rechnen; wiewol derſelbe am o. a. O. nur die Kenntniß des zufälligen wirklichen unter die scientia visionis begreift. Dieſelbe Verſchiedenheit findet man auch bei den Scholaſtikern ſchon.

göttlichen Allwiſſenheit in nothwendige und freie Erkenntniß als unhaltbar.

3) Stellt man nun zuſammen die göttliche Erkenntniß des wirklichen als eine beſondere und des möglichen wieder als eine beſondere, und dann in der erſten die Unterſcheidung der Erinnerung und des Vorherwiſſens von der Anſchauung: ſo ſind auf dieſe Art alle Unvollkommenheiten unſeres eigenen Bewußtſeins, ſo fern es auf Gegenſtände außer uns geht, in das höchſte Weſen hineingelegt; und es entſteht ſehr natürlich die Frage, ob nicht auch die Unvollkommenheit unſeres Selbſtbewußtſeins ihm zugeſchrieben iſt, welche darin beſteht, daß wir ein zwiefaches haben, ein urſprüngliches und ein reflectirtes, wovon jenes als Bewußtſein dieſes als Selbſtbewußtſein unvollſtändig iſt. Nun ſpielt allerdings die ganze göttliche Selbſterkenntniß, welche der *scientia necessaria* angehört, eben weil ſie von der göttlichen Thätigkeit getrennt iſt, gar ſehr in das reflectirte hinein; das urſprüngliche aber, das Selbſtgefühl tritt in der Theorie der Schule gar nicht hervor. Nur mittelbar ſofern Gott in irgend einem Sinn Affekte zugeſchrieben werden, welche ja doch nichts anders ſind als das in Aeußerung übergehende Selbſtgefühl läßt es ſich nachweiſen. Aber dieſes iſt dann auch nicht darzulegen ohne daß Gott Unvollkommenheiten aufgebürdet werden, indem die affectartigen Erregungen, welche in der volksmäßigen redneriſchen und dichteriſchen Sprache Gott allerdings beigelegt werden, doch ein anderes Verhältniß des Endlichen zu Gott als das der abſoluten Abhängigkeit vorausſezen, und alſo irgend wie ein leidentliches Afficirtſein des höchſten Weſens. Iſt aber die göttliche Allwiſſenheit nichts anderes als die abſolute Lebendigkeit der gött-

lichen Allmacht, ſo iſt ſie auch nicht nur die vollkommne Identität des gegenſtändlichen Bewußtſeins und des Selbſtbewußtſeins, ſondern auch als Selbſtbewußtſein betrachtet iſt in ihr kein erſtes und zweites, d. h. kein Unterſchied eines die Thätigkeit gleichſam vorbereitenden und eines ſie abſpiegelnden Selbſtbewußtſeins. — In der gewöhnlichen Darſtellung wird aber außerdem auch noch auf der Seite des gegenſtändlichen Bewußtſeins ein ſolcher Unterſchied eines erſten und zweiten in Gott angenommen, indem nämlich von der Allwiſſenheit die Weisheit unterſchieden wird. Denn unter der Allwiſſenheit wird diejenige Erkenntniß verſtanden, von welcher wie von unſerer Wahrnehmung das Sein des Erkannten unabhängig iſt und alſo vorausgeſezt werden kann*), unter der Weisheit aber diejenige, welche dem Sein der Dinge ſo vorangeht, daß dieſes davon abhängig und durch den göttlichen Willen darnach geordnet iſt nach der Analogie unſerer Zwekbegriffe. Sofern nun zufolge der gewöhnlichen Erklärung in dem Begriff der göttlichen Weisheit mit dem, was wir bei uns Weisheit nennen, nämlich der Richtigkeit der Zwekbegriffe, auch das verbunden iſt, was wir Klugheit nennen, nämlich die richtige Wahl der Mittel**), ſo kann hier eigentlich nicht von ihr

---

*) Manche wie Gerhard III. p. 129. ſagen zwar scientia Dei necessaria praecedit actum voluntatis, libera sequitur actum voluntatis; allein die necessaria thut das nicht als ſolche, denn ſonſt müßte aller Unterſchied zwiſchen dem Möglichen und Wirklichen, den doch auch dieſe Lehrer annehmen, wegfallen und alles mögliche wirklich werden; ſondern nur das von der Weisheit aufgenommene zieht wirklich einen Willensact nach ſich.

**) Sapientia est attributum quo in capiendis consiliis et adminiculis eligendis leges summae perfectionis sequidie Rede ſein, da der beziehungsweiſe Gegenſaz von Zwek und Mittel, indem darin auch die andern von Uebergeordnet- und Untergeordnet-ſein, ſo wie von Zulänglichkeit und Unzulänglichkeit enthalten ſind, die Entgegenſezungen des Selbſtbewußtſeins, von denen wir hier nur die Wurzel betrachten, zu beſtimmt ausſpricht *). Aber über die Trennung der Weisheit von der Allwiſſenheit iſt in Bezug auf leztere noch folgendes zu erinnern. Da von dem was wir erkennen, das wenigſte von unſerer Thätigkeit ausgeht, ſo iſt allerdings für uns ein von unſerm Einfluß auf die Gegenſtände unabhängiges Erkennen derſelben in ihrem Sein ein Gut und eine Vollkommenheit. Schließen wir aber das Gebiet unſeres wenn auch noch ſo beſchränkten Bildens und Hervorbringens ab, und fragen, ob es dann eine Vollkommenheit ſei, wenn hintennach der Künſtler eine Erkenntniß ſeines Werkes bekommt, welche von dem der Hervorbringung zum Grunde liegenden Urbild unterſchieden werden kann: ſo wird offenbar jeder antworten, eine Unvollkommenheit ſei es gleichviel ob des Urbildes oder der bildenden Thätigkeit ſelbſt, oder auch der Abſchließung jenes Gebietes, ſo daß noch etwas fremdes habe Einfluß auf das Werk gewonnen. Nun aber iſt die ganze Welt das Gebiet des göttlichen Bildens und Hervorbringens, und ſo abgeſchloſſen, daß nichts außer demſelben Einfluß darauf gewinnen kann. Alſo wäre jedes Unterſcheiden der Weisheit und der Allwiſſenheit ihrem Inhalt nach eine Unvollkommenheit; und iſt die gött-

---

not. Reinh. §. 37. und faſt eben ſo Wegſcheider §. 66. beide nach Gerhard III. p. 195. not.

*) S. oben §. 49. Anm. c.

liche Weisheit der Inbegriff der göttlichen Zwekbegriffe, ſo iſt ſie eben ſo ſehr nichts anders als die abſolute Lebendigkeit der göttlichen Allmacht, wie wir dieſes von der Allwiſſenheit behaupten. Aber auch der Form nach kann eine ſolche Differenz in Gott nicht geſezt werden; denn weder können in dem höchſten Weſen, wie bei uns, die Zwekbegriffe mehr einen innerlichen das Wiſſen aber einen äußeren Urſprung haben, noch auch die Begriffe, welche in der göttlichen Allwiſſenheit geſezt ſind, mehr oder weniger mit dem göttlichen Wollen verbunden ſein als die in der göttlichen Weisheit geſezten, da ja dieſe dieſelben ſind wie jene. Dieſe gänzliche Einerleiheit der göttlichen Weisheit und Allwiſſenheit giebt ſich auch daran zu erkennen, daß, wie ſonſt gewöhnlich die Weisheit aus der Allwiſſenheit abgeleitet wird, hier umgekehrt die Einerleiheit gezeigt worden iſt, indem wir von der Weisheit ausgingen.

4) Nach dem, was ſchon §. 59, 3. geſagt worden, ſcheint es kaum nöthig auch hier noch das Bedenken zu beſeitigen, als ſei es Gottes nicht würdig auch die Kleinigkeiten in die göttliche Allwiſſenheit aufzunehmen, denn es leuchtet zu ſehr ein, daß es ohne Wiſſen des kleinen auch kein Wiſſen des großen in ſeinem wahren Zuſammenhange giebt. Allein es bietet ſich uns doch hier noch ein eigner Standpunkt dar zur Erörterung dieſer Sache. Wenn wir nämlich alles einzelne im allgemeinen Naturzuſammenhang betrachten, ſo iſt jedes in allen ſeinen Aeußerungen durch alles andere mit beſtimmt, und auch jedes die Aeußerungen alles anderen mitbeſtimmend. Alſo iſt auch in jeder kleinſten Veränderung die ganze Welt geſezt, und daher der Unterſchied zwiſchen kleinem und großem auf-

gehoben, indem alles Eins iſt und das ganze durch jeden Theil gleich ſehr bedingt, ſo wie jeder Theil durch das Ganze. Der Unterſchied aber zwiſchen großem und kleinem entſteht erſt, wenn der natürliche Zuſammenhang zerriſſen wird, wie das bei unſerm fragmentariſchen Wiſſen natürlich iſt. Die Vollkommenheit des göttlichen Wiſſens muß daher in dieſer Beziehung eben darin beſtehen, in dem kleinſten alles und im Ganzen auch das kleinſte zu ſehen. — Eben ſo nach dem §. 63. geſagten ſcheint es unnöthig das Bedenken noch zu berükſichtigen, wie ſich das göttliche Vorherwiſſen auch der menſchlichen Handlungen mit der lebendigen Selbſtthätigkeit des Menſchen vertrage; denn wie man ſagt Gott erhalte das freie als freies, eben ſo auch muß man ſagen, er kenne das freie als freies, und zwar um ſo mehr, da ſein Erhalten und ſein Wiſſen nur eines und daſſelbe iſt. Auch läßt ſich jedem nachweiſen, daß er ſeine Freiheit nicht beſchränkt glaubt, wenn ein Anderer, der ihn genau kennt, in einzelnen Fällen ſeine Handlungen vorherſagt; und ſo wäre es hiernach vielmehr ſonderbar und unbegreiflich, wenn man Gott nicht die genaueſte Kenntniß der Freiheit jedes Einzelnen zuſchreiben wollte. Wenn aber Andere das göttliche Vorherwiſſen der menſchlichen Handlungen deßhalb bedenklich finden, weil man vorausſezen müſſe, wenn Gott die Sünden der Menſchen vorherwiſſe, ſo würde er ſie in jedem Falle verhindern, ſo gehört dieſes eigentlich nicht hieher. Denn die ſündliche Handlung, von welcher hier allein die Rede ſein kann, iſt nicht das Böſe, ſondern dies iſt in der Beſchaffenheit des Menſchen, woraus ſie hervorgeht. Wollte Gott alſo auch das Ausbrechen einer ſündlichen Handlung verhindern, ſo bliebe der Menſch, welcher ſie verrichten wollte, deshalb doch eben ſo böſe als ob er ſie verrichtet hätte, und das Böſe würde alſo dadurch nicht verhindert.

Anhang, von einigen anderen göttlichen Eigenſchaften.

69.

Unter den gewöhnlich aufgeführten göttlichen Eigenſchaften ſind vorzüglich noch die Einheit, die Unendlichkeit und die Einfachheit ſolche, welche auf den in den wirklichen Erregungen des frommen Bewußtſeins ſtattfindenden Gegenſaz keine Beziehung haben; allein ſie können auch nicht mit demſelben Recht wie die bisher abgehandelten als göttliche Eigenſchaften angeſehen werden.

Anm. Es wird nämlich durch dieſe Eigenſchaften nichts beſonderes in der Art, wie wir unſer frommes Bewußtſein auf Gott beziehen, ausgedrükt [S. §. 64.] ſondern nur die Beziehung auf Gott überhaupt.

1) Die **Einheit** Gottes iſt zunächſt und urſprünglich die unterſcheidende Formel der monotheiſtiſchen Religionsſtuffe. Wollte man aber dies als eine göttliche Eigenſchaft ausdrükken, ſo könnte es, da Zahl überall nie eine Eigenſchaft irgend eines Weſens ſein kann, wol nur auf die Art geſchehen, es ſei die Eigenſchaft, vermöge deren Gott zukomme, nicht ſeines gleichen zu haben. Mehrere gleiche aber ſind derſelben Art oder Gattung, und da die einzelnen Weſen das Daſein der Gattung ſind, die Gattung aber das Weſen der Einzelnen, ſo iſt die Einheit Gottes die Aufhebung des Unterſchiedes zwiſchen Weſen und Daſein.

In unſerm abſoluten Abhängigkeitsgefühl aber iſt das höchſte Weſen überall angedeutet als daſeiend, und auf dieſes kann alſo die Einheit Gottes keine andere Beziehung haben, als daß darin die Zuſammengehörigkeit aller Erregungen des frommen Bewußtſeins, ſo daß ſie nämlich nur Andeutungen von Einem ſein können und nicht von Mehreren, ausgeſprochen iſt. Nur unter dieſer Vorausſezung können überhaupt aus dem Inhalt jener Erregungen göttliche Eigenſchaften entwikkelt werden — wie denn im Polytheismus dergleichen auch gar nicht geſchehen kann — und darum ſteht die Einheit Gottes als monotheiſtiſcher Kanon über allen Unterſuchungen die göttlichen Eigenſchaften betreffend. Jene Zuſammengehörigkeit der frommen Erregungen aber iſt in derſelben unmittelbaren Gewißheit wie ſie ſelbſt gegeben, und daher die Einheit Gottes eben ſo wenig irgend eines Beweiſes oder einer Erörterung fähig als das Daſein Gottes ſelbſt. Daher auch die ſogenannten Beweiſe, da ſie aus andern Eigenſchaften geführt werden müſſen, entweder im Kreiſe herumgehn oder unhaltbar ſind und Mißverſtändniſſe veranlaſſen *).

2) Die Unendlichkeit iſt nicht ſowol eine Eigenſchaft Gottes als vielmehr die Eigenſchaft aller ſeiner Eigenſchaften, wie auch ſchon aus der gewöhnlichen Erklärung erhellt. Daher auch wenn man ſie als eine einzelne Eigenſchaft aufſtellt, bekommt man ohnfehlbar Eigenſchaften, welche ihr untergeordnet ſind, wie die Unermeßlichkeit als Unendlichkeit der Subſtanz und

---

*) Wie Lactanz I, 3. Virtutis perfecta natura non potest esse nisi in eo, in quo totum est ··· Deus vero si perfectus est non potest esse nisi unus, ut in eo sint omnia.

die Ewigkeit als Unendlichkeit der Exiſtenz *). Eben ſo aber müßte denn auch die Allwiſſenheit erklärt werden als die Unendlichkeit des Verſtandes, und die Allmacht als Unendlichkeit des Willens; und wenn dies nicht geſchieht, ſo iſt es nur ein Zeichen, daß der Ausdruk auch als Kanon bei der Bildung der göttlichen Eigenſchaften nicht gehörig angewendet wird, und daß man um die untergeordnete Unendlichkeit der Welt zu vermeiden, lieber einen Unterſchied in der Unendlichkeit der göttlichen Eigenſchaften annimmt. — Was aber die *Einfachheit* Gottes betrifft: ſo wird darunter größtentheils die Immaterialität verſtanden. Dieſe aber iſt theils keine Eigenſchaft, weil der Ausdruk nur eine Verneinung anzeigt, theils ſcheint es ſich ganz von ſelbſt zu verſtehen, daß, wenn Gott und Welt auch nur irgendwie ſollen unterſchieden werden, dann alle Materie der Welt angehörig ſein muß. Allein die Einfachheit, ſtreng genommen ſchließt nicht nur die Materialität aus, ſondern auch die Aehnlichkeit mit dem endlichen Geiſt, der im ſtrengen Sinne des Wortes keinesweges kann einfach genannt werden. Denn die relative Getrenntheit der Functionen widerſtreitet der Einfachheit, und jeder zeitliche Moment der geiſtigen Erſcheinung iſt eben ſo ſehr ein Ergebniß aus dem Ineinanderſein des beziehungsweiſe entgegengeſezten, wie jeder räumliche Moment der leiblichen Erſcheinung, und das höchſte Weſen muß eben ſo ſehr über die Natur des endlichen Geiſtes erhaben ſein als über die leibliche **). Der wahre Inhalt des Begriffs der Einſachheit iſt daher kein anderer als das ungetrennte Ineinanderſein aller göttlichen Thätigkeiten, wie ſie hier im allgemeinen und bei jeder beſonders iſt dargeſtellt worden. Auch dieſer Begriff ſagt daher nicht ſowol eine beſondere Eigenſchaft des göttlichen Weſens aus, als vielmehr das Verhältniß aller in unſerm Abhängigkeitsgefühl angedeuteten göttlichen Eigenſchaften zu einander.

---

*) S. Reinhard §. 33. 3.

**) Non est Deus mutabilis spiritus - - Nam ubi invenis aliter et aliter, ibi facta est quaedam mors. August. in Joh. Tr. XXIV. 9.

Zuſaz. Wenn wir nun zuſammennehmen ſowol dieſe von uns unter dieſem Titel nicht aufzunehmenden göttlichen Eigenſchaften als auch jene vier, welche wir geſucht haben ſoviel möglich in eins zuſammenzufaſſen: ſo erhellt, daß ſie ſich nicht auf irgend beſtimmte wirkliche Erregungen des frommen Bewußtſeins beziehn, ſondern nur das ihnen allen gemeinſame ausdrükken, auch daraus, daß man weder aus einer von ihnen einzeln noch aus allen zuſammengenommen irgend eine von den ſogenannten Pflichten gegen Gott ableiten kann. Denn jede beſtimmte fromme Erregung, mag ſie nun auf eine oder auf mehrere göttliche Eigenſchaften hinweiſen, muß in eine Thätigkeit ausgehn und daher als eine Handlungsweiſe beſchrieben werden können, welche eben, weil ſie ſich auf ein Bewußtſein von Gott gründet, auch ein Handeln in Beziehung auf ihn iſt, d. h. eine ſogenannte Pflicht gegen Gott ſelbſt oder doch gegen Andre oder ſich ſelbſt um ſeinetwillen. Mit den hier aufgeſtellten Eigenſchaften hängt aber kein ſolches Gebot zuſammen, denn weder der Eindruk der Allmacht noch der Ewigkeit für ſich noch beider vereint kann eine Handlungsweiſe beſtimmen; woraus denn folgt, daß jene Eigenſchaften ſelbſt nicht aus der Beſtimmtheit, ſondern aus dem gemeinſamen aller frommen Erregungen abgeleitet ſind.

Dritter Abſchnitt.

Von der Beſchaffenheit der Welt, welche in dem Abhängigkeitsgefühl an ſich angedeutet iſt.

70.

Die Allgemeinheit des Abhängigkeitsgefühls enthält den Glauben an eine urſprüngliche Vollkommenheit der Welt.

Anm. Unter Vollkommenheit wird hier nichts anders als die Einheit und Vollſtändigkeit der Zuſammenſtimmung des Geſezten in ſich, ohne daß daſſelbe irgendwie auf etwas anderes bezogen werde, verſtanden. Urſprünglich aber heißt dieſe Vollkommenheit, ſofern ſie nicht erklärt werden ſoll aus dem als Stetigkeit des frommen Wohlgefallens ausgebildeten Selbſtbewußtſein, in welchem ſich jeder Welteindruk mit dem einwohnenden Bewußtſein des höchſten Weſens leicht und unmittelbar einigt, ſondern ſchon aus der beharrlichen Richtung auf das abſolute Abhängigkeitsgefühl an ſich, und der dabei nothwendig vorausgeſezten Immergegenwärtigkeit Gottes in uns.

1) Da das Abhängigkeitsgefühl weder aufhört noch ſich vermindert, wenn wir unſer Selbſtbewußtſein zu dem der ganzen Welt zu erweitern ſuchen, und alſo alle Abſtuffungen des Seins, durch welche daſſelbe in dieſer Erweiterung durchgeht, in das Gefühl ſelbſt mit eingeſchloſſen ſind, dieſes auch überall ſich ſelbſt gleich iſt: ſo iſt alſo in dem Gefühl eine vollſtändige Zuſammenſtimmung aller Theile der Welt in dieſer Einheit und Einerleiheit des Begründetſeins derſelben im höchſten Weſen nothwendig enthalten. — Aber auch ohne an jene immer nur geforderte und angenäherte aber nie vollkommen vollzogene Erweiterung zu denken, ergiebt ſich daſſelbe, wenn wir nur das perſönliche

Selbſtbewußtſein in der Geſammtheit ſeiner Aeußerungen betrachten. Denn jede ſinnliche Beſtimmtheit des Selbſtbewußtſeins, mit welcher das höhere ſich einigen will, und auch an ſich betrachtet ſich mit jeder einigen kann, iſt ein Welteindruk. Alſo iſt auch ſo in allen Einwirkungen der Welt auf das Bewußtſein die Zuſammenſtimmung zur Erregung des Abhängigkeitsgefühls geſezt. Ja da das fromme Selbſtbewußtſein nicht wirklich werden kann ohne das ſinnliche, ſo iſt in uns allgemein der Glaube an die göttliche Allmacht bedingt durch dieſe Beſchaffenheit der Welt.

2) Es iſt aber auch dieſer Glaube an die urſprüngliche Vollkommenheit der Welt nur die andere Seite zu dem Glauben an die ewig allgegenwärtige und lebendige Allmacht. Denn wenn die Welt in dieſer allein begründet iſt, und auch wiederum die Allmacht ſich in der Welt vollſtändig ausdrükt, in ihr aber alle andern göttlichen Eigenſchaften, wie ſie bis jezt aufgezählt wurden, eines ſind: ſo kann auch nicht in der Welt als der Offenbarung des höchſten Weſens, welches der einzige hier vorwaltende Geſichtspunkt iſt, ein Unterſchied des Mehr oder Weniger oder gar des relativen Gegenſazes ſein, weder in Bezug auf die Abhängigkeit im allgemeinen noch in Bezug auf dieſe oder jene einzelne göttliche Eigenſchaft. Daher auch von dieſer Seite angeſehn der eine Glaube durch den andern bedingt iſt. Denn daß eine ſolche Zuſammenſtimmung der Welt zur Hervorrufung des frommen Bewußtſeins ebenfalls nicht gedacht werden kann ohne das Begründetſein derſelben in derſelben göttlichen Allmacht, welche ſich in der Erregung des frommen Bewußtſeins offenbart, leuchtet von ſelbſt ein.

3) Indem wir aber hier von jeder Beſtimmtheit

eines wirklichen Lebensmomentes abſehn, da wir nur von dem urſprünglichen innern Eins werden wollen des niedern und höheren Selbſtbewußtſeins ausgehen, und da nur in jener wirklichen Beſtimmtheit die Einigung gehemmt, ſonach ein theilweiſe überwundener Widerſtreit erſcheint, ſo iſt in dem Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit der Welt auch das, was in dem wirklichen Bewußtſein vorkommt, nicht enthalten, und die Welt, wie ſie in irgend einem Augenblik zeitlich auf uns einwirkt, nicht der reine Ausdruk jener urſprünglichen Vollkommenheit. Dieſer Begriff geht alſo überhaupt nicht auf das Gebiet der Erſcheinung als ſolcher, d. h. auf das Gewordene, denn dieſes iſt das zeitlich auf uns wirkende, ſondern auf das innere der Erſcheinung zum Grund liegende, d. h. auf die lebendigen Kräfte in ihrem beziehungsweiſe für ſich geſezt und durcheinander bedingt ſein, deren Urſächlichkeit die göttliche in der Entgegenſezung gleich iſt. Will man daher dem Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit den einer abgeleiteten oder gewordenen gegenüberſtellen, ſo müßte man ſagen, in jedem gegebenen Moment ſei die urſprüngliche Vollkommenheit die Totalität deſſen, was demſelben als reine Cauſalität (abgeſehen davon, daß dieſes ſelbſt in einem andern Sinne ein gewordenes iſt) zum Grunde liegt; die definitive aber ſei in dem was darin ſelbſt wahrhafte und poſitive Wirkung ſei und was daraus als Fortwirkung ſich entwikkeln werde. Die urſprüngliche Vollkommenheit, könnte man daher auch ſagen, ſei die Zuſammengehörigkeit aller beharrlichen Geſtaltungen des Seins und aller entgegengeſezten Functionen deſſelben.

4) Da nun die ganze Urſach ſich ſelbſt immer

gleich ſein muß, weil ſonſt nicht eine Reihe von Erſcheinungen oder Wirkungen auf ſie als ihre Einheit zurükbezogen werden könnte, ſo iſt auch die urſprüngliche Vollkommenheit der Welt während des ganzen Zeitlaufs ſich ſelbſt gleich, und weder das was in der Erſcheinung als hemmend geſezt iſt, kann in den Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit aufgenommen werden, da es nur in der Erſcheinung der Widerſchein iſt einer auf etwas anderes gerichteten Cauſalität, noch auch kann die Hemmung ſelbſt eine Verminderung der urſprünglichen Vollkommenheit andeuten, welche mithin unverlierbar iſt. Daſſelbe gilt eben ſo von allem, wodurch in der Erſcheinung das hemmende beſiegt wird, daß es in den Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit als ſolches nicht kann aufgenommen, ſondern nur allgemein in derſelben begründet ſein, ſo daß dieſe urſprüngliche Vollkommenheit eben ſo wenig als ſie der Verminderung fähig eben ſo wenig auch der Erneuerung bedürftig iſt. Dies folgt auch ſchon aus dem oben angegebenen Verhältniß dieſes Begriffs zu dem der allgegenwärtigen göttlichen Allmacht. — Der ſcheinbare Widerſtreit dieſer Behauptung mit der kirchlichen Lehre wird ſich im folgenden auflöſen. Bis dahin findet das Geſagte ſeine ſchriftmäßige Begründung in dem Ausſpruch, „Gott ſah an alles was er gemacht hatte, und es war alles ſehr gut". Dieſer Spruch iſt auf der einen Seite auf den Akt der Schöpfung als ſolchen bezogen, mithin jeder zeitliche aus einem früheren gewordene Zuſtand ausgeſchloſſen, auf der andern aber, da alles göttliche Erkennen alle Zeiten auf zeitloſe Weiſe in ſich ſchließt, muß auch dieſes gut, welches dem hier angegebenem Begriff von Vollkommenheit entſpricht,

ſpricht, auch alle Zeiten in ſich ſchließen und für ſie alle daſſelbe ſein.

Zuſaz. Die Lehre von der beſten Welt, wie ſie beſonders ſeit Leibniz in der ſogenannten natürlichen Theologie vorgetragen und auch von manchen Gottesgelehrten *) in derſelben Form in die Glaubenslehre aufgenommen worden iſt, beſagt eines theils daſſelbe, nur daß nicht allein die Vollkommenheit der lebendigen Kräfte ſondern auch die der Geſammtheit ihrer Entwiklung mit darin begriffen iſt, und daher die Aufgabe mit dieſer Vollkommenheit Sünde und Uebel in Uebereinſtimmung zu bringen anders geſtellt werden muß; andern theils aber beruht jener Begriff auch auf der hier nicht aufgenommenen Vorausſezung einer Mehrheit möglicher Welten, wodurch nicht nur die Vollkommenheit ſelbſt beſchränkt ſondern auch die göttliche Thätigkeit in Hervorbringung derſelben als eine kritiſche, d. .h ſecundäre und unvollkomne dargeſtellt wird.

71.

Zufolge der teleologiſchen Betrachtungsweiſe zerfällt dieſe Lehre für uns in zwei Lehrſtükke, das von der urſprünglichen Vollkommenheit der übrigen Welt in Beziehung auf den Menſchen und das von der urſprünglichen Vollkommenheit des Menſchen ſelbſt.

1) Wenn die frommen Erregungen, welche mit den leidentlichen Zuſtänden des Menſchen zuſammenhängen, denen ſollen untergeordnet und auf ſie bezogen werden, welche aus den thätigen hervorgehen: ſo muß man

---

*) S. u. a. J. D. Michaelis Comp. Th. dogm. §. 55.

auch beide von einander unterſcheiden. Die leidentlichen Zuſtände des Menſchen ſind aber durch die Einwirkung der ganzen übrigen Welt bedingt, wogegen in ſeiner Selbſtthätigkeit er der ganzen übrigen Welt entgegentritt. Da es nun urſprünglich nur das Bewußtſein eigner Zuſtände iſt, an welchen ſich das Abhängigkeitsgefühl entwikkelt, welches zugleich den Glauben an die Vollkommenheit der Welt in ſich ſchließt: ſo iſt auch der Glaube an die Vollkommenheit der übrigen Welt vorzüglich an die leidentlichen Zuſtände des Menſchen gebunden, der Glaube hingegen an ſeine eigne urſprüngliche Vollkommenheit hat ſeine Haltung vornehmlich in den thätigen Zuſtänden. Wollte man nun dieſe nicht beſonders herausheben, ſondern die urſprüngliche Vollkommenheit des Menſchen nur als einen Theil der Vollkommenheit der Welt in dieſe einſchließen: ſo erſchienen dann auch ſeine thätigen Zuſtände nur als ein Theil deſſen, was ſeine leidentlichen hervorbringt, und der teleologiſche Charakter wäre verlezt. Dieſer kann daher nur durch die angegebene Theilung aufrecht erhalten werden.

2) Man könnte hiegegen einwenden, daß, wenn auf die Beſchaffenheit der übrigen Welt nur aus den leidentlichen Zuſtänden des Menſchen reflectirt und dieſe ſelbſt auf ſeine Thätigkeit bezogen würden, alsdann auch die ganze Welt nur auf die Thätigkeit des Menſchen bezogen werden könnte, und von keiner andern Vollkommenheit derſelben als nur um des Menſchen willen die Rede ſein dürfte, daß aber dadurch offenbar dem Menſchen zuviel eingeräumt würde. Nun kann allerdings, z. B. bei der Einrichtung ferner Weltkörper, gar keine Beziehung auf den Menſchen gedacht werden: allein einestheils kommt auch dies nur der

von der Unvollkommenheit unſerer Erkenntniß, denn dieſe Einrichtung hängt doch zuſammen mit des Weltkörpers Verhältniß zu andern und ſeinem Ort im Ganzen, und dieſe Verhältniſſe ſtehn ſchon in Bezug mit dem Menſchen, wie denn überhaupt bei einer genauen organiſchen Zuſammenſtimmung alles eben ſo gut für jeden iſt wie jeder für alles; anderntheils kann und ſoll auch der Glaube an die Vollkommenheit der Welt, wie er hier zu erörtern iſt, nicht weiter gehen als das Gebiet der religiöſen Erregungen geht, und in dieſes greifen nur die Verhältniſſe der äußeren Welt zum Menſchen ein. Je mehr indeß die Erkenntniß der Welt ſich entwikkelt, um ſo mehr Verhältniſſe derſelben zu dem Menſchen werden ſich ebenfalls aufſchließen und alſo auch das Gebiet dieſer religiöſen Erregungen ſich erweitern, ſo wie eben das Bewußtſein der Unvollkommenheit unſerer Welterkenntniß in dem Glauben an die urſprüngliche Vollkommenheit der Welt mit repräſentirt iſt, indem derſelbe die Vorausſezung in ſich ſchließt, daß keine künftige Entwiklung der Erkenntniß dieſem Glauben zum Nachtheil gereichen könne.

Zuſaz. Es iſt natürlicher, daß die Lehre von der eigenthümlichen urſprünglichen Vollkommenheit des Menſchen dogmatiſch weit mehr ausgearbeitet iſt als die von der Vollkommenheit der Welt in Bezug auf den Menſchen. Ja dieſe leztere fehlt häufig ganz, was aber gewiß nicht nur der erſteren nicht zum Vortheil gereicht hat, ſondern auch die Behandlung der gewordenen Vollkommenheit unter dem Titel von der göttlichen Vorſehung findet ſich häufig auf eine Art verfehlt, wie es nicht hätte geſchehen können, wenn ein richtiger Begriff von der urſprünglichen Vollkommenheit der Welt zum Grunde wäre gelegt worden. Billig aber geht das minder nahe liegende und daher auch minder bearbeitete dem zuſammengeſezteren und wichtigeren als Einleitung voran.

Erſtes Lehrſtük, die urſprüngliche Vollkommenheit der Welt in Bezug auf den Menſchen.

72.

Wenn das abſolute Abhängigkeitsgefühl auf die Welt, ſofern wir ſie uns gegenüberſtellen, bezogen wird: ſo liegt darin die zwiefache Annahme, zuerſt daß die Welt dem Menſchen eine Fülle von Reizmitteln darbiete, um alle die Zuſtände zu entwikkeln, an denen ſich das Bewußtſein des höchſten Weſens verwirklichen kann; demnächſt aber auch, daß ſie in einer Fülle von Abſtufungen ſich von ihm behandeln laſſe, um ihm theils als Organ theils als Darſtellungsmittel zu dienen.

Anm. a. Bei den Reizmitteln bleibt hier völlig unbeſtimmt, ob ſie durch das Medium angenehmer oder unangenehmer Empfindungen wirken, indem die menſchliche Kraftentwiklung durch die einen ſo gut geleitet wird als durch die andern.

b. Die Unterſcheidung von Organ und Darſtellungsmittel iſt nur eine untergeordnete, denn jedes iſt in gewiſſem Sinne auch das andere; beide zuſammengenommen aber ſind den Reizmitteln entgegengeſezt, ſofern Kräfte ſchon entwikkelt ſein müſſen, ſowol damit der Menſch ſich etwas Aeußeres aneigne als auch damit er ſein Inneres in dem Aeußeren darſtelle.

1) Jeder menſchliche Zuſtand iſt nur in verſchiedenem Maaße ein Ineinander von Thätigkeit und Lei-

dentlichkeit, und auch die überwiegend ſelbſtthätigen, auf welche in der chriſtlichen Betrachtungsweiſe alles bezogen wird, müſſen durch ein vorangehendes leidentliches vereinzelt und geſchieden werden. Alſo kann auch die Geſammtheit dieſer ſelbſtthätigen Zuſtände nur zur Wirklichkeit kommen durch eine ſcheidende Geſammtheit leidentlicher, welche von Einwirkungen der Welt auf den Menſchen abhängen. Sonach beſteht die urſprüngliche Vollkommenheit der Welt darin, daß in ihr zeitlicherweiſe die Erregung jener leidentlichen Zuſtände gegründet ſei, d. h. daß ſie ein vollſtändiges ſei für die Empfänglichkeit des Menſchen, welche wiederum ſeine Selbſtthätigkeit erregt und beſtimmt. Um aber dies in ſeinem ganzen Umfang zu verſtehen iſt folgendes zu bemerken. Zuerſt indem wir den Menſchen rein als ſelbſtthätiges, in welchem ein Bewußtſein Gottes möglich iſt, d. h. als Geiſt auffaſſen, gehört ſeine leibliche Seite, in welcher jenes Bewußtſein nicht iſt, urſprünglich der Welt an, in welche er als Geiſt tritt, und wird erſt, ſo wie hernach durch ſie alles andere, allmählig des Geiſtes Organ und Darſtellungsmittel, zuerſt aber vermittelt ſie die reizenden Einwirkungen der Welt auf den Geiſt. Daher wir dieſe ganze Seite der Vollkommenheit der Welt darin zuſammenfaſſen können, daß in ihr im Zuſammenhang mit allem übrigen eine Organiſation wie die menſchliche geſezt ſei, zu welchem Zuſammenhang auch dieſes gehört, daß ſie alles übrige Sein dem menſchlichen Geiſte zuleitet. Dieſen als den Mittelpunkt der ganzen übrigen Schöpfung darzuſtellen, iſt nicht nur etwas allgemein menſchliches, ſobald nur jener Beſinnungspunkt eingetreten iſt, der eine teleologiſche Anſicht entwikkelt, ſondern auch die heiligen Geſänge und ſelbſt die Reden Chriſti ſind ſo voll davon, daß einzelne Stellen anzuführen überflüſſig wäre. Zum andern gehört zu den ſelbſtthätigen Zuſtänden, mit denen ſich das fromme Bewußtſein einigt, ganz vorzüglich auch das Erkennen, ohne welches auch das fromme Bewußtſein ſelbſt nur eine dunkle Erſcheinung bleiben müßte; und die Welt wäre offenbar um ſo minder vollkommen für den Menſchen, als ſie minder erkennbar wäre. Da nun alle Einwirkungen der Welt auf den Menſchen auch dem auf die Erkenntniß gerichteten Trieb einen Stoff darbieten, ſo können wir eben ſo dieſe ganze Seite der urſprünglichen Vollkommenheit zuſammenfaſſen in dem Begriff der Erkennbarkeit der Welt, mit der Vorausſezung, daß keine neu entſtehenden Einwirkungen der Welt auf uns jemals die Erkennbarkeit derſelben vermindern oder aufheben könnten. Jenes nun, das natürliche Beſtehen der menſchlichen Organiſation in der Welt, iſt die reale, dieſes die Erkennbarkeit iſt die ideale Seite der ſich unmittelbar auf die menſchliche Empfänglichkeit beziehenden urſprünglichen Vollkommenheit.

2) Wenn aber die Entwiklung der menſchlichen Thätigkeiten aller Art nur von den Einwirkungen der Welt abhinge, ſofern dieſe die Selbſtthätigkeit erregen, ſo würde es keine Fortſchreitung in denſelben geben, und alſo würde der Menſch als Gattung gar nicht entwikkelt, und überhaupt würde ſeine Selbſtthätigkeit nur als Reaction erſcheinen. Daher gehört zur Vollkommenheit der Welt auch eine an und für ſich betrachtet unbeſchränkte Empfänglichkeit der Welt für die durch die menſchliche Organiſation vermittelten Einwirkungen der menſchlichen Selbſtthätigkeit. Dieſe Einwirkungen aber haben die oben angegebene zwiefa-

che Richtung, die darſtellende, um alle Momente der Selbſtthätigkeit zu fixiren, damit ſie der Fortſchreitung zur Baſis dienen, und die anbildende, um jene vermittelnde Kraft der Organiſation zu vermehren. In dem Abhängigkeitsgefühl liegt daher auch, indem darin die Einigung alles Bewußtſeins mit dem Bewußtſein Gottes geſezt iſt, der Glaube an die an ſich unbeſchränkte Erhaltung und Verbreitung aller Akte dieſer Einigung durch die ſelbſtthätigen d. h. einwirkenden Zuſtände des Menſchen. Sowol die Erkennbarkeit der Welt wäre ein kleinſtes, wenn ſie nicht die Darſtellung des erkannten aufnähme, als auch das Beſtehen der menſchlichen Organiſation wäre nur eben ſo wie das aller untergeordneten zu betrachten, wenn nicht der Geiſt vermöchte ſeine urſprüngliche Organiſation durch Aneignung aus der Welt zu erweitern.

3) Alle Vorſtellungen von einer urſprünglichen Vollkommenheit der Welt zwar in Bezug auf den Menſchen, aber nicht auf die Entwiklung ſeiner Selbſtthätigkeit, ſondern welche darin beſtände daß der Menſch ſein Wohlbefinden in der Welt fände ohne ſein Zuthun, können nicht der chriſtlichen Glaubenslehre angehören; und es iſt ein Mißverſtändniß, wenn die kurzen Andeutungen von der Beſchaffenheit der Welt, während der Menſch im Paradieſe war, auf dieſe Art ausgeſponnen werden. Dieſe Vorſtellungen, indem ſie von einem wirklichen Zuſtande reden, wollen ſie allerdings etwas anderes ſein als der von uns aufgeſtellte Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit, und in ſo fern gehören ſie überall nicht hieher, und wir könnten die Sache an die Schriftauslegung verweiſen, damit dieſe entſcheide, ob in den bei dieſen Vorſtellungen zum Grunde liegenden Erzählungen in der Geneſis eine

wirkliche Geſchichte berichtet iſt oder nicht. Nur in ſo fern gehören ſie hieher als, wenn es einen ſolchen Zuſtand jemals als wirkliche Zeiterfüllung gegeben hat, wo z. B. die wilden Thiere eine zahme Natur hatten, und es überhaupt weder etwas ſchädliches noch auch nur unbrauchbares für den Menſchen in der Natur gab, alsdann auch in Bezug auf die weſentlichen Beſtandtheile unſeres Begriffs die geſammte Welteinrichtung, welche jenen Verhältniſſen zum Grunde lag, eine andere war als die, aus welcher die gegenwärtigen hervorgehen, und alſo die urſprüngliche Vollkommenheit der Welt nicht als ſich gleich bleibend angeſehen werden könnte. Prüfen wir aber jene Vorſtellung, ſo finden wir ſie unhaltbar. Denn wenn ſich der Menſch auch von jenem Zuſtande aus entwikkeln ſollte, ſo mußte ſich doch, was zu überwinden und zu zähmen war, auf allen Wegen finden, das Beharren aber in einem ſolchen Zuſtand wie der paradieſiſche, wäre auch der bibliſchen urſprünglichen Berufung des Menſchen zur Verbreitung über die Erde und zur Herrſchaft über die Erde gänzlich zuwider geweſen. Daher nur eine ſolche Vorſtellung von der urſprünglichen Welteinrichtung, wie unſer Saz ſie aufſtellt, den göttlichen Rathſchluß in der vollkomnen Einheit von Schöpfung und Erhaltung, und alſo mit dem übereinſtimmend, was wir ſchon oben aus demſelben abſoluten Abhängigkeitsgefühl entwikkelt haben, die urſprüngliche Vollkommenheit der Welt als dieſelbe zeigt, in welcher auch die Verhältniſſe, unter denen der Erlöſer in die Welt trat, gegründet ſind. Betrachten wir aber die aus den Erzählungen der Geneſis weiter entwikkelte Vorſtellung als einen Zuſtand darſtellend: ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß dieſer kein geſchichtlicher iſt, ſondern ein vor aller Geſchichte d. h. aller Weltbildung durch den Menſchen hergehender, und ſo läßt ſich immer nur der zwiefache ſymboliſche Sinn darin finden, daß eine Zulänglichkeit der Natur für die menſchliche Organiſation aller Entwiklung vorangehn muß, und daß ſich alle Differenzen in dieſer Zulänglichkeit erſt mit der Verbreitung und weiteren Entwiklung des Menſchen enthüllen.

73.

Daß in dem urſprünglichen Verhältniß der übrigen Welt zu der menſchlichen Organiſation der Tod der menſchlichen Einzelweſen und was damit zuſammenhängt, bedingt iſt, thut der urſprünglichen Vollkommenheit der Welt in Bezug auf den Menſchen keinen Eintrag.

Anm. Als mit dem Tode zuſammenhängend ſind anzuſehn eines theils das Abnehmen der organiſchen Kräfte und ihrer Verrichtungen für den Geiſt jenſeit ihres Höhenpunktes, anderntheils auch das aufreibende Andringen der äußern Naturkräfte gegen das leibliche Leben.

1) Sofern von Natur der Tod in einem richtigen Verhältniß mit dem Geborenwerden ſteht, ſo daß die Geſammtheit des menſchlichen Lebens eher zu als abnimmt und ſich ihrem maximum immer nur annähert, wird durch den Tod der Einzelnen weder die Empfänglichkeit der Welt für die Herrſchaft des Menſchen vermindert, noch wird ſie in der Entwiklung der ganzen Fülle ihrer Reizmittel gehemmt. Vielmehr gehört die Sorge für die Erhaltung des Lebens und die Abwendung aller Störungen deſſelben, welche ohne den Tod überflüſſig wäre, zu den mächtigſten Entwiklungsmotiven, ſo daß man ſagen kann, es werden bei der

Sterblichkeit mehr menſchliche Thätigkeiten auf Veranlaſſung der Einwirkungen der äußeren Welt entwikkelt als ohne dieſelbe zu erwarten war. Da man nun überdies ein ewiges Fortleben der Einzelnen auf der Erde keinesweges berechtigt iſt als in der urſprünglichen Einrichtung der Welt begründet anzuſehen, und jeder andere Uebergang als durch den Tod eine abentheuerliche und die Welteinheit ſtörende Vorſtellung iſt: ſo kann man wol nicht ſagen, daß die urſprüngliche Welteinrichtung unvollkommen geweſen wäre, wenn ſie im allgemeinen den Tod des Menſchen bedingt hätte. Auch iſt die Vorſtellung als ob der Tod zur urſprünglichen Welteinrichtung nicht gehört hätte, weder in Gen. 2. u. 3. noch in Röm. 5 beſtimmt ausgeſprochen, indem wir weder ausdrüklich leſen, daß ohne die Sünde der Menſch würde unſterblich geweſen ſein, noch daß die ganze Welt durch die Sünde wäre verändert worden. Bedenken wir nun noch, daß die menſchliche Organiſation auf ganz ähnliche Weiſe wie die übrigen thieriſchen entſteht und beſteht: ſo will es ganz unglaublich ſcheinen, daß dieſe zwar ſollten vermöge der urſprünglichen Einrichtung der Natur ſterblich jene aber unſterblich geweſen und ſterblich erſt hernach geworden ſein.

2) Eben ſo wenig iſt es eine urſprüngliche Unvollkommenheit in der Welt, daß ſie in Bezug auf den Menſchen ſo eingerichtet iſt, ihm ſowol unangenehmes als angenehmes zuzuführen, und am wenigſten kann dies vom religiöſen Standpunkt aus ſo erſcheinen, da das eine ſowol als das andere Thätigkeiten hervorlokt, mit welchen ſich das Bewußtſein des höchſten Weſens einigt. Aber auch im allgemeinen leuchtet ein, daß Angenehmes ohne Unangenehmes nicht gedacht werden

kann, indem jedes theils nur das Aufhören des andern iſt, theils durch ſich ſelbſt im Verſchwinden begriffen iſt und ſchon durch dieſes Verſchwinden ſein Gegentheil hervorruft. Eine ſolche Einrichtung der Welt alſo, in welcher für den Menſchen die Keime des unangenehmen nicht lägen, ſcheint eine leere Vorſtellung zu ſein, welche aber auch aus den bibliſchen Darſtellungen nicht mit Recht abgeleitet werden kann.

Zuſaz. Da das unhaltbare in den hergebrachten Vorſtellungen weder in den neuteſtamentiſchen Schriften noch in der Erzählung der Geneſis gegründet iſt, deſto mehr aber mit den Sagen anderer Völker vornemlich ſolcher übereinſtimmt, deren Glaubensweiſe mehr der aeſthetiſchen Richtung folgt: ſo darf man wol behaupten, daß dieſe Vorſtellungen in unſern Kreis nicht hinein gehören, ſondern in dieſem nur als Zerrbilder einer fantaſtiſchen Sinnlichkeit erſcheinen, dieſelbe Quelle habend mit dem der chriſtlichen Frömmigkeit auch nicht angehörigen Tadel der Welteinrichtung, aus welcher unſre gegenwärtigen Verhältniſſe hervorgehn, als ob nämlich der durch die Beſchaffenheit der Welt bedingte Zuſtand des Menſchen mit den in ſeinem Innern liegenden Anſprüchen nicht zuſammenſtimmte. Der in §. 72. aufgeſtellte Saz berichtiget ſowol dieſen Tadel als jene Vorſtellungen.

Zweites Lehrſtük, von der urſprünglichen Vollkommenheit des Menſchen.

74.

Die urſprüngliche Vollkommenheit des Menſchen beſteht erſtlich in der Belebungsfähigkeit ſeiner Organiſation durch den Geiſt, oder in der

Zuſammengehörigkeit von Leib und Seele; zweitens in der Erregbarkeit ſeines Erkenntnißvermögens durch die umgebende Welt, oder in der Zuſammengehörigkeit der Vernunft und der Natur; drittens in der Beweglichkeit des perſönlichen Gefühls durch das Gemeingefühl oder in der Zuſammengehörigkeit des Einzelnen und der Gattung; endlich in der Vereinbarkeit jedes Zuſtandes mit dem Bewußtſein des höchſten Weſens oder in der Zuſammengehörigkeit des niedern und des höheren Selbſtbewußtſeins.

Anm. Das erſte wird gewöhnlich die natürliche, das zweite die geiſtige, das dritte die ſittliche, das vierte die religiöſe Vollkommenheit des Menſchen genannt.

1) Die phyſiſche Vollkommenheit, vermöge deren der Geiſt im menſchlichen Leibe zur menſchlichen Seele wird, und durch den Leib auch in die übrige Welt auf das mannigfaltigſte einwirkt, iſt die erſte Grundbedingung des menſchlichen Lebens überhaupt; und das unmittelbare Lebensgefühl kann nicht anders als unter dieſer Anerkennung der innern Zuſammenſtimmung beider Seiten des Lebens zum frommen Selbſtbewußtſein werden. — Die intellectuelle Vollkommenheit iſt eben ſo Grundbedingung des Lebens, da dieſes überall an die Erkenntniß im weiteren Sinne des Wortes gebunden iſt. Sie wird mehr oder weniger als ein von dem vorigen abgeſonderter Punkt herausgehoben werden, je nachdem die eine oder die andere Meinung ſtattfindet über das Entſtehen der Erkenntniß; weniger nämlich wenn man Vorſtellungen und Begriffe unmittelbar oder mittelbar aus den organiſchen Eindrükken ableitet, mehr wenn

man in einem oder dem andern Sinn ein Syſtem angeborner Begriffe annimmt. Die aufgeſtellte Formel aber bezieht ſich auf dieſe verſchiedenen Anſichten, über welche wir uns hier keine Entſcheidung anmaßen können, gleichmäßig, indem doch immer die Entwiklung unſeres Weltbewußtſeins in der Geſtalt von Begriffen und Urtheilen, wenn dieſe auch ſchon ganz in den Sinneseindrükken gegeben wären, abhängig bleibt von der Selbſtthätigkeit im Aufmerken und Zuſammenfaſſen, und zwar in einem ſolchen, deſſen Reſultat auch dem entſpreche, was bei den Einwirkungen der Dinge auf unſere Sinne zum Grunde liegt; denn auf dieſem Zuſammentreffen beruht alles richtige Einwirken der Erkenntniß auf das thätige Leben. Zu dieſem Zuſammentreffen unſerer Vorſtellungen mit dem Weſen der Dinge müſſen wir natürlich die Anlage als vollſtändig anſehn, wenigſtens was die irdiſche Welt betrifft, auf welche zunächſt unſere Thätigkeit gewieſen iſt; und die öfters vorgebrachte aber ſchon an die ſkeptiſche Abläugnung aller intellectuellen urſprünglichen Vollkommenheit grenzende Vorſtellung, als könnten auch die Dinge unſerer Welt wol viele Eigenſchaften beſizen, für welche uns das Wahrnehmungsvermögen gänzlich abgehe, will ſich ſchwerlich mit dem Abhängigkeitsgefühl vereinigen, das vielmehr das Aufeinanderbeziehen des Seins und des Bewußtſeins in der größten Vollkommenheit fordert, und wenn wir uns unſer ſelbſt im Streben nach wahrer Erkenntniß bewußt, dieſes Streben als in Gott gegründet betrachten: ſo können wir nur das Aufgehen unſrer Welt in unſerer Erkenntniß als das Ziel deſſelben anſehen. Dieſe Uebereinſtimmung wird häufig unter der Form der göttlichen Eigenſchaft der Wahrhaftigkeit dargeſtellt: daß nämlich Gott nicht täuſchen könne. Da man aber hiebei ganz vorzüglich auf die Wahrheit der beſonderen göttlichen Verheißungen und Offenbarungen Rükſicht nimmt, ſo iſt dieſe ganze Eigenſchaft mehr auf das Gebiet der urſprünglichen religiöſen Vollkommenheit bezogen als auf das der intellectuellen. Andern theils auch iſt dies leicht dahin zu mißdeuten und auch gemißdeutet worden, als ob, vermöge der göttlichen Wahrhaftigkeit, dem Menſchen irgendwie eine Unfehlbarkeit zukomme, da doch leicht einzuſehen iſt, daß, ſo lange wir noch nicht alle Erkenntniß haben, in jeder, ſofern ſie ſich auf einen Gegenſtand bezieht, auch Irrthum ſein müſſe, indem ſonſt in der Erkenntniß nicht die allſeitige Verbundenheit des Seins nachgebildet würde.

2) Der chriſtlichen Glaubenslehre ſcheint zwar vorzüglich zu geziemen, daß ſie alles Pflichtgefühl von dem anerkannten göttlichen Willen abhängig mache, und alſo die beiden lezten Momente der urſprünglichen menſchlichen Vollkommenheit nicht von einander trenne; allein dies gilt nicht minder auch von den erſten beiden Momenten, deren Inhalt auch aus dem Gebiet des ſittlichen keinesweges ausgeſchloſſen iſt, wie denn der ganze Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit darauf beruht, daß wir uns unſeres Soſeins als in Gott gegründet bewußt ſind. Daher auch genauer genommen der dritte Punkt die geſellige Vollkommenheit des Menſchen zu nennen iſt. Es mußte übrigens auch hier ein Ausdruk gewählt werden, welcher ſich eines theils zu den verſchiedenen Syſtemen gleichmäßig verhält, und nur diejenigen Anſichten ausſchließt, welche ein Mißverſtändniß von der Art in ſich ſchließen, daß es anders gewendet eben ſo leicht atheiſtiſch wird als es antiſocial iſt, anderntheils aber auch ein ſolcher, der das

eigenthümliche des Menſchen im Verhältniß des Einzelnen zur Geſammtheit ſo ausdrükt, wie es ſich auf das uns einwohnende Bewußtſein Gottes bezieht. Dieſes nun muß als urſprünglich in Allen daſſelbe angeſehen werden, und indem alles von der Vereinzelung ausgehende auf die Vereinigung mit jenem zurükgeführt werden ſoll, iſt das Leben des ganzen menſchlichen Geſchlechts beſtimmt ein Ganzes darzuſtellen. Indem aber hier die Perſönlichkeit des Einzelnen und das Gemeingefühl wie es die ganze Gattung umfaßt als Endpunkte aufgeſtellt werden: ſo iſt zugleich die Formel für alle untergeordneten dazwiſchenliegenden Verhältniſſe gegeben, daß nämlich jedes, ſofern es eine Perſönlichkeit darſtellt, nur dann die urſprüngliche Vollkommenheit des Menſchen ausdrükt, wenn es dabei durch ein höheres Gemeingefühl geleitet wird.

3) Ueber das lezte Moment, welches nur die Frömmigkeit ſelbſt, wie ſie allein in Vereinigung mit einem ſinnlichen Bewußtſein zur Wirklichkeit kommen kann, in den Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit des Menſchen aufnimmt, ſcheint keine weitere Erörterung nöthig als nur die, daß auf unſerm gegenwärtigen Standpunkt die Frage, inwiefern das Bewußtſein Gottes ſchon vermöge der menſchlichen Natur oder nur vermöge der göttlichen Gnade wirklich werde, gar nicht aufgeworfen werden kann und ein Gegenſaz zwiſchen Natur und Gnade uns noch gar nicht hat entſtehen können. — Im allgemeinen aber bleibt noch zu bemerken, daß der hier aufgeſtellte Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit der erſte Ort iſt in der Glaubenslehre, von welchem aus in die chriſtliche Sittenlehre kann im allgemeinen hinübergeſchaut werden. Denn zu allen Urtheilen dieſer liegt die erſte Grund-

lage darin, daß alle Zweige der Selbſtthätigkeit des Menſchen mit dem uns einwohnenden Bewußtſein des höchſten Weſens, nur ſo wie daſſelbe durch die Idee der Erlöſung näher beſtimmt iſt, in Verbindung geſezt werden, und nach dieſer Grundlage hat ſie die Beſtandtheile des in das Syſtem der Erlöſung aufgenommenen Lebens näher zu verzeichnen. Es iſt aber offenbar, daß alles Gute, was ſich in der menſchlichen Natur entwikkeln kann, als ein Erzeugniß dieſer urſprünglichen Vollkommenheit anzuſehen iſt, ſo wie auch daß nichts fehlerhaftes, was die chriſtliche Sittenlehre verwerfen muß, in dieſer urſprünglichen Vollkommenheit kann gegründet ſein; und daß daher, wenn ſie der menſchlichen Natur zukommt, mit Recht geſagt werden kann, Omnes homines in primo homine sine vitio conditi *).

75.

Die Vorſtellung von einem urſprünglichen Zuſtande des erſten Menſchen kann zu der einem Lehrbegriff nothwendigen Beſtimmtheit nicht erhoben werden; alſo kann auch an ihm der Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit nicht didaktiſch nachgewieſen werden.

Anm. Unter dieſer Beſtimmtheit verſtehe ich, daß eine Vorſtellung nicht nur aus abgeriſſenen Merkmalen zuſammengeſezt oder lediglich in Bezug auf einzelne Fragen abgegrenzt ſei, ſondern, wenngleich die vollkomne Definition überall das lezte iſt, wenigſtens auf dem Wege zu einer ſolchen fortſchreitend ſich entwikle. Die vollkomne Definition aber muß ihrem Gegenſtande ſein was die Gleichung ihrer Curve, die aus jener ihrem ganzen Zuſammenhange nach hergeſtellt und jeder beliebige Punkt derſelben beſtimmt werden kann.

1) Wenn

---

*) Ambros. de vocat. gent. I, 3.

1) Wenn nun dieſe Vollkommenheit das herrliche Weſen der menſchlichen Natur bildet, um derentwillen ſie verdient das Ebenbild Gottes zu heißen *): ſo iſt die Frage natürlich wie ſich dieſelbe vom erſten Anbeginn entwikkelt. Allein hier ſcheitern wir gewiſſermaßen an unſerm Unvermögen. Denn wir können in jedem für ſich zu betrachtenden zeitlichen Verlauf jeden Punkt nur im Zuſammenhange mit den vorhergehenden verſtehen, und jeder abſolute Anfang — ein ſolcher iſt uns aber genau genommen nirgends gegeben — wäre uns auch abſolut unverſtändlich. Je weiter wir in dem Leben des einzelnen Menſchen zurükgehn, deſto mehr nimmt die Unverſtändlichkeit zu, weil die Anzahl der beſtimmenden Punkte abnimmt, und von dem Bewußtſein des Kindes in dem erſten Lebensabſchnitt haben wir keine anſchauliche Vorſtellung. Das einzige was uns dabei zu Statten kommt, iſt dieſes, daß das gleichſam Entſtehen des Bewußtſeins aus der Bewußtloſigkeit zuſammenfällt mit dem gleichſam Entſtehen des abgeſonderten Lebens aus der Gemeinſchaft mit anderem, und wir alſo von der beginnenden Reihe abgeführt werden auf andere ſchon lange beſtehende, und aus dieſen begreifen können, wie und warum ſich das Bewußtſein grade ſo entwikkelt. Dieſes Hülfsmittel aber fehlt uns durchaus bei dem erſten Menſchen, den wir uns nicht als *einen* gebohrenen denken können, und vor dem kein anderes gemeinſames menſchliches Leben gegeben war. Die freilich ſowol jener Analogie zunächſt liegende als auch unſerer Erfahrung

---

*) Quam (imaginem Dei) nobis ut pretiosissimum quiddam et carissimum custodiendam dedit, dum nos ipsos nobis tales dedit, qualibus nihil possit praeter ipsum anteponi. August. de quant. anim. 55.

von dem Zuſtande ſolcher menſchlichen Geſellſchaften, welche noch viele Entwiklungsſtufen vor ſich haben, angemeſſene Formel, die erſten Menſchen ſeien als gutartige erwachſene Kinder anzuſehen*), iſt keine ſolche durch die man jemals zu einer anſchaulichen Vorſtellung gelangen könnte, weil die Erhaltung des Erwachſenen nur durch Selbſtthätigkeiten möglich iſt, die nicht wie beim Kinde Zeit haben ſich allmählig zu entwikkeln, ſondern gleich als Fertigkeiten erſcheinen müſſen. Und wenn man annehmen will, der erſte Menſch ſei anfänglich wie die Thiere und vielleicht die Kinder nur durch den Inſtinkt geleitet worden: ſo iſt der Uebergang aus dieſem ſogenannten unmittelbaren in das mittelbare Leben des Verſtandes und der Reflexion, in welchem alle Fertigkeiten des erwachſenen Menſchen, wie wir ſie kennen, auch auf den einfachſten Bildungsſtufen gegründet ſind, ohne die Hülfe einer ſchon beſtehenden verſtändigen Gemeinſchaft ein neuer abſoluter Anfang und völlig unverſtändlich. Wollte man aber den Verſtand als urſprünglich thätig annehmen, entweder mit dem Inſtinkt oder auch allein und gleich anfänglich deſſen Stelle vertretend: ſo kennen wir jede Verſtandesthätigkeit nur als ein erworbenes, und jeder erſte Augenblik, den wir uns denken können, wäre entweder als erſter unzulänglich oder würde ſchon auf frühere zurükweiſen. — Noch vielweniger aber kann man die in der Glaubenslehre ältere und noch immer gewöhnlichere Formel von anerſchaffenen Fertigkeiten in eine anſchauliche Vorſtellung verwandeln. Denn wir können uns nicht denken, daß es ein Bewußtſein ſolcher Fertigkeiten geben könne vor ihrer Anwendung, und wiederum ohne Bewußtſein der Fertigkeiten können wir uns den Impuls nicht denken, der ſie in Bewegung ſezt, wenn wir nicht auf den Inſtinkt zurükkommen wollen; und es iſt wol auch für ſich einleuchtend, daß anerſchaffene Fertigkeiten eben ſo in Widerſpruch ſtehn mit dem ganzen Typus unſeres Vorſtellungsvermögens als erwachſene Kinder. — Wenn aber manche Dogmatiker zwar den Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit als einen wirklichen Zuſtand des erſten Menſchen aufſtellen und die verſchiedenen Theile derſelben als deſſen perſönliche Vollkommenheiten, dabei aber doch dieſe Vollkommenheiten als bloße Vermögen beſchreiben und alles was ſchon Uebung erfordert *) davon ausſchließen: ſo iſt es nicht mehr möglich ſich von einem ſolchen Zuſtand irgend eine Vorſtellung zu machen, und es ſcheint dann ganz überflüſſig die Erzählungen der Geneſis als die wirkliche Geſchichte des erſten Menſchen anzuſehen.

---

*) Siehe u. a. De Wette Sittenlehre §. 38. und theol. Zeitſchr. II. S. 34 — 38.

2) Eine andere Auskunft, wozu eine Veranlaſſung iſt in der Erzählung der Geneſis **), daß nämlich, was für den gebohrenen Menſchen die Gemeinſchaft der übrigen iſt, man dem erſchaffenen erſezt durch eine offenbarende Gemeinſchaft mit Gott oder den Engeln, ſcheint die Schwierigkeit auch nicht zu löſen, ſondern nur ihren Ort zu verändern. Denn ſoll dieſe Offenbarung eine äußere ſein durch das Wort, ſo kann dieſe doch nur bildend wirken, ſofern ſie aufgefaßt wird, und ſezt alſo den Verſtand ſchon voraus, wenn man nicht auf das erwachſene Kind zurükkommen will, welches mit dem Sprechen zugleich denken lernt, übrigens

---

*) Reinh. Dogm. §. 70. 73.

**) Geneſ. 2, 19.

aber ſchon durch ſich ſelbſt zu beſtehen und ſich ſelbſt zu helfen weiß. Ja wenn man auch zu dieſer offenbarenden Erziehung noch zu Hülfe nimmt alle Ausſchmükkungen des paradiſiſchen Zuſtandes, welche darſtellen ſollen wie leicht dem erſten Menſchen die Selbſterhaltung geworden ſei: ſo iſt dadurch die Sache nicht erledigt, weil es hier auf leicht und ſchwer gar nicht ankommt, ſondern auf die Beſtimmung der Handlungsweiſe ſelbſt, gleichviel ob die Aeußerung derſelben leicht iſt oder ſchwer. Soll aber die erziehende Offenbarung eine innere geweſen ſein, ſo müßte ſich dieſe unmittelbar der Erſchaffung anſchließen und wäre von derſelben auf keine Weiſe zu unterſcheiden, ſo daß das eigne aus ſich ſelbſt verſtändliche Leben des Menſchen doch immer mit anerſchaffenen Fertigkeiten anfinge.

3) Sonach ſcheint es dabei zu bleiben, daß wir ein menſchliches Daſein nur im Zuſammenhang vorſtellen können, ſofern es auf natürliche Weiſe anfängt und in ſeiner Entwiklung auf menſchlicher Ueberlieferung ruht, und daß die erſten Anfänge des menſchlichen Geſchlechtes für uns ein undurchdringliches Geheimniß ſind. Die erſten Menſchen bleiben uns indeß vorauszuſezen nothwendig als Stammältern, d. h. in ihrem Einfluß auf die ihnen geborenen und auf ihrer Ueberlieferung ruhenden Nachkommen. Daß dieſe Ueberlieferung könne und müſſe geweſen ſein irgend ein Punkt in der Entwiklung der oben beſchriebenen urſprünglichen Vollkommenheit, und daß alſo namentlich die Frömmigkeit ſo alt ſei als das ſich fortpflanzende menſchliche Geſchlecht, das iſt unſer natürlicher und nothwendiger Glaube; wie aber die Entwiklung der menſchlichen Natur in den erſten Menſchen begonnen habe, darüber können wir nichts beſtimmtes glau-

ben, weil wir nicht im Stande ſind etwas zuſammenhängendes darüber vorzuſtellen.

76.

Die ſymboliſchen Bücher erläutern allerdings den Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit an dem ſehr unzuſammenhangend vorgeſtellten urſprünglichen Zuſtand der erſten Menſchen, dem weſentlichen Inhalte nach aber ſtimmen ihre Angaben mit dem §. 74. aufgeſtellten völlig überein.

Anm. Die Hauptſtellen ſind *Apol. Conf.* I. Iustitia originalis habitura erat non solum aequale temperamentum qualitatum corporis, sed etiam haec dona, notitiam Dei certiorem, timorem Dei, fiduciam Dei, aut certe rectitudinem et vim ista efficiendi p. 20. ed. Luech. — *Conf. helv.* Fuit homo ab initio a Deo conditus ad imaginem Dei in iustitiâ et sanctitate veritatis, bonus et rectus. — *Solid. decl.* nennt die Erbſünde defectus seu privatio concreatae in paradiso iustitiae originalis seu imaginis Dei, ad quam homo initio in veritate sanctitate atque iustitiâ creatus fuerat p. 640. und hernach Etsi enim in Adamo et Hevâ natura initio pura bona et sancta creata est p. 643. — *Conf. Belg.* XIV. Credimus deum ex limo terrae hominem ad imaginem suam bonum scilicet iustum ac sanctum creasse, qui proprio arbitrio suam voluntatem ad dei voluntatem componere et conformem reddere posset.

1) Wenn man die Ausdrücke in dieſen Stellen für ſich betrachtet: ſo ſcheinen ſie, vollkommen dem oben aufgeſtellten Begriff angemeſſen, nur die Beſchaffenheit und Richtung aller Lebensthätigkeiten beſchreiben zu wollen, welche der geſammten menſchlichen Entwiklung zum Grunde liegen. So das habitura erat in der erſten Stelle und das in Adamo natura creata in der dritten; auch das homo in der zweiten und

vierten läßt ſich eben ſo allgemein auffaſſen. Allein die Verbindung, in welche ſie geſezt ſind mit der Lehre von der Erbſünde, und die Art wie dieſe behandelt wird, iſt Urſache daß jene Vorſtellung nicht rein durchgeführt worden, ſondern daß die urſprüngliche Vollkommenheit des Menſchen überhaupt zugleich als die perſönliche Vollkommenheit des erſten Menſchen beſchrieben wird. Auch dieſes iſt in ſo fern untadelhaft, als allerdings auch von dem erſten Menſchen gelten muß, was oben (74, 3.) allgemein aufgeſtellt worden; nur was aus der Behandlung der Lehre von der Erbſünde hernach auch rükwärts folgt, daß die urſprüngliche Vollkommenheit verlierbar geweſen ſei und wirklich verloren gegangen, ſteht mit der obigen Behauptung in Widerſpruch, und nöthigt daher zu einer Erklärung. Können wir nun zu einer beſtimmten Vorſtellung von dem urſprünglichen Zuſtande des erſten Menſchen nicht gelangen, und alſo auch nichts beſtimmtes darüber glauben: ſo fragt ſich, ob und wie dieſer Widerſpruch mit den ſymboliſchen Feſtſezungen der Kirche auszugleichen iſt. Es iſt aber einleuchtend, eines Theils, daß die Lehre von dem urſprünglichen Zuſtande des erſten Menſchen in den ſymboliſchen Büchern und noch in vielen älteren dogmatiſchen Werken nicht an und für ſich, ſondern nur in Bezug auf die Lehre von der Erbſünde, ſofern dieſe der Mangel jener Vollkommenheit ſein ſoll, welche der erſte Menſch wirklich beſeſſen habe, iſt behandelt worden; und die Uebereinſtimmung mit dem, was die ſymboliſchen Bücher bezwekken, beruht daher weniger darauf, was über den Zuſtand des erſten Menſchen geglaubt wird, als nur darauf, was über den gegenwärtigen Mangel der urſprünglichen Vollkommenheit geglaubt wird, wovon erſt unten gehandelt werden kann. Andern Theils beruhen offenbar die ſymboliſchen Feſtſezungen über den Zuſtand des erſten Menſchen lediglich auf der rein geſchichtlichen Auslegung der Erzählung in der Geneſis; und da wir überhaupt die weitere Entwiklung der kirchlichen Glaubenslehre nicht können an die hermeneutiſchen Maximen der Reformatoren gebunden halten, ſo findet dies in dem gegenwärtigen Falle um ſo weniger ſtatt, als jene Erzählung, wenn man ſie auch geſchichtlich nimmt, doch zu wenige Data enthält, um eine ſolche Vorſtellung zu begründen. Daher auch die ſymboliſchen Beſtimmungen unſerer Kirche ſelbſt von jeher ſo verſchieden ſind ausgelegt worden, daß es auch deshalb beſſer ſcheint die Aufgabe ſelbſt als in das Lehrgebäude nicht gehörig bei Seite zu laſſen, und es wird nur darauf ankommen, ob dieſes in dem Erfolg ſeine Rechtfertigung findet.

2) Die in dieſen Beſtimmungen herrſchenden Ausdrükke iustitia originalis und imago Dei ſind zwar ihrer Form nach verſchieden, indem der lezte die Vollkommenheit des Menſchen als Aehnlichkeit mit Gott beſchreibt, der erſte aber als Angemeſſenheit zu den göttlichen Forderungen an den Menſchen, worin der Begriff der Aehnlichkeit gar nicht nothwendig liegt; wenn aber Einige auch dem Inhalte nach beides haben unterſcheiden wollen, als ob mit dem einen entweder etwas anderes gemeint ſei, oder doch mit dem einen mehr als mit dem andern, ſo iſt dies bei der gänzlichen Gleichheit der näheren Beſtimmungen, wodurch beide Ausdrükke erläutert werden, wol nicht zu vertheidigen. Beide Ausdrükke aber haben etwas unbequemes. Der lezte, indem er auf die Aehnlichkeit mit Gott zurükgeht, nicht nur deshalb, weil dieſe für

die Hauptmomente der urſprünglichen Vollkommenheit, wie ſie oben entwikkelt ſind, faſt nichts darbietet, ſondern auch die herrſchende Ausführung des Begriffs legt einen großen Werth auf das richtige Verhältniß der ſogenannten unteren Seelenkräfte zu den oberen, wozu ſich in Gott gar nichts ähnliches finden kann, weshalb denn um den Ausdruk dennoch bei Gültigkeit zu erhalten, Gott Eigenſchaften beigelegt werden, bei denen als göttlichen man nichts zu denken weiß *). Daher es nicht zu verwundern, wenn Manche mit den Socinianern den göttlichen Ausſpruch, daß der Menſch als ein Bild Gottes ſolle erſchaffen werden, mehr auf ſein bildendes und beherrſchendes Verhältniß zur äußeren Natur bezogen haben, als auf ſein inneres Weſen ſelbſt: und es iſt dies ein neuer Beweis davon, wie ſchwierig es iſt Ausdrükke, welche zwar bibliſch ſind, aber nicht in ſtreng belehrenden Stellen vorkommen, unmittelbar in ein Sprachgebiet überzutragen, wie unſer dogmatiſches ſein ſoll. Der Ausdruk urſprüngliche Gerechtigkeit iſt unbequem, nicht etwa deshalb, weil die Gerechtigkeit in unſerm gewöhnlichen engeren Sinn ſich ausſchließend auf die geſellige Vollkommenheit bezieht, aus deren Gebiet jedoch auch das eigentliche Recht ſich in dem Zuſtande des erſten Menſchen nicht leicht entwikkeln konnte, ſondern deshalb, weil die der Natur angeſchaffene Vollkommenheit, indem ſie als das unmittelbare Werk Gottes erſcheint und keine Beziehung auf göttliche Forderungen leidet, nicht leicht Gerechtigkeit genannt werden kann; aber auch die perſönliche Vollkommenheit eigentlich nur inſofern ſie ein Erfolg der Selbſtthätigkeit iſt, und dann

---

*) So Quenstedt ... conformitas appetitus sensitivi cum Dei sanctitate et puritate.

iſt ſie nicht mehr urſprünglich. Der Ausdruk fällt daher ganz in die unhaltbare Vorausſezung von anerſchaffenen Fertigkeiten, welche aber dennoch dem Menſchen ſollen zugerechnet werden.

3) Sieht man aber hievon ab und betrachtet den Gehalt deſſen was unter beiden Benennungen dem Menſchen beigelegt wird, darauf ſehend was, wenn dieſes dem erſten Menſchen entweder anerſchaffen oder von ihm erworben worden, auf jeden Fall der Natur muß anerſchaffen geweſen ſein: ſo finden wir es mit dem in §. 74. aufgeſtellten vollkommen übereinſtimmend. Denn die Heiligkeit geht auf unſer viertes, die Wahrheit oder Richtigkeit auf unſer zweites, die Güte und Gerechtigkeit aber auf unſer drittes Grundſtük; unſer erſtes aber iſt vornehmlich angedeutet durch das aequale temperamentum facultatum corporis, welcher Ausdruk doch vornehmlich die nach allen Richtungen gleich leichte Herrſchaft der Seele über die leiblichen Functionen auf der einen Seite, auf der andern Seite aber auch den nach allen Richtungen gleichen Widerſtand bezeichnen ſoll, den der Organismus den äußern Einwirkungen entgegenſezt, und ſich dabei in ſein urſprüngliches Verhältniß immer herſtellt. Beides iſt auch in unſerer Formel enthalten; denn der Geiſt kann nicht ungeſtört durch den Leib auf die äußere Welt wirken, wenn die Einwirkungen dieſer ſeine urſprünglichen Verhältniſſe, mit welchen die Seele zuſammenſtimmt, alterirt haben. Auch die näheren Beſtimmungen von der Kräftigkeit, Geſundheit, ja Schönheit des Leibes *), die man bei den meiſten Dogmatikern findet,

---

*) Zu dieſer innern Vollkommenheit iſt hernach auch gekommen des Leibes und aller Glieder ſchönſte und trefflichſte Kraft und Herrlichkeit. Luth. z. Geneſ. 1. §. 187. — Und eben

können wir nach dem obigen mit in den Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit aufnehmen, indem ſelbſt die Schönheit mit zur leichten Herrſchaft der Seele gehört, körperliche Krankheit und Schwächlichkeit aber ſchwerlich ohne eine wenn auch nur einſeitige Schwächung der Seele gedacht werden kann *). Damit aber beſteht ſehr wohl, daß wir nicht wiſſen, ob das maximum dieſer Beſtimmungen im erſten Menſchen erreicht geweſen, oder erſt durch allmählige Stärkung und Befeſtigung der menſchlichen Natur in ſpäteren Zeugungen — wie ja vom Lebensalter die moſaiſche Erzählung ausdrüklich berichtet — und daß wir demohnerachtet die Vorherbeſtimmung zum Tode nicht als eine Verringerung der urſprünglichen Vollkommenheit anſehen, (S. oben) weil unmöglich dieſelbe Natur kann anfänglich unſterblich geweſen ſein und hernach ſterblich geworden. Und hiegegen ſcheint auch gar nichts gewonnen, wenn man zugiebt, die Unſterblichkeit ſei keine abſolut nothwendige Eigenſchaft der erſten Menſchen geweſen, ſondern nur eine hypothetiſch nothwendige, und wenn auch der lezte Ausdruk bis zur bloſſen Möglichkeit einer Freiheit vom Tode herabgeſtimmt wird. Denn man kann gar nicht behaupten, daß in einer

---

ſe in Anwendung auf den erſten Menſchen zu 2, 12. §. 74. Es hat wol Adam vor dem Fall die allerklärſten und ſchärfſten Augen gehabt, den allerzarteſten und ſubtilſten Geruch u. ſ. w.

*) Keinesweges aber können die in der jüdiſchen Tradition aufgeſtellten abentheuerlichen Vorſtellungen von der ungeheuern Größe der erſten Menſchen einen ähnlichen Anſpruch machen, da die abſolute Größe der Maſſe keinesweges zur Vollkommenheit gehört. Vielmehr iſt die Maſſe jedes lebendigen durch die Idee der Gattung und ihr Verhältniß zum Weltkörper beſtimmt, und kann dieſe Grenzen nach keiner Seite überſchreiten ohne unvollkommen zu werden.

Gattung von Weſen etwas möglich ſei, was in derſelben unter keinerlei Umſtänden wirklich vorkommt.

4) Ganz vorzüglich aber wird überall zur urſprünglichen Gerechtigkeit gezählt der Gehorſam der unteren Seelenkräfte gegen die oberen, welcher in §. 74. nicht ausdrüklich erwähnt iſt. Er iſt aber in dem erſten und in dem vierten der dort aufgezählten Punkte mit enthalten. Im lezteren, weil aus einem mit dem Bewußtſein Gottes geeinigten ſinnlichen Selbſtbewußtſein keine andern Thätigkeiten hervorgehn können als ſolche, in denen das höhere herrſcht und beſtimmt, das niedere aber organiſch von demſelben durchdrungen wird. Auch in dem erſten aber iſt ſchon daſſelbe ausgedrükt, und zwar noch ſtärker, indem wir den Geiſt, unter welchem Wort doch immer nur die höheren Vermögen verſtanden werden, als das belebende anſehn, von welchem daher alle Thätigkeiten ausgehn, ſofern ſie als vollendet und abgeſchloſſen können angeſehn werden. Immer aber ſezt dieſer Gehorſam ein Streben der niederen Vermögen voraus; und wenn man nur dieſes Begierde in dem weiteren Sinne nennt: ſo iſt Auguſtinus eben ſo ſehr zu tadeln, wenn er behauptet, die Begierde könne nicht mit der urſprünglichen Gerechtigkeit zugleich gedacht werden, ſondern ſei erſt nach dem Verluſt derſelben entſtanden[*]), als ihm gegenüber die Pelagianer zu tadeln ſind, wenn ſie die Widerſezlichkeit der niedern Vermögen gegen die höheren als den urſprünglichen Zuſtand anſehn und die Aufhebung dieſer Widerſezlichkeit als den Inbegriff

---

[*]) Der Stellen ſind zu viele um ſie hier anzuführen, wie denn auch ſein gewöhnlicher Ausdruck *concupiscentia* zu ſchwierig iſt als daß man leicht ſollte beſtimmen können, ob er wirklich die richtige Grenze überſchritten habe.

aller erſt ſpäter entſtehenden Vollkommenheit. Denn jene Meinung hebt die Vollſtändigkeit der Natur nach unten auf, da das immer ſchwankende Leben derſelben nicht zu denken iſt ohne jene Erregungen, welche die natürlichen und nothwendigen Zeichen ſind des Bedürfniſſes ſowol als der ſich hervordrängenden Kräfte; die Pelagianiſche Behauptung aber hebt dieſe Vollſtändigkeit nach oben auf, wenn ſie läugnet, daß die Herrſchaft des Geiſtes über die niedern Vermögen in der Natur des Menſchen urſprünglich angelegt ſei. Unrichtig aber werden beide, unter Vorausſezung einer urſprünglichen Gerechtigkeit als zeitlichen Zuſtandes, widerlegt durch die Annahme, es würden auch bei den erſten Menſchen unordentliche d. h. in jener Widerſezlichkeit begriffene Bewegungen der Sinnlichkeit geweſen ſein, wenn ſie nicht von Gott auf eine außerordentliche Weiſe wären zurükgehalten worden *). Auf dieſe Annahme iſt — abgeſehen davon, daß dann Gott durch Zurüknahme dieſes frenum extraordinarium ausdrüklich der Urheber jenes Ausbruchs würde — noch beſonders anzuwenden, was oben 75, 2. geſagt worden von einer erziehenden Offenbarung; denn darunter würde auch dieſes frenum extraordinarium gehören, und alſo auch von der erſchaffenden Thätigkeit Gottes nicht getrennt werden können. Auch von dieſer Seite alſo kommen wir auf den Kanon zurük, daß in dem Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit der Gegenſaz von Natur und Gnade keinen Plaz findet; und können, auch wenn von einem wirklichen Zuſtande der erſten Menſchen die Rede iſt, die Behauptung nicht billigen,

---

*) Bellarmin. de grat. pr. hom. cap. 5

daß Adam und Eva in dieſem Zuſtande der urſprünglichen Gerechtigkeit den heiligen Geiſt gehabt hätten*).

5) Alle dieſe Abweichungen konnten nur entſtehen aus dem Beſtreben von dem Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit aus den wirklichen erſten Zuſtand des erſten Menſchen als Grund aller folgenden menſchlichen Zuſtände zu beſtimmen, und alſo auch für ihn auszumitteln das Verhältniß zwiſchen dem, was auch in ſpäteren menſchlichen Zuſtänden als Ausdruk der urſprünglichen Vollkommenheit, und dem was als Beſchränkung oder gar Verneinung derſelben erſcheint. Wenn nun die Pelagianer die Verneinung als das urſprüngliche ſezen: ſo erkaufen ſie den zwiefachen Vortheil, daß ſie keine urſprüngliche Vollkommenheit annehmen, welche da geweſen und verloren gegangen, und daß von ihrem Anfangspunkt alles als eine fortſchreitende Entwiklung erſcheinen kann, mit dem doppelten Nachtheil, daß das Gute bei ihnen nicht das urſprüngliche iſt, und daß die Erſcheinung des Erlöſers nur ein untergeordneter Punkt in jener Entwiklung ſein kann. Wenn hingegen die kirchliche Lehre die urſprüngliche Vollkommenheit rein für ſich auch als den urſprünglichen Zuſtand ſezt: ſo erkauft ſie den doppelten Vortheil, daß ſie das Gute als das urſprünglich von Gott hervorgebrachte ſezt, und daß nach dem Verluſt dieſes Zuſtandes alle Entwiklung abgebrochen und ein neuer Anfangspunkt unerläßlich iſt, mit dem doppelten Nachtheil, daß das in der Erſcheinung ſchon geſezte Gute ohnerachtet der erhaltenden göttlichen Allmacht hat verloren gehen können, und daß

---

*) Adam et Eva erant electi et tamen revera amiserunt spiritum sanctum in lapsu. Melanchthon *l. c. p.* 212.

der urſprüngliche Zuſtand des erſten Menſchen das einzige, weshalb wir verſucht ſein können ihn zu imaginiren, nämlich damit wir für die genetiſche Vorſtellung alles folgenden einen Anfangspunkt haben, doch nicht leiſtet. Daher ſcheint es in jeder Hinſicht zwekmäßiger hierüber nichts zu behaupten und den Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit des Menſchen ohne eine ausſchließliche Beziehung auf einen beſtimmten Zuſtand des erſten Menſchen ſo zu faſſen, wie er als Ausdruk des allgemein menſchlichen Selbſtbewußtſeins in ſeiner Beziehung auf Gott gefaßt werden muß. Die Darſtellung aber jener urſprünglichen Vollkommenheit in einer einzelnen menſchlichen Erſcheinung werden wir beſſer thun in Chriſto aufzuſuchen, in dem ſie nicht verloren gegangen iſt, als in Adam, in dem ſie müßte verloren gegangen ſein.

Der

chriſtliche Glaube

nach

den Grundſäzen der evangeliſchen Kirche

im Zuſammenhange dargeſtellt

von

Dr. Friedrich Schleiermacher.

Nihil solitarium ex divinis sacramentis ad suspicionem audientium et ad occasionem blasphemantium proferamus.

Hilarius de Synodis 70.

Zweiter Band.

Berlin 1822.
Gedrukt und verlegt
bei G. Reimer.

[illegible] Bibl. [illegible]

Universitäts · Bibliothek

Inhalt
des zweiten Bandes.

Der Glaubenslehre zweiter Theil.

Entwiklung des einwohnenden Bewußtſeins von Gott, ſo wie der Gegenſaz ſich hineingebildet hat, welcher verſchwinden ſoll . . . . . . Seite 1 bis 685

Einleitung §. 78 — 83 . . . . . 1 — 12

Erſte Seite. Entwiklung des Bewußtſeins der Sünde §. 84 — 106 . . . . 13 — 153

Einleitung §. 84 u. 85 . . . . 13 — 16

Erſter Abſchnitt. Die Sünde als Zuſtand des Menſchen §. 86 — 96 . . . Seite 17 — 85

Einleitung §. 86 — 90 . . . . 17 — 29

Erſtes Lehrſtük. Von der Erbſünde §. 91 — 94 . . . . 30 — 69

Zweites Lehrſtük. Von der wirklichen Sünde §. 95 u. 96 . . . . 69 — 85

Zweiter Abſchnitt. Von der Beſchaffenheit der Welt in Beziehung auf die Sünde, oder vom Uebel §. 97 — 100 . . . . 86 — 102

Dritter Abſchnitt. Von den göttlichen Eigenſchaften, welche ſich auf die Sünde und das Uebel beziehen §. 101 — 106 . . 103 — 153

Einleitung §. 101 — 104 . . . . 103 — 130

Erſtes Lehrſtük. Die Heiligkeit Gottes §. 105 . . . . 130 — 139

Zweites Lehrſtük. Die Gerechtigkeit Gottes §. 106 . . . . . . 139 — 153

Zweite Seite. Entwiklung des Bewußtſeins der Gnade §. 107 — 186 . . . 154 — 685

Einleitung §. 107 — 111 . . . . 154 — 175

Erſter Abſchnitt. Von dem Zuſtande des Chriſten, ſofern er ſich der göttlichen Gnade bewußt iſt §. 112 — 131 . . . Seite 177 — 332
Einleitung §. 112 . . . . . 177 — 178
Erſtes Hauptſtük. Von Chriſto §. 113 — 126 . . . . . . 178 — 309
Einleitung §. 113 . . . . . 178 — 180
Erſtes Lehrſtük. Von der Perſon Chriſti §. 114 — 120 . . . . 180 — 251
Einleitung §. 114 — 116 . . . 180 — 200
Erſter Lehrſaz §. 117 . . . 200 — 210
Zweiter Lehrſaz §. 118 . . . 210 — 226
Dritter Lehrſaz §. 119 . . . 226 — 248
Zuſaz §. 120 . . . . . 248 — 251
Zweites Lehrſtük. Von dem Geſchäft Chriſti §. 121 — 126 . . . . 252 — 309
Einleitung §. 121 — 123 . . . 252 — 272
Erſter Lehrſaz §. 124 . . . 272 — 283
Zweiter Lehrſaz §. 125 . . . 283 — 301
Dritter Lehrſaz §. 126 . . . 301 — 309
Zweites Hauptſtük. Von der Art wie die Erlöſung in die Seele aufgenommen wird §. 127 — 131 . . 309 — 332
Einleitung §. 127 . . . . . 309 — 318

Erſtes Lehrſtük. Von der Wiedergeburt §. 128 — 130 . . . Seite 312 — 354

Einleitung §. 128 . . . . . 312 — 315

Erſter Lehrſaz. Von der Rechtfertigung §. 129 . . . . 315 — 329

Zweiter Lehrſaz. Von der Bekehrung §. 130 . . . . . . 329 — 354

Zweites Lehrſtük. Von der Heiligung §. 131 — 132 . . . . 354 — 382

Zweiter Abſchnitt. Von der Beſchaffenheit der Welt in Beziehung auf die Erlöſung. §. 133 — 179 . . . . 382 — 658

Einleitung §. 133. 134 . . . . . 382 — 394

Erſtes Hauptſtük. Von der Entſtehung der Kirche §. 135 — 144 . . . 394 — 464

Einleitung §. 135 . . . . . . 394 — 396

Erſtes Lehrſtük. Von der Erwählung §. 136 — 139 . . . . 396 — 432

Einleitung §. 136. 137 . . . . . 396 — 412

Erſter Lehrſaz §. 138 . . . . . 412 — 420

Zweiter Lehrſaz §. 139 . . . . . 421 — 432

Zweites Lehrſtük. Vom heiligen Geiſt §. 140 — 144 . . . . 433 — 464

Einleitung §. 140. 141 . . . Seite 433 — 446

Erſter Lehrſaz §. 142 . . . . 446 — 453

Zweiter Lehrſaz §. 143 . . . . 453 — 460

Dritter Lehrſaz §. 144 . . . . 460 — 464

Zweites Hauptſtük. Vom Beſtehen der Kirche in ihrem Zuſammenſein mit der Welt §. 145 — 172 . 464 — 619

Einleitung §. 145 . . . . . 464 — 469

Erſte Hälfte. Die weſentlichen und unveränderlichen Grundzüge der Kirche §. 146 — 163 . . . . . . 469 — 596

Einleitung §. 146 . . . . . 469 — 477

Erſtes Lehrſtük. Von der heiligen Schrift §. 147 — 150 . . . . 477 — 509

Einleitung §. 147. 148 . . . 477 — 486

Erſter Lehrſaz §. 149 . . . 487 — 496

Zweiter Lehrſaz §. 150 . . . 496 — 509

Zweites Lehrſtük. Von dem Dienſt am göttlichen Wort §. 151 — 153 . . 509 — 519

Einleitung §. 151 . . . . 509 — 514

Erſter Lehrſaz §. 152 . . . 514 — 516

Zweiter Lehrſaz §. 153 . . 516 — 519

Drittes Lehrſtük. Von der heiligen Taufe
§. 154 — 155. b. . . . Seite 520 — 545

Einleitung §. 154 . . . . 520 — 530

Erſter Lehrſaz §. 155 . . . 530 — 540

Zweiter Lehrſaz §. 155 b. . . . 540 — 545

Viertes Lehrſtük. Vom heiligen Abendmahl
§. 156 — 160 . . . . 545 — 577

Einleitung §. 156. 157 . . . 545 — 562

Erſter Lehrſaz §. 158 . . . 562 — 568

Zweiter Lehrſaz §. 159 . . . 569 — 573

Anhang §. 160 . . . . . 573 — 577

Fünftes Lehrſtük. Vom Amt der Schlüſſel
§. 161. 162 . . . . . 577 — 586

Sechſtes Lehrſtük. Vom Gebet im Namen
Jeſu §. 162. b. — §. 163 . . 586 — 596

Zweite Hälfte. Das wandelbare in der Kirche vermöge ihres Zuſammenſeins mit der
Welt §. 164 — 172 . . . . 596 — 619

Einleitung §. 164. 165 . . . 596 — 602

Erſtes Lehrſtük. Von der ſichtbaren und
unſichtbaren Kirche §. 166 — 169 . 602 — 611

Einleitung §. 166 . . . . 602 — 604

Erſter Lehrſaz §. 167 . . Seite 604 — 607

Zweiter Lehrſaz §. 168 . . . 607 — 609

Zuſaz §. 169 . . . . . . 609 — 611

Zweites Lehrſtük. Von der Untrüglichkeit der Kirche §. 170 — 172 . . 611 — 619

Einleitung §. 170 . . . . 611 — 614

Erſter Lehrſaz §. 171 . . . 614 — 617

Zweiter Lehrſaz §. 172 . . . 617 — 619

Drittes Hauptſtük. Von der Vollendung der Kirche §. 173 — 179 . . . . 619 — 658

Einleitung §. 173 — 175 . . . 619 — 633

Erſtes profetiſches Lehrſtük §. 176 . . . 633 — 636

Zweites profetiſches Lehrſtük §. 177 . 636 — 643

Drittes profetiſches Lehrſtük §. 178 . 643 — 649

Viertes profetiſches Lehrſtük §. 179 . 649 — 658

Dritter Abſchnitt. Von den göttlichen Eigenſchaften, welche ſich auf die Erlöſung beziehn §. 180 — 185 . . . . 658 — 685

Einleitung §. 180 — 181 . . . . . 658 — 667

Erſtes Lehrſtük. Von der göttlichen Liebe §. 182 — 183 . . . . 668 — 675

Zweites Lehrſtük. Von der göttlichen Weisheit §. 184. 185 . . . . . Seite 676 — 685

Schluß. Von der göttlichen Dreiheit §. 186 — 190 . . . . 686 — 708

Der
Glaubenslehre zweiter Theil.

Entwiklung des einwohnenden Bewußtſeins von Gott, ſo wie der Gegenſaz ſich hineingebildet hat, welcher verſchwinden ſoll.

Einleitung.

78.

Der obige Ausdruk iſt gleich bedeutend mit dem „ſo wie es in erfüllten Augenblikken des einzelnen menſchlichen Lebens wirklich vorkomme.“ S. §. 11.

1) Das im erſten Theil entwikkelte Bewußtſein erfüllt rein für ſich allein keine Zeit §. 36. und iſt nur uneigentlich ein Abhängigkeitsgefühl §. 37. genannt worden; vielmehr iſt es der gemeinſame Grundton, für welchen es jedesmal noch eines endlich beſtimmenden beſonderen Eindruks bedarf, damit eine wirkliche fromme Erregung ſich bilde. Indem wir nun bei jener Entwiklung von jeder beſtimmten Erfüllung des Bewußtſeins abſahen, und als das mit beſtimmende Selbſtbewußtſein auch nur das ganz allgemeine unſeres Ge-

ſeztſeins in den Naturzuſammenhang erkannten, welches ebenfalls nicht ohne beſondere Beſtimmtheit einen wirklichen Augenblik conſtituirt: ſo fanden wir auch unſer geiſtiges Weſen nur ſo, wie es, die Quelle alles wirklichen Bewußtſeins in Allen daſſelbige, ja bis zum Inſichfaſſen alles endlichen erweitert, dem wirklichen Leben zum Grunde liegt. Wirklich erfüllt aber iſt jeder Augenblik eines einzelnen Lebens nur durch eine beſtimmte jenen Grundton offenbarende That. Jede ſolche aber fällt in die ſchwankende Ungleichheit des zeitlichen Daſeins, und trägt daher den Gegenſaz wenigſtens fließend in ſich. Wenn man dennoch behaupten wollte, daß es wirkliche fromme Erregungen gäbe in denen nichts als das reine Abhängigkeitsgefühl für ſich allein gesezt wäre: ſo wird ſich die Täuſchung, welche hiebei obwaltet, am beſten offenbaren, wenn man jenes Gefühl auf die göttlichen Eigenſchaften zurükführt, die darin mitgeſezt ſind. Denn der Ewigkeit, Allmacht und Allwiſſenheit Gottes an und für ſich werden wir uns gewiß nicht in Augenblikken bewußt, die als vollſtändige Einheit zu ſezen ſind, ſondern vielmehr im Uebergange aus einem bewußtloſeren Zuſtande in einen helleren und bewußteren, mit welchem zugleich aber ſich unmittelbar in Bezug auf die Geſammtheit des Augenbliks eine beſtimmtere Erregung bildet, welche dann aber gewiß als Förderung oder Hemmung des höhern Bewußtſeins auftritt. Es war alſo einerlei das einwohnende Gottesbewußtſein ſo entwikkeln, wie es noch nicht in den Gegenſaz getreten iſt, oder ſo wie es iſt abgeſehen von jeder einen Moment conſtituirenden beſtimmten That. Eben ſo iſt es nun auch jezt einerlei, ob wir jenes Bewußtſein ſo entwikkeln wie es an dem Gegenſaz theilnimmt oder ſo wie es im Leben des einzelnen Menſchen ſich wirklich äußert.

2) So wie wir nun oben §. 18. u. 39. im voraus darauf hinwieſen, daß das Abhängigkeitsgefühl als das gemeinſame aller wirklichen frommen Erregungen in den frommen Gemüthszuſtänden des Chriſten nie ohne das eigenthümlich chriſtliche, nämlich die Beziehung auf den Erlöſer vorkäme: ſo müſſen wir ebenfalls für dieſen zweiten Theil als Regel aufſtellen, daß in dieſen Gemüthszuſtänden, ſeien ſie nun erhebend oder demüthigend, immer das ganze Abhängigkeitsgefühl mit enthalten ſei, alſo auch keine Beziehung auf Chriſtum ohne Beziehung auf Gott; daher auch in allen hier zu entwikkelnden Begriffen und Lehrſäzen die obigen immer vorausgeſezt werden.

3) Wie daher in den Begriffen und Säzen des erſten Theils das eigenthümlich chriſtliche nicht an und für ſich recht ins Licht treten konnte, ſondern der erſte Theil mehr die Gemeinſchaft des Chriſtenthums mit andern Religionsformen ausdrükte, weshalb deſſen Inhalt mit Unrecht als urſprüngliche und natürliche Theologie behandelt und von denen überſchäzt wird, welche minder ſtark von dem eigenthümlichen des Chriſtenthums durchdrungen ſind; eben ſo aber mit Unrecht von denen gering geſchäzt zu werden pflegt, welche nicht bedenkend, daß Chriſtus nur mit dem Vater zugleich kommt, nur die Lehrſäze für chriſtliche anerkennen wollen, in denen ausſchließend und unmittelbar die Beziehung auf Chriſtum ausgedrükt iſt: ſo mögen wir auf der andern Seite hier bevorworten, daß die Säze des erſten Theils erſt fruchtbar werden, indem ſie, wie nun hier geſchehen ſoll, auf das wirkliche religiöſe Leben bezogen werden, und daß ſie ihre ſcheinbare Urſprünglichkeit vor

dieſen eigenthümlich chriſtlichen nur der Abſtraction verdanken. Wie denn offenbar ſowol in den erſten Anfängen der Kirche als jezt noch den Heiden das Bewußtſein Gottes nur mit dem Glauben an Chriſtum zugleich hervortritt.

79.

Sofern das uns weſentlich einwohnende Bewußtſein Gottes in jedem wirklich fromm erfüllten Augenblick mit unſerm Selbſtbewußtſein vereinigt, entweder in einem Gefühl der Luſt oder in einem Gefühl der Unluſt vorkommt, ſofern bringt der Charakter der teleologiſchen Anſicht mit ſich, daß ſowol das Gehemmtſein des höheren Lebens, als auch das Gefördertſein deſſelben, wie eines oder das andere in jedem Augenblik hervorragt, als die That des Einzelnen geſezt wird.

Anm. a. Daß das Gottesbewußtſein als unmittelbare Gemüthserregung immer nur mit unſerm Selbſtbewußtſein vereinigt vorkommt, und nie für ſich allein, iſt ſchon aus §. 8. u. 9. deutlich. Ob es ein für ſich allein beſtehendes Bewußtſein von Gott unter der Form des Begriffs oder der Anſchauung gebe, gehört nicht hieher, gewiß aber giebt es ein ſolches nicht als Gefühl; denn ſonſt wären wir ſelbſt in einem ſolchen Augenblik nicht.

b. Daß dieſes Bewußtſein in das zeitliche Daſein eintretend und mit den ſinnlichen Lebenserregungen vermiſcht, auch in den Gegenſaz von Luſt und Unluſt eintreten muß, darüber ſehe man §. 11. Als Gleichgültiges, d. h. als Abweſenheit aller Erregung, oder als Seligkeit d. h. als ſolche Gleichmäßigkeit und Fülle der Erregung, daß darin kein Mehr oder Minder jemals ſtatt fände, könnte es nie unſer Bewußtſein werden.

c. Es ſind aber auch auf dieſem Gebiet Luſt und Unluſt nicht rein von einander geſchieden, ſondern gehen in einander über. Denn da es im endlichen Leben der Menſchen keine Seligkeit geben kann, die unendliche Luſt aber Seligkeit werden müßte, weil ſie keinen Gegenſaz mehr zuließe: ſo iſt auch das Gefühl der Befriedigung im höheren Leben bei dem Menſchen beſchränkt; d. h. die beſtimmende Kraft des mitgeſezten Bewußtſeins von Gott iſt bedingt und alſo gehemmt, d. h. es iſt Unluſt mit geſezt. Und da es keine Gleichgültigkeit giebt, eine gänzliche Hemmung der beſtimmenden Kraft des mitgeſezten Bewußtſeins von Gott aber eine Abweſenheit deſſelben ſein würde: ſo iſt alle, wenn auch noch ſo große Unluſt doch immer an der Luſt wie der Irrthum an der Wahrheit. Das heißt: im Gefühl iſt die Einheit unſeres eignen ſinnlich erregten Seins und des mitgeſezten Seins Gottes immer nur beziehungsweiſe da, und nicht ſchlechthin; beziehungsweiſe aber immer auch zwiſchen beiden ein Zwieſpalt da.

1) Die äſthetiſche Anſicht kann alle Hemmungen und alle Fortentwiklungen, die ſich in den thätigen Zuſtänden zeigen, auf die leidentlichen zurükführen, und alſo als Folgen äußerer Einwirkungen darſtellen, wodurch ſie denn als Schikkungen erſcheinen, ohne daß die Begriffe Verdienſt und Schuld, im ſtrengen Sinne genommen, Plaz finden; und der Streit über die Freiheit wie er gewöhnlich geführt wird, iſt nichts anders als der über die Unterordnung der leidentlichen Zuſtände unter die thätigen oder umgekehrt. Denn unſere teleologiſche Anſicht, weil ſie von dem Uebergewicht der Selbſtthätigkeit in dem Menſchen ausgeht, muß in allen Hemmungen Schuld und in allen Fortſchreitungen Verdienſt finden.

2) Indem nun aber die Hemmungen ſowol als die zunehmende Leichtigkeit in der Erſcheinung des religiöſen Bewußtſeins beide als That des einzelnen Menſchen angeſehen werden: ſo können ſie es nicht beide auf gleiche Weiſe ſein, weil ſonſt entgegengeſeztes

aus demſelben Grunde müßte erklärt werden, und alſo aufhören in Beziehung auf ihn, entgegengeſezt zu ſein. Alſo ſofern die Hemmung That des Einzelnen iſt, muß die Förderung etwas ihm von außen zukommendes ſein, und kann nur in einem andern Sinne als ſeine That angeſehen werden. Wie ſich aber dieſes gegen einander verhalte, darüber iſt in dem Charakter der teleologiſchen Anſicht an und für ſich nichts entſchieden.

80.

Das eigenthümliche der chriſtlichen Frömmigkeit beſteht darin, daß wir uns des Widerſtrebens unſerer ſinnlichen Erregungen das Bewußtſein Gottes mit in ſich aufzunehmen als unſerer That bewußt ſind, der Gemeinſchaft mit Gott hingegen nur als etwas uns vom Erlöſer mitgetheilten.

Anm. a. Jeder Lebenstheil, der, als ein Ganzes für ſich betrachtet, unſere That iſt ohne das Gottesbewußtſein in ſich zu tragen, iſt Sünde; die Leichtigkeit aber dieſes Bewußtſein zu entwikkeln iſt, als mitgetheilt, Gnade. Die Betrachtung unſerer wirklichen frommen Gemüthszuſtände zerfällt alſo in die der Sünde und in die der Gnade.

b. Gemeinſchaft mit Gott haben wir in jedem Augenblik, wo Gott in unſerm Bewußtſein, es beſtimmend, mitgeſezt iſt, und deſto innigere je leichter und unzertrennlicher.

Nur dieſes ſtimmt offenbar zuſammen mit der Idee der Erlöſung. Denn wenn umgekehrt die Gemeinſchaft mit Gott als That aus der geiſtigen Lebenskraft des Einzelnen hervorgeht, und alſo in demſelben Sinn die Störungen derſelben nur etwas irgendwoher von außen kommendes wären: ſo müßte auch der eigenen Kraft obliegen, jene Störungen zu überwinden, und nur untergeordnet könnte das als Erlöſung angeſehen werden, was die äußeren Quellen jener Störungen verſtopfte. — Iſt nun der an Chriſtum gläubige ſich bewußt, daß er die Gemeinſchaft mit Gott nur hat durch Chriſtum, und daß ſie nur auf dieſem Wege ſeine That wird: ſo liegt darin ſchon, daß vorher nur ſolche Zuſtände, welche relativ leer ſind von Gottesbewußtſein, ſeine That waren. Mit dem Bewußtſein der Erlöſung iſt daher immer ein Zurückſehen auf die Sünde als das frühere geſezt.

2) Wenn hingegen auch im Bewußtſein der Sünde doch die Einheit des ſinnlichen und des höheren Selbſtbewußtſeins als Grundzuſtand geſezt wird, ohne dabei eine ſolche Mittheilung vorauszuſezen: ſo muß angenommen werden, daß die Sünde nur etwas zufälliges und in jedem Einzelnen der Realgrund aller Vollkommenheit immer ſchon vorhanden ſei; und dies iſt die, wie auf allen Blättern des N. Teſt. zu leſen iſt, im ſtrengeren Sinn unchriſtliche Vorſtellung, daß die Sünde nur von außen herſtamme, und jeder Einzelne ſich ſelbſt erlöſen könne. Dieſe läugnet aber eigentlich auch den Begriff der Sünde, weil die Thätigkeit des Menſchen darin auf einen leidentlichen Zuſtand zurückbezogen wird. — Zwiſchen beiden liegt die auch nicht eigentlich chriſtliche Vorſtellung, daß in jedem Einzelnen die Sünde das urſprüngliche ſei, aus der Gemeinſchaft mit Allen aber jedem Einzelnen die Förderung komme. Denn bei dieſer kann auch nicht ein Einzelner ausſchließend Erlöſer ſein, ſondern alle ſind es gegenſeitig S. B. I. S. 87.

81.

Wiewol in jeder chriſtlich frommen Erregung immer beides vereinigt vorkommt, die Sünde und die Gnade: ſo müſſen wir doch, um die Erlöſung zu verſtehen, beides von einander trennen, und mit dem Bewußtſein, daß wir nur der Betrachtung zu Liebe trennen, was an ſich immer vereinigt iſt, zuerſt von dem Zwieſpalt zwiſchen dem ſinnlichen und höheren Bewußtſein, oder von der Sünde handeln, und dann durch das Hinzukommen der Gnade den eigentlichen Gehalt des wirklichen Bewußtſeins als Aufhebung des Zwieſpaltes, d. h. als Erlöſung zu begreifen ſuchen.

Anm. Wenn es in dem Menſchen vor der Gemeinſchaft mit Chriſto ein Gefühl der Sünde giebt ohne Gnade: ſo können wir mit dieſem unſre Darſtellung wenigſtens nicht beginnen, indem wir nur die Thatſache des chriſtlichen frommen Bewußtſeins zu betrachten haben.

Daß in jedem frommen Augenblik der Chriſt ſich beides bewußt iſt, leuchtet ein. Denn auch die innigſte Gemeinſchaft mit Gott, indem ſie nicht ſtätig iſt, ſondern in einzelnen Augenblikken hervortritt, weiſet auf andere zurük, wo das höhere Bewußtſein durch die ausſchließliche Lebendigkeit des niederen beziehungsweiſe zurükgedrängt war, und dies iſt das Bewußtſein der Sünde. Eben ſo aber verſchwindet auch in jedem frommen Augenblik das ausſchließende Hervortreten des niederen, und indem dieſes Verſchwinden auf die Einwirkung Chriſti bezogen wird, ſo iſt dies das Gefühl der Gnade.

2) Indem aber die Förderung des Gottesbewußtſeins in uns Chriſto zugeſchrieben wird, und ſowol die Gemeinſchaft eines jeden Einzelnen mit Chriſto als auch die Wirkung Chriſti auf die Menſchen überhaupt einen Anfang hat, vor welchem ſchon Sünde zu ſezen iſt: ſo wird die Betrachtung unvermeidlich auf die Sünde abgeſehen von der Erlöſung geleitet. Durch dieſe Abſon-

derung ſoll aber keinesweges im voraus feſtgeſezt werden, daß es irgendwann, es ſei nun für den Einzelnen oder im Ganzen einen Zeitraum reiner Sünde gegeben habe.

82.

Wenn wir in unſern frommen Erregungen unſer Bewußtſein zu dem der Welt überhaupt erweitern: ſo iſt in denſelben zugleich ausgeſagt, daß auch in der Welt überhaupt entgegengeſeztes entſtehe durch die Sünde in den Menſchen als durch die Gnade in den Menſchen.

1) Die Sache an ſich iſt klar; es folgt aber daraus unmittelbar, da eigentlich jeder Moment eine fromme Erregung ſein ſoll, daß auch alles, was Einwirkung des Menſchen auf die Welt iſt, unter eines von beiden gerechnet werden muß, und entweder wegen des Zuſammenhanges mit der Sünde ein Uebel oder wegen des Zuſammenhanges mit der Gnade ein Gut iſt, was hingegen dem einen oder dem andern zwar ähnlich aber entgegengeſezten Urſprungs wäre, das könnte nur ſcheinbar ein Gut ſein, oder ein Uebel. — Daß dieſe Anſicht nicht im Widerſpruch ſteht mit der oben §. 62. aufgeſtellten, wo das Böſe umgekehrt mit unter das Uebel befaßt wurde, geht ſchon aus der verſchiedenen Stellung und Beziehung beider hervor.

2) Wie nun in jeder frommen Erregung des Chriſten Sünde geſezt iſt und Gnade; ſo auch in jedem mit einer ſolchen verbundenen Eindruk von dem was in der Welt durch den Menſchen geworden iſt, Gutes und Uebel zuſammen, als Widerſchein der in den Menſchen zuſammen wohnenden Sünde und Gnade: aber in der Betrachtung werden wir ebenfalls beides von einander

trennen, und das Uebel als Folge der Sünde in ſeinem Zuſammenhang unter ſich wo von der Sünde, das Gute aber als Folge der Gnade in ſeinem Zuſammenhang unter ſich wo von der Gnade die Rede iſt, behandeln können.

83.

Wenn aber Bewußtſein der Sünde als fromme Erregung, d. h. als Abhängigkeitsgefühl nur möglich iſt in Verbindung mit dem Bewußtſein der Gnade: ſo können auch vom Bewußtſein der Sünde aus keine Begriffe von göttlichen Eigenſchaften gebildet werden, als nur in Beziehung auf die Gnade, und wegen des umgekehrten Sazes auch keine vom Bewußtſein der Gnade aus als nur in Beziehung auf die Sünde.

Anm. Daß dieſer Saz nur für die chriſtliche Lehrweiſe gilt, verſteht ſich aus dem obigen von ſelbſt.

1) Durch die göttlichen Eigenſchaften, welche ſich gemeinſchaftlich auf beide Glieder des Gegenſazes zwiſchen Sünde und Gnade beziehen, bekommen die im erſten Theil ausgeführten, welche, indem wir von dieſem Gegenſaz abſahen, gebildet wurden, erſt den beſtimmten Gehalt, den wir oben vermißten, indem erſt durch dieſe Beziehung auf den Gegenſaz die göttliche Cauſalität, wie ſie ſich in unſerm Anhängigkeitsgefühl abſpiegelt, ihre Richtung erhält, und ihren Zwek findet. Wie wir nun oben, daß jene Vorſtellungen noch ihrer vollkomnen Beſtimmtheit und Lebendigkeit ermangelten, am unmittelbarſten daraus erkannten, daß aus denſelben für ſich allein, ſich keine Geſinnung entwikkeln wollte*): ſo werden im Gegentheil aus den göttlichen Eigenſchaften,

---

*) S. B. I. S. 316.

welche wir hier erhalten werden, alle chriſtlichen Geſinnungen in ihrer Beziehung auf Gott ſich leicht entwikkeln laſſen. Denn ob das Bewußtſein der göttlichen Allmacht an ſich Furcht oder Vertrauen errege, iſt ganz unbeſtimmt; was aber das Bewußtſein einer heiligen Allgegenwart und einer liebenden Allmacht bewirke, iſt keinem Zweifel unterworfen. Wonach denn auch die Beziehung der chriſtlichen Glaubenslehre auf die chriſtliche Sittenlehre vornehmlich an dieſen zweiten Theil gebunden iſt.

2) Daß aber um wahre und für ſich verſtändliche göttliche Eigenſchaften zu erlangen, die ſich eben ſo auf unſere wirklichen im Gegenſaz befangenen frommen Erregungen beziehen, wie jene ſich auf den gemeinſamen Grund derſelben bezogen, man die Glieder des Gegenſazes nicht von einander trennen kann, leuchtet ein. Denn eine göttliche Wirkſamkeit in Beziehung auf die Sünde, aber abgeſehen von ihrem Verſchwinden durch die Erlöſung, wäre eine Beſtätigung der Sünde; und eine das Gottesbewußtſein in uns fördernde göttliche Thätigkeit, aber ohne Beziehung auf die Sünde, könnte wieder nur Eigenſchaftsbegriffe geben, in denen der chriſtliche Charakter zurükträte, der ſodann eigentlich nirgends zu finden wäre.

3) Indeß fordert ſowol die Analogie mit den andern Betrachtungsweiſen als auch die Berükſichtigung des kirchlich geltenden, daß, da wir von der Sünde für ſich handeln müſſen vor der Gnade, wir auch die Frage nach göttlichen Eigenſchaften bei jeder Hälfte beſonders beantworten; und wenn wir dabei nur beobachten, daß wir von jedem der beiden Punkte aus nicht verſäumen, den andern zu berükſichtigen: ſo können wir erwarten, ob von beiden aus ſich ganz daſſelbe ergeben wird, oder

doch etwas anders, wenn wir von der Sünde auf die Gnade, und etwas anderes, wenn wir von der Gnade auf die Sünde ſetzen.

Zuſaz. Es zerfällt demnach die noch vor uns liegende Darſtellung in zwei Hälften, deren erſte das Bewußtſein der Hemmung unſeres höheren Lebens oder der Sünde, die andere aber das Bewußtſein der Förderung deſſelben oder der Gnade zu entwikkeln hat. Beide Gegenſtände werden in der nothwendigen Beziehung auf einander nach den auch im erſten Theil angewendeten drei verſchiedenen Formen behandelt werden.

Erſte Seite.

Entwiklung des Bewußtſeins der Sünde.

84.

Das Bewußtſein der Sünde haben wir überall wenn unſer Selbſtbewußtſein durch das mitgeſezte Bewußtſein Gottes als Unluſt beſtimmt wird.

1) Dies kann nur geſchehen, wenn das ſinnliche Bewußtſein, welches in uns erregt iſt, von jenem höheren nicht ganz durchdrungen und beſtimmt wird, ſondern vielmehr in einer Fortſchreitung für ſich allein begriffen iſt. Jede ſolche iſt eine Hemmung des höheren Lebens und zugleich unſere That, alſo Sünde; und zwar in dem Maaß Sünde als das höhere Bewußtſein ſich dieſe Fortſchreitung nicht aneignen könnte, und alſo auch nicht als auf eine zuſtimmende Weiſe dabei ruhend vorausgeſezt werden kann. — Hiemit hängt aber ſchon zuſammen, daß das Bewußtſein der Sünde auch in denen frommen Erregungen, welche die Geſtalt der Luſt tragen, nicht ganz fehlen kann. Denn auch in dieſen fühlen wir, daß es eine Grenze der Uebereinſtimmung und des Gehorſams giebt, und alſo einen Punkt auf welchem das ſinnliche Bewußtſein ſich losreißen würde. Dieſer kann uns mitten in der Gemeinſchaft mit Gott als Verſuchung nahe treten, und in jeder

Verſuchung liegt ſchon das Bewußtſein der Sünde, ja er kann uns in den hellſten und vollkommenſten Augenblikken vorſchweben, als der lebendige Keim der Sünde in uns, der immer im Begriff iſt hervorzubrechen. In dieſem Sinne nun iſt das Bewußtſein der Sünde überall; und es iſt weſentlich daſſelbe, welches der Sünde als warnende Ahnung vorangeht, welches ſie als innerer Vorwurf begleitet, und welches ihr als Traurigkeit nachfolgt.

2) Die hier zum Grunde liegende Erklärung, daß die Sünde ſei die in uns gehemmte beſtimmende Kraft des Gottesbewußtſeins, ſcheint ſich nicht gleich zurükführen zu laſſen auf die gewöhnliche, daß die Sünde ſei die Uebertretung des göttlichen Geſezes *). Allein im weiteren Sinne iſt das Bewußtſein Gottes immer Geſez, im engeren Sinn aber iſt Geſez kein urſprünglich chriſtlicher Ausdruk, ſondern ſoll in einen höheren aufgenommen werden. Sieht man indeß auf der andern Seite darauf, wie nach der gewöhnlichen Erklärung die Sünde eingetheilt wird in die in Gedanken, Worten und Werken: ſo iſt leicht zu ſehn, wie unſere Erklärung die natürlichſte Einheit iſt zu dieſer Eintheilung. Denn das identiſche in dieſen dreien kann nichts anders ſein als das Nichtbeſtimmtſein eines gegebenen Momentes durch das Bewußtſein Gottes; der Ausdruk Geſez hingegen wird unbeſtimmt und willkührlich müſſen erweitert werden, um alles hineinzubringen, was in Gedanken und Worten Sünde ſein kann.

85.

Nur diejenige Entwiklung des Bewußtſeins der Sünde kann die richtige ſein, welche, ſofern

---

*) S. hierüber Gerh. l. th. T. V. p. 2, flgd.

nur die Beziehung auf die göttliche Gnade nicht vernachläſſigt wird, den ſcheinbaren Widerſpruch dieſes Zuſtandes ſowol mit dem allgemeinen Abhängigkeitsgefühl als auch mit dem oben aufgeſtellten Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit des Menſchen aufhebt.

1) Ein ſolcher Widerſpruch drängt ſich unläugbar auf, wenn man die Sünde für ſich allein betrachtet, zumal nach der von uns gegebenen Erklärung. Denn nach dieſer am meiſten iſt die in der Selbſtthätigkeit des Menſchen begründete Hemmung des Gottesbewußtſeins eine Abkehr des Menſchen von Gott. Dieſe nun kann auf der einen Seite nicht von Gott geordnet ſein, weil ſie ja ſonſt auch gut ſein müßte; auf der andern Seite aber iſt doch der Menſch auch im Zuſtand der Sünde in den Naturzuſammenhang geſtellt, und dieſem iſt in ſeinem ganzen Umfang die göttliche Urſächlichkeit gleichgeſezt, alſo auch die Sünde unter dem begriffen was in der göttlichen Allmacht gegründet iſt. Eben ſo unläugbar iſt die Sünde auf der einen Seite an und für ſich betrachtet nur der Mangel der religiöſen Vollkommenheit des Menſchen, und doch ſoll ſie auf der andern Seite als menſchlicher Zuſtand wie jeder andere aus jener urſprünglichen Vollkommenheit begriffen werden können. — Allein dieſer Widerſpruch kann doch nur ſcheinbar ſein, da das eine Bewußtſein eben ſo wahr, d. h. eben ſo urſprünglich das Erzeugniß unſeres innern Weſens iſt als das andre, und dieſes nicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch ſein kann.

2) Natürlich iſt daher dieſer Ort auch der, auf welchem die meiſten theologiſchen Streitigkeiten entſtehen. Denn will man die Sünde ganz aus dem Ge-

biet der Abhängigkeit von Gott ausſchließen, ſo verirrt man ſich in das manichäiſche: will man ſie als übereinſtimmend darſtellen mit der natürlichen Vollkommenheit des Menſchen, ſo verirrt man in das pelagianiſche, und das bald größere bald geringere Schwanken zwiſchen dieſen entgegengeſezten Punkten iſt noch nicht zur Ruhe gekommen. Betrachten wir aber die Sünde nur einerſeits als das was nicht ſein würde, wenn nicht die Erlöſung wäre, ſo ſind wir am meiſten vor dem manichäiſchen geſichert; betrachten wir ſie andrerſeits als das was nur durch die Erlöſung verſchwinden kann, ſo können wir nicht leicht in das pelagianiſche gerathen. Die Nothwendigkeit aber uns auf die in der Kirche geltenden Ausdrükke über dieſen Gegenſtand zu beziehen, erneuert immer wieder die Gefahr auf die eine oder andere Seite hinüber zu gleiten.

3) Die Aufgabe dieſe Extreme im dogmatiſchen Ausdruk zu vermeiden, und dadurch der reinen Auflöſung des Widerſpruchs immer näher zu kommen gilt gleich ſehr für alle drei Formen, unter denen wir den Gegenſtand zu behandeln haben.

Erſter Abſchnitt.

Die Sünde als Zuſtand des Menſchen.

86.

Im Bewußtſein der Sünde liegt das Bewußtſein eines Gegenſazes zwiſchen dem Fleiſch oder demjenigen in uns was Luſt und Unluſt hervorbringt und dem Geiſt oder demjenigen in uns was Gottesbewußtſein hervorbringt.

Anm. a. Daß wir die Sünde nicht anders beſchreiben können, als, indem wir auf das innere eigne Bewußtſein derſelben zurükgehn, hängt mit der ganzen Weiſe unſerer Darſtellung zuſammen. Denn in dem Leben des Chriſten kommt Sünde ohne Bewußtſein derſelben, ob es nun begleitet oder nachfolgt, gilt uns hier gleich, gar nicht vor, indem auch eine ſolche eigentlich entweder Unſchuld, noch nicht Sünde, oder Verſtoktheit, nicht mehr Sünde, wäre. Die Sünde in dem vorchriſtlichen Zuſtande iſt nicht der unmittelbare Gegenſtand unſerer Analyſe.

b. Die hier gebrauchten Ausdrükke aus der Schriftſprache Fleiſch und Geiſt entſprechen zwar denen Sinnlichkeit und Vernunft, aber nicht ganz ſondern nur in der Beziehung der lezteren auf das religiöſe Gebiet, denn Sinnlichkeit und Vernunft haben beide auch eine objective Seite, welche in dieſen Ausdrükken nicht mit enthalten iſt.

c. Dagegen liegt freilich in dem Ausdruk Fleiſch nicht bloß das ſinnliche Gefühl ſondern auch der ſinnliche Trieb. Allein dem Triebe in ſeinen Aeußerungen geht allemal das Gefühl voran, und da wir ſtreng genommen auch die ſinnliche Luſt für ſich ſchon als Sünde fühlen, wenn ſie von der Gemeinſchaft mit dem Gottesbewußtſein ganz abgelöſt iſt, ſo war es zwekmäßig bei dem erſten Anfange ſtehen zu bleiben.

1) Schon in der Aufſtellung des Begriffs der urſprünglichen Vollkommenheit haben wir beides unterſchieden, und mit jedem Unterſchiede iſt auch in dem Gebiet des lebendigen die Möglichkeit einer Gegenwirkung geſezt. Nur mußten wir in der Ausfüh-

rung jenes Begriffs von dieſer Möglichkeit abſehen, weil er uns nur dasjenige enthalten ſollte, was in der menſchlichen Natur der Grund ihrer richtigen Entwiklung iſt. Es iſt aber nicht außer Acht zu laſſen, daß, wenn nicht das Bewußtſein der Sünde ein durchgehendes Element unſeres Lebens wäre, wir auch dort jenen Unterſchied gar nicht würden gemacht haben. Denn denken wir uns den Menſchen in einem ganz unſündlichen Zuſtande, ſo würde ſeinem Selbſtbewußtſein beides vollkommen eins ſein, indem jeder Moment im Geiſt anfinge und endete, und die Sinnlichkeit ohne je etwas nicht vom Geiſt begonnenes und geleitetes anzuſtreben überall nur Organ und lebendiges Zwiſchenglied wäre.

2) Was wir nun dort auch ſeiner Möglichkeit nach übergehen mußten, das finden wir in dem Bewußtſein der Sünde wirklich, denn wenn das Fleiſch etwas für ſich vollbringt, ſo iſt in demſelben Moment der immer lebendige und ſtrebende Geiſt zurükgedrängt und alſo beides entzweit. Eben ſo wenn, was der Geiſt beginnt, entweder nicht den ganzen Menſchen durchdringt, ſondern gleichſam unterweges abgewieſen wird, oder auch ihn zwar durchdringt und zu ſeinem Ziele kommt, aber nicht ohne daß ihm fremde und von der urſprünglichen Richtung abweichende Beſtandtheile beigemiſcht werden, welche eigentlich einem von dem Fleiſch nur für ſich allein hervorzubringenden alſo an ſich ſündlichen Akt angehören: ſo ſind auch hierin beide nicht eins, ſondern ein Zwieſpalt zwiſchen ihnen ausgeſprochen; und in allen dieſen Fällen haben wir das Bewußtſein der Sünde. Anders aber als ſo kann auch der Geiſt in ſeiner hemmenden Kraft nicht erkannt werden; und wir können eben ſo gut auch

umgekehrt ſagen, nur wo wir dieſen Gegenſaz finden, da haben wir das Bewußtſein der Sünde. — Eben ſo beſchreibt daher die Schrift dieſen Gegenſaz Gal. 5, 17., wo das Gelüſten des Fleiſches wider den Geiſt die allgemeinſte Beſchreibung der Sünde iſt, und indem auch dem Geiſt nur ein Gelüſten wider das Fleiſch zugeſchrieben wird, iſt das Unvermögen des Menſchen, ſofern er noch nicht in die Erlöſung aufgenommen iſt, angedeutet. Vgl. Röm. 7, 18. flgd.

Zuſaz. Sofern aber in der Seele des Chriſten die Sünde niemals geſezt iſt ohne die Erlöſung, ſo iſt auch dieſe Beſchreibung nicht die vollſtändige eines wirklichen Zuſtandes, ſondern nur die eine Hälfte, wozu die andere unten zu beſchreiben ſein wird; eben wie Röm. 7, 25 — 8, 2. die andere Hälfte iſt zu Röm. 7, 18 — 24. Sonach kennen wir auch unmittelbar den Gegenſaz zwiſchen Geiſt und Fleiſch nur in Beziehung auf die Herrſchaft jenes über dieſes, und ihr untergeordnet.

87.

Wir finden die Sünde in uns als die Kraft und das Werk einer Zeit, in welcher die Richtung auf das Gottesbewußtſein noch nicht in uns erſchien.

1) In dem obigen Ausdruck iſt ſchon zugegeben, daß in jener Zeit ſelbſt die Sünde, ſo wie wir ſie jezt in uns fühlen, nicht geſezt war. Denn wenn wir annehmen, daß in einem Menſchen entweder überhaupt oder ſelbſt in Bezug auf eine einzelne Aufgabe der Geiſt überhaupt noch nicht erwacht iſt: ſo rechnen wir ihm auch die Fürſichthätigkeit des Fleiſches, wodurch die Auflöſung der Aufgabe [illegible] hindert wird, in

ſofern nicht als Sünde zu, ſondern nur als Mangel. Daſſelbe thun wir noch mehr bei ganzen Völkern und Zeitaltern.

2) Indem wir uns aber in der Sünde einer Schwäche des Geiſtes im Verhältniß gegen das Fleiſch bewußt ſind, und jede Kraft als Größe betrachtet in dem vernünftigen Weſen Fertigkeit iſt, und als ſolche durch die Zeit bedingt: ſo ſchließt dieſes Bewußtſein ſeiner Natur nach in ſich das Bewußtſein einer Zeit, wo das Fleiſch ſchon eine Größe war der Geiſt aber noch keine, d. h. wo das Fleiſch Luſt und Unluſt hervorbrachte für ſich ohne Zuthun und Einwirkung des Geiſtes. Dieſe Thätigkeiten können hernach, wie ſie ſelbſt zeitlicherweiſe Fertigkeiten geworden ſind, von dem erwachenden Geiſt auch nur zeitlicherweiſe, wie er ſich ſelbſt allmählig als Größe in uns geſtaltet, allmählig überwunden und in einen Gehorſam des Fleiſches verwandelt werden. In dem Maaß nun als dies noch nicht geſchehen iſt, und wir uns alſo noch der Sünde bewußt ſind, leiten wir ſie auch aus jener Zeit ab, das meint auch der entſchuldigende Ausſpruch Gen. 8, 21. — Daß aber dieſer Zuſtand nicht etwa nur als ein langſames Wachſen des Geiſtes gefühlt wird — in welchem Fall es gar kein eigentliches Bewußtſein der Sünde geben würde — ſondern daß wir uns dabei der Grenzen des Geiſtes und alſo einer Hemmung ſeiner Thätigkeit bewußt werden, worauf das eigentliche Bewußtſein der Sünde vorzüglich beruht, das hängt größtentheils ab von der Ungleichmäßigkeit in der Entwiklung ſeiner Thätigkeiten. Dieſe aber iſt eine zwiefache. Einmal erfolgt die Entwiklung des Geiſtes ſtoßweiſe durch Augenblikke ausgezeichneter Erleuchtung und Belebung; und iſt hernach i[illegible]eren Augenblikken die Thätigkeit des Gei-

ſtes geringer als in jenen, und die des Fleiſches größer, ſo fühlen wir dieſes als Sünde. Dann aber auch wird in jedem einzelnen Moment nicht die ganze Sinnlichkeit in Anſpruch genommen, ſondern nur eine beſtimmte Richtung derſelben: dieſe verſchiedenen Richtungen nun verhalten ſich gegen die Anforderungen des Geiſtes nicht gleichmäßig; je mehr er ſich daher in die eine hineinbilden kann, in die andere aber nicht, deſtomehr wird in dieſer, da der Geiſt nur einer iſt und derſelbe, eine Widerſetzlichkeit des Fleiſches gefühlt, und alſo die Sünde.

88.

Das Bewußtſein der Sünde iſt bedingt durch die ungleiche Fortſchreitung des Verſtandes und Willens.

Anm. Daß das einzelne menſchliche Leben durch dieſe beiden Formen der Thätigkeit bedingt iſt, ſo wie daß an dieſer Geſtaltung auch das mitgeſetzte Bewußtſein von Gott theilnimmt, und ſich eben ſo wol im Willen als im Verſtande offenbart, in ſeiner Reinheit und Vollkommenheit aber auch die vollkommne Durchdringung von beiden iſt, dies wird hiebei als bekannt vorausgeſetzt.

1) Wenn Keiner eine größere Leichtigkeit hätte und einen weiteren Umfang, in welchem er ſeine Vorſtellungen auf das höchſte Weſen bezieht und mit dem Bewußtſein deſſelben durchdringt, als denjenigen, worin er ſeinen Handlungen dieſe Beziehung giebt: ſo könnte er kein göttlicheres Leben denken, als dasjenige, welches er wirklich führt. Eben ſo auch umgekehrt könnte er nicht das Gefühl von Unmächtigkeit des Verſtandes zum höheren oder von Irrthum auf dieſem Gebiet haben, welches beides uns ebenfalls zur Sünde wird. Wie aber in dem einzelnen Leben ungrade ein

vollkomnes Gleichgewicht ſondern überall abwechſelndes Hervortreten und Zurükweichen: ſo iſt auch dieſes zwiſchen Verſtand und Willen überall, und mit demſelben das Bewußtſein der Sünde. Am meiſten aber wird natürlich geklagt über das Zurükbleiben des Willens hinter dem Verſtande; S. Jeſ. 29, 13. denn Mund und Lippen gehören dem Verſtande, das Herz aber dem Willen. Eben ſo Röm. 7, 23.: denn das Geſez im Gemüth iſt die Vorſtellung des als göttlich anerkannten, das Geſez in den Gliedern aber die Fertigkeit des Willens. Ueberwiegend erſcheint das Zurükbleiben des Willens hinter dem Verſtande in dem Zuſammenleben der Jugend mit den Erwachſenen, weil dieſe jener gewöhnlich zuerſt die Erkenntniß des guten und göttlichen einprägen und es unterſcheiden lehren. Das Zurükbleiben des Verſtandes aber hinter dem Willen zeigt ſich mehr in dem Zuſammenleben der Ungebildeten mit den Gebildeten; denn weit eher laſſen ſich jene von dieſen leiten durch die Sitte, als ſie ihnen nachfolgen mit der Erkenntniß, und betrachten dann ſelbſt, wenn ſie gutartig ſind, die Ungelehrigkeit in göttlichen Dingen als Sünde.

2) Durch dieſe Ungleichheit wird aber das fromme Bewußtſein auch in ſich ſelbſt getrübt und verunreinigt. Denn wenn dies gleich urſprünglich im Gefühl ſeinen Siz hat, und das Bewußtſein Gottes unſerm Selbſtbewußtſein eingepflanzt iſt: ſo muß es doch mit dieſem eben ſo gut in den Willen übergehn als in den Verſtand, es geſchieht aber nur ungleichmäßig. Iſt nun das Herz noch im ſinnlichen befangen, ſo daß der Menſch ſich immer beſtimmt, wie er ſich durch das Bewußtſein Gottes nicht beſtimmen könnte: ſo entſteht eine Neigung dieſes Bewußtſein auch im Verſtande ſo umzugeſtalten, daß es ſich mit jener Selbſtbeſtim-

mung vertragen möchte. Als das ſchlimmſte Erzeugniß dieſes Beſtrebens ſtellt Paulus die Abgötterei dar*); das verbreitetſte aber und nirgend ganz auszutilgende iſt das menſchenähnliche in unſern Vorſtellungen von Gott, welches ſich als der verſchwindende Ueberreſt der Abgötterei anſehn läßt, und wie dieſe ſelbſt immer auch irgend einer Seite des ungöttlichen Lebens Vorſchub thut. — Eben ſo, wenn der Verſtand zu ſehr in den weltlichen Dingen befangen iſt, um ein reines Bewußtſein Gottes aufzunehmen, ſo iſt auch kein reiner Einfluß deſſelben auf den Willen möglich, und daher die Beruhigung bei einem einſeitigen Gehorſam und einem bloß äußerlichen Gottesdienſt ohne Geiſt und Wahrheit.

89.

Wenngleich die Sünde, ſo gefaßt, den Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit des Menſchen nicht aufhebt, und wir begreifen, wie ſie in der zeitlichen Entwiklung derſelben ſich findet: ſo können wir ſie doch nur als eine Störung der Natur anſehen.

1) Man kann nicht ſagen, daß durch die Sünde, ſo wie ſie hier gefaßt iſt, irgend einer von den weſentlichen Beſtandtheilen in dem Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit des Menſchen aufgehoben würde, nicht einmal die religiöſe Seite derſelben. Denn die Sünde iſt nur, im allgemeinen angeſehen, ſofern ein Bewußtſein derſelben iſt, und dieſes iſt nur durch das Geſez, welches offenbar ein Erzeugniß der urſprüng-

---

*) Röm. 1, 18 — 24.

lichen Vollkommenheit des Menſchen und zwar ihrer religiöſen Seite iſt, indem alles Geſez einen göttlichen Willen aufſtellen will *). Auch haben wir immer nur ein böſes Gewiſſen, in ſofern wir die Möglichkeit eines beſſeren anerkennen, und dieſes uns alſo, nur auf eine andere Art, wirklich eingebildet iſt. Ja wenn einem einzelnen Menſchen oder einem Volk und einem Zeitalter jenes Beſſere noch gar nicht eingebildet iſt: ſo erſcheint uns dann auch das unvollkomne nicht als Sünde ſondern als Rohheit und Unbildung. Jede Sünde daher ſezt ein ſchon gewordenes Gute voraus, und hemmt nur das künftige. Und ſofern ſich das Bewußtſein des höchſten Weſens wirkſamer zeigt in der Verbindung mit der einen ſinnlichen Richtung als mit der andern, und wir hier alſo in der geringeren Wirkſamkeit den Widerſtand und die Sünde empfinden: ſo ſezt dieſe ein gewordenes Gute gleichzeitig neben ſich voraus. Und eben ſo können wir uns bewußt werden, daß auch der höchſte Augenblik der Frömmigkeit, weil doch das Bewußtſein Gottes nicht gleichmäßig durch unſer ganzes Weſen verbreitet iſt, ein Minimum von Sünde in uns vorausſezt, ja auch Sünde nach ſich zieht, weil er nicht gleichmäßige Wirkungen nach allen Seiten hin zurükläßt. Wie daher der Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit die Einheit unſrer Entwiklung ausdrükt, ſo drükt die Sünde das Nacheinander ſo wie das vereinzelte und zerſtükkelte in derſelben aus, wodurch aber jene Einheit keineswegs aufgehoben wird.

2) Daß wir aber die Sünde mit Recht als eine Störung der Natur betrachten, und uns nicht etwa

---

*) Röm. 7, 7 — 10.

bei ihrer Unvermeidlichkeit beruhigen dürfen, dies rührt daher, daß wir doch die Möglichkeit einer vollkommen gleichmäßigen Entwiklung, die alſo auch unſündlich wäre, nicht an und für ſich abläugnen können, und daher, daß wegen des ſchon oben bemerkten vorzüglich aber des ſtoßweiſen in der menſchlichen Entwiklung alle Sünde auf einen ſolchen früheren Vorſchreitungspunkt bezogen und als ein Rükſchritt erſcheinen muß. Am meiſten aber muß uns dieſes eine Störung der Natur verrathen, daß wir das Bewußtſein Gottes ſelbſt verunreinigt finden, von dem wir doch nicht anders annehmen können, als daß es der menſchlichen Natur in ſeiner Reinheit ſei eingepflanzt worden. Aber auf der Annahme der Möglichkeit einer unſündlichen Entwiklung und auf der Möglichkeit einer vollkommen reinen Erſcheinung des Bewußtſeins Gottes in der menſchlichen Seele beruht die Möglichkeit einer Erlöſung; und wir können alſo der Sünde als ſolcher nur inne werden in Bezug auf die Erlöſung, ſo daß eines nur mit dem andern zugleich Wahrheit für uns haben kann *). — Dabei ſehen wir freilich eine andere Anſicht gegenüber, welcher ſtatt der Sünde nur das noch nicht gewordene Gute erſcheint, für welche daher keine Sünde im eigentlichen Sinne wirklich iſt und keine Erlöſung im eigentlichen Sinne nothwendig. Aber eben darum drükt dieſe Anſicht nicht das eigenthümliche Bewußtſein des Chriſten aus.

90.

Wir ſind uns der Sünde bewußt theils als in uns ſelbſt gegründet theils als ihren Grund jenſeit unſeres eigenen Daſeins habend.

---

*) Gal. 3, 22.

1) Das ungleichmäßige Verhalten der verſchiedenen Richtungen und Verrichtungen der Sinnlichkeit in jedem Einzelnen gegen die höhere Geiſtesthätigkeit iſt gegründet in einer angeborenen Differenz dieſer Richtungen ſelbſt in jedem Einzelnen, welche Differenz ſeine perſönliche Conſtitution bilden hilft. Wir ſehn aber dergleichen Differenzen in den mannigfaltigſten Abſtufungen theils in den Geſchlechtern ſich fortpflanzen und in der Bildung neuer Familien aus mehreren Geſchlechtern zuſammenarten, theils finden wir ſie in großen Maſſen feſtſtehend als Eigenthümlichkeit der Stämme und Völker, wie denn auch die Schrift in dieſem Sinne unterſcheidet die eigenthümliche Sünde der Juden und der Hellenen. Vermöge dieſer Abhängigkeit alſo des einzelnen Lebens von einem großen gemeinſamen Typus, in welchem ſeine eigenthümliche Ungleichmäßigkeit ſchon angelegt und vorgezeichnet iſt, und wegen Abhängigkeit der ſpäteren Geſchlechter von den früheren hat die Sünde eines Jeden ihren Grund in einem höheren und früheren als ſein eignes Daſein. Sofern aber das Fortſchreiten einer ſinnlichen Erregung zu ihrem Ziel ohne ſich mit dem höheren Bewußtſein zu vereinigen, während in Regungen anderer Art dieſes leichter geſchieht, doch unläugbar die That des Einzelnen iſt: ſo iſt inſofern die Sünde eines Jeden begründet in ihm ſelbſt. Vermittelſt jener Betrachtungsweiſe unterſcheiden wir unſere Gutartigkeit und unſere Bösartigkeit, und ſind uns ihrer als eines empfangenen und mitbekommenen bewußt; vermöge der anderen aber erkennen wir auch in unſerer Bösartigkeit unſere Sünde, ſofern wir ſie noch nicht überwunden haben durch unſere That, ſondern ſie vielmehr

ſelbſtthätig fortpflanzen von einem Moment auf den andern

2) Daß der Eine ſich mehr zur Betrachtung hinneigt, was theils dahin ausſchlagen kann, daß daneben nur ein Minimum von nach außen wirkſamer Thätigkeit übrigbleibt, theils auch dahin, daß der Wille noch roh bleibt und im Thieriſchen verſunken, wenn der Verſtand ſich ſchon menſchlich ausgebildet hat; und daß ein Anderer umgekehrt ſo ſehr in der wirkſamen Thätigkeit aufgeht, daß die Betrachtung ſelten auch nur bis zu einem klaren Bewußtſein der eigenen Thätigkeit ſelbſt geſtaltet wird, oder auch ſo, daß alles Denken noch ſtumpf bleibt und verworren, während das Handeln ſich ordentlich geſtaltet und ſondert: dieſe Verſchiedenheiten ſezen wir in allen ihren verſchiedenen Abſtufungen ebenfalls als angeboren. Wenn nun aber jener in dem gemeinſamen Leben dennoch auch in das Gebiet der Wirkſamkeit hineingezogen wird, und dieſem ebenfalls durch das gemeinſame Leben auch die Ergebniſſe der Betrachtung Anderer irgendwie eingebildet werden: ſo wird doch die erwachende Frömmigkeit ſich jenem leichter mit den Thätigkeiten des Verſtandes einigen, die Seite des Willens aber zurükbleiben, und dieſem umgekehrt der Wille ſich gutartig beweiſen, der Verſtand aber widerſtrebend, alſo in jedem auf andere Art die Sünde ſich offenbaren. Sofern nun dieſe Verſchiedenheit mit eines jeden natürlicher Anlage zuſammenhängt, und dieſe aller That vorangeht: ſo iſt auch jedes Sünde, was die beſtimmte Geſtalt derſelben betrifft, jenſeit ſeines eigenen Lebens begründet. Sofern aber doch jede Vorſtellung ſowol als jede Handlung, welche das Bewußtſein Gottes nicht in ſich trägt, nur durch die Selbſtthätigkeit zu

Stande kommt, in welcher jenes Bewußtſein doch anderweitig ſchon erſcheint: ſo iſt die Sünde eines jeden auch begründet in ihm ſelbſt.

3) Eben ſo wenig iſt die frühere Entwiklung des ſinnlichen vor dem geiſtigen abhängig von dem einzelnen Menſchen, in dem ſie erfolgt; und dieſes Hineintreten des Ich in die lebendige Welt der Erſcheinung durch Empfängniß und Geburt kann unſer unmittelbares Selbſtbewußtſein keinesweges als unſre eigne That erkennen, wenn auch die Speculation bisweilen eben dieſes als den eigentlichen urſprünglichen und ſelbſtverſchuldeten Abfall hat darzuſtellen verſucht. Indem aber dieſer Eintritt bedingt iſt durch die That des früheren Geſchlechts: ſo iſt die durch die frühere Entwiklung der Sinnlichkeit bedingte ſündhafte Selbſtändigkeit derſelben ebenfalls begründet jenſeit des eigenen Daſeins jedes Einzelnen. Sofern hingegen, ſobald das Gottesbewußtſein einmal in ihm erwacht iſt, jede Vollziehung eines Momentes, in welchem dieſes nicht mitbeſtimmend wirkt, dennoch die That des mit jenem Bewußtſein ſchon begabten Einzelnen iſt: ſo iſt auch von dieſer Seite angeſehen die Hemmung der höheren Thätigkeit begründet in jedem Einzelnen ſelbſt, alſo wahrhaft Sünde.

Zuſaz. Dieſe doppelte Beziehung, welche wir in jedem Bewußtſein der Sünde nur in verſchiedenem Maaße wiederfinden, iſt der eigentlichſte und innerſte Grund, weshalb die Entwiklung des chriſtlichen Bewußtſeins der Sünde in die beiden Lehrſtükke zerfällt, von der Erbſünde, peccatum originis und von der wirklichen Sünde, peccatum actuale, deren erſtes die ſündhafte Anlage eines jeden als etwas empfangenes und mitgebrachtes darſtellt, worin aber doch zugleich die eigene Schuld verborgen liegt; das andere aber das einzelne Erſcheinen des ſündhaften als eigene That eines jeden darſtellt, worin aber das empfangene und mitgebrachte ſich offenbart. Unbequem aber iſt die hergebrachte Bezeichnung auf alle Weiſe. Denn in der lezten Formel wird freilich das Wort Sünde in Uebereinſtimmung mit dem gemeinen Sprachgebrauch von der eigentlichen That geſezt, aber der Beiſaz wirklich veranlaßt den verwirrenden Nebengedanken, als ob es in demſelben Sinn auch eine bloß ſcheinbare oder unthätige Sünde gebe. In der erſten Formel hingegen drükt das Erb allerdings den Zuſammenhang mit der früheren Generation und mit der Erhaltungsweiſe der ganzen Gattung richtig aus; aber das Wort Sünde iſt nicht in demſelben Sinn genommen wie in der andern Formel, indem es nicht die That und deren Art und Weiſe ſelbſt, ſondern die vor aller That deſſelben Subjects hergehende und ſie mitbedingende Beſchaffenheit deſſelben anzeigt *). Eine Aenderung dieſer ungenauen in der Schrift ſelbſt nicht befindlichen Ausdrükke wäre daher ſehr zu wünſchen, allein ſie darf nur mit großer Vorſicht eingeleitet und nur allmählig ausgeführt werden, wenn man nicht den geſchichtlichen Zuſammenhang der Lehre ganz zerreißen und neue Mißdeutungen und Mißverſtändniſſe veranlaſſen will.

---

*) Peccatum enim originis non est quoddam delictum quod actu perpetratur; sed intime inhaeret infixum ipsi naturae substantiae et essentiae hominis. *Epit. art. I. p. 577.*

Erſtes Lehrſtük, von der Erbſünde.

91.

Die §. 87. 88. 90. beſchriebene vor jeder That in jedem Einzelnen begründete Sündhaftigkeit iſt in jedem eine, wenn wir von dem Zuſammenhang mit der Erlöſung abſehen, vollkomne Unfähigkeit zum Guten.

Anm. a. Wenn dieſe Unfähigkeit jedem Einzelnen zugeſchrieben wird: ſo gilt dies natürlich nur von allen, welche auf dem gewöhnlichen Wege der Geburt ins Leben treten, nicht aber von dem ſchlechthin erſten Menſchen, in welchem weder eine Entwiklung der Sinnlichkeit vor der Vernunft noch irgend eine urſprüngliche Einſeitigkeit mit Grund kann angenommen werden. Nämlich jene konnte in dem nicht ſtattfinden, der vom Anfang ſeines Daſeins an ſich ſelbſt helfen mußte, und dieſe hätte nicht ſtattfinden können, ohne daß dieſelbige Einſeitigkeit die des ganzen menſchlichen Geſchlechts geworden wäre, und alle ſpäter ſich entwikkelnden Differenzen hätten ihr untergeordnet bleiben müſſen. Denn dem ſchlechthin erſten Menſchen können wir nur eine völlige Indifferenz gegen alle in dem menſchlichen Geſchlecht ſich allmählig entwikkelnden Differenzen beilegen, indem ſie nur unter dieſer Bedingung mit der Abſtammung von ihm können in Verbindung gebracht werden. Es zeigt ſich alſo hier der wahre didaktiſche Gehalt jener ſymboliſchen Annahme eines zeitlichen Zuſtandes urſprünglicher Gerechtigkeit vor der erſten Sünde des erſten Menſchen darin, daß wir eine ſolche, wie ſie bei uns angeboren iſt, bei ihm anerſchaffene Begründung der Sünde uns nicht zu denken vermögen.

b. Daß aber die ſymboliſchen Bücher, welche dieſen Saz häufig vortragen, die uns allen mitgeborene Sündhaftigkeit auf die erſte Sünde des erſten Menſchen zurükführen, wird erſt weiter unten beurtheilt werden können. Wir finden aber unſern Saz auf das ſtärkſte ausgedrükt Conf. Aug. 2. quod - - omnes homines secundum naturam propagati nascantur cum peccato (aber nicht actuali, S. §. 90 Zuſaz. ſondern wie auch die folgenden Worte erklären, eine fiducia erga Deum et cum concupiscentia. Der lezte Ausdruk bedeutet hier nicht den ſinnlichen Trieb an ſich, abgeſehn von ſeinem Verhältniß zum Geiſt, ſondern den für ſich allein zur Vollendung eilenden; und in der Abweſenheit der Furcht Gottes und des Vertrauens zu Gott iſt die Unkräftigkeit des Bewußtſeins von Gott überhaupt ausgedrükt. Dies bezeugt Apol. Conf. 1. hic locus testatur nos non solum actus sed potentiam seu dona efficiendi timorem et fiduciam erga Deum adimere propagatis secundum carnalem naturam; - - ut, cum nominamus concupiscentiam non tantum actus seu fructus intelligamus, sed perpetuam naturae inclinationem. Aehnlich Conf. gall. X. Affirmamus quicquid mens humana habet lucis mox fieri tenebras, cum de quaerendo Deo agitur; und hernach nullam prorsus habet ad bonum appetendum libertatem. In den erſten Worten iſt am beſtimmteſten die Verunreinigung des Bewußtſeins von Gott in der Seele ausgedrükt, in den lezteren die ganz zurükgedrängte Beweglichkeit deſſelben. Daſſelbe ſagt Conf. helv. IX proinde nullum est ad bonum homini arbitrium liberum nondum renato, wodurch dieſe Unfähigkeit wie oben auf den noch nicht beſtehenden Zuſammenhang mit der Erlöſung beſchränkt wird; und Conf. Anglic. X. Ea est hominis conditio ut sese naturalibus suis viribus ad fidem convertere et praeparare non possit. Quare absque gratia Dei quae per Christum est ad facienda quae Deo grata sunt nihil valemus. — Die Allgemeinheit in der Fortpflanzung dieſes Uebels, und daß es vor jeder That des Einzelnen hergeht, bezeugt auch Conf. belg. XV. Est autem peccatum originis in totum genus humanum infusum corruptio totius naturae (vgl. §. 89.) et vitium haereditarium, quo et ipsi infantes in matris utero polluti sunt; womit weſentlich auch die übrigen ſymboliſchen Bücher zuſammenſtimmen.

1) Dieſe dem Menſchen ins Leben mitgegebene Sündhaftigkeit als eine gänzliche Unfähigkeit zum Guten anzuſehen, ſtimmt vollkommen theils mit dem ſchon oben auseinandergeſezten, daß ſogar in dem Leben deſſen, der in die Gemeinſchaft der Erlöſung aufgenom-

men iſt, ſtreng genommen, kein Augenblik ſei, in welchem nicht Bewußtſein der Sünde als ein weſentlicher Beſtandtheil des vollkomnen Selbſtbewußtſeins geſezt ſei. Wenn nun die vor der Gemeinſchaft mit der Erlöſung dageweſene Sündhaftigkeit zu keiner Zeit aufhört ſich auch in jenem Zuſtande zu offenbaren: ſo muß ſie ſchon deshalb an und für ſich als wahrhaft unendlich betrachtet werden. Eben ſo ſtimmt es zuſammen mit der nachgewieſenen Verdunkelung und Verunreinigung des Bewußtſeins Gottes. Denn mit einem ſolchen, da es doch noch das Beſte in ihm iſt, muß er ſchlechthin unfähig ſein etwas dem wahren Weſen Gottes wahrhaft angemeſſenes nicht nur wirklich hervorzubringen, ſondern auch nur mit Bewußtſein anzuſtreben, indem ja auch ſeine Vorſtellung von Gott und dem göttlichen Willen verfinſtert iſt. Anderntheils aber wird die Wahrheit des Sazes auch dadurch erkannt, daß das Selbſtbewußtſein des Chriſten außer dem Bewußtſein der Sünde nur aus dem der Gnade beſteht, alles alſo, was in ſeinem Zuſtande nicht Sünde iſt, nur ſeinem Antheil an der Erlöſung zugeſchrieben wird, wie auch die Schrift Phil. 2, 13. bezeugt, denn Wollen und Vollbringen ſind die beiden Endpunkte zwiſchen denen alles Gute eingeſchloſſen iſt.

2) Wenn aber auch zwiſchen dieſen beiden Punkten die Unfähigkeit des Menſchen für ſich allein betrachtet vollkommen iſt: ſo darf man doch die mitgebohrene Sündhaftigkeit nicht ſo weit ausdehnen, daß man dem Menſchen auch die Fähigkeit abſpräche, die Kraft der Erlöſung in ſich aufzunehmen. Denn nimmt man dieſes an, ſo iſt entweder gar keine Verbeſſerung des Menſchen durch die Erlöſung möglich, oder es wird wenigſtens, damit ſie möglich werde, noch etwas

and-

anderes erfordert als die Erlöſung ſelbſt, nämlich eine von dieſer unabhängige Umſchaffung des Menſchen, wodurch erſt die Fähigkeit die Erlöſung aufzunehmen in ihm hervorgebracht werde. Es verringert aber die Erlöſung und widerſtreitet unſerm Glauben an dieſelbe wenn außer ihr zur Vollendung des Menſchen noch etwas anderes nöthig ſein ſoll. — Auch könnte, wenn dem Menſchen nicht einmal die Fähigkeit geblieben wäre, die Erlöſung aufzunehmen von jenen höheren Gaben überhaupt nichts mehr vorhanden ſein, indem etwas geringeres davon als jene Fähigkeit ſich nicht denken läßt, ſondern ſie wären ganz erſtorben und der Menſch würde jezt ganz ohne dieſelben geboren. Da nun aber dasjenige in uns, was den Grund unſeres frommen Bewußtſeins ausmacht, zu dem Weſen der menſchlichen Natur gehört, und ſo ſehr daß alles, was den Menſchen vom Thiere unterſcheidet, einigen Theil daran zu haben ſcheint, ſo müßten alsdann die Menſchen ohne die menſchliche Natur geboren werden. Es hat aber auch von jeher die ganze Praxis in der Verkündigung des Reiches Gottes darin beſtanden, daß die Diener des Wortes ſich an die Fähigkeit des Menſchen die Gnade Gottes in ſich aufzunehmen gewendet haben. Daher können wir zwar diejenigen ebenfalls mißbilligen, welche behaupten hominem ex naturali nativitate adhuc reliquum habere vires aliquas in rebus spiritualibus aliquid inchoandi operandi aut cooperandi*), außer wenn jemand das bloße Inſichaufnehmen ſchon eine Mitwirkung nennen will. Aber ſolche Aeußerungen ſind doch bedenklich, daß in des Menſchen Natur auch nicht ein ſolcher Funken geiſtiger Kräfte übrig geblieben ſei, quibus ille ex sese oblatam gratiam apprehendere aut eius gratiae ex se et per se capax esse possit*). Und lieber möchte man, wenn auch nicht aus demſelben in den lezten Worten aufgedekten Geſichtspunkt, mit einer andern in dieſem Stük auch ſehr ſtrengen ſymboliſchen Schrift ſagen, non nisi exiguae illorum donorum scintillae et vestigia illi relicta sunt, quae tamen sufficiunt ad inexcusabiles reddendos homines**). — Daß etwas von dem urſprünglichen Guten in der menſchlichen Natur nothwendig übrigbleiben muß, beweiſet künſtlich zwar aber ſchön zugleich und ſchlagend Auguſtinus***), indem er ſelbſt von der Vorſtellung einer ſteigenden Verſchlimmerung ausgeht, Quamdiu itaque natura corrumpitur, inest ei bonum quo privetur: ac per hoc si naturae aliquid remanebit, quod iam corrumpi nequeat, profecto natura incorruptibilis erit, et ad hoc tam magnum bonum corruptione perveniet. At si corrumpi non desinet nec bonum habere utique desinet quo eam possit privare corruptio. Quocirca bonum consumere corruptio non potest nisi consumendo naturam.

---

*) Solid. decl. I. p. 643.

3) Es iſt übrigens nicht zu läugnen, daß wir auch einen ſolchen Gegenſaz des löblichen und tadelnswürdigen anerkennen, der nicht durch die Theilnahme an der Erlöſung und durch ihr Gegentheil beſtimmt wird, ſo daß auch der Unbegnadigte das löbliche in ſich tragen kann, wie auch der Begnadigte ſich bewußt iſt, es zu erreichen ohne die Hülfe der Gnade. Dieſes löbliche

---

*) Ebend. II. p. 656.

**) Conf. belg. XIV.

***) Enchir. c. XII.

wird im allgemeinen durch den Ausdruk *bürgerliche Gerechtigkeit* bezeichnet, welcher natürlich im weiteren Sinne muß genommen werden. Es tritt dabei ein was oben B. I. S. 31. bemerkt iſt, daß nämlich der Antrieb auch nur eine wenngleich potentiirte Sinnlichkeit ſein kann, wovon die Vaterlandsliebe das erſte Schema iſt, ſofern auch mit ihr an und für ſich noch eine Feindſeligkeit gegen andere Menſchen verbunden ſein kann. Man hat daher recht, dieſes auch eine fleiſchliche Gerechtigkeit zu nennen *), welche durch richtiges Urtheil und richtiges Gefühl auch ohne die beſtimmende Kraft des Bewußtſeins von Gott hervorgebracht werden kann. Allein es wird ſchon zuviel zugegeben, wenn dies ſo ausgedrükt wird, als ſeien es eigentlich nur die opera primae tabulae **), welche der Menſch nicht ohne den göttlichen Geiſt verrichten kann. Sondern auch die opera secundae tabulae, wenn ſie dies wirklich ſind, in dem Sinn wie der Chriſt allein den decalogus als göttliches Geſez anerkennen kann, nämlich als Ausführung von Matth. 22, 37 — 39. ſind keinesweges opera externa oder carnalis, ſondern wahre spiritualia, welche nicht anders als durch ein wirkſames und gereinigtes Bewußtſein von Gott möglich ſind, zu welchem der Menſch ohne die Erlöſung nicht gelangen kann, ſo daß die ratio per se sine spiritu sancto ſie nicht hervorzubringen vermag, wie ja zu Tage liegt, wenn wir nur vergleichen die Vaterlandsliebe und Menſchenliebe, an welcher Andere ſich genügen laſſen, mit der welche der Chriſt von ſich fordert. Was daher *Melanchthon* ſagt: Est in natis ex virili semine amissio lucis in mente et aversio voluntatis a Deo et contumacia cordis ne possint vere obedire legi Dei *), das gilt ohne Ausnahme von dem ganzen göttlichen Geſez auch dem Theile nach, der es mit den menſchlichen Verhältniſſen zu thun hat.

---

*) Vergl. Apol. Conf. VIII. p. 218 — 220.

**) Ebendaſ.

92.

Die Erbſünde iſt aber zugleich ſo die eigene Schuld eines jeden, in dem ſie iſt, daß ſie am beſten nur als die Geſammtthat und Geſammtſchuld des menſchlichen Geſchlechtes vorgeſtellt wird.

1) Die Art wie die ſymboliſchen Bücher dieſen Saz ausdrükken, *Aug. Conf.* 2. Quodque hic morbus seu vitium originis vere sit peccatum damnans et afferens nunc quoque aeternam mortem his qui non renascuntur; *Gallic. Conf.* XI. credimus hoc vitium vere esse peccatum, quod omnes et singulos homines, ne parvulis quidem exceptis adhuc in utero matris delitescentibus, aeternae mortis reos coram Deo peragat; und *Conf. belg.* XV. Credimus quod peccatum originis ita foedum et execrabile est coram Deo, ut ad generis humani condemnationem sufficiat, und wie auch Melanchthon **) und mit ihm viele andere Dogmatiker ihn ausgedrükt, hat freilich den Anſchein, als ob die dem einzelnen Menſchen mitgebohrene Sündhaftigkeit grade in ſofern ſie etwas von anderwärtsher empfangenes

---

*) loc. comm. p. m. 94.

**) Propter quam corruptionem nati sunt rei et filii irae id est damnati a Deo, nisi facta fuerit remissio. *loc. comm* p. m. 94.

iſt, doch ſeine Schuld ſein ſolle, und zwar die eine unendliche Strafwürdigkeit in ſich ſchließende Schuld, ſo daß auch die größte Menge der wirklichen Sünden zu der Strafwürdigkeit, welcher der Menſch ſchon jener ſogenannten Krankheit wegen unterliegt, nichts hinzufügen könne. Daher manche dieſen Saz ganz abläugnen, und die Erbſünde nur für ein Uebel erklären, weil ſie ſich nicht denken können, wie der Menſch könne eine Schuld tragen und eine Strafe verdienen für das was ganz jenſeit ſeines eignen Thuns liegt. Andre wollen wenigſtens vorſichtiger ſein, und wenn ſie von der Schuld und Strafwürdigkeit der Erbſünde reden, ſtellen ſie ſie gleichſam im Ausdruck in wirkliche Sünde dar*). Allein durch das lezte wird nur der Sinn der ſymboliſchen Bücher verfehlt, die Sache ſelbſt aber nicht ins klare gebracht. — Jene Wendung ins unglaubliche und widerſtrebende aber bekommt der Saz nur, wenn man widernatürlich und gegen die richtige und allgemein anerkannte Regel **) die Erbſünde aus ihrem Zuſammenhang mit der wirklichen Sünde herausreißt. Nämlich ſie iſt nur ein rein empfangenes bis die Selbſtthätigkeit des Menſchen ſich in ihrem ganzen Umfang entwikkelt; ſo lange iſt ſie in jedem die verurſachte Urſünde peccatum orginis originatum, welche ihre Urſache außer ihm hat. Allein wie jede Anlage durch Ausübung Fertigkeit wird, und als ſolche wächſt, ſo wächſt auch die angeborene Sündhaftigkeit durch die in der Selbſtthätigkeit des Einzelnen ſelbſt begründete Ausübung; und dieſer wachſende Zuſaz. gegen welchen das urſprünglich empfangene immer mehr als gering zurüktritt, iſt nun Wirkung zwar der wirklichen Sünde, aber doch auch wieder ihr vorangehend als ſelbſtgewirkte Urſache ihrer verſtärkten Gewalt, alſo Urſünde immer noch, aber verurſachende peccatum originis originans, welche, wie die erſte Sünde des erſten Menſchen, die gewöhnlich durch dieſen Ausdruk bezeichnet wird, wovon unten, als ſeine eigne Selbſtthätigkeit die Sünde in ihm ſelbſt und in Andern wekt und fortpflanzt. — In dieſem Sinne daher, da dieſe ſpätere Sündhaftigkeit eine und dieſelbe iſt mit jener früheren, und aus ihr in jedem durch ſeine Selbſtthätigkeit erwächſt, weshalb man denn auch behaupten kann, eben ſo gut als die hinzugekommene aus ſeiner Selbſtthätigkeit erwachſen iſt, würde auch die empfangene in ihm entſtanden ſein, um ſo mehr als er eine eben ſolche in Andern begründen hilft, in dieſem Sinn kann man allerdings behaupten, daß die Erbſünde überhaupt eine Schuld (reatus) iſt, und kann ſich den Ausdruk gefallen laſſen, daß der Mangel der urſprünglichen Gerechtigkeit — d. h. dasjenige in den menſchlichen Zuſtänden was an und für ſich nicht als Darſtellung jenes Begriffs angeſehen werden kann — und die Begierde (concupiscentia) ſowol Sünde ſind als Strafe*), das leztere jedoch eigentlich nur, wenn man ſie in Beziehung auf das ganze Geſchlecht betrachtet, denn für dieſes iſt in der

---

*) So u. a. Reinhardts Dogm. §. 82, 2.

**) Itaque semper cum malo originali simul sunt actualia peccata. *Melanchth. loc p. 110.*

---

*) Apol. Conf. I. Eben ſo Gregor. Nyss. πρώτην ὤφλησέ τι μωρίαν ὁ ἄνθρωπος τῷ Θεῷ, ὅτι ἀπέστησεν ἑαυτὸν τοῦ ποιήσαντος . . . δευτέραν ὅτι τὴν πονηρὰν τῆς ἁμαρτίας δουλείαν ἀντὶ τῆς αὐτεξουσίου ἐλευθερίας ἠλλάξατο; und dieſe Strafen ſind dann ὅτι τῆς εἰκόνος ἀφανισμὸς, καὶ ἡ λύμη τοῦ θείου χαρακτῆρος. de orat. V.

That die in jedem Einzelnen erwachſende Sündhaftigkeit Strafe.

2) Eben in ſofern nun als die jeder That vorangehende Sündhaftigkeit in jedem Einzelnen zugleich empfangen iſt oder durch die Sünde und Sündhaftigkeit Anderer in ihm bewirkt, zugleich aber auch durch Jeden in Anderen erregt und auf ſie fortgepflanzt wird, iſt ſie etwas durchaus gemeinſchaftliches; und betrachte man ſie nun als That und Verſchuldung oder als Zuſtand, ſo iſt ſie in beider Hinſicht unter Alle vertheilt, und alſo auch nur in dieſer Gemeinſamkeit ganz zu verſtehen. Wenn wir das ganze menſchliche Geſchlecht betrachten, ſo finden wir in jeder Menſchenrace und in jedem Volke beſondere und ſich fortpflanzende Einſeitigkeiten, welche deren eigenthümliche Sündhaftigkeit ausmachen. Aber auch dieſe ſind etwas durchaus gemeinſames, nicht nur ſofern ſchon in der Natur alſo von Seiten der Urſprünglichkeit jede Einſeitigkeit der Anlage durch alle übrigen bedingt iſt, indem ſie nur alle mit und durch einander beſtehen können, ſondern auch ſofern ſie ſich in der Abſonderung der Völker und Stämme, welche ihre eigene gemeinſame That iſt, erhalten, und ſofern ſie ſich auch in der Gemeinſchaft der Völker, welche gleichfalls ihre That iſt, wieder erzeugen und erneuern. Eben ſo finden wir innerhalb jedes Volkes in den kleineren Stammesabtheilungen und in weit verbreiteten Familien, die man durch eine Reihe von Geſchlechtern verfolgen kann, gleichfalls eigenthümliche der gemeinſamen des Volkes untergeordnete Einſeitigkeiten, welche in ihnen beſondere ſich fortpflanzende und erneuernde ſündliche Anlagen begründen. Aber auch dieſe ſind eine allen in demſelben Volk neben einander be-

ſtehenden Familien gemeinſame That und Schuld aus demſelben Grunde. So iſt demnach die Sündhaftigkeit jeden Orts eben ſo ſehr eine von den Vorfahren überkommene als auf die Nachkommen übertragen werdende, eben ſo ſehr eine von den Mitlebenden mitbewirkte als auf ſie mitwirkende. — Dieſes erkennt auch die Schrift an: denn in jedem Wehe über ein Volk wird deſſen Sünde und Schuld als eine gemeinſame vorausgeſezt, aber auch die jedes Volkes von der aller andern unterſchieden *) ſo wie ſich die Drohung die Sünde der Väter heimzuſuchen an den Kindern **) nicht erklären läßt, ohne die Vorausſezung einer gemeinſamen Schuld in abſteigender Linie. Wenn Paulus die Sünde der Iſraeliten und der Hellenen unterſcheidet †), ſo bezieht ſich dieſes zwar zum Theil auf die beſondere Religionsform, anderntheils aber auch auf die Volksthümlichkeit, indem er nur hiedurch die Hellenen von den Barbaren unterſcheiden kann ††); dann aber iſt auch die Religionsform ſelbſt zum Theil in der Volksthümlichkeit begründet. Alle dieſe Stellen aber gehen, richtig verſtanden, weniger auf die wirkliche Sünde als auf den gemeinſamen Typus der Sündhaftigkeit.

93.

Von dem Bewußtſein dieſer Geſammtſchuld iſt unzertrennlich das Gefühl der Nothwendigkeit einer Erlöſung.

1) Nur wenn man ſich die Sünde denken will

---

*) Die prophetiſchen Stellen dieſer Art bedürfen keiner Aufzählung

**) Deuteron. 5, 9.

†) Röm. 2, 9.

††) Röm. 1, 4.

ohne alles Bewußtſein der Sünde, wovon ob es möglich ſei noch unten die Rede ſein wird, kann man ſich den ſündigen Zuſtand denken ohne Sehnſucht nach Erlöſung: das Bewußtſein der Sünde aber ſchließt zugleich in ſich, daß dem Bewußtſein Gottes das Primat eingeräumt wird unter den Elementen des Selbſtbewußtſeins, und darin liegt nothwendig, daß auch der Beſiz deſſelben angeſtrebt wird, aber vergeblich, weil er aus den in die Geſammtſchuld verwikkelten Geſammtkräften des menſchlichen Geſchlechtes nicht hervorgehen kann. Je lebendiger aber das Bewußtſein dieſes Primates iſt, um deſto mehr ſteigt dieſes Gefühl zur Hoffnung und Ahnung, daß die Erlöſung von oben kommen werde, und ſo entſpringt aus dem Bewußtſein der Sünde die Empfänglichkeit für den Geiſt der Weiſſagung. Daher es auch eine natürliche Auslegung iſt, welche gleich an das erſte Bewußtſein der Sünde auch die erſte Weiſſagung der Erlöſung anknüpft.

2) Daß unſre ſymboliſchen Bücher bei allen ſtarken Ausdrükken über die in der gemeinſamen Sündhaftigkeit liegende allgemeine Unfähigkeit zum göttlichen Leben immer vorzüglich die Abſicht haben, die Nothwendigkeit der Erlöſung ins Licht zu ſezen, ſieht man faſt auf allen Seiten. *Apol. Conf.* I. Ed. Luck. p. 18. Nam propriis viribus posse diligere Deum super omnia, facere praecepta Dei, quid aliud est quam habere iustitiam originis? quodsi has tantas vires habet humana natura . . quorsum opus erit gratià Christi? quorsum opus erit spiritu sancto? Ebendſ. II. p. 58. Quia igitur non possunt homines viribus suis legem Dei facere, et omnes sunt sub peccato . . ideo data est promissio

iustificationis propter Christum. Daſſelbe geht aus allen Erörterungen über den freien Willen in derſelben Schrift hervor. *Art. Smalc.* I. Si enim ista, nämlich die dort aufgeführten pelagianiſirenden Behauptungen der römiſchen Kirche, approbantur, Christus frustra mortuus est, cum nullum peccatum et damnum fit in homine, pro quo mori eum opportuerit. *Conf. Bohem.* IV. Necessum esse ut omnes norint infirmitatem suam, quodque se ipsos modo nullo servare possunt, neque quidquam habere praeter Christum cuius fiducia sese redimant ac liberent. *Conf. helv.* VIII. Atque haec lues quam originalem vocant genus totum sic pervasit ut nulla ope nisi divina per Christum curari potuerit.

3) Es iſt aber an ſich klar, daß aus dem Bewußtſein der Sünde als Geſammtthat des menſchlichen Geſchlechts ſchon vermöge der darin eingeſchloſſenen Hülfsbedürftigkeit das Gefühl von der Nothwendigkeit der Erlöſung nicht nur klar genug hervorgeht, ſo daß es eines andern Grundes für daſſelbe nicht bedarf, ſondern auch daß es ſeine Reinheit nur erhält, ſofern es hieraus allein erwächſt. Denn ſofern ſich aus dem Bewußtſein der Schuld das der Strafwürdigkeit entwikkelt, und unter Strafe nicht etwa das Steigen der Sünde verſtanden wird, welches, wenn es auch im allgemeinen als Sünde und Strafe zugleich angeſehen werden kann, doch in jeder teleologiſchen Religionsform nur als Sünde ins Bewußtſein kommen darf; ſondern wenn, wie gewöhnlich, unter Strafe das in Bezug auf die Sünde ſich entwikkelnde Uebel verſtanden wird, ſo iſt ein Verlangen nach Erlöſung, welches erſt durch das Bewußtſein der Straf-

würdigkeit vermittelt iſt, nicht mehr ſo rein als jenes. Denn da es in der Furcht vor der Unerträglichkeit des Uebels ſeinen Grund hat, ſo wird darin die Sünde nicht weggewünſcht um der beſtimmenden Kraft des Bewußtſeins Gottes Raum zu machen, ſondern um eine beſtimmte Geſtaltung des ſinnlichen Selbſtbewußtſeins ſicher zu ſtellen und eine andere zu verhüten, und die religiöſe Reinheit des Gefühls iſt alſo getrübt. Eine ſolche Erklärung alſo, daß das Gefühl von der Nothwendigkeit einer Erlöſung vornehmlich aus dem Gefühl der Strafwürdigkeit der Sünde entſtehe, iſt weder die richtige Auslegung des wahrhaft chriſtlichen Bewußtſeins der Sünde, noch auch wäre ein ſolches Gefühl dasjenige, an welches ſich durch Verkündigung der Wirklichkeit der Erlöſung der chriſtliche Glaube in ſeiner Reinheit anknüpfen, und aus welchem eine reine Liebe zum Erlöſer entſtehen könnte, wenn er nur zunächſt und vorzüglich als derjenige angeſehen würde, der das Uebel hinweggenommen hat, nicht als der, der die innere Erniedrigung des Geiſtes aufheben kann. Daher wir auch alle Andeutungen der ſymboliſchen Bücher über die Strafwürdigkeit der Erbſünde *) als nicht hierher gehörig übergehen, und um nicht den reinen natürlichen Zuſammenhang zwiſchen dem Gefühl des Unvermögens und dem Verlangen nach der Erlöſung zu unterbrechen, der ganzen Betrachtung über die Strafe der Sünde einen andern minder bedenklichen Ort angewieſen haben.

94.

Wenn wir dieſe Sündhaftigkeit, die uns nur in den natürlich gebornen und in der Gemein-

---

*) S. oben §. 92.

ſchaft mit andern lebenden Menſchen wirklich gegeben iſt, auch auf den erſten Menſchen übertragen wollen: ſo müſſen wir uns doch hüten die Sündhaftigkeit in ihm als eine mit der menſchlichen Natur überhaupt vorgegangene Veränderung zu erklären.

1) Wir können eben ſo wenig in Bezug auf die Entwiklung der Sündhaftigkeit als auf die der urſprünglichen Vollkommenheit (§. 76.) die Vorſtellung eines erſten Menſchen zur didaktiſchen Beſtimmtheit erheben. Denn die frühere Entwiklung der ſinnlichen vor den höheren geiſtigen Functionen §. 87., läßt ſich in ihm nicht denken, theils weil kein Menſchenleben ohne Thätigkeit der lezteren beſtehen kann, theils weil ein Erwachen derſelben aus Nichts auch nicht gedacht werden kann, endlich weil am wenigſten die ihm beigelegte die natürlichen Hülfsmittel ergänzende Gemeinſchaft mit Gott, wie man ſie ſich auch vorſtellen möge, ohne eine ſolche Thätigkeit könnte ſtattgefunden haben, und eben dieſe Gemeinſchaft ihm in den erſten Anfängen ſeines Daſeins am meiſten Noth gethan hätte. Auch eine ungleiche Fortſchreitung des Verſtandes und Willens §. 88. läßt ſich in ihm nicht annehmen, weil nicht der erſte durch mitgetheilte Vorſtellungen der andern durch vorgefundene Sitte ungleichen Vorſchub bekommen konnten, ſondern beide ſich rein von innen heraus entwikkeln mußten, und eine anerſchaffene Einſeitigkeit weder in dieſer noch einer anderen Hinſicht in dem erſten Menſchen geweſen ſein kann, indem ſonſt nicht aus ihm als einem compendium der menſchlichen Natur die entgegengeſezten Einſeitigkeiten, welche uns die Erfahrung überall zeigt, ſich hätten entwik-

ſein können. Daher wir die Begründung der Sündhaftigkeit in ihm ſelbſt nicht begreifen und alſo auch von dieſer Seite keine Analogie zwiſchen uns und ihm aufſtellen können. — Demohnerachtet iſt das Zurükgehn auf den erſten Menſchen höchſt natürlich bei dieſer Unterſuchung. Denn wenn wir die Fortpflanzung der Sünde in abſteigender Linie betrachten, wo die in den Nachkommen hervorbringende Sünde der Vorfahren in dieſen ſelbſt eine eben ſo überkommene iſt: ſo entſteht freilich die Frage, woher der erſte Menſch ſie überkommen, oder was bei ihm an die Stelle dieſes Ueberkommens zu ſezen ſei. Eben ſo wenn wir auf die gegenſeitige Bedingtheit der Sünde in den Mitlebenden ſehen, und dabei auf die Verſchiedenheit eigenthümlicher Sündhaftigkeit in Völkerſtämmen und Racen zurükkommen, entſteht die Frage, wie dieſe anerbenden Verſchiedenheiten aus einem gemeinſamen Urſprung zu erklären ſeien, und wie in dieſem die Sünde im Verhältniß zu jenen ſpäteren Verſchiedenheiten ſei geſtaltet geweſen. Allein es iſt einleuchtend, daß dieſe Frage nicht aus dem reinen Intereſſe der Frömmigkeit entſteht *). Denn unſer eignes Bewußtſein der Sünde in ſeinem Zuſammenhange mit dem Bedürfniß der Erlöſung wird wegen des §. 92. auseinandergeſezten nicht im mindeſten verändert, die Frage über die Sündhaftigkeit des erſten Menſchen mag beantwortet werden wie ſie will. Daher auch dogmatiſche Säze, die ſich darauf beziehen, nicht zu den kirchlichen

---

*) Qualis factus est a lapsu, tales sunt omnes qui ex ipso prognati sunt - - Reliquas quaestiones An Deus voluerit labi Adamum, aut impulerit ad lapsum aut quare lapsum non impediverit, et similes quaestiones deputamus inter curiosas. Conf. et Expos. simpl. VIII.

Lehrſätzen der erſten Ordnung gehören können, vielmehr ſcheint es als ob nur Grenzen abgeſtekt werden könnten, welche von den möglichen Arten die Frage zu beantworten innerhalb der chriſtlichen Anſicht liegen, und welche vielleicht ſich mit derſelben nicht vertragen möchten. Dieſe in den meiſten dogmatiſchen Bearbeitungen freilich nicht zum Grunde liegende Werthſchäzung der Frage ſcheint indeß, wenngleich vielleicht unbewußt, die Aeußerungen der ſymboliſchen Bücher beſtimmt zu haben. Denn wenn die Frage, wie die Sündhaftigkeit des erſten Menſchen ſowol ihrer Entſtehung als ihrer Beſchaffenheit nach zu denken ſei, von unmittelbarem religiöſen Intereſſe wäre, welches alſo noch ein anderes ſein müßte, als die Verbindung derſelben mit andern Lehrſätzen dem z. B., daß Gott nicht Urheber des Böſen ſein könne: ſo könnte dies doch vorzüglich nur beruhen auf dem Zuſammenhange ſeiner Sünde mit der unſrigen, d. h. auf einer anſchaulichen und genauen Auseinanderſezung der Art, wie die Sündhaftigkeit von dem erſten Menſchen auf die andern übergegangen ſei. Allein wenn ſie auch den Verluſt der urſprünglichen Gerechtigkeit, d. h. einer ſündloſen Zeit für alle Nachgebornen von dem Entſtehen der Sünde in dem erſten Menſchen ableiten *), ſo laſſen ſie ſich doch in weitere Erläuterungen über die Art und Weiſe derſelben gar nicht aus, ja zum Theil weiſen ſie die Frage danach völlig ab **).

---

*) Conf. Aug. 2. Apol. Conf. I. Conf. helv. VIII. Apol. Conf. I. Conf. belg. XV. Art. Smalc. I. u. a.

**) Conf. Gall. X. Nec putamus necesse esse inquirere quinam possit hoc peccatum ab uno ad alterum propagari. Sufficit enim quae Deus Adamo largitus erat non ipsi so-

Wie denn auch angeſehene und ſcharfe Dogmatiker ſie auch nur ſo behandeln, daß alle ſolche Erklärungsweiſen, welche mit andern chriſtlichen Lehrſäzen ſtreiten möchten, abgewieſen werden ſollen*), ohne daß ſie doch das Bedürfniß fühlten ſelbſt etwas genaueres darüber zu beſtimmen. — Wenn wir nun von unſern ſymboliſchen Büchern hinaufſteigen zu den gemeinſamen heiligen Schriften der Chriſten, ſo finden wir daſſelbige. Paulus geht 1 Cor. 15, 21. 22. und 2 Cor. 11, 3. nach Anleitung der moſaiſchen Erzählung auf Adam und Eva zurük, und wenn man gleich aus beiden Stellen nicht gradezu beweiſen kann, daß Paulus dieſe Erzählung als buchſtäbliche Geſchichte genommen habe, die uns von den Zuſtänden des erſten Menſchen eine der eignen Erfahrung möglichſt gleiche Kenntniß geben ſolle, und das Gegentheil immer möglich bleibt, da andere Erklärungen auch gleichzeitig wol ſchon vorhanden geweſen waren, ſo läßt ſich doch auch dieſes eben ſo wenig aus ſeinen Worten nachweiſen. Die lezte Stelle aber enthält eine Vergleichung, welche, wenn man es irgendgenau nehmen will, ausſagt, daß die Sünde in uns noch auf dieſelbe Weiſe entſtehe, wie ſie in Eva entſtanden iſt, woraus denn folgt, daß durch das Zurükgehn auf den erſten Menſchen für die Erklärung der Sündhaftigkeit nichts beſonderes gewonnen wird. Die erſte vergleicht allerdings die Mittheilung

---

li sed toti eius posteritati esse data, ac proinde nos in ipsius persona omnibus illis bonis spoliatos in omnem hanc miseriam et maledictionem incidisse.

*) Calvin Instit. II. 1, 7. Neque in substantia carnis aut animae causam habet contagio: sed quia a Deo ita fuit ordinatum, ut quae primo homini dona contulerat, ille tam sibi quam suis haberet simul et perderet.

des geiſtigen Lebens durch Chriſtum mit der demnach als bekannt vorausgeſezten Mittheilung der Sünde durch Adam; allein dieſe beſteht offenbar nur in der leiblichen Abſtammung wie jene in der geiſtigen, und es iſt alſo dabei auf die eigenthümliche didaktiſch nicht zu beſchreibende Beſchaffenheit des erſten Menſchen keine Rükſicht genommen, ſondern unſer Verhältniß zu ihm nur angeſehen wie überhaupt das Verhältniß der ſpäteren Generationen zu den früheren. Was aber die Hauptſtelle Röm. 5, 12 — 21. betrifft, ſo muß jede unbefangene Betrachtung wol zeigen, daß Paulus eigentliche Abſicht hier keineswegs iſt, eine Theorie über die Entſtehung der allgemeinen Sündhaftigkeit aller Menſchen aus der erſten Sünde des erſten vorzutragen, ſondern daß er uns die Lehre von der Wiederbringung des Lebens, von der Rechtfertigung und dem Frieden mit Gott durch Chriſtum aus jenem Zuſammenhang erläutern will, und der eigentliche Vergleichungspunkt iſt wieder nur, daß dieſes wie jenes ein überkommenes und mitgetheiltes iſt, und natürlich geht er hiebei auf den in der heiligen Schrift einmal gegebenen erſten Menſchen zurük, weil dieſer als ein Einzelner am beſtimmteſten Chriſto gegenüber geſtellt werden kann. Nur das muß man allerdings zugeben, daß Paulus eine Abhängigkeit unſerer Sündhaftigkeit von aller früheren und alſo auch von der erſten Sünde des erſten Menſchen annimmt, weil er ſonſt auch keine Abhängigkeit unſerer Gerechtigkeit von dem Gehorſam Chriſti annehmen könnte, da er beides parallelſirt, und es iſt eben ſo ſehr eine dürftige Auslegung wenn man v. 19. in dem Ausdruk ἁμαρτωλοὶ κατεστάθησαν das ἁμαρτωλοί nur will von dem verſchlimmerten phyſiſchen Zuſtande der Menſchen erklären, als es eine

eigen-

eigenmächtige Einlegung iſt, wenn man in dem κατεστάθησαν etwas finden will, was den früheren Ausſpruch v. 12., daß alle Menſchen, zu denen der Tod durchgedrungen iſt, ſelbſt geſündiget haben, ſeinem wahren Gehalte nach wieder aufheben würde. Daher, wenn man noch hinzunimmt, wie Paulus v. 14. die Sünde Adams und die, welche nicht nach der Aehnlichkeit Adams geſündiget haben, unterſcheidet, doch aber alles als Eine Verdamniß zuſammenfaßt, und beſonders wie er was Adam zur Verdamniß beigetragen v. 16. als ein geringes darſtellt gegen das, was Chriſtus zur Aufhebung der Sünde gethan: ſo ſcheint auch hier die Hauptvorſtellung, welche zum Grunde liegt, die zu ſein von der allgemeinen Sündhaftigkeit als einer Geſammtthat des menſchlichen Geſchlechts, welche nur durch die über das ganze Geſchlecht ſich verbreitende Wirkſamkeit Chriſti kann aufgehoben werden. Daher auch alle ſpäteren Theorien um die Entſtehung und beſtändige Fortpflanzung der Sündhaftigkeit aus der erſten Sünde Adams zu erklären, ſowol die ältere mehr phyſiſche, daß alle Menſchen als in ſeinem Daſein eingeſchloſſen an der Sünde Adams theilgenommen *), als auch die ſpätere juridiſche, welche das göttliche Gebot als einen in Adams Perſon mit dem ganzen menſchlichen Geſchlecht geſchloſſenen Bund betrachtet, von deſſen Verlezung alſo die rechtlichen Folgen wie bei einem verlezten Vertrage auch die Erben des Verlezers treffen **), ſowol überhaupt für das dogmatiſche Intereſſe eben ſo überflüſſige als verunglükte Verſuche ſind, beſonders aber in den angeführten pauliniſchen Stellen keine richtige Begründung finden können. In der erſten dieſer Theorien iſt jedoch noch mehr als in der zweiten ein Beſtreben ſichtbar, die Sünde als Geſamtthat des Geſchlechtes darzuſtellen, nur muß es ſcheitern, wenn dieſes ausſchließend an der erſten Sünde des erſten Menſchen ins Licht geſezt werden ſoll; in der andern verſchwindet dieſe richtige Anlage noch mehr in dem untergeordneten Beſtreben die göttliche Strafe als das gemeine Recht aller Menſchen darzuſtellen.

---

*) **Ambros. in Rom V.** Manifestum in Adam omnes peccasse quasi in massa. Ex eo igitur cuncti peccatores, quia ex ipso sumus omnes.

) Auch dieſe Erklärung findet ſich im Keime ſchon bei **Hieronymus. Et ibi in paradiso omnes praevaricati sunt

2) Wahre Verwirrung aber muß auf dem dogmatiſchen Gebiet die Betrachtung der Sündhaftigkeit und ihrer Entſtehung in dem erſten Menſchen anrichten, wenn man dabei von der Vorausſezung eines der erſten Sünde vorangehenden Zuſtandes urſprünglicher Gerechtigkeit ausgeht, der die erſte Zeit des menſchlichen Lebens ohne Sünde ausgefüllt habe. Es giebt vorzüglich zwei Erklärungsweiſen für die Entſtehung der Sünde von einem ſolchen Zuſtande aus, deren jede aber ſtatt die Aufgabe zu löſen nur bedenkliche Folgerungen veranlaßt; die eine nämlich erklärt mehr aus der Verführung des Satans *), die andere mehr aus dem Mißbrauch des freien Willens **). Einen ſolchen Mißbrauch muß freilich die erſte auch vorausſezen, denn die Verführung iſt ja eben eine Wirkung auf den

---

in me in similitudinem praevaricationis Adam. Comment. in Hos. VI, 7.

*) Conf. belg. XIV. verbis et imposturis diaboli aurem praebens. Gerhard *loc. th.* T. IV. *p.* 294. sq.

**) Homo libero arbitrio male utens et se perdidit et ipsum. Augustin. Enchir. cp. 30.

freien Willen; aber jemehr dabei der Thätigkeit des Satans zugeſchrieben wird, und je weniger der Thätigkeit des menſchlichen freien Willens, um deſto mehr nähert ſich die Verführung der Zauberei oder der Gewalt *), aber dann iſt auch ihr Reſultat mehr Uebel als Sünde. Daher auch das Schwanken in den Ausdrükken, indem die Erbſünde bald als Schuld bald als Krankheit dargeſtellt wird **). Allein abgeſehen hievon und zugegeben den Satan und ein Verhältniß des Menſchen mit ihm: wie iſt zu denken, daß der Satan in einem Weſen, in deſſen Natur keine Begierde, in dem ſündhaften Sinne des Wortes, gegeben war, denn die Begierde wird ja erſt als eine Folge des Falles dargeſtellt ***), dennoch eine ſündliche Begierde habe erregen können, wenn er nicht zuvor entweder die Natur des Menſchen geändert hätte, und dies wäre dann der Zauber oder die Gewalt, oder es muß in dem Menſchen ſchon eine Leichtigkeit in die Begierde überzugehen dageweſen ſein. Dieſe Verführbarkeit aber iſt ſelbſt ſchon Sündhaftigkeit, und alſo muß, gegen die Annahme eines Zuſtandes der Gerechtigkeit, die Sündhaftigkeit vorausgeſezt werden vor der Sünde, und der Zuſtand vor dem Falle unterſcheidet ſich von dem nach dem Falle lediglich dadurch, daß die Sünde noch nicht wirklich ausgebrochen war, die Hinneigung dazu mußte aber auch vorher ſchon da geweſen ſein. Um nun dieſes zu vermeiden und deſto leichter die Entſtehung

---

*) Einen Schein davon tragen ſchon Ausdrükke wie dieſer, die Erbſünde ſei horribilis destructio operis divini **Melanchth.** *loc. comm.*

) **Aug. Conf. II. hic morbus seu vitium. . .

***) **Aug. Conf.** II. Quod post lapsum homines nascantur cum concupiscentia u. ſ. w.

der erſten Sünde aus dem Zuſtande der Gerechtigkeit zu erklären, ſpaltet man die erſte Sünde in mehrere Momente, bis man zu einem möglichſtkleinen als ihrem erſten Anfange kommt*). Allein damit iſt nichts gewonnen, denn je kleiner der Anfang deſto weniger iſt aus ihm das Wachſen der Sünde und alle Folgen deſſelben zu erklären. Eben ſo ſchwierig nun als es mit der Begierde iſt, eben ſo wenig iſt zu denken, wie der Satan in einem Weſen, welches Vertrauen zu Gott hat, den Gedanken erregen konnte, Gott könne etwas aus Neid verboten haben, ohne daß erſt dies Vertrauen wäre zerſtört worden. War aber dieſes zerſtört, ſo war auch das Ebenbild Gottes ſchon verloren**), und alſo auch die Sündhaftigkeit ſchon vorhanden, ſei ſie nun unter der Geſtalt des Stolzes zu denken***) oder anderswie. In kurzem, wir kommen auf dieſem Wege entweder zu keiner Sünde die wirklich die erſte wäre, ſondern ſie ſezt ſchon eine andere voraus, oder zu keiner erſten Sünde die wirklich Sünde wäre. — Wenn nun auf der andern Seite das Entſtehen der erſten Sünde mehr aus dem Geſichtspunkt eines Mißbrauchs des freien Willens betrachtet werden ſoll: ſo iſt eben ſo ſchwer zu denken, wie ein Weſen mit Erkenntniß Gottes und Vertrauen auf Gott und ohne Begierde ſeinen freien Willen mißbrauchen kann, da es nichts giebt was nachtheilig auf denſelben wirken könnte. Sollte es aber ohne alle Beſtimmungsgründe das Böſe wählen können: ſo müßte das entweder zu einer Zeit geſchehen, wo noch keine Ausübung des Guten in demſelben geſezt war, weil auch die kürzeſte ſchon eine Fertigkeit würde gewirkt haben, welche beim Mangel entgegengeſezter Bewegungsgründe ſich müßte thätig bewieſen haben; und dann wäre die erſte Sünde auch die erſte freie That geweſen, gegen die Vorausſezung eines kürzeren oder längeren Zuſtandes urſprünglicher Gerechtigkeit. Oder es müßte ein Weſen ſein, in welchem überhaupt durch Wiederholung keine Fertigkeit entſtände, und welches alſo einer Befeſtigung im Guten überall nicht fähig wäre *), ebenfalls gegen die in dem Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit des Menſchen liegende Vorausſezung, und gegen den Begriff einer ſteigenden Vollkommenheit, welche unter jener Vorausſezung auch nicht durch die Erlöſung in ihm bewirkt werden könnte. Dieſe Schwierigkeit ſich die Entſtehung der erſten Sünde aus dem Zuſtande urſprünglicher Gerechtigkeit vorzuſtellen, wird noch vermehrt wo möglich durch die Umſtände, in welche die moſaiſche Erzählung, wenn man ſie buchſtäblich für Geſchichte nimmt, die Menſchen verſezt. Denn ſowol die Verführung als der Mißbrauch des

---

*) So Luther zu Gen. 3, 3. findet den Anfang der Sünde darin, daß Heva Gottes Wort fälſchet und zu Gottes Gebot das Wörtlein vielleicht hinzu thut; als ob dieſes kleinſte noch hätte vorangehen müſſen, um die in v. 6. hervorbrechende lüſterne Begierde möglich zu machen. Andere wie Lyra bleiben mehr in dem Gebiet der Begierde ſelbſt, und ſehen das Anſehn des Baumes als den Anfang der Sünde an.

**) Non est anima ad imaginem Dei, in qua Deus non semper est. Ambros. Hexaem. VI, 18.

***) So Augustinus Videmus his verbis per superbiam peccatum esse persuasum. de Gen. c. Man. II, 22.

---

*) Πάλιν τε αὖ οὐκ ἂν ἀτρέπτου καὶ ἀμεταβλήτου φύσεως ὤν, ἀπὸ τοῦ καλοῦ ἀπετρέπετο ἂν μετὰ τὸ χρηματίσαι δίκαιος ἐκ τῆς δικαιοσύνης αὐτοῦ ἐπί τε ποιῆσαι ἀδικίαν. Orig. in Matth. X, 11.

freien Willens ſind weit ſchwerer zu denken bei einem Ueberfluß an Mitteln, die natürlichen Bedürfniſſe zu befriedigen. Denn in einem ſolchen Zuſtande kann der Reiz eines einzelnen Gegenſtandes nie von ausgezeichneter Wirkung ſein; dazu kommt noch das ausdrüklich ausgeſprochene göttliche Verbot im Zuſammenhang mit einem unmittelbaren Umgang mit Gott, welcher die Erkenntniß Gottes vermehrt, und den Menſchen gegen unſinnige Vorſpiegelungen geſichert haben mußte. Dies iſt auch ſchon von Alters her anerkannt worden*), und man iſt daher faſt genöthigt, wenn man von dieſer Geſchichtserzählung ausgeht, ſchon vor der erſten Sünde grade wegen der großen Leichtigkeit des Nichtſündigens eine ſehr große Neigung zur Sünde, alſo eine ſchon vorhandene und nur noch ſchlummernde ſündliche Begierde anzunehmen, da doch die ſündliche Begierde erſt aus dem Sündenfalle ſoll entſtanden ſein. Jene urſprüngliche Neigung zur Sünde ſcheinen auch diejenigen ſtillſchweigend anzunehmen, welche ſich über den Sündenfall ſo ausdrükken, Gott habe den Menſchen im Guten nicht vor einem freiwilligen Gehorſam beſtätigen wollen**), denn wenn er ſich vor der erſten Sünde ohnerachtet jener Umſtände in einem ſolchen Zuſtande befand, daß er um ſie nicht zu begehen und alſo die vorgehaltene Verſuchung zu überwinden, eines beſonderen göttlichen Einfluſſes bedurft hätte: ſo hätte alſo auch die geringe geiſtige Kraft, die hiezu erforderlich war, nicht in ſeiner Natur gelegen, und wie müſſen alſo eine um ſo größere Geneigtheit zur Sünde ſchon vorausſezen, wenn anders der vorhergehende Zuſtand urſprünglicher Gerechtigkeit noch irgend eine Bedeutung haben ſoll. Und ganz unangemeſſen muß man bei einer ſolchen Geneigtheit zur Sünde die überall theils ſtillſchweigend theils ausdrüklich zum Grunde liegende, in der Schrift ſelbſt aber nirgends begründete Vorausſezung finden, daß, wenn die erſten Menſchen dieſe eine Verſuchung glüklich überſtanden hätten, es alsdann gar keine Verſuchung weiter für ſie und auch wol für ihre Nachkommen würde gegeben haben. Denn entweder durfte der Menſch überhaupt nicht in Lagen verſezt werden, wo ſich ſeine urſprüngliche Gerechtigkeit, die doch auch alte Kirchenlehrer ſchon nur als einen Zuſtand anfangender Vollkommenheit darſtellen *), durch Anſtrengung erhöhen konnte, in welchem Falle dann ſeine Natur nicht unſere geweſen wäre, oder die gleiche Verſuchung würde ihm ebenfalls überall unter andern Geſtalten entgegengekommen ſein. Auch von dieſer Seite betrachtet deutet alſo die Sache ſelbſt darauf, daß die moſaiſche Erzählung weniger als die Geſchichte Einer Verſuchung als vielmehr als das Symbol aller Verſuchung überhaupt anzuſehen iſt. — So wenig nun aus einem wirklichen Zuſtande urſprünglicher Gerechtigkeit der Urſprung der Sünde, ſelbſt als ein Kleinſtes, gedacht werden kann ohne die Sündhaftigkeit ſelbſt ſchon vorauszuſezen, eben ſo wenig laſſen ſich nach jener Erzählung die unmittelbaren Folgen jener Sünde als bloße Folgen dem-

---

*) Adam et terrente nullo et insuper contra Dei terrentis imperium libero usus arbitrio non stetit in tanta non peccandi facilitate. Augustin. de corr. et grat. XII.

**) S. Gerhard loc. th. T. IV. p. 300.

---

*) Paradisus est locus inchoantium et in melius proficientium, et ideo ibi solum bonum esse debuit quia creatura a malo initianda non fuit, non tamen summum. Hugo de S. Vict. Opp. T. III. f. 191.

ſen, ſondern auch ſie müſſen ſchon vor der erſten Sünde vorausgedacht werden als Uebergang, um aus jenem Zuſtande urſprünglicher Gerechtigkeit die Sünde möglich zu machen. Denn wenn geſagt wird durch den Fall ſei der Verſtand verfinſtert worden und der Wille ſklaviſch *): ſo muß jener ſchon verfinſtert geweſen ſein, um die Lüge, daß Gott dem Menſchen die Erkentniß beneide, nicht zu unterſcheiden von der Wahrheit des göttlichen Gebotes; und der Wille muß ſchon nicht die mindeſte Kraft mehr gehabt haben, um dem Anblik der Frucht zu unterliegen. Und wenn geſagt wird, er habe ſich dem Teufel Gehör gebend von Gott losgeriſſen, und ſeine ganze Natur verderbt **), ſo iſt das leztere nicht die Folge von dem erſten, ſondern die Urſache; denn unmöglich konnte er noch an Gott hangend dem Teufel Gehör geben, oder mit der urſprünglichen Gerechtigkeit noch angethan, d. h. unverdorbener Natur, der Lüſternheit fröhnen mit ausdrüklicher Zurükweiſung des göttlichen Verbotes. Auch iſt es offenbar, daß bei dem Menſchen zwar, wie er uns jezt gegeben iſt, mit der angebohrnen Sündhaftigkeit, jede Sünde eine verſchlimmernde Kraft hat, indem ſie ihre Macht durch Gewohnheit verſtärkt, aber ein tieferer Fall iſt nicht zu denken als der aus der urſprünglichen Gerechtigkeit auch nur in die kleinſte Sünde, und nichts was einen tieferen darſtellte, kann ſich aus ihm entwikkeln. — Es iſt daher unvermeidlich, wenn man der erſten Sünde des erſten Menſchen einen ſolchen Zuſtand, wie wir ihn §. 75. u. 76. verworfen haben, vorangehen läßt, daß man auch eine nicht auf dieſe Sünde folgende, ſondern mit ihr zugleich geſezte oder vielmehr ſie begründende und alſo eigentlich ihr vorangehende gänzliche Verſchlimmerung der Natur des Menſchen ſelbſt annehme. Dies geſchieht auch allgemein in allen bereits angeführten Stellen der ſymboliſchen Bücher. Allein dies kann uns nicht binden, da das Zurükgehn auf den erſten Menſchen überhaupt keine unmittelbare dogmatiſche Nothwendigkeit iſt, ſondern der ganze Zuſammenhang der Lehrſäze erſter Ordnung muß aufgeſtellt werden können ohne dieſes. Wie denn auch unſerm Glauben an die Nothwendigkeit der Erlöſung durch Chriſtum nicht zum Grunde liegt eine Kenntniß, die nur eine äußere ſein könnte, von einem nach der Schöpfung des Menſchen mit irgend einer beſtimmten einzelnen That eingetretenen Verderben ſeiner Natur; ſondern nur die unmittelbare innere Kenntniß von dem verderbten und hülfsbedürftigen Zuſtand derſelben vor der Erlöſung, und abgeſehen von dieſer *). Und ob ſich dieſes Verderben gleichzeitig mit der Entwiklung des Menſchen überhaupt entwikkelt habe, ſo daß auch der erſte Menſch uns darin von Anfang an gleich geweſen, oder erſt nach einem Zeitraum ſündloſer Selbſtthätigkeit, das iſt in Hinſicht auf die Nothwendigkeit der Erlöſung vollkommen gleichgeltend. In Beziehung auf die anderweitigen Folgerungen daraus iſt es aber nicht gleichgültig, ſondern da ſcheint es rathſam von dieſer nur auf der Auslegung der moſaiſchen Erzählung beruhenden Annahme

---

*) Conf. helv. cp IX. post lapsum intellectus obscuratus est, voluntas vero ex libera facta est serva. — Apol. Conf. I. Defectus iustitiae originalis et concupiscentia sunt poenae.

**) Conf. belg XIV. Homo se ipsum verbis Diaboli aurem praebens - - - a Deo qui vera ipsius erat vita penitus divulsit totamque naturam suam corrupit.

---

*) Siehe §. 76, 1.

unſerer ſymboliſchen Bücher abzuweichen. Denn man muß in der weiteren Erörterung entweder in das manichäiſche hinüberſchweifen, oder Erklärungen geben, denen es an Folgerichtigkeit fehlt und die daher nur ſcheinbar ſind. Wenn nämlich vor der erſten Sünde der Menſch ſeiner Natur nach in der Gemeinſchaft mit Gott bleiben konnte, nach der erſten Sünde aber ſeine Natur nicht mehr vermag ſich in dieſer Gemeinſchaft zu erhalten oder ſie wieder anzuknüpfen: ſo iſt offenbar ſeine Natur eine andere geworden, und eben aus der Annahme einer ſolchen Veränderung, nicht etwa des einzelnen Menſchen innerhalb ſeiner Natur, ſondern der Natur ſelbſt gehen jene Folgerungen hervor. Wir haben nämlich in unſerer Erfahrung kein Beiſpiel von veränderter lebendiger Natur. Betrachten wir z. B. die Gelehrigkeit der Hausthiere, ſo können wir wol ſagen, in einer ſolchen Gattung würden, wenn ſie ganz aus der Gemeinſchaft mit dem Menſchen vertrieben würde, alle Geſchiklichkeiten, welche ihre Individuen in dieſer Gemeinſchaft erwarben, ausſterben, und verloren gehen; aber wir können uns nicht anders denken, als daß die Fähigkeit in der Gemeinſchaft mit dem Menſchen zu leben, und in derſelben dieſe Geſchiklichkeiten wieder zu erwerben in der Natur der Gattung zurükbleibe. Vielweniger aber noch können wir uns denken, wie in einem einzelnen Weſen die Natur der Gattung könne verwandelt werden, und dieſes doch mit der verwandelten Natur daſſelbe bleiben. Ja noch weniger iſt zu denken, daß eine ſolche zerſtörende Umwandlung der Natur könne die Wirkung einer That des Einzelweſens ſelbſt geweſen ſein, da alle Handlungen eines Einzelweſens immer nur Handlungen innerhalb ſeiner Natur ja eigentlich Handlungen ſeiner Natur ſelbſt ſein können, nicht aber Handlungen auf ſeine Natur. Auch iſt in unſern heiligen Schriften nirgends deutlich und beſtimmt die Rede von einer ſolchen Veränderung der menſchlichen Natur, ſondern nur von einer wachſenden Verſchlimmerung des innern Zuſtandes der Menſchen. Und wenn wir, an jenen Ausdruk gewöhnt, einiges ſo auslegen wollten, ſo zeigt ſich das falſche ſogleich darin, daß nicht auf dieſelbe Weiſe von einer Umſchaffung der menſchlichen Natur, ſondern immer nur der einzelnen Menſchen durch Chriſtum die Rede iſt. Es iſt daher nicht abzuſehen, wenn doch in den ſymboliſchen Büchern überall bei der Entſtehung der erſten Sünde und der daraus folgenden Zerſtörung der Natur dem Teufel ein Antheil gegeben wird, was ſich dagegen einwenden ließe, wenn einer ſagte, da nach dem Begriff, den wir mit dem Wort Natur verbinden, irgend eine Veränderung einer Natur nicht könne durch ſie ſelbſt in ihr ſelbſt bewirkt worden ſein, ſondern nur die Folge ſein könne einer Einwirkung auf ſie von anderwärts her: ſo müſſe man die Thatſache, welche auch nach den ſymboliſchen Büchern dem Teufel und dem Menſchen gemeinſam zukomme, zwiſchen beide ſo theilen, daß die Thätigkeit darin dem Teufel, dem Menſchen aber nur das Leiden oder die Empfänglichkeit zugeſchrieben werde, und alſo die Veränderung der Natur eigentlich ein Werk des Teufels in dem Menſchen ſei. Und eben ſo würden wir uns müſſen gefallen laſſen, wenn er fortführe, da eine Natur für uns nur ſei, in ſofern ſie ſich gleich bleibe, ſo ſei es ſprachverwirrend jene Wirkung nur eine Veränderung der Natur zu nennen, ſondern richtiger ſei es zu ſagen, diejenige menſchliche Natur, welche Gott erſchaffen, ſei durch die erſte Sünde vom Teufel zerſtört, und die gegenwärtige Natur des Menſchen ſei, nachdem von jener nichts übrig geblieben, auch nichts anders als eben das was wir mit dem Namen der Erbſünde bezeichen, und dieſe neue Natur ſei in demſelben Maaß wie die erſte Sünde ein Werk des Teufels. Es folgt dann natürlich, daß die Veränderung, welche durch die Erlöſung erfolgt iſt, abermals eine Zerſtörung der jezigen und Darſtellung einer neuen Natur ſei, wogegen auch diejenigen wenig dürften einzuwenden haben, welche der gegenwärtigen Natur des Menſchen auch nicht die Fähigkeit zugeſtehen, die Erlöſung in ſich aufzunehmen *). Alles dieſes aber, ſowol das leidentliche Verhalten des Menſchen bei der ſeine Natur zerſtörenden Thatſache, als auch die dem Teufel beigelegte Gewalt das Werk Gottes zu zerſtören, und das ſeinige ſo an die Stelle zu ſezen, daß eine ganze bewohnte Welt durch daſſelbe mitregirt werde, ſind die beſtimmteſten Uebergänge in das manichäiſche. Sieht man nun aber wie dieſer ganze Zuſammenhang der Flacianiſchen Lehre ſoll zerſtört und die in der menſchlichen Natur vorgegangene Veränderung behauptet werden, ohne ſolche Folgerungen zuzulaſſen, ſo ſieht man leicht, wie wenig Haltung die Auskunft hat, Eben dieſes daß der Menſch reden und handeln könne, ſei noch immer das Werk Gottes, und dieſes ſei alſo nicht zerſtört, ſondern noch wirklich vorhanden; nur daß des Menſchen Gedanken, Worte und Handlungen verkehrt ſeien, dies ſei urſprünglich das Werk des Teufels. **) Denn die bloße

---

*) S. die zu §. 90, 2. angeführte Stelle aus der sol. decl. p. 656.

**) Asserimus - - id ipsum esse Dei opus quod homo aliquid cogitare, loqui, agere, operari potest, in quod vero cogitationes, verba, facta eius prava sunt, hoc originaliter et principaliter est opus Satanae. Sol. decl. p. 648.

Möglichkeit iſt nichts als durch den Uebergang in die Wirklichkeit; wenn alſo der Menſch nach der erſten Sünde gar nicht anders handeln kann, als ſündlich und verkehrt, ſo iſt ja auch jenes Werk Gottes nicht, außer ſofern das Werk des Teufels dazukommt. Vorher aber war das wirkliche Denken und Handeln des Menſchen aus jenem urſprünglichen Werke Gottes, welches nicht nur darin beſtand, daß der Menſch etwas, ſondern daß er gut und tadellos denken und handeln konnte, und dieſes iſt doch offenbar zerſtört. Nicht beſſer iſt auch die Erklärung in der Epitome *), welche ſich, aber ſehr ungründlich, auf einen zwiefachen Gebrauch des Wortes Natur beruft, und es geht daraus nichts hervor, als daß, je nachdem man es nimmt, entweder alles beim Alten bleibt oder alles in das Pelagianiſche hinübergeſpielt wird. — Nicht mindere Unbequemlichkeiten haben andere Erklärungen, welche, indem ſie die moſaiſche Erzählung im Ganzen auch als Geſchichte behandeln, manches einzelne aber doch bildlich und als dichteriſche Einkleidung verſtehen, zulezt auch bei einer aber mehr auf phyſiſchem Wege bewirkten Veränderung der Natur ankommen **). Denn wenn ſtatt ein ausdrükliches Verbot auszuſprechen Gott dem Menſchen nur auf allerlei Weiſe ſoll Furcht und Widerwillen gegen jene Frucht beigebracht haben; ſo waren die entſtandenen Zweifel nur gerechte und wohl begründete Bedenken gegen dunkle Empfindungen, und der Entſchluß, dieſe auch ohne allen weiteren Zwek zu überwinden, kann unmöglich als ein ſündlicher angeſehen werden, ſo daß auch nicht einmal eine Uebereilung bei der That anzunehmen iſt. Mag aber nun eine Uebereilung dabei geweſen ſein oder nicht, wenn die auf den Genuß der Frucht folgende Verſchlimmerung des Menſchen als ein allmähliges Zurückſinken ſeiner Kräfte dargeſtellt wird, das durch die Wirkungen der Frucht auf den menſchlichen Körper vermittelt geweſen, welche Wirkungsart noch dazu ſo wunderbar iſt, daß, indem die unmittelbare phyſiologiſche Seite derſelben ſich verringert, die geiſtigen doch nur mittelbaren Einwirkungen dieſes Giftes ſich immer weiter verbreiten und immer tiefer einreißen, da bei den erſten Menſchen gleich nach der erſten Sünde das unverdorbene Gefühl noch ſehr mächtig wirkte: ſo wird offenbar die Sündhaftigkeit und die Sünde auf ganz unchriſtliche Weiſe aus dem Uebel, nämlich dem Gift und der Kränklichkeit abgeleitet, und an die Stelle der Erlöſung hätte eben ſo gut zur rechten Zeit ein eben ſo materielles Gegengift als das Gift ſelbſt war, geſezt werden können.

---

*) S. 677. Ed. Rechenb.

**) S. Reinhards Dogm. §. 75 — 80.

3) Wenn nun dieſe Darſtellung von einer allmähligen Veränderung der menſchlichen Natur nach der erſten Sünde und durch ſie eben ſo unhaltbar und in der Schrift ſchlecht begründet iſt, als jene gewöhnlichere von einer plözlichen Veränderung der menſchlichen Natur zum manichäiſchen hinführt: ſo ſcheint es daß die Vorſtellung von einer ſolchen Veränderung überhaupt, wie ſie nicht nöthig iſt in dem Zuſammenhang der chriſtlichen Lehre, auch in ſich fehlerhaft ſein muß, und daß nur, indem wir dieſe aufgeben, wir am beſten verhüten, daß nicht viele Chriſten aus Furcht vor der manichäiſchen Ausweichung ſich zu der pelagianiſchen hinüberneigen, und lieber die abgeſehen von

der Erlöſung allgemeine Unfähigkeit aller Menſchen zum Guten abläugnen, welche als der eigentliche Inhalt jener Veränderung aufgeſtellt wird. Die Unhaltbarkeit jener Vorſtellung aber erhellt noch auf eine andere Weiſe wenn man die ſtrengen und die Theorie der ſymboliſchen Bücher ganz rein ausdrükkenden Formeln erwäge, in welchen die älteren Dogmatiker das Verhältniß der Perſon zur Natur im ganzen Hergang dieſer Veränderung dargeſtellt haben, indem ſie die Formel persona corrumpit naturam für die erſte Sünde des erſten Menſchen, die Formel natura corrumpit personam für die angeſtammte Sündhaftigkeit und die persona corrumpit personam für die wirkliche Sünde gebrauchen. Denn die erſte ſtellt recht klar ihre Nichtigkeit vor Augen, wenn die Perſon, die nur eine einzelne Erſcheinung der in ihr ſelbſt wirkenden und handelnden Natur iſt, dieſe Natur ſelbſt, und zwar auf ſolche Art ſoll verderben können, daß dies etwas anders ſei als was in der Formel persona corrumpit personam geſezt iſt, ſo daß in der Formel ungewiß bleibt, ob die verderbende Perſon auch die Natur in ihr ſelbſt verderbet hat oder ob die verderbende Perſon von dem Verderben frei geblieben iſt. Da aber der Act des Verderbens ſelbſt ſchon ein Verdorbenſein vorausſezt, indem das Gute nichts anderes verderben kann, wie iſt dieſes Verderben vor der verderbenden Handlung in die Perſon gekommen, ohne vorher in der Natur begründet geweſen zu ſein? und wenn das aus jener Handlung entſtandene Verderben der Natur etwas anderes ſein ſoll, als das, was auch vorher ſchon angenommen werden muß, nämlich die vorher nicht vorhanden geweſene Unmöglichkeit das Gute zu thun, wie ſoll durch eine Handlung, in welcher die Fähigkeit zum Guten noch mitgeſezt ſein mußte, da jede Handlung eines Weſens in ihrer Vollſtändigkeit auch deſſen ganze Natur ausdrükken muß, eben dieſe Fähigkeit ausgerottet worden ſein? Die Formel natura corrumpit personam, welche dieſe entſtandene Unfähigkeit ausdrükken ſoll, iſt eben ſo unrichtig; denn die Natur kann zwar verderbte Perſonen hervorbringen, aber eben deswegen die Perſonen, die nicht eher ſind als ſie hervorgebracht werden, nicht verderben. Wenn nun die Formel persona corrumpit personam allerdings die richtige Beſchreibung der gegenſeitig Sünde hervorbringenden allſeitigen Sündhaftigkeit iſt: ſo fehlt, um den ganzen Kreis zu ſchließen, ihr gegenüber die Formel natura corrumpit naturam, welche jedermann ſogleich für leer erkennt, welche aber doch aus der Combination der vorigen von ſelbſt folgt. Denn indem persona corrumpit personam die über das ganze Menſchengeſchlecht verbreitete, wirkliche Sünde ausdrükt, die aber nur als die Folge dargeſtellt wird von natura corrumpit personam, und indem das Verderben, wenn es in allen Perſonen iſt, nothwendig auch in der Natur ſein muß, die ja außer der Geſammtheit der Perſonen nirgends iſt: ſo hat die Natur ſich ſelbſt verdorben, von welcher Formel niemand wird nachweiſen können, daß er wirklich etwas dabei denkt, daher ſie denn auch kein Gegenſtand des Glaubens ſein kann.

4) Wenn nun auf der einen Seite behauptet wird, der allgemeine Zuſtand der Menſchen abgeſehen von der Erlöſung, ſei eine Unfähigkeit zum Guten, dabei aber es ſei durch die erſte Sünde des erſten Menſchen keine Veränderung in der menſchlichen Natur vorgegangen: ſo folgt aus beidem, daß auch vor der erſten

Sünde

Sünde des erſten Menſchen, wie wenig wir auch ſonſt ſeinen Zuſtand vorſtellen können, dieſelbe Unfähigkeit in der menſchlichen Natur gelegen habe, und alſo die jezt angebohrene Sündhaftigkeit auch urſprünglich und anerſchaffen geweſen. Dies geben wir auch zu, allein nur ſoweit es mit der ebenfalls anerſchaffenen urſprünglichen Vollkommenheit des Menſchen beſtehen kann, und ſo daß der Zuſtand des erſten Menſchen zu aller Zeit in der Analogie mit dem unſerigen, wie er §. 79. 80. 84. 85. beſchrieben iſt. geweſen ſei. Es liegt darin alſo auch keinesweges, daß die erſte Sünde gleich die erſte freie That des Menſchen geweſen*), ſondern nur daß es, nachdem ſeine geiſtigen Kräfte ſich, wir wiſſen nicht auf welche Weiſe entwikkelt, zufällig geweſen, welcher von beiden gleich nothwendigen Beſtandtheilen in jedem Augenblik hervorgeragt. Und wenn wir nicht gehalten ſein können, eine anſchauliche Vorſtellung von dem erſten Menſchen in ſeinem nothwendigen Unterſchiede von uns zu bilden und mitzutheilen: ſo haben wir doch zwei Punkte, worin er uns gleich geweſen, und an welche wir die Entſtehung der Sünde auch in ihm anknüpfen können. Denn wenn gleich in dem erſten Menſchen die Einſeitigkeiten der perſönlichen Conſtitution nicht können geweſen ſein**); ſo ſind doch die Einſeitigkeiten des Geſchlechts auch in ihm geweſen, wie denn die moſaiſche Erzählung der erſten Sünde ihren Ort auch nicht eher anweiſet, bis Mann und Weib beide da waren. Und wenn wir auch nicht annehmen können, daß in dem erſten Menſchen weder der Verſtand eine größere Verwandſchaft zu dem Gottesbewußtſein gehabt habe als der

---

*) S. Hugo de S. Vict. l. c.

**) Siehe §. 50. 1.

Wille noch umgekehrt[*]): ſo iſt er doch als Menſch zu jeder Zeit einem Wechſel der Stimmungen unterworfen geweſen, ohne welchen es gar keine zeitliche Lebensentwiklung geben könnte, und in dieſem iſt eine ſolche vorübergehende und wechſelnde Ungleichheit gegründet, welche ebenfalls die Sünde und das Bewußtſein derſelben bedingt. — Betrachten wir aber die urſprüngliche Sündhaftigkeit, wie wir ja ſollen, zugleich in Bezug auf die Erlöſung: ſo liegt darin zugleich dieſes, daß gleich in dem erſten Hervorbrechen der Sünde begründet, alſo auch ſchon durch die urſprüngliche Sündhaftigkeit ſelbſt bedingt, geweſen ſei das Wachſen derſelben durch die unter die Form der Erzeugung geſtellte Vermehrung des menſchlichen Geſchlechtes, und zwar ſo, daß abgeſehen von der Erlöſung nicht möglich geweſen, daß ſich nicht das der menſchlichen Natur einwohnende Bewußtſein Gottes immer wieder verunreinigt hätte, und daß nicht alles, was ſich geiſtig entwikkelte, immer wieder in das Gebiet des Fleiſches hinabgezogen würde, woran daher der erſte Menſch eben ſo wol Schuld iſt als wir und umgekehrt. — Die moſaiſche Erzählung aber wollen wir, auch was dieſen Theil betrifft, nicht anſehn als die einzelne Geſchichte von der Entſtehung der Sünde in dem erſten Menſchen, mit Bezug auf ſeinen von dem unſrigen weſentlich verſchiedenen Zuſtand, denn eine ſolche kann uns nicht mitgetheilt werden, weil wir ſie nicht aufzufaſſen verſtehen, ſondern, wie auch ſchon alte Kirchenlehrer gethan[**]), als die allgemeine Geſchichte von der Entſtehung der Sünde immer und überall. Denn wenn wir dieſe Erzählung als ſinnbildlich und für den Menſchen wie er uns gegeben iſt, gültig betrachten, ſo finden wir darin die beiden Hauptgeſtalten der Sünde vereinigt, die Fürſichthätigkeit des ſinnlichen, welche nur durch den Gegenſaz gegen ein göttliches Gebot recht anſchaulich gemacht werden konnte, und die Verunreinigung des mitgebornen Gottesbewußtſeins, welche durch die verworrene Vorſtellung als ob Gott des Neides fähig wäre zur Anſchauung gebracht iſt. Wir finden endlich auch noch den Grundſaz darin, daß abgeſehen von der Erlöſung und vor derſelben das Gute ſich nur mit dem Böſen entwikkeln kann. Denn es iſt angedeutet, daß die Sünde nicht entſtehen laſſen, eben ſoviel geweſen wäre als die Erkenntniß des Guten und des Böſen verhindern, und umgekehrt, daß der Menſch nur ohne Sünde bleiben konnte bei dem Mangel dieſer Erkenntniß, welche Erkenntniß aber für den Menſchen, ſofern auch nur die Möglichkeit zur Sünde urſprünglich in ſeiner Natur lag, ein weſentliches Gut iſt. — Wenn nun aber auch von der moſaiſchen Erzählung dieſer Gebrauch gemacht wird: ſo kann es doch gar kein Gegenſtand für die Glaubenslehre ſein, feſtzuſezen, wie dieſelbe, ſei es nun als Geſchichte oder ſei es als Lehrſage ſoll ausgelegt werden.

---

[*]) Siehe §. 83.

[**]) Etiam nunc in uno quoque nostrum nil aliud agitur, cum ad peccatum quisque delabitur, quam tunc actum

Zuſaz. Indem wir auf dieſe Art an die Stelle des Gegenſazes zwiſchen einer urſprünglichen Schuld und einer mitgetheilten die einfache Vorſtellung einer gleichen gemeinſamen ſezen, und an die Stelle einer in der Zeit entſtandnen Sündlichkeit, mit deren Entſte-

---

est in illis tribus, serpente, muliere et viro. Augustin. de Gen. c. Man. II., 21.

hen die in der Zeit beſtandene Gerechtigkeit verſchwunden wäre, eine unzeitliche und vor der Erlöſung überall und immer der menſchlichen Natur anhaftende Urſündlichkeit, welche mit der ihr gleichfalls anerſchaffenen urſprünglichen Vollkommenheit zugleich beſteht, jedoch ſo, daß aus dem Zuſammenſein beider, abgeſehen von der Erlöſung, keine Thatgerechtigkeit entſtehen kann, ſondern nur ein Schwanken zwiſchen verunreinigter geiſtiger Entwiklung und wachſender ausgebildeter Sünde: ſo können wir die kirchlichen Ausdrükke, in denen am kürzeſten dieſes Lehrſtük in ſeiner Verbindung mit dem folgenden zuſammengefaßt wird, folgendermaßen beſtimmen und ergänzen. Wie die kirchliche Lehre die erſte Sünde des erſten Menſchen ausſchließend die verurſachende Urſünde nennt, und die ſündliche Beſchaffenheit aller übrigen Menſchen die verurſachte Urſünde, wobei nur zu bevorworten iſt, daß auch das, was nicht ſelbſt That iſt ſondern Anlage und innere Richtung auf die That, mit demſelben Namen wie die That ſelbſt Sünde genannt wird: ſo ſezen wir an die Stelle des Verhältniſſes zwiſchen dem erſten Menſchen und allen übrigen das allgemeinere zwiſchen jedem früheren Geſchlecht und dem ſpäteren, und ſagen, daß überall die wirkliche Sünde des früheren die hervorbringende Urſünde für das ſpätere iſt, die Sündhaftigkeit des ſpäteren aber iſt, weil deſſen wirkliche Sünden erzeugend, Urſünde, und weil von der Sünde des früheren abhängig, hervorgebrachte, alſo hervorgebrachte, Urſünde. Wenn aber in der herrſchenden Darſtellung die wirkliche Sünde nicht durch einen ähnlichen Theilungsgrund in Bezug auf ihr Verhältniß zur Urſünde geſpalten erſcheint: ſo ergänzen wir dieſen Mangel, und theilen die Thatſünde ebenfalls in verurſachende und verurſachte, und dieſe beiden vertheilen ſich nicht unter die nach einander, ſondern unter die mit einander lebenden, ſo daß die wirkliche Sünde derer, welche ſelbſtthätiger ſind und erregender in der Gemeinſchaft, die verurſachende iſt, die wirkliche Sünde der leidentlicheren aber iſt die verurſachte Thatſünde. Eben dieſe aber wird doch wieder verurſachende Urſünde für das künftige Geſchlecht, ſo wie jene verurſachende Thatſünde auf der von dem früheren Geſchlecht verurſachten Urſünde beruht, und in dieſem geſchloſſenen Kreiſe von Begriffen zeigt ſich die Sünde auf das vollſtändigſte als Geſammtthat und Geſammtſchuld des ganzen Geſchlechtes.

Zweites Lehrſtük, von der wirklichen Sünde.

95.

Aus der Erbſünde geht in allen Menſchen immer die wirkliche Sünde hervor.

Anm. Der Saz kann ganz allgemein geſtellt werden, denn wenn wir Chriſtum von der wirklichen Sünde ausſchließen, ſo nehmen wir ihn eben deshalb auch aus dem Zuſammenhang mit der allgemeinen Sündhaftigkeit heraus, und wir können das eine nicht ohne das andere.

1) Die Allgemeinheit der wirklichen Sünde iſt in unſerm Selbſtbewußtſein gegeben, indem wir kein Widerſtreben dagegen finden, es, ſo daß wir dabei uns als den Ort der Sünde ſezen, bis zum Umfange des ganzen menſchlichen Geſchlechtes, nur daß in dem Bewußtſein des Chriſten der Erlöſer ausgenommen iſt, zu erweitern, ſondern auch in dieſem erweiterten Selbſtbewußtſein iſt dann das Bewußtſein der Sünde mitgeſezt. Nun iſt aber, wiewol dunkel, doch gewiß ſtreng genom-

men in jedem Moment des Selbſtbewußtſeins das ganze menſchliche Geſchlecht in unſerm Ich mit eingeſchloſſen, und in ſofern ſagt dieſes Bewußtſein auch die Allgegenwart der Sünde aus im Ganzen wie im Einzelnen, d. h. daß kein Einzelner jemals ohne Sünde ſei. Daſſelbe ſagt auch der bekannte Ausſpruch der Schrift *), welcher zwar nicht ausdrüklich die Continuität der Sünde in jedem ausſagt, aber aus dem ſie doch auch gefolgert werden kann, und eben ſo der dogmatiſche Saz Semper cum peccato originali sunt peccata actualia **); welcher es noch beſtimmter ausſagt, da ja die Erbſünde offenbar immer in jedem iſt. In dieſer iſt ja nur die Richtung auf die Sünde rein innerlich und zeitlos, d. h. nicht erſcheinend ausgedrükt; allein dieſe Richtung wäre nichts wirkliches, wenn ſie nicht zugleich auch erſchiene, und jede wirkliche Sünde iſt ein Theil dieſes Erſcheinens und Zeitlichwerdens der Urſünde. Alles was in ihr liegt, muß irgendwo, wie ſie denn ſelbſt verſchieden unter die Menſchen vertheilt iſt, erſcheinen; und eben ſo muß ſie auch an jeder Bewegung jedes Menſchen, in welchem ſie iſt, einen Antheil haben und etwas darin zur erſcheinenden Sünde machen.

2) Der Begriff der wirklichen Sünde würde aber zu eng gefaßt ſein, wenn man das Erſcheinen der Sünde beſchränken wollte auf das Hervorbrechen der Sündhaftigkeit in äußere aus dem Menſchen herausgehende Thaten. Denn dieſes Hervorbrechen ſteht auch unter äußeren Bedingungen, welche die Sünde weder hervorbringen noch auch eigentlich vergrößern kön-

---

*) Röm. 3, 23.

**) Melanchth. *loc. comm. p.* 110.

nen; ſondern die wirkliche Sünde iſt auch da, wo nur innerlich ſündhaftes erſcheint, und einen Moment des Bewußtſeins als Gedanke oder als Begierde ausfüllt. Auch die gewöhnliche Erklärung, die Sünde ſei actio pugnans cum lege Dei *) beſagt dieſes. Denn ſowol wenn man nach der damals gewöhnlichen Vorſtellung bei dem Geſez Gottes vornehmlich an den Dekalogus denkt, ſo geht doch auch dieſer gegen das ſich gelüſten laſſen, welches eine rein innerliche Handlung iſt. Noch mehr aber, wenn man an den allgemeinen Ausdruk denkt, den Chriſtus als dieſem Geſez gleichgeltend aufſtellt **), muß man ſagen, daß, wie die Liebe als des Geſezes Erfüllung eine innere Thatſache iſt, ſo auch durch bloß innere Thatſachen die Liebe verlezt und alſo die Sünde begangen werden kann. Ja auch die von unſern ſymboliſchen Büchern gleichfalls angenommene Erklärung ***), daß die Entſtehung der Begierde die durch den Fall begründete Sündhaftigkeit ſei, woraus denn folgt, daß die Aeußerung der Begierde die wirkliche Sünde ſei, wenngleich dieſe Erklärung keine umfaſſende und erſchöpfende der Sünde überhaupt iſt, ſtellt doch ebenfalls auch bloß innerliches als wirkliche Sünde auf. Nur ſolche Erklärungen ſind am meiſten zu tadeln, welche, den Zuſammenhang der wirklichen Sünde mit der urſprünglichen innern Sündhaftigkeit in Schatten ſtellend, die Sünde mehr nach ihrem Erfolg als nach ihrem Grund und Weſen erklären †).

---

*) Melanchthon. l. c. **) Matth. 22, 37 — 40.

***) Apol. Conf. I.

†) Z. B. peccatum est quaevis aberratio a modo tenendae verae felicitatis. Reinhard Dogm. §. 7

3) Wenn wir nun gleich die Sündhaftigkeit in dem menſchlichen Geſchlecht vertheilt annehmen, und dem gemäß auch die wirkliche Sünde vertheilt ſein muß: ſo iſt dies doch nicht zu verſtehen als ob, abgeſehen von der Erlöſung, irgend eine von den verſchiedenen Aeußerungen der Sünde in irgend einem einzelnen Menſchen vermöge ſeiner perſönlichen Eigenthümlichkeit unmöglich wäre. Vielmehr wird das Bewußtſein eines jeden auſſagen, daß, abgeſehen von der Gemeinſchaft der Erlöſung, und auf ſich ſelbſt zurükgewieſen, keiner die völlige Sicherheit gegen irgend eine Art des Böſen in ſich trägt, vielmehr ſoviel Ahndungen und gleichſam Keime von allen in ſich entdekt, daß, wenn nur die Reizung, die überall zur urſprünglichen Sündhaftigkeit hinzukommen muß um die wirkliche Sünde hervorzubringen, groß genug geſezt werden könnte, alsdann auch jedes Böſe in jedem als wirkliche Sünde, wenn auch nur einzeln und nicht habituell, hervortreten würde *). Welches indeß den natürlichen Unterſchied der natürlichen Menſchen nicht aufhebt, daß dem einen mehr dieſe Sünde eignet, dem andern mehr jene.

96.

Es iſt in Bezug auf die Sünde kein weſentlicher Unterſchied unter den Menſchen, als das Verhältniß, in welchem die Sünde in ihnen zur Erlöſung ſteht.

1) Wenn in der kirchlichen Lehre der alte Saz der ſtoiſchen Weltweiſen, den Einige mit aufnehmen

---

*) Omnibus eiusmodi portentis obnoxia est unaquaeque anima. Calvin Institt. II. 3, 3.

wollten, daß nämlich alle Sünden gleich ſeien, zum Theil ausdrüklich verworfen worden iſt *): ſo iſt dieſes, wenn wir auf unſere Erklärung der Sünde zurükgehen, in ſofern richtig, als die beſtimmende Kraft des Gottesbewußtſeins, welche in der Sünde gehemmt worden iſt, in dem einen Fall größer ſein kann als in dem andern, alſo auch das geiſtige Leben, deſſen Mitzuthat die Sünde iſt, in dem einen Fall größer, und alſo die eine Sünde vermöge dieſer Kraft mehr im Verſchwinden und alſo kleiner, welches, wenn man auf den Urſprung des geiſtigen Lebens ſieht, wie er ſich im chriſtlichen Bewußtſein ausſpricht, ſchon den obigen Saz in ſich ſchließt. Allein theils ſieht man leicht daß aus einem andern Geſichtspunkt auch ein entgegengeſeztes Reſultat gezogen werden kann. Wenn man nämlich nicht auf den Zuſammenhang der Gegenwart mit der Zukunft ſieht, ſondern nur auf den Augenblik, ſo ſcheint eine Sünde größer, in welcher eine ſonſt größere Kraft des Geiſtes durch das Fleiſch iſt überwunden worden. Erſcheinen nun zwei Sünden, aus dem einen Geſichtspunkt umgekehrt größer und kleiner als aus dem andern: ſo haben ſie eine Vermuthung für ſich daß ſie eigentlich gleich ſind. Andern theils aber iſt doch die Fürſichthätigkeit des Fleiſches an und für ſich betrachtet, überall das was einen Lebensaugenblik zur Sünde macht, ohne daß es darauf ankom-

---

*) Expos. simpl. c. VIII. Fatemur etiam peccata non esse aequalia, licet ex eodem corruptionis et incredulitatis fonte exoriantur, sed alia aliis esse graviora mit Verweiſung auf Matth. 10, 15., welche Stelle jedoch mehr von der Ungleichheit der Strafen und alſo nur mittelbar von der Ungleichheit der Sünden handelt. Melanchth. loc. th. p. 314. Ac stoicae illae disputationes execrandae sunt, quas serunt aliqui disputantes omnia peccata paria esse.

me, welche Richtung der Sinnlichkeit dieſe Gewalt ausübt, indem ſie alle im Zuſammenhang mit dem Geiſte gut ſind, losgeriſſen aber von demſelben alle böſe; ſo daß auch in dieſer Hinſicht vertheidigt werden kann, alle Sünden ſeien ihrem Weſen nach gleich. Soviel iſt wenigſtens gewiß, daß die meiſten gewöhnlichen Eintheilungen der Sünde zwar eine Verſchiedenheit derſelben ihrer Geſtalt und Erſcheinung nach ausdrükken, aber nicht eine Ungleichheit in ihrem eigentlichen Sündenwerth feſtſtellen.

2) Zuerſt unterſcheidet man verſchiedene Stuffen der Zuſtände, in welchen der Menſch die Sünde vollbringt *). Indem in dieſer Hinſicht ein Zuſtand der Freiheit, in welchem jedoch auch die Sünde noch vorkommt, allen übrigen entgegengeſezt wird, ſo iſt eben dieſer der lebendige und ſtetige Zuſammenhang mit der Erlöſung, und der Gegenſaz dazu bezeichnet alſo den in unſerm Lehrſaz ausgedrükten Unterſchied, dagegen verſchwindet bei näherer Betrachtung der Unterſchied zwiſchen den aufgeſtellten verſchiedenen Abſtufungen in dem andern Gliede des Gegenſazes. Man unterſcheidet nämlich die Zuſtände der Knechtſchaft der Sicherheit, der Heuchelei und der Verſtokkung. Den erſten Zuſtand ſieht die Schrift als den gemeinſamen aller Sünder an **), und der Ausdruk Freiheit bildet auch allein einen beſtimmten Gegenſaz gegen den des erſten Gliedes, indem Freiheit und Knechtſchaft einander ausſchließen, ſo daß in der unvollkomnen Freiheit eben deshalb noch Spuren der Knechtſchaft bleiben müßten. Es wird dabei im allgemeinen vorausgeſezt, die Sünde ſei nicht ohne ihr Bewußtſein, welches durch das

---

*) S. Reinhards Dogm. §. 88.

**) Joh. 8, 34.

Daſein eines innern Geſezes bedingt iſt, und der Menſch vollbringe ſie alſo nicht mit voller Zuſtimmung, wodurch auch der Name Knechtſchaft begründet iſt. Denkt man ſich nun die Knechtſchaft wachſend: ſo muß die Gewalt des Fleiſches zunehmen, und die warnende Stimme des innern Geſezes immer unkräftiger werden. Soll aber der Zuſtand der Knechtſchaft ganz aufhören und ein anderer ſchlimmerer eintreten, ſo müßte jene Stimme ganz zum Schweigen gebracht ſein. Allein da ſie momentan auch in dem Zuſtande der Freiheit ſchweigt bei Sünden der Uebereilung: ſo könnte durch dieſes Schweigen ein ganz eigenthümlicher Zuſtand nur begründet werden, wenn man es als ein ſtatiges und das innere Geſez alſo als völlig erſtorben und unerweklich anſehn könnte. Und dies iſt wol auch, wenn der Begriff anders feſt ſein ſoll und begrenzt, der Sinn des Ausdruks Verſtokkung. Allein ein ſolcher Zuſtand iſt in dieſem ſtrengen Sinn gar nicht anzunehmen, ſondern nur Annäherungen dazu, die alſo genau genommen immer noch dem Zuſtande der Knechtſchaft angehören. Denn zuerſt kann das innere Geſez nicht völlig erſtorben ſein, wenn nicht das Bewußtſein von Gott in der Seele auch völlig erſtorben iſt, welches aber, da es ein weſentliches Element der menſchlichen Natur bildet, nicht gedacht werden kann *); ganz ohne inneres Geſez aber iſt das Bewußtſein von Gott ſelbſt in denjenigen menſchlichen Zuſtänden nicht, wo es ganz verunreinigt iſt, und den Göttern menſchliche Lüſte beigelegt werden. Geſezt aber auch man

---

*) Nam remanserat utique id quod anima hominis nisi rationalis esse non potest: ita ibi etiam lex Dei non ex omni parte deleta per iniustitiam. Augustin. de spiritu et littera. 48.

wollte eine ſtetige Abweſenheit dieſes Bewußtſeins als einen wirklichen Zuſtand annehmen, ſo hieße doch eine Unerweklichkeit deſſelben in irgend einem Zuſtand behaupten zugleich das Gebiet der Erlöſung begrenzen, und einen verderblichen Particularismus einführen. Denn nur derjenige könnte mit Recht ein verſtokter genannt werden, welcher unzugänglich wäre für die Erlöſung. Dieſer Ausdruk kann alſo nur einen Grenzpunkt bezeichnen, wie er denn auch im N. Teſt. nur als Warnung vorkommt*), und es wäre unrecht ihn in einem andern Sinne in die didaktiſche Sprache aufzunehmen, wodurch ſchon die hier noch nicht zu erörternden Streitigkeiten darüber, ob Gott die Herzen der Menſchen verſtokke, einen andern Werth und eine andere Geſtalt bekommen. Der für die Erſcheinung und das Bewußtſein gänzliche Mangel eines innern Geſezes hat alſo ſeinen eigenthümlichen Ort nicht nach dem Zuſtande der Knechtſchaft, ſondern vor demſelben, ſei es nun als Unſchuld oder als Rohheit, auf beide Art entſteht mit dem Erwachen des innern Geſezes der Zuſtand der Knechtſchaft. Aber auch ſo, und wenn man das Nochnichterwachtſein, wie die Rohheit es ausdrükt, als Selbſtthätigkeit alſo Sünde anſieht, kann doch die Sünde, welche das Erwachen deſſelben zurükhält, nicht an und für ſich größer ſein als die, welche es, wenn es erwacht iſt, unkräftig macht, indem der Widerſtand in beiden Fällen derſelben Art iſt. — Was aber die zwiſchen dieſen Endpunkten liegenden Zuſtände der Sicherheit und Heuchelei betrifft ſo bezeichnet weder der erſte eine größere Annäherung an den Zuſtand der bloßen Knechtſchaft und der andere an den der Verſtokkung oder auch umgekehrt, noch auch ſchließen ſie einander in irgend einem andern Sinne aus, ſondern ſind nur etwas in dem Zuſtande der Knechtſchaft verſchiedenes zwar, aber mit jedem Grade deſſelben beide verträglich, nur daß freilich in dem Zuſtande der Freiheit, wo nur einzelne Spuren der Knechtſchaft vorkommen, und dieſe nicht ein beharrlicher Zuſtand iſt, weder Sicherheit noch Heuchelei gedacht werden kann. Daher kein haltbarer Unterſchied übrig bleibt als der zwiſchen jenen beiden Zuſtänden.

---

*) Ebr. 3, 8. 13 ꝛc. aber auch hier und noch mehr an andern Stellen wie 2 Cor. 3, 14. kommt er nur für einen vorübergehenden Zuſtand vor.

3) Sehn wir nun weiter auf die Eintheilungen der Sünde nicht als Zuſtand ſondern als That, ſo ſehen wir zunächſt auf die beiden Hauptgeſtalten der Sünde nämlich die Begierde, concupiscentia, Empörung des Fleiſches gegen die Herrſchaft des Geiſtes, und die Verdunkelung des Gottesbewußtſeins, ignorantia in mente, angemaßte Herrſchaft des Fleiſches über den Geiſt. Hievon ſezt Paulus auseinander, wie beide ſich gegenſeitig erhöhen, und in dieſer Wechſelwirkung aufeinander erſcheinen ſie auch als gleich, wie auch wenn man beide auf ihrem höchſten Gipfel betrachtet, die ſuperſtitiöſe Wuth der Idololatrie und die leidenſchaftliche Wuth der Begierde, ſo ſtehen beide einander zur Seite und das Maaß der Verdammlichkeit erſcheint in Beiden daſſelbe. — Dann unterſcheidet man innere Sünden und äußere, und es hat vielen Schein, daß jene kleiner ſeien als dieſe, weil nämlich auch bei dieſen jene immer vorausgeſezt werden, aber noch etwas hinzukommen muß, damit die innere Sünde eine äußere werde. Allein eben weil ohne dieſes hinzukommende eine äußere Sünde nicht begangen werden kann, dies aber bald als eine ſehr ſtarke bald

als eine geringe Aufforderung hinzutreten kann, ſo kann eine innere Sünde, die es bleibt, die aber ohne Zweifel auch bei der leiſeſten Aufforderung würde eine äußere geworden ſein, größer ſein an ſich ſelbſt als eine andere, die äußerlich wird aber nur vermittelſt einer ſehr heftig dringenden Aufforderung. Der zufällige Umſtand aber, daß in dem einen Fall die Aufforderung ſich ereignet hat, in dem andern nicht, kann keinen Unterſchied in dem ſittlichen und religiöſen Werth des Handelnden begründen, und ſo zeigt ſich auch dieſer Unterſchied als unbedeutend, und nur ſolche innere Sünden, von welchen man gewiß ſein kann, ſie würden nie äußere werden, die Aufforderung biete ſich auch noch ſo leicht und reizend dar, welche daher nur als ein leiſes Spiel mehr fremder als eigner Gedanken und Erregungen betrachtet werden können, ſind entſchieden geringer. — Ferner iſt ſehr gewöhnlich die Eintheilung in vorſätzliche Sünden und unvorſätzliche[*], und letztere werden für geringer gehalten als erſtere, aber mit Unrecht. Denn unvorſätzliche Sünden, ſofern ſie wirklich Handlungen ſind und nicht bloß Erfolg, ſind entweder Sünden der Unwiſſenheit oder der Uebereilung. Die Unwiſſenheit aber kann herrühren aus Mangel an Intereſſe für die ſittliche Bedeutung unſerer Handlungen überhaupt, und die Uebereilung kann ebenfalls gegründet ſein in einer leidenſchaftlichen Richtung auf irgend einen ſinnlichen Gegenſtand, welche die Aufmerkſamkeit von den ſittlichen Verhältniſſen, welche dabei im Spiele ſind, ablenkt. In beiden Fällen kann die unvorſäzliche Sünde eine größere Entfernung von Gott anzeigen, als manche vorſäzliche, wenn nur ein beſonders ungünſtig bedingter Augenblik ein vorübergehendes Unvermögen erzeugte einem vorzüglich gereizten Triebe zu widerſtehen, wobei doch möglich bleibt, daß der Widerſtand, der dem Fleiſch entgegengeſezt wird, im Wachſen iſt und nicht im Abnehmen. Wenn nun bisweilen zwar die vorſäzliche Sünde größer iſt als die unvorſäzliche, bisweilen aber auch umgekehrt, ſo ſind beide Arten an ſich gleich. Verwandt mit dieſer, aber am bedeutendſten iſt die Eintheilung in Todſünden und läßliche Sünden, peccata mortalia und venialia; allein wie ſchon die Ausdrükke keinen reinen Gegenſaz bilden, ſo werden ſie auch ſehr verſchieden gefaßt und behandelt. Der erſte Ausdruk beruht urſprünglich auf einer, aber dunkeln, Schriftſtelle*), und Auguſtinus erklärt**), dieſe Sünde ſei der bis an das Ende des Lebens fortgeſezte Abfall vom Glauben, woraus allerdings folgt, daß wenn der Abgefallene wieder zum Glauben zurükkehrt, dann auch der Abfall ihm verziehen wird, und keine Sünde zum Tode iſt ſondern eine läßliche. Hiemit ſtimmt auch der Kanon zuſammen, daß den Gläubigen alle Sünde vergeben wird***), alſo auch der Abfall. An ſich aber iſt der Abfall in beiden Fällen derſelbe Zuſtand und dieſelbe Sünde; der Unterſchied beruht lediglich darauf, daß in dem einen Fall der Tod vor der Rükkehr eintritt, das andre mal aber er der Rükkehr Raum läßt, und ſo angeſehen iſt ſelbſt der Unterſchied zwiſchen Todſünden und läßlichen kein weſentlicher ſondern nur ein zufälliger. Auf der andern Seite verſteht **Auguſtinus** unter läßlichen Sünden die Sünden der Begnadigten, welche ſie nicht am ewigen Leben hindern *). Hieraus kann denn weiter gefolgert werden, ſowol daß den Nichtwiedergebohrenen alle Sünden am ewigen Leben hindern, und ihm alſo zum Tode gereichen **), als auch daß außer jenen nicht hinderlichen läßlichen Sünden auch die Wiedergebohrnen ſolche Sünden begehen können, wodurch ſie am ewigen Leben gehindert, das heißt alſo, da ſie es vorher hatten, deſſen beraubt werden. Daher eine andere Erklärung der Todſünden, daß ſie nämlich ſolche wären, die den Menſchen des geiſtigen Lebens berauben ***). Nimmt man nun dieſe Erklärung der Todſünden mit dem obenangeführten ſchriftmäßigen Kanon zuſammen, ſo folgt nur, daß derjenige, welcher durch eine Sünde kann ſeines geiſtigen Lebens beraubt werden, ſchon kein Gläubiger geweſen iſt und alſo keines gehabt hat; und die Todſünde iſt dann nur die Sünde des Nichtwiedergebohrenen, ſofern ſie ſein des geiſtigen Lebens beraubet ſein als ſeine eigene That ausſpricht. Wie denn auch wirklich nicht eingeſehen werden

---

[*] Hoc dictum, nil esse peccatum nisi sit voluntarium, de iudicio civili loquitur non de iudicio legis divinae. Melanchth. loc. th. p. 305. Allein ſo richtig die Sache iſt, daß es im religiöſen Sinn auch unvorſätzliche Sünden giebt, ſo ruht doch dieſe Erklärung hier auf einem Mißverſtand.

---

*) 1 Joh. 5, 16. 17.

**) Ego autem id esse dico peccatum ad mortem, fidem, quae per dilectionem operatur deserere usque ad mortem. de Corrept. et grat. 35.

***) 1 Joh. 1, 9. Melanchth. loc. com. Notandum autem credentibus peccata omnia remitti. de pecc. in sp. s.

---

*) Sicut enim non impediunt a vita aeterna iustum quaedam peccata venialia, sine quibus haec vita non ducitur. de spir. et litt. 48.

**) Actualia peccata in non renatis omnia sunt mortalia. Melanchth. l. c. p. 110.

***) Reinhard Dogm. S. 317.

werden kann, wie von einem Wiedergebohrnen, alſo mit der Kraft des geiſtigen Lebens, eine Handlung begangen werden könne, welche das geiſtige Leben ertödtet; ſondern dies ſteht ganz auf einer Linie mit dem Entſtehen der erſten die ganze Natur verderbenden Sünde mitten aus einem Zuſtande der Heiligkeit und Gerechtigkeit heraus. Fragt man aber in dieſer Anſicht weiter, welche Sünden es denn ſein ſollen, die den Wiedergebohrenen des geiſtigen Lebens berauben können, ſo ſind es diejenigen, wider welche das Gewiſſen iſt [*]), und das heißt freilich die vorſäzlichen. Daher auch Einige haben behaupten wollen, daß dieſe Eintheilung ganz mit der in vorſäzliche und unvorſäzliche Sünden zuſammenfalle, und daß auch eine einzige vorſäzliche Sünde den Gnadenſtand eines Menſchen aufheben könne [**]). Demnach würden die Todſünden diejenigen ſein, welche auf der ungleichen Fortſchreitung des Verſtandes und Willens beruhen, denn dies ſind die vorſäzlichen. Allein da dieſe nach dem obigen nie ganz zu vermeiden ſind, ſondern immer wieder entſtehen, wenn die Erkentniß der Sündlichkeit gewohnter Zuſtände ſich vervollkomnet: ſo würde es dann gar keinen Gnadenſtand geben. Die läßlichen Sünden aber wären die, welche in dem Einfluß der herrſchenden ſinnlichen Richtungen gegründet ſind, von welchem Unterſchiede aber in den Folgen beider Arten ſich ſchwerlich ein Grund möchte angeben laſſen; wie denn auch Andere die herrſchende Sünde eines Jeden als ſeine Todſünde anſehen. — Die Verwirrung iſt alſo in dieſen Ausdrükken nicht zu verkennen, und daher nicht zu verwundern, wenn Einige ſich auf die dem Anſchein nach dürftige Namenerklärung zurükziehn, die Todſünden ſeien diejenigen, welche Gott nicht vergiebt, die läßlichen diejenigen, welche er vergiebt; Andere hingegen nur den beharrlichen Abfall oder Unglauben als Todſünde anſehn, und hierunter auch die Sünde wider den heiligen Geiſt mit begreifen. Was nun das erſte betrift, wenn man doch für die in die Todſünde Gefallenen eine Rükkehr und alſo Vergebung zugiebt: ſo wird dann der Unterſchied nur ſo gefaßt werden können, daß die läßlichen Sünden diejenigen ſind, welche ſchon indem ſie begangen werden, vergeben ſind, Todſünden aber diejenigen, auf welche, wenn ſie vergeben werden ſollen, noch etwas anderes folgen muß; und auch dies wird ganz auf unſern Saz hinauslaufen. Was aber das andere betrift, ſo iſt allerdings der beharrliche Unglaube derjenige Zuſtand, auf welchen am beſtimmteſten ein anderer folgen muß, wenn die Sünde ſoll vergeben werden; und ſo geht dies auf die Erklärung des Auguſtin zurük. In Beziehung aber auf die Sünde wider den heiligen Geiſt kann die Glaubenslehre ſich wol daran halten, daß ihr nicht gebühre zu richten, was ſie ſei und in welchen ſie ſei *), und kann die nähere Erörterung der Sache der Auslegungskunſt, und die beſondere Behandlung der Fälle, wo ſich jemand einbilden möchte, ſie begangen zu haben, auch der beſonderen Seelenheilkunde überlaſſen. Allgemein aber iſt der Saz, als ob irgend eine Sünde, auch nachdem ſie aufgehört, nicht könne vergeben werden, als die Allgemeinheit der Erlöſung beſchränkend zu verwerfen; und dies iſt der Kanon, nach welchem auch in Bezug

---

[*]) Melanchth. l. de diff. pecc.

[**]) S. Reinhard a. a. O.

---

*) Melanchth. l. de pecc. in sp. s.

auf die Erklärung jener einzelnen Sünde die Auslegungskunſt zu verfahren hat. — Jede Betrachtung der Sache ſcheint alſo immer wieder dahin zurükzukehren, daß die Sünden der Wiedergebohrenen immer ſchon vergeben ſind, die Sünden der Nichtwiedergebohrnen aber nicht vergeben ſind, wohl aber mit der Wiedergeburt vergeben werden.

4) Eben dieſes nun iſt der in unſerm Saz als einzig weſentlich ausgeſprochene Unterſchied, während alle andern ſich wieder in einander verlaufen und nur auf ein mehr und weniger zurükgehn, ohne irgend einen beſtimmten Gegenſaz zu bilden. Das Weſen deſſelben beſteht darin, daß die wirkliche Sünde eines Menſchen, welcher in einen ſtetigen Zuſammenhang geſezt iſt mit der Kraft der Erlöſung, nicht mehr verurſachend iſt, weder in ihm noch auch, ſofern nur der ganze Zuſtand richtig aufgefaßt wird, außer ihm. Denn ſie iſt durch jene ihm perſönlich und ſelbſtthätig eingepflanzte Kraft ſchon gebrochen, und auch wo ſie ans Licht tritt erſcheint ſie nur als im Verſchwinden begriffen und hat keine anſtekkende Kraft mehr, worauf eben, wie ſich unten zeigen wird, das Vergeben beruht. Alle Sünden des Wiedergebohrenen ſind alſo ſolche, welche das geiſtige Leben nicht hindern, weder in ihm ſelbſt noch in der Geſammtheit. Die Sünden des Nichtwiedergebohrenen hingegen ſind immer verurſachend, in ihm ſelbſt weil jede etwas hinzufügt zur Macht der Gewohnheit und auch zur Verunreinigung des Bewußtſeins von Gott, und außer ihm weil immer das Gleiche durch das Gleiche erregt, und auch das verunreinigte Bewußtſein ſich durch Mittheilung verbreitet und befeſtigt. Daher was in der Geſammtheit noch an geiſtigem Leben beſteht und von mancher-

lel untergeordneten Entwiklungspunkten aus vermehrt und erhöht werden will, immer wieder in dieſen Strudel hinabgezogen und die Entwiklung gehemmt wird durch dieſe Sünde, von welcher alſo mit Recht geſagt werden kann, daß ſie das geiſtige Leben in der Geſammtheit verringert, das heißt ſie deſſen beraubet. — Dieſen Gegenſaz aufheben, und nur einen Unterſchied von mehr und weniger, von größerer und geringerer Freiheit annehmen ohne Beziehung auf einen beſtimmten Wendepunkt, wo die mit einer Ahndung von Freiheit verſezte Knechtſchaft in die noch Spuren der Knechtſchaft an ſich tragende Freiheit übergeht, heißt ſtreng genommen aus dem Gebiet des Chriſtenthums hinausgehn und die pelagianiſche Anſicht in den Naturalismus hineinſpielen, indem, dieſen Gegenſaz geläugnet, keine ſpecifiſche Wirkung der Erlöſung auf die Sünde übrig bleibt. Auch beſagt ganz daſſelbe der Sprachgebrauch der Schrift, wie ſie den natürlichen und den geiſtigen Menſchen gegenüberſtellt; denn des lezteren Vermögen geiſtig zu richten, und des erſtern Unvernehmlichkeit für das was ſich auf den Geiſt Gottes bezieht, läuft auf daſſelbe hinaus. Wenn man aber denſelben Gegenſaz auch dadurch auszudrükken meint, daß in dem einen Zuſtande zwar auch noch Sünde möglich ſei, in dem andern aber alles Sünde ſei: ſo iſt dies theils ſchief, weil keine genaue Entgegenſezung ſtattfindet, theils hart, wenn man an alles edle und trefliche denkt, was ſich im Heidenthum entwikkelt hat. Manches hierüber nun läßt ſich erſt ſpäter beibringen; hier aber können wir die Entgegenſezung wenigſtens dahin vervollſtändigen, daß nach dem obigen eines Theils in allen guten Werken des Wiedergebohrnen auch die läßliche Sünde übrig bleibt, ſie iſt aber nur der Schatten der Sünde, die, auf den Geſammtzuſtand des Bewußtſeins bezogen, willenloſe Nachwirkung oder nur allmählich zu überwindenden Kraft der Gewohnheit; und eben ſo iſt auch in den nicht ſchon für ſich vergebenen Sünden des natürlichen Menſchen überall der bald ſtärkere bald ſchwächere Schatten des Guten nur Schatten, weil es nur ein Spiel auf der Oberfläche iſt, das nirgend zur feſten und ſtetigen Wirkſamkeit gedeiht. Wie denn alles ſchöne im Heidenthum, wegen des verunreinigten Bewußtſeins von Gott mit dem es verbunden war, nie ein gemeinſames Leben hervorzubringen vermochte, worin ſich das Gute rein erhalten und fortgepflanzt hätte. Eben ſo erſcheint auch an dem Unerleuchteten der in einem äußern Zuſammenhang mit dem Chriſtenthume ſteht, manches was dieſem angehört, aber es iſt nicht eine lebendige Kraft in ihm, ſondern nur der Widerſchein von dem was in Andern geſezt iſt.

Zweiter Abſchnitt.

Von der Beſchaffenheit der Welt in Beziehung auf die Sünde.

97.

Sofern die Welt der Ort des Menſchen iſt, iſt auch mit der Sünde in dem Menſchen verbunden, daß es Uebel für den Menſchen giebt, und dieſer Abſchnitt enthält daher das *Lehrſtük vom Uebel.*

Anm. Unter Uebel wird hier verſtanden alles dasjenige in dem außer uns und uns entgegengeſezten endlichen Sein, worauf wir die Hemmungen unſeres eigenen Seins als auf ihren Grund zurükführen; die gehemmten Zuſtände ſelbſt aber, z. B. Traurigkeit, Furcht u. dgl. Uebel zu nennen, iſt ſchwerlich richtig, auf jeden Fall ein Sprachgebrauch, welcher hier ausgeſchloſſen bleibe.

1) In dem Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit der Welt wie ſie ſich auf die urſprüngliche Vollkommenheit des Menſchen bezieht, iſt kein Uebel enthalten. Denn wenn jeder Augenblik menſchlicher Selbſtthätigkeit nur ein Ausdruk der ganzen natürlichen Vollkommenheit des Menſchen iſt, alſo jeder durch das Gottesbewußtſein beſtimmt und alles ſinnliche hierauf bezogen: ſo kann auch dasjenige in der Welt was den relativen Gegenſaz des andern Seins gegen das Sein eines menſchlichen Einzelweſens ausdrükt, und alſo eine Hemmung in irgend welchen Verrichtungen hervorbringt, doch nicht als ein Uebel im Gefühl aufgenommen werden, weil die beſtimmende Einwirkung des Gottesbewußtſeins frei und ungehemmt iſt. (vgl. §. 73. 2.) Auch der Tod nicht, weil unter jener Vor-

ausſezung das Leben nicht länger kann gewollt werden als alle verſchiedenen Vermögen und Verrichtungen dem leitenden und beſtimmenden Bewußtſein auch wirklich dienen können, wie denn auch die Schrift nicht ſagt, daß wir durch den Tod Knechte ſind, ſondern durch die Furcht des Todes *). Noch weniger aber können unter obiger Vorausſezung für einen Menſchen Uebel entſtehen aus der Thätigkeit Anderer, weil das Intereſſe des leitenden Gottesbewußtſeins in allen daſſelbige iſt. Sobald aber die Herrſchaft des Geiſtes über das Fleiſch aufgehoben iſt, und alſo der Inhalt eines Momentes ohne Zuthun des Geiſtes beſtimmt werden kann: ſo muß auch jede Einwirkung aus der Welt, welche einen relativen Gegenſaz gegen das leibliche und zeitliche Daſein des Menſchen ausdrükt, als Uebel im Selbſtbewußtſein aufgenommen werden, weil das die Einheit und Zuſammenſtimmung auch in dieſem Fall herſtellende Princip zurükgedrängt iſt; und ſo iſt im allgemeinen mit der Sünde auch das Uebel gegeben, und zwar nothwendig, da jener relative Gegenſaz bei der Grundform unſerer Welt unvermeidlich iſt.

2) Wenn wir nun von dem ganz einzelnen perſönlichen Daſein ausgehn: ſo iſt auch alles andere menſchliche Daſein dem unſern gegenüber und beziehungsweiſe entgegengeſezt, und ſo kann daſſelbe, was, wenn wir uns im Geſammtleben betrachten, als Geſammtſchuld auch unſere Sünde iſt, wenn wir uns vereinzelt betrachten, für uns ein Uebel ſein, alſo Sünde zugleich Uebel. Eben ſo, da unſer Leib ein Theil der Welt iſt und wir ihn beziehungsweiſe der Seele

---

*) Hebr. 2, 15.

als dem nächſten Subject des Bewußtſeins entgegenzuſezen, können auch Beſchaffenheiten unſeres Leibes, wiewol ſie von der andern Seite angeſehn gehemmte Lebenszuſtände ſelbſt ſind, mehr als Urſachen derſelben angeſehen werden und alſo Uebel ſein. Alles nun woraus uns gehemmte Lebenszuſtände entſtehen, ſofern es von der menſchlichen Thätigkeit unabhängig iſt, pflegen wir natürliches Uebel zu nennen; was aber nur durch Einfluß menſchlicher Thätigkeit eine Quelle gehemmter Zuſtände geworden iſt, nennen wir geſellige oder moraliſche Uebel. Wenn nun gleich dieſe Eintheilung hie und da nicht zu genügen ſcheint, ſondern die Glieder durch einander laufen, wie z. B. Krankheit in manchen Fällen kann ein natürliches Uebel ſein, in andern ein geſelliges: ſo kann doch dies der Richtigkeit und Bedeutſamkeit des Unterſchiedes keinen Eintrag thun, da die Zweideutigkeit nur an einem allgemeinen Namen haftet, nicht an den einzelnen Fällen, über die man ſich immer leicht wird entſcheiden können. — Beiderlei aber natürliche und geſellige Uebel kann es geben in zwiefacher Hinſicht, indem ſie entweder die Fülle der Reizmittel verringern, durch welche die Welt ſonſt die Entwiklung des Menſchen begünſtigt, und dies ſind die Uebel der Dürftigkeit und des Mangels, oder auch indem ſie die Bildſamkeit der Welt vermindern, und alſo dem Geſchäft des Menſchen widerſtreben und ſeine Anſtrengungen vergeblich machen, und dies ſind die Uebel des Druks und des Widerſtandes. In dieſen beiden Arten muß auch nach §. 72. alles aufgehn, was wir irgend von dem religiöſen Geſichtspunkte aus als Uebel anſehen können.

3) Es geht aus dem obigen ſchon von ſelbſt hervor, was auch in dem allgemeinen Gefühl liegt, daß

die Sünde nicht gedacht werden kann ohne Uebel hervorzubringen; und alſo da in jedem Augenblik Sünde enthalten iſt, ſo wird auch, wenn wir unſer Selbſtbewußtſein auf unſer Verhältniß zur Welt richten, in einem jeden Augenblik das Gefühl von Uebel geſezt ſein, und dieſes wird, ſofern wir von dem Einfluß der Erlöſung abſehn, von jeder Zeit wo ein thätiges Leben der Menſchen gegeben iſt gelten, und von jedem Ort auf der Erde wo ſich ein ſolches entwikkelt.

98.

Alles Uebel iſt in ſeinem Zuſammenhang mit der Sünde als Strafe derſelben zu denken, jedoch unmittelbar nur das geſellige, das natürliche hingegen nur mittelbar.

1) Wenn gleich das Uebel nicht ohne Sünde zu denken iſt, und dieſer Zuſammenhang allgemein anerkannt wird: ſo wäre doch noch möglich ihn ſo vorzuſtellen, daß das Uebel das urſprüngliche ſei, und die Sünde das aus jenem abgeleitete. Dies geſchieht auch im einzelnen häufig genug, indem ſehr oft einzelne Sünden als Folgen leiblicher oder geſelliger Uebel dargeſtellt werden. Die Sünde hätte unter dieſer Vorausſezung ihren lezten Grund ganz außerhalb der Thätigkeit des Menſchen in der urſprünglichen und von ihr unabhängigen Anordnung des Uebels; ſie wäre mithin auch keine Geſammtthat des menſchlichen Geſchlechtes ſondern vielmehr eine Geſammtthat zunächſt der äußern Natur, in welcher leztlich das Uebel ſeinen Siz hätte; ſie wäre ſonach Schikkung, und dieſe Annahme führte uns ganz nicht nur aus dem eigenthümlichen Gebiet des Chriſtenthums, ſondern auch überhaupt aus dem der ſittlichen Glaubensweiſe heraus in den Na-

turglauben hinein, welchem die Vorſtellung des Schikſals zum Grunde liegt. Es müßte dann auch folgerechterweiſe alle Thätigkeit, um die Sache an der Wurzel anzugreifen, auf die Aufhebung des Uebels, alſo auf die ſogenannte Glükſeligkeit gerichtet werden, und das leitende Vertrauen könnte nur dieſes ſein, daß wir hoffen gut zu werden, wenn wir glüklich würden geworden ſein, wodurch denn des Lebens ganze Leitung der ſinnlichen Seite unſerer Natur übertragen würde. — Von dem allen nun will der obige Saz das Gegentheil aufſtellen, indem er behauptet, in dem Zuſammenhange des Uebels mit der Sünde ſei überall die Sünde das erſte und urſprüngliche und das Uebel das abgeleitete und zweite. Denn der Ausdruk Strafe bezeichnet zunächſt und im weiteſten Sinne ein in Bezug auf ein vorgängiges Böſe beſtehendes Uebel. Dieſe Anſicht iſt auch der reine Ausdruk eines allgemeinen Gefühls, welches wir nur als einen Ausfluß des der menſchlichen Seele einwohnenden Gottesbewußtſeins betrachten dürfen, und dem ſich niemand unter uns entziehen kann. Denn wenn gleich auch dieſes im Heidenthum und Judenthum oft in einſeitigen und verkehrten Geſtalten vorkommt, denen ſich denn auch unvollkomne chriſtliche Aeußerungen nähern: ſo iſt ſehr leicht nachzuweiſen, daß dieſe Ausartungen des Vergeltungsgefühls in genauem Zuſammenhang ſtehen mit ähnlichen Verunreinigungen des Gottesbewußtſeins ſelbſt.

2) Es iſt aber der Zuſammenhang der geſelligen Uebel mit der Sünde deshalb ein unmittelbarer, weil die geſelligen Uebel unmittelbar aus der Sünde entſtehen. Denn nur ein in menſchlicher Thätigkeit gegründetes Uebel iſt ein geſelliges. Aus demjenigen aber, was in der menſchlichen Thätigkeit gut iſt, kann

kein Uebel ſich entwikkeln; denn gut und richtig iſt nur dasjenige in menſchlichem Thun, wodurch wirklich die ſinnliche Seite des Menſchen und mittelſt ihrer auch die äußere Welt dem Geiſt als Werkzeug angeeignet, mithin das in allen Menſchen urſprünglich gleiche und ſelbige Gottesbewußtſein auch immer mehr frei und herrſchend gemacht wird. Aus einem ſolchen Handeln aber kann ſich kein hemmender und das urſprüngliche Verhältniß aufhebender Gegenſaz weder eines Menſchen gegen den andern noch der äußeren Welt gegen den Menſchen entwikkeln. Entſtehen alſo aus dem menſchlichen Handeln Uebel: ſo können ſie nur dem andern Beſtandtheil deſſelben, der auch überall vorhanden iſt, nämlich der Sünde zugeſchrieben werden; und das iſt auch leicht zu ſehen. Denn nur das reine und vollkomne Gottesbewußtſein kann alle Menſchen einigen und in Zuſammenſtimmung erhalten; ſo bald aber etwas anderes ſie in ihren Einwirkungen auf die Welt beſeelt, ſo muß auch die urſprüngliche Vollkommenheit der Welt, die ſich nur auf die urſprüngliche Vollkommenheit des Menſchen bezieht, in der Erſcheinung getrübt werden, und ſowol ihre belebenden Reize werden theils abnehmen theils ſich in Verſuchungen verwandeln, als auch ihre Bildſamkeit wird ſich den reinen Einflüſſen des Geiſtes entziehen und entweder überhaupt verhärten oder ſich der Sünde zuwenden. — Der Zuſammenhang des natürlichen Uebels aber mit der Sünde iſt nur ein mittelbarer, weil wir Tod und Schmerz und andere natürliche Mißverhältniſſe eines Lebens zu ſeiner umgebenden Welt auch da finden, wo keine Sünde iſt; denn daß auch die Thiere auf unſerer Erde erſt ſollten ſterblich geworden ſein mit dem Falle Adams und durch denſelben, wird wol nicht leicht mehr behauptet werden. Wir können alſo nicht ſagen, daß die natürlichen Uebel erſt aus der Sünde entſtehen, ſondern nur daß der Menſch ohne Sünde alles in der Welt, was nur ſeine ſinnlichen Verrichtungen hemmt, nicht als Uebel empfunden würde, weil nämlich das, was jeden Moment eigentlich beſtimmt, ungehemmt bleibe; ſo daß etwas, was zwar nicht aus der Sünde entſteht, ſondern jedesmal unabhängig von ihr ſchon da iſt, doch erſt durch die Sünde zum Uebel wird, alſo auch als Uebel eine Strafe derſelben iſt. Daß aber die natürlichen Mißverhältniſſe an und für ſich und aus dem Standpunkt der natürlichen Vollkommenheit des Menſchen betrachtet nicht Strafe der Sünde ſind, ſondern Reizmittel für die Entfaltung des Geiſtes, das lehrt Chriſtus ſelbſt in der Geſchichte vom Blindgebohrnen*); denn was er dort freilich zunächſt in Beziehung auf ſeine Wunderkraft ſagt, leidet doch ohne allen Zwang auch eine allgemeine Anwendung. Will man aber außerdem höher hinaufſteigend auch noch ſagen, daß die Hemmungen unſeres Lebens, auch noch ehe ſie durch die Sünde zu Uebeln werden, ſchon an und für ſich in demſelben begründet ſind, worin auch die Sünde es iſt, nämlich in der zeitlichen Geſtalt unſeres Daſeins und in deſſen räumlicher Vereinzelung, woraus alle oben angeführten Anfänge der Sünde zu erklären ſind: ſo iſt doch auch hierauf das vorige anzuwenden, daß auch in dieſem Zuſammenhange gemeinſchaftlicher Begründung doch die Sünde das erſte iſt und das Uebel das zweite. Denn ſonſt müßten wir den Menſchen in ſeiner Verbindung mit der übrigen Welt nicht als urſprünglich handelnd anſehn, ſondern ſein Handeln als bedingt durch ſeine leidentlichen Zuſtände, wodurch wir den Typus, zu dem die chriſtliche Frömmigkeit gehört, ganz aufgeben würden und in das Gebiet des Naturglaubens hinübergehn.

---

*) Joh. 9, 3.

3) Iſt einmal zugegeben, daß es keine Geſchichte des erſten Menſchen geben kann, und daß der moſaiſchen Erzählung alſo nur als Lehrſage ein wahrer Werth zukommt; und haben wir uns überzeugt, daß der paradieſiſche Zuſtand, welcher dem erſten Menſchen eine Fülle von Lebensgenuß ohne alle Anſtrengung darbot, kein reiner Ausdruk der urſprünglichen Vollkommenheit der Welt iſt: ſo können wir die wahre Bedeutung dieſes ſymboliſchen Bildes nur in der Beziehung auf das Gegentheil jenes Zuſtandes ſuchen. Nämlich daß der Menſch nach dem Sündenfall aus dieſem Zuſtande in jenen verſezt wird, wo er nicht nur den Akker bauen mußte im Schweiß ſeines Angeſichts — denn dies war nicht das Uebel und die Strafe der Sünde — ſondern vornehmlich auch, wo der ſo gebaute Akker dennoch Dornen und Diſteln trug, dies bedeutet vorzüglich, daß ohne Sünde kein Widerſtreben der Natur gegen die bildende Einwirkung des Menſchen zu denken wäre; und daß dem Menſchen der ihm vorher unbekannte Tod als Lohn der Uebertretung vorgehalten wird, und zur Beſtätigung deſſen auch wirklich der erſte Todesfall ein unmittelbares Erzeugniß der Sünde ward, dies bedeutet, daß der Tod, der zugleich das Symbol des Subſtrats aller natürlichen Uebel iſt, ohne die Sünde in gar keiner Verbindung mit den geſelligen Uebeln würde geſtanden haben. Da nun die Pauliniſche Darſtellung *) von dem Verhältniß des Todes und ſo auch

---

*) Röm. 5, 12. flgd.

aller untergeordneter natürlicher Uebel zur Sünde ſich ganz auf jene ſinnbildliche Geſchichte bezieht: ſo kann ſie auch nur dem gemäß ausgelegt werden, und ſtellt uns nach genauer Analogie mit der Sünde auch das Uebel, ſo den Menſchen nach dem Sündenfall betroffen, als verurſachendes Urübel dar, was ſich auf jeden Beitrag anwenden läßt, den jeder Einzelne durch ſeine Sünde zur Verſchlimmerung der Welt leiſtet.

99.

Die Abhängigkeit des Uebels von der Sünde kann aber in der Erfahrung nur gefunden werden, wenn man ein gemeinſames Leben als ein Ganzes ins Auge faßt, nicht aber, wenn man eines Einzelnen Sünde und Uebel aufeinander beziehen will.

Anm. Da ſtreng genommen kein Cauſalverhältniß an ſich kann wahrgenommen und ohne Vorausſezung rein durch die Erfahrung begründet werden: ſo iſt das, was von dieſer Abhängigkeit in das Gebiet der Erfahrung fallen kann, vorzüglich die Gleichheit des Verhältniſſes zwiſchen Urſache und Wirkung, daß nämlich überall ſo viel Uebel iſt als Sünde, und hierauf geht auch beſonders der aufgeſtellte Saz.

1) Da wir die Sünde nur recht verſtehen können als die Geſammtthat des menſchlichen Geſchlechtes: ſo können wir auch ihre Urſächlichkeit in Hinſicht des Uebels nur recht verſtehen, wenn wir ſie aus dieſem Geſichtspunkt betrachten. Und jeder wird gewiß den reinſten Ausdruk dieſes Bewußtſeins in dem allgemeinen Saz finden, daß in dem Maaß, als in der Geſammtheit des menſchlichen Geſchlechtes die Sünde zunimmt, auch das Uebel zunehmen muß; nur daß, da die Wirkung ſich nur allmählig entwikkeln kann, ihr

der Urſach Gleichſein in der Erſcheinung erſt ſpäter wahrgenommen, und alſo die Sünde der Väter heimgeſucht wird an den Kindern *). Sofern aber die Gemeinſchaft des menſchlichen Geſchlechts noch beſchränkt iſt, und manche Theile gleichſam außer dem Bereich der Sünde der übrigen liegen: ſo werden wir auch in dieſer Hinſicht die verſchiedenen nebeneinander beſtehenden geſchichtlichen Gebiete ſondern, und daſſelbe von einem jeden für ſich ſagen können; und ſo auch, wiewol ſchon in einem beſchränkteren Sinne, von jedem Volk und von jedem Stande in demſelben, in dem Maaß als er ſich in ſich ſelbſt abſchließt, wird es gelten, daß ſoviel Sünde in demſelben iſt, ſoviel auch Uebel ſein wird. Ja auch von einem großen Theil deſſen, was aus der Wechſelwirkung mit andern geſchichtlichen Gebieten hervorgeht, wird es gelten, daß in ſofern jene auf das abgeſchloſſne Gebiet als Naturkräfte wirken, ihre Einwirkungen um deſtomehr als Uebel empfunden werden, je mehr Sünde in dieſem Gebiet verbreitet iſt. — Und dieſe Gleichheit des Uebels mit der Sünde erſtrekt ſich nicht etwa nur auf das geſellige Uebel: ſondern jemehr wir im großen bleiben, um deſto mehr finden wir nicht nur Gleichheit der Sünde und des Leidens durch natürliche Uebel, ſondern auch Zuſammengehörigkeit der herrſchenden Sünde und der beſonderen Beſchaffenheit der natürlichen Uebel, weil nämlich das leibliche Daſein des Menſchen auf der einen Seite als Theil der Natur das Gepräge derſelben auch in ſeinen widerſtrebenden Einwirkungen auf den Geiſt annimmt, auf der andern Seite aber durch dieſelbe Beſchaffenheit der Natur in ſeiner Wechſelwirkung mit ihr leidet.

---

*) 2 Moſ. 20, 5

2) Sehen wir aber von dem Einzelnen aus, ſo iſt es eine beſchränkte und irrige Anſicht, die aber ſowol im helleniſchen Heidenthum als auch im Judenthum ſehr tief gewurzelt war, daß nämlich auf jede einzelne Sünde auch einzelnes Uebel folge, und aus jedem Uebel auf Sünde an demſelben Ort und in dem gleichen Zeitzuſammenhang geſchloſſen werden dürfe, ſo daß für jeden Einzelnen das Maaß ſeines Uebels auch das ſeiner Sünde ſei. Denn was zuerſt das natürliche Uebel betrifft, ſo erklärt ſich Chriſtus ſelbſt auf das beſtimmteſte dahin zuvörderſt, daß diejenigen Einwirkungen in denen ſich die urſprüngliche Vollkommenheit der Welt darſtellt, und die man alſo das natürlich gute nennen kann, nach der göttlichen Anordnung eben ſo ſehr da ſind wo Sünde iſt, als da wo Gerechtigkeit*); und eben ſo beſtimmt erklärt er zweitens, daß natürliche Uebel, wozu ja die Mißbildungen der Organiſation vorzüglich gehören**), und zufällige von ſolcher Art, die jeder noch den natürlichen beizählen wird***), nicht mit der Sünde des Einzelnen zuſammenhangen, oder als das Maaß derſelben angenommen werden können. Und wenn wir darauf zurückgehn, daß das natürliche Uebel im Ganzen durch daſſelbe begründet iſt, wodurch auch die Sünde: ſo ſteht doch das beſondere natürliche Uebel, welches einen Einzelnen trifft, gar nicht in einem beſondern Zuſammenhang mit der ſich in ihm ausbildenden eigenthümlichen Geſtalt der Sünde. Wie denn endlich Chriſtus auch natürliche Uebel im großen weiſſagt als Zeichen des Gerichts, die von al-

len

---

*) Matth. 5, 45.

**) Joh. 9, 3.

***) Luk. 13, 4.

ſen Böſen auf gleiche Art empfunden werden, ohne ſie nach verſchiedenem Antheil an der Schuld auch verſchieden zu treffen. Was aber das geſellige Uebel betrifft, ſo lehrt ebenfalls Er ſelbſt auf der einen Seite, daß bei gemeinſamer Schuld die Strafe eben ſo wol den einen als den andern der gemeinſam Verhafteten treffen könne, ohne daß ſie einem jeden nach ſeinem Antheil an der Schuld zugemeſſen würde*), ja er weiſſagt auf der andern ſeinen Jüngern Verfolgung und Leiden grade im Zuſammenhang mit ihrer Arbeit am Reiche Gottes und nicht mit ihrer Sünde. Wie es denn eine durch das ganze neue Teſtament hindurchgehende und dem Chriſtenthum weſentliche Vorſtellung iſt, daß in einem gemeinſamen Gebiet der Sünde der eine leiden kann für die andern, ſo daß alles Uebel was in der Sünde Vieler begründet iſt, über Einem zuſammenſchlägt; und daß die Strafübel ſogar am meiſten den treffen können, der ſelbſt von der gemeinſamen Schuld am freieſten iſt und der Sünde am kräftigſten entgegenarbeitet.

3) Von hier aus läßt ſich nun auch die Behauptung beurtheilen, welche man im allgemeinen die cyniſche nennen möchte, und welche oftmals unter verſchiedenen Geſtalten iſt wiederholt worden, als ob nämlich alle Uebel nur aus der Vereinigung der menſchlichen Kräfte und aus dem Beſtreben der Menſchen die Natur aufzuſchließen und zu beherrſchen entſtanden wären, in dem ſogenannten Naturſtande aber ſo gut als gar nicht würden vorhanden ſein. Dieſe Meinung ſcheint nämlich nur die Vollendung der einen Seite unſeres Satzes zu ſein, daß das Uebel vermöge der

---

*) Luk. 13, 2, 3.

Sünde für den Einzelnen nicht auf dieſelbe Weiſe geſezt iſt wie für eine Gemeinſchaft. Sie findet auch einigen Vorſchub in der moſaiſchen Erzählung; denn erſt mit dem Akkerbau treten dem Menſchen die Dornen und Diſteln in den Weg, und der Städtebau wird demſelben Stamme zugeſchrieben wie der Mord. Auch iſt ſie in ſofern richtig, als ohne Zweifel je weniger Thätigkeit der Menſch ausüben will, je weniger er ſich daher mit der äußeren Welt und den übrigen Menſchen in Berührung ſezt, um deſto weniger können ſich auch Uebel für ihn aus dieſer Berührung entwikkeln. Allein er bringt ſich dadurch auf das kleinſte Maaß des Bewußtſeins zurük, und ſoll ſein Leben ein menſchliches bleiben, ſo muß er doch zu jener Thätigkeit zurükkehren und in die Gemeinſchaft treten, wenn er gleich weiß, daß aus derſelben auch ihm Uebel erwachſen werden. In wiefern nun hingegen die Behauptung warnen will, verräth ſie einen dem Chriſtenthum widerſprechenden Charakter; denn indem ſie die größere Thätigkeit ablehnt, um die Uebel zu vermeiden, zeigt ſie den Charakter des faulen Knechtes und erhebt die leidentlichen Zuſtände als Zwek über die ſelbſtthätigen.

100.

Das Bewußtſein des Uebels iſt nicht ohne ein Beſtreben es aufzuheben; aber doch kann es keine beſondere Thätigkeit geben, die auf die Aufhebung des Uebels gerichtet iſt, ſondern jenes Beſtreben löſt ſich auf in das Vertrauen, daß das Uebel in dem Maaß verſchwindet als die Sünde aufgehoben wird.

1) Hiedurch ſoll keinesweges das bloß leidentliche Erdulden des Uebels empfohlen oder vertheidigt werden, welches ſich als chriſtliche Geduld geltend machen will. Weder ſoll das natürliche Uebel bloß erduldet werden, damit man nicht in die göttlichen Fügungen eingreife, noch das geſellige, damit man nicht in einem Widerſtande befangen erſcheine. Dieſen auf Mißverſtand der Schrift beruhenden Wahn hat die Kirche immer angefochten und ſich dem Aberglauben und der Schwärmerei über dieſen Punkt entgegengeſtellt; und ihr darin folgend einzuſchärfen, daß ein bloß leidentliches Ertragen des Uebels in dem Geſammtleben der Menſchen ſich ohne Sünde nicht denken läßt, iſt jedes chriſtlichen Lehrers Pflicht. Die Meinung iſt nur die, daß das natürliche Uebel am wirkſamſten aufgehoben wird durch die Thätigkeit, welche auf die Vermehrung der Herrſchaft des Menſchen über die Natur gerichtet iſt, und daß ſich die urſprüngliche Vollkommenheit des Menſchen, ſofern ſie die natürliche Fähigkeit die Natur zu beherrſchen in ſich ſchließt, in immer erneuerten Beſtrebungen entwikkeln muß, alle Uebel, wie ſie entſtehen, auch wieder aufzuheben. Das geſellige Uebel aber wird am ſicherſten aufgehoben durch diejenige Thätigkeit, welche auf die Verbreitung und Befeſtigung des Guten gerichtet iſt, weil nämlich die das Uebel verurſachende Sünde durch dieſe Thätigkeit immer mehr eingeſchränkt wird. Und nur dieſes iſt wol das Wahre, woran der eben erörterte Irrthum ſich gehängt hat, daß eine Thätigkeit, welche gegen das Uebel an und für ſich gerichtet iſt, wenn es ein natürliches iſt, leicht einen ſinnlichen, wenn ein geſelliges, leicht einen leidenſchaftlichen Charakter annimmt. Was alſo durch dieſe beiden Thätigkeiten jeder beſeitigen

kann von Uebeln, das iſt für ſich, und geſchieht in allen Fällen, mag ihm ſelbſt nun viel oder wenig übles widerfahren ſein. Wo aber das Handeln, wodurch ein Uebel ausgerottet werden kann, gar nicht in den Kreis deſſen fällt, der darunter leidet, da iſt jenes Vertrauen die allgemeine Ergänzung, in welcher das auf dem Zuſammenhang des Uebels mit der Sünde gegründete Beſtreben nach deſſen Hinwegräumung ſeine Befriedigung findet. — Daß aber eine beſondere Thätigkeit auf die Aufhebung des Uebels, verſchieden von der, wodurch die Sünde aufgehoben wird, nicht gerichtet werden kann, geht auch ſchon daraus hervor, daß wie die Sünde ſo auch das Uebel überall iſt und immer. Wären alſo die beiden Thätigkeiten verſchieden: ſo müßte Jeder jeden Augenblik zu zwei ganz verſchiedenen Handlungen aufgefordert ſein, und es wäre ein Zwieſpalt geſezt, welcher nur auf eine ganz zufällige und willkührliche Weiſe könnte aufgelöſet werden. Denn ſollte eine Löſung irgend in die Geſtalt einer beſtimmten Vorſchrift gebracht werden: ſo müßte ſie entweder auf einen unmittelbaren Zuſammenhang beider Aufgaben führen, oder auf ein Abwägen derſelben gegen einander, welches wiederum keinen Sinn hat, wenn nicht die eine in die andere kann aufgelöſt werden. Daher auch das allgemeine ſittliche Gefühl ſich in unſerm Saz wieder erkennt.

2) Aus dem obigen kann man nun auch die ganz entgegengeſezte Anſicht beurtheilen, daß nämlich das Uebel erſt alle Thätigkeit des Menſchen ſowol die naturbeherrſchende als die das geſellige Leben bildende hervorlokke. Denn dieſes iſt doch die Meinung des bekannten Sazes, daß die Noth die Mutter aller Erfindungen iſt, der auch einigen Vorſchub findet in der

moſaiſchen Erzählung, weil erſt mit der Austreibung aus dem Paradieſe die bildende Thätigkeit des Menſchen beginnt. Die natürliche Folge aus dieſem Saz aber wäre, wie ſie denn auch in beſſerem und böſerem Sinn oft iſt gemacht worden, daß man von dem Uebel immer etwas ſchonen müſſe, und zurükhalten, damit die Thätigkeit der Menſchen nicht einſchlummere. Es iſt aber erſtlich nicht gegründet, daß das Uebel als ſolches die Thätigkeit des Menſchen hervorlokken würde, wenn ſie nicht ſchon von ſelbſt aus ſeiner die Beſtimmung zur Geſelligkeit und zur Herrſchaft über die Erde in ſich ſchließenden Natur hervorginge. Denn wie die nachtheiligen Einflüſſe der Jahreszeiten in den Thieren, deren Thätigkeit ſie hemmen, keine neue Thätigkeit aufregen, ſondern nur eine Beſchränkung und Zuſammenziehung ihres Daſeins bewirken: ſo ſteht dem Menſchen eine ſolche Zuſammenziehung auch zu Gebot und er könnte das Entbehren- und Ertragenlernen, bis ins unendliche treiben; wie denn die oben*) angeführte Anſicht darzuſtellen ſucht, daß, je mehr der Menſch ſeine Thätigkeit zu beſchränken weiß, um deſto mehr das Uebel ſich für ihn vermindert. Für dieſes alſo gäbe es eine andere Hülfe, und der Menſch braucht alſo nicht dem Uebel der Verneinung ſeiner Kraft für dasjenige verpflichtet zu ſein, was in ſeiner Kraft ſelbſt angelegt iſt. — Wie nun dieſe Anſicht für das Gebiet des chriſtlichen Glaubens ſchon deshalb nicht gelten kann, weil wir zu dem, was aus der Kraft des in ſeine Rechte durch die Erlöſung wieder eingeſezten Gottesbewußtſeins hervorgehn muß, keiner andern Antriebe bedürfen können: ſo bleibt es eine ganz unchriſtliche Weiſe, den Menſchen Uebel, von denen man ſie befreien könnte, als Sporn zurükzulaſſen. Und dies um ſo mehr als die Sünde und mit ihr das Uebel doch in der Zeit nie ganz können aufgehoben werden: ſondern, jemehr die Sünde zurüktritt und das wahre Gute reiner erkannt wird, um deſto mehr wird auch als Uebel empfunden was vorher gleichgültig ſein konnte, und was nur durch noch reinere Vollkommenheit wieder hinweggenommen wird; eben ſo entſtehen auch aus den vermehrten Beziehungen des Lebens immer neue Uebel, welche nur in einem noch reicheren und gemeinſam geordneten Leben wieder verſchwinden.

---

*) §. 98, 3.

Dritter Abſchnitt.

Von den göttlichen Eigenſchaften, welche ſich auf die Sünde und das Uebel beziehen.

101.

Göttliche Eigenſchaften, welche ſich auf die Sünde und das Uebel beziehen, und die ihren Ort nicht beſſer in dem Hauptſtük von der Erlöſung finden, kann es nur geben, ſofern Gott Urheber der Sünde und des Uebels iſt.

1) Denn es giebt keine andere Art zu Begriffen göttlicher Eigenſchaften zu kommen, als indem wir, was in uns begegnet, auf die göttliche Urſächlichkeit zurükführen. Nun ſchreibt unſer Selbſtbewußtſein das Aufgehobenwerden der Sünde durch die Erlöſung der göttlichen Urſächlichkeit zu; und die göttlichen Eigenſchaften, welche hiebei als thätig gedacht werden, beziehen ſich allerdings auch auf die Sünde; aber indem ſie ſie aufheben, ſo iſt ihr wahrer Gehalt doch die Erlöſung. Eine andere göttliche Thätigkeit aber als die aufhebende kann es in Beziehung auf die Sünde nur geben, wenn die Sünde durch die göttliche Urſächlichkeit beſteht, und dieſe in Bezug auf dies Beſtehen der Sünde beſonders beſtimmt iſt. Denn daß im allgemeinen auch die Sünde als That, außerdem daß ſie jedesmal im Naturzuſammenhang gegründet iſt, auch unter der göttlichen Mitwirkung ſteht, iſt ſchon oben auseinandergeſezt; allein dies geht auf keine andere göttliche Eigenſchaft als auf die alles in ſeiner Ordnung erhaltende göttliche Allmacht zurük. Ein drit-

tes aber giebt es nicht für die göttliche Urſächlichkeit, als daß durch ſie die Sünde entweder beſtehe — erhalten aber und hervorbringen war uns einerlei — oder aufgehoben werde. Es iſt alſo unſere nächſte Aufgabe zu unterſuchen, ob und inwiefern Gott für den Urheber der Sünde als ſolcher kann angeſehen werden, indem nur die Löſung derſelben uns hiehergehörige Begriffe göttlicher Eigenſchaften geben kann.

2) Wenn nun eben dieſe Bedingung ſchon im Voraus keinen günſtigen Ausgang verſpricht: ſo würden wir uns damit tröſten können, daß, da wir uns im Zuſtande der Abſtraction befinden, indem wir die Sünde, die wir in unſerm Selbſtbewußtſein immer nur in Verbindung mit der Erlöſung finden, für ſich allein betrachten, wir eigentlich auch nicht erwarten können, göttliche Eigenſchaften zu finden, welche ſich auf die Sünde beſonders beziehen. Denn da ſie nirgend für ſich allein vorhanden iſt, ſo kann auch die ſich auf ſie beziehende Thätigkeit nicht geſondert werden, und getrennt geſezt von der, die ſich auf das bezieht, was mit der Sünde überall verbunden iſt; und unſer Gewinn bliebe immer der, daß wir auf dem Wege einer ordentlichen Unterſuchng zu der Einſicht gekommen wären, daß es einen ſolchen Ort für göttliche Eigenſchaften nicht giebt. Auf jeden Fall müßten die hier gefundenen Eigenſchaften einerſeits bedingt ſein durch die unter dem Hauptſtük der Erlöſung vorkommenden, und andrerſeits als Modificationen der göttlichen Allmacht angeſehen werden, und ihrer Form nach Antheil haben an der göttlichen Ewigkeit, weil nämlich dieſe beiden der allgemeinſte Ausdruk ſind des abſoluten Abhängigkeitsgefühls, welches hier nur unter der einen Seite des Gegenſazes betrachtet werden ſoll.

102.

Sofern in unſerm Selbſtbewußtſein Sünde und Gnade einander entgegengeſezt ſind, kann die erſte nicht eben ſo wie die lezte auf die göttliche Urſächlichkeit zurükgeführt werden; und alſo Gott nicht eben ſo als Urheber der Sünde gedacht, wie er Urheber der Erlöſung iſt. Sofern wir aber nie ein Bewußtſein der Gnade haben ohne Bewußtſein der Sünde, und alſo jene bedingt iſt durch dieſe, können wir nicht ſagen, daß nicht auch das Sein der Sünde neben der Gnade von Gott geordnet ſei.

1) Das erſte wird jeder Chriſt als das allein ſeinem innerſten Gefühl angemeſſene erkennen; denn die Gewalt des Gottesbewußtſeins in unſerer Seele nennen wir eben Gnade, weil wir ſie einer göttlichen Mittheilung zuſchreiben; und das Erfüllen eines Augenbliks ohne die beſtimmende Thätigkeit jenes Bewußtſeins, nennen wir eben Sünde, weil wir ſie als unſre eigne mit jener göttlichen Mittheilung nicht in Verbindung ſtehende That anſehn. Wenn nun einer ſagen wollte, der Gegenſaz zwiſchen Gnade und Sünde innerhalb der Einheit des Selbſtbewußtſeins ſei nicht anders anzuſehn wie wir innerhalb der Einheit der thieriſchen Natur den Gegenſaz zweier Gattungen anſehn, deren eine von der andern verzehrt wird, und die doch beide durch dieſelbe erhaltende göttliche Mitwirkung beſtehen; denn eben ſo ſolle die Sünde verzehrt werden durchdie Gnade, aber beide beſtünden doch durch dieſelbe göttliche Mitwirkung, und auch die Sünde, wiewol jedesmal in einem Naturzuſammenhang gegrün-

der, was aber bei jeder wirklichen Aeußerung der Frömmigkeit doch auch der Fall ſein werde, müſſe doch zugleich wie alles andere nach dem obigen auf dieſelbe erhaltende göttliche Allmacht zurükweiſen, ohne welche keine Wirkung entſtehen und keine Urſache beſtehen kann, und ſo wäre auf beiden Seiten, wie es auch nach dem obigen ſein muß, ſowol Naturzuſammenhang und eigne Thätigkeit, als auch göttliche Urſächlichkeit und Einwirkung; und ſo ſei Gott auf dieſelbe Weiſe Urheber der Sünde wie der Gnade: ſo würde zu antworten ſein, daß eine ſolche Anſicht die chriſtliche nicht ſein könne, weil nach derſelben auch eben ſoviel Selbſtthätigkeit in der Gnade ſein würde als in der Sünde, daß aber auch der Gegenſaz in unſerm Selbſtbewußtſein nicht derſelbe ſei wie jener in der Natur, indem wir es als einen und denſelben göttlichen Willen anſehn könnten, daß jene beiden Gattungen in einem gewiſſen Maaß beſtehen, welches ſie ſich gegenſeitig beſtimmen, die Sünde aber und die Gnade als durch denſelben göttlichen Willen beſtehend anzuſehn, ſei eben uns unmöglich; und es verhalte ſich ſo, daß jene allgemeine göttliche Mitwirkung, ohne welche auch die Sünde nicht könne gethan werden, in den Aeußerungen der Frömmigkeit auch ſei, außer jener beſondern göttlichen Mittheilung, um derentwillen wir dieſe Gemüthszuſtände als Gnade anſehn. Und ſo rechtfertige ſich das Gefühl, welches, abgeſehen von der allgemeinen Beziehung auf die göttliche Allmacht, die Gnade noch in einer beſonderen Beziehung als göttliche Einwirkung anſehe, in welcher die Sünde es nicht iſt. Sofern alſo in unſerm Selbſtbewußtſein dieſer Gegenſaz beſteht, können wir auf die Frage, was für eine göttliche Thätigkeit dann angeſehen werden könne als der Realität der Sünde entſprechend, keine andere Antwort geben, als daß, wenn unſer Gefühl wiedergegeben werden ſoll, jede ſolche Thätigkeit müſſe geläugnet werden.

2) Eben ſo wahr iſt aber auch genauer betrachtet das andere. Denn da wir uns der mitgetheilten Fähigkeit durch das Gottesbewußtſein in unſerer Seele beſtimmt zu werden immer nur bewußt ſind im Zuſammenſein mit der ſich ebenfalls noch als mitbeſtimmend erweiſenden eignen Unfähigkeit; und alſo jene Fähigkeit dieſen Widerſtand zwar aufhebt, aber auch immer noch übrig läßt: ſo können wir auch den beſondern ſich als Gnade offenbarenden göttlichen Willen nur als einen ſolchen beſchreiben, in welchem mit enthalten iſt, daß die Sünde als verſchwindend noch neben der Gnade fortbeſtehen ſoll. Denn wenn der ganze auf die Erlöſung gerichtete göttliche Wille, ohne daß etwas anderes darin mitgeſezt wäre, ſich gegen die Sünde wendete: ſo müßte dieſe auch ganz und augenblikklich verſchwinden. Gäbe es nun eine Sünde ohne allen Zuſammenhang mit der Erlöſung — ſo aber wird, wenn es ſeine Richtigkeit hat, daß der Zuſtand der Verſtokkung im ſtrengen Sinn in keinem Einzelnen als vollkomne Erfüllung einer Zeiteinheit des Bewußtſeins angenommen werden kann, nur die Sünde des Teufels gedacht — ſo würde für dieſe das angeführte nicht gelten, und es möchte unmöglich ſein, eine göttliche Urſächlichkeit anzunehmen, die auf das Beſtehen einer ſolchen gerichtet wäre; für alle menſchliche Sünde aber beruht die Möglichkeit eines ſolchen göttlichen Willens darauf, daß überall das Böſe nur am Guten und die Sünde nur an der Gnade iſt. Und zwar iſt das Ueberall hier in dem eigentlichſten Sinne gemeint, nicht nur von dem engeren Gebiet des Chriſtenthums,

in welchem jeder Einzelne für ſich ſchon in die Gemeinſchaft der Erlöſung aufgenommen iſt. Denn auch in allen denen, deren Gottesbewußtſein noch nicht als bewegendes Princip erwacht iſt, ſeien es nun Erwachſene oder Kinder, iſt doch ſchon in ihren erſten Lebensäußerungen die Sinnlichkeit durch die Fähigkeit zu jenem Bewußtſein auf eine eigenthümliche Weiſe beſtimmt, indem ja keiner erſt ein Thier iſt, und hernach ein Menſch wird, ſondern urſprünglich iſt jeder ein Menſch: und auch jedes außerhalb des Chriſtenthums geſezte verunreinigte und unkräftige Gottesbewußtſein eines Einzelnen, gehört einem Geſammtleben an, in welchem ein beſſeres iſt, wie daraus erhellt, daß wir überall Lehre und Geſez auf der einen Seite, Gehorſam und Lernbegier auf der anderen finden, welches Geſammtleben dann, wenngleich ſelbſt unvollkommen und ſündlich, doch nicht nur ideal durch den anordnenden göttlichen Willen, ſondern auch reall durch Sehnſucht und Ahndung in Verbindung ſteht mit der Erlöſung. Iſt nun ſo die Sünde überall in demſelben Gebiet, wo die Gnade iſt, und dieſe nirgend ohne jene: ſo wäre auch die Erlöſung nicht in ihrer beſtimmten Geſtalt von dem göttlichen Willen geordnet, wenn nicht von demſelben auch das verſchwindende Beſtehen der Sünde geordnet wäre. Ja die göttliche Anordnung ſelbſt, daß der Erlöſer erſcheinen ſollte, als die Zeit erfüllet war, ſchließt in ſich, daß die Sünde bis dahin noch in größerer Kraft fortbeſtehen ſollte. Daß aber keine göttliche Anordnung als eine bloße Zulaſſung angeſehen werden kann, iſt ſchon oben bevorwortet, wie auch, daß kein weſentlicher Unterſchied iſt zwiſchen einer erhaltenden und einer erſchaffenden göttlichen Thätigkeit; welches auch hier um ſo augenſcheinlicher iſt, da die fortbeſtehende Sünde vor und außer dem unmittelbaren Zuſammenhang mit der Erlöſung nicht aufhört erzeugend zu ſein, und alſo das Erhalten der einen auch das Hervorbringen der andern iſt. Sonach liegt darin, daß in jeder chriſtlichen frommen Erregung mit dem Bewußtſein der Gnade auch das Bewußtſein der Sünde geſezt iſt, und daß überall, wo das Bewußtſein der Sünde geſezt iſt, — es giebt aber keine Sünde ohne Bewußtſein derſelben wenigſtens im Geſammtleben — auch ſchon wenigſtens die Ahndung der Beſtimmung geſezt iſt, daß wir durch das Gottesbewußtſein allein bewegt werden ſollen, auch nothwendig dieſes, daß Gott auch Urheber der Sünde iſt.

3) Der Widerſpruch in dieſen beiden Säzen, welche doch beide unmittelbarer Ausdruk unſeres frommen Bewußtſeins ſind, liegt zu Tage als ein höchſt ſchwieriger, der nicht auf gewöhnlichem Wege kann gelöſt werden. Denn es ſind nicht etwa zwei verſchiedene Beziehungen, in welchen Gott als Urheber der Sünde nicht ſollte gedacht werden können, und auch wieder nicht als ſolcher nicht ſollte gedacht werden können, d. h. eigentlich als ſolcher ſollte gedacht werden müſſen; ſondern beides wird gefordert in einer und derſelben Beziehung, nämlich inſofern Gott Urheber der Gnade iſt, d. h. inſofern wir die mitgetheilte Fähigkeit durch das Bewußtſein Gottes beſtimmt zu werden auf ihn zurükführen. Und wenngleich beide Säze urſprünglich das Bewußtſein des in die wirkliche Gemeinſchaft aufgenommenen Chriſten ausdrükken: ſo kann man doch nicht ſagen, ſie bezögen ſich nur auf das Entgegengeſeztſein und Zuſammenſein der Sünde und der Gnade auf dieſem engeren Gebiet, und der Widerſpruch könnte alſo dadurch gelöſt werden, daß

wir ſagten, die Erlöſungsgnade vertreibe zwar die Sünde auf dieſem Gebiet, aber, weil ſie einmal vor der Erlöſung geſezt ſei und beſtehe, nur auf zeitliche Weiſe; wie aber das Beſtehen der Sünde vor der Erlöſung und außerhalb derſelben ſich zu der göttlichen Anordnung und Urſächlichkeit verhalte, darüber könne in dieſem Bewußtſein keine Ausſage vorkommen, und darauf erſtrekke ſich alſo auch dieſer Widerſpruch nicht. Denn da dies engere Gebiet der Erlöſung noch immer in der Erweiterung begriffen iſt, und zwar durch der Begnadigten Mitthätigkeit: ſo iſt auch jenen ein beſtändiges Hinausſehen auf jenes Gebiet nothwendig; und ſo beſteht, was hier nur vorangedeutet aber erſt ſpäter auseinandergeſezt werden kann, in unſerm Bewußtſein der Gegenſaz zwiſchen der Welt und dem Reiche Gottes, welche beide in ihrem Gegenſaz eben das Entgegengeſeztſein von Sünde und Erlöſung, im Einwirken aber des lezten auf die erſte, das Zuſammenſein beider darſtellen, ſo daß wir ganz denſelben Widerſpruch nur aus dem erweiterten Bewußtſein auch in vergrößertem Maaßſtabe wieder erhalten. Alſo muß auch der Widerſpruch auf eine ganz allgemeine Weiſe gelöſet werden, und wir dürfen uns gar nicht begnügen ihn nur hinauszuſchieben.

4) Jeder Verſuch aber den Widerſpruch einſeitig aufzuheben, indem man den einen von beiden Säzen gelten läßt, den andern aber verwirft, und ſomit dem chriſtlichen frommen Bewußtſein eines ſeiner Elemente entzieht, giebt auch nothwendig ein den Charakter des Chriſtenthums zerſtörendes Reſultat. Wenn man, um den Werth der Erlöſung ja nicht zu verringern, den Gegenſaz zwiſchen Sünde und Erlöſung um jeden Preis feſthalten will, und alſo auch dieſes, daß der Urheber

der Erlöſung nicht kann auch der Urheber der Sünde ſein, ohne irgend eine Einſchränkung annehmen: ſo gehet hieraus alles hervor, was ich im weiteren Sinne des Wortes die manichäiſche Ausweichung nenne. Denn man muß alsdann eines andern urſprünglich hervorbringenden Willen annehmen, in welchem das Böſe ſeinen Grund habe; und das Zuſammenſein der Sünde und der Gnade in einem und demſelben Weſen kann dann nur angeſehen werden als der Kampf dieſer beiden einander entgegengeſezten Willen, eine Vorſtellung durch welche auf jeden Fall die göttliche Allmacht beſchränkt alſo aufgehoben wird, wenn es einen dem göttlichen Willen ſo entgegengeſezten Willen giebt, daß deſſen Thätigkeit auch nicht in einem höheren Sinn auf die göttliche Urſächlichkeit kann zurükgeführt werden, und daß ſie im Kampf gegen den göttlichen Willen ihn theilweiſe aufhebt. Auch macht es in dieſer Hinſicht wenig oder keinen Unterſchied, ob man als einen ſolchen entgegengeſezt hervorbringenden Willen den Willen des Teufels annimmt als den lezten Grund aller Sünde, oder unmittelbar den menſchlichen Willen. — Wenn man aber im Gegentheil, eben damit die göttliche Allmacht ganz unbeſchränkt ſei, mit Aufopferung des erſten Sazes nur den lezten aufrecht halten will, und das Zuſammenſein der Sünde und Gnade in jedem Augenblik ungetheilt auf die göttliche Urſächlichkeit zurükführen, ohne in einem geiſtigen Weſen eine Handlungsweiſe anzunehmen, welche nicht könnte im göttlichen Willen gegründet ſein: ſo wird dann der Gegenſaz, welcher das andere Element des chriſtlichen Bewußtſeins bildet, ein bloßer Schein, und, indem ſo Sünde und Gnade ohne Gegenſaz in einander fließen im Zuſammenſein, ſo beſteht unſer Leben in dem Unvollkomnen, welches nur in unbeſtimmten Abſtufungen von mehr und weniger vorhanden iſt. In dieſem Ineinanderfließen verſchwindet aber auch die gänzliche Unfähigkeit, um derentwillen es eigentlich der Erlöſung bedarf; und ſomit iſt die Möglichkeit, daß die Erlöſung, welche für den Uebergang aus dem unvollkommenen in das minder unvollkomne nur eine zufällige und willkührliche Formel wäre, zum Mittelpunkt aller religiöſen Beziehungen gemacht werde, aufgehoben. Um alſo den Eindruk der göttlichen Allmacht unverkürzt zu erhalten, wird der eigenthümliche chriſtliche Charakter ſo aufgegeben, daß nun auch wenig mehr darauf ankommt, ob man zwiſchen dieſe Geſchichte des unvollkomnen einen vollkomnen wie Chriſtus eintreten läßt oder nicht; denn einen entſcheidenden Wendepunkt kann er doch ohne jenen Gegenſaz nicht bilden. Eine ſolche Beruhigung aber bei dem Unvollkomnen, wodurch die Bedeutung des Erlöſers auf jeden Fall ſehr geſchwächt und das ſpecifiſche darin aufgehoben wird, und wobei die göttliche Mitwirkung nicht im eigentlichen Sinn kann als Gnade angeſehen werden, iſt das Weſen der pelagianiſchen Ausweichung. Dieſe leztere opfert das praktiſche Intereſſe, die Idee des reinen Guten als ein leitendes und bildendes Princip in der ſittlichen Welt in uns ſelbſt zu ſezen, auf, um nur das religiöſe Bewußtſein ſo zu erklären, daß das theoretiſche Intereſſe, nämlich die gleichmäßige reine und vollkomne Einheit der Welt unter dem göttlichen Willen ungefährdet bleibe, und iſt eine aſtheniſche durch Abſtumpfung bewirkte Verzweiflung daran, daß der Menſch die vollkomne Befriedigung, d. h. die Seligkeit wirklich haben könne. Jene die manichäiſche verfährt entgegengeſezt, ſie opfert dieſes

ſes theoretiſche Intereſſe, die Welteinheit, auf, und will ſich lieber die göttliche Allmacht, ſei es auch gar durch die Einflüſſe eines böſen Grundweſens, beſchränkt vorſtellen, damit nur auch das Böſe auf die vollkommenſte Weiſe ſei, und ſo deſto nothwendiger werde, daß ihm gegenüber das reine Gute lebendig und erlöſend wirke; welches Aufgeben der Welteinheit und der unbeſchränkten göttlichen Allmacht zwar eine muthigere aber immer doch auch eine Verzweiflung iſt.

5) Offenbar iſt es daher die natürliche Aufgabe der chriſtlichen Glaubenslehre, wie das chriſtliche Bewußtſein jene beiden Elemente in ſich lebendig vereinigt, es auch ſo zu erklären, daß der ſcheinbare Widerſpruch unſerer beiden Säze aufgelöſt werde ohne einen von beiden aufzugeben, damit ſo beide Ausweichungen vermieden werden; wie ſchwierig aber dieſes ſei, und wie leicht die Dogmatiker um deſto ſicherer dem einen auszuweichen ſich zu ſehr dem andern nähern, das leuchtet ein. Um deſto härter aber iſt es, wenn man hier freigebig ſein will mit der Beſchuldigung des unchriſtlichen, wo doch immer nur die Abſicht zum Grunde liegt ein unchriſtliches zu vermeiden. Die Möglichkeit aber einer glüklichen Durchfahrt zwiſchen beiden Klippen ſcheint nach dem obigen nur darauf zu beruhen, daß, inwiefern die Sünde nicht kann im göttlichen Willen gegründet ſein, in ſofern ſie auch für Gott überhaupt nicht ſei, denn alsdann bleib die göttliche Allmacht unbeſchränkt und unverkürzt; ſofern aber das Bewußtſein der Sünde in uns wirklich iſt, ſo fern müßte es auch als das die Erlöſung nothwendig machende von Gott geordnet ſein, denn alsdann bleibt auch ſowol die Erlöſung ſelbſt als auch ihr Gegenſaz gegen die Sünde unverändert. Sonach kommt

alles darauf an, daß theils beides in der Sache eben ſo als eines erſcheine, wie die beiden Elemente des chriſtlichen Bewußtſeins vereint ſind, theils auch daß beides in der Betrachtung recht beſtimmt könne auseinander gehalten werden, damit nicht mehr jedes das Gegentheil des andern zu erfordern ſcheine. Erſt nachdem ein ſolcher Ausdruk gefunden iſt, welcher die Regel enthält, in wiefern eine göttliche Urſächlichkeit in Bezug auf die Sünde zu denken iſt oder nicht, laſſen ſich mit einiger Sicherheit Begriffe von göttlichen Eigenſchaften bilden, welche das göttliche Weſen als dieſe Urſächlichkeit darſtellen; ohne einen ſolchen Ausdruk aber werden dieſe Begriffe immer großem Streit unterworfen ſein.

103.

Dieſer Widerſpruch wird in der kirchlichen Lehre ausgeglichen durch die Feſtſtellung, daß Gott nicht Urheber der Sünde iſt, ſondern die Sünde in der Freiheit des Menſchen gegründet.

---

*) Anm. a. Aug. Conf. 19. Tametsi Deus creat et adiuvat naturam, tamen causa peccati est voluntas malorum, videlicet Diaboli et impiorum, quae non adiuvante Deo avertit se ad alias res, wozu noch gehört Sol. decl. p. 617. Neque Deus est creator vel auctor peccati. — Expos. simpl. VIII. scientes - - et mala non esse quae fiunt respectu providentiae Dei, voluntatis et potestatis Dei, sed respectu Satanae et voluntatis nostrae voluntati Dei repugnantia. — Conf Czeng. Ita impossibile est Deum qui est lux, iustitia - - causam esse tenebrarum, peccati - - sed horum omnium causa Satanas et homines sunt. Quaecunque enim Deus prohibet, et propter quae damnat, facere ex se et per se non potest.

b. Auf der Anführung des Teufels liegt in allen dieſen Stellen gar kein Gewicht; denn er iſt, wie in der erſten ausdrücklich ſo in den andern insgeſammt, mit den Menſchen unter einem und demſelben Begriff [illegible] als ein wollendes und freies Weſen zuſammengefaßt, ſo daß nicht nur ſeine Sünde ebenfalls in ſeiner Freiheit ſoll gegründet gedacht werden, ſondern auch ſeine Einmiſchung dem Begründetſein der Sünde des Menſchen in deſſen eigner Freiheit keinen Abbruch thun. Es wird alſo, mag man den Teufel in dieſem Sinn mit in Betrachtung ziehn, deshalb nicht mehr manichäiſches hineinkommen, noch wird es auch leichter zu vermeiden ſein, wenn man ihn heraus läßt.

c. Die hier aus reformirten Bekenntnißſchriften angeführten Stellen heben eine andere Seite heraus als die Augsb. Confeſſion; eine genauere Betrachtung wird aber zeigen, daß eine vollſtändige Anſicht der Sache erſt hervorgeht, wenn man dieſe beiden Seiten zuſammenfaßt. Nämlich in den lutheriſchen Schriften tritt hervor das Begründetſein der Sünde in dem menſchlichen Willen, das Nichtſein der Sünde aber, ſofern ſie in Gott begründet ſein müßte, tritt zurük; in den reformirten verhält es ſich umgekehrt. Es iſt aber offenbar, daß, je mehr ſich irgend eine von beiden Einſeitigkeiten ausbildet, die eine Seite allein hervorhebend, die andere aber vernachläßigend, in deſto mehr Schwierigkeiten wird man verwikkelt und genöthiget, entweder zu ſpizfindigen Unterſcheidungen Zuflucht zu nehmen, in denen ſich das unmittelbare Bewußtſein nicht wieder erkennt und die auch zu keiner lebendigen Anſchauung ſich vereinigen, oder alle tiefere Unterſuchungen aufzugeben und davor zu warnen, wonach denn die Glaubenslehre in ihrer Bildung aufgehalten oder vielmehr ganz zerſtört wird.

1) Wenn zuerſt vor allem feſtgeſtellt oder vielmehr in Erinnerung gebracht wird, daß auch die Natur, in welcher die Sünde iſt, von Gott geſchaffen ſei und erhalten werde, und alſo eine göttliche Thätigkeit vorausgeſezt werden müſſe, welche auf ſie, auch ſofern dieſe Seite des Gegenſazes in ihr erſcheint, gerichtet iſt: ſo wird hiedurch zunächſt bevorwortet, daß man nicht ſagen dürfe, deshalb weil die Sünde nicht könne ein göttlicher Gedanke ſein, in Gott aber Denken und

Hervorbringen daſſelbe ſei, könne es auch keinen hervorbringenden Willen Gottes in Bezug auf die ſündigende Natur geben. Denn wird ſie als ſündigend erhalten, und iſt Erhalten und Erſchaffen in Bezug auf das Verhältniß zwiſchen Gott und den endlichen Weſen in religiöſer Hinſicht daſſelbe: ſo giebt es einen ſolchen hervorbringenden Willen. Man könnte ſonſt daſſelbe auch ſagen von einem jeden endlichen Weſen. Denn der Begriff eines ſolchen drükt zugleich ein Sein und Nichtſein aus, und auch dieſes kann kein göttlicher Gedanke ſein, weil in einem ſolchen das Sein nur kann unendlich geſezt ſein. Dennoch giebt es einen ſolchen das vereinzelte Sein hervorbringenden göttlichen Willen, weil er nämlich einer und derſelbe iſt mit demjenigen, durch welchen auch das beſteht, worin das ergänzende Sein zu jenem Nichtſein geſezt iſt, nämlich die Geſammtheit alles vereinzelten; einen beſonderen Ein vereinzeltes an und für ſich allein hervorbringenden Willen Gottes aber kann es nicht geben. So auch mit der ſündigenden Natur. Es kann ein hervorbringender Wille Gottes in Bezug auf dieſelbe gedacht werden, ſofern er derſelbe iſt, durch welchen auch die erlöſende Natur beſteht, d. h. die andere Seite des Gegenſazes. — Sollte alſo deßhalb, weil die Sünde kein göttlicher Gedanke ſein kann, auch die ſündigende Natur auf einen anderen hervorbringenden Willen als den göttlichen zurükgeführt werden müſſen: ſo würde daſſelbe auch von der ganzen Welt als der Geſammtheit des vereinzelten gelten. Der Teufel als der dem göttlichen entgegengeſezte hervorbringende Wille müßte dann nicht etwa eines oder das andere darin, wie Manche ſonderbar genug gefabelt haben, ſondern ganz und gar müßte er ſie gemacht haben. — Eben ſo wenig darf aus demſelben Grunde auch dieſes geſagt werden, daß nämlich, weil die Sünde nichts anders ſei als die Aufhebung des der menſchlichen Natur von Gott mitgegebenen lebendigen Bewußtſeins ſeiner, kein die ſündigende Natur erhaltender göttlicher Wille gedacht werden könnte. Nicht zwar als ob überhaupt nicht das Aufhören deſſen im göttlichen Willen begründet ſein könnte, deſſen Anfang darin begründet iſt, ſondern weil es das Sein Gottes ſelbſt in dem Menſchen iſt, was durch die Sünde aufgehoben wird. Denn wenn die ſündigende Natur nur Sünde wäre, ſo möchte dieſes wahr, und auch deßhalb nicht zu begreifen ſein, wie Gott den Teufel als ſolchen erhalten könne. Da wir aber keinen Augenblik als durch die Sünde erfüllt denken können, ſondern das Bewußtſein Gottes immer noch da und thätig iſt, alſo die ſündigende Natur auch immer jenes Sein Gottes in ihr mitgetheilt behält, wenngleich auf eine ganz beſchränkte Weiſe: ſo giebt es einen ſie erhaltenden Willen Gottes, inſofern als überall und immer durch denſelbigen nicht nur die Beſchränkung ſondern auch die beſchränkte Mittheilung beſteht. — Mit alle dem iſt nicht zu überſehen, daß auch hier nicht geſagt wird, Gott erſchaffe und unterſtüze die ſündigende Natur, ſondern nur die Natur überhaupt. Denn das Erſchaffen — von dem Unterſtüzen hernach — in ſeinem Gegenſaz mit dem Erhalten oder Unterſtüzen geht nur auf den erſten Anfang, die Sünde aber kann ſich erſt in der weiteren Entwikkelung zeigen, und alſo wird die ſündigende Natur im ſtrengſten Sinne nicht erſchaffen. Noch weniger ſollte nöthig ſein erſt zu ſagen, daß Gott nicht der Schöpfer der Sünde ſei, da die Sünde gar nichts für ſich beſtehendes und beginnendes iſt, worauf alſo der Begriff der Schöpfung angewandt werden könnte. Dieſer Ausdruk iſt lediglich dadurch möglich geworden, daß man dem Streit über die Erbſünde die Wendung geben konnte, ob ſie eine Subſtanz ſei oder ein Accidens, welches wiederum nur auf dem verkehrten ſcholaſtiſchen Gebrauch abſtrakter Wörter beruht.

2) Auf der andern Seite wird davon ausgegangen, daß Gott unmöglich könne dasjenige thun, alſo auch nicht der Urheber davon ſein, was er ſelbſt verbietet; und dies iſt wohl ſehr natürlich, wenn man nur bedenkt, einestheils daß unmöglich Wahrheit in dem göttlichen Verbot ſein könnte, wenn Gott die Uebertretung des Verbotes ſelbſt hervorbrächte, anderntheils daß man doch nicht den verbietenden Willen Gottes und den hervorbringenden als zwei verſchiedene und einander entgegengeſezte anſehen kann. Gegen das lezte ſcheint ſich freilich aus demſelben Bekenntniß aufzulehnen Calvin*), welcher Gebot und Willen nicht weit genug von einander unterſcheiden kann, damit die ſündigenden Menſchen, wenn ſie eine in Gottes verborgenem Rath beſchloſſene That begehen, ſich nicht möchten damit entſchuldigen können, daß ſie einem göttlichen Gebot gefolgt wären, wenngleich durch ihre That der göttliche Wille geſchieht. Und ihm wird wol zweierlei müſſen zugegeben werden, einmal daß der Menſch, wenn er Sünde thut, nicht eine ſo gebietende göttliche Stimme in ſich vernimmt, noch auch ſeine That auf eine äußerlich vernommene ſie hervorbringende göttliche Stimme bezieht, zweitens aber auch, daß ein göttliches Gebot nicht zugleich ein hervorbrin-

---

*) Institt. I, 18, 4. Perperam enim miscetur cum praecepto voluntas, quam longissime ab illo differre innumeris exemplis constat.

gender Wille iſt in allen unter das Gebot gehörigen Fällen. Das lezte iſt auch ſchon an ſich einleuchtend. Denn betrachtet man das göttliche Gebot als ein ausgeſprochenes, und dieſes hätte zugleich jene Eigenſchaft: ſo würde es nicht als ein Gebot ausgeſprochen ſein; denn niemand ſpricht dasjenige als ein Gebot aus, was er jedesmal ſelbſt bewirkt. Betrachtet man es aber als ein inneres in dem Herzen der Menſchen: ſo iſt es eben in dieſen von Gott gewirkt als ein antreibendes und beurtheilendes Bewußtſein, aber nicht auch eben ſo als ein bewirkendes. Das erſte aber iſt eben ſo klar; denn folgt jemand dem, was er als göttliche Stimme vernimmt, oder was ihm als ſolche gegeben wird: er mag dann thun was er will, ſo rechnen wir auf dem Gebiet der Frömmigkeit dieſen Gehorſam ihm nicht zur Sünde an, ſondern wir ſuchen nur die Sünde auf, aus welcher das entſtanden ſein kann, daß er für eine göttliche gebietende Stimme hielt, was keine ſein konnte. Hat aber Calvin hierin recht, daß göttliches Gebot und auf dem Gebiete des Gebotes hervorbringender göttlicher Wille nicht daſſelbe iſt: ſo muß doch auch jenes feſtſtehn, daß das göttliche Geſez und der hervorbringende göttliche Wille einander nicht können entgegengeſezt ſein. Alſo als realer Widerſtreit gegen das göttliche Gebot iſt die Sünde nicht durch Gottes hervorbringenden Willen da, das heißt aber nichts anders, als ſie iſt überhaupt nicht ein ſolcher, — wie ja auch überall der Menſch nur inſofern ſündigt, als das Bewußtſein des göttlichen Geſezes in ihm iſt, wenn doch alle Sünde zwiſchen den Punkten der Unſchuld und der Verſtokkung eingeſchloſſen iſt, — und alſo wird das göttliche Gebot durch die Sünde nicht aufgehoben, ſondern vielmehr beſtätigt. Nur die teufliſche Bosheit ſtellen wir uns vor als auf die reale Aufhebung des göttlichen Gebotes gerichtet; eben deshalb aber kann auch dieſe ſchwerlich ohne manichäiſches einzuflechten gedacht werden, und wir unterſcheiden von ihr weſentlich die menſchliche Sünde, welchen Unterſchied auch die ſymboliſchen Bücher durch ihre Erwähnung des Teufels andeuten. So daß man ſagen kann, was, indem die Sünde geſchieht, durch den hervorbringenden göttlichen Willen erfolgt, das iſt nur die Unterſtützung auf der einen Seite des ſinnlichen Naturtriebes in ſeiner Aeußerung, auf der andern Seite der Vorſtellung des göttlichen Geſetzes. Dieſes beides aber jedes für ſich betrachtet, iſt nicht die Sünde. Indem alſo jenes beides allerdings auf dem hervorbringenden göttlichen Willen ruht, ſo iſt deshalb durch dieſen nicht die Sünde hervorgebracht *). Alles übrige aber in der Sünde iſt Verneinung, — daher auch die freilich in mancher Hinſicht unzureichende Erklärung, die Sünde ſei nur ein Mangel oder eine Beraubung — iſt alſo eigentlich nicht, und alſo auch nicht durch den göttlichen Willen hervorgebracht.

3) Indem nun ferner eben ſo einſtimmig, als Gott geläugnet wird der Urheber der Sünde zu ſein, behauptet wird, dieſe ſei in dem Willen und zwar in dem freien Willen der Menſchen gegründet: ſo liegt darin zunächſt dieſes, daß die verneinende Zuſammenfaſſung und Ineinsbildung jener beiden Glieder in unſer Bewußtſein, wodurch der Zuſtand erſt Sünde wird, in der menſchlichen Freiheit gegründet ſei, in dem

---

*) Daſſelbe ſagt Melanchthon l. c. Etsi enim sustentat naturam, tamen defectus illi in mente non efficiuntur ab ipso.

Sinne nämlich wie wir vorzüglich das ſchwankende und wählende in dem Werden unſerer Zuſtände Freiheit nennen, und ſo daß in einem andern Sinne zugleich mit der Schrift geſagt werden kann, daß alle Sünde Knechtſchaft ſei. Nämlich indem wir uns entweder der Gleichzeitigkeit des ſinnlichen Triebes und der Vorſtellung des göttlichen Geſezes in der Nichtübereinſtimmung beider bewußt ſind, oder auch, wenn die Vorſtellung des Geſezes doch früher und ſpäter da iſt, wir uns alſo bewußt ſind, ſie hätte an und für ſich auch in dieſem Augenblik da ſein können *): ſo iſt in dieſer Beziehung beides die Sünde und die Freiheit geſezt, dieſe aber als der Grund von jener, weil erſt Schwanken und Wählen überhaupt geſezt ſein muß, damit auch ein ſolches in Verbindung mit einem noch unkräftigen Gottesbewußtſein vorkommen könne. — Zweitens liegt darin, daß nicht etwa das Bewußtſein der Sünde, weil die Sünde nicht von Gott hervorgebracht worden, ein Schein ſei, indem eben die Freiheit,

---

*) Beide Fälle hat ohnſtreitig die Augsb. Conf. zuſammenfaſſen wollen in dem Ausdruk quae (voluntas) non adiuvante Deo avertit se ad alias res, welches ſo verſtanden werden muß, der Wille wende ſich ab, d. h. die Vorſtellung des Geſezes beſtimme ihn nicht, ohne daß hierauf eine beſondere göttliche Thätigkeit gerichtet ſei, und es wird dann durch dieſe Worte nur die Grenze der die Erhaltung der Natur vermittelnden göttlichen Thätigkeit bezeichnet. Der urſprüngliche deutſche Ausdruk „Alsbald ſo Gott die Hand abgethan“ iſt ohnſtreitig minder richtig, indem alsdann das Handabthun Gottes, alſo allerdings eine beſondere göttliche Handlung, die erſte Bedingung der Sünde iſt. Dieſes iſt erſt in der verbeſſerten deutſchen Confeſſion ſo geändert, daß von einer göttlichen Handlung bei Entſtehung des Böſen nichts mehr vorkommt. Auch Melanchthon beſtätigt dieſe Erklärung indem er ſagt: peccatum ortum est a voluntate — — nec factum est Deo volente.

auf welche wir ſie zurückführen, das eigenthümliche unſeres Weſens ausmacht. Denn wenn dieſer Zuſtand nicht wäre: ſo wäre nichts zwiſchen dem Thier, welchem das Gottesbewußtſein fehlt, und dem Erlöſer in welchem es zur allein beſtimmenden Kraft vollendet iſt. Denn dieſer ganze Ort des Daſeins wird nur ausgefüllt durch die Freiheit in dieſem Sinne und durch die Sünde, als welche beide nicht von einander getrennt werden können. — Drittens leiſten wir durch dieſe Behauptung gänzlich Verzicht darauf, uns im Sündigen, eben in Bezug darauf daß die Sünde Knechtſchaft iſt, als leidend und als anderwärts her beſtimmt anzuſehen. Denn durch Freiheit des Willens wird die Verneinung aller äußeren Nöthigung ausgedrükt, und inſofern das Weſen des bewußten Lebens ſelbſt, daß nämlich keine äußere Einwirkung ſchon an und für ſich auch die Gegenwirkung beſtimmt, ſondern jede Erregung erſt in den innerſten Mittelpunkt des Lebens aufgenommen wird, und aus dieſem auch die Gegenwirkung hervorgeht; darum iſt die Sünde ſo gewiß als ſie in der Freiheit des Menſchen gegründet iſt, ſo gewiß auch ſeine That. Ferner wird auch in dem Ausdruk der Willensfreiheit dieſes verneint, daß jeder Einzelne ſchon vollkommen für alle Fälle beſtimmt ſei durch die gemeinſame Natur; ſondern jeder wird als ein eigenthümlicher von allen Andern verſchiedener durch dieſen Ausdruk beſtimmt, daß er alſo nicht die Schuld von ſich abwerfen kann auf die gemeinſame Natur, ſondern auch ſeine Sündhaftigkeit, wie ſie den einzelnen ſündlichen Selbſtbeſtimmungen jedesmal zum Grunde liegt, iſt ſeine That, und nur als ſolche ſein eigenthümlicher Zuſtand. Die Freiheit des Willens in dieſem Sinne iſt alſo nichts anderes als die Perſönlichkeit ſelbſt; und die Sünde der Freiheit zuſchreiben, heißt nichts anders als ſie jedem Einzelnen als ſeine That anrechnen.

4) Wenn aber in den beiden Säzen, daß Gott nicht Urheber der Sünde iſt, und daß die Sünde in der Freiheit des Menſchen begründet iſt, noch ein Widerſpruch zu liegen ſcheint, weil nämlich die Freiheit ſelbſt dem Menſchen von Gott gegeben iſt und von ihm erhalten wird, alſo doch mittelbar die Sünde auf Gottes hervorbringenden Willen zurükzuführen iſt: ſo erledigt ſich dieſes aus dem oben §. 102, 5. auseinandergeſezten. Nämlich Gott hat allerdings geordnet, daß die Stärke des ſinnlichen Triebes und die Kraftloſigkeit des Gottesbewußtſeins, welche für ihn nur der noch unvollkomne und der Vollendung durch den Erlöſer harrende Zuſtand der menſchlichen Natur iſt, in unſerm Bewußtſein Eins werde als Sünde, und dieſe Anordnung iſt eine und dieſelbe mit der der Erlöſung, weil die Sehnſucht nach dem Beſſeren nur durch das Bewußtſein der Sünde zum Verlangen nach Erlöſung kann geſteigert werden. So iſt demnach gemäß Gottes Anordnung und Willen die Sünde für uns etwas wahres und nothwendiges, während ſie für Gott eben ſo wenig daſſelbige iſt, als irgend ſonſt etwas, was wir uns nur durch Verneinung vorſtellen, für ihn daſſelbige iſt als für uns, da dieſes mittelbare Erkennen überhaupt der göttlichen Allwiſſenheit nicht angemeſſen iſt; und ſo iſt in jedem Bewußtſein der Sünde innerhalb der aufgeſtekten Grenzen immer auf die oben §. 102, 5. geforderte Weiſe beides verbunden enthalten, daß das Böſe an ſich in Gott weder gedacht noch gewollt ſein kann, und daß es dennoch in unſerm Bewußtſein auf eine durch die von Gott geordnete Ge-

ſtaltung der menſchlichen Dinge nothwendige Weiſe überall und immer an dem Guten geſezt iſt.

Zuſaz 1) Es leuchtet von ſelbſt ein, daß mit dem oben §. 62, 4. im allgemeinen vorgetragenen keine andere Anwendung des abſoluten Abhängigkeitsgefühls auf das Bewußtſein der Sünde verträglich iſt. Sehr unzureichend erſcheint auf der einen Seite der Verſuch den hier obwaltenden ſcheinbaren Widerſpruch durch die Unterſcheidung aufzulöſen, daß Gott die Sünde nicht wolle oder anordne, ſondern nur zulaſſe. Denn wie dieſe Vorſtellung ein verringertes Abhängigkeitsgefühl ausdrükt, ſo liegt ihr auch eine tadelnswerthe Vermenſchlichung Gottes zum Grunde, indem in unſern menſchlichen Dingen der Unterſchied zwiſchen wollen und zulaſſen davon abhängt, daß wir überall nur Miturſachen ſind, und alſo dasjenige, wozu der erſte Anſtoß von uns ausgegangen iſt, von demjenigen unterſcheiden, worauf wir nur fördernd oder hemmend einwirken können. Noch verwirrender aber ſcheint der Behelf mit dem ſich Reinhard*) begnügt, daß nämlich Gott die Sünde freilich nicht nur zugelaſſen, ſondern wirklich angeordnet habe, aber nur als unvermeidliches Mittel zu wichtigen Zwekken, indem Gott die aus der Sünde entſtandenen Uebel zu einer Quelle überwiegender Vortheile gemacht, den Schaden der Sünde ſelbſt aber durch Chriſtum völlig wieder aufgehoben habe. Denn einerſeits liegt hier derſelbe Fehler nur verſtekter zum Grunde, weil es ja unvermeidliche Mittel und überhaupt einen Gegenſaz von Mittel und Zwek nur für denjenigen geben kann, der nicht mehr iſt als Miturſache, keinesweges aber für den ſchlechthin hervorbringenden Willen. Andererſeits läßt ſich kaum eine verfehltere Darſtellung des Chriſtenthums denken, als daß Chriſtus nur zwiſchen eintritt, um den aus der Sünde, die Gott anderer Urſachen wegen nicht entbehren konnte, entſtandenen Schaden gut zu machen.

---

*) Dogm. §. 75.

Zuſatz 2) Bemerklich iſt auch noch zu machen, daß der hier aufgeſtellte Kanon, nach welchem nun Begriffe göttlicher Eigenſchaften in Bezug auf die im gemeinſamen Leben der Menſchen als Geſammtthat erſcheinende Sünde gebildet werden können, nicht brauchbar iſt um, unter Vorausſetzung eines vorhergegangenen Zuſtandes der Gerechtigkeit, das Verhältniß Gottes zu der erſten Sünde des erſten Menſchen zu erklären. Sondern hier könnte man nicht abkommen ohne ein wirkliches Handabthun Gottes, und alſo eine die Sünde hervorbringende Thätigkeit Gottes; oder man müßte in das entgegengeſezte Extrem verfallen, und in dem Menſchen eine zumal nach einem ſolchen Zuſtand unerklärliche Richtung auf die reale Aufhebung des göttlichen Gebotes annehmen. So daß auch Begriffe göttlicher Eigenſchaften in Bezug auf die Sünde nur inſofern auch auf den erſten Menſchen angewendet werden können, als man ihn ganz in der Analogie mit den übrigen betrachtet, und einen Zuſtand wirklicher Vollkommenheit nicht der erſten Sünde vorangehen läßt.

104.

Was von der Sünde, gilt auch wegen ſeines Zuſammenhanges mit derſelben vom Uebel, und auch deſſen iſt Gott nicht Urheber, ſondern es iſt in der Freiheit des Menſchen gegründet.

Form. Sol. decl. p. 619. ut enim Deus non est causa peccati, ita etiam non est poenae. Allein dieſes iſt doch ſehr mittelbar zu verſtehen, ſo nämlich daß Gott die Uebel mit der Sünde verbunden hat, inſofern aber nicht Urſach davon iſt, wenn ſie die Menſchen treffen, weil er nicht Urheber ihrer Sünde iſt. Dies ſieht man aus Art. 1, wo geſagt wird, poenae vero quas Deus filiis Adae ratione huius peccati imposuit hae sunt, mors - - et aliae corporales et temporales aerumnae et miseriae. Aehnliches findet ſich auch in Conf. Bohem. IV. und Expos. Simpl. VIII. und anderwärts. In dieſem beſchränkten Sinne alſo enthalten auch die ſymboliſchen Bücher den obigen Saz; allein einer völligen Beiſtimmung derſelben wollen wir uns doch hier nicht rühmen, denn theils gehn ſie aus von einer göttlichen Nothwendigkeit Uebel mit dem Böſen auf eine poſitive alſo gleichſam willkührliche Weiſe zu verbinden, wovon noch unten die Rede ſein wird, theils rechnen ſie mit unter die Uebel, was, weil es eine nothwendige Bedingung des irdiſchen Lebens iſt, nicht dazu gerechnet werden kann.

1) Wenn in dem engeren Sinne des Wortes, von welchem es ſich hier allein handelt, nur dasjenige ein Uebel iſt, nicht was im allgemeinen eine Hemmung des Lebens in ſich ſchließt, ſondern was in dem Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit des Menſchen nicht mitgeſezt iſt, welcher doch das von Gott geordnete Maaß des menſchlichen Daſeins ausdrükt; und auch die erlöſende Thätigkeit Gottes darauf abzwekt, dieſes Maaß zu realiſiren, das Uebel aber dasjenige iſt, was mit der Sünde zugleich verſchwinden muß: ſo müſſen wir von dem Uebel daſſelbe behaupten, wie oben §. 102. von der Sünde, daß Gott nicht in demſelben Sinne Urheber des Uebels ſein kann, wie er Urheber der Erlöſung iſt; und ſo rechtfertigt ſich das Gefühl, mit welchem wir die Uebel nicht Gott ſondern uns ſelbſt zurechnen als das Werk unſerer Sünde. — Bedenken wir hingegen, wie genau der ganze geſchichtliche Ver-

lauf der Erlöſung mit dem Uebel zuſammenhing und dadurch bedingt war, und wie es auch für uns keine Gemeinſchaft mit Chriſto geben kann, die nicht zugleich auch Gemeinſchaft ſeiner verſöhnenden Leiden wäre: ſo können wir nicht umhin zu ſagen, daß auch das Uebel im Zuſammenhang mit der Erlöſung nämlich als etwas durch ſie verſchwindendes von Gott geordnet ſei; und ſo rechtfertigt ſich das Gefühl, mit welchem ſich der Chriſt in alle Uebel des Lebens als in den göttlichen Willen ergiebt. — Ohne auf den Zuſammenhang mit der Sünde zu ſehn ſind von dem Uebel als Lebenshemmung überhaupt ſchon oben §. 62. dieſelben Säze zuſammengeſtellt; und die dort angedeutete Ausgleichung muß auch hier angewendet werden. Es iſt aber dieſe, daß das Uebel, ſofern es von Gott nicht kann geordnet ſein, auch eigentlich nichts iſt, nämlich nur eine Verneinung, daß aber dennoch Gott die vergleichende Berechnungsweiſe in unſerem Bewußtſein geordnet hat, wodurch das nichtgewordene Gute uns zum Uebel wird.

2) Eben dieſe Auflöſung nun enthält der obige Saz. Denn was zuerſt die natürlichen Unvollkommenheiten betrifft, welche nur das endliche und beſchränkte Weſen der Dinge ausdrükken: ſo ſollen dieſe gar nicht an und für ſich ſelbſt als Uebel gefühlt werden, welches Gefühl vielmehr eine ſündliche Affection wäre — wie z. B. die Todesfurcht und was damit zuſammenhängt eine ſolche iſt — ſondern nur nach Maßgabe ihres eben auseinandergeſezten mittelbaren Zuſammenhanges erſcheinen ſie uns als gleichſam Schatten der Sünde, regen aber doch nur eine Wemuth auf, welche in keine unmittelbare Gegenwirkung ausgeht, eben weil wir ſie als reine mit dem Ganzen zu-

ſammenſtimmende Naturthaten, und alſo als von Gott geordnet, mit Recht anſehn. Was aber die natürlichen Uebel im eigentlichen Sinne betrifft, dieſe ſollen als ſolche gefühlt werden, und dies Gefühl ſoll auch in eine ſolche Gegenwirkung enden, weil es uns eben von Gott geordnet iſt als ein Zeichen um daran zu erkennen, was ein Gegenſtand ſei für jenen Theil unſerer Beſtimmung, vermöge deſſen wir uns alles dem menſchlichen Leben feindſelige unterwerfen ſollen. Wo uns nun ſtreitig ſcheint, ob ein Zuſtand von dieſer oder jener Art ſei, wie es bei den Krankheiten oft der Fall iſt, da wird der lebhafte Sinn für dieſe Beſtimmung des Menſchen auch hier immer das Gefühl des Uebels erregen und die Gegenwirkung verſuchen. Eben deshalb aber, weil das Gefühl des Uebels uns in dieſem Sinne von Gott geordnet iſt, iſt das Uebel, ſelbſt auch das rein natürliche, in der menſchlichen Freiheit gegründet. Denn da überall im Geſammtleben der Menſchen, wie es uns gegeben iſt, ſchon frühere Uebel aufgehoben, und die vorhandenen immer nur die noch übrigen ſind: ſo läßt die Frage, worin die Uebel gegründet ſind? ſich auch ſo ſtellen, Woher es komme, daß die vorhandenen nicht auch ſchon aufgehoben ſind? Und hier wird immer nur auf die menſchliche Freiheit in dem obigen Sinne können zurückgewieſen werden, nämlich auf das Schwanken zwiſchen dem Sichfügen in das Uebel und dem Kriegführen gegen daſſelbe, von welchem Schwanken, wie es ſich jedesmal geſtaltet, der Exponent abhängt, nach welchem die Uebel aufgehoben werden. Wie nun aber jede unrichtige Entſcheidung dieſes Schwankens Sünde iſt: ſo beſtehen auch die Uebel fort im Zuſammenhang mit der Sünde, und wir rechnen ſie uns zu im Bewußtſein unſerer Freiheit. — Was aber die geſelligen, d. h. in menſchlichen Handlungen begründeten Uebel anlangt, ſo ſind es immer mittelbar oder unmittelbar nur ſündliche Handlungen und Zuſtände in denen ſie begründet ſind; wie man z. B. ſelbſt von der unverſchuldeten Armuth ſagen muß, daß ſie aus einer ſündlichen Ungleichheit der Menſchen oder aus einem ſündlichen Mangel an organiſirter Wohlthätigkeit zu entſtehen pflegt. Wie demnach die Sünde, ſo und in demſelben Sinne ſind auch dieſe Uebel, die ja ſelbſt unter den Begriff der Sünde gebracht werden können, in der Freiheit gegründet.

3) Offenbar aber gilt dieſe Begründung für beide Arten der Uebel nur in Beziehung auf das Geſammtleben der Menſchen. Denn der Einzelne kann nicht — außer nur zufällig — ſagen, daß die Uebel an denen er leidet, in ſeiner eignen Freiheit gegründet ſind; ſondern wo jedesmal die Sünde iſt, mit der das Uebel zuſammenhängt, da iſt auch die Freiheit aus der es hervorgeht. In Bezug auf den erſten Menſchen aber iſt das Begründetſein des Uebels in der Freiheit auch nur mit denſelben Reſtrictionen zu verſtehen, wie das Begründetſein der Sünde. Denn wenn man einen anfänglichen Zuſtand ohne natürliche Uebel ja wol gar ohne Unvollkommenheiten annimmt: ſo iſt das Entſtehen derſelben aus der Freiheit wol unmöglich zu erklären; da ſolche Verſuche, ſie aus dem Gift des Apfels zu erklären, doch immer eine poſitive göttliche Beſtimmung in ſich ſchließen, dem ſymboliſchen Ausſpruch entgegen, daß Gott eben ſo wenig der Urheber der Strafe iſt, als der Sünde.

Zuſaz. Wenn nun Begriffe von göttlichen Eigenſchaften in Bezug auf Sünde und Uebel nur nach dieſen Grundſäzen gebildet werden ſollen: ſo müſſen dieſe zum großen Theil, nämlich in ſo weit Gott nicht Urheber von beiden ſein kann, nur verneinend ausfallen, indem göttliche Eigenſchaften nur können Thätigkeitsweiſen ſein, Verneinungen alſo keine Eigenſchaften im eigentlichen Sinn: und nur inſofern als Gott in der eigenthümlichen Natur unſeres geiſtigen Lebens dieſes geordnet hat, daß das nichtgewordene Gute uns Sünde und Uebel wird, und zwar inſofern er dies im Zuſammenhang mit der Erlöſung geordnet hat, werden Begriffe von göttlichen Eigenſchaften in Bezug auf Sünde und Uebel können gebildet werden. Solche in dieſer Hinſicht gebildete und zum großen Theil verneinende Begriffe, von denen der eine ſich auf den Gegenſaz zwiſchen dem guten und böſen an ſich bezieht, der andere aber auf das Verhältniß des Uebels zur Sünde, ſind die der göttlichen Heiligkeit und der göttlichen Gerechtigkeit.

Erſtes Lehrſtük, die Heiligkeit Gottes.

105.

Die göttliche Heiligkeit iſt diejenige göttliche Eigenſchaft, vermöge deren in dem menſchlichen Geſammtleben mit dem Zuſtande der Erlöſungsbedürftigkeit zugleich auch das Gewiſſen geſezt iſt.

1) Dieſe Erklärung weicht von den gewöhnlichen ſo weit ab, daß ihr wol erſt durch eine kritiſche Beleuchtung der bisherigen muß Bahn gemacht werden. Die auf dem liturgiſchen und homiletiſchen Gebiet gewöhnlichſte und am meiſten volksmäßige iſt die, daß die Heiligkeit Gottes beſtehe in ſeinem Wohlgefallen am Guten und Mißfallen am Böſen, von welcher Er-

klärung hier eigentlich nur die Hälfte kann in Betracht gezogen werden. Auf dem ſtrengeren Gebiet der wiſſenſchaftlichen Glaubenslehre aber ſcheint es unmöglich Gott ein ſolches Mißfallen beizulegen. Denn inſofern als Gott die Sünde geordnet hat, kann er auch an ihrem Daſein kein Mißfallen haben, weil er alles was er hervorgebracht hat im höchſten Sinne für gut erkennt; in wiefern er aber nicht Urheber der Sünde ſein kann, ſondern dieſe in der menſchlichen Freiheit gegründet iſt, würde durch die Art, wie dieſe ſich äuſſert, etwas in Gott, und zwar was immer einigermaßen ein leidentlicher Zuſtand wäre, geſezt. Eine ſolche Vorſtellung aber entſpricht keineswegs dem abſoluten Abhängigkeitsgefühl, vielmehr ſezt ſie zwiſchen Gott und dem Menſchen ein Verhältniß von Wechſelwirkung und gegenſeitiger Abhängigkeit voraus. Welcher Tadel die andere Seite der Vorſtellung nur deshalb nicht auch trifft, weil das Gute, woran Gott Wohlgefallen haben kann, nicht in der menſchlichen Freiheit gegründet iſt. Offenbar iſt alſo hier eine Uebertragung von dem menſchlichen auf das göttliche, wovon nichts übrig bleiben würde als das, worin auch bei uns das Mißfallen am Böſen ſich endet, nämlich das thätige Beſtreben die Sünde aufzuheben, wovon aber an dieſem Ort nicht die Rede ſein kann. Fragt man aber, was iſt das in dieſer Erklärung auf Gott übergetragene menſchliche? ſo iſt es das Gewiſſen; denn dies iſt die innere Quelle alles Mißfallens am Böſen, und es bleibt nur zu ſagen, daß dieſes auf keine andere Weiſe auf Gott kann übergetragen werden, als nur dadurch, daß es für etwas von Gott in uns gewirktes anerkannt wird, wie der obige Saz ausſagt. Inſofern nun ſtimmen mit unſerm Saz die Erklärungen mancher Dogmatiker überein, welche der Heiligkeit Gottes zuſchreiben, daß ſie das vollkommen Gute von den Geſchöpfen, wobei doch allerdings nur von den vernünftigen die Rede ſein kann, fordere*). Denn wie ſollte wol dieſes Fordern urſprünglich anders erfolgen als vermöge dieſes ihnen eingepflanzten Gefühls, auf welchem doch die Fähigkeit eine ſich anderweitig offenbarende göttliche Forderung zu vernehmen auch beruht? — Andere nun, wahrſcheinlich die Unſtatthaftigkeit jedes leidentlichen Zuſtandes in Gott alſo auch des reinſten Mißfallens ahnend, ſagen, unter der Heiligkeit ſei zu verſtehen die Abweſenheit alles unvollkommen in dem göttlichen Willen**). Allein dies iſt eine bloße Verneinung, die urſprünglich nur gegen die niedrigen vielgötteriſchen oder gegen die ſinnlichſten jüdiſchen Vorſtellungen gerichtet, und für uns völlig überflüſſig iſt, oder höchſtens als eine Vorſichtsmaaßregel gelten kann, um bei der Bildung unſerer Vorſtellungen von Gottes Willen ſolche Beimiſchung fremder Triebfedern, wie wir uns ſelbſt ſo oft klagend darüber ertappen, ſoviel möglich zu vermeiden. Da nun die Verneinung in Gott ſelbſt nicht geſezt ſein kann, ſondern nur in unſerer Denkweiſe: ſo führt auch dieſe Erklärung darauf, daß vermöge der göttlichen Heiligkeit dasjenige in uns, was in Beziehung auf die Sünde von Gott geordnet iſt, nämlich das gegen alles unvollkomne ſich regende Gewiſſen, von aller ſolcher Beimiſchung frei iſt. — Wenn nun noch Andere beides zuſammenfaſſen*), und die Heiligkeit erklären für die innere Reinheit Gottes mit der Forderung derſelben verbunden**): ſo können dieſe zwei Merkmale doch nur inſofern den Begriff einer göttlichen Eigenſchaft bilden, als eines davon das andere begründet oder beide gegenſeitig durch einander bedingt ſind; dies aber kann nur ſo gedacht werden, daß auf der einen Seite die innere Reinheit Gottes als die causa efficiens jener Forderung angeſehen werden ſoll, und auf der andern Seite eben die in uns ſich ausſprechende Forderung, weil wir uns ihrer als eines göttlich bewirkten bewußt ſind, für uns der Erkenntnißgrund der ſich darin abſpiegelnden göttlichen Reinheit werde. — Andere Erklärungen, welche ſich von jener volksmäßigen weiter entfernen, und entweder eine Liebe Gottes zu ſich ſelbſt oder eine Uebereinſtimmung ſeines Willens mit den Geſezen ſeines Verſtandes in die Erklärung mit hineinbringen, ſcheinen mehr der ſogenannten natürlichen Theologie anzugehören als der chriſtlichen Glaubenslehre. Denn weder die Schrift noch unſer eigenes frommes Gefühl ſagt von dem einen oder dem andern etwas aus. Indeß dürften ſie auch für die natürliche Theologie kein großer Gewinn ſein: denn die eine unterſcheidet in Gott ein urſprüngliches Bewußtſein und ein reflectirtes, die andere denkt ſich den geſezgebenden göttlichen Verſtand urſprünglich getrennt und verſchieden von dem göttlichen Willen; beides aber kommt auf das beſtimmteſte nur der Unvollkommenheit endlicher Weſen zu.

---

*) Quenst. I. p. 420. Summa - - in Deo puritas, munditiam et puritatem debitam exigens a creaturis.

**) Wie auch in obiger Erklärung bei Quenst. die Summa puritas labis aut vitii expers nichts anderes ſagen will.

---

*) Mit beſonders wenigem Glük ſcheint dieſes Reinhard gethan zu haben, welcher die Heiligkeit erklärt für das attributum quo Deus non nisi honesta et bona appetit et probat. Das verneinende verbirgt ſich in dieſer Erklärung; aber es liegt doch nicht undeutlich in dem non nisi. Wie kann man aber in einem wiſſenſchaftlichen Vortrage ſich von Gott des Ausdruks appetit bedienen, da dieſes Wort noch beſtimmter als das deutſche begehren oder ſtreben auf ein Bedürfniß zurükweiſet? — An demſelben Fehler leidet auch Schotts Erklärung, welcher darin dem höchſten Weſen den Lobſpruch ertheilt, daß es quovis tempore consilia capiat honestissima, was ſchwerlich ein Heide von Gott möchte geſagt haben.

**) S. mehrere dergleichen Erklärungen bei Wegſcheider Institut. §. 69.

2) Wenn wir nun die gewöhnliche Vorſtellung der Heiligkeit mit den im erſten Theil erörterten Eigenſchaften der göttlichen Allmacht und Allwiſſenheit verbindend uns die heilige Allmacht Gottes denken und die heilige Allwiſſenheit deſſelben: ſo iſt darin der oben gefundene Kanon realiſirt; denn alle göttliche Urſächlichkeit, wenn ſie dem Mißfallen am Böſen gleich geſezt wird, muß frei ſein von der Hervorbringung des Böſen. Da aber dennoch, weil die göttliche Urſächlichkeit ihrem Umfange nach gleich iſt aller natürlichen, auch die Sünde auf die göttliche Erhaltung und Mitwirkung zurükgeführt werden muß; ſo folgt, daß ſie von Gott nicht hervorgebracht wird als Sünde, ſondern nur die für ſich geſezte Aeußerung eines die menſchliche Natur mit conſtituirenden Triebes wird von Gott hervorgebracht; und eben ſo folgt, daß auch in dem göttlichen dem Sein und Werden aller Dinge zum Grunde liegenden Denken, wenn wir etwas ſo nennen dürfen, das Böſe nicht mitgedacht ſei; ſondern nur die Fürſichentwiklung des ſinnlichen Selbſtbewußtſeins und das in Erwartung des Erlöſers verborgene Gottesbewußtſein wird gedacht. Beides nun, dieſe heilige Allwiſſenheit und jene heilige Allmacht zuſam-

mengenommen bedeuten, daß es kein Weſen und keine Idee des Böſen giebt. Damit hängt aber auch zunächſt zuſammen, daß eben ſo wenig das endliche Sein habe können das Böſe aus ſich ſelbſt hervorbringen, weil ſonſt die göttliche Urſächlichkeit beſchränkter wäre als der Inbegriff aller endlichen, das heißt, es folgt, daß das Böſe auch kein reales Daſein hat. Wenn wir aber mit der Sünde das Mißfallen daran als einen weſentlichen Beſtandtheil unſeres Selbſtbewußtſeins finden, und auch dieſes in unſer frommes Bewußtſein aufnehmen: ſo können wir nicht anders als mit jenen allgemeinen Vorſtellungen der göttlichen Urſächlichkeit es verbindend uns eine allmächtige und allwiſſende Heiligkeit Gottes denken, in welcher dann dieſes liegt, daß das in unſerm zeitlichen Bewußtſein erſcheinende Mißfallen an dem Auseinandergeſeztſein der hervorbringenden Kraft des Gottesbewußtſeins und der ſinnlichen Triebe und an der Priorität und ſchnelleren Entwiklung der lezteren, welches mit der gefühlten Erlöſungsbedürftigkeit eines und daſſelbe iſt, weil dieſes Mißfallen in uns eine wenn auch nur vorbildende Cauſalität ausübt, allerdings auch in der göttlichen Cauſalität geſezt ſei, und daß alle Entwiklungen deſſelben als Eins geſezt, und dies iſt doch in ſeinem ganzen Umfang das Gewiſſen, in dem höchſten Weſen auch idealiter vorgebildet ſind. Und ſo erſcheint die gewöhnliche Vorſtellung nicht nur von allen Schwierigkeiten befreit, wenn in derſelben Gott als der Urheber des Gewiſſens gedacht wird, und zu einer wiſſenſchaftlichen Klarheit erhoben, ſondern es liegt auch zu Tage, worauf in unſerm unmittelbaren frommen Bewußtſein ſie zurükgeht. Ja auch die oben angeführten Erklärungen der Dogmatiker werden ſo ihrer Abzwekkung nach verſtändlich und finden ihre Berichtigung von ſelbſt. — Auch wird wol niemand behaupten wollen, es werde Gott demnach eine Täuſchung beigelegt, und dadurch ſtrafe ſich das Uebergehen der Wahrhaftigkeit als göttlicher Eigenſchaft, wenn Gott in uns das Bewußtſein des Böſen hervorbringe, da doch das Böſe ſelbſt für ihn nicht ſei. Denn wenn auch dieſer Einwurf nicht ſchon durch das §. 102. geſagte gehoben wäre: ſo müßte doch auch von dem gegenwärtigen Standpunkt für ſich allein jedem einleuchten, daß wir mit demſelben Recht auch unſere ganze Weltvorſtellung als eine von Gott hervorgebrachte Täuſchung anſehen müßten, weil auch die Welt für Gott nicht ſo iſt, wie wir ſie vorſtellen. Wer aber dieſes ausſprechen wollte, der machte dadurch den Anſpruch, das endliche Weſen ſelbſt ſolle Gott gleich ſein. Und wie durch die ſpeculative Naturkunde und deren Verbreitung im Bewußtſein unſere Weltvorſtellung ſich immer mehr läutern und der göttlichen annähern ſoll: eben ſo ſoll auch durch den Fortgang der Erlöſung das Bewußtſein des Böſen immer mehr verſchwinden, und es iſt uns alſo auch urſprünglich als ein verſchwindendes, d. h. als ein Durchgangspunkt geordnet. — Daß aber dieſe göttliche Eigenſchaft nur gefunden wird, indem wir von der Sünde auf die Gnade ſehn, iſt unverkennbar. Nämlich nur in Beziehung auf die Erlöſung kann die göttliche Allmacht in uns dieſes Mißfallen geordnet haben. Sollten wir uns aber ſelbſt erlöſen: ſo könnte ein bloßes Mißfallen nur von der Ohnmacht geordnet ſein; die Allmacht aber würde dann einen reinen und hinlänglichen Widerſtand in uns geordnet haben, deſſen Bewußtſein als reines Kraftgefühl nur Luſt ſein könnte, und der ſich ſo ſchnell entwikkelte, daß kaum vorher ein Bewußtſein der Sünde möglich wäre. — Daß aber geſagt worden iſt, Gott ſei der Urheber des Gewiſſens in dem menſchlichen Geſammtleben, hängt mit dem, was von der Sünde überhaupt geſagt iſt, zuſammen; und es ſoll dadurch bemerklich gemacht werden, daß wir auch hier nicht können auf den erſten Menſchen anſchaulich zurükgehen, und uns in ihm das Entſtehen des Gewiſſens denken nach einem Zuſtande urſprünglicher Gerechtigkeit, worin ihm ein Gewiſſen unmöglich einwohnen konnte. Jeder andere Einzelne aber iſt offenbar mit ſeinem Gewiſſen abhängig von dem Geſammtleben und deſſen Entwiklungsſtuffe.

3) Nur dieſes könnte jemand einwenden, wenn auch Gott als Urheber des Gewiſſens anzuſehen wäre, ſo reiche dieſes nicht hin, um eine göttliche Eigenſchaft darauf allein zu beziehen, indem dieſe nicht nach den hervorgebrachten Gegenſtänden dürfen geordnet werden, ſondern nur ſofern verſchiedene Handlungsweiſen in der göttlichen Hervorbringung ſich finden, ſeien auch verſchiedene Eigenſchaften anzunehmen. Hierauf aber dient zur Erwiederung, daß eben das aufgezeigte durch alles endliche Sein und Bewußtſein hindurchgeht, und allerdings eine beſondere Handlungsweiſe in der göttlichen Hervorbringung des endlichen iſt. Denn ganz hiehergehörig und mit dem Gewiſſen auf das genaueſte verwandt iſt der ebenfalls von Gott in unſerm Bewußtſein geordnete relative Gegenſaz zwiſchen dem vollkommneren und dem unvollkommneren auf jedem Gebiet des endlichen Seins. Denn als ewig und allgegenwärtig, das heißt raumlos Raum und räumliches und zeitlos Zeit und zeitliches hervorbringend, konnte die göttliche Allmacht nicht endliches Daſein und Bewußtſein für einander ordnen, ohne in jenem und dieſem feſte Punkte, wie die Gattungen der Dinge und deren

allgemeine Begriffe es ſind, zu ſezen, weil ein völlig fließendes Bewußtſein eines völlig fließenden Seins nur ein ganz verworrenes Ineinander beider ſein würde; eine Beziehung aber der räumlichen Verſchiedenheit und der zeitlichen Entwiklung auf dieſe feſten Punkte iſt nicht möglich ohne jenen Gegenſaz, der auch nicht ohne den von Wohlgefallen und Mißfallen in der Seele ſein kann. Aber auch dieſer Gegenſaz iſt nicht in Gott geſezt oder durch ihn ſchlechthin hervorgebracht, ſondern die Heiligkeit der ewigen und allgegenwärtigen göttlichen Allmacht beſteht auch in dieſer Beziehung darin, daß Gott in uns das Mißfallen an dem unvollkomnen als ein bei eintretender vollkomner Weltkenntniß verſchwindendes geordnet hat.

Zuſaz. Der Gegenſaz zwiſchen der bis hieher entwikkelten Anſicht des Böſen und der noch neuerlich von Daub ſehr ſcharfſinnig vorgetragenen Theorie deſſelben iſt einleuchtend; aber zu einer Vergleichung beider fehlt hier der Raum. Jeder aber, der beiden aufmerkſam nachrechnet, wird leicht finden, welche von den hier beſeitigten Schwierigkeiten die Daubſche Theorie am wenigſten löſet, und vergleiche damit den Werth derjenigen Daubſchen Vorausſezungen, welche die hier mitgetheilte Anſicht übergeht und nicht auf ſie bauen kann. Die Nothwendigkeit einer Erlöſung aber leuchtet aus der unſrigen gewiß nicht weniger ein als aus jener. — Uebrigens erklärt ſich hoffentlich aus dieſer Geneſis des Begriffs der göttlichen Heiligkeit, wie derſelbe von jeher, nur in unentwikkelter Geſtalt, in dem Kunſtgebiet der frommen Dichtung und Rede eine ſo wichtige Stelle eingenommen hat, und auch dort fortwährend nicht reichlich genug behandelt werden kann, während die dogmatiſche Darſtellung deſſelben im Ganzen noch ſo wenig feſtgeſtellt und überhaupt ſo ſpät eingetreten iſt, daß die älteſten Dogmatiker, wie Auguſtin, Hilarius*) und Tertullian, die göttliche Heiligkeit gar nicht abhandeln, ohnerachtet die Neuteſtamentiſche Hauptſtelle**) ſchon ganz deutlich auf unſere Erklärung hinweiſet. — Da nun das dogmatiſche und aſcetiſche Sprachgebiet am unmittelbarſten in dem urbildlichen Gebrauch des Wortes zuſammentreffen, ſo iſt auch bei dieſem, wie er in der Schrift ſelbſt vorkommt †) die Hauptſache die Erregung und Reinigung des Gewiſſens im Geſammtleben.

Zweites Lehrſtük, die Gerechtigkeit Gottes.

106.

Die göttliche Gerechtigkeit iſt diejenige Eigenſchaft, vermöge deren Gott in dem Zuſtande der gemeinſamen Sündhaftigkeit einen Zuſammenhang des Uebels mit der wirklichen Sünde ordnet.

Anm. a. Der Zuſaz in dem Zuſtand gemeinſamer Sündhaftigkeit ſagt aus, daß in dem Reiche Gottes ein ſolcher Zuſammenhang nicht ſtattfindet, und erſcheint inſofern zwar überflüſſig, als in der vollendeten Erlöſung die Sünde verſchwunden iſt, und ein ſolcher Zuſammenhang überall nicht mehr ſtattfinden kann, nothwendig aber bleibt er, weil in dem Zuſtande der fortſchreitenden Erlöſung die wirkliche Sünde noch beſteht, der Zuſammenhang aber dennoch aufgehoben iſt.

---

*) Denn was dieſer in Comment. ad Ps. CXLIV. an mehreren Stellen vorträgt, iſt gar nicht daſſelbe; ſondern er verſteht unter der göttlichen Heiligkeit gradezu nur die Abweſenheit alles ſelbſtſüchtigen in Gott, alſo die göttliche Selbſtgenugſamkeit, was aber mit dem aſcetiſchen Gebrauch des Wortes gar nicht ſtimmt.

**) 1 Petr. 1, 14 — 16.

†) Eph. 4, 24.

b. Daß aber dieſer Zuſammenhang hier auf die wirkliche Sünde beſchränkt iſt, hat ſeine Rechtfertigung ſchon darin, daß dieſer Zuſammenhang nichts wäre, wenn er nicht für das Bewußtſein wäre, der Urſünde aber werden wir uns nur durch die wirkliche Sünde bewußt. Und wenn wir auch mit der Urſünde den Begriff der Strafwürdigkeit verbinden, ſo geſchieht es nur in Erwartung der aus der Urſünde nothwendig hervorgehenden wirklichen Sünde, und nur in dieſem beſchränkten Sinne können die hiehergehörigen ſymboliſchen Stellen *) vertheidiget werden.

1) Die Analogie zwiſchen dieſer Erklärung und der von der Heiligkeit Gottes iſt ſo in die Augen fallend, und der Zuſammenhang derſelben mit den oben aufgeſtellten Regeln ſo genau, daß ſie keiner ausführlichen Erörterung bedarf. Denn in demjenigen Sinne, in welchem weder das Böſe noch das Uebel auf Gott kann zurückgeführt werden, dürfen wir auch Gott eben ſo wenig zuſchreiben, daß er einen Zuſammenhang zwiſchen beiden angeordnet habe, als wir ihm ein Mißfallen am Böſen zuſchreiben können. Auf der andern Seite aber finden wir allgemein in uns mit dem Bewußtſein der Sünde die Vorahndung der Strafe verbunden; und dieſe Verknüpfung iſt ſo wenig eine bloß ſinnliche und auf die irdiſchen Verhältniſſe ſich beziehende, daß dieſes Gefühl der Strafwürdigkeit der Sünde ſich eben ſo leicht und unmittelbar als das Gewiſſen ſelbſt mit dem Bewußtſein Gottes in uns einiget, ja daß es in keiner menſchlichen Strafe ſon-

---

*) Sie ſind zu §. 91. angeführt. Beſonders aber gehört hieher Conf. belg. XV. ideoque ita foedum et execrabile est (peccatum originis) coram Deo, ut ad generis humani condemnationem sufficiat.

dern nur in einer göttlichen ſeine Bewährung und Befriedigung findet. Und indem wir dieſes Bewußtſein auf Gott zurükführen, können wir nicht anders als es auf die geſammte göttliche Cauſalität beziehen, weil nämlich des Menſchen Wohl- oder Uebelbefinden nicht in ihm allein begründet iſt, ſondern zugleich in der Geſammtheit des endlichen Seins. Denn es könnte ſonach der in dem Menſchen ſelbſt geſezte mit ſeiner Sünde zuſammenhangende Grund zum Uebelbefinden, wenn nicht jener Zuſammenhang auch realiter in einer göttlichen Weltordnung geſezt wäre, wie er realiter in unſerm Bewußtſein geſezt iſt, immer überwogen werden von außer ihm geſezten Gründen des Wohlbefindens. Daß aber dieſes Gefühl an ſich und in ſeiner Zurükführung auf Gott eben ſo wenig eine Täuſchung enthält als das Gewiſſen, geht daraus hervor, daß es nichts anderes als die Einheit und Wahrheit unſeres Seins ſelbſt ausſagt. Denn jedes Uebelbefinden iſt eine Hemmung des Lebens, jede Hemmung deſſelben aber drükt ſeine Grenze aus, und je gehemmter es iſt, deſto beſchränkter. Sonach wird durch den Begriff der göttlichen Gerechtigkeit behauptet, daß in dem Zuſtande der Ohnmacht des Gottesbewußtſeins, wenn wir ihn abgeſehen von der Gemeinſchaft mit der Erlöſung betrachten, das Leben des Menſchen nothwendig gehemmt ſei, und daß die göttliche Cauſalität ſich in einer ſolchen Weltordnung offenbare, daß jene Hemmung durch kein noch ſo günſtiges Verhältniß der Außenwelt zu dem ſinnlichen Selbſtbewußtſein des Menſchen könne gelöſet werden, das heißt alſo vermöge deren kein äußeres Verhältniß Macht habe über das innere Grundverhältniß ſeines Weſens *). Dieſes aber iſt eben die Freiheit des Menſchen, und die göttliche Gerechtigkeit iſt alſo nichts anders als das Bezogenſein der ganzen Weltordnung auf die Freiheit des Menſchen. Wie aber nach dem obigen Gott nicht inſofern Urheber des Uebels ſein kann, als er Urheber der Erlöſung iſt: ſo auch eben in ſofern nicht Urheber des Zuſammenhanges zwiſchen der Sünde und dem Uebel. Sondern das Bewußtſein, von welchem der Begriff der göttlichen Gerechtigkeit der Ausdruk iſt, iſt nur aus dem Bewußtſein der Sünde abgeſehen von der Erlöſung; und ſo kann in dem Zuſammenhang mit der Erlöſung die göttliche Gerechtigkeit ſich nicht mehr manifeſtiren, weil nämlich der einzelne alsdann in die Lebensgemeinſchaft mit einer abſoluten Gewalt des Gottesbewußtſeins aufgenommen iſt, aus welcher Gemeinſchaft alſo eine Seligkeit in ihn übergeht, gegen welche alle Strafe, die ſeinem perſönlichen Zuſtande angemeſſen ſein würde, verſchwindet. Der Einwand, daß ſonach doch der Begriff keine wahre göttliche Eigenſchaft ausſage, weil er keine ewige ſich immer gleich bleibende göttliche Handlungsweiſe ſezt, hebt ſich dadurch, daß allerdings die in der Gemeinſchaft der Erlöſung begründete überwiegende Mittheilung der Seligkeit in derſelben göttlichen Handlungsweiſe ihren Urſprung habe, eben ſo auf die geſammte Weltordnung zurükgehe, und daher auch eine Aeußerung der göttlichen Gerechtigkeit ſei, nämlich die Belohnung Chriſti, nur daß dieſe Seite des Begriffs nicht hieher gehört. Weil aber doch Sünde und Erlöſung nur in Bezug

---

*) Ganz daſſelbe, nur auf eine andere Weiſe dargeſtellt, iſt hierüber vorgetragen in meinen Predigten I, VII.

auf einander im frommen Bewußtſein beſtehn, ſo ſind auch Beſtrafung der Geſammtheit der Sünder und Belohnung des Einen unſündlichen auf einander bezogen, alſo in beiden zuſammengenommen die göttliche Gerechtigkeit ewig und ſich ſelbſt immer gleich.

2) Durch dieſe Erörterung und Begründung unſeres Begriffs iſt hoffentlich auch ſchon die Vorſtellung beſeitiget, als ſei derſelbe nur von den Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens, und zwar ſchon zu einer Zeit wo es noch in ſeiner erſten Rohheit war, und das Recht noch die Privatrache anerkannte und in ſich aufnahm, auf Gott übergetragen, und nur ſpäterhin allmählig mehr und mehr gereiniget worden; eine Vorſtellung, welche ein wenig günſtiges Vorurtheil nicht nur für den Begriff überhaupt ſondern auch für jene Reinigungen ſelbſt erregt, welche nur als ein ſchlechtes Hülfsmittel erſcheinen um einen Begriff zu ſtüzen, den man eigentlich ganz ſollte fallen laſſen. Weit entfernt aber, daß unſere Vorſtellung von göttlicher Gerechtigkeit, und das Gefühl worauf ſie ruht, ſollte aus den bürgerlichen Verhältniſſen und der dort herrſchenden Gerechtigkeit abgeleitet ſein, ſcheint es vielmehr, als ob die menſchliche Strafgerechtigkeit nur unter Vorausſezung jenes Gefühls könne gerechtfertiget werden. Denn nur wenn dieſes vorausgeſezt wird, daß vermöge einer göttlichen Nothwendigkeit in jedem Geſammtleben ſoviel Uebelbefinden gewiß iſt als Sünde, kann man es natürlich finden, daß das Ganze danach ſtrebt, alles ſcheinbar zufällige aus dieſer Gemeinſchaftlichkeit zu entfernen, und jeden auf ſein gebührendes Theil zu ſezen, indem es in jedem einzelnen Falle das Uebel auf den Schuldigen ablenken will, um die übrigen davon zu befreien. Soll hingegen das

Strafübel als ſolches ausdrücklich erſt hervorgebracht werden, ſo iſt es als eigentliche Strafe nicht zu rechtfertigen, ſondern nur entweder als Beſſerungsmittel oder als übernommene und gemilderte Rache.

3) Indeß gehen die gewöhnlichen Behandlungen des Begriffs bewußt oder unbewußt immer gewiſſermaßen auf jene Vorſtellung zurük, und faſt alles unhaltbare in denſelben iſt hieraus zu erklären. Zuerſt dieſes, daß die meiſten Dogmatiker den einzelnen Menſchen als den eigentlichen Gegenſtand der göttlichen Gerechtigkeit annehmen, ja gar nur in der Belohnung jeder einzelnen Tugend des Einzelnen und ſo auch in jedes einzelnen Frevels Beſtrafung die vollendete göttliche Gerechtigkeit erkennen *); da es doch offenbar iſt, daß nicht immer z. B. die Unmäßigkeit durch Krankheit beſtraft wird oder die Falſchheit durch Verachtung u. d. m., ja daß daſſelbe, was, wenn es den einen trifft, als Strafe für ſeine Sünde ausgelegt wird, auch Andere trifft, bei denen es nicht ſo ausgelegt werden kann, ſo daß man mit der Anwendung des Begriffs beſtändig ins Gedränge kommt. Denn wenn dieſem Uebelſtand dadurch abgeholfen werden ſoll, daß die göttliche Gerechtigkeit ſich hier nur unvollkommen entwikkeln könne, und erſt in jenem Leben ihre Vollſtändigkeit erlangen werde, ſo weiß ich nicht, ob durch irgend etwas der Glaube an Gott mehr erſchüttert werden kann als durch eine ſolche Vorſtellung, daß er wie ein Menſch, der nicht alle ſeine Kräfte immer gleichmäßig gebrauchen kann, manche ſeiner Eigenſchaften bisweilen muß ruhen laſſen. Aber auch ſonſt iſt das Abkommen ſchlecht. Denn für dieſes Leben ließe ſich, wenn es dar-

---

*) So auch Reinh. Dogm. S. 125. 126.

darauf ankäme, wenigſtens ein Verhältniß aufſtellen zwiſchen Thun und Leiden; wie aber ein ſolches ſolle angelegt werden zwiſchen dem Thun in dieſem Leben und dem Leiden in jenem, wenn man nicht beide wieder ganz identificirt, das kann niemand einſehen. Daher verſtehen wir dieſes nur als Uebertragung von der menſchlichen Gerechtigkeit. In deren Gebiet freilich iſt es ſo, daß die ungleiche Belohnung und Beſtrafung der Einzelnen eine Unvollkommenheit iſt, und daß ſie ſich überall an den Einzelnen wendet, der der lezte Thäter iſt, und dieſem anheimſtellt, wenn er einen Theil der Strafe auf Andere abwälzen will, auch ihren Antheil an der Schuld nachzuweiſen. Auch beſteht jeder hierauf vor menſchlichem Gericht; das Bewußtſein aber, worin der Begriff der göttlichen Gerechtigkeit ſeinen Grund hat, fühlt ſich nicht verlezt, wenn wir die Laſt des Ganzen, welchem wir ſelbſtthätig angehören, auch ſelbſtleidend mittragen, weil wir wohl fühlen, daß die göttliche Gerechtigkeit nur Geſammtſtrafen verfügen kann, wie es für ſie nur Gemeinſchuld giebt. Denn es giebt nur zwei einzelne Menſchen, welche für ſich abgeſchloſſen Gegenſtand der göttlichen Gerechtigkeit ſein können, nämlich Adam als Stifter des Geſammtlebens der Sünde wäre der urſprüngliche einzelne Gegenſtand der göttlichen Beſtrafung, wenn er wirklich in einem andern Verhältniß zur Entſtehung der Sünde gedacht werden könnte als die andern Einzelnen, und Chriſtus iſt als Stifter des Geſammtlebens der Seligkeit der einzige einzelne Gegenſtand der göttlichen Belohnung. — Eben des Urſprunges iſt auch die Eintheilung der göttlichen Gerechtigkeit in die geſezgebende und vergeltende, weil nämlich der menſchlichen Geſezgebung auch Gerechtigkeit als eine Vollkommenheit beigelegt und ſo der Ausdruk auf dieſes Gebiet angewendet wird. Allein ganz ein anderes iſt es mit der menſchlichen Geſezgebung, welche, wie urſprünglich ſie auch ſei, doch immer ſchon etwas beſtehendes, alſo ein Recht wenigſtens im weiteren Sinne des Wortes, vorfindet, dem ſie angemeſſen und alſo gerecht ſein kann; die göttliche Geſezgebung aber, welche die Schöpfung ſelbſt iſt, findet nichts beſtehendes vor, und kein Recht, kann demnach ihre Regel ſein, ſo daß auch die Gerechtigkeit nicht ihre Vollkommenheit ſein kann, ſondern nur die Weisheit. Daher iſt auch auf dieſe weitere Ausdehnung des Begriffs hier gar keine Rükſicht genommen worden. — Wenn nun gewöhnlich die göttliche Gerechtigkeit in dem engeren Sinne nämlich die vergeltende beſchrieben wird als nach beiden Seiten hin vergeltend, das Gute belohnend und das Böſe beſtrafend: ſo iſt auch dies nur von der menſchlichen Gerechtigkeit her, nicht aber dem chriſtlich frommen Bewußtſein entnommen. Denn dieſes, wie auch anderweitig im Lehrgebäude immer ſorgfältig ausgeführt wird, kennt gar keine der göttlichen Gerechtigkeit zuzuſchreibende Belohnung, ſondern alles was irgend ſo genannt werden kann, wird als unverdient, alſo nicht von der Gerechtigkeit herzuleitend, angeſehen. Denn was von dieſer Art auch in der Schrift der göttlichen Gerechtigkeit zugeſchrieben wird *), das ſind weniger eigentliche Belohnungen als nur das göttliche Walten darüber, daß die natürliche Fortentwiklung des Guten nicht geſtört werde. Was aber den Lohn betrifft, ſo lehrt Chriſtus ſelbſt (Matth. 20, 14. 15.), daß er eine Sache der

---

*) wie Röm. 2, 5. 10.

Gnade ſei*). Die menſchliche Gerechtigkeit aber erſcheint hart und ſchroff wenn ſie nur Strafen aufſtellt und nicht auch Belohnungen; dieſe aber gelten nur in dem Maaß für vollkommen, als aller Einfluß der Willkühr und der perſönlichen Zuneigung dabei aufgehoben iſt, und ſie einer feſten Regel unterworfen und alſo unter ein Recht gebracht ſind. Daher nur dieſer Aehnlichkeit zu Liebe eine Beſtimmung aufgenommen ſein kann, die anderen kirchlichen Lehrſäzen gradezu widerſpricht. — Hiermit hängt auch zuſammen der Unterſchied, welcher angenommen zu werden pflegt zwiſchen natürlichen göttlichen Strafen und willkührlichen. Denn wenngleich in der bürgerlichen Strafgerechtigkeit, wie ſie vom Richter geübt wird, dieſer Unterſchied nicht ſtattfindet: ſo ſind wir uns doch alle bewußt aus demſelben Princip wie der Richter zu handeln, wenn wir Lob und Tadel, Ehre und Schande und was dem anhängt, austheilen, und ſo bleibt keine andere Erklärung übrig, als daß nicht das ganze Geſchäft ſondern nur ein Theil deſſelben auf die Obrigkeit übertragen ſei, der andere aber in der Maſſe zurükgeblieben, und weil die ſtrafende Thätigkeit der lezteren mit der unwillkührlichen Aeußerung des Gefühls identiſch iſt, nennen wir dieſe die natürliche Strafe, jene aber, weil ſie auf allgemeine vorhergefaßte Beſtimmungen zurükgeht, die willkührliche. In Gott aber kann dieſer Unterſchied gar nicht ſtattfinden, weder wenn man auf die göttliche Thätigkeit ſieht, in der es keinen Gegenſaz des willkührlichen und natürlichen giebt, weil der göttliche Wille überall die Natur, und mit der menſchlichen Natur zugleich auch den Trieb nach geſezlichem Zuſtand conſtituirt, ſo daß auch die geſezlichen Strafen auf die göttliche Cauſalität zurükgeführt, natürliche ſind, nirgends aber ein göttlicher Wille als ſolcher ſich auf ſchon gegebene Naturen definitiv bezieht; noch auch giebt es in Gott einen Unterſchied des willkührlichen und unwillkührlichen in ſeiner Thätigkeit. Und eben ſo wenig findet dieſe Klaſſification göttlicher Strafen ſtatt, wenn man auf den Erfolg ſieht, weil in Beziehung auf Gott nichts ſchon durch die Natur beſtimmt iſt; ja wenn wir auch eben dieſes, daß die Natur von Gott ſo eingerichtet iſt, daß das Uebel gleichſam feſtgehalten wird von dem Böſen, als etwas willkührliches, alſo von dem Totalzuſammenhange trennbares anſehn wollten, würden wir es ſo am wenigſten verſtehen*). Auch nimmt es nicht leicht mit dieſem Unterſchied ein anderes Ende, als daß man die eine Art auf die beſſernde Abzwekkung der Strafe, die andere Art aber — man mildere nur den Ausdruk wie man will, im weſentlichen bleibt es daſſelbe — auf ihre rächende Abzwekkung bezieht. Aber eine göttliche Einſezung von Strafen als Beſſerungsmittel dürfen wir gar nicht zugeben, ſchon deshalb nicht weil ſonſt auf der einen Seite, indem wir ſagen, das Böſe ſei in der menſchlichen Freiheit gegründet, wir doch zugeben, Gott habe die menſchliche Freiheit gewollt; auf der andern aber, wenn wir lehren, Gott wolle den Menſchen durch die Strafe zum guten zurükführen, würden wir behaupten, er habe beſchloſſen, den Menſchen als Naturweſen zu behandeln. Noch weniger aber dürfen wir deshalb göttliche Strafen als Beſſerungsmittel zugeben, weil ſonſt die vollkommenſte Einrichtung der Strafen auch die Stelle der Erlöſung hätte vertreten können. Daß aber, was die rächende Abzwekkung betrifft, keine göttliche Handlungsweiſe darf als Rükwirkung von erlittenen Beleidigungen angeſehen werden, bedarf keines Beweiſes, wie denn auch im N. Teſt. Ausdrükke, wie der Zorn Gottes und ähnliche, wenn ſie nicht gradezu aus dem alten entlehnt ſind, nie dieſe Bedeutung haben.

---

*) 2 Tim. 4, 8. wird zwar die Ertheilung des Lohnes Gott als Richter beigelegt, aber offenbar in dem Sinn des Kampfrichters, welches Bild nicht hieher gehört.

---

*) Noch verworrener und bedenklicher ſcheint es, dieſen Unterſchied auch auf die göttliche Geſezgebung überzutragen, und von natürlichen göttlichen Geſezen, wie das Sittengeſez, zu unterſcheiden die willkührlichen, welches dann grade die geoffenbarten ſind, wie, daß man an Chriſtum glauben ſoll, wodurch dann angedeutet würde, die Erlöſung ſei weniger in das Weſen der Dinge verflochten als das Sittengeſez, alſo zufälliger. Doch findet ſich auch dieſes bei Reinhard.

4) Eine ganz andere Darſtellung göttlicher Gerechtigkeit ſcheint freilich Chriſtus ſelbſt geben zu wollen in dem Gleichniß von den anvertrauten Pfunden. Allein daß dies weniger hieher gehöre, geht auch ſchon daraus hervor, daß darin hauptſächlich vom Belohnen und nur nebenbei gleichſam von Beſtrafen die Rede iſt. Halten wir uns aber zunächſt an das hiehergehörige, ſo ſehen wir auch hier, daß in dem Menſchen ſofern er geſtraft wird, von den ihm für das Himmelreich anvertrauten Kräften nichts zurükbleibt, d. h. daß innerhalb des Himmelreiches keine Strafe ſtattfindet, ſo wenig als darin ein gänzlicher Nichtgebrauch der Kräfte ſtattfinden kann; und da dieſer allein die Vorahndung der Strafe hatte, ſo folgt zugleich, daß jenes fröhliche Wachsthum im Guten, welches hier vorzüglich als Belohnung eines tüchtigen Gebrauches der verliehenen Kräfte dargeſtellt wird, aber auch mehr auf die göttliche Gnade zurükgeführt werden muß, da-

von abhänge, das keine Vorausſezung der Strafe mehr ſtattfinde. Dieſes alles ſtimmt mit den obigen Auseinanderſezungen genau zuſammen, wenngleich offenbar Chriſtus hier nicht zunächſt von dem Geſammtleben der Sünde redet, worauf wir hier den Begriff der Gerechtigkeit beziehen, ſondern von den Verhältniſſen ſeiner Diener zu ihm in dem Gebiet der Erlöſung *) — Wenn aber von allen denen ſowol Reden Chriſti als auch andern Schriftſtellen, welche das jüngſte Gericht und die Wiederkunft Chriſti im Auge haben, hier gar kein Gebrauch gemacht worden iſt: ſo kommt dies daher, weil wir hier den Begriff der göttlichen Gerechtigkeit gründen auf das Bewußtſein der Sünde, wie es ein Beſtandtheil unſeres frommen Bewußtſeins überhaupt iſt **) nicht aber auf ein ſolches Bewußtſein der Sünde, wie wir es gar nicht haben können, nämlich völlig abgeſchnitten von aller Beziehung auf die Erlöſung. Es wird ſich aber weiter unten der Ort finden auch hievon zu handeln und das hier geſagte zu ergänzen.

Zuſaz 1) Viele beſonders neuere Dogmatiker pflegen die göttliche Gerechtigkeit aus der göttlichen Heiligkeit abzuleiten, indem jene bald nur als die Bekanntmachung dieſer bald als eine unmittelbare Folge aus ihr dargeſtellt wird; in beiden Fällen wäre es der Abzwekkung der dogmatiſchen Begriffbildung nicht angemeſſen, beide als verſchiedene Eigenſchaften von einander zu trennen. Das verbindende Glied dabei iſt die Geſezgebung, welche auf der einen Seite als die Grundlage der vergeltenden Gerechtigkeit angeſehen wird, auf der andern Seite als die beſtimmte allgemeine Aeußerung des göttlichen Mißfallens gegen das Böſe erſcheint. Es iſt hier auch dieſe Methode nicht befolgt worden, zunächſt weil die Momente des religiöſen Bewußtſeins, auf welche die eine dieſer beiden Eigenſchaften ſich bezieht, zu ſehr von denen verſchieden ſind, durch welche die andere begründet wird. Denn wir halten unſer Mißfallen am Böſen nur für ganz rein, wenn es von der Vorahndung der Strafe gar nicht afficirt wird; und eben ſo iſt das Bewußtſein der Strafwürdigkeit ſo tief in das Gemeingefühl eingewurzelt, daß die Strafe uns weder überflüſſig noch ungerecht erſcheint, wenn auch unſer perſönliches ſittliches Gefühl über den fraglichen Gegenſtand ſchon vollkommen gereinigt iſt. Eben ſo erſcheinen auch zweitens beide göttliche Handlungsweiſen von einander unabhängig, wenn man darauf achtet, wie ganz anders im Fortgang der Erlöſung das Reſultat der einen und das der andern ſich auflöſt.

---

*) Eben davon ſcheint auch Paulus 2 Cor. 5, 10. zu reden.

**) Von dieſem Gebiet handelt in demſelben Sinn 1 Petr. 3, 9 — 13.

Zuſaz a) Hier iſt auch der Ort wo der göttlichen Barmherzigkeit kann erwähnt werden, welches aber ein Begriff iſt, deſſen Behandlung großen Schwierigkeiten unterliegt. Denn er erſcheint größtentheils als die Grenze der göttlichen Gerechtigkeit, ſo daß, wo die eine aufhört die andere anfängt, und ſo dürfen ſich göttliche Eigenſchaften nicht gegen einander verhalten. Wenn er im gemeinen Leben oft davon gebraucht wird, daß Gott das unangenehme des irdiſchen Zuſtandes in gewiſſen Schranken hält, ſo iſt ſein coordinirter Begriff die Güte, welche dann in die Begünſtigung und Verſtärkung des Angenehmen geſezt wird. Beide Begriffe ſind aber ſo gefaßt nichtig, weil wir beide leidentliche Zuſtände als Chriſten nicht an ſich, ſondern nur ſofern ſie Veranlaſſungen zu thätigen Zuſtänden ſind, auf die göttliche Cauſalität beziehen können, wodurch dann ein ganz anderes Maaß als jenes angelegt wird. Wenn man aber als Gegenſtand der göttlichen Barmherzigkeit auch das Uebel ſofern es Strafe iſt, anſieht: ſo iſt dann der Erlaß oder das Hinausſezen der Strafe Barmherzigkeit, wie das Verhängen derſelben Gerechtigkeit iſt, und die Güte bleibt dann nur ſofern man ihr die Ertheilung des unverdienten Lohnes beilegt, ein der Barmherzigkeit beigeordneter Begriff. Aber indem aller Erlaß der Strafe auf die Erlöſung bezogen wird, und hier auch wie oben erwähnt als Gerechtigkeit erſcheint: ſo behalten wir in dieſem Sinn für den Begriff der Barmherzigkeit keinen Raum. Es bleibt daher faſt nur übrig anzunehmen die Entſtehung des Begriffs al dieſe, daß ſowol der Leidenſchaftlichkeit und Perſönlichkeit, welche wir ſo oft der menſchlichen Gerechtigkeit beigemiſcht finden, als auch der ſinnlichen Furcht vor dem unangenehmen, welche ſo oft das Gefühl der Strafwürdigkeit verunreinigt, die göttliche Gerechtigkeit als gelinde erſcheint und deshalb Barmherzigkeit genannt wird *). Woraus ſchon hervorgeht, daß dieſer Begriff mehr für den dichteriſchen und redneriſchen Gebrauch iſt als für den dogmatiſchen, wie auch das pathematiſche was ſich ſchwer davon trennen läßt zur genüge beweiſet, daß aber der dogmatiſchen Kritik obliegt darüber zu wachen, daß er ſich nicht in einen Gegenſaz mit dem gereinigten Begriff der göttlichen Gerechtigkeit verliere.

Zuſaz 3) Erſt nachdem wir auch dieſe Begriffe zuſammengeſtellt und uns überzeugt haben, daß Gerechtigkeit und Barmherzigkeit einander nicht begrenzen können, ſondern die Barmherzigkeit Gottes recht verſtanden nichts anders iſt als ſeine Gerechtigkeit nur von einer andern Seite angeſehen, können wir noch hinzufügen, daß demnach die göttliche Gerechtigkeit unendlich iſt, auf der einen Seite allgegenwärtig, wenn wir nur die Gegenſtände derſelben unter der Form des Geſammtlebens ins Auge faſſen, auf der andern Seite allmächtig, weil die ganze Weltordnung zur Offenbarung derſelben ausgeprägt iſt, woher ihr denn auch zukommt ewig zu ſein und allwiſſend. — Das Bewußtſein der Strafwürdigkeit aber, worin ſich dieſe göttliche Eigenſchaft offenbart, kann von der göttlichen Allmacht nur geordnet ſein in Bezug auf die Erlöſung. Denn gäbe es für uns gar keine Hofnung das Gottesbewußtſein kräftig zu machen, ſo könnte ſich die Allmacht nur an uns offenbaren in der möglichſt ungeſtörten Befriedigung des ſinnlichen Selbſtbewußtſeins durch welches ſich nur anſpruchsloſe rein theoretiſche Ahnung des Gottesbewußtſein durchziehn dürfte. Sollten wir uns aber ſelbſt erlöſen, ſo könnte ſich die Allmacht nur offenbaren in uns, indem ſie einen Zuſtand in uns begründete, der eben ſo wenig ein Bewußtſein der Strafwürdigkeit als ein Mißfallen am Böſen in ſich enthalten könnte.

---

*) In dieſem Sinne iſt auch der Gebrauch den Luk. 6, 36. Chriſtus davon macht zu verſtehen.

Zweite Seite.

Entwiklung des Bewußtſeins der Gnade.

107.

Alle im Leben des Chriſten vorkommende Annäherung an den Zuſtand der Seligkeit, iſt in ſeinem Selbſtbewußtſein als eine göttlich bewirkte in einem neuen Geſammtleben begründete Aufhebung der in dem Geſammtleben der Sünde entwikkelten Unſeligkeit vorgeſtellt.

Anm. a. Der Ausdruk *im Leben* ſoll andeuten, daß dieſe Annäherungen in allen Arten von Zuſtänden ſind und eben ſo gut in den eigentlich handelnden und in den denkenden als in den unmittelbar andächtig betrachtenden; ja ſie ſind in den lezten nur in dem Maaß, als ſie in einen von jenen beiden übergehen, denn darin erſt wird uns das Bewußtſein von der Kräftigkeit des wiederhergeſtellten Gottesbewußtſeins. Aber eben ſo gewiß ſind ſie in jenen beiden nur, ſofern ihnen das lebendig wiedererwachte Gottesbewußtſein zum Grunde liegt; denn ohne dieſes kann der Fromme keine Annäherung an Seligkeit erkennen.

b. Wenn wir aber ſagen dieſe Annäherung werde in dem Chriſtenthum nur als Aufhebung der Unſeligkeit vorgeſtellt: ſo giebt das freilich den Schein, als ob alles, was uns in dieſem Leben erreichbar ſei, noch nicht einmal der Nullpunkt der Unſeligkeit ſei, und erſt jenſeit deſſelben die Seligkeit anfangen könne. Welches auch allerdings die Meinung derjenigen Chriſten iſt, welche auch in dem Zuſtande der Erlöſung die

Erde am liebſten als ein Jammerthal anſehn. Allein dieſe einſeitige Vorſtellung ſoll hiedurch nicht begünſtiget werden, indem ja das die Unſeligkeit aufhebende nichts anders iſt als die in dem Menſchen ſelbſt werdende Seligkeit. Sondern nur die unvermeidliche Beziehung der lezteren auf die erſtere ſoll hier ausgedrükt werden, ohne welche nicht auch die höchſte göttliche Gnade doch unter den Begriff der Erlöſung mit befaßt werden könnte. Sofern alſo jeder ſich ſelbſt noch als denſelben ſezt der er in dem Geſammtleben der Sünde war, kann er das was in ihm geſchieht, das Reſultat des Prozeſſes, nur als Aufhebung der Unſeligkeit, d. h. des Gefühles der Schuld und der Strafwürdigkeit anſehn, und nur ſofern als er ein Anderer geworden iſt, d. h. nur als ſelbſtthätiges Glied des neuen Geſammtlebens, und in dem Bewußtſein an dem Erlöſungsproceß ſelbſt theilzunehmen, wird er ſich Seligkeit zuſchreiben.

1) Der Saz ſelbſt ſpricht noch nicht das eigenthümliche der chriſtlichen Frömmigkeit vollkommen aus, ſondern bereitet den vollſtändigen Ausdruk nur vor, jedoch ſo, daß alles folgende ſchon als eine weitere Entwiklung unſeres Sazes wird angeſehen werden können: ſofern wir nämlich hier ſchon mitdenken, daß das neue Geſammtleben, in welchem die Annäherung zur Seligkeit ihren Grund hat, auf Chriſtum als ſeinen Anfänger zurükgeht. Unſer Saz aber ſchließt ſich zunächſt an die vorangegangene im weſentlichen für alle teleologiſche Religionsformen gleiche Entwiklung des Bewußtſeins der Sünde, und kann alſo inſofern auch noch allen gemein ſein, als ſie nur überhaupt die Idee eines religiöſen Geſammtlebens in ſich aufnehmen können.

2) Indem aber anſtatt gleich zu ſagen, daß die Umänderung des Zuſtandes auf den Erlöſer zurükgeht, ſie auf ein Geſammtleben zurükgeführt, und dieſes noch eher ausgeſprochen wird als jenes: ſo ſcheint ſchon

dadurch alles ſeparatiſtiſche, welches kein Geſammtleben zwiſchen den Erlöſer und den Einzelnen ſtellen will, aus dem Gebiet des chriſtlichen ausgeſchloſſen, und dieſe Abweichung eben ſo ſtreng wie die als Grenzpunkte bezeichneten Häreſien behandelt zu werden. Dieſes würde auch vollkommen richtig ſein, wenn der Separatismus jemals conſequent und ſich ſelbſt völlig treu ſein könnte; denn alle rein ſeparatiſtiſche Frömmigkeit iſt wahrhaft unchriſtlich, und wenn ſie noch ſo ſehr auf Chriſtum zurükgeht, weil dieſer nur als Stifter eines Geſammtlebens iſt was er iſt. Aber es giebt keinen reinen Separatismus; denn auf der einen Seite iſt der Anfang des höheren Lebens, wieviel auch von unmittelbarer Erleuchtung mag gerühmt werden, doch nur aus dem chriſtlichen Geſammtleben her; und auf der andern Seite, wenn ſich der einſame Fromme im Gegenſaz gegen die beſtehende Gemeinſchaft recht befeſtiget, verlangt ihn doch ſelbſt nach der Gemeinſchaft mit ſolchen, welche in dieſem Gegenſaz mit ihm zuſammenhalten zum deutlichen Beweis, daß dieſer Gegenſaz nicht gegen die Idee der frommen Gemeinſchaft überhaupt geſtellt ſei, und daß alſo auch in Chriſten von dieſer Denkungsart das Princip des Geſammtlebens wirkſam ſei. Dieſe doppelte Inconſequenz nun rettet den Separatismus, ſoweit nämlich daß er nur als eine krankhafte jedoch heilbare Anlage erſcheint, beſſer als etwa der Ausweg, daß doch auch bei der vollkomnen ſeparatiſtiſchen Denkungsart ein gemeinſames Leben zwiſchen dem Erlöſer und jedem Einzelnen vorausgeſezt werde, ihn rechtfertigen kann.

3) Wenn nun aber unſer Saz, ſobald wir von dem abſehen, was doch eigentlich nur leiſe in ihm angedeutet iſt, auch außerhalb des Chriſtenthumes aner-

kannt werden kann: ſo entſteht uns natürlich auch hier die Frage, in wiefern wir fromme Regungen außerhalb des Chriſtenthums, die übrigens ſeinen Forderungen entſprechen, auch für göttlich gewirkt anerzukennen haben? In der Einleitung freilich haben wir ſie ſchon allgemein bejahend beantwortet, dort aber aus einem anderen Standpunkt. Offenbar aber führen auch unſere bisherige Betrachtungen keine andere als bejahende Antwort herbei. Denn wo die Unſeligkeit des Menſchen in dem Zuſtande der Sündhaftigkeit anerkannt wird, da iſt Wahrheit; und wo damit fromme Regungen verbunden ſind, welche eine Annäherung an die Seligkeit enthalten, und mit einem, zumal auf eine geglaubte Offenbarung gegründeten, Geſammtleben zuſammenhängen, da haben wir keine Urſache dieſe nicht auch für wahr zu halten. Sie können aber in Verbindung mit jenem Anerkenntniß nicht anders vorgeſtellt werden, als daß ſie göttlich gewirkt ſind; und ſo kommen wir alſo auch hier darauf zurük, eine auch außerhalb des Chriſtenthums verbreitete göttliche Wirkſamkeit anzunehmen; und wird ſie ſo abgeleitet, ſo iſt auch kein Grund ſie nur auf das Judenthum einzuſchränken. Wie denn dieſes wol mit dazu gehört, daß Gott ſich auch den Heiden nicht unbezeugt gelaſſen; und wir werden von jedem ſo begründeten Geſammtleben daſſelbe ſagen können, was Paulus von dem Judenthum ſagt, daß dadurch das Volk zuſammengehalten und vorbereitet worden auf Chriſtum. Denn iſt auch in jeder religiöſen Gemeinſchaft göttliche Einwirkung, ſo iſt ſie doch auf der einen Seite nur herzuleiten aus der erſten unvollkomnen göttlichen Mittheilung an die menſchliche Natur, auf der andern Seite müſſen wir ſie für beſtimmt halten durch die zweite vollkommne ergänzt zu werden.

108.

In dieſem Bewußtſein des Chriſten iſt zugleich enthalten, daß die mit dem natürlichen Zuſtande verbundene Unſeligkeit weder durch die Anerkennung, daß die Sünde unvermeidlich ſei, noch durch die Vorausſezung, daß ſie nach Ablauf einer unendlichen Zeit verſchwinden werde, von uns können hinweggenommen werden.

1) Wenn der Menſch ſich ſeiner ſelbſt als eines unvollkomnen Weſens bewußt iſt: ſo liegt darin nothwendig dieſes, daß die Sünde für ihn, ſo lange er ein ſolches iſt, unvermeidlich bleibe; und dieſes Bewußtſein eignet allerdings dem Chriſten auch, denn er weiß, daß es nicht etwa von ihm abhinge auch unſündlich zu ſein. Eben ſo wenn der Menſch ſich ſein ſelbſt als eines fortſchreitenden und in der Entwiklung begriffenen Weſens bewußt iſt: ſo liegt darin allerdings dieſes, daß wenn die Kraft des Gottesbewußtſeins fortſchreitet, das Böſe als bloße Verneinung allmählig dagegen verſchwinden müſſe; und auch dieſes Bewußtſein iſt in den frommen Gemüthszuſtänden des Chriſten, eben ſo gewiß als er ſich des Gottesbewußtſeins als eines ſtärker gewordenen bewußt iſt. Allein beide Momente gehören nur zum Bewußtſein der Sünde, und nicht zur aufgehobenen Unſeligkeit. Denn ſich des Verſchwindens der Sünde als eines künftigen bewußt ſein, heißt nichts anders als die Sünde als ein gegenwärtiges haben; und eben ſo iſt auch das erſte ein Be-

wußtſein ihrer Gewalt in uns, welches zugleich das Bewußtſein der Erlöſungsbedürftigkeit iſt *), in welchem alſo nicht die Beruhigung ſelbſt iſt. Iſt daher in dem Bewußtſein des Chriſten Luſt alſo aufgehobene Unſeligkeit: ſo muß dieſe anderwärtsher ſein. Denn ſollte in jenen Momenten zugleich die Aufhebung der Unſeligkeit liegen, ſo müßte auf eine beſondere Weiſe begründet ſein, daß das Bewußtſein der Sünde, welches einerlei iſt mit dem der Schuld und der Strafwürdigkeit, durch ſich ſelbſt aufgehoben werden könne.

2) Hat aber nun der Menſch keinen Glauben an einen andern menſchlichen Zuſtand als den jener Unvollkommenheit, in welchem nur ſoviel göttliche Mittheilung iſt, um die Erkenntniß der Sünden hervorzubringen **): wie will er anders zu einer Aufhebung der mit dieſer Erkenntniß verbundenen Unſeligkeit ***) gelangen, als wenn er es dahin bringt ſich ſelbſt bei dieſer Unvermeidlichkeit zu beruhigen, indem er ſie mit ſeinem Gottesbewußtſein vereinigt? Dieſes nun läßt ſich wol auf keine andere Weiſe zu Stande bringen als durch die Annahme, daß von Gott weder Schuld noch Strafe für die Sünde geordnet ſein könne, eben weil ſie unvermeidlich ſei. Der Chriſt aber kann eine ſolche Annahme nicht als ein göttlich gewirktes Bewußtſein anerkennen, nachdem ihm ſchon die Vorſtellungen der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit, in welchen eben Schuld und Strafe geſezt ſind, als ein in Bezug auf die Erlöſung göttlich gewirktes geworden ſind. Sondern er kann dies nur für ein menſchlich aus dem Zuſtand der Sündhaftigkeit heraus hervor-

---

*) Röm. 7, 22 — 24.

**) Röm. 3, 19. 20.

***) Röm. 3, 23.

gebrachtes Bewußtſein halten, alſo auch das damit verbundene Hintanſtellen der Sünde nicht als eine göttliche Vergebung ſondern als ein Selbſtvergeben, welches offenbar ſelbſt wieder der göttlichen Vergebung bedarf. Daſſelbe aber iſt der Fall, wenn es von dem entgegengeſezten Ende angefangen wird, und der Menſch ſich über das jezige vermittelſt des künftigen für ihn außer aller Zeit liegenden beruhigen will, welches nur durch die Annahme geſchehen kann, daß deshalb, weil das jezige ſchon den Keim zu dieſem künftigen in ſich enthalte, Gott für daſſelbe nicht könne Schuld und Strafe geordnet haben. Denn auch dieſes kann der Chriſt nicht für ein göttlich bewirktes Bewußtſein anſehen, nicht nur weil Gott die zeitliche Form des Daſeins, in welcher jeziges und künftiges geſchieden ſind, für uns geordnet hat, nicht aber ein Hinausgehn über dieſe Form; ſondern auch vornemlich deshalb, weil durch die göttliche Heiligkeit und Gerechtigkeit auch das Gewiſſen, und die Strafwürdigkeit mit ihm, in einer fortſchreitenden Entwiklung geſezt iſt, ſo daß je mehr die Sünde abnimmt um deſto mehr das Gefühl für dieſelbe ſich ſchärft, alſo das jezige unvollkomne nicht an und für ſich den Keim eines küpftigen vollkomnen enthält, alſo auch dieſe Ergänzung etwas willkührliches und mit jenen göttlichen Eigenſchaften, wie ſie chriſtlich vorgeſtellt werden, ſtreitendes iſt.

3) In jener ſelbſtgemachten Beruhigung nun ergänzen ſich gewöhnlich dieſe beiden Momente, und werden zuſammengefaßt, indem es um ſo leichter ſcheint, ſich bei der Unvermeidlichkeit der Sünde zu beruhigen, je gewiſſer es iſt, daß ſie nach unendlicher Zeit verſchwinden werde; und deſto leichter ſich dabei zu beruhigen, daß dies nicht früher geſchehe, je gewiſſer die

zeit-

zeitliche Unvermeidlichkeit der Sünde iſt. Dem Chriſten aber gehört beides nur zum Bewußtſein der Sünde und kann einander alſo auch nur ergänzen um dieſes zu vollenden, keinesweges aber um eine Annäherung an die Seligkeit hervorzubringen durch Aufhebung der Unſeligkeit, welche Aufhebung ihm alſo anderwärts herkommen muß. — Wenn aber doch auch innerhalb des Chriſtenthums die Lehre von der Sündenvergebung nicht ſelten ſo aufgefaßt und vorgetragen wird: ſo iſt dies kaum anders zu erklären, als eines Theils daraus, daß eine unchriſtliche Anſicht einen Schein des chriſtlichen gewinnen kann, indem ſie dasjenige unter einander vermiſcht, was dem Chriſtenthum auf entgegengeſezte Weiſe entgegengeſezt iſt, und ein ſolches Reſultat iſt natürlich ſeinem Weſen nach unchriſtlich. Andern Theils aber kann auch wol mancher chriſtlich geſinnte die Schwierigkeit das eigenthümlich chriſtliche an und für ſich darzuſtellen eben dadurch umgehen wollen, daß er nur ſagt, für den Chriſten ſei nun die Beruhigung in und mit jenen beiden Momenten des Bewußtſeins der Sünde geſezt, ohne zu ſagen oder auch ſich ſelbſt zum klaren Bewußtſein darüber gebracht zu haben, wie beides in und mit einander geſezt ſei. Darum iſt über ſolche Ausdrükke nicht zu richten, weil eben ſo leicht wahrhaft chriſtliches dahinter verborgen ſein kann, als auch vielleicht unchriſtliches ſich dadurch zu Tage giebt; ſondern nur was weiter damit zuſammenhängt, kann die Entſcheidung angeben. — Unter dem auf entgegengeſezte Weiſe dem Chriſtenthum entgegengeſezten, kann aber hier nichts anders verſtanden ſein als das manichäiſche und pelagianiſche. Denn die Unvermeidlichkeit der Sünde für ſich, abgeſehen von der Ausſicht, daß ſie im Unendlichen verſchwinde, geht zurük auf die Vorſtellung von der Selbſtſtändigkeit des Böſen, welche dem Manichäiſchen zum Grunde liegt, und das Verſchwinden der Sünde erſt im unendlichen abgeſehen von der Unvermeidlichkeit derſelben iſt die ſchwankende Vorſtellung von Unvollkommenheit, welche dem Pelagianismus zum Grunde liegt.

109.

Die aufgehobene Unſeligkeit iſt in dem Bewußtſein des Chriſten zurükgeführt auf die in Chriſto wirklich vorhandene und von ihm mitgetheilte reine Unſündlichkeit und höchſte Vollkommenheit.

1) Auch in ſolchen Glaubensweiſen, welche keinen Erlöſer anerkennen, finden wir doch faſt überall Zeichen, welche das Ungenügende der eben dargeſtellten Beruhigung verrathen. Wir können ſie in zwei Klaſſen bringen, Opfer und Reinigungen auf der einen Seite, Kaſteiungen und Uebungen auf der andern. Beide ſind offenbar Beſtrebungen zu der Unvollkommenheit und Sündlichkeit jedes Einzelnen und jeder natürlichen Geſammtheit eine Ergänzung zu finden. Denn allen heiligen Gebräuchen der erſten Klaſſe, wie ſie denn ſämmtlich ihrem Weſen nach ſymboliſch ſind, liegen, ſo weit ſie irgend hieher gehören, denn viele Arten der Opfer z. B. beziehen ſich gar nicht auf das Böſe, nur die verworrenſten Vorſtellungen zum Grunde, wenn man ſie nicht darauf zurükführt, was auch gewiß der Gehalt aller wahrhaft frommen Erregungen dabei geweſen iſt, daß die Anerkennung der Schuld und Strafwürdigkeit und die Aeußerung des Wunſches der Sünde entledigt zu werden ein Erſaz ſein ſoll für

das Fortbeſtehen der Sünde, indem die Unwillkührlichkeit deſſelben dadurch an den Tag gelegt wird. Allein wenn doch das ſtehen bleibt, was das Weſen aller teleologiſchen Glaubensweiſen ausmacht, daß die Unwirkſamkeit des Gottesbewußtſeins That iſt; ſo iſt wol offenbar, daß durch die periodiſch wiederkehrende Anerkennung der Strafbarkeit keinesweges die Unſeligkeit der immer wiederkehrenden Sünde hinweggenommen werden kann, ſondern nur vermehrt durch das Gefühl des Widerſpruchs, und daß alſo alle Gebräuche dieſer Art nur dienen zum Zeugniß über den Menſchen. Was aber die Selbſtpeinigungen und willkührlichen Uebungen betrifft, bei denen der reale Gehalt hervortritt und das ſymboliſche ſich verbirgt, ſo iſt ihre Abweiſung die, daß, indem eine Herrſchaft des Geiſtes über das Fleiſch dargelegt wird in ſolchen Handlungen, wozu die Aufgabe nicht im Verlauf des Lebens von ſelbſt entſteht, man dieſes dadurch gut machen will, daß im Verlauf des Lebens ſelbſt dieſe Herrſchaft ſich immer unvollkommen und zu dem jedesmaligen Zwek ungenügend beweiſet. Allein es iſt offenbar, daß für die Herrſchaft des Geiſtes über das Fleiſch ſich in jedem Augenblik aus den Bedürfniſſen des gemeinſamen Lebens eine Aufgabe entwikkeln muß, die uns unter dem Titel der Pflicht in Anſpruch nimmt, und daß alſo jene willkührlichen Handlungen indem ſie Zeit erfodern, eine Lükke in der Pflichterfüllung hervorbringen, und alſo gleichfalls die Unſeligkeit vermehren, indem ſie ſie aufheben wollen, und zwar um deſto mehr da ſie ein Zeugniß davon ablegen, mit welcher Kraft das geforderte hätte ausgeführt werden können. Außerdem aber trifft noch beide der Verdacht, daß Handlungen, welche lediglich unternommen werden, um die Unſeligkeit abzuthun, welche aber zur Verminderung der Macht der Sünde nichts beitragen können, auch nicht ganz reinen Urſprungs ſind, ſondern ſich an die göttliche Gerechtigkeit wenden möchten, getrennt von der göttlichen Heiligkeit, und daß ſie alſo mehr aus der Furcht vor dem Uebelbefinden herrühren als aus dem Mißfallen an dem Böſen. Wie aber der chriſtliche Glaube die Nichtigkeit aller dieſer Methoden zur wahren Beruhigung des Menſchen ausſagt: ſo iſt auf der andern Seite nicht zu läugnen, ſofern in allen Glaubensgeſtalten dem Judenthum und dem Heidenthum deren Hauptkörper ſolche Handlungen ausmachen, ohnerachtet derſelben eine unbefriedigte Sehnſucht zurückbleibt, welche alſo auch eine Ahndung ſein muß von einer ſolchen Befriedigung jenes Bedürfniſſes, in welcher das Weſen wäre ſtatt des Schattens *), inſofern drücken ſie eine Verwandſchaft mit dem Chriſtenthum und eine Annäherung an daſſelbe aus, und zeigen wie die menſchliche Natur auf ihrer niederen Entwiklungsſtufe ſich der höheren göttlichen Mittheilung in Chriſto verlangend aufthut. Und hierauf beruht zugleich die oben ſchon anerkannte Berechtigung des Chriſtenthums alle jene Glaubensarten, nach der Ordnung wie jene Sehnſucht in ihnen hervortritt und wie es ſich ihnen verſtändlich und erreichbar machen kann, in ſich aufzunehmen.

2) Daß es nun von dem im vorigen §. dargelegten Bewußtſein aus, eben weil Opfer und Uebungen nur Uebergangspunkte ſein können, keinen andern Ausweg giebt, als ein wirkliches Hinweggenommenwerden der Sünde durch mitgetheilte Unſündlichkeit;

---

*) Hebr. 10, 1 — 3.

dies darzulegen, gehört eben ſo wenig hieher als etwa beweiſen zu wollen, daß und warum grade Jeſus von Nazareth derjenige iſt, in welchem die neue Entwiklungsſtufe der Menſchheit begründet iſt, und welcher die mitzutheilende Unſündlichkeit beſizt, ſondern dieſes beides gehört nach meiner Anſicht in die chriſtliche Apologetik *). Denn die chriſtliche Glaubenslehre iſt nicht für diejenigen, welche den Glauben nicht haben, um ihn ihnen annehmlich zu machen, ſondern nur für diejenigen, welche ihn haben, um ſich über ſeinen Inhalt, nicht über ſeine Gründe, zu verſtändigen, und ihn zu verfolgen, wie ſein inneres Weſen in der Geſtalt der Lehre heraustritt. In dieſen Grenzen bleibt daher auch die folgende Darſtellung eingeſchloſſen **). Inſofern alſo iſt es wahr, daß der Glaube ſchlechthin anfängt durch die unmittelbare Kraft, die ſein Gegenſtand ausübt; und unſer Glaube müßte ganz anderer Art ſein als der urſprüngliche, wenn er ſollte bewieſen werden können. Denn auch die Beweiſe, deren ſich die Apoſtel ſelbſt bedienten aus den Weiſſagungen, ſollten und konnten nicht den Glauben hervorbringen, da kein Apoſtel auf dieſem Wege gläubig geworden iſt, ſondern nur den lebendig und unmittelbar entſtehenden Glauben in Einklang bringen mit den früheren frommen Eindrükken; und ſo ſind ſie mehr Beweiſe für die Würde der Propheten und für das Verhältniß des Judenthums zum Chriſtenthum als für die Erlöſerwürde Chriſti. — Wenn alſo wegen dieſer eingeſtandenen Unbeweisbarkeit des Glaubens, denn auch der Apologetik wollen wir einen eigentlichen Beweis nicht zuſchieben, behauptet werden will, der Glaube habe willkührlich einen Menſchen zum Sohne Gottes erhoben: ſo iſt hier um ſo weniger der Ort dieſes zu widerlegen, da es ſich für den Gläubigen von ſelbſt findet, daß er ſich nirgends weniger als im Werden des Glaubens der Willkühr bewußt iſt; und wir können uns gern gefallen laſſen, daß jeder dies behaupte in demſelben Sinn, in welchem er zu behaupten wagt, daß die Weltgeſchichte ein Erzeugniß menſchlicher Willkühr iſt.

---

*) S. Kurze Darſt. S. 15 — 17.

**) S. §. 11, 5.

3) Wie nun nur dieſer Glaube an Einen wahrhaft unſündlichen und ſchlechthin vollkommnen — was aber hierin noch weiter liegt, wird unten entwikkelt werden — der Glaube an einen Erlöſer iſt: ſo kann auch die Erlöſung, wenn doch der alte ſymboliſche Weg unzureichend iſt, nur in der wirklichen Mittheilung der Unſündlichkeit und Vollkommenheit beſtehen. Dieſe iſt aber offenbar bedingt durch ein gemeinſames Leben, in welchem der Unſündliche und Vollkomne das innerſte Princip iſt, und in einer organiſchen Vereinigung allen ſein Weſen eben ſo mittheilt, wie alles was in der menſchlichen Natur thieriſch iſt, doch in ihr kein Leben für ſich hat, ſondern vermittelſt des im inneren waltenden Geiſtes, von dem alle Thätigkeit ausgeht, auch alles Antheil hat an der menſchlichen Vernünftigkeit. Und ſo iſt wie das Beſtehen und die Fortpflanzung der allgemeinen Sündhaftigkeit, ſo auch das Beſtehen und die Verbreitung der wiederhergeſtellten Kraft des Gottesbewußtſeins nur zu verſtehen in einem Geſammtleben, in deren lezterem nicht die Sünde ſich erzeugt, ſondern die Gnade, und worin eben dadurch die Sünde verſchwindet und die mitgetheilte Unſündlichkeit ſich verbreitet und fortpflanzt. Da jedoch dieſes Geſammt-

leben nur ein geiſtiges iſt, und alſo die Einzelnen nur Antheil daran erhalten können, nachdem ſie ſchon in die Naturgemeinſchaft der Sünde eingetreten ſind: ſo iſt allerdings auch in jenem Geſammtleben noch, wie auch die obigen Ausſagen des frommen Bewußtſeins es zugeben, die Sünde, aber nicht nur iſt in demſelben die lebendigfortwirkende Unſündlichkeit als ein real die Sünde aufhebendes Princip geſezt; ſondern auch in der ſich mittheilenden abſoluten Vollkommenheit iſt eine wirkliche Aufhebung der Unſeligkeit, da in dem Unſündlichen und Vollkomnen nothwendig die Seligkeit ſein muß. — Da nun aber mit der Sünde auch das Uebel zuſammenhängt, ſo muß in dieſem Geſammtleben auch mit der Sünde zugleich das Uebel, welches ebenfalls aus der Naturgemeinſchaft der Sünde mit hineinkommt, allmählig verſchwinden, und die aufgehobene Unſeligkeit ſchließt auch in ſich, daß der Zuſammenhang zwiſchen dem Uebel und der Sünde d. h. die Strafe aufgehoben ſei, welches man vorzüglich durch den Ausdruk Verſöhnung zu bezeichnen pflegt.

4) Die Erſcheinung eines ſolchen Erlöſers kann nicht aus dem beſtehenden geſchichtlichen Zuſammenleben der Menſchen begriffen werden, in welchem ſich auf natürliche Weiſe, die Sünde fortpflanzt; ſie iſt daher auch nicht auf den uns wirklich gegebenen Naturzuſammenhang zurükzuführen, ſondern als Anfang eines neuen geiſtigen Naturganzen kann ſie nur auf die göttliche Urſächlichkeit zurükgeführt werden, und fällt daher ganz unter den Begriff des Wunders*). So auch wenn ein Einzelner ein ſelbſtthätiges Glied dieſes neuen Geſammtlebens wird, iſt dies in Bezug

---

*) Vergl. §. 20.

auf dieſes Geſammtleben ſelbſt zwar kein Wunder mehr, denn es iſt ſeiner Natur gemäß dieſe Wirkung auszuüben, aber weder aus dem Leben des Einzelnen ſelbſt noch aus dem Geſammtleben der Sünde, welchem er angehörte, kann es begriffen werden und in dieſer Beziehung d. h. für ſein eignes Selbſtbewußtſein iſt der Uebergang des Einzelnen aus dem einen Geſammtleben in das andere ein Wunder. Sowol die Sendung des Erlöſers alſo als auch die Verbindung der Einzelnen zur Lebensgemeinſchaft mit ihm iſt auf der einen Seite nur als göttliche Thätigkeit zu ſezen, bei der ſich die menſchliche Natur nur aufnehmend verhält; das Reſultat derſelben aber, oder die erſcheinende Seite jener göttlichen Thätigkeit iſt die höchſte menſchliche Selbſtthätigkeit, indem ein neues thätiges Lebenselement in der menſchlichen Natur und in den Einzelnen aufgeht. Und nur auf dieſe Weiſe iſt das Selbſtbewußtſein des Chriſten vollkommen zu verſtehen, welches auf der einen Seite vermöge ſeiner Eigenthümlichkeit nur die Sünde als die eigne That auffaßt, die Wahrheit des höheren Lebens aber als empfangen, und welches doch auf der andern Seite vermöge des gemeinſamen Charakters aller teleologiſchen Religionsformen jeden Moment des Daſeins nur als Selbſtthätigkeit auffaßt*). — Indem nun alle Momente des Chriſten die mit Gottesbewußtſein erfüllt ſind, dieſem neuen geiſtigen Geſammtleben angehören und auf daſſelbe bezogen werden: ſo ſind auch alle Regungen des abſoluten Abhängigkeitsgefühls, welches im erſten Theil nur unbeſtimmt beſchrieben werden konnte, unter dieſe Geſtalt gebracht, und es giebt im Chriſtenthum kein

---

*) Vergl. §. 16. u. 62.

Bewußtſein der göttlichen Allmacht und Ewigkeit nebſt allen daran hängenden göttlichen Eigenſchaften, als in Bezug auf die Gnade Gottes in Chriſto, und kein anderes Gebiet der göttlichen Macht wird erkannt als das Reich der Gnade.

110.

In demſelben Sinn, in welchem man nicht ſagen kann, daß die Sünde als ſolche von Gott geordnet iſt, kann man auch nicht ſagen, daß die Erlöſung als ſolche von Gott geordnet ſei; ſondern aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet iſt die Erſcheinung Chriſti nichts anders als die vollendete Schöpfung der menſchlichen Natur.

1) Dieſer Saz iſt kein unmittelbarer Ausdruk eines chriſtlichen Bewußtſeins, ſondern er gehört zu den erläuternden combinatoriſchen Säzen *), die ihren Werth nur im Lehrgebäude haben und für daſſelbe, alſo auch gar nicht auf irgend ein anderes Gebiet religiöſer Mittheilung können übertragen werden. Denn in der chriſtlichen frommen Erregung, in welcher Bewußtſein der Sünde und der Gnade überall zuſammen iſt, iſt eben deshalb auch das Nichtſein des Böſen für Gott und das göttliche Geordnetſein deſſelben für uns ungetrennt eines und daſſelbe. Nur die Betrachtung kann das eine von dem andern ſondern, und dann entſteht die Nothwendigkeit die Reſultate der Sonderung wieder aufeinander zu beziehen und miteinander zu verbinden. Und ſo giebt dieſer Saz die Verbindung an zwiſchen dem Gedanken, daß das Böſe in Gott

---

*) S. §. 4. 3.

auch nicht gedacht und alſo auch nichts um ſeinetwillen geordnet ſein kann, mit dem Gedanken, daß wegen der eignen Unfähigkeit des Menſchen die Unſeligkeit der Sünde nur durch göttliches Zuthun von ihm genommen werden kann. Denn ohne die Beziehung, welche uns zum Bewußtſein der Sünde wird, kann das Außereinanderſein des höheren und des niederen Bewußtſeins und das Fürſichſein des lezteren als ein ſolches, welches auf natürliche Art nicht aufgehoben werden kann, nur gedacht werden, wenn durch eine nicht im Naturzuſammenhang begriffene göttliche Cauſalität, welche alſo immer ſchöpferiſch iſt, eine neue Mittheilung des Gottesbewußtſeins an die menſchliche Natur erfolgt, welche ſich zu der erſten verhält wie ein zweiter Moment oder eine höhere Potenz, und dies iſt das in unſerm Saz ausgedrükte. Dieſe neue Mittheilung aber mußte ebenfalls, als für unſer irdiſches Leben geordnet, unter das Geſez der geſchichtlichen Entwiklung geſtellt ſein, alſo ein von einem Anfangspunkt aus ſich weiter verbreitendes, ſo daß alles in dem vorigen §. auseinandergeſezte auch aus dieſer Form kann abgeleitet werden, unter welcher daher die geiſtige Schöpfung des Menſchengeſchlechtes ähnlich der materiellen Schöpfung der Körperwelt periodiſch erſcheint, und zwar eben ſo, daß daſſelbe, was man auf der einen Seite als erſte und zweite Schöpfung anſieht, auch dargeſtellt werden kann in dem Verhältniß von Schöpfung und Erhaltung. Denn man kann ſagen, wenngleich bei der erſten Schöpfung des Menſchengeſchlechtes nur der unvollkomne Zuſtand der menſchlichen Natur zur Erſcheinung gekommen: ſo ſie doch auf zeitloſe Weiſe das Erſcheinen des Erlöſers derſelben ſchon eingepflanzt geweſen *). Nur daß dieſes für uns nie zur Naturanſchauung kommen kann, ſondern nur als Vorausſezung aufgeſtellt werden darf.

2) Wenn nun aber für die eigentlich kirchliche Lehre nur dieſes, daß Chriſtus als der Erlöſer von der Gewalt und Unſeligkeit der Sünde gekommen iſt, der einzig richtige Ausdruk bleibt, weil unſer frommes Selbſtbewußtſein unter Unfähigkeit und göttliche Hülfe oder unter Sünde und Gnade immer befaßt bleibt, und der hier aufgeſtellte Ausdruk niemals als Analyſe eines unmittelbaren Selbſtbewußtſeins kann dargeſtellt werden: ſo iſt doch auch dieſes keinesweges willkührlich, ſondern in genauer Zuſammenſtimmung mit früheren Säzen gleicher Geltung. Denn die Formel, daß die Offenbarung Gottes in Chriſto nichts ſchlechthin übernatürliches ſei **), läßt ſich nur hiedurch völlig realiſiren, ohne daß die dem Erlöſer nothwendig beizulegende eigenthümliche Würde darunter leide. Hat nun hierin unſer Saz ſeinen nothwendigen Stüzpunkt im Zuſammenhang des Ganzen: ſo gewinnt er auch noch dadurch eine beſondere Haltung, daß durch ihn anſchaulich wird, wie der göttliche Rathſchluß der Schöpfung und der der Erlöſung in ſeinem ganzen Umfang auch inſofern als kein göttlicher Rathſchluß ohne ſeine Erfüllung jemals gedacht werden kann, doch nur einer und derſelbe ſind. Und dies iſt eine unnachläßliche Ordnung für die ſtrengere wiſſenſchaftliche Form der Glaubenslehre, die nur durch unſere Weiſe zu denken uns entſtehende Vielheit göttlicher Rathſchlüſſe auf die Einheit zurükzubringen. — Demnächſt gewährt der Saz uns eine lehrreiche Anſicht davon, wie leicht, wenn dieſe ver-

---

*) S. §. 20, 1.

**) §. 20, 1.

ſchiedenen Geſichtspunkte nicht auseinander gehalten werden, ein Schein des unchriſtlichen entſtehen kann in der Lehre, ohne daß das eigenthümliche der chriſtlichen Geſinnung fehle *). Wenn z. B. einige abweichende chriſtliche Partheien nicht ausſprechen wollen, daß Chriſtus um der Sünde willen gekommen ſei, und die einen den Zwek ſeiner Sendung in die Vollkommenheit der guten Werke ſezen, die andern in die Mittheilung der Unſterblichkeit: ſo kann jene Scheu mehr ſpeculativ ſein, damit im Ausdruk einer göttlichen Abſicht die Beziehung auf die Sünde vermieden werde, weil dieſe dann müßte in Gott gedacht ſein. — Da nun die Formeln ſelbſt im genaueſten Zuſammenhang mit unſerm Saze ſtehen — denn wenn zugegeben wird, daß die Vollkommenheit guter Werke nur durch die Gemeinſchaft mit Chriſto möglich ſei, ſo muß erſt mit ihm die beſſere Entwiklung der Menſchen beginnen; und wenn erſt mit Chriſto die lebendige Kraft des Gottesbewußtſeins angeht, ſo bleibt immer ungewiß ob ohne ihn die einzelne Erſcheinung der menſchlichen Natur den Keim der Unſterblichkeit in ſich trüge — ſo bleibt möglich, daß ein vollkommen chriſtliches Bewußtſein dadurch hat ausgedrükt werden ſollen, nur grade mit Ueberſpringung derjenigen Stuffe, auf welcher ſich die chriſtliche Glaubenslehre ihrem urſprünglichen Zwekke gemäß halten muß, und es kann hierüber nur aus anderweitigen Erklärungen entſchieden werden.

3) Noch eines nun ſchließt ſich aus unſerm Saz unmittelbar auf, was immer ein wichtiger Gegenſtand für die chriſtliche Betrachtung iſt, aber nicht unmittelbar und vor der Betrachtung ſich im Gefühl ausſpre-

---

*) S. §. 30. Zuſaz.

chen kann, nämlich die Beziehung Chriſti auf die, welche vor ſeiner Erſcheinung gelebt haben, oder welche räumlich von dem durch ihn beſeelten Geſammtleben getrennt ſind. Wenn nämlich der erſte und zweite Schöpfungsmoment in Einem göttlichen Rathſchluß verbunden ſind, und der erſte in Gott gar nicht an und für ſich ſondern nur mit ſeiner Beziehung auf den zweiten geſezt iſt: ſo muß offenbar daſſelbe auch gelten von allem was mit dem erſten und durch ihn geſezt iſt und mit ihm einen und denſelben Naturzuſammenhang bildet; ſo daß in Gottes ordnender Anſchauung alles menſchliche, das der erſten Weltzeit angehört, einen Antheil haben muß an der Beziehung auf den Erlöſer, woraus denn auch die in dem religiöſen Bewußtſein ſelbſt ſich manifeſtirende Vorausſezung, daß dieſe Beziehung auch an einzelnen Punkten beſonders heraustrete zu erklären iſt, welche Vorausſezung nämlich dem Aufſuchen von Vorbildern und Weiſſagungen zum Grunde liegt.

111.

Die Lehrſäze, welche das hier allgemein angegebene nach den drei §. 34. aufgeführten Darſtellungsweiſen entwikkeln, vollenden die chriſtliche Glaubenslehre, ſofern ſie die Darlegung des unmittelbaren frommen Bewußtſeins enthält.

1) Daß mit den Begriffen göttlicher Eigenſchaften, welche ſich hier ergeben werden, die ganze Lehre von Gott vollendet ſein muß, ſoweit ſie unter dieſer Form vorgetragen werden kann, verſteht ſich ohne weiteres, wenn nämlich der Schematismus richtig iſt, den wir für dieſen Theil der Darſtellung entworfen haben.

Denn die unbeſtimmte Vorſtellung der ewigen Allmacht Gottes muß hier ihre volle Beſtimmung erhalten, indem in unſerm unmittelbaren Bewußtſein Gottes, woher hier alles genommen werden muß, nichts weiter enthalten ſein kann, als was hier entwikkelt wird. Wenn nun dennoch auch hier viele göttliche Eigenſchaften nicht vorkommen werden, welche ſonſt in der Glaubenslehre aufgeführt zu werden pflegen: ſo ſind es theils ſolche die in den hier aufgeführten ſchon mit enthalten ſind nach der Analogie mehrerer bisher beiläufig erwähnten, theils ſolche, welche vielleicht der ſpeculativen Theologie angehören, in dem frommen Selbſtbewußtſein aber keinen Repräſentanten haben; und indem dieſe ganz übergangen werden, wird beabſichtigt die Trennung der chriſtlichen Glaubenslehre von der Speculation einen Schritt weiter zu führen. Aber es könnte jemand einwenden, der Inbegriff göttlicher Eigenſchaften, wenngleich richtig gefaßt, ſei noch nicht die ganze chriſtliche Gotteslehre, ſondern es gehöre dahin auch noch der Inbegriff der göttlichen Rathſchlüſſe, und da für dieſe gar kein Schematismus entworfen worden, ſo ſei auch keine Sicherheit, daß nicht bedeutende Lükken auf dieſem Gebiet ſtattfinden. Es ſcheint aber das Verhältniß zwiſchen dieſen beiden Formen eigentlich dieſes zu ſein. Wenn die göttlichen Rathſchlüſſe, mit Vorbehalt wie oben bemerkt ſie auf einen zurükzuführen, ſyſtematiſirt werden: ſo müſſen damit die göttlichen Eigenſchaften zugleich gegeben ſein, da ſie ja nur Handlungsweiſen ſind, und ſich in nichts anderm als den göttlichen Rathſchlüſſen ausſprechen können. Eben ſo nun iſt es aber auch, wenn die göttlichen Eigenſchaften ſyſtematiſirt werden. Denn da das einwohnende Gottesbewußtſein nur vermittelſt etwas als göttliche Thätigkeit aufgefaßtem zur Erſcheinung kommt, und eben aus dieſen Erſcheinungen ſich die Begriffe göttlicher Eigenſchaften bilden: ſo iſt es nicht möglich, daß ein genügender Schematiſmus derſelben angelegt werden kann, wenn nicht die göttlichen Rathſchlüſſe alle ſind aufgefaßt worden. Da nun hier das fromme Bewußtſein, wie ſich darin die göttliche Gnade ausſpricht, entwikkelt werden ſoll, und hierin auch eingeſchloſſen iſt, alles was auf die Reſultate der göttlichen Gnade in der Welt zurükzuführen iſt: ſo muß in den beiden erſten Darſtellungen dem Weſen nach alles vorkommen, was unter der Form göttlicher Rathſchlüſſe pflegt abgehandelt zu werden, ſo daß auch dieſe Form wird berükſichtiget werden können.

2. Schwierig aber ſcheint es hier von der urſprünglichen Form, nämlich der Beſchreibung des Zuſtandes der Erlöſten ſelbſt, die zweite, nämlich die Beſchreibung deſſen was in der Welt durch die Erlöſung geſezt iſt, zu trennen. Denn die Erlöſung kann ſich in der Welt nur offenbaren durch das von Chriſto ausgehende Geſammtleben und ſein Verhältniß zu dem was davon ausgeſchloſſen iſt. Nun iſt aber der Zuſtand des Erlöſten ſelbſt nichts anders als ſeine Thätigkeit in demſelben, und die Art wie er von dem Gegenſaz afficirt wird, der dagegen noch beſteht, ſo daß beides ganz zuſammen zu fallen ſcheint. Und ſo erſcheint auch die Anordnung ſchwierig, indem auf der einen Seite die Mittheilung der göttlichen Gnade jedem Einzelnen nur aus dieſem Geſammtleben kommt, und dieſes alſo zuerſt ſcheint erkannt werden zu müſſen, auf der andern aber das Geſammtleben nur aus den Erlöſten beſteht, und alſo nicht verſtanden werden kann, wenn nicht ihre eigenthümliche Beſchaffenheit

vorher erkannt iſt. Was nun das lezte betrift, ſo waren doch zuerſt einzelne Erlöſte, aus deren Leben mit dem Erlöſer ſich erſt ihr Geſammtleben unter einander entwikkelte; alſo geht natürlich die urſprüngliche Form die Beſchreibung des Zuſtandes der Einzelnen voran. Und hieraus ergiebt ſich auch, was das erſte betrifft, daß was unter die erſte Form gehört, vorzüglich das innere Leben des Erlöſten mit dem Erlöſer und durch ihn ſein wird, worin die Wirkſamkeit des Einzelnen in dem Geſammtleben und auf daſſelbe mit eingeſchloſſen iſt. Wogegen die Wirkung des Ganzen auf den Einzelnen mehr aus der Organiſation deſſelben herrühret, die in ihrem Weſen nicht der Thätigkeit der Einzelnen zuzuſchreiben iſt, ſondern auf den Erlöſer ſelbſt als Stifter zurükgeführt werden muß, und hiedurch ſcheidet ſich das Gebiet der zweiten Form aus. Daß aber wechſelſeitige Beziehungen zwiſchen beiden in der Darſtellung unvermeidlich ſein werden, leuchtet zugleich ein.

Erſter Abſchnitt.

Von dem Zuſtande des Chriſten ſofern er ſich der göttlichen Gnade bewußt iſt.

112.

Indem die Förderung des höheren Lebens in dem frommen Selbſtbewußtſein des Chriſten dem Erlöſer zugeſchrieben wird *): ſo wird in dieſer Gemeinſchaft beider das Sein des Erlöſers als wirkend gedacht, das Sein des Begnadigten aber als empfangend und aufnehmend.

1) Denn daß der Fromme dabei nicht vollkommen leidentlich ſei, folgt ſchon aus dem oben (§. 91, 2.) auseinandergeſezten. Denn da keine Veränderung eines lebendigen ganz ohne Thätigkeit iſt, ſo kann auch die Fähigkeit aufzunehmen keine vollkommen leidentliche ſein; das kleinſte der Thätigkeit iſt das reine Bejahen der mittheilenden Thätigkeit des Erlöſers, welches dem Ausdruk in dem Saz gleich gilt; eine verneinende Thätigkeit wäre Widerſtand, und eine Mittheilung durch den Widerſtand hindurch wäre Gewalt. Zwiſchen der Mitwirkung alſo, welche nicht ausgeſagt iſt in unſerm Bewußtſein, und dem Widerſtande giebt es bei der Unmöglichkeit einer abſoluten Leidentlichkeit kein anderes drittes als ein auf das auch im Zuſtande der Sündhaftigkeit zurükgebliebene Gefühl des Bedürfniſſes ſich beziehendes Aufnehmen. — Nun kann zwar in jedem Moment, worin ſich das Gottesbewußtſein ſchon als eine Macht im geiſtigen Organiſmus offenbart, das

---

*) S. §. 80. u. 81.

Selbſtbewußtſein nur das der Selbſtthätigkeit ſein, allein immer doch das Bewußtſein einer ſolchen, wozu die Fähigkeit auf der mittheilenden Thätigkeit des Erlöſers beruht, und das Verhältniß bleibt daher in Anfang und Fortgang immer daſſelbe.

2) Hieraus nun folgt von ſelbſt die Eintheilung dieſes Abſchnittes. Denn es iſt zuerſt zu entwikkeln, wie in dieſem Bewußtſein der Erlöſer geſezt iſt, hernach aber wie der Erlöſte. Alle Lehren alſo von Chriſto, welche unmittelbarer Ausdruk des chriſtlichen frommen Selbſtbewußtſeins ſind, gehören in das erſte Hauptſtük, und eben ſo in das zweite alle Lehren, welche unmittelbar das Verhältniß der Gnade zur Sünde in der menſchlichen Seele ausdrükken, und mehr als dieſes iſt in der Aufgabe dieſes Abſchnittes nicht enthalten. Was alſo von Chriſto hier nicht vorkommt, und doch ſonſt in Glaubenslehren abgehandelt zu werden pflegt, das iſt eben durch die Auslaſſung bezeichnet als jenes rein dogmatiſchen Gehaltes ermangelnd, und kann demzufolge nur einen untergeordneten kombinatoriſchen Werth haben, die Grenze aber zwiſchen dem zweiten Hauptſtük dieſes Abſchnittes und dem zweiten Abſchnitt wird ſich erſt an Ort und Stelle genauer angeben und rechtfertigen laſſen.

Erſtes Hauptſtük, von Chriſto.

113.

Die Thätigkeit des Erlöſers und ſeine eigenthümliche Würde ſind in dem frommen Bewußtſein des Gläubigen als identiſch geſezt.

1) So verſchieden auch Anſichten und Ausdrükke über den Erlöſer innerhalb des Chriſtenthums immer

geweſen ſind: ſo ſind doch Alle darüber einig, daß nur der für einen Chriſten in der That gehalten werden kann, der dem Erlöſer eine eigenthümliche Thätigkeit auf das menſchliche Geſchlecht zuſchreibt: und daß, wo dies nur auf eine ſcheinbare Weiſe geſchieht, da es auch mit dem Chriſtenthum nicht ſonderlicher Ernſt ſein kann. Denn konnte auch ein anderer Chriſti Geſchäft auf Erden verrichten: ſo darf auch Chriſtus nicht von allen Andern unterſchieden werden. Dieſe Thätigkeit muß in einer eigenthümlichen Beſchaffenheit ihren Grund haben, ſonſt wäre ſie ſelbſt nur etwas zufälliges in äußeren Begünſtigungen begründetes, und es wäre dann richtiger erlöſende Zeitenund Begebenheiten anzunehmen als einen Erlöſer im eigentlichen Sinn. Daß aber ſeine eigenthümliche Beſchaffenheit nur eine eigenthümliche Würde ſein kann, verſteht ſich, weil ſie ja ein geiſtiges Reſultat hervorgebracht hat, welches auf keine andere Weiſe hervorzubringen war. Aber eben ſo würde auch keine eigenthümliche Würde des Erlöſers in unſerm Bewußtſein ausgeſagt werden, wenn nicht ſeine eigenthümliche Thätigkeit darin vorkäme. Denn ſonſt müßte es immer ſein Bewenden dabei haben, daß er überhaupt oder auch nur in gewiſſer Hinſicht der erſte wäre unter gleichartigen. Beides ſeine Thätigkeit und ſeine Würde gehen alſo rein in einander auf und ſind eine das Maaß für die andere.

Eben deswegen nun iſt es für die genauere Entwiklung dieſes Elementes unſres chriſtlichen Bewußtſeins von großer Wichtigkeit, daß es aus dieſen beiden Geſichtspunkten abgeſondert betrachtet werde, damit ſo die eine Anſicht Gewähr leiſte für die andere. Denn je mehr nun das was von Chriſti Perſon geſagt wird, mit dem zuſammenſtimmt, was von ſeinem Geſchäft geſagt wird, und je mehr in beiden das ſpecifiſche auf übereinſtimmende Art nachgewieſen wird, um deſto größer iſt die Wahrſcheinlichkeit, daß die aufgeſtellten Säze das urſprüngliche Bewußtſein rein wiedergeben. Und hierauf beruht nun die weitere Behandlung dieſes Hauptſtükkes, indem es uns in zwei Lehrſtükke zerfällt, das von der Perſon Chriſti und das von ſeinem Geſchäft. Jenes iſt gleichſam die Gleichung, dieſes die wirkliche Entwiklung derſelben. Wobei nur zu bemerken iſt, daß, ſo wie das fromme Bewußtſein des Chriſten nie bloß perſönlich iſt, ſondern immer auch Gemeingefühl, Bewußtſein der Geſammtheit, ſo auch Perſon ſowol als Geſchäft Chriſti zugleich erſcheinen müſſen, als zureichend zur Bildung der Geſammtheit. Indem aber dieſe es iſt, in welcher die Sünde verſchwindet: ſo muß, indem die Bedingungen dargeſtellt werden, auf denen die Uranfänge der Kirche beruhen, zugleich auch die Lehre von der Sünde in ihr vollſtes Licht treten. Hierin nun theilen ſich ſehr natürlich die beiden Lehrſtükke ſo, daß das von der Perſon Chriſti mehr auf die Sünde zurükſieht, das aber von dem Geſchäft Chriſti mehr auf die Kirche hinaus.

Erſtes Lehrſtük, von der Perſon Chriſti.

114.

Indem die Förderung des höheren Lebens in dem Bewußtſein des Chriſten auf den Erlöſer zurükgeführt wird, ſo bezieht ſich dieſes auf das geſchichtliche und urbildliche in ſeiner Perſon als unzertrennlich vereint.

Anm. a. Indem nämlich dieſe Förderung jedem zunächſt aus dem chriſtlichen Geſammtleben kommt, in welchem Sünde und

Uebel zuſammen erlöſchen, und dieſes, wie ſchon in dem Begriff der Erlöſung liegt, nicht mit dem menſchlichen Geſchlecht gleichzeitig ſondern in demſelben entſtanden geſezt wird, und deſſen Anfang, wie ſchon die Vorſtellung Eines Erlöſers beſagt, nicht in mehreren urſprünglich zuſammentretenden geſezt iſt: ſo iſt alſo der Erlöſer weſentlich der Stifter dieſes Geſammtlebens, welche Stiftung als That in einem wirklich erſcheinenden Menſchenleben muß herausgetreten ſein; und dieſe ein neues Geſammtleben anfangende Erſcheinung iſt das geſchichtliche.

b. Indem aber von dem Bewußtſein der Sünde, wiewol dieſes auch in dem chriſtlichen Geſammtleben vorkommt, nichts auf den Erlöſer bezogen wird: ſo liegt darin, daß er auch in das chriſtliche Geſammtleben keine Sünde hineingebracht, alſo auch von aller Mitgliedſchaft in dem früheren Geſammtleben der Sündhaftigkeit völlig ausgeſchloſſen iſt. Dies iſt die negative Seite des urbildlichen in ſeiner Perſon. Die Förderung wird aber zugleich ſo auf das Geſammtleben bezogen, daß aus dieſem ſich niemals eine Stuffe des höheren Lebens entwikkeln kann, welche dem in dem Erlöſer ſelbſt geſezten gleich käme, ſondern in dem Geſammtleben bleibt alles nur Annäherung zu dem was die Perſon des Erlöſers darbietet, und dies eben iſt die poſitive Seite ſeiner Urbildlichkeit.

1) Beides iſt offenbar nothwendig, wenn ſich in einem Einzelnen der Begriff eines Erlöſers durch Stiftung eines ſolchen Geſammtlebens realiſiren ſoll. Wenn es auch anginge, die Wirkungen, welche das was uns von Chriſto in der geſchichtlichen Darſtellung gegeben iſt, auf das Gemüth hervorbringt, aus dem urbildlichen Charakter dieſer Züge zu erklären, daß man ſagte, es ſei nicht nöthig, daß ein ſolcher wirklich gelebt habe, ſondern die Darſtellung reiche hin, wiewol auch dieſes ſchon eine reine Fiction iſt, indem ſich nicht erklären ließe, woher eine ſolche Darſtellung ſollte gekommen ſein: ſo bliebe doch die Entſtehung eines ſolchen Geſammtlebens wie die chriſtliche Kirche darbie-

tet, und welches offenbar älter iſt als die vorhandenen Darſtellungen, ein völliges Räthſel. Der Begriff eines Erlöſers wäre dann aber auch völlig nichtig, denn die urbildliche Darſtellung wäre ſelbſt das Erzeugniß des unabhängig von einer ſolchen Perſon, wir wiſſen nicht wie, entſtandenen Geſammtlebens. — Wollte man aber auf der andern Seite ſagen, die chriſtliche Kirche und alle Förderung des höheren Lebens, die daraus dem Einzelnen erwächſt, ließe ſich, da ja doch dieſes Leben immer unvollkommen iſt und bleibt, recht gut erklären, ohne daß man dem Stifter deſſelben, der freilich eine geſchichtliche Perſon müſſe geweſen ſein, einen urbildlichen Charakter in dem aufgeſtellten Sinn zuſchriebe: ſo bliebe dabei immer unerklärt, wie Chriſtus, wenn nicht gar das befördernde Geſammtleben im, ſei es auch frommen, Betruge gegründet ſein ſoll, urſprünglich habe können für eine urbildliche Perſon gehalten werden; noch weniger aber, wie bei weiterer Entwiklung des Geſammtlebens ſich nicht in demſelben die Richtung gebildet über Chriſtum hinaus zu gehen, wie dies ja das Schickſal aller Stifter und Begründer menſchlicher Dinge iſt, und ſelbſt von andern Religionsſtiftern wie Moſes und Muhamed, ſofern ſie ſelbſt für unvollkomne Menſchen gehalten werden, auch die Möglichkeit eingeſtanden iſt, über ſie hinaus zu gehn, wenn auch nicht über die durch ſie geoffenbarten Geſeze und Lehren. So daß, wenn nicht dies beides in dem Erlöſer vereinigt gedacht wird, weder das Bewußtſein des Chriſten ausgeſprochen wird durch die Lehre von Chriſto, noch die bedeutendſten Thatſachen des Chriſtenthumes aus derſelben erklärt werden können.

2) Dieſe Vereinigung wirklich zu denken, hat aber ſeine großen Schwierigkeiten, weil wir überall ſonſt

geſchichtliches und urbildliches ganz aus einander halten. Ja auch nach dem oben auseinandergeſezten iſt offenbar, daß, ſo wie die Sünde einmal als Geſammtthat der Menſchen geſezt iſt, auch aus ihrem Geſammtleben ſich nichts urbildliches je entwikkeln kann. Und ſo widerſtrebt es auch unſerm Begriff von dem urbildlichen, daß es in einer einzelnen Erſcheinung ſollte enthalten ſein, da jedes Einzelweſen nur ein Complement zu dem Daſein aller übrigen iſt. Daher iſt mit dieſer Vereinigung weſentlich das Wunderbare, nach der hier ein für allemal fixirten Bedeutung des Wortes, in der Perſon des Erlöſers anerkannt. Und wer dieſes vermeiden will, der kann nicht anders als das Chriſtenthum ſo auflöſen, daß ſich nicht länger begreifen läßt, wie es ein in ſich ſelbſt abgeſchloſſenes Ganze ſein kann. Denn iſt Chriſtus ohne jenen urbildlichen Charakter ein gewöhnlicher Menſch nur durch mehr und weniger von andern unterſchieden: ſo iſt damit zugleich die Aufgabe geſtellt, ihn aus dem vor ihm beſtandenen Geſammtleben zu begreifen, wie denn auch dies die Bemühung aller derer geweſen iſt, welche das Wunderbare von dieſer Seite vermeiden wollten. Kann aber Chriſtus für ſeine Perſon aus dem geſchichtlich vorhandenen begriffen werden: dann auch natürlich ſein ganzes Erzeugniß, weil nämlich, was den eigentlichen innern Unterſchied zwiſchen dem Glauben an ihn und dem an andere Religionsſtifter ausmacht, beſondere Zuſtände von Eingebung in ihm nicht unterſchieden werden. Das ganze Chriſtenthum muß alſo alsdann zu begreifen ſein aus dem Judenthum auf der Entwiklungsſtuffe, auf der es damals ſtand, und auf welcher ein Menſch wie Jeſus aus ſeinem Schooß hervorgehen konnte; das Chriſtenthum iſt alsdann nichts anderes als eine neue Evolution des, ſei es auch mit irgend einer fremden Weisheit geſättigten, Judenthums, und Chriſtus, wie er auch von Vielen dargeſtellt wird, nur ein mehr oder weniger revolutionärer jüdiſcher Lehr- und Geſezverbeſſerer. — Wollte man aber auf der andern Seite ſagen, Chriſtus, wie er im Glauben vorgeſtellt wird, ſei allerdings rein urbildlich; allein dieſe Erſcheinung des Sohnes Gottes ſei auch überall nur eine geiſtige in den Seelen der Menſchen geweſen, geſchichtlich aber in einer äußeren einzelnen Perſon erſcheinen habe der Sohn Gottes nicht gekonnt: ſo müßte man demnach der menſchlichen Seele auch in dem Zuſtande der Sündhaftigkeit das Vermögen zuſchreiben, ein reines Urbild zu erzeugun. Denn wäre die Idee Chriſti auch nur ein unvollkomnes Urbild: ſo könnte ein ſolches theils auch nur eine räumlich und zeitlich beſchränkte Geltung haben, und das Chriſtenthum müßte auch gedacht werden als auf eine höhere Entwiklung wartend, womit denn zuſammenhinge, daß die Erlöſung auch ſchon vor dem Chriſtenthum mit den unvollkomnen Erzeugungen des urbildlichen Vermögens angefangen hätte, theils müßte es dann ganz den Anſpruch fahren laſſen, andere Glaubensweiſen in ſich aufzunehmen, ſondern es müßten der unvollkomnen Urbilder mehrere einander erzeugende neben einander beſtehen, wenn ſie auch nicht in perſönlichen Geſtalten ſondern nur als Syſteme von Lehren und Geſezen aufgeführt wären. Konnte aber die menſchliche Natur aus ſich ſelbſt, wie ſie war, ein reines Urbild erzeugen: ſo kann ſie nicht in dem Zuſtande der Sündhaftigkeit geweſen ſein wegen des natürlichen Zuſammenhanges zwiſchen Verſtand und Willen; ohne Sünde aber wäre auch die Erlöſung nichts. — Nach dieſem iſt nicht nöthig erſt zu ſagen, daß eine Vermiſchung dieſer beiden unzureichenden Annahmen dem Chriſtenthum eben ſo wenig Haltbarkeit giebt. Denn wenn man z. B. ſagt, das Chriſtenthum ſei auch in ſeiner erſten Stiftung durch Jeſum als einen Ausgezeichneten des jüdiſchen Volkes nur eine neue Entwiklung des Judenthums geweſen, allein vermöge der großen Perfectibilität des Inſtitutes und wegen der Beſchaffenheit der Nachrichten von ſeinem Stifter, welche es möglich machten, jedes höhere Urbild, das eine ſpätere Zeit auffaſſen konnte, in jene Nachrichten hineinzudeuten, habe es ſich nicht nur über das jüdiſche erheben können, ſondern könne ſich auch von jeder Zeit zur andern über jedes frühere und beſchränktere erheben: ſo bliebe auch hiebei der eigentliche Gegenſtand unſeres Glaubens nur ein Geſpenſt, und jeder, der einen neuen urbildlichen Zug in das Gemälde hineingetragen, hätte zu dem gemeinſamen Werke der Zeiten etwas hinzugethan, was in Chriſto ſelbſt nicht lag. Er alſo iſt auch dann als Erlöſer nichts; das Geſammtleben aber hat, ſofern doch deſſen Einheit auf Chriſto beruhen ſoll, ſeine Haltung nur in einer Reihe von Irrthümern, oder wohlgemeinten Täuſchungen.

3) Indeſſen ſieht man auch hieraus wie ſchwer es iſt, wenn auch die Principien ganz rein hingeſtellt werden, in deren Anwendung die Grenzen des chriſtlichen zu beſtimmen, und wie leicht das chriſtlich gemeinte kann für unchriſtlich ausgegeben werden und eben ſo auch umgekehrt. Denn derjenige ſagt ſich freilich unverkennbar vom Chriſtenthume los, der gradezu läugnen will, daß Jeſus, ſo wie ihn unſere chriſtliche Ueberlieferung an die Spize der chriſtlichen Geſchichte ſtellt, wirklich gelebt habe; und eben ſo auch

der, der ihn ganz für ein natürliches Gewächs ſeiner Zeit und ſeiner perſönlichen Verhältniſſe anſieht. Wer aber ſagt, Chriſtus ſei weniger der Art als dem Grade nach unterſchieden von Andern, welche auch über ihre Zeit hervorgeragt und ſie erleuchtet hätten, und das wunderbare liege weit mehr darin, wie Gott den von Chriſto gepflanzten Keim gepflegt und den Geiſt der Wahrheit darin erhalten habe, der wird ſich leicht ſo ausdrükken können, daß er von vielen für einen Chriſten gehalten wird. Und eben ſo wer zwar das ſchlechthin und allgemein gültig urbildliche in Chriſto anerkennt, dabei aber zugiebt, daß er anfangs ſehr unvollkommen ſei verſtanden worden, und daß das richtige Anerkenntniß dieſes urbildlichen ſich erſt allmählig entwikkelt habe und ſich noch immer fortbilde, der kann gar leicht mit denen verwechſelt werden, welche glauben, daß das urbildliche, welches die Menſchen aufzufaſſen fähig ſind, Chriſto jedesmal nur angedeutet werde.

115.

Iſt nun beides geſchichtliches und urbildliches ſo im Erlöſer vereint, ſo muß das urbildliche in der Form des geſchichtlichen erſcheinen, d. h. der Erlöſer muß ſich zeitlich entwikkeln; aber jeder geſchichtliche Augenblik muß zugleich das Weſen des urbildlichen ausdrükken, alſo das zeitlich unbedingte.

1) Um innerhalb des geſchichtlichen Naturzuſammenhanges des menſchlichen Geſchlechtes als ein Einzelner aufzutreten, konnte der Erlöſer nicht auf eine wunderbare Weiſe als ein erwachſener und ausgebilde-

ter Menſch plözlich fertig erſcheinen; ſondern von der Geburt an mußten im gemeinſamen Leben ſeine Kräfte ſich allmählig entfalten, und vom Nulpunkt der Erſcheinung an in der dem menſchlichen Geſchlecht natürlichen Ordnung zu Fertigkeiten ausbilden, und eben ſo die ganze intellectuelle Seite von der Bewußtloſigkeit allmählig ins Bewußtſein übergehen. Dieſes gilt alſo auch von ſeinem Gottesbewußtſein, welches auf der einen Seite ihm eben ſo wenig als irgend einem anderen Menſchen erſt durch die Erziehung eingeflößt oder mitgetheilt wurde, ſondern urſprünglich in ihm war, auf der andern Seite aber, ohnerachtet es der eigentliche Siz des urbildlichen in ihm war — denn da das Erlöſen ſich beſonders auf die Sünde bezieht, ſo war es auch eine höhere Stuffe des Gottesbewußtſeins und ſeiner Einigung mit dem ſinnlichen Selbſtbewußtſein, welche in dem Erlöſer wohnen und durch ihn mitgetheilt werden mußte — ſo mußte es ſich dennoch erſt allmählig nach menſchlicher Weiſe zum wirklich erſcheinenden Bewußtſein entwikkeln, und konnte vorher nur als eine bewußtlos wirkende Kraft vorhanden ſein. Eben ſo auch konnte es während dieſer Entwiklungszeit ſeine Gewalt über das ſinnliche Selbſtbewußtſein nur in dem Maaß ausüben, als die verſchiedenen Functionen deſſelben entwikkelt waren, und erſchien alſo auch in dieſer Hinſicht als ein allmählig zur vollen Kraft ſich entwikkelndes. Wollte man dieſes läugnen: ſo müßte man entweder annehmen, daß die ganze Kindheit des Erlöſers eigentlich ein Schein geweſen und er z. B. ſchon in ſeinem erſten Lebensjahre die ganze Sprache inne gehabt, ohne äußerlich zu ſprechen, wobei kein wahrhaft menſchliches Leben gedacht werden kann; oder man müßte auf die Erinthiſche Löſung zurükkommen, und dasjenige, worin Chriſtus allen Menſchen gleich war, von dem urbildlichen in ihm trennen, jenem die ganze menſchliche Entwiklung laſſen bis zur anfangenden Reife des männlichen Alters, mit welcher erſt das urbildliche durch ein abſolutes Wunder hinzukommt. Dann iſt aber vorher auch Sünde möglich, alſo auch als kleinſtes wenigſtens gewiß vorhanden, und Chriſtus iſt Erlöſer und Erlöſter in einer Perſon, und was hieraus weiter folgt. — Zu dieſer geſchichtlichen Erſcheinung des urbildlichen gehört aber auch dieſes, daß da Sinn und Verſtand des Erlöſers genährt wurden aus der umgebenden Welt, und auch ſeine Selbſtthätigkeit in dieſer ihren beſtimmten Ort hatte, die höhere Kraft des Gottesbewußtſeins in ihm ſich auch nur ausdrükken und mittheilen konnte in Vorſtellungen, die er ſich aus dieſem Gebiet angeeignet hatte, und in Handlungen welche durch daſſelbe vorbeſtimmt waren *). Wenn man dies läugnen wollte, müßte man eine empiriſche Allwiſſenheit Chriſti annehmen, daß ihm alle menſchlichen Vorſtellungen und Vorſtellungsweiſen nicht nur eben ſo bekannt und geläufig geweſen wären, ſondern er auch in dem wahren und richtigen was darin liegt, eben ſo gelebt hätte wie in dem heimiſchen, und eine eben ſolche Allgegenwart in Bezug auf die verſchiedenen menſchlichen Verhältniſſe und deren Behandlung müßte man hinzufügen. Die wahre Menſchheit aber ginge auch hiebei verloren.

2) Betrachten wir nun dieſelbe Sache von der anderen Seite, daß nämlich auch jeder Moment der

---

*) Dies iſt mit enthalten in dem Ausdruk, daß Chriſtus ſei unter das Geſetz gethan geweſen. Gal. 4, 4.

zeitlichen Entwiklung das Weſen des urbildlichen an ſich tragen muß, und alſo hierin jeder dem anderen gleich ſein: ſo liegt darin zunächſt, daß die Macht, mit welcher das Gottesbewußtſein in ihm alles durchdrang und jeden Moment leitete, niemals durfte zweifelhaft und gleichſam im Kampf begriffen ſein und auch niemals als das Erzeugniß eines früheren Kampfes mußte angeſehen werden. Es iſt aber nicht möglich, wo ein ſolcher Kampf ſtattgefunden hat, daß die Spuren deſſelben vollkommen verſchwinden könnten, und eben ſo wenig, daß Chriſtus anfangen konnte Erlöſer zu werden, ehe ſie völlig wären verſchwunden geweſen; denn ſo lange bedurfte er wol ſelbſt der Erlöſung von ihnen. Eben deshalb aber durfte er ſich auch nie in einem Zuſtande befinden, in welchem ein künftiger Kampf wäre begründet geweſen, d. h. es konnte in ihm auch urſprünglich keine Ungleichheit ſein in dem Verhältniß der verſchiedenen Functionen der menſchlichen Natur zum Gottesbewußtſein. Er mußte alſo in allen Lebensmomenten frei ſein von allem, wodurch nach §. 86 — 88 in dem einzelnen Menſchen das Entſtehen der Sünde bedingt iſt. Wenn alſo gleich alle Kräfte die unteren und beherrſchten aber auch die leitenden und höheren nur wachſend zur Erſcheinung gekommen ſind, und dieſe ſich jener nur nach dem Maaß, wie ſie ſich entwikkelten, bemächtigen konnten: ſo war doch die Bemächtigung ſelbſt in jedem Augenblik dieſelbe, ſo daß nie etwas in der Sinnlichkeit geſezt ſein konnte, was nicht ſchon gleich als Werkzeug des Geiſtes geſezt geweſen wäre, und daß weder ein Eindruk bloß ſinnlich in das innerſte Bewußtſein aufgenommen und ohne Gottesbewußtſein zu einem Lebensmoment verarbeitet worden, noch auch eine Handlung, die für eine ganze an und für ſich angeſehen werden kann, je allein von der Sinnlichkeit ausgegangen wäre und nicht vom Geiſt. In dieſer ungeſtörten Identität des Verhältniſſes alſo ſtellt uns die geſchichtliche Erſcheinung des Erlöſers die oben §. 89, 2. nur als möglich vorgeſtellte rein unſündliche Entwiklung in ihrer Wirklichkeit dar, und einen ſtetigen Uebergang aus dem Zuſtande der reinſten Unſchuld, nämlich in dem Zeitraum wo das Geſeztſein Gottes in der Seele noch nicht zum wirklichen Bewußtſein entwikkelt war, ſondern ſich als eine bewußtlos bildende und zuſammenhaltende Kraft bewies, in den einer Vollkommenheit, welche über alles was wir Tugend nennen, weit hinausliegt, weil ſie ſich weder durch Irrthum noch Sünde, ja auch nicht durch die Neigung zu einem von beiden hindurcharbeiten durfte. Auch würde es der Idee des Erlöſers keinesweges entſprechen, wenn man dieſe Reinheit der Entwiklung anſehn wollte als eine Folge äußerer Bewahrung, ſondern ſie iſt in ihm ſelbſt, d. h. in dem höhern ihm einwohnenden Gottesbewußtſein begründet; ſonſt wäre das urbildliche in ihm ſelbſt nicht erzeugend ſondern erzeugt; und er alſo auch ſelbſt nicht Erlöſer ſondern vielmehr der erſte durch die Geſammtheit erlöſte. — Eben ſo iſt auch das volksthümliche in Chriſto zu betrachten. Denn die menſchliche Natur wäre auf der einen Seite nicht vollſtändig in Chriſto, wenn ſie nicht auch wäre volksthümlich beſtimmt geweſen; auf der andern konnte es, ſofern es in die gemeinſchaftliche Sündhaftigkeit mit verflochten war, in ihm nicht als ein Lebensprincip geſezt ſein, ſondern auch die Volksthümlichkeit mußte in ihm ſo wol an und für ſich als auch in ihrem Verhältniß zum Ganzen der menſchlichen Natur vollkommen urbildlich geſezt ſein.

Die Volksthümlichkeit kann alſo nicht in ihm geweſen ſein als ſelbſtſtändige Art und Weiſe der Selbſtthätigkeit, ſondern nur als eigenthümlich beſtimmte Art und Weiſe der Empfänglichkeit für die Selbſtthätigkeit des Geiſtes *); ſie kann auch nicht in ihm geweſen ſein ein abſtoßendes oder ausſchließliches Princip, ſondern nur verbunden mit dem ungetrübten Sinn für alles andere menſchliche und mit der Anerkennung der Identität der Natur und auch des Geiſtes in allen menſchlichen Formen, alſo auch ohne Beſtreben das volksthümliche über ſeine Naturgrenzen hinaus zu verbreiten **).

3) Daß das hier auseinandergeſezte die wirklichen Forderungen des chriſtlichen Glaubens enthält, und dieſem eine geringere Anſicht von dem Erlöſer nicht genügt, das iſt leicht nachzuweiſen. Denn ohne die vollkomne Urbildlichkeit Chriſti in allem was mit der Gewalt des Gottesbewußtſeins in Verbindung ſteht, wäre es nicht möglich, daß alle Lehren und Vorſchriften, welche ſich in der chriſtlichen Kirche entwikkeln, nur dadurch ein allgemeingültiges Anſehn erhalten, daß ſie auf Chriſtum können zurükgeführt werden. Denn dieſe Beſchränkung iſt nur möglich von der Vorausſezung aus, daß ſich im Chriſtenthum nichts entwikkeln kann, was, anſtatt nur Annäherung an Chriſtum zu ſein, vielleicht gar über ihn hinausginge: ſo wie überhaupt darin, daß die Unterhaltung der Lebensgemeinſchaft mit ihm durch Wort und Sacrament ein ewiges Inſtitut der chriſtlichen Kirche iſt, die Vorausſezung

---

*) d. h. alſo als Fleiſch. Röm. 9, 5.

**) Vergl. Matth. 23, 15. u. 28, 19.

liegt, daß die eigene Entwiklung immer von dieſer Gemeinſchaft ausgehen muß. Indem aber dieſes nur von dem gilt, was Erklärung unſeres Gottesbewußtſeins iſt, nicht aber von dem Gebiet der eigentlichen Erkenntniß, ſo zeigt ſich das urbildliche im Chriſto auch ſo wie hier geſchehen iſt, beſchränkte. So wie auch, wenn ſich das volksthümliche in Chriſto nicht auf die angezeigte untergeordnete Art verhielte, das jüdiſche in dem Leben Chriſti hätte müſſen als allgemeingültig in die chriſtliche Lebensnorm aufgenommen werden. Auf der andern Seite wird Chriſtus als allgemeines Vorbild verehrt, welches nicht möglich wäre, wenn er nicht die ganze perſönliche Entwiklung mit uns gemein hätte, und wenn er ſich nicht zugleich zu allen urſprünglichen Verſchiedenheiten der Einzelnen auf gleichmäßige Art verhielte, denn ſonſt müßte er für einige mehr Vorbild ſein als für Andere. Eben ſo wenig aber könnte er Vorbild ſein, wenn nicht jeder erſcheinende Moment urbildlich wäre, denn ſonſt müßte er ſelbſt nach einem fremden Geſez beurtheilt werden, um das urbildliche von dem nicht urbildlichen zu ſondern, und ſo das Vorbild aus einzelnem zuſammenzuſezen. Daß eben dies aber nicht etwa nur die ſpätere erſt ſpäteren Entwiklungen der Lehre und des Lebens zum Grunde liegende Vorausſezung des kirchlichen Glaubens iſt, ſondern auch die urſprüngliche ſeiner Jünger, das geht deutlich genug hervor aus der Art, wie ſie die Idee des Meſſias auf ihn anwenden und aus ihrer ganzen vom Glauben an ihn ausgehenden Handlungsweiſe. Eben ſo wenig aber war ſie etwas ſpäter in ihnen entſtandenes ſondern aus den Aeußerungen Chriſti ſelbſt hervorgegangen.

116.

Vermöge dieſer Vereinigung des geſchichtlichen und urbildlichen iſt der Erlöſer auf der einen Seite, was die menſchliche Natur betrifft, uns vollkommen gleich, auf der andern Seite als Anfänger eines zur Verbreitung über das ganze menſchliche Geſchlecht beſtimmten neuen Lebens dadurch von allen andern Menſchen unterſchieden, daß das ihm einwohnende Gottesbewußtſein ein wahres Sein Gottes in ihm war.

1) In der behaupteten vollkomnen Gleichheit iſt natürlich die Sünde nicht mit begriffen; denn mit dieſer wäre auch der Erlöſer nur eine Fortſezung des alten Lebens geweſen, nicht der Anfang eines neuen. Es iſt aber auch ſchon oben §. 89, 2. bevorwortet, daß die Sünde nicht der menſchlichen Natur, und zwar auch ſo nicht wie ſie durch den erſten Menſchen iſt, weſentlich ſei, vielmehr in unſerm urſprünglichen Bewußtſein der menſchlichen Natur die Möglichkeit einer unſündlichen Entwiklung mit enthalten ſei. Die nothwendige Unſündlichkeit des Erlöſers zwingt uns alſo keinesweges ihm die menſchliche Natur, und zwar dieſelbige deren wir theilhaftig ſind, abzuſprechen. — Eben ſo wenig aber darf behauptet werden, daß der erſte Menſch vor der erſten Sünde eine höhere Stufe der Gleichheit mit dem Erlöſer gehabt hätte als wir. Denn wenn wir auch in dem Leben des erſten Menſchen eine Zeit ohne erſcheinende Sünde denken: ſo können wir doch nicht anders denken, als daß die Möglichkeit der Sünde in ihm ebenfalls angelegt geweſen in der Einſeitigkeit des Geſchlechtes und in der Un-

gleichheit der Stimmungen, vermöge deren auch das Gottesbewußtſein konnte von der Sinnlichkeit überwachſen werden und in ſie verſenkt. Siehe §. 94, 4.

2) An dieſer Einſeitigkeit des Geſchlechts aber und dem Wechſel der Stimmungen mußte auch der Erlöſer theilnehmen, weil beides der menſchlichen Natur in ihrer zeitlichen Erſcheinung weſentlich iſt. Wäre alſo der Erlöſer etwa nur eine Wiederholung des erſten Menſchen geweſen, und, ohne einen innern eigenthümlichen Vorzug vor ihm und allen andern, vor dem Einfluß des ſündlichen Geſammtlebens nur auf eine äußere Weiſe gänzlich behütet: ſo würde ſeine Unſündlichkeit doch nur eine zufällige geweſen ſein. Mit einer ſolchen aber hätte er zwar allein ſtehen können als Gegenſtand einer ausgezeichneten Verehrung, auch als Vorbild und Lehrer; aber Urheber eines neuen Geſammtlebens hätte auch er nicht werden können, da er den Grund ſeiner Unſündlichkeit nicht in ſich hatte, ſondern außer ſich. Denn wenn er ſelbſt nicht unſündlich war durch dasjenige in ihm, woraus Leben und Lehre hervorging: ſo konnten noch weniger ſein Vorbild und ſeine Lehre den Grund enthalten zur Ausrottung der Sündlichkeit in dem menſchlichen Geſchlecht. Daher muß der Erlöſer von allen übrigen Menſchen auf eine ganz andere Weiſe unterſchieden ſein, als wie der erſte geſchaffene von allen geborenen unterſchieden gedacht werden kann; und ſo, daß dieſer leztere Unterſchied gegen jenen eben ſo zurüktrete, wie die zufällige Unſündlichkeit, in welcher die Sünde ſchon angelegt iſt, gegen die weſentliche, in welche die Sünde nie einen Zugang finden kann. — Und dieſer Unterſchied wird noch vergrößert, wenn man erwägt, daß der erſte Menſch vor der erſten Sünde von allen Einflüſſen einer ſündli-

chen Geſelligkeit frei war, alſo die unſündliches bildende Kraft keinen äußeren Gegenſaz zu bekämpfen hatte; der Erlöſer hingegen, da er in das ſchon beſtehende Menſchengeſchlecht hineintreten muß, findet ſich von Anfang an und ehe jene Kraft noch organiſch erſtarkt war, jenen Einflüſſen ausgeſezt und in einen ſolchen Gegenſaz verwikkelt. Daher auch der erſte Menſch, wie ſehr man ihn auch von vorne herein als eine Darſtellung der urſprünglichen Vollkommenheit betrachten mag, doch von dem Erlöſer nicht minder unterſchieden iſt als alle andere Menſchen.

3) Als Annäherungen an dieſen eigenthümlichen Vorzug des Erlöſers und als mehr oder minder ſchwache Vorbildniſſe deſſelben kann man alle diejenigen anſehen, welche auf irgend einem Gebiet des menſchlichen Denkens und Lebens eine bedeutende neue Entwiklung begründet haben. Denn in allen dieſen mußte ſich etwas eigenthümliches von allem gegebenen losgeriſſenes von innen heraus gebildet haben; ſonſt wäre es unmöglich in einem und demſelben Naturgebiet des menſchlichen Geiſtes ein Zeitalter vom andern zu unterſcheiden, und wie wir doch gewöhnlich thun, einen Urheber des einen oder andern zu beſtimmen. Und durch ein Uebergewicht perſönlicher Kraft müſſen dieſe Helden ſich über die zum alten und beſtehenden zurükziehenden Einflüſſe der Erzeugung und der Erziehung erhalten und gegen ſie feſtgemacht haben, ſo daß ſie, je reiner und vollſtändiger ſie das in ihnen angelegte eigenthümlich beſſere ans Licht fördern, um deſto mehr ſich, jeder auf ſeinem Gebiet, der erlöſenden Unſündlichkeit, von der hier die Rede iſt, anſchließen. Aber freilich nur theilweiſe ſind ſolche Menſchen Anfänger eines neuen Lebens, und nur vergleichungsweiſe beginnen ſie ein neues, welches

von einer andern Seite betrachtet, ſich nur allmählig aus dem alten zu entwikkeln ſcheint; das vom Erlöſer ausgehende neue Leben hingegen iſt nicht nur ein Ganzes über alles menſchliche ſich erſtrekkendes, ſondern es iſt auch ganz neu, und konnte ſich durchaus nicht aus dem alten entwikkeln. Was alſo von jenen nur vergleichungsweiſe geſagt werden kann und immer dem volksthümlichen oder ſonſt einem gemeinſamen untergeordnet iſt, das muß in dem Erlöſer ſchlechthin geſezt ſein. — Fragen wir nun dieſer Andeutung folgend wie denn der eigenthümliche Vorzug, der dem Erlöſer nothwendig zukommt, vorzuſtellen ſei: ſo bleibt keine andere Antwort übrig als die, welche in dem obigen Saz gegeben iſt. Denn wenn die gemeinſame Sündhaftigkeit darauf beruht, daß das uns einwohnende Gottesbewußtſein theils ſeinem Inhalte nach verunreinigt und in die Sinnlichkeit verſenkt, theils ſeiner Wirkſamkeit nach von der Sinnlichkeit überwachſen und unterdrükt iſt: ſo kann auch die Erlöſung nur beruhen auf einem ſolchen der menſchlichen Natur einwohnenden Gottesbewußtſein, welches über jede Verunreinigung erhaben und jeden Widerſtand der menſchlichen Sinnlichkeit zu überwinden geſchikt iſt. Und wenn ſchon jedes auch nur vergleichungsweiſe und theilweiſe neue Leben mit Recht in ſofern eine göttliche Offenbarung genannt wird, und jede Offenbarung Gottes in einem Endlichen nichts anders iſt als das ſich kundgebende Sein Gottes in dieſem Endlichen: ſo iſt unſtreitig die Erlöſung die abſolute Offenbarung, und alſo in dem Erlöſer ein vollkomnes Sein Gottes geſezt. Das urſprüngliche, auch abgeſehen von dem Zuſammenhange mit ihm, der menſchlichen Natur mitgegebene Bewußtſein Gottes, kann nicht eben ſo ſchlechthin ein Sein

Gottes in uns genannt werden, weil es, vermöge der auch durch den jüdiſchen Monotheismus ſich überall hindurchziehenden bald gröberen bald feineren Verſinnlichung, weder ein reines Bewußtſein des höchſten Weſens iſt noch auch von allem leidentlichen frei, weil es nämlich in ſeiner Aeußerung durch die Sinnlichkeit kann gehemmt und gewendet werden. Wenn es nun weder Gott rein und vollkommen angemeſſen in uns abzubilden vermag, noch auch als reine Thätigkeit ſich zu erweiſen, da Gottes Sein nur als Thätigkeit aufgefaßt werden kann: ſo iſt jenes nicht ein wahrhaftes und eigentliches Sein Gottes in uns. Was aber den Erlöſer als ſolchen konſtituirt kann dem zufolge nichts anders ſein als eine ſolche vollkomne Einwohnung des höchſten Weſens im Bewußtſein, welche als die reine Thätigkeit Gottes in der menſchlichen Natur angeſehen werden, und vermöge deren man vom Erlöſer ſagen muß, daß Gott in ihm war in dem höchſten Sinne, in welchem überall Gott in Einem ſein kann. Und dieſe leztere Beſtimmung wird hier hinzugefügt nicht als eine Beſchränkung; ſondern nur, weil doch der Ausdruk einwohnen und in ihm ſein immer noch eine Sonderung in ſich ſchließt, ſteht ſie zum Zeichen hier, daß ein ſchlechthin größtes gedacht werden ſoll und mehr als der Ausdruk eigentlich beſagt. Denn es folgt ja ſogleich, daß, wenn dieſes Sein Gottes in ihm reine Thätigkeit iſt, keine andere durch daſſelbe nicht beſtimmte Thätigkeit in ihm ſein kann, und alſo jenes Sein Gottes in ihm ſein innerſtes Selbſt ausmacht.

4) Wenn nun aber nach §. 115. dieſes Sein Gottes ſich in dem Erlöſer zeitlich entwikkeln und nach der Weiſe der menſchlichen Natur als das geiſtigſte erſt allmählig in die Erſcheinung treten, er aber doch

als einzelner Menſch von vorn herein von allem das innere Gottesbewußtſein ſtörenden und Sündeverbreitenden Einfluß der früheren Generationen frei ſein mußte: ſo muß auch ſein menſchliches Daſein, ohne daß dadurch ſeine vollkomne Menſchlichkeit aufgehoben werde, mehr auf eine urſprüngliche That der menſchlichen Natur als auf die empiriſche Abſtammung zurückgeführt werden. Und hierin liegt ſeine beſondere Aehnlichkeit mit dem erſten Menſchen, bei welchem, ohne daß er deshalb weniger Menſch geweſen wäre, die erſte ganz fehlt. Wie nun die Erſcheinung des erſten Menſchen erſt das Leben der menſchlichen Natur conſtituirte; ſo auch die Erſcheinung des Erlöſers erſt das neue Leben, welches durch jene höhere Einwohnung des höchſten Weſens in ihm auf dem Wege einer geiſtigen Erzeugung entſtanden iſt und ſich fortentwickelt. Er iſt alſo deſſen Stammvater wie jener des erſten natürlichen Lebens; und wie bei dem erſten Menſchen ſeine Urſprünglichkeit, mit welcher erſt die Erſcheinung der menſchlichen Natur gegeben war und ſein unmittelbares Hervorgegangenſein aus der ſchöpferiſchen göttlichen Thätigkeit eines und daſſelbe war, ſo iſt auch in dem Erlöſer beides daſſelbe, ſeine von dem Einfluß der natürlichen Abſtammung losgeriſſene reine Urſprünglichkeit, und das Sein Gottes in ihm, welches ſich ebenfalls als ein ſchöpferiſches erwieſen hat. Und ſo treffen auch hier die beiden Anſichten zuſammen, die von unſerm gemeinſamen Selbſtbewußtſein ausgehende, welche eine Erlöſung fordert, und die auf die Betrachtung, daß die Sünde für Gott nicht iſt, ſich ſtützende von einer vollendeten Schöpfung der menſchlichen Natur. Die in dem erſten Adam geſetzte Mittheilung des Geiſtes an das Menſchengeſchlecht war eine unzureichende, ſo daß der Geiſt in die Sinnlichkeit verſenkt blieb und kaum auf Augenblikke als Ahndung eines beſſeren ganz hervorſchaute, in dem zweiten Adam aber iſt das ſchöpferiſche Werk vollendet durch die eben beſchriebene zweite aber gleich urſprüngliche Mittheilung, welche, wenn doch in Gott an und für ſich nichts kann periodiſch getheilt ſein, mit der erſten nur ein und derſelbe ungetheilte ewige göttliche Rathſchluß iſt, und alſo auch im höheren Sinne mit der erſten Schöpfung Einen und denſelben uns aber unerreichbaren Naturzuſammenhang bildet, für unſern Verſtand aber der Unerreichbarkeit wegen eben ſo gewiß ein Wunder bleibt, als für unſer Selbſtbewußtſein die Unvollkommenheit der erſten Entwiklung Sünde iſt und der Anfang der zweiten Erlöſung.

Zuſaz. Was in den lezten drei §. als unmittelbare Analyſe unſers chriſtlichen frommen Selbſtbewußtſeins vorgetragen iſt, das findet ſich in den kirchlichen Lehrſäzen über dieſen Gegenſtand ſo ausgedrükt, wie es der Streit entgegengeſezter Reflexionen über daſſelbe Bewußtſein mit ſich gebracht hat. Dieſe kirchlichen Säze müſſen alſo näher betrachtet, und ihr Verhältniß zu der bisherigen Auseinanderſezung dargelegt werden, um theils zu beurtheilen, in wiefern beides im weſentlichen mit einander übereinſtimmt theils zu unterſuchen, was von der gangbaren Ausdruksweiſe beizubehalten iſt, und was hingegen als unvollkomne Löſung der Aufgabe oder als Keim zu fortwährenden Mißverſtändniſſen beſſer aufgegeben würde. Denn ohne eine ſolche Kritik zu üben iſt eine Behandlung des Gegenſtandes entweder eine zwekloſe Wiederholung des ſchon vorhandenen, oder ſie iſolirt ſich in einer eigenthümlichen Form. Erſt nach dieſer Beleuchtung des kirchlichen wird es zweckmäßig ſein zu unterſuchen, in wiefern das dieſen Darſtellungen zum Grunde liegende Gefühl über den Erlöſer ſchon im Entſtehen des Chriſtenthums vorhanden geweſen, und alſo, denn darauf kommt es vornämlich an, nicht ſowol erſt im Chriſtenthum entſtanden, als vielmehr die urſprüngliche Begründung deſſelben und das Weſen alles Glaubens an den Erlöſer iſt.

117. Erſter Lehrſaz.

In Chriſto waren die göttliche Natur und die menſchliche Natur zu Einer Perſon verknüpft.

Anm. a. Daß Jeſus von Nazareth derjenige einzelne Menſch geweſen, auf welchem die Würde des Erlöſers ruht, iſt die Grundthatſache des Chriſtenthums. Es bleibt aber das zwekmäßigſte in Sätzen dieſer Art zur Bezeichnung der Perſon den Namen Chriſtus zu wählen, wobei ſchon jeder verſteht, daß Jeſus der Chriſt ſei. Denn der Name Chriſtus deutet ſchon für ſich auf das urbildliche im geſchichtlichen und auf die Mittheilung des göttlichen an das menſchliche; wogegen der Name Jeſus nur an das geſchichtliche allein erinnert. Daher durch den ausſchließlichen Gebrauch des leztern vielleicht manche Theologen unverſchuldet in den Ruf gekommen ſind, als ob ſie den Erlöſer nur als einen Menſchen wie andere anſehen, eben weil diejenigen, die dies wirklich thun, eine natürliche Scheu haben vor dem Gebrauch jenes ſymboliſchen Namens. Daß aber ſchon in der Schrift beide Beziehungen zu einem einzigen perſönlichen Namen verſchmolzen ſind, dieſes deutet auf eine ſchon urſprünglich ausgebildete innige Zuſammenfaſſung des geſchichtlichen und urbildlichen.

b. Der Ausdruk waren in unſerm Lehrſaz ſoll nicht ſo gedeutet werden, als ob die hier ausgeſprochene Vereinigung in Chriſto auf die Zeit ſeines irdiſchen Lebens beſchränkt geweſen ſei. Sondern er iſt nur deshalb gewählt, weil die ganze Lehre von der Perſon Chriſti in der innigſten Verbindung ſteht mit der von ſeinem Geſchäft. Wenn nun gleich dieſes auch einen Theil hat, der über ſein irdiſches Leben hinausgeht: ſo können wir doch nie darlegen, wie in dieſem das menſchliche in dem Erlöſer wirkſam und nothwendig ſei. In der Verbindung der beiden Lehrſtükke alſo von ſeiner Perſon und ſeinem Geſchäft bleibt immer dasjenige die Hauptſache, was innerhalb ſeines irdiſchen Lebens liegt. Die Fortdauer dieſer Vereinigung gehört weder hieher, noch kann ſie ſchiklicherweiſe einen eigenen Lehrſaz bilden, ſondern ſie gehört in die allgemeine Lehre von der Fortdauer. Denn niemand kann ſich wol denken, weder daß Chriſtus allein ſollte von der perſönlichen Fortdauer ausgeſchloſſen ſein können, welches der ausgedehnteſte Doketismus wäre, noch auch, daß es eine perſönliche Fortdauer Chriſti geben könne, wenn jene eigenthümliche Vereinigung mit ſeinem irdiſchen Leben aufgehört hätte, welches nur gedacht werden kann, wenn auch vorher ſchon keine wahre Einheit der Perſon iſt gedacht worden.

c. Was die allgemeine Form des Sazes betrifft, ſo iſt ſie übereinſtimmend von allen unſern Bekenntnißſchriften aus den älteren Formeln der allgemeinen Kirchenverſammlungen aufgenommen worden. Augsb. Bek. Art. 3. daß die zwo Natur göttliche und menſchliche in Einer Perſon alſo unzertrennlich vereinigt Ein Chriſtus ſind. Eben ſo Conf. angl. II. ita ut duae naturae divina et humana integre atque perfecte in unitate personae fuerint inseparabiliter coniunctae, ex quibus est unus Christus. Und Exp. simpl. c. XI. agnoscimus ergo in uno atque eodem domino nostro duas naturas divinam et humanam .. in una persona unitas vel coniunctas. Das zuſammenfügende Schwanken zwiſchen vereinigen und verknüpfen zeugt indeß von einer noch unvollendeten Beſtimmung und Durchbildung der Begriffe. Etwas anders lautet Conf. helv. cum assumsisset in una individuaque persona duas sed impermistas naturas. Dieſes ohnſtreitig ungenauer; denn man iſt in Verlegenheit zu beſtimmen, wer die beiden Naturen angenommen. Doch liegt irgend eine Abweichung in der Vorſtellungsweiſe ſelbſt nicht zum Grunde. Am beſtimmteſten Sol. decl. VIII. p. 762. Credimus iam in una illa indivisa persona Christi duas esse distinctas naturas, divinam videlicet, quae ab aeterno est, et humanam quae in tempore assumta est in unitatem personae filii Dei.

1) Offenbar bezwekt dieſer Saz nur daſſelbe auszudrükken, was §. 114. und 116. durchgeführt iſt. Auch liegt ihm daſſelbe ſchon ebend. u. §. 25, 3. beſchriebene fromme Gefühl zum Grunde, nämlich das in Eins gebildetſein der brüderlichen Genoſſenſchaft und der unbedingten Verehrung. Sofern alſo der Lehrſaz nur dieſes ausdrükken will, geben wir ihm billig den Vorzug vor jeder andern Formel, durch welche einer von dieſen beiden Beſtandtheilen unſeres Gefühls, welcher es auch ſei, leiden würde. Nehmen wir es aber genauer, ſo kann wol eine ſtrengere wiſſenſchaftliche Beurtheilung den Ausdruk *göttliche Natur* nicht unangefochten gelten laſſen. Schon daß beides das göttliche und das menſchliche unter einem und demſelben Begriff ſo zuſammengefaßt wird, daß das göttliche und das menſchliche als zwei einander gegenüberſtehende nähere Beſtimmungen deſſelben erſcheinen, muß die Formel verdächtig machen, ob nicht gar viele Verwirrungen nur zu leicht daraus entſpringen können. Und ſchon dieſes iſt genug, daß durch dieſe Bezeichnung der Schein entſteht, als ob das göttliche und das menſchliche im Erlöſer einander ganz gleich ſei. Denn nun wird es zufällig ob das menſchliche dem göttlichen oder göttliche dem menſchlichen untergeordnet iſt, da doch eben in dem Erlöſer immer und überall nur das erſte der Fall ſein kann, eine ſolche Zufälligkeit der Unterordnung aber nur bei uns andern vorkommt, in denen das göttliche nicht und niemals rein iſt. Noch übler aber, daß es grade der Begriff Natur iſt, unter welchen das göttliche mit befaßt werden ſoll. Denn betrachten wir zuerſt den unbeſtimmteren Ausdruk die Natur, wie wir ihn für den Inbegriff alles endlichen Seins gebrauchen, ſo iſt es eben nur das Endliche in ſeiner ins

mannigfaltige zerſpaltenen Erſcheinung, in der alles gegenſeitig durch einander bedingt iſt, was wir dadurch bezeichnen: und da wir in dieſem Sinne mit Recht Gott und Natur einander entgegenſezen, ſo kann in demſelben Sinne von göttlicher Natur nicht die Rede ſein. Was wir aber vereinzelt eine Natur nennen, iſt ebenfalls immer eine beſchränkte im Gegenſaz begriffene Art zu ſein, in welcher thätiges und leidentliches gebunden iſt, und welche ſich in einer Folge von Erzeugungen und einer neben einander beſtehenden Mannigfaltigkeit von Erſcheinungen offenbart. Und dieſes führt allerdings darauf, was bei genauerer Erwägung ſchwerlich wird abzuläugnen ſein, daß dieſer Ausdruk, wenn man ihn auf das urſprüngliche Wort φύσις zurükführt, die Spuren eines unbewußten Einfluſſes heidniſcher Vorſtellung an ſich trage; denn in der Vielgötterei, welche das höchſte Weſen eben ſo geſpalten und zertheilt darſtellt, hat allerdings in dem Ausdruk „göttliche Natur“ das Wort Natur ganz denſelben Sinn, in welchem es auch ſonſt gebraucht wird. Daher auch mit Recht in der Dreieinigkeitslehre zu der Dreiheit der Perſonen der Ausdruk „Einheit der Natur“ vermieden wird, und dafür „Einheit des Weſens“ geſagt. Allein ſchlecht zuſammenſtimmend bleibt dieſer Sprachgebrauch immer; und die ſich natürlich aufdrängende Frage, ob etwa jede Perſon der Dreieinigkeit ihre eigene von dem gemeinſamen göttlichen Weſen unterſchiedene göttliche Natur habe, damit auf dieſe Art die göttliche Natur für die eine aus zwei Naturen beſtehende Perſon Chriſti herauskomme, findet auch in der Dreieinigkeitslehre keine befriedigende Antwort. Wie denn auch der in die ganze abendländiſche Glaubenslehre eingeführte verwirrende doppelte Gebrauch des Wortes Perſon, dort nämlich drei Perſonen in Einem Weſen, und hier Eine Perſon aus zwei Naturen nur ſehr ſchwach kann verdekt oder ſehr unvollkommen entſchuldigt werden *). — Noch niederſchlagender aber iſt das Bekenntniß, welches doch jeder ablegen wird, daß nämlich die Einheit einer Perſon aus zwei Naturen und die Zweiheit der Naturen in Einer Perſon immer nur eine todte Formel bleibt, niemals aber zur lebendigen Anſchauung gebracht werden kann, ſondern wenn man ſich ein wirkliches Leben nach dieſer Formel vorſtellen will, fügt ſich nichts in einander **), und doch iſt die aneignende Anſchauung

---

*) Wenn man z. B. die Definitionen, welche nach Andern auch Reinhard in der Theorie von der Perſon Chriſti von Natur und Perſon giebt auf die Dreieinigkeit anwendet: ſo wären dann die drei Perſonen, weil jede unabhängig für ſich beſtehen und vorhanden ſein müßte, wirklich neben und außer einander, und weil jede Perſon eine Natur iſt — was freilich auch mit den zwei Naturen in Einer Perſon nicht recht beſteht — ſo gäbe es dann drei von einander verſchiedene göttliche Naturen.

**) Man betrachte nur die aus den älteren Bekenntniſſen wiederholten Ausdrükke Exp. simpl. XI. iuxta divinam naturam patri, iuxta humanam nobis hominibus consubstantialem, ob hiernach eine wahre Einheit der Perſon, ein einfaches in allen auf einanderfolgenden Momenten gleiches Ich vorgeſtellt werden kann. Oder die Erklärung des Jo. Damasc. III. 19. *ἀλλ᾽ οὐκ ἀνάγκη τὰς ἀλλήλαις ἑνωθείσας φύσεις καθ᾽ ὑπόστασιν ἑκάστην ἰδίαν κεκτῆσθαι ὑπόστασιν. Δύνανται γὰρ εἰς μίαν συνδραμοῦσαι ὑπόστασιν μήτε ἀνυπόστατοι εἶναι, μήτε ἰδιάζουσαν ἑκάστη ἔχειν ὑπόστασιν, ἀλλὰ μίαν καὶ τὴν αὐτὴν ἀμφότεραι*, ob durch dieſes *δύνανται* mehr als die bloße Möglichkeit einer Formel in der Zuſammenſtellung der Zeichen zum Vorſchein kommt, und ob dieſes wohl zu merken unvermiſchte Zuſammenlaufen der beiden Naturen mehr hervorbringen kann, als den bloßen äußeren Schein einer Perſönlichkeit ohne wahre innere Einheit des Lebens. Wo hingegen derſelbe die Formel zweier Naturen des Erlöſers in ſeinem wirklichen Leben das beſtändige Streben des chriſtlichen Glaubens. Daher auch alle Reſultate des Beſtrebens eine lebendige Darſtellung von der Einheit des göttlichen und menſchlichen in Chriſto zu verſuchen, ſeitdem es an dieſen Ausdruk gebunden war, immer zwiſchen den entgegengeſezten Abwegen geſchwankt haben, entweder beide Naturen vermiſchend zu einem dritten, das keines von beiden wäre weder göttlich noch menſchlich, oder indem beide Naturen auseinander gehalten werden, theils die Einheit der Perſon aufgebend, um beide Naturen deſto beſtimmter zu ſondern, theils um die Einheit der Perſon recht feſtzuhalten, lieber das nothwendige Gleichgewicht ſtörend und eine Natur hinter die andere zurükſezend und durch ſie beſchränkend. Am deutlichſten erkennt man die ganze Unfruchtbarkeit dieſer Darſtellungsweiſe an der Behandlung der Frage, ob Chriſtus, die eine Perſon aus zwei Naturen, auch zwei Willen habe nach der Zahl der Naturen oder nur einen nach der Zahl der Perſon. Denn hat Chriſtus nur einen Willen: ſo iſt die göttliche Natur unvollſtändig, wenn dieſer eine Wille ein menſchlicher, und die menſchliche wenn er ein göttlicher iſt. Hat aber Chriſtus zwei Willen: ſo iſt die Einheit der Perſon nur ſehr unzulänglich geſchüzt durch den Zuſaz, daß er mit beiden Willen immer daſſelbe wolle, denn daraus ergiebt ſich nur Zuſammenſtimmung nicht Einheit, und man kehrt durch dieſe Antwort in der That zu der Zerſpaltung

---

vermeidet und nur von σὰρξ und θεὸς λόγος redet, wie III, 2. λόγος σαρκὶ ἐψυχωμένῃ καὶ ἐν αὐτῷ τὸ εἶναι λαχούσῃ ἑνωθεὶς καθ' ὑπόστασιν u. a. a. O. da iſt etwas geſagt was man nachzeichnen und dem man folgen kann.

Chriſti zurük. Und nur überflüſſig erſcheint immer der eine nur den andern begleitende Wille, ſage man nun, daß der göttliche nur den menſchlichen begleite, oder umgekehrt der menſchliche nur den göttlichen. Offenbar aber kann man dieſelbe Frage auch aufwerfen in Bezug auf den Verſtand, da ſich denn alles oben geſagte wiederholt, indem jede Natur unvollſtändig iſt ohne ihren eigenthümlichen Verſtand, und eine Einheit der Perſon eben ſo wenig beſteht bei einem zwiefachen Verſtande als bei einem zwiefachen Willen; und gleich undenkbar iſt, daß ein göttlicher Verſtand daſſelbe denke wie ein menſchlicher, und daß ein menſchlicher Wille daſſelbe wolle wie ein göttlicher.

2) Das ſchwierige und kunſtreiche in der Aufgabe dieſe unhaltbaren Ausdrükke möglichſt fehlerfrei zu handhaben, war ſowol für den früheren patriſtiſchen als für den ſpäteren ſcholaſtiſchen Zeitraum eine gewiſſe Entſchädigung für die Leerheit des Unternehmens ein Syſtem von Formeln zu conſtruiren, welches ſchon durch ſeine erſte Baſis von aller Gemeinſchaft mit dem unmittelbaren frommen Bewußtſein der Chriſten abgeſchnitten war. Aber dem konnte man auch mit der größten Gewandheit und Schärfe nicht entgehen, daß auf dieſem Wege die kirchliche Lehre nur eine Sammlung von lauter verneinenden Ausdrükken wurde, in welchen alſo wirkliche Erkenntniß weder als urſprüngliche Anſchauung noch als Auslegung des Gefühls enthalten iſt; denn durch Verneinung an und für ſich wird nichts erkannt. Die richtige Bezeichnung für das Ineinander des göttlichen und menſchlichen in dem Erlöſer iſt alſo immer noch zu finden; und die Aufgabe dieſes ſo zu verſuchen, daß man dieſe Lehre mit Hinweglaſſung beider Ausdrükke, ſowol der göttlichen

Natur an ſich als auch der Zweiheit der Naturen in Einer Perſon, aufs neue bearbeite, iſt um ſo dringender, als die Beſtimmungen der älteren Bekenntnißſchriften ſchon ſeit längerer Zeit ein völlig todter Buchſtabe geworden ſind, zu welchem niemand mehr ſeine Zuflucht nimmt, weder um die verſchiedenen Meinungen über die eigenthümliche Würde des Erlöſers, welche in unſerer Zeit wiſſenſchaftlich vorgetragen werden, danach zu prüfen, noch um das aſketiſche Sprachgebiet in dieſem Lehrſtük durch das didaktiſche zu meſſen. Denn was das lezte betrifft, ſo möchte es wol nicht ſchwer ſein zu zeigen, daß auch die rechtgläubigſten Lehrer, denen nicht daran genügt einen Buchſtaben ins Gedächtniß zu prägen, ſondern welche die Erbauung ſuchen, auf der Kanzel von dem Erlöſer nur auf eine ſolche Weiſe reden, daß ihre Ausdrükke in die ſymboliſch aufgeſtellten Grenzen nicht können eingeſchloſſen werden. Auch iſt bei der urſprünglichen Bildung des evangeliſchen Lehrbegriffs für dieſe Lehre nichts geſchehen, ſondern nur die alten ſymboliſchen Formeln wiederholt worden. Denn wenn ſie gleich in den Streitigkeiten beider bisherigen evangeliſchen Partheien mit einander allerdings wieder aufgenommen wurde, ſo iſt dies theils nur um eines andern Streitpunktes willen geſchehen, auf welchem Wege eine reine und vollſtändige Durcharbeitung nicht zu erwarten iſt, theils hat auch, was auf dieſe Veranlaſſung beſonders in der Sol. decl. feſtgeſezt worden, nicht in dem ganzen Gebiet des Augsb. Bek. ſymboliſches Anſehn erlangt. Daher iſt auf dieſen Lehrſaz der oben aufgeſtellte Grundſaz vollkommen anwendbar, und es beſteht noch für die Glaubenslehre, welche ſich vom ſcholaſtiſchen allmählig reinigen muß, die Aufgabe einen wiſſenſchaftlichen Ausdruk zu organiſiren, in welchem ſich das Weſen des chriſtlichen Glaubens an den Erlöſer nicht nur in verneinenden Formeln abſpiegle, und der zugleich dem, was in den religiöſen Mittheilungen für die chriſtlichen Gemeinden gebraucht werden kann, wieder näher gebracht werde.

a) Der Grund zu einer ſolchen Darſtellung iſt in §. 116. gelegt. Denn wenn der Unterſchied zwiſchen dem Erlöſer und allen andern Menſchen ſo feſtgeſtellt wird, daß anſtatt unſeres verunreinigten und verdunkelten Gottesbewußtſeins in ihm ein reines Sein Gottes unter der Form des Bewußtſeins und der bewußten Thätigkeit geweſen: ſo iſt demnach das göttliche in dem Erlöſer die innerſte Grundkraft, von welcher alle Thätigkeit ausgeht, und welche alle Momente zuſammenhält, das menſchliche aber iſt in jedem Moment der aufnehmende ſowol als darſtellende Organismus von jenem *). Der Ausdruk ruht alſo gleichmäßig auf dem pauliniſchen „Gott war in Chriſto“ und dem Johanneiſchen „das Wort ward Fleiſch“; denn in λόγος iſt die Form des Bewußtſeins ausgedrükt, und σάρξ iſt die Bezeichnung des organiſchen überhaupt an ſich. Und in dieſem Sinn iſt in dem Erlöſer Gott Menſch geworden, und jeder Moment ſeines Daſeins, ſofern ein ſolcher für ſich abgeſchloſſen werden kann, war in ſofern ein ſolches Menſchwerden und Menſch geworden ſein Gottes, ſo daß immer und überall in ihm durch das menſchliche ſich das göttliche offenbarte. — Auf dieſen Grund einer bequemeren und anſchaulicheren Bezeichnung können wir auch ſchon gegenwärtig in ſoweit

---

*) Symb. Quic. Nam sicut anima rationalis et caro unus est homo, ita deus et homo unus est Christus.

weit fortbauen, daß wir die kirchlichen Lehren mit einer ſich auf ihn beziehenden Beurtheilung begleiten, um fortlaufend zu zeigen, wie die Abzwekkung derſelben durchaus mit dem zuſammenſtimmt, was durch dieſen Ausdruk feſtgeſtellt iſt, wie aber die Unangemeſſenheit und Schwierigkeit des Ausdruks von zwei Naturen gehindert hat, daß die Ausführung vollkommen der Abzwekkung entſpricht, und wie dadurch zugleich der ſpizfindigen Leerheit ein freier Spielraum eröfnet iſt.

Zuſaz. An dem Faden des kirchlichen Ausdruks fortgehend müßten wir, um die Erläuterung weiter ins einzelne fortzuſezen, nun zunächſt handeln von der göttlichen Natur in Chriſto, dann von der menſchlichen in ihm, und zulezt das nähere von der Art und Weiſe der Vereinigung beider angeben. Allein die göttliche Natur in Chriſto iſt nur ganz daſſelbe, was unter der zweiten Perſon in der Gottheit gedacht wird, und es kann alſo die Rede davon erſt ſein in der Behandlung der Dreieinigkeitslehre. Hier ſcheinen alſo freilich diejenigen beſſer geſorgt zu haben, welche die Dreieinigkeitslehre zuerſt abhandeln, weil ſie ſich dann in der Lehre von Chriſto auf früheres berufen können, und nicht, wie hier geſchieht, auf ſpäteres verweiſen müſſen. Indeß der Vorzug iſt nur ſcheinbar; denn auf irgend eine Art müſſen ſie doch alle in der Dreieinigkeitslehre auf die ſpätere Lehre von Chriſto *) verweiſen. Auch läßt ſich nicht einſehn, wie man die Dreieinigkeitslehre, wenn man ſich nicht mit einem todten

---

*) Wie Reinh. S. 137. Man kann auch ohnehin nicht daran denken, den Sohn mit dem Vater für einerlei zu halten, da lezterer auch ausdrüklich als ein Menſch beſchrieben wird.

Buchſtaben begnügen will, verſtändlich vortragen oder gar, falls noch etwas daran zu thun wäre, verbeſſern kann, wenn nicht vorher einleuchtend gemacht iſt, wie nothwendig in dem chriſtlichen Glauben dieſes liegt, daß Gott in Chriſto war, und daß er durch ihn in uns ſein will. Denn erſt dann läßt ſich zwekmäßig fragen, in wiefern hieraus eine Vielheit in Gott folge und was für eine. Wir aber können die beſondere Frage nach der göttlichen Natur in Chriſto hier noch um ſo mehr ausgeſezt ſein laſſen, da in dem bisherigen noch keine Veranlaſſung liegt zu beſtimmen, daß Gott unter einer beſonderen Form in Chriſto geweſen, ſondern wir ſind uns nur bewußt geworden, daß der Glaube an den Erlöſer ein Sein Gottes in ihm als Princip ſeines eigenthümlichen Lebens fordere. Wir handeln alſo für jezt nur den kirchlichen Ausdrükken folgend von der menſchlichen Natur in Chriſto und dann von der Art ihrer Vereinigung mit der göttlichen.

118.

Chriſtus war ſeiner Menſchheit nach vor allen Andern ausgezeichnet durch ſeine übernatürliche Zeugung, durch ſeine eigenthümliche Vortreflichkeit, und durch die Unperſönlichkeit der menſchlichen Natur in ihm abgeſehen von ihrer Vereinigung mit der göttlichen.

Anm. 1. Wenn hier nur von der menſchlichen Natur Chriſti gehandelt wird, und im folgenden §. erſt von ihrer Vereinigung mit der göttlichen, ſo iſt dies nicht ſo zu verſtehen, als ob in dieſem Saz irgend etwas behauptet würde, was gleichſam vor dieſer Vereinigung vorherginge, vielmehr iſt alles hier behauptete nur durch dieſe Vereinigung bedingt.

und eine Folge derſelben, ſo daß Chriſtus nur vermöge dieſer Vereinigung ein ſolcher Menſch geworden und geweſen iſt.

b. Man kann alſo ſagen, die hier aufgeſtellten Merkmale ſeien das Ergebniß jener Vereinigung in der menſchlichen Erſcheinung des Erlöſers, und zwar das erſte und dritte im Anfang dieſer Erſcheinung jenes auf eine wirklich beſtimmende dieſes nur auf eine verneinende Weiſe, das zweite aber im ganzen Verlauf derſelben. Daher ſich auch das zweite von den andern beiden weſentlich unterſcheidet. Denn dieſes ſtellt den Eindruk dar, den der Erlöſer auf jeden der ihn dafür erkannte, unmittelbar machen mußte; die andern beiden aber ſind, ausgenommen ſofern das erſte etwas ganz faktiſches iſt und auf einem Zeugniß beruht, nur Folgerungen rükwärts aus jenem unmittelbaren Eindruk.

1) Mit dem lezten Merkmal müſſen wir ohnerachtet ſeines negativen Inhalts dennoch beginnen, weil es, daß ich ſo ſage, der Zeit nach noch über das erſte hinausgeht. Der Saz, daß die menſchliche Natur in Chriſto unperſönlich ſei ohne ihre Vereinigung mit der göttlichen, oder daß ſie keine eigne Subſiſtenz habe, ſondern nur durch die göttliche ſubſiſtire, iſt eine zwar dunkle aber, wenn man von dem Ausdruk göttliche Natur abſieht, doch tadelloſe Formel für das Verhältniß des göttlichen zu dem menſchlichen in Chriſto. Dunkel iſt ſie ſofern es ſcheint als ſolle etwas als die menſchliche Natur Chriſti gedacht werden, aber dieſes zugleich unperſönlich; oder wenigſtens als ſolle eine Zeit vorgeſtellt werden, wo die menſchliche Natur Chriſti zwar geweſen aber noch unperſönlich, da doch eine Vielen zukommende Natur nur die eines Einzelnen unter ihnen iſt vermöge der Perſönlichkeit deſſelben. Hat man es nun ſo gefaßt, ſo kann man ſich dann in der Nothwendigkeit glauben zu beweiſen, daß dieſer Unperſönlichkeit ohnerachtet die menſchliche Natur in Chriſto nicht unvollkomner ſei als in uns An

dern. Dies iſt aber beides verworren, und die Sache vielmehr ſo zu faſſen. Das Entſtehen eines einzelnen Menſchen oder das Werden einer Perſon iſt allemal eine That der menſchlichen Natur als lebendiger Kraft, indem jede Perſon eine zeitliche und räumliche Offenbarung der Natur iſt, und jede Offenbarung eine That des ſich offenbarenden. Es wird nun behauptet, die Entſtehung aller andern Einzelweſen unſerer Gattung vollziehe die menſchliche Natur durch ſich ſelbſt, ſie werde alſo und ſei in ihnen allen perſönlich durch ſich ſelbſt. Die Entſtehung Chriſti aber habe ſie nicht durch ſich ſelbſt vollziehn und alſo in ihm nicht perſönlich werden können durch ſich ſelbſt. Zur Perſönlichkeit eines jeden Menſchen gehört weſentlich das uns allen einwohnende Bewußtſein Gottes, ohne welches ſich menſchlicher Verſtand und Wille nicht entwikkeln kann, daher wir auch die Selbſtändigkeit, Vollſtändigkeit und Vortreflichkeit des Einzelweſens hiernach am meiſten abmeſſen. Dieſes nun iſt der menſchlichen Natur anerſchaffen, und ſie bringt es in allen Einzelweſen als ein ſich zeitlich mehr oder minder entwikkelndes hervor. Zur Perſönlichkeit Chriſti aber gehörte das weſentliche Sein Gottes in ihm, welches die menſchliche Natur nicht hervorbringen konnte, weil es ihr nicht anerſchaffen war. Es bedurfte alſo dazu einer göttlichen Einwirkung auf die menſchliche Natur, und dieſe war nun beides zugleich und als daſſelbe die Menſchwerdung des göttlichen Weſens und das Werden der Perſon Chriſti. Vergleicht man daher in ihrem zeitlichen Beſtehen die menſchliche Natur Chriſti mit der aller anderen Menſchen: ſo iſt dieſe Unperſönlichkeit nur ſcheinbar etwas verneinendes, und bedeutet eigentlich die Beſtändigkeit jener Einwirkung und ihrer

Folgen in der Perſon Chriſti. Und ſo ſtimmt dieſes Merkmal mit dem §. 116, 3. auseinandergeſezten vollkommen zuſammen, auch mit dem altkirchlichen Ausdruk, auf welchen dort zurükgegangen iſt: denn auch die plaſtiſche Kraft der Organiſation wird nicht perſönlich ohne die Vereinigung mit der vernünftigen Seele. Es hat aber dieſe Formel ihre Abzwekkung noch ganz vorzüglich gegen diejenigen, welche das göttliche oder den λόγος erſt ſpäter, und nachdem die Perſon Jeſu längſt zur Vollkommenheit gebildet war, mit ihr vereinigen wollen. Denn eben weil hiebei keine geſchichtliche Einheit der Perſon zu denken war: ſo folgt, daß keine menſchliche Perſönlichkeit des Erlöſers gedacht werden kann vor der Vereinigung des göttlichen mit der menſchlichen Natur.

2) Hiemit nun hängt als Ergänzung zuſammen die zweite Formel von der übernatürlichen Erzeugung. Dieſe wird zwar in den verſchiedenen Symbolen verſchieden genug ausgedrükt *), doch ſo, daß ſich aus al-

---

*) Schon in den älteren, Symb. apost. γεννηθέντα ἐκ πνεύματος ἁγίου καὶ Μαρίας τῆς παρθένου conceptus de Spir. S. natus ex Maria virgine — Symb. Nic. σαρκωθέντα ἐκ πνεύματος ἁγίου καὶ Μαρίας τῆς παρθένου καὶ ἐνανθρωπήσαντα wo allerdings der Unterſchied zwiſchen der ſchlichten Einfachheit des erſten und der abſichtlichen Behutſamkeit des lezten nicht zu überſehen iſt. — Eben ſo ganz einfach Conf. Aug. 3. natus ex virgine Maria, wobei auf jene älteren Ausdrükke als gebilligt muß zurükverwieſen werden. Beſtimmter Expos. Simpl. XI. non ex viri coitu sed conceptum purissime ex spiritu sancto et natum ex Maria semper virgine. Helv. Conf. XI. carnem ex intacta virgine Maria spiritu cooperante sumens. Gall. conf. XIV. utpote cuius caro sit vere semen Abrahae et Davidis, quamvis arcana et incomprehensibili spiritus sancti virtute fuerit suo tempore in utero beatae illius virginis concepta. Eben

len die Erklärung ableiten läßt, daß Chriſtus ohne männliches Zuthun in Maria als Jungfrau empfangen worden Man muß dieſe Beſtimmung in einer zwiefachen Hinſicht erwägen, einmal in Bezug auf das Zeugniß der evangeliſchen Erzählungen *), und dann wieder in Bezug auf ihren Zuſammenhang mit der Lehre von der Erbſünde. — Jenen Erzählungen treten nun entgegen ſowol die Geſchlechtsregiſter Chriſti, welche ſchlicht und ungekünſtelt angeſehen beide auf Joſef zurükgehen, als auch das Stillſchweigen Johannis verbunden damit, daß er ohne alle weitere Bemerkung erzählt, daß Jeſus von Landsleuten und Bekannten Joſefs Sohn genannt wird **), welches auch jene beiden ***) thun. Woraus zuſammengenommen ſich weiter ſchließen läßt, daß unter den urſprünglichen Jüngern Chriſti weder ein großer Werth auf dieſen Umſtand gelegt worden, noch auch eine ganz feſte und allgemein bekannte Ueberlieferung darüber vorhanden geweſen. Und ſo wäre wol wenig dagegen einzuwenden, wenn jemand Bedenken trüge, auf jene beiden Erzählungen allein eine Lehre hierüber zu gründen, und dieſe als einen unerlaßlichen Glaubensſaz aufzuſtellen, ſo daß derjenige kein Recht haben ſolle an Chriſtum als Erlöſer zu glauben, der nicht auch an ſeine übernatürliche Erzeugung glaubt; ſondern in wiefern dies nothwendig ſei, das kann nur aus der zweiten Be-

---

ſo Belg. Conf. XVIII. absque viri opera. Nur die Conf. Czeug. begnügt ſich mit dem Ausdruk Christum iuxta carnem Davidis filium per omnia fratribus similem excepto peccato, welcher die natürliche Zeugung nicht ausſchließt. Doch iſt eine beſtimmte Abſicht hierin ſchwerlich zu ſuchen.

*) Matth. 1, 18 — 25 und Luk. 1, 31 — 35.

) Ev. Joh. 6, 42. *) Matth. 13, 55. Luk. 4, 22.

trachtung hervorgehn. — Nun iſt aber ſchon §. 114. und 116. auseinandergeſezt, daß dem Erlöſer eine von der natürlichen Abſtammung losgeriſſene Urſprünglichkeit nothwendig zukomme, und daß Wunderbares in ſeiner Erſcheinung unerläßlich ſei. Wenn man nun dazu nimmt, was §. 90. über das Begründetſein der Sündhaftigkeit jedes Einzelnen in dem früheren Geſchlecht geſagt iſt: ſo folgt auf der einen Seite, daß die natürliche Erzeugung nicht konnte den Erlöſer hervorbringen, auf der andern, daß eben die unmittelbare ſchöpferiſche Thätigkeit, auf welcher die Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur bei ſeiner Entſtehung beruht, auch mußte den eine Theilnahme an der allgemeinen Sündhaftigkeit bedingenden Einfluß der Eltern in der Erzeugung aufheben, und dieſes beides zuſammengenommen giebt ſchon den Begriff einer übernatürlichen Zeugung. Allein die bloße Entfernung des männlichen Antheils bei gänzlich ſtehen bleibendem weiblichen *) thut der Forderung kein Genüge, und konnte in dieſer Hinſicht nur ein Zeitalter befriedigen, in welchem das weibliche Geſchlecht ganz überſehen ward. Daher bildete ſich auch bald die ergänzende Vorſtellung, auch Maria müſſe von der angeſtammten Sündhaftigkeit frei geweſen ſein auf dieſelbige Weiſe. Allein einestheils würde doch auch die wirkliche Sünde der Mutter den Keim der Sündhaftigkeit dem in ihr Erzeugten mitgetheilt haben, und

---

*) Symb. Athan. ex substantia matris, natus. Und dies iſt immer die kirchliche Lehre geblieben, und alle Vorſtellungen als ob auch der Leib Jeſu auf eine übernatürliche Art vom Himmel herabgekommen, und mehr durch die Maria hindurchgegangen als in ihr entſtanden ſei, ſind immer für irrgläubig gehalten worden.

alſo müßte Maria auch von aller wirklichen Sünde frei geſprochen werden. Anderntheils wäre auch die ſündloſe Erzeugung der Maria nicht zu begreifen, wenn nicht von ihrer Mutter daſſelbe behauptet wird, und ſo immer höher hinauf bis zulezt, gegen die urſprüngliche Vorausſezung, aller Einfluß des früheren Geſchlechtes auf die Entſtehung der Sünde in den ſpäteren wenigſtens in Bezug auf eine ununterbrochene, fortlaufende Reihe unſündlicher Mütter aufgehoben würde. Da nun dies auf keine Weiſe in irgend einer Lehre oder Ueberlieferung gegründet iſt: ſo bleibt es in dieſer Hinſicht unzureichend, und alſo auch wie alles unzureichende überflüſſig, das übernatürliche in der Erzeugung Chriſti auf die Abweſenheit der männlichen Thätigkeit in derſelben zurükzuführen. — Daſſelbe Reſultat erhalten wir auch, wenn wir die Erſcheinung des Erlöſers als die Vollendung der Schöpfung des Menſchen anſehn. Denn die reproductive Kraft der Gattung, welche wir, wenn gleich unbegriffen, doch als natürlich anſehn, kann nicht hinreichen um ein einzelnes Leben hervorzubringen, durch welches etwas in die Gattung ſelbſt hineingebracht werden ſoll, was noch gar nicht in ihr geweſen; ſondern es muß zu jener Kraft noch eine in ihre Thätigkeit eingehüllte ſchöpferiſche Wirkung auf die Gattung ſelbſt hinzugedacht werden. Alſo auch aus dieſem Geſichtspunkt erſcheint zuerſt die natürliche Erzeugung ſelbſt als unzureichend, dann aber auch ihre theilweiſe Aufhebung, indem alles auf der höheren Einwirkung beruht, welche auch durch die vollſtändige natürliche Erzeugung nicht könnte verhindert werden. Vielmehr, mußte ſie den Einfluß der Mutter ſo abändern, daß keine Sündhaftigkeit begründet ward: ſo konnte ſie als eine allmächtige göttliche

Wirkung auch dieſelbe Gewalt haben über den väterlichen. Es bleibt alſo der allgemeine Begriff übernatürlicher Erzeugung weſentlich und nothwendig, wenn der eigenthümliche Vorzug des Erlöſers unverringert bleiben ſoll; für die nähere Beſtimmung aber von Erzeugung ohne männliches Zuthun bleibt keine andere Begründung als jene evangeliſchen Erzählungen, welche freilich, wenn ſie buchſtäblich verſtanden werden, dieſe Beſtimmung nothwendig machen, weil ſie ſonſt nur auf eine freventliche Weiſe, die unter Chriſten nie hätte gehört werden ſollen, ergänzt werden können. Wenn nun jemand jene Erzählungen nicht als buchſtäbliche Geſchichte verſtehen oder ihnen, wenn ſie auch ſo gemeint ſind, kein kirchliches Anſehn zugeſtehen will *), ſo hat er das mit den Grundſäzen der Kritik und der Auslegungskunſt auszumachen; unchriſtliches iſt nichts darin, ſofern er nur eine wie oben auseinandergeſezt, mit der Erzeugung Chriſti verbundene göttliche Thätigkeit annimmt. Eben deshalb aber wäre es vergeblich jenen Erzählungen ihren buchſtäblich geſchichtlichen Charakter bloß deswegen abzuſprechen, damit man nicht eine Erzeugung ohne männliches Zuthun annehmen müſſe, da man ja eine wunderbare Erzeugung doch annehmen muß. In Beziehung aber auf dieſe in der Chriſtenheit allgemein herrſchend gewordene Vorſtellung iſt um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, noch folgendes zu bemerken: 1) Man muß nicht glauben, daß die Erzeugung ohne Vater den volksthümlichen Charakter weggewiſcht habe, und daß dadurch Jeſus in dieſer Hinſicht ein Urmenſch wie Adam geworden, ſondern

---

*) Beſondere Anführungen ſind hier überflüſſig, da unſere neuere Theologie voll hievon iſt.

die Volksthümlichkeit in den oben vorgezeichneten Schranken gehört zu der vollſtändigen Geſchichtlichkeit Chriſti *). 2) Muß die Vorſtellung vollkommen rein gehalten werden von allem Wahn, als ob der Geſchlechtstrieb und ſeine Befriedigung an und für ſich etwas ſündliches und alſo auch Sünde hervorbringendes ſei, ſonſt begründen wir einen Widerſpruch gegen unſere Lehre von der vollkomnen Gottgefälligkeit des ehelichen Lebens. 3) Da die Vorſtellung keinen andern Grund hat als jene evangeliſchen Erzählungen: ſo darf ſie auch nicht weiter ausgeführt werden, als dieſe es erfordern, und alle Behauptungen von einer Jungfräulichkeit der Maria nach der Geburt Jeſu ſind völlig abzuweiſen, und können in einer evangeliſchen Glaubenslehre keinen Platz finden. Endlich 4) muß man ſich vor allem hüten, nicht zu glauben, daß die Vaterloſigkeit Jeſu, d. h. die phyſiologiſche Uebernatürlichkeit ſeiner Erzeugung, dasjenige erſchöpfet, was der Begriff des Erlöſers als unmittelbare göttliche Einwirkung fordert. — Wenn aber in jenen Erzählungen dieſe göttliche Einwirkung insbeſondere dem heiligen Geiſt zugeſchrieben wird: ſo iſt doch hier, wenn man ſie auch buchſtäblich als Geſchichte nimmt, gewiß keine didaktiſch genaue Terminologie vorauszuſezen, und πνεῦμα nicht in dem Sinne zu nehmen, wie wir es als namentliche Bezeichnung der dritten Perſon ge-

---

*) Dies bevorwortet unter unſern ſymboliſchen Büchern beſonders Conf. gall. XIV. utpote cuius caro sit vere semen Abrahae et Davidis, quamvis arcana et incomprehensibili Spiritus sancti virtute fuerit suo tempore in utero beatae illius virginis concepta.

brauchen *). Daher alle erkünſtelten Erklärungen darüber, weshalb dieſe Wirkung dem h. Geiſt beſonders beigelegt werde **) überflüſſig ſind. Nur ganz Unwiſſende aber können gegen allen wohl unterſcheidenden Gebrauch der Kirchenlehrer ***) die Sache ſo verwirren, daß ſie Jeſum den Sohn des heil. Geiſtes nennen.

3) Zu der ausgezeichneten Vortrefflichkeit und Herrlichkeit der menſchlichen Natur in Chriſto wird von den meiſten gerechnet ſeine natürliche Unſterblichkeit, ſeine Unſündlichkeit und ſeine abſolute Vollkommenheit. Bei der prüfenden Anſicht dieſer Beſtimmungen darf nicht überſehen werden ein durch die ganze Behandlung hindurchgehendes Beſtreben, Vortrefflichkeit der Seele und des Leibes geſondert aufzuſtellen, wobei wohl zu bedenken iſt, ob unmittelbar leibliche Eigenſchaften in dieſer Sonderung, d. h. bloß leibliche, irgend auf die Vereinigung des göttlichen mit der menſchlichen Natur zurückgeführt werden können. Es geht ſchon hieraus hervor, daß alle dogmatiſchen Formeln über dieſen Gegenſtand ſo lange ein Gegenſtand der läuternden Kritik bleiben müſſen, als unſere Vorſtellungen über den Zuſammenhang zwiſchen Leib und Seele in der Erſcheinung des Menſchen noch einer Vervollkomnung fähig ſind. — Was nun zuerſt die

---

*) Hiermit ſtimmt richtig verſtanden überein Jo. Damasc. I, 13. III, 11. τῇ μὲν ἐνσαρκώσει τοῦ λόγου οὔτε ὁ πατὴρ οὔτε τὸ πνεῦμα κατ' οὐδένα λόγον κεκοινώνηκεν, εἰ μὴ κατ' εὐδοκίαν, wiewol er anderwärts ungenauer auch anders redet.

**) S. Gerh. l. th. T. III. p. 416. deſſen Erklärungen vornehmlich Hilarius d. f. T. II. zum Grunde liegt.

***) Man ſehe viele Stellen hierüber bei Gerhard a. a. O.

natürliche Unſterblichkeit Chriſti betrifft, ſo iſt die Meinung, daß Chriſtus ſeiner menſchlichen Natur nach nicht ſei dem Tode unterworfen geweſen, zwar nicht durch ſymboliſch gewordene Ausſprüche feſtgeſtellt, und eben ſo wenig kann man ſagen, daß ſie in bibliſchen Stellen wahrhaft begründet ſei *); ſie hat aber eine zwiefache Veranlaſſung. Einmal denkt man dadurch eine höhere Anſicht zu gewinnen für alle Ausſprüche, welche ſeinen Tod als einen freiwilligen darſtellen, und eben dadurch ſeinem Leiden und ſeinem Tode eine höhere Bedeutung zu geben. Allein man bedenkt nicht, daß, wenn Chriſtus nicht natürlich ſterblich war, er auf das unmittelbarſte durch ein Wunder ſich ſelbſt tödten mußte; vielmehr iſt grade von dieſer Seite die Meinung höchſt bedenklich. Die zweite Veranlaſſung liegt in dem Zuſammenhange zwiſchen dem Tod und der Sünde. Denn, denkt man, wenn Chriſtus von allem Zuſammenhange mit der Sünde gelöſt iſt, dann auch kann er nicht unter der Gewalt des Todes geſtanden haben, welcher nur der Sold der Sünde iſt. Man ſehe indeß was oben **) von der natürlichen Unſterblichkeit Adams, und von dem Zuſammenhang aller natürlichen Uebel mit der Sünde geſagt worden, woraus hervorgeht, daß aus der Unſündlichkeit Chriſti nichts weiter folgt, als daß der Tod für Chriſtum kein Uebel habe ſein können; daß aber die Behauptung einer natürlichen Unſterblichkeit auch das in ſich ſchließen würde, daß Chriſtus keines leiblichen Schmerzes und überhaupt keiner ſinnlichen Unluſt empfänglich geweſen, was alſo im Widerſpruch ſtände mit der allgemein anerkannten Leidensfähigkeit der menſchlichen Natur auch in ſeiner Perſon. Daher richtiger geſagt wird, die Unſterblichkeit ſei der menſchlichen Natur in Chriſto erſt durch die Auferſtehung geſchenkt worden *). — Deſto feſter iſt aber zweitens über der weſentlichen Unſündlichkeit Chriſti zu halten. Durch eine an ſich zufällige, oder mittelſt eines beſonderen göttlichen Beiſtandes, der etwas anders ſein ſollte als die Vereinigung Gottes mit der menſchlichen Natur in ſeiner Perſon, bewirkte kann der weſentliche Vorzug des Erlöſers nicht ausgedrükt werden. Unſer eignes Selbſtbewußtſein ſtellt uns die Möglichkeit dar, daß, wie es in einzelnen Fällen geſchieht, auch in allen durch außerordentliche göttliche Fügung das Wirklichwerden, auch das innere, der Sünde könnte verhindert werden, und daß wir uns doch unſerer ſelbſt nur als ſündiger Menſchen bewußt blieben. Denn wo eine wahrhaft innere Möglichkeit zu ſündigen geſezt iſt, da iſt auch wenigſtens das minimum der Wirklichkeit als Neigung geſezt. Die Formel potuit non peccare drükt alſo allerdings den weſentlichen Vorzug Chriſti aus, wenn man darauf ſieht, daß alle andere Menſchen niemals nicht ſündigen können, ſondern ſich die Sünde in alles mit einſchleicht, keinesweges aber ſofern ſie etwas anderes ſagen will als non potuit peccare: ſo wie man auch in dieſer lezten Formel den vollen Begriff nur hat, wenn man ſie der erſten in dem aufgeſtellten Sinne gleichſezt. So wie aber näher beſtimmt werden ſoll, was nun durch dieſe Formel in Chriſto ausgeſchloſſen und auf-

---

*) Denn was Chriſtus ſelbſt Joh. 10, 17. 18. ſagt, drückt kein phyſiſches ſondern ein ſociales und ethiſches Verhältniß aus.

**) S. §. 73, 1. 76. 3 und 98.

---

*) Belg. Conf. XIX. Et quamvis eidem naturae immortalitatem resurrectione sua dederit etc

gehoben wird, ſo kommt alles darauf an, wo der Anfang der Sünde geſezt wird. Daher auch die Entſtehung des Doketismus begreiflich iſt, ſobald man davon ausgeht, daß, wo belebte Materie und Vernunft iſt, da auch nothwendig Sünde ſei. Und ſo iſt auch hier ein wichtiger Verbindungspunkt der Glaubenslehre mit der chriſtlichen Sittenlehre. Wir müſſen alſo anknüpfen an das oben feſtgeſtellte, daß zur Wahrheit der menſchlichen Natur in Chriſto gehöre, daß er auch muß empfänglich geweſen ſein für den Gegenſaz des angenehmen und unangenehmen, und eben deshalb müſſen Luſt und Unluſt auch ſein können auf unſündliche Weiſe. Auch giebt es keine natürliche Luſt oder Unluſt, mit welcher an und für ſich ein beſtimmendes Bewußtſein Gottes unverträglich wäre; und die Unſündlichkeit Chriſti beruht alſo nicht darauf, daß der menſchlichen Natur irgend etwas entzogen werde. — Es würde ihr aber entzogen, wenn Luſt und Unluſt nicht ſollte in Chriſto geweſen ſein: denn ohne Empfänglichkeit für den ſinnlichen Gegenſaz würde die Natur auch als Werkzeug für die göttliche Kraft geſchwächt und zugleich alles vorbildliche aufgehoben. Sondern die Unſündlichkeit des Erlöſers beruht nur auf dem immer lebendig gegenwärtigen und thätigen Sein Gottes in ſeiner menſchlichen Natur. Hiebei iſt aber nicht zu vergeſſen, daß der Erlöſer nach dem obigen kein wahrer Menſch ſein könnte, wenn er nicht auch ein wahres Kind geweſen wäre *), und daß alſo eine Zeit geweſen ſein muß, wo auch das Sein Gottes in ihm nicht, wie ſpäter, als ein beſtimmtes Bewußtſein **) entwickelt war. Aber auch ohne dieſe Form muß es in dieſer Zeit in ihm als ein Bewußtloſes doch dieſelbe innere Unmöglichkeit zu ſündigen bewirkt haben, die alſo in ſeiner Kindheit die vollkomne Unſchuld war, wie dies ſchon §. 115, 2. auseinandergeſetzt iſt. So daß Chriſtus in Bezug auf die Sünde zu allen Zeiten gleich ſehr von allen andern Menſchen unterſchieden und immer gleich weſentlich frei von derſelben war. Zu dieſer Unſündlichkeit gehört aber auch, was gewöhnlich überſehen wird, daß Chriſtus niemals kann einen Irrthum weder ſelbſt erzeugt noch auch einen fremden mit derſelben Ueberzeugung wie eine wohlerworbene Wahrheit in ſich aufgenommen haben; denn beides kann nie ohne alle eigne Verſchuldung geſchehen. — Endlich die *eigenthümliche Vortreflichkeit* Chriſti iſt zunächſt und überwiegend freilich geiſtig, aber nicht in ſolchen ausgezeichneten einzelnen Geiſtesgaben zu ſuchen, durch welche jemand in dem weiteren Sinne des Wortes ein Virtuoſe oder Künſtler wird. Denn dies wird jeder nur auf einem Gebiet mit Vernachläſſigung mehrerer andern. Chriſtus aber hatte keine Urſache mehr auf dem einen Gebiete ein Kunſtmeiſter zu ſein als auf den andern. Wenn aber die einzelnen Gaben alle ausgebildet werden, kann keine ausgezeichnet erſcheinen. Denn Beſiz einzelner ausgezeichneter Geiſtesgaben und Eintritt in einen einſeitig beſtimmten Beruf bedingen einander gegenſeitig. Hätten ſich einzelne Gaben in ihm ausgezeichnet entwikkelt, ſo hätte er ſich bei ſeiner vollkomnen Sittlichkeit verpflichtet gefühlt, in einen ſolchen Beruf einzutreten, worin ſie ihre größte Wirkung hätten thun können. Da aber in ſeinem Willen keine Richtung dieſer Art ſein durfte, ſondern ſein beſonderer Beruf nur der allgemeine war, nämlich die belebende Wirkſamkeit auf alle menſchliche Gemüther in allen ſich darbietenden Verhältniſſen: ſo konnte auch eine ſolche Entwiklung nicht in ihm erfolgen. Es ſcheint daher auch nicht ganz richtig das Lehren in dem Sinne als einen beſonderen Beruf Chriſti darzuſtellen, in welchem beſondere Gaben dazu erfordert werden; ſondern es hat immer etwas widriges für das unbefangene Gefühl, wenn Chriſtus als ein Meiſter, ſei es nun in der dialektiſchen Kunſt, oder ſei es — in dem beſten Sinne des Wortes — in der Beredſamkeit, dargeſtellt wird. Wie denn Chriſtus aus den dem Volk allgemein geöffneten Quellen der Erkenntniß zwar ſo reichlich geſchöpft hat, wie einer der durch keinen beſonderen Beruf gehindert wird, keinesweges aber einer Schule angehören, und durch eine Schule geworden ſein durfte; ja eben ſo wenig als ein Dichter oder Bildkünſtler durfte er auch ein Gelehrter oder Weltweiſer ſein. Daher kann auch eine Wirkſamkeit Chriſti auf Reinigung und Verbeſſerung ſolcher Vorſtellungen, die einem beſonderen Lebensgebiet angehören, nicht erwartet werden. Und dahin iſt offenbar auch die wiſſenſchaftliche und gelehrte Behandlung der heiligen Schriften ſeines Volkes zu rechnen. Sondern ſein Leben und die Gottesfülle in demſelben iſt zwar der lebendige Mittelpunkt, aus dem alle beſondern Geiſtesgaben in ſeiner Kirche ſich entwikkeln und nähren; aber die ihm perſönlich eigenthümliche Vollkommenheit beruht ebenfalls nur auf der völlig reinen und durch nichts ſündliches auf irgend einer Seite geſchwächten Urkraft, welche Verſtand und Willen bildend alle menſchlichen Functionen in jedem Augenblik gemäß ſeinen eigenthümlichen Beziehungen leitete, und ſo nicht nur nach außen das größtmöglichſte Reſultat in jedem Augenblik hervorbrachte:

---

*) Luk. 1, 80. 2, 52.

**) Joh. 8, 23. flgd. 10, 30. 14, 11. u. a. O.

brachte, ſondern auch nach innen ohne eine abſichtlich fortgeſezte einſeitige Richtung Fertigkeiten erzeugte, die immer werdend und wachſend ſich nicht durch eine techniſche Vollendung, wol aber durch ihre vollkomne Reinheit unterſchieden, und eben deshalb weder als einſeitige Talente noch als Lieblingsneigungen angeſehen werden dürfen, ſondern als rein ſittlich erworbenes Gut. Wenn aber eben dieſe Gaben, damit die menſchliche Natur in Chriſto auch für ſich ganz vollkommen erſcheine, ſo vorgeſtellt werden, als ob die menſchliche Natur ſie in ſich gehabt habe abgeſehen von ihrer Vereinigung mit der göttlichen, ſo daß durch dieſe Vereinigung noch andere zu dieſen hinzukämen *): ſo bringt dies unauflösliche Verwirrungen hervor, und iſt immer eine Annäherung an die falſche Vorſtellung von der zwiefachen Perſönlichkeit Chriſti. Vielmehr muß man ſagen, es gebe keine menſchliche Gabe und Tugend in Chriſto, welche nicht aus der Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur entſprungen wäre. Soll demnächſt auch von der leiblichen Vollkommenheit des Erlöſers die Rede ſein: ſo werden auch hierüber die Forderungen eines reinen Gefühls nur können ausgeſprochen werden, wenn man ſich weſentlich an dieſelbige Regel hält. Aus der Urbildlichkeit der ganzen Perſonbildung und aus dem ungeſtört fortwirkenden Einfluß eines reinen Willens folgt ſchon natürlich eine Geſundheit, welche gleich weit entfernt iſt von einſeitiger Stärke und Meiſterſchaft einzelner leib-

---

*) So ſcheint die Sache vorgeſtellt zu werden Sol. decl. p. 745. Vera quidem sunt quae de creatis donis, humanae naturae in Christo datis et communicatis, dicuntur, quod humanitas Christi ea per se et in se ipsa habeat etc.

licher Functionen als von krankhafter allgemeiner Schwächlichkeit, als durch welche beide die gleichmäßige Tüchtigkeit der Organiſation für alle Forderungen des Geiſtes verringert wird. Wenn aber bei den Alten ſehr häufig auch von der Schönheit des Erlöſers die Rede iſt *): ſo liegt dieſe Vorſtellung ſchon der Grenze ſehr nahe, die man nicht überſchreiten darf. Wie es denn überhaupt zu den unſchätzbaren aber nicht genug dafür erkannten Leitungen der Vorſehung gehört, daß uns eben ſo wenig eine ſichere Ueberlieferung oder ein authentiſches Bild von dem äußern der Perſon Chriſti iſt aufbewahrt worden als eine genaue Darſtellung ſeiner Lebensweiſe oder eine lückenlos zuſammenhängende Geſchichte ſeines irdiſchen Lebens. — Daß Chriſtus ſein einzelnes Leben nicht durch das eheliche Bündniß vervollſtändigte, ſcheint ſeiner vollkommnen Vorbildlichkeit Eintrag zu thun, und iſt überhaupt für die Erörterung ein ſchwieriger Punkt. Indeß wenn man an ſeine eigenthümliche Würde denkt, ſo ſieht man leicht, daß es unmöglich anders ſein konnte, und daß der Erlöſer nur durfte der Vater einer geiſtigen nicht einer leiblichen Nachkommenſchaft ſein. Und vielleicht mußte er ſchon deshalb im erſten Anfang des männlichen Alters ſterben, damit kein beſtimmter und entſchiedener Wille dieſen allgemein menſchlichen Beruf nicht zu theilen in ihm dürfe vorausgeſezt werden.

119. Dritter Lehrſaz.

Bei der Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur in Chriſto war das

---

*) Z. B. Chrysost. in Ep. ad Col. Hom. VIII. οὕτως ἦν καλός, ὡς οὐδὲ εἰπεῖν.

göttliche Weſen allein thätig oder ſich mittheilend und die menſchliche Natur allein leidend oder aufgenommen werdend; im Vereintſein beider aber war auch jede Thätigkeit eine gemeinſchaftliche beider.

Anm. Mit Recht haben die Abendländer für den Act der Vereinigung nur den Ausdruk *incarnatio* als Ueberſezung von *ἐνσάρκωσις* aufgenommen, nicht *incorporatio* als Ueberſezung von *ἐνσωμάτωσις*. Denn der leztere Ausdruk läßt auch unvollſtändige Vorſtellungen von der menſchlichen Natur in Chriſto zu.

1) Es iſt natürlich und nothwendig, den Act der Vereinigung und den Zuſtand des Vereintſeins von einander zu unterſcheiden. Denn jener war nur das Anheben der in dieſer Welt erſcheinenden Perſon Chriſti, und muß alſo auch bezeichnet werden durch eine Beziehung auf das frühere Nichtſein derſelben; wogegen dieſer das eigenthümliche Sein dieſer Perſon iſt, welches alſo durch eine allen Momenten gleich angemeſſene Formel ausgedrükt werden muß. Allein da auf der einen Seite das Anheben der Perſon doch zugleich das Anheben ihrer Thätigkeit iſt, und auf der andern in jedem Moment, eben inſofern er für ſich betrachtet werden kann, auch das eigenthümliche Sein der Perſon aufs neue wird: ſo muß man auch ſagen, daß jede Thätigkeit Chriſti auch daſſelbe Verhältniß zeigen muß, welches den Act der Vereinigung ausdrükt, weil ja dieſe nur eine Vereinigung zu lebendiger Thätigkeit war; und ſo auch umgekehrt der Act der Vereinigung daſſelbe Verhältniß, durch welches jede Thätigkeit Chriſti beſteht, weil ja jede ſolche nur die lebendige Erſcheinung jener Vereinigung iſt. Und nach dieſem Kanon müſſen die in dem Lehrſaz aufge-

ſtellten, ſo wie alle noch ſonſt vorkommenden und von jenen abgeleiteten Formeln beurtheilt und angewendet werden.

2) Der Ausdruk, durch welchen die thätige Mittheilung des göttlichen Weſens in jenem Act näher bezeichnet werden ſoll, daß nämlich in demſelben die göttliche Natur Chriſti habe in die Einheit ihrer Perſon die menſchliche Natur Chriſti aufgenommen, iſt zu tadeln, nicht nur ſofern er die Formel, „göttliche Natur“ vorausſezt; ſondern auch ſofern, darauf beruhend, daß das ſich in Chriſto offenbarende göttliche Weſen ſchon von Ewigkeit her als etwas auf geheimnißvolle Weiſe in dem göttlichen Weſen ſelbſt verſchiedenes, oder als zweite Perſon in der Gottheit geſezt ſei, jener ſchon oben gerügte zwiefache Gebrauch des Wortes Perſon dadurch verkleidet werden ſoll, als ob das göttliche Perſonſein und das menſchliche Perſonſein daſſelbe wäre, da doch eine menſchliche Perſon in ihrem Verhältniß zu den andern ein vollſtändiges Fürſichſein, eine göttliche aber nur ein unvollſtändiges haben kann, wenn nicht drei Götter ſein ſollen. Dieſes aber abgerechnet iſt der Ausdruk, wenn man auf ſeinen weſentlichen Gehalt ſieht, vollkommen richtig. Denn es kann freilich ſcheinen, als ob die Wahrheit der menſchlichen Natur in Chriſto auch hiedurch ſchon verloren ginge, wenn doch in der Entſtehung jeder andern menſchlichen Perſon offenbar die menſchliche Natur ſo thätig iſt, daß ihre unleibliche aber leibbildende Kraft ſich zu einer neuen Einheit geiſtigen Daſeins in der vollſtändigen Mannigfaltigkeit aller Lebensverrichtungen geſtaltet, in der Entſtehung der Perſon Chriſti aber ſollte ſie ganz leidend geweſen ſein. Man muß aber hier den obigen Kanon mit zu Hülfe

nehmen, zufolge deſſen in einem andern Sinn auch der Act der Vereinigung eine gemeinſchaftliche Thätigkeit beider des göttlichen ſich mittheilenden Weſens und der menſchlichen Natur war. Das natürliche Ergebniß iſt dann dieſes, daß, um bei dem kirchlichen Sprachgebrauch zu bleiben, die göttliche Natur allerdings die menſchliche aufgenommen, und dieſe hiezu nicht habe thätig ſein können, ſo daß etwa das, was wir das göttliche in Chriſto nennen, ſich aus der menſchlichen Natur entwikkelt, oder auch etwa nur ſo, daß in der menſchlichen Natur ein Vermögen geweſen, das göttliche zu ſich herabzuziehen; ſondern zu dieſem allen hat die menſchliche Natur nicht thätig ſein können, und wenn ihr auch allerdings die Möglichkeit anerſchaffen war und auch während der Herrſchaft der Sünde erhalten blieb, in eine ſolche Vereinigung mit dem göttlichen aufgenommen zu werden, ſo iſt doch dieſe Möglichkeit kein Vermögen und keine Thätigkeit. Wol aber muß man um unſeres Kanons willen hinzufügen, die göttliche Natur habe die menſchliche aufgenommen als in einer perſonbildenden oder erzeugenden Thätigkeit begriffen; ſo daß, was die Bildung der Perſon Chriſti oder die Hineinbildung des göttlichen in die menſchliche Natur betrifft, die leztere nur aufnehmend und leidend war, und ihre perſonbildende Thätigkeit ohne dieſes ihr Leiden und ohne jene Thätigkeit der göttlichen Natur immer nur eine gewöhnliche menſchliche Perſon könnte hervorgebracht haben; ſofern aber Chriſtus eine vollkomne menſchliche Perſon war, ſo war auch die Bildung derſelben ein gemeinſchaftlicher Act der göttlichen und der menſchlichen Natur. Dies erkennen auch alle diejenigen älteren Dogmatiker an *), welche mit Ver-

---

*) S. Gerhard. l. theol. III. p. 421.

werfung des Sazes, daß der Leib Chriſti durch jenen Act ganz und in Einem Augenblikk gebildet worden, behaupten, daß die allmählige Bildung der Organiſation mit zur Wahrheit der menſchlichen Natur gehöre; denn während dieſer Bildung war doch gewiß die menſchliche Natur nicht bloß leidend. — Gegen dieſe Vorſtellung von einer beſondern göttlichen Thätigkeit bei der Entſtehung der Perſon Chriſti könnte aber überhaupt noch eingewendet werden, daß man entweder zugeben müſſe eine zeitliche Thätigkeit Gottes, welches mit dem reinen Begriff des höchſten Weſens ſtritte, oder daß jene Thätigkeit keine beſondere und unmittelbare geweſen. Das Beſtreben dem erſten auszuweichen, führt darauf Chriſtum mit ſeiner eigenthümlichen und ausgezeichneten Würde doch als ein Erzeugniß der menſchlichen Natur anzuſehen wie jedes andere Einzelweſen; und man ſieht wodurch auch chriſtliche Geſinnung hiezu kann getrieben werden. Das Beſtreben dieſem lezten auszuweichen, hat die Anſicht hervorgebracht, daß auch die Menſchheit Chriſti nicht irgendwann angefangen habe, worauf mehr oder weniger die Apollinariſtiſchen Formeln zurükgehn, was aber nothwendig in das doketiſche ſtreift, und die geſchichtliche Wahrheit des Erlöſers aufzuheben droht; und man ſieht, auf welchem Wege von hier aus eine rein chriſtliche Geſinnung auch in dieſen Abweg kann getrieben werden. Dieſem Schwanken zwiſchen beiden kann aber wol nicht anders abgeholfen werden, als wenn man ſich damit begnügt, daß die vereinigende göttliche Thätigkeit als eine beſondere ſchon als ewiger Rathſchluß wirklich. und als ſolcher auch ſchon mit dem Rathſchluß der Schöpfung des Menſchen identiſch ſei, und daß der zeitliche Lebensanfang des Erlöſers nur die uns zugekehrte Seite der Sache, ihre Erſcheinung ſei, indem jener ewige Rathſchluß eben ſo wie nur in Einem Punkt des Raums, ſo auch nur in Einem Moment der Zeit ſich verwiklichen konnte, und daß alſo dieſe Zeitlichkeit ganz auf die perſonbildende Thätigkeit, in welcher die menſchliche Natur zur Vereinigung aufgenommen ward, zu beziehen iſt.

3) Um die Formel, welche den Zuſtand des Vereintſeins beſchreibt, recht zu verſtehen, darf der Gegenſaz zwiſchen thätigen und leidentlichen Momenten in dem menſchlichen Leben nicht überſehen werden. Nicht als ob es abſolutthätige gebe, ſondern ein minimum von leidentlichem iſt in allen, wenn auch nur als Widerſtand gegen die Thätigkeit und als Begrenzung derſelben; und eben ſo iſt in allen leidentlichen ein minimum von Thätigkeit, wenn auch nur als Anknüpfung eines leidentlichen Momentes an die früheren thätigen und als Uebergang aus dem leidentlichen in das thätige. Am leidentlichen nun kann das göttliche in Chriſto unmittelbar keinen Theil haben, und darum iſt die Gemeinſchaft des göttlichen und menſchlichen unmittelbar nur in der Thätigkeit; und darin, daß in einem jeden Moment das leidentliche nur der menſchlichen Natur zukommt, liegt deſſen geforderte Aehnlichkeit mit dem erſten Act. Wenn nun aber auch die Thätigkeit eine gemeinſchaftliche iſt, ſo beſteht doch auch darin die Aehnlichkeit mit dem erſten Act, daß jede Thätigkeit in ihrem Verlauf von der göttlichen Kraft ausgeht, durch den Impuls derſelben aber jedesmal die ganze Perſon thätig wird, alſo auch hier die menſchliche Natur als aufgenommen erſcheint in die Gemeinſchaft mit der Thätigkeit der göttlichen, und zwar ganz nach der Analogie, welche jener ſymbo-

liſche Ausſpruch aufſtellt. Denn auch in dem vernünftigen Menſchen fängt jede Thätigkeit, die einen ganzen Moment bildet, wie jede geſunde Seelenlehre hoffentlich zugeben wird, in der Vernunft an, und das Fleiſch wird in die Gemeinſchaft derſelben aufgenommen und vollendet ſie. Man kann alſo alles zuſammengenommen ſagen, daß keine Thätigkeit in Chriſto könne geweſen ſein, welche nicht als eine für ſich beſtehende betrachtet von der göttlichen Natur wäre angefangen, und von der menſchlichen vollendet worden; und eben ſo kein leidentlicher Zuſtand, deſſen Verwandlung in Thätigkeit nicht denſelben Gang genommen. — Wollte man nun auch hiegegen die Einwendung machen, daß wenn man einzelne Momente unterſcheidet, und den Anfang aller Thätigkeit in denſelben dem göttlichen in Chriſto zuſchreibt, alsdann dieſes gewiß als ein zeitliches mit entſtehender und vergehender Thätigkeit beſchrieben werde: ſo iſt auch nur nöthig die obige Antwort fortzuſezen, daß auch während des Vereintſeins das göttliche Weſen in Chriſto ſich ſelbſt gleichbleibend nur auf zeitloſe Weiſe thätig geweſen, ſo daß in ihm ſelbſt die urſprüngliche aufnehmende Thätigkeit und die Thätigkeit während der Vereinigung nach unſerm obigen Kanon nicht zu unterſcheiden iſt; alle Thätigkeiten aber, ſofern ſie zeitlich unterſchieden werden, auch nur Entwiklungen des menſchlichen ſind, ſo wie auch in uns die innerſte Selbſtheit der Vernunft eine zeitloſe Thätigkeit iſt, alles zeitlich erſcheinende aber auch ſchon Antheil hat am Fleiſch. Denn jeder thätige Moment Chriſti für ſich allein betrachtet, mögen wir ihn nun als Verſtandesthätigkeit oder als Willensthätigkeit anſehn, iſt ein auf menſchliche Weiſe gewordenes, ein Reſultat der zeitlichen Entwiklung. Und eben weil alle erſcheinende Thätigkeit Chriſti nur ſo aufzufaſſen iſt, wird ihm mit Recht eine vollſtändige menſchliche Seele zugeſchrieben als mit dem göttlichen Weſen in ihm vereint und durch daſſelbe ausgebildet. — Mit dieſer Anſicht ſtimmt auch zuſammen ein zwiefacher altkirchlicher Sprachgebrauch. Zuerſt nämlich, daß der Zuſtand des Vereintſeins beider Naturen durch den Ausdruk περιχώρησις bezeichnet wird, denn hier liegt offenbar eine Beziehung auf die Mannigfaltigkeit der Lebensverrichtungen zum Grunde, und das innere göttliche wird vorgeſtellt als unbeſchadet ſeiner Einheit dieſes mannichfaltige durchdringend und allgegenwärtig in Beſiz nehmend. Im erſten Act der Vereinigung wird auch das menſchliche in Chriſto noch als ungetheilt Eins vorgeſtellt, welches erſt durch die Vereinigung ein perſönliches und ſomit auch in ſich zerſpaltenes und mannichfaltiges wird; die wirkliche Bildung dieſes mannichfaltigen iſt ſchon wie die zweite Schöpfung, die eben ſo gut auch unter den Begriff der Erhaltung gebracht werden kann. Ja dieſe Parallele zwiſchen Schöpfung und Erhaltung der Welt auf der einen Seite, und dem Werden und Beſtehen der menſchlichen Natur Chriſti durch die göttliche läßt ſich auch auf die Trennung beider Momente, und auf das Verhältniß ihrer Wichtigkeit für die chriſtliche Lehre ausdehnen. Der zweite Sprachgebrauch, welcher hier in Betracht kommt, iſt der, daß man die Vereinigung der beiden Naturen in Chriſto eine perſönliche nennt. Denn dieſer Ausdruk ſoll zunächſt einen Gegenſaz bilden gegen die Vorſtellung von einer natürlichen Vereinigung, ſowol in dem Sinn als ob das Sein Gottes in Chriſto kein anderes ſei, als das der menſchlichen Natur an und für ſich zukommende, als auch in dem

Sinne als ob in ihm durch dieſe Vereinigung eine eigne und beſondere Natur entſtanden wäre, welches doch nicht hätte geſchehen können, ohne daß die Wahrheit ſowol des göttlichen als des menſchlichen in Chriſto in dieſer Vermiſchung untergegangen wäre, womit denn weder das urbildbildliche noch das geſchichtliche in dem Erlöſer beſtehen konnte. Denn mit einer nicht menſchlichen Natur iſt uns keine Lebensgemeinſchaft möglich; und ein Erlöſer dem das göttliche fehlt, muß auch noch Erlöſungsbedürftigkeit übrig laſſen. Wie denn ein Arianiſcher Chriſtus immer ein ſolcher iſt, an dem niemand etwas hat. Soll nun in Chriſto eine natürliche Vereinigung in dem erſten Sinne nicht ſein, ſo muß auch jeder Moment in dem Leben Chriſti durch ſeinen eigenthümlichen Inhalt das göttliche in ihm kund geben; ſoll ſie aber auch in dem andern Sinne nicht ſein; ſo muß in jedem Augenblik des Lebens Chriſti das göttliche und das menſchliche beſtimmt nachgewieſen und alſo auch unterſchieden werden können. Der Ausdruk „perſönliche Vereinigung“ ſoll aber außerdem auch noch einen Unterſchied andeuten, der ſich ebenfalls in dem frommen Bewußtſein jedes Chriſten findet. Nämlich die Vereinigung Gottes mit der menſchlichen Natur in Chriſto ſoll auch unterſchieden werden von der ſeit Chriſto möglichen Vereinigung Gottes mit derſelben in den Gläubigen. Denn wenn dieſe gleich, wie unten gezeigt werden ſoll, auch erſt durch dieſe Vereinigung Perſonen werden in einem höheren Sinne des Wortes: ſo hat doch nur die Perſönlichkeit Chriſti von ihrem erſten Anfang an auf dieſer Vereinigung ſo beruht, daß dieſe ſeinen ununterbrochenen Lebenszuſammenhang bildet; bei uns aber tritt jene Vereinigung in eine ſchon beſtehende unvollkommne Perſönlichkeit hinein, daher auch die höhere Perſönlichkeit immer nur im Werden bleibt, ſo daß dieſe Vereinigung mit Recht zum Unterſchied von jener perſönlichen eine Vereinigung durch Theilnahme genannt werden kann. Daher denn auch keine ſolche Vorſtellungsart dem chriſtlichen *Sinn* genügen konnte, welche auch Chriſto erſt eine ſpätere Vereinigung des göttlichen mit der menſchlichen Natur in ihm zugeſtehen will, die alſo keine in dieſem *Sinn* perſönliche wäre, und bei welcher ein beſtimmter Unterſchied zwiſchen den Lebensmomenten Chriſti und den unſrigen nur dadurch aufrecht erhalten werden könnte, daß die Gottheit des h. Geiſtes geläugnet würde.

4) Mit beiden Formeln unſeres Satzes ſtimmen auch die alten freilich bloß verwahrenden Regeln überein, welche in Gemäßheit der Verhandlungen auf den allgemeinen Kirchenverſammlungen ſchon in den älteſten Syſtemen*) ausgeführt ſind. Denn bei den erſten ἀχωρίστως ἀδιαιρέτως und ἀδιασπάστως liegt offenbar der *Hauptgedanke* zum Grunde, daß die göttliche Natur in Chriſto von der menſchlichen in ihm auf keinerleiweiſe geſchieden ſei, ſo daß man beide von einander ſondern könne. Jede Scheidung aber, möchte man ſie nun räumlich oder zeitlich oder wie ſonſt faſſen, könnte doch immer nur eine Scheidung der Thätigkeiten ſein. Gäbe es nun eine ſolche Scheidung, ſo müßte es in Chriſto auf der einen Seite menſchliche Thätigkeiten geben, welche auch nicht von dem Impuls des göttlichen abhingen, und auf der andern göttliche, welche ſich durch nichts in ſeiner menſchlichen Natur kund gegeben hätten. Beide aber könnten, wie ſie keine

---

*) z. B. Joann. Damasc. III. 3. 19.

Aehnlichkeit mit dem Akt der Vereinigung in ſich tragen auch keine Abſtammung aus ihm nachweiſen. In den andern Formeln aber ἀναλλοιώτως, ἀτρέπτως, ἀσυγχύτως iſt die Abzwekkung ganz deutlich die, jeden Gedanken von einer Veränderung einer Natur durch die andere abzuweiſen. Das göttliche wäre aber offenbar durch jede Veränderung ein bedingtes, und, da dieſe von dem menſchlichen ausgegangen wäre, ein zeitlich und räumlich bedingtes geworden. Dieſes alſo wollen jene Formeln eben ſo beſtimmt verhindern wie die unſrigen. Wäre aber das menſchliche verändert worden durch die göttliche Natur: ſo wäre die Perſon aus der Identität der Natur mit den übrigen herausgerükt, und es hätte ſich dann eigentlich die göttliche Natur nie mit der menſchlichen vereinigt. Daher auch hier die Abzwekkung dieſer Formeln und unſeres Sazes dieſelbe iſt. Alle beſonderen Anwendungen derſelben aber ſind um ſo mehr zu übergehen, als ſie auf der unzuläſſigen Vorſtellung der Gottheit als einer Natur beruhen. — Merkwürdig aber auch ſchwierig, wegen gänzlich mangelnden Zuſammenhanges mit dem Geſchäft Chriſti, iſt alles, was ſich darauf bezieht, zu beſtimmen, ob und wie die ganze menſchliche Natur, nicht nur das geiſtige derſelben mit ſeinem Organismus ſondern auch die mehr animaliſchen Functionen mit der göttlichen vereinigt geweſen; wobei vieles auf Rechnung naturwiſſenſchaftlicher Unkunde zu ſchreiben iſt.

Zuſaz 1. Aus dem bisher geſagten, und aus dem, was über die göttlichen Eigenſchaften überhaupt oben gelehrt worden, folgt ſchon natürlich, daß die ganze Lehre von der gegenſeitigen Mittheilung der Eigenſchaften beider Naturen an einander nebſt allen Schulregeln darüber, wie Säze von Chriſto, wenn ſie wahr ſein ſollen, beſchaffen ſein müſſen, je nachdem von der ganzen Perſon Chriſti oder nur von einer von beiden Naturen in derſelben die Rede iſt, aus unſerm Lehrbegriff hinauszuweiſen ſei, und lediglich der geſchichtlichen Behandlung anheimzugeben. Denn da wir zu unſern Vorſtellungen göttlicher Eigenſchaften nur durch Analogie gelangen, und keine derſelben ein reiner Ausdruk des göttlichen Weſens iſt: ſo entſteht aus der Beilegung göttlicher Eigenſchaften an die menſchliche Natur entweder nichts, als was ſchon in der ausgezeichneten Vortreflichkeit Chriſti enthalten iſt, wenn nämlich in den Vorſtellungen göttlicher Eigenſchaften das menſchliche hervorſticht; oder wenn dieſe vom menſchlichen möglichſt befreit ſind, ſo iſt die Mittheilung göttlicher Eigenſchaften nichts anders als die Mittheilung des göttlichen Weſens d. h. die Verwandlung der menſchlichen Natur. Wenn man z. B. der menſchlichen Natur die Identität von Allwiſſenheit und Allmacht beilegen wollte, ſo daß die eine und ſelbige allwiſſende Allmacht und allmächtige Allwiſſenheit der göttlichen Natur die angenommene menſchliche Natur durchdrungen habe, wie die Gluth das Eiſen *): ſo könnte während dieſer Mittheilung nichts menſchliches mehr übrig ſein in Chriſto, weil alles menſchliche weſentlich eine Negation der allwiſſenden Allmacht iſt. Auch iſt es eben ſo falſch zu glauben, daß die Mittheilung göttlicher Eigenſchaften an die menſchliche Natur ſich in den Wundern Chriſti zeige, als zu glauben, man müſſe ſie dabei vorausſezen, um eben dieſe Wunder von andern ähnlichen zu unterſcheiden. Was aber die Mittheilung menſchlicher Eigenſchaften an die gött-

---

*) S. Sol. decl. p. 779.

liche Natur betrifft: ſo iſt damit entweder auch nichts beſonderes geſagt, ſofern nämlich in aller Beilegung von Eigenſchaften an Gott etwas menſchliches iſt; oder das göttliche wird völlig zerſtört wenn auch dasjenige menſchliche und auf die Weiſe der göttlichen Natur beigelegt wird, was und wie es auch bei der Bildung göttlicher Eigenſchaften hätte eliminirt werden müſſen. Wie wenn irgend etwas ſoll unter der Form der Leidensfähigkeit ſich der göttlichen Natur mittheilen, ſo kann bei einer ſolchen Mittheilung nichts göttliches mehr ſtattfinden, und die Verwerflichkeit dieſer Mittheilung zeigt ſich am beſten darin, daß jede ausgezeichnete menſchliche Vortreflichkeit ſchon eine Verminderung der Leidensfähigkeit iſt, und das innerſte gottähnliche des Menſchen auch nicht leiden ſoll, ſondern nur gegenwirken. Wenn aber grade deshalb geglaubt worden iſt, man müſſe auch der göttlichen Natur in Chriſto die Leidensfähigkeit beilegen, weil ſonſt dem Leiden Chriſti die rechte erlöſende Kraft fehle *): ſo hat dies eben ſo ſehr ältere Ausſprüche gegen ſich **), als es auf unrichtigen Vorſtellungen von dem Erlöſungsgeſchäft beruht, wie unten gezeigt werden wird. — Die Verwerfung dieſer Lehre von der Mittheilung der Eigenſchaften, ſoll aber keinesweges eine Begünſtigung der reformirten Partei gegen die lutheriſche ſein. Denn wenn jener Bekenntnißſchriften*) eine ſolche Mittheilung nicht annehmen, dafür aber von entgegengeſezten Eigenſchaften zweier Naturen in Einer Perſon reden, ſo trift ſie allerdings der Vorwurf, daß ſie Chriſtum zertrennen, weil entgegengeſeztes nicht kann eins ſein, und dann auch die Naturen nicht können eins ſein, wenn ihre Eigenſchaften getrennt gehalten werden. Die andern aber entgehen einer ähnlichen Zertrennung auch nicht. Denn ſobald die Mittheilung der Eigenſchaften etwas thätiges ſein ſoll: ſo entſtehen durch dieſelbe in jeder Natur zwei Arten von Thätigkeiten, welche nicht Eine Reihe ausmachen können, z. B. in der menſchlichen Natur Chriſti muß es vorſtellende Thätigkeiten geben, ſowol nach der Weiſe des beſchränkten Bewußtſeins als auch nach der Weiſe der mitgetheilten Allwiſſenheit. Daher iſt mir die eine Lehrweiſe eben ſo verwerflich als die andere, und ſie müſſen auch beide auf dieſelbe Abweichung hinauskommen, da ſie beide von derſelben falſchen Vorſtellung ausgehn; nämlich der von einer göttlichen Natur, welche einen Kreis von Eigenſchaften wirklich habe. — Eben ſo unbrauchbar ſind nun auch die ſcholaſtiſchen Regeln über die Bildung richtiger Säze von Chriſto. Denn ſollen ſie auch auf dem Gebiet der erbaulichen Darſtellung und Mittheilung als Norm für den Ausdruk dienen: ſo iſt ſchon die Abſicht ganz verwerflich, außer etwa in Zeiten der Verfolgungs- und Verkezerungsſucht könnten ſie nüzlich ſein. Sonſt aber dürfen wir uns jenen älteren Zeiten nicht gleichſtellen, in denen nur aus den volksmäßigen Mittheilungen ausgezeichneter Männer der ſtrengere Lehrausdruk anfangen konnte ſich zu bilden, und überall beſondere Vorſicht nöthig war, damit nicht jüdiſches und heidniſches wieder einſchleiche in das chriſtliche. Sondern jezt müſſen chriſtliche Dichter und Redner die Freiheit haben, ſich über dieſen Gegenſtand auch ſolcher Ausdrükke zu bedienen, die ſich in die Terminologie der Schule gar nicht einſchalten laſſen, wenn ſie nur in ihrem unmittelbaren Zuſammenhang unbedenklich ſind, und nichts das chriſtliche Gefühl von der Würde des Erlöſers verlezendes dabei zum Grunde liegt; denn ſo werden ſie gewiß keine bleibenden Irrthümer erzeugen. Sollen aber jene Regeln nur der Schule ſelbſt dienen, um ſich deſto leichter auf jedem Punkt über die Zuſammenſtimmung einzelner Aeußerungen mit den allgemeineren Säzen zu orientiren: ſo würde man beſſer thun, hierzu die ſchon oben aufgeſtellte Analogie zwiſchen dem Sein Gottes in Chriſto und dem Sein Gottes in den Gläubigen, die ſchon die älteſten Autoritäten für ſich hat*), zum Grunde zu legen, als jene Regeln, die ſich in dem Gebiet der trokkenſten Abſtraction bewegen, erſt umzuarbeiten, was doch wegen ihrer großen logiſchen Unvollſtändigkeit nothwendig wäre.

---

*) Si enim persuaderi mihi patiar ut credam solam humanam naturam pro me passam esse, profecto Christus mihi non magni pretii salvator erit, sed ipse tandem salvatore eget. Sol. decl. p. 771.

**) Joann. Damasc. III. 7. αὕτη μὲν (ἡ θεία φύσις) τῶν οἰκείων αὐχημάτων τῇ σαρκὶ μεταδίδωσι μένουσα αὐτὴ ἀπαθής, καὶ τῶν τῆς σαρκὸς παθῶν ἀμέτοχος. Aug. de Genes. ad. lit. X. cp. XXV.

---

*) S. Conf. gall. XV Conf. belg. XIX.

Zuſaz 2. Mit der Lehre von der Mittheilung der Eigenſchaften hängt auf das genaueſte zuſammen die von zwei entgegengeſezten Zuſtänden Chriſti einem der Erniederung und einem der Erhöhung. Denn dieſer Gegenſaz kann die Einheit der Perſon nicht treffen. Sofern wir uns eine höhere Entwiklung

der

---

*) Clem. Strom. VII, 16. οὕτως ὁ τῷ κυρίῳ πειθόμενος τελέως ἐκτελεῖται κατ᾽ εἰκόνα τοῦ διδασκάλου ἐν σαρκὶ περιπολῶν θεός.

der Menſchheit nach dieſem Leben denken, und in dieſer Chriſtum uns vorangehend, wovon zwekmäßig erſt unten kann gehandelt werden: ſo giebt es freilich eine Erhöhung Chriſti aber keine Erniedrigung, als welche ein höhergeweſenſein vorausſezt; die Perſon Chriſti kann aber nicht höher geweſen ſein als ſie überhaupt war, und ſie wurde erſt bei der Menſchwerdung. Auch kann ſich dieſer Gegenſaz nicht auf das Sein Gottes in Chriſto, ſo wie es abgeſehen von dem falſchen Ausdruk „göttliche Natur" dargelegt worden iſt, beziehen. Denn will man das Vereinigtſein Gottes mit der Menſchheit als eine Erniedrigung anſehen: ſo müßte auf dieſelbe Weiſe auch die Einwohnung des h. Geiſtes in uns um ſo mehr eine Erniedrigung ſein, als die menſchliche Natur in uns nicht rein und unſündlich iſt; eine ſolche Erniedrigung wird aber nirgends gelehrt. Und auch zu jener Erniedrigung könnte es nur eine Erhöhung geben, wenn beide, Gott und die menſchliche Natur Chriſti wieder getrennt würden; eine ſolche Trennung aber wird nicht angenommen, und die weitere Entwiklung der Menſchheit in jenem Leben kann den Abſtand Gottes von der menſchlichen Natur eben ſo wenig vermindern als die Entwiklung derſelben innerhalb dieſes Lebens von der Kindheit zum vollkommnen Alter. Ueberhaupt aber iſt ja unmöglich in Bezug auf Gott weder von Erhöhung zu reden, da er das ſchlechthin höchſte auf ewige Weiſe iſt, noch von Erniedrigung; ſonſt müßte überhaupt die Schöpfung und Erhaltung der Welt, wegen ſeines allgegenwärtigen Seins in allem eine Erniedrigung ſein, da ja vielmehr die Verherrlichung Gottes als der Zwek derſelben angegeben wird. Bibliſch hat dieſe Lehre, da Chriſtus ſelbſt auch da, wo er von der Herrlichkeit redet, welche er beim Vater gehabt *), ſeinen irdiſchen Zuſtand nie als eine Erniedrigung darſtellt, welches auch mit andern Ausſprüchen von ihm **) ſchwer möchte zu vereinigen ſein, kein anderes Fundament als eine Stelle von ſtreitiger Auslegung ***), deren im ganzen Zuſammenhang betrachtet rhetoriſirender Charakter es nicht rathſam macht, einen darin vorkommenden Gegenſaz didaktiſch zu fixiren. Ihre eigentliche Haltung aber hat ſie nur in der Lehre von der Mittheilung der Eigenſchaften beider Naturen an einander, indem nur vermittelſt dieſer der Gegenſaz einen beſtimmten Inhalt bekommt. Die Erniedrigung nämlich ſoll darin beſtehen, daß ohnerachtet des Vereinigtſeins mit der göttlichen Natur die menſchliche Natur ſich dennoch des Gebrauchs der göttlichen Eigenſchaften, welche ihr durch die Vereinigung mitgetheilt waren, entſchlagen hat. Der Zuſtand der Erhöhung hingegen beſteht in dem vollen Gebrauch dieſer Eigenſchaften und in dem Beſiz der damit verbundenen Herrlichkeit. Aber auch dieſe Beſtimmung hält keine nähere Prüfung aus. Denn zuerſt iſt wenigſtens in Beziehung auf Gott der Begriff eines bloßen Vermögens etwas ganz leeres, und wir können uns keine göttliche Eigenſchaft anders vorſtellen als in Thätigkeit; woraus natürlich folgt, daß wir uns auch keinen Beſiz göttlicher Eigenſchaften ohne Gebrauch denken können. Sondern haben die göttlichen Eigenſchaften geruht in der menſchlichen Natur, und gehört zur Vereinigung beider Naturen die Mittheilung der Eigenſchaften: ſo

---

*) Joh. 17, 5. **) Joh. 5, 17 — 20. u. a. a.

***) Phil. 2, 6 — 9. Alle andern Stellen, welche hierüber angeführt zu werden pflegen, gehören gar nicht hieher.

iſt auch während jener Ruhe die Vereinigung ſelbſt ganz oder theilweiſe unterbrochen oder aufgehoben geweſen. Und wie ſoll es in dem Zuſtande der Erhöhung mit der menſchlichen Natur werden? Denn wenn hier alle Eigenſchaften der göttlichen ununterbrochen thätig ſind in der menſchlichen: ſo müſſen dann die thätigen Eigenſchaften der menſchlichen völlig ruhen, und die göttliche Natur bleibt nur vereinigt mit der leidentlichen Seite der menſchlichen Natur ganz gegen die urſprüngliche Vorausſezung. Hiezu kommt noch daß, wenn die Entſagung auf den Gebrauch der göttlichen Eigenſchaften freiwillig iſt*), man ſie unmöglich als eine Erniedrigung anſehen kann, indem vielmehr die Nöthigung, wenn Chriſtus hätte müſſen auch wider ſeinen Willen Gebrauch machen von den göttlichen Eigenſchaften, eine Erniedrigung geweſen wäre. Endlich verwirrt ſich auch der Gegenſaz ganz durch die hinzugefügten Beſchränkungen und Ausnahmen. Indem nämlich dem Zuſtande der Erniedrigung der volle Gebrauch der göttlichen Eigenſchaften zwar abgeſprochen, aber doch einiger ausnahmsweiſe zugeſtanden wird, und es nicht ſchwer ſein kann, ähnliche Ausnahmen für den Zuſtand der Erhöhung zu finden — wie denn allerdings kein Gebrauch göttlicher Eigenſchaften ſtattfinden kann, wenn man ſich Chriſtum denkt in mitleidiger Theilnahme mit den Leiden der ſtreitenden Kirche ja auch ſchon wenn er für ſeine Jünger den Vater bittet: ſo bleibt zwiſchen Gebrauch und Nichtgebrauch in beiden Zuſtänden nur ein Unterſchied des mehr und weniger übrig, der einen ſolchen Gegenſaz wie ihn die Ausdrükke Erhöhung und Erniedrigung bezeichnen, nicht zuläßt.

---

*) Sol. decl. p. 767. divinam suam maiestatem pro liberrima voluntate quando et quomodo ipsi visum fuit etiam in statu exinanitionis manifestavit.

Zuſaz 2. Die in den obigen Säzen dargelegte Anſicht von der Perſon Chriſti iſt dem weſentlichen nach ſoweit verbreitet in der chriſtlichen Kirche, und ſo alt in derſelben, daß man ſie als den allgemeinen Glauben der Chriſten um ſo mehr anſehn muß, da ſelbſt viele von denen, welche ſich mit einer geringeren Vorſtellung von dem Erlöſer begnügen, dieſe herrſchende nur verwerfen wegen ihres Zuſammenhanges mit der ihnen ihres polytheiſtiſchen Scheines wegen anſtößigen Dreieinigkeitslehre, und daſſelbe was hier auseinandergeſezt iſt, unter einer andern Form leicht würden annehmlich finden. Allein da es theils eine Zeit gab, wo, wenngleich das Gefühl für den Erlöſer ganz auf dieſem Grunde ruht, doch das Verſtändniß deſſelben noch nicht beſtimmt entwikkelt war, theils auch ſehr zeitig abweichende und geringere Anſichten von dem Erlöſer unläugbar in der Chriſtenheit ſtattfanden: ſo kann man allerdings der Frage nicht ausweichen, ob dieſe Anſicht wirklich die urſprüngliche iſt, und als ſolche durch das Zeugniß Chriſti und der Apoſtel ſelbſt gerechtfertigt werden kann, oder ob ſie eine ſpäter entſtandene iſt, woraus allein aber auch noch nicht folgen würde, weder daß ſie falſch noch daß ſie willkührlich erſonnen wäre. Was nun die Auſſagen Chriſti über ſich ſelbſt betrifft, ſo hat er das reinſte Bewußtſein ſeiner Unſündlichkeit auf das vollſtändigſte ausgeſprochen*), und dieſes Zeugniß ſo wie die häufigen, welche er von ſeinem eigenthümlichen Verhältniß zu Gott ablegt *), ergänzen und durchdringen einander ſo, daß ein geöfneter unbefangener Sinn nicht leicht einem von beiden einen geringeren Gehalt beilegen wird, als den die obigen Säze auſſagen, zumal da er auf dieſelbe Weiſe ſeinen Jüngern die innigſte Lebensgemeinſchaft mit ihm ſelbſt anbietet und zumuthet. Und zugleich ſind dieſe Auſſagen nicht ſo beſchaffen, daß ſie die Wahrheit der menſchlichen Natur aufopferten, als habe etwa Chriſtus in ſeinem menſchlichen Bewußtſein eine beſtimmte Erinnerung getragen von dem Sein des göttlichen in ihm vor ſeiner Menſchwerdung, denn dergleichen kommt in Wahrheit nirgends vor. Hiermit ſtimmt nun auf das vollkommenſte überein die zwiefache Benennung Menſchenſohn und Sohn Gottes, welche ſich Chriſtus beilegt. Denn er hätte den erſten Namen gar nicht wählen können, wenn er ſich nicht vollkommen der menſchlichen Natur angehörig gefühlt hätte; allein es wäre bedeutungslos geweſen, ſich ihn beſonders anzueignen, wenn er ſich nicht für ein ſo eigenthümliches Erzeugniß der menſchlichen Natur angeſehen hätte, daß es einer ſolchen erneuerten Erinnerung an ſeine vollkomne Menſchheit bedurfte. Und eben ſo zeigt der Zuſammenhang des andern Namens mit dem, was Chriſtus von ſeinem Verhältniß zum Vater ſagt, daß er ſich ihn nicht in einem ſolchen Sinne beilegt, wie er auch von Andern gebraucht werden könnte **). Nur wenn man dieſen natürlichen Zuſammenhang zerreißt, kann man einer geringeren Auslegung Raum geben, als ob Chriſtus ſich ſelbſt nur für einen ausgezeichnet frommen aber doch einen Menſchen wie alle anderen angeſehen habe. Hiegegen können die Stellen gar nicht angeführt werden, in welchen Chriſtus ſich ſelbſt einen hohen Grad von Betrübniß zuſchreibt *); oder worin die Evangeliſten etwas von ihm erzählen, was den Anſchein leidenſchaftlicher Aufregung an ſich trägt **), als ob lezteres gegen ſeine Unſündlichkeit zeugte, und erſteres ſolche leidentliche Zuſtände wären, womit das ihm beigelegte Sein Gottes in ihm unverträglich wäre. Sondern hierin liegt nur ſo viel, um uns zu überzeugen, daß auch für uns und für alle Zeiten der Glaube an Jeſum als Erlöſer ſich nur aus dem Totaleindruk entwikkeln, aber nicht aus irgend etwas einzelnem demonſtriren laſſe. Daß aber dieſer Glaube in den erſten Jüngern deſſelben Inhaltes geweſen, der hier dargelegt worden, geht nicht nur aus ihren vielfältigen Zeugniſſen von ſeiner vollkommenen Reinheit hervor, ſondern auch aus der Art, wie Paulus ihn dem Adam gegenüber als den Urheber eines ganz neuen Menſchenwerthes beſchreibt, ſo wie aus der Johanneiſchen Darſtellung vom λόγος und aus der in dem Briefe an die Hebräer aufgeſtellten Theorie. Wenn nun auch dieſe Zeugniſſe vereinzelt, oder mit Fremdem amalgamirt durch erkünſtelte Auslegungen können geſchwächt werden: ſo genügt es doch offenbar nicht einzeln zu zeigen, daß dieſer und jener Ausdruk auch weniger bedeuten kann; ſondern man muß auch anſchaulich machen, wie man wol darauf gekommen, ein ganz gewöhnliches Verhältniß durch ſo außerordentliche und abweichende Ausdrükke zu bezeichnen, und wie die Ueberlieferung ihres urſprüngli-

---

*) Joh. 8, 46.

---

*) Joh. 5, 17. flgd. 10, 30. flgd. 13, 31. 32. 14, 11. 17, 5. 10. 21 — 23.

**) Vergl. Joh. 10, 35. flgd.

---

*) Matth. 26, 38. Luk. 19, 41. **) Joh. 11, 33. 38.

chen Sinnes ſo zeitig habe verloren gehen können. So lange dieſes beides nicht beſſer geleiſtet werden kann, als durch die Annahme eines in der That gar nicht vorhandenen orientaliſchen Schwunges und eines abendländiſchen Mißverſtehens dieſes Schwunges, wird es wol dabei ſein Bewenden haben, daß der kirchliche Glaube auch der urſprüngliche ſei und in den Ausſagen Chriſti von ſich ſelbſt gegründet. — Eben deshalb aber, weil dies aus der Betrachtung der heiligen Schrift im Großen ſo klar hervorgeht, kann unſere Glaubenslehre die ganze Rüſtkammer von einzelnen Beweiſen, welche unter den Titeln, daß ſie entweder ὀνομαστικῶς oder ἰδιωματικῶς, oder ἐνεργητικῶς oder λατρευτικῶς das Sein Gottes in Chriſto beweiſen, pflegen aufgeſtellt zu werden, nicht nur leicht entbehren, ſondern auch gern beſeitigen, weil durch ſie keine richtige Anſicht befördert wird, vielmehr das wichtige und ſichere unter dem unzuverläßigen verſchwindet. Denn was hilft es, wenn Chriſto göttliche Namen beigelegt werden, da er ſelbſt ſich auf einen uneigentlichen Schriftgebrauch des Wortes Gott beruft *). Benennungen aber, welche auf eine beſtimmte und unzweideutige Weiſe die Einheit des göttlichen und menſchlichen ausſprächen, wie das ſpätere θεάνθρωπος, kommen in der Schrift nicht vor, ſondern alle Prädikate dieſer Art, die Chriſto beigelegt werden, ſind an und für ſich ſchwankend. Von derjenigen Auslegung altteſtamentlicher Stellen, welche in Wunderzeichen himmliſcher Stimmen und Erſcheinungen den Sohn Gottes erkennen will, kann hier gar nicht die Rede ſein, da dieſe Stellen auf keinen Fall von der Perſon Chriſti etwas

---

*) Johannis 10, 34.

ausſagen; ſondern höchſtens bei der Lehre von der Dreieinigkeit könnten ſie berükſichtigt werden. Was ferner die göttlichen Eigenſchaften betrifft, ſo iſt jede vereinzelt ſchon in der Analogie mit dem menſchlichen und diejenigen, welche in den beſtimmteſten Ausdrükken Chriſto beigelegt werden, ſolche, welche am meiſten nur erhöhtes menſchliches ausſagen. Da nun auch die ſtrenge Anbetung von den Aeußerungen einer nicht im eigentlichſten Sinne göttlichen Verehrung, überall wo ein erhöhtes Gefühl redet, ſchwer zu unterſcheiden iſt, und dazu die ſichern Merkmale fehlen: ſo würde alles auf die von Chriſto ausgeſagten göttlichen Thätigkeiten zurükkommen. Die Schöpfung aber und Erhaltung werden Chriſto *) nur ſo zugeſchrieben, daß zweifelhaft bleiben muß, ob er nicht nur in ſofern wirkende Urſache iſt als er Endurſache iſt. In der Auferwekung endlich und dem Gericht wird überall Chriſtus von Gott unterſchieden, indem er nur als Bevollmächtigter und Beauftragter erſcheint, und alſo ſowol die Macht dazu als in dem Vater ruhend, als auch die urſprüngliche Thätigkeit als von ihm ausgehend, dargeſtellt wird. Eben dies gilt von der Sendung des Geiſtes, die Chriſtus bald ſich ſelbſt zuſchreibt, bald auch auf ſeine Bitte dem Vater **). So daß ohne jene große durchgehende Zeugniſſe mit allen dieſen Einzelheiten wenig ausgerichtet wäre.

120.

Die Thatſachen der Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti, ſo wie die Vorherſagung ſeiner

---

*) 1 Kor. 8, 6. Kol. 1, 15—17. Hebr. 1, 2.

**) Vgl. Luk. 24, 49. Joh. 15, 26. mit Joh. 14, 16. 26.

Wiederkunft zum Gericht ſtehen mit der eigentlichen Lehre von ſeiner Perſon in keinem unmittelbaren und genauen Zuſammenhang *).

1) Nämlich ſo, daß weder vermöge des Göttlichen in Chriſto dieſe Thatſachen nothwendig geworden, noch auch ſo, daß aus dieſen Thatſachen das Sein Gottes in ihm könne eingeſehen und nachgewieſen werden. Denn was das lezte betrifft, ſo könnte die göttliche Kraft Chriſti, wenn nicht auch andere Beiſpiele vorhanden wären, noch weit eher eingeſehen werden aus den Todtenerwekkungen, die er ſelbſt verrichtet als aus ſeiner eigenen. Denn da der Zuſtand des Todes eine vollkomne Unthätigkeit der menſchlichen Natur iſt, und das göttliche in Chriſto ſich nur durch die Vereinigung mit der menſchlichen Natur als ein beſonderes offenbart: ſo bleibt es immer ſchwierig zu behaupten, die Auferſtehung Chriſti ſei ein Werk des göttlichen in ihm ſelbſt, wie denn auch der durchgängige Gebrauch der Schrift iſt, die Auferwekkung Chriſti Gott ſchlechthin zuzuſchreiben **), durch göttliche Kraft aber ſoll auch die Auferſtehung aller Menſchen bewirkt werden. Die Möglichkeit der Himmelfahrt aber, die bei einer ſolchen Beſchaffenheit des auferſtandenen Leibes Chriſti, wie ſie ſich überall zu erkennen giebt, nicht natürlich zu begreifen iſt, auf die Mittheilung göttlicher Eigenſchaften an die menſchliche Natur gründen zu wollen, würde den verwerflichſten Gebrauch dieſer Formeln vorausſezen. — Eben ſo klar aber iſt auch, daß das Sein Gottes in Chriſto eben ſo wenig ſeine Auferſtehung

---

*) S. §. 33. Zuſ. b. c. d. **) Ap. Geſch. 2, 24. u. a. a. O. Röm. 4, 24. 1 Kor. 6, 14. und 15, 15. 2 Kor. 4, 14.

kann nothwendig gemacht haben, als es ſeinen Tod verhindert hat; ſondern Chriſtus hätte eben ſo gut auch ohne dieſes Zwiſchenglied unmittelbar können zur Herrlichkeit erhoben werden, und ſo auch nachdem er als Auferſtandener ſichtbar geworden, doch ohne ſichtbare Himmelfahrt, von welcher auch das Schweigen des Johannes ahnden läßt, daß er ſie in keine nothwendige Verbindung mit der höheren Würde Chriſti ſezte. Ja, man darf auch noch, was die Auferſtehung betrifft, nicht überſehen, daß Paulus ſie nicht hätte dürfen ſo wie er thut als eine Gewährleiſtung für unſere eigene Auferſtehung anführen, wenn er geglaubt hätte, daß ſie nothwendig und ausſchließlich mit dem eigenthümlichen Sein Gottes in Chriſto zuſammenhänge.

2) Was die Wiederkunft zum Gericht betrifft, ſo kann die doctrinale Bedeutung dieſer Verheißung erſt unten erörtert werden, und hier nur als natürlich vorausgeſezt werden, daß das Gericht in dem Sinne, in welchem es ſich als eine übertragbare göttliche Handlung darſtellen läßt, zwar in genauer Verbindung mit dem Geſchäft der Erlöſung ſteht, ſo daß nicht leicht zu denken iſt, Gott könne das Gericht einem andern übertragen als dem Erlöſer, für ſich ſelbſt aber keinen Grund enthält mehr in Chriſto zu ſezen, als der Erlöſung wegen in ihn geſezt werden muß. Betrachtet man ſie von Seiten der Erſcheinung, ſo hängt ſie genau mit der Himmelfahrt als Gegenſtük derſelben zuſammen *), und das unbegreifliche und wunderbare darin müßte alſo auch als etwas beſonderes geſezt, und nicht von der Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur in Chriſto abhängig gemacht oder daraus erklärt werden.

---

*) Ap. Geſch. 1, 11.

3) Allein nur ein unmittelbarer Zuſammenhang dieſer Thatſachen mit der Lehre von Chriſto ſoll geläugnet werden, nicht jeder. Denn ich ſehe nicht ein, wie man die Auferſtehung Chriſti als buchſtäbliche Thatſache läugnen kann, ohne zugleich die eigenthümliche Würde Chriſti zu läugnen, deshalb nämlich, weil ſeine nächſten und unmittelbarſten Jünger davon als von einer äußeren Thatſache reden. Sollen ſie nun hierin geirrt haben: ſo bekommt ihr ganzes Zeugniß von Chriſto dadurch eine ſolche Unzuverläßigkeit, daß Chriſtus als er ſie wählte, nicht muß gewußt haben, was in dem Menſchen war. Oder ſollte Chriſtus ſelbſt es gewollt oder veranſtaltet haben, daß ſie innere Erſcheinungen mußten für äußere Wahrnehmungen halten: ſo ſcheint mir auch dieſes ſeiner höheren Würde nicht angemeſſen, daß er ſoll genöthigt geweſen ſein, ein unentbehrliches Motiv des Glaubens auf eine Täuſchung zu gründen. Mit der Himmelfahrt verhält es ſich in dieſer Beziehung anders, weil wir nicht hinreichende Urſache haben zu behaupten, daß uns von derſelben als einer äußeren Thatſache ein unmittelbarer Bericht eines Augenzeugen, und am wenigſten eines apoſtoliſchen vorliege. Die Verheißung des Weltgerichtes aber, ſofern darin die gänzliche Beendigung des Erlöſungswerkes ausgedrükt iſt, kann einen ſolchen mittelbaren Zuſammenhang ebenfalls nicht abläugnen. Denn vollendet ſich das Erlöſungswerk entweder gar nicht, oder nicht durch Chriſtum: ſo iſt auch er ſelbſt als Erlöſer unvollendet, welches mit der Lehre von der vollkommnen Vereinigung der göttlichen und der menſchlichen Natur in ſeiner Perſon ſich nicht vertragen würde.

Zweites Lehrſtück.

Von dem Geſchäft Chriſti.

121.

Die erlöſende Thätigkeit Chriſti beſteht in der Mittheilung ſeiner Unſündlichkeit und Vollkommenheit.

1) Wenn wir in dem Selbſtbewußtſein des Chriſten das Bewußtſein der Sünde und das der Gnade unterſcheiden, und nun fragen, auf welche Seite das Bewußtſein unſerer allmählig wachſenden Vollkommenheit gehöre; *) ſo können wir nur antworten, es gehört beiden an; und dieſe Antwort iſt um ſo leichter zu begreifen, da ja offenbar ein ſolches Bewußtſein nichts eigenthümlich chriſtliches iſt, ſondern auch außerhalb des Chriſtenthums vorkommt, und ſich alſo natürlich gegen das eigenthümlich chriſtliche, auch ſofern dieſes einen Gegenſaz in ſich ſchließt, indifferent verhält. Es gehört aber ſeiner Beſchaffenheit nach weſentlich zum Bewußtſein der Sünde, weil in jeder wachſenden Vollkommenheit noch Sünde ſein muß. Zum Bewußtſein der Gnade aber gehört es nur, wenn es ſeiner Urſache nach betrachtet, auf den Erlöſer zurükgeführt wird. Da aber ihrem Inhalte nach die wachſende Vollkommenheit des Chriſten keine andere iſt als die eines andern auch: ſo kann dieſes Gefühl eben ſo wenig das eigenthümliche poſitive Selbſtbewußtſein des Chriſten darſtellen, als dadurch das in der Idee der Erlöſung ausgeſprochene Bedürfniß befriediget wird; denn dieſes Bedürfniß bleibt, ſo lange die Sünde noch geſezt

---

*) Vergl. §. 108.

iſt. So daß, wenn die erlöſende Thätigkeit Chriſti in nichts anderem beſtände, als daß durch ihn unſere wachſende Vollkommenheit befördert wird, welches nicht wol anders als unter den Formen der Lehre und des Beiſpiels geſchehen kann, uns alsdann, geſezt auch ſeine Mitwirkung hiezu unterſchiede ſich von derjenigen anderer, welche auf dieſelbe Weiſe zu unſerer Verbeſſerung beitragen, durch die in ſeiner eigenthümlichen Würde gegründete reine Vollkommenheit ſeiner Lehre und ſeines Beiſpiels, wenn ja auch hiedurch nur unvollkomnes in uns bewirkt würde, nichts anderes übrig bliebe als auf die Befriedigung unſerer Sehnſucht nach Erlöſung als auf etwas dem Menſchen zu hoch liegendes Verzicht zu leiſten, und wegen des auch in unſerer wachſenden Vollkommenheit noch übrigen Bewußtſeins der Sünde uns ſelbſt mit der allgemeinen Berufung auf die göttliche Barmherzigkeit zu beſchwichtigen. Dieſe aber würde uns auch frei geſtanden haben nach dem Beiſpiel der Männer im alten Bunde, wenn Chriſtus nicht erſchienen wäre; und ſonach hätten wir unſern Glauben an den eigenthümlichen Unterſchied Chriſti von allen andern Menſchen umſonſt, und auch ſeine Erſcheinung ſelbſt wäre inſofern vergeblich als ſie etwas beſonderes ſein wollte. Durch Lehre und Beiſpiel kann aber nichts anderes bewirkt werden als eine ſolche wachſende Vollkommenheit; und es folgt daher, daß durch eine ſolche Erklärung der erlöſenden Thätigkeit Chriſti, wodurch ſie auf die Wirkung ſeiner Lehre und ſeines Beiſpiels beſchränkt wird, dem chriſtlichen Gefühl kein Genüge geſchieht, und alſo auch das eigenthümliche des Chriſtenthums von dieſer Vorausſezung aus nicht rein dargeſtellt werden kann.

2) Wenn nach §. 79. auch die Förderung unſeres höheren Lebens, wenn gleich in einem andern Sinn als die Hemmung deſſelben, in unſerm Selbſtbewußtſein als die eigene That des Einzelnen erſcheint, vermöge des teleologiſchen Charakters der chriſtlichen Frömmigkeit; dieſelbe Förderung aber nach §. 80. in demſelben Selbſtbewußtſein auf den Erlöſer zurükgeführt wird, vermöge des eigenthümlichen Charakters des Chriſtenthums: ſo läßt ſich beides nicht anders vereinigen, als daß dieſe Förderung ſei die zur eigenen That gewordene That des Erlöſers, und dieſes iſt ſonach der reinſte Ausdruk für jedes wirkliche Bewußtſein der Gnade. Sonach wäre von hier aus betrachtet das eigenthümliche Geſchäft des Erlöſers zunächſt dieſes Thaterzeugen in uns, näher betrachtet aber, da jeder thätige Augenblik, der als ein Element der höheren Lebensförderung angeſehen werden kann, ſchon eine gemeinſame That des Erlöſers und des Erlöſten iſt, ſo iſt die reinabgeſonderte Thätigkeit des Erlöſers dieſe vor aller unſerer wirklichen That, welche vorher nur Hemmung war (§. 80.) hergehende, daß er uns in dieſe Gemeinſchaft ſeiner Thätigkeit und ſeines Lebens aufnimmt; in welchem Sinne auch ſchon §. 112. der Zuſtand der Gnade als eine Gemeinſchaft des Erlöſers und des Erlöſten beſchrieben iſt. — Seine That in uns kann aber immer nur die That ſeiner Unſündlichkeit und Vollkommenheit ſein, welche Beſchaffenheit alſo auch die unſrige werden muß, ſo fern ſeine That die unſrige wird. Da nun unſeres vereinzelten Lebens inneres Weſen nur die Unvollkommenheit iſt und die Sünde: ſo können wir uns unſerer Gemeinſchaft mit Chriſto nur bewußt ſein, ſofern wir uns unſeres vereinzelten Daſeins nicht bewußt ſind, und uns alſo

nicht durch uns ſelbſt, ſondern durch Chriſtum beſeelt erſcheinen. Dieſes iſt auch überall gemeint, wo in der Schrift vom Ausziehen des alten und Anziehen des neuen Menſchen die Rede iſt *), vom Sein und Leben Chriſti in uns **), und vom abgeſtorbenſein der Sünde ***).

3) Was nun in dieſem Aufgenommenwerden in die Gemeinſchaft Chriſti uns ſelbſt unmittelbar begegnet, das wird auseinandergeſezt in des zweiten Hauptſtüks erſtem Lehrſtük von der Begnadigung; ſo wie die weitere Entwiklung dieſer Gemeinſchaft in der Zeit durch eine Reihe von gemeinſamen Handlungen der Gegenſtand für deſſelben zweites Lehrſtük von der Heiligung iſt. Hieher gehört nur, was der Erlöſer dabei thut. Da nun ſchon oben §. 113. die Perſon Chriſti und ſein Geſchäft als rein in einander aufgehend geſezt ſind: ſo beſtätigt ſich die in unſerm Saz gegebene Erklärung ſeines Geſchäfts am beſten, wenn wir davon ausgehn, daß in ſeiner Thätigkeit ſich auch ſeine ganze eigenthümliche Beſchaffenheit abſpiegeln muß. Denn da er uns in dieſe Gemeinſchaft mit ihm aufnimmt, und hiebei der allein Thätige iſt; die ſo entſtandene Gemeinſchaft aber ſich hernach in gemeinſchaftlichen Thaten offenbart: ſo verhalten wir uns in dieſer Gemeinſchaft zu Chriſto gerade, wie ſich in ihm ſelbſt die menſchliche Natur zu dem göttlichen in ihm verhält. Wie demnach die urſprüngliche vereinigende Thätigkeit der göttlichen Natur perſonbildend war, indem die menſchliche Natur nicht wäre die Perſon Chriſti geworden ohne die wunderbare und in dem bisherigen Verlauf der Natur nicht gegründete Einwirkung der göttlichen Na-

---

*) Col. 3, 10. Eph. 4, 22. 24.

**) Joh. 17, 23. Röm. 8, 10 2 Kor. 13, 5. Gal. 2, 20.

***) Röm. 6, 2. 1 Petr. 2, 24.

tur: ſo iſt auch die erlöſende Thätigkeit Chriſti perſonbildend, indem ohne ſie das höhere auf der Kraft des Gottesbewußtſeins ruhende Leben nicht wäre perſönlich geworden in uns. Und ſo wie in ſeiner menſchlichen Natur Unſündlichkeit und Vollkommenheit bedingt war durch die unausgeſezte und allein impulſive Thätigkeit der göttlichen Natur: ſo iſt auch in uns jeder Zuſtand, deſſen Weſen in dem Bewußtſein der Gnade aufgeht, bedingt durch die allein impulſive Thätigkeit Chriſti in uns. Und wie der Erlöſer nur Chriſtus war, ſofern ihm in keinem Augenblik ſeines Lebens ein menſchliches Bewußtſein aus ſich ſelbſt entſtand, ſondern immer durch die Beſeelung und den Impuls der göttlichen Natur beſtimmt: ſo ſind auch wir nur inſofern Erlöſte, als wir kein perſönliches Selbſtbewußtſein haben aus uns ſelbſt, ſondern es uns immer nur wird aus der Gemeinſchaft mit dem Erlöſer, in welcher Er der urſprünglich thätige, alſo beſeelende iſt. Wie endlich die Thätigkeit der göttlichen Natur in Chriſto zwar an ſich eine zeitloſe und ewige iſt, die Wirkung derſelben in der menſchlichen Natur Chriſti ſich aber nur in der Zeit zur Vollkommenheit der Erſcheinung entfaltete: ſo iſt auch die Erlöſung an und für ſich zeitlos und ewig, in ihren Wirkungen aber auf das menſchliche Geſchlecht entfaltet ſie ſich in der Zeit und vollendet ſich nur im vollkomnen Durchdrungenſein deſſelben von der aufnehmenden und beſeelenden Thätigkeit Chriſti. So daß man ſagen kann, die erlöſende Thätigkeit Chriſti iſt nur die Fortſezung der perſonbildenden Thätigkeit der göttlichen Natur in Chriſto. Mit dem Werden der Perſon Chriſti hat dieſe zeitlich begonnen, und wirkt ſeitdem durch die menſchliche Natur Chriſti als ihr urſprüngliches und unmittelbarſtes

Organ

Organ auf alle im natürlichen Sinn ſchon perſongewordene menſchliche Natur, nach Maaßgabe wie ſie ſich in geiſtige Berührung mit der göttlichen Natur bringen läßt, fort, um ſie mit Ertödtung der früheren Perſönlichkeit in die Gemeinſchaft des Lebens Chriſti aufzunehmen und ſo zu Perſonen im Sinn des höheren Lebens, d. h. zu ſelbſtändigen Organen der göttlichen Natur in Chriſto, zu bilden. Daher die beiden weſentlichen Momente der erlöſenden Thätigkeit keine andere ſein können als die der Berufung und Beſeelung, die aber wieder eben ſo ſehr daſſelbe ſind wie die vereinigende Thätigkeit der göttlichen Natur und ihre Thätigkeit im Zuſtande des Vereintſeins.

4) Dieſe Darſtellung der erlöſenden Thätigkeit Chriſti als Stiftung eines ihm und uns gemeinſamen, in uns alſo neuen, Lebens iſt immer von Vielen myſtiſch genannt worden, welcher Ausdruk wegen ſeiner großen Unbeſtimmtheit ſowol im guten als im ſchlimmen Sinne beſſer vermieden wird: bleibt man aber bei der urſprünglichen Bedeutung deſſelben ſtehn, ſo iſt nichts gegen ihn einzuwenden, und es kann eingeſtanden werden, daß dieſes Verhältniß denen, welche nicht darin begriffen ſind, nicht kann nachgewieſen werden, ſondern die Wahrheit deſſelben ganz in der eignen Erfahrung ruht. Demohnerachtet läßt ſich auf einem allgemeiner bekannten Gebiet eine Analogie dieſes Verhältniſſes nachweiſen. Wenn nämlich der bürgerliche Verein in gewiſſem Sinn eine neue Lebenspotenz iſt: ſo dürfen wir nur den Fall ſezen, daß eine nicht zuſammengeraffte ſondern von Natur zuſammengehörige Moſſe zuerſt von einem Einzelnen zu einem bürgerlichen Verein verbunden werde. Die Idee deſſelben iſt dann zuerſt in dieſem zum Bewußtſein gekommen, und hat ſich ſeine

Perſönlichkeit zum unmittelbaren Organ angeeignet. Dieſer nimmt dann die übrigen in die Gemeinſchaft des Lebens dieſer Idee auf, und auch ſie werden von dieſer Gemeinſchaft aus, in welcher ihre alte vereinzelte Perſönlichkeit untergeht, neue Perſonen nämlich Bürger, und dies alles zuſammengenommen iſt das Eine nur in der Zeit ſich entwikkelnde Geſamtleben dieſer zeitlich erſchienenen, aber in der Natur des Volksſtammes ſchon prädeterminirten Idee. Und auch dieſe Darſtellung werden diejenigen myſtiſch finden, welche den Gemeingeiſt in ſeiner tiefſten Bedeutung nicht in ſich tragen, ſondern von dem bürgerlichen Zuſtand nur eine dürftige untergeordnete Anſicht zulaſſen. — Wenn wir aber nun dieſes myſtiſche uns inſofern gefallen laſſen, daß man die Vereinigung der Gläubigen mit Chriſto durch ſeine perſonbildende Thätigkeit in dem angegebenen Sinne eine myſtiſche Vereinigung nennen möge, wie auch dem noch uneingebürgerten Menſchen die höchſte Blüte des bürgerlichen Gemeingeiſtes als etwas unbegreifliches und geheimnißvolles erſcheinen wird: ſo iſt dagegen nicht zu verkennen, daß wenn man die Erlöſung allein auf die Thätigkeit Chriſti gründet, aber abgeſehen von der Stiftung eines Geſammtlebens, eine ſolche Anſicht ins magiſche hinüber ſpielt; und unſre myſtiſche liegt in der That in der Mitte zwiſchen dieſer magiſchen und jener dürftigen, welche die Erlöſung nur auf unſere unvollkommene Nachahmung gründet.

5) Wenn nun die erlöſende Thätigkeit Chriſti eine in allen Gläubigen dem Weſen nach gleiche Mittheilung ſeiner Unſündlichkeit und Vollkommenheit, und die Stiftung eines Geſammtlebens aller Gläubigen unter ſeinem beſeelenden Einfluß iſt und mithin ein Geſamtleben der Gnade wie vorher eines der ſündigen Natur

ſo könnte freilich gefolgert werden, da nun in der Thätigkeit Chriſti das Ende der einen iſt und der Anfang der andern, daß die Erlöſung auch müſſe dargeſtellt werden können als ſein Hineintreten in die Gemeinſchaft des ſündigen Lebens, und irgend wie auch in ihm die Sünde ſein. Und das iſt auch wahr, wenn gleich in der Darſtellung ſchwierig. Wie nämlich in unſerer Gemeinſchaft mit ihm das höhere Leben nicht iſt als unſere That, ſondern als ſeine unſern Geſamtorganismus aufnehmende und uns bildende und beſtimmende: ſo iſt auch in ſeiner Gemeinſchaft mit uns das ſündige Leben nicht als ſeine That, ſondern als die unſrige, aber das in ihm wohnende Centralbewußtſein unſeres Geſamtlebens beſtimmend und ſeiner Thätigkeit ihren Gegenſtand und ihre Richtung anweiſend. Inſofern kann man alſo ſagen, wie kein Bewußtſein der Gnade in uns ohne erlöſende Thätigkeit, ſo auch keine erlöſende Thätigkeit ohne Chriſti Bewußtſein der Sünde; und ſo kann man die Reaction gegen dieſes Bewußtſein anſehn als eine Formel, aus welcher jeder Moment in der Thätigkeit Chriſti ſich muß begreifen laſſen. Und da auch Thätigkeit Chriſti und eigenthümliche Würde Chriſti eines und daſſelbe iſt: ſo kann man auch ſagen, daß in des Erlöſers Bewußtſein das Sein Gottes in ihm und das reine Mitgefühl der Sünde eines und daſſelbe war.

122.

Die verſöhnende*) Thätigkeit Chriſti beſteht in der Aufnahme in die Gemeinſchaft ſeiner Seligkeit.

1) Bei dem für den Chriſten feſtſtehenden Zuſam-

---

*) S. §. 109, 3.

menhang des Uebels mit der Sünde *) iſt ihm zwar das Gefühl abnehmenden Uebels bei zunehmender Verbeſſerung natürlich; allein erſtlich iſt jener Zuſammenhang nur genau, wenn man das Geſammtleben der Menſchen in ſeinem ganzen Umfang betrachtet, und hindert nicht, daß nicht Verbeſſerung in dem einen Theil begleitet ſein könnte von zunehmendem Uebel in einem andern, und am meiſten gilt nun dies von dem kleinſten Theil, nämlich dem einzelnen Menſchen. Wenn alſo die zunehmende Verbeſſerung des Einzelnen nicht ſeine Seligkeit begründet, ſo iſt auch in ihr nicht ſeine Verſöhnung; ſondern auch bei zunehmender Vollkommenheit bleibt ihm dieſes, daß ihm aus der noch übrigen Trennung zwiſchen dem Gottesbewußtſein und dem ſinnlichen in Verbindung mit der Sünde auch ſolche Lebenshemmungen entſtehn, welche er als Strafe fühlt. Zweitens iſt auch nicht zu läugnen, daß wenn wir uns mit der Verſöhnung, die hierin liegt, und die nur zufällig als Genuß in uns ſein kann weſentlich aber immer nur als Hoffnung begnügen müßten, dieſe Verſöhnung weder ihrem Inhalt nach etwas eigenthümlich chriſtliches wäre, noch auch als Hafnung angeſehn im Chriſtenthum einen höheren Grad von Gewißheit haben könnte, als ſie außerhalb deſſelben hat. Wie gering aber dieſe Gewißheit iſt, liegt in der Geſchichte zu Tage. Denn nicht nur außerhalb des Chriſtenthums finden wir überall Streit darüber, ob die Uebel in der Welt abnehmen oder nur ihre Geſtalt verändern; ſondern auch in der chriſtlichen Kirche ſelbſt, je weniger der Mitgenuß der reinen und vollkommnen Seligkeit Chriſti empfunden, ſondern nur auf jene werdende Verſöh-

---

*) §. 98.

nung zurükgegangen wird, um deſto ſtärker kehrt jener Zweifel wieder, und die vollkommne Befreiung vom Uebel als Strafe, alſo auch die vollkommne Seligkeit wird dann natürlich nur auf das Leben hinter der Zeit und alſo auch hinter aller allmähligen Verbeſſerung verwieſen.

2) Es ſcheint kaum nöthig auch nur in der Kürze den Saz ſelbſt zu erklären, bei der genauen Parallele zwiſchen ihm und dem vorigen. Denn verhalten ſich die Erlöſten in dem Geſammtleben mit Chriſto zu ihm, wie ſich die menſchliche Natur in ihm zu der göttlichen verhält: ſo folgt zuerſt, da in Chriſto alle Selbſtthätigkeit von der göttlichen Natur ausgeht, und alſo auch für den Erlöſten alle Impulſe zur Selbſtthätigkeit in Chriſto liegen, allem Inſichaufnehmen und Empfinden aber ebenfalls Selbſtthätigkeit zum Grunde liegt, daß demnach auch der Erlöſte nicht empfinden will für ſein perſönliches Leben, ſondern für das Geſammtleben in Chriſto. Und wie nun die göttliche Selbſtthätigkeit in Chriſto nur Eine ungetheilte iſt im Aufnehmen der Eindrükke und im göttlichen Einwirken auf dasjenige was ſie hervorbrachte: ſo wird auch in dem Selbſtbewußtſein des Erlöſten der Eindruk, welcher von einem Uebel Zeugniß giebt, und das Mitgefühl der Einwirkung des von Chriſto beſeelten Geſammtlebens auf das Gebiet der geiſtigen Welt, in welchem das angezeigte Uebel ſeinen Siz hat, eines und daſſelbe. Indem nun das Gefühl von der Thätigkeit des göttlichen in Chriſto nothwendig Seligkeit iſt: ſo iſt auch die Aufnahme in das Leben Chriſti und der Mitgenuß ſeiner vollkommnen Seligkeit eines und daſſelbe. So daß, wie Chriſtus vermöge des Vereintſeins ſeiner menſchlichen Natur mit der göttlichen in ſeinem

Augenblik von dem Bewußtſein eines Uebels erfüllt war, und noch weniger dieſes ein Bewußtſein der Sünde in ihm fand, womit es ſich vereinigen konnte, eben ſo auch für den Erlöſten in der Gemeinſchaft mit Chriſto nicht nur der Zuſammenhang des Uebels mit der Sünde aufgehoben und alſo nichts mehr Strafe für ihn iſt, woraus denn folgt, daß er ſich auch von aller Strafe frei fühlt, ſondern auch jeder Eindruk, der als ein Leiden beginnt, in der ihm als Mitgefühl einwohnenden Seligkeit Chriſti ſich umwandelt, ehe er das innerſte des Bewußtſeins erfüllt.

3) Die verſöhnende Thätigkeit Chriſti iſt alſo zunächſt die Stiftung eines ſeligen Geſammtgefühls für alle Gläubige, in welchem zugleich ihre frühere Perſönlichkeit als Abgeſchloſſenheit ihres Gefühls in der Einzelheit ihres Lebens, welcher alles mittönende Gefühl für andere und für die Geſammtheit untergeordnet war, erſtirbt; aus welchem Geſammtgefühl ſich aber dann auch die eigenthümliche Empfindungsweiſe eines jeden in dem Gebiet des höheren Lebens herausbildet, ſo daß auch in dieſer Beziehung auf die geſammte Auffaſſungsweiſe des Lebens ein alter Menſch ausgezogen wird und ein neuer an, und auch hier die Thätigkeit Chriſti perſonbildend iſt. Nur im erſten Moment, gleichſam dem Akt der Vereinigung, wo in dem Erlöſten die alte Beziehungsweiſe aufhört, und mit ihr das Bewußtſein der Strafe verſchwindet, iſt die verſöhnende Thätigkeit vorzüglich ſündenvergebend, in der weiteren Entwiklung aber, wo durch ſie die Seele an der Seligkeit Theil nimmt, iſt ſie ſegnend, und in dieſen beiden Momenten muß alles, was im eigentlichen Sinne Verſöhnung iſt, beſchloſſen ſein. Nur daß der Gegenſaz zwiſchen denſelben auch nicht ſtrenge ſein kann. Denn der

Moment der Vereinigung trägt ſchon alle Seligkeit in ſich, welche ſich daraus zeitlich entwikkelt; und da auf der andern Seite im Selbſtbewußtſein die Vergangenheit nie gänzlich erliſcht, ſo wird auch in jedem Moment der mitgetheilten Seligkeit noch die Sündenvergebung mitgefühlt.

4. Indem aber in dieſer Darſtellung die Verſöhnung auf denſelben lezten Grund zurükgeführt wird mit der Erlöſung, nämlich auf die Stiftung eines gemeinſamen Lebens als die urſprüngliche Thätigkeit Chriſti: ſo ſcheint die Frage gar nicht zur Sprache zu kommen, ſondern ſchon im voraus abgewieſen zu ſein, ob das Uebel was Chriſtus erduldet hat, unmittelbar als Leiden zur Verſöhnung gehöre, oder ob nur, vermittelſt der Art wie er es aufgenommen und der Thätigkeit die ſich darauf bezogen, zur Erlöſung? Denn das leztere iſt nie geläugnet worden, wo nur Erlöſung überhaupt zugegeben wird, das erſtere aber iſt ſeit langer Zeit ſtreitig geweſen. Folgen wir dem obigen: ſo iſt offenbar, da Chriſtus damit anfangen mußte, auch in die Gemeinſchaft des Uebels zu treten, ohnerachtet dieſes in unſerm Geſammtleben nur durch die ihm perſönlich ganz fremde Sünde begründet ward, durch ihn aber eine Gemeinſchaft der Seligkeit entſtehen ſollte, ſo mußte auch dieſes beides Unſeligkeit und Seligkeit ſich in ihm als dem Wendepunkt vereinigen. Nur nicht ſo als ob er ſelbſt jemals perſönlich an der Unſeligkeit Theil genommen habe; vielmehr iſt gewiß, daß ihn in ſeinem perſönlichen Daſein betrachtet ſeine ausgezeichnete Vollkommenheit niemals der Seligkeit entbehren ließ. Allein zu dieſer Vollkommenheit gehört auch die des Gemeingefühls, und in dieſes alſo hat er unſere Unſeligkeit aufgenommen. Da nun nur vermöge die-

ſes Mitgefühls eine Richtung auf das Hinwegnehmen des Uebels in ihm ſein konnte: ſo iſt es offenbar richtig ſein Leiden in dieſem Sinn auf die Verſöhnung zu beziehen. Und ſo kann mit Recht, ſo fern wir beides überhaupt unterſcheiden können, alle Thätigkeit Chriſti als erlöſend und alles Leiden als verſöhnend urſprünglich und unmittelbar angeſehen werden; mittelbar aber iſt auch die Thätigkeit verſöhnend und das Leiden erlöſend. Und ſo iſt auch deutlich, daß keine Richtung auf bloße Verſöhnung in Chriſto hätte ſein können, wenn er zu dieſem Behuf irgend etwas anderes hätte thun oder leiden müſſen, als was zugleich auch erlöſend ſelbſt war oder doch mit ſeiner erlöſenden Thätigkeit zuſammenhing. Ja es wird jedem ſein Gefühl ſagen, daß wenn er ſich ein Leiden Chriſti denken ſollte, welches mit ſeiner erlöſenden Thätigkeit gar nicht zuſammenhing, und dieſes ſollte dann verſöhnend ſein, die Verſöhnung ihm als eine Art von Zauberei erſcheinen müßte. Daher aber nähert ſich auch dieſer Annahme von einer zauberiſchen Kraft des bloßen Leidens jede Anſicht der Verſöhnung, welche entweder dieſe ganz von der Erlöſung trennt, oder gar die Erlöſung der Verſöhnung unterordnet und von ihr abhängig macht. Nun aber läßt ſich alles Leiden Chriſti nur überhaupt und als Eins angeſehen im Zuſammenhang denken mit ſeiner erlöſenden Thätigkeit. Einzelnes aber beſonders herausgreifen und dem einen eigenthümlichen Verſöhnungswerth beilegen, das iſt im didaktiſchen Vortrag nicht bloß ſpielende Allegorie und im Poetiſchen nicht bloß tändelnde Empfindſamkeit, ſondern es iſt darin immer eine verunreinigende Beimiſchung von jener magiſchen Superſtition. Am wenigſten aber darf ein ſolcher ausgezeichneter Verſöhnungswerth auf die körperlichen Leiden gelegt werden, weil dieſe theils ſchon an und für ſich im ſchwächſten Zuſammenhang mit der Sünde ſtehn, theils auch nach unſerm eigenen Gefühl und unſerer Erfahrung es ſchon der Lohn einer mäßigen ſittlichen Ausbildung und kräftigen Frömmigkeit iſt, daß dieſe im Zuſammenſein mit einem freudigen geiſtigen Selbſtbewußtſein, ſei es nun ein perſönliches oder ein Gemeingefühl, faſt ganz aufgehoben werden, oder wenigſtens niemals jenes zurükdrängen und den Gehalt eines Momentes beſtimmen.

Zuſaz 2. So ſehr nun auch in dieſen beiden Säzen auf die innere Erfahrung des Chriſten zurükgegangen iſt: ſo kann es doch vielleicht nicht überflüßig ſein zu bemerken, daß die Ausführung derſelben keinesweges irgendwie ein Beweis von der Nothwendigkeit der Erlöſung ſein ſoll, ſondern nur eine Darlegung davon, daß in dem Bewußtſein des Chriſten von ſeinem Verhältniß zu Chriſto diejenige vollkommne Befriedigung des Gemüthes, die wir unter den Ausdrükken Erlöſung und Verſöhnung zuſammenfaſſen, nur wahrhaft enthalten ſein kann, ſofern das Bewußtſein ein ſolches Verhältniß, wie hier beſchrieben worden, ausdrükt. Wäre aber das Verhältniß ein anderes: ſo müßte entweder der Gläubige ſich über daſſelbe täuſchen, und ſeinem Bewußtſein die Wahrheit fehlen — wie denn dieſes Viele glauben, welche wir nicht anders nach unſerm Motto widerlegen können, als indem wir zu verurſachen ſuchen, daß ſie es ſelbſt erfahren — oder es kann in ſeinem Bewußtſein die vollkommne Befriedigung nicht ſein, ſondern nur die unbeſtimmte Beſchwichtigung, welche ohne Erlöſer auch zu finden iſt, ſo daß es ein eigenthümliches Gefühl der Gnade Gottes im Chriſtenthum nicht gäbe, welches wir wiederum denen, die es läugnen, nicht anders widerlegen, und ihnen das unvollkommne ihrer Beſchwichtigung zeigen können, als indem ſie den Unterſchied ſelbſt erfahren.

Zuſaz b. Aus der Erörterung beider Begriffe ergiebt ſich auch in Bezug auf ſie die Quelle theils von gegenſeitigen Mißverſtändniſſen, theils auch zeigen ſich wirkliche Einſeitigkeiten, welche das Eigenthümliche des Chriſtenthums aufheben. Denn wer ſich, weil er ſich zu der Erfahrung einer lebendigen Theilnahme an der Vollkommenheit und Seligkeit Chriſti nicht erheben kann, mit der allmählig zunehmenden eignen Vollkommenheit und der Hofnung auf allmählige Abnahme des Uebels beruhigt, der hat keinen Grund mehr einen ſpecifiſchen Unterſchied zwiſchen Chriſto und andern ausgezeichneten Menſchen anzunehmen. Aber auch derjenige, dem die aus jener Theilnahme in ihn übergehende Thätigkeit ſowol als Empfindungsweiſe des Erlöſers nicht genügt, und der daher lieber in der Thätigkeit und dem Leiden deſſelben an und für ſich eine magiſche Erlöſung und Verſöhnung ſucht, hat ſeinen Standpunkt nicht mehr innerhalb der teleologiſchen Form der Frömmigkeit, weil ein ſolcher Einfluß des Erlöſers in ihm ein bloßes Leiden iſt, und er alſo alle ſeine Thätigkeit, mag er ſie nun nachher motiviren wie er will, nur auf einen leidentlichen Zuſtand bezieht. Dieſe einſeitigen Anſichten alſo, je bewußter ſie ſind, um deſto weniger ſind ſie chriſtlich. Die Mißverſtändniſſe aber entſtehen daher, daß auch derjenige, der in der Mitte des chriſtlichen ſteht, wenn er angelegentlich vor der einen Ausweichung warnen will, gar leicht dafür angeſehen wird, der andern anzugehören. Denn auf der einen Seite konnte der Erlöſer, weil geiſtiges, wie die Stiftung eines Geſammtlebens iſt, nur geiſtig gewirkt ſein will, und es keine andere geiſtige Einwirkung giebt als die Selbſtdarſtellung in Wort und Werk handelnd und leidend, auch nur vermittelſt dieſer in unſer Geſammtleben hineintretend die Menſchen an ſich ziehn und mit ſich verbinden. Will man nun diejenigen warnen, welche ſich auf die magiſche Seite hinneigen, ſo muß man ihnen dieſen Prüfſtein vorhalten, ob ſie ſich auch die urſprüngliche Wirkſamkeit Chriſti unter dieſer geſchichtlichen Naturform denken; aber ſie werden dies nur zu leicht mißverſtehen, als meine man, Chriſtus ſolle nur auf gewöhnliche menſchliche Weiſe Lehrer und Vorbild ſein. Auf der andern Seite aber iſt der Unterſchied Chriſti von einem ſolchen nur anſchaulich zu machen an jenem „Chriſtus in uns“, da hingegen Lehrer und Schüler ſo wie Vorbild und Nachahmer immer außereinander bleiben. Aber indem man hiernach fragt, werden diejenigen, die zu einer ſolchen dürftigen Anſicht hinneigen, es auf die entgegengeſezte Weiſe mißverſtehen, als fördere man das verwerfliche magiſche. Und dieſe Mißverſtändniſſe wiederholen ſich abwechſelnd, je nachdem neben dem reinen chriſtlichen Glauben die eine oder andere Einſeitigkeit vorherrſcht.

Zuſaz c. Dieſe Stiftung einer geiſtigen Lebensgemeinſchaft zwiſchen ihm und den Menſchen bleibt auch der richtige Ausdruk für das Geſchäft Chriſti, wenn man ihn ohne die Beziehung auf die Sünde als die im göttlichen Rathſchluß beſtimmte Vollendung der menſchlichen Natur anſieht. Denn wenn er mit ſeiner vollkommnen Mittheilung des göttlichen Weſens allein geblieben wäre, und wir mit unſerm getrübten und unvollkommnen Gottesbewußtſein auch allein: ſo wäre dieſe Vollendung durch ihn nicht bewirkt worden, und es bliebe nichts anders übrig, als der magiſchen Ausweichung entſprechend eine Identification Chriſti und unſerer im göttlichen Bewußtſein oder Urtheil, wozu es aber ſeiner zeitlichen Erſcheinung gar nicht bedurft hätte. Für unſer Bewußtſein aber bliebe dann auch nichts übrig als, der ebionitiſchen Ausweichung entſprechend der ungenügende Einfluß der Lehre und des Beiſpiels.

123.

Die kirchliche Lehre vertheilt die Geſammtthätigkeit Chriſti in drei Aemter, das profetiſche, das hoheprieſterliche und das königliche.

1) Dieſe Eintheilung hat auf den erſten Anblik den Schein einer großen Willkühr gegen ſich. Man kann ſagen, die Ausdrükke der Schrift, auf denen ſie beruht, dürften doch nicht ſo buchſtäblich verſtanden werden, daß ſie ein Recht hätten ſo geradezu in die Geſtaltung der Lehre überzugehn; vielmehr ſcheine der Ausdruk Hirt, den Chriſtus von ſich ſelbſt gebraucht und Petrus wiederholt *), wo nicht ein größeres, wenigſtens ein eben ſo großes Recht zu haben auf die Beſtimmung des Lehrbegriffs wie die Ausdrükke Hoherprieſter und Profet, welche nicht er ſelbſt, ſondern nur die Jünger von ihm gebrauchen. Wären nun in der That aus mehreren gleichberechtigten Ausdrükken dieſe drei nur willkührlich und zufällig herausgegriffen: ſo müßte man nicht nur Bedenken tragen eine ſolche Darſtellung weiter fortzupflanzen, ſondern ſich auch verwundern wie ſie ſich ſo lange habe erhalten können,

---

*) Joh. 10, 11. 14. 16. 1 Petr. 2, 25. 5, 4.

und wie nicht ſchon längſt eine andere wenn auch eben ſo willkührliche ihre Stelle eingenommen. Allein eben dieſes lezte führt ſchon darauf, daß ſie tiefer müſſe begründet ſein, und ihre Abzwekkung iſt offenbar darin zu ſuchen, daß ſie die Functionen Chriſti in dem von ihm geſtifteten Geſammtleben mit denen vergleicht, durch welche die jüdiſche Gottesherrſchaft dargeſtellt und zuſammengehalten ward. Und dieſe Vergleichung iſt auch im Lehrgebäude nicht zu vernachläßigen. Denn wiewol nicht nur die Volksthümlichkeit in Chriſto beſchränkt iſt, und ſein Einfluß weit über ſein Volk hinausgeht, ſondern auch Vorandeutungen auf ihn auch im Heidenthum müſſen zu finden ſein: ſo bildet doch die Abſtammung des Erlöſers einen überwiegenden geſchichtlichen Zuſammenhang des Chriſtenthums mit dem Judenthum, welcher um ſo mehr auch im Lehrbegriff ſich abſpiegeln muß, als auch ſeine Jünger von den meſſianiſchen Hofnungen ihres Volkes ausgingen, und alſo die Zuſammenſtellung des neuen Gottesreiches mit dem alten nothwendig in die erſten Darſtellungen übergehen mußte. Mit dieſen aber müſſen wir uns die Continuität bewahren, und alſo darlegen können, daß unſere Vorſtellungen von dem Geſchäft Chriſti, wie ſie ſich aus unſerem eignen frommen Gefühl entwikkeln, einerlei ſind mit denen, die ſich ſeine Jünger bildeten, indem ſie ſeine Verrichtungen als erhöhte Umbildungen derjenigen darſtellten, durch welche ſich im alten Bunde die göttliche Regierung offenbarte.

2) Zum vorläufigen Verſtändniß iſt zu erinnern, daß im Judenthum den Königen das eigentliche Regiment, das Zuſammenhalten und Erneuern und Verbeſſern der Gemeinſchaft oblag, die Prieſter aber das unmittelbare und mehr innerliche Verhältniß des Volkes

und der Einzelnen zu Gott verwalteten, indem ſie Bitten und Opfer zu Gott, Vergebung aber und Segen von Gott brachten. In ihrer nothwendigen Trennung aber waren dieſe beiden Verrichtungen oft in einem unerfreulichen Gegenſaz. Zwiſchen beiden nun war die der Profeten ein vermittelndes, beiden Seiten angehöriges, aber weil nicht beharrliches — denn es gab nun gleich Profetenſchulen, doch keine ununterbrochene Folge von Profeten im engern Sinne — deshalb auch nicht eben ſo weſentlich als jene in die Gliederung des Ganzen aufgenommenes Zwiſchenglied, ſondern es entſtand wie von ſelbſt im Augenblik des Bedürfniſſes bald aus dem einen, bald aus dem andern, bald auch aus der Mitte des Volkes, um den Gegenſaz beider, wo es Noth that, zu mildern, und wo eines im todten Buchſtaben zu verſinken drohte, den urſprünglichen Geiſt wieder zu beleben. Um nun das Verhältniß des chriſtlichen Gottesreiches zu der jüdiſchen Gottesherrſchaft auszudrükken, wird Chriſtus dargeſtellt als alles dreies in ſich vereinigend. Damit ſoll geſagt ſein, daß in dieſem Gottesreich die Gemeinſchaft eines jeden mit Gott ſtiften und erhalten, und die Gemeinſchaft aller Glieder deſſelben unter einander erhalten und leiten, nicht getrennte Verrichtungen ſind, ſondern dieſelbe: und daß auch wiederum dieſe Thätigkeiten und das freie Walten des Geiſtes in Erkenntniß und Lehre nicht aus verſchiedener Quelle entſpringen, ſondern aus derſelben, und daß alſo dieſes freie Hervortreten und jene feſte Gliederung einander nicht etwa wie dort abwechſelnd und alſo immer nur unzulänglich und dürftig ergänzen, ſondern ebenfalls ganz eines und daſſelbe ſind. Daß nun eine ſolche gänzliche Vereinigung der vorher getrennten Functionen nur ſtatt finden konnte in einem rein innern und geiſtigen Gottesreich, leuchtet wol von ſelbſt ein; wie aber die ganze erlöſende und verſöhnende Thätigkeit Chriſti, ſo wie ſie §. 121. und 122. an und für ſich dargeſtellt iſt, in der Vereinigung dieſer drei Aemter wieder erſcheine, das kann nur die folgende nähere Entwiklung zeigen.

3) Soviel indeß kann hier ſchon vorweggenommen werden, daß wenn man von dieſen im Erlöſer vereinigten Functionen ihm entweder irgend eine einzelne zuſchreibt mit Uebergehung der andern, oder auch eine einzelne gänzlich ausſchließt, alsdann jedesmal das Eigenthümliche des Chriſtenthums verloren geht. Denn Chriſto allein das prophetiſche Amt beilegen, das heißt nichts anders als ſeine Wirkſamkeit auf Lehre und Ermahnung beſchränken in Beziehung auf eine vor ihm oder ohne ihn gegebene Geſtaltung des Lebens und auf ein ſchon anderwärts und ohne ihn begründetes Verhältniß zu Gott; wie wenig aber dies dem Glauben des Chriſten entſpricht, iſt ſchon aus dem obigen klar. Und eben ſo wenn man ihm die beiden geſtaltenden Thätigkeiten beilegen wollte mit Ausſchluß der unmittelbar geiſtig anregenden prophetiſchen: ſo könnte man nicht einſehen, wie das Reich Gottes anders als auf eine magiſche Weiſe zu Stande käme, wenn die Kraft des lebendigen Wortes dabei nicht mitwirkte. Wollte man hingegen die königliche ausſchließen: ſo würden die andern beiden zuſammengenommen, indem ſie jeden Erlöſten mit dem Erlöſer allein verbänden, doch nur einen unerfreulichen und genauer betrachtet unchriſtlichen Separatismus hervorbringen; unchriſtlich nämlich, weil doch auch jeder Einzelne für ſich in die Gemeinſchaft mit Chriſto nicht aufgenommen ſein kann, wenn er nicht auch in die ſeines Gemeingefühls aufgenom-

men iſt, woraus denn ein bewußtes geiſtiges Gemeinweſen nothwendig hervorgehen muß. Endlich ſollte die königliche allein gelten und Chriſtus demnach nur als die Kirche bildend gedacht werden: ſo iſt in dieſer wie in jedem organiſchen Ganzen eine weſentliche Ungleichheit geſezt, und es gäbe kein Mittel, wie wir nicht in die, wenn folgerecht durchgeführt ganz unchriſtliche, römiſche Anſicht gerathen müßten, daß nur die, welche das chriſtliche Gemeinweſen leiten, in unmittelbarer Verbindung mit Chriſto ſtehn, auf alle übrigen aber dieſe Verbindung und die Segnungen derſelben erſt mittelbar durch den Einfluß jener leitenden übertragen werden. — Auch aus dieſem Ergebniß entſteht die Präſumtion, daß die namhaft gemachten Aemter in der That weſentliche, aber untrennbare Momente des Geſchäftes Chriſti ſind.

124. Erſter Lehrſaz.

Das profetiſche Amt Chriſti beſteht im Lehren, Weiſſagen und Wunderthun.

Anm. Eben ſo waren auch dieſe Beſchäftigungen bei den alttestamentlichen Profeten zuſammengefaßt. Denn das weſentliche ihrer Wirkſamkeit war Anregung durch Lehre und Ermahnung; und dieſe wurde, wegen der vorherrſchenden Idee der göttlichen Vergeltung, ſo oft ſie von einer bedeutenden Veranlaſſung ausging, zugleich Weiſſagung, drohende oder verheißende, nach dem urſprünglichen Typus der Geſezgebung. Da aber ihr Geſchäft kein beſtändiges war, ſondern ſie immer nur auftraten, wenn ein öffentliches Bedürfniß es erheiſchte, alſo in Bezug auf Gebrechen oder Unfälle, wobei wol immer eine Schuld derer zum Grunde lag, welche die prieſterliche oder königliche Gewalt bekleideten: ſo bedurften ſie, da ſie gegen eine von beiden auftreten mußten, ohne ſich auf einen ihnen verliehenen äußeren Beruf ſtüzen zu können, einer beſonderen Ausweiſung, weshalb das wunderbare im Gefolg ihrer Sendung erwartet oder vorausgeſezt ward.

1) Zu den Zeiten Chriſti beſtand eine Ueberlieferung der Lehre in den Schulen der Schriftgelehrten und im Zuſammenhang damit ein anerkanntes Lehramt in den Synagogen. Die Schriftgelehrten aber waren in Sekten getheilt, deren keiner Chriſtus angehören durfte, und das anerkannte Lehramt war mit andern Geſchäften verbunden, die ihn auf eine mit ſeiner Beſtimmung unverträgliche Art beſchränkt hätten. Es war aber dafür geſorgt, daß es außerdem eine vollkommne Lehrfreiheit gab; und ſo konnte er auf eine völlig ordnungsmäßige Weiſe auftreten, ohne daß der Ausübung ſeines Lehrberufs irgend ein Vorwurf ungeſezlicher Neuerung anhaftete. Den Anfang ſeines Lehramtes ſezt die Schrift ſelbſt in Verbindung mit ſeiner Annahme der Taufe Johannis. Allein zu glauben, daß durch dieſe Jeſus erſt etwas geworden wäre, was er vorher nicht war, oder ein Recht und eine Weihe empfangen hätte, die er vorher nicht hatte, das widerſpricht ſeinen eben erörterten Eigenſchaften, und hat auch keinen Vorſchub in der Schrift, da das Wunderbare was ſich bei der Taufe Jeſu ereignete, nicht für ihn war, ſondern für den Johannes. Wir können alſo dieſer Handlung keinen andern Werth beilegen, als daß Chriſtus ſeinen Uebergang aus der Eingezogenheit in das öffentliche Leben durch ein öffentliches Bekenntniß bezeichnen wollte, welches ſchon eine beſtimmtere Meinung über ihn erwekken mußte, an welche er ſeine Belehrungen anknüpfen konnte. Beſchloſſen aber hat Chriſtus ſeine perſönliche Lehrthätigkeit nicht mit ſeiner Gefangennehmung als dem Ende ſeines öffentlichen Lebens, ſondern erſt als die Tage ſeiner Auferſtehung zu Ende gingen, während welchen er noch ſeinen Jüngern die Schrift auslegte, ohnſtreitig die Art begründend, wie

ſie ſich deren hernach bei ihrer Amtsführung unter ihrem Volk bedienten. Da wir nun dieſes als das eigentliche Reſultat und alſo auch als den unmittelbarſten Zwek ſeiner Auferſtehung anſehen müſſen: ſo erhellt von ſelbſt, wie leer wenigſtens in dieſer Hinſicht die ohnehin ſtreng genommen gar nicht zu entſcheidenden Streitfragen ſind über das Verhältniß des Todes Jeſu zu ſeiner Auferſtehung und über ſeinen Zuſtand in der Zwiſchenzeit. — Die Lehre der Profeten war an das Geſez gebunden, welches ſie auf vorliegende Fälle anwendeten, und mit Bezug auf eingeſchlichene Mißbräuche und Mißverſtändniſſe in das rechte Licht ſezten; ſo daß ihre Lehre wie ſie von dem Volksbedürfniß des Augenbliks abhing, ſich auch kaum über die engſten Grenzen der Volksthümlichkeit erhob. Eben ſo nun gehörte es zu der Geſezlichkeit Chriſti, das Geſez nicht aufzulöſen, ſondern den volksthümlichen Werth deſſelben anzuerkennen und zu beſtätigen. Wie aber ſein Daſein nicht als ein Erzeugniß der durch die Volksthümlichkeit auf beſondere Weiſe beſtimmten und beſchränkten menſchlichen Natur anzuſehen iſt, und auch ſeine Begeiſtung nicht eine vorübergehende, von einzelnen Veranlaſſungen abhängige, war: ſo durfte auch das Geſez nicht die Quelle ſeiner Lehre ſein, ſondern dieſe war nur das Erzeugniß des in ihm abſolut geſezten und ſein Bewußtſein in jedem Augenblik conſtituirenden Seins Gottes, alſo eine rein urſprüngliche Offenbarung. Und wegen dieſes unverſieglich ſtrömenden innern Quells bedurfte es für ihn zu irgend einem beſtimmten Lehract keiner andern Veranlaſſung als nur der Anweſenheit Lehrbegieriger einzeln oder in Menge. Eben ſo weſentlich aber als es zum chriſtlichen Glauben gehört eine urſprüngliche göttliche Offenbarung in Chriſtanzunehmen, nicht minder weſentlich iſt es auch dieſe für eben ſo zureichend als unerſchöpflich zu halten, ſo daß weder außerhalb des Gebietes, in welchem die chriſtliche Lehre ſchon anerkannt iſt, eine Darſtellung unſeres Verhältniſſes zu Gott entſtehen könne, welche nicht hinter jener Offenbarung zurükbliebe, noch auch alle Fortſchreitung innerhalb der chriſtlichen Kirche jemals dahin führen könne, in der Lehre Chriſti etwas unvollkommnes zu erkennen, oder irgend etwas zum Verſtändniß des Menſchen von ſeinem Verhältniß zu Gott gehöriges tiefer und vollkommner aufzufaſſen, als Chriſtus es aufgefaßt. Vielmehr kann auch das vortreflichſte ſpätere auf dieſem Gebiet niemals etwas anderes ſein als richtige Entwiklung deſſen, was theils unentwikkelt in ſeinen uns übrig gebliebenen Ausſprüchen liegt, theils im Zuſammenhang mit denſelben ſeine perſönliche Anſicht und Einſicht muß geweſen ſein. Denn eine ſolche Vervollkomnungsfähigkeit der chriſtlichen Lehre anzunehmen, daß wir je über Chriſtum ſelbſt hinausſehen könnten, das heißt die eigenthümliche Würde Chriſti aufheben und ihn in den gleichen Rang der Uebertrefbarkeit mit uns Allen ſtellen. Chriſtus iſt alſo auch inſofern der Gipfel der Profetie, daß er nicht wie die übrigen Profeten als Lehrer einer unter Vielen iſt, deren einer beſſer ſein kann als der andere, und auch inſofern das Ende aller Profetie, daß erſtlich alle Lehre nun nicht mehr auf Moſes und das Geſez zurükgeht, ſondern auf den Sohn, und zweitens daß nun keine unabhängige perſönliche Begeiſterung in Bezug auf die Lehre mehr nöthig iſt, ja überhaupt nicht mehr ſtattfindet. — Hieraus nun geht ſchon von ſelbſt hervor, daß wenn überhaupt weſentliches und zufälliges in der Lehre Chriſti unterſchieden werden kann und ſoll, daß zufällige nur das ſein kann, was am meiſten ſeinen geſchichtlichen Standpunkt und ſeine Beziehung auf das volksthümliche ausſpricht; das weſentliche aber iſt das, wodurch ſich am meiſten die unmittelbare Offenbarung Gottes in ihm kund giebt, d. h. die Lehre von ſeiner Perſon und ſeinem Beruf. Dies ſtimmt auch mit dem eben auseinandergeſezten genau zuſammen. Denn wenn das Lehren für Chriſtum nur als geiſtige Selbſtdarſtellung die naturgemäße Art und Weiſe war, die Vereinigung der Menſchen mit ihm einzuleiten: ſo konnte nur die Kundmachung ſeiner eigenthümlichen Würde die Menſchen wirkſam einladen in die dargebotene Gemeinſchaft wirklich zu treten. Nur daß freilich Lehre von Chriſto und Lehre von dem durch ihn zu ſtiftenden neuen gemeinſamen Leben weſentlich zuſammengehören, und daß man den Begriff des Lehrens nicht zu ängſtlich im engeren Sinne nehmen muß; ſondern jede Aeußerung des bewegten Gemüths durch die Rede und den ſie begleitenden Ausdruk durch Blik und Geberde auch im Geſpräch und im Gebet iſt mit unter dem Lehren zu begreifen, wie denn natürlich im einzelnen profetiſche und hoheprieſterliche Thätigkeit nicht können ſtreng von einander geſchieden werden. Und wenn eben die eigenthümliche profetiſche Thätigkeit Chriſti und ſo auch das lehrende Moment derſelben nur in der Einheit mit der hohenprieſterlichen und königlichen gedacht werden kann: ſo muß auch das weſentliche ſeiner Lehre die Darſtellung ſeines hohenprieſterlichen und königlichen Amtes geweſen ſein, alſo ſeiner Beſtimmung die Menſchen geiſtig zu regieren und zur Gemeinſchaft mit Gott zu erheben. Es iſt daher auch immer ein mittelbar oder unmittelbar zur Auflöſung des Chriſtenthums führendes Beſtreben, wenn man die Lehre Chriſti und die Lehre von Chriſto von einander trennen will, und die lezte am liebſten als eine erſt ſpäter hinzugekommene Erfindung anſehen. Vielmehr muß alle chriſtliche Lehre auch an der Lehre von Chriſto Antheil haben; und wenn jemals Chriſtus irgend etwas ohne Zuſammenhang mit dieſer gelehrt hat, ſo gehört auch dies gewiß am wenigſten zu dem, was er nur vermöge ſeines innern Unterſchiedes von allen andern Menſchen lehren konnte. Wie denn alle die Verbeſſerungen der natürlichen Sittenlehre, worin Einige das Weſen des Chriſtenthums ſuchen, nur von der Art ſind, daß die Menſchen bei verbeſſerter Einſicht und erweiterter Gemeinſchaft auch ohne Chriſtum von ſelbſt würden darauf gekommen ſein.

2) Alle Weiſſagung im alten Bunde war theils eine beſondere und als ſolche auf dem jüdiſchen Vergeltungsbegriff, ſo wie auf dem jüdiſchen Erwählungsbegriff ruhend und größtentheils hypothetiſch, theils eine allgemeine und abſolute, d. h. die meſſianiſche. Die erſtere war eine Vorherſagung, der in ihren mehr oder minder beſtimmten Angaben auch ein höherer oder niederer Grad von Richtigkeit zukam; bei der lezteren ſind die einzelnen Angaben ſämmtlich auch nur Einkleidung, ſo daß häufig ungewiß ſein kann, ob dies und jenes hineingehört oder nicht, das Weſen aber der meſſianiſchen Weiſſagung beruht darauf, daß ſie die Zukunft des weſentlichen göttlichen Geſandten ausſprach, deſſen Idee von den Einzelnen nur nach jedes Weiſe beſchränkt aufgefaßt werden konnte, richtig verſtanden aber immer das Ende jener beiden jüdiſchen Begriffe der Vergeltung und der Erwählung in ſich ſchloß. Chriſtus alſo als Gipfel der Profetie konnte als der perſönlich ſchon erſcheinende Meſſias meſſianiſch nur

weiſſagen von der Vollendung ſeines Reiches als dem noch nicht erſchienenen, ſo daß weil ſich dieſe doch aus ſeiner Erſcheinung entwikkeln und ihr gemäß ſein mußte dieſe Weiſſagung mit ſeiner Lehre völlig Eins war; und in dieſem Sinne weiſſagte er ohne Vorherſagung *): vorherſagen aber konnte er nur das Ende jenes beſchränkten Erwählungs- und des davon abhängigen Vergeltungsbegriffs; und dies that er nicht hypothetiſch, ſondern mit derjenigen vollkommnen Richtigkeit **), welche ſeiner ausgezeichneten Vollkommenheit angemeſſen iſt, wie denn die Gewißheit dieſer Vorherſagung eins und daſſelbe ſein mußte mit der innern Gewißheit von ſeiner Beſtimmung. — Wie nun aber mit jenen beſchränkten Begriffen auch Grund und Haltung für alle Vorherſagung wegfällt, welche nicht aus verſtändigem Zuſammenſchauen der menſchlichen Verhältniſſe oder aus dem richtigen und tiefen Gemeingefühl derſelben entſtehen ſoll, ſondern ausſchließend an eine erhöhte fromme Gemüthserregung gebunden ſein; die weſentliche Weiſſagung aber ſchon erfüllt und in Glauben und Lehre übergegangen iſt: ſo iſt nun Chriſtus nicht nur der Gipfel ſondern auch das Ende der Weiſſagung, ſo daß keiner mehr, ihr Inhalt und ihre Genauigkeit ſeien welche ſie wollen, ein heiliger Charakter kann beigelegt werden. Dieſes iſt nun zwar in der evangeliſchen Kirche bis jezt nicht ſo beſtimmt als Lehre aufgeſtellt, wie hier folgerungsweiſe geſchieht; allein aus ihrer ganzen Verfahrungsart geht doch hervor, daß ſie überall den Schwarmgeiſt vorausſezt, wo die Gabe der Weiſſagung in Anſpruch genommen wird, und daß ſie nur auf der einen Seite die Auslegung der Weiſſagun-

---

*) Ap. Geſch. 1, 7. **) Luk. 21, 32. Joh. 4, 21.

gen Chriſti und der Apoſtel übrig läßt, aber als eine Aufgabe, die nicht nach Willkühr, ſondern nur nach den Regeln der Kunſt gelöſet werden kann, auf der andern Seite aber ſowol die Vorherſagung aus geſchichtlichem Sinn als auch die Ahnung aus unerklärlichen Gemüthserregungen der pſychologiſchen Naturforſchung anheim giebt. Die Vorherſagungen des apoſtoliſchen Zeitalters ſelbſt aber können wir ebenfalls nur aus der damals noch nicht erfüllten Vorherſagung Chriſti ableiten, theils als deren Auslegung theils als deren Nachhall.

3) Aus allem was wir ſeit dem Deuteronom von den Profeten der Juden wiſſen, geht deutlich genug hervor, daß wenngleich auch das Wunder den nicht ſchüzen ſollte, der wider Jehovah und ſein Geſez redete, doch der Profet mit Zeichen und Wundern immer zuſammengedacht ward, um ſo mehr weil ſein Auftreten immer in gewiſſem Sinne revolutionair war, und alſo der Mangel eines conſtituirten äußeren Berufs durch etwas außerordentliches mußte gedekt werden. Wenn wir es nun ſchon ohnedies als das natürliche einer höhern Ordnung ahnen können *), daß dem Erlöſer auch Wunderkräfte zu Gebote ſtehen mußten: ſo geht aus dieſer Analogie mit den jüdiſchen Profeten zugleich hervor, in welchem Sinne Chriſtus ſelbſt und ſeine Jünger ſich auf ſeine Wunder berufen konnten, und warum er doch, wenn Zeichen und Wunder gefordert wurden, dergleichen nicht verrichtete. Denn hervorrufen ſollten und konnten die Wunder der Profeten nicht den Glauben an die meſſianiſchen Verheißungen, ſondern nur den an die bedingten Vorherſagungen, dergleichen Chriſtus nicht von ſich gab. Der Glauben aber

---

*) S. §. 21, 3.

an ſein Verhältniß zur meſſianiſchen Idee konnte nur aus dem unmittelbaren Eindruk ſeiner Perſon hervorgehen *). Darum nun bediente ſich auch Chriſtus ſeiner Wunderkräfte nur grade ſo, wie ſich jeder ſeiner natürlichen Kräfte bedient, je nachdem ſich die Gelegenheit ergab Gutes damit zu wirken, und nie zur Oſtentation oder bloß um eine Meinung hervorzubringen, wovon auch Joh. 11, 42. keine Ausnahme macht. — Wenn nun ſchon damals die wahre Anerkennung Chriſti zwar eines Theils durch die Wunder veranlaßt werden, anderntheils eine Beſtätigung in ihnen finden, niemals aber eigentlich auf ſie gegründet werden konnte: ſo müſſen ſie für uns hinſichtlich unſers Glaubens völlig überflüſſig ſein. Denn nur vermöge ihrer unmittelbaren Anſchaulichkeit können Wunder das geiſtige Bedürfniß auf einen beſtimmten Gegenſtand richten, oder wenn es ſich ſchon dahin gewendet hat, dieſes innere Verhältniß auf eine äußerliche Weiſe rechtfertigen. Aber die Anſchaulichkeit verliert ſich nach Maaßgabe der räumlichen und zeitlichen Entfernung deſſen der glauben ſoll von dem Wunderthäter ſelbſt. Was aber für unſre Zeiten an die Stelle der Wunder tritt, das iſt die geſchichtliche Kunde von dem Umfang und Beſtand der geiſtigen Wirkungen Chriſti, welche wir vor den Zeitgenoſſen des Erlöſers voraus haben; und dies iſt ein Zeugniß deſſen Kraft in demſelben Maaße zunimmt, nach welchem die Anſchaulichkeit der Wunder ſich verliert. Dennoch gehört es auch zu unſerm Glauben die Wahrheit der Wunder Chriſti, und daß ſie als begleitende Zeichen von der hohen geiſtigen Bedeutung ſeines Daſeins ihm durch den göttlichen Rathſchluß zugeord-

---

*) Matth. 16, 16. Joh. 3, 2. 4, 42. 7, 46.

net geweſen, anzunehmen, und ſie daher für ſolche Handlungen zu achten, welche weder von Chriſto nach irgendwie erlernten Regeln verrichtet wurden, noch auch deren Erfolg auf uns bekannte oder für alle Zeiten gültige Naturgeſeze zurükgeführt werden kann. Denn man kann dieſe Ereigniſſe nicht in das uns geläufige Naturgebiet herabziehn, ohne dem ganzen Zuſammenhang unſerer Erzählungen von Chriſto ſeine Glaubwürdigkeit zu benehmen. Und dieſe Ueberzeugung muß wol aus dem redlich und verſtändig geführten Streit immer lebendiger und allgemeiner hervorgehn. — Sieht man nun ab von dem neuen Geſammtleben, welches der Erlöſer geſtiftet hat, und welches das abſolute Wunder iſt, weil abgeſehen von ihm durch alle Kräfte der geiſtigen Natur nicht zu bewirken, und bleibt man nur bei den Wundern im Gebiet der leiblichen Natur ſtehen: ſo kann weniger anſchaulich ſein, daß Chriſtus der Gipfel der Wunderthätigkeit iſt, als es von der Weiſſagung und der Lehre anſchaulich war, weil etwas die Wunder Chriſti über alle andern ähnlichen erhebendes in ihnen ſelbſt uns nicht gegeben iſt. Mit Gewißheit aber können wir ſagen, daß er auch uns das Ende der Wunder iſt. Denn in demſelben Maaß als wir glauben, daß die Erlöſung der Menſchen durch Chriſtum vollbracht iſt, ſo daß alles dem menſchlichen Geſchlecht noch bevorſtehende, ſoweit es deſſen Gemeinſchaft mit Gott betrift, nur als weitere Entwiklung des Werkes Chriſti anzuſehen iſt, nicht als neue Offenbarung; in demſelben Maaß haben wir auch Urſache fortan keine Wunder mehr zur Hinweiſung auf ein neues geiſtiges als begleitende Zeichen deſſelben zu erwarten; ſondern nur neue Naturepochen oder auch geſchichtliche zwar, nicht aber auf das Gebiet der Frömmigkeit ſich beziehende Epochen könnten noch durch Wunder bezeichnet werden. Eine feſte Lehre beſteht wol hierüber nicht in der evangeliſchen Kirche, vielmehr äußert Luther ſelbſt „es könnten auch noch heutigen Tages dieſelben Zeichen, welche die Apoſtel thaten, billig geſchehen, wenn es von nöthen wäre" *). Indeſſen verrathen doch dieſe Worte ſelbſt deutlich genug, er habe auch jene große durch ihn mitbewirkte Veränderung in der Kirche, ohnerachtet ſie auch der Anfang eines im untergeordneten Sinne neuen Geſammtlebens war, doch nicht für einen ſolchen Entwiklungspunkt angeſehen, dem die Wunderkraft billig zur Seite ginge. Daher denn auch dieſe ſeine Aeußerung gar wohl zuſammenſtimme mit derjenigen in der evangeliſchen Kirche herrſchenden Maxime, aus der die hier aufgeſtellte Lehre abgeleitet werden kann, daß ſie nämlich Aberglauben vorausſezt, nicht etwa wenn überhaupt Thatſachen vorläufig als Wunder angeſehen, oder wenn ſolche die nur ſo angeſehen werden können, dennoch geglaubt werden, denn wer dies hinwegnehmen wollte, würde jede bedeutende Erweiterung unſerer Kenntniß der lebendigen Natur abſchneiden, ſondern nur wenn neue Wunder als zur Bekräftigung des Chriſtenthums geſchehen vorgegeben und geglaubt werden. Wenn hiegegen eingewendet werden wollte, Eben ſo beglaubigt als die Wunder Chriſti ſelbſt, ſei offenbar auch dieſes, daß er ſeine Wunderkraft ſeinen Jüngern hinterlaſſen habe; und alſo ſei nicht nur er ſelbſt offenbar nicht das Ende der Wunderthätigkeit, ſondern auch, da keinesweges ausgemacht ſei, daß die Wundergaben mit dem Tode der Apoſtel plözlich ausgeſtorben ſeien, ſo laſſe ſich auch

---

*) W. A. XI. p. 1294, 1339.

nicht beſtimmen, ob ſie allmählig erloſchen ſind, oder ob ſie nicht vielleicht noch in der Kirche fortdauern und ſich periodiſch wieder erneuern: ſo wäre darauf zu antworten, zuerſt daß von den Wundern der Apoſtel daſſelbe gelte was von ihren Weiſſagungen, und daß Chriſtus ihnen die Wunder nur vermacht als begleitende Zeichen der erſten Verkündigung, jezige Verkündiger aber bei dem großen Vorſprung von Kraft und Bildung, den die chriſtlichen Völker vor den unchriſtlichen voraus haben, dergleichen Zeichen nicht bedürfen; zweitens aber, was die mögliche Fortdauer der Wunderkraft in der Kirche betrift, wie denn von der römiſchen Kirche das Ausgeſtorbenſein der Wunderkraft geläugnet wird, ſo läßt ſich ein ſtrenger Beweis für das Gegentheil im Allgemeinen nicht führen, in jedem einzelnen Falle aber nachweiſen, daß das angebliche Wunder, welche geiſtige Abzwekkung man ihm auch unterlegen wollte, immer unzureichend ſein würde, mithin überflüßig, wie denn auch die römiſche Kirche ſelbſt, indem ſie keinem Wunder Oeffentlichkeit geſtattet als nur unter Billigung des Biſchofs, den Begriff genau genommen wieder aufhebt.

125.

Das hoheprieſterliche Amt Chriſti ſchließt in ſich 1) ſeine vollkommne Geſezerfüllung oder ſeinen thätigen, 2) ſeinen verſöhnenden Tod oder ſeinen leidenden Gehorſam, und 3) die Vertretung der Gläubigen beim Vater.

Anm. a. Nur von dem lezten Punkt iſt es in die Augen fallend, daß dabei die Analogie mit dem jüdiſchen Hohenprieſter zum Grunde liegt, denn dieſer brachte Gebete und Reinigungen für das Volk dar; aber weder das erſte noch das zweite lag buchſtäblich in deſſen Pflichten. Vielmehr indem er zuerſt für ſich ſelbſt Opfer darbringen mußte, wird anerkannt, daß auch er dem Geſez nicht vollkommen Genüge geleiſtet; und indem er eine geheiligte Perſon war, iſt er von allem Ungemach möglichſt befreit. Indeß hindert doch das erſte nicht, daß der Idee nach der Hoheprieſter das Geſez vollkommen erfüllen ſollte, und durch das beſondere Opfer für ſich ſollte nur die Unangemeſſenheit der Perſon zur Idee erſt aufgehoben werden. Und was das Andere betrifft, ſo ſcheint es doch eine natürliche Bedingung der wahrhaften und kräftigen Vertretung zu ſein, daß der Fürbittende von den Bedürfniſſen derer, für die er bat, vollkommen mußte durchdrungen ſein; wodurch denn ein abſolutes Mitleiden poſtulirt wird, welches um ſo mehr ein verſöhnendes war, als durch ſeine Fürbitten die göttlichen Segnungen wieder über das Volk kamen.

b. In der Anwendung aber auf Chriſtum ſcheinen gerade hier die meiſten Schwierigkeiten zu liegen. Denn wenn ſich doch die beiden erſten Stükke ganz von ſelbſt zuſammenfaſſen unter dem Begriff des Gehorſams: ſo ſcheint auf der einen Seite, als ob gehorchende und vertretende Thätigkeit Chriſti gar nicht ſonderlich einander verwandt wären, ſo daß ſie in den Begriff Eines Geſchäftes könnten zuſammengefaßt werden; auf der andern Seite auch als ob dieſe Zuſammenfaſſung völlig unnüz ſei, indem ja doch aller Gehorſam Chriſti ſeinem Inhalte nach mit zu des Erlöſers Selbſtdarſtellung und alſo zu ſeiner profetiſchen Thätigkeit gehört, ſo wie ſeine Fürbitte wiederum, da ſie doch von ihrem Erfolge nicht getrennt werden kann, entweder mit ſeiner Regierung ſelbſt unmittelbar zuſammenfällt oder wenigſtens die Ergänzung derſelben iſt, auf jeden Fall alſo mit zu ſeinem königlichen Amt gehört. So erſcheint demnach dieſe Stelle des hohenprieſterlichen Amtes leer, und dieſer Verdacht wird noch bedeutend verſtärkt, wenn man erwägt, daß auch die bildlichen Ausdrükke und vergleichenden Ausführungen in der Schrift, welche hiebei zum Grunde liegen, am wenigſten ſtreng gehalten ſind, indem Chriſtus nicht nur als Hoherprieſter, ſondern eben ſo gut auch als Opfer dargeſtellt wird, und dies findet ſich nicht nur in der Schrift an verſchiedenen Stellen, von denen man ſagen könnte, keine ſei auf die andere Rükſicht zu nehmen gehalten geweſen; ſondern es iſt auch eben ſo in unſere Bekenntnißſchriften aufgenommen, die ſich in dieſem Falle nicht befinden und faſt alle ohne Ausnahme nach ſehr allgemeinem Vorgang älterer Kirchenlehrer Chriſtum bald Hoherprieſter nennen und bald Opfer. Allein es ſcheint hieraus nur um ſo deutlicher hervorzugehen, daß gerade weil es ſo viel gegen ſich hat, dieſes Glied der Eintheilung ohnmöglich, ohne eine tiefere Bedeutung, der zu Liebe man jene Schwierigkeiten nicht achtete, ſo allgemein geſchichtlich hätte werden können. Soll ihm aber ſeine Stelle zukommen, ſo muß nicht nur die Verſchiedenheit der Beziehungen nachgewieſen werden können, in denen Chriſtus Hoherprieſter und Opfer genannt wird; ſondern auch ſeinem ganzen Umfange nach muß das hoheprieſterliche Amt von den andern beiden können geſchieden werden, ſo daß die Fürbitte Chriſti nur hieher gehört, ſofern ſie etwas anderes iſt als ſeine Regierung, und der Gehorſam Chriſti nur ſofern er etwas anderes iſt als die zu ſeinem profetiſchen Amt gehörige Selbſtdarſtellung oder Verkündigung des göttlichen Willens durch die That wie durch das Wort. Dieſes alſo hat die folgende Auseinanderſezung zu leiſten.

1) Wenn wir den Gehorſam Chriſti theilen in den thätigen und leidenden: ſo ſind doch keinesweges beide ſo getrennt zu denken, als wenn ſie verſchiedene Theile ſeines Lebens eingenommen und der thätige ſich ausſchließend geäußert habe während ſeines öffentlichen Lebens, der leidende aber ſeit ſeiner Gefangennehmung. Denn wie kein Leiden ſtattfindet ohne Gegenwirkung, welche immer Thätigkeit iſt: ſo war auch die Gegenwirkung Chriſti während ſeines im engern Sinne ſogenannten Leidens die vollkommenſte Erfüllung des göttlichen Willens; und ſeine vollkommene Ergebung ohne Nachgiebigkeit auf der einen Seite und ohne Bitterkeit oder Unmuth auf der andern, gehört weſentlich zu ſeinem thätigen Gehorſam. Eben ſo iſt auch keine Thätigkeit ohne eine beſtimmende Veranlaſſung, welche einen leidentlichen Zuſtand vorausſezt und ohne einen beſchränk-

ten Erfolg, welche Beſchränkung ebenfalls als ein Leiden empfunden wird. Daher war jeder Fallſtrik, der Chriſto gelegt wurde und jeder Widerſtand, den er während ſeines thätigen Lebens erfuhr, um ſo mehr als beides von der Gewalt der Sünde in den Menſchen ausging, auch für ihn ein Leiden, weil er darin die Sünde der Welt mitfühlte und alſo trug. So daß beides thätiger und leidender Gehorſam in jedem Augenblik mit einander verbunden war, und unzertrennlich von einander fortging, und nur der eine Ausdruk den gottgefälligen und vollkommnen Zuſtand der Empfänglichkeit Chriſti in Bezug auf das Geſammtleben der Sünde, in welches er eingetreten war, bezeichnet, der andere den gleichen Zuſtand ſeiner Selbſtthätigkeit in Bezug auf das neue Geſammtleben, welches hervorzurufen er gekommen war; beide aber Empfänglichkeit und Selbſtthätigkeit ſind in allen Momenten des Lebens Chriſti. Daher denn auch, weil weder das Thun Chriſti hätte ohne ſein Leiden, noch das Leiden ohne ſein Thun weder erlöſend noch verſöhnend ſein können, weder dem thätigen Gehorſam allein die Erlöſung noch dem leidenden allein die Verſöhnung zugeſchrieben wird, ſondern beiden beides.

2) Wenn doch alles äußere wenigſtens in ſeinem Urſprung auf ein inneres zurükweiſet, das dadurch dargeſtellt werden ſoll: zu dem äußeren des jüdiſchen Hohenprieſters aber auch dieſes gehört, zuerſt, daß während das Volk in größerer oder geringerer Entfernung vom Heiligthum wohnend ihm nur in abgemeſſenen Zeiten zuſtrömte, der Hoheprieſter hingegen gleichſam beſtändig in die Mitte deſſelben geſtellt war, ſo daß wenn gleich ſeiner Verrichtungen nur wenige waren und an beſtimmte Zeiten gebunden, doch ſein ganzes Daſein als

ein gottesdienſtliches erſchien, und zweitens daß, obgleich das Volk durch die geſammte Prieſterſchaft Gott ſeine Opfer darbrachte, es doch außerdem als allgemeiner Ergänzung noch des Verſöhnungsopfers bedurfte, welches der Hoheprieſter allein darbringen konnte: ſo wird wol die Idee deſſelben die ſein, daß wie dem jüdiſchen Volke ſein eignes Geſammtleben erſchien als ein abwechſelndes ſich Annähern an Gott und ſich Entfernen von ihm, und es ſich auch in dem Wechſel zwiſchen den gottesdienſtlichen und andern Zeiten ſo darſtellte, der Hoheprieſter derjenige war, welcher zu dieſen ſchwankenden Bewegungen das Gleichgewicht in ſich trug, und wie das Volk immer verunreinigt war, ſo er der einzige, der ſich als reiner konnte vor Gott darſtellen. Dieſes nun iſt auch das weſentliche in dem hohenprieſterlichen Werth des thätigen Gehorſams Chriſti. Denn daß ſein Thun allein dem göttlichen Willen vollkommen entſpricht, oder die Herrſchaft des Gottesbewußtſeins in der menſchlichen Natur ausdrükt, iſt eben dasjenige, wodurch wir der Erlöſung bedürftig ſind und er allein fähig uns zu erlöſen; auf welcher Anerkennung ja alles eigenthümlich chriſtliche ruht. So daß abgeſehen von der Verbindung mit Chriſto weder ein einzelner Menſch an und für ſich noch irgend ein beſtimmter Zeitraum des Geſammtlebens der Menſchen an und für ſich gerecht iſt vor Gott. In der lebendigen Gemeinſchaft mit Chriſto aber giebt jeder es auf etwas an und für ſich ſein und ſo auch von Gott an und für ſich betrachtet ſein zu wollen, ſondern nur in der Gemeinſchaft mit ihm als ein von ihm beſeelter, oder noch in der Entwiklung begriffner Theil ſeiner Erſcheinung. Daher iſt eben wie dort der Hoheprieſter, ſo hier Chriſtus derjenige, der die Menſchen rein darſtellt vor Gott vermöge ſeiner eignen vollkommnen Erfüllung des göttlichen Willens, welche vermöge des gemeinſamen Lebens mit ihm auch die unſrige iſt, ſo daß wir in dem Zuſammenhang mit ihm auch der Gegenſtand des göttlichen Wohlgefallens ſind. Dies iſt der unbezweifelte und auf chriſtlichem Boden nicht anzufechtende Sinn jenes oft mißverſtandenen Ausdruks, daß Chriſti Gehorſam unſere Gerechtigkeit ſei, oder daß ſeine Gerechtigkeit uns zugerechnet werde *), ſehr leicht mißzuverſtehen und wol gründlich nicht zu vertheidigen ohne die Idee des gemeinſamen Lebens, welches ja aber auch in dem Begriff des Hohenprieſters auf das beſtimmteſte vorausgeſezt wird. — Und ſo iſt auch ſehr beſtimmt zu unterſcheiden der prophetiſche Werth des thätigen Gehorſams Chriſti, ſofern er nämlich als ein Theil ſeiner Selbſtdarſtellung uns erſt in ſeine Gemeinſchaft einladet, und der hoheprieſterliche, welchen er nur für diejenigen hat, die ſich in dieſer Gemeinſchaft ſchon befinden; denn jener bezieht ſich auf unſern Gegenſaz gegen Chriſtum und auf unſer noch fortwährendes Unterſchiedenſein von ihm, dieſer aber auf unſre im Glauben abſolut geſezte und ſo auch von Gott, wenn ſie auch in der Erſcheinung ſich nur zeitlich und werdend entwikkelt, doch als abſolut und ewig anerkannte Vereinigung mit ihm. — Dagegen kann nun, wenn man ſich genau ausdrükken will, allerdings nicht geſagt werden, Chriſtus habe den göttlichen

Wil-

---

*) Sol. decl. p. 685. Eam ob causam ipsius obedientia . . . qua nostra causa sponte se legi subiecit, eamque implevit, nobis ad justitiam imputatur. Conf. Belg. XXII. Jesus Christus nobis imputans omnia sua merita et tam multa sancta opera quae praestitit pro nobis et nostro loco est nostra iustitia.

Willen an unſerer Stelle erfüllt. Nicht ſo daß wir dadurch der Erfüllung deſſelben entbunden wären, welches, wie keine chriſtliche Geſinnung es wünſchen kann, auch keine geſunde Lehre jemals ausgeſprochen hat; da ja vielmehr die höchſte Leiſtung Chriſti darin beſteht, daß er uns in der Gemeinſchaft ſeines Lebens ſo beſeelt, daß von uns insgeſammt die immer vollkommnere Erfüllung des göttlichen Geſezes gefordert werden kann *). Auch nicht ſo als ob der bei uns an und für ſich anzutreffende Mangel an Gottgefälligkeit gleichſam durch einen Ueberſchuß an Gottgefälligkeit in Chriſto ſollte oder könnte gedekt werden. Denn da nur das vollkommne vor Gott beſtehen kann: ſo hat auch Chriſtus ſelbſt nichts gleichſam menſchlicherweiſe übrig, was unter uns zur Vertheilung kommen könnte, man mag nun auf die Reinheit der Erfüllung im Innern der Geſinnung ſehn oder auf die Vollſtändigkeit derſelben in äußeren Handlungen, welches leztere noch überdies, wie ſich unten zeigen wird, ganz unproteſtantiſch wäre. Sondern wir werden durch den Geſammtgehorſam (δικαίωμα) Chriſti nur gerecht, ſofern wir in ſeiner Gemeinſchaft die Reinheit und Vollſtändigkeit des Gehorſams wirklich darſtellen: eben ſo wie wir durch die Sünde Adams nur verdammt werden, ſofern wir in dem natürlichen Zuſammenhang mit ihm auch alle ſelbſt ſündigen **). — Eben ſo iſt auch das ſchon ein ungenauer Ausdruk, wenn Chriſti Gehorſam als die vollkommne Erfüllung des göttlichen Geſezes beſchrieben wird. Denn Geſez iſt nur da, wo ein Unterſchied iſt und Zwieſpalt zwiſchen dem höheren oder allgemeinen Willen und dem einzelnen oder nie-

---

*) Joh. 17, 4. 6. 8. 12. 22. **) Röm. 5, 18. 19.

deren. Daher kann man von Chriſto, auch wenn man ihm einen zwiefachen Willen zuſchreibt, da doch beide völlig übereinſtimmen müſſen, auf keine Weiſe ſagen, daß es für ihn ein Geſez gegeben, außer dem moſaiſchen welches jedoch in der gegenwärtigen Beziehung gar nicht angeführt werden kann. Sondern nur von der vollkommnen Erfüllung des göttlichen *Willens*, was ungleich mehr ſagt, kann die Rede ſein um den thätigen Gehorſam Chriſti oder ſeine hoheprieſterliche Reinheit und Vollkommenheit zu bezeichnen.

3) Da in jeder menſchlichen Gemeinſchaft, ſofern ſie als ein abgeſchloſſenes Ganze betrachtet werden kann, ſoviel Uebel iſt als Sünde, ſo daß zwar das Uebel die Strafe der Sünde iſt, nicht aber jeder Einzelne grade das Uebel vollkommen und ausſchließend leidet, was mit ſeiner perſönlichen Sünde im Zuſammenhang ſteht, und daß in jedem Falle, wo ein Anderer dieſes Uebel leidet, geſagt werden kann, daß dieſer die Strafe leidet für jenen *); und da Chriſtus um uns in die Gemeinſchaft ſeines Lebens aufzunehmen, damit anfangen mußte in unſere Gemeinſchaft einzutreten, Er ohne Sünde, und aus deſſen Daſein ſich auch kein Uebel entwikkeln konnte, in die Gemeinſchaft des ſündlichen Lebens, in welcher ſich mit und aus der Sünde das Uebel immer wieder erzeugt: ſo muß von ihm geſagt werden, daß er alles, was er in dieſer Gemeinſchaft litt, für alle diejenigen gelitten habe, mit welchen er in Gemeinſchaft ſtand, d. h. für das geſammte menſchliche Geſchlecht, dem er, nicht nur weil innerhalb deſſelben ſich keine partielle Gemeinſchaft völlig abſchließen läßt ſondern auch durch ſeinen beſtimmten Wil-

---

*) §. 99, 2.

len angehörte. Denn ſchon durch ſeine Erſcheinung war der That nach der Unterſchied zwiſchen Juden und Heiden aufgehoben, und nicht nur unmittelbar in öffentlicher Lehre, ſondern auch mittelbar durch Judengenoſſen hat er ſchon auf Heiden gewirkt: beſonders aber umgab ihn in den lezten Tagen ſeines Lebens im Zuſammentreffen mit jüdiſcher geiſtlicher und heidniſcher weltlicher Obrigkeit Judenthum und Heidenthum, alſo durch dieſe repräſentirt der ganzen Welt Sünde, als ſeine Leiden verurſachend. Aber nicht nur hat er für die Sünde der Welt gelitten, ſofern ſein Leiden von der Sünde der Welt ausging; ſondern wiefern auch ſein ganzes Handeln und Wirken von Anfang an bedingt war durch ſein Leiden, d. h. durch ſein Mitgefühl unſerer Schuld und Strafwürdigkeit, und dieſes der motivirende Anfang der Erlöſung war, ſo wie das Ende derſelben dieſes iſt, daß uns in der Gemeinſchaft ſeines Lebens mit der Sünde auch die Strafe verſchwindet, inſofern muß auch geſagt werden, daß ſein Leiden die Sünde und ihre Strafe hinwegnimmt. Und da die Erſcheinung Chriſti zureichend war, um das ganze menſchliche Geſchlecht in die Gemeinſchaft ſeines ſeligen Lebens hineinzuziehen, in welcher auch das erſt im Verſchwinden begriffene Uebel uns wenigſtens nicht mehr als Strafe erſcheint, ſondern als ein zu dem Leiden Chriſti gehöriges und davon abgeleitetes ebenfalls erlöſendes und verſöhnendes Leiden: ſo kann auch von dem Leiden Chriſti oder von ſeinem Tode, welcher als lezter Moment und höchſter Gipfel deſſelben für das Ganze ſteht, nicht weniger gerühmt werden, als daß er für die Sünde der ganzen Welt als Strafe genug gethan habe. Welcher Ausdruk Genugthuung eben den hohenprieſterlichen Charakter deſſelben bezeichnet; denn das ergänzende Opfer des Hohenprieſters war die Genugthuung, inſofern ſich der göttlichen Verheißung gemäß der Glaube des Volks nun frei fühlte von jeder Beſorgniß göttlicher Strafe für die begangenen Sünden. Was aber dort nur ſymboliſche Andeutung war, Schatten, das iſt hier realer Zuſammenhang, Wahrheit *). Denn das Leiden Chriſti ſteht in einem realen Zuſammenhang mit ſeiner erlöſenden Thätigkeit, und iſt zugleich deren höchſter Gipfel, und durch dieſe, inwiefern die Menſchen in die Gemeinſchaft ſeines Lebens übergehen, wird die Strafe wahrhaft und weſentlich aufgehoben. Und ſo unterſcheidet ſich auf dieſelbe Weiſe wie bei dem thätigen auch hier bei dem leidenden Gehorſam Chriſti der prophetiſche vorbildliche Werth deſſelben von dem hohenprieſterlichen genugthuenden. Auch findet hier jene Duplicität ihre Löſung, daß Chriſtus zugleich Hoherprieſter iſt und Opfer. Denn als ſich darbringend, d. h. in der erlöſenden Thätigkeit beharrend mit dem Bewußtſein des bevorſtehenden Todes war er Hoherprieſter, als von ſich ſelbſt dargebracht war er Opfer. — Wenn man aber noch in einem andern Sinne als eben geſchehen, Chriſti Hingebung in den Tod als einen freiwilligen Entſchluß **) glaubt darſtellen zu müſſen: ſo iſt dies ein ſchwieriger Punkt und große Vorſicht dabei anzuwenden, damit nicht der freiwillige Tod in einem ſolchen Sinne, in welchem er unchriſtlich iſt, durch das Beiſpiel Chriſti ſcheine gerechtfertigt werden zu ſollen. Denn wenn wir die Wahrheit der ſittlichen menſchlichen Natur in Chriſto aufrecht halten wollen: ſo dürfen wir ihn auch in dieſer Beziehung von den Maximen, die wir für

---

*) Hebr. 8, 5. 10, 1. **) Joh. 10, 18.

alle anerkennen, nicht losſprechen; denn ſittliche Regeln richtig aufgefaßt, geſtatten keine Ausnahme, und eben ſo wenig darf in einem durchaus vorbildlichen Leben eine ſolche vorkommen. Sofern alſo überhaupt Selbſterhaltung Pflicht iſt, müſſen wir auch von Chriſto ſagen, daß wenn er ſeinen Tod vorausſah, und es Mittel gab ihm ohne Pflichtverlezung zu entgehen, er dieſe auch damals anwenden mußte, wie er es früher gethan hatte *). Nur ſich Engel zu ſeinem Dienſt zu erbitten konnte er nicht verpflichtet ſein. Wir müſſen alſo annehmen, er habe es als eine Berufspflicht gefühlt, am Feſt in der heiligen Stadt zu erſcheinen; und es gehört ohnſtreitig mit zu der Verwiklung dieſes großen Wendepunktes, daß Chriſtus eben ſo im Eifer für ſeinen Beruf in Bezug auf das väterliche Geſez den Tod fand, wie die Beſſeren wenigſtens unter ſeinen Gegnern ihn im Berufseifer für das Geſez zum Tode verurtheilten. Endlich iſt auch die innere Nothwendigkeit eines ſolchen Todes für Chriſtum ſelbſt nicht zu verkennen, da auch ſein Tod im höchſten Sinne That ſein und er auch in dieſem Augenblik die volle Herrſchaft des Geiſtes über das Fleiſch bekunden mußte, welche in dieſem Grade weder bei dem Tode aus Altersſchwäche noch bei dem aus zufälliger Krankheit zur Anſchauung kommen kann. Auch dieſer Gefahr aber, die Freiheit in dem Tode Jeſu auf eine bedenkliche Art zu beſtimmen, wird am beſten vorgebeugt durch die Subſumtion des leidenden Gehorſams unter das hoheprieſterliche Amt Chriſti. Denn das Verſöhnungsopfer war auch eine freie Berufshandlung des Hohenprieſters, aber wie auf der einen Seite durch die Sünde

---

*) Luk. 4, 30. Joh. 8, 59.

des Volkes bedingt, ſo auf der andern einer feſtſtehenden göttlichen Ordnung folgend ohne Spur eigner Willkührlichkeit.

4 Das hier dargelegte iſt nun der auf dem eigenthümlichen Gebiet des Chriſtenthums überall leicht verſtändliche und auch leicht zu vertheidigende Sinn der von außen oft angefochtenen Ausdrükke, daß Chriſtus durch ſeine freie Hingebung in Leiden und Tod der göttlichen Gerechtigkeit genug gethan und uns dadurch von der Schuld und Strafe der Sünden befreit habe *). Und aus dieſer Darſtellung wird ſich alles ableiten laſſen was, abgeſehen von dem hieher nicht gehörigen vorbildlichen Werth des Leidens Chriſti, in der Beziehung deſſelben auf uns ſich jemals fruchtbar bewieſen hat für die chriſtliche Frömmigkeit; ja auch die bisweilen einſeitig erſcheinende Form derſelben, welche in dem Leiden Chriſti allein ihre Befriedigung findet, läßt ſich hieraus ſehr gut verſtehen. Denn nur in dem unſündlichen Leiden Chriſti bis zum Tode kann ſich uns die Art, wie Gott in ihm war um die Welt mit ſich zu verſöhnen, zur vollſtändigen Anſchaulichkeit vergegen-

---

*) Sol. decl. p. 696. Obedientia illa Christi, quam ille patri usque ad ignominiosissimam mortem praestitit, perfectissima est pro humano genere satisfactio et expiatio. Conf. simpl. XV. Christus peccata mundi in se recepit et sustulit, divinaeque iustitiae satisfecit . . . ita ut iam simus non solum mundati a peccatis et purgati . . sed etiam . . absoluti a peccati morte vel condemnatione — Conf. Mylh. IV. Atque ita unica sui ipsius oblatione Deo patri nostro coelesti pro nostris et omnium fidelium peccatis satisfecisse ac nos cum eo reconciliasse. — Conf. angl. XXXI. Oblatio Christi perfecta est redemtio propitiatio et satisfactio pro omnibus peccatis totius mundi. Neque praeter illam unicam est ulla alia pro peccatis expiatio.

wärtigen; und nur in der oben beſchriebenen Gemeinſchaft ſeines Leidens kann auch ſeine Seligkeit, ſo vollkommen als uns möglich iſt, mitgefühlt werden, ſo daß uns die Mittheilung ſeiner Heiligkeit ſowol als ſeiner Seligkeit immer zunächſt aus dem Verſenken in ſein Leiden aufgeht. Wogegen das ſpielende der früher ſo genannten Wundertheologie, welche die tiefe Bedeutung des Leidens Chriſti in den ſinnlichen Einzelheiten deſſelben zu finden glaubt, immer auf irrigen Vorſtellungen der Sache beruht. Denn wenn man von einer ſolchen Vorſtellung der göttlichen Strafgerechtigkeit ausgeht, nach welcher durchaus auf ein beſtimmtes Maaß von Sünde ein beſtimmtes Maaß von Strafe folgen muß, und alſo die Geſammtſünde des menſchlichen Geſchlechtes als unendlich geſezt, eine unendliche Strafe, weil ſonſt die göttliche Gerechtigkeit nicht befriedigt wäre: ſo iſt dies eine falſche Vorſtellung *), aber ſie verleitet, wie uns die Sünde einzeln erſcheint, ſo auch die Strafe einzeln zu ſuchen und zu dem Ende die Geſammtheit des Leidens Chriſti auf eine allegoriſch ſpielende Weiſe zu vereinzeln. Wenn nun ſo das Leiden Chriſti und ſein Tod, wiewol in ein beſtimmtes Maaß von Zeit und in die durch die geiſtige Kraft unendlich verringerte Leidensfähigkeit grade dieſer einzelnen Perſon eingeſchloſſen, dennoch dem poſtulirten unendlichen Leiden aller Menſchen gleichgeſezt werden ſoll, und deshalb auch die göttliche Natur in ihm gelitten haben ſoll, damit ein hinlänglicher Gegenſtand da ſei für das göttliche Wiedervergeltungsrecht: ſo iſt dies eine Darſtellung der Sache, welche keinem kräftigen Angriff der Gegner der Erlöſung Widerſtand leiſten kann, wenn

---

*) Vgl. §. 106.

nur irgend eine haltbare und dem mündig gewordenen Gefühl entſprechende Theorie von den göttlichen Eigenſchaften zum Grunde liegt. Soll endlich gar Gott, der doch nach der kirchlichen Lehre überall nicht der Urheber der Strafe iſt *), das Leiden Chriſti als Strafe für ihn geordnet haben, da Chriſtus es doch, wenn anders menſchliche Wahrheit in ſeinem menſchlichen Bewußtſein geweſen ſein ſoll, nur vermöge ſeines Mitgefühls als unſere Strafe kann empfunden haben — wie denn auch das Sich von Gott verlaſſen fühlen **), wenn es anders als ein eigentlicher Ausruf Chriſti zu verſtehen iſt, nur als die höchſte Aeußerung des Mitgefühls begriffen werden kann: ſo ſcheint eine ſolche Uebertragung der Strafe die Vollendung des Mißverſtändniſſes, welches von der Annahme einer abſoluten Nothwendigkeit göttlicher Strafen auch ohne Rükſicht auf ihren Naturzuſammenhang mit dem Böſen ſelbſt, wol ſchwerlich zu trennen iſt. — Mit dieſen Mißverſtändniſſen ſteht der Ausdruk *ſtellvertretende Genugthuung* in einem zu genauen Zuſammenhange, als daß es zwekmäßig ſein könnte, ihn als denjenigen zu ſtempeln, in welchem dieſe Theile des hohenprieſterlichen Geſchäftes am beſtimmteſten zuſammengefaßt würden. Denn kaum läßt ſich eine andere Art denken, wie er von jenem Mißverſtändniß könnte gereiniget werden, als wenn man ihn, gewiß gegen den Sinn derer die ihn am meiſten gebrauchen, ſo ſpaltet, daß das ſtellvertretende ſich auf den leidenden, die Genugthuung aber ſich auf den thätigen Gehorſam Chriſti bezieht. Chriſtus nämlich hat allerdings genug für uns gethan, indem er nicht nur der zeitliche Anfang, ſondern auch

---

*) Vergl. §. 104. **) Matth. 27, 46.

die ewig unerſchöpfliche und für jede weitere Entwiklung hinreichende Quelle eines neuen geiſtigen Lebens durch ſeine Geſammtthat geworden iſt. Dieſes Genugthun aber iſt in keinem Sinne ſtellvertretend; denn weder hätte uns vorher auch zugemuthet werden können dieſes geiſtige Leben für uns ſelbſt anzufangen, noch ſind wir durch die That Chriſti entbunden davon, eben dieſes geiſtige Leben hernach in ſeiner Gemeinſchaft fortzuſezen. Das Leiden Chriſti aber iſt allerdings ſtellvertretend in jenem allgemeinen Sinne, wenn man nämlich davon ausgeht, daß eigentlich durch das Böſe auch nur derjenige leiden ſollte, in welchem es iſt. Allein dieſes ſtellvertretende Leiden iſt keinesweges genugthuend, weil es anderes der Art nicht ausſchließt, indem etwas ſtellvertretendes in jedem Leiden eines auch nur relativ Unſchuldigen immer iſt. Wol aber kann man den Ausdruk umkehren, und Chriſtum in Bezug auf dieſe beiden Theile ſeines hohenprieſterlichen Amtes, wenn man ſie in ihrer Ungetheiltheit betrachtet, und ſo wie das Leiden auch unter das Thun mit eingerechnet werden kann, unſern genugthuenden Stellvertreter in dem Sinne nennen, daß er einestheils vermöge ſeiner urbildlichen Würde die Vollendung der menſchlichen Natur darſtellt, anderntheils vermöge unſers Einsgewordenſeins mit ihm Gott die Geſammtheit der Gläubigen nur in ihm ſieht und würdiget.

5) Wenn man endlich den Ausdruk *Vertretung* in dem gewöhnlichen Sinne nimmt, wenn einer eines andern Wünſche vor einen dritten bringt, und, ſofern die Vertretung wirkſam iſt, deren Gewährung erlangt: ſo iſt es faſt unmöglich dieſen Theil des hohenprieſterlichen Amtes von dem königlichen Amte Chriſti zu tren-

nen. Denn wie ſoll man das, was Chriſtus von ſeinem Vater auswirkend gedacht wird, von demjenigen ſondern, was er ſelbſt als König durch ſeine Geſeze und Verwaltungsordnungen hervorbringt? vielmehr ſcheint das eine rein in dem andern aufgehen zu müſſen, zumal ja ſchon unſre Wünſche nur ſollen auf geiſtiges was unmittelbar in ſeinem Reich entſteht, gerichtet ſein. Wie denn auch die vornehmſten Bibelſtellen, worauf ſich der Ausdruk gründet *), jede von einem andern Geſichtspunkt auszugehen ſcheinen, und ſo daß nicht deutlich iſt, überall ſei bei dem Vertreten auch an den Hohenprieſter gedacht worden. Doch aber läßt ſich alles zuſammenfaſſen, wenn wir uns am meiſten an den Brief an die Hebräer halten, in welchem mehr als irgendwo dieſe Idee vorherrſchend iſt; indem wenn wir dabei Worte Chriſti, an welche jene Stelle ſehr beſtimmt erinnert **), zu Hülfe nehmen, wir Veranlaſſung genug finden, dieſe Worte nicht nur von der Gemeinſchaft mit Gott im allgemeinen, ſondern auch von jedem beſondern Hinzunahen zu Gott zu verſtehen. Die Vertretung beſteht alſo auf der einen Seite überhaupt darin, daß nur durch Chriſtum unſre Gemeinſchaft mit Gott geknüpft wird, worauf ſich auch eigentlich der Ausdruk Mittler bezieht, und dieſes gehört zum hohenprieſterlichen Amt offenbar, inſofern dieſe Gemeinſchaft überhaupt von Chriſto für uns nachgeſucht und von Gott um ſeinetwillen bewilliget wird, durch welche Bewilligung erſt ſowol das menſchliche Geſchlecht überhaupt als jeder Einzelne in ſeiner Ordnung ein Gegenſtand für das königliche Geſchäft Chriſti werden kann. Dann aber beſteht die Vertretung auch darin,

---

*) Röm. 8, 34. Hebr. 7, 25. 1 Joh. 2, 1. **) Joh. 14, 6.

daß jede Anrufung Gottes nicht nur ſondern auch jede Anbetung deſſelben ihm nicht anders wohlgefällig ſein kann, als in Chriſto, weil nur in dieſem das reine Bewußtſein Gottes geſezt iſt. Es gehört alſo zu unſerm Gebet in Chriſti Namen, wovon unten die Rede ſein wird, eine daſſelbe heiligende Mitthätigkeit Chriſti, und dieſe iſt in dem Sinn ſeine Vertretung, daß nur durch ihn unſer Gebet wirkſam zu Gott kommt. Chriſtus bleibt alſo vermöge ſeines ganzen Daſeins der Vertreter des ganzen menſchlichen Geſchlechts, um deſſentwillen allein es von Gott geſegnet wird. Wenn nun auch auf dieſe Art ein Theil des hohenprieſterlichen Amtes über die irdiſche Laufbahn Chriſti hinauszugehen ſcheint: ſo hängt doch der lebendige Glaube daran keinesweges ab von einer uns verſagten beſtimmten Kenntniß ſeines nachherigen Zuſtandes, ſondern nur von dem oben feſtgeſtellten Gehalt ſeiner Perſon in Beziehung auf Gott und uns. Wenn aber freilich ſchon nach den älteſten Symbolen *) Chriſtus ſein profetiſches, denn dies mußte doch beginnen, und hoheprieſterliches Amt an den vor ſeiner Erſcheinung geſtorbenen durch ſeine ſogenannte Höllenfahrt ſoll verrichtet haben, damit dieſe hinter den übrigen nicht zurükblieben: ſo iſt dieſe Vorſtellung bei der ſchwierigen und zweifelhaften Auslegung von 1 Petr. 3, 19. kaum hinreichend begründet, um ſo weniger als auch der Zwek, der dabei zum Grunde liegen ſoll, wenn man ihn recht ins Auge faßt, hiedurch nicht erreicht wird. Denn dieſelben Anſprüche wie die vor der Erſcheinung Chriſti Entſchlafenen haben auch alle

---

*) κατελθόντα εἰς τὰ κάτω. Symb. Apost. jedoch nur nach einigen Recenſionen. Eben ſo Symb. Quic. descendit ad inferos und hieraus die übrigen.

diejenigen, welche von ſeiner Erſcheinung an bis jezt in ſolchen Gegenden geſtorben ſind, zu denen die Verkündigung des Evangelii noch nicht durchgedrungen iſt. So unzureichend alſo für irgend ein unmittelbares Bedürfniß können wir dieſer Vorſtellung keinen Plaz im Lehrgebäude anweiſen, ſondern müſſen ſie nur der geſchichtlichen Behandlung überlaſſen. Ein wirklicher Gebrauch zu chriſtlicher Erbauung iſt von derſelben ohnedies nicht zu machen.

6) Wie nun Chriſtus nach dem obigen der höchſte Hoheprieſter iſt oder vielmehr über alle Vergleichung mit andern hinaus: ſo iſt er auch das Ende alles Prieſterthums. Denn was in dem Begriff deſſelben nothwendiges iſt, wovon aber aller frühere Prieſterdienſt nur eine unvollkommne Andeutung war, das iſt in Chriſto auf eine ewige Weiſe geſezt, indem er der vollkommne Vermittler für alle Zeiten iſt zwiſchen Gott und jedem einzelnen Theil des menſchlichen Geſchlechtes, der an und für ſich weder überhaupt ein Gegenſtand für Gott ſein noch in irgend eine Verbindung mit ihm treten konnte. Was hingegen in jedem und auch in dem jüdiſchen Prieſterthum unvollkommnes und bloß äußerliches war, das iſt durch Chriſtum aufgehoben und der Schatten vor dem Weſen verſchwunden; auch findet hier keine Aehnlichkeit mit dem vorigen ſtatt, ſo daß es einen Nachhall des Prieſterthums geben müßte, wie der Profezeihung, ausgenommen ſofern auch der Gläubigen gute Werke wirklich erlöſend und ihre Leiden auch verſöhnend ſind, welches aber nur in dem Maaß ſtatt findet, als beide wirklich Thaten und Leiden Chriſti ſelbſt ſind. Von einer anderweitigen Vertretung aber, welche irgendwie die Vertretung Chriſti ergänzen ſollte, kann gar nicht die Rede ſein; ſondern

wenn die Chriſten insgeſammt ein prieſterliches Volk *) heißen, ſo liegt darin zweierlei, einmal daß unter ihnen ſelbſt aller Unterſchied zwiſchen Prieſtern im eigentlichen Sinne und Laien aufgehoben iſt. Dann aber auch, daß die ganze mit dem Erlöſer wirklich vereinigte Menſchheit ſich zu der übrigen verhält wie die Prieſter ſich zu den Laien verhalten. Denn nur indem in einem Theile wenigſtens eine wirkliche Vereinigung mit Chriſto geſezt iſt, wird auch eine mittelbare Beziehung Chriſti auf die übrigen möglich. Schon dieſes muß eigentlich hinreichen, um dieſer von faſt allen neueren Dogmatikern ſeit Erneſti **) angefochtenen Bezeichnung der erlöſenden Thätigkeit Chriſti ihre Stelle in unſerm Lehrbegriff zu erhalten.

126.

Das königliche Amt Chriſti beſteht darin, daß alles, was die Gemeinſchaft der Gläubigen zu ihrem Beſtehen erfordert, immerwährend von ihm ausgeht.

Anm. a. Beim Gebrauch dieſer Bezeichnung müſſen wir nur die noch nicht untergegangene Erinnerung feſthalten an eine Herrſchaft, welche zugleich unumſchränkt und natürlich iſt, wie ſich die Griechen auch den βασιλεύς im engern Sinne dachten im Gegenſaz auf der einen Seite gegen den τύραννος, deſſen Herrſchaft nicht natürlich war, auf der andern gegen jede eigentlich ſogenannte ἀρχή, welcher Ausdruk ein nur in beſtimmten Grenzen übertragenes Anſehn bezeichnet. Ein ſolches ſezt immer voraus, daß in dem Verhältniß auch etwas von den Regierten ausgehe, welches hier nicht ſtattfindet, da in dem neuen Geſammtleben alle Thätigkeit urſprünglich von Chriſto ausgeht und jedes Andern Selbſtändigkeit nur eine

---

*) 1 Petr. 2, 9. **) S. deſſen Diss. de tripl. mun. Chr.

mitgetheilte iſt. Die Tyrannei im Gegentheil ſchließt immer die Möglichkeit in ſich, daß die willkührlich an ſich geriſſene Gewalt auch eigennüzig ſein und etwas anderes bezwekken könne als die freie Entwiklung und das naturgemäße Wohlergehn der Beherrſchten, welche Möglichkeit ebenfalls in dem Verhältniß Chriſti zu dem menſchlichen Geſchlecht nicht ſtattfindet. In dieſem aber, ſo wie es in der Lehre von ſeiner Perſon auseinandergeſezt worden, iſt eben ſo ſehr eine unumſchränkte als eine natürliche Herrſchaft begründet, wie ſie überall dem beſeelenden Princip zukommt, wenn daſſelbe nicht entweder äußerlich begrenzt oder innerlich unvollkommen iſt. Man vergleiche die §. 116, 3. ſchon aufgeſtellte Analogie. Wie nun das unumſchränkte und naturgemäße der königlichen Gewalt am ſtärkſten in denen erſcheint, welche das bürgerliche Geſammtleben erſt ſtiften: ſo iſt es die höchſte Vollkommenheit der königlichen Gewalt Chriſti, daß ſie durch die Stiftung eines neuen Lebens zugleich als eine ewige begründet iſt, die nicht auf einen andern übertragen werden kann und in welcher keine Nachfolge ſtattfindet.

b. Wie es nun aber der königlichen Gewalt weſentlich iſt, daß nie ein Einzelner ihr Gegenſtand ſein kann, ſondern immer nur ein Gemeinweſen: ſo ſpricht dieſe Bezeichnung ſich ſchon auf das beſtimmteſte aus gegen diejenigen, welche haben behaupten wollen, daß eine ſolche Vereinigung der Gläubigen unter ſich zu einer organiſchen Gemeinſchaft, wie wir bei dem Namen chriſtliche Kirche gedacht wiſſen wollen, von Chriſto ſelbſt nicht beabſichtigt geweſen, ſondern ohne ſeine Anordnung ſpäterhin erfunden worden oder entſtanden ſei. Vielmehr wird hier ſchon durch den Ausdruk gelehrt, daß das Geſchäft Chriſti keinesweges in ſeinem ganzen Umfang verſtanden werde, wenn man es ſeparatiſtiſch nur auf den Einzelnen bezieht.

1) Das königliche Amt Chriſti iſt nicht ſo zu denken, als ob es erſt nach ſeiner Erhebung von der Erde beginne; ſondern ſo wie er ſelbſt ſagte, nicht daß er ein König werden werde, ſondern daß er einer ſei *):

---

*) Joh. 18, 37.

ſo hat er auch ſein königliches Anſehn ſchon während ſeines Aufenthaltes auf Erden ausgeübt, auf der einen Seite indem er Geſeze für ſein Reich gegeben *), ſeine Diener zur Erweiterung deſſelben ausgeſendet **), Verwaltungsregeln aufgeſtellt und Anweiſungen ertheilt über die Art wie ſein geſezgebender Wille ſolle ausgeführt werden ***), auf der andern Seite durch die unmittelbare Gewalt, welche ihm über die Gemüther zu Gebote ſtand ****). Wenn nun ſowol dieſe Gewalt immer noch ſich bewährt mittelſt des Wortes als auch jene Geſeze und Anweiſungen immer noch gültig ſind in der chriſtlichen Kirche, wie denn nur da ſein Reich iſt, wo ſie gelten: ſo gilt von dem Glauben an Chriſti fortwährendes königliches Geſchäft daſſelbe, was oben von ſeiner Vertretung geſagt iſt, daß er nämlich nicht abhängt von einer uns gänzlich und gewiß nicht zufällig verſagten nähern Kenntniß ſeines perſönlichen dermaligen Zuſtandes, über den uns nur ein bildlicher Ausdruk des Sizens zur Rechten Gottes überliefert iſt. Denn wie auch urſprünglich ſein Wirken ganz geiſtig war, ſo verweiſt er auch ſeine Jünger wegen der Zukunft und der ihm darin gebührenden Gewalt auf ſeine geiſtige Gegenwart †); und nur die leibliche Seite derſelben iſt von der Perſon auf das geſchriebene Wort und das darin niedergelegte Bild übertragen. Wenn aber Chriſtus das Haupt der Gemeine heißt ††), ſo iſt damit die unſichtbare beſeelende Kraft gemeint, welche dieſem einwohnt. Eben ſo wenig aber iſt ſein jeziges leitendes Handeln nur für einen mittelbaren und abge-

---

*) Matth. 18, 15—20. **) Matth. 10, 5—8. 28, 19. 20. ***) Matth. 10, 9—14. u. a. a. O. ****) Joh. 7, 46. u. a. a. O. †) Matth. 28, 18—20. ††) Kol. 2, 19.

leiteten Einfluß zu halten, wie wir ja auch bei einem weltlichen Regenten einen ſolchen Unterſchied nicht machen, wenn er einmal außerhalb der Grenzen ſeines Reiches ſich aufhaltend, daſſelbe eben ſo wie ſonſt regiert; um ſo weniger noch bei ihm, da er keiner andern Mittelsperſon bedarf als des Geiſtes, der es von dem ſeinigen nimmt. Alſo, wie ſeine Vertretung zu unſerm Gebet in ſeinem Namen: ſo ſeine Regierung zu unſerm Handeln in ſeinem Namen.

2) Wenn nun aber der Umfang, in welchem er ſein königliches Anſehn ausübt, gewöhnlich eingetheilt wird in das Reich der Macht, das Reich der Gnade und das Reich der Herrlichkeit: ſo iſt zuvörderſt dieſe Eintheilung ſo aufzulöſen, daß unter den beiden lezten zuſammengenommen der eigentliche Gegenſtand der königlichen Gewalt Chriſti zuſammengefaßt iſt, nämlich die durch ihn erlöſte Welt; unter dem Reich der Macht aber wird die Welt überhaupt und an ſich verſtanden. Hiebei aber iſt demnächſt zu bemerken, daß dies keinesweges ſo dürfe verſtanden werden, als ob Chriſto in dieſem Sinne ein Reich der Macht zukäme gleichſam vor dem Reich der Gnade und unabhängig von demſelben. Denn was von dem Wort geſagt wird *) ſolchen Inhalts, das gilt, ſofern es auch wirklich eine Macht ausdrükt, doch nicht von Chriſto, dem Gottmenſchen und Erlöſer; und wenn man ähnlichen Ausdrükken, die Chriſtus von ſich ſelbſt braucht **), eine ſolche Ausdehnung giebt, wodurch ihm die ganze Weltregierung beigelegt wird, ſo bleibt gar kein unmittelbares Verhältniß zwiſchen dem Chriſten und Gott dem Vater unſeres Herrn übrig, da doch Chriſtus ausdrücklich ge-

lehr-

---

*) Joh. 1, 3. Hebr. 1, 3. **) Matth. 11, 27. 28, 18.

kommen iſt, um ein ſolches zu ſtiften. Auch giebt es allerdings bei kleinen evangeliſchen Partheien eine Lehrweiſe und eine Weiſe des Gottesdienſtes, welche nur ein Verhältniß zu Chriſto übrig läßt, allein wir müſſen dies für eine mangelhafte Einſeitigkeit erklären, und haben darin das Zeugniß der Schrift und der ganzen Kirche für uns. Soll demnach dieſe Klippe vermieden werden, ſo kann man Chriſto kein anderes Reich der Macht zuſchreiben, als welches mit dem Reich der Gnade anfängt und in demſelben weſentlich begriffen iſt. Denn die Gläubigen können nur aus der Mitte der Welt genommen werden, und die Gemeinſchaft der Gläubigen kann nur zunehmen, indem die Welt, als Gegenſaz der Kirche abnimmt; und dies wäre die einzige Gewalt über die Welt, welche Chriſto könnte zugeſchrieben werden, daß ſie nämlich allmählig in die Kirche verwandelt, das Böſe überwunden und das Gebiet der Erlöſung erweitert wird. Aber auch dieſes nur ſofern das Gebot der Verkündigung ein ewiges Geſez der Kirche iſt, und Wort und Geiſt immer dabei wirkſam ſind, wogegen ob ein Theil der Welt vor dem andern reif iſt oder unreif für dieſe Verkündigung, dieſes iſt ſchon in dem Regiment des Vaters gegründet, welcher Zeit und Stunde beſtimmt. So bleiben es demnach immer nur die Kräfte der Kirche, über welche Chriſtus gebietet. Daß aber dieſe zum Theil überwiegend zur innern Heiligung und Erbauung gebraucht, zum Theil überwiegend im Gegenſaz gegen die Welt verwendet werden, dieſer Unterſchied iſt, da beides doch immer in Verbindung mit einander gefunden wird, nicht ſtreng genug, um ein ſolches zwiefaches Reich eines der Macht und eines der Gnade zu begründen. — Was nun den Unterſchied zwiſchen dem Reich der Gnade und dem der Herrlichkeit betrifft, ſo wird dieſes dargeſtellt als auf jenes folgend und dadurch ſich auszeichnend, daß dann erſt alle Unterthanen Chriſti in den vollen Genuß aller ihrer erworbenen Güter kommen und in keiner Berührung mehr ſtehen mit der Welt, welche Vorausſezung bei dem Unterſchiede zwiſchen der ſtreitenden und ſiegenden Kirche genauer wird zu erwägen ſein. Hier aber iſt nur dieſes zu bedenken, daß wenn ſelbſt dort in den Gläubigen noch eine Vervollkommnung ſtatt findet, dann auch noch etwas in ihnen Welt ſein muß, welche überwunden wird; iſt aber in ihnen kein Wachsthum mehr und kein Werden, und geht auch keine Wirkung nach außen von ihnen aus, ſo iſt auch keine leitende Thätigkeit Chriſti mehr nachzuweiſen. Sonach gehört es zwar zur Herrlichkeit Chriſti, wenn er mit der Geſammtheit der Gläubigen, weil ſie vollendet ſind und abgeſchloſſen, auch im Mitgefühl nichts mehr zu leiden hat; aber als ſein Reich vermögen wir dieſen Zuſtand nicht im Begriff aufzuſtellen, ſondern nur das Eine Reich der Gnade, wovon auch das Bewußtſein allein in unſern frommen Gemüthserregungen wirklich vorkommt, und wovon wir auch allein, weil unſer wirkſamer Glaube darauf gerichtet ſein muß, einer leitenden Erkenntniß bedürfen. Und ſo können wir die gewöhnliche Eintheilung nur in ſofern brauchbar finden, als ſich die andern beiden Glieder auf die Grenzen dieſes einzigen Reiches Chriſti beziehen, und indem eben dieſes Reich das Reich der Macht heißt, dadurch ausgeſagt werden ſoll, daß nicht nur die Verbreitung des Chriſtenthums unter dem Menſchengeſchlecht in keine Grenzen eingeſchloſſen ſei, und kein Volk der Kraft des Wortes und des Geiſtes einen beſtändig abwehrenden Widerſtand entgegenzuſezen vermöge, ſondern daß es auch keine Stufe der Reinheit und Vollkommenheit gebe, welche nicht in dem Reiche Chriſti zu finden ſei. Indem es aber das Reich der Herrlichkeit heißt, wird ihm in ſeinem ganzen Umfang eine unbegrenzte Annäherung an den Zuſtand der abſoluten Seligkeit, wie dieſe in Chriſto allein iſt, im Zuſammenhang mit jener, ebenfalls nur durch Annäherung höchſten Reinheit und Vollkommenheit zugeſchrieben.

3) Indem wir nun das Reich Chriſti auf dieſe Weiſe beſchränken, ſo können wir dafür um deſto zuverſichtlicher die Behauptung aufſtellen, daß in demſelben Er der Alleinherrſcher iſt mittelſt der von ihm ſelbſt herrührenden Ordnungen *). Darin nun liegt zuerſt dieſes, daß ſeine Herrſchaft, weil ſie mit ſeinem Verhältniß zum Vater zuſammenhängt, auf keinen Andern kann übertragen werden **), weder um Chriſti Anordnungen zu ergänzen noch um ſie auszulegen; ſondern beides iſt ein gemeinſamer Beruf der von Chriſto Regierten als ſolcher. Und könnten ſie dieſen jemals in die Hände eines Einzelnen übertragen: ſo ginge dieſe Uebertragung von ihnen aus, und dieſer wäre ihr Stellvertreter, nicht aber ein Stellvertreter oder Statthalter Chriſti, den es gar nicht geben kann. So daß niemand über die Gewiſſen der Gläubigen herrſchen kann als nur Chriſtus allein. — Eben ſo beſtimmt aber liegt darin, daß die bürgerliche Gewalt, welche in demjenigen ihren Beruf hat, was zum Regiment des Vaters gehört, und welche auf dieſem Gebiet von den

---

*) Eph. 4, 11 — 16.

**) Expos. simpl. XVII. Ecclesia non potest ullum aliud habere caput quam Christum. — Nam ut ecclesia corpus est spirituale, ita caput habeat sibi congruens spirituale utique oportet.

Chriſten immer iſt anerkannt worden *), als ſolche nicht kann die Kirche oder auch nur den kleinſten Theil derſelben regieren; ſondern nur wo die Kirche zu ihrem Zwek weltlicher Dinge bedarf, wird ſie in dieſer Beziehung wie jede andere ſogenannte moraliſche Perſon, auf der einen Seite unter dem Schuz des weltlichen Regiments ſtehen **), auf der andern Seite aber auch ſich nur nach den Anordnungen deſſelben der weltlichen Dinge bedienen dürfen. Dagegen aber iſt eben ſo klar, daß weil Chriſtus ſelbſt nur über dasjenige herrſcht, was zur Gemeinſchaft mit ihm gehört, und wir ſein Regiment von dem des Vaters ſondern, auch die Kirche als ſolche nicht kann die weltlichen Dinge ordnen und leiten wollen, und alſo irgend wie ſich in das bürgerliche Regiment einmiſchen, welches auch unter Chriſten keinesweges aus der Kirche ſeinen Urſprung hat; ſondern nur ſoviel kann man ſagen, daß jeder einzelne Chriſt, er ſei nun Obrigkeit oder Unterthan, die Obliegenheit hat ſich in allen bürgerlichen Verhältniſſen als ein von Chriſto Regierter zu beweiſen. — Und ſo iſt Chriſtus, indem er die vollkommenſte innere Gottesherrſchaft geſtiftet hat und die darauf gegründete Gemeinſchaft unumſchränkt regiert, auf der einen Seite das Ende aller politiſchen Religion geworden, deren Weſen darin beſteht, daß die Anſtalten der Gottesverehrung als Inſtitutionen des bürgerlichen Vereins angeſehen und behandelt werden, und deren Begriff auf der Vorausſezung ruht, als ob die Religion hätte können von der bürgerlichen Geſezgebung ausgehen, oder wenigſtens als eine untergeordnete Bewegung von demſelben höhern Impuls, der zuerſt den bürgerlichen Zuſtand hervorbrachte. Auf der andern Seite aber iſt Chriſtus auch das Ende aller äußeren Theokratie geworden, worunter hier die Unterordnung des bürgerlichen Vereins unter die Kirche verſtanden wird, welche auf der Vorausſezung ruht, als ob das bürgerliche Regiment könnte von der Kirche oder der ihr zum Grunde liegenden göttlichen Offenbarung ausgegangen ſein. Denn je mehr das Reich Chriſti ſich befeſtigt und verbreitet, um deſto beſtimmter ſondern ſich Kirche und Staat, und nur in der gehörigen äußeren Trennung beider, die freilich unter ſehr verſchiedenen Formen beſtehen kann, bildet ſich ihre Zuſammenſtimmung immer vollkommner aus.

---

*) Aug. Conf. XVI. Quia evangelium tradit iustitiam aeternam cordis, interim non dissipat Politiam aut oeconomiam, sed maxime postulat conservare tanquam ordinationes Dei et in talibus ordinationibus exercere caritatem.

**) Expos. simpl. XXX. Si magistratus sit amicus adeoque membrum ecclesiae, utilissimum excellentissimumque membrum est, quod ei permultum prodesse eamque peroptime iuvare potest.

Zweites Hauptſtük.

Von der Art, wie die Erlöſung in die Seele aufgenommen wird.

127.

Die Analyſe des Selbſtbewußtſeins, welches dem Erlöſten als ſolchem eigenthümlich iſt, wird zuſammengefaßt in den beiden Lehrſtükken von der Wiedergeburt und von der Heiligung.

1) Das Weſen der Erlöſung beſteht darin, daß das der menſchlichen Natur angehörige Gottesbewußtſein aus dem Zuſtand der Unterdrükkung befreit werde,

und indem der Einzelne in die Gemeinſchaft des Lebens Chriſti aufgenommen wird, in welchem dieſes allein die centrale Lebenseinheit ausmacht, er eben dadurch eine religiöſe Perſönlichkeit erlange, welche er vorher nicht hatte. Denn dies iſt eine ſolche, in welcher jeder überwiegend leidentliche Moment nur durch die Beziehung auf das aus der Gemeinſchaft mit dem Erlöſer abgeleitete Gottesbewußtſein beſchloſſen iſt, und jeder thätige von einer Einwirkung eben dieſes Gottesbewußtſeins auf die übrigen Functionen der Perſönlichkeit beginne. So wird alſo der Menſch durch die Gemeinſchaft mit Chriſto ein neues Geſchöpf *), und beginnt ein neues Leben. Weil aber dieſes neue Leben durch die Vereinigung mit Chriſto bedingt iſt: ſo ſteht es auch in der genaueſten Analogie mit dem Leben des Erlöſers ſelbſt, deſſen Perſönlichkeit auch bedingt war durch die Vereinigung der menſchlichen Natur mit der göttlichen. Wie wir nun dort zum Behuf der genaueren Betrachtung unterſcheiden mußten den Akt der Vereinigung und den Zuſtand des Vereintſeins, eben ſo iſt auch dieſe Theilung zu verſtehen, daß durch den Begriff der Wiedergeburt der Akt der Vereinigung des Menſchen mit Chriſto angedeutet wird, mit welcher das neue Leben beginnt, durch den Begrif der Heiligung aber der Zuſtand des fortwährenden Vereintſeins. Hiebei iſt nur zu bemerken einestheils, daß wie dort ſo auch hier gilt, daß beides auch wieder auf einander zurükgeführt werden kann, und jeder Augenblik des neuen Lebens daſſelbe Gepräge trägt wie deſſen erſter Anfang. Anderntheils aber, was auch in dem Ausdruk Heiligung genauer betrachtet, ſchon liegt, daß näm-

---

*) 2 Kor. 5, 17.

ſich der angegebene Charakter des neuen Lebens nicht rein und in ſeiner Vollkommenheit gegeben iſt, ſondern nur durch Annäherung, welches eben daher kommt, daß, wie auch in dem Ausdruk Wiedergeburt liegt, dieſes Leben auf das alte gleichſam gepfropft iſt, welches alte ſich nur allmählig, und in der Zeit nie vollkommen, in das neue auflöſet.

2) Wenn nun hiedurch im allgemeinen die Conſtruction dieſes Hauptſtükkes gerechtfertiget iſt, ſo iſt darüber nur noch folgendes zu bemerken. So wie das neue Leben des Einzelnen bedingt iſt durch die Gemeinſchaft mit Chriſto, ſo iſt es auch auf der andern Seite bedingt durch die von ihm angeordnete *) Gemeinſchaft der Gläubigen unter einander. Auch dieſes nun ſpricht ſich in den hierhergehörigen Lehrſtükken und deren Verhältniß zu einander aus. Jene Gemeinſchaft der Gläubigen oder die chriſtliche Kirche iſt nämlich der Inhalt des folgenden Abſchnittes; denn ſie iſt das durch die Erlöſung in der Welt geſezte, indem dieſe Gemeinſchaft nur durch die Erlöſung, alles andere aber auch ohne dieſelbe gedacht werden kann. Nach dieſer Seite nun ſteht das zweite Lehrſtük von der Heiligung hin. Denn auf der einen Seite ſind alle Mittel zu derſelben, die geſammte Nahrung des angefangenen geiſtigen Lebens, in dieſer Gemeinſchaft niedergelegt; auf der andern Seite beſteht auch wieder dieſe ganze Gemeinſchaft nur aus allen Momenten der Heiligung aller ihrer Glieder und erweitert ſich nur durch eben dieſelben. Es könnte alſo auch ſcheinen, als ob dieſes ganze Lehrſtük eben ſo gut könnte in den zweiten Abſchnitt gehören als hieher, und allerdings kann auch dieſer nichts anderes

---

*) Joh. 17, 21. 22.

enthalten als die Analyſe der Heiligung des menſchlichen Geſchlechts; aber als Verlauf des neuen Lebens in dem Einzelnen gehört das Lehrſtük von der Heiligung weſentlich hieher, weil eben ſo wenig als wir uns Gottes jemals an und für ſich unmittelbar bewußt ſind, ſondern nur an und mit einem andern haben wir ihn in unſerm Selbſtbewußtſein, eben ſo wenig ſind wir uns auch jemals unſeres Antheils an der Erlöſung an und für ſich bewußt, ſondern immer an einem andern, woran ſie ſich manifeſtirt, alſo an ihren Wirkungen in unſerm Leben, und dieſe eben bilden zuſammengenommen das Geſchäft der Heiligung. Das erſte Lehrſtük aber von der Wiedergeburt ſteht nach dem vorigen Hauptſtük hin, indem darin das neue Leben abgeſehen von der Gemeinſchaft der Gläubigen in ſeinem Bedingtſein durch die erlöſende Thätigkeit Chriſti dargeſtellt wird. Denn die erlöſende Thätigkeit Chriſti beſteht weſentlich darin, die der Sünde unterworfene Seele in die Gemeinſchaft ſeines Lebens aufzunehmen, ſo daß eben damit ein neues Leben beginnt, indem alles andere was man dem Erlöſer zuſchreiben mag, auch ohne ſeine eigenthümliche Würde, dieſes aber nur durch dieſelbe gedacht werden kann. Daß nun nach dem obigen Wiedergeburt und Heiligung auch wieder als eines und daſſelbe angeſehen werden können, läßt ſich auch nach der jezt aufgeſtellten Anſicht behaupten, indem auch wieder die Gemeinſchaft der Gläubigen nichts anderes iſt als die Totalität der erlöſenden Thätigkeit Chriſti, ſo wie ein jeder Akt der lezteren ein Werden der erſteren iſt.

Erſtes Lehrſtük. Von der Wiedergeburt.

128.

Die göttliche Thätigkeit, auf welcher der Anfang des neuen Lebens beruht, bezeichnen wir mit der Schrift durch den Ausdruk Rechtfertigung, die Veränderung aber, welche dabei in dem Menſchen vorgeht, durch den Ausdruk Bekehrung.

Anm. Wenn oben die Wiedergeburt auf die erlöſende Thätigkeit Chriſti zurükgeführt ward, hier aber auf eine göttliche Thätigkeit: ſo iſt beides hier nur vorläufig dadurch auszugleichen, daß wir uns erinnern, auch in Chriſto geht alle Thätigkeit aus von der göttlichen Natur in ihm.

1) Da die ſündhafte menſchliche Natur unfähig iſt, das geiſtige Leben aus ſich ſelbſt zu beginnen, ſo kann ſie ſich auch zu dem Anfang deſſelben in jedem Einzelnen nur eben ſo leidend verhalten wie ſie ſich bei der Menſchwerdung Chriſti nur leidend verhielt, und der Anfang des neuen Lebens kann nur als eine ſchöpferiſche Thätigkeit angeſehen werden. So wie nun aber die Wirkung dieſer ein Leben iſt: ſo muß auch mit der ſchöpferiſchen Thätigkeit zugleich eintreten ein gänzlich verändertes Verhältniß der menſchlichen Natur in dem Einzelnen, indem die ſinnliche Lebenseinheit als ſolche zerſtört wird, und alſo ſowol die überwiegend leidentlichen als auch die überwiegend thätigen Zuſtände ſich in einer andern und entgegengeſezten Richtung entwikkeln. Der Weſenheit nach ſind alſo dieſe beiden Momente nicht zu trennen. Denn die Veränderung in der menſchlichen Natur eines Einzelnen wäre ein leerer Gedanke, wenn es nicht eine ſolche geiſtig ſchöpferiſche göttliche Thätigkeit gäbe wie die beſchriebene; und wiederum dieſe wäre ein wirkungsloſes Beſtreben, wenn

ſie ſich nicht in einer ſolchen Veränderung als dem Anfang einer neuen Lebensweiſe manifeſtirte, ſo daß man ſagen kann, daſſelbige iſt, in Gott angeſehen, ſeine Rechtfertigung des Menſchen, in dem Menſchen aber angeſehen ſeine Bekehrung zu Gott; und jenes entſpricht der göttlichen Thätigkeit in der Incarnation, dieſes aber dem, was in der Lehre von der Perſon Chriſti περιχώρησις genannt wird (§. 119, 3.), wenn man es auf den erſten Augenblik bezieht, und als das in Beſitz genommen werden der menſchlichen Lebensthätigkeiten von dem göttlichen Princip betrachtet. In der Betrachtung aber müſſen wir demohnerachtet unterſcheiden die urſächliche Thätigkeit, welche nur auf Gott zurükgeführt und dem Menſchen gar nicht beigelegt werden kann, und die Wirkung, welche vermöge jener Thätigkeit in dem Menſchen iſt, und nur als eine Function ſeines Lebens ausgedrükt werden kann.

2) Die Bezeichnung aber, wie ſie hier in Uebereinſtimmung mit der kirchlichen Sprache gegeben iſt, kann ganz willkührlich erſcheinen, indem auf der einen Seite zwiſchen der das neue Leben hervorbringenden göttlichen Thätigkeit und dem Ausdruk Rechtfertigung gar kein Zuſammenhang ſich zu erkennen giebt, auf der andern aber der Ausdruk Bekehrung zur Bezeichnung der in dem Menſchen vorgehenden Veränderung nur zufällig herausgegriffen ſcheint aus einer Menge anderer gleichfalls bildlicher, welche eben ſo ſchriftmäßig ſind und auch eben ſo einheimiſch in der chriſtlichen Volksſprache wie Erneuerung, Erleuchtung u. a. Es iſt aber eine Verwandtſchaft nicht zu überſehen, welche beide Ausdrükke mit einander haben, daß ſie das Werden des neuen Lebens durch ſeinen Gegenſaz mit dem alten bezeichnen. Denn indem die göttliche Thätigkeit,

durch welche der Menſch in lebendige Beziehung mit Chriſto geſezt wird, Rechtfertigung heißt, ſo wird dadurch bezeichnet, daß abgeſehen von dieſer der Menſch als ſeinem Begriff nicht entſprechend, kein Gegenſtand des göttlichen Wohlgefallens ſein konnte. Dies iſt daher der eigenthümliche chriſtliche Ausdruk, und nicht zu loben, wenn eine evangeliſche Bekenntnißſchrift, wie die ſchottiſche, ſich deſſelben gänzlich enthält. Eben ſo bezeichnet Bekehrung, welches ſo viel heißt als Umwendung, Umkehr, das Vereinigtwerden mit Chriſto als Anfang einer Lebensrichtung, welche der vorigen entgegengeſezt iſt; wie es auch ſein muß, wenn das was vorher zurükgedrängt war, herrſchend wird, und das zuvor herrſchende dienend. Die andern auch ſchriftmäßigen bildlichen Ausdrükke aber ebenfalls in die didaktiſche Sprache aufnehmen, wie man es häufig gethan hat, ſo daß ſie in dem, was ſchon ſelbſt nur reiner Anfangspunkt, Moment iſt, wieder einzelne Theile oder Beziehungen andeuten ſollen, das wird ſpizfindig und führt nur zu unnüzen Verwiklungen. Daher wir ſie lieber auf ſich beruhen laſſen, und nur ſagen, beide zuſammen ſcheinen, je nachdem ſie tranſitoriſch verſtanden werden ſollen oder als etwas fortwährendes, der Heiligung oder der Wiedergeburt gleich zu ſein, nur ſo daß in dem Ausdruk Erleuchtung der Bezug auf die Verſtandesſeite und in dem Erneuerung der auf die Willensſeite vorherrſche.

Erſter Lehrſaz. Von der Rechtfertigung.

129.

Daß Gott den Menſchen rechtfertigt, ſchließt in ſich daß ihm ſeine Sünden vergeben werden *),

---

*) Ap. Geſch. 10, 43.

und er als ein Kind Gottes anerkannt wird *). Die Rechtfertigung des Menſchen aber iſt nur geſezt ſofern der Menſch den wahren Glauben an den Erlöſer hat.

Anm. 1. Wenn man gewöhnlich den Streitpunkt zwiſchen der evangeliſchen und der römiſchen Kirche in der Lehre von der Rechtfertigung ſo feſtſtellt, daß nach unſerer Lehre die Rechtfertigung eine urtheilende, alſo immanente Thätigkeit ſei, durch welche Gott nur ſich etwas ſagt und etwas in ſich ſelbſt ſezt, nach der Lehre der römiſchen Kirche aber eine wirkſame göttliche Thätigkeit, alſo eine aus ſich herausgehende, durch welche etwas in dem Menſchen ſelbſt, der ihr Gegenſtand iſt, geſezt und hervorgebracht wird: ſo iſt der Streitpunkt in ſo fern zwiſchen den rechtgläubigen Lehrern beider Kirchen mehr ein Wortſtreit. Denn unter Wiedergeburt verſtehen die unſeren alsdann beides eine göttliche Thätigkeit und eine ihr entſprechende Veränderung im Menſchen: aber die Rechtfertigung faßt dann nicht die ganze göttliche Thätigkeit, durch welche das neue Leben bewirkt wird, in ſich, ſondern es giebt dann außer dieſer noch eine andere, durch welche die innere Veränderung in dem Menſchen, nämlich die Bekehrung bewirkt wird. Die römiſchen Theologen aber verſtehen dann unter dem rechtfertigenden Act Gottes den ganzen, den Menſchen auch innerlich verwandelnden; und da ſie in dieſe Thätigkeit die declaratoriſche mit einſchließen: ſo ſezen in der That beide Kirchen gleich viele und die gleiche göttliche Thätigkeit, nur die römiſche ungetheilt, die unſrigen hingegen getheilt. Es ſcheint aber nicht zwekmäßig dieſe göttliche Thätigkeit, ſo wie bei uns gewöhnlich iſt, zu theilen. Denn ein Gericht freilich iſt eine bloß erklärende Function, und kann alſo auch nur declaratoriſche Acte ausüben, indem die Handlungen, auf welche ſich dieſe beziehen, ihm gegeben werden müſſen. Hier aber erfolgt die ganze Entwikkelung des menſchlichen Lebens ſelbſt in dem Umfang des in der göttlichen Allmacht begründeten Seins, und Gotte kann nichts bloß gegeben werden, worüber er auch bloß zu urtheilen hätte. Wenn

---

*) Epheſer 1, 5.

wir uns indeß hier der römiſchen Lehrweiſe nähern und unter der Rechtfertigung die ganze, das neue Leben in dem Menſchen begründende göttliche Thätigkeit verſtehen, und eben ſo unter der Bekehrung die ganze durch dieſe göttliche Thätigkeit bewirkte Veränderung, ſofern beide nämlich ſich auf den Anfang des neuen Lebens beziehen; ſo betrifft dieſe Annäherung bloß die Form. Der wahre evangeliſche Typus aber liegt in dem Inhalt, nämlich in der Beziehung der Rechtfertigung auf den Glauben.

b. Wenn aber der Unterſchied beider Kirchen ſich auch darin zeigt, daß die römiſche zur Rechtfertigung auch die Heiligung rechnet, ſo bleiben wir hierin der Lehrweiſe unſerer Kirche, welche den lezten Begriff von dem erſteren abſondert, getren. Ja viel eher möchten wir uns dazu verſtehen, den Begriff der Erhaltung mit in den der Schöpfung einzuſchließen, als hier den der Heiligung mit in den der Rechtfertigung. Denn in dem Gebiet der Welt überhaupt iſt uns nicht einmal die Schöpfung ſelbſt irgendwo, noch weniger etwas vor derſelben gegeben. Hier aber wo wir das göttliche Gnadenwerk der Erlöſung in Bezug auf den einzelnen Menſchen betrachten, iſt uns nicht nur die Schöpfung des neuen Menſchen ſelbſt, ſondern auch ſein altes Leben von derſelben gegeben, und hier müſſen wir alſo, wenn nicht der Begriff der neuen Schöpfung ganz verwirrt werden ſoll, wol unterſcheiden die Bekehrung als dasjenige, was durch die Wirkung Gottes auf den Menſchen von der Heiligung als demjenigen, was durch die Wirkung Gottes in dem Menſchen geſchieht. Aber eine ſolche Wirkung Gottes in dem Menſchen, eine ſolche gemeinſame Thätigkeit beider, wie der beiden Naturen in Chriſto im Zuſtande ihres Vereintſeins, könnte es gar nicht geben, wenn nicht der Menſch zuvor, welches eben durch die rechtfertigende Thätigkeit geſchieht, ein Gegenſtand der göttlichen Liebe geworden wäre.

c. Auch wenn man auf die beiden Beſtandtheile ſieht, in welche dieſe göttliche Thätigkeit zerfällt, wie ſie in unſerm Saz in Uebereinſtimmung mit den ſymboliſchen Büchern *) — denn

---

*) Aug. Conf. IV. Docent, quod homines . . iustificentur propter Christum per fidem, cum credunt se in gratiam recipi et peccata remitti propter Christum.

zu Gnaden aufgenommen werden, und als ein Kind Gottes anerkannt werden, iſt eines und daſſelbe — ausgedrükt iſt: ſo muß man geſtehen, daß die rechtfertigende Thätigkeit Gottes nicht eine bloß erklärende ſein kann. Denn wenn auch Gott erklärte: es ſolle dem Menſchen die Sünde vergeben ſeyn, und der Menſch glaubte auch dieſer Erklärung, wie er ſie aus dem Munde Chriſti vernimmt, es entſtände aber immer wieder in ihm das alte Bewußtſein vom Miterzeugen der Sünde, von welchem er das vom Mitleiden der Strafe nicht trennen kann: ſo wäre in ihm ein Widerſpruch zwiſchen ſeinem Glauben und ſeinem eignen Gefühl. Die erklärende göttliche Thätigkeit, die nur im göttlichen Urtheil iſt, wäre alſo für ſich nichts ohne die umwandelnde göttliche Thätigkeit. Iſt ſich aber der Menſch dieſer durch die in ihm vorgegangene Veränderung bewußt: ſo iſt in ihm kein Bedürfniß mehr, ſich jene noch beſonders zu denken. Daſſelbe läßt ſich von dem andern Moment ſagen. Denn eine göttliche Erklärung zu kennen und ihr zu glauben, daß er ein Kind Gottes ſei, wenn er ſich noch bewußt iſt das Princip in ſich zu tragen, woraus ihm Widerſpruch gegen den Willen Gottes entſteht und alſo Entfernung von Gott, das könnte ebenfalls für ihn nur eine Quelle der Selbſtentzweiung ſein. Iſt aber in ihm ſelbſt die Uebereinſtimmung mit dem göttlichen Willen als ein lebendiger Trieb vermittelſt des ihm eigen gewordenen Lebens Chriſti entſtanden: ſo hat er ebenfalls kein Bedürfniß, ſich eine beſondere göttliche Erklärung darüber zu denken.

4. Die Vorſtellung von einer beſonderen erklärenden göttlichen Thätigkeit ſcheint alſo nur zuſammenzuhangen mit der von einer göttlichen Strafgeſezgebung, welche nun in Beziehung auf den einzelnen Menſchen durch jenes Urtheil aufgehoben werden ſoll. Allein jene, ſofern ſie wirklich in dem Begriff der göttlichen Gerechtigkeit liegt *), iſt nur mit ihrer Aufhebung durch Chriſtum zugleich als eine und dieſelbe göttliche ſowol Anordnung als Erklärung zu denken, ſonſt könnten wir auf keinen Fall den Grundſaz feſthalten, daß Gott nicht Urheber der Strafe iſt.

---

*) Vergl. §. 106.

1) Den eigentlichen Gehalt der beiden angeführten Beſtandtheile iſt nicht nöthig ausführlich auseinanderzuſezen, indem es ſchon klar iſt, daß der eine, die Sündenvergebung, dem Buchſtaben nach von der Verſöhnung ausgehend, doch auch die Erlöſung in ſich ſchließt; denn nur in dem Bewußtſein der ihm angeeigneten Unſündlichkeit Chriſti kann der Menſch, indem er ſich berechtigt und bereit fühlt auch in die Gemeinſchaft der Leiden Chriſti einzugehen, alſo miterlöſendes Leiden zu dulden, nun aufhören auch das, was für ihn noch Uebel iſt, als eigne Strafe anzuſehn, wie vielmehr noch künftige Strafe zu fürchten, da er vielmehr im gemeinſchaftlichen Leben mit Chriſto auch an der Belohnung Chriſti theilnehmen muß*). Der andere Beſtandtheil aber, der Empfang des Kindesrechtes, weiſet von der Erlöſung aus auf die Heiligung hin, und ſchließt die Gewährleiſtung derſelben in ſich**). Denn das erſte Recht des Kindes iſt dieſes, daß es zur Mitthätigkeit im Hausweſen erzogen werde, ſo wie das erſte Naturgeſez aller Kindſchaft iſt, daß aus der innern Zuſammengehörigkeit und Lebenseinheit zwiſchen Vater und Kind ſich in dem lezteren die Aehnlichkeit mit dem erſteren entwikle. Beide ſind daher auch unmöglich von einander zu trennen. Denn eine göttliche Adoption ohne Sündenvergebung wäre, weil ohne die leztere Furcht geſezt iſt, und Furcht mit der Liebe nicht beſtehen kann, erfolglos, alſo als göttliche Thätigkeit betrachtet, nichts, und Sündenvergebung ohne Kindes-

---

*) Röm 8, 1.

**) Conf. belg. XXII. Necessarium est enim aut omnia quae ad salutem nostram requiruntur, in Jesu Christo non esse, aut si in eo sunt omnia, tum eum qui fide Jesum possidet, totam salutem habere.

annahme wäre theils eine bloß negative, welche Gott nicht zugeſchrieben werden kann, eben weil ſie keine Thätigkeit iſt, theils auch würde dadurch der Menſch aus dem einen Geſammtleben zwar herausgenommen, in ein anderes aber nicht hineingeſezt, welches ſeine Natur, der ein Geſammtleben weſentlich iſt, aufheben würde. Es iſt alſo ein anderer Unterſchied zwiſchen beiden Beſtandtheilen nicht anzunehmen, als daß dieſelbe göttliche Thätigkeit, ſofern ſie gegen das alte Leben gerichtet iſt und es aufhebt, Sündenvergebung heißt, ſofern ſie aber das neue Leben hervorruft, heißt ſie Adoption. — Will man ohnerachtet dieſer Identität nach einem früher oder ſpäter in Bezug auf beide fragen, ſo muß man wohl unterſcheiden auf der einen Seite, wie in der göttlichen Thätigkeit das eine vor dem andern menſchlicherweiſe vorgeſtellt werden kann, und auf der andern, wie beides in dem menſchlichen Bewußtſein, ſofern die göttliche Thätigkeit ſich in ihrer Wirkung abſpiegelt, erſcheint. Denn denken wir uns die göttliche Thätigkeit auf zeitliche Weiſe: ſo iſt offenbar, ſie muß das alte Leben erſt zerſtören, ehe ſie das neue hervorruft, da beide als Lebenseinheit nicht gleichzeitig beſtehen können. Fragen wir aber unſer Selbſtbewußtſein: ſo können wir uns der Sündenvergebung, weil ſie eine bloße Verneinung iſt, gar nicht unmittelbar und an ſich bewußt ſein; ſondern es muß erſt ein poſitives Gefühl gegeben ſein, und das kann kein anderes ſein als das der Kindſchaft und des neuen Lebens, an welchem wir uns bewußt werden können, daß das alte, das Gefühl nämlich der Schuld und der Strafwürdigkeit aufgehoben iſt. In jener Hinſicht alſo kann man ſagen, Nachdem dem Menſchen die Sünden vergeben worden ſind, wird er in die Kindſchaft Got-

tes

Gottes aufgenommen; in dieſer aber, nachdem er in die Kindſchaft Gottes aufgenommen worden, erhält er die Vergebung der Sünden.

2) Indem nun die ganze Veränderung des Menſchen, welche als ſolche durch den Ausdruk Bekehrung bezeichnet wird, nur als durch eine göttliche Thätigkeit bedingt und in ihr begründet begriffen werden kann: ſo liegt hierin folgendes zum Theil ſchon früher bevorwortete, was aber hier muß zuſammengeſtellt werden. Zuerſt, daß ſo lange der Menſch ſich noch in dem die Sünde immer ſtrafenden und immer wieder erzeugenden gemeinſamen Leben findet, es keinen Zuſtand deſſelben giebt, wie auch das Verhältniß der Sünde zu unvollkommner Tugend und Frömmigkeit ſich geſtalte, worin er ein Gegenſtand des göttlichen Wohlgefallens ſein, alſo auch wobei er ſich ſelbſt in Bezug auf das in ihm noch nicht ganz erſtorbene Gottesbewußtſein beruhigen könne. Denn wäre dieſes, ſo wäre keine Nothwendigkeit einer ſolchen Veränderung geſezt, ſondern nur eine Steigerung des ſchon vorhandenen. Dann aber daß, auch nachdem durch Chriſtum der Grund zu dieſer Veränderung gelegt iſt, der Menſch auf keine Weiſe ohne eine ſolche göttliche Einwirkung und durch ſich ſelbſt in die beſeeligende Gemeinſchaft mit Chriſto treten könne *); denn ſonſt ginge bei jedem Einzelnen

---

*) Argentin. Conf. III. Nostri hanc totam (iustificationem) divinae benevolentiae Christique merito acceptam referendam, solaque fide percipi docuerunt — initium omnis nostrae et iustitiae et salutis a miserente Deo fieri oportere, qui ex sola sua dignatione primum doctrinam veritatis offert, deinde facit simul oriri in tenebris cordis nostri suae lucis radium, ut iam habere evangelio fidem, superno scilicet spiritu de eius veritate persuasi . . valeamus.

dieſe Veränderung nicht von göttlicher Thätigkeit aus, ſondern von ſeiner, wenn gleich durch Chriſtum bedingten und gleichſam hervorgelokten Selbſtthätigkeit, welches dem chriſtlichen Bewußtſein der Erlöſungsbedürftigkeit keinesweges entſpräche. Endlich auch, daß nichts was in dem Menſchen vorhanden iſt, abgeſehen von dieſer göttlichen Gnadenwirkung, habe er es nun aus perſönlich eigner Kraft und Gabe oder aus der Kraft Anderer oder eines Geſammtlebens, und zwar nicht nur nicht einzelne nüzliche und mit einer göttlichen Vorſchrift übereinſtimmende Handlungen oder Werke des Geſezes, und zwar gleichviel ob eines äußeren oder des Sittengeſezes, ſondern auch nicht die Geſinnungen der Rechtſchaffenheit und der Menſchenliebe, wie ſie in einem zur Gemeinſchaft mit Chriſto noch nicht gelangten Menſchen anzutreffen ſind, der Grund ſein können, welcher die göttliche Thätigkeit in Beziehung auf ihn beſtimmt *). Denn ſonſt wäre dieſe göttliche Einwirkung nicht der Grund jener Veränderung, ſondern dieſe unſere Beſchaffenheit wäre der Grund, weil durch ſie die göttliche Rechtfertigung ſelbſt bedingt wäre. Es kann alſo in Bezug auf die Rechtfertigung eben ſo wenig ein meritum ex congruo als eines ex condigno ſtatt finden. Dieſes zuſammengenommen kann auch ſo ausgedrükt werden, daß vor der göttlichen Rechtfertigung alle Menſchen vor Gott gleich ſind, unbeſchadet

---

*) Expos. simpl. XV. Certissimum est omnes nos iustificari (iustificare significat peccata remittere . . in gratiam recipere et iustum pronunciare) a iudice Deo solius Christi gratia et nullo nostro merito aut respectu. . . . . Itaque iustificationis beneficium non partimur, et partim gratiae Dei vel Christi, partim nobis aut dilectioni operibusve vel merito nostro, sed in solidum gratiae Dei in Christo per fidem tribuimus.

der Ungleichheit der Sünden *); und dies iſt gewiß die reine Darſtellung von dem Selbſtbewußtſein deſſen, der ſich in der Gemeinſchaft der Erlöſung findet, indem er auf ſeinen vorigen Zuſtand in dem ſündlichen Geſammtleben zurükſieht.

3. Wenn wir aber, eben deshalb weil wir von dem Selbſtbewußtſein des Einzelnen über dieſe Veränderung überall in unſerer Darſtellung ausgehen, auch die rechtfertigende göttliche Thätigkeit in ihrer Beziehung auf den Einzelnen denken: ſo kann eine ſolche Vereinzelung göttlicher Thätigkeit nur zu dieſem Behuf vergönnt ſein, und wir dürfen nicht verlangen, daß ſie für etwas an und für ſich gehalten werden ſolle, ſo daß die Rechtfertigung eines jeden einzelnen Menſchen auf einem abgeſonderten göttlichen Rathſchluß beruhte, der von Ewigkeit her gefaßt in einem darin beſtimmten Zeitpunkt in Wirklichkeit trete **), eine Annahme, welche nur Mißverſtändniſſe zu erzeugen gemacht iſt. Sondern ſo wenig ein göttlicher Rathſchluß kann zeitlich ſein, ſo wenig kann er auch auf einzelnes gehen, weil nichts einzelnes für ſich ein beſonderer Gegenſtand für Gott iſt. Vielmehr giebt es nur Einen ewigen göttlichen Rathſchluß der Rechtfertigung der Menſchen im allgemeinen durch Chriſtum. Dieſer Rathſchluß iſt wiederum mit dem der Sendung Chriſti einer und derſelbe. Denn dieſe Sendung kann nicht in Gott ohne ihren Erfolg geſezt und beſchloſſen ſein. Und der Rathſchluß Chriſtum als Erlöſer zu ſenden, iſt wiederum

---

*) Sola gratia redemtos discernit a perditis, quos in unam perditionis concreverat massam ab origine ducta causa communis. Augustin. Enchir. XXIX.

**) S. Gerh. l. th. IV. p. 147.

einer und derſelbe mit dem der Schöpfung des menſchlichen Geſchlechtes, ſofern in Chriſto erſt die menſchliche Natur vollendet iſt. Wie nun in Gott denken und wollen nicht zu trennen iſt: ſo iſt auch jeder göttliche Rathſchluß unmittelbare That. Wenn alſo nur Ein allgemeiner göttlicher Rathſchluß der Rechtfertigung aller Menſchen durch Chriſtum, der ſich nur in ſeiner zeitlichen Geſtaltung für diejenigen vereinzelt, an welchen er in Erfüllung geht: ſo iſt auch nur Eine göttliche Gnadenwirkung zur Umwandlung der Menſchen, deren zeitliche Manifeſtation in der Vereinigung Gottes mit der menſchlichen Natur in Chriſto ihren Anfang hat, denn von dieſer geht doch die geſammte Neuſchöpfung der Menſchen aus. Von hier an iſt auch ihre zeitliche Erſcheinung eine wahrhaft ſtetige, alſo Eine, erſcheint aber uns zerſchlagen in ſo viel von einander getrennte Punkte, als Einzelner Menſchen Vereinigung mit Chriſto geſezt wird. Denkt man ſich nun von dieſer fortſchreitenden göttlichen Thätigkeit den Einzelnen ergriffen und die Abſicht der göttlichen Gnade an ihm erreicht: ſo iſt wol nicht abzuſehn, warum noch ein beſonderer declaratoriſcher, die Thatſache bejahender Akt in Gott ſolle geſezt werden außer dem allgemeinen die Heilsordnung feſtſtellenden göttlichen Rathſchluß. Vielmehr iſt das einzeln declaratoriſche nur in dem Menſchen, welchem die göttliche Gnade in Chriſto angeeignet wird. Auch wenn wir auf die einzelnen Beſtandtheile unſeres Begriffs ſehen: ſo iſt zwar ein allgemeiner göttlicher Rathſchluß der Sündenvergebung um Chriſti willen und der Adoption durch Chriſtum ſehr wohl zu denken; aber ein einzelner Rathſchluß der Sündenvergebung, der nur in einem beſtimmten Zeitpunkt ſich realiſirt, würde doch in Bezug auf die frühere Zeit ein eben ſo einzelnes göttliches Strafdecret vorausſezen, welches durch jenen aufgehoben würde, und dies iſt unſtreitig eine höchſt verwirrende Verſinnlichung. Und ein einzelner göttlicher Adoptionsakt, der in der Zeit in Erfüllung geht, würde eben ſo in Bezug auf die frühere Zeit die Entſtehung einer Zuneigung in Gott ſezen, welche vorher nicht da geweſen. Daher haben wir nur Einen allgemeinen mit der Erlöſung und in Bezug auf ſie ewig geſezten göttlichen Rechtfertigungsakt anzunehmen, welcher ſich zeitlicherweiſe allmählig erfüllt.

4) Was endlich den Glauben betrifft: ſo haben unſere ſymboliſchen Schriften ihn von jeher als den zweiten Theil der Bekehrung angeſehen, inſofern er ein neuer, dem ganzen chriſtlichen Leben zum Grunde liegender Zuſtand iſt, aus welchem die geſammte der vorigen entgegengeſezte Thätigkeit deſſelben zu begreifen iſt. Daher iſt natürlich erſt von ihm zu reden an dem Orte, wo der Anfang des neuen Lebens als Gleichung für deſſen ganze Entwiklung aufgeſtellt wird, alſo in dem Ort von der Bekehrung. Dort alſo wird auch erſt die hier von demſelben aufgeſtellte Erklärung ihrem ganzen Gehalt nach entwikkelt werden können. Allein es iſt der evangeliſchen Kirche eben ſo weſentlich die Rechtfertigung an den Glauben zu knüpfen, indem ſie erklärt, dieſer ſei der Punkt, mit welchem die Anwendung jenes allgemeinen göttlichen Rechtfertigungsaktes auf den einzelnen Menſchen geſezt und durch denſelben beſtimmt ſei, und daher iſt die Erwähnung deſſelben auch hier nicht zu umgehen. Dieſe getheilte Betrachtung iſt unvermeidlich, ſobald man die göttliche Thätigkeit in der Wiedergeburt und das durch ſie hervorgebrachte abgeſondert behandelt, und es muß in die-

ſer Hinſicht ziemlich gleichgültig ſein, welches von beiden, Rechtfertigung oder Bekehrung, man voranſtellt. — Was nun die Beziehung der Rechtfertigung auf den Glauben anlangt: ſo wäre es freilich deſto gefährlicher, ſie zu überſehen, wenn wir die rechtfertigende Thätigkeit Gottes als eine bloß declaratoriſche und immanente betrachteten. Denn es könnte dann gar leicht der Schein entſtehen, als ob die Erlöſung dem einzelnen Menſchen angeeignet würde lediglich durch dieſen declaratoriſchen Akt, alſo entweder völlig willkührlich was den Zuſtand des Menſchen betrifft, oder ſo daß dieſe Declaration beſtimmt würde durch irgend etwas, was in dem Menſchen ohne eine beſondere von dem allgemeinen concursus *) unterſchiedene göttliche Einwirkung vorhanden ſei. Allein auch wenn wir die rechtfertigende göttliche Thätigkeit nur als Eine betrachten, und das wirkſame darin von dem declaratoriſchen nicht trennen: ſo iſt eben weil wir ſie auch in ihrem ganzen Umfang nur als Eine betrachten, doch eben ſo nothwendig den Punkt zu beſtimmen, wann ſie an dem einzelnen Menſchen erfüllt iſt, d. h. nach dem obigen Ausdruk, wann die göttliche Wirkung auf den Menſchen in eine göttliche Wirkung in dem Menſchen und durch den Menſchen übergeht. Unſer Saz ſagt nun hierüber aus: Erſtlich, die göttliche Thätigkeit, durch welche das neue Leben des Menſchen beginnt, iſt an dem einzelnen Menſchen nicht früher vollendet, als wann er glaubt. Alſo geläugnet wird, daß etwa der Glaube und alſo die lebendige und innere Beziehung des Menſchen zu dem Erlöſer erſt früher oder ſpäter zu dem doch ſchon begonnenen neuen Leben hinzukommen könne, vielmehr

---

*) §. 59, 1.

kann weder Sündenvergebung, als Aufhören des alten Lebensgeſezes, noch Kindſchaft Gottes als Grundverhältniß des neuen eher eintreten als mit dem Glauben. Womit ſchon zuſammenhängt, daß auch ſonſt nichts, was an dem Menſchen gelobt oder getadelt werden kann, gegen den Glauben aber indifferent iſt, die Erſtrekkung der göttlichen Gnadenwirkung auf ihn weder hemmen noch fördern kann. Zweitens daß aber auch keinesweges, wenn der Menſch den Glauben an den Erlöſer hat, die Sündenvergebung und das Kindſchaftsrecht für ihn noch irgend etwas zweifelhaftes ſein könne. Alſo geläugnet wird, daß zu dem Glauben noch irgend etwas, und nicht etwa nur fremdartiges, ſondern auch die Früchte des Glaubens ſelbſt oder die Heiligung hinzukommen müſſe, um Sündenvergebung und Kindſchaft zu vollenden. Vielmehr ſind alle Aeußerungen des neuen Lebens nur möglich, nachdem Sündenvergebung und Kindſchaft dem Menſchen ertheilt ſind. In Beziehung auf dieſe Ausſagen aber iſt noch zu erklären, daß ſie keinesweges ſo gemeint ſein können, als ob der Glaube ſelbſt nicht durch dieſe göttliche Thätigkeit entſtehe, ſondern dieſen der Menſch aus ſich ſelbſt entwikkeln oder ihn anderswoher erlangen müſſe, und dann erſt mittelſt ſeiner der Rechtfertigung theilhaft würde. Dieſe Meinung, als ob der Glaube an den Erlöſer ein eignes Werk des Menſchen ſein müſſe, und erſt wenn dieſes von ihm vollbracht ſei, dann das Werk der göttlichen Gnade in ihm anhebe, findet allerdings manchen Vorſchub theils in dem weit verbreiteten kirchlichen Sprachgebrauch, der Glaube ſei die causa instrumentalis der Rechtfertigung oder das ὄργανον ληπτικὸν, mittelſt deſſen wir die göttliche

Gnade in uns aufnehmen *). Theils auch in ähnlich klingenden oder ſcheinbar den Glauben dem heiligen Geiſt voranſtellenden Ausdrükken der ſymboliſchen Bücher **). Allein dieſe lezteren Stellen müſſen erklärt werden aus andern ***), welche auf das beſtimmteſte ausſagen, daß der Glaube ſelbſt ein Werk des göttlichen Geiſtes iſt und ſeine Entſtehung alſo auch nur auf die göttliche Thätigkeit in der Wiedergeburt zurükgeführt werden kann; und welche die Entſtehung des Glaubens ſo genau mit dem Anfang des neuen Lebens in Verbindung bringen, daß wenn der Menſch den Glauben ſelbſt in ſich hervorbringen könnte, er dann auch müßte das neue Leben in ſich aufregen können, und demnach Chriſtus, wenn er überhaupt noch Erlöſer bliebe, es nur für einen jeden dadurch würde, daß dieſer ſich zu ihm wendete. Dagegen aber ſoll wol immer die Regel des Auguſtinus gelten, daß eben weil wir nicht ſagen können, daß wir Chriſtum erwählen, auch der Glaube nicht könne unſer eigen Werk ſein *). Jener ſcheinbare Widerſpruch aber auch in ſymboliſchen Ausdrükken, und auch bei Luthern öfters, daß bald der Glaube vom h. Geiſt und bald der h. Geiſt vom Glauben abgeleitet wird, erklärt ſich in der That ſehr leicht aus der Analogie der Natur, wenn wir nur bedenken, daß die Entſtehung des Glaubens und der Anfang des neuen Lebens eigentlich eines und daſſelbe iſt. Denn wie auf dem Gebiet der Natur, wo ein neues Leben entſteht, die neue Lebenskraft ſchon den belebten Stoff, eben ſo aber auch der belebte Stoff die neue Lebenskraft vorauszuſezen ſcheint, indem doch beides durch ein und dieſelbe ſchöpferiſche, ein Einzelweſen bildende Thätigkeit der Natur entſteht: ſo ſezen auch hier das neue Leben und der Glaube einander gegenſeitig ſcheinbar voraus, indem beide als eines und daſſelbe durch dieſelbe göttliche Thätigkeit, welche hier beſchrieben wird, entſtehen.

---

*) S. Gerhard loc. T. VII. p. 72 sq. u. viele Andere.

**) Interim proprie loquendo nequaquam intelligimus ipsam fidem esse, quae nos iustificat, ut quae sit duntaxat instrumentum, quo Christum iustitiam nostram apprehendimus. Sed Jesus Christus est nostra iustitia, fides autem est instrumentum, quo nos cum illo in communione omnium bonorum eius retinemus. Belg. Conf. XXII. und Haec igitur fides specialis, qua credit unusquisque sibi remitti peccata propter Christum . . regenerat nos et affert spiritum sanctum. Apol. Conf. II.

***) Credimus hanc fidem per Spir. s. operationem homini insitam . . eum ad novam vitam vivendam excitare Belg. Conf. XXIII. und Quod fides sit ipsa iustitia qua coram Deo iusti reputamur . . quia accipit promissionem . . seu quia sentit quod Christus sit nobis factus a Deo iustitia . . Cum de tali fide loquimur . . quae a morte liberat, et novam vitam in cordibus parit, est opus spiritus sancti. Wie häufig Luther dies einſchärft, bedarf keiner Anführung, „darum muß dieſer Glaube an Chriſtum von Gott, dem heil. Geiſt uns gegeben und eingegoſſen werden“. W. A. VI. 992. „Darum iſt es nicht eine geringe Kunſt noch ein ſchlecht Ding um den Glauben; es iſt eine göttliche Kraft, die nicht vom freien Willen kommt, ſondern durchs Wort vom h. Geiſt uns gegeben wird“. XIII. 920.

Zweiter Lehrſaz. Von der Bekehrung.

130.

Die Bekehrung oder der Uebergang aus der Gemeinſchaft der Sünde in die Gemeinſchaft der Gnade bekundet ſich in jedem Einzelnen durch Buße,

---

*) Non quia credimus, sed ut credamus elegit nos, ne priores eum eligere dicamus. de praedest.

welche beſteht in der Verknüpfung von Reue und Sinnesänderung, und durch Glauben, welcher beſteht in der Aneignung der Unſündlichkeit und Seligkeit Chriſti.

Anm. 2. Dies iſt im weſentlichen auch die Eintheilung und Begriffsbeſtimmung unſerer Bekenntnißſchriften, welche als die beiden Haupttheile der Bekehrung aufſtellen die Zerknirſchung und den Glauben *). Denn daß der Hauptbegriff dort poenitentia heißt, was wir eher geneigt ſind durch Buße zu überſezen, iſt nur eine ſcheinbare Abweichung, da poenitentia und conversio häufig mit einander verwechſelt werden, und unſer Ausdruk Buße wol in allen Bedeutungen zu wenig poſitives enthält, als daß wir den Glauben mit darunter begreifen könnten. Daß aber der erſte Moment dort nicht Buße heißt, ſondern Zerknirſchung, was nur mit unſerm Ausdruk Reue gleichbedeutend ſein kann, ſo daß die Sinnesänderung, die wir als den zweiten Theil der Buße ſezen, dort ganz fehlt, dies iſt eher eine wirkliche Verſchiedenheit. Aber auch dieſe iſt in einer andern Stelle ſchon bevorwortet **); und wenn man unter jener Veränderung nicht die von der Bekehrung ein für allemal abgeſonderte Heiligung ſelbſt verſteht, welche ja in derſelben ſymboliſchen Schrift immer als die Frucht der Bekehrung dargeſtellt wird, ſondern nur dasjenige in der Bekehrung, worauf am unmittelbarſten alle Momente der Heiligung als auf ihren erſten Anfang zurükgehn, wie dies in unſerm Ausdruk Sinnesänderung liegt: ſo iſt dies eine Rükkehr zu dem Sprachgebrauch der Schrift, welche eben ſo μετάνοιαν und πίστιν verbindet ***), wo von der Umkehrung die Rede iſt. In μετάνοια aber liegt unſere Sinnesänderung, welche wiederum ganz ohne Reue nicht gedacht werden kann.

---

*) Aug. Conf. XII. Constat autem poenitentia proprie his duabus partibus, altera est contritio seu terrores incussi conscientiae agnito peccato, altera est fides.

**) Apol. Conf. V. Nos igitur constituimus duas partes poenitentiae, videlicet contritionem et fidem. Si quis volet addere tertiam videlicet . . mutationem totius vitae ac morum in melius, non refragabimur.

***) Ap. Geſch. 2, 38 und 44.

b. Beide Elemente der Buße kommen zwar aus, wenn der Menſch ſchon in der Gemeinſchaft der Gnade iſt, im einzelnen wieder; (S. §. 131.) in der allgemeinen Bedeutung aber, wie ſie hier genommen ſind, iſt die Buße nur der Uebergang aus der einen Gemeinſchaft in die andere, und alſo an und fur ſich ſchon ein vorübergehender Zuſtand. Der andere Theil der Bekehrung hingegen, der Glaube, iſt der Grund, aus welchem auch alle Thätigkeit des Menſchen in der Gemeinſchaft mit Chriſto hervorgeht, und zwar nicht etwa als eine Nachwirkung deſſelben, ſondern ſo, daß der Glaube dabei immer lebendig und gegenwärtig iſt Daher iſt es nun genau genommen nur die Entſtehung des Glaubens, welche dem Uebergang angehört, und alſo ein Theil der Bekehrung iſt. Dies liegt auch ſchon in der oben gegebenen Erklärung deſſelben. Denn Aneignung, Beſitzergreifung iſt ein einmaliger Akt. Der Glaube in ſeiner Währung gedacht, iſt hingegen das beharrliche Bewußtſein des Beſitzſtandes. Aber auch unſere ſymboliſchen Schriften meinen hier offenbar nur die Entſtehung des Glaubens *). Daß aber die römiſche Kirche den Glauben nicht mit zur Bekehrung rechnet, das hat theils, eben ſo wie daß ſie Bekenntniß und Genugthuung dazu rechnet, ſeinen Grund in ihrer Lehre von der Kirche, und wird ſich in ſo fern wol erledigen, theils kommt es daher, weil ſie das Wort fides ſelbſt anders gebraucht und darunter nur die von Gott mitgetheilte und von dem Menſchen angenommene Kenntniß von des Menſchen Beſtimmung verſteht, weshalb ſie dann auch behaupten muß, der Glaube gehe der Buße und Bekehrung voran **). Wir aber verſtehen unter dem Glauben nicht eine Ueberzeugung allein oder die Annahme einer Kenntniß, ſondern nur eine ſolche, welche zugleich auch eine Bewegung des Willens iſt *), nämlich die Ueberzeugung, daß wir in der Gemeinſchaft mit Chriſto ſind, und die Bewegung des Willens ſelbſtthätig in derſelben zu verharren. Nun iſt freilich dieſe Verſchiedenheit des Sprachgebrauches unangenehm, weil ſie die Auseinanderſezung der Differenzpunkte erſchwert, und auch fur das innere Verkehr in unſerer Kirche iſt dieſes unangenehm, daß im gemeinen Leben daſſelbe Wort ſo häufig von einer bloßen und zwar unzureichend begründeten Ueberzeugung gebraucht wird. Demohnerachtet aber dürfen wir nicht etwa nur an der Sache halten **), das Wort aber allenfalls auch fahren laſſen; ſondern da der Ausdruk uns völlig einheimiſch geworden iſt, als Ueberſezung deſſen, wodurch die Urſprache der heiligen Schrift den Gemüthszuſtand des Menſchen bezeichnet, der ſich in der lebendigen Gemeinſchaft Chriſti zufrieden gefällt und kräftig fühlt, und da er einen neuen geſchichtlichen Werth für uns gewonnen hat in dem Streit gegen die Werkheiligkeit der römiſchen Kirche: ſo müſſen wir ihn auch bei ſeinem wohlerworbenen Recht ſchüzen ***), um ſo mehr als die Sprachgemäßheit dieſes Gebrauches leicht iſt nachzuweiſen. — Wenn aber der Glaube, deſſen Anfang das Ende der Bekehrung iſt, zugleich der fortwährende Grundzuſtand des neuen Lebens bleibt, aber nur aus einer göttlichen Thätigkeit ergriffen werden kann: ſo wird durch dieſen Ausdruk zugleich die Continuität der göttlichen Thätigkeit in der neuen Schöpfung dargeſtellt, und alſo bei der relativen Trennung von Wiedergeburt und Heiligung die nothwendige Zuſammengehörigkeit beider am beſten bevorwortet.

---

*) Dies ſieht man deutlich aus Apol. Conf. V., wo die beiden Theile der Buße auch genannt werden mortificatio und vivificatio oder resuscitatio per fidem; und eben ſo II. Sic igitur accipimus remissionem peccatorum quando erigimur fiducia promissae misericordiae propter Christum. — Expos. simpl. XV. Quia fides Christum recipit, ideo fidei tribuitur iustificatio.

**) Catechism. rom. Praef. s. 27. P. II. de poenit. f. 8.

---

*) Fides est fiducia applicans nobis beneficium Christi — fiducia est motus in voluntate quo voluntas in Christo acquiescit. Melanchth. loc. d. voc. fid.

**) Quibuscunque verbis alii uti volunt, rem retinere cupimus. Id. ibid.

***) Quare pii redeant ad Prophetas et Apostolos ac propriam ecclesiae linguam discant iterum et instaurent. Id. ibid.

1) Buße und Glaube umfaſſen inſofern das ganze der Bekehrung, als jeder Wendepunkt zugleich das Ende der einen Richtung iſt und der Anfang der entgegengeſezten, hier alſo endigen muß das Geſeztſein des Menſchen in die Gemeinſchaft der Sünde, und anfangen das Geſeztſein deſſelben in die Gemeinſchaft Chriſti. In beiden iſt der Menſch als ein ſelbſtthätiges Weſen; entgegengeſezte Thätigkeiten aber können nur auf einander folgen, weil gleichzeitig ſie ſich zerſtören und alſo beide nicht ſein würden. Der Wendepunkt zwiſchen beiden muß alſo ſein eine zwiefache Unthätigkeit, ein Nichtmehrthätigſein in jener und ein Nochnichtthätigſein in dieſer. Wobei alſo für ſein geiſtig lebendiges Daſein in dieſer Beziehung nichts anders übrig bleibt als der leidentliche Zuſtand des Gefühls. Zwiſchen den leidentlichen Zuſtand aber und den ſelbſtthätigen muß das Verlangen treten, welches der Uebergang iſt zwiſchen beiden. Die Reue nämlich iſt das Sein in der Gemeinſchaft der Sünde, aber nicht ſelbſtthätig — denn auch anderwärts iſt Reue nur wo das Nichtwollen des bereuten Zuſtandes iſt — ſondern nur mittelſt des Gefühls. Das Sein des Menſchen in dem Geſammtleben der Sünde kann aber in jedem Moment, der eine Annäherung an dieſen Uebergang iſt, nur gefühlt werden als ſeines eigentlichen Lebens Störung und Hemmung, alſo als Unluſt; und die der Bekehrung angehörige Reue, weil ſie ſich nicht auf ein einzelnes Gebiet, ſondern auf das ganze Leben bezieht, iſt alſo in ſich ſelbſt betrachtet die reinſte und vollkommenſte Unluſt, welche, in ungeſtörter Steigerung gedacht, allerdings das Leben auflöſen könnte *). Der

---

*) Mortificatio significat veros terrores . . quos sustinere natura non posset, nisi erigeretur fide. Ita hic (Col. 2.)

Glaube auf der andern Seite iſt, in ſeiner erſten Entſtehung gedacht, auch noch kein Thätigſein in der Gemeinſchaft Chriſti, ſondern dies entwikkelt ſich nur mehr und mehr in der Folge und bildet den Zuſtand der Heiligung; anfangen aber kann das Sein in der Gemeinſchaft Chriſti auch nur mit dem Bewußtſein in dieſelbe aufgenommen zu ſein, welches Bewußtſein nothwendig ein freudiges, und zumal im Gegenſaz gegen das vorige ein aufrichtendes iſt *), und dies ſtimmt auch mit den oben ſchon angeführten ſymboliſchen Erklärungen. Die Wahrheit dieſes Bewußtſeins aber beſteht allerdings nur darin, daß es ſich zur Willensthätigkeit ausbildet, und alſo den Beginn derſelben als Richtung ſchon in ſich ſchließt und dies iſt der motus in voluntate, welcher ſchon mit zum Glauben gerechnet werden kann, und eben deßhalb können wir ſchon mit der Entſtehung des Glaubens, aber auch nur mit dieſer die rechtfertigende göttliche Thätigkeit für vollendet halten. Das Verlangen aber, welches zwiſchen eintritt zwiſchen dieſe beiden, als End- und Anfangspunkte gedacht, blos leidentlichen Zuſtände, und, in zwei entgegengeſezten Formen daſſelbe, als Nichtmehrſeinwollen in der Gemeinſchaft des ſündlichen Lebens theils der Reue vorangeht, theils ſie begleitet, und als Seinwollen in der Gemeinſchaft Chriſti das Gefühl des Aufgenommenſeins in dieſelbe theils begleitet, theils ihm folgt, dieſes Verlangen iſt die Sinnesänderung, welche alſo Reue und Glauben verbindend die Einheit

---

exspoliationem corporis peccatorum vocat, quam nos usitate dicimus contritionem, quia, in illis doloribus concupiscentia naturalis expurgatur. Apol. Conf. V.

*) Et vivificatio intelligi debet . . consolatio quae vere sustentat fugientem vitam in contritione. Apol. Conf. l. c.

der Bekehrung darſtellt. Wenn wir ſie jedoch nicht als ein eigenes Mittelglied aufgeſtellt, ſondern mit der Reue zuſammen unter dem Begriff der Buße begreifen, ſo iſt dies darin gegründet, daß die der Reue angehörige verneinende Form derſelben die erſte iſt, welche im Bewußtſein erſcheint: ſo wie im Gegentheil, wenn man die Bekehrung in mortificatio, Ertödtung des alten Menſchen, und vivificatio, Belebung des neuen, eintheilt, man mit eben ſo vielem Rechte die Sinnesänderung von ihrer poſitiven Seite angeſehen, zur vivificatio rechnen kann, indem die lebendige Zuſtimmung zu dem Gefühl des Aufgenommenſeins der lezte Grenzpunkt der Bekehrung nach der andern Seite hin iſt, wo ſie nämlich in die Heiligung übergeht. — Mancherlei Reue kommt übrigens auch ſchon vor der Bekehrung vor; und ſofern ſie nicht etwa aus der bloßen Furcht vor den Folgen der Sünde hervorgeht, auch nicht allein auf dem Gewiſſen als dem ſittlichen Gemeingefühl einer beſtimmten Geſellſchaft beruht, ſondern eine reine Unluſt an der allgemein menſchlichen Sündhaftigkeit in der eignen Perſon iſt, ſo muß ſie, weil eine ſolche Unluſt definitiv nur durch die Erlöſung geſtillt werden kann, auch für göttlich gewirkt angeſehen werden, und zwar durch dieſelbe göttliche Thätigkeit, welche alle Menſchen in Beziehung mit dem Erlöſer ſezen will. Allein ſofern eine ſolche Gnadenwirkung noch nicht unmittelbar das neue Leben in dem Menſchen begründet, erſcheint ſie nur als eine Vorbereitung, und wird daher der zuvorkommenden Gnade, gratia praeveniens zugeſchrieben. Eben ſo kommt Sinnesänderung auch vor der Bekehrung öfters vor, ſofern durch jede Berichtigung der Einſicht etwas früher gebilligtes und angeſtrebtes nun verworfen und für ſchlecht gehalten wird. Auch dieſe, wenn ſie nicht bloß auf dem Begriff des nüzlichen oder bürgerlich guten beruht, ſondern eine Annäherung iſt an die Anerkennung eines reinen göttlichen Willens, iſt eben ſo für eine vorbereitende göttliche Gnadenwirkung zu halten. Ja es iſt auch natürlich, daß ſich zu jeder ſolchen Sinnesänderung eine Reue, und zu jeder ſolchen Reue eine Sinnesänderung geſellt; aber dennoch hört der Charakter des bloß vorbereitenden nicht auf, und die Bekehrung im eigentlichen Sinne tritt nicht ein, wenn ſich nicht mit beiden zugleich der Glaube entwikkelt, ſo daß die vollkommen wirkſame göttliche Gnade, gratia operans, welche den Rathſchluß der Rechtfertigung an dem Menſchen vollzieht, nur in der Einheit dieſer dreie iſt, und der höhere Charakter der Reue und Sinnesänderung nur an der Verbindung mit dem Glauben kann erkannt werden. Aber nicht minder giebt es auch vorläufige Annäherungen an den Glauben, ein Durchdrungenſein von der Vortreflichkeit des Erlöſers, ein Wohlgefallen an der Idee ſeines Reiches, welches, wenn es nicht eine poſitive Gleichſtellung Chriſti mit andern Weſen und ſeines Zwekkes mit andern menſchlichen Verſuchen feſtſtellt, ſondern, weil von der Ahndung einer höheren Würde ausgehend, noch einer innigeren Hingebung Raum läßt, mit Unrecht als ein Abourtheilen der menſchlichen Vernunft angeſehen wird, vielmehr auch als ein Werk der vorbereitenden Gnade angeſehen werden muß. Als ein ſolches aber iſt es nicht mit jener gänzlichen Reue und Sinnesänderung verbunden, und ſo wird auch der höhere Charakter des Glaubens in ſeinem Entſtehen nur an der Einheit mit den andern beiden Momenten erkannt. Woraus nun von ſelbſt folgt, daß da mit einer höheren Vorſtellung

von

von dem Erlöſer, die ſich in der Seele erzeugt, gar leicht auch unvollkommne Reue und Sinnesänderung entſtehen kann, die Bekehrung ſelbſt von den Wirkungen der vorbereitenden Gnade nicht anders unterſchieden werden kann als an der Sicherheit des eignen Gefühls darüber, an der Feſtigkeit des Herzens *) und an dem ſtetigen Fortſchritt in der Heiligung, wozu die Theilnahme an der Verbreitung des Reiches Chriſti weſentlich mit gehört. Denn auf der einen Seite iſt das unvollkommne ſeiner Natur nach ſchwankend, auf der andern läßt ſich nicht denken, daß ein Menſch in die Einheit des Lebens mit Chriſto aufgenommen ſei, ohne daß er auch ein Werkzeug ſeiner erlöſenden Thätigkeit werde.

2) Genaueres aber über die Geſtaltung dieſes zum Eintritt in die Gemeinſchaft Chriſti nothwendigen Wendepunktes feſtſtellen zu wollen, und verlangen, derſelbe müſſe von allen vorbereitenden Wirkungen der Gnade auch im Bewußtſein ſo ſtreng geſchieden erſcheinen, daß jeder Chriſt Zeit und Stunde deſſelben anzugeben vermöge, das heißt nur willkührlich Vorſchriften erſinnen für die göttliche Gnade, und kann keine andere Folge haben als die Gemüther zu verwirren. Daher auch unſere Kirche mit Recht die Forderung einer ſonſt achtungswerthen Parthei „Daß jeder wahre Chriſt an einem Bußkampf, d. h. an einem an Selbſtverachtung oder Verzweiflung gränzenden Hervortreten der Reue, auf welches ein eben ſo an Seligkeit grenzendes Gefühl der göttlichen Gnade gefolgt ſei, ſeinen Uebergang in

---

*) Hebr. 13, 9. Eben dieſes beſagen die oben ſchon angeführten ſymboliſchen Ausdrükke, Chriſtum beſitzen, im Glauben Chriſto eingepflanzt ſein.

den Zuſtand der Gnade müſſe nachweiſen, widrigenfalls deſſen Rechtfertigung noch nicht erfolgt, vielmehr alle Feſtigkeit des Herzens nur Täuſchung und alle Beweiſe der Heiligung nur lügneriſches Menſchenwerk ſeien," niemals in die öffentliche Lehre aufgenommen, ſondern ſie immer als eine gefährliche Abweichung bezeichnet hat. Auch läßt ſich zweierlei hierüber beſtimmt nachweiſen. Einmal daß die wahre von der Reue bis zum Glauben ſich vollendende Sinnesänderung keinesweges nothwendig aus einem ſolchen maximum der Reue hervorgehen müſſe, welche in einem beinahe das Daſein zerſprengenden ſchmerzlichen Gefühl beſteht. Denn einestheils iſt das Maaß der Erregbarkeit ſo verſchieden, daß was in einem minder beweglichen in der That die höchſte Erregung iſt, dem beweglicheren nur als etwas untergeordnetes erſcheint; daher eine Vereinbarung hierüber unmöglich iſt. Anderntheils lehrt die Erfahrung, daß ſelbſt diejenigen, in welchen ſolche Gemüthserſchütterungen vorgegangen ſind, die ſie auch zuverſichtlich für den Augenblik der Bekehrung hielten, doch hernach gemeiniglich wieder in ſolche Leerheit und Ungewißheit verſinken, daß ihnen der Werth jener Augenblikke wieder völlig zweifelhaft wird, ſo daß auch bei ihnen die Feſtigkeit des Herzens doch eigentlich nur allmählig entſteht. Daher dem Begriff des Bußkampfes keine andere Realität beigelegt werden kann, als ſofern man darunter alle die wechſelnden Zuſtände verſteht von den erſten vorbereitenden Gnadenwirkungen an bis zur unwandelbaren Feſtigkeit des Herzens; wie ſehr aber die einzelnen Schwingungen während dieſer Zeit von einander differiren, ſo wie auch in welchen kürzeren oder längeren Zeitraum ſie zuſammengedrängt ſind, dies bleibt etwas völlig unbeſtimmbares. Endlich muß man auch in der Reue ſelbſt unterſcheiden den Schmerz als die ſinnlichere Seite und die Mißbilligung, welche auch nicht bloß Urtheil iſt ſondern Gefühl, als die geiſtigere, welche beide in ſehr verſchiedenem Verhältniß mit einander verbunden ſein können, ſo daß in einem Menſchen, welcher ſchon geübt iſt alle ſinnlichen Empfindungen zu mäßigen, die tiefſte und ernſteſte Mißbilligung ſein kann, ohne daß der Schmerz in dem gleichen Verhältniß ſtehe. Ja auf der einen Seite iſt zu beſorgen, wenn die Heftigkeit des Schmerzes dem ganzen Zuſtand ein überwiegend ſinnliches Gepräge giebt, daß die Reue ſelbſt noch nicht lauter und auch in ihren innerſten Triebfedern von aller ſinnlichen Beimiſchung noch nicht frei ſei, und demnach nicht geeignet den vollkommnen Glauben nach ſich zu ziehen. Und auf der andern, je öfter und ſtärker ſchon ſolche unvollkommne Reue vor der Bekehrung eingetreten iſt, deſto leichter kann auch in der eigentlichen Buße das Verhältniß der Mißbilligung und des Schmerzes ſich ändern, ſo daß nur eine Erinnerung an das frühere Leid, alſo nur ein Schattenbild des eigentlichen Schmerzes jene gänzliche Selbſtmißbilligung hervorrufe, an welche ſich der Glaube und die poſitive Seite der Sinnesänderung anſchließt. Hieraus geht ſchon zur Genüge hervor, wie unzuläßig die Zumuthung iſt, daß jeder ſolle die eigentlich entſcheidende und das neue Leben beginnende Wirkung der Gnade von den vorbereitenden an den Erſcheinungen des Bewußtſeins ſelbſt unterſcheiden können. — Das zweite aber, was feſtgeſtellt werden kann, iſt dieſes, daß da in der Gemeinſchaft mit Chriſto überhaupt auch die Theilnahme an der Seligkeit ſeines Lebens geſezt iſt, dieſe auch ſchon in dem erſten Anfang derſelben, in der Entſtehung des Glaubens um ſo mehr muß enthalten ſein, als dabei auch in der Sündenvergebung die Befreiung von allem vorigen Leid gegeben iſt. Da nun die beiden Momente der Bekehrung auch ganz nahe zuſammenrükken können und in der vollendeten Reue der Schmerz bisweilen nur wenig hervortritt: ſo iſt auch ein gar verſchiedenes Verhältniß möglich zwiſchen dem Schmerz in der Buße und der Freude in dem Bewußtſein der Sündenvergebung und der erlangten Kindſchaft; und wenn nun zu einem ſchwachen Schmerz ein herrlicheres Hervorſtrahlen der Freude ſich ganz nahe geſellt, ſo kann jener dadurch ganz verdunkelt werden. Wie es alſo Geſtaltungen der Bekehrung giebt, die am meiſten als eine glükliche Rettung aus der Verzweiflung erſcheinen: ſo auch ſolche, in welchen von einem Bußkampf gar nichts vorkommt, ſondern die wie eine reine Beſeeligung von oben herab empfunden werden. — Eben ſo wenig nun wie von Seiten der Buße iſt auch von Seiten des Glaubens der erſte Urſprung mit Sicherheit nachzuweiſen. Denn auch ſchon die Annäherung an denſelben muß einen Einfluß auf die Handlungsweiſe haben, welche von den erſten Zeichen der Heiligung um ſo weniger mit Sicherheit zu unterſcheiden iſt, als auch das wirkliche Leben Chriſti in uns nach den Geſezen der organiſchen Natur anfangs nur in ſchwachen und unterbrochenen Regungen ſich verkündigt, und erſt allmählig eine zuſammenhängende Thätigkeit ſich daraus bildet. Mit Recht hat daher auch deshalb der Erlöſer die entſcheidende Wirkung der göttlichen Gnade eine neue Geburt genannt *), weil ſie wie die Geburt zum irdiſchen Leben ſelbſt, einmal nichts völlig urſprüngliches iſt, ſondern ein verborgenes Leben

---

*) Joh. 3, 3. flgd.

ihr ſchon vorangeht, dann aber auch weil ſie wie jene für den Neugebohrnen nothwendig etwas unbewußtes iſt, und er ſich nur allmählig mit ſeiner perſönlichen Selbſtändigkeit in ſeiner neuen Welt findet. Bei dieſem von dem Erlöſer ſelbſt aufgeſtellten Bilde muß man ſtehen bleiben, und ſich dabei beruhigen, daß weder Andere noch wir ſelbſt den Anfang unſers neuen Lebens anzugeben vermögen, und daß er überhaupt der Zeit nach eben ſo wenig zu beſtimmen iſt als dem Raum nach der Anfangspunkt des Windes *).

3) Wenn jedoch mehrere Lehrer ſowol der engliſchen als der neuern deutſchen Kirche zu behaupten ſcheinen, daß die hier behandelten Begriffe der Rechtfertigung und Bekehrung überall nur mit Unrecht auf diejenigen angewendet würden, welche innerhalb der chriſtlichen Kirche geboren und ſchon als Kinder in dieſelbe aufgenommen wären, indem dieſe ſchon von vorne herein ſich in der Gemeinſchaft des Lebens Chriſti und nicht in dem Geſammtleben der Sünde befänden, auch ſchon durch die Taufe wären der Wiedergeburt theilhaftig worden: ſo verweigert das bisher auseinander geſezte die Zuſtimmung hiezu. Denn was den Nuzen unſerer Kindertaufe betrifft: ſo kann davon erſt unten gehandelt werden. Abgeſehen aber von ihr iſt deutlich, daß an und für ſich alles was oben **) als Urſache von der Erzeugung der Sünde in dem Menſchen angegeben worden, ſich eben ſowol bei den in der chriſtlichen Kirche Gebornen findet als bei allen übrigen, und daß alſo auch jenen die Neigung einwohnt, das göttliche, welches allerdings von der chriſtlichen Gemeinſchaft aus nothwendig auf ſie einwirkt, in das Gebiet

---

*) Joh. 3, 8.

**) Vgl. §. 88—90.

des ſinnlichen herabzuziehen. Man kann daher füglich ſagen, daß ſich in jedem chriſtlichen Kinde beides, ſowohl die heidniſche d. h. die leichtſinnig frevelnde als auch die jüdiſche d. h. die trübſinnig ängſtliche Verſinnlichung des göttlichen nur in anderem Verhältniß in jedem, von ſelbſt entwikkelt, und daß alſo jedes eben ſo ſehr als die gebohrenen Unchriſten einer Bekehrung bedarf. Der einzige Unterſchied ſcheint alſo nur der zu ſein, daß es bei jedem Unchriſten zufällig iſt, ob der Ruf des Evangelii an ihn gelangt, die in der Kirche Gebohrenen aber ſchon dadurch ein Gegenſtand der göttlichen Gnade ſind, und in einem geordneten Zuſammenhange mit den Wirkungen derſelben ſtehen. Allein die hier bemerklich gemachte natürliche Ordnung in der Wirkſamkeit der göttlichen Gnade, der Unterſchied zwiſchen der vorbereitenden und belebenden wird hiedurch keinesweges aufgehoben, wo aber dieſe Ordnung iſt, da iſt auch eine Bekehrung. — Eben ſo wenig findet jene Behauptung einen hinreichenden Vorſchub in unſern Bekenntnißſchriften, ſondern höchſtens iſt dieſer ſcheinbar, im Grunde aber ſtimmen ſie mit dem hier geſagten überein, indem ſie theils den Artikel von der Bekehrung ſo behandeln, daß dabei von keinem Unterſchiede zwiſchen Chriſten und Unchriſten Erwähnung geſchieht *), theils der Taufe ausdrüklich nur den Anfang der göttlichen Gnadenwirkungen zuſchreiben **). Andere Stellen ſcheinen ſich freilich jener Behauptung mehr zu nähern *); allein wenn man bedenkt, wie ſie von der Taufe die Wiedergeburt nicht trennen, und anderwärts ſagen, daß in dieſer uns der h. Geiſt zum Verſtändniß der göttlichen Geheimniſſe erleuchte **), und daß mit der Wiedergeburt die Heiligung beginne ***), ſo ſieht man wol, daß ſie eigentlich nur von der urſprünglichen Taufe reden, und nur Anhangs und gleichſam Erlaubnißweiſe von der Kindertaufe. Und gewiß iſt nirgends in den Schriften dieſer Kirchen etwas mehreres gemeint als was auch Calvin †) über dieſen Gegenſtand ſagt: welches auch wol deutlich genug mit dem oben geſagten übereinſtimmt, indem etwas anderes unter dem Samen der Buße und des Glaubens nicht kann verſtanden werden.

---

*) Man ſehe in der Apol. Conf. die ganze Behandlung der Begriffe poenitentia, confessio, satisfactio.

**) Apol. Conf. I. Semper ita scripsit Lutherus, quod Baptismus tollat reatum peccati originalis, etiamsi materiale ut isti vocant, peccati maneat, videlicet concupiscentia. Addidit etiam de materiali, quod spiritus sanctus datus per baptismum incipit mortificare concupiscentiam et novos motus creat in homine. p. [illegible], ed. Lok. [illegible] Art. IV. Igitur necesse est baptizare parvulos, ut applicetur eis promissio salutis. p. 266.

Zuſaz 1. Wenn wir nun, was §. 129. von der göttlichen Thätigkeit in der Wiedergeburt und §. 130. von dem Zuſtande des Menſchen in derſelben geſagt iſt, zuſammenſtellen: ſo können wir zunächſt einen Grund legen zur Beantwortung der Frage, Wie denn die göttliche Thätigkeit, um dieſen Zuſtand hervorzurufen, geartet ſei, und auf welche Weiſe er entſtehe? Denn wenn ſchon deshalb, weil die Wiedergeburt darin beſteht, daß wir in die Einheit des Lebens Chriſti aufgenommen werden, keine Veranlaſſung iſt zu glauben, daß die göttliche Thätigkeit, welche dies bewirkt, von dem was das Göttliche in Chriſto während ſeines irdiſchen Lebens bewirkte, geſchieden ſei und unabhängig: ſondern vielmehr die größte Urſache vorauszuſezen, daß jene von dieſer ausgehe und beide weſentlich identiſch ſeien: ſo ſind wir auch außerdem noch durch das bisherige hinreichend beſtimmt, unſere Bekehrung und unſern Glauben nicht für etwas anderes zu erklären als beides in den erſten Jüngern, alſo auch die Art wie beides göttlich gewirkt wird, in allen Fällen für eine und dieſelbe zu erklären. In den erſten Jüngern nun wurde beides gewirkt durch das Wort im weiteren Sinne, d. h. durch die geſammte prophetiſche Thätigkeit Chriſti; alſo wird auch fortgehend Bekehrung und Glaube nur auf dieſelbe Weiſe bewirkt werden können durch die göttliche Kraft des Wortes, den Ausdruk in demſelben Umfang verſtanden, und ſofern es von denjenigen ausgehend, welche mit Chriſto ſchon geeiniget ſind, doch wirklich und weſentlich das ſeinige iſt. Dies behaupten auch die meiſten unſerer Bekenntnißſchriften auf eine beſtimmte und ganz ausſchließende Weiſe *), und wenn Andere ſich weniger ausſchließend

---

*) Expos. simpl. c. XX. Gallic. Conf. XXXV.

**) Expos. simpl. c. IX.

***) Gall. Conf. l. c. Daſſelbe gilt auch von Angl. Conf. a. XVI. u. XXVII.

†) Inst. IV. 16, 20. Baptizantur in futuram poenitentiam et fidem, quae etsi nondum in illis formatae sunt, arcana tamen spiritus operatione utriusque semen in illis latet.

---

*) Aug. Conf. V. Ut hanc fidem consequamur institutum est ministerium docendi evangelii . . nam per verbum et sacramenta tanquam per instrumenta donatur spiritus sanctus, qui fidem efficit . . in iis qui audiunt evangelium. — Damnant qui sentiunt, spiritum sanctum contingere sine verbo externo hominibus. — Art. Smalc. VII. Constanter tenendum est, Deum nemini spiritum vel gratiam suam largiri nisi per verbum et cum verbo externo et praecedente, ut ita praemuniamus nos contra Enthusiastas, qui iactitant se ante verbum et sine verbo spiritum habere. — Expos. simpl. XIV. Per poenitentiam autem intelligimus mentis in homine peccatore resipiscentiam verbo Evangelii et spiritu sancto excitatam. — ibid. XVI. Haec autem fides merum est Dei donum.

zu erklären ſcheinen *), ſo wird in dieſen leztern auf Ausnahmen Rükſicht genommen, welche genauer betrachtet doch nur ſcheinbare ſind. Denn wenn das Wort ſelbſt nur genug von dem öffentlichen Dienſt deſſelben unterſchieden wird: ſo zeigt ſich ſchon, daß nicht alles was von dieſem unabhängig erſcheint, es auch von jenem iſt; und dieſes berükſichtiget läßt ſich wohl dreiſt behaupten, daß kein Beiſpiel aufgeſtellt werden könne von einer Bekehrung ohne Vermittelung des Wortes. Theils auch ſcheint dieſe Beſorgniß zum Grunde zu liegen, daß man die göttliche Allmacht durch eine ſolche ſtreng ausſchießende Behauptung könne zu beſchränken ſcheinen. Dieſe aber iſt ganz ungegründet; denn es zeigt ſich grade die Allmacht des Wortes darin, wenn an allen Gläubigen das Geſchäft der Bekehrung durch die Kraft deſſelben vollführt wird. Sonſt müßten wir auch das Wunder der Sendung Chriſti, welcher auf

---

quod solus Deus donat, et quidem per spiritum sanctum mediante praedicatione Evangelii — Gall. Conf. XXV. Credimus quoniam non nisi per Evangelium fimus Christi compotes. — Belg. Conf. XXIV. Credimus hanc fidem per auditum verbi Dei et Sp. s. operationem homini insitam eum regenerare novumque hominem efficere.

*) Expos. simpl. I. Quanquam enim nemo veniat ad Christum nisi trahatur a patre ac intus illuminetur per spir. s. scimus tamen Deum omnino velle praedicari verbum Dei etiam foris. — Agnoscimus interim Deum illuminare posse homines etiam sine externo ministerio quos et quando velit, id quod eius potentiae est. Nos autem loquimur de usitata ratione instituendi homines. — Helv. Conf. XIV. Quae (ecclesia) quidem cum solius Dei oculis sit nota, externis tamen quibusdam ritibus ab ipso Christo institutis et verbi Dei velut publica legitimaque disciplina non solum cernitur cognosciturque, sed ita constituitur, ut in hanc sine his nemo nisi singulari Dei privilegio censeatur.

die Bekehrung nicht anders als durch das Wort wirken konnte, wieder für unzureichend halten, und auch darin nicht die Allmacht Gottes ſich offenbarend, wenn Einige nöthig hätten, anders als durch daſſelbe bekehrt zu werden; und wiederum, wenn es möglich iſt, daß Einigen Chriſtus ohne das Wort unmittelbar innerlich kann offenbart werden, ſo hätte eben dieſes Allen geſchehen können, und die Erſcheinung Chriſti wäre überflüßig. Eben dies iſt der eigentliche Grund dieſer kräftigen, auf die ganze apoſtoliſche Praxis und auf das ausdrückliche Zeugniß der Schrift *) gegründeten Behauptung: nicht etwa nur die Abſicht uns gegen die Schwärmer ſicher zu ſtellen. Vielmehr können wir nur durch dieſen Saz erſt die Gefährlichkeit der Schwärmerei über dieſen Punkt einſehen. Denn wenn Gnadenwirkungen Gottes zur Bekehrung angenommen werden können, welche an den geſchichtlichen Zuſammenhang mit der perſönlichen Wirkſamkeit Chriſti gar nicht gebunden ſind: ſo müßen wir die göttliche Gnade auch ganz von Chriſto löſen, weil wir das Göttliche und das Geſchichtliche in ihm gar nicht trennen können, und außer dem geſchichtlichen Zuſammenhange gar keine Gewährleiſtung haben, daß irgend etwas von Chriſto ausgegangen und alſo chriſtlich ſey. Daher jede Behauptung, welche hier dem Worte ſein ausſchließendes Recht nimmt, auch nicht nur auf der einen Seite alle Grenzen verrükt, ſo daß jeder alles mit unbeſchränkter Willkühr für chriſtlich und von Chriſto ausgegangen ausgeben kann: ſondern auf der andern auch alle Gemeinſchaft aufhebt, indem wenn jeder Begnadigte ein rein innerlich und urſprünglich erleuchteter iſt, er auch

---

*) Röm. 10, 17. Tit. 1, 3.

ein vollkommen in ſich abgeſchloſſener ſein muß, zu keiner Gemeinſchaft veranlaßt und keiner bedürftig. — Bleiben wir nun bei unſerer kirchlichen Behauptung ſtehen: ſo iſt auch gar kein Grund die jeder menſchlichen fortpflanzenden Mittheilung des Wortes deshalb, weil es das Wort Chriſti iſt, einwohnende göttliche Kraft von der rechtfertigenden göttlichen Thätigkeit noch zu unterſcheiden, ſondern wir müſſen beide dergeſtalt für daſſelbe erklären, daß wir ſagen, So wie das ganze menſchliche Geſchlecht erlöſet iſt durch die geſammte profetiſche Thätigkeit Chriſti ſofern ſie zugleich hohenprieſterlich iſt: ſo wird auch jeder Einzelne dadurch gerechtfertiget, daß die profetiſche Thätigkeit Chriſti ſich ſo lange auf ihn richtet, bis ſie von ihm zugleich mit ihrem hohenprieſterlichen Charakter auf und angenommen wird. Die göttliche Gnadenwirkung in der Wiedergeburt alſo iſt übernatürlich eben ſofern ſie auf der Verbindung der Gottheit mit der menſchlichen Natur in Chriſto beruht und von dieſer ausgeht; aber ſie iſt geſchichtlich und geſchichtbildend, alſo natürlich, ſofern ſie an das geſchichtliche Leben Chriſti gebunden iſt, und ſofern jede ein neues Einzelleben begründende Thätigkeit derſelben auch ihr Werk an den geſchichtlichen Zuſammenhang aller Wirkungen Chriſti anknüpft.

Zuſaz 2. Eben ſo ſezt uns die Zuſammenſtellung der lezten beiden Säze in den Stand die Vorſtellung von der Leidentlichkeit des Menſchen ſelbſt in der Wiedergeburt uns näher zu beſtimmen. Denn offenbar in demſelben Sinn, in welchem nur Gott Sünde vergiebt und an Kindesſtatt annimmt, und alſo, weil Declaration und Cauſalität ſich in Gott gar nicht trennen laſſen, auch Bekehrung und Glauben als wirkliches Ende des alten und wirklicher Anfang des neuen Lebens nur von Gott gewirkt ſind, in demſelben Sinne kann auch der Menſch in ſeiner eignen Bekehrung ſich nur in einem leidenden Zuſtande befinden. Und eben ſo iſt einleuchtend, daß wenn die Bekehrung wirklich der Anfang einer höheren geiſtigen Lebensentwiklung iſt, welche nur von Chriſto mitgetheilt werden kann, weil ſie nur in ihm urſprünglich gegeben war, dieſe nirgends und auf keine Weiſe aus der niedern Lebensſtufe des zu Bekehrenden ſelbſt oder Anderer die ihm gleich ſind hervorgehen kann, und alſo an eine Urſächlichkeit des Menſchen nicht zu denken iſt. Auf der andern Seite, da der Menſch nach der Bekehrung in der Gemeinſchaft Chriſti ſelbſtthätig iſt, und da er auch vor der Bekehrung ſchon, wenngleich in dem Geſammtleben der Sünde begriffen, doch als ſinnlich vernünftiges Einzelweſen ſelbſtthätig war, und in einem lebendigen überhaupt kein abſolutes Leiden ſtatt findet, ſondern in einem jeden ganzen Augenblik auch Selbſtthätigkeit geſezt iſt: ſo iſt die zwiefache Frage nicht zu umgehen, ob zwiſchen der göttlichen Thätigkeit in der Wiedergeburt und des Wiedergebohrenen Selbſtthätigkeit in der Gemeinſchaft Chriſti irgend ein Zwiſchenraum gedacht werden könne, und wie ſich das in dem Augenblik der Bekehrung vorhandene natürliche Thun des Menſchen zu der die Sinnesänderung und den Glauben in ihm hervorbringenden göttlichen Thätigkeit verhalte. Unmittelbar gehört freilich dieſe Frage nicht mehr zur Entwiklung des frommen Bewußtſeins von der göttlichen Gnade, welches vollſtändig ausgeſprochen iſt, wenn wir ſagen, daß ohne den Glauben oder die lebendige Ueberzeugung von unſerm Aufgenommenſein in die Gemeinſchaft Chriſti auch die chriſtliche Selbſtthätigkeit nicht in uns ſein würde *),

---

*) Fides fit in homine, sine qua illa (bona opera) a nullo fiunt homine. August. Ep. CV.

jenes aber nicht von uns ſelbſt hervorgebracht, ſondern göttlich gewirkt iſt; und jemehr wir geſtehen müſſen, daß wir den Augenblik der Bekehrung niemals als ſolchen in einem beſtimmten Bewußtſein fixiren können, um deſto weniger darf man uns zumuthen in die inneren Verhältniſſe deſſelben einzudringen. Allein als eine Frage der zweiten Ordnung, welche über den Augenblik der Bekehrung nicht an ſich aber in ſeinem Verhältniß zu dem früheren und ſpäteren Licht verbreiten ſoll, muß ſie hier ihre Stelle finden.

Sehen wir nun auf das natürliche im Augenblik der Bekehrung vorhandene Thun des Menſchen: ſo kann es ſich zu der göttlichen Gnadenwirkung möglicherweiſe nur verhalten, entweder als Widerſtand oder als Mitwirkung. Als Mitwirkung aber können wir es unmöglich betrachten. Denn was in ihm ſchon durch die zuvorkommende Gnade geſezt iſt, das iſt doch ſelbſt ein Theil der göttlichen Gnadenwirkung *), und gehört nicht ihm zu; und was rein aus ſeinem eignen Innern hervorgeht, könnte nur in ſo fern Mitwirkung ſein, als die Wirkſamkeit der göttlichen Gnade durch dieſe eignen Regungen wirklich bedingt wäre. Nun iſt eine ſolche Bedingtheit nicht abzuläugnen, wenn feſtſteht,

---

*) Ex his consequitur, quam primum Sp. s. per verbum et sacramenta opus suum regenerationis et renovationis in nobis inchoavit, quod revera tunc per virtutem Sp. s. cooperari possimus ac debeamus. — Hoc vero ipsum non ex nostris carnalibus et naturalibus viribus est, sed ex novis illis viribus ac donis quae Sp. s. in nobis in conversione inchoavit. Sol. decl. p. 674. Dieſes iſt zwar eigentlich von der Zeit nach der Bekehrung geſagt; aber es leidet natürlich noch mehr ſeine Anwendung auf die Zeit vorher. Wie auch hernach p. 681. ausdrüklich geſagt wird hominem exseipso aut naturalibus suis viribus non posse aliquid conferre vel adiumentum afferre ad suam conversionem.

daß die göttliche Thätigkeit zur Wiedergeburt durch das Wort vermittelt iſt. Denn das Wort kann dieſe Vermittelung nur leiſten, ſofern es in die Seelen der Menſchen aufgenommen wird, und hier iſt erforderlich die Thätigkeit ſeiner Sinneswerkzeuge ſowol als der Functionen ſeines Bewußtſeins. Daher auch mit Recht die Fähigkeit zu dieſer Auffaſſung, auch ſofern die Thätigkeit aller jener Functionen von dem freien Willen des Menſchen abhängt, ihm in ſeinem natürlichen Zuſtande beigelegt werden muß *), und in dieſem Sinne niemals geſagt werden kann, daß ſich der Menſch in der Bekehrung nicht anders als ein todtes Weſen verhalte **). Allein dazu daß das göttliche Wort, wenn es aufgenommen iſt, ſeinen Zwek bei ihm erreiche, kann keine natürliche Mitwirkung des Menſchen zugegeben werden, ohne dem bisher auseinandergeſezten zu widerſprechen. Nun wäre aber auch der die Aufnahme des göttlichen Wortes begleitende Beifall, ſofern er auf das weſentliche und eigenthümliche deſſelben gerichtet iſt, ſchon eine ſolche Mitwirkung, und auch dieſer iſt daher nur den vorgängigen Gnadenwirkungen zuzuſchreiben. Wollte man hingegen die natürliche Thätigkeit des Menſchen, ſofern ſie ſich auf die göttliche in der Bekehrung beziehen kann, als einen Widerſtand gegen dieſelbe anſehn: ſo iſt nicht zu läugnen, daß im Gegenſaz gegen den Beifall als das Minimum von Mitwirkung nicht nur das Mißfallen ſchon ein Widerſtand iſt, ſondern auch die Gleichgültigkeit, weil nämlich dadurch die Aufmerkſamkeit bis zum Verſchwinden abnehmen muß, alſo die

---

*) In eiusmodi enim externis rebus homo adhuc etiam post lapsum aliquo modo liberum arbitrium habet, ut - - verbum Dei audire vel non audire possit. ibid. p. 671.

**) - - nec plus quam lapis truncus, aut limus. ibid. p. 661.

Auffaſſung gehemmt wird. Eben ſo unläugbar aber iſt auch, daß wenn während eines ſolchen Zuſtandes die Bekehrung dennoch zu Stande käme, ſie wenigſtens nicht durch das ſo aufgenommene Wort vermittelt ſein könnte, welches wiederum gegen die Vorausſezung wäre. Sonach würde keine andere Antwort möglich ſein, als daß das während der Bekehrung nothwendig vorhandene Thun des Menſchen mit dieſer göttlichen Thätigkeit in gar keiner Beziehung ſtehe. Denn noch etwas anderes zwiſchen dieſer Beziehungsloſigkeit und der Mitwirkung auf der einen Seite oder dem Widerſtand auf der andern iſt nicht zu denken. Demohnerachtet gibt dieſe Annahme keine völlige Befriedigung, weil nicht nur im allgemeinen der Geſammtzuſtand des Menſchen in keinem Augenblik bloßes Leiden ſein kann, ſondern auch jedes einzelne, was zum Geſammtzuſtand eines Augenbliks beiträgt, muß eine Selbſtthätigkeit in ſich ſchließen, alſo auch das Aufgenommenwerden der göttlichen Gnadenwirkung in die innerſte Lebenseinheit iſt ohne eine ſolche nicht zu denken; und es bleibt alſo die Aufgabe eine ſolche zu finden, die aber doch keine Mitwirkung ſei, oder, was daſſelbe ſein wird, den Gegenſaz zwiſchen Mitwirkung und bloßer Leidentlichkeit zu vermitteln und in einen fließenden zu verwandeln. — Betrachten wir nun die andre vorgelegte Frage: ſo iſt klar, daß da das göttliche Leben des Erlöſers überhaupt nur Thätigkeit iſt und gar nicht Leiden, wir uns auch keine Gemeinſchaft ſeines Lebens denken können, welche bloßes Leiden ſei; und daß alſo genau genommen die Selbſtthätigkeit des Gläubigen in dieſer Gemeinſchaft mit dem Aufgenommenſein in dieſelbe zugleich und ohne allen Zwiſchenraum geſezt ſei, ſo daß man ſagen muß, daß die rechtfertigende göttliche Thätigkeit nichts anderes ſei, als das Hervorrufen dieſer mit Chriſto geeinigten Selbſtthätigkeit. Auch von dieſer Seite alſo entſteht die Aufgabe Leidentlichkeit des Menſchen, welche nothwendig geſezt iſt, wenn eine ausſchließende göttliche Thätigkeit geſezt ſein ſoll, mit der Selbſtthätigkeit durch ein Zwiſchenglied zu vermitteln, welches doch als bedingende Mitwirkung nicht könne angeſehen werden. Dieſes nun kann geſchehen, wenn man der Selbſtthätigkeit (Spontaneität) ſtatt der bloßen Leidentlichkeit, die in dem Gebiete des Lebens zumal des geiſtigen gar nicht ſtattfinden kann, entgegenſezt die Empfänglichkeit (Receptivität) d. h. die Fähigkeit durch eine lebendige Kraft zu beſtimmten Lebensthätigkeiten aufgeregt zu werden. Nur wenn man dieſe Empfänglichkeit doch wieder theilt in eine thätige und in eine leidende, und für unſern Fall nur die leidende will gelten laſſen *), ſo geht dadurch das unterſcheidende des Begriffs wieder verloren. Wir werden vielmehr ſagen müſſen, der Zuſtand des Menſchen in der Bekehrung ſei der einer lebendigen Empfänglichkeit, ſo wie der Zuſtand nach der Bekehrung der einer belebten Selbſtthätigkeit. Jedes Geſteigertwerden dieſer Empfänglichkeit iſt das Werk der vorbereitenden göttlichen Gnade, ſo wie die Verwandlung derſelben in Selbſtthätigkeit nur der wirkſamen Gnade angehört. Indem aber die Empfänglichkeit als eine lebendige, und als eine ſolche die, wenngleich nur durch die Ausſtrömungen des Lebens Chriſti, in Selbſtthätigkeit verwandelt werden kann, allen auch den vorbereitenden göttlichen Gnadenwirkungen vorangehn muß: ſo bleibt auf die Frage, worin denn nun das Leben dieſer urſprünglichen Empfänglichkeit für die gött-

---

*) S. u. a. Gerhard loc. T. V. p. 113.

göttliche Gnade, wodurch ſie ſich von der bloßen Leidentlichkeit unterſcheidet *); beſtehe, keine andere Antwort, als ſie beſtehe in dem wenn auch noch ſo ſehr an die Grenze der Bewußtloſigkeit zurükgedrängten doch nie vollkommen erloſchnen Verlangen nach der die urſprüngliche Vollkommenheit des Menſchen conſtituirenden Gemeinſchaft mit Gott. Denn das bloße Verlangen iſt keine That, ſondern nur das Vorgefühl der unter Vorausſezung einer Aufregung von außen möglichen That; alſo iſt mit dieſem Verlangen nichts geſezt, was unſer chriſtliches Bewußtſein ausſchließlich der göttlichen Gnade zuſchreibt **), ſondern nur das, was bei jedem Minimum von Unluſt an der Sündhaftigkeit nothwendig zum Grunde liegt. Vielmehr iſt dieſes Verlangen der in dem menſchlichen Geſchlecht unaustilgbare Reſt jener urſprünglichen göttlichen Mittheilung die oben §. 74. beſchrieben iſt, und deren thätiges Daſein oder nicht thätiges Daſein den Gegenſaz zwiſchen Gnade und Natur conſtituirt. Ja um die Parallele zwiſchen der Menſchwerdung des Erlöſers und dem Entſtehen des göttlichen Lebens in uns recht feſtzuhalten, können wir ſagen, daß auch die Leidentlichkeit der menſchlichen Natur in jenem Akt eine ſolche lebendige Empfänglichkeit war ein weſentliches Sein Gottes unter der Form des einzelnen Lebens in ſich aufzunehmen, und daß durch die vereinigende Thätigkeit Gottes in der Menſchwerdung jene Empfänglichkeit eben ſo in perſonbildende Selbſtthätigkeit verwandelt worden iſt ***), wie dieſes Verlangen in die ein zuſammenhängendes neues Leben conſtituirende Selbſtthätigkeit durch die das Leben Chriſti mittheilende rechtfertigende Gnade in der Bekehrung verwandelt wird.

---

*) Vergl. §. 91, 2.

**) Vergl. §. 80, 1.

***) Vergl. §. 110.

Zweites Lehrſtük.

Von dem Leben des Erlöſten in der Gemeinſchaft mit Chriſto, oder von der Heiligung.

131.

Durch die Aufnahme in die Kindſchaft Gottes entſteht in dem Wiedergebohrnen eine neue Kraft, welche ſich immer mehr alle ſeine Thätigkeiten aneignet um ein der Unſündlichkeit und Seligkeit Chriſti verwandtes Leben zu bilden, und das Wachsthum dieſes Lebens iſt der Stand der Heiligung.

Anm. a. Es liegt wol ſchon in dem Zuſammenhange, daß dieſe in dem Wiedergebohrnen entſtehende Kraft niemals ein Losreißen von der Gemeinſchaft mit Chriſto bewirken könne, um etwa ein ſolches Leben ohne ihn für ſich allein zu führen; denn da ſie nur durch die Beziehung auf ihn entſtanden iſt, ſo müßte ſie auch durch das Losreißen von ihm verſchwinden, und alſo ſich ſelbſt vernichten. — Eben ſo auch, daß wenn ein ſolches Losreißen in dem Wiedergebohrnen anders wie begründet entſtände, auch dieſe Kraft in ihm nicht länger fortbeſtehen könnte, vielmehr alle Handlungen eines ſolchen, nur jenen anderweitigen Motiven, welche das Losreißen bewirkt hatten, müßten zugeſchrieben werden. So daß die Heiligung in dem angegebenen Sinne durchaus auf die Lebensgemeinſchaft mit Chriſto beſchränkt bleibe *).

b. Da der zur Bezeichnung dieſes Zuſtandes hergebrachte Ausdruk von dem an ſich ziemlich unbeſtimmten und durch auſeinandergehende Erklärungen noch verwikkelter gewordenen Begriff des heiligen abhängt: ſo bedarf die Beibehaltung deſſelben in der didaktiſchen Sprache ohnerachtet ſeiner Schriftmäßigkeit doch vielleicht noch einer beſondern Rechtfertigung. Es iſt aber dabei vorzüglich auf zwei Momente zu ſehen. Zuerſt auf den Gebrauch des Wortes von demjenigen, was auf eine beſondere am meiſten auf Gott ſich beziehende Weiſe von allem übrigen abgeſondert iſt, von welchem Gebrauch die Schriften des alten Bundes voll ſind. Sofern nun der Menſch in dem neuen Leben ſich von der Gemeinſchaft der Sünde immer mehr dadurch abſondert, daß alle ſeine Thätigkeiten durch das ihm mit Chriſto einwohnende Gottesbewußtſein beſtimmt werden, iſt es in dieſem Sinne eine Heiligung. Zweitens iſt aber auch zu ſehen auf das was oben *) von der Heiligkeit als göttlicher Eigenſchaft geſagt iſt. Denn indem wir im Stande der Heiligung immermehr aufhören Urheber der Sünde zu ſein, und ſie immer mehr als etwas nur außer uns geſeztes und auch in unſerem eigenen Bewußtſein nicht vorkommendes erſcheint, ja das ganze Leben des Chriſten immer mehr in Andern das vielleicht ſchlummernde Gewiſſen erwekt und ſchärft: ſo iſt dieſer Zuſtand offenbar eine Annäherung an die göttliche Heiligkeit **).

---

*) Joh. 15, 5. 6.

1) Wenn ſchon vor der Wiedergeburt die göttliche Gnade zuvorkommend und vorbereitend auf den Menſchen wirkt, ſo iſt keinesweges nöthig dieſe Wirkungen, um ſie von denen der wirkſamen göttlichen Gnade zu unterſcheiden, nur auf Gedanken und Gefühlserregungen zu beſchränken, ſondern auch in Handlungen kann jene Wirkſamkeit ſich zeigen; ja ſie muß es ſogar indem es nicht möglich iſt, daß nicht Gedanken und Gefühlserregungen auf die Beſchaffenheit gleichzeitiger Handlungen, verſchieden freilich nach dem Grade der Verwandſchaft, einen Einfluß äußern ſollten. Allein der Impuls zu dieſen Handlungen kommt immer nur von

---

*) §. 105. **) 1 Petr. 1, 15.

außen, und bleibt nur ſo lange wirkſam, als die momentane Erregung noch fortſchwingt; ſich von innen heraus reproduciren aber kann dieſer Impuls nicht, und iſt alſo auch kein inneres eignes Leben; wie man dieſes überall ſieht, wo Menſchen in Folge beſonderer Rührungen handeln, daß dieſes keine Handlungsweiſe iſt, vielmehr, was ſie ſo gethan, ihnen hernach fremd erſcheint. Ja es iſt möglich, daß ſogar bei öfterer Wiederkehr gleichartiger Einwirkungen die thätigen Reſultate derſelben durch die Wiederholung erleichtert werden und ſich zu Gewohnheiten bilden, ohne daß dennoch eine innere Kraft ſie hervorzubringen gebildet ſei; ſondern die Handlungsweiſe hat dennoch ihren Grund immer noch außer dem Handelnden. Am beſten iſt dies anzuſchauen an einem Beiſpiel deſſen ſich die Schrift ſelbſt bildlich bedient *), nämlich dem Verhältniß der Fremdlinge zu den Eingebohrnen eines Volkes. Denn die lezteren bilden die Sitte und das Recht vermöge des ihnen gemeinſam einwohnenden eigenthümlichen Sinnes alſo aus innerer Kraft, deren verſchiedene Entwiklungsſtufen durch die von innen heraus in dem Recht und der Sitte vorgehenden Veränderungen bezeichnet werden. Die Fremdlinge hingegen haben an der Bildung beider keinen Theil, weil ſie dieſelbe bildende Kraft nicht in ſich tragen; demohnerachtet aber können ſie ſich mehr und mehr in die ihnen fremde Sitte hineingewöhnen, ohne daß dies jedoch einen andern Grund hätte, als die ſich unabläßig erneuernden Einflüſſe des ſie umgebenden Geſammtlebens. Eben ſo können Handlungen, welche in den Wiedergebohrnen allerdings aus jener neuen Kraft herſtammen, denen,

---

*) Epheſ. 2, 19.

welche im Umfang der chriſtlichen Gemeinſchaft leben und von derſelben vorbereitende Gnadenwirkungen wiederholt empfangen, allmählig zur Gewohnheit werden, ohne daß jedoch die Kraft dazu in ihnen ſelbſt gegründet wäre. Wie nun Fremdlinge ſich der fremden Sitte leicht wieder entwöhnen, wenn ſie in die Heimath zurükkehren: ſo verlieren ſich Handlungsweiſen, welche nur Wirkungen der vorbereiteten Gnade waren auch leicht wieder, wenn dieſe Einwirkungen aufhören: wo aber eine Wiedergeburt wirklich erfolgt iſt, da iſt eine ſelbſtändige innere Kraft gegründet, ſo wie der eigenthümliche Geiſt eines Volkes in jedem vollbürtigen Mitgliede deſſelben wohnt. Und wenn wir uns unſrer ſelbſt wirklich als Erlöſter bewußt ſind: ſo ſagt dieſes Selbſtbewußtſein den Beſiz einer ſolchen Kraft, aber als von Chriſto abgeleitet, weſentlich aus. — Daſſelbe erhellt auch wenn wir die Sache aus dem oben *) angegebenen Geſichtspunkte betrachten. Denn wie die Vereinigungsthat der göttlichen Natur mit der menſchlichen in Chriſto nichts geweſen wäre als ein erfolgloſer Augenblik, wenn ſie nicht einen beharrlichen Zuſtand lebendigen Vereintſeins hervorgebracht hätte, in welchem die menſchliche Natur, ſo wie ſie ſich auf ihre Weiſe entwikkelte, dem Dienſt der göttlichen Kraft gewidmet wurde, und ſich in allen ihren Verrichtungen als ein Werkzeug derſelben bewies. Eben ſo wäre auch die von der göttlichen Kraft in Chriſto ausgehende den Einzelnen mit ihm in der Wiedergeburt lebendig vereinigende göttliche Thätigkeit nichts, und von den flüchtigſt vorübergehenden Regungen nicht zu unterſcheiden, gewiß aber nichts weniger als das Ende eines alten und der Anfang ei-

---

*) §. 147. 1.

nes neuen Lebens, wenn nicht eine ſolche Entwiklung darauf folgte, vermittelſt deren der Wiedergebohrne allmählig mit allen ſeinen Vermögen als ein ſelbſtändiges und ſeinen eignen Lebensquell *) in ſich tragendes Einzelweſen zu einem Werkzeuge Chriſti ausgebildet würde. Und wie wir uns dort gewiſſermaßen beides, Akt der Vereinigung und Zuſtand des Vereintſeins, auf einander zurükführen konnten, ſo auch hier. Denn indem während des Zuſtandes der Heiligung bei jeder Thätigkeit der Impuls von der Chriſto angehörigen Kraft ausgeht, und die Seele dieſem Impuls als ſolchem folgt: ſo iſt auch jeder Moment als ein erneuerter Vereinigungsakt einestheils ein neues Sichaufgenommenfühlen in die Gemeinſchaft Chriſti alſo ein erneuter Glaube, anderntheils auch, ſofern die Seele dem Impuls folgt ein neues Nicht für ſich, ſondern in der Gemeinſchaft mit Chriſto ſein wollen, alſo eine neue Sinnesänderung; ſofern aber in dieſem Gehorſam noch ein Widerſtand zu finden iſt, alſo eine Spur des frühern Zuſtandes: ſo iſt auch jeder Moment ein Nichtſeinwollen in dieſem mit dem Bewußtſein des Nochdarinſeins, alſo erneute Reue. Iſt aber nun der Stand der Heiligung als eine wahre Entwiklung geſezt, und iſt die Kraft des neuen Lebens wachſend, ſowol in ihrem Einfluß auf den ganzen Menſchen, als auch in ihrer ſelbſtändigen Innerlichkeit: ſo muß in jedem Moment die Reue, nicht freilich als Mißbilligung, ſondern, ſofern ſie das Bewußtſein noch der Sünde anzugehören in ſich ſchließt, als ein verſchwindendes geſezt ſein, und dagegen die Gewißheit des Glaubens, nicht zwar als Anerkennung, denn ſo lange dieſe nicht vollſtändig iſt, iſt auch keine

---

*) Joh. 4, 14.

Wiedergeburt, aber als Verſtändniß des Zuſammenhanges mit Chriſto und als Wohlgefallen an demſelben, ein zunehmendes ſein, bis zum nicht mehr unterſcheidenden des Aufnehmenden und des Aufgenommenen, welches eben der Sinn des bedeutſamen Ausdruks iſt, daß jeder Chriſt ſoll ein Chriſtus nicht ſowol ſein, als vielmehr werden.

2) Daſſelbe iſt, wenngleich auf eine etwas andre Weiſe, ausgedrükt in dem Saz, daß der Stand der Heiligung ein der Unſündlichkeit und Seligkeit Chriſti verwandtes Leben bilde. Das Leben der Gläubigen nämlich ſtammt eben ſo wie das Leben Chriſti ſelbſt aus der Vereinigung der göttlichen Natur mit der menſchlichen in ſeiner Perſon ab durch die von ihm ausgehende geiſtige Mittheilung. Da nun das Weſentliche in dem Leben Chriſti die unſündliche Vollkommenheit iſt, und die ungetrübte Seligkeit, welche leztere von der Vollkommenheit nicht zu trennen iſt: ſo muß daſſelbe auch in dem Leben der Gläubigen ſein. Weil aber jene geiſtige Mittheilung, welche mit der rechtfertigenden göttlichen Thätigkeit identiſch iſt, nicht eher dem Gläubigen wiederfährt, als bis die Sünde ſich in ſeinem Leben ſchon entwikkelt hat; und weil das in der Zeit entwikkelte auch nur auf zeitliche Weiſe durch entgegengeſeztes aufgehoben werden kann: ſo iſt mit der durch die Abſtammung begründeten Gleichheit zwiſchen Chriſto und den Gläubigen auch eine Ungleichheit geſezt, welche, ganz nach der Analogie der Verwandſchaft, in der verſchiedenen perſönlichen Beſtimmtheit ihren Grund hat. Zufolge dieſer wird nicht nur die Erwerbung der Vollkommenheit in den Gläubigen dadurch aufgehalten, daß zugleich auch der ſchon zur Gewohnheit gewordenen Sünde entgegengearbeitet werden muß;

ſondern auch, da die Sündhaftigkeit des Einzelnen zugleich vor ihm und außer ihm begründet iſt, kann die Sünde ſelbſt in ihm nie vollkommen vertilgt werden, ſondern bleibt immer nur im Verſchwinden begriffen. So daß der Stand der Heiligung nie vollendet wird, und kein Einzelner zu einer vollkomnen Lebensähnlichkeit mit Chriſto gelangt. Iſt nun dieſes eine Grenze die nicht kann überſchritten werden: ſo folgt ſchon hieraus, daß nur Chriſtus von allen übrigen auf eine beſtimmte Weiſe verſchieden iſt, unter den im Stande der Heiligung begriffenen aber kein Unterſchied als der eines mehr und minder ſtattfindet; und daher durchaus kein Grund vorhanden iſt Einige von den Andern als Heilige in einem beſondern Sinne auszuzeichnen. — Ja wenn wir gleich den Unterſchied Aller von Chriſto am beſten dadurch bezeichnen, daß bei uns die Erwerbung der Vollkommenheit die Geſtalt des Kampfes trägt gegen das, was noch von dem früheren Zuſtande übrig iſt: ſo werden wir doch noch weiter gehend ſagen müſſen, daß auch dieſer Kampf nicht eine ununterbrochene Reihe von Siegen ſein kann, alſo nicht ein gleichmäßig fortſchreitendes Zunehmen der Macht des Geiſtes und Abnehmen der Macht des Fleiſches; ſondern ſo wie der einzelne Moment nur Kampf ſein kann durch das Hervortreten einer Macht des Fleiſches, ſo auch in der Reihe der Momente ſelbſt ebenfalls ein Kampf ſein müſſe zwiſchen ſolchen in denen der Geiſt und ſolchen in denen das Fleiſch geſiegt hat. Daher denn nicht in jedem einzelnen Moment, ſondern nur indem man eine Reihe ſolcher Schwankungen zuſammenſchaut, ein ſicheres Fortſchreiten wahrgenommen werden kann. Dieſe neue und ſich noch weiter erſtrekkende Ungleichheit mit Chriſto hat ihren Grund darin, daß Chriſtus auch in ſeinem Verhältniß zu dem ihn umgebenden Geſammtleben nur ſelbſtthätig war und keine Einwirkungen erfahren konnte, durch welche ſeine Selbſtthätigkeit geſchwächt worden wäre. Bei uns aber wird durch die Einwirkungen des ſündlichen Geſammtlebens die eigne Sündhaftigkeit aufgeregt; ſo daß wenn auch die leztere an und für ſich fortwährend könnte beſchränkt werden durch die zunehmende Macht des Geiſtes, doch nicht daſſelbe gelten kann von den Verſtärkungen, welche ſie von außen erhält. Vielmehr bei dem wechſelnden Verhältniß, welches hierin ſtattfindet, indem auf die unregelmäßigſte Weiſe das einzelne Leben bald ſchwächer bald ſtärker von dem Geſammtleben ergriffen wird, könnte es nur durch ein beſonderes Wunder, nicht aber durch den natürlichen Gang der göttlichen Gnade in dem Menſchen erklärt werden, wenn das Wachsthum in der Vollkommenheit nicht unterbrochen wäre durch Siege des Fleiſches, und alſo auch die Annäherung an die Seligkeit Chriſti unterbrochen durch einzelne Momente verſtärkter Reue. Demohnerachtet aber kann hieraus nicht gefolgert werden, daß ein gleichmäßigeres und ſchnelleres Fortſchreiten zu erreichen ſei durch ein gänzliches Zurükziehen aus der Gemeinſchaft mit dem noch ſündlichen Geſammtleben, und daß alſo auch eine reinere Geſinnung und eine größere Kraft des Geiſtes in denjenigen ſei, welche ſich zu einer ſolchen Zurükziehung entſchließen. Denn in die Gemeinſchaft des Lebens Chriſti aufgenommen ſein ſchließt auch in ſich in die Gemeinſchaft ſeiner Sendung in die Welt aufgenommen ſein, welche keine ſolche Zurükziehung war; daher dieſe vielmehr als eine Trennung von Chriſto anzuſehen iſt, welche weder mit einer reineren Geſinnung verträglich iſt noch auch einen größeren Zuwachs in der

Heiligung zur Folge haben kann. Vielmehr giebt es kein anderes Mittel jenes Uebergewicht aufzuheben als die verſtärkte Gemeinſchaft mit dem in der Totalität der Gläubigen erſcheinenden Leben Chriſti ſelbſt.

132.

Die Fortſchritte in der Heiligung entſtehen aus der Thätigkeit des Glaubens durch die Liebe, die Hemmungen derſelben aber aus den Nachwirkungen des früheren Fürſichgeſeztſeins einer fleiſchlichen Perſönlichkeit.

1) Wenn auf der einen Seite durch die Wiedergeburt zwar ein neues Leben in dem Einzelnen geſezt wäre, er ſelbſt aber außer dem, was dieſes neue Leben von ſelbſt in ihm bewirkt noch etwas anderes thun müßte um es zu erhalten und zu ſtärken, als was aus dieſem von ſelbſt hervorgeht: ſo wäre er in einem unauflöslichen Streit begriffen, indem er in jedem Moment ſeines Lebens zwar ſowohl das eine als das andere thun kann, aber weil nur immer eines zugleich, eben ſo nothwendig eines oder das andere verſäumen müßte. Sofern nun die erſte Hälfte unſeres Sazes gegründet iſt, löſet er dieſe Schwierigkeit, indem er das neue Leben als aus und durch ſich ſelbſt wachſend darſtellt. Daß nun die Thätigkeit des Glaubens unmittelbar aus der Wiedergeburt hervorgeht, iſt unläugbar. Denn da auf der einen Seite die Heiligung auf die Identität mit der Wiedergeburt zurükgeführt werden kann, auf der andern Seite die göttliche Gnadenwirkung in der Wiedergeburt nichts tranſitoriſches ſein darf, ſondern etwas beharrliches, weil ſie ſonſt von denen der zuvorkommenden Gnade nicht könnte unterſchieden werden:

ſo muß ſie den hinreichenden Grund ihrer ſtetigen Erneuerung in ſich tragen. Daß ferner jeder Moment der Heiligung eine Thätigkeit des Glaubens iſt, muß eben ſo einleuchtend ſein, da das Thätige darin die urſprünglich aufnehmende und uns mit ſich vereinigende Kraft Chriſti iſt, das mit der Thätigkeit ſich verbindende Selbſtbewußtſein des Erlöſten aber zugleich die Unterſcheidung ſeines gegenwärtigen von ſeinem frühern Zuſtande in ſich ſchließt, alſo auch Bewußtſein ſeiner lebendigen Vereinigung mit Chriſto, alſo Glauben. Beides aber, Thätigkeit und Selbſtbewußtſein ſind nicht von einander zu trennen, ſondern jede Thätigkeit des Wiedergebohrnen iſt auch die Thätigkeit des ſich ſeiner ſelbſt ſo bewußten d. h. die Thätigkeit des Glaubens. Die Kraft Chriſti kann aber in uns keine andere Richtung haben als in ihm, d. h. die er[illegible]ende und einigende deren Prinzip die Liebe iſt, und ſomit muß jede Thätigkeit des Glaubens, welches auch ihre unmittelbare Veranlaſſung oder ihr unmittelbarer Gegenſtand ſei, in der Liebe beſtehen, ohne daß man weder die Liebe Chriſti in uns von unſerer Liebe zu Chriſto, noch unſere Liebe zu Gott und Chriſto von unſerer Liebe zu dem Nächſten und zu uns ſelbſt trennen und in den einzelnen Erweiſungen unterſcheiden könnte. — Wie nun alle Momente der Heiligung in der Thätigkeit des Glaubens durch die Liebe beſtehen: ſo kann auch Wachsthum in der Heiligung als Veränderung der innern Verhältniße des einzelnen Lebens nur aus dieſer Thätigkeit entſtehen. Es kann aber hier von keinem andern innern Verhältniß als von dem des Geiſtes zum Fleiſch, oder des lebendigen Gottesbewußtſeins zu der von dieſem entblößten natürlichen Lebenskraft die Rede ſein. Daß nun dieſes durch jede einigende Thätigkeit zu Gunſten des Geiſtes verändert werde, und jede ſolche, abgeſehen von ihrem unmittelbaren Zwek, in Beziehung auf den ganzen innern Lebenslauf die wahre Uebung (ἄσκησις) bewirke, das geht aus der Natur aller endlichen geiſtigen Kräfte hervor. Eben ſo aber auch daß dieſe Uebung auf keinem andern Wege könne bewirkt werden. Denn die Kraft des Glaubens ſelbſt kann keiner fremden Hülfe empfänglich ſein, weil es ſonſt eine größere geiſtige Kraft geben müßte als die göttliche in Chriſto; und was ſonſt auf das Fleiſch wirken möchte, muß doch etwas anderes wirken als die rechte Vereinigung deſſelben mit der Kraft des neuen Lebens, alſo auch etwas anderes als was gewirkt werden ſoll. Wenn wir nun dasjenige, wodurch die Heiligung gefördert wird **Gnadenmittel** nennen, die Erzeugniſſe aber der Heiligung **gute Werke**: ſo folgt aus dem obigen nicht nur daß es keine Gnadenmittel giebt, als welche mit der Kraft des Glaubens zuſammenhängen, und keine guten Werke als welche auf die Liebe zurükzuführen ſind; ſondern auch daß es keinen Gebrauch der Gnadenmittel giebt, als der zugleich ein gutes Werk iſt, und keine guten Werke, als welche zugleich Gebrauch von Gnadenmitteln ſind.

2) Wenn in dem Verlauf des Lebens nach der Wiedergeburt Handlungen oder Zuſtände vorkommen könnten, welche wider den Geiſt ſtreiten, und doch nicht aus dem, was ſchon vor der Wiedergeburt geſezt war, begriffen werden können: ſo wäre die göttliche Gnadenwirkung in der Wiedergeburt unzulänglich. Denn wie könnte ſie dasjenige, nachdem es in die Erſcheinung getreten und eine Macht geworden, noch überwinden, deſſen Entſtehen aus nichts ſie nicht hatte verhindern gekonnt? So gewiß alſo der Glaube die Ue-

berzeugung iſt von der Zulänglichkeit der Vereinigung mit Chriſto; ſo gewiß iſt es dem Gläubigen unmöglich irgend eine der Heiligung entgegengeſezte Erſcheinung in ſeinem Gemüth anders als in Verbindung mit ſeinem frühern Leben zu verſtehen. Womit auch gewiſſermaßen jene Anſicht zuſammenſtimmt, vermöge deren das Böſe, was aus jenem Zuſammenhange nicht begriffen werden kann, nicht ſowohl dem Menſchen ſelbſt als den Einwirkungen des böſen Geiſtes zugeſchrieben werden will. Nur daß auch ſo die erlöſende Gnade unzureichend wäre, wenn ſich etwas gegen dieſelbe verbinden könnte, was ſelbſt durch ſie nicht ergriffen zu werden fähig iſt *). Nur iſt hierbei nicht aus der Acht zu laſſen, was oben von der Verſtärkung der perſönlichen Sündhaftigkeit durch die Einflüſſe des Geſammtlebens geſagt worden, in welchem das meiſte von dem, was in dieſer Art oft für unbegreiflich gehalten wird, ſeinen Grund hat. — Hieraus folgt nun zugleich, daß um dieſen Hemmungen der Heiligung entgegen zu arbeiten nichts anderes erforderlich ſein kann, als eben die in der erſten Hälfte unſeres Sazes beſchriebene Thätigkeit. Denn jedes andere würde entweder mit der widerſtrebenden Aeußerung zugleich auch die ſinnliche Naturkraft ſelbſt zurückdrängen und alſo die Heiligung ſelbſt in ihrer Erſcheinung hemmen, oder eine ſinnliche Aeußerung durch eine andere aufheben und alſo einen neuen Widerſtand gegen die Kraft des Geiſtes hervorrufen. Und eben ſo gewiß iſt, daß in Bezug auf dieſe in dem Gläubigen noch erſcheinende Sünde Gott nichts wohlgefällig ſein kann, als was die Verminderung derſelben zur Folge hat. Denn das ganze Wohlgefallen Gottes iſt in ſeinem

---

*) Vergl. §. 53, 2.

Sohn, und darin daß das Werk deſſelben in deſſen eigner Kraft vollbracht werde. Daher auch von den in Sünde gefallenen Wiedergebohrnen das göttliche Wohlgefallen ohnerachtet dieſer Sünden und alſo die Vergebung derſelben nicht kann erworben werden durch büßende Uebungen, welche aus der Thätigkeit des Glaubens durch die Liebe nicht können abgeleitet werden. Vielmehr wie göttliches Wohlgefallen und göttliche Kindſchaftsertheilung und dieſe und Sündenvergebung nach dem obigen zuſammenhängen, müſſen wir behaupten, daß auch die fortgeſezte Rechtfertigung nur bedingt iſt durch den fortgeſezten Glauben.

3) Sofern nun unſere guten Werke nichts anders ſind als die ſich in uns fortſezende erlöſende Thätigkeit Chriſti, oder die ſich durch ihn auf uns erſtrekkende Vereinigung der göttlichen Kraft mit der menſchlichen Natur, wie ſie dieſe in einzelnen Handlungen offenbart und durch ſie weiter bildet: ſo entſtehen ſie jedem Gläubigen auf dieſelbe Weiſe, wie in Chriſto menſchlicher Weiſe zu reden der Entſchluß zur Erlöſung überhaupt entſtand. Denn in dem Maaß als uns die Erlöſungsbedürftigkeit afficirt, und dieſem Gefühl ein Bewußtſein unſerer Zulänglichkeit etwas zu ihrer Befriedigung beizutragen entſpricht, wird auch die Thätigkeit hervortreten. Dieſes Gebiet nun bildet eines jeden Beruf, und ſo iſt die Gabe den Beruf im allgemeinen richtig zu finden und im einzelnen vollſtändig durchzuführen der Inbegriff aller guten Werke. Die Hemmungen aber entſtehen einem jeden in dem Maaß als äußere Reize gegeben werden für einen überhaupt oder in dem gegenwärtigen Augenblik von der Kraft des neuen Lebens nicht entweder unmittelbar lebendig ergriffenen oder der Geſammtheit der unmittelbar er-

griffenen nicht untergeordneten natürlichen Trieb. Reizungen aber unter ſolchen Verhältniſſen ſind Verſuchungen; ſonach könnte man ſagen die Gabe Verſuchungen abzuwehren oder zu unterdrükken ſei der Inbegriff alles deſſen, was dem Wiedergebohrnen in dieſer Beziehung genügen kann. Allein dieſe Gabe iſt von jener nicht zu trennen oder für eine abgeſonderte zu halten, ſondern die beiden Ausdrükke beſagen daſſelbe nur in verſchiedenen Beziehungen. Denn was nicht unter den Begriff des Berufs gebracht werden kann, hat auch keine wahre und reine Wirkſamkeit gegen Verſuchungen, und jeder Verabſäumung in Bezug auf den Beruf muß die Verſuchung den Zugang eröffnen. — Wenn wir nun gleich in dieſem Sinne Fortſchritte der Heiligung oder gute Werke und Hemmungen derſelben oder Sünden mit Recht unterſcheiden und entgegenſezen: ſo folgt doch zugleich aus unſerer Verſchiedenheit von Chriſto auf der einen Seite und unſerer Verbindung mit ihm auf der andern, daß Trennung und Gegenſaz hier nur relativ iſt, indem nämlich in jedem guten Werke des Wiedergebohrnen noch Sünde, und in jeder Sünde deſſelben noch etwas von demjenigen iſt, was das Weſen der guten Werke ausmacht, ein ganzer Moment aber oder ein ganzer Akt nur überwiegend das eine iſt oder das andere, wodurch allein auch der Uebergang aus dem einen in das andere erklärt werden kann. Nämlich Sünde iſt in allem menſchlichen, worin die weſentliche Unſündlichkeit Chriſti nicht iſt. Dieſe iſt nun zwar in dem Glauben des Chriſten als Mitgefühl und Aneignung, und inſofern iſt dem Wiedergebohrnen mit dem Glauben zugleich alles Gute und alle Vollkommenheit wirklich gegeben. Allein da dieſe Vereinigung weder eine urſprünglich perſönlibende iſt, noch in derſelben das Subjekt des früheren Lebens vernichtet oder plözlich verwandelt wird: ſo iſt in allen Aeußerungen des neuen Lebens bei der unzertrennbaren Einheit der Perſon auch noch etwas von dem alten, und alſo jeder aus der Kraft der Wiedergeburt hervorgehende Gedanke oder Entſchluß im Entſtehen ſowohl als in der Ausführung nur eine Annäherung an die Unſündlichkeit Chriſti. Eben ſo aber auch auf der andern Seite da der Glaube nicht anders als thätig in der Seele ſein kann: ſo muß von der Thätigkeit deſſelben etwas auch in denjenigen Momenten ſein, in welchen die Sündhaftigkeit überwiegend wieder erſcheint. Und zwar muß dieſes eben dasjenige ſein, wodurch der Uebergang in einen entgegengeſezten Moment möglich bleibt, wodurch alſo auf irgend eine Weiſe der ſündliche Moment verneint wird. In den Sünden der Wiedergebohrnen wird daher immer eines von dieſen beiden zu bemerken ſein, entweder daß wenn kein widerſprechender Wille ſich regt, ſie nicht für Sünde erkannt werden, und alſo in dem die Handlung vorbildenden Erkennen eine zwar unvollkommne aber doch wahre Thätigkeit des Glaubens ſich findet; oder daß, wenn ſie mehr oder minder klar und beſtimmt als Sünde gefühlt oder erkannt werden, alsdann ſich ein Widerſpruch dagegen im Willen regt, und alſo in dieſem noch eine Thätigkeit des Glaubens vorkommt, welche nur nicht hinreicht um den Moment entſcheidend zu beſtimmen. Wo hingegen keines von beiden wäre, da wäre der Zuſtand der Heiligung vollkommen unterbrochen. — Iſt nun aber in dieſem Sinne die Sünde in jedem Moment: ſo folgt auch ſchon hieraus, daß weder die Aufzählung derſelben im eignen Bewußtſein, noch weniger aber die Niederlegung derſelben in einem frem-

fremden kann eine Bedingung ihrer Vergebung ſein *), indem ein ſolches Bekenntniß nicht nur eine Wiederholung des ganzen Lebens ſein müßte, ſondern auch in ſich ſelbſt ſchon Sünde die wiederum bekannt werden müßte, enthalten würde, und ſo ins unendliche. So wie auf der andern Seite die nicht gewußte Sünde auch nicht bekannt werden kann, und doch in jedem ſündlichen Moment etwas nichtgewußtes enthalten iſt, in demſelben Maaß als darin, ſei es auch nur implicite, etwas ſündliches ohne Widerſtreben gewollt war.

4) Sind nun die Sünden der in der Heiligung begriffenen Gläubigen in dieſe Grenzen eingeſchloſſen: ſo geht daraus ſchon von ſelbſt hervor, daß ſie die in der rechtfertigenden göttlichen Thätigkeit enthaltene Vergebung nicht aufheben oder ungültig machen können. Denn auf der einen Seite kann man freilich den Streitſaz aufſtellen, daß eigentlich der Wiedergebohrne allein ſündigt. Nämlich in dem früheren Zuſtande iſt ſchon deshalb, weil alle wirkliche Sünde aus der Erbſünde hervorgeht **) auch die wirkliche Sünde vor dem Sündigenden und außerhalb ſeiner begründet, und alſo nicht im eigentlichſten Sinne ſein. Dann aber iſt auch überhaupt der Gegenſaz zwiſchen dem Einzelweſen und dem Geſammtleben nicht ſtreng genug geſpannt, ſo daß ſich, wenngleich im rechtlichen Sinne gut, doch im ſittlichen faſt gar nicht unterſcheiden läßt, was dem einen oder dem andern, was dem Einzelnen oder der Gemeinheit zuzurechnen ſei; vielmehr erſcheint die Geſammtheit in dieſer Hinſicht als eine verworrene und

---

*) Apol. Conf. V. Nam haec dogmata aperte falsa sunt, . . quod enumeratio delictorum in confessione . . sit necessaria iure divino.

**) Vergl. §. 93.

verwerfliche Maſſe, in welcher nichts beſtimmt kann unterſchieden werden *). Ganz anders iſt es mit dem Wiedergebohrnen, deſſen Sünden freilich auch aus der Erbſünde kommen, aber der nun in Verbindung mit dem abſoluten menſchlichen Einzelweſen Chriſto ebenfalls ein Einzelweſen in einem höheren Sinne geworden iſt, und der, was in ihm noch als Erzeugniß der Erbſünde vorhanden iſt, von dieſer neu erworbenen Perſönlichkeit ausſchließt, ſo daß für dieſes neue Lebensgefühl jedes Erſcheinen der Sünde in ihm ſeine Perſönlichkeit ſo begrenzt, daß dieſe danach gemeſſen werden kann, welches eben heißt, die Sünde wird ihm zugerechnet. Auf der andern Seite läßt ſich das entgegengeſezte aufſtellen, daß nämlich der Wiedergebohrne eigentlich gar nicht ſündigt, weil nämlich in jedem Augenblik ſeines Lebens die ſündenvertilgende Kraft Chriſti ſich in ihm thätig beweiſet; ſo daß alle ſeine ſündlichen Momente, wie ſie denn auch eben ſo gut ein Minimum von guten Werken ſind als ſeine fortſchreitenden Momente ein Minimum von Sünde, doch immer ein ſchnelleres oder langſameres Verſchwinden der außer ihm begründeten Sünde darſtellen, und alſo ein Element des Sieges über das Geſammtleben der Sünde in ſich ſchließen. Was aber der Sünde entgegenarbeitet, das kann nicht ſelbſt Sünde ſein. — Zwiſchen dieſen beiden Säzen nun liegt das wahre, oder iſt vielmehr aus ihnen beiden zuſammengeſezt, daß nämlich wegen der Identität der Perſon in dem alten und neuen Leben der Wiedergebohrne zwar mehr als andere, ja vielleicht allein, zurechnungsfähig ſündigt, aber doch nie-

---

*) Sola gratia redemtos discernit a perditis, quos in unam perditionis concreverat massam ab origine ducta causa communis. August. Enchirid. cap. 29.

mals ſündigen kann zum Tode, d. h. ſo daß er dadurch des geiſtigen Lebens beraubt werde, vielmehr die Sünden ſofern ſie ihm zugerechnet werden, ihm auch vergeben, alſo läßliche Sünden ſind *). Und zwar iſt dieſes nicht ſo zu verſtehen, als ob die Vergebung ſeiner einzelnen Sünden jedesmal eine beſondere göttliche Thätigkeit ſei, noch weniger als ob durch jede Sünde des Wiedergebohrnen die ſeine Wiedergeburt bedingende göttliche Sündenvergebung aufgehoben würde, und wieder erneuert werden müßte **). Denn in der göttlichen Allwiſſenheit kann ja ſchon urſprünglich die Sünde in ihm nicht als etwas im Moment der Wiedergeburt abſolut vertilgtes, ſondern nur als allmählig verſchwindend geſezt ſein; nur daß ſeit der Entſtehung des Glaubens das Princip dieſes Verſchwindens in ihm ſtets lebendig und wirkſam iſt. Daher ſind in der urſprünglichen Sündenvergebung alle Sünden, in denen ein Widerſtreben und Gegenwirken des Geiſtes enthalten iſt, ſchon mit vergeben ***). Jene Aeußerung aber ſofern von einer gänzlich erneuerten Vergebung, ſo wie auch von einer wiederholten Bekehrung darin die Rede iſt, bezieht ſich nur auf die in der älteren Kirche über den Fall einer gänzlichen Verleugnung des Glaubens geführten Streitigkeiten; und die Möglichkeit hievon vorausgeſezt, wäre dann freilich, weil der Glaube nicht mehr da iſt, eine Erneuerung des ganzen Prozeſſes nöthig. Hievon unten.

---

*) Vergl. §. 96, 3. 4.

**) Docent quod lapsis post baptismum contingere possit remissio peccatorum quocunque tempore quum convertuntur. Aug. Conf. XII.

***) Sed quia persona accepta est accensâ agnitione Christi et fide in corde . . ſunt huic personae haec mala venialia peccata, id est condonata, ita ut non excutiant spiritum sanctum et fidem, ac maneat persona in gratiâ. Melanchth. loc. de discr. pecc.

5) Was aber die guten Werke des Wiedergebohrnen betrifft im Gegenſaz gegen die Sünde: ſo können dieſe freilich nicht eben ſo mit den guten Werken Anderer verglichen werden, weil es eigentlich keine andern guten Werke giebt als die Werke Chriſti und der durch den Glauben mit ihm verbundenen *). Jedoch in ſofern ſind ſie den ſogenannten guten Werken der Unwiedergebohrnen ähnlich, als auch ſie wegen des in ihnen enthaltenen ſündlichen an und für ſich betrachtet eben ſo wenig Gegenſtände des göttlichen Wohlgefallens ſein können, ſondern nur wegen des Glaubens, d. h. wegen der zum Grunde liegenden Vereinigung mit Chriſto **). So wie daher auf der einen Seite mit Recht geſagt wird, daß nur der Wiedergebohrene gute Werke verrichtet; ſo kann auch mit eben dem Recht auf der andern Seite geſagt werden, daß auch er gar keine verrichtet, indem

---

*) Vergl. §. 91. — Non habet vim humana voluntas sine spiritu sancto efficiendae iustitiae Dei. Aug. Conf. XVIII. — Nam sine fide nullo modo potest humana natura primi aut secundi praecepti opera facere. Ibid. XX. Welches aber von allen andern Geboten gleichermaßen gilt, indem auch die Liebe zu den Menſchen nur in ſofern Gott wohlgefällig und eine wahre Erfüllung ſeines Willens ſein kann, als die Liebe zu Gott mit darin enthalten iſt, wie auch ebendaſ. allgemein geſagt wird humanae vires sine spiritu sancto sunt imbecilliores, quam ut bona opera possint efficere coram Deo.

**) Atqui extra controversiam est neminem a Deo extra Christum diligi. Calv. Institt. III. II, 32. — Sed et non possent Deo placere dilectio et opera nostra, si fierent ab iniustis; proinde oportet nos prius iustos esse. Iusti vero efficimur per fidem vivam, quae propter Christum, qui vita est quam comprehendit, viva est et dicitur. Exp. simpl. XV. — Deinde docemus quomodo Deo placeat, si quid fit, videlicet non quia legi satisfacimus, sed quia sumus in Chri alle ſeine Werke, in der Einheit ſeiner Perſon ausſchließlich betrachtet, wegen des ihnen beigemiſchten ſündlichen noch der Vergebung bedürfen. Und auch hier iſt das wahre das aus beiden zuſammengeſezte, daß zwar allerdings in dem Wiedergebohrnen allein gute Werke ſind, daß ſie aber dieſen Namen nur verdienen, ſofern ſie nicht auf ihn für ſich geſezt, ſondern auf ihn in der Gemeinſchaft mit Chriſto bezogen werden. Denn theils wird nur dadurch das unvollkomne und ſündliche in ihnen ausgelöſcht und ergänzt, theils ſind ſie nur dadurch Berufswerke d. h. ein ergänzender Theil der erlöſenden Thätigkeit Chriſti, welche das einzige wahre und alles umfaſſende gute Werk iſt. — Auch hieraus folgt übrigens ſchon, daß die Sünden nicht können vergeben werden um der guten Werke der Gläubigen willen, und daß bei der Unvollkommenheit von dieſen für opera supererogationis oder non debita, durch welche die Sünden könnten aufgewogen werden, in keinem Leben eines Gläubigen der mindeſte Raum iſt *). Die Frage aber, ob die guten Werke in dem Stande der Heiligung dem Menſchen ſelbſt zuzuſchreiben ſind oder Gott, erſcheint nach dieſer Erörterung faſt als eine leere Spizfindigkeit. Denn beide ſind nun nicht mehr ge-

---

sto.? Apol. Conf. III. — Statuat renatus oportere inchoari obedientiam et iustitiam bonae conscientiae, et hanc, quanquam procul absit a perfectione legis, tamen in reconciliatis placere Deo propter filium mediatorem. Melanth. loc. d. bon. opp. Hier liegt ſchon in den mit großer Weisheit gewählten Ausdrükken, daß nicht auf den einzelnen Handlungen an ſich das göttliche Wohlgefallen ruhen könne.

*) Fatentur omnes Sancti, se etiam cum habent novas virtutes, tamen non propter has accipere remissionem peccatorum sed propter filium Dei. Melanchth. loc. d. v.

trennt; ſondern die Wiedergeburt, deren Folge die guten Werke ſind, iſt die Wiederherſtellung des Seins Gottes in dem Menſchen, indem die ganze Perſon des Wiedergebohrnen in dem Stande der Heiligung immer mehr ein lebendiges Organ der göttlichen Natur Chriſti wird. Genauer betrachtet kann man indeß allerdings ſagen, daß die guten Werke, ſofern ſie Früchte der Heiligung ſind, alſo Aeußerungen der ſchon beſtehenden und Natur gewordenen Vereinigung, mehr dem Menſchen angehören, ſofern ſie aber Fortſchritte in der Heiligung ſind, alſo Steigerungen derſelben Vereinigung, ſind ſie, weil mehr in der ſich erneuernden göttlichen Wirkſamkeit gegründet, auch mehr unmittelbar auf Gott zurükzuführen. Demohnerachtet ſcheint es kein zwekmäßiger und wolbegründeter Sprachgebrauch dieſe göttliche Gnadenwirkung in der Heiligung von jener in der Wiedergeburt durch die beſondere Benennung *mitwirkende* Gnade, gratia cooperans zu unterſcheiden. Denn auch dieſe iſt dieſelbe die uns mit Chriſto verbindende und durch ihn in die göttliche Kindſchaft aufnehmende göttliche Thätigkeit, weil jeder Fortſchritt in der Heiligung auch dieſen Verein feſter knüpft. An eine ſolche Unterſcheidung aber kann ſich nur die falſche Meinung hängen, als ob die göttliche Gnade in der Bekehrung das ſein könnte, was ſie iſt, auch ohne hernach die guten Werke hervorzubringen. Gegen dieſen Mißverſtand iſt noch auf andere Art Vorſorge zu treffen durch die richtige Beantwortung der auch thörigter Weiſe aufgeworfenen Fragen über die Noth-

---

fid. — Nemo tantum facit quantum lex requirit. Ridiculum igitur est, quod fingant nos amplius facere posse. *Apol. Conf.* VI.

wendigkeit der guten Werke. Nämlich da die guten Werke der Heiligung angehörend nur auf die Wiedergeburt folgen können, dieſe aber ſchon die rechtfertigende göttliche Thätigkeit in ſich ſchließt, ſo verſteht ſich dieſes von ſelbſt, daß zur Rechtfertigung alſo zur Sündenvergebung und zur Adoption die guten Werke nicht nothwendig ſind. Allein nur wenn die zuſammenhängende Einſicht in die Sache getrübt iſt, kann hieraus die Frage entſtehen, ob ſie dennoch nothwendig ſind oder nicht, und wozu. Denn da aus einer nur vorübergehenden göttlichen Einwirkung keine Wiedergeburt entſtehen kann, ſondern eine ſolche nur zur vorbereitenden Gnade gehört, die Heiligung aber die natürliche Fortſezung der Bekehrung iſt: ſo folgen die guten Werke aus der Bekehrung durch die Nothwendigkeit der im einzelnen Leben erſcheinenden und Naturwerdenden Gnade. Wenn nun jene Frage einmal aufgeworfen von Einigen ſo beantwortet wird, daß die guten Werke zwar nicht zur Rechtfertigung nothwendig ſeien, wohl aber zur Seligkeit, von andern aber ſo, daß ſie zwar keine bedingende Nothwendigkeit hätten (necessitas conditionis) wol aber eine folgende Nothwendigkeit (necessitas consequentiae): ſo iſt beides richtig und beides ganz daſſelbe. Denn unſere Seligkeit kann nur ſein unſre Theilnahme an der ungetrübten Seligkeit Chriſti, und iſt alſo auch wie dieſe nicht zu trennen von der vollkommen tadellöſen Berufstreue, alſo bedingt durch die guten Werke. Eben ſo richtig iſt aber auch das andere. Denn eine bedingende Nothwendigkeit könnten die guten Werke nur haben, wenn die Vereinigung mit Chriſto nur eine folgende hätte, und der Menſch auch für ſich allein, ſei es nun ſeine Vollkommenheit oder ſeine Seligkeit ſelbſt anfangen könnte, wovon aber das Bewußtſein des Chriſten das

Gegentheil ausſagt; und eine folgende Nothwendigkeit könnten ſie nur nicht haben, wenn der, bei der Wiedergeburt in dem Herzen entzündete Glaube auch unthätig ſein könnte *). Beides aber iſt einerlei, weil die Ungetrenntheit des Glaubens von ſeiner Thätigkeit und die Ungetrenntheit der Seligkeit Chriſti von ſeiner Vollkommenheit ganz daſſelbe iſt, indem der lebendige Glaube nichts anders iſt, als das Aufgenommenſein unſers Lebens in das Leben Chriſti. Auch leuchtet wol ein, daß die ſo beſtimmte Nothwendigkeit der guten Werke nichts beweiſet gegen die Möglichkeit der ſpäteſten Bekehrung, ſondern auch hiezu der göttlichen Gnade Raum bleibt. Denn die Sinnesänderung iſt ſchon der befruchtete Keim aller guten Werke, weil in der Wiedergeburt alles implicite geſezt iſt, was in der Heiligung explicite erſcheint, und die Heiligung ſelbſt eben ſo gewiß unmittelbar in der Wiedergeburt beginnt, als ſie auch nach dem längſten Leben noch unvollendet bleibt. Auf die Zahl aber der guten Werke kann es nie ankommen, ſondern auf die ſich darin bewährende Lebendigkeit des Glaubens; denn dieſe iſt darin das einzige ſowol Gott gefällige **), als auch die Seligkeit des Menſchen begründende ***). Die ausſchweifende und von der Geſammtheit verworfene Vorſtellung einiger evangeliſchen Lehrer, als ob die guten Werke auch ſchädlich ſein könnten zur Seligkeit, war nur eine falſche Darſtellung unſeres Gegenſazes gegen die römiſche Kirche, welche ſogleich berichtiget wird, wenn man dies nur auf die opera non debita bezieht, welche aber, auf die Thätigkeit des Glaubens durch die Liebe bezogen und alſo in ihrer verwerflichen Geſtalt, ausgeht von der falſchen Vorſtellung, der Glaube könne wahr ſein ohne lebendig zu ſein, und veranlaßt wird durch die auf dem Gebiet des chriſtlichen Lebens ganz leere Beſorgniß, die guten Werke möchten etwas ſein wollen ohne den Glauben, da ſie doch von ihm getrennt auch nicht gute Werke wären.

---

*) Non ideo tamen vilipendimus opera bona, cum sciamus hominem nec conditum nec regenitum esse per fidem ut otietur, sed potius ut indesinenter quae bona et utilia sunt faciat. — Opera necessario ex fide progignuntur. Expos. simpl. XVI.

**) Placent autem Deo per fidem, quia illi placent Deo propter fidem in Christum, qui faciunt opera bona, quae insuper per spiritum sanctum ex gratia Dei sunt facta. Ibid. l. c.

***) Luk. 10, 20.

Zuſaz 1. Wenn nun aller Fortſchritt in der Heiligung nur in der Thätigkeit des Glaubens beſteht, wie ſich dieſe in den Lebensverhältniſſen eines jeden als Beruf geſtaltet: ſo kann die Frage, was für einen Nuzen für den Chriſten das Geſez habe nicht aus der freien Entwiklung der chriſtlichen Lehre entſtehen; wie ſie denn auch nur auf Veranlaſſung der theilweiſen Herübernahme des jüdiſchen Geſezes in die chriſtliche Kirche vermöge des geſchichtlichen Zuſammenhanges zwiſchen Chriſtenthum und Judenthum entſtanden iſt. Und hierauf giebt uns die Schrift keine andere Antwort an, als daß aus dem Geſez nur Erkenntniß der Sünde komme *), und daß auch das göttliche in dem moſaiſchen enthaltene Geſez nur als eine den Ausbruch der Sünde hemmende Gewalt, die Menſchen zuſammenhalten konnte bis der Glaube käme **), daß aber diejenigen, in welchen der Glaube thätig iſt, keines Ge-

---

*) Röm. 7, 7. **) Gal. 3, 23.

ſezes bedürfen *). Denn ein Geſez kann nur entſtehen, wo ein Zwieſpalt iſt zwiſchen dem Ganzen und dem Einzelnen: ſofern wir aber Chriſto einverleibt ſind, und die Glieder von dem Haupte wahrhaft regiert werden **), kann ein ſolcher Zwieſpalt nicht ſtattfinden. Wo aber dieſer dennoch eintritt, da iſt auch noch die Sünde; und der Nuzen des Geſezes würde immer nur ſein, dieſe Sünde zur Erkenntniß zu bringen. Den Nuzen aber, dem Wiedergebohrnen das Ziel der Heiligung vorzuhalten, kann das Geſez niemals haben. Denn das Geſez iſt nur eine Sammlung einzelner Vorſchriften ***), das Ziel der Heiligung aber iſt der richtige Zuſammenhang des Lebens, welcher in ſolchen nicht kann dargeſtellt werden; dieſer wird vielmehr dem Chriſten nur geſichert durch das Aufſehen auf den Anfänger und Vollender des Glaubens †). — Mit dieſer Auseinanderſezung ſtimmt auch im weſentlichen ganz überein, was Sol. decl. VI. de usu legis tertio gelehrt wird, und nur etwas ſchärfer hätte gehalten ſein ſollen in einer ſymboliſchen Schrift. Will man aber auch der Frage, abgeſehen von dem moſaiſchen Geſez, eine weitere Bedeutung geben, und ſie auf die chriſtliche Sittenlehre beziehen, ſofern dieſe auch als ein Syſtem von Geboten erſcheint; ſo wird immer nur dieſelbe Antwort zu geben ſein. Denn es iſt nur das Bedürfniß der wiſſenſchaftlichen Lehre, woraus eine ſolche Zuſammenſtellung entſteht, und ſie kann auch keinen andern Zwek haben, als den die eben ſo entſtandene wiſſenſchaftliche Glaubenslehre hat. Für die unmittelbare Anwendung des Chriſten giebt es nur die Eine Vorſchrift *), welche Chriſtus nur uneigentlich ein Gebot nennt, da ſie keine beſtimmten Handlungen vorſchreibt oder verbietet, ſondern eigentlich nur die allgemeine Beſchreibung der Geſinnung iſt, welche die ganze Thätigkeit des Glaubens umfaßt.

---

*) Gal. 3, 25. 5, 18. — Credimus omnes legis figuras adventu Iesu Christi sublatas esse, quamvis earum veritas et substantia nobis in eo constet, in quo sunt omnes impletae. Conf. Gall. XXIII.

**) Epheſ. 4, 16.

***) νόμος τῶν ἐντολῶν ἐν δόγμασι Eph. 2, 15.

†) Hebr. 12, 2.

Zuſaz 2. Nach dieſer Beſchreibung von dem mit der Wiedergeburt beginnenden neuen Leben, ſollte man nicht für nöthig halten, etwas über das Ende deſſelben zu ſagen: vielmehr ſcheint in dem Selbſtbewußtſein jedes in der Heiligung begriffenen auch die Zuverſicht zu der Fortdauer dieſer Vereinigung mit Chriſto ein weſentlicher Beſtandtheil zu ſein, indem ohne dieſe wachſende Zuverſicht — denn anfänglich könnte ſie eher ſchwankend ſein, weil der Augenblik der Wiedergeburt nicht empfunden wird, und die erſten Aeußerungen der wirkſamen Gnade von denen der zuvorkommenden nicht beſtimmt zu unterſcheiden ſind, hernach aber muß die Zuverſicht durch die Stätigkeit der Aeußerungen feſt werden, und ohne dieſes Wachſen wäre eine Annäherung an die ungetrübte Seligkeit Chriſti, welche doch in jenem Selbſtbewußtſein weſentlich geſezt iſt, nicht zu denken. Aber auch wenn wir nicht auf dies unmittelbar zurükgehn, ſondern an die bisherige Erörterung deſſelben anknüpfen: ſo folgt daraus, daß das neue Leben, wenngleich in demjenigen, in welchem es erregt wird vorbereitet, doch nur von einer göttlichen Thätigkeit anhebt, und daraus, daß dieſe

---

*) Joh. 13, 34.

als ein Theil der allgemeinen und weſentlichen erlöſenden Thätigkeit ſich die Lebensthätigkeiten des Einzelnen aneignet, daß, wenn ſie dies vermochte, als das ſinnliche Leben noch ſelbſtändig und unabhängig war, ſie auch ſtark genug ſein muß ſich ſo zu erhalten, nachdem es ſeine Selbſtändigkeit aufgegeben hat, und in die Abhängigkeit von ihr geſtellt, alſo auch die Feindſeligkeit des Fleiſches gegen den Geiſt ſchon immer vermindert worden iſt; und daß ſich alſo ein Abbrechen dieſer Vereinigung nicht anders denken laſſe, als durch ein freiwilliges Zurückziehn jener göttlichen Thätigkeit, welches ſich nicht denken läßt *), wenn wir nicht die eigenſinnigſte Willkühr in dem Gebiet der Erlöſung annehmen wollen. Demohnerachtet iſt angenommen worden und ſelbſt in unſere ſymboliſchen Bücher übergegangen, ein Menſch könne wieder aufhören ein gerechtfertigter zu ſein **), und man hat ſich begnügt nur zu bemerken, daß auch einem ſolchem immer möglich bleibe, die göttliche Gnade wieder zu erlangen ***). Allein da hier feſtgeſtellt iſt auf der einen Seite, daß der Zeitpunkt der Wiedergeburt für ſich allein nicht mit abſoluter Gewißheit beſtimmt werden kann, auf der andern daß die Fortſchritte in der Heiligung dem Geſez der Schwankung unterworfen ſind, ſo daß Momente vorkommen müſſen, welche im Vergleich mit den beſſeren als Rückſchritte erſcheinen: ſo giebt es für alle Thatſachen, welche als ein Herausgefallenſein aus dem Zuſtande der Heiligung angeſehen werden können, eine zwiefache Auslegung. Entweder nämlich ſind ſie aus dem Zuſtande des Thäters vor der Wiedergeburt zu erklären, und zwar ſo, daß man ſich noch ein Minimum von Thätigkeit wirkſamer Gnade dabei denken kann; und dann wird auch dieſe Thätigkeit ſich wieder heben, und ſie ſind nur als die niedrigſten Punkte der den Menſchen unvermeidlichen aber in Manchen weniger in Manchen weiter auseinandergehenden Schwankungen zu betrachten. Oder ſofern in ſolchen Zuſtänden gar keine Thätigkeit der wirkſamen Gnade anzunehmen iſt, darf man nicht ſchließen, daß dieſe Gnade verloren gegangen ſei, ſondern vielmehr daß ſie erſt zu erwarten ſei, und alles vorhergegangene beſſere nur der vorbereitenden Gnade müſſe zugeſchrieben werden. Daß alſo die Unverlierbarkeit, oder vielmehr, denn dies möchte ein milderer und minder mißverſtändlicher Ausdruk ſein, die vollkommene Zuverläßigkeit der wirkſamen göttlichen Gnade kein kirchlicher Lehrſaz geworden iſt, kann ſchwerlich einen andern Grund haben, als die Beſorgniß, daß eine ſolche Lehre den Eifer in der Heiligung ſchwächen oder vielleicht gar zum Leichtſinn in Sünden verleiten möchte. Allein die Furcht vor falſchen Folgerungen darf doch auf die Beſtimmung der Lehre keinen andern Einfluß haben, als daß man ſie ſo klar als möglich hinſtelle; und in dem gegenwärtigen Fall iſt nicht zu überſehen, daß, wenn die Zuverläßigkeit der Gnade ſchlechthin geläugnet wird, dies eine Zaghaftigkeit und Aengſtlichkeit herbeiführen muß, die unvermeidlich dahin leitet eine falſche Beruhigung anderwärts zu ſuchen. Die Reſtriction aber, daß die verlorene göttliche Gnade auch immer wieder erlangt werden könne, kann ganz denſelben Leichtſinn hervorbringen. Daher iſt es beſſer, den natürlichen Glauben ohne Künſtelei ſtehen zu laſſen, daß das neue Leben, einmal wirklich gewonnen, ein ewiges iſt; jenen Saz aber, die Wiederholung der Bekehrung nur auf die glükliche Rükkehr von allen Schwankungen zu deuten *), und unter den Gefallenen alle diejenigen zu verſtehen, in denen das Fleiſch einen vorübergehenden Sieg erhalten hat. Zumal auf der einen Seite die Chriſten in dieſem Zuſtande einer wahrhaftigen und aufmunternden Beruhigung aus dem Schaz der chriſtlichen Lehre am meiſten bedürfen, und auf der andern Seite jene frevelnden Folgerungen einer in dem das geiſtige Leben einmal erwacht iſt, gar nicht wird machen wollen. Die Beſtimmung post baptismum erleichtert dieſe Erklärung auch, und weiſet auf die geſchichtliche Entſtehung des Sazes in der alten Kirche zurük, in welcher auch nicht alle Getaufte ſchon Wiedergebohrne waren, ſo wenig als jeder ſcheinbare und äußerliche Abfall auch eine ſolche innerliche und gänzliche Verläugnung des Glaubens war, bei welcher eine Fortdauer der wirkſamen Gnade in der Seele gar nicht mehr gedacht werden kann.

---

*) Vergl. S. 80. 81.

**) S. Reinh. Dogm. §. 127, 2. — Epitome p. 591. Damnamus dogma illud, quod fides in Christum non amittatur, et spiritus s. nihilominus in homine habitet, etiamsi sciens volensque peccet.

***) Docent quod lapsis post baptismum contingere possit remissio peccatorum quocunque tempore quum convertuntur. Aug. Conf. XV.

Zweiter Abſchnitt.

Von der Beſchaffenheit der Welt in Beziehung auf die Erlöſung.

133.

Was uns in der Welt anſpricht als unmittelbar zuſammengehörig mit der göttlichen Gnade

---

*) Deus proposuit, se iustificatos etiam in multiplici et varia ipsorum infirmitate . . defensurum . . et si lapsi fue-

in uns, und was wir daher auch auf die Erlöſung zurükführen und als das Ergebniß derſelben anſehen müſſen, das iſt die Gemeinſchaft der Gläubigen in der Welt; und dieſer Abſchnitt enthält alſo die Lehre von der chriſtlichen Kirche.

Anm. In dem gewöhnlichen Text des ſogenannten apoſtoliſchen Symbolum iſt zwar beides, die allgemeine chriſtliche Kirche und die Gemeinſchaft der Heiligen neben einander geſtellt und alſo unterſchieden; allein die älteſten Recenſionen wiſſen von dieſer Zwiefältigkeit nichts, ſondern leſen nur das eine oder das andere. Wie denn auch die beiden andern ökumeniſchen Symbola von dieſem Unterſchiede nichts wiſſen. Man wähle nun den einen oder den andern Ausdruk, ſo wird darunter verſtanden das Geſammtleben derjenigen, welche auf die in dem vorigen Lehrſtük beſchriebene Weiſe die Erlöſung in ſich aufgenommen haben und mit Chriſto vereinigt ſind.

1) Wenn der Saz behauptet, nur das Geſammtleben der Chriſten ſei dasjenige in der Welt, was das Bewußtſein des Chriſten ſo afficire, daß er es auf die Erlöſung als ihre Urſache zurükführen müſſe: ſo ſchließt er hievon den Einzelnen an und für ſich betrachtet und abgeſehen von der Gemeinſchaft völlig aus. Dies ſcheint auffallend, muß aber doch genauer betrachtet vollkommen eingeräumt werden. Denn ſchon allgemein gilt, daß nichts einzelnes in der Welt, ausgenommen ſofern es in eine größere Organiſation verflochten iſt, einen ſo feſten und beſtimmten Eindruk macht, daß wir es mit Zuverſicht auf ſeine Urſache zurükführen könnten. Daher auch die innere Nothwendigkeit organiſche Verbindungen überall vorauszuſezen und auſ-

---

rint manum oppositurum, ut . . ad vitam conservetur. Sol. decl. p. 805. Wiewol p. 817. auch anderslautende Ausſprüche vorkommen.

zuſpüren, wo wir ihrer noch nicht inne geworden ſind. So könnte auch der einzelne Fromme, geſezt es gäbe ein vereinzeltes chriſtliches Bewußtſein, das durch ſich allein einen ſolchen wahrnehmen könnte, wenn es auch Anzeigen gäbe, daß ſeine Frömmigkeit der chriſtlichen ähnlich ſei, doch keinen ſo ſichern und beſtimmten Eindruk machen, daß wir ihn mit voller Ueberzeugung auf Chriſtum zurükführen müßten. Allein der Fall iſt hier ganz undenkbar, denn der chriſtliche Charakter der Frömmigkeit eines Einzelnen vermag in unſerer Zeit gar nicht ſich mit Sicherheit zu erkennen zu geben, wenn nicht durch etwas, was auf die chriſtliche Gemeinſchaft zurükweiſet, in welchem Falle dann der Einzelne gleich in dieſer betrachtet wird, und ſie es eigentlich iſt, welche uns durch ihn als ihr Organ afficirt. — Könnte aber ein Einzelner Chriſtenthum verrathen, ohne allen Zuſammenhang mit chriſtlicher Gemeinſchaft, ſo müßte er es unmittelbar von oben erhalten haben, und hiervon könnte uns unmöglich eine Wahrnehmung gegeben ſein: ſondern eben ſo nothwendig als in der Perſon Chriſti die geſchichtliche Seite ſeines Daſeins iſt, eben ſo nothwendig iſt uns auch die geſchichtliche Seite der Ableitung alles menſchlichen von ihm, wenn wir deſſen Identität mit ſeinem Daſein anerkennen ſollen *). Aber auch zu den Zeiten Chriſti ſelbſt galt ſchon das nämliche. Denn diejenigen, deren Frömmigkeit noch eine gemiſchte war, theils durch den Eindruk ſeiner Perſon und ſeiner Reden beſtimmt, theils an früheren Neigungen und Vorſtellungen hängend, waren auch diejenigen, welche der eigentlichen Geſellſchaft Chriſti ſich nicht anſchloſſen, weil

ſie

---

*) Vergl. §. 130. Zuſ. 1

ſie ſelbſt fühlten daß ſie leicht wieder könnten hinter ſich gehen, und welche daher auch einem ſcharfen und unbefangenen Gefühl nicht konnten den Eindruk machen, als ob etwas bleibendes feſt in ihnen durch Chriſtum wäre begründet werden. Die aber dieſen machten, waren auch zur gegenſeitigen Mittheilung in Bezug auf ihr. Verhältniß zu ihm feſt verbunden, und bildeten die urſprüngliche Kirche.

2. Daher denn auch in unſerm Saz dieſes liegt, woran der Gemeinſinn der Chriſten niemals gezweifelt hat, ſondern nur einzelne Klügler haben es, man möchte ſagen gegen allen Augenſchein leugnen wollen, daß nämlich das Geſammtleben der Chriſten, als ſo ſehr Eines, wie es die zeitliche und räumliche Entwiklung nur leidet, von Chriſto ſelbſt beabſichtigt und geſtiftet iſt. Denn wenn dies nicht wäre, ſo ließe es ſich auch nicht rein auf ihn zurükführen, ſondern hätte wenigſtens noch andere Gründe außer ihm, und wäre alſo nicht das geſuchte. Ueber das unmittelbare Ausgehn des chriſtlichen Geſammtlebens von Chriſto iſt aber ſchon oben *) das nöthige beigebracht, und hier nur noch nachträglich zu bemerken, daß zufolge des obigen, wenn auch das chriſtliche Geſammtleben nichts wäre, was ſich auf Chriſtum zurükführen ließe, alsdann überhaupt keine dem was in dem Geſammtleben der Sünde entſteht entgegengeſezte Wirkung von ihm zurükgeblieben wäre, alſo auch ſeine ganze Erſcheinung bis auf vielleicht wenige Spuren, die jedoch eben ſo zerſtreut als unſicher ſein müßten, vorübergegangen wäre, wie überall das Leben einzelner Menſchen vorübergeht, die in kein großes Geſammtleben eingewurzelt ſind, und ja

---

*) Vergl. §. 126.

Chriſtus wirklich in ſeinem wäre, wenn er nicht ſelbſt eines geſtiftet hätte. Daher auch ſeine Verherrlichung überall bei dieſer Stiftung anfängt und bei ihr endiget.

3) Endlich indem unſer Saz die Wahrnehmung der chriſtlichen Kirche als eines Werkes Chriſti unſerm frommen Selbſtbewußtſein, und zwar ſofern es das Bewußtſein der göttlichen Gnade iſt, zuſchreibt: ſo liegt darin, daß ſie ohne dieſes entweder gar nicht oder doch nicht ſo wahrgenommen wird. Und auch dieſes, ſo wunderbar es ſcheint, beſtätigt die Erfahrung auf das genaueſte. Denn je mehr in den Menſchen das Bewußtſein der Erlöſungsbedürftigkeit zurükgedrängt iſt und erſtorben, um deſto mehr mißverſtehen ſie auch die chriſtliche Gemeinſchaft auf alle Weiſe. Wie aber jenes Bewußtſein erregt wird, welches das erſte Werk der göttlichen Gnade iſt, wird auch die Ahnung von dem göttlichen Urſprung der chriſtlichen Kirche belebt; und die Entſtehung des Glaubens an Chriſtum iſt eben ſo gewiß auch die Entſtehung des Glaubens an das wirkliche Vorhandenſein ſeines Reiches in der chriſtlichen Kirche, wie im Gegentheil der unverbeſſerliche Haß gegen dieſelbe auch die vollendete Verſtokkung eines Menſchen in Bezug auf das ganze Werk der Erlöſung und die Perſon des Erlöſers wäre, ſelbſt wenn eine ſcheinbare Verehrung gegen ihn zurükbliebe. Daß aber dem frommen Bewußtſein des Chriſten als das Werk der Erlöſung nichts anderes entgegentreten kann in ſeiner Wahrnehmung der Welt, als dieſes Geſammtleben dem er ſelbſt angehört, das iſt eben ſo natürlich, als daß ihm aus der Welt nichts anders, was ihn auf Gott zurükweiſet, entgegentreten kann, als etwas, worin auch ſein eignes Leben irgendwie verflochten iſt, in beiden Fällen wegen des allgemeinen Zuſammenhanges worin

alles befaßt iſt, was von derſelben oberſten und ſchöpferiſchen Urſache abhängt.

134.

Da nun das Geſammtleben der Chriſten den Gegenſaz bildet zu dem in der Sündhaftigkeit der Menſchen gegründeten, und erſt durch Chriſtum beginnt: ſo iſt dabei zuerſt darauf zu ſehen, wie uns die Kirche erſcheint aus der Welt ſich bildend und mehrend; und ſo handelt das erſte Hauptſtük von der Entſtehung der Kirche. Demnächſt müſſen wir uns beſtimmt bewußt werden, woran ſich während des zugleich Beſtehens beider die Kirche als der Welt entgegengeſezt und als in ſich eines zu erkennen giebt; und ſo behandelt das zweite Hauptſtük die Lehre von der Kirche im engeren Sinn. Endlich wie die Kirche von Chriſto ausgeht, und durch ſeine göttliche Kraft wächſt: ſo muß die ihr entgegengeſezte Welt abnehmen; und in dieſem Bewußtſein von dem Zunehmen der Kirche und Abnehmen der Welt liegt zugleich die ahnende Vorſtellung, daß das Zuſammenſein von Kirche und Welt ein Ende haben und dereinſt die lezte ganz in der erſten aufgehen wird, und ſo behandelt das dritte Hauptſtük die Lehre von der Vollendung der Kirche.

1) Wenn man dieſe Säze als die Analyſe der äußern Wahrnehmung eines durch Chriſtum gegründeten neuen Geſammtlebens anſehen will, ſo könnte man ſa-

gen, daß ſie ſtreng genommen nicht in den Umfang unſerer Darſtellung gehören, als welche es gar nicht mit einer äußeren Wahrnehmung, ſondern mit einem innern Selbſtbewußtſein zu thun haben will; und was in der Auseinanderſezung unſerer Methode *) hierüber im Allgemeinen geſagt iſt, mag noch einiger Aufklärung in Bezug auf dieſe beſondere Aufgabe bedürfen. Wenn dort geſagt iſt, in Säzen der zweiten Form, wie die gegenwärtigen ſind, dürfe nichts vorkommen, was nicht auch in Säzen der erſten enthalten ſei: ſo hat dabei natürlich nicht die Meinung ſein können, daß jedes einzelne zwei oder dreimal nur in anderer Geſtalt vorgetragen werden ſolle, ſondern doch am beſten jedes nur einmal, in der Geſtalt, welche alles zuſammengenommen als die zwekmäßigſte erſcheint; und es muß genügen, wenn nur nachgewieſen werden kann, daß was in der Form von Beſchaffenheiten der Welt oder von Eigenſchaften Gottes vorgetragen wird, auch hätte unter der erſten Form und im ununterbrochenen Zuſammenhang mit dem ſo vorgetragenen entwikkelt werden können. Dies iſt alſo das erſte, was wir hier nachzuweiſen haben. Nehmen wir zu dem, was über die Wiedergeburt geſagt iſt hinzu, erſtlich daß ſie nur durch den Dienſt des Wortes bewirkt werden kann, welches Wort nun entweder in einer einzelnen Perſon, und die wäre nur Chriſtus, oder in einem Geſammtleben ſeinen Siz haben kann, wie denn jedes Geſez und jede Schrift überhaupt einem Geſammtleben angehört und ein ſolches verkündet; und zweitens daß das neue Leben in dem Einzelnen nicht zum beſtimmten Bewußtſein kommen kann, als indem er auch in dem Erlöſungs-

---

*) §. 34.

geſchäft Chriſti mitwirkend wird: ſo geht ſchon hieraus hervor, daß dieſes neue Leben in einem jeden in einer zwiefachen Geſtalt geſezt iſt, als eine höhere Stufe ſeines perſönlichen Einzellebens, aber auch als der Eintritt ſeiner einzelnen Perſon in ein höheres Geſammtleben. Denn er iſt in die Wechſelbeziehung der Selbſtthätigkeit aller Gläubigen auf die Empfänglichkeit Aller und umgekehrt, und ſo auch in die Gemeinſchaft der ſelbſtthätigen Einwirkung Aller auf die verborgene Empfänglichkeit der noch Ungläubigen aufgenommen. Wenn alſo dieſes Leben in dem vorigen Abſchnitt nur unter jener Form, als Einzelleben, ſeiner Entſtehung und Währung nach beſchrieben worden: ſo muß es nun auch unter der andern Form beſchrieben werden, ſo daß zwar daſſelbe Selbſtbewußtſein aber nicht als perſönliches Gefühl, ſondern als Gemeingefühl dabei zum Grunde liegt; ja es hätte eben ſo gut dieſe erſte Beſchreibung jener anderen voranzehn können. Wie auch ſchon aus §. 107. erhellt. Denn wenn das neue Leben des Einzelnen in dem Geſammtleben gegründet iſt, das Geſammtleben ſelbſt aber in keines Andern Einzelleben als in Chriſti, ſo daß Chriſtus urſprünglich ein Geſammtleben geſtiftet hat, ehe es noch ein von ſeiner Perſon unabhängiges wiedergebohrnes Einzelleben gab: ſo haben wir eben ſo viel Recht in dem Selbſtbewußtſein des Chriſten zuerſt das Element aufzuſuchen, in welchem jenes Geſammtleben repräſentirt iſt, als das perſönliche. In beiden Fällen muß etwas vorausgeſezt werden, was erſt hernach entwikkelt wird. Hätten wir die Lehre von der Kirche mit unter jene Grundform gezogen und vorangeſtellt: ſo hätte ohne weiteres müſſen vorausgeſezt werden, daß es einzelne Wiedergebohrene gebe, welche zuſammen das Geſammtleben bilden. Da wir die Beſchreibung des Einzellebens voranſtellten: ſo mußte ohne weiteres vorausgeſezt werden, daß es ein Geſammtleben gebe, von welchem jene Gnadenwirkungen ausgehen, aus denen allein wir uns das Entſtehen des geiſtigen Einzellebens erklären können, und von denen wir gleich bevorworten, ſie könnten kein unmittelbares Verhältniß zwiſchen Gott und dem Einzelnen ſein. Da wir aber nun das Einzelleben vorangeſtellt haben: ſo ſcheint es ein Vortheil das Gemeingefühl des Einzelnen bei der Beſchreibung des Geſammtlebens nicht ſo zum Grunde zu legen, wie es in ihm dem perſönlichen Lebensgefühl gleichſam gegenüberſteht, ſondern ſo wie ſich das ganze Geſammtleben in demſelben ſpiegelt; und dies geſchieht am beſten, wenn wir es unter dieſer Form behandeln.

2) Wollen wir uns nun vergegenwärtigen, wie das eine auf das andere zurükgeht: ſo iſt die Einpflanzung Chriſti in das menſchliche Geſchlecht als die Wiedergeburt deſſelben anzuſehen, und dem entſcheidenden Moment der wirkſamen Gnade gleich. Und wie in dem Einzelnen von dieſem Augenblik der Gegenſaz zwiſchen dem Geſez im Geiſt und dem Geſez in den Gliedern ſo geſtellt iſt, daß die Macht von jenem zunehmen muß, von dieſem aber abnehmen: ſo iſt auch von der wirkſamen Erſcheinung Chriſti an in dem menſchlichen Geſchlecht das von der Erlöſung ausgehende Geſammtleben gegen das frühere ſündhafte ſo geſtellt, daß dieſes abnehmen muß und jenes zunehmen. Und wie die Klarheit des Bewußtſeins darauf beruht, daß der Einzelne mit Sicherheit zu unterſcheiden weiß, was in ihm der Gnade und was der Sünde angehört: ſo beſteht auch hier der Kern der ganzen Lehre darin, daß wir alle die Elemente, aus welchen das Reich

Gottes in ſeinem Gegenſaz gegen die Welt beſteht in ihrem Zuſammenhang begreifen. Denn wie bei dem Einzelnen, was Sünde und was Gnade ſei, nicht aus der Auſſenſeite der That beurtheilt werden kann, ſondern nur aus der Beſchaffenheit der innern Bewegungen: ſo kann auch die chriſtliche Kirche nur aus ihren Geſezen und ihrem innern Leben erkannt werden; und dieſe werden aus dem den Zuſammenhang mit Chriſto äußernden Gemeingefühl zu entwikkeln ſein. — Was aber das Entſtehen der Kirche betrifft, indem allmählig einzelne Menſchen und Maſſen nach einander dem Zuſammenhang mit Chriſto einverleibt werden: ſo iſt es damit grade eben ſo bewandt wie mit des Einzelnen Wachsthum in der Heiligung, indem allmälig die einzelnen Thätigkeiten und Vermögen dem Dienſt der Sünde entzogen und unter den Gehorſam des Geiſtes gebracht alſo ſeiner Organiſation hinzugefügt werden. Allein wenn wir dieſen Hergang auch in unſerm Gemeingefühl aufnehmen: ſo ſind wir hier nicht eben ſo veranlaßt, weder nach der Ordnung dieſes Herganges zu fragen, noch auch nach dem Verhältniß zwiſchen der bindenden Einheit des Ganzen und den einzelnen allmählig entſtehenden Theilen des Ganzen. Denn auf der einen Seite ſind wir uns zu ſehr bewußt, daß eigentlich alles in uns in der Vereinigung mit dem neuen mitgetheilten Lebensprinzip begriffen und ſie auf allen Punkten im Werden iſt; und ſo hat es für uns keine ſonderliche Bedeutung zu wiſſen, warum die eine oder die andere Function ſich früher oder ſpäter als vereinigt auf eine conſtante Weiſe in der Erſcheinung zu erkennen giebt. Könnten wir uns nun zu einem ſolchen Gemeingefühl erheben, in welchem ſich das Leben der ganzen Menſchheit lebendig und unmittelbar abſpiegelte, ſo würde es dann dort daſſelbe ſein. Die verſchiedenen Völker, denn die Einzelnen verſchwänden faſt, erſchienen uns nur wie die verſchiedenen Functionen dieſes großen Lebens. Wir fühlen, daß ſeit der Wiedergeburt unſeres Geſchlechtes durch die einzig wirkſame Erſcheinung des Erlöſers auch die Heiligung des ganzen Geſchlechts auf allen Punkten im Werden iſt; und ſo würde es auch wenige Bedeutung für uns haben, ob wir uns einen Grund anzugeben wiſſen oder nicht, weshalb gerade das eine Volk oder das andere, und in dieſem wieder dieſe oder jene Einzelne früher als geheiligt heraustreten oder ſpäter. Nun aber können wir dieſen Umfang des Gemeingefühls nicht erreichen, jemehr wir aber hinter demſelben zurückbleiben, um deſto mehr treten uns die natürlichen Einzelweſen hervor; und indem wir ſie uns ſelbſt gleich ſezen iſt die Frage unausweichlich, vermöge welcher Ordnung wir ſelbſt ſchon, Andere aber noch nicht, in die Gemeinſchaft mit Chriſto aufgenommen ſind. Dieſe Frage nämlich iſt begründet in dem in unſerm Selbſtbewußtſein ſich ergebenden Widerſpruch zwiſchen der in dem Gemeingefühl der Sündhaftigkeit geſezten Gleichheit des perſönlichen Unwerths, und dem in dem perſönlichen Gefühl der Begnadigung geſezten Vorzug. Da nun aber hier nur wenn die Gegenſtände im großen betrachtet werden, etwas erkannt werden kann: ſo kann auch dieſer Theil des Gegenſtandes nur unter der gewählten Form genügend behandelt werden. — Anders ſcheint es ſich zu verhalten mit dem dritten Theil, nämlich der Lehre von der Vollendung der Kirche. Denn wie wir niemals ein perſönliches Selbſtbewußtſein von Vollendung haben können, ſondern vielmehr immer dieſes, daß die Vollendung uns fehlt, und wir nur in einem Wachsthum der Heiligung begriffen ſind: eben ſo iſt uns auch die Kirche nur als ein wachſendes und die Welt allmählig in ſich aufnehmendes in unſerm Gemeingefühl gegeben; und die Vollendung fehlt auch hier. Sollen nun alle unſere Lehren nur aus der Analyſe des chriſtlichen Selbſtbewußtſeins hervorgehn: ſo iſt nicht abzuſehn, wie es eine Lehre von der Vollendung der Kirche geben könne. Ja auch die Frage danach iſt nicht einmal eben ſo wie die vorige im Selbſtbewußtſein begründet und aufgegeben. Denn unſerm jedesmaligen gläubigen Bewußtſein vom Zunehmen des Reiches Gottes und Abnehmen der Welt entſpricht eben ſo ſehr die Vorſtellung von einer unendlichen Approximation als die von einer zeitlichen Vollendung; und wir haben in unſerm Selbſtbewußtſein eben ſo wenig Grund zwiſchen dieſen beiden zu entſcheiden, als zwiſchen denen von einer ewigen Schöpfung und einer Schöpfung in der Zeit. Hiegegen kann an dieſem Ort vorläufig nur geſagt werden, daß eines Theils dieſe Frage allerdings keine eigene Lehre bilden kann, ſofern derſelben kein eigener Moment des Selbſtbewußtſeins zum Grunde liegt: inſofern aber iſt ſie nun die Probe, ob in der Lehre von der Kirche auch das Weſen des Reiches Gottes richtig aufgefaßt worden iſt, wenn es nämlich ſeine Wahrheit behält, auch wo es auſſer dem Gegenſaz mit der Welt an und für ſich betrachtet wird. Hiezu aber kann die Formel einer unendlichen Annäherung nicht dienen, als in welcher der Gegenſaz immer noch bleibt, ſondern nur die einer vorgeſtellten zeitlichen Vollendung. Anderntheils aber iſt gegen die Parallele mit der Schöpfungslehre dieſes zu erinnern, daß ſofern uns für das Reich der Gnade an der irdiſchen Erſcheinung des

Erlöſers ein zeitlicher Anfang der erlöſenden Thätigkeit gegeben iſt, inſofern auch dieſem Anfang nur eine das zeitliche Verfahren beſchließende Vollendung entſpricht. Aus dieſem Geſichtspunkt nun können wir ſagen, daß für das Selbſtbewußtſein des in die Gemeinſchaft des Lebens Chriſti aufgenommenen die Vollendung der Erlöſung eben ſo ein Reſultat iſt, wie die Zukunft des Erlöſers eines war für die vor ſeiner wirklichen Erſcheinung aufgeregte Erlöſungsbedürftigkeit.

Erſtes Hauptſtük.

Von der Entſtehung der Kirche.

135.

Sofern das Geſammtleben der Erlöſten dadurch bedingt iſt, daß Einzelne durch die rechtfertigende göttliche Thäigkeit in die Lebensgemeinſchaft Chriſti aufgenommen werden: ſo iſt nur noch zu erläutern das gleichzeitig verſchiedene Verhalten dieſer göttlichen Thätigkeit gegen die Geſammtmaſſe der Einzelnen; und dies iſt der Gegenſtand der Lehre von der Erwählung. Sofern hingegen der Gegenſaz eines jeden Einzelnen gegen die Welt dadurch bedingt iſt, daß alle Gläubigen ein Geſammtleben bilden und alſo einen und denſelben Gemeingeiſt haben: ſo iſt noch zu erörtern die Art wie ein Jeder dieſen Gemeingeiſt hat, und das Verhältniß ſeiner Art zu ſein im Einzelnen und in der ganzen Gemeinſchaft, und dies iſt Gegenſtand der Lehre vom heiligen Geiſt.

1) Wenn man ſich blos an die Ueberſchrift der beiden hier aufgeführten Lehrſtükke hält: ſo kann man

ſich leicht darüber wundern, wie ſie zuſammengehören, und es unſerer Anordnung zum Vorwurf machen, daß ſie ſo fremdartiges unmittelbar neben einander ſtellt. Allein die Fremdartigkeit iſt nur ſcheinbar. Denn wenn alle Gnadenwirkungen, durch welche der Einzelne ein Mitglied der Kirche wird, nicht unmittelbar von Gott ausgehn, ſondern durch die Kirche bedingt ſind: ſo iſt ja das Herübergezogenwerden des Einzelnen in die geiſtige Gemeinſchaft nur als Erfolg ihrer Lebensäußerungen anzuſehen; ſo daß, wenn es keinen chriſtlichen Gemeingeiſt gäbe, es auch keine Erwählung geben könnte. Eben ſo aber umgekehrt, da das Geſammtleben der Chriſten nur in dem lebendigen Aufeinanderwirken der Einzelnen beſteht: ſo könnte es ein ſolches Ganzes und alſo einen Geiſt deſſelben nicht geben, wenn es keine Erwählung gäbe. Daher auch wenn wir bei der zeitlichen Erſcheinung Chriſti ſtehen bleiben, beides in ſeinem Urſprung völlig eines war, und es nur Ein Act ſein mußte der Anfang der Wiedergeburt der Einzelnen und der Anfang der Bildung des Gemeingeiſtes.

2) Auch hieraus geht noch auf eine andere Weiſe hervor, daß die Ordnung auch hätte umgekehrt werden können und eher von der Kirche konnte gehandelt werden, welche durch die Bildung des Gemeingeiſtes entſtanden iſt, und hernach erſt von der Begnadigung des Einzelnen, welche in der göttlichen Erwählung gegründet iſt. In dieſem Falle würde dann auch hier die Lehre von dem göttlichen Geiſte und deſſen Mittheilung haben vorangehn können, und die von der Erwählung würde gefolgt ſein. Jezt aber da die Lehre von der Begnadigung vorangegangen iſt, mußte es umgekehrt ſein, indem unſer erſtes Lehrſtük noch gleichſam dem vorigen Hauptſtük zugewendet iſt, und gewiſſer-

maßen als ein Zuſaz zu demſelben in Bezug auf dieſen zweiten angeſehen werden kann; die zweite Lehre aber iſt offenbar dem folgenden zugewendet und muß die Grundlage zu demſelben in ſich ſchließen. Denn alles was die Kirche iſt und thut in ihrem Gegenſaz gegen die Welt, das muß begriffen werden können aus dem ihr einwohnenden Geiſte. Daher man auch ſagen kann, die Lehre von dem heiligen Geiſte werde hier nicht in ihrer ganzen Ausführung vorgetragen, indem ſie ſich erſt in dem folgenden Hauptſtük vollſtändig entwikkeln läßt, ſondern hier ſei zunächſt nur von der Mittheilung deſſelben die Rede, wobei aber auf ſein Weſen nothwendig zurükgegangen, und alſo zu dem folgenden, der Lehre von der Kirche in ihrem Beſtehen, der Grund muß gelegt werden.

Erſtes Lehrſtük. Von der Erwählung.

136.

Daraus daß Gott die Seeligkeit der Menſchen gewollt hat unter der Form eines Reiches Gottes, deſſen Stifter Christus ſei, folgt nothwendig, daß, ſo lange das Menſchengeſchlecht auf Erden beſteht, niemals alle gleichzeitig lebende in der Kirche ſind.

Anm. Unter Seeligkeit wird hier nichts anders verſtanden, als die durch die Gemeinſchaft der Gläubigen bedingte Annäherung an die Seeligkeit Chriſti in dem Stande der Heiligung, ohne für jezt an einen Unterſchied zwiſchen der jezigen und künftigen zu denken.

1) Wenn Chriſtus mit der Verkündigung des Reiches Gottes und der Hinweiſung auf ſeine Perſon anfangen mußte: ſo konnte dieſe natürlicherweiſe nur al-

mählig durchdringen, und ſich um ſo mehr, ſelbſt bei vorausgeſetztem gleichen Gefühl der Erlöſungsbedürftigkeit, nur in den verſchiedenſten Abſtufungen wirkſam beweiſen, als die Einen vorbereitet waren durch Johannes und die Andern nicht, die Einen auf eine beſondere Weiſe an das Beſtehende gebunden und alſo von Chriſto abgezogen, die Andern aber nicht. Auch dem Raume nach konnte er nur innerhalb beſtimmter Grenzen *) den Schauplatz ſeiner Verkündigung bald durch Abwechſelung erweitern, bald durch längere Niederlaſſung befeſtigen, je nachdem er ſelbſt durch die Sitte und durch die äußern Verhältniſſe, denen er als Einzelner untergeordnet war, ſo oder anders beſtimmt wurde. Ja auch wo er weggewieſen ward **), gereichte dies natürlich manchem Einzelnen zum unverdienten Nachtheil, den ſein innerer Gemüthszuſtand, wenn er ihn ſelbſt geſehen und gehört hätte, angetrieben haben würde, ſich ihm anzuſchließen. — Eben ſo iſt es nun, ſeitdem die Apoſtel die Verkündigung fortſetzen bis auf den heutigen Tag in Beziehung auf die Ausbreitung des Evangelii beſchaffen. Denn wenngleich die der ganzen Gemeinſchaft einwohnende in Einzelnen aber beſonders hervortretende Neigung die Kirche nach auſſen zu vergrößern allerdings auch in der göttlichen auf die Erlöſung gerichteten Thätigkeit gegründet iſt: ſo iſt doch dieſe eben ſo in ihrer näheren Beſtimmtheit den menſchlichen Verhältniſſen unterworfen, indem perſönliche Neigung und Umſtände den einen vor dem andern dorthin lenken, und die Verkündigung, auch vermöge der Art und Weiſe wie ſie angebracht wird, hier mehr, dort weniger Eingang finvet. Und ſo muß es auch ſein, wenn die Kirche nach menſchlicher Weiſe ſich als ein geſchichtliches Ganze bilden und wachſen ſoll. Und dies ſoll ſie; denn ſo wenig ſich der Sohn Gottes ſein Fielſch, wie Einige haben behaupten wollen, kann mit vom Himmel heruntergebracht haben, oder er wäre kein wahrer Menſch geweſen, eben ſo wenig wäre die Kirche eine menſchliche geſchichtliche Erſcheinung wenn ſie plözlich und auf einen Schlag wäre fertig geweſen; ja um dies zu ſein hätte ſie eben ſo müſſen fertig mit vom Himmel herunter kommen, und es gäbe dann gar keine Erlöſung durch den menſchgewordenen Sohn Gottes.

---

*) Matth. 15, 24. Denn was von den Wundern gilt muß auch von der Verkündigung gelten, deren Begleiter jene immer waren.

**) Matth. 8, 34.

2) Betrachten wir die chriſtliche Kirche in der Folge der Geſchlechter, wie ſie aus dem Geſammtleben der Sünde hervorgegangen iſt und immer noch hervorgeht, und nehmen hinzu, was oben *) von der Nothwendigkeit der Wiedergeburt für die in derſelben gebohrnen geſagt iſt: ſo iſt natürlich, daß auch zu dieſer mehr oder weniger Zeit wird erfordert werden je nachdem ſich die entgegengeſezten Anreizungen und Aeuſſerungen im allgemeinen verhalten, und je nachdem die einen oder andern der Eigenthümlichkeit der Einzelnen mehr oder weniger entſprechen. Nur in dem Maaß als in dem Umfang der Kirche die lebendigen Spuren der allgemeinen Sündhaftigkeit allmählig verſchwinden, und die chriſtliche Gottſeligkeit das ganze Leben durchdringend ſich alle Kräfte und Triebfedern unterordnet, das heißt nur in dem Maaß, als die Kirche ſich ihrer Vol-

---

*) §. 130, 3.

lendung näherte, würde erſt der Unterſchied verſchwinden, und die Vollendung ſelbſt darin beſtehen, daß Natur und Gnade nirgend mehr zu unterſcheiden wären; ſo daß, wenn man dabei eine fortwährende Erzeugung annähme, auch fleiſchliche Geburt und geiſtige Geburt nicht als verſchiedene Zeitpunkte könnten angeſehen werden, vielmehr die Entwiklung aller Menſchen ſich der Entwiklung der Menſchheit Chriſti ſo näherte, daß jeder, ſtürbe er dann wenn es wäre, doch ſeinen naturgemäßen Antheil an dem höhern geiſtigen Leben ſchon beſeſſen und genoſſen hätte. Bis dahin aber und ſo lange jene Differenzen beſtehen, iſt es unvermeidlich, daß ſowol außerhalb des äußeren Umfanges der Kirche Einzelne das Leben wieder verlaſſen, ehe die Verkündigung des Reiches Gottes auf eine wirkſame Art hat zu ihnen dringen können, als auch viele in der Kirche gebohrene nach der göttlichen Ordnung über die Verhältniſſe der menſchlichen Lebensdauer ſterben müſſen, ehe die Eindrükke von den Wirkungen der vorbereitenden Gnade zum Anfang eines geiſtigen Lebensprozeſſes in der Wiedergeburt konnten verknüpft und geſteigert werden; und auch ſolchen ohnſtreitig begegnet dies, in denen jenes nicht würde gefehlt haben, wenn jene Wirkungen länger hätten fortgeſezt werden können.

3) Da nun hiebei, auch abgeſehen von dem was früher von der natürlichen Unfähigkeit des Menſchen zum Guten *) iſt geſagt worden, doch um ſo weniger alles dem Willen allein zugeſchrieben werden kann, als auch dieſer ſelbſt ſich nur allmählig erſt entwikkelt und bei jedem eine ungleichmäßige Erregbarkeit behält — wie denn auch von denen, welche in der chriſtlichen

---

*) §. 91.

Kirche geboren, doch erſt ſpät oder gar nicht zum wahren Glauben gelangen, viele deſſen eher würden theilhaft geworden ſein, wenn er ihnen nicht immer auf eine ihnen unangemeſſene und daher für ſie unwirkſame Art wäre vorgehalten worden: ſo iſt es offenbar in der allgemeinen göttlichen Weltordnung gegründet, daß Einzelne, viele oder wenige gilt hier ganz gleich, unwiedergebohren ſterben. Wir können alſo nicht ſagen, daß Gott dieſes beſtimmt nicht gewollt hätte, da es bei der von ihm eingerichteten Ordnung unſerer Welt mit ſeinem uns bekannten und innerlich ſchlechthin gewiſſen Rathſchluß der Erlöſung durch Chriſtum zuſammenhängt, und wir alſo ſchließen müſſen, daß wenn Gott dieſes beſtimmt oder unbedingt nicht gewollt hätte, er entweder eine andere Naturordnung des menſchlichen Lebens oder eine andere Heilsordnung für den menſchlichen Geiſt würde eingerichtet haben. Wenn nun Gott dieſes auf irgend eine Weiſe will: ſo entſteht natürlich für uns die Aufgabe, dieſen Willen genauer zu erkennen und wo möglich das Geſez deſſelben zu finden. Wie denn ſchon Paulus der Apoſtel mit ſeinem Beiſpiel hierin vorangegangen iſt, und das Geſez auszuſprechen geſucht hat, vermöge deſſen die Kirche ſich zuerſt mit ehemaligen Heiden anfüllte, während der größere Theil des jüdiſchen Volkes vorläufig außerhalb derſelben blieb. Die Aufforderung zu dieſer Unterſuchung iſt in den ſpätern Zeiten, nachdem ganze Völker das Chriſtenthum angenommen, nur noch dringender geworden, weil auch ein vorläufiges Ausgeſchloſſenſein vieler Mitglieder der chriſtlichen Völker ſelbſt, wobei alſo das natürliche Mitgefühl der Chriſten intereſſirt iſt, zu erklären war.

137.

Das chriſtliche Mitgefühl iſt darüber in ſich ſelbſt beruhigt, daß Einige früher und Andere ſpäter in die Gemeinſchaft der Erlöſung aufgenommen werden; es bleibt aber in demſelben ein unauflöslicher Mißklang zurük bei der Vorausſezzung, daß ein Theil des menſchlichen Geſchlechtes ausſchließend die Seligkeit dieſer Gemeinſchaft beſizen und ein anderer gänzlich davon ſoll ausgeſchloſſen bleiben.

Anm. Auch hier iſt wie oben zu bemerken, daß der Ausdruk gänzlich es unentſchieden läßt, ob das Ganze des menſchlichen Daſeins ein vorübergehendes und vergängliches oder ein unvergängliches ſei. Es iſt aber nicht deshalb ein ſolcher erwählt worden, weil dies überhaupt unentſchieden bleiben ſolle. Vielmehr kann als bekannt und allgemein zugeſtanden angeſehen werden, daß innerhalb der chriſtlichen Kirche hierüber niemals ein Zweifel obgewaltet hat; ſondern nur weil unſere Betrachtung uns noch nicht darauf geführt hat, dieſen Gegenſtand aufzunehmen. Ein Ort dazu iſt allerdings ſchon da geweſen, indem die Entſcheidungsgründe dazu für den Chriſten in demjenigen liegen, was über das Reich Chriſti *) geſagt iſt. Die Sache iſt aber dort nicht aufgenommen worden, weil ſie erſt in dem Lehrſtük von der Vollendung der Kirche in ihr volles Licht geſezt werden kann, und es kann nur als ein Vortheil dieſer Anordnung angeſehen werden, daß ſie veranlaßt hier auszuſprechen, daß Beſiz und Beraubung der Gemeinſchaft mit Chriſto während dieſes ganzen Lebens, wenn auch nach demſelben das perſönliche Bewußtſein ganz aufhörte, eben ſo weit von einander unterſchieden ſein würden, als ewiger Beſiz und ewige Beraubung ihrem Werthe nach auseinander liegen können, ſofern nur auch in dem vergänglichen irdiſchen Leben Seligkeit und Unſeligkeit in jedem Mo-

---

*) §. 126.

ment entweder ſchlechthin eben ſo groß oder eben ſo wachſend ſein können, als in dem himmliſchen und unvergänglichen. Denn beſtimmter als hiedurch läßt ſich nicht ausſprechen, daß der ganze Werth des Lebens in die Seligkeit des Chriſten abgeſehen von aller Länge der Zeit geſezt wird *), weshalb eben ſein Leben auch hier ſchon ein ewiges heißt **).

1) Wenn der Chriſt mit den beiden Elementen ſeines Bewußtſeins dem der Sünde und dem der Gnade ſich als ein Mitglied der Kirche gegenüber der Welt betrachtet; ſo findet er ſich allen denen, in welchen das Bewußtſein der Gnade nicht iſt, eben vermöge der göttlichen Gnade, in welcher ihm der göttliche Rathſchluß ſeiner Seligkeit die abſolute Gewißheit iſt, im höchſten Grade ungleich; vermöge des andern Elementes aber, des Bewußtſeins der Sünde, findet er ſich ihnen von Natur vollkommen gleich; alſo das gleiche natürliche Unvermögen hier unterſtüzt und dort ſich ſelbſt überlaſſen, und mithin hier eine Offenbarung des mit der göttlichen Allmacht identiſchen begnadigenden göttlichen Rathſchluſſes, dort aber keine, und zwar beides in dem Gebiet des menſchlichen Geſchlechtes, innerhalb deſſen wie alle lebendigen Kräfte, ſo noch mehr die göttliche Wirkſamkeit Chriſti nirgend eine beſtimmte Grenze haben kann. Da wir uns nun auch der Sehnſucht nach Erlöſung als eines allen gemeinſamen Gefühls bewußt ſind, deſſen Differenzen in den Einzelnen nie ſo groß ſind, daß nicht das kleinſte wie das größte durch die göttliche Gnade könnte angeregt werden: ſo iſt dieſe Ungleichheit von der Art, daß ſie weder auf unſer Selbſtbewußtſein an und für ſich, noch auf das darin mitgeſezte Bewußtſein Gottes zurückgeführt wer-

---

*) Nach der Formel von Pſ. 84, 11.

**) Joh, 6, 47.

den kann, ſondern entweder dieſes oder jenes ſcheint abgeändert werden zu müſſen, wenn wir dieſe Ungleichheit ſollen aufnehmen können, und umgekehrt die Ungleichheit abgeläugnet werden zu müſſen, wenn unſer Selbſtbewußtſein als Erlöſter mit dem darin geſezten Bewußtſein Gottes beſtehen ſoll. Aus einem ſolchen Zuſtande müſſen wir immer aufs neue verſuchen uns herauszuhelfen, ohne daß eine unvollkommne Auflöſung uns jemals genügen könnte.

2) Wenn wir uns aber den Gegenſaz zwiſchen dem Reiche Gottes und der Welt auf jedem Punkt als vorübergehend denken, ſo daß jeder der jezt auſſerhalb der Kirche iſt, einmal innerhalb derſelben ſein wird: ſo iſt dieſer Zwieſpalt zwiſchen beiden Elementen des Selbſtbewußtſeins ſogleich gehoben. Denn im Allgemeinen iſt dann das allmählige Uebergehen der Einzelnen in das neue geiſtige Leben für unſer zum Bewußtſein der ganzen menſchlichen Gattung geſteigertes Selbſtbewußtſein nur ganz daſſelbe, was für unſer perſönliches Selbſtbewußtſein das allmählige Wachsthum in der Heiligung iſt, nämlich die nothwendige Naturform der göttlichen Thätigkeit in der Erſcheinung, und wie im vorigen gezeigt iſt, die Bedingung unter welcher alle Wirkſamkeit des fleiſchgewordenen Wortes unvermeidlich ſteht, jedoch ſo daß die allgenugſame Fülle derſelben dadurch nicht beſchränkt wird. — Aber im einzelnen betrachtet und für jeden Moment bleibe ja doch, könnte man ſagen, die oben beſchriebene Ungleichheit völlig dieſelbe, und derjenige ſtehe ja doch ſehr weit hinter dem Andern zurük, der weit länger als der andere ohne einen Antheil an dem Reiche Gottes in der Welt gelebt hat. Hierüber nun iſt folgendes zu bemerken. *Erſtlich*, ſo wie wir nicht glauben können, es würde

für die Geſammtheit des menſchlichen Geſchlechtes beſſer geweſen ſein, wenn Chriſtus eher wäre gebohren worden, und alſo das neue geiſtige Geſammtleben in der Totalität des Geſchlechtes eher aufgegangen wäre; ſondern als die Zeit erfüllt war, iſt Chriſtus gebohren, daß heißt, die göttliche Vorherverſehung über das geſammte menſchliche Geſchlecht und die beſondere Beſtimmung über den Zeitpunkt der Erſcheinung des Erlöſers ſind ſo ſehr Eine unzertrennliche Offenbarung der göttlichen Allmacht, daß das durch dieſe Zeitbeſtimmung bedingte geiſtige Leben das ſchlechthin größte iſt, und die ganze Idee des Weſens der Menſchheit ausſpricht: eben ſo wird auch jeder Einzelne wiedergebohren, wenn ſeine Zeit erfüllt iſt, ſo daß ſein durch dieſe Zeitbeſtimmung bedingtes Leben ebenfalls ein ſchlechthin größtes iſt, und die ganze Idee ſeiner Perſon, wie dieſe ebenfalls an ihren Ort in dem Ganzen weſentlich gebunden iſt, vollkommen ausſpricht, ſo daß wir in Uebereinſtimmung mit jenem Glauben auch von dem Einzelnen nicht denken können, es wäre ihm beſſer geweſen früher wiedergebohren zu ſein. Daß hierdurch keine Trägheit im Zeugniß von Chriſto begründet wird, und kein Vorwand entſteht, Zucht und Lehre ganz aufzugeben, hat ſchon Auguſtin *) hinreichend gezeigt. Es wird aber auch dieſe Einwendung nicht leicht von einem wahrhaft in der Heiligung begriffenen, alſo von einem ſolchen gemacht werden, der fähig iſt Zeugniß abzulegen oder Lehre und Zucht zu handhaben; denn dieſer iſt ſich bewußt, einestheils ohne

---

*) In dem Buch de corrept. et grat. überall. Man vergleiche auch meine Abhandlung über die Erwählungslehre, welche ich hier einmal für alle anführe.

Hinſicht auf einen beſtimmten Erfolg von innen gedrungen zu ſein *), anderntheils auch, daß alle Arten von Gnadenwirkungen von jedem Wiedergebohrnen ausgehn müſſen, wenn jeder Andere ſoll zu ſeiner Zeit wiedergebohren werden. Zweitens da in der Wiedergeburt ein neues Leben beginnt, vorher aber, wenn man diejenigen Regungen abrechnet, welche ſchon Vorzeichen des neuen Lebens ſind, die Befriedigung auf dem andern Lebensgebiet geſucht ward, ſo giebt es für den Schmerz über die ſpätere Wiedergeburt oder für das Gefühl eines Zurükgeſeztſeins gar kein Subjekt. Denn der noch nicht Wiedergebohrne hat es nicht; dem Wiedergebohrnen aber verſchwindet in dem Gefühl der Sündenvergebung das mißfällige einer längern Lebenszeit eben ſo vollkommen, als das einer kürzern, und nur dann würde er einen Unterſchied fühlen, wenn das neue Leben um des willen kürzer würde, weil das alte länger geweſen, welches ſich aber auch, ſelbſt wenn man ein zeitliches Ende deſſelben annehmen wollte, dennoch als Täuſchung offenbart, weil das durch das Sein Gottes in uns erzeugte und beherrſchte Leben in jedem Augenblik unerſchöpflich und alſo in ſich ſelbſt unendlich iſt. Wie denn auch dergleichen nie, es müßte denn ſein in krankhaftem Zuſtande, ein Gläubiger wirklich gefühlt hat, ſondern nur über die Möglichkeit ſolcher Empfindungen wird in Worten geſpielt und ein Schattengefecht getrieben, durch welches niemals irgend ein Ort in dem Gebiet der Wahrheit kann in Beſitz genommen werden. Vielmehr müſſen der früheſt und der ſpäteſt wiedergebohrene, wenn man jenes auch auf die erſte Kindheit und dieſes auf eine unendliche Reihe

---

*) 2 Cor. 5, 14. 20.

von Lebensentwiklungen bezieht, doch jeder ſich ſelbſt und dem andern gleich werth ſein; denn jener iſt vorzüglich geſezt zum Ebenbild der urſprünglichen Vereinigung des göttlichen mit einer menſchlichen Perſönlichkeit, dieſer aber zum Zeichen wie endlich alle menſchliche Natur von der erlöſenden Thätigkeit Chriſti durchdrungen wird. Und beiden muß aller Schein eines Unterſchiedes um ſo mehr verſchwinden, als immer mehr die Kraft des Geſammtlebens die Oberhand gewinnt, durch welche ſich jeder alles aneignet was des Anderen iſt. Daß hierdurch keine Gleichgültigkeit gegen die Wirkungen der vorbereitenden göttlichen Gnade oder Aufſchieben der Buße und Bekehrung auf unbeſtimmte Zukunft begünſtiget wird, bedarf auch keiner großen Erörterung. Denn wer dies anführen wollte, ſchöbe ſeine Bekehrung nicht erſt deshalb auf, weil die chriſtliche Lehre ihm dieſen Troſt darbietet; ſondern weil er jezt noch ſeinen Antheil an dem Geſammtleben der Sünde lieber will, als den am Reiche Gottes, ſo iſt ſeine Bekehrung ſchon aufgeſchoben. Aus beiden zuſammengenommen geht alſo hervor, daß wenn wir jeden Menſchen, in welchem Gemüthszuſtand er ſich auch befinde, als einen ſolchen anſehen, der irgend einmal in die Lebensgemeinſchaft mit Chriſto aufgenommen werden wird, alsdann unſer Gefühl über die ſcheinbare Ungleichheit vollkommen beruhigt ſein muß.

3) Daß uns aber dieſes nicht begegnet, ſondern der Widerſpruch zwiſchen der Gleichheit durch die Natur und der Ungleichheit durch die Gnade unaufgelöſt feſtſteht, ſobald wir uns denken ſollen, daß Menſchen, derſelben in Chriſto und den Gläubigen zur Gemeinſchaft mit der göttlichen aufgenommenen menſchlichen Natur wie wir theilhaftig, von dieſer Gemeinſchaft

dennoch gänzlich ſollen ausgeſchloſſen bleiben, dies iſt unmittelbar gewiß. Es bleibt ſonach von dieſer Vorausſezzung aus nichts anders übrig, als daß wir den Widerſpruch aufzuheben ſuchen, entweder dadurch, daß wir ihn ſelbſt für Schein erklären, das heißt das Zuſammenſein der Gleichheit und Ungleichheit rechtfertigen und auf ein Geſez zurükführen, oder dadurch, daß wir eines von beiden, ſei es nun die Gleichheit oder die Ungleichheit für Schein erklären. Wollen wir nun das Zuſammenſein jener entgegengeſezten Verhältniſſe rechtfertigen: ſo muß gezeigt werden, daß die Gleichheit und die Ungleichheit in einem und demſelben gegründet ſind. Soll nun die Ungleichheit eben ſo wie die Gleichheit in der menſchlichen Natur gegründet ſein: ſo müſſen wir irgend wie auf das mit unſern Vorausſezzungen ſtreitende pelagianiſche zurükkommen, daß die göttliche Gnade weder urſprünglich Einem fehle noch ſich von ihm zurükziehe, ſondern daß ſie nur von dem Einen immer nicht ergriffen werde, wol aber von dem Andern, wonach doch immer auch der Anfang des neuen Lebens auf die, alſo von der Kraft des neuen Lebens noch entblößte, Willensthätigkeit des Menſchen zurükgeführt wird gegen das oben *) feſtgeſezte. Wollte man dem ausweichen durch die Darſtellung, der Wille ſei wegen ſeiner Unfähigkeit zum Guten freilich nirgend und niemals thätig beim Ergreifen der göttlichen Gnade, er ſei aber bei Einigen nach ſeiner Fähigkeit zum Böſen thätig im Zurükſtoßen der Gnade: ſo wird dadurch einestheils die Ungleichheit nicht erklärt, indem keiner nachgewieſen werden kann, der nicht irgend einmal Widerſtand geleiſtet hätte, anderntheils kommt

---

*) §. 130. Zuſ. 1.

man doch auf das pelagianiſche zurück, wenn das Aufgeben des Widerſtandes auf die Willensthätigkeit des Einzelnen zurückgeführt werden ſoll. Wenn man hingegen die andere Seite ergreifen will und behaupten, die Gleichheit ſei in demſelben wie die Ungleichheit nämlich in der göttlichen Anordnung gegründet: ſo heißt das, Gott hat von der Geſammtheit, die er der Gnade gleich bedürftig gemacht, den Einen die Gnade ertheilt den Andern verſagt: und dies iſt die Annahme einer ſolchen göttlichen Willkühr, welche mit Recht, weil Gleichheit und Ungleichheit zugleich bedingend, ein unbedingter Rathſchluß decretum absolutum genannt wird, und welche zwar demjenigen, welchem die Gnade verſagt ſein ſoll, keinen Grund zur Beſchwerde läßt, wol aber denjenigen, welchen die Gnade ertheilt ſein ſoll, keinen ruhigen Genuß derſelben verſtattet, indem das Mitgefühl wegen der immer anerkannten urſprünglichen Gleichheit unabweisbar in dem Gemeingefühl die Seligkeit aufhebt, welche in dem perſönlichen geſezt iſt, alſo eigentlich die Gnade um ſo mehr vernichtet, je mehr ſich durch ſie das Bewußtſein des Menſchen erhebt und läutert. Daher auch das Verbot den Gegenſaz nicht zu ergründen, ſondern auf irgend einem Punkt, wo der Widerſpruch noch nicht ſo grell heraus tritt, ſtehen zu bleiben, bei dieſer Annahme ſo natürlich iſt. Soll aber die Nothwendigkeit einer ſolchen Willkühr begreiflich gemacht werden dadurch daß, wie die Welt überhaupt die Offenbarung des göttlichen Weſens iſt, und die ſittlichen Eigenſchaften Gottes ſich auch nur in der geiſtigen Welt offenbaren können, ſo auch in der menſchlichen Welt ſowol die göttliche Barmherzigkeit ſich offenbaren müſſe als die göttliche Gerechtigkeit; die Barmherzigkeit nun offenbare ſich an denen, welche in die Gemeinſchaft des Lebens Chriſti aufgenommen werden, die Gerechtigkeit aber in denen, welche in der Gewalt der Sünde bleiben: ſo iſt hiegegen einzuwenden, einmal daß die göttliche Gerechtigkeit ſich auch offenbaren würde, wenn alles, was durch die Erlöſung Chriſti überhaupt möglich iſt, auch zu ſeiner Belohnung wirklich würde; dann aber noch mehr, daß es überhaupt keine getheilte Offenbarung göttlicher Eigenſchaften geben kann, weil ſonſt jede begrenzt ſein würde, und daher müſſe ſich die Gerechtigkeit an denſelben zeigen wie die Barmherzigkeit, dann aber auch die Barmherzigkeit an denſelben an welchen auch die Gerechtigkeit, welches ſich bei einem beſtändigen Ausgeſchloſſenſein von der Seligkeit Chriſti nicht denken läßt. Es bleibt alſo übrig der zweite Weg, daß nämlich eine von beiden die Gleichheit oder die Ungleichheit für Schein erklärt und dadurch der Widerſpruch aufgelöſt werde. Die Gleichheit wird für Schein erklärt, wenn ein urſprünglicher Unterſchied unter den Menſchen angenommen wird, alſo eine von Anfang an geſpaltene menſchliche Natur, ſo daß es eine Täuſchung wäre, wenn wir uns denen von Natur gleich hielten, die niemals in das Reich Chriſti aufgenommen werden. Könnten wir nun dieſer Täuſchung inne werden, und unſer Mitgefühl dem gemäß berichtigend beſchränken: ſo wäre dann die Ruhe und Sicherheit des Gefühls wieder hergeſtellt. Allein dies wäre nun das jenem erſten pelagianiſchen entgegengeſezte manichäiſche, und alſo eben ſo ſehr mit den Grundvorausſezzungen des Chriſtenthums im Widerſpruch. Denn die urſprüngliche Verſchiedenheit ließe ſich nur auf zweierlei Art vorſtellen. Entweder wäre nur in den Einen eine erregbare Empfänglichkeit für die göttliche Gnade, in den Andern aber nicht; dann aber müßte in den lezten das Gefühl der Erlöſungsbedürftigkeit ganz erloſchen und alſo ein reines Wohlgefallen an demjenigen Zuſtande ſein, der doch nur das Geſammtleben der Sünde iſt, wenn doch ihre Natur ſo weit menſchlich ſein ſoll, daß ſie vernünftig iſt. Dieſes reine Wohlgefallen an der Sünde wäre aber entweder urſprünglich das poſitive Böſe, oder vermöge einer Veränderung, die ſo das Werk des urſprünglich Böſen ſein müßte, daß das urſprüngliche Gute darin ganz untergegangen wäre. Noch offenbarer manichäiſch aber wäre das andere, wenn man nämlich dächte in den Einen wäre von Natur ein überwindlicher Widerſtand gegen die göttliche Gnade, in dem Andern aber von Natur ein unüberwindlicher: denn dann wären die lezten offenbar teufliſch, und dieſe beiden Hälften der menſchlichen Natur müßten auch verſchiedene Urheber haben. Die Ungleichheit hingegen wird für Schein erklärt, wenn behauptet wird, auch die von der Gemeinſchaft mit Chriſto gänzlich Ausgeſchloſſenen hätten dennoch eine Glükſeligkeit, zu der ſie gelangen könnten und würden, und das wovon ſie ausgeſchloſſen wären, ſei nur ein beſonderer vorzüglicher Grad *). Allein erſtlich wenn dies auf keiner urſprünglichen Verſchiedenheit beruhen ſoll, ſo haben wir, wenngleich unter einer andern Form, die göttliche Willkühr wieder, deren Gefühl gleich ſehr den ruhigen Beſiz aufhebt, wenn die Andern durch dieſelbe in eine poſitive und abſolute Unſeligkeit hineingeſtürzt oder dem geiſtigen Tode der Verſtokkung preisgegeben oder wenn ſie auf einer ſo viel geringeren Stufe der Seligkeit zurükgehalten werden, daß die Ungleichheit nicht als eine flie-

---

*) S. unter andern Reinh. Dogm. §. 116, 3.

ſende durch ein gemeinſames Leben ausgeglichen wird; wie denn auch eine verſchiedene Potenz des Lebens immer ſtattfinden muß zwiſchen denen, die an dem Theil haben, was durch die Menſchwerdung Chriſti in die menſchliche Natur neu hinein gekommen iſt, und denen welche hiervon abgeſchnitten ſind. Daher iſt nun dieſe Auskunft auch deshalb unannehmbar weil ſie nicht minder als die eigentlich manichäiſche Anſicht particulariſtiſch iſt, und keine Beziehung Chriſti auf das Ganze der menſchlichen Natur zuläßt. — Daher war es ſo natürlich von der Vorausſezung aus, daß nicht Alle an der Gnade in Chriſto irgend einmal Antheil bekämen, noch eine andere nicht eigentlich Auskunft aber doch Erleichterung für das Gefühl an der Hypotheſe zu ſuchen, daß nur die zu dieſer Theilnahme beſtimmten den Tod überwänden, die andern aber in demſelben untergingen, und alſo nur gleichſam zu betrachten wären wie leiblicher Weiſe die Kinder, welche ſterben ehe ſie das Sonnenlicht erblikt haben. Allein durch dieſe Annahme werden nur die Folgen der Ungleichheit gemildert, und auch das nur durch das härteſte Mittel; es bleibt aber dabei immer, wenn man die Einheit der Natur feſthalten will, das partikulariſtiſche in der Erlöſung, welche nicht Allen ſondern nur Einigen Seeligkeit und Unſterblichkeit mit einander gewähren kann. Wogegen, wenn man die Allgemeinheit der Erlöſung feſthalten will, man auch dies nur aus einer urſprünglichen Verſchiedenheit erklären kann. — Nach dem hier auseinandergeſezten ſind die nun folgenden kirchlichen Lehrſäze über dieſen Gegenſtand zu beurtheilen und näher zu beſtimmen.

138.

Erſter Lehrſaz. Es giebt nur Eine göttliche Vorherbeſtimmung, nämlich derer die gerechtfertigt werden Erwählung zur Seligkeit in Chriſto*).

1) Das Selbſtbewußtſein des Wiedergebohrenen bei ſeinen Fortſchritten in der Heiligung vom erſten Anfang derſelben an iſt nicht nur in ſo fern mit dem abſoluten Abhängigkeitsgefühl eines, als er ſich der Thätigkeit darin als einer göttlichen von der Sendung des Erlöſers abhängigen bewußt iſt, ſondern auch in ſo fern als die Entwiklung dieſer Fortſchritte eines iſt mit der Art wie er in den natürlichen Zuſammenhang der menſchlichen Geſchichte geſtellt iſt. Denn er erinnert ſich aller der Umſtände, welche bewährend und unterſtüzzend zu ſeiner geiſtigen Entwiklung beigetragen haben. Er erkennt alſo die Ordnung, in welcher die Erlöſung ſich an ihm verwirklicht, für einerlei mit der allgemeinen göttlichen Weltordnung in Beziehung auf ihn **), aber dies gilt nicht nur für die Zeit ſeit ſeiner Wiedergeburt, ſondern auch für die frühere, wo er noch unter den Einflüſſen der vorbereitenden Gnade

---

*) Praedestinatio pertinet tantum ad filios Dei, qui ad aeternam vitam consequendam electi et ordinati sunt. Sol. decl. XI. p. 799. Praedestinatio ad vitam est aeternum propositum, quo . . decrevit eos, quos in Christo elegit a maledicto liberare et ad aeternam salutem adducere. Angl. Conf. XVII.

**) Dies iſt auch die eigentliche Abzwekkung der Worte: Et haec sane aeterna electio non nude in arcano illo Dei consilio consideranda est, quasi . . Dominus militarem quendam delectum instituerit atque dixerit hic salvandus est ille vero damnandus etc. Sol. decl. XI. p. 800.

ſtand, weil ja auch dieſe mit zur Verwirklichung der Erlöſung gehören. Dieſer Einheit aber iſt er ſich nicht ſo bewußt als ob ſie ausſchließend wäre für ihn, und er ſich etwa deshalb als ein beſonderer Liebling Gottes erſcheinen müßte; vielmehr erkennt er in dieſem Bewußtſein das Gemeingefühl aller derer, welche ſich in dem Wirkungskreiſe Chriſti finden, und trägt es mit Recht auch auf diejenigen über, welchen in denſelben hineingezogen zu werden bevorſteht. Eben dieſes hineingezogenwerden der Einzelnen in die Gemeinſchaft Chriſti iſt alſo das Reſultat von dem Beſtimmtſein der rechtfertigenden göttlichen Thätigkeit in ihren Wirkungen durch die allgemeine göttliche Weltordnung. Keiner aber wird umgekehrt behaupten wollen, es habe ſeine Bekehrung und Heiligung ganz auf dieſelbe Weiſe eintreten können, auch wenn ſein Lebensgang im Zuſammenhang mit dem Ganzen ganz anders wäre angelegt geweſen. Wie dieſes Bewußtſein mit dem der Freiheit vollkommen übereinſtimmt, das iſt bereits oben *) erörtert. Zunächſt alſo entſteht das Reich der Gnade oder des Sohnes nur in der abſoluten Identität mit dem Reiche der allwiſſenden Allmacht oder des Vaters; und da die ganze Weltordnung mit der Welt zugleich in Gott ewig iſt, ſo geſchieht im Reich der Gnade nichts ohne göttliche Vorherbeſtimmung. Soviel iſt in dem Selbſtbewußtſein der Begnadigten und vermittelſt deſſelben geſezt, und es iſt für ſie ganz daſſelbe

---

*) §. 63. So daß wir den obigen Saz auch ſo ausdrükken können, die Art wie und die Zeit worin die Wiedergeburt eines Einzelnen erfolgt, ſei allemal beſtimmt durch die Eigenthümlichkeit ſeines inneren Lebens, welche eben ſeine Freiheit iſt, und durch ſeinen Ort in der Welt in Bezug auf die geſchichtliche Entwiklung der rechtfertigenden göttlichen Thätigkeit.

ihren Zuſtand anzuerkennen für ein Werk der göttlichen Gnade oder für einen Erfolg der göttlichen Vorherbeſtimmung.

2) Wenn nun der Glaube an Chriſtum zugleich der iſt an ſeine geiſtige Allmacht über das menſchliche Geſchlecht, und in ſich ſchließt, daß vermöge ſeines Erhöhtſeins zur Rechten Gottes kein Theil des menſchlichen Geſchlechtes von ſeiner Wirkſamkeit, welche nur eine erlöſende und heilbringende iſt *), jemals kann ausgeſchloſſen ſein; und man demnach von der beſtimmten Vorausſezzung ausgeht, daß alles was zum menſchlichen Geſchlecht gehört, irgendwann in die Lebensgemeinſchaft Chriſti werde aufgenommen ſein: ſo folgt auch weiter, daß es nur dieſe Eine göttliche Vorherbeſtimmung giebt zur Seligkeit in Chriſto, indem, ehe er hiezu gelangt, an keinem Einzelnen das ihm von Gott vorherbeſtimmte in Erfüllung gegangen iſt, ſondern jeder andere Zuſtand immer nur für einen Zwiſchenzuſtand muß gehalten werden. Ja wenn wir auch dieſe beſtimmte Vorausſezung dahingeſtellt ſein laſſen, und nur dabei ſtehen bleiben, wie wir uns der Kirche, als des Ganzen dem wir angehören, in ihrem Gegenſaz gegen die Welt bewußt ſind: ſo iſt einerſeits nach dem obigen **) jeder Rüktritt aus der Gemeinſchaft mit Chriſto in das Geſammtleben der Sünde nur ſcheinbar, und es giebt alſo auch keine göttliche Vorherbeſtimmung, wodurch der Einzelne der Gemeinſchaft mit Chriſto verluſtig ginge, und welche für einen gerechtfertigten der Erwählung zur Seligkeit entgegen wäre oder ſie wieder aufhübe. Andererſeits ſind wir uns

---

*) Joh. 3, 17.

**) §. 132. Zuſ. 2.

der von der Kirche immer ausgehenden Verkündigung Chriſti als einer lebendigen alſo nicht erfolgloſen Wirkſamkeit bewußt, und erfahren, wie daraus den Einzelnen Wirkungen der vorbereitenden Gnade entſtehen, und wie dieſe hernach als Glieder der Kirche ſelbſt zu denen gehören, in deren fortſchreitender Heiligung ſich die Gewißheit ihrer Erwählung bekundet, und alſo auch an ihnen dieſe Eine göttliche Vorherbeſtimmung ſich offenbart *). Von denjenigen aber, in welchen ſich dieſe Wirkungen nicht zeigen, haben wir in unſerer Wahrnehmung oder unſerem Mitgefühl keinen Grund irgend etwas anderes auszuſagen als eben dieſe Verneinung, und zwar nur als ihr dermaliges Verhältniß zum Reiche Gottes und den von ihm ausgehenden Gnadenwirkungen. In Beziehung auf die göttliche Vorherbeſtimmung liegt alſo auch hierin nichts, als daß es immer ſolche giebt, an welchen ſie ihr Ziel nämlich den Anfang der Seligkeit in Chriſto noch nicht erreicht hat; zu der Vorſtellung aber, als ob es für dieſe oder Einige unter ihnen eine entgegengeſezte Vorherbeſtimmung gäbe, können wir auf dieſem Wege niemals kommen **). Denn es kann von einer jeden Zeit und jedem einzelnen Punkt der Verkündigung des Reiches Gottes gelten, daß Viele berufen ſind und wenige auserwählt ***), nämlich für dieſe Zeit; und wir können dann jedesmal ein Recht haben zu ſagen, daß die meiſten nicht für

---

*) Ap. Geſch. 13, 49., wodurch aber gewiß nicht behauptet werden ſoll, daß von denen, welche damals nicht gläubig wurden, keiner mehr hätte in einer ſpätern Zeit gläubig werden können.

**) Bene sperandum tamen est de omnibus, neque temere reprobis quisquam est adnumerandus. Expos. simpl. X.

***) Matth. 22, 14.

Erwählte zu halten ſind *), nämlich für dieſe Zeit. Auch darf uns gar nicht wundern, daß von einer jeden Zeit die meiſten aufbewahrt werden für eine ſpätere; denn die Ordnung des göttlichen Rathſchluſſes **) iſt eben die einer zeitlichen Entwiklung, in der es ein Nacheinander auch des urſprünglich gleichzeitigen nothwendig giebt, und auch die Gleichnißrede Chriſti ***) beſtätiget dieſes. Aber für alle Zeit Einige für ausgeſchloſſen zu halten, dazu finden wir in allem, was uns das Zuſammenſein von Kirche und Welt darbietet, keine Veranlaſſung. Nur in dieſem beſchränkten Sinne alſo d. h. für jede Zeit in welcher wir diejenigen, die ſchon in die Gemeinſchaft Chriſti aufgenommen ſind, mit denen vergleichen können, welche ſich noch auſſerhalb derſelben finden, kann man ſagen, daß Gott Einige übergeht, und daß er diejenigen, welche er übergeht auch verwirft, und daß die Erwählung ſich nur im Gegenſaz gegen die Verwerfung zeigt †). Denn

---

*) Nequaquam enim sentiendum est eos etiam in electorum numero habendos, qui verbum Dei contemnunt et repellunt. Sol. decl. XI. p. 805. — Ut qui iam sunt in Christo insiti per fidem, illi ipsi etiam sint electi, reprobi vero qui sunt extra Christum. Expos. Simpl. X.

**) Pater enim trahit hominem virtute spiritus sui iuxta ordinem a se decretum et institutum. ibid. p. 818.

***) Matth. 13, 47. Denn die Fiſche die zumal im Meer ſind werden doch nur allmählig gefangen.

†) Calv. Institutt. L. III. cp. XXIII. Nur Calvin ſelbſt nimmt es nicht in dieſem beſchränkten Sinn ſondern unbeſchränkt, und ſagt vielmehr unſere Beſchränkung werde inscite nimis et pueriliter vorgebracht. — Aus unſerem Standpunkt aber iſt das Uebergehen hier der angemeſſenſte Ausdruk, weil es nur eine beſtimmte Handlung verneint. Nur iſt hier nicht ſo zu nehmen, als ob überhaupt in Bezug auf ſie noch

die

die noch nicht aufgenommenen ſind für uns nur dieſes unbeſtimmte; denn indem ſie unſerm Urtheil zufolge noch ohne geiſtige Perſönlichkeit in der Maſſe der Verdammniß oder des ſündlichen Geſammtlebens ruhen, und die göttliche Vorherbeſtimmung an ihnen noch nicht ans Licht getreten iſt, ſo ſind ſie nur eben da, wo die ganze Kirche vorher auch war *). Und da uns hier alle Kennzeichen um ſie auszuſcheiden fehlen: ſo können wir auch nie aufhören ſie als Gegenſtände der die Kirche ſammelnden göttlichen Thätigkeit und als unter derſelben göttlichen Vorherbeſtimmung befaßt anzuſehen. Unläugbar aber iſt jedem in dieſer göttlichen Ordnung ſeine Stelle, ſei ſie nun die erſte oder die lezte, nur durch das göttliche Wohlgefallen beſtimmt, indem ſowol ſeine perſönliche Eigenthümlichkeit als auch Zeit und Umſtände, unter denen ihm die Erlöſung dargeboten wird, durch die göttliche Anordnung beſtimmt ſind. Wir müſſen alſo ſagen, es giebt keine andere Vorherbeſtimmung als die zur Seligkeit; nur daß wir bei Einigen erkennen, wie ſie ausgeführt wird, bei Andern aber uns verborgen bleibt, wie ſie in Erfüllung geht, weil dieſe unſrer Wahrnehmung ſchon im erſten Anfang des Verfahrens entzogen werden.

4) Sobald aber beſtimmt die entgegengeſezte Vorausſezung angenommen wird, wie ſie ohnläugbar un-

---

keine göttliche Thätigkeit geſezt wäre; ſondern dieſe geht nur zufolge der göttlichen Geſammtordnung noch ſo ganz in inneren und äußeren Vorbereitungen auf, daß ſie uns übergangen erſcheinen, und ſo ſind ſie auch wirklich noch verworfen.

*) Latet intra gremium beatae praedestinationis et intra massam miserae damnationis. Calv. Institutt. L. III. cp. XXI. 1.

ſern ſymboliſchen Schriften zum Grunde liegt *), daß nämlich diejenigen, welche ſterben ohne in die Gemeinſchaft des Lebens Chriſti durch die Wiedergeburt aufgenommen zu ſein, dann aus dem Gebiet der göttlichen Gnadenwirkungen auf immer ausgeſchloſſen ſind: ſo hört der obige Saz auf ein angemeſſener Ausdruk zu ſein, und man muß ſagen, es giebt eine göttliche Vorherbeſtimmung, wodurch Einige zur Seligkeit verordnet ſind und Andere zur Verdammniß **). Denn eine zwiefache Vorherbeſtimmung anzunehmen die eine zur Seeligkeit die andere zur Verdammniß, das wäre dem Sinne nach zwar daſſelbe, der Ausdruk aber wäre immer unrichtig, indem dadurch die göttliche Vorherbeſtimmung auf die Einzelnen bezogen würde, denn für dieſe nur wäre ſie eine zwiefache. Sondern Eine göttliche Vorherbeſtimmung gäbe es immer nur, weil es nur Einen alles beſtimmenden göttlichen Rathſchluß und Eine alles umfaſſende göttliche Weltordnung giebt; aber aus dieſer geht dann beiden Theilen ihr entgegengeſeztes Ende gleichmäßig hervor. Denn man kann nun nicht mehr ſagen, die Vorherbeſtimmung gehe nur auf die Einen, die Andern aber würden blos überſehen, ausgenommen inſofern als man ſie zugleich als nicht daſeiend betrachtet. Nun ſind ſie freilich nicht, ſofern man auf die neue Kreatur ſieht, und ſonach kann man bei der obigen Formel im weſentlichen bleiben, wenn man ſagt, es giebt Eine göttliche Vorherbeſtimmung, nach welcher aus der Geſammtmaſſe des menſchlichen Geſchlechtes die Geſammtheit der neuen Kreatur hervorgerufen wird. Nur kann man auch alsdann nicht ſagen, die Vorherbeſtimmung erſtrekke ſich nur auf die Guten, die Vorherſehung aber auf die Guten und Böſen *). Denn in Bezug auf die neue Kreatur ſind die Böſen eben ſo wenig vorhergeſehen als vorherbeſtimmt, ſondern ſie ſind auch vorhergeſehen nur als ein Theil der Maſſe, aus welcher die Kinder des Reiches ſollen genommen werden; dieſe aber ſind vorhergeſehen ſowol als vorherbeſtimmt, als das neue Geſchöpf, welches aus jener Maſſe ſoll gebildet werden. Auch iſt es ja nicht möglich göttlicher Vorausſehung und göttlicher Vorherbeſtimmung einen ungleichen Umfang anzuweiſen, da ja Gott eben ſo gut die Bedingung vorherbeſtimmt als er das Bedingte vorherſieht, und alſo wenn er das Bedingte, das Verlorengehen, vorherſieht, und die Bedingung, nämlich das Verhältniß zwiſchen ihrer eigenthümlichen perſönlichen Beſchaffenheit und ihrem Ort in der Welt in Bezug auf den Gang der Verkündigung, nicht ändert, er eben dadurch das Bedingte mit vorherbeſtimmt. Denn das Verlorengehen des Einen iſt eben ſo wenig als die Erwählung des Andern von der Art wie ſie erfolgt zu trennen. Denn offenbar, wenn nicht jeder mit ſeiner Eigenthümlichkeit an dieſen Ort, im ganzen Umfange das Wort gewonnen, geſtellt, und alſo auch durch den vorherbeſtimmten Gang der Verkündigungen die Gnadenwirkungen grade ſo wären an ihn gekommen oder von ihm entfernt gehalten worden: ſo würde eben ſo wenig der Eine ſo wie

---

*) Auch Melanchthon wenn er ſagt: Deus volens non perire totum genus humanum semper propter filium per misericordiam vocat trahit et colligit ecclesiam et recipit assentientes. l. th. de praedest. verſteht doch unter dieſem semper nur die Zeit ante novissimum diem.

**) Praedestinatio qua Deus alios in spem vitae adoptat alios adjudicat morti aeternae. Calv. Institt. L. III. cp. XXI. 5.

---

*) Sol. decl. XI. p. 799.

es geſchieht bekehrt worden, als der andere, ſo wie es geſchieht, unbekehrt geblieben ſein; zumal Ort und Lebensgang, ja in gewiſſer Hinſicht auch perſönliche Eigenthümlichkeit eines jeden, durch die aller Andern im Verhältniß zu ihm beſtimmt ſind. Und das gleiche Verhältniß beider Theile zur göttlichen Vorherbeſtimmung läßt ſich auf haltbare Weiſe nur läugnen, wenn man manichäiſch eine urſprüngliche Verſchiedenheit der Natur dazwiſchenſchiebt. Man muß aber auch unſern ſymboliſchen Schriften ihr Recht anthun und geſtehen, daß ſie, eben ſo gewiß als ſie vorausſezen, ein Theil der Menſchen bleibe von dem Antheil an der Seligkeit in Chriſto definitiv ausgeſchloſſen, eben ſo auch überall in dem Ort von der Vorherbeſtimmung den Menſchen vor ſeiner Bekehrung angeſehen als den Gegenſtand derſelben aufſtellen, wie aus allen ſchon angeführten Stellen ja aus allen in dieſem Artikel gangbaren Ausdrükken erhellt. Alſo kann ihnen auch die angegebene Modifikation des aufgeſtellten Sazes nicht vollgültig zu ſtatten kommen; ſondern in Uebereinſtimmung mit ihrer übrigen Ausdruksweiſe wäre die einzige richtige Formel für ſie dieſe „Gott hat alle Menſchen, wie ſie als Einzelne erſcheinen, vorherbeſtimmt, die Einen zur Seligkeit geführt zu werden, und die Andern in der Unſeligkeit zu bleiben *). — In wiefern nun dieſe in der Kirche freilich immer allgemeiner gewordene Vorausſezung, welche wir aber ſchon vorläufig durch die Art der Aufſtellung unſeres Sazes von der Hand gewieſen haben, nothwendig oder zuläſſig ſei, das kann erſt unten in dem dritten Lehrſtük unterſucht werden.

---

*) Non enim pari conditione creantur omnes: sed aliis vita aeterna aliis damnatio aeterna praeordinatur Calv. l. c.

139.

Zweiter Lehrſatz.

Die Erwählung, abgeſondert von der allgemeinen göttlichen Weltordnung betrachtet, beruht auf dem vorhergeſehenen Glauben der Erwählten; betrachtet man ſie aber in der allgemeinen Weltordnung und als deren eigentlichen Mittelpunkt, ſo erſcheint ſie nur beſtimmt durch das göttliche Wohlgefallen.

Anm. Abgeſondert nämlich betrachtet man beides, wenn man die einzelnen Menſchen nach ihrer Zahl und perſönlich angebohrnen Verſchiedenheit ſchon als gegeben anſieht, und nun nach der Ordnung fragt, in welcher ſich der Rathſchluß der Erwählung an ihnen verwirklicht. Ineinander aber und als Eines, wenn man als untrennbare Theile des göttlichen Rathſchluſſes anſieht die Darſtellung der menſchlichen Natur in ſo vielen und ſolchen ſo auf einander folgenden Individuen und Volksſtämmen und die Darſtellung der perſönlichen Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur in Chriſto zu ſolcher Zeit und unter ſolchen Umſtänden. — Daß aber die Erlöſung, wenn wir ſie ſo in und mit der allgemeinen göttlichen Weltordnung betrachten, und auch als der wahre Mittelpunkt und Schlüſſel derſelben erſcheint, iſt natürlich; denn wir kennen keine andere endliche vernünftige Natur, auf welche wir alles Untergeordnete in der Welt beziehen könnten, aber von unſerer Natur wiſſen wir, daß alles in ihr durch ihn und zu ihm *) gemacht iſt.

1) Da wir die rechtfertigende göttliche Thätigkeit nur als die zeitliche Fortſezzung anſehn von derjeni-

---

Die unläugbare Härte dieſer Formel würde es aber doch immer wünſchenswerth machen von dieſer Frage lieber nur aus dem Geſichtspunkt der neuen Kreatur zu reden.

*) Col. 1, 16 — 18.

gen, welche die Erlöſung begründet, ſo muß auch in jeder einzelnen Aeußerung derſelben der nämliche Zwek ſich offenbaren. Und wie Chriſti Zeit beſtimmt war dadurch, daß dies der Moment war, von welchem aus das Größte der Wirkſamkeit gegeben werden konnte: eben ſo muß ſowol die Zeit der Bekehrung jedes Einzelnen eben dadurch beſtimmt ſein, daß von da aus das Maximum ſeines Antheils an der Förderung des Erlöſungswerkes gegeben iſt, als auch die Ordnung der Fortpflanzung des Reiches Gottes mittelſt der aufeinanderfolgenden Bekehrung der Einzelnen diejenige ſein, durch welche in dem ganzen Zuſammenhang der geſchichtlichen Entwiklung das extenſive und intenſive Maximum erreicht wird. Nun aber läßt ſich alles, was der Einzelne zur Verbreitung des Reiches Gottes thun kann, als zu der profetiſchen Thätigkeit Chriſti als deren Fortſezzung gehörig in dem Ausdruk Predigt zuſammenfaſſen; und die Predigt in dieſem ganzen Umfang kommt aus dem Glauben *) und iſt deſſen natürliche Aeußerung. Es iſt alſo völlig gleich bedeutend, ob wir ſagen die göttliche Erwählung werde beſtimmt durch die vorausgeſehene größte Wirkſamkeit der Predigt oder durch die vorausgeſehene größte Kräftigkeit des Glaubens. Die Formel wird freilich nicht immer in dieſem Sinn gebraucht, ſondern mehr auf die Feſtigkeit und Beſtändigkeit des Glaubens in dem Einzelnen ſelbſt bezogen, indem man ſagt, Gott habe diejenigen erwählt, von welchen er vorausgeſehen, daß ſie den Glauben annehmen und im Glauben beharren würden. Allein das unzureichende der Formel in dieſer Bedeutung iſt leicht nachzuweiſen. Denn die göttliche Ord-

---

*) Pſ. 116, 10. Röm. 10, 17.

nung in dem wann und wo, wird auf dieſe Weiſe gar nicht erklärt, und, um beim erſten Anfang anzufangen, nicht begreiflich gemacht, warum die Apoſtel zuerſt mit Chriſto vereinigt worden, und warum zuerſt die jüdiſche Zerſtreuung der Leiter war, an welchem ſich das Evangelium bewegte, und ſo weiter durch alle Hauptmomente der Geſchichte. Ja man kann ſagen der Formel in dem gewöhnlichen Sinn liege eine völlig atomiſtiſche Anſicht des Erlöſungswerkes zum Grunde, indem nur das einzelſte für ſich betrachtet wird, der Zuſammenhang aber ſo in Schatten geſtellt, daß man ihn leicht nur für Schatten halten könnte. Niemand aber wird verlangen, daß bewieſen werden ſolle, es habe wirklich auf keinem andern Wege, als auf welchem die Erbauung der Kirche wirklich zu Stande gekommen, das Maximum erreicht werden können; denn Erweis iſt unmöglich, weil das andere nicht gegeben iſt und nicht verglichen werden kann. Darum iſt es auch der Glaube, welcher ſich in dieſer Formel ausſpricht, und zwar der Glaube ſofern er das Prinzip aller chriſtlichen Geſchichtforſchung iſt, wie denn auch eben dieſe Formel den Kern enthält von dem was Paulus *) über den erſten geſchichtlichen Gang des Chriſtenthums ſagt. Wogegen in dem gewöhnlichen Sinne genommen die Formel mehr eine Rechtfertigung zu enthalten ſcheint in Bezug auf diejenigen, welchen die wirkſame Gnade nicht zu Theil wird, daß es nämlich nur ſolche waren, bei denen ſie doch keinen feſten Siz würde gefaßt haben, und erſt recht verſtanden wird, wenn man die andere Seite dazu nimmt, daß nämlich Gott auch beſchloſſen habe diejenigen, welche in der Zurükſtoßung des Wortes behar-

---

*) Röm. 10 und 11.

ren zu verhärten und zu verwerfen *). Und dieſe Kehrſeite derſelben zeigt dann deutlicher das willkührliche, was ſich in der erſten etwas mehr verſteckt, und welches alle Beobachtung auf dem geſchichtlichen Gebiete hemmt. Denn es iſt unmöglich für dieſe Formel eine andere zu finden, welche die Grenze bezeichne zwiſchen der eignen Hartnäkkigkeit und der von oben kommenden Verhärtung; vielmehr muß man den Fall als möglich ſezen, daß von zwei gleich lange hartnäkkigen der eine noch bekehrt wird und der andere nicht. Eben ſo nun auf der andern Seite, wenn zuerſt geſagt wird, Gott erwählt diejenigen, von denen er voraus ſieht, daß ſie im Glauben beharren werden **), und hernach wieder, Gott hat beſchloſſen diejenigen zu ſtärken und zu befeſtigen, welche er erwählt hat: ſo iſt wiederum nicht möglich die Grenze zu finden zwiſchen der eignen Beharrlichkeit und der Stärkung von oben, welche leztere doch eine eigne Wandelbarkeit vorausſezt, die zu folge der Formel ein Grund der Nichterwählung hätte ſein ſollen. Bleibt nun, wenn man beides zuſammenfaßt, nichts weiter übrig, als daß Gott diejenigen erwählt hat, die er auch im Glauben zu ſtärken beſchloſſen hat: ſo haben wir hierin den Uebergang ſowol zu unſerer erſten Formel als zu unſerer zweiten. Daß aber, wenn nach der beſcheidneren Formel ***) der Rathſchluß der

---

*) In eodem suo consilio decrevit, quod eos qui per verbum vocati illud repudiant . . et obstinati in illa contumacia perseverant, indurare reprobare et aeternae damnationi devovere velit. Sol. decl. XI. p. 808.

**) ab aeterno salvare decrevit id est elegit illos omnes, quos praescivit in Christum perseverantes credituros. Gerh. l. th. IV. p. 211.

***) dicimus fidei intuitum decreto electionis esse includendum Gerh. l. th. IV. p. 207.

Erwählung nicht ausgedrükt werden kann ohne Berükſichtigung des Glaubens, der Glaube auch mit ſeiner Wirkſamkeit zugleich müſſe berükſichtigt werden, wie hier geſchehen iſt, das drükken am beſten die bekannten Auguſtiniſchen Formeln aus *), in welchen die teleologiſche Beziehung nicht undeutlich angegeben iſt.

2. Wenn die ganze Welt von Gott ſo geordnet iſt, daß er ſagen konnte es ſei alles gut, das heißt nach ſeinen Wohlgefallen, und in dieſer Hinſicht das Einzelne von ſeinem Zuſammenhang mit allem übrigen nicht zu trennen iſt; und ſo auch in der menſchlichen Natur die Beziehung derſelben auf Chriſtum und die innere Mannigfaltigkeit derſelben nach Raum und Zeit nur Eins iſt, und wir nicht dieſe leztere anſehen können als etwas unabhängig von jener und gleichſam vor jener gegebenes: ſo können wir dann auch nicht mehr ſagen, daß die Ordnung, nach welcher die Beziehung auf Chriſtum ſich realiſirt, jener Mannigfaltigkeit folge und durch ſie beſtimmt ſie; indem man eben ſo gut umgekehrt ſagen könnte, die Mannigfaltigkeit der Menſchen ſei ſo geordnet wie ſie iſt, damit ſich die Erlöſung durch Chriſtum grade in dieſer und keiner andern Ordnung und Maaß darin entwikkeln könne. Indem nun beides gleich richtig iſt, und alſo, weil einander entgegengeſezt, auch gleich falſch: ſo kann man auch nur zuſammenfaſſend ſagen, daß beides in Be-

---

*) Elegit Deus fideles, sed ut sint, non quia iam erant; und non quia credidimus sed ut credamus elegit nos, wo man ohne daß etwas weſentliches geändert wird ſtatt erant ſubſtituiren kann praevidebantur und ſtatt credidimus, credituri eramus.

zug auf einander und alſo auch jedes für ſich in dem obigen Sinne geordnet ſei nach Gottes Wohlgefallen. Es iſt alſo Gott wohlgefällig geweſen, daß grade in dieſer beſtimmten Menge ſo beſtimmter Menſchen die menſchliche Natur ſich darſtelle, und iſt kein anderer Grund davon anzugeben, als Gottes Wohlgefallen, weil wenn ſein Wohlgefallen ein anderes geweſen wäre, ſie auch Andere würden geworden ſein; jede andere Erklärung aber iſt untergeordnet, weil ſie bedingende Vorausſezungen, welche es auch ſeien, macht, die immer ſelbſt wieder durch dieſes urſprüngliche und allumfaſſende göttliche Wohlgefallen bedingt ſind. Eben ſo iſt ſein Wohlgefallen geweſen, die Anordnung und Wiederbringung der menſchlichen Dinge durch Chriſtum zu vollenden, und iſt auch hievon kein anderer Grund anzugeben; denn wenn dieſe Vereinigung mit der menſchlichen Natur Gott nicht wohlgefällig geweſen wäre, ſo könnte er den ganzen Gang des menſchlichen Geſchlechtes von vorn herein anders angelegt haben, nur daß dieſes dann auch ein anderes würde geworden ſein, wie denn ſo bald Eines geſezt iſt, alles Andere ſo und nicht anders mit geſezt iſt. Jede verſuchte Deduction von der Nothwendigkeit der Erlöſung unter dieſer Form ſezt auch immer etwas voraus, deſſen Nothwendigkeit einer eben ſolchen Deduction bedürfte. Sonach bleibt uns nur der Wunſch übrig dieſes göttliche Wohlgefallen überall mit empfinden zu können und in demſelben zu ruhen. Wie nun der Glaube ſelbſt nichts anders iſt, als die Mitempfindung des göttlichen Wohlgefallens die Menſchen durch Chriſtum zu erlöſen, und das einzelne Selbſtbewußtſein des Erlöſten daſſelbige iſt, und zwar ſo, daß er auch in dem Wohlgefallen Gottes hinſichts der Ordnung ruht, nach welcher er in das Gebiet der Erlöſung iſt aufgenommen worden: ſo ſehen wir daß uns dieſes Ruhen nur erſchwert wird, wenn dieſer Unterſchied unendlich wird, das heißt, wenn wir auf Einige ſehen ſollen, welche in dieſes Gebiet gar nicht aufgenommen werden. Daher diejenigen, welche von dieſer Vorausſezung ausgehen zu müſſen glauben, ſich auf dieſem Gebiet vergeblich damit zu helfen ſuchen, daß das göttliche Wohlgefallen daran, daß der Sünder lebe, unwirkſam gemacht werden kann durch den verderbten Willen des Menſchen; denn hier iſt nur die Rede von demjenigen göttlichen Wohlgefallen, dem gemäß alles iſt, was iſt, und wie es iſt. Wenn wir nun in der Welt überhaupt eine Abſtufung des Lebens in unendlicher Mannigfaltigkeit von den niedrigſten und ärmſten Formen an bis zu den höchſten und vollkommenſten antreffen, und nicht zweifeln dürfen, daß eben dieſe Mannigfaltigkeit als die reichſte Raum- und Zeiterfüllung der Gegenſtand des göttlichen Wohlgefallens ſei, und eben dieſes ſich auch in anderer Hinſicht in dem Gebiet der menſchlichen Natur wiederholen ſehen: ſo werden wir billig auch auf dem durch die Erlöſung entſtandenen Lebensgebiet alles erwarten, was zwiſchen einem kleinſten und größten liegt, und dieſe ganze zu lebendiger Gemeinſchaft verbundene Fülle als den Gegenſtand des göttlichen Wohlgefallens anſehn. Soll nun aber Chriſtus wahrhaft im Verhältniß zum ganzen menſchlichen Geſchlechte ſtehen: ſo muß es auch ganz in dieſen Grenzen ſein, und alſo einestheils auch in den Zuſtänden derer, die, weil ſie der Predigt keinen Raum gegeben haben, unſelig ſind, doch eine Spur ſeiner Wirkſamkeit zu finden ſein, theils auch auf diejenigen, zu welchen das Wort noch nicht gedrungen iſt, ein wenn gleich unbegreiflicher und geheimnißvoller Einfluß Chriſti ſtattfinden, ſonſt müßte das göttliche Wohlgefallen den Wirkungskreis des Erlöſers geringer beſtimmt haben, als den Umfang des menſchlichen Geſchlechtes, und dies könnten wir ſchwerlich annehmen, ohne eins von den beiden Elementen unſeres chriſtlichen Selbſtbewußtſeins aufzugeben.

3. Die beiden Formeln, welche hier vereinigt, und als Ausdrükke von gleichem Inhalt dargeſtellt werden, die nur von verſchiedenen Punkten aus conſtruirt ſind, dieſe ſelbigen werden ſonſt als mit einander unverträglich entgegengeſezt, ſo daß, wer ſich zu der einen bekennt die andere leugnet. Allein ſie konnten auch in dieſer Uebereinſtimmung nur dargeſtellt werden, nachdem ſie von dem unhaltbaren befreit waren, welches ſie durch den Gegenſaz angezogen hatten. Denn die erſte iſt nun davon befreit, daß der Rathſchluß Gottes abhängig gemacht wird von einem offenbar ganz menſchenähnlichen Vorherwiſſen in Gott, deſſen Gegenſtand unabhängig von ſeinem Rathſchluß geſezt iſt, ſo daß dieſer ſich danach richten muß. Die andere iſt davon befreit, daß das Geſez der göttlichen Erwählung ganz aufzugehen ſcheint in dem Beſtreben den einen dem andern vorzuziehen und dieſen jenem nachzuſezen; denn nach unſerer Darſtellung geht es vielmehr darauf hinaus, daß in Ein unzertrenntes Geſammtleben zuſammengefaßt Einer den Andern ergänze und in dem Andern ſeine Ergänzung finde. Wie denn auch unſere zweite Formel nicht das iſt, was gewöhnlich durch den Ausdruk absolutum decretum bezeichnet wird. Denn hierunter verſteht man den göttlichen Rathſchluß über die Erwählung oder Verwerfung jedes einzelnen Menſchen, ſofern dieſer Rathſchluß als durch nichts weder in noch außer ſeinem unmittelbaren Gegenſtande be-

dingt gedacht wird. Allein in unſerer Darſtellung erſcheint nichts einzelnes abſolut, ſondern alles einzelne durcheinander bedingt; und der unbedingte Rathſchluß in welchem ſich rein das göttliche Wohlgefallen ausſpricht, hat nur das Ganze in ſeinem ungetheilten Zuſammenhange zum Gegenſtand. Daher wird auch durch dieſe Zuſammenfaſſung am beſten den Mißdeutungen vorgebeugt ſein, denen im Gegenſaz mit der andern jede einzelne ausgeſezt war. Denn wenn der vorhergeſehene Glaube den göttlichen Rathſchluß beſtimmt: ſo kann gar leicht daraus gefolgert werden, daß der Glaube ſelbſt unabhängig von dem göttlichen Rathſchluß in dem Menſchen geſezt, und alſo in deſſen freiem Willen müſſe begründet ſein; und nur durch unzureichende Künſteleien könnte dieſer pelagianiſche Schein ſo abgewendet werden, daß die Formel noch einen beſtimmten Gehalt behielte. Und wenn Gott den Einen durch ſeine Vorausbeſtimmung zur Seligkeit verordnet hat den andern zur Verdammniß: ſo bekommt es gar leicht das Anſehn, als ob nach jenem Anfang dieſes Ende nothwendig erfolgen müſſe, die Zwiſchenglieder ſeien auch welche ſie wollen; und dieſer Schein von göttlicher Willkühr in gleichſam aufdringlicher Unterſtüzung des Einen und partheiiſcher Verlaſſung des Andern läßt ſich nie vollkommen abwenden, wenn die Formel ſich nicht auflöſen ſoll. Nehmen wir hingegen unſere zwei Formeln zuſammen, ſo enthalten ſie zwei Regeln, welche keine dergleichen Folgerungen mehr zulaſſen; zuerſt nämlich daß nichts aus dem allgemeinen Zuſammenhange herausgeriſſen und für ſich betrachtet als ein reiner Ausdruk des göttlichen Wohlgefallens und nur durch dieſes beſtimmt kann angeſehen werden, ſondern jedes iſt immer zunächſt durch alles übrige beſtimmt, und der Ausdruk ſeines Verhältniſſes zu dieſem übrigen, und erſt mit dieſem zuſammengenommen in dem göttlichen Wohlgefallen gegründet. Dann aber zweitens, was in dieſem allgemeinen Zuſammenhang betrachtet wird, dafür iſt nicht mehr irgend ein einzelner Beſtimmungsgrund anzugeben, ſondern allein das göttliche Wohlgefallen.

Zuſaz. Wenn wir nun von dem lezten Lehrſaz im allgemeinen zurükkehren auf die Vorausſezung, daß ein Theil des menſchlichen Geſchlechtes auf immer von dem Gebiet der Erlöſung ausgeſchloſſen bleibt: ſo heißt dies auf der einen Seite ſoviel, es gebe eine Anzahl von Einzelnen, welche nirgend und niemals könnten Organe zur Verbreitung dieſes Gebietes werden, und es entſteht die Aufgabe dieſes auf eine ſolche Weiſe zu denken, daß die menſchliche Natur dadurch nicht geſpalten werde, ſondern die Einerleiheit derſelben in Allen damit beſtehe, ohne daß auf ein göttliches Wohlgefallen ſchlechthin, als welches in dieſer Betrachtungsweiſe ſeine Stelle nicht hat, zurükgegangen werde. Auf der andern Seite heißt es ſoviel, das göttliche Wohlgefallen ſei geweſen eine ſolche Natur zu erſchaffen, von der ein Individuum zu einer perſönlichen Vereinigung mit dem göttlichen Weſen erhoben werde, eine Menge Anderer aber von aller Lebensgemeinſchaft mit dieſem ausgeſchloſſen bleibe: und die Aufgabe iſt nun dieſes ſo zu denken, daß dennoch der allgemeine Lebenszuſammenhang des menſchlichen Geſchlechtes und die Beziehung Chriſti auf das ganze Geſchlecht nicht gefährdet werde, und zwar ſo, daß jene Ausſchließung nicht bloß aus zeitlichen und räumlichen Bedingungen erklärt werde, als welche nicht gebraucht werden können um die Beſchaffenheit jenes allmächtigen Wohlgefallens begreiflich zu machen, durch welches und welchem gemäß alles zeitliche und räumliche ſelbſt geſezt iſt. Auf dieſen Stand der Sache wird unten bei der Lehre von den lezten Dingen müſſen zurükgegangen werden. — Wenn wir uns aber die Vorausſezung theilen, um zu ſehen, ob es ein anderes iſt mit denen, welche ausgeſchloſſen bleiben ſollen, ungeachtet ſchon Einwirkungen der chriſtlichen Kirche auf ſie ſtattgefunden haben, und mit denen, welche außer aller Verbindung mit derſelben geblieben ſind: ſo iſt gewiß, daß die erſten immer ſchon auch Organe zur Verbreitung des Reiches Gottes geweſen ſind, ſo oft nämlich eine Einwirkung der vorbereitenden Gnade in ihnen zur ſelbſtthätigen Darſtellung gekommen iſt; denn dadurch iſt von der Gnade Gottes in Chriſto ein Zeugniß abgelegt worden. Je weniger aber wir im Stande ſind den Uebergang in den Zuſtand der Heiligung ſofort wahrzunehmen und je mehr wir ſowol ein plözliches als ein unmerkliches Eintreten der Wiedergeburt anerkennen müſſen: um deſto mehr werden wir in Bezug auf Alle, die ſchon der chriſtlichen Gemeinſchaft äußerlich angehören, die Richtigkeit der Cautel anerkennen müſſen, daß man nicht leichtſinnig Einen zu den Verworfenen zählen dürfe, vielmehr werden wir eingeſtehen, daß hier kein Fall denkbar ſei, auf welchen die Vorausſezung auch nur mit einiger Zuverſicht angewendet werden könne. Anlangend die Andern, ſo berechtiget uns die Geſchichte zu der Vorausſezung, daß jedes Volk früher oder ſpäter werde chriſtlich werden, um ſo mehr als Paulus daſſelbe ſogar von dem jüdiſchen Volk hoffte, welches ſo wiederholt und ſtandhaft die dargebotene Gnade von ſich gewieſen hatte. Wiefern wir alſo den einzelnen Menſchen in ſeinem Volk betrachten und den Gemeingeiſt deſſelben als ſeine Perſönlichkeit mit conſtituirend, inſofern können wir von einem jeden ſagen, daß er die Vorherbeſtimmung zur Seligkeit in ſich trage, und um ſo mehr, je mehr er von denjenigen Eigenſchaften dieſes Gemeingeiſtes an ſich trägt, an welche ſich die Annahme des Glaubens am meiſten anknüpft, und dagegen um ſo weniger, je mehr von denen, auf welchen der verzögernde Widerſtand des Ganzen beruht. Dieſes mehr und weniger, welches offenbar in der Analogie des vorausgeſehenen Glaubens liegt, hat freilich für uns keinen andern Sinn, als daß dieſelbigen Menſchen wenn ſie zu der Zeit gelebt hätten, wo das Evangelium in ihr Volk gekommen wäre, der Eine ſchon in den erſten Anfängen deſſelben, der Andere erſt bei weiteren Fortſchritten davon wären ergriffen worden. Allein daraus, daß es für uns keinen andern Sinn hat als dieſen, der nichts wirkliches ausdrükt, folgt nicht, daß es nicht eine größere Bedeutung haben könne in der göttlichen Vorherbeſtimmung, indem Gott nicht an die Wahrheit der Erſcheinung gebunden iſt wie wir; vielmehr wäre das Eingeſchloſſenſein dieſes Verhältniſſes in die göttliche Vorherbeſtimmung nur das, was ſchon in der hohenprieſterlichen Würde Chriſti liegt. daß nämlich Gott alle Menſchen nur in Chriſto ſieht, Wie ſich eben dieſes auch auf den vorigen Fall übertragen läßt, iſt für ſich klar. Wenn alſo die Allgemeinheit der Erlöſung, die ohne dieſe hoheprieſterliche Würde Chriſti und deren Erfolg gar nicht gedacht werden kann, in ihrem ganzen Umfang genommen wird: ſo muß auch die Einheit der Vorherbeſtimmung in ihrer ganzen Allgemeinheit genommen werden; aber keine von beiden kann auch beſchränkt werden ohne die andere.

Zwei-

Zweites Lehrſtük. Vom heiligen Geiſt.

140.

Jeder im Stande der chriſtlichen Heiligung befindliche iſt ſich in ſeiner Verbindung mit den Gleichgeſinnten eines Gemeingeiſtes bewußt, welchen er auch nicht zur Natur ſondern zur Gnade rechnen muß.

Anm. Unter Gemeingeiſt wird hier ganz daſſelbe verſtanden, was wir auch in weltlicher Beziehung darunter verſtehen, nämlich derer, die zuſammen eine natürliche, nicht willkührlich entſtandene, moraliſche Perſon bilden, eigenthümliche Liebe zu einander, welche einerlei iſt mit der Gemeinſamkeit ihrer gleichen Beſtrebungen. Denn ein willkührliches nur auf einzelnes gerichtetes Zuſammentreten erzeugt keinen Gemeingeiſt; wogegen auch, wo wir einen ſolchen wahrnehmen, wir etwas naturgemäßes in der Verbindung vorausſezen.

1. Verhielte es ſich nicht ſo, daß der Gläubige erſt in der Verbindung mit den übrigen ſich dieſes Gemeingeiſtes bewußt würde: ſo gehörte derſelbe dann nicht zu demjenigen, was uns aus der Welt als Frucht der Erlöſung entgegentritt; alſo auch nicht in dieſen Abſchnitt ſondern in den vorigen, denn jeder fände ihn dann, ſofern er überhaupt etwas wahres iſt, in ſeinem iſolirten Selbſtbewußtſein. Wenn nun hierin freilich liegt, daß der Einzelne dieſes göttlich in ihm gewirkte entweder gar nicht, oder nicht für das was es iſt, ohne ſeine Verbindung mit Andern erkennen würde: ſo iſt deshalb doch dieſe Erkenntniß nicht für etwas zufälliges zu halten, weil nämlich der einzelne Wiedergebohrene der Natur der Sache nach nicht anders als aus der Verbindung der Uebrigen und in ihr entſteht *),

---

Vergl. §. 133, 1.

niemals aber ſich urſprünglich iſolirt finden kann, grade wie es ſich im natürlichen Lauf der menſchlichen Dinge auch mit der Volksthümlichkeit des Einzelnen verhält. — Sofern aber für uns und aus der ganzen Faſſung des Sazes erhellt, daß dieſer Gemeingeiſt unterſchieden werden ſolle von dem in dem vorigen Abſchnitt beſchriebenen rein perſönlichen neuen Lebensbewußtſein, iſt noch zweierlei erläuternd zu bemerken. Einmal daß dieſe Unterſcheidung nicht ſo zu verſtehen iſt, als wären in dem Einzelnen die Kindſchaft Gottes und die Theilnahme an dem chriſtlichen Gemeingeiſte getrennt von einander vorhanden, ſo daß man ſondern könnte, was dem einen und was dem andern angehört, und als gäbe es alſo eine zwiefache Gnade: denn eben ſo wenig iſt auch in jedem Einzelnen ſeine pſychiſche perſönliche Beſchaffenheit und ſeine Volksthümlichkeit etwas trennbares und verſchiedenes. Sondern wie hier die Volksthümlichkeit in dem Einzelnen nichts anders iſt, als ſeine perſönliche Beſchaffenheit in ihrem Grunde und Zuſammenhange betrachtet und ſich deſſen bewußt, und die perſönliche Beſchaffenheit des Einzelnen nichts anders als ſeine Volksthümlichkeit in ihrem beſondern Miſchungsverhältniß betrachtet und ſich deſſen bewußt: eben ſo iſt auch dort das neue Leben des Einzelnen als ein perſönliches nichts anders als der ihm einwohnende chriſtliche Gemeingeiſt im Beſiz dieſer beſtimmten Seelenkräfte betrachtet und ſich deſſen bewußt **), und der chriſtliche Gemeingeiſt des Einzelnen nichts anders, als ſein neues perſönliches Leben in deſſen Grund und Zuſammenhang betrachtet und ſich deſſen bewußt. Zweitens iſt nun eben dieſes auch noch beſonders in der Hinſicht zu erwägen, daß über das gemeinſame und beſondere überhaupt entgegengeſezte philoſophiſche Anſichten ſtattfinden, deren eine das beſondere allein für das wahrhaft ſeiende anſieht, das gemeinſame aber ſagt ſie, ſei nur im dem Betrachtenden die wahrgenommene Aehnlichkeit des beſonderen, wogegen die andere behauptet, nur das gemeinſame ſei eigentlich, das beſondere aber ſei die nur für den Betrachtenden nach ſeiner Art zu ſein mannigfaltig geſchiedene und geſpaltene Erſcheinung von jenem. Indem nämlich hier der chriſtliche Gemeingeiſt als etwas für ſich ſeiendes geſezt wird, welches im folgenden näher betrachtet werden ſoll um eine chriſtliche Lehre darüber aufzuſtellen: ſo ſcheint hier die eine jener Anſichten vorausgeſezt zu werden, und die andre alſo geläugnet, wodurch denn die Glaubenslehre, was dieſen Theil anbetrifft, unter die Philoſophie geſtellt würde, und nur für diejenigen gelten könnte, welche demſelben Syſtem anhängen, Andere müßten aber auch eine andere Glaubenslehre haben, man müßte denn annehmen wollen, daß durch dieſe dogmatiſche Poſition, alſo aus dem unmittelbaren Selbſtbewußtſein jener Streit wenigſtens ſo weit entſchieden würde, daß ſich behaupten ließe, die Anhänger der entgegengeſezen nominaliſtiſchen Anſicht könnten nicht Chriſten ſeyn, welches Wageſtük doch ganz mit den in der Einleitung aufgeſtellten Grundſäzen ſtreiten würde. Dieſes Bedenken wird nun einestheils zwar auch ſo zu erledigen ſein, daß wenn jemand ſchon den hier ausgeſprochenen Saz realiſtiſch findet, ſich auch eine nominaliſtiſche Analyſe deſſelben Bewußtſeins neben dieſer denken laſſe, wenn nämlich nur anerkannt würde, daß die rechtfertigende göttliche Gnade ſich weſentlich in einer Mehrheit von Einzelnen wiederhole, und daß jeder Wiedergebohrne auch die andern als ſolche nothwendig anerkenne; und es würde erſt zu beachten ſein, ob im weitern Verfolg unſere Lehre ſich entſchieden zu einer von beiden Anſichten neigte. Andererſeits aber iſt das Bedenken auch ſchon durch das obige erledigt, indem darin in der That eine Indifferenz unſerer Analyſe gegen beide Anſichten ausgeſprochen iſt.

---

*) 1. Kor. 12, 3.

2. Die Thatſache ſelbſt anlangend, ſo iſt ſie in allen Erzählungen der Schrift von der erſten Pflanzung der chriſtlichen Kirche, und von dem Eindruk, den dieſelbe auf die Nichtchriſten machte, auf das beſtimmteſte ausgeſprochen *), und überall dieſe Gemeinſchaftlichkeit des Lebens in eben ſo genauer Verbindung, wie oben geſchehen, mit dem neuen Leben jedes Einzelnen ſelbſt dargeſtellt. Auch alle lehrende Schilderungen der chriſtlichen Gemeinſchaft ſtimmen darin zuſammen, daß Einem in dem Ganzen regen und lebendigen Geiſt alles zugeſchrieben wird, und alle Einzelne als von ihm beſeelte Organe und integrirende Beſtandtheile des Ganzen beſchrieben werden **). So daß auch die Einwendung, als ob dieſes nur von den erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche gelte, hernach aber ſich immer mehr habe verlieren müſſen, und ihr keinesweges weſentlich ſei, vielmehr aller Grund zu ſolcher Gemeinſchaft um deſto mehr wegfalle, jemehr das neue Leben geſichert ſei, und ſich in dem Einzelnen ſelbſt vervollkommnen könne, kaum eine nähere Berükſichtigung erfordert. Indeß weil es aus zwei entgegengeſezten Urſachen einen die Gemeinſchaft auflöſenden Krankheitszu-

---

*) Ap. Geſch. 2, 41. flgd. 4, 23. flgd. 9, 31.

**) 1. Kor. 12, 4 flgd. Epheſ. 2, 17 — 22. 4, 16. 1. Petr. 2, 5 — 11.

ſtand im Chriſtenthum giebt, einen naturaliſtiſchen und einen myſtiſchen Separatismus, ſo ſei jener Anſicht folgendes entgegengeſtellt. Zuerſt diejenige Gemeinſchaft, welche bei fortſchreitender Vervollkommnung aufhören könnte, iſt nur die ungleiche des einſeitigen Lehrens und Lernens *), oder überhaupt Gebens und Empfangens, und darauf gründen ſich auch beide ſeparatiſtiſche Denkarten, daß der von Gott oder von ſich ſelbſt gelehrte keiner Lehre weiter bedarf. Allein dieſe Gemeinſchaft, welche als auf einen beſonderen Zwek ſich beziehend in Hinſicht Einiger, an denen dieſer erreicht iſt, immer im Aufhören begriffen iſt, wiewol auf der andern Seite auch immer neue Gegenſtände für dieſelbe entſtehen, dieſe iſt nur ein kleiner und in gewiſſer Hinſicht zufälliger Theil von der beſchriebenen, die vielmehr ihrem Weſen nach eine gleiche des gegenſeitigen ergänzenden Gebens und Empfangens iſt, und zwar eines nicht ſowol den Einzelnen für ſich ergänzenden, denn dieſer bleibt immer nur Glied alſo abhängig, ſondern das gemeinſame Werk als eine eben vermöge der Einheit des Geiſtes Allen einwohnende Idee wird ergänzt, und durch das Ineinandergreifen der Kräfte und Thätigkeiten weiter gefördert. Dieſes aber iſt auch ſelbſt alsdann wenn das ganze menſchliche Geſchlecht in die Gemeinſchaft der Erlöſung aufgenommen iſt, keineswegs vollendet, ſondern nur in der an ſich ſchon unendlichen wechſelſeitigen Darſtellung des gemeinſamen in dem eigenthümlichen, und des eigenthümlichen in dem gemeinſamen, als worin das Leben und Weſen eines Volkes beſteht **). Zweitens. Wenn wir auf andern Gebieten diejenigen Gemeinſchaften, in welchen ein Gemeingeiſt ſich am ſtärkſten ausſpricht, und welche nur durch einen ſolchen beſtehen können, mit denen vergleichen, in welchen er ſich am meiſten verbirgt, und in denen er vielleicht ganz fehlen zu können ſcheint: ſo iſt unverkennbar, daß die leztern entweder ſolche ſind, welche ihrer Natur nach nicht abgeſchloſſen werden können, und alſo eben ſo wenig in beſtimmte Formen als in beſtimmte Grenzen zu faſſen ſind, oder ſolche zu denen ihrer Natur nach weniger eine innere Zuſammenſtimmung als ein äußeres Zuſammenwirken erforderlich iſt, und welche ſich nur auf einzelne beſtimmte Gegenſtände beziehen, wie die Geſellſchaften Einzelner Handels- und Gewerbsmänner. Alle Vereinigungen aber, welche ſich auf den ganzen Menſchen, oder auf eine in ihrer Vollſtändigkeit aufgefaßte Aufgabe des menſchlichen Geſchlechtes beziehen, ſind auch ſolche, in denen der Gemeingeiſt vorherrſcht, und alles Einzelne ſich unterordnet und anbildet. Nun aber gehört die religiöſe Gemeinſchaft offenbar zu dieſen leztern, da auch die chriſtliche zumal von allen ähnlichen ſich von Anbeginn an durch beſtimmte Formen geſchieden hat, und beſondere Gebräuche dazu eingeſezt und geheiligt geweſen ſind um ſie vollkommen abzuſchließen.

---

*) Joh. 31, 33. Epheſ. 4, 12.

**) Tit. 2, 14. 1. Petr. 2, 9.

3. Daß aber der Gläubige den chriſtlichen Gemeingeiſt als das Eine und ſich immer gleiche Lebensprincip der Geſammtheit der Gläubigen nicht könne als ein natürliches Princip anſehen, d. h. als eine der menſchlichen Natur, auch abgeſehen von der Erlöſung, einwohnende Kraft, das geht theils mittelbar aus dem obigen hervor, wenn nämlich dieſer Geiſt in den Einzelnen betrachtet mit ihrem perſönlichen neuen Leben

eines und daſſelbe iſt, und dieſes doch nur in Folge der Erlöſung entſtanden iſt; theils auch iſt offenbar, daß wenn dieſer Gemeingeiſt in dem Einzelnen auf natürliche Weiſe und als ein natürliches wäre, alsdann, da nach dem obigen alles in dem chriſtlichen Leben und in den Gemüthszuſtänden des Chriſten ſich auf die Thätigkeit dieſes Gemeingeiſtes in den Einzelnen zurükführen läßt, dieſes alles auf natürlichem Wege erreicht werden konnte, und die Erlöſung ſelbſt etwas überflüſſiges wäre. In wiefern daſſelbe auch von anderen religiöſen Gemeinſchaften als der chriſtlichen gelten kann und darf, das iſt nach dem in der Einleitung *) auseinandergeſezten zu beurtheilen, wenn man noch dazu nimmt, daß gar viele derſelben ganz in das Volksthümliche verſenkt, und alſo nur eine beſondere Entwiklung des dem Volk einwohnenden natürlichen Gemeingeiſtes ſind, in anderen wiederum die Theilnehmer deſſelben Glaubens und Gottesdienſtes wenig oder gar nicht untereinander verbunden ſind, ſondern nur jeder für ſich mit der Geſellſchaft der Prieſter, in welchen Fällen dann der Gemeingeiſt eigentlich nur in dieſen zu ſuchen und gewöhnlich nur die religiöſe Seite eines mehr oder weniger individualiſirten Familiengeiſtes iſt. Doch gehört dieſe Vergleichung eigentlich nicht in das Gebiet unſerer Unterſuchung, in welche ſchon aus dem vorigen Lehrſtük her die Vorausſezung einer bevorſtehenden allgemeinen Verbreitung des chriſtlichen Gemeingeiſtes verflochten iſt, in welchem ſich alſo jeder andere ſpäter oder früher verlieren ſoll.

---

*) §. 19. u. 20

141.

Dieſer Gemeingeiſt konnte ſich nicht eher vollſtändig entwikkeln, als nach der Entfernung des Erlöſers von der Erde *); ſeitdem aber iſt dieſen Gemeingeiſt in ſich aufnehmen und in die Gemeinſchaft Chriſti aufgenommen werden ganz daſſelbe.

1. Der beſtimmte Unterſchied, welcher hier gemacht wird zwiſchen der Zeit der leiblichen Gegenwart Chriſti und der ſpätern, daß nämlich während jener Zeit nicht in einem eben ſo vollkommnen Sinne als nachher vom Daſein einer chriſtlichen Kirche die Rede ſein kann, beruht ganz auf folgender Vorſtellung von der Vollſtändigkeit des Gemeingeiſtes. Soll nämlich dieſer das innerſte Princip eines in der Verbindung Einzelner erſcheinenden Geſammtlebens ſein: ſo muß er wie jedes Lebensprincip auch den Gegenſaz der Empfänglichkeit und Selbſtthätigkeit um ſo mehr in ſich tragen, als eine wahre Vereinigung Vieler nur möglich iſt, in wie fern für die Selbſtthätigkeit des Einen die Empfänglichkeit in den Andern geſezt iſt und umgekehrt, ſo daß alle gegenſeitig verflochten und in jedem Einzelnen ein vollſtändiges Leben nur iſt vermittelſt ſeiner Verbindung mit Allen übrigen. Vollſtändig aber iſt er nur, wenn er ſich auch in jedem Einzelnen zu einem weſentlich vollſtändigen Einzelleben geſtaltet, das heißt, wenn er in jedem nicht nur als Empfänglichkeit ſondern auch als Selbſtthätigkeit, und ſo auch umgekehrt nicht nur als Selbſtthätigkeit ſondern

---

*) Joh. 16, 7.

auch als Empfänglichkeit geſezt iſt. Denn da in jedem Einzelleben dieſe beiden Factoren ſein müſſen: ſo würde in dem entgegengeſezten Fall einer von beiden nicht durch den Gemeingeiſt beſtimmt ſein; dieſer wäre ſonach nicht das vollſtändige Lebensprincip des Einzelnen, und es ginge nicht das Leben aller Einzelnen im Geſammtleben auf. Prüfen wir nun hiernach das Zuſammenſein Chriſti mit ſeinen Jüngern: ſo ergiebt ſich, daß damals der Gemeingeiſt nicht vollſtändig entwikkelt war. Denn in Chriſto ſelbſt, von deſſen perſönlichem Leben das Geſammtleben ausgehn ſollte, war zwar der Geiſt des lezteren unter beiden Formen geſezt, als eine auf das Ganze nach Maaßgabe der Empfänglichkeit ſeiner einzelnen Beſtandtheile gerichtete ſchlechthin vollſtändige Selbſtthätigkeit, und als eine eben ſo vollkommne Empfänglichkeit für alles was Gegenſtand jener Selbſtthätigkeit werden konnte. In den Jüngern aber war er nur als Empfänglichkeit ausgebildet, und ihr Glaube ruhte in der Anerkennung ihres Meiſters als Sohnes Gottes *), ohne daß wir ihnen eine eigne Selbſtthätigkeit zuſchreiben können **), ſondern was als ſolche erſcheint, wie die Aufforderungen Anderer zu gleicher Anerkennung ***), das iſt nur die durch ſie hindurchgehende Selbſtthätigkeit Chriſti, an welchem Prozeß ſich erſt ihre eigene Selbſtthätigkeit bilden ſollte. Sie waren daher in die Gemeinſchaft Chriſti zwar vollſtändig aufgenommen als Organe ſeiner Selbſtthätigkeit, aber den Gemeingeiſt des neuen Lebens hatten ſie noch nicht vollkommen in ſich aufgenommen. Wie er ſich aber hernach in ihnen vollſtändig entwikkelte als Empfänglichkeit für alles innerhalb und auſſerhalb ihres gemeinſamen Lebens und eben ſo als ihre zwiefache Selbſtthätigkeit: ſo konnte er ſich auch ſeitdem immer und eben ſo vollſtändig mittheilen und fortpflanzen; und ſo iſt ſeitdem die Wiedergeburt und das Empfangen dieſes vollſtändigen Gemeingeiſtes unter ſeinen beiden Formen ganz daſſelbe, wenngleich das Verhältniß der beiden Factoren ſowol in den verſchiedenen Einzelnen als auch in den verſchiedenen Lebensmomenten eines jeden ſehr verſchieden ſein kann.

---

*) Matth. 16, 16. welcher Glaube dieſen Worten zufolge erſt die Grundlage war, worauf die Gemeine ſollte gebauet werden.

**) Joh. 15, 5.

***) Schon von Anfang ihres Glaubens an. Joh 1, 40. flgd.

2. Dieſes aber hängt auch mit dem obigen genau zuſammen, daß ein Geſammtleben deſto vollkommner iſt, je weniger abhängig von irgend einem beſtimmten Einzelleben, und je mehr dazu ausgerüſtet im Wechſel von Tod und Erzeugung immer daſſelbe zu bleiben. Denn hängt es von einem Einzelnen ab, ſo iſt es eigentlich auch nur deſſen einzelnes, wenngleich erweitertes Leben; was aber eben ſo gut nur als ein einzelnes Leben angeſehen werden kann, das iſt nicht im vollen und ganzen Sinne ein Geſammtleben. Nun war zwar auch ſchon während Chriſtus auf Erden lebte eine chriſtliche Kirche in ſo fern vorhanden, als, wenn man ihn und ſeine Jünger zuſammen nimmt, der Gemeingeiſt derſelben in ſeinen beiden Formen gegeben war, als Selbſtthätigkeit in Chriſto, als Empfänglichkeit in ſeinen Jüngern; indem er aber in dieſen nicht Selbſtthätigkeit war, und ohne dieſe die bloße Empfänglichkeit wieder wäre zurükgeführt geweſen auf das ſich ſelbſt überlaſſene Gefühl der Erlöſungsbedürftigkeit, Leben aber ohne Thätigkeit nicht beſtehen kann: ſo war mit dem Tode Chriſti das Geſammtleben wieder zerſtört,

wie ſich auch Chriſtus darüber ausdrükt *), und in dieſer Abhängigkeit von dem Einzelnen war es ein unvollkommnes, und mithin noch nicht die vollkommne Kirche, ſondern ein Hausweſen, welches mit dem Tode des Hausvaters aufhört, und deſſen einzelne Glieder ſich zerſtreuen, oder eine Schule, in welcher nach dem Tode des Meiſters keine weitere Fortentwiklung ſtatt findet, ſondern nur eine Ueberlieferung deſſen, was jeder ſchon hat, und in der Erinnerung feſt hält; aber auch dies war nicht alles, was in Chriſto mittheilbares gegeben war **). Darum war es nothwendig, wenn auf dem eingeſchlagenen Wege die erlöſende Wirkſamkeit Chriſti ſich auch in dem Leben der Menſchen offenbaren und weiter verbreiten ſollte, daß die Selbſtthätigkeit des chriſtlichen Gemeingeiſtes, welche bisher nur in Chriſto geweſen war, nun in die Jünger hineingelegt wurde; und zwar nicht in einen Einzelnen, denn ſonſt wäre wieder nur eine ähnliche Haus- und Lehrgeſellſchaft entſtanden, ſondern in die Geſammtheit, da ſie ohnedies in Einem nicht auf ſolche Weiſe ſein konnte um das perſönliche Daſein Chriſti zu erſezen, weil dieſer Eine hätte müſſen Chriſto gleich ſein. Der Unterſchied aber zwiſchen jener unvollkommnen Form des Geſammtlebens als Hausgeſellſchaft Chriſti und der vollkommnern als Kirche iſt auch äußerlich und geſchichlich bezeichnet durch den Zwiſchenraum zwiſchen dem Tode Chriſti und dem Pfingſtfeſt, während deſſen wir die Stätigkeit des Zuſammenſeins der Jünger unterbrochen und es bis zur gänzlichen Geſtaltloſigkeit verringert ſehen, weshalb dann die nachherige Offenbarung des ihnen eingepflanzten

---

*) Matth. 16, 32. **) Joh. 16, 12.

Gemeingeiſtes durch eine freie Productivität um ſo mehr als eine neue Entwiklung erſcheint; und der Inhalt unſeres Sazes erſcheint nur als die Analyſe des reinen Eindruks, den dieſe geſchichtlichen Verhältniſſe machen.

3. Nachdem aber die Kirche hiedurch in ihrer vollkommnen Geſtalt begründet war, ſo bleibt auch, was die lezte Hälfte unſeres Sazes ausſagt, für alle Zeiten gültig, ſo daß nicht nur keine andere Gemeinſchaft mit Chriſto beſteht, als die in der Kirche, ſondern auch daß jeder in der Kirche nur wirklich iſt durch die vollſtändige Theilnahme an dem Gemeingeiſt derſelben, und die Entwiklung der Empfänglichkeit allein ohne Selbſtthätigkeit noch keinen Ort in der Kirche beweiſet. Ja wie die erſten Jünger in dem Zuſammenſein mit Chriſto auch eine Thätigkeit ausübten für das Erlöſungswerk, welche aber noch nicht ihre eigne Thätigkeit war, ſondern nur der Durchgang der Thätigkeit Chriſti durch ſie: ſo kann auch ein Einzelner, in welchem der chriſtliche Geiſt erſt als Empfänglichkeit begründet iſt, eine Thätigkeit ausüben, welche aber noch keine wahre Selbſtthätigkeit iſt, ſondern nur der Durchgang der in den wahren Gliedern der Kirche begründeten Selbſtthätigkeit durch ſeine Perſon, für ihn ſelbſt aber genau betrachtet nur ein leidentlicher und bewegter nicht aber ſelbſtbewegender Zuſtand. Die wahre Mitgliedſchaft der Kirche aber iſt nur in denen, welche der Geiſt derſelben nicht nur von außen bewegt, ſondern ihnen als ihre perſönliche Lebendigkeit beſtimmend innerlich einwohnt und eben ſowol empfängliche Selbſtthätigkeit, als ſelbſtthätige Empfänglichkeit in ihnen geworden iſt *).

---

*) Ap. Geſch. 10, 45 — 47. Röm. 8, 14.

— Dieſes nun iſt ganz übereinſtimmend mit dem was oben *) über den Unterſchied zwiſchen der vorbereitenden und wirkſamen Gnade geſagt iſt, und wir werden beides zuſammenfügend ſagen können, die Wirkungen der vorbereitenden Gnade, mit eingeſchloſſen ihren Uebergang in Handlungen, und der Beſitz des chriſtlichen Gemeingeiſtes als bloßer Empfänglichkeit, mit eingeſchloſſen die Durchſtrömung der Thätigkeit Anderer, dies beides ſei daſſelbe, und beides noch nicht der volle Antheil an der Erlöſung und das volle Sein in der Kirche **). Und eben ſo, der Beſitz des Gemeingeiſtes der Kirche unter beiden Formen der Empfänglichkeit und der Selbſtthätigkeit, und das Aufgenommenſein in die Lebensgemeinſchaft Chriſti durch die Wiedergeburt mit welcher nothwendig die Heiligung beginnt, dieſes beides iſt weſentlich daſſelbe und eines ohne das andere nicht möglich. Uebertragen wir hierauf zugleich die oben ***) aufgeſtellte Anſicht von der rechtfertigenden göttlichen Thätigkeit: ſo werden wir ſagen müſſen, der ewige Rathſchluß der Erlöſung durch die Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur in der Perſon Chriſti verwirklichte ſich an den einzelnen Menſchen während ſeines irdiſchen Lebens dadurch, daß ſie im Glauben zur perſönlichen Lebensgemeinſchaft mit ihm aufgenommen wurden, ſeit der eigentlichen Stiftung der chriſtlichen Kirche aber verwirklicht er ſich in den Einzelnen dadurch, daß die zum vollkommnen und unvergänglichen Gemeingeiſt erhöhte Lebensgemeinſchaft ſeiner erſten Jünger ſich ihnen mittheilt und in ſie übergeht, wie jeder Gemeingeiſt ſich

---

*) §. 131, 1. **) Röm. 8, 9.

***) §. 129, 3. u. 139, 2.

von einem zum andern nach Maaßgabe ſeiner Empfänglichkeit verbreitet durch Darſtellung und Mittheilung, und dieſe verbreitende Thätigkeit des chriſtlichen Gemeingeiſtes iſt nichts anders, als die rechtfertigende göttliche Thätigkeit ſelbſt. Dieſes nun iſt in den folgenden Lehrſätzen ausgeſprochen und entwikkelt.

142.

Erſter Lehrſatz. Der heilige Geiſt iſt die Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur unter der Form des das Geſammtleben der Gläubigen beſeelenden Gemeingeiſtes.

Anm. a. So wie wir in der Lehre von Chriſto und der Vereinigung beider Naturen in ihm nicht davon reden konnten, ob ſeine göttliche Natur abgeſehen von ihrer Vereinigung mit der menſchlichen etwas in dem göttlichen Weſen beſonderes und relativ geſchiedenes ſei als zweite Perſon in der Gottheit, und worin dieſe Beſonderheit und Geſchiedenheit beſtehe: eben ſo müſſen wir auch hier, ohnerachtet die Dreiheit vollſtändig gegeben iſt, dieſe Betrachtung gleichfalls ausgeſezt ſein laſſen, um hier auch von dem dritten nur für ſich allein in ſeiner menſchlichen Erſcheinung betrachtet zu reden, als welche allein an dieſen Ort gehört. Erſt indem wir zulezt dieſe Einzelheiten zuſammenfaſſen in der Lehre von der Trinität, werden wir jene Fragen in Bezug auf alle Glieder dieſer Dreiheit aufwerfen und uns über die verſchiedenen Beantwortungen derſelben erklären können.

b. Eine andere Frage, wie nämlich mit dieſer Erklärung des heiligen Geiſtes ſich vereinigen laſſe, wenn doch offenbar wie auch bisher unter den Gläubigen nur verſtanden werden ſollen die an Chriſtum Gläubigen und mit ihm vereinigten, daß derſelbe heilige Geiſt auch ſchon vor der Erſcheinung Chriſti in den Profeten thätig geweſen iſt, wird ſich bald beantworten laſſen. Offenbar aber iſt unſere Erklärung zu eng um auch das unter ſich zu begreifen, was dem heiligen Geiſt ſchon bei der Schöpfung der Welt zugeſchrieben wird *), wohin auch wol die Erwähnung deſſelben bei der Menſchwerdung Chriſti, als einer urſprünglichen neuen Schöpfung, mit zu ziehen iſt **). Dieſes alſo muß für jezt ganz unberückſichtiget bleiben, und wir werden ebenfalls erſt in der Trinitätslehre darauf zurükkommen.

1. Daß alle in der chriſtlichen Kirche wirkſamen Kräfte, nicht etwa nur die Wundergaben, denn die ſind in dieſer Beziehung ganz zufällig, nicht als ſolche angeſehen werden, welche ſich auch ohne die Erlöſung durch Chriſtum ſchon in dem natürlichen Zuſtande der Menſchen würden entwikkelt haben, das gehört eben ſo weſentlich zu dem Selbſtbewußtſein des Chriſten, als daſſelbe in allen Thätigkeiten und Aeußerungen jedes Einzelnen immer noch die Sünde von der Gnade unterſcheidet. Alle dieſe Kräfte aber ſind immer und ſchon in der Schrift auf den heiligen Geiſt zurükgeführt worden ***); alſo bezeichnet auch dieſer Ausdruk die Quelle aller jener Kräfte, d. h. die Grundkraft, von welcher die andern nur die verſchiedenen Modificationen ſind, nicht als etwas der menſchlichen Natur an und für ſich eigenes, ſondern vielmehr zu derſelben hinzukommendes. Der chriſtliche Glaube aber, wie die Offenbarung des Chriſtenthums überhaupt nicht durch den Dienſt der Engel gegeben iſt, ſondern ein unmittelbares Verhältniß zwiſchen Gott und der menſchlichen Natur †), erkennt nichts an zwiſchen Gott und der menſchlichen Natur, was zu der leztern hinzukommen könne. Daher

---

*) Gen. 1, 2. Pſ. 33, 6. vgl. Augustin d. Gen. ad lit. c. 4.

**) Matth. 1. 18. Luk. 1, 35.

***) 1. Kor. 12. Eph. 1, 17. 2. Tim. 1, 7.

†) Ebr. 1, 13. 3, 3, 4.

auch der heilige Geiſt nicht kann im Sinne des Chriſtenthumes als etwas übernatürliches angeſehen werden, als nur indem er zugleich für das göttliche ſelbſt erkannt wird; und, was dem göttlichen Geiſte zugeſchrieben wird, nicht für etwas rein menſchliches erkennen, aber es den Einflüſſen einer zwar über den Menſchen weit erhabenen aber doch an ſich untergeordneten Natur auf den Menſchen zuſchreiben, und alſo den göttlichen Geiſt für ein Geſchöpf anſehen, das hat die chriſtliche Kirche mit Recht auf dieſelbe Weiſe und in demſelben Sinne verworfen wie die arianiſirenden Vorſtellungen von Chriſto, nämlich als doketiſch in dem oben *) angegebenen Sinne. Denn wie in Chriſto auch das menſchliche nicht mehr menſchlich ſein würde, wenn wir es uns in der Einheit der Perſon zuſammen denken müßten mit einer höhern Natur; ſo würde nun auch unſer eignes und aller Gläubigen Bewußtſein nicht mehr als ein menſchliches von uns können begriffen werden, wenn wir es beſtimmt denken ſollten durch Einflüſſe einer übermenſchlichen Natur. Nach der Analogie aber, wie wir an die Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur in Chriſto glauben, auch eine Vereinigung deſſelben mit derſelben in uns anzunehmen, das widerſtreitet dieſem Glauben, ſofern nur der Unterſchied zwiſchen Chriſto und uns, demzufolge er der Erlöſer iſt und wir die Erlöſten, dabei beſtehen bleibt, ſo wenig, daß wir vielmehr nur ſo den Unterſchied zwiſchen uns und den an der Erlöſung noch nicht theilnehmenden in ſeiner ganzen Würde darſtellen können. Unläugbar iſt auch dieß der Sinn der Schrift an allen Stel-

---

*) §. 25.

Stellen, wo der heilige Geiſt der Geiſt des Vaters, der Geiſt des Herrn, der Geiſt Chriſti genannt wird *). — Wenn man aber, wie denn zu verſchiedenen Zeiten Einige behauptet haben, nur die Gaben des Geiſtes wären in uns, nicht aber der heilige Geiſt ſelbſt, ſagen wollte, dieſer wäre zwar göttliches aber nicht mit der menſchlichen Natur ſich vereinigend, ſondern nur irgendwie auf dieſelbe wirkend, und wenn man dies durch den Buchſtaben einiger Schriftſtellen vertheidigen wollte **): ſo würde dieſes eben ſo beſtimmt den Buchſtaben anderer Stellen gegen ſich haben ***); und das Selbſtbewußtſein des Chriſten kann ſich ſeine Einheit nur erhalten, indem es alle ſolche bloßen Einwirkungen abläugnet, und ſich alle ſeine Erſcheinungen nur aus der Einwohnung des göttlichen Geiſtes zu erklären weiß. Denn dieſe Einheit beſteht darin, daß es in allen unſern Handlungen keinen andern äußern Factor giebt, als negativ dasjenige, was, nachdem ſie von innen herausgetreten ſind, ſie äußerlich hemmt und begrenzt, und poſitiv dasjenige, was durch die Sinne eingehend, ſie veranlaßt und hervorlokt; alles anderen aber ſind wir uns als eines inneren bewußt. Nun aber läßt ſich keine Art und Weiſe denken, wie des heiligen Geiſtes Einwirkungen durch die Sinne in uns eingehen könnten, als nur mittelſt menſchlicher Rede und Darſtellung; und dieſe geht dann doch aus einem andern menſchlichen Inneren hervor, und weiſet alſo immer auf ein Inneres zurük. Dieſes gilt nun auch vorzüglich von dem Werk der Heiligung, ſofern dieſes dem heiligen Geiſte zugeſchrieben wird *). Denn wenn wir uns hier nur der Gaben als eines Inneren, der Kraft aber aus welcher ſie hervorgehn und durch welche ſie wachſen, als eines Aeußeren bewußt wären: ſo würde jedes Erkenntniß dieſes Wachsthums eine Unterbrechung der innern Einheit unſeres Selbſtbewußtſeins hervorbringen. Sind wir uns aber auch des Geiſtes ſowol als der Gaben innerlich bewußt, und der Gaben als verſchiedener in Anderen: ſo ſind wir uns doch des Geiſtes als eines und deſſelben in Allen ohnerachtet der Verſchiedenheit der Gaben **) bewußt, und eben dieſes, daß der heilige Geiſt als Einer und derſelbige in allen Gläubigen in jedem anderes hervorbringt nach Maaßgabe der Verſchiedenheit der perſönlichen Natur, bezeichnet ihn als den Gemeingeiſt der Geſammtheit; und ſo beſeelt er das Geſammtleben, wie unſer Saz ſich ausdrükt. Denn dieſes wird zwar durch die Einzelnen conſtituirt, und die Verſchiedenheiten derſelben ſind ihm unentbehrlich ***); aber ſie bilden kein Geſammtleben allein dadurch, daß ſie verſchieden ſind, vielmehr dadurch würden die Einzelnen nur von einander getrennt werden, ſondern dadurch, daß in dem verſchiedenen dieſelbe hervorbringende Kraft erkannt, und es als gegenſeitig einander angehörig und auf einander ſich beziehend empfunden wird.

---

*) Matth. 10, 20. Ap. Geſch. 5, 9. Röm. 8, 9. 1. Kor. 6, 11.

**) Ap. Geſch. 1, 5. 2, 3. 4, 31. 8, 29. 10, 19. 44. 1. Kor. 12, 7.

***) Marc. 13, 11. Röm. 8, 9. 11. 1. Kor. 6. 19. Gal. 4, 6. Jac. 4, 5.

2. Dieſe Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur in den Gläubigen unterſcheidet ſich aber von der gleichen Vereinigung in Chriſto dadurch, daß ſie nicht wie dieſe eine perſonbildende iſt. Denn daß die perſönliche Einheit und Eigenthümlichkeit nichts anderes iſt, als der ſich beſonders geſta

---

*) Gal. 5, 22. Eph. 5, 9. **) 1. Kor. 12, 4.

***) 1. Kor. 12, 20, 21.

tende Gemeingeiſt, das gilt nur in einem angebohrenen und angeſtammten Geſammtleben, wie das eines Volkes iſt; nicht aber kann man es von einem ſolchen ſagen, in welches der Einzelne erſt eintritt, nachdem ſein perſönliches Daſein bis auf einen gewiſſen Punkt entwickelt iſt. Denn der Gemeingeiſt eines ſolchen kann nicht das ganze perſönliche Daſein beſtimmen, weil er es ſchon findet und nicht ſelbſt ganz und gar hervorbringt; ſondern er beſtimmt nur entweder einzelne Theile des Lebens, oder in allen Theilen nicht alles, ſondern nur eine gewiſſe Richtung. Denken wir uns nun das mit der Wiedergeburt beginnende neue Leben des Einzelnen für ſich allein, ſo müſſen wir freilich ſagen, daß dieſes auch der heilige Geiſt ganz und ausſchließend beſtimmt; allein durch dieſes iſt der Einzelne zwar eine neue Kreatur, aber nicht eine vollkommne Perſon, indem er nur allmählig dahin gelangen ſoll, nie aber wirklich gelangt, daß das neue Leben ſich über ſein ganzes Weſen verbreite und es vollkommen durchdringe. Und wäre einer auch dahin gelangt, ſo wäre doch der heilige Geiſt ſchon deshalb nicht das perſonbildende Prinzip in ihm, weil er weſentlich die Erinnerungen ſeines der Wiedergeburt vorangegangenen durch denſelben Geiſt nicht gebildeten Lebens in ſeiner Perſönlichkeit trägt. Denn die vollkommne Perſon iſt nur die vollkommen ununterbrochene eben ſowol als unentzweite Einheit des Selbſtbewußtſeins. Nun aber bildet die Vereinigung des göttlichen mit der menſchlichen Natur in den Gläubigen nicht die Einheit des Selbſtbewußtſeins, ſondern dieſe iſt eine Miſchung von getrenntſein und vereinigtſein des göttlichen und menſchlichen, und nur in Chriſto nehmen wir an, daß die Vereinigung des göttlichen und menſchlichen die ganze

Reihe und den ganzen Umfang des Selbſtbewußtſeins gebildet habe, ſo daß in keinem Augenblik und keiner Richtung des Bewußtſeins jemals eines von dem andern getrennt geweſen. Weil nun aber um dieſer urſprünglichen natürlichen Perſönlichkeit willen die Gläubigen jeder ein Anderer ſind, der heilige Geiſt aber in dieſe Differenzen nicht verflochten Allen aus derſelben Quelle kommend und in Allen Einer und derſelbe ſie auch alle zu Einem macht: ſo verhält er ſich in einem jeden wie der Gemeingeiſt zu der Perſönlichkeit. — Daß er aber wirklich Allen aus derſelben Quelle kommend in Allen Einer iſt, geht daraus hervor, daß, wo von einer urſprünglichen Mittheilung deſſelben die Rede iſt, dieſe immer in Einem Akt an die Geſammtheit erfolgt *), wodurch eben dieſes auf das vollkommenſte ausgeſprochen wird. Die abgeleitete Mittheilung aber geht durch die Predigt, welche ſelbſt nichts anderes iſt als eine Thätigkeit des Geiſtes; und alſo iſt auch dieſe abgeleitete Mittheilung nur die weitere Verbreitung des in der Geſammtheit ſchon vorhandenen Geiſtes, wodurch er in Mehreren derſelbe iſt, nie aber in demſelben ein Anderer werden kann. Und eine andere Art und Weiſe in die Gemeinſchaft der Gläubigen aufgenommen zu werden giebt es auch jezt noch nicht, als daß vermöge der von der Geſammtheit ausgehenden verbreitenden Mittheilung des heiligen Geiſtes der Einzelne Antheil an demſelben bekommt, ſo daß der Gemeingeiſt des Ganzen auch in ſeiner Perſon anfängt lebendig und wirkſam ſich zu beweiſen. Hieraus erklärt ſich auch am beſten, wie auf der einen Seite geſagt werden kann, daß der heilige Geiſt es iſt, welcher den Glauben in

---

*) Joh. 20, 22. Ap. Geſch. 2, 4.

den Einzelnen hervorbringt und auf der andern Seite wieder, daß der heilige Geiſt ſelbſt durch den Glauben kommt *). Denn in beiden zuſammen iſt die Art und Weiſe der Verbreitung der chriſtlichen Kirche beſchrieben. Der Geiſt durch die Thätigkeit derer, welche ſchon Antheil an ihm haben, und durch ſeine Einwohnung in dieſen bewirkt in Anderen den Glauben, welcher ſich dann in dieſen als ſelbſtthätiger Antheil an dem Geiſte offenbart; und da es keine perſönliche Einwirkung Chriſti und keine Abhängigkeit des Chriſten von dieſen perſönlichen Einwirkungen mehr giebt, ſo giebt es auch keine andere Art zum Glauben zu gelangen als durch jene Urſächlichkeit und mit dieſer Wirkung.

143.

Zweiter Lehrſatz. Wie überhaupt die Sendung des Geiſtes abhängig war von der Erſcheinung und der perſönlichen Wirkſamkeit Chriſti: ſo iſt nun für einen jeden Einzelnen Chriſtum in ſich haben und den heiligen Geiſt haben eines und daſſelbe.

1. Wenn wir uns denken könnten, daß wir jeder in ſich ſelbſt und Andern das göttliche in dem Weſen des Gemeingeiſtes eines frommen Geſammtlebens anerkennen müßten, ohne daß uns zugleich die Geſchichte Chriſti als des Urſprungs derſelben gegeben wäre: das aber wüßten wir, daß dieſer Geiſt ſich anders nicht auf Andere verbreitet, als vermittelſt der wirkſamen Darſtellungen der Einzelnen, welche der Gemeinſchaft

---

*) Gal. 3, 5. 14. vgl. 1. Kor. 12, 3.

ſchon angehören: ſo würde uns ſchon dies zu dem Schluß berechtigen, daß dieſe in jedem der vielen Einzelnen unvollkommne Mittheilung auf Einer ſchlechthin vollkommnen Mittheilung des göttlichen Weſens an Einen Einzelnen ruhe. Denn wäre auch die urſprüngliche Mittheilung, ſei ſie nun an Einen oder an Mehrere geſchehen, ſelbſt eine ſolche unvollkommne geweſen: ſo iſt kein Grund, warum ſie ſich nicht auch ſollte urſprünglich wiederholen können, und warum die ganze erleuchtende und beſeligende göttliche Thätigkeit beſchränkt bleiben müßte auf das, was ſich aus einer ſolchen Mittheilung, deren doch Mehrere gleich empfänglich ſein müſſen zu allen Zeiten, auf natürlichem Wege weiter entwikkelt. Daher auch jede Glaubensweiſe, welche auf einer ſolchen unvollkommnen göttlichen Offenbarung ruht, entweder eine Mehrheit ſolcher neben ſich zuläßt, wie alle volksthümlichen vielgötteriſchen Religionen, oder für die Zukunft andere gleich urſprüngliche göttliche Mittheilungen als Ergänzungen der erſten ſchon im Voraus gelten läßt, wie die moſaiſche im voraus auf die Profeten verwies. Die hiervon abweichende Anmaßung der Muhamedaner verräth daher ſchon für ſich, daß die zum Grunde liegende Offenbarung keine urſprüngliche und ächte iſt. Sondern wo vorausgeſezt wird, daß jede neu entſtehende Gemeinſchaft eines Einzelnen mit Gott abgeleitet ſei von der ſchon in der Geſammtheit beſtehenden: da muß dieſe ſelbſt abgeleitet ſein von einer urſprünglichen vollkommnen göttlichen Mittheilung, zu welcher auch nur Einer die Empfänglichkeit haben kann, und deren Wiederholung eben deshalb nicht möglich iſt, von welcher aber auch durch natürliche Mittheilung eine gemeinſame Vereinigung Aller mit dem göttlichen Weſen in geſchichtlicher Entwiklung ausgehen kann. Daher auch der allgemeine Glaube der Chriſten, daß eine ſolche Ausgießung des göttlichen Geiſtes nicht möglich geweſen wäre, als nur nachdem der Sohn Gottes erſchienen war, und auf den Grund ſeiner perſönlichen Wirkſamkeit *). Daher wir uns Chriſtum nicht mit Einem Schüler denken können, durch welchen ſich ſeine göttliche Wirkſamkeit fortgepflanzt habe; ſondern von ihm aus gleich eine Mehrheit von unvollkommnen aber ſich gegenſeitig ergänzenden.

2. Nehmen wir den Ausdruk Chriſti, daß er in uns iſt, auch buchſtäblich für die vollkommenſte Darſtellung unſerer Lebensgemeinſchaft mit ihm: ſo können wir doch nicht ſagen, daß das Göttliche ſeiner Perſon und die menſchliche Natur derſelben auf eine völlig gleiche Weiſe in uns ſein könne. Denn die menſchliche Natur in Chriſto bleibt in ihrer Vereinigung mit der göttlichen immer ein von unſerer Perſönlichkeit geſchiedenes menſchliches Einzelweſen, welches alſo auch nur in demſelben mittelbaren Sinn wie jedes andere ſolche in uns ſein kann. Wie aber die menſchliche Natur in Chriſto einer unmittelbaren Vereinigung mit dem göttlichen Weſen fähig war, wodurch daſſelbe ſein innerſtes beſeelendes Prinzip wurde, ſo iſt auch die menſchliche Natur in uns einer ſolchen Vereinigung fähig, aber nur durch ihn; d. h. Chriſtus kann ſeiner göttlichen Natur nach unmittelbar in uns ſein, aber dieſes iſt bedingt dadurch, daß wir ſein menſchliches Weſen anerkennen und liebend in uns aufnehmen. Wie nun wegen des einen die Apoſtel Chriſtum noch nicht in ſich hatten, ſo lange er noch mit ihnen lebte, weil nämlich das göttliche in ihm ihnen noch nicht ſelbſtthätig ein-

---

*) Ap. Geſch. 2, 33. vergl. 17

wohnte, ſondern er ſelbſt indem er ſie ſeine Freunde nennt *), doch nur ihre Empfänglichkeit anerkennt und ihr Auffaſſungsvermögen, nicht aber daß ſie ſelbſt ſchon thäten, was auch ihr Herr thue; vielmehr dieſe Kraft aus der Höhe ihnen erſt bevorſtand: ſo giebt es auch für uns wegen des andern kein Sein Chriſti ſeiner göttlichen Natur nach in uns, als vermittelſt der Verkündigung des Evangelii, durch welche wir zuerſt das menſchliche Weſen Chriſti durch Anerkennung und Liebe in uns aufnehmen. — Eben durch daſſelbe nun können wir auch nur der Einwohnung des heiligen Geiſtes inne werden. Denn wenn wir von dem heiligen Geiſte ſollen gedrungen und getrieben werden, ſo muß er unmittelbar in uns ſein; denn ſonſt wirkte er noch nicht in uns, ſondern auf uns, und wir wären noch in dem Zuſtande der bloßen Empfänglichkeit. Das den heiligen Geiſt conſtituirende göttliche Weſen iſt aber als ſolches nicht verſchieden von dem die Perſon Chriſti conſtituirenden ſondern daſſelbe, weil es nur Ein göttliches Weſen giebt; alſo iſt auch das unmittelbar in uns geſezte göttliche daſſelbe, mögen wir es aus der Vereinigung und Lebensgemeinſchaft mit Chriſto herleiten oder aus der Ausgießung des heiligen Geiſtes und ſeinem Leben in der Kirche. Aber auch dadurch unterſcheidet ſich das Sein Chriſti in uns nicht von dem Sein des heiligen Geiſtes in uns, daß jenes nur ſtattfindet, wenn wir das menſchliche Weſen Chriſti in uns aufgenommen haben. Denn von dem Sein des heiligen Geiſtes in uns gilt daſſelbe, indem das eigene Bewußtſein aller Gläubigen mit demjenigen zuſammenſtimmt, was Chriſtus ſelbſt weiſſagend verheißt, daß

---

*) Joh. 15, 14.

der heilige Geiſt es nur von dem ſeinigen nehmen werde, und nur Ihn in uns verklären. Es kann keinen Antrieb des göttlichen Geiſtes in unſern Seelen geben, welchen wir nicht ſelbſt in Verbindung ſezten mit dem von uns aufgenommenen menſchlichen Weſen Chriſti: ſondern einen ſolchen zugeſtehen, das hieße der Schwärmerei die Thüre öffnen, welcher ſich die evangeliſche Kirche von je her auf das ſtandhafteſte entgegengeſezt hat. Das Treiben und Wirken des heiligen Geiſtes in uns iſt alſo nie etwas anderes als göttliche Thätigkeit unter der Form der lebendigen und fruchtbaren Vergegenwärtigung alles deſſen, was Chriſtus mittelſt der Fülle der Gottheit in ihm menſchlich geweſen iſt, geredet und gethan hat. Wie nun dieſes bei den erſten Jüngern Chriſti bedingt war durch die Erinnerung an die perſönliche Gegenwart des Erlöſers: ſo geht es bei uns aus von der Vergegenwärtigung des Wortes der Schrift, in welcher uns ſein menſchliches Leben und Weſen aufbehalten iſt.

Zuſaz 1. Wenn nun beide Ausdrükke im weſentlichen daſſelbe bedeuten; ſo ſind alſo weder diejenigen Chriſten zu tadeln, welche ihre Erfahrungen von ihrem eignen und Anderer Leben in dem Gebiet der Gnade am liebſten als das unmittelbare Sein und Leben Chriſti in ihnen bezeichnen; eben ſo wenig aber auch diejenigen, welche dieſen Ausdruk, als allzu leicht ein trügeriſches Spiel der Fantaſie begünſtigend, lieber vermeiden, wenn ſie nur, indem ſie ſich an den andern ſchriftmäßigen Ausdruk, daß der Geiſt Gottes in uns wohnt, lieber und faſt ausſchließend halten, ihn in demſelben Sinne aufgefaßt haben, in welchem auch jener richtig kann gebraucht werden. Wie aber beide von Chriſto herrühren, ſo müſſen auch beide in unſeder kirchlichen Sprache beibehalten werden. Denn der eine erinnert unmittelbar an die Abhängigkeit dieſes Zuſtandes von der Erſcheinung des Erlöſers und von dem Glauben an ihn, und ſo lange er beſteht, kann nie vergeſſen verden, daß der heilige Geiſt der Geiſt Chriſti iſt; der andere hingegen erinnert unmittelbarer daran, daß das göttliche Weſen in uns auf eine andere Weiſe iſt als in Chriſto, und daß wir es nicht jeder für ſich allein in uns haben, ſondern nur alle in Gemeinſchaft.

Zuſatz 2. Je mehr aber beide Ausdrükke gleich bedeutend ſind, um deſto näher liegt die Frage, ob die erſte Erſcheinung des heiligen Geiſtes als eine neue und, wenn gleich durch die frühere Erſcheinung Chriſti bedingte, doch in ihrer Eigenthümlichkeit urſprüngliche göttliche Offenbarung zu denken iſt, oder vielmehr als eine durch die Erſcheinung Chriſti nicht nur bedingte, ſondern mit derſelben ſchon gegebene, alſo natürlich aus ihr folgende. In dem erſten Fall wäre die Erſcheinung Chriſti das einzige eigentliche Wunder auf dieſem Gebiet, und von dieſer aus ginge die ganze weitere Entwiklung des geiſtigen Lebens natürlich zu; in dem andern wäre die urſprüngliche Ausgießung des Geiſtes ein zweites eigentliches Wunder. Das unmittelbare Selbſtbewußtſein der Gläubigen kann hierüber keine Entſcheidung enthalten: denn die Mittheilung des göttlichen Geiſtes an den Einzelnen iſt jezt nichts unmittelbar übernatürliches, ſondern eine naturgemäße Wirkung von dem Vorhandenſein deſſelben in dem Ganzen der chriſtlichen Gemeinſchaft; die Apoſtel aber und andere erſte Chriſten haben, wenn ja ihr Selbſtbewußtſein darüber entſcheiden konnte, kein beſtimmtes Zeugniß darüber hinterlaſſen. Denn freilich tragen die Erſcheinungen am Pfingſtfeſte*) deutlich genug die Kennzeichen des Wunderbaren an ſich: allein eines theils werden ſpätere Mittheilungen des Geiſtes, die offenbar nur als eine Verbreitung deſſelben von ihnen auf Andere anzuſehen ſind, eben ſo, und zwar mit Bemerkung der Identität der Erſcheinungen beſchrieben**); und anderntheils iſt doch ſchwer zu behaupten, daß jenes die erſte Mittheilung des Geiſtes an die Jünger geweſen ſei, da Chriſtus ihnen denſelben auch vorher ſchon gegeben***) und zwar mittelſt einer ſymboliſchen Handlung, ſo daß man dieſe Stelle unmöglich für eine bloße Verheißung anſehen kann. Suchen wir nun dieſe ſcheinbar widerſprechenden Anzeigen gegen einander auszugleichen: ſo ſcheint hervorzugehen, daß die Verbreitung des göttlichen Geiſtes etwas natürliches iſt in Bezug auf die chriſtliche Kirche, daß aber doch die Wiedergeburt und die damit verbundene Aufnahme des Geiſtes immer ein Wunder bleibt in Bezug auf denjenigen, dem ſie widerfährt; und eben ſo könnte man ſagen, daß die urſprüngliche Ausgießung des Geiſtes ein Wunder geweſen ſei für diejenigen, welche aus der perſönlichen Empfänglichkeit übergingen in die gemeinſame Selbſtthätigkeit, während ſie dennoch natürlich geweſen für Chriſtum, in welchem ſchon das größte, woraus jenes geringere entſtehen konnte, gegeben war. Ja um es in Eine Formel zu faſſen, daſſelbe was die menſchliche Natur fähig macht zur Vereinigung des göttlichen Weſens mit einer einzelnen Perſon in der Form des Sohnes, daſſelbe macht ſie auch fähig zur Vereinigung des göttlichen Weſens mit ihr unter der Gemeinſchaftbilden-

---

*) Ap. Geſch. 2, 2. flgd. **) Ap. Geſch. 10, 47. 11, 15.
***) Joh. 20, 22.

den Form des Geiſtes. Und da die göttliche Thätigkeit in der Incarnation ihren Zwek nicht hätte erreichen können, ohne die in der Ausgießung; ſo können wir auch beide als eine und dieſelbe anſehen in Gott betrachtet, und nur als verſchieden in ihrer Erſcheinung betrachtet. Damit ſtimmt denn zuſammen, daß die Erſcheinung das Gepräge des urſprünglichen an ſich trägt, nämlich das Wunderbare, welches ſich in den mancherlei Abſtufungen derjenigen Zuſtände, welche die Wiedergeburt begleiten, allmählig verlieret, während wir das dabei zum Grunde liegende zugleich als das Sein Chriſti in uns, mithin als zuſammenhängend mit ſeinem menſchlichen Leben auf Erden betrachten.

144.

Dritter Lehrſatz. Die durch die gemeinheitbildende Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur beſtehende chriſtliche Kirche, iſt in ihrer Vollſtändigkeit das Abbild des durch die perſonbildende Vereinigung beſtehenden Erlöſers; und jeder, der in der Wiedergeburt iſt des heiligen Geiſtes theilhaftig geworden, iſt ein ergänzendes Glied jener Gemeinſchaft.

1. Wenn wir uns einen erſten Menſchen denken um an ihm den Begriff der urſprünglichen Vollkommenheit der menſchlichen Natur nachzuweiſen, und zu dieſer auch ein gleichmäßiges Verhalten der organiſchen Eigenthümlichkeiten gehört *), in den wirklichen Menſchen aber ſtatt dieſes gleichmäßigen Verhaltens ſich viel-

---

*) Vergl. §. 76, 3. und was dort angeführt iſt.

mehr feſtſtehende Ungleichmäßigkeiten finden nicht nur bei den Einzelnen, ſondern auch bei ganzen Völkerſchaften und Menſchenracen: ſo werden wir ſagen müſſen, daß nur das ganze menſchliche Geſchlecht in ſeiner Vollſtändigkeit gedacht das Abbild des erſten Menſchen als natürlichen Urmenſchen iſt, indem nur alle volksthümlichen Ungleichmäßigkeiten und Einſeitigkeiten zuſammengenommen ſich zur gleichmäßigen Miſchung ergänzen, und jede von dieſen ſelbſt nur erſchöpft und vollkommen dargeſtellt wird in der Geſammtheit aller jedem ſolchen Gebiet angehörigen Einzelweſen. Wenden wir nun dies an auf Chriſtum als den wirklich gegebenen geiſtigen Urmenſchen mit Bezug auf das, was auf der einen Seite von ſeiner Unſündlichkeit und ausgezeichneten Vollkommenheit *) auf der andern Seite von dem Grunde der Sündhaftigkeit in allen andern Menſchen **) geſagt iſt: ſo muß eben ſo folgen, daß jeder Einzelne, nicht nur wenn man auf jede einzelne Eigenſchaft ſieht ein unvollkommnes, ſondern auch wenn man auf die Ganzheit eines jeden ſieht nur ein einſeitiges und zerſtüktes, alſo nach allen Seiten hin der Ergänzung bedürftiges Abbild iſt. Womit denn zuſammenhängt, daß nur in der Geſammtheit aller auf die Verſchiedenheit der Naturanlagen gegründeten geiſtigen Charaktere das vollſtändige Abbild Chriſti zu finden iſt, indem auch hier die einſeitigen Vollkommenheiten ſich untereinander ergänzen, und dagegen die verſchiedenen Unvollkommenheiten ſich gegenſeitig aufheben. Ja es iſt eben ſo ſehr dieſes als die weſentliche Zuſammengehörigkeit der verſchiedenen Aemter und Berufsthätigkeiten, was wir ausgedrükt finden in der Darſtellung der Kirche als

---

*) §. 118. **) §. 87 — 90.

eines organiſchen Leibes, deſſen lebendige Einheit durch die Vollſtändigkeit der verſchiedenen Glieder bedingt iſt *). Denn Berufsgeſchäfte können nur zwekmäßig vertheilt werden, wenn eine Verſchiedenheit der Gaben zum Grunde liegt, bei der wiederum, wenn ſie auf natürlichem Wege entſtanden ſein ſoll, eine Verſchiedenheit der innerſten Lebenseinheit vorausgeſezt werden muß. Auf dieſe Weiſe aber ſtimmt auch beides, daß die Kirche der Leib Chriſti heißt, der von dem Haupte regiert wird **), und daß ſie, je mehr ſie ſich vervollſtändigt und vervollkommnet, um deſto mehr auch das Abbild Chriſti ***) werden ſoll, ſehr wohl zuſammen.

2. In dem eben geſagten liegt auch weſentlich ſchon die zweite Hälfte unſeres Sazes. Denn wenn es auch auf dem Gebiet des neuen Lebens verſchiedene Grundgeſtaltungen giebt, welche daſſelbige ſind, was auf der Naturſeite die Volksthümlichkeiten: ſo wird auch jeder von dieſen Grundtypen eine große Menge von untergeordneten Verſchiedenheiten einſchließen, die wir zwar nicht meſſen und zählen können, welche aber dennoch für vollſtändig zu halten und als ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze anzuſehen unſer Gemeingefühl uns nöthiget, und hierüber ſowol in den ſchon angeführten bibliſchen Bildern ſeine Rechtfertigung findet, als auch in der Anerkennung, welche uns *) für alle ſolche Verſchiedenheiten ohne Einſchränkung oder Ausnahme geboten wird. Und ſomit iſt jeder Einzelne auch in dem engern Sinne ein integrirender Beſtandtheil des Ganzen, daß es ohne ihn doch mangelhaft ſein würde. Denn die Wirkungen eines jeden Einzelnen zum Fort:

---

*) 1. Kor. 12. **) Eph. 1, 23. Kol. 2, 19.
***) Eph. 4, 13. 1. Joh. 3, 2. *) 1. Kor. 12, 19 — 26

beſtehen und Wachsthum des Ganzen können freilich durch Zuſammentreten Mehrerer immer erſezt werden, ſonſt könnte Chriſtus nicht mit Recht geſagt haben, daß alle nur unnüze Knechte wären *); aber als untergeordnete Einheit in dem Ganzen iſt jeder ein durch keinen Andern zu erſezender Theil. Hiezu gehört nun auch, daß nichts in der Kirche ſo geſchehen würde wie es geſchieht, wenn nicht ein jeder ſo wäre wie er iſt, d. h. daß alles in ihr gemeinſame That iſt und gemeinſames Werk, alſo auch gemeinſames Verdienſt und gemeinſame Schuld, welche Gemeinſamkeit ſich nur im einzelnen auf ungleichmäßige Weiſe darſtellt. Wenn nun dem gemäß die Kirche nur allmählig zum vollkommnen Abbilde Chriſti gedeiht: ſo können wir auch dieſes als eine richtige Formel anſehn, um die göttliche Ordnung in der allmähligen Hinzufügung der Einzelnen und der weitern Verbreitung des Ganzen auszudrükken, daß dieſe Fortſchreitung ſo erfolge, daß in jedem Augenblik für ſich betrachtet das Ganze das möglichſt vollſtändige ſei, und auch jeder Augenblik den Grund zur möglichſt größten Vervollſtändigung für die folgenden in ſich trage; wiewol dieſes immer nur im Glauben ergriffen und niemals erfahrungsmäßig kann nachgewieſen werden. Vorgebildet aber iſt eben dieſes ſchon dadurch, daß gleich anfänglich die Kirche ſich verbreitete über Juden und Heiden, und dadurch den erſchöpfenden Gegenſaz der Zeit zu Einem verband **), wodurch ſchon damals die möglichſte Vollſtändigkeit gegeben, und jede weitere Entwiklung durch Aufnahme mehr untergeordneter Gegenſäze vollkommen vorbereitet und eingeleitet war.

---

*) Luk. 17, 10.

**) Eph 2, 14 — 18.

Zuſaz. Hieraus da der göttliche Geiſt eben ſo ſehr das Gemeinheitbildende als Gemeinheiterhaltende Prinzip iſt, erhellt die Verbindung der beiden in dieſem Hauptſtük zuſammengefaßten Lehrſtükke, und wird zugleich das folgende Hauptſtük angeknüpft; indem darin vorzüglich, ſowol das Verhältniß der ganzen Gemeinſchaft zu Chriſto nach den hier gelegten Grundlagen, als auch das Verhältniß der Einzelnen zu dem Ganzen weiter muß beſchrieben werden, beides indem das leztere in ſeiner Entwiklung unter der Form des Gegenſazes gegen die Welt betrachtet wird.

Zweites Hauptſtük.

Von dem Beſtehen der Kirche in ihrem Zuſammenſein mit der Welt.

145.

Die bisher beſchriebene Gemeinſchaft der Gläubigen iſt in ihrem Verhältniß zu Chriſto und in Bezug auf den ſie beſeelenden Geiſt immer dieſelbige, in ihrem Verhältniß zur Welt aber dem Wechſel und der Veränderung unterworfen.

Anm. Das Wort **Welt** iſt hier in dem engern Sinne genommen, wo nämlich darunter das ſündhafte Geſammtleben der Menſchen verſtanden wird, wie es ſeit der Begründung der Kirche mit derſelben und im Gegenſaz zu ihr fortbeſteht. Daß dieſem von der Kirche noch ausgeſchloſſenen Theile des menſchlichen Geſchlechtes der Name Welt bleibet iſt in der Ordnung, weil dieſer Theil daſſelbige bleibt, was vor der Erlöſung das Ganze war. So iſt der Sprachgebrauch der Schrift, welche Welt und Reich Gottes entgegenſezt zu verſtehen; und zu dieſem Sprachgebrauch iſt eben ſo auch hier ſchon am Anfang ſang dieſes Abſchnittes *) der Grund gelegt, er kann aber erſt an dieſer Stelle vollkommen heraustreten.

1. Das Geſamtleben der Gläubigen könnte überhaupt in ſeinem Gegenſaz gegen das fortbeſtehende ſündhafte Geſammtleben gar nicht wahrgenommen werden, wenn es ſich nicht in durch einander bedingter räumlicher Abgeſchloſſenheit und zeitlicher Beharrlichkeit, als ein dem Weſen nach unveränderliches und ſich ſelbſt immer gleich bleibendes darſtellte; ſondern nur in zerſtreuten Einzelheiten und ganz unſicher würde dann eine Fortwirkung der Erlöſung zu finden ſein. Denn man könnte zwar ſagen, wenn nur das ſündhafte Geſammtleben ſich ſo zeige als ein geſchloßnes und beharrliches Ganze, ſo könnte das neue geiſtige auch ſchon erkannt werden aus ſeinem Ausgeſchloſſenſein von jenem. Allein die Sache liegt vielmehr ſo, daß das ſündliche Geſammtleben, mit Ausnahme des zurükgebliebenen Gefühls der Hülfsbedürftigkeit, an welches ſich die Entſtehung des Reiches Gottes anknüpft, und welches als das urſprüngliche Beſizthum der Kirche in der Welt angeſehen werden kann, die eigentliche Nichtigkeit iſt und das bloß verneinende, wie aus allem was oben **) über die Sünde beigebracht iſt, ſattſam erhellt. Alſo kann zwar die Welt als das formloſe und verworrene von den Gläubigen anerkannt werden an ihrem Ausgeſchloſſenſein von der Kirche, nicht aber umgekehrt. Auch iſt offenbar, daß die Welt in Bezug auf ihren Gegenſaz gegen das Reich Gottes keinen Gemeingeiſt hat, der ihr eine ſolche Einheit geben könnte; ſondern in allen eigentlichen oder uneigentlichen Einzelweſen iſt irgend ein perſönliches Intereſſe das urſprünglich bewegende

---

*) §. 134. **) §. 103.

und nur in der Oppoſition gegen den Geiſt treffen dieſe ſonſt weit auseinander gehenden Intereſſen zuſammen. — Wenn wir aber bedenken, wie allerdings dieſes Bewußtſein von der unverrüklichen Identität der Gemeinſchaft der Gläubigen aller brüderlichen Liebe ſowol als allem Beſtreben das Chriſtenthum ſicher zu ſtellen und zu verbreiten zum Grunde liegt; dann aber auch wie ſchwer es ſonſt überall iſt, ſowol auf dem natürlichen als auf dem geſchichtlichen Gebiet, das Beharrliche in dem Wechſel feſtzuſtellen und geſchieden zu halten: ſo zeigt ſich leicht als der einzige Grund dieſes Glaubens das in der erſten Hälfte unſeres Sazes ausgeſprochene, nämlich das Beſtimmtſein der Kirche durch Chriſtum und durch den heiligen Geiſt. Denn da alle Thätigkeiten Chriſti nur durch ſeine göttliche Natur beſtimmt ſind: ſo iſt beides ein Beſtimmtſein der Kirche durch göttliche Thätigkeit, und zwar ein ausſchließendes, weil nichts anderes als die Kirche durch die erlöſende göttliche Thätigkeit beſtimmt wird. Alſo iſt auch dieſe göttliche Thätigkeit dasjenige, was ſich in der Kirche immer und überall und nur in ihr darſtellt, und als dieſe Darſtellung iſt ſie ein ſich immer gleiches und von allem andern zu unterſcheidendes.

2. Weiter aber als auf dieſes ihr innerſtes Weſen kann auch jene Gleichheit und Selbigkeit nicht gehen. Denn wegen ihres Anfanges von Einem Punkt und ihrer Beſtimmung ſich allgemein zu verbreiten iſt ſie ein Werdendes und alſo ſich ungleiches, und als ein geſchichtliches und zeitliches kann ſie auch nur durch Wechſel und Veränderungen wahrgenommen werden, und mithin auch nur dadurch wirkſam ſein. Alles aber, was Veränderung und Wechſel iſt, kann nicht in der unveränderlichen und wechſelloſen göttlichen Thätigkeit

begründet ſein. Denn ſchon in Chriſto, ſo weit er beiden unterworfen war, war dieſes nicht in der beſtimmenden göttlichen Natur, ſondern in der beſtimmten menſchlichen gegründet; und es war nicht die Thätigkeit der göttlichen Natur, ſondern nur ihre Art zu erſcheinen in der menſchlichen. Auf eine ganz andere Art aber und in einem weit größeren Maaße muß Wechſel und Veränderung ſtattfinden in der Kirche, weil der heilige Geiſt als Gemeingeiſt nicht perſonbildend iſt, ſondern nur allmählich die ſchon gebildete Perſon ergreift, und weil eben deshalb in dem erſcheinenden Bewußtſein Unſicherheit entſteht über Einzelnes, ob es dem heiligen Geiſte zuzuſchreiben ſei oder nicht, und daher ein Wechſel von Gegeneinandertreten und ſich Ausgleichen. Alles aber, was aus dieſen Differenzen zwiſchen dem perſönlichen Leben der Einzelnen und ihrem Antheil an dem Geſammtleben des Ganzen hervorgeht, iſt eigentlich das Eingreifen der Welt in die Kirche, und bildet das Verhältniß der Kirche zur Welt. Denn der lezteren gehört offenbar auch alles dasjenige noch an, was an den Wiedergebohrenen ſelbſt von dem Geiſte des Ganzen noch nicht durchdrungen iſt, und alſo ihm nicht angehört; denn ein drittes zwiſchen beiden giebt es nicht. Nun ſollen zwar dieſe Differenzen immer mehr abnehmen, je mehr der heilige Geiſt ſich aller Einzelnen ganz bemächtigt: aber gänzlich aufhören können Wechſel und Veränderung nicht, weil jener Prozeß in der Folge der Erzeugungen ſich immer erneuen und von vorne an beginnen muß.

3. Beides nun zuſammengenommen bildet erſt das wahre und vollſtändige Gemeingefühl jedes Chriſten, welches in dieſem Hauptſtük zunächſt ſoll beſchrieben werden. Da aber beides ſo ganz verſchiedenen Ur-

ſprunges iſt, und alles geſchichtlich gegebene nur mit ſeiner Geneſis zugleich und aus derſelben kann verſtanden werden: ſo werden wir dieſes Geſchäft nur glüklich vollbringen können, wenn wir beide Elemente geſondert betrachten, um das mannigfaltige eines jeden in ſeinem gemeinſamen Urſprung aufzufaſſen. Allein auf der anderen Seite dürfen wir beide auch nicht gänzlich von einander ſcheiden; ſonſt würden wir uns in der Entwiklung des erſten nicht mehr, wie doch unſere Aufgabe lautet *), dasjenige darſtellen, was uns als Werk der Erlöſung aus der Welt entgegentritt. Denn wir würden ganz auf das Innere zurükverwieſen, und verlören die Beziehung auf die äußere Erſcheinung, wenn wir aus dieſer Betrachtung alles ausſchließen wollten, wobei ſchon das Eingreifen der Welt und das Verhältniß zur Welt mitgedacht werden muß; oder wenigſtens verlören wir uns in das folgende Hauptſtük, und würden eine Erſcheinung darſtellen, welche ein gänzliches Einsgewordenſein der Kirche mit dem ganzen menſchlichen Geſchlecht vorausſezte. Eben ſo wenn wir das zweite Element völlig iſoliren wollten, würden wir ja in die erſte Seite unſeres zweiten Theiles zurükkehren, indem wir, wenn alle Beziehung auf die das Weſen der Kirche an ſich conſtituirenden Elemente aufgehoben würde, auch nichts von demjenigen darſtellen könnten, was als Werk der Erlöſung in der Welt angeſehen werden kann, ſondern nur als ihr Widerſtand und ihr zerſtörendes Beſtreben. Daher wenn jene beiden Elemente müſſen geſondert, ſo müſſen ſie auch auf einander bezogen werden. Dieſes Hauptſtük zerfällt daher in zwei Hälften, deren eine

---

*) §. 133.

die weſentlichen und unveränderlichen Grundzüge der Kirche darſtellt, aber in Beziehung auf das wechſelnde und veränderliche in ihr, die andere aber eben dieſes wechſelnde und werdende gleichfalls in Beziehung auf die Einheit des Seins und das unveränderliche darin.

Erſte Hälfte. Die weſentlichen und unveränderlichen Grundzüge der Kirche.

146.

In wie fern die Kirche nur beſteht durch den Uebergang aus der Empfänglichkeit für Chriſtum in die ſelbſtthätige Gemeinſchaft mit ihm *): ſo iſt ſie immer ſich ſelbſt gleich, ſofern dieſer immer durch dieſelbige Einwirkung Chriſti erfolgt, und dies geſchieht vermittelſt der *heiligen Schrift* und des *Dienſtes am göttlichen Wort*. Inwiefern die Kirche nur dadurch beſteht, daß der dem Sein Chriſti in jedem Einzelnen gleiche Antheil deſſelben an ihrem Gemeingeiſt **) auf der Thätigkeit dieſes Geiſtes im Ganzen der Kirche beruht: ſo iſt ſie immer ſich ſelbſt gleich, inſofern dieſer Einfluß des Ganzen auf den Einzelnen immer in derſelben Anordnung Chriſti gegründet iſt, und dies ſtellt ſich dar in den *Sakramenten* der *Taufe* und des *Abendmahls*. Inwiefern aber das Beſtehen der Kirche und die Verbreitung derſelben auf unſerm gegenwärtigen Standpunkt nicht von einander zu trennen ſind: ſo wird ſie immer ſich ſelbſt gleich ſein, inſofern alles, was zur Verbreitung derſelben aus Antrieb des göttlichen Geiſtes von den Einzelnen geſchieht, zugleich die Thätigkeit Chriſti ſelbſt iſt, und dies zeigt ſich in der Ausübung des Amtes der Schlüſſel und in dem Gebet im Namen Chriſti. Dies alſo ſind die hier abzuhandelnden Lehren.

---

*) Vgl. §. 140. 141.

**) Vgl. 144.

1. Obgleich hier die Lehren, welche hauptſächlich unter dieſem Artikel abgehandelt zu werden pflegen zuſammengeſtellt ſind, ja noch etwas mehr: ſo möchte doch nicht leicht einleuchten, daß hier alles enthalten ſei, was das überall gleiche Weſen der chriſtlichen Kirche bildet. Wenn man aber vorläufig nur das oben *) auseinandergeſezte hinzunimmt, daß nämlich die Kirche eben ſo ſehr der Organismus als das Abbild Chriſti iſt, und alſo ihr Weſen darin beſtehen muß alle Thätigkeit Chriſti fortzuſezen und darzuſtellen: ſo iſt leicht nachzuweiſen, daß die weſentlichen Thätigkeiten des Erlöſers, wie ſie oben **) beſchrieben worden, hier ſowol abgebildet als fortgeſezt werden. Denn das Gebet im Namen Chriſti als Handlung der Kirche iſt mehr eine Abbildung der königlichen Thätigkeit Chriſti, weil die Regierung der Kirche und ihrer Verhältniſſe zur Welt darin zwar entworfen wird, die Ausführung aber allein in Chriſto ruht; das Amt der Schlüſſel hingegen bietet uns eine wahre Fortſezung derſelben Thätigkeit dar, beides aber muß offenbar immer mit einander verbunden

---

*) §. 146. **) §. 133.

gedacht werden. Eben ſo iſt das Abendmahl mehr eine Fortſezung, die Taufe mehr eine Abbildung der hohenprieſterlichen Thätigkeit Chriſti, ſofern jenes als Handlung der Kirche allein betrachtet, vollſtändiger iſt als dieſe, wie die weitere Erörterung ergeben wird; denn daß beide dieſer Thätigkeit angehören leidet keinen Zweifel, da ſie beide die Abzwekkung haben, die Lebensgemeinſchaft mit Chriſto mithin auch die Gemeinſchaft mit Gott feſtzuſtellen. Nicht minder endlich iſt der Dienſt des Wortes, ſofern er von dem bisherigen zu trennen iſt, als bloße Auslegung nur noch ein Abbild der profetiſchen Thätigkeit Chriſti, die Schrift aber iſt und bleibt als Werk der Kirche angeſehen und vermöge ihrer unmittelbaren lebendigen Wirkſamkeit in derſelben die wahre Fortſezung dieſer Thätigkeit des Erlöſers. Und aus dieſer Zuſammenſtellung muß zugleich erhellen, daß nichts in irgend einer der weſentlichen Thätigkeiten Chriſti enthaltenes aus dieſen Fortſezungen und Abbilden derſelben ausgeſchloſſen iſt, wie denn auch dieſes Bewußtſein in unſerm Glauben an dieſe Anſtalten weſentlich enthalten iſt. Denn ihr freies und ungehemmtes Fortbeſtehen erſcheint uns bedingend für die Fortdauer der Wirkungen Chriſti; zugleich aber wiſſen wir nichts aufzuzeigen im Umfang der chriſtlichen Kirche, was von gleicher Nothwendigkeit wäre, vielmehr ſtellen wir uns jeder Meinung entgegen, welche irgend etwas analoges als von gleichem Werth mit jenen Inſtitutionen aufſtellen will. Darum wollen wir weder die Ueberlieferung neben die Schrift ſtellen, noch den Dienſt am Wort durch die authentiſche Auslegung binden; darum widerſezen wir uns der Vervielfältigung der Sakramente eben ſo gut als dem Vorgeben von einer magiſchen Wirkung derſelben, und der Fürbitte der Heiligen eben ſo gut als einer jeden perſönlichen oder collegialiſchen Stellvertretung Chriſti.

2. Außerdem aber bedarf auch wol die Stellung der einzelnen Punkte, und die Beziehung in welche ſie geſtellt ſind, einer Rechtfertigung, welche der beſonderen Behandlung jedes einzelnen vorangehen muß. — Bei den Apoſteln war der Uebergang zur Selbſtthätigkeit, vermöge deſſen ſie die erſte Kirche bildeten, zufolge des obigen *) abhängig von den perſönlichen Einwirkungen Chriſti auf ſie. Soll nun die Kirche hierin ſich gleich bleiben; ſo muß dieſer Uebergang noch eben ſo erfolgen. Perſönliche Einwirkungen Chriſti können aber jezt nur ſtattfinden, mittelſt ſeiner dargeſtellten Perſönlichkeit; denn unmittelbare könnten als übernatürlich weder erkannt werden noch anerkannt, und würden, auch anerkannt, die Continuität der Kirche aufheben. Die mittelbaren aber ſind uns geſichert durch die Schrift; und die Mittheilung des heiligen Geiſtes wird immer für bedingt zu halten ſein durch die Einwirkungen der Schrift auf die Seele. Nun bewirken dieſes zwar zunächſt die geſchichtlichen Theile der Schrift, und iſt dabei der ſtehende geſchriebene Buchſtabe nicht weſentlich, ſondern auch eine rhapſodirende Fortpflanzung kann als möglich gedacht werden, jener gewährt aber die Sicherheit der unverlezten Identität beſſer **). Die didaktiſchen Theile aber, zu denen die Geſchichte der Apoſtel den gemeinſamen Schlüſſel enthält, ſind auf der einen Seite der Beweis, daß aus den Ein-

---

*) §. 141.

**) In dieſem Sinne und Umfang können wir es uns gefallen laſſen, daß die Schrift nicht zum Sein, ſondern nur zum Wohlſein der Kirche gehört.

wirkungen Chriſti eine ſolche kirchenbildende Selbſtthätigkeit, wie er ſie verheißen, wirklich hervorgegangen iſt und alſo die Urkunde unſeres Beſizes. Auf der andern Seite ſind ſie die Ergänzung der perſönlichen Aeußerungen Chriſti, theils zurükgehend auf dasjenige, was uns nicht aufbehalten iſt aber doch wirkliche Rede Chriſti war, theils durch die unmittelbare Kenntniß des ganzen Chriſtus die Rede ſelbſt ergänzend und die Erweiterung derſelben durch Folgerung und Analogie in ſich ſchließend. Der Dienſt des Wortes aber iſt nicht etwa nur die Wiederbelebung der Schrift und der Leiter für dieſelbe; ſondern wie jeder Gemeingeiſt ungleich vertheilt iſt in den Einzelnen, und das Wohlſein des Ganzen auf der Mittheilung und dem Umlauf deſſelben beruht, ſo iſt der Dienſt des Wortes, innerhalb der Kirche angeſehn, die von Chriſto ſelbſt herrührende organiſche Inſtitution ſolcher Mittheilung. Daher finden wir den Grund hiezu gelegt ſchon in dem erſten Entwurf der chriſtlichen Geſellſchaft noch während des Lebens Chriſti nicht nur in dem Unterſchiede zwiſchen den zwölfen und den übrigen Jüngern, ſondern auch innerhalb jenes engern Kreiſes war ein merklicher Unterſchied zwiſchen den übrigen und den dreien, welche dem Meiſter näher ſtanden, und alſo auch mehr von ihm aufgefaßt hatten. Nur dadurch daß ſo von Chriſto ſelbſt die Ausgleichung ſowol als die Ungleichheit herrührt beſteht die Identität der Kirche; und ſo wie die Ausgleichung nur Abbild iſt von der profetiſchen Thätigkeit Chriſti, ſo iſt doch die ſelbſtthätig in der Kirche fortbeſtehende Einrichtung, vermöge deren die Ungleichheit anerkannt ja ſogar unterhalten wird, eine wahre Fortſezung von der königlichen und geſezgebenden Thätigkeit Chriſti. — So wie es gar keine Kirche geben würde in dem hier angenommenen Sinne, ſondern nur eine unweſentliche und zufällige Geſelligkeit Einzelner, wenn der Einzelne anders als unter der Form der Theilnahme an dem Gemeingeiſt zur Gemeinſchaft mit Chriſto gelangen und in derſelben bleiben könnte: ſo wäre auf der andern Seite die Kirche nicht das Abbild und die Fortſezung Chriſti, wenn der Einzelne in ſie könnte aufgenommen werden und in ihr ſein anders als durch ihre eigne Selbſtthätigkeit. Denn ſie verhielte ſich dann leidentlich und könnte alſo Chriſtum der ganz ſelbſtthätig iſt, weder abbilden noch fortſezen. Wiederum wenn der Einzelne dadurch, daß die Kirche ihn durch ihre Thätigkeit aufnimmt und in der Gemeinſchaft erhält, auch könnte zur Lebensgemeinſchaft Chriſti gelangen: ſo wäre dabei Chriſtus leidentlich; und die dermalige Kirche nicht nur der urſprünglichen durch ſeine Selbſtthätigkeit geſtifteten unähnlich, ſondern ſie wäre auch auf keine Weiſe Chriſti Abbild, ſondern Chriſtus ſtände vielmehr gegen ſie im Schatten. Daher muß die Thätigkeit der Kirche, durch welche ſie den Einzelnen aufnimmt und hält, auch eine Thätigkeit Chriſti ſelbſt ſein, und darauf beruht die eigenthümliche Natur beider Sakramente. Wenn nun aber die Taufe freilich ihrer urſprünglichen Einſezung nach nicht der erſte Anfang des Verhältniſſes zwiſchen der Kirche und dem Einzelnen, und das Abendmahl nicht das einzige Mittel iſt, um die Lebensgemeinſchaft mit Chriſto zu unterhalten: ſo erlangt doch alles frühere erſt ſeine Verſiegelung in der Taufe; und das Abendmahl bleibt in ſeiner Art das höchſte, und begreift allen andern Genuß Chriſti unter ſich als Annäherung oder Vorbereitung dazu. — Daß nun von den leztgenannten beiden Stükken das erſtere ſich vorzüglich auf den Umfang und die Verbreitung der Kirche bezieht, leuchtet für ſich ein; denn wem die Sünden gebunden ſind, der iſt nicht von der Kirche anerkannt, noch übereinſtimmend mit ihr in der Gemeinſchaft mit Chriſto. Aus dem ebengeſagten iſt aber offenbar, daß auch dieſe Thätigkeit des Bindens und Löſens mit gleicher Nothwendigkeit eine Handlung der Kirche und eine Handlung Chriſti ſein muß. Daher auch ihre große Verwandtſchaft mit den Sakramenten, und das Schwanken, ob ſie als ein ſolches anzuſehen ſei oder nicht. Es gehört aber auch das andere hieher. Denn da die Vollmacht Chriſti nur auf die Gründung und Verbreitung ſeines Reiches geht: ſo kann es auch nur ein Gebet in ſeinen Namen geben in den Angelegenheiten ſeines Reiches. Die rein innern Angelegenheiten aber können nur in ſofern ein Gegenſtand des Gebetes im engeren Sinne ſein, als die Einwirkungen des ſie leitenden Geiſtes können gehemmt werden durch das Fleiſch und alſo durch die Welt, alſo nur ſofern dieſe inneren Angelegenheiten zugleich äußere ſind. Daß aber die Kirche, indem ſie keine wirkſame Thätigkeit ausübt, da ja das Gebet im engeren Sinne nur vertrauender Wunſch iſt, dennoch auch hierin als Abbild und Fortſezung Chriſti erſcheint, ergiebt ſich theils daraus, daß Chriſtus dieſer Gegenſtände wegen ſelbſt gebetet hat, und das Gebet der Kirche alſo die Fortſezung des ſeinigen iſt, theils auch daraus, daß ſelbſt jezt im Zuſtande der Erhöhung überall, wo das Reich der Gnade oder des Sohnes nicht abgeſondert gedacht werden kann von dem Reiche der Macht oder des Vaters *), auch die herrſchende Thätigkeit

---

*) Vergl. §. 126.

Chriſti nicht kann beſtimmt geſchieden werden von ſeiner Fürbitte beim Vater.

3. Da nun über alle hier genannten Gegenſtände ohne Ausnahme nicht nur verſchiedene, ſondern auch die Kirchengemeinſchaft trennende Anſichten in der Chriſtenheit ſtattfinden, alle dieſe Punkte aber an und für ſich der Unveränderlichkeit der Kirche angehören: ſo iſt offenbar, daß entweder die Verſchiedenheit der Anſichten ſelbſt, oder die deshalb obwaltenden Trennungen nur in demſelbigen mit allem, was Wechſel und Veränderung in der Kirche iſt, gegründet ſein müſſen, nämlich entweder in der zeitlichen und räumlichen Entwiklung überhaupt, und dies iſt das unvermeidliche, oder in den Einwirkungen deſſen, was der Welt angehört, und dies iſt das fehlerhafte. Wenn nun gleich im Allgemeinen geſagt werden kann, daß die Verſchiedenheiten der Anſicht am leichteſten zurükgeführt werden können auf die allgemeinen Unterſchiede in der Denkweiſe verſchiedener Zeitalter und Völker, und alſo das unvermeidliche ſind; Trennungen aber, je mehr ſie die Einheit der Kirche und alſo auch die Stätigkeit des Zuſammenhanges mit Chriſto aufheben, und auf eine geſchichtlich verworrene Weiſe entſtanden ſind, auf ſelbſtſüchtige Leidenſchaft und alſo auf weltliche Einwirkung zurükweiſen: ſo iſt doch die Löſung der Aufgabe, wie beides das unvermeidliche und das fehlerhafte in den einzelnen Punkten richtig zu ſcheiden ſei, auf dem Gebiet der Glaubenslehre überhaupt ſehr ſchwierig, gewiß aber nicht mit allgemeiner Anerkennung zu löſen, weil ein jeder Lehrer ſich ſchon unvermeidlich auf der einen Seite einer ſeit Jahrhunderten feſtſtehenden Spaltung befindet, und es würde alſo nur Anmaßung ſein dieſe Schwierigkeit und die damit verbundene Beſchränkung der Gültigkeit jeder Darſtel-

lung nicht anerkennen zu wollen. Hier iſt demnach der innerſte Siz deſſen, was ſchon in der Einleitung *) bevorwortet iſt, daß jede Glaubenslehre nur kann proteſtantiſch ſein oder katholiſch. Sofern aber jede auch etwas beitragen ſoll, diejenigen Trennungen aufzuheben, in denen die chriſtliche Sittenlehre das fehlerhafte nachweiſen kann, und deren Aufhebung einzuleiten das Geſchäft der höheren kirchlichen Verwaltung iſt, welche ihre Theorie in der praktiſchen Theologie hat **): ſo kann dies hier nur geſchehen, indem auch hier, ſoweit es bei rein geſchichtlichen Gegenſtänden, wie dieſe es größtentheils ſind, möglich iſt, auf die Eingeſtändniſſe und Anſprüche zurükgegangen wird, welche als in dem frommen Selbſtbewußtſein des Chriſten gegründet, können dargelegt werden.

Erſtes Lehrſtük. Von der heiligen Schrift.

147.

Die heilige Schrift iſt auf der einen Seite das erſte Glied in der fortlaufenden Reihe aller Darſtellungen des chriſtlichen Glaubens, auf der andern Seite iſt ſie die Norm für alle folgenden.

Anm. Unter der heiligen Schrift wird hier zufolge des ſchon in der Einleitung über das Verhältniß des Chriſtenthums zum Judenthum geſagten ***) nur die neuteſtamentiſche verſtanden, und ſo hängt auch nur mit dieſer urſprünglich und unmittelbar auf die eben †) beſchriebene Weiſe der Dienſt des Wortes zuſammen. Die fortwährende Geltung der altteſtamentiſchen Schriften in der Chriſtenheit bedarf daher einer anderen Nachweiſung.

---

*) §. 26. **) Kurze Darſt. S. 92. §. 5. ***) Vgl. §. 22. †) §. 146.

1. Man theilt die neuteſtamentlichen Schriften gewöhnlich in Geſchichtsbücher und Lehrbücher, welches jedoch nur in ſofern richtig iſt, als man ſie weniger nach dem vorherrſchenden Theile benennt, als nach der äußeren Form. Denn von den Geſchichtbüchern bilden doch die Lehrreden Chriſti und der Apoſtel einen weſentlichen und auch der Maſſe nach keinesweges untergeordneten Theil; und die Briefe der Apoſtel ſind mit wenigen Ausnahmen nur in dem Maaß verſtändlich, als ſie geſchichtliche Elemente geradezu enthalten, oder als wir uns geſchichtliche Verhältniſſe aus ihnen conſtruiren können. Wenn wir aber auch dieſen Unterſchied beibehalten: ſo finden wir daß ganz ähnliche Schriften die Erzeugniſſe aller ſpätern Zeiten in der Kirche ſind; ja man kann ſagen, daß alle Darſtellung chriſtlicher Frömmigkeit durch die Sprache ſich immer innerhalb jener urſprünglichen Formen gehalten, oder als erläuternde Begleitung an ſie angeſchloſſen hat. Das erſte gilt auch von der religiöſen Dichtkunſt, deren erſte Elemente, und zwar in der allein wahrhaft kirchlichen lyriſchen Form, gleichfalls ſchon im neuen Teſtament gegeben ſind. Das andere gilt vorzüglich von allen eigentlich erklärenden und ſyſtematiſchen Werken, welche beide eigentlich als Darſtellung chriſtlicher Frömmigkeit nichts eigenes ſind, ſondern, nur auf verſchiedene Weiſe, Hülfsmittel und Ergänzungen für jene urſprünglichen Erzeugniſſe. Schließt ſich nun wirklich alles folgende, ſowol dem Gehalt als der Geſtalt nach, an die neuteſtamentlichen Bücher an, ſo daß ſeitdem dieſe Productivität in der Kirche als eine ſtetige nur zu manchen Zeiten ſtärker hervortretende Thätigkeit anzuſehen iſt: ſo ſind jene Bücher nichts anderes als das erſte Glied dieſer ganzen Reihe.

2. Wenn man die chriſtliche Kirche während der urſprünglichen Verkündigung des Chriſtenthums d. h. im apoſtoliſchen Zeitalter als Eines betrachtet: ſo kann man nicht behaupten, daß die Geſammtheit ihrer Schrifterzeugniſſe die Norm ſein könnte für die der ſpäteren Zeitalter. Denn wir müſſen uns nicht nur den heiligen Geiſt als Gemeingeiſt ungleich vertheilt denken; ſondern wir dürfen uns auch nicht vorſtellen, daß der Grad der Theilnahme an demſelben zugleich auch bei jedem Einzelnen das Maaß ſeiner Productivität geweſen ſei. Denn je ſtärker das jüdiſche oder heidniſche in die Denk- und Handelsweiſe eingewurzelt war, um deſto eher konnte, da das chriſtliche zwar aufgenommen, aber noch nicht in ſeinem ganzen Umfang und allen ſeinen Anwendungen erkannt war, der Widerſpruch des in Wort und That dargeſtellten gegen den chriſtlichen Geiſt verkannt werden, und daher religiöſe Darſtellungen entſtehen, welche, als chriſtliche betrachtet, im höchſten Grade unrein waren, und ſo wie es in ſpätern Zeiten nicht leicht mehr vorkommen konnte. Nun war eines von jenen beiden Elementen, und vorherrſchend das jüdiſche *), bei allen unmittelbaren Schülern Chriſti vor der Einpflanzung des chriſtlichen Geiſtes ausgebildet geweſen; allein bei dieſen wurde die Gefahr eines unwiſſentlichen verunreinigenden Einfluſſes der frühern Denk- und Lebensformen auf die Darſtellung des chriſtlichen in Wort und That in dem Maaß, als ſie Chriſto nahe geſtanden hatten, abgewehrt

---

*) Ich ſage nur vorherrſchend; denn unmöglich iſt es doch nicht, und auch in der Schrift nicht geradezu verneint, daß nicht auch unter den unmittelbaren Schülern Chriſti könnten Proſelyten im engeren Sinne, mithin gebohrne Heiden, geweſen ſein.

durch den reinigenden Einfluß der lebendigen Erinnerung an den ganzen Chriſtus. Denn jemehr ihnen ſein ganzes Leben gegenwärtig war, deſto deutlicher mußte ſich ihnen jeder Widerſpruch gegen den Geiſt deſſelben entdekken in allem was ſich bis zu einer gewiſſen Klarheit des Bewußtſeins entwikkelte, und dies gilt doch von allem, was zu einer Darſtellung durch die Rede gedeiht; ſo daß wir uns bei denen, welche das ganze öffentliche Leben Chriſti begleitet hatten, in ſolchen Zuſtänden, wo ihnen Chriſtus nothwendig gegenwärtig ſein mußte, weil ſie in ſeinem Namen handelten, und ſofern im Geſammtleben jeder Einzelne ſeine Ergänzung nicht nur ſondern auch Correction fand durch den andern *), keine irgend das Weſen der Sache betreffende Abweichung denken können in ihren Darſtellungen durch Wort und That, und am wenigſten in den erſteren. Zunächſt und am meiſten gilt dies von den Wiederholungen der Reden und des Lebens Chriſti ſelbſt, weil hier dasjenige, was den reinigenden Einfluß auf die Darſtellung ausübt, zugleich der Gegenſtand der Darſtellung ſelbſt war; dann aber auch von allen im Namen Chriſti gegebenen Anordnungen und Lehren, weil ſie aus den Reden und der Lebensweiſe Chriſti ſelbſt mußten geſchöpft werden, und daher auch aus dem Leben Chriſti würden belegt werden können, wenn es uns vollſtändig aufbewahrt geblieben wäre. So ſtehen aus dem apoſtoliſchen Zeitalter das kanoniſche und das apokryphiſche, beide Worte in dem Sinn genommen, welcher der bisherigen Erörterung angemeſſen iſt, einander gegenüber als Extreme, welche in keinem ſpäteren Zeitalter wieder vorkommen können, indem

---

*) Gal. 2, 11. flgd.

dem die kirchlichen Darſtellungen ſich von den apokryphiſchen immer mehr entfernen müſſen, weil der Einfluß des jüdiſchen und heidniſchen im ganzen Umfang der Kirche immer mehr abnimmt, wenn auch im Einzelnen noch immer der Kirche neue Theile aus dem Judenthum und Heidenthum zuwachſen, das kanoniſche aber nicht mehr erreichen können, weil das lebendige Bild Chriſti nicht mehr auf dieſelbe Weiſe unmittelbar, ſondern nur aus jenen Schriften entnommen und alſo von ihnen abhängig den perſönlichen verunreinigenden Einflüſſen entgegenwirken kann. Hieraus ergiebt ſich von ſelbſt, in welchem Sinne dieſer Seite der Productivität des Urchriſtenthums die normale Würde zukommt. Nämlich zuerſt nicht allen Theilen der heiligen Schrift auf gleiche Weiſe, ſondern jedem nur in dem Maaß, als die Verfaſſer ſich in dem oben beſchriebenen Zuſtande befanden, und in dem Verhältniß, in welchem ihre Aufmerkſamkeit auf ihre Gedankenentwiklung gerichtet war, ſo daß z. B. gelegentliche Aeuſſerungen und Nebengedanken nicht denſelben Grad von Normalität haben, als dasjenige, was dem jedesmaligen Hauptgegenſtand angehört. Dann aber auch nicht ſo, als ob jede Darſtellung müßte urſprünglich aus der Schrift abgeleitet oder gar in ihr enthalten ſein; ſondern die Urſprünglichkeit der Productivität kommt jedem Zeitalter zu, ſeitdem der Geiſt ausgegoſſen iſt auf alles Fleiſch, aber nichts darf angeſehen werden für ein reines Erzeugniß des Geiſtes, als nur ſofern es mit jenen urſprünglichen Erzeugniſſen in Uebereinſtimmung zu ſein irgendwie nachweiſen kann. Wohl aber endlich auch in dem Sinne, daß an dieſer Fähigkeit Gewähr zu leiſten für die Chriſtlichkeit einer Darſtellung und das unchriſtliche kenntlich zu machen kein anderes ähnliches Erzeugniß diesen urſprünglichen gleichkommt.

148.

Das Anſehn der heiligen Schrift begründet keinesweges zuerſt den chriſtlichen Glauben; ſondern im Gegentheil dieſer wird vorausgeſezt, wenn jemand der heiligen Schrift ein eigenthümliches Anſehen einräumt.

1. In demſelben Maaß als die chriſtliche Frömmigkeit in allen Gläubigen dieſelbe iſt, muß ſie auch in Allen auf dieſelbe Weiſe entſtanden ſein, weil beides von einander nicht zu trennen iſt. Nun aber iſt offenbar, daß ſie bei den Apoſteln und den erſten Chriſten überhaupt nicht entſtanden iſt in Folge des Glaubens an die Schrift, indem dieſe, das Wort in unſerm Sinne genommen, noch nicht vorhanden war; ja die Schrift würde gar nicht zu Stande gekommen ſein, wenn nicht die chriſtliche Frömmigkeit und das Beſtreben ihr einen ſicherern Haltungs- und Einigungspunkt zu verſchaffen ſchon geweſen wäre. Wollte man aber hiegegen ſagen, die Apoſtel hätten doch ihre Verkündigung auf die altteſtamentiſchen Weiſſagungen und ſomit auf die Schrift in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes gegründet: ſo findet doch dieſes zuerſt auf den Glauben der Apoſtel ſelbſt keine Anwendung, indem ſie zwar gleich am Anfang deſſelben *) Jeſum als denjenigen bezeichnen, von dem die Profeten geweiſſagt, keinesweges aber kann dieſes ſo verſtanden werden, als ob ſie durch die auf kritiſchem Wege entſtandene Einſicht, daß

---

*) Joh. 1, 45.

die von den Profeten angegebenen Zeichen ſich bei Jeſu fänden, zum Glauben wären gebracht worden, ſondern der unmittelbare Eindruk hatte in ihren durch das Zeugniß des Täufers vorbereiteten Gemüthern den Glauben erwekt. Denſelben Gang aber ſchlagen ſie auch bei ihrer Verkündigung ein, indem ſie zuerſt auf die Reden und Thaten Jeſu um den Glauben zu erwekken zurükgehen, und die Stellen der Profeten hernach nur zur Beſtätigung anwenden. Es kann auch ſowol mit der altteſtamentiſchen Schrift, die Chriſtus ſelbſt als ein Zeugniß von ſich anführt *), als auch mit der neuteſtamentiſchen, ſofern ſie eben dieſes iſt, keine andere Bewandniß haben, als welche jene Samariter ausſagen **), daß der Glaube auf das Zeugniß wie nichts verſchwindet gegen den aus dem unmittelbaren Eindruk. Sofern aber die neuteſtamentiſche Schrift nicht ſowol Zeugniß Anderer iſt, ſondern vielmehr uns den unmittelbaren Eindruk erſezen ſoll, den viele von den Zuhörern der Apoſtel noch gehabt hatten: ſo thut ſie es nur, inwiefern ſie Reden und Thaten Jeſu mit ihrer Wirkung zugleich oder Wirkungen Chriſti mit ihrem Zurükgehen auf ihn zugleich uns aufbewahrt, und alſo ein Theil der Geſchichte iſt, durch deren Kenntniß wir allerdings uns allein den Mangel des unmittelbaren Eindruks erſezen können. Wenn wir uns aber fragen, worauf unſer Glaube an die Schrift als Geſchichte beruht, ohnerachtet des vielen ſchwierigen, was ſie in dieſer Hinſicht darbietet: ſo iſt es nur auf dem Vertrauen, welches wir den Berichterſtattern eben ihres chriſtlichen Glaubens wegen ſchenken, und alſo weil dieſer in uns ſelbſt ſchon begründet iſt, wie denn auch

---

*) Joh. 5, 39.

**) Joh. 4, 42.

Niemand wird behaupten können, ſein Glaube habe mit dem Glauben an die Schrift begonnen.

2. Die andere Seite der Sache aber iſt die, daß, wenn wir den Glauben an Chriſtum als Sohn Gottes und Erlöſer auf das Anſehn der Schrift gründen, und dieſes ſo feſtſtellen wollen, daß ihr Glauben beigemeſſen werden müſſe auch in ſolchen Thatſachen, denen nichts ähnliches in der gemeinen Erfahrung vorkommt, und in Anſehung ſolcher Lehren, welche nicht begriffen, ja nicht einmal anſchaulich gedacht werden können, dieſe Feſtſtellung, da der Glaube ſelbſt noch nicht vorausgeſezt werden ſoll, auf eine ſolche Weiſe geſchehen muß, daß man bei ungläubigen Gemüthern den Anfang damit machen kann. So daß aus bloßen Vernunftgründen zuerſt das göttliche Anſehn der Schrift erwieſen werde, und aus dieſer Ueberzeugung hernach die Ueberzeugung von der Erlöſung durch Chriſtum als Gegenſtand dieſer göttlichen Offenbarung hervorgehe. Hiegegen nun iſt zweierlei zu erinnern. Zuerſt daß dieſe Gründe, mögen ſie nun zurükgehn auf die äußere und innere Glaubwürdigkeit der heiligen Schriften an ſich oder auf die Charaktere göttlicher Offenbarung, immer einen kritiſchen und gelehrten Verſtandesgebrauch vorausſezen, alſo auch der Glaube, wenn er nicht anders begründet werden kann, urſprünglich nur in denen iſt, welche eines ſolchen fähig ſind, alle Andern aber nur auf die Autorität von jenen daran theilnehmen können. Dieſe Abſtufung in dem Beſiz des Glaubens ſtimmt aber nicht nur gar nicht mit der Gleichheit der Chriſten, welche die evangeliſche Kirche ausſpricht, und würde vielmehr den Laien einen unbedingten Glauben an diejenigen zumuthen, welche allein der Gründe des Glaubens mächtig ſind und deshalb auch über alles,

was denſelben betrifft, alleinige Richter ſein können; ſondern auch, da die Apoſtel die neuteſtamentiſche Schrift noch nicht hatten, und auch ihren Glauben an die altteſtamentiſche nicht auf dieſe Weiſe begründen konnten, ſo würde folgen, daß entweder ihr Glaube ein unvollkommnerer geweſen als der unſrige, wodurch dann das Anſehn der Schrift wieder untergraben würde, oder daß ſie den ihrigen auf eine andere Art begründet hatten, welche aber verloren gegangen, und dieſe Annahme würde wieder die Einheit der Kirche zerſtören. Zweitens aber, wenn der Glaube ſich überall auf eine ſolche Weiſe begründen und mittheilen ließe: ſo könnte er bei einem gewiſſen Grade von Geiſtesbildung andemonſtrirt werden; und dann wäre er bei dem Einzelnen kein Werk beſonderer göttlicher Gnade, gegen alles bisherige. Aber die durch Beweis erlangte Ueberzeugung wäre auch ganz etwas anderes als der Ausdruk der Frömmigkeit, die mit der Demonſtration nicht zuſammenhängt. Das heißt der Glaube, welcher ſich auf dieſe Art auf das Anſehn der Schrift gründen ließe, wäre ganz etwas anders als das, womit wir uns bis jezt beſchäftigt haben. Da er aber auch etwas anderes wäre, als der Glaube der Laien ſein kann und der Glaube der Apoſtel geweſen iſt: ſo haben wir um ſo mehr Urſach den Glauben, ſo wie wir ihn hier dargeſtellt haben, daß nämlich die Schrift und das Anſehn derſelben erſt ſein Werk ſind, für den wahrhaft allgemeinen und ſich immer gleichen Glauben aller Chriſten zu halten.

Zuſaz. Wenn nun doch die meiſten Lehrgebäude des chriſtlichen Glaubens, welche auf einen wiſſenſchaftlichen Rang Anſpruch machen, in dem hier dargelegten Sinne mit der Lehre von der Schrift als der Quelle des chriſtlichen Glaubens anfangen, und zwar weil ſie aus derſelben die Lehren des Chriſtenthums erweiſen wollen: ſo kann dieſes auf eine ganz tadelloſe Weiſe geſchehen, ſofern man unter dem erweiſen nichts anderes verſteht, als die Nachweiſung, daß das ſo belegte eine ächte Aeußerung chriſtlicher Frömmigkeit iſt; denn alsdann braucht auch kein anderes Anſehen der Schrift vorher aufgeſtellt zu werden, als für diejenigen, welche ſchon glauben, und nicht um den Glauben darauf zu gründen. Allein allzuleicht wird durch dieſe Stellung und durch den bei einer ſolchen Stellung am meiſten nothwendigen Apparat um das Anſehen der Schrift feſtzuſtellen das Mißverſtändniß veranlaßt, als ob eine Lehre deshalb zum Chriſtenthum gehöre, weil ſie in der Schrift enthalten iſt, da ſie doch vielmehr nur deshalb natürlich in der Schrift enthalten iſt, weil ſie zum Chriſtenthum gehört. Und zu genau hängt hiemit zuſammen das andere Mißverſtändniß, welches die dogmatiſche Erkenntniß von dem was zum Chriſtenthum gehört zu einer Erkenntniß von ganz anderer Art macht als die katechetiſche, da doch beide von derſelben Art ſind und nur jene die genauere, und dieſes führt denn zu jener alles verwirrenden Anſicht, daß die Religion die Tochter der Theologie ſei. Deshalb, und weil dasjenige Anſehn der Schrift, welches feſtzuſtellen nothwendig iſt, und welches in den folgenden Lehrſätzen als das kirchliche dargelegt wird, erſt hier leicht und beſtimmt kann nachgewieſen werden, haben wir jene Stellung aufgegeben, und der Lehre von der Schrift hier im Zuſammenhang mit der Lehre von der Kirche ihren Ort angewieſen.

149.

Erſter Lehrſaz. Die heilige Schrift iſt ihrem Urſprunge nach authentiſch, und als Norm für die chriſtliche Lehre zureichend.

1. Aus dem eben auseinandergeſezten geht ſchon hervor, daß es bei dem Urſprunge der Schrift nicht auf die einzelne Perſon ankommt. Es könnte eine Schrift fälſchlich einem beſtimmten Verfaſſer beigelegt worden ſein in ſpätern Ueberſchriften, und in ſofern nicht authentiſch, ohne daß ſie dadurch an und für ſich das Recht verlöre ein integrirender Beſtandtheil der heiligen Schrift zu ſein, oder ohne daß die heilige Schrift dadurch die ihr hier beigelegte normale Würde verlöre. Ja ſelbſt in dem Fall, wenn eine Schrift gleichzeitig mit ihrer erſten Erſcheinung den Namen eines Verfaſſers getragen hätte, von dem ſie doch nicht herrührt: ſo könnte dies ihrem Rechte nur in ſofern Eintrag thun, als dabei nicht eine von dem ſittlichen Gefühl des Verfaſſers, übereinſtimmend mit dem ſittlichen Gemeingefühl ſeiner Zeitgenoſſen, für unſchuldig geachtete Fiction zum Grunde gelegen, ſondern die Beilegung ein abſichtliches Irreleiten geweſen iſt, denn dies leztere kann freilich nicht zuſammenbeſtehen mit dem Beruf die normale Darſtellung des Chriſtenthums zu ergänzen, jene Fiction aber gar wohl; und ſo könnte ein ſo beſchaffenes Buch immer authentiſch ſein als Theil der Bibel *). Wenn ſich daher auch manche

---

*) Beiſpiel von dem erſten wäre, wenn der Brief an die Hebräer in allen Handſchriften überſchriftlich dem Apoſtel Paulus beigelegt würde; Beiſpiel von dem lezten, wenn die Paſtoralbriefe wirklich nicht von Paulus wären.

Zweifel gegen die Richtigkeit in den Angaben der Verfaſſer einzelner heiliger Bücher noch näher beſtätigen ſollten: ſo würde daraus doch kein Recht entſtehen und noch weniger eine Pflicht, ein ſolches Buch aus der Sammlung auszuſchließen und den Umfang derſelben zu verringern. Allein die richtige Ausmittlung der Verfaſſer gehört zur Vollſtändigkeit unſerer Schriftkenntniß, und die Bemühungen darin dürfen alſo eigentlich niemals aufhören, weil wir anders mit einander vergleichen und auf einander beziehen Stellen verſchiedener Schriftſteller und verſchiedene Stellen deſſelben Schriftſtellers. Den Umfang aber zu beſtimmen, innerhalb deſſen der Urſprung eines chriſtlichen Buches fallen muß, damit es ein Theil der heiligen Schrift ſein könne, das iſt auf eine äußerliche Weiſe nicht möglich. Denn wenn gleich jeder geſtehen wird, jede amtliche Schrift eines Apoſtels gehöre in die Schrift, ſo kann man doch nicht umgekehrt ſolche als die einzigen Beſtandtheile derſelben bezeichnen, ja wenn man es auch könnte, ſo iſt doch der apoſtoliſche Name ſelbſt ſeinem Umfange nach unbeſtimmt. Wollte man nun auf der andern Seite die Schriftfähigkeit auf alle unmittelbaren und beſtändigen Schüler Chriſti ausdehnen und beſchränken, weil aus dieſen allein Stellvertreter der Apoſtel genommen werden konnten *): ſo könnte auch dies leicht theils zu viel ſein, indem auch manche aus dieſer Klaſſe doch konnten unrein aufgefaßt haben, ſo wie auch Schüler der Apoſtel vielen aus jener Klaſſe konnten zuvorgekommen ſein. Auf keinen Fall aber würden wir, wenn jezt noch ein Buch entdekt würde, welches mit der größten kritiſchen Gewißheit einem unmittel-

---

*) Ap. Geſch. 1, 21.

baren Schüler Chriſti oder ſelbſt einem Apoſtel zugeſchrieben werden müßte, es ohne weiteres der heiligen Schrift einverleiben, ſondern jeder würde nur wagen es derſelben als einem Anhang beizufügen. Daher bliebe ſchwerlich etwas anderes übrig für eine ſolche äußerliche Beſtimmung, als daß authentiſche Schriftbücher nur ſolche ſeien, welche ſchon die erſte Kirche als apoſtoliſche oder als durch die Sanction der Apoſtel ihr empfohlene Schriften angenommen, wenn nur die Weiſe der älteſten Kirche übereinſtimmend geweſen wäre und eine Sanction der Apoſtel für unſere nicht apoſtoliſchen Bücher ſich irgend nachweiſen ließe *). — Wenn alſo hierüber keine ſichere Beſtimmung zu geben iſt: ſo kann die erſte Hälfte unſeres Sazes nur etwas Beſtimmtes und für uns wirklich bedeutendes ausſagen zunächſt negativ, daß nämlich nicht durch Betrug auf der einen und Unkunde auf der andern Seite Beſtandtheile in die h. Schrift aufgenommen worden, welche einer apokryphiſchen oder wenigſtens unſicheren Region des Chriſtenthums angehören, und dann rein geſchichtlich, daß unſere gegenwärtige Bibel noch ganz dieſelbe ſei, welche, ſoweit unſere geſchichtlichen Nachrichten unmittelbar zurükgehn oder ſich durch Muthmaßung ergänzen laſſen, in der älteſten Kirche dafür gegolten. Dieſe Identität nun iſt im weſentlichen leicht nachzuweiſen, jene Negation aber, weil die beiden, wenngleich innerlich entgegengeſezten, Regionen doch äußerlich nicht beſtimmt geſchieden werden können, kann nicht eben ſo nachgewieſen werden, ſondern bleibt eine Sache

---

*) Denn niemand wird wol, was Iren. III. 1. und Euſeb. II. K. 1, 15. III. 24. 39. V. 8. u. a. a. O. berichten, für eigentliche Nachrichten halten.

des Glaubens, der ſich theils auf die beſondere Erfahrung der Einzelnen gründet, theils auf die allgemeine Vorausſezung göttlicher Leitung in einem für die Kirche ſo wichtigen Gegenſtand. Dieſer Glaube aber muß ſich bewähren in der Gewiſſenhaftigkeit, theils kein Bedenken gegen den Urſprung und die Authentie einzelner Theile und Stellen der Schrift ungeprüft zu laſſen, theils bei der Reinheit des hermeneutiſchen Verfahrens unabweichlich zu verharren, wenn auch im Einzelnen ein Verdacht unreiner Auffaſſung oder unchriſtlicher Denkweiſe entſtehen ſollte. Nur unter dieſer Bedingung ſind wir eben ſo in der Anerkennung der Schrift thätig begriffen, nur mit dem Unterſchiede größerer Hülfsmittel und eines ausgebildeteren Sinnes, als diejenigen ältern Chriſten es waren, welche die heilige Schrift aus der Geſammtmaſſe chriſtlicher Schriftwerke ausſchieden und feſtſtellten.

2. Der Begriff Norm iſt nach dem oben *) auseinander geſezten dahin zu beſtimmen, zuerſt daß alle chriſtliche Lehre, welche in der Kirche vorgetragen wird, die weitere dem jedesmaligen Moment angemeſſenſte Entwiklung ſein ſoll von der vollkommenſten urſprünglichen Auffaſſung alles deſſen, was zur Erlöſung gehört. Dieſe vollkommne Auffaſſung nun, mit welcher jede andere Darſtellung immer muß verglichen werden können, und ihre Uebereinſtimmung mit derſelben nachzuweiſen gehalten ſein, iſt in der Schrift enthalten. Dann aber auch iſt zu bemerken, daß keines unſerer heiligen Bücher zu einem ſolchen kritiſchen Zwek urſprünglich geſchrieben iſt; ſondern die Lehrbücher ſollten in unmittelbar gegebene Lebensverhältniſſe der Chriſten als

---

*) §. 167.

apoſtoliſche That eingreifen und alſo erregend und beſtimmend auf die Gemüther wirken; die Geſchichtbücher aber ſind nur Sammlungen von einzelnen Thaten Chriſti und der Apoſtel und von ihren damit in Verbindung ſtehenden Reden, und wollen alſo die urſprüngliche Wirkung von beiden wiederholen. Daher nun liegt ihre normale Würde nicht nur in ihrem Gebrauch für die Kritik einer ſchon vollbrachten religiöſen Gedankenerzeugung; ſondern durch ihre unmittelbare Wirkung *), wie ſie von jener urſprünglichen Mittheilung abgeleitet und ihr ähnlich iſt, ſoll ſie bei fleißigem Gebrauch zugleich unſerer religiöſen Gedankenerzeugung ſelbſt die Norm werden, damit die unſrige derjenigen, aus welcher die Schrift ſelbſt hervorgegangen iſt, immer ähnlicher werde, ſo daß durch dieſe normale innere Wirkſamkeit der Schrift ihr kritiſcher Gebrauch zulezt überflüſſig werden müßte. Nur eine ſolche mit der Schrift urſprünglich übereinſtimmende Gedankenerzeugung iſt die wahre chriſtliche Rechtgläubigkeit; die durch den kritiſchen Gebrauch mittelſt Einpfropfung Aenderung oder Wegſchneidung entſtandene iſt und bleibt nur eine äußere, und iſt, wenn ſie nicht in jene übergeht, etwas ſehr untergeordnetes, da ſie alsdann grade eine abweichende Gedankenentwiklung vorausſezt. Wenn nun behauptet wird, daß die heilige Schrift als Norm zureichend ſei **), ſo heißt dies

---

*) Vgl. §. 143. 2.

**) Regulam autem aliam habemus, ut videlicet verbum Dei condat articulos fidei et praeterea nemo, ne angelus quidem. Art. Smalc. II. — Hos libros agnoscimus esse Canonicos i. e. ut fidei nostrae normam et regulam habemus, idque non tantum ex communi ecclesiae consensu, sed etiam multo magis ex testimonio et intrinseca spiritus ſes in Bezug auf ihre unmittelbare Wirkſamkeit, daß der heilige Geiſt uns mittelſt des Gebrauchs derſelben eben ſo in alle chriſtliche Wahrheit leiten kann, als diejenigen, welche die Unterweiſungen Chriſti und der Apoſtel ſelbſt angehört hatten, ja als die Apoſtel ſelbſt; und zwar ſo daß, wenn die Kirche in ihrer Vollſtändigkeit das Abbild geworden ſein wird von der menſchlich vollkommnen Gotteserkenntniß Chriſti, wir dieſes alles mit vollem Recht als die Frucht von der Wirkſamkeit der Schrift anſehen können, ohne daß irgend etwas ihr urſprünglich fremdes braucht hinzugekommen zu ſein. Dagegen wenn der Gebrauch der Schrift unangemeſſene oder geringhaltige und irrige Vorſtellungen erzeugt: ſo liegt dieſes nicht in der Schrift noch auch in der Thätigkeit des heiligen Geiſtes dabei, ſondern nur in dem unentwikkelten oder getrübten Zuſtande des Aufnehmenden und Verarbeitenden. Was aber die Schrift auf dieſe Art hervorbringt iſt nur die chriſtliche Frömmigkeit ſelbſt, und die Aeußerung derſelben in Gemäßheit des individualiſirten Schriftverſtandes und des eigenthümlichen Denk- und Sprachgebietes eines jeden. Keinesweges aber iſt ſie zureichend um in jedem oder auch nur in Einem Moment der geſchichtlichen Entwiklung einen allgemein gültigen wiſſenſchaftlichen Ausdruk für die verſchiedenen Elemente der chriſtlichen Frömmigkeit hervorzurufen, indem der relative Gegenſaz zwiſchen dem volksmäßigen und dem wiſſenſchaftlichen Sprachgebiet in der Schrift ſelbſt kaum

---

sancti persuasione. Gallic. Conf. IV. — Credimus sacram hanc scripturam Dei voluntatem perfecte complecti, et quodcunque ab hominibus ut salutem consequantur credi necesse est, in illa sufficienter edoceri. Belg. Conf. VII.

angedeutet *) aber keinesweges entwikkelt iſt; ſondern einen vollendeten Lehrbegriff können wir nur als gemeinſchaftliches Erzeugniß der Schrift und des wiſſenſchaftlichen Beſtrebens am Ende der geſchichtlichen Entwikkelung denken. Eben ſo wenn wir die normale Dignität der Schrift von ihrer kritiſchen Seite betrachten, iſt ſie keinesweges in ſofern zureichend, daß für jede Aeußerung chriſtlicher Frömmigkeit etwas ihr dem Inhalt nach unmittelbar entſprechendes in der Schrift müßte zu finden ſein, oder daß alles, was ſich in einem ausführlichen Lehrgebäude als ein beſonderer Ort bezeichnen läßt, auch müſſe in der Schrift durch eine beſondere Stelle repräſentirt ſein. Sondern zureichend iſt die Schrift ſchon, wenn nur auf der einen Seite durch Combination und Analogie Vergleichungspunkte können gefunden werden, auf der andern Seite aber bei einem gänzlichen Stillſchweigen um ſo leichter eingeſehen werden kann, daß eine Mannigfaltigkeit von Vorſtellungen frei gelaſſen ſei.

3. Man kann nicht ohne Grund ſagen, daß wenn die Schrift zureichend ſein ſolle, dann auch nichts überflüſſiges dürfe darin ſein, indem das überflüſſige verwirrt, und das vergleichende Beſtreben, mag es nun mehr auf die Nachweiſung von Verſchiedenheiten oder von Uebereinſtimmungen ausgehen, dadurch in erfolgloſen Anſpruch genommen wird. Die h. Schrift bietet einen großen Schein des Ueberfluſſes dar, ſowol in ihren hiſtoriſchen als in ihren didaktiſchen Theilen, welcher bei der ſcheinbar eben ſo großen Unvollſtändigkeit beider nur um ſo mehr auffällt. Unſer Saz ſpricht in dieſer Hinſicht den Glauben aus, der aller chriſtlichen

---

*) Eph. 4, 12. — 14.

Benuzung der Schrift urſprünglich zum Grunde liegt, wie er auch durch eine gründliche kritiſche Behandlung derſelben ſich wieder beſtätigt, daß nämlich die Wiederholungen in unſern geſchichtlichen Büchern uns eine Bürgſchaft geben für die Authentie der Ueberlieferung, ohne jedoch gänzlich auszuſchließen, daß ſie einander auch ergänzen, und daß die öftere Behandlung derſelben Gegenſtände in den didaktiſchen Büchern ein Zeugniß iſt von der Identität des Geiſtes ſowol in vielen Schriftſtellern als in verſchiedenen Momenten deſſelbigen, welches auch um ſo unentbehrlicher iſt, da die meiſten Lehrbücher der heiligen Schrift nicht reine Mittheilungen ſind, ſondern Einwirkung auf beſtimmte Zuſtände und Verhältniſſe bezwekken. Dieſer Glaube nun iſt eine natürliche und ſich von ſelbſt ergebende Anwendung von dem Glauben an den heiligen Geiſt, wie derſelbe oben iſt auseinandergeſezt worden.

Zuſaz. Wenn die Vorſtellung von der *Integrität* der Schrift noch etwas mehr enthalten ſoll als der obige Saz: ſo kann es zunächſt nur das geſchichtliche ſein, daß, nachdem die Sammlung einmal geſchloſſen worden, weder ein einzelnes Buch hineingeſchoben worden, noch auch die einzelnen Bücher durch ſolche Stellen interpolirt, wodurch die normale Dignität der Schrift verringert werden konnte. Was nun die einzelnen Stellen betrift, ſo läßt ſich dieſes bei unſerer unvollkommnen Kenntniß von der Geſchichte des Textes der neuteſtamentiſchen Bücher nicht nachweiſen, und man kann es allerdings als einen Glaubensſaz anſehen, der aus dem vorigen folgt. Denn wenn auch durch Nachläſſigkeit Einzelner ſolche antikanoniſche Stellen könnten in den Text einzelner Abſchriften gekommen ſein, ſo müſſen wir doch glauben, daß der richtige in dem Ganzen waltende Sinn die weitere Verbreitung derſelben würde gehindert haben, und die zeitig angefangene kritiſche Beſchäftigung mit dieſen Büchern müßte gar keine chriſtliche geweſen ſein, wenn ſie dieß nicht ſollte bewirkt haben. Was hingegen die ganze Sammlung betrift, ſo iſt es ſehr leicht rein geſchichtlich nachzuweiſen, daß ſie ſeit jener Zeit immer dieſelbe geblieben: nur iſt es ſchwer bei dieſem Punkt ſtehen zu bleiben, und nicht weiter zu fragen, wie denn aus der früheren notoriſchen Nichtübereinſtimmung die ſpätere Uebereinſtimmung entſtanden, und ob dieſe nun unwiderruflich ſei, oder ſich aus ihr nicht auch jene wieder entwikkeln könne. Ja noch weiter zurük möchte man fragen, ob nicht auch ſchon zu der Zeit als noch gewiſſe Kirchen einige Bücher annahmen und andere Kirchen dieſelben Bücher verwarfen, entweder die mit der Ertheilung der kanoniſchen Autorität ſparſamen Kirchen noch ſparſamer hätten ſein ſollen, oder die freigebigen noch freigebiger. Was nun das erſte betrifft, ſo würde es ganz mit der unten zu entwikkelnden Lehre von der Untrüglichkeit der Kirche ſtreiten, wenn wir glauben wollten, daß auf einer oder der andern Synode, wo unſeres Wiſſens nicht einmal die verſchiedenen Anſprüche gründlich erwogen worden, eine unwiderrufliche und für immer bindende Beſtimmung hierüber habe getroffen werden können; und eben ſo wenig iſt anzunehmen, daß eine beſondere Leitung des göttlichen Geiſtes grade dieſe und keine andere kirchliche Abſtimmung hervorgebracht habe, und daß alſo die Sammlung durch eine unmittelbare göttliche Autorität, welche als ein beſonderes Wunder für ſich müßte angeſehen werden, ſo ſei, wie ſie iſt. Es bleibt alſo nichts übrig anzunehmen, als daß auch jene kirchliche Beſtimmung nur Ein Moment in der Fixirung der Schrift geweſen ſei, und die Kirche in dieſem Geſchäft noch immer begriffen müſſe gedacht werden. Daſſelbe gilt daher auch von der Beſtimmung des Kanons in ſymboliſchen Schriften unſerer Kirche *), wodurch alſo die weitere freie Unterſuchung nicht kann gehemmt werden. Was das andere betrifft, ſo handelt es ſich dabei von den Kennzeichen, wonach zu beurtheilen iſt, ob ein Buch könne zur heiligen Schrift gehören. Dieſe ſind oben **) angegeben. Die Anwendung derſelben aber muß immer der kritiſchen Forſchung anheimgegeben bleiben; und es iſt in dieſer Beziehung unſer Glaube, daß durch dieſelbe uns eben ſo wenig etwas weſentlich zur Erhaltung der Kirche gehöriges werde entzogen worden, als anfänglich etwas von dieſer Art durch Schuld der Kirche werde verloren gegangen ſein, womit jedoch der Untergang apoſtoliſcher oder ähnlicher Schriften keinesweges für unmöglich erklärt werden ſoll.

150.

Die einzelnen Bücher der heiligen Schrift ſind von dem heiligen Geiſt eingegeben ***), und die Sammlung derſelben iſt unter der Leitung des heiligen Geiſtes entſtanden.

Anm. a. Daß beides die Abfaſſung der Bücher und die Einordnung in den Kanon, wenn auch dem heiligen Geiſte zugeſchrieben, ihm doch nicht auf die gleiche Weiſe zugeſchrieben werden könne,

---

*) Conf. Gall. III. Angl. Conf. VI. Conf. Belg. IV.

**) §. 147.

***) Helv. Conf. I. Scriptura canonica verbum Dei spiritu s. tradita. — Conf. belg. III. Confitemur . . sanctos Dei viros divino afflatos spiritu locutos esse.

könne, liegt darin, daß jenes eine beſtimmte Handlung eines Einzelnen und alſo die Thätigkeit des heiligen Geiſtes dabei anzuſehen iſt als die Wirkſamkeit des Gemeingeiſtes in dem Willen eines Einzelnen zur Hervorbringung eines beſtimmten Werkes. Wogegen ſowol das kanoniſche Anſehn der einzelnen Bücher, als auch die Zuſammenfügung derſelben etwas allmählig entſtandenes iſt, ein Ergebniß vielſeitigen Zuſammenwirkens und Gegeneinanderwirkens, ſo daß nicht alle Momente an und für ſich dem heiligen Geiſte können zugeſchrieben werden.

b. Eben ſo nothwendig aber als es auf der einen Seite iſt, die Eingebung als eine unmittelbare und ausſchließende Thätigkeit des heiligen Geiſtes von der bloßen Leitung zu unterſcheiden, eben ſo nothwendig iſt es auf der andern Seite die Begriffe, Offenbarung und Eingebung, immer geſchieden zu halten. Denn die heilige Schrift enthält zwar die göttliche Offenbarung in ſich, aber dies kann man von allen wahrhaft chriſtlichen Reden und Schriften auch ſagen, und iſt hierin zwiſchen ihnen und der heiligen Schrift kein anderer Unterſchied, als den die normale Dignität der heiligen Schrift mit ſich bringt. Keinesweges alſo darf man den Akt der Abfaſſung eines heiligen Buches oder die ihr vorangehende und zum Grunde liegende Gedankenerzeugung in der Seele des Schriftſtellers als einen Akt göttlicher Offenbarung anſehn. Denn nur in Chriſto ſelbſt war die göttliche Offenbarung, aber in ihm ſo urſprünglich, daß einzelne Reden, und wenn Chriſtus geſchrieben hätte auch Schriften, doch nicht würden als einzelne Offenbarungsakte angeſehen werden dürfen; ſondern die göttliche Offenbarung in ihm war Eine untheilbare, und alles einzelne, ſowol in ihm als von ihm aus in ſeinen Jüngern, war nur die organiſche Entwiklung dieſer urſprünglich Einen Offenbarung.

c. Allerdings aber iſt es ſehr ſchwierig dieſem kirchlichen Ausdruk eine genaue Umgrenzung zu geben, und es kann hier nur zweierlei vorläufig angemerkt werden. Erſtlich. Der Ausdruk *θεόπνευστος* der von den altteſtamentiſchen Schriften *) gebraucht wird, entſpricht dem Ausdruk Eingebung nach unſerer Anſicht nicht ganz, indem es natürlich iſt, mit jenem die Vorſtellung von einem vorübergehenden Verhältniß zu verbinden, worin der Schreiber mit dem heiligen Geiſte geſtanden. Weniger mit dieſer Nebenvorſtellung behaftet iſt der Ausdruk ὑπὸ πνεύματος ἁγίου φερόμενοι *) an den ſich unſere weitere Auseinanderſezung ſehr leicht anſchließt; denn hier iſt die natürliche Auslegung, daß ſie ſchon immer getrieben waren, und in dieſem Zuſtande redeten und ſchrieben, nicht daß ſie erſt zum Behuf des Redens und Schreibens getrieben wurden. Zweitens. Da der Ausdruk nicht ſchriftmäßig dabei bildlich iſt, ſo kann er nur gerechtfertigt werden, wenn er in andern ähnlichen Fällen auf ähnliche Weiſe gebraucht wird. Ueberall nun ſteht auf der einen Seite das eingegebene mit dem abgelernten gegenüber dem erfundenen, wie dem ganz aus der eignen Selbſtthätigkeit hervorgegangenen das, worauf eine fremde Einfluß gehabt; auf der andern Seite aber ſind auch wieder das eingegebene und das abgelernte einander entgegengeſezt, indem bei dem lezteren der Einfluß nur geübt wird durch ein vorgelegtes und anzueignendes Product, bei dem erſteren hingegen durch eine möglichſt unmittelbare Beſtimmung zur Selbſtthätigkeit, ſo daß die größte Annäherung zu dem bloß mechaniſchen ſtattfinden kann bei der Darſtellung des eingelernten, die größte Annäherung an die Erfindung aber und alſo die größte Freiheit iſt bei der Hervorbringung des eingegebenen.

---

*) 2 Tim. 3, 16.

1. **Wenn wir dem heiligen Geiſt als dem Gemeingeiſt der chriſtlichen Kirche die Hervorbringung alles wahrhaft chriſtlichen als ſolchen zuſchreiben müſſen, da alles nur in der Gemeinſchaft und, wiewol in verſchiedenem Maaße, auch durch ſie hervorgebracht wird; und dies alſo auch von der chriſtlichen Gedankenerzeugung gilt: ſo ſtellt ſich uns der Antheil des göttlichen Geiſtes an dieſem Geſchäft zunächſt für das apoſtoli-**

---

*) 2. Petr. 1, 21.

ſche Zeitalter zwiſchen die beiden oben [*]) ſchon angeführten Extreme des apokryphiſchen und kanoniſchen, zwiſchen denen aber auch alle ſpätere chriſtliche Gedankenerzeugung liegt. Beide aber bilden keinen ſtrengen Gegenſaz, ſondern verhalten ſich nur wie ein größtes und kleinſtes; und ſo wie in dem apokryphiſchen, ſofern es doch chriſtlich iſt, auch noch eine Spur von Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes ſein muß, ſo auch in dem kanoniſchen, ſofern es doch Gedanken eines zum Chriſtenthum erſt gelangten Menſchen enthält, auch noch eine Spur von fremdartigem. Dieſen allmähligen Uebergang geſtehen auch alle diejenigen, welche verſchiedene Grade der Eingebung ſelbſt zugeſtehen [**]), und es fragt ſich zunächſt nur, in wiefern läßt ſich ſo angeſehen die Eingebung der Schrift dennoch als etwas ihr eigenthümliches darſtellen und mit ihrer normalen Würde zuſammentreffend? Hier nun zeigt uns Petrus in Zuſtimmung der ganzen damaligen chriſtlichen Gemeinſchaft [***]), daß diejenigen, welche mit Chriſto vom Anfang ſeines öffentlichen Lebens an gewandelt waren, eine eigne Klaſſe bildeten, welche wir mit Recht die apoſtoliſche nennen können, da ſie einander ſo gleich gehalten wurden, daß ohne Gewiſſensverlezung die urſprüngliche Zahl der Apoſtel durch das bloße Loos aus ihnen konnte ergänzt werden. Was ſie insgeſammt als anerkannt würdige Träger des göttlichen Wortes auszeichnete, war die doppelte Bürgſchaft, welche ihre Beharrlichkeit leiſtete ſowol für die Reinheit ihres Eifers als für die Vollſtändigkeit ihrer Auffaſſung. Zugleich aber wird niemand den Unterſchied verkennen, der darin liegt, ob ſie mit dieſen Eigenſchaften dennoch nur in gleicher Reihe mit allen übrigen Chriſten ſtanden, oder ob ſie an der Leitung der chriſtlichen Angelegenheiten Theil nahmen; denn in dem lezten Falle mußte der Wille den Geiſt des Ganzen ausſchließend walten zu laſſen weit entſcheidender ſein als in dem erſten. Wie denn auch von den Apoſteln ſelbſt wol niemand leicht behaupten wird, daß alles, was ſie im Privatleben geredet und gethan, eben ſo ſtreng und beſtimmt wie das, was ſie im öffentlichen Dienſt geredet und gethan, als eingegeben könne angeſehen werden. Dagegen würde es ganz unbegründet ſein, und nicht ohne die Einheit ihres Lebens auf eine abentheuerliche Weiſe zu zerreißen gedacht werden können, daß ſie in andern Theilen ihres apoſtoliſchen Amtes weniger von dem heiligen Geiſt beſeelt und unterſtüzt worden wären, als in den Akten des Schreibens oder vielleicht gar nur derjenigen ſchriftlichen Abfaſſungen, welche ihnen unbewußt vorherbeſtimmt waren, zur Einreihung in unſern Kanon aufbehalten zu bleiben. Die eigenthümliche apoſtoliſche Eingebung iſt ſonach ein Zuſtand, an welchem die heilige Schrift nur participirt, und der ſich ſo weit erſtrekte, als die höchſte chriſtliche Amtlichkeit des apoſtoliſchen Zeitalters, ſelbſt aber durch die apoſtoliſche Reinheit und Vollſtändigkeit der Auffaſſung des Chriſtenthums bedingt war. Für dieſe nun hatte Paulus, dem ein ſo bedeutender Theil unſerer heiligen Schrift angehört, nicht die Gewährleiſtung, welche Petrus forderte; allein ſie wurde erſezt einestheils durch die Kräftigkeit der göttlichen Erregung, welche ſeinen Uebergang zum Glauben bewirkte, welche Erregung, wie man ſich auch die Thatſache denke, im unmittelbaren Zuſammenhang mit dem menſchlichen Leben Chriſti und als eine Nachwirkung deſſelben angeſehen werden muß, anderntheils durch den ſtreng und ſcharf gebildeten Verſtand, deſſen ſich der h. Geiſt zur ſchärfſten Unterſcheidung des rein chriſtlichen bedienen konnte. Daher auch Pauund ſich vorzüglich in der ſtrengſten Ausſcheidung jüdiſcher und heidniſcher Anklänge aus chriſtlicher Lehre und Leben bewähren mußte. — Betrachten wir nun die bei der Entſtehung der heiligen Bücher zum Grunde liegende Eingebung des Geiſtes nicht als etwas beſonderes, ſondern im Zuſammenhange mit der überhaupt die apoſtoliſche Amtsführung begründenden Eingebung *): ſo ſind wir um ſo leichter aller der nur ſcheinbar ſchwierigen Fragen über die Ausdehnung der Eingebung überhoben, ob ſie nur im erſten Impuls zu ſuchen ſei, oder auch in der einzelnen Gedankenbildung, und ob ſie ſich auch auf die Worte, und was ſonſt daran hängt, erſtrekte oder nicht. Denn auch der Impuls iſt nichts für ſich allein, und würde nicht eingegeben ſein, wenn nicht das ganze apoſtoliſche Leben ein Leben aus der Eingebung geweſen wäre; aber eben ſo iſt auch in der Art der Compoſition und des Schreibens alles aus Einem Stük und keines von dem andern zu trennen; und nur wenn man von einer ganz todten Anſicht über den Zuſammenhang zwiſchen Gedanke und Wort und überhaupt zwiſchen Innerem und Aeußerem ausgeht, können dieſe Fragen in dem Sinne aufgeworfen werden, wie es gewöhnlich geſchieht. Wer auf der einen Seite darüber im allgemeinen klar iſt, in wie fern das Aeußere zum Theil eines andern Urſprungs ſein kann als das Innere dem es angehört,

---

[*]) §. 147.

[**]) Schon Origenes an mehreren Stellen, doch nicht ſo, daß wir ihm in der Art und Weiſe der Unterſcheidung ganz beiſtimmen könnten.

[***]) Ap. Geſch. 1, 21. flgd. vgl. Joh. 15, 27.

---

*) Matth. 10, 20. Ap. Geſch. 1, 8.

auf der andern aber zugeſteht, daß bei dem Berufleben der Apoſtel die Wirkſamkeit des die Kirche bildenden heiligen Geiſtes in ihrer Perſönlichkeit der perſonbildenden Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur in Chriſto ſo nahe gekommen, als ohne Aufhebung des ſpecifiſchen Unterſchiedes zwiſchen beiden Vereinigungsweiſen möglich iſt, der findet in beiden zuſammen die Regel für die Fragen, welche aufgeworfen werden dürfen, und für die Antworten welche gegeben werden können. Das bedeutendſte was hiebei in Betracht kommt bleibt immer die Frage, ob der göttlichen Eingebung wegen die heiligen Bücher eine andere beſondere exegetiſche und kritiſche Behandlung erfordern, und daß hiezu kein Grund ſei, verſteht ſich aus dem Geſagten von ſelbſt.

2. Allein die ganze bisherige Auseinanderſezung ſcheint mehr die Lehrbücher im Auge zu haben, als die Geſchichtbücher, indem bei dieſen weder eine eigene Gedankenerzeugung ſtattfand, auf welche der heilige Geiſt eingebend wirken konnte, ſondern nur zuſammenſtellende und ſondernde Erinnerung, noch auch eine beſtimmte amtliche Thätigkeit, ſondern nur das, zum Theil auch auf Privatverhältniſſe ſich gründende*) freie Verhältniß eines Schriftſtellers zu einem unbeſtimmten Publicum. Auf der andern Seite aber findet ſich unter den in der erſten Kirche entſtandenen Geſchichtbüchern eben der Gegenſaz des kanoniſchen und apokryphiſchen, und alſo erſcheint auch eine eben ſo beſtimmte Abgrenzung gleich wünſchenswerth, die doch auch nur auf einer ähnlichen Einwirkung des göttlichen Geiſtes in die hiſtoriſche Compoſition beruhn könnte. Wenn

---

*) Luc. 1, 3.

wir aber einmal in jene Theilung der heiligen Schrift eingehen müſſen: ſo iſt nicht zu überſehen auf der einen Seite, daß in der ganzen Amtsthätigkeit der Apoſtel, wie ſie ein Werk der Eingebung war, die Erinnerung ein von der eigenen Gedankenerzeugung nicht beſtimmt zu trennendes weſentliches Element, und die Sicherſtellung derſelben eine für die ganze Kirche ſo höchſt bedeutende Aufgabe war, daß ſie nothwendig unter den Einfluß des heiligen Geiſtes muß geſtellt werden; auf der andern Seite, daß die Geſchichtsbücher der heiligen Schrift auch unter ſich ſehr verſchieden ſind und ſich den Lehrbüchern mehr nähern oder weiter von ihnen entfernen. Je mehr das erſte der Fall iſt, ſei es im ganzen Buch oder in einzelnen Theilen, überall nämlich wo die Geſchichte nur wegen der Lehre vom Reiche Gottes durch Chriſtum da iſt, da erſcheint das Gedächtniß im Dienſte des allgemeinen apoſtoliſchen Zwekkes und alſo von dem heiligen Geiſte beſeelt, und das Verhältniß dieſer Bücher zu den didaktiſchen iſt doch kein anderes, als daß die lezteren von beſtimmten Amtsverhältniſſen, alſo von der Berufsthätigkeit im engeren Sinne, die erſteren von dem das Ganze der Kirche umfaſſenden gemeinnüzigen Beſtreben, alſo von der Berufsthätigkeit im weiteren Sinne, ausgegangen ſind, wiewol auch hier noch annähernde Abſtufungen vorkommen; das eigenthümliche apoſtoliſche Bewußtſein aber kann in beiden Fällen daſſelbe geweſen ſein. Wo aber auch die Beziehung auf die Lehre minder hervorragt, und alſo die einzelnen Erzählungen aus der chriſtlichen Urgeſchichte für ſich beſtehen, da iſt doch das Beſtreben daſſelbe; und das kanoniſche Anſehn ſolcher Erzählungen kann ebenfalls nur ruhn auf der Vorausſezung einer apoſtoliſch reinen Auffaſſung. Je weniger aber die Geſchichtbücher, ſofern ſie aus ſolchen Elementen beſtehn, ein geſchloſſenes Ganze bilden; und je gleichgültiger es demnach ſein kann, ob die Abfaſſung der einzelnen Erzählungen und die Zuſammenſtellung derſelben auch Ein Akt geweſen: um ſo mehr fällt der leztere Theil des Geſchäftes unter denſelben Geſichtspunkt wie die Sammlung der heiligen Schriften überhaupt; und die Wirkung des heiligen Geiſtes dabei iſt nur noch inſofern Eingebung, als dieſe Zuſammenſtellung doch die beſtimmt in der Abſicht die Geſchichte ſicherzuſtellen gewollte That eines Einzelnen war; während der That ſelbſt aber, da dieſe nur Auswahl und Verknüpfung der ſchon vorhandenen einzelnen Erzählungen war, iſt ſie nur Leitung geweſen.

3. Was endlich dieſe Leitung ſelbſt anbetrifft, ſo iſt zunächſt die Aufbewahrung und Vervielfältigung der apoſtoliſchen Schriften offenbar das Werk des ſich ſelbſt und ſeine Erzeugniſſe anerkennenden göttlichen Geiſtes in der Kirche, in derſelben Art wie auch jeder Einzelne ſeine ausgezeichneten Gedanken aufbewahrt und deren Vergegenwärtigung ſicher ſtellt, wogegen das apokryphiſche, wenn es erſcheint, dieſer Unterſtüzung entbehrt, und nur da, wo der Gemeingeiſt des Ganzen noch nicht herrſchend iſt, mit Beifall aufgenommen werden kann. Je mehr aber die apokryphiſche Productivität in der Kirche abnimmt, in demſelben Maaß nimmt auch aus demſelben Grunde der Geſchmak daran ab; wogegen, wenn auch die kanoniſche Productivität abnimmt, ſo nimmt doch der Sinn für dieſelbe durch die Erfahrung ihrer Wirkungen zu, und ſo muß das Urtheil der Kirche ſich immer mehr dem völligen Ausſtoßen alles apokryphiſchen und dem reinen heilig halten des wahrhaft kanoniſchen nähern. Wie aber die ka-

noniſche Produktivität allmählig erlöſcht, ſo iſt natürlich, daß keine urſprünglich kanoniſche Begrenzung des kanoniſchen und normalen überliefert worden ſein kann; welches auch noch äußerlich unmöglich gemacht wurde durch die mangelhafte Gemeinſchaft in der erſten Kirche, vermöge deren nirgend jemals alles kanoniſche beiſammen war. Daher iſt nun das Entſtehen der heiligen Schriftſammlung als ſolcher nur durch Annäherung möglich; und was hierin Schwankungen hervorbringt und die Annäherung hemmt, das muß irgendwie in dem Einfluß der Welt auf die Kirche begründet ſein. Daſſelbe aber, was die Annäherung unmittelbar fördert, leitet auch den ganzen Gang des Verfahrens, und kann nichts anders ſein, als der in der Kirche waltende heilige Geiſt ſelbſt.

Zuſaz. Die altteſtamentiſchen Schriften verdanken ihr Aufgenommenſein in unſern Kanon theils den Berufungen der neuteſtamentiſchen auf ſie, theils dem geſchichtlichen Zuſammenhang des chriſtlichen Gottesdienſtes mit der jüdiſchen Synagoge, ohne daß ſie deßhalb die normale Dignität oder die Eingebung der neuteſtamentiſchen Schriften theilen. Aus zwei Gründen wird dieſer Saz nur als ein Zuſaz hiehergeſtellt, theils nämlich, weil er wirklich aus dem bisherigen unmittelbar folgt, theils aber auch, weil er die herrſchende Vorſtellung und Behandlungsweiſe gegen ſich hat, und daher noch nicht als ein kirchlicher Lehrſaz geltend gemacht werden kann, ſondern erſt ſehr allmählig eine dogmatiſche Anerkennung wird erwarten können, ohnerachtet er ein ſehr unmittelbarer Ausdruk einer ſehr allgemeinen chriſtlichen Empfindungs- und Handlungsweiſe iſt. Denn wir dürfen nur fragen, was für ein Gebrauch in der nichttheologiſchen chriſtlichen Welt vom alten Teſtament gemacht wird im Vergleich mit dem neuen, um den Unterſchied, den der fromme Sinn der Chriſten macht, anzuerkennen, daß er nämlich die erbauliche normale Kraft, welche doch die urſprüngliche iſt, dem alten Teſtament nicht zuerkennt, wie denn auch unter den edelſten und begeiſtertſten Pſalmen nicht leicht einer ſein wird, der nicht doch etwas enthielte, was ſich die chriſtliche Frömmigkeit nicht als ihren reinſten Ausdruk aneignen kann. Sehen wir aber auf die kritiſche Seite dieſes normalen Gebrauches, ſo giebt es allerdings wol wenig chriſtliche Lehrſäze, welche man nicht hätte mit altteſtamentiſchen Stellen belegen wollen; allein auf der einen Seite liegt wol in der ganzen Geſchichte der Theologie zu Tage, wie ſehr dieſes ſowol der chriſtlichen Hermeneutik zum Nachtheil gereicht, als auch das Geſchäft der Ausbildung der Lehre und den Streit über die näheren Beſtimmungen derſelben unnüz verwikkelt hat, ſo daß eine gründliche Verbeſſerung wol vorzüglich davon zu erwarten iſt, daß man die altteſtamentiſchen Beweiſe der eigenthümlich kirchlichen Lehren ganz aufgebe, und was ſich vornehmlich auf ſolche ſtüzt ganz bei Seite ſtelle. Auf der andern Seite wäre es auch nicht zu begreifen, wie die Lehre von der Erlöſung durch Chriſtum ſollte haben in der bloßen Ahndung eben ſo deutlich dargeſtellt werden können, als durch Chriſtum ſelbſt und durch ſeine Jünger nach der Vollendung des Erlöſungswerkes; oder wenn dieſes ja geſchehen wäre, wie nicht dadurch dem Erlöſer eine andere Anerkennung unter ſeinem Volke und beſonders unter den Pflegern und Auslegern der heiligen Schriften hätte bereitet werden müſſen, und wie nun demjenigen gleiche normale Würde zukommen ſolle, was zu allen Zeiten ſo ungleiche Kraft ausgeübt hat. Was aber die Eingebung der altteſtamentiſchen Schriften anbelangt: ſo ſprechen ſich darüber die neuteſtamentiſchen ſelbſt ganz in dem Sinne unſeres Sazes aus. Denn auf den innern Antrieb des Geiſtes werden nur die Weiſſagungen bezogen *) und zwar nur die meſſianiſchen, und dieſen will unſer Saz ihr Recht auch nicht abſprechen; ſondern nur, wie ſie das Evangelium ſind vor dem Evangelium, ſo gehören ſie auch dem Geiſt an vor dem Geiſt, d. h. den vorandeutenden Regungen deſſelben ehe er über alles Fleiſch ausgegoſſen und als Gemeingeiſt der chriſtlichen Kirche organiſirt war. Wogegen das Geſez, wenngleich eine göttliche Anordnung, da es ein zwiſchen jenes Vorevangelium und die wirkliche Erſcheinung Chriſti zwiſchen eingekommnes **) genannt wird, unmöglich kann auf denſelben Geiſt zurükgeführt werden — denn es läge ja dann in der Reihe ſeiner Entwiklung, und wäre nichts zwiſchen eingekommnes — ja es wird ausdrüklich genug geſagt, daß dem Geſeze die Kraft des Geiſtes, aus welchem das chriſtliche Leben hervorgehn ſoll, fehlt. Alſo iſt das Geſez mit allem was daran hängt, nicht eingegeben. An dem Geſez hängen aber zugleich alle Geſchichtbücher von der Geſezgebung an, indem, wenn man Geſez und meſſianiſche Weiſſagung einander gegenüberſtellt, niemand wird ſagen können, die jüdiſchen Geſchichtbücher wären mehr die Geſchichte der meſſianiſchen Weiſſagung, als die des Geſezes. Vielmehr wie auch in den profetiſchen Schriften das meiſte ſich auf die geſezliche Verfaſſung bezieht, und die meſſiani-

---

*) 2. Petr 1, 21. **) Gal. 3, 19.

ſche Weiſſagung ſich nur in einzelnen Momenten heraushebt, ſo tritt dieſe in den eigentlichen Geſchichtbüchern gänzlich zurük, und ſie haben an der Eingebung gar keinen Theil. — Wenn alſo dieſe Ungleichheit der beiderlei Bundesſchriften unläugbar iſt, und ſie dem gemäß auch von dem chriſtlichen Sinne ſehr ungleich aufgenommen und gehandhabt werden: ſo iſt die Frage natürlich, wie denn demohnerachtet ihre äußere Verknüpfung und ſcheinbare Gleichſezung habe entſtehen können; und darauf enthält die erſte Hälfte unſeres Sazes die Antwort. Unter den neuteſtamentiſchen Berufungen zählen hier natürlich nur die, welche ſich auf das alte Teſtament als eine göttliche Autorität für das Chriſtenthum beziehen. Dies nun gilt wiederum nur von den profetiſchen Schriften, denen in dieſer Beziehung die Pſalmen beizugeſellen ſind; mithin könnten auch aus dem zuerſt angeführten Grunde zunächſt nur dieſe in den Kanon aufgenommen werden als Erläuterungen ſolcher Stellen, wo Chriſtus und die Apoſtel ſich ihrer bedienen. Allein dieſe Schriften ſind, wie dies auch die neuteſtamentiſche Anführungsweiſe deutlich bekundet, nicht für ſich allein vorhanden, ſondern nur als Theile der heiligen Sammlung; und inſofern iſt nichts dagegen, wenn um jener Berufungen willen das ganze alte Teſtament in dieſem Sinn in unſern Kanon mit aufgenommen wird. Doch iſt auch die Praxis nicht zu verwerfen, ſondern für den gemeinen Gebrauch vielmehr vorzuziehen, daß man dem neuen Teſtament nur die Pſalmen und die meſſianiſchen Weiſſagungen als Anhang beifügt; und nur beide zuſammengenommen ſtellen die Sache eigentlich dar, wie ſie iſt. Auſſerdem nun iſt weiter aus dem neuen Teſtament zu entnehmen, daß nicht nur Chriſtus und die

Apoſtel über verleſene Abſchnitte aus dem alten Teſtament gelehrt haben, ſondern es iſt auch dieſes, ehe ſich der neuteſtamentiſche Kanon allmählig geſtaltet hatte, und noch nachher in den öffentlichen Verſammlungen der Chriſten fortgeſezt worden; und dieſes iſt die äußere, ſo wie jenes die innere Begründung des Verhältniſſes. Die Sache ſelbſt aber hat allmählig aufgehört, und wenn auch noch, ſeitdem der neuteſtamentiſche Kanon vollſtändig und allgemein bekannt war, ein homiletiſcher Gebrauch von altteſtamentiſchen Büchern gemacht ward, ſo geſchah dies vorzüglich unter Begünſtigung der allegoriſchen Erklärungsart, welche freilich überall das neuteſtamentiſche hineinlegte, aber die erbauliche Schriftbetrachtung eben ſo ſehr durch Spielerei verdarb, wie ſie die dogmatiſche Anwendung verwikkelte. Daher iſt wol die jezt in der evangeliſchen Kirche herrſchende Sitte bei weitem vorzuziehen, welche nur ſelten und am meiſten in ſolchen Fällen, wo das eigenthümlich chriſtliche weniger hervortritt, altteſtamentiſche Stellen zum Grunde der öffentlichen Belehrung legt; und auch dadurch wird thätig anerkannt, daß in beiden Punkten das alte Teſtament hinter dem neuen zurükſtehe.

Zweites Lehrſtük. Von dem Dienſt am göttlichen Worte.

151.

In der Gemeinſchaft der chriſtlichen Frömmigkeit müſſen einige Mitglieder der chriſtlichen Kirche ſich überwiegend als empfänglich verhalten, und Andere überwiegend als mittheilend. Die lezteren verrichten den Dienſt des göttlichen Wortes, welcher theils ein unbeſtimmter iſt und zufälliger, theils ein förmlicher und geordneter.

1. Daß die Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes in der Kirche ungleich vertheilt iſt, wie auch daſſelbe von dem Gemeingeiſt jeder Geſellſchaft gilt, iſt bereits oben *) dargelegt; ſo wie auch, daß hieraus nicht nur der einfache Unterſchied von Stärke und Schwäche des geiſtigen Lebens, ſodern auch der zuſammengeſezte von Reinheit und Unreinheit deſſelben hervorgeht. Wenn nun dieſe Ungleichheit auch in der erſten Kirche am ſtärkſten war und ſeitdem abnimmt, ſo wird ſie doch noch lange genug auch als perſönliche bedeutend bleiben; und wenn ſie endlich als ſolche aufgehört hätte, ſo bliebe ſie wieder noch eben ſo lange bedeutend als Unterſchied der Stimmungen eines und deſſelben Chriſten. In dem Maaß aber, in welchem ſie noch beſteht, findet auch jener relative Gegenſaz noch Statt. Denn der Schwache und Unreine ſind nur, inſofern in der Kirche, als ſie ſich läutern und ſtärken wollen; und inſofern können ſie nur empfänglich ſein, ſo wie diejenigen nur mittheilend, an denen ſie ſich läutern und ſtärken wollen. — Daß aber alle ſolche Mittheilungen ein Dienſt des göttlichen Wortes ſind, verſteht ſich daraus, daß der heilige Geiſt alles nur von Chriſto nimmt, und daß bei der Zulänglichkeit der Schrift alles wirklich Chriſto angehörige auch muß aus der Schrift können belegt und als ſolches nachgewieſen werden. Es wird aber weder in dem Bewußtſein deſſen, in welchem der heilige Geiſt es hervorbringt, mit einer vollen Zuſtimmung und feſten Ueberzeugung geſezt ſein, wenn es ihm nicht ſelbſt als ſchriftmäßig klar wird; wie denn kein

---

*) §. 146, 2.

wahrer Chriſt irgend etwas in ſeinem Innern kann feſthalten wollen, als nur in ſofern er es als vollkommen ſchriftmäßig bei reifer Prüfung anerkennt. Noch weniger alſo könnte einer das ſeinige anempfehlen und verbreiten wollen, oder die wahrhaft chriſtliche Empfänglichkeit Anderer es aufnehmen, als nur in ſofern es auch wirklich als ſchriftmäßig dargeboten und dafür erkannt wird. Daher mit jeder überwiegend mittheilenden Thätigkeit in der chriſtlichen Kirche die Selbſtverläugnung verbunden iſt, daß der Inhalt weder der Perſon ſelbſt noch auch einer urſprünglichen göttlichen Offenbarung in ihr zugeſchrieben werden darf, indem ein jeder ſolcher Anſpruch unchriſtlich iſt und ſeparatiſtiſch wirkt; ſondern alles muß auf die Schrift zurükgeführt und als aus ihr geſchöpft dargeſtellt werden, ſo daß jeder nur als ein erklärendes und entwikkelndes Organ der Schrift erſcheint. Dem gemäß aber iſt auch nur das eine wahrhaft chriſtliche Empfänglichkeit, welche es verſchmäht ſich That oder Wort irgend eines einzelnen Menſchen als Vorbild anzueignen, ſondern von allerwärts her nur dasjenige aufnehmen will, was ſich als Chriſto angehörig nachweiſen läßt, welche Nachweiſung immer nur mittelſt der Schrift geleiſtet werden kann. Und ſo ſind eines und daſſelbe der Dienſt des göttlichen Wortes und der Gehorſam gegen das göttliche Wort, ohne welchen auch jener nichts wäre. Daß übrigens dieſer Dienſt ſich nicht auf die Mittheilung durch das Wort allein beſchränkt, ſondern Darſtellung durch Wort und That hier weſentlich zuſammengehören, folgt ſchon aus dem, was über das profetiſche Amt Chriſti *) geſagt iſt, worauf ſich dieſer Dienſt bezieht **).

---

*) § 124. 1. **) §. 146. 1.

2. Der hier aufgeſtellte Unterſchied zwiſchen einem geordneten und formloſen Dienſt iſt ſchon durch die älteſte Ausübung der chriſtlichen Kirche eingeführt. Denn zuerſt die Apoſtel ſahen ihren Dienſt als einen geordneten an, indem ſie auf eine beſtimmte Zahl hielten [*], und nach gemeinſamen Beſchlüſſen handelten [**]. Daſſelbe galt von den Verrichtungen der Aelteſten und Diakonen in den einzelnen Gemeinden [***]. Allein ſchon des Stephanus Verbreitung und Vertheidigung des Chriſtenthums durch Lehre gehörte nicht zu ſeinem geordneten ihm angewieſenen Dienſt, ſondern war ein freiwilliger und formloſer. Eben ſo wird auch im allgemeinen dieſer formloſe Dienſt neben dem geordneten nicht nur gebilligt, ſondern auch Allen in den chriſtlichen Gemeinen, die ſich dazu eignen, empfohlen und von ihnen gefordert [†]. Eben daſſelbe findet ſich ſchon in dem Beiſpiel und der Handlungsweiſe Chriſti, der außer dem beſtimmten Verhältniß, in welchem die Zwölf zu ihm ſtanden, und den zu einem beſtimmten Dienſt ausgeſandten zwei und ſiebzig, auch noch andere Einzelne auf unbeſtimmte Weiſe aufforderte. Allein es liegt dieſer Unterſchied auch in der Natur der Sache, und findet deshalb auch ſeine Analogie auf allen andern ähnlichen Gebieten. Denn auf der einen Seite läßt ſich nicht alle Mittheilung auf Einige übertragen und amtlich vertheilen. Denn die Uebertragenden können doch auch nicht ſolche ſein, die ſelbſt noch auf der Seite der Empfänglichkeit alſo der Bedürftigkeit ſtehen, weil dieſe am wenigſten im Stande ſind Aechtheit

und

---

[*] Ap. Geſch. 1, 17.

[**] Ap. Geſch. 8, 14.

[†] Eph. 4, 29. 5, 19.

[***] Nach dem Muſter von Ap. Geſch. 6, 2.

und Reinheit zu unterſcheiden und alſo richtig zu übertragen; alle aber welche fähig ſind mitzutheilen, müſſen auch wirklich mittheilen, und dürfen nicht etwa bloß durch Uebertragung ihre Fähigkeit ausüben, hernach aber ſich unter die Maſſe der bloß empfangenden zurükziehn, weil nämlich der heilige Geiſt unmöglich unthätig ſein kann. Alſo könnten höchſtens alle der Mittheilung fähigen die geſammte Aufgabe unter ſich ohne Ausnahme amtlich vertheilen; allein das iſt auf dieſem Gebiet eben ſo wenig möglich, als wir es auf dem der bürgerlichen Geſellſchaft finden. Denn ſo wenig ſich das ganze menſchliche Leben in reine beſtimmte Geſchäftsführung auflöſen läßt, eben ſo wenig auch alle religiöſe Mittheilung innerhalb deſſelben. Auf der andern Seite läßt ſich eben ſo wenig eine wohlgeordnete Geſellſchaft denken ohne Vertheilung der Arbeit, weil ſonſt keine von den verſchiedenen Gaben das Maximum ihrer Wirkſamkeit erreichen können; und jemehr die Einheit des Geiſtes ſowol das richtige Urtheil des einen über den andern als auch das gegenſeitige Vertrauen erhöht, um deſto vielſeitiger und richtiger läßt ſich die Vertheilung machen.

Zuſaz. Ueber jenen formloſen und unbeſtimmten Dienſt nun kann hier gar nichts geſagt werden. Denn die nähere Beſchreibung alles ſchriftmäßigen im thätigen Leben, welches zugleich als Beiſpiel mittheilend und erregend wirkt, und eine beſondere beiſpielgebende Thätigkeit außerdem giebt es nicht, gehört in die Sittenlehre; ſo auch was ſich zur Beſtimmung, wann und wo eine wahre Aufforderung zu einem unbeſtimmten Dienſt, auch durch das Wort in freundſchaftlicher Belehrung und was dem ähnlich iſt, vorhanden ſei, irgend ſagen läßt, kann nur aus den Prinzipien jener Diſciplin genommen werden. Wir haben es alſo hier nur mit dem Dienſt des Wortes im engern Sinne zu thun, auf welchen das hier geſagte im folgenden näher anzuwenden iſt.

152.

Erſter Lehrſaz. Es giebt in der chriſtlichen Kirche einen öffentlichen Dienſt, der eine unter beſtimmten Formen übertragene Geſchäftsführung iſt, und von welchem alle Gliederung der Kirche ausgeht.

1. Wenn es einen ſolchen nicht gäbe: ſo wäre alle chriſtliche Mittheilung dem Zufall überlaſſen, indem kein Empfänglicher mit ſeinem Bedürfniß an beſtimmte Mittheilende, und umgekehrt kein Mittheilender mit ſeinen Gaben an einen beſtimmten Kreis von Empfänglichen, gewieſen wäre; daher auch der Gegenſaz ſelbſt nirgends klar heraustreten, und überall bald Mangel bald Ueberladung immer aber Verwirrung herrſchen würde. Die Möglichkeit zwar iſt nicht zu läugnen, daß durch die Kraft des Geiſtes jeder Begabte alles thäte, um ſeine Gaben zum gemeinen Nuz zu gebrauchen; und eben ſo jeder Bedürftige durch richtigen Sinn ſich dahin wendete, wo er die beſte Befriedigung fände, und beides wird auch durch die beſte Vertheilung der Kräfte und Arbeiten doch immer nur unvollkommen erreicht. Allein die Beruhigung würde doch jedem Einzelnen fehlen, daß er wirklich das rechte getroffen habe. Dieſe Beruhigung kann nur aus dem übereinſtimmenden Gefühl Aller entſtehen, welches ſich wiederum nur in einer ſolchen Einrichtung ausſprechen kann; und wo dieſe Beruhigung fehlt, muß doch immer ein Verwirrung er-

zeugendes Schwanken zwiſchen Trägheit und Vielgeſchäftigkeit entſtehen, welches mit dem göttlichen Charakter der Kirche *) ſtreitet.

2. Ein öffentlicher übertragener Dienſt kann nicht gedacht werden ohne eine genauere Beſtimmung, ſowol der Art des Geſchäfts als auch des Umfanges, in dem es geführt werden ſoll. Daher entſtehen hieraus doppelte Beziehungen, einmal jedes Bedürftigen zu mehreren Mittheilenden nach der Verſchiedenheit ſeiner Bedürfniſſe und ihrer Verrichtungen, und eben ſo jedes Mittheilenden zu vielen Empfänglichen nach der Einerleiheit ihres Bedürfniſſes und den Grenzen ſeines angewieſenen Kreiſes. Aus dieſer abgegrenzten Zuſammengehörigkeit nun einer Maſſe von Bedürftigen mit denen Mittheilenden, die ihnen amtlich zugewieſen ſind, entſteht, indem dieſe eine Gemeinde bilden, die Gliederung der Kirche nach verſchiedenen Abſtufungen, durch welche dann auch, wenngleich minder ſtreng, der unbeſtimmte Dienſt geregelt wird, indem doch auch in jeder Hinſicht an jeden die Glieder derſelben Gemeinde den nächſten Anſpruch haben, wie denn auch die Gemeinde der Ort iſt, innerhalb deſſen jeder mit dem reichſten Erfolg jede Wirkſamkeit ausüben kann.

3. Der öffentliche Dienſt ſelbſt iſt theils ein Dienſt des Wortes im engeren Sinne, d. h. eine Mittheilung der Wirkungen des göttlichen Geiſtes, welche vermittelſt der Rede geſchieht, und theils eine ſolche Mittheilung derſelben, welche durch die That geſchieht. Auch dieſes beides läßt ſich freilich nicht ſtreng ſcheiden, indem Wort auch That und That auch Wort iſt; es iſt aber der Grundtypus des öffentlichen Dienſtes in der

---

*) Vgl. 1. Kor. 14, 33. 40.

chriſtlichen Kirche von Anfang an geweſen, dasjenige, deſſen Mittelpunkt die Lehre iſt, von demjenigen getrennt zu halten, deſſen Weſen auf der Handreichung beruht [*], und dieſe Trennung kann ihren Grund nur darin haben, daß dies diejenigen Gaben ſind, welche einander am wenigſten verhältnißmäßig bedingen, ſo daß das Maximum einer jeden mit dem Minimum der andern in derſelben Perſon kann verbunden ſein. Am meiſten wird dies Verhältniß verſinnlicht dadurch, daß das weibliche Geſchlecht die öffentliche Handreichung immer mit verſehen hat [**], die öffentliche Ausübung der Lehre ihm aber immer verſagt geweſen iſt [***]. — Alles übrige was die Verzweigung der kirchlichen Aemter betrifft, und die Beſchaffenheit der Formen, unter denen ſie übertragen werden, findet ſeinen Ort in der praktiſchen Theologie. Nur dies kann hier noch aufgeſtellt werden, daß dieſe Formen immer nur inſofern gut ſind, als dadurch die Vertheilung der Aemter als eine That der Geſammtheit erſcheint, an der alſo auch die eigentlich nur Empfänglichen und Bedürftigen ebenfalls theilnehmen müſſen.

153.

Zweiter Lehrſatz. Der öffentliche Kirchendienſt iſt überall an das göttliche Wort gebunden.

1. Wenn jeder öffentliche Dienſt der Kirche eine Mittheilung von etwas durch den heiligen Geiſt bewirktem iſt: ſo folgt ſchon hieraus [†], daß er in allen ſeinen Erweiſungen als Erläuterung und Bethätigung des göttlichen Wortes anzuſehen iſt. Aber dies gilt eben ſo gut von dem formloſen und unbeſtimmten Dienſt, von welchem ſich indeß auch hierin der geordnete und beſtimmte unterſcheiden muß. Dies kann aber nur dadurch geſchehen, daß dieſe Gebundenheit an das Wort mit in die Form deſſelben aufgenommen wird. In Bezug auf die Lehre nun geſchieht dieſes theils unmittelbar dadurch, daß die einzelnen Akte der Darlegungen religiöſer Gedanken ihrer ganzen Einrichtung nach als Auslegung einzelner Stellen der Schrift erſcheinen, mittelbar aber durch das Bekenntniß, welches ein kurzer auf die Schrift zurükgeführter Inbegriff der Lehre iſt, deſſen Bewußtſein, jedoch nur unter Vorausſezung der Schriftmäßigkeit, immer vorherrſchend ſein, und wonach alle Lehre ſoll können gemeſſen werden. Eben dieſes muß nun auch gelten von der chriſtlichen Dichtkunſt, welche urſprünglich dem einzelnen Leben angehörig doch zu dem öffentlichen Dienſt im engeren Sinne gehört, inſofern ihre Erzeugniſſe in den öffentlichen Gottesdienſt aufgenommen werden. Daher giebt es auch einen doppelten Grundcharakter unſerer chriſtlichen Dichtung; dem einen gehört die pſalmodiſche Art, welche an die paraphraſtiſchen Uebertragungen der Pſalmen, dergleichen die älteſten chriſtlichen Hymnen*) waren, näher oder ferner anſchließend einzelne Stellen und Situationen der Schrift behandelt; dem andern die ſymboliſche, welche an die verſificirten allgemeinen Bekenntniſſe anſchließend mehrere bekenntnißmäßige Lehren in poetiſche Harmonie bringt. Je mehr ſich die religiöſe Dichtung von dieſen Grundformen entfernt, und religiöſe Momente auſſerhalb derſelben rein individuell darſtellt, um deſto mehr entfernt ſie ſich davon eine die chriſtliche Gemeinſchaft fördernde Mittheilung zu ſein. Und dies kann als Uebergang zeigen, wie auch die nicht öffentliche und formloſe chriſtliche Wirkſamkeit durch die Rede, von der ebenfalls nach Art der mittleren Kirche Elemente in den öffentlichen Gottesdienſt aufgenommen werden können, in dieſer Gebundenheit an das göttliche Wort ihre Norm findet. In Bezug auf die thätige öffentliche Mittheilung zeigt ſich die Gebundenheit an das Wort ebenfalls theils unmittelbar darin, daß die einzelnen Erweiſungen ſich auf beſtimmt in der Schrift ausgeſprochene einzelne Gebote gründen, und dieſe verwirklichen, theils zeigt ſie ſich mittelbar in den den Bekenntniſſen entſprechenden Kirchenregeln, welche auf dieſelbe Weiſe aus der Schrift abgeleitet, eine Ordnung chriſtlichen Lebens, vom öffentlichen Dienſt aus angeſehen, enthalten ſollen, nach welcher alle thätige Mittheilung ſich geſtalten ſoll, und aus welcher auch das kanoniſche der freiwilligen und unbeſtimmten Wirkſamkeit kann erkannt werden.

---

[*] Ap. Geſch. 6, 2.

[**] 1. Tim. 5, 9. 10. Luk. 8, 3.

[***] 1. Kor. 14, 34.

[†] Nach §. 151, 1.

---

*) Vgl. Ap. Geſch. 4, 24. flgd.

2. Aus dem Geſagten kann daher nur hervorgehn, daß Symbole und Kanones an und für ſich nothwendig ſind, und daß ihr wahrer Charakter darin beſteht, daß ſie die Beziehung alles Einzelnen auf die Schrift allgemein vermitteln ſollen; keinesweges aber geht zugleich daraus hervor, daß ſie ſo, wie ſie ſich geſchichtlich gebildet haben, dieſer Idee immer vollkommen entſprechen. Vielmehr iſt gleich zu bevorworten, daß in der Erſcheinung dieſer Charakter alterirt ſein wird eben dadurch, daß die Kirche ſich nur in einer oſcillirenden Fortſchreitung entwikkelt. — Die Symbole und Kirchenregeln aber ſind in ihrer Entſtehung, eben wie die Beſezung des öffentlichen Dienſtes, ein Werk der

ganzen Kirche, das heißt nicht einer, ſondern beider Seiten in dem relativen Gegenſaz von Mittheilenden und Empfangenden. Nun können ſie urſprünglich freilich nur von den Mittheilenden ausgehn, aber ihre Wirkſamkeit können ſie nur der freien Anerkennung der Empfänglichen verdanken, deren beifälliges Gefühl ſelbſt aber nur einen Werth hat, ſofern es ſich als Ahndung der Schriftmäßigkeit zu erkennen giebt.

Zuſaz. Auf dieſe Weiſe geht aus unſern beiden Lehrſäzen hervor, daß der kirchliche Gegenſaz zwiſchen denen, welche den öffentlichen Dienſt verrichten, und denen, an welchen er verrichtet wird, immer untergeordnet iſt auf der einen Seite der Einheit und Selbigkeit des Geiſtes in beiden, auf der andern auch ihrer gemeinſchaftlichen unmittelbaren Abhängigkeit von der Schrift. Daher auch eine Nothwendigkeit, daß jene einen beſondern Stand ausmachen, von welchem der größte Theil auch der erwachſenen Chriſten immer ausgeſchloſſen ſein muß, ſich keinesweges nachweiſen läßt. Vielmehr widerſpricht einer ſolchen an und für ſich betrachtet ſchon der überall nachzuweiſende allmählige Uebergang zwiſchen der unbeſtimmten formloſen Wirkſamkeit und der amtlich geordneten und vertheilten; und wenn nicht zur Ausübung des öffentlichen Dienſtes beſondere Fertigkeiten gehörten, die ſich immer nur einige Chriſten aneignen können, was aber nur von dem Dienſt an der Lehre im eigentlichen Sinne gilt, ſo ließe ſich ein Zuſtand als der vollkommenſte denken, wo auch an der Verrichtung des öffentlichen die ganze Lebensfülle der Kirche repräſentirenden Dienſtes Alle theilnehmen könnten.

154.

Inſofern die Taufe eine Handlung der Kirche iſt, ſo bezeichnet ſie nur den Willensact der Kirche, vermittelſt deſſen ſie den Einzelnen in ihre Gemeinſchaft aufnimmt; inſofern aber auf derſelben die Verheißung Chriſti ruht, welche nicht unwirkſam ſein kann: ſo iſt die Taufe zugleich der Leiter für die rechtfertigende göttliche Thätigkeit, wodurch der Einzelne in die Lebensgemeinſchaft Chriſti aufgenommen wird.

1. Das weſentliche unſeres Sazes iſt ſchon oben *) nachgewieſen, daß nämlich die Aufnahme eines Einzelnen in die Kirche und deſſen Rechtfertigung müſſe eines und daſſelbe ſein, weil ſich ſonſt, da die Aufnahme in die Kirche ohne Theilnehmung an dem göttlichen Geiſte nicht zu denken iſt, in den einzelnen Momenten der Vereinigung des göttlichen Weſens mit dem Einzelnen unter der Form des Gemeingeiſtes, das göttliche Weſen müßte leidend verhalten. Da aber nun die Ausgießung des Geiſtes bedingt iſt durch Chriſtum **) und dieſer ihn urſprünglich ertheilt hat: muß er ihn auch ferner ertheilen, wenn der Geiſt, wie es zur Einheit der Kirche nothwendig iſt, Allen auf dieſelbe Weiſe von Chriſto kommen ſoll. Die Aufnahme iſt aber eine That Chriſti, wenn ſie eine von ihm angeordnete und auf ſeinen Befehl vollzogene iſt, und ſomit iſt die chriſtliche Kiche einer großen Unſicherheit entgangen dadurch,

---

*) §. 134, 1.

**) §. 140. 141.

daß Chriſtus eine ſolche Handlung ſelbſt geordnet hat. Daher nun kann die chriſtliche Kirche auf der einen Seite eben ſo wenig von dieſer Form, nämlich der Taufe, abgehen, als auf der andern Seite zweifeln, daß in jedem Falle, wo der Befehl Chriſti wirklich vollzogen wird, nicht auch ſeine Verheißung, daß mit der Aufnahme in die Kirche die Seligkeit des Menſchen beginne, ſollte in Erfüllung gehen. Denn das lezte hieße die erlöſende Macht Chriſti bezweifeln; und das erſte wäre ein Wageſtük, welches nicht von dem göttlichen Geiſte ausgehen könnte, welcher alles von Chriſto nimmt. — Indem aber die Taufe in der Kirche erhalten wird, wie ſie ihr übergeben iſt: ſo kann doch keine Auskunft darüber verlangt oder gegeben werden, ob und wie die äußere Beſchaffenheit dieſes Gebrauchs mit dem inneren Gehalt und Zwek deſſelben zuſammenhänge. Und weil wir hierüber nichts wiſſen, ſo können wir nur ſagen, daß wenn Chriſtus zu demſelben Zwek einen ganz anderen äußeren Gebrauch angeordnet hätte, wir dieſen eben ſo heilig halten, und dieſelbe Wirkung davon erwarten würden. Demohnerachtet herrſcht auch hier keine reine Willkühr; ſondern ſchon im Zuſammenhang mit der Verkündigung des Johannes war die Einſezung der Taufe Chriſti geſchichtlich bedingt; die Johanneiſche Taufe ſelbſt aber beruhte in einer auf ihrem Gebiet allgemein bekannten Symbolik. An dieſer geſchichtlichen Begründung nun muß uns genügen, ohne die Symbolik weiter ausſpinnen zu wollen, als in der Schrift ſelbſt geſchieht, wo ſie theils auf die Nothwendigkeit der Reinigung vor dem Eintritt in das Reich Gottes, theils auf das Begrabenwerden des alten Menſchen vor dem Anfang der Lebensgemeinſchaft mit Chriſto gedeutet wird. Aber auch dieſe Symbole ſind keineswegs ſo in das Weſen der Sache verwebt, daß man ſagen könnte, die Handlung ſei nur vollſtändig, und könne ihren Zwek nur erreichen, wenn ſie auch äußerlich ſo eingerichtet ſei, daß dieſe Bedeutungen darin vollkommen hervortreten, ſo daß z. B. das gänzliche Untertauchen zur Richtigkeit der Taufe gehöre.

2. Ohngeachtet des unläugbaren Zuſammenhanges aber zwiſchen der Taufe Chriſti und der des Johannes kann man doch ſchwerlich ohne alle Einſchränkung ſagen, daß dieſe völlig daſſelbe geweſen wie jene. Denn wenn auch bei der Taufe Johannis die Idee des Reiches Gottes durch die Erlöſung zum Grunde gelegen: ſo war doch, ehe er ſelbſt Chriſtum in dem Taufact erkannt hatte, die Perſon des Erlöſers für ihn und die Täuflinge unbeſtimmt; ſo daß dieſe Taufe auf jeden Fall, um zum Eintritt in die Gemeine Chriſti zu dienen, einer Ergänzung bedurfte. Ob aber Johannes, nachdem er Jeſum für den Erlöſer erkannte, beſtimmt auf den Namen deſſelben getauft habe, wiſſen wir nicht, und es möchte, alle Umſtände zuſammengenommen, eher zu verneinen ſein als zu bejahen. Daß aber für die von Johannes getauften keine neue Taufe ſchlechthin nothwendig geweſen ſei, ſondern die Anerkennung Jeſu als Meſſias hingereicht habe, um das fehlende zu ergänzen, leuchtet wol eben ſo ein. Ja es ſcheint hier der bei anderen Fragen vorgeſchobene Unterſchied zwiſchen der noch einzurichtenden und der ſchon beſtehenden Kirche ganz vorzüglich anwendbar zu ſein; und iſt nicht zu verwundern, daß diejenigen Mitglieder der Kirche, welche nicht aus der ſchon beſtehenden Kirche hervorgegangen, ungetauft geweſen. Wie es denn nicht anders ſein können, da Chriſtus ſelbſt nicht getauft hat, und ſeine Erwählung auch ohne irgend eine andere

Univ. Bibl. München

äußere Form als hinreichend angeſehen werden muß, weil er ja gewiß keinen erwählen konnte, der ſeinen Ruf nicht angenommen hätte, und weil eine ſolche Erklärung Chriſti vermöge ſeines Willens beides zugleich begründete, die Anwendung des göttlichen Rathſchluſſes der Erlöſung auf den Einzelnen, und deſſen Verſezung in die Gemeinſchaft mit allen ſchon Begnadigten.

3. Bleiben wir nun bei der Taufe Chriſti in der Kirche ſtehen, und könnten uns jeden Taufact als einen Beſchluß der ganzen Kirche denken, bei dem alſo die ganze Fülle des göttlichen Geiſtes wirkſam wäre, und dem folglich auch das höchſte kanoniſche Anſehn einwohnt, ſo daß die Kirche keinen taufen könnte, der nicht eben ſo reif und bereit wäre, das neue geiſtige Leben in der Gemeinſchaft mit Chriſto zu beginnen, wie dies von jedem, den Chriſtus ſelbſt erwählte, gelten muß: ſo wäre dann gar keine Urſache irgend Fragen aufzuwerfen, die ſich auf die Möglichkeit beziehen, daß Taufe und Wiedergeburt könnten getrennt ſein; ſondern wir könnten ohne weiteres behaupten, es werde niemand wiedergeboren als in der Taufe und durch dieſelbe, und indem der Erlöſer der Geſammtheit ſeiner Jünger den heiligen Geiſt zur richtigen Löſung und Behaltung der Sünde *) verliehen, ſo habe er auch die rechtfertigende göttliche Thätigkeit ganz und ausſchließlich mit der Einſezung der Taufe verbunden, und die Ausſpendung der göttlichen Gnade ganz der Kirche überlaſſen, ſo daß jeder, den ſie Gott in der Taufe darſtelle, auch von ihm anerkannt werde, ja ſchon durch die Taufe ſelbſt den Antheil an dem göttlichen Geiſt und was

---

*) Joh. 20, 22. 23.

damit verbunden iſt erhalte. Dieſes iſt aber nicht der Fall, ſondern es iſt immer nur ein Theil der Kirche, von den übrigen relativ getrennt, und in einem Durchgangsmoment ſeiner Entwiklung, in welchem ihm eine kanoniſche Reinheit nicht zugeſchrieben werden kann, welcher die Taufe verrichtet; alſo iſt auch jede ſolche Handlung nicht ein reines Werk des heiligen Geiſtes, ſondern ſo wie von deſſen Kraft daran fehlt, ſo iſt menſchliches hineingemiſcht. Wenn wir nun das oben*) auseinandergeſezte anwenden, daß menſchlicherweiſe der Moment der Wiedergeburt des Einzelnen nicht genau kann beſtimmt werden: ſo kann er noch weniger genau vorausgeſehen werden, und es folgt, daß die Kirche nicht ganz auf dieſelbe Weiſe ſich der Taufe eines Katechumenen nähert, wie die Seele deſſelben ſich der Wiedergeburt nähert, wenngleich auch dieſes durch Einwirkungen der Kirche bedingt iſt. Daher wird nun das, was unter jener Vorausſezung ein ſchlechthin einfaches wäre, ein zwiefaches, indem es in zwei von einander zu ſondernde Momente zerfällt. Da nun jene Einwirkungen der Kirche, auf denen die Annäherung zur Wiedergeburt beruht, in der That den Einfluß des Ganzen auf den Einzelnen darſtellen; und die richtige Adminiſtration der Taufe darauf beruhn würde, daß jene Einwirkungen des Ganzen von einem beſtimmten einzelnen Theil der Kirche, welcher das Sakrament in dem vorliegenden Fall zu adminiſtriren hat, genau und richtig anerkannt werden: ſo werden wir nur ſagen können, das vollkommenſte in dieſer Angelegenheit ſei das möglichſt genaue Zuſammentreffen dieſer beiden, von demſelben Geiſt aber auf verſchiedene Art bewirkten,

---

*) §. 139. 1. 2.

Momente. In der Natur der Sache aber liegt, daß die Neigung der Kirche zu taufen den innern auf die Wiedergeburt unmittelbar gerichteten Wirkungen des Geiſtes bald voraneilen wird, bald hinter denſelben zurückbleiben, je nachdem die Schäzung der inneren Zuſtände, welche diejenigen, die zu taufen haben, anſtellen ſollen, bald auf dieſe bald auf jene Seite hinüberſchwankt. Ja um uns dieſes auf die beruhigendſte Weiſe darzuſtellen, finden wir ſchon aus der erſten kanoniſchen Zeit der Kirche Fälle von beider Art aufgezeichnet *), nur daß in jener Zeit die Differenz beider Momente nur höchſt gering ſein konnte, gegenwärtig aber wir ſie uns größer denken können. Aber in jedem Fall, wenn die innern Gnadenwirkungen des Geiſtes vorangehn, ſo ſind ſie für die Kirche eine gebieteriſche Aufforderung, daß ſie die Aufnahme durch die Taufe unmittelbar darauf ſoll folgen laſſen; und eben ſo, wenn die Taufe vorangeht, ſo iſt dies nur zu rechtfertigen durch den feſten und in der lebendigen Thätigkeit der Kirche begründeten Glauben, daß aus den Einwirkungen des Ganzen auch die Wiedergeburt des Aufgenommenen hervorgehen werde. Im Ganzen alſo angeſehen würde dann immer die Maſſe der Getauften und die der Wiedergebohrenen dieſelbe ſein; nur wird es vermöge jener Schwankungen, in deſto geringerem Verhältniß zum Ganzen je vollkommner die Kirche iſt, einige Wiedergebohrene geben, die noch nicht getauft ſind, von denen man aber ſagen kann, daß ſie ein wohlbegründetes Recht haben in die Kirche aufgenommen zu werden, und eben ſo auch einige Getaufte, die noch nicht wiedergebohren, aber der rechtfertigenden göttlichen Thätigkeit durch

---

*) Ap. Geſch. 10, 44 — 47. vgl. 19, 5.

das Gebot der Kirche auf das wirkſamſte empfohlen ſind. So daß die Beziehung beider Momente auf einander weſentlich dieſelbe bleibt, und ſie als ſchlechthin zuſammengehörig gedacht werden müſſen, wie ſehr ſie auch bisweilen in der Zeit auseinandertreten.

4. Hieraus nun ergiebt ſich von ſelbſt, wie weit die Meinungen über den Werth und die Wirkſamkeit der Taufe auseinander gehen können, und wie ſchwierig es iſt die Grenzen zu beſtimmen, jenſeit deren in dieſer Hinſicht das unchriſtliche angeht. Denn wenn man davon ausgeht, daß in dem dermaligen Zuſtand der Kirche Taufe und Wiedergeburt nicht immer zuſammentreffen: ſo läßt ſich dieſes nicht ſtärker bezeichnen, als wenn man ſagt, auch wenn ſie beide zuſammentreffen, ſei dieſes nur zufällig und keinesweges die Verrichtung der Taufe die Urſache der Wiedergeburt, wogegen auch richtig verſtanden nichts einzuwenden iſt. Dieſes aber läßt ſich auch ſo ausdrükken, daß die Taufe an und für ſich innerlich nichts bewirke, ſondern nur ein äußeres Zeugniß und Bekenntniß ſei von dem Eintritt in die chriſtliche Kirche. Dieſes iſt ebenfalls wahr, aber nur in dem Maaß, als man ſich die einzelne äußere Handlung, wie ihr größtentheils ihre Zeit beſtimmt wird entweder durch allgemeine gottesdienſtliche Ordnungen oder durch beſondere Verhältniſſe, unabhängig denkt von der Thätigkeit des Geiſtes in der Kirche; das heißt, es iſt wahr, aber nur als die Beſchreibung von der Unvollkommenheit der Kirche in Beziehung auf die Taufe, und alſo, wenn es die ganze Beſchreibung der Taufe ſein ſoll, falſch. Denn freilich ohne die Thätigkeit des Geiſtes iſt die Waſſertaufe nur ein äußerer Gebrauch, wie auch Chriſtus ſelbſt

ſagt *), daß nicht nur aus dem Waſſer, ſondern auch aus dem Geiſt der Menſch müſſe neu geboren werden, um in das Reich Gottes zu kommen; aber die Taufe ſoll, wie am erſten Pfingſttage die erſte in der eigentlichen Kirche, ſo auch immer durch die Thätigkeit des Geiſtes hervorgerufen werden, und mit derſelben innig verbunden ſein. Wird nun dieſe Behauptung ſo weit getrieben, daß, da die Taufe doch an und für ſich nicht die Wiedergeburt hervorbringe, alles aber doch auf die Wiedergeburt ankomme, die Taufe überflüſſig ſei und beſſer unterbleibe **), oder daß wenigſtens kein Grund ſei ſie beizubehalten, als nur die löbliche Ehrerbietung gegen alte Inſtitutionen: ſo dreht die leztere Anſicht das oben dargelegte Verhältniß zwiſchen der Taufe Johannis und der chriſtlichen ſo um, daß die lezte nur als ein, je länger er fortgeſezt wird um ſo bedeutungsloſerer, Anhang und Auswuchs der erſteren erſcheint. Die erſtere Anſicht aber, indem ſie den Zuſammenhang aufhebt zwiſchen den Einwirkungen der Gemeinſchaft, welche durch die Taufe gekrönt werden, und der inneren Entwiklung des Einzelnen bis zur Wiedergeburt, oder wenigſtens nicht will, daß dieſer Zuſammenhang äußerlich hervortrete, ſo hebt ſie auch die Kirche ſelbſt, oder doch das äußere Beſtehen derſelben auf, und ſie kann nur etwas ſo haltungsloſes und zufälliges bleiben, wie ſie etwa in der Quäkeriſchen Formation wirklich iſt. Aber ſchlechthin unchriſtlich kann doch dieſe Anſicht auch nicht genannt werden, weil ſie die Taufe als das äußere nur herabſezt um allen Werth auf die

---

*) Joh. 3, 5.

**) R. Barclai Apol. Theol. chr. Th. XII.

Wiedergeburt als das innere zu legen *). — Auf der andern Seite, wenn man davon ausgeht, daß Wiedergeburt und Eintritt in die Gemeinſchaft der Gläubigen weſentlich mit einander verbunden und gegenſeitig durcheinander bedingt ſind, weil auch alle Wirkungen des Geiſtes, welche die Wiedergeburt herbeiführen, von dieſer Gemeinſchaft ausgehn: ſo iſt dafür der ſchärfſte und urſprünglichſte Ausdruk der, daß eine und dieſelbe Reihe von Handlungen der Kirche in der Taufe und in der Wiedergeburt des Einzelnen endige. Dieſes nun iſt allerdings wahr; aber es iſt nach dem obigen die Beſchreibung von der Vollkommenheit der Kirche, welche auf keinem einzelnen Punkt wirklich gegeben iſt, und in keiner einzelnen Handlung wirklich erſcheinen kann. Folgert man aber nun noch weiter, daß alſo auch eines von dieſen beiden Enden durch das andere müſſe bedingt ſein; wenn aber die Taufe durch die Wiedergeburt bedingt ſein ſollte, dieſe ſich erſt müßte kund gegeben haben durch ſichre Zeichen und Darſtellungen des neuen Lebens, welche aber ſchon eine Wirkſamkeit in der Kirche wären, ſo daß einer alsdann müſſe in der Kirche wirken ohne noch in der Kirche zu ſein, welches ungereimt ſei; alſo müſſe im Gegentheil die Wiedergeburt bedingt ſein durch die Taufe; und ſo wie die früheren die Wiedergeburt vorbereitenden Zuſtände des Einzelnen hervorgebracht worden wären durch frühere Thätigkeiten der Kirche, ſo ſei auch die Wiedergeburt nur hervorzubringen durch die lezte Thä-

---

*) Ea hac in re, sicut in plerisque aliis, inter nos et adversarios stat differentia, quod frequenter nudam formam et umbram substantiae et virtuti praeponunt, sed umbram saepe opposite ad substantiam stabiliunt. R. Barclai Apol. Th. XII. p. 567.

Thätigkeit der Kirche in dieſer Reihe, nämlich durch die Taufe: ſo wäre auch dieſes wahr und richtig, wenn man es in einem rein geiſtigen Sinne nimmt, einerſeits, wie die Wiedergeburt etwas inneres iſt, ſo auch bei der Taufe nur auf das innere an den beſtimmten Moment nicht gebundene ſehend, nämlich die Neigung der Kirche ſich zu verbreiten und ſich mitzutheilen, welche Neigung nur in der Wiedergeburt ihre Befriedigung findet, andererſeits auch daran gedenkend, daß dem erſcheinenden Bewußtſein die innere Thatſache der Wiedergeburt nie zur völligen Gewißheit kommt, als nur durch die fortſchreitende Heiligung *), und daß es alſo immer wieder gefährdet wird durch alles, was die Heiligung unterbricht und hemmt. Denn nun kann ſich das unſichre eigne Gefühl an dem in der Taufe ausgeſprochenen und durch das Gebet im Namen Chriſti geheiligten Gemeingefühl ſtärken und befeſtigen **), und in dieſem geiſtigen Sinne iſt in der That die Wiedergeburt als inneres Beſitzthum bedingt durch die Taufe. Falſch aber iſt die Behauptung, wenn ſie in zeitlichem Sinne verſtanden und auf die äußere Handlung bezogen wird, und noch mehr, wenn man ſich dabei dieſe getrennt denkt von den Motiven, die eigentlich dabei zum Grunde liegen ſollten, und von deren vorgängiger Wirkung. Denn alsdann kommt die ungeheure Behauptung heraus, daß Gott nothwendig denjenigen rechtfertigen und begnadigen müſſe, dem die Kirche die Taufe angedeihen läßt, wie wenig auch dieſes in ſeinem innern Zuſtande möge begründet ſein. Allein auch dieſe Meinung, wenngleich an das magiſche ſtreifend und daher tadelnswerth und gefährlich, iſt doch nicht für ſchlechthin unchriſtlich zu erklären, inſofern ſie dieſe der Kirche zugeſchriebene Macht doch immer von Chriſto allein ableitet, und auch als Frucht der Taufe nicht etwa die bloße Erlaſſung der Sünde, ſondern die wahre lebendige Vereinigung mit Chriſto darſtellt.

---

*) Vgl. §. 130, 2.

**) Ita baptismus intuendus est et nobis fructuosus faciendus, ut hoc freti corroboremur et confirmemur, quoties peccatis aut conscientia gravamur. Luth. Catech. maj.

Zuſaz. Was in den folgenden Säzen als chriſtliche Lehre weiter entwikkelt iſt, ſchließt ſich hieran, und liegt wenngleich an ziemlich verſchiedenen Punkten zwiſchen den hier aufgeſtellten beiden Extremen.

155.

Erſter Lehrſaz. Die nach der Einſezung Chriſti ertheilte Taufe verleiht mit dem Bürgerrecht in der chriſtlichen Kirche zugleich die Seligkeit in Beziehung auf die göttliche Gnade der Wiedergeburt *).

Je größer die Wirkung iſt, welche hier der Taufe zugeſchrieben wird, um deſto wichtiger iſt es genau zu beſtimmen, was zu der Einſezung Chriſti, an welche dieſe Wirkung geknüpft iſt, gehöre. Wenn ſich nun hier zuerſt unterſcheiden läßt die Handlung ſelbſt und die Abſicht, ſo iſt die erſtere für ſich allein nur die äußere Seite der Taufe, die leztere hingegen die innere; und wie leztere das geiſtigere iſt von beiden, die in dem Saz angegebene Wirkung aber auch etwas rein geiſti-

---

*) In baptismo signum est ablutio visibilis, res autem significata est regeneratio vel ablutio a peccatis. Expos. simpl. XIX. — docent quod in baptismo offeratur gratia Dei. Conf. Aug. IX.

ges, ſo liegt ſchon hierin, daß die Abſicht das wichtigere iſt, und die äußere Handlung ohne dieſe gar nicht die Wirkung hervorbringen kann. Die Abſicht nun iſt nach den Worten Chriſti ſelbſt *) und nach der urſprünglichen Auslegung, welche ſeine Jünger davon durch die That gemacht **), die Aufnahme in die Gemeinſchaft der Gläubigen; denn nur in dieſer iſt das von dem „zu Jüngern“ machen oder der Erregung des Glaubens unterſchiedene „Haltenlehren“ alles deſſen was Chriſtus befohlen hat. Die Wirkung aber hängt nicht davon ab, daß dieſe Abſicht rein und unvermiſcht oder daß ſie überhaupt jedesmal mit beſtimmtem Bewußtſein in demjenigen vorhanden ſei, welcher die Taufe verrichtet ***). Denn die Handlung iſt nicht die Handlung irgend eines Einzelnen, ſondern die der Kirche, und nur von demjenigen zu verrichten, der dazu ihre Vollmacht hat, welche zu erlangen, je mehr die Kirche ſich verbreitet und organiſirt, um deſto mehr an beſtimmte Formen gebunden iſt. Es kommt daher auch nur auf die Abſicht der Kirche an, und dieſe kann, wenn ſie ſich auch über den einzelnen Fall nicht ausſpricht doch bei Ertheilung ihrer Vollmacht unmöglich eine andere als die rechte und wahre geweſen ſein. Hiernach iſt nun auch bei einer Trennung der Kirche in mehrere einander relativ entgegengeſezte Parteien zu beurtheilen, in welchem Umfang die Taufe einer jeden gültig ſei, nämlich nicht nur für ſich ſelbſt, ſondern für alle insgeſammt, weil ſie alle die Abſicht haben durch die Taufe in die chriſtliche Kirche aufzunehmen.

---

*) Matth. 28, 19. 20. **) Ap. Geſch. 2, 41. 47.

***) Licet uti sacramentis quae per malos administrantur. Conf. Aug. VII., wo nun weiter der Schluß vom größern auf das geringere gilt.

Ja geſezt ſogar, ſie fügten der Handlung etwas hinzu was eine beſondere Beziehung auf ihre Parthei enthielte, wiewol eine ſolche Veränderung niemals zu loben wäre, ſo würde für die andern doch hinreichen, wenn ſie dies berichtigten oder für nichtig erklärten, ohne deshalb die Gültigkeit der ganzen Handlung anzufechten. Dies erſtrekt ſich auch bis auf diejenigen abgeriſſenen Theile der Kirche, welche, als Kezereien, ein Verderbniß des chriſtlichen Prinzips darſtellen. Denn wenn ſchon wir ſie nicht für Unchriſten erklären, ſo halten ſie ſelbſt ſich für die wahren Chriſten, und ihre Abſicht iſt alſo auch in die Chriſtenheit aufzunehmen. Iſt nun auch von dieſer Abſicht ungetrennt die der Fortpflanzung ihrer Kezerei: ſo hat dann die wahre Kirche nur dieſer entgegenzuarbeiten in ihren Getauften, ohne daß ſie deshalb die urſprüngliche chriſtliche Grundlegung niederzureißen nöthig hätte. — Was nun die Handlung ſelbſt betrifft, ſo iſt ſie nach der Einſezung Chriſti die Eintauchung des Täuflings in Waſſer in Verbindung mit dem göttlichen Wort *). Das Waſſer an und für ſich abgeſehen von der Handlung kommt hier allerdings gar nicht in Betracht **); aber auch die Handlung, gleichviel ob gänzliche oder partielle Untertauchung, eine von der leztern Art iſt aber jede Ueberſchüttung mit Waſſer, ſteht in keiner Verbindung mit der Abſicht als nur durch die Beziehung auf das göttliche Wort, und iſt alſo ohne dieſe unvollſtändig.

---

*) Baptismus nihil est aliud quam verbum Dei cum mersione in aquam secundum ipsius institutionem et mandatum Art. Smalk. V.

**) Non sentimus cum (iis) qui dicunt Deum spiritualem virtutem aquae contulisse et indidisse, quae peccatum per aquam abluat. Ibid.

So einleuchtend nun dieſes iſt, ſo wenig möchten wir behaupten, daß durch die Einſezung Chriſti das Ausſprechen beſtimmter Worte als Repräſentanten des göttlichen Wortes während der äußeren Handlung geboten, und alſo eine Taufe ohne dieſe überall und immer gleichmäßig auszuſprechenden Worte ungültig ſei. Sondern die Handlung ſoll nur bezogen werden auf die Verkündigung desjenigen göttlichen Wortes, worauf die Jüngerſchaft beruht, welches dann freilich das Wort iſt vom Vater Sohn und Geiſt; durch dieſe Beziehung und die Berufung auf dieſes Wort als ein dem Taufenden und dem Täufling gemeinſames ſoll ſie ihre höhere Bedeutung erhalten und die Abſicht der Kirche und den mit ihr übereinſtimmenden Wunſch des Täuflings ausdrükken. Von dem Ausſprechen der üblichen Taufformel iſt nur zu reden als von einer uralten kirchlichen Ueberlieferung, und jeder, der dieſe Handlung vermöge ſeiner kirchlichen Vollmacht verrichtet, ſoll ſie auch ſo verrichten wie es dieſer gemäß iſt. Daher auch die Gültigkeit der Taufe von verſchiedenen Religionspartheien nicht davon abhängen kann, ob ſie nichts ändern an dieſer Formel als einem Subſtantiale der Taufe *): ſondern wenn einer unter Vorausſezung der Abſicht von einem, der die Vollmacht ſeiner Kirche hat, ſo getauft worden, wie es dieſer gemäß iſt, ſo iſt die Taufe gültig für die ganze Chriſtenheit. Denn ob die Apoſtel vom Pfingſtfeſt an oder überhaupt auch hernach die Formel ausgeſprochen und in der Einſezung Chriſti das Gebot eines ſolchen Ausſprechens gefunden haben, wird nie können ausgemacht werden. Ja wie man von der Vorausſezung von Nothfällen, die aber

---

*) Vgl. Gerh. loc. th. T. IX. p. 90 sq.

eigentlich niemals eintreten können, Veranlaſſung genommen hat zu fragen, ob in einem ſolchen nicht das Waſſer durch etwas anderes könne erſezt werden *): ſo könnte man wol die ähnliche Frage kaum anders als bejahen, ob in einem Nothfalle nicht die Worte könnten durch Zeichen erſezt werden; und da dieſe doch nicht die Worte ſelbſt wiedergeben, ſondern nur den Sinn, ſo könnte noch weit weniger durch ausgeſprochene Worte von gleichem Sinn die Taufe ungültig gemacht werden. Das aber iſt bei weitem das weſentlichere in dieſer die Taufe mit conſtituirenden Beziehung auf das göttliche Wort, daß eben dieſes Wort dem Täufling bekannt und von demſelben anerkannt ſein muß; denn dieſes liegt unläugbar darin, daß das zum Jünger machen, welches nur durch die Kraft des Wortes geſchehen kann, dem Taufen vorangeſtellt iſt, und dieſes finden wir auch in der Handlungsweiſe der Apoſtel, ſoweit unſere Nachrichten gehen, überall beobachtet. Ja ſelbſt die Function der Taufzeugen bei unſerer Kindertaufe enthält die Anerkennung, wie nothwendig es ſei, daß das Wort von dem Täufling verſtanden werde, und er es ſich aneigne: wie denn erſt durch dieſe Aneignung das Wort die Verbindung machen kann zwiſchen der äußern Handlung und der Abſicht.

2. In dieſer Stellung und Bedeutung des Wortes in der Taufe liegt auch dieſes, daß wie des Täuflings Bekenntniß des Glaubens nothwendig, unter welcher Form es auch erfolge, zur Vollſtändigkeit der Handlung gehört: ſo auch der Glaube ſelbſt erfordert wird, wenn die Abſicht erreicht und dem Täufling die mit der Gnade der Rechtfertigung zuſammenhängende Ge-

---

*) Id. ibid. p. 127.

ligkeit ſoll ertheilt werden. Auch war doch nur derjenige in dem Sinne Chriſti zum Jünger gemacht, der wahrhaft an ihn glaubte; und auch in dem andern Ausſpruch Chriſti über die Taufe *) kann der ihr vorangeſchikte Glaube kein anderer ſein, als der, welcher das ewige Leben in ſich ſchließt, und alſo den Anfang deſſelben vollendet. Mit unſerm obigen Saz (§. 154.) iſt dies ſo in Uebereinſtimmung zu bringen, daß die Taufe, um der Leiter der rechtfertigenden göttlichen Thätigkeit zu ſein, bedingt ſein müſſe durch der Kirche Mitgefühl von den unmittelbar den Glauben hervorbringenden Einwirkungen des göttlichen Geiſtes in die Seele, und daß ſie, wo dieſes unſicher iſt, ſolle die Zeichen des Glaubens abwarten. — Dieſem ſtehen indeß zwei andere Anſichten entgegen, die eine, daß die Taufe auch ohne den Glauben des Täuflings die göttliche Gnade erwirbt blos dadurch, daß ſie vollzogen wird, ex opere operato, die andere, daß der Glaube zwar nothwendig iſt um den Zwek der Taufe zu erreichen, aber daß er durch die Taufe ſelbſt erſt hervorgebracht werde, und ihr nicht voranzugehen brauche. Um die erſte anzunehmen müßten wir die göttliche Gnade, etwa als bloßen Erlaß der Strafe oder Ertheilung von Belohnungen ohne alle innere Beziehung, von der Bekehrung trennen, wozu in dem frommen Selbſtbewußtſein des Chriſten unmöglich ein Grund ſein kann, und was unſerer früheren Auseinanderſezung **) ganz widerſprechen würde. Denn die Bekehrung und das neue Leben ſelbſt iſt von dem Glauben in unſerm Sinne des Wortes nicht zu trennen; ſondern wenn jenes da iſt, muß auch dieſer ſchon da ſein. Was die andere Anſicht betrifft, ſo ſtellt nicht nur Chriſtus in beiden Anweiſungen wegen der Taufe das Jüngermachen und den Glauben vor die Taufe. Und wenn dagegen Petrus ſcheint nur die Buße nicht aber den Glauben vor der Taufe zu verlangen: ſo war dieſes die Buße über den Antheil an der Verwerfung Chriſti, welche Buße alſo nur unter Vorausſezung der Anerkennung Chriſti und des Wunſches mit ihm in Verbindung zu ſein, alſo des Glaubenwollens möglich iſt, welches von dem Anfang des Glaubens ſelbſt nicht mehr unterſchieden werden kann; ſondern es ſagt auch Paulus, daß der Glaube, ſofern er von der Thätigkeit der Kirche als des göttlichen Werkzeuges ausgeht, durch die Predigt komme, nicht alſo durch die Taufe. Ja es läßt ſich nicht denken, was wol die Kirche, welche ihre Einwirkung auf die Gemüther immer mit der Predigt anfängt, bewegen ſollte, die Predigt durch die Taufe zu unterbrechen, wenn nicht die Wahrnehmung oder wenigſtens die ſich als unfehlbar ankündigende Ahndung des Glaubens als des eigentlichen Reſultates der Predigt. Ausdrükke daher, welche das Gegentheil zu ſagen ſcheinen, in welchen kirchlichen Autoritäten ſie auch vorkommen[*], ſind nicht ſtreng didaktiſch zu verſtehen, ſondern hiernach zu berichtigen[**]. — Daraus nun daß bei der Taufe der aus der Predigt entſtandene Glaube vorangehn muß, folgt ſchon, daß die Beſtimmung, wenn jeder getauft werden ſoll, von den Dienern des Wortes im engeren Sinne ausgehen muß; und es ſcheint ſonach, es müßte durch beſondere Verhältniſſe begründet ſein, wenn von dieſer Beſtimmung die Verrichtung der Handlung ſelbſt getrennt werden ſoll, da ja offenbar der, in welchem die Ueberzeugung von dem gewirkten Glauben am lebendigſten iſt, auch das natürlichſte und kräftigſte Organ der Kirche hiezu ſein muß. Daher iſt auch, wenngleich Chriſtus nicht ſelbſt taufte, und auch die Apoſtel es gewöhnlich nicht thaten, die Kirche doch darauf zurükgekommen, die Taufe den Dienern des Worts anzuvertrauen; und eine Ausnahme von dieſer Regel auch für den Nothfall kann eigentlich nur begründet ſein, wenn man annimmt, daß bei ſchon bewirktem Glauben das Ausbleiben der äußerlichen Taufe könnte den Anfang einer zuſammenhängenden Lebensgemeinſchaft mit Chriſto aufhalten. Dieſes aber nimmt die Kirche nicht an *), da ſie ja die Taufe nicht einem Moment der Begeiſterung anvertraut, ſondern ſie in der Regel als eine jedesmal vorherbedachte und beſtimmte Handlung verwaltet.

---

*) Marc. 16, 16.

**) §. 129. 131.

---

[*] S. Gerh. loc. th. IX. p. 157.

[**] Vgl. Luther Th. X. p. 156. 157.

3. Denken wir uns nun die Taufe möglichſt unmittelbar auf den bewirkten Glauben folgend, und mit dieſer Handlung alſo die Wiedergeburt beſchloſſen: ſo kann inſofern alles, was mit dieſer zuſammenhängt der Taufe zugeſchrieben werden, weil nämlich mit der Taufe auch das Geſeztſein des Menſchen in die Gemeinſchaft der Heiligen beginnt, ohne welche ſich keine weitere Entwiklung des neuen Lebens aus der Wiedergeburt denken läßt. In dieſem Sinne nun wird mit Recht die Taufe, weil ſie unmittelbar die Aufnahme in die Gemeinſchaft der Gläubigen iſt, die Verſiegelung der göttlichen Gnade genannt *), weil durch ſie der

---

*) Gott hat ſich an ſeine Sakramente nicht alſo gebunden, daß er anders und mehr nicht könnte ohne Sakramente Luth. Th. XXII. 871.

*) Heidelb. Catech. Fr. 69 — 73.

wirkliche Genuß derſelben ſicher geſtellt wird. Wenn man aber, weil Rechtfertigung und Aufnahme in die Kirche weſentlich Eins iſt, jene aber mehr ein Inneres und dieſe mehr ein Aeußeres, die Bewirkung der Wiedergeburt die innere Seite der Taufe nennen will, die Aufnahme in die chriſtliche Kirche aber die äußere *): ſo iſt auch dagegen nichts weſentliches zu erinnern. Es bleibt aber dabei immer vorbehalten, daß wenn einer ohne Glauben getauft iſt, alsdann der Glaube durch die nachfolgende Predigt noch muß hervorgebracht werden, und erſt mit der Erwekkung des Glaubens zugleich auch die Wiedergeburt ſich vollenden kann, und in dieſem Falle demnach das neue Leben, und alles was damit zuſammenhängt, nicht eine Wirkung der Taufe an und für ſich, ſondern nur ihrer und des erſt ſpäter entſtandenen Glaubens zuſammengenommen iſt. Eben daſſelbe gilt nun auch beſonders von der Vergebung der Sünden. Denn wenngleich dieſe auf eine beſondere Weiſe an die Mitgliedſchaft in der Kirche gebunden iſt: ſo kann doch derjenige, welcher ungläubig und unwiedergeboren, alſo nur auf eine äußerliche Weiſe, in der Kirche wäre, an der ihr einwohnenden Kraft die Sünden zu erlaſſen keinen Theil haben, und ſie eben ſo wenig an ſich erfahren, als er ſie an Andern mit auszuüben vermag. Und was den Unterſchied der Zurechnung betrifft zwiſchen den Sünden der Getauften und Ungetauften, ſo kann es auch kein anderer ſein, als der durch die Verbindung mit Chriſto und alſo durch den Glauben und die Wiedergeburt hervorgebracht wird **). Wenn nun mit der Wiedergeburt auch die Seligkeit in der Lebensgemeinſchaft mit Chriſto beginnt: ſo kann der Taufe auch die Ertheilung der Seligkeit nur zugeſchrieben werden, inſofern ſie, wie es ſein ſoll, mit der Wiedergeburt zuſammentrifft; indem wir uns als Chriſten keine Seligkeit auſſerhalb des Lebens in Chriſto denken können, deſſen Anfang eben die Wiedergeburt iſt. So wie auch der umgekehrte Saz, daß ohne Taufe keine Seligkeit ſtattfindet, nur in demſelben Umfange gültig iſt. Denn wo die Wiedergeburt ſchon wäre, aber die Taufe fehlte noch, wäre dieſes ein Fehler der Kirche, der nicht hindern könnte, daß nicht mit der Wiedergeburt die Seligkeit anfinge. Denn wenngleich auch dieſe von der Gemeinſchaft der Gläubigen abhängt: ſo befindet ſich doch der Wiedergeborene, weil in der Lebensgemeinſchaft mit Chriſto, auch innerlich ſchon in der Gemeinſchaft mit allen denen, die in Chriſto ſind; und das Verſäumniß der Kirche kann nicht hindern, daß ihm nicht hieraus die Seligkeit entſtehe, wenn gleich nicht in dem vollen Maaß, als wenn die Kirche auch, wie es von der Taufe an geſchieht, ihn als ein wirkliches Mitglied behandelt.

---

*) Mit Beza und Andern.

**) §. 96, 3. 4. §. 106. Anm. a.

Zuſaz. Es iſt demnach alles, was von den Wirkungen dor Taufe gelehrt wird, vollkommen klar, ſobald eine richtige Verwaltung der Taufe vorausgeſezt wird, und dann auch gar keine Veranlaſſung, weder ihr magiſche Wirkungen beizulegen, noch ſie zu einem bloß äußerlichen Gebrauch herabzuwürdigen. Sondern nur die Vorausſezung einer ſchlechten Verwaltung regt ſchwierige Fragen auf, für deren Entſcheidung nun der Eine die Regel aufſtellt, daß die Wirkungen der göttlichen Gnade nicht ſollen abhängig gemacht werden von einer äußeren Handlung *), der Andere aber die, daß der Zuſtand irgend eines Menſchen nicht vermöge die göttlichen Verheißungen, welche auf eine äußere Handlung gelegt ſind, unwirkſam zu machen **), welches beides ſich ſogleich von ſelbſt verſteht, wenn man nur nicht die Handlung ſelbſt trennen will von der rechten Art ſie zu vollziehen. Wenn daher gegen die Donatiſten mit Recht gelehrt wird, daß weder die Gültigkeit noch die Heilſamkeit der Taufe abhängig iſt von dem Gemüthszuſtande deſſen der die Taufe vollzieht: ſo iſt dies doch nur vollkommen wahr, wenn man die Vollziehung ſelbſt und den Beſchluß der Kirche, daß die Taufe vollzogen werden ſoll, von einander trennt. Denn die Gemüthsbeſchaffenheit deſſen, der dieſen Beſchluß faßt, wird allerdings auf die Heilſamkeit der Taufe einen Einfluß haben, wenn ſie ihn hindert in Abſicht auf die Kenntniß des Täuflings ein tadelloſes Organ der Kirche zu ſein. Und auch das iſt nicht zu läugnen, daß jede Taufe, welche ihren Zweck nicht erreichen kann, eine Verſündigung der Kirche iſt; und je häufiger ſolche um deſto unvollkommner die Kirche.

150.

Zweiter Lehrſatz. Die Kindertaufe iſt nur eine vollkommne Taufe, wenn man das nach erfolgtem Unterricht hinzukommende Glaubensbekenntniß als den lezten dazu gehörigen Akt anſieht.

---

*) Zuingl. de vera. et f. rel. p. 200. Nam hoc ratione libertas divini spiritus alligata esset, qui dividit singulis ut vult.

**) Catechism. rom. II. de bapt. 58. Denn er behauptet, daß alle Verſchiedenheit des Gemüthszuſtandes nur ein Mehr oder Minder der Gnadenwirkungen hervorbringen könne.

1. Wenn die Wiedergeburt des Menſchen mit der Buße beginnt, und dieſe das Bewußtſein der Sünde vorausſezt: ſo kann die Rechtfertigung nicht durch die Kindertaufe gewirkt werden, da das Kind, in welchem das Gewiſſen noch nicht erwacht iſt, auch kein Bewußtſein der Sünde haben kann; und die Kindertaufe iſt alſo inſofern unvollkommen, als der Zwek der Taufe durch ſie nicht kann erreicht werden. Und wenn nur diejenigen, welche glauben, getauft werden ſollen, und der Glaube eine Bewegung in dem Willen iſt, wodurch dieſer in der Vereinigung mit Chriſto ruht, in den Kindern aber der Wille noch völlig unentwikkelt iſt, ſo iſt die Kindertaufe auch inſofern unvollkommen, als die vorgeſchriebenen Bedingungen bei derſelben nicht vorhanden ſind. Es wird zwar demohnerachtet behauptet, daß auch in den Kindern der Glaube durch die Taufe gewirkt werde, und ſie alſo die Wiedergeburt empfangen *), allein dies kann nur in Worten behauptet, nie aber zu irgend einer Klarheit der Vorſtellung gebracht werden. Daher iſt die Kindertaufe, wenn man nur auf den Moment der Taufe ſelbſt ſieht, in jeder Hinſicht unvollkommen; und man kann ſagen, daß die Ausübung derſelben viel dazu beitragen muß, daß die Taufe von ſo ſehr vielen nur für einen äußeren Gebrauch gehalten wird, ſo wie im Gegentheil, daß die Abſchaffung derſelben grade von denen gewünſcht werden kann, welche am meiſten wünſchen, die Taufe

---

*) S. Gerh. loc. th. T. IX. p. 163 u. 246., wo aber in der That kein Beweis zu finden iſt. Eben ſo wenig beweiſend iſt auch was die Wittenb. Concordie darüber ſagt.

in ihrer urſprünglichen Würde zu erhalten. — Auf der andern Seite iſt nicht abzuſehen, wie der Gebrauch der Kindertaufe ſo allgemein in der chriſtlichen Kirche hätte werden können, wenn er nicht in dem unmittelbaren chriſtlichen Gefühl eine Fürſprache fände; denn man kann ihn unmöglich aus der wohlgemeinten aber ſuperſtitiöſen Beſorgniß über das künftige Ergehen der ungetauft ſterbenden Kinder erklären. Wollen wir nun nicht auf veranlaſſende aber zufällige Umſtände, wie z. B. die Verfolgungen der Chriſten, das meiſte Gewicht legen, welches unrecht wäre, da dergleichen Urſachen immer nur etwas vorübergehendes hervorbringen können: ſo werden wir wol dabei ſtehen bleiben müſſen, daß in den erſten Zeiten der Kirche chriſtliche Eltern einen lebhaften Wunſch hatten, ihre Kinder nicht den unchriſtlichen Gliedern ihrer Familie oder überhaupt den heidniſchen und jüdiſchen Kindern gleich zu ſtellen; ſpäterhin aber als dieſes Motiv nicht mehr ſtattfand, die Gewohnheit aber ſich ſchon feſtgeſtellt hatte, die Kinder als Mitglieder der chriſtlichen Kirche anzuſehen, fand man dieſes an und für ſich tröſtlich, und die feſte Zuverſicht darin ausgedrükt, daß es den von chriſtlichen Eltern geborenen an der Bearbeitung des götlichen Geiſtes nicht fehlen könne *).

2. Um nun dieſes anzudeuten, iſt eine ſolche unvollendete Taufe hinlänglich, welche zunächſt nur das Aufgenommenſein in die chriſtliche Gemeinſchaft behufs der vorbereitenden Bearbeitung durch den heili-

---

*) Dies iſt wohl das wahre in dem ſymboliſchen Ausdruk, daß die Kinder mit in die Verheißung eingeſchloſſen ſind Art. Smalc. V. u. a. a. O. Denn ſonſt ſteht dem hiebei zum Grunde liegenden altteſtamentiſchen Wort das neuteſtamentiſche Matth. 3, 9. entgegen.

gen Geiſt ausſpricht, wodurch alſo das Kind auf eine beſtimmte Weiſe in das Gebiet der zuvorkommenden Gnadenwirkungen eingeſchloſſen und darin feſtgehalten wird. Daß ſie aber an und für ſich nur unvollſtändig iſt, braucht nicht durch eine Wiederholung derſelben angedeutet zu werden, wodurch eben die Wiedertäufer ſich von dem Gemeingefühl der Kirche getrennt haben; denn es war nichts verkehrtes in der Kindertaufe, was da hätte wieder aufgehoben und für nichtig erklärt werden müſſen, ſo wenig als die aus Irrthum an einem Erwachſenen, der noch nicht gläubig war, vollzogene Taufe ungültig iſt und wiederholt wird; ſondern es fehlte nur etwas daran, was in der Folge zur gehörigen Zeit ergänzt werden muß. Dieſe Ergänzung iſt nun die Firmelung, welche als der lezte Moment der Taufe und als die vollkommne Aufnahme in die chriſtliche Kirche dann erfolgt, wann ohne jenes beſchleunigende Intereſſe die Taufe würde erfolgt ſein, nämlich wenn die aufnehmende Kirche und der aufzunehmende in der Ueberzeugung zuſammenſtimmen, daß in dem leztern der Glaube bewirkt und er nun innerlich ein wahrer Jünger ſei. Unter dieſem Vorbehalt ihrer Vollendung nun läßt ſich die Kindertaufe rechtfertigen, weil nur unter derſelben Vorausſezung auch die Taufe an Erwachſenen verrichtet worden ſein kann, in denen Fällen, wo der Glaube noch nicht vollſtändig bewirkt iſt, ſondern nur Einwirkungen der zuvorkommenden Gnade einen Schein davon hervorgebracht haben. Nur daß es für die Erwachſenen, welche ſchon bei der Taufe das Bekenntniß abgelegt, keiner andern äußeren Ergänzung bedarf, als der Erlaubniß auch zum Sakrament des Altars hinzuzutreten. Ja wir finden ein Analogon hievon auch in den neuteſtamentliſchen Erzählungen von der Handauflegung zur Ertheilung des Geiſtes, indem in einigen Fällen der Geiſt ſich ſchon unmittelbar nach der Taufe, ja ſogar vor derſelben manifeſtirte; ſo daß jene Handlung ebenfalls als eine Ergänzung ſolcher Taufacte erſcheint, die nicht alles geleiſtet hatten, was andere leiſteten. — Es iſt alſo unrecht, wenn wir die Kindertaufe beibehalten, die Firmelung dann als eine Handlung anzuſehn, die unweſentlich iſt, und eben ſo gut auch unterbleiben könnte, da nur in Beziehung auf ſie die Kindertaufe als eine Taufe nach der Einſezung Chriſti gelten kann. Eben ſo unrecht aber iſt es ſie als ein eigenes Sacrament zu betrachten. Denn wenn ſie dieſes iſt und alſo ihren Zwek und Nuzen für ſich hat: ſo erhält die Kindertaufe durch ſie nicht ihre Ergänzung, ſondern bleibt unvollſtändig.

3. Von einer Nothwendigkeit der Kindertaufe können wir aber nach allem dieſem nicht wagen zu reden; vielmehr müſſen wir geſtehen, daß wir recht gut die Kindertaufe, um bei der Einſezung Chriſti näher zu bleiben, wieder aufgeben könnten, ohne uns deßhalb außer Gemeinſchaft zu ſezen mit dem großen chriſtlichen Zeitraum, in welchem es faſt nur Kindertaufe gab, und in welchem namentlich faſt ohne Ausnahme alle Tauſenden ſelbſt nur die Kindertaufe erhalten haben: ſondern dies würde nur für diejenigen gelten, welche aus zu weit getriebener Bedenklichkeit die Kindertaufe für vollkommen ungültig erklären. War ſie aber nur unvollſtändig, ſo hat ſie auch immer irgend eine mehr oder minder förmliche Ergänzung gefunden. Ja wir können ſie auch aufgeben, ohne davon irgend einen Nachtheil für die Kinder zu beſorgen. Denn wenn in dieſen, bevor ſie durch religiöſe Mittheilung haben

vorbereitet werden können, auch die Taufe den Glauben nicht bewirken, und ihnen alſo auch die Seligkeit, welche durch den Glauben bedingt iſt, nicht an und für ſich mittheilen kann: ſo iſt kein Unterſchied aufzuweiſen zwiſchen den Kindern, die nach der Taufe zwar aber doch vor Erneuerung ihres Taufbundes ſterben, und denen die auch ungetauft die Zeitlichkeit verlaſſen. *Zweitens*, wenn wir aber auch aus den oben angeführten Gründen die Kindertaufe beibehalten: ſo iſt doch kein Grund vorhanden mit denen, welche die Kindertaufe aufgegeben haben, die kirchliche Gemeinſchaft bloß deshalb aufzuheben; und ſo müßte wol das über die Wiedertäufer ausgeſprochene Verkezerungs- und Verdammungsurtheil in ſo weit aufgehoben werden. Ja es ließe ſich denken, daß dies in der Folge einmal der chriſtlichen Freiheit eines jeden anheimgeſtellt würde die Kinder taufen zu laſſen oder nicht, und daß jeder auch in der entgegengeſezten Anſicht und Sitte des Anderen dieſelbe chriſtliche Frömmigkeit anerkennte. *Drittens*, ſo lange nun die Kindertaufe in der Kirche beibehalten wird zum Zeugniß unſerer Hoffnung, hat die Kirche deſto größere Aufmerkſamkeit zu wenden auf die Firmelung als die eigentliche Vollendung der Taufe, damit nun dieſe der volle Anfang eines wahrhaft chriſtlichen und ſeligen Lebens ſei.

Viertes Lehrſtük. Vom heiligen Abendmahl.

156.

Das heilige Abendmahl iſt als Genuß des Leibes und Blutes Chriſti nach ſeiner Einſezung, indem eine Stärkung der gegenſeitigen Lebensgemeinſchaft der Chriſten untereinander, zugleich auch eine Stärkung der Lebensgemeinſchaft eines jeden mit Chriſto, und umgekehrt.

1. Das Bedenken, ob es in der Abſicht Chriſti gelegen, dieſe Handlung als eine beſtändige und ſelbſtſtändige Inſtitution in der Kirche zu verordnen, iſt in der evangeliſchen Kirche nicht ſo lautbar geworden, daß darauf hier eine beſondere Rükſicht zu nehmen wäre; es veranlaßt indeß die Frage, worauf wol unſer Glaube in dieſer Abſicht ruhe. Dieſe nun iſt ſchwerlich anders zu beantworten, als daß freilich durch die uns aufbewahrten Worte Chriſti dieſer Glaube nicht vollſtändig begründet iſt, indem einige Erzählungen gar keinen *), die andern nur einen unbeſtimmten und vieldeutigen Befehl **) hiezu enthalten, und daß, wenn hierauf allein geſehen wird, das Fußwaſchen ***) mit demſelben Recht als eine allgemeine Inſtitution müßte aufgenommen worden ſein †). Wir richten uns aber dieſerhalb nach der erſten Kirche, welche ſich offenbar hierin auf die Anordnungen der Apoſtel ſelbſt gründete. Dieſe aber konnten Gründe haben, das eine fallen zu laſſen und das andere aufzunehmen, welche uns nicht mehr gegeben ſind, ſeien es nun ausdrükliche Anweiſungen Chriſti geweſen, oder Folgerungen aus ſeinen Worten oder aus dem unmittelbaren Eindruk der Sache und aus den begleitenden Umſtänden; und wenn wir einem Verdacht Raum geben wollten, daß ſie ſich in dem einen oder andern geirrt hätten, ſo müßten wir

---

*) Matth. 26, 26 — 28. u. Marc. 14, 22 — 24.

**) Luc. 22, 19. 20. u. 1. Kor. 11, 24. 25.

***) Joh. 13, 14. 15.

†) Vgl. R. Barclai. l. c. Th. XIII.

ihnen eine Unſicherheit im Auffaſſen beilegen, die ihr kanoniſches Anſehn ganz aufhöbe, ſo daß uns noch mehr als dieſes müßte ungewiß werden. — Die Abſicht aber vorausgeſezt, ſo wie auch, daß bei dieſer Handlung wie bei der Taufe der Erfolg der Handlung von der Uebereinſtimmung derſelben mit der Einſezung Chriſti abhänge, wird auch hier, je größer der Erfolg um deſto wichtiger die Frage, was zu dieſer Einſezung gehöre. Die Verſchiedenheit der Abendmahlsgebräuche in der chriſtlichen Kirche, ohne daß dennoch die verſchiedenen Partheien alle gegenſeitig von einander behaupten, ihr Abendmahl ſei keines, bekündet ſchon hinlänglich, daß eine vollſtändige Uebereinkunft in Beantwortung dieſer Frage noch nicht erzielt iſt. Dieſe ſcheint ſchon deshalb nicht möglich zu ſein, weil es eine zwiefache Uebereinſtimmung giebt eine abſolute und eine relative, welche einander auf mancherlei Weiſe begrenzen, deren keine ganz vernachläßt werden darf, wovon aber bald die eine bald die andere mehr kann begünſtigt werden. Denn wenngleich die Anhänglichkeit an die ſinnliche Gewalt der abſoluten Einerleiheit einen unvollkommnen Zuſtand verräth, und ein geiſtigeres Chriſtenthum ſich mit der Gleichheit der inneren Verhältniſſe der Handlung und ihres Verhältniſſes zum ganzen Leben zufrieden ſtellt: ſo würde doch eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen die äußere Identität die geſchichtliche Einheit und Stätigkeit der Sache auflöſen und willkührliche Verſchiedenheiten ins unendliche herbeiführen. Wenn alſo das Ziel die möglichſte Vereinigung beider iſt, ganz aber keine von beiden erreicht werden kann: ſo bleibt die Aufgabe, auf jeder Seite das größte mit dem möglichſt kleinſten Verluſt auf der andern Seite zu erreichen, immer eine unbeſtimmte Aufgabe. Unterſcheiden wir nun die Handlung und die Elemente, ſo iſt die evangeliſche Kirche darin völlig einig, daß die abſolute Identität der erſteren wichtiger iſt, als die der lezten, weil nicht einzuſehen iſt, wie der Zwek der Handlung durch eine Verſchiedenheit des Stoffs ſollte können vereitelt werden. In der Handlung aber halten wir für weſentlich, daß von allen Theilnehmern ſowol getrunken werde als gegeſſen, und daß der Gegenſaz da ſei von Austheilen und Empfangen. In Beziehung auf die Elemente aber, daß das eine etwas ſei, was da, wo es gebraucht wird, mit Recht könne Brod genannt werden, in dem andern aber ſei Wein, welcher Gewächs des Weinſtoks iſt; und der Fall von einer unabweisbar dringenden Aufforderung zu dieſer Feier unter Umſtänden, wo ſie ohne Abweichung hievon nicht vollzogen werden kann, gehört uns unter die in einer chriſtlichen Gemeinde nicht anzunehmenden Ausnahmen. Daß hingegen Brod und Wein grade von derſelben Art ſeien, wie das, deſſen ſich Chriſtus bedient, das gehört zu den unerreichbaren Forderungen, deren Nothwendigkeit aber auch weder dargethan werden kann, noch auch überhaupt gefühlt wird. Was aber die Identität der Beziehungen betrifft, ſo folgte die Handlung als ein gemeinſames Mahl auf fromme Geſpräche und gemeinſames Gebet; und dieſes halten wir ebenfalls für weſentlich zu einer richtigen Feier. Daß ſie aber Abends vollzogen ward, für zufällig, und daß ſie nur das Ende ſei von einem andern vollſtändigeren ja ſelbſt ſchon gottesdienſtlichen Mahle, dies iſt in unſerm dermaligen Zuſtande unerreichbar; denn was auch voranginge, könnte doch nicht die Bedeutung für uns haben, welche die Oſtermahlzeit für die Jünger hatte. Noch weniger aber möchken wir dieſe Identität zum Nachtheil jener ſo weit ausdehnen, zu behaupten, es komme mehr darauf an, daß das Getränk im Abendmahl das gewöhnliche Tiſchgetränk aller Theilnehmer, als daß es vom Gewächs des Weinſtoks ſei; und mehr darauf, daß das Brod einen feſtlichen Charakter habe, als daß es aus möglichſt denſelben Ingredienzen nach derſelben Bereitungsart beſtehe. Offenbar aber muß hier von der einen Art der Aehnlichkeit deſto mehr nachgelaſſen werden, je genauer man die andere darſtellen will.

2. Wie nun die nach der Einſezung Chriſti vollkommen verwaltete Taufe der ſichere und zuverläßige Anfang der Seeligkeit des Chriſten iſt: ſo erwartet der Glaube des Chriſten von dem eben ſo verwalteten Abendmahl eine jedesmalige Stärkung und Befeſtigung dieſer Seligkeit, welche immer nur aus dem geiſtigen Geſammtleben hervorgeht. Dieſe Erwartung ſcheint zwar durch den Ausdruk Chriſti, daß dies zu ſeinem Gedächtniß geſchehen ſolle, nicht vollkommen gerechtfertigt zu werden. Allein jede Erwekkung der Lebensgemeinſchaft mit Chriſto muß doch Vergegenwärtigung Chriſti ſein, wenn ſie nicht etwas ganz bewußtloſes ſein ſoll; und da Chriſtus die Handlung nur als eine gemeinſame eingeſezt hat, ſo ſoll Chriſtus auch der Geſammtheit, als die Seele ihres gemeinſamen Lebens, vergegenwärtiget werden. Daß aber in dem Zuſammenſein der Kirche mit der Welt das eigenthümliche Leben der erſten einer periodiſchen Stärkung bedarf, da die Einflüſſe der lezteren demſelben hemmend und ſtörend entgegenwirken, leidet keinen Zweifel, und drükt ſich unverkennbar in der Sehnſucht der Gläubigen aus, welche in dem Sakrament des Altars ihre Befriedigung ſucht. Denken wir uns nun die Gemeinſchaft der Gläubigen un-

ter einander und die Gemeinſchaft eines jeden mit Chriſto jede für ſich: ſo wird die lezte geſtärkt durch jedes fromme Inſichkehren des Gläubigen, während deſſen er ſich auf der einen Seite den Einflüſſen der Welt verſchließt, und auf der andern aus der Schrift mittelbar oder unmittelbar Chriſtum ſich vor Augen ſtellt. Die Gemeinſchaft der Gläubigen unter einander aber wird geſtärkt durch jede kräftige und erregende Erweiſung chriſtlicher Liebe im gemeinſamen Leben. Und jedes wirkt nicht nur unmittelbar auf ſeinem Gebiet, ſondern auch mittelbar auf das andere; dennoch aber iſt in keinem von beiden jene dem Abendmahl eben beigelegte reine Identität beider Wirkungen. Zwiſchen das gemeinſame thätige Leben aber und die einſame Betrachtung tritt mitten inne dasjenige Gebiet, welches wir mit dem allgemeinen Namen des öffentlichen Gottesdienſtes bezeichnen, und welches von der einen Seite angeſehen nichts anders iſt, als das gemeinſame Leben, welches ſich von der Thätigkeit nach außen in die reflectirende Darſtellung des Inneren zurükzieht, von der andern Seite nichts anders als die Betrachtung, welche aus der Einſamkeit heraustretend gemeinſam wird. Dieſes alſo iſt die Vereinigung beider Gemeinſchaften, und ſo ſcheint auch alles, was hier geſchieht, ſeine Wirkung in beiden äußern zu müſſen; wie denn auch dies die Forderung iſt, die wir an jeden zwekmäßig eingerichteten Gottesdienſt machen. Die Wirkung, welche das Abendmahl hervorbringen ſoll, iſt alſo von gleicher Art mit denen des öffentlichen Gottesdienſtes überhaupt; und es fragt ſich ſonach zunächſt, wodurch ſich denn daſſelbe von allen übrigen Elementen und Formen des Gottesdienſtes unterſcheidet.

3. Auf der einen Seite iſt offenbar, daß aus den angeführten Gründen die ganze Chriſtenheit das Abendmahl als einen Beſtandtheil des öffentlichen Gottesdienſtes anſieht und zwar als die höchſte Spitze deſſelben. Denn wie wir den Kreis der gottesdienſtlichen Uebungen für unvollſtändig erklären würden, wenn nicht auf beſtimmten Punkten und zwar auf den höchſten und heiligſten am meiſten das Abendmahl als Schlußſtein des Ganzen einträte: ſo würden wir es für einen krankhaften Zuſtand entweder Einzelner oder einer ganzen Gemeinde erklären, wenn jemand irgend einem andern Element des Gottesdienſtes eine größere Wirkſamkeit zur Stärkung des geiſtigen Lebens beilegen wollte als dem Abendmahl. Inſofern alſo müſſen wir die Gleichartigkeit der Wirkungen überhaupt anerkennen. Das ſpecifiſch unterſcheidende derſelben auf der andern Seite ſcheint in folgendem zu liegen. Jene zwiefache Wirkung nämlich auf die Gemeinſchaft der Chriſten unter einander und auf die Gemeinſchaft eines jeden mit Chriſto iſt in allen andern Elementen des Gottesdienſtes dennoch einſeitig. Je kräftiger ein Einzelner hervortritt und die Andern an ſich zieht, oder je ſtärker eine gemeinſame Stimmung ſich ausſpricht und durch die Mittheilung erhöht, um deſto mehr wird auf das gemeinſame Leben gewirkt. Die Wirkung aber auf die Gemeinſchaft eines jeden mit Chriſto hängt ab von der perſönlichen Selbſtthätigkeit, mit der ein jeder das öffentlich hingeſtellte auf ſein Verhältniß mit Chriſto bezieht und in ſich verarbeitet. Daher kann die eine ſchwach ſein, wo die andere ſtark iſt und umgekehrt, weil ja die eine nicht in der andern ihren Urſprung hat, ſondern jede in etwas anderem. Im Abendmahl aber iſt beides weder zu ſcheiden noch zu unterſcheiden;

auch liegt nichts Einzelnes und Beſonderes zum Grunde, wodurch die Wirkung mehr auf die eine oder die andere Seite gelenkt werden könnte, und eben ſo wenig übt weder der Austheilende eine perſönliche Gewalt aus auf die Empfangenden, noch dieſe jeder eine beſondre ihm eigne innere Selbſtthätigkeit. Vielmehr iſt es nur die ganze erlöſende Liebe Chriſti, an welche wir gewieſen ſind, und der Austheilende iſt nur das Organ der Einſezung Chriſti, ſo wie die Empfangenden nur in dem Zuſtande der aufgeſchloſſenſten Empfänglichkeit ſich befinden. Alle Wirkung geht alſo unmittelbar und ungetheilt von dem Worte der Einſezung aus, in welchem ſich die erlöſende und gemeinſchaftſtiftende Liebe Chriſti darſtellt und regt, und im vertrauenden Gehorſam gegen welches die Handlung ſelbſt vollzogen wird. Schon durch dieſe ungetheilte und ausſchließende Unmittelbarkeit und durch die damit verbundene Unabhängigkeit ſeines Erfolges von wechſelnden perſönlichen Zuſtänden und Verhältniſſen unterſcheidet ſich das Abendmahl von allen andern gottesdienſtlichen Handlungen; und nur in dieſe Unmittelbarkeit ſeines kräftigen Wortes ließ ſich auch das geheimnißvolle hineinlegen bei dieſer Art, wie Chriſtus ſein Leben unter die Seinigen auszutheilen und ſich ihnen zur genußreichen Stärkung ihres eigenen geiſtigen Lebens hinzugeben verſpricht. Dieſes nun kann, wenn man nicht auf irgend einem Punkt in der Mitte haftet, ſondern das Ende ins Auge faßt, offenbar nichts anders ſein, als was Chriſtus auch anderwärts, wo von Brod und Wein gar nicht die Rede iſt, ebenfalls durch den Ausdruk ſein Fleiſch eſſen und ſein Blut trinken *),

---

*) Joh. 6, 53 — 56.

bezeichnet, und was mit andern bildlichen Ausdrüken wie das Nahrungſaugen der Reben aus dem Weinſtok auf das genaueſte verwandt iſt. Denn niemand wird wol behaupten wollen, daß ſich der beabſichtigte Nuzen des Abendmahls nicht mit denſelben Ausdrüken bezeichnen ließe, da es ja keine angemeſſenere Bezeichnung für unſer Lebensverhältniß zu Chriſto giebt, als daß das eigne Leben ſich periodiſch aus der Fülle des ſeinigen nährt, und eben ſo wenig, daß der geiſtige Genuß Chriſti und ſeines Fleiſches und Blutes im Abendmahl ein weſentlich anderer wäre als auſſer dem Abendmahl. Sondern das eigenthümliche von dieſer Seite iſt nur das Gebundenſein des weſentlich ſelbigen Erfolges, aber in jener größeren Unmittelbarkeit und Freiheit, an die durch das Wort Chriſti geſegnete und geheiligte Handlung. Indem nun der Handlung dieſe Kraft nur einwohnt durch das Wort Chriſti, ohne welches ſie nur ein gewöhnliches Mahl ſein würde: ſo iſt auch der Erfolg ein unmittelbarer aus dem menſchlichen Leben Chriſti für alle Zeiten übertragener Einfluß Chriſti auf die Seinigen, und heißt alſo auch in dieſer beſonderen Hinſicht, wegen ſeiner vereinigenden Kraft und ſeines Urſprungs aus dem menſchlichen Leben Chriſti, ein Genießen ſeines Leibes und Blutes. Dieſes nun iſt für den Glauben nichts irgend unbegreifliches; ja ihm muß höchſt erwünſcht ſein, daß außer den gewöhnlichen aus dem Dienſte des Wortes — im weiteſten Sinn — uns zukommenden Hülfsmitteln, Chriſtus noch ein eignes von allen menſchlichen Mitwirkungen und Gegenwirkungen unabhängiges in ein beſonderes Inſtitut hineingelegt; und wenn es dem Gläubigen auf der einen Seite nicht ſchwer werden kann in der äußeren Seite deſſelben eine eben ſo beſtimmte Bedeutſamkeit nachzuweiſen wie in der Taufe, ſo wird er auf der andern Seite eben ſo leicht zugeſtehen, daß, wenn Chriſtus ſeinem Inſtitut eine andere Geſtalt hätte für gut befunden zu geben, doch derſelbe Erfolg davon müßte erwartet werden, und auch eine damit zuſammenhängende Bedeutſamkeit des äußeren nicht fehlen würde. Das unverſtändliche alſo und je nachdem es erklärt wird mehr oder minder unbegreifliche liegt nur in den Ausdrükken, durch welche Chriſtus die Uebertragung des Erfolges an die äußere Handlung bezeichnet, indem er das Brod ſelbſt, welches gegeſſen wird, ſeinen Leib, und den Wein ſelbſt, welcher getrunken werden ſoll, ſein Blut nennt.

157.

In Abſicht auf die Verbindung zwiſchen dem Brodt und Wein und dem Leib und Blut Chriſti ſtellt ſich die evangeliſche Kirche nur beſtimmt entgegen auf der einen Seite denen, welche dieſe Verbindung unabhängig machen wollen von der Handlung des Genuſſes, auf der andern Seite denen, welche dem leiblichen Genuß des Brodtes und Weines gar keinen Zuſammenhang zugeſtehen wollen mit dem geiſtigen des Leibes und Blutes Chriſti.

1. Das erſte iſt das weſentliche in unſerm Gegenſaz gegen die katholiſche Kirche. Denn ob Leib und Blut Chriſti mit Brodt und Wein ſo in Verbindung geſezt ſind, daß von jedem beides zugleich leiblich genoſſen wird; oder ob, nachdem Leib und Blut Chriſti zum leiblichen Genuß in den Ort des Brodtes und Weines herbeigeſchaft worden, Brodt und Wein ſelbſt

nicht mehr leiblich genoſſen werden, weil nämlich beide nicht mehr wirklich vorhanden ſind, ſondern nur ihr leerer Schein: dies iſt an und für ſich ein unbedeutender Unterſchied, da ja, wenn der geiſtige Genuß für den Gläubigen an jenen mit den ſichtbaren Elementen des Abendmahls verbundenen ſacramentlichen Genuß des Leibes und Blutes gebunden iſt, auf den wirklichen Genuß des Brodtes und Weines gar nichts weiter ankommen kann; wie dieſes auch Luther ſelbſt auf ſeine Weiſe anerkannt hat. Das aber ſchließt die Verwandlung weſentlich in ſich, daß wenn einmal das Brod, bis auf den äußeren ſinnlichen Schein verſchwunden iſt, und der Leib Chriſti an ſeine Stelle getreten, und ſo auch iſt es mit Wein und Blut: ſo bleiben ſie auch auſſerhalb der Handlung des Abendmahls verſchwunden, und was irgend wo davon gefunden wird und gebraucht, das wird nur als verborgener Leib und Blut Chriſti gefunden. Dies wird auch bei allen den caſuiſtiſchen Fragen, welche ſeit der Brodverwandlungslehre verhandelt worden ſind, immer vorausgeſezt. Wogegen auch nach der ſtrengſten Anſicht Luthers niemals behauptet werden kann, daß Leib und Blut Chriſti in dem Brodt und Wein vorhanden ſei außer der Handlung des Abendmahls ſelbſt. Daher auch die ſtandhafte Oppoſition gegen alle Schauſtellung und Verehrung der conſecrirten Elemente, und gegen die abergläubiſche Anmaßung irgend etwas dadurch ausrichten zu wollen abgeſondert von dem Genuſſe ſelbſt. Und die hier, wie es ſcheint, entſcheidende Frage, ob wenn ein Ungläubiger etwas von den conſecrirten Elementen auſſerhalb des Sacraments und ohne Beziehung auf daſſelbe genöſſe, er dennoch auch dieſes ſich zum Gericht genießen würde, könnte wol in der evangeliſchen Kirche ſchwerlich anders als ganz allgemein, verneint werden.

2. Das zweite iſt das weſentliche in unſerm Gegenſaz gegen die Sacramentirer *), welche behaupten, der Genuß des im Sacrament mit dem Namen des Leibes und Blutes bezeichneten Brodtes und Weines ſei nur ein Bild und Schatten von dem an dieſe Handlung gar nicht gebundenen geiſtigen Genuß des Leibes und Blutes Chriſti; und ſobald man ſich dieſes geiſtigen verſichert habe, werde jene bloß ſinnbildliche Handlung beſſer aufgegeben als fortgeſezt **). Denn wenn allerdings auch die evangeliſche Kirche zugiebt, daß der geiſtige Genuß, zu dem Chriſtus lange vor der Einſezung des Abendmahls ſchon eingeladen hat, ſo wie er damals ohne das Sakrament ſtattfand, ſo auch jezt, nachdem dieſes eingeſezt worden, doch auch auſſerhalb deſſelben zu finden ſei: ſo verkennt ſie doch nicht die Beziehung der ſpäteren Einſezung auf jene frühere Einladung, und vertraut dem Worte Chriſti, dieſe ſei nun in jener durch ſeine Kraft ſo verwirklicht, daß jeder Gläubige den geiſtigen Genuß zuverläßig in der ſacramentlichen Handlung finde. Dieſe iſt alſo nun für den Gläubigen, bei rechter Verwaltung von allen Seiten, der ſichere und unfehlbare Zugang zu jenem; und in Vergleichung mit dem Sacrament erſcheint nun jeder andere Moment des geiſtigen Genuſſes Chriſti

---

*) Es verſteht ſich wohl ohne weiteres, daß wir hier dieſen Namen nicht, wie in der Hize des Streites von Luther und anderen Theologen geſchehen, auch auf die Anhänger der helvetiſchen und ähnlicher Bekenntniſſe ausdehnen, als deren Meinungen ganz innerhalb der hier bezeichneten Grenzen ſchweben.

**) Siehe Rob. Barclai Apol. th. XIII.

nur ungewiß und zufällig. Jene Anſicht hingegen verkennt den Werth der Einſezung Chriſti und ſeine freie Macht auch in Bezug auf ſeine geiſtige Mittheilung. Denn wenn ſie gleich zugiebt, daß der geiſtige Genuß auch in der ſacramentlichen Handlung ſein könne: ſo könnte dieſe doch nicht ein bloßer Schatten oder Bild ſein, wenn nicht jede ſolche Verbindung nur zufällig wäre. Und wenn ſie nicht glaubten, es ſei ſicherer den geiſtigen Genuß des Leibes und Blutes Chriſti außerhalb des Sacraments zu finden als in demſelben: ſo könnten ſie nicht ſagen, man thue beſſer dieſes aufzugeben als beizubehalten. — Faſt daſſelbe gilt aber auch von denen, welche das Abendmahl zwar als ein Gebot Chriſti beſtändig in der Kirche beibehalten wiſſen wollen, aber dennoch gauben, es ſtehe mit dem geiſtigen Genuß des Leibes und Blutes Chriſti in gar keiner Verbindung, ſondern es ſei nur ein Gebrauch, durch welchen wir Zeugniß oder Bekenntniß ablegen *). Denn für dieſe iſt nicht nur dieſes beſondere Gebot Chriſti ein Gebot ohne Verheißung; ſondern ſie wenden auch auf dieſe Zuſammenkunft, die ſo ausgezeichnet eine im Namen Chriſti iſt, nicht einmal die allgemeine Verheißung an, die Chriſtus allen ſolchen gege-

---

*) S. Catechs. Eccl. Polon. Sect. 6. Cap. IV. Zwingli zwar nennt das Abendmahl auch nur eine dankſagende Erinnerung (de vera et falsa rel. p. 288). Aber dies gilt bei ihm nur von dem Genuß des Brodtes und Weines; er verbindet aber mit dieſem nicht zufällig, ſondern ſo es ein rechtes Abendmahl ſein ſoll, weſentlich den geiſtigen Genuß. Expos. fid. ad reg. Chr. Cum ad coenam Domini cum hac manducatione spirituali venis . . ac simul cum fratribus panem et vinum, quae iam symbolicum Christi corpus sunt, participas, iam proprie sacramentaliter edis.

ben. Und dieſes verheiſſungsloſe Gebot wäre auch ein zweckloſes, da bei der Feier des Abendmahls ſchon die älteſte Kirche keinen Unchriſten als Zuſchauer zuließ, den Chriſten unter ſich aber fehlt es in ihrem Gemeinverbande auch ohne dies Sacrament nicht an Mitteln ſich gegenſeitig als Mitglieder der Kirche zu erkennen.

3. Was nun aber innerhalb dieſer Grenzen noch zu beſtimmen wäre auſſer demjenigen, was durch den Begriff des geiſtigen Genuſſes und durch die ausgezeichnete gottesdienſtliche Dignität ſchon beſtimmt iſt, darüber iſt um ſo weniger eine übereinſtimmende Entſcheidung zu erwarten, als die Aufgabe bloß durch jene ſchwierigen Worte Chriſti entſteht, deren Sinn aus Mangel an Hülfsmitteln wol niemals ſo genau wird ermittelt werden können, daß keine Unbeſtimmtheit übrig bliebe und alle Einwendungen abgeſchnitten würden. Denn der Grundſaz der Buchſtäblichkeit müßte wenigſtens, wenn man für dieſen Gegenſtand eine beſondere Verpflichtung dazu anerkennen wollte, gleichmäßig angewendet werden, welches aber eines Theils nicht thunlich iſt, da Brod und Kelch ſich nicht gleichmäßig verhalten, eben ſo wenig als Leib und Teſtament *), anderntheils auch die Lutheriſche Meinung, welche ſich am meiſten auf jenen Grundſaz ſtüzt, doch nicht gehörig vertheidigen würde, indem Paulus **) nicht ſagt, daß der Leib und das Blut Chriſti unwürdig genoſſen zum Gericht gedeihe, ſondern von dem Brod und Wein ſagt er dieſes. Ja man kann ſagen, daß die ſtrengſte Buchſtäblichkeit entweder doch auf die Uneigentlichkeit des Ausdruks zurükführt, oder behaupten

---

*) Matth. 26, 26 — 28. vergl. Luk. 22, 19. 20

**) 1. Kor. 11, 27.

muß, das Abendmahl, welches Chriſtus ſelbſt mit ſeinen Jüngern gehalten hat, ſei ein anderes als dasjenige, welches jezt gehalten wird. Denn unmöglich konnte in demſelben Sinne der Leib Chriſti ſein, was in derſelben Handlung dargereicht wurde und was darreichte; alſo war dort entweder der dargereichte Leib nicht, und alſo das Abendmahl ein anderes, oder der dargereichte iſt überall in einem andern Sinne Leib Chriſti als der damals darreichende, und keine begriffsſpaltende Künſtelei kann hierüber gründlich hinaushelfen. Soll nun gar erſt beſtimmt werden, wie denn der buchſtäblich verſtandene Leib Chriſti genoſſen werde verſchieden von dem leiblichen Genuß der ſymboliſchen Elemente und verſchieden von dem geiſtigen Genuß: ſo kann man hierüber zwar Formeln aus unſchriftmäßig erfundenen Worten zuſammenſezen, aber die Thatſache kann dadurch niemals lebendig vorgeſtellt werden. Die Auslegung aber, welche von der Vorausſezung eines bildlichen Ausdruks ausgeht, kann eben ſo wenig zu einem beruhigenden Schluß kommen, indem nicht zu entſcheiden iſt, da der Zuſammenhang der Sache nicht vollſtändig gegeben iſt, ob der Gehalt deſſelben mehr aus der Aehnlichkeit der Worte mit den früheren ähnlich klingenden Reden Chriſti zu entwerfen ſei, oder aus der Aehnlichkeit der Sache mit den ähnlichen altteſtamentiſchen Handlungen. Daher iſt es denn leicht zu begreifen, daß hierüber drei verſchiedene Meinungen in der evangeliſchen Kirche beſtehen, deren eine ſich am meiſten der katholiſchen nähert, die andere am meiſten der ſocinianiſchen, und die dritte zwiſchen beiden ſteht. Die erſte erklärt, Chriſtus habe mit dem Brod und Wein ſelbſt die wirkliche Gegenwart ſeines Leibes und Blutes verbunden aber nur für die Handlung des leiblichen Genuſſes jener im Sacrament *). Die zweite erklärt, Chriſtus habe mit dem Brod und Wein ſelbſt nichts verbunden, ſondern nur durch ſeinen Befehl mit der Handlung des Eſſens von jenem Brod und Wein den geiſtigen Genuß ſeines Fleiſches und Blutes **). Die dritte erklärt, Chriſtus habe allerdings nur mit der Handlung des Eſſens und Trinkens verbunden, aber nicht bloß den geiſtigen Genuß, wie er auch auſſer dem Sacrament zu haben iſt, ſondern die ſonſt nirgend zu habende wirkliche Gegenwart ſeines Leibes und Blutes ***). Die zweite alſo erkennt nur zweierlei, den leiblichen Genuß und die geiſtige Wirkung, welche beide verbunden ſind durch das Wort; die andern beiden erkennen noch etwas drittes, jedoch nicht in demſelben Sinne, nämlich die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti, welche jedoch nach der einen durch eine beſondere geheimnißvolle Kraft des Wortes verbunden iſt mit dem Brod und Wein zu einer gewiſſen Aehnlichkeit des leiblichen Genuſſes, nach der andern durch die uns allen bekannte geiſtige Kraft der göttlichen Verheiſſung verbunden iſt mit dem geiſtigen Genuß der Gläubigen, und als deſſen eigenthümliche Erhöhung anzuſehen iſt. Die zweite, welche die vervollſtändigte und von der Aehnlichkeit mit der dürftigen ſocinianiſchen Anſicht befreite Zwingliſche Meinung iſt, hat das für ſich, daß ſie an ſich die klarſte iſt, weil ſie die

---

*) Quod in coena domini vere et substantialiter adsint corpus et sanguis Christi, et vere exhibeantur cum illis rebus quae videntur, pane et vino. Apol. Conf. IV.

**) Dies geht aus allen Erklärungen der reformirten Theologen gegen die römiſch katholiſche Lehre vollſtändig hervor.

***) Calv. Institt. IV. XVII. 10.

die gar ſchwer zu beſchreibende wirkliche Gegenwart aus dem Spiel läßt, und daß ſie eben dadurch das Abendmahl in die größte Analogie bringt mit der Taufe. Denn daß man auch in dieſe das Blut Chriſti auf eine reale Weiſe hat hineinbringen wollen, iſt doch nur eine Künſtelei, um auch für die andern Vorſtellungen vom Abendmahl dieſe Analogie nachzuweiſen. Aber nur ſo wie ſie hier gefaßt und aus den oben angezogenen lezten Worten Zwinglis vervollſtändigt iſt, vermeidet ſie einigermaßen den Nachtheil, daß ſie der Gemüthsbewegung, welche dieſe Handlung in gläubigen Chriſten erregt, nicht genüget, deren Gefühl ſich immer gegen ſolche Darſtellungen ausſprechen wird, welche die Kraft der Sacramente verringern oder aufheben *). Dem aber entzieht ſie ſich auf keine Weiſe, daß man nicht begreift, wenn nur dieſes geſagt werden ſollte, weshalb ſich Chriſtus bei der Einſezung ſo beſonderer Ausdrükke bedient habe. Dieſe beiden Schwierigkeiten finden ſich nicht bei den Darſtellungen Luthers und Calvins; dagegen ſteht die erſtere der katholiſchen Meinung zu nahe als daß ſie nicht ſollte mancherlei abergläubiſche Vorſtellungen begünſtigen, und dabei kann die Art, wie mit dem Brodt zugleich der Leib Chriſti genoſſen wird,

---

*) Daher auch die übrigens aus dem Geſichtspunkte des Streites gegen die römiſche Lehre zu beurtheilenden Säze Zwinglis, Sacramentum vim nullam habere potest ad conscientiam liberandam . . Toto coelo errant, qui Sacramenta vim habere mundandi putant . . Sunt ergo signa vel ceremoniae, quibus se homo ecclesiae probat in der reformirten Kirche ſelbſt keinen Eingang gefunden haben, wie ſich denn auch Calvin unverholen genug gegen dieſe dürftige Anſicht erklärt. Man muß ihm deſto mehr zu Gute kommen laſſen, was er ſelbſt zugiebt. Auxilium opemque adferunt fidei (Expos. ad reg. Chr.) wiewol auch in dieſer Ausführung wenig eigenthümliches dem Sacramente zugeſtanden wird.

ſo wenig verſtändlich gemacht werden, daß man nur Worte aufſtellt, durch welche aber keine wirkliche Vorſtellung mitgetheilt wird. Die Calviniſche ihrerſeits vermeidet die überſinnliche Sinnlichkeit der Lutheriſchen eben ſo gut als die überverſtändige Dürftigkeit der Zwinglichen: allein es iſt eben ſo wenig zu erwarten, daß ſie allgemein werden ſollte, da auch auf die Art, wie dieſe Erklärung die ſymboliſchen Elemente mit dem Zwek des Sakramentes zuſammenhängen läßt, doch nicht die ganze Einrichtung deſſelben begriffen wird, vielmehr immer noch eine Spur von Willkürlichkeit in der Symbolik übrig bleibt, und alſo auch ein Reiz in dem Sakrament mehr zu ſuchen, als die Erklärung darbietet. Daher bleibt für jezt nichts übrig, als alle dieſe Meinungen mit ihren verſchiedenen Abſchattungen für verträglich zu erklären mit der heiligen Ehrfurcht des Chriſten vor der Einſezung Chriſti, und für übereinſtimmend mit dem Geiſt der evangeliſchen Kirche, und ſomit kann als gemeinſame Kirchenlehre nur folgendes weſentliche aufgeſtellt werden.

158.

Erſter Lehrſaz. Der Gebrauch des Sacramentes gereicht allen Gläubigen zur Befeſtigung ihrer Vereinigung mit Chriſto.

1. Indem die Vereinigung mit Chriſto als der einzige Zwek des Sakramentes dargeſtellt wird, ſo wird erſtlich die Befeſtigung der Chriſten in ihrem Verein unter einander mit eingeſchloſſen *), indem dieſe lediglich auf ihrer Vereinigung mit Chriſto beruht, ſo daß

---

*) 1. Kor. 10, 17. 12, 27.

die Vereinigung eines Einzelnen mit Chriſto nicht zu denken iſt, ohne ſeine Vereinigung mit den Gläubigen. Zweitens wird dabei gänzlich ausgeſchloſſen die Lehre der römiſchen und griechiſchen Kirche, daß das Abendmahl zugleich neben der Natur des Sakramentes auch noch die Natur eines fortwährenden Opfers habe, welches Gott dargebracht werde [*]). Denn wenn dieſe Wiederholung des Opfers Chriſti am Kreuz nicht lediglich eine Erinnerung an daſſelbe ſein ſoll, mit welcher Ausleerung des Begriffs ſich aber das nicht vertragen würde, was von den Opfernden behauptet wird [**]), weshalb auch jene Erklärung ausdrücklich geläugnet wird [***]): ſo iſt ſie immer eine Ergänzung deſſelben; und es folgt zunächſt, daß Gott die Gläubigen, weil die Macht der Sünde in ihren Gliedern nur allmählig erliſcht, deshalb nicht immer in Chriſto ſehen würde, und alſo die Rechtfertigung aufgehoben wäre, ohnerachtet dasjenige, weshalb dies geſchähe, auch ſchon in der rechtfertigenden göttlichen Thätigkeit als göttliches Vorherwiſſen muß mit geſezt geweſen ſein. Damit hängt aber die zweite Folge zuſammen, daß nämlich die Erlöſung nicht nur was ihre Erfüllung in den Menſchen betrifft, alſo von ihrer zeitlichen Seite angeſehen, denn da verſteht es ſich von ſelbſt, ſondern auch als göttlicher Rathſchluß und als Grund des göttlichen Wohlgefallens, alſo von ihrer ewigen Seite angeſehen, erſt vollſtändig wird durch die ergänzende Handlung der Kirche d. h. daß die Menſchen zum Theil ſich ſelbſt erlöſen, indem ſie vermittelſt dieſes beſtändigen Opfers die hoheprieſterliche Thätigkeit Chriſti theilen. Die Aushülfe aber, welche der lezten Folgerung begegnen will, denn die erſte bleibt immer ungeſchwächt, daß nämlich dieſes Opfer kein anderes ſei, als das am Kreuz vollbrachte iſt, ſondern daſſelbe *), dieſe iſt völlig nichtig: denn es muß alsdann die Aufopferung in dem Tode Chriſti gänzlich getrennt werden von dem Zuſammenhang mit dem Gehorſam Chriſti in ſeinem Leben **), und ſein Opfer als eine eben ſo willkührliche Anſtalt aufgefaßt werden, wie das Meßopfer iſt. Daher, wenn auch nicht mehr nöthig iſt, die Meſſe als eine Abgötterei zu bezeichnen ***), wir dennoch die ganze Vorſtellung von dem Abendmahl als einem Opfer, weil ſie aus erweislichem Mißverſtand hervorgegangen iſt, und, indem ſie den Glauben verwirrt, nothwendig den Aberglauben hervorruft, noch beſonders für ſich und auch unabhängig von der Brodtverwandlungslehre, mit der ſie natürlich zuſammenhängt, unbedingt verwerfen †).

---

[*]) Ὀρθ. ὁμολ. ἐρ. 107. Catech. rom. II. 77. ut ecclesia perpetuum sacrificium haberet, quo peccata nostra expiarentur.

[**]) Qui hoc sacrificium offerunt, quo nobiscum communicant, dominicae passionis fructus merentur et satisfaciunt. ib. 79.

[***]) Sacrosanctum missae sacrificium esse non solum nudam commemorationem sacrificii quod in cruce factum est, sed vere etiam propitiatorium sacrificium.

2. Da die Vereinigung mit Chriſto darin beſteht, daß ſein Leben in uns übergeht und das unſrige

---

*) Unum itaque et idem sacrificium esse fatemur et haberi debet, quod in missa peragitur et quod in cruce oblatum est. Ibid. 53.

**) Hebr. 2, 10. 17. 3, 2. 5, 8.

***) Heidelb. Katech. Fr. 80.

†) Art. Smalc. d. Missa — Expos. simpl. cp. XXI.

wird *), dieſe Vereinigung aber nur deshalb, weil ſie eine ſchwankende iſt, einer Befeſtigung bedürfen kann: ſo iſt die Wirkung des Sacramentes nichts anders als eine theilweiſe Erneuerung des urſprünglichen Vereinigungsactes. Daher im allgemeinen eine Erneuerung des Glaubens **), ſofern nämlich der lebendige Glaube unſer Selbſtbewußtſein iſt von der Vereinigung mit Chriſto ***), weshalb es denn auch vorzugsweiſe das Sacrament der Befeſtigung des Glaubens heißt. — Dann aber iſt es auch einzeln betrachtet eine Erneuerung und Beſtätigung der Sündenvergebung, wobei zu bemerken iſt auf der einen Seite, daß in dieſer Hinſicht keine Trennung gemacht werden darf zwiſchen der Erbſünde und wirklichen Sünde, als ob etwa die Taufe ſich nur bezöge auf die Erbſünde und das Abendmahl auf die wirkliche Sünde. Denn die Taufe kann nur vollendet werden in einer Zeit, wo aus der Erbſünde ſchon wirkliche Sünde hervorgegangen iſt; und die Taufe könnte alſo nicht den Anfang des neuen Lebens bezeichnen, wenn nicht in ihr auch die wirkliche Sünde aufhörte die Gemeinſchaft der Seligkeit Chriſti zu hindern. Indem aber hernach durch die wirkliche Sünde, in welcher ſich die Erbſünde noch fortwährend thätig erweiſet, die Lebensgemeinſchaft mit Chriſto gehemmt wird: ſo iſt es nicht nur die wirkliche Sünde, deren Vergebung erneuert werden muß; ſondern indem dieſe aus der Erbſünde hervorgeht, ſo iſt es auch eben ſie, deren Vergebung uns muß innerlich befeſtiget werden. Auf der andern Seite iſt zu bemerken, daß die ſündenvergebende Kraft des Sacramentes nicht darf als eine beſondere angeſehen werden, als ob die Sünden vergeben würden zuerſt auf die eine Art durch die rechtfertigende göttliche Thätigkeit in der Wiedergeburt, und dann durch die ſacramentliche Gegenwart und mittheilende Thätigkeit Chriſti. Sondern es iſt nur eine und dieſelbe ſündenvergebende Kraft; und wie die Wiedergeburt nichts anders iſt, als das in Bezug mit einem einzelnen Leben tretende allgemeine und immer lebendige und wirkſame Verhältniß Chriſti zur Geſammtheit des menſchlichen Geſchlechts, ſo iſt auch die Sündenvergebung im Abendmahl nichts anders, als eben dieſes in Bezug mit einem einzelnen mehreren Chriſten gemeinſamen Moment ſich offenbarende lebendige Verhältniß. Wollte man aber fragen, weßhalb denn ſchon vor dem Genuß des Sacraments in Verbindung mit dem Bekenntniß die Vergebung der Sünden von der Kirche ausgeſprochen wird: ſo iſt dieſer Akt eben ſo als eine Anticipation zu betrachten, und alſo dem Abendmahl angehörig, wie die Firmelung als nachträgliche Ergänzung doch weſentlich Eins iſt mit der Taufe. Daher auch die evangeliſche Kirche mit Recht aufgegeben hat die Abſolution als ein eignes Sacrament anzuſehen, wie anfänglich geſchehen war *).

---

*) In hunc modum Dominus voluit . . vere etiam sui communicatione fieri, ut vita sua in nos transeat et nostra fiat. Calv. Institt. IV. XVII. 5.

**) Ad hoc igitur prodest manducatio poenitentiam agenti videlicet ad fidem confirmandam. Melanchth. loc. p. 397. — Per effectum autem redemptionem, iustitiam, sanctificationem vitamque aeternam, et quaecunque alia nobis beneficia offert Christus intellige. Calv. Institt. IV. xvii, 11.

***) Vgl. §. 129. 4.

---

*) Numerantur haec sacramenta Baptismus, Coena Domini. Absolutio. Mel. loc. p. 372.

Denn das Sündenbekenntniß hat keinen öffentlichen kirchlichen Charakter als nur in Bezug auf das Abendmahl; und der Wunſch an dieſem theilzunehmen iſt nicht anders auszuſprechen als durch ein Sündenbekenntniß, weil wenn die Vereinigung mit Chriſto nicht geſtört worden wäre, was ſie aber ſtört iſt Sünde, es keiner Erneuerung derſelben bedürfte. Indem aber die Kirche in Bezug auf dieſes Bekenntniß die Vergebung ſchon ausſpricht: ſo erklärt ſie eigentlich nur zuerſt die Gleichſezung deſſen, der jezt eben das Bedürfniß der Erneuerung ſeiner Gemeinſchaft mit Chriſto fühlt, mit allen denen, welche dies Bedürfniß eben befriedigt haben, und zweitens, daß der Bedürftige auch ſeine Befriedigung in dem Sacrament gewiß finden werde. — Wie aber die Gemeinſchaft mit Chriſto auch die Gemeinſchaft mit ſeinem unſündlichen Leben iſt, ſo iſt das Abendmahl auch eine Erneuerung der Kräfte zur Heiligung. Denn auch dieſe erleiden eine Abnahme in jeder rükgängigen Schwankung des neuen Lebens, und bedürfen einer Ernährung. Dieſes zweite iſt aber in der Wirklichkeit von jenem erſten eben ſo wenig zu trennen, wie überhaupt die Heiligung von der Wiedergeburt zu trennen iſt; und wie dieſe erſt recht feſt und gewiß wird in jener, ſo wird auch die Sündenvergebung erſt recht gewiß in dem Gefühl des wiederhergeſtellten und geſtärkten neuen Lebens. Daher auch die Erfahrung eines jeden Chriſten dieſe ſein wird, daß das Bewußtſein der Sündenvergebung bei der von der Kirche ertheilten Abſolution doch nur ein Schatten iſt von dem, deſſen er ſich im Genuß des Abendmahls ſelbſt erfreut, weil es nämlich hier verbunden iſt mit dem Bewußtſein einer neuen Einſtrömung geiſtiger Lebenskraft aus der Fülle Chriſti.

3. Wie ſich nun überall das Abendmahl auf die Taufe wie die Fortſezung auf den Anfang bezieht: ſo iſt wol klar, daß es vor der Taufe, und alſo ſeit der Kindertaufe vor der Firmelung, keinen Genuß des Abendmahls geben kann, weil um es zu begehren das Bewußtſein der Gnade ſowol als der Sünde erfordert wird; und die Communion der Kinder iſt daher nur für einen argen an ſuperſtitiöſen Vorſtellungen haftenden Mißbrauch zu halten. — Eben ſo wenig iſt aber irgendwie die beſondere Communion der Kranken aus dem Zwek des Abendmahls zu rechtfertigen. Denn wenn man ſich billigerweiſe in einer ſolchen Sache nicht gern irgend worin von der urſprünglichen Einſezung weit entfernt, wie viel weniger in einem ſo bedeutenden Punkt als dieſer, daß nämlich die Handlung als eine gemeinſchaftliche iſt geſtiftet worden. Dieſer nämlich hängt genau damit zuſammen, daß Stärkung der Gemeinſchaft der Gläubigen mit Chriſto und Stärkung ihrer gegenſeitigen Gemeinſchaft unter einander ſich im Abendmahl gegenſeitig bedingen *). Ueberdies kann auch die Stärkung aller Kräfte zur Heiligung nicht mehr recht empfunden werden in einem Zuſtande, wo der Thätigkeitstrieb ſchon im Verſchwinden begriffen iſt. Wie denn auch der Urſprung der Krankencommunion aus ſuperſtitiöſen Vorſtellungen nicht zu verkennen iſt, und noch immer bedenkliche Mißbräuche damit verbunden zu ſein pflegen.

---

*) Vgl. §. 156.

159.

Zweiter Lehrſaz. Der unwürdige Genuß des Abendmahles gereicht dem Genießenden zum Gericht *).

1. Jeder, der ein wahres Glied der chriſtlichen Kirche iſt, muß auch jedesmal, wenn es ihm dargeboten wird und er ſich zur Theilnahme entſchließt, ein würdiger Genoſſe dieſes Mahles ſein, und zwar um ſo gewiſſer als daſſelbe durch die Einſezung Chriſti mehr als alles andere, was zum gemeinſamen Ausdruk und zur Stärkung der Frömmigkeit gereicht, von allen inneren Störungen unabhängig iſt und äußerer Hülfen und Reizmittel gar nicht bedarf **). Wer aber kein Glied der chriſtlichen Kirche iſt, hat zu dem Sacrament keinen Zutritt, und ſo ſcheint es ſchwer, ſich von dieſer Unwürdigkeit eine beſtimmte Vorſtellung zu machen. Die Sache iſt aber dieſe. Da das Abendmahl ſich auf die Hemmungen der Lebensgemeinſchaft mit Chriſto beziehen und ihrem Fortwirken als Stärkungsmittel entgegenarbeiten ſoll: ſo muß dem Wunſch daſſelbe zu genießen das Bewußtſein, daß das höhere Leben Hemmungen erfährt, nothwendig vorangehen; ſei es nun, daß dieſes urſprünglich da iſt, und den Gläubigen bewegt das Sacrament zu ſuchen, oder ſei es, daß das Abendmahl ihm nach der Ordnung der kirchlichen Zeiten dargeboten wird, und auf dieſe Weiſe das Bewußtſein ſeines unvollkommnen geiſtigen Zuſtandes gewekt und die Sehnſucht nach dem Genuß erregt wird. Wenn aber jemand der äußeren Aufforderung zum

---

*) 1. Kor. 11, 29.

**) Vgl. §. 157.

Abendmahl Gehör giebt, ohne daß dieſer Prozeß auf eine oder die andere Art in ihm vorgeht, alſo ohne daß er es auf die Störungen bezieht, denen es entgegenwirken ſoll: ſo iſt dieſes ein unwürdiger Genuß, weil er mit der Abſicht der Einſezung in gar keinem Zuſammenhange ſteht, indem auch eine wirkſame und lebendige Erinnerung an Chriſtum in der Beziehung, wie er hier dargeſtellt wird, ohne ein richtiges Selbſtbewußtſein von dem perſönlichen Verhaltniß zu ihm nicht möglich iſt. Ein ſolches unwürdiges Genießen kann nun geſchehen in einem Zuſtande von Gedankenloſigkeit, welcher durch die Handlung ſelbſt nicht überwunden wird, oder auch im Unglauben an die Kraft des Sacramentes überhaupt, und zwiſchen beidem iſt in Bezug auf die in dem Saz ausgeſprochene Drohung kein Unterſchied zu machen, wenngleich an und für ſich beide Zuſtände noch ſehr verſchieden ſein können.

2. Wenn man unter dem Gericht unmittelbar die Einführung in die ewige Verdammniß verſteht: ſo erſcheint der Zuſammenhang undurchdringlich; ja es ſcheint, als müßte man wünſchen, bei ſolcher aus dem unwürdigen Genuß entſtehenden Gefahr, daß das Gnadenmittel überhaupt nicht möchte eingeſezt und jeder nur an das außerſacramentliche geiſtige Genießen des Fleiſches und Blutes Chriſti gewieſen ſein. Es iſt aber offenbar, daß bei jedem unwürdigen Genuß das Abendmahl entweder als ein Mittel zu ihm ganz fremdartigen Zwekken oder als eine bedeutungsloſe äußere Handlung gebraucht wird. Beides aber iſt etwas den Menſchen herabwürdigendes, und führt einen Zuſtand der Verſtokkung herbei, welcher offenbar ein Element der Verdammniß iſt. Und ſo angeſehen muß auch der Ausdruk des Sazes vollkommen richtig erſcheinen; denn

das Abendmahl erſcheint uns als ein Scheidemittel, indem der angemeſſene und würdige Genuß die Lebensgemeinſchaft mit Chriſto befördert, der unwürdige aber dieſes kräftigſte Mittel zur Befeſtigung derſelben immer unwirkſamer macht, und alſo die Gewalt aller Hemmungen immer vermehrt. Ueberlegen wir nun, wie unüberwindlich die Gedankenloſigkeit werden muß, wenn ſie erſt das heilige überwunden hat, und wie wenig Haltung der Glaube an den Erlöſer überhaupt haben kann, wenn ſeine Inſtitute aus ihrem natürlichen Zuſammenhang geriſſen werden: ſo werden wir aus dieſem Geſichtspunkt die ſchauerliche Anſicht von dieſem Sacrament nicht übertrieben finden, welche ſich in der aſcetiſchen Sprache der alten Kirche erhalten hat; nur iſt um ſo nothwendiger, daß die ſacramentliche Liturgie ſelbſt allen entmuthigenden Auslegungen entgegen arbeite.

3. Der Streit der Anſichten über die Einſezungsworte zieht ſich aber auch in das Gebiet dieſes Sazes hinüber, oder vielmehr es kommt auf demſelben erſt recht ins klare. Denn wenn der nach Luther an den leiblichen Genuß der ſymboliſchen Elemente gebundene ſacramentliche Genuß unterſchieden werden ſoll von dem geiſtigen Genuß, welcher der Nuzen iſt, den nur die bußfertigen Gläubigen von dem Sacrament haben: ſo bleibt, da es unmöglich iſt ihn an und für ſich zu beſchreiben, wenn man nicht in das kapernaitiſche der römiſchen Lehre verfallen will *), nichts anderes übrig

---

*) Nam cum a communi hominum natura maxime abhorreat humanae carnis esca aut sanguinis potione vesci, sapientissime fecit ut sanctissimum corpus et sanguis

als zu ſagen, dieſer ſacramentliche Genuß ſei derjenige, der Ungläubigen und Gläubigen gemeinſchaftlich ſei *), nur daß er jenen zum Gericht gereiche, dieſen aber vermittelſt des ihnen daraus hervorgehenden geiſtigen Genuſſes zur Seligkeit. Denn die kalviniſche Theorie kann dieſer gegenüber nur behaupten, daß die Ungläubigen auf keine Weiſe den Leib und das Blut Chriſti genöſſen. Iſt aber dies zulezt das einzige klare und beſtimmte, was über den Unterſchied geſagt werden kann: ſo iſt wol offenbar, wie wenig eine verſchiedene Kirchenlehre darauf begründet werden kann, weil man, um ihn aufrecht zu erhalten, ausdrüklich die Vervollkommnung der Kirche zurükhalten müßte. Denn auch hier iſt es die Kirche, welche das Gnadenmittel adminiſtrirt, und der Einzelne empfängt es. Aber wie zugleich jeder ein integrirendes Element der Kirche iſt, ſo ſoll auch dieſe Handlung jedes Einzelnen nicht nur von ihm perſönlich ausgehn, ſondern auch mit dem Gemeingefühl des Ganzen zuſammenſtimmen. Iſt nun dieſes der Fall, ſo wird es keinen unwürdigen Genuß geben; ſo wie auch, wenn in der adminiſtrirenden Kirche der Geiſt ſich zum vollkommnen Mitgefühl des Ganzen mit dem Zuſtande jedes Einzelnen entwikkelt hat, die Kirche keinem Einzelnen das Sacrament zum unwürdigen Genuß darreichen wird. Jeder ſolche Fall iſt alſo zugleich ein Mangel der Kirche, und alſo müſſen dieſe

---

sub earum rerum specie . . nobis administraretur, quarum quotidiano alimento maxime delectamur. Catech. rom. II. de s. c. 47.

*) De sacramento altaris sentimus panem et vinum in coena esse verum corpus et sanguinem Christi, et non tantum dari et sumi a piis, sed etiam ab impiis Christianis. Art. Smalc. VI.

Fälle immer ſeltener werden und dasjenige muß verſchwinden, woran allein dieſe beiden Theorien ſich unterſcheiden laſſen.

Anhang zu den lezten beiden Lehrſtüken. Vom Begriff Sakrament überhaupt.

160.

Wir können unter dieſem ſowol dem bibliſchen Sprachgebrauch als auch der Bildungsweiſe des Lehrbegriffs fremden Namen nur dieſe beiden von Chriſto ſelbſt eingeſezten und ſeine hoheprieſterliche Thätigkeit repräſentirenden Handlungen begreifen.

1. Da der Name Sacrament aus einem ganz fremden Gebiet herübergenommen iſt: ſo kann er natürlich auf dem dogmatiſchen gar keine beſtimmte Umgrenzung haben, wie denn die Zahl der Sacramente bald zugenommen hat und bald abgenommen, ja auch die verſchiedenen Lehrer einer und derſelben Zeit kaum jemals darüber einig geweſen ſind. Schon deshalb muß es erlaubt ſein, noch unbedingter als Zwingli gethan *), den Wunſch zu hegen, daß dieſer Ausdruk, der gewiß mit weit weniger richtigem Takt gewählt iſt, als die meiſten andern bildlichen Bezeichnungen im Gebiet unſeres Glaubens, welche auch alle mehr Verwandſchaft mit der bibliſchen Sprache haben als dieſer, lieber nicht möchte in die kirchliche Sprache aufgenommen ſein. Dieſes iſt nun freilich ein Wunſch, welcher wenn irgend wann gewiß erſt in einer weit ſpätern Zeit in Erfüllung gehen wird. Allein da man vernünftiger

---

*) De ver. et f. rel. p. 194.

Weiſe nichts bloß wünſchen ſoll, ſondern immer auch etwas zur Erfüllung beitragen: ſo iſt wenigſtens der Anfang zu dieſer Veränderung dadurch gemacht, daß hier nicht der Behandlung der beiden Inſtitutionen, welche die evangeliſche Kirche jezt allein mit dieſem Namen bezeichnet, die Erklärung und Auseinanderſezung des ſogenannten Begriffs ſelbſt vorangeſchikt iſt, wie ſonſt zu geſchehen pflegt. Denn durch die gewöhnliche Stellung befeſtigt ſich natürlich immer mehr die Anſicht als ob dieſer Begriff etwas dem Chriſtenthum weſentliches ausſagte, Taufe und Abendmahl aber ihren eigenthümlichen Werth vorzüglich dadurch erhielten, daß ſie jenem Begriff angemeſſen ſind. Durch die hier gewählte Ordnung aber muß jene Meinung natürlich geſchwächt werden; denn Taufe und Abendmahl erhalten ihre Erklärung jedes für ſich lediglich aus dem Begriff und Weſen der Kirche, und wenngleich beide in eine gewiſſe nähere Beziehung unter ſich geſezt ſind, ſo iſt auch dieſes, ganz unabhängig von dem hergebrachten Namen, in einem gemeinſamen Verhältniß zu den urſprünglichen Thätigkeiten Chriſti gegründet, ſo daß es völlig zufällig erſcheint, daß das mittlere Paar der dieſes Hauptſtük bildenden Lehrſtükke einen gemeinſamen Namen führt, das erſte und lezte aber nicht.

2. Unter dieſen Umſtänden nun kann es unmöglich zwekmäßig ſein, den Namen etymologiſch zu prüfen, und danach zu beſtimmen, was darunter zu ſubſumiren ſei oder nicht; und eben ſo wenig kann es der Mühe lohnen, daß wir den Erklärungen der römiſchen Kirche, welche zum Zwek hatten die Richtigkeit ihrer Zuſammenſtellung von ſieben Sacramenten darzuthun, eine andere Erklärung gegenüber ſtellen, nach welcher nicht mehr und nicht weniger darunter gehe, als wir

ſelbſt darunter zu befaſſen pflegen; denn das eine bleibt bei dem fremden Urſprung der Bezeichnung eben ſo willkührlich als das andere. Sondern da die Benennung einmal da iſt, und auf der einen Seite die Ungleichartigkeit der Handlungen und Verhältniſſe einleuchtend iſt, welche die römiſche Kirche unter dieſem Namen befaßt, auf der andern Seite die beſondere Zuſammengehörigkeit der Handlungen, welchen unſere Kirche den Namen ausſchließend zugefügt: ſo iſt wol das einzig richtige, daß man den Namen ohne alle weitere Rükſicht auf ſeinen anderweitigen Sinn willkührlich ſtempele zur Bezeichnung deſſen, was in dieſen beiden Handlungen das gemeinſchaftliche iſt; und dies iſt in unſerm Saz geſchehen. Der Gebrauch der evangeliſchen Kirche war zwar auch anfänglich nicht feſt, indem nicht nur die Abſolution als drittes Sacrament aufgeſtellt war, ſondern auch Melanchthon*) noch vorſchlug auch die Ordination zu den Sakramenten zu zählen. Allein dieſes hat keine Aufnahme gefunden, und die Abſolution hat ihre ſacramentliche Selbſtändigkeit ſehr bald verloren, indem ſie als ein Beſtandtheil der Abendmahlsfeier angeſehen wird. Wenn nun die Prieſterweihe ſchon deshalb nicht gleiche Dignität mit den beiden weſentlichen Sacramenten hat, weil ſie nicht etwas allen Chriſten gemeinſames und eben deshalb auch nicht von Chriſto eingeſezt iſt, die Weihe aber zu der allen Chriſten gemeinſamen prieſterlichen Würde die Taufe ſelbſt iſt; wenn ferner die Ehe, die hieher gar nicht einmal in Bezug auf den Namen Sacrament gerechnet iſt, ſondern nur weil die Schrift den Ausdruk μυστήριον in Bezug auf ſie gebraucht mit den beiden weſentlichen

---

*) Loc. th. d. num. sacr.

Sacramenten ſchon deshalb keine Aehnlichkeit hat, weil ſie als ein göttliches Naturinſtitut ſchon von Anfang an und ohne Bezug auf die Sendung Chriſti beſtand, und weil ſie ein permanenter Zuſtand iſt, nicht eine vorübergehende Handlung, ſo daß der Analogie nach, wie nicht das Prieſterthum ſondern die Prieſterweihe, ſo auch nicht die Ehe eigentlich ein Sacrament heißen könnte, ſondern nur die Einweihung der Ehe, wozu aber gar kein Grund vorhanden ſein würde, indem dieſe nur ein Gebet der Kirche im Namen Jeſu iſt. Wenn nun die Firmelung wie oben auseinandergeſezt zur Taufe und die Abſolution zum Abendmahl gehört, der lezten Oelung aber die Einſezug Chriſti ganz fehlt, und jede Kraft die man ihr beilegen kann, ſich auch nur auf die Wirkſamkeit des Gebetes der Kirche gründet: ſo ſieht man wie bedeutend ſich die beiden weſentlichen Sacramente von den übrigen unterſcheiden, und wie natürlich es iſt ſie unter irgend einem, gleichviel welchem, Namen zuſammenzufaſſen. Das gemeinſame derſelben wird aber immer dieſes ſein, daß ſie fortgeſezte Handlungen Chriſti ſind, welche, in Handlungen der Kirche eingehüllt und mit ihnen auf das innigſte verbunden, ſeine hoheprieſterliche Thätigkeit auf die Einzelnen ausüben, und diejenige Lebensgemeinſchaft zwiſchen ihm und ihnen fortpflanzen, vermöge deren allein Gott die Einzelnen in Chriſto ſieht.

3. Nicht ganz zu übergehen iſt der Zuſammenhang, den man anzunehmen pflegt, zwiſchen unſern beiden Sacramenten und den beiden altteſtamentiſchen Acten, Beſchneidung und Oſterlamm, welcher Zuſammenhang indeß gewöhnlich genauer vorgeſtellt wird als er iſt, wenn man nämlich ſagt, die Taufe ſei an die Stelle der Beſchneidung getreten und das Abendmahl an die

Stelle des Paſchah. Denn die Taufe iſt ganz unabhängig von der Beſchneidung eingeſezt: und die Beſchneidung hat auch nicht durch die Taufe aufgehört, ſondern durch das Uebergewicht der Heidenchriſten über die Judenchriſten. Und das Abendmahl hat ſich zwar urſprünglich an die Paſchahfeier angeſchloſſen; aber es iſt von derſelben ſogleich gelöſet worden, und die jüdiſchen Chriſten haben fortgefahren das Paſchah mitzufeiern ohne alle Beziehung auf das Abendmahl. Er beſchränkt ſich alſo zulezt darauf, daß Taufe und Beſchneidung ſich gleichmäßig jede zu der Gemeinſchaft verhalten der ſie angehören, und eben ſo auch Paſchah und Abendmahl, und daß aus der Vergleichung unſerer Sacramente mit jenen Inſtituten der ganz verſchiedene Charakter beider Gemeinſchaften deutlich wird.

Fünftes Lehrſtük. Vom Amt der Schlüſſel.

161.

Nur wegen ihres Zuſammenſeins mit der Welt kommt der Kirche eine geſezgebende und eine ausführende Gewalt zu, welche ein weſentlicher Ausfluß aus der königlichen Gewalt Chriſti iſt.

1. Wenn die Kirche vollkommen in ſich abgeſchloſſen wäre, ſo wäre auch die Seele eines jeden Einzelnen ganz vollkommen ein Organ des als Gemeingeiſt der Kirche in derſelben waltenden heiligen Geiſtes. Daß dies nicht der Fall iſt, haben wir oben zwar nicht unmittelbar aus dem Zuſammenſein mit der Welt abgeleitet, ſondern daraus, daß der heilige Geiſt erſt ſpäter ſich der Einzelnen bemächtiget, nachdem ſie ſchon

von dem Geſammtleben der Natur durchdrungen ſind. Allein beides iſt in der That daſſelbe, weil beides in einem und demſelben, nämlich dem Vorhergeſeztſein des ſündlichen Geſammtlebens und der allmähligen Verbreitung des neuen Lebens von einem Punkte des Raumes und der Zeit aus, gegründet iſt. Wäre nun jeder Einzelne mit allen ſeinen Seelenkräften und Thätigkeiten ein vollkommnes Organ des heiligen Geiſtes: ſo erfolgte alles in der Kirche überall und immer ſo, wie es dieſem gemäß iſt von ſelbſt; und weil keine Differenz beſtände zwiſchen dem allgemeinen Willen und dem des Einzelnen, ſo entſtände auch kein Geſez, und nirgend wäre das Gefühl von der Nothwendigkeit einer Gewalt, die einer ausüben oder die auf ihn ausgeübt werden müßte. So wie aber im Gegentheil eine ſolche Differenz eintritt, ſo nehmen auch von ſelbſt die Aeußerungen des Gemeingeiſtes den Charakter eines Geſezes an. Beſteht aber einmal das Geſez: ſo wird auch der Gemeingeiſt wieder zum Gemeingefühl in Beziehung auf alles einzelne unter dem Geſez befaßte, und deſſen Aeußerungen müſſen in der Differenz mit den Einzelnen ebenfalls das Gepräge des ausführenden Anſehens annehmen. Da jedoch in der Kirche nichts Aeußeres ohne ein Inneres aus dem es hervorgegangen auch nur den geringſten Werth hat: ſo kann auch hier unmöglich von einer zwingenden Gewalt nach Art der bürgerlichen die Rede ſein, ſondern nur von dem natürlichen Uebergewicht des Gemeingeiſtes über die Perſönlichkeit, welches jeder der Gemeinſchaft angehörige als etwas von ihm ſelbſt frei zugeſtandenes empfindet. Sollte aber einer es nicht empfinden oder ihm mit ſeiner Perſönlichkeit ſiegreich widerſtreben ſo deutet dieſes einen außerkirchlichen Moment in ſeinem Leden an, und das Uebergewicht muß ſich erſt innerlich wieder herſtellen, ehe derjenige, in dem es verlezt worden iſt, wieder als ein Mitglied der Kirche kann angeſehen werden. — Wie nun eben dieſes, ohne irgend einen Zwang doch einen beharrlichen Zuſtand freiwilliger Unterwerfung zu bewirken, auch die Macht war, die Chriſtus ausübte; und jede Vereinigung mit ihm ſich zuerſt dadurch ausſprach, daß die von ihm ausgehenden Impulſe als Geſez anerkannt wurden und ſeine Urtheile über Menſchen als vollgültige Zeugniſſe davon, was in dem Menſchen war: ſo nimmt auch hier der Geiſt dasjenige aus der Fülle Chriſti, was er der Kirche mittheilt. Oder, was daſſelbe ſagen will, indem Chriſtus der Kirche ſeinen Geiſt eingehaucht und zurückgelaſſen, ſo war damit zugleich auch dieſe Macht mitgetheilt, welche unabhängig von der urſprünglichen regierenden Thätigkeit Chriſti nicht zu denken iſt, ohne welche aber auch die in der Kirche geſezte Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur entweder weit mehr wäre oder weit weniger als in der Vorſtellung eines leitenden Gemeingeiſtes enthalten iſt.

2. Was eben geſagt worden ſcheint ſich aber dem nicht genau anzuſchließen, was oben einleitend vorgetragen wurde. Denn dort wurde dieſe geiſtliche Macht vorzüglich auf die Verbreitung der Kirche bezogen, als ob ſie zunächſt nur beſtimmen ſollte, wer in der Kirche ſein und bleiben dürfte, und wer aus derſelben müßte ausgeſtoßen werden, welches hier gar nicht erwähnt iſt und nur zuſazweiſe müßte gefolgert werden; dann iſt auch dort die hier beſchriebene Thätigkeit der Kirche als die ſich weiter fortſezende Thätigkeit Chriſti ſelbſt dargeſtellt, hier aber als ein durch den Geiſt vermittelter Ausfluß aus derſelben. Was nun das erſte be-

trifft, ſo iſt offenbar jede Unterwerfung, welche durch das geſezgebende Anſehn der Kirche bewirkt wird, ein Uebergang des Gemeingeiſtes in einen neuen Ort dieſes einzelnen Lebens, welcher vorher noch wenigſtens ein ſtreitiger Beſiz war auf der Grenze zwiſchen Welt und Kirche ſchwankend. In demſelben Maaß alſo als dieſes Schwanken aufgehoben wird, erweitert ſich auch das Gebiet der Kirche; und inſofern wird allerdings durch dieſe geſezgebende Macht das Sein in der Kirche beſtimmt. Eben ſo aber auch durch die das Geſez in einzelnen Urtheilen und Gefühlsausſprüchen anwendende Macht; denn dieſe Urtheile beſtimmen ja die Stelle, die jeder vermöge des beurtheilten Zuſtandes in der Gemeinſchaft einnimmt, und ob ihm darin viel oder wenig kannn anvertraut werden. Was aber das zweite anlangt, ſo iſt allerdings hier keine fortgehend ſo unmittelbare perſönliche Thätigkeit Chriſti, wie ſie das eigenthümliche der Sacramente ausmacht, wo ſich dafür aber auch nur eine und dieſelbe Thätigkeit immer wiederholt. Die hier beſchriebene Gewalt der Kirche aber iſt inſofern nur ein Ausfluß aus der königlichen Gewalt Chriſti, als auf der einen Seite in der Kirche ein ſolches Anſehn nicht ſtattfinden könnte, wenn nicht ſchon vor dem ſelbſtſtändigen Daſein der Kirche das gleiche Verhältniß ſtattgefunden hätte, und als auf der andern Seite doch jede Handlung der Kirche auf dieſem Gebiet nicht eine beſondere Handlung Chriſti in ſich ſchließt, ſondern ſich nur auf ſeine Vorſchriften und Handlungen gründet. Inſofern aber iſt doch auch dieſe Thätigkeit der Kirche zugleich eine Thätigkeit Chriſti ſelbſt, als ſie nur die von ihm ſelbſt gelegten Grundzüge weiter entwikkelt, wahrhaft neues aber nicht hineinkommen ſoll.

162.

Lehrſaz. Die Kirche übt das Recht aus zu beſtimmen, was zum chriſtlichen Leben gehört, und über jeden Einzelnen nach Maaßgabe ſeiner Angemeſſenheit zu dieſen Beſtimmungen zu urtheilen.

Anm. Der Ausdruk Amt oder Gewalt der Schlüſſel, auch in Verbindung mit den Ausdrükken binden und löſen iſt aus einer Rede Chriſti*) entnommen, welche alles dieſem Lehrſtükke weſentliche enthält, nämlich die Uebertragung der Gewalt, den Inhalt derſelben, und die Verheißung daß die Ausübung derſelben auch die Zuſtimmung Chriſti in ſich ſchließe. Daher auch kein Grund iſt von dieſem an ſich freilich ſchwer verſtändlichen uneigentlichen Ausdruk abzugehen.

1. Es iſt eine ungegründete Beſchränkung, wenn man unter dieſem Ausdruk nur die Gewalt in die Kirche aufzunehmen und aus derſelben auch wieder auszuſchließen verſtehen will. Vielmehr beſagt unter den beiden hiehergehörigen Stellen die eine **) offenbar, daß einiges in der Kirche ſolle durch Gebot und Verbot beſtimmt d. h. gebunden ſein, anderes aber der Selbſtbeſtimmung eines jeden Einzelnen überlaſſen d. h. gelöſet ſein. Dies iſt nun in dem oben auseinandergeſezten Sinn die geſezgebende Thätigkeit der Kirche. Denn jenes Binden heißt nichts anders als für chriſtlich erklären, was in Einigen wegen unvollkommner Beſeelung durch den heiligen Geiſt noch nicht will zum Vorſchein kommen, und für unchriſtlich erklären, was von Einigen geſchieht, was aber den Fortſchritt in der Beſeelung des Geiſtes hemmt, und ihm alſo entgegen-

---

*) Matth. 16, 17 — 19.   **) Matth. 16, 19.

ſtrebt. Solche Unterſcheidung iſt natürlich und nothwendig, ſo lange noch dem räumlichen und zeitlichen Umfange der Kirche mancherlei beigemiſcht iſt, was dem ſündhaften Geſammtleben angehört. Aber eben ſo nothwendig iſt auch, damit die Gewiſſen nicht verwirrt werden, daß gelöſet werde, was zwar nicht unmittelbar als Wort des Geiſtes anerkannt werden kann, wodurch aber auch das Werk deſſelben nicht gehindert wird. Indem nun beides auf den Glauben gegründet und alſo von demſelben hergeleitet wird: ſo iſt es das Mitwiſſen um die Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur in Chriſto, worin alles in der Kirche vorkommende ſein Maaß finden ſoll; und das geſezgebende iſt eigentlich nichts anderes, als das Sein Chriſti in der Gemeinſchaft der Seinigen. Zugleich aber iſt dieſe geſezgebende Thätigkeit etwas anderes als der Dienſt des Wortes, ſofern er die Auslegung der Schrift enthält, durch welche jenes Mittel für uns allerdings bedingt iſt. Denn ein anderes iſt, die Ausſprüche Chriſti richtig verſtehen, ein anderes ſie auf mehr oder minder verwandte Fälle anwenden und nähere oder entfernte Folgerungen daraus herleiten. Wenn wir aber die Ausſprüche und Forderungen des Gemeingeiſtes in der Beziehung auf die noch nicht ganz aſſimilirten Willensrichtungen der Einzelnen Geſeze nennen; ſo folgt daraus gar nicht, daß zwiſchen denen, durch welche ſich das Geſez ausſpricht, und denen, welche es als Geſez annehmen, ein anderer Unterſchied ſei, als der des ſchnelleren und langſameren Auffaſſens und des leichteren und ſchwereren Darſtellens. Sobald aber, was als Geſez ausgeſprochen wird, irgendwo nicht erkannt würde als ſolches; ſo wäre eben damit ein unvollkommner Zuſtand der Kirche geſezt;

und ob das ausgeſprochene in Wahrheit ein Geſez ſei oder nicht, kann dann nicht mehr entſchieden werden, weder nach der Mehrzahl noch nach den geſchichtlichen Verhältniſſen des einen oder des anderen Theils, ſondern allein die zurükkehrende Uebereinſtimmung, wenn ſie ſich vollkommen befeſtigt und keiner Trübung mehr fähig iſt, kann es entſcheiden. — Die zweite immer lieber gezogene und allerdings auch hieher gehörige Stelle *) redet nur von dem Erlaſſen und Behalten der Sünden Einzelner in Verbindung mit dem den Apoſteln ertheilten heiligen Geiſt. Wenn man dies zunächſt davon verſteht, daß durch die Taufe auch die Sündenvergebung ertheilt wurde, und alſo dem, den ſie in die chriſtliche Kirche aufnahmen, die Sünden erlaſſen wurden, weſſen Taufe aber noch weiter hinausgeſezt, dem ſie noch behalten blieben **): ſo gehört es nur zur rechten Verwaltung der Taufe, und iſt nichts beſonderes für ſich. Wird es aber auch von denen verſtanden, welche ſchon in die Kirche aufgenommen ſind, wie denn die Apoſtel ſelbſt es ſo verſtanden haben ***) und die erſte Kirche nach ihnen: ſo bildet es dann das zweite Glied der in unſerm Saz beſchriebenen Thätigkeit der Kirche, und iſt nichts anders, als das mit ſeinen natürlichen Folgen aufgeſtellte Urtheil, ob ein Einzelner ſich befindet oder nicht befindet in derjenigen Lebensgemeinſchaft mit Chriſto, in welcher die Sünde verſchwindet, ein Urtheil welches nur durch die wirkliche Sünde kann hervorgerufen werden *). Die Folgen aber des Urtheils können keine anderen ſein als dieſe, daß jemehr einem die Sünden erlaſſen ſind, und alſo die belebende Kraft des Geiſtes im Wachsthum gedacht wird, ſo daß ſich alle Seelenkräfte in Gaben des Geiſtes verwandeln, um deſto mehr auch ihm Aemter können anvertraut werden, weshalb denn auch dieſe ſie innerlich organiſirende Thätigkeit der Kirche zum Amt der Schlüſſel gehört; je mehr aber einem die Sünden behalten ſind, um ſo mehr er von den Einwirkungen auf die Kirche und den Mitwirkungen in derſelben muß entfernt werden, damit ſein Zuſtand ſo wenig als möglich Störungen und Hemmungen hervorbringe. Indem nun dieſe Urtheile nur inſofern wahre Urtheile der Kirche ſind, als ſie von dem heiligen Geiſt als dem Gemeingeiſt derſelben ausgehen, und keine andere Rükſicht dabei obwaltet, als die auf die Sicherſtellung und Förderung des Reiches Gottes, ſo ſezen ſie die Reihe derjenigen Urtheile fort, nach welchen Chriſtus ſelbſt auf der einen Seite Apoſtel wählte und Geſchäfte übertrug, auf der andern aber auch das Wehe ausrief und ſich ſelbſt zurükzog, und ſie ſollen Anwendungen derſelben Handlungsweiſe ſein, ſo wie ſie der geſchloſſenen Form der Kirche angemeſſen ſind. Allein ein Zuſtand, der ein ſolches Urtheil, das von der Theilnahme an der Thätigkeit der Kirche ausſchließt, mit Recht hervorruft, kann doch ſelbſt immer nur als ein vorübergehender angeſehen werden, indem das Urtheil ſelbſt niemals die Einwirkungen der Kirche auf den Einzelnen, der doch einmal in dieſelbe aufgenommen iſt, aufheben kann **). Daher es auch

---

*) Joh. 20, 22. 23.

**) Vgl. Matth. 10, 14 u. 15. Denn von wannen ſich die Jünger ſo entfernten, da kam keine Gemeine zu Stande, und alle Sünden wurden behalten.

***) 1. Kor. 5, 4. 5. vgl. Matth. 18, 17.

---

*) Vgl. §. 96. u. 132. **) Jak. 5, 19. 20.

einen vollkommnen Kirchenbann, durch welchen alle Gemeinſchaft aufgehoben würde, nicht geben kann, vielmehr iſt innerhalb der Kirche, bei vollkommner Verwaltung der Sacramente und des Dienſtes am Worte, kein anderer Unterſchied anzunehmen, als daß nur ſchneller in Einigen und langſamer in Andern die Selbſtthätigkeit des ſündlichen Geſammtlebens ganz untergehe, und die des neuen Lebens allein übrig bleibe.

2. Wenn nun aber Geſezgebung und Beurtheilung innerhalb der Kirche nicht ſtattfinden kann, ohne daß ein bedeutender Gegenſaz in derſelben entwikkelt ſei; und alſo die Frage entſteht, in wem denn eigentlich dieſe geſezgebende Macht und die Befugniß zu urtheilen ruht: ſo iſt zuerſt weder in den hier in Betracht kommenden Schriftſtellen noch in der Natur der Sache oder in dem frommen Selbſtbewußtſein des ſich ſelbſt überlaſſenen Chriſten der geringſte Grund anzunehmen, daß bei der Stiftung der Kirche dieſe Macht auf Einen ſei übertragen geweſen und nur von dieſem könne ererbt oder durch theilweiſe Vollmacht übertragen worden ſein *). Auch geht ſchon aus dem bisherigen hervor, daß dieſe Function der Kirche auch keinesweges an diejenigen gebunden iſt, welche den Dienſt am Wort als einen beſonderen Beruf verwalten; daher auch ſogar der Schein davon, als ob dieſen Geſezgebung und Urtheil vorzüglich zuſtehe, in der Verfaſſung der Kirche zu vermeiden iſt. Sondern nach dem Ausſpruch Chriſti ſelbſt ſteht dieſes bei der Gemeine **). Von derſelben wird es nun ausgeübt eines Theils auf eine förmliche

---

*) S. hierüber vorzüglich Zwingli de ver. et f. rel. art. de clavibus.

**) Matth. 18, 17. vgl. Ap. Geſch. 15, 6. 22.

Weiſe, indem beſtimmte Aemter ausgetheilt und Sitten und Gebräuche feſtgeſezt werden; wenn nun unter jenen Aemtern auch eine Aufſicht begriffen iſt mit dem Recht Urtheile auszuſprechen und Rathſchläge oder Ermahnungen auszutheilen, ſo geht dann auch dieſes von der Gemeine aus, welche den Auftrag dazu ertheilt hat. Daſſelbe wird aber auch auf eine formloſe Weiſe von Allen nach Maaßgabe der einem jeden einwohnenden Kraft ausgeübt in allen Urtheilen über das beſtehende, in allen Einflüſſen auf deſſen Aufrechthaltung oder Abänderung, kurz in allem was dazu beiträgt die öffentliche Meinung zu bilden, zwiſchen welcher und allem was von den Kirchenämtern ausgeht, kein Widerſpruch ſein kann, ohne einen unvollkommnen Zuſtand, der nur durch die zurükkehrende Zuſammenſtimmung wieder aufgehoben werden kann. Bis dahin aber iſt dann auch kein geſezgebender oder urtheilender Akt der Kirche, da dergleichen überall nur inſofern vorhanden ſind, als ſie allgemein anerkannt werden, auf dem fraglichen Gebiete geſezt: ſondern nur ein und daſſelbe in Allen wirkſame, aber noch zu keinem Ende gekommene Beſtreben des Geiſtes die verſchiedenen Richtungen zu vereinigen. Dieſes anerkennen und dadurch alle Neigung zu Spaltungen entfernen iſt das rechte Wahrheitſuchen in Liebe *), und nur unter dieſer Form kann die geſezgebende und urtheilende Thätigkeit der Kirche die zeitliche Darſtellung der regierenden Thätigkeit Chriſti ſein, durch welche ja alles in Eine Heerde ſoll geſammelt werden.

---

*) Eph. 4. 15.

Sechſtes Lehrſtük. Vom Gebet im Namen Jeſu.

167.

Es gebührt der chriſtlichen Kirche ein richtiges Vorgefühl zu haben von dem, was in ihrem Zuſammenſein mit der Welt heilſam iſt, und dieſes wird natürlich zum Gebet.

Da von der Art wie die Kirche ſich geſchichtlich bildet und forpflanzt unzertrennlich iſt, daß jedes Glied derſelben noch etwas der Welt gehöriges an ſich hat, und daß durch die Einwirkung alles weltlichen, innerlichen und äußerlichen, Hemmungen in ihr entſtehen und Schwankungen: ſo iſt auch in jedem Augenblik in ihrem Selbſtbewußtſein nothwendig ein Gefühl von Unvollkommenheit, mehr oder weniger beſtimmt, mit enthalten. Eben daſſelbe gilt in Bezug auf ihre Aufgabe die ganze Welt in ſich aufzunehmen, indem ſie auch in dieſer nicht gleichmäßig nach allen Seiten fortſchreitet. Indem nun aber das Verlangen, den Zwek der Sendung Chriſti vollſtändig zu erreichen, einen weſentlichen Beſtandtheil ihres Lebensgefühls ausmacht: ſo wird das Bewußtſein der Unvollkommenheit natürlich zum Gefühl eines Bedürfniſſes, welches Gefühl alſo nichts anderes iſt, als das richtige Selbſtbewußtſein der Kirche auf ihre Liebe zum Erlöſer bezogen, und in dem Maaß als es rein iſt, nothwendig als eine Wirkung des göttlichen Geiſtes muß angeſehen werden. Jedes Gefühl eines Bedürfniſſes aber geht aus in beſtimmte Handlungen, welche die Befriedigung deſſelben bezwekken, und bei welchen wir, da alle Berechnung theils etwas ſpäteres theils etwas unzureichendes iſt, von einem Vorgefühl des Heilſamen geleitet werden. Dieſes Vorgefühl muß hier um deſto ſicherer ſein, da ja auch die göttliche Allwiſſenheit in die theilweiſe Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur eingeht, und zwar als bewegendes Prinzip ſo weit, als es der Lebenskreis, den dieſe Vereinigung umfaſſen ſoll, erfordert und zuläßt. Denn wie wir uns dieſes leitende Vorgefühl in Chriſto nicht anders als vollkommen richtig vorſtellen können: ſo muß es auch in dem Geſammtleben der Kirche in dem Maaß richtig ſein, als alles menſchliche darin zum Organ des Göttlichen geworden iſt, und alſo keine Störungen des Gemeingefühls eintreten, die in einem fremdartigen Intereſſe ihren Grund haben.

2. Wenn aber dieſes Vorgefühl hier nur der Kirche zugeſchrieben wird, und nicht dem Einzelnen: ſo iſt wohl offenbar, daß der lezte es, wenn wir uns ſein einzelnes frommes Selbſtbewußtſein iſolirt denken, und auf eine ſehr unbeſtimmte Weiſe beſizen kann. Denn wenn gleich z. B. die Fortſchritte eines jeden Wiedergebohrenen in der Heiligung auf das unläugbarſte nur ſicherſte zu dem Zwek der Sendung Chriſti gehören, und auch jeder Chriſt hiernach das beſtimmteſte Bedürfniß fühlt: ſo kann doch bei den verſchiedenen Punkten, an welchen dieſe Fortſchritte jedesmal beginnen können, ein beſtimmteres Gefühl des Bedürfniſſes, und wegen der ganz verſchiedenen Anregungen, welche von außen zu Hülfe kommen können, ein beſtimmteres Vorgefühl des heilſamen ſich nicht entwikkeln. Noch weniger kann ſich aus dem Lebenskreiſe eines Einzelnen in Bezug auf die Aufgabe der Kirche nach außen, und zwar um ſo weniger als der Einzelne ein immer kleinerer Theil derſelben iſt, ein ſicheres Gefühl entwikkeln,

außer das ganz allgemeine, daß aus den vereinigten Anſtrengungen Aller das Ganze hervorgehn muß. Alles genauere wird nur in dem Maaß hervortreten können, als das Beſtreben nach der Verbreitung des Chriſtenthums in einem Einzelnen als eine beſondere Gabe des Geiſtes ausgebildet und von dem Ganzen als ſolche anerkannt und ſanctionirt iſt, das heißt als wir ſein frommes Selbewußtſein nicht mehr iſolirt denken. Woraus ſchon von ſelbſt folgt, daß in den erſten Zeiten der Kirche, wo die Einzelnen ein weit größerer Theil des Ganzen waren, und dieſes in vieler Hinſicht nur auf wenigen ruhte, auch das Vorgefühl Einzelner ſicherer ſein mußte *). Was nun von dem Einzelnen gilt, das gilt in demſelben Maaß auch von jeder Verbindung Mehrerer, die aber nur einen kleinen Theil des Ganzen ausmachen, und im vollkommenſten Sinn des Wortes gilt alſo die Behauptung nur von der ganzen Kirche, wenn dieſe als Lebenseinheit wirklich erſcheinen, und ſich alſo auch ein ganz allgemein anerkanntes und mithin eben ſo geltendes Vorgefühl entwikkeln könnte. Jedes aus einem beſchränkteren Lebenskreiſe ſich entwikkelnde, wird alſo auch nur unter der Bedingung zuverläßig ſein, wenn jenes ſich darin abſpiegelt.

3. Wenn wir nun unter Gebet im engeren Sinne eine Gott vorgetragene Bitte verſtehen: ſo iſt freilich wahr, daß ſolche zu dem Behuf, um Gott zu etwas zu vermögen keinesweges nothig ſind, und alſo inſofern unterbleiben dürfen; aber wir ſehen zugleich, wie jenes leitende Vorgefühl, welches ſich in dem Frommen wie

---

*) S. Ap. Geſch. 16, 6. 10.

alles andere mit dem inwohnenden Gottesbewußtſein verbindet, weil es zugleich auf ein Bedürfniß zurükgeht, ganz natürlich und unvermeidlich zum Gebet wird. Denn es iſt nicht möglich, daß das Bewußtſein eines Bedürfnißes, und der Art wie ihm abgeholfen werden könne, in der Zwiſchenzeit zwiſchen dem Entſtehen deſſelben und der wirklichen Abhülfe ſich mit dem Bewußtſein Gottes wahrhaft einigen könnte ohne dieſe Form anzunehmen; ſondern wenn in einem ſolchen Falle kein Gebet entſteht, iſt entweder eines von beiden das Gottesbewußtſein oder das Bedürfnißgefühl verſchwunden, oder beide gehen nur gleichſam neben einander her, ohne ſich zu berühren, in welchem Falle denn das Gottesbewußtſein in Bezug auf dieſe Seite des Lebens unkräftig ſein müßte, welches mit dem Weſen der Frömmigkeit nicht zuſammenſtimmt. Daher auch die Forderung keinesweges übertrieben iſt, oder als ein uneigentlicher Ausdruk zu behandeln, daß wir ohne Unterlaß beten ſollen *). Denn unſer Selbſtbewußtſein iſt niemals ohne das der Bedürftigkeit; und ſo gewiß alſo das Gottesbewußtſein nie ganz in uns erſterben ſoll, ſo wenig auch das Gebet. — Beiläufig geſagt geht auch hieraus hervor, wie ganz zuwider dieſer natürlichen Entſtehung des Gebetes eine jede Form deſſelben iſt, bei welcher eine Vermittelung eintritt zwiſchen dem Gefühl unſeres Bedürfniſſes und zwiſchen der Richtung auf Gott.

---

*) 1. Theſſ. 5. 17.

163.

Lehrſatz. Jedes Gebet im Namen Jeſu wird erhört *), aber auch nur ein ſolches hat dieſe Verheißung.

1. Im Namen Jeſu beten heißt erſtlich in ſeinen Angelegenheiten beten, dann in ſeinem Sinne beten; und beides iſt nicht von einander zu trennen. Denn wenn es möglich wäre auch das geiſtige Wohl der Menſchen anders als in ſeinem Sinne zu behandeln: ſo müßte es auch anders gedacht ſein, und wäre alſo nicht ſeine Angelegenheit, was in einem ſolchen Gebete Gott vorgetragen würde. Dies iſt aber nicht nur im allgemeinen zu verſtehen, ſo als ob ein Gebet ſchon ein Gebet im Namen Jeſu ſei, worin überhaupt der Gegenſtand deſſelben ſich auf die Erlöſung bezieht; ſondern inwiefern das Gebet ein beſtimmtes iſt, muß auch ſein Gegenſtand mit der Ordnung zuſammenſtimmen, nach welcher Chriſtus die Kirche regiert, ſo daß der Betende in ſeinem Gebet als ein wahrer und beifallswürdiger Bevollmächtigter Chriſti erſcheint. Daraus folgt ſchon von ſelbſt, daß nur ein ſolches Gebet, welchem das ganze Bewußtſein der Kirche zum Grunde liegt, und in welchem ihr Geſammtzuſtand berükſichtiget iſt, ein rechtes Gebet im Namen Jeſu ſein kann. Daß aber ein ſolches erhört wird, iſt ganz natürlich. Denn wenn das Bedürfniß richtig aufgenommen iſt, und das leitende Vorgefühl das Ergebniß iſt aus dem vollkommnen Bewußtſein der Kirche von ihren innern Zuſtänden und äußeren Verhältniſſen: ſo trägt das Gebet die volle Wahrheit in ſich, wie ſie in der Erkenntniß Chriſti iſt

---

*) Joh. 15, 16.

und ſeine regierende Thätigkeit beſtimmt, und muß alſo kraft dieſer und der Gewalt, die der Vater dem Sohn übergeben hat, erhört werden. Jedes andere aus einem unvollkommneren Bewußtſein hervorgehende Gebet, wenngleich auch in den Angelegenheiten Jeſu und von dem aufrichtigen Beſtreben in ſeinem Geiſte zu handeln ausgehend, ſieht doch ſeiner Erfüllung nur unter der Vorausſezung entgegen, daß es mit dem abſoluten Gemeingebet der Kirche zuſammenſtimme, und in demſelben enthalten ſei. Alſo kann auch ein ſolches ſeine Zuverſicht nur dadurch erlangen, daß es ſich jenem unterwirft und nur unter dieſer Bedingung erhört ſein will. Auch dieſes, ſoweit es ohne Sünde ſein kann und nur mit der menſchlichen Schwachheit zuſammenhängt, hat uns Chriſtus an ſeinem Beiſpiel dargeſtellt *). Die gewöhnliche Erklärung und Beſchreibung dieſes kirchlichen Ausdruks, daß man nämlich nur ſolle erhört ſein wollen um Chriſti willen, und nur inſofern was man bitte, Gottes Wille ſei, kommt, wenn etwas beſtimmtes dabei gedacht werden ſoll, ganz auf das hier geſagte hinaus.

2. Schwerlich aber wird es an der Einwendung fehlen, daß dieſes nur eine ſcheinbare Gebetserhörung ſei, was hier zugegeben wird. Denn es giebt immer auch unter den wohlgeſinnten und eben ſo gottergebenen als gläubigen Chriſten bald mehr bald weniger ſolche, die mit dem Gebete den Willen Gottes beugen und alſo zaubern möchten, indem ſie die Verheißungen Chriſti **) buchſtäbilch geltend machen wollen, die Bedingung aber, die er hinzufügt, nicht in ihrem vollen Umfange verſtehen. Denn wenn Chriſtus zur Erhörung

---

*) Matth. 26, 42. **) Matth. 17, 20. 21, 22. 22.

rung des Gebetes den rechten Glauben fordert: ſo verſteht er darunter nicht einen beſchränkten und für ſich abgeſonderten Glauben an die Erhörung ſelbſt, ſondern den rechten Glauben in dem vollen Sinne des Wortes, nämlich den Glauben an die Wahrheit und Ewigkeit und den ſich alles andere unterordnenden Werth des von ihm zu ſtiftenden Reiches Gottes, in welchem Glauben alles hier auseinander geſezte mit befaßt iſt. Iſt dieſer Geſichtspunkt nun einmal gefaßt: ſo läßt ſich auch der andere dem Anſchein nach jener Meinung günſtigere Ausſpruch Chriſti erklären. Denn wie ſoll einer dazu kommen nicht zu zweifeln, daß etwas geſchehen werde, als indem er es für nothwendig hält? und was kann der Chriſt als ſolcher für nothwendig halten, als nur wovon er überzeugt iſt, daß ohne daſſelbe das Reich Chriſti nicht könnte Beſtand und Fortgang haben? — Was nun die Einwendung betrifft, ſo wird ſie gewöhnlich ſo vorgetragen, man könne nicht ſagen ein Gebet ſei erhört worden, wenn man vorausſezt das, worum gebeten wird, ſei ſchon in der göttlichen Weltregierung oder durch die königliche Macht Chriſti beſtimmt, denn dann würde es ja auch geſchehen ſein ohne Gebet. Dieſe Einwendung aber trifft uns nicht: denn wir verwerfen beide Formeln zugleich, ſowol jene, Worum erhörlich gebetet wird, das würde auch geſchehen ſein, wenn nicht wäre gebetet worden, als auch dieſe, Worum erhörlich gebetet wird, das geſchieht deswegen, weil darum iſt gebetet worden. Sondern der Zuſammenhang zwiſchen dem Gebet und der Erfüllung beruht darauf, daß beide in einem und demſelben begründet ſind, nämlich in der Entſtehung des Reiches Gottes aus der Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur; denn in dieſem einen ſind jene beide daſſelbe, das in der Geſammtthätigkeit des göttlichen Geiſtes begründete menſchliche Vorgefühl oder das Gebet, und die beſtimmte Aeußerung der Chriſto übertragenen Gewalt oder die Erfüllung. Die Erfüllung wäre alſo nicht gekommen, wenn das Gebet nicht geweſen wäre, weil alsdann auch der Punkt noch nicht dageweſen wäre, auf den jener folgen mußte. Die Erfüllung kommt aber nicht deswegen, weil gebetet worden iſt, ſondern deswegen weil das vollkommne Gebet keinen andern Gegenſtand haben kann, als dasjenige was in Beziehung auf ein gegebenes in der Ordnung des göttlichen Wohlgefallens liegt. — Aus demſelben Grunde können wir auch eine andere Einwendung abweiſen, daß nämlich die Lehre von der Gebetserhörung geeignet ſei die eigne Thätigkeit der Gläubigen zu lähmen, wonach, wenn es richtig wäre, folgerecht durchgeführt das Beten eigentlich in die Stelle aller Thätigkeit treten müßte. Aber nach der obigen Auseinanderſetzung *) entſteht das rechte Gebet nur, indem wir in der auf die Befriedigung unſerer Bedürfniſſe gerichteten Thätigkeit begriffen ſind, ſo daß jeder wahre Gebetsmoment auf einem Thätigkeitsmoment ruht, und alſo das Gebet die Thätigkeit nicht aufheben kann, ohne ſich ſelbſt aufzuheben. Ein die Thätigkeit aufhebendes Gebet könnte nicht auf derſelben ruhen; aber dann könnte auch das darin ausgeſprochene Vorgefühl keinen reinen und geſunden Urſprung haben, ſondern nur willkührlich ſein, und mithin gar keine Sicherheit in ſich tragen, daß es mit der regierenden Thätigkeit Chriſti zuſammenſtimme.

2. Schon aus dem obigen geht zum Theil her-

---

*) §. 160, 1.

vor, daß es für ein anderes als das aus dem vollkommenen Selbſtbewußtſein der Kirche hervorgegangene Gebet kein Gefühl der Sicherheit geben kann; aber auch daß dem Chriſten, der alles auf das Reich Gottes bezieht, kein anderes Gebet als das bedingte oder unbedingte Gebet im Namen Jeſu natürlich ſein kann. Die zweite Hälfte unſeres Satzes würde alſo überflüſſig ſein als etwas ſich von ſelbſt verſtehendes, wenn wir nicht aus allgemeiner Erfahrung eine andere Art von Gebet kennten, welches wir zwar keineswegs verwerfen können, ſondern vielmehr auch loben müſſen, ſofern es immer eine Verbindung menſchlicher Empfindungen mit dem uns einwohnenden Gottesbewußtſein iſt, und jede menſchliche Empfindung in dieſer Verbindung reiner und beſſer iſt als ohne dieſelbe: die Zuverſicht der Erhörung aber muß einem ſolchen Gebet in dem Maaß fehlen, als wir den Gegenſtand unſerer Wünſche nicht unter die Bedürfniſſe der Kirche Chriſti ſtellen können. Dies gilt zunächſt von allen Wünſchen, welche perſönliche Liebe zu andern Einzelnen uns eingiebt. Je höher wir einen ſolchen ſtellen, um deſto leichter können wir verleitet werden zu glauben, es ſei ein unerſetzlicher Schade für das Reich Gottes, wenn er aus ſeinem Wirkungskreiſe herausgenommen werde; bei näherer Betrachtung aber müſſen wir dieſes immer kindiſch finden, weil ein ruhiges und klares Bewußtſein uns ſagt, daß außer Chriſto kein Einzelner in dem Reich Gottes unentbehrlich iſt. Noch mehr alſo gilt daſſelbe von allen Wünſchen, die ſich auf unſer oder Anderer äußeres Wohlergehen beziehn; und hierüber täuſchen wir uns ſchon weniger. So lange wir aber in allen dergleichen Dingen noch nicht zu der reinen Ergebung gekommen ſind, welche, indem ſie überes ihrer beſten Ueberzeugung gemäß handelt, den Erfolg Gott allein anheimſtellt, das heißt, ſo lange unſer treues Handeln auch noch von Wünſchen begleitet iſt: ſo iſt es jedem zwar, vorzüglich aber dem Chriſten heilſam dieſe Wünſche mit dem Bewußtſein Gottes zu verbinden. Denn eben durch das Bewußtſein, daß wir dieſe Wünſche nicht mit Ueberzeugung im Namen Jeſu als Angelegenheit der Kirche vortragen können, muß die reine Ergebung am beſten befördert werden. Jedes ſolche Gebet aber, welches nur ein Theil der einzelnen Seelſorge iſt *), bleibt auch am richtigſten in dem Kreiſe des einzelnen und häuslichen Lebens, wo es ſeinen natürlichen Ort hat; wogegen die öffentlichen gemeinſamen Gebete der Chriſten immer den reinen Typus des Gebetes im Namen Jeſu darſtellen ſollen, ohne Gegenſtände einzumiſchen, deren Zuſammenhang mit dem Beſtehen des Reiches Gottes nicht einleuchtet, ſondern welche nur von einem wenngleich gemeinſamen weltlichen Intereſſe ausgehn. Hiernach ſind alle öffentlichen Fürbitten einzurichten, und auch die Anweiſungen dazu in der Schrift aus jenen Hauptſtellen zu erklären **).

Zweite Hälfte. Das wandelbare in der Kirche vermöge ihres Zuſammenſeins mit der Welt.

164.

Sofern das Zuſammenſein der Kirche mit der Welt Einwirkungen der Welt auf die Entwirkung der Kirche in ſich ſchließt, ſo iſt dadurch ein Gegenſaz zwiſchen der ſichtbaren und unſichtbaren Kirche begründet.

---

*) 1. Petr. 5, 7. vgl. Matth. 6, 32. 33.

**) 1. Tim. 2, 1 — 4. Phil. 4, 6.

1. Wenn wir uns Welt und Kirche könnten als zwei gänzlich getrennte und auſſer einander befindliche Gemeinſchaften denken, welches aber nur der Fall wäre, wenn alle diejenigen Einzelnen, in welchen der göttliche Geiſt durch die Wiedergeburt wirkſam geworden iſt, keine Selbſtthätigkeit mehr ausübten, welche in ihrem früheren Leben gegründet iſt, ſondern nur Empfänglichkeit hätten für die Einwirkungen des Geiſtes, und Thätigkeiten, welche durch ihn hervorgerufen werden: ſo könnte dann die Welt, ohnerachtet ſie neben der Kirche beſtände, zwar die weitere Verbreitung der lezteren hemmen, indem ſie ſich ihrem Eindringen widerſezte; aber auf die ſchon beſtehende Kirche könnte ſie dann keine hemmenden oder ſtörenden, ſondern nur modificirende Einflüſſe ausüben. Dieſes aber iſt nicht der Fall, weil in den Wiedergebohrnen auch nicht alles reine Empfänglichkeit für den Geiſt iſt, ſondern im einzelnen noch eine dem Geiſt widerſtrebende Thätigkeit des Fleiſches *), und alſo auch in denen, welche die Kirche bilden, noch etwas der Welt angehört **); alſo ſind auch Kirche und Welt nicht ganz getrennt, ſondern auf jedem Punkt des erſcheinenden menſchlichen Lebens, wo die Kirche iſt, weil Glauben und Gemeinſchaft des Glaubens da iſt, eben da iſt auch noch Welt, weil noch Sünde und Gemeinſchaft der Sünde da iſt. Jeder ſichtbare Theil der Kirche iſt alſo unrein: kön-

---

*) Röm. 7, 14 — 23. 1. Joh. 1, 8 — 10.

**) Vgl. §. 145. 2.

ten wir aber die reinen Wirkungen des heiligen Geiſtes ſondern und zuſammenſtellen, ſo wäre dieſes eine reine Kirche. Nun ſind dieſe Wirkungen da, ſo gewiß als der heilige Geiſt nur in dieſer wirkſamen Vereinigung mit der menſchlichen Natur gegeben iſt; aber ſie ſind nicht abgeſondert darzuſtellen, ſondern nur unſichtbar ſind ſie innerhalb jener durch die Beimiſchung der Welt verunreinigten Erſcheinung gegeben. Die Totalität aller Wirkungen des Geiſtes in ihrem Zuſammenhange bildet alſo die unſichtbare Kirche, dieſelben aber nicht an und für ſich, ſondern zuſammen mit den Störungen, welche aus den Einwirkungen der Welt entſtehen und alle Einwirkungen des Geiſtes in der Erſcheinung verunreinigen, bilden die ſichtbare Kirche. — In dieſer nun iſt auch jenes insgeſammt enthalten, was in den Lehrſtükken der erſten Hälfte behandelt worden iſt, und dieſes iſt dasjenige, was in der ſichtbaren Kirche am meiſten die unſichtbare repräſentirt. Nun muß aber auch dasjenige betrachtet werden, was in der ſichtbaren Kirche nicht der unſichtbaren angehörig iſt, ſondern als die ſich immer erneuernde Folge von dem Mitgeſeztſein der Welt den Gegenſaz mit der unſichtbaren Kirche bildet.

2. Der Gegenſaz wie er hier aufgeſtellt iſt, ſcheint freilich nicht ganz dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäß gefaßt zu ſein. Denn dieſer beſagt, die unſichtbare Kirche beſtehe aus der Geſammtheit der Wiedergebohrenen und wahrhaft in der Heiligung begriffenen, die ſichtbare Kirche aber ſchließe außer dieſen auch noch alle diejenigen in ſich, welche das Evangelium gehört haben, inſofern alſo berufen ſind und ſich auch äußerlich ſchon zur Kirche bekennen. Allein dieſe Unterſcheidung hat in der Schrift keinen Grund, und der

gewählte Ausdruk iſt derſelben auch nicht angemeſſen. Denn die Schrift lehrt nur diejenigen zu taufen, welche zu Jüngern gemacht ſind, und welche Buße gethan haben, d. h. nur die Wiedergebohrenen; eine ſichtbare Kirche in dieſem Sinne ſollte es alſo gar nicht geben, ſondern die Berufenen ſo lange auſſer der Kirche bleiben, bis die Gemeine und ſie ſelbſt in der Ueberzeugung übereinſtimmen, daß eine Lebensgemeinſchaft zwiſchen Chriſto und ihnen beſtehe. Nach der urſprünglichen Abſicht Chriſti alſo und nach der Lehre der Schrift ſollte es eine ſichtbare Kirche in dieſem Sinne gar nicht geben; und wenn es wirklich ſo gehalten würde, ſo gäbe es auch keine, ſondern die in dieſem Sinn unſichtbare Kirche wäre ſichtbar geworden. Und niemand wird doch behaupten, daß es nicht ſo gehalten werden ſolle, ſondern nur vom Können iſt die Frage. Wie kann man aber auch die Geſammtheit der Wiedergebohrenen die unſichtbare Kirche nennen, da weder ſie ſelbſt noch ihre Gemeinſchaft unſichtbar ſind, ſondern ihre Gemeinſchaft unter ſich nur noch nicht eine ausſchließliche und als ſolche in einer beſtimmten Form abgeſchloſſen iſt, alſo für ſich allein keine Kirche. — Der Gegenſaz aber, wie er hier gefaßt iſt, beſagt etwas wahres und nothwendiges. Denn wenn es uns auch gelänge, alle nicht Wiedergebohrenen auszuſchließen: ſo würden die Wiedergebohrenen doch nur eine ſichtbare Kirche in unſerm Sinne bilden; und dieſe iſt alſo nothwendig, weil dieſe Gemeinſchaft geboten iſt. Die reine Kirche aber könnte auch ſo nicht ſichtbar gemacht werden, ſondern bliebe unſichtbar, und dieſe iſt auch, als das eigentlich Wahre in der ſichtbaren, nothwendig.

165.

Der Gegenſaz läßt ſich aber zuſammenfaſſen in dieſen beiden Gliedern, daß die ſichtbare Kirche eine getheilte iſt, die unſichtbare aber ungetheilt Eine, und daß die ſichtbare Kirche immer dem Irrthum unterworfen iſt, die unſichtbare aber immer untrüglich.

1. Zurükzugehen iſt hiebei auf die Analogie zwiſchen dem Mannesalter Chriſti und der Vollkommenheit der Kirche, jenes als Reſultat der perſonbildenden, dieſe als Reſultat der Gemeinſchaft bildenden Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur. Jene menſchliche Vollendung Chriſti iſt uns auch aus einer zeitlichen Entwiklung und einem Werden hervorgegangen; aber ohne daß damit zugleich ein ſolcher Gegenſaz in ihm geworden ſei, wie der hier aufgeſtellte zwiſchen der ſichtbaren und unſichtbaren Kirche. Deßhalb aber nicht, weil in ihm nur die Thätigkeit des göttlichen Prinzips geſezt war alles übrige aber reine Empfänglichkeit; wenn alſo auch in den einzelnen Mitgliedern der Kirche in der Wiedergeburt die Selbſtthätigkeit des Fleiſches gleich ganz erſtürbe, und alles in dem Menſchen reine Empfänglichkeit wäre für den göttlichen Geiſt, ſo wäre die Analogie vollkommen, und auch die Kirche würde dann eine zeitliche Entwiklung haben, aber ohne daß etwas hineinkäme, wozu es nichts entſprechendes in Chriſto gäbe. Daß nun den beiden angegebenen Punkten nichts in Chriſto entſpricht, und ſie alſo darin gegründet ſein müſſen, daß eine Thätigkeit der Welt noch in der Kirche mitgeſezt iſt, dieſes iſt für ſich klar; aber daraus folgt noch nicht,

daß dieſe beiden Punkte alles erſchöpfen, was hieraus in der Kirche abweichendes entſtehen muß.

2. Dieſes aber ergiebt ſich, wenn wir bedenken, daß des heiligen Geiſtes Werk kein anderes iſt, als zuerſt in dem Einzelnen Chriſtum zum Leben zu bringen, d. h. alles menſchliche dem göttlichen anzueignen: dann aber auch unter den Einzelnen die Gemeinſamkeit des geiſtigen Lebens hervorzubringen. Jede ſtörende Einwirkung der Welt muß alſo eine von dieſen beiden Thätigkeiten hemmen durch Hervorbringung einer entgegengeſezten, ſonſt wäre keine Störung geſezt. Nun giebt es kein anders der Gemeinſchaft entgegengeſeztes als Trennung, und dies iſt das erſte. Was aber das zweite betrifft, ſo ſcheint der Irrthum es nicht ganz auszudrükken, indem wir uns das menſchliche, welches vom Göttlichen ſoll durchdrungen werden, nur in irgend einer Duplicität erſchöpfen können, und da würde nun dem Irrthum, der ſich auf den Verſtand bezieht der Wille gegenüberſtehn, und was in dieſem der Vereinigung mit dem göttlichen entgegenſteht wäre die Sünde. Allein beide ſind in der Wirklichkeit des Lebens nicht von einander zu trennen; und der Irrthum kann eben ſowol als Sünde angeſehen werden, wie auch die Sünde als Irrthum, ſo wie auch in der Untrüglichkeit der unſichtbaren Kirche ihre Heiligkeit mit geſezt iſt. Es iſt aber noch ein beſonderer Grund vorhanden dieſe Darſtellungsweiſe hier vorzuziehen. Denn die beiden Thätigkeiten des heiligen Geiſtes ſind ja nicht auſſereinander ſondern ineinander. Alſo iſt auch die Sünde nur eine Störung in der Kirche, ſofern ſie zugleich in der Gemeinſchaft iſt, und ſie wird in derſelben nie ſein als Handlungsweiſe ohne auch als Maxime aufgenommen zu ſein, alſo als Irr-

thum, daher alles was in der ſichtbaren Kirche entgegengeſezt iſt der unſichtbaren, unter dieſe beiden Lehrſtükke muß befaßt werden können.

Erſtes Lehrſtük. Von der Mehrheit der ſichtbaren Kirchen in Bezug auf die Einheit der unſichtbaren.

166.

Die chriſtliche Kirche iſt niemals ohne Trennungen geweſen; aber es kann auch niemals in ihr das Beſtreben fehlen das getrennte wieder zu vereinigen.

1. Es möchte wol nicht unbillig ſcheinen, daß der Saz übrigens als allgemein anerkannt werden ſolle, doch aber eine Ausnahme davon zugeſtanden für die Zeit des Urchriſtenthums oder das eigentlich apoſtoliſche Zeitalter. Denn in dieſem war der unmittelbare Einfluß des urſprünglichen Einheitspunktes noch ſo vorherrſchend, und eben dadurch die Zuſammenſtimmung der Apoſtel ſo groß und ihr Anſehn bei allen übrigen ſo bindend, daß keine Spaltung aufkommen konnte. Indeß iſt es nicht einmal nöthig dieſe Forderung aufzuſtellen; denn wir ſehen die Anlage zu einer Trennung zwiſchen Judenchriſten und Heidenchriſten ſchon weit genug entwikkelt um ſie doch als einen ſolchen Moment anzuſehen, nur trat die Gegenwirkung des vereinigenden Prinzips zu ſtark und zu ſchnell ein, als daß die Trennung ſchon hätte auf eine bedeutende Art in der Erſcheinung auftreten können. Daß aber in allen ſpäteren Zeiten dieſes Verhältniß anders geweſen, und es im ganzen Umfang der Kirche niemals

gänzlich an Trennung gefehlt hat, liegt in der Geſchichte zu Tage. Die Urſache aber und der Hergang iſt immer der, daß auf Veranlaſſung verſchiedener Ausbildungen, ſei es nun der Lehre oder der Sitte und des Lebens in der Kirche ſich in einem oder mehreren Theilen etwas ſelbſtſüchtiges entwikkelt, wodurch die Differenzen vergrößert werden und die Wirkungen des gemeinheitbildenden Geiſtes gehemmt.

2. Es kann aber nicht anders ſein, ſofern jeder ſichtbare Theil der Kirche auch die unſichtbare in ſich hat, da nothwendig die von einander relativ getrennten Theile irgendwo in Berührung mit einander kommen müſſen, als daß auch das in ihnen geſezte gemeinheitbildende Prinzip ſeine Thätigkeit gegen dieſe Trennung richte, und dieſes iſt das Beſtreben der Wiedervereinigung, welches, wenn es ſich auch nicht zu allen Zeiten in der Geſchichte ſichtbar macht, doch ſo gewiß vorausgeſezt werden muß, als der heilige Geiſt nie ganz kann aus der Kirche verſchwunden ſein, und eben ſo wenig eins ſeiner weſentlichen Geſchäfte vernachläßigen. Damit ſoll aber keinesweges behauptet werden, als ob überall, wo eine kirchliche Trennung ſtattfindet, jeder Vereinigungsverſuch ein Werk des göttlichen Geiſtes ſei; vielmehr kann es auch unächte geben, die nur in einer der trennenden entgegengeſezten Selbſtſucht ihren Urſprung haben. Eben ſo wenig liegt in dem geſagten ein Grund zu entſcheiden, von welcher Seite die Trennung ausgegangen ſei, und wo die trennende Einwirkung der Welt ihren Siz habe; ſondern dies iſt eben ſo ſchwierig zu beurtheilen, als, wenn ein Krieg ausbricht, welches eigentlich der angreifende Theil ſei. — Ueber beide Theile unſeres Sazes können alſo auch

nur allgemeine Beſtimmungen angegeben werden, welche dieſe Grenzen bezeichnen.

167.

Erſter Lehrſatz. Die gänzliche Aufhebung der Gemeinſchaft zwiſchen zwei Kirchengeſellſchaften iſt unchriſtlich.

1. In keiner Geſellſchaft kann die Gemeinſchaft ganz gleichmäßig ſein, weil weder innere Verwandſchaft noch äußere Berührung gleichmäßig ſind; ſondern jeder Punkt iſt mit einigen genauer mit andern entfernter verbunden, und dies iſt in dem Gemeingefühl eines jeden als die natürliche menſchliche Schranke deſſelben mit aufgenommen, und der Grund einer fließenden Ungleichheit in der Gemeinſchaft. Da nun auch in jeder Gemeinſchaft der Gemeingeiſt ungleich vertheilt iſt, und Einige, in denen er zu beſonderer Stärke der Selbſtthätigkeit ausgeprägt iſt, ſich gegen andere wie anziehende Mittelpunkte verhalten, welches auch von Allen als eine göttliche Ordnung erkannt wird *): ſo entſteht auch hieraus eine Ungleichheit in der Gemeinſchaft, indem ſowol die Stärkern weniger unter ſich verbunden ſind, als jeder mit denjenigen auf die er Anziehungskraft ausübt, als auch unter den Schwächeren diejenigen genauer unter einander, welche demſelben Stärkeren anhängen; und dieſe Ungleichheit iſt nicht immer nur eine fließende ſondern ſie kann eine beſtimmt begrenzte werden, und eine Mannigfaltigkeit von Partheien erzeugen, wenn in den Ausgezeichneteren ſich auch merkliche Verſchiedenheiten der Vorſtellungsweiſe und Handlungsweiſe darſtellen.

---

*) 1. Kor. 3, 5 — 9.

2. Dieſe beſtimmte Abſonderung gedeiht nur zu ihrer völligen Reife, wenn das Unterſcheidende zu einem klaren allgemeinen Bewußtſein gelangt, und von den Theilnehmern ausgeſprochen wird in unterſcheidenden Bekenntniſſen und Lebensregeln; und ſo geſchieht es, daß die ganze Chriſtenheit in ſolche ſich beſtimmt abſondernde Kirchengemeinſchaften zerfällt, und dieſes kann nichts tadelnswürdiges ſein, da es nur die Vollendung desjenigen iſt, was in einer göttlichen Ordnung und in den Geſezen der menſchlichen Natur gegründet iſt. Ja da in ſolchen Lehrſäzen und Regeln das unterſcheidende natürlich die Form des Gegenſazes annimmt, entgegengeſeztes aber zugleich nicht ſcheint wahr und gut ſein zu können: ſo wird auch die eine Gemeinſchaft die Lehrſäze und Regeln der andern für irrig und ſchädlich erklären, und aus demſelben Grunde auch jede danach trachten nicht nur ihre eignen Mitglieder ſich zu erhalten, ſondern auch die der anderen für ſich zu gewinnen. Dieſes alles aber ſchließt noch keine völlige Aufhebung der Kirchengemeinſchaft in ſich, welche nur dann eintritt, wenn zwiſchen zwei Geſellſchaften nichts mehr aus dem Grunde, weil es chriſtlich iſt, für identiſch gehalten wird, und eben deßhalb auch alle religiöſe Mittheilung der einen an die andere aufhört, mithin auch keine kirchliche Gaſtfreundſchaft unter ihnen ausgeübt wird. So lange nun in einer Religionsgeſellſchaft ein geſchichtlicher Zuſammenhang beſteht mit der urſprünglichen Verkündigung des Evangelii und alſo mit Chriſto ſelbſt, und in ihr dieſer Zuſammenhang und alſo auch Chriſtus ſelbſt noch anerkannt wird: ſo iſt eine ſolche gänzliche Aufhebung der Gemeinſchaft mit derſelben unchriſtlich, weil alle, die in einer Lebensgemeinſchaft mit Chriſto ſtehen auch

müſſen Gemeinſchaft unter einander haben. — Offenbar iſt unter allen gegenwärtig beſtehenden chriſtlichen Kirchenpartheien die Kirchengemeinſchaft nirgend ganz aufgehoben, und inſofern kann man ſagen, daß die Einheit der unſichtbaren Kirche ſich in ihnen darſtelle, indem jede doch die Taufe der übrigen anerkennt, und es für alle auch noch auſſer der Schrift und der apoſtoliſchen Kirche eine Vorzeit giebt, welche ſie ſich gemeinſchaftlich aneignen. Indem uns aber die ältere Geſchichte die Erſcheinung der Kezerei darbietet, und auch jezt noch einige Kirchengeſellſchaften Kezeriſches in anderen anerkennen: ſo entſteht die Frage und muß beantwortet werden, inwiefern denn auch die Kezer in der Kirche ſind *) und alſo auch Kirchengemeinſchaft mit ihnen gehalten werden ſoll. Auch hier aber können nur dieſelben Grundſäze angewendet werden. Denn wenn auch in allem wahrhaft kezeriſchen, wie im manichäiſchen z. B. das chriſtliche mit unchriſtlichem vermiſcht iſt: ſo kann doch dies, wo der Wille ausgeſprochen iſt chriſtlich zu ſein, nur auf eine bewußtloſe Weiſe geſchehen, und die Verwirrung muß dann eben durch die Einwirkungen der ganzen Kirche aufgehoben werden; wo aber der Wille chriſtlich zu ſein nicht ausgeſprochen iſt, ſondern nur einzelnes chriſtliche in andere Religionsformen aufgenommen, wie wenn die Indier Jeſum für eine von ihren vielen Menſchwerdungen eines Gottes anerkennen wollten, da werden wir auch keine Kezerei annehmen, eben weil wir den Anhängern ſolcher Meinungen auch kein Chriſtenthum zuſchreiben würden *). Alſo ſind in jedem Falle auch die Ketzer in der Kirche, und zwar als ſolche, welche durch die Gemeinſchaft mit den übrigen Chriſten müſſen geheilt werden.

---

*) Vgl. Gerh. loc. th. T. XI. p. 68 sq. — Quidam ita perturbant ecclesiae pacem, ut conentur ante tempus separare se a zizania, atque hoc errore excaecati ipsi potius a Christi unitate separantur. August. de fide et opp. cp. 6.

168.

Zweiter Lehrſatz. Alle Trennungen in der chriſtlichen Kirche ſind vorübergehend.

1. Sofern die Trennungen auf phyſiſchen Gründen beruhen, und auch hier das fließende durch Naturbeziehungen, wie z. B. Völkerverwandſchaft und Sprache genauer begrenzt wird: ſo können ſie auch nicht dauerhafter ſein als dieſe Naturformen ſelbſt. Und da das Beſtreben nach einer allgemeinen Gemeinſchaft aller Gläubigen mit dem heiligen Geiſte ſelbſt identiſch iſt, und dieſer das ſtärkſte Agens in der menſchlichen Natur ſein muß, wie denn auch das Chriſtenthum mehr als irgend etwas Gemeinſchaft der Völker und der Sprachen befördert hat: ſo ſind auch dieſe immer ſo überwunden worden, daß niemals auf die Dauer weder politiſche Grenzen noch ethniſche Naturgrenzen auch den Umfang der Partheiungen in der chriſtlichen Kirche beſtimmt haben, ſo daß, was ſich auf dieſe Weiſe fixiren wollte, durch das Einheitsprinzip der Kirche immer wieder iſt fließend gemacht und alſo überwunden werden. Hieher gehören auch diejenigen Trennungen, die auf den Einflüſſen derjenigen Religionsformen beruhen, denen die Chriſten früher theilweiſe angehörten, wie die Trennungen der Judenchriſten und Heidenchriſten.

---

*) Nur von ſolchen Einzelnen iſt 1. Joh. 4, 5. zu verſtehen.

— Sofern aber dieſe Trennungen wahre Individualiſirungen des Chriſtenthums ſind, wie wir es vorläufig z. B. von dem evangeliſchen Chriſtenthum und dem römiſchen zugeben wollen, ſo liegt doch auch hiebei nur eine Modificabilität der menſchlichen Natur zum Grunde, deren Kraft alſo auch der des göttlichen Geiſtes untergeordnet ſein muß. Und wenn man auch zugiebt, daß dieſe Mannigfaltigkeit in der Kirche nur dadurch vorhanden iſt, daß eben der heilige Geiſt ſich auch dieſes individuelle, das doch immer eine Mehreren gemeinſame Eigenthümlichkeit iſt, zum Organ anbildet und es durchdringt: ſo haben doch auch dieſe verſchiedenen Charaktere eben ſo gewiß als eine räumlich beſchränkte, auch nur eine zeitlich beſchränkte Gültigkeit, und ſind alſo vergänglich.

2. Daraus folgt von ſelbſt, daß der Eifer für eine beſondere Kirchengemeinſchaft nur in ſofern ein wahrhaft chriſtlicher iſt, d. h. nur inſofern jeder damit ſeinen vollen Antheil an der Einheit der unſichtbaren Kirche verbinden kann, als er jene beſondere Form nur als eine vergängliche, aber ſein eignes vergängliches Daſein mit in ſich ſchließende, Geſtaltung der Einen unvergänglichen Kirche liebt. Daher auch in der parteiiſchen Vorausſezung immer ein das beſondere mit dem allgemeingültigen verwechſelnder Mißverſtand liegt, nämlich in der, daß die Einheit der unſichtbaren Kirche einmal werde ſichtbar werden dadurch, daß alle chriſtlichen Kirchengeſellſchaften ſich auflöſen würden in die eine, der man ſelbſt angehört. Daß aber die hier geforderte Beſchränkung noch ſehr weit entfernt iſt von der Gleichgültigkeit gegen eines jeden beſondere Kirchengeſellſchaft, leuchtet ein. Denn nur vermittelſt dieſer hat jeder Einzelne Gemeinſchaft mit der ganzen

chriſt-

chriſtlichen Kirche. Die Vergänglichkeit der beſonderen Geſellſchaften muß aber deſto größer ſein, je kleiner und unzureichender die Einheit iſt, die den Kern der beſonderen Gemeinſchaft bildet. Deshalb ſoll keine beſondere Kirchengeſellſchaft jemals auf die Eigenthümlichkeit eines beſonders hervorragenden Einzelnen gegründet werden *), und keine hat auf irgend eine lange Dauer zu rechnen, welche nur auf beſondern Gebräuchen ohne alle verhältnißmäßige Verſchiedenheit der Lehre, oder nur auf einzelnen eigenthümlichen Lehren ohne alle Verſchiedenheit der Lebensweiſe ruhen wollte.

169.

Zuſaz. Wenn behauptet wird, daß es vom erſten Anfang des menſchlichen Geſchlechtes an nur Eine wahre Kirche gegeben habe, welche auch immer eine und dieſelbe bleiben werde **): ſo iſt dies nicht ſo zu verſtehen, als ob die eigentlich ſo zu nennende chriſtliche Kirche ſelbſt nur ein Theil eines größeren Ganzen wäre ***).

1. Unſere ganze bisherige Auseinanderſezung beruht darauf, daß wir die chriſtliche Kirche angeſehen

---

*) 1. Kor. 1, 12.

**) Oportet omnino semper fuisse, nunc esse, et ad finem usque seculi futuram esse ecclesiam. — Et cum semper unus modo sit Deus . . . consequitur unam duntaxat esse ecclesiam. Expos. simpl. cp. XVII.

***) So klingen allerdings die Ausdrükke: haec (sc. ecclesia catholica) aliter fuit instituta ante legem, aliter sub Mose, aliter a Christo. Expos. simpl. cp. XVII. Derſelbe Schein entſteht auch, wenn als Eintheilung Einer Kirche angeführt wird die altteſtamentiſche und neuteſtamentiſche. S. u. a. Gerh. loc. th. XII. p. 185.

haben als die auf ihrer Lebensgemeinſchaft mit Chriſto ruhende Gemeinſchaft aller an ihn Gläubigen. Demnach iſt nur da chriſtliche Kirche, wo Glaube an Chriſtum und gegenſeitiges Anerkenntniß deſſelben iſt; und beides kann vor der Offenbarnng Chriſti nicht geweſen ſein. Da es nun aber auch menſchliche Gemeinſchaften gegeben hat und noch giebt, welche auf dem der menſchlichen Natur einwohnenden Gottesbewußtſein ruhen, aber auf einem ſolchen, in welchem keine Offenbarung Chriſti mitgeſezt iſt; und da auch ein ſolches Wahrheit in ſich ſchließt, wenn gleich unvollkommene und mit Irrthum vermiſchte, der aber ja nie anders als an der Wahrheit ſein kann: ſo läßt ſich inſofern im Gegentheil behaupten, daß es mehrere wahre Kirchen gegeben hat und noch giebt auſſer der chriſtlichen, wobei aber allerdings mit der Lebendigkeit und Sicherheit unſeres Glaubens die Vorausſezung zuſammenhängt, daß es einmal nur Eine wahre Kirche nämlich die chriſtliche geben wird, wenn gleich dieſe zuſammenſeiend mit der Welt nach dem bisherigen immer auf irgend eine Weiſe in ſich wird getheilt ſein.

2, Gehn wir aber eben von dieſem lezten aus, daß alle anderen Religionsformen beſtimmt ſind ſich in die chriſtliche aufzulöſen: ſo müſſen wir auch ſagen, daß nur dasjenige in ihnen das wahre Gottesbewußtſein iſt, worin dieſe Möglichkeit des Ueberganges in das Chriſtenthum mit enthalten iſt, d. h. welches ſich mit dem, wenn gleich noch ſo dunkeln und verhüllten Gefühl der Erlöſungsbedürftigkeit und mit der Sehnſucht nach einem Erlöſer verbindet. Inſofern alſo giebt es dann keine wahre Kirche als die chriſtliche, und dieſe iſt dann auch älter, nicht zwar als die Offenbarung Chriſti, denn die iſt eben in jenem Gefühl, aber doch als die Erſcheinung Chriſti. Aber der vorchriſtliche Theil dieſer Einen wahren Kirche iſt dann auch im Heidenthum eben ſo gut als im Judenthum; und was wir vorzugsweiſe die altteſtamentliche Kirche nennen, iſt nicht als Judenthum ein Theil jener Einen wahren Kirche, ſondern nur ſofern darin die Keime des chriſtlichen, alſo die Offenbarung Chriſti, eingehüllt liegen. Das Judenthum aber iſt in dieſer Hinſicht eben ſo ſehr ein zwiſcheneingeſchobenes als jede andere auch heidniſche Religionsform, welche Sitten und Geſeze enthielt um einen Theil der Menſchen darunter zu beſchließen bis der Glaube käme. Dieſes allein iſt auch der Sinn, in welchem jene ſymboliſche Stelle und andere den Saz von der Einheit der Kirche aufſtellen, welches daraus erhellt, daß die Einheit nicht nur auf die Einheit Gottes, ſondern auch auf die Einheit des Mittlers gegründet wird.

Zweites Lehrſtük. Von der Irrthumsfähigkeit der ſichtbaren Kirche in Bezug auf die Untrüglichkeit der unſichtbaren.

170.

In jedem Theile der ſichtbaren Kirche iſt der Irrthum möglich, und alſo auch irgendwie wirklich; es fehlt aber auch nirgend in derſelben an der berichtigenden Kraft der Wahrheit.

1. Dieſer Saz, wenn auf die apoſtoliſche Kirche als einen Theil der ſichtbaren angewendet, ſcheint in Widerſpruch zu ſtehen mit dem was in der Lehre von

der Schriſt *) behauptet worden. Denn wenn die Schriſt auch Irrthum irgendwie enthält, ſo kann ſie nicht die Norm ſein für alle religiöſe Gedankenerzeugung, weil die normale Dignität dem Irrthum mitgetheilt, dieſen verbreiten und befeſtigen müßte; und die Wahrheit müßte ihren Siz anderwärts auſſerhalb der Schriſt haben, um ihre berichtigende Kraſt auf die in der Schriſt ſelbſt enthaltenen Irrthümer zu wenden. Allein wie eben dort **) die apoſtoliſche Eingebung in ihrem ganzen Zuſammenhange dargeſtellt iſt, wird man leicht zugeben können, daß auch in der frommen Gedankenerzeugung der Apoſtel die allgemeine Möglichkeit des Irrthums ſich einzeln verwirklicht habe, ohne doch in die Schriſt einzubringen, welche grade als Zuſammenſtellung des irrthumsfreiſten unter Leitung des heiligen Geiſtes iſt geſammelt worden; ja ſie giebt uns ſelbſt Zeugniß ***), wie auch im Denken der Apoſtel der menſchliche Irrthum als vorübergehende Erſcheinung vorgekommen, und läßt uns ahnden, wie noch öfter vielleicht die erſten Regungen deſſelben, ehe ſie noch in die Erſcheinung hervortreten konnten, ſchon mögen zerſtört worden ſein. Und dem gemäß werden wir ſelbſt von der Schriſt, um den Naturzuſammenhang derſelben mit allem übrigen nicht ganz aufzuheben, zugeben können, daß in den mancherlei durchgehenden und nicht mit aufgenommenen Nebengedanken, die doch mit zu derſelben Gedankenerzeugung gehörten, die leiſeren Spuren des menſchlichen Irrens würden zu finden geweſen ſein, und dies wird weder ihrer normalen Dignität noch der Thätigkeit des heiligen Geiſtes bei ihrer Abfaſſung irgend Abbruch thun.

---

*) §. 149, 2.

**) §. 150, 2.

***) Ap. Geſch. 10, 14. 16, 7. Gal. 2, 11.

2. Die allgemeine Möglichkeit des Irrthums beruht aber darauf, daß wie andere ſo auch Thätigkeiten des Denkens noch vorkommen, welche nicht von dem heiligen Geiſt ausgehen, und daß dergleichen nicht nur für ſich abgeſondert beſtehen, ſondern auch, wie ſtreng genommen alle Gedanken des Menſchen nicht nur zuſammenhängen unter ſich, ſondern wahrhaft ineinander ſind, ſo durchdringen auch dieſe und verunreinigen alſo diejenigen Gedanken, welche urſprünglich in der Thätigkeit des heiligen Geiſtes ihren Grund haben. Ja von dieſer Verunreinigung wird, abgeſehen von dem Erlöſer, in welchem die perſonbildende Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur es unmöglich macht, keine Geiſtesthätigkeit ganz frei ſein, welche ſich bis zur vollendeten Erſcheinung im wirklichen Bewußtſein geſtaltet. Aber wenn auch nicht ſelten ein Irrthum, weil mit anderweitigem gemeinſamen Verderben in Verbindung ſtehend, ſehr weit um ſich greift in der Kirche: ſo werden doch auch immer Einzelne wenigſtens frei genug ſein von dieſem Verderben, daß ihnen der damit zuſammenhängende Irrthum als ſolcher einleuchten muß, wenn ſie, in dieſem Stük unbefangen, die herrſchende Vorſtellung mit verwandten Ausſprüchen der Schrift vergleichen. Oder, was daſſelbige iſt, über jede natürliche und nothwendige Modification des chriſtlichen frommen Selbſtbewußtſeins wird es auch irgendwo in der Kirche immer eine von dem reinen Gemeingeiſt der Kirche geleitete Reflexion geben, welche auch noch als ein faſt reines und ungetrübtes Werk deſſelben in die Erſcheinung tritt, ſo daß in dieſen zuſammengenommen, und wie die aus dem einzel-

nen Leben unvermeidlich entſtehenden Trübungen ſich gegenſeitig aufheben, die Untrüglichkeit der unſichtbaren Kirche wahrhaft, aber ſinnlich unſichtbar und alſo nur für den Glauben, vorhanden iſt.

171.

Erſter Lehrſaz. Keine von der ſichtbaren Kirche ausgehende Darſtellung chriſtlicher Frömmigkeit trägt lautere und vollkommne Wahrheit in ſich.

Anm. Der Saz ſo gefaßt ſchließt ſchon von ſelbſt die Schrift aus; denn dieſe iſt keine von der ſichtbaren Kirche ausgehende, ſondern vielmehr die erſt die ſichtbare Kirche conſtituirende Darſtellung, und darauf beruht auch ihre Normalität und die eminente Art, wie ſie ein Werk des heiligen Geiſtes iſt. Wer alſo dieſen Saz zugiebt, hat deshalb nicht Urſache auch in der Schrift Irrthum vorauszuſezen; vielmehr iſt die Vorausſezung der Untrüglichkeit der Schrift das natürliche Complement des Sazes.

1. Gegen den Saz ſelbſt könnte zwar eingewendet werden, wenn man auch die Irrthumsfähigkeit der ſichtbaren Kirche überhaupt zugeben müſſe, ſo werde doch immer nach Analogie eben deſſen, was zum Behuf der Schrift *) angenommen worden iſt, der Irrthum am geringſten ſein in allen conſtitutiven Handlungen, alſo auch in der Einſezung derjenigen, welchen die Reinigung der vorhandenen Vorſtellungen, und die Ausmittelung der chriſtlichen Wahrheit amtlich übertragen wird. Und wenn auch dieſe jeder für ſich dem Irrthum allerdings unterworfen ſind, ſo würde doch in dieſem Geſchäft die vorherrſchende Kraft

---

*) Siehe §. 147, 2.

des Gemeingeiſtes ſich darin bewähren müſſen, daß eines jeden Tendenz zu irren aufgehoben würde. Dieſes ſei freilich weniger der Fall, wenn die Vereinigten in einer gemeinſamen Einſeitigkeit oder überhaupt Neigung zu irren befangen wären; daher auch zuzugeben ſei, daß eine jede beſondere Kirche irren könne in ihren amtlichen Darſtellungen, die allgemeine aber könne nicht auf dieſe Art irren, ſondern wenn dieſe ſich in einer amtlichen Darſtellung zeige, müſſe immer die Aufhebung des Irrthums erfolgen. Allein nicht nur in jedem gegebenen einzelnen Raume läßt ſich eine gemeinſam beſtimmte Einſeitigkeit und Irrthumsfähigkeit denken, ſondern auch in jeder einzeln gegebenen Zeit eben ſo. Demnach kann auch die allgemeine ſichtbare Kirche in ihren amtlichen Darſtellungen der chriſtlichen Frömmigkeit irren, wenn ſie irgendwann als Eine gegeben iſt, und es wird ſich dann auch in ihren Relationen die Veranlaſſung zum Irrthum finden. Ja, wenn wir zugeben müſſen, worauf ja die Rechtmäßigkeit der Entſtehung der evangeliſchen Kirche ruht, daß es einen urſprünglich nicht amtlichen reformatoriſchen Einfluß Einzelner auf das Ganze giebt: ſo folgt ja daraus, daß alsdann eben in dem Ganzen als ſolchen das Bedürfniß der Verbeſſerung ſeinen Siz hat; ein Zuſtand, welcher periodiſch wiederkehren kann, da ja das Verhältniß des Ganzen zum Einzelnen überhaupt zwiſchen Selbſtthätigkeit und Empfänglichkeit des einen und des andern ſchwankt.

2. Hieraus ergiebt ſich, daß keine auch noch ſo vollſtändig gemeinſam abgefaßte Beſtimmung einer Lehre als unverbeſſerlich und für alle Zeiten gültig kann angeſehen werden, am wenigſten aber eine ſolche, welche in Folge eines entſtandenen Streites zu Stande kommt,

weil nämlich durch Streit immer am meiſten alles dasjenige aufgeregt wird, was am leichteſten zum Irrthum verführt; und daß kein Gewiſſen gebunden werden kann irgend etwas als chriſtliche Wahrheit anzuerkennen, als inſofern es ſich der eignen Ueberzeugung als ſchriftmäßig empfiehlt. Iſt aber jede gemeinſame Darſtellung der Lehre noch der Verbeſſerung fähig, ſo iſt auch dieſe Verbeſſerung ein Geſchäft, welches unausgeſezt mit gemeinſamen Kräften muß betrieben, niemals aber darf gehemmt werden: d. h. ein jeder Einzelne hat nach Maaßgabe ſeiner Kräfte und Hülfsmittel die Pflicht und alſo auch das Recht, alle gemeinſam aufgeſtellten Begriffe und Säze einer Prüfung zu unterwerfen. Eine durch den ganzen Verlauf dieſes Geſchäftes ſich hindurchziehende Uebereinſtimmung giebt es alſo nur in den Grundſäzen, nach welchen und dem Sinne in welchem die Wahrheit gemeinſam ſoll gefördert werden. Daher war es ganz richtig, daß die entſtehende evangeliſche Kirche ſich in Bezug auf die ſtreitigen Lehren nicht wollte der Entſcheidung einer Kirchenverſammlung unterwerfen, aber nicht ſo richtig noch mit jenem zuſammenſtimmend war es, daß ſie außer dem ſogenannten apoſtoliſchen Glaubensbekenntniß, welches nur die urſprünglichſte auf keinen beſtimmten Streit ſich beziehende, und keinen einzelnen Entwiklungsmoment darſtellende Ueberlieferung der Kirche von den allgemeinſten Umriſſen der chriſtlichen Wahrheit ausſpricht, auch die andern ökumeniſchen Bekenntniſſe gradezu reſumirte, ohnerachtet dieſe auch nur Erzeugniſſe ähnlicher durch Uneinigkeiten veranlaßter und alſo zur Ausmittelung der Wahrheit nicht vorzüglich geeigneter Verſammlungen ſind. Daher war es ganz recht, daß die Reformatoren den Stand ihrer Ueberzeugungen in kurzen Bekenntnißſchriften der geſammten Chriſtenheit darlegten, denn dadurch erhielt ihr verbeſſernder Einfluß auf das Ganze erſt ſeine feſte Haltung; unrichtig hingegen war es, wenn man hernach an dieſe Darſtellungen, als ob ſie unverbeſſerlich wären, die Gewiſſen der Mitglieder der Kirche unauflöslich binden wollte, und alſo innerhalb derſelben jeden verbeſſernden Einfluß Einzelner auf das Ganze im voraus abſchneiden.

172.

Zweiter Lehrſaz. Alle Irrthümer in der ſichtbaren Kirche werden aufgehoben, während die Wahrheit, welche das Weſen der unſichtbaren Kirche ausmacht, auch in der ſichtbaren immer bleibt.

1. Da jedes Bewußtſein des Chriſten, ſofern ſich darin weſentlich die Gemeinſchaft mit Gott ausſpricht, ein Werk des heiligen Geiſtes iſt: ſo gehört es eben inſofern der unſichtbaren Kirche an, und trägt die Untrüglichkeit derſelben in ſich. Allein in dieſer reinen Wahrheit wird es kein voller wirklicher Lebensmoment, indem immer noch etwas von der bei jeder Thätigkeit ganz wirkſamen menſchlichen Natur von dem Geiſt nicht durchdrungen und ihm noch nicht als Werkzeug angeeignet iſt. So iſt alſo an der Wahrheit der Irrthum mehr oder weniger in jedem Akt des frommen Bewußtſeins. Daß nun dieſe innre Wahrheit nie ganz kann verloren gehen, folgt ſchon aus dem, was im allgemeinen über die Wirkungen der neuen Geburt aus dem Geiſt *) iſt geſagt worden. Und wie dieſes von

---

*) S. §. 131.

dem Einzelnen gilt, ſo gilt es noch weit mehr von der ganzen ſichtbaren Kirche und von jeder größeren organiſchen Einheit innerhalb derſelben. Ja wenn auch in den gemeinſamen geiſtigen Erzeugniſſen bisweilen der Irrthum ſehr hervortritt, ſo iſt dies nur die natürliche und nothwendige Aeußerung der auch vorher noch nicht vom Geiſt durchdrungengeweſenen Natur, ohne daß die vorher ſchon wirklich dageweſene Wahrheit verſchwunden wäre; und daß dieſe ſich in der Kirche wirklich verloren habe oder verringert worden ſei, iſt immer nur ein Schein, der bei genauerer Kenntniß wieder verſchwinden würde. Der Irrthum hingegen, welcher auf die beſchriebene Weiſe an der Wahrheit iſt, muß einerſeits verringert werden durch die fortſchreitende Beſitznahme des heiligen Geiſtes und die damit verbundene größere Reinheit der Vorſtellungen; andererſeits aber ſtimmt auch ſchon das falſche nicht unter ſich zuſammen, ſondern iſt eins mit dem andern eben ſo ſehr im Widerſpruch wie jedes mit dem Wahren, und ſchwächt ſich alſo unter einander.

2. Was aber diejenigen Gedanken und Lebensregeln betrifft, welche in der Chriſtenheit zwar gefunden werden, denen aber das chriſtliche Gottesbewußtſein gar nicht zum Grunde liegt, und von denen man alſo nicht in demſelben Sinne ſagen kann, daß ſie ein Irrthum an der Wahrheit ſind: ſo ſind ſolche nur inſofern wirklich in der ſichtbaren Kirche, als in denjenigen, welche ſie hegen, doch anderweitig eine Herrſchaft des chriſtlichen Geiſtes ſchon begründet iſt; ſonſt aber ſind ſie ganz auſſer der wirklichen Kirche. Denn ſolche die nur durch das äußere Bekenntniß Chriſten wären und ſonſt auf gar keine Weiſe, rechnen wir auch gar nicht zur ſichtbaren Kirche, weil ſie der Kirche nur ſcheinbar ange-

hören. Inſofern alſo unchriſtliche Gedanken und Lebensregeln in der ſichtbaren Kirche ſind: ſo iſt doch dieſer Zuſtand des Irrthums neben der Wahrheit nur der Vorläufer von dem eben beſchriebenen des Irrthums an der Wahrheit. Denn wo einmal der Anfang einer Herrſchaft des Geiſtes gemacht iſt, da iſt auch die weitere Verbreitung derſelben, theils von innen, theils von außen vorbereitet, denn die fortſchreitende Aſſimilation muß, wenn gleich langſam, das ganze Gebiet der Geiſtesthätigkeiten ergreifen. Von außen aber kommt dieſem die Kirche zu Hülfe, welche von dem unchriſtlichen was in der Welt iſt, zu keiner beſondern Thätigkeit beſtimmt wird, unmöglich aber gegen dasjenige gleichgültig bleiben kann, was ſich an ihren eigenen Gliedern findet, ſondern ſie muß, vermittelſt des chriſtlichen in ihnen ſelbſt, darauf einwirken, wovon der Erfolg unmöglich Null ſein kann.

Drittes Hauptſtük.

Von der Vollendung der Kirche.

173.

Die Vollendung der Kirche in dem oben*) vorläufig angegebenen Sinn iſt in dem Verlauf des menſchlichen Erdenlebens nicht zu erreichen, und die Darſtellung derſelben hat alſo unmittelbar nur den Werth eines Ideals.

Anm. a. Wie man die Kirche in ihrem Zuſammenſein mit der Welt die ſtreitende Kirche nennt, weil ſie ſich theils gegen die Welt zu vertheidigen hat, theils auch ſie zu erobern ſuchen muß: ſo nennt man die Kirche in ihrer Vollendung, als demjenigen Zuſtande, worin ſie keinen Einwirkungen der Welt mehr ausgeſezt und zu keinen Einwirkungen auf die Welt mehr berufen iſt, die triumphirende Kirche.

---

*) S. §. 134

b. Der unmittelbare Werth eines jeden Lehrſtükkes iſt nur der, den es als Beſchreibung des chriſtlichen Selbſtbewuſtſeins hat. In dieſem nun kommt die Vollendung der Kirche nicht als wirklicher Zuſtand vor, ſondern als das immer angeſtrebte aber noch niemals erreichte.

1. So lange das Chriſtenthum noch nicht über das ganze menſchliche Geſchlecht verbreitet iſt, werden auch die veralteten oder unvollkommnen Religionsformen, welche neben demſelben beſtehen, ſich gegen daſſelbe erhalten wollen, und es alſo zurükzudrängen ſuchen. Was aber die Kirche ſich von ihnen aneignet und in ſich aufnimmt, maſſenweiſe oder einzeln, das iſt niemals ſchon völlig aſſimilirt, und bringt alſo den Stoff zu Spaltungen und Irrthümern mit in die Kirche. Geſezt aber auch das Chriſtenthum hätte ſeine vollkommne Verbreitung: ſo hört doch, ſo lange das menſchliche Geſchlecht nach der gegenwärtigen Ordnung beſteht, die Erzeugung nicht auf, und die Sünde entwikkelt ſich alſo *) in jeder Generation aufs neue, ſo daß die Kirche immer wieder mit der Welt in Conflict kommt und auch immer Welt in ſich aufnimmt, alſo niemals vollendet iſt.

2. Wenn wir alſo auch zu einer vollkommnen richtigen Vorſtellung von der triumphirenden Kirche gelangen könnten, was übrigens ſchon an ſich unwahrſcheinlich iſt, weil wir das nicht lebendig zu faſſen wiſſen, was unſern Zuſtand überſteigt: ſo könnten wir keinen andern Gebrauch davon machen, als, indem wir das wirklich gegebene mit jenem uns unerreichbaren vergleichen, die beſtimmte Ueberzeugung hervorzubringen, daß alles was in dem wirklichen Zuſtande von jenem

---

*) S. oben §. 87, 2.

Bilde der Vollkommenheit abweicht, irgendwie mit den Einflüſſen der Welt zuſammenhängen muß. Daher nun iſt dieſes ganze Hauptſtük mehr paränetiſcher als eigentlich didaktiſcher Natur. Demohnerachtet weiſet ihm nicht nur der allgemeine Gebrauch ſeine Stelle in der Glaubenslehre an, ſondern auch abgeſehen von dem Gebrauch hat ſich uns der Ort für dieſe Darſtellungen ganz von ſelbſt conſtituirt.

Zuſaz. Es erhellt auch aus dieſer Betrachtung, daß der Vollendung der Kirche vorangehend gedacht werden muß dieſe allgemeine Verbreitung des Chriſtenthums *). Der Glaube an dieſe liegt auch ſchon in dem Bewußtſein, daß der Glaube an den Erlöſer durch nichts beſonderes, ſondern nur durch das allgemeine erwekbare Bewußtſein der Sünde bedingt iſt, und durch die Fähigkeit einen ſpecifiſchen Eindruk von dem Erlöſer zu bekommen, welche um ſo größer und allgemeiner werden muß, je deutlicher ſich ſchon ſeine Herrlichkeit in der Kirche ſelbſt abſpiegelt **).

174.

In dem Glauben an die ewige Fortdauer der Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur in der Perſon des Erlöſers iſt der Glaube an die ewige Fortdauer der menſchlichen Perſönlichkeit überhaupt ſchon mit enthalten. Daher entſteht auch dem Chriſten noch beſonders die Aufgabe ſich den Zuſtand nach dem Tode vorzuſtellen.

---

*) Röm. 11, 25. 26.

**) Epheſ. 1, 22. 23. 2, 21. 22.

1. Der Glaube an die Fordauer der Perſönlichkeit nach dem Tode, oder wie wir es auch auszudrükken pflegen, an die Unſterblichkeit der Seele, war zu den Zeiten Chriſti und der Apoſtel ſchon der herrſchende unter dem jüdiſchen Volk, und durfte daher nur aufgenommen und ſanctionirt, nicht aber erſt begründet oder gar hervorgebracht werden. Betrachten wir aber die Sache aus dem Geſichtspunkt der natürlichen Erkenntniß ohne irgend befangen zu ſein: ſo müſſen wir wol geſtehen, daß dieſer Glaube nicht mit Unrecht immer aufs neue iſt angefochten worden. Denn die ſogenannten Vernunftbeweiſe für die Unſterblichkeit haben wenig ſiegende Kraft, weil ſie ohne Ausnahme auf unerweislichen Vorausſezungen ruhen. Auch iſt wol offenbar, daß die Ueberzeugung nie auf dieſem Wege entſtanden iſt, ſondern daß dieſe Beweiſe nur Uebertragungen der auf einem andern Wege entſtandenen Ueberzeugung in eine andere Form ſein können. Da nun dies ohnehin nicht die Form der chriſtlichen Glaubenslehre iſt: ſo kann auch dieſe weder jene Beweiſe adoptiren, noch liegt ihr ob deren Prüfung zu übernehmen. Wenn aber von Anderen die Frage aus dem philoſophiſchen Gebiet in das religiöſe, aber auf eine ganz allgemeine Weiſe hinübergezogen wird, indem man behauptet, daß zugleich mit unſerm innern Gottesbewußtſein auch der Glaube an unſere Unſterblichkeit ſchon gegeben ſei: ſo erfordert dieſes ſchon eine nähere Beleuchtung, da es angenommen, unſeren Saz ſeinem weſentlichen Inhalt nach aufheben würde. Nun giebt es freilich ein irreligiöſes Leugnen der Unſterblichkeit, welches nämlich die geiſtigen Thätigkeiten für ein Erzeugniß derjenigen materiellen Zuſammenſezung anſieht, in Verbindung mit welcher ſie uns vorkommen, und alſo, da es doch eben ſo gut ſich

umgekehrt verhalten kann, den Geiſt ſchlechthin dem Stoff unterordnet; mit welcher Unterordnung immer verbunden iſt, daß das Gottesbewußtſein als ein mindeſtens verdächtiges Nebenerzeugniß betrachtet wird, und ſie iſt zugleich, das Wort in ſtrengerem Sinne genommen, unſittlich, weil ihr weſentlich iſt die Sittlichkeit zu ſenſualiſiren. Allein es giebt offenbar auch eine ganz andere Entſagung auf die Fortdauer der Perſönlichkeit nach dem Tode, eine ſolche die, weit entfernt den Geiſt dem Stoff unterzuordnen, indem ſie gar keinen eigentlich todten Stoff annimmt, ſondern alles in irgend ein Gebiet des Lebens verſezt, ganz eigentlich den Geiſt als die den lebendigen Stoff hervorbringende und ſich anbildende Kraft anſieht, und wegen dieſer ſchöpferiſchen Natur des Geiſtes auch zum Grunde legt, daß das Gottesbewußtſein das Weſen jedes im hohen Sinne ſich bewußten oder vernünftigen Lebens conſtituirt. Dennoch aber die einzelnen Erſcheinungen überall der lebendigen Kraft unterordnend, und bedenkend auf der einen Seite, daß wir keine größere Gewißheit haben können über die Fortdauer der Seele nach dem Tode, als über ihr Vorhergeweſenſein vor dem Anfang des Lebens, auf der andern Seite, daß jedes einzelne menſchliche Leben eben ſowol von ſeiner geiſtigen Seite als Seele wie von ſeiner ſterblichen Seite als Leib angeſehen, einer beſtimmten Region in dem menſchlichen Gebiet und einem beſtimmten Entwiklungspunkt angehöre, auſſerhalb dieſer Grenzen aber ſeine Bedeutung verliere, und folglich nur für dieſe Zeit, alſo als eine vergängliche Erſcheinung, gebildet ſei, betrachtet ſie den gemeinſamen Menſchengeiſt die Quelle der einzelnen Seelen, als die wahre lebendige Einheit, welcher Ewigkeit und Unſterblichkeit zukommt, die einzelnen Seelen eher als deren vorübergehende Actionen, die ſich zu jener höheren Lebenseinheit verhalten, wie ſich in unſerm geiſtigen Leben die einzelnen auch vorübergehenden und nicht wiederkehrenden Momente zu der Einheit deſſelben verhalten. Mit einer ſolchen Entſagung auf die Fortdauer der Perſönlichkeit kann ſich eben ſowol die Herrſchaft des Gottesbewußtſeins im allgemeinen vertragen, wie ſich die reinſte Sittlichkeit und die höchſte Geiſtigkeit des Lebens damit verträgt. Und wie es auſſer einem alle Frömmigkeit aufhebenden auch einen frommen Unglauben an die perſönliche Fortdauer geben kann: ſo muß man auch geſtehen, daß es neben einem frommen auch einen unfrommen Glauben an die Unſterblichkeit giebt. Denn wie ſollte der fromm zu nennen ſein, der ſeiner ganzen Geſtaltung nach nur von dem Intereſſe an dem ſinnlichen Gehalt des Lebens ausgeht, und Frömmigkeit und Sittlichkeit in dieſem Leben nur als Mittel behandelt, um zu einer Glükſeligkeit dort zu gelangen, die doch immer mehr oder weniger ſinnlich vorgeſtellt wird. Demnach iſt dieſes auf jede Weiſe zuviel behauptet, daß der Glaube an Gott den Glauben an die perſönliche Unſterblichkeit ſchon in ſich ſchließe.

2. Wohl aber können wir ſagen, daß der Glaube an den Erlöſer, ſo wie er hier iſt dargelegt worden, auch den Glauben an die perſönliche Fortdauer aller einzelnen menſchlichen Seelen in ſich ſchließe. Denn wenn Jemand alles, was der Erlöſer von ſeinem Fortwirken nach ſeiner Erhöhung und von ſeiner geiſtigen Gegenwart und perſönlichen Wiederkunft ſagt, auf eine ſolche Weiſe deuten wollte, daß ſeine perſönliche Fortdauer dabei nicht vorausgeſezt werden dürfe, ſondern das eine ſei nur bildlich, und das andere nur von den Nachwir-

kungen ſeines früheren Lebens zu verſtehen, die menſchliche Seele des Erlöſers aber habe auch aufgehört als eine einzelne Seele dazuſein, und ſei in den Urquell des Lebens zurükgekehrt, dem möchte wol ſchwerlich irgend etwas vorgehalten werden können, was ihn bewegte an die Fortdauer anderer menſchlichen Seelen zu glauben; ſondern er müßte ihnen ebenfalls nach dem Abſchied aus dieſem Leben die Rükkehr in Gott und alſo das Aufhören des perſönlichen abgeſonderten Daſeins anweiſen. Allein wenn auch einem ſolchen ein gewiſſer Glaube an die Erlöſung durch Chriſtum nicht geradehin müßte abgeſprochen werden: ſo wäre dies doch niemals der Glaube der chriſtlichen Kirche, wenn an den Erlöſer nur als an einen dageweſenen und nicht noch daſeienden geglaubt würde, denn unſer Glaube hält ihn als immer gegenwärtig und lebendig. Indeſſen könnte man vielleicht von einer andern Seite gegen unſern Saz einwenden, die Seele des Erlöſers ſei freilich unſterblich, aber ſie ſei es nur durch die ſeine menſchliche Perſon bildende Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur, mithin gerade durch dasjenige was ihn von allen andern Menſchen unterſcheidet, und man könne alſo vielmehr ſagen, grade weil und inwiefern der Erlöſer unſterblich ſei, ſeien es alle Andere nicht. Allein dieſe Erklärung würde auch auf eine eigne Weiſe doketiſch ſein; denn ſie verträgt ſich nicht mit der Annahme einer vollkommen menſchlichen Natur in dem Erlöſer. Denn der Unterſchied zwiſchen einer unſterblichen und einer ſterblichen Seele kann nicht etwa erſt mit dem Augenblik des Todes angehen, ſondern jene muß auch in jedem Augenblik und in Beziehung auf jede Thätigkeit eine andere ſein als dieſe. Daher wäre es unrichtig, daß der Erlöſer uns in allem mit

Ausnahme der Sünde gleich geworden, wenn ſeine Seele eine unvergängliche wäre, unſere aber wäre vergänglich. Aus demſelben Grunde iſt auch jede andere Theilung der Menſchen in dieſer Hinſicht undenkbar, wenn man z. B. ſagen wollte, geſchaffen wäre die menſchliche Natur unſterblich der Seele nach, aber der Tod als der Sünden Sold begreife auch die Sterblichkeit der Seele in ſich, und ſo wären ſeit der Sünde und durch ſie alle Seelen ſterblich. Der Erlöſer nun ſei unſterblich durch ſeine Unſündlichkeit, und mit ihm würden es auch alle diejenigen, welche durch den Glauben an ihn von der Sünde und ihrer Strafe befreit würden, die Seelen der Ungläubigen aber blieben ſterblich und gingen unter im Tode. Denn dieſes führte auf die ihrem Geiſte nach manichäiſche Vorausſezung von zwei verſchiedenen Gattungen oder Geſchlechtern von Menſchen, ſo daß die Ungläubigen auch abgeſehen von ihrem Unglauben und gleichſam ſchon vorher eine andere Art als die Gläubigen wären, und auch die Allgemeinheit der Erlöſung aufgehoben würde. Daher bleibt nichts anderes übrig, als daß, ſo gewiß die menſchliche Seele des Erlöſers ſich einer ewigen perſönlichen Fortdauer erfreut, eben ſo gewiß auch alle Menſchen daſſelbe zu erwarten haben; und daß allerdings der Erlöſer der Vermittler der Unſterblichkeit iſt, aber nicht für diejenigen allein, die hier ſchon an ihn gläubig werden, ſondern für alle ohne Ausnahme. In dieſem Sinne nämlich, daß wenn der menſchlichen Natur nicht die perſönliche Unſterblichkeit zukäme, alsdann auch die Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur zu einer einzigen unſterblichen Perſon nicht möglich geweſen wäre; und umgekehrt, weil Gott beſchloſſen hatte, durch ſolche Vereinigung die menſchliche

Natur zu vollenden und zu erlöſen, mußten auch von Anfang an die menſchlichen Einzelweſen dieſelbige Unſterblichkeit in ſich tragen, ohne welche der Erlöſer nicht zu denken iſt. Jede andere als dieſe Gewährleiſtung für die perſönliche Fortdauer wäre dem Chriſten als ſolchem fremd, dem alles nur in dem Maaße gewiß iſt, als es ſich mit dem Glauben an den Erlöſer einigt und aus demſelben hervorgeht.

3. Daß nun dieſer Glaube auch ein Beſtreben in ſich ſchließt den überhaupt geſezten Zuſtand nach dem Tode auch anſchaulich vorzuſtellen, das iſt natürlich, theils weil in jedem Augenblik Vergangenheit und Zukunft mitgeſezt wird, und beides deſto vollſtändiger je vollkommener und beſonnener er iſt, theils auch fordern die auf anderm Boden erzeugten Vorſtellungen von jenem Leben dazu auf, damit wir nicht unbeachtet in die unſrige etwas aufnehmen, wie etwa die ſinnlichen jüdiſchen und mohamedaniſchen Anſichten, was mit der Art im Widerſpruch ſteht wie des Chriſten Glaube bewährt und begründet iſt. Allein wir haben kein Recht zu verlangen, daß dieſes Beſtreben bis auf einen gewiſſen Punkt gelinge. Denn wenn wir das zukünftige Leben überhaupt nur als Zukunft betrachten: ſo müſſen wir ſchon geſtehen, daß bei dieſer Zeit und Stunde nichts geheimnißvolleres iſt als Art und Weiſe; da nun über jene Chriſtus ſeinen Jüngern keinen Unterricht gegeben *), ſo dürfen wir eben ſo wenig darauf rechnen dieſe zu ergründen. Denn die Andeutungen Chriſti ſelbſt ſind theils rein bildlich, theils ſo unbeſtimmt gehalten, daß wenig mehr daraus abzunehmen iſt, als was für den Chriſten in jeder auch in der unbe-

---

*) Ap. Geſch. 1, 7.

ſtimmteſten Vorſtellung von Fortdauer nach dem Tode ſchon weſentlich mit enthalten iſt, nämlich die Fortdauer der Verbindung der Gläubigen mit dem Erlöſer. Auch was ſeine Jünger darüber ſagen iſt als Ahndung und mit dem Geſtändniß eines Mangels beſtimmter Erkenntniß ausgeſprochen. Gegen alle etwanigen beſtimmteren Vorſtellungen aus anderen Quellen haben wir nur Urſache mißtrauiſch zu ſein. Denn da doch in Bezug auf die Zukunft ſelbſt unſere Vorſtellungen von derſelben nicht produktiv ſein können: ſo iſt das wichtigſte unſtreitig dieſes, daß ſie durch ihren Einfluß nur die Gegenwart auf keine Weiſe verderben. Was aber anderwärts her als aus chriſtlicher Geſinnung und chriſtlichem Bedürfniß entſtanden iſt, das kann auch ſehr leicht chriſtlichem Glauben und Leben nachtheilig werden. Daher unſer höchſtes Ziel nur ſein muß nichts unreines und verderbliches in unſere Vorſtellungen von dem künftigen Leben aufzunehmen.

175.

Beide hier angegebene Vorſtellungen, die von der Vollendung der Kirche und die von dem Zuſtande der Menſchen nach dem Tode ſind vereinigt in den chriſtlichen Vorſtellungen von den lezten Dingen, denen aber derſelbe Werth wie den übrigen Glaubenslehren nicht kann beigelegt werden.

1. Die Verbindung jener beiden Punkte in dieſen Vorſtellungen leidet keinen Zweifel. Denn wer ſich irgend eine Vorſtellung macht von einem Zuſtande nach dieſem Leben, der aber nicht dem Begriff der vollendeten Kirche entſpricht, der glaubt auch ſelbſt noch nicht

das lezte geſezt zu haben, ſondern glaubt daß noch eine Entwiklung bevorſtehe, welche die Kirche vollende. Und umgekehrt, wer ſich eine Vollendung der Kirche denken wollte noch in dieſem Leben, der würde in die Vorſtellung des Zuſtandes nach dem Tode, damit doch etwas eigenthümliches darin ſei, noch irgend einen andern Gehalt zu bringen ſuchen, dergleichen ſich aber in unſerer kirchlichen Vorſtellung nicht findet. In dieſer ſind alſo beide Momente zuſammengezogen; die Vollendung der Kirche, weil ſie in dieſem Leben nicht möglich iſt, in jenes verlegt, welches wir uns doch denken müſſen, und die Vorſtellung von jenem Leben, weil ſie uns nur ganz unbeſtimmt gegeben iſt, ausgefüllt durch den vollendeten Zuſtand der Kirche. — Ob wir aber ein vollkommnes Recht haben zu dieſer Verbindung, iſt eine andere Frage. Denn wenn wir uns die vollendete Kirche nach der Analogie mit der ſtreitenden denken wollen: ſo wiſſen wir ja nicht, ob wir auch in jenem Leben ein ineinandergreifendes zeitliches Zuſammenleben und Wirken zu denken haben; und wenn wir uns das künftige Leben nach der Analogie mit dem gegenwärtigen als eine ſteigende Entwiklung denken wollen: ſo ſind wir ungewiß, ob in der vollendeten Kirche auch noch eine Steigerung möglich iſt, und beide Richtungen ſcheinen nicht vollſtändig zuſammenzutreffen. Wollen wir uns aber an die Andeutungen der Schrift halten, ſo tritt uns manches entgegen was mehr als Darſtellung der vollendeten Kirche geſagt iſt *), aber wovon nicht eben ſo gewiß behauptet werden kann, daß es nach dem Ende aller irdiſchen Dinge geſezt ſei, weshalb auch von jeher viele Chriſten eine vollendete Kir-

---

*) Eph. 4, 13. Ap. Geſch. 1, 6. 7. Joh. 6, 54 — 58.

che noch hier auf Erden erwartet haben. Anderes hingegen ſoll mehr das Leben nach dem Tode darſtellen[*], aber ob es auch eine Darſtellung der vollendeten Kirche ſei, könnte man bezweifeln.

2. Wir haben daher einen zwiefachen Grund den hier folgenden Säzen, welche von den lezten Dingen handeln, nicht denſelben Werth beizulegen, wie den bisher ausgeführten Lehrſäzen. Denn einmal ſind ſie keinesweges, was eigentlich alle einzelnen chriſtlichen Glaubenslehren ſein ſollen, nämlich zuſammenhängende und ſich aufeinander beziehende Erklärungen über unſer unmittelbares chriſtliches Selbſtbewußtſein. In dieſem nämlich lieget dieſen Säzen nichts zum Grunde, was unmittelbar zu der Entwiklung des chriſtlichen Gegenſazes gehörete. Vielmehr, indem unſer Bewußtſein durchaus eingeſchloſſen iſt in das Zuſammenſein und ſich aufeinander beziehen von Natur und Gnade, ſo iſt alles aus demſelben ausgeſchloſſen, was jenſeit dieſes Gegenſazes liegt, eben ſo ſehr das Bewußtſein der urſprünglichen Reinheit der Natur ohne Bedürfniß der Gnade als auch das ſpätere der Vollendung der Gnade ohne daß noch ein Unterſchied der Natur von ihr übrig bleibt. Sondern was von Seiten des Bewußtſeins dieſen Säzen zum Grunde liegt, ſind zwei ganz verſchiedene Elemente, beide allgemein menſchlich und durch das chriſtliche modificirt oder darauf angewendet. Das eine iſt die allgemeine Vorausſezung, daß das vollkommne überall allein das urſprünglich wahre ſei, das unvollkommne aber nur durch jenes. Dieſes nun auf die Kirche angewendet, iſt der Glaube an die Realität der Idee der wahren Kirche. Allein dieſe Realität

---

[*] 1 Kor. 15, 23 flgd. Phil. 3, 21.

beſteht eigentlich darin, daß die Idee der vollendeten Kirche das wirkſame und treibende in uns iſt, welches in jedem die Kirche fördernden Lebensmoment eigentlich handelt, wovon aber jedesmal nur eine unvollkommene Annäherung der Erfolg iſt. Dieſe Realität aber auch als eine zeitliche und räumlich erſcheinende zu denken mit Aufhebung des Unterſchiedes zwiſchen dem innern Prinzip und der äußern Erſcheinung, das iſt nicht eben ſo mit begründet. Das zweite iſt die allgemeine Ahnung von der Unvergänglichkeit des Geiſtes auch in der Form des Einzelweſens, welche Ahnung nur dem Chriſten durch die Gleichſezung aller menſchlichen Einzelweſen mit Chriſto zur Gewißheit wird. Allein die Art und Weiſe dieſe Fortdauer vorzuſtellen iſt dadurch keinesweges mit begründet, weder als unendlich fortgehende Entwikklung noch als ſich ſelbſt gleichbleibende Vollendung; vielmehr vermögen wir die eine Art eben ſo wenig mit unſerm Bewußtſein zu vollziehen als die andere, ſowol im allgemeinen, als auch wenn man auf den chriſtlichen Gehalt beſonders ſieht. — Dieſer Mangel nun könnte ergänzt werden, wenn es für die hier abzuhandelnden Säze eine hinreichende Begründung in der Schrift gäbe. Denn wenn gleich das menſchliche Bewußtſein Chriſti nur nach menſchlicher Weiſe iſt erfüllt worden: ſo lagen doch die hierzu vollziehenden Vorſtellungen ſämmtlich innerhalb eines vollkommen entwikkelten und von allen in der Sünde gegründeten Schranken befreiten Ahnungsvermögens. Was alſo auf Zeugniſſen Chriſti hierüber beruhte, das könnten wir, ſofern wir überhaupt nur vermöchten es uns anzueignen, als eine Erklärung des Selbſtbewußtſeins Chriſti mit eben der Gewißheit aufnehmen, wie alle andern chriſtlichen Glaubenslehren. Allein dieſe

Begründung fehlt ebenfalls. Denn es bietet ſich nirgend eine zuſammenhängende Behandlung dieſer Gegenſtände dar, welchen unverkennbar die Abſicht beſtimmte Belehrungen darüber zu ertheilen zum Grunde läge, und bei den einzelnen Aeußerungen iſt überall Umfang und Gegenſtand mehr oder weniger unbeſtimmt und die Auslegung auf mancherlei Weiſe unſicher. Daher iſt hier eine eigentliche Kirchenlehre kaum aufzuſtellen, und wir müſſen uns begnügen die Vorſtellungen, welche ſich am meiſten geltend gemacht haben, mit den Gründen dafür und den Bedenklichkeiten dagegen aufzuführen und der weiteren Bearbeitung der Auslegungskunſt auf der einen Seite und der chriſtlich geſtalteten Fantaſie auf der andern anheimzugeben; denn dieſer gehört doch alles an, was der wirklichen und bisherigen Erfahrung fremd, doch als Gegenſtand einer künftigen und möglichen aufgeſtellt wird.

Zuſaz. Unter dieſen Umſtänden iſt auch an eine eigentliche Conſtruction dieſer Vorſtellungen nicht zu denken, ſondern ſie ſind nur ſo zu ordnen, wie ſie am meiſten ſtreben ſich zu einem Ganzen zu geſtalten, da es im einzelnen nicht möglich iſt irgend eine von ihnen zu behandeln ohne alle anderen dabei zu berückſichtigen. Die Fortdauer der Perſönlichkeit iſt alſo in Bezug auf den Tod dargeſtellt durch die Auferſtehung des Fleiſches; die Vollendung der Kirche iſt, ſofern dazu gehört, daß alle Einflüſſe derer auf die Kirche aufhören, welche nicht zur Kirche gehören, dargeſtellt durch die Scheidung der Gläubigen von den Ungläubigen oder durch das jüngſte Gericht; ſofern aber dazu gehört, daß auch in den Gläubigen ſelbſt alle Unvollkommenheit und alle Wirkſamkeit der Sünde aufhört, iſt ſie dargeſtellt durch die *ewige Seligkeit*, welcher dann natürlich die ewige Verdammniß der Ungläubigen gegenüberſteht. Zuſammengehalten aber werden alle dieſe Vorſtellungen zu einem gleichſam ſinnlichen Ganzen durch die Vorſtellung von der *Wiederkunft Chriſti* um dieſe neue Form des Daſeins zu eröffnen. Es wird daher am natürlichſten ſein mit dieſer lezten anzufangen, und dann die einzelnen Wirkungen dieſer Wiederkunft in der angegebenen Ordnung folgen zu laſſen. Zum Unterſchiede aber von den unſer eigenes klares und beſtimmtes Selbſtbewußtſein entwikkelnden Lehren bezeichnen wir dieſe ſämmtlich als profetiſche.

Erſtes profetiſches Lehrſtük.
Von der Wiederkunft Chriſti.

176.

Chriſtus hat während ſeines Lebens ſeinen Jüngern tröſtliche Verheißungen ſeiner Wiederkehr gegeben *), welche ſie durch die Tage ſeiner Auferſtehung nicht für erfüllt halten konnten, und wir glauben daß dieſe Verheißungen in Erfüllung gehen werden, in Verbindung mit der Beendigung des irdiſchen Zuſtandes der Menſchen. Da nun hiemit in Verbindung geſezt wird die *Scheidung* der Guten und Böſen, ſo iſt unſere Erwartung die der **Wiederkunft Chriſti zum Gericht** *).

---

*) Abgerechnet die im eigentlichſten Sinne paraboliſchen Stellen finden wir dergleichen Matth. 16, 27. 28. 24, 30 ꝛc. 25, 31. ꝛc. Marc. 13, 26. ꝛc. Luk. 21, 27. 28. Joh. 14, 3. 18. 16, 16.

1. Ohnerachtet uns nicht aufbehalten iſt, daß Chriſtus dieſe Verheißungen in den Tagen ſeiner Auferſtehung wiederholt habe **), vielmehr er nur von ſeinem Eingehen in ſeine Herrlichkeit redet und die Jünger an ſeine geiſtige Gegenwart verweiſet ***): ſo waren doch jene Verheißungen in einem ſolchen Zuſammenhange vorgetragen, daß ſie auf eine andere Rükkehr Chriſti zur Erde deuten, bei welcher er ſich allen Menſchen kund geben werde. Deßhalb waren die Jünger einer beſtimmten, die Reden Chriſti buchſtäblich deutenden Verſicherung †), die ihnen, wenn gleich nicht in Chriſti Namen, von anderen gegeben ward, deſto zugänglicher, und darum hat ſich ſehr bald, nachdem alles ſinnliche, chiliaſtiſche, ausgeſchieden worden, jene Erwartung an das Ende des gegenwärtigen Zuſtandes der Erde angeknüpft.

2. Wenn man aber die Stellen in den Reden Chriſti, welche die ſtärkſten Andeutungen dieſer Art enthalten, näher betrachtet: ſo findet man, daß, wenn man die leiblich perſönliche Rükkehr buchſtäblich nimmt, man dieſe Buchſtäblichkeit doch wieder aufgeben muß, wenn das übrige dazugehörige auch ſoll buchſtäblich genommen werden. Denn ein Verſammeltwerden aller Völker in ſolcher Gegenwart eines Einzelnen als Menſchenſohn erſcheinenden iſt nicht, wenn ihre Empfäng-

---

*) ὅθεν ἔρχεται κρίνειν ζῶντας καὶ νεκρούς. Symb. Apostol. und aus dieſem die ſpäteren.

**) Denn Joh. 21, 23. iſt wol hiezu nicht beſtimmt genug.

***) Matth. 28, 20. Luk. 24, 26. Joh. 20, 17.

†) Ap. Geſch. 1, 11.

lichkeit für das leiblich gegenwärtige nicht ſo groß geſezt wird, daß auch ſein leibliches Erſcheinen keine Rükkehr auf Erden zu ſein brauchte. Sehen wir aber von dieſer Buchſtäblichkeit ab: ſo haben wir denn keine Gewährleiſtung mehr, weder dafür, daß das Wiedervereinigtwerden der Gläubigen mit Chriſto bedingt ſei durch eine ſolche vorgängige allgemeine Scheidung der Guten und Böſen, wie denn auch Paulus*) dieſes ganz zu übergehen ſcheint, noch auch dafür, daß dieſe Scheidung eine gleichzeitig allgemeine durch ein beſtimmtes Erſcheinen Chriſti bewirkte und die gänzliche Beendigung des gegenwärtigen Zuſtandes mit ſich bringende Begebenheit ſein werde. Es bleibt alsdann als weſentlicher Inhalt dieſes übrigens in vieldeutiger Bildlichkeit verſchwimmenden Gedankens nur übrig, daß, da die Vollendung der Kirche als Aufhören ihres ſchwankenden Werdens und Wachſens nur durch einen Sprung möglich iſt, und nur unter der Bedingung, daß Erzeugung aufhöre und Zuſammenſein der Guten und Böſen aufhöre, dieſer Sprung durchaus nur dürfe angeſehen werden als ein Act der königlichen Gewalt Chriſti. Dieſes aber liegt gewiß tief im chriſtlichen Glauben; und wenn es ſich nicht in Jedem von ſelbſt als beſtimmter Gedanke entwikkelt, ſo ſpricht es wenigſtens jeden an, ſobald es gegeben wird. Denn iſt einmal das göttliche Weſen mit der menſchlichen Natur in Chriſto vereinigt, ſo kann auch dieſe Natur nicht mehr angeſehen werden als einem einzelnen Weltkörper angehörig, und mit ihm bloß kosmiſchen Geſezen unterworfen oder nach denſelben in ſeinen Untergang mit verwikkelt; ſondern alles, was ſie betrifft, muß zugleich von dieſer Vereinigung ausgehen, und als eine That derſelben angeſehen werden.

---

*) 1. Kor. 15, 20 flgd. 1. Theſſ. 4, 14. flgd.

Zweites profetiſches Lehrſtük.
Von der Auferſtehung des Fleiſches.

177.

Chriſtus ſanctionirte die unter ſeinem Volk herrſchende Vorſtellung von der Auferſtehung der Todten, d. h. von der Wiedervereinigung der hier auf Erden ins Leben gekommenen menſchlichen Seelen mit ihren Leibern, nicht nur in bildlichen Reden *), ſondern auch lehrend inſofern, als ohne Wiederbeleibung keine Fortdauer der Seelen als Einzelweſen gedacht werden kann **). Auch, daß Chriſtus die Todten auferwekt, und daß dies gleichzeitig Allen geſchieht, iſt aus ſeinen eignen Reden genommen ***), und es iſt nur eine ganz natürliche weitere Ausbildung dieſer Vorſtellung, daß dieſe Todtenerwekkung den gewöhnlichen Fortgang des menſchlichen Erdenlebens auf eine plözliche Weiſe unterbricht †).

1. Wir ſind uns ſo allgemein des Zuſammenhanges aller auch unſerer innerlichſten und tiefſten Geiſtesthätigkeiten mit den leiblichen bewußt, daß wir uns ein endliches und einzelnes geiſtiges Leben anders als

---

*) Joh. 5, 28. 29. 6, 40. 54. u. a. a. O. und vorausgeſezt Matth. 25, 31. flgd.

) Matth. 22, 30—32. *) Joh. 5, 28. 29.

†) 1. Kor. 15, 51, 52.

in einem organiſchen und leiblichen gar nicht vorſtellen können; wie denn auch der Geiſt uns gleich aufhört Seele zu ſein, wenn er nicht im Leibe iſt, und alſo von einer Unſterblichkeit der Seele gar nicht die Rede ſein kann anders als indem ſie im Leibe iſt. Wie wir alſo geſtehen müſſen, daß die Wirkſamkeit des Geiſtes als Seele aufhört mit dem Tode des Leibes; ſo kann ſie auch nur wieder beginnen mit dem Leben des Leibes. Ohnſtreitig aber liegt in der Vorſtellung von der Auferſtehung des Fleiſches noch mehr, als die bloße Wiederkehr des Geiſtes in ein leibliches Leben, nämlich eine Identität des künftigen leiblichen Lebens mit dem gegenwärtigen. Eine ſolche wird gefordert, weil in der That die Seele als Einzelweſen nur fortdauert für ſich ſelbſt in der Continuität des Bewußtſeins, welche uns wiederum bedingt erſcheint durch die Erinnerung, die eben ſo ſehr als irgend eine andere Geiſtesthätigkeit an das leibliche gebunden iſt; ſo daß wir uns nicht vorſtellen können, wie die Seele in Verbindung mit einem ganz andern Leibe die Erinnerung an ihren vorigen Zuſtand wiederfinden könnte, ohne welche ſie doch für ſich ſelbſt nicht dieſelbe wäre. Allein dieſe Forderung ſcheint wiederum zu weit zu führen. Denn einestheils hängt ſchon unmittelbar jede Organiſation mit einem beſtimmten Weltkörper zuſammen, ſo daß die Identität des Leibes auch die Identität der Welt vorausſezt; anderntheils iſt auch die Erinnerung von ihrer organiſchen Seite betrachtet abhängig von der Verwandſchaft der Eindrükke, wie denn auch in dem gegenwärtigen Leben die Erinnerung an einen beſtimmten Zeitraum ſehr erbleicht, wenn die ganze Scene ſich geändert hat. Und ſo würden wir ganz dahinkommen, daß, um eine wirkliche Fortdauer unſeres perſönlichen

Bewußtſeins zu werden, das künftige Leben eine reine Fortſezung des gegenwärtigen ſein müßte, wobei aber der andere Punkt, wovon alle dieſe Vorſtellungen ausgehn, nämlich die Vollendung der Kirche zu kurz käme, welche ja in einem ſolchen Leben nicht möglich iſt. Daher wird nun dieſer lezteren Forderung zu Liebe die Identität des Leibes wieder beſchränkt, indem er einerſeits unſterblich geſezt wird *), damit kein Intereſſe der leiblichen Selbſterhaltung entſtehe, welches dem Gehorſam des Leibes gegen die Seele in den Weg treten könnte, und dies ſezt ſchon eine ganz andere Beſchaffenheit der Welt voraus; andererſeits wird er ohne Geſchlechtsverrichtung geſezt **), damit die Erzeugung aufhöre, welche wir uns ohne Entſtehen einer Naturgewalt vor der Entwiklung des Geiſtes, und alſo ohne Sündhaftigkeit, nicht denken können. Allein hiedurch leidet wiederum die Identität der Seele und die Continuität des Bewußtſeins. Denn der unſterbliche Leib muß auch in jedem Augenblikk und in jeder Thätigkeit ein anderer ſein als der ſterbliche, und kann alſo auch ſchwerlich den Antheil, den dieſer an der Bildung unſeres gegenwärtigen Bewußtſeins hatte, in ſich aufnehmen und als Erinnerung feſthalten. Und was das andere betrifft, ſo läßt ſich ein Aufhören der Geſchlechtsverrichtung wol nicht denken mit Beibehaltung des organiſchen Syſtems, in welchem dieſe Verrichtungen ſind. Von dieſem nun geht der differente Geſchlechtscharakter der ganzen Organiſation aus, und dieſem entſpricht offenbar auch etwas in der Seele, ſo daß wir uns nicht eine und dieſelbe Seele gleich gut denken können in einem männlichen wie in einem weiblichen Leibe, ſondern die eine iſt immer auch wirklich eine männliche und die andere eine weibliche: ſoll alſo dieſe Differenz ganz aufhören, ſo iſt auch die Seele nicht mehr ganz dieſelbige. Es ſcheint daher als ob die Auferſtehung des Fleiſches auf eine andere Weiſe gedacht werden müſſe um ganz dem Reſultat der perſönlichen Fortdauer, und anders um ganz dem, daß nach derſelben der Gläubige ſich in der vollendeten Kirche befinden werde, zu entſprechen; und es tritt auch hier die Unbeſtimmtheit einer nicht ganz vollzogenen Vorſtellung ein, welche den eigenthümlichen, dem Namen, den wir ihnen beigelegt, angemeſſenen Charakter dieſer Lehrſtükke bildet.

---

*) 1. Kor. 15, 42.

**) Matth. 22, 30.

2. Die gleichzeitige Allgemeinheit der Auferſtehung ſezt voraus, daß Alle oder die meiſten Auferſtehenden ſich ſeit ihrem Tode in einem andern Zuſtande befunden haben, als in welchem ſie ſich nach ihrer Auferſtehung befinden werden. Soll dieſer nun auch ein Leben geweſen ſein, ſo wäre die Auferſtehung des Fleiſches überflüſſig; ja es ſchiene ſogar ein Rükſchritt, wenn die Seele ihr eigenthümliches Leben ſchon für ſich allein und unabhängig vom Leibe geführt hätte, und ſie ſollte hernach in die Verbindung mit dem Leibe zurükkehren. Sollte er aber eine Unterbrechung des Lebens geweſen ſein, welche Vorſtellung unter dem Namen Seelenſchlaf bekannt iſt, ſo wäre eine gänzliche Unterbrechung des Lebens immer ein Tod, ein Nichtſein der Seele, u. d. die Auferſtehung des Fleiſches wäre zugleich eine neue Schöpfung der Seele, wodurch denn die perſönliche Fortdauer ihrem wahren Weſen nach aufgegeben wäre. Ja auch wenn man eine, obgleich gar nicht durchführbare, mittlere Vorſtellung von einem

verringerten Leben oder Schattenleben der Seele vor der Auferſtehung annehmen wollte: ſo entſpricht eine ſolche der Forderung des Chriſten gar nicht. Denn war es ein Leben ohne Gemeinſchaft mit dem Erlöſer: ſo war doch das eigentliche Leben des Gläubigen unterbrochen, und der Zuſtand ein geiſtiger Tod; oder wenn wir uns das Bewußtſein der Perſönlichkeit als fortdauernd dabei denken können, ſo war es ein Zuſtand der Verdammniß, und einen ſolchen Zwiſchenzuſtand anzunehmen, hat ſich die evangeliſche Kirche, wenn gleich urſprünglich mehr wegen der Mißbräuche, welche an dieſe Vorſtellung waren angeknüpft worden, doch immer mit dem größten Rechte geweigert. Giebt man aber in demſelben eine Gemeinſchaft mit Chriſto überhaupt zu: ſo iſt auch nicht abzuſehen, weshalb dieſer Zwiſchenzuſtand ſollte ein verringertes Leben geweſen ſein, wenn doch die Seele dieſelbe geblieben. Vielmehr da alle Hemmungen wegfallen, welche uns in dieſem Leben aus der Sinnenwelt entſtehen, ſo muß es ſchon ein Zuſtand erhöhter Vollkommenheit geweſen ſein, und die Auferſtehung des Fleiſches erſcheint alsdann überflüſſig, wenn man nicht etwa vermuthen will, daß die Gemeinſchaft der Seligen untereinander durch die Auferſtehung des Fleiſches bedingt, und der Mangel an dieſer die Verringerung des Lebens vor der Auferſtehung ſei; alsdann aber erhalten wir das vorige wieder; denn in dem einen Fall iſt die Identität des Daſeins in dem andern die Continuität der Kirche bis zur allgemeinen Auferſtehung unterbrochen, alſo eines von beiden Momenten immer gefährdet. — Um nun dieſer Schwierigkeit auszuweichen, haben Einige die allgemeine Auferſtehung nur bildlich verſtanden, und aus andern Schriftſtellen *) ſchließen wollen, es gehe gleich nach dem Tode für jeden das neue Leben an. Soll aber die Annahme der Forderung entſprechen: ſo müßte die Seele den neuen Leib ſchon haben indem ſie von dem alten getrennt wird; eine Vorſtellung, welche auch von vielen gefaßt und ausgebildet worden iſt. Allein da von dieſer dem Tode gleichzeitigen Auferſtehung, deren naturwiſſenſchaftlichen Gehalt wir ganz auf ſich müſſen beruhen laſſen, keine Andeutung in der Schrift vorkommt, die allgemeine Auferſtehung hingegen die herrſchende Darſtellung iſt, und bei dieſer die vollendete Kirche gleich ganz und vollkommen da iſt, jene aber vorausgeſezt die vollendete Kirche ſich allmählig aus dem gleichzeitig mit derſelben beſtehenden Erdenleben ergänzt, und alſo immer in einer gewiſſen Abhängigkeit von demſelben bleibt: ſo können wir auch nur ſchwanken zwiſchen der bibliſchen Vorſtellung, welche mehr dem Poſtulat der vollendeten Kirche entſpricht, aber die Continuität des Daſeins nicht vollſtändig herausbringt, und der minder bibliſchen, welche mehr dieſer lezten entſpricht, aber die Vollendung der Kirche nicht rein herausbringt.

3. Wenn man ſich nicht denken will das gegenwärtige Beſtehen der menſchlichen Dinge unabhängig von der Wiederkunft Chriſti von ſelbſt zu Ende laufend, ſo daß die Erzeugung aufhört und das Menſchengeſchlecht, wie es auch geſchehe, ausſtirbt, welches Ereigniß doch immer ein Eingriff der Natur wäre in das Gebiet der königlichen Macht Chriſti: ſo kann es nicht anders ſein, als daß, wenn im Gefolge der Wiederkunft Chriſti die allgemeine Auferſtehung eintritt, als-

---

*) Grade zu aus Luk. 23, 43. mittelbar aus Phil. 1, 21 — 24.

dann noch Menſchen leben, mit denen dann gleichzeitig eine Veränderung vorgehen muß, welche ſie den Auferſtehenden gleichſtellt. Dieſe Umgeſtaltung nun oder Verwandlung können wir uns gewiß nicht getrennt denken von dem Einfluß der lebendigen Kräfte der Erde und des Weltſyſtems dem ſie angehört, und werden dann daſſelbe auch um ſo eher von der Auferſtehung ſelbſt zugeben. Dies iſt auch begreiflich, da ja die ewige göttliche Vorherverſehung nur Eine und dieſelbe iſt über die leibliche Welt und über die geiſtige; allein bringen wir damit in Verbindung die herrſchende Art die Gegenſtände der folgenden Lehrſtükke vorzuſtellen, ſo können wir eben ſo wenig denken, daß die Auferſtehung ſollte dieſelbe ſein für die, welche in die ewige Seligkeit eingehen ſollen wie für die, welche in die Verdammniß, denn die neue Organiſation muß auch eine Angemeſſenheit haben zu den innern Lebenszuſtänden, welche ſich entwikkeln ſollen. Eben ſo wenig aber läßt ſich denken, daß durch dieſelben kosmiſchen Kräfte und Ereigniſſe, von einem in jeder natürlichen Hinſicht ganz gleichen Zuſtande aus, eine andere Umgeſtaltung ſich entwikkeln ſollte in den Einen und eine ganz andere wieder in den Andern. Und ſo zeigt ſich von hier aus eine neue Schwierigkeit in der Verbindung der Vorſtellung einer allgemeinen Auferſtehung mit der eines jüngſten Gerichtes. Denn werden beide Theile gleich in der Auferſtehung Andere: ſo iſt ſchon über ſie geſprochen und entſchieden vor dem Gericht, und dieſes wird überflüſſig. Sind ſie aber in der Auferſtehung gleich: ſo kann das Gericht nicht durch die gemeinſame Auferſtehung ausgeführt werden; ſondern es müſſen hernach noch in den Einen oder den Andern innere Veränderungen eintreten, und dann iſt die gleichzeitig allgemeine Auferſtehung und Verwandlung überflüſſig. — Sehen wir nun von hier zurük auf das am Ende des vorigen Lehrſtükkes geſagte: ſo ergiebt ſich hier das Gegenſtük zu jenem. Es bleibt nämlich als gemeinſchaftlicher weſentlicher Gehalt der verſchiedenen, ſämmtlich zu keiner vollſtändigen Beſtimmtheit zu erhebenden, Vorſtellungen nur dieſes übrig, daß die Entwiklung des künftigen Zuſtandes, wie auf der einen Seite durch die göttliche Kraft Chriſti bedingt, ſo auf der andern Seite auch als eine kosmiſche Erſcheinung müſſe angeſehen werden, auf welche die allgemeine Weltordnung angelegt iſt.

Drittes profetiſches Lehrſtük.
Vom jüngſten Gericht.

178.

Da die Vollendung der Kirche bedingt iſt durch das Aufhören aller Einwirkungen der Welt auf ſie: ſo muß auch der Zuſtand der Vollendung anfangen mit der gänzlichen Abſonderung der Kirche; und dieſe in Verbindung mit den Hauptvorſtellungen der vorigen Lehrſtükke giebt die Vorſtellung von dem jüngſten Gericht, wozu ſich die Elemente ebenfalls in den Reden Chriſti vorfinden.

Anm. Wir iſoliren hier dieſe Vorſtellung, und ſehen möglichſt von ihrer Beziehung auf das darauf folgende ab, indem wir nur, was auch den weſentlichen Inhalt des urſprünglichen Wortes ausmacht, die gänzliche und definitive Scheidung deſſen, was hier vermiſcht blieb, in Betrachtung ziehen.

1. Es iſt oben ſchon gezeigt, daß die Unvollkommenheit der ſtreitenden Kirche nicht ſowol aus den

Einwirkungen der auf dieſer Welt mit den Gläubigen vermiſchten Ungläubigen entſteht; da vielmehr, wenn dieſe Einwirkungen durch die reine Thätigkeit des heiligen Geiſtes in den Wiedergebohrenen beantwortet werden, mancherlei Vollkommenheiten zur Erſcheinung kommen, welche wir in dem vorbildlichen Leben Chriſti auch finden, und welche ohne jene Einwirkungen nicht zu Stande kommen könnten; ſondern die Unvollkommenheit der Kirche beſteht in dem fleiſchlichen, welches in den Wiedergebohrenen ſelbſt noch iſt. Keineswegeges alſo wird durch das Hauptelement in der Vorſtellung des jüngſten Gerichtes, daß nämlich Chriſtus die Gläubigen und die Ungläubigen gänzlich von einander ſcheiden wird, ſo daß ſie, in ganz verſchiedene Oerter verſezt, gar nicht mehr aufeinander wirken können, ſchon die Vollendung der Kirche geſezt; ſondern auch ſo getrennt würden dennoch die Gläubigen, wenn ſie der Seele nach bei der Wiederkunft des Herrn dieſelbigen wären wie bei dem Abſchiede aus dieſem Leben, in das neue Leben nur als ſolche eingehen, in welchen auch die verſchwindende Sünde noch mitgeſezt wäre. Der Werth, welchen man in dieſer Hinſicht jener Scheidung beilegt, beruht alſo auf dem unrichtig gefaßten Unterſchiede zwiſchen der ſichtbaren und unſichtbaren Kirche. Soll aber dieſer Unterſchied ſeinem wirklichen Weſen nach mit dem Anfange des neuen Lebens aufhören: ſo müßte mit demſelben aus den Wiedergeborenen ſelbſt das ſündliche und fleiſchliſche, was ihnen noch anhängt, verſchwinden, welches durch jene äußere Scheidung nicht bewirkt wird.

2. Dieſe Deutung auf eine ſolche innere Scheidung hat bei einer der wichtigſten hieher gehörigen

Stellen *), ſchon Origenes **) nach ſeiner Auslegungsweiſe verſucht. Allein wenn dieſe innere Scheidung doch nichts anderes wäre als die vollendete Heiligung, und die ganze Heiligung ein Werk des Erlöſers ſein, und alſo aus der Lebensgemeinſchaft mit ihm hervorgehen ſoll: ſo kann ſich das chriſtliche Bewußtſein nicht recht bei einer bildlichen Darſtellung, welche dies nicht in ſich ſchließt, beruhigen; ſondern muß in dem plötzlichen Herausgeriſſenwerden aller weltlichen und fleiſchlichen Vorſtellungen und Regungen, man mag ſich die Art und Weiſe denken wie man will, etwas zauberiſches finden, welches, in einem größeren Maaßſtabe und früher angewendet, die ganze Erlöſung würde überflüſſig gemacht haben, ſo daß auf gewiſſe Weiſe immer eines das andere ausſchließt. Ein dieſen Streit verſöhnendes Mittelglied ſcheint in der That Johannes ***) an die Hand zu geben; denn wenn es die mit ſeiner Wiederkunft verbundene vollkommne Erkenntniß Chriſti wäre, durch welche dieſe Scheidung bewirkt würde, ſo wäre ſie dann ein Werk der Erlöſung. Allein ſoll die Erſcheinung Chriſti dieſe Scheidung plötzlich hervorbringen, ohne Unterſchied des höheren oder niederen Grades der Empfänglichkeit für die Erkenntniß Chriſti, ſo müßte dieſelbe Wirkung auch hervorgebracht werden in den Ungläubigen, denen er bei ſeiner Wiederkunft auch erſcheint, und in denen ſelbſt im ſchlimmſten Fall die Empfänglichkeit doch noch als ein unendlich kleines ſtattfindet; und ſo wüchſe uns dieſes an zu einer plötzlichen Wiederbringung aller Seelen in das Reich der Gnade, nach welcher eine äußere Scheidung keinen Gegenſtand mehr hätte. Soll aber die Wiederkunft Chriſti auch nur wirken nach Maaßgabe der Empfänglichkeit, ſo iſt dieſe auch nicht bei allen Wiedergebohrenen, wenn ſie dies Leben verlaſſen, gleich, und alſo wird auch die gänzliche Reinigung der Seele nicht bei Allen durch die gleiche Wirkung der Erſcheinung Chriſti zu Stande gebracht werden, d. h. bei Einigen ſchneller bei Andern langſamer, wonach denn ebenfalls dieſe Scheidung nicht gleich am Anfang des neuen Lebens ſchon ſein würde, ſondern in demſelben erſt werden.

---

*) Matth. 13, 36 — 40.

**) Comment. in Matth. T. X. 2. Ed. Rudl. Vol. III. p. 444.

***) 1. Joh. 3, 2.

3. Kehren wir nun zu der herrſchenden und durch die Reden Chriſti ſelbſt begünſtigten Vorſtellung von einer Scheidung der Perſonen, je nachdem ſie ihr Leben gläubig oder ungläubig beſchloſſen haben, zurük, und fragen, wenn ſie alſo ihre Abzwekkung in der Idee der abſoluten Vollkommenheit der Kirche nicht hat, welches dann ihr Urſprung und Abzwekkung ſei: ſo ſcheint, daß dieſelbe mehr die Seligkeit der Gläubigen in dem neuen Leben einleiten ſolle als ihre Vollkommenheit. Denn da die aus der Sünde entſtehenden Uebel ſich immer über das ganze Geſammtleben verbreiten, ſo würden noch in jenem Leben die Gläubigen, wenn in einem und demſelben Geſammtleben mit den Unwiedergebohrenen, von den durch dieſe hineingebrachten Uebeln zu leiden haben. Allein da wir auch Chriſtum in dieſem Leben, welches doch ein ſolches Geſammtleben in Vermiſchung mit den Sündern iſt, Mitgefühl und körperlichen Schmerz abgerechnet, nicht leidend denken können: ſo würde auch dort für die in der Lebensgemeinſchaft mit ihm begriffenen die Scheidung etwas überflüſſiges ſein; indem, wenn alle ihre Thä-

tigkeit von dieſer Lebensgemeinſchaft ausgeht, ihnen nichts mehr zur Hemmung des geiſtigen Lebens gereichen und alſo von ihnen als Uebel empfunden werden könnte. Was aber den körperlichen Schmerz betrifft, ſo müßte der, wenn er überhaupt in dem Leben der Auferſtehung möglich wäre, auch auf andere Weiſe als durch die Einwirkungen der Sünde erregt werden können; ſo wie auch das Mitgefühl nicht in die Grenzen eines beſtimmten Geſammtlebens eingeſchloſſen, ſondern nur an die Identität der Natur gebunden iſt. Soll man nun ſagen, die Scheidung ſei deshalb vorzüglich nöthig, damit nicht, wenn in Einem Geſammtleben mit den Guten, auch die Böſen Vortheil hätten von dem, was dieſe zur Verminderung der in dem Geſammtleben verbreiteten Uebel thäten: ſo hieße dies doch die neue Welteinrichtung ausſchließend aus einer unhaltbaren Anſicht der göttlichen Gerechtigkeit erklären, welche ſchon in der einſeitigen Begründung, die allein für ſie übrig bleibt, ſo ſehr als Willkühr erſcheint, daß in der That die Ausſprüche viel entſcheidender ſein müßten und in ſtrengerer didaktiſcher Form, wenn wir ſollten glauben müſſen, daß dieſes wirklich Chriſti Anſchauung geweſen ſei. —

4. Können wir nun auch dieſe Vorſtellung nicht rein abſchließen, und mit beiden Forderungen in befriedigenden Zuſammenhang bringen, und doch nicht abläugnen, daß ſie ſehr weit im Chriſtenthum verbreitet iſt: was werden wir als ihren weſentlichen Gehalt anſehen müſſen, um deswillen ſie aller ihr anklebenden Schwierigkeiten ohnerachtet ſo bereitwillig angenommen wird? Offenbar je mehr dabei zum Grunde liegt von jenem an Rache grenzenden Beſtreben die Unſeligkeit

der Ungläubigen zu vergrößern und ſie von allen heilſamen Einwirkungen der Guten auszuſchließen, oder je mehr dabei die Furcht mitwirkt, auch bei einer bis zur Vollendung geſteigerten Lebensgemeinſchaft mit Chriſto könnte dennoch aus dem Zuſammenſein mit den Böſen noch Unſeligkeit entſtehen: um deſto weniger gereiniget iſt noch die chriſtliche Geſinnung. Das innerlichſte und reinſte aber iſt dieſes, daß wenn die Vollendung unſerer Gemeinſchaft mit Chriſto geſezt iſt, alsdann die Böſen und das Böſe, möge auch beides ſein wo es wolle, für uns nicht mehr als ſolches vorhanden iſt, ſondern die irdiſche überall die Entgegenſezung hervorhebende Anſicht, mit welcher wir hier unvermeidlich behaftet ſind und bleiben, ganz derjenigen Plaz gemacht haben wird, vermöge deren das Böſe nicht iſt, weil Gott nicht kann der Urheber deſſelben ſein. Dann iſt die Kirche in Wahrheit gänzlich in ſich abgeſchloſſen, das heißt, es iſt alsdann in dem Geſammtbewußtſein der Gläubigen, weil das Böſe und das Uebel von demſelben ausgeſchloſſen iſt, nichts anderes, als die ungetrübte Fülle der göttlichen Gnade ohne alle Hemmung enthalten. Das zweite aber iſt dieſes, daß wenn wir die vollendete Kirche ſezen und es ſoll irgend etwas menſchliches nicht von derſelben ergriffen und durchdrungen werden, dies nur unter der Bedingung ſtattfinden kann, wenn es auch gegen alle Einflüſſe derſelben vollkommen verwahrt und alſo von aller Berührung mit ihr ausgeſchloſſen iſt, wie auch die aus den damals herrſchenden Vorſtellungen von jenem Leben hergenommene Lehrrede Chriſti *) eben dieſes zeigt, daß jeder auch noch ſo leiſe aus dem Reiche

---

*) Luc. 16, 19 — 31.

des Guten in die verderbte Maſſe eindringende Strahl ſie zu guten Regungen befruchtet.

Viertes profetiſches Lehrſtük. Von der ewigen Seligkeit und der ewigen Verdammniß.

179.

Von der Auferſtehung an werden ſich diejenigen, welche in der Gemeinſchaft mit Chriſto geſtorben ſind, in einem Zuſtand unveränderlicher und ungetrübter Seligkeit im Anſchauen Gottes befinden, welchem Zuſtande den einer nicht zu vermindernden Unſeligkeit, als den Zuſtand derer, welche auſſer der Gemeinſchaft mit Chriſto geſtorben ſind, gegenüberzuſtellen wir durch bildliche Reden Chriſti *), wiewol nicht hinreichend, veranlaßt ſind.

1. Denken wir uns auch nur ein vollkommnes Erkennen Chriſti **) und ein erſchöpfendes Anſchauen ſeiner Herrlichkeit ***), verbunden mit einer vollkommnen Gemeinſchaft, ſowol mit dem Vater und ihm als unter einander †): ſo liegt ſchon darin, was einmal beſeſſen durch nichts überwunden oder zurükgedrängt werden kann, und worüber nichts höheres mehr zu denken iſt. Nur freilich wird nirgends ganz beſtimmt und ausdrüklich geſagt, daß, — und noch weniger können

---

*) Matth. 25, 46. Marc. 9, 44. Joh. 5, 29.

) 1. Joh. 3, 2. 1. Theſſ. 4, 17. *) Joh. 17, 24.

†) Ebendaſ. v. 21 — 23.

wir, nach dem obigen, uns ſelbſt darüber Rechenſchaft geben, wie — dieſes gleich bei der Auferſtehung könne von uns gefunden oder uns eingepflanzt werden; und es wäre an und für ſich leichter zu glauben, daß in allen ſolchen Stellen ein Zielpunkt beſchrieben ſei, der während des neuen Lebens erſt ſolle erreicht werden, wenn wir uns nicht fürchteten eine Steigerung in das neue Leben zu bringen. Denn dieſe können wir uns nicht vorſtellen ohne Ungleichförmigkeiten und Schwankungen; oder wenn auch das, doch nicht ohne eine ſolche Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, wie das Vorgefühl des beſſeren künftigen ſie mit ſich bringt, welche ja nie ohne Gefühl der Unvollkommenheit, alſo auch irgend wie der Schuld, ſein kann. Ja eine Steigerung läßt ſich ſchwerlich ohne äußere Relationen und alſo ohne Entwiklungsbedingungen und Hemmungen denken, und ſo kommt, iſt einmal dieſe Schleuſe geöffnet, der Gegenſaz des angenehmen und unangenehmen, des Guten und Uebels und in deſſen Gefolge alles, was das irdiſche Menſchenleben charakteriſirt mit hinüber, und es bleibt nur noch übrig, was vielleicht ohne Folgewidrigkeit nicht zu vermeiden iſt, daß wir auch den Wechſel zwiſchen Leben und Tod mit aufnehmen, wozu ſich ſogar eine nicht verwerfliche Andeutung in der Schrift *) findet; und dann haben wir bis dahin noch keine Vollendung der Kirche, ſondern nur eine ſich allmählig verbeſſernde und reinigende Wiederholung des gegenwärtigen Lebens, welches alſo der Forderung kein Genüge thut. Allein der Ausgang auf der andern Seite iſt nicht eben glüklicher. Denn eine keiner Steigerung fähige Vollkommenheit, aber doch in einem end-

---

*) 1. Kor. 15, 26. wogegen aber ebendaſ. v. 50.

lichen Weſen, und zwar welches gänzlich geſchieden von allem demjenigen, was noch einer Bearbeitung fähig und bedürftig wäre, keinen Gegenſtand der Thätigkeit hat, dies iſt auch eine Vorſtellung, welche wir nicht zu vollziehen vermögen. Wir können ſchon von der Natur des Menſchen das gemeinſame Leben nicht trennen, noch weniger kann der Chriſt ſich ohne ein ſolches denken, da die Gemeinſchaft der Gläubigen unter einander und die eines jeden mit Chriſto nur eines und daſſelbige iſt. Ein gemeinſames Leben aber, welches ohne allen Gegenſtand gemeinſamer Thätigkeit iſt, bleibt nur auf die gegenſeitige Darſtellung beſchränkt, wozu in dem gegenwärtigen Leben die gemeinſame Andacht das entſprechende Element iſt. Aber wie wir es hier nicht nur ſträflich finden, wenn manche Fromme über dem Beten das Arbeiten vergeſſen, ſondern ein ſolches Leben auch dürftig: ſo können wir uns auch nicht vorſtellen, wie die höchſte Vollkommenheit des Daſeins ſich ſollte auf dieſen Wechſel zwiſchen Geben und Empfangen geſchäftloſer und fruchtloſer Darſtellung zurückführen laſſen; vielmehr ſtrengt ſich die Einbildungskraft immer an, um das Werk aufzufinden, welches dem Menſchen in jenem Leben wird aufgegeben ſein, wenn er nicht mehr in eine unvollkommne und der Sünde theilhaftige Welt geſezt iſt. — Hiezu kommt noch, daß die ungetrübte und keines Wechſels fähige Seligkeit auch durchaus in allen Einzelnen ſich ſelbſt gleich ſein muß, alſo auch jeder vom andern nur vernehmen kann, was er ihm auch ſelbſt wiedergiebt. Paulus ſcheint zwar im entgegengeſezten Sinn verſchiedene Grade der Vollkommenheit anzunehmen *); allein wo unter Ein-

---

*) 1. Kor. 15, 40 — 42.

zelweſen gleicher Art und Natur eine ſolche Verſchiedenheit iſt, da muß auch in Allen verhältnißmäßig Nacheiferung ſein, alſo Steigerung und Wechſel, gegen die Vorausſezung. Eine völlige Gleichheit aber unter allen die ein gemeinſames Leben führen, muß erſchlaffend und zerſtörend auf daſſelbe wirken: ja wenn wir jeden ſelbſtſüchtigen Standpunkt meiden, müſſen wir geſtehen, daß Mannigfaltigkeit und Fülle, alſo auch Ungleichartigkeit des gleichartigen weſentlich zu dem Reichthum und der Herrlichkeit der göttlichen Werke gehören, ſo daß von dieſer Seite angeſehen das Daſein einer ſolchen völlig gleichen Menge als etwas unnüzes erſcheint, weil ſich Gott in dem Einen nicht anders offenbart als in dem Andern. Beide Vorſtellungen alſo, ſowol die einer unveränderlichen Seligkeit als die einer ins unendliche fortgehenden Steigerung, können wir nicht zur Beſtimmtheit erheben und wirklich vollziehen, und bleiben alſo ungewiß, wie der Zuſtand, welcher die höchſte Vollendung der Kirche iſt, von den Einzelnen erworben und beſeſſen wird.

2. Auch der Ausdruk, daß das Weſen des ewigen Lebens in dem Anſchauen Gottes *) beſtehen werde, worunter doch nur die vollkommenſte und lebendigſte Erkenntniß zu verſtehen iſt, bringt uns nicht weiter. Denn das nächſte wäre, den Unterſchied des künftigen Gottesbewußtſeins von unſerem gegenwärtigen, dieſem Ausdruk gemäß, darin zu ſezen, daß wie dieſes vermittelt iſt, indem wir hier das Bewußtſein Gottes immer nur haben in und mit einem anderen, jenes unvermittelt ſein werde. Allein dieſes wäre eine wahre Rükkehr in Gott mit Aufgebung unſeres beſon-

---

*) Matth. 5, 8. 2. Kor. 5, 7.

deren Daſeins; und als Wir können wir das Bewußtſein Gottes immer nur haben mit unſerm Selbſtbewußtſein zugleich und als von demſelben unterſchieden, und dieſes wiederum iſt nicht möglich, wenn nicht unſer Selbſtbewußtſein ſich zu jenem dem ſich immer gleich bleibenden verhält, wie ein wandelbares und alſo afficirtes. Daher wird, wenn nicht die menſchliche, ja wol gar auch die endliche Natur ganz und gar aufhören ſoll, unſer Gottesbewußtſein immer ein vermitteltes bleiben, und wir werden den Unterſchied zwiſchen unſerem jetzigen und künftigen Gottesbewußtſein in engeren Grenzen aufſuchen müſſen, und es für genug halten, wenn wir nur erkennen wie wir erkannt werden *). Nämlich wie Gott uns insbeſondere nur in Chriſto ſieht, im allgemeinen aber jedes Einzelne nur als eine beſtimmte Stelle im Ganzen und mit dieſem zugleich: ſo auch wenn wir nur Gott immer in Chriſto ſchauen, und alles übrige nur als das Reich Gottes, und alſo Gott in allem und mit allem ohne Hemmung und ohne daß jemals ein Streit entſtände zwiſchen dem Gottesbewußtſein und irgend einem andern, ſo wäre alsdann unſer Gottesbewußtſein ein reines und ſicheres Schauen, und wir wären vollkommen heimiſch bei Gott. Aber gleich wenig iſt zu begreifen, wie wir auf dieſer Stufe gleich bei der Auferſtehung ſtehen ſollten, ohne daß die Identität unſeres Weſens gefährdet ſei, oder wie wir allmählig dazu gelangen könnten, als nur wenn das künftige Leben eine wenig abgeänderte Fortſetzung des gegenwärtigen wäre.

3. Eben ſo wenig anſchaulich läßt ſich machen, wie eine ungetrübte Seligkeit beſtehen könne, indem zugleich für einen andern Theil des menſchlichen Ge-

---

*) 1. Kor. 13, 12.

ſchlechtes eine ewige Verdammniß geſezt iſt. Denn wenn auch beide äußerlich ganz geſchieden ſind: ſo läßt ſich ſchon überhaupt mit einem erhöhten Zuſtande der Seligen nicht vereinbaren eine gänzliche Unkenntniß von der Unſeligkeit der Andern, noch weniger aber, wenn die Scheidung ſelbſt die Folge iſt von einem allgemeinen Gericht, bei welchem beide Theile anweſend, d. h. ſich ihrer gegenſeitig bewußt waren. Legen wir aber den Seligen eine Erkenntniß bei von dem Zuſtande der Verdammten, ſo kann dieſe nicht ohne Mitgefühl gedacht werden. Denn wenn die Vervollkommnung der menſchlichen Natur nicht ſoll rükläufig geworden ſein: ſo muß auch das ganze menſchliche Geſchlecht von dem Mitgefühl umfaßt ſein; und dies Mitgefühl muß nothwendig die Seligkeit trüben um ſo mehr, als es nicht wie das ähnliche Gefühl hier durch die Hoffnung gemildert iſt. Denn wir mögen noch ſo ſehr auf der andern Seite bedenken, daß, wenn die ewige Verdammniß iſt, ſie auch gerecht ſein muß, und in dem Anſchauen Gottes auch das Anſchauen der Gerechtigkeit Gottes mit eingeſchloſſen iſt: ſo kann doch dadurch das Mitgefühl nicht aufgehoben werden, wie wir es ja auch hier für keine Vollkommenheit halten, wenn einer ohne Mitleid iſt mit verdienten Leiden, vielmehr größeres verlangen wir mit verdienten als mit unverdienten. Gehört nun zur perſönlichen Fortdauer auch irgendwie die Erinnerung an den früheren Zuſtand, alſo auch an den, wo wir mit jenen in ein Geſammtleben verbunden waren: ſo muß das Mitgefühl um ſo ſtärker ſein, da es in dieſem Zeitraume eine Zeit gab, wo auch wir eben ſo wenig wiedergeboren waren als ſie, und da wir nur durch Zutritt göttlicher Fügungen wiedergeboren worden ſind, in der göttlichen Weltregierung aber alles Eins iſt und ungetheilt, und wir uns folglich ſagen müſſen, dieſes daß uns ſolche Fügungen zugekommen, ſei bedingt durch dieſelbe Welteinrichtung vermöge deren jenen keine ähnlichen zugekommen ſind; ſo daß alsdann das Mitgefühl auch noch das ſtechende haben muß, welches niemals fehlen kann, wenn wir eine Verbindung wahrnehmen zwiſchen unſerm Vortheil und dem Nachtheil eines Anderen.

4. Was endlich die ewige Verdammniß ſelbſt betrifft, ſo ſind die Zeugniſſe dafür keinesweges über alle Zweifel erhoben, indem bald das ewige Feuer dargeſtellt wird als nur dem Teufel und ſeinen Engeln beſtimmt; iſt es aber nur dieſem beſtimmt, ſo kann auch kein Anderer es theilen, weil dies gegen die göttliche Beſtimmung wäre, bald geſagt wird mit dem Tode ſeien alle Feinde der Erlöſung aufgehoben. Der ärgſte Feind der Erlöſung aber iſt das Böſe, iſt dieſes nun für alle Verdammten die Quelle der Unſeligkeit, ſo iſt es auch ewig mit ihnen zugleich, und wird alſo nicht aufgehoben. Soll mithin der Tod der lezte Feind ſein: ſo muß vorher ſchon das Böſe aufgehoben d. h. alle menſchlichen Seelen von demſelben befreit ſein. — Stehen nun dieſe Zeugniſſe den andern, mehr oder weniger auch bildlichen, entgegen: ſo iſt noch viel weniger die Vorſtellung an und für ſich ſo zu faſſen, daß ſie eine Prüfung von allen Seiten aushielte. Denn wenn man einmal darüber hinaus iſt, die Unſeligkeit vorzüglich in körperliche Schmerzen zu ſezen, — welches doch auch keine reine und nicht zu vermindernde Unſeligkeit gäbe, weil wir uns die Macht der Gewohnheit nicht wegdenken können, wenn die menſchliche Natur nicht ganz aufgehoben wor-

den ſein ſoll, und weil das Bewußtſein, die Schmerzen ertragen zu können, immer eine Befriedigung und alſo eine Verminderung der Unſeligkeit mit ſich führt — und vielmehr die Unſeligkeit geiſtiger Art ſein und vielleicht vorzüglich in den Qualen des Gewiſſens beſtehen ſoll: ſo wären dann die Verdammten um vieles beſſer in der Verdammniß, als ſie in dieſem Leben geweſen ſind, weil nämlich ihr Gewiſſen ſchärfer wäre, und dann ſcheint es nicht nur ungerecht, daß ſie unſeliger ſein ſollen da ſie ſchon beſſer ſind, ſondern es muß auch das dieſe feinere Empfindung billigende Selbſtbewußtſein ein Gegengewicht enthalten gegen die Unſeligkeit. Ja wir können uns nicht vorſtellen, wie das erwachte Gewiſſen als eine lebendige innere Bewegung nicht auch wirklich ſollte etwas Gutes hervorbringen. Wollte man nun ſagen, es ſei nicht das geſchärfte Gefühl für den Gegenſaz des guten und böſen als der Grund der ewigen Qualen anzuſehen, ſondern nur das Gefühl der verſcherzten Seligkeit: ſo könnte doch auch dieſes nur lebendig ſein in dem Maaß, als die Seligkeit im Bewußtſein nachgebildet wird. Wie könnte aber wol die Seligkeit der Frommen den Verdammten beneidenswerth ſein, als nur zuerſt ſofern ſie die Fähigkeit hätten daran theilzunehmen, und dann wären ſie auch beſſer geworden; und dann auch ſofern ſie ſie in ſich nachzubilden vermöchten, und dann hätten ſie auch ſchon von dieſer Nachbildung einen die Unſeligkeit mildernden Genuß. Vermöchten wir aber auch die Vorſtellung zu vollziehen, ſo müßten die Zeugniſſe dafür ganz ſchlagend ſein, um dieſes Element in unſere Vorſtellung von Gott ſo bleibend hineinzupflanzen, daß es in derſelben gediehe, daß nämlich Gott über die Erlöſung des Menſchengeſchlechtes einen ſolchen Rathſchluß ge-

faßt,

faßt, deſſen, wenn auch nur mit Wahrſcheinlichkeit vorherzuſehender Erfolg ein ſolcher wäre, daß einige zwar dadurch der höchſten Seligkeit theilhaftig würden, hingegen auch ein nicht unbedeutender, vielmehr nach der gewöhnlichen Vorſtellung der größte Theil des menſchlichen Geſchlechtes in unwiederbringlicher Unſeligkeit verloren ginge. Da nun ſolche Zeugniſſe nicht vorhanden ſind, ſo müſſen wir wenigſtens gleiches Recht mit dieſer herrſchenden Vorſtellung jener milderen Anſicht, die ſich auch einer Haltung in der Schrift erfreut *), einräumen, derjenigen nämlich, welche durch die Kraft der Erlöſung eine dereinſtige allgemeine Wiederherſtellung aller menſchlichen Seelen ahndet.

Zuſaz. Aus dieſen Auseinanderſezungen geht nun wol hervor, daß, wenn gleich beide Elemente, Vollendung der Kirche und perſönliche Fortdauer, jedes für ſich im Bewußtſein des Chriſten vollkommne Wahrheit haben, und wenn gleich auch gewiß iſt, daß jenes, die Vollendung der Kirche, in dieſem Leben nie für ſich erſcheinen kann, und daß dieſes, der Zuſtand nach dem jezigen Leben, ſich zur Vollendung der Kirche nicht eben ſo verhalten kann wie der Zuſtand in dem jezigen Leben, dennoch aus dem Zuſammenfaſſen und Aufeinanderbeziehen jener beiden Elemente keine in ſich feſtſtehende ſich abrundende und wahrhaft anſchauliche Vorſtellung weder überhaupt, noch auch aus den Andeutungen in der Schrift weder von dem einen noch von dem andern ſich entwikkeln laſſe. Sondern wenn wir die Idee der vollendeten Kirche gebrauchen wollen, um aus ihrem Verhältniß zur unvollendeten Kirche das Verhältniß jenes Lebens zu dieſem und den Unterſchied zwiſchen beiden zu beſtimmen: ſo kommen wir damit nicht zu Stande. Und wenn wir die Idee des künftigen Lebens dazu brauchen wollen, um für die Idee der vollendeten Kirche einen Ort auszumitteln, in welchem ſie nicht mehr nur producirend ſei, ſondern Product: ſo kommen wir damit eben ſo wenig zu Stande. Die lezte Darſtellungsweiſe wird immer etwas haben von dem mythiſchen d. h. der geſchichtlichen Darſtellung des übergeſchichtlichen; die erſte wird immer etwas haben von dem viſionären d. h. von der irdiſchen Darſtellung des überirdiſchen. Dieſes aber ſind immer die Formen des profetiſchen, welches in ſeiner höheren Bedeutung nie beſtimmt iſt eine eigentliche Erkenntniß hervorzubringen, ſondern die ſchon erkannten Principien anregend zu geſtalten.

---

*) 1. Kor. 15, 26. 55.

Dritter Abſchnitt.

Von den göttlichen Eigenſchaften, welche ſich auf die Gnade und die Erlöſung beziehen.

180.

Wenn wir unſer Bewußtſein von der durch die Wirkſamkeit der Erlöſung wiederhergeſtellten Gemeinſchaft mit Gott, als Abhängigkeitsgefühl auf die göttliche Urſächlichkeit zurückführen: ſo iſt der Inhalt deſſelben der, daß die Pflanzung und Verbreitung der chriſtlichen Kirche der Gegenſtand der göttlichen Weltregierung iſt.

1. Offenbar iſt wol, daß wenn der Begriff der göttlichen Weltregierung als der Ausdruk unſres from-

men Selbſtbewußtſeins betrachtet wird, und nur inſofern gehört er hieher, wir ihm keinen andern Inhalt unterlegen können, als daß die göttliche Thätigkeit auf die Beförderung des Erlöſungswerkes gerichtet ſei. Denn alles andere iſt für das chriſtliche Selbſtbewußtſein nur in Beziehung hierauf vorhanden; es iſt entweder mit dem wiedererworbenen Gottesbewußtſein in Verbindung, und gehört dann zu dem Organismus in welchem dieſes ſich ausſpricht, oder es iſt gegeben als Stoff, welcher durch dieſes erſt bearbeitet und demſelben aſſimilirt werden ſoll. Das Bildliche in dem Ausdruk Weltregierung bringt indeß auch hier gar leicht einen falſchen Beiſaz mit ſich, der nicht mit aufgenommen werden darf. Denn regieren heißt zunächſt Kräfte in Bewegung ſezen und lenken, welche ſchon anderweitig vorhanden ſind; und ſo denkt man ſich nur zu leicht ein göttliches Lenken der irdiſchen Kräfte als ſchon vorhandener, und abſtrahirt bei der Vorſtellung der Weltregierung von der Vorſtellung der Schöpfung, wodurch die erſtere gleichſam als etwas hintennach oder zwiſcheneingekommenes und den Gang, den alles nach der Schöpfung von ſelbſt gegangen ſein würde, alterirendes erſcheint. Dies aber entſpricht dem chriſtlichen Glauben nicht, deſſen Wahlſpruch vielmehr bleibt, Es ſind alle Dinge zu ihm, nämlich dem Erlöſer, geſchaffen. Wir werden alſo vielmehr ſagen müſſen, von Anfang an ſei alles vorbereitend und mitwirkend eingerichtet in Bezug auf die Offenbarung Gottes im Fleiſch, ſo wie ſeitdem alles mitwirke um dieſelbe auf das vollkommenſte in die ganze menſchliche Natur überzutragen und das Reich Gottes in derſelben zu geſtalten. Und eben ſo wenig darf das Reich der Natur angeſehen werden, als ob es mittelſt der göttlichen Erhaltung ſeinen Gang für ſich gebe, und erſt durch beſondere Acte der göttlichen Weltregierung im Einzelnen mit dem Reich der Gnade in Verbindung trete und Einfluß auf daſſelbe ausübe. Vielmehr wie wir in unſerm Selbſtbewußtſein uns ſelbſt völlig Eins ſind, wenn wir aber von dieſer Einheit abſehend das leibliche für ſich betrachten, es doch ganz auf das geiſtige beziehen, und gar nicht auszumitteln begehren, wie ſich der Leib würde entwikkelt haben ohne die Thätigkeit der Seele, weil wir vorausſezen, er würde ſchon gleich von vorn herein ein anderer geweſen ſein bei einer andern Seele: eben ſo iſt auch unſerm chriſtlichen Glauben das Reich der Natur und das Reich der Gnade völlig eines, und wir ſind überzeugt, auch die ganze Einrichtung der Natur ſchon würde von Anfang an eine andere geweſen ſein, wenn dem menſchlichen Geſchlecht nicht wäre die Erlöſnng durch Chriſtum beſtimmt geweſen.

2. Wenn man nun ſagen will, dieſer Begriff der Weltregierung ſei nur angemeſſen einer weit geringeren Vorſtellung der Welt als wir ſie jezt haben, einer ſolchen nämlich, welche die Erde für den einzigen Schauplaz des Lebens hielt, nnd die Geſtirne keinesweges für Weltkörper, ſondern nur für Lichter, welche der Erde angezündet ſind, jezt aber könne die Erlöſung der Menſchen nicht mehr als dasjenige angeſehen werden, worauf ſich alles in der göttlichen Weltregierung bezieht, weil wir nämlich auf allen Weltkörpern vernünftiges Leben annehmen müßten, welches alſo auf jeden Fall eines Antheils an der göttlichen Regierung bedürfe, an der Erlöſung aber durch Chriſtum keinen Theil habe: ſo dient folgendes zur Vertheidigung unſeres Sazes. Daß die erſten Chriſten außer dem Menſchen kein anderes geiſtiges Leben kannten, als das der

Engel, welches ſie, wie herrlich es auch beſchrieben wurde, doch wegen mangelnder Vereinigung des göttlichen Weſens mit dieſer Natur unter das menſchliche ſtellten, und nur als dem Menſchen dienend auf denſelben bezogen, und daß ihnen dadurch um ſo natürlicher war die Erlöſung des Menſchen als das Ziel der göttlichen Weltregierung zu denken, das iſt unläugbar. Eben ſo wenig wollen wir behaupten, daß der Chriſt, um ſich hievon nicht zu entfernen und nicht in den Fall zu kommen, daß er die Offenbarung Gottes in Chriſto als eine für die Welt überhaupt untergeordnete Begebenheit anſehen müſſe, ſich lieber gegen jede dargebotene Erweiterung ſeiner Vorſtellung von der Welt verſchließen ſolle, wie es wol eher geſchehen iſt; vielmehr müſſen wir immer geneigt ſein, dasjenige für wahr anzunehmen, was eine reichere Offenbarung Gottes enthält. Allein ſo lange uns doch die unendliche Menge der andern Weltkörper nicht anders als in ihrer Beziehung auf die Erde gegeben ſind, und wir von ihrem innern Verlauf und Organiſation nichts wiſſen, können wir uns ja auch die göttliche bei ihrer Schöpfung und Erhaltung vorwaltende Idee nicht conſtruiren, und ſo können ſie auch in unſere Vorſtellung von der göttlichen Weltregierung gar nicht beſtimmend eingehn. In allem aber, was uns bis jezt von den übrigen Himmelskörpern bekannt geworden, liegt auch keine Nöthigung ein höheres geiſtiges Leben als das menſchliche auf denſelben vorauszuſezen, und ſomit bleibt uns immer frei zu denken, daß, wie wir eine Beziehung alles menſchlichen auf den Erlöſer annehmen, auch vor ſeiner Erſcheinung überhaupt wie vor ſeiner Bekanntwerdung insbeſondere, ſo auch eine allgemeine Beziehung des Erlöſers auf alles geiſtige mittelbar oder unmittelbar ſtattfinde, welche ſich erſt allmälig enthüllen werde, ſo daß wir nicht genöthigt ſind deßhalb der Erlöſung eine untergeordnetere Stelle anzuweiſen, als unſer inneres Bewußtſein fordert. Auf jeden Fall giebt es für unſer Bewußtſein keinen andern Umfang der Weltregierung, als ſoweit die Erlöſung ihre Kraft äußert, welches Gebiet denn unſere Welt iſt. — Iſt nun dieſes beſeitiget, und erinnern wir uns, daß auch der Begriff der Schöpfung nicht unmittelbar in dem frommen Selbſtbewußtſein ſeinen Grund hat, ſondern das allgemeine Abhängigkeitsgefühl, weil es keinen reinen Anfang ausſagt, uns nur auf den Begriff der Erhaltung führt, und daß das Bewußſein der Sünde an und für ſich auf keine göttliche Urſächlichkeit zurükführt: ſo iſt gewiß, daß der Begriff der göttlichen Erhaltung erſt durch dieſen Begriff der Weltregierung ſeinen vollſtändig beſtimmten Gehalt bekommt, was oben in der Behandlung jenes Begriffs *) nur auf die allgemeinſte Weiſe anticipirend konnte angedeutet werden. Und wenn wir die eben dort **) aufgeſtellte Unterſcheidung zwiſchen dem freilich nur relativen Fürſichgeſeztſein, und dem mittelbaren oder unmittelbaren Zuſammenſein der Dinge geltend machen: ſo werden wir ſagen, daß beides, ſowohl das Weſen der Dinge in ihrer Beziehung aufeinander als auch die Ordnung ihrer gegenſeitigen Einwirkungen aufeinander, durch Gott beſtehen als Elemente der erlöſenden Offenbarung Gottes in Chriſto. So daß wir ſagen müſſen, alle Dinge in der Welt, vor allem aber die menſchliche Natur ſelbſt, und ſo alles andere deſto mehr je inniger es mit ihr zuſammenhängt, würden anders ſein eingerichtet geweſen, und eben ſo auch der ganze Verlauf der menſchlichen Begebenheiten von Anfang an ein anderer, wenn nicht die Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur in der Perſon Chriſti der göttliche Rathſchluß geweſen wäre. Daß aber dieſer Rathſchluß erſt an einem beſtimmten Punkt des Raumes und der Zeit in Erfüllung gegangen iſt, und ſo erſt allmählig fortgewirkt hat, bringt keinen andern Unterſchied in dieſer Beziehung hervor, als daß einige von jenen Elementen vorbereitende und erwekkende ſind, andere aber entwikkelnde und erfüllende; ohne jedoch dieſen Gegenſaz ſo ſtreng zu nehmen, daß nicht jeder Augenblik, wenn gleich überwiegend das eine, doch in gewiſſem Maaß auch müßte das andere ſein. Und durch dieſen Unterſchied wird auch die oben ſchon beurtheilte Vorſtellung von der Einheit und Selbigkeit der Kirche zu allen Zeiten in ein neues Licht geſtellt.

---

*) §. 59. Anm. e.

**) §. 59. 1.

3. Eben dieſes aber iſt vorzüglich nicht zu überſehen, daß in der göttlichen Urſächlichkeit als ſolcher überall keine Theilung iſt und kein Gegenſaz iſt von Einheit und Vielheit oder mehr und minder, und daß wir ſie daher nur als Eine auf Eines gerichtet, anſehen in welchem wir zwar für uns das Einzelne für ſich als Theil des Ganzen ſezen, aber ohne daß wir eine beſondere und von dem Zuſammenhang mit dem Ganzen auch nur irgendwie getrennte göttliche Urſächlichkeit in Beziehung auf jedes annehmen dürften. Der Eine Gegenſtand der göttlichen Weltregierung iſt alſo die Kirche oder das Reich Gottes in ſeiner ganzen Ausdehnung und der ganzen Folge ſeiner Entwiklung, und alles Einzelne iſt nur ein Gegenſtand der göttlichen Regierung in dieſem und als in dieſem. Wenn wir nun,

wie wir es nicht vermeiden können, Einzelnes herausheben und als ein beſonderes Ergebniß der göttlichen Regierung für ſich betrachten, dem alſo anderes untergeordnet ſei: ſo irren wir von der rechten Anſicht ab, wenn wir nicht ſogleich als nothwendige Correktion jenes Verfahrens auch wieder das ſo für ſich betrachtete dem übrigen unterordnen; wodurch dann wieder der ganze frühere Moment und der ganze ſpätere unmittelbar auf einander bezogen werden, und alles einzelne nur als gleich ſehr bedingender und bedingter Durchgangspunkt erſcheint. Anders beſchreibt auch der Erlöſer die göttliche Sorgfalt für das Einzelne nicht; denn wenn er ſeine Jünger auch einzeln und in Beziehung auf die einzelnen Begebenheiten ihres Lebens als Gegenſtand derſelben darſtellt, ſo liegt dabei ihr Beruf, alſo ihre Wirkſamkeit in dem Reiche Gottes, zum Grunde als dasjenige, worauf eigentlich jene Sorgfalt gerichtet iſt. -- Hiernach iſt die ziemlich gewöhnliche Eintheilung in eine allgemeine beſondere und allerbeſonderſte göttliche Vorſehung, wovon nur die lezte auf die Frommen oder das Reich Gottes geht, die zweite auf das geſammte Menſchengeſchlecht und die erſte aber auf alle Dinge überhaupt gehen ſoll, ganz unzuläßig; denn alles kommt in der erſt beſchriebenen zuſammen, für deren Gegenſtand alles übrige nur Vergangenheit oder Zukunft iſt, und alſo in denſelben als aſſimilirtes oder noch zu aſſimilirendes mit aufgenommen. Wie denn überhaupt der Ausdruk, Vorſehung, der heiligen Schrift nicht eigen, ſondern heidniſchen Urſprungs und aus heidniſchen Schriftſtellern zuerſt in die jüdiſchen ſpäteren Schriften und dann in die der chriſtlichen Kirchenväter nicht ohne allen Nachtheil für die klare Darſtellung der eigenthümlich chriſtlichen

Denkweiſe übergegangen, nicht frei davon iſt manche Einſeitigkeit zu begünſtigen, wovon dem ſchriftmäßigen Ausdruk, Vorherbeſtimmung, Vorherverſehung gar nichts einwohnt. Denn dieſer drükt deutlich und geradezu die Beziehung jedes einzelnen Theiles auf den Zuſammenhang des Ganzen aus, und die ganze Urſächlichkeit als eine innerlich zuſammenſtimmende Anordnung. Keinesweges aber kann man dieſes mit dem ebenfalls unchriſtlichen Ausdruk Schikſal verwechſeln, wobei immer gedacht wird ein Beſtimmtſein des einzelnen durch das Zuſammenwirken alles übrigen ohne Berükſichtigung deſſen, was aus deſſen Fürſichgeſeztſein hervorgehn müßte. Eben ſo aber wird oft bei dem Ausdruk Vorſehung gedacht eine Beſtimmtheit des Einzelnen ohne Berükſichtigung deſſen, was eigentlich aus ſeinem Zuſammenſein mit allem übrigen hervorgehn würde *). Daß aber in die göttliche Vorherverſehung auch dasjenige mit eingeſchloſſen iſt, was an und für ſich betrachtet der Idee des Reiches Gottes widerſpricht, nämlich die Sünde **), gehört nach dem Zeugniß der Schrift ſelbſt zu den vorbereitenden und erwekkenden Elementen in dem Gebiet der göttlichen Weltregierung, und hat, wenn man nur vorausſezt, daß irgend einmal das ganze menſchliche Geſchlecht in das Reich Gottes aufgenommen wird, gar keine Schwierigkeit. Die ohnedies ungewiſſe und nicht abzuſchließende Vorſtellung aber von einer ewigen Unſeligkeit Einiger vermag ſchon wegen des untergeordneten Gehaltes jener profetiſchen Lehrſtükke nichts abzuändern in den Lehrſätzen, welche unſer wirkliches frommes Selbſtbewußtſein ausſprechen.

---

*) Vergl. Gerh. l. th. IV. p. 85.

**) Gal. 3, 22. Röm. 11, 32.

181.

Die göttliche Thätigkeit in der Weltregierung ſtellt ſich uns dar als Liebe und als Weisheit.

1. Wiewol die göttliche Urſächlichkeit in ſich nur Eine und ungetheilte iſt, ſo müſſen wir doch, wenn wir ſie in dem Begriff göttlicher Eigenſchaft feſthalten wollen, der auch ſchon genau genommen nicht mehr zu dem göttlichen Weſen paßt, ſondern eine Vermenſchlichung enthält, eine Differenz darin aufſuchen, um überhaupt etwas beſtimmen zu können. Nun unterſcheiden wir in aller menſchlichen Urſächlichkeit die dabei zum Grunde liegende Geſinnung und die dieſer entſprechende Methode der Ausführung. Jene ſtellt am meiſten das innerſte des thätigen Weſens in ſeiner Einheit dar, dieſe ſchließt ſchon eine Mannigfaltigkeit in ſich, welche ſich auf den Gegenſtand der Thätigkeit bezieht und dieſen in dem thätigen ſelbſt darſtellt; jene geht alſo mehr auf den Willen und dieſe mehr auf den Verſtand zurück. Eben dieſe Verhältniſſe finden ſich in den genannten göttlichen Eigenſchaften, wenn ſelbige nach Maaßgabe der gleichnamigen menſchlichen vorgeſtellt werden, und ſie entſprechen auch dem oben angegebenen Gehalt der göttlichen Weltregierung. Denn Liebe beſteht doch darin, anderes mit ſich vereinigen und in anderem ſein zu wollen; wenn nun der Mittelpunkt der Weltregierung in der Erlöſung und der Stiftung des Reiches Gottes iſt, wobei es auf Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur ankommt, ſo muß

ja Liebe die dabei zum Grunde liegende Geſinnung ſein. Eben ſo beſchreibt man Weisheit gewöhnlich als die richtige Entwerfung der Zwekbegriffe, dieſe in ihrer Bewegung und ihrem Verhältniß zueinander gedacht. Wenn nun die göttliche Weltregierung ſich zeigt in der zuſammenſtimmenden Einrichtung des ganzen Gebietes der Erlöſung; ſo iſt ja die Weisheit eben die Methode die göttliche Liebe vollkommen zu realiſiren.

2. Im menſchlichen Leben nun vereinzelt ſich beides um ſo leichter, als wegen der dem Menſchen weſentlichen Differenz zwiſchen Verſtand und Willen nur bei Wenigen und doch nie vollkommen die Geſinnung und die Zwekbegriffsbildung einander entſprechen, ſondern oft die Verſtandesſeite hinter der Reinheit des Willens zurükbleibt, oder auch umgekehrt. Im göttlichen Weſen nun iſt an eine ſolche Entzweiung nicht zu denken, und darum auch in Gott beide Eigenſchaften gar nicht irgendwie getrennt, ſondern ſo ganz und gar eins, daß man jede auch als in der andern ſchon enthalten anſehen kann. So daß man, ohne doch irgend eine Beſchränkung in Gott zu ſezen, ſagen kann, die göttliche Weisheit könne gar keine andere Einrichtung der Dinge und Zuſammenſtimmung ihres Verlaufes hervorbringen, als diejenige, in welcher ſich die göttliche Liebe auf das vollkommenſte realiſirt, und in der göttlichen Liebe könne kein Beſtreben angelegt ſein nach irgend einer andern Selbſtmittheilung und Offenbarung, als durch welche ſich die vollkommenſte Ordnung entfalte. Welche Zuſammenſtimmung durch die folgenden beiden Lehrſäze noch mehr muß ins klare geſezt werden.

Erſtes Lehrſtük. Von der göttlichen Liebe.

182.

Die göttliche Liebe iſt die Eigenſchaft des göttlichen Weſens, vermöge deren es ſich mittheilt, und wird in dem Werk der Erlöſung erkannt *).

1. Der hier und ſchon oben angegebene Begriff von Liebe könnte vielleicht als zu eng beſtritten werden, und man könnte als das allgemein geltende in der Liebe herausnehmen wollen das ſchäzende und wohlthätige. Ob nun gleich dieſes in der That weniger allgemein iſt, weil es von dem einen ganzen Viertheil der Liebe, nämlich von der aufſteigenden Form in der ungleichen Liebe, gar nicht gelten kann: ſo könnte es eben deshalb das charakteriſtiſche ſein in der Liebe Gottes zu uns, weil dieſe das höchſte iſt in der umgekehrten Form der ungleichen Liebe. Allein wenn wir auch dieſes auf einen Augenblik gelten laſſen, müſſen wir doch zugeben, daß abgeſehen von der Erlöſung die göttliche Liebe auch in dieſem Sinne immer etwas zweifelhaftes bleibt. Denn wollen wir jeder ſein einzelnes Daſein zum Grunde legen: ſo können wir unmöglich die göttliche Liebe in ſolchen Lebensförderungen ſuchen, welche nothwendig bedingt ſind durch Lebenshemmungen Anderer; denn dann wäre uns jedesmal mit der Liebe zugleich auch das Gegentheil derſelben gegeben. Daher auch die gewöhnlichen Vorſtellungen von göttlicher Güte und Barmherzigkeit, welche hierauf bezo-

---

*) Röm. 5, 8. 1. Joh. 4, 9.

gen werden, beſtändigem Zweifel unterliegen **). Ja dieſes gilt nicht nur von den Förderungen und Hemmungen des ſinnlichen Wohlergehns; ſondern es iſt eben ſo mit der intellectuellen Entwiklung des einzelnen Lebens, daß die Begünſtigung des Einen bedingt iſt durch die Vernachläßigung des Anderen. Wenn wir uns aber in das rein menſchliche Gemeingefühl verſezen, ſo werden wir auch von hieraus darauf zurükkommen, daß die göttliche Wohlthätigkeit ſich nicht auf eine unzweideutige Weiſe wahrnehmen laſſe, wenn ſie ſich nicht ſchäzend und pflegend gegen dasjenige erweiſe, was das eigenthümlichſte und höchſte des Menſchen iſt, nämlich das Gottesbewußtſein, welches wir mit unſerm chriſtlichen Bewußtſein, abgeſehen von der Erlöſung, überall in einem unterdrükten Zuſtande finden. Für den Chriſten alſo wird die göttliche Liebe auch als Wohlthätigkeit und Lebensförderung angeſehen doch nur in der das Gottesbewußtſein erneuernden und vollendenden Mittheilung Gottes in Chriſto erkannt: und nur die der chriſtlichen hierin entgegengeſezte Anſicht würde die göttliche Liebe in den natürlichen Keimen und Hülfsmitteln der geiſtigen Ausbildung erkennen, und Jeſu von Nazareth auch unter dieſen eine einzelne mehr oder weniger untergeordnete Stelle anweiſen. — Daß die göttliche Mittheilung durch den heiligen Geiſt hier mit zu verſtehen iſt, als abhängig von der durch Chriſtum, ſcheint ſich von ſelbſt zu verſtehen.

2. Sezen wir aber das allgemeine Weſen der Liebe in dem Beſtreben ſich mitzutheilen, woraus denn z. B. die gleiche Liebe und die ungleiche ſich leicht ihr eigenthümliches Weſen bilden können nach Maaßgabe der verſchiedenen Formen der Mittheilung: ſo könnte

---

*) Vgl. §. 106. Zuſ. 1.

man ſagen, die göttliche Liebe in dieſem Sinne werde erkannt auch ſchon an dem urſprünglichen, wenn auch noch ſo ſchlechten, Zuſtande des Gottesbewußtſeins, indem ja dieſes nur als eine urſprüngliche Mittheilung Gottes an die menſchliche Natur könne angeſehen werden. Allein dieſe Anſicht iſt keineswegs allgemein, ſondern wo wir ſie finden, iſt ſie entweder ſchon ein Erzeugniß des Chriſtenthums ſelbſt, oder ſie iſt dasjenige, was auch auſſerhalb des Chriſtenthums den Keim des chriſtlichen enthält, und worauf die Möglichkeit den chriſtlichen Glauben anzunehmen beruht. Wir finden aber häufig eine ganz entgegengeſezte Anſicht; denn nicht nur diejenigen haben eine andere, welche überhaupt dem Begriff eines höchſten Weſens alle innere Wahrheit abſprechen, ſondern auch diejenigen, welche ihn für wahr halten, aber doch für einen ſolchen, zu dem der Menſch ſich durch Analogie allmählig erhebe, und der, wenn er einmal gefunden ſei, ſich durch Erziehung weiter entwikkeln und fortpflanzen oder auch durch Beweisgründe mittheilen laſſe. Denn dieſe Darſtellung hält immer jenes unchriſtliche in ſich, daß der Menſch das Gottesbewußtſein ſich ſelbſt erwerbe, und daß es von andern Vorſtellungen und Einſichten abhänge, da doch vielmehr alles richtige Denken und alles erwerbende Handeln erſt von dieſem Bewußtſein ausgeht. Unchriſtlich iſt dieſes; denn wenn der Menſch die Erkenntniß Gottes ſich ſelbſt erworben hat, ſo muß er ſie auch ſelbſt, wenn ſie getrübt worden oder verloren gegangen, wieder herſtellen und reinigen können, und ſomit können die Menſchen ſich ſelbſt untereinander erlöſen, und bedürfen keines Erlöſers. Wie nun der Glaube der Chriſten von dem Gefühl der Erlöſungsbedürftigkeit ausgeht: ſo liegt in demſelben weſentlich, daß aller wirkliche Beſiz des Gottesbewußtſeins, ja auch ſchon die Richtung darauf oder der verborgene Beſiz deſſelben als eines bloß angeſtrebten, eine göttliche Mittheilung an die menſchliche Natur ſei.

3. Wenn übrigens dieſer Saz ſo klingt, als ob die göttliche Liebe an nichts anderm erkannt werden könne, als an dem Werk der Erlöſung: ſo muß man nur, um auch dieſes richtig zu finden, jenes Werk in ſeinem ganzen Umfange verſtehen. Hiezu iſt der Grund gelegt in dem über die göttliche Weltregierung geſagten. Denn alles ſoll von der Erlöſung aſſimilirt werden, und kein menſchliches Gut, welcher Art es auch ſei, iſt der dabei zum Grunde liegenden göttlichen Idee gemäß entſtanden, wenn es nicht in Zuſammenhang gebracht iſt mit der Herrſchaft des Gottesbewußtſeins in unſerer Seele. Indem alſo der Chriſt alles auf das Werk der Erlöſung und auf das Reich Gottes bezieht: ſo nimmt er zwar, weit mehr als Andere, die göttliche Liebe überall wahr, aber immer doch nur in dieſem Einen. Ja weil er weiß, daß auſſer dieſem Zuſammenhange nichts kann richtig aufgefaßt ſein: ſo kann er auch kein Vernehmen der göttlichen Liebe auſſer dieſem Zuſammenhange annehmen, weil das falſche auch nur einen Schein von Gottesbewußtſein hervorbringen kann, der durch anderes falſche wieder aufgehoben wird, und in dieſem Sinne läßt ſich behaupten, was freilich oft ſehr unbeholfen ausgedrükt worden und eben deshalb aberwizig erſchienen iſt, daß es abgeſchnitten von dem Gebiet der Erlöſung nur einen Wechſel giebt von Abgötterei und Gottloſigkeit, in dem die göttliche Liebe freilich nicht kann erkannt werden.

183.

Gott iſt die Liebe. *)

1. Wenn ſchon immer behauptet worden iſt, daß der Begriff einer Eigenſchaft ſich nicht recht zum göttlichen Weſen ſchikke: ſo liegt ſchon darin zum Theil, daß es in Gott keinen Unterſchied geben kann zwiſchen Weſen und Eigenſchaften. Iſt nun in dem, was wir als eine göttliche Eigenſchaft anſehn etwas wahres von Gott ausgeſagt: ſo muß es eben inſofern auch der Ausdruk des göttlichen Weſens ſelbſt ſein. Aus dieſem Grunde indeß müßte man daſſelbe auch von allen andern göttlichen Eigenſchaften ſagen können, welches aber weder in der Schrift einen gleichen Grund hat, in welcher nirgend ſteht, daß Gott die Ewigkeit ſei oder die Allmacht, noch auch in unſerer Vorſtellung gleichgeſezt werden kann. Denn wenn wir auch etwa vermittelnd hören, Gott ſei die liebende Allmacht oder die allgegenwärtige Liebe: ſo werden wir ohnerachtet der Verſchiedenheit der Form doch in beiden Fällen ſagen, die Liebe ſei der Ausdruk, welcher Gott gleich geſezt werde, und kein anderer. Dieſes ausſchließende nun iſt es eben, was noch einer beſondern Begründung und Rechtfertigung bedarf.

2. Bleiben wir nun nur dabei, daß alles, was wir als göttliche Eigenſchaft in der chriſtlichen Glaubenslehre aufſtellen, nicht aus irgend einem ſtehenden Begriff von Gott, welcher auf dem ſpeculativen Wege wäre gefunden worden, dürfe entwikkelt werden, weil dies gegen die eigenthümliche Natur dieſer Disciplin wäre,

---

*) 1. Joh. 4, 16.

wäre, ſondern daß ſie alle müßten zurükgehn auf das uns einwohnende und in unſern frommen Gemüthszuſtänden ſich manifeſtirende unmittelbare Gottesbewußtſein: ſo haben wir nur dieſe Eigenſchaft auf der einen Seite mit der nächſtfolgenden, auf der andern Seite mit denen, welche wir in den früheren Abtheilungen gefunden, zu vergleichen, wobei ſich denn der Grund dieſer Auszeichnung entdekken muß, wenn einer vorhanden iſt. — Was nun diejenigen göttlichen Eigenſchaften betrifft, welche im erſten Theil unſerer Darſtellung ausgemittelt worden: ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß keine unter ihnen ein ſolcher Ausdruk des göttlichen Weſens ſein kann, daß ſie an die Stelle des Namens ſelbſt geſezt werden könnte, indem keine von ihnen etwas beſtimmtes in Gott ſezt, ſondern nur das anderwärts her zuſezende von allen Grenzen befreit. Denn wenn man auch ſagen möchte, in dem Begriff der göttlichen Allmacht liege doch, daß alles endliche, ſo wie es iſt, durch Gott ſei: ſo iſt auch dieſes nur etwas unbeſtimmtes. Denn da das Endliche als ſolches nicht nur ein mannigfaltiges iſt, und alſo unter dem Gegenſaz ſteht, ſondern auch ein veränderliches und uns immer nur in gewiſſen Zuſtänden gegebenes: ſo können wir durch jenen Begriff allein nicht wiſſen, als was eigentlich das Endliche durch Gott iſt; wie denn alle Ungewißheit über den göttlichen Willen, und alle Zertheilung des göttlichen Willens immer in dem Stehenbleiben bei jenen göttlichen Eigenſchaften ihren Grund hat. Nehmen wir nun dazu, daß jene Eigenſchaften uns gar nicht bekannt wurden durch die Reflexion über unſer wirkliches mit Gott erfülltes Selbſtbewußtſein, ſondern daß dabei eine Abſtraction, ſowol von Gnade als auch von Sünde, zum Grunde lag, und daß alſo dieſe Vorſtellungen auch entſtehen könnten, wo, wenn möglich, gar kein Bewußtſein der göttlichen Gnade wäre: ſo leuchtet ein, daß an die Allmacht und Allwiſſenheit, an die Ewigkeit und Allgegenwart Gottes glauben, derjenige Glaube iſt, welchen auch die Teufel haben *), welcher alſo nur der alleräußerlichſte Ausdruk des göttlichen Weſens ſein kann. Die beiden in der erſten Seite unſeres zweiten Theiles abgehandelten Eigenſchaften, ſind auch, weil ſie ſich auf das Böſe beziehen, welches in einem gewiſſen Sinne nicht durch Gott und alſo auch nicht für ihn iſt, keine urſprünglichen Ausdrükke, und wir können nicht ſagen, daß Gott, in dem Sinne, wie dieſe Ausdrükke dort gebraucht und noch weniger in dem, wie ſie gewöhnlich gebraucht werden, in ſich ſelbſt die Gerechtigkeit ſei, oder die Heiligkeit ſei, weil, damit er dieſes ſei, erſt das Böſe, und der Gegenſaz zwiſchen dem Guten und Böſen muß gegeben ſein. Daher erſcheint auch ihre Wirkſamkeit auf ein gewiſſes Gebiet beſchränkt, und ſie werden erſt recht als göttliche Eigenſchaften erkannt, wenn ſie aufhören als etwas beſonderes für ſich betrachtet zu werden, was auch nur vermittelſt einer Abſtraction geſchah. Kehren wir von dieſer zurük: ſo müſſen ſich beide, Gerechtigkeit und Heiligkeit, in dasjenige auflöſen, was als Erkenntniß der ganzen zweiten Hälfte unſerer Darſtellung in dieſem Abſchnitt behandelt wird.

3. Wenn nun auch das, was wir als das Werk der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit betrachtet haben, eigentlich doch, ſei es auch mehr vorbereitend als erfüllend, dem

---

*) Jak. 2, 19.

Werk der Erlöſung angehört, und alſo auf die göttliche Weisheit und Liebe als beſondere Erweiſung derſelben zurükgeführt werden muß, ſo bleiben die leztgenannten beiden Eigenſchaften als die einzigen übrig, welche das uns wieder mitgetheilte Bewußtſein Gottes ſo vollſtändig ausdrükken, daß wir ſie als das göttliche Weſen ſelbſt anſehen können. Daß aber die Schrift Gott nur Liebe und nicht eben ſo auch Weisheit nennt, das ſcheint zwar, ehe der Begriff der Weisheit ſelbſt durchgeführt iſt, nicht gehörig beurtheilt werden zu können, wird aber doch ſchon durch folgende Betrachtungen gerechtfertigt. Zuerſt iſt eine Trennung dieſer beiden göttlichen Eigenſchaften nicht zu denken, mithin indem Gott die Liebe genannt wird, iſt die Weisheit ſchon mit eingeſchloſſen, indem die Geſinnung ohne die abſolute Vollkommenheit in der Darſtellung keine göttliche ſein könnte. Uns aber liegt von beiden die Liebe näher, denn der Begnadigte iſt ſich ſeiner ſelbſt bewußt als eines Gegenſtandes jener göttlichen Geſinnung, indem ſeine Seele gleichſam der Ort einer göttlichen Mittheilung iſt. Das Bewußtſein aber von der vollkommnen Zuſammenſtimmung aller Dinge in den Erweiſungen der göttlichen Liebe iſt zwar eben ſo wahr aber nicht auch eben ſo unmittelbar, indem nicht auch jeder ſich mit gleicher Sicherheit bewußt ſein kann, weder wie auch er durch ſeinen jedesmaligen Zuſtand die Herbeiführung des Beſten mit bedingt, noch auch wie alles ſeine Wiedergeburt und ſein Wachsthum in der Gnade mit bedingt hat und noch bedingt.

Zweites Lehrſtük. Von der göttlichen Weisheit.

184.

Die göttliche Weisheit iſt die in der Erlöſung bethätigte göttliche Selbſtmittheilung als das die Welt ordnende und beſtimmende Princip.

Anm. Wenn jemand mit dieſer Erklärung vergleichen will, was ich anderwärts *) in menſchlichem Sinne über die Weisheit geſagt, der bedenke nur zuerſt, daß göttliche Eigenſchaften überall keine Tugenden ſind, weil gegen die Allmacht kein Widerſtand kann gedacht werden, und dann daß in Gott weder Entwiklung noch Empfänglichkeit ſein kann, alſo auch kein Inſichhineingehn im Gegenſaz gegen ein Ausſichheraustreten, wehalb auch das Verhältniß zwiſchen Liebe und Weisheit hier anders mußte ausgedrükt werden. Wird nun hiemit noch verglichen, was ſchon über die göttliche Allwiſſenheit **) geſagt iſt, ſo wird es keiner Erläuterung weiter bedürfen, um die Analogie zwiſchen göttlicher und menſchlicher Weisheit feſtzuſtellen.

1. Hieher gehört nun zunächſt die Betrachtung der Welt als göttlichen Kunſtwerkes. Denn wie auch in dem menſchlichen Gebiet die richtige und vollkommne Entwerfung der Idee eines Kunſtwerkes jeder Art das urſprünglichſte Werk der Weisheit iſt, und auch den Zwekbegriffen menſchlicher Handlungen nur in dem Maaß ihr Urſprung in der Weisheit angewieſen wird, als auch die Handlungen können wie Kunſtwerke angeſehn werden, der vollkommenſte Menſch aber derjenige wäre, bei welchem alle einzelnen Entwürfe zu Werken

---

*) Abh. d. Ak. d. W. Jg. 1819.

**) Th. I. S. 298.

und Handlungen ein vollſtändiges Ganze der Selbſtdarſtellung und Mittheilung bildeten: ſo iſt nun die göttliche Weisheit nichts anders als das höchſte Weſen ſelbſt in dieſer, nicht zuſammengeſezt, ſondern einfach und urſprünglich vollkommnen Selbſtdarſtellung und Mittheilung *) gedacht; ſo daß man ſie auch erklären kann, als die göttliche Kunſtthätigkeit in der Anordnung und Regierung der Welt. Nur daß, wenn in menſchlichen Kunſtwerken im engeren Sinne mehr die Darſtellung vorherrſcht, in Handlungen aber im engeren mehr die Mittheilung, beides im höchſten Weſen nicht kann verſchieden ſein, ſondern nur für uns das eine urſprünglich Mittheilung war und hernach Darſtellung wird und umgekehrt; weshalb denn der Ausdruk Mittheilung allein mit deſto größerem Recht in der Erklärung iſt aufgeſtellt worden, als alle diejenigen, für welche es eine Darſtellung des göttlichen Weſens geben kann, in dem Syſtem der Mittheilung deſſelben liegen, und erſt durch dieſe fähig werden die Darſtellung in ſich aufzunehmen, indem nur von dem mitgetheilten göttlichen Weſen das mittheilende und darſtellende erkannt wird.

2. Vorzüglich aber iſt dieſes zu beachten, daß die Ausdrükke Zwek und Zwekbegriff gar ſehr geeignet ſind unſere Vorſtellung von der göttlichen Weisheit durch eine Vermenſchlichung zu verfälſchen, deren wir entübrigt ſein könnten. Denn Zwek und Mittel ſind ſo genaue Wechſelbegriffe, daß der eine ohne den andern nicht gedacht wird, und wo nicht nöthig iſt Mittel zu gebrauchen, auch der Ausdruk Zwek nicht an ſeiner Stelle

---

*) Ap. Geſch. 17, 24 — 28.

ſein kann. Nun iſt ſchon ein menſchliches Werk um deſto vollkommner, je mehr es ſo in ſich abgeſchloſſen iſt, daß innerhalb deſſelben nichts in dieſen Gegenſaz von Zwek und Mittel fällt, ſondern alles ſich nur verhält wie Theil zum Ganzen, die Mittel aber immer nur auſſerhalb deſſelben liegen; noch weit mehr aber ein ganzes menſchliches Leben iſt um ſo vollkommner, je weniger ſich irgend etwas darin als bloßes Mittel verhält, ſondern jeder Theil, indem er andern dient, zugleich um ſein ſelbſt willen da iſt. Wie ſollte alſo nicht vielmehr noch die göttliche Weisheit dieſen Gegenſaz ſo abſchließen, daß, da auſſerhalb der Welt nichts iſt, was als Mittel gebraucht werden könnte, innerhalb derſelben alles durch die göttliche Weisheit geordnete in ſeiner Verbindung mit dem Ganzen betrachtet ſich wie Theil zu dem Ganzen verhält, einzeln aber ſo ſehr zugleich Mittel und Zwek iſt, daß dieſe Betrachtungsweiſe immer ſich ſelbſt ſogleich aufhebt und in die andere übergeht. Iſt nun dieſes inſoweit allgemein anerkannt, daß niemand in Gott wie bei den Menſchen neben der Weisheit als der Richtigkeit der Zwekbegriffe und getrennt von ihr noch eine Klugheit als Vollkommenheit in der Wahl und dem Gebrauch der Mittel annimmt: ſo iſt doch dieſes nicht viel weniger verwirrende noch häufig genug, daß man den Begriff der Klugheit in den Begriff der göttlichen Weisheit mit aufnimmt und ſie erklärt für die göttliche Vollkommenheit in der Feſtſtellung der Zwekke und in der Beſtimmung der Mittel *). Denn Mittel werden immer nur angewendet wo der Handelnde auf ein von ihm ſelbſt nicht hervorgebrachtes zurükgehen muß,

---

*) S. Gerh. l. th. III. p. 195. und nach ihm viele Andere.

welches bei Gott nicht der Fall iſt, und man kann unmöglich Gott vorſtellen in einer Auswahl gleichſam von Mitteln begriffen ohne ihn zugleich in irgend einem Conflict begriffen zu denken, und alſo der Allmacht Abbruch zu thun.

3. Wenn wir nun die göttliche Mittheilung, welche in der ganzen Anordnung der Welt die herrſchende Idee iſt, lediglich in der Erlöſung anerkennen, und dieſe alſo als den eigentlichen Schlüſſel zum Verſtändniß der göttlichen Weisheit anſehen: ſo ſtimmt dies mit allem obigen *) überein, und es kann auch wol nie eine andere wahrhaft chriſtliche Vorſtellung von der göttlichen Weisheit geben, als daß in der göttlichen Weltordnung alles in Verbindung geſezt ſei mit der göttlichen Offenbarung in Chriſto und in dem h. Geiſt. Wir ſind zwar nur zu ſehr gewohnt, ſowol die göttliche Anordnung der leiblichen und äußeren Natur, als auch die Anſtalten zur Entwiklung des menſchlichen Geiſtes in allen andern Richtungen eben ſo ſehr der göttlichen Weisheit zuzuſchreiben, als ſie von dem Gebiet der Erlöſung zu trennen: allein was mit demſelben in gar keiner Verbindung ſtände, und nicht zugleich auch von dem Leben des Menſchen gänzlich getrennt wäre, was doch von keinem Theile der äußern Natur mit Recht geſagt werden kann, das könnte dem Fortgang der Erlöſung auch ſchaden. Und wenn doch auf der einen Seite der Menſch es iſt, auf den ſich auf und in der Welt alles bezieht, und das Ausgeſchloſſenbleiben aus der mit der Macht der Frömmigkeit zugleich gegebenen lebendigen Gemeinſchaft mit

---

*) Vgl. §. 180. 181.

Gott auf der andern Seite der wahre und eigentliche Schaden *) an der Seele iſt: wie könnte man denken, die göttliche Weisheit ergründet zu haben, wenn man ihre Äußerungen nur ſo aufgefaßt hat, wie ſie auch gelegentlich mit dem wahrhaftigſten Intereſſe des Menſchen in Streit gerathen können. Alles alſo in der Welt muß, eben inwiefern es der göttlichen Weisheit zugeſchrieben wird, auch auf die erlöſende Offenbarung Gottes bezogen werden. Das eigentliche Werk derſelben iſt demnach die Verbreitung der Erlöſung, d. h. die Art und Weiſe wie die Erwählung vollzogen und die Wiedergeburt Einzelner ſowol als ganzer Maſſen des menſchlichen Geſchlechtes bewirkt wird; dann aber auch die verſchiedene Geſtaltung der chriſtlichen Gemeinſchaft, je nachdem die ins Leben gerufene chriſtliche Frömmigkeit mit andern und andern menſchlichen Zuſtänden verbunden iſt. In beiden Gebieten giebt es zwar ein tadelnswürdiges Erforſchen der göttlichen Weisheit, aber es iſt nicht zu tadeln als Mikrologie, weil es zu ſehr ins kleine geht; denn nichts iſt zu klein, um als ein Gegenſtand der göttlichen Weisheit angeſehen zu werden, was noch als ein einzelnes Moment im Reich der göttlichen Gnade gelten kann, ſondern zu tadeln iſt nur, wenn dabei auf den Gegenſaz von Zwek und Mittel zurükgegangen wird, der hier niemals richtig angewendet werden kann.

---

*) Matth. 16, 26.

185.

Die Welt iſt als der Schauplaz der Erlöſung die vollkommne Offenbarung der göttlichen Weisheit, oder die beſte Welt.

1. Wenn wir uns dieſen Saz, der eigentlich nur das bisher ſchon geſagte ſchärfer zuſammenfaßt, zunächſt inſofern anſchaulich machen wollen, als zur Vollkommenheit auch die quantitative Zulänglichkeit gehört: ſo liegt darin, daß eine größere Mittheilung des göttlichen nicht denkbar iſt, als die mittelſt der Erlöſung des Menſchengeſchlechtes bewerkſtelligte. — Wir haben zwei Punkte, an jedem der beiden Enden dieſes zweiten Theils unſerer Darſtellung einen, woran wir uns dieſes deutlich machen können, und für welche unſer Saz, ſofern ſie etwas problematiſches enthalten, gleichſam die Probe ſein muß. Die Sünde nämlich bringt überall eine Verringerung des Gottesbewußtſeins und alſo der Mittheilung des göttlichen Weſens hervor. Will man nun vor der Sünde einen wirklichen Zuſtand der Reinheit oder gar ſittlichen und geiſtigen Vollkommenheit annehmen, welcher durch die Sünde unterbrochen werden konnte oder auch nicht: ſo müßte man doch wenigſtens annehmen, daß wenn kein Sündenfall erfolgt wäre, und dann auch keine Erlöſung nöthig geweſen, dennoch die Mittheilung des göttlichen Weſens geringer geweſen ſein würde, als jezt bei der Sünde und der Erlöſung. Eben ſo verringert die Unſeligkeit der Verdammten die Mittheilung des göttlichen Weſens in Vergleich mit ihrem früheren Zuſtande, wo doch in der Gemeinſchaft mit den Frommen Anklänge von Seligkeit durch das ihnen einwohnende Gottesbewußtſein möglich wa-

ren. Nimmt man nun eine Ewigkeit der Höllenſtrafen als unverminderte Unſeligkeit an: ſo muß man unſeres Sazes wegen behaupten, daß auch ſo die Summe der göttlichen Mittheilung größer ſei, als ſie möglich geweſen wäre ohne die Ewigkeit der Höllenſtrafen.

2. Es giebt noch einen andern Geſichtspunkt, aus welchem die Sache kann angeſehen werden. Wenn nämlich irgend ein Sein ganz und gar vom Gottesbewußtſein durchdrungen wäre: ſo wäre daſſelbe ganz in die Einheit mit dem höchſten Weſen aufgenommen wie Chriſtus. Alles übrige aber erfreuet ſich nur einer unvollkommnen Durchdringung, welche ungleichmäßig iſt; und auch in dieſer Ungleichmäßigkeit, abnehmend innerhalb der vernünftigen Natur durch die verſchiedenen Bildungsſtufen, verſchwindend als einwohnendes Bewußtſein in der unvernünftigen und unbelebten Natur, ſofern dieſe für ſich gedacht wird, ſollen wir doch die Mittheilung des göttlichen Weſens wie ſie iſt, für das in ſich ſelbſt vollſtändige Ergebniß halten, in welchem die göttliche Weisheit ganz aufgehe, und alſo auch die göttliche Liebe ihre vollkommne Befriedigung finde. Wie ſollen wir nun das bewußtloſe und vernunftloſe, was in der Welt fortbeſteht und an und für ſich kein Gegenſtand der göttlichen Liebe ſein kann, doch als von der göttlichen Weisheit geordnet anſehen? Die Auskunft, daß die endliche Vernunft dieſer geſammten Abſtufungen untergeordneten Daſeins als Unterlage für ihr eignes Daſein bedürfe und ſie nicht miſſen könne, iſt deshalb immer unzureichend, weil es nicht möglich iſt ſie ſo zu faſſen, daß die göttliche Weisheit nicht darin bedingt erſchiene. Wenn wir aber das andere hinzunehmen, daß nämlich alles, was der göttlichen Mittheilung

an und für ſich ſelbſt nicht fähig iſt, in eine Lebensverbindung mit demjenigen gebracht werden ſoll, in dem dieſe Mittheilung ihren Siz hat; und daß, ſo lange dieſe Verbindung noch nicht nach allen Seiten hin abgeſchloſſen iſt, und ſich die Vernunft noch nicht in allem unvernünftigen irgendwie ausſpricht und darſtellt, ſo lange auch die göttliche Weisheit uns in der Welt noch nicht vollkommen erſcheinen kann, weil die Welt noch nicht für uns und durch uns fertig iſt: ſo iſt unter dieſer Vorausſezung ſtreng genommen nichts, als nur ſofern es ein Gegenſtand der göttlichen Liebe iſt. Hier iſt ſonach der Ort gefunden, wo die Glaubenslehre zuſammentrifft mit demjenigen Theil der chriſtlichen Sittenlehre, deſſen Nothwendigkeit und Wahrheit zwar eingeſehen und gefühlt wird, der aber ſonſt am wenigſten ſcheint aus dem eigenthümlich chriſtlichen Princip entwikkelt werden zu können, daß nämlich dem Menſchen obliegt die Welt zur beſten Welt zu machen, und daß der göttliche Geiſt darauf treibt ſich alles zum Organ der urſprünglich der Weltordnung zum Grunde liegenden göttlichen Idee gemäß anzubilden, und alſo mit der Erlöſung in Verbindung zu ſezen, damit wir in beider Hinſicht in vollkommne Lebensgemeinſchaft mit Chriſto kommen, ſowol inſofern, als ihm der Vater Macht gegeben hat über alles im Himmel und auf Erden, als auch ſofern der Vater dem Sohn immer größere Werke zeigt, als die er ſchon erkannt hat. Daher denn die Welt nur in ſofern die vollkommne Offenbarung der göttlichen Weisheit ſein kann, als der heilige Geiſt die lezte weltbildende Kraft zugleich der Geiſt der Herrſchaft iſt und der Geiſt der Erkenntniß.

Zuſaz. Wie nun die göttliche Weisheit nichts anderes iſt, als die Entfaltung der göttlichen Liebe, und wie erſt in Verbindung mit dieſen beiden göttlichen Eigenſchaften, die im erſten Theil betrachteten ihre volle Bedeutung erhalten, iſt klar. Aber auch diejenigen, welche ſich nur auf die Sünde beziehen, die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes, erhalten erſt ihr volles Licht, wenn wir ſie auf Liebe und Weisheit zurükführen. Denn die Heiligkeit in dem oben aufgeſtellten Sinne iſt nichts anders als die göttliche Liebe zwiſchen der Schöpfung und der Erlöſung, ſei es nun im allgemeinen oder in Bezug auf einzelne Theile des menſchlichen Geſchlechtes betrachtet. Denn das Bewußtſein des Geſezes, worauf ſich das ſittliche Gefühl bezieht, iſt ein Durchgangspunkt in der göttlichen Mittheilung, alſo nichts anders als die göttliche Liebe auf einem beſtimmten Entwiklungspunkt betrachtet. Daher auch der verderblichſte und ruchloſeſte Skepticismus ſich gar leicht entwikkelt, wenn man die Gewalt des Geſezes in dem Menſchen als etwas ewiges geltend machen will, und der chriſtliche Glaube ſpricht deshalb laut, daß der Menſch in dem Reich der Gnade aufhören ſoll unter dem Geſez zu ſtehen *). Denn die Frage iſt nicht abzuweiſen, wie Gott wol habe können dem Menſchen ein Geſez ins Herz ſchreiben, welches er doch nicht vermögend ſei zu halten **), und es iſt nichts anderes darauf zu antworten, als daß auch aus dem Sittengeſez als ſolchem, wie aus allen poſitiven, die nur Ausflüſſe deſſelben ſind, nur Erkenntniß der Sünde komme, und Gott alles beſchloſſen habe unter der Sünde, bis das kraftloſe Bewußtſein des Geſezes ſich verwandeln könne in den fruchtbaren lebendigmachenden Geiſt. — Die göttliche Gerechtigkeit aber in dem oben aufgeſtellten Sinn iſt die Sanction des Geſezes, indem nun dem geiſtig unkräftigen Geſez beigegeben iſt die ſinnlich kräftige Strafe, aber als mit dem Geſez zugleich verſchwindend, und alſo mit dem Geiſte nicht mehr vereinbar, weil die Furcht es nicht iſt mit der Liebe; die göttliche Gerechtigkeit gehört alſo der vorbereitenden Weisheit, und hört demnach, ſobald dies erkannt iſt, auf als eine beſondere Eigenſchaft betrachtet zu werden.

---

*) Gal. 5, 18.

**) Vgl. § 195, 2.

Schluß.

Von der göttlichen Dreiheit.

186.

Alles weſentliche in dem beendigten zweiten Theil unſerer Darſtellung iſt auch das weſentliche in der Lehre von der Dreieinigkeit, und inſofern iſt ſie der wahre Schlußſtein der chriſtlichen Glaubenslehre.

1. Der erſte Theil dieſes Satzes bedarf nach dem, was ſchon an den einzelnen Stellen *) hierüber geſagt iſt, kaum noch einer Erläuterung. Denn es iſt dort deutlich genug gemacht, daß, wenn man das Sein Gottes in Chriſto nicht annimmt, alsdann auch kein Grund bleibt, die Idee der Erlöſung in ſeiner Perſon ausſchließend zu concentriren; ſondern er nur einen Beitrag dazu geben kann, wie Andere, ſeine ausgezeichnete Stellung aber verloren geht. Eben ſo, wenn der Gemeingeiſt der chriſtlichen Kirche keine Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur darſtellt: ſo kann auch die chriſtliche Kirche nicht der Träger und Fortbeweger der Erlöſung durch Chriſtum ſein; ſondern wenn auch Gott in Chriſto geweſen wäre, ſo wäre dies doch ohne die Göttlichkeit des heiligen Geiſtes eben ſo gut, als ob keine Erlöſung durch einen ſolchen perſönlichen Erlöſer angeordnet wäre.

2. Daß nun dieſe beiden weſentlichen Punkte in der Lehre von der Dreieinigkeit mit enthalten ſind, lei-

---

*) Vgl. §. 18, 4. 116, 3. 142.

der keinen Zweifel; wenn nun aber auch jene Lehre allerdings weiter ausgebildet worden iſt und mehr in ſich ſchließt, ſo bleibt doch immer dieſes das weſentliche. Denn wenn z. B. von der zweiten Perſon in der Gottheit mehr ausgeſagt wird, als daß ſie das Sein Gottes in Chriſto war, und auch die altteſtamentiſchen Theophanien auf daſſelbe ſollen zurükgeführt werden: ſo iſt dieſes ohnſtreitig unweſentlich, wie denn die meiſten Dogmatiker es für bereits antiquirt zu erklären kein Bedenken tragen werden; indem nicht nur in der chriſtlichen Lehre an und für ſich gar keine Beziehung hierauf vorkommen kann, ſondern auch das Verhältniß des Chriſtenthumes zum Judenthume und der Werth der meſſianiſchen Weiſſagungen ganz daſſelbe bleiben kann, man mag jenes annehmen oder läugnen. Daſſelbe gilt, wenn von dem heiligen Geiſt behauptet wird, er ſei bei der Erſchaffung der Welt geſchäftig geweſen. Denn hierbei eine Mehrheit in Gott anzunehmen, ſind wir urſprünglich nicht veranlaßt, und das Verhältniß der Kirche, in welcher der heilige Geiſt eigentlich ſeinen Siz hat, zu der übrigen Welt, wird dadurch nicht im mindeſten verändert, ob dem heiligen Geiſt, abgeſehen von ſeiner Vereinigung mit der menſchlichen Natur, noch eine kosmiſche Verrichtung beigelegt wird oder nicht. — Iſt nun dieſes und ähnliches für den eigentlichen Inhalt und Zuſammenhang der chriſtlichen Lehre ſo gut als gleichgültig: ſo kann auch nicht hierauf, ſondern nur auf jenem die Bedeutung der Dreieinigkeitslehre beruhen. Abgeſehen aber hievon, und als jene beiden Angelpunkte zuſammenfaſſend, kommt ihr jener Name allerdings zu; und die Entwiklungsgeſchichte der chriſtlichen Kirche zeigt auch überall, wie wenig dies zu allen Zeiten iſt verkannt worden.

187.

Der kirchliche Lehrſaz aber, daß in dem Einen und ungetheilten göttlichen Weſen drei Perſonen von gleichem Weſen und gleicher Macht beſtehen *), hat, ſo gefaßt, nicht gleichen Werth mit den übrigen eigentlichen Glaubenslehren, ſondern iſt nur ein verknüpfender Saz **).

1. Unter die eigentlichen Glaubenslehren rechnen wir nur diejenigen, welche unmittelbare Ausſagen einer beſtimmten Modification unſeres frommen Selbſtbewußtſeins ſind. Dergleichen ſind nun allerdings jene Lehren von der Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur in Chriſto ***), und in der chriſtlichen Kirche †); denn dieſe finden wir vom Anfang des chriſtlichen Glaubens an als in dem unmittelbaren Selbſtbewußtſein der Gläubigen mit enthalten deutlich genug ausgeſprochen ††). Darum ſind auch jene unter die eigentlichen Lehrſäze an ihrer Stelle aufgenommen worden.

---

*) Fides autem catholica haec est, ut unum Deum in trinitate et trinitatem in unitate veneremur. Symb. Quic. — Quod sit una essentia divina . . et tamen tres sint personae eiusdem essentiae et potentiae. Conf. Aug. I. — De Deo sic sentimus unum substantia trinum personis omnipotentem esse. Helv. Conf. — Scriptura nos docet in illa singulari et simplici essentia divina subsistere tres personas, patrem filium et spiritum sanctum. Gallic. Conf. — Hunc unum et solum Deum tres in caelo testes patrem filium et spiritum sanctum esse credimus. Conf. Czeng.

**) Vgl. §. 4, 3.

***) §. 117 flgd.

†) §. 142.

††) Vgl. die dort angeführten Schriftſtellen.

2. Dem eigentlichen Bedürfniß wäre dadurch aber auch genüget worden, wie wir denn mit den lezten der obigen Lehrſäze unſere Darſtellung vollkommen abſchließen könnten *), wenn wir nur die unmittelbare Analyſe unſers chriſtlichen Bewußtſeins geben wollten. Denn daß der zuſammenfaſſende Begriff der Dreieinigkeit mit der darin liegenden Zweiheit von Weſen und Perſon in dieſem nicht unmittelbar gegründet iſt, geht, wenn wir unſerm Schematismus, in dem ſich für dieſe Vorſtellungen kein Ort findet, auch nicht vertrauen wollten, ſchon daraus hervor, daß die heilige Schrift, die einzelnen Elemente anerkennend, doch von den zuſammenfaſſenden Formen nichts weiß, und wir doch nicht glauben können, daß irgend etwas dem chriſtlichen Bewußtſein weſentliches in derſelben gar nicht berührt ſei. Die Abzwekkung der ganzen Lehre iſt alſo keine andere, als eine zuſammenſtellende und verknüpfende. Es kommt nämlich darauf an, zuerſt jene beiden Elemente unter ſich in das richtige Verhältniß zu ſtellen, vornämlich damit, wenn auch nicht geläugnet werden kannn, daß die Vereinigung des göttlichen Weſens als Gemeingeiſt der Kirche mit jedem einzelnen Gliede derſelben geringer iſt, als die Vereinigung deſſelben mit Chriſto, doch das göttliche Weſen ſelbſt in der einen Form nicht etwa für geringer gehalten werde, als in der andern. Demnächſt kommt es noch darauf an, daß indem dieſes Sein Gottes in Chriſto und in der chriſtlichen Kirche ſowohl von dem Sein Gottes an ſich, als auch von dem allgemeinen Sein Gottes in allem geſondert wird, daraus nicht etwa ein vielgötteriſcher Schein entſtehe, ſondern dieſes in gewiſſem Sinn geſonderte Sein Gottes doch in

---

*) Vgl. §. 134.

der Einheit des göttlichen Weſens zuſammengehalten werde.

3. Wenn es gelingen könnte oder jemals gelungen wäre, eine Dreiheit in Gott, wenn gleich auf Veranlaſſung jenes kirchlichen Sazes, denn ohne dieſen würde es niemals jemanden eingefallen ſein, aber doch ohne Beziehung auf dieſe Verhältniſſe aus allgemeinen Gründen anſchaulich zu machen oder, wie man es nennt, zu beweiſen: ſo würde eine ſolche Dreieinigkeitslehre zwar mehr ſein und leiſten als das hier beſchriebene; aber in einer chriſtlichen Glaubenslehre werden wir um ſo weniger ihr einen Plaz einzuräumen geneigt ſein, als ſolche Deductionen mit den das Chriſtenthum begründenden Thatſachen, denen die kirchliche Dreieinigkeitslehre allein ihren Urſprung verdankt, in gar keiner Verbindung ſtehen, ſondern wir werden ſie als ein Philoſophem auf ſich beruhen laſſen. — Daher es auch nicht für dieſen Ort gehört, ſolche Darſtellungen irgend einer Kritik zu unterwerfen, mögen ſie nun von älteren *) oder neueren **) Kirchenlehrern herrühren.

4. Wollte man gegen den aufgeſtellten Saz aus der Logologie des Johannes ***) argumentiren, daß ſie doch allerdings mehr als das im vorigen §. aufgeſtellte ausſage, und wirklich ein Element der kirchlichen Trinitätslehre enthalte, deſſen Vervollſtändigung alſo von ſelbſt aufgegeben ſei: ſo iſt darauf zu erwiedern, zuerſt daß die Abſicht dieſer Stelle doch ganz darauf gerichtet iſt den Eindruk des göttlichen in der Perſon Chriſti darzuſtellen, wogegen eine Abſicht das Verhältniß der

---

*) Wie Anselm Monolog cap. 9 — 61.

**) Wie Daub Theologum. p. 433. sq.

***) Joh. 1, 1 — 14.

einen Perſon zur andern oder zu der Einheit des göttlichen Weſens feſtzuſtellen, um ſo weniger darin nachgewieſen werden kann, als ja, wenn dieſes dem Apoſtel vorgeſchwebt hätte, auch von der dritten Perſon, welche in den von ihm aufgezeichneten Reden Chriſti ſo häufig vorkommt, irgendwie hier würde die Rede geweſen ſein, oder wenigſtens anderswo eine ähnliche Stelle von dem Geiſte vorkommen, wie hier von dem Sohn. Zweitens, geſezt auch hier wäre wirklich ein Element der kirchlichen Trinitätslehre und eine Aufforderung ſie zu vollenden: ſo würde dies zwar, wenn dergleichen jemals nöthig ſein ſollte, die Beſtrebungen, welche von jeher in der Kirche hierauf gewendet worden ſind, rechtfertigen, aber doch in dem nichts ändern können, was über den Unterſchied dieſes Dogma von den übrigen geſagt iſt, indem ja nichts hindert, daß nicht auch in der Schrift, welche ja voll iſt von andern bloß erläuternden Säzen, auch dieſer ſollte wenigſtens angeregt worden ſein.

188.

Da dieſe Lehre bei der Feſtſtellung der evangeliſchen Kirche keine neue Bearbeitung erfahren: ſo iſt um ſo weniger Grund ſie für abgeſchloſſen zu halten, als ihre dermalige Geſtaltung ſchon aus den erſten Jahrhunderten herrührt.

1. Wenn feſtgehalten werden ſoll, es ſei kein hyperboliſcher Ausdruk für unſer Bewußtſein von Chriſto und dem Gemeingeiſt der chriſtlichen Kirche, wenn wir ſagen, daß Gott in beiden ſei und geweſen ſei und immer ſein werde: ſo entſteht wol natürlich ein Verlangen, dieſes eigenthümliche Sein Gottes auf eine be-

ſtimmte Weiſe von dem Sein Gottes an und für ſich und von dem Sein deſſelben in Beziehung auf die Welt überhaupt zu unterſcheiden. Wir haben aber gar keine Urſache vorauszuſezen, dieſes könne jemals auf eine ſo vollſtändige Weiſe gelingen, daß eine Formel als allgemeines Richtmaaß für alle Zeiten aufgeſtellt und alle Abweichungen von derſelben als unchriſtlich verworfen werden könnten. Denn wir beſizen keine ſolche Formel, weder für das Sein Gottes in Beziehung auf die Welt noch für deſſen Unterſchied von dem Sein Gottes an und für ſich; ſondern begnügen uns jenes theils in den Ausdrükken der mythiſchen Schöpfungsgeſchichte zu laſſen, theils dafür wie für dieſes leztere didaktiſche Formeln in mancherlei Annäherungen zu verſuchen, von denen wir wol wiſſen, daß jede einen unvermeidlichen Fehler in ſich trägt. Wie ſollten wir alſo hoffen dürfen mit jenen Beſtimmungen weiter zu kommen, zumal ſie ſich doch immer auf dieſe beziehen müſſen? Denn da Chriſtus als zeitlich erſchienenes Einzelweſen und die chriſtliche Kirche als moraliſche Perſon Theile der Welt ſind: ſo kann das eigenthümliche Sein Gottes in ihnen nicht beſchrieben werden, ohne daß es unterſchieden werde von dem allgemeinen Verhältniß der allmächtigen Gegenwart Gottes in allen Theilen der Welt ohne Unterſchied. Die beſondere Aufgabe muß alſo die Unauflösbarkeit der allgemeinen theilen, und wegen des nie erſterbenden Intereſſes an dem Gegenſtande, eben ſo wie mit jener ſowol auf dem dogmatiſchen als auf dem ſpeculativen Gebiete der Fall iſt, in beſtändiger Bewegung bleiben.

2. Faſt unvermeidlich aber iſt unter dieſen Umſtänden, daß jeder Verſuch, dieſe Verhältniſſe zu beſtimmen, Mißverſtändniſſen ausgeſezt iſt, welche mit der

unvollkommnen Art, wie überhaupt zu jeder Zeit und an jedem Ort das inwohnende Gottesbewußtſein ausgedrükt wird, in Beziehung ſtehen. Daraus entſtehen denn Beſtimmungen, welche eigentlich Cautelen ſind, und Grenzen nach irgend einer Seite hin aufſtellen ſollen. Dieſen nun gelingt zuerſt ſelten, daß ihnen nicht der Schein anhängen ſollte, indem ſie ein Extrem vermeiden wollen, an das entgegengeſezte zu ſtreifen; dann aber auch können ſie mit der Zeit ihren eigentlichen Werth verlieren, wenn die Gefahr vor dem Mißverſtändniß, worauf ſie ſich bezogen, verſchwunden iſt, und in demſelben Maaß kann der verfängliche Schein, den ſie nach einer andern Seite hin geben, zunehmen, und wenn dieſer Fall eintritt, können dergleichen Formeln ihrem Zwek nicht mehr entſprechen.

3. Da nun unſre Formeln in der Trinitätslehre aus einer Zeit herſtammen, wo die Chriſtenheit ſich noch aus dem Heidenthum erweiterte, und alſo auch noch vorzüglich geachtet werden mußte auf bewußtloſe Anklänge des heidniſchen und Vermiſchung deſſelben mit dem chriſtlichen, welche ſich hier, wo von einer Mehrheit oder Verſchiedenheit in Gott die Rede iſt, ſo leicht einſchleichen konnten: ſo wäre es eher zu verwundern, wenn ſie nicht ihre Zwekmäßigkeit großentheils ſollten verloren haben, und deſto eher anderweitigen Mißdeutungen ausgeſezt ſein. Wo nun dieſe mehr oder weniger verſchuldet gemacht werden, da kann es leicht ergehen, wie es mit der Lehre von Gott überhaupt ergeht, daß viele von ſich ſelbſt behaupten, ſie läugneten das Daſein Gottes gänzlich, da ſie ſich doch eigentlich nur gegen beſtimmte Darſtellungen der Lehre von Gott auflehnen, und man übrigens die natürlichen und unmittelbaren Zeichen des Gottesbewußt-

ſeins nicht in ihnen vermißt. Eben ſo iſt es natürlich, je länger die Trinitätslehre unverändert in ihren jezigen Beſtimmungen beſtanden hat, daß diejenigen, welche ſich mit den Schwierigkeiten und Unvollkommenheiten mancher Formeln nicht ausſöhnen können, von ſich ſelbſt behaupten alles in der Dreieinigkeitslehre zu läugnen, während doch ihrer Frömmigkeit das eigenthümlich chriſtliche keinesweges fehlt. Daher müſſen wir uns wol hüten nicht alles antitrinitariſche als kezeriſch oder unchriſtlich zu verwerfen, ſondern je mehr es, wie auch jezt in England und vorzüglich in Amerika geſchieht, überhand zu nehmen ſcheint, um deſto mehr müſſen wir uns aufgefodert fühlen auch die kirchliche Darſtellung einer neuen Prüfung zu unterwerfen, und mit Verlaſſung des antiquirten eine dem gegenwärtigen Zuſtand der verwandten Vorſtellungen angemeſſene Umbildung wo nicht vorzubereiten, doch wenigſtens der Zukunft frei zu laſſen.

Zuſaz. Wenn bisher vom geſchichtlichen aus, was hier nur auf die allgemeinſte Weiſe geſchehen kann, angedeutet iſt, wie unwahrſcheinlich es ſei, daß dieſe Lehre ſchon vollendet ſein könne, oder auch daß ſie ſich in einem Zuſtande befinde, der uns nicht zu bedeutenden Ausſtellungen veranlaſſen dürfe: ſo ſoll nun, wiewol auch nur in möglichſter Kürze, eine Analyſe ihrer weſentlichen Beſtandtheile eben dieſes von einer andern Seite bewähren, ſo daß die ganze Lehre mehr die Form eines noch ſchwebenden Problems erhalte. Denn dies iſt das erſte, was zur Anerkenntniß muß gebracht werden, damit der dogmatiſche Bildungstrieb ſich dieſem Gegenſtand wieder widme. Auch dieſes aber konnte faſt nur geſchehen, indem der Lehre anſtatt der gewöhnlichen diejenige Stellung faſt auſſerhalb des eigentlichen

Körpers der Lehre gegeben wurde, die ſie hier hat, und es iſt zu wünſchen, daß dies gleichſam der erſte vorläufige Schritt ſein möge zu einer neuen Bearbeitung derſelben. Denn zu dieſer kann nur die rechte Ruhe mitbringen, wer es gleichſam vor ſich ſieht, daß alle weſentlichen chriſtlichen Lehren, und beſonders auch die welche das Weſen des Sohnes und Geiſtes ausſprechen, feſt ſtehen, ehe die näheren Beſtimmungen, welche die Trinitätslehre bilden, aufgeſtellt ſind, ſo daß nun dieſe auf jene zurükgehen müſſen, und um ſo weniger überſehen werden kann, wenn etwas hineingebracht würde, was die nothwendigen Bedingungen der Erlöſung aufhöbe. Auch an und für ſich muß dieſe Stellung vortheilhaft ſein. Denn nichts kann die Sache mehr verdunkeln, als wenn von einer zweiten und dritten Perſon in der Gottheit die Rede iſt vor der Erlöſung und der Stiftung der Kirche, ohne welche jene in dem höchſten Weſen geſezte Mehrheit gar keine beſtimmte Bedeutung hätte.

189.

Jene Dreiheit kann in dem göttlichen Weſen als etwas ewiges von uns nicht anders gedacht werden, als daß uns entweder die Einheit oder die Dreiheit geringer erſcheint, die eine als die andere, alſo immer der Sache unangemeſſen und gegen die Vorausſezung.

1. Die Vorausſezung nämlich iſt, daß das Weſen in welchem die drei Perſonen gleich ſind, das göttliche Weſen ſei, und die Macht auch die göttliche, und dies iſt auch das einzige angemeſſene. Denn wenn das

göttliche Weſen in den drei Perſonen verringert wäre: ſo müßten wir einem arianiſchen Sohn und Geiſt, welche ſchon beide hinter dem Poſtulat der Erlöſung weit zurükbleiben, auch noch einen Vater nach Art des gnoſtiſchen Demiurgos beigeſellen, und wir hätten eine dreifache ſubordinirte Gottheit, wovon aber der Vater auch gar im geringſten nicht motivirt wäre. Und die Gemeinſchaft mit dem höchſten Weſen ſelbſt würde dann durch die mit dieſen verringerten göttlichen Perſonen keinesweges ſo erreicht, daß der uns einwohnende Trieb, der auf ein eigentliches Gottesbewußtſein gerichtet iſt, darin ſeine Befriedigung fände.

2. Wenn wir alſo die geſonderte Gleichheit der drei Perſonen an Macht und Weſen ſo annehmen, wie die gänzliche Befriedigung des Glaubens durch die Verbindung mit Chriſto und die Theilnahme an dem heiligen Geiſt es erfordert: ſo müſſen wir uns die Frage vorlegen, wie nun dieſe Dreiheit ſich verhält zu der Einheit des göttlichen Weſens, welche die frühere und ſchon vor dem Eigenthümlichen des Chriſtenthums feſtſtehende Grundvorausſezung aller vollkommen entwikkelten Frömmigkeit iſt. Dieſe Frage nun kann nicht anders beantwortet werden, als dahin, daß in allen Gliedern der Dreiheit das göttliche Weſen daſſelbige iſt, jedes derſelben aber von den übrigen ſich durch etwas ihm eigenthümliches und in dem göttlichen Weſen an und für ſich nicht geſeztes unterſcheidet *), von welchen unterſcheidenden Eigenſchaften oder Merkmalen

---

*) Qui est unica essentia incommunicabilibus proprietatibus in tres personas revera ab aeterno distincta. Conf. belg. — Τὸ οὐσία φύσιν σημαίνει, τὸ δὲ ὑπόστασις ἰδιότητας. Greg. Nazianz. in encom. Athanas.

unten die Rede ſein wird. Daneben aber iſt das Eine göttliche Weſen nirgend anders, ſondern nur in dieſen dreien vorhanden, nicht etwa noch außer ihnen, weder als eine vierte Perſon, noch unperſönlich *). Auch iſt es in ihnen nicht etwa zertheilt, in der einen Perſon dieſe, in der andern jene Eigenſchaft **), ſondern ganz und ungetheilt in allen. Ohnſtreitig iſt nun, um dies wirklich zu denken, der natürlichſte und nächſte Typus der des Gattungsbegriffs und der darunter begriffenen Einzelweſen ***). Die Gottheit (divinitas) verhält ſich alſo dergeſtalt, daß ſie in den drei Perſonen ſo iſt, in jeder durch etwas anderes näher beſtimmt, wie der Gattungsbegriff in den einzelnen Dingen. Will man das Verhältniß nicht nach dieſem Typus denken, ſo wird es gar nicht können beſtimmt gedacht werden und beide Vorſtellungen, ſowol die von der Einheit als die von der Dreiheit, werden etwas verworrenes, ſo daß das Geſagte immer wieder aufgehoben wird, und dadurch geht der Zwek der ganzen Lehre verloren, und es wäre beſſer, es bei den einfachen aus dem frommen Selbſtbewußtſein ſich unmittelbar ergebenden Elementen zu laſſen *). Will man es aber, gegen die Proteſtation einer überwiegenden Mehrheit **), welche ſich immer für die bloß negative Darſtellungsweiſe erklärt hat, nach dieſem Typus denken: ſo kann dies auf eine zwiefache Weiſe geſchehen, eine mehr realiſtiſche oder eine mehr nominaliſtiſche. Keine von beiden aber legt den allgemeinen und den beſonderen Dingen eine gleiche Realität bei, ſondern die eine ſagt, das Allgemeine ſei das eigentlich Seiende, das Beſondere und Einzelne ſei das untergeordnete und in gewiſſem Sinn Nichtſeiende, die andere umgekehrt, das Einzelne ſei das eigentlich Seiende, und das Allgemeine ſei nur in uns das Zuſammendenken des Einzelnen. Je mehr nun jenes realiſtiſche vorherrſcht, um deſto mehr auch die monotheiſtiſche Vorausſezung, aber die Geſchiedenheit der Perſonen tritt dann zurük; je mehr dieſes nominaliſtiſche, deſto mehr tritt das im chriſtlichen Bewußtſein angegebene nämlich die Gottheit Chriſti und des heiligen Geiſtes ins Licht, aber doch nahe daran ſich in das tritheiſtiſche zu verirren, und keinen Mittelweg ſcheint es, ſobald einmal die Ewigkeit der Perſonen feſtgeſtellt iſt, zwiſchen dieſen beiden zu geben; ſondern entweder ſtellen wir etwas, ſei es nun das eine oder das andere, feſt, was der Vorausſezung nicht angemeſſen iſt, oder wir werden durch die von beiden Seiten geſtellten Cautiven und negativen Beſtimmungen *) abgehalten bei einem von beiden Punkten anzukommen, ſondern bleiben unſtät zwiſchen ihnen ſchwanken **), welcher Zuſtand auf keine Weiſe der Sicherheit angemeſſen iſt, mit welcher in dem Glauben des Chriſten das göttliche in dem Erlöſer und dem heiligen Geiſte geſezt wird.

---

*) Unitas in trinitate.

**) Vgl. Symb. Quic. wo increatus immensus aeternus omnipotens ohnſtreitig alle Eigenſchaften repräſentiren ſollen. — Solche Ausdrükke aber, wie filium autem eius (patris) sapientiam, spiritum sanctum eiusdem virtutem potentiam et efficaciam Gallic. Conf. ſind niemals genau zu nehmen, wenn gleich in ſymboliſchen Schriften. — Nomine personae utuntur ea significatione, qua usi sunt in hac causa scriptores ecclesiastici, ut significet non partem aut qualitatem in illis, sed quod proprie subsistit. Conf. August.

***) Κατὰ δέ γε τὴν τῶν πατέρων διδασκαλίαν, ἣν ἔχει διαφορὰν τὸ κοινὸν πρὸς τὸ ἴδιον, ἢ τὸ γένος πρὸς τὸ εἶδος ἢ τὸ ἄτομον, ταύτην ἡ οὐσία πρὸς τὴν ὑπόστασιν ἔχει. Theodoret. Dial I. T. IV. p. 7. Ed. Hal.

---

*) Utinam sepulta essent nomina, constaret modo haec inter omnes fides, patrem et filium et spiritum sanctum esse unum Deum. Calv. Inst. I, XIII. 5.

**) Essentia praedicatur de patre filio et sp. s. non ut genus de speciebus, nec ut species de individuis, sed alio quodam ineffabili et incomprehensibili modo. August. de Trin. VII.

3. Beziehen wir nun dieſes Verhältniß mehr auf die göttliche Urſächlichkeit, wie ſie ſich unmittelbar in unſerm Selbſtbewußtſein abbildet, ſowol wenn wir auf den Gegenſaz von Natur und Gnade ſehen, alſo in der Erlöſung und Heiligung, als auch abgeſehen davon allgemein in der Schöpfung und Erhaltung: ſo wird auch hier dieſelbe Regel beobachtet, daß die göttliche Urſächlichkeit nicht zwiſchen den verſchiedenen Perſonen getheilt wird, und der einen dieſe beigelegt wird, der andern aber jene; ſondern ſie ſoll der Einheit des göttlichen Weſens gemäß auch eine bleiben und ungetheilt. Dieſes nun kann bei jenem Verhältniß möglicherweiſe auf zweierlei Art geſchehen; entweder indem man ſagt, Schöpfung und Erhaltung ſowol als Erlöſung und Heiligung käme weder dem Vater als Vater zu noch dem Sohn und Geiſt als ſolchen, ſondern ſie kommen dem Einen ungetheilten göttlichen Weſen zu, und jenen nur ſofern ſie in dieſem ſind, nicht aber ſofern ſie jede etwas beſonderes ſind. Oder man kann ſagen, die ganze in uns vorkommende Urſächlichkeit komme jeder der drei Perſonen als ſolcher zu, mithin dem einen gött-

---

*) Neque confundentes personas, neque separantes substantiam. Symb. Quic.

**) Οὐ φθάνω τὸ ἓν νοῆσαι, καὶ τοῖς τρισὶ περιλάμπομαι· οὐ φθάνω τὰ τρία διελεῖν, καὶ εἰς τὸ ἓν ἀναφέρομαι. Greg. Nazianz. l. c.

lichen Weſen nur ſofern es in dieſen dreien beſteht. Jene erſte Anſicht, welche nicht angenommen iſt von den Kirchenlehrern, ſtellt offenbar die Dreiheit ſehr zurük hinter die Einheit. Denn wenn die Dreiheit als ſolche keinen Antheil an der göttlichen Urſächlichkeit hätte, ſo wäre ſie in der Einheit etwas ſehr untergeordnetes, und ſie würde faſt nur Realität haben in Beziehung auf jene beſonderen Akte, zuerſt daß der Sohn iſt Menſch geworden, aber die rechtfertigende Thätigkeit gehörte doch dem Einen und ungeſchiedenen göttlichen Weſen, dann daß der heilige Geiſt iſt ausgegoſſen worden, aber die das chriſtliche Gemeinweſen leitende und beſeelende göttliche Thätigkeit wäre doch die des Einen und ungetheilten göttlichen Weſens, wo denn von dem ausgegoſſenen noch weniger, als von dem menſchgewordenen Rechenſchaft zu geben wäre, weshalb es als ein beſonderes geſezt würde. Die andere, allgemein angenommene, Anſicht, daß jede göttliche Urſächlichkeit allen Perſonen als ſolchen zukomme, ſcheint eben ſo beſtimmt die Einheit zurückzuſtellen. Denn wenn in der Dreiheit als ſolcher alle göttlichen Eigenſchaften ſind und alle göttlichen Thätigkeiten auch: ſo bleibt der Einheit kaum etwas anderes übrig, als nur daß ſie die Gleichheit jener Dreie ſei in ihrem Wollen und Willen, und ſo ſinke ſie zum bloß abſtrakten Begriff zurük, und die Dreiheit tritt als eine wahre Dreie faſt polytheiſtiſch hervor. Indeß bleibt für dieſen Fall noch die, freilich auch wunderbar klingende aber doch nicht zu vermeidende, Frage übrig, ob die gleichnamige göttliche Thätigkeit in der zweiten Perſon eine zweite ſei zu der erſten in der erſten, eben ſo eine dritte in der dritten, oder ob ſie nicht nur dem Weſen und der Art nach, ſondern auch der Zahl nach — wenn doch eins und drei Zahlen ſind und alſo gezählt werden muß — dieſelbe iſt bei allen. Iſt nun jede Thätigkeit in jeder Perſon der Zahl nach eine andere: dann ſind ſie wirklich drei, und die Einheit iſt nur ganz nominaliſtiſch ihre in unſerm Verſtand geſezte Gleichheit. Sind aber ihre Thätigkeiten immer dieſelben der Zahl nach, dann ſcheint wiederum für die Dreiheit nichts übrig zu ſein, als jene inneren Gegenſäze, welche aber, wenn ſie in gar keinem Bezug ſtehn auf die göttliche Urſächlichkeit, auch durch nichts veranlaßt ſind, und in nichts begründet. Für eine von dieſen Anſichten nun möchte ſchwerlich mehr Grund zu finden ſein, als für die andere; und ſo entſteht auch hier daſſelbe ſchwankende Hervorheben der Einheit auf Koſten der doch mit ihr gleich ewigen Dreiheit in ihr, oder umgekehrt der Dreiheit auf Koſten der Einheit; denn ein Mittel zwiſchen beiden, wodurch wir hiervon befreit würden, müßte erſt noch gefunden werden.

190.

Damit die Lehre dem frommen Selbſtbewußtſein, welches in Chriſto und dem heiligen Geiſt das höhere als das wahrhaft und eigentlich göttliche erkennt, ganz entſpreche, ſollen die drei Perſonen vollkommen gleich geſezt werden; allein dieſes wird zwar überall gefordert, iſt aber in keiner kirchlichen Darſtellung wirklich geleiſtet.

1. Offenbar iſt der Saz, daß die drei Perſonen einander an Weſen, Macht und Herrlichkeit gleich ſind an und für ſich keine irgend ausreichende Erklärung, ſondern auf der einen Seite nur polemiſch gegen alle diejenigen Darſtellungen, in welchen das übermenſchli-

che in Chriſto und in dem heiligen Geiſte auf irgend ein der Gottheit untergeordnetes Weſen ſoll bezogen werden, und in dieſer Hinſicht freilich iſt ſie beſtimmt genug. Dadurch wird aber nur das ungleiche abgewendet; ſoll aber auf der andern Seite etwas geſezt werden durch dieſen Saz, ſo iſt er nur ein Kanon für die Darſtellung der Verſchiedenheit der drei Perſonen, daß nämlich kein ſolches Element, welches eine Ungleichheit von der bezeichneten Art in ſich ſchließt, darin aufgenommen werden ſoll. Dieſer Kanon wird aber nur erfüllt, wenn eine ſolche Beſchreibung von dem Unterſchiede zwiſchen den drei Perſonen wirklich gegeben werden kann; allein dies ſcheint bis jezt noch eine ungelöſte Aufgabe zu ſein. Denn wenn geſagt wird der Vater und der Sohn ſeien nur dadurch von einander unterſchieden, daß der Vater auf ewige Weiſe ungezeugt ſei, der Sohn aber gezeugt wäre von Ewigkeit und nicht zeugend: ſo mag die ewige Zeugung auch noch ſo ſehr von aller zeitlichen und organiſchen entfernt ſein, dasjenige was man doch von dem Wort nicht hinwegnehmen kann, wenn es noch mit irgend einem Rechte ſoll gebraucht werden, iſt doch immer dieſes, daß es ein Verhältniß der Abhängigkeit ausdrükt. Wenn alſo dem Vater die Macht eingewohnt hat von Ewigkeit her den Sohn zu zeugen, dem Sohn aber weder die Macht einwohnt, irgend eine andere Perſon der Gottheit zu zeugen, wodurch ohnedies die Ungleichheit nur weiter hinausgeſchoben wird, noch auch ein anderes Abhängigkeitsverhältniß, in welchem der Vater gegen ihn ſtände, als Gegengewicht aufgeſtellt werden kann: ſo iſt offenbar die Macht des Vaters größer, als die Macht des Sohnes, und auch die Herrlichkeit, welche der Vater bei dem Sohne hat, muß größer ſein als die welche der Sohn bei dem Vater hat. — Und eben ſo iſt es mit dem Geiſt, mag man nun annehmen, daß er von dem Vater allein ausgeht, wie die griechiſche Kirche, oder wie die lateiniſche von dem Vater und Sohne. In dem lezten Falle hat der Sohn nur Eine Unfähigkeit im Vergleich mit dem Vater, und in dem erſten eine zwiefache, wenn nichts von ihm ausgeht und er auch nichts zeugt; der Geiſt aber hat auf jeden Fall dieſe zwiefache, und iſt in einem Abhängigkeitsverhältniß, denn das Ausgehn oder Ausgehauchtwerden iſt ein Abhängigkeitsverhältniß eben ſo ſehr wie das Gezeugtwerden, nur daß es ein anderes ſein ſoll, wenn gleich noch niemand hat ſagen können, was für eines und worin von jenem verſchieden. Nur daß in dem einen Fall der Geiſt in dieſer Abhängigkeit ſteht vom Vater und dem Sohn, und der Sohn alsdann eine Fähigkeit hat mit dem Vater gemein, die ihn alſo über den Geiſt ſtellt, in dem andern Falle ſteht der Geiſt in dieſer Abhängigkeit nur vom Vater, und iſt dann dem Sohne gleich, indem der eine gezeugt iſt nur vom Vater, und der andere ausgeht nur vom Vater. In jedem Fall alſo ſteht der Vater über den beiden, und nur das iſt ſtreitig, ob dieſe beiden einander gleich ſind in gemeinſamer Unterordnung unter dem Vater, oder ob auch von ihnen der eine dem andern untergeordnet iſt. Der Kanon alſo iſt zwar vorgeſchrieben, es iſt ihm aber noch nicht genügt.

2. Daſſelbe geht auch noch auf eine andere Weiſe hervor, wenn man auf die Behandlung des Gegenſtandes im Großen Achtung giebt. Denn wenn nun im Einzelnen Beweis geführet werden ſoll, daß den einzelnen Perſonen dieſe oder jene göttliche, ſei es nun Eigenſchaft oder Thätigkeit, zukomme, ſo geſchieht dies

faſt von allen irgend ſtrengen Dogmatikern ſo, daß der Beweis nur beſonders geführt wird vom Sohne und vom Geiſte, vom Vater aber, ſo heißt es in dem Kapitel von der Trinität gewöhnlich, verſtehe es ſich von ſelbſt. Läge nun der ganzen Beweisführung die Vorſtellung von einer reinen Gleichheit der Perſonen zum Grunde, und würde nicht in der Terminologie Vater und Sohn ein Abhängigkeitsverhältniß vorausgeſezt: ſo könnte ſich nichts bei der einen Perſon eher verſtehen oder weniger Beweis erfordern als bei der andern; ſondern man könnte eben ſo gut die Betrachtung von der zweiten oder dritten Perſon anfangend ſagen, Weil nun dieſes von der zweiten oder dritten Perſon klar iſt: ſo muß beſonders nachgewieſen werden, daß es der erſten auch zukomme. Solchen Gang ſchlägt aber niemand ein, und in dieſer unveränderlichen Beobachtung deſſelben Fortſchrittes liegt wol unläugbar die Anerkennung eines Vorzuges. Damit aber, daß alles göttliche ſich vom Vater von ſelbſt verſtehen ſoll, hat es auch noch die Bewandniß, daß vor der Dreieinigkeit das Weſen und die Eigenſchaften Gottes an und für ſich behandelt werden, und darauf nun ſich eigentlich berufen wird, daß was von Gott ſchlechthin geſagt wird vom Vater ſchon von ſelbſt gelte, vom Sohn und Geiſt aber erſt müſſe nachgewieſen werden, worin doch offenbar liegt, daß der Vater die Einheit des göttlichen Weſens ſelbſt ſei, und der eine Ausdruk für den andern könne geſezt werden. Dieſes nun geht ganz genau zurük auf die Vorſtellung des Origenes *) daß der

---

*) αὐτόθεος ὁ θεός ἐστι . . πᾶν δὲ τὸ παρὰ τὸ αὐτόθεος μετοχῇ τῆς ἐκείνου θεότητος θεοποιούμενον κ. τ. λ. Comment. in Joann. Ed. Ruaei Vol. IV. p. 50 wo der Zuſammenhang aber

der Vater Gott ſchlechthin ſei, Sohn und Geiſt aber nur Gott durch Theilnahme an dem göttlichen Weſen; eine Vorſtellung, welche zwar geradezu immer zurükgewieſen wird von den rechtgläubigen Kirchenlehrern und Dogmatikern, ihrem Verfahren aber immer noch insgeheim zum Grunde liegt. Aehnliches würde ſich ergeben, wenn man, was aber nur in einer ausführlichen Beleuchtung des ganzen Zuſtandes dieſer Lehre geſchehen könnte, die philoſophirenden Darſtellungen der Trinitätslehre ältere ſowol als neuere, oder auch den öfter, wiewol nicht in gleicher Bedeutung, aufgekommenen Unterſchied zwiſchen dem verborgenen und dem geoffenbarten Gott einer ſorgfältigen Kritik unterwerfen wollte.

Zuſaz. Nach dieſen Bemerkungen nun können wir nicht anders, als die Lehre für noch unfertig erklären, indem ſie noch nicht herausgekommen iſt aus dem Schwanken zwiſchen Gleichheit und Subordination auf der einen Seite, und auf der andern zwiſchen Tritheismus und einer ſolchen unitariſchen Anſicht, mit welcher die eigenthümliche Verehrung gegen den Erlöſer und die Zuverſicht auf die ewige Kraft ſeiner Erlöſung ſich nicht vertragen kann. Nun kann es freilich unglaublich ſcheinen, daß, während ſo viele andere erſt ſpäter aufgekommene Lehren zu ziemlicher Zufriedenheit dargeſtellt ſind, grade dieſe unvollendet ſein, ja in einem noch gar nicht befriedigenden Zuſtande ſich befinden ſoll, an welcher eher als an irgend einer andern die Kirche angefangen hat zu arbeiten. Indeß iſt dabei mit in Anſchlag zu bringen, daß den vielfältigen

---

Zweifel ſezt, daß αὐτόθεος der Vater iſt. conf. de princ. I. Ed. Ruaei Vol. 1. p. 62.

hierauf gewendeten Beſtrebungen niemals das unmittelbare Bedürfniß des Glaubens, durch welches andere Dogmenbildungen ſo ſehr unterſtüzt wurden, zum Grunde gelegen hat, eben wegen des bloß combinatoriſchen Werthes der Lehre. Um ſo leichter nun konnte ein bloß nach außen gekehrter polemiſcher Eifer hier wirkſam ſein, welcher überall gar leicht Mißgriffe thut; und wie dieſer durch das unter den gegebenen Umſtänden ſo natürliche Schwanken immer aufs neue gereizt werden mußte, das ſieht jeder leicht. Daraus folgt aber keinesweges, daß nicht eine künftige Bearbeitung durch beſſeren Erfolg könne gekrönt werden, zumal durch die Befeſtigung des Chriſtenthums und durch das Zurüktreten aller polytheiſtiſchen Elemente eine Menge von ängſtlichen Beſorgniſſen und von Veranlaſſungen zu heftiger Polemik weggefallen ſind, und wir zugleich vollſtändiger einſehn, wie wir doch auf keine Weiſe bildliche Ausdrükke in unſern Erklärungen über Gott vermeiden können. — Sollen wir nun wagen für dieſe künftigen Beſtrebungen einige Andeutungen mitzutheilen: ſo müſſen wir wol ſehr weit zurükgehen, und da die Grundbeſtimmungen ſo früh zu Stande gekommen, und ſeitdem unverändert geblieben ſind, die Mißgriffe ſchon in der Art aufſuchen, wie man bei der Feſtſezung von dieſen zu Werke gegangen. Die erſte Vermuthung iſt nun dieſe, daß man um der, wie ſie gewöhnlich genannt wird, Sabellianiſchen Vorſtellungsart zu entgehen zu viel gethan hat, indem man, ſo wie die Nicäniſche Lehre ſie aufſtellt, zum Behuf der zwiefachen Vereinigung des göttlichen Weſens mit der menſchlichen Natur eine ewige zwiefache Differenz im göttlichen Weſen aufſtellte. Es müßte daher noch einmal genau unterſucht werden, was eigentlich jene Vorſtellungsart bedenklich macht, die doch auf der andern Seite allen Arianiſirenden Verringerungen des göttlichen in Chriſto und dem Geiſt am kräftigſten widerſtrebt, und was alſo weſentlich und nothwendig an ihr müſſe verändert werden. Welches vornehmlich wol nur dieſes ſein möchte, daß nicht eine Veränderlichkeit in das höchſte Weſen gelegt werden müßte, oder die Thätigkeiten deſſelben, worauf die Vereinigung mit der menſchlichen Natur beruht, auf eine andere Weiſe als zeitliche dargeſtellt, als wie wir es immer müßen, wenn wir die göttliche Urſächlichkeit nur als Rathſchluß können in ihrer Ewigkeit begreifen, die Erfüllung derſelben uns aber doch nur können in der Zeit denken. Das zweite und vorläufig lezte wäre dieſes. Wenn es unmöglich ſcheint, die zwei erſten Perſonen in der Gottheit als Vater und Sohn zu bezeichnen und doch keine Abhängigkeit und Ungleichheit dabei zu denken: ſo wäre zu unterſuchen, ob es überall richtig geweſen das göttliche in Chriſto für ſich allein Sohn Gottes zu nennen, da die Schrift mit dieſem Namen wol immer nur den ganzen Chriſtus bezeichnet, für das ſich vereinigende göttliche Weſen uns aber nur den Ausdruk Wort darbietet, und ſonſt ohne beſondere Terminologie die Vereinigung nur als Einwohnung der Fülle der Gottheit beſchreibt. Behielte nur der Ausdruk Sohn Gottes dieſen ſchriftmäßigen Gehalt, ſo wäre, wenn auch die damit unvermeidlich verbundene Abhängigkeit kein rein inneres Verhältniß in dem göttlichen Weſen ſelbſt, ſondern nur das Verhältniß deſſelben zu ſeiner Vereinigung mit der menſchlichen Natur. In Beziehung auf den heiligen Geiſt aber wäre auf ähnliche Weiſe noch einmal zu unterſuchen, ob irgend Grund und Urſach ſei ein anderes Verhältniß deſſelben zum Sohne anzunehmen, als daß dieſer, nämlich der ganze Chriſtus, ihn ſendet, und ſo würde es auch hier, um alle Abhängigkeit zu vermeiden, nur darauf ankommen, wie, wenn der Sohn ſo beſtimmt worden, der Vater als einer aus der Dreiheit beſtimmt werde. Allein nur durch eine vollſtändige Kritik, welche dieſes Ortes nicht iſt, können dieſe Andeutungen ihr Licht erhalten, und darum iſt es billig hiemit genug.

Geſchichte
der
# chriſtlichen Kirche.

Aus Schleiermachers handſchriftlichem Nachlaſſe
und nachgeſchriebenen Vorleſungen

herausgegeben

von

E. Bonnell.

Berlin,
gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1840.

Friedrich Schleiermacher's

ſämmtliche Werke.

Erſte Abtheilung.

Zur Theologie.

Elfter Band.

Berlin,
gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1840.

AD
BIBL.UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Friedrich Schleiermacher's

literariſcher Nachlaß.

Zur Theologie.

Sechster Band.

Berlin,
gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1840.

AD
BIBL.UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl
München

Vorrede.

Die Vorleſungen Schleiermachers über Kirchengeſchichte gehören zu den am wenigſten gekannten des Verewigten, obwohl ihre Kenntniß zum vollſtändigen Verſtändniß ſeines theologiſchen Syſtems nothwendig erſcheint. Daher folgte ich gern der Aufforderung, die auch an mich als einen ſeiner ehemaligen Schüler und Zuhörer faſt ſämmtlicher von ihm gehaltenen Vorleſungen erging, die Herausgabe dieſer Vorleſungen zu übernehmen, ſoweit dieſelbe aus des Entſchlafenen Papieren und nachgeſchriebenen Heften ſeiner Zuhörer möglich wäre. Das mir zu dieſem Zwecke mitgetheilte handſchriftliche Material beſtand aus 39 Bogen Manuſcript und einer Anzahl Zettel von Schleiermachers Hand und aus ſechs Collegienheften, zu welchen als ſiebentes das meinige gezählt werden kann. Das Schleiermacherſche Manuſcript beſtand meiſtens aus Collectaneen mit fortlaufenden Nummern, 1223 an der Zahl, zum Theil in chronologiſcher Folge, größten Theils aber ohne beſtimmte Ordnung angelegt und nur durch Hinweiſungen bisweilen mit einander in Verbindung geſetzt. Theilweiſe unterbrochen waren die Sammlungen für die erſte und zweite Periode der chriſtlichen Kirche durch zuſammenhängende Darſtellungen, welche jedoch mit der Geſchichte des Chryſoſtomus gänzlich aufhörten. Dieſer

Theil des Manuſcripts bildete eine vortreffliche Grundlage für die beiden erſten Perioden, konnte jedoch nicht überall wörtlich in die Ausgabe aufgenommen werden, weil die Ausdrucksweiſe auch hier öfters aphoriſtiſch wurde und manches für die mündliche Erörterung nur angedeutet war, zugleich aber bei der Vergleichung mit den nachgeſchriebenen Heften ſich ergab, daß Schleiermacher in dieſen Vorleſungen ſich zwar genau an ſein Heft gehalten, in jenen jedoch vieles weitläuftiger ausgeführt hatte, was in dieſem nur angedeutet war. Die am ſorgfältigſten nachgeſchriebenen Collegienhefte ſtimmten nämlich großen Theils faſt wörtlich mit dem ausführlicheren Theile des Manuſcripts überein, woraus man die enge Verbindung zwiſchen beiden erſieht. Daher erſchien es am zweckmäßigſten, um ein lebendiges und vollſtändiges Bild von Schleiermachers Wirkſamkeit im Gebiete der Kirchengeſchichte herzuſtellen, eine Reproduction ſeiner Vorleſungen darüber zu verſuchen, alles Uebrige aber aus ſeinen Collectaneen, was mit dem Zuſammenhange der Vorleſungen ſich nicht verſchmelzen ließe, als Anmerkungen oder Beilagen anzufügen. Denn Schleiermachers Geiſt entfaltete ſich am reichſten, lebendigſten und freieſten gerade auf dem Katheder. Bei der Prüfung der Collegienhefte zu dieſem Zwecke ſonderten ſich dieſelben zunächſt in die älteren vom Winterſemeſter 182$\frac{1}{2}$ und die neueren vom Winterſemeſter 182$\frac{5}{6}$. Außerdem hat Schleiermacher über Kirchengeſchichte im Jahre 1806 in Halle geleſen, wozu die Einleitung im Original noch vorhanden und als Beilage A angehängt iſt. Die oben erwähnten ausführlicheren Darſtellungen, ſowie der größte Theil der Collectaneen bis Nr. 958 waren, wie die nähere Vergleichung deutlich ergab, für 182$\frac{1}{2}$ angelegt, die folgenden als Ergänzung für die letzte Vorleſung. Oefter aber als dreimal hat Schleiermacher, ſoviel ich weiß, über dieſen Gegenſtand überhaupt nicht geleſen. Was er ſelbſt mit dieſer Vorleſung bezweckte, ſagt er deutlich in ſeinen Einleitungen, noch deutlicher ſpricht dafür die Ausführung, daher werde ich mich hier nur auf die Rechenſchaft über mein Verfahren bei der Compoſition des Ganzen beſchränken.

Von den Collegienheften, welche zur Grundlage der beabſichtigten Reproduction der Vorleſungen dienen ſollten, waren leider nur zwei aus der letzten Zeit, aber glücklicher Weiſe das eine, des Herrn Prediger Braune, mit großer Genauigkeit und Ausführlichkeit nachgeſchrieben, und das zweite, des Herrn Prediger Schubring, zwar nur auszugsweiſe aber ſo ſorgfältig concipirt, daß beide zuſammengeſchmolzen an den meiſten Stellen faſt wortgetreu die Vorleſung wiedergaben, wobei die theilweiſen Ausarbeitungen und die Collectaneen Schleiermachers als beſtändiges Kriterium oder zur Ergänzung dienten. Ferner ergab ſich aus Vergleichung der früheren und ſpäteren Collegienhefte, daß zwar im Ganzen eine große Uebereinſtimmung zwiſchen beiden herrſchte und die ſpätere Vorleſung die bei weitem ausführlichere war, daß aber doch manche Theile in der älteren umfaſſender behandelt waren; dieſe trug ich daher kein Bedenken am gehörigen Orte einzuſchalten, oder, wo dies nicht thunlich war, als Anmerkungen unter den Text zu ſetzen; und es unterſcheiden ſich eben dieſe Anmerkungen von denen aus Schleiermachers Collectaneen ſelbſt dadurch, daß letzteren die Chiffer Schl. beigefügt iſt. Hierzu kommt, daß die Vorleſung 182$\frac{5}{6}$ ſchon mit dem Tode Huſſens ſchließt, die ältere aber bis zur Geſtaltung der theologiſchen und kirchlichen Verhältniſſe der neueren Zeit ſich erſtreckt, wie weit auch Schleiermachers eigene Collectaneen reichen. Dieſer letztere Theil, von S. 558 an, mußte daher ganz aus den älteren Collegienheften genommen werden, unter welchen ſich durch Vollſtändigkeit und Treue die des ſel. Saunier und des Hrn. Vangerow auszeichneten; wo beide nicht ausreichten, konnte auch das von mir ſelbſt nachgeſchriebene Heft aushelfen. So hoffe ich, iſt es mir gelungen, durch möglichſt ſorgfältige, am philologiſchem Studium geübte Compoſition aus ſchwer zu entziffernden und im Einzelnen, beſonders in Namen und

Citaten, oft ſehr fehlerhaften Heften und aus unleſerlichen Papieren, ohne etwas Fremdartiges oder von eigener Erfindung hinzuzufügen, ein möglichſt treues und vollſtändiges Bild einer Vorleſung des großen Dahingeſchiedenen wiedergegeben und zugleich nichts von ſeinen handſchriftlichen Sammlungen über Kirchengeſchichte unbenutzt gelaſſen und der nach ſeiner Belehrung verlangenden Nachwelt vorenthalten zu haben. Sollte mir dies ſo, wie ich es wünſche, gelungen ſein, dann würde ich für meine Mühe und für die Aufopferung der mir von meinen vielen Amtsgeſchäften nur ſpärlich gelaſſenen Muße mich hinlänglich belohnt halten.

Treulich unterſtützt durch Abſchrift des ganzen Collegienheftes des Hrn. **Braune**, welches der Ausarbeitung zur erſten Grundlage diente, durch die Uebernahme einer Correctur und Anfertigung eines Namen- und Sachenregiſters bin ich durch den Predigtamtscandidaten Hrn. Dr. M. **Löwenſtein**, dem ich hiermit öffentlich meinen Dank ſage. — Schließlich bemerke ich noch, daß Sprache, Schreibweiſe und Interpunction überall Schleiermachers eigene oder ſeinen Grundſätzen angepaßt iſt.

Berlin, im Januar 1840.

E. Bonnell.

Einleitung.

Es tritt hier eine zwiefache Rükkſicht ein, worüber wir uns verſtändigen müſſen. Wir behandeln die Kirchengeſchichte als theologiſche Disciplin; auf der andern Seite iſt aber die Geſchichte nur Eins, und alles, was man heraushebt, iſt nur ein Fragment der ganzen Weltgeſchichte. Laſſen nun beide Geſichtspunkte ſich vereinigen oder nicht? Nach allgemeinen Aeußerungen von mir an andern Orten muß man erwarten, daß ich das negire. Zur Behandlung der theologiſchen Disciplinen gehört außer dem wiſſenſchaftlichen Geiſte ein Intereſſe am Chriſtenthum und für ſeine Verbreitung. Kann dieſe Forderung auch im allgemeinen feſtgehalten werden, da die Geſchichte keine theologiſche Disciplin iſt? Nein. Allein gehen wir vom chriſtlichen Standpunkte aus, ſo wird bei Betrachtung der allgemeinen Weltgeſchichte das Chriſtenthum das Ziel ſein, alles andere nur Vorbereitung, und ſo können wir ſagen, es ſei kein bedeutender Unterſchied in der Behandlung der Kirchengeſchichte als Theil der Weltgeſchichte und als theologiſcher Disciplin. Der Unterſchied wäre nur der, daß der Kirchengeſchichte als theologiſcher Disciplin mehr Ausführlichkeit in Beziehung auf praktiſche Theologie und Dogmatik zukommt; und außer dem allgemeinen chriſtlichen Geſichtspunkte, in der Geſchichte alles anzuſehen als Organ für das Leben, welches in und durch das Chriſtenthum gebildet wird, ſei ſie noch für den Theologen beſonders darzuſtellen. Dies wäre ein beſonderer Accent, den manche Theile vor den andern bekommen.

Wenn wir nun davon ausgehen, daß eine ſolche Behandlung der Weltgeſchichte allein die richtige ſei: ſo wäre kein Widerſpruch zwiſchen beiden Behandlungsweiſen, da dies der eigentliche Geſichtspunkt für die Betrachtung der Geſchichte iſt. Für jeden wahrhaften Chriſten, welcher auf der einen Seite dieſe Vielſeitigkeit hat, und auf der andern Seite auf der Richtung feſtſteht, die das Chriſtenthum dem Menſchen gegeben hat, wird es keine andere Behandlung der Geſchichte geben. Bleibt alſo das Chriſtenthum feſtſtehend: ſo wird auch dieſe Behandlung bleiben. Fragen wir aber nach dem Zuſtande der Behandlung der Geſchichte im allgemeinen und der Kirchengeſchichte im beſonderen: ſo finden wir, daß ſie theils ſehr auseinandergehen, theils nicht; das leztere nüzt zum wenigſten.

Ueberall, wo von Geſchichte die Rede, iſt dies von einem Zeitverlaufe, und den können wir uns anſchaulich machen nach den zwei Endpunkten A und B, die wir verbinden. Hier ſehen wir nun, wenn wir von dieſer urſprünglichen Formel ausgehen, giebt es zwei Arten der Behandlung. Ich kann die Frage aufwerfen, Wie iſt B aus A geworden? Wenn nun A und B die Endpunkte bilden, und die Geſchichte der Verlauf dazwiſchen iſt: ſo liegen andere Punkte dazwiſchen. Wenn ich nun ſage, Ehe B wurde, war C u. ſ. w.: ſo iſt dies auch eine Art die Geſchichte darzuſtellen. Hier braucht keine Geſinnung zu ſein deſſen, der die Geſchichte darſtellt. So kann alſo der Geſchichtsverlauf dargeſtellt werden von ſolchen, die von unſerer Art ganz fern ſind; denn dies iſt die Behandlung, wo beides nicht auseinandergeht. Davor müſſen aber wir uns hüten; es iſt nicht die Geſchichte dargeſtellt, ſondern ganz willkührlich das alleräußerlichſte; es iſt eine atomiſtiſche Darſtellung. Jedes äußerliche aber iſt iſolirt; eine Reihe von für ſich geſezten und geſchriebenen Momenten, die *Chronik*. Dies iſt das allerniedrigſte; das ſo dargeſtellte iſt ſehr gut zu brauchen als Material, hat aber keinen andern Werth als dieſen.

Jedoch giebt es einen Geſichtspunkt, von dem aus ſich dieſe Behandlung rechtfertigen läßt. Will nämlich der Geſchichtſchreiber bloß referiren: ſo kann er allein die äußerliche Seite darſtellen; will er den urſächlichen Znſammenhang geben: ſo thut er mehr, es wird dies Sache des Urtheils. Wenn nun Einer ſagt, Das Urtheil wird auf gar zu verſchiedene Weiſen gefällt: ſo kann ein Anderer ſagen, Gut, ſo wollen wir die Geſchichte rein aufſtellen, d. h. jeden in den Stand ſezen, die Geſchichte zu *ſeiner* Erfahrung zu machen. Dann können wir bloß das Material geben, das Urtheil jedem ſelbſt anheimſtellen; dies iſt der *hiſtoriſche Skepticismus*. Wenn wir uns nun außer jener Behandlung dieſe denken, daß der urſächliche Zuſammenhang aufgeſucht werde: ſo liegt es jedem ob, der ſich eine ſo behandelte Geſchichtsdarſtellung zu eigen macht, dieſen Zuſammenhang aufzulöſen und Relation und Urtheil zu trennen, damit das Urtheil ſein eigenes werde.

Wie iſt nun das Verhältniß zwiſchen dem darſtellenden und aufnehmenden? Hat der darſtellende eine bloße Chronik gegeben: ſo kann er ſeine Hände vollkommen in Unſchuld waſchen; er hat nichts gethan als die Sinne der Anderen repräſentirt, ihren Verſtand zu repräſentiren hat er ihnen ſelbſt überlaſſen. Kann das aber jemand mit Recht thun? Bei dem beſten Vorſaz, uns alles Urtheils zu enthalten, müſſen wir doch in das Urtheil eingehen. Wir wollen nicht dialektiſch ſagen, daß ſchon das Auffaſſen des Gegenſtandes ein Urtheil in ſich ſchließt; allein jeder Gegenſtand iſt unendlich, und die Darſtellung iſt immer eine Auswahl; Einiges wird immer müſſen übergangen werden, und fragen wir mehrere, die derſelben Begebenheit beiwohnten: ſo werden wir die Auswahl verſchieden finden, und das Warum liegt darin, daß das Urtheil ſchon der ſinnlichen Wahrnehmung beitrat. Jene bloß äußerlich ſein wollende Darſtellung wird alſo nicht rein ſein. Nun iſt es wahr, wenn man in dem Verhältniſſe iſt, mehrere bloß äußerliche Darſtellungen zu vergleichen: ſo kann da die Ergänzung ein äußerliches Bild gewinnen laſſen; es iſt aber dann die eigene Sache, ſich daraus den Erfolg zu bilden, und es fragt ſich, Kann eine bloß äußerliche Darſtellung uns die Anleitung geben, den Erfolg zu conſtruiren? Wenn ich mir aus der äußerlichen Thatſache den Erfolg conſtruiren ſoll: ſo frage ich, Welches ſind die Menſchen, die ſo gehandelt haben? Das iſt ein innerliches; und iſt mir das nicht gegeben: ſo muß ich zunächſt aus der dargeſtellten Reihe von Momenten mir ein Bild von den Menſchen machen, und dann kann ich mir erſt den geſchichtlichen Erfolg conſtruiren. Es fehlt uns alſo etwas weſentliches, wenn wir allein den äußerlichen geſchichtlichen Verlauf haben. In welchem Falle befinden wir uns aber, wenn wir eine geſchichtliche Darſtellung haben, die neben den discreten Momenten einen Cauſalzuſammenhang giebt, d. h. pragmatiſch iſt? Wir müſſen prüfen, ob das Urtheil dieſer Menſchen genau iſt; je genauer ich Relation und Urtheil trennen kann, um deſto beſſer werde ich mein Urtheil bilden. Es kommt alſo heraus, daß ſich jeder ſeine Geſchichte ſelbſt machen muß, die er in ſich haben will. Chronik iſt allein Aggregat der einzelnen Momente; traditionell kann ich nur etwas aufnehmen, wenn ich auf mein Urtheil verzichte.

Iſt das aber die einzige Form für die allgemeine Behandlung der Geſchichte, wenn wir fragen, Wie iſt B aus A geworden? Dort gingen wir davon aus, daß A etwas ſei, was bloß äußerlich gegeben iſt. Wenn wir nun ein wirkliches ganze nehmen, z. B. die Geſchichte eines Staates von ſeinem Anfange an: ſo iſt da unſer A die Menſchen, die dort an dem Orte lebten, ehe ſich der Staat gebildet hatte und welche ihn bildeten. Iſt nun hier nichts innerliches, das ich gleich von vorn herein kann in Betracht ziehen oder hintenanſezen? Thue ich lezteres: ſo kann ich bloß eine einzelne Reihe bekommen, wo ſich zwar Cauſalzuſammenhang ergiebt, aber doch keine eigentliche Reihe iſt; betrachte ich das innerliche: ſo bekomme ich einen andern Zuſammenhang und Darſtellung, als die Behandlung bei der Frage, Wie iſt B aus A geworden. Das innerliche iſt Inſtinkt oder Naturnothwendigkeit. Vernachläſſige ich das innerliche: ſo müſſen wir ſagen, Es war Zufall, daß ſich die Menſchen ſo vereinten; lege ich aber das innerliche zum Grunde: ſo wird die Behandlung eine andere. Ich ſage nämlich, Hier hat ſich eine gewiſſe Richtung in den Menſchen entwikkelt, die vorher in ihnen ſchlummerte, und frage nun, Wie hat ſich dieſe Richtung weiter entwikkelt, und was für Relationen ſind zwiſchen ihr und anderen menſchlichen Richtungen entſtanden? Hier gewinne ich alſo ein innerliches A; ich hange mit meiner Betrachtung an einem innerlichen, nicht wie es für ſich iſt, ſondern wie es ſich in der Zeit entwikkelte. Nun iſt nicht das verſchiedene der Momente, ſondern ein und daſſelbe mein Gegenſtand, organiſche Betrachtung der Geſchichte. Aber fragen wir, Wie ſteht es bei ſolcher Behandlung mit dem Verhältniſſe zwiſchen dem darſtellenden und aufnehmenden: ſo kommt alles darauf an, ob ſie einen und denſelben Glauben haben; und die Geſchichtsdarſtellung des Einen kann nichts ſein als ein Impediment für die Geſchichtsdarſtellung deſſen, der einen andern Glauben hat. Glaubt der Eine, es giebt eine innere Richtung in der menſchlichen Natur auf Vereinigung aller Kräfte, die der Menſch anwenden muß, um die Natur zu beherrſchen, und davon ſeien alle Staaten ausgegangen; und glaubt der Andere es nicht, ſondern meint, jeder Menſch wolle ſo wohl in ſeiner Haut ſein als möglich, und da haben ſie es für das beſte gehalten, ſich mit anderen zu vereinigen: ſo wird für beide eine verſchiedene Darſtellung der Geſchichte nothwendig ſein Es kommt alſo bei der organiſchen Betrachtung der Geſchichte beſonders auf die Identität der Grundüberzeugungen an, und zwar beſonders bei der Kirchengeſchichte.

Es wird jeder einſehen, daß, wo es entgegengeſezte Parteien giebt, jede geſchichtliche Darſtellung, wenn ſie den Gegenſaz betrifft, eine andere iſt, als die Darſtellung von der entgegengeſezten Partei, wohin auch die moraliſchen Anſichten der verſchiedenen philoſophiſchen Schulen gehören. So wie wir uns Jean Jacques Rouſſeau als Geſchichtſchreiber denken, der Feind aller Cultur iſt, von ihr das Verderbniß der Menſchen ableitet: ſo wird der Zuſammenhang höchſt äußerlich dargeſtellt ſein zwiſchen den Fortſchritten der Cultur und den ſittlichen Verderbniſſen. Wenn wir alſo den Zuſtand der chriſtlichen Lehre in dieſer Beziehung betrachten und von der größten Differenz anfangen wollen: ſo hat es Menſchen genug gegeben, die das religiöſe ſelbſt für etwas nichtiges erklärten. Wird von dieſem Standpunkte aus die Geſchichte geſchrieben: ſo werden wir es natürlich finden, daß ſolche Menſchen die Streitigkeiten des Chriſtenthums mit den Hexenprozeſſen auf gleiche Stufe ſtellen, indem ſie zeigen, wie die Menſchen dadurch ihre Thätigkeit von etwas nüzlichem auf das nichtige wenden. Gehen wir weiter: ſo finden wir Andere, welche das religiöſe als etwas allgemeines gelten laſſen, und als Reſultat von der Religion bloß die Beförderung der äußeren Sittlichkeit annehmen. Auch hier wird von Anfang an das eigenthümlich chriſtliche in einem nachtheiligen Lichte erſcheinen; eine ſolche Kirchengeſchichte wird nicht viel anders ausfallen als jene, die Begebenheiten ſelbſt werden nicht ihren Charakter rein an ſich tragen, und das Urtheil hat ſchon etwas parteiiſches. Nun aber gehen wir noch weiter: ſo finden wir uns ſelbſt in einem Zuſtand der Spaltung der chriſtlichen Kirche; wir reden von dem Gegenſaz zwiſchen Occident und Orient, und innerhalb jenes zwiſchen römiſchen und evangeliſchen. Unmöglich kann hier die Geſchichtsdarſtellung des einen oder andern Theils dieſelbe ſein; daher iſt es natürlich, daß auch hier von Anfang an ſchon die Auffaſſung des geſchichtlichen ſich ſonderte, und jeder ſein eigenes Gebiet der Tradition hat. Wir ſtellen die Heftigkeit des Streites bei der Reformation nach dem Prinzip dar, welches zum Grunde lag; die Katholiken nennen es ein anarchiſches Prinzip, und wir können es nicht anders verlangen. Wenn man nun das zu einer Zeit auch hat ausdehnen wollen auf die verſchiedenen Zweige der evangeliſchen Kirche: ſo kann das nur in einem ſehr beſchränkten Gebiete ſtatt gefunden haben. Betrachten wir aber die entgegengeſezten Anſichten der evangeliſchen Kirche in unſrer Zeit: ſo müſſen auch dieſe Parteien nach ihrer ganzen Darſtellung verſchieden ſein; die Gegenſäze von Orthodoxie und Neologismus, von Supranaturalismus und Rationalismus müſſen auch in dieſe Darſtellung übergehen.

Nehmen wir nun die Frage nach dem Verhältniſſe zwiſchen dem darſtellenden und aufnehmenden auf: ſo ſehen wir, daß diejenigen, die ihre theologiſche Anſicht ſich erſt bilden ſollen, ganz anders zu Stande kommen als diejenigen, welche ſie ſchon haben. Wir ſehen hier zwei entgegengeſezte Verhältniſſe. Es kann ſich der Eine ſein Syſtem über die religiöſen Gegenſtände vollkommen fertig gemacht haben, und will nun erſt die Geſchichte kennen lernen, aus der dieſe Gegenſäze entſtanden, über die er ſchon entſchieden; der Andere meint, er könne nicht eher ſeine Anſicht vollkommen bilden, bis er die Gegenſäze aus der Geſchichte kennen gelernt. Beides iſt wol nicht richtig. Das erſtere kann ſehr voreilig ſcheinen, dagegen ſcheint das leztere nicht zum Ziele zu führen, ſondern die Entſcheidung bis ins unendliche hinauszuſchieben. Was ſollen wir alſo hier für das richtige anſehen, und in dieſer Beziehung für das erklären, was das geſchichtliche Studium leiſten kann? 1) Es wird niemand ohne daſſelbe zu einer feſten Entſcheidung kommen, und 2) es wäre nicht die rechte Art dazu zu kommen, wo man bloß durch das geſchichtliche Studium dahinkommen will; man hätte doch nur die entgegengeſezten Anſichten gezählt oder gewogen. Denn es überwiegt für unſere Anſicht das, was überredend iſt, und darin kann viel falſches ſein; wir müſſen es alſo aufgeben, ſelbſt theologiſche Anſichten aus dem geſchichtlichen Studium allein zu bilden. Auf der anderen Seite iſt das entgegengeſezte voreilig.

Etwas anderes iſt die Entſcheidung des Gemüths über den *Glauben*; ſie muß von allem dieſen unabhängig ſein, denn ſie iſt dieſelbe für den Chriſten und Theologen, und liegt auf einem tiefern Gebiete als dem wiſſenſchaftlichen. Aber wenn auch das tiefere Gebiet des Glaubens unabhängig ſein muß: ſo gehört doch auf dem theologiſchen Gebiete die wiſſenſchaftliche Weiſe dazu, um den Gegenſaz einzuſehen, und es iſt leicht zu begreifen, wie auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete diejenigen die heftigſten Gegner waren, die in Beziehung auf den Glauben übereinſtimmten.

Man kann alſo keine Ueberzeugung gewinnen ohne geſchichtliche Kenntniß. Daraus ſcheint hervorzugehen, daß beides neben einander fortgehen muß, und erſt mit einander beſtehen kann, Bildung des Syſtems und geſchichtliches Studium. Die völlige Beſtimmung des Syſtems kann aber nur durch die Vollendung des geſchichtlichen Studiums entſtehen. Daraus folgt, daß wir nicht eher eine vollendete Geſchichte haben, bis es keine Streitigkeiten mehr geben wird auf dem Gebiete der Lehre nach allen Seiten hin, und das iſt nicht eher möglich, als bis der geſchichtliche Lauf vollendet iſt, und die Kirche in einer abgeſchloſſenen Region zur Ruhe gekommen. Daraus geht hervor, daß je mehr die entgegengeſezten Bewegungen auf dem Gebiete der Lehre lebhaft ſind, um ſo weniger ſolche Zeiten zu einer geſchichtlichen Production tauglich ſind und umgekehrt. Was heißt das anders, als es muß dies beides ſich ablöſen? Aber das ſchließt in ſich, daß dies zwei entgegengeſezte Richtungen ſeien, die Richtung zur Auffaſſung des geſchichtlichen, und die Richtung zur Abſchließung des Syſtems. Das heißt aber nicht, wo das Eine iſt, *kann* das Andere nicht ſein, ſondern wir müſſen uns gleich darüber verſtändigen, daß Einer Alles ſein kann, aber mit einer eminenten Kraft und zu Einer Zeit doch nur das Eine.

Wie die Sache nun gegenwärtig iſt, wo die Bewegungen auf dem Gebiete der Lehre ſehr lebhaft ſind, wie ſteht es um die geſchichtliche Darſtellung? Sie wird weſentlich tingirt ſein; und wenn einer unparteiiſch ſein will, iſt Acht zu geben, ob er nicht gleichgültig iſt in Bezug auf die Gebiete, wo dieſe Gegenſäze ſind. Nun ſcheinen ſich die aufnehmenden am beſten zu helfen, wenn ſie ſolche Darſtellungen, die die jezige Zeit behandeln, der Zukunft überlaſſen und ſich am alten halten. Allein es wird keine ältere Darſtellung geben, die der gegenwärtigen Anſicht und wiſſenſchaftlichen Forſchung genügte; wir gehen nur bis auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, denn alle Fortſchritte in der Kritik ſind auch Fortſchritte in der geſchichtlichen Darſtellung. Das Material alſo iſt unvollſtändig darin enthalten; einzelne Punkte mögen aufs reine gebracht ſein, viele ſind es nicht. Anders iſt die Methode der Autodidakten, ſich an keine geſchichtliche Darſtellung zu kehren, ſondern ſich alles aus den Quellen ſelbſt zu machen; das wäre freilich die vollkommenſte. Aber offenbar kann man das nicht leiſten und ſoll es auch nicht; denn wenige nur würden ſo weit kommen als man früher ſchon ſtand, und für niemand ſollte doch die Darſtellung früherer Zeiten verloren gehen. Es iſt zwar nicht zu rathen, ſich ganz mit abgeleiteten geſchichtlichen Darſtellungen zu begnügen, ſondern ſich auch nach den Quellen umzuſehen, um ſich von jedem charakteriſtiſchen Geiſte eine eigene Anſchauung zu verſchaffen, nicht jedoch, um das ganze Werk von vorn anzufangen. Muß man ſich alſo an Darſtellungen halten, und genügen die früheren nicht: ſo iſt der die Darſtellung auffaſſende am beſten daran, je klarer der darſtellende hinſtellt, zu welcher Seite er gehört. Iſt das klar: ſo wird es leichter die nöthigen Reductionen zu machen, und ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben, wie daſſelbe von der entgegengeſezten Anſicht aus erſcheinen möchte.

Mein Standpunkt in dieſer Beziehung liegt in der Dogmatik ausgeſprochen, und ich will nur Eins erwähnen über dasjenige, was ſich auf die jezigen Gegenſäze bezieht, daß nämlich nach demſelben die Geſchichte der chriſtlichen Kirche weit mehr als ein für ſich abgeſchloſſenes ganze behandelt werden kann, als von andern Anſichten aus, inſofern ich weniger als andere Theologen das Chriſtenthum für Fortſezung des Judenthums halte. Das iſt nicht ſo gemeint, wie es iſt ausgelegt worden, als ob Chriſtus eben ſo gut bei den Griechen hätte geboren werden können. Er mußte da geboren werden, wo er ſeine Wirkſamkeit am leichteſten ausüben und die wenigſten Hinderniſſe finden konnte; dies konnte er nicht bei einem polytheiſtiſchen Volke. Auch die Heiden, die zum Chriſtenthum kamen, waren ja ſchon monotheiſtiſch afficirt.

Ueber den mündlichen Geſchichtsvortrag und ſeine Grenzen muß noch dies geſagt werden. Ueberall iſt eine gewiſſe Differenz zwiſchen der Wirkſamkeit durch die unmittelbare Rede und der Wirkſamkeit durch die Schrift; nicht ſo als ob ein unbedingter Vorzug auf der einen Seite läge, ſondern jede hat ihr gutes. Die Schrift begünſtigt mehr die eigene Ueberlegung, da man gleichzeitig das frühere und ſpätere vor ſich hat, und Herr über jeden Punkt iſt, um auf den vorigen zurükkzugehen. Fragen wir nun, Wie iſt es eigentlich mit dem Auffaſſen der Geſchichte, iſt ſie ein Studium, das beſſer aus Büchern gewonnen, oder beſſer durch mündlichen Unterricht mitgetheilt wird? Gewiß die erſte Art. Und grade beim geſchichtlichen Studium möchten wir die Methode der Engländer billigen, wo jeder für ſich Geſchichte aus den entgegengeſezten Darſtellungen ſtudirt, und nur Einer der Conulent iſt, der das eigene Studium leitet. Es iſt heilſam und unentbehrlich, eine Darſtellung der andern entgegenzuſezen, um Alles rein aufzufaſſen. Daher werde ich alſo den mündlichen Vortrag nicht anſehen als das, woraus die ausführliche Geſchichtskenntniß am beſten gewonnen wird, ſondern, ſofern es auch hier einer Wirkung auf den Gedanken bedarf, daß allgemeine Geſichtspunkte feſtgeſtellt werden müſſen, und in Büchern die geſchichtliche Darſtellung mehr der Chronik und dem Pragmatismus angehört, die organiſche Darſtellung aber oft vernachläſſigt wird. Nachdem alſo das Material vorgearbeitet iſt, iſt der mündliche Vortrag an ſeiner Stelle dies zu verarbeiten. Es iſt nicht meine Abſicht geweſen, dies für eine Cenſur der gewöhnlichen Vorträge auszugeben; es kann ja der mündliche Vortrag die Stelle des geſchichtlichen Werkes vertreten, beſonders wenn er nachher ein ſolches Werk wird. — Jedoch wird dies nicht geſchehen, wenn nicht dieſe Methode gleichmäßig auf alle Disciplinen bei uns angewandt wird. Ebenſo iſt es mit der neuteſtamentlichen Exegeſe, welche, wenn ſie bloß Commentar iſt, beſſer aus den vorhandenen gedrukkten geholt wird; ſo iſt denn der mündliche Vortrag mehr eine Anleitung zum Studium der Bücher. Anders war es im Anfange des akademiſchen Unterrichts, wo man Mangel an ſchriftlichen Hülfsmitteln hatte.

Wenn wir nun den ganzen Umfang der Kirchengeſchichte betrachten: ſo finden wir auch ſchon eine Verſchiedenheit in der Behandlung, und dieſe hat ihren Grund nicht in dem Maaße, das dem mündlichen Vortrage vorgeſchrieben iſt. Es giebt eine Weiſe, die Gegenſtände zuſammenzufaſſen oder zu trennen. Ihre Zuſammenhörigkeit wird ſich jeder klar machen können, aber ſchwer iſt es z. B., die Dogmengeſchichte von der Kirchengeſchichte zu trennen, ſo daß ſie Geſchichte bleibt, und auch die Kirchengeſchichte nicht einen Theil ihres Inhalts verliert; jedoch iſt dies auch der Fall bei ſchriftlichen Werken. Umfaſſen wir das ganze Gebiet, das uns als geſchichtliches Reſultat des neuen Lebens gegeben iſt, welches durch das Chriſtenthum in das menſchliche Geſchlecht kam: ſo läßt ſich eigentlich keins vom andern ſondern. Gewöhnlich ſieht man die Sache ſo an, daß das die beiden Hauptzweige der Geſchichte ſeien Geſchichte der chriſtlichen Lehre und Geſchichte des

chriſtlichen Lebens, und das läßt ſich rechtfertigen, wenn das Verhältniß zwiſchen beiden klar aufgefaßt wird. Nun möchten wir ſagen, So gut wie wir in der Lehre Moral und Dogmatik trennen, müſſen wir in der geſchichtlichen Behandlung auch beides trennen, und das dogmengeſchichtliche abgeſondert behandeln können, alſo Geſchichte der chriſtlichen Sittenlehre und Geſchichte der chriſtlichen Glaubenslehre. Ebenſo möchte man auch die Geſchichte des chriſtlichen Lebens ſondern, das auch wieder etwas zuſammengeſeztes iſt. Da tritt uns nämlich entgegen das, was die Gemeinſchaftlichkeit der chriſtlichen Handlungsweiſe zuſammenhält, d. h. der Gottesdienſt, wie ſich derſelbe entwikkelt und eine Geſtalt in verſchiedenen Völkern und Zeiten angenommen hat. Das chriſtliche Leben iſt eine beſtimmte Art zu handeln; der Cultus iſt entweder ein Mittel, um die Handlungsweiſe in der rechten Uebereinſtimmung zu halten, oder der gemeinſchaftliche Ausdrukk deſſen, was Grund der Uebereinſtimmung iſt. Nach dem erſten wird nicht daſſelbe ſein die Vollkommenheit dieſer Gemeinſchaft und die Vollkommenheit dieſes Mittels; wir können uns denken, daß der Cultus vortrefflich iſt, aber die Wirkung nicht daraus hervorgeht. Ebenſo kann auf der andern Seite das chriſtliche vollkommen ſein, aber es fehlt an den rechten Subſidien. Wo nun ein verſchiedenes Maaß iſt, da iſt auch ein verſchiedener geſchichtlicher Verlauf, und die Möglichkeit einer abgeſonderten geſchichtlichen Behandlung für die Gegenſtände.

Nehmen wir das chriſtliche Leben für ſich: ſo iſt Sitte das, was mehrere Menſchen, die in Verbindung ſtehen, auf gleichmäßige Weiſe thun; ſobald es einen feſten Buchſtaben darüber giebt, der Sanction hat: ſo iſt es Geſez und Geſezmäßigkeit. In der chriſtlichen Kirche ſoll es zwar nicht eine ſolche geben, weil in derſelben Alles Sitte, d. h. vom innern Impuls aus gemeinſchaftliches Thun, und keine äußerliche Macht da ſein ſoll, die dieſe Sanction giebt. Das iſt aber noch nicht das ganze chriſtliche Leben, dazu gehört auch die Form, wie die Menſchen in der Kirche verbunden ſind, d. h. die Sonderung zwiſchen Verfaſſung und Sitte und zwiſchen Verfaſſung und Cultus. Zwar wird der Gottesdienſt durch die Verfaſſung beſtimmt, aber es kann ſich doch der Cultus erhalten und die Verfaſſung ſich ändern, und es läßt ſich bei derſelben Verfaſſung ein ſehr verſchiedener Zuſtand des chriſtlichen Lebens denken und umgekehrt. Alles Zweige, die ſich abgeſondert betrachten laſſen.

Ferner hat ſich ſowol in Bezug auf den Gottesdienſt als in Bezug auf die Tradition des Chriſtenthums an die anderen ein beſonderes Geſchäft gebildet, und die daran Theil nehmen, bilden mehr oder weniger in der chriſtlichen Kirche einen eigenen Stand; es haben dazu gewiſſe Fertigkeiten und Kenntniſſe gehört, die die Theologie im engeren Sinne bilden. Dieſer hat ſeinen Werth vorzüglich dadurch, wie die Lehrer ſelbſt vom Geiſte des chriſtlichen Lebens durchdrungen ſind; aber in ſofern hat er keine Geſchichte, als dies aus dem Geiſt des öffentlichen Lebens hervorgeht. Aber in Beziehung auf die Wiſſenſchaft und die verſchiedenen Disciplinen, welche ſich in Bezug auf dies Geſchäft gebildet haben, hat die Theologie ihre eigene Geſchichte, welche jedoch von der Entwikklung der chriſtlichen Lehre getrennt iſt. Auch dieſer Gegenſtand ließe ſich alſo einzeln behandeln als Geſchichte der Theologie. Nun aber fehlt noch etwas, das rein äußerliche, was ſich bloß auf den Raum bezieht, denn alle Vereinzelungen in den bisherigen Beziehungen, obgleich ſie ſich erſt recht von einander ſondern können, wenn ein gewiſſer Umfang gegeben iſt, können doch gedacht werden, ohne daß die chriſtliche Kirche größer wird. Die Geſchichte der räumlichen Verhältniſſe der chriſtlichen Kirche bildet daher wieder etwas eigenes, und der Vortrag von dieſen ließe ſich alſo auch iſoliren. Nun erſt haben wir Alles beiſammen.

Wie ſollen wir nun urtheilen über dieſe Art, den geſchichtlichen Complexus zu behandeln? Wir werden nach zwei Seiten gezogen. 1) So wie man eingeſehen, daß etwas ein beſonderes Glied iſt, ſo iſt eine Neigung da, es für ſich zu verfolgen. Wie nun bei ſolcher Betrachtung das Material bis ins unendliche wächſt, ein eigenes Urtheil aber nur möglich iſt, wo das ganze Material zuſammen iſt: ſo müſſen wir ſagen, in dieſer Richtung fortgehend wird man ſich verirren, wenn man nicht die einzelnen Zweige ſondert. 2) So wie die Kraft, die durch das Chriſtenthum in das menſchliche Geſchlecht kam: ſo iſt auch ihre Wirkung nur eine. Wenn das alſo Alles Eines iſt, ſo haben wir auch nur die rechte geſchichtliche Betrachtung in dieſem Einsſein. Es wird daher überhaupt eine zweifache geſchichtliche Behandlung geben, 1) eine einzelne Gebiete ſondernde; 2) das Ineinanderſchauen alles einzelnen. Wir können uns von keinem von beiden losſagen, denn das leztere iſt die lebendige Anſchauung, und durch das erſtere entſteht die Klarheit und Lebendigkeit und rechte Würdigung des einzelnen.

Wenn wir dagegen zurükkgehen auf das Verhältniß des darſtellenden und auffaſſenden: ſo werden wir ſagen müſſen, der erſtere kann ſich um des lezten willen in ein verſchiedenes Verhältniß zur Sache ſtellen. Will er Alles thun: ſo muß er beides verbinden, oder jedes in ſeiner Zeit betrachten. Oder er kann auch ſagen, Ich will das Eine thun, und das Andere anderen überlaſſen. Ebenſo der auffaſſende; derjenige, der ſich einen überwiegenden Sinn für Geſchichte zutraut, kann ſagen, Ich will die Materialien haben, die Zuſammenſchauung will ich mir ſchon machen. Wer ſich das nicht in gleichem Maaße zutraut, der wird der geſchichtlichen Anſchauung anderer nachgehen, bis ihm die Gegenſtände ſelbſt gegeben ſind. Es iſt aber nicht zu läugnen, daß der geſchichtliche Geiſt ein Product des Alters iſt; man muß erſt in das allgemeine Leben verflochten geweſen ſein und eine Zeit durchlebt haben. Es gehört dazu auch eine gewiſſe Ruhe und Leidenſchaftsloſigkeit, die nicht Antheil der Jugend iſt; ſo wie es Gegenſäze giebt, verdirbt eine der Leidenſchaftlichkeit ſich nähernde Stimmung das richtige Auffaſſen.

Wenn es nun der Zwekk iſt, die Selbſtändigkeit, d. h. die eigene Anſchauung der Geſchichte zu bekommen: ſo iſt das das richtigſte; aber weil es das Ende iſt: ſo iſt es nicht der Anfang, und da das bloße Zuſammentragen des Materials etwas mechaniſches und häufig genug ſchon vorhandenes iſt: ſo müſſen wir anfangen mit dem Zuſammenſchauen des ganzen bei einem mäßigen Material. Ich werde daher die beſondere Beziehung aller Theile des chriſtlichen Lebens entwikkeln, und dazu wird eine mäßige Auswahl aus den hervorſtechendſten Regionen des Chriſtenthums hinlänglich ſein als Material. Große Werke, worin die Materialien nach allen Seiten hin geſammelt ſind, haben wir in großem Maaße, und der Zeitraum von der Reformation an iſt von einer Fruchtbarkeit geweſen, die kein anderer Zeitraum aufzuweiſen hat. Aber die Anſchauung des Ganzen im Einzelnen kann in einem ſo großen Werke weniger mitgetheilt werden. Wenn wir es alſo darauf anlegen, ſo müſſen wir der von außen gegebenen Skizze etwas congruentes gegenüberſtellen von innen.

Wir gehen davon aus, daß Chriſtus der Anfang iſt einer neuen Periode in der Weltgeſchichte; wir wollen es aber nicht mit der weltgeſchichtlichen [illegible] des Chriſtenthums zu thun haben, ſondern ſehen, wie dieſe Kraft in dem Organismus, den ſie aus ſich ſelbſt herausgebildet, in der chriſtlichen Kirche ſich geſchichtlich entwikkelt hat. Da müſſen wir freilich etwas allgemein anfangen, wie überhaupt irgend eine geiſtige Kraft etwas geſchichtliches wird, und das führt uns auf den Gegenſaz zwiſchen etwas äußerem und innerem. Alles was wir vorhin anführten, das chriſtliche Leben und die Lehre, iſt das äußere, der chriſtliche Geiſt das innere, und unſere Frage iſt, Wie hat ſich dieſer von Innen heraus zu der geſchichtlichen Aeußerung entwikkelt? — Das Verhältniß des inneren und äußeren kann ein zwiefaches ſein, 1) das innere bildet ſich das äußere zugleich; dies iſt der Fall bei aller natürlichen Erzeugung, da iſt der Geiſt das urſprüngliche, das leibliche bildet er ſich ſelbſt. Aber ein ganz anderer Fall iſt 2) wo eine geiſtige Kraft das äußere ſchon findet und es durchdringen ſoll; das iſt im Gegenſaz gegen die natürliche die geſchichtliche Erzeugung. Auf dieſem Gebiete können wir es uns nicht anders denken, als daß der Geiſt auf urſprüngliche und ſchöpferiſche Weiſe in das menſchliche Geſchlecht kam und ſich mit ihm verbunden hat, aber ſo, daß es von Anfang an ein fremdes war. Da iſt alſo zweierlei, 1) die Stärke, mit welcher der chriſtliche Geiſt das in Beſiz genommene durchdringt, Intenſion; und 2) wie der Geiſt in dieſem Beſiz ſich immer mehr nach außen verbreitet, Extenſion. Daraus iſt die chriſtliche Geſchichte zuſammengeſezt, darauf müſſen wir alles zurükkführen, ohne es zu trennen; die Vollkommenheit wird nur ſein in der Gleichmäßigkeit von beiden. Nun iſt aber jedes geſchichtliche Leben aus dieſen beiden zuſammengeſezt.

Wenn man von dieſer Vorausſezung nicht ausgeht, daß durch die Erſcheinung Chriſti ein neues Prinzip in die Menſchheit gekommen iſt: ſo haben wir kein Recht, eine abgeſchloſſene Geſchichte des Chriſtenthums aufzuſtellen; es iſt dann nur ein Glied in der Entwikklung des menſchlichen Geiſtes. Wenn ferner die Stiftung der chriſtlichen Kirche etwas zufälliges wäre: ſo qualificirte es als ſolches ſich nicht zu einer beſondern geſchichtlichen Betrachtung. Denn z. B. wenn ein Staat auf einer wahren Volkseinheit beruht, iſt er ein abgeſchloſſenes ganze und ein ſelbſtändiger geſchichtlicher Gegenſtand; nehmen wir aber Staaten, wie die kleinen Fürſtenthümer des ehemaligen deutſchen Reiches: ſo iſt das ein zufälliges, und wenn in dieſem Raume auch noch ſo viele merkwürdige Begebenheiten vorgefallen wären: ſo wäre dies kein ſelbſtändiger geſchichtlicher Gegenſtand, kein wahrhaftes ganze für ſich, ſondern ein aus Fragmenten zuſammengeſeztes. Iſt nun aber Chriſtus bloß primus inter pares, ſo iſt eine auf ihn gegründete Geſellſchaft bloß etwas Zufälliges.

Das zweite, was hier anzuknüpfen iſt, iſt das. Von unſerer Vorausſezung ausgehend, ſagten wir, muß die Kirchengeſchichte angeſehen werden als Verlauf der Entwikklung dieſes neuen Princips in Beziehung auf ſeine intenſive und extenſive Richtung, und in Bezug auf zwei Glieder, Fortſchritt und Rükkſchritt, und das Ganze zuſammengeſezt aus ſolchen, die dergleichen Fortſchritte wirklich ausſprechen, und ſolchen, die ſie partiell negiren. Chriſti perſönliche Entwikklung kann nicht unter dieſe Formel gebracht werden, ſondern es erſcheint zwar ſeine Perſon in einer fortſchreitenden Entwikklung, aber Rükkſchritt dürfen wir in ihm nicht annehmen, nur Differenzen von ſtärkeren und langſameren Fortſchritten. Irrthum und Sünde müſſen wir völlig in ihm ausſchließen. Wenn wir nun ſagen, der ganze Prozeß, der von Chriſto ausgeht, beſteht darin, daß ſich das Prinzip von ihm über das ganze menſchliche Geſchlecht verbreiten ſoll, ſo liegt darin ſchon, daß es außer ihm in keinem andern urſprünglich iſt. Nehmen wir nun noch dieſen Unterſchied hinzu, daß während des Lebens Chriſti nur eine ſehr kleine Anzahl Menſchen in fortwährender Einwirkung von ihm lebte, aber nach ſeiner Entfernung das von ihm ausgehende Princip auf große Maſſen ſich verbreitete: ſo finden wir, daß der Anfang der Kirche und Kirchengeſchichte erſt nach ſeiner Entfernung von der Erde zu ſuchen iſt.

Es zeigt ſich beim einzelnen freilich immer als eine leere Hypotheſe, wenn man das, was geſchehen iſt, betrachtet und fragt, wie würde es geworden ſein, wenn es von einem andern Punkte ausgegangen wäre. Aber ganz anders iſt die Sache, wenn man nicht von einer einzelnen Begebenheit redet, ſondern nach dem Geſeze der Entwikklung fragt, wie der Exponent der Reihe geworden wäre, wenn die erſten Anfänge andere wären, als ſie waren. Unſere urſprüngliche Vorausſetzung, daß durch Chriſtum ein neues Princip in die menſchliche Natur gekommen ſei, beruht darauf, daß das nothwendig war, wenn das menſchliche Geſchlecht ſeine Beſtimmung erreichen ſollte. Nämlich das Bedürfniß der menſchlichen Natur, durch die Stiftung eines neuen geiſtigen Geſammtlebens erlöſt zu werden, konnte auf zweierlei Weiſe erfüllt werden, 1) wie es geſchehen iſt, von einem einzigen Punkte anfangend, oder 2) auf mehreren Punkten urſprünglich, entweder gleichzeitig oder auf einander folgend. Offenbar würde dadurch eine ganz andere Reihe der menſchlichen Entwikklung hervorgegangen ſein. Denn je mehr Chriſti geweſen wären, um ſo weniger wäre eine andere Verbreitungsweiſe nothwendig geweſen, als die, welche Chriſtus ſelbſt während ſeines Lebens beobachtete. Fragen wir nun, Was würde daraus für ein Unterſchied entſtanden ſein; ſo würde jeder eine kleine Anzahl von Jüngern um ſich her verſammelt haben, und alle in demſelben Verhältniß geweſen ſein wie die Apoſtel; und nehmen wir in denen ein Maximum an von nicht gerade Schnellheit oder Reinheit der Einwirkung des neuen Princips, und glauben, daß ſie nichts hätten als Lehre feſtſtellen können, was mit dieſem Princip ſtreitet, ſo würde das der allgemeine Charakter der geſchichtlichen Entwikklung ſein, d. h. es würde von allen Rückſchritten und Corruptionen nichts ſichtbar geworden ſein. Es hätte alſo, wenn mit Chriſto gleichzeitig mehrere Erlöſer erſchienen, zwiſchen der apoſtoliſchen Zeit und anderen keinen ſolchen Unterſchied gegeben, als der iſt, worauf wir jetzt die Autorität des N. T. gründen. Dieſe folgt aus dem langſamen Verfahren und der Continuität Chriſti; denn hieraus erſt iſt ein klareres Bewußtſein und innige Ueberzeugung zu erklären.

Nun eine entgegengeſetzte Vorausſetzung. Wenn es bei dem einen urſprünglichen blieb, zu Chriſti Zeit aber ſchon eine Maſſe Verbreitung geweſen wäre, ſo würde kein Unterſchied geweſen ſein zwiſchen der apoſtoliſchen Zeit und der nachherigen, alles wäre gleich urſprünglich von dieſem Princip ergriffen worden, ſo daß es den höchſt möglichen Grad der Corruptibilität gehabt hätte. Bei einer langſamen aber und beſtändigen Einwirkung mußte von dem Weſen des neuen Princips ein deutliches Bewußtſein zu Stande kommen, und alles, was da hätte können bewußtlos dem neuen Princip entgegengeſezt aufgenommen werden, würde ſeine Berichtigung gefunden haben mit der fortwährenden Einwirkung des urſprünglichen Anfangs. Dadurch unterſcheiden wir, obgleich wir den chriſtlichen Geiſt beſtändig in dem Chriſtenthum waltend anſehen, die Apoſtel von den übrigen Chriſten. Wären aber gleich chriſtliche Maſſen zu der Zeit Chriſti geweſen, ſo wäre ein ſolches normales in der Thätigkeit nicht geweſen. Fragen wir nach der Beſchaffenheit ſolcher Maſſen, wie die 3000 am Pfingſtfeſte: ſo müſſen wir ſagen, Ja ergriffen waren ſie, ſonſt hätten ſie ſich nicht zugeſellt, aber wie vieles von dem alten, was im Widerſpruch mit dem neuen Princip ſtand, mag bewußtlos in ihnen zurükkgeblieben ſein, und dieſes bewußtloſe iſt die Quelle der Corruption in der Geſchichte.

Nun möchte man ſagen, es hätte doch wohl ziemlich daſſelbe entſtehen können, wenn die Apoſtel bei der Art geblieben wären, wie Chriſtus ſelbſt, wenn ſie nur einzelne um ſich verſammelt hätten, wo jeder hätte ſeinen Kreis überſehen können. Ja dann hätte alles können vermieden werden, was durch die Bewußtloſigkeit der Maſſen verderbliches im Chriſtenthum entſtehen konnte; aber wäre das Chriſtenthum dann wol äußerlich ſo weit vorgeſchritten, um ſich gegen alle geſchichtliche Revolutionen behaupten zu können? Wahrſcheinlich hätte das Chriſtenthum die Völkerwanderung nicht überſtanden; es mußte ſchon eine Maſſe in der Baſis ſein, die Differenz war alſo nothwendig. Indem aber in der Maſſe die Reduction auf das Princip aufbewahrt blieb: ſo war das Mittel da, wodurch ſich alle Ungleichheiten wieder ausgleichen und die Corruption gehindert werden konnte. Denken wir uns einen längeren Zuſtand, worin nur etwas dem Chriſtenthum widerſprechendes als wirkſames Princip da iſt, ohne dafür erkannt zu werden: ſo müſſen Corruptionen des Chriſtenthums entſtehen; durch das Zurükkgehen auf das Urſprüngliche aber muß Einer gewekkt werden, bis die Corruptionen unterliegen.

Wir wollen dies noch allgemeiner entwikkeln in Bezug auf die beiden Richtungen, die intenſive und die extenſive. Die Duplicität beruht darauf. So wie dies neue Princip erſt in Einem ſein muß, ſo giebt es keine andere Art, wie es ſich über das ganze menſchliche Geſchlecht verbreiten kann, als unter der Form des einzelnen. Alſo denken wir uns das als einen Zeitpunkt beſtimmbar oder unbeſtimmbar in einem einzelnen, wo dieſes Princip in einem einzelnen ein Agens wird, was geſchieht von da aus? Offenbar giebt es nun eine Wirkung deſſelben auf den Menſchen ſelbſt, und dieſe Wirkung nach innen iſt die intenſive; es muß ſich das Princip allmählich das ganze Leben des Menſchen aneignen, und das geſchieht allmählich durch Streit gegen ſeine Handlungen, die von einem andern Princip abhangen. Aber nun iſt es von Anfang an ein ſich nach außen verbreitendes geweſen, und es giebt nichts in der Natur, das nicht nach außen wirkt; dies Beſtreben ſich mitzutheilen iſt die extenſive Richtung. Nun können wir uns dieſes denken in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen, und ebenſo darſtellen in Beziehung auf ganze Familien und Völker, welche nach dem größeren Maaßſtabe als einzelne erſcheinen. Es kann eine ſtarke Richtung nach außen geben, wo der Prozeß nach innen noch ſehr ſchwach iſt, und umgekehrt; beides wird, je größer die Differenz iſt, um ſo mehr Unvollkommenheit nach ſich ziehen. Z. B. fragen wir, Was iſt es, woraus in der chriſtlichen Kirche lange Zeit Anachoretiſmus und Separatiſmus hervorgingen? Ein Zurükkbleiben der extenſiven Richtung unter dem Vorwande, die intenſive deſto beſſer zu finden. Das kann nicht vom reinen Chriſtenthum ausgegangen ſein, und ſcheint daher der Bewußtloſigkeit zuzuſchreiben zu ſein, nicht aber als Princip geherrſcht zu haben; denn die Apoſtel zogen ſich nicht zurück, um ſich auszubilden. Wollte man nicht eher an die Verbreitung denken, bis die Richtung nach innen vollkommen wäre: ſo wäre nie eine chriſtliche Kirche entſtanden. Denken wir uns aber das neue Princip des chriſtlichen Lebens in ſeiner Urſprünglichkeit mit der Richtung auf das ganze menſchliche Geſchlecht: ſo kann jenes daraus nicht entſtehen, es ſezt das ſchon ein egoiſtiſches Princip voraus. Eben ſo fragen wir, Was iſt der Grund davon, daß in dem Chriſtenthum, was nichts als Geiſt und Leben ſein wollte, ſo häufig der todte Buchſtabe eintritt? ſo müſſen wir ſagen, Das Wort iſt freilich das urſprünglichſte Fortpflanzungsmittel; wenn es aber nichts anderes iſt als das, was im Menſchen iſt: ſo iſt es nur ein todter Schall. Denken wir alſo die extenſive Richtung ohne Ausbildung der intenſiven: ſo iſt das ein todter Buchſtabe, eine geiſtige Bewußtloſigkeit. Schon an dieſem Beiſpiele läßt es ſich einſehen, wie alles, was den weiteren Prozeß betrifft und eine Corruption ausſpricht, aus dieſem urſprünglichen Geſeze zu erklären iſt. Nehmen wir hinzu, daß der Prozeß nach außen vorgeht, ehe der nach innen vollendet iſt, und der nach innen vor ſich geht, ehe die Hülfsmittel da ſind, die ſich durch den vollendeten Prozeß nach außen ergeben würden: ſo ſehen wir, wie hieraus alle anderen Corruptionen zu erklären ſind.

Es ſchließt ſich hieran noch eine andere allgemeine Betrachtung. Wenn das Chriſtenthum hätte Wurzel faſſen können in ſolchen Völkern, die noch auf den unterſten Stufen der Bildung ſtanden: ſo hätte es das Leben nach ſeinen Principien geſtalten können. Daß dieſer Weg nicht ſo gut geweſen wäre, als der Weg, den das Chriſtenthum eingeſchlagen, darüber iſt nichts zu ſagen; es iſt bekannt, daß die neueſten Beſtrebungen, das Chriſtenthum unter ſolche Völker zu bringen, zwar Fortſchritte haben, aber nur eine ſehr langſame Geiſtesbildung hervorbringen. Indem nun aber das Chriſtenthum damals einen andern Weg einſchlagen mußte: ſo kam es zu Völkern, die ſchon mehr oder weniger Bildung hatten, und die ſich auch für das, was ſie in der Handlungsweiſe für recht oder unrecht hielten, für Sittlichkeit und Religion, ihre eigene Sprache gebildet hatten. Wie das Wort das erſte Organ zur Mittheilung des Chriſtenthums war: ſo wurde es auch in den erſten Zeiten mit dem Worte aufgefaßt durch das Bekenntniß des Glaubens, d. h. eine Darlegung durch das Wort. Nun war hier eine große Verſchiedenheit ſowohl zwiſchen Juden und Heiden, als auch zwiſchen ganzen Völkern. Indem aber das Chriſtenthum von Einem ausging, und ſich alles nach Chriſtum bilden ſollte: ſo war auch von Anfang an eine Richtung auf eine allgemeine Uebereinſtimmung; und ſo wie wirkliche Differenzen im Bewußtſein hervortraten, trat auch gleich das Beſtreben zur Ausgleichung ein. Daß eine genaue Ausgleichung bis ins einzelne nicht möglich und auch nicht nöthig iſt, ſieht jeder ein; daß aber die Natürlichkeit der Ausgleichungen nicht zu läugnen iſt, ſieht ebenſo jeder; durch die Ausartung des Beſtrebens nach dieſer Ausgleichung entſtanden die meiſten Streitigkeiten. Es giebt Differenzen, die im Chriſtenthum nicht zu vermeiden ſind, und es giebt andere, die mit dem Typus des Chriſtenthums ſtreiten. Als die eigentliche geſchichtliche Haupttendenz muß die angeſehen werden, daß das Bewußtſein der Differenzen und das Beſtreben ihrer Ausgleichung dahin führen müſſe, jeder ihre Rolle anzuweiſen: daß alſo die zur Ruhe kommen, welche neben einander beſtehen können, aber auch die aus dem Chriſtenthum entfernt werden, welche mit dem Typus des Chriſtenthums ſtreiten.

Was iſt in dieſer Hinſicht zu erwarten, wenn wir davon ausgehen, daß die Entwikklung des Chriſtenthums dem allgemeinen Geſeze der menſchlichen Entwikklung folgt? Nichts anderes, als daß dieſem Ziele nur in unendlicher Annäherung entgegengegangen werde, weil ſie dem allgemeinen Schwanken, dem Wechſel zwiſchen Vorſchritt und Rükkſchritt unterworfen iſt. Gehen wir nun die eine Hälfte der Differenzen als mit einander verträgliche Meinungsverſchiedenheiten, die andere Hälfte als Häreſien an: ſo geht daraus hervor, daß ſich ihre Grenzen oft verwirren. Bei einer geſchichtlichen Behandlung des Chriſtenthums müſſen wir natürlich anders zu Werke gehen, als bei einer ſyſtematiſchen; die Geſchichte iſt eine andere, alſo auch die Verfahrungsweiſe eine andere. Wenn wir uns die Dogmatik denken, ſo müſſen wir ſie ſtreng von jeder Häreſie geſondert nachzuweiſen ſuchen, daß ſolche mit dem Princip des Chriſtenthums ſtreitet und aus dem Zuſammenhange der Darſtellung ſo zu entfernen ſei, daß ſie keinen Eingang darin finden könne. Geſchichtlich betrachtet müſſen wir aber ſagen, Bei einem allgemeinen Entwikklungsgange iſt es natürlich, daß Einer von einem anderen könne für einen Häretiker gehalten werden, der nur in einer mit dem Chriſtenthume noch verträglichen Meinungsverſchiedenheit war. Das geſchah aus Mißverſtändniß, und dieſes zu entfernen iſt das Geſchäft der Dogmatik. Wenn ſich der Hiſtoriker nun hier einer Einſeitigkeit hingiebt: ſo verſchiebt er ſich das richtige hiſtoriſche Bild. Es giebt aber zweierlei Einſeitigkeiten, die eine iſt eine Vorliebe für die Kezer und die andere für die Kezermacher. Je ſtrenger und allgemeiner bei Einem das dogmatiſche Beſtreben iſt, je vorherrſchender iſt die Einſeitigkeit für den Kezermacher, weil ſie ihm hilft, aus ſeiner Geſchichte zu verweiſen, was ſeiner Meinung nach nicht hineingehört, daher auch bei den Häreſien dieſer Zeit in der geſchichtlichen Behandlnng dieſe Einſeitigkeit vorherrſchend war. Hernach fing die andere Einſeitigkeit damit an, daß es unmöglich ſei, alles im Chriſtenthum mit denſelben Buchſtaben auszudrükken; da aber die Differenzen ſchwankten: ſo konnte es nicht anders ſein, als daß im Gegenſaze gegen die vorherrſchende Richtung ſich die entgegengeſezte entwikkelte und auch ſie einſeitig wurde, daß man nämlich eine ſkeptiſche Reviſion aller bisherigen Kezereien anſtellte, und alles mit dem Weſen des Chriſtenthums verträglich darzuſtellen ſuchte. Dieſe Gegenſäze müſſen immer wiederkehren, aber es ſoll auch ſo ſein, daß ſie immer ſchwächer werden und endlich das wahre Gleichgewicht eintritt. Hier haben wir alſo einen allgemeinen Canon für unſer Verfahren, daß wir ſuchen wollen uns von beiden Einſeitigkeiten frei zu halten; wir legen daneben das Bekenntniß ab, daß wir auf einem Punkte ſtehen, wo es nicht möglich iſt zu behaupten, daß unſer Bewußtſein durchaus wahr ſei.

Dabei hängt das meiſte in Bezug auf die dogmatiſche Behandlung des Chriſtenthums von der Region ab, worin ſich jeder befindet. Wer da zur laxen Obſervanz gehört, der wird einen andern Maaßſtab haben, als der zur ſtrengen Obſervanz gehörige. Der auffaſſende muß alſo von Anfang an ſchon hierauf ſein Augenmerk richten, um den richtigen Punkt, der in der Mitte liegt, zu finden. Es ſoll das nicht ſo klingen, als ob es im allgemeinen Zweifel an der geſchichtlichen Wahrheit liege, ſonſt müßten wir damit angefangen haben, ob das Chriſtenthum eine geſchichtliche Wahrheit ſei.

Das zweite nun iſt das. Das Chriſtenthum kann nur von *Einem* ausgehen, und der ſteht eben deshalb, weil es nicht bloß Lehre iſt, nicht bloß da als Lehrer, an den ſich die folgenden anſchließen; auch nicht, weil das Chriſtenthum nicht bloß Geſezgebung iſt, ſteht er bloß als Geſezgeber da, ſondern weil wir es erkennen als ein neues Leben: ſo ſteht er auch da als Quelle dieſes neuen Lebens, und wenn es angeſehen wird als aus dieſer Quelle herausgefloſſen: ſo iſt es natürlich, daß es als eine Einheit aufgefaßt wird. Das gehört auch weſentlich zur geſchichtlichen Auffaſſung und Darſtellung, in aller Verſchiedenheit die Einheit dieſes Lebens anzuerkennen. Wenn nun das Chriſtenthum für das ganze menſchliche Geſchlecht beſtimmt iſt: ſo iſt ſein Zielpunkt die abſolute Allgemeinheit, und ſo ſteht alſo die Totalität des Menſchengeſchlechts dem einzelnen Chriſtus gegenüber; und faſſen wir das Ziel des Chriſtenthums: ſo muß es das ſein, daß jeder einzelne ſelbſt von Gott gelehrt ſei, d. h. es iſt das Ziel die religiöſe Selbſtändigkeit des einzelnen mit der Ableitung des ganzen neuen Lebens von Einem.

Stellen wir nun dieſe Formel hin, wie von dieſem Anfange aus das Ende ſoll erreicht werden: ſo müſſen wir ſagen, Das göttliche Leben war zu Chriſti Zeit in einer ſolchen Zulänglichkeit, daß es von ihm aus über das ganze menſchliche Geſchlecht konnte verbreitet werden. Es war aber in allen nichts; in Chriſto war alſo die abſolute Gewalt über alle. Betrachten wir nun den Endpunkt: ſo müſſen wir ſagen, es giebt da keine Gewalt eines einzelnen über einen andern, ſondern ſie ſind alle gleich, und es giebt keine andere mehr als die der Eltern über die Kinder, weil dieſe nicht mit der religiöſen Selbſtändigkeit geboren werden können. Die Fortpflanzung des Chriſtenthums muß alſo nur durch einzelne geſchehen, welche der Idee, die ſich in allen entwikkeln ſoll, am nächſten gekommen ſind. Je näher dem Endpunkte der Geſchichte, je weniger Differenz zwiſchen dieſen einzelnen und den übrigen; das Verhältniß zu Chriſto bleibt natürlich durch dieſe ganze Entwikklung daſſelbe. Was ſoll alſo die Geſchichte in dieſer Hinſicht darſtellen? Je näher dem Anfange, je mehr eine Differenz zwiſchen ſolchen einzelnen und den übrigen; je näher dem Ende, je mehr ſoll das Verhältniß aufhören. Natürlich wird auch das Abnehmen kein ſtetiges ſein, ſondern es wird gewiſſe Evolutionspunkte geben, wo einzelne mehr über die andern hervortreten, als es vorher war.

Nun bildet das Chriſtenthum keine einzelne Maſſe, ſondern es iſt in gewiſſe Stämme und Völker getheilt, die partielle Maſſen ſind; dieſer Zuſtand muß eigene Hemmung und eigene Förderung für das Chriſtenthum hervorbringen. Wenn es in ein Volk eintritt, ſo werden deſſen ſchnellere oder ſchwächere Fortſchritte davon abhangen, ob es ſchneller oder ſpäter an ſolche kommt, die einen großen Einfluß ausüben können auf viele; hat das neue Leben aber das ganze Volk durchdrungen: ſo iſt der Einfluß ſolcher gehemmt, denn ihr Einfluß auf ein anderes Volk iſt nicht gleich dem Einfluß auf ihr Volk; da muß erſt eine Aſſimilation vor ſich gehen.

Von Anfang an hat es gegeben auf der einen Seite eine geſchloſſene Maſſe von Völkern, unter denen das Chriſtenthum ſich in einer gleichförmigen Circulation bewegte, und auf der anderen zerſtreute Punkte. Das muß ſich immer wiederholen, ſo lange es Völker giebt wie die europäiſchen, und wiederum iſolirte. Da iſt alſo auf der einen Seite das Beſtreben, die Einheit des Körpers herzuſtellen, und doch iſt dieſes auf der andern Seite nicht zu erreichen zwiſchen ſolchen, die geeinigt ſind, und ſolchen, die getrennt von einander ſind.

So giebt es alſo ein zweifaches Reſultat. Zuerſt, da der Anfang des Chriſtenthums von Chriſto ausgegangen, iſt natürlich, daß, indem ſich alles dieſem einen Mittelpunkte anſchließt, alles ein ganzes ſein will: alſo die Erhaltung der Gemeinſchaft in der chriſtlichen Kirche. Oder es ſind die Sprache und die äußern Bedingungen des Menſchen, durch die allein der Geiſt des Chriſtenthums wirken kann, verſchieden, und der Richtung auf die Einheit der Kirche ſteht die Richtung auf die Abſonderung entgegen. Lezteres hat mehr Grund in der Natur, erſteres mehr im Princip der göttlichen Gnade. Aber da dies in ſeiner Wirkſamkeit an die Natur gewieſen iſt: ſo iſt vorauszuſezen, daß nie die Abſonderung durchaus aufhören werde, doch ſoll auch nie das Streben nach Einheit aufhören, es wäre ein ſich ſelbſt Verkennen des Princips in ſeinen verſchiedenen Organen, es muß alſo ſich das eine durch das andere temperiren. Ferner das von Chriſto ausgehende iſt das Chriſtenthum, und fortgeſezt durch die Wirkung einzelner auf die Maſſen; das iſt die in der Geſchichte ſich überall findende Form für die Verbreitung. Auf der andern Seite aber iſt das von Chriſto vorgeſteckte Ziel eine Gleichheit aller, wo keine Wirkungen auf die

Maſſen mehr vorhanden ſind. Da iſt alſo auf der einen Seite ein von Zeit zu Zeit ſich wiederholender Einfluß einzelner, auf der andern Seite iſt das als ein abnehmendes zu denken. So lange das Chriſtenthum aber noch nicht über das ganze menſchliche Geſchlecht verbreitet iſt, muß die Verbreitung immer wieder von einzelnen ausgehen, bei denen eine große perſönliche Auszeichnung vorausgeſezt werden muß, ſoll jene nicht eine zufällige ſein; dann ginge es aber nicht vom Geſchichte bildenden Princip aus. Aber dieſer Einfluß der einzelnen muß abnehmen nach dem Stande des ganzen; je ſpäter, deſto weniger von perſönlicher großer Auszeichnung einzelner ausgehend. Alſo da iſt bei der geſchichtlichen Behandlung zweierlei zu betrachten, Der bedeutende Einfluß einzelner, dann aber auch der Zuſtand der Maſſe ſelbſt in verſchiedenen Zeiten und Gegenden, und wie ſich beides gegen einander verhält.

Wenn wir das bisherige zuſammenfaſſen: ſo haben wir daran einen Leitfaden für den Gang der geſchichtlichen Darſtellung. Der lezte Punkt ſchließt die Nothwendigkeit in ſich, von zwei entgegengeſezt ſich hemmenden Beſchäftigungen zu reden; denn der Einfluß einzelner zeigt ſich im Verlauf der Zeiten in großen Veränderungen. Je mehr dieſer Einfluß vom Geiſte des Chriſtenthums ſelbſt in dieſen Zeiten ausgeht, um ſo mehr iſt er fördernd; je mehr die Natur überwiegt, die Geiſteskraft zurükkgedrängt iſt, um ſo mehr wird der Einfluß hemmend ſein. Hieraus ſcheint auch der Zuſtand der Maſſe ſich beurtheilen zu laſſen; je mehr ſie ſich demjenigen Einfluß eines ausgezeichneten hingiebt, der von der Natur ausgeht, deſto weniger iſt ſie empfänglich für den chriſtlichen Geiſt, und um ſo mehr für Leidenſchaften und andere Intereſſen. Alſo giebt man auch nur Acht auf die hervorragenden einzelnen der verſchiedenen Zeiten: ſo wäre doch indirekt in dieſen Zeiten der Geſammtzuſtand der Maſſe zu beurtheilen, aber nur von negativer Seite. Darum iſt es nöthig, bisweilen ausdrükklich die Maſſe zu betrachten, das Geſammtleben im ganzen und in verſchiedenen Beziehungen. Beides iſt nicht daſſelbe, ſondern um das lezte zu thun, muß man vom Verlauf der Zeit abſehen und den ſich ändernden Geſammtzuſtand als ein feſtes vor Augen ſtellen. Darum iſt für nothwendig erkannt, in der Darſtellung des geſchichtlichen Verlaufs mitunter Pauſen zu machen, um auf den Geſammtzuſtand zu achten. Das iſt alſo das Princip für die Eintheilung der geſchichtlichen Darſtellung in von einander geſonderte Zeiträume.

Hier finden wieder zwei entgegengeſezte Verfahrungsarten ſtatt, die fortlaufende Betrachtung des geſchehenden und die hemmende Betrachtung des gewordenen. Es kann die fortlaufende Erzählung völlig mangeln und die geſchichtliche Darſtellung ſich wandeln in eine Reihe von Bildern einzelner Momente; je näher ſich dieſe liegen, deſto leichter werden die Wirkungen derſelben auf einander eingeſtreut und ergänzt. Dieſe Ergänzung geſchieht dann leicht durch die hiſtoriſche Beziehung beider Momente auf einander. Dies iſt die pittoreske geſchichtliche Darſtellung, eine Reihe von Bildern, davon jedes einen Moment darſtellt. Aber jeder bedeutende Moment iſt doch immer ein kleiner Zeitraum, die Differenz der Zeit iſt jedoch durch dieſe Behandlungsweiſe aufgehoben. Das andere Extrem iſt, daß die geſchichtliche Erzählung allein vorherrſcht und das Zuſammenſchauen einzelner Momente unterlaſſen wird. Wenn aber die Geſchichte in der Erzählung Pauſen macht, und dieſe nicht weit von einander liegen, ſo kann der Leſer bei ſolchen Pauſen ſtehen bleiben und ſich ſelbſt an dieſen Pauſen als Reſultat der Erzählung das Bild der Zeit aus dem gegebenen conſtruiren. So kann man die eine Art erwählen und die andere zur Ergänzung überlaſſen, oder auch beide verbinden.

Wenn wir auf den Gang unſerer Kirchengeſchichtſchreibung ſehen: ſo finden wir, daß alle dieſe Methoden da geweſen ſind. Die am meiſten mechaniſche iſt diejenige, welche die in Bezug auf den Gegenſtand willkürlichen Abſchnitte in Jahrhunderte macht. Die Darſtellung von hiſtoriſchen Bildern iſt freilich am angemeſſenſten, wo das zwiſchen zwei ſolchen Punkten liegende ein geſchichtlich partielles ganze iſt, und die Punkte Uebergänge aus dem einen in das andere darſtellen. Hebt man dieſe Punkte glükklich heraus, ſo iſt gleichgültig, was die Darſtellung giebt, oder was ſie ergänzen läßt, aber gewöhnlich giebt ſie den geſchichtlichen Verlauf und überläßt die Ueberſchauung des Geſammtzuſtandes dem betrachtenden. Da kann aber eintreten, daß troz der vorangehenden Erzählung das Urtheil in verſchiedenen verſchieden ausfällt. Darum iſt es nöthig, daß an dem Punkte, wo beim Zuſammenſchauen das Urtheil zweifelhaft bleiben kann, der Geſchichtſchreiber ſein Urtheil kund thut; mithin iſt es nöthig, an einzelnen Momenten einen Ueberblikk über den Geſammtzuſtand zu geben. Hier iſt alſo über zweierlei zu entſcheiden, über die Auswahl der Begebenheiten aus der an ſich unendlichen Maſſe, und über die Art der Theilung des Zeitlaufes zum Behuf der zu einer guten Darſtellung nothwendigen Abſchnitte.

Bei dem erſten, der Auswahl, was iſt da nun die Regel, wonach einiges gewählt anderes ausgeſchloſſen wird? Das Verhältniß des bedeutenden und unbedeutenden iſt relativ verſchieden nach der engeren oder weiteren Anlage der Darſtellung. Dann giebt es noch ein anderes Motiv. Wenn nicht alles darzuſtellen iſt, aber doch, was hier nicht aufgenommen wird, der weitern Auffaſſung als bekannt zum Grunde liegen ſoll, und größtentheils aus andern Darſtellungen zu entnehmen iſt: ſo kommt viel darauf an, in welchem Verhältniſſe die zum Grunde liegende Darſtellung zu den übrigen ſich befindet. Nämlich es kann Statt finden, daß das in eine Darſtellung nicht aufgenommene von verſchiedenen darſtellenden verſchieden behandelt ſei. Wo es leicht zu entſcheiden iſt, daß das ausgelaſſene mit anderen Darſtellungen zuſammenſtimmend oder abweichend von ihnen gedacht wird, hat es kein Bedenken, daß es auszulaſſen ſei; iſt es aber nicht ſo klar: ſo iſt es nothwendig, daß man das in die

Darſtellung aufnehme, wovon wahrſcheinlich iſt, daß es von entgegengeſezten Geſichtspunkten leicht anders zu verſtehen iſt; das iſt ein polemiſches Element, aber nothwendig in der geſchichtlichen Darſtellung. Wo ein großer geſchichtlicher Trieb iſt und wenig abweichende Richtung, tritt dieſer lezte Geſichtspunkt zurükk; aber das findet nie durchaus ſtatt, und ſo iſt er immer zu berükkſichtigen. In Betreff des erſteren, der Auswahl, ſieht man ſich auf einen engeren Raum beſchränkt; da iſt von beſtimmter Bedeutung die Veränderung, durch die ſich ein Theil des geſchichtlichen Verlaufs vom andern abſcheidet, und die Eigenthümlichkeit einer Zeit. Aber dabei iſt darauf zu rechnen, daß man ſolche Punkte heraushebe, die charakteriſtiſch ſind für die in der geſchichtlichen Darſtellung zum Grunde liegende Anſicht. Alles was nicht dieſen Charakter trägt, wäre zu viel für unſere Darſtellung und dem weitläufigeren Studium zu überlaſſen.

Das zweite iſt, welche Abſchnitte in der Erzählung zu machen ſind, um an Punkte zu kommen, wo man ſtehen bleibe und ſich das Leben in dieſen Momenten anſchaulich mache, ohne auf den Zeitverlauf zu ſehen. Jede geſchichtliche Darſtellung von Umfang muß ſolche Abſchnitte machen, weil ſonſt lauter Verwirrung entſteht. Man kann nicht ſo verfahren, daß man Alles unmittelbar hinter einander ſtellt, was gleichzeitig geſchehen iſt; das wäre eine bloß atomiſtiſche Darſtellung. Ebenſo auch wollte man von den verſchiedenen Beziehungen der Kirchengeſchichte jede einzelne bis zu Ende durchführen: ſo wäre auch keine Einheit da; denn da alles im relativen Einfluß auf einander ſteht: ſo wäre da vieles zu anticipiren, was noch nicht verſtändlich iſt, da es einer anderen noch nicht behandelten Beziehung angehört. Darum ſind Theilungen nöthig, um die verſchiedenen Beziehungen bis auf einen Punkt zu führen. Nun kommt es darauf an, wie dieſe Abſchnitte gewählt werden; ſie müſſen nicht willkürlich ſein, ſondern in der Natur der Sache liegen. Ein beſtimmtes Zeitmaaß anzunehmen iſt rein mechaniſch, und verräth chronikartiges, geiſtloſes Weſen. Geht man da aus von der allgemeinen Betrachtung, daß es in jedem geſchichtlichen Verlauf auch der einzelnen Menſchen beſondere Punkte giebt, die als Entwikklungspunkte eintreten, wo im vorhandenen etwas neues hervortritt, zwiſchen welchen aber ein allmählicher ruhiger Prozeß fortgeht: ſo kann man hieraus leicht eine Regel ziehen. Die Pflanze hat zuerſt Keime, und befindet ſich in einem allmählichen Entfaltungsprozeß bis zum neuen Punkt der Blüthe u. ſ. w.; aber je zuſammengeſetzter der Gegenſtand iſt, um ſo ſchwieriger iſt es, ſolche Punkte zu finden, die einen ſo entſchiedenen Charakter tragen.

Schon oben wurde zweierlei unterſchieden: 1) das, wodurch die Kirchengeſchichte ein geſchichtliches ganze iſt, und 2) wodurch ſie ein Theil der allgemeinen Weltgeſchichte iſt. Das widerſpricht ſich zwar nicht einander, aber es iſt doch zu fragen, Ob man in der Kirchengeſchichte die Hauptabſchnitte aus dieſen beiden verſchiedenen Geſichtspunkten auffaſſen kann? Wir gehen aus von der Betrachtung der Geſchichte theils als Entwikklung eines lebendigen Princips, theils als Aufeinanderfolge einzelner Momente, und ſo angeſehen iſt es ſchwer, zwiſchen beiden Geſichtspunkten zu entſcheiden. Sieht man das Chriſtenthum in ſeiner Beſtimmung für das ganze menſchliche Geſchlecht an: ſo ſind die bedeutendſten Entwikklungen die, wo Veränderungen des ganzen menſchlichen Geſchlechts vorfallen, die Hauptpunkte der Geſchichte. Hier wird freilich nur das äußere der Kirchengeſchichte berükkſichtigt werden können. Wollen wir im Gegentheil nur das innere derſelben im Auge halten: ſo wird ein gewiſſes Schwanken unvermeidlich ſein. Auf der andern Seite geht der allgemeine Gang aus von dem natürlichen Streben, dem charakteriſtiſchen Geiſt, dem Agens im Chriſtenthum: ſo können wir Beides verbinden, die Hauptpunkte, ausgehend von der Weltgeſchichte, und die Betrachtung des geſchichtlichen Verlaufs, ausgehend von der Betrachtung des chriſtlichen Geiſtes.

Es iſt geſagt worden, Wir müßten dabei zu Werke gehen, wie der gegenwärtige Zuſtand aus dem urſprünglichen geworden. Indem wir hier die Kirchengeſchichte als Theil der allgemeinen Weltgeſchichte betrachten, müſſen wir im voraus ſagen, daß, was Hauptpunkt für die allgemeine Geſchichte ſei, auch es ſei in der Kirchengeſchichte. Dadurch ſcheint es aber, daß wir mehr würden an das gewieſen ſein, was für die Kirchengeſchichte das äußerliche iſt. Wollten wir daher lieber das entgegengeſezte thun: ſo würden wir auf die verſchiedenen Beziehungen Rükkſicht zu nehmen haben, die wir ſchon dargeſtellt haben. Da finden wir nun ein Schwanken und ein Wiederkehren derſelben Verhältniſſe bei verſchiedener Form, ſo daß keine beſtimmte Eintheilung daraus hervorzugehen ſcheint. Z. B. wenn wir die dogmatiſchen Streitigkeiten betrachten, ſo wird es nicht darauf ankommen, ob an einer Art von Lehre etwas vernachläſſigt iſt, ſondern wir werden auf die allgemeinen Verhältniſſe zu ſehen haben. Nun müſſen wir ſagen, die Hauptdifferenzen der jezigen Zeit finden ſich auch in der früheren Kirche zu allen Zeiten wieder, obgleich in verſchiedener Form, und dieſe könnte keine weſentlich verſchiedene Unterſchiede hervorbringen. Ebenſo wenn wir auf die Beſchaffenheit des chriſtlichen Lebens ſehen, finden wir die Gegenſäze übertriebener Strenge und Laxität, wie jezt ſo in allen früheren Zeiten. Auf dieſem Wege wird daher dem Bedürfniß nicht genügt werden, und es wäre ebenſo etwas willkürliches, wenn wir ſagten, Wir wollen uns an die Hauptpunkte der allgemeinen Geſchichte halten; denn die äußeren Momente der Weltgeſchichte verhalten ſich verſchieden zur Kirchengeſchichte.

Daher ſcheint das beſte, wir gehen vom gegenwärtigen Zuſtande aus, und ſehen, worin die jezt bedeutenden Differenzen ihren erſten Grund haben, und welche Zeit frei davon ſei. Wir ſezen bei dieſer Frage die chriſtliche Kirche als ein ganzes, und daher ſehen wir zuerſt darauf, was dieſer Einheit entgegenſteht, ſie partiell aufhebt. Dies giebt uns zuerſt den relativen Gegenſaz zwiſchen der occidentaliſchen und orientaliſchen Kirche. Wir wollen im allgemeinen unter der occidentaliſchen Kirche verſtehen den ganzen Complex chriſtlicher Länder, die auch in allen übrigen menſchlichen Verhältniſſen in einem geſchichtlichen Zuſammenhange ſtehen. Da iſt uns das chriſtliche geſchichtliche Europa als ein ganzes gegeben; das Chriſtenthum auf der andern Hemiſphäre iſt nur ein Annexum dieſer occidentaliſchen Kirche. Worin nun der Gegenſaz beſonders beſteht, iſt, daß unerachtet aller Spaltungen die occidentaliſche Kirche in einem gewiſſen Sinne eins iſt, d. h. alles, was in ihr getrennt iſt, ſteht in einem Verkehr und wirkt lebendig auf einander ein; es iſt eine lebendige Gemeinſchaft der Kirche, wenngleich ſie in anderer Hinſicht nicht eine iſt.

Wie ſehr dies von politiſchen Verhältniſſen abhängt, iſt klar; vom Verhältniß der Sprache und dem gegenſeitigen Verkehr der Staaten. Mag es aber auch zum Theil hierdurch bedingt ſein, ſo iſt doch das Factum da. Die orientaliſche Kirche erſcheint uns faſt als eine unbekannte Größe, wovon nur hier und da eine beſtimmtere Kunde zu uns kommt. Feſtere Anknüpfungsverſuche jeziger Zeit, da ſie noch erfolglos geblieben, haben hierauf keinen Einfluß. Das Abgeſtoßenſein und Ausgeſchloſſenſein von einander iſt aber etwas gegenſeitiges; die orientaliſche Kirche weiß nichts von dem, was uns im kirchlichen Leben am meiſten bewegt, und was uns etwas großes iſt, möchte dort etwas unbedeutendes ſein. Der Ausdruk des geſchichtlichen Europa ſcheint unbeſtimmt, denn es fragt ſich, Wozu gehört die griechiſche Kirche? Die unter türkiſcher Herrſchaft ſtehende natürlich zum Orient, und die unter ruſſiſcher möchten wir zum Occident ziehen, weil Rußland zum geſchichtlichen Europa gehörig iſt. Aber das trifft auch keinen religiöſen Unterſchied, weil die große kirchliche Gemeinſchaft noch nicht die ruſſiſche Kirche umfaßt.

Gehen wir nun von dieſem Zuſtand aus: ſo fragen wir, Iſt es immer ſo geweſen? Nein. Sehen wir von dieſer Zeit, wo es nicht ſo war, rükkwärts: ſo müſſen wir ſagen, Wenn wir auf die erſte Verbreitung des Chriſtenthums ſehen: ſo machte der erſte Anfang deſſelben auf ſehr verſchiedenen Punkten freilich eine größere Gemeinſchaft aller ſchwierig. Nachher kommen wir auf einen Punkt, wo die chriſtliche Kirche in der vollkommenſten äußerlichen Einheit erſcheint; denn Spaltungen können nicht berükkſichtigt werden, die gab es beſtändig; aber es war eine Form da, die Kirche zuſammenzuſchauen in der Regierung des Conſtantin. Das konnte natürlich nicht eher Statt finden, als bis das Chriſtenthum im römiſchen Reiche allgemein anerkannt war, denn darin lagen die Subſidien zu dieſer Vereinigung. Fragen wir nach dem Scheidepunkte: ſo müſſen wir es für willkürlich halten, ob wir das nicäniſche Concil, oder Conſtantins Uebertritt zum Chriſtenthum, oder ſeine Taufe annehmen. Punkte zu beſtimmen iſt immer etwas mißliches. Vorher bis zu dieſem Punkte war die chriſtliche Gemeinſchaft unter ſich etwas, dem ſich angenähert wurde, aber es war auch etwas, das ſich ihr entgegenſezte. Vom Punkte der Anerkennung im römiſchen Reiche an war dieſe Gemeinſchaft etwas organiſirtes.

Wo hat nun aber die Trennung angefangen? Da würden wir alſo ſehen müſſen, wie die Sache weiter gegangen iſt. So lange die Form von allgemeinen Kirchenverſammlungen beſtand, ſo lange war eine Gemeinſchaft, da alle Differenzen durch dieſe Form lebendig auf einander wirken konnten; dieſe Form hing gewiſſermaßen an der Einheit des römiſchen Reichs. Das fing aber ſchon damals an getheilt zu werden, und der Zeitraum von da an bis dahin, wo es nicht wieder vereint wurde, iſt ſehr klein. Allein wenn auch die Theilung vollzogen war, blieb doch auf dem chriſtlichen Gebiete die Gemeinſchaft. Nun finden wir eine Zeit, wo die chriſtliche Kirche beunruhigt wurde durch barbariſche unchriſtliche Völker. Im occidentaliſchen Reiche war das zugleich ein Chriſtianiſirtwerden dieſer Völker; der Verfall des occidentaliſchen Reichs und das Conſolidiren neu entſtandener Völker war eins. Mit dieſem hängt alſo die Trennung beider Kirchen zuſammen; hier wird aber noch weniger jemand einen Punkt angeben können. Was wird uns alſo am nächſten liegen? Die Conſolidation der neu entſtandenen occidentaliſchen Staaten durch die Regierung Karls des großen. Von dort an gab es wieder eine feſtere Geſtalt in der occidentaliſchen Kirche, und die Trennung von der orientaliſchen iſt ſeit dieſer Zeit conſtant. Dieſe Punkte an eine Zahl und an einen beſtimmten Moment zu knüpfen iſt willkürlich, aber ſie an eine Aenderung der Dinge zu knüpfen, darauf kommt es uns an. Ein Haften an einem Punkte zum Nachtheil des ganzen würde die Betrachtung der Chronik näher bringen als der Geſchichte. Die jezige Lage der Kirche iſt alſo, daß wir eine Gemeinſchaft, wenn auch keine Einheit, finden in der occidentaliſchen Kirche.

Was iſt nun in der occidentaliſchen Kirche die größte Differenz? Da wird uns von ſelbſt die Spaltung zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus einfallen; allein wir dürfen das nicht ſo annehmen, daß dies das bedeutendſte ſei; es kann dies bloße Wirkung eines Parteigeiſtes ſein, nicht eine hiſtoriſche Anſicht. Daher müſſen wir das zur Rechtfertigung anfügen. Fragen wir, Worauf beruhte dieſe Gemeinſchaft in der Kirche unter den Völkern, die den Occident bilden? hing ſie zuſammen mit der Allgemeinheit der menſchlichen Verfaſſungen, wie ſie jezt der Fall iſt? ſo werden wir das verneinen. Die Gemeinſchaft beruhte darauf, daß diejenigen, welche die Kirche repräſentiren, eine Gemeinſchaft unter ſich bildeten, den Klerus, mit Wegſtoßung alles ethniſchen Unterſchiedes. Die Tendenz, die Einheit der kirchlichen Sprache und die Einheit der Kirchengemeinſchaft zu erhalten, war eins. Aber das beruhte auf der überwiegenden Autorität der römiſchen Kirche, von welcher die übrigen nur als Tochterkirchen betrachtet wurden. Wir kommen hier alſo auf die Oberherrſchaft der lateiniſchen

Sprache und des römiſchen Stuhles als das, woran in jener Periode die Gemeinſchaft hing. Jezt iſt die Einheit der Sprache aufgehoben, und dieſe Gemeinſchaft hängt nicht mehr ab vom kirchlichen Commercium, ſondern von allgemeinen Weltverhältniſſen und von allgemeiner Völkergemeinſchaft.

Wie trat nun das eine an die Stelle des andern? Da kommen wir von ſelbſt auf den Punkt der Reformation, und ſie erſcheint uns hier auch nicht als einzelner Punkt, ſondern als ein wahrhaft geſchichtlicher Karton, wo mehrere geſchichtliche Punkte zuſammenfallen, Trennung von der Oberherrſchaft des römiſchen Stuhls, Rükkehr zum Gebrauch der Mutterſprache, Aenderung der Verhältniſſe zwiſchen Laien und Klerus. Das hätte nicht geſchehen können, wenn nicht das Bewußtſein von gänzlich veränderten Weltverhältniſſen miterwacht wäre. Ja wenn damals das Bewußtſein geweſen wäre, daß dadurch bloß eine kleine Sekte gebildet worden wäre: ſo hätte die Reformation nicht ſo kräftig dürſen verfolgt werden. Dieſe Punkte ſind die bedeutendſten Differenzen der Kirche, wie ſie keine ähnliche darbietet.

Ehe wir weiter gehen, müſſen wir auch eine Betrachtung des Maaßes anſtellen. Der Zeitraum von dem Anfange der Kirche bis zur Bildung der äußerlichen Einheit umfaßt gegen drei Jahrhunderte. Der Zeitraum zwiſchen dieſer Bildung äußerlicher Einheit und der Conſolidation der occidentaliſchen Völker iſt größer, er umfaßt beinah fünf, und noch größer der dritte, er umfaßt ſieben Jahrhunderte. Nun ſind wir von der Reformation auch nicht weiter entfernt, wie Conſtantin von dem Anfange der Kirche, aber wir dürſen der Hoffnung leben, daß proviſoriſch dieſer vierte Zeitraum noch größer ausfallen dürfe; das müſſen wir der Natur der Sache angemeſſen finden. Je größer aber die Zeit wird und der Raum ſich mehrt, um ſo weniger darf man ſich verleiten laſſen, wichtigere Dinge als unwichtig in den größeren Abſchnitten zu übergehen, und man muß ſich auch hüten, zu viel hineinzubringen. Es wird daher gut ſein, in dieſen größeren Zeiträumen Unterabtheilungen zu machen, um uns das Zuſammenfaſſen der Gegenſtände zu erleichtern.

Ehe wir zur Darſtellung ſelbſt übergehen, müſſen wir noch etwas bemerken über Anfang und Ende. Der Anfang iſt Chriſtus; das Chriſtenthum, wie es durch Chriſtum gegründet iſt, wird rein als eigner geſchichtlicher Zuſammenhang betrachtet, und da haben wir vom vorhergehenden weder auf jüdiſches noch heidniſches Rükkſicht zu nehmen. Das, was einen Einfluß im großen darauf ausgeübt hat, muß als bekannt vorausgeſezt werden, nur einzelne einflußreiche Verhältniſſe dürfen gelegentlich herausgehoben werden. Was das zweite betrifft: ſo iſt es ſehr ſchwierig, das ganze bis auf die gegenwärtige Zeit hinabzuführen; die Betrachtung der Geſchichte erfordert durchaus eine gewiſſe Entfernung Eine ſolche Darſtellung wird mehr kritiſch und polemiſch, je nachdem die zu behandelnden Gegenſtände verwandt ſind mit den eigenen Anſichten und Wirkungskreiſen. Eine bloß ſtatiſtiſche Darſtellung, die das bloß äußerliche giebt, ohne auf die innere Entwikklung Rükkſicht zu nehmen, läßt ſich wohl unbefangen geben, aber mit einer genetiſchen Entwikklung kann man nicht bis auf die Gegenwart herabkommen ohne den hiſtoriſchen Ton zu verlieren. Wo ſollen wir nun aufhören? Wir ſagten ſchon, daß ſich die einzelnen Punkte der Reformation nicht beſtimmen laſſen; ſie iſt ſelbſt ein Zeitraum und nicht ein einzelner Moment. Sehen wir aber auf den Zuſammenhang der Kirchengeſchichte mit der allgemeinen: ſo werden wir auf einen andern Punkt getrieben, die Conſolidation der Reformation. Da kann man alſo ſtehen bleiben beim augsburger Religionsfrieden oder herabgehend bis auf den weſtphäliſchen Frieden. Ob uns nun das eine oder das andere möglich ſein werde bei der Beſchränkung der Zeit, können wir nicht im voraus beſtimmen.

Nun noch Eins. Wir haben uns drei Punkte feſtgeſtellt, um uns Abſchnitte zu machen. Ich habe mich ſchon erklärt, einmal ſolche Punkte zu nehmen, obgleich ſie nicht die innere Entwikklung des Chriſtenthums zu treffen ſcheinen, ſondern ſich mehr auf die Geſellſchaft als ſolche beziehen; auch kann nicht alles einzelne in dieſen Abſchnitten vorgebracht werden, und wir werden oft darüber hinausgehen. Aber was iſt nun das weſentliche im Verlauf dieſer Perioden? Wenn wir zuerſt den Anfang des Chriſtenthums und was es zur Zeit Conſtantins geworden, vergleichen: ſo iſt der Hauptpunkt dieſer, Das Chriſtenthum entſtand im Judenthum und vermittelſt deſſen pflanzte es ſich in dieſer Zeit unter den Heiden fort. Der Gegenſaz gegen das Heidenthum war ganz ſchlagend gegeben im monotheiſtiſchen Charakter des Chriſtenthums, der Gegenſaz gegen das Judenthum war nicht ein ſolcher in die Augen fallender Punkt geworden. Hieraus iſt zu ſchließen, daß es ein Schwanken könne gegeben haben über die Identität beider und ein ſich widerſprechendes Verfahren. Im Heidenthume war aber eine monotheiſtiſche Ahnung bei den beſſeren geweſen, an welche ſich das Chriſtenthum anſchließen konnte. Allein wenn wir von dieſer ausgehen: ſo ſezt ſie ein Verhältniß des Menſchen zu Gott, das anders gefaßt war, und in Beziehung auf dieſe Idee eines innerlichen Verhältniſſes zu Gott, welches wir im Heidenthum nicht ganz läugnen können, war ein Schwanken über die Identität mit dem Chriſtenthum möglich. Hier ſehen wir alſo, wie es nothwendig war, daß das Chriſtenthum zum Bewußtſein ſeines Gegenſazes gegen Heidenthum und Judenthum kommen mußte, aber es läßt ſich ſchon aus dem allgemeinen Geſeze der Entwikklung erwarten, daß das Bewußtſein nur durch Schwankungen ſich völlig fixiren konnte. Das iſt der allgemeine Charakter dieſer Periode; nachher kamen ſolche Schwankungen eigentlich nicht mehr vor, außer als Approximation und Verkennung des Unterſchiedes, was aber eigentlich unter der unverkennbaren Geſtalt der Corruption hervortritt. Sehen wir auf das äußere:

ſo fing das Chriſtenthum an einen äußerlichen Widerſtand zu erregen, und es konnte ſich nur unter Verfolgungen feſtſetzen. Aber indem es ſich als unmittelbare Offenbarung Gottes gegen die alten Religionen als etwas beſſeres und höheres erhob: ſo erhob ſich außer dem äußerlichen Widerſtand auch ein intellectueller, und es entſtand ein Beſtreben, die alten Religionen als das gute und wahre zu vertheidigen und das Chriſtenthum zu verwerfen, daher dieſe Periode die der Märtyrer und Apologeten iſt. Beides kam auf dieſelbe Weiſe nachher nicht mehr vor; ſpätere Verfolgungen und Märtyrer waren nur in einzelnen Regionen, und ebenſo war nachher keine Veranlaſſung mehr zu dergleichen Vergleichungen und Vertheidigungen des Chriſtenthums. Hierdurch charakteriſirt ſich alſo die Periode ganz beſtimmt. Was außer dieſem vorkommt, gehört zwar der Zeit nach hinein, ſeine Bedeutung aber hat es in dem, was ſich im großen erſt ſpäter entwikkeln konnte. Der Gegenſaz gegen das Judenthum und Heidenthum brachte allerdings ſchon eine dogmatiſche Bildung hervor, denn dieſer Gegenſaz konnte in Lehrſäzen ausgedrükkt werden, aber es war mehr eine Richtung nach außen, und dieſe mußte ſich verlieren, dafür tritt in der zweiten Periode die Richtung nach innen als der eigenthümliche Charakter hervor. Jedoch das allgemeine Geſez der Entwikklung durch Schwankungen und relative Gegenſäze hat ſich auch in dieſer Richtung nach innen bewährt. Aber ſieht man, wie dieſe Gegenſäze nicht mehr ſo ſchlagend ſein konnten und von ſolchem Einfluß, weil ſie eben im innern ſtehen blieben: ſo ſollte man erwarten, weil eben die Differenz ſchwächer ſein mußte, daß die Behandlung dieſer Differenz den Charakter von geringer Entfernung und Annäherung hätte. Das finden wir jedoch nicht; aber es war auch beſonders die Analogie mit der Apologetik, in welche dieſe innere Differenz geſtellt werden konnte gegen die äußere, wodurch ſich dieſer Charakter fortpflanzte.

Dieſe ganze Operation, das Chriſtenthum zu ſeinem Selbſtbewußtſein zu bringen, hat zwei Angelpunkte, 1) das Verhältniß des Erlöſers zu dem Menſchen, und 2) den Zuſtand des Menſchen, der durch das Verhältniß der Perſon des Erlöſers zu ihm entſteht, und dieſen Zuſtand abgeſehen von dieſem Verhältniſſe. Daher kommt es auf der einen Seite darauf an, wie die Gleichheit Chriſti mit allen und ſein Charakter als Erlöſer zu vereinigen ſeien; und zweitens, wie der Gegenſaz zwiſchen dem Zuſtande des Menſchen im Chriſtenthum oder der Gnade und dem natürlichen Zuſtande des Menſchen feſtzuhalten ſei, ohne die Einheit der menſchlichen Natur aufzuheben, d. h. wie die Lehre von Chriſto und der göttlichen Gnade die beiden Punkte ſind, um die ſich die ganze Dogmenentwikklung bewegt. Wie ſteht es nun in der dritten und vierten Periode um dieſe Sache? Eigentlich iſt dieſe Lehre damals ſchon entwikkelt worden; alles folgende iſt entweder nicht neu, oder entfernt ſich vom Gebiete des Chriſtenthums, und gehört mehr der Philoſophie an. In der Reformation bezog man ſich auch auf das in dieſer Zeit feſtgeſtellte, als auf das zur Ruhe gekommene Bewußtſein der Chriſten über das weſentliche des Chriſtenthums.

In der Art und Weiſe nun, wie das vorher bezeichnete Geſchäft der dogmatiſchen Bildung ſich in der Erſcheinung vollendete, und in der während dieſer Zeit fortbeſtehenden Einheit der Kirche liegt der Grund, daß das Geſez der Fortentwikklung in allgemeinen Verſammlungen der Kirche ſanktionirt wurde. Das dieſer Periode geſezte Ende geht freilich darüber hinaus, indem mit dem Ende des weſtrömiſchen Reiches dieſe Einheit zu Grunde ging, ohne daß unſer Zeitraum ſich ſchlöſſe, und in dieſer Beziehung iſt der Punkt mehr beſtimmt als Anfangspunkt der folgenden Periode. Wir haben noch auf eine andere allgemeine Beziehung zu ſehen, das Verhältniß des Einzelnen zu den Maſſen. In der erſten Periode waren die hervorſtehenden einzelnen diejenigen, die die Maſſen bildeten, die *Apoſtel*, die Verbreiter des Chriſtenthums und Stifter der chriſtlichen Gemeinden; an ſie ſchloſſen ſich einzelne an, die ſich auszeichneten, theils als Märtyrer, theils als Apologeten. Die lezten mußten ſich auf eine vielſeitige Art ausgebildet haben, Eifer für das Chriſtenthum, Menſchen- und Weltkenntniß haben. Das Märtyrerthum war mehr eine Paſſivität, und da war es gleichgültig, ob ſie beſonders wirkende ausgezeichnete Menſchen waren. In der lezten Hälfte der Periode waren daher die ausgezeichneten einzelnen in demſelben Verhältniſſe wie in der erſten; es war daſſelbe Verhältniß, die chriſtliche Geſellſchaft erhalten und ſie ſtiften.

In der *zweiten Periode*, wo die Verbreitung hinter der inneren Entwikklung zurükktrat, waren die, welche ſich im Chriſtenthum auszeichneten, diejenigen, in welchen der Typus dieſer Entwikklung lag. Weniger von äußeren und zufälligen Beſtimmungen abhängig, mehr von einem inneren Einfluſſe, konnten folglich ſolche ſich auch da mehr ruhig und zuſammenhangend in Bezug auf dieſen Einfluß entwikkeln. Die zweite Periode iſt alſo, ſo wie die erſte die Zeit der Ausbreiter und Apoſtel war, die Zeit der *Kirchenväter* und *Kirchenlehrer*, und was ſchon in der erſten Periode entſtanden war, wurde erſt in der zweiten allgemeiner, eine *Tradition* der *Lehre* und *Zuſammenhang* der *Schule*, wie z. B. in Alexandria; es wurde das eine beſtimmte Geſtaltung, daß ſich ſo der Einfluß der einzelnen auf das ganze conſolidirte. Schon in der erſten Periode finden wir allerdings, ſo wie das Chriſtenthum anfing eifrig ſich zu verbreiten, einen Einfluß deſſen, was jüdiſche und heidniſche Gelehrſamkeit geweſen, auf das Chriſtenthum, und da war zugleich auch natürlich eine Eiferſucht gegen ſolche in das Chriſtenthum von außen hineinkommende ſchon fixirte Lehren und Meinungen. So wie aber das Chriſtenthum zur Ruhe gekommen, mußte das aufhören, und da finden wir einen Zuſammenhang des Chriſtenthums mit römiſcher und helleniſcher Gelehrſamkeit, ſo weit dieſe zuträglich war und blieb. Dabei hatte das Chriſtenthum nun auch ſchon ſeine Geſchichte, und die chriſtliche Entwikklung ſelbſt mußte ein Gegenſtand der Gelehrſamkeit, alſo der kritiſchen und wiſſenſchaftlichen Forſchung werden. Sehen wir nun auf den Zuſtand der Geſellſchaft: ſo gehen wir davon aus, daß die Einheit der Kirche am Ende der vorigen Periode feſtgeſtellt war. Was hatte ſie da für eine Geſtalt? Ihre Einheit war bedingt durch politiſchen Einfluß, konnte alſo ſtärker und ſchwächer ſein nach den perſönlichen Beſchaffenheiten der einflußreicheren. Die innere Geſtalt der Geſellſchaft war aber fixirt durch das Verhältniß des Klerus zu den Laien, und wir können das nicht anders ausdrükken, als daß der Klerus eine Ariſtokratie bildete, nur nicht eine ſo verderbliche römiſche, die ſich ſelbſt ergänzte, ſondern die noch von der Maſſe aus ergänzt wurde. Zu Ende dieſer Periode ſehen wir eine andere Form ſich feſtſtellen. Die zweite Periode erſcheint alſo als ruhige Entwikklung dieſer klerikaliſchen Ariſtokratie. Die ſeit Conſtantin herrſchend gewordene Repräſentation der Einheit der Kirche durch Concilbeſchlüſſe beruht auf der Verbindung der Staats- und Kirchengewalt. Dieſe Periode zeigt alſo die klerikaliſche Ariſtokratie und die innere Bildung der Dogmen. Die politiſche Verbindung war höchſt nachtheilig, da nach einem oder dem andern Regenten ſich die eine oder die andere Partei erhob. Wenn man aber ſo weit gegangen iſt, die Sache darzuſtellen, als ſei die Dogmenbildung nur zu Stande gekommen durch dieſe Verhältniſſe, und nur ihretwegen geweſen: ſo iſt das eine eben ſo einſeitige Richtung als dieſen Umſtand ganz zu überſehen.

Nun aber fällt in dieſe Periode auch der Verfall des römiſchen Reiches. In dem weſtlichen entſtanden neue Staaten von Völkern, die ſich mehr oder weniger ſchnell zum Chriſtenthum wendeten, im Oſten nahm das muhamedaniſche Eroberungsprinzip überhand, und das griechiſche Reich wurde immer kleiner und unbedeutender, was eine ſolche Differenz in den Verhältniſſen gab, daß das Centrum des Chriſtenthums im Occident mußte geſucht werden, die Trennung des Orients und Occidents und ein Uebergewicht des römiſchen Metropoliten dadurch bewirkt wurde; denn Alexandria und Antiochia waren in Regionen, wohin die Muhamedaner bald kamen, und Byzanz war der Siz eines wankenden Reichs. So alſo bereiten ſich die Grenzpunkte dieſer Periode vor.

Die dritte war die unter einer Menge von Kriegen erfolgende Conſolidation des weſtlichen Europas. Die neuen chriſtlichen Völker müſſen wir theilen in romaniſche und germaniſche. Unter den romaniſchen verſtehen wir die, wo bei der neuen Sprachenbildung die lateiniſche dominirt, und welche den Süden einnehmen; unter den germaniſchen die, wo die Mutterſprache die Hauptſprache blieb, und die den Norden einnehmen. In dieſen äußerlichen Verhältniſſen lag ein Grund zur Trennung. Aber die Idee der äußerlichen Einheit der Kirche war in der erſten Periode herrſchend geworden. Wegen Mangel an äußerlicher Einheit konnten keine allgemeine Kirchenverſammlungen mehr ſein; man ſuchte etwas anderes, um die Einheit der Kirche zu begründen, und da war aus der vorigen Periode die Autorität der römiſchen Biſchöfe geblieben; dieſes Recht conſtituirte das Papſtthum. Es war natürlich, daß dabei auf eine allgemeine Einheit der Communication Rükſicht genommen werden mußte, und da finden wir die Tendenz, durch das Papſtthum die Einheit des weſtlichen Europas zuſammenzuhalten, und die lateiniſche Sprache zur allgemeinen zu machen. Dagegen konnten die romaniſchen Völker wenig Oppoſition bilden, von den germaniſchen Völkern dagegen war die Oppoſition zu erwarten, und es iſt die Allgemeinheit der römiſchen Sprache nur ſehr langſam und mit vielem Widerſtande, der ſich geſchichtlich nur nicht immer bemerklich macht, durchgeſezt. Zweitens die Scholaſtik, d. h. eine beſtimmte Form in der Tradition der Lehre, die weſentlich an die Kloſterſchulen gebunden war. Dieſe wurde begünſtigt durch die Nothwendigkeit in den chriſtianiſirten Völkern einen Clerus zu ſchaffen, da die früher aus Italien ausgehende Verſorgung mit Geiſtlichen nicht lange beſtehen konnte; und ſo entſtanden die Scholaſtiker. Dieſe müſſen in Zuſammenhang gebracht werden mit der geſchichtlichen Entwikklung der chriſtlichen Lehre, die früher nur in griechiſcher und lateiniſcher Sprache ſtattgefunden hatte. Daher entſtand eine bloße Repetition der Dogmenbildung in der erſten Periode; dieſes nun entſpricht alſo dem Element der Dogmenbildung in der früheren Zeit, und es zeigt ſich dieſe dritte Periode in Vergleich mit der vorigen weniger fruchtbar in der inneren Entwikklung, was ſeinen Grund darin hat, daß große Maſſen hinzukamen. Es war alſo ein Uebergewicht der extenſiven Richtung das natürliche. Was nun die Form der Geſellſchaft betrifft: ſo entſtand von dem einen Punkte aus, der die Einheit feſthalten wollte, der Kampf gegen die nationale Tendenz. Dieſer mußte auf der andern Seite ein politiſcher werden; ein freies unabhängiges Conſolidiren eines Staates ſchien den Verfall der äußerlichen Einheit der Kirche nach ſich zu ziehen. Nun war freilich das mehr etwas durch eine Reihe von Jahrhunderten zur Gewohnheit gewordenes, als daß man ſich hätte von der Nothwendigkeit dieſer äußerlichen Einheit Rechenſchaft geben können, und wir können ſagen, daß das Nachdenken über die Nothwendigkeit dieſer äußerlichen Einheit das war, was die Reformation vorbereitete. Es war dieſer Idee ein großes Opfer gebracht worden; die Wirkſamkeit des Cultus ſelbſt war ihr geopfert. Wäre der Cultus in der Mutterſprache gehalten worden: ſo wäre das Verhältniß zwiſchen Klerus und Laien nicht geworden. Da das Verſtändniß durch das Wort nicht möglich war: ſo hielten dieſe ſich an das, was ſie beſſer zu verſtehen glaubten, und es trat ein Verſtändniß durch die ſymboliſchen Gebräuche an die Stelle, das aber dem urſprünglichen Chriſtenthume ſelbſt entgegenſtand. Wie alſo die Tendenz hervortrat, das Chriſtenthum in ſeiner urſprünglichen Geſtalt wiederherzuſtellen, in dem Verſtändniß durch das Wort: ſo trat auch die Tendenz der Anfechtung der Nothwendigkeit dieſer äußerlichen Einheit der Kirche hervor. Zwei Kämpfe alſo, zwiſchen dem Papſtthum und der weltlichen Macht, und zwiſchen der Einheit der Kirche und dem Beſtreben, durch die Theilung der Kirche unter der Form von freier Gemeinſchaft eine größere Innigkeit des Chriſtenthums zu bewirken, bereiteten die Reformation vor. Dieſes Uebergewicht der ſymboliſchen Handlungen über das Verſtändniß durch das lebendige Wort und das Herrſchen des Papſtes über die politiſchen Verhältniſſe war es, was man unter der Verbeſſerung der Kirche an Haupt und Gliedern verſtand. Aber dieſe vielbeſprochene Verbeſſerung hing von andern Entwikklungen ab, und konnte nicht eher hervortreten als zur Zeit der Reformation. Dieſe iſt daher auch ein allgemeiner Wendepunkt der Weltgeſchichte.

Ein Hauptverhältniß in der Kirche war das zwiſchen Klerus und Laien; die lezteren waren von dem geſchichtlichen Bewußtſein des Chriſtenthums ganz ausgeſchloſſen, und bei den erſteren war es auch nur auf die Schule, die ſcholaſtiſche Tradition, und wenige, die ſich darin auszeichneten, beſchränkt. Es mußten alſo günſtigere Umſtände eintreten in Bezug auf die Maſſen, um dieſe ſchnell hinaufzuheben und ihr am chriſtlichen Bewußtſein Theil zu geben: ſo daß ſie nicht mehr mechaniſch vom Klerus in Bewegung geſezt wurden. Daher hing hier der dauernde und bleibende Efolg von Umſtänden ab, die eine größere Entwikklung in den Maſſen bildeten; die Empfänglichkeit für das Wort mußte in Anſpruch genommen werden, und da dürfen wir nicht überſehen, in welch genauem Zuſammenhange die Buchdrukkerei, die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und die Trennung des Unterrichtsweſens von den Klöſtern durch das Aufblühen der Städte, die durch

Errichtung eigener Schulen die Klöſter in dieſer Hinſicht unnütz machten, damit ſtand, und wie das alles zuſammenkommen mußte, um die Reformation an Haupt und Gliedern möglich zu machen. Auf der andern Seite aber war es die Trennung der germaniſchen und romaniſchen Sprachen, die der Reformation ihre Grenzen bezeichnete. Die germaniſchen Stämme mußten die Reformation hervorbringen; wo Miſchung war zwiſchen germaniſchen und romaniſchen, war ein Kampf der Parteien; und wo das romaniſche das ausſchließende war, war das Widerſtreben gegen die Reformation. Daß Deutſchland, das Centrum der Reformation, damals einen Herrſcher hatte, der Herr eines romaniſchen Staats war, ſcheint das zufällige zu ſein in der Begrenzung der Reformation. Hätte aber Deutſchland einen ſolchen Kaiſer nicht gehabt: ſo hätte auch in ſeinen Grenzen der Unterſchied nicht ſtattfinden können. Da aber die Reformation Vernichtung alles in der erſten Periode mühſam aufgebauten war: ſo mußte ſie an das Urchriſtenthum anknüpfen. Das Anknüpfen war in verſchiedener Beziehung auch ein verſchiedenes. In der Lehre wollte man bloß die Tradition verbannen, und da brauchte man nur an das Ende der zweiten Periode anzuknüpfen. Was aber die Form betraf: ſo ſchloß ſich die Reformation an die Verſuche, die eine Polemik gegen die Nothwendigkeit der äußerlichen Einheit der Kirche gebildet hatte. Man ſchloß ſich an die katholiſche Einheit der Kirche an, nur gegen die monarchiſche Form proteſtirte man, woher man auch anfangs geneigt war, auf die allgemeinen Kirchenverſammlungen zurückzugehen, wie ſie unabhängig von der päpſtlichen Macht zu Stande kommen konnten. Da das aber unmöglich war: ſo ſchloß man ſich an das, was vor dieſen allgemeinen Kirchenverſammlungen geweſen war. Daß aber die Reformation unter ſich keine ſolche Einheit ſtiften konnte, wie der unter der Autorität des Papſtes bleibende Theil der Kirche, iſt ſehr begreiflich, weil ſie ſchon nicht von einem Punkte ausgegangen war, und alſo keinen reinen Anfang hatte, ſondern nach verſchiedenen früheren Verſuchen ſich allmählich entwikkelte; daher entſtand an der Stelle der äußerlichen Einheit nur die Tendenz der möglichſt allgemein verbreiteten Gemeinſchaft. Da durch die Reformation auch ein Kampf zwiſchen der politiſchen Macht und dem Papſtthum entſtanden war, entſtanden auch Allianeen zwiſchen der politiſchen Macht und der Kirche und eine Unterordnung des innerlichen der Kirche unter die äußerliche Macht, um alles politiſche aus der Kirche zu verbannen.

Die vierte Periode ſchließt alſo in ſich die Geſchichte der Conſolidation der Reformation, des Papſtthums und des Verhältniſſes zwiſchen beiden. Wir ſind uns bewußt, einen heilenden Einfluß auf das Papſtthum ausgeübt zu haben; wir ſind uns bewußt einer Einwirkung von ihm auf uns, die aber eine Vereinigung unſerer Kirche nur als Unterordnung will. Das lezte iſt alſo das unter der Form des Kampfes erſcheinende, das erſte das der ruhigen Fortſchreitung und Entwikklung. Daher gewinnt es bisweilen das Anſehen, als ob dieſer Gegenſaz im Erſchlaffen ſei, bisweilen als ob der Gegenſaz ſich mehre. Auch glauben einige, der Punkt, den die Reformation erſtrebte, ſei erreicht; daher zwei verſchiedene Tendenzen, rükkwärts zu gehen oder mit Bewußtſein über dieſes Ziel hinauszugehen, weil man es damals nicht habe rein erfaſſen können; andere halten dieſen Punkt für noch nicht erreicht, und daher die Tendenz, den Gegenſaz auf Punkte anzuwenden, in denen man bisher in Gemeinſchaft mit der katholiſchen Kirche lebte.

So ſind wir alſo auf den Punkt gekommen, der die neue Zeit konſtituirt, wo es alſo nicht möglich iſt, einer rein geſchichtlichen Darſtellung ſich zu befleißigen; wir bleiben alſo ſtehen beim Punkte der äußerlichen Conſolidation der Reformation.

Erſte Periode.

Von der Gründung der chriſtlichen Kirche bis zur Vollendung ihrer äußerlichen Einheit (325).

Ueberſicht.

Wir haben es hier mit einem ſehr großen Inhalt zu thun, der ſchwierig iſt auszumitteln und im Zuſammenhange darzuſtellen. Wir können die Geſchichte der chriſtlichen Kirche nicht eher beginnen, als mit dem Anfange einer chriſtlichen Gemeinde, und um einen feſten Punkt anzunehmen, können wir keinen andern als den Pfingſttag annehmen. Da finden wir eine kleine Anzahl getaufter auf den Namen Chriſti, beſtehend aus Galiläern und Juden, die gleich einen Zuwachs von Juden und Judengenoſſen bekommen, welche dort blieben oder anderwärts hinzogen, und dorthin Keime des Chriſtenthums brachten, wie wir das ſchon in allen Theilen des jüdiſchen Landes, wohin Chriſtus gekommen war, vorausſezen müſſen. Von dieſen zerſtreuten Keimen wiſſen wir nichts, ſondern müſſen uns an die apoſtoliſche Geſchichte und an die Gemeinde zu Jeruſalem halten [a]). Sehen wir nun auf das Ende dieſer Periode: ſo giebt uns Euſebius im Leben des Conſtantin (Lib. III.) Nachricht, aus welchen Gegenden ſchon Abgeordnete zum nicäniſchen Concil geſchikkt wurden; Kleinaſien, Phönicien, Arabien, Meſopotamien, Aegypten, Libyen, Scythien, Achaja, Macedonien, Epirus, Syrien und Pannonien haben damals ſchon nicht unbedeutende chriſtliche Gemeinden gehabt. Es wird auch von perſiſchen Gemeinden geſprochen, alſo außerhalb des römiſchen Reiches, die dort ebenfalls Biſchöfe hinſchikkten. Wie aber das Chriſtenthum in alle dieſe Länder gekommen, und ob das Zeugniß des Euſebius den ganzen Umfang der chriſtlichen Länder ergiebt, oder ob ſich das Chriſtenthum noch weiter nach Aſien hin verbreitet habe, wiſſen wir nicht; es giebt aber Urſache zu vermuthen, daß es damals auch ſchon andere chriſtliche Länder gab, zu denen die Kunde von dieſem Concil erſt ſpät gelangte. Sieht man nun, über was für Punkte auf dieſem Concil geſtritten wurde: ſo zeugt dies von einer dialektiſch ſpeculativen Behandlung des Chriſtenthums, welche eben ſo verſchieden von den einfachen erſten Vorträgen, als dieſe vielfachen Kirchen verſchieden waren von der einzigen erſten zu Jeruſalem; und wir können dieſen inneren Faden eben ſo wenig verfolgen wie den erſten äußeren. Daſſelbe gilt von der Verfaſſung. Ueberall in dieſen wichtigen Beziehungen, Ausbildung der Verfaſſung, Lehre und äußerlichen Verbreitung, fehlt uns in dieſer Periode die genaue Kunde und der innere Zuſammenhang.

---

[a]) Dieſe waren nothwendig alle Judengenoſſen geweſen, denn ſie waren zum Feſt hingekommen, ſie konnten alſo auch wiederkommen, und ſo war die chriſtliche Gemeinde wahrſcheinlich immer größer zur Zeit des Feſtes. Es war alſo ſehr wohlthätig und natürlich, daß ſich das Chriſtenthum in ſeinen erſten Anfängen nicht gleich vom Judenthum löſte. Wenn nun

Den Anfang haben wir in dem neuen Teſtamente, die Kunde der erſten Verkündigung in der apoſtoliſchen Geſchichte, und einzelne Andeutungen vom Zuſtande der Gemeinden in den pauliniſchen Briefen. Gegen das Ende der Periode finden wir eine zuſammenhängende Geſchichte, die Kir-

---

auch die Gemeinde in Jeruſalem nicht gleich ſo groß war, wie die Zahl in der A. G. iſt, weil man da die vielen Fremden mitrechnen muß: ſo blieb ſie doch immer eine anſehnliche Verſammlung, und dieſe ſtand in Jeruſalem von außen angeſehen als eine eigene Synagoge da.

chengeſchichte des Euſebius, und zwiſchen beiden liegt ein großes Gebiet der chriſtlichen Sage, welche wahres und falſches vermiſcht und nur einzelnes im Auge hat, wo alſo die hiſtoriſche Kritik ein zwiefaches Geſchäft hat, wahres und falſches zu unterſcheiden, und Combinationen aus den ſicher ſtehenden Elementen zu machen. Für die klare Anſchauung müſſen wir uns ein genaues Bild von dieſen kirchlichen Sagen und ihrer Entſtehung entwerfen.

Wenn wir den größten Theil der hiſtoriſchen Nachrichten im neuen Teſtament betrachten: ſo finden wir, daß die Geſchichtſchreiber viel weniger auf die feſte Darſtellung des Zuſammenhanges als auf eine loſe Zuſammenſtellung des einzelnen gedacht haben. Das natürliche Verlangen, eine Menge von einzelnen Bildern vom erſten Zuſtande zu bekommen, hatte zuerſt eine Geſchichte des Lebens des Erlöſers veranlaßt, wo dann jeder nur das erzählen wollte, was er ſelbſt geſehen; das war alſo ſehr fragmentariſch. Nachher hat ſich das auch auf die Apoſtel erſtrekkt; jeder wollte, ſo viel er konnte, von dem in Erfahrung bringen, was ſie gewirkt hätten; das war aber von der erſten Hand, alſo mit größerer Sicherheit, von wenigen Punkten aus zu erreichen. Mehrere Gemeinden mögen aber entſtanden ſein ohne abſichtliche Einwirkung, ſondern bloß aus dem Zuſammentreffen und der Verbindung einzelner; man richtete ſich dabei nach dem Typus der apoſtoliſchen Kirchen. Die erſten Anfänge gingen dort bald ſpurlos verloren, und es war niemand da, der ſie kannte; daher war das ein anderer Gegenſtand der Nachforſchung, daß jede Gemeinde ihre Geſchichte kennen lernen wollte. Wie leicht war es nun, beides zu verbinden? Wie leicht waren da bloße Combinationen, die nur auf Vermuthung beruhten, ſo wie ein Lehrer oder Apoſtel in dieſer oder jener Gegend geweſen war, daß ſie auch gleich die Gemeinde dort gegründet hätten? So entſtanden eine Menge von Sagen aus verloren gegangenen Schriftſtellern, die keine Garantie haben, wo man aber große

Urſache hat zu vermuthen, daß ſie auf ſolchen Combinationen beruheten [a]. Daher haben wir die Aufgabe, das zu unterſuchen, und auf einem feſten Grunde darzuſtellen [b]. Sehr natürlich iſt, daß dit Schriftſteller hier nicht nach gleichen Prinzipien verfahren; der eine giebt mehr, der andere weniger auf die erſten Autoren, und ſo entſteht eine verſchiedene Darſtellung der einzelnen Punkte. Käme es auf bloß kirchenhiſtoriſche Tabellen an: ſo wäre es gleichgültig, ob manches, was nicht ſicher iſt, für wahr angenommen wird. Aber es hat das eine noch größere Folge. Nämlich in den verſchiedenen kirchlichen Würden und Bedeutungen liegt das, was in der katholiſchen Kirche weiter ausgebildet iſt, und es iſt das Intereſſe der katholiſchen Kirche, dies ſo weit als möglich zurükkzuführen. Der größere Theil der evangeliſchen Kirche hat das entgegengeſezte Intereſſe. Nun muß man aus einer geſchichtlichen Darſtellung möglichſt alles entfer-

---

a) Wäre uns nicht die ganze Literatur, die z. B. Euſebius anführt, verloren gegangen: ſo würden wir zur Ergänzung viele einzelne Data finden. In dieſem geſchichtlichen Zeitraume liegen die Anfänge von einer Menge Begebenheiten und die Endpunkte von dem, was im N. T. abgebrochen, die man nachher erſt mehr auffaßte, als man ſchon mehr zur Beſinnung gekommen war. Nun wurde es ein natürliches Beſtreben, fortzuſezen, was im N. T. abgebrochen war, und anzuknüpfen an dieſe Punkte, wodurch freilich der Vermuthung ein ſehr weites Feld geöffnet war. Wenn wir aber an einer Menge paralleler Beiſpiele ſehen, wie bei dieſer ergänzenden Compoſition ſich das Beſtreben geltend machte, an das apoſtoliſche Zeitalter anzuknüpfen und den leeren Zeitraum auszufüllen: ſo muß man gegen alles einzelne, was dieſen Charakter trägt, Verdacht ſchöpfen. Man ſieht eine Methode, die ſich natürlich machte, die man aber nicht auf geſchichtliche Weiſe verfolgte, und ſo ſieht man eine Menge Angaben, die bloß durch Conjectur entſtanden ſind.

b) In dieſer Scheidung iſt man noch nicht genau genug zu Werke gegangen. Am beſten hat dieſe Sache zuerſt Semler angegriffen; aber theils iſt er im Skeptizismus hier und da zu weit gegangen, und manches, was er fühlte, hatte er noch nicht das Herz rein herauszuſagen, weil es zu ungewöhnlich ſchien. Man muß ſchon ſehr genau auf ſeine Ausdrükke und dieſe Andeutungen merken, wenn man rechten Nuzen von ihm haben will.

nen, was auf einem Parteiintereſſe beruht, und das eigene Sehen und Auffaſſen ſich durch nichts trüben laſſen. Dadurch bekommen alſo die verſchiedenen Anſichten einen anderen Werth; wir müſſen daher auszumitteln ſuchen, wie viel hiſtoriſches Fundament wirklich zum Grunde liegt, wenn die einen unſichere Quellen mit unbedingter Werthſchäzung angeben, und andere in der Hize der Polemik in der Beſtreitung derſelben zu weit gingen.

Wenn wir uns nun hiemit den ganzen Umfang der Periode erſt wollen vertheilen und auseinanderſezen: ſo iſt es natürlich, daß wir hier zwei oder drei Maſſen unterſcheiden; erſtens das apoſtoliſche Zeitalter, wo wir als unmittelbare Quelle des Chriſtenthums unſer neues Teſtament haben, und darnach beurtheilen können, was andere ausſagen. Daß freilich hier ſchon in Bezug auf das neue Teſtament Schwierigkeiten eintreten, werden wir zu berükkſichtigen haben. Die zweite Maſſe iſt die ſpätere Zeit, wo wir das Chriſtenthum ſchon in den verſchiedenen Gegenden, wenigſtens des römiſchen Reiches, ausgebreitet finden, und es den Kampf der Leiden und Verfolgungen durchgehen ſehen, wohin das Märtyrerthum gehört; und zugleich Läſterungen, die alſo Vertheidigungen und Darſtellungen des Chriſtenthums veranlaſſen, das apologetiſche Zeitalter. Wir haben auch ſolche vertheidigende Darſtellungen des Chriſtenthums, die zugleich Documente ſind von dem Zuſtande der Kirche, und das wird uns Zwiſchenpunkte geben zwiſchen dem, was am Ende der Periode heraustritt, und dem, was aus dem neuen Teſtamente zu ſchöpfen iſt. Die dritte Maſſe wird ſchon den Uebergang zur folgenden Periode bilden.

A. Das apoſtoliſche Zeitalter.

Gehen wir hier vom Tage der Pfingſten aus, was giebt uns davon das neue Teſtament für ein geſchichtliches Bild? Auf der einen Seite finden wir in der Verkündigung des Chriſtenthums Enthuſiasmus und Muth, der uns ein Bild giebt von der Kraft eines zähen Widerſtandes, den das Chriſtenthum ſeinen Gegnern entgegenſezen mußte, wenn es in der Welt Plaz finden ſollte, und zweitens eine große Empfänglichkeit für die Wahrheiten des Chriſtenthums, die ſich gleich unter vielen zeigte, die wir aber nicht Grund haben als gleich zu ſezen. In der wirkſamen Begeiſterung der einen und in der Empfänglichkeit der andern müſſen wir ein identiſches Prinzip finden, und da werden wir auf zwei Elemente zurükkommen, den perſönlichen Eindrukk, den Chriſtus durch ſeine Predigt gemacht hatte, ſofern ſie den Glauben an ihn als einen von Gott geſendeten Propheten forderte, und auf die jüdiſch-meſſianiſchen Hoffnungen, wovon uns das neue Teſtament genug Beweiſe giebt, wie weit ſie verbreitet waren. Die Gemeinde beſtand aus Juden und anderen, die zum Judenthum übergegangen waren, welches leztere freilich noch nicht documentirt aber doch wahrſcheinlich iſt. Daher haben wir auf den Zuſtand des Judenthums in damaliger Zeit einen Blikk zu werfen. Daſſelbe war in mehrere Sekten getheilt, von denen zwei, die Sadducäer und Eſſäer, als zu unbedeutend nicht in Betracht kommen. Die Sadducäer hatten ihre Anhänger meiſt unter den vornehmen, und ihre Polemik gegen die Phariſäer beſtand in dem Feſthalten an dem urſprünglichen, aber mit einer großen Scheidung des weſentlichen vom zufälligen, d. h. mit einem ſehr verringerten Intereſſe an der äußerlichen Art zu exiſtiren, was ihre Lehre der Maſſe unzugänglich macht. Die Eſſäer waren eine kleine zurükkgezogene Sekte, die nur in einzelnen Orten Judäas wohnte. Was man von einem Zuſammenhange Chriſti mit dieſer Sekte geſagt hat, iſt ohne alles hiſtoriſche Fundament und gegen alle Wahrſcheinlichkeit; denn aus allen Nachrichten geht hervor, daß die erſten Chriſten beſonders aus Anhängern der phariſäiſchen Sekte beſtanden. Wir finden nun unter den ſpäteren Juden eine Philoſophie oder Speculation unter dem Namen der Kabbala, deren Keime wir ſchon um dieſe Zeit vorausſetzen müſſen. Wenn es nun heißt, die erſte Verkündigung des Chriſtenthums wurde beſonders auf die Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti begründet: ſo findet ſich in dieſen kabbaliſtiſchen Träumereien auch, daß die Seele Adams vor dem Falle öfters habe auf der Erde erſcheinen müſſen, und weil ſie ohne Sünde, vom Tode ausgenommen ſei; die letzte Erſcheinung derſelben werde der Meſſias ſein, und als ſolche werden auch Henoch, Moſes und Elias angeführt. Wenn die Apoſtel die Totalität der kabbaliſtiſchen Juden, die damals unter Phariſäern und Sadducäern geweſen ſein ſollen, von der Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti hätten überzeugen können: ſo müßten ſie alle Chriſten geworden ſein. Allein davon iſt im neuen Teſtamente noch nicht die geringſte Spur; überall wird der Glaube an die meſſianiſchen Hoffnungen geknüpft, und die Auferſtehung Chriſti wird nur angeführt als Autorität gegen die Ankläger und den Tod Chriſti. Daß die meſſianiſchen Hoffnungen auf vieles äußere gegründet waren, iſt gewiß; wäre aber das unreine nicht bald aufgehoben worden durch die Predigt der entgegengeſetzten Partei; ſo wäre das Chriſtenthum nicht geſchichtlich geworden, der Glaube an die äußerliche Wiederkehr Chriſti hätte ſich nicht erhalten können.

Daß alſo der Glaube der Apoſtel auf die Gemeinde im ganzen überging, müſſen wir durchaus annehmen, aber die Stellung der jeruſalemiſchen Gemeinde gegen das Judenthum war allerdings eine wankende und nicht befeſtigte. Der Tempeldienſt war für das Weſen des Judenthums die Hauptſache, denn alle religiöſen Momente des moſaiſchen Gottesdienſtes gingen auf die Einheit des Ortes für alle religiöſen Verrichtungen; der Tempel war auch der Ort für das gewöhnliche Gebet, alles andere nur Supplement. Außerhalb mußten nun für dieſen Ort andere Anſtalten gemacht werden, und ſo entſtand für den Tempeldienſt die *ſynagogiſche Verſammlung*. Der erſte Zweck derſelben war die Verſammlung der an einem Orte lebenden zum täglichen Gebete; hier wurde auch die Bekanntſchaft mit dem Geſetz durch vorgeleſene Abſchnitte fortgepflanzt; an dieſe Vorleſung knüpften ſich ſpäter Erklärungen, die ſich auf die Fortpflanzung der phariſäiſchen Traditionen zunächſt bezogen. Dazu gab es auch Schulen, aber es war ein alter Gebrauch, daß dieſe Schulen keine Art von Monopol in Bezug auf öffentliche Vorträge in der Synagoge hatten, und daher konnten ſich Vorträge, wie das Chriſtenthum erforderte, fortpflanzen, ohne daß dies als Trennung angeſehen wurde. Die Verſammlung der Chriſten konnte als Synagoge erſcheinen, deren Eigenthümlichkeit darin beſtand, daß die meſſianiſchen Ideen beſonders hervorgehoben und auf Jeſum angewandt wurden. Zwar haben die jüdiſchen Gegner des Chriſtenthums Recht, daß die meſſianiſchen Ideen kein eigentlicher Lehrartikel waren; aber es war doch eine allgemein verbreitete Idee, dieſe konnte gehemmt oder gefördert werden, je nachdem es das Synedrium für zuträglich fand. *Synedrium, römiſche Obrigkeit* und *Herodianer* ſtanden ſtets zuſammen, und hingen von einer Menge von Perſönlichkeiten ab; daher der Wechſel, daß bald das Chriſtenthum ignorirt, bald verfolgt wurde. Zwar hätte man von einem Punkte aus eine bleibende Verfolgung des Chriſtenthums erwarten ſollen, indem durch die Verkündigung Chriſti als Sohnes Gottes das Urtheil des Synedriums compromittirt wurde; allein das collegialiſche Verhältniß des Synedriums war doch kein bleibendes, und daher dieſer Wechſel. Die *römiſchen Procuratoren* verhielten ſich rein nach ihrer Perſönlichkeit *). Die erſte Verfolgung, in der

---

*) Die römiſchen Obrigkeiten konnten nur nach dem allgemeinen Princip

Jacobus umkam und beinahe auch Petrus, indem er nur auf eine außerordentliche Weiſe gerettet wurde, ging vom König Herodes Agrippa aus, der ſich bei der herrſchenden Partei im hohen Rathe beliebt machen wollte, und von den Römern beſondere Macht erhalten hatte.

Noch aber ging in das Chriſtenthum über die Art des jüdiſchen Gemeindedienſtes. Dieſer war ein religiöſer und nationaler, und bis zur Zerſtörung von Jeruſalem verband der Tempeldienſt Juden und Chriſten zu nationaler Einheit. Dazu finden wir die Data nicht nur in der apoſtoliſchen Geſchichte, ſondern es iſt auch klar, daß ein beſtändiger Krieg zwiſchen Prieſtern und Chriſten unausbleiblich geweſen wäre, wenn dieſe den Tempel verſäumt hätten, wovon wir aber nichts überkommen haben. Da die Chriſten aber einen eigenen Verſammlungsort haben wollten und mußten: ſo war es natürlich, daß ſie ſich eine eigene Synagoge nach Art der jüdiſchen einrichteten *). Ein anderer Cultus war der häusliche oder Familiencultus, wie er bei den Juden beſtand, wenn auch nicht als etwas tägliches, doch als etwas feſtliches, und zwar meiſt in aus den Pſalmen genommenen Gebeten; die legalen Fundamente hierzu waren die Paſſahmahle, wo Gebet und Geſänge vorgeſchrieben waren. Hier finden wir den Urſprung eines in der erſten Kirche eingeführten Gebrauches, der gemeinſchaftlichen Mahle der Chriſten am Sonntage. Macht man ſich dieſe Combination klar, daß ſich die Apoſtel Zeugen der Auferſtehung Chriſti nannten, daß dieſe beſonders gefeiert werden mußte, und mit dem

---

darüber im römiſchen Reiche verfahren, jeden Gottesdienſt, der in ſeinem Orte einheimiſch war, zu beſchützen, ohne weiteres Urtheil. Von dem hohen Rath wurde gleich anfangs die öffentliche Verbreitung des Chriſtenthums verboten, aber auf gelinde Weiſe: ſo ſieht man ſchon daraus, daß er keine Gefahr daraus für das Judenthum fürchtete.

*) Da die eigentlich chriſtliche Feier auf den Sonntag gelegt war: ſo ſieht man eine natürliche Veranlaſſung zu dieſer Trennung; ob dabei etwas abſichtliches geweſen, iſt nicht auszumachen.

Paſſah zuſammenhing; dann, daß bei den Juden am Sabbath ein beſſeres Leben und ein Gaſtmahl war, und es als etwas frommes galt, wenn reichere ärmere dazu einluden: ſo war es natürlich, daß ſich daran die chriſtlichen Agapen anſchloſſen. Wir müſſen nicht glauben, daß jede Agape des Sonntags eine Feier der Auferſtehung Chriſti war, ſondern es war eine Nachfeier des Sabbaths. Das hing nun mit den Synagogen weniger zuſammen, aber daß ſich damit bald die Feier des heiligen Abendmahls verknüpfte, iſt ſehr natürlich; daher wir außer dem Tempeldienſt, Lehren und Erklären der Schrift, auch den Grundſaz der Anwendung der meſſianiſchen Ideen auf Chriſtum und ſein geiſtiges Reich finden, und zwar wahrſcheinlich an mehreren Orten. Die Lehre der Apoſtel in der Halle Salomonis, wo ſie nach dem Beiſpiele Chriſti täglich öffentlich lehrten, ſcheint nicht verwechſelt werden zu dürfen mit den geſchloſſenen Verſammlungen der Chriſten, ſondern es war das eben die Nachahmung der Lehre Chriſti, eine Aehnlichkeit mit den phariſäiſchen Lehrvorträgen. Sehr zeitig finden ſich auch Spuren eigner Hymnen der Chriſten, unterſchieden vom gewöhnlichen Gebrauch der Pſalmen, aber ganz nach der Analogie derſelben und größtentheils aus pſalmiſtiſchen Fragmenten entſtanden. Davon finden wir Andeutungen in der Apoſtelgeſchichte, ſo wie in den einzelnen Briefen Ermunterungen dazu. Altteſtamentliche Geſänge, wie der Maria und Simons, haben denſelben Charakter.

Nun iſt noch ein Punkt, der hierher gehört, die Taufe, in Beziehung auf welche die Praxis in der erſten Kirche ſehr genau verfolgt werden kann. Daß die chriſtliche Taufe ſich der Taufe Johannis anſchloß, iſt außer Zweifel. Wir finden die Apoſtel ſchon taufend, da noch Johannes taufte, allein die Taufe Johannis war keine Aufnahme in eine beſtimmte Gemeinſchaft und Verbindung. Nun wurde, gleich von der erſten Pflanzung der Gemeinde an, die Taufe Initiation zu dieſer Verbindung, nur finden wir dieſelbe hier ohne allen vorhergehenden Unterricht an einzelnen und an größeren Maſſen gleich verrichtet; aber wir müſſen bedenken, daß wir hier Juden oder mehrjährige Judengenoſſen vor uns haben. Wenn ſolche ein Verlangen bezeugten, zum Chriſtenthum überzutreten, mußten ſie die meſſianiſche Idee aufgefaßt haben, und da das Verlangen erſt durch die Predigt der Apoſtel erzeugt war, mußten ſie das irdiſche dieſer Idee haben fahren laſſen; wenn ſie das recht deutlich im Bewußtſein ſich ausgeſprochen hatten, war kein weiterer Unterricht nöthig *). Wie fern aber die getauften eine abgeſchloſſene Geſellſchaft unter ſich ausmachten, iſt eine andere Frage. Katechumenen konnte es damals nicht geben; wo wir alſo beſondere Verſammlungen der Chriſten unter ſich, die nicht Tempeldienſt waren, und Lehrvorträge für andere finden, haben wir keine Urſache andere als getaufte anzunehmen.

In der Apoſtelgeſchichte finden wir in Beziehung auf dieſe Gemeinde die Nachrichten von einer Gemeinſchaft der Güter, d. h. jeder muß alles, was beſtimmte Einnahme war, in die Gemeindekaſſe hingegeben und ſeine Bedürfniſſe aus ihr empfangen haben. Sich des Grundeigenthums zu entäußern, war keine Nothwendigkeit, wenn es nur zum beſten der Gemeinde verwaltet wurde; und es war das ſo beſſer; denn vermittelſt des Grundeigenthums hatten die Chriſten eine bleibende und feſte Stätte. Wenn einige ſich auch des Grundeigenthums entäußerten, wie die Beiſpiele des Ananias und der Sapphira zeigen: ſo war das etwas freiwilliges und außerordentliches, und die Aufopferung erſchien größer, als ſie war. Allein der Natur der Sache nach konnte das nicht lange dauern, und bald finden wir das Syſtem der Gütergemeinſchaft ſich umwandeln in eine all-

---

*) Was Paulus erwähnt, daß ganze Familien getauft worden ſeien, mag erſt etwas ſpäteres geweſen ſein, und iſt vielleicht damals nicht geſchehen, weil ſich die Taufe zuerſt mehr an die Verkündigung der Apoſtel unmittelbar anſchloß. Ob bei einer Familientaufe auch ſchon Kinder mitgetauft wurden, läßt ſich nicht ausmitteln.

gemeine Wohlthätigkeit, und eine thätige Unterſtüzung der ärmeren durch die reicheren; denn die Einſezung der Diakonen ſezt dieſe Aenderung voraus.

Es iſt ein Vorurtheil, wenn man glaubt, daß die erſte chriſtliche Gemeinde beſonders aus armen beſtand; es rührt das von einzelnen mißverſtandenen Ausſprüchen Chriſti her, allein er verſteht darin nicht arme und reiche, ſondern unterrichtete und ununterrichtete, und leztere ſind die armen. Wenn nun die erſte Gemeinde am Pfingſttage, wo 3000 bekehrt wurden, beſonders aus ſolchen beſtand, die aus allen Theilen der Erde dahin gekommen waren: ſo haben wir keine Urſache vorauszuſezen, daß das lauter unbegüterte waren. Denn da ſie aus fremden Ländern ſich in Jeruſalem niedergelaſſen hatten: ſo konnten dies arme nicht thun, ſonſt würde Jeruſalem bald zu Grunde gegangen ſein; dies ſcheinen vielmehr wohlhabendere geweſen zu ſein. Weil nun eine ſolche Gemeinſchaft, ſtatt eine Gleichheit zu ſein, doch eine Ungleichheit iſt, indem Streitigkeiten und Eiferſucht daraus entſtehen mußten, daß der fleißige glaubte durch ſeine Arbeitſamkeit den trägen erhalten zu müſſen: ſo löſte ſich die Gütergemeinſchaft bald in jenes Wohlthätigkeitsſyſtem auf. Die neue Einrichtung des Wohlthätigkeitsverhältniſſes iſt alſo etwas ſehr natürliches.

Bis zu dieſer Einrichtung müſſen alſo die Apoſtel den ganzen Dienſt der Gemeinde geführt haben; nicht als ob ſie alles hätten allein verſehen können, aber ihre Hülfe wählten ſie ſich ſelbſt: ſo daß die Verantwortlichkeit auf ihnen ruhte. Nun aber wollten ſie nicht gern die Verantwortlichkeit wegen des Austheilens der Almoſen auf ſich laden, ſondern bloß den Dienſt des Wortes verrichten, und dies iſt der Anfang einer beſtimmten Organiſation der kirchlichen Verwaltung. Die Lehre ſcheinen alſo die Apoſtel allein verrichtet zu haben, d. h. aber ſo, daß ſie ſich Hülfslehrer ernannten, und das war auch der Typus bei der Einrichtung neuer Gemeinden; wo die Apoſtel eine Gemeinde geſtiftet hatten, ſorgten ſie auch für die Lehrer. Aber der Dienſt der Handreichung wurde beſtimmten von der Gemeinde erwählten Männern, den **Diakonen**, übertragen, und das iſt der Leitpunkt geweſen, wonach nach dem apoſtoliſchen Zeitalter auch die Lehrer von der Gemeinde gewählt wurden. Wenn es am Beiſpiele des **Stephanus** erſcheint, als ſei dieſe Trennung nicht vollſtändig geweſen: ſo iſt das nur Schein. Das Geſchäft der Lehre, welches die Apoſtel für ſich behielten, war das Geſchäft der Schrifterklärung nnd Ermahnung in der Gemeinde der Chriſten, aber die Verbreitung des Chriſtenthums nach außen war kein beſtimmt organiſirtes; da konnten keine Grenzen geſtekkt werden. Stephanus predigte (Act. 6, 8), aber nicht in der eigentlichen chriſtlichen Gemeinde, ſondern in einer jüdiſchen Synagoge, der er angehörte, und es conſtirt nicht, daß die Chriſten die jüdiſche Synagoge verlaſſen hätten. Nur des Sonntags waren ſie in ihren Synagogen, des Sabbaths in den jüdiſchen Synagogen, denen ſie früher angehört hatten. Der Tod des Stephanus war kein gerichtlicher, ſondern ein tumultuariſcher, und kam daher, weil er, die Verbeſſerung des Geſezes durch Chriſtum in zu ſtarken Ausdrükken bezeichnend, als Läſterer des Geſezes angeſehen wurde. Dies Märtyrerthum ſcheint mit einem allgemeinen Verfahren gegen die Chriſten verbunden geweſen zu ſein, aber war Anlaß zu einer wohlthätigen Zerſtreuung der chriſtlichen Gemeinde [a]).

Hier intereſſirt uns als etwas bleibendes die Verbreitung des Chriſtenthums nach Samaria und Stiftung der Gemeinde zu Antiochia. Nach Samaria zog Philippus (Act. 8, 5), wahrſcheinlich der Diakonus. Außerdem finden wir auch einen Evangeliſten Philippus erwähnt; ob das der Apoſtel oder der Diakonus oder noch ein dritter war, wiſſen wir nicht. Die Verbreitung nach Samaria geſchah nicht auf einen öffentlichen Antrieb, ſondern es ſcheint Privatintereſſe geweſen zu ſein *). Ein Zuſaz in der Apoſtelgeſchichte (8, 14—17), daß Petrus und Johannes, als man in Jeruſalem von der Ausbreitung des Chriſtenthums in Samaria hörte, hingegangen wären, um dieſe neue Gemeinde in Augenſchein zu nehmen, und daß dieſelben nun den heil. Geiſt durch Auflegung der Hände erhalten, den ſie früher nicht gehabt, da ſie bloß getauft waren, ſcheint zu beweiſen, daß die Taufe und Handauflegung in Samaria nicht zu gleicher Zeit geſchahen, und daß Philippus zu dem lezteren nicht die Kraft hatte, mit dieſem aber die Verbreitung der Wundergabe verbunden war. Allein das lezte iſt doch nicht nothwendig; aus dem vorhergehenden geht nichts hervor von einer beſondern Kraft und Nothwendigkeit des Handauflegens. In der Pfingſtrede ſpricht Petrus, ſie ſollten die Taufe durch den heiligen Geiſt empfangen; er macht alſo das

---

[a]) **Stephanus** hat wahrſcheinlich in der **libertiniſchen** Synagoge geredet, oder die **Libertiner** ſind in die chriſtliche Synagoge gekommen, letzteres iſt aber wegen der eben gemachten Trennung (der ſonntäglichen Verſammlungen nur für die Getauften, von der Synagoge) unwahrſcheinlich. Aenderung des Judenthums hat er wohl wirklich geweiſſagt und dies die Erbitterung veranlaßt, ohnerachtet viele Juden glaubten, in der meſſianiſchen Periode werde das Geſez modificirt werden. Sein Tod iſt nicht genau motivirt, auch nicht zu beſtimmen, ob ein Urtheil vorhergegangen oder ob ein Tumult entſtanden. Schl.

---

*) In Samaria war eine Neigung zu religiöſen Extravaganzen in jener Zeit. Die Geſchichtſchreiber erwähnen eines Schwärmers Doſitheus, eines Zeitgenoſſen Chriſti, und auf dieſen folgte Simon. Zum Theil liegen dabei Modificationen der meſſianiſchen Idee zum Grunde, zum Theil allerlei Elemente vom Emanationsſyſtem. Aus dem N. T. läßt ſich über dieſen Simon wenig entnehmen, und wenn man glaubt aus anderen Schriftſtellern ſchöpfen zu können: ſo iſt dies ſehr ungewiß, denn es wurde eine Menge ſpäterer gnoſtiſcher Meinungen auf dieſen Simon übertragen. Die Verkündigung des Chriſtenthums in Samaria war ſchon der erſte Anfang, das Chriſtenthum von dem moſaiſchen Geſeze zu löſen, denn die Juden hatten keine Gemeinſchaft mit den Samaritanern; ſollte alſo eine Gemeinſchaft beſtehen: ſo mußten die Judenchriſten dieſe Trennung aufgeben. Es iſt nun keine Spur davon, daß die Verbreitung des Chriſtenthums in Samaria den jüdiſchen Autoritäten Verdacht gegeben habe, ſondern ſo lange man nur ſah, daß das Geſez von den Chriſten beobachtet wurde, unternahm man nichts gegen ſie.

charakteriſtiſche des Geiſtes von der Taufe abhängig. Die katholiſchen Theologen (Stolberg VI. S. 53) finden in dieſer Handauflegung die erſte Spur der Firmelung als Beſtätigung der Taufe, dazu iſt aber keine Urſache. Vielmehr war das Handauflegen ſchon ein früherer Gebrauch, der zur Einweihung einzelner zu einem Amte in der chriſtlichen Gemeinde üblich war. Daß Philippus, der in einer raſch fortſchreitenden Verkündigung des Evangelii begriffen war, das nicht ſelbſt thun, ſondern den Apoſteln überlaſſen wollte, und daher von Jeruſalem zwei Apoſtel zur Einrichtung der Gemeinde und Einſezung der älteſten geſchikkt wurden, ſtimmt mit der bisherigen Entwikklung. Daß damit beſondere Geiſtesgaben verbunden waren, iſt auch leicht zu glauben; der parenthetiſche Zuſaz aber von Lucas iſt unrichtig aufgefaßt [a]).

Hieran reiht ſich nun die Erzählung von der erſten Bekehrung und Taufe eines unbeſchnittenen zu Cäſarea, Cornelius, nicht ohne Widerſtreben des Petrus und eines noch größeren des ſtrengeren jüdiſchen Geiſtes zu Jeruſalem, welchen Petrus durch Erzählung der Viſion beſchwichtigt habe, indem er gezögert, dann aber durch einen göttlichen Impuls getrieben worden ſei [a]). Es muß uns Wunder nehmen, daß ſich das Widerſtreben nicht ſchon bei der Aufnahme der Samariter zeigte; doch war dieſem ſchon durch das Beiſpiel Chriſti ſelbſt vorgebeugt.

---

[a]) In anderen Erzählungen finden wir, daß der heilige Geiſt bisweilen der Taufe voranging, theils nachher kam; hier ſcheint er ganz von der Taufe getrennt. Daß es in beiden Fällen ganz daſſelbe geweſen, leidet keinen Zweifel, weil dieſelben Ausdrükke gebraucht ſind. Alſo hat man keine Urſache zu glauben, daß das Handauflegen der Apoſtel eine magiſche Kraft hatte, ſondern daß dies nur eine ſymboliſche Sanctionirung und begleitende Handlung geweſen. Es iſt die religiöſe Productivität im chriſtlichen Sinne, auf eigenthümliche Weiſe und mit einer eigenthümlichen Kraft: ſo daß wer es that zeigte, er könne mit ſeinem chriſtlichen Sinn ſchon wieder auf andere wirken. Deshalb iſt auch nicht nöthig, daß man unter dem γλώσσαις λαλεῖν ſich ein unmittelbares Wunder denkt. Unverſtändliche Sachen kann das γλώσσαις λαλεῖν nicht enthalten haben, denn ſonſt konnten die anderen, die große Menge, die es nicht verſtanden hätte, nicht geſagt haben, daß ſie τὰ μεγαλεῖα τοῦ θεοῦ verkündigten. So ſcheint alſo auch hier das Empfangen des heil. Geiſtes durch Petrus nicht etwas ganz allgemeines geweſen zu ſein, ſondern etwas, wodurch einige ausgezeichnet waren, ein χάρισμα. Da nun das Handauflegen auch vorkommt, wo einzelne zum Dienſt der Gemeinde beſtellt wurden, und alſo Recht und Verpflichtung zu lehren bekamen: ſo ſieht man, wie ſich das aneinanderſchloß. Das Handauflegen muß alſo doch ziemlich einerlei Bedeutung gehabt haben, nämlich das ſegnende und gutes anwünſchende Anerkennen der Art, wie ſich der göttliche Geiſt manifeſtirt.

Unter den Diakonen zu Jeruſalem, welche in der Apoſtelgeſchichte erwähnt werden, war auch ein Proſelyt aus Antiochia, der nun bei den Verfolgungen in Judäa nach ſeiner Vaterſtadt zurükkehren und als einzelner dort leicht eine Gemeinde ſtiften konnte. Die Heiden dort, zu denen er redete, waren gewiß auch Proſelyten. Unter den Helleniſten, das heißt den außer Paläſtina wohnenden Juden, waren ſchon viele Vorurtheile weggeräumt, und daher erhob ſich unter den Juden dieſer Stadt kein Bedenken gegen die Aufnahme der Heiden. Nun wurde von Jeruſalem aus Barnabas nach Antiochien geſandt. Barnabas und Paulus werden im N. T. immer als Apoſtel behandelt, und ſie hätten ſich nicht ſo nennen können, wenn nicht die Apoſtel ſie ſich gleich geſtellt hätten. Wenn man nun ſagt, Paulus ſei auch berufen und ſanctionirt worden, Barnabas ſei aber nicht in dem Sinne Apoſtel genannt worden wie Paulus: ſo iſt das falſch [b]). Man unterſcheidet zwar zwiſchen Apoſtel im urſprünglichen Sinne und ſolchen, die zur Verkündigung des

---

a) Die Geſchichte, wodurch Petrus ſich rechtfertigte, hat ſehr den Charakter, bloß die Rechtfertigung anzugeben nicht das geſchichtliche. Man kann es bei näherer Betrachtung wahrſcheinlich finden, daß es nur als ein Factum verſtanden wurde von ſolchen, die dieſer Art und Weiſe nicht ſo kundig waren.

b) Die Apoſtel ſcheinen anfangs ſtreng unter ſich auf die Zahl 12 gehalten zu haben, darum wurde ſtatt des Judas ein anderer eingeſezt, allein jezt finden wir, daß Barnabas und Paulus beſtändig Apoſtel genannt werden, ohne daß wir etwas von einer beſtimmten Sanction wüßten, und einſähen, wie man von der Zahl 12 abgegangen iſt. Freilich iſt es

Evangeliums von der Gemeinde ausgeſendet waren; allein das iſt doch beides gleich. Die Gemeinde gab nur die Subſidien dazu her, die Ausbreitung des Evangeliums ſelbſt war ein Werk des Geiſtes (1. Cor. XII, 28. Epheſ. IV, 11). Es ſcheint dies aber wegen der Ausbreitung außerhalb Paläſtinas und wegen des Todes Jacobi nothwendiger geworden zu ſein, als man anfangs dafür gehalten hatte, wo die Ausbreitung des Evangelii ſich nur auf Paläſtina beſchränkte. In der zweiten Stelle aber werden unterſchieden ἀπόστολοι, προφῆται, εὐαγγελισταί und διδάσκαλοι, und da ſcheint etwas beſtimmteres gemeint zu ſein als in der erſten Stelle. Daher hat man erklärt, εὐαγγελισταί ſeien diejenigen geweſen, die einzelne Erzählungen vom Leben Chriſti und der Gemeinde geſammelt und verbreitet hätten, alſo Träger des Urchriſtenthums *); διδάσκαλοι wären Lehrer ohne feſten Wohnſitz, die in den einzelnen ſchon geſtifteten Gemeinden herumreiſten; als einen ſolchen haben wir uns den Apollo zu denken. Das ſchwierigſte bleibt, προφήτης als ein eigenthümliches Geſchäft in der chriſtlichen Kirche aufzufaſſen. Will man es: ſo muß man das Wort im allgemeinſten Sinne nehmen; denn das Wahrſagen liegt nur im griechiſchen Worte, nicht im hebräiſchen נָבִיא. Darin liegt aber auch eine Differenz von einem beſtimmten Amte, denn das hatten die Propheten nicht, und es wäre alſo daſſelbe, was man unter διδάσκαλοι verſteht. Nun gehört aber zum προφήτης ein ſicherer Gebrauch der Sprache und höherer Grad von Begeiſterung. Das Lehren ſcheint alſo in der chriſtlichen Gemeinde getheilt geweſen zu ſein, unter die

---

möglich, daß Paulus und Barnabas an die Stelle von einigen Apoſteln traten, welche geſtorben waren, aber man hat auch vielleicht den Ausdruck ἀπόστολος bald im weiteren Sinne gebraucht, und bei der größeren Trennung vom Judenthume ſich auch von der Zahl 12 getrennt.

*) Wenn man den Evangeliſten nur die δευτερεῖα anwies: ſo iſt wol das wahr daran, daß ſie ſich mehr mit Erzählungen abgaben. Ueber Propheten noch ungewiß, aber wahrſcheinlich anderer poetiſcher Stil, und vorübergehende erhöhte Begeiſterung. Schl.

mehr didaktiſch logiſchen Lehrer, διδάσκαλοι, und die mehr an das dichteriſche angenäherten, welche die γένη γλωσσῶν in ihrer Gewalt hatten, προφῆται. Anders ſcheint ſich freilich die Sache im Corintherbriefe zu ſtellen, wo die προφητεία als das verſtändliche von γλώσσαις λαλεῖν unterſchieden wird, und lezteres nicht ganz von dem Vorwurf des geſuchten freigeſprochen.

Von Antiochia aus wurde nun eine große Miſſion unternommen von Paulus und Barnabas. Die Gemeinde, die ein ſolches Unternehmen ausrichten konnte, muß begütert geweſen ſein [a]); zugleich entwikkelte ſich das Chriſtenthum hier freier, und die Gemeinde dort erſcheint daher als der zweite große Hauptpunkt des Chriſtenthums, und das war der erſte Grund zu der nachherigen Ariſtokratie beider Städte. Es war gewiß eine weiſe Veranſtaltung der Vorſehung, daß ein ſolcher zweiter Hauptpunkt bald entſtand, weil Jeruſalem belagert wurde und für eine Zeit lang als Metropolis verſchwindet; und weil die helleniſtiſche Gemeinde dort ein Gegengewicht hielt gegen die engherzigen Gemeinden in Paläſtina, die vom Judenthum nicht ablaſſen konnten. Es entſtand nun auch eine Oppoſition eines Theils der in Jeruſalem wohnenden Chriſten gegen die antiocheniſche Liberalität. Es kamen die in Paläſtina wohnenden Judenchriſten nicht in Verlegenheit mit Heiden zuſammenzukommen, und brachten daher ihre Anſichten vom reinen und unreinen in andere Länder mit; daher war ihnen das auch als Chriſten ein Anſtoß, mit denen Gemeinſchaft zu haben, die ſie als Juden für unrein halten mußten. So viel iſt gewiß, daß in der Aeußerung, die Paulus in dem Streit mit Petrus that, weit mehr liegt, als in den Beſchlüſſen zu Jeruſalem abgemacht wurde. Der vierte Punkt in dieſen Beſchlüſſen ſollte nur die Communication in der chriſtlichen Verſammlung ſicherſtellen; dabei konnte

---

a) Von dem reichen Antiochia ſcheint beſonders die Stiftung der wohlthätigen Anſtalten ausgegangen zu ſein.

beſtehen, daß Juden nicht ſollten in heidniſche Häuſer gehen, ſondern bloß die Heidenchriſten bei ſich aufnehmen. Paulus dringt darauf, daß die Judenchriſten dem Geſeze keinen religiöſen Werth beilegen ſollten, ſondern bloß einen nationalen und daher auch nur einen lokalen. Das Geſez war dem Volke Jsrael gegeben, um den Bund zu bewahren, und ſollte daher außer dem Lande nicht beſtehen. Daher beobachtete Paulus in Paläſtina das Geſez, aber außerhalb Paläſtinas nahm er es in ſeine Praxis nicht auf, was ſeinem Verkehr mit Heiden hätte ſchaden können. Dies war weiſe, nicht etwa Heuchelei.

Auf dem Concil zu Jeruſalem finden wir die Sache von Paulus nicht didaktiſch erörtert, wie er es in dem Streit mit Petrus gethan, ſondern da wurde es bloß hiſtoriſch behandelt a), und das that er mit großer Weisheit, weil es zuerſt darauf ankam, die Gemeinſchaft und Freiheit ſicher zu ſtellen b). Dieſe Verſammlung nun, die angeſtellt wurde, um zwei entgegengeſezte Anſichten der Apoſtel auszugleichen, iſt die erſte in ihrer Art. Man hat gefragt, ob es ein eignes Concil war; das thut aber nichts zur Sache. Der Gegenſaz der beiden Anſichten war durch die beiden Gemeinden zu Antiochia und Jeruſalem repräſentirt. Man iſt auf einem ganz falſchen Standpunkte, wenn man glaubt, daß dazu eine Vereinigung ſämmtlicher Gemeinden nothwendig geweſen ſei und eine mechaniſche Stimmenabnahme.

---

a) Wir haben im N. T. zwei Erzählungen, die hierher gehören, 1) den Streit des Paulus mit Petrus im Briefe an die Galater auf Veranlaſſung ſolcher Chriſten, die aus Paläſtina gekommen; 2) das Faktum in der A. G., das die Sendung des Paulus und Barnabas nach Jeruſalem veranlaßte. Wir können den Streit darüber in Hinſicht des chronologiſchen hier nicht ausmachen.

b) Es iſt nicht möglich, daß alles, was ein großer, freier Geiſt auffaßt, auch gleich von einer großen befangenen Menge könne aufgefaßt werden; er muß ſich erſt mit ihr in Verbindung zu ſezen ſuchen. Hieraus erklärt ſich nun auch, daß man in den Briefen des Paulus, wo ſo oft von dem judaiſiren die Rede iſt, keine weitere Erwähnung von den Beſchlüſſen in Jeruſalem findet.

Es muß aus dem neuen Teſtament hervorgehen, daß bis dahin an keinen Gegenſaz von Laien und Geiſtlichen zu denken war; ja der urſprüngliche Gegenſaz der Jünger Chriſti und aller übrigen war aufgehoben, indem man bei der Wahl des Matthias (A. G. 1.) alle conſtanten Begleiter Chriſti den Apoſteln gleichſezte, und nachher auch durch den apoſtoliſchen Beruf des Paulus und Barnabas; und Lehrer des Worts und Diakonen wurden noch als coordinirte Glieder der Gemeinde angeſehen, die inneren und die äußeren. Nun kamen mit Paulus und Barnabas auch mehrere nach Jeruſalem, ihre Anſicht zu repräſentiren, und es waren das nicht bloß *ἀπόστολοι* und *πρεσβύτεροι*, ſondern es war auch die *ἐκκλησία* da, und das ganze wurde als ein ganzes angeſehen, wo es darauf ankam, daß, wer ſich innerlich berufen fühlte, Wortführer ſei. Man kann ſich das nicht anders denken, als daß nur die *ἐκκλησία* die engherzige judaiſirende Anſicht repräſentiren konnte; denn man ſieht in der Rede des Stephanus und anderer, daß in denen, welche die Fähigkeit hatten zu lehren, die allgemeinere, freiere Anſicht vorhanden war. Die allgemeine Tendenz war die Circulation der Gedanken, daß die chriſtliche Thätigkeit nicht ſollte geſtört werden. Nothwendig mußten die judaiſirenden eine höhere Achtung vor der anderen Partei bekommen, da ſie durch die ausgezeichnetſten Männer dargeſtellt wurde, und dieſe wieder mußten eine große Vorſicht gewinnen, keinen Anſtoß zu erregen.

Nachher ſehen wir die Thätigkeit Pauli in derſelben freien Weiſe fortgehen über Syrien hinaus. Dadurch mußte Paulus den Proſelyten machenden Juden ein Anſtoß ſein, denn er entzog ihnen die Proſelyten, und dies wurde bald ſichtbar, da dieſe einen freieren Umgang mit den in dieſen Gegenden wohnenden Heiden hatten; daher denn die große Feindſchaft derſelben in Jeruſalem gegen Paulus, die auch wol ſeine Gefangenſchaft veranlaßten. Nach der zweiten Miſſionsreiſe nach Macedonien und Achaja verſchwindet Barnabas, der offenbar Paulus zuerſt gehoben und gehalten hatte, aus der apoſtoliſchen Geſchichte, und eben ſo wiſſen wir nichts von der Thätigkeit des Philippus. Wenn der in Cäſarea wohnende derjenige war, der das Chriſtenthum in Samaria ausbreitete: ſo wird er es wohl auch weiter verbreitet haben, wahrſcheinlich nach Syrien[a]. In der Darſtellung von der Trennung Pauli und des Barnabas herrſcht in der Apoſtelgeſchichte der Anſchein einer Parteiſache, da ſie ſich über einen dritten Untergehülfen nicht vereinigen konnten. Wenn das nicht ſo gekommen wäre, könnte man erwarten, daß Paulus eine ſolche Trennung abſichtlich herbeigeführt haben würde, theils weil die äußerliche Autorität des Barnabas, wenn ſie zuſammenſtanden, nicht dem inneren Verhältniſſe angemeſſen war, theils müſſen wir den Barnabas auch als einen ausgezeichneten Mann anſehen; es mußte daher beſſer ſein, wenn ſich dieſe beiden Männer trennten, und jeder einen mit ſeiner ganzen eigenthümlichen Kraft wirkſamen Punkt bildete, als daß ſie ſich gegenſeitig beſchränkten; und gewiß werden auch wol ſolche Betrachtungen an der Trennung großen Antheil gehabt haben.

Nun wiſſen wir noch von drei Centralgemeinden, die Paulus ſtiftete, Theſſalonich in Macedonien, Corinth in Achaja, Epheſus in Kleinaſien. Daß ſich das Chriſtenthum von den beiden griechiſchen Städten weiter in Macedonien und Achaja verbreitete, läßt ſich leicht denken, und es finden ſich auch Spuren in der Apoſtelgeſchichte von Illyricum; und ebenſo verbreitete ſich das Chriſtenthum von Epheſus aus nach den kleinaſiatiſchen Gemeinden, welche in der Offenbarung Johannis erwähnt ſind. Aber dieſe drei Städte wurden nicht gleichgeſtellt den beiden erſten Hauptkirchen zu Antiochia und Jeruſalem, ſondern es traten zwei andere Metropolen auf, Alexandria und Rom, über deren erſte Gründung wir nichts wiſſen. Es iſt zwar eine Sage, aber auch weiter nichts, daß Marcus zum Biſchof von Alexandria beſtellt worden ſei, und man hält dann dieſen Marcus für gleich mit dem Begleiter des Paulus und dem Evangeliſten. Allein es iſt wahrſcheinlich, daß ſolche Beſtallungen im apoſtoliſchen Zeitalter nur vorübergehend waren, und nicht als *ἐπίσκοποι* d. h. älteſte oder *πρεσβύτεροι*, So ſezt Paulus den Timotheus zu Epheſus ein, den Titus zu Creta, und ruft ſie nachher wieder ab; ſie mußten dort nur die *πρεσβύτεροι* wählen. Offenbar war das auch die beſte Weiſe, das Evangelium ſchnell zu verkündigen, und ſo war dieſer Marcus auch jener Begleiter des Paulus und Barnabas; die Apoſtel behielten aber gern ihre Schüler bei ſich. Andere apokryphiſche Nachrichten berichten, daß Barnabas zu Alexandria das Evangelium verkündigt habe; wenn man aber einer andern Spur nachgeht, daß Apollo ein alexandriniſcher Jude war, der das Chriſtenthum auf einer Reiſe kennen lernte: ſo iſt es wahrſcheinlicher, daß dieſer die erſte Veranlaſſung geweſen ſei, das Chriſtenthum in ſeinem Vaterlande zu fixiren.

---

[a] Johannes und Philippus haben (nach Euſeb. III.) am längſten bei den Chriſten in Aſien gelebt. Schl.

Was Rom betrifft, ſo glaubt die römiſche Gemeinde, daß Petrus 25 Jahr Biſchof zu Rom geweſen. Allein er, der zur Verkündigung des Evangelii berufen war, ſollte ſo lange an einem Orte geweſen ſein und ſich gerade nach dieſen weſtlichen Provinzen gewendet haben? Er kann doch auch nicht in Rom geweſen ſein, ehe Paulus den Brief an die Römer ſchrieb, und das müßte er geweſen ſein, wenn er nach 25jährigem Epiſcopate dort geſtorben iſt. Nach der ſchwankenden Nachricht, daß Linus bald der dritte Biſchof zu Rom war, bald wieder der zweite, bald daß Paulus den Linus zum Biſchof einſezte, und Petrus den Clemens zum zweiten, ermangelt alles, was von Petri Aufenthalt zu Rom geſagt wird, des hiſtoriſchen Grundes, und iſt aus Sagen entſprungen. Ich gehöre zu denen, welche die ganze Nachricht vom Aufenthalte des Petrus zu Rom bezweifeln (cf. den jüngeren Spanheim in ſeinen Miscellaneis criticis scripturae sacrae) a). Rom war ein Ort, wo ſehr viele Fremde zuſammenkamen, dieſer Zuſammenfluß war aber nicht immer gleich, und ſo kann es auch ſein, daß viele Chriſten zuſammenkamen, die auch wieder abgingen; ehe alſo nicht eine hinlängliche Anzahl von dort ſich niederlaſſenden Chriſten war, konnte eine Gemeindeeinrichtung nicht gemacht werden. Paulus muß ſeinen Brief an die Römer, der doch beſtimmt diejenige neuteſtamentliche Schrift iſt, gegen deren Autorität das allerwenigſte einzuwenden iſt, geſchrieben haben, als ſich dort ſolche fremde Chriſten niedergelaſſen hatten und er von einer größern Zahl dieſer Verſammlung hörte; ſein Brief dahin gab ihr erſt nachher Conſolidation. Denn wie läßt ſich damit reimen, daß, als er gefangen nach Rom kommt, er die Synagogenmitglieder zu ſich entbietet und dieſe ſagen, ſie hätten ſo etwas vom Chriſtenthum gehört?

Daß das Chriſtenthum bald nach den öſtlichen Gegenden des Orients kam, iſt ſehr wahrſcheinlich. Meroë und Osroene werden früh als chriſtliche Gemeinden bezeichnet, wenn auch dies mit vielen Fabeln vermiſcht war, wie die Erzählung des Emir Abgarus von Edeſſa b). So hat man auch gefragt, was Babylon für ein Ort ſei, den Petrus in ſeinem erſten Briefe er-

---

a) Man weiß keine Thatſache von ſeinem Dortſein als ſeine Geſpräche mit Simon; Juſtin aber hat aus der falſch gedeuteten Statue die Anweſenheit Simons in Rom erſt geſchloſſen, und unmöglich kann Petrus mit ihm in Cäſarea und Laodicea (Hom. Clement.) und in Rom auch wieder disputirt haben. Die Beſtellung des Clemens aber zum Biſchof (Ep. Clem. de gratia Petri) widerſpricht der Geſchichte, und auch dieſes Buch ſagt doch nichts beſtimmt von dem Märtyrerthum Petri in Rom. Schl.

b) Es iſt ein Verluſt, daß wir nicht wiſſen, was Philippus weiter gethan hat, der ſo ganz allein ſich einen eignen Weg zur Verbreitung des Chriſtenthums außerhalb des ſtrengen Judenthums gebahnt hat; wahrſcheinlich wurde durch ihn das Chriſtenthum, das er in Samaria verbreitete, auch nach Meroë gebracht, zu den Aethiopen. — Der Briefwechſel zwiſchen Chriſtus und Abgarus iſt wol erdichtet, und ebenſo trägt die Erzählung, daß das Wort Chriſti, das er dem Abgarus gab, ſpäter durch eine Sendung des Theodorus erfüllt worden ſei, den Chawähnt, wo er geweſen ſein ſoll. Es kann das nicht, wie man meint, das ägyptiſche, auch nicht Rom ſein, denn ſonſt würde Petrus doch irgend eine nähere Lokalangabe zugeſezt haben, ſondern es muß das Babylon in Aſien ſein, obgleich wir von der Ausbreitung des Evangelii dahin keine zuſammenhängende Kenntniß haben. So war das Chriſtenthum weiter verbreitet, als ſich genau nachweiſen läßt, und wurde es von dieſen einzelnen Punkten aus gewiß noch weiter.

Wenn nun nicht geläugnet werden kann, um auf Rom zurükkzukommen, daß unter der Regierung des Nero ſchon eine Verfolgung gegen die Chriſten ausbrach, und es eine Nachricht giebt, daß Paulus dort den Märtyrertod erlitt: ſo müſſen wir uns den chriſtlichen Namen als etwas in der Hauptſtadt weit verbreitetes denken. Wenn aber die Chronologie des Apoſtel Paulus bis auf wenige Punkte etwas ſehr dunkles iſt, und wir nicht wiſſen, wie lange er über die zwei Jahre in Rom blieb, und ob er auch ein zweites Mal nach Italien kam: ſo iſt doch aus dem Factum der Verfolgung gewiß, daß das Chriſtenthum zu dieſer Zeit ſchon in Italien ausgebreitet war. Die Tradition behauptet, daß Paulus und Petrus zuſammen den Tod in Rom erlitten, wo auch noch ein Monument beider gezeigt wurde, wogegen andere die Gräber beider anderswohin ſezen. Man muß das ſchließen aus der Art, wie Paulus in ſeinen Briefen aus Rom ſein Ende in Rom erwartet, aber es kann auch möglich ſein, daß das nicht ſo war, denn ihm gebührte ja nicht Zeit und Stunde zu wiſſen[a]). Die Nachricht des Ambroſius von

---

rakter des fabelhaften. Aber die fabelhaften Nachrichten ſezen doch als eine bekannte Sache voraus, daß das Chriſtenthum dort ſo zeitig verbreitet geweſen.

[a]) Euſebius führt für das gemeinſchaftliche Märtyrerthum in Rom nur Dionyſius Cor. an, der aber nur Italien nennt, vielleicht auch nicht einmal die Gleichzeitigkeit genau ausdrükkt. Cajus (der Presbyter) ſcheint die Gräber beider an zwei verſchiedene Orte zu ſezen; eine Inſchrift aber, von der Euſebius ſagt, ſie ſei noch zu ſehen, faßt beide Namen zuſammen. Nichts ſtimmt alſo, und nichts iſt verbürgt. Schl.

dem Märtyrerthum des Petrus iſt nun gar mit Fabeln und mit einer Repetition ſeiner Verläugnung vermiſcht. Petrus will ſeiner Verfolgung entgehen und aus Rom fliehen, als ihm Chriſtus erſcheint und ſagt, er wolle nach Rom gehen und ſich noch einmal kreuzigen laſſen; Petrus habe ſich da geſchämt und zur Erhöhung ſeiner Qual verlangt, man ſolle ihn umgekehrt kreuzigen. Wo an einer Nachricht ſolche Fabeln hangen, da iſt es ſchwer das wahre herauszufinden; gewöhnlich entſtanden ſolche Facta aus bloßen Conjecturen, weil man glaubte, es müſſe alles in Erfüllung gehen, was ein Apoſtel geſagt. So erzählt man auch, Paulus ſei das erſte Mal zu Rom befreit worden, dann nach Spanien gegangen, und darauf in Rom wieder gefangen geſezt worden. Das ſieht aus wie nach der Aeußerung des Apoſtels gemacht, und ſo gewinnt die ganze Tradition einen unhiſtoriſchen Anſtrich. Die römiſche Gemeinde ſtüzt ſich auch hierauf nicht, ſondern beſonders auf die Monumente der beiden Apoſtel. Aber wie läßt ſich das denken in einer Verfolgung, die nachher oft wiederkehrte? Gleichzeitig können dieſe Monumente nicht errichtet worden ſein, und was ſie früher geweſen, können wir auch nicht wiſſen [a]).

---

[a]) Es iſt ein großes Geflecht von Sagen über Petrus, aus denen es ſchwer iſt ſich mit Sicherheit herauszufinden. Man will ihn zum Stifter der angeſehenſten Gemeinden machen, denn er ſoll auch die Gemeinde zu Antiochia und mit Paulus die zu Corinth geſtiftet haben; wir wiſſen aber beſtimmt, daß Paulus dieſe Gemeinde allein geſtiftet hat. Wie ſteht es nun mit dem Biſthum des Petrus zu Antiochia, wovon fünf Schriftſteller das Jahr auszumitteln ſuchen? Die Sache iſt ſo, Ignatius, über die Aechtheit von deſſen Briefen noch Streit iſt, ſagt im Briefe an die Magneſier beiläufig, die Gemeinde zu Antiochia ſei durch Petrus und Paulus gegründet worden. Aus der A. G. ſehen wir aber, daß ſelbſt Paulus ſchon die Gemeinde vorfand, und dem Ignatius konnte dies nicht unbekannt ſein; wir ſehen alſo, in welchem weiten Sinne dies genommen wurde. Origenes adv. Celsum ſagt ebenſo beiläufig, indem er den Ignatius citirt, Ignatium dico episcopum Antiochiae post Petrum secundum, und das iſt die ganze Autorität für dieſe Geſchichte; denn Euſebius III, 36 hat wahrſcheinlich aus dieſer Stelle geſchöpft,

Von Paulus nach ſeinem Aufenthalte zu Rom und von Petrus nach der Abfaſſung ſeiner Briefe läßt ſich nun aus dem ſpäteren Gebiete der Sage nichts ſicheres aufbringen. Nur Joſephus (Antiq. 20, 9, 1) ſagt noch, daß ein Jacobus, ἀδελφὸς Ἰησοῦ τοῦ λεγομένου Χριστοῦ, ein angeſehener Mann zu Jeruſalem, zwiſchen dem Tode des Feſtus und der Ankunft des Albinus vom Hohenprieſter Ananus als παρανομήσας hingerichtet ſei, mit der Mißbilligung aller beſſeren zu Jeruſalem. Nur von Johannes und Philippus iſt es ziemlich ſicher, daß ſie noch länger unter den Gemeinden Kleinaſiens wirkten. Da nun die Zerſtörung von Jeruſalem erfolgte, ſind wir wol am Ende der Periode. Hegeſippus nach Euſebius Bericht ſetzt das Ende des apoſtoliſchen Zeitalters nach dem Tode des Simeon, eines Enkels des Jacobi, Chriſti Bruder, unter Trajan, und ſagt rühmend von dieſer Zeit, So lange ſei die Kirche rein und fleckenlos geweſen. Dies iſt aber falſch und ſtimmt mit ſeinen übrigen Anſichten nicht überein, indem er die doſitheiſtiſchen Ketzereien ſelbſt erwähnt, ſie aber als chriſtlich anſieht, und das Chriſtenthum überhaupt als eine Fortſetzung des Judenthums betrachtet. Es iſt aber auch kein Grund, das apoſtoliſche Zeitalter ſo weit auszudehnen, wir können nur hier ſtehen bleiben, wo es geſchichtlich zu Ende geht *).

---

die er faſt wörtlich anführt. So ſehen wir nun, wie dieſe Meinung entſtanden iſt, und wir haben nun allen Grund zu glauben, daß es mit Rom nicht beſſer geſtanden. Von Tertullian haben wir auch Nachrichten über die Verbreitung des Chriſtenthums in Afrika und Carthago, aber auch dieſe ſind ſehr ungewiß.

*) Paulus erwähnt in dem Briefe an die Galater, daß man ihm die Verkündigung unter den Heiden zugeſtanden und die andern ſich die unter den Juden vorbehalten haben. Iſt nun die Theilung ſo zu verſtehen, daß die übrigen Apoſtel ſich auf Paläſtina beſchränkt hätten, und die übrige römiſche orbis terrarum dem Paulus und Barnabas überlaſſen, ſo daß alles falſch wäre, was wir von der Stiftung der Gemeinden in Epheſus, Corinth u. ſ. w. geſagt haben? Aber das können wir auch nicht annehmen, daß der Wirkungskreis der übrigen Apoſtel

Wir werden nun von hier aus Rükkblikke thun auf etwas, was wir noch nicht berührten. Fragen wir, wie weit iſt die Lehre in dieſer Zeit ausgebildet: ſo wäre das eine eigene Diſciplin, die biblische Dogmatik. Wir können im N. T. drei Lehrweiſen, die pauliniſche, johanneiſche und die dritte allen anderen Büchern gemeinſame, unterſcheiden. Die pauliniſche Lehre iſt am meiſten auf didaktiſche Weiſe ausgebildet (wir meinen hier eine allgemeine Charakteriſtik von Differenzen, die hervortreten, freilich in einem Briefe mehr als in dem andern), und hat am meiſten ſpeculative oder dialektiſche Richtung. Die johanneiſche iſt mehr Darſtellung eines innerlichen und perſön-

---

in ſo enge Grenzen eingeſchloſſen geweſen wäre. Es ſcheint mir daher mehr eine Theilung der Methode geweſen zu ſein, die auch Paulus Lehrvorträgen, da er die Nationalität des Geſezes anerkannte, gemäß war. Wer nun, ohnerachtet er ſelbſt Jude, außerhalb Paläſtina glaubte dieſe freiere Methode befolgen zu können, der gehörte Paulo an; wer das nicht wagte, der beſchränkte ſeine Wirkſamkeit auf Paläſtina oder ſolche Gegenden, wo die Heidenchriſten ein Minimum waren. Die Gebietstheilung bei Euſebius würde beweiſen, daß auch Petrus deſſen liberale Anſicht nicht mehr geſcheut. Aber den Thomas nach Parthien und Andreas nach Scythien ſcheint ſie nur deshalb zu ſchikken, weil man nichts von ihnen wußte, und alſo glaubte ihre Wirkſamkeit in ganz außer der Gemeinſchaft liegende Gegenden, von denen keine Kunde übrig war, verlegen zu müſſen. Von der vermeinten Stiftung galliſcher Gemeinden durch Petrum nnd ſpäter durch Paulum (deſſen Freilaſſung und zweite Gefangenſchaft bei Euſebius bloß aus 2. Tim. gefolgert iſt) weiß dieſe Theilung nichts. In viele Gegenden aber, wohin keine abſichtliche Miſſion ſtatt fand, kam das Chriſtenthum durch handeltreibende und durch römiſche Soldaten, von denen uns Cornelius und Sergius Paulus Beiſpiele geben, ſo wie die römiſche Gemeinde und gewiß auch die zu Coloſſä und Laodicea Beiſpiele der erſten Art ſind. Sobald man von ſolchen Kunde bekam: ſo wurden ſie nach dem einen oder andern Typus eingerichtet. Der Zuſammenhang der Gemeinden lag in den Apoſteln, ihren und ihrer Gefährten Reiſen und Briefen, dann auch in dem Wohlthätigkeitsverband, in welchem Jeruſalem und Paläſtina nur empfangend auftrat; nicht grade als Muttergemeinde, das war nur Paulus Motiv, ſondern theils weil dort viel Noth ſchon ſtattfand und noch mehr zu erwarten war, theils weil man hierdurch am leichteſten den judaiſirenden Eifer zu beſchwichtigen glaubte. Schl.

lichen Verhältniſſes. Was er im Anfange ſeines Evangeliums ſagt, Chriſtus erſchien mehreren, daß ſie die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes Gottes erkenneten, darnach hat er auch die Ausſprüche Chriſti hervorgehoben. 3) Die mehr gnomiſche und mehr ins einzelne gehende, was beim Paulus Nebenſache iſt, nicht Kern. Das ganze hat daher hier mehr einen paränetiſchen Charakter, wie die pauliniſche mehr einen dialektiſchen, die johanneiſche einen mehr unmittelbar ſich ſelbſt darſtellenden. Dabei iſt nicht zu verkennen, daß die Vorſtellungen über die wichtigſte Lehre von der Perſon Chriſti und wie er das Werk der Erlöſung vollbracht, unausgebildet und unentwikkelt erſcheinen. Wir meinen das ſo, Wenn wir unſere Dogmatik nähmen und Petrus oder Paulus fragten, Habt ihr euch das ſo oder ſo gedacht? ſo würden wir keine Antwort bekommen, ſondern ſie würden ſagen, Wir ſind ins einzelne nicht eingegangen. Das müſſen wir wohl beachten, ſonſt kommen zwei verſchiedene Behandlungsweiſen heraus. Die eine im Gegenſaz gegen die kirchliche Lehre ſagt, die Apoſtel hätten davon nichts gewußt; die andere, die kirchliche Lehre vertheidigende, hat die ſpätere Dogmatik wörtlich aus der Bibel abzuleiten geſucht. Beides iſt falſch. Die Apoſtel wollten nichts von ſolcher Beſtimmung wiſſen? Das iſt nicht wahr; es war nur noch nicht die Zeit und Muße für eine ſolche Entwikklung da, aber ein Zuſtand der Unbeſtimmtheit wird immer in einer ſpäteren Zeit in einen Zuſtand der Beſtimmtheit übergehen. Wir müſſen alſo hier eine Neutralität des neuen Teſtaments gegen alle ſpäteren Modifikationen annehmen. Ebenſo iſt das zweite falſch, die kirchliche Lehre im neuen Teſtamente wörtlich zu finden; durch dies Deuteln iſt die natürliche Erklärung des N. T. untergegangen. Denn man kam dahin, einzelne Stellen herauszuheben, die ſich dazu hergaben, vergeſſend, daß der Sinn jedes Sazes durch den Zuſammenhang beſtimmt wird. Wir können uns nun aber auch beruhigen, wenn wir nur aufweiſen können, daß die ſpätere kirchliche Lehre ſich aus dem neuen Teſtament natürlich entwikkelt habe. Auch die größere didaktiſche Schärfe des pauliniſchen Lehrbegriffs iſt zu polemiſch, als daß man daraus eine reine Lehre herleiten könnte. Man nehme nur die Lehre von der δικαίωσις, der Rechtfertigung durch den Glauben, die immer polemiſch iſt gegen die Hochſchäzung des moſaiſchen Geſezes. Sehen wir dagegen, wie Paulus über die höhere Natur Chriſti ſpricht, ἴσα θεῷ, θεὸς ἐν χριστῶ, ſo iſt das nicht ſo geſagt wie Ausdrükke in der Lehre von der δικαίωσις, und das iſt grade das Centrum; die größere Schärfe iſt erſt mit der Polemik entwikkelt worden. Wenn wir Paulus fragten, Wie haſt du dir ἴσα θεῷ gedacht, athanaſianiſch oder ſabellianiſch, oder mehr in der Analogie wie der Geiſt Gottes in den Propheten war? ſo würde Paulus, wenn er daran Anſtoß nähme, wol eine Antwort geben oder er würde ſagen, daß er auf ſolche Einzelheiten nicht gekommen wäre. Ebenſo in der Moral. Die ſittliche Polemik gegen das heidniſche und jüdiſche, das ſich einſchleichen wollte, finden wir beſtimmt ausgeſprochen, aber das eigentlich innere, wie ein neues Leben aus der Gemeinſchaft mit Chriſto entſpringt, finden wir nur in allgemeinen Zügen Daß das natürlich war, werden wir uns leicht überzeugen. Erſt durch Wechſelwirkung des Chriſtenthums auf Judenthum und Heidenthum konnte ſich die chriſtliche Lehre mehr ins einzelne beſtimmen.

Fragen wir nun, Wie ging es zu mit der **Bekehrung** der Menſchen in damaliger Zeit, und womit begann die Mittheilung des Geiſtes, wodurch ſich das lebendige und wirkſame Sein in der Kirche charakteriſirt: ſo finden wir das negative und poſitive zuſammen, und zwar zuerſt das negative. Johannes und Chriſtus fingen damit an, den Hochmuth über die abrahamitiſche Abſtammung zu ſtrafen, die fleiſchliche Geſinnung und Sicherheit zu verdrängen und die meſſianiſchen Vorſtellungen zu vergeiſtigen, ebenſo die Hoffnung einer beſſeren Zukunft unter den Heiden. Dieſe Ruhe mußte nun erſchüttert werden, damit das Verlangen nach etwas neuem entſtehen konnte. Da aber das neue ſich immer mit dem früheren aſſimiliren wollte, überall, wo die Apoſtel lehrten, beides verbunden war, gläubige und zu bekehrende zuſammen belehrt wurden: ſo konnte die poſitive Beſtimmtheit erſt ſpäter hervortreten. Da nun beides noch ſo vermiſcht war: ſo läßt ſich das hervortreten auf dem polemiſchen Gebiete erklären, und das Zurükkhalten und mehr der Zukunft vorbehalten des innerlichen.

Wenn wir es alſo als ein der Zukunft vorbehaltenes Bedürfniß erkennen, das Selbſtbewußtſein des Chriſten zur Beſtimmtheit zu führen, und auf dieſem Grenzpunkte ſelbſt ſo fragen, Standen alle Regionen des Chriſtenthums in dieſer Beziehung gleich? ſo finden wir hier zuerſt große Differenzen. Wir müſſen drei annehmen, die paläſtinenſiſche, die im römiſchen Reiche, und die öſtliche; die Tetrarchien und Ethnarchien gehören mit zur paläſtinenſiſchen, da wir hier noch keine redactio in provinciam finden. Durch den jüdiſchen Krieg entſtand eine große Zerrüttung in dieſer Hinſicht; das jüdiſche ging eigentlich unter, und da die chriſtlichen Gemeinden in Paläſtina ſich von dem Judenthum noch nicht losgemacht hatten, war auch die Zerrüttung hier. Die Feindſchaft zwiſchen dem römiſchen und parthiſchen Reiche machte eine Einigung der paläſtinenſiſchen und parthiſchen Gemeinden nicht möglich; ſo war alſo der rein innere Prozeß der weiteren Entwikklung der Lehre nur dem übrigen römiſchen Reiche vindicirt, woher das Zurükkbleiben in der Lehre bei den kleinen orientaliſchen Kirchen, getrennt von der Gemeinſchaft der übrigen, ſchon hier anfing. Ebenſo war natürlich, daß in den paläſtinenſiſchen Gemeinden, wo das jüdiſche Element das obere war, in dieſer Zeit der Verwirrung, wo die Selbſterhaltung alles forderte, die innere weitere Entwikklung der Lehre ſtill ſtand; daher nun in der Folge, als die paläſtinenſiſche Kirche von neuem gegründet wurde, gegen die übrigen, die indeſſen fortgeſchritten waren, der Zuſtand der Lehre in Paläſtina dürftig erſchien, und den Chriſten hier eine πτωχεία beigelegt wurde. Im römiſchen Reiche brachten die Verfolgungen zwar auch Störungen hervor und Zuſammenziehung des Geiſtes nach innen, um Widerſtand zu leiſten, allein das war nur vorübergehend.

Waren aber nicht für die Behandlung der Lehre ſchon im apoſtoliſchen Zeitalter ſelbſt Differenzen angelegt? Wir finden in den pauliniſchen Briefen, daß es ſolche gegeben, die behaupteten, die Auferſtehung ſei ſchon geſchehen. Dies iſt nicht auf ſadducäiſche Weiſe zu erklären, denn dagegen iſt die Localität, worin es zum Vorſchein kam; es war nämlich helleniſtiſch. Es iſt das eine idealiſtiſche Abweichung im Gegenſaz gegen eine andere. Nach dem neuen Teſtamente ſehen wir ja, daß die Auferſtehung als nahe bevorſtehend erwartet wurde, und damit die Vollendung des meſſianiſchen Reiches. Wenn ſich nun hier irdiſche, materielle, ſinnliche Erwartungen anſchloſſen: ſo iſt im Gegenſaz gegen dieſe die Vorſtellungsweiſe entſtanden, welche freilich die Grenze auch überſchritt, aber nicht das ewige Leben läugnete, ſondern nur eine bevorſtehende baldige Veränderung des ganzen Menſchengeſchlechts, indem ſie behauptet, man müſſe ſich an eine geiſtige ἀνάστασις halten, die ſchon geſchehen ſei, nicht an eine leibliche. So war dies das idealiſtiſche im Gegenſaz gegen das materielle, woraus nachher das chiliaſtiſche entſtand. Wir ſehen alſo hier zwei ſolche Richtungen ſich entgegenſtehen, und ſo wie jede der andern eine Blöße giebt, und die reine Entwiklung des Chriſtenthums in der Mitte durchgehen ſollte, aber nicht immer darin rein bleiben konnte, ſondern die Richtung bald nach dem einen, bald nach dem andern hin annehmen mußte: ebenſo behauptete eine Partei (in den Briefen Johannis), Chriſtus ſei nicht in das Fleiſch gekommen; das iſt die erſte Spur des doketiſchen, die eine wahre menſchliche Natur Chriſti läugnete. Es konnte dieſe Anſicht entſtehen aus einer Scheu vor der von Chriſto beſtändig vorgehaltenen Reinigung des Lebens und der Sitten, indem man ſagte, daß Chriſtus nicht den Menſchen gleich ſei und das ſinnliche in ihm nur Schein war. Wenn wir in der kirchlichen Lehre behaupten, daß in Chriſto die Unſündlichkeit ohne Widerſtand war: ſo liegt das ſehr nahe und es muß darüber eine beſondere Auskunft gegeben werden. Aber das war nicht die Abweichung, die Johannes bekämpfte. Es konnte der Doketismus auch ausgehen von den Juden, von den Spitzfindigkeiten in ihren Fragen. Solche Fragen waren ſpäter, Ob in Chriſto auch alle bloß animaliſche körperliche Verrichtungen waren? Allein der Wirkungskreis des Johannes, als er ſeine Briefe ſchrieb, war nicht ein jüdiſcher Kreis, ſondern ein helleniſirender. Nun iſt noch eine andere Möglichkeit da, daß das böſe in der Materie ſei; und ſo verſtanden wollte der Doketismus eine Erklärung der Unſündlichkeit Chriſti. Das ſcheint das allerunſchuldigſte; allein es war wol das der Grund, daß dem Johannes dadurch etwas graunvolles und geſpenſterhaftes in die Erſcheinung Chriſti gekommen zu ſein ſchien; daher erklärte er ſich auch von Anfang an über das materielle Betaſten Chriſti (I. Ep. init. ὃ ἐθεασάμεθα καὶ αἱ χεῖρες ἡμῶν ἐψηλάφησαν). Hier ſehen wir alſo den erſten Einfluß einer der Frömmigkeit fremden Speculation, denn das fromme Gefühl ſucht den Grund der Sünde nicht über das Selbſtbewußtſein hinaus. Ob ſie in dieſem nicht ſein würde, wenn nicht die materielle Umgebung wäre, liegt ſchon außer ihrem Gebiet. Dem gegenüber liegt die ebionitiſche Abweichung des Chriſtenthums, die aus nichts anderem zu begreifen iſt als aus dem iſolirten Zuſtande der jüdiſch-chriſtlichen Gemeinde nach der Zerſtörung Jeruſalems. Origenes in ſeinem Commentar zum Matthäus ſagt, es ſei eine πτωχεία, eine dürftige Anſicht, unter der chriſtlich-jüdiſchen Gemeinde, daß ſie theils Chriſtus für einen Sohn Joſephs hielten, theils für einen Sohn Mariä unempfangen vom heiligen Geiſt oder ἀνεὺ θεολογίας, d. h. ohne Verbindung mit dem höheren

Weſen. Dieſe Partei findet ſich zwar in dieſem Abſchnitt noch nicht, entwikkelt ſich aber gleich zu Anfang des folgenden [a]).

Wie ſtand es nun um die Abweichungen in der mehr *praktiſchen Lehre*? Hier finden wir die Neigung zu einer Frivolität, zu einer laxeren Moral unter Heidenchriſten und das hal-

---

a) Die erſte Urſache war der jüdiſche Krieg, durch welchen, wenn ſich auch die Hauptgemeinden auf das den Römern befreundete Gebiet des Agrippa zurükkzogen, doch ſowol ſie als die übrigen paläſtinenſiſchen Chriſten aus dem eingeleiteten Zuſammenhang der Gemeinden herauskamen. Keine Spur apoſtoliſcher Thätigkeit oder Schulen, und die Cataloge von Biſchöfen von Jeruſalem gewiß unzuverläſſig. Daher konnte ſehr leicht der ſtreng judaiſirende Sinn, der nur durch den Zuſammenhang mit den helleniſchen Gemeinden gemäßigt war, überhand nehmen, und aus dieſem ſind die *Ebioniten* und *Nazaräer* entſtanden; gewiß einerlei und lezteres nur der Name, den ſie von den Juden, erſterer vielleicht der, den ſie hernach von den liberaleren Chriſten empfingen. Nach Theodorets Zeugniß hatten einige das *Evangelium* κατὰ Ἑβραίους und hielten Jeſum für einen Sohn Joſephs; andere hatten das Ev. Matthäi, und hielten ihn für einen Sohn der Jungfrau. Am Ev. *Petri* iſt kein Grund zu zweifeln, und es muß ſo geweſen ſein, daß es keine Veranlaſſung gab, das göttliche in Chriſto herauszuheben. Eine ausdrükkliche Polemik dagegen haben ſie gewiß nicht geführt, aber ihr Glaube war doch ein ſchillern dazwiſchen, ob das Chriſtenthum etwas eigenthümliches ſei oder nur eine Modification des Judenthums. Der Mangel der apoſtoliſchen Schule und einer ſolchen Tradition, welche den Inhalt des Ev. Johannis in ſich ſchloß, nebſt der Fortſezung des Opfer- und Tempeldienſtes konnte dergleichen ſehr leicht hervorbringen. Schl.

Indem hier das Ev. *Petri* und *an die Ebräer* erwähnt werden: ſo ſehen wir, daß dieſe bald nach der Zerſtörung Jeruſalems entſtanden ſein müſſen; Schriftkenntniß, auch im helleniſchen, kann den Ebioniten nicht abgeſprochen werden, denn *Symmachus* und *Theodotion* gehörten zu ihnen. Die Zuſammenſezung von einzelnen Erzählungen iſt nur unter den Ebioniten ganz wahrſcheinlich, beſonders da ſie ganz ausgeſchieden waren aus dem Zuſammenhange der übrigen Gemeinden. Daher iſt gegen die Exiſtenz eines ſolchen Evangeliums, wie das des Petrus, nichts einzuwenden; das Ev. Petri und der Hebräer ſind wahrſcheinlich ihre früheren Schriften geweſen. Es iſt ſogar möglich, daß dieſe apokryphiſch gewordenen Evangelien älter ſind als unſere kanoniſchen, und daß dieſe dennoch mit mehr Recht als jene älteren kanoniſch geworden ſind; denn die älteren, im Drange der Umſtände zuſammengerafft, konnten leicht fabelhafter ſein.

ten am Werk auf Seiten des Judenchriſtenthums; aber es bildete ſich außerdem noch ein Syſtem der Abstinenz in Bezug auf die Ehe, auf die legitime Befriedigung des Geſchlechtstriebes, die ſich der jüdiſchen Anſicht von der Verdienſtlichkeit einer Geſchlechtsfolge entgegenſetzte. So war es wieder wie ſonſt, anfangs nur der Gegenſatz gegen etwas unchriſtliches, das ſich ins Chriſtenthum einſchleichen wollte, woraus ſich aber in der Folge eine große Einſeitigkeit und unnatürliche Verdienſtlichkeit entwikkelte a)). Wir finden Paulus die Eheloſigkeit vertheidigen durch ſein Beiſpiel, aber nicht als Gebot des Herrn, ſondern als für die Umſtände paſſend. Gegen die Enthaltſamkeit aber in der Ehe ſpricht er ſich auf das beſtimmteſte aus. Wie iſt der Apo-

---

a) Aus dem Tone mancher apoſtoliſchen Ermahnungen verräth ſich eine antijudaiſirende Neigung, es mit ſinnlichen Ausſchweifungen nicht genau zu nehmen. Heiden, die noch nicht recht vom chriſtlichen Princip durchdrungen waren, konnten die Strenge in dieſem Punkt, weil ſie bei den Juden auch Theorie war, mit dem Feſthalten am ceremoniellen verwechſeln und ſo den alten Leichtſinn retten wollen. Gegen ſolche Aberrationen wurden größtentheils die apoſtoliſchen Schreiben erlaſſen, bald auf dringende Veranlaſſung, bald mehr gelegentlich bei Reiſen und Empfehlungen. [In den apoſtoliſchen Briefen finden wir nicht ſelten die Warnung, „nicht die Freiheit der Kinder Gottes zu mißbrauchen.“ Die Polemik gegen die Werthlegung auf Entſagungen und Entbehrungen findet ſich nicht ſo beſtimmt ausgeſprochen, ſie ſchimmert aber durch alle Ermahnungen, „daß man werth halten ſolle die Freiheit der Kinder Gottes,“ hindurch.] So bildete ſich durch Communication der eine Theil unſeres Kanon, in dem man auch ſchon die größeren Verſchiedenheiten der Lehrweiſe findet. Bald fügte ſich manches andere hinzu, was erſt die ſpätere Zeit wieder ausſchied. Auch hier ſieht man das allmählich ſich verbreitende und verwiſchende des apoſtoliſchen Anſehens, denn Barnabas iſt Apoſtel, und ſein Brief hat kein beſtimmtes Zeichen der Unächtheit. (Schl.) Hier ſehen wir aber auch ſchon von Anfang die Freiheit des chriſtlichen Urtheils, welches ſich durch keine Gränzen von außen beſchränken ließ. Wir können nicht nachweiſen, daß hier von kritiſchen Unterſuchungen aus das allgemeine Urtheil beſtimmt worden wäre, ſondern man ſieht, daß nur das Gefühl von der Ungleichheit des inneren Gepräges dieſen Brief aus dem Kanon geſchieden. Hierbei ein Gefühl der Untrüglichkeit anzunehmen, kann nicht auf eine beſtimmte Zeit eingeſchränkt werden.

fiel Paulus zu ſolcher, der phariſäiſchen und jüdiſchen Anſicht ganz entgegengeſezten Anſicht gekommen, da er, als er zum Chriſtenthum übertrat, ſchon in dem Alter war, wo ſich die Juden zu verehelichen pflegten? Es muß alſo ſchon damals etwas vorhergegangen ſein, woraus ſich das erklären läßt. Wenn er auch ein eifrig phariſäiſch erzogener war: ſo müſſen wir doch glauben, daß in ihm etwas außerordentliches und über das gewöhnliche Treiben erhabenes war, und eine rein geiſtige Umkehrung möglich machte; daß er etwas in der Anſicht ausgebildet hatte, was er auch in der Praxis befolgte [a]).

Es müſſen hier auch Punkte hervorgehoben werden, die für häretiſch gehalten werden, aber gar nicht chriſtlich ſind, 1) von **Simon Magus**, ſeinem Lehrer **Doſitheus** und einem ſeiner Schüler **Menander**, als ſeien das die erſten Urheber des **Gnoſticismus** geweſen. Wir kennen einen Simon aus der Apoſtelgeſchichte, einen Samariter, von dem auch Juſtin in ſeiner Apologie redet. Was er aber ſonſt ſagt, z. B. daß Simon in Rom mit faſt göttlicher Ehre ſei verherrlicht worden, iſt nur eine mißverſtandene Conjectur; daß aber hier die Keime des Gnoſticismus geweſen, kommt erſt im Irenäus und Epiphanius vor. Euſebius ſieht dieſe Lehre des Simon allerdings als eine Ausartung des Chriſtenthums an, ſo daß Simon ein Chriſt geworden und geblieben ſei. Wenn aber Juſtinus, ein Samariter, ſagt, daß ſeine Landsleute in ihm die *μεγάλη δύναμις θεοῦ* verehrten: ſo ſieht man, daß das nicht mit dem Glauben an Chriſtum beſtehen kann, und das beweiſt einen Untergang des Chriſtenthums in Samaria [b]). Bloß was von ſeinem Schüler

---

[a]) Paulus Eheloſigkeit war wol ſchon Oppoſition gegen die jüdiſche Fleiſchlichkeit, vielleicht aus helleniſchem geſchöpft. Schl.

[b]) Simon konnte unmöglich Chriſt ſein und ſich ſo für die *μεγάλη δύναμις θεοῦ* oder nach Origenes gar für *υἱὸς θεοῦ* halten, wie denn auch Origenes contra Celsum ganz dagegen proteſtirt, daß er ein Chriſt ſei. Seine **Helena** war Symbol von der Geſchichte und den Verirrungen

Menander in Antiochien gegen das Ende des erſten Jahrhunderts geſagt wird, iſt etwas gnoſtiſches. Es ſind Philoſopheme über den Urſprung des Uebels, das nicht von Gott herrühre ſondern von den Engeln, die bei der Schöpfung der Welt thätig geweſen ſeien, was auch bei den Rabbinen vorkommt. Dieſer iſt aber auch kein Chriſt geweſen, ſondern hat dort auf ſeine Hand eine Sekte geſtiftet; denn es heißt, er habe auch eine Taufe gehabt, die ſich jedoch auf ihn bezog. Es iſt aber am Ende auch gar kein Factum, daß dieſer Menander mit Simon zuſammenkam, ſondern es entſtand von der Vorausſezung, daß Simon Stifter des Gnoſticismus ſei, und da war Menander das Zwiſchenglied. Clemens Alexandrinus handelt im zweiten Buche der Stromata und VII, 17 ſehr dunkel von Simon; hier möchte Clemens wol ganz anders geſchrieben haben, wenn er ſichere Spur hatte, daß Simon gnoſtiſirte. Wie man nun dazu gekommen, dies als chriſtliche Abweichung anzuſehen, erklärt ſich ſo. **Hegeſippus**, ein judaiſirender Chriſt, hatte zuerſt über die kezeriſchen Abweichungen des Chriſtenthums geſchrieben. Da von ihm nichts auf uns gekommen iſt: ſo können wir vermuthen, daß er mit den Abweichungen im Judenthum anfing, und von dieſem iſt es auf die folgenden Häreſiologen übergegangen, mit den jüdiſchen Häreſien anzufangen. Nun kommt Simon in Samarien vor und wird ein Samariter genannt. Joſephus (Antiq. XX, 7, 2) erwähnt eines kypriſchen Juden Simon, eines angeblichen Magiers, der genauer Freund des Feſtus war;

---

des verkörperten Geiſtes nach Art der Propheten, und indem er die Identität aller Offenbarungen verkündigte, konnte er deſto leichter von allen Sekten an ſich ziehen. Doch iſt nicht recht zu begreifen, wie er ſich nach der Geſchichte noch habe geltend machen können, wenn nicht theils, daß er auch den heiligen Geiſt in ſeine Theorie mit aufgenommen, ihm geholfen, theils aber die chriſtliche Tradition in jener Gegend unterbrochen worden. Zu Origenes Zeit war die Sekte ganz wieder ausgeſtorben, und wo alſo gleichzeitige oder ſpätere Schriftſteller (ob es ſchon von Clemens gilt?) von **Simonianern** reden, da meinen ſie Gnoſtiker. Schl.

man weiß nicht, ob beide dieſelben ſind. Da Simon nun zu Samaria auftrat: ſo wurde er für einen Häretiker unter den Juden gehalten, und da von ihm in der Apoſtelgeſchichte erzählt worden, daß er Chriſt wird: ſo wurde ſeine Häreſie eine chriſtliche. Offenbar iſt dieſer Simon ein fabelhaftes Weſen und Menander die erſte geſchichtliche Perſon, der aber, als ſeine eigene Taufe habend, kein Chriſt war [a]).

Wie iſt nun hier der ganze Verbindungszuſtand der Chriſten nach dem Abtreten der Apoſtel anzuſehen? Hier müſſen wir darauf ſehen, wie die chriſtliche Gemeinden beſtanden, und welches das Verhältniß der Glieder der Gemeinde unter einander war. Was das erſte betrifft: ſo iſt ſchon geſagt, wie die hier zuſammentreffenden Umſtände eine partielle Aufhebung des Zuſammenhangs hervorbrachten. Der Zuſammenhang ward gehalten durch die Apoſtel; die Keime von Gegenſäzen, die in ihnen ſelbſt lagen in Bezug auf die eigentlichere und liberalere Behandlung des Chriſtenthums, waren ſchon längſt ausgeglichen; die Gemeinden hatten alſo ein und denſelben Typus gehabt bei ihrer Einrichtung. Der unmittelbare Zuſammenhang der Gemeinden unter einander war ein gelegentlicher und kein beſonders organiſirter; gelegentlich auf einer Seite dadurch, daß Geſchäfte den Chriſten das Reiſen nöthig machten, und ſo Nachrichten von einer zur andern kamen; theils durch die Beſtrebung einzelner Gemeinden, das Chriſtenthum weiter zu verbreiten. Das einzig organiſirte war der Dienſt der Apoſtel. In einem gewiſſen Sinne kann man auch das als etwas organiſirtes anſehen, in welchem Verhältniß die Gemeinde einer ἐπαρχία, Gemeinde der Hauptſtadt einer Provinz, mit einzelnen unbedeutenderen Gemeinden einer Provinz ſtand; hier vermittelte der politiſche Zuſammenhang den kirchli-

---

a) Menander in Antiochia am Ende des erſten Jahrh. mag wol gnoſtiſirt haben, aber ein Chriſt war er wol gar nicht, und ſein Zuſammenhang mit Simon iſt wol auch erſt der Vorausſezung, daß die Gnoſtiker von Simon abſtammten, nachgebildet. Schl.

chen. Wie die Apoſtel vom Schauplaz verſchwinden, hört dieſes Element auf, und da iſt es nicht anders möglich, als daß einzelne Regionen den andern fremd wurden; auf der andern Seite mußte die centrale Poſition der Metropolen in ihrem Umkreis immer weiter um ſich greifen, und da der Ort immer Einfluß hat, bildete ſich ein provincieller Charakter. Die Verbindung aber verſchiedener Provinzen unter einander war etwas zufälliges, und ſo kam es, daß ſich in verſchiedenen Provinzen verſchiedene Sitten bildeten, die, als ſie nachher bemerkt wurden, ſchon eingewurzelt waren. Nun waren die Apoſtel der Mittelpunkt der Lehre geweſen, zuerſt allein, und als ſich der Kreis der Chriſten mehrte, und, da ſie nicht mehr zureichten, ſich neue Lehrer wählten, waren dieſe es, welchen ſie das Amt übertrugen. Als ſie nun ganz vom Schauplaz abtraten, finden wir die Lehre in den Händen ihrer Schüler. Hier müſſen wir gleich vermuthen, wenn wir es auch nicht wüßten, nicht nur einen Stillſtand, ſondern ſogar einen Rükſchritt der Lehre; denn einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen den Apoſteln und ihren Schülern müſſen wir auf jeden Fall annehmen, ſie konnten nicht ſo durchgebildet ſein, wie die Apoſtel ſelbſt, und ſo ausgezeichnete Subjecte, wie Paulus, haben wir nicht Urſache in allen Regionen anzunehmen. Die Apoſtel hatten zwar eine große Auswahl, aber dieſe wurden gleich von einer ſolchen Menge mechaniſcher Geſchäfte überhäuft, daß ſie ſich nicht gehörig ausbilden konnten.

Was nun die Gemeinde ſelbſt betrifft: ſo finden wir einen Gegenſaz durch eine Neigung zum jüdiſchen oder zum ethniſchen hin, freilich durch die Lehrer zuſammengehalten, dabei aber auch das Einſchleichen von mancherlei menſchlichem in die Kirche. Das Chriſtenthum hatte die Tendenz der Ausgleichung aller ſtörenden äußeren Verhältniſſe, und deren gab es in jener Zeit eine Unzahl. Die apoſtoliſchen Schriften geben uns darüber ſo viele Angaben, daß das Factum nicht zu bezweifeln iſt. (Vergl. Briefe an die Corinther und Brief des Jacobus.) Wegen der verſchiedenen Elemente der Gemeinden konnte ſich das gehörige nur durch Reaction mit der Zeit entwikkeln; es iſt daher etwas durchaus thörichtes, die erſte chriſtliche Gemeinde herabſezen zu wollen, und mit Unrecht hat man vieles, was in der erſten Kirche unchriſtliches ſich einſchlich, den Wirkungen des Chriſtenthums zugeſchrieben. Zwar war dies nur eine Oppoſition gegen eine Anſicht, welche die erſte chriſtliche Gemeinde der Unſündlichkeit Chriſti nahe brachte und von da an eine fortlaufende Verſchlechterung annahm; aber eben ſo falſch iſt die andere Anſicht, die behauptet, daß die erſten chriſtlichen Gemeinden, obgleich durch den Reiz der Neuheit und des Enthuſiasmus unterſtüzt, doch ſo ſchwach waren.

Die Wahrheit liegt in der Mitte. Die Macht der Gewohnheit konnte nur allmählich beſiegt werden, und fremde Elemente mußten ſich in dieſer Zeit einſchleichen, wenn das Chriſtenthum geſchichtlich ſein ſollte. So z. B. der Unterſchied zwiſchen Sklaven und Herren ſollte fortbeſtehen, obgleich beide Mitglieder der Kirche waren, bis er konnte geſezlich aufgehoben werden; ebenſo der Unterſchied durch Erwerbung. Sobald die Einſicht hierüber deutlich wurde, mußte das Durcheinandergehen aufhören.

Ein anderes iſt das Verhältniß der chriſtlichen Gemeindeglieder unter einander. Eine größere Differenz war hier nicht möglich als die zwiſchen Apoſteln oder Stiftern der Gemeinde und den Mitgliedern der Gemeinde, aber dieſe wurde frühzeitig abgeſtumpft. Indem nun frühzeitig eine Organiſation der Gemeinde entſtand: ſo entſtand hier ein Mittelglied, und ein ſolches iſt immer etwas ausgleichendes. Es ſcheint auch, als ob der Unterſchied des Lehrens und Belehrtwerdens, wie wir aus Paulus merken, damals aufgehört habe ein perſönlicher zu ſein. So wie wir uns eine Gemeinſchaft denken, die ſolche Dienſtleiſtungen, wie die Wohlthätigkeit, organiſch betrieb: ſo müſſen wir glauben, daß auch andere Sachen nicht ſehr mechaniſch betrieben wurden. Es wird im neuen Teſtamente den Chriſten der

Vorwurf gemacht, daß ſie mit ihren Streitigkeiten vor die bürgerlichen Richter, die gewöhnlich keine Chriſten waren, ſich begäben. Daß ſie in ihrem Verhältniſſe zu Heiden ſich vor ſie begaben, folgte aus der Anerkennung der Obrigkeit, aber in ihrem Verhältniſſe unter einander war es billig, daß der Apoſtel Paulus es tadelte, wenn ſie eine heidniſche Obrigkeit anflehten. Um das zu vermeiden, mußten ſie einen wählen oder die Gemeinde einen einſezen, der das verwaltete und ſchlichtete; das giebt natürlich das Amt der πρεσβύτεροι. Alle Verwaltung der ganzen Gemeinde als einer moraliſchen Perſon fiel aber den Presbytern anheim, daher wir bald in der Apoſtelgeſchichte zu Jeruſalem Apoſtel, Presbyter und die Gemeinde finden. Die Apoſtel, wie ſie zuerſt das Diakonat von ſich abwälzten, müſſen auch hernach das Vorſteheramt von ſich abgethan haben, das ſie noch zur Zeit des Ananias hatten. Nun aber findet ſich im Briefe an die Corinther eine Spur, daß ein jeder die Befugniß zum Lehren gehabt habe, ganz entgegengeſezt gegen eine Aeußerung in der Apoſtelgeſchichte II, 42 ἦσαν δὲ προςκαρτεροῦντες ἐν τῇ διδαχῇ τῶν ἀποστόλων. Hat ſich das aus jenem gebildet? Wir müſſen uns am Pfingſtfeſt aber auch die ganze Gemeinde in einem ſolchen Momente denken. Nun aber war das nichts geregeltes, denn betrachten wir das Ende des Pfingſttages: ſo iſt es wahrſcheinlich, daß nicht bloß die neubekehrten dreitauſend, ſondern auch die früheren noch das Bedürfniß belehrt zu werden fühlten. Hieraus geht hervor, daß man einen Unterſchied machen muß zwiſchen geregelter Einrichtung des Belehrens an gewiſſen Stunden, wo Männer auftraten, die beſtändig fähig waren, ihren Gemüthszuſtand auszuſprechen und zu lehren; und daß es auch eine freie Zuſammenkunft der Chriſten gab, wo keine ſolche geregelte Belehrung ſtattfand, ſondern wo jeder, der dazu ſich gedrungen fühlte, ſich ausſprechen durfte. Das gab das recht organiſche. Wenn man ſich dieſe Theilung nicht denkt, woher ſollten die Indicia gekommen ſein, daß Einer die Fähigkeit des Lehrens in dem Grade habe, daß ſie ihm nie fehlen werde? Wir möchten alſo auf den Grund jener Stelle nicht den Schluß machen, daß es eine allgemeine Regel geweſen ſei, daß jeder Chriſt lehren konnte, ſondern es ſcheint, daß das auf eine organiſche Weiſe beſchränkt war. Daher ſcheint ſich die Sache ſo zu verhalten, daß von Anfang an das Lehren ein kirchliches Amt war, ſo gut wie die Leitung der Angelegenheiten und das Diakonat, daß aber das Amt der Leitung der Angelegenheiten unter dem Namen eines *πρεσβύτερος* oder *ἐπίσκοπος* mit dem Amt des Lehrens vereint war. Außerdem aber hat es am Sonntage in den allgemeineren Verſammlungen bei den Mahlen eine freie Aeußerung gegeben, was aber, um nicht auszuarten, auch organiſirt werden mußte, ſo daß dieſe Mittheilung dem Inhalt und der Form nach mitten inne lag zwiſchen dem Gebet und der freien Mittheilung im Geſpräch; die Zeit auch nicht zur Stunde des Gebets, ſondern zur Zeit des Mahles.

Nun iſt noch ein Punkt zu unterſuchen, der ſchriftliche Verkehr und der Grund, der in dieſer Zeit gelegt wurde zu den neuteſtamentlichen Schriften. Daß die apoſtoliſchen Briefe, ſofern ſie ächt ſind, in dieſem Zeitalter geſchrieben ſind, liegt durch die Sache ſelbſt zu Tage, was aber für ein Gebrauch von ihnen gemacht wurde außer von denen, an die ſie gerichtet waren, wiſſen wir nicht. Die Briefe waren nicht alle von gleichem Werth und Inhalt, einige bezogen ſich auf ganz individuelle Verhältniſſe in den einzelnen Gemeinden, andere waren Antworten auf Anfragen der Gemeinden an die Apoſtel, und dieſe ſollten offenbar in dieſen Gemeinden bleiben; andere waren Belehrungen, die gelegentlich den Gemeinden mitgetheilt wurden, dieſe waren alſo einer weiteren Verbreitung fähig. Dieſen Unterſchied finden wir in den Briefen Pauli. Er hat den Corinthern nicht zugemuthet, den Brief, den er an ſie geſchrieben, anderen mitzutheilen; in dem Briefe an die Coloſſer aber giebt er der Gemeinde ſelbſt Anlaß, den Brief mitzutheilen und auszutauſchen. Wenn eine Gemeinde der anderen den Austauſch erlaubte: ſo liegt darin auch die Erlaubniß einer ferneren Mittheilung, d. h. wenn es die Umſtände erforderten, den Brief abzuſchreiben, und ſo hatten Gemeinden Briefe, welche nicht an ſie gerichtet waren. Nun haben wir auch andere Briefe, die gleich der Ueberſchrift nach an mehrere Gemeinden geſendet wurden, wie die petriniſchen Briefe; dieſe konnten nicht an eine Gemeinde geſchikkt werden, ſondern es mußte ſie jemand von einer Gemeinde zur andern tragen, wo dann Abſchriften genommen wurden. Das iſt der Urſprung der encycliſchen oder Circularſchreiben; denn der Träger wird jeder Gemeinde, die er mitnahm, auch zugeſtanden haben, eine Abſchrift zu machen. Nun haben wir auch ſchon geſehen, wie die Mittheilungen der Gemeinden ſelbſt geſchehen durch reiſende Chriſten. Da war es alſo möglich, daß ſich auch in Händen von Privatmännern mehrere apoſtoliſche Schriften befanden, und ſo eine Sammlung derſelben zu veranſtalten; aber dadurch ward es auch möglich, nach dieſem Zeitalter fremdartige Stükke in ſolche Sammlungen einzumiſchen. Es iſt alſo ſehr natürlich, daß jede Gemeinde allmählich ihren eigenen Kanon bekam. Daß nun dieſe Briefe auch öffentlich hinter altteſtamentlichen Abſchnitten vorgeleſen wurden, liegt in der Natur der Sache ſelbſt.

Wie mag es aber nun mit den Evangelien geſtanden haben? Es ſind viele der Meinung, und ſie haben eine Tradition darüber, aber auch nur eine Tradition, daß die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas ſchon im apoſtoliſchen Zeitalter beſtanden. Die Tradition, daß Matthäus ein Evangelium in hebräiſcher Sprache geſchrieben, wird auf unſer erſtes Evangelium angewandt. Ebenſo heißt es, Marcus habe ſein Evangelium unter Autorität des Petrus geſchrieben, Lucas ſei der *ἑρμηνευτὴς* des Paulus geweſen; natürlicher hieße jenes dann *εὐαγγέλιον κατὰ Πέτρον*, „der Lehrweiſe des Petrus gemäß.“ Aber es ſind das doch nur Traditionen, und es ſtehen dieſen viele Umſtände entgegen, die uns dieſer Anſicht abgeneigt machen müſſen. Einen Brief an einzelne Gemeinden zu ſchreiben, konnte im höchſten Drange der Umſtände nöthig ſein; eine ſolche Lebensbeſchreibung Chriſti aber zu geben zu einer Zeit, wo noch ſo viele Augenzeugen lebten und mündlich lebendiger erzählen konnten und die Apoſtel ſelbſt noch in großer Thätigkeit ſtanden, hat etwas ſehr unwahrſcheinliches. Dazu kommt, daß es in dieſer Zeit noch εὐαγγελισταὶ gab, deren Geſchäft es eben geweſen zu ſein ſcheint, die Lebensgeſchichte Chriſti zu erzählen, und denen, die nicht Augenzeugen waren, ein Erſatz zu ſein. Bei dieſer Bewandniß der Umſtände hat man nicht anzunehmen, daß das mündliche durch das ſchriftliche ergänzt werden mußte.

Wenn man ſich von den evangeliſchen Schriften des erſten Zeitalters eine deutliche Vorſtellung machen will: ſo muß man Rückſicht nehmen auf die Umſtände, Bedürfniſſe und Widerſtrebungen. Unſere evangeliſchen Schriften ſind zu keinem beſtimmten Zweck geſchrieben, ſondern aufs Gerathewohl entſtanden. Solche Schriften, wenn es nicht ganz dem Ungefähr überlaſſen bleiben ſollte, zu verbreiten, mußten Anſtalten getroffen werden; ſolche Anſtalten waren die Abſchreiber (librarii). Dergleichen kann es unter den damaligen Chriſten nicht gegeben haben; die lebendige Mittheilung war das erſte, und die meiſten Chriſten waren von der Art, daß ſie nicht in dem Bildungskreiſe waren, ſolche Librarii bezahlen zu können. Die Apoſtel lebten auch noch, und die εὐαγγελισταὶ trugen Abſchnitte aus dem Leben Chriſti vor, theils in der feſteren, theils in der freieren Verſammlung. Das Bedürfniß war alſo auf dieſe Weiſe befriedigt; daß aber zuſammenhängende Vorträge ſollten gehalten ſein, ſo mündlich, wie unſere Evangelien ſchriftlich, dazu iſt auch keine Wahrſcheinlichkeit. Ein kritiſches Verfahren fand nicht ſtatt, und es bedurfte daher keiner zuſammenhängenden Vorträge. Man ſieht alſo gar nicht, wie jemand ſollte auf den Gedanken gekommen ſein, ein ſolches Evangelium zu verfaſſen, zumal von den Apoſteln und ihren Gefährten, bei denen es Gewiſſensſache geweſen wäre, einen bedeutenden Zeitaufwand für eine ſolche Sache, die nicht nöthig war, zu machen; daß aber einzelne ſolche Erzählungen von einzelnen litterariſch gebildeten Chriſten zur beſſeren Wiederholung aufgezeichnet wurden, iſt ſehr natürlich, und ſo konnten ſich früh einzelne Erzählungen verbreiten. Je mehr aber das Chriſtenthum in Gemeinden kam, wo vom Leben Chriſti nichts bekannt war, deſto nothwendiger waren die obigen Evangeliſten. Ob nun die Vorgänger, die Lucas zu Anfang erwähnt, bloß einzelne Facta geſammelt, oder vollſtändige Biographien geliefert haben, iſt und bleibt ungewiß. Dieſe Aufzeichnungen aber konnten auch von ſolchen geſchehen, die durch eine Richtung zum wunderbaren das wahre Colorit der Geſchichte verdunkelten, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß mit den Keimen der Evangelien in dieſem Zeitalter auch Keime der Apokryphen entſtanden ſind.

Nun haben wir in unſern Evangelien zwei, die keinen Anſpruch darauf machen aus dem apoſtoliſchen Zeitalter zu ſein, das des Marcus und Lucas; denn wenn dieſe auch Begleiter des Paulus und Petrus nach der Tradition geweſen ſind: ſo haben ſie doch eine Generation ſpäter als dieſe gelebt. Zwei andere Evangelien, des Matthäus und Johannes, machen darauf Anſpruch. Was das erſtere betrifft: ſo ſind von manchen unſerer Zeit ſchon Zweifel genug dagegen erhoben worden, daß das Evangelium vom Apoſtel Matthäus herrühre. Die Ueberſchrift erklärt ſich auch beſſer, wenn es heißt, Evangelium nach dem Vortrage des Matthäus. Das zweite Evangelium, das johanneiſche, iſt beſtimmt von dieſem Apoſtel; aber hier kommen noch andere Umſtände zuſammen. Nach der kirchlichen Tradition, die in allgemeinen Erzählungen weit zuverläſſiger iſt als bei ins einzelne gehenden Berichten, lebte der Apoſtel lange in Kleinaſien, und in der Muße, die ihm das Alter gab, konnte er wol ein ſolches Evangelium ſchreiben. Dazu kommt die Darſtellung aus einem Guß viel mehr als bei den übrigen, die einzeln zuſammen, geſtellte und überarbeitete Erzählungen zu ſein ſcheinen, und der Charakter, von einem Augenzeugen herzurühren: ſo daß an der Echtheit des Verfaſſers nicht zu zweifeln iſt. Obgleich es nun aber von einem Apoſtel herrührt: ſo iſt doch nicht zu zweifeln, daß er es erſt im hohen Alter ſchrieb, alſo jenſeits des Zeitpunktes, wo wir jezt ſtehen, der Zerſtörung von Jeruſalem.

Wie früh aber Abſchnitte aus dieſen Evangelien zugleich mit den Briefen der Apoſtel vorgeleſen wurden, darüber verlaſſen uns die Nachrichten. Sobald Evangelien in den Beſiz der Gemeinden kamen, wurden ſie wahrſcheinlich zugleich mit den Briefen vorgeleſen, leicht konnten aber andere Schriften, die den apoſtoliſchen nicht gleich zu ſtellen waren, ebenfalls aus Unkunde der Vorſteher auch in der Gemeinde vorgeleſen und alſo mit in den Kanon aufgenommen werden. Die Verbindung der Gemeinde war durch den Abtritt der Apoſtel aus dieſem Leben für jezt zerriſſen, bis auf einen andern Punkt, den wir jezt betrachten werden.

Es kommt nun das Zeitalter, wo viele Schriften von Chriſten ausgehend gemacht wurden, aber nicht für Chriſten, ſondern für die Heiden, die *Apologien*. Die erſte Apologie fällt ſchon ins Zeitalter des Hadrian. Zweitens wird nun betrachtet werden müſſen das Eindringen der helleniſchen Bildung und Gelehrſamkeit ins Chriſtenthum. Da iſt einer der erſten, der auch zugleich Apologet iſt, *Juſtinus Martyr*. Zu derſelben Zeit findet ſich drittens auch ein Moment, der großen Einfluß auf die Bildung der Gemeinden hatte, die erſten *Synoden*. Dieſer Moment als Keim der zukünftigen allgemeinen Kirchenverſammlungen fällt in dieſelbe Zeit, in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Dieſe drei Momente wollen wir als eins anſehen, und betrachten, wie ſich bis zu dieſen Punkten hin das Chriſtenthum entwikkelt hat.

B. Zeitalter der Apologeten.

Nach dem Abgange der Apoſtel entſtand eine große Veränderung in dem Verhältniſſe der einzelnen zur Maſſe. Die nächſten Schüler der Apoſtel übten einen ſolchen dominirenden Einfluß nicht aus wie die Apoſtel ſelbſt. Die ausgezeichnetſten waren **Timotheus**, **Titus**, **Tertius**, **Cajus**, **Eraſtus**, **Trophimus**, **Secundus** und andere, welche in den Briefen erwähnt werden; von allen dieſen hat die Geſchichte nichts aufbewahrt[a]). Die Tradition macht ſie zu Biſchöfen hier und da; waren und blieben ſie das: ſo konnten ſie die Autorität nicht haben, wie die Apoſtel; ſie hatten früher im Namen der Apoſtel gehandelt, und konnten daher nicht den Grad von Selbſtändigkeit bekommen, um denſelben dominirenden Charakter wie jene zu erlangen. Waren ſie nicht in beſtimmten Gemeinden, ſo war das ſehr weiſe, denn ſonſt hätte ſich das monarchiſche Prinzip der einzelnen Gemeinden weit früher entwikkelt, und je früher je ſchädlicher mußte es ſein. Es mußte aber jezt leichter ſein, daß ſich fremdartige Elemente einſchleichen konnten, die durch den Geiſt der Apoſtel gleich unterdrükkt worden wären.

Wenn wir nun die Schüler der Apoſtel nehmen, von denen wir etwas näheres wiſſen: ſo tritt uns zuerſt **Clemens** entge-

---

a) Eine Haupturſache des Stillſtandes nach der Thätigkeit der Apoſtel iſt, daß wir unter ihren unmittelbaren Schülern wenig oder gar keine ausgezeichnete Männer finden. Es iſt das gewiß leicht zu erklären: einmal war das Leben der Apoſtel zu bewegt und zu ſehr auf das ganze gerichtet, als daß ſich ſchon eine eigene Schule hätte unter ihnen bilden können; dann mußten, die ſich an ſie anſchloſſen, ihnen ſehr bald aushelfen in ihren Geſchäften, und ſo läßt ſich denken, daß ſich in ihnen ſelbſt wenig tüchtiges ausbilden konnte, weil zu wenig Ruhe war, um die geiſtige Aſſimilation zu befördern. [Von **Timotheus**, **Titus** und anderer weiterer Wirkſamkeit wiſſen wir nichts; **Linus**, der erſte ſogenannte römiſche Biſchof, wird genannt (2. Tim. 4, 21), aber von ſeinen Thaten ſchweigt die Geſchichte. Von **Hermas**, der auch im N. T. genannt wird, haben wir ein Buch in Form der Viſionen, aber auch dieſe pſeudoapoſtoliſche Form iſt mit weniger Kraft behandelt. Schl.]

gen, Biſchof von Rom. Von dieſem haben wir noch Briefe übrig, gegen die freilich mehrere Zweifel erhoben ſind, aber wenn gleich auch der zweite ſpäter interpolirt iſt: ſo tragen ſie doch einen großen Charakter der Aechtheit an ſich. Der Inhalt ſind nur ſchwache Nachklänge des von den Apoſteln ausgeſprochenen, aber dabei kommen Lobpreiſungen der Enthaltſamkeit vor; wir ſehen alſo, wie ſchon von angeſehenen Lehrern ein Werth auf etwas ſo äußerliches gelegt wurde, was natürlich eine Folge der Verfolgungen war *). Ein zweiter etwas ſpäter iſt Ignatius, Biſchof zu Antiochia. Unter ſeinem Namen haben wir noch mehrere Briefe, über deren Aechtheit viel geſtritten iſt (Cotelerische Ausgabe der Kirchenväter). Manche ſind beſtimmt falſch, namentlich die ſich auf die ſpätere Kirchenform beziehen. Manches aber iſt nun wol ächt darunter, aber viel ausgezeichnetes iſt nicht darin. Zwar war es nicht zu erwarten, daß neue Entwikklungen in der Lehre vor ſich gehen ſollten, dazu bedurfte es eines Impulſes fremder Einmiſchung, aber in dem ganzen hätte man doch wol eine größere Energie und einen lebendigeren Geiſt erwarten dürfen. Ebenſo Polycarpus, dem man den Schüler des Johannes wenig anmerkt; und erſt am Ende dieſes Abſchnit-

---

*) Der Stoff vom erſten Briefe des Clemens beweiſt die Aechtheit genugſam, und giebt zugleich Kunde von dem damaligen Zuſtande. Auf den Gemeingeiſt wirkender nachtheiliger Einfluß von Perſönlichkeiten, wie auch ſchon zu Paulus Zeit, war nur gewaltſam, wie es ſcheint. Wäre damals ein ἐπίσκοπος unter den πρεσβυτέροις beſtimmt ausgezeichnet geweſen: ſo würde ohnfehlbar auch von ihm beſonders die Rede ſein. Ebenſo tritt auch Clemens ſelbſt nur als Repräſentant der übrigen Presbyter auf, und ſo wird offenbar, daß es damals Biſchöfe im eigentlichen Sinne noch nicht gab. Daher auch alle Kataloge in ſo weit unrichtig ſind, als man nur etwa den ausgezeichnetſten Presbyter herausgehoben und auf dieſen das ſpätere Biſchofsprädikat übertragen. Denn Mittelmäßigkeit mußte übrigens einen beſtimmten Unterſchied bald herbeiführen, indem man gewiß nicht viele Presbyter hatte, denen man das Lehren anvertrauen konnte. Nur der Unterſchied zwiſchen ἐπίσκοπος und διάκονος geht hervor. Bei den letzteren blieb man gewiß bei der Zahl ſieben ſtehen, und da alle Chriſten einer Stadt nur eine Gemeinde bildeten, ſo gab dies Veranlaſſung zu den Subdiaconis. Schl.

tes finden ſich einige Männer, die etwas über dieſe hinausgehen, Hegeſippus, der erſte Geſchichtſchreiber, und Biſchof Dionyſius von Corinth, der auch Sendſchreiben an chriſtliche Gemeinden erließ. Nach den Fragmenten beim Euſebius kann man dem Manne eine reine Einſicht in das Weſen des Chriſtenthums nicht abſprechen; er ſprach gegen die Härte, mit der man fehlende behandelte, und faßte den milden Geiſt des Chriſtenthums auf eine ihn ſehr empfehlende Weiſe auf; ferner ſezte er ſich der falſchen Werthſchäzung der Enthaltſamkeit und Eheloſigkeit entgegen. Zwar ſagt er, man müſſe ſich hier nach der Schwäche der Menſchen richten, was er eigentlich nicht ausſprechen ſollte, aber der Geiſt der Zeit forderte, um in kein Extrem der Polemik zu verfallen, zu einer milden Schonung auf.

Fragen wir, Was wäre aus der Kirche geworden, wenn ausgezeichnete Individualitäten immer ſeltener geworden wären, und man ſich immer mehr in die traurige Mittelmäßigkeit verloren hätte, ſo daß ſelbſt der Unterſchied des wahren und falſchen aufgehoben wäre? Dann wäre das Chriſtenthum ein vergeblicher Verſuch geweſen. Indem wir nun vor dieſer Beſorgniß ſtillſtehen, fragt es ſich, Warum mußte nach dem apoſtoliſchen Zeitalter eine ſolche Remiſſion des chriſtlichen Geiſtes entſtehen? Hier müſſen wir auf ein anderes negatives Element ſehen, auf das Aufhören der Wundergabe und der exaltirten Geiſteszuſtände; auf die erſte legen wir kein Gewicht, da ſie mit der zweiten zuſammenhing. Hätte dieſer Zuſtand ſtark hervortretender Begeiſterung fortgedauert, wie wir ſie im apoſtoliſchen Zeitalter anzunehmen Urſach haben: ſo würden Reſultate daraus entſtanden oder Individualitäten daraus hervorgegangen ſein, die ſich der eintretenden Laxität entgegenſezten. Warum mußte das nun eintreten? Das Chriſtenthum, ſollte es geſchichtlich werden, mußte, obgleich es etwas übernatürliches iſt, doch in ſeiner Wirkung zeitlich werden, denn der heilige Geiſt mußte eben ſo gut Fleiſch werden wie das Wort. Bei einer jeden geiſtigen Entwicklung ſind die erſten Fortſchritte die ſchnellſten; ſie bringen eine Spannung aller Lebenskräfte mit ſich, und machen ungewöhnliche Erſcheinungen möglich, auf die dann immer ein kleiner Stillſtand folgt, wann der Reiz der Neuheit aufhört. Die außerordentlichen Zuſtände waren nur möglich in einem Zeitalter, wo das Chriſtenthum mit ſeinen Verheißungen und der Befriedigung derſelben zuerſt hervortrat, und die Befriedigung nach einer lang genährten Sehnſucht in jedem neu war. Nachher konnten die Wirkungen des Chriſtenthums, da es ſchon etwas bekanntes war, obgleich ſein Geiſt derſelbe geblieben, nicht mehr ſo hervortreten, ſondern es mußte mehr den Charakter des gewöhnlichen annehmen. So hätte alſo das Chriſtenthum auf einer ſehr untergeordneten Stufe ſtehen bleiben können, wenn nicht eine neue Entwicklung eingetreten wäre. Das neue Element, was in das Chriſtenthum kam, war die Theilnahme der helleniſch ſprechenden und gebildeten am Chriſtenthum, wodurch aber theils das veranlaßt wurde, was wir Verfolgungen des Chriſtenthums nennen, theils auch die Vermiſchung des Chriſtenthums mit fremdartigen Elementen *).

Unter Nero kann das Chriſtenthum weder in der Hauptſtadt noch in der Provinz ſo ausgebreitet geweſen ſein, daß es der Gegenſtand einer eigenen Verfolgung werden konnte. Es mußte alſo etwas anderes dazu gehören. Nun finden wir in der Apoſtelgeſchichte und anderwärts, daß die Juden es bei den Römern geltend machten, daß das Chriſtenthum eine neue *βασιλεία* ſtiften wollte. Unter Claudius (53) wurden die Juden aus 53 Rom vertrieben, und mit ihnen vielleicht auch Chriſten, welche nur als eine jüdiſche Sekte angeſehen wurden. Unter Nero kehrten ſie zurükk, aber mit der neuen Einrichtung der Gemeinde erwachte auch der Haß der Juden wieder gegen die Chriſten, und ſo konnte Nero eine Veranlaſſung haben, die Urſache des Brandes auf die Chriſten zu ſchieben. Es conſtirt aber nicht, daß dieſe Verfolgung ſich außerhalb der Grenzen Italiens erſtrekkt habe. Ebenſo die zweite Verfolgung unter Domitian (95). Hier iſt 96 es ſehr wahrſcheinlich, daß Chriſten, die geborne Juden waren, mit den Juden, welchen ein Tribut auferlegt wurde, leiden mußten, und vielleicht auch andere Chriſten, die von den Delatoren angegeben waren. Es giebt eine Anecdote von Verwandten Chriſti (Hegeſipp. bei Euſeb. III, 19. 20), die deutlich zeigt, daß das Chriſtenthum nicht der eigentliche Gegenſtand der Verfolgung war. Auch Tertullian (Apologet. c. IV.) ſpricht zweifelhaft über eine Verfolgung unter Domitian[a]).

---

*) Helleniſche Wiſſenſchaft mußte unter die Chriſten kommen, wenn das Chriſtenthum nicht ſollte eine plebeje Religion bleiben und als ſolche verkommen. Als den erſten Repräſentanten dieſer Uebertragung kann man Juſtinus anſehen. Es entſtand nun erſt Theologie, d. h. wiſſenſchaftliche Behandlung des Chriſtenthums und Tradition deſſelben oder Schule. Die Theologie ging zuerſt in die Apologetik über; dann in den Streit gegen die Abweichungen und in die innere Lehrbildung. Dieſes nun nannte man γνῶσις, und es konnte nur ein Eigenthum weniger ſein, wogegen das Chriſtenthum als Gemeingut aller πίστις hieß. Schl.

Nun kommt die Zeit des Trajan, wo es aus einem Briefe des Plinius bekannt iſt, daß ein geſezliches Verfahren gegen die Chriſten der Provinz ſtattfand. Ein eigenes Edict des Kaiſers gegen das Chriſtenthum gab es nicht, wol aber ein Edict gegen *ἑταιρίας*, verbotene Geſellſchaften; darunter konnten die Chriſten mitbegriffen werden, denn ihr ganzes war etwas nicht offenkundiges und ſanctionirtes. Wie kam es aber, daß man das Chriſtenthum mit darunter ſubſummirt hat? Je weiter das Chriſtenthum ſich verbreitete, deſto leerer wurden die Gözentempel und um ſo geringer das Anſehen und Einkommen der Prieſter. Dieſe erregten den Haß des Volkes, und ſo nahm man jene geſezliche Gelegenheit wahr, um gegen das Chriſtenthum handeln zu können. Wenn man fragte, Worauf ſie ſich verbänden: ſo ſagten ſie es frei heraus, und es war dies nichts verdächtigtes, aber es konnte als Oppoſition erſcheinen gegen die caerimonias Romanas, die römiſche Staatsreligion. Indem nämlich das römiſche Reich um ſich griff, ſchloß es auch Völker in ſich, die nicht die römiſche Religion hatten, aber dieſe wurden theils in den römiſchen Cultus mit hineingezogen, theils behielten ſie ihre Volksreligion; ſo auch das Judenthum, das noch einige Analogie mit der heidniſchen Staatsreligion hatte. Das Chriſtenthum aber ohne äußerlichen Cultus, ohne öffentliche Geſtaltung, bot eine ſolche Analogie nicht dar, es war Privatſache; und ſo hatte es nichts, weshalb man ihm die Abneigung gegen die römiſchen Gottheiten verzeihen konnte, und ſo war auch kein Grund, das Chriſtenthum auf einen Fuß zu ſezen mit dem Judenthum. Waren nun die Chriſten aufgelöſt worden durch Trajans Verbot: ſo mußten die Obrigkeiten darauf dringen, das Verbot ins Werk zu ſezen. Wenn alſo die Chriſten auf das kaiſerliche Edict angeklagt wurden: ſo wurden ſie aufgefordert, ihre Häreſie aufzugeben und zur römiſchen Staatsreligion überzutreten. Da ſie nun die Gözenbilder nicht anbeten, Chriſtum nicht abſchwören wollten: ſo trat die geſezliche Strafe gegen ſie ein; bei geringen Todesſtrafe, bei andern Exil u. ſ. w. Nun aber iſt auch nicht zu läugnen, daß die Chriſten, wie es ſo zu geſchehen pflegt, auch ihrerſeits Veranlaſſung gaben in Folge eines unüberlegten Eifers, indem ſie die Volkswuth immer mehr reizten und die Obrigkeit nicht achteten. Theils gab es ſolche, die, wenn es ein geſezliches

---

[a]) Einige nehmen ſogar zwei Verfolgungen unter Nero an; in der zweiten ſoll dann Paulus in Rom umgekommen ſein; dieſe zweite iſt ganz ohne alle Wahrſcheinlichkeit. Ebenſo iſt es mit der Verfolgung unter Domitian. Juſtinus M. ſpricht zwar davon, als wenn Domitian Geſeze gegen die Chriſten erlaſſen habe, allein die Behauptung ſteht ſo allein, daß man ſchwerlich glauben kann, daß ſie ihre Richtigkeit habe; ſie beruht bloß auf dem Faktum, daß Domitian ſeinen Vetter Flavius Clemens habe hinrichten laſſen. Dio Caſſius (LXII.) ſagt, daß Clemens ſei der ἀθεότης beſchuldigt worden, und weil die Chriſten ſpäter oft ἄθεοι genannt wurden: ſo ſchließt man, daß dieſer ein Chriſt geweſen ſei. Er kann aber eben ſo gut judaiſirt haben, wie dies häufig der Fall war; und wäre dies auch alles ſo wie es erzählt wird: ſo könnte man es doch keine Chriſtenverfolgung nennen.

Verfahren gegen die Chriſten gab, ſich ſelbſt angaben; aber das in die Gefahr Hineinrennen wurde als Troz angeſehen und mußte die Verfolgungen ſchärfen. Dann hatten ſie auch unnüze Bedenken, wo die Forderungen der Obrigkeit gelinder waren, daß ſie z. B. nur dem Kaiſer den Namen dominus geben ſollten; hier brachten ſie ſich oft ſelbſt in Verlegenheit, indem ſie fragten, ob hinter dem dominus nicht etwa ein deus ſtekke (Domitianus dominus et deus noster); und wenn ſie bei heidniſchen Ceremonien fehlten, oder ſich als müßige Zuſchauer hinſtellten: ſo war das ein drittes. Uebertriebene Aengſtlichkeit und unüberlegter Eifer waren das alſo, was das Chriſtenthum ſelbſt verſchuldete.

Unter **Hadrian** hatten zwei Chriſten, **Quadratus** und **Ariſtides**, zu Athen dem Kaiſer (120) eine Schrift für die Chriſten übergeben, die den Kaiſer bewog gelindere Maaßregeln eintreten zu laſſen, aber nicht das Chriſtenthum irgendwie zu ſanctioniren[a]. Es giebt auch einen Brief beim **Vopiscus**, worin er zeigt, wie verworrene Vorſtellungen er noch vom Chriſtenthum troz ſeiner Reiſen hatte; er miſcht darin Chriſtenthum, Heidenthum und Serapisdienſt in Aegypten zuſammen, und hielt alles für gleich verworren. 120

Die **Antonine** fuhren darin fort. **Marc Aurel** ſagt von den Chriſten, es müßte ihr leichter Tod von einem Urtheil herrühren, nicht von einer bloßen Hartnäkkigkeit. Er bekam ſehr häufig Berichte aus den Provinzen gegen die Chriſten und wußte, was gegen ſie geſchah; er wollte aber nichts als einen gelinden Tod nach einem geſezlichen Verfahren; der Angeberei und der Grauſamkeit, die oft ſtattfand, wo ſich die Obrigkeit beim Volk beliebt machen wollte, war er entgegen.

Hier kommen wir nun in die Zeit, wo der erſte wiſſenſchaftliche Apologet, ein Biſchof **Melito von Sardes**, Verfaſſer der Schriften περὶ ὑπακόης πίστεως αἰσθητηρίων (in wie weit man dem Zeugniß der Sinne glauben muß), περὶ ψυχῆς καὶ σώματος, περὶ τοῦ πάσχα, περὶ ἐκκλησίας, περὶ ἐνσωμάτου θεοῦ und anderer bei Euſebius (IV, 26), eine Schuzſchrift dem Kaiſer überreichte. Wir finden alſo hier eine aſiatiſch chriſtliche Literatur. In ſeiner Schuzſchrift beim Euſebius erkennt man auch eine rhetoriſche Gewandtheit, allein vieles in derſelben müſſen wir eben auf dieſen rhetoriſchen Charakter ſchieben. So ſagt er, das Chriſtenthum ſei unter Auguſtus ins Reich gekommen, und habe ſeitdem gleichaltrig mit der Kaiſerherrſchaft kein Unglükk angerichtet. Außerdem nennt er das Chriſtenthum nicht eine εὐσέβεια, ſondern φιλοσοφία; das hat aber bei ihm auch mehr eine rhetoriſche Bedeutung, als daß er es ſelbſt für den wahrſten Ausdrukk gehalten hätte. Hätte er ſich des Ausdrukks εὐσέβεια bedient: ſo kam er auf den Punkt, wo die Römer nichts als religio licita und illicita kannten. Auch konnte er, weil das Chriſtenthum keinen oſtenſiblen Charakter hatte, ſich des anderen Ausdrukks bedienen. Uebrigens dürfen wir nicht glauben, daß die Griechen ihr Chriſtenthum nur für eine Philoſophie hielten; das Wort hat eine weite Bedeutung; hießen doch im Joſephus die jüdiſchen Sekten auch φιλοσοφίαι. Auch hatten die Wörter θεοσέβεια und εὐσέβεια den Nebenbegriff äußerlicher Gebräuche.

---

[a] Die Chriſten ſollten nur um bürgerlicher Verbrechen willen verfolgt werden; indeſſen kann man ſich leicht denken, wie dies doch dem Chriſtenthum keine Aufnahme gewähren konnte, denn die Apotheoſe der Cäſaren anerkennen konnten ſie doch nicht.

Die Verfolgungen zu zählen und ſie an beſtimmte Kaiſernamen zu heften, giebt kein reines Bild; wir ſehen, daß aus vielen Geſichtspunkten gegen die Chriſten verfahren werden konnte. So konnte ein Geſez des Marc Aurel auch gegen die Chriſten gebraucht werden, nach welchem Geſeze diejenigen verwieſen werden ſollten, die leichtgläubige Gemüther durch die Gefahr vor dem Zorne der Götter ſchrekkten. Fragen wir nun, Was wirkten dieſe Verfolgungen auf die Chriſten? gutes oder ſchlimmes? Die Standhaftigkeit, Einfachheit und Geradheit der Chriſten, beſonders ausgezeichneter Männer wie Polycarpus, mußten einen ſtarken Einfluß haben, und inſofern konnten die Verfolgungen nach außen hin mit zur Verbreitung des Chriſtenthums beitragen. Außerdem hatten ſie ein läuterndes Prinzip nach innen, aber Erbitterung und Troz mußte auch zu gleicher Zeit dadurch entſtehen und der blinde Eifer genährt werden [a]). So wie Verachtung und Haß dem Verleugner, Ruhm und Lob dem ſtandhaften zu Theil wurde: ſo entſtand auf der einen Seite gegen die, die das Chriſtenthum verläugneten, eine übermäßige Strenge, und es entwikkelte ſich auf der andern Seite eine übertriebene Werthſchäzung des Märtyrerthums. Daher die Härte gegen die Lapsi und die Märtyrerfeſte, an die ſich die nachmalige Verehrung der Heiligen und Reliquien anſchloß, obwohl ein einfaches Andenken an die Märtyrer noch nicht als eine Ausartung erſchien, wozu noch etwas anderes gehörte; aber es ſchließt ſich doch eins leicht an das andere an.

Bei Gelegenheit der Erwähnung Polycarps iſt noch folgendes einzuſchalten. Wir ſehen aus dem, was wir aus ſeinem Leben wiſſen, daß es ſchon damals eine Art von Trennung zwiſchen den griechiſch und lateiniſch redenden Chriſten gab. Polycarpus machte eine Reiſe von Athen nach Rom, der zum Grunde lag eine verſchiedene Handhabung des Chriſtenthums in beiden Ländern, beſonders eine Differenz in der Feier des Oſterfeſtes. Es muß aber noch mehr geweſen ſein, doch es war nicht, was eine Spaltung hätte nähren können, und in ihm war der milde Geiſt der johanneiſchen Schule. Als erſten Keim aber der

---

a) M. Aurel und Arrian fanden die Todesliebe der Chriſten roh und unvernünftig. Wer Kräfte und Beſtimmung der chriſtlichen Kirche gegen einander abwog, konnte ſie ſo nicht billigen. M. Aurel. XI, 3. τὸ δὲ ἕτοιμον τοῦτο (sc. ἐὰν ἤδη ἀπολυθῆναι δέῃ) ἵνα ἀπὸ ἰδικῆς κρίσεως ἔρχηται μὴ κατὰ ψιλὴν παράταξιν (obstinatio) ὡς οἱ Χριστιανοί, ἀλλὰ λελογισμένως καὶ σεμνῶς καὶ ὥστε καὶ ἄλλον πεῖσαι, ἀτραγῴδως. Arrian. Epict. V, 7 ſagt, die Galiläer wären ὑπὸ ἔθους furchtlos. Vgl.

Schwierigkeit zwiſchen Griechen und Lateinern ſich zu verſtändigen, müſſen wir dieſes ſchon anſehen.

Gleichzeitig mit Melito war Apollinaris von Hierapolis, Verfaſſer einer zwiefachen Apologie *πρὸς Ἕλληνας* und *πρὸς Ἰουδαίους* a)). Da die lezten keine Macht mehr zu einer Verfolgung hatten: ſo ſieht man, daß hier ſchon ein theoretiſcher und offenſiver Zwekk war. Juſtinus Martyr ſuchte in zwei Apologien ad Senatum und ad Imperatorem das unzureichende der helleniſchen Philoſophie darzuthun. Es kann hier auch der Schrift Dialogus cum Tryphone Erwähnung geſchehen, die, wenn ſie auch wirklich nicht von Juſtinus herrührt, doch nicht aus einer ſpäteren Zeit ſtammt. Eine ſolche Vertheidigung des Chriſtenthums veranlaßte neue Angriffe auf daſſelbe, und in dieſer Beziehung iſt der erſte Celſus unter Hadrian und Marc Aurel. Er beweiſt viel rhetoriſche Gewandtheit, läßt erſt einen Juden gegen das Chriſtenthum auftreten und tritt dann als epikuriſcher Philoſoph, dem es um Religion nicht ſo recht Ernſt war, gegen beide auf. Dies iſt der Anfang, der fortgeht bis zur völligen Herrſchaft des Chriſtenthums. Der Hauptpunkt des Angriffes gegen das Chriſtenthum war beſonders die Neuheit des Chriſtenthums, und daß es Eingang unter lauter ungebildeten Menſchen fand. Eine Stelle im Celſus *Ἀληθὴς λόγος*, Ein Wort der Wahrheit, heißt, „man wiſſe ſelbſt nicht recht, mit wem man bei den Chriſten reden ſolle; es gäbe da ſo viele Spaltungen, daß ſie faſt kaum den Namen gemein hätten.“ Hier mag freilich Unkunde und rhetoriſche Uebertreibung zum Grunde liegen; es führt uns aber das auf die Unterſuchung, wie ſich die Differenzen der Lehre in dieſer Zeit ausbildeten.

Nach dem Tode der Apoſtel trat ein Stillſtand in der Entwikklung der Lehre ein, und bei der Mittelmäßigkeit der Lehrer nach dem apoſtoliſchen Zeitalter konnten ſich leicht heidniſche und

---

a) Euseb. IV, 27.

jüdiſche Elemente einmiſchen. Die Abſonderung der paläſtinenſiſchen Chriſten von den übrigen und das Feſthalten am Judenthum war ſo groß, daß die Gemeinde zu Jeruſalem keine Biſchöfe hatte, die nicht nationale Juden waren. Erſt unter Hadrian findet ſich ein Biſchof, der ein Hellene war, und dieſer hatte wahrſcheinlich noch eine andere Gemeinde, denn Hadrian verbot, daß in ſeiner Aelia Capitolina ſich ein Jude niederlaſſen ſollte; da mußte ſich alſo die chriſtliche Gemeinde vom Judenthum losreißen. Nun finden wir in dieſer Zeit eine ebionitiſche Ausbildung des Chriſtenthums, am vollſtändigſten zuerſt
durch Cerinth; Traditionen laſſen ihn in Kleinaſien leben (96) 96
und dort den Apoſtel Johannes mit ihm zuſammenkommen. Doch thut dieſe Anekdote der Tradition keinen Vorſchub; daß er aber aus dem jüdiſchen Chriſtenthum ſtamme, damit ſtimmt, was wir von ſeiner Lehre wiſſen und uns Geſchichtſchreiber über ihn berichten. Es iſt dieſelbe nichts als eine Steigerung der nazaräiſchen Anſicht; daß Chriſtus ein Prophet ſei, damit vertrug es ſich, ihn als einen auf gewöhnlichem Wege erzeugten Mann anzuſehen, und mögen nun dieſe nazaräiſchen Juden das Evangelium infantiae nicht gehabt oder es verworfen haben, kurz ſie hielten ihn für den Sohn Joſephs. Das charakteriſtiſche der Propheten war, daß das ῥῆμα θεοῦ an ſie geſchah, dies nannte man auch λόγος. Nun ſei es das eigenthümliche Chriſti, daß ihm der λόγος conſtant inwohnte, nicht bloß momentan in ihm war, aber nicht war dieſer λόγος in ihm urſprünglich. Daher ſtellte Cerinth ſeine Lehre in dieſen Terminis dar: „Chriſtus ſei bis zu ſeiner Taufe ein gewöhnlicher Menſch geweſen, mit dem ſich bei der Taufe der λόγος verbunden habe.“ Ich glaube nicht, daß man den λόγος nach arianiſcher Vorſtellung nahm, als zweite Perſon der Gottheit, ſondern bloß als ein Einwohnen der göttlichen Kraft, wie ſie in den Propheten war. Auch ſagt man, Cerinthus habe behauptet, vor dem Tode Chriſti habe ſich der λόγος von Chriſto getrennt, und er ſei als gewöhnlicher Menſch

geſtorben. Wenn nun Cerinthus den *λόγος* bloß auf das munus Chriſti bezog: ſo läßt ſich das ſehr gut vereinen, denn mit dem Tode Chriſti war ſeine meſſianiſche Wirkſamkeit zu Ende [a]). Cerinth ſoll ferner behauptet haben, Chriſtus ſei noch nicht geſtorben. Wir haben auch Urſache zu glauben, daß Cerinth die Berichte von der Auferſtehung Chriſti verworfen, und es iſt das auch etwas ganz gleichgültiges, denn die Apoſtel gingen ſtets bei ihrer Verkündigung des Chriſtenthums von der Auferſtehung aus. Cerinth muß ſich alſo auf jeden Fall in Oppoſition befunden haben; ich glaube aber, daß er das nicht ſo nakkt vorgetragen habe. Er wird geſagt haben, Derjenige, der auferſtanden iſt, ſei Jeſus, nicht Chriſtus, denn der *λόγος* war nicht mehr in ihm. Das hängt damit zuſammen, daß Cerinth als Vater des Chiliasmus ausgegeben wird, als ein ſolcher, der eine baldige Wiederkehr und dann eine allgemeine Herrſchaft Chriſti darunter verſtand. Dies findet auch Vorſchub in den Reden Chriſti ſelbſt, mitunter auch noch in den Briefen, zuweilen mehr geiſtig und mit dem jüngſten Gericht zuſammenhängend. Es laſſen ſich alſo abweichende Lehren hierüber denken, und Cerinth iſt dann das zuſammenfaſſende Organ dieſer Vorſtellung geweſen, die ſich in andern Regionen des Chriſtenthums ſchon anders gebildet hatte. Daß die Anhänger des Cerinth *Κερινθιανοὶ* oder *Μερινθιανοὶ* genannt worden ſeien, muß eine Thatſache ſein, da es unbefangen und ohne alle Abſicht erzählt wird [b]). Offenbar aber iſt letzteres ein Spottname von *μερίζειν*, „er habe Chriſtum getheilt.“ Theodoret giebt ihm auch Schuld, er habe gelehrt,

---

a) Dabei iſt jedoch die Wichtigkeit des Todes Chriſti für die Erlöſung nicht anerkannt, die aber auch in den Schatten geſtellt werden mußte von denen, welche den Opferdienſt fortdauern ließen. Eben dieſen Mangel finden wir auch bei Hegeſipp. Schl.

b) Daß Cerinth den Siz des Chiliasmus nach Jeruſalem legte, war wol nur buchſtäbliches Halten an der chriſtlichen Tradition, und zeigt, wie wenig er gnoſtiſch war. Schl.

die Welt ſei nicht das Werk Gottes, ſondern das Werk ſolcher Weſen, Intelligenzen, die Gott nicht gekannt hätten. Das hängt mit den anderen Berichten nicht zuſammen, und kam daher, weil man den Cerinth mit den Gnoſtikern zuſammenwarf; Theodoret ſelbſt nennt ihn auch anderwärts μοναρχιανός[a]. Eine andere Nachricht, die Epiphanius berichtet, daß Cerinth Paulum verworfen, iſt nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, denn in den Briefen Pauli finden die Vorſtellungen von einem leiblichen Reich Chriſti keinen Vorſchub; auch war ja dieſer Apoſtel ein Gegner des Judenthums, der die Verbindlichkeit des νόμος für das Chriſtenthum abläugnete. Das ſezt eine Unkunde der paläſtinenſiſchen Chriſten mit den Briefen Pauli voraus, und es iſt daher nichts unwahrſcheinliches, daß man den Apoſtel Paulus verworfen; es war das nur eine Aeußerung unter vielen, und dieſe cerinthiſche Anſicht iſt die höchſte Aeußerung der nazaräiſchen Meinung vom Chriſtenthum. Die Geſchichte, die Epiphanius mittheilt, von einer Zuſammenkunft des Cerinth mit Johannes, erzählt er auch vom Ebion, von dem die Ebioniten herrühren ſollen; dieſer iſt wahrſcheinlich keine Perſon geweſen, ſondern aus ſymboliſcher Darſtellung entſtanden ſolche Geſchichten. Nachdem die paläſtinenſiſche Gemeinde wieder erneuert wurde durch helleniſche Chriſten, kommt der alte Partikularismus nicht mehr vor.

Wir kommen nun auf andere Meinungen, die einen anderen Urſprung zu haben ſcheinen, die gnoſtiſchen. Ich erlaube mir hier mehrere vorläufige Aufſtellungen, um meine Anſicht über die Sache zu rechtfertigen. Es iſt dies ein allgemeiner Name mehrerer Schulen oder Philoſopheme über das Chriſtenthum. Mit ſolchen allgemeinen Namen iſt es eine ſchlimme Sache; es ſcheint, daß einige unter ihnen ſich dieſen Namen ſelbſt gaben. Plotin in ſeinen Enneaden (II, lib. 9.) in einer Abhandlung mit der Ueberſchrift πρὸς γνωστικούς, welche Ueberſchrift aber von Porphyrius herrührt, ſagt, „Es habe viele unter den Chriſten gegeben, die aus der παλαιὰ φιλοσοφία hergekommen wären, d. h. aus der helleniſchen Philoſophie im Gegenſaze des Neoterismus des Chriſtenthums. Unter jenen nun wären einige geweſen, die ſich mit Werken des Zoroaſter befaßten und behaupteten, Plato habe nicht das höchſte erfaßt, ſondern das ſei ſchon in jenen Büchern geweſen, und dieſe haben ſich Gnoſtiker genannt.“ Dies iſt alſo etwas ſpecielles a). Seitdem aber helleniſche Bildung in das Chriſtenthum kam, fing man auch hier an πίστις und γνῶσις zu unterſcheiden. Da mögen ſich alſo diejenigen, die ſich dieſe Bildung beilegten und ſich einer näheren Erkenntniß des Chriſtenthums rühmten, γνωστικούς genannt haben; es mag auch ihr Spottname geweſen ſein. Um ſich aber die Thatſache rein zu halten, thun wir beſſer, den Namen fahren zu laſſen b), und es iſt am beſten, ſie einzeln vorzunehmen, nicht zwar

---

[a] Er ſagt auch, Chriſtus habe den bisher unbekannten Gott verkündigt, daſſelbe ſagt auch Irenäus. Nach Auguſtin ſoll er die Beobachtung des jüdiſchen Geſezes für nothwendig gehalten haben. Seine chiliaſtiſchen Erwartungen meldet Theodoret; daß er Offenbarungen erdichtet, ſagt dieſer und Euſebius; vielleicht war dies nur eine Form wie bei Hermias. Schl.

---

a) Ob die Abhandlung gegen die von den Orthodoxen am meiſten beſtrittenen Gnoſtiker gerichtet ſei, iſt ſchwer zu ſagen, da Plotin ihnen auch den Vorwurf macht, ſie höben aus Weltverachtung die Tugend auf, und hätten auch keine Theorie der Tugend, da es doch gnoſtiſche ἠθικὰ und περὶ δικαιοσύνης und ähnliches giebt. Eben ſo wenig ſtimmen die Gegner im Gebrauch des Namens überein. Unſer Gebrauch rührt meiſt von Clemens her; Irenäus führt die Haupttheorie ohne dieſen Namen an, und nennt nur einen, Carpocrates, Gnoſtiker. Epiphanius behandelt auch dieſen, nebſt den übrigen, unter ihren beſonderen Namen, und redet dann noch beſonders von Gnoſtikern. Was es hiermit für eine Bewandniß habe, habe ich noch nicht Zeit gehabt recht zu erforſchen. Schl.

b) Sehr ſchwierig iſt die Namensbeſtimmung, die richtige Zuſammenfaſſung und Scheidung der Erſcheinungen. Die von der neu entſtehenden chriſtlichen Schule als häretiſch bezeichneten Gnoſtiker ſchreiben die γνῶσις ſich ausſchließend zu, und von den andern gelehrten Chriſten ſagten ſie, Sie ſtänden doch nur in der πίστις, wogegen dieſe wieder jener γνῶσις nach genauer chronologiſcher Ordnung, ſondern wie die einzelnen Elemente am beſten ans Licht treten, da ohnedies die Kenntniß hierüber nicht genau iſt und alles Aufblühen des Gnoſticismus in das mittlere Drittheil des zweiten Jahrhunderts fällt.

Als die älteſten erſcheinen hier **Marcion** und **Cerdo** (nach nach 140
140). Der erſte wird als Schüler des lezteren angeſehen und hat nach Theodoret unter Antonin (130—140) gelebt. Dieſem wird 130 bis 140
beigelegt, behauptet zu haben, daß der Gott des alten und neuen Teſtamentes nicht eins wären, ſondern zwei ganz verſchiedene. Juſtin ſagt auch von Cerdo, Er lehre einen andern Sohn; „der neuteſtamentliche Sohn ſei ein anderer als der, den die Propheten verkündigt haben.“ Das lezte giebt einen Schlüſſel zum früheren, „der prophetiſche Sohn Gottes iſt kein exiſtirender;“ was nur heißen kann, die Vorherverkündigung der Propheten hätte mit der Erfüllung nicht übereingeſtimmt. **Juſtin** ſtellt das aber ſo dar, als habe er auch zwei Götter gelehrt. Es bleibt daher nichts übrig, als die Anſicht anzunehmen, daß die altteſtamentliche Vorſtellung von Gott nicht dieſelbe ſei, die wir durch Chriſtum von Gott haben; dadurch wird ſich die ganze Vorſtellung vom Chriſtenthum, die dieſer Anſicht zum Grunde lag, finden laſſen [a]).

---

eine ψευδώνυμος mit bibliſchem Ausdruck nannten. Bei dieſem Hin- und Herſchieben iſt ſchwer zu entſcheiden, an welche Stelle jedes gehörte. Schl.

a) Cerdo machte zuerſt den Unterſchied zwiſchen dem Gott des A. T. als dem **gerechten** und dem Vater Chriſti als dem **guten**. Ob er ſich zwei verſchiedene Weſen gedacht, oder nur zwei Vorſtellungsarten einander habe entgegenſezen wollen, iſt nicht entſchieden. Lezteres war wenigſtens die Hauptabſicht, ſie war antiebionitiſch, das Chriſtenthum vom Judenthum zu löſen und als etwas eigenthümliches neues darzuſtellen, dem ein anderes vollkommneres Bewußtſein von Gott zum Grunde liegt. Indem aber dies bis zum Gegenſaz erhöht wird, ſo liegt darin der Anfang der gnoſtiſchen Abweichung, wogegen die katholiſche, die Lehre von der Einheit der Kirche, durch alle göttlichen Offenbarungen hindurch aufgeſtellt wurde. Schl.

Wir müſſen uns hier zurükverſezen in die Zeit des erſten chriſtlichen Cultus. Hier wurden nach der Analogie der Synagogen Abſchnitte aus dem alten Teſtamente vorgeleſen, und daran ſollte man chriſtliche Ideen entwikkeln. Wo nun eine Gemeinde meiſt aus Heidenchriſten entſtand, konnte es nicht fehlen, daß ſich der Gegenſaz der alt- und neuteſtamentlichen Ideen zu erkennen gab. Es giebt aber noch andere Regionen, wo ſich ein ſolcher Gegenſaz gegen das alte Teſtament erhob und wo kein Nebengeruch des Gnoſticismus iſt; ſo in der Bibliothek des Photius eine Stelle, wo Hegeſippus gegen die Stelle des Paulus aus dem alten Teſtament, „Was keines Menſchen Herz geſehen noch gehört,“ welche Paulus auf das anwendet, was noch im Chriſtenthum bevorſteht, eifert. Dieſe Stellen benuzten die Chiliaſten für ſich. Hegeſippus, ein Chriſt jüdiſcher Abkunft, ſagt, ſolche Leute müſſen nicht bedenken, daß Chriſtus ſagt, „ſelig ſind, die nicht ſehen und doch glauben.“ Es iſt das auch gegen die Ausſprüche Chriſti, der, wenn alle altteſtamentlichen Ideen in das neue Teſtament übergehen ſollten, nicht ſagen könnte, Daß der nur den Vater kennt, dem der Sohn es geoffenbart. Sagt doch auch Cerinth, ein Judenchriſt, Chriſtus habe den *θεὸς ἄγνωστος* verkündet, d. h. den Gott, der im alten Teſtamente nicht zu finden iſt. Wir haben alſo in der Anſicht des Cerdo nichts, als einen ſtarken Gegenſaz gegen die Uebertragung des altteſtamentlichen auf das neuteſtamentliche. Was war es nun für ein Gegenſaz, der dieſen Unterſchied verkezerte? Wir würden Unrecht thun, wenn wir ſagten, Es ſei das die Rükwirkung der Judenchriſten geweſen. Nein, es war der erſte Keim des **Katholicismus**, des deutlich hervordringenden Bewußtſeins der Einheit der Kirche, die auch bis auf die Reformation hin altes und neues Teſtament für eins hielt. Dieſes konnte jene Meinung nicht gelten laſſen, aber es bildete ſich dabei auch die Einſeitigkeit, daß man alles anders anſah, als es gemeint war. Wie leicht konnte man ſich darüber verſtändigen, daß im alten Teſtamente nur die neuteſtamentlichen Vorſtellungen ſatiſirten! Wäre die Polemik gleichzeitig und vereint geführt worden: ſo möchte das ſich ſo ausgeglichen haben, dazu fehlte es aber an der ſchnellen Communication. Juſtin führt den Cerdo an, war auch ziemlich gleichzeitig mit ihm, kam aber nicht mit ihm in perſönliche Berührung, obgleich der eine ein Syrer, der andere ein Samaritaner war *).

Marcion war ein Schüler des Cerdo, und wir finden auch in dem, was ihm mit Sicherheit zugeſchrieben wird, weſentlich nur eine Fortſezung der Theorie des Cerdo. Nur eins iſt noch bei ihm, durch das er in die Kategorie kommt, wozu diejenigen gehören, auf welche Plotin das Wort γνωστικός bezieht, aber doch nur einigermaßen, weil er mehr platoniſirt als dualiſtiſch iſt. Es heißt von Marcion, er habe den Gegenſaz zwiſchen dem alt- und neuteſtamentlichen Gott ſo weit getrieben, daß er ſagte, „Es habe ſogar die Schlange es beſſer mit dem Menſchen gemeint als der altteſtamentliche Gott. Die Schlange, die dem Menſchen die Freiheit mittheilen wollte, ſtehe näher an Chriſtus, und die Erkenntniß ſei beſſer, als der Zuſtand der neuerſchaffenen Menſchen." Sodann kommt eine Theorie vor über Materie und Satan. Er nimmt eine urſprüngliche Materie an, um darin einen Grund von der Unvollkommenheit der Welt, des Uebels und des Böſen, zu finden, und den Satan ſieht er als das pſychiſche Abbild der ὕλη an. Aber eben daher ſieht man, daß er weit entfernt geweſen vom zoroaſtriſchen Dualismus, der ein böſes geiſtiges Urweſen dem guten entgegenſezt. Ob nun die Relation richtig ſei, wonach es heißt, daß Marcion den Demiurg, altteſtamentlichen Gott, als Unterweſen des

---

*) Den Hauptſaz des Cerdo ſpricht auch Clemens Alex. aus, indem er doch gegen die Gnoſtiker kämpft. Er ſagt, Gott habe den Juden das Geſez gegeben, den Heiden die Philoſophie. Indem nun hier beide einander gleichgeſtellt werden: ſo ſcheint daraus zu folgen, daß auch das Judenthum in einem gleichen Verhältniß der Unvollkommenheit zum Chriſtenthum ſtehe wie das Heidenthum.

höchſten Gottes, wie den Satan als Unterordnung der Materie (die aber als das platoniſche μὴ ὄν erſcheint) angeſehen, getraue ich mir nicht zu ſagen. Wir ſehen aber die Möglichkeit des Uebergangs in einen ſubſtantiellen Unterſchied aus der Unterſcheidung der alt- und neuteſtamentlichen Prädikate Gottes. Der erſt durch das Chriſtenthum geoffenbarte Gott wurde dargeſtellt als der durch Chriſtum ſich offenbarende, deſſen Sendung Gottes Werk war. Daß ſich die Liebe Gottes in der Sendung Chriſti beſonders offenbarte, wie in der Schöpfung die Macht, das iſt eine neuteſtamentliche Vorſtellung ſchon bei Paulus. Nun wurde gefragt, Kann der altteſtamentliche Gott, der Chriſtum ſandte, um die Unvollkommenheit aufzuheben, auch die Unvollkommenheit geſchaffen haben? Wir tragen kein Bedenken, das zu bejahen; wir können uns aber auch hineinverſezen in eine Anſicht, die das verneint. Da lag alſo die Vorſtellung vom Demiurgos und die Anſicht nahe, daß ſich der neuteſtamentliche Gott erſt durch Chriſtum in die Welt des altteſtamentlichen Gottes miſchte [a]). Es wäre ſchlimm, wenn das die kirchliche Lehre geworden wäre; es konnte das nur davon herrühren, daß der in ihrem Bewußtſein ausgetilgte Polytheismus auch eine rükwirkende Realität hatte.

Deutlicher ſehen wir dies hervortreten beim Saturnilus, ebenfalls einem Syrer, unter Hadrian und Antonin, jedoch weiß man nicht, ob in irgend einem Zuſammenhang mit Cerdo. Er hat auf eine beſtimmte Weiſe den altteſtamentlichen Gott als ein untergeordnetes Weſen dargeſtellt. Er ſagte, Dieſer untergeordnete Gott habe die Welt erſchaffen und auch den Menſchen, der aber ſein volles Leben ſelbſt erſt erhalten konnte durch einen σπινθήρ, „einen vom höchſten Gott ihm eingehauchten Fun-

---

a) Sein Evangelium hatte M. wol nicht ſeiner Theorie gemäß gebildet, ſondern er hatte wol urſprünglich nicht eine Nachricht von der Kindheit Chriſti in Pontus gefunden, und nur in Bezug auf den Mangel an Nachrichten meint er auch wol, daß Chriſtus nicht geboren worden, wozu ſonſt kein Grund in ſeiner Theorie war. Schl.

ken.“ Hier ſehen wir alſo, daß er unterſchied das Schaffen des Menſchen aus dem Erdenkloß und die Einhauchung des Geiſtes durch Jehovah; einen Unterſchied zwiſchen Elohim und Jehovah; Gott ſelbſt als Schöpfer des Lebens, und nur das materielle war dem untergeordneten Gotte zugetheilt. Inſofern war das etwas beſſeres als die Theorie des Cerdo, weil ſo Gott den Grund zum ganzen menſchlichen Leben gelegt hat und das der Keim war, woran ſich nachher die höhere Schöpfung durch Chriſtum entwikkeln konnte. Durch die Duplicität der Subſtanzen war nicht der monotheiſtiſche Charakter des Chriſtenthums verwiſcht, denn der Demiurgos blieb ein untergeordnetes Weſen, aber es war ein Gegenſaz zwiſchen der göttlichen Allmacht und Liebe geſezt; jene mußte hinter dieſer zurüktreten. Es war ein Weg eingeſchlagen, um das unvollkommene und böſe in der Welt zu erklären, der ſich mit der Vorſtellung von der göttlichen Allmacht nicht verträgt. Das ganze Verfahren rührt von einer Theodicee her in Betreff der Zulaſſung des Böſen, dadurch daß das Hervorbringen einem andern zugeſchoben wurde. Aber wenn oft ſelbſt die orthodoxen Vorſtellungen, die das Böſe dem Satan zuſchreiben, nicht ſo übertrieben würden, und wenn man ſich einen nur verminderten Willen Gottes, ein bloßes Zulaſſen vorſtellte: ſo könnte man das auf jene Anſichten zurükführen. Nun aber mußte Saturnil ſagen, Nachdem Jehovah dem Menſchen den geiſtigen Funken mitgetheilt, habe er ihn wieder den untergeordneten geſchaffenen Geiſtern (ſie theilten ſich in gute und böſe) überlaſſen, und ſich um ihn nicht bekümmert, bis er den Erlöſer ſandte, um die guten zu belohnen und die böſen zu beſtrafen. Denkt man bei dieſem Unterſchiede von Elohim (pluralis) und Jehovah auch an die altteſtamentliche Vorſtellung, daß die Engel bei der Schöpfung der Welt beſonders thätig geweſen ſeien: ſo ſieht man, wie hier alles am Faden des Judenthums fortgeht. Er hat die beiden Erzählungen in der Geneſis für zwei auf einander folgende Momente gehalten. Denkt man ferner an die Doppelreihe von **Kain** und **Seth**, an die Kinder Seth, die Kinder Gottes, die guten, die Kinder Kains, die Kinder der Menſchen: ſo bekommen wir leicht ſolche Vorſtellung wie Saturnil. Indem er aber die Welt von untergeordneten geiſtigen Weſen erſchaffen läßt: ſo liegt darin eben das zweite gnoſtiſche Element, die **Theodicee**. Indem im Chriſtenthum die Erlöſung Centralvorſtellung wird: ſo erwacht nothwendig zugleich das Bewußtſein des Böſen deſto ſtärker, und da ehemalige Juden ſowohl als Heiden ſich bewußt ſein mußten, erſt jezt zu einer wirklichen Vorſtellung von Gott gelangt zu ſein: ſo erſcheint es als eine neue Frage, Wie hat Gott erſt können das Böſe werden laſſen, wodurch die Erlöſung nothwendig wird? Das unvollkommene der Löſung leuchtet ein. Denn in dieſer ganzen Theorie ſehen wir das **unvollkommene**, das mit dem materiellen zuſammenhängt, und das **böſe** nicht unterſchieden. Der **Erlöſer** erſcheint nicht als **Wiederherſteller**, ſondern als einer, der das unvollkommne zum vollkommnen emporhebt, aber von einer Betrachtung des Erlöſers unter der Form des **Verſöhners**, Aufhebers der Schuld, iſt in der gnoſtiſchen Lehre nichts da [a]).

Dagegen alſo möchten wir als zur abendländiſchen Kirche gehörig uns am ſtärkſten expliciren; aber in der Polemik der alten Kirchenlehrer gegen dieſe Theorie finden wir nichts davon. Woher kommt das? Die griechiſche Kirche hat dieſen Unterſchied nicht herausgehoben, ſondern ſich an den Gegenſaz von Monarchie und Dualismus gehalten. *Das iſt alſo der erſte Punkt einer Unterſcheidung der orientaliſchen und occidentaliſchen Kirche.* In der orientaliſchen Kirche hat die Lehre von dem Erlöſer als eines Verſöhners nicht eine ſolche Rolle geſpielt wie in der occidentaliſchen; das Bewußtſein der Schuld tritt in lezterer mehr hervor. Die orientaliſche Kirche hat ſtets daran gehangen, daß eine urſprüngliche Unvollkommenheit dem Menſchen anklebe, und das ſei durch Chriſtus aufgehoben. Sofern nun Cerdo und Saturnilus antijüdiſch waren, konnten ſie das Opferweſen auch nur dem altteſtamentlichen Gotte zuſchreiben; da nun aber die chriſtliche Lehre von der *Verſöhnung* ihre Darſtellungsmittel aus der Opfertheorie hernimmt: ſo trat die Lehre von der Verſöhnung bei beiden ganz in den Hintergrund.

---

[a]) **Epiphanius** Polemik hebt damit an, daß, wenn die ἄνω δύναμις gewußt hätte, was die Engel thun würden, ſo habe ſie es auch gethan, weil ſie es nicht verhindert. Von Gemeinden dieſer Sekte ſteht im Epiphanius nichts, den Saturnil finde ich im Index des Clemens wenigſtens gar nicht. Ebenſo wenig im Irenäus. Daß die Ehe und Kindererzeugung von Satanas ſei, ſchreiben ihm Irenäus und Epiphanius zu. Indem er nach Theodoret ſagt, der σωτὴρ ſei ἀγέννητος, ἀσώματος, und ἀνείδεος und nur φαντασίᾳ τοῖς ἀνθρώποις ἐπεφάνη, muß man glauben, er ſezte die Erlöſung bloß in die Idee, und ſieht es nur als eine gemeinſame Fantaſie an, daß Chriſtus als Darſtellung dieſer Idee erſchienen ſei. Schl.

Das ſind die erſten Anfänge, und wenn wir uns hiebei ſchon des Namens *Gnoſtiker* bedienten: ſo geſchah das nur der Kürze wegen, nicht aber wollen wir damit ſagen, daß dieſe Männer ſchon die Lehre mit den ſpäteren ſogenannten Gnoſtikern gemein hatten. Nur das iſt wahr, daß an den Unterſchied des ſinnlichen im Judenthum und geiſtigen im Chriſtenthum, an das Beſtreben der Theodicee, ſich die ſpätere gnoſtiſche Theorie anſchloß.

Ein einzelner Anführer einer eigenen gnoſtiſchen Sekte war *Baſilides*, ein Alexandriner, Zeitgenoſſe des Saturnil. Er ſagt ſelbſt, er habe ſein Chriſtenthum von einem Interpreten des Petrus, *Glaucias*, den ſonſt niemand kennt, ſo wie ſich Valentin auf den Theudas, einen γνώριμος des Paulus [a]), und beide auf den Apoſtel Matthias berufen. Ich glaube nicht, daß ſie etwas beſonderes von Matthias gewußt haben, ſondern das lezte ſcheint recht verſtanden einen Aufſchluß über die Sache zu geben. Wenn man auch nichts auf die Sage giebt, daß Marcus oder gar ein Apoſtel die Gemeinde zu Alexandrien geſtiftet hätte: ſo beſtand ſie doch zur Zeit der Antonine dort und ein chriſtlicher Lehrer fand ſie vor, brauchte ſie aber nicht von Einem abzuleiten. Es ſcheint daher, als wollten dieſe Männer vielmehr ihre Abweichung ableiten. Es war ein Beſtreben der damaligen Zeit, da es noch keine ſchriftlichen Dokumente gab, die Lehre auf fortlaufende Tradition von den Apoſteln zu gründen. Da nun Matthias erſt nachgewählt wurde, und er ein Apoſtel war ohne von Chriſto erwählt zu ſein: ſo meinten ſie, könne es ebenſo gut, wie jener Apoſtel wäre, auch eine Lehre geben, die nicht apoſtoliſch ſei, aber doch vollkommen richtig.

---

[a]) Wenn Saturnil wirklich ein Paläſtinenſer war, ſo kann *Glaucias* leicht ein antiochениſcher Schüler ſein, der aber aus Jeruſalem dorthin gekommen. *Valentin* iſt ein Alexandriner, und es iſt alſo leicht, daß er auf einen γνώριμος des Paulus konnte zurückgegangen ſein, da offenbar die alexandriniſche Gemeinde auf pauliniſchem Fuß gegründet war. An den Zuſammenhang mit Simon braucht man ſich nicht zu kehren,

Baſilides bildete zuerſt die Emanationstheorie weiter und genauer aus. Er nahm ſieben *προβολάς* *) an: aus dem höchſten Weſen ſeien zuerſt hervorgegangen *νοῦς*, *λόγος* (hier wie in der neuplatoniſchen Schule), *φρόνησις*, *σοφία*, *δύναμις*, *δικαιοσύνη*, *εἰρήνη*, Begriffe einer geiſtigen Thätigkeit, die er perſonificirte; *σοφία* und *δύναμις* zuſammen hätten die Engel hervorgebracht, und das ſeien die erſten Weſen geweſen, die eine Erzeugung fortgepflanzt, bis zur Zahl von 365 Arten in ebenſo viel Himmeln, womit auch Abraxas zuſammenhängt. Die Zeitmaaße 7 und 365 waren offenbar der Grund für die Vervielfältigung der Emanation. Dieſe Engel erſchufen die Welt, der Erlöſer aber iſt der *νοῦς*, der erſte Erguß (*προβολή*) des göttlichen Weſens, des *ἀγέννητος*, aber verſchieden von demſel-

---

daß aber Saturnil und Baſilides aus einer Schule gekommen wären, und noch dazu aus einer unchriſtlichen, iſt gewiß falſch.

*) Er bediente ſich des ſonſt ungewöhnlichen Ausdrucks *προβολή* von *προβάλλειν*, um die Entſtehung des unvollkommnen aus dem vollkommnen deutlich zu machen. Schl.

ben. Dazu kommt noch, daß der Erlöſer keinen Theil an der ὕλη hatte (wie ihn auch ſchon Saturnil als den ἀγέννητος, ἀσώματος bezeichnet hatte), daher auch nicht gekreuzigt werden konnte, weil er ἀσώματος war; an ſeiner Stelle wurde Simon von Cyrene gekreuzigt, er kehrte ἀπαθῶς zum Himmel zurük [a]). Dieſer Doketismus hängt damit zuſammen, daß Baſilides alle παθήματα anſah als προσαρτήματα, die aus der Vermiſchung der Seele mit der Materie [b]) entſtanden. Daran konnte der Erlöſer, indem er erſt aus ihnen erlöſen ſollte, ſelbſt keinen Theil haben, und alſo auch keinen Theil an der ὕλη. Das πρῶτον ψεῦδος lag alſo darin, daß man den Grund des böſen in der Materie annahm. Wenn man dagegen bedenkt, wie die katholiſche Kirche die Heiligung annahm durch die Ertödtung der Materie: ſo ſieht man, wie gering der Unterſchied beider Lehren war. Das vollkommen göttliche im Erlöſer anzunehmen, geſtattet auch, das vollkommen menſchliche in ihm anzunehmen, daß nämlich das göttliche in Chriſtus ſtark genug geweſen wäre, um den Einfluß des leiblichen zu hemmen. Allein Baſilides erkannte nur ein vermindertes göttliche im Erlöſer, und ſo ſehen wir ſchon hier, wie genau, wenn die Idee der Erlöſung beſtehen ſoll, abläugnen des wahrhaft göttlichen und Abläugnung des wahrhaft menſchlichen zuſammenhängen.

Unter dem wenigen, was wir aus Clemens von Aeußerungen des Baſilides wiſſen, iſt manches ſehr ſchöne. Er hat aufgeſtellt als antijüdiſch, daß der wahre Gott gar nicht könne und wolle gefürchtet, ſondern nur geliebt werden; das iſt ſo ächt chriſtlich, daß ſich nichts ſchöneres denken läßt. Er hat aber eine große Feindſchaft erfahren, die ihren Grund in ſeiner abweichenden Theorie vom Märtyrerthum hatte. Er lehrte, es ſei kein Verdienſt, ſich das Märtyrerthum ſelbſt zuzuziehen. Eine ruhige und gelaſſene Betrachtung der Beſtimmung des Chriſtenthums und beſonders ſeiner Lage in damaliger Zeit machte eine ſolche Anſicht beachtenswerth; es kommt nur auf die beſondern Motive an. Er ſagt nun, Er könne auch nichts von Bekenntniſſen halten, wenn er gefragt werde, ob er ein Chriſt ſei; denn zum Bekenntniß gehöre zweierlei, daß man es ſagt, und daß es die andern verſtehen; die Verfolger hätten aber nicht die rechte Kenntniß und Anſicht vom Chriſtenthum, und darum brauchte man hier nicht die Wahrheit zu ſagen. Daher die Formen unter ſeinen Anhängern, daß ſie ſagten, Juden wären ſie nicht mehr und vollkommene Chriſten noch nicht. Womit ſie andeuten wollten, daß ſie der vollkommenen Beſtimmung des Chriſtenthums noch nicht entſprächen. Das ſich den Leiden entziehen machte mehr den Grund des Abſcheus vor dem Gnoſticismus aus, als das abweichende in ihrer Lehre. Ebenſo konnte er den Gekreuzigten nach ſeiner Lehre verläugnen, indem er ſagte, Mit dem Gekreuzigten könne er nichts zu thun haben, weil ja der νοῦς nicht gekreuzigt wäre; der wahre Erlöſer ſei ohne παθήματα gen Himmel gefahren. Was ſonſt die Häreſiologen von Baſilides erzählt haben, ſcheint Fabel zu ſein. So, wenn es heißt, er habe Magie getrieben, kommt das aus ſeinem ſpekulativen Zahlenſyſtem her und aus der ſeiner Anſicht vom Märtyrerthum wegen geheimeren Verbindung ſeiner Anhänger*). Baſilides ſagt,

---

[a]) So ſehen wir bei ihm deutlicher, als es bei Saturnil geſchehen konnte, wie dieſes dritte gnoſtiſche Element, das docetiſche, mit der Theodicee zuſammenhängt. Schl.

[b]) Durch eine σύγχυσις ἀρχική, eine Vermiſchung der Principe (oder urſprüngliche Verwirrung). Auf jeden Fall alſo hängt dies mit der Organiſation, dem leiblichen zuſammen. Clemens ſagt p. 488, Baſilides habe die πάθη beſchrieben als προσαρτήματα, welche der Seele aus einer σύγχυσις ἀρχική entſtanden. Allein wenn er dies ſo verſteht, als nehme er zwei Seelen an: ſo ſagt die Stelle des Iſidorus, die er ebendaſelbſt anführt, das grade Gegentheil, daß nämlich die Seele μονομερής ſei. Schl.

---

*) Die Verbindung der Maximen mit ſeinen docetiſchen Anſichten regte noch um ſo mehr auf, da ſie ſophiſtiſch ſchienen; ſo, Opfern könne man, weil es für den Glauben gar keine Bedeutung habe. Hieraus glaube ich auch die Beſchuldigung der Magie widerlegen zu können; denn da er die

Der Glaube eines jeden ſei wie ſeine Hoffnung; wer eine ſinnliche Erwartung des Meſſias annehme, der könne auch nur einen ſinnlichen Glauben haben [a]). Da nun dem Glauben der Chriſten ſolche ſinnliche Erwartungen beigemiſcht waren: ſo mochte er und ſeine Partei den Grundſaz haben, der wahre reine Glaube (*γνῶσις*) könne nur wenigen mitgetheilt werden [b]). Auch hierbei wurde er mißverſtanden, als ob er glaubte nur die Gnoſtiker wären *φύσει σωζόμενοι*, da man deutlich ſieht, dies gelte allgemein, und war nur den *ἔργοις* entgegengeſezt. Denn er glaubte nicht an eine Rettung außer Chriſto und wollte nur ſagen, daß das chriſtliche Prinzip die ganze Natur durchdringen müſſe. Ebenſo hat gewiß auf bloßen Conſequenzen beruht, was von einer Neigung zur Immoralität von ihm berichtet wird. Wenn von einer Vermiſchung der Seele mit der Materie die Rede war: ſo war auch die Rede von Werken, die der Seele in dieſem Zuſtande aufgegeben wären; das nicht richtig aufgefaßt konnte ſo verſtanden werden, als ob alle fleiſchlichen Werke die eigentliche Aufgabe der Seele geweſen ſeien. Nach dem, wie uns Baſilides erſcheint, müſſen wir ihn davon losſprechen [c]). Es wird ferner berichtet, es habe unter ſeiner Partei ein *εὐαγγέλιον κατὰ Βασιλείδην* exiſtirt, und Baſilides ſoll 40 Bücher *ἐξηγητικῶν* darüber geſchrieben haben; dieſes zeigt, daß die ka-

---

heidniſchen Götter für Unterweſen hielt: ſo hätte er doch bei dem geringſten Glauben an Magie eine geheime Kraft der Opfer befürchten müſſen. Schl.

[a]) Hierher gehört Clem. pag. 443 die Baſilid. Definition: *πίστις ψυχῆς συγκατάθεσις πρός τι τῶν μὴ κινούντων αἴσθησιν διὰ τὸ μὴ παρεῖναι — ἐλπίς· προςδοκία κτήσεως ἀγαθοῦ.*

[b]) Die *γνῶσις* ſei nur einer kleinen *ἐκλογῇ ὑπερκοσμίως* eigen, und unter 1000 nur einem, unter 10,000 zweien kaum offenbart worden. Doch iſt es fraglich, ob dies von Baſilides oder Valentinus behauptet ſei. Von den Baſilidianern ſagt Clemens p. 433, *φυσικὴν ἡγοῦνται τὴν πίστιν .... τὰ μαθήματα ἀναποδείκτως εὑρίσκουσαν καταλήψει νοητικῇ.*

[c]) Epiphanius ſagt, er habe eine *πολυμιξία*, heißt wol Gemeinſchaft der Weiber, gelehrt; Irenäus weiß davon nichts. Schl.

noniſchen Evangelien damals noch nicht entſchiedene Autorität hatten, wie denn auch Juſtin ſich ihrer nicht bediente. Von einem katholiſchen Theologen Agrippas Caſtor wird berichtet, daß er darin Betrügereien entdekkt habe; es waren aber wol nur Abweichungen, wie in unſern Evangelien ſind. Auch ſagen ſeine Gegner, wo ſie von ſeinem Doketismus reden, nirgends, daß er dieſen in ſein Evangelium gelegt.

Wie mag es nun um dieſe Zeit mit der Sammlung der heiligen Schriften ausgeſehen haben? Von Cerinth heißt es, er habe das Evangelium des Matthäus angenommen und auch dies noch ſehr verändert. Dieſe Nachrichten rühren aus Zeiten her, wo der Kanon ſchon vollendet war, es conſtirt daher nicht, daß er die andern Evangelien verworfen habe; er kann ſie ja nicht gekannt haben. Von Marcion heißt es, daß er das Evangelium des Lucas annahm und nach ſeiner Anſicht ſich Veränderungen darin erlaubte. Aus einer ſichern Quelle wiſſen wir, daß auch in Syrien ein Evangelium Petri ſich fand, das gnoſtiſirt haben ſoll. In dem Verzeichniß des Melito von Sardes, welches er in einem Briefe an einen Freund, der eine vollſtändige Sammlung der heiligen Schrift haben wollte, angiebt, finden ſich nur altteſtamentaliſche, noch kein neuteſtamentliches Buch. Im Juſtin dagegen finden ſich mehrere neuteſtamentliche Stellen, aber wo er genau citirt heißt es nur ἀπομνημονεύματα τῶν Ἀποστόλων. Wenn wir das alſo alles zuſammenfaſſen: ſo ſehen wir, daß damals noch nichts vom neuteſtamentlichen Kanon beſtand, und erſt ſpätere Schriftſteller konnten dies überſehen und darüber aburtheilen. Baſilides kann ſich alſo ein Evangelium aus den verſchiedenen Evangelienſammlungen gebildet haben. Geleſen und abgeſchrieben wurden die apoſtoliſchen Briefe, daher hatte Marcion aus Pontus in ſeiner Sammlung der neuteſtamentlichen Schriften die pauliniſchen Briefe. Dabei bediente er ſich freilich einer Freiheit, die er ſich nicht hätte nehmen können, wenn ein Kanon ſchon dageweſen wäre. Bald nachher muß ein ſolcher vorhanden geweſen ſein, aber ohne daß wir Nachricht davon haben. Ob er die Evangelien nicht hat aufnehmen, oder ob er ſie nicht gekannt hat, wiſſen wir nicht. Es iſt daher unrecht, dem Marcion und andern eine Verfälſchung der neuteſtamentlichen Schriften Schuld zu geben. Es war damals mit den neuteſtamentlichen Schriften ſo, wie es mit unſern Kirchenliedern iſt; wenn jemand für eine beſondere Gemeinde eine Sammlung von Liedern macht, ſo nehmen wir keinen Anſtoß, wenn er nach dem Gebrauch unſerer Kirche Veränderungen vornimmt; auf dieſe Weiſe wurden auch in damaliger Zeit mit den didaktiſchen und hiſtoriſchen Schriften der Apoſtel Veränderungen vorgenommen. Die Inſpiration wurde daher, da man die Autorität der Apoſtel ſehr hoch hielt, mehr auf die Thätigkeit als auf die Schriften derſelben bezogen. Wenn man alſo auf der einen Seite dem Marcion und Baſilides eine ächt chriſtliche Geſinnung und eine wiſſenſchaftliche Bildung nicht abſprechen kann, auf der andern Seite einen Papias, Schüler der Apoſteljünger, nimmt, den die kirchlichen Nachrichten als einen gutmeinenden, aber wegen ſeines ſchwachen Urtheils wenig zuverläſſigen Mann ſchildern: ſo ſehen wir auf der einen Seite ein freies Schalten mit allem, was als Buchſtabe ausgeſprochen war, auf der andern Seite ein Feſthalten an der Tradition. Beides mußte ſich alſo in der Kirche neben einander finden; die ſpekulative Betrachtung mußte dem Feſthalten an Fabeln und ſinnlichem, die das wahre wieder entſtellen konnten, das Gegengewicht halten. Hätte beides nicht neben einander beſtanden: ſo wäre das Chriſtenthum weit eher Verfälſchungen und Ertödtungen unterworfen geweſen. Daraus iſt leicht zu erklären, wie in größerer oder geringerer Analogie mit den hiſtoriſchen Schriften des neuen Teſtaments eine Menge anderer in verſchiedenen Gegenden haben entſtehen und Autorität gewinnen können, die, als der Zuſammenhang der Kirche wieder hergeſtellt war, ausgeſchieden wurden.

Ich kehre zum verlaſſenen Faden zurükk, indem noch ein paar derjenigen abweichenden Lehrer, die *Gnoſtiker* heißen, übrig ſind, *Carpocrates* und *Valentinus*. *Carpocrates* [*] iſt in ſeiner Anſicht einfacher als Baſilides; er geht aus von weltbildenden Engeln, denen das unvollkommene in der Welt zugeſchrieben wird. Von der *menſchlichen Seele* ſagt er, daß ſie vor ihrer Einleibung beim ewigen Gotte war, und daß der Unterſchied, ob ſie reiner oder böſer ſei, abhängig ſei von der Lebhaftigkeit oder Schwäche der Erinnerung. Das iſt rein platoniſch, und wir müſſen geſtehen, daß in keinem der bisherigen dieſe Idee ſo rein aufgenommen iſt. Nun aber iſt damit eine ſtarke Annäherung an das verbunden, was wir *Rationalismus* nennen und was man fälſchlich den andern Gnoſtikern zuſchreibt, indem er nämlich von Chriſto ſagt, Sein Vorzug vor andern Menſchen beſtände nur darin, daß ſeine Erinnerung die lebendigſte geweſen. Da war kein ſpecifiſcher Unterſchied mehr; das können wir alſo einen gnoſtiſirenden Ebionitismus nennen, und um dieſe Anſicht ſtreng herauszuſtellen, mußte er die abſtrakte Möglichkeit übrig laſſen, daß ein anderer eine noch beſſere Erinnerung mitbringen und alſo beſſer erlöſen könnte als Chriſtus. Wenn einer das als *abſtrakte* Möglichkeit hinſtellt, ſo würde ich ſagen, Es iſt dabei die eigenthümliche Idee der Erlöſung durch Chriſtum noch nicht gefährdet; etwas anderes iſt das als *reale* Möglichkeit hingeſtellt. Aus den Berichten der Gegner, die freilich immer das Maximum der Abweichung Schuld geben, kann man das nicht genau erkennen. Es iſt demnach möglich, daß er es nur als ſcharfe Bezeichnung ſeiner Anſicht über die definitive Gemeinſchaft Chriſti mit dem Vater als abſolutes Maximum behauptet und doch den Grundſaz gehabt hat, Chriſtus wäre einzig und unübertrefflich, von dem das Heil der Menſchheit ausginge; woher er ſich auch auf johanneiſche Stellen vorzüglich berufen konnte.

---

[*] Er iſt hier vorzüglich aufzuführen als Beiſpiel, theils wie leicht die beſtimmte Einmiſchung helleniſcher Philoſophie das chriſtliche verdirbt, theils von den Mißverſtändniſſen, welche die leidenſchaftliche Polemik der Gegner hervorbrachte. Schl.

Wie man mit dem Glaubensſyſtem dieſer Partei umgegangen ſieht man hieraus, „Carpocrates habe geſagt, der Menſch werde erlöſt durch *πίστις* und *ἀγάπη*." Das iſt vollkommen chriſtlich, und die pauliniſche Trias, die noch *ἐλπίς* hat, hat etwas überhängendes. Dabei ſagt er, um es recht hervorzuheben, „Ueberall, wo das gute iſt, da iſt das beides; wo das nicht iſt, da iſt das ſchlechte; es gäbe gar keinen andern Unterſchied des guten und böſen, alles andere ſei Menſchenſazung und *ἀδιάφορον*." Irenäus, der über ſie ſchreibt, leitet davon ab, daß man alſo ſo unſittlich leben könne als man wolle, und ſagt, Er wolle zwar nicht der ganzen Partei in der Praxis die *ἀσέλγεια* zuſchreiben, aber in der Theorie zeige ſie ſich doch; das iſt doch bloße Conſequenzmacherei, denn von der *ἀγάπη* hatte ja Carpocrates gar nicht ein ſittliches Leben ausgeſchloſſen. Theodoret ſchreibt ihnen nun auch gleich die Praxis zu, beruft ſich aber dafür nur auf die Stelle des Irenäus. Man ſieht, wie übereilt man in der alten Kirche geſchloſſen hat und wie unzuverläſſig. Weil Carpocrates, um ſich eine teleologiſche Idee zu bilden, von der Verbindung der Seele mit der Materie ſagt, Die Seele ſolle den Kreis von *ἔργοις* vollenden, zu denen ſie durch dieſe Verbindung aufgefordert ſei (wobei er doch nur an ethiſche Weltbildung denken konnte), und eher werde ſie nicht vom Leibe befreit, ſondern was ihr in dieſem Leben noch fehle, müſſe ſie in einem andern nachholen: ſo meinten ſie, nach ihm müſſe ein jeder eilen ſich mit allen Lüſten zu ſättigen a)). Ferner ſchreibt man ihm zu

---

a) Ob er Gott, von deſſen Gerechtigkeit Epiphanes in ſeinem *περὶ δικαιοσύνης* (Clem. p. 512) ſcheint ausgegangen zu ſein, auch wie Baſilides im untergeordneten Sinne genommen, und von ſeiner *μονὰς* unterſchiedie **Gemeinſchaft der Weiber** verlangt zu haben. Gewiß iſt es, daß er von einer κοινωνία μετ' ἰσότητος geredet habe, von einer auf Gleichheit ruhenden Gemeinſchaft. Wie er nun in der Lehre von der Seele platoniſirte, mag er auch in dieſem Punkte platoniſirt haben, und in Platos Republik war allerdings als Maximum der κοινωνία auch die Gemeinſchaft der Weiber[*], welche (wenn Clemens Recht hat, und er führt doch ein Fragment des **Epiphanes** an) Theodoret fälſchlich erſt dem Prodicus zuſchreibt. Es wird nun noch erzählt, daß die **Carpocratianer** geheime Zeichen unter ſich gehabt; ſie hätten eherne Bilder von Chriſtus und heidniſchen Philoſophen gehabt, vor denen ſie Myſterien gehalten. Dies führt noch mehr dahin, die Gnoſtiker nicht als eine abgeſchloſſene religiöſe Sekte anzuſehen, ſondern nur als eine Verbrüderung derer, die eine höhere Theorie hatten.

Es iſt noch übrig **Valentinus**, ebenfalls unter den Antoninen, der die Emanationslehre unter der Bezeichnung **Aeonen** vollkommen ausgebildet hat. Sein Verfahren gegen das eigenthümlich chriſtliche iſt ganz gleich dem der anderen; auf ſeine philoſophiſchen Syſteme können wir uns nicht einlaſſen. Es wird ihm zugeſchrieben, daß er viel Poeſien verbreitet hat, und ſeine Aeonentheorie hat viel Aehnlichkeit mit den alten Theogonien;

---

den, oder ob er die Begriffe Gerechtigkeit und Güte in einander aufgelöſt, und Güte als die höchſte Gerechtigkeit dargeſtellt, kann ich jezt noch nicht beſtimmen. Schl.

[*] Auch das iſt gewiß nur als ein Beiſpiel der vollkommenſten Gemeinſchaft theoretiſch aufgeſtellt, denn Clemens führt es auch gar nicht als Factum auf, und wenn Epiphanes die Vorſchriften Chriſti über die Ehe tadelt, ſo hat er ſich gewiß durch eine allegoriſche Erklärung herausgeholfen. Geheime Erkennungszeichen, mit denen Marcellina viele in Rom ſoll eingeweiht haben, deuten auf geheime Verbindungen, was ſehr in der gnoſtiſchen Anſicht lag. Ebendahin iſt auch die Verehrung des Epiphanes zu ziehen, bei welcher gewiß von Opfern im eigentlichen Sinne als völlig antignoſtiſch nicht die Rede iſt, wiewol Gnoſtiker ſich nach Baſilides kein Gewiſſen machten, an heidniſchen Opfermahlzeiten Theil zu nehmen. Schl.

dann müßte ſie wie dieſe auch ſymboliſch erklärt werden. Von dieſem Geſichtspuncte aus verliert ſich vieles, was man buchſtäblich für reinen Unſinn halten müßte. Valentinus ſcheint einen Unterſchied gemacht zu haben in der Exiſtenz, die er den Aeonen beilegt, durch eine bloße Verminderung des göttlichen Weſens und durch die Verbindung deſſelben mit der ὕλῃ, welche als eine οὐσία ἄμορφος (alſo ein negatives Weſen) die σοφία aus Sehnſucht nach dem Urgrunde [a]) geboren. Chriſtus war nun aus der Aeonenwelt; man weiß aber nicht, ob aus der erſten προβολή oder einer ſpäteren, wenigſtens ſchien er ihm keinen Antheil an der ὕλῃ zugeſchrieben zu haben. Doch iſt der reine Docetismus des Valentinus wieder zweifelhaft durch das, was er von der Ernährung Chriſti ſagt, ſo wie auch durch das Läugnen ſeiner Auferſtehung. Man ſieht daraus, wie die abweichenden Syſteme ſich nicht in der Conſequenz erhalten können, die ſie unchriſtlich machen würde, ſo lange nur der Geiſt der Anſicht chriſtlich bleibt. Was in jener Hinſicht Valentin von Chriſtus ſagt, daß nichts in ihm habe verderben können, kann man auch auf alles geiſtig ſinnliche, was nach Valentin der Materie ſo verwandt iſt, anwenden, und gewinnt daraus eine reine Theorie von der Unſündlichkeit Chriſti. Dabei war ihm die Scheidung des Chriſtenthums vom Judenthum ebenſo Hauptſache wie bei den andern. Daß er nicht ſo unſinnig geweſen ſei, wie man ihn gern darſtellt, ſieht man aus ſeinen beiden Schülern Ptolemäus und Heracleon. Vom lezteren haben wir einen Commentar über Johannes beim Origenes. Wo er hier vom Anſchließen Chriſti an das Judenthum redet, hält er das für Beſcheidenheit und erklärt es aus dem Grundſaze, daß das beſſere neue auf dem ſchlechteren beſtehenden habe erbaut werden müſſen [b]). Nehmen wir dies als Tendenz der Schule an, ſo ſcheint es, als ob Valentin den philoſophiſch gebildeten Hellenen das Chriſtenthum habe auf eine angenehme Weiſe zuführen wollen. Vom Ptolemäus haben wir noch einen Brief an Florus, welchen Epiphanius aufbewahrt hat, wo er das *Geſez* zerlegt und ſagt, daß auch der *Decalogus* als das höchſte deſſelben erſt durch den Erlöſer ſeinen höheren Sinn und ſeine vollkommene Gültigkeit erhalten habe. Er unterſcheidet hier ebenſo den höchſten Gott und den Demiurgos, wie es *Cerdo* angefangen a); die *Aeonenlehre*, durch welche dies erſt wieder deutlich gemacht werden ſollte, und welche er auf eine andere Unterweiſung verſparte, ſcheint nur philoſophiſche Einkleidung und Hülfstheorie, um das rein chriſtliche begreiflich zu machen.

---

[a]) Er ſchreibt ihm wol eine feinere Materie zu. Schl.

[b]) Er ſpricht dem Demiurgos urſprünglich alles Bewußtſein vom So-

Andere einzelne Gnoſtiker oder gnoſtiſche Schulen ſind theils unbedeutend für unſern Zwekk, theils räthſelhaft. Dahin gehören beſonders die *Ophiten*. Sie ſollen getauft haben auf den Namen des Vaters der ἀλήθεια und des κατελθὼν εἰς Ἰησοῦν. Das lezte iſt nach dem valentiniſchen Syſtem der auf Chriſtum kommende Aeon, und die ἀλήθεια kann man ſich in das πνεῦμα ἅγιον umgeſtalten. Andere ſollen *nicht* getauft

---

ter ab, woraus man auch einen Schluß machen kann, wie er die Propheten angeſehn. Schl.

a) Einige ſchreiben das Judenthum einem böſen Weſen zu, andere ſehen es als eine unmittelbare göttliche Offenbarung an. Wäre es das erſtere, ſo hätte Chriſtus nichts davon beibehalten können, wäre es das leztere geweſen, ſo hätte er nichts daran ändern können. Man müßte alſo theilen, einiges ſei wirklich göttliche Offenbarung, anderes ſei von Moſes, das dritte ſei durch die ſpätern hinzugefügt, durch die παράδοσις, welche Chriſtus aufgehoben habe. Dann ſagte er, das göttliche darin ſei auch wieder verſchieden, einiges das vollkommen gute, was Chriſtus habe beibehalten können, anderes, das auf der Idee der Gerechtigkeit ſich gründende, was Chriſtus nicht beibehalten habe. Daraus erhelle am beſten die Differenz zwiſchen dem Gott im moſaiſchen Geſeze und dem göttlichen in Chriſto. Alſo iſt der Gott, ſchließt er, den Moſes offenbart hat, nicht der τέλειος θεός. Aus dieſer Unterſcheidung nun, ſieht man, haben die Gnoſtiker erſt ihre Theorie von den Ausflüſſen des göttlichen Weſens gebildet, nämlich die Tendenz, dem Chriſtenthum nur ſeinen höheren Charakter zu ſichern.

haben, da geiſtiges nicht könne durch leibliches bewirkt werden. Hier ſieht man den Idealismus auf der höchſten Spize und gänzliche Werthloſigkeit alles äußeren. Sie ſollen ferner eine Schlange verehrt und ſie beim Abendmahl geküßt haben. Da weiß man nun nicht, iſt man im chriſtlichen oder in etwas anderem [a].

Dies alles zuſammengefaßt kann ich weder mit Theodorets Eintheilung der Gnoſtiker ſtimmen noch auch mit Neanders. Jener leitet alle vom Simon ab und ſagt, Die einen hätten Aeonen gebildet, die andern nicht; die Aeonentheorie hat ſich aber doch nur aus der jüdiſchen Engelstheorie allmählich herausgebildet. Dieſer theilt ſie in ſolche, die vom Judenthum ausgegangen wären, und ſolche, die ſich demſelben entgegengeſezt hätten; denn alle ſchließen ſich in gewiſſem Sinne an das Judenthum an und ſind auch demſelben entgegengeſezt. Mir erſcheint es als eine vielſpizige Maſſe. Ich möchte alſo alles auch nicht unter einem Namen befaſſen; die Seelentheorie des Carpocrates und die Aeonentheorie des Valentinus ſtehen der helleniſchen

---

[a] Gewiß ſind hier, da auch ſonſt ſowol in Myſterien als in gemeiner Zauberei die Schlange eine große Rolle ſpielt, viele ganz fremdartige Angaben unter das gnoſtiſche gemiſcht. Theodoret aber giebt einen beſtimmten Uebergang vom Marcion zu ihnen an. Der Demiurg hatte das erſte Gebot gegeben, um Gerechtigkeit üben und nach der Prüfung belohnen oder beſtrafen zu können, aber er hatte nicht vorausgeſehen, daß der Menſch werde durch den Satan berükkt werden. Nun konnte man ſagen, daß, ohnerachtet der Demiurg beſſer ſei, wenn man auf den Erfolg ſehe, die Schlange dem Menſchen mehr Nuzen gebracht habe, entweder ſofern Marcions buchſtäblicher Auslegung gemäß durch die Sünde das Gewiſſen gewekkt wurde; alſo eine höhere Stufe der Ausbilduug als die reine Unſchuld, bei der es ohne Verführung geblieben wäre. Oder auch weil durch den Sündenfall die Erlöſung bedingt iſt, ohne welche der Menſch nur ein Geſchöpf des Demiurgos geblieben wäre ohne Gemeinſchaft mit dem höchſten Gott. (Schl.) Indem nun dieſer böſe Geiſt zu einer höhern Ausbildung Veranlaſſung gab: ſo kann dies Urſach geweſen ſein, dieſe mit dem Bilde der Schlange zu bezeichnen, ohne an das zauberiſche zu denken. Einige nun gingen ſo weit, daß ſie beim Abendmahl die Schlange aufſtellten und küßten als Erinnerung an den erſten Punkt, wo die Alleinherrſchaft des Demiurgos erſchüttert worden.

Philoſophie ſehr nahe; der katholiſchen Kirche ſteht am nächſten Baſilides; das dualiſtiſche Weſen, von dem Plotinus ausgeht, tritt am meiſten hervor in Marcion, der am beſtimmteſten eine urſprüngliche ὕλη annahm. Dann auch, wenn es richtig iſt, was vom Valentin geſagt wird, nämlich, er habe behauptet, die Menſchen beſtänden aus drei Theilen, πνευματικοί, die von ſelbſt ſelig würden, dieſen entgegen ſtänden die χοϊκοί, denen Chriſtus auch nicht helfen könne, zu denen er bloß als Richter gekommen, und in der Mitte die ψυχικοί, die, je nachdem ſie ſich an Chriſtus hielten oder nicht, ſelig oder verdammt würden. Das wäre alſo auch Manichäismus, wenn auch nur der Form nach; aber es hat ſich die Anſicht in der Kirche immer wiederholt, daß einige Menſchen von Gott zur Verdammniß beſtimmt würden. Wollen wir nun ein Urtheil fällen: ſo müſſen wir ſagen, Daß hier zuerſt erſcheint, was nachher θεολογία, Dogmatik, hieß; denn in den gleichzeitigen rechtgläubigen chriſtlichen Schriftſtellern findet ſich nichts ähnliches, ſondern mehr populäre Mittheilung. Zwar iſt nicht zu verkennen, daß dieſe Theologie ſpekulativ und philoſophirend war, aber eine anderwärts entſtandene Spekulation konnte im Chriſtenthum kein anderes Reſultat hervorbringen. Dagegen brachte ihre Spekulation den erſten Impuls zu einer wiſſenſchaftlichen Entwicklung der kirchlichen Lehre ſelbſt ohne jene fremden Zuſätze hervor. Ob wir möchten ohne ſie einen Origenes oder Clemens bekommen haben, muß dahingeſtellt bleiben; das Chriſtenthum verdankt ihnen unſtreitig viel. Um das Gleichgewicht zu erhalten mußte ſich aber auch dieſen eine Partei entgegenſetzen, die aus reinem Grundſatze das Judenthum auffaßte; die Judenchriſten bis dahin thaten es nur in der Praxis.

Ueber das äußere Verhältniß der Gnoſtiker haben die Schriftſteller meiſt falſche Anſichten. Die meiſten Kirchenſchriftſteller halten die Gnoſtiker für eben eine ſolche Partei wie die ſpäteren Häretiker, als habe es mehrere gnoſtiſche Gemeinden gegeben. Allein es war der Gnoſticismus auf der einen Seite ſpekulativ, auf der andern Seite poetiſch; populär in jedem Falle nicht. Das ganze iſt alſo eine Schule, und wenn das von andern anders aufgefaßt wurde, ſo geſchah es bloß, weil die alten Kirchenſchriftſteller es in Analogie mit den arianiſchen Streitigkeiten u. dgl. behandelten. Es heißt freilich, Es habe marcionitiſche Gemeinden in Gallien bis ins fünfte Jahrhundert gegeben: das kann wahr ſein, allein die Gemeinden ſelbſt konnten vom Gnoſticismus nichts verſtehen, und eine Gemeinde konnte entweder gnoſtiſch heißen, wenn ſie gnoſtiſche Lehrer hatte; dieſe aber waren nicht aufeinanderfolgend, ſondern zufällig, und dabei brauchte es der größte Theil gar nicht zu verſtehen; oder die Gemeinde konnte auch gnoſtiſch heißen, wenn ſie ſolche Kanones wie die des Marcion und Baſilides hatte, in welchem Falle ſie aber auch ganz unſchuldig dazu kam. Daß es keine eigentlich gnoſtiſche Gemeinden gab, ſchließe ich nicht bloß aus dem Mangel an Nachrichten, ſondern daraus, daß die Gnoſtiker behaupteten, die γνῶσις laſſe ſich nur wenigen mittheilen; ſie hatten nur einen Hang zu einer engeren Vereinigung der Gebildeten und weiter nichts; nur die Lehre durch Verbindung der Lehrer wollten ſie aufrecht erhalten.

Wie nun Ebionismus und Gnoſticismus einander entgegengeſetzt waren in ihrer polemiſchen Tendenzrichtung, in ihren poſitiven Sätzen über die Grenzen des chriſtlichen hinausgetrieben: ſo bildete ſich nun aus der Mitte heraus eine Polemik gegen beide, und dieſe enthielt die erſten Keime der rechtgläubigen chriſtlichen Theologie; denn eigentliche Theologie konnte damals nur aus der Polemik entſtehen, dieſe werden wir nun ſchnell ſich entwikkeln ſehen. Sie hatte zwei Elemente: ſie ging einmal davon aus, den Sprachgebrauch der religiöſen Mittheilung zu fixiren und gegen Mißdeutung zu ſichern. Die Kritik des religiöſen Sprachſchatzes konnte nicht entſtehen, ſo lange das Geſchäft der aſcetiſchen Mittheilung fortging, ohne den chriſtlichen Sinn zu verletzen. Damit hingen zuſammen die hermeneutiſchen Regeln, welche erſt entſtehen konnten, als der Kanon geſchloſſen war, und die geſchichtlichen Umſtände, welche das Verſtändniß vervollſtändigen müſſen, verloren waren, ſo daß man zu künſtlicher Interpretation ſeine Zuflucht nehmen mußte. Denn aus den Abweichungen gerade entſtand eine Kritik der Ausdrükke judaiſirender, gnoſtiſcher und ethniſirender Chriſten, und ein Beſtreben, den geſchichtlichen Zuſammenhang der religiöſen Mittheilung feſtzuhalten und jenen entgegenzuſtellen. So lange nun im Chriſtenthum keine Aufforderung zum Widerſpruch war, ſondern alles in ruhiger Entwikklung blieb, konnte kein Anlaß zur Theologie ſein. Später aber werden wir ſehen, wie ohne Einmiſchung jüdiſcher oder heidniſcher Philoſopheme, bloß durch übertriebene redneriſche Ausdrükke ſolche Streitigkeiten entſtanden.

Die erſten Keime der Theologie waren die beiden Dogmen, der göttlichen Monarchie und des λόγος in Chriſto. Hier waren nun in jener Zeit zwei Fragen: die erſtere, vorzüglich den Gnoſtikern entgegengeſezt, über Einheit der göttlichen Weltregierung, über Einheit der alt- und neuteſtamentlichen Offenbarung und zugleich aller Veranſtaltungen zur Erhaltung derſelben, alſo die Einheit der Kirche, ſomit auch Beziehung der Prophezeihungen im A. T. überhaupt auf Chriſtum. Aber man nahm dabei auch Rükſicht auf den Gegenſaz mit dem ebionitiſchen, indem man ſagte, In dieſer Einheit der Weltregierung ſeien auch verſchiedene Entwikkelungsſtufen, οἰκονομίαι, im Judenthum eine unvollkommnere. Zweitens über die nähere Beſtimmung des göttlichen in Chriſto, wobei man ſich zunächſt den Ebioniten entgegenſezte, aber es ſollte auch zugleich eine Richtung gegen das fabelhafte des Emanationsſyſtems ſein, wo man Chriſto als προβολὴ eine untergeordnete Stelle anwies. Hier war nun das Evangelium Johannis das erſte, welches den unbeſtimmten λόγος genannt hatte, woran man ſich anſchloß; aber dieſer Ausdrukk erforderte eine nähere Beſtimmung, und wir können nicht läugnen, daß in dieſer Beſtimmung manches hineinkam, was gnoſtiſirte. Athenagoras erklärte *υἱὸς θεοῦ*, welches ſchon auf vielerlei Weiſe verſtanden werden konnte, und hinter welchen Ausdrukk ſich die judaiſirenden auch verſtekken konnten, für den Vernunftgott. Das iſt gnoſtiſch, denn Vernunft, *νοῦς*, war ja die erſte Emanation (*προβολή*) aus dem göttlichen Weſen. In den Werken des Theophilus von Antiochien (Bücher an Autolycus) kommt in einer allegoriſchen Auslegung des *ἑξαήμερον* zuerſt der Ausdrukk *τριάς* vor, *θεός, λόγος τοῦ θεοῦ* und *σοφία τοῦ θεοῦ*. Das kann man auch ſehr leicht gnoſtiſch verſtehen, indem man auf der einen Seite Eigenſchaften Gottes nennt, und auf der andern Seite dieſe Eigenſchaften als Weſen ſezt. In einer Stelle aus einem verloren gegangenen Buche des Athenagoras heißt es, der Teufel ſei ein *πνεῦμα περὶ τὴν ὕλην γενόμενον ὑπὸ τοῦ θεοῦ*. Das ſtreift an den Ausdrukk des Marcion, der den Teufel als Idee der Materie anſieht, etwas was aus einem Gegenſaze gegen den Dualismus entſtand. Hier ſehen wir alſo in der Entwikklung der eigentlichen kirchlichen Theologie eine Hinneigung auf die eine Seite [*]).

So wie nun mit dem Eindringen der helleniſchen Wiſſenſchaft die Theologie ſich zu bilden anfing, daß damit auch die hiſtoriſche Behandlung der Kirche begann, iſt ſchon geſagt. Hegeſippus hat viel geleiſtet, nur ſind ſeine *ὑπομνημονεύματα*, die er auf Reiſen geſammelt, verloren gegangen.

---

[*]) Dieſe das dogmatiſche Syſtem begründende Polemik ward vorzüglich von denſelben vorgetragen, welche auch die Apologetik ausübten. Juſtin, Theophilus haben auch gegen Gnoſtiker geſchrieben, es ſind uns aber nur ihre Apologien übrig geblieben, in denen es darauf ankam, die Chriſten von dem Vorwurf der *ἀθεότης* und der *μισανθρωπία* zu befreien. Man wies alſo ähnliche Vorſtellungen von Gott in den heidniſchen Philoſophen nach, ſuchte die Enthaltung von abgöttiſchen Feſtlichkeiten zu rechtfertigen, und hernach noch das Chriſtenthum über die heidniſche Philoſophie zu erheben, indem man dieſer Inconſiſtenz und Ungenüglichkeit vorwarf. Es ergiebt ſich von ſelbſt, wie ſich auch hier alles zugleich um jene beiden Dogmen drehte. Schl.

Ebenſo kam auch das hermeneutiſche Element in Verbindung mit dem kritiſchen jezt zum Vorſchein. Es hat vielleicht keinen älteren Kanon gegeben, als den marcionitiſchen in Pontus, der aber Widerſpruch fand, weil er manches ausſchloß, manches mit Wiſſen, manches ohne Wiſſen. Tatian ſoll eine Harmonie der vier Evangelien geſchrieben haben, ſein verloren gegangenes Werk *εὐαγγέλιον διὰ τεσσάρων* iſt, da ſein Lehrer Juſtin unſere vier Evangelien nicht kennt und alſo auch wol nicht Tatian, nicht ſo von ihm überſchrieben geweſen. Juſtin citirt ein Werk *ἀπομνημονεύματα τῶν Ἀποστόλων*, wahrſcheinlich die Apoſtelgeſchichte, und das hat er gewiß mit benuzt; alſo eines von unſern Evangelien kann er nicht gekannt haben, und vielleicht auch noch mehr nicht. Gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts erſt hatte ſich der Kanon des neuen Teſtaments gebildet.

So wie nun der Grund zu einer wiſſenſchaftlichen Bildung gelegt war, mußten ſich auch Inſtitute dazu bilden, und dergleichen haben wir in dieſer Zeit zwei, zu Antiochia und Alexandria; das leztere tritt mehr als Schule hervor, das erſtere weniger, da es zu ſehr am Episkopat hing, und es darauf ankam, ob grade eine Reihe von Biſchöfen da war, die ſich dazu qualificirten. Athenagoras ſoll ſchon eine katechetiſche Schule zu Alexandria gehabt haben, aber mit Sicherheit wird erſt Pantänus genannt. Es wird nun nicht beſtimmt erwähnt, daß dieſe Lehrer die Würde eines *πρεσβύτερος* gehabt hätten, ſondern ſie ſtanden außerhalb des Clerus und es war mehr eine Privatunternehmung. So heißt es von Juſtin und Athenagoras, ſie hätten den Philoſophenmantel fortgetragen, d. h. ſeien Lehrer geblieben, ſo wie ſie es früher geweſen. Wir finden es alſo als ein eigenthümliches, daß die Bildungsanſtalten nicht mit im Clerus begriffen waren.

Der Name dieſer Anſtalten, Katechumenenſchulen, führt uns darauf, einen Unterſchied auseinanderzuſezen zwiſchen

Katechumenen und **Getauften**. Man hatte jezt nicht mehr nöthig wie früher mit der Taufe zu eilen, beſonders da jezt eine chriſtliche Jugend da war, die der Unterweiſung bedurfte. So betrachtete man denn auch die aus dem Heiden- und Judenthume herzutretenden als ſolche der Unterweiſung bedürftige, denen dieſe Zeit zugleich eine Zeit der Prüfung war.

Ob nun in dieſer Zeit, wo die Gleichheit zwiſchen ἐπίσκοπος und πρεσβύτερος aufhörte, einer aus den **Presbyteris** der **Episcopus** war, oder ob gleich einer von vorn herein als Episcopus erwählt wurde, iſt ſchwer auszumitteln, und wahrſcheinlich auch verſchieden. Manche Nachrichten deuten auf das eine, manche auf das andere. Es kann alſo um dieſe Zeit noch keine beſtimmte Feſtſezung darüber gegeben haben. Wenn nun beim Euſebius ſich Verzeichniſſe von Biſchöfen, ſelbſt bis in die apoſtoliſche Zeit hinab, finden: ſo iſt das etwas ganz verkehrtes. Die Gemeinde beſtand alſo aus **Katechumenen** und **Getauften**; **Diakonen**, **Presbytern** und **Biſchöfen**. Da die beiden erſten und die drei lezten zuſammengehörten: ſo wurde dadurch der Unterſchied zwiſchen **Laien** und **Clerus** zuerſt feſtgeſezt, und da dieſe fünf Beſtandtheile in allen Gemeinden ſich fanden: ſo waren alſo alle Gemeinden gleich; daß aber hierin durch das Anſehn mehrerer Hauptſtädte bald ein Unterſchied entſtand, iſt ſehr natürlich.

Wir richten hier unſer Augenmerk beſonders auf **Rom**, was ſchon jezt der Mittelpunkt war, in welchem man ſich zu vereinigen ſuchte. **Polycarp** machte nach Rom eine Reiſe, um ſich mit der dortigen Gemeinde in Beziehung auf manche Feſte zu verſtändigen; **Hegeſippus** machte behufs ſeiner Forſchungen Rom zum Ziel ſeiner Reiſe, um dieſe Zeit war **Praxeas** auch ſchon in Rom, und man erwartete in den montaniſtiſchen Händeln die Verwendung des römiſchen Biſchofs. Bis hierhin waren die **römiſchen Biſchöfe** zwar nicht beſonders für das Chriſtenthum ausgezeichnet und ihr Anſehn kam nicht aus einem

Vorzug der Gemeinde, ſondern rein aus etwas äußerlichem. Natürlich wurde daher die Autorität oft unverſtändig gebraucht, weil ſie kein inneres Fundament hatte *). Der erſte in dieſer Gemeinde zu nennende iſt Gajus, der aber auch nur Presbyter war.

Das führt uns nun auf manche Abweichungen zur Zeit der Antonine. Tatian war ein Schüler des Juſtinus. Wir haben von ihm nur noch eine Rede an die Hellenen, die eine polemiſche Apologie des Chriſtenthums gegen die alten Philoſophen iſt, aus anderen Nachrichten wiſſen wir aber, daß mancherlei

---

*) Damals war auch Marcion in Rom, den Polycarp einzig als erſtgebornen des Satan begriffen (weil nämlich dieſer zuerſt dem Menſchen noch Marcion zur γνῶσις verholfen). Ebenſo kamen Valentin und Cerdo nach Rom; kurz wir bemerken einen allgemeinen Zug dahin. Dies hatte ſeinen Grund in der politiſchen Wichtigkeit Roms, um derentwillen ſich dort alles von allen Enden zuſammenfand. Es war natürlich, daß ſich Hauptpunkte bildeten in wichtigen Städten, wo größere Hülfsmittel beiſammen waren. Dahin gehörte in Aſien nicht Epheſus, welches nie bedeutend ward, auch nicht Jeruſalem, wiewohl ſpäter Metropolitanſitz, nachdem ſich in Aelia Capitolina wieder eine und zwar nicht judaiſirende Gemeinde gebildet, ſondern Antiochia, wo früher Ignatius und Theophilus lebten, und ſpäter ſich eine katechetiſche Schule bildete. Ferner Alexandria, wo eine Katechetenſchule wol ſchon lange beſtand, der vor oder nach Pantänus (der früher in Indien geweſen war und dort ein Evangelium Matthäi will gefunden haben, welches der Apoſtel Bartholomäus dorthin gebracht habe, nach einer Fabel oder ſchlechten Conjectur in einem ſchon gelehrten Zeitalter) nach einigen Nachrichten, deren Euſebius nicht erwähnt, auch Athenagoras vorſtand, hernach Clemens. Dergleichen wiſſen wir von Rom wenig. Dafür aber herrſchte dort ein Sinn, das eben durch jene Umſtände angeregte Streben, die Einheit des ganzen zuſammenzuhalten, auszubilden (weil nämlich alle Differenzen dort, wo man von allen Enden zuſammenkam, am meiſten auffielen), und ein großer Inſtinkt für das, was auf die dort vorzüglich bewegliche Maſſe wirkte. Eben das finden wir aus denſelben Gründen im apoſtoliſchen Zeitalter in Jeruſalem, als ein nothwendiges und achtungswerthes Element. Hierin iſt der erſte Grund der römiſchen Uebermacht. Wie wenig aber noch die ſpätern Anmaßungen Statt gefunden, ſieht man aus dem Betragen gegen Marcion, wo der römiſche Biſchof, indem er ihm die Kirchengemeinſchaft verſagte, ſich der Verfügung eines kleinen pontiſchen Biſchofs fügte. In ſpätern Zeiten würde ein Papſt jenen in Schutz genommen haben, um dieſen ſeine Macht fühlen zu laſſen. Schl.

gnoſtiſirendes über die **Materie** und das **Böſe** in ſeinen Aeußerungen vorkam; daß er die Materie als etwas ungöttliches anſieht, veranlaßte ſeine Abweichung, die aber erſt durch ſeine Schüler, die **Enkratiten** (*ἐγκρατῖται*), weiter ausgebildet wurde. Er meinte, daß, da die Materie der Grund des Böſen wäre, nur ein Mittel zur Heiligung ſei, ſich ſo wenig als möglich mit der Materie zu vermiſchen. Daher ihr Werthlegen auf Enthaltſamkeit, *ἐγκράτεια*, und natürlich enthielt man ſich hier beſonders des ſinnlichen, des Fleiſches und Weins, das den Menſchen beſonders zu Ausbrüchen ſeiner Kraft treibt. Dazu kam auch noch die Verwerfung der Ehe; dieſe wurde auch als eine Vermiſchung mit der Materie angeſehen, weil die Geſchlechtsvermiſchung die materiell bildende Kraft iſt. In dieſer Anſicht iſt auch ein Gegenſaz gegen das judaiſirende nicht zu überſehen. An Sabbaten und Feſten wohl zu leben war bei den Juden eine Frömmigkeit, und eine zahlreiche Nachkommenſchaft zu haben etwas verdienſtliches und löbliches. Dagegen ſezte ſich alſo die Partei der Enkratiten *), man kann aber nicht ſagen, daß daraus eine Sekte entſtand, denn da keine Abweichung weiter damit verbunden war: ſo konnte es auch keinen Anlaß zu einer Kirchentrennung und Ausſchließung derſelben aus der Kirche geben, und ſie ſchloſſen ſich ſelbſt auch nicht von der Kirchengemeinſchaft aus.

---

*) Denn der Werth, den die Juden auf eine große Nachkommenſchaft legten, hing nicht mit dem Intereſſe an dem inneren ihrer Religionsform zuſammen, ſondern mit der nationalen Seite derſelben, Intereſſe an der Verſtärkung des Volkes Gottes. Auch nur in dieſem Sinne antijüdiſch war ſein *διατεσσάρων*, welches die Genealogie, und was ſich auf Jeſu Abſtammung von David bezieht, wegließ. Man ſieht übrigens hieraus, wie auch damals noch nicht der Kanon gleichförmig geſchloſſen oder allgemein bekannt war. Noch Theodoret fand dieſes Buch in ſeiner Diöceſe verbreitet und führte erſt ſtatt deſſen die vier Evangelien ein. **Severus** ſoll nach ihm die pauliniſchen Briefe und die Apoſtelgeſchichte verworfen haben. **Tatian** hat ſich auch durch ſeine *προβλήματα* um Exegeſe verdient gemacht. Die Löſung derſelben von ſeinem nicht enkratitiſchen Schüler **Rhodon** iſt verloren gegangen. Schl.

Dem Inhalt der Lehre nach ſind die **Montaniſten** den Enkratiten ſehr verwandt. Aber die Wirkung, die die erſteren in der Kirche hervorbrachten, iſt ſo verſchieden von der der letzteren, daß man nach einem Grunde dieſes Unterſchiedes fragen muß. Dieſer iſt kein anderer, als daß die Enkratiten, die nur eine kleine Partei blieben, von einem ſpeculativen Geſichtspunkte ausgingen, und wer den nicht einſah, blieb der Richtung fern; der Montanismus aber hatte eine praktiſchere Richtung und beſtand hauptſächlich in einer Polemik gegen eine laxere Anſicht des Chriſtenthums: das war ſeine gute Seite [a]). Auf der andern Seite war es aber nichts als eine ſchwärmeriſche Aufregung. Montanus, ein Myſier, vielleicht lateiniſcher Abſtammung, und zwei ſeiner Anhängerinnen [b]) gaben ſich für den παράκλητος aus, und brachten als ſolche, da ſie Belohnung und Strafe verhießen, gegen die Unſittlichkeit und den Leichtſinn der Zeit predigten und zugleich chiliaſtiſche Vorſtellungen hatten, eine große Bewegung hervor. Es war alſo allgemeines chriſtliches Intereſſe, ob man dieſe Prophetie gelten laſſen wollte. Gewöhnlich iſt die Meinung, Montanus habe ſich für den perſonificirten παράκλητος auf dieſelbe Weiſe, wie Chriſtus der perſonificirte λόγος war, ausgegeben. Epiphanius führt Stellen von ihm an, „Der Menſch iſt eine Leier ἐγὼ δὲ τὸ πλῆκτρον,“ und „Der Menſch ruhet, ich aber wache.“ Jene Stellen beweiſen aber nichts, da mehrere von ſeinen Schülern, z. B. auch die Prophetinn Maximilla, nach Art der alten Propheten in der erſten Perſon ſpre-

---

a) Sie nannten nach dem pauliniſchen Unterſchiede die katholiſchen Chriſten, welche in ihre Strenge nicht eingingen, ψυχικοί, und indem nur ſie ſelbſt πνευματικοί waren, rühmten ſie ſich auch dieſer beſonderen Gaben des Geiſtes in der Perſon des Montanus und ſeiner beiden Prophetinnen. Schl.

b) Da die Gegner daraus, daß die Weiber in der Gemeinde ſchweigen ſollen, keinen Vorwurf hergeleitet zu haben ſcheinen, ſo müſſen wol Priscilla und Maximilla wenigſtens nicht als ordentliche Lehrerinnen in der Gemeinde aufgeſtanden ſein. Schl.

chend angeführt werden; ſie redeten alſo im Geiſt des παράκλητος, ebenſo von ihm begeiſtert wie die alten Propheten. Montanus ſtellte die Nothwendigkeit ſeiner Sendung dar und brachte ſie in Analogie mit den früheren. Er ſagte, Chriſtus ſei auf die Propheten gefolgt, und er habe den παράκλητος verheißen. Nun wiſſen wir nicht genau, ob Montanus eine andere Theorie über die Ausgießung des heiligen Geiſtes auf die Apoſtel aufſtellte, oder ob er meinte, in ihm ſei eine neue göttliche Sendung erfolgt. Da die Kirchenlehrer ihm niemals entgegnet hatten, er läugne die Autorität der Apoſtel, ſo müſſen wir das leztere annehmen, ſonſt würde jenes gewiß von ſeinen Gegnern hervorgehoben ſein. Dazu kommt, daß er ſagte, Die Kirche müſſe von ihm wieder auf einen neuen Punkt gehoben werden. Er dachte dabei wol nur, die Kraft des Geiſtes ſei geſchwächt und verringert in der Kirche, und Gott hahe ihn ausgerüſtet, ſie wiederherzuſtellen. Er ſtüzte ſich auf den Ausſpruch Chriſti, Er habe ſeinen Jüngern noch viel zu ſagen, ſie könnten es aber noch nicht faſſen.

Er ſoll auch von der gewöhnlichen Kirchenordnung abgewichen ſein, doch müſſen wir nicht glauben, daß er neue Lehren gegeben habe, ſondern er ſchrieb nur neue Gebote vor. Nach den Berichten von ſeinen Gegnern heißt es, er ſezte neue Quadrageſimal-Faſten nach Pfingſten ein; das Faſten muß alſo damals etwas ganz gewöhnliches geweſen ſein. Man faſtete zweimal wöchentlich, feria quarta und sexta, eine Gewohnheit, die aus dem Phariſäismus herübergezogen wurde; ferner zwiſchen der Todesſtunde Chriſti und dem Auferſtehungsmorgen. Man hat das gewiß nicht für etwas verdienſtliches angeſehen, ſondern für etwas ſymboliſches: Trauer über die Sache, ſich ſtüzend auf den ſpäteren Ausdrukk Chriſti, Wenn der Bräutigam wird von ihnen genommen ſein, werden ſie faſten. Wahrſcheinlich war dieſer Gebrauch aus einer häuslichen Einrichtung bei den Apoſteln entſtanden. Ebenſo wie das Wohlleben nach dem großen Verſöhnungsfeſte bei den Juden etwas religiöſes war: ſo war es auch eine ſymboliſche Einſezung bei den Chriſten, daß man in der Zeit zwiſchen Oſtern und Pfingſten nicht faſten dürfte a)). An der feria sexta und quarta enthielt man ſich bloß des Frühmahls. Montanus wollte das Faſten ſchärfen, und nicht bloß bis Mittag, wie gewöhnlich, ſondern es bis nach Sonnenuntergang verlängert wiſſen. Dies überſchritt freilich die urſprüngliche Idee und ſcheint etwas verdienſtliches vorauszuſezen b)). Zwar kann das auch etwas ſymboliſches ſein; eine größere Trauer über den Verfall der Kirche. Daß ihm der Verfall der Kirche ein beſonderes Prinzip war, erkennt man daraus, daß er alle, die durch grobe Verſündigungen beflekkt wären, aus der Kirche für immer ausſchließen wollte, obgleich er ihnen die Möglichkeit der göttlichen Verzeihung nicht abſprach. Seine Anhänger gingen weiter, weshalb ſie Epiphanius für eine eigene Sekte hält, was ſonderbar iſt. Eine ſeiner Anhängerinnen hatte eine Art divinatoriſchen Traum, daß in einer kleinen Stadt Phrygiens das neue Jeruſalem vom Himmel ſteigen werde; und am beſtimmten Orte ſuchte man noch immer in einen Zuſtand der Ekſtaſe verſezt zu werden, um die Prophezeiung auszubilden. Wir ſehen alſo hier eine Verbindung des fanatiſchen mit dem geiſtlichen Hochmuthe, denn wer eine Verſchlechterung der Kirche annimmt, ſtellt ſich, als beſſer, über ſie. Wenn nun der Fanatismus immer eine Analogie des Wahnſinns iſt, der Grund des lezten aber geiſtlicher Hochmuth: ſo fragt es ſich, Hat der geiſtliche Hochmuth bei ihnen den Fanatismus erzeugt oder umgekehrt? Alles ſpricht dafür, daß ſie keine Betrüger waren, ſondern ſie waren getäuſcht,

---

a) Aber am an ſich gottgefälligen ſoll man ja Freude haben, und am Ueben deſſelben auch! Schl.

b) Die Beſchuldigung hierüber ging nicht gegen das Prinzip, ſondern daß er dieſes einführte gegen die durch die häufigen Communicationen conſtatirte Gewohnheit der Kirche. Hier ward alſo die katholiſche Seite vorzüglich gebildet durch das Beſtreben an der Ueberlieferung feſtzuhalten, im Prinzip war man einig. Schl.

ungewöhnlich ekſtatiſche Zuſtände für Eingebungen des Geiſtes zu halten. Das veranlaßte nun in Kleinaſien mehrere einzelne Kirchenverſammlungen, ein Zuſammentreten mehrerer Gemeinden, um über Kirchenſachen zu entſcheiden; die Grenze dieſes Abſchnitts. Zwei Biſchöfe in Aſien, Claudius Apollinaris von Hierapolis und Serapion von Antiochien, waren beſondere Gegner dieſes montaniſtiſchen Schwindels. Serapion ſammelte Unterſchriften ſeiner Biſchöfe und ſchikkte ſie an die Gemeinden, um ſie zu warnen. Dabei kam auch vor, daß einer ſeiner Geiſtlichen ſchrieb, Leute ſeiner Gemeinde hätten ſich erboten, den böſen Geiſt aus der Priscilla auszutreiben, ihre Anhänger hätten es aber nicht zugeben wollen. Daraus folgt, daß das Exorciſtenweſen auch in der Kirche fortbeſtand, und zweitens, daß der Montanismus es nicht recht wagte, den Kampf mit der Kirche aufzunehmen, damit es ſich zeige, ob ein göttlicher oder ein finſterer Geiſt in ihm ſei. Da Montanus behauptete, es ſeien die Geiſtesgaben aus der Kirche gewichen, und man ihm nicht entgegenſezte, daß die Gabe, die Geiſter auszutreiben, noch in der Kirche ſei: ſo muß man glauben, daß die Kirche mit dieſem Exorcismus nicht hervortreten wollte, oder ihn für keine beſondere Geiſtesgabe hielt.

Noch auf einen zweiten Punkt hielten die Montaniſten beſonders: ſie verboten die zweite Ehe, welche ſie ganz dem adulterium und stuprum gleichſezten; offenbar nur, weil man ſeine Pflicht durch die erſte Ehe erfüllt habe, und die zweite alſo nur ein Werk der Luſt ſei [a]). Aehnliches hatte auch ſchon Athenagoras (p. 37) gethan, indem er ſagte, daß die zweite Ehe eine Art von wohlanſtändigem Ehebruch ſei, indem man ſich von der erſten Frau gleichſam noch nach dem Tode trenne. Dennoch wollte die Kirche keine Art von Verbot dagegen aufſtellen, ſo wie auch nicht die ſtrengeren Faſten empfehlen. Die Beſchuldigung betraf aber nicht das Prinzip, darüber war man einig; man ſezte ſich dagegen, daß etwas ſollte auf eine unbeglaubigte göttliche Autorität gegen eine in der Kirche beſtehende Gewohnheit eingeführt werden. Hier zeigte ſich der Katholicismus zum erſten Mal in dem Feſthalten an der Tradition. In Beziehung auf die beiden Punkte des Verbots der zweiten Ehe und der Ausſchließung der Gefallenen ging die katholiſche Kirche vom Gebote der Milde aus, das auch ſchon Chriſtus empfohlen. Daß freilich dies ein Vorwand für arge Laxität wurde, und daß vielleicht die große Zahl der auszuſtoßenden die Kirche abgehalten, iſt nicht zu leugnen. Der richtige Grund, die Montaniſten abzuweiſen, iſt dieſer, daß jede Stufe der Gemeinſchaft in der chriſtlichen Kirche zugleich ein göttliches Gnadenmittel ſei und alſo zur größeren Befeſtigung diene. Wenn man den Lapsis nicht die göttliche Vergebung abſprechen konnte, ſo mußte die Kirche auch die Vergebung zu realiſiren ſuchen, und daher konnte ſie ihnen nicht den Gebrauch der Gnadenmittel entziehen. Ganz nahe hätte auch gelegen, dem Montanismus entgegenzuhalten, daß, was die Kirche auf Erden binde und löſe, auch im Himmel ſo ſein ſolle. Wenn nun Montanus die göttliche Vergebung annahm: ſo mußte er auch jenes thun. So wie nun in Kleinaſien durch Synoden und allgemeine Schreiben hierüber verhandelt wurde, ebenſo auch in Rom, und es kam darauf an, ob der römiſche Biſchof die Erſcheinung des παράκλητος in Montanus anerkennen würde. Tertullian contra Praxeam erzählt, daß der römiſche Biſchof Victor, ein Afrikaner, nahe daran geweſen, dieſelbe anzuerkennen, er ſei aber durch den Praxeas, einem kleinaſiatiſchen Chriſten, abgehalten worden. Es iſt dies eine weiſe Providenz Gottes geweſen, den Chriſten dadurch noch auf eine längere Zeit die Freiheit zu laſſen, wenngleich nachher manches von Montanus geforderte in die Kirche überging.

---

[a] Wenn Montanus auch beſchuldigt wird, Ehen gelöſt zu haben: ſo gilt dies wol nur von der zweiten, da Auguſtin ſagt, die erſte Ehe hätten auch die Montaniſten nicht gewagt für unheilig zu erklären. Schl.

Indem nun die Biſchöfe von Hierapolis und Antiochia eine beſtimmte Oppoſition gegen die Montaniſten bildeten, welche gewiß von den ioniſchen Chriſten, die immer weichlicher waren, entſchieden begünſtigt ward, der Montanismus dagegen ſich in Cilicien, Cappadocien, Myſien und Galatien ausbreitete, und von hier auch nach Gallien die Kunde kam: intercedirten die Confeſſores der galliſchen Gemeinden in Rom dafür, daß man die Gemeinſchaft mit den Phrygiern nicht abbrechen möchte. **Eleutherus**, Biſchof von Rom, ſcheint die Montaniſten zwar getadelt, aber doch die Kirchengemeinſchaft nicht aufgehoben zu haben; inzwiſchen geſchah dies auf mehreren Synoden zu Hierapolis und ſonſt (Euſeb. V, 16). Der römiſche Biſchof **Victor** wurde aber durch den Praxeas gehindert, wenigſtens den Montanus anzuerkennen. Epiphanius ſagt zwar, die Montaniſten hätten ſich ſelbſt ausgeſchloſſen; es muß alſo ein Unterſchied geweſen ſein. In manchen Gegenden, wo es ganze montaniſtiſche Gemeinden, ja Diſtrikte gab, die in die Praxis der allgemeinen Kirche nicht eingehen wollten, ſondern das Gegentheil verlangten, ſchloſſen ſich die Montaniſten von der Kirchengemeinſchaft ſelbſt aus; in anderen, wo es nur einzelne Montaniſten gab, war es umgekehrt, und die Synodalexcommunication traf beſonders die letzteren, wenn die Gemeinden, unter denen ſie lebten, ſich an die Excommunication anſchloſſen. Wir ſehen alſo hier die erſte durchgehende Kirchenſpaltung. **Epiphanius**, der eben nicht durch Sachkenntniß ausgezeichnet iſt, hat die Montaniſten auf ſehr triftige Weiſe widerlegt. Er ſagt, Wenn ſie der katholiſchen Kirche den Mangel der Weiſſagungen und anderer χαρίσματα zum Vorwurf machten, und außerordentliche Geiſtesgaben bei ſich behaupteten: ſo müßten ſie dieſe auch **nach** Montanus fortdauernd angenommen haben. Da nachher keine neuen Propheten unter ihnen aufgetreten: ſo müſſe man bei der allgemeinen Leitung der Kirche durch den heiligen Geiſt ſtehen bleiben. Daſſelbe iſt nachher, wenn auch nicht in der Theorie, doch in der Praxis der katholiſchen Kirche oft und fortdauernd vorgekommen, indem man die Einwohnung des Geiſtes überall vorausſetzte, wo die Kirche als Gemeinweſen auftrat. Denn in den Synoden, die wegen des Oſterſtreites und ſo auch in der montaniſtiſchen Sache zuerſt häufiger gehalten wurden, bediente man ſich der Formel aus der Apoſtelgeſchichte *ἔδοξε τῷ ἁγίῳ πνεύματι καὶ ἡμῖν*.

Was ihre eigentliche Theologie betrifft: ſo erzählt Epiphanius von Montanus, er habe geſagt, Nicht ich, ſondern Gott der Vater iſt gekommen. Montanus ſcheint das *πνεῦμα* und den *πατήρ* zu identificiren; das weicht alſo von der gewöhnlichen ſich bald fixirenden kirchlichen Vorſtellung von Chriſto ab, und neigt ſich mehr zum Sabellianismus hin. Doch ſpricht er auch von der Sendung durch den Vater, und ſeine Anhängerinnen ſagten, *κύριός με ἀπέστειλε*, woraus folgt, daß zur theoretiſchen Ausbildung der Begriffe von dieſer Partei nichts geſchah, ſondern ſie ſich in dunklen Vorſtellungen bewegte. Epiphanius giebt den Montaniſten das Zeugniß, daß ſie den ganzen Kanon des alten und neuen Teſtaments angenommen. Als aber
157 Montanus auftrat im 19ten Jahr des Antonin (157), exiſtirte der neuteſtamentliche Kanon noch nicht. Es ſoll das Zeugniß des Epiphanius ſich auch nur darauf beziehen, daß ſie keines von den Büchern, die im Kanon waren, zur Zeit des Epiphanius verwarfen, und ſich auch nicht auf apokryphiſche berufen, hierin alſo mit der Kirche zugleich gingen. Vom Tertullian ſpäter.

Um dieſe Zeit erwachte auch ein Streit zwiſchen den lateiniſchen und aſiatiſchen Gemeinden in Beziehung auf die Feier des Oſterfeſtes. Allgemein nämlich wurde eine Differenz bekannt und beſprochen, welche ſchon lange vorhanden war. Die aſiatiſchen Gemeinden hatten das Paſſahfeſt am 14ten Niſan gefeiert ohne Rükkſicht auf den Wochentag, ſich richtend nach dem jüdiſchen Kalender, und den dritten Tag darauf feierten ſie Oſtern. Sie hielten ſich an die urſprüngliche moſaiſche Beſtimmung des Paſſahfeſtes. In der lateiniſchen Kirche war man davon ausgegangen, Oſtern am Sonntag zu halten, da Sonntag κυριακὴ ἡμέρα war. Dann hatten ſie das Paſſah am Abend vorher gegeſſen, um die Faſten bis dahin zu halten, welche alſo auf Jeſu Wort ſich gründend ſchon lange beſtanden hatten. Daraus ſieht man, daß das Paſſahfeſt in allen Gemeinden gefeiert wurde ohne Rükkſicht auf den Unterſchied der helleniſchen und jüdiſchen Gemeinden. Aber an eine eigentliche Feier des Charfreitags iſt nicht gedacht worden. Dieſe Differenz kam nach Rom zur Sprache. Der Biſchof Victor, ein Afrikaner, der gewohnt war, daß eine große entſcheidende Autorität von Rom ausging, wurde über dieſe Differenz ſo ergrimmt, daß er Miene machte die Kirchengemeinſchaft mit den Aſiaten ganz aufzuheben. Als Vertheidiger des aſiatiſchen Gebrauchs trat der Biſchof Polycrates von Epheſus auf, der ſich auf die ununterbrochene Tradition berief, und das für ſich hatte, daß in ſeiner Gemeinde der Gebrauch ſeit der Zeit des Johannes beſtehe. Victor wollte deſſenohnerachtet nicht von ſeiner Praxis laſſen, ohne daß er eine conſtante Ueberlieferung vom Apoſtel Petrus hätte nachweiſen können. Was ihn aber beſtimmte, hierauf zu halten, war, daß er die chriſtliche Feſtfeier nicht von der Einrichtung des jüdiſchen Kalenders abhängen laſſen wollte. Dazu kam, daß das Oſterfeſt das Hauptfeſt der Chriſten war, nach welchem faſt alle Feſte geordnet wurden, und ſo war die Sache wichtig. Denn er glaubte darin den Keim zu einer Spaltung zwiſchen Griechen und Lateinern zu ſehen und wollte derſelben vorbeugen. Daher griff er zu einem Mittel, das freilich nur ein heftiges afrikaniſches Temperament anwenden konnte, durch eine Drohung die Zuſtimmung der älteren Gemeinden zu erhalten. Die Sache ging aber nicht durch. Es wurden über dieſen Gegenſtand mehrere Synoden in Aſien gehalten, wo natürlich, da es eine Materie von geſchichtlicher Kunde und Rechnung betraf, nur die ſich nun ſchon beſtimmt unterſcheidenden Biſchöfe und die gelehrten Presbyter, welche die Pflanzſchulen von jenen waren, zuſammenkamen; und ſo fing der Clerus beſtimmt an, ſich herauszuheben. Daher machte man es von dieſer Zeit zu einem eigenen Studium, den Oſterkanon zu beſtimmen. Die Aſiaten wollten aber troz der Drohung nicht in die lateiniſche Art einſtimmen. Der Bruch war alſo nahe daran über einen äußerlichen Gegenſtand zu entſtehen. Er wurde indeß vermittelt durch **Irenäus**, einen Kleinaſiaten, der kurz vorher nach Gallien gezogen war und ſo für unparteiiſch angeſehen werden konnte. Er war aber doch der Meinung, daß die anderen Gemeinden ſich nach Rom richten ſollten. Da aber ihm die Vermittlung auf dieſe Weiſe nicht gelang: ſo beugte er wenigſtens dem Bruche vor, indem er dem Victor vorſtellte, daß dieſe Differenz ſchon lange beſtanden ohne eine Trennung zu bewirken. Er ſagte dabei, Die Gemeinden hätten immer als Zeichen der Gemeinſchaft ſich zu Oſtern das Abendmahl zugeſchikkt, und das ſei auch unter ſolchen Gemeinden geſchehen, die eine verſchiedene Praxis gehabt. Es war das eine große Weisheit, ſich auf eine Tradition zu berufen, zum Beweiſe, daß Differenzen zwiſchen den Gemeinden die Kirchengemeinſchaft nicht aufgehoben hätten.

Wir erwähnen hiebei des **Irenäus**, der uns ein Werk **adversus haereses** hinterlaſſen hat, beſonders gegen die Gnoſtiker gerichtet; was aber ſein geſchichtliches Urtheil betrifft: ſo muß man ſich dabei in Acht nehmen, da er ſich über ſeine Gegner nicht unbefangen ſondern mit Haß und Tadel ausdrükkt, und der üblen Sitte dieſer Zeit nachgeht, die von der Kirche ſich entfernenden Parteien mit Schimpfworten zu behängen. Obgleich er in ſehr großem Anſehn in der Kirche ſtand: ſo hat er doch zur Weiterförderung des kirchlichen Lehrbegriffs wenig beigetragen. Er bekämpft die Gnoſtiker mit der alten Ueberlieferung, daß nur ein Vater, ein Sohn und ein Geiſt ſei, ohne ſich auf die nähere Beſtimmung und Erſcheinungsformen einzulaſſen. Im Kirchenregiment, wie oben erwähnt, war er löblich mäßig. Noch in einer Hinſicht müſſen wir ſeiner lobend erwähnen. Er beſchwört am Ende einer verloren gegangenen Schrift beim Euſebius die Abſchreiber, ſein Buch genau abzuſchreiben und ja alles zu vergleichen, damit keine Entſtellungen geſchähen. Es iſt dies das erſte Zeichen eines kritiſchen Verfahrens. Durch Irenäus erfahren wir auch, daß damals ſchon Gemeinden in Germanien beſtanden, die wahrſcheinlich von Gallien aus dahin gekommen und nicht mehr jung waren, da er auch hier ſchon von Tradition ſpricht.

Der nächſte Punkt, auf den wir nun unſere Aufmerkſamkeit richten, iſt die Zeit, wo die chriſtliche Religion für eine **erlaubte Religion** (religio licita) im römiſchen Reiche gehalten wurde, das geſchah durch ein Edict des **Gallienus** um 260. Man 260
ſollte glauben, daß dadurch alle Verfolgungen gegen die Chriſten aufgehört hätten; das findet zwar ſich nicht, aber die ſpätern Verfolgungen konnten doch nur geſchehen auf eine das Geſez umgehende Weiſe oder durch ein rein willkürliches Verfahren; alſo kam das Chriſtenthum durch jenes Edict zur Ruhe. Aber bis dahin iſt es eine Zeit der Gefahr, zugleich aber der inneren Entwikklung.

Wir knüpfen hier unſere Betrachtung wieder an die montaniſtiſche Bewegung an, und zwar an den Antheil, den **Tertullian** an dieſer Partei genommen. Dieſer war früher ein heidniſcher Rechtsgelehrter, dann Presbyter und hat vorzüglich in Carthago gelebt. Wenn er auch zu Rom geweſen iſt, ſo hat er dort wenigſtens kein kirchliches Amt bekleidet. Er wurde erſt in ſeinem ſpäteren Alter, als er den Montanus als ein beſonderes Organ des heiligen Geiſtes ſchäzen lernte, Montaniſt (adv. Prax. p. 191). Auguſtin ſagt, Er ſei für einen Kezer erklärt worden, nicht grade, weil er Montaniſt war, ſondern weil er, was genau damit zuſammenhing, die zweite Ehe für ein stuprum hielt. Man ſieht daraus, daß der Begriff „für einen Kezer erklären“ in verſchiedener Bedeutung genommen wurde. Die Kirche erlaubte die zweite Ehe, nur der Geiſtliche hielt ſich davon fern (μιᾶς γυναικὸς ἀνήρ. 1. Tim. 3, 2). Da er nun die groben Sünder von der Kichengemeinſchaft ausſchloß, und hierunter auch die das stuprum treibenden waren: ſo ſieht man, wie ſich Tertullian und die Montaniſten ſelbſt ausſchloſſen. Auguſtin ſagt, daß dieſe Partei damals, weil ſie ſehr ſchwach geworden, ihre Kirche zu Carthago der katholiſchen Kirche übergab. Die Lehre in großen Gemeinden konnte nämlich nicht an an einen Ort gebunden ſein, ſondern wurde an verſchiedenen Stätten (Kirchenhäuſer entſtanden erſt jezt) gehalten. An jedem ſolchen Ort gab es einen Episcopus und ein Presbytercollegium, welches durch die Stadt vertheilt war. Der Ort nun, wo der Presbyter Tertullian lehrte, hatte ſeine Meinung angenommen, und daher der Name Tertullianiſten. Tertullians montaniſtiſche Schriften ſind protreptiſch in Beziehung auf die Strenge der Sitten, und dieſe hat ihn auch wol dahin gebracht, den Montanus für ein beſonderes Organ des göttlichen Geiſtes zu halten. Wenn Tertullian auch zu Carthago zugleich aus der Kirchengemeinſchaft wäre ausgeſchloſſen worden: ſo hätte der in hohem Anſehn ſtehende Biſchof Cyprian ihn wol nicht als ſeinen vorzüglichſten Lehrer nennen können *).

---

*) Daß Tertullian als Montaniſt anderswo gelebt als in Carthago wird nirgends geſagt, auch giebt es keine Nachricht von einem ſeinetwegen in Carthago beſonders ausgebrochenen Schisma. Da nun Auguſtin beſondere Tertullianiſten erwähnt (haeres. 86.), welche ihrer geringen Anzahl wegen zu ſeiner Zeit ihre Kirche den katholiſchen übergeben und ſich mit ihnen vereinigt, und da Tertullians montaniſtiſche Schriften größtentheils Ermahnungen ſind, ſich an die ſtrengere Sitte anzuſchließen, und ſeine Ueberlegenheit ihm gewiß viele Anhänger zuzog: ſo iſt wahrſcheinlich, daß dieſe ſich am meiſten in der Kirche, wo er als Presbyter lehrte, ſammelten, und man ihnen vielleicht, um nicht eine völlige Spaltung hervorzubringen, dieſen Namen gab. Schl.

C. Ereigniſſe

bis zur zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, wo das Chriſtenthum als etwas erlaubtes im römiſchen Reich durch Gallien erklärt wurde. 260.

Es iſt eine feſte Nachricht, daß unter **Commodus** das Chriſtenthum in die höheren Stände zu Rom kam; das mußte eine wiſſenſchaftlichere Behandlungsweiſe hervorbringen, da man das Chriſtenthum bisher nur unter den niederen Ständen und in den Provinzen geſunden hatte. Dazu kam noch, daß das Chriſtenthum ſelbſt unter den Soldaten Eingang fand. Die Auflehnung der Prieſter gegen daſſelbe mußte freilich fortdauern, ſo lange es noch angeſehene Anhänger des Heidenthums gab. Die Tempel wurden immer mehr verlaſſen und dies veranlaßte denn die Regierungen, die gegen das Chriſtenthum verordneten Geſeze gegen die Chriſten in Anwendung zu bringen. Man brauchte daher nicht einmal nach Rom zu gehen, denn die Statthalter hatten ja die Macht dazu. Vom **Severus** ging ein neues Edikt gegen die Chriſten aus, es hatte aber mehr die Tendenz, daß keiner, der bisher der Staatsreligion angehangen, zum Judenthum oder Chriſtenthum übertreten ſollte. Man ſieht daraus, daß die Juden noch fortfuhren Proſelyten zu machen und gegen die Chriſten anzureizen; auf der andern Seite lag aber darin ſchon eine Garantie für die, welche ſchon Chriſten waren. Die Chriſten betrachteten ſich ſeit dieſer Zeit als in einer Art von Ruhe, und fingen nun zuerſt an, kirchliche Gebäude aufzuführen. Das hinderte aber nicht, daß ſich die Verfolgungen wieder erneuerten, doch nahmen dieſe immer eine neue Geſtalt an. **Maximin** gab ein Edikt gegen die Lehrer des Chriſtenthums. Dies war gegen des Severus Geſez, denn das waren doch keine erſt übergegangene; vielleicht unter dem Vorwande, daß von dieſen Verleitungen zum Chriſtenthum überzutreten ausgingen. Unvergleichlich größer und allgemeiner war die Verfolgung unter **Decius** in der Mitte des dritten Jahrhunderts. Was ſie hervorgebracht hatte, iſt nicht recht klar, ſie hatte aber eine größere Allgemeinheit als die früheren; ihre Tendenz war, die Chriſten ſollten dem Chriſtenthum entſagen und die heiligen Schriften ausliefern. Daher finden wir in dieſer Verfolgung verſchiedene Grade von Lapsi, indem viele durch die ausgeſuchteſten Martern verleitet wurden, das Chriſtenthum zu verläugnen. Wir müſſen nämlich, da Montanus ſich ſo heftig gegen das Sittenverderben ſetzte, annehmen, daß viele zum Glauben übergetreten waren, denen es nicht recht Ernſt um die Religion war, und andere gab es, die im Chriſtenthum geboren waren. Daher unter den abgefallenen die Grade Sacrificati, Turificati, Libellatici und Traditores; die letzteren, die Auslieferer der heiligen Schriften, waren die gefährlichſten. Man ſieht aber daraus, daß damals der Codex des neuen Teſtaments ſchon muß verfaßt und allgemein verbreitet geweſen ſein. In dieſer Verfolgung und in der des Valerian gaben die anſehnlichſten chriſtlichen Lehrer, Cyprian, Dionyſius von Alexandrien, Gregorius Thaumaturgos, das Beiſpiel, ſich durch die Flucht ſicher zu ſtellen und empfahlen es auch den übrigen Chriſten. Hierin finden wir eine verſtändigere Anſicht der Dinge, einen Mittelweg zwiſchen denen, die den Märtyrertod ſuchten, und den Gnoſtikern. In dieſer Flucht vor der Verfolgung lag auch der erſte Anlaß zum Eremitenleben. Man war in Einöden geflohen; theils kehrte man von dort in die Heimath zurück, theils blieb man dort, beſonders in Aegypten und Cyrene. Paulus Eremita in Aegypten war der erſte, der das Leben in der Hütte beibehalten. Ob ſchon die erſten, die dies Beiſpiel gaben, eine höhere Verdienſtlichkeit darin ſuchten, iſt nicht leicht zu entſcheiden. So wie dieſe Verfolgungen großen Abfall veranlaßten, wird auch im Gegentheil berichtet, daß Märtyrer, die unter allen Qualen dem Chriſtenthum treu blieben, dem Chriſtenthum großes Anſehen verſchafften. Es wird geſagt, daß ein ſolcher ſtandhafter Bekenner in Rom, wie Laurentius beſonders bekannt iſt, Urſache war, daß das Chriſtenthum vorzüglich in die höheren Stände kam. Der Unfall des Valerian gegen die Perſer und die Nothwendigkeit, die Grenzen des Reiches zu ſichern, brachte, in Verbindung damit, daß das Chriſtenthum beſonders unter den Soldaten Eingang fand, das Edikt des Gallienus hervor, wonach das Chriſtenthum unter die Klaſſe der religiones licitae erhoben wurde (c. 260). 260

Nun knüpfen wir wieder an die Montaniſten an. Aus dem, was über das montaniſtiſche Weſen geſagt iſt, läßt ſich kein anderes Reſultat ziehen, als daß es eine ſtärkere Spaltung war, als wir bisher in der Kirche gefunden, und daß ſie ſich beſonders darum weiter verbreitet hatten, weil ſie von der Praxis ausgingen. Der ſtärkſte Kampf dagegen war in Syrien und Jonien, wogegen der Montanismus ſich beſonders in den inneren Ländern Kleinaſiens ausbreitete. Es war das aber keine völlig abgeſchloſſene, ſondern eine durch mancherlei Uebergänge und Verſchmelzungen vermittelte Spaltung, die nur hernach in der Geſchichte vollſtändiger erſcheint als ſie geweſen. Man ſieht dies auch daraus, daß Auguſtin den Tertullian auch adstipulator haeresis Novatianorum nennt, die erſt nach ſeinem Tode ausbrach. Denn es wird mehrere Kirchenlehrer gegeben haben, die in manchen Punkten auf die Seite der Montaniſten traten, wenn ſie auch nicht die Prophetie in dem Montanus annahmen. Auguſtin ſagt, Tertullian ſei haereficatus, Hieronymus, daß er kein homo ecclesiae mehr ſei. Tertullian ſagt von ſich ſelbſt, Er ſei gewiſſermaßen sejunctus von den Psychicis: denn die Montaniſten behaupteten, ſie allein wären die πνευματικοί, die große Kirche die ψυχικοί; die Art aber, wie Tertullian von dieſem Verhältniß redet, bezeichnet mehr eine Denkungsart als eine völlig abgeſchloſſene Partei.

Außer chiliaſtiſchen Ideen hatten die Montaniſten nur Aeußerlichkeiten; daß ſie ihre Biſchöfe beſoldeten, hatte gewiß die Abſicht, ſie von andern Gewerben abzuhalten, welche eine Verlezung der ſtrengen Lebensregeln hätten herbeiführen können. Ihre chiliaſtiſchen Anſichten theilte auch Tertullian, und man ſieht daraus, wie eine nicht auf rein geiſtige Weiſe motivirte Ertödtung der Sinnlichkeit immer wieder einer ſinnlichen Lokkſpeiſe bedarf. Auf dieſe Aeußerlichkeiten des Montanismus hat auch Tertullian ſehr viel gehalten, und es iſt bei einem Manne von ſolcher Geiſtesbildung zu verwundern, wie er z. B. auf die Faſten ſo großen Werth legen konnte. „Auch Sodom und Gomorrha, ſagt er, würden gerettet ſein, wenn ſie gefaſtet hätten, denn die Faſten bewahren nicht bloß vor Gefahren, ſondern gewähren auch Erhörung der Wünſche von Gott.“ Er legte auch großen Werth auf das Zeichen des Kreuzes, es muß alſo damals ſchon üblich geweſen ſein [*]). Es iſt auch von gewiſſen Betſtunden, als von etwas unter den Chriſten allgemein üblichem die Rede in ſeinen Schriften; es erſcheint dies als eine allgemeine Sitte, die aus dem Judenthum ins Chriſtenthum überging. Er erwähnt auch, daß nach der Tauſceremonie geſalbt wurde, weil der Name Chriſten mit der Salbung zuſammenhänge; jeder würde dadurch ein χριστός. Dabei kommt aber wieder vor, daß ſelbſt Tertullian ſich gewiſſermaßen gegen die Kindertauſe erklärt, doch aber ſo, daß man ſieht, von neugebornen Kindern iſt nicht die Rede geweſen, ſondern von Kindern im Knabenalter, wogegen es bald darauf bei Cyprian heißt, daß auch kleine Kinder zum Sacrament des Altars zugelaſſen wurden. Tertullian ſezte ſich der Tauſe der Kinder nicht entgegen, weil ſie nicht den gehörigen Unterricht empfangen, ſondern weil man ſich zur Tauſe durch Faſten und Nachtwachen und allgemeines Sündenbekenntniß vorbereiten müſſe, etwas was bei den Kindern nicht möglich ſei.

---

[*]) Hinter der Empfehlung des Kreuzeszeichens ſcheint mehr der Wunſch zu ſtekken, daß die Gewöhnung an ein gemeinſames Zeichen den Chriſten unmöglich machen möge, ſich zu verbergen. Schl.

Was die eigentliche Entwikklung der Lehre anlangt: ſo haben auch Epiphanius und andere, die gegen die Montaniſten geſchrieben, ihnen das Zeugniß gegeben, daß ſie ſich nicht von der katholiſchen Kirche entfernten. Tertullian hat auch gegen mehrere Häretiker geſchrieben, und in der Schrift de praescriptione haereticorum auf die Autorität der Tradition gedrungen, nur von einer authentiſchen Auslegung iſt noch nicht die Rede. Er iſt aber auch der erſte, der gern Häreſien aufſuchte, wo keine waren, und es iſt nicht zu leugnen, daß er dabei etwas rabuliſtiſch zu Werke ging, was man ihm zum Theil verzeihen muß, da er vorher Advocat war [a]). Das trifft beſonders ſein Buch gegen den Praxeas, einen aſiatiſchen Chriſten, der den römiſchen Biſchof abhielt, ſich für die Prophetie der Montaniſten zu erklären. Dafür zählt er ihn nun unter die Ketzer, obgleich es Epiphanius und Theodoret nicht thun, und Auguſtin es nur erwähnt als eine Meinung einiger, daß er ſabellianiſire. Praxeas nahm ſeine antignoſtiſche Richtung dahin, daß er die Göttlichkeit Chriſti durchaus nicht wollte als eine προβολή, als ein aus dem göttlichen Weſen hervorgegangenes, angeſehen wiſſen. Es konnte ihm aber auch nicht die Aufſtellung des Irenäus, „Wir glauben an einen Gott, einen Sohn und einen Geiſt,“ genügen. Er ſtellte daher auf, daß der Ausdrukk filius Dei auf Jeſum als Menſchen gehe, und daß die Göttlichkeit in Chriſto nichts von der Gottheit auf irgend eine Weiſe abgeſondertes ſei. Er muß daher, um dies mit der Schrift in Uebereinſtimmung zu bringen, geſagt haben, Der ſich vom Vater unterſcheidende Sohn ſei immer caro, das menſchliche [b]). Allein da auch nur dieſer litt: ſo kann man nur mit Unrecht auf ihn den ſpäteren Ausdrukk Patripassianus anwenden. Ja wenn er auch nach Tertullian (p. 264) geſagt hat, pater compatitur filio, ſo hat er das nur geſagt von jener Conſequenzmacherei in die Enge getrieben, um die Einheit der Perſonen zu bewahren, indem er der Gottheit in Chriſto das Mitgefühl mit der Menſchheit zugeſchrieben. Darüber hat Tertullian den Praxeas verkezert, und er machte am Ende die Folgerung, „Er habe weder den Vater noch den Sohn," weil er Sohn und Vater für eins hält. Daraus macht er weiter die Folgerung, „Wer den Sohn nicht hat, hat auch das Leben nicht," und ſo ſpricht er ihm das Leben ab [a]). Tertullian ſagt, Chriſtus ſei filius Dei qua spiritus, und filius hominis [b]) qua caro. Iſt nun caro die Menſchheit in ihrer Totalität: ſo iſt in spiritus keine deutliche Bezeichnung, weil der Menſch auch einen spiritus hat. Arg iſt die Conſequenz, mit der Tertullian ſchließt, da er dadurch auch ſelbſt ſich nicht von verdächtigen Ausdrükken frei gehalten. So wenn er ſagt, Hic (filius) interim acceptum a patre munus effudit spiritum sanctum, tertium nomen divinitatis, und hernach auch in suis propriis nominibus et permonis: ſo ſabellianiſirt er mehr als Praxeas, indem er ſich des Ausdrukks nomen bediente. Auf der andern Seite mußte er ſich gegen den Vorwurf, gnoſtiſche προβολαὶ (alterius rei ex altera prolatio) anzunehmen, vertheidigen. Der Vater, ſagte er, habe den Sohn hervorgebracht, wie der Quell den Fluß, die Wurzel den Strauch, die Sonne den Strahl, duae res sed conjunctae, duae species sed indivisae, duae formae sed cohaerentes. Das kann aber jeder ſo auslegen, daß es zwei Aeußerungsweiſen des göttlichen Weſens ſeien, eine mittelbare und eine unmittelbare. Ferner ſagt er vom Geiſt, Tertius a sole apex ex radio — Ita trinitas per consertos et connexos gradus a patre decurrens et monarchiae nihil obstrepit et οἰκονομίας statum protegit. Die Spize des Strahles läßt ſich aber nicht vom Strahle ſondern, wenn er nicht dann unter dem Medium des Strahles einen dritten verſteht. Ebenſo ſind Formeln, die ſich immer partiell aufheben, Dico alium esse patrem et alium filium et alium spiritum, nec tamen diversitate alium sed distributione. — Nam et spiritus substantia est sermonis, et sermo operatio spiritus. Ideo spiritus Deus et sermo Deus, quia ex Deo, non tamen ipse ex quo est. Es iſt das alſo ein Vorſpiel zu den folgenden kirchlichen Beſtimmungen, daß nämlich durch das Ausgehen von der Polemik nur ſolche allgemeine negative Formeln entſtanden. Aber es genügte der Kirche, die nämlich nur wollte, daß nichts in die kirchlichen Formeln aufgenommen würde, was ſtörend einwirken könne. Solche negative Formeln aber konnten am Ende ſich beide Gegner aneignen, woher auch Tertullian, wo er ſich den Gnoſtikern entgegenſezte, ſich dem Praxeas nähert, und ſtreitet er gegen dieſen, ſo nähert er ſich wieder den Gnoſtikern. Es iſt noch ein Nebenpunkt zu berühren, den man dem Tertullian zur großen Unbill ausgelegt hat. Er ſagt zuweilen unbeſangen, Man könne doch nicht leugnen, daß Gott einen Körper habe; und man hat ihn deshalb ſehr grobſinnlicher Vorſtellungen beſchuldigt. Allein er erklärt ſich darüber (adv. Hermog. II. p. 128) ſo, Cum ipsa substantia corpus sit rei cujusque, nach Art der platoniſchen Vorſtellung, „Die Seele ſei ein Körper, nicht aber materiell, ſondern als Subſtanz.“ Dieſe Behauptung und die von der Seele gleichfalls erkläre ich antignoſtiſch, da der valentinianiſche βυθός (Urgrund) kaum eine wahre Exiſtenz hat, und alles äoniſche zwiſchen Allegorie und Wirklichkeit ſchwankt. Er wollte nur Gott in der höchſten Wirklichkeit gedacht wiſſen, und bedient ſich dazu eines unbeholfenen am beſten aus der ſtoiſchen Terminologie verſtändlichen Ausdrukks, ohnerachtet er ſonſt mehr, als die alexandriniſche Billigkeit that, das Handhaben der helleniſchen und römiſchen Gelehrſamkeit verwarf. Gleichzeitig und etwas ſpäter unter Victor und Zephyrinus kommen mehrere abweichende Vorſtellungen über das Verhältniß des Sohnes zum Vater vor.

---

[a] Falſche Auslegungen und Folgerungen finden ſich auch in den Büchern gegen Marcion und gegen die Valentinianer. Schl.

[b] Praxeas muß geſagt haben, der Ausdrukk filius Dei gehe auf Jeſus als Menſch (p. 256), filium carnem esse i. e hominem i. e. Jesum — patrem autem spiritum i. e. Deum i. e. Christum. Schl.

---

[a] Qui filium non habet nec vitam habet. Non habet autem filium, qui eum alium quam filium credit. Schl.

[b] Wenn er dem Praxeas die Diſtinction zwiſchen filius Dei und filius hominis entgegenſezt und darauf beſteht, daß auch der erſte d. h. die Gottheit in Chriſto ſich vom Vater unterſcheide: ſo hält er ſich ſehr zurükk von der Vermiſchung der Naturen, und bleibt auch dabei, Chriſtus ſei nur nach der menſchlichen Natur geſtorben, und ſo hält er ſich auch von der translatio der Naturen zurükk. Aber theils hatte auch er im Apologeticus geſagt homo Deo mixtus, theils, indem er, um den Unterſchied gegen Praxeas zu behaupten, ſagt, Gott habe das Wort hervorgebracht, kann er die Zweiheit und Dreiheit, die auf dieſe Weiſe entſteht, nur ſchwer vom Polytheismus oder von gnoſtiſchen προβολαῖς retten. Beides wollte aber auch Praxeas vermeiden, und man kann beide Verſuche als etwas, das beſſer vermieden würde, in ſich tragend neben einander ſtellen. Und ſo auch ſind Tertullians Bilder von der Dreiheit ſehr leicht ins heterodoxe deutbar. Man ſieht die Schwierigkeit, ſich zwiſchen dieſen beiden Klippen auf der einen Seite und zwiſchen dem ebionitiſchen auf der andern durchzuwinden. Schl.

Um dieſe Zeit iſt nämlich die Rede von einer ebionitiſchen Partei, Artemoniten, welche Euſebius auf einen Artemon zurükkführt, und als erſten Erneuerer dieſer Anſicht einen Theodotus aus Byzanz darſtellt[a]). Dieſer hatte ſich dort bei einer Verfolgung verleiten laſſen, Chriſtus zu verleugnen, was ihm zu Byzanz übel ausgelegt wurde. Deshalb ſei er nun nach Rom gegangen und habe ſich damit entſchuldigt, Er habe nur den Menſchen in Chriſto verleugnet; dafür ſei er aber aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen und habe nun eine Partei geſtiftet[b]). Er konnte dies, wenn er von Chriſto ſo dachte wie Ce-

---

a) Euſebius V. extr. und Theodoret nennen beide zuſammen neue Nazaräer, und ſo wird wol die abweichende Meinung des Gennadius, daß Artemon behauptet habe, die Gottheit Chriſti habe erſt mit ſeiner Geburt angefangen, auf einer Verwechslung beruhen. Schl.

b) Es iſt ſchwer zu ſagen, wie weit dieſe Anſicht damals Conſiſtenz gewonnen habe. Die Theodotianer werden angeführt als eine ordentliche Kirchengemeinſchaft mit beſoldeten Biſchöfen, indeſſen fehlt es ſo an Details für dieſe Sache, daß man dies nicht buchſtäblich nehmen kann, und die Nachricht von den beſoldeten Biſchöfen hat vielleicht keine andere geſchichtliche Grundlage, als die Erzählung von dem Confeſſor Natalius.

rinth oder Valentin, die doch auch etwas göttliches in Chriſto annahmen aber daß der λόγος nicht mitgekreuzigt wäre, oder wenn er auch nur wie Praxeas dachte, oder nur wie Tertullian die Naturen auseinander hielt, mit einiger Sophiſterei behaupten. Auch war ja die gewöhnliche Formel bei Verfolgungen, Chriſtus den Gekreuzigten verleugnen. Der römiſche Biſchof Victor, der ihn ausſchloß, zeigt ſich alſo auch hier wieder ausſchließend. Euſebius berichtet, dieſe Partei habe gemeint, ſie hätte die allein richtige Lehre, die bis auf Victor unbekannt geweſen ſei. Theodoret fügt hinzu, Artemon habe dabei ſich auf die Apoſtel berufen und geſagt, auch dieſe hätten Chriſtum nur für einen Menſchen erklärt, wobei er allerdings einzelne Stellen anführen konnte, wo Chriſtus ἀνὴρ genannt wird in der Rede der Apoſtel, und anderes ähnliche. Wenn aber hinzugefügt wird, er habe geſagt, erſt in der Zeit des Victor habe man angefangen θεολογῆσαι τὸν Χριστόν: ſo iſt ſchwer zu ſagen, worauf das eigentlich geht. Uebrigens wird dem Artemon und ſeinen Schülern Gelehrſamkeit zugeſchrieben, auch weltliche, beſonders grammatiſche und mathematiſche Kenntniſſe. Dabei wird geſagt, ſie hätten die Schrift verändert, aber es iſt nicht klar, worin dies beſtanden habe; wahrſcheinlich waren es kritiſche Aenderungen. Bei Theodoret (II, 5.) aus dem parvus Labyrinthus wird auch erzählt, Theodotus habe einen Confeſſor Natalius verleitet, für Geld Episcopus ſeiner Partei zu werden, allein nachher ſei dieſer durch Träume geweckt worden und vom römiſchen Biſchofe abſolvirt wieder zur katholiſchen Kirche übergetreten. Darin ſcheint mir nur zu liegen, daß Theodotus nur die Abſicht hatte, einen Confeſſor und Verleugner zuſammenzuſtellen, um zu zeigen, daß beide doch könnten dieſelbe Anſicht haben, und daß er die Vereinigung mit der katholiſchen Kirche wünſchte und ſeine Anſicht nur entſtand aus dem Maximum einer leichtſinnigen Auffaſſung der Erlöſungslehre. Wenn man bedenkt, daß Praxeas beim Victor in großem Anſehen ſtand, und dieſer ſich ſolcher Ausdrükke bediente, welche jeden Unterſchied Chriſti vom Vater leugneten, z. B. „Wer mich ſieht, ſieht auch den Vater“: ſo können wir wol glauben, daß durch die Polemik gegen ſolche Ausdrükke, die nachher auch verkezert wurden, die Verkezerung der Artemoniten bewirkt wurde.

Es iſt hier noch zu erwähnen **Noëtus** von Smyrna, bekannt durch eine gegen ihn gerichtete aber nur in Fragmenten vorhandene Homilie des **Hippolytus**. Er ſcheint dem Praxeas in ſeinen Ausdrükken nahe gekommen zu ſein, nur daß bei ihm mehr vom Vater und Sohn als vom Geiſt die Rede iſt; lezterer iſt ein munus, *χάρισμα*. Er ſoll in Bezug auf den Vater und Sohn geſagt haben, „Gott Vater ſei, wie er wolle, ſichtbar und unſichtbar, ſichtbar ſei er in Chriſto; er ſei *ἀγέννητος*, aber er könne auch erzeugt ſein, wenn er wolle, ebenſo *ἀπαθής*. Das Wechſeln beſtehe nur, wenn es Gott *κατ' οἰκονομίαν* für zuträglich halte. So ſei Gott Chriſtus geworden und habe mit ihm gelitten, und hernach ſei er in die urſprüngliche *ἀπάθεια* zurükgekehrt. Vater und Sohn ſeien alſo bloß verſchiedene Namen, um die Poſteriorität des ſichtbaren und die Priorität des unſichtbaren Gottes zu bezeichnen.“ Da nun niemand zu gleicher Zeit ſagt, daß Noëtus ein Docet geweſen ſei: ſo iſt dies nur eine andere Art des Ausdrukkes für die Vereinigung des göttlichen Princips *λόγος* mit der Perſon Jeſu. Noëtus hat ſich auch an das alte Teſtament gehalten in der Art, wie er die Theophanien erklärt, daß dieſe jedesmal der *λόγος* geweſen ſeien; und nächſtdem habe er ſich daran gehalten, daß man vor allen Dingen die göttliche *μοναρχία* feſthalten müſſe, das Princip der göttlichen Einheit. Er berief ſich nun auch wie Praxeas auf Ausdrükke Chriſti wie *ἐγὼ καὶ ὁ πατὴρ ἕν ἐσμεν*, und nächſt der Antwort an Philippus (Joh. XIV, 9 etc.) war für ihn auch Röm. IX, 5. eine Hauptſtelle. Der Gegner berief ſich auf dieſelben Stellen und ſagte, Wenn das ſollte noëtiſch ausgelegt werden: ſo müßte es heißen *ἕν εἰμι*. Das will aber nicht viel ſagen. Uebrigens ſuchte ſich Hippolytus in ſeiner Widerlegung ziemlich an denſelben Terminis zu halten wie Tertullian gegen Praxeas. Er unterſchied ebenſo, Gott wäre *εἷς κατὰ δύναμιν*, und ſeine *ἐπίδειξις τριχῇ κατ' οἰκονομίαν* (Tertullians dispensatio). In dieſen Ausdrükken war eigentlich nichts gegen Noëtus. Es ging in der Widerlegung auch hier dem Hippolytus ſo wie dem Tertullian, daß er doch einen Schein des Gnoſticismus gewinnt, als von einer Unterordnung der Gottheit Chriſti unter die Gottheit des Vaters. Hippolytus ſagt, Gott wäre zwar *μόνος*, aber doch auch *πολύς*. Hier ſoll die erſte Vorbereitung liegen zur Vielheit. Nun aber geht er auf den *λόγος* ſpecifiſch zurükk und ſagt, Der Logos wäre zuerſt in Gott geweſen, aber zur Zeit als Gott gewollt (*ὅτε ἠθέλησε*) *ἔδειξε τὸν λόγον αὐτοῦ*, da habe er ſein eigenes Wort gezeigt, indem er gleichſam die erſte Stimme von ſich gegeben. Alſo das Wort ſei herausgetreten aus Gott gleichſam als das ſchaffende Wort. Damit verwechſelte er nachher *ἐγέννα* und ſagte, Alſo war denn ein *ἕτερος* bei ihm. Daraus kann man nun auch Kezerei herausbringen wenn man will. Nun ſagt er ferner, Dieſer Logos wäre freilich nicht als ein anderes Weſen bei ihm geweſen, und er ergeht ſich in denſelben Bildern wie Tertullian: *ὕδωρ ἐκ πηγῆς, ἀκτὶν ἐξ ἡλίου*. Beſonders räthſelhaft iſt die Stelle, wo er ſagt, *πατὴρ μὲν γὰρ εἷς, πρόσωπα δὲ δύο, ὅτι καὶ ὁ υἱός· τὸ δὲ τρίτον τὸ ἅγιον πνεῦμα*. Hier ſieht man, wie bei Hippolyt, indem er den Vater von der allen drei *προσώποις* gemeinſamen Gottheit nicht unterſchied, auch keine reine Trinität iſt, ſondern der Vater mit zwei Ausflüſſen. Nun führte er hernach die Chriſtologie weiter durch, indem er den *λόγος* von *υἱὸς* unterſchied; er ſagte, der *εἷς υἱὸς τέλειος* beſtehe aus *λόγος* und *σάρξ*.

Andere Polemiker ſagten, Wenn Gott früher allein war, ſo ſei er doch weder *ἄλογος* noch *ἄσοφος*; und das führte hernach auch auf tertullianiſche Formeln zurükk. Wenn es vom Vater heißt, Er ſei *εἷς*, aber habe *δύο πρόσωπα* (Vater und Sohn), der Geiſt ſei die *τρίτη οἰκονομία*: ſo tritt der Geiſt noch zurükk. Hier ſehen wir alſo entgegengeſezte Tendenzen im Streit; die eine iſt mehr auf die Einheit und Identität des göttlichen Weſens gerichtet, die andere mehr auf den Unterſchied des göttlichen in Chriſto, als etwas eigenthümlichen, was die Einheit zu verlezen ſchien. Wenn man mit dem Hippolyt denkt, die Trias ſei bloß eine *ἐπίδειξις κατ' οἰκονομίαν*, ſo liegt darin kein Grund abgeſehen von der *οἰκονομία* (Tertullians dispensatio, göttlichen Einrichtung) vor der zeitlichen Erſcheinung dieſe Dreiheit anzunehmen, und Gott, von aller *οἰκονομία* alſo von der Welt überhaupt abgeſehen, hat kaum etwas anderes als eine *ἑνότης κατὰ δύναμιν*. Wo ſich nun Hippolytus entſchieden von ihm entfernt, da muß auch er theils gnoſtiſiren. So wenn er ſagt, Gott ſei zwar nie *ἄλογος* geweſen, habe aber erſt zu einer Zeit *ὅτε ἠθέλησε*, als er das erſte Wort ſprach, ſeinen *λόγος* ſichtbar gemacht (*ἔδειξε*), wofür hernach der Ausdrukk *γεννᾶν* ſteht: fällt die Schöpfung von Ewigkeit her weg. Beim Noetus iſt alſo die Tendenz der Identificirung, beim Hippolytus die Tendenz der Unterſcheidung, auf die alten Ausdrükke *λόγος* und *σοφία* gegründet, wobei aber doch eben keine reine Trinität herauskommt. Merkwürdig iſt die große Uebereinſtimmung mit Tertullian, obwol es doch nicht wahrſcheinlich iſt, daß beide Männer ſich kannten, wenigſtens nicht, als jeder die ſeinige ſchrieb, von der Schrift des andern wußten. Man hält den Hippolyt für einen Biſchof von Oſtia, was aber wol nicht wahrſcheinlich iſt wegen ſeiner griechiſchen Homilien. Es iſt übrigens kein Grund, mit Cave dieſe Homilie dem Hippolyt abzuſprechen. Auch iſt an dem Namen wenig gelegen, da man doch von Hippolytus ſo wenig weiß, ob alles einem zukommt oder auf mehrere zu vertheilen iſt. Auf jeden Fall iſt ſie aus der nächſten Zeit, da ſie mit *οὐ πρὸ πολλοῦ* anfängt. Man ſieht hieraus am beſten, wie allgemein und bis auf welchen Punkt ſich die Lehrenweiſe ſchon feſtgeſtellt hatte.

Als einen Verſuch, die Anſicht des Praxeas und Noëtus mit der katholiſchen zu vermitteln, kann man die Theorie eines ſpäteren, des Biſchofs Beryllus von Boſtra anſehn. Wäre Hippolytus aus dem arabiſchen Pontus: ſo kann Beryllus durch ihn veranlaßt ſein. Er ſagt, Der Sohn habe vor der Menſchwerdung κατ' ἰδίαν οὐσίας περιγραφήν, in einer abgeſonderten Perſönlichkeit nicht exiſtirt, ſondern ſei in der göttlichen οὐσίᾳ mitgeſezt geweſen *). Dieſe zweite Perſon ſei, als ſie ſichtbar geworden, auch erſt eigentlich geworden. Dieſen Unterſchied konnte man nur als von einem rein chriſtlichen Geſichtspunkte ausgegangen anſehen; es kam beim übermenſchlichen in Chriſto nur auf das folgende an. Chriſtum als λόγος in die Schöpfung zu verwikkeln hat zwar einigen Grund in den neuteſtamentlichen Ausdrükken, aber keine recht eigentliche Wurzel im chriſtlichen Glauben, ſondern ſich in dem Verkehr mit den Gnoſtikern entwikkelt. Davon iſt der Ausdrukk des Beryllus eine Rükkkehr, wenn er ſagt, Das eigentlich göttliche in Chriſto iſt nur von ſeiner Menſchwerdung an zu ſezen. So concentrirt ſich alles in der Erlöſungslehre. Das bleibende Hervorgehen des λόγος als eines ἕτερος durch die erſte Stimme Gottes, ſo daß eigentlich die Perſonaliſirung des ſchaffenden Wortes entweder gleichzeitig war mit dem der geſchaffenen Welt oder bis zu dieſem Punkt vergeblich, dieſes war zu wenig in ſtreng didaktiſcher Methode haltbar. Auch konnte er weiter ſagen, Das Sprechen der ſchaffenden Stimme forderte keine Perſonaliſirung des λόγος, ſondern dieſe wurde erſt nothwendig mit der Menſchwerdung Chriſti, um uns zu erlöſen, wenn doch einmal nicht der Vater ſelbſt in Chriſto ſein ſollte. Nun iſt bekannt, daß wir eine Formel in unſerer Dogmatik haben in Bezug auf die menſchliche Natur Chriſti, daß ſie unperſönlich geweſen abgeſehen von der Vereinigung mit der göttlichen. Dazu iſt die Berylliſche Formel das Correlat,

---

*) Euſeb. VI. 33. Origen. p. 97.

Die göttliche Natur ſei noch unperſönlich geweſen ohne Vereinigung mit der menſchlichen. Da ſolche Formel antiebionitiſch und antignoſtiſch iſt, ſich auf der andern Seite auch entfernte vom Praxeas und Noëtus, denen man es vorwerfen konnte, daß ſie meinten, der Vater habe gelitten: ſo ſtellt ſich ſeine Theorie ganz von ſelbſt in die Mitte [a]). Und da man ſie ganz ungezwungen anſehen kann als die Lehre von der Unperſönlichkeit der göttlichen Natur in Chriſto vor dem Act der *ἑνώσεως* und *ἐνσαρκώσεως*: ſo erſcheint ſie als zuſammengehörig mit der von der Unperſönlichkeit der menſchlichen Natur Chriſti vor dieſem Act, und man muß ſich wundern, wie das ſo viel Streitens habe hervorbringen können, bis Origenes endlich den Beryllus von ſeinem
244 Unrecht überzeugt habe (244). Schade, daß die Verhandlungen beider Männer verloren gegangen ſind, und daß wir nichts genaueres wiſſen von den Motiven, deren jener ſich bediente, um den Beryllus von der ewigen Abgeſondertheit des Sohnes zu überzeugen. Berühmt werden dieſe Unterhandlungen noch wegen des großen Beiſpiels der Mäßigung. Das Reſultat von dieſem allen iſt alſo, daß die Ausdrükke *λόγος θεοῦ* der Sohn und *σοφία θεοῦ* der Geiſt, von Alexandria und Antiochia aus die herrſchenden in der griechiſchen Kirche wurden. Die griechiſche Kirche iſt aber nie ſo genau geweſen wie die römiſche. Denn wenn Noëtus ſagte, Der Vater ſei nie *ἄσοφος* und *ἄλογος* geweſen: ſo kann man auch ſagen, der *λόγος* ſei nie *ἄσοφος* und die *σοφία* nie *ἄλογος* geweſen. Man ſieht alſo, wie eine Gewöhnung an die kirchlichen Formeln das Bedenken überwog, daß die Formeln nicht durchgeführt werden könnten. Es iſt noch nicht bekannt, wie weit ihm Beryllus nachgegeben habe. Es kann

---

[a]) Ob er aber gemeint iſt bei Origenes (T. IV. p. 22) qui hominem dicunt Dominum Jesum praecognitum et praedestinatum, qui ante adventum carnalem substantialiter et proprie non extiterit, sed quod homo natus patris solum in se habuerit deitatem, das möchte ich nicht mit Schroeckh behaupten. Schl.

ſein, daß ihm Origenes nur entgegenhielt, daß ſeine ſchärferen Ausdrükke doch nie in der kirchlichen Sprache, die ſich auf das neue Teſtament gründe, Raum ſinden könnten, und daß darin kein Grund zur Spaltung liege, und daß Beryll ſeine Formeln aufgab, um den Frieden nicht zu ſtören.

Dies führt uns nun ſehr natürlich auf Origenes; um aber hier das Weſen und Wirken deſſelben darzuſtellen, müſſen wir auf die frühere Zeit der alexandriniſchen Schule zurükkgehen. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Athenagoras ſchon dieſe Katechetenſchule in Alexandrien hatte, gewiß iſt dies erſt von Pantänus und Clemens. Der Begriff von dieſer Schule iſt verſchieden. Einige wollen, daß es bloß ein Inſtitut geweſen ſei zur ausſchließlichen Bildung für chriſtliche Lehrer, andere überhaupt für Katechumenen. Das erſte iſt wol nicht wahrſcheinlich, da einzelne abgeſonderte Seminarien als öffentliche Inſtitute einer einzelnen Stadt ſich damals nicht denken laſſen; denn Zeugniſſe des Lernens brauchte keiner, um ein Lehramt zu erhalten, ſondern wer fähig erſchien, war dadurch zum Lehramt berufen. Einige hatten auch ſchon vor ihrer Bekehrung eine gelehrte Bildung genoſſen und konnten bei wenigem Unterricht in dieſer Schule zu Lehrern des Evangeliums fähig werden und um ſo beſſer wirken. Es iſt alſo wahrſcheinlich nur eine Schule für Katechumenen geweſen, und auch dahin kommen wir unter Origenes; hernach geſchah es, daß er die Anfänger einem andern überließ und ſich nur die Unterweiſung der fortgeſchrittenen vorbehielt. Der erſte Lehrer derſelben, von dem wir aber nichts aufbehalten haben, iſt Pantänus. Er, von dem es heißt, daß er in Indien geweſen, gehört unter diejenigen, die als Anfänger und Begründer chriſtlicher Gelehrſamkeit angeſehen werden können. Auf ihn folgte Clemens, von dem es heißt, er habe das Chriſtenthum und helleniſche Philoſophie zuſammenſchmelzen wollen. Das iſt zu viel geſagt. Sein Hauptverdienſt wird am beſten characteriſirt, wenn man ihn einen literariſchen Miſſionär nennt, nur daß er weniger den Juden zugewendet iſt, welche ſeit den früheren Seditionen und dem jüdiſchen Kriege in Alexandrien ſehr heruntergekommen zu ſein ſcheinen, als den Heiden. Sein Hauptſaz iſt, „So wie Gott den Juden vor dem Evangelium das Geſez gegeben: ſo hat er den Heiden die Philoſophie gegeben.“ Ja er zieht die Parallele noch weiter, „Beides ſei zum Glauben nothwendig geweſen und diene jezt zur *εὐσέβεια*.“ So wenig er nun Geſez und Evangelium hat zuſammenſchmelzen wollen, eben ſo wenig Chriſtenthum und helleniſche Philoſophie. So wie man aus dem Geſeze Keime und Bedürfniß des Evangeliums anführt, ebenſo thut es Clemens mit Stellen der helleniſchen Philoſophen und Dichter. Es iſt alſo eine apologetiſche Verwendung von der einen Seite und von der andern Seite Nachweiſung des unzureichenden derſelben. Zu einer Zeit, wo das Chriſtenthum anfing ſich weiter zu entwikkeln, war die Methode der alten Philoſophie etwas, was, um die Begriffe zu unterſcheiden, immer nothwendiger wurde. Es iſt alſo keine Vermiſchung mit der Philoſophie, ſondern eine Anwendung der Geſeze des Denkens. So war alſo dies Inſtitut ſehr geeignet, eine glükkliche Mitte zu bilden zwiſchen den Traditioniſten, die nur immer wollten dieſelben Formeln der Lehre feſthalten, wie z. B. Irenäus, und ſolchen, die eine willkürliche Speculation in das Chriſtenthum hinüberbrachten, wie die Gnoſtiker. Die Autorität des Buchſtabens und die Tradition wurde damals in lateiniſchen Gemeinden der afrikaniſchen und römiſchen Kirche beſonders anerkannt, wogegen die willkürliche Speculation in den aſiatiſch-griechiſchen Gemeinden ſich zeigte.

Wir haben von Clemens drei Werke, die ein ganzes bilden: ſein *Προτρεπτικὸς πρὸς Ἕλληνας* (cohortatio ad Graecos) iſt beſtimmt, die Falſchheit und Unzulänglichkeit des Heidenthums darzuſtellen; ſein *Παιδαγωγός* enthält die Elemente des Chriſtenthums, und ſteht gewiß in beſonderer Beziehung auf ſeine Katechetenſchule. Die *Στρώματα* ſind die weiteren Entwikklungen und Vermittelungen und enthalten ſeine *ὑπομνήματα γνωστικά*[a]). Dieſe beſonders ſollten die chriſtliche *γνῶσις*, die feſtere Verknüpfung und wiſſenſchaftliche Feſtſtellung des chriſtlichen Glaubens enthalten. Wenn er nun in dieſer Beziehung eine gewiſſe Theorie von einer urſprünglichen Geheimlehre hatte: ſo hat ihm zweierlei vorgeſchwebt; erſtens hatte er die Analogie der heidniſchen Myſterien für ſich, und man hat es oft ſo dargeſtellt, als habe er dieſe in das Chriſtenthum übertragen wollen. Ich glaube aber, daß ihm als Schema die populären Reden Chriſti zum Volke und die Reden zu ſeinen Jüngern vorſchwebten. Wenn man nun dazu nimmt, daß Chriſtus den Apoſteln ſagte, Er habe ihnen noch viel zu ſagen, aber ſie könnten es jezt noch nicht tragen: ſo lag ſeiner Theorie die Entſchuldigung nahe. Es iſt ja die Prätenſion, die noch jezt oft gemacht wird; wenn bedenkliche Sachen zur Sprache kommen: ſo wollen wir ſie auch in der gelehrten Sprache halten, damit ſie in einem engeren Kreiſe bleiben, was jezt weit ſchwerer iſt als damals. Es liegt alſo nichts in ſeiner Theorie, was das Weſen des Chriſtenthums aufgehoben hätte, noch nicht einmal der katholiſche Unterſchied zwiſchen Clerus und Laien. War doch ſchon dem Origenes, ehe er Presbyter wurde, dieſer Unterſchied mitgetheilt. Ein anderes Werk des Clemens, *Ὑποτυπώσεις*, iſt verloren gegangen. Es war, wie es Photius beſchreibt, eine Erklärung vieler Bibelſtellen, worin ſeine Theorie deutlich enthalten war, mit genaueren Begriffsbildungen und Philoſophemen, doch haben wir nicht genug davon, um genau ſeine Auslegung mit der ſeiner Schule zu vergleichen.

Im *Παιδαγωγός* entwikkelt Clemens ſeine Sittenlehre als eine ſolche, die Aehnlichkeit mit der ſtoiſchen hat. Er unternimmt eine doppelte Polemik gegen die Laxität der Heiden und gegen allen Faſtus und alles Prunken und Prangen mit äußerlichen Werken und Handlungen. Dabei ſehen wir auch, wie der Begriff der Kirche ſehr ſtark hervortritt. Tertullian ſagt zwar auch ſchon, Ecclesia principaliter ipse est spiritus, aber es war das in ihm begründet auf ſeiner lateiniſchen Richtung und montaniſtiſchen Meinung. Clemens hatte das nicht ſo vor ſich, denn in Alexandria bildete die chriſtliche Gelehrſamkeit als Gemeingut von Laien und Geiſtlichen ein Mittelglied, das die Vorſtellung von der Kirche eher hinderte als förderte. Es war alſo das hervortretende Bewußtſein des großen geiſtigen Gemeinweſens das, wovon ſich jeder nährte. Daher ſtellt er die Kirche dar zugleich als Jungfrau (Symbol der Reinheit) und Mutter, die alle erzieht. Die Στρώματα ſind Fundgruben von Gelehrſamkeit; hier iſt zugleich mit der apologetiſchen Verwendung für das Heidenthum Polemik gegen die willkürliche Speculation im Chriſtenthum, Polemik gegen die Gnoſtiker. Hätten wir auch ſeine Ὑποτυπώσεις: ſo würden wir ſehen, wie er alle ſeine Lehren auf die Schrift begründet. Daß dies zuweilen nicht ohne Künſteleien abging, läßt ſich leicht denken und es geht dies auch aus den Aeußerungen beim Photius hervor. Daß er aber alles auf die Schrift begründen zu können glaubte, unterſchied ihn von den Gnoſtikern. Es finden ſich auch Ideen darin, die nachher im Origenes vorkommen, und von denen man glaubt, daß ſie Origenes zuerſt in das Chriſtenthum gebracht hat; ſo, wenn Photius ſagt, Er habe eine Mehrheit der Welten vor Adam angenommen. Jedoch was er von der ὕλη ἄχρονος ſagt, ſcheint mit des Clemens Anſicht nicht zu ſtimmen. Noch eine Theorie, die wir auch bei Origenes finden, iſt, daß er gelehrt habe, es müſſe wegen der nach der Taufe begangenen Sünden noch Reinigungen nach dem Tode geben. Doch hatte er keine Vorſtellung von dem Fegfeuer, ſondern dieſe Reinigung geſchähe durch gewiſſe Gemüthszuſtände. Auch das war eine Lehre, die er, nach Photius ἀπὸ τινων ῥητῶν hatte und nicht auf die Schrift begründete.

---

[a]) Vorangegangen war Tatian durch die *προβλήματα*.

Auf ihn folgte Origenes, über deſſen früheres Leben manches noch ungewiß iſt. Porphyrius läßt ihn als Heiden zum Chriſtenthum kommen und ihn in der Schule des Ammonius Saccas geweſen ſein. Die kirchlichen Schriftſteller laſſen ihn von chriſtlichen Eltern geboren werden, geben ihre Namen und Jahre des Todes an, ſo daß dies viel für ſich hat, und reden viel von ſeinem jugendlichen Eifer für das Chriſtenthum, womit ſich bei dem Geiſt der damaligen Zeit das Schülerſein des Ammonius ſchwer verträgt. Auch weiß man die Zeit nicht recht aufzufinden und eine vermittelnde Meinung, wie Schroeckhs, er habe ſich nur gelegentlich und unbeſtimmt des Unterrichts des Ammonius bedient, langt nicht aus. Plotin redet aber von einem andern Origenes und Porphyrius hat beide vielleicht vermiſcht. Es iſt gewiß, daß er genau mit der griechiſchen Philoſophie bekannt wurde, namentlich der ächt platoniſchen und rhetoriſch-grammatiſche Bildung erhielt, und nach der kirchlichen Nachricht lehrte er nach dem Märtyrertode ſeines Vaters vom Unterrichte darin, bis er in der Katechetenſchule angeſtellt wurde. Er iſt ſeinem Geiſt und ſeiner ausgebreiteten Wirkſamkeit nach einer der größten Männer der Kirche, obwol er es äußerlich nicht weiter brachte als bis zum Presbyter, und auch das wurde ihm noch beſtritten. Demetrius, Biſchof von Alexandrien, ließ ihn in die Katechetenſchule gehen. Als er nach Paläſtina kam, wunderten ſich die Leute, daß ein ſolcher Mann noch nicht Presbyter ſei; ſie ließen ihn deshalb freie Vorträge halten, worüber Demetrius ungehalten wurde. Als er nun gar zum Presbyter ordinirt wurde, ſchloß ihn der Biſchof von ſeiner Kirchengemeinſchaft aus und ließ ihn durch das Collegium ſeiner Presbyter abſetzen und aus Aegypten verbannen, wobei ſeine ſogenannte Irrlehre nur Nebenſache war; eine ähnliche Aeußerung des kirchlichen Despotismus, wie ſie uns Victor gab. Hier alſo die Förmlichkeit und der biſchöfliche Despotismus, aber doch noch nicht allgemein anerkannt, denn viele Diöceſen traten dieſer Ver-

dammung nicht bei. Möglich iſt, daß Eiferſucht im Spiele war. Dadurch wurde er veranlaßt, ſeinen Wohnſitz größtentheils in Paläſtina zu nehmen; er mußte ſpäterhin unter der Verfolgung
254 des Decius viel dulden, und ſtarb im hohen Alter zu Tyrus (254).

Was nun ſeine Leiſtungen betrifft: ſo ſtehen ſeine Commentare über die heilige Schrift oben an. Die Veranlaſſung dazu ſoll geweſen ſein, daß ſein Freund Ambroſius ihn mit dem Commentar des Hippolytus über das Hexaemeron bekannt machte. Wenn uns mehr von dieſem Commentare erhalten wäre: ſo würden wir näheres ſagen können, in welchem Verhältniß Origenes zu ihm ſtand, doch haben wir nur noch wenige Fragmente übrig, in denen ſich auch allegoriſche Spielereien finden, beſonders in der Vergleichung des Erlöſers mit der Bundeslade; ſolche ſpielende Allegorien müſſen damals alſo ſchon allgemein geweſen ſein, ohne an eine Schule gebunden zu ſein. Was die ſpeculative Richtung betrifft: ſo bleibt Hippolytus dabei ſtehen, daß Chriſtus war ἄνθρωπος und θεός. Um zum erſten das doketiſche zu vermeiden, gebraucht er Ausdrücke, die auffallen, z. B. „daß er den Kelch des Leidens ſich verbeten habe; daß er aus Furcht vor ſeinen Feinden geflohen;“ jedoch ſind das alles ſittliche Handlungen. Das θεῖον ſetzt er im hyperphyſiſchen und in ſeinem Geſchäft: Vorzeichen vor ſeiner Geburt, Sündenvergebung und Wunderthun. Man ſieht alſo hier eine deutliche Trennung beider Naturen, als ob das ſittliche nicht auch von der göttlichen Natur ausginge. Origenes nun hielt die katholiſche Mitte zwiſchen den damaligen entgegengeſetzten Anſichten *); er verficht die μοναρχία, die Einheit des alten und neuen Teſtamentes, gegen die Gnoſtiker, und antiebionitiſch ſetzt er das göttliche in Chriſto und unterſcheidet den λόγος im Sohne

---

*) Indem er zwiſchen Artemon und Noëtus die katholiſche Mitte hält, neigt er ſich mehr zur beſtimmten Unterſcheidung des Sohnes vom Vater, indem er das μόνος ἀληθινὸς θεός zum Kanon annimmt, und [illegible] ſowol das ἐν ἀρχῇ als die Antwort an Philippus erklärt. Vgl.

vom Vater. So unterſcheidet er nun das göttliche in Chriſto vom Vater, indem er nach einer platoniſchen Terminologie einen Unterſchied macht [a]) zwiſchen *αὐτόθεος*, Gott im urſprünglichen Sinne, und dem *μετοχῇ τῆς ἐκείνου θεότητος θεοποιούμενον*, „was durch eine Theilnahme an der Gottheit des Vaters göttlich geworden.“ Dazu kommt, daß er ſagt, Der Vater ſei *μόνος ἀγέννητος*; und zu der pauliniſchen Stelle ſagt er, Man müſſe bemerken, daß es nicht heiße, es ſei *πάντα ὑπὸ τοῦ λόγου* gemacht, ſondern nur *δι᾽ αὐτοῦ* [b]). Er beantwortet zugleich die Frage, ob auch das *πνεῦμα δι᾽ αὐτοῦ* gemacht ſei, ſo, daß er ſagt, Wer die *τρεῖς ὑποστάσεις* annehme, dem ſei auch das *πνεῦμα τιμιώτερον* als *πάντα*, alſo nicht unter die *πάντα* begriffen, *ἀγέννητον* aber ſei nichts außer dem Vater; *λόγος* und *πνεῦμα* ſtehen alſo in einer dunklen Mitte zwiſchen Gott und dem All. So unterſcheidet er auch die Wirkſamkeit: die Wirkſamkeit des Vaters erſtreckt ſich auf alle Dinge, die des *λόγος* bloß auf das, was am *λόγος* Theil haben kann, das Vernünftige, und die des *πνεῦμα* nur auf die Gläubigen. Das iſt ganz bibliſch, und man kann nicht begreifen, wie ihn Photius der *ἀσέβεια* beſchuldigte; doch behauptete dieſer auch von Clemens, daß er *υἱὸν εἰς κτίσμα κατάγει*; jedoch ſtellt Origenes alle drei durch den Ausdruck *ὑποστάσεις* gleich. Wir werden ſpäter Veranlaſſung haben zu betrachten, von welchem Geſichtspunkte aus Origenes über dieſe und ähnliche Theorien iſt verketzert worden.

Daß Origenes die Wirkſamkeit des Geiſtes auf die Gläubigen bezog, könnte man noch auf beſondere Weiſe heterodox ſo auslegen, daß der Menſch erſt müßte ein Gläubiger geworden ſein, ehe ſich die Wirkſamkeit des Geiſtes auf ihn erſtreckte, mithin ſei der Glaube nicht des Geiſtes ſondern des Menſchen eignes Werk. Das hat er aber nie ausgeſprochen und man kann es ihm daher nicht zurechnen, denn er iſt gewiß bei der pauliniſchen Theorie geblieben: der Glaube komme durch die Predigt; und die Predigt iſt doch ein Werk des Geiſtes. Wenn nun Origenes ſagt, Die drei in der Trinität wären ἐν der ὁμονοίᾳ, συμφωνίᾳ und ἑνότητι βουλήματος noch: ſo giebt das einen Schein von Polytheismus. Er ſezt aber noch dazu, „Sie wären Eins, wie die Gläubigen Eins wären, μία ψυχή;" man hat alſo dieſe Vergleichung nicht verſtanden, denn dieſe geht davon aus, daß die Kirche weſentlich Eins iſt und ihr Leben nur in dem einzelnen erſcheint. Er ſagt ferner, Die ἑνότης βουλήματος ſei in den dreien, weil die θεία φύσις in ihnen dieſelbe iſt, und ὁμόνοια muß man nicht vergleichen mit διάνοια, ſondern es iſt gleich der Identität des νοῦς als der οὐσία, wovon die ὑποστάσεις nur die Erſcheinungen ſind. Es iſt das alſo eine falſche Beſchuldigung, und unbewußt polytheiſtiſche Reſte ſind im Origenes nicht zu finden; dazu war er zu ſpeculativ und in ſeiner Speculation zu platoniſch. Origenes ſagt unter andern auch, „Das πνεῦμα ἅγιον ſei den Gläubigen die ὕλη aller χαρισμάτων," d. h. die lebendige Einheit derſelben, die eine andere Erſcheinung gewirkt unter anderen Bedingungen; „und als dieſe lebendige Einheit aller χαρισμάτων ſei der Geiſt die lebendige Einheit in der Kirche." Wo nun die Form die Vielheit iſt, da muß die Einheit durch Materie ausgedrükkt werden. Er will alſo ſagen, Die ὕλη ſei die lebendige Einheit der χαρίσματα, der Erſcheinungen.

---

[a]) IV. p. 50.

[b]) p. 60.

Ein Punkt, den Origenes beſonders herausgehoben, iſt die Vereinbarung des Uebels und böſen mit der göttlichen Allmacht und Weisheit und die damit zuſammenhängende Lehre von der Freiheit des menſchlichen Willens. Dies führt uns auf die Theorie ſeiner Lehre in ſeiner Schrift περὶ ἀρχῶν. Die chriſtliche Lehre ſelbſt gründet er durchaus auf die heil. Schrift; ſeine Philoſophie lehnt ſich nur an die Punkte, wo die Schrift nicht rein didaktiſch iſt, ſondern μυθώδης, d. h. die Punkte vor und nach dieſem Leben. Darin geht er aus von einem urſprünglichen Sein aller Seelen bei Gott. Dieſen habe Gott eine vollſtändige Willensfreiheit mitgetheilt, was ihm der höchſte Beweis der göttlichen Allmacht iſt. Das Herabſinken der Seele in die Materie verbindet er mit früherer Schuld, welche auch als Minimum doch überall vorausgeſezt werden müſſe, wo Materie iſt. Er ſezt alſo die Schuld hier auf Erden überall als das urſprüngliche für das Leben. Wenn nun die Mittheilung der Freiheit der höchſte Beweis der Allmacht iſt: ſo muß ebenſo am Ende die göttliche Weisheit ihren Zweck vollkommen erreichen in einer allgemeinen Beſeligung, wo Gott alles in allem iſt. Darauf gründet ſich ſeine Lehre von der ἀποκατάστασις, und daraus haben einige geglaubt ſchließen zu können, er habe Chriſto nur eine ſehr untergeordnete Stelle anweiſen können, wenn er die Beſeeligung der Menſchen auf die göttliche Weisheit bezieht. Allein er iſt darin ganz rein, denn die Erlöſung der Menſchen durch Chriſtum iſt doch ein Gegenſtand der göttlichen Weisheit, wenigſtens ſtellt er die Erlöſungslehre reiner dar als viele ſeiner Zeitgenoſſen. Man muß hier nur gleich bemerken, daß er, wie die folgende griechiſche Kirche, die Erlöſung als Verſöhnung mit Gott durch Aufhebung der Schuld nicht darſtellte. Er blieb alſo in der Analogie mit ſeiner Kirche. Es iſt zwar nicht zu überſehen, daß Origenes die Uebel als Läuterungsmittel darſtellt; er ſagt von der Verhärtung des Pharao, „Man kann nicht behaupten, daß ſie ein Mittel zu ſeinem geiſtigen Tode war, ſondern weil ſie recht heraustrat, ſo ſei das gerade ein Mittel zu ſeiner Umkehr geweſen.“ So ſcheint es alſo, als ob er geglaubt habe, daß die Erlöſung vom Uebel durch das Uebel geſchehe, er habe alſo keiner Erlöſung bedurft. Allein das hat er nicht ſo gemeint; er ſagt nur, daß durch das Hervortreten des Uebels die Erkenntniß des Uebels geſchehe, aber durch die Erſcheinung des Erlöſers und durch die Mittheilung des Geiſtes in Chriſto ſei erſt die wahre Liebe und Kraft zum Guten entſtanden *).

Origenes leugnet ferner eine Schöpfung in der Zeit, „Gott könne nie angefangen haben Herr zu ſein, und das Herrſein ſezt einen Gegenſtand dieſes Zuſtandes voraus.“ Doch meinte er, das zeitloſe in der Welt ſeze nicht eine Unabhängigkeit der Welt von Gott voraus; da aber nur Gott ἀγέννητος ſei: ſo könne er darum doch die Welt hervorgebracht haben, nur nicht in der Zeit. Er geht nun von der platoniſchen Idee der Beſeelung der Geſtirne aus, und verbindet damit die rectificirte jüdiſche Engellehre, daß die Engel als untergeordnete Geiſter den Weltkörpern vorſtänden. Da es nun freilich ſcheinen konnte, als ſei die Erde und der Menſch im Gegenſaze gegen dieſe Engel etwas ſehr untergeordnetes, und man daher einwenden könnte, es ſei anmaßlich zu glauben, daß Gott um der Menſchen Willen ſeinen Sohn ſollte geſandt haben, und daß bloß auf ſie eine Theilung im göttlichen Weſen ſich bezöge: ſo nahm er an, daß die Erlöſung durch Chriſtum ein Gemeingut für alle endliche Vernunftweſen ſei, vermittelſt einer anders nicht zu erreichenden Wirkung auf die Freiheit, dergleichen er ja auch annehmen müſſe, wenn es überhaupt Lehre haben ſolle. Indem aber ſeine Grenzphiloſopheme dem Buchſtaben des mythiſchen in der Schrift widerſprachen und er ſie auf der Schrift begründen wollte: ſo kam ihm dabei ſeine allegoriſche Erklärungsart ſehr zu Statten. Aber nicht er iſt der Urheber derſelben, ſondern Clemens, Hippolytus und die Gnoſtiker hatten ſie ſchon. Wir brauchen daher nicht dem Porphyrius zu glauben, welcher berichtet, er habe

---

*) Origenes ſtellte freilich nicht ausdrücklich eine Theorie von der Schwächung der Freiheit durch die Sünde auf, und alſo iſt nicht abzuſehen, wie er ſich in den ſpäteren Streitigkeiten würde geſtellt haben; aber wenn er auch alle Uebel als Läuterungsmittel anſah: ſo kann doch aus den Uebeln keine reine Liebe zum guten entſtehen, und ſo bleibt immer der reinen und tadelloſen Erſcheinung des göttlichen λόγος die Stelle, dieſe möglich gemacht zu haben. Schl.

das aus der alexandriniſchen Allegoriſation über den Homer gelernt*). Aber das iſt gewiß, daß er der erſte war, der eine ordentliche Theorie über dieſe Allegorien aufſtellte, indem er unterſchied das buchſtäbliche Verſtändniß, das ethiſche und myſtiſche. Da iſt alſo immer Mehrheit des Sinns, wo das ethiſche und myſtiſche hinter dem buchſtäblichen latitiren konnte. Er geht aber mitunter ſo weit, daß er ſagt, Der buchſtäbliche Sinn ſei zuweilen nur Schein. Allein ſeine Regeln für die Unterſcheidung ſind zu unbeſtimmt, und ſeine Theorie hängt ſelbſt ſehr am Buchſtaben: ſo wenn er ſagt, Daß die Worte „Gebot Gottes“ im alten Teſtamente den buchſtäblichen Sinn haben, der Ausdrukk „Geſez“ aber einen ethiſchen Sinn erfordere. Wenngleich das nun nicht immer das richtige war: ſo blieb es doch ein Zurükkgehen auf die Schrift und ein heilſames Schuzmittel gegen die gnoſtiſche ſpeculative Willkür. Es war ein Subſtantiiren des Chriſtenthums und ein Unabhängigmachen von außerchriſtlicher Speculation. Origenes konnte auch dadurch einen andern Einfluß auf die Lehre ausüben, der nur nicht recht früh bemerkt wurde, ſonſt würden noch früher Streitigkeiten entſtanden ſein.

Aus der Verbindung ſeiner Lehre von einer zeitloſen Schöpfung und von einem urſprünglichen Sinn der Seele bei Gott geht hervor, daß er eine ewige Präexiſtenz der menſchlichen Seelen bei Gott, da ſie erſt durch ihre Schuld in die Materie herabſenken, angenommen hat, alſo auch eine Präexiſtenz der Seele Chriſti. Iſt dieſe nun der λόγος geweſen: ſo wurde ſie durch das Menſchwerden variirt; aber es iſt wahrſcheinlich, daß er auch eine ewige menſchliche Seele Chriſti annahm und in der Reinheit derſelben nur die Möglichkeit einer Verbindung beider ſetzte, ſo daß man daraus nur ſieht, wie vollſtändig er Chriſto eine menſchliche Seele beigelegt. Allerdings ſind auch in den Lehrſätzen des Origenes manche Veranlaſſungen zu Mißverſtändniſſen, die nur ſpäter erſt heraustraten. Gegen den Celſus, welcher geſagt hatte, Das Wohlgefallen eines Gottes ſei wenig, das Wohlgefallen mehrerer Götter ſtehe doch höher, ſagt er auf rhetoriſche Weiſe, Dem Wohlgefallen Gottes folge das der Engel und aller ſeligen Geiſter, welche ſich über das Wohlergehn des guten freuen und für ihn beten, aber ungerufen. Seine Theorie von dem Verhältniß des Vaters zum Sohne ſprach ſich auch darin aus, daß er wollte, man ſollte nicht zum Sohne ſondern zum Vater, aber immer durch den Sohn beten. Dagegen legt er auch an anderen Stellen einen großen Werth auf das Mitgebet frommer Menſchen, was aber auch ganz conſequent iſt in demſelben Sinne, in welchem man überhaupt dem Gebet einen Erfolg beilegt; doch liegt darin der erſte Keim zu manchen nachherigen Mißbräuchen der katholiſchen Kirche. Er ſah aber die ganze Wirkung des Gebets nur geiſtig an. Dem Faſten dagegen legt er keinen anderen Werth bei, als daß es eine Uebung in der Enthaltſamkeit ſei. Ein anderer Keim zu Mißbräuchen iſt, wie er die Sündenvergebung von Chriſto abhängig macht, indem er ſagt, Sie könne durchaus nicht anders ſtattfinden, als unter der Bedingung der Taufe. Nun war es eine ſehr allgemeine Frage, Wie es mit den Sünden nach der Taufe ſtünde? Man hatte geglaubt, für die Sünden nach der Taufe keine Vergebung zu finden, weshalb man auch wol die

---

*) Wenn dieſe gleich dem Origenes nicht fremd war, ſo war ſie ihm doch dazu nicht nothwendig, ſondern die geſchichtliche Baſis ſeiner Hermeneutik war unſtreitig die philoniſche ἀλληγορία νόμων, und die ſpekulative Baſis war das Princip, daß in der Schrift weder etwas verkehrtes noch unbedeutendes ſein könne, und daß hinter jedem ſcheinbar ſolchem etwas anderes zu ſuchen ſei. Dieſes ſtimmt auch ſehr mit der Hypotheſe der Inſpiration, wie ſie damals konnte gefaßt werden. Dabei iſt ſeine Allegorie, wenn gleich manches einzelne mir ſehr gekünſtelt erſcheint, dennoch keineswegs willkürlich, ſondern er geht immer den Spuren der Schrift ſelbſt nach, und wendet nur das dortige allegoriſiren auf andere Stellen an, oder entwikkelt das allgemeinere Maxim. Auguſtin und andere ſpätere ſind darin viel willkürlicher. Dies ausgenommen iſt keine Auslegung wie ſeine Kritik ſehr verdienſtlich, und wenn er auch im Text manchmal willkürlich geändert hat, ſo iſt es doch nie ſeiner Manier oder ſeiner Lehre zu Liebe geſchehen. Schl.

Taufe lange aufſchob. Origenes legte einerſeits auf das Märtyrerthum keinen großen Werth, indem er behauptete, Chriſtus habe das Leiden um des Glaubens willen nicht allen ſondern nur den Apoſteln zugemuthet. Auf der andern Seite aber lehrte er, ohne Taufe ſei keine Vergebung und die Bluttaufe alſo das einzige Mittel für die nach der Taufe begangenen Sünden. Der erſte Saz iſt in Verbindung mit dem lezten nicht mehr ſuperſtitiös, und Origenes, ein zu ſtrenger Denker, konnte das nicht von dem äußerlichen Leiden verſtanden haben; denn es war doch zufällig, ob jene zum Märtyrerthum kämen, ſondern er hat es von der inneren Bereitwilligkeit und der Kraft dazu verſtanden. Aber auch hierin ſind Keime zu Mißdeutungen. Als andere Mittel führt er an das Almoſengeben, ſelbſt die Büßungen und das Bekenntniß, um einen heilſamen Rath zu bekommen. Beim Origenes iſt das durchaus etwas geſundes geweſen, enthält aber die Keime zu ſpäteren Verfälſchungen.

Es iſt bekannt, daß Origenes ein großes Verdienſt um die Kritik des alten Teſtaments in ſeiner Hexapla hat, die das hebräiſche in hebräiſchen und griechiſchen Buchſtaben enthält, nebſt der Ueberſezung der LXX. und des Symmachus, Aquila und Theodotion. Ebenſo verdanken wir ihm in ſeinen Commentaren über das neue Teſtament noch Lesarten, über die wir ſonſt nichts wüßten. Auch gab er ſich mit der höheren Kritik ab. Er bezweifelt auch die Aechtheit der fünf katholiſchen Briefe und redet davon, daß von manchen ſeiner Zeit dem Paulus der Brief an die Hebräer abgeſprochen werde, obwol er ſich nicht dazu bekennt, denn er hält den Grund, daß die Schreibart in dieſem Briefe zierlicher ſei als in den pauliniſchen Briefen, für unzureichend. Außerdem aber beruft er ſich auf Worte Chriſti in apocryphiſchen Büchern, wie auf das Evangelium καθ' Ἑβραίους.

Dies veranlaßt uns auch ein Paar Worte hierüber hinzuzufügen. Die Briefe der Apoſtel waren die erſten, welche Anlaß gaben zu einer ſolchen kanoniſchen Sammlung; hiezu können erſt ſpäter die Evangelien gekommen ſein, ſo wie denn noch ſpäter andere Schriften von Privatperſonen, wie der Paſtor des Hermas aufgenommen worden ſind. Die Briefe waren von einer Gemeinde zur andern gekommen, die Evangelien waren nur Privatſchreiben, auf das unbeſtimmte hin bekannt gemacht und erſt ſpäter von einzelnen geſammelt. Wenn nun reiſende Chriſten ſich den kanoniſchen Schaz der Gemeinde zeigen ließen und Abſchriften mitnahmen: ſo zeigt es ſich, wie die kanoniſchen Sammlungen jeder Gemeinde zunahmen. Wenn man nun fragt, Warum wurden die apocryphiſchen Schriften nicht vervielfältigt? ſo müſſen wir ſagen, Es muß ſich der reine chriſtliche Sinn dagegen geſezt haben, was aber nicht als das Produkt einer literäriſchen Forſchung zu betrachten iſt; auch kann es nicht daher gekommen ſein, daß dieſe Schriften nicht den Namen eines Apoſtels führten, denn da gab es ein Evangelium des Petrus, eine Apocalypſe des Petrus u. ſ. w. Dies führt uns nun auf die andere Apocalypſe und in eine Gegend, wo wir einen Mann finden, der ihre Unächtheit behauptete. Es iſt das der Presbyter Gajus iſt Rom, der aber griechiſch ſchrieb und uns nur durch Euſebius bekannt iſt. Er berichtet, In ſeiner Kirche ſei es allgemein bekannt, daß der Brief an die Hebräer, wenn gleich im Kanon, nicht vom Apoſtel Paulus herrühre, ſondern man ſchreibe ihn bald dem Barnabas, bald dem Lucas zu. Gajus bezweifelte auch die Aechtheit der Apocalypſe des Johannes in ſeinem Streit gegen den Chiliasmus, aber ohne eine Ueberlieferung ſeiner Kirche. Daß er nun bloß dieſer Polemik wegen den johanneiſchen Urſprung verwarf, iſt nicht wahrſcheinlich, denn Origenes bekämpfte auch die Chiliaſten und berief ſich darauf, daß in der Apocalypſe die bilderreichen Stellen nicht könnten buchſtäblich genommen werden. Gajus muß alſo wol noch andere Gründe gehabt haben, ſonſt würde er auch bei dieſem nächſten ſtehen geblieben ſein. Noch ein anderer Zeitgenoſſe des Origenes beſchäftigte ſich mit Kritik, Julius Africanus. Er ſtellte Unterſuchungen an über die Geſchichte der Suſanna im Anhange zum Daniel, über die Geſchlechtsregiſter im Matthäus und Lucas, als eine Paradoſis der Verwandten Jeſu, welche unter Domitian zulezt vorkommen. Er ſchrieb auch eine *χρονογραφία*, aus der Euſebius in ſeinem Chronicon viel geſchöpft hat. Schade alſo, daß ſeine Schriften meiſt untergegangen ſind. Dieſer Presbyter zu Nicopolis in Paläſtina hat auch ein Buch *κεστοί* geſchrieben, das viel weltliche Gelehrſamkeit enthielt, wie die Deipnoſophiſten des Athenäus. Ferner **Dionyſius von Alexandria**, der würdigſte Schüler des Origenes, deſſen Nachfolger er auch in der Schule geweſen war, einer der bedeutendſten Männer in der Kirche, ſezte die Zweifel des Gajus über die Apocalypſe fort *).

Kurz nach dem Tode des Origenes trug **Sabellius** zu Ptolemais in Pentapolis ſeine noetiſch-berylliſche Theorie über das göttliche in Chriſto und dem heiligen Geiſte vor (260). Wir 260 wiſſen wenig urſprüngliches darüber; die älteſte Nachricht iſt der Auszug eines Briefes des **Dionyſius von Alexandrien** beim Euſebius, worin er nur ſagt, Es ſei eine Meinung, die eine ſtarke *ἀναισθησία* in Bezug auf den Geiſt enthalte und *ἀπιστία πολλὴ* in Bezug auf den *λόγος*. Wie der milde und von Conſequenzmacherei entfernte Dionyſius dies gefaßt habe, iſt ſchwer zu ſagen. Theodoret ſagt, Sei es nun *ἓν τριώνυμον πρόσωπον* oder *τρεῖς ἐνέργειαι ἢ καὶ τρία πρόσωπα* bei *μια ὑπόστασις*, immer bleibt *ὁ αὐτὸς ὡς πατὴρ ἐνομοθέτησεν, ὡς υἱὸς ἐνανθρώπησεν, ὡς πνεῦμα ἅγιον τοῖς Ἀποστόλοις ἐπεφοίτησε* die Hauptſache, alſo aller Unterſchied nur auf die opera ad extra beſchränkt, und man ſieht wie *ὑπόστασις* bald für das Weſen, bald für die Erſcheinung gebraucht wird, und eben ſo wenig auch *πρόσωπον* fixirt iſt. Man ſieht alſo, daß er annahm, es ſolle das göttliche in Chriſto keine προβολή ſein, ſondern das unmittelbar göttliche, und es iſt gewiß das erſte Mal, daß der Geiſt, das πνεῦμα, welches bisher immer zurükkgetreten war, auf eine Stufe mit dem göttlichen in Chriſto geſezt iſt. Aus dem erſten πατὴρ ἐνομοθέτησε ſieht man, daß er Antignoſtikus war, daß er A. T. und N. T. als einig anſah, daß er die ganze Trias auf die Offenbarung bezog nicht auf die Schöpfung, die er dem göttlichen Weſen ohne dieſe Triplicität beilegte. Die Trias ſezte er doch nicht als etwas ewiges, ſondern als etwas zeitliches, nur auf die οἰκονομία bezogen. Nimmt man noch eine Nachricht des Epiphanius hinzu: ſo wird ſich auch die Kritik des Dionyſius verſtehen laſſen. Epiphanius ſagt auch, Er habe den λόγος mit einem Strahl verglichen, der von der Sonne ausgeht; die Sonne iſt aber nicht der Vater, ſondern der αὐτόθεος der μόνας. Dieſer Strahl ſei in die Sonne wieder zurükkgekehrt; er muß alſo die Menſchlichkeit Chriſti mit der Himmelfahrt Chriſti haben aufhören laſſen. Wie er damit die Lehre von der Wiederkunft Chriſti verbunden hat, wiſſen wir nicht; ganz geleugnet kann er ſie nicht haben, ſonſt würde Epiphanius in ſeiner bitteren Kritik etwas geſagt haben. Vielleicht hat er, wie jezt mehrere Separatiſten, angenommen, daß Chriſtus bei ſeiner Himmelfahrt das menſchliche abgelegt habe und vielleicht es bei der Wiederkunft wieder annehmen werde. Was nun von der ἀπεστία in Bezug auf den Geiſt gilt: ſo iſt das wol darauf zu beziehen, daß er den Geiſt in den Propheten nicht annahm, die Prophetie alſo wol auf die Geſezgebung des Vaters bezog. Epiphanius ſagt, Seine Anſicht habe ſich ſelbſt ausgebreitet in Meſopotamien und in der Gegend von Rom. Von der Kirche iſt ſeine Anſicht eigentlich nie verworfen worden, ſondern man hat ſie nur ſpäter als eine kezeriſche angeſehen, dagegen wurde Dionyſius ſelbſt wegen ſeines Angriffs und der Art deſſelben als heterodox angegriffen und kam in den Verdacht, die Gottheit Chriſti geleugnet zu haben.

---

*) Dionyſius hatte ganz den milden Karakter ſeines Lehrers, dieſen bewies er auch in der Behandlung der Nepotianer.

In der Polemik des Dionyſius gegen Sabellius ſind nämlich Ausdrükke vorgekommen, die die ſpäteren Arianer für ſich benuzten. Er ſoll geſagt haben, „Das Verhältniß des Vaters zum Sohn ſei wie das des Pflanzers zum Weinſtokk, des Baumeiſters zum Schiffe.“ Er mußte ſich ſchon zu ſeiner Lebenszeit vertheidigen und ſagte, Es rühre das bloß aus einem Mißverſtande her. Es kam das her von einer verſchiedenen Auffaſſung des Wortes υἱός; bald verſtand man darunter den ganzen Chriſtus, bald bloß den λόγος. Dionyſius gebraucht den Begriff auf die erſte Weiſe, und da war es richtig; da er unter υἱός den ganzen Chriſtus verſtand: ſo nahm er auch Bedenken das ὁμοούσιος in Bezug auf ihn und den Vater zu gebrauchen, obgleich er ſagte, daß er mit denen übereinſtimmte, welche ſich dieſes Ausdrukks bedienten. Ob er aber ſelbſt ſich gleichſam darüber entſchuldigt hat, oder ob dies nur erzählt wird, weiß ich nicht. Von einem anderen Schüler des Origenes, dem Gregorius Thaumaturgos von Neocäſarea, heißt es, Er habe in einem Geſichte des Johannes und der Maria eine Formel für den Glauben erhalten, darin iſt von dem Ausdrukk ὁμοούσιος nicht die Rede, aber Ausdrükke, die ſich darin würden zuſammenfaſſen laſſen, „Der Sohn der ewige vom ewigen, der unſterbliche vom unſterblichen.“ Gregorius iſt der erſte in der Legende; es werden von ihm Wunder erzählt, die ganz bedeutungslos, ja ſelbſt ganz unchriſtlich ſind. Er hatte einmal in einem heidniſchen Tempel übernachtet und mußte nun dem Satan ſchriftlich Erlaubniß geben wieder einzuziehen. Es iſt ſchlimm, daß ſolche Dinge unter übrigens ganz glaubwürdigen Sachen erzählt werden; es war das die erſte Neigung zur Akriſie. In der großen Milde und Mäßigung des Dionyſius ſpiegeln ſich auch andere Begebenheiten ſeiner Zeit. Seine vorgeblich unchriſtlichen Ausdrükke wurden vor den Biſchof von Rom gebracht, nicht aber als Anklage, auch nicht weil jener höher ſtand; es war zwiſchen beiden eine völlige Gleichheit. Doch hielt es der Biſchof von Alexandrien nicht unter ſeiner Würde, an jenen zu ſchreiben und ihm zu beweiſen, daß man ihn mißverſtanden habe. Es iſt das wieder ein Beweis, wie alles bedeutende vor den römiſchen Biſchof kam [a]).

Es ſind hier noch zwei Streitigkeiten zu erwähnen, der nepotianiſche und novatianiſche. Nepos war ein ägyptiſcher Biſchof, ein Dichter, der ſich, vielleicht großentheils aus hymniſchen Intereſſe, auf die Apocalypſe warf und den Chiliasmus vertheidigte. Er ſchrieb daher gegen den Origenes eine Schrift unter dem Titel, „Gegen die Allegoriſten." Dionyſius erfuhr es erſt nach des Nepos Tode, hob aber durch ſeine Milde die partielle Spaltung ſogleich wieder auf; er ſchrieb auch noch zur Vorſicht ein Werk περὶ ἐπαγγελιῶν, das aber leider verloren gegangen iſt.

Von einem größeren Umfange waren die novatianiſchen Streitigkeiten. Sie gehen zurükk auf die Verfolgungen unter Decius und Valerian, die zunächſt nur gegen die Lehrer gerichtet waren, aber dabei natürlich viele andere Chriſten trafen. Bei der großen Verbreitung der Kirche unter allen Ständen ſtand es natürlich um Sitten und Lebensgenuß wie heute. Es war auch eine ziemlich allgemein angenommene Maxime, daß es erlaubt ſei, ſich den Verfolgungen durch Verbergung zu entziehen, wie es Cyprian that. Andere wurden verbannt, wie Dionyſius, andere hingerichtet. Viele Chriſten aber verleugneten, welches freilich kein Abfall war, aber, wenn auch nicht den libellaticis, doch den turificatis und sacrificatis zur Todſünde gerechnet ward. Nachdem die Verfolgung aufgehört hatte, wollten ſich die Lapsi wieder in die Kirche aufnehmen laſſen, und da war man hier zur Milde, dort zur Strenge geneigt; Synoden wurden gehal-

---

[a] Rom ſpielte in dieſer Sache keine Rolle einer praerogativa. Die Meinung eines Biſchofs von ſolchem Anſehn wie Dionyſius konnte nur von ausgezeichneten und an einem ausgezeichneten Orte geprüft werden. Auch Dionyſius, wiewol er nach Rom ſchrieb, that es nicht auf irgend eine unterwürfige Weiſe.

ten, um ſich zu verſtändigen, doch waren auch in einem Presbytercollegium oft verſchiedene Meinungen. Das war auch zu Rom nach dem Märtyrertode des Fabian geſchehen, und bei dem erledigten Biſchofsſtuhl ſuchten beide Parteien um die Wiederbeſezung zu wetteifern (250). An der Spize der ſtrengeren 250
ſtand Novatian, an der Spize der gelinderen Cornelius. Novatian, ſtreng, mürriſch, nicht ehrgeizig, äußerte laut, daß er nicht den biſchöflichen Siz ſuche, daß er ſich aber aus allen Kräften der Milde jener andern Partei entgegenſezen werde. Als nun das Haupt der milden Partei Biſchof wurde, entſtand aus bloßer Beſorgniß der andern Partei eine Spaltung, da Novatian und die ſtrengeren Presbyter dem Biſchofe die Kirchengemeinſchaft aufſagten. Novatian hatte dieſe Meinung, Man ſolle die Lapsi nicht aus der Kirchengemeinſchaft ausſchließen, aber ſie in einer beſtändigen Kirchenbuße laſſen, wenn ſie aufrichtig begehrten zugelaſſen zu werden [a]); daher mußten ſie, was die unterſte Stufe der Buße war, unter den Katechumenen ſtehen (πρόσκλαυσις), und durften nicht dem Abendmahl ſondern nur dem Gottesdienſte der Katechumenen beiwohnen Seine Theorie war eigentlich reiner und milder, weil er göttliche Vergebung zuließ ohne Vergebung der Kirche, nur inſofern inconſequent, als man alle Kirchenhandlungen als Gnadenmittel anſieht. In dieſer Hinſicht iſolirte alſo ſeine Theorie das Abendmahl und ſah es mehr als Genuß an. Die andere Partei behauptete, Da man den Lapsis doch nicht die göttliche Vergebung abſprechen könne: ſo dürfe man ihnen auch nicht die kirchliche vorenthalten. Inſofern hatten ſie die Schrift für ſich, und die an ſich laxe Theorie der katholiſchen hatte doch als Gnadengrund dieſes, daß die Kirche gleichſam die göttliche Vergebung beſtimmen könne. Novatian

---

[a]) Novatian behauptete, Die abgefallenen dürften nie in die volle Gemeinſchaft wieder aufgenommen werden, ohnerachtet er ihnen die göttliche Vergebung nicht abſprach; auch war er nicht leicht in Herabſtimmung der damals ſchon gewöhnlichen Grade der Buße. Schl.

wurde nun zum Biſchofe ſeiner Partei ordinirt, aber die Beſchuldigung, daß er ſich habe von drei trunkenen Biſchöſen ordiniren laſſen, iſt eine leidenſchaftliche Lüge.

So war es nun in Rom geſchehen, ebenſo in anderen Gegenden, beſonders in Afrika, wo eben Cyprian Biſchof geworden war. Dieſer noch von montaniſtiſchen Principien tingirt, alſo zur Strenge geneigt, faßte hier auch entſchiedene Vorliebe für die andere Partei. Dies hatte einen beſonderen Grund bei dieſem Manne. Das Kirchenregiment hatte ſich um dieſe Zeit ausgebildet; es waren außer den Diakonen auch Subdiakonen und viele kleinere Kirchenämter entſtanden. Der Biſchof Cyprian wünſchte nun das monarchiſche Princip aufrecht zu erhalten, d. h. das Anſehen des Biſchofs in ſeinem Sprengel über ſein Presbyterium geltend zu machen. Cyprian hatte nämlich einen Presbyter Novatus, der einen Diakonus Feliciſſimus, vielleicht vor Rükkehr des Cyprian, ohne ſein Vorwiſſen ordinirt hatte. Cyprian hatte ihn daher wegen dieſes eigenmächtigen Eingriffes in die Obſervanz, nachdem er Carthago verlaſſen, auf einer Synode von der Kirchengemeinſchaft ausſchließen laſſen. Novatus war nach Rom gegangen, kurz zuvor als dort die novatianiſche Spaltung anfing, und Cyprian hatte ihm einen größeren Einfluß auf dieſelbe zugeſchrieben, als dieſer gewiß gehabt; daher denn die große Parteilichkeit des Cyprian für den Cornelius. Die aſiatiſchen Biſchöſe waren meiſt auf der Seite des Novatian, der nun auch den Dionyſius von Alexandria für ſich zu gewinnen ſuchte, indem er ihm ſchrieb, Er ſei von den Anhängern ſeiner Partei fortgeriſſen worden, keineswegs wollte er eine Spaltung. Dionyſius ſchrieb ihm mit Recht, Wenn das ſo ſei, ſo möge er ſeine Partei zu überreden ſuchen, zur katholiſchen Kirche zurükkzukehren. Das war aber nicht die Abſicht des Novatian, vielmehr fing er an ſich ſelbſt ausſchließend zu betragen und die zu ſeiner Partei übertretenden ſogar noch einmal zu taufen. Er brachte dadurch eine offenbare Spaltung hervor, ſo daß nun Dionyſius auch ſich gegen ihn erklärte, indem er ſagte, Er lebe mit Novatian in Feindſchaft, weil er die Kirchengemeinſchaft aufhöbe. Die Novatianer verbreiteten ſich auch nach Afrika, Aſien, Gallien, und überall gab es einen katholiſchen und novatianiſchen Biſchof neben einander, bis die Veranlaſſung des Streites aufgehoben wurde, indem es keine Verfolgungen mehr gab.

Hiemit hing zuſammen der Streit über die Kezertaufe. Schon Tertullian hatte gegen die Marcioniten behauptet, daß die Kezertaufe ungültig ſei, ebenſo eine Synode zu Iconium (235) 235
in Bezug auf die Montaniſten. Cyprian als Schüler des Tertullian behauptete ein gleiches gegen die Novatianer; die Novatianer konnten freilich nicht die anderen der Kezerei beſchuldigen, aber behaupteten, Wie ſie in der Pönitenz zu lax ſeien, ſo ſeien ſie auch in der Taufe zu lax. Cyprian machte die Sache mit ſeinen Biſchöfen auf einer Synode ab und theilte die Verhandlungen dem römiſchen Biſchofe Stephanus mit. Dieſer, ein zweiter Victor, wagte es den Cyprian von der Kirchengemeinſchaft auszuſchließen, aber es fanden ſich Biſchöfe genug, die dem Stephanus erklärten, Er ſchließe ſich dadurch eigentlich nur ſelbſt aus. Allein bald wurde die Anſicht des Stephanus die herrſchende, beſonders durch den Uebertritt des Dionyſius auf ſeine Seite, der durch einen beſonderen Fall, den er in einem Briefe beim Euſebius (VII, 10) erzählt *), dazu bewogen wurde; und dieſe Anſicht des Stephanus iſt denn auch bei allen chriſtlichen Religionsparteien die herrſchende geblieben, die Taufe gelten zu laſſen, wenn ſie nur weſentlich chriſtlich iſt. Nur die Menoniten machen eine Ausnahme, da ſie das Weſen der Taufe in den vorhergegangenen Unterricht legen und das eigene Be-

---

*) Dionyſius erzählt nämlich, Er habe ſelbſt einen nicht zum zweitenmal taufen wollen, der mit ruchloſen Worten getauft ſei; welches an einen magiſchen Glauben zu grenzen ſcheint, aber doch nur Beſcheidenheit war; nämlich er könne nicht mit einem von vorn anfangen, der ſchon ſo lange alle Gottesdienſte und Sakramente mitgemacht habe. Schl.

kenntniß für nothwendig halten. Die ganz äußerliche Anſicht der ſpätern römiſchen Kirche, die Idee von der oſtenſiblen Einheit der Kirche, ſcheint bei Cyprianus zum Grunde gelegen zu haben. Sein Buch von der Einheit der Kirche demonſtrirt bloß die Nothwendigkeit derſelben, aber trägt nichts bei die Frage zu löſen.

Der Streit war eigentlich eine Folge von der Nichtlöſung der Aufgabe, unter welchen Bedingungen der Fall einer gänzlichen Trennung der Kirchengemeinſchaft ſtattfinde. Beim Stephanus lag das dunkle Bewußtſein zum Grunde, daß man in der Spaltung zu weit gegangen ſei; das galt beſonders in dem Gegenſaze gegen die Montaniſten und Novatianer, welche in der Lehre gar nicht abwichen. Dionyſius hatte gewiß in der ganzen Sache das rechte getroffen. Es ließ ſich in der damaligen Zeit noch nicht abſehen, welche Spaltungen noch vorkommen würden, und es ließen ſich daher noch keine feſten Regeln geben, doch, meinte er, müſſe man die Spaltung nicht in den Akt der Inauguration hineinlegen. Wollte man ihm nicht folgen: ſo konnte bei der geringſten Abweichung das eintreten, was zwiſchen Cyprian und Novatian ſtattfand; denn Novatian ſelbſt taufte alle die noch einmal, welche aus der katholiſchen Kirche zu ihm übertraten, und war in dieſem Sinne der Gegenſaz zu Dionyſius. Daher ſagte Cyprian von der Seite der Uebertreibung aus, „Wenn auch Novatianus für den Glauben den Tod litte: ſo dürfe man ihn nicht einen Märtyrer nennen, weil er eigentlich nur den Lohn für ſeine Verbrechen erhalten habe, für die Spaltung der Kirche“ [a]).

---

[a] Dieſe Leidenſchaftlichkeit iſt die ſchroffſte Seite in Cyprian, der ſonſt ſowol an unmittelbarem Einfluß auf die Kirche als auch an Klarheit und Reinheit des Glaubens den Tertullian weit übertraf. Er war ein eifriger Episkopale, daher vorzüglich eiferſüchtig auf Presbyter und Diakonen, überall die Freiheit jedes Biſchofs in ſeinem Sprengel vertheidigend, und gegen den anderen Clerus auch das alte Recht der Gemeinden zu Hülfe nehmend. Schl.

Das Weſen der novatianiſchen Spaltung hat ſich noch einmal wiederholt in der meletianiſchen, kurz nach der diocletianiſchen Verfolgung (306), wo der Biſchof Petrus von Alexandrien 306 auf der Seite der milden Partei ſtand, Meletius von Nicopolis an der Spize der ſtrengen Partei. Meletius wollte die abtrünnigen auch nicht einmal zur Kirchenbuße zulaſſen; dennoch traten viele auf die Seite des Meletius, und dieſe Spaltung hat ſich bis auf das nicäniſche Concil erhalten Die Polemik war ſo heftig, daß man einen Unterſchied zwiſchen Meletianern und Chriſtianern machte. Wir ſehen alſo, daß die Aufgabe der Einheit der Kirche durch das bisherige noch nicht gelöſet war. Cyprianus Buch über die Einheit der Kirche trug auch nichts dazu bei, dieſe Aufgabe zu löſen. Wir können nicht leugnen, daß das chriſtliche auf eine ſehr äußerliche Weiſe gefaßt ſein mußte, um ſolche Ausſchließungen hervorzubringen. Hätte man ſich aller Geſeze über die Kirchenbuße enthalten: ſo wäre das alles nicht geſchehen. Die Geſeze über die Kirchenbuße waren zu ſehr an beſtimmte Zeit und beſtimmte Formen gebunden, und ſezten eine äußerliche Auffaſſung des Chriſtenthums voraus. Sehen wir nur die vier Stufen im Canon des Gregor Thaumaturgus: 1) πρόςκλαυσις, die büßenden durften ſich an die Kirchthüre ſtellen und da die hineingehenden bitten, für ſie zu beten; 2) ἀκρόασις, ſie durften hineingehen, mußten aber am Eingange ſtehen bleiben und vor dem Gebete hinausgehen; 3) ὑπόπτωσις, wo ſie dem Gebet ſchon beiwohnen konnten, aber mit den Katechumenen hinausgehen mußten; 4) σύστασις, wo ſie der Austheilung des Abendmahls zuſehen konnten, aber am Abendmahle ſelbſt nicht Theil nehmen durften. Wenn aber alle Theile des Gottesdienſtes Gnadenmittel ſind: ſo iſt es etwas wunderliches und durchaus ganz äußerliches, wenn ſolche Stufen gemacht wurden. Es zeigt, wie das ganze Verhältniß des äußerlichen und inneren ſeit der Verbreitung der Kirche mißverſtanden war. Man hätte lieber daran denken ſollen, den noch nicht gefallenen zuvorzukommen, als die gefallenen ſo zu beſtrafen. Dazu kommt, daß hier noch Begünſtigungen ſtattfinden konnten, indem die Märtyrer und Confeſſores aus geiſtlichem Hochmuth ſich das Recht anmaßten, für einzelne gefallene Fürſprache einzulegen, dem ſich Cyprian mit Recht widerſezte, und es wurde zwar eine Fürſprache der Gemeinde angenommen, aber nicht von einzelnen. — So hatte denn das äußere eine Spaltung hervorgebracht, wie ſie die Differenzen der Lehre nie hätten bewirken können. Es bereitet uns das vor, in der Folge ein immer größeres Ueberhandnehmen des äußerlichen über das innere zu erwarten, das dann erſt ſpät wieder das andere Extrem vorbereitete.

Wir bemerken noch einiges aus dem Zuſtande der Kirche in manchen einzelnen Punkten. Es finden ſich in einem Briefe Cyprians ſchon Spuren, daß die Kinder das Abendmahl bekamen, ein Zuſtand, wonach auch die Kindertaufe ſchon ſehr allgemein ſein mußte. Ja Cyprian erklärte ſich darüber zu einem anderen Biſchofe, Es ſei nicht nöthig mit der Taufe der Kinder zu warten bis zum achten Tage. So ſtehen ſich dieſe beiden entgegengeſezten Anſichten der Taufe gegenüber; die einen beſchleunigten ſie, die anderen ſchoben ſie ſo weit als möglich auf wegen der Sünden nach der Taufe, die für unverzeihlich gehalten wurden. Die Taufe der bekehrten wurde aufgeſchoben. Daß das Abendmahl den Kindern damals ſchon ſehr früh muß gereicht ſein, beweiſt die Anekdote aus der Verfolgung, daß eine Amme das Kind habe vom Gözenopfer eſſen laſſen, um es allen Verfolgungen zu entziehen. Hernach als es das Abendmahl bekommen, habe ſich dies nicht mit dem vorhergenoſſenen vertragen, und das Kind ſei nur durch Beſprechungen und Gebete vom Tode errettet worden. Es war alſo ſchon ſehr viel Superſtition. — Zu dieſer Zeit kommen auch ſchon die erſten Spuren von der Ohrenbeichte vor. Es wurde nach der Verfolgung unter Decius ein beſonderer Presbyter eingeſezt, um das Bekenntniß der büßenden zu hören. Da es eine ſo große Menge von gefallenen gab, hielt man es für unſchicklich, alle dieſes Bekenntniß öffentlich ablegen zu laſſen, und dies iſt die erſte Spur dieſes Verfahrens.

So ſind wir nun an unſeren Grenzpunkt gekommen, die Zeit, wo das Chriſtenthum in die Klaſſe der religiones licitae erhoben wurde. Damit war verbunden, daß das Chriſtenthum kein Hinderniß mehr zu irgend einem bürgerlichen Amte oder Geſchäfte ſein konnte. Wir finden ſchon früher hier und da die Erlaubniß, daß die Chriſten obrigkeitliche Aemter bekleiden konnten, wir finden aber auch die Stimme des chriſtlichen Geiſtes ſich dagegen erheben, weil leicht Umſtände damit verknüpft ſein konnten, die der Chriſtenpflicht entgegen waren. Da es damals an einer beſtimmten Verfaſſung fehlte: ſo konnte es leicht ſein, daß ein Kaiſer wieder ohne vieles Aufſehen das Geſez des Gallienus aufhob, aber die Chriſten traten doch äußerlich mehr hervor; ſie bauten Kirchen, begingen die Feier ihrer Feſte öffentlich u. dgl. Es iſt dies alſo ein Vorſpiel zu dem Verhältniſſe, welches durch die entſchiedene Erklärung des Conſtantin für das Chriſtenthum eintrat. Der neue Grenzpunkt, den wir uns nun ſtekken, iſt der, daß Conſtantin die allgemeinen Fäden der Kirche für die Ordnung des äußerlichen Zuſtandes in ſeine Hand nahm. Der Punkt aus dem Leben des Conſtantin könnte ſeine Taufe ſein, oder auch die Zeit, wo er durch eine allgemeine Kirchenverſammlung die Kirche vereinigte, oder wo Conſtantin das Edikt des Gallienus erneuerte und die Kirche als moraliſche Perſon anerkannte, indem er der Kirche erlaubte Teſtamente anzunehmen.

Das erſte merkwürdige, was aus jenem veränderten Zuſtande hervorging, waren die Begebenheiten des Paulus von Samoſata, Biſchofs von Antiochien (270). 270 Dieſe Händel fingen in den lezten Jahren des Dionyſius von Alexandrien an. Paulus bekleidete auch ein angeſehenes bürgerliches Amt, und ſo war es leicht möglich, daß ein etwas laxer Mann beides nicht gehörig auseinanderhielt und aus dem weltlichen Leben in die biſchöfliche Amtsführung manches mit herübernahm, was hier Stolz und Uebermuth war. Daher wurde er beſchuldigt, daß er Beifallsbezeugungen in der Kirche (κρότους) verlangt und Hymnen auf ſich ſelbſt in der Kirche habe ſingen laſſen. Es bedurfte alſo keiner Abweichung in der Lehre, daß ein ſolcher Mann ſeines Amtes entſezt wurde. Wir können aber nicht wiſſen, wie viel an jenen Beſchuldigungen wahr iſt, da wir die Berichte aus dritter Hand haben und Uebertreibungen und falſche Auslegungen ſchon in der Ordnung waren. Paulus wurde auch angeſehen als Erneuerer der Theorie des Artemon, der Chriſtus für einen bloßen Menſchen hielt. Allein man thut dem Paulus zu viel Ehre an, ihn auf den Artemon zurückzuführen. Die Gegner des Artemon laſſen dieſem das Recht widerfahren, daß er ein Mann von Kritik, Gelehrſamkeit und Ernſt war. Wegen der Leichtſinnigkeit und Frivolität des Paulus möchten wir ihn lieber mit dem Theodotus vergleichen. Dionyſius wurde eingeladen zu einer Synode nach Antiochia, allein ſeines Alters wegen mußte er die Einladung ablehnen, ſtarb auch bald darauf; Paulus hatte ſich auch ſchriftlich an ihn gewendet und ihm mehrere verfängliche Fragen vorgelegt. Die Beſchuldigung der Frivolität gegen Paulus gewinnt dadurch noch an Wahrſcheinlichkeit, daß Dionyſius bei ſeiner großen Mäßigung ihn ſo gering hielt, daß er ihm ſelbſt nicht darauf antwortete, ſondern nur ſein Gutachten darüber an den Biſchof abgab. Paulus konnte ſich wegen ſeiner Lebensweiſe damit entſchuldigen, daß er zugleich ein bürgerliches Amt bekleidete, wo die Schmeicheleien gegen den Kaiſer auch auf den Statthalter übertragen wurden. Paulus Abweichung in der Lehre ſoll einen rein weltlichen Urſprung gehabt haben. Damals hatte nämlich die judaiſirende Zenobia Syrien inne, und es heißt, Paulus habe, um ſie für das Chriſtenthum zu gewinnen und um nicht den Schein des Polytheismus zu erhalten, ihr das Chriſtenthum auf eine ebionitiſche Weiſe dargeſtellt. Aber das iſt gewiß falſch, denn erſtlich hat er in keinem andern Stükke ſubalſirt, zweitens war Zenobia ſchon beſiegt, als die Sache zur Sprache kam. Paulus tergiverſirte häufig, verſtekkte ſich hinter zweideutige Ausdrükke anderer, er gab zu, daß der θειος λόγος in Chriſto von ſeiner Empfängniß an gewohnt hätte, ſo daß man ihn bald für einen Anhänger des Beryllus, bald für einen Anhänger des Sabellius hielt; ſo kämpfte er ſich auf der erſten Synode glükklich durch. Auf der zweiten ſtellte man ihm einen ihm gewachſenen gewandten Mann gegenüber und es wurde jedes Wort niedergeſchrieben; und da kam das heraus, daß er behauptete, Chriſtus ſei ψιλὸς ἄνθρωπος, nur auf eine beſondere Weiſe von Gott begnadigt; das iſt alſo die Spize der Prophetie. Den θειος λόγος hielt er für die bloß menſchliche Vernunft, nur im ausgezeichneten Grade; dagegen hat er Chriſtus in ſeiner Erhöhung ſtets Gott genannt. Da er aber in der Kirche Chriſtum für Gottes Sohn halten ließ: ſo iſt es freilich ſchwer, ſeine eigentliche Meinung herauszuerkennen, aber es ſcheint doch das herauszukommen, daß das die erſte Spur von der Anſicht war, es habe ſich Chriſtus durch ſeine Tugenden zur Göttlichkeit erhoben, alſo eine adoptive Gottheit, wie in der Folge bei Socinus. Paulus legte ſeinen Gegnern auch Fragen vor, um ſie zu verwirren, Wie es heißen könne von Chriſto, wenn der λόγος τοῦ θεοῦ von Anfang an ihm eingewohnt, „er nahm zu an Weisheit,“ und wie Petrus ſagen konnte in der Apoſtelgeſchichte, „Gott habe den Gekreuzigten zum Herrn und Chriſt gemacht,“ was doch auf etwas ſpäteres deutet? Daß in dieſen Verhandlungen der Ausdruk ὁμοούσιος ſchon vorgekommen und von den verſammelten Biſchöfen verworfen worden, iſt gewiß. Nur hat ihn wol nicht Paulus zum Ausdruk ſeiner Meinung gebraucht, ſondern nur disputirt, Wenn man ſeine Meinung nicht annehme, ſo müſſe man zu dieſer übergehen, und daraus wird er ſolche Folgerungen gezogen haben, daß die Biſchöfe den Ausdruk nicht adoptirten. Es wäre ſehr intereſſant, wenn wir genauer darüber unterrichtet wären, was für Folgerungen Paulus daraus abgeleitet, wie er die Biſchöfe nöthigte, dieſen Ausdrukk nicht zu adoptiren. Man ſieht, wie man im Voraus gegen dieſen Ausdrukk eingenommen war, und wie man einen Mittelweg ſuchen mußte zwiſchen dieſen beiden, der in der That ſchon durch den Origenes und Clemens gegeben war, der dieſen Ausdrukk verwirſt und doch ſagt, Daß er mit denen, die dieſen Ausdrukk gebrauchten, ganz einverſtanden ſei. Leicht konnte man alſo aus der Partei des ὁμοουσίου in eine ſabellianiſche Vorſtellungsweiſe übergehen, wie wir das nachher am Beiſpiele des Marcellus von Ancyra ſehen werden, und wir werden auch ſehen, wie aus einem Vermittlungsverſuche zwiſchen beiden Vorſtellungsweiſen der Arianismus hervorging. — Paulus weigerte ſich, den biſchöflichen Siz zu räumen, und wahrſcheinlich wegen ſeiner bürgerlichen Stellung wußte man keinen anderen Rath, als die Sache vor den Aurelian zu bringen, welcher für den entſchied, den der römiſche und die andern italiſchen Biſchöfe anerkennen würden. Ein erſtes Beiſpiel dieſer Art, das aber von wenigem Einfluß war; woraus man ſieht, daß die Präponderanz von Rom damals noch gar nicht angelegt war.

Wir kommen nun auf die Vorbereitungen des Arianismus. Wir müſſen hier unſere Aufmerkſamkeit richten auf die alexandriniſche Schule, deren höchſte Blüthe Origenes und Dionyſius waren. Ihre Lehren ſezten zwei Männer fort, deren Succeſſion nicht mehr ganz ſicher iſt, Pierius und Theognoſtus, Schüler des Origenes. Photius ſagt ausdrükklich, daß Pierius Vorſteher des διδασκαλείου zu Alexandrien geweſen, ſo wie er der Lehrer des Pamphilus von Cäſarea war. Photius giebt Auszüge aus einem Werke von ihm in zwölf Büchern. Er ſagt, „Vater und Sohn ſeien bei ihm zwei οὐσίας καὶ φύσεις, aber er rede doch εὐσεβῶς, indem er dieſe Worte gleich ὑποστάσεις, gleich personae, ſeze; das πνεῦμα aber ſeze er δυσσεβῶς unter Vater und Sohn.“ Photius konnte das ſo nennen, bis dahin aber hatte erſt Sabellius den Geiſt den beiden andern gleichgeſtellt. Er war auch der Vertheidiger des Origenes gegen Methodius und andere. Es ward der Grundſaz von ihm aufgeſtellt, der auch ſehr zwekmäßig die Einheit der Kirche gegen übermäßige Verkezerung ſchüzen konnte, daß nichts, worüber Jeſus und die Apoſtel nichts gelehrt, könne als Grund der Verurtheilung oder Ausſchließung gebraucht werden. So nahm er Origenes Lehre von der Auferſtehung und von der Präexiſtenz der Seelen in Schuz, Daß hierüber entgegengeſezte Meinungen gleich gut beſtehen könnten. Ein anderer Schüler des Origenes war Theognoſtus, von dem Photius ſagt, Er habe den Sohn für ein κτίσμα gehalten, welcher nur über das vernünftige herrſche; er rede alſo δυσσεβῶς; doch will er ihn auch in Schuz nehmen.

Es hatte ſich in dieſer Zeit eine Polemik gegen Origenes gebildet; die einen gingen aus von einer andern wiſſenſchaftlichen Anſicht der Sache, von einer weniger auf die Idee geſtellten und daher mehr das buchſtäbliche hervorhebenden Behandlungsweiſe. Von dieſer Art war Methodius, ein theſſaliſcher Biſchof. Er hat mehrere Werke geſchrieben, faſt alle gegen den Origenes; eines gegen die Valentinianer, woran man ſieht, daß er ſich den Origenes mehr auf der Seite der Gnoſtiker dachte. Er ſchrieb gegen die Anſicht von der Materie, dem Leib, den Origenes als Strafe der Seele anſah. Er ſagt dagegen οὐδὲν φύσει εἶναι κακόν, ſondern das ſei erſt ſchlecht, was die ſchlechte Seele aus dem Körper mache. Ferner περὶ τῶν γενητῶν, worin er die zeitloſe Schöpfung des Origenes beſtritt, περὶ αὐτεξουσίου (den freien Willen), worin er eine geringere Freiheit des Willens annahm. Hier dachte Origenes tiefer, indem er den freien Willen und das Weſen des Menſchen für identiſch anſieht. Methodius beſchränkt ſie mehr auf die Wahl, τοῦ πρᾶξαι τὸ κακὸν ἢ μή, nicht auf die Vorſtellung des böſen ſelbſt. Dieſe mehr realiſtiſch ſcheinende Theorie iſt doch weniger realiſtiſch, als die idealiſtiſche des Origenes. Eine andere Polemik von ihm iſt aber ſehr unwiſſenſchaftlich, worin er ſehr über das Eindringen helleniſcher Wiſſenſchaft ins Chriſtenthum klagt. Doch ſezten Pierius und der ägyptiſche Biſchof Heſychius des Origenes Geiſt fort, der erſtere ſich mehr mit der Kritik des neuen Teſtamentes, der leztere ſich auch mit der LXX beſchäftigend. Gleichzeitig mit ihm lebte Lucian aus Antiochien, ein Freund des Paulus von Samoſata, ehemals eine Zeit lang Anhänger des Samoſatenismus und Lehrer des Arian, welcher ſich oft auf ihn beruft. Dennoch iſt es nur mehr Schein als Wahrheit, wenn man ihm eine Miſchung der kirchlichen Lehre mit dem Nazaräismus Schuld giebt.

Nach der Verfolgung des Decius und Valerian trat ein abwechſelnder Zuſtand von Ruhe ein und zum Theil von Begünſtigung. ja, wie aus Paul von Samoſata erhellt, eine öffentliche Anerkennung der kirchlichen Verhältniſſe der Chriſten, bis unter Diocletian, nachdem er den Galerius adoptirt, und der hieraus entſtehenden Herarchie neue und grauſame Verfolgungen ſich entſpannen, welche abwechſelnd fortdauerten, bis Conſtantin ſich in der Regierung befeſtigte. Da der kaiſerliche Befehl des Diocletian beſonders auf die Vernichtung der heiligen Schrift ging: ſo bildete ſich hier freilich eine höchſt gefährliche Klaſſe von gefallenen, die Traditores. Daher ergaben ſich auch wieder bedeutende Differenzen in ihrer Behandlung nach der Verfolgung. Hierunter ſind beſonders merkwürdig die Canones des B. Petrus von Alexandrien in ſeinem Buche von der Kirchenbuße, welche Canones bei der Suprematie, welche er gewohnheitsmäßig ſchon über die ägyptiſchen und libyſchen Biſchöfe hatte, ſich über dieſen ganzen Umkreis erſtrekkten. Es wehte darin ein milder Geiſt allmählicher Abſtufung, anhebend mit der augenblikklichen Wiederaufnahme derer, die nur unter Martern verleugnet hatten, nur entſchuldigend die, welche durch die Qualen der anderen oder auch durch ihre Schwäche veranlaßt worden waren, ſich ſelbſt anzugeben, um größere Kraft zu beweiſen. Mit dem Verluſte des Amtes aber wurden Clerici belegt, welche dies gethan hatten, wenn ihnen dabei vorübergehend etwas menſchliches begegnet war, weil ſie nämlich doch immer ohne Noth ihre Gemeinde verlaſſen hätten. Fürbitten der Gemeinden für die gefallenen, wahrſcheinlich doch um eine ſchnellere Aufnahme zu veranlaſſen, wurden ausdrükklich erlaubt, und dadurch ſollte wol die übereilte und ungeregelte Empfehlung einzelner Märtyrer und Bekenner beſeitigt werden.

305 Die Synode zu Illiberis in Spanien zeigte in den uns übrig gebliebenen Artikeln eine angemeſſene Strenge und ſtellte feſt, daß die Traditores und die aus bloßer Drohung abgefallenen nicht wieder in die Kirche ſollten aufgenommen werden, und dies war wol die einzige zwekkmäßige Annäherung der Kirche an die montaniſtiſche Strenge [a]). Man ſieht, wie verſchieden die Kirche über das Bußweſen dachte. Auf dieſer Synode kamen noch andere Dinge zur Sprache. Zuerſt wurde hier ein ſehr beſchränkendes Geſez über die Verehelichung der Geiſtlichen gemacht. Alle Clerici positi in ministerio ſollten ſich des Umgangs mit ihren Weibern und der Kindererzeugung enthalten; wenn ſie nicht verheirathet waren: ſo werden ſie ſich natürlich auch der Ehe enthalten haben. Es ging das alſo aus der Heiligkeit des öffentlichen Gottesdienſtes hervor. Den Presbytern und Diakonen, die nicht in der Kirche beſchäftigt waren, wurde das Geſez nicht auferlegt [b]). Sodann wurde auch feſtgeſtellt, daß kein Chriſt Heiden ehelichen ſollte. Ferner war auch die Rede von ſogenannten Gott geweihten Jungfrauen, die ſich

---

a) Den Aufſchluß giebt ein Kanon von Ancyra. Schröckh V. 313. Schl.

b) Der Kanon über die eheliche Enthaltſamkeit kann wol nicht nur auf beſtimmte Amtshandlungen beſchränkt werden, ſondern wenigſtens auf eine beſtimmte Amtsführung: denn es gab wol Kleriker (Presbyter), welche keine ſo beſtimmten Geſchäfte hatten, daß der Ausdrukk positi in ministerio auf ſie paßte. Schl.

der Jungfrauſchaft gelobt hatten. Dies war ſchon durch die montaniſtiſche Partei, ihren Vorzug des eheloſen Standes namentlich für das weibliche Geſchlecht, feſtgeſezt. Es war aber nur eine Selbſtverpflichtung, kein abgenommenes Verſprechen. Nun aber hatten ſich hier und da in Aſien, auch in Afrika ſchon früher, völlig beſondere Verhältniſſe gebildet zwiſchen den Klerikern und dieſen Jungfrauen, die als eine Art geiſtiger Liebe beſtanden, aber doch in Skandale ausbrachen. Auf dieſer Verſammlung wurde nun ein Geſez gegeben gegen die geweihten Jungfrauen, die ſich nachher unzüchtig betragen hatten, und ſie wurden ſehr hart behandelt. Aber das geſchah nicht mit Unrecht; denn wird erſt ein gewiſſer Werth auf ſo etwas gelegt: ſo muß auch die gehörige Kraft dazu da ſein, ſonſt iſt es eine Sucht zu glänzen, und dieſe verdient Demüthigung. Daher, wenn man der falſchen Geſinnung, die dabei zum Grunde lag, nicht ſteuern wollte, die Convictorien dieſer Jungfrauen, die man in Aegypten zu errichten anfing, das geringere Uebel war[a]). Andere Canones gaben deutlich zu erkennen, wie noch licentiöſes und frivoles im Leben der Kleriker vorkam. Die Bilder, welche auch hier verbannt wurden und alſo ein nicht mehr ganz ſeltener Schmukk ſein konnten, müſſen wol Abbildungen Chriſti oder geſchichtliche Bilder aus ſeinem Leben geweſen ſein. Daß es ſchon ſollte Darſtellungen Gottes durch Bilder gegeben haben, iſt unwahrſcheinlich in jener Zeit.

310 Nach der lezten Verfolgung entſtanden die Anfänge der donatiſtiſchen Streitigkeiten (310). Es war auch wiederum Carthago der Urſprung von dieſen, wie überhaupt in dieſer Zeit

---

[a]) Ihnen gegenüber gab es noch keine Cönobien für die Männer, ſondern nur einzelne Eremiten, an deren Spize Paulus und Antonius ſtehen; lezterer zum Beweis, daß nicht die Verfolgungen als der eigentliche Grund anzuſehen ſind, ſondern es iſt eine rein innere Krankheit, das Maximum der die Gemeinſchaft auflöſenden Rigidität. Der Mangel der Verfolgung iſt vielleicht andere Urſache: der Ruhm des Entbehrens und Leidens ſollte nicht verloren gehen. Schl.

Afrika und Aegypten auf der griechiſchen, Carthago auf der lateiniſchen Seite und Spanien der Siz der lebhafteſten Entwikklung des Chriſtenthums waren. Der Biſchof von Carthago, Menſurius, hatte ſolche hart mitgenommen, die ſich durch das Bekenntniß, Schriften zu haben, die ſie aber nicht ausliefern würden, Strafen zugezogen, vielleicht, wie es deren auch viele gab, um ökonomiſche Verwikkelungen gewaltſam zu löſen, oder einen zerrütteten Ruf glänzend herzuſtellen. Er hatte vielleicht ſogar die Gemeinde ermahnt, ſie nicht im Kerker zu beſuchen. Sein Diakonus Cäcilian hatte ihm darin beigeſtanden und wurde nach ſeinem Tode einmüthig vom Volke zum Biſchof gewählt und von einem anderen Biſchofe, Felix von Aptunga, ordinirt. In ruhigeren Zeiten kamen ſämmtliche Biſchöfe der Gegend zur Ordination nach Carthago; in dieſer Zeit aber, wo eben die Verfolgung aufgehört, konnte das nicht geſchehen, wie denn oft Biſchöfe von ihren Nachbarn geweiht worden ſind. Es hatte dies alſo nichts ungewöhnliches, und die Widerſezung gegen die Wahl des Cäcilian iſt daher eine bloße Intrigue. Als nun die anderen Biſchöfe nach Carthago gekommen waren, ſammelten ſich die unzufriedenen um eine reiche Matrone Lucilla; man behauptete Fehler in der Form, hernach daß Felix ein Traditor geweſen oder gar Cäcilian ſelbſt, und ohne den Cäcilian zu hören wählte man unter ſeinen Gegnern ihren Hausfreund, den Lector Majorin, zum Biſchof. Man ſieht, wie vielen Werth man um dieſe Zeit ſchon auf das bloß äußerliche legte. Ja, als Majorin bald geſtorben, wählte man den Donatus zum Biſchof [a]). Nun war um dieſe Zeit (313) Afrika unter das Gebiet des Conſtantin gekommen; dieſer erkannte den Cäcilian an, forderte ihn auf, ſeine Gegner als ungehorſame zur Beſtrafung anzuzeigen, 313 und befahl den Donatiſten, ſich der Kirche zu unterwerfen. Auf Bitten der Donatiſten an den Kaiſer um unparteiiſche Richter wurden fünf galliſche Biſchöfe nach Rom geſandt, um unter Vorſitz des römiſchen Biſchofs in Gemeinſchaft mit italieniſchen Biſchöfen die Sache zu unterſuchen. Cäcilian wurde anerkannt und Donatus allein ausgeſchloſſen, aber alle ſeine Anhänger ſollten ohne Kirchenbuße in die Kirchengemeinſchaft wieder aufgenommen werden können, ja ſelbſt wo zwei Biſchöfe wären, ſollte der älteſte geweihete es bleiben. Als aber die Donatiſten abermals klagten, daß die Sache von zu wenigen Männern 314 unterſucht ſei, berief Conſtantin (314) eine Synode nach Arles, wo alle Biſchöfe ſeines Reiches erſcheinen möchten. Die Zahl 600 bezeichnet wol mehr diejenigen, die hätten erſcheinen können, als die wirklich dort waren. Die Sache kam auf dieſer Synode nicht anders zu ſtehen. Zugleich wurde ein allgemeiner Kanon über die Ketzertaufe feſtgeſetzt, daß, wenn die Taufe nur nach der bibliſchen Formel im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geiſtes geſchehen ſei, ſie gültig ſein ſolle; der übertretende habe ſich nur von der Ketzerei ſelbſt als büßender zu reinigen, und der Biſchof ſolle bloß die Hand noch auflegen bei ſolchen ſtreitigen Angelegenheiten. So geſchah auch dem Genüge, daß bei den Ketzern der heilige Geiſt nicht ſei. Ich bin nicht recht gewiß, ob Carthago noch bis dahin bei der cyprianiſchen Strenge geblieben war, oder ob ſchon Cäcilian, da ſeine Gegner ſo entſchieden auf der ſtrengen Seite ſtanden, zur gelinden übergegangen war.

---

[a] Unter dieſen ſcheinbar ſtrengen ſollen nach Ausſage der katholiſchen auch ſolche geweſen ſein, welche ſich gegenſeitig (a. 305) autoriſirt, ſich den Abfall ſelbſt zu vergeben. Schl.

Die Donatiſten appellirten nochmals an den Kaiſer ſelbſt, allein auch er beſtätigte den Cäcilian und bekannte ſich hier zum erſten Male öffentlich als Chriſten, obwol er noch nicht zum Chriſtenthum übergetreten war; er ſagte im Unwillen gegen die Donatiſten, „Sie hätten das Urtheil der verſammelten Chriſten doch als das Urtheil Chriſti anſehen ſollen, welches er ja auch anerkenne.“ Da dennoch die Spaltung nicht aufhörte, gab Con-

314 und 316 ſtantin (314—316) Geſeze gegen die Donatiſten, um ſie mit Landesverweiſung zu beſtrafen. Die erſte Verunreinigung der Kirchenzucht, indem Strafen verhängt wurden, die mit dem religiöſen Intereſſe nicht zuſammenhingen, ſondern ſo, wie ſie auch auf bürgerliche Verbrechen verfügt wurden. Zum Glükk ward er durch die Standhaftigkeit der Donatiſten überwunden und erklärte bald darauf, Er könne ſie nur Gott und ihrem Gewiſſen überlaſſen.

Wenn nun Conſtantin ſolche Edikte gab: ſo war natürlich, daß er ſie nicht an alle Biſchöfe ſchikkte, ſondern nur an einige angeſehenſte zur weiteren Mittheilung. Hervorragten ſchon durch die Natur der Sache die Biſchöfe von Rom, Alexandria und Antiochia, wozu bald hernach Conſtantinopel kam, und an dieſe anſchließend bildete ſich nun ſehr natürlich nach dem Grundriß der Reichsprovinzen das Metropolitanſyſtem ohne förmliches Geſez durch den Gebrauch ſelbſt immer feſter aus. Indem es nun ſchon lange eine Menge untergeordneter Beamten gab, Subdiaconen (wie über ihnen Archidiaconen, beide wegen der Zahl ſieben, welche die Verſammlung von Neocäſarea förmlich feſtſtellte), Lectores (es ſcheint außer denjenigen Presbyteris, welche ſo hießen, weil ſie die Schrift zwar vorlaſen, aber ſich nicht mit Erklärungen einließen, noch untergeordnete Beamte dieſes Namens gegeben zu haben, welche vielleicht ſynodale und biſchöfliche Schreiben den Gemeinden bekannt machten), Acoluthen (den Biſchöfen und Presbytern beigegeben zur Verſchikkung und Beſtellung) und Exorciſten (dieſe ſehr ſchwierig; denn wenn ſie ihrem Namen nach die unſaubern Geiſter ſollen ausgetrieben haben, ſo müſſen dieſe in ganz unwahrſcheinlicher Anzahl vorhanden geweſen ſein, und die Inhaber eines ſolchen beſondern χάρισμα konnten keine ſo untergeordnete Stufe eingenommen haben. Da ſie nun zugleich die Aufſicht über die Katechumenen gehabt zu haben ſcheinen: ſo iſt wol möglich, daß ſie den Namen nur gehabt haben, weil man dieſe im allgemeinen noch für

der Gewalt der böſen Geiſter ausgeſezt gehalten habe): ſo ſuchte ſich der hohe Clerus noch mehr unter ſich abzuſchließen, und an dieſe ſchloſſen ſich nun auch die Diaconi an. Man ſieht dies beſonders an mancher parallelen Kirchenregel für ſie und die Presbyter.
315 Z. B. in Ancyra (315) wurde feſtgeſezt, daß gefallene aber wieder aufgeſtandene Presbyter weder προςφέρειν (Einſegnung von Brod und Wein) noch ὁμιλεῖν (Schrift erklären) dürften, eben ſolche Diaconi weder ἀναφέρειν (die milden Gaben darbringen) noch κηρύττειν (die Gemeinde zum Gebete auffordern). Wie ein Presbyter ſchon nicht leicht heirathete, wenn er geweiht war: ſo auch ein Diacon nur in dem Fall, wenn er gleich erklärte, er könne nicht ehelos bleiben.

Die Verſammlung zu Neocäſarea ſezte auch das Verhältniß der ſogenannten χωρεπίσκοποι feſt, von denen um dieſe Zeit geſagt wurde, ſie ſeien den 70 Jüngern gleich zu halten im Verhältniß zu den Apoſteln. Wie Presbyter ſo auch Diaconen durften nicht von ihnen eingeſezt werden. Sie waren mit beſchränkter biſchöflicher Vollmacht für einen beſtimmten Diſtrikt verſehene Presbyteri, und hatten an und für ſich gewiß nur den Rang der lezteren, gleich den jezigen Weihbiſchöfen der katholiſchen Kirche, die ſich in einem ähnlichen Verhältniß befinden. Wo nach aufgehobener Spaltung zwei Biſchöfe zugleich waren und der eine nicht fungiren durfte, da konnte er natürlich als χωρεπίσκοπος fungiren; dieß änderte aber an der Sache nichts. — Die hier angeführte Verſammlung gab auch noch heilſame Vorſchriften über die **aetas canonica**, daß niemand vor dem dreißigſten Jahr Presbyter werden ſollte, über Entſezung von Klerikern, deren Frauen Ehebrecherinnen waren; aber auch rigide, daß alle Deuterogamen Kirchenbuße thun ſollten und kein Aelteſter auf ſolcher Hochzeit gegenwärtig ſein; woraus es faſt ſcheint, als ob damals noch keine kirchliche Feier damit verbunden war.

Um ſich die Oppoſition der Donatiſten zu erklären, muß man ein in der Kirche vorhandenes inſtinktmäßiges Beſtreben annehmen, auf der einen Seite die Einheit der Kirche, auf der anderen ein Individualiſiren feſtzuhalten. Streitigkeiten in Bezug auf das Leben finden mehr unter dem Volke Eingang als Differenzen in der Lehre, die immer mehr ſpeculativ ſind. Die chriſtliche Kirche, die ſo ſchnell zu einer großen Ausbreitung gekommen war, konnte ſich nicht mehr gleich ſtehen, wie ſie früher geweſen; bei einer größeren Ausdehnung mußte vieles aus den früheren heidniſchen Zuſtänden in das chriſtliche Leben übergehen, und es davon zu reinigen ſollte die Wirkung des Geiſtes auf den einzelnen ſein; aber Geſeze waren für dieſe Ausdehnung nicht mehr gemacht. Dabei fing eine ſtarke Richtung auf das äußerliche an zu dominiren, ebenſo gefährlich, wie das vorige, und um ſo mehr, da ſich keine Oppoſition dagegen erhob. Ein veränderter Zuſtand der Kirche war nun durch dieſe weitere Ausbreitung entſtanden, und es war nicht abzuſehen, wie ſie anders beſtehen ſollte, als wenn die äußerliche Macht mit eingriff. Alle bisherigen Verſchiedenheiten auf den Concilien hätten keinen Nachtheil bringen können, wenn ſie in ihren Grenzen geblieben wären; es hätte ſelbſt ein verſchiedener Lebenscharakter, eine verſchiedene Ausbildung der Lehre entſtehen können, denn ſolche Differenzen ſind unvermeidlich und hätten ohne eine weſentliche Störung beſtehen können. So wie es ſich aber um die Einheit der Kirche handelte und hierüber eine verſchiedene Praxis entſtand, durfte man das nicht ſo hingehen laſſen; ſo wie man anfing die Taufe der andern nicht gelten zu laſſen, mußte das nothwendig allgemein zur Sprache kommen; da mußten Communicationen mit großer Schnelligkeit geſchehen, die nur die Regierung durchſezen konnte, und es kam auf gewiſſe Mittel an, die der chriſtlichen Geſellſchaft nicht zu Gebote ſtanden. Dies iſt keinesweges ſo zu verſtehen, als ob die chriſtliche Gemeinde eine dürftige geweſen; ſie war zu Ende des dritten Jahrhunderts ſehr wohlhabend geworden, und die donatiſtiſchen Streitigkeiten ſollen mit daher entſtanden ſein, daß die Diakonen die Schäze der verſtorbenen nicht haben herausgeben wollen. Die Verfolgungen brachten allerdings dergleichen in Gefahr, die Kirchengebäude wurden eingezogen und verſchenkt, die Schäze geflüchtet; doch war der Gedanke, daß die chriſtliche Gemeinde nun zur Ruhe kommen müſſe, ſehr allgemein verbreitet, und man ließ ſich nicht mehr ſchrekken. Aber die Koſten eines allgemeinen Concils konnte eine einzelne Gemeinde nicht tragen, ſondern da mußte der Kaiſer hergeben. Als Paulus von Samoſata den biſchöflichen Palaſt nicht räumen wollte, weil er ſelbſt Obrigkeit war, mußte man ſeine Zuflucht auch zum Kaiſer nehmen; daſſelbe trat bei den Streitigkeiten der Donatiſten ein. Es war das alſo ſchon etwas durch die Praxis eingeleitetes, aber nur durch den Uebertritt eines Kaiſers zum Chriſtenthum konnte es etwas bedeutendes und dauerndes werden.

Von dieſer Seite aus iſt der Uebertritt des Conſtantin zum Chriſtenthum etwas bedeutendes; auf die Reinheit ſeiner Geſinnung kommt es hier nicht an, über die es ſchwer hält zu entſcheiden, denn nur in der lezten Lebenszeit war er aufrichtiger Chriſt. Aber es iſt auch Unrecht, wenn man ſagt, Er habe bloß, um ſich politiſch feſtzuſtellen, das Chriſtenthum angenommen [a]). Allein im Gange der Ausbreitung des Chriſtenthums war genug darauf vorbereitet. Chriſten gab es ja in allen römiſchen Heeren, wiewol, da die Chriſten das Soldatenleben ſcheuten, das Heer meiſt aus Heiden beſtand. Aber andere Annäherungen zum Chriſtenthum waren ſchon früher geweſen; Philippus Arabs ſelbſt war ſchon für einen Chriſten gehalten worden und ebenſo Mammäa. Conſtantin hatte in ſeiner Jugend mehrere Veranlaſſungen, das Chriſtenthum lieb zu gewinnen. Sein Vater Conſtantius Chlorus war Chriſtenfreund, und deſſen Feind Diocletian verfolgte die Chriſten heftig,

---

a) Betrachtet man die Sache rein geſchichtlich von ihrer natürlichen Seite: ſo hat man zuerſt geglaubt, Conſtantin ſei durch eine beſondere göttliche Erleuchtung getrieben worden; in der neueſten ſkeptiſchen Zeit, Er habe bloß aus politiſchen Bewegründen gehandelt. Schl.

gerade als Conſtantin bei ihm Geißel war, ſo daß dieſer ſchon durch Pietät ſtärker davon angezogen werden mußte. Auf der andern Seite aber war um ſo weniger politiſcher Grund, als die Chriſten auch zufrieden geweſen wären, wenn das Edikt des Gallien wäre vollkommen aufrecht erhalten worden, von Seiten der Heiden aber der Kaiſer eine ſtarke Oppoſition bekommen und ſich eher Feindſchaft erregen mußte. Dazu kommt noch, daß kurz vor dem Ausbruch eines innern Krieges am wenigſten Zeit dazu war, da die Chriſten immer den Soldatenſtand möglichſt zu vermeiden ſuchten, ihre Anzahl im Heer alſo ſehr gering war. Wenn nun die heidniſchen Schriftſteller (auch Julian am Ende der Cäſares ſpielt darauf an) ſagen, Der Kaiſer ſei aus Verzweiflung Chriſt geworden, weil er keine Reinigung in den heidniſchen Sacris hätte finden können für die Hinrichtung ſeines Sohnes und ſeiner Gattin, und die Chriſten ſagen, Dieſe Dinge ſeien weit ſpäter geſchehen: ſo kommt dies daher, weil die Heiden ſeine Taufe (337) für den Uebertritt anſahen, die Chriſten aber die 337
Errichtung des Kreuzes als kaiſerliche Fahne (311), und ſo iſt 311
der Termin ſelbſt ſtreitig. Gewiß hat Conſtantin ſich früher als Chriſt bewieſen als er ſich taufen ließ. Allein jene Fahne war an ſich nur eine militäriſche Veränderung, und man kann kaum ſagen, daß Conſtantin Chriſt war, ſo lange er ſich noch als Pontifex maximus gerirte, und dagegen weder getauft war noch öffentlich in den Kirchen erſchien. Es iſt alſo einen beſtimmten Punkt für den Uebertritt des Kaiſers anzugeben unmöglich, denn die Katechumenen wurden auch für Chriſten gehalten. Das öffentliche Auftreten als Ordner und Beſchützer der Kirche bleibt daher am beſten als das bedeutendſte für den Anfangspunkt ſtehen. Sein perſönlicher Uebertritt iſt etwas weit geringeres; er hat ſich allmählich herübergeſchleift aus Schonung für die Heiden [a])

---

[a]) Ueber das dem Conſtantin (311) auf dem Zuge gegen Maxentius erſchienene Zeichen erzählt Euſebius aus den eigenen Worten des Conſtan-

312 Ein Jahr nach dem Feldzuge gegen den **Maxentius** (312) gab Conſtantin in Vereinigung mit Licinius ein Edikt, welches in Bauſch und Bogen alle Bekenner Chriſti, alſo auch die αἱρέσεις, auf den Standpunkt der religiones licitae ſetzte [a]). Doch ſieht man gleich einen Einfluß der katholiſchen Kirche auf Con-
313 ſtantin, wenn ein Jahr darauf (313) die Ketzer ausgeſchloſſen wurden [b]). Alle confiscirten chriſtlichen Kirchengebäude, die verkauft oder verſchenkt waren, ſollten an die chriſtliche Geſellſchaft zurückgegeben werden, und die possessores bonae fidei wurden an den kaiſerlichen Schatz gewieſen.

Conſtantin fuhr nun fort die Kirche auf alle Weiſe zu begünſtigen; ſpäterhin erlaubte er ihr auch Teſtamente anzunehmen und gab zur Verwaltung des Cultus Güter von Seiten des Staates her, ja auch die Heiden ſollten Beiträge zum chriſtlichen

---

ein, doch iſt viel aus Euſebius Combination mit hineingefloſſen. Bei **Lactantius** und **Sozomenus** geſchieht die Erſcheinung nur im Traum, und zwar bei jenem nur die des Zeichens, bei dieſem auch die Chriſti. **Nicephorus** wiederholt die Erſcheinung beim liciniſchen Kriege. Die verſchiedenen Erzählungen gleichen ſich am beſten aus, wenn man annimmt, es ſei ein Traum geweſen, und Conſtantin habe in ſeiner ausführlichen Erzählung an Euſebius, der ihn ja nicht durch Fragen unterbrechen konnte wenn ihm etwas dunkel blieb, dies als bekannt vorausgeſetzt, und durch den Ausdruck, Es ſei wie am hellen Mittag geweſen, nur die Klarheit beſchreiben wollen, Euſebius aber habe ihn mißverſtanden. Eine Umſchrift um das Kreuz wäre als wirkliche Erſcheinung doch kaum zu denken. Uebrigens verſchönert Euſebius auch, denn den vorhergehenden Monolog des Conſtantinus hat er gewiß ebenſo wenig miterzählt bekommen, als Conſtantin erſt in der Auslegung des Zeichens eine nähere Erklärung über das Chriſtenthum zu bekommen brauchte. Schl.

a) Das Reſtitutionsgeſetz, welches Conſtantin noch mit Licinius gemeinſchaftlich gab, ſetzt auch noch keinen Uebertritt voraus, wie denn Licinius auch kein Chriſt ward, und noch ſehr ruhig ſind die Ketzer als abweichende Parteien mit darin eingeſchloſſen. Als Grund wird angeführt, „damit ὅ τι δή ποτ' ἐστι θειότης dem Reiche gnädig ſein könne" (Euſeb. X, 5); doch ſcheint der Text hier verdorben.

b) Dieſes zweite Edikt iſt aber auch aus Mailand von Conſtantinus und Licinius gemeinſchaftlich gegeben.

Gottesdienſte liefern. Alles dies war aber nur eine völlige Gleichſtellung des Chriſtenthums und Heidenthums. Auch hob der Kaiſer alle römiſchen Geſetze in Bezug auf das eheloſe und kinderloſe Leben auf und gebot, daß alle Clerici, die in Bezug auf ihr öffentliches Vermögen koſtſpielige bürgerliche Pflichten und Dienſte (die noch wie in den republikaniſchen Zeiten nicht nur in Communalangelegenheiten ſondern auch in allgemeineren fortwähreten) zu übernehmen verpflichtet wären, davon frei ſein ſollten. Als hernach dadurch Mißbräuche entſtanden, verordnete er (326), daß ſehr vermögende nicht in den Stand des Clerus treten ſollten, ſondern bloß ſolche, die billig von der Kirche unterhalten würden. 326 Früher hatten die Chriſten nach Anweiſung der heil. Schrift die Intercesſionen der heidniſchen Gerichte zu vermeiden geſucht, und ſich meiſt an die Biſchöfe oder Presbyter als Schiedsrichter gewandt, die, wenn ſie ſelbſt nicht ſachkundig waren, ein ſachkundiges Gemeindeglied ſubſtituirten. Dies konnte bei kleinen Geſellſchaften wol der Fall ſein, jetzt aber ſchien bei der großen Ausbreitung des Chriſtenthums die bürgerliche Obrigkeit und öffentliche Gerichtsbarkeit in Gefahr zu kommen; Conſtantin beſtätigte aber dennoch das Schiedsrichterthum der Biſchöfe, und dies geſchah zu einer Zeit, wo ſchon viele Gerichtsperſonen Chriſten waren, alſo jener frühere Vorwand wegfiel; allein den Chriſten ziemte doch immer dieſe mildere brüderliche Form, und heimlich konnte ſie nicht gewährt werden. Das entgegengeſetzte Verfahren ſchlug der Kaiſer ein, indem er die Donatiſten aus ihrem Beſitz vertrieb und ſie verfolgen ließ. Dies war ein Punkt, an den ſich viele Mißbräuche nun anſchließen mußten, daß nämlich alle Entſcheidungen von Kirchenangelegenheiten mit der Hofgunſt zuſammenzuhangen anfingen, daß alſo von Kabalen und Intriguen ſich einfanden, von denen vorher nicht die Rede geweſen war. Doch iſt das nicht ſo auszudehnen, als wenn alle dogmatiſchen Beſtimmungen auf dieſe Weiſe entſtanden wären und als ob dogmatiſche Differenzen nur hätten den Vorwand geben müſſen zur Verfolgung der perſönlichen Feindſchaft. Jedoch wir werden oft finden, daß die älteren Schriftſteller der rechtgläubigen Kirche den Grund des Verderbens immer auf der Seite der Häretiker ſuchten. Dagegen entſtand in der neueren Zeit eine andere ebenſo übertriebene Behandlungsweiſe, die den Verſtand und die moraliſche Geſinnung immer auf Seiten der abweichenden finden wollte, und die Häretiker nur als die unſchuldig verfolgten, die katholiſche Kirche als die herrſchſüchtige betrachtet. Zwiſchen beiden Anſichten werden wir ſuchen die Mitte zu halten.

Zweite Periode.

Vom Beginn der äuſſerlichen Conſolidation der chriſtlichen Kirche bis auf Karl den groſen. Vom Anfange des vierten bis Ende des achten Jahrhunderts.

Wir finden am Ende dieſer Periode faſt alle Völker des europäiſchen Continents auf dem geſchichtlichen Schauplaz und die Trennung der orientaliſchen und occidentaliſchen Kirche faſt vollendet, wir finden aber auch einen groſen Theil des chriſtlichen Bodens vom Jslam beſezt, ſo daß dort nichts mehr zur Entwiklung des Chriſtenthums geſchehen konnte. Der Verfall der helleniſchen und lateiniſchen Cultur iſt ebenfalls entſchieden, aber ein Beſtreben die lateiniſche Sprache als Kirchenſprache zu fixiren, und dadurch der Grund gelegt zum Kriege der Mutterſprache gegen die fremde, was der Reformation beim Volke Vorſchub that.

Für die innere Entwiklung der chriſtlichen Lehre ſchien der Anfang dieſer Periode eine glükliche Zeit zu verheiſen. Seit dem Eintritte der helleniſchen Philoſophie hatte, beſonders von der alexandriniſchen Schule und dem wiſſenſchaftlichen Karthago aus, das Dogmatiſiren, alſo beſonders die ſpeculative Reflexion über das Chriſtenthum, begonnen. Dieſe hatte natürlich zuerſt ſich auf den eigenthümlichſten Inhalt des chriſtlichen Glaubens, auf das Verhältniß des göttlichen und menſchlichen in Chriſto geworfen. Die bisherige Tendenz war geweſen, eine ruhige Mitte zu ſuchen, ſo daß weder der monotheiſtiſche Charakter des Chriſtenthums verloren ginge, noch Chriſtus menſchlichen Lehrern gleichgeſtellt würde. Aber im Suchen der Mitte war man ſtets im Schwanken geblieben ohne allgemeine Befriedigung. Die Verfolgungen, denen das Chriſtenthum ausgeſezt geweſen war, waren dieſem Beſtreben nicht günſtig geweſen; ſie erzeugen eine Begeiſterung, die ſich mehr rhetoriſch und poetiſch äußert, der aber die ſtrenge Begriffsbildung fremd bleibt. Nun aber in der Zeit der Ruhe mußte ſich wol jener Trieb ſchneller entwikkeln und weiter verbreiten, und die theologiſchen Differenzen wurden nun mehr Volksſache. Daraus entſtand aber der Uebelſtand, daß die Machthaber des Volks auch Theil nahmen, und nun, indem ſie Mitglieder der Kirche und Gewalthaber des Volks waren, ſich in dieſen Intereſſen verwirrten.

Was die praktiſche Seite anbelangt, war es natürlich, daß bei einer Verbreitung über fremde Maſſen zwar viele Völker dem Chriſtenthum einverleibt wurden, daß aber mit der äußerlichen Annahme der Geiſt des Chriſtenthums nicht gleich die Maſſe durchdrang. Doch muß man ſagen, in aller dieſer Zerſtörung würde ſich das Chriſtenthum nicht erhalten haben, wenn der rein evangeliſche Geiſt nicht in einem großen Theil Chriſten geherrſcht hätte. Aber daneben ging die atheiſirende Frivolität der Heiden und die nach außen gerichtete Rigidität, jedoch ſo, daß die leztere ſehr reißend zunahm, womit nun auch eine Ueberſchwemmung des Chriſtenthums mit äußeren Gebräuchen ſich verband, welche um deſto leichter Eingang fanden, als die Heidenchriſten an unverſtandene Symbole ſehr gewöhnt waren. Hiezu kam noch die Rohheit der chriſtianiſirten Völker, welche durch äußerliches feſtgehalten werden mußten; und andererſeits, daß das Chriſtenthum nun ſchon eine äußerliche Geſchichte hatte, wo man in dieſer Zeit der Verunſtaltung des Chriſtenthums durch ein ihm fremdes äußere mit Sehnſucht nach der Zeit der Verfolgung zurükſah. Es war ſchon der Gebrauch entſtanden, daß man die Feier des Andenkens der Märtyrer mit für eine gottesdienſtliche Feier hielt, ſo daß die Synoden Beſchränkungen hierin eintreten laſſen mußten. Nimmt man nun hinzu, daß jezt das Chriſtenthum in die Schikkſale des römiſchen Reichs weſentlich verflochten wurde, und der in der lateiniſchen und helleniſchen Menſchheit allgemeine Verfall einen größern Einfluß auf die Kirche gewann, und bedenkt, wie wir am Ende der Periode germaniſche Völker im Beſiz des Abendlandes finden und das griechiſche Kaiſerthum ebenfalls ſehr verfallen: ſo iſt es leicht, den Hauptgang dieſer Periode zu verſtehen.

Das römiſche Reich mußte ſich theilen, um den Feinden von außen überall widerſtehen zu können. Dieſe Theilung trifft zuſammen mit dem vollendeten Untergange des helleniſchen und römiſchen Heidenthums, und dies wird ein guter Ruhepunkt ſein. 395
Sie legte den erſten Grund zur Theilung der Lateiner und Griechen. Ueber das Oſterfeſt waren ſchon früh zwiſchen beiden Streitigkeiten, und ſelbſt in der abendländiſchen Kirche fand noch keine Einſtimmigkeit ſtatt. Die arelatiſche Verſammlung, auf welcher das Abendland allein repräſentirt wurde, da die Morgenländer Licin noch beherrſchte, verordnete etwas, was ein Vereinigungsmittel ſein ſollte, aber zu ſehr zu Gunſten des römiſchen Biſchofs ausfiel. Um allen Zwieſpalt nämlich in der Feier des Oſterfeſtes zu verhüten, ſollte es an einem Tage gehalten werden und wegen der Schwierigkeit der Ausrechnung der römiſche Biſchof jedesmal denſelben beſtimmen. Das dogmatiſiren war bisher in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache getrieben worden, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht aber hatten die Griechen die Oberhand gehabt. In dieſer zweiten Periode kehrte ſich das Verhältniß um; nach den arianiſchen Streitigkeiten war die Ausbeute der griechiſchen Kirche ſehr gering, in der lateiniſchen aber wurde durch die ruhige Entwikklung einzelner die Lehre immer mehr feſtgeſezt.

Durch die arianiſchen Streitigkeiten kamen die Beſtimmungen über das Verhältniß Chriſti zum Vater zu Stande, woran ſich die der Trias überhaupt knüpften. Denkt man ſich dieſe zur Ruhe gekommen: ſo fragte es ſich nun nach dem näheren Verhältniſſe des göttlichen zum menſchlichen im Erlöſer. Die genaueren Forſchungen über das Wie der Vereinigung beſchäftigten die griechiſche Kirche noch lange, und in derſelben gingen vielfältige Beſtrebungen darauf, in dieſer Duplicität die Einheit der Perſon zur klaren Darſtellung zu bringen, da alles primitiv doketiſche ſchon beſeitigt war. Der Concilien waren aber ſo viele und die lezten Reſultate waren ſo negative Kautelen, daß ſich darin eine Unfähigkeit zu wiſſenſchaftlicher Conſtruction beweiſet, und von dieſer Seite iſt die griechiſche Kirche zu einer todten Ruhe gebracht worden. Dieſe Streitigkeiten waren jezt faſt alle mit politiſchen Intereſſen oder Intriguen mehr oder weniger vermiſcht, und da wir geſehen haben, wie ſich in Spaltungen, welche Kirchenzucht und Kirchenverfaſſung betrafen, ſchon Intriguen vor Conſtantin einmiſchten: ſo wurden natürlich auch dieſe ſpekulativen Beſtrebungen verunreinigt durch Parteiweſen und Buhlerei um Gunſt und Macht. Nachdem die Hauptpunkte erſchöpft waren, blieb nur dieſes falſche Beſtreben übrig, und die alten Streitigkeiten wurden wieder aufgewärmt nur um der Macht und der Gunſt wegen, wobei denn die weitere Ausbildung der Kirche zurükkblieb. Man hat alſo keine Urſach, die falſchen Motive als dogmatiſch productiv anzuſehen, vielmehr waren ſie nur hemmend und ertödtend. Von allem, was eigentlich politiſch iſt, ſchweigen wir natürlich, aber auch über alles in der Kirche geſchehene, was mehr den Charakter einer politiſchen Bewegung hat, werden wir, weil kein Reſultat daraus hervorgegangen iſt, leicht hinweggehen. Die arianiſchen Streitigkeiten bieten davon ein Bild dar; bald ſiegte die eine, bald die andere Partei. Es zeigte ſich in der Leichtigkeit, durch ſolche äußerliche Impulſe von einem zum andern überzugehen, nur der Mangel an Wurzel. So kann auch das übrige betrachtet und dargeſtellt werden.

Mit der Trias zuſammenhängend mußten ſich neue Entwikklungen über das *πνεῦμα* ergeben. Das *πνεῦμα* war doch auch ein in die Welt tretendes göttliche, und wie vom *λόγος* ein natürlicher Ausdrukk *ἐνσάρκωσις* und *ἐνανθρώπησις* war: ſo haben wir in Bezug auf den Geiſt die Ausdrükke *ἐπιφοιτᾷν* und *ἐπιφοίτησις* kennen gelernt. Der heilige Geiſt als Gott konnte aber in der Einwohnung in den gläubigen gedacht werden, und dies mußte alſo die Frage über das Verhältniß der göttlichen Gnadenwirkungen zur menſchlichen Freiheit zur Sprache bringen, wobei nun auch die Extreme zu vermeiden waren, daß auf der einen Seite die göttliche Gnade nur etwas ausgezeichnet menſchliches würde, wodurch auch Chriſtus wieder überflüſſig erſcheint, auf der andern Seite aber der Menſch bloß paſſiv erſcheine und die göttliche Gnade als rein willkührlich. Dieſe Entwikklung nun ging größtentheils im Abendlande vor ſich. Sie wurde in einem reineren Geiſte getrieben, und die die Hauptbaſis für dogmatiſche Entwikklung der lateiniſchen Kirche in der dritten Periode, ja auch zur Regeneration dieſer Kirche in der vierten. Daß dieſes mehr lateiniſch betrieben ward und die griechiſche Kirche dabei gleichgültiger blieb, hat ſeinen Grund in dem ganzen Typus der helleniſchen Philoſophie — wobei auch die Einwirkung des geſelligen Zuſtandes nicht zu verkennen iſt — welche nämlich die Frage von der Freiheit immer etwas oberflächlich behandelte, wogegen der despotiſirte Römer mehr auf das perſönliche Bewußtſein zurükkgeführt wurde.

Es kam das zuerſt zur Sprache in den Homilien, die dem ägyptiſchen Mönche **Macarius**, der unter den Verfolgungen nach Aegypten gegangen war, zugeſchrieben werden. Schon zu Ende der erſten Periode trat das Eremitenweſen in Aegypten als ein religiöſes Inſtitut auf. Eine ſolche Zurükkgezogenheit begünſtigt eine ſcharfe aber auf der andern Seite auch kleinliche Weltbeobachtung, und während das Leben von einem zum andern eilt, verweilt der Eremit beim einzelnen, daher auch von hier aus die Betrachtung der Sünde in ihrem ganzen Umfange ein ſehr dominirendes Element wurde; auf der einen Seite auf eine ſehr richtige Weiſe in der Form der abendländiſchen Lehre, auf der anderen Seite aber ſo, daß, wenn eine Richtung auf das äußerliche hinzukam, die Vernichtung der Sünde durch die Büßung auf eine ſehr leichte Weiſe ſich entwikkelte. So wurde alles, was auf dieſe Frage Bezug hatte, meiſt in der afrikaniſchen Kirche entwikkelt. Macarius ſprach zuerſt den Saz aus, Daß nichts, was in dem Menſchen ohne die Gnade des göttlichen Geiſtes geſchehe, ſo löblich und rühmlich es auch ſei, Gott wohlgefällig ſein könne. Wie wenig ſpeculatives in ſolchen Menſchen war, ſieht man an dem Gotte eines ſolchen Eremiten, der ſich Gott in menſchlicher Geſtalt dachte und ſehr unrichtig des Anthropomorphismus beſchuldigt wurde; denn es war doch nur ein Unvermögen der höheren Phantaſie. Er gab dies auf, da ſich wiſſenſchaftliche Leute über ihn hermachten; er ſagte nun aber auch, Er habe ganz ſeinen Gott verloren, da man ihm ſeine Anſicht genommen. Man ſieht alſo auch hier, wie Speculation durchaus nicht der Grund zu dieſem zurükkgezogenen Leben war.

Die äußerliche Fortpflanzung der Kirche war in dieſer Periode meiſt das Geſchäft der lateiniſchen Kirche. Zwar ſind Kirchen, welche ſich nachher zur lateiniſchen hielten, von der griechiſchen gegründet worden, aber das Sinken der griechiſchen Kirche und das Hervortreten der lateiniſchen machte nothwendig, daß ſie ſich zu dieſer bekannten und froh ſein mußten, wenn ſie nur unter ihr Patronat genommen wurden. Der große Zuſammenhang der chriſtlichen Kirche war ſeit Conſtantin entſtanden, alſo auf einer politiſchen Macht begründet; die politiſche Einheit aber zerfiel bald, und ſo mußte nun an dieſe Stelle etwas anderes treten, und da die Sprachen der neueren Völker noch viel zu roh waren, die chriſtliche Lehre auszudrükken: ſo war die lateiniſche Sprache das Medium, nur freilich ging die Fortpflanzung des Geiſtes, die lebendige Entwikklung durch das Wort und die wahre Auffaſſung deſſelben verloren, und ſo wurden die unendlichen Corruptionen veranlaßt, welche ſich in der dritten Periode zeigen. Es hätte das aber gar nicht geſchehen können, wenn nicht ſchon ein Uebergewicht auf der Seite der ſymboliſchen Handlungen vorhanden war

Nach dieſer allgemeinen Ueberſicht wenden wir uns wieder zum einzelnen.

Wie durch die Geſeze und Verfügungen des Conſtantin die Kirche begründet und ihr Zuſammenhang vervollſtändigt und in ihr ſchon immer das Beſtreben geweſen war, Spaltungen aufzuheben: ſo mußte daſſelbe in der weltlichen Macht eine neue Stüze finden. Wie nun ferner in der permanenten Bildung jenes Zuſammenhangs ein Mittel gefunden war, fremden Spaltungen abzuhelfen: ſo war es auch eine natürliche Tendenz der Kirche, einmal zum anſchaulichen Bewußtſein ihrer Totalität zu kommen. Daher war natürlich das Beſtreben nach einer allgemeinen Synode. Dies zeigte ſich am ſtärkſten in den arianiſchen Streitigkeiten. Das Verhältniß der Kirchenverſammlungen gegen dogmatiſche Streitigkeiten und gegen Differenzen über die Praxis iſt ſehr verſchieden, und daher waren auch die Reſultate ſehr verſchieden. Spaltungen über die Praxis ſind dadurch nie ganz aufgehoben worden, wenngleich wir Verſammlungen gegen die Donatiſten, Novatianer und Meletianer finden; es fragte ſich hier, ob einer würde der ganzen Kirche haben widerſtehen können. Aber Spaltungen über dogmatiſche Punkte ſind ganz anderer Art; hier kann Stimmenmehrheit gar nicht entſcheiden. In den praktiſchen Streitigkeiten haben ſich die Verſammlungen unvermögend gezeigt, ihre Beſchlüſſe haben ſich nicht realiſirt, in dogmatiſchen aber haben ſie ſich ſehr kräftig gezeigt, jedoch faſt immer haben ſpätere Verſammlungen das Reſultat der früheren umgeworfen. Dogmengeſchichtlich angeſehen haben alſo dieſe Verſammlungen keinen Werth, ſie zeigen bloß das Schwanken; das definitive zur Ruhe bringen der einen Anſicht war nie das Werk einer ſolchen Verſammlung; entweder wurde über der einen Streitigkeit die andere vergeſſen, oder es kam die eine Anſicht ſelbſt zur Erkenntniß des falſchen. Dagegen ſind dieſe Verſammlungen auch wieder höchſt wichtig: es kam hier eine Circulation der Meinungen zuſammen, die ſich auf keinem anderen Wege erreichen ließ. Die ganze Geſchichte der allgemeinen Kirchenverſammlungen beweiſt hinreichend, wie gut es war, daß die Reformatoren ihre Streitigkeiten über Praxis und dogmatiſche Differenzen nicht dem Spruche einer Kirchenverſammlung im voraus unterwarfen.

Die Anfänge zur Entſcheidung des nicäniſchen Concils über die arianiſchen Streitigkeiten liegen in der Lehre der alexandriniſchen Schule und namentlich in der Lehre des Origenes, der ſich der ſabellianiſchen und gnoſtiſchen Vorſtellung entgegenſtellte, und die Mitte zwiſchen beiden ſuchte, aber nicht fand. Am meiſten war man darauf bedacht, den Schein des polytheiſtiſchen zu vermeiden, man achtete aber dabei nicht auf zweierlei, das alle Bemühungen verhinderte: 1) daß man ſich nicht verſtändigte, ob unter υἱὸς θεοῦ der ganze Chriſtus oder bloß das göttliche verſtanden würde. Hierin war alſo eine Quelle von Mißverſtändniſſen niedergelegt, da neben λόγος, υἱὸς mehr auf das menſchliche zu gehen ſchien, und es fehlte an Ruhe und Scharfſinn, das vorher hinwegzuräumen. 2) Wenn man in den Mittheilungen an die ganze Gemeinde πατὴρ, υἱὸς und πνεῦμα unterſcheiden, aber das polytheiſtiſche vermeiden wollte, mußte man auf eine ſubordinatianiſche Vorſtellung kommen, und υἱὸς und πνεῦμα dem göttlichen im πατὴρ unterordnen. Der Fehler dabei lag darin, daß man θεὸς und πατὴρ gleichſezte. Die ſabellianiſche Vorſtellung war hierin weit ſchärfer, ſie hatte in μονὰς einen ausſchließenden Ausdrukk für die Einheit der Gottheit, und ſo waren dann die drei Begriffe πατὴρ, υἱὸς und πνεῦμα coordinirt.

Da man aber in der Kirche bei der erſten Vorſtellung, Gott Vater als den urſprünglichen Gott anzuſehen, blieb, mußten der

Mißverſtändniſſe immer mehr werden. So war wahrſcheinlich das Verhältniß zwiſchen den beiden Parteien in Alexandria; es iſt aber gleich bei dieſen Streitigkeiten nöthig, inneren Werth und Nothwendigkeit vom äußeren Verlauf zu trennen. Theodoret ſucht den Anfang des arianiſchen Streites in einem fremdartigen Motiv, in einem Neide des Presbyter Arius gegen ſeinen Biſchof Alexander von Alexandrien. Arius war aber als Meletianer ſeines Diakonats entſezt und von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen worden, indeß ſeit kurzem wieder aufgenommen und unter den Auſpicien des Biſchofs zum Presbyter eingeſezt. In einem ſolchen Falle läßt ſich ein Neid nicht wohl denken. Socrates läßt den Streit anheben mit einer dogmatiſirenden Rede des Biſchofs in einer Verſammlung der Geiſtlichkeit. Das ginge wol an, denn in einer großen Stadt waren viele Verſammlungsörter, wo die Presbyter lehrten; außerdem gab es auch χωρεπίσκοποι, die im Clerus nur den Rang der Presbyter hatten, auf dem Lande aber die biſchöflichen Functionen verrichteten. Da war alſo eine ſolche Verſammlung, als Fortſezung der Katechetenſchulen, um alle Lehrverſchiedenheit zu verhindern, ſehr erſprießlich. Allein Alexander hat nie irgend ein theologiſches Talent bewieſen und blieb immer untergeordnet, ſpielte auch nachher keine Rolle bei der Entwikklung der Lehre, ſondern ſeine Presbyter und Diakonen führten den Streit; es läßt ſich daher auch nicht denken, daß er mit neuen Formeln werde aufgetreten ſein. Demnach iſt die Nachricht des Sozomenus die wahrſcheinlichſte, der ſagt, daß Arius als Diakonus nichts zu lehren gehabt hätte, aber in Antiochia ein Schüler des Presbyter Lucian geweſen wäre, der das ὁμοούσιον nicht ausgeſprochen im Gegenſaz gegen Paulus von Samoſata; und da mochten wol andere Formeln als in Alexandria im Gange ſein. Als er aber Presbyter zu Alexandrien wurde und er mit ſeiner Lehre hervortrat, mochten es daſelbſt wol Neuerungen ſein, und er fand in der übrigen Geiſtlichkeit Widerſpruch; aber erſt ſpäter habe Alexander Theil genommen und ſich gegen ihn erklärt. Daß aber Arius, nach Sozomenus, mit ſolchen Formeln in der öffentlichen Kirche aufgetreten ſei, Der Sohn ſei aus nicht ſeiendem geſchaffen und habe nach ſeiner Fähigkeit eben ſo gut das gute wie das böſe aufnehmen können [a]), das iſt mit ſeiner übrigen großen Beſonnenheit nicht zu reimen, und ſieht ganz ſo aus wie eine Folge der Streitigkeiten, und konnte nicht zu Anfang ſo ausgeſprochen werden, zumal wenn wir ſehen, daß Arius ſeinen Gegnern vorwirft, ſie nähmen zwei ἀγεννήτους an; „ſobald man das annehme, müſſe man entweder ſabellianiſiren oder Gott theilen“ [b]).

Fragt man, worin es gegründet lag, daß ſich die ſabellianiſche Vorſtellung keine Bahn machen konnte: ſo iſt es das, daß man fürchtete, wenn man hier nicht Gott theile, ſo käme wieder das doketiſche heraus. Dazu kam, daß man den Sabellianern die Conſequenz machte, der Vater ſelbſt habe nach ihrer Vorſtellung leiden müſſen, denn ſie ſagten, ὁ αὐτός, ὡς πατὴρ ἐνομοθέτησεν, ὡς υἱὸς ἐνηνθρώπησε. Arius ſtellt in einem Briefe an den Alexander beim Athanaſius ſeine Theorie ſo dar, Er wolle mit ſeiner Formel dem Valentin aus dem Wege gehen, nach welcher Chriſtus eine προβολή des göttlichen Weſens ſei, dem Manichäus mit ſeinem μέρος, dem Sabellius, der die Eigenthümlichkeit des Sohnes aufhebe, und dem Heraclas, einem Schüler des Origenes, der das Gleichniß vom Strahl etwas anderes modificirt hatte und geſagt, „Wie eine Fakkel ſich an der anderen entzünde, aber ein Strahl werde;“ dieſer Vervielfältigung Gottes alſo wolle er auch aus dem Wege gehen. Wahrſcheinlich ging er auch vom Origenes aus, der auch nur einen ἀγέννητος annahm, ſich aber des platoniſchen Ausdrukks bediente, Der Sohn ſei durch eine μετοχή des göttlichen auch Gott geworden (θεοποιούμενος), und ihn ſo vom αὐτόθεος unterſchied gegen den Beryllus; und dies war das ſchwankende, welches noch nicht ausgeglichen war. — Vom Origenes aus konnte Arius weiter folgern, daß das nicht ἀγέννητος ſein nur eine Abhängigkeit ausdrükke, und daß alſo abgeſehen von dieſer Abhängigkeit der Sohn nicht ſei. Außerdem hatte man die Ausdrükke λόγος und σοφία, beides bald unterſchieden bald promiscue, für den Sohn. Nun fragte man, Ob er zugebe, daß der Sohn λόγος und σοφία ſei? That er dies, ſo ſagte man, „Der Vater könne nicht ohne λόγος geweſen ſein,“ folglich bekomme er wieder einen zweiten ἀγέννητος. Arius ſagte dagegen, „Der Sohn ſei erſt der λόγος geworden durch die μετοχή, nicht der Gott urſprünglich einwohnende λόγος.“

---

[a]) Arius habe geſagt (ἐν ἐκκλησίᾳ ἀποφήνασθαι), was noch nie jemand vorher geſagt, daß der Sohn Gottes ἐξ οὐκ ὄντων γεγενῆσθαι, und daß er αὐτεξουσιότητι κακίας καὶ ἀρετῆς δεκτικὸς ſei. Sozom. I, 15. [illegible]

[b]) Arius hielt den Alexander für einen Sabellianer, weil er lehrte, in der Dreiheit ſei auch eine Einheit. Socr. I, 5. ἀρχὴν ὑπάρξεως ἔχει ὁ γεννηθείς· ἦν ὅτε οὐκ ἦν ὁ υἱός — ἐξ οὐκ ὄντων ἔχει τὴν ὑπόστασιν. [illegible]

Auch hatte man ſchon geſagt, „Der Sohn ſei der gezeigte, geoffenbarte λόγος, nicht der urſprüngliche,“ und ſo konnte Arius ſich daran anſchließend ſagen, ἦν ὅτε οὐκ ἦν, und vom gezeigten λόγος, „Er ſei aus nicht ſeiendem geſchaffen.“ Ja er konnte aus der Formel im Hippolytus gegen Noët (ἔδειξε τὸν λόγον) eine zeitliche Zeugung des λόγος folgern, deſſen er ſich enthielt, indem er ſagte, Es ſei πρὸ χρόνων καὶ αἰώνων geſchehen. Damit hob er den gezeigten wieder auf, denn da war keiner, dem er gezeigt wurde. Nun kam es aber darauf an, eine Differenz zwiſchen dem gezeigten, hypoſtatiſch gewordenen λόγος und dem Gott inwohnenden anzugeben, und da ſagte er, Das ſei eine Unvollkommenheit, da der Gott inwohnende λόγος ſich nicht vom Vater unterſcheiden laſſe *). Daraus

---

*) So war auch dies auf der einen Seite eine Fortſetzung des Origenes, auf der andern erinnert es an Hippolytus gegen Noët. Denn wenn

geht hervor, daß Arius nicht anzuſehen iſt wie einer, der eine neue detractoriſche Lehre aufbringen, ſondern, ſo lange ſich keine Leidenſchaften einmiſchten, bloß lange anerkannten Gegenſäzen entgegenarbeiten wollte. Durch vorgehaltene Conſequenzen im Geſpräch konnte er manches aufs Gerathewohl aber ohne eine eigentliche Ueberzeugung wählen. Daher kann man nicht anders ſagen, als daß die Form mündlicher Disputationen für ſolche Verhandlungen nichts taugt; aus allen Verſammlungen und Colloquien iſt bis in die neueſte Zeit nichts erſprießliches hervorgegangen. Denn ob man ſeine Meinung aufgebe oder auch die gezogenen Conſequenzen annehme, wird zu ſehr durch die Stimmung entſchieden. Je weniger beide Parteien gemeinſchaftlich nach der Wahrheit ſuchen, ſondern jede, indem ſie glaubt, ſie zu haben, nur ihre Meinung geltend zu machen und den andern zu ſich herüberzuziehen ſtrebt, ſucht man den andern durch Dialektik zu gewinnen, und da iſt die Grenze zwiſchen Dialektik und Sophiſtik ſchwer zu vermeiden. So auch bei anderen Sachen.

Alexander fing ſeine Polemik gegen Arius damit an, zu behaupten, Die Zeugung des Sohnes habe nichts gemein mit der Kindſchaft Gottes in den gläubigen [b]); und einen Unterſchied zu

---

Hippolytus gefragt wurde, Nachdem Gott ἔδειξε τὸν λόγον, war Gott nun ἄλογος? ſo würde er es doch verneint haben. Alſo war der inwohnende λόγος und der herausgetretene nicht daſſelbe. Wenn dieſer nun ein Subjekt wurde: ſo wurde er es entweder ἐξ ὑποκειμένου τινος oder ἐκ μὴ ὄντος, und da Hippolytos das ἔδειξε auch in die Zeit, ὅτε ἠθέλησε, geſezt hatte: ſo hatte er ſogar die zeitliche Zeugung, die er eigentlich durch das πρὸ χρόνων καὶ αἰώνων vermeiden wollte. Folgerte er aber weiter, Weil der Subjekt gewordene göttliche λόγος von dem inwohnenden verſchieden ſei: ſo müſſe die Differenz eine Unvollkommenheit ſein, daher könne er keine vollkommene Erkenntniß weder Gottes noch ſeiner ſelbſt haben; aus welcher Unvollkommenheit denn auch praktiſch das [illegible] folgen konnte: ſo waren das freilich Reſultate, welche dem Glauben an den Erlöſer zu nahe traten. Aber es folgt nur daraus, daß es unmöglich iſt die kirchliche Lehre von der Anſicht des Origenes aus, ſo weit ſie dem Beryllus entgegengeſezt iſt, zu beſtimmen. Schl.

b) Theodoret. p. 329.

ſezen zwiſchen der Kindſchaft des Sohnes und der gläubigen, Die des Sohnes ſei κατὰ φύσιν, alſo in der Natur Gottes liegend, die Kindſchaft Gottes in den gläubigen ſei μετάπτωτον, weil ſie nicht κατὰ φύσιν ſei. Dies war gegen Arius richtig, konnte aber auch macedonianiſch verſtanden werden; denn ſoll die Eingießung des Geiſtes in die gläubigen nicht in der Natur Gottes liegen: ſo kann auch die processio des Geiſtes nicht darin liegen. Wenn er aber nun gar ſagte, daß die menſchliche Seele ſich von einem διάστημα zwiſchen Vater und Sohn keine bis zu einer ἔννοια gehende Vorſtellung machen könne [a]): ſo konnte das Arius ſabellianiſch verſtehen, „daß ſie eins ſind." Auf der anderen Seite gab er ſeine ὁμοουσία auf, indem er ſagte, Der μονογενὴς ſei eine in die Mitte getretene (μεσιτεύουσα) φύσις zwiſchen Gott und den ἐξ οὐκ ὄντων geſchaffenen Dingen, weil man nämlich zwei ἀγεννήτους nicht zugeben wollte; dies führte zu einer gnoſtiſchen προβολή. Der ganze Unterſchied beruhte alſo nur auf der Ewigkeit der Zeugung. Durch dieſe aber iſt, wenn man auch eine ewige Schöpfung der Dinge annimmt, der Sohn doch wieder von dieſen nicht unterſchieden. Wenn nun Alexander ſagte, „In der ewigen Zeugung des Sohnes ſei etwas unausſprechliches und unerklärliches (ἄῤῥητον καὶ ἀνεκδιήγητον)": ſo gilt dies vom Schaffen auch, und gerade ſo konnten beide Gegenſtände, die man unterſcheiden wollte, nicht unterſchieden werden, denn zwei ἄῤῥητα, von denen man weiter nichts weiß, ſind immer nur ein und daſſelbe. Auf jeden Fall konnte ſich unbedenklich Arius die Zuſammenſtimmung der beiden Säze, Der Sohn ſei ὁμοούσιος und es gebe nicht zwei ἀγέννητοι, verbitten; denn er ſagte, Dieſes ἀγέννητος ſein ſei ſelbſt die οὐσία. Das negative iſt aber gerade diejenige Formel, woran die Kirchenverſammlungen immer gehalten haben.

---

[a]) Theodoret. p. 736.

Durch dieſe Privatverhandlung hatten ſich zwei Parteien zu Alexandrien gebildet, die eine nannte es ebionitiſch, zu ſagen, ὃς οὐκ ἦν πρὶν γεννηθῆναι, die andere wurde beſchuldigt zu ſabellianiſiren wegen des ἐκ τῆς οὐσίας τοῦ πατρός. Da that der Biſchof einen öffentlichen Schritt, ſchloß den Arius mit den gleichdenkenden durch eine Diöceſanverſammlung von der Kirchengemeinſchaft aus, ja verwies den erſteren auch aus der Stadt; ein Recht, welches ſich der Patriarch unbefugt anmaßte. Arius gab nach und ſezte noch einmal dem Biſchof ſchriftlich auseinander, wie er nur davon ausginge, 1) daß es nicht zwei ἀγεννήτους geben könne, und 2) daß Gott nicht könne zuſammengeſezt oder getheilt ſein. Er ſtrebe nur allen bisherigen Kezereien auszuweichen; der Ausdrukk ὁμοούσιος drükke das Verhältniß der Einzelweſen innerhalb der Gattung aus, und ſo müßten Gott und Chriſtus zwei verſchiedene Einzelweſen ſein. Es müſſe alſo nothwendig einen μερισμός geben, und es blieben auch bei der ewigen Zeugung zwei von gleicher Art. Zugleich ſchrieb er an den Biſchof Euſebius von Nicodemien, ſeinen Mitſchüler beim Lucian, daß er um der Behauptung willen, „Der Vater ſei auf eine uranfängliche Weiſe vor dem Sohne geſezt (ὅτι ὁ πατὴρ προϋπάρχει τοῦ υἱοῦ ἀνάρχως),“ excommunicirt ſei, ſich zugleich erklärend über die bloß negative Bedeutung ſeines ἐξ οὐκ ὄντων, Es ſolle nur ſowol μέρος θεοῦ als ein anderes ὑποκείμενον läugnen; und beklagte ſich über die kezeriſchen Ausdrükke des Gegentheils ἐρυγή, προβολή, was beides gnoſtiſirte, und συναγέννητος, worin nur noch ein Schatten von Unterordnung ausgedrükkt war, was aber nach ſeiner Anſicht ſchon polytheiſtiſch klang.

Zugleich ſchrieb Alexander an den Biſchof Alexander von Byzanz, gab ihm Nachricht von den Verhandlungen, und indem er durch Conſequenzmacherei den Arius zum Ebioniten machte, bat er ihn, daß auch er ihn möchte als ausgeſchloſſen anſehen, wobei er ſich aber in Bezug auf die gleichdenkenden Biſchöfe behutſamer ausdrückte. Euſebius ſchrieb hierauf an den Biſchof Paulinus von Tyrus, und dieſer bekannte ſich dazu, daß es nicht zwei ἀγεννήτους geben könne, und Gott könne weder getheilt (εἰς διῃρημένος) ſein, noch ihm ein σωματικὸν πάθος (προβολή, γέννησις) zukommen, bewies auch, daß die Schrift ſich des Ausdrukks γεννᾶν auch bediente, wo keine ταὐτότης φύσεως ſtattfinde und alſo nicht erwieſen werden könne, daß der Sohn τῆς φύσεως τῆς ἀγεννήτου μετέχων ſei, ſondern er ſei ἕτερον τῇ φύσει aber πρὸς τελείαν ὁμοιότητα. Der Unterſchied im Verfahren war der: Alexander ging darauf aus, daß ſein Presbyter ausgeſchloſſen werden ſollte; die andere Partei hatte mehr ein richtiges Beſtreben nach der Kircheneinheit und dachte nicht an das Ausſchließen ihrer Gegner. Euſebius bat daher den Paulinus, ſelbſt mit dem Arius Gemeinſchaft zu halten und den Alexander auch dazu zu bewegen. Als alle dieſe Bemühungen beim Alexander kein Gehör fanden, ward Euſebius erbittert und hielt eine Synode zu Byzanz, worin man beſchloß, ein Rundſchreiben an ſämmtliche Biſchöfe zu erlaſſen, um ſich für die Gemeinſchaft mit Arius zu verwenden, und daß ſie den Alexander auch dazu bewegen möchten. Sie drükkten ſich darin ſo aus, Daß Alexander, obgleich er ſah, daß Euſebius viel im kaiſerlichen Palaſt vermöge, er ihm doch nicht Gehör gegeben habe[a]). Vielleicht gleichzeitig mahnte Alexander ſie alle von der

---

[a] Da Alexander geſehen, daß Euſebius ein ἐλλόγιμος und ἐν τοῖς βασιλείοις τετιμημένος ſich des Arius annehme: ſo habe er doch alle Biſchöfe von der Gemeinſchaft mit ihm abgemahnt. Euſebius hätte ſich bittend verwandt, und über die abſchlägige Antwort ὡς ὑβρισμένος erbittert hätten ſie nun die Synode in Bithynien gehalten und an alle Biſchöfe geſchrieben, ſie möchten ὡς ὀρθῶς δοξάζουσι κοινωνῆσαι τοῖς ἀμφὶ τὸν Ἄρειον und den Alexander auch dazu bewegen. Arius beſchikkte hierauf den Paulinus von Tyrus, den Euſebius Pamphili und den Patrophilus von Scythopolis um ihr Gutachten, ob er gottesdienſtliche Verſammlungen halten dürfe. Sie bejahten es, er ſollte aber darin Alexandern untergeben bleiben und ſich immer um den Frieden bemühen (Sozom.). Schl.

Gemeinſchaft mit Arius ab, mit ſehr bitteren Seitenblikken auf Euſebius. Arius, der wieder nach Alexandria zurükkgekommen ſein muß, bat ſich ein Gutachten von anderen Biſchöfen aus, Ob er wol bei dieſer Lage der Sache könne Vorträge halten. Die Antworten mehrerer Biſchöfe fielen bejahend aus, unter der Vorausſezung, daß ſich Arius ſeinerſeits dem Biſchof unterworfen zeige und nicht aufhöre, den Frieden mit ihm zu ſuchen.

Die Spaltung war alſo jezt vollendet, da Arius, obgleich von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen, doch öffentliche Vorträge hielt, welches nicht hätte ſo geſchehen können, wenn nicht ſeine Partei auch in der Gemeinde ſehr bedeutend geweſen wäre. Um dieſe Zeit muß es geweſen ſein, wo der Kaiſer **Conſtantin** an Alexander und Arius gemeinſchaftlich ſchrieb und ſie zur Eintracht ermahnte, weil ſie über etwas ganz geringfügiges ſtritten, was gar nicht hätte als Streitfrage aufgeworfen werden ſollen [a]). Die Behauptung, „Es käme nur darauf an, daß man über die πρόνοια einig ſei,“ klingt ſehr naturaliſtiſch, allein das Erlöſungswerk war ein weſentlicher Theil der πρόνοια; d. h. Alſo, es komme nicht darauf an, was Chriſtus ſei oder nicht ſei, abgeſehen von ſeiner Menſchwerdung, ſondern nur auf das, was er als Erlöſer ſei. Er ermahnte auch, dieſe Streitigkeiten nicht vor das Volk zu bringen, was freilich ſchwer auszuführen war, beſonders zu einer Zeit, wo es noch keine Sonderung des wiſſenſchaftlichen und populären Vortrags gab, und bei den vielen Abſtufungen des zahlreichen Clerus. Der Brief iſt aufbehalten beim Socrates; daß er aber von **Hoſius** verfaßt ſei, der ſich hernach als einen heftigen Anti-Arianer bewies, möchte ich bezweifeln; vielleicht iſt er ein reines kaiſerliches Kabinetsſtükk.

---

[a]) Aus Conſtantins Brief an Alexander und Arius: τοῦτο, ὅπερ ὑμῖν ἐν ἀλλήλοις φιλονεικίαν ἤγειρεν, ἐπειδὴ μὴ πρὸς τὴν τοῦ παντὸς νόμου δύναμιν ἀνήκει, χωρισμόν τινα καὶ στάσιν ἐν ὑμῖν μηδαμῶς ἐμποιείτω. Socr. I. p.15. Schl.

Da die Sache auf zwei Concilien, zu Alexandria und Byzanz, widerſprechend war behandelt worden, das kaiſerliche Schreiben auch nichts fruchtete: ſo war es natürlich, daß das Beſtreben nach einer Vergegenwärtigung der Totalität der Kirche, um die Einheit wieder herzuſtellen, erwachte, und ſo berief der Kaiſer die erſte allgemeine Kirchenverſammlung zu Nicäa. 325
Wenn man eine Einrichtung hätte machen können, ſolche Verſammlungen in beſtimmten Zeiträumen zu berufen, bis dahin Grenzen zu ſtekken für alle Entzweiungen, und ſich dann begnügt hätte, nur das feſtzuſtellen, worüber man wirklich einig ward, alles übrige aber freizulaſſen bis auf weiteres, dann hätten dieſe Verſammlungen in der That die Kirche repräſentiren, ihre Einheit darſtellen, und ſowol auf dem Gebiete der Disciplin (κάνων) als der Lehre (δόγμα) ſehr heilſam werden können. So aber vom Kaiſer nach Gutdünken zuſammenberufen, von ihm ſanctionirt und durch bloße Mehrheit beſchließend konnten ſie nur leer erſcheinen, wie denn auch etwas weſentliches nicht durch ſie ausgerichtet worden iſt. Denn hing die Zuſammenberufung vom Gutdünken des Kaiſers ab, der doch nur von einzelnen konnte beſtimmt werden: ſo war es dieſem in die Hände gegeben, ob ein Gegenſtand ſollte zur allgemeinen Entſcheidung kommen, und wahrſcheinlich geſchah es dann in der ungünſtigſten Zeit großer Gährung. Da nun der Ausgang auch wieder von des Kaiſers Sanction abhing: ſo galten auch dort die perſönlichen Einflüſſe; wer dieſe nicht hatte, ſchwieg, und das wichtigſte wurde nicht in der Verſammlung abgeſchloſſen ſondern außer derſelben. War nun ein Schluß gefaßt: ſo war nichts leichter, als bei einem Wechſel der Hofgunſt eine neue Verſammlung zu berufen und auf dieſer das Gegentheil zu beſchließen; an Formeln, um den Widerſpruch zu bedekken, konnte es niemals fehlen. Jedoch war auch dieſe Verſammlung, deren Schlüſſe mit den Unterſchriften untergegangen ſind, keine allgemeine. Der römiſche Biſchof ließ ſich durch zwei Presbyter vertreten, und von ganz Spanien und

Gallien ſcheint nur der Biſchof Hoſius da geweſen zu ſein, der gewiſſermaßen die ganze lateiniſche Kirche repräſentirte. Die Zahl der Biſchöfe iſt auch nicht genau bekannt, doch ſcheint hier die beſtimmteſte Angabe die ſicherſte zu ſein, nämlich daß 318 Biſchöfe unterſchrieben und 5 die Unterſchrift verweigerten; nimmt man dazu die Presbyteren und Diakonen: ſo mögen wol 2000 Geiſtliche zuſammengekommen ſein. Ob die andern auch in der allgemeinen Verſammlung zugegen geweſen, wenn auch nicht mit unterſchreibend, oder ob ſie nur an den Vorberathungen Theil nahmen (bei denen ſogar Diakonen wie Athanaſius eine Rolle ſpielten, ja auch dialektiſch geübte Laien zugelaſſen wurden), wiſſen wir nicht; ja auch nicht einmal, ob nur eine allgemeine Verſammlung geweſen, möchte ich wagen feſtzuſtellen. Theodoret ſagt, den Kaiſer habe Euſtathius von Antiochia angeredet; Sozomenus ſagt, Euſebius Pamphili habe es gethan. Euſebius ſelbſt, den Theodoret gewiß vor ſich hatte, nennt den Redner nicht, und ſo iſt es wol wahrſcheinlich, daß er es ſelbſt war. Euſtathius, älter im Amte als Alexander, führte die *προεδρία*, und das könnte wol den Theodoret getäuſcht haben, falſch zu ſchließen, Euſtathius habe auch die Anrede gehalten; doch aber kann dies dem Euſebius als dem berühmteſten und beredteſten übertragen geweſen ſein. Der Kaiſer antwortete lateiniſch, redete aber in der Verſammlung griechiſch, und Euſebius rühmte ſehr die Art, wie er ſich hineingemiſcht, ſonſt wiſſen wir nicht viel von der Art der Verhandlungen. Ob mehr definitive Verſammlungen gehalten wurden, wiſſen wir nicht; es muß aber in dieſer Verſammlung noch viel debatirt worden ſein. Zuerſt ließ der Kaiſer die eingereichten Petita und Beſchwerden vorbringen; in welcher Ordnung die Sache weiter gegangen wiſſen wir nicht, die Hauptſache war die Formel der Uebereinkunft.

Auch wie es mit dieſer hergegangen, conſtirt nicht recht. Da Theodoret die Biſchöfe namentlich anführt, welche eine arianiſche Formel überreicht haben: ſo muß es damit doch ſeine

Richtigkeit haben, und dann iſt ſie gewiß die erſte geweſen a); und wenn er ſagt, Nachdem dieſe allgemein verworfen worden, hätten jene Biſchöfe bis auf zwei zuerſt den Arius verdammt: ſo kann dies verſtändigerweiſe nur ſo erklärt werden, daß die Majorität mit den Ausdrükken unzufrieden geweſen, weil ſie gemeint, Arius könne dieſe Formel nur tergiverſirend unterſchreiben, und daß ſie dann erklärt, Sofern er noch etwas annehme, was in dieſen Formeln nicht wahrhaft enthalten ſei, wollten ſie ſich auch von ihm losſagen. Euſtathius ſchreibt dieſe Formel, von der wir bedauern, daß ſie verloren gegangen, dem Euſebius zu; gewiß iſt ſie nicht ohne ihn gemacht worden, und er kann Urſache gehabt haben, unter den vorſchlagenden nicht mit aufzutreten, um ſich noch etwas vorzubehalten. Doch iſt es leicht, ſich eine ſolche Formel aus dem Brief des Arius an Alexander und des Euſebius an Paulinus zu conſtruiren. Hierauf ſcheint Euſebius Pamphili mit ſeiner Formel hervorgetreten zu ſein, die ſchriftmäßig war, aber eben deshalb die Hauptfrage unentſchieden ließ. Die Hauptfrage wäre nämlich geweſen, das göttliche in Chriſto als ein wahrhaft göttliches ſo zu beſchreiben, daß daraus weder ein Polytheismus, noch eine ſabellianiſche *ἐνέργεια*, noch die arianiſche Unterordnung herauskam. Euſebius bediente ſich ſolcher Ausdrükke wie *υἱὸς μονογενής*, *πρωτότοκος* etc., welche die Schrift enthielt, aber nicht hinreichten, den Streit zu entſcheiden. Dieſe Formel wurde nach Euſebius Erzählung allgemein gebilligt, nur ſchlug der Kaiſer noch das einzige Wörtlein *ὁμοούσιος* vor, und auf Veranlaſſung dieſes Vor-

---

a) Nach dem Theodoret übergaben Menophantus von Epheſus, Patrophilus von Scythopolis, Theognis von Nicäa, Narciſſus von Neronias oder Irenopolis, Theonas von Marmarica, Secundus von Ptolemais eine Glaubensformel, welche aber gleich zerriſſen ward, worauf ſie, jedoch mit Ausnahme der beiden lezten, zuerſt den Arius verdammten. Euſtathius in dem von Theodoret angeführten Briefe ſchreibt dieſe Formel dem Euſebius zu. Schl.

ſchlags ward dann die nicäniſche Formel entworfen. Man ſieht hieraus, wie ganz der Kaiſer ſchon durch die Athanaſianer beſtimmt war. Was vorhergegangen war, ſieht man aus Athanaſius Brief [a]). Man hatte alles, was man verlangte, ſobald Euſebius von Nicomedien es zugeſtand, immer wieder nicht genug gefunden, weil man glaubte, er dächte doch etwas anders dabei, und ſo war man bei dem ὁμοούσιος ſtehen geblieben, welches aber die Arianer gewiß ſchon bei den Vorverhandlungen ſtandhaft verworfen hatten, weil es auf βλάστημα (gnoſtiſch) oder παῖς (leiblich) oder μερισμός (polytheiſtiſch) führe. Nun überraſchte man damit aus des Kaiſers Mund und hatte wahrſcheinlich die Formel ſchon vorbereitet, in welcher zu allem von den Arianern früher ſchon zugeſtandenen noch das ὁμοούσιος hinzukam [b]).

---

[a]) Nach Athanaſius Brief an die Afrikaner hatte Euſebius mit den Seinigen ſchon zugegeben ἐκ τοῦ Θεοῦ zu ſagen, weil nämlich 1. Cor. 8, 6 ſteht Θεὸς ἐξ οὗ τὰ πάντα. Darauf aber hätte ein Biſchof geſagt, ἐκ τῆς οὐσίας τοῦ πατρός. Als ſie nun auf ähnliche Weiſe auch hätten εἰκὼν Θεοῦ und ἀληθινὸς Θεός zugeben wollen: ſo hätten die Biſchöfe ſich zum ὁμοούσιος entſchloſſen. Sie proteſtirten gegen dieſe λέξις ἄγραφος, Athanaſius aber meinte, ſie müßten ſich gefallen laſſen ἐξ ἀγράφων verdammt zu werden, da ſie ἐξ ἀγράφων gefrevelt hätten. Schl.

[b]) Confessio Nicaena: Πιστεύομεν εἰς ἕνα Θεὸν πατέρα παντοκράτορα πάντων ὁρατῶν τε καὶ ἀοράτων ποιητήν. Καὶ εἰς ἕνα κύριον Ἰησοῦν Χριστὸν (Euseb. τὸν τοῦ Θεοῦ λόγον) [τὸν υἱὸν τοῦ Θεοῦ γεννηθέντα ἐκ τοῦ πατρὸς μονογενῆ· τουτέστιν ἐκ τῆς οὐσίας τοῦ πατρός], Θεὸν ἐκ Θεοῦ καὶ φῶς ἐκ φωτός, (Euseb. ζωὴν ἐκ ζωῆς, υἱὸν μονογενῆ, πρωτότοκον πάσης τῆς κτίσεως πρὸ πάντων τῶν αἰώνων ἐκ τοῦ Θεοῦ πατρὸς γεγεννημένον) [Θεὸν ἀληθινὸν ἐκ Θεοῦ ἀληθινοῦ, γεννηθέντα οὐ ποιηθέντα ὁμοούσιον τῷ πατρί], δι' οὗ τὰ πάντα ἐγένετο τά τε ἐν τῷ οὐρανῷ καὶ τὰ ἐν τῇ γῇ· τὸν δι' ἡμᾶς τοὺς ἀνθρώπους καὶ διὰ τὴν ἡμετέραν σωτηρίαν κατελθόντα καὶ σαρκωθέντα καὶ ἐνανθρωπήσαντα· παθόντα καὶ ἀναστάντα τῇ τρίτῃ ἡμέρᾳ, ἀνελθόντα εἰς τοὺς οὐρανούς, ἐρχόμενον κρῖναι ζῶντας καὶ νεκρούς· καὶ εἰς τὸ ἅγιον πνεῦμα. (Euſebius ohne anathematiſirenden Zuſatz) Τοὺς δὲ λέγοντας ὅτι ἦν ποτε, ὅτε οὐκ ἦν etc. Schl.

Als nun mehrere die Formel nicht unterzeichnen wollten, ward die Erklärung gegeben, es ſollte nichts mit den endlichen Dingen ähnliches darunter verſtanden werden, wo οὐσία das allgemeine iſt, dem das beſondere ſubordinirt iſt; ſondern es ſolle nur die vollkommene Aehnlichkeit mit dem Vater und der gänzliche Mangel an Aehnlichkeit mit den geſchaffenen Dingen angedeutet werden. Das wollten die Arianer auch mit ihrem ὁμοιούσιος. Dieſe Formel war gebildet nach dem Typus des Euſebius von Cäſarea, nur daß da ein einfacherer Ausdrukk war, nicht γεννηθέντα ἐκ τῆς οὐσίας τοῦ πατρὸς ſondern nur λόγος θεοῦ, freilich auch auf das menſchliche in Chriſto bezogen. Alle Ausdrükke im nicäniſchen Symbolum gehen übrigens auf Ἰησοῦν Χριστόν, alſo auf den ganzen Menſchen und Gott, aber auf ihn zu beziehen ἐκ τῆς οὐσίας τοῦ πατρὸς γεννηθέντα οὐ ποιηθέντα etc. war eine Verwechslung, welche nachher die Quelle von andern Streitigkeiten wurde [a]).

Auf obige Erklärung nun ſich ſtüzend unterzeichneten beide Euſebius und alle andere bis auf Theonas von Marmarica und Secundus von Ptolemais, welche mit dem Arius ſtandhaft bei der Verwerfung blieben. Nach dieſer eigentlichen πίστις kam noch ein ἀνάθεμα, was nicht von Euſebius herrührt, ſondern von anderen Vorbereitungen der herrſchenden Partei, „Wer da ſage, daß eine Zeit war, wo der υἱὸς θεοῦ nicht war u. ſ. w., werde verdammt.“ [b]) Ueber dieſen Zuſaz war neuer Streit; Euſebius von Nicomedien und Theognis von Nicäa proteſtirten dagegen und ſehr mit Recht. Denn wenn

---

a) Alle Prädikate von der οὐσία μία gehen auf den υἱὸς θεοῦ, wo das menſchliche mit eingeſchloſſen iſt, und da wäre nun das γεννηθεὶς auch mit auf die ὁμοουσία zu beziehen, was offenbar Verwirrung iſt.

b) Τοὺς δὲ λέγοντας, ὅτι ἦν ποτε, ὅτε οὐκ ἦν, καὶ πρὶν γεννηθῆναι οὐκ ἦν, καὶ ὅτι ἐξ οὐκ ὄντων ἐγένετο, ἢ ἐξ ἑτέρας ὑποστάσεως ἢ οὐσίας φάσκοντας εἶναι, ἢ κτιστόν, ἢ τρεπτόν, ἢ ἀλλοιωτὸν τὸν υἱὸν τοῦ θεοῦ ἀναθεματίζει ἡ καθολικὴ καὶ ἀποστολικὴ ἐκκλησία. Schl.

ὁμοούσιος als eine λέξις ἄγραφος, welche nur erſt durch Erklärungen unverfänglich gemacht werden konnte, ſanctionirt war: ſo konnte man nicht einen verdammen, um ſolcher auch nicht ſchriftmäßigen Formeln willen, die durch Erklärungen gleichfalls unverfänglich geworden waren, und ſich auf unangefochtene Ausdrükke ſolcher Männer wie Origenes und Hippolytus bezogen. Euſebius von Cäſarea ergriff die mäßige Partei, ſich nicht nur das ὁμοούσιος unter jenen Bedingungen gefallen zu laſſen, weil der Ausdrukk auch ſchon von Biſchöfen und Schriftſtellern gebraucht worden (Wer aber dieſe geweſen, ſieht man weder bei ihm noch aus Athanaſius [ad Afros] Andeutung, daß es ſchon vor 130 Jahren in Rom und Alexandria gebraucht worden, welches auf Cajus und Clemens gehen müßte), ſondern auch die Verdammung im Zuſaze war ihm ἄλυπος, weil ſie nur unſchriftmäßige Ausdrükke verbot, deren er ſelbſt ſich nie bedient hatte, und von denen er glaubte, Arius, wenn es ihm um den Frieden zu thun geweſen wäre, könnte auch verſprechen, ſich ihrer zu enthalten [a]). So wurden nun Arius excommunicirt und verbannt, Euſebius von Nicomedien und Theognis, welche nicht unterzeichneten, entſezt und verbannt; an ihre Stellen kamen Amphion und Chreſtus.

Das Concil beſchäftigte ſich nachher auch noch mit anderen Gegenſtänden. Es kamen die meletianiſchen Streitigkeiten zur Sprache. Sie waren aus der Aufnahme der gefallenen entſtanden nach der diocletianiſchen Verfolgung. Die alexandriniſche Kathedra hatte ſchon einen großen Vorzug, der in Aegypten und einem Theile von Afrika ſelten war, daß der Biſchof von Ale-

---

a) Die Formel ſelbſt enthält übrigens viel Ungenauigkeiten, und nicht nur Spuren der origeniſtiſchen Subordination ſondern auch Keime zu Heterodoxien, z. B. ewige Präexiſtenz der Menſchheit Chriſti; und der Mangel aller Erörterungen über den heiligen Geiſt zeigt, wie wenig die Trinitätslehre noch in ihrem wahren Umfange aufgefaßt worden, wiewol nun die Formel ἡ τριὰς ὁμοούσιος καὶ ἀΐδιος das katholiſche Zeichen ward. Schl.

xandrien allein alle Biſchöfe und Geiſtliche weihte. Dies beſtritt Meletius, Biſchof von Lycopolis. Es wurde nun hier beſchloſſen, Meletius ſelbſt ſollte ſich aller biſchöflichen Functionen enthalten; die er zu Biſchöfen geweiht habe, ſollten ſich mit der katholiſchen Kirche vereinigen unter der Bedingung, die zweiten nach den katholiſchen Biſchöfen zu ſein; ſie ſollten indeß als χωρεπίσκοποι fungiren können. Dies war ein ziemlich milder Beſchluß. Darauf wurde ein Kanon über die gemeinſchaftliche Oſterfeier feſtgeſezt: man ſollte es feiern am Vollmonde nach Frühlings Tag- und Nachtgleiche; fiele es mit dem jüdiſchen Oſterfeſte zuſammen, acht Tage ſpäter. Es wurden noch andere Kirchenregeln feſtgeſezt und die auf der Synode zu Illiberis beſtätigt. Die Novatianer durften wieder in die Kirchengemeinſchaft aufgenommen werden. Der Kaiſer hatte den novatianiſchen Biſchof Aceſius ausdrüklich eingeladen, und nach Feſtſtellung der Formel fragte ihn der Kaiſer, ob er auch unterſchreiben wollte. So wurden die Novatianer auf dieſelbe Weiſe behandelt wie die Meletianer. Die Anhänger des Paulus von Samoſata ſollte man, weil ſie Chriſtum nur einen Menſchen nannten, ehe ſie aufgenommen wurden, noch einmal taufen. Gewiß hatte Paulus die gewöhnliche Tauſſormel aus Matthäus gebraucht, mithin war dieſe Regel ein Rükſchritt, weil hier doch wieder auf die Auslegung geſehen und die vorſichtige Regel von Ancyra dadurch wieder aufgehoben wurde. Andere dieſer einzelnen Regeln wollten die kirchlichen Abſtufungen immer mehr fixiren, jedoch mit Schonung aller Obſervanzen, wodurch Vorrechte begründet waren. Der Begriff der chriſtlichen Geiſtlichkeit war ſchon auf den des jüdiſchen Prieſterthums allmählich reducirt; nicht nur unterſchied der Sprachgebrauch ἱερεύς und ἀρχιερεύς, ſondern es wurde auch die Regel gegeben, kein εὐνοῦχος ſollte ein Geiſtlicher werden können, außer wenn er durch Gewalt oder wegen einer Krankheit verſchnitten worden. Origenes würde alſo nicht haben Geiſtlicher bleiben können. Mit der Taufe der Neophyten (neubekehrten

Heiden) ſollte man langſamer zu Werke gehen und ſie nicht hernach gleich in ein klerikaliſches Amt treten laſſen. Es ſollte kein Geiſtlicher Frauenzimmer in ſeinem Hauſe haben als nur ſeine nächſten Verwandtinnen. Ein Biſchof ſollte wenigſtens von drei Biſchöfen ſeines Metropolitanſprengels gewählt werden, auch wurden die Privilegien des römiſchen und alexandriniſchen Biſchofs feſtgeſezt. Auch eiferte man gegen die leidenſchaftlichen Excommunicationen in den einzelnen Diöceſen, wodurch Stolz und Herrſchſucht der Geiſtlichen ſo ſehr genährt wurden. Es ſollten alſo regelmäßige Synoden gehalten und jede Excommunication nur durch die Synode beſtätigt werden können, dann erſt ſollte ſie in der ganzen Kirche gelten. Es lag hierbei ein gewiſſes Gefühl zum Grunde, daß man immer auf das ganze gehen müſſe, was freilich nur bei größeren regelmäßig wiederkehrenden Synoden hätte durchgeſezt werden können; dennoch iſt eine Ausſchließung aus der ganzen Kirche immer ſehr bedenklich. Aber bei wahrer Reue und Widerruf, und wenn man alle Stufen der Buße durchmachte, konnte die Excommunication auch wieder aufgeboben werden, denn ſonſt wären excommunicirte freilich von allen Gnadenmitteln ausgeſchloſſen geweſen. Uebrigens iſt auf der nicäniſchen Kirchenverſammlung eine Gefahr glükklich vorübergegangen, nämlich es war dort ſchon die Rede von der ehelichen Enthaltſamkeit aller Geiſtlichen, und es wurde der Vorſchlag gemacht, bis auf die Subdiakonen ſofort die Enthaltſamkeit vom ehelichen Umgange auszudehnen. Dieſer Vorſchlag war im beſten Flor, als der ägyptiſche Biſchof Paphnutius, der durch die diocletianiſche Verfolgung verſtümmelt und ſelbſt ein ſehr ſtrenger Mann war, dagegen auftrat und eine ganz entgegengeſezte Theorie aufſtellte, Daß die Keuſchheit der Ehe darin beſtehe, daß die Ehe in Ehren gehalten werde, und durch jenes Gebot werde ſie eben nicht in Ehren gehalten, ſondern als etwas dargeſtellt, in dem keine rechte Ehre geweſen ſei. Und man möge ſich doch nicht ſo widerſprechen, daß man um σκάνδαλα von Seiten der verwerflichſten Geiſtlichen einen ſolchen Vorſchlag machte. Alſo hier wurde über das Cölibat noch nichts beſchloſſen, nur rechnete man es den Geiſtlichen hoch an, wenn ſie unverehlicht blieben.

Nach dem Schluſſe der Verſammlung erließen nun Synode und Kaiſer die nöthigen Briefe ſowol im allgemeinen an die abweſenden Biſchöfe als auch an die beſonders betheiligten Gemeinden, und der Kaiſer befahl die Arianer Porphyrianer zu nennen, — Porphyrius war nämlich einer der ärgſten von den lezten Feinden des Chriſtenthums geweſen — alſo gewiſſermaßen Antichriſten. Auch ſollten des Arius Schriften überall verbrannt werden, was auch größtentheils durchgeſezt worden iſt; der erſte Befehl ward es jedoch wol niemals, wie denn Monarchen den Sprachgebrauch nicht leicht beherrſchen können. Es muß uns merkwürdig ſein, daß der Streit gar nicht in der Beziehung geführt wurde, ob bei der einen oder der anderen Vorſtellungsart eine Differenz entſtände in Bezug auf die Zulänglichkeit Chriſti zu ſeinem Erlöſungsgeſchäft, in Bezug auf die göttliche Offenbarung überhaupt, oder beſonders auf die Verſöhnung. Das praktiſche Intereſſe, welches die Hauptſache geweſen wäre, herrſchte aber nicht vor, der Streit iſt ſpekulativ und theoretiſch geblieben; ſo wollte jede Partei das, was die andere vermied, und jede gab der anderen den polytheiſtiſchen Schein Schuld. Zu jener Zeit aber, wo das Chriſtenthum ſchon ſo feſt wurzelte, war dies Verfahren unzwekkmäßig, denn ein Verſinken deſſelben in den Polytheismus war nicht mehr zu fürchten. Sagt man alſo, Der Sieg der athanaſianiſchen Partei ſei der Sieg des monotheiſtiſchen Prinzips geweſen: ſo iſt das nicht richtig; es war wol ein Sieg der Wahrheit, wenngleich man nicht ſagen kann, daß die Kraft der Wahrheit ihn erfochten habe. Aber gilt er für einen Sieg der Wahrheit: ſo iſt es nur inſofern, als der Arianismus beſtimmter gnoſtiſirte, das heißt, daß er das höhere in Chriſto als μεσιτεύουσα φύσις, Mittelsnatur zwiſchen Gott und Menſchen, nicht als Perſon darſtellte, wodurch auf der einen Seite das menſchliche in Chriſto nicht rein erhalten wurde und auf der anderen Seite die reine Beziehung des Glaubens an Chriſtum nicht feſtzuhalten war. Das eigentlich göttliche konnte in allem ſein, aber zwei Naturen im eigentlichen Sinne in einer Perſon konnten nicht beſtehen, ohne daß das eine ein bloßer Schein iſt. So war das ein Sieg über alles doketiſche; alſo darüber hatte die Wahrheit geſiegt, ſo wie dies erneuert wurde durch die Verurtheilung des Eutychianismus.

Nachdem Conſtantin ſich ſo leidenſchaftlich eingemiſcht hatte, iſt es zu verwundern, daß er ſich ſo bald ſo gut als völlig umſtimmen ließ. Arius erhielt Erlaubniß, aus der Verbannung zurükkzukehren, ja, da ihm Alexandria unterſagt blieb, ſogar nach Conſtantinopel zu kommen. Euſebius und Theognis erlangten ebenfalls ihre biſchöflichen Stellen wieder, ſie ſollten nur mit den nicäniſchen Biſchöfen ihren Frieden machen. In ihrem Verſöhnungsſchreiben, welches aufbehalten iſt, beriefen ſie ſich darauf, daß ſie die Formel unterzeichnet und bloß das Anathema verworfen, aus ſicherer Erkenntniß, daß Arius ſeine Ausdrükke nicht in irrgläubigem Sinne gebraucht. Beide erhielten bald großen Einfluß zum Nachtheil der Häupter der nicäniſchen Partei. Man ſchreibt dies allgemein der angeblich arianiſch geſinnten Schweſter des Kaiſers Conſtantia zu, und da ihren Einfluß die Arianer ſelbſt nicht leugnen, ſo mag etwas daran ſein, nur daß ſie ſchwerlich in den Streit ſelbſt eingeweiht war, ſondern nur die Geiſtlichen, denen ſie beſonderes Vertrauen ſchenkte. Indeß war wol noch etwas anderes hinzugekommen. Als dieſe nämlich mittelbar oder unmittelbar ſich dem Conſtantin wieder nähern konnten, machten ſie ihn aufmerkſam, daß er ſich ſelbſt theologiſch kompromittirt habe. In einem Briefe, den uns Theodoret [a] aufbewahrt hat, iſt nämlich eine Aeußerung von ihm, daß der Sohn πρὶν ἐνεργείᾳ γεννηθῆναι doch δυνάμει ἐν τῷ πατρὶ ἀγεννήτῳ geweſen ſei. Dieſem δυνάμει iſt entgegengeſezt ἐνεργείᾳ, „in der Wirklichkeit,“ jenes „in der Möglichkeit;“ alſo zweierlei Sein des Sohnes, ein ungeſchiedenes vom Vater und nach der Zeugung ein geſchiedenes. Durch πρὶν nahm er eine Zeit der Zeugung an, ἦν, ὅτε οὐκ ἦν, das ewige Sein des Sohnes, was eben als ſabellianiſch anathematiſirt worden war. Auf der anderen Seite war dieſes durch δυνάμει ἐν τῷ πατρὶ εἶναι gar nicht unterſchieden von dem ewigen Sein der geſchaffenen Dinge in Gott. Wenn nun kluge Leute in des Kaiſers Nähe ihm bemerklich machten, was ſich aus ſeinen Worten folgern laſſe: ſo mochte er leicht zur Einſicht gekommen ſein, wie ſehr verwikkelte Dinge dies wären und wie leicht man ſich in dieſen Ausdrükken mit dem beſten Willen verfangen könne, und mochte mithin duldſam werden. Alle dieſe Aeußerungen ſind erzählt in einem Briefe des Euſebius von Cäſarea, der dies nur ganz einfach erzählt, aber sapienti sat. Die entgegengeſezte Partei mißverſtand auch den Kaiſer und hielt für Eifer für ihre Formeln, was eigentlich nur Eifer für den Frieden der Kirche und ſomit gegen die widerſprechende Partei war, welche, indem ſie hier ſeiner Abſicht nicht entgegenkam, den Einfluß ihrer Gegner vermehrte. Außerdem ſcheint auch Euſebius von Nicomedien dem Kaiſer die Formel ὁμοούσιος als eine ſolche dargeſtellt zu haben, welche durchaus numeriſche Verſchiedenheit vorausſeze, wenn ſie von zwei Dingen ſollte gebraucht werden [a]). Indeß mußte er ſchließen, daß Euſebius von Nicomedien und die Seinigen, da ſie demohnerachtet die Formel unterſchrieben und ſich geweigert hatten, den, der nicht ungläubig geſinnt wäre, zu verdammen, mehr im Sinne des Kirchenfriedens gehandelt hätten als er, wie ihm denn auch Arius Betragen in dieſer Hinſicht mit Recht konnte gelobt werden. Mithin verzieh er dem Arius.

---

[a] I. 12.

---

[a]) NB. in unſern Relationen iſt dieſes entſtellt. Schl.

Bald wurde zwiſchen Euſebius von Cäſarea und Euſtathius von Antiochien in wiſſenſchaftlicher Form über ὁμοούσιος geſtritten. Euſebius ſagte, Man müſſe, wenn man dabei nicht polytheiſtiſch ſein wolle, in den Sabellianismus verfallen. Indem nun hierüber geſtritten werden konnte, war die Gültigkeit der Formel ſchon durch die That aufgehoben; man ſieht, wie ein Concil nichts entſcheiden kann in dogmatiſcher Hinſicht, wenn die Gemüther noch nicht zur Ruhe gekommen ſind. Euſtathius wurde nachher auf einer Synode, 6 Jahre nach dem
331 nicäniſchen Concil, eines anderen Grundes wegen abgeſetzt. Wahrſcheinlich wol nicht bloß auf die Beſchuldigung ſchlechten Lebenswandels, ſondern wol auch wegen ſeiner Härte gegen die zahlreiche Partei des Arius und Begünſtigung von Volksaufläufen gegen ſie. Der Kaiſer verwies ihn nach Thracien. Als der Diakonus Athanaſius nach Alexanders Tode Biſchof von Alexandrien wurde, machte er ſich verhaßt durch Härte gegen die Meletianer, von denen freilich viele arianiſirten, und durch ſeine Aufhebung der Kirchengemeinſchaft mit Arius nach deſſen zuerſt wol nicht in den kirchlichen Formen als Wiederaufnahme erfolgten Rükkehr; auch weigerte er ſich vor der Synode zu Cäſarea zu
333 erſcheinen (333), wo er auf kaiſerlichen Befehl ſein Betragen rechtfertigen ſollte. Nachher auf einer Synode zu Tyrus, 10 Jahr
335 nach dem Concil zu Nicäa (335), wo er erſchien, wurde er, wol auch nicht bloß wegen der falſchen Anklagen, ſondern wegen eigenmächtiger Verweigerung der Kirchengemeinſchaft, verurtheilt, und als er ſich auf den Kaiſer ſelbſt berief und doch nicht, wie befohlen war, nach Conſtantinopel kommen wollte, wo Euſebius von Nicomedien ohne Scheu erſchien, wurde er abgeſetzt und nach Trier verwieſen. Den Arius und Euzoïus mit ihrem Bekenntniß ſchikkte er fürſprechend an die Synode (nach Tyrus oder Jeruſalem?), und ſomit waren ungefähr nach Verlauf von 10 Jahren faſt alle Wirkungen der Kirchenverſammlung zu Nicäa aufgehoben, mit Ausnahme der dort aufgeſtellten praktiſchen Kirchen-

regeln, welches auch beweiſet, daß dies das eigentliche Gebiet iſt, das ſolchen Verſammlungen angewieſen iſt.

Von dieſer Zeit an war öfters ein Wechſel der dogmatiſchen Meinungen. Auf der Synode zu Tyrus war gegen den Arius ſehr hervorgetreten der Biſchof **Marcellus** von **Ancyra**, aber auf eine ſolche Weiſe, wie es Arius vorausgeſagt, Es werde ſich bethätigen, daß man, während man ihn bekämpfe, ſabellianiſiren werde. Die Bemühungen, ihn hiervon freizuſprechen, beruhen zum Theil auf Verwechslung. Aus den Stellen, welche Euſebius und Epiphanius aus Acacius von ihm ſelbſt anführen, ſo wie aus ſeinem dem römiſchen Biſchof vorgelegten Bekenntniß geht ganz deutlich hervor, daß er drei Hypoſtaſen nicht angenommen. Er behauptete [a]), Die Gottheit des Vaters und des λόγος ſei ἀδιαίρετος, unzertrennlich. Wolle man das nicht annehmen: ſo müſſe man behaupten, der λόγος ſei nicht wahrhaft Gott, oder es gäbe zwei Götter. Zufolge dieſer Unzertrennlichkeit nahm er keine Trias von Hypoſtaſen oder προσώποις an. Dies war ſehr ſtringent gegen die Arianer. Dieſe hielten ſich nun auch an den Ausdruk εἰκών, Ebenbild. Dagegen ſagte Marcellus, Der λόγος könne nicht εἰκών ſein, denn das Ebenbild ſei nicht die Sache ſelbſt, ſondern verſchieden; und von etwas unſichtbarem ſei es etwas ſichtbares. Der λόγος aber ſei die Vernunft und Weisheit Gottes ſelbſt; εἰκών könne nur der Sohn ſein, und dieſer nicht dem λόγος gleich, ſondern ſichtbar. Alſo hat er als dieſer auch nur mit der Menſchwerdung angefangen, der ihm einwohnende λόγος aber iſt Gott ſelbſt nach Johannes. Es war dies das erſte Mal, daß unterſchieden wurde zwiſchen Sohn als Einheit von Gott und Menſch und dem λόγος. Wenn nun die Gottheit des Vaters und λόγος eine unzertrennliche war: ſo war die Einwohnung Gottes im Sohne keine ὑπόστασις ſondern eine ἐνέργεια der unzertrennlichen Gottheit. Man ſieht aus

---

a) Epiphan. p. 836.

dieſem Streit, weshalb die ſabellianiſche Form ſo ſehr verkezert ward: nämlich wenn die Einwohnung des *λόγος* in Chriſto nur eine göttliche *ἐνέργεια* iſt, ſo fragt es ſich nach der Fortdauer dieſer Thätigkeit nach der Erhöhung Chriſti. Die Bejahung der Frage ſezte eine Duplicität, und wurde dieſe als ewig geſezt: ſo war es nicht mehr eine bloße *ἐνέργεια*, ſondern ſchien eine Veränderung in dem göttlichen Weſen hervorzubringen, und das war der ſabellianiſchen Denkart nicht angemeſſen. Daher bejahte Marcellus dieſe Frage nicht, ſondern behauptete, daß der *λόγος* ſich wieder zurükziehe und das Fleiſch Chriſti ſo wie ſein Reich aufhöre, ſo daß die Einwohnung nur als eine vorübergehende Fulguration erſchien. Daher kann man ſagen, Seine Trias war eine *ἐκτεινομένη*, ſich ausdehnende, *καὶ συστελλομένη*, ſich zuſammenziehende, *κατ᾽ οἰκονομίαν*, alſo weder vor noch nach der irdiſchen Erſcheinung eine beſondere Exiſtenz. Dieſes nun empörte den Euſebius von Cäſarea am meiſten, als dem chriſtlichen Gefühl unmittelbar zuwider, und er ſagte gegen ihn [a]. Die Samoſatenianer hielten Chriſtum für einen bloßen Menſchen, ſezten ihn aber doch unſterblich nachher; die doketiſchen Gnoſtiker leugneten die volle Menſchheit Chriſti, ſezten ihn aber doch als den ewigen Sohn Gottes vorher; Marcellus nehme aber weder die Unſterblichkeit a parte ante noch a parte post an.

In der Formel des nicäniſchen Concils war das *πνεῦμα*, die dritte Perſon, ſehr untergeordnet behandelt worden. Bei einer genaueren Erörterung aber hätte die Frage auch auf den heiligen Geiſt ausgedehnt werden müſſen, es hätte ſich daher auch noch fragen müſſen, Ob denn die Einwohnung des göttlichen Geiſtes in den Gläubigen ſowie in Chriſto fortdauere oder einmal aufhören würde? Ob die menſchliche Seele durch ſich ſelbſt in jenem Leben etwas vortrefflicheres werde ſein können als in dieſem Leben durch die Einwohnung des göttlichen Geiſtes? Wären dieſe Fragen gleichmäßig mitgenommen: ſo würde Marcellus, wie er die ἐπιφοίτησις des Geiſtes nicht leugnete, auch nicht die fernere Einwohnung Gottes in Chriſto und die Ewigkeit des Fleiſches geleugnet haben. Es war alſo wieder ein Mangel an Combination, welcher der Sache den Ausgang gab, den ſie nahm.

---

[a] II. 1.

Es entſtand eine Trennung zwiſchen zwei Parteien, die man im ganzen unterſcheiden kann als Griechen und Occidentalen. Die aſiatiſchen Chriſten, die nicht griechiſch ſprachen, nahmen an dieſem Streite keinen Theil, weil die Communikation fehlte, und die occidentaliſche, nicht lateiniſche Partei umfaßte hier Aegypten und ſogar Galatien, wo Marcellus war. Dieſe trennten ſich immer mehr von einander. Die occidentaliſche Partei hielt es mit dem nicäniſchen Concil, und erklärte den Marcellus ohnerachtet ſeines unverkennbaren Sabellianismus für orthodor. Die Griechen waren dem nicäniſchen Concil abgeneigt und hatten nur des Friedens wegen ſich zu manchem verſtanden, was gegen ihre Neigung war. Da ſie aber keinen ernſtlichen Frieden ſahen, machten ſie ſich immer mehr davon los. Die Abweichung vom nicäniſchen Symbolum bethätigte ſich auch auf der zweiten Synode zu Antiochia, wo eine Menge von Ausdrükken gutgeheißen wurde. Die einen wollten den Ausdrukk οὐσία ganz und gar vermeiden, weil daraus ſo viel Streit entſtand, „Sie ſeien keine Arianer, wie würden ſie als Biſchöfe einem Presbyter nachgehen, ſie wollten aber auch keine neuen Beſtimmungen machen" [a]). Hier ſieht man eine löbliche Tendenz, die Kirchengemeinſchaft zu erhalten auch bei dogmatiſcher Differenz, ſobald es nicht die Hauptſache betraf, die Erlöſung durch Chriſtum; dagegen auf der anderen Seite einen Mangel an dogmatiſcher Beſtimmtheit, an Virtuoſität in der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Lehre. In allen folgenden Streitigkeiten der griechiſchen Kirche, obgleich ſehr ſpizfindige und ſchwere Themata abgehandelt wurden, zeigt ſich eine große Ungeſchikklichkeit, daher ein Zurükkziehen auf einzelne Cautelen. Der leidenſchaftliche Eifer wurde immer durch äußeres erregt.

---

[a]) Dieſes Vermeiden des Terminus οὐσία in den Aeußerungen über das göttliche Weſen wäre wirklich ſehr wohlthätig geweſen, wenn es hätte zu Stande kommen können. Es kam hier auf zwei Punkte an. Man hatte ſich dieſes Terminus bedient, um das Verhältniß zwiſchen Sohn und Vater auszudrükken; dies geſchah durch ὁμοούσιος und ὁμοιούσιος. Euſebius hatte die Meinung geäußert, ὁμοούσιος ließe ſich nur von materiellen Dingen brauchen, deshalb zog er den andern vor. Es lag hier das Verhältniß von abgeſonderten Einzelweſen zum Grunde, nämlich daß nur materielle Einzelweſen oder auch geiſtige mit der Materie we-

Die marcelliſchen Streitigkeiten und die Abſezung des Athanaſius und Marcellus gehörten zu den lezten Begebenheiten in Conſtantins Regierung. Er erkrankte in Nicomedien, ließ ſich taufen und ſtarb daſelbſt. Seine ſpäte Taufe war nicht bloß Beſorgniß, nach der Taufe in Sünden zu fallen, ſonſt würde er wenigſtens Katechumen geworden ſein. Man ſieht aber hieraus, daß er es nicht für anſtändig hielt die kirchlichen Stufen durchzumachen, da er ſich ſchon ſo lange als Chriſt gezeigt hatte, ohne an den öffentlichen Kirchenhandlungen Theil zu nehmen, und daß er doch auch die kirchlichen Regeln nicht verlezen wollte; er ſagte, Er wolle ἐκκλησιάζεσθαι, ſobald er geſund geworden wäre. Eben ſo wenig läßt ſich folgern, daß, weil er von Euſebius von Nicomedien getauft wurde, er als Arianer geſtorben ſei. Es gab ja für ihn nach dem Glaubensbekenntniß des Arius keine Arianer mehr, da Arius ſelbſt keiner mehr war, ſondern nur für einen Gegner des Ausdrukks ὁμοούσιος galt, und da

---

ſentlich verbundene unter dieſen Geſichtspunkt einer Gattung gebracht werden könnten, geiſtige Weſen hätten aber keine Gattung. Auf dieſem Grunde beruhte ſeine Abneigung gegen ὁμοούσιος. Die nicäniſchen Väter gingen eigentlich von derſelben Vorſtellung aus und wollten eben deswegen bei der Gleichheit des Weſens eine Differenz erhalten, indem ſie den Sohn als den gezeugten von dem Vater als dem einzigen ἀγέννητος unterſchieden. So war man alſo einig, aber nur in einer Vorausſezung, die gar nicht auf den Gegenſtand anwendbar iſt. Die ſtrengeren Nicäner proteſtirten immer dagegen, daß ὁμοούσιος nicht als Identität der Gattung betrachtet werden ſollte.

Conſtantin in Nicomedien ſtarb, konnte er ſogar von keinem andern Biſchofe als dem des Ortes ſich taufen laſſen.

Da nun dieſes ein merkwürdiger Abſchnitt iſt: ſo werde einiges nachgeholt. Es hatte ſich in der lezten Zeit das Mönchsweſen ausgebildet. Die Baſis dazu lag in der Ehrfurcht vor dem eheloſen Stande, und daß man die geſelligen Verhältniſſe zu ſehr von der Seite der Luſt anſah. Es entſtand ſchon der Unterſchied zwiſchen ἀναχωρηταὶ und κοινοβιόται. Leztere unter Pachomius eine förmlich nicht vermiſchte Coloniſation der libyſchen und ägyptiſchen Wüſte. Auch fing man ſchon an aus Mönchen Biſchöfe zu nehmen, welche theils von der Wüſte aus ihr Bißthum führten, theils das aſcetiſche Leben in der Stadt fortſezten. Nun hatten auch Conſtantins unvorſichtige Geſeze zum Vortheil der Eheloſen dazu gewirkt, und ſo verbreitete ſich der revolutionäre Einfluß, den ſpäter die Mönche auf die kirchlichen Angelegenheiten gewonnen, doch für jezt nur in Aegypten und Afrika.

Die neue Theilung des Reiches nach Conſtantin beförderte die kirchliche Spaltung. Der occidentaliſche Cäſar begünſtigte die lateiniſche Partei, der orientaliſche die griechiſche. Conſtantin hatte, ſeitdem das Chriſtenthum eigentlich Religion des Staates geworden, immer mehr Fortſchritte gemacht für den Glanz deſſelben zu ſorgen, da man ſich auf den bloß innern Geiſt nicht mehr verlaſſen konnte, und dem Heidenthum abzubrechen, wiewol er das nicht entſchieden that, da er nicht aufhörte Pontifex Maximus zu heißen. Es gab auch immer noch Kampf zwiſchen dem Heidenthum und Chriſtenthum, beſonders in Gallien und Spanien, woher ſich auf dem lateiniſchen Gebiete die apologetiſche Tendenz länger erhielt. Wir haben hier drei Männer zu erwähnen, Arnobius, Julius Firmicus und Lactantius, von welchem lezteren Hieronymus ſagte, Es ſei Schade, daß er die chriſtliche Lehre nicht eben ſo rein vorgetragen, wie er das Heidenthum ſiegreich widerlegte. Lactantius war Ciceronianer, und von ihm hatte wol Conſtantin die Theorie, Es komme alles darauf an, daß man in Beziehung auf die πρόνοια (providentia) einig ſei. Seine Lehre vom λόγος erinnert ſehr an Hippolytus, und es konnte Hieronymus manche Keime zu Ketzereien bei ihm darin finden, daß er nämlich die Erzeugung des λόγος und die Erſchaffung der Engel nur unterſcheidet durch das laute und ſtille. Doch haben ſie keinen Einfluß gehabt. Der mittlere, Firmicus, am meiſten offenſiv, betete um Ausrottung des Heidenthums.

Conſtantins-Söhne fuhren in ſeinem Geiſte fort, die Geiſtlichen von Abgaben und Verpflichtungen zu befreien [a], und hier und da, wo die Mehrzahl Chriſten waren, die Tempel theils zu ſchließen, theils zu zerſtören. Conſtans gab aber das Geſetz, daß die heidniſchen Tempel wegen der daran hängenden Stiftungen und öffentlichen Spiele, deren das römiſche Volk nicht entbehren ſolle, nicht zerſtört werden dürften. Das Chriſtenthum wurde auch äußerlich weiter ausgebreitet, in Aethiopien, Arabien, Meſopotamien; ferner machte es unter den Gothen (mit deren Arianismus es wol nicht ganz ſicher iſt) durch die Ueberſetzung der Bibel durch Ulphilas [b] Fortſchritte, und unter den Bewohnern des Caucaſus, den Iberiern, wobei viel fabelhaftes und wunderbares erzählt wurde. Dagegen wurde das Chriſtenthum, ſeitdem es römiſche Staatsreligion geworden, in Perſien verfolgt, weil die Chriſten im Verdacht des verbotenen Zuſammenhanges mit Rom ſtanden; man machte es ſich dort nachher zum Geſetz, diejenige Partei zu begünſtigen, die im römiſchen Reiche verfolgt wurde.

---

[a] Die Immunitäten konnten jetzt leichter erhalten werden, da die Laſt doch nur Chriſten traf. Schl.

[b] Er ſoll ſchon bei Lebzeiten Conſtantins bei der nicäniſchen Verſammlung geweſen ſein und eine Schrift für die Gothen erfunden haben; er ſoll aber auch Veranlaſſung gegeben haben, die Chriſten unter den Gothen nach dem arianiſchen Lehrbegriff zu bilden. Dies iſt aber noch unbeſtimmt. Es iſt ein Fehler, daß man alles in dieſer Zeit arianiſch nennt, was dem Lehrbegriff ὁμοιούσιος ſich nähert.

Was die inneren Angelegenheiten der Kirche betrifft: ſo nehmen ſie in dieſer Zeit eine ſehr traurige Geſtalt an, die ſchwer zu erklären iſt. Es brach immer heftiger die Spaltung aus zwiſchen denen, die dem ὁμοούσιος anhingen, und ihren Gegnern. Man kann nicht glauben, daß dieſelbe rein dogmatiſch war, eben ſo wenig kann man es rein als eine geographiſche Spaltung anſehen. Derjenige, um den ſich das ganze drehte, **Athanaſius**, war ein Grieche, und ſtand doch an der Spitze der Homouſianer, und am meiſten zwiſchen beiden war Aegypten getheilt, welches doch ganz griechiſch war. Später ſcheint ſelbſt **Conſtantius** hineingekommen zu ſein. **Conſtans** im Occident ſtand auf der nicäniſchen Seite, vorzüglich unter dem Einfluß des **Hoſius**, **Conſtantius** auf der antihomouſianiſchen Seite, aber doch kann man ihn nicht für einen Arianer halten. Es iſt faſt unmöglich, die Sache zu klarer geſchichtlicher Anſchauung zu bringen, da die Schriften von der andern Seite faſt ganz verloren gegangen ſind. Es iſt der einzige **Philoſtorgius**, deſſen Nachrichten den übrigen entgegengeſtellt werden können.

Nicht lange nachher trat auch der achtungswerthe **Euſebius** 300 von **Cäſarea**, welcher von der Würde Chriſti und ſeinem Zuſammenhange mit den Gläubigen das volle Bewußtſein hatte, vom Schauplatze, und mit ihm ging die recht würdige Behandlung der kirchlichen Lehre verloren. Wenn auch ſeine hiſtoriſche Combination und Kritik nicht ohne Tadel ſind, und er nicht überall als untrüglicher Führer angeſehen werden kann, noch ſeine Auswahl eine Richtſchnur für uns iſt: ſo iſt doch ein rein geſchichtlicher Sinn in ihm, und auf dem kirchlichen Gebiete unterſcheidet er ſich löblich von den ſogenannten Häreſiologen, indem man ihn keiner Leidenſchaftlichkeit beſchuldigen kann. Sein gelehrteſtes Werk auf der einen Seite iſt ſein **Chronicon**, deſſen

Urſchrift verloren iſt; dann die zuſammenhängenden Werke, die Praeparatio und Demonstratio evangelica, wovon das erſte eine große Fundgrube von Fragmenten alter Schriftſteller iſt, deren viele ohne dieſes Werk ganz verloren wären, für andere Stellen iſt es eine kritiſche Prüfung; ſo auch ſeine Demonstratio evangelica, die eigentlich ein apologetiſches Werk iſt. Er verſucht hier die Wahrheit des Chriſtenthums zur rechten Anſchauung zu bringen, und nimmt auch hier ebenſo auf jüdiſches als heidniſches Rückſicht, was als Vorandeutung des Chriſtenthums angeſehen werden konnte. Dann ſeine Kirchengeſchichte, ſein Werk gegen Marcellus, die Vita Constantini und über die paläſtinenſiſchen Märtyrer. Zu ſeinem Nachfolger wurde vorgeſchlagen ſein gelehrter Schüler Euſebius von Emeſa, der ſich ſehr mit der Schriftauslegung beſchäftigte, und beſonders mit einem kritiſchen Sichten der eigentlich meſſianiſchen Stellen im A. T. von denen, die es nicht ſind. Die arianiſchen Bewegungen waren auch voll von altteſtamentaliſchen Stellen, die auf den Logos bezogen wurden, und indem die Heiden mehr anfingen von dieſen Bewegungen in der chriſtlichen Kirche Notiz zu nehmen und bei den alexandriniſchen Gelehrten ein richtigerer hiſtoriſcher Sinn war: ſo trieben dieſe mit der Auslegung der Chriſten ein Geſpötte. Und nun kann man den Euſebius anſehen als den erſten Stifter von der Beachtung des hiſtoriſchen in der altteſtamentaliſchen Exegeſe, aber er war nicht geeignet auf einen größeren Schauplaz zu treten, er wollte ſich in einem kleinen Kreiſe ſeiner Wiſſenſchaft widmen. Unter den Arianern waren immer noch ſehr ausgezeichnete Leute, allein die Reinheit der kirchlichen Praxis hörte eigentlich mit Euſebius von Cäſarea in der damaligen Zeit für die griechiſche Kirche auf.

Nachdem nun in Conſtantinopel auch eine arianiſche Reaction gegen die homouſianiſchen Biſchöfe entſtanden war, und nun Euſebius von Nicomedien an die Stelle trat, und Acacius, der an die Stelle des Euſebius von Cäſarea kam, ein

Antihomouſianer war: ſo wurde dem **Athanaſius** aufs neue bange für ſeine Exiſtenz. Er verſammelte die ägyptiſchen Biſchöfe und hielt mit ihnen eine Synode. Dies veranlaßte die Euſebianer auch nach Rom zu ſchreiben, um den eigentlichen Zuſtand der Sache darzulegen und ihre Klagen gegen Athanaſius anzubringen, und ſo wurde eine Synode zu Rom vorgeſchlagen, auf der die ganze Sache unterſucht werden ſollte. Aber dazu kamen nur etwa 50 Biſchöfe, die nächſten von Rom. Wahrſcheinlich kam dies daher, weil alle abgeneigt waren, ſich mit Athanaſius wieder einzulaſſen; die griechiſchen Biſchöfe kamen gar nicht nach Rom. Um dieſelbe Zeit ſollte eine prächtige Kirche in Antiochia eingeweiht werden, und da verſammelten ſich gegen 341
100 Biſchöfe und zwar in Conſtantins Gegenwart, und hielten auch eine Synode. In **Rom** wurden Athanaſius und ſeine Anhänger in die Kirchengemeinſchaft aufgenommen, und der römiſche Biſchof **Julius** erſuchte in einem Synodalſchreiben die andern, das nämliche zu thun, aber er that dies nicht auf eine gebieteriſche Weiſe ſondern brüderlich. In **Antiochia** geſchah das Gegentheil; Athanaſius wurde abermals abgeſezt, weil er ohne von einer Kirchenverſammlung aufgenommen zu ſein bloß auf den Grund der kaiſerlichen Zurückberufung wieder in ſein Amt getreten war. Conſtantius gab ſeine Zuſtimmung zu dieſer abermaligen Abſezung des Athanaſius aus dieſem Grunde. Es wurden mehrere kirchliche Geſeze gegeben auf dieſer Synode. Es wurde beſchloſſen, es ſollte kein Presbyter oder Diakonus bei ſich kirchliche Zuſammenkünfte halten oder Altäre bauen. Dies war ein Geſez gegen die Spaltungen, gegen die Winkelverſammlungen von kleinen Gemeinden. So gab es Euſtathianer in Antiochia, Paulianer in Conſtantinopel und Athanaſianer in Alexandria. Dann wurde feſtgeſezt, daß zu einer *σύνοδος τελεία* immer die Gegenwart eines Metropoliten gehören ſollte. In der damaligen Lage war das eigentlich nicht übel; faſt konnte jeder einzelne Biſchof eine Anzahl zuſammenbringen, und die Spaltun-

gen konnten ſich ins unendliche vervielfältigen, die Metropoliten waren aber in geringerer Anzahl vorhanden. Der Geiſt von dieſem Geſez iſt gewiß ſehr gut. Auch andere gute Vorſichtsmaßregeln im einzelnen wurden genommen, z. B. die Sonderung des Kirchenguts vom biſchöflichen. Ebenſo wurde beſtimmt, es ſollte in keiner Gemeinde ein Fremder aufgenommen werden, außer wenn er ein Zeugniß von einem Biſchof oder Chorepiskopus mitbrächte, daß er ein Mitglied einer andern Gemeinde ſei, und dieſe literae pacis wurden in beſtimmte Formeln gebracht. Dies war gegen Häretiker, die ſich einſchleichen konnten. Es wurde nun auf der antiocheniſchen Synode auch ein Glaubensbekenntniß abgefaßt, welches dem arianiſchen ſehr ähnlich war; πρὸ χρόνων καὶ αἰώνων wurde aufgenommen und nur die anſtößigen Ausdrükke weggelaſſen. Außerdem wurde noch ein ausführliches Glaubensbekenntniß angefertigt. Darin war der ſubordinatianiſche Begriff nicht zu verkennen, der von der alexandriniſchen Schule ausgegangen war. Die alten Abſtufungen von Vater zu Sohn und Geiſt wurden aufgenommen. Aber ein großer Anhänger des nicäniſchen Symbols, Hilarius Pictavienſis, erklärte dennoch dieſe Formel, ſelbſt indem ſie ſagten, Sie machten nicht den Sohn dem Vater ganz gleich, für rechtgläubig, und ſagte, Sie wäre beſonders gegen die Marcellianer gerichtet. Schon die nächſten Folgen hatten ein anderes Gepräge; des Athanaſius Nachfolger Gregor wurde mit Waffengewalt eingeſezt durch den Statthalter des Kaiſers. Um dieſelbe Zeit ſtarb Euſebius von Nicomedien, und der Einfluß bei dem Kaiſer kam in die Hände von ein Paar ſehr zweideutigen Männern, Valens, einem möſiſchen Biſchof, und Urſacius, die gewiß eher Arianer waren als Euſebius. Der Siz von Conſtantinopel war erledigt, und es ging nun dort wieder eine Spaltung an; die Euſebianer ſtellten den Macedonius gegen Paulus auf, den die katholiſche Partei wieder wählte.

Ohnerachtet hier ſchon ſich größere Leidenſchaftlichkeit zeigte:

war doch ſo weit noch Sorge für Einheit der Kirche, guter Wille Spaltungen zu verhüten und dogmatiſche Mäßigung von beiden Seiten. Auch findet man dieſe noch in der zweiten antiochenischen Synode (343), welche den in Mailand verſam- 343 melten Abendländern ein ausführliches Bekenntniß zuſchikkte [a]), worin der Ausdrukk οὐσία ganz vermieden, aber auch alles arianiſche beſeitigt ward. Es war ein löbliches Beſtreben, den wohlmeinenden Euſebianern, an deren Spize jezt Baſilius von Ancyra ſtand, zuzuſchreiben, daß man dieſen Terminus vermied, und vorläufig, bis man die Erörterung an andere Punkte anknüpfen könnte, ſich nur damit begnügen wollte, das gemeinſchaftlich zu verdammen, was dem chriſtlichen Gefühl gradezu widerſtrebte. Euſebius von Nicomedien hatte behauptet, ὁμοούσιον könne nur von materiellen Dingen gebraucht werden, nämlich von zweien derſelben Art; geiſtige Weſen aber ſeien jedes ein ens sui generis, und alſo alle einander nur ähnlich. Die leztе Behauptung beruhte zwar auf einer ſehr fließenden Anſicht vom Geiſterreich, aber in Bezug auf das göttliche Weſen war ſie doch richtig. Man ſieht daraus, daß er davon ausging, Vater und Sohn als zwei verſchiedene Einzelweſen zu betrachten. Das war falſch; aber die Homouſianer gingen von demſelben Punkt aus, wie man ganz deutlich aus einer Stelle bei Hilarius [b]) ſieht. Denn er geht auch davon aus, man könne nicht

---

a) πίστις μακρόστιχος. Socr. II, 19. 20. Sozom. III, 11.

b) de synod. 68—72. Una substantia si non personam subsistentem perimat, nec unam substantiam in duas partitas dividat, religiose praedicabitur, quae ex nativitatis proprietate et ex naturae similitudine ita indifferens sit, ut una dicatur. — Tuto unam substantiam dicet, cum ante dixerit, pater ingenitus est, filius natus est; filius patri similis est natura, patri subjectus est ut auctori. Non est innascibilis sed est contemporalis. — Non personâ Deus unus est sed naturâ quia nihil in se diversum ac dissimile habent natus et generans. — In aere quomodo possum alterum ad alium nisi per similitudinem comparare? — Si unum dico, habet et unici suspicionem; si similem dixeris habet indifferentem comparationem.

eher die Homouſie beider auf rechte Art behaupten, bis man die Differenz der Perſonen und ihren eigenthümlichen Charakter feſtgeſtellt habe; dies laſſe nämlich von dem beſondern Sein der Perſonen ausgehen. Und wie ſehr auch die Homouſianer dagegen proteſtirten, daß die Einheit keine bloße Gattungseinheit ſein ſollte: ſo ließ ſich doch die Verſchiedenheit nie ans Licht bringen.

Die Milde, welche man der antiocheniſchen Verſammlung nachrühmen muß, zeigte ſich nicht in der abendländiſchen zu Mailand, welcher die πίστις μακρόστιχος zugeſandt ward. Sie erklärte, es ſei kein anderes Symbolum nöthig als das nicäniſche, und da ſie eine allgemeine Kirchenverſammlung verlangten: ſo verabredeten Conſtans und Conſtantius eine neue allgemeine Synode zu Sardica 344 oder 347. Es wurde aber 347 aus der Vereinigung nichts; denn da die Abendländer den Athanaſius bei ſich hatten und darauf beſtanden, ihm Siz und Stimme zu geben: ſo trennten ſich die griechiſchen Biſchöfe und verſammelten ſich zu Philippopolis, welche Synode ſie nur für die rechtmäßige gehalten wiſſen wollten. Die Griechen anathematiſirten den römiſchen Biſchof Julius und den ſpaniſchen Biſchof Hoſius, als welche den Athanaſius mit Gewalt in die Kirchengemeinſchaft aufnehmen wollten, wogegen die Lateiner die ganze Synode zu Philippopolis anathematiſirten. So wurde die Trennung ſtärker als vorher.

Wenn man die Ausbildung der Lehre in beiden Sprachen beobachtet: ſo ſieht man darin einen neuen Grund, warum beide Theile nicht zuſammenbleiben konnten. Die Ausbildung der Lehre hatte in der griechiſchen Sprache angefangen; die Lateiner gräciſirten zwar, hatten aber doch mehrere Ausdrükke nicht, welche den griechiſchen entſprachen, ſo bei den Griechen οὐσία und ὑπόστασις für die Trias; der Ausdrukk πρόσωπον ſchwankte zwiſchen beiden lezteren. Der Sabellianer konnte ſich hinter ihn verſtekken, inſofern er die Maske und Rolle des Schauſpielers bezeichnen kann, alſo nichts bleibendes; ſonſt aber auch ein zu beſtimmter Ausdrukk für das Einzelweſen, weshalb ihn die Orthodoxen, weil er tritheiſirte, nicht gern gebrauchten. Dem οὐσία entſprach essentia, aber wegen des Nebenbegriffs, im Gegenſaz von accidentia, gebrauchten ihn die Occidentalen auch nicht gern, um nicht in Gott einen Gegenſaz von etwas nothwendigem und zufälligem zu ſezen. Für ὑπόστασις ſezten daher die Lateiner substantia und subsistentia, welches leztere aber, wenn man es unterſcheiden will, mehr an ὕπαρξις als an ὑπόστασις erinnert. Wenn aber den Griechen ſelbſt dieſe Ausdrükke oft ſchwer zu unterſcheiden waren, um ſo mehr den Lateinern; oft brauchte man denſelben Ausdrukk verſchieden, und war einerlei Meinung ohne es zu wiſſen; es wäre alſo gut geweſen, dieſe Terminologien ganz bei Seite zu ſezen. Uebrigens war das Intereſſe im Abendlande nur noch ſchwach, und außer **Hilarius** von **Pictavium** der etwas frühere **Victorinus** noch die einzigen, die ſich in den Streit einließen. In ſeinem ſehr dialektiſchen Buche de sanctissima trinitate hat Victorinus auseinanderzuſezen geſucht die Bedeutung von οὐσία und ὑπόστασις, ebenſo von υἱός und λόγος, aber man ſieht daraus nur, wie wenig Fähigkeit dieſe hat.

Unter den Lateinern zeigte am meiſten dogmatiſchen Verſtand **Hilarius**. Obgleich er ſehr gräciſirt: ſo muß er doch oft entwikkeln, was er unter den Ausdrükken verſteht, und es fehlt ihm auch die eigentliche Kenntniß des griechiſchen. Er, ein eifriger Antiarianer in ſeinem ganzen Leben und Vertheidiger des nicäniſchen Symbolums, ſprach auch eine Differenz aus in Bezug auf die Ausdrükke ὁμοούσιος und ὁμοιούσιος. Nach dem Ausſpruch des Euſebius hat man den Biſchof **Baſilius** von **Ancyra** als den eigentlichen Leiter der arianiſchen Partei angeſehen. Von dieſem ſagte der eifrige Hilarius, Den Baſilius und die mit ihm denkenden könne er nicht für heterodox halten, da er nur in Bezug auf ein Wort anderer Meinung wäre;

ὁμοούσιος gebrauche eben ſo ſehr ſeine Präcaution, um nicht zu marcellianiſiren, zu welchem Behuf dann similitudo nöthig ſei, als dieſes ſeine Vorſicht brauche, um nicht dem Sohne die Gottheit zu rauben, wozu dann jenes nöthig ſei. So konnten beide Termini nicht mehr gebraucht werden, um eine Differenz anzudeuten, ſondern man konnte nur ſagen, Athanaſianer ſeien diejenigen, welche am liebſten die Gefahr vermeiden wollten zu ebioniſiren, und Baſilianer diejenigen, welche am liebſten die Gefahr vermeiden wollten zu ſabellianiſiren. Im Grunde aber lief beides wieder auf Eines hinaus, denn der Ebionit mußte ſagen, Der λόγος ſei etwas im Vater, der andere mußte zugeben, Der Sohn abgeſehn von der Wirkung des Vaters in ihm ſei ein bloßer Menſch. Sein Hauptwerk ſind die Bücher de trinitate. In ſeinem Buche de synodis ſagt er, Es gäbe einen richtigen und einen falſchen Sinn von ὁμοούσιος, und ebenſo von ὁμοιούσιος (ſ. die oben angeführte Stelle). Der Ausdrukk ὁμοούσιος iſt nur dann gut, wenn er die Duplicität der Perſon nicht unterdrükkt, und auch nicht ſo theilt, daß der einzelne bloß als Theil erſcheine. Obgleich er ſtreng nicäniſch iſt, erkennt man in ihm doch die Vorſtellung des Origenes von der Subordination; eine Duplicität, eine ewige aber zugleich abhängige, iſt hier zu erkennen. Ebenſo, ſagt er, kann auch der Ausdrukk ὁμοιούσιος ſehr gut gebraucht werden. Wenn man ſagt, ſie ſind Einer: ſo kommt man leicht auf den Begriff des unicus; zwiſchen beidem aber, dem unus und similis, iſt nichts anders als aequalis. Dies hat aber wieder den Schein einer Gleichheit in der Duplicität, und ſo ſcheint er zu ſagen, man kann ὁμοιούσιος gebrauchen, wenn man ὁμοούσιος zugleich gebraucht, d. h. alſo, die Termini ſind völlig ungeſchikkt, um eine gehörig beſtimmte Vorſtellung daran zu knüpfen.

Die Trennung der Griechen und Lateiner war auf den Concilien zu Sardica und Philippopolis ausgeſprochen. Die Griechen aber zeigten die größte Mäßigung, da ſie bloß den Ju-

lius von Rom und Hoſius von Corduba als die Urheber jenes unkanoniſchen Verfahrens aus der Kirchengemeinſchaft ausſchloſſen. Auf der occidentaliſchen Synode wurden dagegen ſie ſämmtlich anathematiſirt und durch Hoſius mehrere hinterliſtige Canones gegeben, die alle darauf hinzielten, den Athanaſius künftig gegen alle Beeinträchtigungen ſicher zu ſtellen, und im ſchlimmſten Falle ſeine Sache nach Rom zu ſpielen. Darum ſollte kein Biſchof in eine fremde Diöceſe reiſen können ohne Einladung des Biſchofs; es wurde nämlich geſagt, man müſſe die Unabhängigkeit jedes Biſchofs in ſeinem Sprengel vollkommen feſtſtellen. In den Verhandlungen nämlich gegen Athanaſius hatten die Griechen ihre Schlüſſe häufig darauf gegründet, daß er allerlei Unruhen anzettele. Athanaſius leugnete aber dieſes als ungegründete Beſchuldigungen, und dieſen wollte man zuvorkommen. Ferner ſollte über Appellation eines Biſchofs von einem Synodalbeſchluß in Rom entſchieden und dort Richter ernannt werden. Dem Biſchof von Rom jedoch eine allgemeine Prärogative einzuräumen, lag um ſo weniger zum Grunde, als der Kanon nur auf den Namen Julius geſtellt ward. Die Hauptidee war, es müſſe ein möglichſt unparteiiſcher Metropolit ſein, und da konnte man freilich an die morgenländiſchen in Bezug auf Athanaſius nicht denken. Daß aber der römiſche Biſchof um dieſe Zeit noch kein allgemeines Uebergewicht hatte, ſieht man aus einem Schreiben des Marcellus von Ancyra an Julius, um ſeine Rechtgläubigkeit darzuthun; er nennt ihn darin, obgleich er etwas von ihm zu bitten hatte, μακαριώτατος συλλειτουργός. Die Spaltung mußte natürlich durch dieſe Canones noch mehr zunehmen, obgleich Conſtantius, wahrſcheinlich auf Drohungen oder Empfehlungen des Conſtans, dem Athanaſius die Rükkehr erlaubte. Da aber Conſtans ſtarb, ehe die Sache völlig in Ordnung war, wiewol er ſchon 346 in Jeruſa- 346
lem in die Kirchengemeinſchaft aufgenommen war, und da nun

350 Conſtantius alleiniger Herrſcher geworden: ſo ſieht man wol, daß antinicäniſche Reactionen gegen ihn und die mit ihm vertrieben geweſenen Biſchöfe kommen mußten.

Wir kommen jezt auf Marcellus Schüler, Photinus, Biſchof von Sirmium. Er trat in die Fußtapfen ſeines Lehrers, entwikkelte aber ſeine Anſichten ſchärfer, nicht ſowol dialektiſch als exegetiſch. Indem er den Spuren des Euſebius von Emeſa nachging, ſuchte er zu unterſcheiden, was im alten Teſtamente auf den λόγος, der in Gott wohnt, gehe, und was weiſſagend von dem Menſch gewordenen Sohne gelte. Er ſagt, Daß überall, wo Gott in der zweiten Perſon ſpricht, ein Selbſtgeſpräch ſtattfinde, oder wolle man eine Duplicität annehmen, ſo bekomme man einen λόγος προφορικός und λόγος ἐνδιάθετος oder Gott inwohnenden λόγος. Der Sohn komme nicht eher vor, als er Menſch geworden; die Stelle Pſalm CX. ſei eine Weiſſagung in Bezug auf die ἐνσάρκωσις des λόγος. Das war eine Entwikklung der ſabellianiſchen Theorie, die Photinus aufgenommen, ohne ſich aber für einen Sabellianer zu halten. Es iſt aber merkwürdig, wie Photinus von Hilarius ein Ebionit oder Samoſatenianer genannt werden konnte. Er behauptete ja, Der λόγος ſei Gott ſelbſt, θεότης ἀδιαίρετος; Chriſtus ſei der Menſch, in welchem die reine Gottheit wohne. Man konnte ihn daher nur beſchuldigen, daß er ſage, Der Sohn habe nicht eher angefangen als bei der ἐνσάρκωσις, was bei ihm ſo zu verſtehen iſt, Der Ausdrukk Sohn gehe nur auf die ἐνσάρκωσις. Seine Gegner verſtanden es ebenſo, indem ſie den Sohn für die zweite Perſon der Gottheit hielten, und ſagten, Hat der Sohn erſt in der Zeit angefangen: ſo kann ihm die Gottheit nicht zugeſchrieben werden. Ein ſehr ſcharfſinniger Theolog und Exeget, Diodor von Tarſus, ſchob Marcellus und Sabellius, Paulus und Photinus in eine Klaſſe, indem er ſeine Schrift gegen dieſe vier richtete, als wären ſie ganz gleichgeſinnt. Auch dies iſt aus der Verwechſelung des Worts zu erklären. Es wurden mehrerere Synoden zu Sirmium gegen Photinus gehalten [a]).

Die nicäniſche Partei alſo floh den Ebionitismus, die Gegenpartei das ſabellianiſche. Allein es entwikkelte ſich in der griechiſchen Kirche nun auch ein ſogenannter reiner Arianismus, mit Unrecht ſo genannt, weil ihn Arius nicht ſo vorgetragen, durch Aëtius und Eunomius. Erſterer ſpielte die Hauptrolle; er war aus Cöleſyrien und früher Handwerker, und wurde erſt durch die Theilnahme und Intereſſe an dieſen Streitigkeiten Theologe und der ſcharfſinnige und dialektiſche Leiter des Streits. Er hatte Dialektik ſtudirt, und wußte ſo die Ausdrükke zu ſichten und zu ſondern. Das lezte machte man ihm zum Verbrechen, allein er hatte vollkommen recht; denn es kam doch hier alles auf Begriffsbeſtimmungen und Verhältniſſe an. So kam er nun von der allen gemeinſamen Vorausſezung, daß der Vater allein ungezeugt ſei, auf den reinen Arianismus, den Sohn für dem Vater unähnlich und für ein Geſchöpf zu halten. Die Orthodoxen haben ſeine Beweisart als ſophiſtiſch verhöhnt, aber mit Unrecht und wol nur, weil ſie ſeinen eigentlichen Gang nicht verſtanden [b]). Wenigſtens iſt dies gewiß der Fall mit Epiphanius commentirender Widerlegung (denn geleſen habe ich ſie noch nicht) eines aphoriſtiſchen Aufſazes, des einzigen, den wir noch von ihm übrig haben [*]). Nach dieſem war ſein Gang folgender. Einmal direkte Ausführung: Wenn die γέννησις nicht ſollte animaliſch ſein κατὰ ῥεῦσιν und auch nicht vegetabiliſch κατὰ προβολήν, ſo daß alſo der Sohn auf keine Weiſe σπερματικῶς präexiſtire, wie dann dieſe Zweiheit gedacht werden ſolle, daß der Vater ſein ſich ſelbſt gleiches Weſen als ein zweites im γέννημα und dann wieder als das erſte im ἀγέννητον ſehe? Dies war offenbar die ſchärfſte Art die Aufgabe hinzuſtellen, und die Unanſchaulichkeit der Hypotheſe in ihren beſtimmten Grenzen zu zeigen, ohne daß doch die ſchon abgewieſene Forderung, die Methode der Geneſis auch zu zeigen, wieder vorkäme. Dann aber indirekt. Wenn ἀγέννητος von Gott nur durch Beraubung (κατὰ στέρησιν) geſagt ſei, ſo ſei die γένεσις beſſer, da ſie das poſitive ſei, als Gott, der ihrer beraubte. Alſo ſei ἀγέννητος eine poſitive Eigenſchaft und alsdann auch nicht ein uneigentlicher Ausdrukk, denn ſonſt wären wir, in deren Gedanken ein ſchlechthin unabhängiges Daſein geſezt ſei, beſſer als Gott, wenn es ihm wirklich nicht zukomme. Wäre aber die Ungezeugtheit eine poſitive göttliche Eigenſchaft: ſo könne in der ἀγέννητος οὐσία nicht eine γεννητὴ φύσις ſein. Ferner, komme dieſer ἀγέννητος οὐσία das Zeugen zu, ſo daß Gott ganz γεννητικός: ſo könne der Sohn nicht aus ſeinem Weſen gezeugt ſein, ſondern er müßte ſelbſt zeugen; komme aber das γεννητικὸν Gott nicht ganz zu, ſondern getheilt, und ſo daß ihm auch das Gezeugtwerden zukomme: ſo ſei in Gott ein urſprünglicher Gegenſaz der Eigenſchaften geſezt. Endlich, ſei ἀγέννητος und θεὸς daſſelbe: ſo könne der Sohn nicht θεὸς ſein, weil er nicht ἀγέννητος ſein ſolle. Sei es aber etwas verſchiedenes: ſo könne zwar Gott Gott zeugen, aber beide hätten dann ihr Beſtehen durch die über ihnen ſtehende ἀγέννητος οὐσία. Dies leztere faßte nun den ganzen Fehler der werdenden Trinitätslehre zuſammen, nämlich daß der Vater immer zugleich als der alleinige ἀγέννητος, d. h. als die abſolute Einheit des göttlichen Weſens ſelbſt (αὐτόθεος) gedacht ward, und alſo als Perſon in einem ganz andern Verhältniß zu dieſer ſtand als die andern beiden, ſo daß man eigentlich immer nur Einen höchſten Gott hatte mit drei Ausflüſſen, dem Sohn und Geiſt, und das nun fälſchlich eine Einheit in drei Perſonen nannte. Wollte man nun dem Vater ein gleiches Verhältniß als Perſon geben: ſo müſſe man entweder einen Tritheismus ſezen oder einen Sabellianismus; und dies zeigt, daß man beſſer gethan hätte, von dieſem aus durch nähere Beſtimmung die Lehre zu entwikkeln, als von der ſubordinatianiſchen Anſicht des Tertullian und Origenes aus. Aëtius ſchlug aber den entgegengeſezten Weg ein, indem er durch die Behauptung, daß dem θεῖος λόγος die θεότης unähnlich ſei, in dem Sohne Verſchiedenheit des Weſens vom Vater ſezte. Die Anhänger des nicäniſchen Concils nannten den Aëtius in einem Wortſpiele ἄθεος und den Eunomius ἀνόμιος. An dieſe Theorie des Aëtius ſchloß ſich nun Eunomius und eine große Menge von griechiſchen Biſchöfen an, und Aëtius ſezte 351 auf 351 der erſten Verſammlung zu Sirmium den Photinus ab.

---

[a]) Von **Photinus** ſind die Angaben ſehr entgegengeſezt. Nach **Theodoret** kann er kein Samoſatenianer geweſen ſein wegen *μία ἐνέργεια πατρὸς καὶ υἱοῦ*. Nach **Epiphanius** ſcheint gar nicht ſo übel ſeine Theorie vorzüglich darin beſtanden zu haben, daß der *λόγος* ewig ſei, aber der *υἱὸς θεοῦ* beginne erſt bei der Empfängniß. Verbindet er nun damit das, was nach Theodoret ſeine Behauptung war: ſo macht ſich die Vorſtellung gut. Und ſo hat Theodoret nicht Unrecht ihn zum Sabellianer zu machen. Schl.

[b]) Man beſchuldigte ihn nur ariſtoteliſch widerlegt zu haben daraus, daß *ἀγέννητος* und *γεννητὸς* nicht könnten *ὅμοιοι* ſein. Aber es gab auch keine andere Art. Probe: *εἰ ἀγέννητος ὁ θεὸς τὴν οὐσίαν οὐκ οὐσίας διαστάσει τὸ γεννητὸν ἐγεννήθη*, ſondern aus einer nur eine andere. — *εἰ ὅλος ἐστὶ γεννητικὸς ὁ ἀγέννητος θεὸς οὐκ οὐσιωδῶς τὸ γεννηθὲν ἐγεννήθη, ὅλης ἐχούσης τῆς οὐσίας αὐτοῦ τὸ γεννᾶν ἀλλ' οὐ τὸ γεννᾶσθαι — γεννητὴν φύσιν ἐν ἀγεννήτῳ οὐσίᾳ οὐκ ἐνδέχεται εἶναι.* Schl.

---

[*]) Beſſer freilich widerlegt Baſilius M. in ſeinem ἀνατρεπτικὸς den ἀπολογητικὸς des Eunomius, aber eine klare Darſtellung bringt er doch auch nicht heraus. Schl.

Von nun ab häufen ſich die Kirchenverſammlungen, ſo daß man ſie kaum zählen kann. Denn da Conſtantin die in Sirmium aufgeſezte Formel, welche, ohnerachtet ὁμοούσιος fehlte und völlige Gleichſtellung des Sohnes mit dem Vater geleugnet wurde, ſelbſt Hilarius für rechtgläubig erkannte, auch im Abendlande geltend machen wollte und deshalb eine Verſammlung nach Arles berief: ſo mußten befehlsweiſe alle Biſchöfe, ehe ſie zu andern Berathungen ſchritten, die Verbannung des Athanaſius unterſchreiben. Daſſelbe geſchah in Mailand (355), wo einige, 355 die ſich weigerten, unter andern **Liberius**, der das Andenken des Julius, welcher den Athanaſius ausdrükklich losgeſprochen, nicht ſchänden wollte, verwieſen wurden. Athanaſius ward nun durch bewaffnete Macht gewaltthätig in der Kirche überfallen, wobei von heidniſchen Soldaten allerlei Greuel getrieben wurden, der Hauptzwekk aber doch nicht erreicht ward, indem Athanaſius zu den ägyptiſchen Mönchen entfloh. Ammianus Marcellinus, ein heidniſcher Schriftſteller, will zwar auch den Athanaſius nicht freiſprechen und giebt eine beſonders zweifelhafte Notiz von ihm, daß er Aſtrologie getrieben und ſich in allerlei politiſche Dinge verflochten; — das leztere iſt nicht zu leugnen — über jene Greuel aber ſpricht ſich Ammian mit großem Abſcheu aus, ſo wie man auch aus den Aeußerungen einiger chriſtlichen Schriftſteller ſieht, daß die dogmatiſchen Streitigkeiten das Chriſtenthum bei den Heiden zum Geſpött gemacht haben. Ebenſo gewaltſam ging es auf der zweiten ſirmiſchen Verſammlung zu, wo Liberius, weil er ſonſt nicht hätte in ſein Bisthum zurükkehren dürfen, eine Formel als katholiſch unterſchreiben mußte, in der *ὁμοούσιος* und *ὁμοιούσιος* beide verworfen wurden, was doch ganz ſo ſcheinen mußte, als ob *ἑτερούσιος* oder *ἀνόμοιος* dadurch indirect gelehrt würde. Ja gegen Hoſius wurde ſogar körperliche Gewalt gebraucht. Hierauf trat ein wechſelndes Verfahren mit dieſen Ausdrükken ein: in **Antiochia** war man arianiſch, in **Ancyra** homöuſiſch, ebenſo auf der **dritten ſirmiſchen** Synode; auf der vierten ward der Gebrauch von *οὐσία* überhaupt verworfen. Endlich ſchrieb Conſtantius eine ökumeniſche Verſammlung aus, aber an zwei Orten getheilt, die Abendländer in **Rimini**, die Morgenländer in **Seleucia**. Man ſchreibt auch dieſe Thorheit der arianiſchen Liſt zu, allein das finanzielle allein konnte den Conſtantius um ſo mehr beſtimmen, als er ja bei ſo gewaltthätigem Verfahren alles auf gleiche Weiſe in ſeiner Hand hatte. Er zwang die Abendländer durch Langeweile, indem er ſeinem Commiſſär, nachdem ſie ihm ſchon ihre nicäniſchen Beſchlüſſe geſchikkt hatten, befahl, ſie nicht eher auseinander gehen zu laſſen, bis ſeine Formel mit ὁμοιούσιος ohne κατὰ πάντα von ihnen unterſchrieben ſei. — So ſtanden die Angelegenheiten, als Conſtantius (361) ſtarb, nachdem er ſich noch von dem ſemiarianiſchen Biſchof Euzoius von Antiochia hatte taufen laſſen. 361

Wenn man ſich den ganzen Zuſtand vergegenwärtigt: ſo wird man den Rükktritt Julians zum Heidenthum nicht wunderbar finden können. Man muß das Factum nicht bloß perſönlich betrachten, ſondern als geſchichtliche Reaction des Heidenthums gegen das Chriſtenthum. Das Heidenthum war noch ſtark genug eine ſolche hervorzubringen, und die Zerfallenheit des Chriſtenthums und die weit verbreitete Theilnahme an inneren Streitigkeiten, welche die Wirkſamkeit nach außen ſchwächten, das Ueberhandnehmen der äußeren Gebräuche und die Rigidität in äußerer Gottesfurcht, Faſten und Eheloſigkeit war dieſer Reaction günſtig. Dazu kam, daß in den Sachen der ſchöneren Geiſtesbildung das Heidenthum noch Vorzüge vor dem Chriſtenthum hatte, daß der Neoplatonismus gehaltreicher erſcheinen mußte, als die 20 bis 30 Jahre fortgeſezten Disputationen über das nicäniſche Concil.

Julian war der Sohn eines Stiefbruders Conſtantins des großen. Als ſein Vater ermordet wurde, war er noch ein Kind und wurde auf ganz kirchliche Weiſe erzogen; er ſtand unter ſpecieller Aufſicht des Euſebius von Nicomedien. So wurde er im Chriſtenthum unterwieſen, ſogar zum Lector in Nicomedien beſtellt. Er hatte einen älteren Bruder Gallus, dieſer wurde nach dem Tode des Conſtans vom Kaiſer zum Cäſar ernannt, und ſeitdem Julian wieder nach Conſtantinopel gezogen. Er hatte alſo eine chriſtliche Erziehung genoſſen, aber man muß ſagen, daß die chriſtliche Gewöhnung in der conſtantiniſchen Familie nicht ſo alt war, daß Julian nicht noch heidniſches Blut in ſeinen Adern gehabt hätte. Seine literariſche Bildung trug auch nicht wenig bei; wie alſo der Neoplatonismus zuerſt als gnoſtiſch in das Chriſtenthum hineingewollt hatte: ſo trat zuerſt Julian als Neuplatoniker aus dem Chriſtenthum heraus. Er hatte mit Baſilius M. und Gregor von Nazianz zuſammen zu Athen ſich mit der neuplatoniſchen Philoſophie beſchäftigt; wenn er ſchon damals Heide war: ſo konnte es nur im geheimen in Nicomedien, im Umgange mit Neuplatonikern, geſchehen ſein. Er wurde aber kein Polytheiſt, ſondern behielt ſich die Einheit des göttlichen Weſens vor und ſah die heidniſchen Götter als untergeordnet an, denen aber das römiſche Reich beſonders anvertraut wäre. Von dieſem Standpunkte ging er aus, in die Tiefe des polytheiſtiſchen Aberglaubens war er nicht verſunken. Er hatte auch als Cäſar nach Gallus Tode noch nichts von ſeinem Heidenthum merken laſſen, als er aber von den Truppen zum Auguſtus ausgerufen war, verrichtete er heidniſche Cärimonien, und, was um ſo mehr auffiel, bei ſeinem Einzuge zu Conſtantinopel, einer rein chriſtlichen Stadt, ein heidniſches Dankopfer.

Nun gewannen die Sachen eine andere Geſtalt. Er begann nicht das Chriſtenthum direct zu verfolgen, ſondern er berief verſchiedene Biſchöfe, um ihnen zu ſagen, daß jeder ſeine Anſicht frei ausſprechen könnte; er ſah alles, was das Verhältniß von Kirche und Staat betraf, ſeit Conſtantin als ungeſchehen an. Die heidniſchen Tempel wurden wieder geöffnet und reſtituirt, Freiheiten, die Zuſchüſſe aus dem Schaze zur Unterhaltung des Cultus wurden den Chriſten genommen, die Immunitäten der Geiſtlichen aufgehoben, und er hatte ſeine Freude daran, wenn ſie zu recht geringfügigen Laſten konnten gezogen werden, um dadurch das Chriſtenthum zu ſchwächen. Er nannte die Chriſten ἄθεοι, ἀσεβεῖς und Nazaräer, und affektirte das Chriſtenthum und Judenthum zu verwechſeln, was wol damals nicht mehr möglich war. Indem er das Heidenthum zu heben ſuchte, ernannte er in allen Provinzen Oberprieſter, den chriſtlichen Metropoliten gegenüber. Er ſuchte ſo viel als möglich alle Befehlshaber und Statthalter aus den Heiden zu wählen, was ſich aber nicht immer durchführen ließ. Auf dieſem Wege, wo es vielerlei auch ganz bürgerliche und militäriſche Vorwände gab zu harten ja auch Lebensſtrafen, ohne daß ſie als Märtyrerthum hätten können angeſehen werden, hätte ſich viel erreichen laſſen bei längerer Zeit. Beſonders boshaft von ihm war die ſophiſtiſch entworfene Verordnung (wie er denn viel zu ſehr als Geſezgeber philoſophirte und Gelehrſamkeit und Speculation gern zur Schau trug), worin er verbot, den Chriſten helleniſche Wiſſenſchaften zu lehren, d. h. Rhetorik und die alten Schriftſteller zu erklären. Denn die ganze alte Wiſſenſchaft und Kunſt ſei auf die Verehrung der Götter gebaut, und man könne nicht würdig lehren, was man nicht ſelbſt billige. Man hat es oft ſo angeſehen, als habe er den Chriſten verbieten wollen, dieſe Wiſſenſchaften zu lernen. Man konnte das als das natürliche Reſultat anſehen, da eifrige Chriſten ihre Kinder nicht würden in heidniſche Schulen ſchikken; das wollte er aber nicht, ſondern gerade das Gegentheil, die Chriſten zwingen, ihre Kinder in heidniſche Schulen zu ſchikken, um die edlere Jugend den Heiden in die Hand zu ſpielen und ſie dann vom Chriſtenthume abtrünnig zu machen. Proaireſios, einen chriſtlichen Rhetor, nahm er aus, doch dieſer ſchloß von ſelbſt ſeine Schule. Sonſt verfolgte er das Chriſtenthum nicht, weil er die Beiſpiele des Märtyrerthums kannte, welche dem Chriſtenthum immer neue Verherrlichung gegeben hatten. Julians Regierung dauerte zu kurz, als daß ſie hätte weſentlichen Schaden bringen können. Er blieb 363 in einem Gefecht 363 gegen die Perſer, wie Heiden ſagen, im Getümmel durch einen chriſtlichen Soldaten getödtet, was aber wol mehr aus Eitelkeit zugeſtanden iſt.

Es iſt nun ſehr intereſſant die Folgen zu betrachten, die dieſe Veränderung hervorbrachte und welche ſie hätte haben können. Man ſieht, wie untergraben das Heidenthum ſchon war, da, obgleich der Kaiſer es zu heben ſuchte, doch keine Reactionen von Seiten des Volks aus geſchahen; nur in größeren

Städten, wo der Cultus ſehr prächtig und reich war, brachte es einen Einfluß hervor, und auch ſonſt nur in dem Maße, als Härte von Seiten der Chriſten vorausgegangen war. Die Bekehrungen zum Chriſtenthum ſeit Conſtantin können alſo auch nicht gerade Scheinbekehrungen geweſen ſein, da kein bedeutender Abfall erfolgte, obgleich der Grund nun gerade wieder eintrat, die bekehrten zum Uebertritt zum Heidenthum zu bewegen, mit dem jezt jeder leicht hätte hervortreten können, da doch kein Anſchein vorhanden war, daß, wie man anfangs beſorgte, Julians Paganismus einen Bürgerkrieg erzeugen würde. Ja auch dies allgemeine Gefühl ſpricht für die Uebermacht des Chriſtenthums. Wir haben aber davon keine Nachricht, und Julian würde ſonſt gewiß auch darüber triumphiren. Zwar ſagte Jovian, Er könne nicht die Kaiſerwürde annehmen, weil er Chriſt, das Heer heidniſch ſei. Dies verhielt ſich aber ſo: Julian hatte die Oberſtellen im Heere mit Heiden beſezt, die conſtantiniſche Chriſtenfahne abgeſchafft, die heidniſchen Adler wieder hervorgeſucht und heidniſche Cärimonien angeſtellt, die viele chriſtliche Soldaten ſelbſt unbewußt mitmachten, ohne ihre gottesdienſtliche Abzwekkung zu kennen; ſo groß mußte ſchon die Zahl derer ſein, die das Heidenthum nicht mehr aus der Anſchauung kannten, und anderſeits ging die lebendige Entwikklung des Wortes jezt ſchon beim großen Haufen unter.

Eine andere Betrachtung iſt die, daß die Chriſten dieſe Zeit gar nicht für ſich benuzten, die Kirche vom Einfluß der Kaiſer unabhängig zu machen. Die perſönlichen Einwirkungen der Kaiſer hatten ſich früher ſchon als nachtheilig bewieſen, und da doch Julian die Chriſten gewähren ließ, ſo hätten ſie jezt können eine Verfaſſung in der Kirche einführen, wodurch die Eingriffe der weltlichen Macht unmöglich gemacht wurden. Davon iſt aber gar nicht die Rede. Gewandtheit und Geſchikk dazu fehlte nicht, das ſieht man aus den Verhandlungen der lezten zehn Jahre, ſondern die dogmatiſchen Streitigkeiten übertragen das allgemeine

Intereſſe für die Kirche; der eigentlich kirchliche Gemeingeiſt war ohnerachtet der ſchon ſehr ausgebreiteten und befeſtigten Formen durch die Streitigkeiten geſchwächt, und der Parteigeiſt hatte die Oberhand. Daher wollte jede Partei, ohne an den gemeinſchaftlichen Vortheil zu denken, am liebſten es wieder auf perſönliche Verhältniſſe ankommen laſſen, da man doch glauben durfte, daß die Herrſchaft des Heidenthums nicht lange dauern würde [a]).

Wir finden auch den äußerlichen Zuſtand der Kirche, wiewol Conſtantin und Conſtantius immer die Einigkeit der Kirche zum Hauptgeſichtspunkt gehabt hatten, auf das äußerſte zerriſſen. Völlig abgethan waren von den alten Spaltungen nur die rein ebionitiſche (Photinus wurde mit Unrecht dieſer Irrlehre beſchuldigt) und vielleicht auch das eigentlich gnoſtiſche im engern Sinne; doch kann es ſogar noch Marcioniten gegeben haben, und ſelbſt von einem valentinianiſchen Biſchof giebt es Spuren, wiewol dies vielleicht mehr perſönliche Doktrin war als Sekte. Aber Montaniſten gab es noch; Athanaſius klagt, daß einer der vertriebenen Biſchöfe ſeiner Partei nach mancherlei Leiden zulezt habe müſſen ganz außerhalb der chriſtlichen Kirche bei den Montaniſten leben; er war nämlich nach Phrygien geſchikkt. Die Novatianer waren auch durch das nicäniſche Symbolum nicht zufrieden geſtellt, ſie waren von dem Concil ausgeſchloſſen, hatten aber drei Kirchen zu Conſtantinopel. Als hier der Arianismus ſiegte, hätten die Katholiſchen ſich gern mit ihnen verbunden, dieſe wollten aber nicht. Meletianer gab es auch noch in Aegypten. Dazu kam noch eine Spaltung ähnlichen Namens zu Antiochia, Anhänger eines Biſchofs, der bald nach ſeiner Einſezung wieder war abgeſezt worden. Aehnliche Spaltungen gab es noch: Euſtathianer eben daſelbſt, und Paulianer waren in Conſtantinopel. Donatiſten waren zahlreich ungeachtet einer theils durch Geſchenke theils durch Gewalt ſcheinbar bewirkten Vereinigung auf der Synode zu Carthago, und geben uns noch viel Stoff.

---

[a]) In den Sammlungen der Concilienbeſchlüſſe haben wir übrig die von Laodicea (wahrſcheinlich im J. 363), von der man glaubte, daß ſie zur Zeit Julians geweſen ſei. Sie iſt merkwürdig wegen ihrer beiden lezten Beſchlüſſe. Es ſollten nur kanoniſche Schriften in der Bibel vorgeleſen werden; und darauf folgte dann das Verzeichniß ſelbſt. Aber die Aechtheit deſſelben iſt beſtritten. Es fehlt in einigen alten Handſchriften und viele betrachten es als einen Zuſaz. Der ganze Kanon aber, daß nur kanoniſche Schriften hätten geleſen werden können, hätte nichts fruchten können ohne ein ſolches Verzeichniß, denn man war ja eben nicht einig darüber. Das Verzeichniß konnte leicht in ſpäterer Zeit weggelaſſen werden ſein, weil man leicht glauben konnte, nun ſei ja alles beſtimmt. Es fehlen übrigens darin die apokryphiſchen Schriften des A. T. und die Offenbarung Johannis. Schl.

Abgeſehen von dieſen Spaltungen und perſönlichen Relationen war noch eine große Zwietracht im innern der Kirche. Es war natürlich, daß die dogmatiſchen Streitigkeiten auch einen großen Theil des öffentlichen Gottesdienſtes einnahmen, wodurch das erbauliche deſſelben zurükgedrängt wurde. Die ſtrengen Arianer ſcheinen dies bis zur Frivolität getrieben zu haben. Ein Arianer ging ſo weit, als ein Lehrer in der Kirche das Verhältniß des Vaters zum Sohne auseinanderſezte, auszurufen, Der Vater ſei τέλειος ἀσεβής, der Sohn ſei εὐσεβέστατος; was eigentlich nur heißen ſollte, Der Vater habe niemanden verehrt, der Sohn habe den Vater verehrt. Die nicäniſche Partei hielt wieder an der trokkenſten Buchſtäblichkeit, auch ohne Erbauung, und da mußte ſich dann das religiöſe der Maſſe einen andern Weg bahnen; da aber Lenker und eine oberſte Leitung fehlten: ſo mußten wol falſche Wege eingeſchlagen werden. In Aegypten griff das Mönchsthum um ſich und gelangte zu ungeheurem Anſehen; es finden ſich in demſelben ſchon verſchiedene Abtheilungen und die erſte Spur von tumultuariſchem Verfahren; Athanaſius z. B. floh zu den ägyptiſchen Mönchen, und die kaiſerlichen Soldaten trauten ſich nicht, ihn dahin zu verfolgen. Wie nun durch Mangel an oberer Leitung der Kirche laxere Sitten und Frivolität auf der einen Seite entſtanden: ſo

lehnten ſich auf der anderen Seite andere theoretiſch und praktiſch dagegen auf. Audeus oder Audius, ein ungebildeter Mann, ſtiftete die Audianer (von 330—430), die ſich gegen 330
die Sittenverderbniß auflehnten, und wegen ihres freimüthigen bis
Tadels der laxen Sitten ausgeſtoßen wurden; ſie ſollen Anthro- 430
pomorphiten geweſen ſein, wahrſcheinlich nur aus Unbildung. Schlimmer war es mit den wahrſcheinlich manichäiſchen Meſſalianern (ein ſyriſches Wort ſo viel als εὐχῖται, Beter), die enthuſiaſtiſch alles Verdienſt im Beten ſuchten, ſich der weltlichen Beſchäftigungen enthielten, dafür aber auch in einer cyniſchen Dürftigkeit lebten; auch gegen die Ehe waren ſie, nur wird ihnen dabei manches wegen ihres aſcetiſchen Lebens mit unabgeſonderten Geſchlechtern zum Vorwurf gemacht. Dann ſtand in dieſer Zeit ein Lehrer auf, Aërius, der die ganze Einrichtung der Kirche auf die urſprüngliche Einfachheit zurükführen wollte; er behauptet, daß es keinen Unterſchied gebe zwiſchen Biſchöfen und Aelteſten; ſelbſt gegen das Paſcha, gegen das verdienſtliche der Gebete für Verſtorbene und das Almoſengeben in deren Namen, was ſich aus guter Meinung bei Legaten eingeſchlichen hatte, ſprach er. Er fand aber wenig Unterſtüzung, ein Beweis von dem Hange zum äußerlichen und ſuperſtitiöſen in dieſer Zeit. Endlich gab es auch ſeparatiſtiſche Anhänger des Euſtathius von Sebaſte, welche die Ehe am meiſten der Geiſtlichen verdammten und abſolute Gütergemeinſchaft forderten, weshalb eine Verſammlung zu Gangra endlich gegen einige Mißbräuche und Uebertreibungen des aſcetiſchen Lebens Beſchlüſſe faßte.

In dieſer Zerriſſenheit geſchah es, daß die Kirche nach Julians Tode ihren alten Zuſtand unter der Regierung des Jovianus wieder einnahm. Es ſind ſchon oben zwei berühmte Männer, Baſilius von Cäſarea und Gregor von Nazianz, als Mitſchüler Julians genannt worden; außer ihnen deuten noch andere berühmte Männer, Gregor von Nyſſa, Bruder des Baſilius, und Chryſoſtomus, im Abendlande

Hieronymus, **Ambroſius**, **Auguſtinus** auf eine glänzende Periode. Aber der unmittelbaren Anſchauung des ganzen entſprechen dieſe glänzenden Namen nicht; es kann nur wenig durch ſie in ihrer Zeit verbeſſert ſein. Die genannten Abendländer zeigen ein entſchiedenes theologiſches Wachsthum, denn Tertullian, Cyprian, Victorin können nicht mit ihnen verglichen werden. Im griechiſchen Reich hängt dies zuſammen mit dem lezten Aufflammen deſſelben vor ſeinem gänzlichen Verfall, den man entſchieden von der Zeit der ſogenannten Theilung des Reiches annehmen kann. In der Lehre geſchah nichts neues. **Valentinian** und **Valens** verhielten ſich, wie ſich Conſtans und Conſtantius verhalten hatten, der eine nicäniſch im Abendlande, der andere antinicäniſch im Morgenlande. So gingen die alten Verhältniſſe auch fort. Es entdekkte ſich manches noch plözlich, was man bisher noch nicht beachtet. Neben den **Semiarianern**, die ſich dem nicäniſchen Symbol ſehr genähert, fanden ſich viele, die den **heiligen** Geiſt als Diener Gottes gleich den *ἀγγέλοις* für ein Geſchöpf des Sohnes hielten; ſie wurden *πνευματομάχοι* genannt, eine Folge der früheren Unbeſtimmtheit über das *πνεῦμα ἅγιον*. Es lag das ganz im Gange der ſubordinatianiſchen Theorie, und die Anhänger des nicäniſchen Concils mußten ſich erſt darauf beſinnen, daß der Geiſt bei ihnen eine dritte *ὑπόστασις* genannt worden war.

Unter der kurzen Regierung des **Julian** beſtand eine **allgemeine Duldung**, die das Verhältniß der chriſtlichen Parteien und das der Chriſten zu den Heiden anders ſtellte; das Verbot, daß die Chriſten heidniſche Wiſſenſchaften lehren ſollten, dauerte zu kurz, um eine bedeutende Wirkung hervorbringen zu können. Daß dieſe Geſeze auch auf Lehrvorträge über chriſtliche Gegenſtände angewendet wurden, war natürlich. Indeſſen, da man geſehen, daß es nicht möglich ſein würde, die Herrſchaft wieder in heidniſche Hände zu bringen, die Chriſten alſo ruhig waren und die Heiden reſignirten: ſo entſtand eine gewiſſe Annäherung beider auf gemeinſamen Gebiete. Die Chriſten konnten ſich in Beredtſamkeit und Geſezkunde, wenn ſie ſich weltlichen Geſchäften widmen wollten, nicht heidniſcher Lehrer enthalten, manche frühere weltliche wurden nachher Kleriker, und ſo entſtanden freundliche Verhältniſſe. Daher auch ein wiſſenſchaftlicher Wetteifer in Hiſtoriographie und Philoſophie und ein künſtleriſcher in Beredtſamkeit und Poeſie. Unter Jovian dauerte die Indifferenz der Regierung gegen kirchliche Parteien fort. Allein ſchon unter Valentinian und Valens wurden erneuerte Geſeze gegen das Heidenthum gegeben, ſo daß ſelbſt ein heidniſcher Gelehrter und Staatsmann den Kaiſer zur Duldung gegen alle Religionsparteien ermahnen mußte. Unter Theodoſius wurden die Geſeze geſchärft, beſonders Geſeze gegen die Unbeſtändigkeit, ἀστασία, und die Opfer. Es kam um dieſe Zeit für die Heiden ſchon der Name pagani vor, der nur entſtehen konnte, als kein eigentliches heidniſches Prieſterthum mehr in den Städten vorhanden war. Auf dem conſtantinopolitaniſchen Concil trat eine ordentliche Tempelſtürmerei ein, nachdem der des Serapion in Aegypten zerſtört war. Um dieſe Zeit gab Libanius ſeine Reden für die Altäre (ὑπὲρ τῶν ἱερῶν) beſonders gegen die Mönche heraus; er nannte ſie „ſchwarzgemüthliche Menſchen, die mehr fräßen als die Elephanten und weniger arbeiteten als ſatt wiederkäuende Ochſen.“ Vorher war eine allgemeine Chriſtianiſirung Roms eingetreten, beſonders unter den Senatoren und Rittern; die niederen Stände waren es ſchon längſt; wieviel hier die Ueberzeugung gethan, läßt ſich nicht beſtimmen.

Der weitere Verlauf der arianiſchen Spaltung ſeit Julian iſt für die Dogmenentwikklung wenigſtens durch die öffentlichen Verhandlungen nicht mehr wichtig. Die Arianer unter einander theilten ſich immer mehr, indem ſie in der weiteren Forſchung ſpizfindig wurden, doch gilt das mehr von ihrer Schule als ihrer Gemeinde. Die orthodoxe Partei hingegen ſuchte um einig zu bleiben immer mehr durch Ausgleichung der For-

meln allem Streit unter ſich vorzubeugen. Dahin zwekkte Atha-
362 naſius Synode zu Alexandria (362) in Bezug auf die Differenz zwiſchen μία ὑπόστασις und τρεῖς ὑποστάσεις, und
361 ebenſo Hilarius Synode zu Paris (361), welche οὐσία und substantia gleich ſezte, ſo daß persona allein für die Dreiheit blieb und als Charakteriſtik des Vaters und Sohnes, des ungezeugten und eingeborenen, wogegen aber Hilarius, ohnerachtet Valentinian ſeinen Frieden mit Auxentius von Mailand wünſchte und dieſer ſich ziemlich nicäniſch erklärte, doch immer vorausſezte, er verbinde mit denſelben Worten andere Begriffe, woraus ein Bewußtſein dialektiſcher Inferiorität oder Abneigung, den beſtimmten Formelkreis zu verlaſſen, hervorleuchtet. Valens wurde von den ſtrengen Arianern ſo gemißbraucht, daß die gemäßigten Macedonianer bewogen wurden, ſich den Abendländern anſchließen zu wollen, und daß er katholiſche Biſchöfe, welche an ihn geſchikkt wurden, erſäufen ließ. Ueber die Heftigkeit dieſer Reaction, die freilich ihren Grund hatte in Athanaſius vorangegangener Verfolgung und in den erſten nicäniſchen Unwürdigkeiten, machte ſelbſt der Heide Themiſtius dem Valens kräftige Vor-
373 würfe. Am Anfange dieſer Verfolgung ſtarb Athanaſius (373). Den richtigen Sinn inſtinktartig kann man ihm nicht abſprechen, denn eine dem innern Glauben entſprechende Theorie läßt ſich eher aus ſeiner als aus Arius Theorie entwikkeln; aber von der Leidenſchaftlichkeit, die ihm auch von Heiden vorgeworfen wurde und ihn auch politiſch gefährlich machte, iſt er nicht freizuſprechen, und dieſe hängt zuſammen mit dialektiſcher Schwäche, die man auch wol bemerkt. Denn überall, wo er Arianer widerlegt, wird er heftig und ſchimpft, und dadurch zeigt er ſich unbeholfen und zu leidenſchaftlich erregt, um die Sache zu fördern. An wahrer Tiefe und an dialektiſcher Kraft und Gewandtheit iſt ihm unter den Lateinern Hilarius weit überlegen. Der trifft in der Sache ſelbſt den Hauptpunkt, worauf es ankommt, das Verhältniß Chriſti mit unſerm Verhältniß zu Chriſto zu paralle-

liſiren [a]). — Nach ſeinem Tode wurde Alexandria und Antiochia
mit Gewalt den Arianern eingeräumt. In Mailand hingegen
folgte auf den arianiſchen Aurentius (374) der nicäniſche Ambroſius, 374
dem man ächt kirchliche Standhaftigkeit, die ſich nicht
den Umſtänden fügt, nicht abſprechen kann (durch dieſelbe hatte
ſich aber auch Aurentius bis an ſein Ende ſein Bisthum erhalten).
Eben ſo wenig wollte er ſich mit dem unter dem Schuz
der Juſtina (Valentinians II. Mutter und Vormünderin) arianiſirenden
Hofbiſchof Aurentius in ein Colloquium einlaſſen, wo
doch nur Laien hätten entſcheiden können, wer Recht behalten
habe, ſondern meinte, dergleichen gehöre vor eine Kirchenverſammlung.
Daß er ſich hernach doch nur dadurch half, daß er das
Volk enthuſiasmirte für ſeine neu entdekkten Märtyrer, Gervaſius
und Protaſius, iſt in der damaligen Zeit leicht zu begreifen.
Ob er, wie die Arianer behaupten, die Beſeſſenen, welche
dort geheilt wurden, für Geld gedungen hat, ſteht dahin. Im
Abendlande wurde (375) das nicäniſche Symbol aufs neue beſtätigt 375
und, wahrſcheinlich weil man von den Pneumatomachis
gehört, die Morgenländer gefragt, ob denn ſie den Geiſt vom
Vater und Sohne trennten. Valentinian bekannte ſich zu
dieſer und der pariſer Synode und verbot alle Bedrükkungen
der katholiſchen [b]). Gratianus ertheilte (378) allgemeine Religionsfreiheit 378
mit Ausnahme der Manichäer, Photinianer und
Eunomianer.

Theodoſius, in Spanien erzogen, der aber gerade den

---

a) Hilarius führt L. VIII., ohne den Origenes anzuführen, deſſen Idee von der Einheit durch ὁμόνοια aus, indem er behauptet, wir ſeien Eins mit Chriſto, ſo daß er der Natur nach in uns bleibe. — L. IX. ſagt er ſchon, Chriſtus ſei utriusque naturae persona. Dieſelbe Methode auch L. XI., wo er das Unterworfenſein Chriſti unter die Natur erklärt. — Er ſtarb 368. Schl.

b) Er erklärte, er glaube mit den Synoden von Rom und Gallien Ein Weſen, οὐσία, in drei προσώποις, d. h. ἐν τρισὶ τελείαις ὑποστάσεσιν. Schl.

Orient zu regieren bekam, war der nicäniſchen Partei ergeben und ſuchte nun ſeinen Glauben auch in ſeinem Gebiete geltend zu machen. Er ließ das zweite ökumeniſche Concil zu 381 Conſtantinopel (381) halten, um die mildere nicäniſche Partei, der zulezt Baſilius von Ancyra vorgeſtanden, mit der herrſchenden Partei auszuſöhnen. Es iſt irrig, wenn man glaubt, daß dieſe beſonders gegen die Macedonianer gerichtet geweſen ſei und wenn man dieſe als eine eigene neue Partei anſieht. Wie Origenes den Sohn dem Vater an Wirkſamkeit unterordnet, ſo auch den Geiſt dem Sohne, und das arianiſirende Princip hierauf angewandt mußte nothwendig auf das Reſultat führen, den Geiſt in einer Klaſſe mit den Engeln als ein dienſtbares Weſen der Kirche, gleichſam als den Schuzgeiſt derſelben anzuſehen. Die antinicäniſche Partei dachte alſo ſehr gering vom *πνεῦμα ἅγιον*, ſo daß man hier Zuſäze zum nicäniſchen Symbolum machte. Von Chriſto hieß es *σαρκωθεὶς ἐκ πνεύματος ἁγίου καὶ Μαρίας τῆς παρθένου*, woraus folgen konnte, daß Chriſtus der Sohn des heiligen Geiſtes genannt wurde. Von der Höllenfahrt Chriſti weiß das Symbol noch nichts. Vom *πνεῦμα* heißt es *σὺν πατρὶ καὶ υἱῷ συμπροςκυνούμενον* und *ἐκ τοῦ πατρὸς ἐκπορευόμενον* (welches leztere die Verſchiedenheit von der Zeugung feſtſtellen ſollte), *λαλῆσαν διὰ τῶν προφητῶν*, „er habe geredet durch die Propheten,“ um die Identität der Prophetie deutlich zu machen. Dieſer Zuſaz hatte aber noch viel gegen ſich; er widerſprach der Gleichheit der drei Perſonen und ſonderte den Geiſt vom Sohne. Wenn das *ἐκπορεύεσθαι ἐκ τοῦ πατρὸς* feſtgeſtellt wurde: ſo wurde dagegen von den rechtgläubigſten nicäniſchen Theologen geſagt, *υἱὸς ἔπεμψε τὸ πνεῦμα*. Die *ἐπιφοίτησις* wurde ſtets dem Sohne zugeſchrieben. Soll nun der Geiſt auch ſchon aus den Propheten geſprochen haben: ſo iſt nur eins von beiden möglich, entweder Chriſtus hat auch ſchon unter den Propheten gewirkt, oder man muß einen Unterſchied machen zwiſchen dem *λαλῆσαι* des

Geiſtes als etwas vorübergehendem, und dem ἐπιφοιτῆσαι, wodurch der Geiſt in der Kirche etwas beharrliches geworden iſt.

Diejenigen, die das Bekenntniß nicht annahmen, wurden ausgeſchloſſen, und es traten nun ordentliche Abſtufungen im Begriff der Häreſie ein. Es wurde gefragt, wer rechtgläubig ſei, und da hatte Theodoſius ſchon 380 einen ganz eigenen Ausweg 380 gefunden, Nur die gehörten zur katholiſchen Kirche, die ſich zur Rechtgläubigkeit der Biſchöfe Damaſus von Rom und Petrus von Alexandrien halten würden. Der anmaßende Biſchof Damaſus wurde freilich dadurch noch höher geſchraubt in ſeinen Prätenſionen. Auf dieſem Concil waren keine Occidentalen, ſondern bloß Biſchöfe der orientaliſchen Gebiete, die größere Anzahl 150 katholiſche, die kleinere 36 macedonianiſche, d. h. überhaupt arianiſche, da nicht Einer von ihnen nicäniſch war. Allein da dieſe ſahen, daß es nur auf die nicäniſche Formel abgeſehen war: ſo erklärten ſie ſich mit ihrem Haupt Eleuſius von Cyzicus lieber arianiſch und verließen die Verſammlung. Man ſieht hieraus, wie wenig eine nicht ganz ſchwache Partei auf die Kirchengemeinſchaft legte. Natürlich wurden alſo die Pneumatomachi verdammt, aber doch ſteht in dem Symbol nicht, daß der Geiſt mit Vater und Sohn gleiches Weſens ſei, ſondern nur, daß er mit beiden zugleich angebetet werden müſſe, daß er vom Vater ausgehe und im Sohne wohne. Ueberhaupt hat dieſe Synode, ohnerachtet der auf ihr glänzenden Lichter, der beiden Gregore, Cyrill von Jeruſalem, Meletius von Antiochia, Amphilochius, Nectarius weit weniger ausgerichtet als die nicäniſche, und Gregor von Nazianz ergießt ſich in Klagen über das unnütze Gezänk der Biſchöfe. Der Biſchof von Conſtantinopel bekam auf dieſem Concil ſeinen Rang gleich nach Rom, weshalb auch die Römer ſich weigerten, die Beſchlüſſe anzuerkennen; er hatte ſonſt unter dem Metropoliten von Heraclea geſtanden. Ueberhaupt wurde die Verfaſſung von demſelben noch eine Stufe höher gebaut, indem es fünf Patriarchate einrichtete, dieſe umfaßten aber doch nicht das ganze Reich, ſondern es gab unabhängige Metropoliten, z. B. Innocentius in Cypern, aber es ermahnte dieſen, ſich dem Patriarchen von Antiochien zu unterwerfen. Außerdem machte ſich dieſe Verſammlung das Verdienſt, die Ketzer in Bezug auf die Wiederaufnahme zu klaſſificiren. Die Arianer, Macedonianer, Novatianer, Quartodecimaner, Apollinariſten wurden durch die bloße Salbung aufgenommen, die Eunomianer, Montaniſten, Sabellianer nur als Heiden. Daß die Eunomianer zu denen gehörten, deren Taufe nicht anerkannt wurde, die Arianer aber nicht, kommt nicht daher, weil ſie weder ὁμοούσιος noch ὁμοιούσιος gelten laſſen wollten, um nicht οὐσία zu gebrauchen, oder, wie die andern ſie beſchuldigten, das ἑτερούσιον nicht öffentlich werden zu laſſen, ſondern weil von ihnen ein Theil die Taufformel änderte und nicht εἰς ὄνομα, ſondern εἰς θάνατον χριστοῦ taufte. Warum aber die Sabellianer, die man doch nur beſchuldigte den Sohn nicht auseinander zu halten, ſo weit hinter den Arianern ſtehen, iſt wol nur daher zu erklären, daß die Arianer gerade den Katholiken den Sabellianismus Schuld gaben, dieſe daher ſich von demſelben auf das beſtimmteſte losſagen wollten. Und daß die Novatianer in der erſten, die Montaniſten aber in der zweiten Klaſſe ſtehen, kommt wol daher, weil jene in der Nähe waren und eine gelinde Praxis gegen ſie ſchon mehr Präcedenz hatte. Dem Kaiſer war indeſſen das zu bunt und er ernannte aus eigner Machtvollkommenheit fünf normalorthodoxe Biſchöfe. Mit wem dieſe Kirchengemeinſchaft hielten, die ſollten anerkannt ſein, alle anderen Ketzer ſollten keine Kirchen und Verſammlungshäuſer haben. Dieſe normalen waren Amphilochius von Iconium, Gregor von Nyſſa, Diodorus von Tarſus, Nectarius von Conſtantinopel, Pelagius von Laodicea und Timotheus von Alexandrien. Abendländiſche konnte er nicht dazu nehmen, weil die ganze Verſammlung doch nur helleniſch und die Verſtändigung zwiſchen beiden Theilen ſchwierig war. Eher aber möchte man ſich wundern, Gregor von Nazianz nicht darunter zu finden. Man muß faſt denken, daß er beim Kaiſer nicht gut geſtanden, da er das ihm zugedachte Bisthum von Conſtantinopel nicht erhielt, ſondern Nectarius. Allgemeine Gültigkeit erhielt dieſes Concil erſt durch die Sanction des Kaiſers. Sie überſchikkten dem Biſchof Damaſus von Rom ihre Beſchlüſſe bloß um ſie ihm mitzutheilen; in ſeiner Antwort nennt dieſer ſie ſelbſt τιμιωτάτους υἱοὺς und freut ſich, daß ſie vor dem apoſtoliſchen Size zu Rom ſo viel Ehrfurcht hätten.

Statt nun aber jede einzelne Frage für ſich zu behandeln, hatte man alles zuſammengefaßt in dem Gegenſaze von Orthodoxie und Häreſie; ein Streit, worüber man ſich nicht entſcheiden konnte, hätte ſollen ſuspendirt werden. Später beſtimmte Arcadius den Begriff der Kezerei ſehr geſezlich, qui vel levi argumento detecti fuerint deviare, nämlich von dem Symbol, wodurch allem Parteihaß das weiteſte Feld geöffnet wurde, und das war um ſo leichter, je weniger die Ausdrükke in den Bekenntniſſen feſt waren. 428 Unter Theodoſius II. wurden die Häretiker ordentlich klaſſificirt a)), 1) ſolche, die keine neuen Kirchen bauen ſollten, ſie durften alſo doch die ſchon vorhandenen behalten; 2) ſolche, die in den Städten keine Kirchen haben ſollten, alſo den Heiden gleichgeſtellt wurden; 3) die im ganzen römiſchen Reich keinen Gottesdienſt halten ſollten; 4) die aus dem römiſchen Reiche ſollten vertrieben werden; das ſchien das härteſte. Bald finden wir auch Todesſtrafen an den Kezern vollzogen; allein man hat behaupten wollen, daß ſchon Conſtantin Todesſtrafe gegen die Donatiſten feſtgeſezt habe. Die Römer hatten ſehr gelinde Ausdrükke dafür, wie animadvertere, ſpäter werden wir beſtimmte Todesſtrafen gegen die Kezer finden. Auch das conſtantinopolitaniſche Concil hatte ſchon eine Claſſification gemacht in Bezug auf die Wiederaufnahme der Kezer, einige

---

a) Cod. Theod. Lib. 16. Tit. 5. Lex 65. de haereticis.

bloß durch Handauflegung, andere als Heiden, die alſo auch wieder getauft und exorciſirt werden mußten. Zu den erſteren gehörten auch die Apollinariſten.

Es waren zwei Männer des Namens Apollinaris, Vater und Sohn, zu Laodicea, ſehr gelehrte und philologiſch gebildete Männer und von liberaler Denkart, da ſie mit heidniſchen Gelehrten wie Libanius freundſchaftlich umgingen. Weil ſie einem Hymnus auf den Bacchus zugehört, mußten ſie Kirchenbuße thun. Der jüngere Apollinaris, Biſchof von Laodicea 350 um 350, hatte, als Julian den Chriſten den Beſuch heidniſcher Schulen und das Betreiben der klaſſiſchen Gelehrſamkeit verbot, eine griechiſche Grammatik und Rhetorik aufgeſezt und eine anſehnliche Anzahl von Gedichten geſchrieben zur Nachahmung der Formen des klaſſiſchen Alterthums, um dadurch die Bekanntſchaft damit wenigſtens ſo lange zu bewahren, als dies Verbot dauerte. Er wurde, nachdem man ihn für einen Kezer erklärt hatte, ſelbſt von Epiphanius mit ausgezeichneter Achtung behandelt; er war excommunicirt worden, als er Kirchengemeinſchaft mit Athanaſius hatte. Er hatte gegen die Invectiven des Julian und Porphyrius geſchrieben, als nicäniſch geſinnter, auch gegen die Arianer, aber noch ſo, daß er auch gegen Marcellus von Ancyra ſchrieb.

Er ſtellte zuerſt wiſſenſchaftliche Forſchungen über die Vereinigung des göttlichen und menſchlichen in Chriſto an. Er ſagte, Chriſtus ſei ein Menſch, aber daß er den νοῦς oder das λογικὸν menſchlich nicht gehabt habe, ſondern die Stelle des λογικὸν habe der göttliche λόγος in ihm vertreten. Nemeſius beſchuldigt ihn, das vorgetragen zu haben, weil er platoniſirt habe. Es muß etwas wahres dabei zum Grunde gelegen haben, und er muß nach der platoniſchen Dreitheilung νοῦς, ψυχὴ und σῶμα unterſchieden haben. Allein er iſt gewiß von etwas anderem ausgegangen, daß es nämlich ſonſt müßte zwei verſchiedene Principe des Handelns in Chriſto gegeben haben, indem das λογικὸν das iſt, wovon das αὐτεξούσιον ausgehen ſollte, das moraliſche und intelligente. Von dem λογικὸν ging natürlich die Handlungsweiſe aus, und da wollte er die Einheit der Handlungsweiſen feſtſezen, die Einheit der Perſon bei der Duplicität der Naturen. Offenbar iſt Apollinaris hierbei von der katholiſchen, nicht von der arianiſchen Seite ausgegangen, wie er denn überhaupt behauptet, nichts der katholiſchen Kirche widerſprechendes vorzutragen. Die arianiſche Meinung geht auf der einen Seite auf das polytheiſtiſche, auf der andern auf das gnoſtiſche, denn was die Trennung des Sohnes vom Vater bei den Arianern betrifft: ſo ſind beim göttlichen Weſen verſchiedene Grade der Vollkommenheit möglich. Es war offenbar ein Bedürfniß, Chriſtum auf eine vollkommene Weiſe ſich vorzuſtellen, was auch nothwendig iſt, wenn das vorbildliche in Chriſto ſeine Wirkung thun ſoll, was den Apollinaris auf ſeine Spekulation brachte; und er ſah es, daß dieſe Aufgabe leichter zu löſen ſei vom katholiſchen Standpunkte aus als von dem arianiſchen, weil man ſich die göttliche Vernunft, wenn man ſie von der Gottheit gar nicht trennte, als das ſchlechthin einfache, und das göttliche Weſen als fähig alles andere zu beſeelen denken muß. Wenn man den ſpäteren Lehrbegriff mit zu Hülfe nimmt, daß man ſich die menſchliche Natur in Chriſto vor der Vereinigung mit der göttlichen müſſe unperſönlich denken: ſo muß man ſagen, Man kann ſich das denken als einen ſchöpferiſchen Akt des Fleiſch werden wollenden Wortes, einen menſchlichen Leib und, ſoweit die Seele davon unzertrennlich iſt, eine menſchliche Seele zu erſchaffen. Aber nun auch eine menſchliche Vernunft zu erſchaffen, damit dieſe mit der göttlichen einig würde, das läßt ſich nicht denken, weil ſie widerſprechende Reſultate hervorbringen würde.

Obgleich darüber noch nichts feſtgeſezt war: ſo wurde Apollinaris doch der Kezerei beſchuldigt, und auch Männer wie Baſilius und Gregorius Nazianzenus hielten ihn für einen Kezer, da auch ſie mehr beim äußerlichen ſtehen blieben; man ſieht alſo, wie leicht man damit fertig war, Häreſien zu finden.

Auf dem Concil von Conſtantinopel fing man auch an von dieſer Differenz zu ſprechen. Es war das ein Punkt, der auf eine weitere Entwikklung der Lehre ging, eine rein ſpeculativ dogmatiſche Frage ohne perſönliches Intereſſe. Nämlich nachdem über das ὁμοούσιον entſchieden war, fragte es ſich, Wenn das göttliche in Chriſto ὁμοούσιον iſt mit dem Vater, iſt das menſchliche in Chriſto ὁμοούσιον mit dem τελείῳ ἀνθρώπῳ? Apollinaris ging aus auf die feſteſte Einheit der Perſon und ſagte, Das Fleiſch ſei Gott geworden, ſofern es mit der Gottheit zu Einer Natur vereinigt wurde. Zwei vollkommen beſtimmte Dinge ſeien unvereinbar; wenn der τέλειος ἄνθρωπος mit dem τέλειος θεὸς zuſammen ſei: ſo bekomme man zwei, alſo eine Vierheit in der Gottheit; das wollte er vermeiden. Er hielt feſt daran, daß das göttliche in Chriſto ἀπαθὴς ſei. — Wäre die Sache hier auf dem Wege der Unterſuchung abgemacht worden: ſo wären vielleicht die neſtorianiſchen und eutychianiſchen Streitigkeitrn vermieden worden. Die poſitive Seite zu dieſer negativen war nun die, daß Apollinaris aufſtellte, Wenn man ſich denkt den Menſchen, wie er ausgegangen war von der Schule des Origenes, beſtehend aus σῶμα, ψυχὴ und νοῦς: ſo iſt ohne σῶμα und ψυχὴ Chriſtus als Menſch nur Schein geweſen. Wenn nun doch nicht ein ἄνθρωπος τέλειος und θεός τέλειος zuſammen ſein können: ſo muß es in einem dritten liegen; an die Stelle des νοῦς ſei alſo die θεότης ὁμοούσιος getreten; ſtatt der menſchlichen Vernunft habe er die Gottheit in ſich wohnend gehabt, und ſo bilde es Eins. Er hatte noch Nebenargumentationen: Paulus nenne Chriſtum den ἄνθρωπος und ἐπουράνιος, entgegengeſezt dem χοϊκός. Hätte Chriſtus nun auch den menſchlichen νοῦς gehabt: ſo hätte Paulus auch Chriſtum müſſen χοϊκός nennen, denn zwei ganz verſchiedene Dinge könnten keine φύσις bilden; alſo müſſe er ſich doch ſchon als Menſch von den andern Menſchen unterſchieden haben. Später nach der Verurtheilung des Apollinaris hat es noch Streitigkeiten gegeben und viele bedeutende Theologen ſind gegen ihn aufgetreten, Gregor von Nyſſa aber ſo, daß das, was in ſeinen Werken ſteht, ganz ohne Bedeutung iſt. Epiphanius führt ein Schreiben des Athanaſius gegen Apollinaris an, welches aber falſch iſt; es wird darin dem Apollinaris die Behauptung zugeſchrieben, τὸ σῶμα ſei gleich τῇ τοῦ λόγου θεότητι; das kann aber Apollinaris nicht behauptet haben. Dagegen erzählt Epiphanius eine Unterredung von ſich mit einem apollinariſchen Biſchofe Vitalis; Apollinaris wurde nämlich beſchuldigt, daß er auch das Fleiſch Chriſti als vom Himmel herabgekommen anſehe; dies haben ihm aber wahrſcheinlich ſeine Gegner untergelegt. Davon geht nun Epiphanius aus in dem Geſpräche. Jene Beſchuldigung kam daher, daß in dem Princip des Apollinaris die Tendenz liegt, auf die vollkommenſte Einheit der Perſon in Chriſto zu bringen. Das iſt eben die Krankheit, worin in der That der Verſtand ſich hindurch gebildet hat. Aus dieſem Schwanken zwiſchen der Vermiſchung des göttlichen und menſchlichen und dem Auseinanderhalten deſſelben, wobei die Einheit der Perſon leidet, iſt die Lehre herausgekommen. Apollinaris ſagte nur, Nachdem das Wort Fleiſch geworden, ſei es auch mit dem Fleiſch vollkommen vereinigt zu vollkommen einem Weſen der göttlichen und menſchlichen Natur, ſo weit der Logos es habe annehmen können. Da nun die katholiſche Kirche davon ausging, daß der göttliche Logos von Ewigkeit her beſtanden habe: ſo ſagten ſie, Alſo mußt du auch ſagen, daß der Logos von Ewigkeit her σάρξ geworden ſei. Dieſe Folgerung hat er aber nie ſelbſt gemacht und würde ſie nicht zugegeben haben. Sie iſt ihm nur untergelegt durch die Gegenſchriften.

Dem Vitalis wendet Epiphanius ein, In der Schrift ſtände, Jeſus habe zugenommen an σοφίᾳ, das ſei eine Sache des νοῦς, die Gottheit könne aber nicht zunehmen, der νοῦς müſſe alſo noch etwas menſchliches ſein; ebenſo das ἐπιθυμίᾳ ἐπεθύμησα (Luc. 22, 20) beim letzten Mahl; in der Gottheit könne man ſich aber keine *ἐπιϑυμίαι* denken. Das iſt wahr, wäre der Streit auf dieſe Weiſe fortgeſezt worden: ſo hätte man fragen müſſen, Wenn Chriſtus nicht ſoll getheilt und doch die vollkommene Menſchheit zugegeben werden: ſo fragt ſich natürlich, Was das Band zwiſchen Gottheit und Menſchheit geweſen, und was das in der Gottheit ſeinen Grund habende in den Handlungen Chriſti geweſen ſei? Die menſchliche Vernunft muß doch auch in Chriſto der erſte innere Impuls zu allen Handlungen geweſen ſein, das würde das göttliche als Impuls ausſchließen, und dagegen hatte ſich Apollinaris geſtellt. Dieſer Punkt kam aber nicht zur Sprache.

Hieronymus ſezte im Namen des Damaſus eine Formel auf, die die Apollinariſten unterſchreiben ſollten, ſie war aber von der Art, daß ſie ſie nicht unterſchreiben konnten, und ſie beſtanden alſo als eine abgeſonderte Partei. Sie ſelbſt behaupteten, daß ſie in der That gar nicht von der katholiſchen Kirche abwichen. Sie hatten ihren Hauptſiz in Laodicea und Antiochia. Man ſagt, daß ſie ſich ſelbſt wieder in verſchiedene Parteien getheilt hätten, das iſt aber gewiß bloß Schulſache und bezieht ſich auf die verſchiedene Behandlungsweiſe der Einwürfe. Man giebt dem Apollinaris auch Schuld, daß er den Chiliasmus vertheidigt habe, was ſich bei ſeiner ſpekulativen Art und Weiſe nicht denken läßt. Aber es iſt ein Factum vorhanden, was nicht geleugnet werden kann. Ein Biſchof Nepos hatte nämlich gegen die allegoriſche Bibelerklärung geſchrieben, und fand alſo auch in der Offenbarung Johannis den Chiliasmus; gegen dieſen ſchrieb Dionyſius von Alexandrien, um die allegoriſche Erklärungsart zu vertheidigen, Apollinaris aber vertheidigte den Nepos, und ich glaube, daß dies nur aus ſeinem philoſophiſchen Sinne zu erklären ſei.

Es iſt dieſer Punkt deshalb merkwürdig, weil es wieder ein verfehlter Verſuch iſt zu einer genauen Beſtimmung von Chriſto, und es iſt das zugleich eine von den Thatſachen, wo es recht deutlich wird, wie verkehrt es war, ſolche rein wiſſenſchaftliche Sachen auf einem Concile abmachen zu wollen. Die Majorität war doch der Sache nicht gewachſen, und die Verurtheilung deſſen, der etwas neues vortrug, war bloß, weil es parador ſchien, a priori ſicher. Als hernach die Sache zur Unterſuchung bedeutender Männer kam, war die Sache ſchon als unkatholiſch entſchieden. Gregor von Nyſſa geht rein negativ zu Werke und greift bloß die Behauptung an, „Wenn man einen vollkommenen Menſchen und einen vollkommenen Gott annimmt, müſſe man zwei Söhne annehmen,“ indem er begreiflich zu machen ſucht, daß der ἄνθρωπος τέλειος und θεὸς τέλειος doch Eins ſein könnten. In ſeinen Ausdrükken kommt vieles vor, was an die communicatio idiomatum erinnert. Es iſt überhaupt zu verwundern, daß bei ſo großen Talenten auf der conſtantinopolitaniſchen Synode ſo wenig ausgerichtet iſt, und daß in der griechiſchen Kirche ſo wenig Fortſchritte in der reinen Entwikklung der Lehre gemacht wurden. Dies kam beſonders daher, weil das rhetoriſche ſo ſehr vorherrſchend war, philoſophiſche Anlage und Talent für die Methode war unſtreitig in Apollinaris mehr.

Die Grundlage einer rein chriſtlichen Philoſophie ohne beſondere dogmatiſche Richtung war in der griechiſchen Kirche Nemeſius Buch περὶ φύσεως ἀνθρώπου. Hätte ſich eine c. 380 zuſammenhängende Schule dieſer Art gebildet, ſo daß der Typus hätte ins Abendland übergeben können: ſo würde ſich vielleicht die ſcholaſtiſche Dogmatik anders geſtaltet haben; allein jene Produktion ſteht ganz iſolirt, woraus man ſieht, daß ein ſolcher Gang nicht angelegt war. Die eigentliche Blüthe dieſer Zeit war die Beredtſamkeit; die älteren Alexandriner und Antiochener können nicht verglichen werden mit Gregor, Baſilius, Chryſoſtomus; aber es war eine an das ſchwülſtige anſtreifende Manier, die nach dem Verſchwinden des öffentlichen Lebens aufgekommen war, erinnernd an Libanius und die lezten heidniſchen Rhetoren. Dagegen ſchreitet die Geſchichtſchreibung weit vor. Die Kirchengeſchichtſchreiber können wol nicht mit den helleniſchen Muſtern verglichen werden, welches auch die Verſchiedenheit des Gegenſtandes weniger möglich machte, und überhaupt tritt die politiſche und geſellige Seite zu ſehr bei ihnen zurükk; doch ſind Socrates und Sozomenus dem Euſebius weit vorzuziehen, der zwiſchen dem Rhetor und Chroniſten ſchwankt und bei dem die Excerpte zulezt das beſte ſind. Auch daß man jenem gern auflegen will, er ſei novatianiſch, beweiſt ſeine Unparteilichkeit. Der arianiſche Geſchichtſchreiber Philoſtorgius hat auch hiſtoriſchen Sinn ohne die Leidenſchaftlichkeit, welchen die gegenſeitige Erbitterung erwarten ließ.

Aber aus der Beredtſamkeit entſtanden eine Menge von Elementen, die einen höchſt nachtheiligen Einfluß auf die Entwikklung der Lehre hatten. Daſſelbe gilt aber auch von der lateiniſchen Kirche, z. B. von Hieronymus, und ſeine monſtröſe polemiſche Rhetorik mußte durch eine allgemeine Manier vorbereitet ſein. Durch das rhetoriſiren kam auch in die öffentlichen Vorträge vielerlei, was die Superſtition begünſtigte in dem Maße, nach welchem jene Lehrer ſelbſt davon ergriffen waren. So daß man ſagen kann, daß ein viel reinerer Glaube in der chriſtlichen Lehre beſtand, als im Volke lebte; allein dieſer wirkte ſpäterhin auf die Lehrer zurükk, und eins nach dem andern aus dieſem rhetoriſch begünſtigten Volksglauben wurde hernach didaktiſch. Apoſtrophen an die Märtyrer bei der Feier auf den Gräbern bereiteten Gebete an dieſelben vor, und begünſtigten die Vorſtellung des Volkes von der Gegenwart der Seelen der Märtyrer. Wenn das Auguſtin (de civitate Dei) vertheidigt: ſo kommt es freilich anders heraus, „Man opfere ihnen nicht, ſondern dem Leibe Chriſti, zu dem ſie ſelbſt gehörten, der Kirche."

Ebenſo war es mit der Maria, ſie wurde ſtark rhetoriſirt, und bald entſtanden die Streitigkeiten über den Ausdrukk Θεοτόκος. Sie war beſonders die Heldinn des weiblichen Geſchlechts.

Epiphanius führt Frauen auf, die ihr kleine Kuchen opferten, und ihre Gegnerinnen, ἀντιδικομαριανίτας.

Noch mehr iſt das **Mönchsweſen** auf der einen Seite ganz beſonders eine Quelle von Superſtition geworden, und durch übertriebene Anpreiſungen über die Gebühr erhoben worden, ſo daß wir uns nicht wundern dürfen, wie es mit ſolchen Unternehmungen ablief, wie die des **Jovinian** und **Vigilantius** waren. **Jovinian**, ein römiſcher Mönch, welcher ſich nachher vom Mönchthum bekehrte, fing an ſich gegen alle Mißbräuche ſeiner Zeit ſtark zu erklären. Er hatte ſehr die allgemeine Meinung gegen ſich, als er ſich gegen die durch **Ambroſius** aufgekommene Vorſtellung erklärte, daß **Maria** in ihrer Ehe mit Joſeph immer Jungfrau geblieben, weil ſie zugleich Muſter ſein ſollte für die gottgeweihten Jungfrauen und für die beiſchlafsloſen Ehen der Geiſtlichen. Er ſagte, Maria habe zwar Chriſtum als Jungfrau empfangen, ihn aber nicht als ſolche geboren. Er ſetzte ſich auch gegen die Werthlegung auf die Jungfrauſchaft; er lehrte, Die wahre Keuſchheit wäre die eheliche. Die übertriebene Anpreiſung der **Eheloſigkeit** hatte ihren Grund in der heidniſchen Frivolität, die unter den gemeinen Chriſten zuerſt nicht ſelten war, und bei den beſſeren ein Ueberſchlagen auf die entgegengeſetzte Seite veranlaßte. Ferner behauptete er, Faſten ſei nicht beſſer, als eſſen mit Dankſagung gegen Gott. c. 390

Hieronymus trat zuerſt gegen ihn auf mit ſchimpfender ſchwülſtiger Rhetorik, und ſtellte den Werth der Jungfrauſchaft ſo hoch, daß die Ehe beinahe als eine Sünde erſchien; ſelbſt ſeine Freunde und andere unparteiiſche Männer hielten das für zu weit gegangen, und ſuchten, aber vergebens, das Buch zu unterdrücken. **Auguſtin** in ſeinen retractationes ſelbſt ſagt, daß er durch das Beiſpiel des Hieronymus gewarnt worden ſei. Er trat daher nachdrücklicher gegen ihn auf und ſchrieb erſt de bono conjugali, dann de viduitate, dann de sancta virginitate; im letzten will er die Jungfrauſchaft erheben, er allegoriſirt aber ei-

gentlich und ſagt, Die Kirche ſei die ewige jungfräuliche Braut Chriſti, welche von der Jungfrau dargeſtellt werde; ſie ſeien Mütter Chriſti, weil ſie ſeinen Willen thäten. Eben ſo gut hätte er conſequenter Weiſe nun auch von den Verheiratheten in ſeinem Buche de bono conjugali behaupten müſſen, daß die Ehe als Symbol der Wiedergeburt angeſehen werden müſſe. In der griechiſchen Kirche dagegen, wo Maria nur als diejenige galt, in welcher ſich die Menſchheit Chriſti gebildet hatte, finden ſich noch andere Ausdrükke; ſo ſagt Baſilius M. an der Stelle von der Rede des Simeon, Es ſeien die Worte, „die Rede ging ihr durchs Herz wie ein Schwerdt," ein Anfall des Unglaubens; und in exegetiſchen Homilien, welche zu redneriſchen Uebertreibungen nicht reizten, erkannte auch noch Chryſoſtomus ihre Unvollkommenheit an, und ſagte zum Abſchnitt von der Hochzeit zu Cana, Sie habe mit den Wundern Chriſti Prunk treiben wollen und habe ſich an ſeinem Tode eben ſo gut geärgert wie die Jünger. Auguſtin dagegen ſagte ſchon, Er wolle die Frage lieber nicht berührt haben, ob Maria habe ſündigen können. — Jovinian lehrt auch, Die in der Taufe wiedergeborenen könnten nicht mehr in die Gewalt des Teufels kommen (d. h. der heilige Geiſt wäre beharrlich bei ihnen und darum alle ihre Sünden läßliche), und es brauche darum um ſo weniger eines aſcetiſchen Lebens, als alle verdienſtlichen Handlungen einander gleich, alſo auch die im geſchäftigen Weltleben eben ſo gut als die in der Einſamkeit wären. Aehnlich dem Jovinian war Vigilantius aus der Gascogne, Presbyter zu Barcellona. Er war auf
396 einer Reiſe nach Paläſtina (a. 396) vom Biſchof Paulinus von Nola an den Hieronymus empfohlen. Sie ſcheinen ſich aber nicht lange vertragen zu haben, denn als er gegen die Mißbräuche mit den Reliquien ſchrieb, wurde Hieronymus noch heftiger gegen ihn als gegen den Jovinian, und führte das im damaligen kirchlichen Stil durch. Als Beiſpiel ſeines Verfahrens diene, daß er ihn Dormilantius nannte, ſo daß er trotz aller ſeiner Verdienſte

eine der ſchwärzeſten Stüzen des Aberglaubens war. Vigilantius ſpricht auch gegen das Brennen der Kerzen in der Kirche am hellen Tage als etwas heidniſches; der heidniſche Pomp wurde aber immer mehr in die chriſtlichen Kirchen aufgenommen. Beide Männer wurden verdammt und hatten ſo wenig Anhang, daß man ſieht, der Strom war nicht mehr aufzuhalten.

Wir bleiben zunächſt im Abendlande. Die priſcillianiſtiſchen Händel ſind auch daher merkwürdig, weil ſie das erſte Todesurtheil gegen Kezer enthalten. Es findet ein großer Contraſt in der Unſicherheit über den Gegenſtand der Abweichung und im Extrem der Behandlung ſtatt. Viele Kirchenväter rechnen die Priſcillianer zu den Manichäern, von denen noch nicht die Rede geweſen iſt. Mir ſcheinen ſie etwas zuerſt in dieſe Gegend gebracht zu haben, oder etwas vergeſſenes haben in Aufnahme bringen wollen, was griechiſchen Urſprungs war. Das weſentliche ihrer Lehre waren poetiſche Ausſchmükkungen der origeniſtiſchen Philoſopheme über die Seele, von der Präexiſtenz der Schuld u. dgl., verbunden mit einer hyperkatholiſchen Feindſchaft gegen das Fleiſch. Die Materie war aber der Siz der Sünde bei den Manichäern und daher die Verwechslung. Oroſius ſagt, daß ſie ſabellianiſirten; aber wie damit ſtimmt, daß ſie nach Auguſtin (VI. p. 694) Chriſto bloß einen Geiſt aber kein wahres Fleiſch beigelegt hätten, kann ich nicht einſehen. Die Art, Chriſtum als ἐνέργεια anzuſehen, erfordert ein Subject, daher hat es mit dem ſabellianiſiren auch wol nicht ſeine Richtigkeit. Kurz es wurde in Bezug auf ſie eine Synode zu Cäſarauguſta in Spanien gehalten, wo ſie aus der Kirchengemeinſchaft 380 ausgeſchloſſen wurden. Durch Gunſt der weltlichen Obrigkeit wußten ſie auf ihre Beſchwerde dieſes aufzuheben. Auf einer zweiten Synode zu Burdigala (384) wurde Priſcillian 384 wieder ausgeſchloſſen und appellirte an den Kaiſer Maximus zu Trier. Dieſer ließ den Mann nebſt vielen Biſchöfen zur Unterſuchung zu ſich kommen. Dieſe waren ſehr ſtreng, und es war ſchon vom Todesurtheile die Rede. Martin von Tours und Ambroſius von Mailand erklärten ſich aber aufs ſtärkſte dagegen, und kündigten den Biſchöfen, die daran Antheil gehabt hatten, die Kirchengemeinſchaft auf. Die Sache nahm nun die Wendung, daß die Biſchöfe ihr Urtheil abgaben und die Vollziehung dem Kaiſer überließen. So wurden denn die Priſcillianer von der weltlichen Obrigkeit zum Tode verurtheilt, theils mit aus dem Grunde, daß ſie in nächtlichen Zuſammenkünften Unzucht getrieben hätten, was ſehr unwahrſcheinlich iſt bei der Feindſchaft der Priſcillianiſten wider das Fleiſch. Das Todesurtheil war aber nicht ſo ſtark, als es in der Relation erſcheint. Maximus war lüſtern nach den Schäzen der Priſcillianiſten, die meiſtens wohlhabende Leute waren, und ebenſo war es mit dem Eifer des Martin und Ambroſius; ſie wollten nur nicht, daß Biſchöfe zum Tode verdammten; daß bürgerliche Strafen ein heilſames Mittel ſeien, die Menſchen zum geiſtigen Wohl zurükkzuführen, war ihnen nicht zuwider. Tödtet man aber den Kezer außer der Kirche: ſo raubt man ihm die Zeit zur Buße; iſt er zurükkgekehrt: ſo braucht man ihn nicht zu tödten. Die Gründe, meint Auguſtin, die andere Härten rechtfertigten, waren hier nicht anwendbar.

480 In den Beſchlüſſen der toletaniſchen Kirchenverſammlung, welche nur antiſabellianiſch ſind, findet ſich ein neuer Aufſchluß darüber, daß ſie als Nichtmanichäer angeſehen wurden. Dort wurden verdammt das Läugnen der materiellen Auferſtehung, was mit Origenes und ihrem Grundſaze zuſammenhängt, das materielle ſei der Unſterblichkeit nicht würdig; ferner die marcionitiſche Duplicität Gottes, die Behauptung, daß Gottheit Chriſti und Fleiſch Chriſti eine Natur haben. Ebenſo wurde in Bezug auf ſie die Ehe in Schuz genommen. Als troz der Confiſcationen die Sache nicht aufhörte: ſo ſchritt man zum Vergleich. Man legte dem priſcillianiſchen Biſchofe Symphoſius viele Lehrſäze vor, deren Verwerfung er ſehr gern unterſchreiben

wollte aus dem Grunde, weil ſie in ſeiner Partei gar nicht vorgetragen wurden. Man ſieht, wie wenig man auf die Berichte der Gegner geben darf. Auf der toletaniſchen Kirchenverſammlung wurde auch troz des in Schuz nehmens der Ehe feſtgeſezt, daß ſich die Geiſtlichen der Kindererzeugung enthalten ſollten, dagegen wurde das Concubinat als ſtraflos angeſehen. Eine gänzliche Verwirrung der Begriffe! Man ſieht in dieſen Händeln auch, wie dergleichen damals geführt wurden. Die Priscillianer, angeſehene und reiche Leute, auch in guten Verbindungen, wußten das Urtheil des Gratian durch ſeine Statthalter aufgehoben zu machen. Darnach ſchrieben ſie an den Ambroſius und Damaſus von Rom und ſtellten ihnen vor, wie Unrecht es ſei, daß ihre Verurtheilung ohne ſie gemacht ſei. Es gelang jedoch diesmal nicht, in der Folge aber oft.

Die donatiſtiſche Spaltung dauerte nach allen Verfolgungen fort. Es iſt gar nicht möglich, daß dieſe Spaltung ſo lange hätte dauern können, wenn ſie bloß auf dem Saz beruht hätte, von dem ſie anfing, daß die gefallenen nicht in die volle Kirchengemeinſchaft dürften aufgenommen werden, und daß die katholiſche Taufe deshalb unrein ſei, weil dies dort als Maxime gelte; ſondern es läßt ſich das nur daraus erklären, daß bei den Donatiſten auf eine größere Reinheit der Sitten gehalten wurde, und daß die Laxität und Frivolität in der lateiniſchen Kirche, beſonders des Klerus, ihnen eine Menge von ernſten Männern zuführte. Die Donatiſten führten immer an, daß die Unſittlichkeit ſo vieler katholiſchen Geiſtlichen die Kirche beflekke, und daß die Sacramente durch dieſe ausgetheilt gar nicht ihre Wirkung haben könnten. Die katholiſchen widerlegen dieſen Vorwurf niemals faktiſch, werfen ihn auch nicht auf die Donatiſten zurükk, ſondern ſehr gut zeigt nur Optatus in ſeinem Werk, daß es beim Sacrament nicht auf die Beſchaffenheit deſſen, der es verrichtet, ankommt, ſondern auf die Gnade der gebenden Trinität und auf den Glauben des empfangenden Täuflings. Dies wurde nun ſeitdem allgemeine Kirchenlehre und war auch richtig in Bezug auf das Sacrament, aber eine ſehr üble Folge, ſofern dadurch die perſönliche Würde des Geiſtlichen gleichgültig gemacht wurde.

Es wurde in der herrſchenden Kirche zu Afrika oft über Mangel an Geiſtlichen geklagt, deshalb zog man gelindere Saiten gegen ſie auf, und die Donatiſten wurden oft gebeten, mit ihrem Klerus zu ihrer Kirche überzutreten. Man ſieht, wie troz alles falſchen in der Theorie ein guter Kern unter ihnen war. Die Donatiſten hatten ſich von neuem dadurch verhaßt gemacht, daß ſie ſich um ihre Reſtitution an den Julian gewandt und ihn als gerecht geprieſen hatten, und daß ſie ihn baten, ſie, ohnerachtet ſchon Conſtans ſie vertrieben, ebenſo wieder einzuſezen wie die, welche Conſtantius vertrieben hatte. Da hatten die katholiſchen gute Gründe gegen ſie. Nachdem das Chriſtenthum wieder auf den Thron gekommen, war unter Valentinian zwar nicht viel gegen ſie zu machen, aber vom Gratian extrahirte man ſtrengere Geſeze gegen ſie unter dem Vorwand, daß ſie die Taufe durch Wiederholung verunreinigten. Demohnerachtet blieben die Donatiſten ſo zahlreich, daß ſie Synoden von 100 ja 300 Biſchöfen halten konnten.

Wenn wir ſie im fünften Jahrhundert ſich verlieren ſehen: ſo lag das nicht in der Strenge, ſondern in der Milde, die man
393 ſeit der Kirchenverſammlung zu Hippo (393) wieder hatte eintreten laſſen, daß man das Geſez, daß ihre Geiſtlichen nur als Laien ſollten in die katholiſche Kirche aufgenommen werden, aus Mangel an tüchtigen Geiſtlichen in dieſer Kirche aufhob. Sie erbot ſich nämlich, ſolche, welche nicht ſelbſt wiedergetauft, oder welche mit ihrer ganzen Gemeinde übergingen, als Geiſtliche aufzunehmen. Der große Mangel an Geiſtlichen Afrikas iſt übrigens wol zu begreifen, theils aus der Menge von Mönchen, die ſich hernach zum Lehramt nicht hergeben wollten, theils eben daraus, daß die von ſtrenger Sitte ſich lieber zu den Donatiſten neigten.

Ferner kam auch die *maximianiſche* Spaltung unter den Donatiſten ſelbſt dazu, wo eben ſolche Intriguen geſpielt wurden, wie nur irgend unter den katholiſchen [a]). Später begingen ſie die Inconſequenz, daß ſie diejenigen, die Maximian oder die, welche, weil ſie ihn gewählt hatten, mit ihm ausgeſchloſſen waren, während der Spaltung getauft hatten, doch nicht wieder tauften, welches hernach beſonders Auguſtin, der in öftern Unterredungen mit ihnen ſie noch ſanfter verwies als in ſeinen Schriften, trefflich benuzte. Dennoch erließ Honorius 405 und 407 wieder 405 und 407 ſtrenge Geſeze gegen ſie, und Auguſtin hatte bei aller ſeiner Milde gegen ſie in den perſönlichen Verhandlungen zu den ſtrengen Edikten mitgewirkt. Er erklärte ſich darüber an den donatiſtiſchen Biſchof Vincentius (Ep. XCIII.) und nannte die Landesverweiſung eine heilſame mit Sanftmuth gemiſchte Strenge. „Durch die kaiſerlichen Edikte wären viele Donatiſten bekehrt worden, und auch Paulus wäre durch eine Gewaltthat Chriſti bekehrt.“ Doch ſofern iſt er noch dem Hieronymus vorzuziehen, als er zum Behuf der Vereinigung den Unterſchied zwiſchen Kezerei und Spaltung feſthielt, welchen Hieronymus nur in theſi feſthält, aber meint, in praxi erſinne ſich jede Spaltung eine Kezerei, welches ein höchſt zerſtörender Saz war bei der großen Häufigkeit von Spaltungen über ſtreitige Wahlen, die durch intrigante Geiſtliche ſo leicht zu bewirken waren. Bei dieſer Vorausſezung des Hieronymus mußte die Einheit und Continuität der Kirche ganz verſchwinden, und ſie war alſo völlig dem katholiſchen Intereſſe entgegen.

Das merkwürdigſte war endlich die große zuerſt von den Katholiken und unter vortheilhaften Bedingungen nachgeſuchte

---

[a] Die Donatiſten hatten (393) eine Synode von mehr als 100 Biſchöfen gegen ihren Biſchof *Primianus*, den Nachfolger des *Parmenianus*. — *Maximianus* war an ſeiner Stelle geweiht; allein da Primianus eine noch größere Synode von 310 Biſchöfen (394) zuſammenbrachte, wurde Maximian und die ihn gewählt hatten, ausgeſchloſſen. Schl.

411 Unterredung zu Carthago (411), von Honorius veranſtaltet, der den Marcellinus als kaiſerlichen Commiſſarius hinſchickte. Man unterredete ſich drei Tage lang. Man kann nicht leugnen, daß hier in der katholiſchen Kirche ſchon viele Anſichten ausgebildet waren und zum Vorſchein kamen, weshalb man ſich in der Reformation gegen ſie erklärte. Die katholiſchen gingen aus von der allgemeinen Gültigkeit der Sacramente; darauf ſagten die Donatiſten, Gut, ſo tretet zu uns über, wir können eure Taufe nicht gelten laſſen. Darauf ſagte die katholiſche Kirche, Ja, die Taufe iſt zwar allgemein gültig, aber ſie nüzt außerhalb der katholiſchen Kirche nichts. Die äußerliche Einheit der Kirche war alſo ausgeſprochen. Fragte man nun, Wie dieſe äußerliche Einheit zu Stande komme? ſo antwortete man, Durch die Succeſſion der Biſchöfe; und Wie konnte das geſchehen, da nicäniſche und arianiſche Biſchöfe überall gewechſelt hatten? Da kam der römiſchen Kirche das zu ſtatten, daß ſie ſich rein erhalten, was aber, wenn man ehrlich ſein will, ſeinen Grund in der großen Mittelmäßigkeit der katholiſchen Kirche hatte.

Die Donatiſten hatten einen beſſeren Ausgang erwartet, weil ſie ſich ſelbſt nicht überwunden gaben, der kaiſerliche Commiſſarius erklärte ihnen aber, ſie ſeien widerlegt, und ſo blieb ihnen nichts übrig, als einzugehen auf die Vorſchläge, die ihnen die Verſammlung zu Hippo gemacht hatte; denn man konnte doch aus den Akten auch dem Volke begreiflich machen, daß mehr die Hartnäkkigkeit als das Recht auf der Seite der Donatiſten geweſen ſei. Dieſe appellirten noch an den Kaiſer, allein er beſtätigte die Entſcheidung ſeines Bevollmächtigten, und da nun die frühern Geſeze gegen die, welche ſich nicht umwandten, in Wirkſamkeit geſezt wurden: ſo traten ſie größtentheils über. — Hier ſehen wir wieder, wie es nicht zu vermeiden war, daß die Entſcheidung dogmatiſcher Streitigkeiten in die Hände von Laien kam, ſobald ſie auf einer Verſammlung zur wirklichen Entſcheidung gebracht werden ſollten. Dies war um ſo übler, als zunächſt die Sache in einen beſſern Gang gekommen war als früher. Valentinian hatte ſich erklärt, er wollte das Ausſchreiben der Kirchenverſammlung ganz den Geiſtlichen überlaſſen; allein die Gewohnheit war ſchon zu groß, daß die eine Partei ihr Anſehn bei Hofe geltend zu machen ſuchte und daß der Kaiſer am Ende wieder die Kirchenverſammlung ausſchrieb und Geſandte hinſchikkte, die an ſeiner Stelle entſchieden.

Manichäiſche und pelagianiſche Streitigkeiten.

Der Manichäismus rührt aus der älteren Zeit her; der eigentliche Urſprung deſſelben iſt ſehr dunkel, ja der Terminus ſelbſt iſt in ſeinem dogmatiſchen Sinne auch zweifelhaft. Indeß iſt der Hauptpunkt das dualiſtiſche, welches wieder in der Zeit, wo Auguſtinus beſonders den manichäiſchen Streit führte, zuſammenfiel mit der Frage, In wiefern die Sünde könne auf Gott zurükkgeführt werden. Dieſe Frage war nun ſchon im Chriſtenthum ventilirt worden. Um einigermaßen an etwas anzuknüpfen gehen wir auf den Punkt zurükk, an den wir auch den Gnoſticismus anknüpften. Beide Lehren ſind nicht abzuleiten von Simon Magus noch von Menander, der nicht einmal Chriſt war. Aber diejenigen, die Plotin in den Enneaden als Gnoſtiker anführt, und diejenigen, die Porphyrius in den Erläuterungen über Plotin beſchreibt, daß nämlich unter den Chriſten welche geweſen wären, die die Bücher des Zoroaſter dargeſtellt hätten als höheres enthaltend als Plato, führen auf die Manichäer. In den Büchern des Zoroaſter herrſcht der Dualismus, dieſer wird den Manichäern zugeſchrieben. Die Gnoſtiker nehmen keinen ſo beſtimmten Dualismus an. Marcion behauptete zwar neben Gott urſprünglich die ὕλη, aber das iſt wol im Platonismus gegründet.

Die Manichäer ſelbſt werden von Manes, Mani, Manichäus abgeleitet; über Namen und Perſon iſt man unſicher

und beſonders in Bezug auf ſein Chriſtenthum. Einige behaupten, er ſei als ein Chriſt geboren und Presbyter einer chriſtlichen Gemeinde geweſen; ausgeſtoßen aus der chriſtlichen Gemeinde und zu den Perſern geflohen, ſei er dort vom Könige hingerichtet. Andere ſagen, er ſei erſt ſpäter ein Chriſt geworden. Cyrillus von Jeruſalem erzählt in der ſechsten κατήχησις von einem Saracenen Scythianus in Jeruſalem, einem Ariſtoteliker, daß dieſer ſpäter nach Perſien gekommen ſei; ſeine Bücher ſeien in die Hände eines Sklaven Cubricus gefallen, der ſich nachher Manes nannte, und auf dieſer ariſtoteliſchen Philoſophie wäre ſein Syſtem aufgebaut worden. In den noch aufbehaltenen Fragmenten von Briefen des Manes an den Odas (in Fabricius bibliotheca sacra) nennt er die Chriſten *Γαλιλαῖοι*; alſo iſt er nicht urſprünglich ein Chriſt geweſen, denn es läßt ſich nicht denken, wenn er aus der chriſtlichen Tradition, d. h. geborner Chriſt war, daß er die Chriſten ſollte mit einem Nekknamen bezeichnet haben. Nun ſtimmt damit die Art, wie die älteren manichäiſchen Syſteme von chriſtlicher Seite behandelt werden, zuſammen, und das fügt ſich in die Darſtellung, daß Manes erſt ſpäter vom Chriſtenthum etwas erfahren und ſo Chriſtum in ſein Syſtem eingeflochten, aber nicht einmal ſeinen Namen genannt habe, als zu ſehr jüdiſch, und an die meſſianiſchen Ideen geknüpft. So war das eigenthümlich chriſtliche wol nur zufällig im manichäiſchen Syſtem, freilich nur in den erſten Anfängen deſſelben. Nachher ins römiſche Reich gekommen hat das chriſtliche darin überhand genommen, obgleich noch zu Auguſtins Zeit ſelbſt der manichäiſche Biſchof Fauſtus die Gegenpartei nicht katholiſche Kirche ſondern χριστιανούς nennt, mithin ſich ſelbſt als außer der Kirche allein ſtehend anerkennt. Ungewiß iſt es, wann der Manichäismus ins römiſche Reich gekommen. Zuerſt iſt ein Geſez
290 des Diocletian gegen ſie bekannt (290). Das iſt von vielen für unächt erklärt, es iſt aber im ächten Stil der damaligen Zeit geſchrieben, aus dem ächt politiſchen Standpunkte: Die ſchlechte

perſiſche Religion möchte das unſchuldige römiſche Volk verführen u. dgl. Im vierten Jahrhundert hat Titus von Boſtra ſchon gegen den Biſchof Juſtin, einen Manichäer, geſchrieben, welche Manichäer wol aus Meſopotamien hereingedrungen waren; im vierten Jahrhundert ſchreibt Victorin gegen ſie; vom vierten Jahrhundert an iſt der Manichäismus in der Nähe des Chriſtenthums, und von da an hat ſich die chriſtliche Geſtaltung des Syſtems gebildet.

Aber betrachtet man das Syſtem ſelbſt, ſo iſt es ſeinem Weſen nach dualiſtiſch, doch nicht ſo, daß nur eine ewige Materie neben Gott vorausgeſezt werde, wie bei Marcion und anderen Gnoſtikern, denn dieſe, wie das platoniſche μὴ ὄν, war ein lebloſes, ein Grundſtoff aber kein Grundweſen; ſondern der Manichäismus iſt ſpiritualiſtiſch. Geht man nun davon aus zu ſagen, In der chriſtlichen Kirche waren ſchon Keime genug gelegt für eine ſolche Anſicht, und eine ſolche konnte ſich dem Chriſtenthum ſehr nähern und viele Chriſten an ſich ziehen: ſo hatte im dogmatiſchen, aſcetiſchen und hiſtoriſchen Gebiete ſich die Lehre vom Teufel ausgebildet als mächtig über Leib und Seele; ſein war ein eigenes Reich, offenſiv dem Reiche Gottes gegenüber. Dies iſt eine Annäherung an den Manichäismus. So findet ſich auch zeitig in der chriſtlichen Kirche eine apokryphiſche Schrift, das Evangelium des Thomas genannt; dieſer Apoſtel habe im Morgenlande das Evangelium verkündigt und ſich den dortigen Begriffen angeſchloſſen, und ſo wäre das Evangelium voll von manichäiſchen Ausdrükken. Daher ward es auch bald aus dem Kanon ausgeſchloſſen. Cyrill ſagt, Unter Manes erſten Schülern ſei ein Thomas geweſen, und dieſer ſei der Verfaſſer des Evangeliums. Aber das iſt keine reine Nachricht und eine bloße Combination aus der Aehnlichkeit.

Der manichäiſche Dualismus war ſo ausgebildet, daß es von Anfang an zwei entgegengeſezte Reiche gegeben habe, eins des Lichts und eins der Finſterniß. Das erſte, durchaus geiſtig und immateriell, Gottes, das zweite des böſen Grundweſens. Die Nachricht des Theodoret in dem Buche über die Häreſien iſt zu bezweifeln, nämlich daß der Name σατανᾶς vorgekommen ſei: Manes nenne den ἄρχων τῆς ὕλης Satanas, und dann, Manes nenne den διάβολος bald ὕλη, bald ἄρχων τῆς ὕλης. Nun kommt aber der Name Satanas erſt bei dem ſpäteren Manichäer Agapius vor, den Photius anführt. Jedem dieſer Reiche wurde nun eine Region zugeſchrieben und eigene Elemente, die einander parallel laufen, entgegengeſezt gute und böſe. Im Reiche der Finſterniß ſei kein Licht, das Licht ſei des böſen unfähig; im Reiche des Lichts fehle die Erde als Element, das heißt, der ſtarre Stoff ſei der Theilnahme am guten unfähig *). Dieſe Anſicht iſt auch in der chriſtlichen, ſelbſt in der katholiſchen Kirche gefunden worden, konnte ſich alſo leicht mit dem Chriſtenthum aſſimiliren. Dennoch troz dieſer zwei Grundweſen proteſtiren die Manichäer dagegen, daß ſie zwei Götter annehmen, wenngleich zwei Grundweſen. Das könnte ein bloßer Wortſtreit ſcheinen, aber es liegt doch ein Sinn darin.

Der Urſprung des Syſtems iſt kosmologiſch oder naturphiloſophiſch. Sie ſagen, Es ſei ein Streit zwiſchen beiden Reichen entſtanden; im Reich der ὕλη ſei ein Zwieſpalt ausgebrochen, aus dieſem ſei eine Vereinigung entſtanden zum Kriege gegen das Lichtreich; als das Reich der ὕλη gegen das Lichtreich angerükkt, habe Gott keine Zerſtörungsmittel gehabt gegen das dunkle Reich. So ſieht man, wie die Manichäer in Gott den Begriff der reinen Güte hervorgehoben haben. Sagt man, es fehlte an

---

*) Bei dieſer Anſicht und der genauen Verbindung des böſen mit der Materie war es natürlich, daß, als der Manichäismus ſich ausbildete, er die Auferſtehung nicht annehmen konnte. Kein Theil der ὕλη iſt der Auferſtehung fähig, ſagten ſie. Die Zwiſchenglieder aber konſtruirten ſie ſich ſo, daß die lichtartigen Seelen der Mond der Materie entreißt und ſie in dem Reich des Lichts wieder abſeze. Die der Finſterniß angehörigen Seelen müſſen Wanderungen durch das Thierreich antreten, ſtreitende und zugleich läuternde.

Zerſtörungsmitteln, weil dieſe nicht der Güte zukommen dürfen: ſo iſt das eine Art die Güte zu faſſen, wodurch der Macht Abbruch geſchieht. Das iſt die eigenthümliche Tendenz des manichäiſchen Syſtems; ſie opferten alſo die Allmacht auf gegen die Güte, denn die Güte konnte nichts böſes ſchaffen. Aus der Entwikklung des chriſtlichen Lehrbegriffs erkannte man, wie ſpäter beide Eigenſchaften in Uebereinſtimmung gebracht ſind. — So hatte alſo das böſe ganz außer Gott ſeinen Grund, aber darum mußte ein Grundweſen ſein, woraus es abzuleiten war, unabhängig von Gott. Wenn man die chriſtliche Darſtellungsweiſe betrachtet: ſo iſt der einzige Unterſchied, daß hier der Teufel und ſein Heer nicht als urſprünglich unabhängig von Gott geſezt werden, aber ſo iſt der Streit nicht aufgelöſt. In der Gegenwart erſcheint der Teufel immer ſchlechthin im Gegenſaz gegen Gott, obgleich geſagt werden kann, er könne nichts ohne göttliche Zulaſſung. Was aber zugelaſſen wird, iſt von Gott ſelbſt nicht ausgegangen, das iſt alſo immer gegen die abſolute Macht und eine Hinneigung zum Manichäismus.

Nun iſt aber dem Manichäismus aus dieſem Streit erſt die Welt hervorgegangen. Gott wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß er einen Theil des Lichtweſens außer den Grenzen des Lichtreiches hinſtellte, wo ſich das finſtere Reich fangen ſollte. Da es aus Sehnſucht nach dem Lichte angerükkt kam, um das Licht in ſich einzuſaugen: ſo war durch die Vermiſchung von Licht und Finſterniß die Welt entſtanden.

Nun iſt daran zu denken, wie hieran die Erlöſungstheorie geknüpft iſt. Vorher aber noch das: hier ſieht man die Weltſchöpfung als, in Bezug auf den Antheil Gottes daran, aus nichts anderem hervorgegangen als aus einem polemiſchen Reize. In der Vorſtellung der Gnoſtiker war auch eine Art Welt, aber es war keine Scheidung von Gott und Welt darin, das göttliche Weſen nur eine Ausdehnung in geiſtigen Emanationen. So iſt ſchöpferiſch das göttliche Weſen nicht ohne einen äußerlichen Impuls, auf eine Art, daß die Güte und Macht einander beſchränken, eins das andere aufhebt; die Güte aber iſt ſelbſt beſchränkt, da der abſolut quieſcirende Gott nicht vollſtändig gut iſt. Wenn wir die Lehre vom Teufel gleich in ihrer Ausdehnung annehmen: ſo iſt im katholiſchen Syſtem eine Annäherung zum Manichäismus, aber das katholiſche Syſtem hat den Vorzug darin, daß es die Schöpfung rein aus dem göttlichen Willen ohne äußeren Impuls darſtellt, und die göttliche Güte als ein an ſich produktives.

Dieſe Entſtehung des Lebens aus der Vermiſchung des Lichts und der Finſterniß iſt in der ſpäteren manichäiſchen Vorſtellung, wie ſie Auguſtin beſchreibt, verloren gegangen. Die Erlöſungstheorie hatte ſich da ausgebildet; der Manichäismus aus perſiſchem Urſprung hatte ſich in das Chriſtenthum eingebildet, das dem Chriſtenthum fremde ſich immer mehr aufzehoben. Natürlich iſt, daß eine Trinitätslehre nur, nachdem der Manichäismus ganz ins Chriſtenthum eingegangen war, entſtehen konnte und daß dieſe nicht rein war, ſondern eine naturphiloſophiſche Geſtaltung annahm. Es iſt eine Emanation Gottes, die als Wache gegen das böſe ausgeſtellt wird, das außer dem Lichtreiche hingeſtellt iſt, wie Chriſtus, daher iſt dieſer leidensfähig. Später hat ſich die Sache mehr ſabellianiſch geſtaltet. Der Manichäer Fauſtus, der bedeutendſte wie es ſcheint ſeiner Zeit, ſagt, ſie verehrten Gott in dreifacher Benennung: Vater im höchſten Lichte, Chriſtus im ſichtbaren Lichte, nämlich als Kraft in der Sonne und Weisheit im Monde, und Geiſt in der Luft, d. h. in der guten Luft, der dunklen entgegengeſezt. Aus der Ergießung des Geiſtes nun erzeugte die Erde den leidensfähigen Jeſus, mit welchem Chriſtus auf eine beſondere Weiſe verbunden war, ſo daß dieſer aber etwas Menſchen ähnliches an ſich hatte. So iſt dieſer das Lebensprinzip aller von dieſen Ergießungen abhängigen geworden.

Da nun die Materie der Grund des böſen war: ſo mußte der Erlöſer keinen Theil an derſelben haben, und die Auffaſſung der Erlöſungslehre mußte eine doketiſche ſein. Doch drükken ſich die Manichäer zuweilen ſehr dunkel aus und ſprechen von einem Leiden des Erlöſers, welches Materie in ihm vorausſezt, denn der reine Geiſt kann nicht leiden. Aus der Stelle bei Auguſtin, „Man ſolle zurükkehren zu dem in jeder Seele gekreuzigten Erlöſer,“ ſcheint hervorzugehen, daß ſie die Leiden Chriſti ſymboliſch betrachteten, als Typus für die Leiden jedes Menſchen in dem Kampfe des geiſtigen mit dem materiellen. Ihre Erlöſungslehre war die, Jeder Menſch hat zwei Seelen, eine gute aus dem Lichtreiche, eine böſe aus dem Reich der ὕλη (wie νοῦς, λόγος und die ἐπιθυμίαι der Griechen). Beide Seelen ſiegten wechſelsweiſe, wenn es das Geſez der Naturnothwendigkeit und Impulſe mit ſich brächte. Chriſtus ſei ein beſtändig fortwährender Impuls, um die gute Seele zu ſtärken, und wer mit ihm in Verbindung tritt, bei dem ſiege beſtändig die gute Seele. Ueber ihre Eſchatologie iſt man zweifelhaft; nach einigen hatten ſie ewige Strafen, welche nach der Conſtitution, nicht nach dem Willen treffen. Die Weltordnung hört auf, wenn alles, was in das Lichtreich gezogen werden kann, hineingebracht worden iſt, dann wird das Reich der Finſterniß wieder verſchloſſen und die unverbeſſerlichen Seelen müſſen davor Wache halten.

Dieſe iſt die ihrem Syſteme angemeſſenſte und daher wol die richtigſte Auffaſſung. Der Hauptgegenſtand der Polemik war hier, daß die Erlöſung abhängig gemacht wurde von der Naturnothwendigkeit, der Stärke und Schwäche des guten Prinzips in jedem, und daß vom freien Willen nicht die Rede war. Die Manichäer ſagten außerdem, Der freie Wille ſei nichts als die Licenz zu ſündigen, daher könne man auch gar keinen freien Willen wünſchen. Das hing ſo zuſammen: ſie hielten ſich an das liberum arbitrium und ſagten, Der guten Seele müſſen wir es zuſchreiben; dieſe kann aber ihrer Natur nach nichts anders als das gute wollen, und daher können wir ihr kein liberum arbitrium zuſchreiben. Die böſe Seele ſolle eigentlich nur gehorchen, nur wenn ſie ſich ſelbſtändig macht, habe ſie eine libertas arbitrii; das heißt aber bloß eine licentia peccandi.

In ihrer Bibliologie waren ſie Verwerfer des alten Teſtaments, wie viele der gnoſtiſirenden Lehrer, und ſie machten den Chriſten den Vorwurf, daß ſie die Lehre Chriſti, die das Geſez aufgehoben habe, durch altteſtamentliche Moral verunreinigten. Das ſezte eine recht reine Vorſtellung von der Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit und eine reine Moral voraus. Aber auch das neue Teſtament nahmen ſie nicht ganz an; ſie wollten ſich dabei derſelben Freiheit bedienen, wie die katholiſche Kirche beim alten Teſtament; theils hätten aber ſchon die Apoſtel Chriſtum nicht vollſtändig verſtanden, weshalb er ihnen den παράκλητος verheißen habe, und dieſer ſei Manes geweſen. Ob dieſer ſich ſelbſt ſo genannt, iſt nicht ganz klar; er nennt ſich in Fragmenten Apoſtel nach dem Willen Gottes, und daraus mag dieſe Anſicht wol herrühren [a]). Von den Evangelien ſagten ſie, Sie ſeien von ſpäteren Chriſten, nicht von den Apoſteln geſchrieben, ſondern nach ihren Erzählungen (κατά). Daher nahmen ſie aus der Schrift bloß, was ihnen nach dem Geiſte einer Offenbarung Chriſti angemeſſen ſchien [b]). Daher hat man ſie für die erſten chriſtlichen Rationaliſten gehalten, als hätten ſie die Vernunft zur Richterinn über die Schrift gemacht. Das iſt aber nicht wahr, ſie gingen zurükk auf einen göttlichen

---

[a]) Was Theodoret ſagt, daß Manes ſich ſelbſt habe Chriſtus und Paraklet genannt, will nicht recht damit übereinſtimmen, was von der Perſönlichkeit Chriſti in ihrer allgemeinen Theorie ſteht. Allein wahrſcheinlich hat es auch verſchiedene Modifikationen gegeben und ſpätere Manichäer haben vielleicht den Manes als eine ſolche wiederholte Perſönlichkeit angeſehen.

[b]) Fauſtus der Manichäer hält alle neuteſtamentlichen Schriften für lange nach der Apoſtel Zeit untergeſchoben, und Auguſtin (T. VIII. p. 111) bekennt, ohne das Zeugniß der Kirche würde er auch nicht an die Evangelien glauben. Schl.

Geſandten Manes, und da kam wieder etwas ſupranaturaliſtiſches heraus.

Wie wir die Manichäer genauer kennen ſeit Auguſtin: ſo haben ſie vollkommen den Geiſt der chriſtlichen Kirche angenommen, nur daß ihr Cultus ſehr einfach blieb. Ihre Anſicht von der Materie konnte ſich nicht anders ausdrükken als in einer ihr entſprechenden Lebensweiſe, daher die Enthaltſamkeit bei ihnen eine große Tugend war, und es muß uns Wunder nehmen, daß ſie den katholiſchen Vorwürfe machen über ihre Enthaltſamkeit, Jungfrauſchaft, Faſten u. ſ. w. Das hing ſo zuſammen. Sie theilten ſich in zwei Klaſſen, auditores und genus sacerdotale, oder Illuminati, Electi. Nun gaben ſie nur den lezteren die Vorſchriften der Enthaltſamkeit, und daher polemiſirten ſie gegen die katholiſchen, die theilweiſe dem Clerus das auch vorſchrieben, es aber nicht ganz durchſezen konnten. Die Manichäer hielten ſich für conſequenter, indem ſie keinem die Enthaltſamkeit zumutheten, der nicht die Kraft dazu hätte; die Kraft dazu ſollte ſich erſt in ihnen ſelbſt zeigen.

Was die Polemik gegen ſie betrifft: ſo iſt die älteſte wol, von der wir Kenntniß haben, die des Arius, denn dieſer ſagt in einem Briefe an den Alexander, Er müſſe ſich des Ausdrukks ὁμοούσιος enthalten, um dem manichäiſchen auszuweichen; dieſe ſagten, Der Sohn ſei ein μέρος ὁμοούσιον τοῦ πατρός. Das iſt nicht ſo genau mit den Grundzügen ihrer Lehre in Uebereinſtimmung zu bringen, außer in wiefern das Licht im Raum vertheilt und daher ſelbſt untheilbar iſt. Arius hatte ſeine Schule in Alexandrien gemacht und konnte in Syrien Bekanntſchaft mit den Manichäern gemacht haben; die Manichäer waren nämlich von Perſien hereingezogen und in der übrigen Kirche noch nicht bekannt. Cyrillus von Jeruſalem in ſeiner ſechsten Katecheſe redet von einer Unterredung des Biſchof Archelaus mit dem Manes ſelbſt, die zwar älter ſein müßte, aber noch zweifelhaft iſt, da man von der Perſon des Manes ſelbſt gar nichts weiß, auch betrifft dieſes Geſpräch nur die Verehrung des A. T. Darauf folgt Titus, Biſchof von Boſtra, im Anfang des vierten Jahrhunders, der zuerſt eigens gegen ſie geſchrieben hat. Er hat ſeine Widerlegung gegen die allgemeinen Principien gerichtet und mehr dialektiſch durchgeführt. Er geht vom räumlichen Dualismus aus, Zwei Grundweſen müßten doch geſchieden ſein, denn ſonſt müßte eben vermöge ihrer Entgegengeſeztheit das größere von Anfang an darin begriffen geweſen ſein das geringere zu beſiegen. Wenn die gute und dunkle Seele alſo getrennt und beider Reiche eben ſo getrennt wären: ſo müſſe es ein drittes geben, was beide Reiche räumlich trennte, welches das eigentlich beſtimmende ſei. Da ſie dies aber nicht annähmen: ſo könnten ſie auch nicht zwei Grundweſen annehmen. Didymus von Alexandria, Schüler des Origenes, der ebenfalls gegen die Manichäer geſchrieben, geht eben ſo dialektiſch zu Werke. „Es könne nicht zwei Grundweſen geben, am wenigſten ein ungezeugtes böſes neben dem ungezeugten guten. Die Fähigkeit zum böſen müſſe doch vom höchſten Weſen herrühren, und Gott müſſe alſo auctor mali ſein. Zugleich weiſt er einen Unterſchied nach zwiſchen der katholiſchen Lehre vom Teufel, welcher durch den Mißbrauch der Freiheit gefallen ſei, und dem böſen Grundweſen." Nun hat doch aber Gott auch hier dem Teufel eine des Mißbrauchs fähige Freiheit und außerdem den Impuls zur Ergreifung des böſen gegeben. Aus dem Didymus hat Gregor von Nyſſa den größten Theil ſeiner 12 Syllogismen gegen Manes genommen. So wie wir ſie jezt haben, ſcheinen ſie nur Ueberſchriften zu weiteren Ausführungen zu ſein. Er ſagt, Zwei entgegengeſezte Weſen können nicht ἄφθαρτοι ſein, weil ſie ſich gegenſeitig aufheben. Gregor hat bei ſeiner katholiſchen Anſicht das ſelbſt nicht recht durchführen können, denn wir müſſen ſagen, Wenn du das annimmſt, daß böſes und gutes ſich aufheben, was muß aus dem böſen werden in der Welt? Wenn in Gott das gute iſt: ſo muß das böſe durch Gott aufgehoben werden, es muß eine ἀποκατάστασις πάντων ins gute hinein geben. — Die Polemik des Auguſtin gegen ſie müſſen wir in Vereinigung bringen mit dem Pelagianismus.

Schade iſt es, daß wir nicht mehr geiſtreiche Produkte von den Manichäern ſelbſt beſizen. Offenbar iſt der Manichäismus nicht eine von den natürlichen Ausartungen des Chriſtenthums, aber er hat eine Verwandtſchaft mit dem eigenthümlichen Typus deſſelben. Denn wenn wir uns erlöſungsbedürftig fühlen: ſo liegt hierin eine Andeutung davon, daß es eine andere Gemeinſchaft gebe und ein anderes Princip, worauf dieſe zurükkgeht. Die Grenze zwiſchen Chriſtenthum und Dualismus kann da ſchwer abgeſtekkt werden. Manichäiſche Andeutungen ſind ſpäter im Chriſtenthum wieder vorgekommen und fehlen zu keiner Zeit. Damals nun, als der Manichäismus ſo ausgebreitet war und wirklich dem Principe nach eine große Sittenreinheit ſich bewahrte und zugleich eine bedeutende Intelligenz, war es natürlich, daß ſich im Chriſtenthum ſelbſt ein Gegenſaz gegen den Manichäismus bildete, und das iſt eigentlich der innere Grund der pelagianiſchen Bewegungen, die um dieſelbe Zeit entſtanden, als der Streit gegen die Manichäer am lebhafteſten geführt wurde.

Eine Vergleichung nun des Manichäismus mit dem Muhamedanismus dürfte ſehr zum Vortheil des erſteren ausfallen. Beide entſtehen außerhalb des Chriſtenthums, aber mit Kenntniß deſſelben; der erſtere neigt ſich zum Chriſtenthum hin und löſt ſich zulezt ganz in daſſelbe auf, der Muhamedanismus dagegen nimmt eine dem Chriſtenthum ganz feindſelige Richtung an. Die Partei der Manichäer nahm immer mehr im vierten Jahrhundert ab; ſie verloren ſich nach und nach in der katholiſchen Kirche, Analogien davon werden wir aber noch ſpäter finden. Daß ſie nicht früher mit der katholiſchen Kirche ſich vereinigten, geſchah wegen ihrer Abneigung gegen die Superſtition in derſelben. Ihre äußere Geſchichte iſt ſehr einfach. Da die Manichäer Antimonarchianer waren: ſo wurde im voraus ihr

Princip als unchriſtlich behandelt, daher die Verhandlungen nur einzeln und in Schriften geführt wurden. Valentinian I. und Theodoſius I. verboten den Manichäern alle Verſammlungen und nahmen ihnen am Ende alle bürgerlichen Rechte. Dabei gingen auch manche Verwechslungen vor, daß man Chriſten, die in äußeren Dingen mit den Manichäern übereinſtimmten, mit ihnen verwechſelte, z. B. die Enkratiten, und ſo ſind viele Ungerechtigkeiten verübt worden. Unter Theodoſius II. wurden die Manichäer aus Rom vertrieben und ſehr verfolgt.

Wir kommen nun zum Auguſtinus, der die katholiſche
Kirche gegen die Manichäer und Pelagianer vertheidigte.
354 Seine frühere Geſchichte iſt nicht ganz bekannt. Er war 354 zu
Tagaſte in Numidien geboren, ſeine Mutter war eine Chriſtinn,
ſein Vater ließ ſich erſt ſpäter taufen. Er ſtudirte Grammatik
und Rhetorik in Madaura und Carthago, lernte aber nicht ordentlich
griechiſch. Der höhere Sinn ſcheint ihm zuerſt durch
Cicero geweckt worden zu ſein, da er aber viel von Chriſtus gehört
hatte, las er die Bibel, welche ihn anfangs nicht ſehr feſſelte.
374 Im zwanzigſten Jahre (374) wurde er Manichäer, was
er neun Jahre blieb. Zuletzt wurden die Manichäer ihm moraliſch
verdächtig, denn er hörte viel von Ausſchweifungen der geweihten;
ebenſo wurden ſie ihm dialektiſch verdächtig, da ſie ſich
nicht genügend gegen die katholiſche Kirche vertheidigen konnten,
die Auguſtin ſehr verachtete, und ebenſo auch wegen ihrer kosmologiſchen
383 Anſichten. Nun ging Auguſtinus nach Rom (383)
384 und von da (384) nach Mailand, wo er Ambroſius kennen
lernte. Dieſer ſcheint in ſeinen Predigten ihm eine ganz andere
Meinung von den katholiſchen beigebracht und ihn dem Chriſtenthum
erſt näher gebracht zu haben. Aus der manichäiſchen Symboliſirung
behielt er aber lange die Idee von Gott, und er geſteht
ſelbſt, er habe ſich das höchſte Weſen lange nicht anders
denken können, als eine ins unendliche verbreitete Subſtanz, ein
386 Lichtweſen, alſo räumlich. Um dieſe Zeit (386) erfolgte, was er

ſelbſt ſeine Bekehrungsgeſchichte nennt, Momente, welche der inneren Entwikklung eine beſondere Elaſticität gaben; einen ſolchen Moment Wiedergeburt zu nennen, iſt wol nicht Recht. Es entſtand eine Feſtigkeit des Entſchluſſes in ihm, die manichäiſche Gemeinſchaft zu verlaſſen und Chriſt zu werden, zugleich aber auch ſich der Enthaltſamkeit zu widmen und Mönch zu werden. Indem er den Entſchluß auf beides bezog, ſieht man, in welche Klaſſe er zu ſezen iſt. Er war damals 32 Jahr alt, verließ ſeine Geſchäfte, ging aber in kein Kloſter, ſondern beſchäftigte ſich anfangs noch viel mit weltlicher Weisheit und ſchrieb nach Analogie der ciceroniſchen Schriften **Quaestiones Tusculanas**, woraus hervorgeht, daß etwas wahrhaft feſtes und beſonnenes in jenem Momente war.

Von dieſer Zeit fängt ſeine Polemik gegen die Manichäer an (**Opp. Tom. VIII.**). Er wendete ſich an das pſychologiſche der Sache und fing mit dem Kampf gegen die beiden Seelen an, wovon eine ihrer Natur nach böſe ſein ſollte. Die früheren Polemiker, wie Didymus, hatten mit dem allgemeinen Dualismus angefangen, Das böſe ſei nicht in der Natur, ſondern müſſe als untergeordnete Erſcheinung angeſehen und vom freien Willen des Menſchen abgeleitet werden, ſo daß man dieſen Streit nicht anſehen könne als den Streit zweier verſchiedenen Naturen. Die Manichäer ſagten nun, Wenn Gott dem Menſchen, in dem die Möglichkeit zum böſen liege, einen ſolchen freien Willen gegeben habe: ſo müſſe man annehmen, daß das böſe mit dem Willen Gottes da ſei und daß Gott das böſe wolle. Dies iſt nie ganz vollkommen zu widerlegen. Hier hat es nun leicht geſchehen können, daß Auguſtinus ſich in dem pelagianiſchen Streit darüber vertheidigen mußte, daß er damals nicht pelagianiſch geſchrieben habe. In den mehrfachen Disputationen des Auguſtinus mit Manichäern, Fortunatus, Fauſtus, Secundinus, dreht ſich die Sache immer um dieſen Punkt. Den Secundinus hatte Auguſtin dahin gebracht zuzugeben, Die Seele ſündige durch ihren

Willen, indem ſie in das böſe einwillige. Wenn nun Auguſtin weiter gegangen wäre und auseinandergeſezt hätte, daß alſo das böſe eigentlich lediglich in dieſer Einwilligung liege, und daß kein natürlicher Impuls für ſie nothwendig wäre: ſo war alsdann die Sache ſo geſtellt, daß von der Nothwendigkeit der Annahme eines andern Grundweſens nicht mehr hätte die Rede ſein können. Das böſe tritt dann nur heraus als eine Erſcheinung im Zuſammenſein des ſinnlichen mit dem intelligenten, als eine Erſcheinung in dem Werden der Einigkeit beider, und ſo hätte es ſich ohne eine manichäiſche Annahme beſtimmen laſſen.

Die Manichäer gingen nun davon aus, Das böſe iſt nicht von Gott abzuleiten, alſo muß das, worin das böſe ſich zeigt, nicht von Gott ſein. Von der anderen Seite wollte Auguſtinus durch den Saz, peccatoribus recte dici posse, non esse ex Deo, dem vorbeugen, daß man ſage, Gott iſt gut, alſo auch das böſe gut. Daher hob er den freien Willen hervor, Der Menſch könne dasjenige wollen oder nicht wollen, was die Gerechtigkeit von ihm fordere; lezteres ſei die Sünde. Hier ſcheint er freilich in Widerſpruch zu kommen mit ſeinen ſpätern Behauptungen gegen Pelagius.

Pelagius war ein britiſcher Mönch **Morgan**, das heißt am Meere geboren, was er durch Pelagius überſezte. Die erſte britiſche Kirche war gar nicht italiſchen Urſprungs ſondern von Gallien aus geſtiftet, und hatte alſo den kleinaſiatiſchen Lehrtypus. Ihn hatte auch Pelagius und ſein Freund und Schüler **Cöleſtius Scotus** Beide waren nach Rom gekommen, wo ſie ſich erſt kennen lernten, und gingen nachher nach Afrika, von wo aus Pelagius ſich nach Paläſtina begeben wollte. Cöleſtius blieb in Afrika länger zurükk. Hier erhielt Pelagius den Auftrag, an eine reiche Jungfrau aus Afrika in Rom, Demetrias, ein Belobungsſchreiben wegen des ergriffenen Kloſterlebens zu ſchreiben, und in der Art, wie Pelagius dort über den freien Willen ſprach, fand Auguſtinus zuerſt etwas wider die chriſtliche

Lehre. Er hatte aber durchaus nicht die Abſicht, etwas neues zu ſagen. Scholien über die pauliniſchen Briefe, wahrſcheinlich von ihm, ſtehen unter den Schriften ſeines großen Gegners Hieronymus; dieſe Scholien hat er wahrſcheinlich in England oder doch in Rom geſchrieben, und dieſe enthalten ſchon ähnliche Ideen. In dem Briefe an Demetrias redet er von einem bonum naturae, den an und für ſich guten Anlagen der menſchlichen Natur, und ſagt, Wenn man dieſe nicht dem Menſchen auseinanderſeze: ſo wiſſe er auch nicht, woher er die Kraft zum guten nehmen ſolle. Er beruft ſich, um dies zu beweiſen, zuerſt auf das Gewiſſen, das nie ſterbe, wenn es auch bisweilen verdunkelt werde; auf das allgemeine Trachten aller Menſchen, das Gewiſſen zu befriedigen, wie dadurch das Geſez, Recht und Ordnung zum Vorſchein gekommen. So etwas war immer gelehrt worden und war nichts verwerfliches. Aber die Gnade Gottes iſt nichts von jenem bonum naturae verſchiedenes, ſondern ein Verſtärkungsmittel deſſelben. Etwas anderes war, wie Pelagius die Gemeinſchaft in Chriſto im Verhältniß ſezte zu dieſer Natur. Er betrachtete jene als ein Stärkungsmittel von etwas, was der Menſch durch ſeine Natur empfangen; die Gnade Chriſti ſei Unterricht, Wiedergeburt *), Reinigung, Beiſpiel und die größere Befeſtigung im guten durch die Gemeinſchaft. Das hatte die Tendenz, jeden Schein von Widerſpruch zwiſchen Vernunft und Offenbarung zu heben, und hatte in ihm ſeinen guten Grund, indem es zugleich diente, die Autorität des alten Teſtaments feſtzuhalten.

Beides würde nicht den Streit auf dieſe Weiſe erregt haben, wenn nicht Cöleſtius auf dieſe Weiſe in Carthago hätte Presbyter werden wollen; da wurde ihm aber ſeine Abweichung von der dortigen Lehrweiſe gezeigt, und er mit dem Pelagius auf einer Synode zu Carthago (412) verdammt. Cöleſtius hatte 412

---

*) Verſteht er darunter mehr als Aufnahme in die chriſtliche Gemeinde? Schl.

viele Säze behauptet, die Pelagius ſelbſt zu Diospolis nachher verdammte und die den eigentlichen Pelagianismus ausmachten. Pelagius ſelbſt war alſo eigentlich kein Pelagianer. Man gab dem Cöleſtius Schuld behauptet zu haben, 1) Adam ſei ſterblich erſchaffen geweſen, und wir ſtürben nicht wegen ſeines Todes noch wegen ſeiner Schuld, ſondern wegen der Einrichtung der menſchlichen Natur. So wie wir ohne die Schuld Adams ſtürben: ſo ſtänden wir auch ohne das Verdienſt Chriſti auf. 2) Die Sünde Adams habe nur ihm ſelbſt geſchadet, den andern Menſchen nicht; die Kinder ſeien bei der Geburt ſo rein wie Adam vor dem Falle. Er behauptete auch, das ſeien theologiſche Fragen, über die jeder denken könne wie er wolle. 3) Auch vor der Ankunft Chriſti ſeien Menſchen ohne Sünde geweſen, und man könne durch das Geſez eben ſo gut in das Himmelreich kommen wie durch das Evangelium. Cöleſtius ging vom bonum naturae aus und ſagte, Es wäre hier das gute das, welches, wenn der Menſch dieſem gemäß lebe, die göttliche Belohnung nach ſich ziehen müſſe; im Geſeze werde die Idee des guten vorgehalten, und wenn der Menſch danach lebe, könne er ins Himmelreich kommen. Das war ein Saz, der eigentlich nur den Manichäern und Gnoſtikern entgegentreten ſollte, welche das Geſez zu ſehr herabwürdigten. Dagegen war die katholiſche Kirche auch geweſen, und Pelagius hatte es gewiß auch nur ſo behauptet, aber die Form war nicht kirchlich. Man konnte daraus folgern, das Evangelium ſei überflüſſig für die Seligkeit. Pelagius erklärte ſich zwar dagegen, und Cöleſtius ſuchte dieſe Säze auch nur in einem gewiſſen Grade zu behaupten, Daß der Menſch, der dem Geſez gemäß lebt, unmöglich darum verdammt werden könne. Daraus ging nachher die Behauptung einer zwiefachen Seligkeit hervor, ſolcher, die am Chriſtenthum Theil nehmen, und ſolcher, die entfernt davon ſterben. Das hatte eine löbliche Tendenz und wollte die abſolute Verdammniß der lezteren vermeiden.

Wenn wir nun der Sache, wie ſie Auguſtin behandelt, näher treten wollen: ſo müſſen wir das Verhältniß des Pelagianismus und Manichäismus betrachten. Pelagius iſt, wie die Manichäer von einer ſymboliſchen Naturphiloſophie, ſo von einer etwas flachen Moralphiloſophie [a]) ausgegangen, welcher zugleich der mönchiſche Charakter aufgeprägt iſt, daß unterſchieden würde eine gemeine Sittlichkeit aller Menſchen und eine höhere aſcetiſche, die nicht allen Menſchen zugemuthet, ſondern zu der ſie nur aufgefordert werden können. So unterſchied Pelagius das gute, was befohlen, das böſe, was verboten iſt, zwiſchen denſelben ein mittleres. Schon von dieſer Seite ſieht man, daß der Pelagianismus nicht als etwas abſolut neues angeſehen werden kann; das ganze Mönchsthum iſt eigentlich nichts anders. Wenn alſo nicht die Lehren geweſen wären, die in der katholiſchen Kirche ſo feſt ſtanden, von überverdienſtlichen Werken und dergl., ſo würde er nicht darauf gekommen ſein. Wenn man dem Menſchen zugiebt, darüber hinaus, was ihm Gott vorſchreibt, gutes zu thun: ſo muß man ihm eine hohe Natur zuſchreiben. Das vermochte auch nicht Auguſtin an der Wurzel anzugreifen, und ſo müſſen wir behaupten, alle Mönche und die ganze katholiſche Kirche iſt pelagianiſch; den Pelagianern ſchienen dagegen die katholiſchen in ihrer Polemik manichäiſch zu ſein. Auguſtin ſelbſt drang gegen die Manichäer darauf, daß die Sünde in der Einwilligung beſtehe, nicht in der Natur, und daß ſie nicht Sünde ſei, wenn ſie nicht freiwillig ſei. Das war immer etwas pelagianiſches, denn Pelagius behauptete, Wenn die Sünde keine Veränderung der menſchlichen Natur ſei, müſſe ſie urſprünglich in der menſchlichen Natur begründet ſein. Wenn nun die katholiſchen behaupteten, daß das bonum naturae verändert worden ſei: ſo ſtellten die Pelagianer die Frage ſo, Woher die Natur habe geändert werden können? Die Natur müſſe doch das in ſich gehabt haben, was ſie änderte; das, meinten ſie, müßten die katholiſchen zugeben.

---

[a] Die Dürftigkeit der moraliſchen Anſicht, welche bei den Pelagianern zum Grunde liegt, beſteht wol darin, daß, indem man mit der Reflexion gar nicht bis in die Tiefe des chriſtlichen Bewußtſeins hinabſtieg, ſondern mehr bei der Betrachtung der äußerlichen Reſultate ſtehen blieb, ſich der Unterſchied verbergen konnte zwiſchen dem, was vor Chriſto und abgeſehn von ihm als Vermögen der menſchlichen Natur, und zwiſchen dem, was als Reſultat der Erlöſung erſcheint. Bisher hatte ſich die Reflexion über dieſe Region weniger erſtreckt. Schl.

Daß Auguſtin ſchon vor dieſem Streite dieſelbe Meinung von dieſem Punkte hatte über die Unfähigkeit der menſchlichen Natur zum gottwohlgefälligen ohne den Beiſtand des heiligen Geiſtes, ſieht man aus einer älteren Schrift an den Biſchof von Mailand Simplician, de diversis quaestionibus libri duo, Der Menſch ſei außer Stand dem göttlichen Geſez zu genügen, und brauche Hülfe dazu. Er dringt darauf, daß Gott auch das Wollen im Menſchen bewirken müſſe. Von der Prädeſtination ſagt er, daß Gott Menſchen erwähle, die erſt gerechtfertigt werden ſollten, er erwähle aus der massa perditionis. Ja er ſagt in dieſen Antworten, Indem er im Begriff geweſen, die Fragen zu beantworten, ſei es ihm durch göttliche Eingebung klar geworden, daß auch ſchon der Anfang des Glaubens eine Wirkung Gottes ſei. Die ſchlechte Schriftauslegung dabei ſchadet der Sache nicht. Seine Polemik gegen die Pelagianer entwikkelte ſich alſo aus ſeiner ganzen Anſicht heraus, wie er nur immer das feſtgehalten, was er in de litera et spiritu ſagt, Chriſtus ſei die göttliche Gnade, habe uns aber auch die Luſt und Liebe zum göttlichen mitgetheilt, und das ſei der Geiſt, der Unterricht der Buchſtaben. Da er aber dabei noch in der äußeren Gerechtigkeit der Kirchenlehre befangen war und zwei Klippen vermeiden mußte, konnte er ſich nicht ganz frei bewegen. Daher machte er auch Conſequenzen, um ſeine Gegner in ein nachtheiliges Licht zu ſezen; ſo ſagte er gegen Pelagius erſten Brief, Es ſeien darin auch Irrthümer in Bezug auf die Trinität, die ſchon von der Kirche entſchieden war; denn jeder thue der Dreieinigkeit Abbruch, der das gute, welches aus Gott iſt, nicht von ihm herleitete [a]).

Er machte den Streit, um die Kirche auf jede Weiſe von Irrthümern frei zu halten, auch äußerlich auf kirchlichem und bürgerlichem Wege durch Strafmittel, obgleich der Irrthum nur durch Widerlegung unterdrükkt wird. Auguſtinus ſchikkte den Spanier Oroſius von Hippo aus dem Pelagius nach Paläſtina nach, um den Hieronymus mit hineinzuziehen, obgleich beide Männer verſchiedener Meinung über den Urſprung der Seele waren. Hieronymus behauptet eine Erſchaffung der einzelnen Seelen mit dem Körper, womit freilich die Erbſünde ſchwer zu vereinigen war; Auguſtinus war Traducianer und behauptete die Abſtammung jeder Seele von der des Adam [b]). Hieronymus ging in den Streit ein, erklärte des Pelagius Lehre für origeniſtiſch und ſchrieb drei Bücher gegen ſie, freilich viel gehaltloſer als Auguſtinus. Um dieſe Zeit wurde die Synode gegen den Cöleſtius gehalten, von der Cöleſtius an den römiſchen Biſchof Innocentius appellirte; ein übles Beiſpiel, da er nicht zum römiſchen Sprengel gehörte. In Paläſtina kam die Sache durch Hieronymus vor den Biſchof Johannes von Jeruſalem. 415 Dieſer hielt bloß eine Verſammlung mit ſeinem eigenen Clerus, und in derſelben geſchah nichts weiter, weil man nicht lateiniſch verſtand; die Sachen waren nämlich lateiniſch geſchrieben. Pelagius konnte ſich ſehr gut rechtfertigen, aber die Ankläger zogen ſich hinter die Latinität zurükk, und es wurde beſchloſſen, das ganze an Innocentius zu verweiſen und ſich nach ihm zu richten. Dem römiſchen Biſchof war die Sache ſehr willkommen, und er that, als verſtände ſich das von ſelbſt.

---

[a] Dadurch konnte jeder irrende ein Antitrinitarier werden. Was aber Pelagius mit der Gottheit des heiligen Geiſtes machen will, ſehe ich nicht ein. Aus ſeinem Buche de fide Trinitatis Liber III. iſt nichts übrig. — Auguſtin ſelbſt vergleicht die Trinität mit Sein, Bewußtſein und Liebe; ſo nennt er auch den heil. Geiſt als dritte Perſon die Heiligkeit der beiden andern. Schl.

[b] Ep. CXC. lehrt Auguſtin, Man dürfe eine Schöpfung der Seelen mit dem Leibe nur annehmen, wenn man ſie dabei begreiflich machen könne. Schl.

Indeß wurde in Paläſtina noch eine eigene Synode unter Eulogius von Cäſarea zu Diospolis gehalten, auf Veranlaſſung zweier abgeſezter galliſcher Biſchöfe, Hero und Lazarus, welche dorthin kamen und den Pelagius verklagten. Hier lehnte Pelagius mehrere Säze des Cöleſtius ab, die von ſeiner Anſicht wol nicht zu trennen ſind und die er auch mit leichter Mühe hätte rechtfertigen können, z. B. daß die göttliche Gnade im freien Willen, Geſez und Unterricht beſtehe und nicht zu einzelnen Handlungen ertheilt werde, ſonſt müßte ja die Gnade immer zurükkgezogen werden. Er behauptete auch den Saz, Daß den Menſchen die Gnade nach Verdienſt zuertheilt werde; denn wenn wir alles durch die Gnade thäten: ſo würde die Gnade und nicht wir überwunden, wenn wir ſündigten. Das erklärte er anderwärts ſo, Der Menſch bekomme die Gnade dadurch, daß er etwas für ſich ſelbſt verſuche, und auch Auguſtinus hatte ſelbſt früher geſagt, daß nur der Hülfe erhalte, der auch freiwillig etwas verſuche. Deshalb wol behauptet Auguſtinus, daß Cöleſtius ſchärfer und offner, Pelagius feiner und ſchlauer ſei. Es wurde noch 416 eine Synode zu Carthago und eine zu Mileve in Afrika gehalten, wo man ſich beſonders mit Conſequenzen beſchäftigte. In ihren Verdammungsurtheilen, die ſie an Innocentius ſchikkten, erklärte ſie, Es folge aus Pelagius Säzen, daß man zur Erlangung des ewigen Lebens Gott nicht um Beiſtand zu bitten brauche, und daß den Kindern die Taufe nichts dazu helfe. Pelagius ſelbſt aber ſagt, Er habe immer behauptet, daß die Kinder der Taufe benöthigt wären.

Innocentius trat nun dem Urtheil der afrikaniſchen Kirche bei, und ſchloß Pelagius und Cöleſtius von der Kirchengemeinſchaft aus. Die Sache dauerte nicht lange. Pelagius rechtfertigte ſich ſchriftlich, daß man ihm falſche Säze Schuld gegeben, und

Cöleſtius ging ſelbſt als epheſiniſcher Presbyter zum römiſchen
Biſchof Zoſimus, des Innocentius Nachfolger ſeit 417. Dieſer 417
rechtfertigte beide und erklärte Auguſtinus Theorie über die Erbſünde für eine unweſentliche Frage. Darin hatte er Recht. Man muß unterſcheiden die Lehre von der Unfähigkeit der menſchlichen Natur zum guten, abgeſehen von der Gnade in Chriſto, welche die Grundlage der occidentaliſchen Dogmatik iſt, und die Lehre von dem Anerben der Sünde, welche leztere ſchon auf einer beſtimmten Theorie von den Seelen beruht, die in einer Dogmatik nicht vorkommen kann und rein philoſophiſch iſt.

In Afrika kehrte man ſich an Zoſimus nicht, ſondern 418 418
wurde eine neue Synode zu Carthago gehalten und ein neues Anathema gegen Cöleſtius Säze ausgeſprochen. Die Synode iſt merkwürdig in Hinſicht des Anathematiſirens. Es war ſchlimm, daß man die Sache auf Adam zurükgeſchoben hatte, auf ein altteſtamentliches Buch, wo keine eigentliche Lehre und Geſchichte war. Die Synode anathematiſirte alle, die behaupten würden, Adam ſei ſterblich geſchaffen, und die, welche die Abſtammung der Sünde von Adam in den neugeborenen leugneten. Sie anathematiſirte auch die Meinung, daß die Gnade bloß Erkenntniß, nicht auch erhöhter Wille ſei. Das iſt noch der einzige ordentliche Punkt. Das willkürlichſte iſt aber, daß ſie einzelne Exegeſen von Bibelſtellen der Pelagianer anathematiſirte. Gleichzeitig hatte man geſucht, ein Geſez vom Honorius gegen Pelagius und Cöleſtius und mehrere Anhänger auszuwirken. Es wurde das ein Reſponſum genannt und Honorius gebrauchte dazu einen kaiſerlichen Beamten, Valerius, Freund des Auguſtinus. Wie nun ein kaiſerliches Edikt erſchienen war, welches Pelagius und Cöleſtius aus Rom verbannte und ihre Anhänger in Anklageſtand verſezte, änderte auch Zoſimus ſeine Meinung und legte ſeine Erklärung ſeinen Geiſtlichen in einem Umlaufsſchreiben vor. Julianus, Biſchof von Eclanum in Campanien, aber mit achtzehn anderen, wahrſcheinlich italiſchen, Biſchöfen verweigerten

die Unterſchrift ſeines Circular-Anathema und erklärten, Sie könnten ſich nicht dazu verſtehen ein peccatum naturale anzunehmen und daß der Menſch in die Sünde geſtürzt werde, was doch geſchehe, wenn der Menſch darin geboren werde[a]. Sie waren eigentlich auch nur ſtreng antimanichäiſch, und würden nicht den Schritt gethan haben, wenn Auguſtinus nicht gerade den Streit auf dieſen Punkt geſchoben und ſo das Uebel ärger gemacht hätte.

Wir kehren zur inneren Entwikklung der Polemik zurükk. Auguſtinus hatte im Streite gegen die Manichäer behauptet, daß der freie Wille nicht licentia peccandi ſei, ſondern die Sünde im freien Willen ihren Urſprung habe, ſonſt ſei ſie keine. Jezt kam er mit ſeinem freien Willen ins Gedränge und ſuchte daher den Streit über dieſen Punkt zu vermeiden. Er knüpfte zuerſt die Sache an die Taufe an und ſagte, Wenn die Kinder nicht die Sünde in ſich hätten: ſo könnte man nicht ſagen, daß ihnen die Taufe nothwendig wäre. Er ſezte das alſo voraus als etwas allgemein einverſtandenes; in der Praxis war es freilich ſchon allgemein, in der Theorie noch neu. Nun ſagte er, Für die, welche die Taufe nicht empfangen haben, gäbe es keine Mittelſtraße; ſie ſeien nicht bei Chriſto, gehörten alſo dem Teufel[b]. Daher könne man nicht von einem bonum naturae reden wie Pelagius. Wenn man nun fragte, Wie Gott dabei zu rechtfertigen ſei, da mehrere Kinder ohne ihre Schuld ungetauft ſterben: ſo verbarg' er ſich dahinter, daß das göttliche Verfahren ſelbſt die Gerechtigkeit ſei; man könne daher ihm keinen Vorwurf machen, wenn man die Urſache davon auch nicht begreifen könne. Pelagius behauptete, daß, wenn die Taufe die Erbſünde hier wegnehme, wenigſtens die Kinder getaufter Eltern müßten ohne Erbſünde geboren werden, weil jene nicht fortpflanzen konnten, was ſie nicht hatten; und wie Gott, der eigene Sünden vergebe, fremde Schuld zurechnen könne? Dies fand Auguſtin ſelbſt unwiderleglich, meinte aber, die Schrift ſei zu beſtimmt dagegen. — Ueberall ward hier die Perſönlichkeit einzeln genommen; allein dies war nicht das, was man ihm auf der andern Seite vorwarf. Auguſtinus, der auf Adam zurükkging, faßte nun die Differenz beſonders darin zuſammen, daß er fragte, Ob der Menſch durch das Beiſpiel oder die Anſtekkung Adams geſündigt habe? und lezteres trieb er ſo weit, daß er nach Römer V, 12 behauptete, daß alle Menſchen ſchon in Adam mitgeſündigt hätten.

---

[a] Dem Julian iſt die Erlöſung und die Taufgnade die Sündenvergebung und die Stärkung des guten Willens. — Die Einwendung des Julian, Warum Adam durch eine böſe Handlung das Vermögen zum guten verloren und nicht durch vorgängige gute Handlungen das Vermögen zu ſündigen, beantwortet Auguſtin ſchlecht durch unpaſſende Beiſpiele aus andern Gebieten. Schl.

[b] Auguſtin beruft ſich auch auf den Exorcismus als einen Beweis, daß die Kinder dem Teufel angehören. — Merkwürdig iſt, daß er ſein Buch de peccatorum meritis et remissione zugleich das Buch von der Kindertaufe nennt. Schl.

Um eine Ueberſicht des Streits zu bekommen, müſſen wir das unrichtige auf beiden Seiten kennen lernen. Auguſtinus, der den freien Willen von der Concurrenz der Gnade entfernen wollte, gerieth auf die Härte, die ſich in ſeiner Prädeſtinationslehre ausſprach. Ausgehend davon, daß die Menſchen ſeit Adams Verſündigung eine massa perditionis bildeten, ſagte er, daß Gott aus derſelben ſich mehrere erwählte, über die übrigen ſei es ein gerechtes Gericht Gottes. Wenn man ihm einwendete, daß auch Chriſten abfielen: ſo ſagte er, Ihnen ſei nicht das donum perseverantiae gegeben; welche dies beſäßen, könnten nicht vom böſen überwunden werden, ſondern ihr Wille würde durch die göttliche Gnade indeclinabiliter und insuperabiliter getrieben. Ebenſo war es damit, daß er eine göttliche Vorherbeſtimmung zum Tode vermöge der Erbſünde ſezte. Darauf kam er, bloß um den Tod der ungetauften Kinder zu rechtfertigen, ganz über das Gebiet des Bewußtſeins, worauf der Begriff der Schuld nur bezogen werden kann, hinausgehend. Sehr ſchön beſeitigte er den Punkt, wenn man ſagte, Es ſei thöricht, Menſchen, die nicht das donum perseverantiae hätten, vor dem Falle zu warnen, indem er ſagte, Es komme hier nicht auf den Erfolg an; der Menſch müſſe es thun, weil er es nicht laſſen könne; ob es wirke oder nicht, hinge von der göttlichen Vorherbeſtimmung ab. — Ein anderer Abweg war der. Pelagius in ſeiner Beſchreibung des bonum naturae zählt die ſinnlichen Triebe, abgeſehen von ihrem Mißbrauche mit zu dieſem bonum. Auguſtinus konnte nun ſagen, Sie ſeien nur durch die Erbſünde verderbt worden, aber er behauptete, daß die ſinnlichen Begierden ſelbſt etwas ſündliches ſeien; es war das etwas verborgen manichäiſches. Er behauptet (de nuptiis et concupiscentia), daß die Ehe an ſich etwas heiliges und unauflöslich, die ſinnliche Befriedigung des Geſchlechtstriebes aber nur als eine erlaßliche Sünde anzuſehen ſei. Ohne Sünde würde es keine Geſchlechtsluſt gegeben haben. Gegen den Pelagius ſagte er daher, Wenn man dächte, Adam habe im Paradies nicht geſündigt, nähme aber die Geſchlechtsluſt als gut: ſo heiße dies das Paradies mit Geilheit, Geburtsſchmerzen und Leichenbegängniſſen anfüllen. Es lag hierin alſo ſchon eine Vorliebe für die Mönchsenthaltſamkeit.

Den Pelagianern ihrerſeits — und hier iſt man nur in wenigen Punkten auf den Pelagius ſelbſt zurückzugehen berechtigt — fiel, als Auguſtinus den Streit mit der Taufe anfing, daß die ungetauften verdammt ſein müßten, gar nicht ein, dieſe Sache bei der Wurzel anzugreifen und zu ſagen, Was die Schrift in der Taufe verheiße, bezöge ſich nicht auf die Taufe der Kinder, ſondern auf eine Taufe, die den Glauben, alſo Erkenntniß, vorausſezt. Sie waren hier zu feſt durch die kirchliche Praxis gebunden, und es blieb ihnen nichts übrig zu ſagen als, Die ungetauften würden nicht verdammt, ſie könnten aber auch nicht in das Himmelreich eingehen, zu deſſen Eintritt Chriſtus die Taufe eingeſezt hätte. Daher nahmen ſie ihre Zuflucht zu einem doppelten Zuſtande, Seligkeit und Himmelreich, das erſte bloß als Negation der Verdammniß. Hätten ſie dieſe nur nicht ewig geſezt: ſo wäre das eine richtige Vorſtellung geweſen. Die andere Auskunſt von einer Beſſerung nach dem Tode war ihnen verſchloſſen wegen der Ewigkeit der Verdammniß a). Sie ſagten ferner, daß eine *göttliche Gnade*, welche ſo feſt beſtimmt ſei wie die des Auguſtinus, ein Fatum ſei, wie die manichäiſche Theorie, wo die guten und ſchlechten Seelen ſo gemiſcht ſind, daß das gute nie die Oberhand bekommen kann; der Menſch könne danach die Sünde nicht vermeiden. Hierin liegt aber eine Blindheit des Pelagius; auf ein ſolches Fatum hätten ſie eben ſo gut kommen müſſen, wenn man ſie darauf geführt hätte, daß auf den menſchlichen Willen auch die äußern Umſtände den größten Einfluß hätten. Sie hätten dann müſſen im Willen eine abſolute Freiheit annehmen, wie Auguſtin ein abſolutes göttliches Dekret hatte.

Ein zweiter Fehler war: Indem die Pelagianer vom *freien Willen* des Menſchen ausgingen, dabei aber den Einfluß der *göttlichen Gnade* nicht leugnen wollten, ſtellten ſie die Sache ſo, Die göttliche Gnade ſei nicht ſo willkürlich, wie ſie Auguſtinus annehme, ſondern wo der freie Wille nur das gute anfange, habe er ſich des göttlichen Beiſtandes zu erfreuen; ſo könne geſagt werden, daß der Menſch durch die von ſeinem freien Willen ausgehende Thätigkeit ſich die göttliche Gnade verdiene. Im Willen und im guten Werke beſteht das Lob des Menſchen, die Möglichkeit aber des Wollens und Vollbringens kommt von Gott. Daraus kann man folgern, daß diejenigen, die zur Heiligkeit nicht gelangten, darum verdammt würden, weil ſie durch das nicht Gebrauchen des freien Willens die göttliche Gnade nicht verdient hätten. Danach war aber die göttliche Gnade entweder bloß Schein, oder ſie beſtand bloß im Unterricht und im Geſez, wie auch die Pelagianer annahmen. Damit ſtimmt jedoch die Erfahrung keineswegs.

---

a) *Hieronymus* wirft es dem Pelagius als einen unausſtehlichen Saz vor, daß am Tage des Gerichts die ungerechten und Sünder zum ewigen Feuer ſollten verdammt ſein. Schl.

So gingen beide Anſichten ſtatt ſich zu nähern immer weiter auseinander. Es war gut und auch nicht leicht zu vermeiden, daß Auguſtin es ſelbſt merkte, wie er in die Mitte geſtellt wurde zwiſchen dem manichäiſchen und pelagianiſchen, und das katholiſche beiden gleich entgegengeſezt ſein müßte. Er ſagt (contra duas epistolas Pelagianorum), Der Manichäismus leugnet, daß Gott Schöpfer aller Creaturen ſei; der Pelagianismus, daß Gott der Erlöſer jedes Alters ſei; weil nämlich die Pelagianer leugneten, daß alle ungetaufte verdammt würden: ſo leugneten ſie auch, daß die Taufe die Bedingung zur Seligkeit ſei; was ſie aber nicht zugaben. Die katholiſchen verwarfen beides. Hiergegen konnte ihm der Pelagianismus einwenden, Nach ihm ſei Gott der Verdammer jedes Alters, da verdammt würde, wer nicht zur Seligkeit prädeſtinirt ſei. Ferner in Bezug auf den freien Willen, Die Pelagianer behaupteten, auch die böſen Menſchen hätten einen hinreichenden Willen das gute hervorzubringen; die Manichäer leugneten, daß der gute Menſch durch ſeinen freien Willen böſe geworden ſei, die katholiſchen verwürfen beides [a]). Zwei Conſequenzen, die beide Parteien nicht behaupteten. Dagegen iſt die auguſtiniſche Lehre ganz die manichäiſche, denn wer das donum perseverantiae nicht habe, ſei auch nicht gut. Wenn Auguſtinus ferner behauptete, daß die menſchliche Natur durch Adams Fall verdorben ſei: ſo ſagte der Pelagianismus dagegen, daß das gute in der menſchlichen Natur je länger je mehr wachſe auch ohne Chriſtum. Nahmen ſie das gute äußerlich, das Werk nicht die Geſinnung: ſo thaten das die katholiſchen auch, Man müſſe milde Sitten, beſſere bürgerliche Ordnung, überhaupt die justitia civilis als ſolche Verbeſſerungen der menſchlichen Natur anſehen. Das behaupteten ſie von den Menſchen im allgemeinen, nicht von den verderbten Menſchen; ſie würden alſo die Conſequenzen des Auguſtinus nicht zugegeben haben. Auguſtinus verfiel ſo öfters in Sophiſtereien, wenn auch in unbewußte, in der Verwechſelung der Begriffe und im Vergeſſen, daß der Ausdruck bei ihm nicht bedeute, was er bei jenen bedeutet.

---

[a]) Jezt behauptete Auguſtin (ibid.), der freie Wille ſei nicht durch die Sünde untergegangen, ſondern zeige ſich noch, aber im Sündigen. Ehedem wollte er nicht zugeben, daß der freie Wille licentia peccandi ſei. Schl.

Wie haben wir nun den ganzen Streit anzuſehen, wenn in Conſtantinopel vom Hofe aus Geſeze gegen die Pelagianer erlaſſen wurden [a]), und ſelbſt Männer, die mit Pelagius übereinſtimmten, wie Theodorus von Mopſueſtia ſich beſtimmen ließen, Cöleſtius und Julian zu anathematiſiren? Theodorus behauptete, Es verſtände ſich exegetiſch von ſelbſt, daß Adam ſterblich geſchaffen ſei; ſechs Stunden nach ſeiner Schöpfung habe er geſündigt, und für dieſe werde ihn Gott nicht unſterblich geſchaffen haben. Es ſtände ja auch gar nicht da, daß die Strafe der Sünde die Sterblichkeit ſei, Gott ſage nicht, du ſollſt ſterblich werden, ſondern du ſollſt ſterben. Auch habe ja Gott dem Teufel die Unſterblichkeit gelaſſen." Dieſer verdammte beide Männer wahrſcheinlich wegen der Säze des Cöleſtius, daß das Geſez die Menſchen eben ſo gut hätte zur Seligkeit führen können wie das Evangelium, weil dadurch das Chriſtenthum als eine zufällige Anſtalt erſchien, und, daß das Chriſtenthum bloß im Unterricht beſtehe. Der Effect des ganzen Streites blieb aber in der lateiniſchen Kirche, und es entſtand in der griechiſchen gar keine ſolche Spaltung. Ein pelagianiſcher Kirchenlehrer, Anianus, als kirchlicher Ueberſezer aus dem griechiſchen ins lateiniſche bekannt, behauptete wol nicht mit Unrecht, daß alle Lehrer der griechiſchen Kirche ſeit Chryſoſtomus Pelagianer geweſen, weil ſie die göttliche Gnade und den freien Willen des Menſchen immer zu vereinigen geſucht. Die Sache konnte aber nicht da bleiben, wohin eine von den Parteien ſie geführt hatte.

---

[a] Auf der Synode zu Epheſus (431) waren Cöleſtius und Pelagius anathematiſirt worden. Pelagius ſelbſt verſchwindet bald nach der Synode von Dioſpolis, Cöleſtius ward im ganzen griechiſchen Reich bei Hofe durch Marius Mercator verfolgt und von Theodoſius II aus Conſtantinopel nebſt Julianus verbannt. Schl.

Fragt man nun, welcher Zuſtand beſſer war, der in der griechiſchen oder der in der occidentaliſchen Kirche: ſo müſſen wir uns für die lezte erklären. Nur hier wurde es recht deutlich, daß ein eigenthümliches Heil in Chriſto ſei, welches jedoch nur darin liege, daß die Menſchheit eines Guten durch die göttliche Gnade in Chriſto fähig iſt, welches ſonſt nicht vorhanden iſt; wogegen in der griechiſchen Kirche das Bewußtſein, daß ohne Chriſtum die menſchliche Natur für die höheren Güter unfähig geblieben wäre, nicht klar wurde. In der griechiſchen Kirche aber blieb das ſtets dunkel und zeugt von einer Unfähigkeit zur dogmatiſchen Entwikklung, wie überhaupt das Talent der dogmatiſchen Reflexion ſich überwiegend in der lateiniſchen Kirche fixirte.

Auguſtins lezte Schriften gehen gegen die Semipelagianer, welche damals entſtanden, und den Saz ſo ſtellten, Gott beſtimme die Menſchen vorher zur Seligkeit nach ihrem vorhergeſehenen Glauben oder Unglauben. Der auguſtiniſche Lehrbegriff war nachher in der calviniſchen, der ſemipelagianiſche in der lutheriſchen im Gegenſaz gegen jene und in der katholiſchen, der pelagianiſche in der armeniſchen Kirche herrſchend. Wir werden bei Gottſchalk noch einmal darauf zurükkehren.

Origeniſtiſche Streitigkeiten.

Wenn die pelagianiſchen Streitigkeiten rein ſpeculativ waren, die Hauptpunkte der chriſtlichen Lehre ins Klare ſezen ſollten: ſo waren die origeniſtiſchen Streitigkeiten bloß aus einem perſönlichen und localen Intereſſe herrührend, die ihren Urſprung hatten im afrikaniſchen Mönchsweſen. In dieſem Welttheile, beſonders in den Wüſten Aegyptens, hatte das Mönchsweſen ſehr überhand genommen. Zwei Parteien ſtanden ſich hier gegenüber, die eine in einem Anthropomorphismus befangen, die andere den Lehren des Origenes folgend. Des **Origenes** Lehren waren immer fortgeſetzt worden durch Männer wie Euſebius Pamphili und Pierius; manche Lehren deſſelben waren indeß nach ſeinem Tode heftig angegriffen worden, z. B. von **Methodius** (ſt. 311), aber es war in der Kirche keine Idee davon ihn zu verketzern. 311 Jetzt hatte das Mönchsweſen indeß einen großen Umfang genommen, ſo daß man auch eine ähnliche Lebensart bei dem Clerus einzuführen ſtrebte. In der ägyptiſchen Wüſte hatte die Zahl der Mönche beſonders überhand genommen und bedeutenden Einfluß erlangt. Einige benutzten ihre Ruhe zu Studien der Wiſſenſchaften, andere aber ſuchten durch Kaſteiungen die Seligkeit; gegenſeitig nannten ſich beide Parteien **Origeniſten** und **Anthropomorphiſten**. Von Origenes war bekanntlich die wiſſenſchaftliche Bildung in Aegypten ausgegangen; die anderen konnten ſich Gott nicht anders als unter menſchlicher Geſtalt nach dem A. T. denken, und die Erklärungen des Origenes waren natürlich Ketzereien.

In demſelben Anthropomorphismus war **Epiphanius***) befangen, und er machte zuerſt die Orthodoxie des Origenes verdächtig. Sein Werk wider die Ketzereien hat manche geſchichtliche Verdienſte, aber er hatte ſich in ſein Werk verliebt und eine beſondere Sucht nach Ketzereien bekommen, ſo daß ſein Buch ſehr vieles enthält, was nie exiſtirt hat; dabei war er von beſchränktem Verſtande. Daneben aber lebte er ſehr ſtreng und glaubte buchſtäblich, wodurch er ein großes Anſehn erlangt hatte. In den athanaſianiſchen Streitigkeiten hatte er einen heftigen Widerwillen gegen Origenes bekommen, und beſchloß ſein ganzes Anſehn gegen ihn zu gebrauchen. Auf ſeiner Reiſe nach Jeruſalem fand er **Hieronymus** im Kloſter zu Bethlehem, und

---

*) Er war 320 geboren als paläſtinenſiſcher Jude; Mönch und Freund des **Hilarion** ward er 367 Biſchof von **Conſtantia** auf Cypern. Schl.

machte deſſen Bruder gegen alle Kirchengeſetze in einem fremden Sprengel zum Diakonus, wodurch er ſchon mit dem Biſchofe Johannes von Jeruſalem in Streit gerieth. Ferner tadelte er den bloß gegen alle ſinnlichen Vorſtellungen gerichteten Satz des Origenes, daß auch der Sohn den Vater nicht ſehen könnte, auf ſolche Art, daß Johannes ihn als einen Anthropomorphiſten durchziehen konnte, und er geſtand hier beſchämt, daß ſein Anthropomorphismus verdammlich ſei, aber ebenſo auf der anderen Seite auch die Lehre des Origenes*), worüber ein allgemeines Gelächter in der Verſammlung entſtand. Durch ſein Anſehn
394 und Alter zog er indeß den Hieronymus auf ſeine Seite, der ſonſt ein großer Verehrer und Vertheidiger des Origenes geweſen, jetzt aber, aus natürlicher Inconſequenz und vielleicht durch das Anſehn des Epiphanius oder noch mehr durch Furcht bewogen, andere Saiten aufzog. So entſtanden Händel zwiſchen Epiphanius und Hieronymus gegen den Biſchof Johannes und Rufinus, welcher aus Italien dorthin gekommen war. Dieſer, ein Mann von großer Gelehrſamkeit, vertheidigte den Origenes, daß einiges tadelnswerthe nur Nebenſache ſei, anderes wahrſcheinlich in ſeine Schriften eingeſchwärzt, da es andern ſicheren Stellen widerſpräche. Dieſer Streit wurde beſchwichtigt und brach wieder aus, als Rufin in Rom anfing auf Bitten des Macarius den Origenes mit Abänderungen zu überſetzen; Hieronymus verfuhr wieder mit der plumpeſten Leidenſchaftlichkeit, Rufin gemäßigter, die Sache gewann aber doch nicht den Charakter einer kirchlichen Spaltung. Man wandte ſich zuletzt an Theophilus, der eben Patriarch von Alexandrien geworden war, und nun die Streitigkeiten ſchlichtete; man verſöhnte ſich wieder.

---

*) Er zählte unter die Ketzereien des Origenes auch die, daß Adam das göttliche Ebenbild verloren habe, wobei er ſelbſt es von der Herrſchaft über die Erde zu erklären ſcheint. Schr.

Theophilus iſt einer von den Männern, welche bei unleugbaren geiſtigen Vorzügen der Kirche zur Schmach gedient haben: Habſucht und Herrſchſucht beſaßen ihn ganz; die Gelder zur Wohlthätigkeit verwandte er zu öffentlichen Bauten. Er zuerſt machte Intriguen zum Hauptmotiv, um ſeine Zwekke zu erreichen, er zuerſt hatte Geiſtliche als heimliche Geſandten am kaiſerlichen Hofe, die dort ſeine Angelegenheiten führen mußten. Anfangs hatte er ſich als Vertheidiger des Origenes gezeigt [a]), bald aber fing er an ganz entgegengeſezt ſich zu erklären. Iſidor nämlich, ſein vertrauter Presbyter, fing an ſich ſeiner Habſucht zu widerſezen, und wollte ihm nicht ausliefern, was ihm für die Armen übergeben worden war. Theophilus entſezte ihn und ließ ihn vertreiben; Iſidor floh jezt in die libyſche Wüſte und begab ſich als gebildeter Mann zu den origeniſtiſchen Mönchen, und nun als dieſe Vorſtellungen für Iſidor machten, ſchlug Theophilus um und wollte den Origenes mit Gewalt verkezern. Er verdammte 400 auf einer Synode viele Lehrſäze des Origenes 400 und alle ſeiner Anhänger, verbot in Gemeinſchaft mit Epiphanius das Leſen ſeiner Schriften [b]), und vertrieb die Geiſtlichen eigenmächtig, welche er ſelbſt erſt eingeſezt hatte; dieſe (darunter auch die vier langen Brüder) flohen nach Conſtantinopel und verklagten den Theophilus. Chryſoſtomus, ſeit 398 398 Biſchof von Conſtantinopel, ſchrieb ſehr behutſam an Theophilus und bat ihn, ſie wieder in die Kirchengemeinſchaft aufzunehmen

---

[a]) In Aegypten unter den nitriſchen Mönchen, welche meiſt nicht einmal griechiſch wußten und ſo grob ſinnlich waren, daß ſie wirklich meinten nicht leben zu können, wenn ſie ſich Gott nicht ſollten in menſchlicher Geſtalt denken, waren die 4 langen Brüder wakkere Forſcher und große Verehrer des Origenes; ihre Genoſſen verfolgten ſie und ſie wurden von Theophilus anfänglich gut aufgenommen. Schl.

[b]) Als er ſeine Synodalbeſchlüſſe nach Rom ſandte, trat Anaſtaſius (Biſchof von 398—402) ihm bei, geſtand aber, daß er vor der Ueberſezung des Rufin nichts vom Origenes gewußt habe; ſo weit waren gleichwohl die Abendländer von der Quelle chriſtlicher Gelehrſamkeit entfernt. Schl.

und ſo ihrer unangenehmen Klage beim Kaiſer lieber zuvorzukommen. Theophilus erzürnt, daß nicht einer ſeiner Vertrauten Biſchof zu Conſtantinopel geworden war, wie er es gewünſcht hatte, und der ſelbſt hatte den Chryſoſtomus zum Biſchof weihen müſſen, antwortete hochmüthig; er hatte durch ſeine halboffiziellen Geſandten am kaiſerlichen Hofe erfahren, daß Chryſoſtomus wegen ſeiner freimüthigen Predigten ſchlecht bei der Eudoxia ſtehe. Er hezte auch **Epiphanius** gegen Chryſoſtomus auf, um dort dem Origenianismus zu ſteuern. Epiphanius betrug ſich hier wieder ſtolz und übermüthig, als aber die Sache endlich zur Sprache kam, zeigte er eine große Unkunde im Origenianismus und wußte eigentlich gar nicht, was er von Chryſoſtomus wolle. So wurde er von der Feſtigkeit und Langmuth des Chryſoſtomus und den vier langen Brüdern überwunden, ſtellte die Kirchengemeinſchaft wieder her und reiſte ruhig nach Hauſe, unter-
402 wegs ſtarb er 402 a); Theophilus aber wurde wegen eigenmächtiger Handlungen in Conſtantinopel angeklagt.

Johannes Chryſoſtomus war ein herrlicher Mann, nur von der damaligen großen Anſicht vom Prieſterthum angeſteckt. Er war als Schüler des Libanius ſehr bewandert in der Rhetorik, wandte aber bei ſeinem geraden und offenen Sinn die Beredtſamkeit nie zur Schmeichelei an, ſondern um die aus dem Heidenthum herübergekommenen Luſtbarkeiten und die übrigen Uebel ſeiner Zeit deſto beſſer zu rügen, wodurch er ſich freilich Feinde machte, an deren Spize die **Kaiſerin Eudoxia** ſtand. Denn er hatte aus der attiſchen Beredſamkeit die derbe, gerade, demokratiſche Manier geſogen und ſprach ohne Anſehn der Perſon.

Theophilus kam nun nach Conſtantinopel, wo er ſchon viel vorgearbeitet fand, und that gar nicht, als ob er der Angeklagte und Chryſoſtomus auf des Kaiſers Befehl ſein Richter

---

a) Er behauptete auch, Der heilige Geiſt ([illegible]) iſt nicht ein anderer als Gott; er geht vom Vater aus und nimmt es vom Sohne. Schl.

wäre, ſondern mit Hülfe mancher Geiſtlichen, gegen die Chryſoſtomus ſtreng geweſen, ging er darauf aus, Chryſoſtomus zu ſtürzen. Er weigerte ſich vor deſſen Gericht zu erſcheinen, und nahm dagegen Klagen gegen Chryſoſtomus an, hielt eine willkürliche Synode, eigentlich eine Zuſammenrottung zu nennen, und hier wurde Chryſoſtomus verurtheilt und abgeſezt. Unterdeß hatte die Verſammlung unter Chryſoſtomus den Theophilus verurtheilt, aber die Kaiſerin drang durch, Chryſoſtomus wurde abgeſezt und mußte die Stadt verlaſſen; Theophilus kehrte augenblikklich nach Alexandrien zurükk. Chryſoſtomus mußte indeß wegen Volksunruhen zurükkgeholt werden, er verlangte aber erſt eine Synode zu ſeiner Beſtätigung. Aufs neue erbitterte er aber die Kaiſerinn gegen ſich, dieſe ließ ihn nach neuen Unterſuchungen abſezen und exiliren. Er ſtarb in der Verbannung (407). 407
Man kann hier recht ſehen, wie, wenn ein tüchtiger Ränkeſchmidt, ein alter Schwachkopf und eine gekränkte Frau zuſammenkommen, alles verloren iſt.

Von Conſtantin an hatte der Einfluß des Hofes auf die Kirche immer zugenommen, ſo daß er ſogar auf häusliche Verhältniſſe von Mann und Frau ſich bezog, und daß ein allgemein angeſehener, mit Recht verehrter Mann dieſen Ränken unterliegen mußte. Die ganze griechiſche Kirche blieb im ganzen und einzelnen abhängig vom Hofe. Im Abendlande bildete ſich eine Gewalt durch beſtändig wiederholte, gründliche Anmaßungen und dadurch, daß, freilich auf unkirchliche und untheologiſche Weiſe, Parteien ſich um die Gunſt und Beiſtimmung des römiſchen Biſchofs bemühten.

Chryſoſtomus war das erſte und wol größte Opfer dieſes verfallenen Zuſtandes. Wol wenige Männer haben ſich als Biſchöfe ſo rein und ſo vollkommen bewieſen als er. Seine bedeutende ſchriftſtelleriſche Thätigkeit hat ſich an ſeinen Beruf geknüpft; alle Abhandlungen fallen in die Zeit ſeines Presbyteriums, und ſeitdem haben ſich alle ſeine ſchriftſtelleriſchen Werke auf ſein Amt bezogen, auch ſeine rein exegetiſchen Werke ſind Homilien. Als er nach Conſtantinopel kam, fand er den Arianismus in verſchiedener Geſtalt vor; er ſchrieb gegen die Eunomianer und hielt ſich am nicäniſchen Lehrbegriff a). In Beziehung auf die Streitigkeiten im Occident, den Pelagianismus, hat er den Charakter der griechiſchen Kirche bewährt, d. h. er iſt nicht tief eingedrungen und hat alſo die Dogmatik wenig gefördert. In ſeinen Reden kommen Ausdrükke vor, in denen er ſich der ſemipelagianiſchen Lehrart nähert. Er äußert in der 8ten Rede gegen die Eunomianer, „Chriſtus ſelbſt ſagt, das Sizen zur Rechten zu geben hänge auch nicht vom Vater ab, ſonſt würde es des Sohnes ſein, ſondern ob die um die Krone ſtreitenden ſie erreichten." Er wollte die Vorſtellung von der Willkür Gottes entfernen, hob daher den menſchlichen freien Willen zu ſehr hervor. Ebenſo in der 13ten Rede über die Bildſäule an das antiocheniſche Volk, „Gott habe dem Menſchen die Erkenntniß des guten eingepflanzt, die Ausübung überlaſſe er dem freien Willen." — In ſeiner Beredſamkeit iſt manches zu tadeln; im Charakter der ſpätern rhetoriſchen Schule lag, daß mancher unnüze Schmukk in der Rede war, und er hatte nicht das Zartgefühl Uebertreibungen zu vermeiden. Was beſonders unangenehm auffällt, iſt ſeine Art über das Abendmahl zu ſprechen, Dies ſchauderhafte Myſterium, Opfer u. dgl. So kehrte er in ſeinen Ausdrükken das myſteriöſe ſo heraus, daß die ſpäteren römiſchen Theologen bei ihm ſchon die Meßtheorie zu finden glaubten.

347 Er war ein Sohn des Secundus, 347 zu Antiochia geboren, und mit Theodorus von Mopſueſtia zuſammen bei

---

a) In den Predigten wider die Anomöer führt Chryſoſtomus vorzüglich aus, daß Sohn und Geiſt allein den Vater vollkommen erkennen. — Indem er in der 7ten Hom. wider ſie den Spruch „Nicht wie ich will, ſondern wie du willſt" zum Beweiſe dafür anführt, daß der andere „Ich und der Vater ſind Eins" nicht auf die Einheit des Willens gehe: ſo muß er Chriſto indirect einen doppelten Willen zuſchreiben. Schl.

Libanius als Heide, hernach als Chriſt mit ihm bei Diodor, Biſchof von Tarſus, der vorher Kloſtervorſteher bei Antiochia und ein Schüler des Euſebius von Emeſa geweſen war. Er war von Meletius 370 getauft und Vorleſer geworden, etwa von 374—380 unter den Mönchen geweſen, 381 von Meletius zum Diaconus gemacht, und 386 von deſſen Nachfolger Flavian zum Presbyter *), ſeitdem 12 Jahre Lehrer zu Antiochia, und nach Nectarius Tode wider ſeinen Willen nach Conſtantinopel geführt. Aus dieſer Schule geht auch ſeine exegetiſche Methode hervor; er iſt nicht ſo ſcharf wie Theodorus, der mehr hermeneutiſches Talent hatte, von dem wir aber leider nichts zuſammenhängendes mehr übrig haben. Chryſoſtomus hatte aber viel Geſchikk in der praktiſchen Anwendung der Schrift, wobei er ſich vor dem unnüzen Allegoriſiren hütete und vom Wortverſtande ausging. Im dogmatiſchen Gebrauch der Schriftſteller hat er ſich nicht davon frei gehalten alles gegen die Kezer herauszukehren, um ſie durch Conſequenzen zu widerlegen. Sonſt ging er einen ſchlichten, geraden Weg in der Schriftbehandlung, nur zuweilen iſt er vom Zeitgeiſt nothwendig hiervon abgeführt. Sein biſchöfliches Anſehn hat er immer mit großem Muthe behauptet.

Er war durch eine bloße Erinnerung des Eunuchen Eutropius nach Conſtantinopel gekommen, er hielt ſich aber weiter nicht an denſelben, nur als Eutropius geſtürzt war und zu einer Kirche ſeine Zuflucht nahm, vertheidigte ihn Chryſoſtomus gegen die kaiſerlichen Soldaten. Der Kaiſer Arcadius war noch abhängig von den Hülfstruppen; ein Anführer derſelben, der Gothe Gainas, verlangte vom Kaiſer eine Kirche zum arianiſchen Gottesdienſt, was aber Chryſoſtomus aufs ſtandhafteſte verhinderte; das war die richtige Aufrechthaltung des biſchöflichen Anſehns ohne Miſchung in weltliche Dinge. Man kann ihm

---

*) Chryſoſtomus lobt in öffentlichen Predigten den Flavian und Diodor ihn, er wieder den Diodor. Schl.

nur zur Laſt legen, daß er eine zu große Vorſtellung von der prieſterlichen Würde hatte, und die Enthaltſamkeit ſelbſt für etwas ganz beſonders wichtiges hielt; man vergleiche ſein liber de sacerdotio, zu Antiochien geſchrieben, ehe er Diakonus wurde.

Hier knüpfe ich noch einige allgemeine Notizen über **Hieronymus**
331 an. Er war zu Stridon 331 geboren, alſo älter als Auguſtinus und Chryſoſtomus. In Rom war er Schüler des Donatus, 363 getauft ging er erſt nach Gallien, hielt ſich hernach in Aquileja auf, ſchiffte ſich 373 ein, um nach Jeruſalem zu reiſen, blieb in Antiochien bis 374 und hörte den Apollinaris in Laodicea, begab ſich dann in die Wüſte von Chalcis. Paulinus, Biſchof von Antiochien, weihte ihn 379 zum Presbyter, und hierauf reiſte er 380 nach Conſtantinopel zu Gregor von Nazianz, dann 382 mit Paulinus nach Rom, wo dieſer auf einer Synode als rechtmäßiger Biſchof von Antiochia anerkannt wurde, wo er im Auftrage des Damaſus ein Glaubensbekenntniß zur Unterſchrift für die Apollinariſten aufſezte und die Abfaſſung der lateiniſchen Ueberſezung begann. Er wirkte für das asketiſche Leben beſonders unter den Frauen, und 385 ging er nach Paläſtina; 393 und 394 beginnt ſeine ſchriftliche Bekanntſchaft mit Auguſtin.

Er verbeſſerte 383 zuerſt die lateiniſchen Pſalmen in Rom nach der LXX, ſpäter fing er an aus dem hebräiſchen unmittelbar zu überſezen, zwiſchen 390 und 405, und hatte darüber Händel mit Auguſtin und Rufinus. Er war der erſte, der ſich der Meinung von der **Inſpiration** der alexandriniſchen Ueberſezung entgegenſtellte, dagegen hielt er die Schlechtigkeit des Ausdrukks, z. B. bei Amos, mit der Inſpiration verträglich. Er erkannte die Differenz über die Offenbarung und den Hebräerbrief, nahm aber doch beide an. Noch im Canon des Nicephorus (Saec. IX.) fehlt die Offenbarung und wird mit der Offenbarung Petri und anderem unter die *ἀντιλεγόμενα* geſtellt. Er war wie Gregor von Nazianz der Anſicht, daß man nicht alle Theile der Bibel von allen leſen laſſen müſſe: ſo die Offenbarung, das Hohelied, die Geſchichte vom Fall und der Schöpfung. — Sein Charakter in ſeinen perſönlichen Verbindungen war ſehr heftig, z. B. ſein Betragen gegen Rufinus in den origeniſtiſchen Händeln; ebenſo zeigte er ſich auch gegen Johannes von Jeruſalem, mit dem er früher ſehr vertraut geweſen war. Eine ähnliche Rolle hat er in den apollinariſtiſchen Händeln geſpielt. Er hat ſich immer durch das, was in der katholiſchen Kirche galt, und durch Wünſche einzelner Perſonen, an denen ihm gelegen war, beſtimmen laſſen. Er hatte vertraute Freunde, die ihn immer in Verbindung mit der Welt erhielten. — Eigenthümlich iſt die Behauptung von ihm in ſeinem Briefe an Damaſus, Die ganze helleniſche Gelehrſamkeit verſtehe unter *ὑπόστασις* daſſelbe wie *οὐσία*; ebenſo die Erklärung der Stelle, Du biſt Petrus u. ſ. w. ſo, Daß Chriſtus der Fels ſei, und Petrus habe als Anſpielung auf ihn, weil er an ihn geglaubt, den Namen bekommen. Ebenſo ſagt er, Vermöge der Schlüſſel des Himmelreichs wüßten die Geiſtlichen, wer gebunden und wer gelöſt werden müſſe.

Eine merkwürdige Erſcheinung um dieſe Zeit war der Biſchof Syneſius von Ptolemais. Er war von Theophilus getauft, als er aber das Bisthum zu Ptolemais übernehmen ſollte, erklärte er, Er könne nicht alles vortragen, was die kirchliche Lehre verlange und auch nicht ſeine Ehre aufgeben. Theophilus erklärte, Dies ließe ſich recht gut mit ſeinem Bisthum vereinigen, und ſo trat er daſſelbe mit aufrichtiger Heterodoxie an. Als die origeniſtiſchen Händel begannen, ermahnte er Theophilus in einem Schreiben zur Milde gegen Chryſoſtomus, und behauptete dabei ſein biſchöfliches Anſehen ſo, daß er einen kaiſerlichen Statthalter wegen ſeiner Grauſamkeit aus der Kirchengemeinſchaft ausſchloß.

Neſtorianiſche Streitigkeiten.

Zwiſchen **Chryſoſtomus** und **Neſtorius** ſindet eine große Aehnlichkeit ſtatt. Er war ein Syrer, Presbyter in Antiochia, 428 und wurde 428 Biſchof von Conſtantinopel. Er fing gerade wie Chryſoſtomus an mit ſtarkem Eifer gegen die Kezer und Heterodoxien, nur daß er nicht immer ſo rein beim Schwert des Wortes blieb. Daher erwekkte er ſich früher und mit mehr Grund Feinde als Chryſoſtomus. Die Veranlaſſung zu dem ganzen Streit war ſeine Polemik gegen den Ausdrukk *θεοτόκος* von der Maria. Es waren ſchon früher in der conſtantinopolitaniſchen Gemeinde zwei entgegengeſezte Meinungen, ob Maria *θεοτόκος* und *ἀνθρωποτόκος* ſei; das erſte war anticerinthiſch, das zweite antiarianiſch und antiapollinariſtiſch; ſo gab es einen doppelten Halt für beide Meinungen. Für den Gebrauch von *θεοτόκος* ſprach, daß dadurch alle Theorien von der ſpäteren Vereinigung von Gottheit und Menſchheit in Chriſto verworfen wurden. Das richtige wäre nun geweſen, wenn man nur die Sicherſtellung der Lehre bezwekkte, den Ausdrukk in Bezug auf die Schule näher zu beſtimmen, in der Praxis aber ſich nach dem zu richten, was dem damaligen Zuſtande angemeſſen war. Daher war es recht, daß Neſtorius den Ausdrukk vermied, wenn ihn die beiden Gregore, Baſilius und mehrere gebrauchten. Dies fiel auf und Neſtorius ließ von einem Presbyter ſein Verfahren rechtfertigen, namentlich wegen Gefahr des Apollinarismus. Er hielt eine ſolche Vergötterung der Maria für heidniſch: jede Mutter gebäre *τέκνα ὁμοούσια*. Gewiß eine richtige Anſicht, daß man dem noch nahen Heidenthum keinen Vorſchub geben wollte; auch führten jene Lehren zum Apollinarismus hin, daß die menſchliche Seele in Chriſto an und für ſich nicht vollſtändig geweſen, ſondern das göttliche in ihm die Stelle des *νοῦς* vertrete; ſo müßte alſo die Gottheit mitgeboren ſein.

Der Streit aber entwikkelte ſich bei der gleichen Mitwirkung von rein äußerlichen Motiven wie beim Chryſoſtomus, und perſönliche Verhältniſſe gaben der Sache eine andere Wendung. Der Streit entzündete ſich zuerſt durch den bei Neſtorius in Anſehn ſtehenden Presbyter **Anaſtaſius** und einen Presbyter **Proclus**, welcher mit Neſtorius zugleich ſich um das Patriarchat beworben hatte; dieſer benuzte die allgemeine Verehrung der Maria, um das Volk gegen Neſtorius zu erbittern. Auf dem biſchöflichen Gebiete mußte die Sache anders angefangen werden. **Cyrillus von Alexandria**, Schüler und Neffe des Theophilus und ſeiner würdig, griff den Neſtorius in öffentlichen Reden und Schriften an, ohne ihn jedoch zu nennen, Weil er nicht die Maria θεοτόκος nenne, ſei er ein Anhänger des Photin und Paulus von Samoſata [a]. Er wußte auch dem Biſchof **Cöleſtinus** zu Rom zu ſchmeicheln, indem er ihm die Entſcheidung übertrug. Dieſer war gar nicht der Mann, einen ſolchen Streit zu entſcheiden, hielt aber eine Synode mit ſeinen römiſchen Biſchöfen, anathematiſirte den Neſtorius und trug dem Cyrill die Ausführung auf, gegen alle kirchliche Ordnung und Geſeze, was auch Neſtorius nicht kümmerte.

Cyrillus ſuchte zuerſt die andern Patriarchen gegen Neſtorius einzunehmen, hielt eine Synode zu Alexandria und ſezte 12 **Anathematismen** auf, welche dieſer unterſchreiben ſollte. Die Mönche wurden überall gegen Neſtorius aufgehezt, und es entſtand eine allgemeine Unruhe in der Kirche. Neſtorius ſezte eben ſo viel Anathematismen dem Cyrill entgegen. Cyrills Säze hatten alle die Form, Wer den einen Ausdrukk nicht brauchte und dafür den andern, ſei Anathema. Dabei wurden die Ausdrükke gar nicht logiſch einander gegenübergeſtellt und ſich gegenſeitig ausſchließend. Z. B.: Wer nicht in dem Einen Chriſtus eine Verbindung beider Naturen καθ' ἕνωσιν φυσικὴν annimmt, ſoll Anathema ſein. Der Ausdrukk ἕνωσις φυσικὴ war leicht zu verſtehen, wie ἕνωσις φύσεων, d. h. ſo, daß die beiden Naturen durch die ἕνωσις eine wurden; das konnte Neſtorius nicht zugeben, da er hier denſelben Saz wie gegen den Apollinaris einwenden zu müſſen glaubte, Man müſſe unterſcheiden in Chriſto das des Wachsthums fähige von dem ſich ſtets Gleichbleibenden, das wachſende menſchliche vom ewig gleichen göttlichen ſondern; wie, „Chriſtus nahm zu an σοφία," was eine vernünftige menſchliche Seele vorausſezt. Der andere Saz im Anathema Cyrills war, Wer nicht die ἕνωσις φυσικὴ zugebe, nur eine Verbindung zwiſchen göttlicher und menſchlicher Natur, nicht der Würde, der Macht und des Anſehens, der ſei Anathema. Da liegt eins dazwiſchen und es iſt keine Conſequenz darin; beide Naturen können gleiches Anſehn haben und doch nicht vereinigt ſein. Ein anderes Anathema war noch unverſtändiger: Anathema ſolle ſein, wer die Ausdrükke der Schrift von Chriſto ſo theile, daß er einige ausſchließlich bloß auf die menſchliche Natur bezöge und andere auf den λόγος; ſondern alle ſeien auf den ganzen Chriſtus zu beziehen. So hat er eigentlich nur eine Natur angenommen, und da konnte Neſtorius leicht ſagen, daß Cyrill die Praxis der ganzen Kirche gegen ſich habe. Ein anderer Saz war, Wer nicht bekennt, daß λόγος zugleich Gott und Menſch ſei, ſei Anathema. Das iſt ein bloßer Wortſtreit. Hiergegen war aber wieder die Praxis der ganzen Kirche; über υἱὸς θεοῦ war man uneinig geweſen, ob man es ſollte auf die göttliche Natur allein oder auch auf die menſchliche Natur beziehen, aber λόγος hatte man immer (λόγος ἐν ἀρχῇ in Analogie mit dem altteſtamentlichen) nur von der zweiten Perſon in der Dreieinigkeit verſtanden.

---

[a] **Neſtorius** hatte geſagt, Man könne eher Gott den Vater θεοτόκος nennen, die Maria könne eher θεοδόχος heißen, „das göttliche in ſich aufgenommen habend." Cyrill korrigirte den Neſtorius grammatiſch, τίκτειν heiße gebären, und alſo müſſe Gott eher θεογεννήτωρ heißen. Schl.

Eben ſo hatte Neſtorius bei der alten Frage, Ob Maria θεοτόκος oder ἀνθρωποτόκος ſei, ſich ſo erklärt, Chriſtus ſei ἄνθρωπος θεοφόρος (Gott mit ſich tragend). Das anathematiſirte Cyrill beſonders. Er glaubte, daß Neſtorius das göttliche und menſchliche in Chriſto immer von einander ſondern wolle, aber das war nicht ſeine Meinung; er meinte nur, Chriſtus ſei ein Menſch der Gott in ſich trage. Er hatte dafür zwei correſpondirende Ausdrükke, die das Ineinander von Beiden darſtellen, ἄνθρωπος θεοφόρος und λόγος σάρξ γεγεννημένος. Man ſieht das auch aus einem Bilde, das Neſtorius oft gebraucht, Daß Jeſus der Tempel des λόγος ſei. So der λόγος gedacht, als das göttliche im menſchlichen wie in einem Tempel wohnend, und wenn man alles im Tempel geſchehende, den Tempeldienſt, als von Gott ausgehend denkt, ſo ließe ſich wol daran die vollkommene Darſtellung der Erſcheinung Chriſti anknüpfen.

Nun ging Cyrill in ſeinen Anathematismen auf Ausdrükke, die in ſich ſchloſſen, daß nach Vereinigung mit der menſchlichen Natur er die göttliche κατὰ σάρκα für leidensfähig erklärte, und anathematiſirte jeden, der nicht glaubte, daß das Wort den Tod erlitten; wieder gegen die allgemeine Stimme der Kirche. Nachher vertheidigte er ſich darüber ſehr ungeſchikkt, Er habe nicht gemeint, daß der λόγος nach der göttlichen Natur gelitten. Neſtorius aber hielt ſich an die alte Praxis ſeiner Vertheidigung, daß der λόγος allein von der göttlichen Natur ſtehe. Am ſpizfündigſten war ſein Anathema, Wer behaupte, daß derſelbe φύσει Gott und Menſch zugleich ſei, Anathema ſei. Dadurch wollte er feſtſezen, daß Chriſtus, als Eins angeſehen, nicht eine φύσις ſondern zwei φύσεις habe. Er meinte, Chriſtus ſei wol Gott und Menſch, aber nicht φύσει ſondern ἑνώσει. Da ἕνωσις von Cyrillus gebraucht war, ſo wollte er lieber den Ausdrukk vermeiden, und συνάφεια gebrauchen, welches dem Cyrill nicht genau war, ſondern er behauptete, Neſtorius theile Chriſtum und nehme zwei Söhne an; Cyrill verſteht nämlich φύσις bald als Natur, bald als Perſon.

Indem man ſo immer auf neue zu erörternde Ausdrükke zurükging, wurde das ganze immer verwikkelter und mußte nur in einer Verwirrung enden. Neſtorius gebrauchte noch den tiefſinnigen Ausdrukk: Wer behaupte, daß das Fleiſch der göttlichen Natur fähig ſei, und wer bei der Vereinigung des λόγος mit dem Fleiſche eine örtliche Veränderung des göttlichen Weſens annehme, ſei Anathema. Cyrill ging darauf aus, jede διάστασις zwiſchen beiden Naturen aufzuheben und der göttlichen beizulegen, was der menſchlichen nach Raum und Zeit begegnet; das wollte Neſtorius vermeiden. — Dieſe Anathematismen und Contraanathematismen ſind der eigentliche Gehalt des Streits. Zwar berührte man darin gewichtige Punkte, ging aber nur auf Ausdrükke und Conſequenzmacherei aus, konnte alſo nichts im weſentlichen fördern, ſondern nur den Samen zu den Eutychianiſchen Streitigkeiten ausſtreuen.

Angeſehene Biſchöfe, wie Andreas von Samoſata und Theodoret, erklärten ſich gegen Cyrills Anathemata, daher wurde eine gemeinſchaftliche Synode ausgeſchrieben, die dritte
431 ökumeniſche (431) zu Epheſus. Der römiſche Biſchof ſchikkte aber bloß zwei Deputirte, der Kaiſer den Candidian als Commiſſarius hin, welcher ſich ſehr ſchwächlich benahm. Die Patriarchen und Metropoliten brachten Biſchöfe aus ihren Sprengeln mit, ſoviel ſie wollten, wer alſo die meiſten mitbrachte, hatte das Uebergewicht. Cyrill brachte 60 Biſchöfe, der Biſchof Memnon von Epheſus, Cyrills Freund, 40, Neſtorius 16; wahrſcheinlich waren die meiſten ſchon gegen ihn geſtimmt, und Memnon ließ den Neſtorius in keine Kirche. Der Patriarch Johannes von Antiochia fehlte noch; er hatte ſich gegen Cyrill erklärt, Cyrill eröffnete aber eigenmächtig das Concilium ehe dieſer ankam. Candidian erklärte dies für ein geſezwidriges Benehmen und warnte den Cyrillus; Neſtorius hielt ſich auch an die kaiſerlichen Geſeze, aber Cyrill kehrte ſich nicht daran.

Es wurden nun die Schriften Cyrills vorgeleſen und aufgenommen, Neſtorius excommunicirt und Cyrill ſchikkte dies als Beſchluß dem Kaiſer. Neſtorius und der kaiſerliche Commiſſar erklärten es aber für ungültig; Johannes kam hierauf an, und da die Synode vorüber war, hielt er ſelbſt eine neue. Er anathematiſirte Cyrills Säze als apollinariſch und arianiſch, ſezte ihn und Memnon ab, und berichtete dies dem Kaiſer; des Neſtorius erwähnte er gar nicht, was damit zuſammenzuhängen ſcheint, daß dieſer ſeine Gunſt verloren. Der Kaiſer erklärte alles geſchehene für ungültig und verlangte, daß nun eine neue gemeinſchaftliche Synode gehalten werden ſollte. Nach Ankunft der römiſchen Bevollmächtigten bekam aber Cyrill wieder Muth und die alte Synode hielt wieder Sizungen. Johannes erſchien dort nicht, die römiſchen Deputirten beſtätigten im Namen Cöleſtins das frühere Urtheil, und auch Johannes wurde mit den ſeinigen excommunicirt. Nun ſezte der Kaiſer Neſtorius, Cyrillus und Memnon ab. Abgeordnete von beiden Seiten legten ihm die Sache zu Chalcedon vor; der Kaiſer löſte die Synode auf, Neſtorius blieb abgeſezt und wurde in ſein Kloſter verwieſen, Cyrillus und Memnon durften ihre Bisthümer wieder annehmen. Natürlich war es dem Kaiſer um das dogmatiſche nicht zu thun, Neſtorius aber hatte keine Gunſt bei Hofe, und Cyrill ſoll die Mönche gegen Neſtorius aufgewiegelt auch Beſtechungen in Conſtantinopel und Chalcedon gebraucht haben. In der Sache ſelbſt war nichts entſchieden; die ſtrengen Morgenländer blieben dabei Cyrills Säze zu verkezern, da er den *θεὸς λόγος* nach ſeiner Menſchwerdung für leidensfähig erklärte, ſo Alexander von Hierapolis, Andreas von Samoſata, Helladius von Tarſus. Theodoret tadelte vorzüglich ſeine Perſönlichkeit, und beharrte darauf, daß Cyrill noch nicht genug gethan habe, um die Kirchengemeinſchaft mit ihm zu halten, und daß man nicht dürfte in Neſtorius Verbannung willigen. Der Kaiſer ſuchte nun die Einigkeit herzuſtellen; Johannes von Antiochia gab zuerſt nach, und trat der epheſiſchen Synode bei, nachdem Cyrill einiges in ſeinen Säzen geändert und erklärt hatte, Er habe in ſeinem Eifer gegen Neſtorius vielleicht etwas zu viel geſagt. Er erkannte den Unterſchied beider Naturen nach der Vereinigung an, nahm es jedoch nachher unvermerkt wieder zurükk und lehrte, „Eine Natur des θεὸς λόγος, welche Fleiſch geworden war,“ daß nach der Vereinigung der Naturen nur Eine Natur des Sohnes vorhanden ſei.

Auf dem epheſiniſchen Concil war auch ein Kanon verdammt worden, der ſich nachher auswies als von Theodorus von Mopſueſtia herrührend, der 428 oder 429 geſtorben war. Daraus entſtanden nach ſeinem Tode neue Streitigkeiten über ſeine Rechtgläubigkeit, beſonders von Rabula von Edeſſa angeſacht; der Streit dauerte über 100 Jahre, und auf der fünften ökumeniſchen Synode wurden beide Theodorus und Origines verkezert. Theodorus war wie Neſtorius antiapollinariſtiſch, und proteſtirte gegen jede Theilung Chriſti. Er behauptete, Wenn Jeſus ein vollſtändiger Menſch war: ſo muß man ſich hüten zu ſagen, es gebe zwei Söhne Gottes, und kann wol nur ſagen, daß θεὸς λόγος und Jeſus, den jener angenommen, unzertrennlich verbunden ſeien. Er nahm an die Einheit der ὑπόστασις in der Zweiheit der Naturen. Die Ausdrükke waren ſehr unbeſtimmt, und Cyrillus wußte nicht recht was er unter φύσις meinte, bald die Perſon, bald die Natur. Der Kaiſer verbot es für jezt einen ſo angeſehenen Kirchenlehrer wie Theodorus noch nach deſſen Tode zu verkezern *).

Neſtorius blieb abgeſezt, wurde nach der Oaſe bei Aegyp-
440 ten exilirt und ſtarb im Elende nach 440. Von der antiocheni-
ſchen Kirche waren einige dem Cyrill beigetreten, andere nicht;
der Hof verfolgte die lezteren; ſie flohen nach Perſien, und ſo

---

*) Auf den Rabula folgte Ibas ein Verehrer des Theodorus. Deſſen Partei wurde aber 489 verfolgt und nach Perſien vertrieben; ſie nahm in der Folge wirklich Einen Chriſtus an aus zwei Naturen und zwei Perſonen. Schl.

wurden die perſiſchen Chriſten Neſtorianer genannt. Der Hof hatte ſich darauf geſetzt die Neſtorianer zu verfolgen, der Name war im römiſchen Reiche verhaßt, und ſchon darum wurden ſie in Perſien ſo genannt aus Feindſchaft gegen die Römer.

Der erwähnte Theodoret, ein Schüler des Theodorus von Mopſueſtia, nennt ſich einen Schüler des Diodor von Tarſus, was er im eigentlichen Sinne nicht iſt, da dieſer gleich nach ſeiner Geburt (394) ſtarb, er that es aber um ſeine Exegeſe von ihm, nicht von ſeinem Lehrer Theodorus, abzuleiten. Er gehört offenbar zu den gelehrteſten Theologen ſeiner Zeit. Seine Exegeſe beſteht zwar nicht in Homilien, iſt aber doch in Chryſoſtomus Manier. Seine hiſtoriſchen Arbeiten ſind die ſchwächſten; in ſeinem Verzeichniß über die Ketzereien herrſcht eine rhetoriſche Polemik, und man vermißt die erſten ſicherſten Quellen; ähnlich iſt ſeine Geſchichte. Seine exegetiſchen Arbeiten enthalten viel ſchätzbares und gehen aus einer lebendigen Kenntniß der griechiſchen Sprache hervor. Grotius hat ihn faſt überall zum Grunde gelegt.

Eutychianiſche Streitigkeiten.

Zu den neſtorianiſchen Händeln gehören genau die eutychianiſchen Streitigkeiten. In Neſtorius Theorie war eine Lokkerheit in der Verbindung zwiſchen der göttlichen und menſchlichen Natur, in Cyrill's eine Vermiſchung beider; die Urſache des Streites war immer das Bedürfniß ein drittes anzunehmen, das in der Mitte läge. Die urſprüngliche Veranlaſſung des Streites war unbedeutend, und die Art, wie er geführt wurde, tadelnswerth, aber es ſind doch allgemein geltende Formeln über das göttliche und menſchliche in Chriſto feſtgeſetzt worden. Eutyches, Abt eines Kloſters bei Conſtantinopel, Gegner des Neſtorius und Cyrills Freund, und wie man ſagt der Anſtifter aller Mönchsbewegungen in Conſtantinopel zu deſſen Hülfe, wurde vom Bi-

ſchof **Domnus** von **Antiochia** des Apollinarismus beim Kaiſer angeklagt, weil er die Gottheit und Menſchheit Chriſti Eine Natur nenne. Vorgeladen auf eine **Synode** zu **Conſtanti-**
448 **nopel** (448) und von Euſebius von Dorylaeum verklagt, wollte er anfangs nicht erſcheinen, da er als Mönch ſein Kloſter nicht verlaſſen dürfe. Endlich kam er doch, und läugnete nun die perſönliche Vereinigung zweier Naturen, und ſagte, Es wäre nur Eine Natur nach der Vereinigung, nämlich die des Fleiſch und Menſch gewordenen Gottes; ſo ſei Chriſtus von Maria geboren vollkommen Gott und Menſch; das Fleiſch Chriſti ſei nicht gleiches Weſens mit dem unſrigen. Demnach fiel alles vorbildliche in Chriſti weg, eine wichtige und bedenkliche Sache, daher war die allgemeine Entſcheidung dagegen. Er und alle, die mit ihm umgehen würden, wurden verdammt; das war eine ganz neue Form, interdicere aqua et igne.

In Eutyches Aeußerungen iſt es löblich, aber nicht conſequent gehalten, daß er erklärte, Niemand ſolle ihn bewegen, φυσιολογειν τὸν θεόν, „Gott als eine Natur zu beſchreiben." Es ſcheint, daß er einen geſunden Widerwillen gehabt habe, das Wort φύσις aufs göttliche Weſen anzuwenden; alsdann hätte er aber, anſtatt daß er behauptete, daß nach der Vereinigung die Gottheit und Menſchheit Eine Natur ſei, vielmehr ſagen ſollen, die Natur ſei das menſchliche nur von θεός beſeelt. Aber damit ſtimmt ein anderer Ausdruk von ihm nicht überein, Vor der Vereinigung habe Chriſtus zwei Naturen gehabt; was aber nicht ſein kann, da die menſchliche Natur Chriſti als beſondere vorher nicht exiſtirte. So war er ſich nicht klar: er ging auf Cyrill's Seite, ohne daß er wußte was die Differenzen eigentlich ſagten; er hatte alſo nur einen richtigen Inſtinkt.

Eutyches verklagte nun den bei Hofe nicht beliebten Biſchof **Flavianus** von Conſtantinopel nebſt 33 Biſchöfen, wandte ſich an die Biſchöfe von Jeruſalem und Antiochia und bat ſie, ihn in der Kirchengemeinſchaft zu behalten. Flavian wandte ſich dagegen an den römiſchen Biſchof Leo; das war freilich eine Allianz, die ſeit langer Zeit in der kirchlichen Politik unerhört war. Der Kaiſer Valentinian hatte den römiſchen Biſchof über alle abendländiſchen Biſchöſe geſezt; und Leo Biſchof von Rom machte deshalb immer mehr Anſprüche, und wollte ſein Anſehn auch im Orient geltend machen. Er verlangte daher, Flavian hätte die Sache vor ihn bringen ſollen; dieſer theilte ſie ihm aber bloß mit, damit er der kanoniſchen Abſezung des Eutyches beitrete. Als Eutyches an Petrus Chryſologus von Ravenna ſchrieb und ſich beklagte, traute ſich dieſer nichts in Glaubensſachen zu entſcheiden und wies ihn an Leo. Unterdeſſen war in Alexandrien Dioscorus Patriarch geworden (444), der die Partei 444 des Cyrillus und Eutyches nahm. Er war genau von dem Stande der Dinge in Conſtantinopel unterrichtet, trat in Alexandrien ſehr dreiſt auf, anathematiſirte den Theodoret, ſezte Eutyches geradezu in ſeine Würde wieder ein, und hob die Kirchengemeinſchaft mit Flavian auf.

Der Kaiſer Theodoſius II. rein auf Eutyches und Dioscorus Begehren, indem Flavian nur Beſtätigung und Ausführung ſeines Urtheils verlangte, ſchrieb eine neue Synode nach Epheſus aus. Auf derſelben ſollte nur eine beſtimmte Zahl ſein; dem Dioscorus geſtattete der Kaiſer 10 Metropoliten und 10 Biſchöſe, (449) übertrug ihm den geiſtlichen Vorſiz, und beſtimmte, daß die 449 früheren Richter des Eutyches als im Voraus partheiiſch nicht zugegen ſein ſollten, obwol Dioscorus ebenſo partheiiſch war. Den Theodoret getraute man ſich nicht vollſtändig auszuſchließen, aber er ſollte nur dann Zutritt zur Synode erhalten, wenn es die ganze Verſammlung wünſche, was unwahrſcheinlich war. Das Concil beſtimmte, daß alle, die Zuſäze zum Symbolum Nicaenum gemacht hätten und machen würden, kein Recht haben ſollten zu widerſprechen; das Urtheil hierüber bekam Dioscur. Leo der Große, von Dioscur vernachläſſigt, ſchloß ſich an Flavian an, und ſchikkte an ihn ein großes dogmatiſches Schreiben, welches gute Kenntniß der Sache verräth, wenn es auch ſonſt nichts neues enthält, und worin er behauptete, die novitas creationis ſei nicht der proprietas generis humani in den Weg getreten, ſondern der heilige Geiſt habe nur die reine Jungfrau fruchtbar gemacht. Die wunderbare Geburt thue der weſentlichen Gleichheit der menſchlichen Natur keinen Eintrag. In der ganzen vollkommnen Natur des Menſchen iſt der wahre Gott geboren worden; jede von beiden Naturen thut in der Gemeinſchaft mit der andern was ihr eigen iſt.

Leo hätte dieſes Schreiben gern für kanoniſch erklären laſſen, es durfte aber nicht einmal vorgeleſen werden. Eutyches wurde losgeſprochen, Flavian abgeſezt, desgleichen Theodoret als Neſtorianer, Ibas von Edeſſa und Domnus von Antiochia; verdammt wurde die Lehre von zwei Naturen in Chriſto nach der Vereinigung, jedoch nicht durch einen ausdrükklichen Kanon; Cyrill ganz kanoniſirt. Leo's Abgeordnete richteten nichts aus, und er hielt hierauf zu Rom eine Synode, nannte die epheſiniſche latrocinium Ephesinum; ſelbſt die Griechen nannten ſie nachher σύνοδος ληστρική.

Leo trug nun auf ein allgemeines Concil an, Dioscorus that
450 Leo in den Bann. Theodoſius II. ſtarb 450, und Marcian,
Gemahl der Pulcheria, welcher dem römiſchen Biſchof ſehr zu-
gethan war, ſchrieb ein ökumeniſches Concil nach Nicaea aus
451 (451), verlegte es aber nach Chalcedon. Leo's Deputirte hatten nebſt den kaiſerlichen Commiſſarien den Vorſiz als Repräſentanten des erſten Patriarchen. Die epheſiniſche Synode wurde für ungültig erklärt, aber Leo's Abgeordnete laſen ein Edikt vor, das den Dioscorus als Verlezer der kaiſerlichen Geſeze und weil er auf die Vorladungen nicht erſchienen, abſezte, und der Synode darüber zu beſchließen und einzuſtimmen befahl. Viele Beſchwerden waren auch aus Alexandrien über ihn eingebracht über Raubſucht, Gewaltthätigkeit und Unzucht, die er nicht zu widerlegen wagte, aber darauf hatte man gar nicht einmal Rükſicht genom-

men. Jene abgeſezten Biſchöfe wurden wieder eingeſezt; Flavian war geſtorben, Theodoret wurde unter vielem Gezänk und Widerſpruch der cyrilliſirenden ägyptiſchen Biſchöfe, die nur ἐκ δυῶν φύσεων nicht ἐν δυοί zugeben wollten, reſtituirt, aber er mußte das Anathema des Neſtorius unterſchreiben, obwol er in drei früheren Dialogen ſich ganz neſtorianiſch bewieſen hatte. Dieſe Dialoge waren zur Zeit, als der Hof ſich für Eutyches erklärte, verdammt worden. Er gebrauchte darin von der Vereinigung beider Naturen die Prädicate ἄτρεπτος, ἀσύγχυτος und ἀπαθής. Das erſte bezieht ſich darauf, daß die menſchliche Natur, wie von Neſtorius, dargeſtellt wurde als ein Tempel, der die unveränderte Gottheit in ſich aufnimmt; ἀσύγχυτος, daß jede Natur ihre Eigenthümlichkeit behalte, die Perſon aber das eigene von beiden gemeinſchaftlich habe, und ἀπαθής, daß auch nach dieſer Vereinigung die göttliche Natur nicht leidensfähig ſei, der Tod könne ebenſo wenig von der Gottheit verſtanden werden als das Begräbniß von der Seele *). Wenn man dieſe Dialogen geleſen, kann man zwar nicht ergründen, wie er habe den Neſtorianus verdammen können, und wenn ſie nicht ganz in ſeinem Stil wären, möchte man dieſes Umſtandes wegen an ihrer Aechtheit zweifeln. Aber es iſt ein Unterſchied in der Art, wie er über den Neſtorius und wie er über den Eutyches ſpricht; er geht in den Neſtorius nicht tiefer ein, und verdammt an ihm nur das ihm fälſchlich Schuld gegebene, daß er die Gottheit Chriſti vermiſchte. Das war eine Unredlichkeit im Geiſte dieſer Zeit, und man muß bekennen, daß Neſtorius ſchon damals lange todt war.

Auf der Synode hatte man keinen Muth gehabt eine Glaubensformel feſtzuſezen, aber nach Abmachung dieſer Perſönlichkeiten drangen die kaiſerlichen Commiſſarien unaufhörlich darauf, und man machte einen Ausſchuß aus der Synode, welcher ſie entwerfen mußte. Man legte das Schreiben Leo's an Flavian

---

*) Theodoſius befahl 448 die Verbrennung dieſer Schrift.

zum Grunde, und hiernach war die Formel dieſe: Zwei *φύσεις* ſind in Chriſto zu einer *ὑπόστασις* und einem *πρόσωπον* verbunden, *ἀσυγχύτως* und *ἀτρέπτως*, (gegen Cyrillus und Eutychus gerichtet) *ἀδιαιρέτως* und *ἀχωρίστως* (gegen Neſtorius). Dieſe Formel iſt ſymboliſch geblieben auch für die reformirte Kirche. Eutyches ſtarb wahrſcheinlich bald darnach, Dioscur wurde nach Cappadocien verbannt, wo er im Exil zu Gangra 454 ſtarb. Die Eutychianer ſollten aus allen legitimen Verhandlungen wegbleiben, keine Klöſter- und Mönchsgeſchäfte treiben und erblos ſein.

Ruhe war aber ſo nicht erreicht: ein paläſtinenſiſcher Mönch, Theodoſius, wüthend daß die Synode das *ἐν δύο φύσεσιν* ſtatt *ἐκ δυοῖν* zugegeben hatte, verurſachte einen völlig bewaffneten Aufruhr, ließ den Biſchof Juvenalis nicht wieder in Jeruſalem hinein und ſich zum Biſchof wählen, ſezte einen neuen Klerus ein und dergl., wurde aber wieder vertrieben. Die Wittwe des Kaiſer Theodoſius, Eudoxia, welche in Jeruſalem wohnte, wurde Dioscurs Beſchüzerin, weil Pulcheria ſeine Gegnerin war; ſo traten alſo die Frauen aktiv in der Kirche hervor. Die Mönche hatten ſchon öfter das jüdiſche Zelotenrecht auszuüben geſucht, wie ſie aber um eine ſolche ſpizfindige Formel ſo erhizt ſein konnten, läßt ſich nicht verſtehen, da ihre Richtung eigentlich ganz praktiſch war. Wir ſehen einen ganz krankhaften Zuſtand in der Kirche, ſo wie auch der ganze Staat in einem ſolchen war. Zu Alexandria beſtand auch eine Spaltung; an die Stelle des Dioscorus war Proterius erwählt worden, aber ein cyrilliſch geſinnter Presbyter Timotheus Aeluros bildete ſich eine Partei,
457 anathematiſirte 457 nach Marcians Tode die Synode, der Patriarch wurde in einem Auflaufe ermordet, Timotheus aber
460 endlich 460 nach Cherſon verwieſen. Ueberall waren Unruhen;
458 Kaiſer Leo I. verordnete (458) Metropolitanſynoden über die Synode von Chalcedon und über dieſe kleine Spaltungen. In den meiſten Provinzen zeigte ſich eine große Uebereinſtimmung für die

Synode (1600 Biſchöfe) und gegen die ſchismatiſche Partei. Die Biſchöfe von Pamphylien fügten indeß hinzu, es ſei nicht nöthig andere Formeln zu verkezern, z. B. ἓν ἐκ δυῶν, welche doch auch richtig ausgelegt werden könnten. Auch wollten ſie den Streit von den Gemeinden ab auf die Schulen verweiſen, und einen Unterſchied machen zwiſchen allgemeinem kirchlichen Bekenntniß und theologiſcher Erkennungsformel gegen die Kezer; dieſe Weisheit war aber zu neu und man war gewohnt die Leidenſchaften der Maſſe wirken zu laſſen.

Als nach Leo's I. und II. Tode der Kaiſer Zeno von Baſiliscus (476) entthront war, ſtand an der Spize des Reiches 476 ein Mann, der gerade wieder die entgegengeſezte Meinung von dem Streit hatte. Leos Schreiben an Flavian und die Synode von Chalcedon wurde vom Kaiſer anathematiſirt, Timotheus Aeluros wieder in Alexandria eingeſezt. Doch dauerte auch ſein Regiment nicht lange, Zeno retablirte ſich 477, und ſezte alles wieder 477 in den Stand. Aber während dieſer Unruhen waren die Monophyſiten ſehr mächtig überall geworden. Man kann ſich hier nicht verbergen, daß eigentlich die ganze arianiſche Anſicht ſich in die monophyſitiſche hinein flüchtete, die Lokalitäten wurden nur verborgen gehalten; daher iſt das plözliche Wachſen dieſer Partei zu erklären. Dem Zeno war es nun ſehr um die Einheit der Kirche zu thun, er veranlaßte alſo, daß Acacius von Conſtantinopel und Petrus Mongus von Alexandria, ein Monophyſit, ſich mit einander vereinigten. Zeno wollte durch ein Circularſchreiben (ἑνωτικόν) den Frieden herſtellen (482). Die 482 drei erſten ökumeniſchen Synoden mit völliger Verſchweigung der zu Chalcedon wurden beſtätigt, ebenſo die Verdammung des Neſtorius und Eutyches, die Anathematismen Cyrills für rechtgläubig erklärt und die doppelte ὁμοουσία beſtätigt, daß Chriſtus der Gottheit nach dem Vater ὁμοούσιος ſei, und der Menſchheit nach uns, aber in der völligen Einheit der Perſon, ſo daß die Wunder und Leiden, jene der ὁμοουσία mit dem göttlichen, dieſe der mit dem menſchlichen angehörend, einem Subjecte unvermiſcht und ungetrennt zukommen. Dann aber hieß es wieder eutychianiſch, Einer aus der Dreieinigkeit ſei Fleiſch geworden; aber man machte wieder die Einſchränkung, Es ſei die Dreiheit dabei Dreiheit geblieben und keine Vierheit geworden. Der homouſiſch eingeborene Sohn, der aus dem heiligen Geiſt und der Jungfrau Fleiſch geworden, ſei Einer und nicht Zwei. Die Redensart *ἐν δυσὶ φύσεσι* wurde vermieden, das Schreiben des Leo wurde nicht erwähnt, ebenſo die Verdammung des Dioscorus. — In Alexandria wurde, nachdem Petrus Mongus das Henotikon angenommen, die Kirchengemeinſchaft zwiſchen Katholiken und Monophyſiten hergeſtellt, nur die ſtrengen Eutychianer waren damit unzufrieden und ſchloſſen ſich aus; ſie wurden *Ἀκέφαλοι* genannt, weil ihr Biſchof nicht mit ihnen, ſondern in die Vereinigung eingegangen war.

Bald darauf entſtand ein Streit, welcher ſehr plebejiſch wurde durch einen monophyſiſtiſch klingenden Zuſaz, der von Cyrill herſtammte: *τρὶς ἅγιος ὁ σταυρωθεὶς ὑπὲρ ἡμῶν*, als wenn die Dreieinigkeit gekreuzigt wäre. Andere wurden erbittert, daß das Henotikon vom chalcedoniſchen Concil gar nichts erwähnte, und Felix, Biſchof von Rom, verdammte das Henotikon; gegenſeitig excommunicirten ſich der römiſche und conſtantinopolitaniſche Patriarch. So ging nun dieſer Streit auf des Felix Nachfolger Gelaſius über, dem unter Odoacer und Theoderich der Muth gewachſen war, ſo daß er drohte dem Kaiſer Anaſtaſius die 518 Kirchengemeinſchaft aufzukündigen. Nach Anaſtaſius Tode (518) kam Juſtinus und hernach Juſtinian auf den Thron. Juſtin ſchloß einen entehrenden Vergleich mit dem römiſchen Biſchof 519 (519), Acacius, der unterdeß geſtorben war, mußte von ſeinem Nachfolger Johannes förmlich anathematiſirt werden, Zeno und Anaſtaſius wurden aus den Kirchenbüchern gelöſcht, ſo auch die beiden Patriarchen Euphemius und Macedonius von Conſtantinopel. So ſchien die monophyſitiſche Sache verloren.

Gleichzeitig hiermit war die Bewegung der **Theopaſchiten** über die Formel „Einer aus der Dreieinigkeit ſei gekreuzigt." Der Biſchof von Rom **Hormisdas** verwarf dieſen Saz, aber **Fulgentius** B. v. **Ruspe** und **Fulgentius Ferrandus**, Diakonus zu Carthago, erklärten ſich dafür. Die Vertheidiger deſſelben behaupteten, daß ohne dieſen Zuſaz die Synode von Chalcedon unzureichend gegen die Neſtorianer ſei und ſezten neue Anathematismen auf. **Johannes Marentius**, ein ſcythiſcher Mönch, hat dieſe Lehre in einer ziemlich gelehrten Schrift auseinandergeſezt.

Die Verſchiedenheit der religiöſen Anſichten am Hofe gaben der Sache bald eine andere Wendung. **Juſtinian** (ſeit 527) 527 hielt es mit dem chalcedoniſchen Concil, ſeine Gemahlin **Theodora** mit den Monophyſiten, und ſo kamen die lezteren unter ihrem Oberhaupte **Severus von Antiochien** wieder ſehr empor. Juſtinian veranſtaltete ein Religionsgeſpräch zu Epheſus (Collatio Catholicorum cum Severianis), aber es kam nichts dabei heraus. Die Severianer behaupteten, die Lehre von zwei Naturen ſei eine Neuerung, und Hypatius von Epheſus wußte wenig weſentliches dagegen vorzubringen.

Der römiſche Biſchof **Agapetus** kam 536 als oſtgothiſcher 536 Geſandter nach Conſtantinopel, brachte den Patriarchen Anthemius zum Geſtändniß, daß er die Synode von Chalcedon nicht annehme, und bewirkte deshalb ſeine Abſezung. Aber Beliſar hatte jezt Italien erobert, und da Agapetus geſtorben war, wurde ſein Nachfolger **Silverius** gewaltſam abgeſezt, weil er den Anthemius nicht herſtellen wollte, und **Vigilius**, den Agapetus in Conſtantinopel zurükgelaſſen hatte, auf der Kaiſerin Anſtiften Biſchof von Rom (537). 537

Die Tendenz des Henotikons unter Zeno wiederholte ſich jezt unter Juſtinian. Man wünſchte die Einigkeit in der Kirche herzuſtellen, Juſtinian machte alſo einen neuen Verſuch. Ein Biſchof **Theodorus** von **Caeſarea** in Cappadocien, großer Bewundrer des **Origenes**, welcher deſſen Gegner Theodorus von Mopſueſtia anathematiſiren wollte, und aufgebracht war über Juſtinians Edikt gegen die Origeniſten, ſchlug dem Kaiſer vor, die Monophyſiten durch eine Rechtgläubigkeitsformel zu gewinnen, in der man den Theodorus von Mopſueſtia, Theodoret und das Schreiben des Ibas an einen Perſer über die epheſiniſche Synode verdammte, da ſie vorzüglich deshalb die Synode von Chalcedon nicht annehmen wollten, weil ſie dieſe reſtituirt hatte; und im Theodorus hätten zuerſt die Principien zum Neſtorianismus gelegen. Juſtinian ließ ſich bereden und gab ein Edikt, die Verordnung de **tribus capitulis**, drei auf der Synode zu Chalcedon verhandelte Punkte. Daraus entſtand eine Bewegung, welche die griechiſch-katholiſche Kirche um dieſe Zeit am meiſten intereſſirte. Als das Edikt zur Unterſchrift vorgelegt wurde, berief ſich der Patriarch von Conſtantinopel Mennas auf den Biſchof von Rom, weil er ſelbſt vom Kaiſer zu abhängig war; Vigilius indeß lehnte die Unterſchrift des Edikts ab, ebenſo der größte Theil der afrikaniſchen Biſchöfe, welche die Verdammung eutychianiſch fanden, und viele italieniſche, illyriſche und griechiſche Biſchöfe. So entſtand der Dreicapitelſtreit, indem das Edikt gegen die Werke 1) des Theodorus, 2) des Theodoret, 3) gegen ein Schreiben des Ibas von Edeſſa gerichtet war. Vigilius wurde nun nach Conſtantinopel citirt, war anfangs ſehr muthig ließ ſich aber dort umſtimmen, und ſchrieb eine Verdammung der 3 Capitel (**Judicatum**). Die Biſchöfe von Afrika thaten den Vigilius in den Bann; Facundus von Hermiane ſchrieb XII libros pro defensione trium Capitulorum, nicht ungelehrt und freimüthig gegen die kaiſerliche Autorität in Glaubensſachen. Er lehrte in Chriſto zwei Naturen, nicht Eine zuſammengeſetzte Natur. In dem Menſchen ſei eine Natur aus Leib und Seele zuſammengeſetzt, in Chriſto aber machten Gott und Menſch Eine Perſon aus. Ebenſo wurde das Judicatum des Vigilius von deſſen Neffen Ruſticus angegriffen, deſſen Disputatio contra

Acephalos eine geſchikkte Vertheidigung des katholiſchen Lehrbegriffs iſt. — Vigilius kam nun in große Verlegenheit und wollte
gern ſein Judicatum wieder haben, mußte aber eidlich verſprechen
auf einem ökumeniſchen Concil die 3 Kapitel verdammen zu helfen. Der Kaiſer ſezte eine neue ὁμολογια auf, Vigilius erklärte
ſich aber dagegen und flüchtete nach Chalcedon. Der Kaiſer ließ
nun ein ökumeniſches Concil zu Conſtantinopel (das 5.) halten
(553), wo ſämmtliche Patriarchen zugegen waren, aber wenige 553
Biſchöfe aus dem Abendlande. Vigilius benahm ſich dabei ſehr
wunderbar, wollte durchaus nicht in die Synode gehen, ſondern
gab für ſich ein Conſtitutum, das verworfen wurde. Endlich
fügte er ſich in den kaiſerlichen Willen in einem 2ten **Constitutum de damnatione Capitum**. Auf der Rükkreiſe nach Rom
ſtarb er 555. Auf der Synode wurde feſtgeſtellt, Jeſus Chriſtus 555
ſei Einer aus der Dreieinigkeit, ἕνα τῆς ἁγίας τριάδος, ganz gegen die bisherigen Feſtſezungen, daß Jeſus Chriſtus zuſammengeſezt ſei; ſie vergötterte die menſchliche Natur; dies kam aber von dem Gewaltgebrauch des Kaiſers her, welcher von der Sache nichts verſtand.

Die **monophyſitiſchen Streitigkeiten** waren entſtanden durch die unzulänglichen Antworten auf die Frage, wie die göttliche und menſchliche Natur zuſammenhinge; als Baſis war angegeben die Mangelhaftigkeit der Terminologie durch die Vieldeutigkeit einzelner Ausdrükke wie Perſon und Natur. Nun indem ſo nur Eine Natur in Chriſto ſein ſollte, und zugegeben war, daß die Leidensfähigkeit auch auf die göttliche überging: ſo mußte das pſychiſche im Leiden dem göttlichen Antheil auch zugetheilt werden. Wie iſt es aber mit dem körperlichen? Aller körperliche Schmerz iſt ja im Bewußtſein der Seele; ſo blieb für die Leiden der leiblichen Natur nur die Zerſtörbarkeit übrig. Daher ſtellten die Monophyſiten die Frage auf, Ob der Leib Chriſti verweslich ſei oder nicht? Wäre der Leib verweslich: ſo wäre eine διάστασις zwiſchen dem göttlichen und menſchlichen (διάστασις räumlich verſtanden), alſo zwei Naturen.

Es entſtanden zwei Parteien unter den Monophyſiten, die, welche die Verweslichkeit behaupteten, wurden von den Gegnern φθαρτολάτραι genannt, und die anderen ἀφθαρτοδοκηταί. Es wurde dabei von lezteren noch eine zweite Frage aufgeworfen, Ob der Leib Chriſti geſchaffen oder unerſchaffen ſei? Auch kam hier die Frage auf, Ob nach der Wahrheit die menſchliche Natur beſteht, wenn ſie ſo mit der göttlichen eins geworden iſt? Wenn der Leib unerſchaffen war, ſo mußte die Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur in Chriſto vor der menſchlichen Erſcheinung vorhergegangen ſein, ſo daß nicht nur eine ewige Zeugung, ſondern auch eine ewige Menſchwerdung Chriſti herauskam.

Die eutychianiſche Theorie, von welcher die monophyſitiſche Lehre die klare Erweiterung iſt, war entſtanden im Streit gegen Neſtorius. Dieſer war durch die Polemik gegen Apollinaris auf ſeine Lehre gekommen, daher mußten ſich ſeine Gegner wieder zum Apollinarismus neigen. Apollinaris hatte geſagt, Die göttliche Natur vertrete in Chriſto die menſchliche Vernunft. Ohne Vernunft iſt aber das menſchliche nicht zu denken; iſt nun alſo die göttliche Natur an der Stelle der Vernunft, ſo iſt das weſentliche des Menſchen, die Vernunft, gleich der göttlichen Natur geweſen. Aber die Vernunft iſt nicht anders als mit der Seele, die Seele mit dem Leibe; ſo war das dem Apollinaris ſchon als eine Conſequenz zugeſchoben worden, auch die Menſchheit Chriſti müſſe durchaus vom Himmel gekommen ſein. Er ſelbſt läugnete dies, aber mehrere Gegner ſollen in dieſe Conſequenz eingegangen ſein. Dieſe Behauptung kommt nun in der monophyſitiſchen Theorie wieder vor.

Unter den Monophyſiten ſelbſt iſt auch über eine andere Frage geſtritten worden. Es wurde von einigen behauptet „Iſt der Leib Chriſti verweslich und erſchaffen: ſo mußten auch alle Folgen, alle

Beſchränkungen, die von der Zerſtörbarkeit des Leibes ausgehen, in Chriſto geweſen ſein. Einen großen Theil der Erkenntniß erlangen wir durch die Sinne; mit der Verweslichkeit iſt Beſchränktheit der Sinne verbunden und alſo auch der Erkenntniß.“ Nun wurde gefragt, Hat Chriſtus auch Einiges nicht gewußt? In der katholiſch gewordenen Theorie wurde dieſe Frage anders behandelt. Sie hängt an der, die dort unter der Form von einer Mittheilung der Eigenſchaften an die eine oder die andere Natur geſchah. Sagt man, die menſchliche Natur hätte durch Vereinigung mit der göttlichen an der Allwiſſenheit Theil gehabt: ſo fällt das weg; ſtehe in der Schrift von Unwiſſenheit etwas: ſo ſei es durch die Einwilligung, im Zuſtande der Erniedrigung, bei Quiescirung der göttlichen Eigenſchaften, geſchehen. Neſtorius, der davon ausging, man müſſe ſorgfältig alles wachſende in Chriſto als das rein menſchliche behandeln, und vom göttlichen im Gedanken trennen, kam nicht in dieſe Verlegenheit, ſondern behauptete, Chriſtus habe an Erkenntniß zugenommen; alſo iſt partielle Unwiſſenheit mitgeſezt. Die katholiſchen, die ſich mehr zum Monophyſitismus neigten, konnten das nicht ſo darſtellen.

Wir gehen zu einer anderen negativen Betrachtung über. In dem Streite, wo eine rein theoretiſche Frage ſo auf die Spize getrieben iſt, wird das die Kirche und das Leben in derſelben betreffende gar nicht erwähnt; wiefern nämlich das vorbildliche in Chriſtus mit der Wahrheit der menſchlichen Natur oder mit dem partiell Aufgehobenſein zuſammenſtimmt. Ein Beweis, daß ſchon die Theorie von der Praxis viel zu ſehr getrennt war; im praktiſchen wurde ſchon auf äußere Werke zu viel Werth gelegt.

So wie nun auf der einen Seite die Frage über das Verhältniß der menſchlichen Natur zur göttlichen in Chriſto erneuert war, ſo auch die Frage über das Verhältniß der göttlichen Natur in Chriſto zum göttlichen Weſen überhaupt. Hierdurch entwikkelte ſich aufs neue ein Schwanken zwiſchen Sabellianismus und Tritheismus, welcher Name erſt bei dieſer Entwicklung des Streites in der monophyſitiſchen Partei hervortrat. Bei den Monophyſiten wurde immer Natur und Perſon verwechſelt. Damian von Alexandrien ſabellianiſirte: „Das göttliche Weſen ſei allen drei Perſonen vollkommen gemeinſchaftlich," und vermied ſorgfältig die perſönlichen Eigenſchaften von einander zu unterſcheiden, wobei er zunächſt ſtrebte, den den Monophyſiten gemachten Vorwurf abzuwenden, daß ſie eigentlich vier Perſonen in die Gottheit ſezten. Hiernach entſtand eine andere Partei, deren Lehren am meiſten ausgebildet wurden durch den Ariſtoteliker Johannes Philoponus. Es kommen bei ihm Ausdrükke vor, die als tritheiſtiſch bezeichnet ſind. Er nannte die Perſonen eigenthümliche Gottheiten; aber bei ihm iſt das eigenthümliche Weſen der Gottheit in jeder eigenthümlich modificirt. Er ſagte, Man könne auch drei Naturen und drei Weſen in der Gottheit lehren ſo gut als drei Perſonen; beides Verwechslungen der Begriffe [a]). Anſehnliche Lehrer in der katholiſchen Kirche hatten eben dies gedacht; Gregor von Nyſſa hatte in der Polemik gegen die Arianer das gemeinſchaftliche Weſen der Gottheit das κοινόν genannt, das charakteriſtiſche der Perſonen τὸ ἴδιον. In der Terminologie bezieht ſich das auf das Verhältniß von Gattungsbegriffen zu Einzelweſen; die lezten werden gezählt, alſo iſt zu ſagen, er zählte drei Gottheiten. Das kam nun hier zur Sprache; die Arianer aber hatten ſich damals eines möglichen Vortheils nicht bedient. Aus dieſem ganzen Cyklus geht hervor, daß eine plaſtiſche Kraft in den Monophyſiten war, daß ſie aber nur zu dialektiſch waren und von überwiegendem Einfluß der ariſtoteliſchen Dialektik und ariſtoteliſchen Formen ausgingen, ſo daß im monophyſitiſchen ein Vorſpiel der Scholaſtik iſt [b]).

---

a) Die dieſe Theorie nicht recht verſtanden, nannten dieſe Partei Tetraditen. Sie ſagten, die eine gemeinſchaftliche Gottheit wäre alſo die vierte; aber das iſt ein Mißverſtändniß.

b) Die Niobiten ſcheinen ſtreng die conſequenten Monophyſiten geweſen zu ſein. Stephanus Niobes behauptete, Man müſſe nach der Ver-

Es war nun nicht zu glauben, daß die Monophyſiten nach ſolchen Verfolgungen ſich als eine eigene Partei ſollten haben erhalten können. Es bildeten ſich drei monophyſitiſche Patriarchate, das armeniſche, alexandriniſche oder koptiſche und antiocheniſche oder jakobitiſche, aber ſie kamen aus dem Zuſammenhange der europäiſchen Kultur und aus der Verbindung mit der fortſchreitenden geiſtigen Bildung hinaus, da ſie von barbariſchen und ſaraceniſchen Völkern umgeben wurden, wodurch ſie auf demſelben Punkte ſtehen blieben. Aber ſie hätten ſich behauptet, hätten ſie nicht Widerſtand gezeigt gegen die Einmiſchung des Kaiſers in Glaubensſachen; der Hof neigte auch, aber nur in Uebergängen, zum Monophyſitismus hin. Das Suchen der weltlichen Unterſtüzung war mehr auf der anderen Seite.

Juſtinianus ließ in ſeinem Streben nach äußerer Einheit der Kirche auch die heidniſchen Philoſophenſchulen zu Athen ſchließen, und die meiſten, welche das Chriſtenthum nicht annahmen, flohen zu den Perſern. Es wurden in kurzer Zeit in Kleinaſien 70,000 Heiden getauft, aber dieſes Verdrängen der griechiſchen Philoſophen mußte der ganzen helleniſchen Bildung den lezten Stoß geben.

Die Trennung der occidentaliſchen und orientaliſchen Kirche nahm immer mehr zu und ſprach ſich am lebendigſten aus, wenn ſich der römiſche und conſtantinopolitaniſche Patriarch gegenſeitig in den Bann thaten. Die Kenntniß der griechiſchen Sprache verlor ſich allmählich in der abendländiſchen Kirche, während ſich die lateiniſche im Orient durch den Hof erhielt; deshalb erklärten die Griechen die Lateiner für unwiſſende. So war die Trennung ein übles Zeichen für die abendländiſche Kirche. Auguſtinus ſtarb 430, und bald darauf eroberten die

---

einigung alle Unterſchiede ſowol der Naturen als ihrer Verrichtungen aufheben. Da die übrigen dies verwarfen, gingen ſeine Anhänger zu den katholiſchen über, weil ſie meinten, wenn dies doch nicht durchzuſetzen ſei, ſo ſei es beſſer zwei Naturen zu lehren. Schl.

Vandalen das bisherige römiſche Afrika. Sie und die Weſtgothen waren Arianer; jene verfolgten die katholiſchen nicht ſelten mit vieler Grauſamkeit, die Weſtgothen waren ziemlich duldſam; wiſſenſchaftliche Tradition, welche den Streit hätte heben können, fehlte.

Der pelagianiſche Streit wurde im Abendlande fortgeführt ohne Theilnahme des Morgenlandes. Repräſentant des Occidentes im Orient war Marius Mercator, aus dem Abendlande gebürtig, großer Anhänger des Auguſtinus, lebte aber nachher in Conſtantinopel, und brachte einiges Intereſſe für den pelagianiſchen Streit dorthin. Der Repräſentant der griechiſchen Kirche im Abendlande war Caſſian, nachher auch Fulgentius Biſchof von Ruspe. Caſſian lebte als junger Mönch in paläſtineſiſchen Klöſtern, nachher reiſte er zu den ägyptiſchen und ſcythiſchen Mönchen, unter Chryſoſtomus wurde er in Conſtantinopel zum Diaconus geweiht und ging nach deſſen Vertreibung nach Rom, um ihm von dort aus Hilfe zu bringen. Das gelang ihm aber nicht und er ließ ſich in Maſſilien nieder, wo er ein Kloſter ſtiftete (nach 410). Zu dieſer Zeit entſtanden viele Lehren die nicht pelagianiſch waren, aber auch dem Auguſtin entgegen[a]. Als dem Auguſtin in ſeinem hohen Alter[b] gemeldet wurde, daß in Maſſilia pelagianiſch gelehrt würde, ſchrieb er dagegen ſeine lezten Werke de praedestinatione sanctorum, de correptione et gratia und de dono perseverantiae, und die Sache milder anzuſehen hat wol Caſſian dort veranlaßt. Er ſchrieb die Werke de institutis Coenobiorum, und nachher Collationes sanctorum patrum, das lezte in Form von Unterredungen mit ſcythiſchen Mönchen; darin die Unterredung de protectione dei. Gegen ihn ſchrieb Prosper ſein liber contra collatorem. Seine Werke zeigen eine mittelmäßige Gelehrſamkeit, beſonders unkritiſch ſind ſie über das Mönchsthum, welches nach ihm von Marcus in Aegypten geſtiftet iſt, doch noch Reinheit von manchen ſehr allgemeinen Irrthümern, z. B. in ſeiner Schrift de poenitentia et satisfactione, wo er nur das Almoſengeben und Fürbitten der lebenden Heiligen dazurechnet. Das Ganze iſt überwiegend moraliſch, aber von der bekannten Mönchsmoral, und die Darſtellung iſt verworren. Caſſian ſagt da, wie weit es der Menſch in der chriſtlichen Tugend aus eigner Kraft bringen könnte, und wie weit nicht zu kommen ſei ohne den Beiſtand der göttlichen Gnade[a]; iſt aber von Chriſto die Rede, ſo iſt kein Unterſchied mehr zwiſchen freien Willen des Menſchen und göttlicher Gnade bei der Beſeligung durch den göttlichen Geiſt. Er lehrt, daß Gott, wenn er den anfangenden guten Willen bemerke, denſelben ſtärke und verbreite. Aber dabei bleibt er nicht ſtehen, denn er redet nachher von einem allgemeinen bonum naturae, als dem Anfange des guten Willens, und geht zurükk auf den erſten menſchlichen Zuſtand: Adam habe die Erkenntniß des Guten nicht verloren; es gäbe kein Lob, wie z. B. Hiob gelobt wird, wenn Gott alles ſchenkte; und da kommt das pelagianiſche zum Vorſchein, wobei man aber ſieht, er hat den Unterſchied überſehen, den er hier hätte machen ſollen, den Zuſtand im Chriſtenthum und den urſprünglich menſchlichen Zuſtand. Alſo ſteht es feſt, daß freier Wille und göttliche Gnade verbunden wären, und daß nicht ein beſtimmter Werth darauf zu legen ſei, was früher und was ſpäter; was richtig iſt wenn man von der chriſtlichen Gnade ſpricht. Aber es iſt anders; faßt man es wie Caſſian allgemein, daß ſchon im Menſchen ſich von Natur der Anfang des guten Willens zeige, den Gott unterſtüze, wobei die Unterſtüzung durch die chriſtliche Kirche nicht beſonders erwähnt iſt: ſo iſt da das πρῶτον ψεῦδος, wie bei Pelagius, daß die göttliche Veranſtaltung in Chriſto keine eigenthümliche iſt, nur eine den übrigen göttlichen Vorſorgen gleiche. Ueber die Prädeſtination konnte er die Frage, Ob der Moment des Todes vor oder nach der Taufe der Entſcheidungspunkt für die Ewigkeit ſein ſollte, gar nicht aufwerfen, da dieſer Glaube zu tief in der ganzen Zeit gewurzelt war. Die Vorſtellung von der Verwerfung der ungetauften Kinder ließ ſchlechterdings nicht zu ein Naturgeſez aufzuſuchen. Denn in Bezug auf die Verdammniß derſelben lehrte Caſſian, Gott ſieht voraus, wie ſie bei einem längeren Leben gelebt haben würden, und demnach werden ſie beſeligt oder verdammt [a]).

---

[a] In Maſſilia lehrte man noch zu Auguſtins Leben die praedestinatio ex praevisa fide et perseverantia und die Mittheilung der Gnade ex merito credulitatis. Der Wille geheilt zu werden ſei nicht verloren gegangen.

[b] Auguſtinus ſtarb 430 im 76ſten Jahre während der Belagerung von Hippo durch die Vandalen.

---

[a] Die ſemipelagianiſche Lehre des Caſſian war, daß der Menſch durch ſeine eignen Bemühungen ſich bis zur Begierde nach der Tugend ausbreiten könne. Daß manchmal die Gnade den Anfang mache, manchmal der freie Wille. Schl.

Nach Caſſian gehörte hierher beſonders Fauſtus Biſchof von Rhegium (Riez) in Provence. Er behauptete in ſeiner Schrift De gratia Dei et hominis libero arbitrio, welche ihm zwei Synoden beſonders aufgetragen und autoriſirt hatten, einen freien Willen in Bezug auf das gute. Er habe nicht gänzlich aufgehört ſondern ſei nur vermindert worden, gegen Auguſtin; der freie Wille des Menſchen könne aber nicht ohne Gottes Gnade zur Seligkeit gelangen, gegen Pelagius. Er erklärte ſich auch gegen den Particularismus, daß Chriſtus die Gnade nicht allen gegeben habe, weil er auch nicht für alle geſtorben ſei; und gegen die ignava ratio, daß nach der Taufe kein Gehorſam erfordert werde. Ebenſo erklärte er ſich bedenklich gegen die Buße auf dem Sterbebette, wenn ihr ein unchriſtliches Leben vorangegangen. Es iſt darin ſchon ein verderblicher Einfluß der Lehre von der satisfactio ſichtbar; dieſe fehle auf dem Sterbebette, wo noch die beiden anderen Elemente der Buße die contritio und confessio vorhanden ſind. Aehnlich äußert ſich hierüber ein gewiſſer **Gennadius**, Presbyter zu Marſeille, de dogmatis ecclesiasticis; bei dieſem finden wir aber eine beſſere Erklärung der satisfactio, nämlich alles ſei satisfactio, was die Urſache der Sünde aus dem Wege räume. Das kann zur richtigen Anſicht führen, und wohl iſt dies der Punkt in der Buße, woran ſich die Heiligung anſchließt. Es war alſo eine richtige Grundanſicht in ihm, aber ergriffen von der Corruption der Zeit. **Ennodius**, Biſchof von **Ticinum**, ſagte, es ſei ſchismatiſch, den freien Willen nur auf die Wahl des böſen einzuſchränken. **Fulgentius** in Afrika († 533), ſtrenger Auguſtiner, wurde Fauſtus Gegner; der römiſche Biſchof mußte entſcheiden und ſagte, Es ſei alles in der katholiſchen Kirche ſchon beſtimmt.

---

[a]) [illegible] die ſterbenden Kinder die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts ſind: ſo [illegible] ganz richtig, daß, wenn man annimmt die Taufe mache ſie ſelig und [illegible], man aus ihnen am ſicherſten den menſchlichen Kanon konſtruiren [illegible] [illegible].

Von **Gelaſius**, B. zu Rom, von welchem auf einer Synode die Rangordnung der Biſchöfe feſtgeſezt wurde, ward ebendaſelbſt an den ſchon beſtimmten canon biblicus ein canon apocryphus angehängt, d. h. von ſolchen Büchern, welche den gläubigen zu leſen verboten ſind; darunter ſind ſämmtliche Schriften des Tertullian und Caſſian. Ebenſo ſchloſſen ſich an das Verzeichniß der heiligen Schriften andere die empfohlen wurden, die ſchon von den älteren Kirchenlehrern empfohlen waren. Hier ſieht man ſchon das Zuſammenſchmelzen der Schrift und der patriſtiſchen Tradition; dies hängt zuſammen mit der Tendenz die Continuität der kirchlichen Lehre feſtzuhalten. Gelaſius warnt ferner ſtreng gegen die Theilung des Abendmahls als manichäiſch, und lehrt die Subſtanz des Brotes und Weins höre nicht auf.

Das Concilium zu **Arauſio** (Orange) und **Valentia** (Valence) 529 anathematiſirte alle, welche auch in der Prädeſtinationslehre von Auguſtinus abwichen, und **Bonifacius II.** beſtätigte dieſe Beſchlüſſe. Dennoch blieb dieſe Lehre beſonders nach Fauſtus in Gallien und Spanien, und unter den neuen Völkern 529 war natürlich der Streit ſtärker wegen des ſtärkern perſönlichen Freiheitstriebes; ſogar wurde Auguſtin vielleicht ſelbſt der Ketzerei angeklagt. In dem anonymen Buche Prädeſtinatus, welches zu der Zeit abgefaßt ſein muß, wo der eutychianiſche Streit im Abendlande noch nicht bekannt war, werden die Prädeſtinatianer angeklagt, welche ſich auf untergeſchobene Schriften des Auguſtinus ſtützten, und darin beſonders die auguſtiniſchen Auswüchſe mit Schonung des Auguſtin beſtritten, Wenn der zum Böſen prädeſtinirte auch zum Guten gelangen wolle: könne er es doch nicht. Hingegen wurde behauptet, Sowol bei Erlangung der Taufe als bei der Buße und Bekehrung ſei der Wille vor der Gnade. Der Verfaſſer muß alſo die andere Lehre als die dort geltende gekannt haben. Sonſt iſt von dogmatiſcher Entwikklung in der lateiniſchen Kirche nicht die Rede.

Der äußere Zuſtand der abendländiſchen Kirche wurde durch verſchiedene Völker, die theils noch Heiden theils Arianer waren, bedrängt. Die **Vandalen** in Afrika verfolgten als Arianer unter Geiſerich und Hunnerich die Katholiken. Der griechiſche Kaiſerhof, welcher ſich ſehr für die katholiſchen intereſſirte, veranſtaltete ein ſcheinbares Religionsgeſpräch zu Carthago 484, wo die 484 Katholiken, die auch keine ſonderliche Gelehrſamkeit entwikkelten, nur durch Mißhandlungen zum Schweigen gebracht werden. Die arianiſchen Biſchöfe, welche ſich katholiſch oder römiſch nannten, beriefen ſich auf das arianiſche Concil, wo ὁμοούσιος verworfen war. Nach dieſer Zeit wurde Fulgentius von Ruspe verbannt, aber vom König Thraſamund aus Sardinien nach Carthago zurükkgerufen, um ihn mit der katholiſchen Lehre bekannt zu machen; doch bekamen die katholiſchen erſt durch Beliſar in Afrika die Oberhand. Die **Weſtgothen** waren Arianer, aber gelinder, ſo daß ein König katholiſche Synoden erlaubte; eine ſolche erklärte ſich gegen die zu große Zahl der Klöſter; ein jeder ſollte wenigſtens an den drei hohen Feſten communiciren. Der weſtgothiſche 586 König **Reccared** wurde 586 mit ſieben arianiſchen Biſchöfen katholiſch, die Gemeinden verloren ſich aber erſt ſpäter. Die **Burgunder** haben am meiſten geſchwankt, bis doch das katholiſche die Oberhand gewann. Die **Franken** waren anfangs Heiden; **Chlodwigs** burgundiſche Gemahlin Clotildis bekehrte ihn zum katholiſchen Chriſten, und er beſiegte 496 durch Anrufung 496 Chriſti die Alemannen, worauf **Remigius von Rheims** ihn und 3000 Franken taufte. Die **Longobarden** nahmen das Chriſtenthum zuerſt unter arianiſcher Geſtalt an, wurden aber nachher katholiſch.

Dies hatte natürlich auf das Anſehn der **römiſchen Biſchöfe** vortheilhaften Einfluß. **Leo Magnus** (B. von 441 bis 462) war durch Valentinian III. zum geiſtlichen Oberhaupt des Occidents ernannt, und hielt ſich Vicare in Illyrien, Gallien, Spanien, um durch dieſelben überall leichter ſeinen Einfluß zu üben. Dem Vicariate in Illyricum, das dem Biſchofe von Theſſalonich übergeben war, machte erſt Theodoſius II. auf Anſuchen der griechiſchen Biſchöfe ein Ende. Er ſchärfte den Biſchöfen das Predigen ein, aus welchem Zuge ſich auf die Verderbniß der damaligen Zeit ſchließen läßt *). Leo war aber kein ganz zuverläſſiger und reiner Mann. Er ſträubte ſich anfangs die Biſchofswürde anzunehmen, und ſchrieb allen Chriſten eine prieſterliche Würde zu, ſagte aber doch, vom Judenthum ſei in das Chriſtenthum ein beſonderes Prieſterthum übergegangen; dies hatte vorher niemand aufgeſtellt. Er ſchaffte das öffentliche Sündenbe-

---

*) Sozomenus VII. 19 behauptet, in Rom ſeien zu ſeiner Zeit weder vom Biſchof noch ſonſt öffentliche Religionsvorträge gehalten worden. Leo hätte ſie alſo ausdrücklich wieder einführen müſſen, was ſeine Predigten nicht [illegible]. Schl. Es hängt die immer mehr überhand nehmende Unwiſſenheit und Dürftigkeit der Biſchöfe damit zuſammen, daß immer mehr eine unſtatthafte Parallele zwiſchen dem chriſtlichen und jüdiſchen Cultus ſich einſchlich. Man verglich die chriſtlichen Prieſter (Biſchöfe und Presbyter) mit den jüdiſchen Prieſtern, die Diakonen mit den Leviten; das jüdiſche Prieſterthum hatte aber gar keine Lehrverbindlichkeit.

kenntniß der Büßenden ab, und ſo fiel die Kirchenbuße zum Theil weg; dadurch entſtand aber ein anderes Uebel, geheime Buße durch Geld oder Kirchengeſchenke. Letzteres hatte Salvian ſchon früher empfohlen, was aber nachher durch die Oeffentlichkeit des Bekenntniſſes eingeſchränkt worden war; jezt hatte dies wieder Ueberhand genommen und wurde durch Leo beſchränkt [a]). Gelaſius Rangordnung der Kirchen, nach welcher Rom als der Siz Petri als die erſte angenommen war, Alexandria als die zweite, ohne von einem Apoſtel geſtiftet zu ſein, Antiochia als die dritte, ohne Conſtantinopel zu erwähnen, war gegen den 28ſten chalcedoniſchen Kanon und inconſequent, da Antiochia eher von Petrus geſtiftet war als Rom. Bei einer ſtreitigen Biſchofswahl zu Rom
503 ließ Theoderich durch die Palmſynode 503 darüber und über die ihm gemachten Beſchuldigungen entſcheiden, und Symmachus wurde gewählt [b]). Die Biſchofswahlen ſollten unter den Oſtgothen vom Klerus, d. h. den Presbytern und Diakonen, der Gemeinde vollzogen werden, ſonſt war es ſchon gewöhnlich geweſen, daß bei einem Metropoliten oder Patriarchen die ſeiner Diöceſe zunächſt untergeordneten Biſchöfe bei einer Biſchofswahl zugegen waren, um den Biſchof weihen zu können; ſtimmen konnte nur der Clerus der Gemeinde, außerdem ſollten auch die Proceres oder großen, hier der Senat, der Kriegerſtand und die Bürger an der Wahl Theil haben; lezteres mußte eine große Volksmaſſe herbeiziehen und konnte leicht tumultuariſche Auftritte veranlaſſen, nur bedeutete ihr Wahlrecht nicht viel. War die Wahl vollzogen, ſo mußte ſie ſeit Anfang des Exarchats vom Kaiſer in Conſtantinopel beſtätigt werden. Vigilius wurde Biſchof (v. 538—555) durch eine Intrigue gegen ſeinen Vor-

---

a) Leo war früher ein Freund des Caſſian und man ſchreibt ihm das Buch de vocatione omnium gentium zu. Schl.

b) Ennodius in ſeiner Schuzſchrift für denſelben behauptet, ein römiſcher Biſchof könne nicht von Menſchen gerichtet werden. Schl.

ſahren Silvius, der durch eine falſche Anklage durch Beliſar abgeſezt wurde und elend umkam.

Eine andere Anmaßung bei den römiſchen Biſchöfen findet ſich zu der Zeit, wo ſie unter gothiſcher Hoheit ſtanden. Felix gab nämlich dem Kaiſer Zeno den Titel gloriosissimo et serenissimo filio Zenoni. Die römiſchen Biſchöfe führten den Titel Papa, zum Theil wurden ſie auch sanctissime pater titulirt; die Kaiſer gaben dieſen Titel auch den Patriarchen. Da der römiſche Biſchof kein Unterthan des Kaiſers mehr war, hielt er es für das ſchikklichſte den Kaiſer als ſeinen Sohn darzuſtellen. Seit dieſer Zeit ſchlich ſich immer mehr ein, daß der Vorzug des römiſchen Biſchofs auf den Apoſtel Petrus zurükgeführt wurde, da Conſtantinopel ſchon Rom gleich gekommen war und alſo auf der Stadt ſelbſt kein beſondrer Vorzug ruhte. Damit hängt zuſammen der Streit Pelagius II. und Gregors M. mit dem conſtantinopolitaniſchen Biſchof, welcher ſich den Titel eines ökumeniſchen Patriarchen beigelegt hatte. Die Sache wurde aber ſo ausgelegt, Eine Stadt, in welcher ſich der Siz der Herrſchaft befände, ſei eine ökumeniſche Stadt, eine Hauptſtadt dieſer ganzen Hälfte des römiſchen Gebiets. Man ſieht, welchen Werth ſchon auf ſolche Ausdrükke gelegt wurde. Gregor äußerte in dieſen Verhandlungen oft, daß alle Biſchöfe dem römiſchen unterworfen wären, und daß ohne ſeine Beſtätigung Synodalbeſchlüſſe keine Kraft hätten.

Das Mönchsweſen iſt in ſeinem Entſtehen und in ſeinen tumultuariſchen Ausbrüchen ſchon erwähnt worden. Faſt alle ausgezeichnete Lehrer waren ſchon früher längere oder kürzere Zeit Mönche geweſen. Auch Chryſoſtomus wurde nur durch ſeine Geſandtſchaft genöthigt, und Hieronymus das verwerfliche Vorbild derer, welche das Mönchsleben auch bei den ausgezeichnetſten Gaben dem Lehrſtande vorzogen. Im Abendlande wurde viel Geld von frommen Frauen auf Klöſter verwendet und dort riß bald ein, daß die Mönche nur von milden Gaben lebten.

Die ägyptiſchen, ſyriſchen und paläſtinenſiſchen Mönche rühmten ſich zwar ihren Unterhalt durch Handarbeit zu verdienen — was doch Simeon der Säulenmann nicht konnte — aber den Wiſſenſchaften waren ſie im ganzen ſo fern, daß Hieronymus oft über den Mangel an Geſchwindſchreibern klagt, die er doch dort immer hätte ſich zuziehen müſſen. Die Unwiſſenheit war ſo grob, daß die meiſten dieſer Mönche Anthropomorphiten waren, und ſich fürchteten ihre Andacht zu verlieren, wenn ihnen das genommen würde. Deswegen konnten ſie nun zu allem gemißbraucht werden. Auguſtin legte als Biſchof ein monasterium für ſeine Kleriker in ſeinem Hauſe an; dies mußte häufig nachgeahmt ein großer Reiz ſein, die Geiſtlichen aus Eheloſen und aus Mönchen zu nehmen. Baſilius M. ſuchte ſie wenigſtens in die Nähe der Städte zu ziehen, damit geiſtige Beſchäftigungen erleichtert würden und ſie ſich den andern nützlich machen könnten. Dem widerſtrebte aber obrigkeitliches Intereſſe, welches die Mönche in die Wüſte verwies, um den Reiz zu mindern und zu verhindern, daß ſolche, die dem Staate dienſtpflichtig wären, nur um ſich ihm zu entziehen, Mönche würden.

460 Seit 400 hatte ſich das Mönchsweſen ungemein ausgebreitet. Einzelne Mönche haben unglaubliche Maſſen von Klöſtern geſtiftet. So hatte Severinus ſchon in Gallien mehrere Klöſter geſtiftet und ging dann nach Noricum, welches er chriſtianiſirte (zwiſchen 450 und 480), und dabei dem Odoacer ſeine künftige Größe vorausſagte. Benedict von Nurſia, geb. 480, legte in kurzer Zeit, zwiſchen 520—27, von ſeiner Höhle aus zwölf Klöſter, darunter das berühmte von Monte Caſſino im neapolitaniſchen an. Das Verhältniß der Klöſter zwiſchen Klerus und Biſchof wurde immer ſtreitiger. Im Morgenlande hatten die Biſchöfe die entſchiedene Oberhand, wählten die Aebte u. dgl.; im Abendlande führten ſie nur die gewählten Aebte ein. Leo verbot, Mönche ſollten ſo wenig öffentlich lehren als Laien. Die Synode von Chalcedon verbot ihnen ſich zu verheirathen,

doch ſollten die Biſchöfe ſie glimpflich dafür behandeln. Austritt war erlaubt gegen Zurüklaſſung des Vermögens, Nonnenraub mit dem Tode beſtraft. Nach der Mönchsregel des **Cäſarius** durfte keiner etwas eignes haben, nach der des Irländer **Columban** war Geiſelung als Strafe feſtgeſezt. Durch **Benedicts** Regel wurde abermals beſtimmt, daß kein Mönch etwas eigenes haben dürfe; alles ging ans allgemeine. Einſperrung in ein Kloſter wurde nach und nach eine Strafe, wo man dann der Willkür der Aufſeher überlaſſen wurde. Wer in ein Kloſter wollte aufgenommen werden, mußte die ärgſten Beleidigungen ertragen, zu welchen die andern berechtigt waren, und allerhand körperliche Lebensentbehrungen, wodurch z. B. Gregor ſeine Geſundheit ruinirt hatte. Ging von ſolchen die Verbreitung des Chriſtenthums aus, wie durch **Patricius**[*] bei den **Irländern**, **Severin** in **Noricum**, **Columban** bei den **Alemannen** (609): ſo erſchien es den Barbaren auch unter dieſer 609 Geſtalt, und mußte ſo wenig Wirkung hervorbringen, als wir wirklich bemerken. Z. B. **Chlodwig** ſuchte durch die verrätheriſchſten Intriguen ſeine Herrſchaft auszubreiten, wurde aber von der Kirche geprieſen, weil die Gegner Arianer waren. Aber als Weltbegebenheit betrachtet iſt es ein großes Glük, daß die Völker ſo früh zu dem Chriſtenthum ſich vereinigten.

Gregor I. M. wurde 590 Biſchof von Rom. Geboren 590 540 zu Rom und urſprünglich einer anderen Beſtimmung geweiht, ward er Prätor. Er fühlte aber ſich zum Mönchsweſen berufen und wurde Vorſteher eines von den ſieben Klöſtern, die er ſelbſt geſtiftet; wider Willen wurde er vom römiſchen Biſchof **Pelagius** I. zum Diaconus und zu ſeinem Gehülfen geweihet und von ihm als Apocriſiarius nach Conſtantinopel geſchikt, was ſeit jenem Patriarchen von Alexandrien allgemein geworden war. Er erwarb ſich hier einen großen Ruf durch ſeine Gelehrſamkeit, und mußte eine Auslegung des Buchs Hiob ſchreiben, welche nach der lateiniſchen Ueberſezung gemacht war. Nach ſeiner Rückkehr wurde er zum römiſchen Biſchof erwählt. Er begründete von mehreren Seiten die große und ſtrenge Autorität des römiſchen Stuhles, es iſt aber in mehreren Kirchen oft zu viel geſchehen. Er war ein ſtrenger Aufſeher des Clerus, löblich wenn er in ſeinem Sprengel geblieben wäre, miſchte ſich aber vielfach in Dinge, die ihn durchaus nichts angingen; ſo ermahnte er den Patriarchen von Conſtantinopel den Unordnungen in ſeinem Clerus zu ſteuern, kaſſirte biſchöfliche und Synodalurtheile in Theſſalien. Durch ſein Antrittsſchreiben erregte er die Unzufriedenheit der iſtriſchen und venetianiſchen Biſchöfe, weil er außer den vier ökumeniſchen Synoden noch die fünfte anerkannte. Er ließ dieſe nach Rom citiren, ihnen drohend, er werde ſie ſonſt von der Kirchengemeinſchaft ausſchließen. Dieſe aber wandten ſich an den Kaiſer, welcher ihm befahl ſie in Ruhe zu laſſen. Gegen den Kaiſer hielt er ſich in den gewöhnlichen Schranken*), außer da, wo er bei allgemeinen Gelegenheiten einzelnes mit einſtreuen konnte. Gegen alles häretiſche und ſchismatiſche war er höchſt unduldſam und rief überall gleich den weltlichen Arm zu Hülfe.

---

[*] **Patricius** aus Schottland um 420, früher von irländiſchen Seeräubern gefangen, durch Geſichte zum Miſſionar aufgefordert, ſoll über 300 Biſchöfe geweiht und in **Armagh** ſeinen Siz gehabt haben. Schl.

In das Mönchsweſen hat er ſehr eingegriffen, und, wie man ſagt, die Mönche von der Gerichtsbarkeit der Biſchöfe befreit, das heißt aber nur, er ſuchte ſie vor der Habſucht der hohen Geiſtlichkeit zu ſchüzen. Die Biſchöfe rechneten die Mönche nicht zum Clerus, warfen ſich daher zu ihren ökonomiſchen Verwaltern auf und wollten gern die Kloſtergüter in Beſchlag nehmen; davon gingen die Verordnungen aus. Kaiſer Mauritius traf aber ernſtliche Maßregeln gegen das Ueberhandnehmen des Mönchsweſens, und verordnete, daß kein Staatsbeamter und Soldat Mönch werden ſollte. Gregor ſtellte es dem Kaiſer dringend vor, richtete aber nichts aus. In Rom waren zu Gregors Zeit 3000 Nonnen, Mönche natürlich noch viel mehr, und der Kaiſer hätte viel ſtrengere Maßregeln nehmen können, um das Zunehmen des Mönchthums zu verhindern.

---

*) Den wider ſeinen Willen gewählten Biſchof Maximus von Dalmatien mußte er auf kaiſerlichen Befehl anerkennen. Schl.

Wenn einer Mönch wurde, ſo nannte er es ſeine conversio, eine Maßregel der Sicherheit, eine höhere Stufe der Gottgefälligkeit. Mönche und Cleriker ſchoren ſich damals ſchon als büßende. Gregor ſchrieb als Papſt ein Buch, liber regulae pastoralis, das gute Gedanken enthält über die Obliegenheit der Geiſtlichen, aber mit vielen kindiſchen und groben Wizen vermiſcht iſt, freilich durchaus nicht zu vergleichen mit Chryſoſtomus Buch περὶ ἱερωσύνης; Mangel an Enthuſiasmus und myſtiſche Anſicht vom Prieſterthum, welche auf das Mönchsthum übergegangen war. Seine dialogi de miraculis patrum et de aeternitate animarum enthielten vieles von ausgezeichneten Mönchen, und da iſt er leichtgläubig und abergläubiſch. So hat er ſich von Seiten der kirchlichen Disciplin und Politik ausgezeichnet, aber nicht als Lehrer. In ſeiner Schriftkenntniß ging er, als des Griechiſchen unkundig, nicht über ſein Zeitalter hinaus, und iſt ganz verſunken in das äußere und die zunehmende Werkheiligkeit, und auch hier ſteht Chryſoſtomus und Auguſtinus weit über ihm; der Verfall ſeit 100 Jahren iſt nicht zu verkennen. In ſeinen Predigten iſt weniges für das wahre Chriſtenthum Gewinnbringendes zu finden, dagegen Allegorieen und Spielen mit Zahlen.

Er war auch äußerlich Staatsmann und intereſſirte ſich für die Herrſchaft der griechiſchen Kaiſer, und wirkte ſo beſſer als die kaiſerlichen Beamten ſelbſt. Doch finden ſich auch Spuren von beſonderer politiſcher Anmaßung, z. B. drohete er für Rom mit den Longobarden einen beſonderen Frieden zu ſchließen, welche Drohung auch ſpäter eintraf; daraus hat man fälſchlich behauptet, Gregor ſei der Oberherr von Rom geweſen. — Gregor hat den ganzen Verfolg des Gottesdienſtes ſchriftlich verfaßt. Er ſchrieb ein liber antiphonarius, enthaltend die Reſponſorien ꝛc. und das liber sacramentorum, eine Verordnung der ſacramentlichen Verwaltung; er führte das Vaterunſer nach dem Weihungsgebet beim Abendmahl ein. In ſeinem Canon missae iſt noch nicht von der Transſubſtantiation die Rede und von der katholiſchen ſtillen Meſſe, und ſein Canon iſt ſpäter durch mehrere unächte Zuſätze vermehrt worden. Er vertheidigte die Bilder als nützlich für diejenigen, die nicht leſen könnten. Die Gewohnheit ſich vor den Bildern niederzuwerfen beſtand dabei, war aber ohne Anbetung. Er verſchenkte Reliquien und Schlüſſel, worin etwas von den Ketten Petri ſein ſollte. Er führte auch die Feſte der Kirchweihe ein und vermehrte dadurch das Lokalſyſtem in ſeinem Sprengel, auch war dies darauf berechnet, dem Chriſtenthum mehr äußern Reiz zu geben *).

In dogmatiſchen Hinſicht iſt noch zu bemerken, daß er in ſeinem Antrittsſchreiben ſich zum nicäniſchen Symbol bekennt, wie es in Conſtantinopel wiederholt worden, aber in Bezug auf das Ausgehen des Geiſtes ſteht der Zuſatz filioque, etwas das 589 vor kurzem (589) auf einer Synode zu Toledo zuerſt vorgekommen war. Bei ihm findet ſich auch die Lehre von einem reinigenden Feuer für äußere Vergehen. Er ſchrieb viele Briefe, aus denen man den damaligen Beſitzſtand der römiſchen Kirche kennen lernt; ſie enthalten Vorſchriften über die Verwaltung deſſelben. Der römiſche Biſchof hatte damals Grundſtücke, patrimonia, beſonders in der Romagna und in Campanien, aber von einem Kirchenſtaat iſt die Rede noch nicht.

Beſonderes Verdienſt hatte Gregor um die Verbreitung des Chriſtenthums in England durch Auguſtinus und Lauren-

---

a) Gleichzeitig wurde das Feſt der Reinigung Mariae oder Lichtmeß eingeführt, die letzte Vermiſchung chriſtlicher Feſte mit heidniſchen (Lupercalia). Schl.

tius. Es hatte ſchon unter den alten Briten lange eine chriſtliche Kirche gegeben, von Gallien aus, alſo nach kleinaſiatiſchem Typus, geſtiftet. Die Angelſachſen waren noch Heiden, Gregor wollte früher ſelbſt als Miſſionär dahin gehen, nun ſchikkte er 597 eine Miſſion dahin, worüber es noch viel Briefe von 597 ihm giebt an Auguſtin, welcher nachher Erzbiſchof von Canterbury wurde. Darin ſpricht er ſich vernünftig aus über das Eherecht, die körperliche Reinigkeit und die Organiſation der Kirche, wobei Rükkſicht zu nehmen ſei auf die Gemüthsrichtung des Volkes; im ganzen aber möchte der römiſche Typus eingeführt werden [a]). Die neue angelſächſiſche und die alte britiſche Kirche geriethen bald in Streit; leztere wollte ihre griechiſchen Gebräuche nicht fahren laſſen. Aehnlich war es nachher in Deutſchland zwiſchen den irländiſchen und galliſchen Miſſionären. Dieſer Streit entſchied ſich allmählich immer mehr zum Vortheil der Römer; der Orient wurde bedrängt durch Araber und Perſer.

Die ganze Thätigkeit des Abendlandes war auf die Miſſionen und das Mönchsweſen gerichtet. Benedict hatte ſeinen Mönchen abſchreiben zur Pflicht gemacht; das war aber nur eine mechaniſche Erhaltung der Gelehrſamkeit; Männer wie Caſſiodor [b]) gab es wenige, die Production war auf Chroniken und Legenden beſchränkt. Gregor war hier in mancher Hinſicht Beſchüzer des Aberglaubens und der Wundermährchen. Die Gemahlin des Kaiſer Mauritius verlangte von ihm das Haupt des Petrus oder Paulus, zu einer neuen Kirche, welche ſie gegründet hatte; Gregor entſchuldigte ſich mit ſehr abergläubiſchen Gründen.

---

[a]) Je mehr Gregorius dafür that, daß die römiſche Kirchenordnung überall eingeführt würde, um deſto deutlicher ſieht man, wie ihm dieſe Idee von einer Gleichförmigkeit des Gottesdienſtes in der chriſtlichen Kirche wichtig war. Aber indem er mit ſo großem Aberglauben behaftet erſcheint und auf der anderen Seite mit ſo vieler Anmaßung: ſieht man daraus, wie viel eigentlich von dieſer Idee einer Gleichförmigkeit des Gottesdienſtes zu halten iſt, daß ſie doch eine gar zu äußerliche Auffaſſung des ganzen verräth, und ein Beſtreben, den Mittelpunkt, von dem es ausgegangen iſt, eine ganz beſondere Würde in der Chriſtenheit zu geben. — Er ſtellte auch ſchon den Grundſaz auf, man müſſe die Juden zu Chriſten machen ihrer Kinder wegen. Schl.

[b]) Caſſiodor entwarf Inſtitutiones für die Mönche nach Art der ſpätern ſcholaſtiſchen theils divinarum literarum, theils de artibus ac disciplinis liberalium literarum und ſtiftete eine vielſeitige Bibliothek für dieſelben, wollte auch mit Agapetus eine theologiſche Schule anlegen, welche aber nicht zu Stande kam. — Zu den bedeutendſten geiſtigen Erſchei-

Hier geht eine Zeit der Barbarei an, wo nur wenig zur Entwikklung des Chriſtenthums geſchah, zugleich aber kann man Gregors Zeit als den Anfang der höchſten und äußern Blüthe des chriſtlichen Kirchenweſens anſehen, als die gottesdienſtlichen Elemente vollſtändig beiſammen waren und in eine Art Syſtem gebracht und zugleich durch autoriſirte Schriften befeſtigt wurden. Es kam zu dieſer Zeit auch ſchon auf, daß der Gottesdienſt etwas beharrliches wurde, daß er nie ganz aufhörte. Dazu wurden meiſt Mönche beſtellt, die in den Kirchen beteten und ſangen. Die Nachfolger Gregors waren unbedeutend, indeſſen gingen ſie im ganzen auf demſelben Wege fort, und Bonifa-
607 cius III. (607) erhielt es endlich vom Kaiſer Phocas, daß ihm der Titel eines ökumeniſchen Biſchofs ausſchließlich beigelegt wurde. Honorius (625—638) ahmte den Gregor auch in der Vermehrung der Feierlichkeit des Gottesdienſtes nach und liebte die Pracht auf alle erſinnliche Weiſe; allein er iſt auch

---

nungen dieſer Periode gehört der chriſtliche Philoſoph Aeneas von Gaza, welcher die Dreieinigkeit platoniſirte und den Sohn Gottes mit dem νοῦς und den heiligen Geiſt mit der Weltſeele paralleliſirt. Der Römer Boëthius, geb. 470, und etwas älter Claudianus Mamertus, welcher de statu animae ſchrieb und Gott allein für ganz unkörperlich hielt, und den motus stabilis Gottes von dem illocalis der Seele und dem localis des Körpers unterſcheidet. Unter den Geſchichtſchreibern iſt Dionyſius Urheber der chriſtlichen Zeitrechnung, als der Oſtercyclus des Cyrillus ſich endigte. Gennadius war Literator und Fortſezer des Hieronymus de viris illustribus. Jornandes, ein Oſtgothe, machte einen Auszug aus Caſſiodors Chronicon. Gregorius Turonenſis war der erſte fränkiſche Geſchichtſchreiber. Der Presbyter Salvianus ſchrieb ſchon um 400 de gubernatione Dei, das Elend der Zeit ſtellt er als Strafe dar. Schl.

nach ſeinem Tode auf das förmlichſte verkezert und ſein Name
aus den Kirchenbüchern geſtrichen. Dies hing zuſammen mit den
monotheletiſchen Streitigkeiten.

Monotheletiſche Streitigkeiten.

Heraclius mußte mit den Perſern Krieg führen. In Ar-
menien waren ſehr viele **Monophyſiten**, welche jezt ſehr ſtark
n das perſiſche Gebiet übergegangen waren, weil ſie ſehr gedrükkt
wurden; daher wünſchte Heraclius die Monophyſiten mit der
atholiſchen Kirche zu vereinigen. Er ſelbſt war nicht weniger
heologiſch als Juſtinian, und es wurde die Formel vorgeſchlagen,
wei Naturen aber **eine** *ἐνέργεια*. Die Meinung ſoll zuerſt in
inem Geſpräch des Kaiſers mit dem monophyſitiſchen Patriarchen
Paulus von Armenien (622) geäußert und wahrſcheinlich von 622
Sergius, Patriarchen von Conſtantinopel, gehegt oder veran-
eßt worden ſein; denn dieſer befragt verwies auf eine Schrift
es Mennas, der mehrere patriſtiſche monotheletiſche Stellen ge-
ammelt hatte. Der eigentliche Urſprung iſt dunkel; nach andern
t er folgender: **Athanaſius**, der jacobitiſche Patriarch von
ntiochien, erhielt in einem Geſpräch des Kaiſers (629) das Ver- 629
rechen eines katholiſchen Patriarchats, wenn er das chalcedoniſche
oncil annehmen wollte. Athanaſius habe ſich bereit erklärt,
enn er dabei annehmen dürfte, daß beide Naturen *ἓν θέλημα*
nd *μίαν ἐνέργειαν* hätten. Dies habe der Kaiſer, da der con-
antinopolitaniſche Biſchof nichts weiter dagegen hatte, für die
chte Lehre erklärt.

Das weſentliche *πρῶτον ψεῦδος* war, daß man die Begriffe
ύσις und ὑπόστασις nicht gehörig unterſchied. Offenbar iſt,
ß bei der Einheit der Thätigkeit die Einheit der Perſon ſein
uß; wenn zwei Reihen von Thätigkeiten ſind: ſo ſind auch zwei
rſonen. Wäre die Sache gehörig ſcharf behandelt worden: ſo
te die Formel ſagen müſſen, die Vereinigung beider Naturen

zu einer Perſon beſtehe darin, daß es nur eine beiden Naturen gemeinſame Thätigkeit gäbe; aber es hätte müſſen nach der Conſtruction dieſer Vereinigung gefragt werden. Als der Kaiſer befahl, daß man ſollte μία ἐνέργεια lehren, fragte der Biſchof Sergius bei den Metropoliten und Patriarchen an, welcher Formel man ſich bedienen müſſe als orthodoxer. Der Befehl des Kaiſers war übrigens kein allgemeines Geſez, ſondern nur in einem Schreiben an den Erzbiſchof Arcadius von Cypern, wo viele Monophyſiten waren, enthalten, daß niemand zwei Wirkungen lehren ſolle. Von da wurde es anderen Biſchöfen bekannt, darunter war Cyrus, Biſchof von Phaſis, der vom Kaiſer zum Biſchof
623 von Alexandria gemacht wurde. Cyrus nahm 623 das Symbol in Alexandria an [a]), und hier vereinigten ſich tauſende von Monophyſiten mit der Kirche.

Die Vereinigung der dortigen Monophyſiten und Katholiken geſchah nun über dieſer kaiſerlichen Formel, Es ſei zu lehren, ὁ αὐτὸς εἷς χριστὸς καὶ υἱὸς ἐνεργῶν τὸ θεοπρεπὲς καὶ τὸ ἀνθρώπινον μιᾷ θεανδρικῇ ἐνεργείᾳ. Das iſt etwas zweideutiges, denn in θεανδρικῇ iſt leicht eine Vermiſchung beider Naturen anzunehmen. Dem wurde aber dadurch vorgebeugt, daß man erklärte, Beide Naturen ſeien unvermiſcht und unverändert, aber das unverändert und unvermiſcht geblieben ſein nur durch Abſtraction mit dem Verſtande erkennbar. Sophronius, ein paläſtinenſiſcher Mönch, proteſtirte gegen dieſe Vereinigungsformel als apollinariſtiſch, aber Sergius, der die Formel angenommen, gebot ihm in einem Schreiben darzuthun, wiefern ſie mit der alten Kirchenlehre nicht übereinſtimme, was dieſer nicht konnte. Später wurde dieſer Mönch als Patriarch von Jeruſalem eine bedeutende Perſon, und da ſchrieb Sergius um ſich zu ſichern an den römiſchen Biſchof **Honorius** (634), welcher zuerſt durch 634 dieſes Schreiben in den Streit gezogen wurde. Dem Cyrus rieth Sergius, Er ſolle weder *μία ἐνέργεια* noch *δύο ἐνέργειαι* lehren laſſen, ſondern daß *ἐκ τοῦ αὐτοῦ θεοῦ λόγου ἐνανθρωπημένου πᾶσαν ἐνέργειαν θεοπρεπῆ τε καὶ ἀνθρωπίνην προϊέναι καὶ εἰς ἕνα καὶ τὸν αὐτὸν ἀναφέρεσθαι.*

---

[a]) In der Vereinigungsformel des Cyrus wird der μακάριος Διονύσιος citirt. Ob der Areopagit, deſſen Schriften kurz vorher zuerſt ins Abendland kamen, aber von den katholiſchen verworfen wurden, oder Dionyſius von Alexandria? Mir iſt erſteres wahrſcheinlich. Schr.

Die pſeudodionyſiſchen Schriften waren vor einiger Zeit erſt nach Italien gekommen und dort verworfen worden. Uebrigens rklärte ſich der römiſche Biſchof **Honorius** der Vereinigung günſtig und behauptete, daß man nicht von zwei *ἐνεργείαις* reden ſolle; er bekannte ſich zu unam voluntatem Christi. Man hat ihn vertheidigt dadurch, daß man ſagte, er habe **einen** Wil- en nur in der menſchlichen Natur Chriſti angenommen. Davon var aber nicht die Rede, ſondern von der Vereinigung der bei- en Naturen Chriſti. Es kam das aber daher, daß Honorius ich des Arguments bediente, Chriſtus könne kein verſchiedenes Ge- ez in den Gliedern gehabt haben. Den ſtrengen Chalcedonenſern ab das einen Grund den Honorius für einen Apollinariſten zu alten, und da Paulus dies doppelte Geſetz im Menſchen findet: o iſt der Schein nicht ganz ungegründet, wenn er dieſe Auskunft uf die Frage vom göttlichen und menſchlichen Willen anwendet. Es iſt aufbewahrt eine Stelle aus den Schriften des paläſtinen- iſchen **Theodorus**, der auch der Vereinigung günſtig war, s ſei in Chriſto nur **eine** Thätigkeit, deren Künſtler und Ur- eber die göttliche Natur in Chriſto ſei, das Werkzeug aber, deren e ſich bedienten, ſei das menſchliche *). Dieſe Erklärung iſt die härfſte, man muß nur, um es nicht apollinariſtiſch zu verſtehen, gen, daß das Vernünftige auch in der *ἀνθρωπότης* liege; das, ovon jeder Grund ausgeht, iſt der *τεχνίτης, δημιουργός*. Al- in dieſe Ausdrükke brachten keine Entſchuldigung hervor, weil

---

*) *εἶναι μίαν ἐνέργειαν, ταύτης δὲ τεχνίτην καὶ δημιουργὸν τὸν θεόν, ὄργανον δὲ τὴν ἀνθρωπότητα.* Schr.

ſie, da ſie im Buchſtaben ſich von den Synodalbegriffen entfernten, eo ipso verworfen wurden; Honorius ſagte ferner, Man ſolle ſich des Ausdrukks *ἐνέργεια* enthalten, weil er ariſtoteliſirend ſei. Die ariſtoteliſche Philoſophie war im Oriente ſchon ſehr vorherrſchend, wo es auf ſchärfere philoſophiſche Beſtimmung ankam, und es iſt nun ſehr wahrſcheinlich, daß der Streit zwiſchen den Origeniſten und ihren Gegnern ein Streit zwiſchen der ariſtoteliſchen und platoniſchen Philoſophie war. Honorius urtheilte richtig, Man ſolle den Streit lediglich den Grammatikern überlaſſen, man könne ſonſt entweder Neſtorianismus oder Eutychianismus nicht vermeiden. Der neue Patriarch Sophronius von Jeruſalem ging in ſeinem Antritts- und Confeſſionsſchreiben davon aus, daß Gottheit und Menſchheit unmöglich könnten *πάντως τὴν αὐτὴν ἐνέργειαν* haben. Der Wille, die Wirkſamkeit der göttlichen Natur in Chriſto, ſei das ſchöpferiſche. Zur Menſchheit gehört aber die Befriedigung der körperlichen Bedürfniſſe, die göttliche Thätigkeit aber und die Befriedigung des Hungers kann nicht ein und dieſelbe Wirkſamkeit ſein. Doch that er den Vorſchlag, er wolle nicht von zwei Wirkungen reden, wenn Cyrus von Alexandrien nicht Eine lehren wolle.

Nun gab der Kaiſer Heraclius um den Streit auszugleichen (638) ſeine *Ἔκθεσις τῆς πίστεως* (confessio), wahrſcheinlich vom Patriarchen Sergius kurz vor ſeinem Tode ganz im Sinne ſeines Briefes an Cyrus verfaßt. In derſelben heißt es, *ἓν θέλημα τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ χριστοῦ ὁμολογοῦμεν, ὡς ἐν μηδενὶ καιρῷ τῆς νοερῶς ἐψυχωμένης αὐτοῦ σαρκὸς κεχωρισμένως καὶ ἐξ οἰκείας ὁρμῆς ἐναντίως τῷ νεύματι τοῦ ἡνωμένου αὐτῇ καθ' ὑπόστασιν θεοῦ λόγου, τὴν φυσικὴν αὐτῆς ποιήσασθαι κίνησιν, ἀλλ' ὁπότε καὶ οἵαν καὶ ὅσην αὐτὸς ὁ θεὸς λόγος ἠβούλετο.* Alſo: „Einen Willen bekennen wir, ſo daß ſein vernünftig beſeeltes Fleiſch in keiner Zeit und unter keinen Umſtänden auf eine abgeſonderte Weiſe und aus eigenthümlichem Antriebe könne zu Stande bringen ſeine natur-

638

gemäße Bewegung im Gegenſaz mit dem Wirken des mit ihm auf perſönliche Weiſe vereinigten θεὸς λόγος.“ Hier war die Duplicität der Natur feſtgehalten, die Einheit des Willens aber ungenügend. Das ἐναντίως τῷ νεύματι erſchöpft die Sache nicht; es fragte ſich noch, Bringt die göttliche Natur vereinigt mit der menſchlichen die naturgemäße Bewegung hervor? Wurde dieſe Frage bejaht: ſo kamen zwei Naturen heraus; wurde ſie verneint: ſo kam der Apollinarismus heraus. Pyrrhus, des Sergius Nachfolger, nahm die ἔκθεσις an, Cyrus auch, Severinus, des Honorius Nachfolger, ſollte vor ſeiner Beſtätigung unterſchreiben, weigerte ſich aber und ſtarb in demſelben Jahre. Sein Nachfolger Johann IV. (641) belegte auf einer römiſchen Kirchenverſammlung die Lehre von einem Willen mit dem Kirchenbanne, behauptete aber Honorius habe ihr nie angehangen. 641

In Afrika fand die ἔκθεσις auch Widerſtand. Der Mönch und Abt Maximus, als Sammler von Sentenzen beſonders moraliſchen Inhalts (ἐκλογαί) bekannt, und der als Exeget in der Schriftauslegung die Quäſtiones aufbrachte, eine Methode, die in der ſcholaſtiſchen Theologie herrſchend wurde und ganz fragmentariſch war, trat heftig gegen den Einigungsverſuch und dieſe *confessio* und die Lehre von Einem Willen auf. Der Name Monotheleten war noch nicht aufgekommen. Pyrrhus wurde bald darauf abgeſezt, ging nach Afrika, und kam mit Maximus zuſammen. Es wurde eine Disputation veranſtaltet, ſie iſt aber nur bekannt aus der Relation des Maximus. Maximus argumentirte ähnlich wie Sophronius, aus dem ſchaffenden Willen des λόγος und der Befriedigung der ſinnlichen Bedürfniſſe des Menſchen. Hätte man hier den Trieb der Bedürfniſſe (thieriſchen Inſtinkt) unterſchieden von dem Willen ſie zu befriedigen, was das vernünftige iſt: ſo hätte der Unterſchied zwiſchen der ſchöpferiſchen Thätigkeit des λόγος und dem rein menſchlichen nicht herauskommen können. Allein darauf ließ ſich Pyrrhus nicht ein, ſondern behauptete, Wenn zwei Willen ſeien: ſo ſeien auch zwei wollende und keine Einheit der Perſon; er wollte einen aus zwei natürlichen Willen zuſammengeſezten zugeben. Marimus behauptete, Wer in Chriſto einen Willen ſeze, und in den beiden Naturen nur einen Willen annehme, müſſe in der Trinitätslehre ſabellianiſiren. Darin liegt etwas ſcharfſinniges. Schreiben wir der zweiten Perſon in der Gottheit einen beſonderen Willen zu: ſo müſſen wir es dem Vater auch. Will nun der Vater als Vater oder als Gott? Will er als Gott: ſo iſt es ein *φυσικὸν θέλημα*. Verbindet man den Willen nicht mit der Perſon, ſondern mit der Natur: ſo muß auch der Sohn und Geiſt als Gott wollen, alſo kam der Sabellianismus heraus. Will aber die erſte Perſon der Gottheit als Vater: ſo will auch der Sohn beſonders; dann iſt aber der Wille auch der menſchlichen Natur zuzuſchreiben, und es kommen dann immer zwei Willen heraus. Pyrrhus ſagte, Die menſchliche Natur habe keine *οἰκεία ὁρμὴ* gehabt, ſondern ſei durch das *νεῦμα θεοῦ λόγου* bewegt worden; etwas das die *ἔκθεσις* unbeſtimmt ließ. Marimus wollte nicht zugeben, daß das Fleiſch von dem Winke des Wortes bewegt werde: dadurch theile man Chriſtum, weil Moſes und David auch von dem Winke des Wortes bewegt werden; er ebioniſire alſo. Dagegen konnte ſich Pyrrhus vertheidigen, indem er unterſchied zwiſchen dem mit der menſchlichen Natur eins gewordenen *νεῦμα λόγου* und dem bloß äuſſerlich vorkommenden im alten Teſtamente. Zulezt muß man dem Pyrrhus zugeben, daß er die entgegengeſezten Intereſſen ſehr gut auseinanderſezte; die einen wollten die Einheit der Perſon, die andern die Zweiheit der Naturen darſtellen, und recht ſtark hervorheben; beide ſtimmten aber doch überein, es ſei alſo unrecht, ſich gegenſeitig um deſſen willen aus der Kirchengemeinſchaft auszuſchließen. Daraus folgerte Marimus aber ohne Urſach, Pyrrhus müſſe von ihm überwunden ſein. Nach dieſer freundſchaftlichen Erklärung des Pyrrhus reiſeten beide zuſammen nach Rom, wo **Theodorus**, 646 ein heftiger Antimonothelet, Biſchof war. Hier ſoll er 646 wiverrufen haben, worauf ihn Theodorus für den rechtmäßigen Patriarchen von Conſtantinopel erkannte, ihn aber nachher in den Bann that, weil er in Ravenna wieder zurücktrat, und ebenſo den Patriarchen Paulus von Conſtantinopel. Er machte es ſich zu Nuze, daß Paläſtina im Beſiz der Araber war, ernannte ſich einen Anhänger des Sophronius, den Stephanus, zum Vicar in Paläſtina, und gab ihm die Vollmacht alle dortigen Biſchöfe, die die kaiſerliche *ἔκθεσις* annehmen würden, abzuſezen. Rom war damals longobardiſch, der Kaiſer in Conſtantinopel und die Saracenen bekümmerten ſich nicht darum, ſo war das ein herrliches im trüben fiſchen, wobei nichts verloren ging, aber doch die Möglichkeit war etwas zu gewinnen, die Maxime der römiſchen Kirche.

Kaiſer Conſtans II., Nachfolger des Heracleonas, gab 648 648
einen neuen *Τύπος τῆς πίστεως*, Grundzug des Glaubens, worin er gebot ſich nicht nur des Ausdrukks *ἐνέργεια* ſondern auch *θέλημα* zu enthalten; ſeine Unterthanen möchten ſich des Schema der Lehre bedienen, wie es vor dieſem Streit geſunden ſei [*]). Conſtans berief ſich dabei auf die fünfte ökumeniſche Synode. Indeſſen dieſer *τύπος* (wahrſcheinlich vom Patriarchen Paulus verfaßt) war den Gegnern verhaßt, und trug auch nichts dazu bei den Kirchenfrieden zu ſtiften, ſondern geſchah auf eine gewaltſame Weiſe. Die paläſtinenſiſchen Aebte und Mönche von der Gegenpartei erhoben darüber ein großes Geſchrei, und ſagten, Er wolle *ἀνενέργητον πάντη καὶ ἀνεθέλητον χριστόν*.
Biſchof Marcus I. von Rom (649) ließ bei ſeinem Antritt ein 649
lateranenſiſches Concil in der ehemaligen Kirche Conſtantins halten, beſtellte ſich einen Vicar in den Sprengeln von Antiochia und Jeruſalem, verdammte die Lehre von einem *θέλημα* und that ihre Anhänger in den Bann, namentlich Theodorus von

---

[*]) *θεσπίζομεν τὸ πρὸ τῆς προελθούσης φιλονεικίας ἁπανταχοῦ φυλαχθῆναι σχῆμα.*

Pharan in Arabien, Cyrus, Sergius, Pyrrhus, Paulus. In
einer Confessio lehrte er zwei θελήματα Chriſti nach der Zahl
der Naturen eigentlich und wahrhaft zuſammenhängend vereinigt,
aber daß die natürlichen Eigenſchaften der Gottheit und Menſchheit
unverändert erhalten würden; und ſchickte das als Glaubensnorm
653 nach Conſtantinopel zum Kaiſer. Dieſer aber ſchickte 653
ſeinen Exarchen nach Rom und ließ ihn und den Maximus aus
Afrika nach der Hauptſtadt holen und verbannen. **Maximus**
benahm ſich ſehr tapfer, und behauptete, es ſei gar nicht ausgemacht,
daß jeder chriſtliche König auch Prieſter ſei, nur zu Rom
könne über Glaubensſachen entſchieden werden. Man ſieht, wie
er, um ein Extrem zu vermeiden, ins andere fällt. Aus dem
Umſtande aber, daß beide Biſchöfe nicht vor ein Concil kamen,
ſondern vor kaiſerliche Abgeordnete, möchte es ſcheinen, daß ſie
wegen politiſcher Urſachen verfolgt wurden; beide wurden nämlich
der Theilnahme an einer Verſchwörung in Afrika beſchuldigt,
655 deren ſie auch wol ſchuldig waren. Martin ſtarb 655 im Exil,
662 Maximus wurde verſtümmelt und ſtarb 662.

654 Der Patriarch **Petrus von Conſtantinopel** erklärte 654
in ſeinem Synodalſchreiben, daß er den Willen Chriſti nach ſeiner
ganzen Perſon und ſeinen beiden Naturen unterſcheide. Doch wollten in Rom Clerus und Volk dem neuen Biſchof **Eugenius**, Nachfolger des Martin, nicht erlauben eher Gottesdienſt zu halten, bis er ſich erklärte, das Synodalſchreiben des Petrus nicht anzunehmen, weil darin die zwei Willen nicht deutlich genug vorgetragen wären. Dies blieb aber ohne Folgen; Eugenius ſtarb bald und ſein Nachfolger **Vitalian** hatte Kirchengemeinſchaft mit Conſtantinopel.

Durch das Verfahren des Kaiſers wurde die Ruhe auf einige Zeit wieder hergeſtellt. Auf Conſtans folgt **Conſtantinus IV. Pogonatus**, ein unparteiiſcher Mann. Er befahl dem Biſchof von Rom **Domnus**, Abgeordnete zu ſchicken, ehe er den griechiſchen Biſchöfen bewilligte, des Martinus Nachfolger, namentlich Vitalian, zu ſtreichen. Agatho (678), der bald auf 678 Domnus folgte, und Manſuetus von Mailand ſchikkten ihr Glaubensbekenntniß von zwei Willen ein. Darin unterſchieden ſie wenigſtens ebenſo ſtreng wie Neſtorius aber ohne das Zuſammenwirken beider Willen genau zu beſtimmen. Conſtantinus ließ 680 zu Conſtantinopel das 6te ökumeniſche Concil halten, 680 wo Manſuetus von Mailand, das longobardiſch war, Wilfried von York und einige fränkiſche Biſchöfe zugegen waren. Der Kaiſer ließ die Sache unterſuchen. Man führte Stellen aus den Kirchenvätern und Synoden an und ging auf Bibelſtellen ein, wie die, „Chriſtus ſei gekommen, nicht ſeinen Willen ſondern den des Vaters zu thun.“ Da gab der Patriarch Georgius von Conſtantinopel, Haupt der Monotheleten, nach und erklärte ſich für überwunden. Der Patriarch Macarius Biſchof von Antiochia in partibus infidelium gab nicht nach, kam daher ins Anathema; ebenſo wurden Honorius, Sergius, Cyrus, Pyrrhus, Paulus, Petrus und Theodorus von Pharan für Kezer und Werkzeuge des Teufels erklärt. Es wurde die antimonophyſitiſche Formel *ἐν δυοὶ φύσεσι* behalten, und die vier Prädikate *ἀσυγχύτως ἀτρέπτως* etc. auch auf die beiden Willen angewendet, und feſtgeſezt, daß der der einen Natur eigenthümliche Wille, *τὸ φυσικὸν τῆς σαρκὸς θέλημα*, auch ein *ἴδιον τοῦ θεοῦ λόγου* geworden ſei. Das iſt der lezte Ausgang, den die Sache genommen hat und die Formel von zwei übereinſtimmenden Willen, von denen der menſchliche dem göttlichen untergeordnet iſt, iſt die kirchliche Lehre geblieben.

Vergleicht man dieſe Formel mit der *ἔκθεσις* des Heraclius, der einen Willen behauptete, und feſtſezte, der menſchliche Wille könne nicht dem Winke des *λόγος* entgegenſtreben *ἐξ οἰκείας ὁρμῆς*: ſo muß man ſagen, daß beide nicht unterſchieden ſind. Die *ἔκθεσις* läugnet nicht die *ὁρμὴ* der menſchlichen Natur; die einen ſagten alſo *ὁρμή*, die andern *θέλημα*. Die *ἔκθεσις* ſieht das *νεῦμα τοῦ θεοῦ λόγου* und die *οἰκεία ὁρμὴ* als einen

Willen an; die lezte Formel ſezt zwei θελήματα, hat ein und daſſelbe Wort aber nicht denſelben Begriff; der göttliche Wille gleich dem νεῦμα, der menſchliche Wille gleich der ὁρμή. Es iſt alſo eine philoſophiſche Frage, Ob man beide Begriffe unter den Ausdrukk θέλημα zuſammenfaſſen kann. Ein Hauptgrund gegen das ἓν θέλημα war wol der, daß man dieſen auf den göttlichen Willen bezogen, und glaubte, daß ein freier Wille nach der menſchlichen Natur aufhöre, den man Chriſto nicht abſprechen wollte. Hätte man den Ausdrukk in der ἐκθεσις recht gefaßt: ſo wäre daſſelbe herausgekommen. Die ὁρμὴ iſt auch ein νοερὸν, nur nicht dem göttlichen νεῦμα entgegen; ſie iſt alſo auch eine freiwillige, nur wegen der Vereinigung der Naturen dem göttlichen untergeordnet. Beides läuft hinaus auf den Ausdrukk des Theodorus von Pharan, der das θέλημα vermeidet, bloß von ἐνεργείας redet und das menſchliche für ein ὄργανον des göttlichen hält.

Die monotheletiſchen Streitigkeiten brachten offenbar eine weitere Entwikklung der Chriſtologie, eines der allgemein gefühlten Bedürfniſſe, hervor. In dieſem Beſtreben der weiteren Ausbildung war man einig; die Entwikklung fing auch theoretiſch an, nur die Sache ſelbſt zeigte, daß mehr eine Neigung war zu Streit und zur Verkezerungsſucht ſtatt einer, in Liebe gegen einander die Sache weiter zu fördern. Hier kann man nun nicht anders als die Griechen als milder denkend beurtheilen als die Lateiner.

Sehen wir auf die ganz früheren zurükk: ſo müſſen wir ſagen, daß aus dieſen Streitigkeiten der Monophyſiten und Monotheleten die Chriſtologie zur vollſtändigen Entwikklung gekommen iſt, ſo weit es in dieſem Zeitraum möglich war, und es war kein Streit mehr über die Perſon Chriſti aufzuwerfen. Durch die pelagianiſchen und prädeſtinatianiſchen Streitigkeiten im Abendlande wurde die Anthropologie vollendet, das heißt es wurde die Lehre von der menſchlichen Natur, welche hierher gehört, in vol ler Klarheit aufgeſtellt. Durch die ſemipelagianiſchen Streitigkeiten, welche die Extravaganzen des Auguſtin vermeiden wollten, ſcheint das Reſultat auf dieſem Theile unterdrükkt zu ſein, doch ein Paar Jahrhunderte ſpäter trat es wieder hervor. In der Begriffsentwikklung wären wir alſo zum Ende unſerer Periode gekommen. Daß das ſechste ökumeniſche Concil mit Anathematismen endete, liegt in der Analogie. Es wurden die verſtorbenen heterodoxen Biſchöfe, die einen Willen gelehrt, in den Bann gethan und für Werkzeuge des Teufels erklärt. Wenn man auf die Geringfügigkeit des Unterſchiedes ſieht und bedenkt, daß jemand zur Entſcheidung der Sache mitgewirkt: ſo müſſen wir davor ſchaudern. Wir ſehen auf der einen Seite die Gewalt der Politik, auf der anderen die Gewalt der kirchlichen Autorität ſeinen Grund haben in der Eiferſucht des römiſchen und conſtantinopolitaniſchen Biſchofes.

Nachdem die Sache entſchieden war, fand ſich ein monotheletiſcher Mönch Polychronius, der von der Richtigkeit ſeiner Anſicht ſo überzeugt war, daß er es wollte auf ein Gottesurtheil ankommen laſſen. Er wollte ſeine Formel auf einen Todten legen, und dieſer werde auferſtehen. Die Sache lief aber unglükklich ab, und das Gottesurtheil entſchied auch gegen den Monotheletismus.

Es gab ſpäter noch eine Umwälzung in der Sache. 711 711
kam Philippicus Bardanes auf den Thron, erzogen von
einem Schüler des Macarius, der den monotheletiſchen Lehrbegriff
herrſchend machte; nach zwei Jahren aber ſtarb er, und ſein Nach-
folger Anaſtaſius II. (713) führte die Autorität des 6ten Conci- 713
liums wieder ein. Der Patriarch Johannes von Conſtantino-
pel hatte aber die Formel des Philippicus unterzeichnet, und jezt
ſuchte er ſich vor dem römiſchen Biſchof durch eine reservatio
mentalis zu rechtfertigen, Er habe *κατ' οἰκονομίαν* gehandelt.
Eine Merkwürdigkeit auf der ſechsten Synode iſt, daß Manſue-
tus von Mailand und die Abgeordneten des römiſchen Biſchofs

Agathon das Anathema über den Honorius von Rom, der das ἓν θέλημα ausgeſprochen, wirklich unterſchrieben, und Papſt Leo II. beſtätigte das Anathema ſpäter. Die katholiſchen läugnen es aber oder wollen Theodorus leſen, der jedoch keinen apoſtoliſchen Stuhl hatte.

Die ſechste Synode hatte es mit rein dogmatiſchen Sachen zu thun gehabt; man erinnerte ſich aber ſpäter, daß ſonſt die Synoden auch Sachen der Kirchenordnung mit vorgenommen hatten; das war auf der ſechsten und auch fünften verſäumt
692 worden. Daher hielt der Kaiſer Juſtinian II. 692 noch ein Ergänzungsconcil, πενθέκτη (Quinisextum) oder Trullanum, weil es unter dem gewölbten Dache des kaiſerlichen Palaſtes, Trullus, gehalten wurde. Hier kamen große Differenzen zwiſchen der griechiſchen und lateiniſchen Kirche zur Sprache. Man erklärte dort, daß man ſich ſehr gewundert habe zu hören, daß der römiſche Biſchof verlange Presbyter, Diakonen und Subdiakonen ſollten ſich des ehelichen Umganges enthalten, wenn ſie als verheirathete ins Amt träten; man verordnete das Gegentheil, daß, wenn verheirathete in den Clerus gewählt wurden, ſie die Ehe fortſezen ſollten, mit Anwendung des Spruches, Was Gott verbunden hat, das ſoll der Menſch nicht trennen; den Biſchöfen aber geſtattete man die Fortſezung der Ehe nicht, und wollte auch nicht, daß nach der Ordination noch geheirathet würde; wer Biſchof wurde mußte ſeine Frau in ein Kloſter entfernen. Es war alſo nicht dieſer Spruch, ſondern die griechiſche Sitte. Allein Papſt Sergius und die Occidentalen erkannten dieſe Canones nicht an und drangen darauf dieſe Verſammlung nicht als neue Synode, ſondern nur als eine, und dann natürlich unrechtmäßige, Fortſezung der ſechsten anzuſehen. Das römiſche Faſten am Sabbath und Sonnabend wurde als unchriſtlich verworfen, dagegen das ſchon ältere Verbot der Verheirathung zweier geiſtlichen Verwandten durch die Pathenſchaft beſtätigt. Dies iſt wieder eine ganz eigne Art von Superſtition, von der ſich ſchwer

erklären läßt, wie ſie entſtanden ſei. Man ſah das Heben des Kindes aus der Taufe als eine Art Adoption an, was es doch auf keine Weiſe war, und nun wurde dieſe Adoption nach dem ſtrengen Rechtsbegriff beurtheilt. Außerdem wurde auch den Geiſtlichen das Schenken Halten, und das Beſuchen der Schauſpiele verboten. Es gab alſo auch damals eine ſtrenge und eine laxe Obſervanz.

Das Concilium Quinisextum iſt eigentlich das *Ende der öcumeniſchen Synoden*; die folgenden unter dieſem Titel beziehen ſich lediglich auf die Bilderſtreitigkeiten. Die Oppoſition der römiſchen Biſchöfe gegen das Concil war nur vorübergehend.
Der römiſche Biſchof *Conſtantin* wurde (710) von Juſtinian 710
II. ſehr ehrenvoll nach Conſtantinopel berufen, nahm dort im weſentlichen das Concilium Trullanum an, und ließ ein Gemälde von allen ſechs öcumeniſchen Synoden in die Peterskirche ſezen. Die Uebereinſtimmung beider Kirchen dauerte aber nicht lange.

Es iſt noch hier einer kleinen Partei zu erwähnen, die um
dieſe Zeit 675 in Syrien und Armenien hervortrat, die *Paulicianer*, 675
die man für wiedererwachte Manichäer hielt. Allein es ſtimmt alles zuſammen, ſich die Sachen ſo zu denken, daß ſie nur eine ſtrenge Oppoſition gebildet gegen die Superſtition und dagegen, daß das Prieſterthum aus dem Judenthum ins Chriſtenthum mit demſelben Verhältniſſe zum Volk übergegangen; und das drükkten ſie marcioniſtiſch aus, ſo daß der Gott des alten und neuen Teſtamentes nicht derſelbe ſei.

Wir wenden uns wieder zu der *neuen Kirche des Occidentes*, den Miſſionen Gregors unter den *Angelſachſen*. Von den Allemannen aus, zu denen der Irländer *Columban* gegangen, war durch einen Schüler deſſelben *Gallus* die *Schweiz* chriſtianiſirt worden. Bedeutender waren die Fortſchritte, die das Chriſtenthum unter den *Angelſachſen* und von da aus machte. Gewöhnlich wurden die engliſchen Könige Chriſten, wenn ſie chriſtliche Prinzeſſinnen zu Gemahlinnen hatten,

die ſich zuerſt freie Religionsübung ausbaten, und dann zur Be-
kehrung ihrer Männer wirkten. Der Streit zwiſchen der alten
britiſchen und neuen engliſchen Kirche entſchied ſich wegen der
Abgeriſſenheit von der griechiſchen Kirche immer mehr zum Vor-
theil des kömiſchen Typus und allmählich nahm die ganze engli-
ſche Kirche denſelben an. Ueberhaupt blieb die angelſächſiſche
Kirche in Abhängigkeit von Rom, und wir finden Reiſen vieler
engliſchen Prinzen dorthin ad semina apostolorum und eine
725 engliſche Schule in Rom (725). Wilfried, Biſchof von York,
682 der entſezt worden, appellirte (682) nach Rom und wurde reſti-
tuirt. Nicht zu erwarten war aber, daß im ſiebenten Jahrhun-
668 dert (668) ein Grieche Theodor von Tarſus auf den biſchöf-
lichen Stuhl zu Canterbury (Durovernum), Reſidenz des Kö-
nigs von Kent und älteſte Cathedrale in England, kam und
dort eine griechiſche Schule ſtiftete; daher findet man, daß ſich
in England griechiſche Gelehrſamkeit, wenn gleich dürftig, aber
doch etwas mehr als ſelbſt in Italien, erhielt. Später war auch
das Erzbisthum von York geſtiftet worden und der Erzbiſchof
Egbert gründete daſelbſt eine ähnliche griechiſche Schule.

Von dort her iſt Beda venerabilis (673—735) gekommen [a]), ausgezeichnet durch ſeine Bibelauslegung in damaliger Zeit, der mit unverkennbaren Spuren von Kenntniß des griechiſchen ſchrieb, und es ſogar zur Kritik des Textes anwandte. Zugleich nahm er Rükſicht auf den Standpunkt der Kirche, für welche er ſchrieb. Man ſagt von ihm er ſei einer der erſten geweſen, welche die Lehre vom Fegefeuer fortpflanzten, für deren Urheber man Gregor I. hält. Dieſer iſt aber ganz unſchuldig daran; aus ſeinen Briefen ſo wie auch aus Beda's ſieht man, daß dieſe Lehre ſich aus der populären Vorſtellung heraus entwikkelte. Beda trug ſie zuerſt dogmatiſch vor, aber nicht als

---

a) Vielleicht auch Alcuin, wenigſtens in der Schule des Erzb. Egbert von York erzogen, geb. 750. Schl.

etwas neues; die Vorſtellung ſtammt mehr von Origines her. Gregor M. äußerte ſich darüber ſo, es ſei etwas an der Sache, denn wenn man die Worte Chriſti von der Sünde wider den heiligen Geiſt betrachte, welche weder in dieſem noch in jenem Leben vergeben würde, ſo könne man daraus ſchließen, es gäbe Sünden, die in jenem Leben vergeben würden, und da müſſe es alſo einen Mittelzuſtand geben, der das motivirte; dies könnte wohl durch das läuternde Feuer geſchehen. Er wies ihm aber ſeinen Wirkungskreis nur an für ſehr kleine Vergehungen, welche hier nicht abgebüßt ſind, die die ſpätere katholiſche Kirche nicht als Sünden anſah. In Beda findet dieſe Lehre ſich auch noch nicht ſo ausgebildet, daß ein Verhältniß aufgeſtellt wäre zwiſchen der Wirkung des reinigenden Feuers und den ewigen Höllenſtrafen. Das bildete ſich ſo nach und nach, und kam mehr durch das praktiſche, durch das Gebet für die verſtorbenen, beſonders im Abendmahl und im Canon der Meſſe, woraus die Praxis hervorging, daß die Meſſe vorzugsweiſe dieſen Zwekk habe. Beda iſt auch als Hiſtoriker durch ſeine historia ecclesiastica gentis Anglorum und ſein Chronicon, beſonders für die Geſchichte der engliſchen und ſchottiſchen Kirche, bedeutend. Seine Commentare ſind eigentlich Auszüge aus den Kirchenvätern, jedoch mit allegoriſchen und kritiſchen Bemerkungen; er iſt aber eine einzelne Erſcheinung ohne Zuſammenhang in der Zeit[a]. Daſſelbe läßt ſich ſagen von Iſidorus Hiſpalenſis, der aber älter iſt. Er wurde Biſchof 595, und war Vorſizer auf der Synode zu Toledo.

Es gab im ſiebenten Jahrhundert noch Miſſionen unter den Juden, aber gewaltſame; der weſtgothiſche König Siſebut zwang ſie, und wenn ſie ihr Geld und ihren Leib lieb hatten, konnten ſie ſich deſſen nicht erwehren. Iſidorus that das Gute, daß er ſich an der Spize der toletaniſchen Synode dagegen ſtemmte, doch aber nachher es vertheidigte, wenn man den Juden die Kinder nahm, um ſie im Chriſtenthum zu erziehen, was doch nur ein Erlaß der Gewalt war, nicht Aufhebung ihres Prinzips a)). Ein allgemeiner Beſchüzer der Gelehrſamkeit iſt er nicht geweſen; er verbot in ſeinem Kirchenſprengel den Mönchen kezeriſche und heidniſche Bücher zu leſen. Zwar hatte er recht, daß die Mönche keine Bildung und Verdauungsgabe hatten; es war nur ſchlimm, daß die Klöſter damals die Pflanzſchulen der Gelehrſamkeit waren.

---

[a] Er ſchrieb auch de natura rerum und eine Grammatik. — Dem Erzbiſchof Egbert rieth er, ausgeartete Klöſter in Bisthümer zu verwandeln. Echt.

Von der engliſchen Kirche aus verbreitete ſich das Chriſtenthum weiter unter die germaniſchen und ſlaviſchen Völker. Willibrod aus Northumberland ging zu Ende des ſiebenten Jahrhunderts nach Friesland, und ſezte ſich zu Utrecht feſt, welches die erſte Cathedrale hier wurde. Zu Anfang des achten Jahrhunderts ging Winfried (Bonifacius) nach Friesland, den Willibrod zu unterſtüzen, richtete aber dann ſeine Wirkſamkeit auf Heſſen und Thüringen. Wenn man bedenkt, wie weit Bonifacius ſeine Thätigkeit ausgedehnt hat: ſo iſt es freilich nicht möglich zu glauben, daß dies von ihm allein ausgegangen ſei, ſondern es bemächtigte ſich dieſer Geiſt vieler anderen, die ſich an ihn anſchloſſen und theils auch unabhängig von ihm wirkten.
744 Sein Hauptpunkt wurde das von ihm 744 geſtiftete Kloſter Fulda. Er machte von Zeit zu Zeit Reiſen nach Italien um Bericht zu erſtatten und Inſtruktionen zu holen; daher ein reicher Briefwechſel zwiſchen ihm und dem römiſchen Biſchof. Dabei ging er immer auf eine Autorität aus auch über die Kirchen, die nicht unmittelbar von ihm waren geſtiftet worden. Er ließ ſich in Rom von Gregor II. zum Biſchof weihen; das erſte Beiſpiel von Huldigung (homagium) vor dem römiſchen Biſchof.

---

a) Von 638, wo man in Spanien nur getaufte Juden dulden will, flüchteten ſie ins fränkiſche Reich, wo ſie nur von öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen waren. Schl.

Es ſchlich ſich das aus dem deutſchen Lehnsweſen in die Kirche
ein, und das legte für das Verhältniß der deutſchen Kirche zum
römiſchen Stuhl den Grund zu einer weltlichen Schattirung.
Durch die römiſche Weihe bekam er die Vollmacht und den Befehl
überall die römiſchen Gebräuche einzuführen. Er ordnete auf
einer Reiſe in Baiern die vier Diöceſen Salzburg, Freiſingen,
Regensburg und Paſſau, und ſtiftete in Oſtfranken
die Bisthümer Würzburg, Eichſtädt und Erfurt. Auf
den Synoden in Oſt- und Weſtfranken, die von Karlmann und
Pipin berufen wurden, ſehen wir ihn ſich als Legaten des römiſchen
Stuhls geriren und zu Soiſſons die Erzbiſchöfe von Rouen,
Rheims, Orleans und Sens weihen. Er wurde 745 Erzbiſchof 745
von Mainz, von wo aus er am meiſten die neuen Kirchen unter
ſeiner Aufſicht halten konnte. Aber dies war nicht ein neuer
Biſchofsſitz, ſondern einer der älteſten, es wurde aber nun der
Hauptſitz der Kirche in allen dieſen Ländern. Außerdem wurde
er die Mittelsperſon zwiſchen den fränkiſchen Gewalthabern und
römiſchen Biſchöfen, ſalbte 752 Pipin nach Chilperichs Entthronung, 752
hatte alſo auch politiſchen Einfluß. Dies hängt zum Theil
zuſammen mit den Begebenheiten, die wir bei dem Bilderſtreite
berühren werden, wo ſich das Verhältniß der Kaiſer zu den römiſchen
Biſchöfen ſehr feindſelig geſtaltete. Er führte in Rom
auch Klage gegen die Irrlehrer Adalbert aus Franken und
Clemens aus Irland, die ſich der vielfachen Superſtition, den
Wallfahrten und Reliquien entgegenſetzten. Wenn er ſich über
falſche Brüder beſchwerte: ſo war es vermuthlich nur das, Gregor
II. hatte gegen das trullaniſche Concil die Ehe der Geiſtlichen
verboten, die falſchen Brüder waren alſo Geiſtliche die Frauen
genommen. Wir finden alſo in der deutſchen Kirche gleich von
Anfang an die Superſtition, aber auch gleich die Polemik dagegen;
der Hauptcharakter der deutſchen Kirche. Nach Niederlegung
ſeines Erzbisthums wurde er 755 in Friesland erſchlagen. Durch 755
Willibrod und Winfried kam das Chriſtenthum auch unter die

Sachſen. Ein ſächſiſcher König errichtete ſchon eine Schule für ſeine Landsleute in Rom, um für ſie Lehrer zu erziehen. Dieſe Schule wurde fundirt auf eine eigene Abgabe, und dieſe hat man angeſehen als erſte Grundlage einer Abgabe an den römiſchen Stuhl, es war das aber keine Abgabe.

Unter den Franken war das Chriſtenthum ſeit Chlodwig weiter verbreitet worden. Jezt ging das merowingiſche Haus zu Ende und das pipiniſche Haus fing an die Macht in Händen zu haben. Karlmann hat ſich beſonders in die kirchlichen Angelegenheiten Frankens gemiſcht; ſo verbot er, daß Biſchöfe, die ohne Gemeinde herumſchwärmten, Geiſtliche weihten. Das läßt ſich nur erklären durch Reactionen des Heidenthums, welches die chriſtlichen Prieſter vertraten. Seinen Geiſtlichen verbot er das Jagen und in den Krieg ziehen, ausgenommen zum Feldgottesdienſte. Das iſt ein Zeugniß, daß ſie bedeutende Güter hatten und Lehnsträgrr waren; die neuen Biſthümer und Klöſter bekamen nämlich immer ein Territorium um ſich zu erhalten. Die öffentlichen Verſammlungen waren daher ſehr gemiſcht, und es iſt leicht zu erklären, warum unter Karl dem Großen auf den Reichstagen die geiſtlichen Angelegenheiten entſchieden wurden. In Spanien war daſſelbe aber auf entgegengeſezte Weiſe.

Das weſtgothiſche Reich war ein Wahlreich, und dort wurden die Könige auf den Reichstagen von den Großen des Reichs und den Biſchöfen gewählt; daher gewannen die vielen Synoden, auf welchen die äußeren Angelegenheiten der Geiſtlichen beſtimmt wurden, dort das Anſehn von Reichstagen. Doch ſind wir hier im achten Jahrhundert auch gleich beim Untergang der ſpaniſch-chriſtlichen Könige, und, während die Araber faſt ganz Spanien inne hatten, geſchah dort nichts.

Von Karlmann heißt es, daß er auch die erſte Säcula-
743 riſirung vorgenommen. Auf einer Synode zu Leptinae (743) hatte er ſich einen großen Theil der Kirchengüter gegen einen

jährlichen Zins übergeben laſſen, ein Anfang, die Geiſtlichen zu depoſſediren. Da es auf einer Synode geſchah, ſo konnte es nicht ohne Einwilligung der Geiſtlichen geſchehen ſein; es hing dies mit ſeinem Syſtem zuſammen, die Geiſtlichen den weltlichen Angelegenheiten zu entziehen. Das war auch der Grundſaz von Gregor II.; er ſah ein, daß es weit beſſer ſei, wenn ſich die Geiſtlichen nicht um weltliche Angelegenheiten zu bekümmern hätten, die weltlichen Fürſten aber auch nicht um geiſtliche. Wenn das der Grundſaz des römiſchen Stuhles geblieben wäre: ſo würde es um die Entwiklung der Kirche in den folgenden Jahrhunderten weit beſſer geſtanden haben.

Um dieſe Periode zu endigen, müſſen wir noch einmal auf Conſtantinopel zurükkommen, um die Bilderſtreitigkeiten im erſten Viertel des achten Jahrhunderts zu betrachten. Es war ſchon lange neben den Reliquien mit den Bildern ein an Idololatrie grenzendes Unweſen getrieben *), und man war ſchon genöthigt geweſen dies gegen Juden zu vertheidigen, ſo wie auch die Wunder welche bei denſelben ſollen vorgegangen ſein; aber es hatten ſich auch ſchon dagegen mehrere Stimmen erhoben. So ließ zu Gregors I. Zeit ein Biſchof von Marſeille alle Bilder aus der Kirche nehmen, weil man ſie anbete, und Gregor lobte ihn wegen ſeiner rechten Sache; nur habe er nicht Recht gehabt, ſie alle aus der Kirche zu entfernen; ſie ſeien doch ein Erſaz für die, welche nicht leſen könnten, und denen dürfe man dieſen Erſaz und dies Erbauungsmittel nicht nehmen. Dieſe Anſicht war ſehr richtig und evangeliſch. In den Bilderſtreitigkeiten beriefen ſich die Vertheidiger derſelben auf den langen Gebrauch, wonach ſie zum frommen Hausbedarf gehörten. Man ſieht aus dieſer Vertheidigung in den Briefen Gregors II., daß es noch keine Bilder von Gott dem Vater gab; aber Gregor führte keinen

---

*) Nach einer Erzählung des Sophronius verſprach der Teufel einen nicht mehr zu verſuchen, wenn er das Bild der Maria mit Chriſto nicht mehr anbeten wolle. Schl.

andern Grund an, als, Wir können Gott Vater nicht abbilden, weil wir ihn nicht genug kennen. Das klingt nach Anthropomorphismus der ägyptiſchen Mönche.

In Conſtantinopel aber war das Unweſen wegen der zu großen Pracht der Kirche ſeit Conſtantins Zeit zu arg geworden. Juſtinian verordnete zur Sophienkirche 60 Aelteſte, 100 Diakonen, 40 Diakoniſſen, 90 Subdiakonen, 110 Anagnoſten, 25 Sänger, 100 Thürſteher und der Schmukk der Kirche zu den heiligen Geräthen betrug 40,000 Pfund Silber. Bei ſolcher Pracht und Aufwand läßt ſich ſchließen, daß auch der Schmukk der Bilder immer höher geſtiegen ſei. Kaiſer Leo III. Iſauricus 717 verbot daher 717 gänzlich die Verehrung der Bilder, und ließ ſie etwas ſpäter ganz aus den Kirchen in Conſtantinopel wegſchaffen, wahrſcheinlich weil das erſtere nicht genug half. Es iſt ſchwer ſich hier eine Nebenabſicht zu denken, ſondern es fing rein für ſich an. Man hat aber doch etwas aufgeſpürt, was jedoch keine Kritik aushält; dem Leo wäre nämlich in früheren Jahren ſeine kaiſerliche Würde von jüdiſchen Wahrſagern geweiſſagt, dieſe hätten ſich aber ausbedungen, er ſolle die Bilder Chriſti und der Maria wegſchaffen laſſen. Daß den Juden beide ein Greuel waren, iſt gewiß; da ſie aber glaubten, daß der Haß Gottes die Chriſten deshalb treffen müßte: ſo mußten ſie eher die Verbreitung derſelben wünſchen.

Der Patriarch von Conſtantinopel Germanus widerſezte ſich anfangs dem Kaiſer, da er aber nicht durchdringen konnte, legte er ſeine Stelle nieder, welche ſein Syncellus Anaſtaſius erhielt. Es entſtanden in Conſtantinopel Unruhen und eine Empörung auf den Cycladen; es erfolgte Widerſpruch des römiſchen Biſchofes Gregor II. Dieſer ſtellte den Grundſaz auf, Die Geiſtlichen ſollten ſich weltlicher Angelegenheiten enthalten und die Fürſten kirchlicher, ja es war die Rede davon einen neuen Kaiſer in Italien zu wählen; doch wurde dieſer Muth gekühlt durch die Longobarden, die ſich Rom näherten. Der Kaiſer war gegen dieſe

Oppoſition nicht gleichgültig, ſondern ließ die Einkünfte der römiſchen Kirche in Calabrien und Sicilien einziehen, die auf 2½ Talente geſchäzt wurde. Gregor ſuchte aber auch die Bilderſtürmerei ſchriftlich zu widerlegen, Die Bilder gehörten ſchon ganz der Privatandacht an, Biſchöſe hätten Bilder auf die Synoden mitgenommen und kein frommer Chriſt reiſe ohne dieſelben; ſie würden nicht λατρευτικῶς ſondern bloß σχετικῶς verehrt. *Λατρεία* war der Ausdruk für den Gottesdienſt, das andere ſollte bloß die Verehrung des dargeſtellten Gegenſtandes ausdrükken.

Ein anderer Vertheidiger war Johannes Damascenus, einer der größten Dogmatiker ſeiner Zeit, es iſt aber wenig eigenes in ſeiner Dogmatik, ſondern eine Zuſammentragung der Beſchlüſſe der Concilien und der für katholiſch gehaltenen Kirchenlehrer. Johannes lebte unter dem Chalifate und hat darum etwas freier reden können. Er ſchrieb Vertheidigungsreden für die Bilder, worin er viel weiter ging als Gregor; er ſtellte darin den Saz auf, Da die Heiligen Miterben Chriſti wären, *συγκληρονόμοι χριστοῦ* (ſie theilen das Beſizthum Chriſti): ſo müßten ſie auch Theil haben an der Anbetung Gottes und Chriſti. Chriſtus war ſchon lange der Gegenſtand der Anbetung, obgleich ſeit einigen Jahrhunderten auch ſchon Widerſpruch auf Synoden vorgekommen war; alle Gebete am Altar ſollten bloß an Gott den Vater gerichtet ſein. Nun wiſſen wir hier keinen Unterſchied von der *λατρεία* zu finden, und deſſenungeachtet blieb auch Leo bei ſeinen Maßregeln und ſein Nachfolger Conſtantin V. Copronymos (741—775) ſezte ſie mit Glükk fort; ein Aufruhr ſeines Schwagers Artabasdus wurde bald gedämpft.

Es iſt noch etwas merkwürdiges nachzuholen aus der Vertheidigung des Damascenus. Es trat nämlich der Widerſtand gegen die Bilder ſo auf, daß man das Alte Teſtament dagegen ſtellte, und da erklärt ſich Johannes ſtark gegen die Autorität deſſelben: „Wir, die wir eine richtigere Erkenntniß von Gott hätten, müßten auch beſſer wiſſen als Moſes, was abgebildet werden könne und dürfe.“ Wenn das rein in der Theorie vorgekommen wäre: ſo würde jeder und auch Damascenus, wenn es ein anderer behauptet hätte, geſagt haben, das ſei gnoſtiſch; hier aber ging es hin. Seine Dialektik in der Vertheidigung der Bilder war auch nicht beſſer, Wenn man die Bilder verwerfen wolle: ſo müſſe man auch alle Arten von Bildern verwerfen, alſo auch die Typen, Symbole, Abendmahl, ja Chriſtum ſelbſt, weil er das Bild Gottes genannt werde. Um die Bilderfeinde unter eine Häreſie zu bringen, nannte er ſie Manichäer, weil das eine Herabſezung der Materie ſei. Dann hätte jedoch Chriſtus auch ein Manichäer ſein müſſen, weil er die Anbetung Gottes nicht im Tempel, ſondern im Geiſt und der Wahrheit verordnete. Er berief ſich auch auf die Verehrung des Kreuzes und der Lanze.

Weil nun ſolche dogmatiſche Vertheidigungen eingingen, 754 ſchrieb Conſtantin 754 eine Synode nach Conſtantinopel aus. Der römiſche Biſchof Stephanus beſchikkte ſie gar nicht, weil er meinte, daß ein Kaiſer, der ſo gegen die Heiligthümer der Kirche wüthe, nicht das Recht habe eine Synode zu berufen; da wurde alſo die Orthodoxie des Kaiſers im voraus verſchrien. Das Patriarchat von Conſtantinopel war eben erledigt, die übrigen Patriarchate ſtanden unter arabiſcher Herrſchaft, und ſo war der Biſchof Theodoſius von Epheſus der vornehmſte und hatte den Vorſiz; neben ihm präſidirte ein Biſchof von Pergae, wahrſcheinlich als Senior der 328 Biſchöfe. Dieſe Synode war, vom beſtimmten Willen des Kaiſers unterrichtet, von den ſtärkſten Vertheidigern der Bilder entblößt, der Kaiſer ſelbſt in der Nähe, was ſie alſo ſagen würde, ließ ſich im voraus erſehen. Die dogmatiſchen Verhandlungen ſind indeß merkwürdig: „Die Kunſt der Maler, wenn man ſie auf Chriſtum anwendete, läſtere die Menſchwerdung Chriſti, und unterſtüze die trennende Lehre des Neſtorius, denn abgebildet könne nur die menſchliche Natur werden, oder man müßte die vermiſchende eutychianiſche Vorausſezung dabei zum Grunde legen. Der Glaube komme aus der

Predigt durch das Wort, ſo beſtehe er und ſo müſſe er erhalten werden; das ſei der wahre Glaube, kein Glaube entſtehe aus der Anſchauung der Bilder, ſie ſeien daher überflüſſig.“ Die Bilder wurden daher verurtheilt, aber ſehr inconſequent durften die an die heiligen gerichteten Gebete beibehalten werden. Der eigentliche Keim der Idololatrie wurde alſo nicht einmal durch dieſe Synode getilgt. Die Bilderverehrer im allgemeinen und ins beſondere der verſtorbene Patriarch Germanus und Johannes Damascenus wurden anathematiſirt, die Vertheidiger der Bilder wurden verfolgt, es kamen ſogar Hinrichtungen vor.

Leo IV. (bis 775) fuhr auf dieſem Wege fort, ſeine Ge- 775
mahlin Irene war aber auf der andern Seite, hielt ſich ſogar
Bilder unter dem Kopfkiſſen. Der Kaiſer trennte ſich von ihr,
aber nach ſeinem Tode regierte ſie als Vormünderin ihres Soh-
nes und nach deſſen Tode (797) allein. Sie ſuchte unter der 797
Hand die Bilder wieder in Gang zu bringen, da aber die Bil-
der auf einer allgemeinen Synode verdammt waren, ſo konnten
ſie nicht anders als auf einer allgemeinen Synode wiederherge-
ſtellt werden. Zu Conſtantinopel wollte der erſte Verſuch nicht
gelingen. Es war ſchon die Abneigung gegen die Bilder allge-
mein geworden, 50 Jahre dauerten die Maßregeln gegen dieſel-
ben, ein großer Theil der Chriſten war ohne Bilder erzogen wor-
den. Die nach Conſtantinopel gerufenen Biſchöfe machten daher
Rathſchläge, wie dieſe Synode nicht zu Stande zu bringen wäre;
Biſchöfe und Militair waren dagegen, und die Synode ging
wieder auseinander. Im folgenden Jahre 787, 33 Jahre nach 787
der lezten Synode, berief ſie eine neue nach Nicaea, die auch
vom römiſchen Biſchof Hadrian beſchikkt wurde. Den Vorſiz
führte der Patriarch Taraſius von Conſtantinopel unter dem
Titel eines ökumeniſchen Patriarchen. Die Synode fing gleich
damit an, was man mit denen machen wolle, die ſich im vori-
gen Jahre gegen die Bilder gezeigt hätten. Die Sache war
alſo ſchon im voraus feſtgeſtellt. Hadrians Briefe für die Bil-

der wurden geleſen und applaudirt, Schriftſtellen und Stellen aus den Kirchenvätern angeführt und die von der früheren Synode angeführten für untergeſchoben erklärt oder ausgegeben für Stellen ohne den heiligen Geiſt. Dahin gehört auch Euſebius von Caeſarez, der nun als Arianer verkezert wurde, weil ſich nichts für die Bilder in ihm fand. Mit den Bibelſtellen ging es aber ſchlecht; man konnte ſich bloß auf die Cherubim berufen, dieſe waren aber keine εἰκονες ſondern ſymboliſche Figuren ohne Verehrung. Das war alſo die ſchlechteſte Vertheidigung. Man berief ſich daher auf das Alter der Bilder und die Stelle Pauli wurde angeführt, Sie ſollten bleiben bei dem, was ſie gelehrt worden; doch ſolle den Bildern keine λατρεία erwieſen werden, ſondern eine προσκύνησις τιμητική, ein verehrungsvolles Niederwerfen, keine Anbetung; denn προσκύνησις iſt bloß die äußere Seite zur λατρεία, dazu gehörte aber Räuchern und Lichteranzünden. Um der Synode mehr Gehalt zu geben, wurden Anathematiſmen aus früherer Zeit wiederholt, des römiſchen Biſchofs Honorius und des Origenes. Nun aber war es freilich ſchwer, daß eine ökumeniſche Synode gradezu ſollte die andre aufheben, man ſagte alſo, jene ſei keine ökumeniſche Synode geweſen. Das war aber keine Synode eigentlich geweſen. Hier ſuchte man nun den Makel darin, daß kein Patriarch dabei geweſen ſei; ſie habe auch den heiligen Geiſt nicht gehabt. Wie dies mit dem ökumeniſchen zuſammenhängt, weiß man auch nicht, denn allen Synoden wurde ja der heilige Geiſt zugeſchrieben. Das war die lezte, ihrer eigenen Angabe nach, ökumeniſche Synode; kein glänzender Ausgang für dieſe Anſtalt, auch wird ſie von vielen nicht als ſolche anerkannt. Es war die lezte Synode und auch die erſte, die unmittelbar unter den Auſpicien einer Frau gehalten wurde.

Hier am Schluß dieſer Periode müſſen wir uns noch nach dem Occident umſehen, wo die nicäniſche Synode groſes Aufſehen machte. Karl der Große ließ die Beſchlüſſe dieſer Synode, nämlich durch ein beſonderes Buch, quatuor libri Carolini, widerlegen, welches er ſelbſt verfaßt haben ſoll, nach den meiſten aber Alcuin [a]). Dieſes Buch ließ er hernach der Synode von Frankfurt vorlegen und dieſe verwarf alle Anbetung und Verehrung der heiligen. Das Buch ſchikkte Karl ſelbſt dem römiſchen Biſchof Hadrian, der es zu widerlegen ſuchte, doch ſeine Abgeordneten auf der frankfurter Synode ſprachen nichts gegen die Beſchlüſſe dieſer Synode. Er ließ es ſich alſo gefallen. In die ſtrengen Maßregeln der Bilderſtürmer ging Karl nicht ein, er wollte als Verehrer der Künſte und Wiſſenſchaften die Bilder haben, wie Gregor I. es verordnet hatte.

Hierbei wie bei den monotheletiſchen Streitigkeiten wird man nicht verkennen den immer tieferen Verfall der griechiſchen Kirche. Die ideale Production zeigte ſich ſchon in dem monotheletiſchen Streite ſehr ſchwach, in dieſem hier iſt gar nichts bedeutendes zu Stande gekommen. Das beſte ſind noch die Reden des Johannes Damascenus [b]), außerdem wurde der Verfall immer größer. In der Schriftauslegung wußte man faſt nichts mehr als Sammlungen und Auszüge zu machen aus früheren Kirchenlehtern. In andern Wiſſenſchaften iſt wenig oder nichts mehr geſchehen; einzelne Schriftſteller und Gelehrte, Aerzte, Mathematiker, eine Reihe Geſchichtſchreiber, die aber nur den Inſtinkt über den gänzlichen Verfall dieſer Zeit verkündigen, ſie ſind aber auch untergeordnet, wie Theophylact, Georgius Syncellus, ein monotheletiſcher Schriftſteller, Nicephorus von Conſtantinopel.

---

[a]) Frobenius ſpricht dies Buch dem Alcuin ab. Es ſollte es wol kein Benedictiner geſchrieben haben. — Hadrian in ſeiner Widerlegung jenes Buchs führt auch die Heilkraft der ehernen Schlange an. Schl.

[b]) Hauptzüge ſeiner Lehre etwa folgende: In die Lehre von der Schöpfung iſt die Phyſik mit eingeſchloſſen. — Er unterſcheidet das θέλημα προηγούμενον und ἑπόμενον. — Das προορίζειν Gottes iſt geringer als ſein προειδέναι. — Das Weib iſt erſt wegen des vorhergeſehenen Falles erſchaffen. — Das Wort iſt mit dem Fleiſche durch Vermittelung des Verſtandes (νοῦς oder διάνοια?) vereinigt worden. — An Weisheit und Gnade hat Chriſtus nur ſo zugenommen, daß er das Wachsthum der Menſchen ſich zugeeignet hat, nicht aber an und für ſich; dies ſei neſtorianiſch. — Er ſizt zur Rechten Gottes leiblich nicht örtlich. — Von ſtellvertretender Verſuchung kommt nichts vor; von Zurechnung der Sünde Adams auch nicht. — Abendländiſches Gegenſtükk zum Werk des Damascenus ſind Iſiderus Hiſpalenſis sententiarum libri tres und Ildefons von Toledo Liber adnotationum de cognitione baptismi. Schl.

Als Leo Iſauricus ſeine Maßregeln zur Wegſchaffung der Bilder nahm und auch in Italien durchdrang, entſtand hier eine allgemeine Empörung, da man ſich ſehr für die Bilder intereſſirte. Leo ſchickte nach einigen Jahren eine Flotte nach Italien, die Empörung zu dämpfen, allein dieſe ging durch Sturm verloren; der erſte Stoß, den das byzantiniſche Kaiſerthum in Italien erlitt. Die Longobarden machten mehrere Male Anſtalten zur Eroberung Roms, daher rief ſchon Gregor III. Karl Martell zu Hülfe, das heißt, er wünſchte, daß die Franken die ehemals kaiſerlichen Beſitzungen für ſich nehmen möchten; allein Karl und ſeine beiden Söhne Karlmann und Pipin beſchäftigten ſich mehr mit Sachſen, ſo daß ſie keine Zeit für die Longobarden zu haben glaubten. Als Karlmann Kleriker wurde und Childerich III. der letzte ſeines Hauſes war, wandte ſich Pipin mit der Frage an
741 Papſt Zacharias (741), Ob es recht ſei, daß Childerich, der keine Macht hätte, noch den Namen König führen dürfe. Der Papſt erklärte ſich für die Uſurpation. Als bald darauf der longobardiſche König Aiſtulph Rom bedrängte, reiſte Stephan II. als büßender und leidtragender zu Pipin, um gegen die Longobarden Hülfe zu erlangen. Er ſalbte Pipin und ſeine Söhne, ja ernannte ſie zu römiſchen Patriciern. Pipin zwang Aiſtulph das eroberte Exarchat herauszugeben, und ſchenkte es dem hei-
754 ligen Petrus (754); der erſte Anfang einer eigentlich regierenden Macht der Päpſte. Dieſer Gedanke konnte dem Pipin nicht etwas fremdes ſein, da die Biſchöfe in Frankreich und Spanien weltliche Territorien beſaßen und Lehnsträger waren; doch iſt die

Schenkungsakte nicht in der Urform vorhanden, und wir wiſſen nicht, wie weit ſich die Schenkung erſtreckte, oder ob ihm bloß das Land als Lehn übergeben wurde, oder ob ihm gar nur die Einkünfte des Landes überwieſen wurden. Nachher ſchickte der Kaiſer Conſtantin einen Geſandten an Pipin, um wegen Rückgabe des Exarchats mit ihm zu unterhandeln. In der Zuſammenkunft zu Gentilly (Gentiliacum) bei Paris, wo über den Zuſatz filioque in der Trinitätslehre und über die Bilderverehrung verhandelt wurde (767), machte Pipin beſchränkende Beſtimmungen 767 wegen der Bilderverehrung, wogegen Papſt Stephan III. die Bilderverehrung ſanctionirte; alſo eine Verſchiedenheit innerhalb des Abendlandes. Als nach Pipins und Karlmanns Tode (771) 771 Karl der Große Alleinherr geworden und im Krieg mit den Sachſen verwickelt war, glaubten die Longobarden freies Feld zu haben und eroberten das Exarchat wieder. Karl ſetzte aber den Krieg gegen die Sachſen fort, und zog 773 gegen Deſiderius, 773 belagerte 774 Pavia und kam nach Rom, wo er die Schenkung 774 Pipins erneuerte; Deſiderius ergab ſich noch 774. Von hier an ſchreibt ſich die Herrſchaft Karls, da alles, was im Occident altchriſtlich war, unter ſeine Herrſchaft kam. In der erſten Schenkung war Rom nicht mit eingeſchloſſen geweſen, da es noch den Griechen dem Namen nach gehörte. Karl ſah ſich aber als den Herrn Roms an und nannte auch Rom und Ravenna unter ſeinen Hauptſtädten. Doch zwei Jahre nachher wurde in Rom die Schenkung Conſtantins erdichtet, um es auf ein recht altes Datum zurückzuführen und darin wurde denn Rom mit einbegriffen.

Das Chriſtenthum wurde in dieſer Zeit theils durch Gewalt, theils durch rechte Mittel unter die Sachſen immer weiter verbreitet, und 785 ließen ſich Wittekind und Alboin taufen. 785 Karl legte den Sachſen den Zehnten an den Klerus auf als ein göttliches Recht (803). Dies war ſchon länger auf Synoden von beſtätigt worden. Alcuin ſtellte Karln die Schwierigkeit davon

vor und den Zehnten als eine Laſt, welche kaum die alten Chriſten ertrügen, und erklärte ſich ſtark gegen gewaltſame oder übereilende Maßregeln. Osnabrück, Bremen, Paderborn, Münſter wären in Sachſen die älteſten Bisthümer, hernach Verden, Halberſtadt, Hildesheim. Bei der ſchnellen Verbreitung des Chriſtenthums war es nicht anders möglich, als daß ein großer Theil der Geiſtlichen ſehr unwiſſend ſein mußte; die Mönche waren zum Theil ſehr roh. Dies zuſammengenommen giebt freilich keinen guten Begriff von dem Chriſtenthum in dieſer Zeit in dieſen Gegenden. Aber man muß es nur anſehen als einen Ausgang vom Heidenthum und ſich wundern, daß ſich doch noch ſo ſchnell das innere und wahre des Chriſtenthums mit ihm
791 entwikkelte und verbreitete. In dem Kriege mit den Avaren (791) in Iſtrien ſuchte Karl auch dies Volk zu chriſtianiſiren.

Wir können hier verweilen, um die erſten Anfänge occidentaliſcher Bildung zu betrachten, wozu Karl die erſten Keime gelegt hatte. Karl ſorgte dafür, daß in den Klöſtern die Verordnung Benedicts die Bücher zu vervielfältigen aufrecht erhalten wurde. Er ſtiftete Schulen, von denen die zu Orleans und Tours die berühmteſten ſind; die Schola Palatii begleitete den Kaiſer überall, wohin er ſeinen Siz verlegte, außer in eigentlichen Kriegszügen, und dort wurden ſeine eigenen und die Kinder der großen in Geſchichte und lateiniſcher Sprache unterrichtet. Er ſuchte Gelehrte an ſich zu ziehen wie Paul Warnefrid[*] und Petrus Piſanus, zwei Longobarden, und beſonders Alcuin, einen Angelſachſen, in der Schule des Erzbiſchofs Egbert von York erzogen. Der Kaiſer hatte ehe er regierte ihn auf einer Reiſe nach Rom kennen gelernt, wohin er, damals wol Vorſteher der Schule zu York, geſchikkt wurde um das Pallium für den neuen Erzbiſchof von York zu holen. Dieſem übertrug der Kaiſer, als er ſich 782 ganz zu ihm begeben hatte, die Palaſtſchule, 790 die Aufſicht über drei Klöſter und die Anlegung aller wiſſenſchaftlichen Anſtalten *).

---

[*] Er war Diaconus in Aquileja, hatte großes Verdienſt um das Bücherabſchreiben, reſtituirte auch die Unterſcheidungszeichen; er ſchrieb de gestis Longobardorum.

Auf der Synode zu Frankfurt, wo Karl das Gutachten ſeiner Biſchöfe über die Bilder einholte, wurden auch die adoptianiſchen Streitigkeiten entſchieden. Die Hauptperſonen waren dabei Elipandus, Erzbiſchof von Toledo, unter arabiſcher, und Biſchof Felix von Urgel unter fränkiſcher Herrſchaft. Dieſe hatten unter ſich dieſe Frage aufgeworfen und bejaht, daß Chriſtus ſeiner Gottheit nach der wahre, und ſeiner Menſchheit nach der adoptirte Sohn Gottes ſei. Nun fällt es auf, woher die Frage kam. In dem Erfolg der Streitigkeiten beriefen ſich dieſe Männer auf die alten ſpaniſchen Liturgien, wo die Phraſe ſtand per adoptivi hominis passionem „durch das Leiden des als Sohn angenommenen Menſchen.“ Die ganze Richtung der Streitigkeiten war nun, die beiden Naturen in Chriſto heraustreten zu laſſen; daſſelbe wovon Neſtorius ausging, nur daß ſie ſich hier anders wendete. Im Orient wurde, obgleich Neſtorius verdammt worden, durch die Verneinung der Annahme eines Willens, alles bejaht, was Neſtorius gewollt hatte. Der eigentliche Grund des Mißverſtändniſſes lag im Ausdrukke υἱὸς θεοῦ, den einige für den ganzen Chriſtus, andere bloß für ſeine Gottheit nahmen. Im Occident wurde der Ausdrukk filius Dei geſchieden, In einem Sinne gehe er auf das göttliche in Chriſto, und ſeze die ewige Zeugung voraus, im anderen Sinne gehe er auf das menſchliche, da ſei der Ausdrukk nur ein übertragener; τὸ τέκνον σου Ἰησοῦς bei Petrus ebenſo wie τέκνα, der erſtgeborene unter vielen Brüdern. Es war daher natürlich, daß Alcuin dies für neſtorianiſch erklärte; Felix

---

*) Seine Commentare ſind Auszüge. — de fide sanctae trinitatis ad Carolum enthält ſchon deutliche Anwendung ariſtoteliſcher Dialektik. — 796 erbaute er die Schule zu Tours, wo er Abt eines Kloſters wurde. In ihm Sänger- und Leſer-Schule. Schl.

dagegen erklärte ſeine Gegner ſeien Hyperapollinariſten. Neſto-
rius hatte auch ſtatt des λογικὸν in Chriſtus die Gottheit geſezt,
wonach keine Ausbildung mehr möglich war. Felix behauptete
nun, daß danach noch angenommen werden müſſe, Wenn Chriſtus
auch ſeiner menſchlichen Natur nach der eigne und wahre Sohn
des Vaters iſt: ſo hätte er die Menſchheit, das caro, auch vom
Weſen des Vaters hernehmen müſſen *); eine Conſequenz, die
man dem Apollinaris aufbürdet, und ſo wäre dann das doketi-
ſche herausgekommen. Der aſturiſche Mönch Beatus widerlegte
den Felix ſehr ungeſchikkt. Biſchof Hadrian I. von Rom warnte
785 785 durch ein Circular alle ſpaniſchen Biſchöfe vor der Lehre des
Elipandus als einer neſtorianiſirenden.

Karl der Große hatte auch davon Notiz genommen, und
792 792 auf der Synode zu **Regensburg** die Adoptianer anathe-
matiſiren laſſen. Felix wurde gezwungen zu widerrufen, und
Karl ſchikkte ihn gefangen nach Rom, daß er da beſſer belehrt
werden ſolle. Nachdem er dort im Gefängniß durch Hadrian
belehrt ein rechtgläubiges Glaubensbekenntniß aufgeſezt hatte und
wieder frei geworden, kehrte er zu ſeiner Meinung zurükk, begab
ſich in das arabiſche Spanien und der Streit fing von neuem
an. Man hat ihm das nicht als einen Meinungswechſel, auch
nicht als eine Feigherzigkeit auszulegen; man ſuchte ſich in all-
gemeinen Formeln zu vereinigen, nachher konnte man aber ſich
nicht darin finden und kehrte zu ſeinen alten Formeln zurükk.
Alcuin ſchrieb adversus haeresin Felicis und erklärte ſie für
neſtorianiſch. Er macht darin aufmerkſam auf den Unterſchied
zwiſchen assumere und adoptare und bittet den Felix ſich doch
nicht um Eines Wortes willen von der Kirche zu trennen. Da-
her ließ Karl nach einer nochmaligen Widerlegung Hadrians aus
794 ſehr unzureichenden Schriftſtellen 794 zu **Frankfurt** eine neue

---

*) **Felix** behauptete auch, Chriſtus ſei dem Fleiſche nach der nuncupative ipse, was Alcuin auch mißverſtand. Schl.

Synode unter ſeinem Vorſiz halten, wo auch der Diaconus Alcuin zugegen war; etwas gegen die Regel laufendes. Etwas merkwürdiges auf dieſer Synode war, daß die fränkiſchen und italieniſchen Biſchöfe für ſich allein ein Gutachten abfaßten. Man weiß überhaupt ſeit Karl dem Großen nicht mehr, ob eine Synode ein Concil oder ein Reichstag war. Die Biſchöfe waren immer zugleich Reichsſtände; waren weltliche Angelegenheiten zu verhandeln, ſo mußten ſie als Lehnsträger da ſein, und es wurden dann gleich weltliche und geiſtliche Sachen abgemacht. Daraus entſtand nun, daß die Biſchöfe geiſtliche und weltliche Angelegenheiten vermiſchten; der Grund aller ſpäteren Verwirrung, Verwechſelung und gegenſeitiger Beeinträchtigung des weltlichen und geiſtlichen Regiments, und der Kaiſer glaubte daſſelbe Recht auf einer Synode wie auf dem Reichstag zu haben. Es iſt ſehr gewöhnlich daß man dieſe ganze Entwikklung auf eine andere Weiſe anſieht, und gewöhnlich haben die proteſtantiſchen Geſchichtſchreiber das alles dem römiſchen Stuhle zur Laſt gelegt. Der Grund lag aber in der Dotation der Cathedralen von Einführung des Chriſtenthums an, und in den weltlichen Anſprüchen der Geiſtlichen, die dadurch begründet wurden. Daß die römiſchen Biſchöfe nun nachher nicht geringer ſein wollten als fränkiſche und ſpaniſche Biſchöfe, war ſehr natürlich, daher alle Schenkungen Pipins und Karls günſtiger ausgelegt wurden als ſie waren.

An der Spize der italieniſchen Biſchöfe in Frankfurt ſtand der Erzbiſchof Paulinus von Aquileja. Dieſer ſprach im Namen der italieniſchen Biſchöfe gegen die ſogenannten Adoptianer; er traf aber den rechten Punkt nicht, obwol es auch nicht ohne Scharfſinn war, wenn er ſagte: Es laſſe ſich kein Punkt angeben, wo die Adoption anginge, denn wenn ſie erſt lange nach der Geburt geſchehen ſei, müßten vorher zwei ganz verſchiedene Chriſtus geweſen ſein. Nun ſagte er aber, Die Adoption könne auch nicht im Mutterleibe geſchehen ſein, da dann auch die Maria müßte adoptirt worden ſein. Chriſtus könne der Adoption, υἱοθεσία, nicht ſelbſt bedurft haben, da er ſie uns verſchaffe. So läßt er ſich alſo in leere Spizfündigkeiten ein. Anders die Franken *). Die Spanier hatten unterſchieden μονογενής, den göttlichen Chriſtus, und πρωτότοκος, den Menſchenſohn, den erſten unter vielen Brüdern. Da den gläubigen eine υἱοθεσία beigelegt war: ſo ſei er daher υἱὸς ἀνθρώπου genannt worden. Dagegen argumentirten die Franken ohne etwas gründliches vorzubringen, und zeichneten ſich vor den Italienern nur durch eine gewiſſe Rohigkeit im Anathematiſiren aus, und wollten die Kezer ausgerottet wiſſen. Karl ſchikkte einige angeſehene Geiſtliche perſönlich mit den Beſchlüſſen dieſer Synode zum Felix und bat ihn ſeine Meinung aufzugeben. Karl trug auch dem Alcuin auf an den Elipandus zu ſchreiben, und dieſer Schriftwechſel ſpricht nicht ſehr für den Elipandus. Zwar ſchreibt ein Diakonus an einen Erzbiſchof, aber Elipandus ſchimpft ſehr auf das Concil. Felix kam nach Aachen und auf einer Synode daſelbſt that er, wahrſcheinlich nur weil er die Sache nicht einer Trennung werth hielt, einen Widerruf, der aber nur darin beſtanden zu haben ſcheint, daß er dem Urtheil der occidentaliſchen Kirche gegen das beitrat, was man dem Neſtorius Schuld gab. Man hat es ihm nachher als einen Rükkfall ausgelegt, wenn er ſagte, Chriſtus habe nach ſeiner menſchlichen Natur einiges nicht gewußt. Er hatte darin Recht, daß, wenn Chriſtus die Allwiſſenheit während ſeines menſchlichen Lebens hatte, er mit keinen Sinnen wahrnehmen konnte; Allwiſſenheit in die menſchliche Natur hineintragen, iſt gänzlicher Docetismus, da bei ihr alle Wahrheit der menſchlichen Natur zu Grunde geht. Wenn er ſich aber fortreißen ließ gegen das von Paulinus geſtellte Dilemma zu behaupten, Er wolle lieber behaupten, Chriſtus ſei erſt in der Taufe adoptirt: ſo kommt hier ein anderer Docetismus heraus, und der Göttlich-

---

*) Karl ließ alſo gleichſam nach Provinzen ſtimmen. Schl.

keit Chriſti geſchieht Abbruch. Beide Parteien entfernten ſich alſo immer weiter. Nach der Synode zu Aachen treten die meiſten Adoptianer zur katholiſchen Kirche zurükk, eine Trennung entſtand daraus nicht. Duns Scotus hat nachher daſſelbe wie Felix behauptet, ohne verkezert zu werden, und ſo ſind die Parteien wieder in die katholiſche Kirche hineingekommen, denn der Dyotheletismus iſt auch im guten Sinne neſtorianiſch.

Das politiſche Verhältniß der Stadt Rom entſchied ſich
800 ſehr vortheilhaft für Karl. Schon Hadrian gab Karln 800
das Recht, den römiſchen Biſchof einzuſezen und weihen zu laſſen
und alle Erzbiſchöfe und Biſchöfe ſeines Reichs erſt zu belehnen,
ehe ſie geweiht werden dürften. Leo III. (B. 796) ſchikkte Karln
die Fahne der Stadt, und bat um einen Abgeſandten, den Eid
der Treue anzunehmen. Karl hielt über ihn 800 in Rom ein
rechtfertigendes Gericht, ſo jedoch, daß ſich Leo nur durch einen
Eid reinigte, indem die Prälaten ſagten, ſie könnten nicht über
ihn richten. Leo krönte ihn und er wurde zum Kaiſer ausgeru-
fen; ſeine Oberherrſchaft auch in Rom war unbeſtritten. Ebenſo
ließ ſich Ludwig der Fromme 816 huldigen; von einer 816
Herrſchaft des römiſchen Biſchofs in Rom war alſo durchaus
nicht die Rede. Vor Karls Tode ging die Chriſtianiſirung Sach-
ſens ziemlich zu Ende, ſo daß weiter nichts zu befürchten ſtand,
wenn Karl verordnete, es ſolle die Fortſezung des Heidenthums
mit Todesſtrafe belegt werden.

Vor Karls Tode kam auch noch der Zuſaz im nicäniſchen Concil, der Geiſt geht aus a patre filioque, nach dem Occident auf eine Weiſe, die uns zeigt, wie häufig jezt ſchon die Wanderungen nach Paläſtina waren. In dieſem Lande waren viele fränkiſche Klöſter, und dahin kam ein griechiſcher Mönch, der durch dieſen Zuſaz filioque ſehr in Erſtaunen geſezt wurde, und behauptete, es ſei ganz gegen die kirchliche Lehre. Die Franken beriefen ſich darauf, ſie hätten es ſo in Karls Schloßkapelle gehört. Karl ließ dieſen Gegenſtand auf einer Synode zu Aachen

809 809 unterſuchen; man berief ſich auf das Alter des Zuſazes und behauptete, Wenn ſich auch keine Bibelſtelle dafür finden ließe: ſo ſei es doch ein heilſamer Zuſaz gegen die Kezer. In der griechiſchen Kirche hatte ſchon **Cyrill** etwas ähnliches behauptet, aber **Theodoret** gegen ihn es in ſofern verworfen, als man unter dem Ausgehn verſtände die ewige Zeugung nicht die Sendung des Geiſtes; das ganze kam aber nur in beiläufigen Ausdrükken vor. Im 6ten Jahrhundert fand eine ſpaniſche Synode
589 zu Toledo (589) den Zuſaz *ex patre filioque procedentem* zum conſtantinopolitaniſchen Symbolum in ihren Exemplaren der Liturgien vor und anathematiſirte die dies nicht annehmen wollten, ohne daß wol damit eine Polemik gegen die griechiſche Kirche gemeint war. Das Bekenntniß ſollte ſo jedesmal von dem Volke vor dem Abendmahl geſungen werden, und dies beſtätigte auch
681 die toletaniſche Synode von 681. Wahrſcheinlich war der Zuſaz als ein antiarianiſches Element hineingekommen, um zwiſchen der göttlichen Würde des Sohnes und Vaters keine Ungleichheit zu ſezen *). Die Ungleichheit blieb zwar immer durch die Behauptung, Der Vater ſei ungezeugt, der Sohn aber, wenn auch von Ewigkeit her, gezeugt. Es blieb alſo eine Abſtufung hier: der Vater hatte **zwei** Activitäten, der Sohn **eine**, der heilige Geiſt **keine**; aber allerdings wurde eine größere relative Gleichheit zwiſchen Sohn und Vater geſezt. Verhandlungen hatten darüber zwiſchen Griechen und Franken bei Gelegenheit einer Geſand-
767 ſchaft an Pipin auf der Synode zu Gentilly (767) ſtatt gefun-
796 den. **Paulinus von Aquileja** hielt 796 eine Synode zu Forum Julium und vertheidigte darin dieſen Zuſaz. „Der Geiſt

---

*) Im 5ten Jahrhundert war im Abendlande das ſogenannte Symbolum Athanaſianum oder Quicunque zum Vorſchein gekommen, dem Athanaſius gehört es aber nicht an. In dieſem hatte filioque geſtanden, und wahrſcheinlich iſt nur durch Gloſſe der Zuſaz aus dieſem Symbolum in das conſtantinopolitaniſche gekommen; daher gaben die Griechen den Lateinern Schuld, ſie hätten abſichtlich dies Symbolum verfälſcht.

ſei ex patre filioque intemporaliter et inseparabiliter procedens,“ als eine löbliche gegen die Kezer gerichtete nähere Erklärung, nur durch den Spruch, „Wer mich ſieht, ſieht den Vater; der Vater iſt in mir.“ Das intemporaliter ging auf die ewige Erzeugung, das inseparabiliter darauf, daß dieſe Thätigkeit Gottes und des Sohnes nicht getrennt ſei, was freilich etwas ſabellianiſches in Beziehung auf dieſe beiden erſten Perſonen in ſich ſchließt. Das Concil zu Aachen 809 billigte dieſe Formel. Nun 809
ging die Sache nach Rom, um den Papſt Leo III. zu bitten, auch dieſen Zuſaz anzunehmen und ihn in ſein Symbolum aufzunehmen. Leo billigte die Lehre der Synode, wollte ſie aber nicht in ſein Symbolum aufnehmen. Ja man behauptete, er habe, um den Diſſenſus recht auszuſprechen, das Symbolum ohne den Zuſaz in Erz graben und in die Peterskirche ſezen laſſen. Die an ihn geſchikkten fränkiſchen Biſchöfe ſagten, Wenn er die Lehre doch billigte: ſo müſſe er ſie auch in das Symbolum aufnehmen, weil es zum Seligwerden des Menſchen gehöre. Ich führe dies deshalb an, weil man daraus ſieht, wie man alle Symbola dem apoſtoliſchen gleich ſezte, als das was jeder Chriſt wiſſen müſſe. Leo gab ſeine Antwort ſehr verſtekkt, Es ſei ſehr gut dieſen Zuſaz aufzunehmen, wenn man ihn verſtehen könne, weil er aber über das Faſſungsvermögen der meiſten Menſchen hinausginge, könne er ihn nicht aufnehmen. Dieſe Geſinnung war ſehr lobenswerth, nur bezog ſich das doch auch auf alle Symbole. Das πρῶτον ψεῦδος in der ganzen Sache liegt darin, daß man die ewige Geſchiedenheit von den drei Perſonen durchaus feſtſezen wollte. Die Abendländer haben offenbar ganz recht gegen die Morgenländer; allein wenn man doch geſteht, daß der Sohn nur dargeſtellt wird als vom Vater gezeugt: ſo liegt darin ebenſo gut die Unterordnung, und man iſt darüber nie ganz weggekommen. Nach Johannes Damascenus geht der Geiſt aus dem Vater hervor und ruht in dem Wort, offenbart ſich in ihm. Die drei Perſonen ſind ἀσυγχύτως ἑνωθεῖσαι und ἀδια-

στάτως χωρισθεῖσαι. In den drei Perſonen iſt Ein Wille, Eine Wirkung, Eine Kraft, Eine Bewegung. Er begnügt ſich damit, daß der Unterſchied zwiſchen dem Gezeugtwerden und dem Ausgehen uns etwas unbegreifliches ſei. Man ſieht alſo daraus, daß dies nur ein Vorwand war zur nachherigen Trennung wegen Verfälſchung einer allgemeinen Synode.

Nachher geſchah zu Karls Lebzeiten nichts bedeutendes mehr;
813 813 wurde noch verordnet, daß die Biſchöfe recht häufig predigen ſollten; dies reformatoriſche Streben werden wir noch lange in der fränkſchen Kirche verfolgen können, allein wenn das Predigen nun auch geſchah: ſo geſchah das doch in der lateiniſchen Sprache, und das Volk verſtand es nicht. Zwar verordnete eine Synode zu Tours die Predigten ſollten in die lingua rustica und theodisca gedolmetſcht werden, allein es fanden ſich wenige, die die Kenntniß der lateiniſchen und der vulgären Landesſprache vereinigten; man war froh, wenn Pfarrer und Diakonen nur das vorgeſchriebene gut leſen konnten und auswendig wußten, denn die Geiſtlichen kamen doch meiſt aus der römiſchen Kirche. Karl ſorgte zwar ſehr dafür, einen einheimiſchen Clerus zu bilden und die Kenntniß des lateiniſchen zu verbreiten *), das konnte aber nur langſam vor ſich gehen, und da die vulgären Sprachen nicht feſt ſtanden, und in den Provinzen des großen fränkiſchen Reiches nicht gleich waren: ſo war es in der That ſchwer, zumal wenn man an das häufige Wandern der Geiſtlichen denkt. In dieſer Zeit konnte es wol nicht gut anders ſein; hätte man aber die Vorſchriften Karls befolgt: ſo würde es nachher, wo es nicht mehr zu ſein brauchte, nicht mehr Statt gefunden haben; leider blieb es aber länger als es nöthig war, und wurde ein großes Uebel.

---

a) Die **Synode zu Rheims** 813 legte den Biſchöfen nur auf Predigten der Kirchenväter in der Landesſprache zu halten. — Karl ließ durch **Paulus Diaconus** ein Homiliarium über Evangelien und Epiſteln anfertigen aus Ambroſius, Auguſtinus, Hilarius, Chryſoſtomus ꝛc. Schl.

Wir müſſen uns hier noch ein Bild vom ganzen entwer-
en. Auf der frankfurter Synode erklärten die Biſchöfe eine
völlige Unterwerfung unter die Kirchenväter und früheren Con-
ilien; ſie erklärten ſich zu gering, neue dem apoſtoliſchen Glau-
en gemäße Worte auszuſinnen; ſie müßten nur bei dem blei-
en, was jene geſchrieben, die ihnen Gott zu Lehrern gegeben.
Sie ſezten ſich alſo in dogmatiſcher Hinſicht gleich Null. Das
lieb nun lange der Typus, und um das dogmatiſche Talent zu
rwekken, ließ ſich nichts thun. Was Karl thun konnte, that er;
r ſelbſt ſprach latein und verſtand griechiſch, benuzte die Be-
edictiner-Mönche zum Abſchreiben und ſtiftete Schulen, daß
e die verſchiedenen Geiſtesrichtungen zulaſſen ſollten. So wer-
en wir nun auch in den folgenden Zeiten nur Zuſammenſtellun-
en des früheren finden, keine neue eignen Productionen; was
ber neues geſchah und was ſich im Abendlande freies geregt
at, war Folge von Karls aufklärenden Verbeſſerungen, und ging
us ſeinen Schulen hervor.

Ein zweiter Punkt betrifft die Superſtition, die alle
orſtellung übertrifft; in allen Klöſtern geſchah eine unerhörte
lenge von Wundern, ſo daß die Mönche ſelbſt deſſen über-
üſſig wurden und die Wunder zu ſtillen ſuchten. Manchen iſt
an auf die Spur gekommen als bloßen Betrügereien; doch
uß man auch eine ungemeine Empfänglichkeit dafür annehmen.
arl ſelbſt ließ oft über Reliquien ſchwören, und die geiſtvollſten
länner theilten ſeine Anſicht. Auf der 2ten nicäniſchen Synode
urde der Kanon feſtgeſtellt, der ſchnell nach dem Occident kam,
s ſolle keine Kirche geweihet werden, wenn man nicht Reli-
uien hineinbringen könne. Auch erlaubte man ſich viele Ueber-
etungen der Kirchenregeln; ſo wurde für Verſtorbene das Abend-
ahl gehalten *); die Seelenmeſſen nahmen ſehr überhand zu der

---

) Schon 632 iſt für eine verſtorbene Frau 30 Tage lang das Abendmahl
gehalten worden. Schl.

Zeit, wo ſie verboten wurden; die Beſprengung mit geweihetem Waſſer war ſehr gewöhnlich. Das liber poenitentialis des Theodor von Canterbury, welches lange als allgemeine Vorſchrift galt, enthielt eine Menge Fälle, wann man lebloſe Gegenſtände mit dieſem Waſſer beſprengen und das Abendmahl für verſtorbene halten ſollte. Ebenſo die Bußübungen. In den Klöſtern waren Einſperrungen, Schläge, Entſagungen ſchon lange eingeführt, aber eben daher, weil es Kirchenſtrafen waren, war die freiwillige Uebernahme derſelben um ſo verdienſtvoller a). Je verbreiteter dieſe Mißbräuche und Entſtellungen des Chriſtenthums waren, um ſo fruchtloſer blieben alle Reformen in dieſer Hinſicht. Je mehr ſich das Chriſtenthum im Occident verbreitete, im Orient eingeſchränkt wurde, und die den Arabern unterworfenen Chriſten, wegen der Losreißung von dem geſchichtlichen Europa, genöthigt waren auf der Stufe der Entwicklung ſtehen zu bleiben, die ſie einnahmen: um ſo weniger iſt in dieſem nächſten Zeitraum zu thun, als nur kleine Entwicklungen zu beſchreiben. Alle bedeutenden inneren Erregungen waren nur Wiederholungen der früheren: der dogmatiſche Cyclus war ziemlich vollendet, wenigſtens war man für dieſe Zeiten zu befriedigenden Reſultaten gekommen; zwar war das rechte Wort noch nicht gefunden, aber dieſe Zeiten waren der beſſeren Entwicklungen noch nicht fähig.

---

a) Man muß dies gleichſam als die moſaiſche Periode der neuen Völker anſehen; auch bei der Beſchaffenheit der äußeren Geſetzgebung eher zu entſchuldigen. Schl.

Dritte Periode.

Vom Tode Karls des Großen bis zur Reformation. Vom Anfange des neunten bis zum Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts.

Wenn wir den dogmatiſchen Cyclus nach der Eintheilung in Theologie, Chriſtologie und Anthropologie unterſcheiden: ſo bleiben höchſtens noch übrig die Eschatologie und die Lehre von den Gnadenmitteln. Ja die erſtere auch nicht einmal, denn ſeitdem die Origeniſten verdammt waren, blieb nichts übrig als die Lehre von den Höllenſtrafen, und da die Lehre von der Taufe auch ſchon durch die donatiſtiſchen Streitigkeiten entwikkelt und beſtimmt war, in der lezteren nur die Lehre vom Abendmahl und vom Begriff der Sacramente, worüber in dogmatiſcher Hinſicht Streit entſtehen konnte und mußte. Das meiſte zu entwikkelnde wird ſein das Verhältniß der Kirche in ihrer äußerlichen Beziehung; auch hier iſt der Gang ſchon vorgezeichnet, wir werden nur beſonders fördernde Punkte und Reactionen hervorzuheben haben.

Die erſte Wiederholung von etwas früherem iſt der erneuerte Streit über die Verehrung der Bilder; er fing in Conſtantinopel an. Leo V., der Armenier, erklärte ſich mit derſelben Stärke 813 wie Leo Iſauricus gegen die Bilder; der Patriarch Nicephorus von Conſtantinopel wurde ins Gefängniß geworfen, und die alten Gewaltthätigkeiten kehrten wieder. Der Abt Theodorus Studita wurde verwieſen und gab eine Schrift heraus, in welcher er behauptete, Die Gottheit Chriſti ſei in einer gewiſſen Vertheilung auch in den Bildern gegenwärtig. Die Bilderdiener ſtüzten ſich auch darauf, daß ihre Gegner doch die Anbetung des Kreuzes zuließen, dieſes ſei nur ein Theil Chriſti, das Bild aber ſei der ganze Chriſtus und habe alſo größeres Recht angebetet zu werden. Der folgende Kaiſer Michael II. wollte das Gleichgewicht wieder herſtellen, und gab religiöſe Freiheit; allein die Bilderverehrer, jezt Hoffnung ſchöpfend, erregten viele Unruhen, und das Reich kam in einen bewegten Zuſtand. Michael wurde aufgefordert die römiſche Kirche um Rath zu fragen, die doch ein ſo vorzügliches Anſehen in der ganzen Chriſtenheit genieße; er wandte ſich an Ludwig den Frommen und bat ihn um ſeine Vertretung in Rom, von wo aus man die Bilderverehrer zu unterſtüzen ſchien. Daher wurde zu Paris eine Synode gehalten, um Data zu dieſer Vertretung in Rom zu erhalten. Dieſe hatte nun einen ſchwierigen Stand: Karl hatte ſich der zweiten nicäniſchen Synode widerſezt; zwar waren Bilder in den fränkiſchen Kirchen, doch eine Verehrung beſtand hier nicht, aber eine ſehr große in Rom. Die Synode ſammelte daher eine Menge patriſtiſcher Stellen für und wider die Bilderverehrer. Es iſt merkwürdig, daß in dieſer Sammlung auch oft Origenes vorkommt; man nahm alſo auf ſeine Verdammung im Occident keine Rükſicht. Daſſelbe fand um dieſe Zeit noch öfter im Occident ſtatt. Der Erzbiſchof Jonas von Orleans hatte eine Sittenlehre für verheirathete geſchrieben, in der oft Gebrauch vom Origenes gemacht wurde. Als die Sammlung dem Kaiſer Ludwig übergeben wurde, meinte dieſer, ſie ſei zu lang, man möchte alles daraus weglaſſen, was den römiſchen Biſchof zu nachtheilig ſtimmen könnte. Sie wurde daher umgearbeitet und mit einem gefälligen Schreiben dem römiſchen Biſchof übergeben, worin man ſagte, ſie ſeien keine Synode, ſondern bloß freund-

ſchaftliche Berather; dabei gab man ſeine Mißbilligung der von Hadrian in ſeinem Schreiben an Conſtantin gethanen Vorſchläge zu erkennen. Der Papſt ließ ſich dadurch bewegen, die Bilderverehrung ſchärfer zu beſtimmen und die byzantiniſchen Aufrührer nicht zu unterſtüzen; ſo blieb daher dieſer Stand der Dinge. Bei dieſer Gelegenheit ſchenkte Michael dem occidentaliſchen Kaiſer die Bücher des Dionyſius Areopagita. Der Nachfolger des Kaiſer Michael, Theophilus, verfolgte auch noch die Bilderfreunde. Sein Sohn folgte ihm unter der Vormundſchaft zweier Männer, deren einer ein Freund der Bilder war der andere ein Gegner. Auf einer Synode zu Conſtantinopel wurde (842) 842
der Bilderdienſt wiederhergeſtellt. Aus dem Gange, welchen die Vertilgung der Bilder aus der Kirche im neunten Jahrhundert nahm, ſieht man, daß unter dem Volke ſelbſt ein Gefühl gegen die Bilder ſein mußte.

Eine ſtärkere Reaction gegen das Bilderweſen geſchah um dieſe Zeit im Occident ſelbſt durch den Biſchof Claudius von Turin, einem Schüler des Felix von Urgel, ohne Adoptianer zu ſein, und lange Zeit Vorſteher von Karls Schola Palatii. Er warf nicht bloß die Bilder ſondern auch die Kreuze aus der Kirche; doch entſtand dadurch keine Spaltung. Die Waldenſer wollten ſpäter ſo weit zurükkgehn, und ihn für ihren erſten Stifter halten, was unrecht iſt, denn Claudius wurde nie aus der Kirche ausgeſchloſſen. Etwas ähnliches that Biſchof Agobard von Lyon, beſonders in ſeinem Buche De imaginibus, nur daß er nicht ſo gewaltſam verfuhr [a]. Eine Oppoſition gegen Claudius geſchah von Orleans aus, wo drei Biſchöfe, der erſte Theodemir, und der lezte der genannte Jonas auftraten und gegen ihn ſchrieben. In den Streitſchriften gegen ihn findet ſich auch, daß Theodemir gelegentlich erklärt, daß es der feſte allgemeine Glaube und die Lehre aller Lehrer ſei, daß unter dem Felſen, auf welchem Chriſtus ſeine Kirche bauen wolle, nicht Petrus, ſondern der Glaube des Petrus zu verſtehen ſei. Von einem Argument für die ausgezeichnete Würde des römiſchen Stuhles iſt alſo hier nicht die Rede. Jonas von Orleans vertheidigte Bilder, Kreuze, Reliquien und Wallfahrten, doch wollte er den Bildern und Kreuzen keine eigentliche Anbetung verſchaffen. Die Chriſten ſängen zwar in der Paſſionszeit salutamus te crucem Domini und würfen ſich vor ihm nieder, aber das ſei doch nur eine begrüßende Verehrung *).

---

[a] Er ſchrieb auch gegen die Begünſtigung der Juden. Schl.

In der unruhigen Regierungszeit Ludwigs ſpielten die Biſchöfe eine große Rolle, was mit ihrer politiſchen Stellung zuſammenhing. Ludwig hatte ſeinen Neffen Bernhard, König von Italien, der ſich beeinträchtigt glaubte, gefangen genommen und ihm die Augen ausſtechen laſſen, worauf dieſer ſtarb. Ludwig bekam darüber Gewiſſensbiſſe, und that zweimal Kirchenbuße, etwas was die Biſchöfe ſelbſt veranſtalteten, um ihm, dem ſo öffentlich entehrten, die Möglichkeit zur Wiedererlangung des Thrones abzuſchneiden. Man hat nun das dem Ludwig ſehr verdacht, das können wir aber nicht, denn in der Kirche ſind alle gleich, und demnach konnte man den Gebrauch dieſer Strafe auch gegen ein regierendes Haupt nicht unterdrükken, und das iſt auch richtig, nur hätte man das Ehrgefühl beſſer verſtehen ſollen. Alle Kirchenbuße iſt etwas dem Geiſte des Menſchen entgegengeſeztes, wenn ſie auch innerhalb der Mauern geſchah, und ſo iſt ſie auch ſchon aus dem eigentlichen kirchlichen Charakter herausgegangen, ein Ausfluß der justitia civilis. Etwas anderes wäre es, wenn es bloß ein öffentliches Bekenntniß für eine öffentlich begangene That wäre, aber alle damit in Verbindung ſtehenden Gebräuche und die perſönliche Herabwürdigung waren das falſche; es war

---

*) Die Prieſter ſtellt Jonas dar als die Mittler zwiſchen Chriſto und den gläubigen; die Beſtimmung der Buße hinge ganz von ihrer Willkühr ab. Schl.

aber eben ſo falſch bei einem regierenden Haupte wie bei jedem anderen.

Ein anderes Reſultat der damaligen politiſchen Verhältniſſe iſt die Lage der fränkiſchen Biſchöfe gegen den römiſchen Biſchof. Da Gregor IV. ſah, wie jene mit dem Regimente unter Ludwig und ſeinen Söhnen ſo arg wirthſchafteten: wollte er auch Theil daran haben und machte ſich auf die Reiſe nach Frankreich. Allein die fränkiſchen Biſchöfe ſchrieben ihm ſehr ernſtlich, 833 wenn er gekommen ſei, jemand zu excommuniciren: ſo möge er ſich vorſehen, daß er nicht ſelbſt excommunicirt nach Hauſe käme; ſie erinnerten ihn an die alten Kirchengeſeze, daß kein Biſchof in den Sprengel eines andern ohne deſſen Willen kommen dürfte. Gregor ſtellte ſich zwar unbändig darüber, konnte aber nichts thun. Aehnliches kam früher und ſpäter vor. Ludwig I. ließ es Leo III. nachdrükklich fühlen, als er einige vornehme Römer einer Verſchwörung wegen hatte hinrichten laſſen, und er mußte ſich darüber bei ihm rechtfertigen. Stephan IV. 816 ohne 816 Beſtätigung gewählt, beeilte ſich dem Kaiſer den Eid der Treue ſchwören zu laſſen und ihn in Rheims zu beſuchen. Auch Paſchalis I. nahm 823 ſich Hinrichtungen heraus, die er nicht 823 einmal das Herz hatte einzugeſtehen. Lothars I. Verordnungen über die Verfaſſung Roms 824 bezeugen überall die kaiſer- 824 liche Oberherrſchaft in Rom, und daß er den Papſt den Eid der Treue ſchwören ließ, ehe er geweiht wurde. Um dieſe Zeit wurde Papa, die gewöhnliche Anrede aller Biſchöfe, eine ausſchließliche des römiſchen, alſo Papſt.

Bald nach Karls des Kahlen Tode kam zum Vorſchein, was noch immer ein Geheimniß bleibt, aber dem Papſte großen Vortheil verſchaffte, die unächten Decretalien des Iſidorus. Wahrſcheinlich wurden ſie zuerſt von Riculf, Biſchof von Mainz, oder unter ſeinem Namen bekannt gemacht und als aus ſeinem Archiv, in das ſie aus Spanien ſollten gekommen ſein. Daß ſie unächt ſind, iſt ſeit den magdeburger Centurien unbezweifelt; der

meiſte Verdacht fällt auf den mainzer Diakonus **Benedictus Levita**. Es waren darin Dinge als altes Kirchenrecht behauptet, von denen noch kein Menſch etwas gewußt hatte. Daß alle Entſcheidungen über Vergehen andrer Biſchöfe und Klagen gegen irgend einen Biſchof vor den römiſchen gehörten; kein Biſchof ſollte eine Synode halten ohne Erlaubniß des römiſchen Biſchofs ꝛc. War nun der Zwekk derſelben die Erhebung Roms? Es iſt möglich, daß dabei die Abſicht zum Grunde lag, die Autorität der höheren Geiſtlichen herunterzuſezen und der niederen Geiſtlichkeit einen Schuz beim römiſchen Biſchof zu verſchaffen. Im 9ten Jahrhundert wurden ſie allmählich in die Kirchengeſeze aufgenommen und ihre Gültigkeit anerkannt. Die erſte Streitig-
865 keit darüber fällt in die Mitte des 9ten Jahrhunderts (865) zwiſchen **Hinkmar** Erzbiſchof von **Rheims** und Papſt **Nicolaus I. Lothars II.** Biſchöfe von Cöln und Trier nämlich erkannten ſeiner Gemahlin **Theutberga** erſt die Waſſerprobe zu, preßten ihr hernach aber ein Bekenntniß ab, ſchieden den König von ihr und erlaubten ihm Waldrade zu heirathen. Nicolaus ſezte aber die beiden Erzbiſchöfe ab und nöthigte den König Theutberga wieder anzunehmen. Hinkmar verwarf indeß die Decretalien als etwas, wovon kein Menſch etwas gewußt hätte, und deren Gültigkeit erſt müßte bewieſen werden [a]). Nicolaus hat außerdem ſehr viel für das Anſehen ſeines Stuhles gethan. Er war der
858 erſte, der ſich hat (858) krönen laſſen und zwar im Beiſein Ludwigs II., was wol vor dem Vertrage von Verdun nicht möglich
867 geweſen wäre. Er ſtarb 867, ſein Nachfolger **Hadrian II.** drohte Karl dem Kahlen in dem Verfahren gegen ſeinen Sohn Karlmann, aber ohne Erfolg.

Einen anderen Vortheil ſuchten die Biſchöfe zu ziehen aus der **Verbreitung des Chriſtenthums**, wobei die Idee zum Grunde lag, daß die alten Patriarchal-Verhältniſſe für die Ewig-

---

[a]) In Rheims ſelbſt wurden ſie 992 gebraucht. Schl.

keit beſtehen müßten; alle neuen Kirchen könnten nur mit ihrer
Beſtätigung errichtet werden. Zwei Mönche aus Corvey, darunter
Ansgar, gingen nach Jütland mit dem Fürſten Harald,
der ſich 826 in Mainz mit vielen Normännern hatte taufen 826
laſſen, um dort das Chriſtenthum auszubreiten. Ansgar ging
auch nach Schweden, und nach ſeiner Rükkunft ernannte ihn
Ludwig der Fromme zum Erzbiſchof des von ihm zur Beförderung
dieſer Miſſion angelegten Erzbisthums Hamburg; nachher
verlegte er aber ſeinen Siz nach Bremen. Dieſe Gelegenheit
benuzte der römiſche Biſchof, ihm durch das Pallium das
Anſehen zu verleihen, ſein Abgeordneter und Bevollmächtigter im
nordöſtlichen Europa zu ſein. Er unterwarf ſich dadurch dieſe
Provinzen. Später (816) erhielt er durch das Volk in Schweden 816
Erlaubniß dort das Chriſtenthum zu predigen; er ſtarb 865
in Bremen. Jütland wurde um 940 nach Ottos M. Siegen 940
in drei Bisthümer getheilt und dem Erzbisthum Hamburg unterworfen.
König Sveno mußte ſich 1051 auf Adalberts von 1051
Bremen und des Papſtes wiederholten Befehl von ſeiner ihm zu
nahe verwandten Gemahlinn ſcheiden, er ließ ſich von dem Biſchof
Wilhelm von Röskiold zur Kirchenbuße verurtheilen.

Eine andere Verbreitung des Chriſtenthums iſt hier auch zu
erwähnen, in Bezug auf welche aber die Nachrichten ſtreitig ſind.
Es gab in Europa nur noch die ſlaviſchen Völker, die nicht
Chriſten waren; zu dieſen bildeten die Bulgaren den Uebergang,
indem ſie eine Miſchung von Slaven und Griechen waren.
Unter dieſe kam das Chriſtenthum 820 von Conſtantinopel aus, 820
während der andere Theil des Volkes den Jslam annahm, ſo
daß Chriſtenthum und Muhamedanismus hier in ſehr nahe Berührung
kamen. Einer ihrer Fürſten ſchikkte nach Rom, um
Lehrer bittend, da Juden und Saracenen ihn bekehren wollten;
chriſtliche Frauen waren dabei im Spiele. Von hier ging das
Chriſtenthum zu den Chazaren im Cherſones aus, und ſo kam
es auch ſchon im Anfang des 9ten Jahrh. unter die Ruſſen.

Unter den tſchechiſchen Slaven in Böhmen und Mähren haben ſich Methodius und Cyrillus von der Bulgarei 860 aus und 860 großes Verdienſt um die Ausbreitung des Chriſtenthums erworben; das geſchah alſo hier nach griechiſcher Form. Der griechiſche Gottesdienſt wurde aber in ſlavoniſcher Sprache von ihnen eingerichtet, und dieſe verbreitete ſich nachher weiter und hat ſich ſehr erhalten, auch nachdem ſie nicht mehr die gebräuchliche Sprache war. Nun hatte Karl der Große den Krieg gegen die Avaren auch zur Verbreitung des Chriſtenthums in Ungarn benuzt, und das geſchah unter römiſcher Autorität und nach römiſcher Form. Da entſtanden nun bald Grenzſtreitigkeiten zwiſchen den beiden Patriarchen der lateiniſchen und griechiſchen Kirche. Was das dunkle in dieſer Sache iſt, iſt daß Cyrill und Methodius zweimal nach Rom gereiſet ſeien, und ſich dort vertheidigt hätten gegen die Anklage, daß ſie den Gottesdienſt in ſlaviſcher Sprache gehalten. Cyrill vertheidigte ſich und die Römer gaben nach. Da das aus römiſchen Quellen erzählt worden: ſo iſt die Nachricht bei dieſem Ausgang ſehr wahrſcheinlich, aber eine Reiſe iſt wol nur anzunehmen. Wie kam man aber von beiden Seiten dazu, der Papſt, die Anſprüche zu machen, und jene, ſie ſich gefallen zu laſſen? Man muß ſich politiſche Urſachen denken, daß beide Männer doch für gut ſanden, den Zuſammenhang mit dem römiſchen Biſchofe beizubehalten; vielleicht waren ſie auch Gegner der Bilderverehrung, in Conſtantinopel wo damals der orthodoxe Sonntag (κυριακὴ τῆς ὀρθοδοξίας) zum Andenken an die Wiederherſtellung der Bilder gefeiert wurde.

Was nun die innere Einrichtung der occidentaliſchen Kirche und beſonders der fränkiſchen betrifft: ſo blieben Karls Schulen in gutem Flor. Man machte mehrere gute Einrichtungen, z. B. 829 verordnete die 6te pariſer Synode 829, daß die Biſchöfe auf jeder Provinzial-Synode ihren Metropoliten Rechenſchaft von den Schulen geben und die beſten Schüler darſtellen ſollten, ebenſo ihren Büchervorrath aufzeigen. Ebenſo ſorgte Lothar im fränkiſchen Italien und Leo IV. im mittleren. Alfred mußte 872 für das von den Dänen verwüſtete England wieder wiſſenſchaftliche Hülfe aus Frankreich ſuchen.

Was nun aber das eigentlich theologiſche betrifft: ſo ſind das erſte hier die Abendmahlsſtreitigkeiten. Wir gehen auf früheres zurük. Die um das 5te Jahrhundert herrſchenden Vorſtellungen vom Abendmahl ſind ſchwer auszumitteln, weil der rhetoriſche Schwulſt vom furchtbaren Geheimniß ſich überall hindrängt, daß man nicht weiß, wie genau die Ausdrükke zu nehmen ſind. Ganz falſch aber iſt, daß Transſubſtantiation und Meßtheorie von der wiederholten Opferung Chriſti für die Sünder ſchon geherrſcht habe[a]). Denn wenn das Abendmahl ein Gott dargebrachtes Opfer heißt, ja auch geſagt wird, in demſelben wäre der Leib Chriſti geopfert: ſo wird doch lezteres durchaus vom geiſtigen Leibe Chriſti, d. h. der Gemeinde verſtanden, deren Selbſtopferung angedeutet wurde durch die Opferung der zu weihenden. Daß aber der ſehr wohl zu erklärende Gebrauch, das geweihte Brot andern Gemeinden mitzutheilen, von Synoden verboten wurde, zeigt deutlich, daß damit ſuperſtitiöſe Vorſtellungen verbunden wurden. In mehreren Gegenden ging man von der bloßen Vorſtellung eines Gedächtnißmahls aus, in anderen, beſonders in der griechiſchen Kirche, von der Idee des Prieſterthums, von dem Mittlerthum des Prieſters zwiſchen Chriſtus und den Laien, und ſo wurde hier die Idee von einem Opfer vorherrſchend, aber nicht von einem Opfer als einer Wiederholung des Opfers Chriſti. Theodulph von Orleans ſagte, Es werde im Abendmahl Brot mitgetheilt zur Erinnerung, daß Chriſtus das Brot des Lebens ſei, und Wein, weil Chriſtus der rechte Weinſtokk ſei; durch die Weihung des Prieſters und die Hülfe des heiligen Geiſtes gehe es in die Würde des Leibes Chriſti über (in dignitatem corporis et sanguinis Christi transire). Da dignitas ein rein moraliſcher Begriff iſt, ſo iſt darin nichts von Verwandlung enthalten. Amalarius von Metz, Verfaſſer des Buches De officiis cleri, ſchrieb auch ein liturgiſches Werk und nannte das Abendmahl sacramentum dominicae passionis. Das Abendmahl, ein sacramentum, müſſe eine Aehnlichkeit haben mit dem dadurch bezeichneten Gegenſtande; sacramentum als eine Ueberſezung vom griechiſchen μυστήριον. Dieſer blieb alſo rein bei der Aehnlichkeit ſtehen: die Austheilung des Brotes am Altar ſei ein Bild von der Austheilung des Leibes Chriſti am Kreuz. In de officiis cleri ſagt er zwar, Die Kirche verlange, die einfache Natur des Brotes und Weines müſſe in die vernünftige Natur Chriſti verwandelt werden (verti in rationalem naturam corporis et sanguinis Christi), und bei verti könnte man an eine Verwandlung denken, aber bei der rationalis natura iſt an kein sanguis und corpus zu denken; er muß es daher von etwas geiſtigem verſtanden haben. Die Bilderverehrer hatten ihren Gegnern vorgeworfen, ſie müßten auch das Abendmahl verwerfen, denn ſie nannten Brot und Wein das wahre Bild des Leibes und Blutes Chriſti; die 2te nicäniſche Synode aber ſagte, Nur vor der Weihe ſind ſie Bilder, ἀντίτυπα, nach der Weihe aber der Leib und das Blut Chriſti ſelbſt, αὐτὸ τὸ σῶμα καὶ αἷμα χρ. Man muß hinzunehmen, daß in ſchriftlichen Darſtellungen die Vorſtellungen gemäßigter waren als im ascetiſchen Gebiete. Das Volk aber zog das Alter in das Gebiet des ſuperſtitiöſen hinein, ein Ueberbleibſel des alten heidniſchen Sauerteiges. Wenn daher Ausdrükke dieſer Art in ſolchen Schriften vorkommen: ſo kann man ſich eine Annäherung an das magiſche unter dem Volke weit größer vorſtellen.

---

[a]) Auch Auguſtin, wie Ambroſius, ſtellte das Abendmahl als ein Gott dargebrachtes Opfer dar; es ſolle dadurch angezeigt werden, daß die ganze Kirche ſich Gott opfere. — Auguſtin de civ. Dei XXII, 10 ſagt, Man opfere auch an den Gedächtnißtagen der Märtyrer nur Gott, nicht ihnen, und das Opfer ſei der Körper Chriſti, welcher ihnen ja nicht dargebracht werden könne, weil ſie ſelbſt dazu gehörten. Dieſe Stelle iſt auch merkwürdig wegen der Lehre vom Abendmahle. Schl.

So folgt alſo, daß der erſte, der dieſe Lehre ordentlich behandelte, Paſchaſius Radbertus, Mönch zu Alt-Corvei, in ſeinem Buche de corpore et sanguine domini, dieſe Lehre nicht erſt vorfand ſondern darlegte, wie er ſie fand, nur daß er ſie nicht zu reinigen ſuchte, ſondern ſie begründete. Auf dieſem Gebiete des praktiſchen giebt es überhaupt keine Erfindung. Man ſieht das dem Buche des Radbertus auch gleich an; er polemiſirt bloß gegen die Gegner ſeiner Anſicht. Er ging davon aus, daß aus der Schöpfung aus Nichts auch die Möglichkeit folge, eines in das andere zu verwandeln. Demnach behauptet er, daß Brot und Wein in Leib und Blut Chriſti wirklich übergehen, und leugnete beſtimmt das Daſein des Weins und Brots nach der Conſecration. Dies konnte nicht anders angenommen werden, als daß man es für ein immer wiederkehrendes Wunder hielt, was ſich aber von andern Wundern unterſcheide dadurch, daß es den Augen nicht ſichtbar ſei. Er ſtüzte ſich dabei auf die neuteſtamentlichen Wunder, und ſagte, Wer das eine nicht glaubt, könne auch das andere nicht glauben. Er unterſchied sacramenta im weitern und engern Sinne, was etwas verdienſtliches war. Als sacramenta im engeren Sinne ſieht er nur zwei an, als aus zwei Elementen beſtehend, die Taufe und das χρίσμα, und den Leib und das Blut Chriſti; hier iſt ein Beſtreben unverkennbar, beides zu paralleliſiren. Rabanus Maurus ſein Gegner geht in ſeinem Buche de caerimoniis ecclesiasticis auf eine ähnliche Weiſe zu Werke, ſtellt das Abendmahl als zwei Sacramente dar, das des Leibes und das des Blutes Chriſti; alſo ſchon eine Möglichkeit beides zu trennen, obwol dies damals noch auf eine ganz unbewußte Weiſe geſchah.

Ein anderes Beiſpiel, wie man ſich bemühte populäre Vorſtellungen doctrinell auszudrükken, war folgendes, Aus der allgemeinen Vorſtellung, daß die Jungfrau Maria eine Jungfrau geblieben wäre, — was aber jeder ſo verſtand, ſie hätte nie mit Joſeph ehelichen Umgang gepflogen, — hatte ſich die Vorſtellung entſponnen, Chriſtus wäre auf übernatürliche Weiſe geboren, clauso utero. Solche Vorſtellungen wurden immer allgemeiner im Klerus, und es entſtand eine Nothwendigkeit ihnen entgegen zu arbeiten. Ratramnus, College des Radbertus, behauptete daher, daß das der Schrift entgegen und keine Geburt ſei. Da erhob ſich Paſchaſius zur Vertheidigung ſeiner Vorſtellung in ſeinem Buche de partu virginis, das er den Nonnen zueignete, und erklärte ſehr ſtark, daß Ratramnus zu ſehr am Buchſtaben klebe; ging auch auf altteſtamentliche Stellen zurükk, wie aus den Pſalmen, „Du haſt mich aus meiner Mutter Leib gezogen."

Was nun die Abendmahlslehre ſelbſt betrifft, ſo kann man zweifelhaft ſein aus mehreren Stellen, ob Paſchaſius die wirkliche Verwandlung vorgetragen *). Denn panis et vinum potentialiter creantur in carnem et sanguinem heißt doch, Entweder ſind ſie es nur im Genuß, oder ſie ſind es nicht für die ungläubigen; ſo auch substantiae panis et vini interne mutantur in carnem et sanguinem Christi — ut renati uniantur et Christus per hoc sacramentum in illis corporaliter maneat. Aber es kommen auch Stellen vor, welche die Sache vollkommen klar machen, Omnes accipiunt (corpus et sanguinem), sed hic spiritaliter edit, ille minime; ein Unterſchied zwiſchen dem ſacramentlichen Genuß und dem ſacramentlichen Nuzen; dieſelbe Lehre, welche Luther beibehalten hat. Ueber die Verwandlung ſagt er, Durch das Wort des Schöpfers und die Kraft des Geiſtes werden der Leib und das Blut Chriſti aus dem Brot und Wein geſchaffen (per verbum creatoris et vi spiritus sancti). Die Vermiſchung mit Waſſer erklärte er aus Blut und Waſſer. Würdige und unwürdige Prieſter ſezt er gleich, und er mäßigt ſich bloß darin, daß er behauptet, der Prieſter könne nicht ſagen, Er ſei creator carnis et sanguinis. Der Beweis, den er führt,

---

*) Man muß ſich aber in dieſem Falle immer an die Principien halten, wovon einer ausgeht, nicht an die einzelnen Ausdrükke. Schl.

daß es leichter ſei, eine Subſtanz in die andere zu verwandeln als alle Subſtanzen aus nichts zu ſchaffen, zeigt deutlich, daß er die Verwandlung gemeint. Ja er geht noch weiter, daß die Elemente für Geſicht und Geſchmakk bleiben, ſei bloße Zulaſſung Gottes für Prüfung des Glaubens. Er giebt noch einen Grund an, warum das Sacrament dieſe Beſchaffenheit hat, eine ältere Vorſtellung, Der ſacramentliche Genuß ſolle nicht bloß die Seele nähren, ſondern auch dem Leibe zur Unſterblichkeit verhelfen; das Fleiſch Chriſti ſolle ebenſo in unſerer Subſtanz gefunden werden, wie er unſere Subſtanz in ſeine Gottheit aufgenommen. Ein Beweis von der Verwirrung der Lehre. Um die Ausdrükke persona et natura zu vermitteln, gebrauchen die Lateiner hier den Ausdrukk substantia. Radbert verſtand unter dem lezteren die Natur, unter dem erſteren die ganze körperliche Maſſe der Natur, alſo daſſelbe Wort in zwei verbundenen Säzen in verſchiedenem Sinne. Es war das keine Sophiſterei, ſondern der Beweis von Mangel an Klarheit in den Begriffen. Wie ſehr man zum fabelhaften ſeine Zuflucht nahm, ſieht man auch daraus, daß Paſchaſius ein paar Beiſpiele erzählt, wo zur Bekehrung von ungläubigen der Leib Chriſti ſichtbarlich im Abendmahl vorhanden geweſen ſei auf das Gebet des Prieſters und ebenſo ſich wieder in Brot und Wein verwandelt habe. Paſchaſius war nicht der einzige, der dieſe Anſicht damals vortrug.

Als der Streit ſo in Aufnahme kam, fragte Karl der Kahle auch den Erzbiſchof Hinkmar von Rheims. Dieſer ſagte, Chriſtus werde an ſeinem Tiſche täglich conſecrirt, und bediente ſich des Ausdrukks, „Chriſtus mache ſich ſelbſt.“ Das Eſſen des Fleiſches und Blutes erklärte er ſo, „Damit Chriſtus in den gläubigen bleibe;“ das spiritaliter edere des Paſchaſius, welches er nur dem Glauben zuſchrieb, und daß Geſtalt und Geſchmakk ſich nicht veränderten, geſchehe wegen des Abſcheues.

Unter den Gegnern iſt der erſte **Rabanus Maurus**, geboren zu Mainz 776, als Knabe Schüler in Fulda, nachher

Schüler Alcuins in Tours, 822 Abt zu Fulda, zulezt 847—856 Erzbiſchof von Mainz. Er war der fleißigſte Schriftſteller der damaligen Zeit, und excerpirte auch den Priſcian. Er focht mehr den Saz an, daß der Leib und Blut Chriſti im Abendmahl daſſelbe Fleiſch Chriſti ſei, das von Maria geboren und am Kreuze gelitten und geſtorben. Er berief ſich auf Joh. VI, 35, was geiſtig zu verſtehen ſei. Chriſtus nenne ſich das geiſtige Brot, weil er das einzige Nahrungsmittel ſei, den Hunger der Seele zu ſtillen; das ſei aber die Kirche und die Gemeinſchaft der heiligen. Ohnerachtet deſſen war er nicht weit davon entfernt eine Verwandlung anzunehmen, nur daß er unterſchieden wiſſen wollte das verwandelte vom urſprünglichen; das zeigt er in dem Streite über die müßige Frage, Ob, vorausgeſezt eine Verwandlung, wenn nun das materielle verdaut und ausgeworfen iſt, es Leib und Blut Chriſti bleibe, oder in die Elemente auf dem Altar zurükkehre? Dagegen proteſtirt nun Rabanus aber nicht gegen die urſprüngliche Hypotheſe.

Der eigentliche Hauptgegner des Radbertus war Ratramnus, der auf Verlangen Karls des Kahlen de corpore et sanguine domini ad Carolum regem ſchrieb. Er ſagte, Da die Elemente nach der Weihung als Brot und Wein noch körperlich genoſſen würden und ohne ſich zu verändern Leib und Blut Chriſti ſeien: ſo könne das nicht körperlich verſtanden werden, denn ſie könnten nicht körperlich zweierlei ſein, ſie müßten alſo Leib und Blut Chriſti nur figurato ſein. Er geht darauf zurükk, Chriſtus habe Brot und Wein in ſeinen Leib verwandelt, da Leib und Blut erſt geopfert werden ſollten; Leib und Blut könnte alſo nicht zu einer Zeit in und außer dem Leibe Chriſti geweſen ſein. Er berief ſich auch auf Ambroſius, Auguſtinus und Hieronymus. An einer Stelle ſagt Ambroſius, Brot und Wein bleibe auch nach der Conſecration, quoad substantiam rerum creatarum ganz daſſelbe. Eine Stelle des Hieronymus lautete, Das von Maria geborene Fleiſch habe äußerlich nichts anders gezeigt, als was es innerlich geweſen ſei; der ſacramentliche Leib im Abendmahl zeige äußerlich etwas anders, als was er innerlich ſei (vorausgeſezt die Verwandlung), alſo ſei dieſes nicht jenes.

Noch weiter ging ein Mönch zu Corbie Druthmar: Es könne keine allegoriſche Stelle erklärt werden, wenn nicht der Wortverſtand zum Grunde gelegt iſt. Er geht alſo exegetiſch zu Werke. Daher ſagt er von Chriſtus: corpus et sanguis Christi per hoc figuratur, transferens spiritaliter panem in corpus, vinum in sanguinem, damit wir dadurch erinnert würden, was er an ſeinem Leibe für uns gelitten (ut per haec duo memoremus, quae fecit pro nobis de corpore et sanguine suo). Walafrid Strabo ſagte, Das sacramentum beſtehe in der Subſtanz von Brot und Wein und Chriſtus habe gelehrt, dies sacramentum als in memoriam sui zu feiern, indem es kein ſchikklicheres Zeichen gegeben habe von der Einheit zwiſchen Haupt und Gliedern.

Nehmen wir das zuſammen: ſo ſehen wir darin die Keime zu allen verſchiedenen Meinungen, die zur Zeit der Reformation auseinandergegangen ſind; nur in unſchikklichern Ausdrükken; Paſchaſius die katholiſche transsubstantiatio, Rabanus die Theorie Luthers, Walafrid und Druthmar ganz beſtimmt die zwingliſche Anſicht, wogegen in Ratramnus und anderen der Unterſchied zwiſchen dem myſtiſchen und ſubſtantiellen Leibe, und der ſacramentliche ganz in den myſtiſchen Leib übergehend, auf die calviniſche Meinung hinausgeht. Es fehlte nur an beſtimmten Deductionen der Formeln in Beziehung auf ihre Form und an einer dialektiſchen Behandlung der Sache, ſonſt hätten dieſe Verſchiedenheiten ſchon damals zu Tage kommen können. In dieſer erſten Periode des Streites ſind daher noch keine Verkezerungen vorgefallen.

Nach geraumer Zeit kam die Sache wieder in den berengariſchen Streitigkeiten vor, wo ſie einen entgegengeſezten Ausgang nahm. Davon nachher; jezt nur dies. In Canterbury waren mehrere Geiſtliche der Meinung Walafrids, welche die Taufe mit dem Abendmahl vergleichend ganz beſtimmt ſagten, Es wäre in beiden ein vergängliches Geſchöpf, Waſſer und Brot, und eine geiſtige Kraft (creatura corruptibilis und vis spiritualis); in der Taufe der göttliche Geiſt, im Abendmahl Leib und Blut. Das erklärte der Erzbiſchof Odo von Canterbury für einen Greuel der Verwüſtung; da er ſich aber nicht helfen konnte, bat er Gott, den ungläubigen die Wahrheit zu zeigen. Da es ſich nun zugetragen, daß, als er das Hochamt feierte, Blutstropfen aus dem Kelche fielen, und das Brot als Leib gezeigt wurde, habe man auch nicht mehr Anſtand genommen, das Brot als Leib zu genießen.

Eine andere Streitigkeit zu Hinkmars Zeit war folgende, Es gab einen alten Kirchengeſang in welchem vorkam, Te trina deitas unaque poscimus. Hinkmar erklärte dies für unvereinbar und tritheiſtiſch, und ſetzte dafür sancta deitas. Ratramnus und Gottſchalk nahmen ſich des Ausdrukks an, und ſagten trina deitas ſei nicht gleich tres deitates, wogegen Hinkmar ſagte, bei Gott ſei natura und substantia gleich. Hinkmars Formel wurde kirchlich, ſeine Gegner hatten aber grammatiſch geſiegt.

Dieſelben Perſonen, die wir hier kennen gelernt, treten wieder auf in den faſt gleichzeitigen Prädeſtinationsſtreitigkeiten, veranlaßt von Gottſchalk, einem jungen Grafen, von ſeinem Vater ſchon in der Wiege zum Mönch beſtimmt, auf der Schule zu Fulda ein Freund des Walafrid Strabo (Verfaſſer der Glossa interlinearis, einer Sammlung patriſtiſcher Stellen über die Bibel). Gottſchalk hatte zu den Wiſſenſchaften große Luſt, aber keine zum Mönchsleben. Die Schule zu Fulda wollte ihn auch 829 entlaſſen und eine Synode zu Mainz dispenſirte ihn 829 auf ſein Bitten; der damalige Abt Rabanus Maurus aber appellirte vom Ausſpruch dieſer Synode an Ludwig den Frommen;

dieſer gab ihm Recht, und Gottſchalk mußte gegen ſeinen Willen
im Kloſter bleiben. Er bat nun um die Erlaubniß zu reiſen
und erhielt ſie. In Italien hielt er ſich bei einem Grafen von
Friaul auf, und hier trug er nach einem fleißigen Studium des
Auguſtin zuerſt die Lehre von einer doppelten Prädeſtination
vor, ganz im Sinne von Auguſtin. In der dortigen Gegend
aber waren die caſſianiſchen Milderungen allgemein verbreitet
und ſeine Lehre erregte Aufſehen. Der Biſchof von Verona
wandte ſich an Rabanus, um zu fragen, ob man denn in Deutſchland
ſo lehre. Rabanus äußerte in ſeinem Antwortſchreiben, Gott
habe beide vorausgeſehen, prädeſtinire aber nur die ſeligen; und
warnte vor der Lehre des Gottſchalk. Dieſer ging nun etwas
leichtſinniger Weiſe 848 nach Deutſchland zurükk, um mit Rabanus 848
ſich über dieſe Lehre zu beſprechen, welcher ſogleich in Ludwigs
des Deutſchen Gegenwart eine Synode zu Mainz gegen ihn
anſtellte. Gottſchalk befürchtete nichts von dieſer Synode, da er
nicht mehr unter Rabanus ſtand, ſondern zum Kloſter in Orbais
unter Hinkmar gehörte. Rabanus ſcheint auf dieſer Synode
auch nichts gegen ihn ausgerichtet zu haben; er ſtellte ihn dar
als einen unverbeſſerlichen Menſchen, Gottſchalk nannte ihn dagegen
einen Semipelagianer und beſchuldigte ihn der Kezereien
des Caſſian und Gennadius. Rabanus ſchikkte ihn daher an Hinkmar,
welcher jezt ſein Metropolit war, um ihn zu beſtrafen,
„Seine Synode habe ihn als Kezer verdammt;" und zugleich
mußte er verſprechen nicht wieder in Ludwigs Reich zu kommen.
Hinkmar benuzte gleich die Gelegenheit und brachte die Sache
auf einer gemiſchten Reichsverſammlung zu Chierſy vor. Gottſchalk
wurde nicht widerlegt (849), erhielt auch nicht Gelegenheit 849
ſeine Lehre auseinanderzuſezen, ſondern, da man ſeine Sache als
abgemacht betrachtete, wurde er ins Kloſter geſperrt, nachdem er
ſchimpflich gemißhandelt war, beſonders weil er ſich widerrechtlich
habe zum Prieſter weihen laſſen durch den Chorepiſkopos zu Or-

bais; daran war er aber auch unſchuldig [a]. Gottſchalk beharrte dabei, daß ſeine Lehre die der katholiſchen Kirche ſei; er verfaßte im Kerker noch ein zweites Glaubensbekenntniß und bediente ſich hierbei vielleicht mildernder Ausdrükke: „Gott habe bloß das gute prädeſtinirt; das gute theile ſich aber in die Belehrung und in die gerechten Gerichte Gottes.“ Am Schluſſe bittet er noch Gott ſeine Lehre durch ein Gottesurtheil zu bekräftigen; er wolle durch ſiedend Waſſer, Oel und Pech gehen. Man machte ſchon damals einen Unterſchied zwiſchen **canoniſchen Ordalien**, durch die Kirche beſtätigten, und **gemeinen**. Die Ordalien waren aber viel zu heilig, als daß man ſie durch einen Kezer verunreinigt hätte.

Nun aber regten ſich auch bald Stimmen, die zu erkennen gaben, daß man in Gottſchalk wirklich die katholiſche Lehre verurtheilt habe; ſo **Prudentius** von **Troyes**, aus dem Hauſe der Grafen von Aragonien. Er bekämpfte das Urtheil aus Auguſtinus, Fulgentius und Prosper: Chriſtus könne ſein Blut nur für die auserwählten vergoſſen haben, denn ſonſt wäre es unnöthig vergoſſen worden; Gott habe auch zur Strafe präordinirt, nur müſſe man unterſcheiden davon die Ausübung des böſen, dazu habe Gott nicht prädeſtinirt, ſondern nur zur Strafe. Hinkmar wollte ihm den Rabanus entgegenſtellen, dieſer zog ſich aber zurük. **Ratramnus** behauptete auch die Orthodoxie in Gottſchalks Lehre, und ſagte, Es ſei nicht zu trennen, daß die Strafe der ungerechten prädeſtinirt wäre und daß ſie ſelbſt zur Strafe prädeſtinirt wären. Noch ein anderer merkwürdiger Mann war ein fränkiſcher Geiſtlicher **Servatus Lupus**, Abt von Ferrières, ein ſehr großer Freund auch profaner Gelehrſamkeit und in Staatsgeſchäften ſehr angeſehen; er lehrte auch eine zwiefache Prädeſtination, nannte aber die der böſen eine immutabilis desertio relictorum, keine fatalis necessitas, d. h. wörtlich, „Eine unvermeidliche Verlaſſung derer, die verlaſſen ſind.“ Darin konnte bloß liegen, Gott habe durch einen ewigen Rathſchluß die böſen verdammt und ſeinen Rathſchluß könne nichts in der Welt aufheben; das lezte die desertio. Er ſagte auch von der Prädeſtination, Der ewige göttliche Rathſchluß ſei eine Vorbereitung der Gnade bei den guten, bei den böſen aber eine Entziehung der Gnade.

---

[a] **Hinkmar** ſchreibt an Nicolaus, Er habe Gottſchalk verurtheilen müſſen, weil deſſen Biſchof **Rothad** von **Soiſſons** zu eben ſolchen Neuerungen geneigt ſei. Schl.

Jezt intereſſirte ſich auch Karl der Kahle dafür, und veranlaßte den Servatus und nachher Scotus ſich zu erklären. **Servatus** ſchrieb ſein liber de tribus quaestionibus: 1) die Frage über das menſchliche Unvermögen, gegen Pelagius, 2) über den Umfang der Erlöſung; er war darin particulariſtiſch, und 3) de praedestinatione; hier lehrte er eine zweifache, ja er wollte die Prädeſtination der ſeligen nicht auf den vorhergeſehenen Glauben beziehen, ſonſt ſei ſie ja das Werk des Menſchen. Seine Lehre war daher ganz auguſtiniſch; das Vorherwiſſen und Vorherbewirken wurde von ihm ganz gleich geſezt. „Gott hat die Beharrlichkeit der guten vorhergeſehen, als er ſie vorher bewirkte.“ Der zweite Mann war **Johann Scotus Erigena**, einer von den wenigen, die damals ſcheinen den Ariſtoteles und Plato griechiſch geleſen zu haben; er hatte auch für Karl den Kahlen ein Werk des Pſeudodionyſius überſezt, aus welchem er viel ſchöpfte. Gegen Paſchaſius Radbertus läugnete er nach Hinkmar die Realität des Blutes und Fleiſches im Abendmahl, und erklärte Brot und Wein bloß für eine memoria des wahren Leibes und Blutes. In ſeinen philoſophiſchen Werken lehrte er nur origeniſtiſch die Wiederkehr aller Dinge in Gott[a]), läugnete alſo eine Verdammniß. Sein ganzes Buch über die Prädeſtination

---

a) Er lehrte auch eine Verwandlung der menſchlichen Natur Chriſti in die göttliche nach der Himmelfahrt. Schl.

war gegen Gottſchalk gerichtet. Er war der erſte der in einer theologiſchen Schrift als Nichttheologe an der Spize ſeines Buches behauptete, „Die wahre Philoſophie ſei auch die Religion.“ Ein Menſch, der nur tugendhaft leben könne, könne auch keinen freien Willen haben, Gott habe daher auch keinen Grund ihn zu belohnen. Ein Unterſchied des Weſens der menſchlichen Natur an ſich ſei nichts anderes als die Wahrheit und Glükkſeligkeit, aber der Grund der einzelnen Erſcheinungen ſei dieſe Möglichkeit. Der Menſch ſei überhaupt Menſch dadurch, daß er Antheil habe an der Wahrheit und Glükkſeligkeit, aber er ſei ein einzelner durch dieſe Duplicität. Straft alſo Gott einen ungerechten: ſo ſtraft er nicht die menſchliche Natur deſſelben, weil der Begriff der Wahrheit und Glükkſeligkeit darin bleiben.

Auf der anderen Seite ging er davon aus, daß in Gott Vorherwiſſen und Vorherbeſtimmen einerlei ſei. Gott könne aber die Sünde weder vorherwiſſen noch vorherbeſtimmen, weil ſie gar nichts ſei, ſondern bloß ein Mangel; man könne alſo keine poſitive Handlung Gottes darauf beziehen. Er verwikkelte ſich dabei ſelbſt, indem er die Strafe zugab, aber behauptete, Gott ſelbſt ſtrafe nicht, ſondern die Sünde allein ſtrafe ſich ſelbſt und den Menſchen. Iſt aber die Sünde etwas negatives: ſo können wir auch ihr keine poſitive Handlung, keine Strafe beilegen. Seine Lehre von der Negativität der Sünde iſt ſehr ähnlich der von der massa perditorum des Auguſtin. Aus dieſer massa konnte kein einzelner heraustreten, alſo auch nicht Gegenſtand der göttlichen Gnade werden. So hätte ſich Scotus auch ebenſo gut für Gottſchalk erklären können. Er erklärte ſich nun ſo, „Gott beſtimmt und ordnet vorher das ganze und für jeden einzelnen den Ort, wo ſie ſein werden, ſo auch für die böſen den Ort, wo ſie ſein werden, nämlich das ewige Feuer.“ Dieſe Vorherbeſtimmung verhalte ſich zur eigentlichen Prädeſtination, wie die göttliche Macht zur göttlichen Gnade. Wie Gott mit ſeiner Macht überall, nicht aber ſo mit ſeiner Gnade iſt: ſo iſt auch die eigentliche praedestinatio nicht überall. Das ewige Feuer erklärt er ganz figürlich; ja er geht ſo weit, daß er die ſeligen auch darin wohnen läßt, für welche es aber keine Strafe ſei. Das war alſo eine Epiſode zu den Prädeſtinationsſtreitigkeiten. Prudentius von Troyes *), Ratramnus und Servatus Lupus ſchrieben gegen den Scotus für Gottſchalk, auch Florus Diakonus zu Lyon.

Als Hinkmar ſo bedeutende Männer als ſeine Gegner erblikkte, wandte er ſich an den Erzbiſchof Amulo von Lyon, dieſer ſtarb aber bald, und ſein Nachfolger Remigius, in ſeinem liber de tribus epistolis, entſchied gegen Hinkmar, Man müſſe keine Prädeſtination in der Zeit annehmen; dann müßte man davon ausgehen, daß Vorherwiſſen Gottes und Prädeſtination einerlei ſeien; das böſe ſei aber nicht Gottes Werk, und daher könne auch jene Identität nicht gelten, hier könne man alſo ein göttliches Vorherwiſſen ohne Prädeſtination annehmen. Er muß hier eine gleiche Anſicht mit Scotus gehabt haben; denn war die Sünde etwas reales, ſo wurde die göttliche Allmacht dadurch beſchränkt. Nun ſprach er aber den Saz aus, Ein von Gott auserwählter Menſch könne nicht fallen, ein von Gott verworfener Menſch nicht ſelig werden; er lehrte alſo eine zwiefache Prädeſtination. An dem Gottſchalk hatte er nur das auszuſezen, daß er den freien Willen bloß zum böſen gebrauchte; aber er giebt zu, der böſe könne mit dem freien Willen nur das böſe vollziehen, der freie Wille der gläubigen aber trage bei zur Vollziehung der göttlichen Gnade, daher ſei der freie Wille auch zum guten zu gebrauchen; er ſchrieb alſo auch dem Glauben einen freien Willen zu.

Da nun Hinkmar auch von dieſer Seite wenig Unterſtüzung fand, ſo hielt er 853 eine zweite Synode zu Chierſy, und 853 ſtellte die vier Säze auf: 1) Gott habe niemand zur Strafe prä-

---

*) De praedestinatione contra Scotum. Schl.

deſtinirt; 2) der verlorene freie Wille ſei durch Chriſtus wiedergegeben; 3) Gott wolle, daß alle Menſchen ſelig werden, wenngleich es nicht alle werden (hier nahm er einen unwirkſamen göttlichen Willen an); und 4) Chriſti Blut ſei für alle vergoſſen werden, wenngleich nicht alle dadurch erlöſt würden; hierdurch vertheidigt er den Univerſalismus, die zureichende Kraft Chriſti für das ganze Menſchengeſchlecht, nur konnten die Gegner auch hieraus einen unwirkſamen göttlichen Willen in Bezug auf die Erlöſung folgern. Karl der Kahle war zugegen und unterzeichnete die Säze, was der Sache ein großes Gewicht beilegte. Prudentius von Troyes, der auch zugegen war, ſtellte dagegen 4 Artikel auf: 1) der freie Wille ſei zwar den Menſchen durch Chriſtum wiedergegeben, aber doch ſo, daß wir zum guten immer noch der göttlichen Gnade bedürften; hier wurde alſo ein Unterſchied geſezt zwiſchen dem freien Willen der begnadigten und der göttlichen Gnade. 2) Einige ſeien von Gott kraft ſeiner Barmherzigkeit zur Seligkeit, andere nach ſeiner Gerechtigkeit zur Strafe prädeſtinirt. 3) Chriſti Blut ſei für alle, die an ihn glauben, vergoſſen. 4) Gott mache alle ſelig, die er wolle. Remigius ſagte, er habe nicht unterzeichnet; aber er that es, indem er die Ordnungsmäßigkeit der Synode anerkannte, jedoch gleich darauf ſchrieb er zu Lyon auch vier Artikel gegen Hinkmar, ſtreng auguſtiniſch und partikulariſtiſch, und hielt eine Synode zu
855 Valence (855) auf dem Gebiete Lothars. Hier wurde die zwiefache Prädeſtination nach der obigen Beſchränkung feſtgeſtellt, und behauptet, „Es ſei ein Irrthum, daß das Blut Chriſti auch für die verdammten vergoſſen ſei.“ Die Acta dieſer Synode nahm wieder Lothar ſeinerſeits an, und die Sache bekam auch hier gleich wieder eine politiſche Bedeutung, doch entſtand daraus kein Zwiſt. Lothar ſchikkte Biſchöfe mit den Actis an ſeinen Bruder, und dieſer forderte Hinkmar auf ſie zu widerlegen. Nun erſt ſchrieb Hinkmar ſein Hauptwerk de praedestinatione dei et libero arbitrio adversus Godescalcum et ceteros Praedestina-

tianos. Auf einer andern Synode während dieſer Zeit zu Sa-
vonnières (859) wurde die Sache auf Remigius Vorſchlag 859
vertagt, weil man ſich nicht vereinigen konnte. So gingen die
Sachen diesmal auseinander, ohne andere Folgen zu haben; nur
der arme Gottſchalk blieb ein Opfer des Streits und der Härte
Hinkmars; er ſtarb 869 im Gefängniß ohne Sacramente. 869

Hinkmar hatte ſein Werk gegen Gottſchalk und die übrigen Prädeſtinatianer gerichtet, er redete aber nicht bloß von den damaligen Prädeſtinatianern, Servatus Lupus, Remigius, Prudentius, ſondern auch von den alten, aber auf eine ſonderbar verworrene Weiſe; er hatte vielleicht jenes alte Buch Prädeſtinatus gekannt. Dieſen andern Prädeſtinatianern legte er unter andern eine andere kezeriſche Anſicht bei, ausgehend von der scientia media, d. h. von dem Wiſſen Gottes, was hervorgegangen wäre, wenn etwas anders eingetreten wäre als geſchehen. Er ſchrieb ihnen den Saz zu, Gott verdamme auch die Menſchen wegen der Sünden, die ſie bei einem längeren Leben noch würden begangen haben. Man weiß nicht, wer einen ſolchen Saz ausgeſprochen. Auguſtin konnte nicht recht darauf kommen, da er behauptete, nur die gläubigen würden von Gott beſeligt, denen er das donum perseverantiae gegeben. Es könnte alſo nur in einer Disputation vorgekommen ſein, wo einer auf die höchſte Spize getrieben wurde, vielleicht ein Gegenſtükk zu dem Saze, Die Kinder würden ſelig ob praevisam fidem oder perseverantiam. Ebenſo ſtellte er den Saz auf, Daß diejenigen, die in ihrem Glauben gefallen wären, nicht wahre Mitglieder der Kirche ſollten geweſen ſein; das war aber keine Kezerei, denn dadurch vertheidigte man nur den auguſtiniſchen Saz von dem donum perseverantiae und der gratia irresistibilis. Dieſe Streitigkeiten bilden eine vollkommene Parallele mit den Abendmahlsſtreitigkeiten; beide Anſichten waren in der Kirche vorhanden ohne verkezert zu ſein, und wurden eben in dieſem Umfange nachher zur Zeit der Reformation wieder aufgenommen. Der Streitpunkt blieb damals noch ungelöſt, weil man nicht von der Vorſtellung einer ewigen Verdammniß abgehen wollte. Hier traf die Entſcheidung nur den Gottſchalk; erſt in dem Streite der Jeſuiten mit den Janſeniſten wurde, indem ſich der römiſche Hof auf die Seite der erſtern ſchlug, die ſtreng auguſtiniſche Lehre in der katholiſchen Kirche abgeſchafft.

Die Betrachtung der Entwicklung dieſer Periode kann nur ruckweiſe geſchehen. Wir kommen hier zunächſt wieder auf die
813 Verhältniſſe der occidentaliſchen und griechiſchen Kirche. Leo V. Armenus hatte Michael I. entthront, und deſſen Söhne caſtriren laſſen. Einer von dieſen Söhnen, Ignatius, wurde unter
846 Michael III. 846 Patriarch von Conſtantinopel, nicht ohne großen Widerſpruch, beſonders beim Biſchof Gregor von Syracus; er behauptete dieſe Wahl ſei unrechtmäßig, denn Ignatius ſei nicht die Abſtufungen des Clerus durchgegangen. Der Biſchof Gregor wurde daher abgeſetzt, und es gab nun in der ganzen Kleriſei von Conſtantinopel eine Spaltung zwiſchen Ignatianern und Gregorianern. Unter dem Namen des Kaiſers regierte ſein Oheim Bardas, und dieſer, lange ein Begünſtiger des Ignatius, ſprang auf einmal um und ſetzte den Ignatius ab, als er ihm das Abendmahl verweigerte, weil er in einem blutſchänderiſchen Umgange mit ſeiner Schwiegertochter lebte. Ignatius ließ ſich aber durchaus nicht bewegen in ſeine Entlaſ-
858 ſung ſchriftlich einzuwilligen (858); der neue Biſchof mußte alſo ein bedeutendes gegen ſich haben. Er war aus der Partei der Gregorianer, der bekannte Photius, der einen wichtigen politiſchen Poſten als Geheimſchreiber und Anführer der kaiſerlichen Leibwache mit dem Patriarchate vereinigte. Er nahm das Amt wider ſeinen Willen von der gregorianiſchen Partei genöthigt an, und zwar in fraudem des kirchlichen Gebrauches, indem er in ein paar Tagen die unteren Kirchenſtellen durchlief. Photius mußte ſein Amt mit einer Synode antreten, welcher er dann die Abſetzung des Ignatius bekannt machte und ihn excommunicirte.

Er ſelbſt war von einem abgeſetzten Biſchof, dem Gregorius, geweiht. Dadurch waren aber die Parteien nicht unterdrückt, ſondern hatten bloß ihre Rollen gewechſelt; die Ignatianer waren die unterliegenden, die Gregorianer die herrſchenden.

Der Kaiſer ſandte nun 859 an den **römiſchen Biſchof**, [illegible] damit er ein paar Abgeordnete ſchickte, um die Spaltung zwiſchen den griechiſchen Biſchöfen aufzuheben. Dieſer Schritt läßt ſich bei der damaligen Eiferſucht des römiſchen und conſtantinopolitaniſchen Biſchofes kaum begreifen, indeſſen laſſen ſich doch wol einige Urſachen auffinden. Man ſah in Conſtantinopel das Verhältniß zum römiſchen Biſchof an, als ſei keine Eiferſucht mehr, ſondern als ſei es ausgemacht, daß der römiſche Biſchof den conſtantinopolitaniſchen Patriarchen als den erſten anſehen müſſe. Jener erſchien nur als ſolcher, der bloß barbariſche Völker in ſeinem Patriarchat habe; man dachte ſich alſo die Sache ganz umgekehrt als in Rom. Hier gründete man das Anſehen des römiſchen Patriarchen darauf, daß er ſeine Macht über einen ſo großen Theil von Völkern verbreitet, während der conſtantinopolitaniſche Biſchof einen großen Theil der Länder in ſeinem Patriarchat durch die Araber verloren hatte. Man muß alſo auf den perſönlichen Charakter des **Nicolaus** I. in Conſtantinopel zu wenig Gewicht gelegt haben, ſonſt hätte man ſich doch vor einem ſolchen Schritte gehütet.

Papſt Nicolaus nahm dieſen Auftrag mit großer Freude an, und ſchickte 860 ein paar Abgeordnete nach Conſtantinopel an den Kaiſer, ihm ſeine Freude anzuzeigen, daß er den römiſchen Stuhl anerkenne; dem Photius gab er aber unter freundlichem Bedauern zu verſtehen, daß er ihn nicht anerkennen könne; ſeine Abgeſandten ſollten ihn bloß als Laien behandeln. Aus dem Allen wurde aber nicht viel. Man hielt 861 eine Synode, ging man aber nicht auf die Vorſchläge des römiſchen Biſchofs ein; dem Ignatius wurde auf dieſer Synode ſein Patriarchat feierlich abgeſprochen und Photius beſtätigt. Die Synode wurde einmal durch die Gewaltthätigkeit der Bilderfeinde, troz der Synode von 842, unterbrochen; ſeit dieſer Zeit iſt aber wenig mehr in Conſtantinopel für oder gegen die Bilder geſchehen.

Nicolaus war mit dieſem Reſultat nicht zufrieden, hielt ſelbſt 862 zu Rom 862 eine andere Synode, ſezte darin den Photius ab, zur Warnung für andere, damit nicht einer eher lehre als er gelernt habe, und, weil er bloß Laie war, auch alle von ihm geweihten Kleriker; ebenſo ſezte er auch dort einen ſeiner abgeordneten ab. Hierüber entſtand eine Correſpondenz zwiſchen ihm und dem Kaiſer, worin ihn der Kaiſer etwas ſpöttiſch behandelte. Der Papſt verlangte durchaus Ignatius und Photius ſollten ſich in Rom ſtellen, das geſchah natürlich nicht, und daher lenkte Nicolaus ein; er ſchikkte neue Abgeſandte mit milderen Briefen nach Conſtantinopel, ſie wurden aber gleich an der Grenze angehalten und gefragt, ob ſie Photius anerkennen würden oder nicht; da ſie das nicht konnten: ſo wurden ſie zurükkgeſchikkt.

Papſt Nicolaus forderte zugleich Illyricum und die Bulgarei für ſeine Diöceſe zurükk. Wahrſcheinlich hatte er zuerſt durch ſeine abgeordneten Biſchöfe ſich in die urſprünglich von Conſtantinopel aus bekehrte Bulgarei eingeſchlichen und dort großes Anſehen erlangt, und der bulgariſche Fürſt hatte auch eine Vorliebe für den römiſchen Stuhl, weil er mit den griechiſchen Kaiſern Krieg führte, und hatte Geſchenke nach Rom geſandt. Eine Geſandtſchaft von ihm beredete Nicolaus zu Rom, Es gebe nur drei wahre Patriarchen, den zu Rom, Alexandrien und Antiochien, denn dieſe Gemeinden ſeien von Apoſteln gegründet; der von Conſtantinopel ſei bloß ein Metropolit, und der von Jeruſalem auch nur, denn das alte Jeruſalem ſtehe nicht mehr. Photius hielt daher mit bevollmächtigten der übrigen orientaliſchen Biſchöfe 867 wieder eine Synode zu Conſtantinopel (867) gegen Nicolaus, wo er ihn abſezen ließ.

Außer dieſen Beſchwerden kam auch die Lehre von dem Ausgange des heiligen Geiſtes mit vor. „Wenn man annähme, daß der Geiſt auch vom Sohne ausginge: ſo komme eine διθεΐα, Zweigötterei, heraus, weil außer der Ungezeugtheit des Vaters eine andere Cauſalität der Gottheit hervorgehe. Oder iſt das Ausgehen des Sohnes und Vaters daſſelbe: ſo fallen die Eigenheiten der Perſonen weg und man ſabellianiſire.“

Die Sache kam aber bald anders zu ſtehen. Der Mitregent des Kaiſers, *Baſilius Macedo*, ermordete den Kaiſer Michael und ſetzte Photius ab, weil er ihm als einem Mörder die Sacramente verweigerte. Ignatius wurde wieder eingeſetzt, machte aber große Verwirrung dadurch, daß er alle vom Photius geweihte Kleriker abſetzte und excommunicirte. Da wußte der Kaiſer nun wieder nichts beſſeres zu thun, als einen weltlichen Geſandten nach Rom zu ſchicken, mit einem Biſchof einer jeden Partei; ein Biſchof ſtarb unterwegs. *Hadrian* II., des Nicolaus Nachfolger, ließ auf dieſe Veranlaſſung zu Rom 868 eine 868
Synode halten, und ſchickte einen Geſandten nach Conſtantinopel.
Hier wurde auf einer Synode 869 die frühere conſtantinopolita- 869
niſche vernichtet und ſie ſelbſt als die 8te *ökumeniſche* gehalten; Hadrian II. billigte natürlich die Abſetzung des Photius. Auf der *conſtantinopolitaniſchen Synode* waren anfangs nur zwölf griechiſche Biſchöfe, abgeſetzte Ignatianer; ſie verſtärkte ſich allmählich zwar durch ſolche die von Photius abfielen, blieb aber auch nachher ungebührlich ſchwach für eine allgemeine Synode. In der letzten Sitzung wurde Photius citirt; er benahm ſich ſehr würdig, berief ſich lediglich auf ſeine gerechte Sache und gab nicht nach, aber es blieb beim urſprünglichen Beſchluſſe, daß er nie Biſchof geweſen; ſeine Weihe wurde für ungültig erklärt, nur die über die Geiſtlichen ausgeſprochene Excommunication wurde aufgehoben. Mehrere merkwürdige Canones wurden aber doch hier abgefaßt. 1) Es ſollte kein Biſchof, noch weniger ein Patriarch, anerkannt werden, welcher durch Gewalt oder Intriguen der weltlichen Macht eingeſetzt wäre. 2) Es ſollte keiner die Gemeinſchaft mit einem Biſchof aufheben, ehe deſſen Abſetzung

von einer Synode anerkannt ſei. Man hat durchaus nicht nöthig bei dem Papſte herrſchſüchtige Abſichten vorauszuſezen, indem er veranlaßte, daß dieſe Beſchlüſſe durchgingen. Ein anderer Beſchluß war eher ehrgeizig zu nennen, nämlich die niedern Geiſtlichen ſollten bloß von ihrem Biſchofe, dieſe bloß von ihrem Metropoliten, und nur dieſe von dem Patriarchen auf einer Synode gerichtet werden. Dem Papſt wurde ſo die Autorität über alle Erzbiſchöfe und Metropoliten des Abendlandes eingeräumt, dieſe haben aber immer dagegen proteſtirt. Die Schlüſſe wurden mit geweihtem Abendmahlswein unterſchrieben.

Indeſſen war die Synode kaum geſchloſſen, ſo beſannen ſich die griechiſchen Geiſtlichen, daß ſie dem römiſchen Biſchof viel zu viel eingeräumt hatten, und verlangten ihre Unterſchriften zurükk, und die päpſtlichen Geſandten wurden ſehr kalt entlaſſen. Es kam auch gleich nachher der Streit über die Bulgarei, welche die Römer ſich aneignen wollten, wieder zur Sprache und die lateiniſchen Biſchöfe wurden aus der Bulgarei durch den Kaiſer vertrieben. Ueber das Ausgehen des heil. Geiſtes kam man in Rom in einige Verlegenheit; die römiſchen Geiſtlichen verſtanden ſich nicht darauf die Vorwürfe des Photius zu widerlegen und zurükkzugeben, daher wandte ſich der römiſche Biſchof an die fränkiſchen Geiſtlichen, namentlich an Hinkmar. Der Biſchof Aeneas von Paris ſchrieb ein liber adversus Graecos, das Buch handelte aber eigentlich mehr von kirchenrechtlichen und politiſchen Verhältniſſen, und er berief ſich hier auf die pſeudoconſtantiniſche Urkunde, von der er behauptete, daß es in Franken Abſchriften davon gäbe. Auch Ratramnus ſchrieb contra Graecorum opposita Romanam ecclesiam informantium in theologiſcher Beziehung. Er ging davon aus, daß Chriſtus ſage, Alles, was der Vater habe, ſei ſein, alſo müſſe auch das Ausgehen des heil. Geiſtes vom Vater gemeinſchaftlich ſein. Daraus könnte man aber noch mehr folgern, daß auch das Zeugen des Sohnes dem Sohne zukomme, und dadurch würde durch das ſich ſelbſt Zeugen das Gezeugtwerden aufgehoben, und ſo käme die ganze Trinitätslehre in die größte Verwirrung. Nun führt Ratramnus aber noch eine nähere Beſtimmung an, Der Zuſaz wäre nothwendig geweſen, damit man den heil. Geiſt nicht für einen zweiten Sohn hielte; man könnte ſonſt die processio des Geiſtes und die ewige Zeugung nicht anders unterſcheiden, als daß man den Geiſt auf gleiche Weiſe von Vater und Sohn von Ewigkeit her ausgehen laſſen. Geſchichtlich iſt über den Urſprung dieſer Lehre nichts mehr auszumitteln, aber dieſen Grund hat Ratramnus ſich wol ſelbſt ausgedacht. Merkwürdig iſt dieſe Beſtimmung durch das offene Bekenntniß, wie wenig es möglich ſei beide Terminos auseinanderzuhalten, und dann auch, daß man nach dieſem Unterſchied nicht nöthig habe in eine genauere Unterſcheidung einzugehen. Kann man aber den Unterſchied nicht begreifen, ſo iſt es auch ganz gleichgültig, ob man überhaupt den Unterſchied macht oder nicht.

Die vertriebenen bulgariſchen Biſchöfe fanden Johann VIII. in Rom, und dieſer drohete den Ignatius zu excommuniciren und abzuſezen, wenn er nicht binnen drei Monaten alles in den alten Stand ſezen würde. Ignatius ſtarb aber indeß und Photius, 878 inzwiſchen Erzieher der kaiſerlichen Prinzen, wurde vom Kaiſer wieder als Patriarch eingeſezt. Da er aber durch einen Beſchluß einer Synode abgeſezt war, als ſei er niemals Geiſtlicher geweſen, ſo mußte eine neue Synode (879) gehalten werden, zu der 879 auch der römiſche Biſchof eingeladen wurde, und auf der die vorige wieder aufgehoben und anathematiſirt wurde. Nun war Johann VIII. noch mit dem Ignatius auf dem Fuße der Excommunication geweſen, konnte daher eher willig gefunden werden; auf die Anmaßung ſeiner Abgeordneten aber wurde natürlich nicht gehört; man gab ihnen zu verſtehen, man habe bloß Abgeordnete der römiſchen Kirche gewünſcht zur Ehre der römiſchen Kirche, damit dieſe ſich von dem Vorwurf reinigen könne, das Schisma zu unterhalten, indem ſich einige unruhige Köpfe auf ſie beriefen.

Hinſichtlich der Bulgarei warfen die Griechen den Römern vor, es ſei völlig unverſtändig, daß ſie, die ihrem Kaiſer nicht gehorchen wollten, ſondern ſich mit den Franken verbunden hätten, nun im Reiche des Kaiſers ſich Rechte anmaßen wollten. Man legte auf dieſer Synode nach den Unterſchriften noch in Gegenwart der römiſchen Legaten ein Anathema auf alle Zuſätze zum nicäniſchen Symbolum, dadurch wurde aber die ganze occidentaliſche Kirche mit dem Bann belegt. Johann ließ daher den Photius wieder verdammen und abſezen, ſtarb aber bald darauf; ſeine Nachfolger thaten daſſelbe. Nun aber kam nach einigen 886 Jahren Leo VI. **Philoſophus** auf den Thron, ließ den Photius wegen alter Hofgeſchichten abſezen, und machte ſeinen Bruder Stephanus gegen die Beſchlüſſe der vorlezten Synode zum Patriarchen, der auch vorher nie Geiſtlicher geweſen war. Dadurch entſtanden neue Streitigkeiten; man wandte ſich wieder nach Rom, und da der römiſche Biſchof jezt mildere Seiten aufzog: ſo ſchlief der Streit allmählich ein a)). Photius ſtarb einige 891 Jahre darauf im Exil (891).

Indeſſen gab im Anfange des 10ten Jahrhunderts eine andere Veranlaſſung wieder Gelegenheit ſich an den römiſchen Biſchof zu wenden. Leo hatte zum vierten Male geheirathet, und der conſtantinopolitaniſche Patriarch wollte ihm die Sacra- 904 mente nicht reichen. Der Kaiſer ſchikkte daher (904) an den römiſchen Biſchof **Sergius III.** das Geſuch Abgeordnete nach Rom zu ſchikken, um den conſtantinopolitaniſchen Biſchof von der Zuläſſigkeit der vierten Ehe zu überzeugen. Der conſtantinopolitaniſche Biſchof proteſtirte dagegen, und wollte die Sache von den Legaten nur in Gemeinſchaft mit Abgeordneten auch der übrigen Patriarchen unterſuchen laſſen. Das war aber zu weitläuftig und er wurde abgeſezt. Indeſſen wurde ein Paar Jahre

---

a) **Johann IX.** zeigte ſich willfährig in einer Correſpondenz mit dem Metropoliten Stylianus von Neocäſarea, doch ſollten alle um Verzeihung bitten; was natürlich nicht geſchah. Schl.

nachher (920) unter Leos Nachfolger Conſtantin VIII. die vierte 920
Ehe doch für ungültig erklärt, und Sergius III. aus den Kirchenbüchern geſtrichen.

Auf allen dieſen Synoden ſpielten die theologiſchen Angelegenheiten eine ſehr untergeordnete Rolle; man beſchäftigte ſich mehr mit äußerlichem, dem Faſten, Kleidertragen, Haarſchur der Geiſtlichen *) u. dergl. Auf der letzten Synode gegen Photius war auch beſchloſſen worden, daß das Bild Chriſti ebenſo wie die heiligen Evangelien angebetet werden ſollte; ſpäter dehnte ſich dies auch auf andere Heiligthümer aus. Es exiſtiren noch Briefe des Photius an den römiſchen Biſchof, worin er ſich ſehr rein und ſchön erklärt, daß in der ganzen Chriſtenheit, die aus ſo vielen Völkern zuſammengeſetzt ſei, in dieſen Dingen keine Uebereinſtimmung könne hervorgebracht werden; das wäre eine gute Lection für den römiſchen Biſchof geweſen, hätte er es nur beherzigt. Photius, früher ein Laie, übertraf alle römiſchen Biſchöfe an Bildung und theologiſcher Kenntniß. Das lag an dem anderen Erziehungsweſen und der Bildungsweiſe der griechiſchen Kirche; hier war die wiſſenſchaftliche Sprache immer noch die Mutterſprache, und da in der griechiſchen Kirche ein großes Intereſſe an theologiſchen Streitigkeiten war: ſo konnten Laien mehr Geſchicklichkeit für den biſchöflichen Sitz haben als die römiſchen Geiſtlichen, die alle Stufen durchgemacht hatten.

Photius tadelte in dieſem Streite auch die Eheloſigkeit der Geiſtlichen, dem Occident die große Unſittlichkeit vorhaltend, die daraus hervorginge; Ratramnus und Aeneas von Paris vertheidigten ſie. Ratramnus, der in ſeinem Werke contra Graecorum opposita auch auf dieſen Punkt kam, berief ſich auf die Enthaltung des ehelichen Umgangs Johannes des Täufers und einzelner Apoſtel, aber er konnte keine ältere kirch-

---

*) Die griechiſche Kirche hatte die Tonſur des Paulus, die abendländiſche die des Petrus. Schl.

liche Praxis ſondern nur unbegründete Traditionen dafür anführen. Auch im Occident entſtand eine Oppoſition dagegen durch den Biſchof Ulrich von Augsburg, welcher an Nicolaus ſchrieb, ihm die ſittlichen Uebel der Eheloſigkeit vorſtellte, und ſich in ſeinem 59ſten Briefe an ihn auf das rechte berief, daß das Prieſterthum aus dem Judenthum ins Chriſtenthum gekommen wäre, daß die jüdiſchen Prieſter aber immer verheirathet waren. Dann berief er ſich auch auf die pauliniſche Stelle, „Der Biſchof ſei Eines Weibes Mann,“ als Vorſchrift. So ſehr auch die römiſche Kirche die Eheloſigkiit der Geiſtlichen empfahl: ſo machte dieſe in Deutſchland beim Klerus doch keine Fortſchritte und noch
936 um 936 gab es hier Prieſterehen in vielen Gegenden; ja die römiſche Kirche gab zuweilen ſelbſt nach. So als die ſchwankenden Bulgaren fragen ließen, Ob ſie den verheiratheten griechiſchen Geiſtlichen die volle Achtung erweiſen dürften: wurde ihnen geantwortet, Sie als Laien dürften gar nicht über die Kleriker richten, übrigens thue das eheliche Leben ihren geiſtlichen Functionen keinen Eintrag. So antwortete man nach Verhältniß der Umſtände. In England aber nahm im 10ten Jahrhundert unter der
961 Herrſchaft des Mönchs Dunſtan, ſeit 961 Erzbiſchof von Canterbury, der unter zwei Königen beinah unumſchränkt regierte, das eheloſe Leben ſehr überhand; er beſezte faſt alle Stellen bis zum Diakonus mit Mönchen, und erklärte die rechtmäßigen Frauen der Prieſter für Concubinen. Ein ähnlicher Synodalbeſchluß Benedicts **VIII.** 1022 wurde von Kaiſer Heinrich **II.** beſtätigt.

Photius war zu ſeiner Zeit der erſte Gelehrte im Orient, und faſt der einzige namhafte Gelehrte unter den Theologen, und iſt auch uns durch ſeine große Gelehrſamkeit und Bildung, deren Ausfluß ſeine **Bibliotheca** iſt, ſehr nuzbar geworden. Er verfaßte auch einen *Νομοκάνων*, eine Sammlung, worin bürgerliche und kirchliche Geſeze abgehandelt wurden, welcher in der orientaliſchen Kirche immer von großem Anſehen geweſen iſt. Er ſchrieb ferner exegetiſche Werke; ſeine Commentare über Matthäus und die pauliniſchen Briefe beweiſen eine genaue Bekanntſchaft mit der klaſſiſchen Literatur; z. B. das ἐφ' ᾧ (πάντες ἥμαρτον) Röm. V, 12, welches Auguſtinus auf Adam bezog, erklärt er gleich διότι „weil,“ als eine gewöhnliche Redensart, und zwar ohne dabei irgend die occidentaliſche Lehre von der Erbſünde zu erwähnen, ob ſie dadurch leide oder nicht, was geſchehen ſein würde, wenn damals das occidentaliſche Syſtem bis zur griechiſchen Kirche gedrungen wäre. Auch **dogmatiſches** giebt er mehreres, älteres und neueres, in Bezug auf Streitfragen. Es finden ſich ſchon bei ihm ſpeculirende Entwikklungen über die Dreieinigkeitslehre, Warum in Gott nur eine Triplicität ſein könne, nicht mehr und nicht weniger? Warum Gott habe Menſch ſein müſſen? Warum das die Form der Erlöſung habe ſein müſſen? Das lezte bewegt ſich mehr in einer praktiſchen Behandlung. Der göttliche Wille habe müſſen dem Menſchen nicht im Buchſtaben ſondern im lebendigen Beiſpiel gegeben werden, und Gott habe ſelbſt mit dem Teufel kämpfen müſſen, was nicht unmittelbar geſchehen konnte, ſondern in menſchlicher Geſtalt. In Bezug auf die monotheletiſchen Streitigkeiten blieb er bei zwei Willen ſtehen, unterſchied aber den Willen von den einzelnen Willensakten, ſprach von einem γνωμικὸν θέλημα, dem einen Entſchluß faſſenden Willen, und dieſer müſſe doch **nur Einer** ſein. Im theoretiſchen blieb er alſo bei Einem Willen ſtehen. In Bezug auf die Einwohnung Gottes in Chriſto wurde die Frage, welche wol nur aus occidentaliſcher Anregung bei ihm ntſtanden iſt, aufgeworfen, In wiefern die Einwohnung Gottes n allen Dingen (συνουσίωσις) kraft ſeiner Allgegenwart damit u vergleichen ſei oder nicht? Er behauptete etwas ſpizfündig, „Gott ſei in allen Dingen, ohne consubstantiatio mit ihnen zu iden.“ Er ſchrieb auch ein griechiſches Werk vermiſchten Inalts, wie die ſpäteren literae quodlibetariae τὰ Ἀμφιλόχια n den Biſchof Amphilochus, exegetiſche Quäſtionen, worin unter andern die Frage vorkommt, Ob wegen der unbegrenzten Gottheit Chriſti auch das angenommene Fleiſch unbegrenzt oder an einem Ort eingeſchloſſen ſei?

Im Occident war dieſe Zeit, mit Ausnahme der ſchon erwähnten Streitigkeiten, eine ſehr unfruchtbare Periode. Die karolingiſchen Zwiſtigkeiten waren eine herrliche Fundgrube für die größeren Anſprüche des römiſchen Biſchofes. Kaiſer Ludwig II. wurde treuloſer Weiſe in ſeinem Schloſſe in Unteritalien vom Fürſten von Benevent überfallen und gefangen genommen, und mußte einen Eid leiſten, nicht dafür Rache nehmen zu wollen 872 und nicht bewaffnet in ſein Territorium zu kommen. Johann VIII. diſpenſirte ihn aber auf ſeine Frage von der Verpflichtung dieſen Eid zu halten, weil es ein abgedrungener ſei. Es war merkwürdig, daß Ludwig über ſeine Verpflichtung zweifelhaft wurde; er hätte ſich aber an ſeinen Beichtvater wenden müſſen, wandte ſich jedoch an den Papſt, um der Sache dadurch ein größeres Anſehen zu geben und den Ausſpruch allgemeingültiger zu machen, und es war für den Papſt eine nicht zu widerſtehende Lokkung, ſich darzuſtellen als den, der allein in dieſer Sache entſcheiden könne. Nach Ludwigs II. Tode hätte die Krone an ſeinen älteren Oheim Ludwig den Deutſchen kommen müſſen, Karl der Kahle war aber lüſtern nach der Kaiſerkrone und 875 Johann VIII. lud ihn zu ſich ein, und krönte ihn, es ſchon darſtellend, als habe der Papſt das Privilegium und das Urtheil durch den heiligen Geiſt erhalten, wer Kaiſer werden ſollte. Man ſieht, wie die Schuld weltlicher Fürſten auch mit zur Anmaſſung der Päpſte hinzutrat, um ſo etwas möglich zu machen. Johann VIII. ging noch weiter: er beſtellte ſich den Erzbiſchof von Sens zum Vikar im weſtfränkiſchen Reiche, obgleich der Papſt früher gar keinen Einfluß auf dieſe Kirche gehabt hatte. Anders war es in Oſtfranken, wo er den Ländern die Miſſionare und Geiſtlichen geſchikkt hatte; aus Baiern bezog Johann VIII. ſchon Einkünfte und trug deren Einziehung dem Erzbiſchof von Salzburg auf. Es war aber gar keine Urſache, warum der Papſt in Weſtfranken ſeinen Vikar haben mußte; man hatte dort immer Synoden gehalten ohne den Papſt zu Rathe zu ziehen, jezt aber konnte man dem Vikar nicht mehr vorübergehen. Nun lebte damals noch Hinkmar, der ſich jezt an die Spize der Oppoſition ſtellte, und die Biſchöfe gaben die beſtimmte Erklärung, Sie wollten dem römiſchen Biſchofe als ihren Patriarchen den Gehorſam leiſten, den ſie ihm nach den Kirchengeſezen ſchuldig wären [*]. Der Papſt konnte für jezt nicht mehr verlangen; aber der Vikar blieb doch.

Dennoch giebt es auch Fälle, wo Männer wie Johann VIII. mit ihren Anträgen durchfielen. Es geſchah einmal in Italien, nachdem Karlmann Rom in Beſiz und den Papſt gefangen genommen hatte, welcher ſich nach deſſen Entfernung nach Frankreich geflüchtet hatte, daß die Biſchöfe zu einer Synode ausblieben, weil ſie vermutheten, daß er politiſche Dinge gegen ihren damaligen rechtmäßigen Herrn Karlmann unternehmen würde. Johann VIII. hatte auch einen Biſchof Formoſus von Portus entſezt, ſo daß er nie nach Rom kommen und dem Gottesdienſte nur unter den Laien beiwohnen ſollte; ſein Nachfolger Marinus ſezte ihn aber wieder ein, und er wurde ſogar um ſeiner großen Verdienſte und ausgezeichneten Eigenſchaften willen 891 ſelbſt zum Papſt erwählt. Dieſer krönte den deutſchen Kai- 891
ſer Arnulph, wobei dieſem die Römer Treue ſchworen, unbeſchadet der Verpflichtung und Treue gegen ihren Papſt und Herrn Formoſus (salvo honore et lege mea atque fidelitate domini Formosi P.) (895); Arnulph hatte auch kein gültiges Recht, 895
und mußte dies ſich gefallen laſſen. Stephanus VI. ließ (896) 896
den Leichnam des Formoſus ausgraben, und hielt ein förmliches Gericht über ihn, Wie er, ſchon ein Biſchof, ſich hätte können aus ſeinem Sprengel nach Rom begeben und ſich dort wählen

---

[*] Hinkmar vertheidigte die Wahlfreiheit der Biſchöfe gegen Ludwig III. 881. Schl.

laſſen; dieſer nicäniſche Canon hatte aber ſeine Angemeſſenheit
ſchon verloren. Er wurde indeß verdammt, und ſeine Wahl wie
alle ſeine Weihen wurden für ungültig erklärt; ſeinem Leichnam
wurden drei Finger abgehauen. Die Art, wie das betrieben wurde,
beweiſt, daß ſchon zwei Parteien waren, und es ſollte die eine
in den Sturz ihres Haupts verwikkelt werden. Stephan wurde
aber bald darauf ſelbſt von den Römern gefangen genommen und
897 erwürgt, und Johann IX. ſtellte die Ehre des Formoſus wieder
her; doch wurde verordnet, es ſollte die Verſezung eines Biſchofs
aus einem Biſthum ins andere nicht zum Beiſpiel dienen.
Es iſt jedoch offenbar, daß dieſer Canon ſeine Autorität verloren
hatte; zur Zeit des nicäniſchen Concils hatte man noch nicht
die verſchiedenen kirchlichen Würden, die Stellen aller Biſchöfe
waren noch gleich, nur in politiſcher Beziehung war ein Unterſchied;
jezt waren Patriarchen, Metropoliten, Biſchöfe, Papſt
verſchieden, und es war etwas widerſinniges, daß der Papſt nur
aus dem römiſchen Klerus ſollte gewählt werden, wonach jeder
dummſte Geiſtliche ein Recht dazu hatte. Daher denn auch damals
die große Mittelmäßigkeit und Unwiſſenheit in theologiſchen
Dingen auf dem römiſchen Stuhle; es hing das aber natürlich
mit dem Intereſſe der römiſchen Kirche aufs engſte zuſammen.

903 Die ärgſten Verwirrungen folgten. Leo V. wurde von ſeinem
eigenen Hauskaplan Chriſtophorus gefangen genommen
und dieſer ließ ſich zum Papſt wählen, er wurde aber ſelbſt
904 wieder von einem Diakonus Sergius eingekerkert, der ihn im
Gefängniß umkommen ließ und unter dem Namen Sergius III.
Papſt wurde. Solche Zerrüttungen waren nicht bloß Perſönlichkeiten,
ſondern Feindſchaften in Bezug auf Territorialbeſizungen,
indem bei der Schwäche der Karolinger Arnulph und die Grafen
von Toscana in Italien um die Oberherrſchaft ſtritten. Mit
Sergius III., der zur toscaniſchen Partei gehörte, ging das Frauenzimmerregiment
in Rom an; eine Frau Theodora und ihre
Töchter Theodora und Marozia leiteten alles. Sergius hatte

von der Marozia einen Sohn, welcher als Johann XI. ſpäter Papſt wurde. Durch die Theodora wurde 914 Johann X. Papſt, welcher früher Erzbiſchof von Ravenna geweſen; auch ein Verſtoß gegen obige Kirchenregel, ſolche Verſezungen aber aus inem Sprengel in den andern waren jezt etwas häufiges.

Z. B. Ratherius aus Lüttich, Mönch in Laubes, einem Kloſter jener Gegend, zeichnete ſich durch ſeine Kenntniſſe aus. Er trat in Verbindung mit einem Biſchof Hilduin von Verona, er ihm das Verſprechen gab, wenn er zu einer höheren Stelle elange, ſolle er Biſchof von Verona werden. Das geſchah nun ls Hilduin Erzbiſchof von Mailand wurde. Allein König Hugo 928
on Italien, der ihn früher begünſtigt hatte, ließ ihn nachher zu Pavia gefangen ſezen, unter dem Vorwande, er habe den Herzog Arnulph von Baiern nach Italien gerufen. Das iſt nicht recht wahrſcheinlich, denn Ratherius unterſchied ſich von den neidiſchen Geiſtlichen und Canonicis ſeiner Zeit; von den erſten durch ihre robe Unwiſſenheit, von den zweiten wegen ihrer Liederlichkeit; r hatte aber ſich durch ſeine Strenge gegen die ſittenloſe Geiſt- chkeit natürlich viele Feinde gemacht. Er kam nach vielerlei Verfolgungen ſpäter zu Otto dem Großen, der ihm 953 das Erz- 953
isthum Lüttich gab; hier wurde er aber ſeiner Strenge wegen o übel behandelt, daß er das Bisthum niederlegte und Otto erſprach ihm 961 wieder Verona. Das fand er durch den Papſt 961
ohann XII. an den Erzbiſchof Manaſſe von Mailand verkauft. r erhob darüber ein ſolches Geſchrei, daß der Papſt ihm das Bisthum wieder geben mußte, er hielt es aber auch hier nicht nge aus, ſondern zog ſich 967 in ein Kloſter zu Namur zurükk, 967
o er 974 ſtarb. Er ſchrieb eine Vorſchrift für die niederen 974
Geiſtlichen, worin er ſo unerhört niedere Anforderungen machte, aß man es ſich kaum vorſtellen kann, Sie ſollten wenigſtens leſen nnen! Er ſchrieb auch um 961 ein größeres Werk, De con- emptu canonum.

Papſt Johann X. (915—928), Liebhaber der Theodora,

zog ſelbſt gegen die Araber zu Felde und ſchlug ſie; er wurde in
einem ähnlichen Zwiſt vom Herzog Wido von Toscana gefangen
genommen, und ſtarb in dieſem Zuſtande. Ein Zug aus ſeiner
Regierung iſt folgendes: Ein Graf von Rheims ließ ſeinen Sohn
Hugo von Vermandois, ein fünfjähriges Kind, durch die Gewalt
der Waffen zum Erzbiſchof von Rheims machen; der Papſt be-
ſtätigte es und übertrug die Vormundſchaft dem Erzbiſchof von
Soiſſons. Eine ſolche Verwaltung der kirchlichen Dinge zeigt
am beſten den damaligen Zuſtand an. Hugo wurde nachher zwar
abgeſezt, aber er hatte eine kleine Feſtung Mouſon, von wo aus
er auf das Gebiet von Rheims Ausfälle machte, bis Otto end-
lich durchdrang und er förmlich durch eine Synode für abgeſezt
erklärt wurde, obgleich er einen Wiedereinſezungsbefehl vom Papſt
verſprach. **Johann XI.**, ein Sohn des Sergius III. und der
Marozia, wurde von ſeinem Stiefbruder Alberich, einem Sohn
der Marozia [a]) und des Grafen von Toscana, gefangen geſezt
und getödtet. Alberich behauptete unter dem Namen eines Pa-
tricius eine Art von Oberherrſchaft über Rom. Sein achtzehn-
956 jähriger Sohn **Octavian** ließ ſich 956 zum Biſchof von Rom
wählen, behielt ſein Patriciat fort und nannte ſich als Papſt
Johann XII., das erſte Beiſpiel einer Namensveränderung un-
ter den Päpſten, und das einzige gute, das Johann XII. in ſei-
nem ganzen Leben gegeben hat. Er behielt ſeine weltlichen Ge-
ſchäfte bei, leiſtete aber doch **Otto I.** bei ſeiner Krönung 962
den Eid der Treue, und Otto beſtätigte die pipinſche und karo-
lingiſche Schenkung; unter den päpſtlichen Beſizungen wurde
auch Benevent und Corſica genannt. Johann ſelbſt trieb aber
Unzucht aller Art, und in ſeinen weltlichen Angelegenheiten übte
er die größte Treuloſigkeit; er verband ſich mit dem Prätenden-
963 ten Adalbert ſeinem Eide zuwider, ſo daß Kaiſer Otto 963 in

---

a) Ihr erſter Gemahl war **Alberich**, der zweite **Wido von Toscana**, der dritte deſſen Halbbruder **Hugo König von Italien**. Schl.

Rom ein Concil gegen ihn halten ließ. Otto benahm ſich ſehr gemäßigt und ermahnte die Geiſtlichen nicht gegen ihren geiſtlichen Oberherrn und Biſchof zu viel vorzubringen. Es kamen aber die größten Schandthaten vor, und da Johann XII. nicht erſchien, wurde er abgeſezt *). Als aber Otto ſich wegen ſeiner Regierungsgeſchäfte aus Italien entfernen mußte, kehrte er durch die Intriguen ſeiner Geliebten wieder nach Rom zurükk, ſezte den von der Synode erwählten Papſt Leo VIII. mit allen von ihm Geweihten ab, und blieb Biſchof. Er wurde ſpäter bei einer höchſt verdächtigen Zuſammenkunft mit einer Frau von deren Mann verwundet und ſtarb daran.

Jezt bekommen wir das erſte Beiſpiel einer doppelten Papſtwahl, die Partei Johanns wählte Benedict V., und Otto mußte von neuem nach Italien kommen um ſeinen Papſt Leo wieder einzuſezen. Indeſſen ſtarben beide bald und Johann XIII. wurde nun einſtimmig gewählter rechtmäßiger Papſt. Hier 965 haben wir den höchſten Grad des Verderbens; ſollte nun der römiſche Biſchof einmal der allgemeine Patriarch des Occidents werden: ſo mußte ein Papſt von großer Sittenſtrenge auf den Stuhl Petri kommen, und das giebt eine Perſpective auf Gregor VII., der aber wegen ſeines weltlichen Intereſſes keine reine Reformation hervorbringen konnte.

Doch müſſen wir den Faden hier einſtweilen verlaſſen, und auf die Ausbreitung des Chriſtenthums im Oſten ſehen. Zulezt ſprachen wir von der Ausbreitung des Chriſtenthums in Bulgarien, von wo aus das Chriſtenthum auch nach Mähren und Böhmen kam. Herzog Borziwoi von Prag kam zum König von Mähren, dem größten ſlaviſchen Fürſten, der Chriſt war. Berziwoi wurde als Heide nicht zur königlichen Tafel gelaſſen, die ſchon chriſtlich eingerichtet war; die Böhmen aßen nach grob antiker Weiſe an der Erde liegend. Da fing der chriſtliche Bi-

---

*) Baronius beſchuldigt dieſe Synode der Ungeſezmäßigkeit. Schl.

ſchof Methodius an ſein Bedauern zu äußern über ihn, der ſich ganz wohl auf der Erde befand. Als ihm nun Methodius ſagte, er würde durch das Chriſtenthum auch an einer ſolchen Tafel eſſen, und ſeine Feinde demüthigen und ſeine Macht vermehren, ließ ſich Borziwoi taufen. Die Böhmen darüber unzufrieden empörten ſich gegen den neuen chriſtlichen König, riefen ihn aber bald wieder zurükk. Doch wurde dadurch das Chriſtenthum nicht ſehr verbreitet; eine chriſtliche Prinzeſſin Ludmilla wurde durch ihre Schwiegertochter und ihr Sohn Wenzeslaus durch ſeinen heidniſchen Bruder Boleslav den Grauſamen ermordet. Dieſer wurde in ſeinen Verfolgungen des Chriſtenthums nur von Otto I. gehemmt, und ſein Sohn Boleslav der Fromme beſiegte ſeine heidniſchen Unterthanen und 950 chriſtianiſirte Böhmen; Prag wurde durch den Erzbiſchof von Regensburg, unter welchem die böhmiſche Kirche bisher geſtanden, zu einem unabhängigen Erzbisthum erhoben. Adalbert, ein ſehr römiſch geſinnter Erzbiſchof von Prag, machte ſich ſpäter durch ſeine Strenge verhaßt, legte zweimal ſein Bisthum nieder und 997 wurde 997 in Preußen umgebracht. Sein Körper wurde nach 1000 Gneſen gebracht und dort durch Otto III. (1000), welcher eine Wallfahrt dorthin machte, ein Erzbisthum geſtiftet. Von Böhmen aus kam das Chriſtenthum nach Polen (980—1000) durch Heirath mit einer böhmiſchen Prinzeſſin, alſo griechiſch; hernach wurde es durch eine deutſche römiſch und das Bisthum Poſen gegründet, welches unter Magdeburg kam.

Um dieſe Zeit finden wir auch unter den Ruſſen zuerſt das Chriſtenthum. Dieſe waren noch nicht lange eine eigene Völkerſchaft, ſobald ſie aber erſt organiſirt waren, griffen ſie von der Ukraine aus das griechiſche Kaiſerthum an und ſezten ſich in ſeinen nördlichen Provinzen feſt. Schon Photius ſagt, daß die Ruſſen (τὸ *ἔθνος* τὸ *καλούμενον Ῥῶς*), die unkultivirteſte Nation, auch jezt anfingen Chriſten zu werden. Der Kaiſer Conſtantinus Porphyrogenitus erzählt, daß unter der Regierung ſei-

nes Großvaters Baſilius eine ruſſiſche Geſandſchaft nach Conſtantinopel
gekommen ſei; dieſe wurde durch die Pracht des Gottesdienſtes
in der Sophienkirche gereizt das Chriſtenthum anzunehmen.
Man ſchikkte ihnen einen Miſſionar, der ihnen alle alt-
und neuteſtamentlichen Wunder erzählte; ſie wurden beſonders angezogen
durch die altteſtamentlichen, und verlangten, wenn ſie Chriſten
werden ſollten, ein ähnliches Wunder, welches ſich auch mit
dem Evangelienbuche auf dem Scheiterhaufen ereignet haben ſoll.
Nach einer andern Erzählung ſollen die Ruſſen lange zwiſchen
Rom und Conſtantinopel geſchwankt, endlich ſich aber nach Conſtantinopel
gewandt haben wegen der größeren Pracht in der Sophienkirche.
Der feſte Grund des Chriſtenthums wurde hier erſt
gelegt durch Olga, Wittwe des Fürſten Igor, die ſich taufen
ließ 955, und den Namen Helena annahm. Das meiſte geſchah 955
aber durch ihren Enkel Wladimir den Großen, 986, 986
um deſſen Bekehrung Araber, Juden und Griechen wetteiferten,
bis er durch ſeine Vermählung mit der griechiſchen Prinzeſſin
Anna ſich für das Chriſtenthum beſtimmte, die ruſſiſchen Gözen in
den Dnieper werfen ließ und ſeine Unterthanen zur Taufe zwang.
Als Erzbisthümer wurden Kiew und Novgorod geſtiftet.

Was die Ausbreitung im Norden betrifft: ſo müſſen wir
hier an die Bemühungen des Ansgar anknüpfen, der Erzbiſchof
von Bremen geworden war und dadurch Vikar Nicolaus I. bei
allen Völkern wurde, die ſich noch im Norden zum Chriſtenthum
bekennen würden. So kam das Chriſtenthum allmählich aus
Jütland nach Norwegen und Schweden. Hier befeſtigte es
ſich aber erſt im 11ten Jahrhundert; in Norwegen führte es Olav
Trygwaſon um 990 ziemlich gewaltthätig ein. Um 1050 wurde 990
das erſte Bisthum in Island geſtiftet, um dieſelbe Zeit kam
auch das Chriſtenthum nach Grönland. Die Norweger hatten
anfangs erklärt, zwar Chriſtum verehren zu wollen, aber ihr Göze
Thor ſollte bei allen großen Unternehmungen den Vorzug behalten;
nur bei häuslichen Angelegenheiten wollten ſie Chriſtum

anrufen; ſo miſchte ſich chriſtliches und heidniſches lange durcheinander. Ja die **Lithauer** wurden noch im 18ten Jahrhundert nicht mit Unrecht beſchuldigt, Heidenthum zu treiben. Um das Ende des 10ten Jahrhunderts war alſo bis auf **Preußen** und die deutſch-ruſſiſchen Provinzen ganz Europa dem äußeren nach chriſtianiſirt. Wenn wir uns aber das innere dieſes Chriſtenthums vorſtellen wollen: werden wir ſehen, wie bei der Ausbreitung in Maſſe das innere und die Reinheit des Chriſtenthums aufgeopfert worden, und eine neue Bewegung nöthig war dies wiederherzuſtellen, nur war jezt die Zeit dazu noch nicht gekommen.

Wir müſſen hier noch die Eroberungen der Deutſchen nachholen, die ſie zwiſchen der Elbe und Saale und auch jenſeits der
806 Elbe machten. Die **Sorben** an der Elbe mußten ſich 806 ſchon Karln M. unterwerfen. Heinrich I. beſiegte die **Dalemincier**, vereinigte ihr Gebiet mit Deutſchland und legte die Stadt und Feſtung Meißen an. Zu Ottos I. Zeit zwiſchen 940 und 970 wurden unter den Wenden errichtet und reich dotirt die Bisthümer **Havelberg**, **Brandenburg**, **Meißen**, **Merſeburg**, **Zeitz** (lezteres wurde 1029 vom Papſt nach Naumburg verlegt), **Schleswig** und **Ripen**; **Magdeburg** wurde mit Einwilligung der älteren deutſchen Erzſtifter zu einem Erzbisthum gemacht.

Otto I. war auch ein großer Freund der Wiſſenſchaften und Beförderer des öffentlichen Unterrichts. Zwar beſaß er ſelbſt nicht ſo viel von den Wiſſenſchaften wie Karl der Große, auch ſtiftete er nicht ſo viele neue Schulen wie jener. Karl ſprach mit Fertigkeit Latein, Otto nicht, er ließ ſogar auf einer Synode zu
963 Rom 963 den Biſchof Luitprand von Cremona für ſich ſprechen, er ſuchte aber ſo viel er konnte Männer von Wiſſenſchaft anzubringen und zu nuzen *), unter denen **Luitprand** aus Pavia

---

*) Bewogen durch ſeine italieniſche Gemahlin **Adelhaid** hatte er ſeinen Bruder **Bruno**, Erzbiſchof von Cöln, bei ſich, der eine griechiſche und lateiniſche Bibliothek führte. Schl.

beſonders ausgezeichnet iſt. Dieſer war lange Zeit ein Günſtling des Königs Berengar II. geweſen, verfolgt von ihm floh er nach Frankfurt, und ſchrieb dort ſeine Res gestas ab Europae imperatoribus et regibus, von 891 bis auf ſeine Zeit, das beſte Werk 891 für die Kenntniß ſeiner Zeit. Früher ſchon war er Berangers Geſandter in Conſtantinopel geweſen; Otto zog ihn ſpäter an ſich und ſchikkte ihn als ſeinen Geſandten eben dorthin, um wegen einer Heirath zwiſchen ſeinem Sohne und einer griechiſchen Prinzeſſin zu unterhandeln, die Geſandtſchaft lief aber ſchlecht ab. Von beiden Seiten ſpannte man die Forderungen zu hoch; Otto wollte die Gerichtsbarkeit des römiſchen Biſchofs über die Kirchen Apuliens und Calabriens geltend machen, welche Länder damals noch den Griechen unterworfen waren, und die Griechen forderten die Herausgabe des Exarchats. Luitprand gab ihnen nichts nach, und ſezte die Verdienſte der Franken und Sachſen auseinander, während die Griechen geſchlaſen hätten, und ſo trennte man ſich.

Es gab zur Zeit der Ottonen noch andere im Gebiete des Geiſtes nicht unbedeutende Erſcheinungen, ſämmtlich unter den Geiſtlichen, in Corvey der Geſchichtſchreiber Wittekind, welcher ſeine Geſchichte der Sachſen der Mechthildis, Ottos I. Tochter, widmete; er ſtarb um 1000. Roswitha ſchrieb einen panegy- 1000
ricus Othonum in leoniniſchen Hexametern um 980; Dithmar 980
von Merſeburg, Biſchof von 1018—1028, Verfaſſer einer Chronik in 8 Büchern; Hermann contractus, Sohn eines ſchwäbiſchen Grafen, ebenfalls Verfaſſer einer Chronik, ſtarb 1054. 1054

Um ein paar kirchlicher Einrichtungen willen, wüſſen wir jezt das Bild der römiſchen Kirche noch weiter ausführen. Nach Johanns XIII. Tode wurde Benedict VI. Papſt, aber von dem Patricius oder Conſul von Rom Crescentius, Sohn der jüngeren Theodora, gleich nach Ottos I. Tode in die Engelsburg eingeſchloſſen und erdroſſelt. Crescentius wählte einen neuen Papſt 974
Bonifacius VII.; dieſen vertrieben die Römer und wählten

Domnus II. und darauf **Benedict** VII. zum Papſt. Bonifacius
kam aber ſpäter mit gewaffneter Hand zurükk, und ließ
den nach Benedicts Tode durch kaiſerlichen Einfluß gewählten
Gegenpapſt **Johann** XIV. tödten; er ſtarb aber ſelbſt bald und
985 ſein Körper wurde von den Römern gräßlich verſtümmelt. Nun
987 wurde 987 **Johann** XV. Papſt; unter ſeiner Regierung fällt
993 993 die erſte authentiſche **Canoniſation** vor, des Biſchofs
Ulrich von Augsburg, der 972 geſtorben war. Ein augsburgiſcher
Kleriker brachte ſein Elogium und Erzählungen von
ſeinen Wundern auf eine Synode des Papſtes und bat Johann
XV. einen Beſchluß darüber zu machen. Der Papſt verordnete,
ſein Andenken ſollte von allen gläubigen dankbar verehrt und
mit größter Ehrfurcht gefeiert werden. Der Schluß wurde von
fünf anweſenden Biſchöfen und einigen römiſchen Klerikern unterſchrieben.
— Die Canoniſirung von gläubigen, die nicht mehr
Märtyrer geweſen, hatte ſich allmählich eingeſchlichen. Schon
Karl der Große hatte 805 verordnet, daß kein neuer heiliger
ohne Vorwiſſen des Biſchofs in einem Kirchenſprengel ſollte verehrt
werden. Dadurch entſtand nun eine große Menge von Partialheiligen,
meiſt Mönche, welche Wunder gethan hatten, und
eine Synode zu Frankfurt verordnete 894, daß überhaupt kein
neuer heiliger mehr ſollte gemacht werden. Nachdem das Beiſpiel
aber erſt wieder gegeben war, nahmen Johann XV. und
ſein Nachfolger gleich noch eine ganze Reihe von Canoniſationen
vor, und da der römiſche Biſchof nicht der frankfurter Synode
unterworfen war: wurde die **Heiligſprechung** ein ausſchließliches
Recht und Eigenthum der Päpſte.

997 Kaiſer Otto III. hatte 997 ſeinen Vetter und Hofgeiſtlichen **Bruno** als **Gregor** V. zum Papſt wählen und ſich von ihm krönen laſſen. Der Patricier Crescentius vertrieb ihn aber, verband ſich mit den Griechen in Apulien und Calabrien gegen Otto und ließ einen griechiſchen Geiſtlichen **Johann** XVI. zum Papſt wählen. Otto III. mußte ſelbſt herbeieilen, ließ den Cres-

centius hinrichten, und deſſen Papſt wurde ohne Ottos und Gregors 998
Zuthun von den Römern grauſam verſtümmelt und ſtarb
an den Folgen davon. Nach Gregors Tode wurde der bekannte
Gerbert Papſt unter dem Namen Sylveſter II. Er war 999
aus Auvergne und hatte eine Zeit unter den Arabern in Spanien
gelebt, die damals mehr Gelehrſamkeit beſaßen als der
chriſtliche Occident. Er machte dort bedeutende Fortſchritte in der
Mathematik und den Naturwiſſenſchaften, wovon man im Occident
ſo gut als nichts wußte. Die durch ihn wahrſcheinlich bewirkte
Einführung des arabiſchen Zahlenſyſtems und ſeine mathematiſchen
Figuren machten, daß er in den Verdacht der Zauberei
kam. Auch griechiſche Gelehrſamkeit beſaß er und ſein
Freund Abbo von Fleury damals allein. Abbo ging nachher
nach England und hat dort zur Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften
viel gethan. Gerbert bekam ſpäter die Aufſicht über
die erzbiſchöfliche Schule zu Rheims, als Scholaſticus und Geheimſchreiber
des Erzbiſchofs Adalbert. Deſſen Nachfolger Arnulph,
ein unehelicher Sohn des Königs Lothar, wurde als junger
Mann von zwanzig Jahren zum Erzbiſchof gewählt, Hugo
Capet ſetzte ihn aber ab, theils wegen ſeiner unkanoniſchen Wahl,
theils weil er verrätheriſche Abſichten gegen ihn gehabt, und
machte Gerbert 991 zum Erzbiſchof und zum Kanzler ſeines Reiches. 991
Papſt Johann XV. erklärte aber die Wahl für ungültig
und unterſagte den Vätern der Synode die geiſtlichen Verrichtungen.
Gerbert erklärte ſich damals ſehr frei über den römiſchen
Biſchof, ſagte, Man könne ihn auch für einen Zöllner und
Heiden halten, d. h. ihn anathematiſiren, wenn er es verdiene.
Doch traten nun üble Umſtände für Gerbert ein. Hugos Sohn,
König Robert, hatte die Prinzeſſin Bertha geheirathet, bei deren
Sohn erſter Ehe er Pathe geweſen; Johann XV. erklärte
dieſe Ehe wegen der geiſtlichen Verwandtſchaft für ungültig, entſetzte
den Erzbiſchof von Tours, welcher die Trauung vollzogen,
und drohte mit dem Interdict. Der Papſt hätte das wol

nicht gewagt, wenn nicht die königliche Linie in Frankreich damals noch ſo jung geweſen wäre, und bei der Eheloſigkeit auch der niederen Geiſtlichen, wodurch ſie von den bürgerlichen Verhältniſſen abgezogen wurden, konnte der Papſt auf ihre Ergebenheit rechnen. Robert gab nun nach und auch Gerbert mußte 999 dem Arnulph wieder weichen, 999 wurde er aber ſelbſt Papſt. Aus ſeiner kritiſchen Lage mit Arnulph half er ſich gut heraus; er beſtätigte ihn als Erzbiſchof von Rheims, aber, wie er ſagte, als einen bloßen Beweis ſeiner Gnade, denn ſeine eigne Wahl ſei vollkommen rechtmäßig geweſen.

Gerbert nahm ſchriftlichen Antheil an den Streitigkeiten über das Abendmahl. Dieſe hatten ſeit Paſchaſius Radbertus nicht geruht, und die Lehre von der Brotverwandlung nahm in der kirchlichen Praxis immer mehr überhand. Ein Schüler des Gerbert, Fulbert von Chartres, vergleicht die Verwandelung des Brotes und des Weines in den Leib Chriſti mit der Verwandelung des Menſchen ſelbſt aus einem Gefäße des Zorns in ein Gefäß der Barmherzigkeit. Darnach kann er die Verwandlung nur als eine geiſtige ſich gedacht haben. Der Erzbiſchof Leutherich von Sens im 11ten Jahrhundert erklärte ſich auch deutlich gegen die Lehre von der Verwandelung. Von ihm kommt vor, daß er ſtatt der ſchon von Ratherius als gewöhnlich angeführten Diſtributionsworte corpus Christi propitietur tibi ad vitam aeternam, ſich nur der Worte bedient habe, accipe corpus Christi, si dignus es. Einige legten ihm das calviniſch aus, daß nur diejenigen im Sacramente den Leib Chriſti empfingen, die ſeiner würdig wären; andere erklärten es ihm auf eine ſuperſtitiöſe Weiſe, er wolle dadurch das Abendmahl in die Reihe der Ordalien ſezen, indem er den Dienſt des Prieſters beeinträchtige, der das Brot in den Leib Chriſti umwandele. Fulbert nannte, ſo ſehr er auch ſchien für die geiſtige Verwandlung zu ſein, das Sacrament ein sacrificium propitiatorium, ein verſöhnendes Opfer, das Gott nach Chriſti Tode der

Kirche zum Troſte zurückgelaſſen habe; wahrſcheinlich dachte er ſich das ſo, daß ſich die Kirche ſelbſt Chriſto im Sacramente opfere, nicht in dem Sinne, wie die Katholiken nachher das Abendmahl ein Opfer nannten, denn er nahm die Verwandlung nicht an.

Es ſeien hier nun einige verworrene bildliche Vorſtellungen angeführt, die aus dem populären Sprachgebiet herrührten, wo ſie an ihrer Stelle waren, aber nun ſtatt dogmatiſcher Formeln dienen ſollten. Die Begriffe von **Zeichen** und **Unterpfand** ſind ſo unbeſtimmt und vermiſcht, daß man nicht weiß, auf welche Seite ſie zu beziehen ſind[a]. Einer der ausgezeichneteſten Vertheidiger der Verwandlungslehre iſt der Verfaſſer des Buches de corpore et sanguine Christi, von welchem es unbeſtimmt iſt, ob es dem **Haymo** von **Halberſtadt** oder dem Canonikus **Remigius** zu **St. Germain** angehört. Dieſer nannte Brot und Leib auch Zeichen, nimmt es aber als Zeichen der verklärten Menſchheit und ihrer Vereinigung zu Einem Leibe im Gegenſaz gegen die gefallene Menſchheit. Ebenſo wurde auch das Genießen und das Weihen des Abendmahls, alſo die Communion, von dem Meßopfer deutlich getrennt.

---

[a] **Hariger**, Abt zu Laubes um 990, ſammelte patriſtiſche Stellen gegen Radbert. **Gerbert** de corpore et sanguine Domini ſezte doch die veritas nur darin, daß Leib und Blut Chriſti innerlich wirklich geglaubt werden und entſchuldigt Radberts Einfall, gegen die **Stercoraniſten** in der Behauptung, Es werde daſſelbe Fleiſch im Abendmahl dargereicht als von Maria geboren werden. Die ſtercoraniſtiſche Anſicht hat ſchon einen ganz ſcholaſtiſchen Charakter. Gerbert hält die Frage, ob corpus Christi secessui obnoxium ſei, für überflüſſig, weil dies von der geiſtlichen Speiſe nicht gelten könne; doch behauptet er, daß auch unſer Fleiſch durch das Sacrament erquikkt werde, caro conviscerata spiritaliter transformatur in carnem; aus dieſem ſollte vorzüglich das Fleiſch der Auferwekkung entſtehen. Origenes im Commentar zum Matthäus hatte ausdrükklich behauptet, daß auch das Abendmahl ſeinem materiellen Beſtandtheile nach der gemeinen Speiſe folge. Auf mehrere Beiſpiele von ſichtbar gewordener Verwandlung wurde zurükkgegangen; andere beſonders Engländer behaupteten dagegen, Es ſei wahrhaft Chriſti Leib, aber nicht körperlich, ſondern geiſtig. **Fulbert** nennt es **pignus salutare** corporis et sanguinis — vis divina operatur verum corpus Christi sub creaturae visibili figura. Aus ſeiner bildlichen Darſtellung geht das hervor, daß der Leib Chriſti nur durch geiſtige Organe genoſſen wird. Schl.

Während man ſich im Occident ſo in bildlichen Vorſtellungen verlor, entſtand ein Streit zwiſchen dem Orient und Occident, aber nur in Bezug auf Aeußerlichkeiten. In der Mitte des
1053 11ten Jahrhunderts (1053) ſchrieben der Patriarch von Conſtantinopel Michael Cerularius und Leo von Achrida in der Bulgarei gegen die römiſche Kirche, wo außer mehreren äußerlichen Differenzen über Sabbathfeier, Erſtikktem und allerlei Kirchengebräuche auch das der occidentaliſchen Kirche vorgeworfen wurde, daß ſie ungeſäuertes Brot zum Abendmahl nahm, welches ein jüdiſcher Gebrauch ſei, und nur als trokkner Koth zu betrachten gegen das geſäuerte. Das geſchah in einem Schreiben Michaels an den Biſchof Johannes zu Trani in Apulien. Es ſcheint dieſer Streit ganz plözlich wie aus nichts hervorzubrechen, der Urſprung war aber wol das vielfältige Zuſammentreffen der Lateiner und Griechen in der Bulgarei und in einer wahrſcheinlich erſt kürzlich in Conſtantinopel ſelbſt geſtifteten lateiniſchen Kirche. Dieſe wurde geſchloſſen und alle lateiniſchen Klöſter in und um Conſtantinopel gleichfalls; die Mönche mußten auswandern. Der Cardinal Humbert brachte das Schreiben nach Rom, und Papſt Leo IX. widerlegte es; er berief ſich freilich faſt nur auf die Untrüglichkeit derjenigen Kirche, die der Apoſtel Petrus beſeſſen.

Dem griechiſchen Kaiſer Conſtantinus IX. Monomachus war dieſe Erneuerung des Streits ſehr unlieb; ſeine italieniſchen Provinzen wurden von den Normannen bedroht, und deshalb wünſchte er Frieden mit dem Papſt und Unterſtüzung der abendländiſchen Chriſtenheit. Das merkwürdigſte in dieſen beiden Streitſchriften war, daß Leo IX. in Bezug auf das Ausgehen des Geiſtes ſagte, Die Griechen hätten als Pneumatomachi das

urſprüngliche Symbolum verſtümmelt, weil ſie filioque nicht hatten,
und gab ihnen allerlei Kezernamen. So wie man dabei
mehrere Gebräuche der griechiſchen Kirche kennen lernt[a]: ſo ſei
noch das angeführt, daß ſich die griechiſche Kirche von der Superſtition
in Bezug auf die Taufe freigehalten hatte, daß die ungetauften
Kinder verdammt würden, indem ſie nicht vor dem
achten Tage tauften, auch bei Todesgefahren. Ein Hauptpunkt
auf der occidentaliſchen Seite war, daß ſich der Patriarch der
conſtantinopolitaniſchen Kirche ſelbſt einen ökumeniſchen nannte.
Leo gab zu verſtehen, daß ſich dieſen Titel kein Menſch anmaßen
dürfe, wolle das aber einer thun, ſo könne es nur der Nachfolger
des heiligen Petrus. Die Friedensliebe des Kaiſers bewirkte indeß,
daß er den Papſt bat, Geſandte nach Conſtantinopel zu
ſchikken, um zu unterhandeln. Dazu wurden auserſehen der Cardinal
Friedrich, Archidiakonus der römiſchen Kirche, der Cardinal
Humbert, der Erzbiſchof Petrus von Amalfi (1054). Der Cardinal 1054
Friedrich zog den Kaiſer auf ſeine Seite, und dieſer ließ
durch einen Mönch Nicetas von Studium, der ebenfalls einen
Angriff auf die lateiniſche Kirche gemacht hatte, beſonders gegen
die Eheloſigkeit des Clerus, welchen Humbert ſchlecht widerlegte,
einen ſchriftlichen Widerruf anſtellen. Da mit dem Patriarchen
aber nichts anzufangen war, ließen ſie eine große Verdammungsformel
gegen dieſen während des Gottesdienſtes auf den Altar
der Sophienkirche legen, und reiſten ab. Der conſtantinopolitaniſche
Patriarch gewann bald wieder die Oberhand, und ſprach
auf einer Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel ein neues Anathema
gegen die römiſche Kirche aus, und ſeitdem iſt die Kirchengemeinſchaft 1056
nicht wieder hergeſtellt worden. Michael ſuchte auch
den Patriarchen Petrus von Antiochia zu bewegen, die Kirchengemeinſchaft
mit den Römern aufzuheben; Petrus erklärte

---

[a] Die Römer warfen den Griechen vor, daß ſie ihr Brot vom Markte nähmen und in den Wein würfen. Schl.

ſich aber ſehr gemäßigt, Bei barbariſchen Nationen dürfe man nicht ſo gute Kenntniſſe ſuchen wie bei gelehrten; wenn ſich die Occidentalen auf die Bedingung einließen die verehelichten Prieſter nicht zu verachten, und das Symbolum nicht für ein verſtümmeltes zu halten: ſo könne man die Kirchengemeinſchaft mit ihnen fortbeſtehen laſſen.

Der Streit über das innere Weſen des Abendmahls wurde in dieſer Zeit ſtark hervorgehoben durch Berengar. Leſſing entdekkte auf der braunſchweigiſchen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Schreiben des Berengar an Lanfranc, das die Thatſache erſt aufs reine gebracht hat. Da die Meinungen bis dahin getheilt geweſen waren, kann es einem ſehr natürlich vorkommen, daß dem Berengar, einem ſcharf unterſcheidenden Manne, das Durcheinanderwerfen der Vorſtellungen und das von hinten Anfangen des Beweiſes nicht gefallen konnte. Es ſcheint aber, daß Berengar erſt aufgefordert wurde, als ſich ſein Freund Lanfranc für die Verwandlungslehre des Radbert erklärte. Berengar, Archidiakonus zu Angers und Vorſteher der Schule zu Tours, eröffnete ſeinem Mitſchüler Athelmann, der hernach Biſchof von Brescia wurde, ſeine Bedenklichkeiten gegen die Lehre des Paſchaſius, und ſtellte ſie vom Anfange an dar als eine Vorſtellung des Pöbels. Athelmann antwortete ihm ſehr ängſtlich, Er möge ſich um Gottes Willen hüten, gegen die allgemeine Lehre der Kirche eine Kezerei vorzubringen; er berief ſich auf die Formeln des Paſchaſius, „Chriſtus ſchaffe, ſo wie er auch eigentlich taufe, durch die Hand und den Mund des Prieſters ſeinen Leib und ſein Blut. So gut das tägliche Brot unſichtbar in unſeren Leib überginge, ebenſo gut könne auch das geweihte Brot in den Leib Chriſti übergehen.“ Berengar konnte ſich aber nicht enthalten an Lanfranc zu ſchreiben. Dieſer, Lehrer des Anſelm, war der erſte Anfang der eigentlich ſcholaſtiſchen Zeit, von Geburt ein Lombarde aus Pavia, Prior und Scholaſtikus im Kloſter Bec in der Normandie; beide ſtanden ſich alſo an Würde gleich. Berengars

Gegner haben dieſen Streit ſo entſtehen laſſen wollen, als habe er aus Neid gegen ihn geſchrieben und durch eine Neuerung ſich Anſehen bereiten wollen.

Lanfranc muß damals in Schriften oder in mündlichen Vorträgen ſich ſtark gegen Scotus erklärt haben, welcher das Brot und den Wein als bloße Zeichen des Leibes und Blutes dargeſtellt hatte. Berengar ſchrieb ihm nun, Wenn er den Scotus für einen Kezer erkläre: ſo müſſe er auch den Ambroſius, Hieronymus und Auguſtinus verkezern. Er ſtellte die Sache ſo dar, als ob Radberts Meinung noch gar nicht allgemeiner Kirchenglaube geworden und auch nicht werden ſollte, ſondern bloß noch Humbert und er Lanfranc dieſe Anſicht vertheidigten. Lanfranc ging mit dieſem nach Rom, und ſo kam der Brief zuerſt in falſche Hände. Der Papſt Leo IX. ſtieß ſogleich den Berengar aus der Kirchengemeinſchaft; Berengar nahm das übel auf, und da er noch vom Biſchof Bruno von Angers geſchüzt wurde, machte es wenig aus. Ein paar Jahre darauf 1050 forderte Leo den Berengar vor eine Synode zu Vercelli, Berengar ging aber nicht dahin, ſondern ſagte, Er habe nicht nöthig ſich außerhalb ſeines Landes vor ein Gericht zu ſtellen, auch ſeien nur Italiener dageweſen; nach der Schrift müßte gebilligt werden, was Scotus lehre, Daß das Sacrament figura und pignus ſei. Leo brachte es dahin, daß Scotus Buch und Berengars Lehre verdammt wurden; eigentlich etwas in ſich ſelbſt widerſinniges, eine bloße Negation als eine Lehre zu verdammen, das war ja etwas endloſes, denn Berengar hatte bis jezt noch keine beſtimmte Lehre aufgeſtellt, ſondern bloß ſich negativ gegen Radbertus erklärt. Berengar erklärte ſich heftig dagegen, Wie man ihm Schuld geben könne, alle Verwandlung des Brotes und Weines zu läugnen, und ſagte, er bekenne ſich ja dazu. Einige Jahre darauf war der nachherige Gregor VII. als Cardinalgeſandter Leos IX. in Tours und hielt eine Synode; hier überreichte ihm Berengar eine Schrift, vertheidigte ſeine Meinung aus patriſtiſchen Stellen, bekannte aber, Nach der Einſezung ſei Brot und Wein Chriſti Leib und Blut, jedoch ohne beſtimmende Zuſäze, und bediente ſich des Ausdrukks, fit de pane corpus Christi — fit de pane, quod ante consecrationem panis nunquam fuerat, beatificum corpus Christi; „nur eine ſolche Verwandlung, wie Paſchaſius behauptete, daß in jedem ſinnlichen Sinne das Brot Leib Chriſti ſei, und es bloß ein Wunder ſei, daß der Leib noch den Augen als Brot erſcheint, könne er nicht annehmen.“ Non sensualiter, ſagt er in ſeinem lezten Schreiben an Athelmann, sed intellectualiter, non per absumptionem sed per assumptionem transfertur panis non in frusticulum carnis, sed in totum corpus et sanguinem Christi; wo eine jede ſinnliche, materielle Verwandlung nicht zu denken iſt. Berengar rühmte ſehr das Betragen Hildebrands gegen ihn; Hildebrand äußerte, er finde nichts zu mißbilligendes in ſeiner Schrift; wenn die Biſchöfe Zeit hätten, möchte er damit hervortreten.

In Italien ließ man aber die Sache nicht ruhen. Papſt
1059 Nicolaus II. wollte ſie auf einer römiſchen Synode 1059 zu Ende bringen, und Berengar ließ, auf Hildebrand ſich verlaſſend, ſich bereden, nach Rom zu gehen; damals hatte aber Humbert, Berengars Feind, den größten Einfluß. Berengar klagt ſehr, daß man ihn nicht angehört, ſondern unter Androhung des Todes zur Unterſchrift gezwungen habe. Er mußte hier die allermateriellſte Verwandlung unterſchreiben, „Daß Brot und Wein ſo verwandelt würden, daß Leib und Blut Chriſti betaſtet, gebrochen und zermalmt würde.“ Das abgezwungene Bekenntniß konnte für Berengar nichts bindendes haben und er ſagte, ſo wie er abgereiſt war, es auch frei heraus. Berengar iſt hierin zu entſchuldigen, denn es war damals mit ſolchen Drohungen nicht zu ſcherzen; es war erſt kürzlich in Frankreich ein übles Beiſpiel gegeben worden, wo man Manichäer entdekkt hatte; es waren dort Synoden gehalten, und zu Orleans 10 Canonici verbrannt worden. Der Gegenſtand dieſer Streitigkeit war aber nicht von ſo

großer Bedeutung, daß er ſich darum dem Martyrthum unterzogen hätte. Berengar trug ſeine Meinung wieder vor, und Papſt Alexander II. begnügte ſich bloß ihn 1061 ſchriftlich zu mahnen, nicht das zu lehren, was er widerrufen. Lanfranc ſchrieb auch darüber, „Chriſtus werde von den würdig nehmenden dergeſtalt wahrhaftig und heilſam auf der Erde gegeſſen, daß er doch zugleich ebenſo gewiß ewig, unverweslich und unbeflekkt im Himmel ſei. Daß der Leib noch Brot genannt werde, erklärt er entweder bildlich, oder weil er aus Brot gemacht ſei und noch einige Eigenſchaften deſſelben behalte, oder unbegreiflich. „Wir nehmen den von der Jungfrau geborenen Leib dem Weſen nach, aber nicht dieſen Leib ſelbſt der Figur nach.“ Er argumentirte auch gegen Berengar, „Wenn eine abweichende Meinung wahr ſei: ſo müſſe entweder die Kirche untergegangen ſein oder nie exiſtirt haben;“ als hätte er die Geſchichte ganz vergeſſen, daß Concilien heute das, morgen das lehrten; hier ſtand auch das Factum noch gar nicht einmal feſt. Berengar äußerte dagegen an Athelmann, Verum Christi corpus in ipsa mensa proponitur sed spiritualiter interiori homini — verum Christi corpus ab his duntaxat, qui ejus membra sunt, spiritualiter manducatur. Er forderte den Lanfranc auf, aus der Schrift zu beweiſen daß die Subſtanz des Brotes und Weines nicht in ihrem vorigen Weſen bleibe, und daß es eigentlich ein Wunder ſei, daß man noch Brot ſehe. In den Worten, Das Brot das wir brechen iſt der Leib Chriſti, liegt offenbar, daß die Subſtanz des Brotes übrig bleibe. Chriſtus hätte ſonſt ſagen müſſen, „Das bisher geweſene Brot wird nun mein Leib.“ Er folgte darin der Maxime ſeines Biſchofs Bruno von Angers, der vortrug, Man müſſe darin nicht auf die Kirchenlehrer, die ſehr geſchwankt hätten, ſondern auf die Bibel zurükkgehen, alle ſpizfündigen Unterſuchungen über dieſen Punkt aber lieber vermeiden. Aus den Worten Chriſti, behauptete Berengar, dürfe man eine ſinnliche Verwandelung nicht annehmen, Das Brot würde nicht in frusticulum carnis, ſondern in den ganzen Leib Chriſti verwandelt; das könne natürlich nur auf eine geiſtige Weiſe geſchehen, weil ſonſt der Leib Chriſti auf vielfache Weiſe ſinnlich vorhanden ſei.

Es wurden gegen Berengar noch mehrere Synoden gehalten 1076 und auf einer derſelben 1076 zu **Poitiers** wäre er beinahe umgebracht von den wüthenden Vertheidigern der Brotverwandlungslehre. Als nun Hildebrand Papſt geworden, rief er den 1078 Berengar 1078 nach Rom [a]) und erklärte ihn hier privatim für rechtgläubig. Berengar übergab ein Glaubensbekenntniß, die römiſche Geiſtlichkeit forderte aber die Aufnahme der Formel substantialiter in daſſelbe, was er that aber in dem Sinne cum substantia, „Es werde mit Beibehaltung ſeiner Subſtanz verwandelt.“ Gregor ſchikkte hierauf den Berengar mit einem Schuzbriefe zurükk, ließ ſich aber von ihm das Verſprechen geben, nichts weiter über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben und zu ſprechen [b]).

Geſchichte der römiſchen Biſchöfe.

999 **Gerbert**, als Papſt **Sylveſter II.**, ſaß nur von 999 bis 1003 1003 auf dem päpſtlichen Stuhle. Er erließ noch in der lezten Zeit ſeines Lebens ein allgemeines Circularſchreiben an die Fürſten des Occidentes, worin er den Jammer darſtellte, in dem ſich das **heilige Land** unter den Arabern befinde. Die Kreuzzüge

---

[a]) **Gregor VII.** ließ ſich durch einen Mönch ein Orakel von der Maria geben, daß Berengar nichts gegen die Schrift lehre. Schl.

[b]) **Guitmund**, Schüler Lanfrancs, de corporis et sanguinis Christi veritate in Eucharistia, theilt die Anhänger Berengars in verſchiedene Meinungen. Z. E. einige gäben ein impanari des Leibes zu, andere nähmen bei der Umwandlung eine Rükkehr in Brot an. Er dagegen behauptet einen zwiefachen Genuß des Leibes, leiblich und geiſtig, den frommen beide, den gottloſen nur der erſte. — Er vergleicht das Zermalmen im Abendmahl mit dem Berühren des auferſtandenen durch Thomas und die Weiber. Das kleinſte Stükchen Hoſtie ſei der ganze Chriſtus, in tauſend Maſſen derſelbe Leib. Die Sacramente könnten, auch wenn ſie noch ſo lange aufbewahrt würden, nicht verderben. Schl.

konnten damals noch nicht zu Stande kommen, aber die italieniſchen Seeſtädte fochten zur See gegen die Ungläubigen. Nach ſeinem Tode folgten mehrere Biſchöfe raſch auf einander, **Johannes XVII.** und **XVIII.** und **Sergius IV.** (1009). **Benedict VIII.** aus dem vornehmen italieniſchen Hauſe der Grafen von Tuscoli, mit einem Gegenpapſt Gregor neben ſich, lebte gleichzeitig mit Kaiſer **Heinrich II.** der als ein ſuperſtitiöſer Menſch und großer Beförderer des Mönchthums bekannt iſt *). 1009
Da dieſer einmal (1018) Luſt hatte die Krone niederzulegen: ſo befahl ihm ſein Hofmeiſter aus bloß mönchiſchem Gehorſam dieſelbe zu behalten. Mit einem ſolchen Fürſten ließ ſich daher viel machen; ſo ließ ſich Benedict VIII. von ihm das Bisthum Bamberg und die Abtei Fulda ſchenken. Benedict that noch viel zur Erweiterung der päpſtlichen Macht, mußte aber auch viel Widerſtand erfahren. So verordnete 1022 eine deutſche Synode zu Seligenſtadt in Thüringen unter dem Vorſize des Erzbiſchofs Aribo von Mainz, wenn einer von einem Geiſtlichen in Deutſchland excommunicirt ſei: ſolle es ihm nichts helfen, wenn er nach Rom ginge; er müſſe unter ſeinem Biſchofe die von ſeinem Prieſter vorgeſchriebene Abſolution verrichten. Auf Benedict VIII. folgt ſein Bruder **Johann XIX.** (1024), bisher ein Laie, und nur durch große Beſtechungen zum Papſt erwählt. Dieſer krönte **Conrad II.** (1027), der mit Knut nach Rom gekommen war. Der däniſche König beſchwerte ſich über die unerſchwingliche Summe, welche ſeine Geiſtlichen für das Pallium entrichten müßten; der Papſt beſtimmte dann, an welchen Tagen die Geiſtlichen dieſe Zier tragen dürften. Knut erlangte allerhand Milderungen, verſprach aber auch alle Rükſtände des Peterspfenning zu bezahlen; ſo ſind alſo die Abgaben förmlich eingeführt worden.

1018 · 1022 · 1024 · 1027

---

a) Er hatte in Rom nichts angelegener als die Abſingung des nicäniſchen Symbolums bei der Meſſe zu bewirken. Schl.

Auch Johann XIX. erfuhr noch Widerſtand wegen der
Abſolution von den franzöſiſchen Biſchöfen, wie ſein Bruder von
den deutſchen; jene hielten aufs neue auf das alte Recht, daß
der Papſt nicht dürfe ohne den Biſchof abſolviren oder excommunicieren.
Nach ſeinem Tode wurde ein zehnjähriger Knabe Theophylact
1033 als Benedict IX. aus einem vornehmen Hauſe durch
große Beſtechungen Papſt und von Conrad II. beſtätigt. Dieſer
wurde von einer andern Partei vertrieben und Sylveſter
III. gewählt, aber Conrad II. beſchüzte ihn. Der Gegenpapſt, der
ſeine Würde nicht niederlegte, als Conrad den Benedict wieder
einſezte, ſchlug ſeinen Siz anderswo auf. Benedict IX. indeß,
der eine zu große Partei gegen ſich hatte, fühlte ſich nicht behaglich
und verkaufte ſein Papſtthum an Gratian, einen Kleriker
von großer Frömmigkeit, wahrſcheinlich aber einer Frömmigkeit
nur aus Speculation, um einmal Papſt zu werden; er
1044 nannte ſich Gregor VI. Dieſem Scandale machte Heinrich
1046 III. ein Ende, indem er 1046 auf der Kirchenverſammlung zu
Sutri alle drei Päpſte abſezen und den Biſchof von Bamberg
unter dem Namen Clemens II. zum Papſt wählen ließ, wahrſcheinlich
von der Geiſtlichkeit auf der Kirchenverſammlung. Nach
1048 ſeinem baldigen Tode ernannte Heinlich 1048 den Biſchof Poppo
1049 von Brixen als Damaſus II. zum Papſt und darauf 1049
Bruno von Toul als Leo IX. Hierbei kommt zum erſten Male
Hildebrand, nachmals Gregor VII., zum Vorſchein, allein auf
eine ſtreitige Weiſe. Die meiſten nehmen an, er ſei damals Prior
in Clugny geweſen; daß er ein Italiener von Geburt und lange
in Frankreich war, iſt gewiß. Hildebrand gab Leo den Rath, es
nicht allein auf die kaiſerliche Beſtätigung ankommen zu laſſen,
ſondern ſich nach der Vorſchrift zu Rom von der Geiſtlichkeit
wählen und vom Volke beſtätigen zu laſſen. Unter Leo IX. geſchah
es, daß Heinrich III. ihm anbot, ſtatt der Gelder, die er
aus Bamberg und Fulda zöge, ihm die Stadt Benevent zu geben.
Er nahm es an, es hätte ihm aber beinahe den Untergang

bereitet. Benevent gehörte nämlich den Normannen und dieſe
mußte er bekriegen; der Kaiſer unterſtüzte ihn zwar, aber nicht
gehörig, und Leo IX. wurde 1053 von ihnen gefangen genommen, 1053
aber anſtändig behandelt. Der Papſt hielt mehrere Synoden,
beſonders gegen die überhand nehmende Simonie, in Rom,
Rheims und Mainz. Er hat ſich auch in der Kritik verſucht,
aber auf ſehr entgegengeſezte Weiſe; eine Menge falſcher Urkunden
in den Klöſtern ließ er verbrennen, aber die Aechtheit der
Schriften und des Leibes Dionyſius des Areopagiten ließ er in
Regensburg beſtätigen.

Die Römer wünſchten nach ſeinem Tode 1054 wieder einen 1054
Papſt vom Kaiſer, und ſchikkten Hildebrand an ihn. Dieſer gab
der Sache eine andere Wendung und bat ſich vom Kaiſer einen
Mann aus, den Biſchof Gebhard von Eichſtädt, der vom
Kaiſer viel in Staatsgeſchäften gebraucht wurde und bisher gegen
das Papſtthum geweſen war, um theils den Kaiſer zu ſchwächen,
theils dieſen Mann ins päpſtliche Intereſſe zu ziehen. Er
nannte ſich Victor II. Heinrich bediente ſich noch immer ſeines
Rathes, und ließ ihn zu ſich nach Goslar kommen, wo er
ſelbſt während ſeines Aufenthaltes 1056 ſtarb und ihm noch ſterbend 1056
ſeinen Sohn empfahl. Nach Victors Tode wurde ein lothringiſcher
Graf Friedrich, Abt von Monte Caſſino, der ſchon
päpſtlicher Kanzler geweſen und deſſen Bruder Herzog von Toscana
war, als Stephan IX. von den Römern zum Papſt erwählt;
er ſtarb mit vielen Entwürfen gegen das deutſche Königthum
in Italien 1058. Benedict X., unter vielen Unruhen 1058
von einigen Großen gewählt, legte ſein Papſtthum vor dem rechtmäßig
erwählten Papſt, einem Erzbiſchof Gerhard von Florenz,
Nicolaus II., nieder. Dieſer wünſchte ſich ſeines gleichnamigen
Vorgängers werth zu zeigen und eine beſtimmte Regel für die
Papſtwahl feſtzuſezen. Nicolaus unterſchied dabei Episcopi cardinales
und Clerici cardinales, nach dem Tode eines jeden
Papſtes ſollten die Episcopi zuſammenkommen und vorläufig den

neuen Papſt beſtimmen, dann mit den Clericis wählen [a]), wozu die römiſchen Laien ihre Zuſtimmung geben ſollten; der Kaiſer ſollte dann die Beſtätigung geben. Die Episcopi cardinales waren die ehemaligen Chorepiſkopi der römiſchen Kirche, und die Clerici cardinales, entweder ſolche Geiſtliche der römiſchen Kirche, welche den Rang der Presbyter hatten, d. h. welche lehrten, oder die Diaconi cardinales, Vorſteher der Armenhäuſer, die reiche Kapellen hatten. Daß es auch Cardinäle außer Rom geben konnte, davon war hier noch nicht die Rede.

Nicolaus that übrigens nicht wenig das Anſehen der päpſtlichen Macht zu heben. Er machte die normanniſchen Fürſten zu ſeinen Lehnsträgern, ganz gegen das Recht der deutſchen Kaiſer und der Griechen, aber Normannen und Papſt ſahen ein, daß eine Verbindung zwiſchen ihnen beiden Theilen ſehr zuträglich ſei. 1059 Nicolaus belehnte ſie daher 1059 mit Calabrien und Apulien, und dafür eroberten ſie zur Auskaufung ihrer Seelen den nördlich gelegenen Theil Unteritaliens für den Papſt. Auch im geiſtlichen Kirchenregiment that Nicolaus nicht wenig. Er demüthigte die beiden Kirchen in Italien, die ſich bisher für ganz unabhängig von Rom gehalten, und die Autorität der römiſchen Biſchöfe nicht anerkennen wollten, die Erzbisthümer Ravenna und Mailand. Das erſtere hatte ſich ſchon unterworfen, das letztere zügelte Nicolaus II. Er ſchikkte zwei Abgeordnete, den Cardinal Damiani und den Erzbiſchof Anſelm von Lucca nach Mailand, um über den dortigen Erzbiſchof zu richten, über welchen Klagen eingelaufen waren. Eine Unruhe in Mailand, da die Mailänder von der römiſchen Kirche nichts wiſſen wollten, ſtillte der Cardinal Damiani durch eine Rede, und als der Erzbiſchof beſſer davon kam, als er gedacht, ließ er ſich die Belehnung mit dem Ringe als Zeichen des weltlichen Beſitzthums ge-

---

[a]) Schon Damiani ſagte, die Episcopi cardinales hätten eigentlich den Papſt gewählt und der übrige Clerus nur eingewilligt. Schl.

fallen, was ſonſt nur der Kaiſer gethan; alſo wieder ein neuer
Eingriff. Nicolaus ſtarb 1061, und nun wurde in Rom Anſelm 1061
von Lucca durch den vorherrſchenden Einfluß Hildebrands
gewählt. Die lombardiſchen Biſchöfe wandten ſich aber erbittert
an den deutſchen Hof und gaben ihm zu erkennen, es würde
ſehr übel ablaufen, wenn dieſe Wahl beſtätigt würde. Sie fürchteten
ſich nämlich vor der Strenge des neuen Papſtes und behaupteten,
Es ſei dies gegen die lezten Vorfälle; die bisherigen
Päpſte wären vom Kaiſer gewählt worden. Der Kaiſer ließ daher
zu Baſel den Biſchof Cadalus von Parma, unter dem Namen
Honorius II. wählen, der Gegenpapſt Anſelm nannte ſich
Alexander II.; zugleich wurde die Vorſchrift Nicolaus' II. verworfen,
weil ſie nicht die kaiſerliche Beſtätigung erhalten. Der
Streit endete nicht eher, als bis 1067 der Erzbiſchof Hanno 1067
von Cöln die Vormundſchaft über Heinrich IV. an ſich riß, und
die Kaiſerin Agnes im großen Verdruß ſich in ein Kloſter zurükkzog.
Hanno erklärte ſich für Alexander II., der nun noch einmal
durch ein Concil zu Mantua ſeine Wahl rechtfertigte, die
dann vom Kaiſer beſtätigt wurde. Kaiſer Heinrich IV. befand
ſich nun ganz in der Gewalt der großen Biſchöfe; Hanno mußte
aber nachher die Vormundſchaft an Adalbert von Bremen abtreten.
Beide haben alles gethan den jungen Monarchen zu verderben,
indem ſie ihn von den Regierungsgeſchäften entfernten
und ſeinen Lüſten freien Lauf ließen. Heinrich IV. war durch
das Teſtament ſeines Vaters verlobt worden und hatte hernach
die Braut geheirathet; jezt wollte er, daß die Kirche in ſeine
Eheſcheidung willigte. Der Erzbiſchof von Mainz wollte wegen
der Folgen, die daraus entſtehen könnten, für ſich nicht darin
willigen, man wandte ſich daher an den römiſchen Biſchof. Alexander
nahm dieſe Gelegenheit wahr, Damiani wurde nach Mainz
geſchikkt, und unterſagte dort auf eine gebietende Weiſe die ſchon
im Werke ſeiende Eheſcheidung.

1043 Damiani war 1002 zu Ravenna geboren, und verdankte in ſeiner Kindheit ſein Leben der Frau eines Geiſtlichen, der er aber dafür nicht dankbar war, denn er war der größte Zelot gegen die Ehe der Geiſtlichen. Dieſe Frau brachte nämlich ihn, einen ausgeſetzten Knaben, ſeinen Eltern zurück, und überredete die Mutter ihn zu behalten. Er ſtudirte nachher, und war ſchon zu Ravenna ein angeſehener Scholaſtikus, als er aus Sucht zur Aſcetik ſich entſchloß in das ſtrenge Kloſter von St. Croce in der Romagna zu gehen. Dort wurde er Prior und dann Abt; ein großer Anhänger des ſtrengen Syſtems, anfangs mit wenig Kenntniß der Welt, dann aber, als er mehr in das öffentliche Leben kam, mit ſehr guter. Er richtete ein ſtarkes Klageſchreiben an Gregor VI., welcher das Papſtthum erkauft hatte, über die vielen Laſter in der Kirche, über die Habſucht und Ausſchweifungen der Biſchöfe. Außerdem war er ebenſo ein großer Feind des Concubinats; das übele war hier nur, daß zwei ganz verſchiedene Dinge vermiſcht wurden; denn diejenigen, die auf Eheloſigkeit der Geiſtlichen hielten, erklärten alle rechtmäßigen Ehen der Geiſtlichen für Concubinate. Nun hätte das nicht in dem Maße geſchehen können, wenn man eine feſte kirchliche Regel für die Einſegnung der Ehen gehabt hätte. Auch jetzt noch conſtituirt in der katholiſchen Kirche nicht die kirchliche Einſegnung des Prieſters das Sacrament der Ehe, ſondern die Erklärung beider Theile, das Verlöbniß coram parocho, daß ſie in der Ehe leben wollen. Damiani wurde bald von Nicolaus II. zu höheren Wür-
1058 den erhoben und ſehr gegen ſeinen Willen Biſchof von Oſtia, eine Stelle, die an der lateranenſiſchen Kirche haftete; ſie waren Preſbyter und Diener des Papſtes, das heißt collaterales oder hebdomadales, von Nicolaus Episcopi cardinales genannt. Als Heinrich III. die drei ſchismatiſchen Päpſte abſetzte und Clemens II. einſetzte, folgte er beſonders dem Rathe des Damiani, und trug es ihm auf dem neuen Papſt Clemens ſeine Würde vorzuhalten, was Damiani mit vielem Anſtand und Energie that.

Das lernt man aus ſeinen Schriften am beſten kennen; er deckt darin alle Geheimniſſe der Unzucht, beſonders der Knabenliebe der Cleriker, auf. Er ſchrieb an Nicolaus eine Epiſtel, De coelibatu sacerdotum, wo er darauf drang, daß alle Geiſtlichen ſollten entfernt werden, die ſich des ehelichen Umgangs nicht enthielten. Er konnte aber mit ſeinen guten Abſichten nicht durchdringen, legte ſein Bisthum 1062 nieder, und zog ſich zum Verdruß 1062
Alexanders II. und Hildebrands wieder in ein Kloſter zurück, wo er hölzerne Löffel machte, aber doch beſtändig Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten zeigte. Er war auch ein großer Verehrer der Maria, ſtellte ſie ſogar über Chriſtum: Gott habe erſt durch die Frömmigkeit und Schönheit der Maria entzündet den Rathſchluß gefaßt, das Erlöſungswerk ſchon hier angefangen, und den Engel Gabriel mit einem Briefe an ſie geſchickt. Wenn nun aber doch dem Damiani die ſittliche Reinheit des Chriſtenthums am Herzen liegt: ſo müſſen wir bedauern, daß ſolche Gemüther durch ſo unklare Vorſtellungen verdunkelt wurden. Auch die Selbſtpeinigung beſchützte er, übte mit ſeinen Mönchen in St. Croce die freiwillige Geißelung in drei Monaten für drei Jahre und erhielt dadurch für ſein Kloſter einen großen Schatz guter Werke, worüber ſpäter die Kirche ſchalten konnte. Auch ſein Eifer gegen Simonie und Concubinat der Geiſtlichen war nicht rein, da er die rechtmäßige Ehe und die weltlich nothwendigen Verhältniſſe, in welche die Geiſtlichen zum Kaiſer treten mußten, vom Concubinat und der Simonie nicht unterſchied. Er ſtarb 1072. 1072

Es bildet dieſer Mann den beſten Uebergang zum Verſtändniß des Characters Gregors VII. Dieſer ſtrebte nach der höchſten auch weltlichen Macht, um in der Kirche gebieten zu können, aber wie der geizige das Geld zuerſt nur als Mittel will, dann aber das Geld über ihn Herr wird: ſo ging es auch mit dem Wunſche der Erhebung der weltlichen Macht bei Gregor.

Alexander II. wurde vom Herzog Wilhelm von der Normandie aufgefordert ſich über die zwiſchen ihm und dem däniſchen Könige Harold ſtreitigen Verhältniſſe in der Thronfolge Englands zu erklären. Die ausgezeichnete Stellung des römiſchen Biſchofs machte ihn daher in dieſem, wie in vielen ähnlichen Fällen, zum natürlichen Schiedsrichter der Gewiſſen, beſonders bei dem noch ungewiſſen Schwanken der jungen Völker. Können wir es nun der menſchlichen Schwachheit verargen, wenn Alexander ſich für Wilhelm erklärte, da dieſer ihm weit mehr Schaden zufügen konnte, als der entfernt lebende Harold; das erzeugte nun aber auch wieder das, daß die Päpſte ſich das Anſehen gaben, als hätten ſie den Normanen das engliſche Königreich verſchafft. Eine eben ſolche Macht übte Alexander über Kaiſer Heinrich IV. aus; dieſer wurde von ihm nach Rom geladen, um ſich wegen Beſchuldigungen der Simonie zu rechtfertigen,
1073 Alexander ſtarb aber 1073, ehe etwas erfolgen konnte.

Wenn wir hier nun eine ſolche feindſelige Spaltung zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſt finden: ſo fragt es ſich, worauf beruhte das? Jeder Chriſt, alſo auch der Kaiſer war in gewiſſen Fällen an ſeinen Geiſtlichen und durch dieſen an den Biſchof gewieſen. Wenn nun auch der Kaiſer in Rom gekrönt worden war: ſo war doch das nur ein einzelner äußerlicher Fall, der noch kein neues kirchliches Verhältniß begründete. Die römiſchen Biſchöfe thaten aber die größten Eingriffe ganz gegen die letzten Erklärungen der deutſchen und fränkiſchen Synoden. Ein Umſtand freilich ſcheint hier etwas zu ändern. Der deutſche Kaiſer hatte keine feſte Reſidenz; da aber Frankreich und Deutſchland ganz beſtimmt getrennt waren: ſo hätte für ihn der Erzbiſchof von Mainz als Primas die oberſte Autorität in geiſtlichen Sachen ſein ſollen. Jede Einmiſchung des römiſchen Biſchofs war daher Verletzung der biſchöflichen Rechte, die aber durchdrang, weil die großen Geiſtlichen ſelbſt eine Macht im Hinterhalt haben wollten gegen den Kaiſer, um ſich ſo mehr geltend zu machen, um ſich dann nach beiden Seiten hin wenden zu können *). Alſo die verkehrte Miſchung des weltlichen und geiſtlichen war der Grund alles Uebels.

Die Wahl **Hildebrands** zum Papſt wurde etwas tumultuariſch begangen, während nämlich das Leichenbegängniß Alexanders II. gefeiert wurde, rief ihn das Volk zum Papſt aus. Man hat ihn beſchuldigt, den Auflauf veranlaßt und durch Beſtechungen vermehrt zu haben; allein auch bei einer ruhigen Wahl der Cardinäle würde er zum römiſchen Biſchof gewählt worden ſein. Er fing gleich nach ſeiner Wahl an die päpſtlichen Functionen auszuüben, ohne die kaiſerliche Beſtätigung abzuwarten, aber weihen hatte er ſich noch nicht laſſen; Heinrich IV. warf ihm daher mit Unrecht vor, daß er nicht ſeine Beſtätigung durch ihn abgewartet habe. Nun richtete er auch gleich ſein Augenmerk auf die auswärtigen Länder, Spanien, Frankreich, England, Deutſchland und das normänniſche Italien, und traf gleich die entſchiedenſten Verrichtungen. Mit der Hiſtorie ging er dabei auf eine eigene Weiſe um. So ſchrieb er nach Spanien, wo die Mauren damals unterlagen, daß das chriſtliche Königreich Spanien von jeher ein Eigenthum St. Petri geweſen. Er forderte die aſturiſchen Fürſten auf dies Verhältniß zu erneuern, dann wolle er ihnen alles Land ſchenken, was ſie noch von den Arabern erobern würden. Ebenſo machte er es mit **Ungarn**, behauptete, der erſte chriſtliche Fürſt von Ungarn Stephan habe von dem Papſte den königlichen Titel erhalten und dieſem ſein Land gleich als Lehen dargebracht. Den König **Philipp I.** von **Frank-**

---

*) Auf der Synode von **Attigny** (858) war ſchon **Karl der Kahle** abgeſetzt und die Unterthanen von ihrem Eide losgeſprochen worden. Auf der Synode zu **Metz** wurde 859 der deutſche König **Ludwig** mit dem Banne bedroht. **Hatto von Mainz** entſchuldigt 900 bei **Johann IX.**, daß **Ludwig** ohne ihn zum König gewählt worden. **Siegfried von Mainz** ſchreibt 1073 an **Alexander II.**, die deutſche und kaiſerliche Krone ſei durch die Hand Petri in ſeiner Hand; er wollte aber ſeinen Beiſtand in der thüringiſchen Zehntſache. Gfr.

reich bedrohete er mit einem allgemeinen Kirchenbanne
wegen der von ihm getriebenen Simonie durch Verkaufung der
Biſthümer. Sieht man dabei auf das Recht: ſo iſt gar nicht
abzuſehen, wenn man ihm auch die größten patriarchaliſchen
Rechte zugeſteht, wie darin das Recht lag, etwas zu vernichten,
was er erhalten ſollte; denn es lag in jener Drohung die all-
gemeine Excommunication des Volkes. Und auf der anderen Seite,
wenn man dem römiſchen Biſchofe auch zugeſtehen wollte die
Inſtallirung der Geiſtlichen, das Recht die Functionen derſelben
ſelbſt zu unterdrükken und ihr Amt aufzuheben: ſo konnte das
doch nur durch eine allgemeine Auflöſung aller Rechtsbegriffe
durchgehen. Den Herzog Robert in Unteritalien excommuni-
1074 cirte er 1074, weil er nicht ſein Land von neuem von ihm zum
Lehen nehmen wollte. Robert machte ſich aber nicht viel daraus;
die Verhältniſſe waren anders und die normänniſchen Fürſten
mächtiger geworden. Zu Wilhelm dem Eroberer ſchikkte er
die Aufforderung, ihm von neuem den Eid der Treue zu leiſten;
Wilhelm ſchrieb ihm aber ziemlich trokken, den Petersgroſchen
ſolle er gelegentlich erhalten, vom andern aber wiſſe er nichts;
zugleich geſtattete er keinem ſeiner Biſchöfe nach Rom zu reiſen.
Hier hatte es Gregor zu thun mit einem Manne von anerkannt
feſtem Charakter, und in ſeinen noch vorhandenen Briefen ſchärft
er ſeinen Geiſtlichen, welche nach England gingen, ein, den Mann
recht milde zu behandeln. Von allen dieſem erhielt Gregor nur
von Spanien her etwas; Barcellona ward wirklich päpſtliches
Lehen und wurde dem heil. Petrus mit einem Kanon von 6 Mark
Silbers übergeben.

Von ſeinen Händeln mit Deutſchland können wir nur das hierher gehörige, das kirchliche, hervorheben. Heinrich IV. hatte viel mit inneren Unruhen zu thun, beſonders mit den Sachſen und Schwaben, und hatte hier einige aufrühreriſche Biſchöfe gefangen genommen. Gregor ſchrieb an ihn, ſie frei zu laſſen und wieder einzuſetzen, damit ſie auf einer Synode gerichtet werden könnten. Das war aber die Folge der unglüklichen Verwirrung in Deutſchland, wo der Lehnsträger immer höher ſtieg, während es in Frankreich umgekehrt ging. Das Verhältniß der Biſchöfe als Reichsſtände zu ihrem Kaiſer und Oberherrn hatte mit den Synoden nichts zu thun. Eine allgemeine Concentrirung der Geiſtlichen konnte nur dadurch geſchehen, daß ſie ihre Beſizungen aufgegeben und bloß von den Einkünften gelebt hätten, dann hätte Gregor Recht gehabt; als Stände konnten ſie aber nicht anders als von ihres gleichen gerichtet werden, das heißt von ihren Fürſten. Heinrich weigerte ſich deſſen und berief 1076 die deutſchen Biſchöfe nach Worms, um den Papſt 1076 abzuſezen; ſie ſtellten ſich zahlreich ein und nur zwei Biſchöfe von Würzburg und Mez weigerten ſich zu unterzeichnen, weil ein Biſchof nicht abweſend und ohne Form abgeſezt werden könne. Sie hätten auch noch einen Grund mehr darin gehabt, daß ein Biſchof nicht außerhalb ſeines Kirchenſprengels könnte gerichtet werden; ein Patriarch ſollte auch nur auf einer allgemeinen Synode gerichtet werden, das war alſo auch unrechtmäßig. Freilich konnte bei dem zerriſſenen Zuſtande des Occidentes keine allgemeine Synode gehalten werden, eine neue Einrichtung mußte hier geſchehen; der Papſt war dagegen immer im Vortheil, er brauchte ſich nicht einmal auf den heiligen Petrus ſondern bloß auf ſein patriarchaliſches Verhältniß zu berufen.

Auch die lombardiſchen Biſchöfe hielten zu Pavia eine Verſammlung und erklärten Gregor für abgeſezt, als einen der tumultuariſch gewählt ſei und ſeine Functionen unrechtmäßig verwalte. Dieſe Beſchuldigung hatte ſeinen Grund in der heilſamen Strenge, die Gregor über den Clerus ausübte. Gregor ſuchte jezt einen alten Kirchengebrauch vor, alle Jahre zu Rom eine Metropolitanſynode zu halten. Das war etwas gutes, nur durfte dieſe nicht auf eine patriarchaliſche Gültigkeit Anſpruch machen, ſondern ſich bloß auf den römiſchen Kirchenſprengel beziehen. Dieſe Synode excommunicirte nun den Kaiſer, verbot ihm zu regieren und jedem ihm zu dienen. Das war beiſpiellos, es würde aber keine Wirkung gehabt haben, wenn nicht der Kaiſer eine ſo bedeutende Partei gegen ſich gehabt und nicht ſolche Schwäche gezeigt hätte. Der Biſchof Herrmann von Metz bat den Papſt auf dieſer Synode um Gründe, ſich gegen die Deutſchen zu vertheidigen. Gregor behauptete in ſeinem Vertheidigungsſchreiben an ihn, Chriſtus hätte Petrum zum Haupt der ganzen Kirche eingeſezt, da könnte alſo auch kein Kaiſer und König ausgenommen ſein. Gegen Wilhelm hatte er behauptet, Der Papſt müßte für alle Könige Gott Rechenſchaft geben; das war aber ein Scheingrund aus der Seelſorge hergenommen; und woher kommt die Parochie bloß des Papſtes über die Könige? Dann berief er ſich auf die Abſezung des fränkiſchen Königs Childerich, als ob dieſe vom Papſt Zacharias ausgegangen ſei; ferner auf das, was Ambroſius mit Theodoſius I. vorgenommen. Das war aber etwas ganz anderes; Ambroſius war da in ſeinem Kirchſprengel und Theodoſius für dieſe Zeit Mitglied jener Kirche. Außerdem erdichtete er noch Facta, daß der Papſt Gelaſius den Kaiſer Arcadius ſollte abgeſezt haben. Er behauptete endlich, Wenn auch ſein Urtheil unrecht ſei: ſo müßte doch Heinrich in aller Demuth mit ſeinem Rechtsverhältniſſe hervortreten und um ſeine Losſprechung nachſuchen *).

Heinrich war in einer mißlichen Lage, die Sachſen und Schwaben hatten ein bedeutendes Heer gegen ihn aufgeſtellt, und 1076 1076 wurde nun eine Verſammlung von vielen Fürſten und Biſchöfen aber auch abgeſandten Gregors zu Tribur über die Abſezung Heinrichs gehalten. Es wurde endlich eine Art von Vermittlung getroffen: der Kaiſer ſollte ſich freiwillig aller Handlungen als Kaiſer enthalten, bis der Papſt nochmals über ihn

---

*) Eine erſt nach Gregors Tode verfaßte Gegenſchrift zeigt das richtige und lehrt, daß Losſprechung vom Eide ein Mißbrauch des göttlichen Namens ſei. Schl.

würde entſchieden haben; das war eine große Demüthigung. Aber Heinrich, ſo ſchwach er war, ſo leicht nahm er nun die Sache. Gregor ſollte innerhalb eines Jahres nach Deutſchland kommen, Heinrich glaubte aber, er würde zu lange zögern und zog es vor ſelbſt nach Italien zu gehen, nicht wiſſend, welche ſtarke Partei der Papſt in Italien ſelbſt gegen ſich hatte. Man nahm ihn hier überall als König auf; Gregor, der ſchon unterweges war, erſchrak, weil er Heinrich fürchtete, und zog ſich auf das Schloß Canoſſa zurükk. Heinrich bequemte ſich hier zu der bekannten Buße, nachher aber nahm alles bald wieder ſeinen alten Gang. Die italieniſchen großen mit denen Heinrich den Papſt leicht hätte in die Enge treiben können, und wobei die lombardiſche geiſtliche Partei das Centrum war, waren empört über dieſe Demüthigung und zogen ſich vom Kaiſer zurükk; es half ihm dieſe daher auch nichts. In Deutſchland wurde bald darauf **Rudolph von Schwaben** zum Gegenkaiſer erwählt und zugleich die Erblichkeit aufgehoben. Der Papſt machte ſich den bürgerlichen Krieg zu Nuze, ſchrieb, Er behalte ſich vor über die Sache zu entſcheiden, weil das die wichtigſte Kirchenangelegenheit ſei, unterdeſſen möchten ſich beide Kaiſer der kaiſerlichen Functionen enthalten; Ungehorſam gegen den apoſtoliſchen Stuhl erklärte er für Abgötterei. Da Rudolph, dem Rechte nach der ſchwächere, im Inveſtiturſtreit ihm nachgab, excommunicirte er Heinrich 1080 aufs neue. Auf der erſten oder zweiten Synode [illegible] zu Rom hatte Gregor es nämlich für eine Simonie erklärt, wenn ein Geiſtlicher von Laien ſein Amt annehme. Der bisherige Gebrauch war der geweſen, Der Biſchof wurde gewählt, zuweilen auch vom Kaiſer eingeſezt; der gewählte wurde dann vom Kaiſer mit Ring und Stab belehnt, und durfte nun erſt die geiſtlichen Functionen verrichten. Später kam dazu das Pallium vom römiſchen Biſchofe aus, das war, wenn man es auf einen alten Gebrauch zurükkführt, das Schreiben jedes Geiſtlichen an ſeinen Metropoliten. Gregor ging darin noch weiter, dies bloß für eine Beſtätigung auszugeben; er wollte, daß das geiſtliche ganz unabhängig vom weltlichen ſei, denn es war ſeine gewöhnliche Formel, So wie die Seele und der Leib zwar verſchieden ſeien: ſo ſei es auch das geiſtliche und weltliche; ſo wie aber der Leib das nothwendige Organ der Seele ſei und ihm diene: ebenſo auch das weltliche dem geiſtlichen.

Viele von den Anlagen Gregors, wenn auch dem Urſprunge
und der Idee nach geiſtig, nahmen zulezt alle eine weltliche und
1081 ſehr gehäſſige Geſtalt an. Nachdem der Kaiſer Rudolph 1081
in Deutſchland nach einer Schlacht geſtorben war, ſchrieb er einen
Homagialeid an den Biſchof Otto von Oſtia, ſeinen Legaten
auf der Kirchenverſammlung zu Quedlinburg, wo alle Biſchöfe
von Heinrichs Partei in den Bann gethan wurden; den Eid
ſollte der neue deutſche König der römiſchen Kirche leiſten. Das
war freilich in ſeinem Urſprunge nichts anderes, als der Kaiſer
ſollte ſich ihm in allen geiſtlichen Dingen unterwerfen; nun wurden
aber alle weltlichen Dinge und die ganze Regierung mit zu den
1084 geiſtlichen Dingen gezählt. Während auf Gregors Betrieb 1084
Herrmann von Luxemburg zum Kaiſer gewählt wurde,
ließ Heinrich IV. Gregor von neuem entſezen und den Biſchof
von Ravenna zum Gegenpapſt als Clemens III. wählen. Heinrich
zog nach Italien, eroberte Rom und ließ ſich von Clemens
krönen. Robert Guiscard, Gregors Bundesgenoſſe, nahm
Rom zwar wieder, aber Gregor flüchtete und ſtarb zu
1085 Salerno 1085.

Die Grundſäze, von denen Gregor ausging, waren ſchon früher ausgeſprochen, und er war nicht ſo korrumpirt und ſchlecht wie ſeine Vorgänger und Nachfolger, und das hat ſein Apologet auch ſehr gut ausgeführt. Sein ſpäterer proteſtantiſcher Apologet Voigt in Königsberg iſt davon ausgegangen, daß bei Gregor immer kirchliche Abſichten zum Grunde lagen. Das iſt freilich wahr, nur die Art, wie er ſie ins Werk ſezte, war falſch, und der gröbſte Egoismus, wenn auch nur in Rükſicht auf die

Dignität der Kirche, iſt bei ihm doch nicht zu läugnen *). Der Grund zu allen dieſen Vermiſchungen war die Art der Conſtitution der modernen Staaten. Das ganze Syſtem des Gregor war alſo nur ein Product der Zeit, und es mußte ſich auch eine ſtarke Reaction dagegen ſinden. Dazu war aber der Zeitpunkt noch nicht da, erſt unter Gregors Nachfolgern geſchah dies.

Clemens III. war vom römiſchen Clerus und der Stadt Rom anerkannt worden, ſeine Wahl war geſetzmäßiger als die des Nachfolgers Gregors von der anderen Partei. Nach Salerno hatten ſich nämlich mehrere Cardinäle und Geiſtliche begeben, und dieſe baten Gregor ſich einen Nachfolger zu bezeichnen; er machte mehrere namhaft, den Abt Deſiderius von Monte Caſſino, den Erzbiſchof Hugo von Lyon, und beſonders den Biſchof von Oſtia Otto aus dem Kloſter Clugny. Die anweſenden Biſchöfe vereinigten ſich gegen die Verordnung von Nicolaus zur Wahl des Deſiderius, eines ſtrengen Anhängers von Gregor; dieſer ſchlug es aber aus und zog ſich in ſein Kloſter zurükk. Als er aber nach Salerno zurükkam, wurde er doch gewählt und nannte ſich **Victor III.** Er enthielt ſich jedoch aller Amtshandlungen, bis 1087 Ausſicht war Rom zu gewinnen; er eroberte einen 1087
Theil der Stadt und darunter die Peterskirche; den größten Theil hatte Clemens inne. So gab es in Rom ſelbſt zwei fungirende Päpſte. Victor war in der Peterskirche wie in einem Caſtell, ſtarb aber in demſelben Jahre. Die Gegenpartei hätte daher wol Clemens wählen können, aber eine von Mathildis veranſtaltete Synode zu Terracina, wo nur drei Cardinäle zugegen waren, die übrigen waren fremde Kleriker, wählte Otto von Oſtia, der als Legat in Deutſchland und Frankreich mit großer Energie das Syſtem Gregors geltend gemacht hatte, unter dem Namen **Urban II.** Daß von der Geiſtlichkeit ſelbſt die Ordnung Ni-

---

*) In ſeiner Dictatur, die alle ausſchweifende Anſprüche enthält, knüpfte er unter andern zuerſt den Namen Catholicus an die Unterwerfung unter die römiſche Kirche. Schl.

colaus' II. verlezt wurde, kam daher, daß die Gregorianer es dem Nicolaus übel nahmen, daß die Beſtätigung vom deutſchen Kaiſer geholt werden ſollte.

Seit Nicolaus II. waren gegen die Ehe der Geiſtlichen viele Schritte gethan. Nicolaus II. hatte 1059 verordnet, kein Geiſtlicher ſollte Meſſe leſen, der eine Beiſchläferin, d. h. eine Ehefrau, habe. Ebenſo hatte Alexander II. 1067 die Entſezung jedes Geiſtlichen verordnet, der öffentlich eine Frau hielte; wer nur aus Schwachheit fehlte, ſollte auch nur vorübergehend büßen. Gregor VII. hatte ein förmliches Eheverbot gegeben, fand aber den ſtärkſten Widerſtand. In Deutſchland kam es auf einer Synode zu Erfurt zu ſolchen Thätlichkeiten, daß der vorſizende Erzbiſchof von Mainz ſeines Lebens nicht ſicher war; ſie wollten keine Synode mehr unter ihm halten. Biſchof Otto von Conſtanz begünſtigte in ſeinem Sprengel die Prieſterehe, und Abmahnungsſchreiben Gregors an die Geiſtlichen deſſelben, ihm nicht zu gehorchen, halfen natürlich gar nichts. Auch in Italien ſelbſt war der mailändiſche und ravennatiſche Clerus noch immer verheirathet.

Urban II. erklärte gleich in ſeinem Antrittsſchreiben unverholen, er werde nur nach den Grundſäzen Gregors VII. handeln. Einzelne Kleriker erhoben ſich aber immer noch gegen den angemaßten Primat des Papſtes, und in ganz England wurde vom Streite über die Inveſtitur keine Notiz genommen, ja
1095 von Wilhelm II. weder Urban noch Clemens bis 1095 anerkannt. Es war um dieſe Zeit ein berühmter Mann Anſelmus, aus dem Kloſter Bec in der Normandie, Schüler Lanfrancs, Erzbiſchof von Canterbury geworden, und Wilhelm verbot ihm ſein Pallium von Urban anzunehmen und ihn anzuerkennen. Anſelmus verſuchte, weil er ſich der Appellation an den Papſt nicht entſchlagen wollte, ſeine romaniſtiſchen Grundſäze gegen Klerus und König zu behaupten, mußte aber endlich England verlaſſen.

Urban wurde von **Clemens** hart bedrängt und auch in
Deutſchland blieben nur wenig Biſchöfe auf ſeiner Seite, bis die
Römer 1089 Clemens verjagten *). Indem Urban nun den Fuß- 1089
apfen Gregors nachging, ſuchte er **Conrad** den älteſten Sohn
Heinrichs IV., welcher 1090 wieder nach Italien gezogen war, 1090
egen den Vater zur Empörung zu reizen. Das that dieſer;
ber gleich nach ſeiner Königswahl, nachdem er 1093 zu Monza 1093
ekrönt worden, gab er dem Erzbiſchof von Mailand die Inve-
itur, ohne den Papſt zu fragen, und dieſer hatte alſo nichts ge-
onnen; die Verhältniſſe blieben dieſelben auch bei verbündeten
erſonen. Papſt Urban hatte noch andre ſehr böſe Händel mit
em Könige **Philipp** I. von **Frankreich**. Dieſer wollte ſich
on ſeiner Gemahlin trennen, als von einer zu nahe verwandten,
nd entführte dann die Gräſin von Anjou ſeinem Vetter und
eß ſich mit ihr trauen. Der Papſt that dafür ihn und den
Biſchof, der ihn getraut hatte, auf einer Kirchenverſammlung zu
utun, wo auch der Bann gegen Heinrich IV. wiederholt wurde,
den Bann. Wegen politiſcher Verhältniſſe gab der König
ach, verſprach ſich zu beſſern und erhielt die Abſolution; da er
ber ſein Wort nicht hielt, wurde er auf der Synode zu **Cler-
ont** von neuem excommunicirt und ſeinen Geiſtlichen verboten,
m Könige den Vaſalleneid zu leiſten. Dies thaten aber die
eiſtlichen ſelbſt nicht, weil ſie ſich ſonſt allen königlichen Schuz
i den damaligen Fehden entzogen hätten. — In **Unterita-
en** hatte ſich Urban einen Legaten ernannt, ohne den norman-
iſchen Fürſten darum zu befragen. Da dieſer aber murrte, und
ban ſeines Schuzes nicht entbehren konnte: ernannte er den
rafen Roger von Sicilien ſelbſt zu ſeinem erblichen Legaten.
an nennt dies, weil er beide Gewalten vereinigte, monarchia
cclesiastica Siciliae. — In **England** waren noch Streitig-

) Urban entſchied, der Meuchelmord eines **Schiſmatikers** ſolle nur mit
einer ſchiklichen Genugthuung gebüßt werden. Schl.

keiten über die Inveſtitur, wo aber König Wilhelm II. ſehr ſein Recht behauptete; der engliſche Klerus wollte auch keine Legaten haben. Nach Wilhelms II. Tode kam aber mit Heinrich I. Anſelm zurükk, und da erneuerten ſich die Inveſtiturſtreitigkeiten, indeß ſtarb Urban, und der neue Papſt Paſchalis II., aus dem Kloſter Clugny, ließ mit ſich unterhandeln. Da aber Anſelm den geſandten mehr nachgab, als ihm aufgetragen worden war: wurde ihm die Rükkehr verweigert, und keiner von den ausgemachten Punkten angenommen. Anſelm ſöhnte ſich aber mit Heinrich durch deſſen Schweſter Adelheid von Blois wieder aus; der König enthielt ſich der Inveſtitur als Berechtigung zu geiſtlichen Functionen und behielt ſich den Homagialeid vor, ließ aber die früher abgeſezten Biſchöfe wieder einſezen.

1099 Als Urban 1099 ſtarb[a], lebte Clemens III. noch, dieſer
1100 ſtarb aber 1100. Dennoch gab es keine Ruhe; es wurden dem Paſchalis II. in kurzer Zeit drei Gegenpäpſte entgegengeſtellt, welche aber bald unterdrükkt wurden. Paſchalis, nachdem er den Leichnam des Clemens III., der in den Geruch gekommen war, Wunder gethan zu haben, hatte ausgraben und wegwerfen laſſen — ein ſtarkes Mittel gegen die Wunder — nahm den Streit gegen Philipp wieder auf und ließ den König 1100 auf einer Synode zu Poitiers mit Widerſpruch vieler Geiſtlichen und Fürſten in den Bann thun. Der Pöbel warf die Legaten zwar mit Steinen, durch ihre Standhaftigkeit und ihr ehrwürdiges Anſehen behaupteten aber dieſe ihren Plaz; der König mußte nachgeben und ſich der Kirchenbuße unterwerfen. Dies geſchah auf
1107 einer Synode zu Troyes 1107.

Auf dieſer fanden ſich auch Geſandte vom Kaiſer Heinrich V. ein, um wegen der Inveſtitur zu unterhandeln. Der

---

[a] In demſelben Jahre hatte ſich ihm erſt Rom ganz unterworfen. — 1098 hatte er die Kirchenverſammlung zu Bari gehalten, wo über Vereinigung mit den Griechen unterhandelt wurde und Anſelm den Bann gegen ſeinen König verhinderte. Schl.

Papſt gab aber nichts nach, ſondern behauptete, wenn die Kleriker die Inveſtitur nicht behaupteten: ſo ſei Chriſtus umſonſt geſtorben. Die Sache wurde vertagt auf Rom. Heinrich wollte den Streit durch Gewalt der Waſſen endigen, und rükkte nach Italien. Paſchalis ſchikkte nun Geſandte über Geſandte, und es wurde 1111 ein Vergleich zu Sutri geſchloſſen, worin der Kaiſer 1111 ſich zu Entſagung der Inveſtitur bereit erklärte, dafür mußte aber die Kirche alle Grundſtükke und alle Rechte und Einkünfte aus Regalien aufgeben und nichts als den zehnten und freiwillige Gaben behalten. An die römiſche Kirche war dabei natürlich nicht gedacht. Das war eine vernünftige Entſcheidung, nun brauchte man nicht mehr zu inveſtitiren. Daß dies Paſchalis zugab, zeigt, daß er die Sache rein kirchlich nahm; allein die hohe deutſche Geiſtlichkeit, die dadurch ihre Kronlehen verlor und an den Bettelſtab gerieth, nahm den Vertrag nicht an. Der Kaiſer konnte den Vergleich eingehen, denn er ſah wol ein, daß wenn der Vergleich angenommen wurde, er nichts verlor, und wurde er nicht angenommen: ſo ſchlug ſich die Geiſtlichkeit auf ſeine Seite für die Inveſtitur. So brach der Krieg wieder aus, der Papſt wurde gefangen genommen, gab in einem neuen Vergleich (1112) die Inveſtitur zu und mußte verſprechen den Kaiſer dafür 1112 nicht zu excommuniciren.

Paſchalis wollte ſelbſt nicht wortbrüchig ſein, aber um die Sache los zu werden, gab er zu, daß das Inveſtiturverbot beſtätigt und der Vertrag von 1112 als erzwungen und ungültig widerrufen werde; er überließ die Durchführung der Sache den anweſenden Cardinälen, welche den Vertrag für ungültig erklärten. So ſtellte er ſich theilweiſe unter ſie, und konnte die eingenommene Stellung nicht behaupten; er erklärte ſich nur als einen primus inter pares, und gab ihnen einen bisher neuen Antheil an der Kirchenregierung, denn ſie konnten eigentlich keinen Beſchluß faſſen ohne den Papſt. So hatte ſchon Gregor VII. die regelmäßigen römiſchen Synoden eingeführt, worin das lag, daß

kein Papſt ſelbſt etwas ändern könnte von dem, was ein früherer
feſtgeſtellt hatte. Das Verfahren des Paſchalis war alſo ein unwürdiges
Spiel mit Verträgen und der Verfaſſung, auch wäre
es übel abgelaufen, wenn nicht Heinrich ſtets mit inneren Unruhen
zu kämpfen gehabt hätte. Auf einer Synode in ſeinem burgundiſchen
Reiche ward die Laieninveſtitur für ketzeriſch erklärt
und der Kaiſer ſelbſt excommunicirt, was der Papſt troz ſeines
Verſprechens beſtätigte. Er ſtekkte ſich hinter dieſen Vorwand,
daß andere ihn excommunicirt hätten, nicht er. Eine Synode zu
Rom excommunicirte den Kaiſer ebenfalls, und der Papſt beſtätigte
es wieder. Doch wäre die Wortbrüchigkeit für den Papſt
beinahe übel abgelaufen, denn nach einigen Jahren, als die Markgräfin
1115 Mathildis 1115 geſtorben war, ging Heinrich 1116 nach
Italien ihre Länder zu übernehmen.

1118 Unterdeß ſtarb Paſchalis II. 1118; man wählte einen anderen
Papſt, ohne den Kaiſer zu fragen, Gelaſius II., der aber
vor dem Kaiſer bald nach Frankreich fliehen mußte. Der Kaiſer
1119 ließ einen anderen (1119) wählen, Gregor VIII., welcher als Erzbiſchof
von Braga ihn gekrönt hatte. Gelaſius ſtarb 1119 in
Clugny, und die ſechs Cardinäle ſeines Gefolges wählten den ſonſtigen
päpſtlichen Legaten in Frankreich, Guido Erzbiſchof von
Vienne als Calixtus II. Er war mit dem Könige von Frankreich
und dem Kaiſer verwandt, was dieſer Winkelwahl einige
Garantie gab, aber der urſprüngliche Begriff eines römiſchen
Biſchofs im Begriffe der päpſtlichen Monarchie war hier durchaus
verloren gegangen; er war ex parte infidelium, d. h. außerhalb
ſeines Kirchenſprengels gewählt von ſolchen, die ſich für
ſeinen Sprengel nicht intereſſiren konnten.

Erſtes ſcholaſtiſches Zeitalter.

Bisher haben wir Anſelmus Erzbiſchof von Canterbury kennen gelernt in Bezug auf die kirchliche Verfaſſung als

einen Vertreter der Rechte der Biſchöfe und ihrer Unterordnung
unter den römiſchen Patriarchen, und er hatte immer das conſtanteſte
Beiſpiel gegeben dieſe Autorität gegen die weltliche zu
behaupten. Er trat nun aber eben ſo ſtreng auf in anderer Beziehung
gegen ſeinen Monarchen. Er war zu Aoſta geboren und
hatte früher in ſeiner Jugend, als er Lanfrancs Schüler war,
geſchwankt, ob er Mönch oder Einſiedler werden oder ob er nach
ſeines Vaters Tode ins bürgerliche Leben zurücktreten ſollte, und
er entſchied ſich auf Rath des Biſchofs von Rom zum Mönchsleben
im Kloſter Bec, wo er Prior und Scholaſticus, nachher
Abt wurde; die weltliche Herrſchaft darüber hatte er einem anderen
übergeben, ſich ſelbſt nur die Leitung des Unterrichts vorbehalten.
Aber in Angelegenheiten dieſes Kloſters durch Verbindung
der Normandie mit England reiſte er nach dem letzteren
Lande, dort regierte ſeit 1087 Wilhelm II. Rufus, Sohn Wilhelm 1087
des Eroberers, der in kirchlichen Dingen ſehr leichtſinnig
gehandelt und viele Bisthümer und Abteien, als ſie erledigt waren,
unbeſetzt gelaſſen hatte, um deren Renten zu ziehen. Das
Erzbisthum von Canterbury war nach Lanfrancs Tode auch unbeſetzt
geblieben. In einer tödtlichen Krankheit wurde der König
aber bewogen die geiſtlichen Stellen wieder zu beſetzen, und da
wurde Anſelmus wider ſeinen Willen 1093 zum Erzbiſchof von 1093
Canterbury eingeſetzt. Der König genas nachher, und Anſelm
blieb mit dem Könige beſtändig im Streit über das Unbeſetztſein
mehrerer geiſtlicher Stellen; auch entſtand der Streit über ſein
Pallium aus Rom zur Zeit Urbans II., den Wilhelm II. nicht
anerkannte. Dieſer wurde vermittelt durch den päpſtlichen Legaten,
der 1095 das Pallium mitbrachte, und den König für Urban 1095
II. gewann. Nach Wilhelms II. Tode folgte Heinrich I.,
von dem ſich Anſelmus aufs neue ſollte belehnen laſſen; der Erzbiſchof
weigerte ſich aber die neue Inveſtitur anzunehmen, da dem
Könige dieſelbe von Rom aus verboten ſei. Es war das bei
ſeiner Wahl freilich auch ſchon der Fall geweſen, nur war es

damals tumultuariſch dabei hergegangen; oder er iſt auch vielleicht erſt ſpäter entſchieden auf die päpſtliche Seite übergetreten.

Vorzüglich iſt an ihm ſeine litterariſche Thätigkeit wichtig, einmal die *dogmatiſche*, dann die *philoſophiſche*, welche plözlich wie aus nichts durch ihn hervorkommt. Man ſieht ihn an als den *erſten Scholaſtiker*; dies iſt halb wahr. Die erſten Keime der ſcholaſtiſchen Theologie werden nämlich gewöhnlich in *Anſelm* und *Roscellin* angenommen, als ſolchen die den *Realismus* und *Nominalismus* repräſentiren. Dies iſt aber mehr der Gegenſaz der ſcholaſtiſchen Philoſophie als der ſcholaſtiſchen Theologie, der eigentliche theologiſche Gegenſaz hat aber mit dieſem philoſophiſchen nichts zu thun. Anſelm ſprach ſich gegen das nominaliſtiſche aus, von der theologiſchen Seite aber erklärte er ſich für die Untrüglichkeit alles deſſen, was als Fortſezung der Kirche angeſehen werden könne. Roscellin hatte in die Theologie das Prinzip der freien Kritik gebracht; dies Kriterium kam aber in der Theologie auch im umgekehrten Verhältniß vor. Die Benennung dieſer Periode der Theologie, *Scholaſtik*, hat auch eigentlich nichts mit dieſem Gegenſaz zu thun, ſondern dieſe iſt rein das äußere Verhältniß betreffend, unter welchem dieſe wiſſenſchaftliche Darſtellung vorkam und wodurch auf gewiſſe Weiſe ihre Methode bedingt wurde.

Was nun der Ausdrukk ſcholaſtiſche Theologie und ſcholaſtiſche Philoſophie eigentlich bedeute, darüber iſt man uneins. Es gab offenbar kein anderes Erhaltungsmittel der wiſſenſchaftlichen Tradition als die mit den Klöſtern verbundenen Schulen; es gab nämlich faſt keine anderen Schulen als dieſe. Diejenigen, welche die ſich dem geiſtlichen Stande widmenden leiteten, hießen Scholaſtici, und in jedem größeren Kloſter war immer Einer, welcher die Mönche unterrichtete, um ſie über den großen Haufen der Laien zu erheben. In dieſen Schulen nun wurden gelehrt die weltlichen Wiſſenſchaften und die theologiſchen, die weltlichen in dem *Trivium* und *Quadrivium*; die *Dialektik* auf der einen Seite, die Muſik auf der andern wurden immer mehr Hauptſache. Die letztere fand ihre Anwendung im Cultus, die Dialektik und Grammatik a) war von der andern Seite das Fundament aller weitern Bildung. Neben dieſen wurden die theologiſchen Wiſſenſchaften gelehrt, exegetiſche Vorträge gehalten, Sammlungen von den Erklärungen der Kirchenväter, beſonders auf die lateiniſchen beſchränkt. Dadurch verlor die Schriftauslegung freilich alles eigenthümliche, und der Anfang der ſcholaſtiſchen Theologie iſt ſo der Untergang der Schriftauslegung geworden. Bei der dogmatiſchen Seite war ſeit langer Zeit Auguſtin der allgemeine Typus, dem man folgte. Die Hauptpunkte, in denen die ganze Lehre zuſammengefaßt war, waren 1) die Trinität, Menſchwerdung des Sohnes Gottes und das Verhältniß der Naturen und Perſon Chriſti. 2) Die Lehre von der Gnade und dem freien Willen, wozu die ganze Prädeſtinationslehre gehörte. 3) Die Lehre von den Sacramenten, die erſt neuerlich wieder durch Paſchaſius und Berengar eine dogmatiſche Geſtalt gewonnen hatte. In dieſe wurde aufgenommen die ganze Theorie und Auslegung des chriſtlichen Cultus, deſſen Centrum der Meßkanon ſchon ſeit langer Zeit war. Dies war die ganz allgemeine Form, welche ſchon ſeit dem Zeitalter des Auguſtin eigentlich zu datiren iſt, und nach welcher ſeit Karl dem Großen die Bildungsanſtalten unter den germaniſchen Völkern angeordnet waren.

Was nun die rein weltlichen Wiſſenſchaften betrifft: ſo ward die Medicin nur empiriſch getrieben. Gerbert, der nachherige Sylveſter II., war wißbegierig zu den ſpaniſchen Arabern gegangen, von wo er mathematiſche und naturhiſtoriſche Kenntniſſe, die den Franken fremd waren, mitbrachte, aber erſt ſpäter gewan-

---

a) Bei der Grammatik hätte man wol zuerſt an die Anwendung derſelben auf die Schriftauslegung zu denken, aber die Stunde derſelben war jetzt noch nicht gekommen. Man ſchloß ſich meiſt an die Vulgata an; die griechiſche Kenntniß war ſehr ſparſam, hebräiſch noch weniger zu finden.

nen die Araber einen allgemeinen wiſſenſchaftlichen Einfluß. Die Hauptſache war immer die Theologie. Das **kanoniſche Recht** war auch vom Recht die Hauptſache; es waren viele Geſezſammlungen fortgeſezt und erneuert worden, wo überall die kirchlichen Geſeze die Hauptſache bildeten, es waren auch die meiſten adminiſtrativen Geſeze in Beziehung auf das Verhältniß der weltlichen und geiſtlichen Macht gegeben; das Rechtſprechen war ein empiriſches, die römiſchen Rechtsſchulen entſtanden erſt nach einiger Zeit.

So erklärt ſich nun der Name Scholaſtiker aus dem Urſprunge; aber dieſer Form wegen war ſchon lange jeder gelehrte ein Scholaſticus genannt; ein Beiſpiel davon iſt **Scotus**, der nie einer ſolchen Schule vorgeſtanden. Aber geht man von dieſer Ableitung aus: ſo würde man auch mit Unrecht ſcholaſtiſche Theologie oder ſcholaſtiſche Philoſophie als eine beſondere Sekte anſehen. Bedeutet ſcholaſtiſch das wiſſenſchaftliche: ſo iſt dieſer Zuſaz überflüſſig; höchſtens bei der Theologie, da der Gebrauch dieſes Wortes nicht beſtimmt war; oft bedeutete es ſo viel als Religioſität. Daß nun die ganze Entwikklung der ſcholaſtiſchen Theologie erſt jezt erfolgte, müſſen wir nicht ſo anſehen, als ob etwas neues entſtanden wäre, ſondern ſie war bisher nur zurükkgedrängt durch das Beſtreben der Verbreitung des Chriſtenthums. Nun war es nächſtdem der weltliche Charakter, den die Geiſtlichkeit bekommen hatte, welcher ſie mehr zu weltlichen Beſtrebungen hinlokkte und verurſachte, daß die bedeutendſten geiſtlichen Stellen mit ſolchen oft beſezt wurden, die kein geiſtliches Beſtreben hatten. Nun aber auf der einen Seite die expanſive Thätigkeit zur Ruhe gekommen, auf der andern Seite mehr Ruhe eingetreten war, konnte dieſe ſogenannte ſcholaſtiſche Richtung mehr zum Vorſchein kommen. Die Produktivität zeigt ſich jezt wieder in größerem Maße; es fängt die Zeit an, wo die Bemühungen, die ſeit Karl dem Großen auf dieſe Seite waren gewendet worden, erſt anfingen Frucht zu tragen.

Was nun aber die Anknüpfung dieſes Anfangspunktes an **Anſelmus** betrifft: ſo iſt das richtig, ſofern von Philoſophie die Rede iſt, nicht von Theologie. Schon dem Berengar war vorgeworfen worden, die Sache dialektiſch behandelt zu haben; alſo dieſe Behandlung der theologiſchen Fragen iſt älter. Auch Lanfranc, der nie etwas auf dem Gebiete der eigentlichen Philoſophie geleiſtet hat, aber ſchon ſehr das ſyllogiſtiſche Verfahren anzuwenden ſuchte, hieß allgemein ein Dialektiker. Es war dies der ganze Typus der Schule in Bec, ſchon als Anſelm hinkam, daß die theologiſchen Fragen alle dialektiſch behandelt wurden. Sieht man es als die allgemeine Form der ſcholaſtiſchen Theologie an, die theologiſchen Gegenſtände zu behandeln unter der Form einzelner Fragen, die in einen Complexus verbunden werden, nachdem darüber disputirt iſt: ſo iſt dieſe Methode auch bis auf Auguſtinus zurükkzuführen. Sie wurde veranlaßt durch den Mangel an ſyſtematiſcher Form und an Zuſammenhang in den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen auf dem theologiſchen Gebiete. So wurden viele Discuſſionen dadurch eröffnet, daß Einer einem einzelnen Lehrer eine jede wichtige Frage vorlegte; ſo konnte aber nie ein Gegenſtand methodiſch und ſyſtematiſch auf ſeine Prinzipien geführt werden, es blieb ein atomiſtiſches Verfahren, wo der Gegenſtand in beliebige kleine Theile zerlegt wurde, die man zu einem Aggregate vereinigte. Auch ſpäter, wo man mehr ſyſtematiſch zu verfahren begann, iſt das die untergeordnete Form geweſen: ſo in den Dogmatiken noch lange nach der Reformation. Das hatte ſich alſo allmählich gebildet, tritt aber hier erſt recht hervor, wo die Thätigkeit wieder mehr dafür erregt worden war. Daß es ſich ſo gebildet, liegt daran, daß das eigentlich wiſſenſchaftliche Element ſo gut als nicht vorhanden war, daß es keine eigentliche Philoſophie mehr gab. Da nun mit Anſelm zuerſt wieder ein wirkliches Philoſophiren hervortritt: ſo hätte das eher können ein Gegengewicht werden gegen die unvollkommene ſcholaſtiſche Methode, aber es war nicht mächtig genug; wenn auch die ſpäteren Scholaſtiker oft viel ſpekulatives Talent zeigten: ſo konnte es doch nicht ſiegen über dieſe unvollkommene traditionell gewordene Form.

Wie unterſcheiden wir nun die ſcholaſtiſche Theologie und Philoſophie? Beſonders macht Anſelm dieſe Beſtimmungen ſchwer, da er in beiden Gebieten von denſelben Prinzipien ausgeht. Vorläufig nehmen wir zur Theologie das, was aufs kirchliche zurükkgeht, zur Philoſophie, wo das nicht der Fall iſt, wenn die Gegenſtände auch noch ſo theologiſch ſind. Anſelms Hauptwerke erläutern das; es ſind zwei philoſophiſche Schriften, Monologium und Proslogium, beide haben es zu thun mit Beweiſen für das Daſein Gottes, alſo der Gegenſtand betrifft die Fundamente aller Theologie, aber die Betrachtung trennt ſich vom kirchlichen los, und bleibt im reinen und iſolirten Gebiete der Kombination von innen heraus. Sein theologiſches Hauptwerk iſt, Cur deus homo? Hier geht er überall auf das kirchliche zurükk; die beſtimmte Form der Erlöſung iſt hier als eine Nothwendigkeit dargeſtellt, und dadurch auch etwas rein chriſtliches zugleich philoſophiſch; es iſt eine wirkliche Deduction, aber auf eine in der Offenbarung gegründete Thatſache zurükkgehend. Wie viel nun hierbei in der theologiſchen Behandlungsweiſe verfehlt und wie das philoſophiſche religiös iſt, wird eine kleine Analyſe erklären. Anſelm geht für beide Klaſſen von Productionen von dem Prinzipe aus, daß er den Glauben als das urſprüngliche und erſte ſezt, und dies auch bei den Beweiſen für das Daſein Gottes ſo wie über die Erlöſung; non intelligo, ut credam, sed credo ut intelligam, war ſein Symbol. Bald nachher wurde das Prinzip umgekehrt, es geht zurükk auf den alten Unterſchied von πίστις (credo) und γνῶσις (intelligo). Ich glaube, aber ich will einſehen, was ich glaube; jenes aber als das urſprüngliche. Alſo gehört er nicht zu denen, die davon ausgehen, daß der Glaube die Tochter der Theologie ſei, oder ſcholaſtiſch ausgedrükkt, welche erſt einſehen wollen, damit ſie glauben können und den Glauben andemonſtriren. Der Glaube, der überall ſeiner Speculation zum Grunde liegt, iſt auch nichts anderes als das ſeiner Frömmigkeit zum Grunde liegende. Wäre er dabei ſtehen geblieben, den Gedanken des göttlichen Weſens recht daraus zu entwikkeln, ſo daß ſeine dialektiſche Auseinanderſezung denſelben Inhalt nur in einer anderen Form gehabt hätte, nämlich das was in ſeinem Gemüthe Glaube war: ſo wäre es richtig geweſen. Aber indem er meinte, intelligere ſei ein demonstrare, beweiſen auf ſyllogiſtiſche Weiſe, wie man es mit einzelnen Säzen thut: fehlte er in Bezug auf die Behandlung dieſer allumfaſſenden Gegenſtände. Er fand auch darin ſeinen Gegner, deſſen Beweis Carteſius ſpäter wiederholte.

Wenn ſein Beweis über das Daſein Gottes iſolirt wäre: ſo würde man ein Mittel haben, des Anſelmus Philoſophie und Theologie zu ſondern, aber auch dieſen Beweis entwikkelt er nach der Trinität; Philoſophie und poſitiv chriſtliches iſt durchaus bei ihm Eins. Wenn wir ihn alſo als einen neuen Anfangspunkt einer Entwikklung anſehen: ſo iſt zu ſagen, Durch ihn iſt ein Zuſtand begründet, in dem Philoſophie und Theologie Eins ſein ſollen. Nach der Reformation ſehen wir beides deutlich geſchieden; das ſcholaſtiſche Zeitalter iſt das Einsſein von dieſen beiden, von denen ſich das eine nachher als Philoſophie, das andere als poſitive Theologie ſonderte.

Anſelms Prinzipien finden wir in drei Hauptformen, 1) credo ut intelligam, „ich glaube, aber nachher will ich es auch verſtehen; gelingt mir aber lezteres nicht: ſo gebe ich das erſtere nicht auf.“ 2) Dem Glauben muß die Erfahrung vorangehen, credo postquam expertus sum; qui non expertus est, non credidorit, alſo zurükkgegangen auf das urſprünglich innere. 3) Was in der katholiſchen Kirche geglaubt wird, darüber kann und ſoll man nicht fragen, ob es ſo ſei, ſondern bloß, wie es ſei. Dieſe Formel erhellt nun das credere und intelligere mehr, Man ſoll nichts intelligere, was nicht vorher geglaubt worden iſt; wenn nun aber dem credere die innere Erfahrung vorangehen ſoll, das credere aber intelligere iſt: ſo muß ſein intelligere eben auf der Erfahrung der katholiſchen Kirche begründet ſein. Anſelm geht davon aus, daß die Kirche das vor der Erfahrung der einzelnen hergehende ſei; allein in der anfangenden chriſtlichen Kirche konnte doch nicht die Erfahrung des einzelnen von einem ſchon vorhandenen Complexus der Lehre abhängen. Das Verhältniß des Katholicismus zum Proteſtantismus iſt das, daß beide von ganz verſchiedenen Prinzipien über die Kirche ausgehen; dennoch ſind auch dieſe erſten Beſtimmungen die erſten Spuren des eigentlichen Katholicismus in der Geſtalt eines Prinzips, unbewußt war es freilich ſchon längſt in der Praxis vorhanden. Das ſcholaſtiſche, was ſich in der Form von quaestiones und disputationes über ſie zeigt, war nicht in ihm allein und in ihm zuerſt, ſondern da ſtellt man den Berengar und Lanfranc ihm mit Recht voran. Die Schulen von Troyes und Bec ſind, wie ſchon geſagt, die Muſter geworden, nach denen ſich die nachherigen bildeten. Das Aufſuchen von Gründen und Gegengründen war die Form, in denen ſich die Lehre ausbildete. Wenn nun über dieſe Form ein Urtheil gefällt werden ſoll: ſo war es eine gute Methode für die damalige Zeit, als Reizmittel zur Entwicklung der Speculation eben deshalb gut, weil auf dieſem atomiſtiſchen Wege keine Befriedigung in einem organiſchen Zuſammenhange hervorgehen kann.

Was die Trinitätslehre des Anſelm ſelbſt betrifft: ſo iſt ſie kurz dieſe, „Das höchſte Weſen, wie er es demonſtrirt, ſpricht ſich ſelbſt aus in einem ihm conſubſtantialen Worte (die zweite Perſon); dann liebt das höchſte Weſen das Wort, und das ſubſtantielle Wort wieder das höchſte Weſen, und die gegenſeitige Liebe iſt die dritte Perſon. Nun beweiſt er nachher, daß ebenſo die zweite Perſon intelligentia und memoria des Vaters ſei. Da ſieht man, daß mit demſelben Rechte geſagt werden kann, Das höchſte Weſen hält ſich ſelbſt feſt mit einem ihm conſubſtantialen

Gedächtniß; ebenſo, Es verſteht ſich ſelbſt mit einem ihm conſubſtantialen Verſtändniß; dabei kommt alſo nichts heraus. Fragt man nun, Warum denn das Wort ſubſtantial ſei: ſo antwortet er, Weil das höchſte Weſen kein Accidens hat; consubstantia aber und accidens ſind gleich. — Das Weſen des Chriſtenthums, die innere Erfahrung, in die Form des Denkens zu bringen, geht aber nicht; das Geſez des Denkens ſoll der Erfahrung vorangehen. Das Prinzip in allen dieſem iſt richtig, die Anwendung deſſelben aber verfehlt.

Das bedeutendſte Produkt des Anſelmus, Cur Deus homo, worin er die Nothwendigkeit der Erlöſung deduciren will, hat den Fehler auf der entgegengeſezten Seite. Um ſo deduciren zu können, ſezt er vieles aus der Erfahrung voraus, was der Glaube nicht vorausſezen kann, was erſt bewieſen werden mußte. „Die gefallenen Engel hätten müſſen erſezt werden.“ Das Grundfactum iſt aber getrennt von jeder Erfahrung, es wird alſo etwas zum Grunde gelegt aus dem Complexus der katholiſchen Lehre. „Dieſer Erſaz nun hätte nur genommen werden können aus den Menſchen;“ Engel und Menſchen zuſammen bilden darnach die ganze geiſtige Natur. „Aber die Menſchen wären durch den Fall Adams unfähig geworden, dieſen Erſaz hervorzubringen, da die nicht gefallenen Engel ſchuldlos geweſen ſeien, jene mußten alſo erſt ſchuldlos gemacht werden. Nun geht er vom Begriffe der Schuld als einem debitum aus, „Der Menſch werde der Schuld los durch die solutio.“ Dieſe solutio zum Hauptmerkmal der Erlöſung zu machen iſt ihm neu; nicht als ob ſie nicht ſchon bei anderen vorgekommen wäre, aber dieſe centrale Stellung iſt bei Anſelmus neu. „Die solutio debiti als freiwilliges (spontanea) iſt die satisfactio.“ Nun kam es darauf an auszumitteln, wie für den Menſchen eine satisfactio zu finden ſei. In der Praxis bezog ſich die satisfactio auf das Verhältniß des einzelnen zu dem, was die Kirche von ihm fordert, alſo Pönitenz und gute Werke waren bisher als satisfactio angeſehen worden. Alles gute, was der Menſch thun kann, iſt er aber ſchon an ſich Gott ſchuldig, es muß alſo gefunden werden, was einer bezahlen kann, ohne ſchuldig zu ſein. Der Menſch ſelbſt hat nun nichts, iſt alſo zur satisfactio unvermögend, der die satisfactio leiſtende muß alſo major ſein, quam omne quod non est deus. Um nun aber für Adam und ſeine Nachkommen die satisfactio zu leiſten, mußte dieſer von Adam abſtammen, die satisfactio kann daher nur geleiſtet werden in der Blutsverwandtſchaft. Ein freilich außer der Erfahrung liegender Saz; ebenſo der Saz, Die Engel hätten nicht erlöſt werden können, weil es wegen ihrer Nichterzeugung keine Verwandtſchaft unter ihnen giebt. So war nun die Nothwendigkeit der Incarnation für die Erlöſung bewieſen; die unvermiſchte Zeugung war mundius et honestius.

Die Trinität hatte er ſchon bewieſen. Wer aus ihr ſollte alſo erlöſen, oder warum nicht das göttliche Weſen ſelbſt? Nun ſagte er, „Die katholiſche Kirche lehrt, daß nur Einer aus dieſer Trinität es ſein könnte; ich darf daher nicht mehr ſagen Ob ſondern Wie. Der Erlöſer als ſolcher in der Vereinigung des göttlichen und menſchlichen werde nun Sohn genannt; hätte alſo die zweite Perſon in der Gottheit nicht die Erlöſung unternommen: ſo gäbe es zwei Söhne.“ Die zweite Perſon in der Gottheit an ſich heißt aber in der Bibel nie Sohn; er hätte ſich hier weit ſchikklicher noch auf die katholiſche Kirche zurükkziehen können. „Nun war der Erlöſer auch ſchuldig alles gute zu thun; Was that er zur satisfactio? Was war er nicht ſchuldig? Er war von Natur unſterblich, und die Herrlichkeit dieſes Lebens hinzugeben war alſo eine solutio indebita, und hinreichend die Sterblichkeit dieſes Lebens mit allen Sünden zu tilgen.“ Woher weiß man nun, daß Chriſtus als Menſch unſterblich war? Er antwortet, „Weil Adam auf ſeine Entſtehung keinen Einfluß gehabt.“ Dieſer Saz iſt unſtatthaft, denn Anſelm lehrt deutlich, daß Maria mit zur Entſtehung Chriſti beigetragen habe; Adam hat aber doch Einfluß gehabt auf die Entſtehung der Maria, es iſt auch die Unſterblichkeit Chriſti als Menſchen eine von der katholiſchen Kirche nie feſtgeſtellte Lehre geweſen.

Zu der Zeit Anſelms war eine Kirchenverſammlung zu Bari, wo er zugegen war und wo zugleich gehandelt wurde über die Differenz in der Lehre der griechiſchen Kirche. In Bezug auf dieſe Verhandlungen conſtruirte Anſelm die katholiſche Lehre über die processio spiritus ſo, „Es müſſe doch zwiſchen dem Sohne und Geiſte eine Relation ſtatt finden, weil ſie zur Conſubſtantialität des göttlichen Weſens gehöre; der Sohn müſſe vom Geiſte ſein oder der Geiſt vom Sohne. Deus kann aber nicht anders de deo ſein als nascendo oder procedendo; nasci ginge nicht vom Sohne aus, denn das weſentliche ſeiner Relation iſt das nasci. Sollte alſo der Sohn vom Geiſte ſein: ſo müßte er natus esse, dann hätte er aber zwei Väter; daher müſſe die Relation des Geiſtes, das procedere auch auf den Sohn ausgedehnt werden, alſo spiritus s. de filio ſein.“ Anſelm lehrte in Bezug auf die Formel deus de deo, „Der Vater ſei deus de quo est deus; der Sohn und Geiſt ſeien deus de deo.“ Nun wird aber deus de quo est deus auch auf den ganzen Inbegriff des göttlichen Weſens ausgedehnt; Anſelm bemerkte zwar dieſe Ungleichheit, widerlegte aber die Einreden ſehr ſchwach, nämlich daß keine Priorität und Poſteriorität darin läge; das gignere und nasci, das procedere und emitti ſei etwas ewiges. Allein dadurch kommt der Unterſchied der Paſſivität und der Aktivität nicht heraus.

Er ſchrieb noch eine andere Abhandlung de conceptu virginali et origine peccati, worin er ſagt, „Es ſei allerdings im Menſchen von ſeiner Geburt an Sünde, vermöge der Sünde Adams, ſie ſei aber in den Kindern als ein geringeres, nämlich nur die aus der corruptio naturae entſtandene Unfähigkeit das gute zu thun, was der Menſch zu thun ſchuldig ſei (solvendi debiti), nicht eine poſitive Verderbung der Natur. Das leztere ſei ſie daher nicht, weil die Menſchenkinder zwar in Adam waren, aber nicht perſönlich (fuerunt quidem in illo sed non ipso), alſo iſt die Erbſünde der Kinder als ein peccatum naturale geringer als die erſte Sünde Adams, welche ein peccatum personale war. De libero arbitrio ſtellt er die negative Behauptung auf, „Es beſtehe der freie Wille nicht in der Freiheit ſündigen oder nicht ſündigen zu können, denn freier wäre, wer das gute nicht verlieren könne.“ Gott wirke das böſe in den böſen durch die Schuld ihres Willens.

Gleichzeitig mit Anſelm, aber im Gegenſaz mit ihm, lebte **Roscellin**, Canonikus in Compiegne, der den Begriff der Perſönlichkeit in der Trinität angriff. „Wenn die drei Perſonen nicht auch drei Dinge (res, οὐσίαι) wären: ſo wäre auch nicht zu begreifen, wie der Sohn allein ſollte Menſch geworden ſein, und nicht alle drei.“ Nun neigte er ſich zugleich dahin zu ſagen, „Da in der Kirche die Incarnation des Sohnes allein gelehrt werde: ſo müſſe man das annehmen“ [a]) So kam aber ziemlich ein Tritheismus heraus [b]), und Roscellin wurde auf einer Sy-
1092 **node zu Soiſſons** als Tritheiſt verdammt und mußte widerrufen. Er trug aber ſeinen Lehrſaz nachher wieder vor nach dem Erſcheinen von Anſelms Liber de fide trinitatis et incarnatione verbi contra blasphemias Ruzelini Es iſt von ihm ſelbſt nichts übrig, ſondern wir kennen ſeine Behauptungen nur aus dem Geſchichtſchreiber dieſer Synode und aus Anſelm.

Roscellin wird angeſehen als Anführer der **Nominaliſten**, ſo wie Anſelm als der der **Realiſten**. Ihr Unterſchied bezog ſich auf das Verhältniß des Gattungsbegriffes zu den einzelnen Dingen und auf das Verhältniß der Realität beider. An das Alterthum knüpft man ſie auf dreiſache Weiſe an. Die **Plato-**

---

a) **Anſelm** meinte, die Beantwortung von Roscellins Frage über die Incarnation beruhe darauf, daß der Menſch nicht ſei aufgenommen in die unitas naturae, ſondern in die unitas personae. — Deus verbum und homo filius virginis ſeien Eine Perſon. Schl.

b) **Roscellins** Grund, de eadem re non est vera simul affirmatio et ejus negatio. Wenn Vater und Sohn kein anderer ſind: ſind ſie nicht Vater und Sohn. Schl.

niker behaupteten, die universalia ante rem als einzig wahre; die Ariſtoteliker behaupteten die universalia in re alſo in ihnen das einzig wahre als doch mit ihnen zuſammen. Die Stoiker behaupteten die einzelnen Dinge ſeien die wahren, die Gattungsbegriffe ſeien bloß die dialektiſchen Zeichen. Jene beiden hießen Realiſten, die lezteren Nominaliſten, als deren Anhänger Roſcellin angeſehen wurde. Roſcellin hätte demnach ſtreng ſagen müſſen, Die drei Perſonen ſeien das wahre in der Gottheit, der allgemeine Begriff der Gottheit bloß der Name, das ihnen allen gemeinſchaftliche. So hat es aber Roſcellin nicht gethan, obwol Anſelm doch ähnlich gegen ihn polemiſirt, indem er ſich ſo erklärt, Wer nicht begreifen könne, daß etwas Menſch ſei anders als Individuum, der könne überhaupt keinen anderen Begriff vom Menſchen haben als den der einzelnen Perſonen, und könne überhaupt nicht begreifen, wie der Menſch vom göttlichen Worte angenommen ſei aber nicht die Perſon[a]). Hier iſt ſehr beſtimmt ausgeſprochen, was man ſpäter die Unperſönlichkeit der menſchlichen Natur, abgeſehen von ihrer Vereinigung mit der göttlichen, nannte. Darnach iſt alſo Roſcellin völlig Nominaliſt. Anſelm nannte die Gottheit κοινόν; dem ſchreibt er Realität zu, Vater und Sohn ſeien ſo zwei, daß ſie nicht substantia ſondern bloß durch ihre Relationen verſchieden. Demnach hätte Anſelm auch ſagen müſſen, Weil vom göttlichen Worte der Menſch aufgenommen worden, nicht in die Einheit der Naturen ſondern bloß in die der Perſonen: iſt er auch nicht in die göttliche Subſtanz aufgenommen worden, ſondern es iſt bloß eine Vereinigung der menſchlichen Subſtanz mit einem Complexus von Relationen, was einen Doketismus der göttlichen Natur giebt.

---

a) Qui nondum intelligit, quomodo plures homines in specie sint unus homo: quomodo comprehendet, quomodo plures personae, quarum singula quaeque est perfectus Deus, sint unus Deus. — Qui non potest intelligere, aliquid esse hominem nisi individuum, nullatenus intelliget nisi humanam personam. Quomodo ergo iste intelliget, hominem assumptum esse a Verbo non personam? Schl.

Anſelm giebt zu, man könne die drei Perſonen res nennen, aber bloß tres res personales, una res essentialis; wenn die drei Perſonen wirklich tres res wären: ſo wäre Gott ein natura compositus. Wie ſelbſt Anſelm in dieſe ſpeculative Widerlegung des Roscellin eingeht, bevorwortet er, Es könne auf dem chriſtlichen Gebiete nicht unterſucht werden, ob das ſo ſei, was die Kirche lehre, und keine Meinung aufgeſtellt werden, die das, was die Kirche nicht lehre, ſtüzen wolle; Roscellin geht aber durch ſeine Dilemmen aus dem chriſtlichen Gebiete hinaus, Wer aus dieſem Glauben herausgegangen, den müſſe man auch nicht durch die Schrift ſondern durch die Vernunft widerlegen. Darin liegt das πρῶτον ψεῦδος der Scholaſtiker. Wenn ihn Anſelmus mit Vernunftbeweiſen außerhalb des chriſtlichen Gebietes überführen wollte, ſo mußte ihm jener auch glauben, der Glaube ging alſo nicht voran, ſondern wurde begründet, bewieſen. Nach dieſem Grundſaze kann man mit keinem über den Glauben ſtreiten, der aus der chriſtlichen Kirche herausgetreten wäre; das leztere wollen wir aber von Roscellin gar nicht behaupten. Den Glauben begründen auf dem Wege, auf dem man fortgehen wollte, iſt eben das fehlerhafte, gegen das ſich die Reformation widerſezte.

Dies zu verdeutlichen wählen wir gleichzeitig Biſchof **Hildebert** von Mans, früher Schüler des Berengar; er war 1055 geboren und ſtarb 1134. Es giebt von ihm ein dogmatiſches Syſtem unter dem Titel **Tractatus theologicus**, worin er ſeine Prinzipien ſo erklärt, Er wolle die Lehren der katholiſchen Kirche secundum pietatem erklären. Es liegt darin zweierlei zugleich, 1) daß er wirklich das, was pietas in Bezug auf Gott iſt, die chriſtliche Frömmigkeit, zum Grunde legen und darauf alles beziehen will; das iſt das vollkommen richtige. Nun liegt aber 2) auch die pietas gegen die Kirche darin, und demgemäß ſagt er, Er wolle ſie auch erklären, wie es dem Anſehen der Kirche und der ausgezeichnetſten Lehrer angemeſſen ſei, alſo ex auctoritate, und da legte er die Beſchlüſſe der allgemeinen Synoden zum Grunde, die weder kritiſirt noch umgearbeitet werden ſollten, „Ihre Zeit wäre die eigentliche Bildungsperiode des Lehrbegriffs.“ Gegen dieſe Autorität lehnte ſich die Reformation auf, nicht gleich zu Anfang ſondern ſpäter zu einer beſſeren Zeit. Anfangs freilich legte man auch dieſe Canones den Glaubensſachen zum Grunde, nachher proteſtirte man dagegen Folgerungen aus ihnen zu ziehen, und das lezte konnte allein das proteſtantiſche ſein. Hildebert zum Beiſpiel ſagte von Chriſto, Er habe zwei Willen, das hätte die lezte conſtantinopolitaniſche Kirchenverſammlung verordnet, mithin müßte es auch ſo bleiben. An einem andern Orte erklärt er ſelbſt, „Er könne nicht begreifen, wie jemand etwas nicht glauben wolle, da es Auguſtin behauptet hätte.“ Von eigentlich ſpeculativen Prinzipien kann alſo hier nicht die Rede ſein, obwol man das dialektiſche und Berengars Schule nicht verkennen kann. Wir finden alſo, wenn wir hiermit Anſelms philoſophiſches Werk Monologium vergleichen, die ſcholaſtiſche Philoſophie und ſcholaſtiſche Theologie. Die Scheidung zwiſchen beiden war angelegt, wurde aber bald vermiſcht beſonders durch Abälard.

Hildebert erklärt den Glauben, Es ſei eine Gewißheit von unſichtbaren oder abweſenden Dingen, die über die Meinung (δόξα) hinausgingen, aber hinter der Wiſſenſchaft (ἐπιστήμη) zurückblieben. Darnach iſt alſo der Glaube etwas unvollkommenes, die Wiſſenſchaft ſteht höher. Der Glaube iſt zugleich dadurch etwas theoretiſches, dem aber durch eine andere Stelle im Werke abgeholfen wird, wo es heißt, „Der Glaube ſei eine Tugend,“ d. h. ein Prinzip des Handelns. Hätte er beides zugleich geſezt, etwa, Er ſei ein Prinzip des Handelns, ohne daß er zugleich Wiſſenſchaft zu ſein brauche: ſo ließen wir uns das gefallen. So aber den Gegenſtand zu zerſplittern war die Methode dieſes Zeitalters. Hildebert ſagte auch, daß Chriſtus keinen Glauben gehabt hätte; das kommt daher, weil der Glaube bei ihm etwas unvollkommenes war, und er Chriſto alſo ein

Schauen zuſchreiben mußte und keinen Glauben. Das iſt aber auch eine Wendung, wobei das exemplariſche in Chriſto verloren geht; er hätte auch eine Art angeben müſſen, wo in Chriſto der Glaube geweſen ſei. In eigentlich theologiſchen Reſultaten ſtimmt er ſehr mit Anſelm überein, beide gehen auf Auguſtin zurükk.

Nach Entwikklung der Anfänge des Scholaſticismus werden wir die Hauptlehrer dieſer Periode zu charakteriſiren haben; wir gehen jezt aber erſt zu einem andern Gegenſtande über. Anſelms Theorie über den Ausgang des heiligen Geiſtes beruhet auf einer neuen Verhandlung der lateiniſchen und griechiſchen Kirche und auf dem Zuſammenfallen mit den Kreuzzügen. Es iſt ſchon früher erwähnt das mönchiſche Niederlaſſen in dem gelobten Lande und das unzureichende der Oppoſition dagegen. Die Wallfahrten, die ſchon ſeit Hieronymus ſtattfanden, nahmen unter der Herrſchaft der Seldſchukken immer zu. Die Türken legten auf das Wallfahren Abgaben und das wurde von den Pilgern als ein Drukk empfunden, aber auch die orientaliſchen Chriſten wurden auf mancherlei Weiſe gedrükkt und zogen als Bettler im Occident umher. Aus dieſem Verkehre ſind die Kreuzzüge entſtanden. Schon Sylveſter II. ſuchte zu einem Kreuzzuge zu erwekken.
1074 Gregor VII. machte mit Heinrich IV. 1074, als er ſich mit ihm ausgeſöhnt hatte, auf Anregung des Kaiſer Michael Ducas einen Entwurf zu einem ſolchen Zuge, an deſſen Spize er ſich ſelbſt ſtellen wollte. Es wäre alſo die Behauptung etwas
1093 falſches, daß Peter von Amiens, der 1093 nach Jeruſalem kam, die Kreuzzüge veranlaßt hätte; er brachte bloß Empfehlungsſchreiben des Patriarchen von Jeruſalem an Urban II., der
1095 auch zuerſt 1095 auf einer zahlreichen Kirchenverſammlung zu Piacenza und dann zu Clermont allen Biſchöfen empfahl, den Weg nach Jeruſalem zu predigen, und ſich ein eidliches Verſprechen geben ließ, daß die Occidentalen den orientaliſchen Chriſten zu Hülfe kommen wollten. Peter zog darauf noch weiter umher, und ſo entſtand der erſte Kreuzzug. Man hat über Ur-

bans politiſche Plane dabei beſondere Hypotheſen gemacht. Er ſoll die Abſicht dabei gehabt haben, die Fürſten durch Theilnahme an den Kreuzzügen und durch Entvölkerung zu ſchwächen und für die Kirche zu gewinnen, die in Ruhe unterdeſſen ihren Vortheil wahrnehmen konnte. Allein dies iſt wol zu tief geſucht; er konnte unmöglich vorausſehen, welche Folgen das haben würde und wie viel Fürſten Europas darin würden verwikkelt werden. Die Abſicht erſcheint ganz natürlich, wenn man die Vorbereitungen dazu, die damaligen Begriffe von der Verdienſtlichkeit der Wallfahrten, von den Reliquien u. dgl. gehörig beurtheilt. Die Bedrängniß der orientaliſchen Chriſten iſt gewiß der erſte Impuls dazu, das ganze alſo etwas rein religiöſes geweſen, obwol bald bewußtlos alle Impulſe und Motive, die die Zeit beherrſchten, ſich in dieſer Begebenheit abſpiegelten. Dazu kam, daß in den abendländiſchen Völkern der Wanderungstrieb noch keinesweges ganz erloſchen war, ſondern den Nationen inſtinktartig einwohnend und immer unterhalten war. Wir erwähnen hier bloß das kirchliche.

1096 und 1097 Die Bewegung fing damit an, daß 1096 und 1097 zwei große Heere nach dem Oriente zogen. Bei dem erſteren waren der Einſiedler **Peter** und ein ihm ähnlicher Gefährte, **Gauthier Sansavoir**, Anführer eines Vortrabes von 50—60,000 Mann Geſindel, die ſchon in Europa gegen die Juden als ungläubige wütheten, aber theils unterweges theils in Aſien von den Türken niedergemacht wurden; nur erſterer rettete ſich aus Aſien nach Conſtantinopel zurükk mit 3000 Mann. Das große Heer unter **Gottfried von Bouillon** und **Hugo von Vermandois**, Bruder des franzöſiſchen Königs, rechnet man auf 300,000 Mann; Gottfried zog durch Ungarn, Hugo durch Italien, wo auch **Boëmund von Tarent**, Robert Guiscards Sohn, ſich einſchiffte. Es iſt bewunderungswürdig, wie dieſe Macht ſich zuſammenhalten konnte; der **Erzbiſchof von Puy** war als päpſtlicher Legat dabei. Schon als man mit der Belagerung von Antiochia beſchäftigt war, wurde bei einer Hungersnoth durch vieles Faſten und Gebet eine größere Sittenſtrenge eingeleitet und ein großer Bußtag angeſtellt. Antiochia war der erſte Hauptplaz, den die Kreuzfahrer gewannen, denn Nicäa hatten ſie nicht erobert, ſondern der Kaiſer Alexius Comnenus hatte mit den Türken einen Vertrag geſchloſſen, daß ſie ihm die Stadt übergäben.

Der griechiſche Kaiſer benahm ſich überhaupt, obwol er die Sache mit angeregt hatte, ſehr zweideutig; freilich wegen der üblen Nachbarſchaft. Allein Alexius war im ganzen ein treuloſer Menſch, wie ſich auch in ſeinen theologiſchen Angelegenheiten zeigt. Die Bogomilen (auf bulgariſch κύριε ἐλέησον), eine Secte in der Bulgarei, hatten viele gnoſtiſche Mythen. Sie hatten von der Natur Chriſti eine doketiſche Vorſtellung und behaupteten, daß Eva unzüchtig umgegangen mit dem Satanael, und Kain daher ein Sohn des Satanael ſei. Der Sohn und Geiſt ſeien damals geſchaffen; kurz, ſie ſollen eine vorübergehende Trinität angenommen haben, die ſich nachher in eine reine Einheit aufgelöſet habe; ſie erklärten ſich aber auch gegen vieles ſuperſtitiöſe. Alexius brachte die Lehre ſehr hinterliſtig aus ihrem Oberhaupte Baſilius heraus und ließ dieſen verbrennen. Das iſt einer von vielen damals vorkommenden Fällen. Euthymius Zigabenus, der davon Nachricht giebt, iſt im geſchichtlichen Gebiet unkritiſch und auch nicht gehörig unterrichtet; er ſagt nicht, ob Reſte von den früheren Kezereien unter dem Volke geblieben waren, oder ob der Doketismus von neuem erfunden wurde.

Nachdem Antiochia erobert war, wurde der griechiſche Patriarch wieder hergeſtellt, allein bald ſezte man ihn ab und einen Occidentalen an ſeine Stelle und ſchrieb nach Rom, ganz Syrien ſei durch Chriſtus dem römiſchen Stuhle (Romanae religioni et fidei) unterworfen; eine für Rom ſehr willkommene Sache. So ging es auch in Jeruſalem her, welches unter einem großen Blutbad 1099 erobert wurde. Der griechiſche Patriarch 1099 von Jeruſalem hatte ſich nach Cypern geflüchtet, und hier ſchritt man gleich dazu, einen occidentaliſchen Mönch, **Arnold**, Hofkaplan Roberts von der Normandie, einen höchſt frivolen und ehrgeizigen Mann, zum Patriarchen zu machen. Ein päpſtlicher Legat, welcher nachher ankam, **Dagobert**, verdrängte ihn aber, und belehnte im Namen des Papſtes die Fürſten mit den gemachten und zu machenden Eroberungen. Er ließ ſich ferner von dem ſchwachen Gottfried den unabhängigen Beſiz von Jeruſalem verſprechen, und brachte es hier weiter, als es die Päpſte mit Rom hatten bringen können. Gottfried wollte die Stadt Jeruſalem ſo lange behalten, bis er eine neue Stadt zu ſeiner Reſidenz würde eingenommen haben, doch wurde daraus nichts. Der neue Patriarch gelangte bald zu großem Reichthum und führte ein üppiges Leben, während das occidentaliſche Heer Noth litt. So riß von Seiten der Geiſtlichen die größte Ausartung, unter den Heerführern Uneinigkeit, Sittenloſigkeit und Superſtition bei dem Heere ein, ſo daß nur die größte Formloſigkeit des ſaraceniſchen Heeres die Chriſten noch Fortſchritte machen ließ. Die Superſtition theilten auch die Heerführer, wohin die Wunderſage von dem glänzenden weißen Ritter auf dem Oelberge gehört; und ein Enthuſiasmus, der ſolche Unterſtüzung gebrauchte, muß auch in der Superſtition ſeinen Grund gehabt haben. Die meiſten Fürſten kehrten, nachdem ſie ihre Gelübde gelöſt hatten, zurükk, und das neue Königreich Jeruſalem hatte von Anfang an ein ſchwächliches Leben, wozu noch die Uneinigkeiten der chriſtlichen Heerführer kamen; die Muhamedaner verfuhren aber doch auf eine äußerſt rechtliche Weiſe gegen die Chriſten. Die geiſtliche Seite betreffend: ſo war es ſchwer zu ertragen, daß ſolche dem Heere nachgezogene Geiſtliche gleich die höchſten Würden in Antiochia und Jeruſalem erhielten. Dieſe Patriarchen geriethen auch bald in Streit mit den Fürſten, aber ihr ſchnelles Emporkommen verurſachte auch, daß alle Fehler der Sittlichkeit des abendländiſchen Clerus zur höchſten Stufe 1120 ſtiegen, wie man ſie nirgends anders findet. 1120 wurde eine Kirchenverſammlung zu Sichem gehalten, die nichts eiligeres zu thun hatte, als Vorſchriften zu einer allgemeinen Sittenſtrenge zu geben. Das gute findet ſich wol am meiſten ausgeprägt in Gottfried von Lothringen und in Tancred. In Gottfried zeigt ſich ein reines Beſtreben, ſich als bewaffneten Pilgrim darzuſtellen; von Tancred iſt zwar auch ein chriſtlich ritterliches Weſen zu rühmen, aber doch iſt er dem Gottfried nicht gleichzuſtellen, denn er zeigte ſich nachher als ziemlich eiferſüchtig.

Ein Paar neue Inſtitutionen im Orient ſind recht aus dem Geiſte dieſer Zeit hervorgegangen, 1) die Brüder des Hospitals St. Johannis, die Johanniter. Es war ſchon früher ein Xenodochium, Hospital für wallfahrende Pilger, vorhanden geweſen; hieran ſchloß ſich nun die neue Stiftung an. Ihre 1118 beſtimmte Regel erhielten ſie von Raymond du Puy 1118; ihre Eintheilung war in Ritter, dienende Brüder und Prieſter, welche die Pflicht hatten die Pilger zu ſchüzen und zu pflegen. 2) Die Tempelritter; erſt Hugo von Payens und ſechs andere, die nach Art der Clerici cathedrales leben wollten und den Zwekk hatten, für die Sicherheit der Straßen zu ſorgen und für die Pilger zu wachen. Beide Inſtitute gelangten in kurzer Zeit zu einem erſtaunlichen Reichthum und großer Ausartung. Die Hospitaliter drükkten den Clerus, entzogen ihm ſeine Einkünfte und wetteiferten mit ihm im Reichthum und Wohlleben. Die Tempelherren benuzten es, daß ihnen Balduin einen Theil ſeines Palaſtes beim ſalomoniſchen Tempel einräumte; ſie miſchten ſich bald in politiſche Angelegenheiten und ſind auf dieſe Weiſe ausgeartet.

Endlich wurde um dieſe Zeit auch im Occident zwiſchen dem deutſchen Kaiſer und dem römiſchen Biſchofe Friede geſchloſſen, und es kam nun endlich einmal zu einer feſten Ordnung. Nach Paſchalis Tode wurde Gelaſius II. und von Heinrich IV. der

Erzbiſchof von Braga als **Gregor VIII.** zum Papſt gewählt. Gelaſius mußte nach Frankreich flüchten und ſtarb in Clugny, worauf der Erzbiſchof Guido von Vienne als **Calixtus II.** gewählt wurde. Dieſer war aus dem burgundiſchen Hauſe und mit den regierenden Häuſern von Deutſchland und Frankreich verwandt. Er hielt gleich 1119 eine allgemeine Synode in 1119 Rheims, wo franzöſiſche, engliſche und deutſche Biſchöfe waren. Der König von England gebot ſeinen Geiſtlichen, welche dahin reiſten, nichts neues zu ſtipuliren und ihm keine überflüſſigen Erfindungen mitzubringen. Hier wurde auch mit **Heinrich V.** unterhandelt; der Kaiſer hatte noch viele innere Kämpfe, und zeigte ſich daher geneigt in Sachen der Inveſtitur nachzugeben, aber plözlich nahm er ſein Wort wieder zurükk, wurde aber dafür excommunicirt. Später kam **Calixt II.** in den Beſiz von Rom, nahm **Gregor VIII.** gefangen und verwies ihn auf eine ſehr unanſtändige Weiſe in ein Kloſter. Nachdem dies Hinderniß gehoben, kam 1122 das bekannte **Concordat zu Worms** zu 1122 Stande, worin beide Theile ſich gegenſeitig eine Urkunde ausſtellten. Heinrich verſprach vor Gott, die Inveſtitur der Biſchöfe mit Ring und Stab dem Papſt und ſeinen Nachfolgern zu überlaſſen; Calixt II. erlaubte ihm dagegen den freien Zutritt bei der Wahl der Biſchöfe, das Recht in ſtreitigen Fällen nach dem Rath des Metropoliten zu entſcheiden, und die Belehnung mit dem Scepter in ſechs Monaten für die Regalien; ſo war alſo die Sache ordentlich getheilt. Allein nach ein paar Jahren ſtarb Heinrich; **Lothar II.** von Sachſen folgte, und bei ſeiner Wahl 1125 wurde die Sache ſchon wieder ſtreitig. In einem päpſtlichen Schreiben kam vor, daß die Biſchofswahlen nicht mehr ſollten durch die Gegenwart der Kaiſer beengt werden; das wurde nun gleich ſo ausgelegt, als ſtände im Concordat, ſie ſollten gar nicht zugegen ſein. Ob das abſichtlich geſchah, läßt ſich nicht entſcheiden, zutrauen aber läßt es ſich der römiſchen Curie. Nach Calixts Tode 1124 war wieder eine ſtreitige Papſtwahl; die römi- 1124

ſchen Cardinäle wählten **Cöleſtin II.**, aber beim Te Deum drangen die römiſchen Großen in die Kirche und riefen **Honorius II.**, der Biſchof von Oſtia war, zum Papſt aus. Cöleſtin legte ſeine Würde nieder, und das that Honorius auch, aber um ſich hernach aufs neue rechtmäßig wählen zu laſſen. Er ſtarb
1130 1130. — So haben wir alſo die Begründung der ſcholaſtiſchen Theologie, die heiligen Züge, den Frieden mit dem römiſchen Stuhl im Abendlande.

Gegen die immer mehr Ueberhand nehmende Superſtition erhoben ſich in dieſer Zeit verſchiedene Stimmen. Eine ſtarke Polemik gegen die kirchlichen Mißbräuche finden wir im ſüdlichen Frankreich. **Peter von Bruis** erklärte ſich gegen die Nothwendigkeit der Kindertaufe zur Erlangung der Seligkeit, gegen das Kreuzeszeichen, die guten Werke für Todte und die Tranſ-
1124 ſubſtantiation. Er predigte gewaltig, wurde aber 1124 verbrannt. Das von ihm angefangene Werk ſetzte fort **Heinrich v. Bruis**, der eine große Menge Anhänger fand, die ſich **Petrobruſianer** oder **Henricianer** nannten. Er wurde gerühmt als ein großer Prediger; er trug dieſelbe Lehre vor, und predigte vorzüglich gegen die Unſittlichkeit des Clerus. Die Sekte wurde beſonders in der Grafſchaft **Toulouſe** geduldet, aber von der Geiſtlichkeit und namentlich von **Bernhard von Clairvaux**
1148 ward auf einer Synode zu **Rheims** 1148 Heinrich als Ketzer verdammt und bis an ſeinen Tod im Gefängniß behalten.

Andere Oppoſitionen gegen die Macht der Geiſtlichkeit fingen in dieſer Zeit auch an, nöthigen uns aber erſt zur Geſchichte der Päpſte wieder zurückzukehren. Honorius II. ſtarb ſchon 1130 und es entſtand wieder eine Spaltung unter den Cardinälen, aus der zwei Päpſte, **Innocenz II.** und **Anaclet II.**, hervorgingen. Der letztere war der Sohn eines getauften Juden, aber reich, und hatte das römiſche Volk auf ſeiner Seite; Innocenz mußte daher Rom verlaſſen und nach Frankreich flüchten. Anaclet, der ſeine Stütze in Italien ſuchen mußte, erkannte **Roger II.**

als König an; Innocenz wurde in Frankreich, England und Deutſchland anerkannt, und Kaiſer Lothar wollte ſich die Bedrängniß des Papſtes zu Nutze machen, ihm Hülfe zu verſprechen unter der Bedingung der Zurücknahme der Inveſtitur; allein da ſtellte ſich der heilige Bernhard auf die Seite des Papſtes und brachte den Kaiſer wieder davon ab. Die mathildiſchen Ländereien, welche dem Papſte vermacht waren, aber der Kaiſer in Beſitz genommen hatte, erhielt Lothar 1133 für 100 Mark 1133
Silbers jährlich zum Lehn von Innocenz. Lothar gab ſich alle Mühe den Papſt nach Rom zu bringen, und leiſtete ihm viel ausgezeichnete Dienſte; demnach betrug er ſich mit der größten Beſcheidenheit, Innocenz mit der größten Anmaßung. Lothar hatte 1136 Rom erobert, weil die Peterskirche aber Anaclet be- 1136
hielt, ließ er ſich im Lateran krönen; den König Roger belehnten beide mit Apulien, indem ſie zugleich die Fahne bei der Belehnung hielten. Als Anaclet 1138 bald nach Lothar ſtarb, 1138
wurde Victor IV. dem Innocenz entgegengeſtellt, aber durch Bernhard bewogen abzudanken, mit Hülfe jedoch von Innocenzs Gelde. Innocenz, jetzt alleiniger Papſt, hielt 1139 ein großes 1139
Concil im Lateran, wo die Bisthümer ganz als Lehensgüter betrachtet und eine dem Feudalſyſtem ähnliche Ordnung ausgeſprochen wurde. Innocenz wurde indeß noch wieder einmal von Roger gefangen genommen.

Während der Spaltung, die in Italien eine große Anarchie hervorgebracht hatte, war zu Rom ein Geiſtlicher aufgetreten, Arnold von Brescia, ein Schüler Abälards, und darum ſchon Bernhard verhaßt, welcher in Rom ſelbſt gegen die weltliche Macht des Papſtes redete und einer großen Autorität genoß. Er ſtellte dar, wie die Päpſte nichts als Biſchöfe ſein ſollten, und wie ihre weltliche Macht etwas bloß erſchlichenes ſei. Er bat die Römer, die Verbindung mit dem Kaiſer herzuſtellen, ſo daß ſich dadurch die weltliche Macht des Papſtes von ſelbſt vernichten müſſe. Er erhob ſich auch auf dem lateranenſiſchen Concil,

aber Innocenz legte ihm Stillſchweigen auf. Er wollte eigentlich nur, was Paſchalis in Sutri angeboten hatte, aber er mußte
1140 flüchten und begab ſich 1140 nach Frankreich und, weil ihn Bernhard dort verfolgte, nach Zürich. Seine Worte fruchteten aber nachher: die Römer blieben in beſtändiger Empörung gegen Innocenz. Dieſer that auch noch einen öffentlichen Akt, indem er Frankreich mit dem Interdict belegte, weil König **Ludwig** VII. einen nicht rechtmäßig erwählten Biſchof durchaus nicht anerkennen wollte.

1143 Innocenz ſtarb 1143 und nach kurzem Zwiſchenraume folgte
1145 **Eugen** III., Schüler Bernhards. Er mußte aber Rom gleich im folgenden Jahre verlaſſen und nach Frankreich gehen, weil die Römer Ernſt damit machten, die juſtinianiſche Verfaſſung wieder herzuſtellen. Sie baten den deutſchen König **Conrad** III., wieder von Rom aus die Welt zu regieren, ſie verſprachen ihm die größte Treue; Conrad zweifelte aber an der Solidität des Antrags, denn die Römer hatten ſchon mehrere Jahre lang in Empörung gelebt, und nahm ihn daher nicht an. Es iſt auch wol wahrſcheinlich, daß, wenn es auch geſchehen wäre, die Oppoſition der oberitalieniſchen Städte gegen die folgenden Kaiſer von den Römern auch nachgemacht worden wäre, da es unmöglich war, daß die Kaiſer beſtändig hätten in Rom ſein können. Unter den früheren Päpſten hatte **Cöleſtin** II., Schüler Abälards und Vertheidiger Arnolds, das Interdict des franzöſiſchen Reiches aufgehoben, und unter **Lucius** II. hatte ſich Alphons von Portugal, bisheriger ſpaniſcher Lehnsträger, unabhängig gemacht, und erklärte dem Papſt, Portugal habe ſchon lange als ein Lehen des heiligen Petrus beſtanden, er möge ihn für vier Unzen Gold jährlich belehnen. Unter Lucius II. war **Arnold von Brescia** nach Rom zurückgekehrt, da beide Schüler Abälards geweſen. Unter Eugen ward er aber aufs neue verurtheilt, und, nachdem er geflüchtet, ſpäter von Kaiſer Friedrich I.
1155 ausgeliefert und in Rom 1155 unter Hadrian IV. hingerichtet.

Papſt Eugen III., als er wieder aus Rom vertrieben war, hielt 1148 in Rheims eine Kirchenverſammlung, wo aber die 1148 Uebermacht des heiligen Bernhard und des franzöſiſchen Clerus ſo groß war, daß der italieniſche Clerus darüber dem Papſte die heftigſten Vorwürfe machte. Der Papſt ſehnte ſich daher nach Italien, und kehrte nach Unterhandlungen mit den Römern dahin zurükk. Er erlaubte ſich in ſeinem Schreiben an den Kaiſer zu äußern, Der Kaiſer habe beneficio ſuo die Krone erhalten, und er würde ihm gerne noch mehrere Wohlthaten erzeigen. Dieſen Ausdrukk griffen die deutſchen Fürſten auf und baten den Kaiſer, dieſe Anmaßung nicht zu ertragen. Der römiſche Stuhl hatte ſich Deutſchland und Frankreich durch ſeine Legaten ſehr verhaßt gemacht, und Friedrich I. war auch der Mann dazu, ſich ſein gutes Recht nicht nehmen zu laſſen. Der Papſt wollte ſich aber auch ſeiner Macht nicht begeben, ja ein Legat ſagte ſogar, Woher denn der Kaiſer ſeine Krone habe, wenn er ſie nicht vom Papſte hätte? Der Papſt ſuchte nun erſt die deutſchen Biſchöfe aufzureizen, als dies aber nicht glükkte, zog er gelindere Saiten auf, „Er habe gar nicht die Würde des Kaiſers gemeint, ſondern bloß den Akt der Krönung, und beneficium heiße nur ein gutes Werk, wodurch man ſich andern verpflichte."

Nach Hadrians IV. Tode 1160 wurden zwei Päpſte gewählt, 1160 Alexander III. und Victor II., der leztere war vom Kaiſer rechtmäßig erwählt. Kaiſer Friedrich I. berief ſich auf das wormſer Concordat, wonach er bei ſtreitigen Biſchofswahlen entſcheiden ſollte, und ſchrieb daher eine Verſammlung nach Pavia aus, wohin er beide Päpſte citirte. Alexander wollte davon nichts wiſſen; Victor aber erſchien, wurde daher anerkannt und vom Kaiſer in Italien auf dem päpſtlichen Stuhle erhalten. Beide Päpſte thaten ſich gegenſeitig in den Bann; Alexander ging nach Frankreich, und obgleich franzöſiſche und engliſche Biſchöfe zu Pavia geweſen, wurde doch Alexander allmählich von Frankreich und England als rechtmäßiger Papſt anerkannt. Nach

1164 Victors Tode 1164 wurde Paſchalis III. erwählt. Jezt kam
1167 Friedrich I. nach Rom, ließ ſich 1167 krönen und machte den
Vorſchlag, beide Päpſte ſollten abdanken und eine neue freie und
rechtmäßige Wahl getroffen werden. Daraus wurde indeß nichts,
aber der Kaiſer behauptete in Rom ſeine Oberherrſchaft vollſtändig,
nur konnte er nicht eine längere Reſidenz verſprechen.

Eine zweite Oppoſition gegen die Päpſte ging von England
aus. Dort hatte Heinrich II. einen profanen Menſchen,
einen Diaconus, Thomas Bekket, an ſich gezogen, und zulezt
zum Erzbiſchof von Canterbury gemacht, erwartend, daß der,
dem er ſo viele Wohlthaten erwieſen, auch in ſein kirchliches Intereſſe
eingehen würde. Der König täuſchte ſich aber. Er ließ
1163 darauf zu Clarendon 1163 eine große Verſammlung halten,
die nichts weniger bezweckte, als den König zum Oberhaupt der
Kirche zu machen; es wurden die Rechte der Biſchöfe feſtgeſtellt,
die Excommunication ohne Bewilligung des Königs unterſagt,
die Appellation nach Rom verboten u. dgl.; alſo ganz das Vorſpiel
der Reformation unter Heinrich VIII. Bekket weigerte ſich
anfangs, mußte aber hernach dieſe Verordnungen doch unterſchreiben.
Man kann nicht ſagen, daß Heinrich ſich dabei eine Gewalt
in geiſtlichen Dingen angemaßt habe; Bekket ließ ſich aber
vom Papſt Alexander von dieſer ſeiner Unterſchrift dispenſiren,
und flüchtete hernach nach Frankreich. Es wurden hierauf Unterhandlungen
gepflogen und Heinrich ſah ſich genöthigt, aus
Furcht vor dem Interdikt nachzugeben. Er that es aber auf eine
ſehr zweideutige Weiſe; er verſprach bloß alle Einſchränkungen.
die zu ſeiner Zeit gegen die Freiheiten der römiſchen Kirche
gemacht wären, abzuſtellen. Das betraf bloß die Appellation
nach Rom, alles andere war älter, und auch dieſe wußte er
durch polizeiliche Maaßregeln ſehr einzuſchränken. So finden wir
alſo eine zwiefache Oppoſition gegen die päpſtliche Macht, 1) vom
Volke aus Arnold von Brescia, denn wenngleich Kleriker, war
er doch ganz Mann des Volkes, und die Petrobruſianer; und

2) von der fürſtlichen Macht aus, Kaiſer Friedrich I. in Deutſchland und Heinrich II. in England. Beides konnte aber keine gehörige Reaction gegen das Papſtthum hervorbringen, weil die Gemüther der Maſſe noch zu ſehr an dem äußerlichen hingen; und da die Rechtszuſtände, die ſich in einer ſtürmiſchen Zeit gebildet, auch noch nicht ein gehöriges Verhältniß zwiſchen den Regierern und regierten ſelbſt conſolidirt hatten: ſo konnte der Papſt die lezteren gegen die erſteren benuzen und die weltliche Macht mußte ſich demüthigen. Heinrich II. that dies, ohne ſeinem Anſehn etwas zu vergeben; Friedrich aber befand ſich in ungünſtigeren Umſtänden, doch auch ſo, daß er ſein Anſehn und ſeine Würde dabei feſtſtellte.

Paſchalis ſtarb 1168 und *Calixt* III. wurde gewählt, auch 1168
von Friedrich beſtätigt, aber hernach mit einer Abtei abgefunden.
Alexander III., nachdem er ſich mit den weltlichen Feinden 1177 1177
ausgeſöhnt, gab 1179 auf dem lateranenſiſchen Concil ein neues 1179
Geſez über die *Papſtwahl*; von einer Beſtätigung durch die italieniſchen Könige oder Kaiſer war nicht mehr die Rede. Aber wie ſollte es ſelbſt mit ſtreitigen Biſchofswahlen geſchehen? Alexander wählte dazu zwei Mittel: er entfernte den niederen Clerus von der Papſtwahl; dies konnte aber nur ſo geſchehen, daß er, indem er etwas ihn repräſentirendes in das Cardinalscollegium brachte, die Anzahl der Cardinäle erhöhte, und nahm dazu auch einige römiſche Große. Damit nun ferner jede ſtreitige Wahl aufgehoben würde, verordnete er, daß nur *der* rechtmäßiger Biſchof ſein ſollte, der zwei Drittheile der Stimmen für ſich habe; alſo eine große Annäherung an die gegenwärtige Form.

Wir gehen nun wieder über zur Betrachtung der Lehre, zur *ſcholaſtiſchen Theologie*. Man kann nicht behaupten, daß die folgenden Scholaſtiker ſich die Speculation des Anſelm angeeignet hätten, obgleich die dialektiſche Behandlung bei allen fortbeſtand; aber eben ſo wenig folgten ſie dem Roſcellin, ſondern es herrſchte eine große Mannigfaltigkeit. Man hat von dieſem Punkte aus in das ſcholaſtiſche Zeitalter den ſogenannten Gegenſaz des myſtiſchen und ſcholaſtiſchen hineingebracht. Dieſen können wir aber nicht gelten laſſen, obgleich das daher kommt, weil beide Ausdrükke weitſchichtig ſind; wenn man aber unter ſcholaſtiſch die dialektiſche Behandlung einer gewiſſen Frage und Vergleichung des entgegengeſezten verſteht:. ſo ſieht man, daß ſich das mit jedem gehörig vereinigen läßt. So werden wir bei vielen dieſer Männer beides zuſammen finden. Es zeigt ſich das auch ſchon bei Anſelm, der von einer inneren Erfahrung ausgeht, und das iſt doch eigentlich das, was man überall unter dem myſtiſchen verſteht; aber wenn einmal Theologie erſt da angeht, wo man die innere Erfahrung zum Verſtändniß bringen will: ſo war die ſcholaſtiſche Methode ebenſo dazu geeignet, und die Form iſt alſo da gleichgültig. Aber nicht theilte das die Menſchen in zwei Theile, ſondern es war das etwas, was die wenigſten ſelbſt verſtanden. Der Unterſchied lag darin, wie viel jeder glaubte durch Demonſtration im Gebiet der Theologie ausrichten zu können.

Nach dieſen Vorerinnerungen wollen wir einige der vorzüglichſten Männer aus dem lezten Viertel des eilften bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts durchnehmen.

Einer der erſten iſt der Erzbiſchof Hugo von Rouen (ſtarb 1164); er ſchrieb ſieben Bücher Geſpräche, worin er mit ſcholaſtiſcher Methode die theologiſchen Gegenſtände behandelte. Er verglich das Verhältniß der Einheit des göttlichen Weſens zu der Dreiheit der Perſonen mit der Einheit des Menſchen als Perſon und der Zuſammenſezung aus Leib und Seele. Das war ganz im Sinne des Anſelm. Die Seele nach dem Bilde Gottes giebt auch eine Analogie für die Trinität: Selbſtbewußtſein (Vater) zeugt Selbſterinnerung (Sohn) und aus beiden entſteht Selbſtliebe (Geiſt). Er ſagte, Der Vater ſei im göttlichen Weſen das unmittelbar handelnde, der Sohn, durch welchen er handle, der Geiſt ſei die Urſache des alle göttlichen Handlungen begleitenden Wohlgefallens. Hier treffen zwei Prinzipien zuſammen, das erſte iſt anſelmiſch, das zweite und dritte bibliſch. Ueber die Sünde wider den heiligen Geiſt ſagt er, Dieſe begingen die, welche das Amt der Schlüſſel verachteten, d. h. die Gewalt zu binden und zu löſen, weil dabei keine wahre Buße beſtehen könne. Man vereinigte ſich darüber, daß der Geiſt die Selbſtliebe des göttlichen Weſens iſt, darnach wäre die Sünde wider den heiligen Geiſt die Sünde wider die Selbſtliebe des göttlichen Weſens. Das kommt daher, weil man durch die innere Erfahrung, nicht durch die Bibel, die Speculation begründen wollte. Uebrigens iſt auch etwas bibliſches in Hugo. Er ſchrieb auch für ſeinen Clerus als Erzbiſchof und Seelſorger, und in dieſem Fache enthielt er ſich aller Speculation. Aber in dem höheren theologiſchen Wiſſen tritt die Verwirrung überall ein, weil das, was Philoſophie ſein und bleiben ſollte und ſich auf Speculation gründete, mit dem theologiſchen, das ſich auf die innere Erfahrung gründet, verwechſelt wurde. Hugo trug auch eine mildernde Meinung über die Imputation der Erbſünde vor, obgleich im Gegenſatz gegen ſeine realiſtiſchen Prinzipien, wonach die Seele eine einzelne Erſcheinung der menſchlichen Natur wäre; denn hier folgte er dem Hieronymus, der behauptete, daß die Seele jedesmal für den Körper neu erſchaffen werde*). „Die Seele ſündige in Adam, inſofern ſie in dem von Adam abſtammenden Fleiſch ſündige.“ Es trug dazu ſeine geſunde theologiſche Anſicht bei.

Wir kommen auf Abälard, nehmen mit ihm aber zugleich auf Petrus Lombardus, Petrus und Gilbert von Poitiers (Porretanus), die quattuor labyrinthos Galliae nach Gauthier, Canonicus von St. Victor zu Paris. Abälard war eigentlich Dialektiker und ſtand darin mehr auf der Seite des

---

*) Die Meinung des Hieronymus iſt nominaliſtiſch im Vergleich mit der auguſtiniſchen. Schl.

Roscellin, ſo wie Gilbert von Poitiers auf der realiſtiſchen. Schüler Roscellins und Wilhelms von Champeaux ſtudierte er nachher Theologie unter Anſelm von Laon, als Philoſoph war er Nominaliſt. Er lehrte eigentlich Dialektik, aber ſeine Schüler drangen in ihn, auch theologiſches zu lehren, und zwar nach ſeinem Prinzip, „Man könne nichts glauben, was man nicht verſtände.“ Das hat ſeine Richtigkeit, wenn vom Kirchenglauben die Rede iſt; die einzelnen Lehrbeſtimmungen können nur als Gedanken aufgefaßt werden, und da hatte Abälard Recht, das ſeinen Schülern zu ſagen. Der Glaube aber als *πίστις* im alten urſprünglichen Sinne in einer Zeit, wo die kirchliche Lehre noch nicht beſtand, geht nicht von der Erkenntniß aus, ſondern erzeugt die Erkenntniß; inſofern hatte auch Anſelm Recht, daß das credere das intelligero begründe. Man thut alſo dem Abälard Unrecht, wenn man ihm Schuld giebt, er habe den Glauben an Chriſtum auf die Erkenntniß begründen wollen; das wollte er nicht, wol aber lag eine ſolche Tendenz in Anſelmus, der den Glauben an Gott demonſtriren wollte, alſo auch die Erlöſung. Auf dieſem Standpunkte ſtand aber Abälard nicht; er geht auf die kirchliche Lehre zurück, die doch immer von etwas innerem ausgeht, wenngleich es nicht gegeben werden kann ohne verſtanden zu werden.

Abälards Begriff vom Glauben iſt auch ganz praktiſch; er ſagt, der Gegenſtand des Glaubens ſeien Güter, alſo etwas, was nur iſt, inſofern es beſeſſen wird; es war nicht ſeine Meinung, der Glaube ſolle auf dem Verſtändniß ruhen. Auf der anderen Seite läßt ſich aber nicht läugnen, daß Abälard nicht mit dem rechten Sinne die Theologie behandelt habe; er ging nicht immer auf ſeinen Grundſaz, der Glaube ſeien Güter, zurück, er ſezte die innere Erfahrung voraus, aber hat ſie wol nicht ſelbſt gehabt. Daher wurde ſeine ganze Behandlung etwas vollkommen dialektiſches; ſie laborirte beſonders daran, 1) daß die kirchliche Lehre als ein ſo gegebenes angeſehen wurde, wie ſie durch die allgemeinen Kirchenverſammlungen geworden war; das war das römiſch-katholiſche. Aber dann, wenn die Lehre gegeben war und verſtanden werden konnte: wurde immer darauf zurückgegangen, was aus dem Einen oder dem Andern folge, nicht aber, aus welchem Prinzip das Eine oder das Andere folge. Wer die rechte chriſtliche Frömmigkeit hatte, ging vom entgegengeſezten aus, und vermißte bei der andern Anſicht das ſehr; das war der Grund, von dem die ſtarke Oppoſition der bernhardſchen Schule ausging. Aber wenngleich ſich mit Abälards Methode eine frivole Denkungsart vereinigen kann: ſo läßt ſich doch nicht behaupten, daß nicht auch ein frommer ſeiner Denkungsart nach ſich derſelben bedienen konnte; es war ja das nur die Art der Behandlung. Der Gegenſaz alſo zwiſchen myſtiſchem und ſcholaſtiſchem iſt unſtatthaft.

Abälard ſchrieb ſeine Introductio ad theologiam, nachher umgearbeitet als Theologiae Christianae libri V., und ſeine Ethica s. liber dictus: Scito te ipsum, was man als die erſte chriſtliche Sittenlehre anſieht; eigentlich mehr eine Metaphyſik der Sitten, aber in Bezug auf den chriſtlichen Gehalt der Begriffe. Drittens Sic et non, eine Sammlung von Stellen der Kirchenväter, minder entgegengeſezt dem Reſultate nach, alſo Enantiologien. Indem er aber davon ausging, daß die kirchliche Lehre ein ganzes ſei: ſo mußten ihm die Enantiologien bloß Enantiophanien ſein, und er behandelte darin zugleich die hermeneutiſchen Regeln. Schade, daß das Buch nicht mehr edirt iſt. Auf ſein erſtes Werk wurde Abälard gleich in den Anklageſtand geſezt, und auf obſcure Anklagen 1121 zu Soiſſons verdammt 1121
und genöthigt, das Buch ins Feuer zu werfen. Hernach arbeitete er das zweite aus und wurde 1140 auf eine zweite Kirchenverſammlung 1140
zu Sens, die er ſelbſt veranlaßt hatte, gerufen, wo Bernhard ſich ihm entgegenſtellte. Allein er vertheidigte ſich nicht, ſondern appellirte gleich, weil die Verſammlung ſchon voreingenommen war, an den Papſt. Das ſcheint inconſequent,

allein wenn man die Nachrichten ſeiner Freunde hört: ſo ändert ſich das ganze. Die Gegner wagten nicht mit ihm zu disputiren, ſondern wollten ihn gleich verdammen, weil er ſeine Bücher ohne päpſtliche Genehmigung herausgegeben; daß man ferner die Vertheidigung erſt Nachmittags anſezte, konnte kein gutes Augurium für ihn ſein, denn nachdem man gut gegeſſen und getrunken, läßt ſich nicht mehr gut etwas anhören. Innocenz natürlich beſtätigte das Verdammungsurtheil und ließ Abälard ins Gefängniß ſezen; er ſtarb im Kloſter zu Clugny (1142).

Abälards Trinitätslehre iſt ganz den ſpeculativen Prinzipien Anſelms angemeſſen. Er legte dem Vater die Macht, dem Sohne die Weisheit, dem Geiſte die Liebe bei; dem Sohne ſchrieb er auch die Erinnerung zu. Aehnliche Beſtimmungen finden ſich vielmals in dieſer Zeit, indem man in der Trinität unterſchied Können, Wiſſen und Wollen. Man machte dem Abälard den Vorwurf, daß er ein Subordinatianer der ſchlimmſten Art ſei, weil er dadurch, daß er die plena potentia nur dem Vater beilegt, dem Sohne die Macht abſpreche. Man könnte aber demnach auch ſagen, Er lege dem Vater eine unweiſe Macht bei und dem Sohne eine unmächtige Weisheit. Offenbar that man das, um die Sache auf eine gehäſſige Formel zurükzuführen. Abälard ſuchte auch Analogien für die Trinität in den alten heidniſchen Philoſophen auf, da ſie doch erſt aus dem Faktum der Erlöſung und dem Glauben daran entſteht. Die Art, wie er die Trinität im Plato finden wollte, zog ihm die Beſchuldigung zu, er halte die platoniſche Weltſeele für den heiligen Geiſt. Abälard entwikkelte die göttliche Macht weiter und ſezte bei Gott das Wollen und Können gleich. Dagegen ereiferte ſehr der Engländer Robert Pulleyn und zog eine Menge verhaßter Conſequenzen daraus. Er behauptete, Gottes Macht ſei größer als ſein Thun, ſonſt hätte Gott auch den Menſchen nicht anders erlöſen können, als durch die Aufopferung ſeines Sohnes. Das hatte aber eben Anſelm in ſeinem Cur deus homo? demonſtrirt, und obgleich ihm Pulleyn ſonſt folgte: ſo widerſpricht er ihm hier. Das lag in der ſcholaſtiſchen Methode, in der vereinzelten Darſtellung von einzelnen Fragen ohne Zuſammenhang. Man ging in der Deduction nach unten hin, verſtand es aber nicht, von unten nach oben hinaufzugehen. Der Grund, warum ſich Gott dieſer Art Erlöſung bediente, ſei, weil es unſerer Schwachheit am erträglichſten war. Abälard ſelbſt, der behauptete, Vermögen und Ausführung Gottes ſeien gleich, ſagt bei der Menſchwerdung Chriſti, daß Gott auch Vermögen habe, die er nicht immer anwende; ſo ſei er nur einmal Menſch geworden. Das ſtand demnach mit dem früheren im Gegenſatze, und er konnte ſich dabei nur darauf zurückziehen, daß Gott im eigentlichen Sinne nur könne, was er thut; nur im uneigentlichen ſagen wir, daß er etwas könne und nicht könne. Er vertheidigte in ſeiner Theologie auch die occidentaliſche Lehre vom Geiſte gegen die griechiſche. Weil der Geiſt die liebende Ausbreitung Gottes ſei: ſo müſſe er auch von der Macht und Weisheit zugleich herkommen. Demnach aber vereinigte ja der Geiſt wieder, was bei der erſten Perſon getrennt war, und war alſo etwas höheres; etwas das Abälard ſelbſt nicht bemerkte und man ihm auch nicht zum Vorwurf machte. Pulleyn vertheidigte dieſelbe Lehre, konnte aber keinen Unterſchied finden zwiſchen dem ewig Gezeugtwerden und dem ewigen Ausgehen, und ſagte daher, Sohn und Geiſt ſeien gleich und könnten nicht anders unterſchieden werden, als daß jener von Einem, dieſer von Zweien ausgehe.

In Abälards *Metaphyſik der Sitten* dreht es ſich um die Beſtimmung der Begriffe *Sünde* und *Zurechnung* in Bezug auf den Willen. Sünde ſei, was gegen das beſſere Wiſſen und Gewiſſen geſchehe; daher beſtehe die Sünde eigentlich in dem Einwilligen. Er ſchloß alſo von der Sünde das aus, was unwiſſentlich geſchieht, ebenſo auch die Uebereilung, und das iſt ſchon bedenklich. Seine Hauptabſicht war, ſich dem entgegenzuſtellen, was der Quell alles ſuperſtitiöſen geworden war, daß nämlich die bloß angenehme ſinnliche Empfindung Sünde ſei. Abälard behauptete, die vorangehende und begleitende Luſt an und für ſich ſei nicht Sünde, ſondern die Einwilligung in die Handlungen aus ſinnlicher Empfindung, weil ſie gegen die Idee des guten ſei. Er war dabei auf richtigem Wege, wol aber war das der Quell ſeiner Verfolgungen. Sehr richtig hat das Otto von Freiſingen aufgefaßt, der ſehr naiv aber auch ſehr ruhig das richtige darſtellt, wie er überhaupt ein vortrefflicher Hiſtoriker dieſer Zeit iſt. Die Sünde ferner des erſten Menſchen ſei der Strafe nach auf uns gekommen, aber nicht der Schuld nach. Aus einer bloßen Conſequenz warf man ihm die Behauptung vor, Der Menſch könne ſündlos werden und der freie Wille ſei hinreichend, um gutes zu thun. Das lezte hat er immer geläugnet und war bloß Verdrehung, und das erſte kam daher, weil man in Praxi wirklich behauptete, der Menſch könne ſündlos werden; nur weil die Luſt Sünde ſei, geſchehe das nicht. Nun behauptete Abälard, daß die Luſt nicht Sünde ſei, und da glaubte man, er gehe von derſelben Vorausſezung aus.

Gilbert de la Porrée (Porretanus) ſchrieb ein Buch De fide trinitatis, worin er einen Unterſchied macht zwiſchen Gott ſelbſt und dem Weſen Gottes; nicht die göttliche Natur ſondern nur die zweite Perſon ſei Menſch geworden. Das machte man ihm beſonders zum Vorwurf. Allein ſein Zeitgenoſſe Robert von Melun hatte denſelben Unterſchied angenommen, und es war von dieſem Standpunkte aus nicht anders möglich bei dem Gegenſaze zwiſchen universalia und singularia, und niemand hat ihn deshalb moleſtirt. Als Abälard den Robert auf der Synode zu Sens unter ſeinen Gegnern ſah, rief er ihm lateiniſch zu, Es handelt ſich um deine Sache, wenn mein Haus brennt. — Gilbert wurde beſonders verhaßt um den vortrefflichen Saz, „Es könne niemand etwas verdienen um einen anderen als Chriſtus." Er hätte wol verdient um dieſen Saz canoniſirt zu werden, denn die Verdienſtlichkeit der guten Werke

ſiel dann weg. Gilbert disputirte zuerſt zu Paris 1147, man 1147
wurde aber nicht mit ihm fertig, und die Sache wurde auf die
allgemeine Kirchenverſammlung zu Rheims 1148 verſchoben. Hier 1148
waren Eugen III. und Bernhard zugegen. Gilbert hatte eine Menge von Kirchenlehrern herbeiſchleppen laſſen und las daraus vor, daß die angeſehenſten Kirchenlehrer daſſelbe behauptet hätten, und er konnte ſeinen Gegnern, die ihm nicht gewachſen waren, oft vorwerfen, daß die aus dem Zuſammenhange herausgeriſſenen Säze nichts für ſeine Gegner bewieſen. Eugen ſagte zulezt ganz einfach, Mein lieber Bruder, glaubſt du oder nicht, daß das Weſen, worin du drei Perſonen anerkennſt, Gott ſei? Gilbert läugnete es wegen des Ausdrukks Weſen, und allerdings mit einigem Rechte. Er unterſchied als Nominaliſt, da er universalia ante rem behauptete, zwiſchen Gott, der res, und Gottheit, dem allgemeinen Begriffe; er wollte als das einzelne lieber Gott ſezen, damit er nicht die Perſonen als das einzelne ſezen müſſe. Denn als er geſagt hatte, dieſe wären tria singularia, war es ihm auch kezeriſch ausgelegt worden als Tritheismus. Dem Streite machte Bernhard ein Ende, daß er ſich ſchnell mit einigen Biſchöfen zuſammenthat, ein Glaubensbekenntniß aufſezen ließ und es dem Gilbert zum unterſchreiben vorlegte. Dieſe Eil nahm ihm der italieniſche Clerus ſehr übel, und es wäre beinahe zu Tumult und einer Spaltung zwiſchen der römiſchen und gallikaniſchen Kirche gekommen. Gilbert mußte indeß als Reſultat hinnehmen, daß ſein Buch verdammt ſei und er das Verdammungsurtheil unterſchrieb, und ſo ließ man ihn in Ruhe.

Wir haben noch zwei Männer von dieſen vier Labyrinthis übrig; es wird aber wol erſt beſſer ſein, den merkwürdigen und geſchichtlich bedeutenden Mann Bernhard von Clairvaux zu beleuchten. Wenn man dieſen Mann von der eigentlich theologiſchen Seite betrachten will, muß man ſich an zweierlei halten, an ſeine Predigten oder Homilien, die meiſt exegetiſch ſind, und an ſein Buch de Consideratione ad Eugenium III., ein theoretiſches Werk. Unter dem Namen „Betrachtung“ ſezt er etwas als einen Zuſtand des Menſchen, worin das Weſen der Frömmigkeit beſtehe; die Frömmigkeit ſei eben dieſer Zuſtand und nicht die Verehrung Gottes, welche gleich ſei den äußerlichen Werken. Er hatte alſo Recht, wenn er jenen Zuſtand dem äußerlichen Cultus vorzog. „Die Betrachtung ſei auch die Mutter der vier Hauptturgenden;“ dieſe waren freilich noch heidniſche Begriffe, die erſt chriſtianiſirt werden mußten, doch war es beſſer, dieſe vier heidniſchen Haupttugenden allein aufzuſtellen, als die drei chriſtlichen aus der Bibel damit zu verbinden und ſieben daraus zu machen. Seine Consideratio iſt alſo das urſprüngliche chriſtliche Selbſtbewußtſein, zuſammengedacht aber mit der Reflexion, alſo der Zuſtand der inneren chriſtlichen Frömmigkeit, aber mit dem klaren Bewußtſein darüber. Das iſt auch das ganz richtige.

Wenn er ſich nun denen entgegenſtellte, welche die Theologie in die Speculation ſezen: ſo müſſen wir das auch loben, inſofern es aus jenem nothwendig hervorgegangen iſt; allein in ſeiner Praxis iſt es eben eine ſolche Ausartung und Extrem auf der einen Seite, wie die ſpeculative Scholaſtik auf der andern Seite iſt. Sehen wir auf ſeine Predigten: ſo finden wir 86 Predigten über noch nicht ganz drei Kapitel des Hohenliedes und 17 Predigten über den 91ſten Pſalm, aber über das neue Teſtament wenig. Rupertus, Abt von Deutz, arbeitete ähnlich, commentirte aber doch auch über Matthäus und vorzüglich über das ganze Evangelium Johannis, aber Bernhard hat ſich ganz im alten Teſtamente umherbewegt. Da kommen nun Spielereien und Allegorien der gekünſteltſten Art vor: „Die gegenſeitige Kenntniß und Liebe des Vaters und Sohnes ſei der geheimnißvolle Kuß,“ demnach wäre nach ſcholaſtiſcher Art zu reden der heilige Geiſt der geheimnißvollſte Kuß. Beides iſt Extrem, hier die Herrſchaft von ſinnlichen Bildern, dort die Herrſchaft von ſpeculativen Bildern. Es giebt ferner von ihm einen vierfachen Dank gegen Gott wegen der Schöpfung: für unſere eigne Erſchaffung, für die Erſchaffung der Gegenſtände um uns, für die Erlöſung und für die künftige Belohnung; das mit den zehn Geboten multiplicirt giebt die heilige Quadrageſima. Kann nun wol ſeine Oppoſition gegen die ſpeculative Richtung ſeiner Gegner eine reine, aus der inneren praktiſchen Richtung hervorgegangene, geweſen ſein? Nehmen wir dazu ſeine Wunderſucht, die zuſammenhing mit ſeiner prätendirten Wundermacht, ſo daß ſein Nachfolger ſeinem Leibe verbieten mußte Wunder zu thun: ſo werden wir uns wol vereinigen, ihm eine Einſeitigkeit nicht abſprechen zu können, die man der Einſeitigkeit auf der anderen Seite nicht unbedingt verziehen kann.

Der Polemik mit Abälard war alſo Bernhard gar nicht gewachſen; ſo fand er es ſchrecklich anſtößig, daß Abälard das Siegel ein Bild der Trinität nannte: Materie, Gepräge und Bedeutung; es zeigt ſich darin ein Kleinigkeitsgeiſt. Dann fand er den Saz kezeriſch, daß Abälard behauptet hatte, es werde der Menſch durch die Werke nicht ſchlechter; Bernhard ſah das von der Seite an, daß dann auch die Werkheiligkeit müßte aufgehoben werden. Für ſeinen Saz, daß die Sünde in der Einwilligung beſtehe, hatte Abälard als Beweis angeführt, daß diejenigen, die Chriſtum als unwiſſende gekreuzigt hätten, keine Sünde begangen hätten. Noch wunderlicher iſt es, daß er den Saz anſtößig fand, „Gott müſſe das böſe nicht hindern,“ obgleich doch die Erfahrung lehrt, daß er es nicht thut.

Bernhard, von Geburt ein burgundiſcher Edelmann [a]), wurde bald ergriffen von einer großen Bewunderung und Nachahmungsſucht des Mönchsthums, und ruhte nicht eher, als bis er faſt ſeine ganze Familie bewogen, in das neu geſtiftete Kloſter Citaux zu treten, deſſen Abt er 1113 wurde. Seine ſtrenge Ordensregel iſt keine ſchöne Anſicht vom Chriſtenthum; der beſtän-

---

a) Geb. 1091. Sch.

dige Widerſpruch zwiſchen der Empfindungs- und Handlungsweiſe und dem als Gedanken hingeſtellten, und wiederum zwiſchen dem poſitiv in ſeinem Buch ausgeſprochenen und ſeiner Polemik läßt erſehen, daß man auf dieſen Mann kein zu großes Gewicht legen muß, obgleich ſeine Oppoſition gegen die Vermiſchung der Dogmatik und Philoſophie löblich iſt. Uebrigens iſt ſeine Einmiſchung in weltliche Dinge und ſeine Herrſchſucht, ohne einen Anſpruch auf äußere Form der Herrſchaft, denn er wollte immer Abt bleiben, etwas ganz verkehrtes, obwol man ihm das weniger als ſeinem Zeitalter zurechnen muß.

1164 **Petrus Lombardus** († 1164) ward berühmt durch ſein theologiſches Syſtem, die libri sententiarum. Man hat oft ſeine Tendenz dabei gerühmt, mehrere Fragen abzuſchneiden und die Quäſtionenſucht in Grenzen einzuſchließen. Ich bin aber darüber zweifelhaft; er hätte darnach müſſen Prinzipien aufſtellen, warum man dieſe Grenzen nicht überſchreiten dürfe, und davon findet ſich keine Spur; und wenn man ſpäter noch viel weiter ging: ſo iſt darum nicht anzunehmen, daß er das verworfen habe, bloß weil er es nicht hat. Sein Buch iſt aber von großer hiſtoriſcher Bedeutung, es iſt das Hauptbuch, was ein Jahrhundert lang in den theologiſchen Schulen zum Grunde lag. Zu ſeiner Charakteriſtik dienen folgende Säze, 1) Von der ſpeculativen Seite ſtellte er in Bezug auf den Akt der Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur die Frage auf, Ob man von etwas (der menſchlichen Natur) ausſagen könne, daß es Gott geworden? Die Frage nimmt die Wendung, daß dadurch Gott ein Prädikat wird; das ſchien ihm bedenklich; er verneinte ſie aber auf Grund des Sazes, daß Chriſtus als Menſch vor der Incarnation nichts ſei, welchen Saz Alexander III. vorzutragen verbot. Das iſt eine Uebertreibung des früheren Sazes, daß die menſchliche Natur in Chriſto vor der Vereinigung keine Perſon war. Aus ſeinem Saze, ſie ſei nichts geweſen, konnte man folgern, daß nach der Incarnation nichts war, weil ſie an nichts vollzogen worden.

Von ſeiner Anſicht von der Kirche hier das Beiſpiel, wie er die Kraft der Leiden Chriſti erklärt, „Die Kraft beſtehe in der Verminderung der Strafen, die dem bußfertigen von der Kirche ſollten auferlegt werden.“ Hier iſt von der Sanctificationstheorie des Anſelm nichts mehr übrig, welcher von der göttlichen Strafgerechtigkeit ausging, ſondern hier bedingt die Kirche Chriſtum, wird alſo über ihn geſtellt. Es iſt dieſer Saz das Prinzip des Katholicismus in Bezug auf das geiſtige Verhältniß jedes einzelnen; die Kirche iſt die Mittelsperſon zwiſchen Chriſtus und dem einzelnen, gebaut auf die beſtehende Superſtition, daß man für andere etwas übernehmen könne. So lange etwas im populären Leben verkehrtes vorkommt, kann man erwarten, daß es durch eine richtige Lehre wieder verſchwinden werde; ſobald es aber in die Doctrin aufgenommen worden, iſt die Anzeige gegeben, daß es nur durch eine größere Anſtrengung aufgehoben werden kann, und das iſt hier die erſte Andeutung dazu.

Es war die Frage aufgeſtellt worden, ob man den Saz behaupten könne, „Daß Gott das böſe erkenne,“ denn alsdann ſei es doch auf eine gewiſſe Weiſe in ihm. Lombardus ſagte, „Gott erkennt das gute und böſe, aber ſo, daß das gute ihm gegenwärtig iſt durch ſein Wohlgefallen, das böſe aber fern von ihm durch ſein Mißfallen.“ Daß er dieſen Weg nehmen konnte, hängt damit zuſammen, daß er ſich nicht dazu bequemen wollte, das böſe von der negativen Seite zu erfaſſen; ſonſt hätte er ſagen können, Das böſe iſt für Gott nur das Nichterkennen des guten an einem gewiſſen Orte. Seine Auflöſung iſt aber ſehr mangelhaft; ein Zuſtand des Mißfallens iſt eine verminderte Seligkeit, er ſezt alſo ein Uebel in Gott; auch iſt der Ausdrukk fern und nah ſein viel zu ungenau für ein wiſſenſchaftliches Werk. In Bezug auf die Frage über die Einheit des Weſens im Verhältniß zur Dreiheit der Perſonen nimmt er einen mißlichen Ausweg. Die drei Perſonen zuſammen ſeien summa quaedam res, quae nec genuit nec genita est, nec processit, d. h. er weiß es nicht anders zu ſetzen, als durch die Negation der drei Relationen; es bleibt darin bloß der unbeſtimmte Ausdruck summa res. Den heiligen Geiſt erklärt er als die Liebe, mit welcher wir Gott und den nächſten lieben. — Lombardus bringt auch zuerſt die Lehre von ſieben Sacramenten vor. Bisher war die Anzahl unbeſtimmt geweſen; manche nahmen drei an, manche hatten die sacramentalia, wie das Weihwaſſer, mit zu den Sacramenten gerechnet, der Begriff ſelbſt war unbeſtimmt geblieben. Ebenſo hat Lombardus die Transſubſtantiation aber doch auf eine zweifelhafte Weiſe gelehrt, „Die Verwandelung ſei allgemein angenommen, in der Kirche aber nicht gelehrt, was für eine.“ Das heißt einen bloßen Buchſtaben ausſprechen; es iſt etwas anderes, eine Frage unentſchieden laſſen, und indem man ſie unentſchieden läßt, einen ſolchen Schein von Entſcheidung hinzufügen.

1206 **Petrus von Poitiers** (ſt. 1205), ſein Schüler und Nachfolger auf dem Katheder, ſchrieb auch Libros sententiarum. Früher verſtand man darunter Stellen aus den Kirchenvätern, wo das Urtheil bloß im Raiſonnement über dieſelben beſtand, jetzt aber verband man damit die Methode der Quäſtionen. Peter war ſpeculativer als Lombardus; er bewies das Daſein Gottes aus der Zufälligkeit der endlichen Dinge und aus dem Bewußtſein der menſchlichen Seele von ihrem Anfange. Etwas ſpeculatives iſt auch in ſeiner Lehre von der Rechtfertigung, obwol er der Superſtition folgt in Unterſcheidung der satisfactio cordis (contritio), satisfactio oris (Bekenntniß) und satisfactio operum (Büßungen und gute Werke). Aber er ſetzt in den Ausdruck satisfactio faſt die justificatio, wodurch die Eingießung der göttlichen Gerechtigkeit in den Menſchen geſchehe, Gerechtigkeit gleich rectitudo des Willens. Alſo eine Vermiſchung des Begriffes Heiligung und Rechtfertigung, ein Punkt, worin die evangeliſche Kirche der katholiſchen entgegentrat. Uebrigens aber iſt er ſehr kleinlich in kirchlichen Dingen. Er fragt, Ob der Menſch auch die Erbſünde in der satisfactio oris bekennen müſſe? Er theilt die wirklichen Sünden in Tod- und Erlaßſünden und wirft die Frage auf, Ob es beſſer ſei, ſich vor Todſünden oder vor Erlaßſünden zu hüten? Antwort, Vor dieſen, weil dadurch die Todſünden von ſelbſt aufhörten; eine Antwort, welche die Leerheit der Frage ſelbſt zeigt.

Wir laſſen auf dieſe Quadriga noch einen Mann folgen, den **Robert von Melun**, Lehrer zu Paris (Summa theologiae). Dieſer warf die Frage auf, Ob Gott auch Wiſſenſchaft gehabt haben könnte, wenn er niemals etwas zu ſchaffen beſchloſſen hatte? Er geht nämlich davon aus, daß vor der Schöpfung ein Sein aller Dinge in Gott war. Wenn er nun die Schöpfung nicht wollte, war denn das erſte doch in Gott? Iſt die Schöpfung in der Zeit: ſo war ſie zufällig. Die Wiſſenſchaft der Dinge gehört aber zum weſentlichen der Gottheit; ſie wäre aber dann bloß eine Wiſſenſchaft von etwas ewig nichtigem geweſen. Allein dadurch eben konnte man auf das negative der Frage kommen; die Wiſſenſchaft von etwas ewig nichtigem iſt ſelbſt nichts. Alles kam von der Unvollkommenheit der Methode. In Bezug auf die Chriſtologie fragt er, Da der Menſch aus Seele und Leib beſteht, ſind beide in gleichem Grade und auf gleiche Art mit dem göttlichen Worte vereinigt worden oder nicht in Chriſto? Man nahm nämlich Seele und Leib für zwei verſchiedene correlate Subſtanzen. Hätte man beides aber nicht geſondert: ſo würden die Fragen niedergeſchlagen ſein, „Ob die Vereinigung vom äußerlichen anfing? Welche Wirkung die Gottheit Chriſti auf den todten Leib in der Zeit ſeines Todes gehabt hat?“ Man hatte nämlich den Saz aufgeſtellt, daß im Tode Chriſti zwar Leib und Seele von einander getrennt ſein ſollen, aber die Vereinigung des Wortes mit der aus Leib und Seele beſtehenden menſchlichen Natur nicht aufgehört habe. Nun fragte ſich, Worin dieſe denn noch beſtand? Daß aber auf dieſe Art nichts herauskommen konnte, iſt leicht einzuſehen [a]).

1130 **Honorius von Autun** (bis 1130) war ſpeculativ und in Abſicht auf den Gebrauch der Dialektik kein Scholaſtiker, wol aber wegen der Form der Quäſtionen und Sentenzen. Er behauptete gegen Anſelm, die Menſchen ſeien nicht ſtatt der abgefallenen Engel. „Die ſinnliche Welt ſei ein Muſter der höheren, welche Gott im Sohne geſchaffen.“ In Bezug auf die Prädeſtination traf er eine eigene Auskunft, Nur die prädeſtinirten würden ſelig, und zwar nur durch die Gnade, aber die Seligkeit würde nur durch den freien Willen gewirkt, d. h. der Wille iſt Organ der göttlichen Gnade. Er war theologiſcher und weltlicher Schriftſteller, alſo inſofern Scholaſtiker. Auch in ſeinem Inevitabile ſcheinen die Antworten alle aus Stellen zuſammengeſetzt, und daſſelbe gilt vom Elucidarium.

1141 **Hugo von St. Victor** (bis 1141) behauptete, alles ſei nur recht und gut in Beziehung auf den Willen Gottes. Er unterſchied voluntas beneplaciti, den göttlichen Willen, dem nichts widerſtehen kann, und von dem alles geſetzt, was in ihm ſei, und voluntas signi de beneplacito, den göttlichen Willen in einem Zeichen, welcher das Gebot giebt; letzter ſei außer Gott und nicht ewig. Nun ſagt er, dieſem könne widerſtanden werden; er unterſchied alſo einen wirkſamen und unwirkſamen Willen Gottes. Hugo war ſcholaſtiſch in ſeiner ganzen Richtung, beſonders in ſeinem Hauptwerke de sacramentis Christianae fidei, aber er hat zugleich auch des Pſeudodionyſius Schriften commentirt, die man als die Quelle des myſtiſchen betrachtete. Er war alſo ſeiner Geſinnung nach ein Myſtiker. In Bezug auf die Liebe zu Gott behauptete er, Es ſei ein Irrthum, wenn man ſage, dieſe Liebe ſolle uneigennützig ſein; zwar ſolle man Gott nicht lieben um einer Belohnung willen, aber dieſe Liebe ſei doch eigennüzig, da man ihn liebe, um ihn zu beſizen und zu genießen [a]). Das iſt das myſtiſche Prinzip. Man kann Gott nicht beſizen, wenn nicht das ganze Leben auf Gott bezogen wird; da war es alſo nur ein Mißverſtändniß, daß Hugo Liebe und Beſiz als verſchieden ſezte, und es wie Mittel und Zwekk darſtellte. Viele aber von dieſen Männern ſind zugleich in alle Superſtition ihrer Zeit verſunken und nicht im Stande geweſen, ſich über ſie zu erheben. Das ſieht man aus ihrer Erklärung von der Werkheiligkeit, von der Verehrung der Heiligen und von der Verdienſtlichkeit der Selbſtpeinigung, welche jezt allgemeine Begriffe wurden. **Robert Pulleyn** [b]) empfiehlt die lezte beſonders, und **Hugo**, der von ſehr ſchwacher Körperbeſchaffenheit war, ſoll mit einem ſeiner Freunde ſich verabredet haben, ſich nach dem Tode zu erſcheinen. Hugo ſei ihm erſchienen und habe erzählt, als er in das Fegefeuer gekommen, ſei faſt kein Teufel geweſen, der ihm nicht einen Schlag verſezt. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie dies mit dem tiefen Streben nach Erkenntniß beſtehen konnte. Man ſieht daraus, wie der Geiſt der Zeit aus der Maſſe heraus auch alle einzelnen, welche höher ſtanden, feſſelte.

---

[a]) Er legte auch Chriſto als Menſch eine Kenntniß aller Dinge bei, welche von ſeiner göttlichen unterſchieden werden müſſe. Schl.

Gehen wir noch einmal auf **Bernhard von Clairvaux** zurükk: ſo iſt ſchon geſagt, daß in ſeine Antipathie gegen Abälard auch etwas von ſeinem Kloſterleben mit eingefloſſen. Vom Kloſter **Clugny** aus war der **Ciſterzienſerorden** gebildet

---

[a]) In der Dreieinigkeit unterſchied er **Wiſſen** (filius), **Können** (pater), **Wollen** (spiritus). — Er behauptete eine justitia passiva seu potentiae und justitia necessitiva seu aequitatis. — Beim Abendmahl nahm er eine transitio panis in corpus an, aber hier wolle er die Fragen vermeiden. Schl.

[b]) Nach ihm hatte die **Beſchneidung** die Kraft, die Erbſünde wegzunehmen. Das **Paſcha** aber führte er nicht als Sacrament auf, vielmehr iſt das **Manna** Vorbild des Abendmahls. Eine Menge Fragen hatte er über die **Auferſtehung**, z. B. ob man abgeſchnittene Nägel wiederbekomme u. dgl. Schl.

worden. Der neue Stifter hielt ſtrenge auf die Regeln, in der älteren Stiftung war manches erſchlafft. Bald entſtand aber eine Eiferſucht zwiſchen den Klöſtern Clugny und Citaux, und Abälard, wie er dem Bernhard zuwider war, wurde von dem Abt Peter dem ehrwürdigen von Clugny beſchützt. Nach dieſer Zeit treten nun eine Menge Stiftungen dieſer Art ein. Man muß hier zwei Stiftungen unterſcheiden, 1) die nach der Regel Auguſtins gebildet waren, Canonici, unverehlichte Geiſtliche, die zuſammentraten, um ein beſchauliches Leben zu führen, und 2) die nach den Regeln Benedicts eingerichteten, welche ſtrengen Vorſchriften der Enthaltſamkeit und regelmäßigen Büßung, eigentlich für Einſiedler, unterworfen waren. Der Carthäuſer-Orden wurde geſtiftet von Bruno, Erzbiſchof von Rheims [a]), zu Chartreuſe bei Grenoble, und die Carthauſen vermehrten ſich bald. Ihre Bewohner legten ein beſonderes Verdienſt auf die Schweigſamkeit, aber eine chriſtliche Anſtalt von vorn herein auf ſie zu baſiren, iſt etwas ungeheures, da das Wort eben das Prinzip des Chriſtenthums iſt. Da ſie nun nicht predigen durften: ſo legten ſie ſich als auf ein beſonderes Geſchäft auf die
1116 Vervielfältigung der heiligen Bücher. Nach 20 Jahren, 1116, gab es auch ſchon eine weibliche Carthauſe.

Am Ende des eilften Jahrhunderts ſtiftete ein Edelmann, Robert von Arbriſſel, bis dahin Vicar des Biſchofs von Rennes, eine Geſellſchaft von Canonici regulares. Urban II.
1096 bediente ſich ſeiner 1096, um das Kreuz zu predigen; er kehrte
1100 inteß bald zurük und baute 1100 das Kloſter zu Fontevraud, wo er Abt von einem Mönchs- und Nonnenkloſter wurde. Noch während ſeines Lebens waren 5000 Nonnen umher, und er gab ſeiner Stiftung die galante Wendung, daß die Aebtiſſinn, als ein Bild der Maria, die höchſte Inſtanz des ganzen Kloſters ſein

---

[a]) Er wurde aus Chartreuſe von Urban II. nach Rom gerufen, legte 1092 eine neue Chartreuſe in Calabrien an und ſtarb 1101. Schl.

ſollte. — Ein Biſchof **Barthold von Lyon** wollte die zu ſeiner Kirche gehörigen Canonici regulares reformiren, und bat ſich dazu 1119 vom Papſt Calixt II. den heiligen **Norbert** aus, 1119 früher Hofkaplan Kaiſer Heinrichs V. Dieſer Mann zog aber bald umher als Bußprediger und durch ihn ſind eine Menge Stiftungen dieſer Art nach der Regel der Canonicorum hervorgegangen. Der Biſchof hatte damals viel zu viel weltliche Sachen, aus dem Predigen wurde nichts, und daher gingen von dieſen Canonici regulares freiwillig einzelne, aber nicht viele, aus, die ſich dem Predigen widmeten. Die Regulares machten aber dem Norbert das Leben ſauer, und er ging in eine einſame Gegend der Dauphiné und ſtiftete im Thal zu Prémontré 1120 den **Prämonſtratenſer-Orden**. Er wurde 1126 Erzbiſchof von Magdeburg. Sein Zwieſpalt mit Petrus von Clugny erwarb ihm die Freundſchaft Bernhards. Er ſtarb 1134. 1134

In Paläſtina entſtand auf dem Berge Carmel im zwölften Jahrhundert der **Carmeliter-Orden**, geſtiftet 1150 durch den 1150 Pilger Berthold aus Calabrien. Dieſe gingen in ihrer Tradition ſehr weit zurükk, indem ſie den Elias für den erſten Carmeliter ausgeben. Sie ſchieden ſich ſpäterhin in die ſtrengeren Obſervanten und in die gemäßigteren Conventualen, nachdem ſie ſchon unter Friedrich II. Paläſtina verlaſſen hatten. Ebenſo entſtand in Paläſtina von 1190 an der **deutſche Ritterorden** aus zwei 1190 Stiftungen, dem deutſchen Hospital der Jungfrau Maria für Pilger zu Jeruſalem und aus dem Hospital von Acco. Die deutſchen Ritter organiſirten ſich nach Art der Tempelherren und theilten ſich in Cleriker, Ritter und Laien; die erſteren hatten keinen innigeren Wunſch, als daß die Geſellſchaft doch wenigſtens möchte aus 10 Rittern beſtehen; allein nach 20 Jahren, nach 1210, beſtand ſie ſchon aus über 2000.

Der **Franciscaner-Orden** wurde von **Franciscus von Aſſiſi**, geb. 1181, geſtiftet. Er, früher ein lokkerer junger Mann, 1181 dann durch allerlei Geſichte in die Wüſte getrieben, ſtiftete 1210 1210

mit elf Genoſſen eine noch weit brüderlichere Geſellſchaft als alle
anderen, ohne Aebte und Priore, alle bloß fratres minores genannt.
Seine Privatneigung nach ſeiner Bekehrung war der
Schmuz, ſo daß er ausſäzige überall aufſuchte, ſie küßte u. ſ. w.
Er baſirte ſeine Geſellſchaft auf die drükkendſte Armuth und der
Franciscanerorden wurde der erſte Bettelorden. Franciscus
1229 ſelbſt wurde 1229 kanoniſirt. Bald organiſirte ſich ein ähnlicher
1212 Frauenorden, von der heiligen Clara 1212 geſtiftet, die Clariſſinnen.
Der Dominicaner-Orden wurde geſtiftet von
Dominicus aus Caſtilien. Er ſtudirte zu Palencia (Salamanca),
1198 ward 1193 Canonicus in Osma, arbeitete an der Bekehrung
der Albigenſer, und ſtiftete, um dieſe Kezer zu bekehren
und den Biſchöfen im Predigen zu helfen, einen Orden nach der
Regel des heiligen Auguſtin, welchen Honorius III. als Ordo canonicus
1216 fratrum praedicatorum 1216 beſtätigte. Sie ſtifteten
ihr erſtes Kloſter zu Paris in der Rue St. Jacques, in demſelben
Hauſe, wo ſich in der Revolution die Partei der Jacobiner
1220 verſammelte. Dominicus unterſagte 1220 den Seinen allen Beſiz
1221 von liegenden Gütern, ſtarb 1221 in Bologna und wurde 1233
1233 von Gregor IX. canoniſirt. In der Folge (1233) wurde dieſem
Orden die Inquiſition anvertraut, und einem ihrer Generale,
Raymund von Penna forti, übertrug der Papſt eine Fortſezung
der Sammlung der Dekretalen Gratians. Der Orden
1278 hatte damals (1278) 417 Klöſter, auch in Griechenland und ſogar
in Abyſſinien, 50 Jahre nach der Stiftung des Ordens.

Im erſten Viertel des 13ten Jahrhunderts entzogen ſich ſieben
reiche Kaufleute in Florenz, die zu einer marianiſchen Brüderſchaft
gehörten, verheirathete Männer, die nicht Mönche werden
konnten, aber alle ascetiſchen Uebungen machten, der Welt,
entſchlugen ſich ihres Vermögens und nannten ſich Diener der
1233 Jungfrau Maria. Aus ihnen entſtand der Servitenorden.
Er wurde nachher unterdrükkt, da er weder zur Regel des Auguſtin
noch zu der des Benedict gehörte; er wurde aber nachher

wieder ſehr blühend, 1255 beſtätigt, und 10 Jahre darauf zählte 1255
er ſchon vier Provinzen; aus ihm kam Sarpi. — Zwei andere
Einſiedler hatten auch Geſichte, wußten aber nicht, was ſie damit
machen ſollten, ſie fühlten nur, daß ſie zu etwas größerem
berufen waren. In einem Geſicht hieß es, der Papſt würde ihnen
nähere Auskunft geben; ſie gingen deshalb nach Rom, und
dieſer befahl ihnen einen Orden zu ſtiften zur Loskaufung der
Gefangenen auf den Kreuzzügen. So entſtand der Trinitarier- 1198
Orden pro redemptione captivorum.

Außerdem entſtanden noch andere Geſellſchaften ohne eine ſolche beſtimmte Regel und Enthaltungen, die **Beguinen**, Frauen, die ſich zu einem freien gemeinſchaftlichen Leben vereinigten und es den Werken der Wohlthätigkeit widmeten, und die **Begharden**, ähnliche männliche Vereine. Sie gingen urſprünglich von einem reinen Geſichtspunkte aus, allein bald verfolgt von den Orden ſchloſſen ſie ſich an die Franciscaner an und verloren ſo ihre Selbſtändigkeit. Eine ordentliche Epidemie waren aber in dieſer Zeit die **Flagellanten**, wo bloß Männer in großer Anzahl durch die Städte halb entblößt zogen, ſich ſelbſt geißelnd. Die Regierungen traten endlich dazwiſchen und zogen Cordons gegen dieſe Seuche.

Bei den eigentlich **religiöſen Sekten** dieſer Zeit iſt es ſchwer zu einer ordentlichen Vorſtellung zu gelangen, da wir ſie nur aus den Berichten ihrer Gegner kennen. Sie hießen **Bulgaren**, **Catharer**, **Albigenſer** u. ſ. w. und wohnten in den Gebirgen des ſüdlichen Europas, den Alpenländern von Piemont, der Provence, Savoyen. Zwar haben wir Nachrichten von ihnen durch ſolche, die früher dieſer Sekte angehörten und hernach zur katholiſchen Kirche übertraten; von ſolchen ſollten wir eine reinere Darſtellung erwarten, aber auch ihre Unbefangenheit ſcheint mit der Bekehrung verloren gegangen zu ſein. Soviel iſt aber wol gewiß, daß die meiſten unter ihnen mit den Bogomilen, welche in der Bulgarei entſtanden waren, zuſammenhingen. Unter dieſen Bogomilen hatte es gnoſtiſirende Fabeln gegeben, von denen die Sekten in den Alpen weniger hatten, aber wol machten ſie den Unterſchied des Marcion zwiſchen dem Gott des alten Teſtamentes und dem Gott des neuen Teſtaments. Die Gegner legten ihnen das ſo aus, als ſchrieben ſie die Schöpfung der Materie dem Teufel zu, und warfen ihnen daher den Manichäismus vor; andere behaupteten dieſes nur von einem Theil von ihnen, den Albanenſern. Nun hatten das Prieſterthum und die äußerlichen Werke eine große Analogie mit dem Phariſäismus, und ihre Polemik dagegen konnte wol als Polemik gegen das Judaiſiren im Chriſtenthume ausgelegt werden. Ihr Hauptvergehen war aber die Behauptung, daß die römiſche Kirche nicht die wahre und apoſtoliſche ſei wegen ihrer Verderbtheit, auch ſei ſie keine urſprüngliche, ſondern ſchreibe ſich erſt ſeit Conſtantin und Sylveſter her. Ja einige behaupteten ſogar, Petrus ſei nie in Rom geweſen; ein Beweis von einer ſchon ziemlich ſcharfen Kritik. Nun waren ſie ganz vorzüglich gegen alle Werke der Genugthuung und behaupteten, es gehörte zur Sündenvergebung nur ein aufrichtiges Bekenntniß und die Abſolution eines, der wahrhaft zur Kirche gehöre und keine Todſünde auf ſich habe. Das mögen manche auch ſo ausgelegt haben, Es ſei beſſer, die Abſolution zu empfangen von einem frommen Laien als von einem gottloſen Prieſter. Als äußerliches Zeichen galt bloß die Handauflegung; das mögen einige wieder ſo ausgelegt haben, als verwürfen ſie die Taufe, was aber nicht conſtirt, und welche ſie eben ſo wenig verwarfen als das Abendmahl, wo ſie nur eine Verwandlung läugneten. Wenn nach ihren Gegnern bei großer Differenz in der Lehre eine äußerliche Gemeinſchaft unter ihnen beſtand: ſo wäre das ein großes Zeugniß von der Freiheit des Geiſtes bei ihnen; aber es läßt ſich ſchwer dahinter kommen. Ihre Namen ſind bald nach den Anführern gewählt, bald Provinzennamen, und es iſt noch nicht gelungen, dieſen kritiſchen Augiasſtall zu leeren.

Der Abſtammung nach kann man von dieſen Sektennamen die Waldenſer unterſcheiden, geſtiftet vom lyoner Kaufmann Petrus Waldus. Daß ſie einen anderen Gang in der Ausbildung nahmen, iſt klar, und dennoch werden ſie mit den andern verwechſelt. Waldus hatte ein ſehr religiöſes Intereſſe, wollte aber auch verſtehen, was er hörte und ließ ſich daher von einem paar Geiſtlichen die Evangelien und dann die Epiſteln auslegen und ſich die Perikopen in die Landesſprache überſezen; ſo bekam er allmählich eine große Schriftkenntniß. Er entſagte nun ſeinem Vermögen und zog predigend umher. Bald hatte er auch Anhänger und Nachfolger; er aber und ſeine Anhänger waren ſo weit entfernt, eine Sekte ſtiften zu wollen, daß er den Papſt um Erlaubniß dazu bat, einen Orden zu ſtiften. Dieſer ſah aber ein, daß ſie, weil ſie die Bibel zum Grunde legten, nicht in ſeinen Kram taugten und verbot ihnen das Predigen; ſie ſezten es aber dennoch fort. Die Waldenſer ſind gewiß als Vorläufer der Reformation anzuſehen, indem ſie den Saz ausſprachen, Es laſſe ſich nichts als kirchliche Lehre aufſtellen, was nicht durch die Schrift ſich beweiſen laſſe; alle Traditionen in Gebräuchen und Buchſtaben ſeien ein Phariſäismus. Dabei hielten ſie am ſchlichten Verſtändniß der Schrift, verwarfen jedes myſtiſche Verſtehen derſelben und ſelbſt die Ceremonien, was in damaliger Zeit allerdings ſehr zu bewundern iſt. Sie hatten unter ſich eine ordentliche Organiſation und nahmen drei Stufen oder Kirchenämter an, die ſie in der Schrift zu finden meinten, Diaconi, Presbyteri und Epiſcopi, obwol dieſer Unterſchied mehr bei ihnen galt als beſtand. Es gab bei ihnen keinen anderen Unterſchied als zwiſchen Lehrern und Laien; die Weihe achteten ſie nicht. Alle Lehrer ſollten aber von ihrer Händearbeit leben und ſich der Ehe enthalten, nicht weil ſie einen Werth auf das Cölibat legten, ſondern deshalb, weil die Lehrer in der Verfolgung keinen feſten Wohnſiz haben konnten; dieſen Grundſaz ließen ſie jedoch nachher fahren. Sie nahmen auch keine Feſttage an, als die von der erſten Klaſſe, und ihre Idee war nur die, zu der erſten apoſtoliſchen Kirche zurükkzukehren. Hier iſt alſo kein Anklang von Gnoſticismus, auch ſind ſie darin rein, daß ſie ſich nicht von der katholiſchen Kirche trennten, ſondern dieſe ſie ausſchied, wie auch bei der Reformation. Auch das Fegfeuer gehörte zu dem, was ſie conſtant läugneten. Darin gingen ſie aber nicht ſo weit als die Catharer, die behaupteten, es gäbe kein künftiges Gericht und Hölle, ſondern beides ſei ſchon in dieſem Leben. Die Waldenſer verwarfen Bilder und Kreuze und drangen vorzüglich auf die innere Geburt Chriſti und den neuen Menſchen. Sie behaupteten auch, es gäbe keine Verwandlung im Abendmahl, ſondern nur einen geiſtigen Leib Chriſti. Darin hatten ſie auch manchen Vorläufer gehabt; ſo hatte im zwölften Jahrhundert noch die Geiſtlichkeit am Rhein die Lehre von der Transſubſtantiation verworfen.

Gegen dieſe Kezer richtete ſich nun der Orden der Domini-
caner, aber er blieb nicht bloß bei Bekehrungsverſuchen ſtehen.
1179 Das Concilium Lateranenſe 1179 unter Alexander III. ver-
ordnete die Kezer zu brandmarken; aller Umgang mit den Ca-
tharern auch ihr Begräbniß wurde verboten. Innocenz III.
1198 ſchikkte 1198 die Legaten Rainerius und Guido gegen ſie
und befahl den Fürſten und Biſchöfen bei Androhung von Bann
und Interdict, ihnen Folge zu leiſten; der Anfang der Inqui-
ſition! Daraus entſtand dann bis in die Mitte des dreizehnten
Jahrhunderts ein großes Blutbad und eine Häufung von uner-
hörten Grauſamkeiten und Ungerechtigkeiten. Es nahm ſich der
Graf Raymund VI. von Toulouſe der Albigenſer an, weil
ſie fleißige und tüchtige Unterthanen waren, und dieſer war ein
zu mächtiger Vaſall, als daß der König von Frankreich es nicht
mit Freuden ergriffen hätte, unter einem religiöſen Vorwande den
Grafen zu ſtürzen. Peter von Caſtelnau, mit der Haupt-
1208 inquiſition beauftragt, wurde (1208) ermordet, und der Papſt ließ
nun gegen den Grafen von Toulouſe ſelbſt, welchem man die

That Schuld gab, das Kreuz predigen, und als die Leute dagegen
ein Bedenken trugen, erklärte er, daß die toulouſiſchen Kezer
ärger wären als die Saracenen. Zuerſt unternahm der Graf Simon
von Montfort den Kreuzzug gegen die Albigenſer und
den Grafen von Toulouſe (1209—1218), und Ludwig VIII.
ſezte ihn bis 1224 fort. Im Jahre 1229, nach dem Frieden 1229
zwiſchen Ludwig IX. und Raymond[a], verordnete eine
Kirchenverſammlung zu Toulouſe, daß in jedem Kirchſpiel einige
Laien ſollten zu Kezerforſchern beſtellt werden; jedes Haus,
welches einen Kezer aufnehme, ſollte eingeriſſen werden. Gregor
IX. richtete 1233 die Inquiſition vollſtändig ein und 1233
übergab ſie den Dominikanern; ſie ſollte aber erſt ganz geiſtlich
ſein unter der Form des Beichtſtuhls, auf deſſen Ausſpruch nun
das weltliche Gericht verfahren mußte, und die Obrigkeit ſollte
unter Androhung des Bannes die Befehle ſeiner Legaten vollziehen.
Sie etablirte ſich vornämlich zu Toulouſe und Carcaſſonne,
und zu Toulouſe geſchah die erſte Kezerverbrennung. Dieſe neue
Anmaßung des Papſtes ſuchte dieſer ſelbſt ſo viel als möglich zu
verbreiten, und wirklich wurde die Inquiſition nach 15 Jahren
auch in Spanien eingeführt. Die Venetianer, die auch darum
angegangen wurden, leiſteten einen ſehr hartnäckigen Widerſtand;
ſie errichteten lieber (1249) eine weltliche Inquiſition unter
ſich, wodurch ſie ſich alle päpſtliche Einmiſchung verbaten. Später
(1289) mußten ſie ſich dazu bequemen, doch konnte die Inquiſition
hier nicht viel ausrichten, da der Doge ſich die lezte
Inſtanz vorbehielt. In Deutſchland machte ſich als Inquiſitor
(1214—1233) berüchtigt Conrad von Marburg und machte
ſie oft zum Werkzeuge einzelner; er wurde umgebracht.

Daß der Papſt gegen die Albigenſer das Kreuz predigen ließ, war ein gutes Zwiſchenſpiel zu den Kreuzzügen. Man muß

---

[a] Der Graf von Toulouſe mußte den Frieden durch Abtretungen erkaufen und die Gefangennehmung der Kezer bezahlen. Schl.

erſtaunen, wie viele Menſchen durch die Klöſter der Arbeit entzogen worden, und wie viel ſucceſſive durch die Kreuzzüge das Vaterland verließen, entweder auf einige Zeit oder für immer.
Wir müſſen hier wieder an den h. Bernhard anknüpfen. Weil
1146 die Lateiner im Orient in Noth waren, beredete er 1146 und
1147 1147 den König Ludwig VII. von Frankreich und Kaiſer Conrad III. das Kreuz zu nehmen; nach einer vergeblichen Belagerung von Damascus aber kehrten dieſe nach drei Jahren zurükk. Jezt bekam der Name eine andere Bedeutung, man verſtand darunter nicht mehr eine Wiedereroberung des heiligen Grabes, ſondern einen Zug gegen die ungläubigen; ſo geſchah ein Kreuzzug franzöſiſcher Ritter gegen die Araber in Portugal und ein anderer gegen die Obotriten in Mecklenburg und Pommern [a]).
In Paläſtina ging es indeß immer ſchlechter. Als nun Sala-
1189 din gar Jeruſalem erobert hatte, nahmen 1189 Philipp Au-
1190 guſt und Richard Löwenherz 1190 das Kreuz. Richard wurde aber vom Herzog von Oeſterreich gefangen genommen, und ihn bei ſeiner Gefangenſchaft zu ſchüzen wäre wol des Papſtes heiligſte Pflicht geweſen; die Kreuzzüge wurden ja unternommen unter der Garantie, daß in Europa der Friede nicht ſollte geſtört werden. Kaiſer Friedrich I. nahm in ſeinen alten Tagen auch noch aus reinem Eifer das Kreuz, allein ſein Heer wurde größtentheils aufgerieben, und er ſelbſt ſtarb auf ſeinem Zuge in Aſien nebſt ſeinem Sohne.

1202 Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts unternahmen die Venetianer einen Kreuzzug. Papſt Innocenz III. merkte aber, daß ſie keine reine Abſichten dabei hatten, und verbot daher, ein von Chriſten beſeztes Land zu erobern. Es wandte ſich nämlich an dieſe Kreuzfahrer der Sohn eines abgeſezten byzantiniſchen Kaiſers und verſprach, daß, wenn ſie ihn zum Throne von Conſtantinopel verhülfen, er zur römiſchen Kirche zurükkehren wollte. Man ſollte denken, dies würde den Papſt gereizt haben, aber er verbot den Venetianern, ſich in die griechiſchen Angelegenheiten zu miſchen, um ſie nicht zu mächtig werden zu laſſen. Sie aber kehrten ſich nicht daran, eroberten Conſtantinopel erſt für Alexius, dann noch einmal für ſich, und ſo entſtand das lateiniſche Kaiſerthum unter Balduin, ein lateiniſcher Patriarch und lateiniſche Hofgeiſtlichkeit zu Conſtantinopel. Das Beſtehen dieſes Reichs war aber ſehr dürftig und an eine gänzliche Unterwerfung der griechiſchen Kirche war nicht zu denken, obgleich der Papſt wollte, daß alle Kirchen mit lateiniſchen Clerikern ſollten beſezt werden.

---

[a]) Otto von Bamberg bekehrte die Pommern 1124 auf die gewöhnliche ſchnelle Weiſe. Schl.

Zur Zeit Saladins ließ der Papſt zur Unterſtüzung der
Kreuzfahrer und zur Wiedereroberung des heiligen Landes einen
allgemeinen Zehnten ausſchreiben, den auch die Geiſtlichen bezahlen
ſollten; in Frankreich erhob zwar der Klerus darüber ein
großes Geſchrei, was aber nichts half. Nach dem vierten Kreuzzuge
unternahm auch (1212) eine Schaar von Knaben einen ſolchen; 1212
der Papſt wollte durch ihr Beiſpiel die Fürſten beſchämen.
Ein ungariſcher Kreuzzug wurde vom Könige Andreas 1216 1216
unternommen. Friedrich II. hatte um dieſe Zeit auch ſchon
das Kreuz genommen (1215), doch ließ er es dabei bewenden. 1215
Die Drohung mit dem Banne und Interdicte bewog ihn endlich
1227 zu Schiffe zu gehen, da er aber krank wurde und zurückkehrte, 1227
excommunicirte ihn der Papſt, und als Friedrich ſich nicht
irre machen ließ und dennoch wieder abreiſte, verbot er den Unterthanen
ihm Steuern zu geben und den Chriſten in Paläſtina,
mit ihm in Gemeinſchaft zu treten. Die deutſchen Ritter und
einige italieniſche Städte kehrten ſich nicht daran, und ſo konnte
Friedrich doch fortwirken; um keine Unruhen im Heere zu erregen,
kommandirte er im Namen Gottes und der ganzen Chriſtenheit.
Er ſchloß einen zehnjährigen Waffenſtillſtand [a]) mit den

---

[a]) Von dem jedoch wegen der für die Saracenen ſtipulirten Religionsfreiheit der Patriarch nichts wiſſen wollte und den Kaiſer verläumdete. Schl.

Muhamedanern, welche ihm Jeruſalem wiedergaben, erhielt Ruhe für die Chriſten und ſezte ſich in Jeruſalem als gebannter ſelbſt die Krone auf. Der Papſt ſah es ungern, konnte es aber nicht ungeſchehen machen, hob bei Friedrichs Rükkehr Bann und Interdict auf und wartete auf den Ablauf dieſes Stillſtandes, um einen allgemeinen Kreuzzug zu veranſtalten; daraus wurde aber nichts. Horden aus dem höheren Aſien, die Chowaresmier, eroberten Paläſtina wieder, da entſchloß ſich Ludwig IX. von Frankreich zu einem Kreuzzuge, zog nach Aegypten, in deſſen Beſiz jezt Jeruſalem wieder gekommen war, und eroberte Damiette, wurde aber daſelbſt gefangen genommen und mußte ſich theuer loskaufen. Bei ſeinem zweiten Kreuzzuge nach Tunis wollte er vom Papſte das Verſprechen haben, daß kein Biſchof mehr einen fränkiſchen König excommuniciren ſollte, was ihm der Papſt aber, als dem biſchöflichen Anſehen nachtheilig, abſchlug. Er ſtarb auf 1270 dem Zuge 1270. Bald (1291) ging auch die lezte chriſtliche Feſtung im Orient, Ptolemais, verloren und ſomit hörten die Kreuzzüge auf.

Daß die Kreuzzüge zur Schwächung der europäiſchen Staaten und ungeachtet des allgemeinen Friedens zu inneren Spaltungen viel beitrugen, und auch die päpſtliche Autorität über die occidentaliſchen Reiche noch zu erweitern, liegt in der Natur der Sache ſelbſt. Richard Löwenherz und Friedrich II. gaben Beiſpiele dazu; es iſt alſo ſehr natürlich, daß wir in dieſer Zeit werden die päpſtliche Macht ſehr vergrößert finden. Ueberall waren die hohenſtaufiſchen Kaiſer und die Könige von Frankreich und England noch diejenigen, welche, wenn es zu arg wurde, am ſtärkſten gegen den Papſt auftraten. Noch zu Lebzeiten Friedrichs I. wollte der Papſt in Bezug auf die ſtreitigen Biſchofswahlen große Einſchränkungen machen. Der Kaiſer benahm ſich ſehr gemäßigt und erklärte immer, er werde die Sache rechtmäßig unterſuchen laſſen, und da die Biſchöfe auf die Seite des Kaiſers traten, unterblieb es. Urban III. ſuſpendirte Biſchöfe, welche bei der Heirath des Prinzen Heinrich mit der ſicilianiſchen Conſtantia zugegen geweſen. **Clemens III.** kurz vor Friedrichs Tode war ein geborner Römer und ſchloß einen Vertrag 1188 mit den Römern, wodurch der erſte Grund zur päpſtlichen Oberherrſchaft über Rom gelegt wurde. Die Römer gaben ihm den Senat, die Münze und die Schlüſſel der Stadt, wogegen er eine Citadelle ſchleifen ließ; von den Rechten des Kaiſers war dabei nicht die Rede. In Sicilien belehnte Clemens den **Tancred**, einen unehlichen Nachkommen der normanniſchen Fürſten, ungeachtet dieſer der rechtmäßigen Erbinn Conſtantia, Gemahlinn Heinrichs VI., welche auch noch lebte, geſchworen hatte. **Heinrich VI.** ging aber nach Italien, Tancred ſtarb, und der Kaiſer ließ ſich zum Könige von Sicilien krönen, ohne nach dem Papſt zu fragen; eine glükkliche Reaction; **Cöleſtin III.** mußte es beſtätigen, nachdem er ihn vorher zum Kaiſer gekrönt hatte. **Innocenz III.** wurde nach Heinrichs Tode (1198) römiſcher Biſchof 1198 und nahm die Gelegenheit wahr, da **Friedrich II.** noch ein Kind war, daß er den kaiſerlichen Befehlshaber in Rom ſich ſelbſt huldigen ließ, und auch den Adel und die Mark Ancona dazu zog. Er legte alſo den Grund zum Kirchenſtaate, offenbar war alles geraubt, da es Reichslehne waren; freilich waren keine rechtmäßigen Herren da. Die kluge Conſtantia, welche bald darauf ſtarb, ernannte den Papſt ſelbſt zum Vormund ihres Sohnes Friedrich. In den Streitigkeiten des Papſtes mit den italieniſchen Großen, welche ihm den Eid nicht leiſten wollten, kam auch ein Teſtament Heinrichs VI. zum Vorſchein, worin er, um ſeinem Sohne die deutſche und ſicilianiſche Krone zu verſchaffen, dem Papſte viel einräumte; das Teſtament ſcheint aber erdichtet zu ſein. Bei der ſtreitigen Wahl in Deutſchland und dem Streit zwiſchen **Philipp von Schwaben** und **Otto von Braunſchweig** ſpielte Innocenz eine ſchlaue Rolle. Beide wandten ſich an den Papſt, dieſer demüthig jener mit Würde. Innocenz ſezte zuerſt ein weitläuftiges Gutachten auf und forderte die Fürſten zu ei-

ner neuen Wahl auf, und als das nicht geſchah, behauptete er,
in ſeinem Rechte den Kaiſer zu krönen, läge auch das die Kaiſerwahl
zu prüſen; er beſtätigte **Otto IV.** und that Philipp in
1205 den Bann. **Philipp** ließ ſich nicht ſtören, ſondern ſich 1205
vom Erzbiſchof von Cöln zu Aachen krönen; von dem Bann
1207 wurde er 1207 durch Unterhandlungen losgeſprochen, aber nachher
1208 1208 ermordet. **Otto IV.** blieb in ſeiner Demuth und ſchrieb
ſich deutſcher König von Gottes und des Papſtes Gnaden, geſtattete
die Appellation nach Rom, entſagte den Einkünften erledigter
Bisthümer und verſprach freie Wahl der Biſchöfe. Er
wurde in Rom gekrönt, fing aber gleich darauf an, ſeine alten
Gerechtſame in Rom wahrzunehmen und die von Innocenz uſurpirten
Lehne, Ancona, Spoleto u. A. zu vergeben. Innocenz
1210 hatte ihn 1209 gekrönt, 1210 excommunicirte er ihn. Der Papſt
1215 übertrug jezt ſeine Gunſt auf **Friedrich II.**, der 1215 in Aachen
gekrönt und vom Papſt auf die ottoniſchen Bedingungen
beſtätigt wurde. Dabei verſprach er Sicilien vom deutſchen Reiche
abzuſondern und einen Kreuzzug. Innocenz citirte aber nachmals
Friedrich und Otto zum Schein vor ſich, um ihre Anſprüche zu
unterſuchen, und erklärte ſich für jenen.

In **England** hatte Innocenz auch bedeutende Händel. Der König **Johann** war ſehr ſchwach, aber ungemein heftig. Es war in Rom eine ſtreitige Wahl eines Erzbiſchofs von Canterbury geweſen, wo man heimlich einen Biſchof wählen wollte, der König aber trat dazwiſchen und wählte einen andern. Innocenz wollte beide Biſchöfe nicht anerkennen, ſondern ernannte einen dritten, einen Kardinal. Johann wurde aufgebracht und ſchrieb gegen den Papſt mit großer Heftigkeit. Innocenz drohte dagegen mit dem Interdict und ließ es auch wirklich bekannt machen, und das ganze Land mußte den Gottesdienſt entbehren. Johann blieb lange Zeit ſtandhaft, erklärte den Papſt für abgeſezt und drohte alle Kleriker nach Rom zu ſchikken, und dann möchten ſie machen, was ſie wollten. Der Papſt excommunicirte ihn nun perſönlich, entſezte ihn, und trug dem franzöſiſchen Könige **Philipp Auguſt**, dem alten Feinde deſſelben, die Vollziehung auf. Der Papſt, dem am Kriege nichts gelegen war, ſchrieb jezt milde an Johann, und da dieſer ſich ihm in die Arme warf, machte er ihn ſchrittweiſe von allem los; das lezte war, daß Johann England und Irland vom Papſte zu Lehen empfing und außer allen Abgaben einen Lehnskanon ausſtellte.

Honorius III., Zeitgenoſſe Friedrichs II. und in viele Verwikklungen mit ihm verflochten, verbot, daß auf den Univerſitäten das bürgerliche Recht ſollte gelehrt werden, ſondern nur das kanoniſche Recht, weil dabei die falſchen Decretalen konnten eingeſchwärzt werden; auf jenes hatten ſich immer die Könige berufen, namentlich Friedrich II. Das Verbot war aber zu unſinnig, als daß es hätte beſtehen können; man las unter dem Namen des kanoniſchen Rechts das bürgerliche mit. **Gregor IX.**, der Friedrichs Königreich eroberte, während dieſer im Oriente die Sache der Kirche verfocht, und der die Inquiſition einrichtete, verbot den **Ariſtoteles** zu leſen; auch das ging nicht durch. Ariſtoteles hatte in dieſer Zeit ſehr verſchiedene Schikkſale, bald wurden einzelne Bücher verordnet, bald er ganz verboten, bald war er nahe daran kanoniſirt zu werden *). Gregor that Friedrich, obgleich dieſer ihn 1235 gegen die unruhigen Römer beſchüzt 1235 hatte, 1239 wieder in den Bann und ſuchte ihn als Kezer 1239 erſcheinen zu laſſen. Die deutſchen und franzöſiſchen Stände erklärten ſich aber gegen die Abſezung des Kaiſers und beriefen ſich auf eine allgemeine Synode. Der Kaiſer proteſtirte jedoch gegen eine ſolche in Rom, und da der Papſt ihn verkezerte, ließ er ſich examiniren und ſandte ſein Zeugniß auf das Concilium zu Lyon (1245), wo er aber dennoch excommunicirt und abgeſezt wurde. 1245 **Innocenz IV.** (ſeit 1243) ſezte das ganze deutſche Reich in 1243

---

*) **Ariſtoteles** ſollte 1209 auf dem Concil zu Paris verbrannt werden; Friedrich II. ließ ſeine Werke 1224 überſezen und verbreitete ſie in Italien. Schl.

Verwirrung durch dieſe Abſezung Friedrichs; Heinrich Raspe in Thüringen und nachher Wilhelm von Holland wurden
1250 an ſeiner Stelle gewählt. Der Kaiſer Friedrich ſtarb 1250 und Conrad IV. folgte ihm, ſchlug den Papſt und eroberte ſein Königreich Sicilien wieder.

Alexander IV. hat auch großes Unheil im literariſchen Fache ausgeübt, indem er der Univerſität Paris Unrecht gab in ihrer Oppoſition gegen die Bettelmönche, die hier einen Lehrſtuhl errichten wollten *). Innocenz IV. hatte auf Bitten der Univerſität die Bettelorden eingeſchränkt, und einer der pariſer Lehrer, Wilhelm von St. Amour, ſchrieb eine Geſchichte der Bettelmönche, de periculis ultimorum temporum, und deckte darin auf, welch eine unnütze Laſt dieſe für die Geſellſchaft ſeien;
1251 aber Alexander IV. hob 1251 dieſe Einſchränkung wieder auf und verdammte öffentlich das Buch, zugleich aber auch unter der Hand das Evangelium aeternum. In dieſem Buche wurde nämlich auf die beiden Bettelorden ein übermäßiger Werth gelegt; man theilte darin die ganze Geſchichte in drei Perioden, die des Vaters, des Sohnes und des Geiſtes; die lezte ſollte durch dieſe beiden Orden kommen und mit ihr eine höhere Erkenntniß als durch die Periode des Sohnes; es ſei eine unvollkommene

---

*) Die Bettelmönche legten ſich mehr, als es andere Mönche bisher gethan hatten, auf theologiſche Wiſſenſchaften. Die Ciſtercienſer hatten zwar Veranlaſſung dazu, wurden aber durch ihre Strenge auf einer andern Seite davon zurückgehalten. Die Dominicaner und Franciscaner fingen an ſich fleißig den Wiſſenſchaften zu widmen, und gegen die Mitte des 13ten Jahrh. hatten ſie Lehrſtühle zu Paris. Dies gab aber Veranlaſſung zu großem Streit. Anfangs hatten ſie freilich die Lehrſtühle auf rechtem Wege erlangt; Alexander von Hales z. B. in Paris hatte den ordentlichen akademiſchen Curſus durchgemacht. Später aber ſahen die Franciscaner und Dominicaner dies als ein Eigenthum des Ordens an, ſo daß dieſer die akademiſche Würde ertheilen konnte, wem er wollte. Die Univerſität widerſezte ſich dem ſehr und die Doctoren verſtreuten ſich ſogar eine Zeitlang. Es kam ſo weit, daß die ganze Univerſität Paris ſollte excommunicirt werden.

Univ.Bibl.
München

Entwicklung und Theilung des abſolut vollkommenen in Chriſto in der vorigen Periode. Wilhelm hatte nun in ſeinem Buche dargeſtellt, daß in dieſen beiden Bettelorden nicht das gute zur Entwicklung kommen ſollte, ſondern daß in ihnen die Keime des Verderbens lägen. Alexander IV. hob auch die Excommunication auf, unter der die Beiſchläferinnen der Geiſtlichen geſtanden hatten; ein förmlicher Triumph des Concubinats über die Ehe, der von der Seite des Oberhauptes der Kirche ausging.

Innocenz IV. hatte vor ſeinem Tode die Freude ſagen zu können, ſeine größten geiſtlichen und weltlichen Feinde ſeien geſtorben, das waren Conrad IV. und ein engliſcher Biſchof Robert Groſthead, Biſchof von Lincoln ſeit 1235, der ſich 1253
mit aller Macht den Ausſchweifungen der Geiſtlichen und den päpſtlichen Anmaßungen widerſetzte, alſo erklärter Feind Innocenz IV. war, welcher durch ſeine Gelderpreſſungen bekannt iſt. Es war nämlich eine Zeit, wo die Päpſte auf jede Weiſe ſich zu bereichern ſuchten. Die Kreuzzüge koſteten dem Papſt einen großen Theil ſeiner Einkünfte, und bei ſeinen weltlichen Händeln brauchte er Geld zu Beſtechungen. Daher war es ein guter Fund für Innocenz, zu ſagen, Es ſei ſo gut, als wenn man nach Paläſtina reiſe, wenn man nur die Koſten der Reiſe an den heiligen Petrus ſchenke. Die engliſchen Könige mußten ſich aber noch beſonders gefällig gegen den Papſt zeigen, weil ſie die ihnen von den Baronen abgelockte und von dem Papſt für ungültig erklärte Magna charta nicht beobachten wollten, und daher bei allen Ueberſchreitungen die päpſtliche Unterſtützung brauchten. Groſthead widerſetzte ſich zuerſt, weil der Papſt von ihm verlangte, einen ſechsjährigen Knaben zum erſten Canonicus von Lincoln zu machen. Der Biſchof erklärte, Er ſei gehorſam gegen die apoſtoliſchen Befehle, dieſer aber ſei keiner, weil kein Apoſtel befehlen könne, einem die Seelſorge anzuvertrauen, der ſelbſt nicht für ſich ſorgen könne. Papſt und Kardinäle beſchloſſen, kein Aufſehen davon zu machen, und der Biſchof beharrte in

ſeiner Oppoſition bis an ſeinen Tod und ſtarb, als er eben in einer Schilderung des päpſtlichen Verderbens begriffen war, alſo ein beſſerer Triumph als der des Innocenz.

Das Ausſterben der muthigſten Kämpfer gegen den Papſt, des hohenſtaufiſchen Hauſes, und das Aufhören der Kreuzzüge, geben uns wol einen ſchicklichen Punkt, hier inne zu halten und die Reſultate entgegengeſezter Art zu beobachten. Die Kreuzzüge waren auf der einen Seite eine Beförderung des Aberglaubens, ſchon in ihrer urſprünglichen Form, indem ſie den Menſchen Sündenvergebung gewährten, weil ſie ſelbſt mit zu den außer der Berufsthätigkeit liegenden Handlungen gehörten, was nachher auf ähnliche Unternehmungen übertragen wurde, wie Bekehrung der benachbarten Heiden durch Gewalt, ſogar gegen chriſtliche Fürſten, weil ſie ärger ſeien als Saracenen; als ob die Kreuzzüge zur Vertilgung der Saracenen als eines ſchädlichen Volkes entſtanden wären, ſo daß der Begriff der Kreuzzüge ganz verloren ging. Es kam alſo darauf hinaus, daß der blinde Gehorſam gegen das geiſtliche Oberhaupt das beſte Mittel zur Sündenvergebung ſei; auf die Geſinnung des handelnden kam hierbei gar nichts mehr an. Das war der ſicherſte Vortheil, den der Papſt aus den Kreuzzügen zog. Auch der Ablaßkram nahm eine andere Geſtalt an. Der Kreuzzugsablaß war eigentlich ein Wallfahrtsablaß zum heiligen Grabe; daraus folgte auch als etwas verdienſtliches das Wallfahren zu den Gräbern der Apoſtel und Märtyrer, beſonders zu denen des h. Petrus und Paulus, zum Grabe des h. Jacobus zu Compoſtella. Das Ablaßweſen bekamen dann beſonders die Bettelorden; ſo der Portiuncula-Ablaß des Franciscaner-Ordens, aber nur an einem Tage im Jahre. Die Dominicaner wurden dagegen mit dem Roſenkranze ordentlich belehnt, ſie haben ihn aber nicht erfunden, auch nicht einmal ſeine beſtehende Form (150 Ave Maria mit 10 eingelegten Vaterunſern) gegeben, ſondern er iſt älter und nach und nach aufgekommen. Bonifaz VIII. ſezte dieſem

Weſen 1300 die Krone auf durch die Einführung des Jubeljahres, das bald kleinere Perioden erleiden mußte; noch jezt wird es alle Vierteljahrhunderte gefeiert. Ebenſo waren die Kreuzzüge eine reiche Quelle von Reliquien, die aus dem Oriente gebracht wurden. Auch wollte man gern Reliquien von Chriſto haben; dazu bedurfte es aber des Scharfſinns, etwas, was bei ſeinen Lebzeiten verloren gegangen, aufzufinden, wie Milchzähne, abgeſchnittene Nägel und Haare und ſelbſt Blut Chriſti. Dieſe Reliquienverehrung fand aber auch noch bedeutenden Widerſtand. Ein Biſchof, Guibert von Nogent (geb. 1053, ſt. 1124), ſagte, Die Ausgrabung der Heiligen ſei widernatürlich; es ſei eine Scheu, die Todten in ihrer Ruhe zu ſtören, das Wunderthum reiche nicht zum Beweiſe der Wahrheit hin; obwol er dabei zugab, daß das Unweſen aus Liebe geſchehe, die nur irre geleitet ſei. Das that er in einem Buche de pignoribus Sanctorum. In der Schrift de corpore Domini bipartito ſagt er, Man brauche nicht einzelne Theile Chriſti (Milchzähne, Nabelſchnur), weil Chriſtus ſich uns ganz im Abendmahl hinterlaſſen habe. Maria habe in Jeſu Kindheit nichts von ihm geſammelt; auch ſei ſie nicht ſo ſtolz geweſen, daß ſie etwas von ſich ſelbſt auf die Nachwelt habe bringen wollen. Er behauptete darin auch, die Kirche wage nicht, die Himmelfahrt der Maria, welche ſchon ziemlich allgemein angenommen wurde, zu glauben. Hingegen als Bernhard ſich dem Feſte der unbefleckten Empfängniß widerſezte, forderte er ſchon mit der Kirche das Feſt assumtionis Mariae. 1300

Entgegengeſezte Wirkungen der Kreuzzüge waren aber, daß in Europa eine Kenntniß von einem Lande entſtand, das die Menſchen über ihren gewöhnlichen Geſichtskreis hinausſehen ließ, ferner die Kenntniß der arabiſchen Sprache, die Verbreitung mehrerer griechiſchen Bücher nach Europa; ſo wurde erſt Chryſoſtomus in der Mitte des 12ten Jahrhunderts im Abendlande bekannt, und half die Exegeſe befreien von den Banden der kirchlichen Gloſſe. Friedrich II. wurde es beſonders als Verbrechen beigelegt, daß er arabiſche gelehrte um ſich hatte und eine ſaraceniſche Colonie in Italien zu Nocera angelegt hatte; auch ein Grund zu der Beſchuldigung der Impietät gegen ihn. Durch die Araber bekam man auch mehr Kenntniß und Ueberſetzungen vom **Ariſtoteles**, welche wieder in das lateiniſche übertragen wurden, und die auf die Ausbildung der Theologie ihrer Form nach einen bedeutenden Einfluß hatten.

Ehe wir aber hier ein paar bedeutende Männer herausheben, müſſen wir die Entſtehung der **Univerſitäten** erwähnen. Der theologiſche Unterricht beſtand bisher bloß in den biſchöflichen Kathedralſchulen ſeit Karl dem großen. Durch die erweiterte Weltkenntniß entſtanden aber auch Schulen für andere Wiſſenſchaften, nämlich zuerſt eine große **mediciniſche Schule zu Salerno** und die **Rechtsſchule zu Bologna**. Erſtere, durch die Araber begründet, gab das Fundament zur Univerſität **Neapel**[a]), die andere entſtand durch den Conflict der Rechtsverhältniſſe in Italien; die Gegenſtände waren römiſches, deutſches, kanoniſches Recht. An dieſe knüpften ſich nun auch Lehrſtühle für Theologen, die aber nirgends bald ſo blühend wurden wie in Paris. Dort bildeten die Scholares eine große Gemeinſchaft, Universitas magistrorum et discipulorum. Sie, die einen bedeutenden Theil der pariſer Bürgerſchaft ausmachten, bekamen bald große Freiheiten von den franzöſiſchen Königen, nachher auch vom Papſte, im Gefühl, daß das Inſtitut nicht bloß territorial ſei, ſondern allgemein europäiſch; und eine ſolche Autorität hatte nur der Papſt. So z. B., als ſie ſich vom Papſte ausbaten, daß die Bettelmönche möchten von allem Zuſammenhange mit der Univerſität ausgeſchloſſen ſein. Innocenz IV. gab es zu, Alexander aber hob es wieder auf, daher die Dominicaner und Franciscaner bald die bedeutendſten Scholaſtiker und die zwei Hauptparteien auf der Univerſität wurden.

---

[a]) **Friedrich** II. befahl ſeinen Unterthanen, bloß zu Neapel zu ſtudiern. Schr.

Merkwürdig ſind hier Johann von Salisbury, auch Parvus genannt (ſt. 1182), Schüler des Abälard und Wilhelms 1182 von Champeaux, einer der gelehrteſten Männer dieſer Zeit. Canonicus von Canterbury zur Zeit Bekkets, ſtand er ganz auf der Seite des Erzbiſchofs, floh mit ihm aus England und kehrte mit ihm zurükk; nach deſſen Ermordung ging er nach Italien, wo er ſtarb. Er war im wiſſenſchaftlichen Gebiete ein außerordentlich freiſinniger Mann. Daß er keine theologiſchen Schriften hinterlaſſen und auch in der Theologie nicht lehren wollte, iſt denen zuzuſchreiben, welche die Wiſſenſchaft in ſo beengende Formen einſchränken wollten; ſeine zwei Bücher Polycraticus und Metalogicus geben ſeine ganze Anſicht über die damalige Zeit, jenes in politiſcher, dieſes in wiſſenſchaftlicher Hinſicht. Wir führen ihn daher an, um zu zeigen, welche Widerſprüche ſich in dieſer Zeit in Einem Manne finden; daß Bekket, wenn er auch aus Prinzipien handelte, doch ſo handelte, daß kein weltliches Regiment dabei beſtehen konnte, und doch konnte ein ſo freiſinniger Mann ihm dienen. So ſehr er für die päpſtliche Autorität war: ſo erſtaunlich freiſinnig iſt er in ſeinen perſönlichen Verhältniſſen mit den Päpſten. Seine Geſpräche mit Hadrian IV. ſind eine vortreffliche Perſifflage zum ſcholaſtiſchen Zeitalter: der Papſt fragt ihn, was er vom päpſtlichen Weſen halte, und er ſagt nach Art der Quäſtiones, Einige führen dafür das an, andere das; ich getraue mir nicht darüber zu entſcheiden. — Der zweite iſt Wilhelm, Biſchof von Paris (ſt. 1249), in ſeiner Theologie 1249 ein freier wiſſenſchaftlicher Mann; was aber den Inhalt betrifft: ſo hat er ſich nicht über die kirchliche Tradition erhoben. Außer ihm ſind aber als Fortbildner des abälardiſchen Lehrbegriffs Alanus de Inſulis und Alexander ab Hales zu merken.

Alanus von Lille (de insulis) lebte in der lezten Hälfte des zwölften Jahrhunderts (ſt. 1203) und gehörte ganz zur ſpe- 1203 culativen Schule des Anſelm. Seine erſte Schrift iſt de arte fidei catholicae; er ſagt darin, Die ungläubigen, Muhamedaner und Kezer könne man nicht durch die Bibel oder Autorität der Kirche überzeugen, dieſe ſolle daher ſein Buch rein auf dem Wege der Vernunft belehren. Das zweite Werk, ſeine Regulae theologicae, iſt von derſelben Art und geht ganz denſelben ſpeculativen Gang. Im erſten Werke ſpricht er das freilich aus, Gott könne nicht wiſſenſchaftlich ſondern bloß durch den Glauben erkannt werden; das iſt aber nicht ſo zu verſtehen, daß er vom Glauben als dem allgemein zum Grunde liegenden ausgeht, ſondern daß er den Glauben als etwas zwiſchen der δόξα und ἐπιστήμης in der Mitte liegendes betrachtet, das Daſein Gottes demonſtriren wollte, nachher aber abſchweifte, weil man von Gott nicht adäquat reden könne. Nachher geht er von Axiomen aus, Gott ſei die höchſte Urſache von allem, Gott in allem und alles in ihm, er iſt alles cauſative. Bald kommt er dahin zu demonſtriren, daß Gott ohne zufällige Beſchaffenheit ſei, und bald dahin, daß man das „Gott ſei“ und „er ſei die höchſte Urſache“ nur auf eine uneigentliche Weiſe ſagen könne. Beim Begriff der Urſache geht er aus von einem verurſachten, dem allgemeinen Sein; nachdem aber das gefunden, demonſtrirt er aus dem Begriff der Liebe Gottes die Nothwendigkeit der Schöpfung, obgleich er behauptet, man könne von Gott nur uneigentlich reden. So geht das ganze bis zu allen kirchlichen Lehren fort; die Tendenz iſt alſo, das ganze Chriſtenthum zu demonſtriren und den Glauben aus der Demonſtration hervorzubringen. Unbeſtimmter lag das ſchon in Anſelms Cur deus homo? Zuerſt iſt von dem nothwendigen die Rede, wie er aber hernach auf das eigentlich chriſtliche kommt, iſt bloß von dem Gott anſtändigen die Rede, etwas, wobei man gar nicht demonſtriren kann. Nun demonſtrirt er, wie es Gott anſtändig geweſen ſei, den Menſchen nach dem Fall auf dieſe und auf keine andere Weiſe als unendliche Genugthuung zu erlöſen. Wo er vom gegebenen und verurſachten ausgeht, ſagt er, vorausgeſezt daß, wo Materie, auch Form iſt, beides zuſammengenommen gebe die Subſtanz; beide ſind ja aber doch nie für ſich da, ſondern nur zuſammen. Nun ſagt er hernach, jede Subſtanz habe drei Urſachen, Materie, Form und ihre Zuſammenſezung, leztes als Urſache der Subſtanz, was alſo nicht beſteht. Darauf baut er ſeine Trinitätslehre, der Vater die Urſache der Materie, der Sohn die der Form, der Geiſt die der Zuſammenſezung. Wie will man aber nun beweiſen, daß gerade die Urſache der Form erlöſen mußte? Man ſieht, daß mit der ganzen Speculation nicht viel herauskommt, aber ſpeculativ betrachtet kommen auch ſchöne Sachen in ihm vor.

2) **Regulae theologicae** enthält mehr kurze Säze, worunter platoniſche und ariſtoteliſche, wie den Unterſchied zwiſchen dem überhimmliſchen, himmliſchen und unterhimmliſchen; im erſten ſei die Einheit ἕν, im himmliſchen der Gegenſaz, die Aequalität, und im unterhimmliſchen die Vielheit. Hier eine neue Demonſtration der Trinität. So ſagt er, Monas gignit monadem et in se suum reflectit ardorem, der Sohn und Geiſt; ſo ſagt er ferner, Im Vater ſei unitas, im Sohne die aequalitas, im Geiſte nicht die pluralitas, ſondern die connexio unitatis aequalitatisque *). Ein Ausdruck für das göttliche Weſen in ihm iſt, (7.) Deus est sphaera intelligibilis, cujus centrum ubique est, et peripheria nullibi, d. h. der Begriff der Unendlichkeit. Hernach geht er alle partes orationis durch und ſagt darin, daß alle Nomina adäquater von Gott gebraucht werden können als die Verba; etwas vollkommen ariſtoteliſches. Ariſtoteles ſagt, Das Verbum ſei etwas von einem andern ausgeſagtes, alſo das Prinzip der Zuſammenſezung; Gott ſei aber das ſchlechthin einfache, folglich könne alles auf Zuſammenſezung Bezug habende nur uneigentlich von ihm gebraucht werden. Wenn ich aber ſage, Gott iſt die Liebe, warum ſoll das eigentlicher ſein, als Gott liebt? mir ſcheint es umgekehrt; das Nomen mit der Copula iſt

---

*) (2.) In supercoelesti unitas, in coelesti aequalitas, in subcoelesti pluralitas. Schl.

erſt eine Auseinanderziehung des Zeitworts. (68.) Omnia in quantum sunt, bona sunt; daraus folgt doch, daß peccatum iſt als peccatum nichts. (93.) Ex fide dicitur justificari homo; das iſt aber nicht ſo zu verſtehen, als ob die justificatio aus dem Glauben käme; ſie kommt aus der Gnade, aber der Glaube giebt dazu die Anleitung, die Richtung zur Gnade ex articulo fidei, aus dem Glaubensartikel von der göttlichen Gnade [a]). Da hat er alſo der satisfactio aus den Werken einen freien Spielraum laſſen wollen. Eine Parallele zieht er zwiſchen der Begnadigung des Menſchen, der Incarnation des Menſchen und den Sacramenten; hier ſezt er unter Thesis den urſprünglichen Zuſtand des Menſchen, den er der Vermehrung und Verminderung fähig ſezt; erſteren nennt er hypothesis, lezteren apothesis. Gott ſteige herab in unſern verringerten Zuſtand und werde ſo humanatus „descendens ab apothesi suae naturae per caritatem in hypothesin nostrae miseriae." Der Menſch werde deificatus ſich erhebend per caritatem in apothesin gratiae [b]). In
1215 Beziehung auf die Transſubſtantiation, welche ſeit 1215 kanoniſch geworden war, ſagt er, Die accidentia, welche übrig bleiben, ſeien sine subjecto [c]); ſie könnten aber auch eben ſo gut in der Luft ſein. Bei den ſieben Sacramenten geht er ins

---

[a]) (93.) Ex fide dicitur justificari homo, non quod ex ea sit justificatio sed quia procedit ex articulo fidei i. e. ex gratia, ad quam nos dirigit fides. (63.) Homo gratiâ a spiritu habet posse quo velit; gratia in spiritu habet velle quo possit. Schl.

[b]) (99.) Sicut homo per caritatem a thesi suae naturae in apothesin gratiae adscendens est deificatus; ita Deus per caritatem ab apothesi suae naturae in hypothesin nostrae miseriae descendens est humanatus. NB. apothesis iſt extasis superior und hypothesis extasis inferior; die superior geſchieht condicente intellectu, qui comprehendit invisibilia. (100.) Humana natura unita est divinae, ut substantiae diversitas sit in uno et naturae proprietas maneat in unito. Schl.

[c]) (107.) Sicut creator factus creatura per creaturae susceptionem: ita creatura fit corpus creatoris per creaturae transsubstantiationem. NB. de accidentibus, quae remanent, potest dici, quod sint sine subjecto. Schl.

ſpielende über; er ſtellte auf (113.) Baptismus sacramentum fidei, Confirmatio spei, Eucharistia caritatis, Extrema unctio poenitentiae. Sein Ehrennahme iſt Doctor universalis.

Der zweite iſt **Alexander ab Hales** (Doctor irrefragabilis), der erſte Doctor der Theologie aus dem Franciscanerorden in Paris. Er war in Glocesterſhire geboren, ſtudirte und lehrte in Paris Philoſophie, Theologie und kanoniſches Recht, wurde 1222 Franciscaner und ſtarb 1250. Er ging auch davon aus, 1250 die Theologie ſei eigentlich keine Wiſſenſchaft, ſondern eine Weisheit. (Abälard hatte geſagt, die Theologie ſeien Güter, zu deren Feſthaltung man Weisheit brauche.) Nun könne nicht höheres von geringerem, ſondern nur gleiches von gleichem erkannt werden, alſo Gott nur unvollkommen von der Vernunft. Solche Erkenntniſſe nimmt er zwei an, eine durch die Schöpfung vermittelte und eine durch die Gnade des Glaubens. Er unterſcheidet ein cauſatives Sein Gottes in allen Dingen und ein beſonderes Daſein Gottes durch die einwohnende Gnade, das er nicht bloß auf den Menſchen, ſondern auch auf das Sein Chriſti im Abendmahl bezog. In Beziehung auf die Trinitätslehre ſagt er, daß der Name Perſon, wenn er auch nicht in der Schrift vorkomme, doch nicht ohne göttliche Eingebung entſtanden ſei. Ferner behauptete er, Gott könne die menſchliche Natur nicht in ihrem gegenwärtigen Zuſtande erſchaffen haben, weil er ſie ſonſt in die Nothwendigkeit verſezt hätte zu ſündigen. Leider iſt er auch der erſte, der den päpſtlichen Ablaß rechtfertigt aus dem Schaze der guten Werke, „Chriſtus habe nicht bloß die ſchuldige Genugthuung geleiſtet, ſondern es gäbe noch merita supererogationis, und Zuſäze dazu hätten die Heiligen gemacht, die mehr gethan, als ſie zu thun ſchuldig ſeien. Beides bilde den Schaz der Kirche, und die Erlaubniß davon auszutheilen hat Chriſtus mit dem Schlüſſel zum Himmelreich dem Apoſtel Petrus gegeben. Die Genugthuung (satisfactio) beſtehe in Gebeten, Faſten und Almoſengeben; das erſte die Genugthuung für Gott, das zweite für ſich ſelbſt, das dritte für den nächſten. Zum Faſten gehört auch die Selbſtpeinigung (mortificatio carnis), während der Faſten kann man aber Fiſche eſſen, weil ſie Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung gegeſſen. Sein Ariſtoteliſiren verleitete ihn auch ein Fatum anzunehmen, es aber nur als göttliche Prädeſtination auf die untergeordneten Urſachen beziehend; dieſe von Gott geſchaffen brächten das und das von ſelbſt hervor. Gott hat alſo eine ewige Vorhererkenntniß, die aber ein Ende nimmt. Er nahm auch einen Einfluß der Geſtirne auf den Menſchen an.

Wir waren in der äußeren Geſchichte bei Alexander IV.
1251 ſtehen geblieben, der 1251 Nachfolger Innocenzs IV. geblieben
war. Er hob das Verbot des Vorgängers gegen die Bettelmönche
auf der Univerſität Paris auf, und verbot einige Schriften gegen
die Bettelmönche, unter andern das Buch Wilhelms von
St. Amour de periculis ultimorum temporum. Alexander IV.
1259 erkannte 1259 Richard von Cornwallis als römiſchen König
an, hatte aber in politiſchen Händeln genug zu thun, um
Sicilien gegen Manfred zu behaupten; dieſe Händel hinderten
ihn, etwas bedeutendes in kirchlichen Angelegenheiten zu unternehmen.
1261 Urban IV. (1261) bot Sicilien Carln von Anjou
1264 an, den die Römer zugleich zum Senator erwählten. Unter ihm
hatte eine Nonne die Offenbarung, daß der Kirche ein Feſt Noth
thue, um die Transſubſtantiation recht zu zeigen, das Frohnleichnamsfeſt,
ſo wie die Franciscaner (aber nur in den Kirchen
ihres Ordens) das Feſt der unbeflekkten Empfängniß
Mariä feierten. — Michael Paläologus trieb den
Papſt zu einem Kreuzzuge und bot eine Kirchenvereinigung an,
1265 doch wurde nichts daraus. Clemens IV. (1265) war ein geborner
1266 Unterthan Carls, Manfred blieb 1266 in einer Schlacht
1268 und Carl blieb im Beſiz von Sicilien; Conradin zog 1268 in
Rom ein, verjagte den Papſt, verlor aber durch Unvorſichtigkeit
die ſchon gewonnene Schlacht, und wurde von Carl gefangen und
enthauptet. — Gregor X. wurde erſt nach zweijährigen Zwiſchen-

nannt 1271 durch Compromiß gewählt, da ſich die Cardinäle 1271
durchaus nicht vereinigen konnten; er befand ſich grade auf einem Kreuzzuge. Er miſchte ſich ſehr in die deutſchen Angelegenheiten, ließ nach Richards Tode an die Stelle des Alphons, den er zur Entſagung bewog, einen neuen König wählen, Rudolph von Habsburg, der ihm alles in Italien beſtätigen mußte, was Friedrich II. und Otto IV. bewilligt hatten. Gregor ließ 1274 zu Lyon eine große Kirchenverſammlung halten, 1274
um einen Kreuzzug zu veranſtalten und um deswillen die Vereinigung mit den Griechen zu bewirken; auch griechiſche Geiſtliche waren zugegen, welche ſich entſchloſſen, den Zuſaz filioque anzunehmen; aus der Sache wurde aber nichts. Gregor X. gab hier auch eine neue ſtrenge Regel zur Beſchleunigung der Papſtwahl, das jezige Conclave; an dem Orte, wo der Papſt ſtarb, ſollten die Cardinäle 10 Tage warten, ob vielleicht noch andere kämen, dann eingeſchloſſen werden, und wenn ſie in drei Tagen nicht fertig würden, durch magere Mahlzeit gezwungen werden. Ihm folgte 1276 Innocenz V., der erſte Dominicaner, 1277 1276
Nicolaus III., welchem Rudolph eine neue Urkunde über alle 1277
Länder der römiſchen Kirche ausſtellte und allen kaiſerlichen Rechten im Exarchate entſagte. Einer ſeiner Nachfolger, Johann XX. oder XXI., hob aber die Verordnung vom Conclave wieder auf. Ein ſpäterer, Martin IV. (1281), ein Franzoſe, mußte ſich we- 1281
gen Unruhen in Rom und Viterbo zu Orvieta krönen laſſen; er excommunicirte ſchon wieder den Kaiſer Michael Paläologus, weil dort die alte griechiſche Lehre wieder hergeſtellt ward, und Carl von Anjou hatte auch große Luſt, Conſtantinopel wieder einzunehmen. Dagegen unterſtüzte Michael den Peter von Arragonien und Johann von Procida; Martin ſicherte aber Carls Vertheidigern einen Kreuzfahrerablaß und Peter von Arragonien verſpottete das Interdict. Martins IV. Nachfolger in einer ſehr kurzen Zeit, Honorius IV. (1283) und Nicolaus IV. (1288), wa- 1283
ren für Päpſte ſehr unterrichtete Männer, die aber beide mit den 1288

ſiciliſchen Angelegenheiten vollauf zu thun hatten; erſterer war noch dazu gichtbrüchig. Nicolaus war vorher General der Franciscaner-Ordens geweſen und hatte als ſolcher unbekannt gebliebene Commentarien über Petrus Lombardus geſchrieben. Unter Nicolaus IV. brachten Engel das heilige Haus der Maria nach Loretto, nachdem ſie es auf drei Jahre in Dalmatien niedergeſezt hatten. Man ſchikkte zur Unterſuchung nach Galiläa, und ſiehe da, es fehlten dieſe Stuben in dem Hauſe. Wohl zu merken, die Relation iſt aus dem 15ten Jahrhundert, die Wahrheit aber noch nicht ausgemittelt. Nachher baute man eine Kirche um das Haus, und ſo entſtand der groſe Schaz der heiligen Frau zu Loretto.

Nach Nicolaus' IV. Tode blieb zwei Jahre lang der päpſtliche Stuhl unbeſezt. Auf den Vorſchlag einiger Cardinäle wählte man einen frommen neapolitaniſchen Einſiedler, der ſich Cöleſtin V. nannte. Er ſtiftete ſogleich den Cöleſtiner-Orden, erneuerte das Geſez vom Conclave, blieb aber immer in Neapel und hatte durchaus nicht Luſt ſich in weltliche Angelegenheiten zu miſchen. Daher ließ man ihm auch keine Ruhe, man bewog ihn abzudanken, und Cardinal Cajetanus kam ihm durch Erſcheinungen dabei zu Hülfe. Er verſammelte die Cardinäle, las eine Akte vor, worin er ſeinen Wunſch und ſein Recht zur Reſignation nachwies, und es wurde nun der Cardinal Cajetan als Bonifacius VIII. gewählt, Cöleſtin aber nicht in die Einöde gelaſſen, ſondern ins Gefängniß geworfen und mußte Hungers ſterben, weil Bonifacius glaubte, daß eine Partei die Gültigkeit der Entſezung beſtreiten würde. Das geſchah auch von Seiten des Grafen von Colonna und mehrerer Cardinäle; Bonifacius that ſie zwar in den Bann, hatte aber fortwährend mit dieſer Partei zu thun, und ſie beförderte auch ſeinen Sturz. 1294

Bonifacius ſchrieb bald nach ſeiner Thronbeſteigung einen anmaßenden Brief an König Philipp IV. von Frankreich, worin er behauptete, daß der König ihm in weltlichen und geiſtli-

chen Angelegenheiten unterworfen ſei; der Papſt ſei der allgemeine
Beichtvater und die Regierungsangelegenheiten ſeien ſittliche
Handlungen. Er gab es für manichäiſch aus, wenn man
behaupte, die geiſtliche und weltliche Macht müſſen geſondert
ſein; man nehme darnach zwei Mächte an und das ſei ſo gut,
als wenn man zwei Grundweſen annehme. Philipp ſchrieb wieder
ſehr hart, nannte ihn Tua maxima fatuitas und ließ ſein
Schreiben öffentlich verbrennen. Um aber ſicher zu gehen, verſammelte
er die Stände ſeines Reiches, und dieſe ſtanden auch
alle auf ſeiner Seite; die Kleriker ſchrieben an den Papſt, die
Stände an die Cardinäle in den härteſten Ausdrükken. Bonifacius
erließ nach dieſer Synode 1302 die Bulle Unam sanctam 1302
ecclesiam catholicam, welche die Unterordnung des weltlichen
unter das geiſtliche in geſchraubten Ausdrükken vorträgt; er
erklärte daneben, daß er nicht meine, daß der König ſein Land
von ihm empfangen, er müſſe ihm nur in weltlichen Angelegenheiten
erklären, was gut und ſittlich ſei. Er gab hierauf auf
Veranlaſſung einer von Philipp erhobenen Steuer in der Bulle
Clericis laicos das Geſez von der Steuerfreiheit der Geiſtlichen.
Der König, um ihm recht zu ſchaden, verbot jezt alle Ausfuhr
an Geld, Edelſteinen und Lebensmitteln aus ſeinem Lande, den
Handel mit Italien, alſo auch den mit Reliquien, welche in Unzahl
aus Italien kamen. Er verſammelte noch einmal, da Bonifaz
mit dem Interdict drohte, 1303 die Stände unter dem 1303
königlichen Kanzler Wilhelm von Nogaret, und weltliche
und geiſtliche ſezten eine Menge von Beſchuldigungen gegen den
Papſt auf, appellirten an ein künſtiges Concil und an den an
Bonifaz Stelle zu ernennenden Papſt, und luden die Cardinäle
zu einer neuen Papſtwahl ein; auch die Univerſität Paris und
die Dominicaner in Paris traten dieſen Klagen und der Appellation
bei. Es iſt dies ein wichtiger Schritt, der Wunſch, die
Macht des Papſtes durch eine früher beſtehende Einrichtung, die
Concilien, zu beſchränken, obwol man ſich auch hiervon nicht viel

verſprechen konnte. Dazu gehörte freilich auch noch die Uebereinſtimmung ſämmtlicher europäiſcher Fürſten, welche nicht leicht war. Philipp ſchikkte dieſe Beſchlüſſe an den Papſt, nach Deutſchland und England, und bat den Papſt das Concil auszuſchreiben. Der Papſt gerieth in Wuth, berief eine päpſtliche Synode und führte nichts weniger im Schilde, als Philipp förmlich abzuſezen. Allein der franzöſiſche Geſandte Nogaret hatte für dieſen Fall die nöthigen Inſtructionen. Mit Hülfe der Partei der Colonnas wurde der Papſt in ſeinem Schloſſe Anagni überfallen und gefangen genommen. Er benahm ſich mit großer Würde; man begnügte ſich mit ſeiner Bewachung, bald aber wurde er von ſeiner Partei befreit und im Triumphe nach Rom geführt, wo er bald darauf in Anfällen von Wahnſinn ſtarb. Es war dies der höchſte Punkt in Bezug auf das Ausſprechen von Grundſäzen, daß die weltliche und geiſtliche Macht der päpſtlichen untergeordnet ſei. Nun wendete ſich das Blatt; Philipp IV. und dem aragoniſchen König Peter gebührt der Ruhm, der päpſtlichen Macht ſiegreich widerſtanden zu haben [a]).

Zweites ſcholaſtiſches Zeitalter.

In die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fällt auch die übrige Blüthe der **ſcholaſtiſchen Theologie**. Wir haben hier vier Männer beſonders in Betracht zu ziehen, **Albertus Magnus** und **Thomas von Aquino**, ſeinen Schüler, beide Dominicaner, **Bonaventura** und **Johannes Scotus**, beide Franciscaner. Albertus iſt der ältere, Thomas und Bonaventura Zeitgenoſſen. Der erſte ein Deutſcher, die beiden andern Italiener, der lezte ein Engländer.

---

[a]) **Bonifaz** hatte ſich auch angemaßt über **Albrechts** Tüchtigkeit zur Kaiſerwürde zu entſcheiden und **Ludwig** IX. canoniſirt. Schl.

Albertus M. von Bolſtedt, geb. kurz vor 1193 in Lauingen, ſtarb 1280. Er machte ſeine Studien in Bologna, trat zeitig in den Dominicaner-Orden und wurde ſein Provincial in Deutſchland. Er wurde 1260 Biſchof von Regensburg, reſignirte aber nach drei Jahren und blieb bis zu ſeinem Tode im Dominicaner-Kloſter zu Cöln. Er commentirte den Ariſtoteles und unter ſeinen Büchern beſonders die naturwiſſenſchaftlichen, experimentirte auch und kam in den Ruf der Magie. Doch kannte er von den alten eigentlich weiter nichts als Ariſtoteles und Cicero und war ein ſchwacher Grieche. Unter ſeinen theologiſchen Werken ſind die Hauptſachen ein Commentar über den Lombardus und die Summa theologiae, auch nach Lombardus. Er behauptete eine Erkennbarkeit Gottes, machte daher nicht den Unterſchied zwiſchen der Theologie und den anderen Wiſſenſchaften. Das Daſein Gottes bewies er ariſtoteliſch durch den Begriff des primus motor, den nichts in Bewegung ſezen kann. Sodann polemiſirt er gegen die Mannigfaltigkeit gleichzeitiger oder auf einander folgender Welten, auch gegen die Ewigkeit der Welt, obgleich das dem Begriffe des primus motor nicht entſpricht; denn dann hätte Gott ein äußerliches Motiv, das ihn in Bewegung ſezte, die Welt zu ſchaffen. Es iſt das aber das Weſen des Scholaſticismus, auszugehen von Speculationen, dann aber einzuhalten, wo es dem kirchlichen widerſpricht, und rechts und links umzulenken, wenn man die kirchliche Lehre beweiſen wollte. In Bezug auf die Transſubſtantiation ſagt er, ſie ſei chwer zu verſtehen, man müſſe ſie aber der heiligen Väter wegen beibehalten. Hier zeigt ſich das Unvermögen auf ſeinen öchſten Stufen. Albertus konnte ſagen, Die Lehre iſt nicht bi- liſch und alſo nicht nothwendig, wenigſtens nicht nothwendiger ie die andere Vorſtellung von dieſer Sache; ſein Zurükgehn uf die heiligen Väter iſt aber auch kein anderes, als auf die eiligen Väter des lateranenſiſchen Concils 1215. Inſofern iſt ns alſo Alexander von Hales lieber, der ehrlich an die Trans-

1193 1280 1260 1215

ſubſtantiation glaubt a), Albertus konnte aber bei dieſer Vorſtellung nicht daran glauben. Aus den Schriften Alberts geht noch hervor, daß damals ſchon den Laien die Communion ohne Kelch gegeben wurde, und ihre Zuläſſigkeit beweiſt er durch das Wunder, daß die Hoſtie oft beim Brechen geblutet habe, alſo das Blut ſchon in dem Leibe enthalten ſei. In Beziehung auf Maria wirft er die ſpizſindige Frage auf, Ob die Sendung des Engels an ſie nothwendig geweſen ſei? Er ſagt, Zwiſchen Maria und Gott habe es keine Entfernung gegeben, daß daher die Sendung nicht nothwendig geweſen ſei, und wenn der Engel ihr die Verheißung gegeben hätte: ſo ſei nach dem Saze „Geben iſt ſeliger denn Nehmen“ der Engel ſeliger geweſen als Maria, was nicht angehen könne. Er beweiſet aber wieder die Nothwendigkeit daraus, Es hätte die Empfängniß der Maria eine lobenswürdige Handlung ſein müſſen, und die müſſe vor allem aus freiem Entſchluſſe geſchehen; Maria müſſe alſo nothwendig dazu ihre Einwilligung gegeben haben. Er wirft noch die Frage auf, Ob Maria dem Petrus als Papſte gebeichtet habe; ganz im Streite mit der prätendirten Sündenloſigkeit. Er ſagt, ſie hätte bei ihrer Liebe zu Johannes davon eine Ausnahme gemacht. Dann fragt er, Ob Maria, die bei ihrer Vollkommenheit auch keine Unwiſſenheit beſeſſen haben könne, die Theologie des Lombardus verſtanden habe? und nach Gründen pro und contra wird die Frage bejaht. Ob es ſich für ſie geſchikkt habe, dem Fleiſche nach edel zu ſein? u. dgl. Solche Fragen über die Maria wurden ſogar Urſach zu einer Spaltung zwiſchen Thomiſten und Scotiſten.

1220 Thomas von Aquino und Bonaventura waren
1274 beide geboren in der Decade 1220 und ſtarben beide 1274, der

---

a) Alexander erklärte auch die Communion ohne Kelch für ſtatthaft und für alte kirchliche Gewohnheit. — Die Frage, Ob, wenn nach der Einſegnung der Leib Chriſti als Knabe erſchiene, man ihn eſſen dürfe, verneinte er. Schl.

erſtere auf ſeiner Reiſe zum, der andere auf dem Concile zu Lyon. Bonaventura (Doctor seraphicus), eigentlich Johannes von Fidanza, war ein Florentiner und von ſeiner Mutter durch ein Gelübde dem Franciscaner-Orden gewidmet, deſſen General er 34 Jahr alt und Cardinal ward. Canoniſirt wurde er 1482. Er hat größtentheils zu Paris gelebt, wurde 1482 mit in die Streitigkeiten der Univerſität Paris verwikkelt, und ſchrieb gegen ſie für die Bettelmönche De paupertate Christi und gegen die Schrift des Wilhelm von St. Amour, Pro pauperibus contra Girardum Abbivillum und Biblia pauperum, eine populäre Anleitung. Er iſt zwar noch der ſcholaſtiſchen Methode gefolgt, dabei aber auch zugleich ein myſtiſcher Theolog geweſen. Es iſt ſchon oben gezeigt, daß beides nicht mit einander ſtreitet; das ſcholaſtiſche iſt bloß die Methode und das myſtiſche, als die Richtung auf die innere Erfahrung, ſteht doch nicht im Streit mit theoretiſchen Auseinanderſezungen. Nur das iſt wol gewiß, daß wo eine große Liebe zu dieſer Richtung iſt, keine Neigung zu dieſer Methode da iſt. Wir bemerken aber auch beim Bonaventura eine gewiſſe Freiheit in neuen Compoſitionen, die andere nicht haben. Es giebt zwei verſchiedene theologiſche Compendien von ihm, ein Breviloquium und ein Centiloquium; in beiden herrſcht eine verſchiedene Ordnung, er folgt aber in keiner dem Lombardus, den er doch commentirt hat. Im Breviloquium handelt er in 7 Abſchnitten von der Trinität und dem göttlichen Weſen, von der Schöpfung, vom Sündenfall und von der Sünde, von der Incarnation des Worts und der Erlöſung, von der gratia, von den Sacramenten als Mittel dieſe gratia zu erhalten, und vom judicium oder der Eſchatologie. Eine andere merkwürdige Schrift von ihm, Reductio artium liberalium ad theologiam, bezog ſich auf das Verhältniß der Wiſſenſchaften zur Theologie. Darin ſtellt er eine Abſtufung der Erkenntniß auf; er unterſcheidet äußere, untere, innere, höhere. Eigentlich keine ſtrenge Theilung; man ſieht aber nicht gleich die Gemeinſchaft von beiden Gegenſäzen: die äußere iſt die, welche ſich von dem Menſchen nach außen hin erſtrekkte, alle mechaniſche Erkenntniß, die innere iſt die Art, wie der Menſch die Dinge in ſich aufnimmt, das iſt die Philoſophie; die untere iſt die ſinnliche, Erkenntniß, die höhere iſt die der Schrift. Man möchte alſo lieber zuſammenſtellen die mechaniſche Erkenntniß mit der ſinnlichen und die höhere Erkenntniß mit der inneren; das leztere das rein menſchliche, das erſtere die Offenbarung. So kommen wir auf ſeine Vorſtellung, Alles iſt unzureichend ohne die leztere, alles bekommt ſeine eigentliche Bedeutung und Zuſammenhang erſt durch die leztere.

Es iſt eine Eigenthümlichkeit bei ihm, das man auch unter das myſtiſche rechnet, ein Spiel mit Zahlen, die bei ihm aber bloß in einem Feſthalten an der Zahl beſteht, die er nicht gern in ſeiner Eintheilung überſpringt. In der Trinitätslehre geht er davon aus, Es kann nur zwei emanationes im göttlichen Weſen geben, die eine ad modum naturae (generatio) der Sohn, die andere ad modum voluntatis (spiratio) der Geiſt; die emanationes ſind substantificae, alſo drei Perſonen. Man ſieht, daß hier keine eigentliche Trinität herauskommt; das, wovon beide Emanationen ſind, und dieſe Emanationen ſelbſt laſſen ſich nicht gleichſtellen, es kommt immer eine ſubordinatianiſche Vorſtellung heraus. Etwas ähnliches findet ſich beim Aquino, der Verſtand und Willen als die ſubſtantifiſchen Aeußerungen Gottes ſezt. Es kommt alſo der alte Fehler wieder heraus, daß das göttliche Weſen und die erſte Perſon nicht zu ſondern ſind. — Die 7 Sacramente waren durch den Lombardus aufgeſtellt; Bonaventura deducirte die Zahl: einmal bezogen ſie ſich auf die ſiebenfache Gnade (die 4 moraliſchen Tugenden und die 3 theologiſchen), dann aber, weil ſie als Heilungsmittel in Bezug auf die Sünde angeſehen werden, bezog er ſie auch auf eine ſiebenfache Krankheit: die Taufe das Sacrament für die Erbſünde, die Buße das Sacrament für die tödtlichen Sünden und die lezte

Oelung das Sacrament für die erläßlichen Sünden, die Prieſterweihe bezieht er auf die Unwiſſenheit, die Ehe auf die Begierden, die Firmelung auf die Schwachheit, das Abendmahl auf die Bosheit. Die lezten vier ſind die Sündenſtrafen, die erſten drei die Schuld. Die armen Laien haben alſo für die Unwiſſenheit kein Sacrament, und die armen Geiſtlichen kein Sacrament für die Begierden.

In mehreren Punkten findet ſich auch manches intereſſante. So ſagt er in Bezug auf die Eheloſigkeit der Geiſtlichen ſie vertheidigend, In der erſten Kirche ſeien Mönche oder ſchon Verheirathete Prieſter geworden, dort ſei auch die Eheloſigkeit nicht ſo nothwendig geweſen, weil die Geiſtlichen beſcheidener, in geringerer Anzahl und mäßiger in der Ehe waren und die Kirche ärmer geweſen ſei. Alſo eine gute Einſicht in das Verderben der Kirche. Doch ſagt er, Es würde wol beſſer ſein, weil Mäßigung und Keuſchheit doch nicht erreicht werden könnten, zum früheren Gebrauch zurükkzugehen und dem niederen Clerus, nach Art der morgenländiſchen Kirche, die Ehe zu erlauben. — Von der Maria ſagt er, Sie ſei erſt geheiligt worden, nachdem ſie die Erbſünde angenommen; doch iſt er auch nicht kärglich in ſeinen Lobſprüchen auf ſie, Sie ſei admirabilis propter potestatem, venerabilis propter sanctitatem, ineffabilis propter divinorum omnium ubertatem. Er hat auch die Frage über die Beſtrafung der Kinder, die in der Erbſünde geſtorben ſind ohne getauft zu ſein, behandelt, und da ſagt er, Sie könnten doch nicht in die Hölle kommen, ſondern würden nur nicht des Anſchauens Gottes gewürdigt[a].

Thomas von Aquino (Doctor angelicus), geb. 1222 1222
zu Roccaſicca, aus einem anſehnlichen adlichen Geſchlechte Italiens,
wurde auf der Schule zu Monte Caſſino unterrichtet, wurde
dort gegen den Willen ſeiner Eltern Mönch und trat in den

---

[a] Seine Schrift Pharetra iſt eine Sentenzenſammlung. Schl.

1243 Dominicaner-Orden 1243. Er lebte nachher zu Paris und war
der erſte, der aus einem Bettelorden dort auf päpſtlichen Befehl
1253 von der widerſtrebenden Facultät 1253 zum Doctor der Theologie
1257 kreirt ward. Urban II. befahl ihm eine Schrift für die Vereinigung
der orientaliſchen und occidentaliſchen Kirche aufzuſezen,
1274 und Gregor X. verlangte, er ſolle ſie 1274 mit auf das Concil
zu Lyon bringen, um auf ihrem Grunde zu unterhandeln; er ſtarb aber auf der Reiſe dahin. Seine Hauptwerke ſind ſein Commentar a) über den Lombardus und ſeine Summa universae theologiae. Leztere hat man für unächt gehalten und für aus ſeinen mündlichen Vorträgen nach ſeinem Tode aufgeſezt, doch iſt das nicht wahrſcheinlich, wenigſtens iſt alles darin ſeiner Anſicht angemeſſen. Er ſagt, Er halte es für den Glauben nachtheilig, die Trinität aus der Vernunft beweiſen zu wollen, er wolle ſie nur erörtern; es ſei unmöglich a priori auf die Trinität zu kommen. Er verwirft alſo alle Analogie als nicht urſprünglich, dagegen hat er viel Erfindungen ſpäterer Zeit durch ſeine Auseinanderſezungen geheiligt. Albertus hatte den Ablaß erklärt als remissio poenae ex thesauro supererogationis perfectorum; Thomas geht darin weiter und ſagt, Der Ablaß ſei begründet durch die Vereinigung des myſtiſchen Körpers, der Kirche, weil die Mittheilung die vollkommenſte. Das iſt wahr, aber die Mittheilung der Sünde iſt es eben ſo gut, und die Dispenſotion des Oberhauptes der Kirche ſtößt dies Prinzip ganz um. In der Transſubſtantiationslehre ſagt er unbedingt, Der Leib Chriſti bleibe unter den figuris, unter den übrig gebliebenen Accidenzien des Brodes und des Weines, ſo lange dieſe übrig bleiben; der Ort des Leibes Chriſti iſt der Ort der vernichteten Subſtanzen. Nun aber, wenn eine Maus den Leib Chriſti zernagt, bekommt ſie dann den Leib Chriſti oder nicht?

---

a) Er führt in den exegetiſchen Schriften oft griechiſch an, verſtand aber kein griechiſch. Schl.

Thomas hilft ſich alſo, So lange das Blut getrunken und der Leib gegeſſen, ſo lange ſeien ſie Sacramente, nachher nicht mehr; es ſei alſo der Würde des Sacraments nicht entgegen, wenn eine Maus den Leib Chriſti bekäme: ſie bekomme ihn nur per accidens, nicht sacramentaliter; da Chriſtus für die Sünder habe ſterben wollen, warum ſollte nicht das Thier, das beſſer iſt als die Sünder, den Leib Chriſti empfangen können. Beide Geſtalten ſeien nothwendig nur für den Prieſter, weil er das Sacrament zu Stande bringen müſſe; für den Laien reiche die eine Geſtalt hin. Um aber dem Ablaß Raum zu laſſen, beſtimmt er die Wirkung des Abendmahls ſo, daß es nach Größe der Andacht nur einen Theil der Strafe erlaſſe, und das Sacrament für andere (Meſſe) iſt vor Gott nur ein wohlgefälliges Opfer. Von der Beichte ſagt er, Der Saz, daß bloß Gott zu beichten ſei, ſei nicht kezeriſch geweſen bis auf Innocenz III. Innocenz hatte nämlich auf dem lateranenſiſchen Concil die Ohrenbeichte eingeſezt. Der Papſt könne vollkommenen Ablaß geben nach dem Wohlgefallen ſeines Willens, die Biſchöfe nur quantum sibi a Papa taxatum fuerit. Hernach aber läßt er es nicht an der ſchönſten Erklärung fehlen. So wie Chriſtus den Lazarus nicht ſelbſt gelöſet aus dem Grabe, ſondern es ſeinen Jüngern befohlen: ſo dürfe auch jezt nur der Kleriker den Menſchen löſen durch die Beichte. Die Frage, Ob die Buße mit Recht ein Opfer ſei, da ſie doch nichts materielles *) an ſich hat, beantwortet er bejahend. In Bezug auf das Fegfeuer ſtellt er die Frage dahin, daß in der Apocalypſe ſteht, Die im Herrn ſtürben, würden gleich ſelig, und die nicht im Herrn ſtürben, würden auch nicht durch das Fegfeuer ſelig werden. Es ſcheint alſo, als ob das Fegfeuer überflüſſig ſei; er läßt die Beantwortung der Frage aber unbeſtimmt, Von der Maria ſagt er gegen die Francis-

---

*) Ob nicht die Strafen hier können als das materielle angeſehen werden? Schl.

caner polemiſirend, Sie habe die Erbſünde gehabt und würde ohne den Tod Chriſti nicht zur Anſchauung Gottes gekommen ſein. Allein ſie ſei im Mutterleibe nach ihrer Beſeelung gleich ſo geheiligt worden, daß ſie bis zur Geburt Chriſti keine läßlichen und keine Todſünden begangen und auch nicht begehen konnte, indem der fomes peccati gebunden wurde und nie ausbrach a)). Indem nun die Franciscaner, beſonders Duns Scotus (Doctor subtilis), die Lehre von der unbeflekkten Empfängniß Mariä als das ſchikklichſte für Chriſtus behaupteten, zeigte ſich der Streitpunkt in dieſer Hinſicht. Thomas war ſtreng auguſtiniſcher Prädeſtinatianer, Scotus war gelinder, doch iſt dies nichts neues, ſondern bei Auguſtin ſelbſt und Gottſchalk ſchon da geweſen.

Das Beſtreben, das Anſehn der Kirchenverſammlungen zu ſchwächen, giebt ſich in dieſer Zeit ſchon ſehr kund. 1291 In der letzten Zeit des 13ten Jahrh. (1291) wurde auf dem Concil zu London ausdrükklich beſtimmt, daß eine ſubtile theologiſche Frage niemand ſollte dem Papſt oder dem Ausſpruche der Kirchenverſammlung unterwerfen, ſondern bloß der Bibel und der geſunden Vernunft. In England hatte man beſondere Veranlaſſung dazu durch Duns Scotus. Dieſer war ein ſehr dialektiſcher Theolog, aber wie überhaupt in England die Latinität ſchlechter war im Mittelalter als in andern Ländern: ſo ſchrieb

---

a) Andere Säze des Thomas ſind, Die Enthaltſamkeit iſt nicht weſentlich mit dem geiſtlichen Stande verbunden. — Die Biſchöfe können den Mönchen Seelſorge übertragen ohne Bewilligung der Pfarrer. — Papſt, Biſchof und Prieſter machen mit Chriſto den Einen Bräutigam der Kirche aus. — Zur evangeliſchen Vollkommenheit gehört nicht nur paupertas habitualis ſondern paupertas actualis. — Wie Chriſtus als Menſch ohne Verdienſt prädeſtinirt ſei: ſo auch wir. — Chriſtus habe außer der unerſchaffenen Wiſſenſchaft noch eine eingegoſſene und erworbene. — Die Seele Chriſti kann die Allmacht nicht beſizen, da ſie ein Theil der menſchlichen Natur iſt. — Das Ceremonialgeſez hat nach dem Leiden Chriſti nicht ohne Todſünde beobachtet werden können. — Innere Werke der Liebe ſind Freude, Friede; äußere ſind Wohlthaten, Almoſen. Schl.

auch Scotus viel dunkler als die andern gleichzeitigen Scholaſtiker. Da war alſo ſchon in der Schrift ſelbſt eine Quelle zu manchem Streit, und daher war es ein beſonderes Intereſſe dieſes Lehrſtuhls auf ſolche Freiheit zu halten. Er war übrigens der erſte, der die alte apologetiſche Tendenz der Kirchenverſammlungen in die Dogmatik wieder hineinzubringen ſuchte. Er ging eigentlich auch von der anſelmiſchen Methode aus, das Chriſtenthum zu beweiſen auch für die Nichtchriſten, dann aber auch das Chriſtenthum zurükkzuführen auf die Schrift als die Quelle deſſelben. Von Ariſtoteles brauchte er nur die logiſchen Maximen. Unabhängige apologetiſche Tendenzen gab es in dieſer Zeit auch durch den vermehrten Verkehr mit Muhamedanern und Juden. Dieſe lezteren wurden von den Muhamedanern ſehr gebraucht und es kam ein ſehr wiſſenſchaftlicher Geiſt in ſie; die chriſtliche Wiſſenſchaft mußte ſich alſo gegen die jüdiſche und muhamedaniſche ſtellen.

Die übrige Zeit dieſer Periode bis zur Reformation hin zeigt wenig mehr bedeutendes. Die übrigen Scholaſtiker ſind bloße Nachklänge, die aber immer zum Nominalismus ſich neigten. Das *philologiſche* Element fing auch an ſich hie und da eine Stelle zu erwerben, und da iſt beſonders zu nennen *Hugo de S. Caro*, der ſich um die Kritik verdient machte. Von einer andern Seite hat er ſich nicht ſo verdient gemacht; es hatte nämlich ein Biſchof von Lüttich die Erfindung des *Fronleichnamsfeſtes* gemacht, welches ſich ganz eigentlich auf die Transſubſtantiationslehre bezog, und das hat er als päpſtlicher Legat beſtätigt.

Zwei Punkte, *Papſtthum* und *Oppoſition dagegen* treten nun hervor.

Nach Bonifazs Tode konnte eine Papſtwahl nur ſchwer zu Stande kommen, denn da die franzöſiſche und italieniſche Partei ſich nicht vereinigen konnten: ſo ſchlug man vor, die Italiener ſollten drei vorſchlagen und die Franzoſen einen von ihnen wäh-

len. Kaum war das geſchehen: ſo ſchlugen die Italiener drei
heftige Gegner Frankreichs vor. Der erſte unter ihnen war der
Erzbiſchof von Bordeaux, mit dem Philipp ſchnell ſich ausſöhnte
1304 und ihn als Clemens V. 1304 zum Papſt unter mehreren Be-
dingungen wählen ließ. Clemens blieb in Frankreich und nahm
ſeinen Siz zu Avignon (babyloniſche Gefangenſchaft). Der
Papſt erfüllte ſeine Bedingungen gegen Philipp, nahm die Bulle
ſeines Vorgängers Clericis laicos ganz zurükk und erklärte,
Unam sanctam ſolle in dem Verhältniß nichts ändern; nur mit
dem Verſprechen, das Andenken des Bonifazius zu vernichten,
zögerte er und verſchob es auf ein allgemeines Concil. Er ſchrieb
1311 ein ſolches 1311 nach Vienne aus, welches zu Burgund ge-
hörte, erklärte aber, Bonifacius ſei nicht kezeriſch, ſondern recht-
mäßig geweſen, mithin müſſe ſein Andenken hergeſtellt werden;
zugleich erklärte er aber, daß nichts gegen diejenigen ſollte un-
ternommen werden, die aus entgegengeſezten Anſichten gehandelt
hätten. Damit war Philipp zufrieden und ſo unterblieb die
Sache. Hier wurde auch der Templerorden aufgehoben, und
von den Gütern erhielten die Johanniter zu Rhodus die Reſte.
Clemens wurde oft aufgefordert, nach Italien zu kommen, ſeine
Kirche wieder in Beſiz zu nehmen; allein er erklärte, die rö-
miſche Kirche ſei da, wo der römiſche Hof, curia romana, ſei,
welcher Name hier zuerſt entſtand. Die Päpſte gründeten aber
ihr Primat auf ihrem Vorfahren Petrus, und ihr Primat haftete
an der römiſchen Kirche, die römiſche Kirche aber iſt doch nur
da, wo die römiſche Gemeinde iſt. Ihn hielt wol beſonders in
Italien der raſche Geiſt ab, mit dem Heinrich VII. von Deutſch-
land die alten Verhältniſſe in Italien wieder herſtellte. Heinrich
wurde indeß mit einer Hoſtie vergiftet, was er auch vorher wußte,
aber er wollte an dem heiligen Sacrament keinen Skandal bege-
hen. Clemens hatte auch Streitigkeiten mit den Venetianern
und übte das unerhörte Gericht aus, daß er ſie bis ins vierte
Glied für unehrlich erklärte; die Venetianer waren aber ſtand-

haſt und machten bald einen leidlichen Frieden mit dem Papſt. Clemens ſtarb 1314. 1314

Johann XXII., ein Franzoſe, aber römiſcher Cardinalbiſchof von Porto, folgte erſt 1316. Er verſprach nach Rom zurükkzu- 1316 kehren unter der üblichen Form, „Wenn er erſt in Avignon gekrönt ſei, wolle er eher kein Pferd oder Maulthier beſteigen als in Rom.“ Unter dieſem Papſte begannen die Streitigkeiten mit **Ludwig dem Baier**, deſſen Excommunication nur ſeine alten Feinde aus dem Clerus annahmen und der in ſeinem Banne auf dem Reichstage zu Regensburg den Papſt für einen Reichsfeind erklärte, an ein allgemeines Concil appellirte und ſich in Rom von zwei Biſchöfen 1328 weihen und krönen ließ. Es 1328 entſtand in dieſen Streitigkeiten ein merkwürdiges Buch, Defensor pacis, von Marſilius de Raymundis von Padua und Johannes von Jandun gemeinſchaftlich ausgearbeitet; es unterſuchte die Grenzen der weltlichen und geiſtlichen Macht, ging auf Geſchichte und h. Schrift zurükk, ſtellte das Biſchofsamt Petri in Zweifel, zeigte, daß die römiſchen Biſchöfe vor Conſtantin bloß Geiſtliche geweſen ſeien, daß in Glaubensſachen nur Schrift und Concilien gelten; unterſuchte das Beſtätigungsverhältniß von Kaiſer und Papſt, und zeigte die Unſtatthaftigkeit des Interdicts. Dieſe Lehren kamen ſehr in Umlauf, machten großes Aufſehn und wirkten bedeutend auf die Folgezeit. Ludwig von Baiern, als er in Rom gekrönt war, ließ ein Gericht über den Papſt halten, ihn abſezen und einen Franciscaner unter dem Namen Nicolaus V. wählen; er ging aber zu raſch zu Werke, konnte ſich in Italien nicht halten und mußte ſeinen Papſt in Piſa von Johannes gefangen nehmen laſſen.

Johann XXII. ſtarb 1334 und hinterließ einen ungeheuren 1334 Schaz von 15 Millionen Gulden und 7 Millionen an Edelſteinen, beſonders aus England, Portugall und Aragonien, welcher aber gleich nach ſeinem Tode ſoll geplündert worden ſein. Der neue milde Papſt Benedict XII. hätte ſich gern mit Ludwig

ausgeſöhnt, wurde aber von Frankreich daran verhindert, und
es bildete ſich nun in Deutſchland gegen den Papſt der Chur-
1338 verein zu Renſe 1338. Benedict war Ciſterzienſermönch ge-
weſen, ſuchte alſo ſo viel als möglich die Bettelmönche zu un-
1342 terdrükken. Der Papſt Clemens VI. (1342), ein Franzoſe,
Benedictiner und Doctor der Theologie, wurde von einer römi-
ſchen Geſandtſchaft, unter welcher ſich Petrarca und Rienzi,
der eigentlich in Rom regierte, befanden, nach Rom eingeladen,
kam aber nicht. Er geſtattete mehreren Fürſten den Gebrauch
des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt, ſezte aber ſeine Händel
mit Ludwig eifrig fort und that ihn von neuem in den Bann
wegen einer Eheſcheidung, allein ein Scholaſtiker, Wilhelm
von Occam, Schüler des Duns, ſezte ſehr gut auseinander,
was hierin geiſtliches und was das weltliche Recht ſei, und legte
das Recht hier dem Kaiſer bei. Clemens ließ Karl IV. zum
Gegenkaiſer wählen, der einſt ſein Schüler geweſen. Der lezte
Verſuch zur Ausſöhnung war, Ludwig ſollte verſprechen, als
Kaiſer und König durchaus nichts zu verordnen ohne des Pap-
ſtes jedesmalige und beſondere Erlaubniß. Mehrere Churfürſten
traten nachher auf Karls Seite und Ludwig ſtarb im Bann,
wurde aber mit allen Ceremonien begraben und der Papſt mußte
zugeben, daß Karl noch einmal gewählt wurde. Clemens kaufte
förmlich die Grafſchaft Avignon und ſezte das Jubeljahr auf 50
Jahre feſt. Sein Nachfolger Innocenz VI. (1352—1362),
welcher Doctor des kanoniſchen Rechts, dann Biſchof zu Clermont
war, befeſtigte ſich immer mehr in Avignon. Er war im höch-
ſten Grade nepotiſch und vergab die beſten Pfründen an ſeine
Verwandten; die anderen ließ er ſo lange als möglich leer, um
Einkünfte daraus zu ziehen. Durch einen Cardinallegaten, der
zugleich ein guter Feldherr war, und durch eine Menge von In-
triguen bekam er einen großen Theil des durch Streitigkeiten
zerrütteten Kirchenſtaats wieder. Urban V. (1369—1370), frü-
her Abt zu Marſeille und Doctor des kanoniſchen Rechts, zog

1367 wirklich nach Rom, fand es aber zu unruhig und den Cardinälen 1367
war es nicht liederlich genug, daher kehrte er bald darauf mit dieſen nach Avignon zurück. Er zuerſt bediente ſich der *dreifachen Krone*. *Viſconti* von Mailand wurde von ihm für einen Ketzer erklärt und das Kreuz gegen ihn gepredigt, dieſer kaufte ſich aber für eine halbe Million Gulden los. Es folgt Clemens' VI. Bruder *Gregor* XI., der ſchon im 18ten Jahre von ihm zum Cardinal ernannt war. Er ging auch nach Rom, konnte aber dort zu keinem rechten Anſehn gelangen, und war eben im Begriff nach Avignon zurückzukehren, als er 1378 in 1378
Rom ſtarb. Nun mußte alſo die Wahl in Rom geſchehen, wo das Volk einen Römer oder Italiener ſtürmiſch verlangte; man wählte *Urban* VI., einen Neapolitaner, einen ſehr ſtrengen Mann, der aber vielleicht zu ſchnell war. Die franzöſiſchen Cardinäle wünſchten daher ihn los zu werden, zogen nach Fondi, erklärten die Wahl des Papſtes für erzwungen und ungültig, und wählten den Cardinal und Erzbiſchof von Cambray unter dem Namen *Clemens* VII. Von hier an beginnt die *Kirchenſpaltung* bis zum coſtnitzer Concil.

Urban VI. wurde aus Härte grauſam, er ließ mehrere Cardinäle einkerkern, ſelbſt foltern und hinrichten; mehrere deutſche Biſchöfe lehnten den von ihm angebotenen Cardinalstitel ab. Das Jubeljahr ſetzte er auf 35 Jahre. Eine gute Idee hatte Urban, indem er den Mönchen das Recht zu beichten nehmen wollte, er kam aber nicht weit damit. Man hatte jedoch nur zu wählen zwiſchen der Scylla und Charybdis; wollte man der Strenge des Urban entgehen: ſo fiel man in die ungeheure Geldgier Clemens' VII., der zuerſt in Neapel lebte, dann aber wieder nach Avignon ging. Jetzt nahm ſich die gelehrte Welt der Sache an und unterſuchte, wie ſich dem Uebel abhelfen ließe; beſonders die Univerſitäten und namentlich früher ſchon *Heinrich von Heſſen*, Lehrer der Rechte zu Wien, *Johann von Varennes* und *Pierre d'Ailly* (Petrus de Alliaco), Lehrer der Theolo-

gie zu Paris, machten Vorſchläge zu einer Heilung der Uebel.
Man ſchlug vor, entweder zu unterſuchen, wer von den Päpſten
geſezmäßig gewählt ſei, oder beide abzuſezen und einen neuen zu
wählen, oder drittens ein allgemeines Concil aufzuſtellen. Die
Sorbonne zu Paris ſchlug vor, beide Päpſte ſollten freiwillig
abdanken, und verbot allen den ihrigen, Pfründen von Clemens
anzunehmen. Clemens VII. verſtand ſich ſehr hinterliſtig
1394 dazu, ſtarb aber bald 1394. Die beiden neuen Päpſte, Benedict
XIII. (Petrus de Luna, früher Clemens' Geſchäftsführer) in
Avignon und Bonifacius IX. (Cardinal Peter v. Tomacelli,
ein Neapolitaner) in Italien verſprachen eine Unterredung, und
die Cardinäle verpflichteten ſich, Alles für das beſte der Kirche
zu thun; es blieb aber dabei. Bonifacius trieb die Simonie
aufs höchſte, zog im Kirchenſtaat herum, verkaufte geiſtliche Stellen
an mehrere und ließ ſich die Annaten pränumeriren, hielt
das Jubeljahr ab, wobei durch umhergeſchikkte Ablaßkrämer die
Wallfahrten nach Rom gegen Erſtattung der Reiſekoſten erlaſſen
wurden. Frankreich verbot nun förmlich den Gehorſam gegen
Benedict XIII.; er wurde von Frankreich und Deutſchland förmlich
in Avignon belagert, und entfloh gegen ſein Verſprechen, bis
zum Kirchenfrieden ſeinen Palaſt nicht zu verlaſſen, nach Aragonien
1403 1403. Peter d'Ailly und Gerſon, ſein Schüler, erklärten
ſich für ihn, weil es doch beſſer ſei, als gar kein Oberhaupt
zu haben.

Petrus de Alliaco, Kanzler der Univerſität Paris, nachher Erzbiſchof von Cambray und Cardinal, war als Theolog ſehr bedeutend und er hatte die richtige Einſicht, obgleich ſtrenger Nominaliſt. Er war ſehr gegen die Demonſtration der kirchlichen Lehre und geneigt, Theologie und Philoſophie zu ſcheiden, und doch war zugleich ein myſtiſches Element in ihm, wovon ſein Schüler Gerſon erklärte, es laſſe ſich ſehr gut vertheidigen. D'Ailly erklärte auch, daß die Schrift der Fels ſei, auf dem die Kirche Chriſti gebaut ſei, und behauptete, daß in Glaubensſachen nichts entſchieden werden könnte als durch die Schrift und freie vernunftmäßige Erklärung derſelben auf einem allgemeinen Concil. Er vindicirte der Univerſität das Recht, theologiſche Säze ſelbſt zu unterſuchen und zu verdammen; nicht ſolle ſie der Papſt vor ſich laden wegen der unbefleckten Empfängniß, welche die thomiſtiſchen Dominicaner beſtritten. In England war ſchon früher (1286) eine Synode zu London gehalten worden, welche ausdrükklich erklärt hatte, daß neu aufgeworfene ſchwierige Fragen nicht den Kirchenvätern und der Synode unterworfen werden könnten ſondern nur der Schrift und der geſunden Auslegung derſelben. Bei dieſen freien Grundſäzen wundert man ſich nun über das Verfahren ſolcher Männer gegen Huß. Der Schlüſſel iſt aber der oben bemerkte Grundſaz, daß es beſſer ſei, einen ſchlechten Papſt zu haben als gar keinen, und daß ſie zu feſt an der äußerlichen Form der Kirche hingen.

Es war nun Bonifacius IX. bei Gelegenheit des Jubeljahrs wirklich wieder (1390) zum Beſiz von Rom und eines 1390
Theils des Kirchenſtaats gelangt, und ſein Nachfolger wurde
1404 Innocenz VII. (Card. Migliorato), der eidlich verſprach 1404
abzudanken, wenn die Gegenpäpſte auch abdanken würden. Sein
Nachfolger Gregor XII. (1406) wurde unter demſelben Ver- 1406
ſprechen gewählt. Da die Sache nun ſo eingeleitet war und die Päpſte zögerten, ſchrieben die Cardinäle beider Parteien ſelbſt, nachdem ſie vorher rechtliche Bedenken eingeholt, ein Concil zu
Piſa aus, wo das Recht der Päpſte ſollte unterſucht werden. 1409
Das Concil war vorbereitet durch Gerſons zwei Schriften de civitate ecclesiae und de auferibilitate Papae ab ecclesia, worin er erklärte, daß das Concil recht wohl ohne Papſt beſtehen könne. Die Päpſte ſorgten aber auch für ſich; Benedict XIII. in Frankreich hatte eine Bannbulle nach Paris geſchikkt, worin er Frankreich, das ſich in Neutralität verſezen wollte, mit dem Interdict drohte; dieſe aber wurde offiziell zerriſſen und er floh auf aragoniſchen Boden nach Perpignan; hier ſchrieb er ein Ge-

genconcil aus. Gregor XII. in Italien wurde beſonders durch
den deutſchen König Ruprecht, deſſen Geſandte zu Piſa Proteſt
einlegten, gehalten, und ſchrieb nun auch ein Concil nach Udine
aus. So hatte man zwei Päpſte und drei Concile. Das zu
1409 Piſa ſezte beide ab und 16 Cardinäle wählten erſt 1409 einen
geb. Griechen, Peter von Candien, Erzbiſchof von Mailand, als
1410 Alexander V., und als dieſer 1410 ſtarb, einen Italiener,
Balthaſar Coſſa, als Johann XXIII. Dieſer war am Hofe
Bonifacius' IX. geweſen und hatte daſelbſt gut Simonie gelernt
und ausgeübt.

Die Spaltung war aber nicht gehoben, da die Gegenpäpſte
das Concil nicht anerkannten. Doch war man in ganz Europa,
Aragonien und König Ruprecht, deſſen Geſandten ausgelacht
wurden, ausgenommen, einverſtanden. Nun aber beſtand auch
der deutſche König Sigismund ſehr ernſtlich auf ein neues
allgemeines Concil, um endlich den Kirchenfrieden zu Stande zu
bringen. D'Ailly wurde zwar in ſeinem Alter immer vorſichtiger
und behutſamer, und erklärte ſich gegen ein Concil in ſeiner
Schrift de difficultate reformationis in Concilio universali, aber
ſein Nachfolger im Kanzleramte, Gerſon, in einer Schrift gegen
D'Ailly de modo uniandi ac reformandi Ecclesiam in Concilio
universali machte einen Unterſchied zwiſchen der katholiſchen Kirche
und der ſogenannten apoſtoliſchen, die nichts als der römiſche
Clerus ſei, und auch Peter de Clemangis ſchrieb de ruina
ecclesiae. Das Concil wurde nun verabredet; noch gab es
mehrere intriguenartige Verhandlungen zwiſchen Sigismund und
Johann XXIII., wo das Concil gehalten werden ſollte, und man
wählte endlich Coſtniz. Johann ſchrieb es aus und eröffnete
1414 es 1414. Johann hatte auch ſchon vorher Huß vor ſich laden
laſſen; doch davon ſpäter.

Die päpſtliche und huſſitiſche Angelegenheit wurden die Hauptpunkte auf dem Concil. Johann XXIII. dankte zuerſt ab; Gregor endlich auch unter der Bedingung, daß er Cardinal bleibe. Benedict XIII. blieb ſtandhaft, wurde aber endlich auch von ſeinen Cardinälen abgeſezt, wollte jedoch nicht reſigniren und ſtarb 1424. Man verhandelte nun, was zuerſt vorzunehmen 1424 ſei, die neue Papſtwahl oder die Reformation der Kirche. Gerſon wollte das lezte, d'Ailly opponirte ſich ihm und trug den Sieg davon durch die Wahl Martins V.

Die huſſitiſche Angelegenheit hing mit der wicleffitiſchen (1370—1380) zuſammen. — Joh. Wicleff, ein Engländer, Profeſſor zu Oxford, ſchrieb zuerſt gegen die Bettelmönche. Das gab Streitigkeiten auf der Univerſität, wozu bald kam, daß er ſich in eine andere Angelegenheit miſchte; er ſchrieb gegen den Lehnscanon, den die engliſchen Könige ſeit Johann nach Rom entrichteten; ein Reichstag hatte dieſen Streit veranlaßt. Wicleff wurde deshalb ſelbſt unter einer Geſandtſchaft nach Avignon geſchikkt, um um die Abſtellung der Mißbräuche in der engliſchen Kirche zu bitten. Dort lernte er die ganzen Greuel der römiſchen Kirche kennen und kehrte voll Abſcheu zurükk. Er veranſtaltete eine Bibelüberſezung aus der Vulgata in die Landesſprache, ſchrieb auch mehrere gewagte Schriften, die er ſpäterhin ſammelte und unter dem Namen Trialogus herausgab, wo die Alithia und Pſeudis ſich unterreden und die Phroneſis einen vermittelnden Theologen abgiebt. Das Werk war ſpeculativ, er erklärte ſich aber frei von Scholaſtik und ſehr gemäßigt, die Wahrheit des Glaubens mehr verſtändlich darzulegen aber nicht zu demonſtriren; wie könnte ſonſt auch der Glaube etwas verdienſtliches ſein und die göttliche Prädeſtination darauf gegründet werden? Demonſtration, d. h. Erörterung und ausführliche Darſtellung, ſei nur für diejenigen, welche den Glauben ſchon haben. Am Ende der beiden erſten Bücher ſtellt er den Saz auf, Alle Glaubensſachen könnten nur aus der Schrift abgeleitet werden. Das dritte Buch enthält die Moral, wo er die Sünde definirt und den Gegenſaz von θεοσέβεια und ἀκήδεια aufſtellt; lezteres die Sorgloſigkeit um das höhere und die göttliche Zulaſſung

der Sünde. Ueber die Prädeſtination hat er eine eigene Idee; er ſagt, durch ſie würden ſo viele Menſchen ſelig, als überhaupt würden ſelig geworden ſein, wenn der Stand der Unſchuld fortgedauert hätte, d. h. alle. Seine Oppoſition gegen die Mönche kommt im 4ten Buche vor, wo er zuerſt die Sacramente behandelt, und die Transſubſtantiation wie die Nothwendigkeit der Kindertaufe als äußere Handlung zur Erlangung der Seligkeit verwirft. Er wollte die ganze prieſterliche Hierarchie umſtoßen und ſagte, die Schrift kenne keinen andern Unterſchied als zwiſchen Presbyter oder Prieſter und Diaconen. Auf Antrag Gregors XI. mußte Wicleff vor eine Synode geſtellt werden und eine Art von bedingten Widerruf thun, aus dem aber nichts wurde, da ihn der König beſchüzte. Da die Geiſtlichkeit ihm viel Unannehmlichkeiten zuzog, entſagte er ſeiner Lehrerſtelle, begab
1384 ſich auf ſeine Pfarre und beſchloß dort ſein Leben in Ruhe 1384.

Nach ſeinem Tode kamen ſeine Grundſäze durch ein Paar Engländer auf die Univerſität Prag. Hier waren ſchon ganz ähnliche Bewegungen geweſen und zwei Lehrer daſelbſt eiſerten beſonders für den Gottesdienſt in der Mutterſprache und gegen das Abendmahl unter Einer Geſtalt. Es gab bei Prag ein Kloſter Emmaus, durch Carl IV. geſtiftet, wo von Anfang an der Gottesdienſt in ſlavoniſcher Sprache war gehalten worden. Als nun im Anfange des 15ten Jahrhunderts die wicleffiſchen Säze nach Prag kamen, ſtand Johann Huß als junger Lehrer an der dortigen Univerſität und war zugleich Prediger an einer Kapelle. Er mißbilligte zuerſt die Säze des Wicleff, als aber die beiden Engländer in Prag dieſelben im Zuſammenhange vortrugen, wurde er anderer Meinung und billigte ſie ganz. Sigismund ließ ihn einmal in Ofen vor ſich predigen, und als er dabei einige wicleffiſche Säze billigend erwähnte, ließ ihn die wiener Univerſität gefangen nehmen; er wurde aber auf Bitten der prager Univerſität freigelaſſen. Er veranlaßte auf der Univerſität Prag die große Emigration der fremden Studenten, indem er als Decan die alte Einrichtung aufhob, daß von 4 Stimmen 3 den Ausländern gehörig waren. Das erregte aber mehr Unwillen der Prager gegen ihn. Er überſezte die Schriften Wicleffs und einzelne bibliſche Bücher in die Landesſprache. Der Papſt verbot die Bücher Wicleffs und der Erzbiſchof Sbinko von Prag wollte ſie verbrennen und Huß das Predigen verbieten. Huß bat jenen erſt zu widerlegen, ſonſt möchte das Verbrennen auch nichts helfen. Der Erzbiſchof ging nach Rom, und da erfolgte jene Citation, man hielt Huß aber von der Reiſe zurükk. Dieſer nun, excommunicirt vom Papſt, appellirte an ein 1411 allgemeines Concil und ſezte ein Glaubensbekenntniß auf, das ſein Erzbiſchof für rechtmäßig erklärte. In einer kleinen Schrift über den Begriff eines Kezers ſagt Huß, Nur der ſei ein ſolcher, der in Worten oder Werken gegen die h. Schrift ſelbſt etwas unternommen habe. Er ſchrieb auch de ablatione temporalium a clericis; die Hauptveranlaſſung war aber der Kreuzzug, den Papſt Johann gegen König Ladislaus von Neapel predigen und dafür Ablaß verkündigen ließ. Die Ablaßkrämer kamen auch nach Prag, und hier disputirte Huß öffentlich mit ihnen gegen den Ablaß, und bat auf dem Rathhauſe dem Unweſen zu ſteuern. Auch der König verbat ſich dieſen Beſuch und ſchrieb gleichfalls dagegen nach Rom. Noch ſchrieb Huß ein Buch Opusculum de sex erroribus ecclesiae, erklärte ſich gegen den Saz der Geiſtlichen, Sie könnten den Leib Chriſti erſchaffen (conficere corpus Christi), gegen die übertriebene Verehrung der Maria, gegen die Fürbitte der Heiligen u. ſ. w. Die Sache machte nun allgemeines Aufſehn; Gerſon ſchrieb an ihn und warnte davor, die Säze Wicleffs anzunehmen. Huß aber hatte ſelbſt die Lehrſäze angenommen, welche ſich auf die Kirchenverfaſſung bezogen, wie Gerſon ganz ebenſo annahm; daher ſchrieb Huß ſeinen Tractatus de Ecclesia.

Sigismund kam nun auf den Gedanken, ihn vor das Concil zu Coſtnitz zu rufen, um dort die ganze Sache abzuhandeln;

Huß erſchien mit einem Sicherheitsbriefe des Kaiſers, ſeine Gegner in Prag zogen ihm aber als Ankläger nach; der Papſt erklärte ihn für einen Kezer und ließ ihn ins Gefängniß werfen, aus dem ihn Sigismund, als er nach Coſtniz kam, nicht zu befreien wagte. Er war umgeſtimmt und ſagte, Er habe nicht das Recht, einem Kezer freies Geleit zu geben; es wurde dabei geltend gemacht, wenn auch Fürſten den Kezern ſichres Geleit gegeben: ſo könnten doch judices ecclesiastici gegen dieſe verfahren. Die Unterſuchung kam nun in die Hände der beiden Franzoſen d'Ailly und Gerſon. Huß und ſeine Freunde beſtanden auf ein öffentliches Verhör. Er hatte in mehreren Schriften (de sanguine Christi glorificato, de indulgentiis, de ecclesia) ſeine Lehren auseinandergeſezt. Sie gingen gegen die Reliquien, gegen die Lehre vom Kirchenſchaze, den guten Werken und der Nothwendigkeit der kirchlichen Genugthuung. Es iſt hier ſchon eine große Annäherung an die augsburger Confeſſion. Die Lehre vom Ablaß griff er auf ſehr ſcharfſinnige Weiſe an. Er ſagte, Er wolle nun einmal annehmen, daß der Papſt wirklich einen ſolchen guten Schaz hätte, durch den er alle gläubige aus dem Fegefeuer befreien könnte: ſo wäre es ja in des Papſtes Macht, alle Menſchen gleich aus dem Fegefeuer zu befreien. Er würde das nicht thun, wenn er nicht gute Urſach dazu hätte, wenn er in Bedrängniß wäre. Wenn man es recht gut meine: ſo müſſe man Gott bitten, daß er den Papſt in eine recht bedrängte Lage verſeze, weil er dann am erſten den Kirchenſchaz aufthun und alle Seelen aus dem Fegefeuer befreien würde. Man machte einen Auszug aus ſeinen Schriften und Vorträgen, und Gerſon hob 19 Säze aus ſeiner Schrift de ecclesia heraus, Daß Kezer nicht ſollten am Leben geſtraft werden, daß man nur der wahren Kirche, welche praedestinatos et bene viventes enthalte, Gehorſam ſchuldig ſei; daß Zehnten und Stiftungen nur den Charakter von Almoſen hätten u. ſ. w. Man fragte ihn, nachdem ſchon ausgemacht war, daß dieſe Säze kezeriſch ſeien, ob ſie die ſeinigen wären und ob er ſich hinſichts des Widerrufs den Beſchlüſſen des Concils unterwerfen wolle. Huß erklärte ſich ſehr freimüthig, bekannte unbefangen das ſeinige an, einiges leugnete er, anderes deutete er, und obgleich man ihm nichts dogmatiſches als ketzeriſch vorwerfen konnte, ſondern bloß Oppoſition gegen die kirchlichen Mißbräuche, die auch Nicolaus de Clemangis, Gerſon und andere behauptet hatten: ſo wurde er dennoch verurtheilt und verbrannt, und nach ihm ſein Freund Hieronymus.

Wie kann man ſich nun die Entſcheidung der beiden achtbaren Franzoſen gegen Huß erklären? Man giebt den Richtern eine rein literariſche Parteilichkeit Schuld; Huß war Realiſt und Gerſon und d'Ailly Nominaliſten. Doch konnte dies ihr Beweggrund nicht ſein, da ſie ſich damals gar nicht damit beſchäftigten, und der Cardinal von Cambray ſchon lange bloß auf dem praktiſchen Gebiete verſirte. Ich ſuche den erſten Grund in der allzugroßen Behutſamkeit des Erzbiſchofs von Cambray; er legte es nicht auf das Verderben Huſſens an, legte ihm eine ſo milde Widerrufsformel vor, daß ein anderer, der nicht Huſſens ſchlichte Wahrheitsliebe hatte, den Widerruf geleiſtet haben würde. Gerſon hatte ſich gegen Wicleff erklärt wegen deſſen zu freier Anſicht über die Kirchenverfaſſung, denn dieſer ſprach eigentlich das gänzliche Presbyterialſyſtem aus, und Huſſens ähnliche Geſinnung war ihm zu ſchroff. Auch waren ſie hier, um den Kirchenfrieden zu vermitteln; in Böhmen hatten ſich ſchon bedenkliche Unruhen gezeigt und es war vorauszuſehen, daß, wenn Huß freigeſprochen nach Prag zurükkgekehrt wäre, größere Unruhen dort gegen die Mönche ꝛc. vorgefallen ſein würden. Die Verweigerung des Widerrufs erwarteten ſie von Huß nicht, und da die Sache einmal eingeleitet war, konnten ſie ſie nicht mehr aufhalten. Wir ſehen hier aber, wie menſchliches Vorherberechnen nichts hilft, der Kirchenfrieden iſt doch geſtört worden, und die Exceſſe wurden größer, als wenn Huß leben geblieben wäre.

Wir haben hier ſchon die beſtimmteſte Vorahnung von der Reformation. Wenngleich die Prophezeiung Huſſens unächt iſt: ſo zeigt doch das Trauerſpiel zu Coſtnitz, welche Semina zur Kirchenverbeſſerung offen da lagen. Huſſens und Luthers Reformation ging von denſelben Principien aus, mißglückte bei Huß aber durch daſſelbe, was Luthern förderte. Luther bei gleichem Eifer, der ihn wol manchmal mehr dem Hieronymus als Huß ähnlich machte, war aber mäßiger in öffentlichen Schritten. Huß war eigentlich ruhiger aber öffentlich unvorſichtiger, was freilich in ſeinem aufgeregten Volksgeiſte lag. Damals war die Sache auch noch zu nationell, als daß ſie hätte allgemein werden können, nach 100 Jahren waren aber die Zeitumſtände ganz anders geworden. Von den Univerſitäten gingen dieſe erſten Verſuche aus, ſo wie auch nachher die bleibenden der Reformation; dieſe Hochſchulen hatten ſich ſchon damals zu einer bedeutenden Würde erhoben und durch Freimüthigkeit einer geſunden Kritik ausgezeichnet, ſo daß ſie uns auch für alle zukünftigen Zeiten über die Verbeſſerung des Kirchenzuſtandes die gegründetſten Hoffnungen geben *).

* * *

In Coſtnitz ging nun übrigens die Sache den Gang, daß man nach den vier Nationen verhandelte und ſtimmte, nach der italieniſchen, deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen, und nachher kamen auch die Spanier dazu, nachdem ſie das Concil anerkannt hatten. Es waren Geſandte von allen Königen und Fürſten und Bevollmächtigte vieler Univerſitäten, über 300 Doctoren der Theologie und des canoniſchen Rechts zugegen. Das Concil wurde als eine Fortſetzung des piſaniſchen super reformatione status ecclesiae angeſehen, und der Kanzler Gerſon hielt bald zu Anfang eine ſehr berühmte Rede über die Superiorität des Concils über den Papſt und deſſen Rechtmäßigkeit ohne den Papſt. Die übrigen Verhandlungen betrafen den Zuſtand der Kirche. Es wurde (1417) ein neuer Papſt gewählt, Martin V., früher 1417 Cardinal Otto von Colonna. Es wurde beſtimmt, daß den anweſenden Cardinälen das Wahlrecht zukomme, den abweſenden nicht. Den 20 anweſenden geſellte man 30 Deputirte von den verſchiedenen Nationen zu und von dieſen wurde der Papſt gewählt. Zugleich wurde beſtimmt, daß nach 7 Jahren ein anderes Concil ausgeſchrieben würde, und von da an (ſo war auf dem piſaniſchen Concil ſchon beſchloſſen worden) ſollte alle 10 Jahr eins gehalten werden. Martin V. präſidirte nun in den Verſammlungen des Concils und es wurde ihm zur Pflicht gemacht, daß er mit den Deputirten der fünf Nationen die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern und in der römiſchen Curie bewirken ſollte. Einiges geſchah auch bald darauf; z. B. daß niemand Biſchof werden ſollte, der nicht Doctor oder Licentiat der Theologie, des canoniſchen oder bürgerlichen Rechts wäre. Uebrigens wurde die Communio sub una feſtgeſetzt und die alten Gewohnheiten ſollten nicht sine ecclesiae auctoritate abgeändert werden.

---

*) Hier endet die Vorleſung des Winterſemeſters 18[illegible]. B.

So ging denn das Concil auseinander unter dem Vorbehalt, daß es wieder ſollte zuſammen berufen werden. Dies geſchah denn auch, allein Martin V. ſtarb gerade in dem Jahre, 1431 wo das Concilium ſollte zuſammen kommen. Unterdeſſen war aber in Böhmen, ungeachtet Huß und Hieronymus verbrannt waren, jene Bewegung nicht eingeſchlafen. Ihre Partei conſtituirte ſich immer mehr und vermehrte ſich. Sie verlangten eine Disputation aus der Schrift über die ſtreitigen Gegenſtände, Martin V. verweigerte ihnen aber ein Colloquium, weil Märtyrer, Patres und Concilien den Glauben ſchon außer Zweifel ſetzen. Das Disputiren war in dieſer Zeit ſehr Sitte geworden und die freie Einſicht gewann dadurch nicht wenig, namentlich wurde in Paris gegen die Canoniſation, für die Prieſterehe und die Gleichheit der Prieſter viel disputirt; um ſo ungereimter war es vom Papſte, zu behaupten, daß keine Diſputationen über dieſe Gegenſtände nöthig wären. Die Sache konnte aber doch erſt auf dem künftigen Concil wieder zur Sprache kommen.

Die huſſitiſche Partei in Böhmen theilte ſich in zwei
1421 Parteien. Auf der Synode in Prag 1421 wurde nämlich ausgemacht, alle Prieſter ſollten wenigſtens das ganze neue Teſtament haben und fleißig darin leſen. Das Abendmahl ſollte sub utraque gegeben werden und zu den andern 6 Sacramenten als confirmatio hinzukommen; kein Cleriker über Güter und Einkünfte jure civili herrſchen. Aber die ſtrengeren, die Taboriten, damit nicht zufrieden, ſtellten eine Confeſſion auf, worin ſich ſchon viel evangeliſches zeigte. Beim Abendmahl ſei der Leib Chriſti gegenwärtig sacramentaliter, realiter et vere, es könne aber keine materialis identitas mit dem von der Maria gebornen dabei ſtattfinden. In der Buße ſei die Reue das eigentlich weſentliche, die confessio und satisfactio ſeien zufällig. Die Salbung ſei ad corporis sanitatem zuzulaſſen, die lezte Oelung aber unzuläſſig. Die Schrift ſei universalissimum principium doctrinae, aber nicht alles, was die heiligen Männer ſagten, ſei untrüglich, quia non quemlibet in qualibet causa regebat spiritus. Die Heiligen ſeien zur Nachahmung, die Fürbitte der Maria nicht nöthig. Meßkleider und Gebräuche wurden abge-
1423 ſchafft. Unterdeſſen wurde auf einer Synode zu Mainz (1423) die Häreſie der Böhmen verdammt, dagegen aber zu Paſſau
1437 1437 das Herumtragen der Euchariſtie gegen Donner und Bliz abgeſchafft und verordnet, daß ohne biſchöfliche Erlaubniß keine Gaſtereien mehr in den Kirchen gehalten und niemand copulirt werden ſollte, der nicht das Vater unſer, den engliſchen Gruß und das Symbolum könne.

1423 Im Jahr 1423 verſammelte ſich nun in Pavia und nachher in Siena das neue Concil, das 7 Jahre nach dem coſtnizer ſollte gehalten werden. Aber es wurde ſehr wenig beſucht aus Furcht vor Unruhen und Peſt. So zog es ſich hin bis 1431, wo es ſich wirklich in **Baſel** verſammelte. 1431

Gerſon war unterdeſſen geſtorben, ein Mann, in dem ſich vereinigte ein heller Verſtand und tiefe Einſicht in viele Gegenſtände mit einer Anhänglichkeit an das beſtehende in der Kirche. Durch die Art, wie er das Anſehen der Concilien über dem Papſt vertheidigte, und durch die Lehre, daß die Einheit der Kirche nicht an der Perſon des Papſtes hinge, hat er an der Stelle, auf der er an der Univerſität in Paris ſtand, gewiß viel dazu beigetragen, die Reformation ſelbſt ſtufenweis vorzubereiten und in der katholiſchen Kirche ſelbſt geſundere Principien zu verbreiten. Er hatte vor, eine Episcopal- und Synodalverfaſſung in Frankreich im Gegenſaz gegen den Papſt aufzuſtellen. Er gab die Unfehlbarkeit des Papſtes nicht zu, nahm dagegen eine ſpecielle Obhut Gottes über die Concilien an (deus concilio assistit specialius). Indem er neben der Schrift die Tradition als Erkenntniß des heil. Geiſtes annimmt, ſagt er, dieſe wäre nicht ſo geſchloſſen, daß nicht ſpätere Männer eine beſſere Einſicht haben könnten; ein Lehrer mit hinlänglicher Einſicht dürfe ſich auch dem Concilio entgegenſezen. Man ſieht, er iſt hier mit dieſer Lehre ſelbſt nicht ganz zum Bewußtſein gekommen. Aber ſeine Art, zu Werke zu gehen, ſtand in keinem Verhältniß zu den Reactionen, die von der andern Seite eintraten, und eben deswegen konnte ſich die Lebendigkeit der Kirche damit nicht begnügen; daher die Bewegungen in der Schweiz und in Frankreich. Was das Verhältniß der ſcholaſtiſchen Theologie zur myſtiſchen betrifft: ſo iſt er einer der erſten, der hier ein beſſeres zu treffen geſucht hat. Er ſagte, in jener ſei die potentia intellectus circa verum, in dieſer die potentia affectuum circa bonum beſchäftigt, und geſtand jeder von beiden ihr eigentliches Recht und ihren Werth zu. Er empfiehlt beſonders den Bonaventura, der das myſtiſche und ſcholaſtiſche mit einander zu verbinden wußte.

Weit mehr auf die myſtiſche Seite neigte ſich Johann
1489 Weſſel von Gröningen († 1489). Er behauptete, qui sciat, ut sciat, stultus und qui sciunt, ut sciantur, stultiores; hierdurch wollte er alſo das reine Wiſſen aus der Theologie ganz verbannen. Deus in omnibus totaliter causaliter dominatur, d. h. Gott iſt die einzige Urſach. Natura nihil aliud est quam voluntas Dei; unter natura wird die Totalität der endlichen Kräfte verſtanden. Er nahm keinen Unterſchied zwiſchen dem natürlichen und wunderbaren an (naturalia et miraculosa differunt solito et insolito). Vom Glauben ſagte er, fide justificamur non tanquam causa sed tanquam argumento. In der Lehre von der Kirche ging er etwas über Gerſon und ſein Hauptſatz war, Spiritus sanctus curat unitatem ecclesiae, ubi neque Papa neque concilium est. Das Weſen alſo erſcheint ihm als das rein innere. Im Abendmahl findet man bei ihm die eigentliche calviniſche Anſicht, daß nur der gläubige den Leib Chriſti wirklich genieße. An die innere geiſtige Gegenwart bindet er den Genuß des Leibes und Blutes; allein rein iſt ſeine Theorie darüber nicht vorgetragen, denn die Idee eines Meßopfers ſpielt auf wunderbare Weiſe dazwiſchen. Er hatte eine beſondere Furcht vor der Inquiſition, deßhalb ſchrieb er lateiniſch und nur kleine Abhandlungen, die er wenig bekannt machte; das meiſte muß man aus Briefen hervorſuchen. Er wurde auch wirklich beim Biſchof von Utrecht verklagt, ſtarb aber, ehe etwas unternommen werden konnte. Uebrigens iſt dieſer Weſſel einer der merkwürdigſten Männer, der zur Vorbereitung der reineren Lehre ſehr viel beigetragen hat. Luther ſagt von ihm, Man könnte ſagen, daß er alles aus dem Weſſel genommen hätte, wenn er ihn früher geleſen hätte.

Auf dem Concil in Baſel wurden nun zunächſt die böhmiſchen Streitigkeiten vorgenommen. Die Böhmen ſchickten vier Abgeordnete dorthin und verlangten das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt, Verbeſſerung der Kirchenzucht, Freiheit in der Lehre, Abſchaffung der weltlichen Gewalt des Clerus. Das Concil entſchloß ſich, Deputirte zu ihnen zu ſenden, und ſo kamen die prager Compactaten zu Stande. Von den geforderten Punkten wurde ihnen eigentlich nur der erſte zugeſtanden, aber nur als eine provincielle Gewohnheit; mit den übrigen wurden ſie auf die allgemeine Verbeſſerung der Kirche verwieſen. Damit waren nun die Taboriten nicht zufrieden und daraus entſtand der innere Krieg in Böhmen. — Noch eine andere bedeutende Sache, die verhandelt werden ſollte, war eine neue Unterhandlung mit den Griechen wegen der Kirchenvereinigung. Es wurde aber zuerſt nur unterhandelt (1435) über ein gemeinſchaftliches Concil, und 1435 da konnte man ſich über den Ort nicht einmal vergleichen, wo das Concil gehalten werden ſollte.

Es war übrigens auf dem Concil ſelbſt Streit mit dem Papſt entſtanden, und 1437 verlegte dieſer das Concil nach Ferrara; 1437 binnen 30 Tagen ſollten in Baſel die Verhandlungen mit den Böhmen geſchloſſen ſein und das übrige in Ferrara verhandelt werden. Dies wurde eine Treuloſigkeit genannt und nicht mit Unrecht, denn der Papſt hatte den Beſchluß beſtätigt, daß ſo lange dies Concil dauere, kein anderes ſollte gehalten werden; in Ferrara aber ſollten auch die griechiſchen Angelegenheiten verhandelt werden. Daher weigerte ſich nun der größte Theil der Biſchöfe nach Italien zu gehen; die franzöſiſchen durften nicht hin und Deutſchland erklärte ſich für neutral zwiſchen Concil und Papſt.

Im J. 1439 anathematiſirten ſich beide Concile, das baſel- 1439 ſche und das zu Ferrara, welches nachher nach Florenz verlegt wurde; das baſeler konnte ſich aber nicht lange halten gegen das allgemeine Vorurtheil von der Nothwendigkeit des Papſtes. So gingen die Unterhandlungen wieder auseinander, und für die Vereinigung mit der griechiſchen Kirche geſchah auch weiter nichts. Die Maroniten und Neſtorianer waren in gänzliche Unthätigkeit hinabgeſunken; in Litthauen *) ſtießen griechiſche und römiſche Miſſionaire auf einander, welches zu manchen Uneinigkeiten Anlaß gab. 1442 Auf dem florentiniſchen Concil kam 1442 durch Eugen eine gewiſſe Vereinigung mit den Griechen zu Stande, worin dieſe ſich völlig latiniſirten. Sie erkannten den Primat des römiſchen Biſchofs und den Zuſatz filioque an; übrigens ſah man ihnen auch viel nach, wobei freilich nur die Tendenz zum Grunde lag, dieſe Abweichungen nach und nach auszugleichen und zu verdekken. Dieſe Verſuche waren nur ausgegangen von den conſtantinopolitaniſchen Griechen; diejenigen aber, die ſich unter muhamedaniſcher Herrſchaft einer gewiſſen Ruhe erfreuten, hielten 1443 1443 eine Zuſammenkunft, worin ſie ſich völlig gegen die Beſchlüſſe in Florenz und die Union erklärten und dem conſtantinopolitaniſchen Biſchof Metrophanes den Gehorſam aufkündigten. So zerſplitterte ſich alſo die Union wieder und nur ein kleiner Theil unirter Griechen hat ſich erhalten.

Den Abendländern aber half dies doch von einer anderen Seite. Es waren ſehr namhafte griechiſche Gelehrte, die zu den Unterhandlungen nach Florenz abgeſchikkt waren, wie der Cardinal Beſſarion und Gemiſtius Pletho, und die ſehr viel zur Verbreitung der griechiſchen Gelehrſamkeit thaten. Zugleich entſtand dadurch auch ein Geſchmakk an den klaſſiſchen Schriftſtellern der Römer und auch an beſſerer Latinität. Für dieſe war natürlich das rhetoriſche und ſatiriſche Feld dasjenige, worin ſie ſich am beſten zeigen konnten, und die Oppoſition gegen den römiſchen Biſchof war ein trefflicher Gegenſtand, ſich auf dieſem Felde zu üben. Und ſo finden wir in dieſer Zeit ſehr vorzügliche Schriftſteller, die ſich hierin hervorthaten, wie den Florentiner Poggius, Bernhard Aretinus in ſeinem Libellus adv. hypocritas und vor allen Laurentius Valla,

---

*) In Litthauen, wo man ſich für ein neues Kleid bekehrte, durften griechiſche und römiſche Chriſten einander nicht heirathen. Schl.

der mit vorzüglicher Latinität auch eine ſehr lebendige hiſtoriſche Kritik verband, beſonders in der Schrift de donatione Constantini falso credita. Es war nämlich ſchon ſeit dem 12ten Jahrhundert eine Fabel entſtanden von einer Schenkung, die Conſtantin an Silveſter gemacht hätte, als er Rom verließ. Er zeigte, wie alles hätte anders kommen müſſen, als es wirklich geſchah, wenn an dieſer Schenkung ein wahres Wort geweſen wäre. Da entſtand alſo wieder ein neues Element der Oppoſition, welches bei der Liebe, mit welcher alles wiſſenſchaftliche aufgenommen wurde, von großer Wirkung war und das päpſtliche Anſehen in Italien und Frankreich ſehr ſchwächte.

Wie nun auf dem Concil in Florenz die Griechen beſonders den Glanz deſſelben ausmachten: ſo war es in Baſel hauptſächlich Aeneas Sylvius Piccolomini, der anfangs beſonders von der Nothwendigkeit der Suprematie der Concilien über den Papſt redete, hernach aber ſich ganz anders bewies. Die Spaltung, indem ſich die beiden Concilien in den Bann thaten, mußte natürlich auch eine Spaltung in den chriſtlichen Ländern veranlaſſen. Von dem baſeler Concil, welches ohne neuen Papſt das Concil von Florenz nicht in den Bann thun konnte, wurde Eugen IV. abgeſezt und Felix V. gewählt. So hatte man nun wieder zwei Päpſte. Deutſchland hatte ſich für neutral erklärt; Frankreich erkannte weder Felix V. noch das Concil von Florenz an; der König Alphons von Aragonien aber befahl ſeinen Prälaten ausdrüklich, Baſel zu verlaſſen und nach Florenz zu gehen. Spanien war überhaupt damals das Land, welches am meiſten in der Oppoſition gegen alle freieren Regungen und Verbeſſerungen in anderen Ländern ſtand und die größte Anhänglichkeit an den Papſt bewies. Die päpſtliche Autorität würde ſich ſchwerlich unter dieſen Bewegungen ſo gehalten haben, wenn ſie nicht dieſen Haltpunkt gehabt hätte. Allerdings liegt der Grund davon mit in der ſchwankenden Lage des chriſtlichen Spaniens und es entſtanden auch dort mehre gewaltſame Exploſionen. Unge-

achtet nun Frankreich den Papſt Eugen anerkannte und auch Deutſchland ſeine Neutralität erklärte und den Felix nicht anerkannte: ſo that doch Eugen wenig, ſich zu mäßigen, daß er ſelbſt ſeine eigenen Freunde nicht ſehr ſchonte. Es ging daher
1438 Frankreich (1438) auf die baſeler Schlüſſe zurück und es wurde dort eine pragmatiſche Sanction bekannt gemacht, wonach Frankreich künftig ſollte verwaltet werden und worin die Rechte und Einkünfte des Papſtes ſehr beſchnitten waren. In Deutſchland nahm ſich Eugen heraus, die Erzbiſchöfe von Trier und Cöln abzuſetzen, die Prälaten in Baſel fanden aber bei den Churfürſten einen großen Vorſchub.

In dieſen Verhandlungen ſpielte nun Aeneas Sylvius eine etwas zweideutige Rolle. Es wurden dort Punkte (avisamenta Basileensia) feſtgeſetzt, auf welchen man das Verhältniß der deutſchen Kirche zu dem Papſt begründen wollte. Dazu wurde nun dem Aeneas Sylvius aufgetragen einen Entwurf zu machen, und er brachte den Eugen dahin, dieſen zu beſtätigen; der Papſt behielt darin noch immer einigen Einfluß. Hierüber ſtarb Eugen
1447 und 1447 wurde Nicolaus V. gewählt, worauf Felix V. bald
1449 (1449) reſignirte, und ſo war die Spaltung wieder eine Zeitlang aufgehoben. Mit Nicolaus wurden neue Verhandlungen angeknüpft, an deren Spitze ſich Friedrich III. ſtellte, und ſo kam denn das für Deutſchland ziemlich nachtheilige (wobei jedoch der Papſt noch kleine Conceſſionen an Mainz und Trier machte) wiener Concordat zu Stande, mit Bezug auf Eugenii Concessa, wobei Aeneas Sylvius den deutſchen Fürſten die politiſchen Vortheile des päpſtlichen Anſehns geltend machte.

Unterdeſſen gingen in Böhmen die drei Parteien der Katholiken, der Calixtiner und der Taboriten neben einander fort, und zwar im Kriege unter einander, welcher zum Theil
1445 auf politiſche Verhältniſſe ſich bezog. Im J. 1445 hatten die Calixtiner und Taboriten zu Kutenberg eine Zuſammenkunft, wo ſie ſich in einigen Punkten vereinigten. Sie ſtellten

als Grundſaz auf, Gottesdienſt in der Landesſprache und die Prieſterehe. Die Taboriten wollten Brod und Wein nur als Zeichen im Abendmahl anſehen und die ganze Theorie von der Kirchenbuße und den guten Werken durch den Saz fides sola justificat verwerfen; die Calixtiner ſchloſſen ſich darin ziemlich an die katholiſche Kirche an. Als Georg Podiebrad König geworden war, zerſtreute er die Taboriten, die ſich größtentheils nach Mähren und Schleſien wandten, und von ihnen ſtammen die evangeliſchen böhmiſch-mähriſchen Brüder. Die Calixtiner kamen 1479 durch Beſtätigung der baſeler Compactaten 1479 zu einiger Ruhe. Abwechſelnd wurden die Taboriten nun geduldet und verfolgt und ließen ſich, weil ſie ſich von den Calixtinern getrennt hatten, in nähere Verbindung ein mit den Waldenſern, die beſonders auch in Ungarn ſich aufhielten. Als Ladislaus V. dieſe dort verfolgte, legten ſie ihm ein Glaubensbekenntniß vor, worin ſie 7 Sacramente als möglich und die continuitas virginitatis Mariae annahmen. Dieſe Confeſſion legten ſie auch den Taboriten vor. Die Taboriten aber wollten die 7 Sacramente nicht annehmen, z. B. die letzte Oelung, welche ſie für geiſtig unzuläſſig erklärten; die Fortdauer der Jungfrauſchaft Mariä nahmen ſie nicht an, weil nichts darauf ankäme und auch gar nichts davon in der Schrift ſtände. Sie ſchafften auch die Anrufung der Heiligen ab; dieſe hätten, ſagten ſie, keinen anderen Werth, als daß ſie könnten zur Nachahmung aufgeſtellt werden. In Beziehung auf die Lehre von der h. Schrift ſagten ſie, dieſe ſei untrüglich, ſie ſei das universalissimum principium doctrinae; aber man könne doch nicht ſagen, daß alles, was von den heiligen Männern geſagt werden, untrüglich ſei, weil der göttliche Geiſt ſie nicht in allen Angelegenheiten regiert habe. Dagegen ſprachen die Waldenſer ſich in ſehr ſcharfſinniger Art gegen die Superſtition aus, die mit dem Sacramente des Altars getrieben werde. Sie ſagten, Wenn man dies nach ſeiner Weihung göttlich verehre: ſo hätte man noch viel mehr Urſache es göttlich zu verehren, nachdem es in den Menſchen übergegangen ſei, und daraus würde alſo eine Anbetung der gläubigen folgen, nachdem ſie das Sacrament genoſſen hätten.

Von dieſer freien Anſicht finden ſich auch viele Spuren bei einzelnen Theologen, die übrigens ganz auf der römiſchen Seite ſtanden, z. B. in dem Cardinal Nicolaus de Cuſa, der lange Zeit Legat in Deutſchland war und im J. 1450 im Jubeljahr auf eine ſehr verſtändige Weiſe den vollſtändigen Ablaß predigte. Er hatte eine Theorie über die Incarnation, die in unmittelbarer Verbindung ſteht mit der reinen evangeliſchen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Er ſagt, Die größte Thätigkeit des Schöpfers ſei die, in der er ſich mit der Creatur vereinige; dieſe komme auch aus der höchſten Liebe her. Dies ſei die maximitas humanae naturae, welche bewirke, daß in jedem Menſchen, der Chriſto durch den ausgebildeten Glauben anhänge, Chriſtus dieſer Menſch ſelbſt ſei [a]); daher non est nostra justificatio ex nobis sed ex Christo, non aliter quam ipsa fide justificari poterimus. Alſo die wahre Lebensgemeinſchaft zwiſchen Chriſto und den gläubigen ſei die wahre Frucht des Glaubens und die Menſchwerdung Chriſti der Beweis davon. Von der Schrift ſagte er, ſie gehöre ad bene esse der Kirche aber nicht ad essentiam derſelben. — Man könnte überhaupt dieſen anſehen als das Supplement zum Gerſon, der wol den Sinn für das myſtiſche Element der Theologie in ſich hatte, aber nicht davon wirklich durchdrungen war wie Nicolaus. Er vereinigte ſeine myſtiſche Theologie auf eine ſehr freie Weiſe auch mit anderweitigen Philoſophemen [b]).

---

a) Maxima operatio, per quam creator unitur creaturae ex maximo uniente amore. — hoc agit maximitas humanae naturae, ut in quolibet homine sibi per formatam fidem adhaerente Christus sit ipse idem homo. Schl.

b) Er hatte eine dunkle Trinitätstheorie auf mathematiſchen Vergleichungen beruhend. Er behauptete intra Deum et nihil omnem conjecta-

Es wurde nun nach Nicolaus V. Calixtus III. (1455 bis 1458) Papſt; nachher kam Pius II. (Aeneas Sylvius) (1458 bis 1464) auf den päpſtlichen Stuhl. Er hatte vorher die Forderungen beſchworen, welche der neue Papſt eingehen ſollte, ließ aber nachher zu Mantua jede Appellation an ein künftiges Concil verbieten und wollte den Papſt wieder über daſſelbe erheben. Er verſuchte alles mögliche, die päpſtliche Gewalt durch Aufhebung der pragmatiſchen Sanction in Frankreich zu vergrößern. Der König gab es auch zu, aber die pariſer Univerſität und das Parlament eiferten heftig dagegen und drangen auch zum Theil durch. Ebenſo verweigerte Pius die baſeler Compactaten mit den Böhmen. Er brachte es dahin, daß ein Kreuzzug gegen die Türken, die Conſtantinopel erobert hatten, zu Stande kam, aber ohne beſonderen Erfolg. Sein Nachfolger Paul II. (1464—1470) ſezte das Jubeljahr auf 25 Jahre herab.

In der abendländiſchen Chriſtenheit waren nun die inneren Bewegungen außer den erwähnten größeren ſehr kleinlich; beſtändige Streitigkeiten zwiſchen den Weltgeiſtlichen und Mönchen über das Recht Beichte zu hören und die Sacramente zu ertheilen und über die unbefleckte Empfängniß Mariä. Sixtus IV. (1471—1484) ſtellte (1472) das Feſt der unbefleckten Empfäng- 1472
niß Mariä an Ablaß dem Fronleichnamsfeſte gleich; zugleich verbot er darüber zu disputiren, aber ohne Erfolg. Zwiſchen der Säculargeiſtlichkeit und den Mönchen kamen in manchen Gegenden ordentliche Concordate zu Stande, aber ſeine Einführung der Wunder der heiligen Catharina von Siena erregte einen großen Streit dafür und dawider zwiſchen den Dominicanern und Franciscanern. Unter Innocenz VIII., Alexander VI. und Julius II. ging allmählich alle Frucht von den lezten drei Kirchenverſammlungen verloren und alle Mißbräuche der päpſt-

---

mus cadere conjecturam. — Alle päpſtliche Decrete würden erſt per acceptationem oder usum eigentliche canones. Schl.

lichen Autorität kamen wieder auf den höchſten Gipfel, ſo daß man die ganze frühere Reaction als vergeblich anſehen muß. 1484 **Innocenz** VIII. (1484) brachte die päpſtliche Macht auf eine beſondere Höhe. Es ereignete ſich aber auch manches lächerliche unter ſeiner Regierung: der Sultan Bajazet machte ihm nämlich wegen der ernſtlichen Rüſtungen ein großes Geſchenk mit Reliquien. Dieſer Papſt hatte auch das Glükk, über einen großen Theil der Erde zu herrſchen, bis wohin die päpſtliche Macht noch nicht gedrungen war; er ſchenkte nämlich den Portugieſen die neu entdekkte afrikaniſche Küſte [a]). Unter ihm kam auch die Inquiſition in den größten Flor, indem ſie namentlich in Spanien gegen die Juden und Mohamedaner auf einem großen Fuße eingerichtet wurde, in Frankreich gegen Kezer und in Holland und Deutſchland gegen die Hexen und Wunderthäter. Innocenz trieb aber auch auf eine ſehr öffentliche Weiſe die Bereicherung ſeiner Kinder, aber darin übertraf ihn **Alexander** VI. aus dem 1492 Hauſe Borgia (ſeit 1492) bei weitem. Seine beiden Kinder von der Vanozia, **Cäſar** und **Lucretia**, waren es ſo gut als ganz öffentlich in Rom und von großem perſönlichem Einfluſſe. Indem nun beſonders Cäſar Borgia ein ſehr herrſchſüchtiger Mann war, brachte dies in Italien eine Menge Intriguen und große Unruhen hervor. **Hieronymus Savonarola**, ein Dominicaner, trieb um dieſe Zeit das Predigen mit großer Energie und Erfolg, worin das Beſtreben nach einer beſſern Richtung unverkennbar war. Er ſpielte aber zugleich eine etwas demagogiſche Rolle bei den florentiniſchen Unruhen, und dem Papſte, dem dieſe Richtung ſehr zuwider war, gab dies die Veranlaſſung, daß Savonarola als Kezer hingerichtet wurde. Alexander VI., auf deſſen Rechnung auch jene Theilung der nordafrikaniſchen Küſte zwiſchen Spanien und Portugal fiel, trieb das Ablaßweſen

---

a) Die Portugieſen verkauften die neubekehrten Chriſten in Congo als Sklaven an die Muhamedaner. Schl.

auf eine ganz eigenthümliche Weiſe, indem er das Ablaßgeld gleich in Waaren verwandeln ließ, beſonders in den nordiſchen Reichen, deren Ablaß er ſeiner Schweſter als Domäne überlaſſen hatte. Er ſtarb 1503 und Pius III. ſchon 1504. 1503

Julius II., ſein Nachfolger, war vorher ein Feind des Alexander geweſen und hatte zulezt in einer Art von Exil in Genua gelebt. Er fing ſeine Regierung damit an, den unruhigen Cäſar Borgia 1504 gefangen zu nehmen, aber die ſpaniſchen 1504 Cardinäle hielten es noch mit ihm und ließen ihn entweichen. Aber ſo ſehr Julius II. dem Alexander entgegen geweſen war, kann man doch nicht ſagen, daß er den päpſtlichen Stuhl auf eine geiſtlichere Weiſe verwaltet hätte; nur treten wegen ſeiner Ehrſucht und Herrſchſucht die Laſter des Alexander, Wolluſt und Ueppigkeit, bei ihm mehr in den Hintergrund. In Frankreich machte er ſolche Eingriffe gegen die beſtehenden Verträge, daß der König die pragmatiſche Sanction wieder einführte, weshalb der Papſt Frankreich mit dem Interdict belegte und einen Krieg gegen daſſelbe anfing, in welchem er ſelbſt als Feldherr auftrat. Es wurde 1511 gegen ihn ein Concil von Deutſchland und Frank- 1511 reich gehalten, zuerſt in Piſa, das aber nur ſchwach beſezt war und wegen ſeines kriegeriſchen Vordringens ſich nach Mailand und endlich nach Lyon zurükziehen mußte. Dagegen ließ Julius ein Concil im Lateran 1512 halten, und ſelbſt Ludwig XII. fand 1512 ſich bewogen, dies Concil anzuerkennen und ſtarb 1515. Unter- 1515 deſſen war auch Julius II. 1513 geſtorben und Leo X., ſein Nach- 1513 folger, befeſtigte das Concil auf eine ganz neue Weiſe. Die Concilien von Coſtniz und Baſel wurden öffentlich verſpottet und die früher verworfene päpſtliche Bulle Unam sanctam beſtätigt. Zugleich kamen auf dieſem Concil die Streitigkeiten zwiſchen den Biſchöfen und Ordensgeiſtlichen zur Sprache, und als allgemeines Kirchengeſez wurde feſtgeſtellt, daß die Bettelmönche nicht ohne die Einwilligung der Pfarrer ſollten in einem Sprengel predigen oder Beichte hören. Unterdeß verglich ſich Franz I., Nachfolger Ludwigs XII., mit dem Papſte, und dieſer wurde durch die kriegeriſchen Bewegungen Franzs I. bewogen, einen Vergleich einzugehen, der ihm ſchon als ein großes Nachgeben erſchien. Der König nahm die pragmatiſche Sanction größtentheils zurükk und an ihre Stelle traten die Concordate, wonach der Papſt die Annaten, der König die Ernennung der Biſchöfe behielt;' der Papſt dagegen verpflichtete ſich, einen Entwurf zu einer Reformation der Kirche zu machen. Mit dieſem Abſchluß waren weder die Univerſität in Frankreich noch das Parlament zufrieden, und nur allmählich kam man von der pragmatiſchen Sanction zu dieſer neuen Einrichtung zurükk.

1506 Unter Julius II. von 1506 an war der große Ablaß zum
Bau der Peterskirche in ganz Europa verkündigt worden, und
1514 dieſe Verkündigung wurde unter Leo X. von 1514 an wiederholt
und der Erzbiſchof Albrecht von Mainz zum Obercommiſſarius
davon gemacht. Es war aber von Anfang an wenig Geld zu
dieſem Zwekk, ſondern mehr zu Intriguen verwendet worden.

Wenn wir hier nun die päpſtliche Autorität außer wenigen Conceſſionen, die ſie ſich hatte gefallen laſſen müſſen, ſo gut als völlig wiederhergeſtellt ſehen und finden, daß das gute aller jener Bewegungen ſich conſodilirt hatte bloß in der kleinen Partei der böhmiſchen Taboriten (denn die Calixtiner hatten ſich der katholiſchen Kirche ſchon wieder ſehr genähert und Leo X. verſuchte durch ſeinen Legaten Thomas die Böhmen wieder ganz mit den Katholiken zu vereinigen, was aber ſcheiterte): ſo müſſen wir ſagen, daß die ganze Reaction, welche uns beſchäftigt hat als das Werk des 15ten Jahrhunderts, wieder zurükkgetrieben worden war durch die Gewalt, welche die alte Anſicht der Dinge ausübte. Dies iſt aber das gewöhnliche in der Geſchichte und kann nicht anders ſein; es müſſen immer Verſuche vorangehen, welche zu ſcheitern ſcheinen, aber den Grund legen zu ſpäteren, welche durchdringen. Die Reaction war auch mehr äußerlich als innerlich.

Vierte Periode.

Die Reformation.

Die erſten Anfänge der Reformation ſind etwas weiter hinauf zu ſuchen. Wir müſſen anknüpfen erſtens an den Einfluß, den die aus Conſtantinopel eingewanderten Griechen ausübten, wodurch die Kenntniß der griechiſchen Sprache und Wiſſenſchaft weiter verbreitet und begierig aufgenommen wurde. Die Beſchüzer des alten Zuſtandes merkten bald, daß ihnen von da etwas neues drohe und ſuchten ſich zur Wehr zu ſezen. Einer der erſten, der ſich durch griechiſche Weisheit und Litteratur auszeichnete, war Graf **Picus** von **Mirandola**, aus deſſen Schriften Papſt **Innocenz** VIII. 900 Säze als gefährlich ausziehen ließ. Darunter waren, Das höchſte Weſen ſei nur improprie intelligens; und dadurch wurde die ganze Lehre von den göttlichen Eigenſchaften, wie ſie nach der Tradition beſtand, umgeſtoßen. Picus wandte ſich beſonders auch gegen das inquiſitoriſche Weſen; er unterſchied ſehr richtig zwiſchen dem Glauben an einzelne Lehrſäze und dem chriſtlichen Glauben überhaupt, der kein Glaube an einen Lehrſaz iſt, da dieſe erſt ſpäter ſind, ſondern ein Glaube an ein geſchehenes. Der Glaube an einzelne Lehrſäze ſei etwas unfreiwilliges und keine Schuld könne darauf haften, wenn man dies oder jenes nicht glaube. Ferner der Saz, Chriſtus ſei nur quoad effectum, nicht reali praesentia zur Hölle gefahren. Die Wunder Chriſti ſeien nur durch den modus faciendi Beweis ſeiner Gottheit.

1509 Außerdem waren im Laufe des 15ten Jahrhunderts ſeit 1509 außer in Leipzig in Deutſchland eine Menge neuer Univerſitäten gegründet worden a), am Anfang des 16ten Jahrhunderts 1502 (1502) Wittenberg. Alle dieſe nahmen gleich den Streit in ſich auf zwiſchen der bisherigen klöſterlich ſcholaſtiſchen Theologie und dem Einfluß des neuen Sinnes, der durch die wiederhergeſtellte Kenntniß des Alterthums ſich verbreitete. Die Doctores biblici traten bald den Doctoribus scholasticis entgegen, indem jene die zuſammenhängende Auslegung der Bibel zum Grunde legten.

Nächſtdem iſt auch das kirchlich politiſche Verhältniß zu betrachten. Dies war in Frankreich und Spanien bei weitem nicht ſo complicirt wie in Deutſchland, und daher konnte eine neue Bewegung auch am erſten von Deutſchland ausgehen, weil da die meiſten Reibungspunkte zuſammenkamen. In Spanien und Frankreich hatte es der König nur mit dem Oberhaupt der Kirche zu thun, mit dem Papſte; in Deutſchland hingegen war die kaiſerliche Autorität großentheils aus Schuld der Päpſte eher verringert als vermehrt worden, und es waren hier eine Menge von Fürſten, die in demſelben Streit mit den einzelnen Biſchöfen waren. In Deutſchland hatte ſich auch das Capitelweſen ganz anders ausgebildet, die Corporationen der Canonici, die eigentlichen Wahlkörper. Der Biſchof war das Oberhaupt des Capitels und die geiſtlichen Angelegenheiten gingen von ihm aus; die Verwaltung der Kirchengüter aber war zu den Capiteln übergegangen, und dadurch entſtand ein beſonderes Intereſſe des Adels an den kirchlichen Dingen, welches eine zweite Stufe war von dem Verhältniß zwiſchen dem Oberhaupt des Staats und dem Oberhaupt der Kirche. Daher finden wir in dieſer Zeit in Deutſchland beſtändig eine Menge

---

a) In Roſtock, Löwen, Greifswald, Baſel, Tübingen, Ingolſtadt. Schl.

Streitigkeiten zwiſchen den weltlichen Reichsſtänden und den Biſchöfen.

Die philologiſche Richtung, welche in dieſer Zeit ſich kräftig erwies, erſtrekkte ſich auch auf die morgenländiſchen Sprachen, und da zeichnete ſich beſonders Reuchlin in Cöln aus, der in großen Streit gerieth mit dem Dominicanerprior und Generalinquiſitor in Deutſchland Hoogſtraten. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich deutlich, wie ſehr das Anſehn der bisherigen Kloſtertheologen und der inquiſitoriſchen päpſtlichen Gewalt verfallen war. Denn als Hoogſtraten Luſt hatte, den weltlichen Arm gegen ihn zu gebrauchen, zeigte ſich ein ſo allgemeines Losſchlagen auf dieſe Kezermacherei und die Unwiſſenheit des Generalinquiſitors, daß der päpſtliche Commiſſarius den Reuchlin losſprechen mußte. Dadurch wurde der Streit und Spott gegen dieſen Dominicaner noch größer, wobei beſonders ſich Hutten und Erasmus auszeichneten. Durch dieſen an und für ſich unbedeutenden Streit wurde doch ſchon eine allgemeine Spannung in Deutſchland hervorgebracht, und ſo war es ſehr natürlich, daß die erſte Bewegung, die von Luther gegen den Ablaß ausging, gleich eine ſehr große Senſation in Deutſchland erregte. Auf dem lateranenſiſchen Concil war unter andern feſtgeſezt worden, es ſollten keine Bücher gedrukkt werden ohne kirchliche Cenſur, und dieſe ſollten die Biſchöfe und Inquiſitoren ausüben. Damit hing auch das hoogſtratenſche Unternehmen gegen Reuchlin zuſammen; indeſſen war vieles auf dieſem Concil feſtgeſezt und in Deutſchland gar nicht zur Ausführung gekommen. Die Buchdrukkerkunſt, die jezt anfing gewöhnlich zu werden, war ein treffliches Mittel, gleich alle ſolche Bewegungen ſchnell zu verbreiten; ſo war auch die neue Ausgabe des neuen Teſtamentes von Erasmus nicht ohne Bedeutung.

Unter dieſen Umſtänden können wir uns die Schnelligkeit der Verbreitung der erſten Bewegungen der Reformation leicht erklären, aber nur unter der Vorausſezung, daß wir nicht Luther in Sachſen und Zwingli in der Schweiz anſehen als diejenigen, in denen dieſe Bewegung ihren Grund gehabt hätte; in ihnen concentrirten ſich nur die allgemeinen Kräfte als in hervorragenden Punkten. Die allgemeine Oppoſition war eigentlich das erſte, die Verſtändigung über das poſitive aber erſt das zweite.

Welche Kräfte brachten nun dieſe Bewegungen hervor und wodurch wurden dieſe Bewegungen wieder gehemmt, ſo daß eine gründliche Verbeſſerung der ganzen Kirche verfehlt worden iſt? Wenn wir dieſe Kräfte betrachten: ſo müſſen wir auch wieder nicht bei den einzelnen Perſonen ſtehen bleiben und ihnen gar zu viel zuſchreiben, ſo herrliche Erſcheinungen auch unter ihnen ſind. Es ſind aber immer nur einzelne Erſcheinungen, in denen ſich ein gemeinſamer Geiſt und gewiſſe Grundſätze concentrirten; ſonſt hätten ſie nicht ſo entſtehen und nicht dieſe Wirkungen hervorbringen können.

Wir haben nun zunächſt drei Punkte zu betrachten, von welchen dieſe Bewegungen ausgingen. Der eine hatte ſeinen Sitz in Sachſen, der zweite in der Schweiz, der dritte in Frankreich. Das letzte wird oft ganz überſehen; es iſt aber nothwendig, die Aufmerkſamkeit mehr darauf zu richten. In Sachſen wurde die Bewegung veranlaßt durch ein dringendes Bedürfniß, ihr Ausbruch hatte alſo auch das Anſehn eines beſtimmten Widerſtandes. In Frankreich brachte die erſten Lebensregungen die reine theologiſche Gelehrſamkeit hervor, die eine andere Richtung genommen hatte. In der Schweiz war es auch ohne beſondere Veranlaſſung der reine Sinn für das praktiſche, welcher durch jene richtige Einſicht geleitet worden war. In Frankreich war es Jacob Faber Stapulenſis, der eine Menge richtiger Einſichten über die ſeit den Scholaſtikern befeſtigten Irrlehren verbreitete, von welchen die Schweizer einen Theil ihrer Einſichten erlangt hatten. Später gingen auch mehre Franzoſen nach Wittenberg, welche die mehr dogmatiſche Gelehrſamkeit des Melanchthon nach Frankreich brachten. So muß man dieſe franzöſiſche Reformation gleichſam als vermittelnd anſehen zwiſchen der ſächſiſchen und ſchweizeriſchen.

Die ſächſiſche Reformation fing an mit Luthers Theſen gegen den päpſtlichen Ablaß, worin er de poenitentia et indulgentiis handelte und den Werth des Ablaſſes noch ſehr beſcheiden herabſetzte. Dieſer Anfang war gegen einen einzelnen Mißbrauch gerichtet, und alſo ſieht man gar nicht darin die Möglichkeit ſo großer Folgen, die daher nur im Zuſammenhange mit allem übrigen können geweſen ſein. Allerdings mehrten und vereinigten ſich Luthers Anſichten auf eine ſehr ſchnelle Weiſe, er ſchrieb aber dies ſelbſt ſeinen Gegnern zu und dem Widerſtand, den er ihnen hätte leiſten müſſen. Alſo hier bildete ſich die Einſicht erſt aus in der Oppoſition und durch dieſelbe.

In der Schweiz fing die Verbeſſerung an rein durch die Freiheit, welche ein einſichtsvoller und gutgeſinnter Lehrer, Zwingli in Zürich, fand. Der Ablaß war auch dort im Gange, aber er war hier bei weitem kein ſo dringendes Moment, auch die neuen Aeußerungen waren gar nicht gegen dieſen gerichtet, und erſt im Einverſtändniſſe mit ſeinem Biſchof erreichte er, daß der Ablaßkrämer Samſon nicht mehr nach Zürich kommen durfte. Man ſieht alſo aus dieſem Anfange ſchon, wie die züricher Verbeſſerung der Kirche ihren Grund in ſich ſelbſt hatte und wie ſie nur durch äußere Gewalt hätte gehemmt werden können, aber zugleich wie ſie an die Localität gebunden war; und die öffentliche Bekanntſchaft durch Schriften war auch nichts primitives dabei. So kam es hier ſehr bald dahin, daß alles papiſtiſche aus dem Gottesdienſt verſchwand, Bilder und Kreuze aus der Kirche weggeſchafft, Proceſſionen unterſagt wurden und der gregorianiſche Meßcanon angegriffen wurde. Dies alles war das Werk weniger Jahre. Nur war es auch hier nicht der einzelne Lehrer, es war eine Gemeinſchaft von mehreren, Zwingli, Capito, Oecolampadius. So verbreitete ſich die Verbeſſerung in mehrere Schweizercantone.

In Sachſen wurde alles durch den Widerſtand hervorgerufen. 1517 Gegen Luthers Theſen (1517) ſchlug Tezel Gegentheſen an, die den gröbſten Papismus enthielten; von Rom aus wurde Luthern Stillſchweigen auferlegt, weil er nicht widerrufen wollte, ſein 1521 Bann 1521 aufs beſtimmteſte ausgeſprochen und mit ihm zugleich wurden alle diejenigen in den Bann gethan, die nicht unbedingt an den päpſtlichen Ablaß glauben würden. Es war ein allgemein empfundenes Bedürfniß, welches den Widerſtand gegen die päpſtlichen Grundſäze ſehr ſchnell verbreitete. Natürlich fanden in dieſer allgemeinen Erregung alle früheren Beſtrebungen gegen den päpſtlichen Drukk einen Vorſchub, die deutſchen Fürſten wurden laut, und ſo kamen auf dem Reichstag zu Nürnberg 1522 1522 die centum gravamina sedis apostolicae non ferenda Germanis der deutſchen Nation gegen den apoſtoliſchen Stuhl zu Stande. Das war etwas von allem, was die Lehre betrifft, gänzlich verſchiedenes, ein allgemeines Nationalbeſtreben der deutſchen Kirche ein günſtigeres Verhältniß mit dem Papſte zu verſchaffen. Der Papſt ließ auch eine Reformation verſprechen, aber eine allmähliche. Luther hatte inzwiſchen mit päpſtlichen Legaten conferiren und disputiren müſſen, und da hatten ſich in ihm ſelbſt neue Widerſtandspunkte gebildet und der Hauptpunkt ward nun bei ihm die Lehre von der Rechtfertignng durch den Glauben. Dies faßte Melanchthon zuerſt in ſeinen Locis theologicis zuſammen, und ſo hatte ſich eine Darſtellungsweiſe der Lehre gebildet, welche ebenfalls die Farbe von jener beſtimmten Oppoſition trug.

In der Schweiz ging die Sache auch in dieſer Hinſicht anders. Da konnte ein ruhiges Nachdenken und eine ruhige Reviſion der geſammten Lehre ſtattfinden und man konnte viel allgemeiner prüfen, was in der bisherigen Lehre ohne Halt ſei durch die Schrift. Wenn man Zwinglis Buch De vera et falsa religione mit Melanchthons Locis theologicis vergleicht: ſo ſieht man auch ſchon in dieſen beiden eine gewiſſe Verſchiedenheit des Characters; mehr eigentliche Kritik in der Art, wie Zwingli die Sache betreibt, und dagegen in Melanchthon mehr vermittelndes, indem immer nur dasjenige, was mit den Mißbräuchen, die in Frage ſtanden, am meiſten zuſammenhing, auch am beſtimmteſten beſtritten wird, und übrigens ſein Beſtreben eher darauf geht, das ſcholaſtiſche aus der Dogmatik zu entfernen.

Nach Italien kamen ſehr zeitig Luthers Streitſchriften und Melanchthons Loci und andere Aufſäze von ihnen, wie auch die Correſpondenz zwiſchen Luther und Bucer, und wurden mit großem Beifall geleſen. Allein es entwikkelte ſich dort ein noch anderer Geiſt, indem mehrere, wie Petrus Martyr, Zanchius, Ochini und ſpäter Lälius Socinus, viel weiter gingen und fanden, daß ſowol Luther und Melanchthon als auch die Schweizer noch nicht antiſcholaſtiſch genug waren. Wenn man einmal von einem ſolchen Punkte ausging, wie Frankreich und die Schweiz, die ganze bisherige Lehre durch Vergleichung mit der Schrift zu revidiren: ſo iſt natürlich, daß man auch die Autorität der Kirchenlehre gänzlich dahingeſtellt ſein laſſen mußte, bis man ihre Behauptungen durch die Schrift hätte beſtätigt gefunden. Dies Princip hat wol Luther auch zeitig genug ausgeſprochen, z. B. auf dem Reichstage zu Worms; aber dem ungeachtet iſt es Luthern nie eingefallen, die Lehrbeſtimmungen der früheren Concilien in Zweifel zu ziehen. In Italien organiſirte ſich die Sache anders. Wenn man von dem Punkte ausging, von welchem die ſächſiſchen Reformatoren anfingen, und wie die römiſche Kirche ihre Theorie von dem Schaze der guten Werke vertheidigte: ſo führte dies natürlich auf die Lehre von der Genugthuung zurükk. Wenn wir nun dieſe Bemühungen in Italien in ihrem erſten Urſprunge betrachten: ſo haben dieſe einen eben ſo chriſtlichen Grund als die Bemühungen in Sachſen, da ſie auf dieſelbe theoretiſche Weiſe hervorgingen, und wenngleich dieſe Anfänge hernach zu der ſogenannten unitariſchen und antitrinitariſchen Theologie geführt haben, welche von den ſächſiſchen und ſchweizeriſchen Reformatoren verdammt wurde: ſo liegen ihr doch dieſelben Anfänge und Elemente zum Grunde. Daß dies in Italien ſich am erſten ſo geſtalten konnte, iſt natürlich. Eine praktiſche Oppoſition war gar nicht möglich, als unter der Form der Kirche ſelbſt oder in Verbindung mit politiſchen Unruhen, wie früher z. B. Arnold von Brescia und Hieronymus Savonarola. Da aber das päpſtliche Anſehn durch die Concilien gänzlich wieder hergeſtellt war: ſo mußte ſich der Sinn für das beſſere überhaupt rein auf dasjenige werfen, was in der Sphäre der Betrachtung lag. Nun war auch in Italien das philoſophirende Element am ſtärkſten und meiſten verbreitet, ja es hatten auch ſchon die antichriſtlichen Elemente der antiken Philoſophie Wurzel gefaßt; aber doch iſt nicht zu ſagen, daß in dieſen erſten Aeußerungen das antichriſtliche ein Gewicht gehabt hätte, ſondern nur das kritiſche und namentlich auch die hiſtoriſche Kritik, wie in Laurentius Valla. Aus dieſem beiden in einer Anwendung auf das beſtehende dogmatiſche Syſtem gingen eigentlich dieſe Bewegungen hervor.

Es iſt nun auch im weiteren Verlauf der Unterſchied ſehr merklich auf allen den verſchiedenen Punkten. In Sachſen und überhaupt in Deutſchland waren theologiſche Disputationen immer gänzlich vergeblich, ungeachtet eines Aufwandes von Talenten. Es waren vorzüglich die Dominicaner, welche den Widerſpruch gegen die neue Anſicht der Dinge auffaßten, Johannes Faber, Prior in Augsburg, dann Weihbiſchof in Koſtniz und Biſchof zu Wien, Hoogſtraten in Cöln und Eck in Ingolſtadt, die mit großer Heftigkeit ſich des Ablaſſes annahmen und Luthers und Melanchthons Beſtrebungen Schritt vor Schritt verfolgten. Da wurden nun mehrere Disputationen angeſtellt, für welche man als Muſter anſehen kann die zu Leipzig
1519 (1519) zwiſchen Eck und Luther und Carlſtadt. Eck war nicht ohne Talent, wenngleich ſeine Gelehrſamkeit nicht ſo

bedeutend war; aber natürlich gab die ganze Disputation kein anderes Reſultat wegen der Hartnäkkigkeit, mit der die Katholiken an den Concilien und der päpſtlich-patriſtiſchen Autorität feſthielten, als daß man die Entſcheidung auf die Univerſitäten Erfurt und Paris compromittirte, eine Entſcheidung, die nie eingegangen iſt. Dagegen in der Schweiz wurde alles durch theologiſche Disputationen ausgerichtet; erſt wurde mit Johannes Faber disputirt, dann wurden Disputationen angeſtellt in Baſel, wo Eck und Faber gegen Oecolampadius und Haller disputirten. Dort kam es aber nicht darauf an, daß die beiden Theile ſich unter einander überzeugten, ſondern daß die Obrigkeit und das Volk, welche zuhörten, überzeugt wurden, und ſo wie das Volk überzeugt wurde, hatte die Obrigkeit ihre Sicherheit. Das war in Deutſchland nicht möglich, da hätte auf dieſem Wege der Kaiſer müſſen überzeugt werden; denn auch die Unabhängigkeit eines einzelnen Fürſten war nicht ſo groß, als die Unabhängigkeit eines kleinen republikaniſchen ſchweizer Staates. Daher wo die Fürſten in Deutſchland völlig überzeugt waren, waren ſie doch durch ihr Verhältniß zum Kaiſer gehemmt, und die Papiſten konnten ihnen immer mit dieſem drohen, da die Stiftungen nicht von den Fürſten ausgegangen waren und auf den Concordaten zwiſchen Papſt und Kaiſer beruhten. Daher der eigentlich bedrängte Zuſtand des weiteren Fortſchritts in Deutſchland.

Es iſt hier aber ein Punkt nicht zu überſehen. So wie man überhaupt nicht den Perſönlichkeiten an ſich einen zu großen Werth beilegen darf: ſo auch nicht der Perſönlichkeit Carls V. Es iſt ſchwer zu ſagen, in wiefern er der Reformation perſönlich geneigt oder zuwider war. Die Katholiken haben alles gethan, ihn als kezeriſch darzuſtellen; die Proteſtanten dagegen haben alles gethan, ihn als Feind der Reformation darzuſtellen. Freilich der Kaiſer hatte Luthern nach dem Reichstage in Worms (1521) in die Acht erklärt, aber dabei ſah er ſich als Oberhaupt 1521 der deutſchen Kirche an und den Papſt als den, der über allen Streit in der Lehre zu entſcheiden hatte; es drang der Kaiſer aber zugleich auf Abſchaffung aller Mißbräuche, man kann es daher anſehen, als habe er bloß das revolutionäre in Deutſchland unterdrükken wollen. Daß in Spanien alle Anfänge, die auch dort nicht fehlten, von reformatoriſchen Beſtrebungen, durch die Inquiſition augenblikklich unterdrükkt wurden, kann man Carl nicht perſönlich zuſchreiben, denn er konnte die Gewalt der Inquiſition nicht hemmen. Er hatte aber doch einen Punkt aufgefaßt, in welchem er übereinſtimmte mit mehreren der Reformatoren ſelbſt, nämlich die Meinung von der Einheit der Lehre. Carl drang wiederholt in den Papſt um ein allgemeines Concil; auf dieſem müſſe ein corpus integrum doctrinae aufgeſtellt werden, damit ſich alle Lehrer vereinigten, und Luthern ſelbſt war ja dies tief eingeprägt, wogegen die Italiener und Schweizer hierin viel freier waren. Dies mußte auch wieder die Reformation vom ſächſiſchen Standpunkte aus hemmen und ihr einen unſichern Charakter geben.

Dagegen kann ich nicht anders ſagen, als daß Erasmus, ſo viel auch gegen ihn einzuwenden iſt, in dieſem Punkte doch eine ſehr freie Einſicht gehabt und ſie auch ausgeſprochen hat; in ſeiner Schrift De amabili ecclesiae concordia ſucht er zu zeigen, wie die Mannichfaltigkeit in der Lehre gut fortbeſtehen könne, ſobald man überall einen Damm ſeze gegen das praktiſch ſchädliche, bis ein allmählich ſich verbreitender beſſerer Unterricht das Bedürfniß ſolcher unreinen Lehren von ſelbſt verſchwinden mache. Das iſt die Idee von einer ſolchen reineren Reformation. Wenn man ſich dieſe Möglichkeit denkt und ein Mittel ihrer Sicherſtellung, dann iſt freilich nicht zu leugnen, daß des Erasmus Anſicht von einer Verbeſſerung die reinſte war. Das iſt eigentlich der rein evangeliſche Geiſt; aber er hatte darin Unrecht, daß er doch lieber an der etwas gewaltſamen Bewegung nicht Theil nehmen wollte, als von der Reinheit ſeiner Idee etwas nachlaſſen, da doch, ſo lange das päpſtliche Anſehn ſo blieb, ſeine Idee ſich nicht ausführen ließ und nicht ſichergeſtellt werden konnte.

Es ſind nun vorzüglich zwei Punkte, auf die wir zunächſt zu ſehen haben, 1) die Organiſation der neuen Kirche und 2) wie der Streit in ihr ſelbſt ſich entwikkelte zwiſchen den beiden Hauptpunkten, von denen ſie ausging. In der Schweiz war bei der Uebereinſtimmung mit der Obrigkeit die Organiſation etwas ganz leichtes. Das papiſtiſche im Gottesdienſt wurde ganz entfernt und man ging dort in der Vereinfachung des Gottesdienſtes vielleicht weiter, als man hätte gehen ſollen, von dem Prinzip aus, „In der Maſſe iſt die Neigung zu Superſtition, und daher hat ſie ſo überhand genommen; man müſſe alſo alles, was dieſe Neigung nähren kann, wegnehmen und den Gottesdienſt ganz vergeiſtigen.“ Auch hier war Luther von Anfang an weit mehr einig im Princip, als man hätte glauben ſollen. Er unterſchied zwiſchen einem Gottesdienſt für die, welche Chriſten werden ſollten und die, welche es ſchon wären. In ſeinem Schreiben über die Ordnung, die Meſſe zu halten (1524), ſagt er dies ſelbſt, 1524 Das wäre eigentlich ein Gottesdienſt für alle diejenigen, die Chriſten werden wollten, denen man etwas geben müßte, woran ſie ihre ſinnliche Anſchauung knüpften. Da ſehen wir auf der einen Seite die Spur der katholiſchen Anſicht nicht verwiſcht; das war unbewußt in ihm; er dachte es ſich aber nicht als Gegenſaz zwiſchen Clerus und Laien. In Sachſen war eben darum die ganze Organiſation weit ſchwieriger, weil viel mehr ſtreitige Intereſſen und Rükkſichten vorhanden waren. Der erſte Anfang war von Seiten der Auguſtiner die Abſchaffung der Meſſe, wie ſie bisher gehalten worden war. Churfürſt Friedrich erklärte auf das deshalb an ihn gerichtete Anſuchen, daß, da er ein Laie ſei, die Univerſitäten und Capitel dahin ſehen möchten, daß alles der Schrift gemäß geſchehe, und darauf folgte nun die wittenberger Kirchenordnung. Es wurde die h. Schrift deutſch geleſen und deutſche Geſänge eingeführt, wobei aber alle lateiniſchen Elemente des Meßcanons mit aufgenommen waren.

Nun aber war in Sachſen die biſchöfliche Autorität diejenige, von der die *Ordination der Geiſtlichen* abhing; die Biſchöfe aber waren der Reformation nicht geneigt. Wie ſollte man alſo zu neuen Geiſtlichen kommen? Darüber hatte Luther 1524 ſchon 1524 den böhmiſchen Brüdern einen Rath gegeben, als ſie ihn fragten, ob es nicht eine ſchriftgemäße Art gebe, Geiſtliche zu ordiniren. Luther ſagte ihnen, Sie ſollten ſich unter ihren Geiſtlichen die ausgezeichnetſten wählen, und dieſe ſollten denen, die zu Geiſtlichen beſtimmt wären, die Hände auflegen, und ſo ſollten ſie ordinirt ſein. So wurden nun auch in Sachſen ohne Hinzutreten des Biſchofs Geiſtliche ordinirt. Und daran ſchloß ſich 1528 1528 die allgemeine *Kirchenviſitation* in Sachſen, wo die laſterhaften Geiſtlichen bei Seite geſchafft und andere an ihrer Stelle ordinirt wurden. Luther war darin aber ſo behutſam, daß er dem Churfürſten vorſchlug, er ſolle an die Biſchöfe ſchreiben, ob ſie nicht in ihren Diöceſen ſelbſt dieſe Verbeſſerung vornehmen wollten, und thäten ſie es nicht, dann könne er es in ſeiner Autorität thun. Hier tritt zuerſt der Landesherr auf mit einer Autorität in kirchlichen Dingen, und ſo wurden hier die erſten *Superintendenten* beſtellt, welche an die Stelle der Biſchöfe traten in dieſer Beziehung. Dazu kam wenige Jahre darauf die Einrichtung der erſten *Conſiſtorien* in Wittenberg und Meißen, aus Doctoren der Theologie und des canoniſchen Rechts. Die Anordnung des Gottesdienſtes war gleich anfänglich ſehr verſchieden in Heſſen, Sachſen und Anſpach, und Luther ſelbſt erklärte, daß es gar nicht ſein Wille wäre, daß ſeine wittenberger Kirchenordnung das ganze Deutſchland annähme, ſondern es könne geſchehen, wie man es dem Zuſtande des Volkes für angemeſſen hielt *). Auch die *Evangelien* und *Epiſteln*, ſagte er, be-

---

*) *Buggenhagen* beſorgte die braunſchweigiſche und hamburgiſche Kirchenordnung 1528 und 1530. Schl.

hielte er nur bei, weil viele ſollten predigen lernen in Wittenberg; er tadle aber nicht die, welche über ganze Bücher des N. T. predigten; dort geſchah es in den Wochenpredigten. „In der rechten Meſſe unter eitel Chriſten müſſe der Altar nicht ſo bleiben und der Prieſter ſich immer zum Volke kehren. Dieſe und andere Ordnung ſei ſo zu gebrauchen, daß, wo ein Mißbrauch daraus würde, man ſie flugs abthue und eine andere mache.“ Eben ſo wurden bei der Kirchenviſitation den Geiſtlichen Vorſchriften gegeben, und da ſagte Luther, Er hoffe, da dieſe nicht gegeben werden könnten als ein ſtrenges Gebot, daß die Geiſtlichen und Gemeinden ſich dieſer Ordnung nach Art der Liebe gern und willig unterwerfen würden; die ſich widerſezen würden, müſſe man laſſen ſich ſondern. Man ſieht alſo, wie zweifelhaft er hier die Autorität des Landesherrn in geiſtlichen Dingen aufſtellte, und ſo unſicher mußte unter den gegebenen Umſtänden die Einrichtung der Kirche ſein.

Unterdeſſen war die Anerkennung dieſer Veränderungen von
Seiten des deutſchen Reiches immer noch in einem ſehr zweifel-
haften Zuſtande: die allgemeinen Verſammlungen jagten ſich ein-
ander; zu Speier (1529) endlich erließ der Kaiſer einen Reichs- 1529
abſchied, daß bis zum Concil keine Neuerungen gemacht werden
ſollten und alle Stände über das wormſer Edict[a]) halten
ſollten, ſo weit es ihr Gewiſſen zuließe. Hier aber proteſtirten
der Churfürſt und die übrigen evangeliſchen gegen dieſen Reichs-
abſchied und das wormſer Edict, welches eine Achtserklärung ohne
Reichsabſchied war; daher der Name Proteſtanten. Unter-
deſſen war Carl, nachdem er Franz I. geſchlagen hatte, auch (1530) 1530
nach Rom gegangen, hatte ſich dort krönen laſſen und beſtand
nun auf ein freies Concil in Deutſchland, auf welchem ein cor-
pus doctrinae integrum geſammelt werden ſollte zur Vereinigung

---

a) Auch ſchon in Worms verbat ſich Luther Widerlegungen aus Concilien, weil ſie geirrt und nicht unter ſich übereingeſtimmt. Schl.

der Lehrer. Darüber kam nun hernach der augsburger Reichstag zu Stande, wo die reformirten Stände die Confeſſion übergaben, welche diejenigen Punkte enthielt, auf welche ſie ihres Gewiſſens wegen nothwendig halten müßten, Punkte der Lehre und der Kirchenordnung. In dieſen nun findet ſich jene Wiederaufnahme der alten Beſchlüſſe der allgemeinen Kirchenverſammlungen, wodurch die weitere Entwikklung auf gewiſſe Weiſe gehemmt ward. Dieſe Beſchränkungen gewannen eine gewiſſe politiſche Gültigkeit, indem auf dem nürnberger Reichstage im
1532 Jahre 1532, wo ein allgemeiner Religionszuſtand verabredet wurde, ausdrüklich die ſogenannten Sacramentirer, d. h. die die ſchweizeriſche Anſicht vom Abendmahl annahmen, ausgeſchloſſen wurden. Dadurch bekamen die Confeſſionsſchriften auch ſchon in Betreff dieſer ſtreitigen Punkte eine ſcheinbare politiſche Gültigkeit, welche erſt durch ſpätere politiſche Verhandlungen wieder aufgehoben worden iſt. Das ließ ſich auch der Kaiſer anderweitig von den Ständen erklären und ſagte, Es würde bei den Friedensunterhandlungen beſonders darauf ankommen, daß ſie bei ihren Confeſſionen blieben und mit den Schweizern, Anabaptiſten und anderen Neuerern keine Gemeinſchaft hätten.

1519 Im Jahre 1519 vertheidigte ſich Luther noch ernſtlich dagegen, daß er der böhmiſchen Kezerei anhinge. Die Kelchentziehung erklärte er zwar für eine Tyrannei, aber man müßte ſie dulden; die zweifache Geſtalt des Abendmahls ſei nicht nöthig, weil ſie von der Kirche noch nicht beſchloſſen ſei. Im Jahr
1524 1524 dachte er ſchon ganz anders; das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt wurde eingeführt und die neue Kirchenordnung; anfangs war er aber auch wirklich noch der Transſubſtantiation ergeben. Zwingli disputirte gegen die leibliche Gegenwart Chriſti im Abendmahl. Es kam Luthern nun ein Brief aus den Niederlanden zu, worin ſtand, daß est gleich significat zu nehmen ſei,
1525 den er als anſtößig verwarf; Zwingli ließ ihn aber 1525 drukken und disputirte gegen die leibliche Gegenwart. Luther ſchrieb 1525

an die böhmiſchen Brüder und ſezte den Glauben der deutſchen Kirche über das Abendmahl auseinander, offenbar mit Hinſicht auf dieſe Schrift, daß unter Brod und Wein der Leib Chriſti, wie er von Maria geboren und am Kreuz gehangen habe, gegenwärtig ſei. Sehr bald fixirte er den Streit auch ſo, daß er ſagte, Auch die ungläubigen beim Abendmahl bekämen, ſobald ſie das Brod und den Wein genöſſen, den Leib und das Blut Chriſti zu genießen, weil dieſe im Wein und Brod enthalten ſeien. Im folgenden Jahre brach nun der öffentliche Streit aus, ſeit Carlſtadt in der Schweiz war, wo man ſich jedoch nicht viel mit ihm einließ.

So kam man in dieſer Lehre auseinander. Daß ſich dieſe Trennung ſo geſtaltete, konnte nicht anders als für ſehr nachtheilig gehalten werden; daher auch die Vereinigungsverſuche, beſonders durch Philipp von Heſſen. In Marburg vereinigte man ſich 1527 auch wirklich über allerlei, aber eine völlige 1527 Vereinigung konnte nicht zu Stande kommen, weil Luther auch hier nicht ſagen wollte, es ſei die Sache zu ſpizſindig für die Totalität der Chriſten und man könne ſich keine rechte Vorſtellung machen, wie Leib und Blut im Brod und Wein enthalten ſeien, dies ſchien ihm eine verwerfliche Gleichgültigkeit. Die Schweizer geſtanden zu, Leib und Blut ſei noch im Abendmahle, über die Art und Weiſe aber konnte man nicht einig werden. Sie verſprachen ſich gegenſeitig ſo viel chriſtliche Liebe zu erzeigen, als ihr Gewiſſen leiden würde. Die Schweizer waren hier offenbar viel liberaler als Luther, welcher für dieſen Punkt eine ganz ſpecifiſche Hartnäkkigkeit hatte. Er war von der wahren Lebensgemeinſchaft der gläubigen mit Chriſto in der im guten Sinne myſtiſchen Bedeutung durchdrungen; das Sacrament war ihm das Mittel der Erhaltung dieſer Lebensgemeinſchaft. Von denſelben Principien konnte auch die ſchweizeriſche Anſicht ausgehen, nur daß Luther dieſe Gemeinſchaft auf eine ſinnlichere Weiſe wollte im Abendmahl dargeſtellt ſehen. Sonſt ließe ſich eine ſolche Hartnäkkigkeit gerade in dem Punkte des Modus der Darſtellung nicht verſtehen; es war wirklich eine ſpecifiſche Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Gegenſtandes in dieſer Form. Daß dies aber in jene Art von Verdammung ausartete, wie ſie ſich in der augsburgiſchen Confeſſion ausſprach, iſt freilich ein großes Uebel und hat der Kirche nur Schaden geſtiftet; die Vereinigung der Kräfte wurde dadurch gehemmt.

Man kann eigentlich nicht ſagen, daß in der augsburger Confeſſion irgend neue Beſtimmungen enthalten ſeien. Der vierte Artikel von der Rechtfertigung war ſeit den erſten Schriften Luthers angeregt worden. Dieſer Artikel veranlaßte aber in der katholiſchen Kirche neue Beſtimmungen; die Polemik der Katholiken im tridentiniſchen Concil bezog ſich darauf. Die Rechtfertigung als richterliche Handlung Gottes und der Glaube als Beziehungsgrund dieſer Handlung wurde von den Katholiken angegriffen; ſie ſahen die Rechtfertigung als tranſitive Handlung Gottes an, indem ſie das Hiphil im activen, nicht im erklärenden Sinne nahmen: δικαιοῦν heiße gerecht machen. Die Verſezung des Menſchen in die lebendige Gemeinſchaft mit Chriſto durch die Rechtfertigung iſt eigentlich daſſelbe; beides kommt von Gott her und iſt alſo eine Gerechtmachung; zugleich iſt ſie aber eine declaratoriſche Handlung, denn nur die allgemeine Erlöſung wird auf die einzelnen angewandt. Die Anſicht auf die eine Art iſt einſeitig: den Glauben ſuchten die Katholiken herabzuſezen, um die Liebe deſto höher zu ſtellen; der Glaube iſt ihnen rein paſſiv: die Anhänglichkeit an das von der Kirche feſtgeſezte. Chriſtus allein iſt nicht das Subject des Glaubens a); der Glaube iſt alſo eine vorläufige Bedingung, um den Zuſammenhang mit der Kirche zu erhalten. Die wahre Gemeinſchaft mit Gott entſteht

---

a) Er iſt mediator, quia meruit habitum dilectionis — per opera meremur habitum dilectionis et dilectione accedimus ad Deum. Peccata remittuntur ex potestate ecclesiae data. Schl.

aus dem habitus dilectionis. Dieſer wird verdient und erworben durch die Werke, welche die Kirche von den einzelnen fordert. Nun hängen hiermit zugleich zwei andere Fragen zuſammen, die von der Vergebung der Sünde und von dem Einfluß der Erlöſung auf die Sünden. Die Katholiken ſagten, „Die Sünden werden nur durch die der Kirche von Chriſto ertheilte Gewalt vergeben; das unmittelbare Verhältniß zwiſchen den Menſchen mit Chriſto und Gott war alſo aufgehoben.“ Wer an die Kirche glaubt, glaubt auch an die Autorität der Kirche in der Sündenvergebung, und dadurch führt der Glaube zur Sündenvergebung. Chriſti Erlöſung beſteht nun darin, daß er den habitus dilectionis verdient und die Menſchen fähig gemacht habe, ihn zu erhalten, aber nur vermittelſt der von der Kirche vorgeſchriebenen Werke. Wie nun der Gehorſam Chriſti beſonders darauf gedeutet wurde, daß durch das Leiden Chriſti das gute der guten Werke entſtanden ſei, iſt bekannt. Dieſe Auseinanderſetzungen waren im weſentlichen ſchon enthalten in der Widerlegung der augsburgiſchen Confeſſion, die auf kaiſerlichen Befehl von Joh. Faber verfaßt und nachher dem tridentiniſchen Katechismus zum Grunde gelegt wurde.

Im 7ten Artikel der augsburgiſchen Confeſſion wird von der Einheit der Kirche gehandelt, daß ſie nicht gebunden ſei an der Gleichheit der Gebräuche; dieſe könnten an verſchiedenen Orten verſchieden ſein. Darin liegt nun ſtillſchweigend, daß die Einheit der Lehre keineswegs ebenſo dürfe ausgenommen werden, und ſo ſchließt die augsburgiſche Confeſſion damit, daß man nichts gegen die Satzungen der augsburgiſchen Confeſſion lehren ſolle.

Im 10ten Art. vom Abendmahle ſind die Worte ſo geſtellt, daß man die Polemik gegen die Schweizer nicht deutlich erkennt, Vere adsunt corpus et sanguis Christi et distribuuntur vescentibus; indem nun aber die anders denkenden verdammt werden, liegt darin ſchon die Trennung von den Schweizern. — Im 11ten Artikel wird die Ohrenbeichte als überflüſſig dargeſtellt, aber die Abſolution der einzelnen als etwas, was in der Kirche aufrecht gehalten werden ſolle. Die lutheriſche Praxis hat jezt die Privatabſolution vernachläſſigt und die Generalabſolution eingeführt. Wie man davon hat abweichen können, da es in den Symbolen ſteht, iſt immer mit einem gewiſſen Behelf geſchehen: Die Privatabſolution ſtehe jedem verlangenden frei. — Im 12ten Artikel de poenitentia wird die Unverlierbarkeit der Gnade gegen die Anabaptiſten verdammt, aber dies war nicht hinlänglich dogmatiſch widerlegt, und die Theorie hiervon iſt überhaupt noch etwas verworren.

Die Ordnung der Artikel beruht darauf, daß Luther ſelbſt noch drei Sacramente annahm, die Abſolution außer dem Abendmahl, und dieſe folgte als minder bedeutend hinter den andern. Der Artikel von der Buße kommt zulezt, weil man die Sacramente nicht trennen wollte. — Es folgen hernach noch Artikel gegen diejenigen Schwärmer, die den Chriſten nicht verſtatten wollten, Antheil an der bürgerlichen Ordnung zu nehmen, welches ein ſehr gefährlicher Irrthum war. Achtet man darauf, wie ſchonend man gegen die Sacramentirer im Gegenſaz gegen die Fanatiker ſpricht: ſo ſieht man, daß immer noch eine Möglichkeit der Union vorhanden war.

In den mehr praktiſchen Artikeln wird zuerſt vertheidigt das Abendmahl in beiderlei Geſtalt, das kein Canon verbiete, und das in einer Geſtalt nur mit alter Gewohnheit gerechtfertigt. Auf gleiche Weiſe wird die Ehe der Prieſter gerechtfertigt, indem das Cölibat nur etwas ſeit vier Jahrhunderten den deutſchen Geiſtlichen mit Gewalt abgedrungenes und wegen befohlener Zerreißung der Ehen ganz ungeſezlich ſei. Luther war der erſte, der ſich verheirathet hatte, und außerdem waren noch mehrere vorangegangen. Dann wird noch beſonders von der Abſchaffung der Meſſe geredet; von dem Unterſchiede der Speiſen, wobei auch wieder eine unnüze Vertheidigung vorkommt, daß die Lehrer es nicht mit dem Jovinian hielten, ſondern empföhlen wol die äußerliche Zucht, d. h. aber nicht willkührliche aſcetiſche Uebungen und nicht in nothwendigem Falle. Man hätte ſich der Gemeinſchaft mit Jovinian aber gar nicht zu ſchämen gehabt. Schwierig war in der That die Vertheidigung des Artikels von den Gelübden. Man hatte die kirchlichen Gelübde gelöſt, es kam nun darauf an, ſich darüber zu vertheidigen und ſagte, Gottes Gebot gehe über die Gelübde, man habe alſo Fug gehabt ſie zu löſen, damit Gottes Gebot nicht leide, und daß der Papſt ſie ja auch gelöſt habe. Die Richtigkeit der Praxis war nicht zu leugnen, gegen die Vertheidigung war manches einzuwenden. Dann wird gehandelt von der Biſchöfe Gewalt; daß man nicht geſonnen ſei, ſie ihnen zu nehmen, daß ſie aber nur im Binden und Löſen der Sünde beſtehe und im Wort und Sacrament, und ſie kein Recht hätten, eine leibliche Gewalt auszuüben oder zu bannen. Sie hätten außerdem Jurisdiction, die ihnen zukomme in Eheſachen und Kirchengütern; dieſe ſei aber aus menſchlichem Rechte, und wenn ſie dieſe nicht ſelbſt verwalteten: ſo müſſe man ſie der Obrigkeit übertragen. Mit eben dieſer Theſe von leiblichem Zwang ſteht ſehr in Widerſpruch, was nachher auch in der evangeliſchen Kirche ausgeſprochen iſt, die Kezer am Leben zu ſtrafen. Das dritte Element der biſchöflichen Autorität wäre das Recht, gottesdienſtliche Ordnungen zu machen, allein dies müſſe man den Biſchöfen zugeſtehen auch nach der alten weltlichen Ordnung und nicht als zur Seligkeit; ſonſt aber, wollten ſie die Gewiſſen zwingen mit einerlei Geſtalt und Verbot der Evangelien, dann müſſe man Gott mehr gehorchen als den Menſchen.

Die Refutation der Katholiken war ſchnell bei der Hand und ſollte dieſe Sache abthun. Man ſezte ihr die Apologie gegenüber, welche aber keine öffentliche Autorität hatte, und der Reichstagsſchluß fiel ſo aus, daß den proteſtirenden Ständen eine kurze Friſt gelaſſen werden ſollte, um ſich zu bedenken, bis dahin ſollten keine Neuerungen geſchehen. Doch fand dies keinen

Gehorſam; man ſah es an als Bruch des Landfriedens, es wechſelten Receſſe, Reviſionen, Conceſſionen, nach den verſchiedenen politiſchen Verhältniſſen des Kaiſers, und dies veranlaßte nachher das Zuſammentreten der Proteſtanten im ſchmalkaldiſchen Bunde und jenen unglükklichen Krieg, nachdem die proteſtantiſchen Theologen endlich erklärt hatten, daß man wol zur Vertheidigung des Evangeliums das Schwert ziehen könne, und indem man unterſchied den Kaiſer als Kaiſer und als Executor der päpſtlichen Gewalt.

Es übergaben auf dieſem Reichstag auch vier oberdeutſche
Städte die Confessio tetrapolitana, worin keine Polemik gegen
die Schweizer iſt. Es hatte Zwingli vor ſeinem Ende auch noch
eine Confeſſion nach Augsburg geſchikkt, aber von beidem wurde
keine Notiz genommen. Nachher ging er in den unglükklichen
1530 Krieg zwiſchen Reformirten und Katholiken und blieb 1530.

Der Kaiſer legte nun den Lutheranern auf, ſich völlig von
den Schweizern zu trennen, und den ſchweizeriſch geſinnten entſtand
dadurch ein Bedürfniß, ſich mit der augsburgiſchen Confeſſion
zu vereinigen. Die Vereinigungsverſuche, die beſonders
1534 Bucer lebhaft betrieb, veranlaßten Luther *) 1534 ein eigenes
Bekenntniß vom Abendmahl zu ſtellen, welches einige Anſichten
enthält, die man leicht kezeriſch deuten kann, „daß das Blut
und der Leib Chriſti ein neu einig Weſen durch ihre Zuſammenfügung
erhalten.“ Da er in dieſem Bekenntniß dies vorher verglichen
hatte mit der Dreieinigkeit: ſo konnte man es eutychianiſch
und tritheiſtiſch nennen, als ob das göttliche Weſen erſt
durch Zuſammenfügung der drei Perſonen entſtände. Endlich kam
1536 zu Wittenberg eine Vereinigung zu Stande; Bucer und Capito
kamen dorthin und vereinigten ſich unter Melanchthons

---

a) Er ſchrieb 1533 nach Frankfurt a. M. noch ſehr heftig gegen die Zwinglianer, ja auch gegen die, welche meinen, es ſei nicht jedem Noth zu wiſſen, wie der Leib Chriſti im Sacrament ſei. Solche Prediger ſollte man von der Kanzel und aus dem Lande jagen. Schl.

Formel, Sub signis exhibitivis exhiberi corpus et sanguinem Christi essentialiter vero et substantialiter. Von der urſprünglichen zwingliſchen Anſicht, die aber auch nie weit verbreitet geweſen war, wich dies zwar ab. Die Schweizer traten auch bald dieſer Concordia bei, weil Luther dann zufrieden ſein wollte, und ſuchten ſie nach ihren Anſichten zu deuten. Bucer ſagte, daß auch die gottloſen den Leib Chriſti empfingen, könnten ſie nicht geradezu lehren; ſie nahmen aber die Confeſſion und Apologie an. In Betreff der Kindertaufe wollten beide Theile den getauften Kindern den Glauben nur im weitern Sinne zuſchreiben, damit kein opus operatum ſich einſchleichen könne. In Wittenberg wurde die Sache ſo ausgedrükkt, Mit den signis werde Chriſtus verus deus et homo exhibirt, da Gottheit und Menſchheit ſich eben ſo wenig trennen laſſe als Fleiſch und Blut; da verſtand ſich von ſelbſt, daß von einem leiblichen Eſſen nicht die Rede ſein konnte. Sie brauchten auch noch die bildliche Erörterung, Es werde mit den signis zugleich Chriſtus eben ſo gegeben, wie Chriſtus una cum flatu spiritum sanctum gegeben habe; der Hauch erſcheint doch offenbar nur ſymboliſch, als die ſinnliche Handlung begleitender Actus. Die Vereinigung wurde nun hier ſo realiſirt, daß die ſtraßburger Theologen in Wittenberg mit communicirten; als ſie aber auch am Himmelfahrtstage da waren, wunderten ſie ſich ſchon über die ausgehängten Bilder, Elevation der Hoſtie, die prächtigen und bunten Meßgewänder, und erklärten, daß dies den ihrigen zum Anſtoß gereichen würde. Indeß die wittenberger Theologen erklärten dies für etwas zufälliges und daß das äußere nur gleichgültig wäre. Die Frage über den Genuß des Abendmahls wurde nicht näher beſtimmt; ſehr richtig ſagten die Oberdeutſchen, Da wir doch, wenn wir einen ungläubigen wüßten, ihm das Sacrament nicht reichen dürften, warum ſollen wir uns darüber entzweien, was die ungläubigen empfangen.

Luther beharrte aber doch bei ſeinem Widerwillen gegen die Schweizer und war auch dagegen geweſen, ſie mit in den ſchmalkaldiſchen Bund aufzunehmen, auch warnte er die Italiener vor ihnen, daher dauerte dieſe Vereinigung nicht lange.

Es trat nun Calvin auf. Er war anfangs in der Abendmahlslehre mit Luther inſoweit einig geweſen, daß er geglaubt hatte, die ipsa substantia carnis würde unter dem Brod dargereicht, nur nicht für die gottloſen. Nachher aber war ſeine Hauptmaxime, Es müſſe auch nicht das geringſte, was zu unſerm Heil gehöre, irgend einem äußern Dinge oder einer Creatur zugeſchrieben werden, ſondern allein dem Schöpfer; man müſſe alſo nicht ſagen, daß die ſacramentliche Gnade in äußeren Dingen ihren Sitz hätte. Er ſtellte nun mit Farel und Viret 1539 gemeinſchaftlich eine Confeſſion vom Abendmahl auf (1539). Das weſentliche ſeiner Anſicht beſteht darin, daß er das Sacrament als wirkliche Darreichung der göttlichen Gnade anſieht, daß er aber ſagt, Der Leib und das Blut Chriſti ſeien realiter aber nur auf eine geiſtige Weiſe im Sacrament zugegen: realiter allerdings, indem die geiſtige Kraft das eigentlich reale ſei; alſo konnte er auch auf jene Formel eingehen. Ueber das Verhältniß zwiſchen Brod und Wein und dem Leibe und Blute Chriſti ſagt er, Daß dieſe Leib und Blut Chriſti genannt werden, geſchehe eben darum, weil Wein und Brod das Blut und den Leib Chriſti bedeute. Dies „bedeute“ ſei aber nichts leeres, ſondern ein beſiegelndes und beſtätigendes, und durch dieſe Zeichen würde die göttliche Gnade verliehen. Die Gnade beim Sacrament erhielten aber nur die auserwählten, und da war der Anknüpfungspunkt gelegt mit ſeiner Prädeſtinationslehre.

1549 Auf ähnliche Weiſe erklärte ſich nachher (1549) Petrus Martyr in England, daß Leib und Blut nicht carnaliter ſondern corporaliter im Abendmahl ſei. Theils dies calviniſche Bekenntniß, theils die Herausgabe von Zwinglis Schriften brachten den Streit in Deutſchland wieder zum Ausbruch um 1540; die

Orthodoxa confessio ecclesiae Tigurinae ſtellte ſich der deutſchen entgegen und die wittenberger Concordia war ſo gut wie aufgehoben.

In Frankreich verbreitete ſich auch die richtigere Einſicht
und es bildeten ſich Gemeinden. Sie hatten mit den Schwei-
zern und Wittenbergern Gemeinſchaft, ohne an ihren Streitigkei-
ten Theil zu nehmen, hatten aber viel mit Verfolgungen zu
kämpfen, in denen ſich ein reineres kirchliches Leben ausbildete.
So ſind die ſpäteren franzöſiſchen Confeſſionen, zuerſt 1559 zu 1559
Paris übergeben, dann im Geſpräch zu Poiſſy 1561 mit deut- 1561
ſchen Theologen verhandelt und auf einer Synode 1571 redigirt, 1571
von der Art, daß man darin gar keine Handhabe hat für den
Streit zwiſchen den Schweizern und Wittenbergern, und man
ſieht, wie ohne eine ſolche Beſtimmung einzugehen die Aufrecht-
haltung der kirchlichen Lehre vom Sacramente ſtattfinden könne.
Freiheit trat erſt mit Heinrich IV. 1598 ein. 1598

Die Forderung nach einem Concile wurde nun immer
dringender; die Beſchlüſſe, welche in Kirchenangelegenheiten ge-
führt wurden, gingen immer auf das zu haltende Concil aus,
und endlich mußte ſich der Papſt dazu bequemen, ein ſolches
auszuſchreiben. Die Proteſtanten wurden dadurch zu neuen Be-
rathungen veranlaßt und im Jahre 1537, wo das Concil nach 1537
Mantua ausgeſchrieben war, kamen die ſchmalkaldiſchen
Artikel zu Stande.

Es iſt merkwürdig, daß damals, als man noch einig war, ein vom Papſt ausgeſchriebenes Concil zu verwerfen und auf eins vom Kaiſer drang, und daß die Entſcheidung nicht den Biſchöfen allein ſondern ſämmtlichen Fürſten und Ständen zukomme, Melanchthon vorſchlug, ob man nicht auf bedingte Weiſe dem Papſte das Primat zugeſtehen wolle, was aber nicht durchdrang. Daß man das vom Papſt ausgeſchriebene Concil im voraus als parteiiſch verwerfen mußte, ging ſchon daraus hervor, daß der Papſt die Verdammung gegen Luther und ſeine

Anhänger wie zurückgenommen hatte. Das Concil kam jedoch erſt ſpäter zu Stande in Trident, aber auch unter ſehr ungünſtigen Umſtänden. Weil nun einmal der Kaiſer feſt darauf beſtand, eilte der Papſt es auszuſchreiben, ehe die Proteſtanten
1542 ſich dafür erklärt hatten es anzuerkennen. Es wurde 1542 ausgeſchrieben und unter Vorſitz von päpſtlichen Legaten im Jahre
1545 1545 wirklich eröffnet. Man verließ die Weiſe, nach Nationen zu ſtimmen wie in Coſtniz, ſondern es ſollte viritim geſtimmt werden. Dies gab der großen Anzahl von italieniſchen Biſchöfen gleich von vorn herein ein ſolches Uebergewicht, daß man an Unparteilichkeit nicht mehr denken konnte. Nun wurde über die Hauptſätze der Proteſtanten disputirt und ſie wurden verworfen. Allein es ging ſehr langſam und ſchläfrig mit dem Concil. Der
1547 Kaiſer nahm es ſehr übel, daß der Papſt es 1547 nach Bologna verlegt hatte, und es mußte nach dem Willen des Kaiſers wieder nach Trident zurückverlegt werden. Der Kaiſer beſtand nun darauf, daß die Proteſtanten auch es beſchicken ſollten und Melanchthon machte ſich auf den Weg dahin; da geſchah es aber, daß das Concil ſich zerſtreute, weil Moriz von Sachſen ſeinen kühnen Feldzug bis nach Tirol hin ausdehnte, und es wurde erſt nach mehreren Jahren wieder eröffnet.

Unterdeſſen hatte nun auch in andern Ländern die Reformation der Kirche einen Fortgang genommen, zwar unter verſchiedenen Formen und Abwechſelungen. Dänemark und Schweden hielten ſich am ſtrengſten an die eigentliche ſächſiſche Form. In Schweden war es Guſtav Erichſon, welcher die Schüler Luthers, die dorthin kamen, ſehr begünſtigte. Schon
1524 1524 wurde zu Upſala über Luthers Sätze disputirt und im folgenden Jahre die Meſſe in ſchwediſcher Sprache geleſen, und ein Geiſtlicher, welcher in Deutſchland ſtudirt hatte, heirathete. Der Biſchof von Upſala wurde entfernt, weil er die Dalekarlier für die alte Religion aufgeregt hatte. Auf dem ſchwediſchen Reichs-
1529 tag zu Weſterås und darauf auf der Synode zu Oerbro 1529

wurde die Reformation eingeführt, ein lutheriſcher Erzbiſchof von Upſala eingeſetzt, und bis zu dem Jahre 1540 waren ſchon alle päpſtlichen Gebräuche abgeſchafft und die Lehrartikel feſtgeſetzt. Jedoch geſchah nachher wieder eine Reaction, beſonders durch die Intriguen der Jeſuiten.

Der Jeſuitenorden war erſt zur Zeit der Reformation ſelbſt geſtiftet worden und hatte zu den bisherigen Gelübden noch das vierte des unbedingten Gehorſams gegen den römiſchen Stuhl hinzugethan; er wurde 1540 von Paul III. beſtätigt. 1540 Sein Hauptzweck war Verbreitung des römiſchen Chriſtenthums unter Ketzern, Heiden und von einer Generation zur andern. Die Jeſuiten fingen ihre Thätigkeit mit dem Miſſionsweſen an und ſandten Miſſionäre nach Indien und China, anfangs mit Glück, nachher unglücklich. Nächſtdem aber ſuchten ſie der Reformation auf alle Weiſe entgegenzuarbeiten, öffentlich und insgeheim, und ſuchten ſich deshalb beſonders an den Höfen einzuſchleichen und die Beichtväter der Fürſten zu werden.

So ward auch Johann III. von Schweden durch ſie 1574 dahingebracht, das Papſtthum zu begünſtigen und eine ſehr papiſtiſche Liturgie bekannt zu machen. Es häuften ſich die Proteſtationen dagegen von allen Seiten, aber es kam nicht weit damit, bis 1591 Johann ſtarb und bei des katholiſchen Sigismund Thronbeſteigung die lutheriſche Lehre wieder befeſtigt wurde, doch erſt 1595 ward gegen des Königs Papismus feſtgeſtellt, daß die Papiſten nicht fähig ſein ſollten ein Reichsamt zu bekleiden und das Bürgerrecht zu bekommen. Unter der Form eines Episcopalſyſtems beſtand nun die Reformation in Schweden mit zum Grundlegen der wittenberger Kirchenordnung und Kirchenviſitation.

In Dänemark war es Friedrich von Holſtein, der die Reformation begünſtigte, aber die Biſchöfe waren dagegen und ſuchten gelehrte katholiſche Geiſtliche ins Land zu ziehen, bis 1536 unter Chriſtian III. die Biſchöfe gefangen geſetzt und ihre

Güter eingezogen wurden. **Buggenhagen** wurde 1537 berufen, die lutheriſche Kirchenordnung einzuführen, und 1539 wurde auch die Univerſität zu Kopenhagen reformirt.

In **England** nahm die Sache einen ganz anderen Gang. **Heinrich VIII.** war ein großer Gegner Luthers, und um ſich den Titel defensor fidei zu verſchaffen, ſchrieb er gegen ihn. Nun aber bewog ihn ſeine bekannte Eheſcheidungsgeſchichte, in welcher der Papſt ihm nicht günſtig war, die Reformation, welche ein Concil zu London 1528 verdammt hatte, einzuführen, ſich 1531 ſelbſt zum Oberherrn der engliſchen Kirche erklären zu laſſen und 1533 die Appellation an den Papſt zu verbieten. Er ſchickte ſeine Eheſcheidungsſache an proteſtantiſche Gottesgelehrte; die Sachſen waren aber mehr dagegen als die Schweizer. Bald darauf (1536) geſchah eine Viſitation der Klöſter, von denen eine große Anzahl aufgehoben wurde. Es wurden die Reliquien und das Uebermaß der Bilder abgethan (1538), aber es wurde doch noch Nicolſen verbrannt, der vor dem Könige gegen die leibliche Gegenwart Chriſti beim Abendmahl disputirte. Der König hielt überhaupt noch ſtreng an die Lehre der katholiſchen Kirche, daher wurden 1539 ſechs Artikel feſtgeſtellt: die Transſubſtantiation, das Cölibat, die kirchlichen Gelübde, die lateiniſche Meſſe, die Beichte und das Abendmahl unter Einer Geſtalt. In dieſem
1547 Zuſtande blieb es bis zu ſeinem Tode 1547. Unter **Eduard VI.** wurden die 6 Artikel gemildert und nach und nach aufgehoben, die Prieſterehe nachgelaſſen, die beiden Geſtalten beim Abendmahl eingeführt, freiſinnige Theologen, wie **Petrus Martyr**, **Ochini**, **Bucer**, nach England berufen, die Liturgie verbeſſert, in der Mutterſprache abgehalten und die Geſänge darin abgeſchafft. So wurde nun 1552 die engliſche Confeſſion in 42 Artikeln abgefaßt. Unter **Maria** entſtand auch hier eine Reaction von 1553 bis 1558 und große Verfolgungen gegen die Proteſtanten. Unter den Flüchtlingen entſtand der Gegenſaz zwiſchen der **Episcopal-** und **Presbyterialkirche** unter dem Namen **Confor-**

miſten und Nonconformiſten. Letztere machten Einrichtungen, die den ſchweizeriſchen nahe kamen, und bildeten in der Folge die Presbyterialkirche unter dem Namen Puritaner, und aus dieſen gingen die Independenten hervor.

In Schottland war die Sache anders gegangen; anfangs hatte die Reformation mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen,
aber 1545 wurde ſie allgemein und durch Calvins Schüler Knox 1545
nach genfer Weiſe feſtgeſtellt.

Nach Polen waren viele gekommen von den ſtrengeren Taboriten, die böhmiſchen Brüder, und auf der andern Seite hatten ſich auch von den Italienern viele nach Polen verſchlagen, und ſo entſtanden dort proteſtantiſche Gemeinden unter den verſchiedenſten Formen, theils mehr ſächſiſch, theils mehr ſchweizeriſch, und hernach die ſogenannten unitariſchen, die beſonders aus den Italienern ſich bildeten, Petrus Alciatus, den beiden Socini u. a. m. Sie fingen damit an, die Präexiſtenz der zweiten Perſon der Gottheit vor der Menſchwerdung Chriſti zu leugnen. Es kam hernach bei den meiſten die Theorie der Adoption heraus, daß ſich Chriſtus durch rein menſchliche perſönliche Vollkommenheit dieſelbe verdient habe. Die beiden Socine gingen beſonders davon aus, daß man nichts glauben könne, was man nicht begreifen könne; ſo nahmen ſie die Vereinigung der drei Perſonen in der Gottheit und der zwei Naturen in Chriſto nicht an. Die Wunder nahmen ſie aber an; es war alſo der Saz rein auf das dogmatiſche begrenzt, nicht auf das factiſche. Man hat ihnen Unrecht gethan, wenn man ſie gar nicht für Chriſten halten will, denn die Hauptſache des Chriſtenthums, die Nothwendigkeit der Erſcheinung Chriſti zur Erlöſung der Menſchen, behielten ſie ja bei in ihrer Dogmatik. Selbſt der Pelagianismus, der ihnen anklebt, war auch nicht antichriſtlich, indem er die Nothwendigkeit der Erlöſung nicht aufhob. Die Einſeitigkeit und Willkühr der ſocinianiſchen Dogmatik im racauiſchen Katechismus wäre nicht vorgekommen, wenn ſie mehr Unterſtützung bei den übrigen gefunden hätten, das Syſtem nach ſeinem Urſprunge zu verfolgen. Die deutſchen Proteſtanten nahmen aber unbedingt die Symbole der drei erſten Kirchenverſammlungen an, und ſo war eine Vermittlung zwiſchen der unitariſchen und proteſtantiſchen Kirche nicht möglich. Die unitariſchen Anſichten ſind auch jetzt noch in England und Amerika vorhanden mit bedeutendem Uebergewicht. Sie beſitzen zugleich die meiſte Gelehrſamkeit und Talente, wie es damals in Ungarn, Polen und Siebenbürgen war. Solche Beſtrebungen und Kraft muß man im Gebiete des Chriſtenthums feſthalten, und keine Unterſuchung, ſie mag ſo alt ſein wie ſie wolle, für abgeſchloſſen und jede neue Reviſion derſelben für unnöthig erklären.

Während ſich jene unitariſchen Gemeinden in Polen bildeten, nahm auch die Reformation dort einen eignen Gang. Luther geſtand öfters in ſeinen Verhandlungen mit den böhmiſchen Brüdern, daß ſie ein chriſtliches Leben in ihren Gemeinden eingerichtet hätten, wie er es nicht im Stande wäre in
1533 ſeinen Gemeinden einzurichten. Er ließ 1533 ihre apologia doctrinae et rituum mit Vorrede drukken, worin die böhmiſchen Brüder ſagten, Sie fürchteten ſehr, daß man in der deutſchen Kirche zu ſehr auf die Gelehrſamkeit der jungen Geiſtlichen ſehe und die innere Gemüthsverfaſſung vernachläſſige. Dies war auch der Fall, liegt aber in der Natur einer größern Geſellſchaft. Eine größere Kirche iſt immer Sitz der Gelehrſamkeit und bildet die wiſſenſchaftliche Theologie aus; daneben beſtehen kleinere Geſellſchaften, in denen das innere religiöſe Princip concentrirter iſt und die eine ſittliche Reinheit darſtellen, wie es die größere Kirche nicht vermag, ſie dürfen aber von dieſer und ihrer Wiſſenſchaft ſich nicht ganz losſagen.

Der Zuſtand der böhmiſchen Brüder wurde bald aufgehoben, indem Ferdinand ſie aus Böhmen vertrieb; ſie flüchteten zum Theil nach Mähren, zum Theil nach Polen, und durch ſie bekam die polniſche Reformation ein neues Leben. Es entſtand auch bald ein Beſtreben, ſich mit den lutheriſch geſinnten zu vereinigen, und ſo kam der Consensus Sendomiriensis zu Stande, welcher eine wirkliche Vereinigung der in Deutſchland und in der Schweiz auseinandergehenden Gemeinden war; beim Abendmahl legte man die Repetitio confessionis Augustanae zum Grunde. Die Differenz in der Anſicht vom Abendmahl wurde als etwas unbedeutendes dargeſtellt, welche nicht hindern könne, daß man zuſammen Kirchengemeinſchaft halte. Der Friede zwiſchen dieſen vereinigten Gemeinden und den andern, den Antitrinitariern und Anabaptiſten, beſtand nicht, ſondern es wurden Verfolgungs-Edicte gegen ſie gegeben, und dieſe kamen erſt, nachdem ſie Racau angebaut hatten, in Ruhe.

In Ungarn hatte ſich durch ſolche, die in Wittenberg ſtudirt hatten, die neue Anſicht bald verbreitet und es waren ſchon 1522 Edicte zur Ausrottung der Lutheraner gegeben. Aber es 1522
fanden ſich auch ſchweizeriſch geſinnte dort zuſammen; doch die Vereinigung war nicht ſo leicht möglich wie in Polen, denn die Lutheraner hatten alle anders denkende unter dem Namen Sacramentirer dort verworfen. Schon 1545 war die ganze ſoge- 1545
nannte ſächſiſche Nation beſonders in Siebenbürgen der neuen Anſicht und Verbeſſerung der Kirche nach der lutheriſchen Form beigetreten. Doch allmählich gewannen auch die ſchweizeriſch geſinnten wieder Raum und conſtituirten ſich auf der Synode zu Czenger 1557 durch eine eigene Confeſſion, und ſo 1557
beſtanden hier auch getrennte Kirchen.

In der ſchweizeriſchen Kirche, zu der jetzt Genf gehörte, waren damals die zwei verſchiedenen Anſichten der Zwinglianer und Calviniſten, und man dachte daran, dieſem Zwieſpalt ein Ende zu machen. Es kam ein Conſenſus der züricher Kirche mit Calvin zu Stande, wo man von dem Princip ausging, daß die Sache ſelbſt von den Zeichen nicht dürfe getrennt werden, und daß alſo im Abendmahl nicht bloß Zeichen empfangen werden, ſondern daß wirklich etwas innerliches dabei vorgehe.

Es wurde wenige Jahre darauf die Univerſität in Genf geſtiftet, welche immer ein Centralpunkt für dieſe Anſicht blieb. Nun aber hatte Calvin, der ebenſo von der Theologie des Auguſtin ausging wie Luther, in Uebereinſtimmung mit Auguſtin aber noch beſtimmter, ſeine Prädeſtinationslehre in ſeine Institutiones aufgenommen. Dieſem Werke kommt ein ausgezeichneter Rang zu, den beide Parteien ihm zugeſprochen haben; bei einer ſcharfen Methode und großem ſyſtematiſchen Umfange iſt eine ſtrenge Verbindung des wiſſenſchaftlich kritiſchen und eigentlich religiöſen zu finden, dazu kommt eine angenehme Latinität und ſo erhalten viele Hauptſtellen eine gewiſſe Fülle, die nicht weitſchweifig iſt. Dieſe Lehre nun war von Zwingli gar nicht ſo ausgebildet worden; er war darüber unbeſtimmt geblieben und hatte das harte der Prädeſtinationslehre vermeiden wollen. Es war dies ein Punkt, über welchen Calvin ebenſo eine gewiſſe Hartnäckigkeit hatte, wie Luther in Beziehung auf die Abendmahlslehre. Es genügte ihm alſo nicht an dem Conſenſus zwiſchen ihm und den Zürchern über die Abendmahlslehre, ſondern er ſuchte es dahin zu bringen, daß auch über die Prädeſtinationslehre ein ſolcher Conſenſus zu Stande käme. Die Darſtellung der genfer Kirche, Consensus Genevensis de aeterna dei praedestinatione, wurde von Zürich angenommen, doch ohne daß man in der ſchweizer Kirche eine ſolche Anſicht von der Nothwendigkeit der Lehreinheit in allen einzelnen Punkten gefaßt hätte, wie in der ſächſiſchen Kirche.

Während man hier das getrennte zu vereinigen ſuchte, war die franzöſiſche Kirche in der ungetrennten Simplicität geblieben und die Hugenotten wurden nicht beſtimmt zu einer der Parteien gerechnet. Eben dieſe Vereinigung der Zürcher und Genfer erneuerte die Trennung von Deutſchland. Es wurden beſonders von Weſtphal in Hamburg und anderen heftige Schriften gegen Calvin erlaſſen, die nicht unbeantwortet blieben, und ſo ging der Streit fort. Dazu aber kam, daß in der deutſchen Kirche, die ſich zu der augsburgiſchen Confeſſion bekannte, ein Verdacht entſtand, als ob eine geheime Neigung zu der ſchweizeriſchen Anſicht ſich auf mehreren Punkten entwikkelte. Dieſe ſogenannten kryptocalviniſtiſchen Streitigkeiten kamen zwar erſt am Ende des 16ten Jahrh. recht zur Sprache, aber die Keime davon ſind viel früher zu ſuchen.

Der Kaiſer hatte 1541 ein Religionsgeſpräch in Worms 1541 zwiſchen den katholiſchen und ſächſiſchen Theologen veranlaßt, wo Eck von katholiſcher Seite die Differenz unter den augsburger Confeſſions-Verwandten, beſonders die Differenz im Text verſchiedener Ausgaben der Confeſſion, hervorhob und ſagte, Ehe man ſich einigen könnte, müßte eine Erklärung abgegeben werden, wer bei der Confeſſion noch wirklich bleiben und ſich von den andern ſondern wollte. Der Kaiſer drang beſonders darauf. Es war natürlich, daß ſich Veränderungen eingeſchlichen hatten, und außerdem hatte Melanchthon eine kleine Veränderung in dem 10ten Artikel in Beziehung auf die Abendmahlslehre vorgenommen, auf der Concordia beruhend, und dies brachte Eck beſonders hervor, indem er verdächtig zu machen ſuchte, daß man zwingliſire. Die Veränderung, welche damnantur secus sentientes wegſtrich und ein Wort einſchob, war zwekkmäßig und wol nicht mit Luthers Wiſſen. Nun entſtanden daraus Verhandlungen, in denen man die Nothwendigkeit fühlte darzuthun, daß man bei der augsburger Confeſſion geblieben ſei. In einem zweiten Religionsgeſpräch zu Worms 1557 kam dieſe Sache wieder zur 1557 Sprache, und nachdem ſchon früher nach dem unglükklichen ſchmalkaldiſchen Kriege eine Eiferſucht zwiſchen der albertiniſchen und erneſtiniſchen Linie entſtanden war, wurde damals ein Verdacht erregt, beſonders von Jena aus, als ob die wittenberger Theologen nicht rein bei der augsburger Confeſſion geblieben wären.

Dazu kamen manche Streitigkeiten in der lutheriſchen Kirche, welche dies auf mancherlei Weiſe begünſtigten. Um dieſe zu erklären, muß man auch wieder auf die Jahre um 1550 zu-

rückgehen. Die Proteſtanten hatten ſich gegen ein Concil erklärt und der Kaiſer verſuchte nun durch Religionsgeſpräche die Katholiken und Proteſtanten zu vereinigen. Ueber einige weſentliche Punkte einigte man ſich wirklich, aber über andere nicht, und die Sache ging ungeachtet ihres guten Anſcheins nicht weiter, weil es den Theologen von beiden Theilen nicht recht Ernſt war. Nach ſeinem Siege über die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen gab
1548 nun der Kaiſer in Augsburg 1548 das Interim, die auf jene Punkte, über die man ſich vereinigt hatte, geſtützte Verordnung, wie man ſich bis zu einem zu haltenden Concil in Religionsangelegenheiten verhalten ſollte. Dieſes Interim war beiden Parteien nicht recht; mehrere Proteſtanten proteſtirten dagegen, andere führten es bei ſich ein, und man verhandelte darüber beſonders in Leipzig, wie weit man in den ſogenannten Adiaphoris nachgeben könnte oder nicht. Die wittenberger Theologen wurden dabei beſchuldigt, zu viel nachgegeben zu haben. Man konnte wol hierbei ſich an keine andere Regel halten, als die Luther ſelbſt gegeben hatte, Was nicht aus dem Glauben kommt, iſt Sünde; es kommt darauf an, was man nach ſeinem religiöſen Gefühle für gleichgültig hält, deshalb läßt ſich äußerlich nichts darüber aufſtellen.

Außerdem entſtanden noch andere Streitigkeiten über die Nothwendigkeit der guten Werke und zuſammenhangend mit den früheren antinomiſtiſchen Streitigkeiten. Schon früher hatte Agricola in Eisleben behauptet, Es müſſe in chriſtlichen Kirchen und Schulen gar nicht das moſaiſche Geſez gelehrt werden; das Geſez gehöre aufs Rathhaus. Dagegen ſchrieb Luther; er brachte aber die Sache nicht recht aufs reine, ſondern hatte ſich zu ſehr an einzelne Aeußerungen gehalten, ohne auf den rechten Zuſammenhang der Sache zu achten. Denn Agricola hatte Recht: das moſaiſche Geſez iſt allerdings ein bürgerliches Geſez, und in der chriſtlichen Frömmigkeit kommt alles auf den Geiſt an, im moſaiſchen Geſez iſt aber dieſer Geiſt nicht, ſondern der Buchſtabe will es erzwingen. Die Aeuſſerungen Chriſti über das Geſez beziehen ſich aber darauf, daß er ihm eine geiſtige Deutung geben wollte; allein dadurch, daß das moſaiſche Geſez für Juden, die Chriſten geworden, einer allgemein geiſtigen Deutung fähig war, folgte es doch nicht, daß es für alle Chriſten gültig ſein ſollte. Indem er aber damit auf eine harte Weiſe auftrat und die 10 Gebote in dem Katechismus angriff, trat Luther dagegen auf, weil die zehn Gebote in den Lehrtypus aufgenommen waren, nicht bedenkend, daß ſein Katechismus für ſolche ſei, die Chriſten werden wollten, Agricola hingegen von wirklichen Chriſten ſprach.

Indem man nun den Ausdrukk „gute Werke" immer auf dasjenige bezog, was aus dem Geſeze folgt: ſo knüpfte ſich an dieſe Streitigkeiten der Streit über die guten Werke zwiſchen Major in Wittenberg und Amsdorf in Jena. Major lehrte, Daß, wenngleich nur der Glaube rechtfertige, gute Werke aus dem Glauben hervorgehen müßten. Dies ſtand in der Apologie und war deshalb unverdächtig; er fügte hinzu, daß ſie zur Seligkeit nothwendig wären. Amsdorf fand dies katholiſch und ging im Eifer ſo weit, daß er ſagte, Die Werke wären ſchädlich, ſelbſt die guten Werke. Die Wittenberger wurden dargeſtellt als der katholiſchen und auf der andern Seite der calviniſchen Anſicht ſich nähernd, und alſo als ſchwankend. Unter dieſen üblen Verhältniſſen ſtarb Melanchthon 1560. 1560

Zu dieſen Streitigkeiten gehören auch die ſynergiſtiſchen, welche ſich auf die Theorie vom freien Willen und der Unfähigkeit des Menſchen bezogen, etwas zu ſeiner Wiedergeburt ohne den Beiſtand der göttlichen Gnade zu thun. Die augsburgiſche Confeſſion drükkte ſich hierüber unbeſtimmt aus und verſtattete verſchiedene Auslegungen. Die Theorie von der natürlichen Unfähigkeit des Menſchen zum guten war von einigen ſo übertrieben worden, daß etwas viel härteres als die ſtrengſte calviniſche Prädeſtinationslehre daraus folgte. Denn wenn die Menſchen ſich bei der Bekehrung ganz leblos verhalten: ſo iſt in dem göttlichen Willen, dieſe Lebloſigkeit zu beleben, der Grund, warum einige bekehrt werden. **Strigelius** beſonders meinte, Es müſſe doch wenigſtens eine Acceptionsfähigkeit der göttlichen Gnade im Menſchen ſein; und dies mit Recht, wenn die Bekehrung nicht wider ſeinen Willen geſchehen ſollte. Dies wurde aber als Pelagianismus ausgelegt und **Synergismus** genannt. **Flacius**, der dies für eine Abweichung von der ſtrengen Lehre Luthers hielt, ging ſo weit zu behaupten, daß vor der Begnadigung nichts im Menſchen ſei als die Erbſünde, und daß dieſe gegen die göttliche Gnade nur Widerſtand leiſte; und man führte durch Conſequenzen ihn bis zu der Behauptung, daß die Erbſünde ſeit dem Falle die Subſtanz des Menſchen ausmache, und daß an die Stelle des Werkes Gottes ein Werk des Satans getreten ſei, was allgemeinen Unwillen erregte. Flacius repräſentirt in ſeiner Anhänglichkeit an den Buchſtaben Luthers nur das Gefühl, daß man nicht davon abgehen müſſe, weil Luther die Reformation angefangen und geſchloſſen habe. Von einer andern Seite iſt Flacius ſehr ſchätzenswerth, denn die magdeburger Centurien und die Darſtellung des tridentiniſchen Concils ſind die bedeutendſten Werke in der deutſch-lutheriſchen Kirche; an ihnen hat er den meiſten Antheil.

Nun kamen noch ein paar bedeutende dogmatiſche Entwicklungen hinzu: die **oſianderſchen Streitigkeiten** über die Rechtfertigung, die von Preußen ausgingen, wo die Reformation
1525 durch Markgraf **Albrecht** von **Brandenburg** ſeit 1525 eingeführt war. **Oſiander**, Profeſſor in Königsberg, wo ſeit der Reformation eine Univerſität geſtiftet war, gab dieſer Lehre eine andere Geſtalt als die bloß declaratoriſche und judiciäre. Er behauptete, Die Rechtfertigung wäre eigentlich ein therapeutiſcher Act, den Chriſtus an uns verrichte, indem die Krankheit der Erbſünde dadurch geheilt würde, daß Chriſti geſunder Lebenskraft in uns überginge. Dieſe Darſtellung läßt ſich rechtfertigen; man

fand dies aber katholiſch und die Gegner erklärten, Es ſei zur Seligkeit nothwendig zu unterſcheiden die Rechtfertigung, die in uns ſelbſt ſich gebildet durch die Heiligung, von der Zurechnung der Gerechtigkeit Chriſti, die eigentlich die Rechtfertigung ausmache. Dieſe Abſtraction erſcheint als todte Formel ohne lebendige Anſchauung.

In die öfters wieder aufgenommenen Streitigkeiten über das **Abendmahl** mit den Schweizern wurde die Lehre von der **Ubiquität des Leibes Chriſti** mit aufgenommen, Auch der Leib Chriſti ſei überall vermöge der Verbindung der menſchlichen mit der göttlichen Natur, und deshalb könne er auch überall ganz genoſſen werden, weil er nach der Weiſe der göttlichen Allgegenwart überall ganz gegenwärtig ſei, ohne in einem Raume eingeſchloſſen zu ſein. In dieſem ſcholaſtiſchen Streben entſtanden darüber die ſonderbarſten Fragen, Ob dieſe Mittheilung der göttlichen Eigenſchaften von den Menſchen Chriſto in concreto gelte oder auch von der Menſchheit Chriſti in abstracto? Wann dieſe Mittheilung angefangen habe? Einige ſetzten dies in den Zuſtand der Erhöhung; dieſe fällt aber nach dem Abendmahl. Da nun aber das erſte Abendmahl ein wirkliches Abendmahl war: ſo muß dieſe Ubiquität ſchon damals ſtattgefunden haben; alſo kam man dahin, deß ſchon bei der Empfängniß der Menſch Chriſtus gen Himmel gefahren ſei und es habe ſchon damals die Ubiquität ſtattgefunden. Dieſe Theorie mißfiel nun allgemein und man verließ eine Anſicht, die zu ſo ungeheuern Theorien führte; man neigte ſich deshalb zu anderen Anſichten vom Abendmahle und daraus entwickelte ſich der ſogenannte **Kryptocalvinismus**.

Hieraus entſtanden Streitigkeiten zwiſchen den thüringer ſtreng lutheriſchen Theologen und den Wittenbergern, die ſich dem Melanchthon näherten: dieſe wurden des Kryptocalvinismus verdächtig gemacht, jenen wurden ihre Extravaganzen vorgerückt; und ſo kam es, daß von beiden Partien oft ganze Reihen von

Lehrern abgeſezt wurden, und es ward nothwendig, dieſen Streitigkeiten Einhalt zu thun, welche die ganze Kirche verwirrten, weil ſie nicht in den Grenzen der Schule blieben. Hieraus nun iſt die Concordienformel entſtanden, welche die Streitigkeiten alle beſeitigen ſollte. Der Impuls dazu ging beſonders von Braunſchweig aus und es wurden Theologen dazu deputirt. Nach mehreren unnüzen Colloquien und Verfolgungen gegen die Flacianer und Kryptocalviniſten wurde in Torgau zuerſt ein ſolches Projekt zu einer neuen Bekenntnißformel entworfen, vielfach herumgeſchikkt, im Kloſter Bergen noch einmal revidirt und dann aufgeſtellt als eine Formel, in welcher ſich die Theologen von der augsburgiſchen Confeſſion vereinigen ſollten. Die augsburgiſche Confeſſion und die Concordienformel zuſammen ma-
1580 chen das Concordienbuch aus (1580).

Dies war nun nicht eine Ausgleichung der beiden ſtreitigen Punkte, ſondern dieſe Formel hielt ſich ganz in der Ubiquitätslehre, zwar ohne jene Spizfindigkeiten. Es iſt ihr oft eine große Richtigkeit in der Abfaſſung, Klarheit in der Darſtellung und Mäßigung in den ſtreitigen Punkten nachgerühmt worden, aber in der Lehre von der göttlichen Erwählung iſt keine Klarheit, ſondern eine Umgehung des weſentlichen. Daher war das Schikkſal dieſer Formel ganz ungleich. Man ſandte ſie überall herum; in Frankreich überging man ſie mit Stillſchweigen, in Dänemark erklärte man ſich beſtimmt dagegen und ſie wurde verboten; in England und den Niederlanden widerſprach man ihr, der Landgraf Philipp von Heſſen erklärte ſich auf gute Weiſe dagegen. In mehreren evangeliſchen Ländern Deutſchlands aber wurde ſie eingeführt, und in Sachſen wurden Geiſtliche und theologiſche Lehrer und auch weltliche Staatsdiener darauf verpflichtet. Von Baden aus erſchien eine eigne Schrift gegen ſie. In anderen Ländern nahm man ſie auf, doch nicht ſo ſtreng.

Dieſe Concordienformel enthält zugleich auch Erklärungen gegen mehrere abgeſonderte Religionsparteien. Zuerſt wurden darin mehrere Punkte über die *Anabaptiſten* angeführt. Dieſe Anſicht hatte ſich ſchon vor der Reformation gezeigt, z. B. unter den Waldenſern und Albigenſern, verlor ſich aber wieder. Eben dahin gehörten die erſten Fanatiker zur Zeit der Reformation, wie die *zwickauer Propheten*, und dem *münſterſchen Unweſen* lag dieſe Anſicht auch zum Grunde. Sie hatten chiliaſtiſche Vorſtellungen, Ein Chriſt ſolle kein obrigkeitliches Amt übernehmen und ſich keinem menſchlichen Geſez unterwerfen. In Münſter verjagte man den Magiſtrat und ſezte einen geiſtlichen König ein, ſo daß man die Stadt mit Gewalt einnehmen mußte und die Rädelsführer hinrichtete. Allmählich reinigten ſich die Anabaptiſten immer mehr von dieſen verderblichen Elementen und trugen vor, Daß die Taufe nur in der Form der urſprünglichen Kirche gültig ſein könne und daß nur ſo die Wiedergeburt ſtattfinden könne, die mit der Taufe zuſammenfallen müſſe; ihre Lehre hierüber war nicht ungegründet. Mit Recht glaubten ſie auch nicht, daß die chriſtlichen Lehren ſämmtlich könnten aus dem alten Teſtament bewieſen werden. Indem ſie den Papismus verwarfen, gingen ſie in der Vereinfachung des Gottesdienſtes noch weiter als die ſtrengſten ſchweizer Reformatoren; ſie behaupteten, Es könne kein Gottesdienſt gehalten werden in einer Kirche, wo der papiſtiſche Aberglaube ſchon getrieben ſei und erklärten ſich gegen einen beſonderen Prieſterſtand. Nach ihrer Zerſtreuung erneuerte ſie *Mennon Simonis* wieder, woher ſie auch den Namen *Mennoniten* führen

Ebenſo erklärte ſich die Concordienformel gegen die *Schwenkfeldianer*, nach *Schwenkfeld*, einem ſchleſiſchen Edelmanne, genannt, welche einer Uebertreibung in der Lehre von den beiden Naturen in Chriſto beſchuldigt wurden. Sie behaupteten, In der Erhöhung ſei die menſchliche Natur Chriſti ſo durchdrungen von Gott, daß ſie ganz in das unerſchaffene Weſen des göttlichen λόγος aufgegangen ſei. Auf der andern Seite ſtand er auf der entgegengeſezten Seite der Anabaptiſten und ſagte, Die Wiedergeburt ſei gar nicht an die Taufe gebunden. Darin liegt eine Auflöſung des geſchichtlichen Daſeins der Kirche. Dem analog iſt, was er von dem göttlichen Wort ſagt, Der göttliche Geiſt wirke durch das Wort, aber man müſſe das äußere Wort vom innern unterſcheiden; es gebe einen unmittelbaren Verkehr zwiſchen dem göttlichen Geiſt und den einzelnen, und ſo ſei die Wirkung des göttlichen Geiſtes durch das göttliche Wort auch nicht an die Schrift gebunden. So hob er den Zuſammenhang mit dem geſchichtlich beſtehenden auf und die Sache ward faſt unchriſtlich, denn ſo kann man den göttlichen Geiſt auch von Chriſto trennen. Man hätte hier durch Verſtändigung dieſe Partei wieder mit der Kirche vereinigen können, aber Schwenkfeld wurde nebſt ſeinen Anhängern hart verfolgt; in Amerika exiſtiren ſie noch als kleine Sekte.

Ebenſo erklärte ſich die Concordienformel gegen die *neuen Arianer* und *Antitrinitarier*; dies bezieht ſich auf die *Socinianer* und *Unitarier*. Sie hatten ſich vereinigt in einer Formel profitentes deum patrem ejusquo filium Jesum Christum per spiritum sanctum. Hierdurch hoben ſie die Gleichheit der Perſonen in der Gottheit auf und die Einheit des göttlichen Weſens derſelben tritt nicht hervor. Die Gottheit Chriſti erſcheint als Adoption, und daß der göttliche Geiſt Gott ſei, geht nicht daraus hervor. Einige behielten allerdings ſtatt der Lehre von der Adoption arianiſche Vorſtellungen bei. *Tritheiten* kennen wir in der damaligen Geſchichte nicht, obgleich die Concordienformel ſie verdammte.

In der ausgeſponnenen *Ubiquitätslehre* der Concordienformel liegt die Urſache zu weiterer Verbreitung der ſogenannten *eformirten Kirche in Deutſchland*. Schon durch die Religionsgeſpräche in Worms wurden die Anſichten der Schweizer in Deutſchland bekannter, und die Popularität, mit der man ſich über das Abendmahl ausdrükkte, bot eine Formel, die ſich jeder aneignen und anſchaulich machen konnte, und worin doch

das myſteriöſe mit ausgeſprochen war. Daher verbreitete ſich
die calviniſche Anſicht vom Abendmahl ſeit dieſer Zeit immer
weiter in Deutſchland. Als in der Pfalz Friedrich III. 1562 1562
reformirte Lehrer in Heidelberg aufgenommen hatte, erhoben die
lutheriſchen Stände ſelbſt die Frage, Ob die Calviniſten mit als
im Religionsfrieden ſtehend angeſehen werden könnten. Friedrich
vertheidigte ſich darüber und der Kaiſer erklärte ſich dafür. Es
iſt auch wol offenbar, daß das nicht anders möglich war. Man
konnte die Katholiken nicht zu Richtern darüber machen, was
mit der Lehre der augsburgiſchen Confeſſion übereinſtimmte oder
nicht, ſondern mußte da ſein eigner Ausleger ſein. Man hatte
ja auch nicht beſtimmt, daß das in der augsburgiſchen Confeſſion
feſtgeſetzte nun für alle Ewigkeit gelten ſollte. Ebenſo bekam in
Bremen zwiſchen 1560 und 1570 die reformirte Anſicht vom
Abendmahl das Uebergewicht. In den Niederlanden, wo
ſehr verſchiedene Anſichten zuſammengeweſen waren, wo aber doch
ſchon früher die Confessio Belgica als Streitſchrift 1562 erſchienen
war, bekam dieſe nebſt dem Heidelberger Katechismus
1571 Autorität und man bekannte ſich zur reformirten 1571
Kirche. Auf dieſer Baſis wurde auch 1575 die Univerſität 1575
Leyden geſtiftet. Indem nun bald darauf die religiöſen Verfolgungen
unter Alba anfingen, kamen ſogenannte walloniſch
reformirte Gemeinden nach Deutſchland, welche in mehreren
deutſchen Städten neben den lutheriſchen beſtanden. Daher wurde
es Zeichen des Lutherthums, was noch von papiſtiſchen Gebräuchen
beſtand, feſtzuhalten, und der Exorcismus und die Privatbeichte
wurden in der Praxis das beſtimmte Abgrenzungszeichen,
wodurch ſich ſelbſt das äußerliche dieſer beiden Gemeinden ſchied.
Die bedeutendſte Zunahme gewann die reformirte Kirche in
Deutſchland, als im 17ten Jahrhundert das churbrandenburgiſche
Haus ſich zur reformirten Lehre bekannte und die Confessio
Sigismundi aufgeſtellt wurde. Allein die calviniſche Prädeſtinationslehre
wurde von der deutſch-reformirten Kirche eigent-

lich niemals anerkannt. Man kann auch nicht ſagen, daß ſie in ihrem ſtrengen Gehalt im heidelberger Katechismus enthalten iſt.

So entſtand derjenige Zuſtand beider Kirchen, wie er noch jezt daſteht. Ein mehr innerlicher Gegenſaz in der Kirche iſt der, welchen man durch den Ausdrukk Rationalismus und Supranaturalismus oder Neologie und Orthodoxie zu bezeichnen pflegt. Davon wollen wir noch die Keime nachweiſen. Wir müſſen zurükkgehen auf die Art, wie in dem Zeitraum vor der Beendigung des tridentiniſchen Concils und der Concordienformel die beiden Kirchen ſich in ihrem Gegenſaz conſtituirt haben. Alle Wirkungen der bisherigen Bewegungen concentrirten ſich in der evangeliſchen Kirche, inſofern ſie abgeſondert wurde, allein, und in den übrigen Theilen der Kirche blieben wenige Wirkungen davon zurükk; die katholiſche Kirche warf alles lebendige aus ſich heraus und kehrte in ihren früheren Zuſtand zurükk. Es wurde auf dem tridentiniſchen Concil,
1563 das 1563 geſchloſſen wurde, das Anſehen der Vulgata feſtgeſtellt und dadurch der Einfluß des philologiſchen Elements ausgeſchloſſen. Ebenſo wurde anerkannt die authentiſche Interpretation der Schrift nach den Ausſprüchen der Kirchenväter und dadurch allen Einflüſſen der Erklärungskunſt der lebendige Einfluß abgeſchnitten; denn es konnte in die Kirchenlehre keine Erklärung aufgenommen werden, die nicht ſchon in den Kirchenvätern ebenſo war gebraucht worden. Nun ſcheint dies freilich auf den erſten Augenblikk mehr eine leere Formel zu ſein, denn es giebt wol keinen Gegenſtand, über den ſich nicht entgegengeſezte patriſtiſche Stellen finden ließen; ſobald aber einmal ein ſolches Princip etablirt iſt, konnte es nicht fehlen, daß eine herrſchende Art und Weiſe der Behandlung des vorhandenen Materials ſich finden ließe. Indem nun auch der Wunſch, den Carl V. gehabt, daß auf dem zuſammenzuberufenden Concil ein corpus integrum doctrinae ſollte aufgeſtellt werden, dadurch erfüllt wurde, daß auf den Grund der Beſchlüſſe des Concils zu

Trident der Catechismus Romanus abgefaßt wurde: ſo wurde dadurch zugleich feſtgeſtellt, daß der Glaube der katholiſchen Kirche nun abgeſchloſſen ſei. Nun war alles auf einem der päpſtlichen Autorität günſtigen Gang geleitet worden, daß es nicht ſchwierig ſein konnte, daß der Papſt ſich für den einzigen Ausleger des tridentiniſchen Concils erklären konnte. Daß dies ſich nicht allein auf die Perſon des Papſtes beſchränken konnte, ſah man bald ein. Als Sixtus V. die römiſche Curie reſtituirte und 70 Cardinäle einſezte, verordnete er, daß vier unter ihnen Theologen aus den Orden ſein und die päpſtliche Gelehrſamkeit repräſentiren ſollten. Man ſezte eine Congregatio de interpretando concilio Tridentino als fortdauernde Commiſſion nieder, eigentlich nur für disciplinariſche Gegenſtände, die Glaubensſachen behielt ſich der Papſt allein vor. Hierauf folgten bald päpſtliche Ausſprüche, die alles dem Buchſtaben nach auf denſelben Fuß zurükkführten, auf welchem es vor dem baſeler und coſtnizer Concil geweſen war. Indem nun die Bulle In coena domini gegeben wurde gegen alle Kezer und ihre Beſchüzer und gegen alle, welche den Papſt einem Concil und ſeine Bullen den placitis principis unterwerfen wollten, wurde die Macht des Papſtes wieder hergeſtellt. Zugleich wurde auch die Bulle No Clericos laicis von neuem beſtätigt.

Von dieſer Seite alſo war die Reaction ganz vollendet. Sieht man auf das Weſen der Sache: ſo war es freilich etwas anderes; in Frankreich wurden nur die Canones, welche die Lehre betrafen, angenommen, in Spanien wurde das Concil ganz salvis regum juribus, in Polen und den Niederlanden pure, in Deutſchland tacite, d. h. ohne öffentliche Erklärung des Kaiſers, aufgenommen. Wenn nun allerdings durch alle Kriterien die päpſtliche Autorität, die doch immer auf der Gewalt der Meinungen beruht, gar ſehr geſchwächt war in den Gemüthern: ſo traten ein paar Neuerungen ein, welche dies Uebel aufhoben. Es wurden beſtändige päpſtliche Nuntien eingeſezt da, wo ein Einfluß der Reformation auf die päpſtliche Autorität zu fürchten war; durch dieſe wurde der Papſt in Stand geſezt, immer unmittelbar mit den Regierungen zu verkehren und über die Biſchöfe zu wachen. In Cöln, Wien, Brüſſel und Luzern gab es deren. Allein das bei weitem ſtärkere war der Jeſuiterorden mit ſeinem Gelübde eines unverbrüchlichen Gehorſams gegen den päpſtlichen Stuhl, wodurch der Papſt eine Menge Agenten erhielt, gerade wie er ſie brauchte, die unmittelbar auf den Beichtſtuhl wirkten und alle Schwächen zum beſten des römiſchen Stuhls benuzten; und dieſer Einfluß läßt ſich in der ganzen folgenden Zeit ſehr beſtimmt verfolgen. Wobei die Jeſuiten ſich aber auch große Verdienſte erwarben durch Miſſionen und durch Unterricht in Gemeinden, wo er noch ſehr vernachläßigt war, doch hielten ſie immer die Bildung in gewiſſen Formen und Grenzen.

Dies war das ſtarke in der katholiſchen Kirche; das ſchwache und mangelhafte in der evangeliſchen Kirche iſt neben dieſer Stärke zu betrachten. Nach dem kühnen Feldzuge des Moriz
1555 von Sachſen war der Religionsfriede 1555 mit Carl V. geſchloſſen worden. Dieſer hatte noch bedeutende Mängel, aber die evangeliſchen waren damals in ſolchem Zuſtande, daß ſie ſich dieſe in Hoffnung auf einen beſſern Zuſtand ſchon mußten gefallen laſſen. Das war das ſogenannte Reservatum ecclesiasticum, daß kein geiſtlicher Fürſt könne zur evangeliſchen Kirche übertreten; dadurch wurden der Reformation in Deutſchland bedeutende Hinderniſſe in den Weg gelegt. Es blieb auch noch eine große Unſicherheit über das Schikkſal der evangeliſchen Unterthanen in den katholiſchen Ländern, und dies beides gab den katholiſchen Reichsſtänden beſtändig Gelegenheit, ein Uebergewicht über die evangeliſchen zu erhalten. Natürlich hielten die evangeliſchen zuſammen und drohten mit Repreſſalien. Auf der andern Seite gab auch ſchon das Reservatum ecclesiasticum mißliche Verhältniſſe in dem innern der evangeliſchen Länder ſelbſt. Aus

dieſen geſpannten Verhältniſſen entſtand der dreißigjährige Krieg, inſofern er ein Religionskrieg war.

Nun aber ſuchten immer noch, zumal bis zum weſtphäliſchen Frieden, in welchem erſt ganz beſtimmt die gleiche Berechtigung der reformirten Kirche mit der lutheriſchen in Deutſchland ausgeſprochen wurde, die Jeſuiten das geltend zu machen, daß man ſich nicht ſicher darauf verlaſſen könnte, inwiefern die evangeliſche Kirche bei der augsburgiſchen Confeſſion geblieben wäre. Jede Abweichung beider Parteien ſuchten ſie daher immer wieder geltend zu machen, um kleinliche Händel zu erregen, die ohne Reſultat blieben, und dadurch wurde zumal in der lutheriſchen Kirche die innere Neigung, auf den Buchſtaben der ſymboliſchen Bücher zu halten, ſehr begünſtigt. In vielen bildete ſich der Wahn, als ob in dem Buchſtaben der Doctrin auch zugleich das Weſen des religiöſen Impulſes genügend und authentiſch abgebildet ſei; und ſo entſtand eine Neigung zu knechtiſcher Beharrlichkeit bei dem Buchſtaben und die Anſicht, als ob das Weſen der evangeliſchen Frömmigkeit in dieſem Buchſtaben beruhe. Wo nun auf der andern Seite unabhängig und nicht verflochten in dies äußerliche hiſtoriſche Gewebe der religiöſe Impuls der Reformation ſelbſt in ſeiner Lebendigkeit war, entſtand das entgegengeſezte, eine Neigung ſich deſſen recht bewußt zu werden, daß der urſprüngliche Impuls mit dem Buchſtaben nichts zu thun habe. Vom Ende des 16ten Jahrhunderts an trat dieſer Gegenſaz immer heftiger hervor. Als Reſultat davon iſt nun anzuſehn die ſchwerfällige Ausbildung einer polemiſchen Dogmatik in großentheils noch ächt ſcholaſtiſcher Form. In den Unruhen der Reformation ſelbſt hatte das ſyſtematiſche Princip keinen rechten Vorſchub gefunden. Melanchthons Loci erhielten klaſſiſche Autorität, waren aber nicht ſyſtematiſch, ſondern lagen in der Mitte zwiſchen ſymboliſchen und ſyſtematiſchen. Damit konnte ſich das dogmatiſche Princip nicht begnügen, ſondern je mehr die Lehre ſelbſt zu einer gewiſſen Ruhe kam, mußte das Verlangen nach einer ſyſtematiſchen Ausbildung lebhafter entſtehen. Weil aber die Anhänglichkeit an den ſymboliſchen Buchſtaben dazukam, konnte keine ſyſtematiſche Ausbildung zu Stande kommen, die rein aus den evangeliſchen Principien entſtanden wäre; es war immer der Gegenſaz gegen die Katholiken nnd gegen die Schweizer vorherrſchend, und ſelbſt Calvins Institutiones, obgleich viel ſyſtematiſcher als alle lutheriſchen Dogmatiken, enthalten dies. Es entſtanden ſyſtematiſche Werke, aber ſie hatten ganz die polemiſche Tendenz, und wo dieſe überwiegt, iſt eine rein ſyſtematiſche Form doch nicht möglich, ſondern ſie konnte nur im großen herrſchen. Die Polemik iſt aber in jedem Punkte unredlich und beruht immer auf etwas hiſtoriſchem. So theilte ſich alſo die Darſtellung in die ſcholaſtiſche Form von Quaestiones, Theses und Antitheses; der Zuſammenhang zwiſchen der Lehre und dem religiöſen Princip ſelbſt war ſchon untergeordnet und konnte kaum wahrgenommen werden, wie in Calov und Quenſtedt.

Nun bildete ſich dem gegenüber eine Tendenz, auch unter der wiſſenſchaftlichen Form ſich der Einheit des evangeliſchen Princips im Gegenſaz gegen das katholiſche und der Einheit des chriſtlichen Princips ſelbſt bewußt zu werden. Der Hauptſiz jener Tendenz war Wittenberg, welches ganz auf den Fuß der Concordienformel geſezt war, und der Hauptſiz der andern Tendenz wurde Helmſtädt. Hier wurde nun die Anſicht aufgeſtellt, daß in dem weſentlichen des Glaubens die drei Kirchen mit einander übereinſtimmten, natürlich mit einer Abſtufung, indem man den Gegenſaz gegen die katholiſche Kirche für weit ſtärker erkannte, als den der proteſtantiſchen Kirchen unter einander. Der Streit zwiſchen dieſen beiden aber war im 17ten Jahrhundert ſehr heftig und die Leidenſchaftlichkeit am ſtärkſten, wo die Polemik am ſtärkſten war; die Milde und die bloße Abwehr in Helmſtädt, wo die beiden Calixte waren. Indem nun aber der ältere Calixt auch die chriſtliche Sittenlehre auszubilden ſuchte: ſo ſieht man daraus, wie wirklich das innere religiöſe Princip bei ihm vorherrſchte. Aber eben daraus entſtand den wittenberger Theologen ein Vorwand, die Helmſtädter eines Kryptopapismus zu beſchuldigen, wegen des Werthes, der auf die guten Werke als Aeußerung der Geſinnung gelegt wurde.

Den complicirten ſyſtematiſchen Beſtrebungen ſtellten ſich nach demſelben Grunde auch untergeordnete Gegenſätze gegenüber. So behaupteten einige wohldenkende Theologen, daß alles, was zum Glauben nöthig ſei, im lutheriſchen Katechismus ſtehe, man daher ſpitzfindiger dogmatiſcher Werke nicht bedürfe. Indem nun der Streit unter den Gelehrten blieb, kam das gute in dieſem helmſtädtiſchen Verfahren der Maſſe in der Kirche nicht zu ſtatten und das religiöſe Element ſelbſt ſuchte ſich nun eine andere Form ſich zu äußern; und ſo bildete ſich der alten Orthodoxie gegenüber eine gewiſſe myſtiſch praktiſche Richtung, das Bewußtſein, daß das religiöſe Princip das ganze Leben regieren muß, und daß der Ausſpruch deſſelben im Wort nur die Mittheilung deſſelben im Leben iſt. Je mehr die eigentlichen Organe der Kirche bei dem äußeren ſtehen blieben, um deſto natürlicher war es, daß jenes Princip, daß man das innere Wort von dem äußeren ſcheiden müſſe, wie bei Schwenkfeld, ſich immer wieder aufs neue zeigte. Dieſe Richtung können wir wieder in zwei entgegengeſetzten Aeußerungen verfolgen: die eine diejenige, welche ſich am liebſten unmittelbar an die Schrift hält und in den Ausſprüchen derſelben das innere religiöſe Bewußtſein darzuſtellen ſucht. Dies Element zeigte ſich ſchon vor der Reformation in Tauler, nachher in Arndt und in der ſogenannten pietiſtiſchen Partei. Hier iſt nun in dem Zurückgehn auf die Bibel doch der Halt an die Kirchengemeinſchaft im allgemeinen ſichtbar, wenngleich die Indifferenz für das in der Zeit in der Kirche beſtehende. Das andere iſt das unſichere, rein von der innern Wahrnehmung ausgehende, aber deswegen leicht das eigentliche religiöſe Gebiet mit einem andern verwechſelnde myſtiſche Element, wie es in Weigel, Böhme und andern ſich manifeſtirte. Darin iſt beſonders ein Hineinſpielen einer ſpeculativen Naturanſicht in das religiöſe Gebiet und das Beſtreben, die Natur zu allegoriſiren. Dies fand beſonders Nahrung, weil die Naturkunde damals ein neues Leben gewann.

In der Mitte zwiſchen beiden ſtehen diejenigen Regungen, die ſich in England am meiſten ausgebildet haben, die Quäker und auf der andern Seite die Methodiſten: dieſe ſich an die Kirche anſchließend, aber das kalte in dem Vortrage der Symbole verſchmähend und ſich auf die heilige Schrift berufend, in geſetzlichem oft liebloſem Ton auf innere Erfahrung dringend; die Quäker vollkommen ſeparatiſtiſch, ohne ministerium verbi. Dies mußte das naturwiſſenſchaftlich myſtiſche Weſen in Deutſchland auch ſein, wodurch dieſe aus allem Zuſammenhang der geſchichtlichen Entwikklung getreten ſind.

Noch andere Elemente entwikkelten ſich auf einem andern Punkte wieder von der reformirten Kirche aus, welche ſich über die ganze evangeliſche Kirche verbreiteten. Nachdem in den Niederlanden die belgiſche Confeſſion und der heidelberger Katechismus eingeführt waren und man ſich dort ganz auf die reformirte Seite wendete, entſtand dagegen eine Oppoſition. Es wurde unter der Form von kirchenrechtlichen Fragen verhandelt, in wiefern eine Autorität das Recht habe, ſolche Bekenntnißformeln den einzelnen Gemeinden aufzudringen. Aus dieſen Verhandlungen entwikkelte ſich der Gegenſaz auch in einer theologiſchen Form, indem mehrere Geiſtliche auftraten, die einige Theile der evangeliſchen Lehre ſo wie Calvin dargeſtellt hatten. Die Oppoſition betraf 5 Artikel, 1) die Lehre von dem göttlichen Rathſchluß, daß dieſer nicht ein unbedingter wäre. Dann den Univerſalismus und Particularismus in Beziehung auf die Erlöſung, daß nämlich dieſe allgemein ſei: man müſſe hier unterſcheiden die göttliche Abſicht und den Erfolg; dem Erfolg nach ſei die Erlöſung nicht allgemein. Dann das Verhältniß der göttlichen Gnade zu dem eignen Vermögen des Menſchen. Es wurde behauptet 3) die Nothwendigkeit der göttlichen Gnade, 4) das Vermögen des Menſchen ihr zu widerſtehen, und 5) die Verlierbarkeit derſelben. Dies iſt ganz der Gegenſaz der lutheriſchen gegen die calviniſche Lehre und iſt in der Concordienformel enthalten. Sie bezweifelten aber das Recht der Symbole zu binden und konnten deshalb ſich nicht der lutheriſchen Kirche anſchließen, in der das Anſehen des Buchſtaben feſtſtand; ſie blieben alſo in der Oppoſition. Indem nun der lezte Artikel in dieſen drei verſchiedenen Punkten beſtand, wurde dies als 5ter Artikel angeſehen, und dies ſind die bekannten 5 Artikel der Remonſtranten. An der Spize von dieſen ſtand Arminius, und ſo gab dies den Streit zwiſchen den Remonſtranten und den Contraremonſtranten oder Gomariſten, nach ihrem Haupte Gomarus.

Der Statthalter Moriz von Oranien ſchlug ſich ſehr auf die Seite der leztern und erwies ſich ſehr hart gegen die Remonſtranten durch Verbannungen und Hinrichtungen. Es wurde nun 1618 die dortrechter Synode berufen. Dieſe 1618
hatte ihren Einfluß eigentlich nur in den Niederlanden. Man lud zwar alle reformirten Kirchen dazu ein, jedoch die Brandenburger und Anhalter kamen nicht, weil ſie in den ſtreitigen Punkten nicht calviniſch ſeien. Die franzöſiſchen reformirten erſchienen nicht, da ſie im Drukk lebten, nahmen aber die Beſchlüſſe an. Es wurden nun den 5 Säzen 93 Canones entgegengeſtellt und die Unterſchrift dieſer Säze mit großer Härte erzwungen. Sehr gelehrte Theologen, wie Heinſius, Ludwig de Dieu und Amama, ließen ſich die Unterſchrift gefallen; Joh. Gerh. Voß gab lieber ſeine theologiſche Profeſſur auf. Unter der folgenden Regierung wurden allmählich die Remonſtranten wieder geduldet und legten dann in Amſterdam ihr Gymnaſium an. Ihre Hauptſache war gleich wieder die allgemeine Proteſtation gegen die ſymboliſche Gültigkeit. Sie wollten

behandelt ſein als eine ganz freie Religionsgeſellſchaft, an keinen Buchſtaben gebunden. Dabei war ihre Haupttendenz die exegetiſche und das freiere Philoſophiren über dogmatiſche Säze mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit gegen das theoretiſche. Den Hauptzwekk der Erlöſung ſezten ſie in die Verkündigung der göttlichen Gebote und waren ſo weſentlich pelagianiſch, denn die Kraft der Erfüllung wird von der Erlöſung getrennt. Hugo Grotius, einer der erſten Opfer dieſer Partei, ſchrieb, um den Verdacht des Socinianismus abzuwehren, gegen Socin eine defensio fidei catholicae de satisfactione Christi, doch gefiel die Darſtellung nicht. Dies arminianiſche Princip, frei ſich zu halten vom Anſehn der ſymboliſchen Bücher, weil dabei die exegetiſchen Forſchungen, die Freiheit der Hermeneutik nnd die ſpeculative Behandlung ſo außerordentlich gediehen, hat ſich durch den Einfluß der Werke des Episcopius und Hugo Grotius auf die ganze evangeliſche Kirche verbreitet, und ſo entſtand auch in der evangeliſchen Kirche in Deutſchland der allgemeine Wunſch, ſich von der Autorität der ſymboliſchen Bücher loszumachen. Dies äußerte ſich praktiſch durch Proteſtation einzelner Theologen.

In der katholiſchen Kirche war es natürlich, daß der Superſtition gegenüber ſich ein ſkeptiſches und frivoles Element ausbildete; je mehr man durch bloß äußerliche Dinge den Frieden mit der Kirche erhalten konnte, deſto leichter entfernte man ſich innerlich von ihr. So entſtand ein libertiniſtiſches und religionsſpötteriſches Weſen, welches ſich anfangs gegen den ſymboliſchen Buchſtaben und die ſcholaſtiſche Spizfindigkeit und Schwerfälligkeit wendete, und auf der andern Seite gegen das miraculöſe. Dies fand eben ſo ſehr ſeinen Ort urſprünglich in England als in Frankreich, es verbreitete ſich dann aber auch in Deutſchland, beſonders ſeit dem dreißigjährigen Kriege mit dem zunehmenden Einfluß der franzöſiſchen Literatur. Dies nun mit dem an ſich löblichen Beſtreben, die Freiheit der wiſſenſchaftlichen Theologie zu erhalten, zuſammengenommen, brachte das verkehrte Streben einer ungezügelten Aeußerung des Widerſpruchs gegen das Chriſtenthum in allen Ständen hervor, und daraus iſt dasjenige, was uns die Katholiken immer als gänzliche Auflöſung der Kirche vorgehalten haben, hervorgegangen, bald mehr zurükkgehalten, bald mehr ſich ausſprechend. Im einzelnen machte man wieder den ſymboliſchen Buchſtaben geltend, lähmte die Freiheit der Aeußerung, führte ſtrenge Cenſuren ein; doch iſt aus dieſer ganzen Entwikklung die Ueberzeugung entſtanden, daß ein ſymboliſcher Buchſtabe, allein gehandhabt, doch nicht dasjenige iſt, worin die evangeliſche Kirche ihre Haltung und ihren Widerſtand gegen alles irreligiöſe finden kann. Das ganze remonſtrantiſche Princip hat auf dieſe Weiſe in ganz Deutſchland ſtillſchweigend ſo überhand genommen, daß nicht mehr daran zu denken iſt, daß die Kirche durch einen ſymboliſchen Buchſtaben gefeſſelt werden könnte.

Deſto nothwendiger iſt es aber, daß nun in der Organiſation der Kirche ſelbſt eine immer größere Sicherheit des Beſtandes erſtrebt werde. So iſt denn die weitere Ausbildung des Lehrgebäudes und der ganzen theologiſchen Gelehrſamkeit auf dem Grund der philologiſchen Gelehrſamkeit und hiſtoriſchen Forſchung geſichert. Daß aber die Kirche doch zuſammengehalten werde und nicht ſo zerfalle wie in England und Amerika, daß uns dies nicht widerfahre und in wiefern wir Urſache haben bange dafür zu ſein, davor kann uns nur die weitere freie Entwikklung der Organiſation der Kirche ſelbſt ſchüzen. Uebrigens beſteht die evangeliſche Kirche troz dieſes Auseinanderfallens und Zuſammentretens zwar immer, wir können uns dem ſo gelaſſen aber nicht hingeben, weil die meiſten Verhältniſſe andere ſind. Die Richtung auf eine in ſich ſelbſt feſtere Organiſation der evangeliſchen Kirche ſeit dieſer Zeit iſt als das eigentlich gutmachende Element anzuſehn, indem ſie das gutmachen muß, was die Freiheit von einem ſymboliſchen Buchſtaben ſich zu entfernen verderben könnte.

Und ſo iſt es der eigentlich weſentliche Nuzen der Geſchichte, daß wir die verſchiedenen Elemente, die im Augenblikk vorhanden ſind, aus den früheren erklären. Dagegen iſt es ſehr gut, daß neben den großen auch ſolche kleine Religionsgeſellſchaften beſtehen, wie die ſogenannten Pietiſten und Herrnhuther, die ſich in der Lehre auch gar nicht von der proteſtantiſchen Kirche trennen, aber in der kirchlichen Disciplin und im eigenthümlichen Lehrtypus, der an keinen Buchſtaben gefeſſelt iſt, ſich unterſcheiden. Dies muß man auch als eine ſehr vortheilhafte und geſunde Bewegung anſehen, indem jede große Kirche immer in Gefahr iſt, in die Herrſchaft des Buchſtabens auszuarten und in Aeußerlichkeiten zu verſinken; wo es dann nöthig iſt, daß in ſolchen kleinen Societäten ſich immer das eigentlich chriſtliche Princip rein erhalte. Wir müſſen alſo in der Geſchichte den Werth ſolcher Erregungen ſchäzen lernen. Das nüzliche und weſentliche der Geſchichte iſt daher, diejenigen Momente, die durch die Geſchichte fortlaufen, bis jezt zu erkennen und in der Vergangenheit einen lebendigen Spiegel zu haben für die Gegenwart, in der man die Zukunft erblikken kann, um deſto beſſer auf ſie zu wirken.

Beilage A.

Einleitung
in
das Studium der Kirchengeſchichte,
angef. den 9. Mai 1806.

(Aus Schleiermachers eigenhändig geſchriebenem Manuſcript.)

Erſte Vorleſung.

Wer eine eigene Anſicht hat, will ſie auch, da ſie doch organiſch ſein und durch das ganze hindurchgehen muß, in dem Zweige mittheilen, den er nicht ſelbſt genauer bearbeiten kann. Solche Winke ſollen dieſe Vorleſungen ſein. Um aber der Kirchengeſchichte ihren rechten Plaz anzuweiſen, müſſen wir ſie erſt unter der Idee der Geſchichte überhaupt betrachten. Alle theologiſchen Wiſſenſchaften wurzeln ſo in einem andern Gebiet; ihre Einheit iſt nur die religiöſe Beziehung.

Die Geſchichte wird entweder als Sammlung von einzelnen Begebenheiten angeſehen. So iſt ſie keine *ἱστορία*, ſondern nur ein *χρονικόν*. Das Intereſſe kann nur das einer müßigen Neugierde ſein, zu wiſſen was geweſen iſt. Ihr Inhalt iſt alles, weil auch das kleinſte die Zeit erfüllt, und nichts, weil nichts beſtimmt ausgeſprochen werden kann. Für jeden Thäter läßt ſich auch ein anderer annehmen, und ſo auch für jede Veränderung in einem Moment eine andere. Ohne innere Einheit als bloß mannigfaltiges iſt die Anſicht des ſucceſſiven eben ſo fluctuirend als die des coexiſtirenden. Man hat nur Maſſe und kann nichts beſtimmtes unterſcheiden, und alſo auch nicht erkennen und darſtellen.

Die zweite Anſicht iſt die ſogenannte pragmatiſche, Erklärung des gegenwärtigen aus dem vergangenen, eigentlich pſychologiſche. Die Gegenwart läßt ſich aber nicht von der Vergangenheit trennen und ihr entgegenſezen; eben ſo wenig ein beſtimmtes in ihr ſelbſt abſondern. Was man willkührlich abſondert, hat dann ſeine Urſache nicht in einem gleichen einzeln entſprechenden, ſondern in einem Theile aller Einzelnheiten aus der nächſten Vergangenheit. Man hält ſich aber nur an Eine. Daher dieſer Anſicht eigen, das Beſtreben zu großen Begebenheiten kleine Urſachen aufzufinden, alſo das ganze Reſultat der Geſchichte für zufällig anzuſehen, weil man es nämlich in einem falſchen Sinn für nothwendig anſieht. Dies iſt auch natürlich, wenn alles aus einzelnen widerſtreitenden Kräften erklärt wird.

Zu dieſen Anſichten verhält ſich die wahre, wie ſich die organiſche Potenz zur mechaniſchen und chemiſchen verhält.

Die Geſchichte iſt alles das, was die Wiſſenſchaft enthält in der Zeit angeſchaut: alſo die Organiſation der Natur als ein werdendes, Naturgeſchichte; die Organiſation des Geiſtes als ein werdendes, Sittengeſchichte; die Identität von beiden als ein werdendes, Weltgeſchichte. Ihr Weſen iſt das Aufgehn der Zeit in der Idee. Alſo in ihr aller Gegenſaz zwiſchen Empirie und Speculation aufgehoben, und volle Beruhigung überall nur in der hiſtoriſchen Anſicht.

Zweite Vorleſung.

Die Geſchichtſchreibung muß ganz den Charakter der Kunſt an ſich tragen, ja auch die wiſſenſchaftliche Darſtellung hat ſich deſſen nur ſofern bemächtigt, als ſie der hiſtoriſchen Form nahe kommt. An der Chronik und an der pragmatiſchen Geſchichte kann dieſer Charakter nur ein erkünſteltes, äußerliches, angeklebtes ſein. Wie kann man alſo bange ſein (wie Joh. v. Müller ſcheint), daß bei der höheren Behandlung die Geſchichte der lebendigen Fülle entbehren und die Bewegungen des einzelnen nicht darſtellen werde? Dies ſcheint nur möglich zu ſein, wenn man die höhere Anſicht als eine ſpätere von der Philoſophie aus eingeſchlichene anſieht, die einen fremden Zweck unterſchiebt und alſo das Weſen verderben kann. Das iſt es nicht, ſondern auch hiſtoriſch angeſehen iſt die höhere Anſicht die urſprüngliche. Denn die Geſchichte ſtammt vom Epos ab und von der Mythologie, und dieſe gehen doch offenbar auf die Identität der Erſcheinung und der Idee. Wenn nun in dieſer gerade eine Fülle von eigenthümlichen Geſtalten angetroffen wird: warum ſoll die Geſchichte in derſelben Richtung ſie nicht geben? Auch läßt ſich ja das Werden des ganzen nicht darſtellen ohne Darſtellung des einzelnen, weil das ganze nur im einzelnen erſcheint, und es gehört gerade zur Form ſeines Weſens auch die Abwechſelung zwiſchen Verbreitetſein des innern Geiſtes in der ganzen Maſſe und ſtarkem Hervortreten deſſelben im einzelnen, welche wiederum nicht anders als in einzelnen Theilen kann gezeigt werden. Daher iſt es gerade das Amt der Geſchichte, den einzelnen unſterblich zu machen, ſowol indem ſie ihn heraushebt, als indem ſie ihn in der Maſſe begraben läßt. Alſo bekommt auch das einzelne erſt Haltung und beſtimmtes Daſein in der Geſchichte durch die höhere Behandlung. Wo dieſe ganz verloren wäre, müßte auch alles ganz unhiſtoriſch ſein und nur aufs Ohngefähr zuſammengereiht. Daher ſich denn ſo viel untergeordnete Abſichten der Geſchichtſchreibung bemächtigen. Allein ſie iſt doch von Zeit zu Zeit als Inſtinkt wenigſtens hervorgetreten, der aber freilich nicht durchgreifend auf jene innere Harmonie wirken kann, wenn er nicht in dem Erzähler und dem Publikum derſelbe iſt.

Der hiſtoriſche Trieb mußte mit der Mythologie anfangen, indem er ſeiner Urſprünglichkeit wegen in eine Zeit fiel, wo in den Begebenheiten die Einheit der Idee und der Erſcheinung als werdendes noch nicht zu finden war, alſo mit dem Hinneigen zur Poeſie. Sie muß reden, wo dieſe Identität ſich klar ausſpricht mit dem Hinneigen zur Philoſophie, welches aber wegen der Identität dieſer mit der Poeſie doch einen Cyclus bildet. Doch dies nur beiläufig, denn die Kirchengeſchichte ſelbſt hängt am loſeſten an jenem mythologiſchen Urſprung.

Dritte Vorleſung.

Wie wir uns nun die Idee der Geſchichte im allgemeinen klar zu machen geſucht: ſo muß daſſelbe auch überall von der Kirchengeſchichte gelten.

In der Geſchichte iſt eigentlich alles Eins und nur inſofern etwas abzuſondern, als man bei der Betrachtung eines Organismus ein Syſtem der Lebensaction von den übrigen abſondern kann. Denn ſo verhalten ſich die einzelnen organiſchen Theile der ethiſchen Conſtruction gegen einander. Die Kirche gehört unter dieſe, und zwar als eine dem Chriſtenthum eigenthümliche Formation, denn ſie iſt vorher nie beſonders herausgetreten, in ihm aber ganz beſtimmt, indem die Einheit der Kirche zuſammenhaltend geweſen iſt, als die Staaten ſich ſpalteten, und auch überall ihre Form unter ganz anderen Geſetzen herausgetreten iſt. In dieſer Beziehung gehörte die Kirchengeſchichte den theologiſchen Diſciplinen an; ſie mußte die eigentliche Vollendung derſelben ſein und die hiſtoriſche Anſicht ſich auch hier als die Einheit zwiſchen Speculation und Empirie bewähren.

Dieſe Einheit iſt ſehr zu wünſchen, der Zwieſpalt iſt ungeheuer. Unter den Laien verachten die ſpeculativen die Kirche und ziehen ſich aus der gemeinſamen äußern Darſtellung immer mehr weg, aus innerem religiöſen Leben zuweilen; und ebenſo verliert alles, was in der Kirche geſchieht, den ſpeculativen Gehalt. Im adminiſtrativen Wege muß dem eigentlichen gelehrten der empiriſche Zweck geringfügig vorkommen, und wiederum die ſich für das praktiſche am meiſten intereſſiren, wünſchen ſo viel als möglich die Speculation (Dogmatik) ganz los zu werden. Dabei verlieren beide zugleich ihre Haltung. Denn die theologiſche Gelehrſamkeit wird nur zuſammengehalten in Bezug auf die Kirche. Ebenſo, wenn es nur auf die allgemeine Cultur abgeſehen iſt, muß die Kirche ihren Endzweck bald partiell erreichen und in demſelben Maaß auch aufhören. Man ſieht, wie aus dieſem Zwieſpalt nicht herauszukommen iſt, wenn man nicht theils Lehre und Kirche als Eins auffaßt, welches ſowol in der höchſten Speculation als hiſtoriſch geſchehen kann, theils die gegenwärtige Zeit troz aller Armſeligkeit als Durchgangspunkt anſieht, welches nur hiſtoriſch geſchehen kann.

Vierte Vorleſung.

Sollen wir alſo jenen Endzweck erreichen: ſo muß die Kirchengeſchichte aus dem höhern Standpunkt der Geſchichte können behandelt werden. So angeſehen aber iſt die Geſchichte Eins, und es fragt ſich, Ob die Kirchengeſchichte wirklich ein organiſches eigenthümliches Element von jener iſt, das ſich alſo aus jener Idee, zwar unter Vorausſezung eines nothwendigen Zuſammenhangs, aber doch abgeſondert behandeln läßt? Hierbei kommt es darauf an, was die Kirche iſt.

Der empiriſche Begriff, daß ſie die Vereinigung der Chriſten zur Erhaltung der Religioſität iſt, zeigt nichts dergleichen. Die Religioſität ſelbſt erſcheint ſchon als etwas zufälliges, noch weniger begreift man, wie etwas ausdrücklich geſchehen kann, um ſie zu erhalten, und warum dies eine Vereinigung ſein müſſe. Hier kann alſo auch nur ein Chaos entſtehen, das erſte, wovon man ausgeht, enthält keine Regel des Verfahrens.

Das Gefühl, die eine Form, unter der ſich die Vernunft in dem organiſchen offenbart, durchbricht zufolge ſeiner Natur die Schranken der Perſönlichkeit, um ſich als Eins in Allen darzuſtellen, durch Bildung eines gemeinſamen Lebens. Dies iſt die Kirche. Jede Erregung wird eine gemeinſame, jeder einzelne verhält ſich im Empfinden und im Darſtellen als Organ des ganzen.

In der Kirche ſelbſt, auch wie ſie erſcheint, iſt nichts anderes gegeben als dies. Denn ihr oſtenſibles Thun iſt Erregung des Gefühls, in welchem ſich das Verhältniß des Menſchen zu Gott ausſpricht. Dies iſt aber die Totalität aller andern Verhältniſſe, und iſt auch wieder nichts anderes als dieſe Totalität. Jede Empfindung, die urſprünglich auf ein einzelnes Verhältniß ſich bezieht, iſt und wird dadurch fromm, daß dieſes in die Totalität aufgenommen iſt. Wie mittelbar und unmittelbar nun die einzelnen Facta mit dieſem höchſten Geſchäft in Verbindung ſtehen, dies giebt den Maaßſtab ihrer Wichtigkeit ab. In der Kirche iſt aber auch jene Idee ganz gegeben. Was wir im Gefühle noch außer Verbindung finden mit jener Totalität, das iſt eben das noch nicht aufgenommene aber aufzunehmende. Wie das Verhältniß gegen Gott als Totalität geſezt und alles einzelne in die allgemeine Beziehung gebracht wird, aber im Gegentheil einzelnes jenem entgegengeſtellt wird: das iſt das Maaß des poſitiv die Entwicklung in ſich enthaltenden und des negativ ſie ſtörenden, des zur Kirche wirklich gehörigen und des ſich nur fälſchlich an ſie anſchließenden.

Fünfte Vorleſung.

Die weſentlichen Elemente, woraus ſonach die Kirchengeſchichte beſtände, würden ſein, Die Anſchauung einmal der Einwohnung des Gefühls ſelbſt, und dann des gemeinſchaftlichen Lebens deſſelben. Bei dem erſten iſt nun zu ſehen zuerſt darauf, daß die individuelle Form der chriſtlichen Religioſität zuerſt nur in wenigen entſtand und von dieſen aus ſich fortpflanzte, oder die *äußere Ausbreitung der chriſtlichen Religioſität*. Ihr gegenüber ſteht eine *innere*, beruhend darauf, daß theils das vernünftige überhaupt in dem Menſchen ein werdendes iſt, alſo ſeine Thätigkeiten von vorn her nur unter der Gewalt des organiſchen ſtehen und ſich erſt allmählich das vernünftige ihrer bemächtiget. Ebenſo, daß bei den meiſten dem Chriſtenthum ſchon eine andere Form des religiöſen Sinnes voranging und alſo erſt allmählich eine Umgeſtaltung konnte vor ſich gehen. Dieſe innere Befeſtigung des Chriſtenthums zerfällt in zwei Seiten, eine *negative* oder *polemiſche*, nämlich auszuſcheiden, was noch aus der vorigen Epoche übrig war und vielleicht voreilig als ſchon aſſimilirt angeſehen wurde; dies iſt Läuterung; und dann in eine *poſitive*, die fortſchreitende Belebung ſelbſt.

Zweitens das gemeinſchaftliche und religiöſe Leben. Hierbei kommt in Betracht erſtlich die *Organiſation der Mittheilung*, wobei das wichtigſte iſt da oben erwähnte (S. chriſtliche Sittenlehre) zwiefache Verhältniß des einzelnen und ganzen gegeneinander. In wiefern der einzelne nur vom ganzen producirt iſt und nur ein Organ deſſelben, iſt die Idee des ganzen bewußtlos nur ein Inſtinkt in ihm. In wiefern er das ganze ſelbſt im *Werden* fördert durch ſeine Thätigkeit, muß der Geiſt des ganzen auf bewußte Art in ihm ſein, welches vollſtändig nur in der Durchdringung des Gefühls und der Anſchauung der Fall iſt; dies bildet das Verhältniß zwiſchen *Clerus* und *Laien*. Jene ſind die Seele, dieſe der Leib der Kirche. (Sie ſpannen ſich gegenſeitig, und die Intenſion kann doch in dem begeiſterten nicht anders ſein, als verhältnißmäßig zur Maſſe.)

Das *Gehalt des religiöſen Lebens* iſt nun abzunehmen aus der Reaction des Gefühls, wo das innere mit hervortretender Activität dem ganzen entgegentritt. Die Aeußerung des Gefühls iſt Kunſt im höchſten Sinn. Nur theilt ſie ſich in die eigentliche Kunſt, die mehr auf der phyſiſchen, und in die ſociale, die mehr auf der ethiſchen Seite liegt. Alſo *chriſtliche Kunſtgeſchichte* oder Geſchichte des Cultus und *chriſtliche Sittengeſchichte*. Dieſe beiden ſind das eigentliche Weſen, alles vorige iſt nur Vorbereitung.

Hier fehlt nun gänzlich, was gewöhnlich für das weſentlichſte gehalten wird, die *Dogmengeſchichte* und die *Geſchichte der politiſchen Verhältniſſe*. In welcher Beziehung ſteht beides zur Idee der Geſchichte?

Sechſte Vorleſung.

Was zuerſt die *politiſchen Verhältniſſe* der Kirche betrifft: ſo gehören ſie allerdings mit zur Geſchichte der Bildung ihrer äußern Organiſation. Allein dieſe iſt, inſofern ſie der Idee treu bleibt, gar nicht von der Art, mit dem Staat in Colliſion zu kommen, und es läßt ſich eine vollſtändige Entwikklung der Kirche denken, ohne durch dieſen Zwieſpalt hindurchzugehen. Er hat nur einen zwiefachen Grund, einmal in dem Mißverſtändniß des Staates, welcher bisher die Kirche, die ſich nun losmachen wollte, in ſich getragen hatte. Hier hat aber die Kirche, wenn ſie ſich treu bleibe (wie es auch unter den ſogenannten Verfolgungen geſchah), nur Geduld und Rechtsmittel entgegenzuſtellen; dann in dem dunkeln Gefühl des Staates, daß er doch auch ohne die Geſinnung nicht beſtehen könne und alſo ſuchen müſſe die Organiſation des Gefühls zu ſeinem Organ zu machen.

Und zwar iſt dieſes Beſtreben auch nur im Staat, in wiefern in ihm eine Differenz zwiſchen Idee und Erſcheinung iſt, denn ſonſt müßte ja die Harmonie zwiſchen Staat und Kirche wahrgenommen werden und ihm an dieſer genügen. Hierher ſind nun auch zu rechnen alle, die nur äußerlich zur Kirche gehören und ſich an die Spize derſelben zu ſtellen ſuchen, welche eigentlich von jeher Politiker waren. Intereſſant iſt alſo kirchenhiſtoriſch nicht der Ausgang des Kampfs und das abwechſelnde Siegen von Kirche und Staat, ſondern nur der Grad, in welchem die Kirche an dem Kampfe Theil nahm. In dem verwikkelten Theil muß man das Princip der Corruption ſuchen, in dem ſich freihaltenden die rein religiöſe Idee. Daß der Antheil an den einzelnen Begebenheiten ſo ſehr übertrieben wird, hat ſeinen Grund in dem vorherrſchenden politiſchen Charakter der Geſchichte. Für die politiſche Hiſtorie iſt dies alles intereſſant, in der Kirchengeſchichte hat es nur Gewicht zur Vernachläſſigung des wichtigeren.

Dieſe politiſche Tendenz hat ſelbſt auf das andere hervortretende Element, nämlich die Dogmengeſchichte, einen nachtheiligen Einfluß gehabt. Doch immer knüpfen ſich die politiſchen Kabalen an die Entwikklung einzelner Gegenſäze im Lehrbegriff an. Dies veranlaßt einen zwiefachen Irrthum; theils daß man das für das wichtigſte in der Dogmengeſchichte hält, was die meiſten äußeren Bewegungen hervorgebracht hat, theils daß man die ganze Entwikklung nur für etwas unwichtiges, für ein Product der politiſchen Kabalen ſelbſt hält. Daher muß das Studium des Syſtems dem der Geſchichte vorangehen. Dann ſieht man leicht, daß das weſentlichſte ganz ohne politiſche Bewegung abgegangen iſt (Auguſtin), und daß troz allem falſchen politiſchen Intereſſe doch nur das herrſchend blieb, was aus dem Weſen des Chriſtenthums hervorging, z. B. die athanaſianiſche Lehre. — Doch es iſt vor allem nöthig, die Bedeutung des Dogma zu trennen. Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht der Gegenſaz zwiſchen dem Chriſtenthum und den alten mythologiſchen Religionen, wo nur die abſtrahirte Mythologie dem Dogma gegenüberſteht.

Siebente Vorleſung.

In der neuern Zeit tritt die bildende Kunſt zurükk, Poeſie und Rhetorik vor. Die Maſſe will zum Erkennen hin, das Gefühl ſoll auch erkannt werden; der poetiſche und rhetoriſche Ausdrukk verwandelt ſich in einen dialektiſchen.

Die Religion kommt dadurch in das Gebiet der Sprache grade, wie ſie durch die Wiſſenſchaft beſtimmt iſt. Dieſe iſt auch ein werdendes. In der Wiſſenſchaft ſelbſt hat ſich durch Mißverſtand ein Zwieſpalt erzeugt; an dieſem muß die Bildung des Dogma Antheil nehmen. Daher ein eben ſolcher Streit zwiſchen Kirche und Wiſſenſchaft wie zwiſchen Kirche und Staat, wo gar keiner ſein ſollte. Die Kirche will durch die Formeln, welche die Reflexion über das Gefühl ausdrükken, die Wiſſenſchaft beſchränken. Die Wiſſenſchaft will der Kirche die Geſichtspunkte des Erkennens aufbringen, damit ſie ihre Formeln auf dieſe einrichten ſoll. Genährt wird der Streit dadurch, daß die activ adminiſtrirenden Glieder der Kirche zugleich Glieder der wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft ſind. Daher die Verwechſlung des zwiefachen Intereſſe. Die jedesmalige Lage dieſes Streites an ſich iſt eben ſo gleichgültig wie kaum politiſch; das wichtigſte iſt nur, daß man wiſſe, in wiefern ſich die Kirche jedesmal rein erhalten hat in dieſem Streite. Das Dogma iſt freilich unentbehrlich, aber nur das iſt wahre Entwicklung, wirklich dogmatiſche Einheit, dem auf dem Gebiet der Kunſt und der Sitte etwas beſtimmtes entſpricht. Alles andere iſt nur unter der Botmäßigkeit der Wiſſenſchaft erzeugt und unweſentlich. Das Intereſſe für die weitergehenden Formeln unter den Laien iſt immer größer geweſen bei den Proteſtanten als bei den Katholiken. Die Blüthe beider Corruptionen fällt zuſammen im 12ten bis 14ten Jahrhundert, höchſte Ausbildung der Hierarchie und der theologiſchen Dialektik.

Auch hier alſo entzieht ſich dem jetzigen Forſcher das weſentlichſte vor der Menge des zufälligen, ſo wie in den vorher aufgezählten Punkten. Um demohnerachtet zu finden, wie man zu einer hiſtoriſchen Anſchauung gelangen könne, müſſen wir über die Quellen der Kirchengeſchichte etwas ſprechen.

Achte Vorleſung.

Die meiſten Behandlungen der Kirchengeſchichte ſind entweder Chroniken oder pragmatiſch. Es geht dies ſchon aus dem Geiſt der nächſtvergangenen und gegenwärtigen Zeit hervor. Die letzte leitet zwar größtentheils irre. Es führt uns die Nothwendigkeit unmittelbar auf die Quellen zurück. Dies wäre aber auch der Fall, ſelbſt wenn es hiſtoriſche Darſtellungen gäbe. Denn hier iſt nun doch das Factum mit der Anſicht des darſtellenden Eins, und um zu erfahren, in wiefern der letzten zu trauen iſt, müſſen wir doch die Thatſache ſelbſt reden laſſen und zu den Quellen gehen.

Man meint oft wunderlich genug, alles alte ſei Quelle und nennt auf dieſe Art Geſchichtſchreiber ſelbſt als ſolche Quellen. Ganz falſch. Quelle iſt nur das, worin die Begebenheit ſelbſt ſpricht, ohne anderes Medium: Kunſt, Monumente, Sitten, Gebräuche. Wo dieſe abgehen, freilich Darſtellungen anderer, aber je unwillkührlicher deſto beſſer. Für das Dogma ſind die Streitigkeiten das Factum ſelbſt, die Rede gehört unmittelbar dazu.

Nicht jeder kann zu allen Quellen, und überhaupt würde die Geſchichte ſehr dürftig ſein, wenn man nur Quellen gebrauchen ſollte. Kritik muß lehren, die abgeleiteten Darſtellungen in Quellen zu verwandeln. Allein das kann ſie nicht, ohne Kenntniß der Quellen vorauszuſetzen. Wiederum, welche Quellen man vorzüglich zu wählen hat, kann man nur aus der Kenntniß der Verhältniſſe wiſſen, und dies weiſet wieder auf die abgeleiteten Darſtellungen zurück. Wie iſt beides zu vereinigen? Man wähle für die erſte allgemeine Ueberſicht eine abgeleitete Darſtellung, dieſe aber aus der neueſten Zeit, damit man an ihr ſelbſt Kritik üben kann, um durch das unvermeidliche Befangenſein des Schriftſtellers in irgend einem Gegenſatz nicht mit fortgeriſſen zu werden. So bilde man ſich Perioden. Denn die Geſchichte theilt ſich in ſolche organiſch ſich abſondernde Abſchnitte. Für jede Periode gehört ein eignes Quellenſtudium, denn eine kann die andere nicht erſetzen. Nothwendiger Takt, um hier das beſte zu wählen.

Neunte Vorleſung.

Charakteriſtik der wichtigſten Kirchenväter, auch in welchem Sinne die kirchenhiſtoriſchen Quellen ſind, die früheren und die ſpäteren.

Zehnte Vorleſung.

Von der ſcheinbaren Verbindung der Gelehrſamkeit und des religiöſen Zuſtandes mit der Superſtition. Was von der Maſſe allein ausgeht und in den gebildeten Widerſtand findet, iſt Verderbniß. Was aber von beiden gemeinſchaftlich ausgeht, wie Heiligen- und Reliquiendienſt, muß eine andere Bedeutung haben. Beſtreben nach realen Documenten und geheiligten Traditionen aus der erſten Zeit, worin ſich der hiſtoriſche Geiſt des Chriſtenthums vor ſeiner literariſchen Zeit offenbart.

Nothwendigkeit der politiſchen Geſchichte eines jeden Zeitraums.

Eilfte Vorleſung.

Nothwendigkeit der philoſophiſchen Geſchichte. Zumal beſonders zwei Punkte. Platonismus der Kirchenväter. Man muß das allgemeine Streben kennen, ſich auf die Philoſophie zu berufen. Die ſchwache Analogie für die Trinität konnte man eben ſo gut in der Stoa finden, aber dieſe war nur nicht mehr lebendig. Das rein temporäre philoſophiſche würde die Geſchichte ſchon wieder ausgeſtoßen haben. — Scholaſtik als wunderbares Gemiſch hoher Speculation und kleinlicher Sprachdialektik.

Beilage B.

Aphorismen zur Kirchengeſchichte.

(Zum Grunde liegend der Vorleſung im Winter 1821/22.)

Mit Sicherheit nur auf 100 Stunden zu rechnen. Davon 10 Stunden auf Einleitung und Urchriſtenthum, 10 Stunden auf die Zeit nach der Reformation, 10 Stunden auf die Reformationszeit ſelbſt, bleiben 70 Stunden für die Mittelmaſſe.

Erſte Periode iſt die der ökumeniſchen Kirchenverfaſſung; auf dieſe wollen wir 15 Stunden rechnen oder 20.

Zweite bis zur gänzlichen Trennung von Orient und Occident, höchſtens 15 Stunden.

Dritte die eigenthümlich occidentaliſche Entwicklung in der ſcholaſtiſchen Periode (25 Stunden).

Verfall und Vorbereitung auf die Reformation. 10 Stunden.

---

1. Verfolgung und Apologetik gehören zuſammen. Darin Rückgang auf die alte Sehnſucht bei Juden und Heiden. Als Ueberſpannung hieraus Gnoſtiker und Nazaräer. Gnoſtiker Grenzverwiſchung gegen das Heidenthum, Nazaräer gegen das Judenthum. (NB Grenze des Urchriſtenthums. Unterſchied in Paulus Art, ſich auf heidniſches zu berufen, und in Clemens. Paulus ſelbſt ſchon Keim des künftigen.)

---

2. Im Reliquien- und Heiligendienſt iſt der wahre Enthuſiasmus corrumpirt durch Aufnahme der Zauberei in die Religion. Sehnſucht nach Vergegenwärtigung der Wunder. Aus derſelben Quelle die Transſubſtantiation.

Urchriſtenthum.

3. Das geſchichtbildende Princip des Chriſtenthums zugleich idealiſch verbildend auf ſpeculative Weiſe im Paulus, auf fantaſtiſche in der Apokalypſe.

4. Die äußere Entwicklung iſt die Verbreitung, die Geſtaltung und das Verhältniß gegen den Staat. Die innere Entwicklung iſt die Begriffsbildung, die Sittenbildung und das Verhältniß gegen die Wiſſenſchaft.

5. Die äußere Verbreitung war oft nur eine Incruſtation des antichriſtlichen Sinnes. Sein poſitives Heraustreten am meiſten auf der realen Seite; die Polemik gegen ihn am meiſten auf der idealen. Polemik auf der realen Seite wurde Bilderſtürmerei und dergleichen. Das nationale Kunſtprincip tritt als Oppoſition auf und beſiegt die Bilderſtürmerei. Die chriſtliche Kunſt wird die Verklärung des ſo geretteten. Völlige Chriſtlichkeit in der vollkommnen Symboliſirung.

Erſte Stunde. Rechtfertigung über die Kürze. Allgemeine Darſtellung der Dogmengeſchichte und Kirchengeſchichte, letztere mit einſchließend Sittengeſchichte und theologiſche Geſchichte. Die Rechtfertigung beruht auf der Tendenz des mündlichen Unterrichts. Iſt er ein künftiges, umfaſſendes Werk: ſo iſt er mehr für die Lehrer als Hörer. Kritik der Behandlungsweiſe und der Quellen, Anleitung zur Methode der Unterſuchung. Reihe von Muſterdarſtellungen iſt auch nicht das, was ich will. Supplemente der gegebenen allgemeinen Darſtellung: Hervorheben des verbürgten iſt auch nicht mein Zweck, ſondern Hervorhebung der innern Seite, Darſtellung der handelnden Kräfte verſäumt und wo, da unchriſtlich oder antichriſtlich.

Zweite Stunde. Unchriſtlich, weil irreligiös, iſt, wenn alles große in Dogmen- und Verfaſſungsbildung als Corruption dargeſtellt wird; antichriſtlich iſt, wenn man als das gute, woran das böſe iſt, nur das allgemein moraliſche im Menſchenleben gelten läßt; denn das war ſchon unterwegs ohne Chriſtum. — Man ſieht daraus die Abhängigkeit der geſchichtlichen Anſicht vom eignen Glauben. Dieſer entgeht auch der nicht, welcher ſich den Glauben erſt aus der geſchichtlichen Anſicht bilden will, denn Sympathie und Antipathie wirken doch auf ihn. Alſo werden wir eine wahre Geſchichte nur haben, wenn das Chriſtenthum keinen äußern und innern Kampf mehr hat. Mein Glaubensbekenntniß iſt, Daß das Chriſtenthum mit Chriſto anfängt; keine Fortſetzung des Judenthums, kein gleichſtehendes mit heidniſchen Anfängen. Daraus folgt, daß eine neue Offenbarung alſo göttliches in Chriſto war; in vielerlei Formen zu denken: auch kann einer es vom menſchlichen nicht ſpecifiſch trennen, wenn er nur das Maximum, die Beſtimmung zu einer urſprünglichen Wirkſamkeit auf das ganze menſchliche Geſchlecht, annimmt. Denkt man ſich Chriſtum als einen bloßen Privatmann mit engen Abſichten: ſo entſteht die unchriſtliche Anſicht.

Hauptagens alſo iſt das Beſtreben, das göttliche in Chriſto ſich anzueignen und es auf andere zu verbreiten. Dies die conſtante Größe; alles andere die wechſelnden, nur das locale und temporäre beſtimmenden Coefficienten. Dieſes Agens aber im Zuſammenhang mit allen menſchlichen Motiven.

Dritte Stunde. Gegenwirkungen der beiden Hauptfunctionen. Der Verbreitungstrieb unterdrückt die Differenzen des intenſiven, und dieſer ſpaltet die Maſſe, welche jener vereinigen will. Daher Oſcillation a) von Einheit und Theilung, b) von gemeinſamem und individuellem.

Aus Mangel des intenſiven entſteht unbewußtes Zuſammenſein mit entgegengeſeztem. Daher Corruptionen theoretiſch und praktiſch. Aus Mangel des verbreitenden entſteht unfruchtbares in ſich brüten, Separatismus, Anachoretismus. — Verbreitungstrieb bei geringerer innerer Verarbeitung, wenn aber ſchon ein gemeinſames da iſt, was er verſchieben kann, kann ſo weit gehen, daß er nur ſcheint dem todten Buchſtaben eine Zauberkraft beizulegen. Alles rein innerlich unvollkommen alſo aus Mangel an Gleichgewicht der beiden Hauptrichtungen.

Anderes aus der Verbindung des chriſtlichen Princips mit den menſchlichen Functionen, die ihm zu Organen dienen; der intenſiven Richtung das Gefühl und die Speculation. Daraus Mannichfaltigkeit der Sitte und der Vorſtellungsweiſe. Gegenſeitiges Mißverſtehen des differenten; aber auch unbewußte Vermiſchung des unchriſtlichen mit dem chriſtlichen.

Kirchengeſchichte IV. Durch die organiſche Verbindung mit der Speculation kann auch, wenn unbewußt unchriſtliches darin iſt, wahrhaft unchriſtliches entſtehen Beides ſchwer zu unterſcheiden, und da die Bewußtloſigkeit dieſelbe iſt, welche häretiſches erzeugt und welche abweichendes für häretiſches mißverſteht: ſo geziemt der hiſtoriſchen Behandlung, welche überall die unmittelbare Geneſis vor Augen hat, die gleiche Milde gegen die Kezer und gegen die Kezermacher. Ganz verſchiedenes Princip der ſyſtematiſirenden Behandlungsweiſe; daher beide wol müſſen auseinandergehalten werden, wenngleich allerdings untergeordnet auch die Geſchichte auf das Syſtem zurükſehen und auch das Syſtem die geſchichtlichen Data berükſichtigen muß.

Ein paralleler Coefficient iſt das ſittliche Gefühl. Es iſt auch Organ, welches das chriſtliche Princip ſchon findet. Unbewußt unchriſtliches kann auch darin ſein und abweichendes kann für unchriſtlich gehalten werden. Daher die praktiſche Häreſie. Wenn dieſe beide nicht parallel gehen: ſo iſt das eine einzelne Zeiten und Gegenden charakteriſirende Einſeitigkeit.

Beides, Speculation und Gefühl, iſt aber auch vorhanden in den großen Formen der Volksthümlichkeit. Dieſe iſt modificirend für das Chriſtenthum und daher relativ trennend die Einheit der Kirche. Ebenſo ſucht aber auch das Chriſtenthum die trennende Function der Nationalität zu ſchwächen, und ſcheint daher auch ihre zuſammenhaltende aufzulöſen. Daher iſt hier aufgegeben eine nie ganz vollendete Verſtändigung. Daher die Widerſezlichkeit der Nationalität gegen die verbreitende Kraft des Chriſtenthums. Daher auch die Mißverſtändniſſe zwiſchen den chriſtlichen Völkern.

Fünfte Stunde. Die Nationalität iſt ein ſo großes Motiv, daß natürlich daher auch die größten Differenzen in der kirchlichen Entwicklung entſtehen, und man ſich bei der Ueberſicht der Geſchichte daran vorzüglich halten muß.

Der heilige Geiſt als Gemeingeiſt kann ſich aber alle Functionen nur anbilden, wenn er ſich die Perſönlichkeit anbildet. Die einzelnen ſind ſeine Organe, allein der Einfluß der einzelnen wird überſchäzt oder falſch berechnet.

Chriſtus war der einzelne, von dem der Gemeingeiſt ausging. Das Ziel ſoll ſein πάντες διδακτοὶ θεοῦ, alſo Ende aller Auszeichnung. Daher muß ſie auch abnehmen: Apoſtel, Kirchenväter, Zeugen, Reformatoren. Ausgezeichnete müſſen wiederkehren in allen Entwicklungsknoten, aber dieſe müſſen ſeltner werden und die Maſſe muß ſich ſchneller à la hauteur heben. Das Heben der Maſſe erkennt man am beſten in der ruhigſten Zeit. Fortgeſeztes Heben der rohen Völker zur Gleichheit mit den geſchichtlichen; eben ſo der niedern Stände zur Bildungsſtufe der höheren, und durch die allgemeine eigne Benuzung der Schrift Erhebung der Laien zur Gleichheit mit dem Clerus.

Aber aller Einfluß des einzelnen beruht nur auf der Gewalt des Gemeingeiſtes in ihm. Man glaubt aber auch, Fehler und Leidenſchaften haben einen ſolchen; allein wäre die Maſſe richtig fühlend: ſo würden ſie daran zerſchellen. Dieſe Einflüſſe ſind alſo nur der Thermometer für die Unvollkommenheit der Maſſe, gar nicht einmal für die Kraft des Verderbens in den einzelnen, von denen der Impuls ausgeht.

Princip der Eintheilung.

Sechſte bis achte Stunde. Was charakteriſtiſch iſt für die Ausbildung und den Wechſel der Motive, wird aufgenommen; alles andere iſt einzeln und zufällig und hat mehr bloß literariſchen Werth, bleibt eher weg.

Abſchnitte müſſen gemacht werden, weil ſich ſonſt alles verwirrt. Man mag nun die Zweige trennen, dann ſind Abſchnitte nothwendig, um das Getrennte im Zuſammenhange zu ſehen; oder man mag fortlaufend wählen, dann ſind ſie nothwendig, um von einem ſolchen Punkte aus das Zuſammengehörige dem Gegenſtande nach zu überſchauen. Abſchnittspunkte aber ſind ſchwer zu beſtimmen. Die mechaniſche Methode nach Jahrhunderten, nach denen ſich die Geſchichte nicht richtet, hat man bald verlaſſen; aber nicht genug beachtet, daß vermöge deſſelben Grundes an feſte Punkte wenig zu denken iſt. Denn ein rechter Abſchnitt muß es in mehrerer Hinſicht ſein, und da tritt nicht alles in einen Punkt zuſammen, und die Epochen ſind zum Theil ſelbſt wieder kleine Zeiträume (z. B. Reformation). Um ſie zu finden, muß man den gegenwärtigen Zuſtand in ſeinen Hauptmomenten und Gegenſätzen unter ſich und mit dem Anfang vergleichen. Was dieſe hervorgebracht, ſind die Hauptpunkte.

Politiſcher und ſpeculativer Gegenſatz zwiſchen Abendland und Morgenland. Griechiſche Kirche in jener Hinſicht mehr zum Abend-, in dieſer mehr zum Morgenland. Im Abendlande wird auch die katholiſche Kirche nur ſpeculativ regſam erhalten durch das Verhältniß zum Proteſtantismus. Der Cultus entſpricht allen dieſen Abſtufungen genau. — Hauptgegenſatz gegen den Anfang iſt der politiſche Zuſtand des Abendlandes, und der läßt ſich am leichteſten fixiren durch Conſtantin. Quelle des Gegenſatzes zwiſchen Abend- und Morgenland iſt die Conſolidirung des erſtern unter Carl dem großen. Rettung gegen den allgemeinen Tod der Gedanken iſt Reformation. Daß zwiſchen dieſen Abſchnitten eigenthümliches enthalten iſt, lehrt eine kurze Charakteriſtik.

Allgemeine Charakteriſtik.

Erſte Periode. Innerlich kommt das Chriſtenthum zum Bewußtſein eines Gegenſatzes gegen Judenthum und Heidenthum und überwindet ihn; denn ſolche Grenzausweichungen kommen ſpäter nicht mehr vor. Ebenſo der äußere Gegenſatz. Verfolgung und Apologeten gehören zuſammen.

Zweite Periode. Poſitive Richtung nach innerer Dogmenbildung concentrirt in Lehre von Chriſto und von der Gnade. Poſitive Richtung nach äußerer Bekehrung der fränkiſchen und barbariſchen Völkergeſtaltung nach ionen. Schon angefangene Schule. Eingang helleniſcher Gelehrſamkeit, weiter angewendet durch Kirchenväter. Wachſende Ariſtokratie durch Uebergewicht an wiſſenſchaftlicher Autorität, Jeruſalem, Antiochia, Alexandria; durch politiſche, alſo aus falſchem Motiv, Rom und Conſtantinopel. Daher auch Form der Dogmenbildung auf Concilien. Das Häretiſche ausgeſchieden in die Grenzvölker. Beide Richtungen verfallen wieder. Muhamedaner gefährden die äußere Sicherheit in Oſten und Weſten. Dogmatiſche Beſchäftigung war bloße Repetition. Herrſchaft der Gebräuche, um das Chriſtenthum unter den jungen Völkern feſtzuſtellen. Anfang und zunehmende Trennung des Morgenlandes.

Dritte Periode. Neue Sicherſtellung durch Carls Reich. Damit auch Anfang des Papſtthums. Zwei Hauptmomente, Papſtthum und Scholaſtik. Erſteres monarchiſche Neigung aus dem Gefühl des großen Gemeinweſens entſtanden, im Kampf gegen den alten Ariſtokratismus und gegen die weltliche Gewalt mit Oſcillation zuerſt zu ſeinem Vortheil und dann zu ſeinem Verfall. Scholaſtik neue Formation der ſpeculativen Richtung aus den carolingiſchen Schulen entſtanden oſcillirend im Kampf mit der clerikaliſchen Autorität und dem ſymboliſchen Buchſtaben. Beide Tendenzen verfallend am Ende. — Indem die Trennung der Maſſe von der Schulbildung zunimmt, nimmt auch die Gewalt des äußerlichen zu. Daher die Nothwendigkeit einer Reform, deren Tendenz vornehmlich iſt, Maſſe und Geiſt mehr in einander zu bilden. Beides, Papſtthum und Scholaſtik, rein abendländiſch; im Morgenlande gänzliche Unbeweglichkeit.

Vierte Periode. Reform mit bedingt durch die Ausſicht, mit neuen Mitteln die Gegenwart an das Urchriſtenthum zu binden. Verbreitung der Schriftkenntniß unter das Volk war zugleich ein die Trennung zwiſchen Volk und Schule minderndes Verpflanzen eines geſchichtlichen Bewußtſeins in das Volk. — Die Nothwendigkeit eines Cultus in der Mutterſprache war mehr für die germaniſchen Völker als für die romaniſchen. — Uebel dabei, auf der einen Seite Ueberſchlagen in Unterordnung unter den Staat, um alle falſche politiſche Tendenz deſto ſicherer zu verbannen, auf der andern, weil das Bedürfniß der äußern Einheit nicht gefühlt wurde. Neigung zum zerfallen. Einige ſehen den Gegenſaz an als erſchlaffend, andere als ſteigend. Für lezteres, daß man natürlich anfangs noch manches unverändert aufgenommen, was hätte umgebildet werden ſollen; daß noch mehr Wirkungen auf die katholiſche Kirche und durch ſie vielleicht auf die morgenländiſche müſſen hervorgebracht werden, und daß dieſe nur unter der Form des Gegenſazes möglich ſind.

Namen- und Sachregiſter.

A.

Aachener Synode 386.
Abälard 493.
Abbo von Fleury 435.
Abendmahl 57.
— der Kinder 182.
Abendmahlsſtreitigkeiten 399.
Abgarus Briefwechſel mit Chriſto 70.
Ablaßweſen 524.
Acacius 236. 329.
Adalbert von Bremen 397. 449.
— aus Franken 369.
— von Prag 430.
Adam 54.
Adelheid von Blois 462.
Adoptianiſcher Streit 381.
Aeneas von Gaza 352.
— von Paris 418 f.
Aërius 255.
Aëtius 245.
Agapen 57.
Agapetus von Rom 331.
Agobard von Lyon 393.
Agricola 604.
Ἀκέφαλοι 330.
Akoluthen 193.
Alanus de Insulis 527.
Albanenſer 512.
Alberich 428.
Albertus M. 537.
Albigenſer 511 f.
Albrecht von Mainz 572.
Alcuin 377 f.
Alexander von Alexandrien 209 f.
— von Byzanz 214.
— ab Hales 527.
— von Hierapolis 321.
Alexander II. 449. III. 489. VI. Borgia 570.
Alexandria 69.
Alexandriniſche Schule 159. 186.
— Synode 258.
Alexius Comnenus 482.
Amalarius von Metz 400.
Amerika 619.
Ambroſius von Mailand 256 f.
Amphilochius 423.
Amsdorf 605.
Amulo von Lyon 411.
Anabaptiſten 609.
Anno 431.
Anaclet II. 486.
Anaſtaſius 309. 317. 372.
Andreas (Apoſtel) 74 Anm.
Andreas von Samoſata 320.
Anianus 365.
Anſelmus von Canterbury 468 f. 470.
— von Laon 494.
Anſgarius 397.
Anthropomorphiſten 307.
Antinomiſtiſcher Streit 604.

Antiochia 65.
Antiocheniſche Synode 231. 239.
Antitrinitarier 610.
Apokryphen 91.
Apollinaris von Hierapolis 102. 137.
— von Laodicea 254.
Apollinariſten 254.
Apollo 64 f.
Apologien 92. 99.
Apologia Confessionis August. 591.
— doctrinae et rituum 600.
Arauſio (Concil) 341.
Archidiaconi 193.
Aretinus 564.
Arianer 610.
Arianiſcher Streit 208 f.
Aribo von Mainz 445.
Arles (Synode zu) 192. 237.
Arminius 619.
Arndt 617.
Arnobius 233.
Arnold von Brescia 497.
Arnold, Patriarch v. Jeruſalem 483.
Arnulph 435.
Arrian 101.
Artemoniten 152.
Articuli Smalcaldici 595.
Athanaſius von Alexandrien 218. 228. 235 f. 238.
Athanaſius von Antiochien 353.
Athelmann 440.
Athenagoras 132.
Attigny (Synode) 453.
Audeus 255.
Auferſtehungslehre 78.
Augsburger Confeſſion 596.
— Reichstag 596.
Auguſtinus 256. 290. 370.
— von Canterbury 351.
Autun (Synode) 461.
Auxentius 258.
Avisamenta Basileensia 565.

B.

Babylon 70.
Bari (Synode) 462.
Barnabas 63 f.
Barthold von Lyon 509.
Baſel (Concil) 561 f.
Baſilides 113.
Baſilius (der Bogomile) 482.
— von Ancyra 239. 260.
— von Cäſarea 255.
Beda Venerabilis 366.
Beguinen und Begharden 511.
Bekehrungsarten 76.
Benedictus Levita 398.
Benedict von Nurſia 346.
Benedict V. 429. VI. 433. VII. 434. XIII. 550.
Berengar 440.
Bernhard von Clairvaux 499.
Beryllus von Boſtra 157.
Beſſarion 564.
Bettelmönche 522.
Bilderſtreit 371. 391. 416.
Böhme 618.
Böhmiſche Brüder 599 f.
Boemund von Tarent 481.
Boethius 352.
Bogomilen 482. 511.
Boleslaus der fromme 430.
— der grauſame 430.
Bonaventura 538.
Bonifacius VII. 433. VIII. 534. IX. 550.
Borzwoi 429.
Briefe (apoſtoliſche) 88.
Bruno von Angers 441.
— von Cöln 432.
— von Rheims 508.
Brüder (die 4 langen) 309.
Bucer 592 f. 598.
Bugenhagen 584. 598.
Bulgaren 416. 511.
Burdigala (Synode) 273.
Byzanz (Synode) 215.

C.

Caesar Augusta (Synode) 273.
Cäcilian 191.
Calixt in Helmſtädt 616.

Calixtus II. 464. 485. III. 491.
Calixtiner 566.
Calov 616.
Calvin 594 f.
Candidian 320.
Canon des N. T. 118. 130. 171.
Canones des Petrus von Alexandrien 188.
Canoniſation 434.
Capito 578. 592.
Cardinäle 447.
Carl V. 581 f.
Carlſtadt 580 f.
Carmeliter 509.
Carpocrates 120.
Carthäuſer 508.
Carthago (Synode) 278. 293. 298 f.
Caſſian 338.
Caſſiodorus 351.
Catechismus Heidelbergensis 611.
— Racoviensis 599.
— Romanus 613.
Catharer 511.
Catharina von Siena 569.
Celſus 102.
Centralgemeinden 68.
Cerdo 107 f. 124. 132.
Cerinth 103. 118.
Chalcedon (Synode) 326.
Charfreitag 141.
Chierſy (Synode) 407. 411.
Chiliasmus 78. 104.
Χωρεπίσκοποι 194.
Chriſtophorus 426.
Chryſoſtomus 305. 309 f.
Circularſchreiben (encykliſche) 89.
Ciſtercienſer 507.
Clarendon 410.
Clariſſinnen 510.
Claſſification der Ketzer 262 f.
Claudianus Mamertus 352.
Claudius Judenverfolgung 97.
— von Turin 393.
Clemens, B. von Rom 69. 93 f.
— aus Irland 369.
Clemens Alexandrinus 159 f.
Clemens II. 450. III. 458 f.
Clermont (Synode) 461. 480.
Cöleſtinus von Rom 317. II. 486.
Cöleſtius Scotus 292 f.
Cöleſtinerorden 534.
Cölibat 234. 460.
Columbanus 347.
Concordia Vitebergensis 593.
Concordienbuch 608.
Concordienformel 608.
Conclave 533.
Confessio Anglica 606.
— Belgica 611.
— orthodoxa eccl. Tigur. 595.
Confessio Sigismundi 611.
— tetrapolitana 592.
Conformiſten 598.
Congregatio de interpr. Conc. Trident. 613.
Conrad von Marburg 515.
Consensus Genevensis 603.
— Sendomiriensis 601.
Conſtans 234. Conſtans II. 359.
Conſtantia 236.
Conſtantinopel (Concil) 260. 333. 361. 393. 417.
Conſtantinus M. 196 f. 222 f.
Conſtantius 235.
Contraremonſtranten 618.
Cornelius 63. 177.
Coſtnitz (Concil) 552 f.
Crescentius 435.
Cultus 12.
Cyprianus 178.
Cyrillus, Apoſtel der Slaven 398.
— von Alexandrien 317.
Cyrus von Phaſis 354.
Czenger (Synode) 601.

D.

Dagobert von Jeruſalem 483.
Damaſus von Rom 261.
Damiani 448 f.

Decius 145.
Decretalen des Iſidorus 395.
Demetrius 292.
Demetrius von Alexandrien 163.
Deutſcher Ritterorden 509.
διάκονος 59 f.
διδάσκαλος 64.
Didymus von Alexandrien 288.
Differenzen der Lehre 70.
Diodorus von Tarſus 244. 313.
Dionyſius von Alexandrien 173.
— Areopagita 393.
— (des) Zeitrechnung 352.
— von Corinth 95.
Dioscurus 325.
Dioſpolis (Synode) 294. 298. 306.
Dithmar von Merſeburg 433.
Doketismus 78.
Dominicaner 510.
Domitian 97.
Domnus von Antiochia 324.
— von Rom 360. ff. 434.
Donatiſtiſcher Streit 190 f. 275.
Dortrechter Synode 619.
Doſitheus 61 Note. 73. 82 f.
Dreikapitelſtreit 332.
Duns Scotus 385. 544.
Dunſtan 422.

E.

Ebion 105.
Ebionitismus 79. 105.
Eck 588. 603.
Edict des Gallienus 143.
Egbert von York 380.
Ehe (zweite) 137.
— (der Geiſtlichen) 189.
Eleuſius von Cyzicus 261.
Eleutherus von Rom 139.
Elias 54.
Elipandus von Toledo 391.
Enkratiten 133.
Ennodius von Ticinum 341.
Epheſus (Synoden) 320. 326. 331.
Epiphanius 106. 120. 307 f.
Epiſkopat 131.
Episcopius 620.
Erasmus 575. 582.
Eremitenleben 146. 206.
Erichſon 596.
Eſſäer 53.
εὐαγγέλιον καθ' Ἑβραίους 80.
— Petri 80. 118.
— Thomä 281.
— *κατὰ Βασιλείδην* 117.
— *aeternum* 522.
— *infantiae* 103.
εὐαγγελισταί 64.
Eudoxia 310. 328.
Eugenius von Rom 360. ff. 408.
Eulogius von Cäſarea 298.
Eunomius 245 f.
Euſebius von Cäſarea 49. 222. 235. 307.
Euſebius von Dorylãum 324.
— von Emeſa 236.
— von Nicomedien 214. 218. 221. 236.
Euſtathius v. Antiochia 216 f. 228.
— v. Sebaſte 255.
Eutropius 313.
Eutychianiſcher Streit 323.
Euzoius von Antiochia 249.
Evangelien 89.
Exarchat 378.
Exorcismus 193. 300 Anm.

F.

Faber (Jacob) 576.
— (Joh.) 580.
Fabian 177.
Facundus von Hermiane 332.
Farel 581. 594.
Faſten 135.
Fatum 303.
Fauſtus 280 f. 291. 340.
Feliciſſimus 178.
Felix von Rom 330.
— von Urgel 391.
Ferrara (Concil) 563.

Feſt der unbefleckten Empfängniß 632.
Firmelung 63.
Firmius (Julius) 233.
Flacius 606.
Flagellanten 511.
Flavian 324.
Florenz (Concil) 563.
Florus 411.
Formoſus 425.
Fortunatus 291.
Forum Julii (Synode) 386.
Frankfurter Synode 377 f. 383.
Franciscaner 509.
Franciscus von Aſſiſi 509.
Friedrich (Cardinal) 439.
— von Monte Caſſino 447.
— von Sachſen 583.
— III. von der Pfalz 611.
Frohnleichnamsfeſt 532. 545.
Fulbert von Chartres 436.
Fulgentius Ferrandus 331.
— von Ruſpe 331. 338.

G.

Gajus 132. 172.
Gallus (Cäſar) 249.
Gallus (Schüler des Columban) 365.
Gangra (Synode) 255.
Gelaſius von Rom 330. 341. II. 464. 484.
Gemeindedienſt 56.
Gemiſtius Pletho 564.
Genf 602.
Gennadius von Marſeille 341. 352.
Gentilly (Synode) 379. 386.
Georgius Syncellus 378.
Germanus 372.
Gerſon 550 f.
Gervaſius 259.
Geſetze gegen die Chriſten 257.
Gilbert von Poitiers (Porretanus) 493. 498.
Glaucias 113.
γλώσσαις λαλεῖν 62 Anm.
Gnomiſche Lehrweiſe 75.
Gnoſticismus 82. 106. 126.
Gomarus 619.
Gottfried von Bouillon 461.
Gottſchalk 406.
Gregor von Nazianz 255.
— von Nyſſa 255. 356.
— von Syracus 414.
— Thaumaturgus 175.
— Turonenſis 352.
Gregor I. 347. IV. 395. V. 434. VII. 451 f. VIII. 464. 485. IX. 521.
Gregorianer 414.
Grotius 620.
Gütergemeinſchaft 56.
Guibert von Nogent 525.
Guido 514.
Guitmund 444 Anm.

H.

Hadrian, Kaiſer 99.
Hadrian II., Biſchof von Rom 417. IV. 488.
Häretiker klaſſificirt 263.
Händeauflegung 62.
Hanno von Cöln 449.
Hariger 437.
Hatto von Mainz 453.
Hegeſippus 73. 95. 129.
Heinrich von Bruis 486.
— von Heſſen 549.
— IV. Kaiſer 454 f. 461. 480. V. 462. VII. 546.
Heinrich I. v. England 462. II. 490. VIII. 598.
Heilige 101.
Heinſius 619.
Helena 82.
Helladius von Tarſus 321.
Henoch 54.
Heraclius ἔκθεσις 356.
Heracleon 128.
Hermae liber 93 nota. 172.
Hermannus contractus 433.
Hermann von Metz 456.
Hero, Biſchof 298.

Herodes 56.
Herodianer 55.
Herrnhuther 622.
Heſychius 188.
Hieronymus St. 256. 270. 297. 307. 314.
Hieronymus von Prag 557.
— Savonarola 570.
Hilarion 307.
Hilarius Pictavienſis 238 f. 258.
Hildebert von Mans 478.
Hildebrand (Gregor VII.) 442.
Hinkmar von Rheims 396. 403 f.
Hippo (Concil) 276.
Hippolytus 154.
Honorius von Autun 506.
Hoogſtraten 575. 580.
Hormisdas, Biſchof von Rom 331.
Hoſius, Biſchof 216 f. 235.
Hugo von Vermandois 428. 481.
— von Lyon 459.
— von Rouen 492.
— von St. Victor 506.
— de St. Caro 545.
Humbert 438.
Huß 554.
Huſſiten 560.
Hutten 515.
Hymnen (chriſtl.) 57.

J.

Jacobus, Apoſtel 56. 73.
Ibas von Edeſſa 322 f.
Jeruſalem (Concil) 66.
Jeruſalemiſche Gemeinde 54.
Jeſuiten 597 f. 614.
Ignatianer 414.
Ignatius Antiochenus 72 Anm. 94 414.
Ignatius Conſtantinopolitanus 414.
Ildefons von Toledo 377 Anm.
Independenten 599.
Innocenz, R. B. 297. II. 466. III. 519. IV. 521.
Inquiſition 514.
Inſtitute (chriſtl.) 130.
Interim 604.
Johann von Jeruſalem 297. 308.
— von Antiochia 320.
— Maxentius 331.
— Philoponus 336.
— P. von Conſtantinopel 363.
— Damascenus 373.
— von Trani 438.
— von Salisbury 527.
— von Jandun 547.
— von Varennes 549.
— Weſſel 562.
Johannes, Apoſtel 73 f.
— R. B. 330. IV. 367. VIII. 419 f. IX. 420. X. 427 f. XI. 427 f. XII. 427 f. XIII. 429. XIV. 434. XV. 434. XVI. 434. XXII. 547. XXIII. 552 f.
Johanniter 484.
Jonas von Orleans 392 f.
Jornandes 352.
Jovianus 255. 276.
Jovinianus 271. 590.
Irenäus 142 f.
Iſidorus Hiſpalenſis 367. 377.
— Presbyter 309.
Jubeljahr 525.
Judenbekehrung 367.
Judenthum 53.
Julianus Apoſtata 249 f.
— von Eclanum 299.
Julius Africanus 173.
— Firmicus 233.
— von Rom 237. II. 571.
Jungfrauen (Gott geweihte) 190.
Juſtinus, Kaiſer 330.
— Martyr 96. 102. 129.
Juſtinian I. 330.

K.

Kabbala 54.
Katechumenenſchulen 130.
Katholicismus (der erſte Keim des) 108.

Ketzerforſcher 515.
Ketzertaufe 179. 192.
Ketzerverbrennung (die erſte) 515.
Kindertaufe 148. 179 f.
Kirchenbuße 394.
Kirchweihe 350.
Klerus 35. 131 f.
Knox 599.
Kreuzeszeichen bei den Montaniſten 148.
Kreuzzüge 480. 516 f.
Krone (dreifache) 549.
Kryptocalvinismus 607.
Kutenberger Verſammlung 566.

L.

Lactantius 233.
Laien vom Clerus zuerſt geſchieden 131.
Lanfranc 440.
Laodicea (Concil) 253.
Lapsi 101.
Lateiniſches Kaiſerthum 517.
Laurentius Valla 564. 580.
Lazarus (galliſcher Biſchof) 298.
Lectoren 193.
Leipziger Diſputation 580.
Leo V. Kaiſer 375. 391.
Leo von Achrida 438.
Leo, B. von Rom 325. 343. 387. 426 f. X. 571.
Leptinä (Synode) 350.
Leutherich von Sens 436.
Libanius 257. 313.
Liberius 248.
Libertiner 60.
Lichtmeß 350.
Linus, B. von Rom 69. 93.
Loretto (heilige Frau und Haus) 534.
Lucian von Antiochia 188.
Lucilla 191.
Ludmilla 430.
Ludwig de Dieu 619.
Luitprand von Paris 432.
Luther 576 f.
Lyoner Kirchenverſammlung 533.

M.

Macarius 306. 308.
Macedonianer 258.
Macedonius 238. 260.
Märtyrer (Feier des Andenkens der) 203.
Mahle (gemeinſchaftliche) 56.
Major 605.
Majorinus 191.
Mailand (Synode) 240.
Mammäa 196.
Manichäismus 279 f.
Mantua (Concil) 595.
Marburger Geſpräch 587.
Marc Aurel 99. 101.
Marcellus von Ancyra 229.
Marcion 107. 109. 118. 132.
Marcus I. von Rom 359.
— von Alexandria 69.
Maria 271. 305 Anm. Mariä Himmelfahrt 525.
Marius Mercator 338.
Marinus von Rom 425.
Marozia 428 f.
Marſilius de Raymundis 547.
Martin von Tours 274.
Matthias, Apoſtel 67. 114.
Maximilla 134.
Maximin 145.
Maximinianiſche Spaltung 277.
Maximus, Abt 357.
Melanchthon 578 f. 605.
Meletianiſcher Streit 181. 222 f.
Melito von Sardes 99. 118.
Memnon von Epheſus 320.
Menander 92 f.
Mennas 332.
Menno Simonis 609.
Menſurius von Carthago 191.
[illegible] ſt. *[illegible]* 104.
Meſſalianer 255.
Methodiſten 618.
Methodius 307.
Methodius, Gegner des Origenes 187.

Methodius, der Belehrer der Slaven 398. 430.
Metrophanes 564.
Metropolen 68.
Metropolitanſyſtem 193.
Michael Cerularius 438.
Mileve (Synode) 298.
Mönchsweſen 233. 271. 345.
Monarchia ecclesiastica Siciliae 461.
Monophyſiten 329 f.
Monotheleten 353 f.
Montanus 134 f.
Montaniſten 134 f. 147 f.
Moriz von Sachſen 614.
Moſes 54.
Münſterſche Unruhen 609.
Myſticismus 617.

N.

Natalius (Confeſſor) 15.
Nazaräer 80.
Nemeſius 269.
Nepotianiſcher Streit 176 f.
Nero 71. 96 f.
Neſtorianer 323.
Neſtorianiſcher Streit 316.
Neſtorius 316.
Nicäniſches Concil, 1ſtes 49. 217. 2tes 375. — Symbolum 220.
Nicephorus 378. 391.
Nicetas von Studium 439.
Nicolaus I. 415 f. II. 442.
Nicolaus de Cuſa 568.
Nicolſen 598.
Niobiten 336.
Noëtus von Smyrna 154.
Nominalismus 466.
Nonconformiſten 599.
Norbert (der heilige) 509.
Novatus 178.
Novatianiſcher Streit 176. 222.
Novum testamentum 52. 88.
Nürnberger Reichstag 586.
Nuntien (päpſtliche) 613.

O.

Obotriten 516.
Ochini 572. 598.
Odo von Canterbury 406.
Oekolampadius 578.
Ohrenbeichte 182. 543.
Olav Tryggvaſon 431.
Olga 431.
Ophiten 124.
Optatus 275.
Ordalien 408.
Orebro (Synode) 596.
Origenes 159 f. 187.
Origeniſtiſche Streitigkeiten 306 f.
Oroſius 273.
Oſiander 606.
Oſter-Feſt und Streit 140 f. 203. 223.
Otto von Bamberg 516.
— von Conſtanz 460.
— von Freyſingen 498.
— von Oſtia 458.

P.

Pachomius 233.
Pagani 257.
Pamphilus von Cäſarea 186.
Pantänus 130 f. 159 f.
Papias 119.
Papſtwahl (Neues Geſetz über die) 491.
Paris (Synode) 258. 392.
Paſchalis II. 462. III. 490.
Paſchaſius Radbertus 401 f.
Patriarchate 261.
Patricius 347.
Paulicianer 365.
Paulinus von Aquileja 383 f.
— von Tyrus 215.
Paulus, Apoſtel 71. 74. 81.
— von Armenien 363.
— von Conſtantinopel 288.
— Diaconus 380. 388.
— von Samoſata 183 f.

Pavia (Synode) 455. 489. 560.
Pelagianiſcher Streit 338.
Pelagius 292 f.
Petrus, Apoſtel 56. 69 f.
— von Alexandrien 181. 261.
— von Amalfi 439.
— Chryſologus 325.
— Mongus 329.
— von Conſtantinopel 360.
— Piſanus 380.
— von Antiochia 439.
— von Amiens 480.
— von Bruis 486.
— Lombardus 493. 502 f.
— von Poitiers 504 f.
— Caſtelnau 514.
— de Clemangis 552.
— Alciatus 599.
— Martyr 579. 594. 598.
Philipp von Heſſen 587.
Philippopelis (Synode) 240.
Philippus, Apoſtel 61. 68.
— Arabs 196.
Philoſtorgius 235. 270.
Photinus von Sirmium 244.
Photius 414 f. 421 f.
Piacenza (Concil) 480.
Picus von Mirandola 573.
Piĕrius 186. 307.
Pierre d'Ailly 519 f.
Pietismus 617.
Piſa (Concil) 551.
Plotinus 106.
Πνευματομάχοι 259 f.
Poggius 564.
Poiſſy (Religionsgeſpräch) 595.
Poitiers (Synode) 462.
Polycarpus 94. 101.
Polychronius 363.
Polycrates von Epheſus 141.
Porphyrianer 225.
Portiunculaablaß 524.
Prädeſtinationslehre 301.
Praedestinatus liber 342.
Prämonſtratenſer 509.
Prager Compactaten 563.
Pragmatiſche Sanction 566.
Praxeas 131 f. 149.
Presbyter 87. 131.
Primianus 277.
Priſcilla 134.
Priſcillianismus 273 f.
Proaireſios 251.
Proclus 317.
Procuratoren (die römiſchen) 55.
Propheten 64.
Prosper 339.
Protaſius 259.
Prudentius von Troyes 408 f.
Ptolemäus 123.
Puritaner 599.

Q.

Quadratus 99.
Quäker 618.
Quenſtädt 616.
Quinisextum (Concilium) 364.

R.

Rabanus Maurus 401 f.
Rabula von Edeſſa 322.
Rainerius 514.
Ratherius 427 f.
Rationalismus 612.
Ratramnus 402 f. 418 f.
Raymund von Penna forti 510.
— von Toulouſe 514.
Realismus 466.
Reccared 342.
Reformation 573 f.
Refutatio Confessionis Augustanae 591.
Regensburger Synode 382. 578.
Religionsfriede 614.
Reliquien 101. 525.
Remigius 411.
Remonſtranten 619.
Repetitio Confessionis Augustanae 601.
Reservatum ecclesiasticum 614.

Reſponſum 293.
Reuchlin 575.
Rheims (Synode) 388. 485.
Rheden 133.
Riculf von Mainz 396.
Rimini (Synode) 248.
Robert von Arbriſſel 508.
— von Melun 498 f. 505 f.
— Pulleyn 496 f.
— Groſthead 523.
Rom, Stiftung des Bisthums 69; ſeine zunehmende Bedeutung 131.
Roſcellin 466. 476 f.
Roſenkranz 524.
Roſwitha 433.
Rufinus 308.
Rupertus von Deuz 500.
Ruſſen bekehrt 430 f.
Ruſticus 332.

S.

Sabellius 173.
Sacramente (7) 504.
Säculariſiren 370.
Sadducäer 53.
Sage (chriſtliche) 50.
Salvianus 352.
Samaria chriſtlich 61.
Samſon 577.
Sansavoir (Walter) 481.
Saonnières (Synode) 413.
Sardica (Synode) 240.
Saturnilus 110 f.
Sbinko von Prag 555.
Schmalkaldiſcher Bund 592.
Scholaſtik 466 f. 491 f.
Scholaſtiſches Zeitalter (1ſtes) 464 f. (2tes) 536 f.
Schulen 55. 398.
Schüler der Apoſtel 93.
Schwenkfeld u. Schwenkfeldianer 609.
Scotus Erigena 409.
Scotiſten 538.
Secundinus 291.
Secundus von Ptolemais 221.
Seelenmeſſen 389.
Seleucia (Synode) 248.
Semiarianer 256.
Semler 51 Anm. b.
Sens (Synode) 496.
Serapion von Antiochia 137.
Sergius von Conſtantinopel 353.
— III. B. v. Rom 420 f.
Servatus Lupus 408.
Servitenorden 510.
Severinus 346.
Severus, Kaiſer 145.
— von Antiochia 331.
Sichem (Kirchenverſammlung) 484.
Siegfried von Mainz 453.
Siena (Concil) 560.
Silverius von Rom 331.
Simeon, Enkel Jacobi 70.
Simon Magus 61 Anm. 82 f.
— von Montfort 515.
Simonianer 83 Anm.
Sirmium (Synode) 245.
Skepticismus (hiſtoriſcher) 3.
Socinus 579. 599.
Socinianer 610.
Sokrates 270.
Soiſſons (Synode) 476. 496.
Sophronius 354.
Sozomenus 270.
Speier (Reichstag) 586.
Stephanus, Märtyrer 60.
— B. v. Rom 179. 374. 378. VI. 425.
— von Conſtantinopel 420.
Stercoraniſten 437.
Strigelius 606.
Stylianus von Neocäſarea 420.
Subdiaconi 94. 193.
Superſtition 389.
Supernaturalismus 612.
Sutri (Concil) 446. 463.
Symbolum Athanasianum 386.
Symboliſche Bücher 615.
Symeon Stylites 346.
Symmachus 60.

Symphoſius 274.
Synedrium 55.
Synergiſtiſcher Streit 606 f.
Syneſios von Ptolemais 315.
Synoden 92.

T.

Taboriten 566.
Taraſius 375.
Tatian 130 f.
Tauler 617.
Taufe in der erſten Kirche 57.
Tempelherrn 484. 546.
Tertullian 143 f.
Tertullianiſten 143 f.
Tetzel 578 f.
Themiſtius 258.
Theodemir 394.
Theodora 331. 426.
Theodoretus 323.
Theodorus von Cäſarea 331.
— von Rom 358.
— von Tarſus 366.
— Studita 392.
— von Mopſueſtia 306. 312. 322.
Theodoſius (Mönch) 328.
— von Epheſus 374.
Theodotion 80.
Theodotianer 152.
Theodotus von Byzanz 152.
Theodulph von Orleans 399.
Theognis von Nicäa 221.
Theognoſtus 186.
Theologie 13. 127.
Theonas von Marmorica 221.
Theopaſchiten 331.
Theophilus von Alexandria 309 f.
— von Antiochia 129.
Theophylact 378.
Theudas 113.
Thomas von Aquino 538.
— Becket 490.
Thomiſten 538.
Timotheus Aeluros 328.
Titus von Boſtra 280 f.
Todesſtrafe gegen Ketzer 263.
Toledo (Synode) 386.
Tonſur 421.
Tours (Synode) 388.
Trojanus 97.
Traditores 188.
Tria capitula 332 f.
Tribur (Synode) 406.
Trident (Concil) 598. 612.
Tritheismus 336.
Tritheiten 610.
Trinitarier 511.
Troyes (Synode) 462.
Trullanum (Concilium) 364.
Tyrus (Synode) 228.

U.

Ubiquitätslehre 607.
Ulphilas 234.
Ulrich von Augsburg 432. 434.
Unirte Griechen 564.
Unitarier 599. 610.
Univerſitäten 526. 574.
Urban II. 459. V. 549. VI. 549.
Urſacius 238.

V.

Valens (Mönch) 238.
Valentia (Concil) 341. 412.
Valentinus 113. 120. 132.
Verbindung der Chriſten 64.
Verbreitung des Chriſtenthums 395 f.
Verfolgung des Chriſtenthums 96 f. 145 f.
Victor, B. von Rom 186 f. II. 447. III. 459. IV. 467.
Victorinus 241.
Vigilantius 271.
Vigilius 331.
Viret 594.
Vitalis 267.
Voß (Joh. Gerh.) 619.

W.

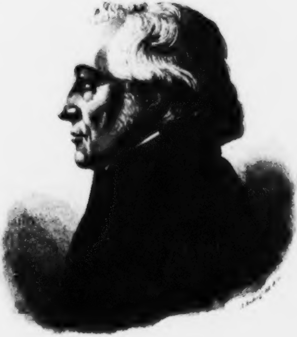
Walafried Strabo 405.
Waldenſer 513 f. 609.
Waldus (Petrus) 513 f.
Weigel 618.
Weſteräs (Reichstag) 596.
Weſtphal 602.
Wicleff 553 f.
Wiener Concordat 566.
Wilhelm von St. Amour 522.
— von Champeaux 494.
— von Nogaret 535.
— von Occam 548.
— von Paris 527.
Willibrod 368.
Winfried 368.
Wittekind 433.
Wladimir 431.
Wormſer Concordat 485.
— Edict 585.
— Reichstag 581.
— Religionsgeſpräche 603.
— Synode 455.

Z.

Zacharias, B. von Rom 378.
Zanchius 579.
Zeno 329.
Zenobia 184.
Zoſimus 299.
Zwickauer Propheten 609.
Zwingli 526 f.

Druckfehler.

S. 210 Anm. b. lies γεννηθεὶς ἦν ὅτε ſtatt γεννηθεις ἦν ὅτε.



Schleiermacher

Aus

Schleiermacher's Leben.

In Briefen.

Erſter Band.

Von Schleiermacher's Kindheit bis zu ſeiner Anſtellung in Halle,
October 1804.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1858.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

Vorwort.

Schleiermacher's Hinterbliebenen iſt ſchon früher häufig der Wunſch ausgeſprochen worden, die zahlreichen Briefe, welche ſie in ſeinem Nachlaß bewahren, wenigſtens theilweiſe der Oeffentlichkeit zu übergeben. Aus verſchiedenen Gründen hatten ſie ſich bisher dazu nicht entſchloſſen. Schleiermacher hat wenige Briefe geſchrieben, in welchen Fragen der Wiſſenſchaft und des öffentlichen Lebens vorzugsweiſe behandelt werden — und nur ſolche intereſſiren doch zunächſt ein größeres Publikum — und die er geſchrieben hat, befinden ſich meiſtens nicht im Beſiz ſeiner Familie. Dagegen war es ihm in einer früheren Periode ſeines Lebens, ſo lange er noch allein in der Welt ſtand, ein entſchiedenes Herzensbedürfniß, ſich in den vertrauteſten Mittheilungen an Freunde und Freundinnen, über das, was ſein innerſtes Leben bewegte, ausführlich und fortgeſezt auszuſprechen. Dies ſagt er ſelbſt an vielen Stellen ſeiner Briefe. So unter dem 15. Febr. 1799: »Ich ſtrecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe; ich muß ſie unmittelbar berühren, und wenn ich ſie nicht in vollen Zügen in mich ſchlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. Das iſt meine innerſte Natur, es giebt kein Mittel dagegen und ich möchte auch keines.« In ſolchen Verbindungen vertrauter Freundſchaft finden wir Schleiermacher mehr noch mit Frauen als mit Männern. Er ſchreibt hierüber ſelbſt in einem Briefe an ſeine Schweſter vom 23. März 1799, daß auch dies wiederum ſehr tief in ſeiner Natur läge, weil ſo vieles in ſeinem Gemüth ſei, was die Männer ſelten verſtehen.

Gewiß fehlen die Beziehungen auf das öffentliche Leben und auf die Wiſſenſchaft auch hier nicht, ſondern blicken überall durch. Denn Schleiermacher wurde auf das lebendigſte von Jugend auf von allem berührt, was in dem öffentlichen Leben vorging, und war ſtets dahin gerichtet, nicht iſolirt für ſich zu leben, ſondern in dem Ganzen und für das Ganze, und es gilt wohl von ihm ganz beſonders, daß ſein Leben in der Wiſſenſchaft und ſein eigenſtes perſönliches — Theorie und Praxis -- ſtets nach einer völligen Uebereinſtimmung ſtrebten. Aber muß doch nicht alles, was ſo unmittelbar aus dem Herzen geredet wurde und oft die zarteſten Verhältniſſe ſeines inneren Lebens betrifft, für die, welche dem Dahingeſchiedenen am nächſten ſtanden und ihm durch das Band der innigſten Liebe verbunden waren und ſind, ein Heiliges ſein, das man nicht leicht dem Fremden

Preis giebt, von dem man nicht weiß und nicht immer vorausſezen kann, daß auch er es mit derjenigen Pietät aufnehmen werde, deren Mangel ſie nothwendig verlezen muß? Dazu kommt Schleiermacher's Eigenthümlichkeit. Wie er in der Wiſſenſchaft — einem inneren Bedürfniß folgend — zunächſt von allem traditionellen ſich ſo viel als möglich frei zu machen beſtrebt war und ſich ſelbſtſtändig ſeinen eigenen Weg ſuchte, auf *dem* Grunde, der ſich ſeiner Ueberzeugung als feſt und unerſchütterlich ergeben wollte, ſo war ihm auch im Gebiet des geſelligen Verkehrs und der Verbindungen von Menſch zum Menſchen das conventionelle nichts, ſofern es ihm *lediglich* als ein conventionelles und ohne eine innere Berechtigung erſchien. So ſuchte er ſich (oder fand vielmehr unwillkürlich) auch in ſeinen Verbindungen der Freundſchaft und Liebe eine ihm eigene Art und Weiſe, eine Form, die ihm die natürliche, entſprechende war, und ihm die Wahrheit des Verhältniſſes darſtellte, — wenig bekümmert um das Auge und um die Rede der Welt, da er glaubte, wie er in dem vorerwähnten Briefe an ſeine Schweſter ſagt, daß es ſeinem Stande gradezu obliege »den Schein« zu verachten, ſo oft es hinreichende Gründe giebt etwas zu thun. Gewiß ſtand auch dieſes Beſtreben mit der geiſtigen Strömung der Zeit, innerhalb welcher Schleiermacher's Leben, empfangend und ſchaffend, ſich entwickelte, in engem, erkennbarem Zuſammenhang, wenngleich dies näher nachzuweiſen hier, wie bei vielem andren in dem Inhalt dieſer Mittheilungen, Kundigeren überlaſſen werden müßte.

Indeß lag der Gedanke nahe, daß auch hierin Schleiermacher von vielen werde mißverſtanden werden, wie es ja auch an ſolchem Mißverſtehen ſchon bei dem Lebenden nicht gefehlt hat.

Und doch waren dieſe Erwägungen noch nicht die vorherrſchenden geweſen. Das wichtigſte war vielmehr, daß dieſe vertrauten Mittheilungen faſt ausſchließlich in eine frühere Lebensperiode Schleiermacher's fallen, aber aufhören, nachdem er einen Hausſtand gegründet hatte und gleichzeitig einen Wirkungskreis fand, welcher alle ſeine Kräfte und Thätigkeit auf eine Weiſe in Anſpruch nahm, die ihm kaum Zeit gelaſſen haben würde, fortan in ähnlicher Weiſe mit ſeinen Freunden ſchriftlich zu verkehren, wie früher, wenn er auch das Bedürfniß dazu gehabt hätte. In der That fehlte aber von da ab auch dieſes Bedürfniß, da es ihn nicht mehr treiben konnte in der Ferne zu ſuchen, was er jezt in ſeiner nächſten Nähe, in ſeiner eigenen Familie gefunden hatte.

Bei einem inneren Leben, welches ſo ſichtlich eine fortdauernde Entwicklung zeigt, wie das Schleiermacher's, verſteht es ſich aber von ſelbſt, daß er in einem fünf und zwanzigjährigen Zeitraume (ſo lange behielt ihn ſeine Familie), vieles erlebte, was manches anders in ihm ſtimmen und geſtalten mußte, und daß daher Schleiermacher nicht zu jener Zeit ſchon auf der Stufe ſtehen konnte, auf welcher wir ihn in der ſpäteren Periode ſeines Lebens finden. Dies iſt zwar denen nicht fremd, welche, auch ohne ihm perſönlich nahe geſtanden zu haben, ihn aus ſeinen Schriften gründlicher kennen, — aber es erſchien immer ſehr ungenügend, daß man hier, zu dieſer Ergänzung, eben nur auf die ſpäteren Schriften, und insbeſondere auf ſeine gedruckten Predigten bis an das Ende ſeines Lebens, verweiſen konnte.

Wenn man nun dennoch jezt die nachfolgenden Brief-Auszüge der Oeffentlichkeit übergiebt, ſo wirkte dazu zunächſt der Umſtand, daß inzwiſchen ſchon von andren Seiten manches, jedoch natürlich ſehr lückenhaft, gegeben worden iſt und es ſchon deßhalb angemeſſener erſcheinen mußte, durch ausführlichere Mittheilungen jene Lücken zu ergänzen und dadurch die Möglichkeit zu gewähren, Schleiermacher's inneren Entwicklungsgang, ſoweit er in dem Verkehr mit den befreundeten Menſchen hervortritt, wenigſtens für einen Theil ſeines Lebens jedenfalls klarer und mehr im Zuſammenhange zu verfolgen, als es bisher geſchehen konnte.

Mehr noch als dies aber beſtimmte ſchließlich die Ueberzeugung, daß dem Wunſche und dem Intereſſe derjenigen gegenüber, welche an Schleiermacher's Leben und Wirken in ſeiner Zeit einen näheren und liebevollen Antheil nehmen, ihn auch in dem Verkehr der Freundſchaft und in den innigſten und zarteſten Beziehungen ſeines perſönlichen Lebens kennen zu lernen, jene Rückſichten zurücktreten müſſen und gern gegeben werden müſſe, was dieſem Wunſch entſprechen kann.

»Ich habe ſo viel gelehrt von dem ſchönen und heiligen Leben der Familie«, ſagt Schleiermacher, als er ſich verlobt hatte, in einem Briefe an ſeinem Geburtstage im Jahr 1808, »nun muß ich doch auch Gelegenheit haben zu zeigen, daß es mir wenigſtens mehr iſt als ſchöne und leere Worte, daß die Lehre rein hervorgegangen iſt aus der inneren Kraft und aus dem eigenſten Selbſtgefühl.« Für diejenigen, welche ſich an jenen Lehren erfreut haben, kann es nicht ohne Bedeutung ſein, nun auch anzuſchauen, wie dieſelben in Schleiermacher's perſönlichen Verhältniſſen lebendig geworden ſind, und wie die Darſtellung deſſen, was zunächſt nur ein innerliches war, auch äußere Geſtalt bei ihm gewonnen hat. Nicht als ob ihm vergönnt geweſen wäre, was dem Menſchen überhaupt nicht vergönnt iſt, jenes innerliche rein und vollkommen im äußeren Leben darzuſtellen (wie beſtimmt ſpricht er ſich hierüber ſelbſt aus mit Beziehung auf ſeine Monologen, in welchen er, wie er in einem Briefe vom 18. Septbr. 1808 ſagt, ſich ſelbſt idealiſirt hat) oder als ob ihn das Gefühl der Unvollkommenheit und der Sehnſucht nach dem Vollkommneren (das er in einem Briefe, vom 28. Auguſt 1802, ein ſeinem Herzen ſo köſtliches nennt), jemals hätte verlaſſen können. Aber immer wird bei einem Streben, wie es Schleiermacher beſeelte, alles von Intereſſe ſein, was einen tieferen Einblick gewährt in die Art und Weiſe, wie es ihm gelungen iſt herauszuleben, was er innerlich gewonnen hatte.

Wenn Schleiermacher in dem Vorwort zu den Monologen ſagt, daß der Menſch keine vertrautere Gabe dem Menſchen anzubieten vermag, als was er im innerſten des Gemüthes zu ſich ſelbſt geredet hat, ſo gilt dies wohl kaum minder von dem, was er in den vertrauteſten Stunden zu ſeinen Freunden und nächſten Lieben geredet, und dieſes hat vor jenem noch das voraus, daß hier ſchon in dem lebendigen Wechſelverkehr ſich zu bewähren hat, was dort nur als innerliche Anſchauung, vorahnend, in der Seele lag. Und ſo mögen denn dieſe Blätter aus der Verborgenheit des heimiſchen Kreiſes, in welcher ſie bisher geruht haben, als eine ſolche Gabe an das Licht treten. Möge der Geiſt der Liebe, der friſche, fröhliche und muthige, welcher alle, die Schleiermacher nahe ſtanden, ſo lange er auf Erden unter ihnen weilte, wie ein heller Sommertag umgab, auch jezt noch, nachdem ſein Mund ſich längſt hienieden geſchloſſen, zu andren Gemüthern reden, und möchte, wie auch das flüchtige Wort, von Zeit und Stimmung des Augenblicks geboren, ſie bewegen möge, das Dargebotene nicht ohne einen Gewinn für ihr inneres Leben und ohne einen Segen Gottes bleiben.

Die Briefe werden in vier Abtheilungen gegeben, von welchen die erſte den Zeitraum bis zum Tode von Schleiermacher's Vater und ſeine Anſtellung in Landsberg im Jahr 1794 umfaßt, die zweite die folgende Periode bis zu ſeiner Anſtellung in Halle im October 1804, die dritte bis zu ſeiner Verheirathung im Mai 1809, woran dann noch in einer vierten Abtheilung einige fragmentariſche Mittheilungen aus Schleiermacher's ſpäterer Lebensperiode bis an ſeinen Tod (am 12. Febr. 1834) angereiht werden.

Andre noch vorhandene Papiere, namentlich auch an

Schleiermacher gerichtete Briefe, in welchen ſeine amtliche und wiſſenſchaftliche Thätigkeit mehr hervortritt, als es hier der Fall iſt, werden vielleicht ſpäter noch zu einer weiteren Mittheilung Veranlaſſung geben, welche dann gewiſſermaßen als eine Ergänzung für das hier gegebene würde dienen können.

I.

Von Schleiermacher's Kindheit bis zu ſeiner Anſtellung in Landsberg und dem Tode ſeines Vaters im Herbſt 1794.

Es geht Schleiermacher's Selbſtbiographie voran, welche er im April 1794 auf amtliche Veranlaſſung geſchrieben hat, und die über die früheſte Periode ſeines Lebens ausführliche Aufſchlüſſe giebt. Daran reihen ſich, außer der Correſpondenz Schleiermacher's mit ſeinem Vater, auch einige Auszüge aus Briefen ſeiner Eltern an ſeiner Mutter Bruder Stubenrauch, ſowie wegen des Einfluſſes, welchen dieſer Oheim auf den jugendlichen Schleiermacher in ſeiner damaligen Gemüthsverfaſſung hatte, der nach ſeiner eigenen Anerkenntniß auch noch ſpäter ein ſehr großer blieb, ein paar Auszüge aus Briefen Stubenrauch's an Schleiermacher. — Schleiermacher's Vater war zunächſt reformirter Prediger in Breslau, von wo er ſpäter nach Anhalt bei Pleß in Oberſchleſien verſetzt wurde. Stubenrauch, zuerſt Profeſſor in Halle, wurde ſpäter Prediger in Droſſen in der Neumark und trug auch weſentlich dazu bei, Schleiermacher's Vater über den Sohn allmälig anders zu ſtimmen, als ſeine Stimmung in dem erſten Schmerz über die unerwartete Richtung, welche ſeine Anſichten nahmen, geweſen war. — Daneben begann ſchon damals die Correſpondenz Schleiermachers mit ſeiner geliebten älteren Schweſter Charlotte, welche ſpäter längere Zeit in tagebuchähnlichen Mittheilungen fortgeſetzt wurde. —

Ich bin am 21ſten November 1768 zu Breslau geboren, wo mein Vater als reformirter Feldprediger in Schleſien damals ſeinen Aufenthalt hatte. Meine Mutter, der ich wegen der häufigen Amtsreiſen meines Vaters meine Erziehung, ſo lange ich zu Hauſe war, faſt allein verdanke, war die jüngſte Tochter des Hofpredigers Stubenrauch. Aus den erſten Jahren meines Lebens habe ich natürlicher Weiſe nur einzelne abgeriſſene Erinnerungen, welche hier keinen Platz verdienen. Als ich fünf Jahr alt war, fing ich an die unter der Direction des Herrn Hofpredigers Heinz ſtehende Friedrichs-Schule zu beſuchen, und durchlief mit ziemlicher Schnelligkeit die unteren Klaſſen, weil ich das Mechaniſche der lateiniſchen Sprache und ihre erſten Regeln leicht faßte, und weil mein Gedächtniß geſchwind eine Menge Vocabeln auffaßte, wovon es die größere Hälfte den folgenden Tag wieder vergeſſen haben dürfte. Da ich wegen dieſer Fortſchritte in den ſehr frühen Ruhm eines guten Kopfes kam, und auch, wie es in einer großen Schule nicht anders möglich iſt, eine Menge größerer und älterer Knaben unter mir ſah, ſo fing ich an, ſtolz und eitel zu werden und, was ſo oft eine Folge von dieſen Eigenſchaften iſt, ein auffahrendes, heftiges Weſen anzunehmen, welches in meiner Conſtitution nicht gegründet war. Meine Mutter, welche mich zwar ſehr liebte aber keineswegs blind gegen meine Fehler war, ſuchte meinen Stolz durch vernünftige religiöſe Vorſtellungen in Dankbarkeit gegen Gott zu verwandeln und ſetzte meiner Heftigkeit, ſo ſehr auch ihr eigenes Temperament nach dieſer Seite ging, eine planmäßige Gleichmüthigkeit und eine einleuchtende Gerechtigkeit entgegen, welche mich zu der auf Erfahrung gegründeten Ueberzeugung brachte, daß ich der einzige ſei, der durch dieſes Betragen litt und daß das Gute, welches öfters meine Abſicht dabei war, auf andere Weiſe viel beſſer erreicht würde. Mein Stolz bekam ſeine Demüthigung von einer andern Seite her. Da auf der Schule, die ich beſuchte, Leſebücher und Chreſtomathien noch keinen Raum gewonnen hatten, ſo wurde ich bald zur Lectüre eines lateiniſchen Schriftſtellers angeführt. Hier ſah ich nun nichts als Finſterniſſe; wenn ich die Worte auch mechaniſch wohl in meine Mutterſprache umſetzen lernte, ſo konnte ich doch nicht bis zu den Sachen durchdringen, und meine Mutter, die meine deutſche Lectüre ſehr verſtändig leitete, hatte mich gelehrt, nicht ohne Verſtand zu leſen. Wenn ich das, was ich in der Schule in abgeriſſenen

Stücken geleſen hatte, für mich in ein Ganzes zuſammenfaßen wollte, ſo gelang es mir, weil ich von den nöthigen Vorkenntnißen zu ſehr entblößt war, faſt nie, mir die Sache lebendig zu machen, welches mich ſehr beunruhigte, und da ich bei meinen Geſpielen von dieſer Unruhe nichts merkte, ſo fing ich an, an der geprieſenen Größe meiner natürlichen Fähigkeiten gewaltig zu zweifeln und ſchwebte beſtändig in der Angſt, daß Andere dieſe unvermuthete Entdeckung nun auch machen würden. Eben ſo viel trug der Mangel des wißenſchaftlichen Unterrichts dazu bei. Naturgeſchichte und Naturlehre, wovon jetzt die erſten Notizen ſchon den jüngſten Schülern gegeben werden, lernte ich nur aus dem Kinderfreund kennen. Ich erſchrak bisweilen, daß ich nicht begreifen konnte, wie das Waßer kocht oder friert, wovon ich glaubte, daß es jeder Menſch um mich her wüßte. Eben ſo wenig konnte ich der Geſchichte Geſchmack abgewinnen; ich weiß nicht, ob ſie nicht lebhaft genug vorgetragen wurde, nur das weiß ich, daß ſie mir tödtliche Langeweile verurſachte, und daß es mich ſchreckliche Mühe koſtete, die vier Monarchien und die Reihe der perſiſchen Könige in ihrer Ordnung zu behalten.

So weit war ich ungefähr gediehen, als meine Eltern Breslau verließen und ihren Aufenthalt zu Pleß in Oberſchleſien und ein Jahr darauf auf der Colonie Anhalt nahmen. Sie hielten es nicht für rathſam mich von ſich zu laßen, eine Maßregel, die mich ſehr erfreute, und ich brachte einige Jahre abwechſelnd bei ihnen auf dem Lande und auf der Schule zu Pleß zu. Von meinem zehnten bis zwölften Jahre war ich größtentheils auf dem Lande. So lange mein Vater zu Hauſe war, beſchäftigte er ſich wohl mit meinem Unterricht, aber während ſeiner Abweſenheit konnte zur Vermehrung meiner Kenntniße nur wenig geſchehen. Mein Unmuth gegen die Kenntniße, für die ich mir keine Fähigkeiten zutraute, nahm zu; ich fing an die Sprachkenntniße ordentlich zu verabſcheuen, aber ich ſammelte unvermerkt durch die Bemühungen meiner Mutter eine Menge von Sachkenntnißen ein, die damals wenigſtens unter Kindern jener Gegend nicht gewöhnlich waren. Von meinem zwölften bis vierzehnten Jahre, da ich in Pleß in Penſion war, fiel ich einem Schüler Erneſti's in die Hände, welcher, ſo wenig gelehrten und pädagogiſchen Werth er auch an ſich hatte, ſich doch um mich große Verdienſte erwarb. Sein Eifer für die gelehrten Sprachen, verbunden mit dem Ehrgeiz Andere zu übertreffen, brachte mich wieder in Thätigkeit und die Erzählungen von berühmten Männern belebten meinen Eifer. Er war auch der erſte, der mich zu Uebungen in der Kunſt, über einen Gegenſtand ordentlich nachzudenken und meine Gedanken zu Papier zu bringen, anhielt. Aber auch in dieſer Zeit hatte ich eine eigene Qual; ſie beſtand in einem wunderbaren Skepticismus, auf deſſen erſte Veranlaſſung ich mich nicht mehr zurückbeſinnen kann. Ich gerieth nämlich auf den Gedanken, daß alle alten Schriftſteller und mit ihnen die alte Geſchichte untergeſchoben wären. Andere Gründe hatte ich freilich nicht dafür als die, daß ich keine Zeugniſſe für ihre Echtheit wußte und daß mir alles, was ich davon wußte, romanhaft und unzuſammenhängend vorkam. Der Ruf eines guten Kopfes, in dem ich noch immer ſtand und den ich durch die Entdeckung meiner, wie ich glaubte, ganz ausſchließlich großen Unwiſſenheit und Unfähigkeit nicht zerſtören wollte, hatte eine Verſchloſſenheit in mir hervorgebracht, welche Schuld war, daß ich auch dieſen ſonderbaren Gedanken, der mich ſehr quälte, für mich behielt und bloß von dem, was ich mit der Zeit von ſelbſt entdecken würde, die Beſtätigung oder Widerlegung deſſelben abzuwarten beſchloß. Während dieſer Zeit hatten meine Eltern auf einer Reiſe die Erziehungsanſtalt der Brüdergemeinde zu Niesky in der Oberlauſitz kennen gelernt, und beſchloſſen, mich und meinen jüngeren Bruder derſelben anzuvertrauen. Mein Vater erzählte mir von dem ſittlichen Verderben auf den meiſten großen Schulen, und die mancherlei gefährlichen und doch ſehr hinreißenden Bekanntſchaften, die ich gemacht, noch mehr aber Rückerinnerungen an das, was ich von den Breslau'ſchen Schulen gehört und zum

Theil ſelbſt erfahren hatte, erfüllten auch mich mit den nämlichen Beſorgniſſen, ſowie mich auf der anderen Seite die Beſchreibung von der unſchuldigen Frömmigkeit, welche dort unter den jungen Leuten herrſchte, von der Ländlichkeit des ganzen Inſtituts und der weiſen Miſchung von Unterricht und gemeinſamer Erholung ſehr einnahm. Kurz, ich erwartete die zur Abreiſe beſtimmte Zeit mit Sehnſucht. Allein die Erlaubniß war von Seiten der Direction nicht ſo leicht zu erlangen, und auch bei dem beſten Willen, den ſie endlich bezeigte, hing die Sache noch vom Looſe ab. Wir hielten uns bis zur Entſcheidung einige Wochen in Gnadenfrei auf und hier wurde der Grund zu einer Herrſchaft der Phantaſie in Sachen der Religion gelegt, die mich bei etwas weniger Kaltblütigkeit wahrſcheinlich zu einem Schwärmer gemacht haben würde, der ich aber in der That mancherlei ſehr ſchätzbare Erfahrungen verdanke, der ich es verdanke, daß ich meine Denkungsart, die ſich bei den meiſten Menſchen unvermerkt aus Theorie und Beobachtung bildet, weit lebendiger als das Reſultat und den Abdruck meiner eigenen Geſchichte anſehen kann. Ich hatte ſchon mancherlei religiöſe Kämpfe beſtanden. Die Lehre von den unendlichen Strafen und Belohnungen hatte ſchon meine kindiſche Phantaſie auf eine äußerſt beängſtigende Art beſchäftigt, und in meinem elften Jahre koſtete es mich mehrere ſchlafloſe Nächte, daß ich bei der Berechnung des Verhältniſſes zwiſchen den Leiden Chriſti und der Strafe, deren Stelle dieſelben vertreten ſollen, kein beruhigendes Facit bekommen konnte. Jetzt ging ein neuer Kampf an, der durch die Art, wie die Lehre von dem natürlichen Verderben und den übernatürlichen Gnadenwirkungen in der Brüdergemeinde behandelt und faſt in jeden Vortrag verwebt wird, veranlaßt wurde und faſt ſo lange gedauert hat, als ich ein Mitglied derſelben geweſen bin. Meine eigene Erfahrung gab mir zu den erſten dieſer beiden Hauptſtützen des ascetiſch-myſtiſchen Syſtems Belege genug und ich kam bald dahin, daß mir jede gute Handlung als verdächtig oder als ein bloßes Werk der Umſtände erſchien. So war ich alſo in dem qualvollen Zuſtande, den man unſeren Reformanten ſo häufig als ihr Werk vorwirft: es war mir etwas genommen, meine Ueberzeugung von dem eigenen moraliſchen Vermögen des Menſchen, und noch nichts zum Erſatze gegeben. Denn vergeblich rang ich nach den übernatürlichen Gefühlen, von deren Nothwendigkeit mich jeder Blick auf mich ſelbſt mit Hinſicht auf die Lehre von dem künftigen Vergeltungs-Zuſtande überzeugte, von deren Wirklichkeit außer mir mich jeder Vortrag und jeder Geſang, ja jeder Anblick dieſer bei einer ſolchen Stimmung ſo einnehmenden Menſchen überredete und die nur von mir zu fliehen ſchienen. Denn wenn ich auch einen Schatten davon erhaſcht zu haben glaubte, ſo zeigte es ſich doch bald als mein eigenes Werk, als eine unfruchtbare Anſtrengung meiner Phantaſie. Vergeblich beſtrebte ſich meine vortreffliche Mutter, richtigere Begriffe von jenen beiden Lehrſätzen mit dem, was ich in der Gemeinde davon hörte, zu vereinigen und mein Herz zu beruhigen. Daß ich bei dieſem Zuſtande eine unerſchütterliche Anhänglichkeit an die Brüdergemeinde bekam und es für ein großes Unglück angeſehen hätte kein Mitglied derſelben zu werden, iſt ſehr natürlich; ich faßte ſogar den Entſchluß, wenn mir der Eintritt in das Pädagogium verſagt werden ſollte, lieber in der Gemeinde eine ehrbare Handthierung zu erlernen, als außer derſelben den Weg zu dem gelehrten Ruhm zu betreten, für den mich mein Lehrer in Pleß ſo zu enthuſiasmiren gewußt hatte, und dieſer Entſchluß ſetzte mich, als ich ihn recht lebhaft in ſeiner ganzen Größe dachte, zum erſten Mal in Verſuchung, etwas in mir für eine übernatürliche Wirkung zu halten. In dieſer Verfaſſung trat ich im Jahre 1783 in das Pädagogium zu Niesky und ich werde nie ohne ein lebhaftes Vergnügen an die Zeit, welche ich dort und nachher auf dem Seminario zu Barby zugebracht habe, zurückdenken können. Die Methode des Unterrichts war zwar nicht die beſte die ich kenne, aber doch die beſte, welche bis dahin auf mich war angewendet worden, und beſonders werde ich unter der Menge der daſigen Lehrer einen — er war ein Bruder des

Herrn Ober-Conſiſtorialraths Hilmer — immer mit Dankbarkeit verehren. Bei einem immer leidenden Körper beſaß er wahrhaft philoſophiſchen Geiſt, ein vorzügliches pädagogiſches Talent und einen nicht zu ermüdenden Fleiß zum Beſten ſeiner Schüler. Er wußte den Vortrag der Geſchichte auf eine meiſterhafte Weiſe zur Bildung und Anfüllung des Verſtandes zu benutzen, wodurch mir ein ganz neues unbekanntes Feld eröffnet wurde, und behandelte das Studium der lateiniſchen Sprache auf eine ſo faßliche und zugleich ſo philoſophiſche Art, daß ich nicht nur eine ganz neue Liebe dazu bekam, ſondern auch in den Stand geſetzt wurde, mir bei den übrigen Sprachen deſto eher ſelbſt zu helfen. Außer ihm verdanke ich die Fortſchritte, welche ich dort etwa gemacht, vornehmlich einem meiner Mitſchüler, der in gleichem Grad der Vertraute meines Herzens und der Gefährte meines Verſtandes war. Aus einer Quelle floſſen unſere Freuden und Leiden; wir dachten, wir empfanden, wir ſtudirten zuſammen, und ich weiß, daß wir noch jetzt unter dem Namen von Oreſtes und Pylades dort zuſammen genannt werden *). Unſere literariſchen Unternehmungen waren koloſſaliſch und abenteuerlich; aber, obgleich ſie nicht nach Verhältniß ihrer Mühſamkeit und unſeres Zeitaufwandes nutzen konnten, ſo waren ſie doch nicht fruchtlos. Mit etwas Wenigem von Sprachkenntniß und übrigens nur mit Hederich's Lexikon und der Merk'ſchen Grammatik ausgerüſtet, warfen wir uns auf die griechiſchen Dichter und verſchlangen mit einer verhältnißmäßig ſehr großen Rapidität den Homer, Heſiodus, Theokrit, Sophocles, Euripides und Pindar. Daß wir vieles nicht verſtanden, machte uns nicht irre; wir wußten wol, daß es mancherlei Hülfskenntniſſe geben mußte, die uns fehlten, aber wir hatten genug an dem, was wir verſtanden und hofften auch uns ſelbſt immer mehr Licht zu verſchaffen. Eine Lection über die griechiſchen Alter-

---

*) Hier iſt von dem nachmaligen Biſchof der Brüdergemeinde, von Albertini, die Rede.

thümer hatten wir nie gehört, aber wir machten ſelbſt nach und nach allerlei Entdeckungen und ſchrieben mit großem Triumph Abhandlungen, ſtrotzend von Citaten, die nichts enthielten, als was die ganze Welt wußte. Noch lächerlicher war eine mit Danz's Grammatik und Stock's Lexikon ohne alle hier ſo unumgänglich nothwendigen Vorkenntniſſe unternommene Lectüre des alten Teſtaments, wo wir doch nicht eher, als in den Finſterniſſen des Ezechiel ſtecken blieben; aber auch hierdurch erhielten wir, freilich mit einem übermäßigen Aufwand, aber auch mit deſto mehr Genuß, allerlei Notizen, die wir ſonſt in unſrer Lage nicht würden erlangt haben.

Das Seminarium zu Barby, auf welches ich mit meinem Freunde zugleich anno 1785 verſetzt wurde, iſt eigentlich die Univerſität der Brüdergemeinde. Wir beide wurden ungewöhnlich jung dorthin befördert, aber die Freude über dieſe Auszeichnung wurde durch viel Angſt und Trübſal verbittert. Wir gingen dorthin, um nach wenigen Jahren als Lehrer angeſtellt zu werden. Sollten wir nur Lehrer der Wiſſenſchaften werden, ſo ſchien es uns ein unerträglicher Cirkel, etwas zu lernen, um es Anderen zu lehren, die es wieder nur um des Lehrens willen lernten. Denn wir ſahen in der Brüdergemeinde keine recht ſich auf das Leben verbreitende, der Mühe lohnende Anwendung der Wiſſenſchaften. Sollten wir Lehrer und Vorſteher der Gemeinde werden, ſo waren wir überzeugt, daß uns alles dazu fehle und wahrſcheinlich noch lange fehlen werde. So glücklich wir bei unſerer gemeinſchaftlichen Thätigkeit und im Gefühl unſerer Freundſchaft waren, ſo unglücklich machte uns jeder Augenblick eines ſtrengen Nachdenkens. Wir jagten immer noch vergeblich nach den übernatürlichen Gefühlen und dem, was in der Sprache jener Geſellſchaft der Umgang mit Jeſu hieß; die gewaltſamen Anſtrengungen unſerer Phantaſie waren unfruchtbar und die freiwilligen Hülfsleiſtungen derſelben zeigten ſich immer als Betrug. Bisher hatten wir uns in griechiſchen Verſen getröſtet und das war ein herrliches Solamen; nun aber wurde uns die Sache immer näher gelegt. Aber bald wendete ſich das Blatt. Wir ruhten auf den Trophäen unſers allgemein verbreiteten philoſophiſchen Ruhmes und fingen an zu philoſophiren. Die Vermehrung der äußeren Freiheit ſchien auch unſere innere Feſſeln zu löſen. Die elende Logik, die wir hörten, die eingeſchränkte Lectüre, die wir genoſſen, und das Beiſpiel einiger älteren Cameraden, welche den Freigeiſt ſpielten, war es gewiß nicht, was unſern Unterſuchungsgeiſt weckte. Der Knoten des pſychologiſchen Dramas war ſo feſt geſchürzt als möglich: er mußte anfangen ſich zu löſen und er konnte ſich nicht anders löſen, als wie es unſeren inneren Verhältniſſen gemäß war. Die Unterſuchungen der neueren Theologen über das Syſtem, und der Philoſophen über die menſchliche Seele kamen uns nicht zu ſtatten, denn wir hörten wol beiläufig, daß ſo etwas in der Welt geſchah, aber den Inhalt davon konnten wir nur aus dem, was wir ſelbſt entdeckten, errathen. Wir frevelten wol, indem wir uns durch meilenweite heimliche Gänge oder durch verbotene Correſpondenz Bücher aus dem Index verſchafften, aber es waren nur Wieland's Gedichte und Göthe's Werther, wonach wir lüſtern waren — nur unſer Empfinden wollten wir von außen nähren — was das Denken betraf, ſo waren wir zu ſehr in Gährung und in Selbſtbeobachtung über dieſe Gährung vertieft, als daß wir für etwas Anderes hätten empfänglich ſein können. Je größer die Verſuchung für mich iſt, dieſe erſte Blüthe des Geiſtes zu ſchildern, deſto weniger darf ich in Blättern, welche nicht für mich beſtimmt ſind, es wagen von allen den Erinnerungen, welche ſich mir aufdrängen, einige zu zeichnen. Meine Begriffe gingen bald ſo weit von dem Syſtem der Brüdergemeinde ab, daß ich nicht länger glaubte mit gutem Gewiſſen ein Mitglied derſelben bleiben zu können, und die Aeußerungen meiner Ideen wurden auch ſo merklich, daß die Oberen aufmerkſam auf das Kleeblatt wurden (denn es hatte ſich noch ein junger Engländer von vielen Talenten zu uns geſellt). Vergeblich verſuchte man nun meine Bekehrung durch alle Mittel; ich konnte den Pfad nicht mehr verlaſſen, den ich einmal betreten hatte; aber ich fühlte lange Zeit die Kraftloſigkeit, die mir die Anſtrengung verurſacht hatte, mich durch alle die Verhaue und Hinderniſſe durchzuarbeiten, die mir bei dieſer Entdeckung hineingelegt wurden. Mein Vater bewilligte mein Verlangen, Barby zu verlaſſen und die Univerſität Halle zu beziehen. Ich that es im Frühjahr 1787, aber unter wenig günſtigen Umſtänden. Unbekannt mit der freien Welt, die ich ſeit meinem vierzehnten Jahre nicht geſehen hatte, noch dazu mit dem Bewußtſein, daß es mir an Geſchmeidigkeit und feinen Sitten gänzlich fehle, mit nachtheiligen Vorſtellungen von der Rohheit meiner künftigen Sodalen erfüllt, und verzweifelnd an der Möglichkeit mir Freunde unter ihnen zu erwerben, fand ich in mir ſelbſt keine Hülfsmittel gegen die Unannehmlichkeit, die ich vorausſah; denn ich war ſchüchtern und ermüdet von der langen Dauer eines beklemmenden Verhältniſſes. Die einzige Stütze, auf die ich mich verließ, war ein väterlicher Freund, deſſen Rath und Wohlwollen mir gewiß war, der Profeſſor Stubenrauch, Bruder meiner damals ſchon ſeit mehreren Jahren verſtorbenen Mutter. Seine Verdienſte um mich ſind zu groß und zu mannigfaltig, um einzeln erwähnt zu werden, und nichts ſchmerzt mich mehr, als daß das Bewußtſein, ſeine Freundſchaft nicht hinlänglich benutzt zu haben, mich hindert, ſtatt alles Rühmens zu ſagen: Seht, was ich geworden bin, ich habe es ihm zu danken. Die Fortſchritte, welche mein innerer Menſch ſeit dieſem Zeitpunkt gemacht hat, liegen mir noch zu nahe, um recht überſehen zu werden; ich bleibe deswegen nur bei den äußeren Begebenheiten ſtehen. In meinen Studien war noch keine rechte Einheit; ich ſtudirte auch nicht mit Rückſicht auf die Zukunft, ſondern nur für das gegenwärtige Bedürfniß; deswegen verſuchte ich von allem und fixirte mich erſt ſpät. Noch mehr ſchadete mir der Eigendünkel, der den Autodidakten — was ich in mancher Rückſicht war — eigen iſt. Sie wollen immer bei der Manier bleiben, durch die ſie mit großem Aufwand wenig erworben haben; ſie verachten das Lernen und meinen, es käme gar nicht darauf an, was man wiſſe, ſondern, wie man es wiſſe. Ich wollte in Halle nicht auslegen lernen und nicht philoſophiren lernen: deswegen nahm ich keinen exegetiſchen Curſus und beſuchte nur einen philoſophiſchen, aber nur um Data zu haben, woran ich meine eigenen Reflexionen anreihen könnte. Nur eins ſah ich doch, was man nothwendig lernen müßte, nämlich Geſchichte, und zwar, was ſich eigentlich als mein höchſtes Bedürfniß zeigte, Geſchichte der menſchlichen Meinungen. Dieſe ſtudirte ich alſo in ihren beiden Zweigen, und fing an, mich bei beſonders intereſſanten Stellen nach den Quellen derſelben umzuſehen. Die kurze Dauer meines akademiſchen Aufenthaltes, welcher nur zwei Jahre währte, ließ auch ein anderes als fragmentariſches Studium, welches von allem etwas aufzufaſſen ſtrebt, nicht zu; ob ich gleich gern geſtehe, daß ich bei weniger Eigenſinn und mehr äußerer Bildung dieſe Zeit in vieler Rückſicht weit beſſer hätte benutzen können. Nach der Beendigung derſelben hielt ich mich ein Jahr bei meinem oben erwähnten Oheim Stubenrauch auf, welcher unterdeß ſeine Profeſſur mit der Predigerſtelle zu Droſſen in der Neumark vertauſcht hatte, ein einſames Jahr, welches ich in dem ſchätzbaren Genuß ſeines Umganges mit dem Beſtreben zubrachte, den fragmentariſchen Kenntniſſen, die ich in den theologiſchen Wiſſenſchaften erworben hatte, hie und da eine Ergänzung und überhaupt mehr inneren Zuſammenhang zu geben. Nun fing ich auch zum erſten Mal an auf die Zukunft bedacht zu ſein und ſtellte mich nicht ohne Beſorgniß zu dem Examen pro licentia, welches ich im Sommer 1790 beſtand, und erhielt bald darauf durch den Hofprediger Sack, welcher ſich aus Freundſchaft gegen meinen Oheim immer ſehr gütig für mich intereſſirt hat, den Vorſchlag zu einer Hofmeiſterſtelle bei dem Grafen Dohna zu Schlobitten in Preußen, wohin ich auch im Herbſt abging. In dieſem Hauſe habe ich drittehalb im Ganzen genommen recht glückliche Jahre verlebt. Ein gut gearteter und in mancher Rückſicht pſychologiſch merkwürdiger Zögling machte zwar nicht ſchnelle, aber doch erträgliche Fortſchritte, ohne mir Kummer oder Unannehmlichkeiten zu machen; und eine Schweſter, welche an dem Unterricht, den ich gab, Theil nahm, gab mir das angenehme, belohnende Schauſpiel eines für alle Arten von Kenntniſſen höchſt empfänglichen weiblichen Geiſtes; die ganze zahlreiche Familie beſchäftigte mich zwar auf mancherlei Art, ſo daß mir zum eigenen Studiren weniger Zeit übrig blieb, als ich wohl gewünſcht hätte; aber ſie ſtellte ſo viel achtungswerthe und liebenswürdige Charaktere auf, daß es mir wahre Freude machte, wenn ich hie und da zu ihrem häuslichen Glück etwas beitragen konnte, und daß ich das Vergnügen, Zeuge und Theilnehmer eines hohen Grades von Familienglück zu ſein, um deſto lebhafter genoß, je ſeltener dies in Häuſern dieſes Standes zu finden ſein ſoll. Und doch war mein Verhältniß von Anfang an ſo, daß es keine lange Dauer zu verſprechen ſchien. Wenn nicht beide Theile, Eltern und Erzieher, entweder genau übereinſtimmen oder ſich gleich Anfangs gegen einander erklären und ſich beiderſeits ihre Grenzen ſtecken, ſo hat der letztere immer einen ſehr wandelbaren Stand. Dies war mein Fall, und ich hatte nicht Erfahrung genug, im Voraus auf die Folgen Rückſicht zu nehmen und ihnen vorzubauen. Es zeigte ſich alſo bald eine große Verſchiedenheit in unſern Ideen von Pädagogik und Methode, verbunden mit einem gewiſſen Beſtreben, Erläuterungen zu vermeiden und Diſſonanzen lieber durch allerlei kleine Mittel zu Hülfe zu kommen. Die kleinen Mittel ſind aber immer nur Palliative und verzögern nur den Ausbruch des Uebels. Die Beharrlichkeit auf meinen Ideen und den Grundſatz, nie aus bloßer Nachgiebigkeit etwas von Wichtigkeit gegen meine Ueberzeugung zu thun, ohne wenigſtens alle Hülfsmittel verſucht zu haben, ſuchte ich auf ſo gute Art, als es nur immer möglich war, zu behaupten; aber er mußte doch als Halsſtarrigkeit erſcheinen und irgend einmal mit einem heftigen und launigen Temperament, dem er eben entgegengeſetzt war, in eine kritiſche Colliſion kommen, und ſo wurde zwar nicht unerwartet, aber doch ſchnell, eine Verbindung getrennt, welche reich an Annehmlichkeiten geweſen war und mir manche Belehrung durch Erfahrung verſchafft hat.

Bald nach meiner Rückkunft aus Preußen im Herbſt des vergangenen Jahres (1793) öffnete ſich mir eine andere Laufbahn; ich wurde Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen, welches hier in Berlin unter der Direction des Herrn Ober-Conſiſtorial- und Ober-Schulraths Dr. Gedicke beſteht, und zugleich wurde mir bei der Erledigung der Lehrerſtelle auf dem Kornmeſſer'ſchen Waiſenhauſe die interimiſtiſche Beſorgung eines Theils der dortigen Lehrſtunden übertragen, welche mit dem Vortheil der freien Station in dem Hauſe verbunden war. In dem erſten Verhältniß war ich ein völliger Neuling. Ich hatte ſeit meinem ſechszehnten Jahr keine große Schulanſtalt gekannt, als nur eine ſolche, welche von einem ganz eigenthümlichen Geiſt regiert wurde, und mußte alſo erſt mancherlei zum Theil unangenehme Erfahrungen machen, ehe ich wußte mein Terrain richtig zu beurtheilen und meine Maßregeln danach zu nehmen. In dem letztern wurde ich eher einheimiſch und habe die Geſchäfte, die mir darin oblagen, immer mit Annehmlichkeit und Freude verwaltet, und ich wünſchte, daß auch der Nutzen, den ich unter den Zöglingen des Hauſes, wo ich dieſes ſchreibe, geſtiftet, ſichtbar und beträchtlich ſein möge.

In dieſen beiden Verhältniſſen hatte ich nun eben erſt ein halbes Jahr geſtanden, da ich im Begriff bin ſie gegen das Amt eines chriſtlichen Lehrers, zu dem ich ſchon eingeweiht worden, zu vertauſchen. Der Prediger Schumann zu Landsberg an der Warthe, ein Verwandter von mir, der mich während meines Aufenthalts in Droſſen kennen gelernt, und den ich ſeitdem öfters auf einige Zeit beſucht, auch für ihn gepredigt hatte, ſah ſich ſeiner Geſundheitsumſtände wegen genöthigt, um die Loszählung von ſeinen Geſchäften und um einen Gehülfen, der ſie an ſeiner Stelle verrichten könnte, zu bitten, und er wünſchte aus Freundſchaft für mich dieſe Hülfe am liebſten von mir geleiſtet zu erhalten. Mir ſchien dieſe Veränderung in vieler Rückſicht wünſchenswerth, und ich wurde in dieſer Meinung durch den Rath meiner Vorgeſetzten und aller derer beſtärkt, welche mit der freundſchaftlichen Güte, die ich nicht genug zu erkennen weiß, an meinen Angelegenheiten Theil nehmen. Auch fand mein Geſuch bei Einem Hochpreislichen Kirchen-Directorium keine Schwierigkeiten, ſondern ich erhielt bald von demſelben den Auftrag, die Vertretung meines Oheims in Landsberg zu übernehmen. Möchte mein Betragen in dieſem nun zu übernehmenden Amt das Zutrauen zu mir, welches meine Vorgeſetzten durch die Berufung in daſſelbe beweiſen, ebenſo rechtfertigen, als meine Entſchließungen dahin gehen, es beſtändig nach allen Kräften zu ehren. Möge Gott, welcher bisher mein Schickſal ſo ſichtbar dazu geleitet, mir Gelegenheit zu allerlei nützlicher Ausbildung meines Geiſtes und Uebung von mancherlei vorbereitenden Pflichten und Geſchäften zu geben, auch zu dieſer neuen und wichtigen Wendung deſſelben ſeinen Segen geben, damit ich durch eine treue und verſtändige Führung des ſo vorzüglich wichtigen Amts, welches mir anvertraut iſt, beweiſe, daß ich die Güte, die er an mir bewieſen, nicht ungenutzt gelaſſen habe.

Berlin, den 10ten April 1794.

Friedrich Daniel Ernſt Schleiermacher.

Aus Briefen von Schleiermacher's Mutter an ihren Bruder Stubenrauch.

Breslau im Oktober 1774.

— — — Du wirſt es mir wohl nicht übel nehmen, daß ich dem Fritzchen erlaubt habe ein Briefchen zu ſchreiben, da er noch ſo kritzelt. Er würde es wohl etwas beſſer gemacht haben, wenn er es bei Tage geſchrieben, aber es fiel ihm erſt bei Lichte ein. Der liebe Junge macht uns manche Freude und viel Hoffnung. Er hat das zärtlichſte Herz und einen ſehr guten Kopf. Künftigen Monat wird er 6 Jahr. Herr Paſtor H. freut ſich recht ſehr über die beſondere Aufmerkſamkeit und deutliche Antworten, ſo er in der Religionsſtunde giebt. Gott gebe, daß er ferner ſo fortfährt und ſich nicht durch Andre verführen läßt. — —

(ohne Datum)

— — — Du wirſt fragen, warum ich Dein und Lottchens Brief nicht längſt ſchon beantwortet habe? — Ja mein liebes Brüderchen, wie es uns immer geht. Die Freude und Wonne unſeres Herzens iſt immer ſehr groß, wenn wir Briefe bekommen, aber wenn wir ſchreiben ſollen — — Nun diesmal war mein lieber Mann von einer dreimonatlichen Reiſe zurückgekommen, als ich Deinen lieben Brief erhielt, welcher mich von Deiner zärtlichen Liebe verſichert. Ich nahm mir auch feſt vor, Deinen und Lottchens Brief gleich zu beantworten, aber wenn nun der liebe Mann ſo lange abweſend geweſen, ſo viel zu ſagen, zu fragen, zu beſorgen, zu bewaſchen, zu benähen, man wird zu guten Freunden gebeten, man bittet wieder welche zu ſich, und ſo ſind denn 12 Wochen, da mein Mann hier geweſen, verſtrichen, als wenn ſie auf den Fittigen des Windes davon geflogen wären — und nun iſt er ſchon wieder 3 Wochen abweſend. Die Nachricht von Deines David's Geſundheit erfreut mich recht herzlich, und welche

Freude würde es für mich ſein, Dich als Vater zu ſehen! Denn ich ſtelle mir Dich als einen recht zärtlichen Vater vor, der dieſes Glück mehr als hundert andre in gleichem Verhältniß empfindet. Ich kann es nicht begreifen, wie ſo viele Eltern ſo wenig wahre Liebe zu ihren Kindern haben können, da wir doch nichts in dieſem Leben beſitzen, worauf wir uns noch jenſeits des Grabes können Rechnung machen, als die Tugend und unſre Kinder. Und welche ſüße Beruhigung muß es auf unſerm Sterbebette ſein, wenn wir gute Kinder hinterlaſſen oder ſchon vorangeſchickt haben, von denen wir mit Zuverſicht hoffen können, daß wir dereinſt mit ihnen verſammelt, aus der Hand der Gottheit neue Freuden und ewige Glückſeligkeit genießen werden. Dies iſt aber auch nur der einzige Grund, woraus wir wahre Beruhigung bei dem Verluſt unſrer Kinder ſchöpfen können, und doch iſt viel, viel Zeit dazu nöthig. Was ſolche Eltern, die keine Zukunft erwarten, bei ſolchem Verluſte empfinden mögen, iſt über meine Begriffe. Gott erhalte Dir Dein liebes Söhnchen und laſſe Dich viel Freude an ihm erleben. Daß du den lieben Jungen aber ſchon willſt leſen lehren, darüber wundre ich mich, denn er iſt doch kaum zwei Jahr. Doch die Kinder ſind unendlich verſchieden; darin aber glaube ich doch, mein Lieber, wirſt du mit uns eins ſein, daß man die Kinder nicht mit Strafe zum Lernen zwingt, ſondern ſie durch ſpielen und Ehrbegierde dazu zu bringen ſucht; es ſcheint, als wenn es mit zu unſrer Natur gehöre, daß wir eine Zeit lang ſpielen, und geſchieht es nicht in den erſten Jahren, ſo thun wir es in den darauf folgenden, davon haben wir ja einige Beiſpiele an den ſehr frühzeitigen jungen Gelehrten, z. B. einem jungen Barattier, der im 13ten Jahr Collegia las, im 18ten anfing zu ſpielen und im 20ſten mit etwas geſchwächtem Verſtande ſtarb. Ein Beiſpiel von einer andern Art habe ich an unſerm Lottchen. Sie war von ihrer Geburt an ſchwächlich und kränklich, folglich auch mürriſch und verdrießlich; ihre Wärterin war gut, aber alt und ſehr ſtill, ſie machte dem Kinde nichts vor, Lottchen hatte an nichts in der

Welt Vergnügen als am Fenſter oder vor der Thür zu ſein. Vor ihren Spielſachen fürchtete ſie ſich und ſchrie, ſo oft ſie welche ſah, bis auf ein Lämmchen, welches ſie ſtets in Händen hatte. So verſtrichen 2½ Jahr; ich hatte ein langes Krankenlager, und als ich wieder aufſtand, konnte Lottchen reden und laufen; nun nahm ich die Buchſtaben mit ihr vor, die Figuren waren groß, es war ihr etwas neues, es gefiel ihr, ſie begriff ſie nach ihrer Art bald genug. Ich fing ſchon an mir was drauf einzubilden, daß das ſchwächliche Mädchen ſo bald würde leſen lernen, aber es iſt noch ein großer Sprung von der Kenntniß der Buchſtaben bis zum Leſen. In dieſer Zwiſchenzeit nun war Wiekchen, die ein ſtarkes und munteres Kind war und eine ihr gleiche Wärterin hatte, ſo weit gekommen, daß ſie ſpielte. Lottchen ſah ihr Lämmchen und viele andre Spielſachen in Wiekchens Händen, ſtaunte, weinte, lachte, ging näher, ſpielte mit, und nach und nach gefiel ihr das Spielen ſo gut, daß ſie die Buchſtaben nicht mehr liebte und weinte, wenn ich ſie dazu nöthigen wollte. Ich fragte meinen Mann, der zu der Zeit abweſend war, was ich thun ſollte. Laß ſie nur ſpielen, war die Antwort, das Lernen wird ſich ſchon wiederfinden, und dies geſchah auch, aber erſt in ihrem 6ten Jahr, wo ſie begierig ward zu wiſſen, was ich las. Da trieb ſie es auch mit ſolchem Eifer, daß ſie mich mit ihrer Fibel recht verfolgte und ſehr geſchwind gut leſen lernte. — — Fritz fing mit 4 Jahren an zu leſen, aber Carl — mein Mann nennt ihn unſern Wilden — der iſt 3½ Jahr, ſpricht noch ſehr undeutlich, will ohne Ruthe nichts von Gehorſam wiſſen, iſt ſchrecklich eigenſinnig und ſehr lebhaft, aber recht geſund. So, mein lieber Bruder, braucht man immer zu einem Kinde mehr Geduld, zu einem andern mehr Aufmunterung. Kurz ein jedes will anders behandelt werden und darum laſſen ſich allgemeine Regeln beſſer vorſchreiben als in Ausübung bringen. — Wenn Fritz ſo fortfährt, wird er es in den Sprachen weit bringen; ſeine Lehrer ſind ſehr mit ihm zufrieden, er iſt jetzt ſchon in die dritte Klaſſe gekommen. Er iſt der kleinſte in der ganzen Schule und kommt aus allen Klaſſen als einer der oberſten heraus. Man giebt in der Schule alle Woche jedem Kinde einen Zettel, wie ſie ſich im Lernen und in der Aufführung betragen haben. Fritz hat in den 2 Jahren einen worauf ſteht „ziemlich“, die andern heißen Alle gut, fleißig, artig, ſehr fleißig, ſehr artig. Dieſe Zettel ſind für die Ehrliebenden eine große Anregung zum Guten, überhaupt muß man die gute Ordnung bewundern, welche Herr H. in dieſer Schule erhält. — —

Pleß (ohne Datum).

— — Fritze iſt nicht, wie Du glaubſt, in Breslau geblieben, nein mein lieber Bruder, dazu hätte ich mich wohl nicht entſchließen können, ihn in dem zarten Alter in Abſicht auf ſein Herz ohne Leitung zu laſſen, die Schule iſt hier noch ganz erträglich, daß er noch lernen kann. Was wir mit der Zeit thun, wenn ſein Herz ſchon mehr Befeſtigung im Guten hat, das weiß ich noch nicht; vorgeſtern machten ſie mir, da mein Geburtstag war, eine rührende Freude, ſie traten des Morgens, als ich erwachte, an mein Bette, ſangen mir aus dem Baſedow das Lied „Dieſer Feſttag Deines Lebens iſt ein froher Tag für uns“, — nachher reichten ſie mir beikommende Wünſche nebſt friſchen Blumen, Lottchen ein Tüllltuch, Fritze ein gezeichnet Bouquet. — —

Anhalt 1790.

— — Unſre Kinder ſind Alle bei uns, von Lottchen erfolgt ein Briefchen, der liebe Gott hat ihr in dieſen Tagen viel Gnade erzeigt; ſie hat am grünen Donnerſtag mit vieler Herzensrührung ihr Glaubensbekenntniß abgelegt. Gott gebe, daß ſie dem Gelübde, ſo ſie ihm gethan, recht treu bleiben möge und ſchenke ihr dazu ſeines Geiſtes Kraft; denn ohne denſelben können wir doch nichts thun. Sie findet ſich ganz gut in unſre Einſamkeit und beſchäftigt ſich viel mit der Wirthſchaft und der kleinen Caroline;

Fritze beſchäftigt ſich mit franzöſiſchen und lateiniſchen Ueberſetzungen und lehrt den Carl rechnen und ſchreiben; im übrigen laſſen wir den Knaben viel Freiheit, um ihren Körper durch Bewegung und friſche Luft zu ſtärken. Die beiden Jungens ſind von ganz entgegengeſetzter Art; Fritz iſt ganz Geiſt und Carl ganz Körper. Wir behalten ihn darum noch bei uns, weil er vor ſein Alter ſchon genug weiß, wir möchten gern, daß ſein Herz ſo gut wäre, als ſein Verſtand ſchon Kräfte hat, ſein Herz iſt ſchon durch das viele Lob, was man ihm in Breslau wegen ſeines Verſtandes ertheilt hat, verderbt, denn er iſt dadurch ſtolz und eitel worden. Hätten wir ihn in Breslau gelaſſen, wäre er im 14ten Jahre gewiß zur Univerſität reif geweſen, ſo glücklich geht ihm Alles von Statten. Herr Sch., der Hauptlehrer in Pleß, hat ihn wegen ſeines Fleißes ſehr lieb gewonnen und ſich ſehr gewundert, da er in Breslau noch keinen Anfang in der Mathematik gemacht, daß er doch Alles ſo geſchwind begriffen. Ich habe viel Zutrauen zu dem Herrn Sch. und hoffe, daß wir Fritz über's Jahr zu ihm geben können. Er liebt den Knaben und dieſer liebt ihn gar ſehr und durch Liebe kann man viel bei ihm ausrichten.

Von Schleiermacher's Vater an Stubenrauch.

Anhalt (ohne Datum).

. — — Es ſind kaum 6 Wochen, da wir erſt von einer ziemlich langen Reiſe nach Hauſe kamen. Die Veranlaſſung zu derſelben waren unſre Kinder, deren zeitliches und ewiges Wohl ſeit einiger Zeit mehr als jemals uns am Herzen lag, und vorzüglich das unſrer beiden Söhne, nachdem der Rektor Sch. nach ſeiner Vaterſtadt reklamirt worden, wodurch wir ihretwegen uns in Verlegenheit geſetzt ſahen. Da iſt denn nun die Verheißung unſres Gottes, „ruf mich an in der Noth“, gnädiglich erfüllt worden. Schon ſeit länger als einem Jahr hatten wir von einer vortrefflichen Erziehungsanſtalt gehört, welche zu Nieſky in der Oberlauſitz durch die Brüdergemeinde etablirt ſein ſollte, und ſo entſchloſſen wir uns im vorigen Herbſt eine Reiſe dahin zu thun. Wir kamen in der Oberlauſitz grade zu der Zeit an, da ſowohl die Direktion aus Barby als auch eine Menge Deputirte der Brüdergemeinde aus allen Welttheilen auf der Synode zu Bertelsdorf verſammelt waren. Eine ſolche Erſcheinung war uns etwas ganz fremdes, wir lernten da eine Menge würdiger Männer kennen, die, in einem Sinne und von einem Geiſt der Liebe belebt, Alle mit der ehrwürdigſten Sache, der Ausbreitung und Gründung des Reiches Jeſu, beſchäftigt waren. Ich kannte ſchon viele von dieſen würdigen Leuten, hatte ihre Schriften und Miſſionsgeſchichten geleſen und auf meinen Amtsreiſen ſchon ſeit dem letzten Kriege ihre ſämmtlichen Einrichtungen und Erbauungsangelegenheiten oft geſehen und angehört, allein meine liebe Frau ward bei dem Anblick einer ſo großen Menge lieber Leute, mit denen Allen wir alsbald harmoniren und Herzensfreunde ſein konnten, vorzüglich hingeriſſen, ſo daß wir bald einander zuliſpelten: hier iſt gut ſein. Aber da waren für uns keine Hütten zu bauen, und wir reiſten alſo, nachdem wir in Herrnhut Alles beſehen, nach Nieſky, wo wir das Erziehungsinſtitut über alle Erwartung in aller Abſicht vortrefflich fanden. Der Ort iſt klein, aber angenehm, die Luft ſehr rein; das Erziehungsinſtitut beſteht aus einem Pädagogio und einer Kinderanſtalt; in erſterem ſind etwa 40 junge Leute und in der Anſtalt 60 und mehr Kinder. Ich beſuchte ſo viel Klaſſen als ich konnte und fand in Allen den Unterricht ſehr gründlich. Die Aufſicht und das ökonomiſche bei dieſem Inſtitut iſt ſo vollkommen als ich's ſonſt nirgends geſehen habe. Was uns aber zur größten Beruhigung gereicht, iſt dieſes, daß die Hauptſache, worauf es bei dem Menſchen ankommt, die Wiedervereinigung mit Gott, hier, wie in allen Brüdergemeinden, auf den einzig wahren Grund: das blutige Verſöhnungsopfer Chriſti, gebauet, und daraus, wenn es erſt an dem

Herzen des Menſchen durch Gottes Geiſt ſich thatkräftig bewieſen und er ſelbſt es als ſein eignes hat annehmen und mit wahrem Glauben ſich hat zueignen können, als aus einer einzigen Quelle jede Tugend, deren der Menſch in Zeit und Ewigkeit fähig iſt, hergeleitet wird. Auf allen anderen Schulen, die ich kenne, bearbeitet man, wenn es gut iſt, doch immer nur das äußere und ſetzt nach dem Gleichniß unſres Heilands auf das alte Kleid einen neuen Lappen nach dem andern, wobei es ein großes Glück iſt, wenn der Menſch vor ſeinem Ende noch den Riß des Ganzen gewahr wird und darüber erſchrocken zu dem, der ihn allein heilen kann, ſeine Zuflucht nimmt.

Daß unſern Kindern über dieſem menſchlichen Verderben die Augen geöffnet und ſie ſolches an ſich ſelbſt, jedes in ſeiner Art, ſeit einem Jahr gewahr wurden, das können wir nicht anders denn als eine Arbeit des Geiſtes Gottes an ihren Herzen betrachten. Dieſe Gnadenwirkungen äußerten ſich denn auch im vergangenen Winter immer ſtärker bei ihnen und ſie bekamen mehr Licht über das, was eigentlich den wahren Frieden des Menſchen ausmacht, ſo daß ſie ſich nicht zutrauten mit ihrem natürlichen Verderben von uns weg und in die Welt zu gehen, ſondern uns inſtändig baten ſie nach Niesky hinzubringen. Das geſchah denn den 27ſten März und unſre Kinder fanden ſich da bald als wie zu Hauſe, beſonders wurde das Herz unſrer lieben Tochter mit den Einrichtungen und Gottesdienſten der Gemeinde gleich ſo einſtimmig, daß ſie den Wunſch da bleiben zu können als ihren liebſten Wunſch bei ſich hegte und auch bald äußerte. Die liebe Mutter, die freilich am mehrſten dabei intereſſirt war, indem ſie dadurch eine liebe Geſellſchafterin und Stütze verlieren würde, blieb dennoch nicht lange unentſchloſſen um ihr eigenes Intereſſe dem wahren Wohl ihres Kindes aufzuopfern, ſo bald ſich zeigen würde, daß ihr Wunſch beſtändig, auf guten Gründen beruhend, und in der Folge von dem, der Alles lenkt, genehmigt werden würde. — —

Von Schleiermacher's Mutter an ihren Bruder Stubenrauch.

Anhalt (ohne Datum).

— — Nun, mein herzlich geliebter Bruder, ich weiß garnicht, ob und was Du für eine Vorſtellung von der Brüdergemeinde haſt, ich verſichere Dich aber, daß ich ſelbige von Herzen liebe und ehre und daß meiner Seele dabei ganz wohl iſt, daß es der barmherzige Gott ſo gefügt hat, daß wir unſre Knaben haben zu ihnen geben können; denn ich habe für die armen Kinder ſchon recht gezittert wegen der ſeelenverderbenden Meinungen, Grundſätze und Sitten unſerer gegenwärtigen Zeiten, ach! wie hätten wir ſie für dem feinen Gift der jetzigen Zeiten bewahren können. Da danken wir es denn unſerm lieben Herrn von ganzem Herzen, daß er ihren noch zarten Herzen den Sinn gegeben, daß ſie nicht mit der Welt in's Verderben laufen wollen, ach! Herr erhalte ſie in Deiner Wahrheit, daß ſie in Deiner Liebe allein können glückliche und ſelige Menſchen ſein. — —

Der Vater:

Anhalt, den 21ſten November 1781.

Lieber Sohn! Heute vor 13 Jahren freute ich mich ſehr, da Deine Mutter Dich gebar und es hieß: es iſt ein Sohn. Auch heute freue ich mich herzlich über Dich, wie mannigfaltig groß iſt nicht in den verfloſſenen 13 Jahren die Güte und Liebe Gottes über Dich geweſen! Schmecke und fühle doch dieſe Liebe, fühle Dich glücklich im Genuß derſelben; freue Dich auch Deiner Eltern, ſowie wir uns Deiner freuen, und wir werden dann alle uns ewig in dem freuen, der alle Freuden ſchuf und der allein ſie ewig kann nähren. So bittet, wünſcht und hofft Dein Dich zärtlich liebender Vater.

Die Mutter:

Anhalt, den 21ſten Januar 1782.

Es freut mich, mein lieber Sohn, aus Deinem Briefe zu ſehen, daß unſre Morgenſtunden nicht ganz ohne Nutzen für Dich geweſen ſind. Erinnere Dich des Guten oft, ſo Du da gehört, ſo wirſt Du immer neuen Segen daraus ſchöpfen. Du ſchreibſt, mein lieber Sohn, Du empfändeſt es recht, daß die Liebe Jeſu Chriſti noch nicht in Deiner Seele wohne, daß Du ein Sünder und noch nicht von Jeſu begnadigt ſeieſt, und wünſcheſt unſeren Rath, wie Du zu dieſem liebevollen Geiſt Jeſu gelangen mögeſt. Ach! wenn Du dieſes Bedürfniß fühlſt und ein Verlangen danach haſt, ihn zu beſitzen, o, ſo bitte doch nur Ihn, unſern theuren Heiland und treuen Helfer, ganz einfältig um ſeinen Geiſt, um ſeinen Beiſtand; Er ruft uns ja alle zu ſich, die wir Seelenbedürfniſſe haben, und verſpricht ja, daß alles, was wir in ſeinem Namen bitten, ſollen wir empfangen; nur hüte Dich, mein Kind, daß Du mit Deiner Verbeſſerung nicht willſt den Anfang machen; denn durch eigene Kraft können wir nichts thun, ſondern eile mit Deiner Leere, mit Deinem Gefühl der Sünde, mit Deinem ganzen Bedürfniß und Verlangen zu Jeſu, dem Sohne Gottes, um aus ſeiner Fülle zu nehmen Gnade, ja eine Gnade um die andere. Ach, es wird gewiß über Deinem Kommen Freude im Himmel ſein, und welches Glück, welche Seligkeit für Dich, von Deiner Jugend an in der Gemeinſchaft unſeres Erlöſers zu ſein, durch ſeine Kraft alle Hinderniſſe zur Vervollkommnung, die uns hier auf ſo mancherlei Weiſe vorkommen, zu überwinden und ſein Bild in uns wiederherzuſtellen.

Und nun von leiblichen Bedürfniſſen. — —

Der Vater:

Anhalt, den 10ten Auguſt 1783.

„Meine lieben Kinder! Ich habe mich ſehr gefreut, als ich neulich durch Eure Schweſter erfuhr, daß es Euch wohlgeht, und daß Ihr dankbar dafür ſeid, daß Euch der liebe Heiland nach Niesky gebracht hat. Wenn Ihr aber ſelbſt einige Zeilen geſchrieben und beſonders zu Eurer lieben Mutter Geburtstag Eure dankbare Liebe ihr bezeugt hättet, dabei würde unſern Herzen recht wohl geweſen ſein. Freilich habt Ihr wohl gedacht, es könnte ſein, wir wären noch nicht zu Hauſe; aber da muß man, wenn das Herz eine Aufforderung fühlt, ſolchen Entſchuldigungen nicht Gehör geben, ſondern dem guten Gefühl des Herzens treu ſein und den Erfolg dem beſten Regierer überlaſſen. Thut das künftig, lieben Kinder, wie ich es Euch gerathen habe. Wenn Ihr an uns gedenkt oder wünſcht, daß wir dies oder jenes von Euch wiſſen möchten, alsbald merkt es in Eurem Journal mit ein paar Worten an und macht dann aus dieſer Sammlung nach einigen Wochen einen Brief; der wird dann ganz leicht und naturvoll ſein, und ſo werdet Ihr auch, wenn Ihr doch einmal ſchreiben müßt, vor dem gefährlichen Künſteln und allerhand daraus entſtehendem Selbſtbetrug bewahrt bleiben. — —

Die Mutter:

Gnadenfrei, den 26ſten October 1783.

„Herzlich geliebter Sohn! Bald nach unſrer Ankunft an dieſem lieben Orte erhielten wir die uns recht herz-erfreuliche Nachricht von unſeres lieben Sohnes Aufnahme in die Gemeine des Herrn. Auch unſere Herzen wurden dadurch zu innigem Dank und freudiger Beſchämung aufgefordert. Ich für mein Theil ſehe Deine und Deiner Schweſter baldige Aufnahme in die Gemeine als einen Beweis des gnädigen Wohlgefallens unſeres lieben Heilandes an, daß wir dieſen Weg mit unſern lieben Kindern eingeſchlagen ſind, und es freut mich herzlich, daß auch Dir, mein lieber Sohn, die Friedensgedanken unſeres treuen Hirten über Dich immer klarer werden; ja wir können ſeine Gnade und Barmherzigkeit zu unſerem Seelenheil gar nicht verkennen, wenn wir nur bedenken, wie er uns ſeit einigen Jahren geführt hat, und wie er uns beſonders in Abſicht auf Euch wegen Teſchen die Augen öffnete und wegen Halle mir ſo zu ſagen den Weg verzäunte. Ich führe dieſe Sachen Dir darum wieder in's Andenken, weil die Hand des Herrn dabei gar nicht zu verkennen iſt, und weil er uns ſo gnädig und erbarmungsvoll recht mit Seilen der Liebe aus der verführeriſchen Welt herausgezogen hat. So laß uns, mein lieber Sohn, nun auch Ihm, dem treuen Hirten unſerer Seelen, einzig und allein feſt anhangen, unſere Herzen Ihm ganz ergeben, alle unſre Noth Ihm klagen, alles Ihm in's Herze ſagen, Ihn täglich bitten: ſtoß alles aus, nimm alles hin, was mich und Dich will trennen. So wird er denn auch unſre Herzen mit ſeiner Liebe erfüllen können; wohl uns, wenn wir auch noch ſagen können: ich lebe, aber doch nicht ich, ſondern Chriſtus lebt in mir. Nun, ich habe die freudige Hoffnung, daß unſer lieber Heiland, der ſein Werk in uns angefangen hat, der wird's auch vollführen bis an jenen Tag. — —

Schleiermacher an ſeine Schweſter Charlotte.

Nieſky, den 30ſten Auguſt 1783.

Liebſte Schweſter! Mit wahrer Freude, Dankbarkeit und Beſchämung hörte ich erſt von Fritz von Tſch., daß Du Erlaubniß nach Gnadenfrei habeſt; dann ſah ich aus Deinem lieben Briefe, daß Du auch ſchon ins Chorhaus eingezogen ſeiſt, und nun hör' ich, was noch mehr iſt, von Deiner lieben Pflegemutter, daß Du am letzten Gemein-Tag aufgenommen worden, wozu ich Dir denn herzlich gratulire und Dir vom Heiland recht viel Segen erbitte.

Du hätteſt wohl Urſache auf mich zu zürnen, daß ich zu dieſer fröhlichen Nachricht ſo lange ſtillgeſchwiegen und Dir ſeitdem noch keine Zeile geſchrieben habe; allein ich weiß, Du entſchuldigſt mich, zumal wenn ich Dir ſage, daß ich es nicht habe übers Herz bringen können, Dir zum erſten mal im Chorhauſe nur ein kleines Billet zu ſchreiben, doch konnte ich, ohne Dich mit Poſtgeld zu beſchweren, welches ich nicht wollte, keine ſchickliche Gelegenheit finden, Dir recht ausführlich zu ſchreiben und wartete immer auf die nun endlich erfolgte Ankunft Deiner Pflege-Eltern, durch die ich zu meiner größten Freude Briefe von unſern lieben Eltern und von Dir erhielt. Daß meine lieben Eltern meinen Brief noch nicht erhalten, wunderte mich ſehr und ich glaube gern, daß ſie mein vermeintes Stillſchweigen, beſonders zum Geburtstag unſrer lieben Mutter, befremdet hat; ſo erhalten ſie denn jetzt von mir und Carl, die wir hier recht geſund und, wie Du leicht denken kannſt, von Herzen vergnügt ſind, den zweiten recht ausführlichen Brief; ich wollte Dich recht ſehr bitten, ihn ſobald als möglich nach Anhalt zu befördern und, wenn Du nämlich eher ſchreibſt, ihn nicht bis auf unſers Vaters Ankunft warten- zu laſſen. Ich wünſche Dir recht herzlich einen baldigen Beſuch von unſrer lieben Mutter. Wie herzlich wird ſie ſich freuen, Dich, wozu vor kurzer Zeit noch ſo wenig Anſehn war, recht hübſch im Chorhaus eingerichtet und recht innig und herzlich vergnügt unter Deinen Schweſtern zu ſehn. Aber ich wünſchte mir auch bald einmal einen Beſuch von Dir, um Dich nicht nur in der Schweſtern-Tracht zu ſehn, wonach mich ſehr verlangt, ſondern auch recht über Alles mit Dir ausreden zu können; und den erſten Gnadenfreiern, die wieder herreiſen, mußt Du Dich mit auf den Wagen ſetzen, um uns mit einem ganz unvermutheten achttägigen Beſuch zu erfreuen; das wäre recht! — — —

Nun liebe Schweſter, ich glaube, es würde Dir lieb ſein zu hören, wie hier die Verſammlungen eingerichtet ſind, denn das iſt nicht in allen Gemeinen einerlei. Sonntags um ½9 Uhr Litanei, um 10 Uhr Predigt, um 2 Uhr Fremdenſtunde für die Diaſpora, um 5 Uhr eine Liturgie für die Aufgenommenen, um 8 Uhr Gemeinſtunde. In der Woche um ¼9 Uhr Kinderſtunde, um 7 Abendſtunde, um 9 Uhr Singſtunde; Freitag iſt um 9 Uhr Abends die Liturgie: O Haupt voll u. ſ. w. Sonnabends iſt keine Abendſtunde, ſondern um 7 Uhr Singſtunde. Nun liebſte Schweſter, iſt mein Bogen auch voll, nächſtens wieder ſo einen. Ich hoffe, daß mir Carl auch noch ein Briefchen einzulegen bringen wird; übrigens kann ich Dich verſichern, daß er recht munter, luſtig und geſund iſt. Nun leb wohl, liebe mich und denke oft an Deinen Dich herzlich liebenden F.

(ohne Datum)

Herzlich geliebte Schweſter! Ich kann eben ſo wenig als Du die ſchöne Gelegenheit vorbeigehn laſſen, ohne Dir zu ſchreiben, beſonders da es die Comteſſe Liſette mir ſehr ſtark anempfohlen hat. Dein letzter Brief, der die einzige Nachricht war, die ich ſeit 4 Monat von unſerm Vater bekommen, war mir auch eben darum beſonders lieb, ob er gleich auch nicht befriedigend war. Ich denke nächſte Woche an ihn zu ſchreiben; da wird mein Brief gerade zu rechter Zeit nach Gnadenfrei kommen, da will ich auch alles beſorgen und da ſoll Carl auch mitſchreiben, wenns auch nur 10 Zeilen wären.

Du ſcheinſt dies Jahr Deine Meinung in Abſicht des Sommers geändert zu haben; ich habe ſie auch geändert; ich hatte ihn ſonſt ſehr lieb und jetzt habe ich den Winter lieber. Meine Liebe zum Spazierengehn hat aufgehört, weil ich's zu oft habe und weil die hieſige Gegend eben nicht einnehmend (das ſollſt Du ſehn, wenn Du einmal herkommſt, wozu mir die Comteſſe Hoffnung gemacht hat). Auch glaube ich, daß der Winter den Studien günſtiger iſt, und der erſte Schnee wird mir eine der willkommenſten Erſcheinungen ſein: die Gnadenfreiſchen Spaziergänge reizen mehr und ich würde dort vermuthlich ſo denken, als Du. Doch kann mich weder die Liebe zum Winter noch der Haß gegen den Sommer in meinem vergnügten Gange ſtören, ſondern nur, wenn ich ſehe, ich liebe den Heiland nicht genug, ich bin Ihm nicht ganz zur Ehre, und wenn der tägliche Umgang mit Ihm nicht ungeſtört und ununterbrochen fortgeht. Aber ſo oft man zu ihm kommt als ein Sünder, der bloß aus ſeiner Gnade ſelig iſt, ſo oft man ſich einen Gnadenblick von Ihm ausbittet, ſo geht man nie leer von Ihm, Er wird nie untreu, ſo oft wir es auch werden; — aber doch je ungeſtörter, deſto beſſer, je einförmiger, deſto ruhiger, deſto näher am Himmel — am liebſten aber ganz da. Aber ſein Wille geſchehe, er iſt doch der beſte.

Nun noch eins. Lieber hätt' ich durch Dich, als durch Comteſſe Liſette erfahren, daß unſer Vater in Gnadenfrei gekränkelt hat; wärſt Du nicht die erſte, die mich davon hätte benachrichtigen ſollen? Dann kannſt Du unſern Vater daran erinnern, daß mein Beutel die Schwindſucht hat, und das vom Obſt, es ſollt's niemand glauben; Papa kann ihn curiren. Nun leb' wohl unter des Heilands Schutz, dem ich Dich und mich empfehle, Dein Dich herzlich liebender Bruder.

(ohne Datum)

Beſte Charlotte! Du haſt recht, ich hätte es nimmermehr gedacht, einen Brief von Dir aus Anhalt zu bekommen, und ich konnte mich geſtern, da ich ihn bekam, kaum enthalten, ein Freudengeſchrei und ein „Ei ja, wär' ich auch da!“ anzuſtimmen. Aber Charlotte, ich glaube, wenn ich in dem Fall wäre, würd' ich mich viel mehr freuen, als Du, nach Deinem Brief zu urtheilen, thuſt, (beſonders da, wie ich aus der Adreſſe ſehe, unſer Vater bei Abgang deſſelben noch zu Hauſe war). Es thut Dir leid, aus Deiner ſeligen Ruhe herauszukommen, und ich kann Dir nicht ganz Unrecht geben; aber liebe Schweſter, Pflicht iſt Pflicht und man muß ſich immer freuen ſie zu thun. Ich denke, wenn Du Dich auch von Morgens um 5 bis Abends um 10 im Hauſe und Garten herumtummelſt, ſo kannſt Du eben ſo ſelig ſein, eben ſo ſehr des Heilands Nähe fühlen, als in Deiner ruhigen Unthätigkeit (wenn Du mir das Wort erlaubſt), die Du in Gnadenfrei genoſſeſt. Wäre das nicht, wie könnte ich es und alle ſtudirende, die wir unſre Gedanken faſt beſtändig aufrichten müſſen? aber das Herz fühlt dabei doch Jeſu Frieden und Liebe, davon bin ich mir, Dank ſei es ſeiner Gnade, ein Beweis. — Daß Du die Feier der Marterwoche und des Oſterfeſtes in der Gemeine haſt entbehren müſſen, hat mir leid gethan, aber ich hoffe, der Heiland wird Dich getröſtet und einigermaßen wenigſtens entſchädigt haben. Das Amt wird freilich in — — nicht auf eine ſo feierliche und herzerhebende Art begangen, als bei uns; man kann ſich leichter zerſtreuen, es werden nicht die heiligen Empfindungen von Liebe und Ehrfurcht erregt, man kann nicht ſo die ganze Herzensſtellung in den Verſen, die der Liturgus anſtimmt, abgemalt ſehen, aber Charlotte, die Sache iſt doch dieſelbe. Man genießt ebenſo Jeſu Leib, der für uns dahin gegeben iſt, und Jeſu Blut, das vergoſſen iſt zur Vergebung der Sünden, und die Wirkung dieſes Genuſſes muß ebendieſelbe ſein, wenn man mit einem Herzen, das beſchämt über des Heilands Gnade und über ſeine Verſehen, aber doch froh und getroſt iſt, weil es ſich an Ihm erlaben kann und mit einem ehrfurchts- aber auch liebevollen Sinn hinzutritt, — das wirſt Du wohl erfahren haben.

Ich wollte Dich nun nur noch einiges Deinen Aufenthalt zu Hauſe betreffend bitten, wenn meine Bitten nicht zu ſpät kommen. Erſtlich ſei doch froh, daß Du einmal wieder in Wirthſchaftsgeſchäfte hineinkommſt; es iſt für ein junges Frauenzimmer unumgänglich nöthig, etwas davon zu verſtehen; Du kannſt ja doch nicht wiſſen, wo Dich der Heiland noch einmal hinführt und ob es Deine Beſtimmung iſt, immer im Chorhauſe vor dem Näh-Rahmen zu ſitzen. Zweitens, ſei nicht zu ängſtlich, ob Du's auch recht machſt, denn das taugt gar nichts. Mein Grundſatz heißt: Friſch gewagt iſt halb gewonnen. Verſteht ſich, daß das friſch-wagen die nöthige Behutſamkeit und Ueberlegung nicht ausſchließt. Drittens, bedenke fleißig, daß man von allen Seiten auf Dich ſehen und von Dir auf die Gemeine ſchließen wird; darum ſei nicht zu niedergeſchlagen und melancholiſch, damit die Leute nicht in der Meinung beſtärkt werden, daß die Herrnhuter ſämmtlich Kopfhänger ſind. Viertens, rede ordentlich und bediene Dich keines Wortes, das Du im Schweſterhauſe erſt gelernt haſt, denn die taugen nichts und es wird ſie niemand verſtehn; überhaupt wünſche ich — — (der Schluß fehlt)

Niesky, den 22ſten December 1783.

Herzlich geliebte Schweſter! Die beugende Nachricht von dem Heimgange unſrer lieben Mutter erfuhr ich vom Bruder J. aus unſres lieben Vaters Brief an den Bruder St. Er ließ mich und Carl an einem Mittwoch Vormittag zu ſich rufen; ich ſah es ihm gleich an, daß er uns nicht viel Gutes zu bringen hatte, und mein Herz ſchlug mir ſchon, da ich hinein kam. Er las uns den größten Theil des Briefes vor, und es war mir den erſten Tag wie ein Traum, den ich nicht glauben konnte. Die Beſchreibung ihrer letzten Stunden iſt mir recht zum Segen geweſen, und der Vorgang, bei dem der Heiland gewiß ſeine Abſichten hat, macht mir das Gnadenloos in der Gemeinde noch wichtiger. Ich denke jetzt oft daran, was ſie in Gnadenfrei geſagt: „Jetzt wird man die Kinder alle in die Gemeinde bringen, dann iſt man ja doch hier zu nichts mehr nütz, da legt man ſich hin und ſchläft ein.“ Auch da ich hier Abſchied von ihr nahm, war es mir ſo, als würde ich ſie nicht mehr wieder ſehen. Unſer Vater iſt der, den ich bei der Sache am meiſten bedauere; ich ſtelle mir ſeinen Zuſtand recht ſchrecklich vor. O, wie ſehr wünſchte und gönnte ich ihm das Glück, auch in einem Gemeindeort zu ſein! aber ich glaube kaum, daß dieſes Loos für ihn aufgehoben iſt; er iſt jetzt doppelt ſo groß der Gegenſtand meiner Betrachtung und meiner Fürbitte; ich habe ſeit Auguſt keine Zeile von ihm bekommen, und ich glaube gern, daß ihm der erſte Brief an mich eben ſo ſchwer werden wird, als mir der erſte an ihn geworden iſt. Für jetzt will ich mich Deiner Liebe und Fürbitte empfehlen und Dich meines herzlichen Antheils verſichern, falls Du in dem Theil in eben ſo einer Lage ſein ſollteſt, als ich, eben ſo ſehr aber meiner Freude, wenn es Dir beſſer gegangen iſt. Lebe wohl und behalte lieb Deinen Dich herzlich liebenden Bruder.

Der Vater:

Anhalt, den 31ſten Januar 1794.

„Meine herzlich geliebten Kinder! Ihr ſeid nun mutterloſe Waiſen und der liebe Heiland hat Euch über ihren Heimgang getröſtet dadurch, daß Er Euch die Gnade verleiht an Ihn zu glauben und daß Ihr durch den Glauben an Ihn es wiſſet, daß auch ſie, weil ſie an Ihn glaubte, bei Ihm daheim iſt ewiglich. Darum ſollt Ihr auch ihrer nie vergeſſen, ſondern ſie ſoll Euch ſtets eine Ermunterung zum Preiſe Eures Schöpfers und Heilandes ſein, der Euch eine ſolche Mutter gab, die Eure Seelen liebte, um Euer ewiges Heil beſorgt war und durch ſeine Gnade ein geſegnetes Werkzeug in ſeiner Hand ward, daß Ihr lieben Kinder den Verführungen der argen Welt entriſſen und zu ſeiner Gemeine als in einen ſicheren Hafen gebracht wurdet. Danket Ihr dem lieben Heiland dafür herzinniglich, aber bittet Ihn auch ohne Unterlaß, daß Er Euch zu ſeinem ganzen Eigenthum machen und Euch ein Herz ſchenken wolle, welches Ihm ganz und allein ergeben iſt, ſo daß Ihr nur für Ihn allein zu leben wünſchet. O meine lieben Kinder, die ich jetzt mit noch mehr ungetheilter Vaterliebe, als jemals, oft in Gedanken an meine Bruſt drücke und dem treueſten Herzen meines innigſt-geliebten Heilandes täglich im Gebet empfehle, — ach ich bitte Euch, ſeid doch nicht gleichgültig gegen die übergroße Gnade, die der Heiland Euch und mir dadurch hat widerfahren laſſen, daß Er Euch zu ſeinem Volke gebracht hat. — —

Schleiermacher an ſeine Schweſter Charlotte.

(ohne Datum)

„Herzlich geliebte Schweſter! Die hieſige Gemeinde hat das Amt um 8 Tage ſpäter gehabt, als die Gnadenfrei'ſche und andere, nämlich geſtern, da mir der Heiland die Gnade ſchenkte, zum zweiten Male zuzuſehen. Nachmittags vor dem Liebesmahl bekam ich Deinen Brief. Ich weiß gewiß, daß Du Dich mit mir darüber freuen, ihm, dem gnädigen und guten Heiland, danken und ihn mit mir bitten wirſt, ſeine Gnade beſonders in den 14 Tagen bis zum grünen Donnerſtag, da ich ſein Fleiſch und ſein Blut im heiligen Abendmahle genießen werde, von Tag zu Tag größer und herrlicher werden zu laſſen. „Ich will ſie alle zu mir ziehen" hieß es in der geſtrigen Loſung; das wird er in Gnaden auch an mir erfüllen; er iſt auferſtanden, zu helfen allen Elenden auf Erden, das giebt mir auch ein Recht an ihn; er iſt meine Zuverſicht allein, der Gott, für mich am Kreuz erblaßt.

Zu Deinem bevorſtehenden Geburtstage, dem erſten in der Gemeinde, will ich Dir eine ganz beſondere Ruhe des Heilandes und vielen Segen wünſchen; ich werde an dem Tage beſonders an Dich denken; ach, erfüllte Jeſu Liebe unſre Herzen Tag und Nacht! Wären wir ihm nur ganz zur Freude, ſtünden wir immer in einem ganz ungeſtörten Umgang mit ihm, könnte uns nichts auch nicht einen Augenblick von ihm abbringen! Mit dieſem Wunſche für uns beide ſchließe ich; denke an mich und liebe Deinen Dich in Jeſu liebenden Bruder.

(ohne Datum)

— — Den 21ſten d. hatten die hieſigen ledigen Brüder einen Jahrtag, wobei zwölf Jünglinge aus unſerem Hauſe, die zwei Tage darauf nach Barby abgegangen ſind, in's Bruderchor aufgenommen wurden. Auf das Chor-Abendmahl, welches wir bei dieſer Gelegenheit hatten, hatte ich mich ſchon in meiner Confirmationszeit gefreut, und Du kannſt Dir meinen Schmerz vorſtellen, da es uns nicht erlaubt wurde, es mit zu genießen. Was Du von den letzten ſchönen Feſtzeiten ſagſt, da ſtimme ich ganz mit Dir überein, und auch mir ſind ſie ſehr geſegnet geweſen. Es iſt wahr, alle Tage, die Gott werden läßt, ſollen der Gemeinde Feſttage werden der Marter Gottes; aber bei ſolchen Gelegenheiten, in ſo ſchönen Feſt- und Gedenkzeiten, iſt doch immer noch ein ganz eigener bleibender Segen. Nun behalte mich lieb, wie Du es von mir verſichert ſein kannſt und denke fleißig an Deinen Dich herzlich liebenden Bruder.

(ohne Datum)

— — Uebrigens iſt der Schritt in ein anderes Chor, den ich in vier Wochen vor mir habe, nichts Geringes, und wenn ich ſo auf das Vergangene zurückblicke, ſo wird mir dabei ganz eigen zu Muthe. Ich bin etwas mehr als zwei Jahre ein Knabe in der Gemeinde geweſen; das iſt eben nicht lange, aber ich habe in der kurzen Zeit viel erfahren, d. h. viel Schlechtes von meiner Seite und viel Gnade von Seiten des Heilandes; ich habe Zorn verdient, heißt es meinerſeits; ich habe Dich verſühnt, ruft das Lamm vom Kreuz. Wenn ich dann bedenke, was man von einem Bruder fordert, ſo müßte ich freilich verzagen, wenn ich es im Vertrauen auf mich und meine Kräfte wagen ſollte; darum, liebe Charlotte, denke fleißig meiner vor dem Heiland und bitte ihn, mir zu dieſem neuen Berufe ſeine Gnade zu ſchenken.

Laß mich aus den Wunden,
Lieber Herre mein,
Alle meine Stunden
Nur recht fröhlich ſein!
Niemand iſt ſeliger, als ein Sünder, —
Hört es und glaubt es, ihr Menſchenkinder! —
Der Gnade hat.

Lebe wohl, liebe Charlotte, und laß Deine Liebe zu mir mit den dreißig Meilen, die ich weiter von Dir entfernt ſein werde, nicht abnehmen, ſondern wachſen.

Der Vater:

Gnadenfrei, den 6ten Oktober 1784.

Mein lieber Sohn! Ich bin herzlich erfreut und dankbar über der Gnade, die der Heiland Dir widerfahren läßt, da ich aus Deinem Briefe ſehe, daß Er durch ſeinen Geiſt den Wunſch und das Beſtreben Dir erhält, nur Ihm zur Freude zu leben. Sei Ihm für dieſe unausſprechliche Gnade und ſelbſt auch dafür von Herzen dankbar, daß Er es Dich fühlen läßt, daß Du Ihn nicht immer ſo liebſt, wie Du ſollteſt. Das muß Dich nicht muthlos machen, noch auch den Wunſch bei Dir erregen, daß Du bald aller dieſer Noth möchteſt überhoben ſein, ſondern ich bitte Ihn flehentlich, daß dies und alles, was Du noch erfahren wirſt, Dich zu dem gläubigen und ſtets unverwandten, feſten Blick auf ſeine Wunden leiten möge, der jede Unzufriedenheit niederſchlägt, und bei welchem man auch ſchon hier kann ſelig ſein. So wird in den Warte-Stunden bei Betrachtung ſeiner Wunden und für Dich vergoſſenen Zähren Dir die Zeit nicht lange währen. Dies iſt, mein lieber Sohn, der einzige und beſte Rath, den ich bei Deiner gegenwärtigen Herzensſtellung Dir zu geben weiß, daß Du Deinen lieben Heiland unaufhörlich anrufſt, daß Er Dich immermehr die Kraft ſeines Blutes möge laſſen erfahren;

ſo wirſt Du in der Wahrheit ſingen können: Dein theures Blut, der Lebensſaft, giebt mir ſtets neue Lebenskraft. — —

Fahre fort Deiner lieben Schweſter, mit welcher ich ſeit einigen Tagen mich erfreue, fleißig zu ſchreiben und liebet Euch und ermuntert Euch einander zum Glauben und zur Liebe und betet auch für mich! — —

Der Onkel Stubenrauch an Schleiermacher.

Halle, den 19ten Novbr. 1785.

Mein ſehr lieber mir theurer Neveu!

— — Es freut mich herzlich, daß ich die ganze Einrichtung Ihrer Studien aus Ihren Briefen erſehen habe; ich habe das dortige Seminar ſchon immer als eine ſehr nützliche und zweckmäßige Einrichtung gekannt, und es iſt mir ſehr lieb, daß Sie dort ſo gute Gelegenheit haben in philoſophiſchen und theologiſchen Wiſſenſchaften was gründliches zu lernen, ohne unſre Academie beſuchen zu dürfen, wo freilich jetzt ſo mancher rechtſchaffne Jüngling ſeine ganze Gemüthsruhe einbüßt, mit Zweifeln und leeren Spekulationen oder unnützer Kritik belaſtet wird, und das, was ihm das ſchätzbarſte war, verliert, ohne hinlänglichen Erſatz. Glücklich ſind Sie und können es Ihrem treuen Herrn und Heiland nie genug danken, daß Sie allen ſolchen Verleitungen von der ſeligmachenden Wahrheit nicht ausgeſetzt ſind. Nur bitte ich recht ſehr, ja nicht alle Diſſentirenden auf eine gleiche Weiſe zu betrachten, und ſich zur Duldſamkeit zu gewöhnen. Ich weiß gar wohl, daß Duldſamkeit jetzt ein Modewort, mit dem auch vieler Mißbrauch und Unfug getrieben wird. Aber ich glaube immer, daß, um billig über ſolche Verirrte zu urtheilen, man allezeit Rückſicht nehmen müſſe auf die mehr oder minder vortheilhafte Lage, worin ſie ſich befunden, auf ihre Erziehung, erſten Unterricht und die Eindrücke, die dadurch bei ihnen gemacht worden ſind — und dann muß man doch auch bei den ſogenannten

Neuetern noch immer ſehr verſchiedene Grade und Klaſſen annehmen. — — Ich zweifle nicht, daß die ſo billig denkenden Brüder dies ebenfalls in den exegetiſchen Kollegiis, die Sie jetzt hören, gelegentlich anzeigen und ihren jungen Mitgliedern eine vernünftige Duldſamkeit empfehlen werden — ſo werden Sie gewiß den großen Schaden einſehen lernen, der aus dem ſchon frühzeitig aufgekommenen Extra ecclesiam nulla salus durch alle Jahrhunderte entſtanden iſt. — — Es gereicht Ihnen zu Lob und mir zu einer ſehr großen Freude, daß Sie ſo vorzüglich Luſt an der Exegeſe empfinden. Denn der rechte Verſtand der Schrift iſt ja doch immer die Hauptſache, wovon ſowohl unſre eigene Ruhe und Troſt, als auch dereinſt eine geſegnete Amtsführung abhängt.

Halle, den 10ten December 1785.

. — — Ich fange diesmal mit dem letzten Theil Ihres Briefes in meiner Beantwortung an. Mit dem Nulla salus extra ecclesiam habe ich gewiß der guten Brüdergemeine keinen Vorwurf machen, ſondern nur eine wahre thätige und ausgebreitete Toleranz in einem vernünftigen Verſtande Ihnen empfehlen wollen, da in unſrem Jahrzehnt ſoviel über Toleranz geredet und geſchrieben, und meinem Bedünken nach doch ſo wenig wahre Toleranz ausgeübt wird. — Daß Sie die allgem. Lit. Zeitung leſen, macht mir ein wahres Vergnügen, indem meinem Bedünken nach dies eins der beſten Journale iſt und manche andre unnöthig macht. Ihr Urtheil über Bahrt iſt ſehr wahr. Wer der Verfaſſer der Sittenlehre für alle Stände ſei oder ſein ſoll, mag ich nicht nachſagen, da ich es nicht ganz zuverläſſig weiß. — Schreiben Sie mir doch in Ihrem nächſten, ob Sie noch ſo viel Luſt zur Mathematik haben als vordem. An weiterer Anweiſung, denke ich, wird es Ihnen in Barby nicht fehlen.

Der Vater:

Anhalt, den 27ſten Januar 1786.

Ich danke Dir, mein lieber Sohn, für Deinen treuen Wunſch zu dem neu angefangenen Jahre; mehr aber wünſche ich Dir und mir dankbaren Genuß alles deſſen, was der Heiland uns ſo unverdienter Weiſe hat widerfahren laſſen. Die Zukunft iſt in ſeiner Hand und kann nie anders als gut für uns ſein; aber das Gegenwärtige und Vergangene genießen und immerdar ſeine Freundlichkeit ſchmecken, das macht uns ſelig und das wünſche ich auch Dir.

Ich hoffe, daß ich Dir 20 Rthlr., warum Du bitteſt, noch werde geben können, obgleich alles auf's Genaueſte eingetheilt iſt; Du mußt aber Geduld haben und mir Zeit laſſen. — —

Der Sohn:

Barby, im März 1786.

Beſter Vater! Vorigen Sonnabend empfing ich die Einlage und hätte Ihnen alſo ſchon einen Poſttag eher geſchrieben, wenn mich nicht ein böſer Finger daran verhindert hätte. Nun aber ſetze ich mich ſobald als möglich hin, um Ihnen für Ihren letzten Brief und die viele väterliche Liebe ſo herzlich als möglich zu danken.

Sie geben mir gleich zu Anfang die große Regel, mich des Gegenwärtigen zu freuen, des Vergangenen dankbar zu erinnern, in Abſicht auf die Zukunft aber mich auf den Herrn zu verlaſſen, in deſſen Hand ſie iſt. Ich erkenne ſehr wohl, beſter Vater, daß dieſe Regel beſonders in meinen Umſtänden eine nothwendige Sache zu einem vergnügten und zufriedenen Leben iſt; aber ich muß auch meine Schwäche hierin bekennen. Es iſt wahr, wenn ich in mein ſiebzehnjähriges Leben zurückſehe, ſo finde ich darin ſchon ausgezeichnete Proben von der gütigen und barmherzigen Leitung des Herrn aller Dinge und von ſeinem Achthaben auf alle Umſtände auch des ärmſten ſeiner vernünftigen Geſchöpfe, die mich in den Staub beugen, daß ich ſagen muß: Mit welcher Geduld und Gnade und Huld haſt Du mich geführt, Herr, daß ſich mein Denken darüber verliert, aber das unbeſchränkte Zutrauen, was daraus entſtehen ſollte, das fehlt mir, und wenn ich einen Blick in die Zukunft thue, ſo macht mir nicht das wie groß, denn das iſt mir ziemlich einerlei, ſondern das wenn und wo derſelben manche bange melancholiſche Stunde.

Daß Sie ſo gütig ſein und mir mit den 20 Rthlrn. noch aushelfen wollen, iſt mir außerordentlich lieb. Der beſte Dank, den ich Ihnen für alle Ihre Wohlthaten geben kann, iſt, wenn ich dem Heiland, Ihnen und der Gemeinde, zu der ich aus Gnaden gehöre, zur Freude werde, und das wolle mir der Herr ſchenken; das iſt's, wonach ich trachte.

Der Onkel Stubenrauch an Schleiermacher.

Halle, den 14ten März 1786.

— — Daß der Inhalt meiner beiden Briefe vornemlich Empfehlung einer vernünftigen Toleranz war, müſſen Sie ja nicht ſo auslegen, als ob ich die Brüdergemeine für intolerant hielte — es war vielmehr Folge von Lektüren und Unterredungen, die ich hier um die Zeit gehabt. — — In einer ſolchen Lage der Sachen, glaubte ich, könnte ich einem Jüngling, der mir ſo werth iſt, die wahre Toleranz nicht genugſam empfehlen. Ich ſehe aber aus Ihrem letzten Schreiben zur Genüge, daß wir hierüber einſtimmig genug denken. Auch darin bin ich mit Ihnen ſehr einig, daß, ſo wie unſre Vorfahren vielleicht in ihren etwas zu menſchlichen Schilderungen von Gottes Strafgerechtigkeit zu weit gingen und darüber die Betrachtung ſeiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit gegen den gefallenen Menſchen beinahe aus den Augen verloren, ſo im Gegentheil in unſeren Tagen von ſehr vielen nur Gottes Allvatergüte geprieſen wird, und wenn vormals die Leute vielleicht allzuſehr durch Gottes ſtrenge Gerechtigkeit geſchreckt wurden, ſie anjetzt auf der andern Seite durch beſtändige Hinweiſung auf Gottes Güte gleichſam eingeſchläfert und nur träge gemacht werden. — — Da zeigte ſich's denn am deutlichſten, welch einen großen Schaden es nach ſich ziehe, wenn man die großen Wahrheiten unſerer Religion nicht immer in ihrem genauen Zuſammenhang und in ihrer gegenſeitigen Beziehung ſich denkt, ſondern nur einſeitig gewiſſe nachtheilige Folgen, die aus übertriebenen Vorſtellungen einzelner Wahrheiten entſtehen **können**, ins Auge faßt, woher jene ſo ſehr unbehutſamen (wenn ich mich recht gelinde ausdrücken ſoll) Ausdrücke von der Verſöhnungslehre in der Berlin. Monatsſchrift und anderweit ſich herſchrieben. — —

Daß Sie noch immer ein Freund der mathematiſchen Wiſſenſchaften ſind, iſt mir ſehr lieb, und ich freue mich, daß Sie in dem bevorſtehenden halben Jahr auch noch weiteren Unterricht darin nehmen wollen; es kann Ihnen dies für Ihr ganzes Leben immer ſehr vortheilhaft ſein, wie ich denn auch glaube ſchon manche Vortheile von dieſer Wiſſenſchaft an Ihren helleren und richtigen Vorſtellungen bemerken zu können. Mendelsſohns Tod iſt Ihnen ohnſtreitig bekannt; vielleicht haben Sie auch das Diſtichon in den Zeitungen geleſen:

Es iſt ein Gott. Das lehrte Moſes ſchon;
Doch den Beweis davon gab Moſes Mendelsſohn.

Darauf hat man hier folgende Parodie gemacht:

Der Weiſe glaubt es Moſes ſchon,
Dem Narren bewies es Mendelsſohn.

Ihre Gedanken über dieſe Parodie wünſchte ich wohl zu leſen.

Halle den 25ſten April 1786.

. — — Recht ſehr hat mir Ihr Urtheil über Moſes Mendelsſohn gefallen, und daß Sie ſo richtig das unſchickliche in jenem Diſtichon bemerkt. Nur ſcheint mirs doch, als ob Sie Mendelsſohn nicht Gerechtigkeit genug widerfahren laſſen, wenn Sie ſchreiben „als Philoſoph betrachtet haben wir doch Männer, die wir ihm an die Seite ſetzen können, und bei deren Tod doch nicht halb ſo viel Aufſehens gemacht wurde.“ Denn Mendelsſohn war auch mehr als Philoſoph; ihm hat in der That unſre Literatur, unſre Sprache ſelbſt und die geſunde Kritik ungemein viel zu danken. — —

Der Sohn an den Vater.

Barby, ... 1786.

— — Ich bin übrigens jetzt hier, Gott ſei Dank, durch eine auch für meinen Beutel gute Diät und hinlängliche Motion geſund und auch vergnügt. Nur eins gefällt mir nicht. Ich möchte gern Theologie ſtudiren und zwar recht von Grund aus; das werde ich mich aber nicht rühmen können, wenn ich von hier wegkomme, und daran iſt unſre, wie mich däucht, etwas zu große Eingeſchränktheit in der Lectüre Schuld; denn von allen jetzigen Einwendungen, Einwürfen und Streitigkeiten über Exegeſe und Dogmatik bekommen wir nichts zu leſen, als in den gelehrten Zeitungen; auch in den Collegien erwähnt man ihrer nicht einmal hinlänglich und doch iſt die Kenntniß derſelben einem angehenden Theologen ſchlechterdings nothwendig. Dies Verfahren erregt auch ſogar bei manchem den Verdacht, als müßten viele Einwürfe der Neuern wohl ſehr acceptabel und ſchwer zu widerlegen ſein, weil man ſich fürchtet ſie uns vorzulegen. So denke aber ich nicht, und überhaupt macht dies kleine Mißvergnügen für jetzt noch keine große Störung in meiner Ruhe und Sie ſind der einzige, mit dem ich davon geredet habe. Ich empfehle mich in Ihre und der Mama zärtliche Liebe *) und bin mit aller kindlichen Liebe und Verehrung Ihr ganz gehorſamſter Sohn.

---

*) Der Vater hatte ſich von neuem verheirathet.

Der Vater:

Anhalt, den 22ſten Auguſt 1796.

„Mein lieber Sohn! Ich wünſche Dir und Deinen Commilitonen viel Glück, daß Ihr den Grafen Reuß zu Eurem Vorſteher bekommen habt; und daß beſonders Du ſehr wohl damit zufrieden und des Schreibens um Geld und Zulage überhoben biſt, merke ich Deinem Briefe an. Es iſt wohl ſehr gut, wenn man beim ſtudiren ſorgenfrei ſein kann. Ich ſelbſt bin nicht ſo glücklich geweſen; aber meine bedrängten Umſtände gereichten mir zum Segen, und ſo hoffe ich, der liebe Heiland wird auch das, was Dir unangenehm iſt, z. E. Deine Kränklichkeit, zu Deinem wahren Heil gnädiglich wenden. Seine unſichtbare Hand leitet doch immer auf den ſicherſten Pfad, wenn man ihr ſich kindlich überläßt. Thue das, lieber Sohn, auch in Deinen Studien und ſei verſichert, Du verlierſt nichts, wenn Dir auch die Einwendungen und Erklärungen der Neueren unbekannt bleiben. Vermeide dieſen Baum des Erkenntniſſes — und die gefährlichen Lockungen zu demſelben unter dem Schein der Gründlichkeit. Ich habe faſt alle Widerlegungen des Unglaubens geleſen; ſie haben mich aber nicht überzeugt, ſondern ich hab's erfahren, daß der Glaube ein Regale der Gottheit und ein pur lauteres Werk ihres Erbarmens ſei. Du willſt ja überdem kein eitler Theologe werden, ſondern Dich nur geſchickt machen, dem Heiland Seelen zuzuführen, und dazu brauchſt Du das alles nicht, und kannſt es Deinem Heiland nie genug verdanken, daß er Dich hat zur Brüdergemeinde gebracht, da Du deſſen gar wohl entbehren kannſt. Glaube überdem, daß die Bibel eine unerſchöpfliche Quelle iſt, die Deinen Durſt nach Wiſſen überſchwenglich ſtillen kann. Mache Dir beſonders das Hebräiſche recht gründlich bekannt; denn daß auch hier noch mancher Schatz vergraben liegt, kannſt Du zum Theil aus Bruder N's. Erklärungen lernen. Wünſcheſt Du dann außerdem zuweilen etwas Angenehmes und zugleich Erbauliches und im Glauben Befeſtigendes zu leſen, ſo wirſt Du das in den

Schriften derer ſinden, welche die Liebe, Macht und Weisheit des Gottes, der am Kreuz für uns Gottloſe geſtorben iſt, auch in der ſichtbaren Natur zeigen und darſtellen, z. B. eines Martinot's, Sander's, Bonnet's und Harvey's, beſonders des letzteren. Es iſt gewiß etwas ſehr Erhebendes, das aber bei dem Glauben an die theure Gottes-Marter zugleich auch zu der tiefſten Beugung und durchdringendſten Compunction führt, wenn man bei ſolcher Lectüre nicht nur die unermeßliche bis zu uns Elenden und Verlorenen ſich herablaſſende Tiefe der Liebe Gottes, ſondern auch ihre Höhe, Länge und Breite bewundern und dabei einigermaßen erfahren kann, was der viel umfaſſende Geiſt des Mannes damals ohne Zweifel fühlte, als er dieſes Verschen machte:

Führſt Du gleich das Steuerruder
Der geſtirnten Monarchie,
Biſt Du dennoch unſer Bruder;
Fleiſch und Blut verkennt ſich nie.

Hier findeſt Du ein weites Feld für Deine Wißbegierde, auf welchem Du vor Stolz und Eitelkeit geſichert bleiben und zuletzt glücklich zu der ſeligen Einfalt wirſt zurückgeführet werden. — —

Der Sohn:

Barby, den 21ſten Januar 1787.

„Zärtlichſt geliebter Vater! Zwar ſpät, aber darum doch nicht minder aufrichtig, nicht minder feurig kommt diesmal mein Glückwunſch zum neuen Jahr. Je älter man wird, beſter Vater, je mehr man dem Lauf der Dinge auf der Welt zuſieht, deſto mehr wird man überzeugt, daß man aus Furcht was böſes zu wünſchen lieber nichts von alle dem wünſchen ſoll, was man insgemein ſich und anderen zu wünſchen pflegt; alles iſt unter den Umſtänden Glück, unter anderen Unglück, aber Ruhe und Gelaſſenheit des Herzens unter allen Umſtänden, das iſt es, was ich Ihnen wünſche, und — was kann einem Vater wohl lieber ſein, als das — Freude zu erleben an Ihren Kindern. Je mehr ich Ihnen dieſes, als Ihr Sohn, aus vollem kindlichen Herzen wünſche, deſto mehr Ueberwindung koſtet es mich, deſto mehr greift es das Innerſte meiner Seele an, daß ich Ihnen jetzt gleich etwas melden ſoll, was Ihre Hoffnung auf die Erfüllung dieſes Wunſches ſo ſehr wankend machen muß. Ich geſtand Ihnen in meinem letzten Brief meine Unzufriedenheit über meine eingeſchränkte Lage, ich ſagte Ihnen, wie leicht ſie Religionszweifel, die bei jungen Leuten zu unſeren Zeiten ſo leicht entſtehen, befördern könne, und ſuchte Sie dadurch auf die Nachricht vorzubereiten, daß der Fall bei mir eingetreten ſei; aber ich erreichte meinen Zweck nicht. Sie glaubten mich durch Ihre Antwort beruhigt, und ich ſchwieg unverantwortlicher Weiſe ſechs ganzer Monate, weil ich es nicht über's Herz bringen konnte, Sie aus dieſem Irrthum zu reißen. Der Glaube iſt ein Regale der Gottheit, ſchrieben Sie mir. Ach, beſter Vater, wenn Sie glauben, daß ohne dieſen Glauben keine, wenigſtens nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in dieſem Leben iſt, als bei demſelben, und das glauben Sie ja, o, ſo bitten Sie Gott, daß er mir ihn ſchenke, denn für mich iſt er jetzt verloren. Ich kann nicht glauben, daß der ewiger, wahrer Gott war, der ſich ſelbſt nur den Menſchenſohn nannte, ich kann nicht glauben, daß ſein Tod eine ſtellvertretende Verſöhnung war, weil er es ſelbſt nie ausdrücklich geſagt hat, und weil ich nicht glauben kann, daß ſie nöthig geweſen; denn Gott kann die Menſchen, die er offenbar nicht zur Vollkommenheit, ſondern nur zum Streben nach derſelben geſchaffen hat, unmöglich darum ewig ſtrafen wollen, weil ſie nicht vollkommen geworden ſind. Ach, beſter Vater, der tiefe durchdringende Schmerz, den ich beim Schreiben dieſes Briefes empfinde, hindert mich, Ihnen die Geſchichte meiner Seele in Abſicht auf meine Meinungen und alle meine ſtarken Gründe für dieſelben umſtändlich zu erzählen, aber ich bitte Sie inſtändig, halten Sie ſie nicht für vorübergehende, nicht tief gewurzelte Gedanken; faſt ein Jahr lang haften ſie bei mir und ein langes angeſtrengtes Nachdenken hat mich dazu beſtimmt. Ich bitte Sie, enthalten Sie mir Ihre ſtärkſten Gründe zur Widerlegung derſelben nicht vor, aber, aufrichtig zu geſtehen, glaube ich nicht, daß Sie mich jetzt überzeugen werden, denn ich ſtehe feſt darauf.

So iſt ſie denn heraus, dieſe Nachricht, die Sie ſo ſehr erſchrecken muß. Denken Sie ſich ganz in meine Seele hinein bei meiner — ich kann mir mit gutem Gewiſſen das Zeugniß geben und ich weiß, Sie ſind ſelbſt davon überzeugt — bei meiner ſehr großen, zärtlichen kindlichen Liebe zu einem ſo guten Vater, wie Sie, dem ich alles zu danken habe und der mich ſo herzlich liebt; vielleicht können ſie ſich einigermaßen vorſtellen, was mich dieſe Zeilen gekoſtet haben. Sie ſind nun geſchrieben mit zitternder Hand und mit Thränen, aber ich würde ſie auch noch jetzt nicht fortſchicken, wenn mich nicht meine Vorgeſetzten dazu veranlaßt und mir gewiſſermaßen aufgetragen hätten, es Ihnen zu ſchreiben. Tröſten Sie ſich, liebſter Vater, ich weiß, Sie ſind lange in der Lage geweſen, in der ich bin. Zweifel ſtürmten ehemals ebenſo auf Sie los, als jetzt auf mich, und doch ſind Sie noch der geworden, der Sie jetzt ſind; denken Sie, hoffen Sie, glauben Sie, daß es mir ebenſo gehen kann und ſeyn Sie verſichert, daß ich mich, ſo lange ich auch nicht mit Ihnen eines Glaubens bin, doch immer befleißigen werde ein rechtſchaffner und nützlicher Menſch zu werden, und das iſt doch die Hauptſache.

Ich habe meinen hieſigen Vorgeſetzten meine Gedanken aufrichtig dargelegt, man iſt dabei ins Ganze genommen liebreich mit mir umgegangen; man hat mir geſagt, man wolle noch warten, ob nicht die Stunde einer glücklichen Aenderung bald ſchlagen würde, hat mir aber auch oft und deutlich geſagt, was ſich wohl von ſelbſt verſteht, daß ich mir auch nicht auf das geringſte Amt in der Gemeine Rechnung machen könne, bis ich meine Geſinnungen umſtimmte. Ich weiß, beſter Vater, ſoviel Kummer ich Ihnen auch jetzt mache, ſo werden Sie mir doch Ihre väterliche Liebe und Vorſorge nicht entziehen. Sie werden ſelbſt ſehen, daß es nöthig iſt, auch auf den Fall, daß es nicht ſobald geſchehe, wovon ich leider feſt überzeugt bin, Maßregeln zu nehmen, damit ich mich zu einem brauchbaren Mann außer der Gemeine bilde, da ich es in derſelben für die Zeit nicht ſein kann. Erlauben es Ihre Umſtände nur einigermaßen, ſo laſſen Sie mich auch nur auf zwei Jahre nach Halle ziehen. Sie ſehen, mein Durchkommen in dieſem Leben hängt davon ab. Ich glaube kaum, daß Sie Ihre Einwilligung dazu geben werden, daß ich da Theologie fortſtudire, denn Sie werden unſerm Vaterland nicht noch einen heterodoxen Lehrer mehr geben wollen. Können Sie es aber mit gutem Gewiſſen, da ich mich doch vermuthlich nur dem Schulweſen widmen würde, ſo wäre es mir doch das liebſte, weil ich am meiſten dazu vorbereitet wäre und meine Neigung doch dahin geht. Auch könnte ich da meine Gedanken eher ändern, als beim Studiren in der Gemeine; ich hätte mehr Gelegenheit, alles zu prüfen, und würde vielleicht ſehen, daß auf der einen Seite manche Gründe nicht ſo ſtark und auf der anderen manche ſtärker ſind, als ich dachte. Was ich aber ſtudiren ſoll, ſey Ihnen lediglich überlaſſen. Bei den Rechten iſt das ſchlimme, daß ein bürgerlicher Juriſt ſelten eine Stelle findet, und bei der Medicin, daß ich aus Mangel der nöthigen Vorkenntniſſe mehr als 2 Jahr brauchen würde und die Collegia ohnehin viel theurer ſind. Vielleicht kann der Onkel freie Wohnung oder freien Tiſch bei ſich geben, vielleicht wäre ſonſt ein Freitiſch oder gar ein kleines Stipendium zu bekommen. Es ſtudiren ohnehin jetzt ſechs junge Brüder in Halle jura und die nebſt meinem alten Breslau'ſchen Freund W— und dem Herrn S— würden hinlängliche Geſellſchaft für mich ſeyn, ſo daß Sie von dieſer Seite vom Verderben der Univerſitäten für mich nicht viel zu fürchten hätten; ich würde ſo alle meine Zeit zum Studiren brauchen und einſam unter der Aufſicht meines Onkels leben.

Wenn Sie jetzt mit den Geſchwiſtern in Herrnhut darüber communiciren und ihnen die Sache vorſtellen, ſo werden Sie es vielleicht dahin bringen, daß ich mit Bewilligung derſelben nach Halle gehe, ſo daß mir die Rückkehr in die Gemeine, wenn ich meine Geſinnungen ändere, freiſteht. Die Geſchwiſter werden wohl einſehen, daß dieſe Ablenkung meines Nachdenkens auf ganz andere Gegenſtände das beſte Mittel iſt, dies nach und nach zu bewerkſtelligen. Sollte mich aber auch das für die Zeit ganz von der Gemeine trennen, ſo iſt es doch beſſer, als daß ich, wenn ich mich nicht ändere, in der Gemeine ein unzufriedenes und unthätiges Leben führe; ändere ich mich aber in Halle, ſo iſt ja nicht unmöglich, daß ich dann auch wieder in die Gemeine komme.

Sie werden es dieſem Brief anſehen, geliebteſter Vater, wie ſauer er mir geworden iſt. Gott ſtärke Sie, dieſe Nachricht ohne Schaden Ihrer Geſundheit, ohne zu großen Kummer und ohne daß es Ihrer väterlichen Liebe gegen mich Abbruch thue, zu empfangen. Er weiß am beſten, was es mich gekoſtet, ſie Ihnen zu geben. Nur noch dieſe einzige Bitte: entſchließen Sie ſich ſobald als möglich. Zu Oſtern gehen alle Curſus in Halle an, und was hilft es, wenn ich noch ein halbes Jahr hier bin, hier noch viel Geld verzehre und es hernach doch dazu kommen muß?

Mit Wehmuth küſſe ich Ihnen, beſter Vater, die Hände und bitte Sie, alles von der beſten Seite anzuſehen und reiflich zu überlegen, und mir noch fernerhin, ſo ſehr es Ihnen möglich iſt, Ihre väterliche, mir unſchätzbare Liebe zu ſchenken, als Ihrem bekümmerten, Sie innig verehrenden Sohn.

Der Vater:

Anhalt, den 8ten Februar 1787.

O Du unverſtändiger Sohn! wer hat Dich bezaubert, daß Du der Wahrheit nicht gehorcheſt? welchem Chriſtus Jeſus vor die Augen gemalet war, und nun von Dir gekreuzigt wird. Du liefeſt fein, wer hat Dich aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen? Solch' Ueberreden iſt nicht von dem, der Dich berufen hat; aber ein wenig Sauerteig verſäuert den ganzen Teig. Das nämliche Verderben Deines Herzens, welches vor vier Jahren Dir Bange machte, daß Du mit demſelben in der Welt werdeſt ganz verloren gehen, und Dich damals zur Gemeine hintrieb, ach! davon haſt Du leider noch immer etwas bei Dir geheget, das hat nun Dein ganzes Weſen durchſäuert und treibt Dich wieder aus der Gemeine. Ach mein Sohn, mein Sohn! wie tief beugſt Du mich! welche Seufzer preſſeſt Du aus meiner Seele! und wenn Abgeſchiedene einige Notiz von uns nehmen, o welch' grauſamer Störer der Ruhe Deiner ſeligen Mutter biſt Du dann jetzt, da ſelbſt Deine Dir fremde Stiefmutter mit mir Dich beweint.

So gehe denn in die Welt, deren Ehre Du ſuchſt. Siehe, ob Deine Seele von ihren Träbern kann ſatt werden, da ſie die göttliche Erquickung verſchmähet, welche Jeſus allen nach ihm dürſtenden Herzen ſchenket. Haſt Du denn nie ein Tröpflein Balſam aus ſeinen Wunden gekoſtet? und iſt das alles Trug und Heuchelei geweſen, was Du geſchrieben und zu empfinden ſo oft betheuert haſt? War es aber Wahrheit, o ſo wird's mächtig an jenem Tage wider Dich zeugen, wo Du nicht umkehrſt zu Deinem ewigen Erbarmer. Ev. Joh. Cap. 12, V. 48—50. Hebr. Cap. 6, V. 4—6.

Ach! in welche Verblendung hat das Verderben Deines Herzens Dich geſtürzt! Du glaubſt in der Welt den Weg zu finden, um zu der Gemeine, in welcher Du warſt — (denn leider mit Deinem Herzen biſt Du nicht mehr da) — wieder zurückzukehren; und eben ſo widerſprechend ſind Deine Einwendungen, die Du ſtark nennſt; ja, ſtark und mächtig iſt der Eigendünkel und Stolz Deines Herzens, aber nicht Deine Einwürfe, welche ſogar ein Kind umzuſtoßen vermag. Du wähnſt, Jeſus habe nie ſelbſt geſagt, daß er Gottes Sohn oder, welches eins iſt, der wahre ewige Gott ſei, da doch der Hoheprieſter wegen dieſes ſeines Bekenntniſſes, welches er und alle Juden für eine Gottesläſterung hielten, ihn zum Tode verdammte. Du wähnſt, der Menſch ſei von

Gott wohl zum Streben nach Vollkommenheit, aber nicht zur Vollkommenheit ſelbſt erſchaffen; alſo hat Gott den Menſchen im Zorn und zu ſeinem ewigen Unglück geſchaffen, indem er ihm eine Erkenntniß von etwas und Streben nach etwas gegeben und eingepflanzt hat, was doch der Menſch in alle Ewigkeit zu erreichen nicht fähig iſt. Aber nicht das, was Du Vollkommenheit nennſt, ſondern Gottes Verherrlichung iſt der erſte und der letzte Zweck aller ſeiner Offenbarungen und Werke; er iſt die Liebe, und wer in dem Genuß ſeiner Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm; dieſer Spruch müſſe Dich belehren, daß Gott, da er einig iſt, auch nur einen Zweck haben könne, den nämlich, daß ſeine Liebe, ſein Lob und ſeine Verherrlichung unſre jetzige und künftige Seligkeit werde und ewig bleibe und er allein alles in allem ſei. Soll aber Gottes Verherrlichung zugleich unſre Seligkeit ſein, (denn nur ein Zweck kann Statt finden), ſo muß ja ſeine Liebe, ſein Lob und ſeine Verherrlichung unſer einziges und ewiges Intereſſe werden, ſo daß wir daran ſelbſt unſre ewige Freude und die Erfüllung unſrer Wünſche in alle Ewigkeit finden. Denn nur das kann Seligkeit uns werden, was wir ſelbſt dafür halten und wünſchen. Soll aber die Seligkeit, die Gott in ſeiner Liebe uns bereitet hat, auch das einige Object unſrer Wünſche und demnach auch uns wahrhafte Seligkeit werden, ſo ſiehſt Du ja wohl, lieber Sohn, daß unſre Herzen dazu erſt ganz umgeſtimmt werden und wir aus der Vielheit in die Einheit und von der Liebe des Fleiſches und unſres Ich zu der Liebe des Liebenswürdigſten zurückkehren müſſen. Darum nun hat Gott uns alſo zuvor geliebet, daß er ſeines eingebornen Sohnes nicht verſchonete, ſondern ihn für uns dahin gab — damit, wenn wir durch die Kraft ſeines Geiſtes das glauben können, daß ſich der wahre Gott für uns verlorene Menſchen gegeben in den Tod, dadurch in unſeren erſtorbenen Herzen ein neues Leben erzeuget, ein Feuer dankbarer Liebe, gänzlicher Ergebung und Gottes-Verherrlichung, das ewig brennen ſoll, entzündet werden möge. Von dieſem

Glauben nun, als der Quelle ſolcher Liebe und Gottes-Verherrlichung habe ich Dir geſchrieben, daß ſie ein Regale der Gottheit ſei, und das mit allem Recht, damit nicht und auch nicht in dem allergeringſten Theil dem Geſchöpf, ſondern Gott allein die Ehre unſrer ganzen Seligkeit jetzt und ewig gebracht werde. Denn darum hat Er alles unter den Unglauben beſchloſſen, damit Er ſich aller erbarme. Iſt es Dir nun, mein lieber Sohn, um dieſen allein ſelig machenden Glauben von ganzem Herzen zu thun, ſo ſuche, ſo erbitte ihn auf Deinen Knien von dem großen Gott und Schöpfer, der als Menſch am Kreuz für Dich geblutet hat, als ein pur lauteres Geſchenk ſeiner Erbarmung; iſt es Dir aber um Deine eigene Ehre zu thun, verſchmähſt Du den Gott Deiner Väter und willſt hingehen und fremden Göttern dienen, nun, ſo wähle, was Du thun willſt; ich aber und mein Haus wollen dem Herrn, der uns erkauft hat, dienen.

Ach, mein Herz zittert unter der bangen Ahnung, daß die liebreichen Warnungen eines für Dein Wohl zärtlich beſorgten Vaters, daß meine, ja ſogar Deine eigenen Erfahrungen, ohne Frucht ſein werden; denn die Verblendung Deines Sinnes, womit es dem Gott dieſer Welt leider! an Dir gelungen iſt, die iſt, wie Dein Brief zeugt, ſchon zu groß; nur Du, mein Gott und Heiland! kannſt dieſem armen Blinden die Augen öffnen. Ach! erbarme Dich ſeiner um Deines theuren Verdienſtes willen und was Du ſchon davon ihm ſelbſt haſt zu Theil werden laſſen, damit das nicht vergeblich an ihm ſein, nicht an jenem Tage wider ihn zeugen möge!

Und nun mein Sohn! den ich mit Thränen an mein beklommenes Herz drücke, ach! mit herzſchneidender Wehmuth entlaſſ' ich Dich, und entlaſſen muß ich Dich — da Du den Gott Deines Vaters nicht mehr anbeteſt, — nicht mehr vor einem Altar mit ihm niederknieſt, — aber noch einmal, mein Sohn, ehe wir von einander ſcheiden, — ach, ſage mir doch: was hat denn der arme, ſanftmüthige und von Herzen demüthige Jeſus

Dir gethan, daß Du nun ſeiner Erquickung, ſeinem Gottes-Frieden entſageſt? war Dir denn nicht wohl bei Ihm, wenn Du Deine Noth, den Jammer Deines Herzens Ihm klagteſt? und nun willſt Du für die Gottes-Langmuth und Geduld, mit der Er Dich trug, Ihn verleugnen? den Schwur brechen, den Du ſo oft vor Ihm thateſt: bei Dir Jeſu will ich bleiben? — warum willſt Du von Ihm gehen, — haſt Du keine Lebens-Worte bei Ihm vernommen?

Doch ich muß eilen, um Dich zu entlaſſen; — aber Gott allein weiß es, mit welchem Herzen. Ach! nicht mit jenen Thränen der Freude und Herzens-Zerfloſſenheit, mit welchen Du ſelbſt vor drei Jahren der Welt entſagteſt und dem Herrn und ſeiner Gemeine Dich widmeteſt. O! dieſe, ſowie die Thränen der Freude und Dankbarkeit über dem, was der Herr an Dir that, welche ſo oft den Augen Deiner zärtlich-treuen Mutter entronnen — das Flehen der Gemeine, womit ſie Dich in ihren Schooß aufnahm — und dann die Thränen der tiefſten Wehmuth, die Du jetzt Deinem Vater auspreſſeſt — ach! vergiß ſie nicht, mein Sohn! Laß ſie Dir, wo Du auch hingeheſt, ein ſtetes Denkmal vor Deinen Augen ſein. Iſt es aber möglich (und warum ſollte es nicht? denn bei Gott iſt ja kein Ding unmöglich) ſo gieb der Bitte Deines Dich flehenden Vaters Gehör: Kehre wieder! ach, mein Sohn, kehre wieder! Menſchliche Tugend iſt nicht Vollkommenheit, ſondern vom Wege des Irrthums eiligſt zurückkehren. O, Du Menſchen-Hüter Herr Jeſu! führe Du ſelbſt Dein verirrtes Schäflein zurücke! thue es zu Deines Namens Verherrlichung! Amen!

Ich ſchreibe noch nicht nach Halle, weil ich hoffe, der Herr werde meine Worte und mein Gebet an Dir ſegnen.

Schreibſt Du aber an Deinen Onkel, wozu ich Dir auf den Fall, daß Du Deinen Sinn nicht änderſt, die Erlaubniß gebe, ſo biſt Du von mir und der Gemeine entlaſſen; aber länger, als anderthalb Jahr, von Oſtern an, kann ich Dich nicht ſtudiren laſſen; in der Zeit magſt Du Dich zu einem Schulamt tüchtig machen.

Ich kann nichts mehr hinzufügen, als daß ich mit tief gebeugtem und beklommenem Herzen bin Dein mit der Liebe des herzlichſten Mitleids Dich liebender Vater.

Der Sohn:

Barby, den 12ten Februar 1787.

Beſter, zärtlich geliebter Vater! Jetzt werden Sie den kummervollen Brief haben. O, wie oft habe ich gewünſcht, daß ich minder ehrlich geweſen wäre und meine Gedanken Niemandem entdeckt hätte, oder wenigſtens, daß ich den Brief nicht weggeſchickt hätte; ſo hätte ich einem ſo guten Vater allen den Schmerz und mir alle Unruhe und alle Folgen dieſer Sache — Gott weiß, wie ſie noch ablaufen wird — erſpart. Aber es mußte geſchehen, und jetzt iſt es mir lieb, daß ich das Herz gefaßt habe, weil man mir ſeitdem angekündigt hat, daß Oſtern der letzte Termin iſt, bis zu dem man mich hier laſſen kann. Schreiben Sie nicht erſt nach Herrnhut, liebſter Vater; es wäre vergebene Mühe, man kann einen Diſſentirenden, wie ich bin, nicht länger hier dulden; man fürchtet, ich möchte meinen ſchädlichen Gift anderen mittheilen, man kann mich auch, ſei ich auch, wo ich ſei, nicht als in der Gemeinſchaft der Gemeine anſehen. Ich wünſchte, beſter Vater, Sie wären ſo überzeugt, als ich es bin, daß dieſer Schritt in meinen jetzigen Umſtänden nicht anders als zu meinem Beſten gereichen kann. Ruhig, zufrieden und glücklich hätte ich doch, bei meiner Denkungsart über Lehre und Verfaſſung der Gemeine, in derſelben nicht ſein können. Ich hätte meine Zweifel in derſelben nicht können fahren laſſen; aber wie leicht kann das nicht geſchehen, wenn ich in Halle Theologie ſtudire. Es wird Ihnen vielleicht unwahrſcheinlich vorkommen, daß ich gerade mitten unter ſo vielen heterodoxen Lehrern meine Meinungen ändern ſollte;

aber ſo viel ich mich kenne, iſt dies der beſte Weg dazu. Die unzulänglichen Beweiſe, die man hier für manche Lehrſätze führte, daß man die Meinung Diſſentirender nicht, oder doch wenigſtens ohne Anführung ihrer Gründe und Beweiſe vortrug, dies und der gänzliche Mangel an Gelegenheit, ſelbſt zu prüfen, nebſt der natürlichen Vorneigung für das offenbar Unterdrückte, war die Veranlaſſung, daß ich nach und nach dahin kam, wo ich jetzt bin. In Halle fiele das weg, ich käme in eine Lage, wo ich alles prüfen könnte. Der ſchöne Vortrag würde mich nicht verführen, weil ich mich gewöhnt habe, alles, was ich leſe oder höre, von allem Schmuck zu entkleiden und ſo zu erwägen. Was aber mehr als das alles iſt, ſo hätte ich den Onkel, dem ich frei alle meine Gedanken eröffnen und mit ihm darüber reden kann; das konnte ich hier nicht; die Arbeiter ließen ſich nie darauf ein, mich zu widerlegen und mit meinen Freunden davon zu reden, das war am ſchärfſten verboten. Ich hoffe, beſter Vater, Sie werden dieſe Gründe für triftig halten und mich bei der Theologie laſſen, da ich ohnehin, wenn ſich meine Geſinnungen nicht ändern, nichts anderes, als ein Schulamt annehmen werde. Was könnte dabei herauskommen, wenn ich jura oder Medicin ſtudirte, wozu ich mich ohnehin ungeſchickt und abgeneigt fühle; mein Geiſt würde ſich zu oft auch wider meinen Willen von meinen Berufsgeſchäften losreißen, um über dieſe meine Lieblings-Materie nachzudenken. Aber wie wird es mit meinem Durchkommen in Halle ausſehen. Mein Freund in Halle hat mir folgendes Schema der nöthigſten Ausgaben geſchickt: Holz jährlich 12 Fl., Miethe mit Aufwartung 24 Fl.; hievon läßt ſich freilich kaum etwas abdingen. Mittagstiſch 40 Fl.; dieſer Artikel wird ſich um ein beträchtliches verringern. Frühſtück und Abendbrod 48 Fl.; hievon, dächte ich, müßte ſich, da ich keinen Kaffee trinke, auch Abends nicht viel eſſe, wenigſtens die Hälfte retranchiren laſſen. Friſeur 8 Fl., Stiefelputzen und Kleiderausbürſten 8 Fl., Wäſcherin 8 Fl. Hier ſind Kleider, Wäſche, Collegiengelder und die nöthigen Bücher nebſt andern Nebenausgaben nicht mitgerechnet. Das ſchlimmſte iſt das, daß ich mit Kleidern und Wäſche ſehr, ſehr ſchlecht verſorgt bin, hier zu Oſtern kein Geld übrig haben werde und mir doch noch manches muß machen laſſen, weil ich in Halle nicht ſo gehen kann, wie hier.

Nun, liebſter Vater, ſein Sie ſo gütig und melden Sie mir ſobald als möglich Ihre Entſchließung, damit Ihr armer niedergeſchlagener Sohn nicht von hier vertrieben wird, ohne zu wiſſen, wohin. Sie können ſich nicht vorſtellen, was ich gelitten habe, da mir die Arbeiter es als einen möglichen, ja gar wahrſcheinlichen Fall vorſtellten, daß Sie ſich in dieſen Umſtänden mir ganz entziehen und mich meinem Schickſal überlaſſen könnten, da ſie mir im voraus erklärten, daß ich in dem Fall auf kein längeres Hierſein, keine Schonung, kein Mitleid zu hoffen hätte. Mein Blut kochte, da ich hörte, daß man Sie ſo verkannte, ſo lieblos urtheilte, aber ich verbiß es. O, wie viel traurige ſchwere Scenen ſtehen mir hier noch bevor. Ich empfehle mich der göttlichen Obhut, Ihrem Gebet und Ihrer väterlichen Vorſorge als Ihr gehorſamſter Sohn Fritz.

(ohne Datum)

Beſter, geliebteſter Vater! O, könnten Sie ſich den traurigen jammervollen Zuſtand Ihres armen Sohnes recht vorſtellen! Ich war ſchon mehr als zu unglücklich; aber Ihr Brief hat mein Elend noch mehr als verdoppelt. Ich verkenne darin keineswegs Ihr zärtliches Vaterherz, das auch Ihren abtrünnigen Sohn noch liebt und alle Mittel verſucht, ihn auf ſeinen vorigen Weg zurückzubringen. Aber kann wohl etwas unglückſeligeres gedacht werden für einen Sohn, der ſeinen Vater ſo innig liebt und verehrt, als dieſe Lage? O, wie viel bittere Thränen ſind auf ihn aus meinen Augen gefloſſen! wie viel ſchlafloſe Nächte, wie viel freudenloſe Tage hat mich nicht die Erinnerung an Ihren Kummer, den ich ebenſo ſehr fühle, als Sie es nur immer können, gekoſtet! Es martert mich, daß ich die unglückliche Urſache davon bin, und es doch nicht in meiner Gewalt ſteht, ihn zu heben. O, wie oft habe ich gewünſcht, noch eben ſo herzlich und feſt an Ihrem Glauben hängen zu können, als vorher; denn ich hing feſt daran; was ich zu empfinden vorgab, war nicht Heuchelei, ich empfand es wirklich; aber es war nichts, als natürliche Wirkung meiner veränderten Lage und der Neuheit der Sache. Aber, beſter Vater, ich bitte Sie um alles, ſehen Sie nicht alles von der ſchlimmſten Seite an, ſuchen Sie nicht in allem gerade das Gegentheil von dem, was Sie denken. Sie ſagen, Verherrlichung Gottes ſei der erſte Zweck, und ich, Vollkommenheit der Geſchöpfe; iſt dies nicht am Ende einerlei? erwächſt nicht dem Schöpfer deſto mehr Verherrlichung aus ſeiner Schöpfung, je vollkommener, je glücklicher ſeine Geſchöpfe ſind? Auch ich halte ja Verherrlichung Gottes, das Beſtreben, ihm immer wohlgefälliger zu werden, für das erſte; auch ich würde mich für einen fühlloſen, unglückſeligen Menſchen halten, wenn ich nicht die innigſte Liebe kindlicher Dankbarkeit gegen dieſen über alles guten Gott fühlte, der mir bei allen bedauernswürdigen Zufällen, die mich jetzt treffen zu wollen ſcheinen, doch ſo überwiegend viel Gutes erzeigt. Warum, beſter Vater, ſagen Sie, ich bete nicht Ihren Gott an, ich wolle fremden Göttern dienen? iſt es nicht Ein Gott, der Sie und mich erſchaffen hat und erhält und den wir beide verehren? warum können wir nicht mehr vor einem Altar niederknien und zu unſerem gemeinſchaftlichen Vater beten? O, wie unglücklich bin ich doch! wofür ſehen Sie Ihren armen Sohn an? ich habe Zweifel gegen die Verſöhnungslehre und die Gottheit Chriſti und Sie ſehen mich an als einen Verläugner Gottes! und dieſe Zweifel ſind noch dazu ſo natürlich aus meiner Lage entſtanden. Wie konnte ich es aufs bloße Wort glauben, daß an allen den Einwürfen unſrer Theologen, die von kritiſchen, exegetiſchen und philoſophiſchen Gründen unterſtützt ſein ſollen, nichts, gar nichts ſei? wie konnte ich es vermeiden, darüber nachzudenken, und ach, daß das Reſultat meines

Nachdenkens darüber ſo kläglich für mich iſt! Iſt denn ein Widerſpruch darin, daß ich Zweifel, die offenbar durch meine Lage veranlaßt wurden, durch Veränderung derſelben zu heben hoffe und wünſche? O, beſter Vater, wüßten Sie, wie aufrichtig ich es hierin meine; es iſt nicht Luſt zur Welt, was mir den Wunſch, die Gemeine zu verlaſſen, eingab (der jetzt, wenn er auch nicht mein Wunſch wäre, traurige Nothwendigkeit ſein würde), ſondern Ueberzeugung, daß ich in derſelben nie meine Zweifel würde fahren laſſen können. Denn ich kann ſelbſt nicht unterſuchen, inwiefern neuere Einwürfe ungegründet ſind, weil ich nichts dergleichen leſen darf, und man ließ ſich hier nicht einmal damit ein, mir meine eigenen Zweifel zu widerlegen. Auch Ihre Widerlegung meiner Zweifel über die Gottheit Chriſti hat mich nicht überzeugt. Es kommt ja immer darauf an, was man damals für einen Begriff mit den Worten υἱὸς θεοῦ verband. Daß man wenigſtens nicht immer den der Einheit mit dem göttlichen Weſen meinte, ſieht man daraus, daß die Apoſtel dieſe Worte auch häufig von den Chriſten brauchen. Daß der Hoheprieſter es für eine Gottesläſterung erklärte, kann ebenſo wenig beweiſen, denn er erlaubte ſich die niedrigſten Mittel, um etwas auf Chriſtum zu bringen.

Glauben Sie, geliebteſter Vater, daß Verſetzung in eine freiere Lage, wo ich mich ſelbſt von Grund und Ungrund der Sachen überzeugen kann, das beſte, das einzige Mittel iſt, mich zurückzubringen. Laſſen Sie mich den Troſt mitnehmen, daß ich noch Ihrer väterlichen Liebe genieße, daß mich Ihr Gebet begleitet, und daß Sie von Ihrem Sohn noch immer hoffen, daß er, wenn auch nicht zur Gemeine — (denn ich muß geſtehen, in der Lehre und Einrichtung derſelben iſt manches, was mir kaum je wieder gefallen wird, z. B. das Loos) — doch zur Gewißheit im wahren Chriſtenthum zurückkehren wird; denn das fühle ich ſehr wohl, daß ein Zweifler nie die völlige unerſchütterliche Ruhe eines überzeugten Chriſten genießen kann.

An den Onkel nach Halle hatte ich ſchon vorläufig geſchrieben, ehe ich Ihren Brief bekam. Ich hoffe, Sie werden, da doch für jetzt nichts anderes zu machen iſt, ihn noch ſelbſt bitten, ſich dort meiner anzunehmen, wenn es ihm auch durch äußere Unterſtützung nicht möglich iſt, doch mit ſeinem Rath. — Erlauben Sie, Ihnen ehrerbietig die Hände zu küſſen und Sie nochmals angelegentlich mit Wehmuth um die Fortdauer Ihrer Liebe zu bitten Ihrem armen bekümmerten Sohn.

Der Onkel Stubenrauch an Schleiermacher.

Halle, den 17ten Febr. 1787.

. — — So viel Vergnügen mir ſonſt jeder Ihrer Briefe verurſachte, ſo mancherlei unruhige Beſorgniſſe hat der Inhalt des letzteren bei mir veranlaßt. Ihre freimüthige Offenherzigkeit billige ich recht ſehr; allein, da Sie ſelbſt doch noch manche Schwierigkeiten ſehen, ſo hätte ich wohl gewünſcht, daß Sie mir Ihre Geſinnungen vorher entdeckt haben möchten, ehe Sie ſolche Ihren dortigen Vorſtehern eröffnet. Denn, was ich anjetzt, da Sie ſchon ſelbſt Ihren Entſchluß genommen haben, rathen ſoll, weiß ich in der That nicht. Ich will indeß auch ganz offenherzig Ihnen ſchreiben, was ich darüber denke.

Da ich ſo gar nicht vorbereitet war auf den Hauptinhalt Ihres Briefes, da Sie ſonſt in Ihren vorigen Briefen ſo gar nicht von dem eigentlichen Lehrbegriff der Brüder abweichende Geſinnungen geäußert, ſo habe ich mich — das geſtehe ich Ihnen frei heraus — des Gedankens nicht erwehren können, ob nicht vielleicht eine gekränkte Empfindlichkeit Sie zu dem raſchen Entſchluß veranlaßt habe. Dies iſt noch nicht gradehin Tadel oder Unzufriedenheit über Sie; denn ich müßte ja erſt wiſſen, ob Ihre Empfindlichkeit ungerecht oder übertrieben, ob die Kränkung eine wahre oder vermeinte und dergl. Sie klagen über Zweifel, die Ihnen aufgeſtiegen. Da wünſchte ich freilich, wenn dergleichen zu Ihrer Beklommenheit oder Unbehaglichkeit im vorigen Sommer, die ich hier für Hypochondrie hielt, Anlaß gegeben, daß Sie ſo viel Zutrauen gegen mich gehabt haben möchten, mir dieſelben in Zeiten zu eröffnen. Das, däucht mir, habe ich Ihnen ſchon in einem meiner Briefe geſagt, daß über gewiſſe Theorien in der Theologie, ſowie in der Philoſophie, nicht allgemeine Uebereinſtimmung erwartet werden kann; wir müſſen immer zufrieden ſein der Wahrheit ſo nahe zu kommen, als es zu unſrem Fortgang im Guten und zu unſrer Beruhigung erforderlich. Wenn Sie nun meinen, daß die Lehre vom menſchlichen Verderben dort übertrieben werde, ſo bitte ich Sie doch zu bedenken, ob Sie wohl hoffen können irgend eine kirchliche Parthei anzutreffen, wo die mehrſten Glieder über dieſen und andere Punkte mit Ihnen ganz gleich denken werden. Ich denke, Sie werden ja ſchon in den theologiſchen Schriften, die Sie geleſen, über dieſen und andre Punkte ſehr große Verſchiedenheit der Meinungen angetroffen haben. Sollte man indeß auf gewiſſe Gefühle dringen, die Sie bei ſich nicht empfinden, ſo thun Sie freilich beſſer es gradeheraus zu ſagen, daß Sie ſie nicht haben, als zu heucheln. Nur bitte ich dann doch auch wieder recht unpartheiiſch zu unterſuchen, ob Sie vorher auch nie dergleichen Gefühle oder Empfindungen oder Vorſtellungen (denn auf's Wort wird's doch nicht ankommen) gehabt, und ob Sie mit Grund behaupten können, daß, wenn Sie vordem dergleichen zu haben geglaubt, es bloße Täuſchung geweſen ſei. Ich fürchte faſt, daß bei Ihren guten Fortſchritten in der Mathematik vielleicht die Zweifel, worüber Sie klagen, mit daher entſtanden ſein möchten, daß Sie von theologiſchen Wahrheiten oder Lehrſätzen eben ſolche Gewißheit verlangen, als von Lehrſätzen der Mathematik. Doch denke ich, daß Sie von dieſen Zweifeln gar wohl zurückkommen werden, wie Sie es auch ſelbſt hoffen. Ob aber dazu ganz nothwendig ſei, daß Sie die Brüdergemeine verlaſſen, das muß ich Ihrem eigenen weitern Nachdenken überlaſſen; ich kann ſchlechterdings weder zu- noch abrathen. — — Sollten Sie bei Ihrem Entſchluß bleiben, ſo können Sie freilich unter 160 bis 180 Thlr.

jährlich hier auf der Univerſität nicht auskommen. Wir haben zum hieſigen reformirten Freitiſch ſchon ſo viele Expektanten, daß ich wahrlich nicht weiß, ob Sie ihn vor Ende des Jahres würden erhalten können — und dann, was für Ausſichten zur Beförderung? Da wüßte ich Ihnen nicht beſſer zu rathen, als daß Sie ſich vorzüglich dem Schulſtande oder dem academiſchen Leben widmeten; ſonſt dürften Sie ſehr lange Candidat bleiben können, ſo viel ich jetzt unſren kirchlichen Zuſtand zu beurtheilen im Stande bin. Alſo nochmals, überlegen Sie alles recht wohl, und laſſen Sie recht bald das Reſultat Ihrer Ueberlegung wiſſen

Ihrem ꝛc.

Halle, den 16ten März 1787.

Mein ſehr geliebter Neffe, ich darf es Ihnen wohl nicht weitläuftig verſichern, welch' ein herzliches Mitleiden ich mit Ihrer ganzen jetzigen Lage habe; denn davon glaube ich, werde Sie meine ganze Denkungsart, ſoviel Ihnen dieſelbe aus meinen bisherigen Briefen bekannt ſein muß, hinlänglich überzeugen. Daß Ihr lieber guter Vater äußerſt bekümmert darüber ſein werde, konnte ich mir leicht vorſtellen, ohnerachtet ich es freilich gar nicht vermuthet habe, daß er Ihr Bekümmerniß durch ſeine Art die Sache zu betrachten noch ſo ſehr vermehren würde. Indeß freut es mich, daß Sie doch auch in dem freilich harten Briefe ſeine wahre Vaterliebe nicht verkennen, und Sie werden jene Ausdrücke, die Ihre Traurigkeit freilich ſehr vermehren können, auch mit darauf rechnen oder ſich daraus erklären müſſen, daß ſelbige im erſten Ausbruch des tiefen Schmerzes ganz das Gepräge der tiefſten Wehmuth haben, die eine Sache von der äußerſten Wichtigkeit, die ihm ſo ganz unvermuthet, ganz unvorbereitet, wider alle ſeine Erwartungen kam, bei ihm verurſachen mußte; wo es ſo ſehr natürlich, daß man alles ſchlimmſte beſorgt, jede Gefahr ſich tauſendfach größer vorſtellt und nur lauter Unglück gewahr wird. Ich habe mich bemüht Ihren guten lieben Vater in beikommendem

Brief etwas zu beruhigen und ihn beſonders damit zu tröſten, daß Sie bei mehrerer Ruhe gar wohl von Ihren Zweifeln könnten zurückkommen. — —

Faſſen Sie indeß nur guten Muth und ſuchen Sie vornehmlich Ihren beſten Troſt in einem aufrichtigen, demüthigen, inbrünſtigen Gebet zu Gott, daß Er Sie in alle Wahrheit leiten wolle, und dann können Sie auch gewiß verſichert ſein, daß Er es dem aufrichtigen gelingen laſſe.

Mit dem, was Sie mir auf meinen letzten Brief geantwortet haben, bin ich völlig zufrieden. — Ich finde es beſſer, daß Sie Ihrem Vorſteher die Wahrheit lieber grade heraus geſagt haben, und bin gewiß, daß Sie Ihre Ausreden doch nicht würden haben ſouteniren können. Daß Sie von allem Proſelytenmachen ſich entfernt, glaube ich vollkommen; aber das befremdet mich in etwas, daß man in Barby, nemlich in dem dortigen Seminarium, nicht mehr auf Anſtalten denkt, wie man ehrliche Zweifler, dergleichen es doch unter den dortigen Studirenden leicht mehrere geben kann oder doch in Zukunft geben könnte, mit Sanftmuth trage, ihnen ſo von ihren Zweifeln zurückzukommen Zeit und Gelegenheit verſchaffe, ohne ſie deßhalb ſogleich zu nöthigen die Gemeine zu verlaſſen.

Da Sie mir ſchrieben, daß Sie um Oſtern herkommen werden um hier Ihre Studien fortzuſetzen, ſo vermuthe ich, daß Sie auch ſchon wegen eines Logis werden Ihre Aufträge gegeben haben. Wegen Ihres hieſigen Aufenthalts und der Dauer deſſelben habe ich diesmal Ihrem Vater noch nichts geſchrieben, weil ich nicht das Anſehn haben wollte, als ſei ich von Ihnen zu dieſem Schreiben aufgefordert worden. Wegen der Einrichtung Ihrer künftigen Lektionen mündlich ein mehreres. Das aber bleibt immer mein Rath, ſich vorzüglich auf Schulſtudien zu appliciren, und da Sie an eigenes Nachdenken und Studiren gewöhnt ſind, auch ſchon in manchen Wiſſenſchaften einen guten Grund gelegt haben, ſo würde ich immer rathen, nur die allerunentbehrlichſten

Kollegia zu hören, welches auch, ſelbſt wenn Sie zwei Jahre hier bleiben könnten, ſehr nothwendig ſein wird.

Und nun noch einmal, verlaſſen Sie ſich auf Gott und Ihre gute Sache und treue Wahrheitsliebe, und ſuchen Sie über Ihren Kummer Herr zu werden. Ich wünſche recht ſehr, daß Sie bald auch von Ihrem lieben Vater erfreuliche Briefe erhalten mögen; dies würde, das zweifle ich nicht, am erſten Ihren Kummer lindern und Sie beruhigen können.

Der Vater:

Anhalt, den 19ten März 1787.

Mein lieber, beklagenswerther Sohn! Deinen letzten Brief, den ich geſtern bekam, kann ich jetzt nicht umſtändlich beantworten, ſondern beklage Deine Verblendung und bitte Gott, daß er Dich nicht Dir ſelbſt überlaſſen, ſondern mit göttlicher Erbarmung zu baldiger Rückkehr über Dir walten wolle.

Ich ſchreibe heute Deinetwegen an Deinen Onkel und bitte ihn, Dich womöglich ins Haus und an ſeinen Tiſch zu nehmen; geſchieht dies, ſo kannſt Du Dir in aller Abſicht gratuliren, auch darum, weil Du dort Gelegenheit haben wirſt, Dich in dem Franzöſiſch ſprechen zu üben, welches jetzt ſo unentbehrlich iſt. Kann das aber nicht ſein, ſo hoffe ich doch, Du wirſt Deiner ſeligen Mutter Bruder als Deinen Vater ehren und ihm folgen.

Du haſt nicht wohlgethan, Dich an den jungen W. zu wenden; der iſt eines reichen Mannes Sohn und nach ihm kannſt Du Dich nicht richten. Schreibe mir nun nächſtens ganz umſtändlich, was Du noch an brauchbarer Wäſche, Bettüberzügen und Kleidungsſtücken haſt, dann auch, welche die wohlfeilſte Gelegenheit iſt, Dich und Deine Sachen nach Halle zu transportiren und was das koſten wird? Daß Deine Lehrer ſich gewiſſermaßen Dir entziehen, iſt nicht befremdend; es muß ihre Sorge ſein, daß nicht ein räudiges Schaf die ganze Heerde anſtecke. Fühlſt Du einen Trieb Deine Meinungen auszubreiten, ſo ſei Dir das ein ſicherer Beweis, daß ſtolzer Egoismus und Intoleranz ſich Deiner bemächtigt haben; dafür aber wolle Gott Dich bewahren. Du kannſt nicht mit den Apoſteln ſagen: Die Liebe Chriſti dringet uns dazu. Darum fürchte Dich und bitte Gott, daß Er Dich erleuchte.

Mit der Aufführung des jungen Herrn von Sch. in Halle iſt man hier ſehr zufrieden; halte Dich zu ihm, wenn Du hinkommſt, jedoch mit Beſcheidenheit und geziemender Beobachtung ſeines höheren Standes. Ach, laß Dich, mein lieber Sohn, vor dem Stolz von Gott bewahren und bitte Ihn darum unabläſſig; traue Deinem Dich zärtlich liebenden Vater, daß er Dich vor den gefährlichen Klippen am beſten aus eigener Erfahrung zu warnen vermag, aber dies nur alsdann thun kann, wenn Du ihm Dein Herz öffneſt. Sieh' mich, lieber Sohn, noch immer als Deinen beſten Freund an, den Du auf Erden haſt, und verhehle mir nichts, damit ich Dir rathen und helfen kann.

Wenn ich mehr Zeit habe, als jetzt — indem ich übermorgen auf 10 Tage verreiſen muß — werde ich Dir umſtändlicher antworten. Sobald Dir ein Unterkommen in Halle bereitet iſt, kannſt Du auf die wohlfeilſte Art mit Deinen Sachen Dich dahin bringen laſſen. Ich werde ſorgen, daß auf Oſtern das nöthige zu Deiner Verpflegung in den Händen Deines Onkels ſein wird.

Meinen Brief beantworte pünktlich, ſo daß Du nichts übergehſt; der Herr aber weiche nicht von Dir mit ſeiner Gnade, darum flehet inbrünſtig Dein Dich zärtlich liebender Vater.

Der Onkel Stubenrauch an Schleiermacher.

Halle, den 30ſten März 1787.

So eben erhalte ich die Einlage von Ihrem Herrn Vater, die ich Ihnen ſogleich übermache. Antwort iſt und kann es auf meinen Brief noch nicht ſein. Ihr Vater wünſcht, daß wir Sie möchten ins Haus nehmen. Herzlich gern, wenn Sie ſich einſchränken, denn bei uns iſt's freilich etwas eng. — — Das für Sie beſtimmte Stübchen iſt klein, freilich ſehr klein; vielleicht aber gefällt es Ihnen doch in Betracht, daß Sie ſo ganz nahe bei Ihren nächſten Verwandten ſind. Heute ſchreibe ich an Ihren lieben Vater, deſſen ganze Beruhigung davon abzuhangen ſcheint, daß er nur wiſſe, ob wir Sie bei uns können Wohnung nehmen laſſen. Ich werde ihm auch ſchreiben, wie ich glaube, daß Sie am wohlfeilſten hier leben können, und ich hoffe, daß alles recht gut gehen werde.

Der Sohn:

Barby, den 12ten April 1787.

Geliebteſter Vater! Sie können ſich leicht vorſtellen, wie tröſtlich und aufrichtend mir Ihr letzter Brief geweſen iſt. Sie lieben Ihren armen Sohn noch zärtlich, Sie ſorgen ſo väterlich für ihn, er iſt der Gegenſtand Ihres Gebets. O, daß ich Ihnen nicht jetzt ſchon die freudige Nachricht geben kann, daß ich umgekehrt bin, daß ich Sie nur auf die Zukunft verweiſen kann und Sie bitten, die Hoffnung nicht aufzugeben. Gott, der aller Menſchen Vater iſt, wird auch über mich wachen und Obhut halten und alles aufs beſte lenken. Sein Sie verſichert, beſter Vater, daß Ihnen immer mein Herz offen ſtehen wird; was habe ich wohl nöthiger bei der neuen ungewohnten Laufbahn, als Ihren väterlichen Rath und meines lieben Onkels Aufſicht, der mich noch mehr in der Nähe beobachten und auch das an mir entdecken kann, was mir ſelbſt vielleicht verborgen iſt. Eben darum iſt es mir auch ſehr lieb, daß ich bei ihm wohnen kann. Sie haben gleich, liebſter Vater, meinen gefährlichſten Feind, den Stolz, getroffen. So ſehr ich auch ſehe, wie ungereimt es iſt; auf Gaben ſtolz zu ſein, die von mir ſelbſt nicht abhangen, ſo ſehr ich auch einſehe, daß ich nicht einmal ſo viel mit denſelben geleiſtet habe, als ich gekonnt hätte, ſo muß ich doch noch immer ſehr gegen denſelben auf meiner Hut ſein.

Viele Empfehlungen an meine liebe Mutter, der ich für ihren zärtlichen Antheil an meiner Lage herzlich danke und innig bedaure, daß eine ſo traurige Gelegenheit den erſten Anlaß gegeben hat, mütterliche Thränen und zwar des Kummers und nicht der Freude über mich zu weinen.

Der Vater:

Schweidnitz, den 17ten Mai 1787.

Mein lieber Sohn! Gott ſegne Dich in Halle, bewahre Dich durch ſeinen Geiſt vor allem Böſen, und ſeine Vaterliebe ziehe Dich wieder hin zu ſeinem Sohne, den Du verleugnet haſt, ja dieſer treue Menſchenhüter wolle ſelbſt nicht ablaſſen, Dich zu ſuchen, bis Du mühſelig und beladen zu Ihm, unſerm ſanftmüthigen und von Herzen demüthigen, mitleidigen Hohenprieſter wieder zurückkehrſt. Ich hoffe gewiß, die Troſtloſigkeit der Speculation und die Macht Deines innern Verderbens werden Dir den Gekreuzigten wieder lieb und werth machen. Deine beiden Briefe, ſowie den letzten Deines Onkels, habe ich erſt vor einigen Tagen erhalten, desgleichen einen vom 39. Reuß, nebſt einer Rechnung von 55 Rthl. Sächſiſch Geld, die ich aber gleich jetzt noch nicht bezahlen kann.

Du wirſt es auch wohl noch erfahren, daß auch die gründlichſte Widerlegung des Unglaubens dennoch allein nicht vermögend ſei, den beruhigenden, lebendigen Glauben an Jeſum zu bewirken, ſondern daß der von Ihm ſelbſt, dem Anfänger und Vollender des Glaubens, müſſe erbeten werden. Um Dich davon zu überzeugen, und wohin die bloße Speculation führe, empfehle ich Dir das kleine Büchelchen zu leſen, welches unter dem Titel: Reſultat der Jacobi'ſchen und Mendelsſohn'ſchen Philoſophie, 1786 in Leipzig bei Göſchen herausgekommen iſt, desgleichen die kleine

Piece, deren Titel ich hier beifüge. Sollte nach dieſem dennoch eine unſelige Neugierde Dich antreiben, um die allem Glauben und ſogar dem geſunden Menſchenverſtand widerſprechende Exegeſe der neueren Ungläubigen hören zu wollen, ſo will ich Dich zwar nicht davon abhalten, indem ich den völligen Gebrauch Deiner Freiheit Dir erlaube; aber väterlich und herzlich bitte ich Dich und rathe es Dir, es nicht zu thun, ſowie ich Dich väterlich und herzlich bitte, mit böſen Menſchen nicht umzugehen und Dir ſelbſt nicht lauter Gutes zuzutrauen. Ueber alles aber, was Du unternehmen willſt, pflege zuvor Rath mit Deinem lieben Onkel, und ihm und Deinem Dich zärtlich liebenden Vater öffne Dein Herz; und wenn Du dann ſiehſt und erfährſt, daß Glaube, Zutrauen und Liebe die ſicherſten Leiter einer noch unerfahrenen Seele ſind, zuverläſſiger und ſicherer, als die durch Stolz und Leidenſchaft verblendete Vernunft es ſein kann, ſo müſſe Dir das redender Beweis werden, daß Dein unſichtbarer Führer, die unermeßliche höchſte Liebe, eben auch durch Glauben und Liebe Dich zu ihr ziehen und ihr Dich nahe bringen, ja gänzlich mit ſich vereinigen wolle, weil Du ihres Geſchlechts biſt. Nun, mein lieber Sohn, ſei fleißig und ſuche den Herrn von ganzem Herzen; ſchreibe mir auch wenigſtens alle 6 Wochen einmal umſtändlich und offenherzig. Die ewige Liebe leite Dich und folge Du ihr, auf daß Du wieder erfreuen mögeſt das bekümmerte Herz Deines Dich liebenden Vaters.

(ohne Datum)

Mein lieber Sohn! Ich freue mich, daß ich aus Deinem letzten Brief ſehe, daß Du geſund, zufrieden und fleißig biſt, obgleich Du das erſte nicht ausdrücklich verſicherſt; und da möchte ich doch gern wiſſen, wie es mit Deiner Geſundheit ſteht. Was nun Deine Sinnesänderung betrifft, ſo bitte ich Gott flehentlich, Er ſelbſt wolle Dich ſo leiten, daß Du es inne werdeſt, Du bedürfeſt eines ſolchen Gottes und Heilandes, als wir und alle, die an Jeſum glauben, an ihm, unſerm mitleidigen Hohenprieſter, einen haben, der überall verſucht worden, wie wir, und zu dem wir überall, wo uns Hülfe Noth iſt, mit Freudigkeit können hinzutreten. Dabei wünſche ich denn Dir, mein lieber Sohn, daß Du auf Deine eigenen Erfahrungen wohl Acht haben mögeſt, und wenn Du gewahr wirſt (wie Du es denn wohl ſchon oft mußt erfahren haben) daß Du von Deinem inneren Verderben, vom Stolz und allen Folgen, Dich ſelbſt zu befreien viel zu ohnmächtig biſt, daß Du alsdann dieſer ſeligen Leitung des Geiſtes Gottes nicht widerſtrebſt, ſondern ohne Kreuzes-Aergerniß und ohne Dich mit Fleiſch und Blut zu beſprechen, im Glauben friſch zufahreſt und zu Ihm, der ſolche Mühſelige und Beladene ſo liebevoll zu ſich einladet, Deine Zuflucht nehmeſt. Dies iſt der einzige Weg, welcher zu einer wahren Beruhigung und zu dem troſtreichen, ſeligmachenden Glauben an Jeſum führet, ja dieſes Zufluchtnehmen zu ihm iſt ſchon der Anfang des Glaubens ſelbſt. Alles nun, mein lieber Sohn, was ich Dir zu leſen empfohlen habe und noch empfehlen werde, hat die Abſicht, um Dich vor dem, was das Werk Gottes in Deiner Seele, nämlich den Anfang des Glaubens, hindern kann, zu bewahren, ich meine die Leerheit und Gefahr der bloßen Speculation; denn ſolange man dafür hält, man könne bei der Vernunft Beruhigung finden, ſo wird man dieſelbe nie bei Jeſu ſuchen. Da Du nun bei Eberhard die Metaphyſik hörſt, ſo empfehle ich Dir, dabei des Profeſſor Kant Kritik der Vernunft und ſeine Prolegomena zur Metaphyſik für Dich zu ſtudiren und gründlich durchzudenken, damit Du in die unabſehliche Wüſte transcendentaler Begriffe nicht ohne einen ſicheren Führer Dich wagen mögeſt. —

Und dann bei Deinem Privatſtudio der Mathematik bitte ich Dich, lieber Sohn, laß Dich durch dieſelbe nicht verleiten, daß Du ihre Gewißheit zum Maßſtabe der theologiſchen annehmeſt, denn dieſe letztere iſt von ganz anderer Natur und entſteht aus der hiſtoriſchen und pſychologiſch-moraliſchen Evidenz zugleich. Zu Deiner Erholung und auf Deinen Spaziergängen empfehle ich

Dir ein Büchlein zu leſen, welches Dir angenehm und zugleich ſehr nützlich ſein wird, um Dich vor Schwärmerei zu bewahren; es heißt: Theobald oder die Schwärmer, von dem Verfaſſer Stilling's; es enthält unter fingirten Namen lauter wahre Geſchichten, davon eine ich ſelbſt erlebt habe; es iſt die Geſchichte meines ſeligen Vaters, welcher im zweiten Bändchen unter dem Namen Darius vorkommt. Doch hievon mußt Du gegen Niemand außer Deinem lieben Onkel etwas erwähnen; ihm aber darfſt Du Dich gänzlich vertrauen und auch über das, was ich Dir ſchreibe, mit ihm reden. In Deinem Collegio über die Apoſtelgeſchichte merke ja fleißig auf die Triebfeder, welche die Apoſtel in Bewegung ſetzte und die Paulus 2. Corinth. C. 5, V. 14 nennet. Dieſe Liebe aber war nach 1. Johann. C. 4, V. 10 und 19 eine Liebe aus Dankbarkeit, welche aus dem Erkenntniß oder Glauben an die Höhe und Tiefe der Liebe Gottes in Chriſto Jeſu entſteht und damit in gleichem Maße wächſt und in Handlungen übergeht. Das Gefühl der Dankbarkeit aber iſt ſo allgemein und unauslöſchlich tief in das menſchliche Herz gepflanzt, daß auch der Allerruchloſeſte, wenn es in ihm rege gemacht wird, es nicht erſticken kann. Und ſo geziemte es dem großen Schöpfer aller Welten, deren Beſtehen, Ordnung und Herrlichkeit die ſimpelſte Bewegung zur Urſache hat, auch ſeinen moraliſchen Geſchöpfen aus einer allen gemeinen, einfachſten Empfindung ewige Seligkeit in ſeiner Verherrlichung zu bereiten. Pſalm 50, V. 23.

Den lieben Herrn N. grüße von mir herzlich und ich wünſche Dir viel Nutzen und Segen aus dem Umgang mit ihm. Deine Sinnesänderung aber erbitte ich von Gott, welcher allein ſie bewirken kann und wird, wenn Du ſeinem Geiſte zu widerſtreben aufhörſt, und dann mit allen, die ſeine Gnadenwirkung erfahren haben, Ihn dafür hier und ewig preiſen und verherrlichen wirſt. Sei väterlich umarmt von Deinem Dich treu liebenden Vater.

Der Sohn:

Halle, den 14ten Auguſt 1787.

Beſter Vater! Ihre zärtliche Erkundigung nach meiner Geſundheit iſt mir ein neuer Beweis Ihrer väterlichen Liebe geweſen und ich eile umſomehr ſie zu befriedigen, da ich Ihnen die erwünſchteſte Antwort geben kann; denn ich habe ſeit meinem Hierſein einer ſo guten Geſundheit genoſſen, daß ich mich nur auf einen Tag zu beſinnen weiß, wo ich nicht recht wohl geweſen.

Die Freude, die Ihnen dies machen wird, iſt mir aber nur eine ſehr geringe Schadloshaltung davor, daß ich Ihnen noch immer nicht die Nachricht geben kann, auf die Ihnen am meiſten ankommt, die Nachricht von meinen geänderten Ueberzeugungen. Sie ſchreiben mir, wenn ich auf mich ſelbſt Acht gäbe, würde ich wohl gewahr werden, daß ich mich ſelbſt von meinen Fehlern nicht los machen kann. Ich ſehe das tagtäglich, liebſter Vater; aber ich glaube auch nicht, daß das Gott verlangt. Er kann nicht wollen, daß wir hier ſchon ganz fehlerfrei werden ſollen, denn das iſt nicht möglich. Gott ſieht, denke ich, auf das Herz; es kommt Ihm darauf an, ob wir uns wirklich Mühe geben, unſre Fehler abzulegen, ob wir unſre Kräfte dazu anſtrengen. Und, ich weiß, Sie ſehen es gern, daß ich ganz gerade heraus mit Ihnen rede, ich bin bis jetzt um ſo ruhiger bei meiner Denkart, da ich viele Menſchen habe kennen lernen, die gewiß herzlich ans Evangelium glaubten und darum doch nicht fehlerfreier waren, als andere, ſich noch ſehr oft davon hinreißen ließen, und da ich auf der andern Seite auch welche gekannt habe, die, weit entfernt, ans Evangelium zu glauben, doch unter die beſten Menſchen gehören, die ich geſehen habe; da ich ferner auch bei meiner Denkart hinlängliche Bewegungsgründe finde, mich Gott immer wohlgefälliger zu machen; denn die täglichen, handgreiflichen Wohlthaten Gottes, auch die mir unbegreifliche der Erlöſung abgerechnet, ſind ſo unüberſehlich groß, daß ein außerordentlich unempfindliches Herz dazu gehörte, nicht von Dankbarkeit und Liebe durchdrungen zu werden. — Ich weiß, Sie werden mit der Offenherzigkeit dieſer Erklärung zufrieden ſein, ſo ſehr ſie ſelbſt Ihnen auch mißfallen mag. Was würde es helfen Ihnen meine Geſinnungen zu verhehlen, ſolange ſie nicht geändert ſind, und nur dieſe Offenherzigkeit kann Sie in Stand ſetzen, an dieſer von Ihnen ſo ſehr gewünſchten Aenderung zu arbeiten.

Was die Kantiſche Philoſophie betrifft, die Sie mir zu ſtudiren empfehlen, ſo habe ich von je her ſehr günſtige Meinungen von ihr gehabt, eben weil ſie die Vernunft von den metaphyſiſchen Wüſten zurück in die Felder, die ihr eigenthümlich gehören, zurückweiſt. Ich habe deswegen ſchon in Barby mit ein paar guten Freunden die Prolegomena geleſen, aber freilich nur ſoviel davon verſtanden, als man verſtehen kann, ohne die Kritik der reinen Vernunft geleſen zu haben. Ob ich nun gleich, weil ich die Kritik nicht kriegen konnte, nicht im Stande geweſen bin während des Eberhard'ſchen Collegii die Wolf'ſche Philoſophie mit der Kantiſchen zu vergleichen, ſo ſoll doch ſolches in dieſen Michaelis-Ferien geſchehen, und das mit deſto beſſerem Erfolg, da der Onkel dann ſelbſt die Kant'ſchen Schriften leſen will, um dieſes in allem Betracht merkwürdige Phänomen aus der Quelle kennen zu lernen. Soviel ich aber bis jetzt von Kant verſtehe, ſo läßt er das Urtheil in Religionsſachen ganz frei — und die Jacobiſche Philoſophie verſtehe ich bis jetzt noch immer nicht recht wegen der großen Verwirrung und Unbeſtimmtheit in ſeiner philoſophiſchen Sprache und werde noch einmal alle zwiſchen ihm und Mendelsſohn gewechſelte Schriften leſen müſſen.

Den Theobald will ich auch leſen, ſobald ich ihn bekommen kann; ich hatte es lange nach den Recenſionen, die ich davon geſehen, gewünſcht; aber er hat jetzt doppeltes Intereſſe für mich bekommen. Daß der Verfaſſer Stillings ſelbſt gegen die Schwärmerei angeht, iſt um ſo lobenswürdiger, da er in ſeiner Lebensgeſchichte ſelbſt Schwärmereien mancher Art, wenn auch nicht mit

Wiſſen und Willen, doch durch die einnehmende Art, mit der er manches unſtreitig Schwärmeriſche erzählt, zu begünſtigen ſchien.

Der Onkel hat mir geſagt, Sie wünſchten, daß ich mich auch mit aufs Engliſche und Franzöſiſche legte. Das erſtere treibe ich mit vielem Vergnügen weiter fort und auch im letzteren will ich mich, unerachtet ich immer gegen dieſe mir allzu weichlich und tändelhaft ſcheinende Sprache einen kleinen Widerwillen gehabt habe, doch auch noch weiter zu bringen ſuchen, und hierin ſowie in allen Stücken Ihrem guten Rath zu folgen ſuchen, um mich immer mit mehrerem Recht nennen zu können Ihren ganz gehorſamen Sohn.

Der Vater:

Colonie Anhalt, den 13ten December 1787.

Mein lieber Sohn! Ich ſetze gar keinen Zweifel in Deine Verſicherung, daß Du alles mögliche thun werdeſt, um mir Freude und Dich ſelbſt glücklich zu machen. Vor allen Dingen bete fleißig zu Gott, daß er ſelbſt Dein gnädiger Führer ſein und Dir den Weg zu Deinem wahren Glück bahnen wolle. Thuſt Du das nicht, ſo wird meine Sorge und Bekümmerniß Deinethalben immer größer werden, je näher die Zeit des Abſchieds Deines lieben Onkels herbeinahen wird. Denn, wenn auch alle Schwierigkeiten, um Dich aus Croſſen abzuholen, könnten gehoben werden, ſo müßte ich doch auf beinahe zwei Monate Dich wieder verlaſſen und hier würde es Dir an allem fehlen, um Deine Studia fortzuſetzen. Wollte ich auch den Winter über Dich hier behalten, ſo würde die Freude, Dich täglich zu ſehen, dennoch durch größere Sorge, was denn endlich aus Dir werden ſollte, bald überwogen werden. Darum bitte ich Dich, mein lieber Sohn, denke nun mit allem Ernſt auf Dein künftiges Fortkommen. Du biſt nun 19 Jahr alt und Gott hat Dir Fähigkeiten vor vielen Anderen verliehen; wende die beſonders auch dazu an, daß Du in der Mathematik, im Engliſchen und Franzöſiſchen Dich vervollkommneſt, um damit von künftigem Herbſt an wuchern und durch Information Dir ſelbſt forthelfen zu können; vorzüglich im Engliſchen, worin Du ſchon einen ſehr guten Anfang gemacht haſt. Suche Gelegenheit, es als eine lebendige Sprache zu üben, fleißig die beſten engliſchen Dichter laut zu leſen und Dir dieſe jetzt ſehr geliebte Sprache ganz eigen zu machen. Du liebſt ſie ja ſelbſt, ſie wird Dir alſo nicht ſchwer fallen, und ich hoffe, wenn Du Dir ein wenig Mühe giebſt und bei den Herren Profeſſoren beſonders auch auf dem Pädagogio Dich befragſt, daß Du Gelegenheit finden wirſt, die originelle Ausſprache zu üben und ſie Dir geläufig zu machen. Wenn Du mir verſprichſt, daß Du von nun an Deinen vorzüglichſten Fleiß auf dieſe Sprache wenden willſt, ſo daß ich künftigen Herbſt, wenn ich lebe, Dich als einen fertigen Engländer mit gutem Gewiſſen empfehlen kann, ſo will ich unter der Zeit mich bemühen, Dir in irgend einem angeſehenen Hauſe einen vortheilhaften und angenehmen Poſten zu verſchaffen. Hierauf antworte mir, ſobald Du kannſt und Gelegenheit die Sprache zu üben gefunden haſt. Ich will alsdann mir ſelbſt etwas abbrechen und zu jener Abſicht auf ſechs Monat für jeden Monat mit einem Ducaten Dich unterſtützen. Du mußt aber ja darauf achten, Daß Du die reine engliſche und nicht etwa die irländiſche oder ſchottiſche Ausſprache erlernſt. Nächſt dem bitte ich Dich ſehr, die gute Gelegenheit, franzöſiſch zu ſprechen, die Du ſo nahe haſt, ja wohl zu nutzen, damit Du in dieſer faſt ganz allgemeinen Sprache doch nicht unwiſſend ſeiſt, ob Du gleich Deinen vorzüglichſten Fleiß aufs Engliſche zu wenden haſt.

Du wirſt meine Wünſche in Abſicht auf Dich von Deinem lieben Onkel, dem ich umſtändlich darüber geſchrieben habe, erfahren und daraus, wie ich hoffe, meinen aufrichtigen Sinn für Dein wahres Wohl erkennen und dann auch nach meiner väterlichen Abſicht treu beherzigen. Rufe nur Gott um ſeinen Segen zu allem, was Du unternimmſt, inbrünſtig an und glaube, daß Du ohne Ihn nichts thun kannſt.

Dein Bruder Carl macht mir Freude; er iſt fleißig und jetzt bei ſeinem Principal in der Koſt, der ihn ſehr lieb hat. Lottchen lebt in ihrem Verhältniß ebenfalls vergnügt und man iſt mit ihr ſehr zufrieden. Du ſollteſt aber auch ihrer etwas mehr ſchonen, da ihr treues Herz Dir bekannt iſt, und auch Deiner Erhebung über ſie und ſogar über die Gemeine etwas mehr Einhalt thun, als in Deinem letzten Briefe geſchehen iſt; das erforderte wohl die brüderliche Liebe und das billige Mißtrauen gegen Dich ſelbſt und Deine Urtheile. Aber auch hieraus, mein lieber Sohn, könnteſt Du ſchon lernen, wie intolerant der Unglaube macht. — —

Wie biſt Du denn zu dem Beſuch nach Barby gekommen? vermuthlich durch Herrn N.; grüße von mir dieſen lieben Mann. Unſer lieber Heiland wolle ſeine unſichtbare Hand über Dir halten, Dich zu bewahren und zu leiten, und die Liebe des Vaters ziehe durch ſeinen lebendigmachenden Geiſt Dich wieder zu Ihm, das wünſcht und bittet Dein Dich zärtlich liebender Vater.

Der Vater:

Anhalt, den 7ten Februar 1788

Mein lieber Sohn! Ich danke Dir für Deine treuen Wünſche, und freue mich über Deine Geſundheit und über Deinen Fleiß. Fahre nur ſo fort, ſo wird auch Gott, wie ich Ihm kindlich vertraue, weiter helfen. Wende doch auch allen Fleiß an, damit Dir das Franzöſiſche geläufig werde, und ſuche Deine Abneigung zu überwinden. Dein ehemaliger Lehrer, der liebe Herr Horn war beider Sprachen mächtig; er iſt beinahe ein ganzes Jahr in dem Graf Haugwitz'ſchen Hauſe zu Krappiz geweſen, woſelbſt er mit den Eltern engliſch und mit den Kindern franzöſiſch ſprach. Ich hoffe alſo, wenn Du Dir ein wenig Mühe giebſt, daß Du es auch wirſt dahin bringen können; beſonders nutze die Gelegenheit, ſolange Du noch bei dem Onkel biſt; ſprich mit der lieben Tante fleißig franzöſiſch; die Sprache hat auch ihre Annehmlichkeiten und mit der Zeit wirſt Du gewiß Geſchmack daran finden. Du haſt ſehr wohl gethan, an Deine Schweſter wieder zu ſchreiben. Du mußt ihrer Ueberzeugung und Liebe es zu gut halten, wenn ſie auch zuweilen etwas ſchreibt, das Du nicht verdauen kannſt, indem Du Dich leichter in ihre Denkungsart verſetzen kannſt, als ſie in die Deinige. Ich rathe Dir, franzöſiſch an ſie zu ſchreiben; ſie ſchreibt es ziemlich gut, ob es ihr gleich an feinem Ausdruck fehlt. Nun, mein lieber Sohn, halte Dich fleißig im Gebet zu Gott, damit Du Ihn als Deinen Gott mögeſt kennen lernen; denn wie ſollte ich mich Sein tröſten können, wenn ich Ihn nicht individualiter als meinen Gott erfahre oder, wie Paulus es nennt, fühle und finde.

Deine Mutter grüßt Dich/ und unſere liebe Anne ſpricht fleißig von dem Bruder Fritz. Sei mit zärtlichſter Liebe umarmt von Deinem Dich treu liebenden Vater.

Der Sohn:

Halle, den 1ſten März 1788

Geliebteſter Vater! Jeder Ihrer Briefe iſt voll neuer und thätiger Proben Ihrer großen Liebe und Güte für mich und ich will wünſchen und das meinige treulich dazu beitragen, daß, was Sie für mich thun, nicht verloren oder an einen ganz Unwürdigen gewandt ſein mag. Aber wirklich war es mehr, als ich nach Ihrem letzten Brief erwarten konnte, daß Sie mir Hoffnung machen, meinen Aufenthalt in Halle noch ein Halbjahr zu verlängern, und je unerwarteter es mir war, deſto mehr freue ich mich nun darüber und deſto dankbarer bin ich Ihnen dafür, und ich hoffe in dieſem halben Jahr, beſonders da es ein Winter iſt, noch beträchtlich viel zu lernen, was ich ſonſt nicht gekonnt hätte.

Lottchen, an die ich, wenn ich in Leipzig geweſen bin, Ihrem Rath zufolge, wirklich einmal franzöſiſch ſchreiben will, ſcheint doch jetzt auch ziemlich beruhigt über mich zu ſein; wenigſtens finde ich in ihren beiden letzten Briefen kein unangenehmes klagendes Wörtchen mehr, ſondern nichts als die wärmſte ſchweſterliche Liebe. — —

Herr von Sch— geht dieſe Oſtern nach Hauſe und darum will ich mich nur im voraus etwas bei Ihnen entſchuldigen, daß ich mir ſeinen Umgang nicht in der Maße zu Nutze gemacht, als Sie es zu wünſchen ſchienen, und ich hoffe, Sie werden mir das nicht übel nehmen, wenn Sie meine Gründe dazu hören. Ich ſchätze ihn ausnehmend als einen jungen Menſchen von wirklich gutem Charakter und von nachahmungswürdigem Fleiß. Aber er hat ſich in Breslau ſchon eine allzuſtarke Doſis von Adelſtolz zugelegt, welches ſeinen Umgang eben nicht anziehend macht. Doch da man ſich in Leute von allerhand Art muß ſchicken lernen, ſo hätte mich das nicht abhalten ſollen, wenn ich nicht ohnehin zu ſolchen Bekanntſchaften ſchon ziemlich wenig Zeit hätte, da ich alſo natürlicher Weiſe diejenigen vorziehen muß, welche mir theurer und lieber ſind, und deren Umgang mir anziehender iſt, als Sch's. trockenes Weſen. Hierzu gehören nun vorzüglich die Tſch's., bei denen ich übrigens wenigſtens ebenſo gute Gelegenheit habe, Bekanntſchaft mit geſitteten Leuten und beſonders mit jungen Cavaliers zu machen, welches doch Ihre Hauptabſicht war, da Sie mir den Umgang mit dem Herrn von Sch. empfahlen. Aber freilich ſind alle ſolche Bekanntſchaften nur immer ziemlich von weitem, nur ſo am dritten Ort geweſen, und das halte ich auch für mich fürs beſte. Denn ſonſt koſten ſie einem zu viel Zeit, führen einen in zu viel Verſuchungen zu Geldverſplitterungen, und wenn man zu vertraut wird, geht ebenfalls der Zweck, gute Lebensart zu lernen, großentheils verloren.

Dieſe Meſſe ein oder ein paar Tage in Leipzig zuzubringen, war ſchon lange vom Onkel beſchloſſen und es freut mich, daß dies auch Ihre Idee iſt; es wäre auch, glaube ich, das einzige Beiſpiel, daß Jemand von Halle weg ginge, ohne die Leipziger Meſſe geſehen zu haben.

Meine gehorſamſten Empfehlungen an die liebe Mutter und viele Küſſe an mein kleines Nennchen, das mich unbekannter Weiſe ſo lieb hat. Ich empfehle mich ferner Ihrer väterlichen Liebe als Ihr gehorſamer Sohn.

Der Vater:

Anhalt, den 1ten September 1788.

„Mein lieber Sohn! Es ſind bereits zwei Monate, nämlich den 30ſten Juni, als ich Dir das Verlangte ſandte und auch an meinen Schwager ſchrieb. Letzterer wird nun wohl an dem Ort ſeiner Beſtimmung ſein und neue Geſchäfte werden ihn wohl gehindert haben, zu antworten. Daß ich aber von meinem lieben Sohn noch keine Antwort habe, befremdet mich und macht mir zugleich einige Bekümmerniß wegen Deiner Geſundheit. Gott gebe, daß meine Sorge durch die frohe Nachricht von Deinem Wohlbefinden bald möge gehoben werden. Von uns kann ich mit Freude und Dank berichten, daß Gott uns geſtern vor 8 Tagen mit einem lieben Töchterlein geſegnet hat, welches wir auch bereits am Donnerſtag in der heiligen Taufe Ihm gewidmet und es Sophie Caroline genannt haben. Mutter und Kind befinden ſich Gott Lob ſo wohl, als es die Umſtände erlauben. Ich bin verſichert, daß auch mein lieber Sohn ſich mit uns freuen und Gott für die uns widerfahrene Gnade herzlich danken wird.

Schreibe mir aber umſtändlich, ſowohl wie es mit Deiner Geſundheit und mit dem Fortgang Deiner Studien, vorzüglich auch des Franzöſiſchen ſteht, als auch, was für Nachrichten Du von Deinem Onkel und für Ausſichten für Dich ſelbſt haſt. Ich bitte meinen lieben Sohn inſtändigſt, mir ganz aufrichtig zu melden, ob Du unter Gottes Beiſtand den Winter durch in der franzöſiſchen Sprache ſo ſtark zu werden glaubſt, um eine ordentliche Unterhaltung in derſelben führen zu können, damit ich darnach meine Empfehlungen einrichte. Wenn Gott eine gute Condition beſchickt, ſo wird es da noch immer Zeit geben zu Fortſetzung der erforderlichen Wiſſenſchaften, aber in der Hauptſprache muß die Fertigkeit ſchon da ſein; und dann habe ich noch eine herzliche Bitte, doch ja keinen Nach-Rechnungen mich auszuſetzen, ſondern mir bei Zeiten alles offenherzig anzuzeigen, dabei aber wohl zu bedenken, daß ich den feſtgeſetzten Etat nicht überſchreiten kann.

Uebrigens empfehle ich meinem lieben Sohn fleißiges, inbrünſtiges Gebet zu Gott um ſeine gnädige Hülfe und Leitung, und bin in Erwartung baldiger guter Nachricht unter herzlichem Gruß, wie auch von der lieben Mutter, Dein Dich zärtlich liebender Vater.

Der Sohn:

Halle, den 3ten März 1785

„Herzlich geliebter Vater! Ich kann mich noch immer nicht rühmen, ganz wieder hergeſtellt zu ſein; mancherlei kleine Unpäßlichkeiten verfolgen mich noch und ſind natürlich mit beſtändigem Mißmuth und übler Laune vergeſellſchaftet, welche Ihr letzter Brief ſeiner Natur nach eben nicht zu zerſtreuen oder zu vermindern fähig war. Ich habe nicht umhin gekonnt, mich über das Verfahren der beiden Breslauiſchen Herren etwas zu ärgern und ich bin über die ganze Sache völlig Ihrer Meinung, ja ich ſehe deutlich, daß die letzte H.ſche Aeußerung, meinen Wuchs betreffend, nur ein Vorwand iſt, wodurch er ſich auf eine gute Art aus der Sache zu ziehen denkt, und ſowenig ich es ihm verdenken kann, daß er nicht einem jungen Menſchen, den er gar nicht kennt, auf's Gerathewohl eine Lehrerſtelle anvertrauen will, ſowenig habe ich doch Luſt, viel zu riskiren, wo ich ſo eine Verfahrungsart wittere, und ſowenig möchte ich mich einem Mann aufdringen oder aufzudringen ſcheinen, der mich gern von ſich abhalten möchte.

Und ſo wäre ich gerade jetzt, wo ſich mein Schickſal bald entſcheiden ſollte, über daſſelbe ſo ungewiß, als nur jemals zuvor, und am Ende werde ich mich genöthigt ſehen, das gütige Anerbieten meines Onkels, für's erſte zu ihm nach Droſſen zu kommen, auf etwas längere Zeit anzunehmen, als ich gern gewollt hätte. Denn hier iſt meines Bleibens auf keinen Fall. Die Menge der jungen Männer, die hier von ihrer etwanigen Gelehrſamkeit leben wollen, iſt viel zu groß, und es gehören zu viel äußere Vorzüge und gute Verbindungen dazu, um ſich unter denſelben hervorzuthun; ja da nur diejenigen vorzüglich begünſtigt werden, die ſich der hieſigen Univerſität widmen wollen, ſo iſt ſchon aus dieſem Grunde für einen Reformirten hier alles doppelt ſchwer.

Ich werde mich durch meinen Onkel in Frankfurt bekannt machen, um vielleicht auf dieſem Wege etwas zu erlangen. Sehr ſehnlich aber warte ich auf die mir von Ihnen gütigſt verſprochene letzte Beihülfe, um wenigſtens die Reiſe dahin machen zu können.

Je wichtiger übrigens der Zeitpunct iſt, wo man aus dem bloß contemplativen Leben in das geſchäftvolle, aus dem bloß lernenden in das anwendende übergeht und je näher er mir kommt, deſto ſchwerer wird mir um's Herz, da ich ſo wenig Ausſichten habe, ihn froh und mit einem heitern Blick in die Zukunft anfangen zu können, und da mich die Sorgen in ihrer traurigen Geſtalt und mit ihrem ganzen unangenehmen Gefolge ſchon vor den Grenzen deſſelben empfangen. Gott gebe mir meine ganze Fröhlichkeit, um ſie ihnen mit gutem Erfolg entgegen zu ſtellen, und eine gute Doſis Vertrauen auf ſeine Vorſehung, um mit dieſem Schleier alles das, was ich in der Zukunft nicht klar genug ſehe, lieber völlig zu überdecken. Doch ich will jetzt lieber aufhören, mich mit Ihnen zu unterhalten, um das ſchreckliche Kopfweh, das mich ſoeben plagt, nicht gar zu merklich werden zu laſſen, und ich empfehle mich Ihrer väterlichen Liebe und Ihrer Fürbitte bei unſerm Schöpfer als Ihr ganz gehorſamſter Sohn.

Der Vater:

Anhalt, den 10ten December 1788.

„Mein lieber Sohn! Obgleich nicht ſchriftlich, dennoch väterlich und mit dankbarem Herzen gegen Gott, habe ich Deiner am 21ſten November gedacht und gedenke Deiner immerdar in meinem Gebet zu dem Vater unſers Lebens, daß er Dich bewahren und leiten und von ſeiner unendlichen Vaterliebe Deinem Herzen tiefe und bleibende Eindrücke ſchenken wolle. Eine ernſte Ueberſicht Deiner bereits verlebten Jahre könnte ſchon Dein Herz ſolchem heilſamen Eindruck öffnen, wenn Du beſonders an der einen Seite deſſen ſchädliche Auswüchſe und dann die liebreiche Zucht des guten Geiſtes Gottes in ſtille und aufrichtige Erwägung nehmen wollteſt. Thue das, lieber Sohn, und bei Deiner gegenwärtigen Lage verkenne nicht die mancherlei Gefahren und Klippen, welchen Dein Jünglingsalter und Dein Temperament Dich bloßſtellen. Dein Herz verabſcheue die kleine empfindelnde Schöngeiſterei und Dein Verſtand die ebenſo kleine Syſtemſucht und Syſtemmacherei. Auf Deiner Laufbahn wirſt Du keine Fortſchritte thun, wenn Du ſchon jetzt über irgend etwas Dir ein Syſtem machen oder das eines Andern als das allein wahre annehmen wollteſt. Erkenne vielmehr Deinen Beruf, welcher iſt, mit uneingenommenem Gemüth und mit aufrichtig demüthigem und Gott vertrauendem Herzen Wahrheit und Weisheit zu ſuchen. Mache von Deiner Zeit eine weiſe Eintheilung und nächſt der Bibel, welche als Dein tägliches Andachtsbuch in der Frühſtunde, und zwar in den Grundſprachen, zu leſen, Dir auf immer von mir empfohlen bleibt, ſo laß bei anderer Lectüre durch den Rath Deines lieben Onkels Dich leiten. Hüte Dich vor ſolchen Schriften, deren Verfaſſer ſich bald als kleine, ſelbſtſüchtige und äußerſt intolerante Geſchöpfe dadurch verrathen, daß ſie unter dem ehrwürdigen Namen der Aufklärung nur ihren Ruhm zu verbreiten und Anderen ihre Syſteme aufzubürden ſich bemühen; nie haben wahre Weiſe ſo gedacht und gehandelt, ſondern bei den größten Fortſchritten, die ſie in Erforſchung der Wahrheit gethan, wurden ſie auch immer beſcheidener und gegen ſich ſelbſt mißtrauiſcher in Abſicht auf den tief eingewurzelten Eigendünkel und Stolz des Herzens, welche die Vorurtheile nähren und dadurch den Verſtand verblenden. Jenes heilſame Mißtrauen aber, verbunden mit unabläſſig eifrigem Forſchen und einer ſteten Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, leitete ſie endlich zu der edlen Geiſtesfreiheit, die durch nichts, nur durch die Wahrheit, ſich binden läßt.

Ich wünſche, lieber Sohn, da es Dir jetzt an Muße nicht fehlt, eine etwas umſtändliche Nachricht von der Eintheilung Deiner Zeit und was Du ſeit Deinem Aufenthalt in Droſſen geleſen haſt und jetzt lieſeſt, von Dir zu erhalten. Ich habe auf meiner Amtsreiſe bei Jemand des Herrn Dr. Leß Wahrheit der chriſtlichen Religion, nämlich die neuſte Ausgabe dieſes Buches, geſehen und was ich davon geleſen, ſcheint mir das Gepräge eines freimüthigen, Wahrheit ſuchenden und liebenden Mannes zu haben. Der nämliche Freund zeigte mir auch und rühmte, als mit einem wahren philoſophiſchen Geiſte geſchrieben, des Herrn Müller's philoſophiſche Aufſätze, bei Löwe in Breslau verlegt; weil ich aber in meiner Lage kein Buch kaufen, auch dergleichen in dieſer Gegend zur Leihe nicht bekommen kann, ſo wünſchte ich wohl durch Dich eine nähere Anzeige von dieſen beiden Büchern zu erhalten, wenn Du Gelegenheit hätteſt ſie leſen zu können.

Dein letzter Brief giebt zu Deiner Verſorgung wenig Hoffnung und die durch Herrn von D. ſcheint auch noch in weitem Felde zu ſein, da es heißt, daß der alte Director ſich wieder erholt hat. Deine jetzige Muße und Vorbereitungszeit gönne ich Dir von Herzen und würde ſie Dir noch lange wünſchen, wenn ich Dich nur unterſtützen könnte, daß Du dem Onkel nicht ganz zur Laſt wäreſt. Ich muß aber bei meinem Alter im Ernſt drauf denken, mein Haus zu beſtellen, und wenn es überdem, wie es den Anſchein hat, noch Krieg werden ſollte, ſo kannſt Du Dich noch weniger auf mich verlaſſen. Doch will ich Dir das Herz nicht belaſten; die reine Wahrheit aber muß ich Dir nicht verhalten; drum, lieber Sohn, verſetze Dich in den Fall der Noth und denke drauf, daß Du Dir etwas verdienſt. Findet ſich dazu keine Gelegenheit, ſo weiß ich Dir nicht anders zu helfen, als daß Du, wenn wir Friede behalten, auf's Frühjahr hieher kommſt, nachdem Du vorher in Berlin Dich haſt examiniren laſſen. — Meine Tochter in Gnadenfrei habe ich munter und geſund gefunden und ſie hat mir viel Freude gemacht. Von Carl hatte ſie auch Briefe vergnügten Inhalts, und ich hoffe nächſtens auch dergleichen von ihm zu bekommen. Und nun, lieber Sohn, müßte ich wohl für diesmal ſchließen und ich thue es mit dem demüthigſten und gläubigen Gebet zu unſerm lieben himmliſchen Vater, daß Er mit dem neuen Jahre auch durch neuen Segen und durch neue Gnade an Dir und unſerm ganzen Hauſe ſich um Jeſu Chriſti, ſeines lieben Sohnes willen, verherrlichen und uns allen ſolche Herzen ſchenken wolle, daß wir Ihm kindlich vertrauen, dankbar ſein und von ganzer Seele Ihn lieben können. Deine Mutter, die nebſt unſern lieben Kleinen Gott Lob geſund iſt, grüßt Dich und vereint ihre Wünſche mit denen Deines Dich treu liebenden Vaters.

Der Sohn:

Droſſen, den 23ſten December 1789.

Herzlich geliebter Vater! Nach ſo langer Zeit einmal wieder etwas ausdrücklich an mich gerichtetes von Ihnen zu leſen und darin Ihres väterlichen liebevollen Andenkens an mich an einem ſo wichtigen Tage, als mein Geburtstag für mich iſt, verſichert zu werden, hat mir unendlich viel Freude gemacht. — Daß die Erinnerung an das Vergangene und der Blick in eine bis jetzt ſo ganz dunkle Zukunft mich manchen Seufzer gekoſtet und manche unangenehme, ſchmerzhafte Empfindung in mir erregt hat, das iſt ſehr natürlich; allein ich müßte alles des Guten, was ich die Zeit meines Lebens hindurch durch die gütige Schickung Gottes genoſſen habe, völlig unwerth, ich müßte nicht Ihr Sohn ſein, wenn nicht Dank gegen unſern himmliſchen Vater und Vertrauen auf den, der am Ende doch alles wohl macht, die Oberhand in meiner Seele hätte behalten ſollen. Möchte Er uns doch in dem neuen Jahr, welches wir nun antreten werden, bald eine beruhigende Ausſicht öffnen, damit Sie anfangen könnten, auch in Abſicht auf mich die Früchte ſo vieler Liebe und ſo vieler Sorge einzuerndten. — Wie ſoll ich Ihnen für alle die guten Regeln danken, welche Ihr Brief für mich enthält? ich hoffe, daß ich vor den beiden gefährlichen Klippen, welche Sie mir im Anfang deſſelben namhaft machen, glücklich vorbeiſchiffen werde, aber ich hoffe es nicht ſowohl von meiner Kunſt zu ſteuern, als von dem guten Wind, welcher in meine Segel bläſt und mich gerade mitten hindurch zu treiben ſcheint. Die Empfindelei, dieſe Auszehrung des Geiſtes, welche die Kraft hinwegnimmt und ſogar ihre Vollkommenheit in einer gewiſſen Schwäche ſucht, da man niemals der erſten Eindrücke mächtig, und wodurch, wie bei gewiſſen körperlichen Krankheiten auch die geſundeſte Nahrung in ſchädliche Säfte verwandelt wird — dieſe iſt für meine Seele niemals gefährlich geweſen, und mein gutes Schickſal hat mir immer, wo ich auch geweſen bin, einen oder ein paar Freunde zugeführt, in deren Umgang ich beſſere Freuden genoſſen und mein Gefühl für das Wahre und Gute, ohne in ſolche Ausſchweifungen zu gerathen, geſchärft habe. Noch weiter aber bin ich immer von der Syſtemſucht entfernt geblieben. Ich habe mit dem Zweifeln angefangen zu denken, und ſoviel ich ſeitdem auch geleſen und ſelbſt nachgedacht habe, ſoviel Umgang ich auch mit den feſteſten Anhängern dieſes und jenes Syſtems gepflogen habe, ſo bin ich doch gewiſſermaßen in der Theologie ſowohl als in der Philoſophie auf dieſer Stufe ſtehen geblieben. Ich glaube nicht, daß ich es jemals bis zu einem völlig ausgebildeten Syſtem bringen werde, ſo daß ich alle Fragen, die man aufwerfen kann, entſcheidend und im Zuſammenhang mit aller meiner übrigen Erkenntniß würde beantworten können; aber ich habe von jeher geglaubt, daß das Prüfen und Unterſuchen, das geduldige Abhören aller Zeugen und aller Parteien das einzige Mittel ſei, endlich zu einem hinlänglichen Gebiet von Gewißheit, und vor allen Dingen zu einer feſten Grenze zwiſchen dem zu gelangen, worüber man nothwendig Parthie nehmen und ſich und einem jeden Andern Red' und Antwort muß ſtehen können, und zwiſchen dem, was man ohne Nachtheil ſeiner Ruhe und Glückſeligkeit unentſchieden laſſen kann. So ſehe ich den Kampfſpielen philoſophiſcher und theologiſcher Athleten ruhig zu, ohne mich für irgend einen zu erklären oder meine Freiheit zum Preis einer Wette für irgend einen zu ſetzen; aber es kann nicht fehlen, daß ich nicht jedesmal von beiden etwas lernen ſollte. Nicht ſo gut, als über dieſe beiden Punkte, werde ich Sie über einen andern befriedigen können, wonach Sie mich zu wiederholten Malen fragen: nämlich über die Eintheilung meiner Zeit. Das Studiren iſt bei mir zu leidenſchaftlich, wenn ich ſo ſagen darf, als daß ich, ſolange es in meiner Willkühr ſteht, gewiſſe Stunden halten könnte, wo ich mich hiemit beſchäftige, um dann mit dem Glockenſchlag, oder doch beinahe ſo, zu einem ganz anderen Fach der Erkenntniß überzugehen. Alles, was ich vornehme, geſchieht mit einer gewiſſen Vehemenz, und ich ruhe nicht eher, bis ich — auf einen gewiſſen Punkt wenigſtens — damit fertig bin. Das iſt ſchon, ſeitdem ich nach Niesky kam und mit meinem Freund Albertini die Alten zu leſen anfing, ſo meine Art geweſen, und ich habe mich davon bis jetzt nicht losmachen können und es auch vielleicht nicht ernſtlich gewollt. Es geht alſo bei mir nicht alles ſtunden- nicht tageweiſe, ſondern ſtoßweiſe, periodenweiſe. Bald liegt mir ein großer Theil der Philoſophie am Herzen, ich forſche nach ſeiner Geſchichte, gehe alle verſchiedenen Meinungen durch und ſehe, was darin haltbar oder unhaltbar, conſequent oder inconſequent iſt. Hierbei hat mich vielleicht irgend etwas auf einen Zeitpunkt der Geſchichte oder auf eine philologiſche Streitfrage aufmerkſam gemacht, und ſobald jene Unterſuchung geendigt iſt, wende ich mich mit gleichem Eifer zu dieſer. So wechſeln praktiſche und theoretiſche Philoſophie beſtändig mit einander ab. Gegenwärtig bin ich ſeit einiger Zeit mit einer gründlichen Reviſion meiner eigentlich theologiſchen Kenntniſſe beſchäftigt. Dieſe ganze Art zu ſtudiren hat vielleicht, wie jede andere, ihre Fehler, aber auch ihre unleugbaren Vorzüge; man wird nicht ſo durch die Menge ganz verſchiedener Gegenſtände zerſtreut und verwirrt, und da man immer durch ein gewiſſes Bedürfniß, durch irgend eine Lücke, die man in ſeinen Kenntniſſen gewahr wird, zu ſeinen Beſchäftigungen getrieben wird, ſo thut man alles con amore und läuft nicht Gefahr, um der feſtgeſetzten Ordnung willen einen Theil ſeiner Zeit auf etwas zu wenden, was man nicht nöthig hat. Auf dieſe Weiſe habe ich in Droſſen einen großen Theil der Kantiſchen Schriften wieder durchſtudirt; ich habe die moraliſchen und metaphyſiſchen Schriften des Ariſtoteles und des Vater Wolfs geleſen, den Xenophon und verſchiedene neuere Behandlungen der griechiſchen Geſchichte, den Perefixe, das Leben der Eliſabeth und manches andere zur Erläuterung dieſes Zeitraums, und jetzt, ſeitdem ich mich bloß mit der Theologie beſchäftige, Sack's vertheidigten Glauben, Töllner's vermiſchte Aufſätze, Michaelis Einleitung ꝛc. und nächſtens werde ich Herrn Leß's Wahrheit der chriſtlichen Religion in der Ausgabe leſen, die in des Onkels Bibliothek iſt. Die neueſte habe ich noch nicht geſehen. Ebenſo wenig ſind mir des Herrn Müller's philoſophiſche Aufſätze zu Geſicht gekommen; auch habe ich keine Recenſion davon geſehen. Ueberhaupt ſind wir hier an einem kleinen Ort in Abſicht auf das Neueſte der Literatur ebenfalls ſehr zurück, und die Nähe von Frankfurt, welches in dieſer Abſicht in einem ſchlechten, gar nicht univerſitätsmäßigen Zuſtand iſt, verſchafft uns bei weitem nicht ſo viel Vortheile, als man denken ſollte. Im Grunde mögen wir auch wenig dabei verlieren. Schon die Anzeigen von alle dem pro- und contra-Gewäſch über das Religions-Edikt, welches eine geraume Zeit lang alle Preſſen gefüllt hat, ſind uns zum Ekel geweſen, und aus den kleinlichen mit wenig philoſophiſchem Geiſt und, wie es faſt ſcheint, noch weniger Wahrheitsliebe geführten Streitigkeiten über den Kantianismus iſt ebenfalls nicht viel zu lernen. Mit dem Leſen wechſelt bei mir das Schreiben ab; denn ich finde oft bei meinen Materien Gelegenheit zu einem kleinen Aufſatz, und ich glaube, daß dies eine ſehr gute Uebung iſt. Rechnen Sie hiezu eine kleine Correſpondenz, die ich ſo zu führen ſuche, daß ich ſoviel als möglich dabei profitire, und manche kleine Leſerei, um meinen Geſchmack an guten Muſtern zu bilden und an weniger guten die Fehler unſrer Zeit kennen und vermeiden zu lernen, ſo werden Sie meine Zeit ziemlich ausgefüllt finden. — Was mich bei der Art zu ſtudiren, welche ich Ihnen beſchrieben habe, am meiſten wundert, iſt, daß es zwar verſchiedene Kenntniſſe giebt, vor denen ich eine Art von Abneigung habe, aber doch keine, die bloß und allein meine Lieblings-Sache wäre, neben der ich alle übrigen beinahe verachtete, wie es vielen jungen Leuten begegnet, ſodaß es großentheils auf meine künftige Lage und die vorzügliche Bequemlichkeit, die ſie mir zu dieſem oder jenem darbieten wird, ankommen wird, auf welchen Theil der Gelehrſamkeit ich mich vorzüglich legen und alle meine Bemühungen concentriren ſoll. Möchte ſich nur dieſe Lage auf ein oder die andere Weiſe bald beſtimmen. Sehr lieb iſt es mir in dieſer Rückſicht, daß Sie ebenfalls der Meinung ſind, daß ich mich ſobald als möglich ſollte examiniren laſſen; es war hier eben beſchloſſen worden, Ihnen die Sache mit nächſtem Poſttag vorzulegen, als wir Ihren Brief erhielten. Es ſtößt ſich nämlich an dem ſchlimmen Punkt, an welchem ſich bei uns alles ſtößt — am Beutel; denn ich bin in Abſicht auf meine Kleidung in einem ſo delabrirten Zuſtand, daß ich mich kaum hier mit Ehren ſehen laſſen, geſchweige nach Berlin reiſen kann. Wie gern wollte ich Ihren Wunſch, mir etwas zu verdienen, befriedigen, wenn nur dazu hier die geringſte Gelegenheit vorhanden wäre.

Ich hoffe immer, wenn es nur einmal zu Stande kommt, daß ich mich examiniren laſſe, ſo wird ſich bei dieſer Gelegenheit auf ein oder die andere Art ein Plätzchen für mich in Berlin oder wenigſtens durch Berliniſche Veranſtaltungen ausfindig machen laſſen. Denn ſo ſehr mich auch verlangt, das Glück zu genießen, welches mir meine Schweſter noch kürzlich in ſo fröhlichen Ausdrücken beſchrieben hat, Sie zu ſehen und zu ſprechen; ſo begierig ich auch wäre, mein Vaterland, und vorzüglich unſer liebes Anhalt, wiederzuſehen, ſo unangenehm wäre es mir doch, wenn ich auf dieſe Art gleichſam wie ein mißlungenes Projekt in das väterliche Haus zurückkommen müßte.

Was Sie von Krieg und Kriegsanſtalten ſchreiben, hat uns hier, die wir in dem ſicherſten Frieden zu ſein glauben, ſehr befremdet. Es iſt jetzt mein eifrigſtes Gebet, daß uns Gott dafür bewahre und Sie, beſter Vater, nicht noch den Beſchwerden und Gefahren eines Feldzugs ausſetzen wolle. Mit der zärtlichſten Beſorgniß für Sie empfehle ich mich Ihrer väterlichen Liebe als Ihr gehorſamer Sohn.

Der Vater:

Reichenbach, den 6ten Mai 1790.

Mein lieber Sohn! Geſtern habe ich meinen Geburtstag Gott Lob! recht froh und dankbar und, wie Du wohl vermuthen wirſt, in der Geſellſchaft Deiner Schweſter zugebracht, froh und dankbar über mein Glück als Vater, welches ich ganz fühlte, indem wir im Geiſt alle beiſammen waren und Lottchen mich den ganzen Vormittag mit Vorleſung Deiner und Carl's Briefe unterhalten und erfreut hat.*) Da bitte ich Dich nun gleich anfangs, lieber Sohn, ja ich befehle Dir es, ihr darüber keine Vorwürfe zu machen, wenn Du nicht haben willſt, daß ich Dir welche mache, die Du freilich wohl verdient hätteſt, indem Du mich ſo ſehr verkannt und eben dadurch ſo wenig Zutrauen zu mir gefaßt, welches mir denn ſo manches Vergnügen entzogen hat, welches Deine Brieſe mir hätten gewähren können, wenn Du nicht, wie ich beinahe fürchte, unter die Zahl der finſtern Väter mich geſetzt hätteſt, die die Freuden des Alters ſich dadurch verderben, daß ſie nicht mit Kindern Kinder und mit Jünglingen Jünglinge ſein können. Wenn Du ſo fortfährſt, lieber Sohn, welches ich doch nicht hoffen will, dann werde ich, da Du nun in Berlin biſt, wohl auch nichts erfahren von allem dem, was Deine Seele fühlen wird, wenn der Anblick ſo mancher Werke der Kunſt, dieſer Nachahmerin der ſchönen Natur, Dich neue bisher faſt ungekannte Freuden wird genießen laſſen, Freuden, die Dich immer näher zu dem Schöpfer derſelben, der lauter Liebe iſt, führen werden. Und glaubſt Du denn, lieber Sohn, daß Du auf ſolche Weiſe Deine ſelige Mutter ehren und Deinem treuen Dich zärtlich liebenden Vater in ſeinem Alter Freude machen werdeſt, wenn Du fortfahren wollteſt, entweder aus einer mal-placirten Schüchternheit, die man ganz fälſchlich mit dem Namen kindlicher Ehrfurcht belegt, oder, welches ſchlimmer wäre und welches ich doch nennen muß, obgleich Du es ungern hörſt, aus Egoismus Deinem liebenden, menſchlichen und nie die Menſchheit verkennenden Vater in Dir den angenehmen Jüngling zu verbergen, den geſetzten Mann vorzuſpiegeln, und ihn dadurch ſo mancher Herzensfreude zu berauben. Hätteſt Du auch nur ein einziges Mal mit einem ſo angenehmen proſaiſchen Gedichtchen, als Deines an Selma iſt, mich an meinem Geburtstage oder mit etwas Aehnlichem erfreut, ſo wollte ich alles Andere Dir verzeihen. Jedoch ich thue es auch ohne das in der Hoffnung, daß, da ich des perſönlichen Umgangs mit Dir entbehren muß, Du ins Künftige mir dieſen gewiß großen Verluſt meines Alters durch natürlichere und offnere Brieſe wenigſtens einigermaßen erſetzen werdeſt.

---

*) Briefe Schleiermacher's an ſeine Schweſter Charlotte aus dieſer Zeit haben ſich nicht mehr vorgefunden.

Und nun, mein lieber Sohn, will ich Dir nochmals zu Deinem Examen, wo es nicht ſchon vorbei iſt, und zu Deiner Probepredigt Gottes Gnade und Segen wünſchen, wie auch, daß Du, wenn es ſein Wille iſt, in Berlin Dein Unterkommen finden mögeſt, und da ſuche denn, ſo oft Du kannſt, die Geſellſchaft des Herrn Profeſſor Garve, den ich in Breslau beſucht habe und der mir ſagte, daß er nach Berlin reiſen werde. Empfiehl mich Deinen Herrn Examinatoren, beſonders dem Herrn Hofprediger Sack, von deſſen Vater ich examinirt und ordinirt worden bin, und danke ihnen in meinem Namen für ihre mit Dir genommenen Bemühungen.

Schweidnitz, den 7ten Mai 1790.

— — Etwas muß ich doch noch nachholen aus Deinem vorletzten Briefe, wo Du die Partei der von Dir ſogenannten unterdrückten Partie der Theologen nimmſt; thue das nicht, lieber Sohn; um alles was ich Dich bitten kann, nimm lieber keine Partie, auch nicht die der Orthodoxen, ſondern ſuche und ehre Wahrheit, wo Du ſie antriffſt. Die Art und Weiſe, wie man den Katechismus hat aufdringen wollen, iſt mir ſelbſt verhaßt; man hätte ihn lieber als ein der allgemein religiös-politiſchen Lehrnorm des proteſtantiſchen Europa conformes Lehrbuch bloß empfehlen ſollen; denn, daß eine gewiſſe Lehrnorm nothwendig ſei, wirſt Du doch nicht verkennen wollen; es iſt kein proteſtantiſches Land in Europa, welches ſie nicht hätte, ſogar das aufgeklärte England, und unſre Augsburgiſche Confeſſion iſt mit dem politiſchen Syſtem des proteſtantiſchen Europa ſo feſt verknüpft, daß kein Staat ſich ohne Gefahr davon losmachen kann. Und was wird denn endlich aus dem von Gott der Menſchheit geſchenkten Elementarbuch, unſrer Bibel, werden? Wenn man ſo, wie bisher geſchehen iſt, fortfährt, ſie zu erklären, ſo iſt ſie nach zwanzig Jahren kein Elementarbuch mehr fürs Volk, weil es ſie ohne Lehrer und Commentare nicht verſtehen kann, folglich ſie ihm gewiſſermaßen entriſſen iſt, und dann ſind wir wieder in den finſtern katholiſchen Zeiten, wo das Volk ſie nicht leſen durfte. Ich wünſchte, mein lieber Sohn, daß Du mit Nachdenken Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts leſen wollteſt; da würdeſt Du über verſchiedene Dinge, die von den Neueren ſo ſehr beſtritten werden, Dir lichtvolle Ideen verſchaffen; und dann will ich Dir von mir ſelbſt ein Beiſpiel, ob es Deiner Nachahmung werth iſt, zur Unterſuchung empfehlen. Ich habe wenigſtens zwölf Jahr lang als ein wirklich Ungläubiger gepredigt; ich war völlig damals überzeugt, daß Jeſus in ſeinen Reden ſich den Vorſtellungen und ſelbſt den Vorurtheilen der Juden accommodirt hätte; aber dieſe Meinung leitete mich dahin, daß ich glaubte, ich müſſe ebenſo beſcheiden gegen Volkslehre ſein; nie habe ich mir es können erlauben, den Artikel von der Gottheit Jeſu und ſeiner Verſöhnung zu beſtreiten, weil ich es aus der Kirchengeſchichte und aus eigener Erfahrung an andern Menſchen wußte, daß dieſe Lehre vom Entſtehen des Chriſtenthums an Millionen Menſchen Troſt und Lebensbeſſerung gegeben hatte, und pflegte ſie auch allemal, wo es das Thema erlaubte, obſchon ich ſelbſt nicht von ihrer Wahrheit überzeugt war, auf Moralität und Liebe gegen Gott und Menſchen anzuwenden. Ich wünſchte, wenn Du auch von der Rechtmäßigkeit dieſes Verfahrens Dich nicht überzeugen kannſt, daß Du wenigſtens doch jene Lehre nie öffentlich beſtreiten möchteſt. In Berlin wirſt Du auch wohl Gelegenheit haben, Müller's philoſophiſche Aufſätze zu leſen; es iſt gewiß viel Wahres und Gutes darin; auch empfehle ich Dir des Hemſterhuis philoſophiſche Schriften und, wenn Du es bekommen kannſt, auch des Baco novum organum scientiarum zu leſen. Da wirſt Du ſehen, lieber Sohn, daß wahre Philoſophen und Selbſtdenker auch ſehr beſcheidene Leute ſind und ſelten Partie ergreifen, welches denn auch zu Erforſchung der Wahrheit ſchlechterdings nothwendig iſt. Ich hoffe nun, daß Du, ſobald Du etwas Muße haſt, mir umſtändlich ſchreiben werdeſt, und ach! wie herzlich würde ich mich freuen, wenn Du Dich überwinden könnteſt, ganz offen und aus Deinem Herzen alle Tage etwas als an Deinen beſten und zärtlichſten Freund an mich zu ſchreiben.

Nun, mein lieber Sohn, ich empfehle Dich Gott und ſeiner Gnade und drücke Dich mit treuer Liebe an meine Bruſt als Dein Dich zärtlich liebender Vater.

Schreibe doch auch zuweilen an den armen guten Carl; nur hüte Dich, daß Du ihn in ſeinem Glauben nicht irre machſt.

Anhalt, den 27ſten Januar 1791.

Etwas gar zu lange haſt Du mich, mein lieber Sohn, auf eine Nachricht von Dir warten laſſen; denn da ich nach einem langen unſteten Leben nun endlich in der Mitte des November zu einem ruhigen Genuß häuslicher Glückſeligkeit gelangte und dabei denn auch oft in Gedanken meine entfernten Kinder um mich her verſammelte, ſo war eine bange Sorge um Dich oft die Störerin meines Vergnügens. Was mag doch unſer lieber Fritz machen? wo ihm nur nicht ein Unglück auf der weiten Reiſe zugeſtoßen iſt! — waren oft meine Worte; und dieſer Gedanke drängte ſich mir ſovielmal auf, daß ich es beinah für eine geheime Ahnung Deines erlittenen und, wie ich hoffe, nun gänzlich überſtandenen Unfalls halten möchte. Gott Lob, daß Du nun außer Gefahr und wahrſcheinlich wieder ganz hergeſtellt biſt; Dein böſes Bein iſt wohl ganz gewiß die Folge des zurückgetretenen Ausſchlags, der Dich, wie Lottchen ganz kurz erwähnt, auf der Reiſe befallen hat. Künftig achte dergleichen nicht geringe und laß Dir dieſen Vorfall zur Aufforderung dienen, Dir bei Gelegenheit den Tiſſot und Haller bekannt zu machen und überhaupt auf die Veränderungen in Deinem Körper etwas mehr Acht zu haben. Bei dieſer Gelegenheit muß ich mich denn auch über Charlotten bei Dir beklagen, daß ſie mit Deinen Briefen ſo abgöttiſch geizig iſt; denn hätte ſie mir Deinen Brief geſchickt, ſo wäre ich längſt Deinetwegen mehr beruhigt worden. Du darfſt es ihr nicht verſchweigen, daß mir das ſehr nahe geht. Das gute Mädchen hat freilich einige Monate gar ſehr gekränkelt; um ſo mehr aber, dächte ich, ſollte bei ihr der Trieb erwacht ſein, durch Mittheilung Deines Briefes ihrem alten Vater eine Freude zu machen. Doch genug hiervon; ich vergeſſe bei meiner Klage die alte große Wahrheit, daß die Liebe abwärts geht, beruhige mich aber auch dadurch wieder, daß Lottchen gewiß denkt, durch eigene Vorleſung Deines Briefes, wenn ich ſie beſuche, ihr und mir zugleich Freude zu machen. — Herr Hofprediger Sack hat alſo ſehr gut für Dich geſorgt; ich habe ihm das ſehr hoch angerechnet und mich dafür bei ihm bedankt, welchen Brief er mir auch ganz freundſchaftlich beantwortet hat. Und ſo biſt Du denn, mein lieber Sohn, nunmehro durch Gottes gnädige Fügung aus mancher Sorge und Bekümmerniß in eine Dir ganz angemeſſene angenehme Lage, mit der Du, wie ich mit Vergnügen aus Deinem Briefe ſehe, ſo ganz zufrieden biſt, verſetzt worden. Sei nun dem hochgütigen Führer Deiner Jugend, der Deinen ganzen Lebenslauf umfaßt, für dieſe gnädige Leitung auch von ganzem Herzen dankbar und laß Dein Zutrauen zu ihm dadurch vermehrt werden. Mir aber und der Mutter wirſt Du viel Freude machen, wenn Du recht oft und umſtändlich ſchreibſt, ſo daß man bei Deinen feſtgeſetzten Geſchäften Dich täglich begleiten kann und dann auch von Zeit zu Zeit diarienweiſe erfährt, was für angenehme und minder frohe Vorfälle Dir begegnet ſind. — —

Der Sohn:

Schlobitten, den 5ten Mai 1791.

Wie ſollte ich mich enthalten können, beſter, geliebteſter Vater, an einem Tage, der uns allen, denen Sie lieb ſind, ſo wichtig iſt, Ihnen wenigſtens zu ſagen, daß ich in der erſten Morgenſtunde ſchon daran denke und daß ich dafür empfinde, wenn ich Ihnen auch gleich meine Empfindungen ſelbſt nicht ausdrücken kann. Ich bin froh, über alles froh und von Herzen dankbar gegen Gott, der mich mit einem ſo ſeltenen Vorzug des Lebens begabt hat, der mir einen ſo guten, zärtlichen und weiſen Vater gab und mir ihn ſo lange läßt. Ich fühle mich ſo glücklich vor vielen andern Menſchen, ich bin fähig zu empfinden, wie trefflich es iſt, unter guten Menſchen zu ſein und Gutes um ſich her zu ſehen; ich bin fähig, nicht nur hier, ſondern, wills Gott, auch künftig in andern Kreiſen nützlich zu ſein und das Wolbefinden anderer zu vermehren, ich bin fähig ſelbſt innerlich glücklich zu ſein, indem mir mein Herz ſagt, daß ich das Gute und Edle aufrichtig liebe, daß ich die Wahrheit ſuche, daß ich mich für die beſſere Menſchheit intereſſire und daß ich die ſchönen trefflichen Gaben zu ſchätzen weiß, womit der gute Gott auch dieſes Erdenleben beſchenkt. Und, beſter Vater, auf wen kann ich wohl nächſt Gott alles dies genauer beziehn, als auf Sie? War ich gleich von Kindheit an weniger um Sie, als vielleicht die meiſten Kinder um ihre Väter ſind, ſo weiß ich dennoch, wie ſehr Sie von jeher auf mich gewirkt haben; ich fühle, wie ſehr ich alles Gute, was ich bin, dem größten Theil nach durch Sie bin; ich fühle, daß ich Sie immer lieben werde, daß meine Dankbarkeit immer ſteigen wird, jemehr ich mich wahren Glückes empfänglich fühle, und das macht mir heute ſo wohl — denn dieſe ſüße Laſt will ich gern tragen, gern ſo ſchwer als möglich tragen.

Aber liebſter Vater ich habe ſo lange nichts von Ihnen gehört? ich hoffe, daß das nichts ſchlimmes bedeuten kann, und ich bin auch gar nicht fähig, einem übeln Gedanken heute Raum zu geben; denn es iſt mir, als müßte Gott Ihnen heute auch einen guten Tag geben. Aber wo Sie ihn wohl feiern mögen? Ich wünſche und vermuthe, denn Sie richten es ja gern ſo ein, wenn es Ihnen möglich iſt, — daß Sie ihn unſrer lieben Charlotte ſchenken, der eine ſolche Aufmunterung vielleicht ſehr zu Statten kommt, und ich hoffe noch weiter, daß dieſe meinen letzten Brief ſchon bekommen haben wird, daß ſie ihn Ihnen vorlieſt und daß Sie alſo auch heute fleißig an den denken, der zwar recht glücklich iſt, aber doch ſo weit von Ihnen und ſo vielen, die ihm lieb ſind. Ach, wenn uns doch der Himmel alle noch einmal zuſammenführte, uns Kinder und Sie und unſre Mutter und unſern lieben trefflichen Onkel! — Der Gedanke iſt heute ſo natürlich, ſo ſüß, aber auch ſo weit, ſo weit! Doch man muß nicht undankbar ſein und über dem Guten, was man wünſcht, nicht das vergeſſen, was man hat.

Den 15ten Mai.

Ich bin vor ein paar Tagen, aber auch nur auf eine ſehr kurze Zeit in Königsberg geweſen, welche ſo eben hinreichte, mich mit dem Ort bekannt zu machen und ein paar von den daſigen Gelehrten von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehn. Unſern Predigern die Viſite zu machen, dazu bin ich noch nicht gekommen, aber ein halb Stündchen habe ich bei Herrn Kant und ein paar andern Profeſſoren zugebracht. Um des halben Stündchens Willen werden Sie es mir leicht verzeihen, daß ich nicht mehr von ihnen ſage; denn was kann man in einer ſo kurzen Zeit anderes ſehen, als ob die großen Männer ihren Kupferſtichen und Gypsbüſten ähnlich ſind oder nicht, und ob die Beſchreibungen, die man von ihnen gehört, und die Vorſtellungen, die man ſich von ihnen gemacht, zutreffen oder nicht. In der Stadt bin ich aber ziemlich herumgeſtiegen; ſie iſt groß, aber alt, und von ſchöner Architectur iſt wenig darin zu ſehn. — Hätte mein Fuß es mir nicht verboten, ſo würde ich den Thurm des alten Doms beſtiegen haben, um das ganze Chaos überſehn zu können. Noch einen Mann habe ich geſehn, den ich ſchon vor acht Tagen in Schlobitten kennen gelernt habe, der ſich Ihren Freund nennt und mir viele Empfehlungen an Sie aufgetragen hat; er heißt B., iſt jetzt Hofmeiſter eines jungen Grafen Dönhoff, aber ehemals in Glatz im Hauſe des Generals Götze geweſen. Es iſt ein Mann, der in hieſiger Gegend ſehr bekannt iſt, und durch viel gute und böſe Gerüchte geht, — er iſt maçon, iſt aber auch eins von den Häuptern einer gewiſſen societé, die gemeiniglich mit dem Namen Gichtelianer belegt werden. Inwiefern ihnen nun dieſer zukommt, weiß ich nicht, noch weniger was ich von Herrn B. zu halten habe; das aber möchte ich wohl wiſſen, ob er in Schleſien mit der Brüdergemeine in einiger Verbindung geſtanden hat, und darüber würden Sie, beſter Vater, mir vielleicht einige Auskunft geben können. Ich möchte gern etwas haben um der üblen Meinung von dieſem Mann bei mir ſelbſt ein gutes Praejudicium entgegenzuſetzen, bis ich mehr über ihn zu entſcheiden im Stande bin. Er hat ſich, wie mich Gr. Wilhelm verſichert, beklagt, daß der erſte Empfang den ich ihm hier gemacht, ohngeachtet des für mich ſo wichtigen Titels, den er ſich gab, ſo wenig Wärme gehabt habe. Ich bin mir aber bewußt, daß ich ihm nicht kälter begegnet bin, als allen Menſchen, die ich zum erſtenmal ſehe, und ich wünſchte, er wüßte daß es meine Art nicht iſt jemanden mit Wärme auf den erſten Anblick entgegen zu kommen.

Der Vater:

Anhalt, den 20ſten Juni 1791.

„Mein lieber Sohn! Seit meinem letzten kleinen Brief an Dich aus Gnadenfrei bin ich in der Mitte des Mai Gott Lob geſund hier angekommen, ſeitdem aber in Pleß wieder in Amts-Verrichtung geweſen und den 3ten d. iſt die Mutter von einem geſunden lieben Mädchen glücklich entbunden, welches bei der Taufe Charlotte Friederike Wilhelmine getauft worden. Wir haben Dich und Lottchen, meine Schwäger und Schwägerinnen in Pleß und meine beiden Nièçen zu Arnheim zu Pathen unſres Kindes gewählt. Die Mutter, die Dich herzlich grüßt, hat auch bereits am vorigen Sonntag ihren Kirchgang gehalten und befindet ſich nebſt dem Kinde ſo wohl, daß wir unſerm treuen Gott und Helfer für das alles nicht genug danken können. In dieſer nämlichen Empfindung habe ich auch über Lottchens wieder erlangte Geſundheit und Geiſtes-Munterkeit mich herzlich gefreut, als wobei ſie in ihre ſonſt peinliche Lage nun wieder mit mehr Muth und Vertrauen ſich zu finden vermögend iſt. Sie hat mir auch erfreuliche Beweiſe gegeben, daß ſie ganz mit den Wegen des Herrn zufrieden und bei den Bedürfniſſen ihres Herzens und beruhigenden Gefühlen, die ſie nur allein in einer Brüdergemeinde befriedigen und erhalten und ſtärken zu können glaubt, doch immer viel glücklicher iſt, als ſie es an irgend einem andern Ort in der Welt würde ſein können; und dieſe wahre oder eingebildete Glückſeligkeit (— wer vermag darüber zu entſcheiden, als Gott und das eigene Herz —) bleibt denn doch das allgemeine Streben und Trachten aller Menſchenkinder, und da kann man denn nie genug die alles umfaſſende, allmächtige und allweiſe Liebe preiſen, die für jedes unſchuldige und auf ſie gerichtete Herzensbedürfniß auch eine Befriedigung gegeben hat. Ich wünſchte nun wohl, die gute Lottchen mehr unterſtützen und vor Nahrungsſorgen ſichern zu können, allein ich leide noch immer ſelbſt an dieſem Uebel, welches auch durch meine Bemühung, um noch vor meinem Ende meine Bücherſchulden bezahlen zu können, ſogar noch eher genährt, als gehoben wird. Von dem lieben Carl aber habe ich ſeit Jahr und Tag weder etwas gehört noch geleſen; und wenn Du etwa einmal an Lottchen ein paar Zeilen für ihn einſchließeſt, ſo kannſt Du ihn wohl an ſeine kindliche Pflicht erinnern, jedoch — wie Du es auch wohl von ſelbſt thun wirſt — mit aller der liebreichen Vorſicht, welche die Schonung ſeines Glaubens und ſeiner Ruhe von einem Bruderherzen heiſchet. Vor 8 Tagen habe ich denn auch von Lottchen Deinen letzten Brief an ſie erhalten und beim Durchleſen mich gefreut, daß Du für diesmal den Folgen einer Uebereilung (denn ich denke doch, daß ich es ſo nennen darf) glücklich entronnen biſt. Zwar haſt Du Dich wieder ziemlich gut aus der Affaire gezogen. Auch darin billige ich Dein Betragen, daß Du Dich auf einen Fuß ſetzeſt, daß man Dich nicht übertölpele, und daß Du eine gewiſſe Achtung, die Dir bei Deinen Eleven ſowohl als bei der Herrſchaft unentbehrlich iſt, zu behaupten ſucheſt; ich glaube aber auch, lieber Sohn, daß Du es ſelbſt nöthig finden wirſt, die Superiorität, welche Dein Scharfſinn Dir gewähret, durch etwas mehr Discretion und Klugheit, als bisher geſchehen, zu mildern, damit Du bei aller Deiner Wahrheitsliebe nicht unbemerkt in den Fehler der Rechthaberei verfalleſt. Dafür aber kann Dein Verhältniß, wenn Du es nur gut beobachteſt, Dich ziemlich ſichern. Nach meiner Meinung ſollteſt Du eine Dame, wie die Gräfin iſt, niemals in die Nothwendigkeit verſetzen, entweder ſich ſelbſt ein unangenehmes Dementi zu geben, oder auf eine Dich beleidigende Art Dir zu antworten, und dies war doch die mißliche Alternative, in welche ſie durch Deinen ungeforderten Ausſpruch geſetzt ward. Du hätteſt entweder ſchweigen können, bis Du um Deine Meinung gefragt wurdeſt, — und geſchah dies, ſo wäre es Dir ja leicht geweſen, dem übereilten Urtheil der ſchon aufgebrachten Dame auf eine oder andere Art eine glückliche Wendung zu geben; denn das iſt doch bekannt, daß dergleichen aus dem Latein in's Deutſche aufgenommene Wörter zuweilen ſehr unbeſtimmt, ja ſogar oft aus Eitelkeit da placirt werden, wo ebenſo gut und beſſer ein deutſches Wort gepaßt hätte, und vielleicht dürfte mancher Gelehrte ſich nicht ſcheuen, ſeine Unwiſſenheit über den originellen Sinn eines ſolchen Worts zu geſtehen, ehe und bevor er nicht den Cicero darüber nachgeſchlagen hätte. — So etwas oder dergleichen hätte, wie mir däucht, können geſagt werden; — denn daß Du ſchreibſt, Du hätteſt durch Deinen unaufgeforderten Ausſpruch das vorige wieder gut zu machen gedacht, dabei hat wohl Dein Herz Dich getäuſcht. — Ich bitte Dich übrigens, mein lieber Sohn, bemühe Dich aus allen Kräften, dieſem vortrefflichen Hauſe Dich zu conſerviren und gewiſſermaßen nothwendig zu machen, denn ich halte es für eine von der Vorſehung Dir angewieſene ſehr lehrreiche Schule; und dann rathe ich Dir väterlich, verſtecke Dein Geld nicht in Bücher, ſondern ſuche Dir auf einen Nothfall eine gute Börſe zu ſammeln. Zuletzt hoffe ich, daß Du dieſe wenigen Klugheits- und Lebensregeln von Deinem alten Vater gut aufnehmen wirſt und wünſche ſehr, ſobald als möglich, die Verſicherung von Dir zu leſen, daß alles wieder in ſeinem vorigen Geleiſe iſt. Du haſt dieſes wohl ſchon in Deinem Briefe allgemein geäußert, aber doch würden mir beſondere Beweiſe davon ſehr erfreulich ſein, denn Niemandem kann Dein wahres Wohl mehr am Herzen liegen, als Deinem Dich zärtlich liebenden Vater.

Der Sohn:

Den 11ten Juli 1791.

Ich habe ſo lange nicht an Sie geſchrieben und immer gehofft wieder etwas von Ihnen, beſter Vater, zu hören, aber ich bin nun ſchon ſeit langer Zeit ganz verlaſſen, kein Brief von Ihnen, keiner von Charlotten, keiner vom Onkel, aber nun muß ich Ihnen doch etwas erzählen, denn es war geſtern ein gar zu ſchöner Tag und ich habe ſo viel dabei an Sie gedacht. Es war der Geburtstag des Grafen, der auf eine ſehr ſchöne Weiſe gefeiert ward. Des Morgens kamen alle ſeine Kinder in Proceſſion ihm ihre Geſchenke darzubringen, jedes hatte eine Zeichnung und von den Abweſenden wurden Briefe vorgetragen; der kleine Helvetius, ein Kind von 2½ Jahren, welches noch nicht recht ſprechen kann, ging voran, ſtreute dem Grafen Roſen entgegen und rief immer dabei: Papa da haſt! Dieſer gute Vater war ſehr gerührt und ſehr zärtlich, er empfahl ſich ſeinen Kindern und bat ſie Geduld mit einem 50jährigen Mann zu haben. Ich glaube, es war niemand, dem nicht die Thränen dabei in den Augen ſtanden. Hernach wurde in einer Laube mit der Inſchrift: „O Vater tritt

Bayerische Staatsbibliothek München

herein und laß uns dieſen Tag Dir weihn", ein Frühſtück gegeben, welches die jungen Gräfinnen allein bereitet hatten und wobei ſie auch allein ſervirten; — es wurde dabei ein ſehr ſchönes Lied geſungen, es war ſo erbaulich, ſo häuslich, ſo ſchön — und ſo verging der Tag auf eine ſehr glückliche Weiſe. Vater und Familie fühlten ihr Glück auf eine ſo lebhafte Art. Was Wunder, beſter Vater, daß mein Herz halb hier und halb bei Ihnen und unſerm zerſtreuten Häuflein war." Es iſt ſo ſüß einen Vater zu lieben, und ſo ſüß es ihm zu ſagen — aber nicht mit der todten Feder — ach wenn man um ihn iſt, ſo gibt es eine Sprache ohne Worte, die weit deutlicher ſpricht. — Aber was muß es auch für eine herrliche Empfindung geben, ſich als Vater und Hausvater zu fühlen, zu fühlen, daß man geliebt iſt, daß man menſchlicher Weiſe als der Schöpfer von dem Glück ſo vieler theuern Seelen betrachtet werden kann. O das ſah ich geſtern aus dem Angeſicht des Grafen — ach wann, wann werde ich es aus dem Ihrigen ſehen? Doch ich kann es im Geiſt wenigſtens, wenn ich nur das meinige dazu beitrage — o beſter Vater, recht, recht viel Freude an mir und an uns allen!

Den 20ſten Juli.

Bei einem ſehr ſüßen Geſchäft, einen von mir ſehr geliebten Kranken zu pflegen, erhielt ich 6 Meilen von Schlobitten geſtern vor acht Tagen den reichen Segen von Briefen, den ich wirklich mit Angſt und Bekümmerniß ſchon lange erwartet hatte, und es waren zwei ſo liebe Briefe von Ihnen, beſter Vater, dabei. Alle hatten ſich freilich ſehr verſpätet, aber ich genieße ſie um deſto mehr. So hat mich meine Ahndung vom 5ten Mai nicht betrogen! Sie ſind bei Charlotten geweſen und haben an mich nicht nur gedacht, ſondern auch geſchrieben. Den herzlichſten Dank für alle Ihre Liebe und auch für den neuen Beweis derſelben, für meine Pathenſchaft. Lieben will ich mein kleines Schweſterchen mit der beſten Bruderliebe, und ſorgen? O beſter Vater! Gott gebe, daß ich es könne, ohne daß ich es zu thun brauche. Tauſend Glück denn zu dieſer neuen Vermehrung unſers Cirkels und Gottes beſten Segen über das liebe kleine Geſchöpf. O küſſen Sie es doch in meinem Namen und empfehlen Sie mich der lieben Mutter, der ich viel Glück wünſche und alles Heil für die Zukunft und die ich bitte mir doch neben dieſem kleinen auch ein Plätzchen in ihrem Herzen zu laſſen. Es iſt im Ganzen wohl ein ſeltenes Glück eines Kindes, Pathe ſeines Geſchwiſterchens zu ſein und ich thue mir recht etwas darauf zu gut. — Es iſt in Ihren Briefen noch manches zu beantworten, und ich will wenigſtens den Anfang damit machen. Bei meinem unangenehmen Vorfall mit der Gräfin mögen Sie, beſter Vater, es wohl getroffen haben. Sie hätte freilich bei ihrer außerordentlich großen Klugheit und Feinheit noch einen Ausweg finden können, wenn ſie unbefangen geweſen wäre; aber das war ſie nun einmal nicht und alſo hätte ich mich freilich mehr hüten ſollen. Inzwiſchen glaubte ich bei dem auffallenden Schritt, den ich that, ziemlich ſicher zu ſein, daß man es nicht ſo laſſen würde, und ich muß geſtehn, daß ſich die Gräfin hernach ſehr edel genommen hat. Daß wirklich nichts unangenehmes zurückgeblieben, davon bin ich ſo überzeugt, als von meinem Daſein; kein Menſch geht im geringſten anders mit mir um als vorher und ich könnte tauſend kleine Züge anführen, wenn ſie der Feder nur Stand hielten. Nur der Graf hat ein paarmal, wenn er mich ſo recht glücklich ſah, darüber geſcherzt und geſagt: Nun iſt ihm bene, ſeht doch, nun geht er nicht aus der Condition; aber eben dieſer Scherz beweiſt meines Erachtens mehr für als wider mich. — Mit der Haltung des Verſprechens, was ich ſo keck gegeben habe, ſieht es freilich ein wenig mißlich aus; denn erſtlich widme ich wirklich viele Zeit meinen Geſchäften und dem Vergnügen dieſes mir ſo werthen Hauſes und dann iſt es ſo unendlich ſchwer hier Bücher geborgt zu bekommen, ſelbſt in Königsberg hat kein einziger Gelehrter eine Bibliothek, und das wird mich wohl auch zwingen mehr für Bücher auszugeben, als ich ſonſt gethan haben würde.

Bis jetzt, glaub' ich, erſtreckt ſich meine ganze Bücherausgabe noch nicht über 10 Rthlr.: überhaupt ſehe ich bis jetzt noch keine Ausſicht zu ſammeln; ich bin zu ſehr Meiſter im ruiniren von Kleidern und Wäſche, und bin es doch dieſem Hauſe ſchuldig, mich ſehr ordentlich zu halten. So hab' ich bis jetzt 120 Rthlr. ausgegeben ohne eigentlich zu wiſſen wie, und wenn ich nicht ſchon bis jetzt 25 Rthlr. an Geſchenken bekommen hätte, ſo würde ich dies Jahr nicht einmal recht auskommen. Die Nahrungsſorgen ſind eine böſe Sache.

Den 16ten Auguſt.

Da iſt unterdeß Graf Wilhelm aus Königsberg hier geweſen und in der ganzen Zeit bin ich nicht dazu gekommen dieſen ewigen Brief zu beendigen. An Lottchen und den Onkel hab' ich indeſſen geſchrieben um beſonders die erſte über das Lamento zu tröſten, womit ich meinen letzten Brief geſchloſſen hatte — aber glücklich bin ich unterdeß in einem hohen Grade geweſen. Sie wünſchten, ich möchte mich dieſer Familie nothwendig machen, das weiß ich nun freilich nicht zu bewerkſtelligen, aber ich fühle, daß ſie mir beinah nothwendig geworden iſt. Es ſind alles ſo gute Menſchen, und es iſt eine ſo lehrreiche und zugleich ſo liebe Schule. Mein Herz wird hier ordentlich gepflegt und braucht nicht unter dem Unkraut kalter Gelehrſamkeit zu welken, und meine religiöſen Empfindungen ſterben nicht unter theologiſchen Grübeleien; hier genieße ich das häusliche Leben, zu dem doch der Menſch beſtimmt iſt und das wärmt meine Gefühle. Wie ganz anders wäre das geweſen, wenn ich z. B. in Berlin an irgend einer Schule unter kalten zuſammengezwungenen Menſchen freundlos hätte leben müſſen. Gern geb' ich dafür das wenige, was ich an Kenntniſſen vielleicht einbüße. Dabei lerne ich Geduld und eine Geſchmeidigkeit, die aus dem Herzen kommt und in der Dankbarkeit für geſelliges Glück gegründet iſt; ich lerne mich und andre kennen, ich habe Muſter der Nachahmung und fühle, daß ich ein beſſerer Menſch werde. Sie danken gewiß Gott mit mir für ſeine gnädige Fügung und wünſchen mir Segen ſie weislich zu benutzen. Ach und Sie tragen noch ferner bei zu meinem Glück durch Ihre Liebe und durch Ihren Rath, der mir immer ſo willkommen iſt. Gott ſegne Sie, beſter Vater, und alle, die uns lieb ſind. Verzeihen Sie — nicht die Länge, ſondern die lange Dauer dieſes Briefes Ihrem treugehorſamſten Sohn.

Der Vater:

Anhalt, den 23ſten April 1792.

Mein lieber Sohn! Ueber Deinen Brief vom 13ten März hab' ich mich herzlich gefreut, und darum hoffe ich auch, daß Du fortfahren wirſt mir öfter zu ſchreiben, wenn ich Dir gleich auf jeden Brief nicht immer antworten kann. Kränklichkeit und mancherlei Sorgen haben den Winter hindurch fleißig bei mir zugeſprochen, und dabei iſt man denn zum Schreiben wenig aufgelegt. Es ſcheint, daß eine beſchwerliche und täglich mit predigen und andern Geſchäften abwechſelnde Reiſe wie die, welche ich vom 29ſten Februar bis zum 3ten April gethan habe, mir noch jetzt in meinem Alter zuträglicher iſt als eine fortdauernde Ruhe; denn bei dieſer werde ich von gichtiſchen Anfällen und dann auch von mancherlei Sorgen, die von meiner Lage unzertrennlich ſind, mehr heimgeſucht; ich genieße aber auch mehr häusliche Freuden und ſo, im Ganzen genommen, danke ich Gott für alles und ſage mit gerührtem Herzen: Bis hieher hat der Herr geholfen und ich bin viel zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die ich von Ihm erfahren habe. Mache Dir, lieber Sohn, aus dieſer eigenen Erfahrung Deines Vaters den feſten Grundſatz: daß man, bei treuer Erfüllung ſeiner Pflichten und einem rechtſchaffenen Betragen, in dieſer Welt nur alsdann glücklich ſein kann, je weniger Prätenſions man macht und jemehr man ſich gewöhnt, alles, auch das mindeſte Gute mit Dankbarkeit gegen Gott zu genießen, und in dieſer ſeligen Faſſung wird man dann auch von der nämlichen wohlthätigen Hand das letzte Gute, den Tod, dankbar und vertrauensvoll annehmen. Zu dem erſten und anderen gelangt man durch eine gründliche Erkenntniß ſeiner ſelbſt, durch Freude an anderen, und beſonders durch eine entſchiedene und alles überwiegende Ehrfurcht und Liebe gegen die, weit über alles von uns gekannte allerhöchſte und verehrungswürdigſte Perſon Jeſu Chriſti, welcher ſogar an ſich ſelbſt keinen Gefallen hatte.

Du beklagſt Dich, daß Du Dir keine Bücher kannſt anſchaffen; ich aber gratulire Dir dazu, denn unſere Denkungsart verändert ſich zu oft mit den Büchern, da wirft man denn die alten weg und kauft neue. Dieſe Bücher-Manie hat Deinem Vater viel Kummer gebracht, der ſich jedesmal ſchmerzhaft erneuert, ſo oft ich alte Buchſchulden zu bezahlen habe. Sei auch nicht zu beſorgt über Deinen Vortrag im predigen, das wird ſich ſchon geben. Wird Dir dereinſt ein vermiſchtes Auditorium oder auch wohl gar eins von der niedrigſten Claſſe (welches ich Dir mehr wünſche als ein glänzendes) zu Theil, ſo wirſt Du, wenn Du Deine Zuhörer lieb haſt, Dich auch zu ihnen herablaſſen können und wirſt es mit Vergnügen thun. Lieber Sohn, laß Dir meine Erfahrungen und die daraus gezogenen Lehren nicht mißfallen; was kann ich in meinem Alter wohl ſonſt noch für Dich thun, als daß ich Dir das, was ich jetzt vielmal bereue, zur Warnung darlege. Hiezu gehört auch beſonders das, daß ich von jeher das Geld zu wenig geachtet habe, und darum bitte ich Dich inſtändig, befleißige Dich einer guten Wirthſchaft und genauen Eintheilung Deines Einkommens; vorzüglich aber unterſuche beſſer, d. h. nicht nur mit Deinem gewöhnlichen ſcharfen, ſondern mit einem ganz unparteiiſchen Blicke das, was man Generoſität zu nennen pflegt; mache wenigſtens den Anfang damit, es wird dabei doch am Ende des Jahres noch ſehr viel daran fehlen, daß Du auch hierin völlig zufrieden ſein könnteſt. Du haſt doch ein ſchönes Einkommen und dabei alles frei, und wenn auch Deine

Kleidung, wie ich vermuthe, weſentlich koſtbarer iſt, als ſie äußerlich zu ſein ſcheint, ſo könnteſt Du doch auf einen Nothfall jährlich wenigſtens 50 Rthlr. zurücklegen, und wie wohl würde Dir das Erſparte thun, wenn Vorfälle, die ſowohl die Vorausſicht des menſchlichen Verſtandes, als auch das feſteſte Zutrauen auf eigene Kräfte und Würde zu Schanden machen, eintreten. — —

Charlotte iſt Gottlob jetzt zufriedener, nachdem ſie dem Ideengang und den Empfindungen, welche zur Erhaltung der Gemüthsruhe in einem Chorhauſe ſchlechterdings unentbehrlich ſind, ſich mehr ergeben hat. Ich ſelbſt habe ſie ſchriftlich und mündlich ſehr oft dazu aufgefordert und ich bin gewiß, daß Deine zärtliche Liebe zu ihr ohne mich Dir ſchon rathen wird, daß Du ſie nicht durch mancherlei, wenn auch herzlich gut gemeinte Allotria aus der Einfalt verrückeſt. Was iſt wohl wünſchenswerther, als Geſundheit und Gemüthsruhe, ſei auch letztere zum Theil nur Einbildung, und mir iſt nicht bewußt, daß jemand noch die eigentliche wahre Grenzlinie zwiſchen dieſer und Realität je gezogen hätte.

Du wünſcheſt nun auch etwas von der Mutter und den lieben kleinen zu hören; das gewiſſeſte und beſte, was ich Dir davon ſagen kann, iſt, daß wir alle geſund und mit einander herzlich vergnügt ſind. Die Kinder hängen alle gar ſehr an der Mutter, die aber auch ganz Mutter iſt; ſie lieben aber auch ihr altes Vaterle und dieſes hat wieder ſeine Freude an ihnen. Die Liebe iſt unter uns Quelle und Band des Vergnügens und der Freude; dieſe und gegenſeitiges Zutrauen laſſen auch wenig Unarten bei den Kindern aufkommen. Die älteſte geht der Mutter zur Hand, ſpinnt, näht und ſtrickt; noch mehr aber läuft ſie umher und mit dem Leſen wills noch nicht recht fort; ſie hat freilich ſchon ihre Mädchens-Launen und Eigenheiten, iſt aber ein gutes Kind und eine treue Seele. Carolinchen iſt ein liebes, lebhaftes und ſchmeichelhaftes Kind, die in ihren blonden Haaren, rundem Geſicht und großen blauen Augen gleich jeden gewinnt. — — Dein Pathchen iſt ein ſo ſtarkes, gut genährtes Kind, als keines war, iſt aber dabei ſehr lebhaft und gutmüthig; bei nur erträglicher Witterung iſt ſie kaum in der Stube zu erhalten, geſchweige bei guter, und ſo iſt denn freilich der Garten ſeit einigen Wochen der Kinder liebſter Aufenthalt. Uebrigens laſſen wir unſern lieben Vater im Himmel für die Zukunft ſorgen. Ich hoffe aber doch, lieber Sohn, Du wirſt Dir wenigſtens ſo viel zu erſparen ſuchen, daß Du uns hier noch vor meinem Ende ſehen kannſt, ſobald es Deine Lage zuläßt. Es wird zwar oft von dem Bruder Fritze geſprochen, das iſt aber auch alles. Weißt Du uns denn nicht ein angenehmes lehrreiches Kinderbüchlein für die Anne zu empfehlen? Und nun ſei von uns allen herzlich geſegnet, und gegrüßt von Deinem Dich herzlich liebenden Vater.

Der Sohn:

Schlobitten (ohne Datum).

. — — Hier haben wir den ganzen April nur hie und da einen einzelnen ſchönen Tag gehabt und der Mai hat ſich bis jetzt auch ſchlecht genug aufgeführt, ſo daß ich meinen Kleinen noch kein einziges mal das Vergnügen habe machen können, ſie im Garten zu unterrichten, und wie ich ihnen von meinen kleinen Geſchwiſtern erzählte, haben ſie ſie nicht wenig beneidet. Dieſe Tage, beſter Vater, werden Sie wohl bei Lottchen zugebracht haben, für die das auch die größte Freude iſt, die ſie genießt. Das gute Mädchen hat auch mir in ihrem letzen Briefe ſehr ſtarke Verſicherungen von ihrer Zufriedenheit gegeben, aber doch in einem ſolchen Ton, als ob ſie wenig Hoffnung hätte, daß ich ihr ſo recht, wie ſie es wünſchte, glauben würde; und in der That, es geht mir auch ſchwer ein. Es iſt wohl ſehr wahr, daß man jedem ſeine eigene Gemüthsruhe laſſen muß und daß, wenn man die Sache bloß an ſich betrachtet, niemand ſagen kann: meine Art iſt die wahre und jede andere iſt Einbildung; denn es kommt ja dabei bloß auf das Gefühl und das Bewußtſein eines jeden an. Aber das gehört doch meines Erachtens ſchon weſentlich dazu, daß die Ruhe, die jeder genießt, ſeine eigene iſt, daß die Empfindungen, wodurch ſie hervorgebracht wird, ihm natürlich ſind und mit ſeinen anderen Geſinnungen übereinſtimmen. Das iſt aber nach meinen Vorſtellungen bei unſrer lieben Charlotte nicht der Fall; ſie muß ſich mit Gewalt in dieſe Empfindungen hineinverſetzen und eine ſolche Spannung hält die Seele nicht lange aus. Die Täuſchung — denn eine ſolche erzwungene Ruhe iſt doch gewiß für nichts anderes zu rechnen — zerfließt und ſo fürchte ich, daß ſie bald wieder mit mancherlei Mißmuth zu kämpfen haben wird. Dabei iſt wirklich auch die beſte Seele, und die ſich in ihrem Betragen ſchon ziemlich in Acht zu nehmen weiß, im Chorhauſe bisweilen ſolchen Unannehmlichkeiten ausgeſetzt, daß wirklich eine ſehr lebhafte Ueberzeugung „daß man auf gar keine andere Weiſe glücklich ſein könne“ dazu gehört, um mit einiger Zufriedenheit da zu ſein. Um des willen glaub' ich noch immer, daß es für ſie auf die Dauer beſſer ſein würde, wenn ſie wieder in eine häusliche Lage verſetzt werden könnte, jedoch ohne ihre Verbindung mit der Gemeine zu ſchwächen; denn die iſt wohl zu ihrer Ruhe nothwendig. Könnte ich dazu etwas beitragen, beſter Vater, ſo geſtehe ich Ihnen gern, daß ich nach meiner Ueberzeugung es für meine Pflicht halten würde, es zu thun; da das aber nicht möglich iſt, ſo können Sie auch feſt überzeugt ſein, daß ich nicht das geringſte thun werde, um ihr ihren Zuſtand, ehe ſie es ſelbſt fühlt, verdächtig zu machen oder ſie in dem Genuß des guten, was darin liegt, zu ſtören. Es kann nichts aufrichtiger von Herzen gehn, als meine Wünſche, daß Gottes Segen immer mit ihr ſein und ſie leiten möge; und daß ſich ihr gefühlvolles Herz nie verengen, ſondern auch für die wahre freundſchaftliche Schweſterliebe, die ſie gegen mich hat, immer Raum behalten möge. Daß ich nach langer Zeit einmal wieder etwas von Carl höre, iſt mir auch ſehr lieb. Es freut mich, daß er ſeine Lehrjahre überſtanden hat und ſich in ſein Geſchäft findet; wie er ſich aber unterdeß geformt und welch' eine Art von jungem Menſchen er unterdeß geworden iſt, das werde ich wohl erſt erfahren, wenn ich ihn einmal ſehe.

Ein Buch für Annchen weiß ich Ihnen nicht anzugeben, beſter Vater; ich kann mich überhaupt mit wenigen Kinderbüchern vertragen und glaube auch, daß ein Buch eigentlich nicht eher für ein Kind gehört, bis es einen Verſtand von 8 oder 9 Jahren hat. Wäre der große Schritt geſchehn, der an ſich nur eine Kleinigkeit, aber mir wenigſtens für dieſen Theil der Erziehung von großer Wichtigkeit zu ſein ſcheint, daß wir mit einerlei Lettern ſchrieben und druckten, ſo könnte man mit weniger Mühe immer das ſchreiben, was ein Kind leſen ſollte und auf die Art, wie es zu allem übrigen paßte, und es könnte nie mehr oder etwas anderes leſen als man wollte. Das würde wichtigere Folgen haben, als manche Neuerung, wovon man als von einem großen Schritt zur Verbeſſerung des Menſchengeſchlechts ein großes Geſchrei macht.

Empfehlen Sie mich der guten Mutter aufs beſte und dankbarſte und geben Sie den Kleinen viele Grüße und Küſſe von mir. Laſſen Sie ſie immer vom Bruder Fritz plaudern bis er endlich kommt; Sie aber, beſter Vater, erhalten Sie mir immer Ihre väterliche Freundſchaft und ſein Sie verſichert, daß ich nichts inniger fühle als die dankbare kindliche Liebe, womit ich an Ihnen hänge als Ihr treugehorſamſter Sohn.

Der Vater:

Anhalt, den 3ten December 1792.

Mein lieber Sohn! Deine beiden Briefe vom 9ten Mai und 24ſten October haben mir unter den Sorgen, die mich ſeit 6 Monaten drücken, viel Freude gemacht und der durch jene veranlaßten verdrießlichen Schreiberei wirſt Du es zum Theil beimeſſen, daß ich mich ſo wenig aufgelegt gefunden, mich mit Dir zu unterhalten. Laß Dich durch dieſe Nachricht nicht zu ſehr afficiren; denn Sorgen ſcheinen doch oft das beſchiedene Theil des Alters zu ſein und die meinen ſind wohl nicht ungegründet, indem ich durch den Ausmarſch der ſchleſiſchen Regimenter an meinem jährlichen Einkommen 166 Rthlr. verliere. Doch muß ich auch, um Dich zu beruhigen, Dir bald ſagen, daß ich durch den Miniſter von Hoym 100 Rthlr. Erſatz bekommen habe. Ich würde Dir hievon gar nichts ſchreiben, wenn ich nicht dächte, daß Du davon doch etwas durch Lottchen oder den Onkel erfahren könnteſt. Uebrigens bin ich Gott Lob geſund, tröſte mich mit beſſerer Hoffnung auf die Zukunft und danke Gott für meine häusliche Glückſeligkeit und für die Freude, die er mich an meinen Kindern erleben läßt. Deine zärtliche und thätige Liebe gegen Lottchen thut meinem Herzen vorzüglich wohl, und Dein edles Benehmen dabei und die Gründe, wodurch Du den Aufwand zu ihrer Unterſtützung vertheidigſt, laſſen mich mit väterlichem Wohlgefallen auf Dich als den würdigen Sohn Deiner ſeligen Mutter hinblicken. Freilich haſt Du der Sache zu viel gethan, und du wirſt dabei Deinen Vorſatz, 50 Rthlr. zu einer Reiſe zurückzulegen, ſchwerlich ausführen können, aber doch kann ich Dir im Ernſt keinen Vorwurf machen, weil ich aus Erfahrung weiß, wie ſchwer es in ſolchen Fällen iſt, ſeinem Herzen Gewalt anzuthun, und darum ſage ich auch nichts als: Gott ſegne Dich lieber Fritze! Aber denke Dir doch den Spaß, das Mädchen iſt über Dein Geſchenk ſo ausgelaſſen, daß ſie ſogar ſchon darauf bedacht iſt, ſich auf einen ſchlimmen Tag Capital zu ſammeln. Sie will ihr mütterliches vom Oberamt einziehn, wovon ſie glaubt, daß es mit den Intereſſen und den 30 Rthlr. wird 100 Rthlr. ausmachen, und die will ſie bei der Ortsherrſchaft auf Zinſen unterbringen. Dawider läßt ſich denn nun auch nichts ſagen. Dieſe Maxime iſt ganz Gemein-Sinn: man ißt Brei und ſpart dabei, was man kann. Ich freue mich übrigens herzlich darüber und Du wirſt es auch thun, daß das gute Mädchen geſchäftig und dabei in ihrem Element iſt; auch hab' ich ſie vor 6 Wochen ſo geſund und vergnügt als niemals gefunden. Auch Carl iſt in der Gemeine glücklich und ich danke Gott, daß er da iſt. Von Zärtlichkeit ſcheint er zwar nicht viel zu fühlen, dafür aber, obſchon etwas leichtſinnig, doch ein biederer grader Junge zu ſein, der aber in der Welt ohne Zweifel viel ſaures Lehrgeld würde zahlen müſſen. Du wirſt Dich davon überzeugen können durch die Beilage, die eine Antwort an ſeine Schweſter auf meine Einladung und auf mein ſehnliches Wünſchen iſt, ihn bei meiner Ankunft in Gnadenfrei dort an meine Bruſt zu drücken. Recht drollig bei dem Lehrgeld komm' ich auf Deine Danziger vergnügte Reiſe und beleuchte ein wenig Deinen Feſtabend mit den beiden Mädchens, welcher wahrſcheinlich ſeit Droſſen und Berlin der erſte dieſer Art mag geweſen ſein. Ich und die Mutter, die wegen der feinen Schrift mir die Stelle vorlas, waren dabei frohe Theilnehmer und ermangelten nicht, durch gegenſeitiges Zulächeln der unſchuldigen Jünglingsfreude den ihr gebührenden Zoll willig abzutragen, äußerten aber doch den Wunſch, daß Du bei ähnlichen Fällen vor der Hand noch immer ſo glücklich ſein mögeſt Dein Feſt mit Bräuten oder halben Bräuten zu treiben, weil Du ſonſt in Deinem Frohſinn wohl leicht könnteſt ein Wörtchen fliegen laſſen, welches, unrecht aufgefaßt, Deinem Herzen würde zu ſchaffen machen. — So eben tritt Caroline herein und ſagt: Vaterle, Du ſollſt den Bruder Fritze grüßen und ſage ihm, er ſoll uns beſuchen und höre Vaterle, wie vielmal muß ich noch aufſtehn, bis er kommt? — So werde ich noch öfter befragt werden; ich aber kann nicht ſehen, wie Du von Deinen Kleinen könnteſt abkommen, ehe Du ſie gänzlich verläſſeſt, wenn Du auch das Geld zur Reiſe haſt. Hiebei muß ich fragen, ob denn Deine Beſoldung erhöhet iſt, denn nach Deinem Briefe an Lottchen hätteſt Du 180 Rthlr. Hiebei könnteſt Du ohne Beſchwerde jährlich 50 Rthlr. zurücklegen; da wäre mein Rath, Du ließeſt Dir lieber dieſe 50 Rthlr. gleich abziehn und aufbewahren; auf die Weiſe wärſt Du vor der Verſuchung ſie anzugreifen ganz ſicher. Für das Uebrige laß

Gott ſorgen; ich weiß zwar nicht, was Herr Sack mit Dir vor hat, ich aber wünſche Dir lieber eine Prediger- als Profeſſorſtelle und wenn das auch Dein Wunſch iſt, ſo möchteſt Du Dich freilich etwas mehr zu einem vermiſchten Auditorium herabſtimmen und bei jeder Ausarbeitung Deine Zuhörer Dir als Menſchen, die Belehrung, Beſſerung, Troſt und Ermunterung bedürfen, recht lebhaft vorſtellen. Ich glaube, daß es dabei mehr auf den Styl und auf die Kürze und Faßlichkeit der Perioden, als auf die Materie ankommt; z. B. Blair's Predigten, von Herrn Sack überſetzt, ſind gewiß philoſophiſch und nicht für ein gemeines Auditorium geſchrieben. Sie ſind aber doch verſtändlich und, wo ſie es nicht zu ſein ſcheinen, könnte die nämliche Sache noch deutlicher vorgeſtellt werden. Nächſtdem bedenke, daß Du zu Menſchen redeſt, die eine Offenbarung annehmen, und daß es Deine Pflicht ſei, Dich auf die nämliche Weiſe, wie ſie, zu ihnen herabzulaſſen; dazu aber iſt nothwendig, daß Du Dich von ihrer Wahrheit vollkommen zu überzeugen ſucheſt, damit Du redeſt wie Du glaubſt. Ich wünſche, daß Du mir Deine Gedanken über eine Piece „Kritik aller Offenbarung" ſchreiben und beſonders, was am Ende derſelben, als Schluß aus dem Ganzen gezogen, mit Nachdruck dargelegt iſt, wohl beherzigen mögeſt. Man hat Herrn Kant für ihren Verfaſſer gehalten; er hat ſich aber davon losgeſagt und ich weiß nicht, wen dafür angegeben; ſie ſcheint mir aber doch aus ſeiner Feder gefloſſen zu ſein, ſo ähnlich ſieht ſie allem, was er geſchrieben hat. Sollteſt Du einmal nach Königsberg kommen, ſo beſuche doch Herrn Kant und laß Dir Aufſchluß über das Buch geben.

Wenn Du dieſes Büchlein mit Nachdenken geleſen, wohl durchdacht und dann einen feſten Standpunct gefaßt haſt, aus welchem Du die Bibel betrachteſt, alsdann thue mir doch auch den Gefallen und lies Köppen's Bibel, ein Werk der göttlichen Weisheit, und nach dieſem auch Müller's philoſophiſche Aufſätze. Glaube nicht, lieber Sohn, daß Belehrungsſucht die Quelle dieſer Anempfehlungen ſei, nein ich wünſche nur, daß Du Dir noch kein feſtes Syſtem macheſt, ſondern zuvor noch manches leſeſt und prüfeſt und dann erſt aus allem das beſte wähleſt. Ich komme noch einmal auf Königsberg und empfehle Dir, wenn Du wiederhinkommſt, die beſten Prediger zu hören. Mir fehlt dieſe Gelegenheit und ich höre nie jemanden als mich ſelbſt, wobei man denn aber auch nie weiter kommt. Seit einem Jahr ſtehe ich in Briefwechſel mit dem Herrn Conſiſtorialrath Küſter zu Magdeburg, der vor 32 Jahren mich zum Feldprediger vorſchlug. Er hat Bruchſtücke aus dem Campagne-Leben, die Herr Sack mit einer empfehlenden Vorrede begleitet hat, drucken laſſen. Dieſer liebe Mann quält mich, ihm Beiträge, Erfahrungen und belehrende Anekdoten aus meiner 32jährigen Amtsführung zu liefern, wozu ich aber bis jetzt wenig Zeit und Luſt habe. Seine Bruchſtücke wirſt Du mit Vergnügen leſen, es finden ſich darin einige ſonſt nicht bekannte Anekdoten aus dem ſiebenjährigen Kriege und beſonders von dem Ueberfall bei Hochkirch, die vielleicht auch Deinem alten Grafen noch unbekannt ſind. Sollte ich noch einige Jahre leben und mein Gemüth ſorgenfreier werden, ſo könnte es geſchehen, daß ich in etwas Herrn Küſters Verlangen befriedigte. Vor einigen Monaten fühlte ich eines Tages mich aufgefordert, an meine abweſende Militärgemeinde einen chriſtlichen Zuruf ergehen zu laſſen; ich ſchickte Herrn Küſter den Aufſatz, der ihn auf Koſten ſeiner Gemeinde drucken und 1050 Exemplare unter die Regimenter austheilen ließ; ich lege davon eins bei. Ich ſchließe nun, lieber Sohn, mit der Bitte, mich und die Mutter, die Dich herzlich grüßt, ſo oft Du kannſt, mit einem Brief zu erfreun. Ich empfehle Dich Gott und ſeiner gnadenreichen Leitung als Dein Dich zärtlich liebender Vater.

Eine Deiner neueſten Predigten wünſchte ich wohl zu leſen, aber nicht in gar zu kleiner Schrift.

Der Sohn:

Schlobitten, den 10ten Febr. 1793.

Liebſter Vater! Wohl habe ich alle mögliche Urſache, mich ſehr zu ſchämen; es ſind nun zwei Monat beinah, daß ich Ihren Brief habe und nun erſt fange ich an darauf zu antworten. Wenn ich Ihnen auch alle unſre Pilgrimſchaften von Schlobitten nach Finkenſtein und von Finkenſtein wieder nach Schlobitten und noch hundert andere Dinge vorrechnen wollte, ſo würden Sie wohl daraus erſehn, was wir unterdeß für eine Lebensart geführt, aber Sie würden darin ebenſowenig als ich eine Urſach finden, die mich hätte verhindern können, an Sie zu ſchreiben. Alſo will ich lieber ganz gerade heraus mit der Urſach gehen. Ihr Brief ſelbſt, beſter Vater, hat mich abgehalten, anſtatt mich anzutreiben, und das vermittelſt des annexi wegen der Predigt. Dieſe abzuſchreiben, dazu habe ich nicht recht kommen können und es war mir unmöglich mich hinzuſetzen und einen Brief anzufangen, wo ich Sie hätte vertröſten müſſen, daß es noch erſt geſchehn würde. Ich habe es verſchiedene Male verſucht, aber es ging nicht. Nun liegt ſie abgeſchrieben oder vielmehr aufgeſchrieben vor mir und ich ſchreibe mit leichtem Herzen; im Grunde iſt das ein wunderliches närriſches Gefühl, aber es hat mich beherrſcht. Da nun aber die Predigt der Stein des Anſtoßes geweſen iſt, ſo will ich auch lieber gleich alles abhaſpeln, was ich darüber auf dem Herzen habe, beſonders da es in mancher Rückſicht auch zu den Dingen gehört, worüber ich mich zu ſchämen habe. Sie wünſchten eine von meinen *neueſten* Predigten. Hätte ich dieſes Wort überſehn, ſo würde ich irgend eine vom Anfang des vorigen Jahres abgeſchrieben haben, aber von meinen neueſten war *keine einzige aufgeſchrieben*. — Sie haben die Sünde gehört, lieber Vater, hören Sie auch die Vertheidigung. Faulheit liegt freilich bei dieſem Verfahren zum Grunde, aber doch nicht die Faulheit überhaupt, ſondern nur die Faulheit zu ſchreiben, welche von üblen

Augen und von allerhand andern Dingen unterſtützt wurde. Ich kann eine Predigt nicht eher anfangen aufzuſchreiben, bis ich ſie völlig auch in den kleinſten Theilen durchgedacht habe, weil ich ſonſt gar zu leicht in Gefahr gerathe etwas zu anticipiren oder an eine falſche Stelle zu ſetzen. Nun ließen mir in der letzten Hälfte des verfloſſenen Jahres die Umſtände nicht zu, dieſes Durchdenken zur rechten Zeit hintereinander anzuſtellen, ſondern es mußte bisweilen zerſtückt in einzelnen Augenblicken geſchehn und dann kam das ganze corpus der Gedanken gemeiniglich erſt des Sonnabends zu Stande; freilich iſt es dann noch ſehr möglich eine ganze Predigt, wenn ſie ſo vollkommen durchgedacht iſt, zu concipiren, aber dann muß es doch ſehr hintereinander weggehn und dazu war ich denn theils zu faul, theils wollt' ich's meinen Augen nicht zu Leide thun, theils auch nicht meinem Gedächtniß, welches dasjenige gar zu leicht verwirrt, was ich hintereinander geſchrieben habe (in Abſicht des Leſens kann ich ihm dieſen Fehler nicht Schuld geben). Alſo ließ ich denn das Schreiben ſein. Das aber kann ich Sie verſichern, daß mir dieſe Predigten weit mehr Mühe gemacht haben, als andere; ich machte mir dann eine ganz entſetzlich genaue Dispoſition und ſuchte nun für jeden Gedanken mehrere Arten des Ausdrucks; ich nahm ein Stück der Predigt vor und hielt es in Gedanken, dann wieder ein anderes und ein drittes, dann kam ich wieder auf jenes erſte zurück, da ich es denn doch gewiß wieder etwas anders ausdrückte, und ſo hielt ich meine Predigt immer ſtückweiſe, aber zuſammengenommen gewiß mehreremal, memorirte auch das ganze Skelet. Um Ihnen nun dieſer Predigten eine dennoch ſchicken zu können, habe ich unter ihnen nicht die beſte und intereſſanteſte ausſuchen können, ſonſt wäre meine Wahl anders ausgefallen, ſondern ich habe diejenige nehmen müſſen, auf welche ich mich noch am genauſten beſann, bin auch ganz ehrlich zu Werke gegangen und habe mich überwunden manches nicht zu verbeſſern, wovon ich noch genau wußte, daß ich es ſo geſagt, eben weil es mir aufgeſtoßen war. Manche Fehler werden ſich Ihnen aufdringen, die bloß in dieſer Procedur ihren Grund haben, und einzelne undeutliche nicht genug beſtimmte Ausdrücke, die hernach durch verſchiedene Wiederholungen wieder gut gemacht werden ſollen, welches ich immer that, wenn ich merkte, daß ich etwas nicht ſo gut geſagt hatte, als es hinter dem Ofen decretirt worden war, und dann, daß der Eingang weit mehr Stil hat, als alles übrige; ich denke, das kommt daher, weil es bei einem ſo einzelnen detachirten Stück dem Gedächtniß leichter wird, es ganz ſo wiederzugeben, wie es es bekommen hat, denn beſonderen Fleiß habe ich nie darauf gewendet. Ich habe ſolcher Predigten ſieben gehalten, wovon ich Ihnen doch die Themata herſetzen will: 1) am 2ten Oſtertag: über die Pflichten, welche die Gewißheit der Auferſtehung uns auflegt; 2) nach Oſtern: über die Geſchichte vom Thomas, vom vernünftigen Glauben; 3) die wahre Furcht Gottes; 4) eine Communions-Predigt über die wahre Einigkeit der Chriſten, Text: Joh. 17. 20 — 22; 5) die welche Sie bekommen; 6) von der nothwendigen Einſchränkung der Anhänglichkeit ans irdiſche Glück, über das Evangelium am 2ten Advent; 7) die durch Chriſtum aufgehobene Unmündigkeit des menſchlichen Geſchlechts, über die Epiſtel am Sonntag nach Weihnacht. Ich habe Ihnen dies Verzeichniß gegeben, weil ich mich über meine Predigten beklagen will; die Themate klingen alle ſo ſimpel und leicht und doch haben die Predigten alle, und faſt alle in noch größerem Maße als die abgeſchriebene, etwas eigenes und ſchweres; ich weiß nicht, kommt es von der Sucht, das Thema zu erſchöpfen, wenigſtens ſo einzurichten, daß jeder Einwurf, den ich mir denken kann, explicite oder implicite eine Antwort findet, oder von einer mir ſelbſt verborgenen Begierde, es von einer neuen Seite anzuſehn, oder davon, daß ich zu ſehr von meinen jedesmaligen Bedürfniſſen und den Ideen, die mir dann juſt auffallend ſind, ausgehe. Dies letzte mag wohl viel dazu beitragen und darum iſt es bei dieſer Predigt weniger der Fall, weil ich das Thema auf Anregen der

Gräfin Friedrike wählte, wegen des bevorſtehenden Marſches ihres Bruders. Dennoch hat auch dieſe Form und Materie etwas beſonderes, kurz es ſcheint mir, als ob meine erſten Predigten weit mehr Predigten wären, als es meine jetzigen ſind. Es iſt meine ernſtliche Bitte, beſter Vater, daß Sie mich darüber entweder beruhigen oder mir Rath geben mögen; denn ich bin bei jeder neuen Predigt in Gefahr irre an der Sache zu werden. Der Grund dieſes ſchweren liegt nicht im Nichtconcipiren, denn es findet ſich auch in andern Predigten und ſcheint auch nicht im Ausdruck, ſondern in der Anordnung oder Beſchaffenheit der Gedanken zu liegen. Darum giebt mir auch das Beiſpiel von Blair's Predigten wenig Troſt, weil das auszeichnende davon mehr im Ausdruck liegt, der freilich eben ſo verſtändlich als ſchön iſt. Bei mir finde ich aber eine ſo beſondere Unverſtändlichkeit in den Gedanken. Dieſen Sommer hab' ich dem Onkel vier ältere Predigten geſchickt und auch ſchon meine Klage darüber eingegeben, aber er hat ſich nicht ſo weitläufig darüber ausgelaſſen, als ich wohl wünſchte.

Den 14ten.

Wenn ich nicht eine Entſchuldigung oder doch wenigſtens eine Erklärung hätte voranzuſchicken gehabt und die Predigt ſo genau damit zuſammenhinge, ſo würde ich Ihnen ſchon letzthin davon geſprochen haben, was mich damals ganz einnahm und auch jetzt noch mir ſehr oft vorſchwebt, ich meine den unglücklichen Tod des Königs von Frankreich. Ich weiß nicht, wie es gekommen iſt, daß ich bis jetzt noch nie mit Ihnen von dieſen Angelegenheiten geſprochen habe, aber jetzt beſchäftigt mich die Sache zu lebhaft. Offen wie ich mit allen meinen Geſinnungen gegen Sie herausgehe, ſcheue ich mich gar nicht, Ihnen zu geſtehn, daß ich die franzöſiſche Revolution im ganzen genommen ſehr liebe, freilich, wie Sie es wol ohnehin von mir denken werden, ohne alles, was menſchliche Leidenſchaften und überſpannte Begriffe be-

bei gethan haben, und was, wenn es ſich auch in der Reihe der Dinge als unvermeidlich darſtellen läßt, doch nicht als gut gebilligt werden kann, mit zu loben, und noch vielmehr ohne den unſeligen Schwindel, eine Nachahmung davon zu wünſchen und alles über den Leiſten ſchlagen zu wollen — ich habe ſie eben ehrlich und unparteiiſch geliebt, aber dies hat mich von ganzer Seele mit Traurigkeit erfüllt, da ich den guten König als ſehr unſchuldig anſehe und jede Barbarei gar herzlich verabſcheue. Aber faſt eben ſo ſehr, als ich mich an der Sache ſelbſt geärgert habe, habe ich mich über die Art geärgert, wie ich ſo viele Menſchen habe darüber urtheilen hören. Manche verdammen die Handlung nur deswegen, weil er ein geſalbtes Haupt iſt, andere entſchuldigen die Sache ſelbſt mit der Politik, und ihr Abſcheu betrifft nur das verfehlte decorum, und was dergleichen ſchiefe Urtheile mehr ſind. Ich habe mich dabei oft aufgeführt, wie die Stimme des Predigers in der Wüſten, und iſt mir auch gerade ſo gegangen. Wenn ich den Leuten das wahre vorhielt, daß keine Politik der Welt zu einem Morde berechtige und daß es infam ſei einen Menſchen zu verdammen, dem nichts erwieſen ſei, ſo hatten ſie dazu keine Ohren; wenn ich ihnen aber das falſche ihrer Gründe vorhielt, daß, wenn die Todesſtrafe überhaupt etwas rechtmäßiges ſei und Ludwig etwas verbrochen hätte, was ſie den Geſetzen gemäß verdiente, das Geſalbtſein ſeiner Verdammung weiter nicht hinderlich wäre; wenn ich ihnen ſagte, daß das decorum im Grunde nur eine Kleinigkeit ſei und nichts darauf ankomme, wer ihm die Haare abgeſchnitten habe, ſo wollen ſie ſich kreuzigen und ſegnen und ſchreien mich wohl gar für gefühllos aus. So iſt es mir in der ganzen franzöſiſchen Sache ſchon bei tauſend malen gegangen. Indem ich mich nicht enthalten kann die Parteilichkeit und Einſeitigkeit der Menſchen nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu beſtreiten und ihnen zu dem audiatur et altera pars hie und da practiſche Anleitung zu geben, ſo verderbe ich es mit allen und ich armer Menſch, der ich ſelten über einzelne Dinge eine Meinung habe, und alſo noch viel weniger im ganzen zu einer Partei gehören kann, gelte bei den Demokraten nicht ſelten für einen Vertheidiger des Despotiſmus und für einen Anhänger des alten Schlendrians, bei den Brauſeköpfen für einen Politicus, der den Mantel nach dem Winde hängt, und mit der Sprache nicht heraus will, bei den Royaliſten für einen Jacobiner und bei den klugen Leuten für einen leichtſinnigen Menſchen, dem die Zunge zu lang iſt. So iſt mir's mit der Theologie auch ſchon ſeit langer Zeit gegangen und ich weiß mich zu beſinnen, daß ich in einer Viertelſtunde in der nämlichen Stube von dem einen für einen Lavateriſchen Chriſten, von dem andern wenigſtens für einen Naturaliſten, von dem dritten für einen ſtrengen dogmatiſchen Orthodoxen und von dem vierten . . . . (Die Fortſetzung fehlt)

Der Vater:

Anhalt den 18ten April 1793.

Lieber Sohn! Obſchon ich übermorgen den zweiten Theil meiner Reiſe antrete, ſo will ich doch, da mir jetzt beſſer iſt, noch Deinen Brief beantworten. Schon ſeit 2 Monaten iſt mir nicht wohl geweſen; ein verſchleimter Magen und Stockſchnupfen waren die Quellen des Uebels, welches aber nach dem Gebrauch zweckmäßiger Mittel größtentheils gewichen iſt. Ich komme zunächſt auf Deine Predigt die mir in Abſicht auf die Materie und die Gedanken im ganzen gut, in der Form aber weniger gefällt. In Anſehung der erſten ſcheint es mir, daß Du bei Deinem Ideenſammeln zu local und nicht genug auf ein vermiſchtes Auditorium bedacht biſt. Der arme Bauer will doch auch erbaut ſein und ſein Wunſch iſt nicht zu verachten. Wäre es nicht beſſer geweſen, wenn Du im erſten Theil gezeigt hätteſt, woher die Sorgen der Menſchen entſtehen, 2) wie ſie abzuwenden und 3) wie die unabwendbaren auf Gott zu werfen ſeien? Der reiche Gedanke in Deinem Eingang von dem unſeligen genießen, von der Unzufriedenheit mit dem, was man hat, und Plane auf unſtatthafte Wünſche und herrſchende Leidenſchaften errichten — hätten den Stoff zum erſten, dankbare Erinnerung und Genuß des Vergangenen und Gegenwärtigen, treue Beobachtung unerläßlicher Pflichten und Vergnügen an ihrer Erfüllung zum andern Theil, und dann thätiger Glaube an Gott aus Beiſpielen der Schrift beſonders dem erhabenſten von Jeſu Chriſto gegeben, hätten Dir in Verbindung mit dem, was Du angeführt haſt, Motive genug zum dritten gegeben.

Bei der Form und dem Stil fühlſt Du ſelbſt das ſchwerfällige; Du meinſt aber, daß das vorzüglich ſchöne im Blair bloß im Ausdruck beſtehe. Iſt denn aber nicht der Ausdruck der Körper der Gedanken? ich dächte wo dieſe vollkommen deutlich, wo ſie der Sache und dem Verhältniß der Zuhörer völlig angemeſſen ſind, da müſſe auch die Darſtellung gefällig ſein. Dieſe gefällige Darſtellungskunſt gelingt Dir ja ſelbſt ſehr gut im hiſtoriſchen Stil, und ich habe eben davon ein ganz vortreffliches Muſter vor mir an Zöllner's Briefen über Schleſien. Ich empfehle Dir alſo nochmals den Blair, und wenn es Dir wirklich darum zu thun iſt, Deinen Vortrag populärer zu machen, ſo wird auch Dein Scharfſinn gar bald die Quellen des entgegengeſetzten Fehlers aufdecken. Ich ſehe das ſchwere davon ſehr gut ein, glaube aber doch, daß es bei Deinen Kräften, mit gutem Willen verbunden, bald damit gelingen werde. Fern ſei es übrigens von mir, Dir auch das declamatoriſche des Blair, welches, wie auch Herr Sack anzeigt, in der 5ten Predigt des erſten Bandes ſo ſehr auffallend iſt, empfehlen zu wollen; man ſieht aber auch hieraus einestheils, wie da, wo Ueberzeugung fehlt, Declamation die Stelle vertreten muß, anderntheils aber auch ſeine große Behutſamkeit, die feſtgeſetzte Lehrnorm nicht zu verletzen, und das ſcheint mir auch für jeden chriſtlichen Prediger Pflicht zu ſein, daß er da, wo er von der objectiven Wahrheit ſich nicht überzeugen kann, ſich dennoch verbunden halten muß, nach der von ihm angenommenen Lehrnorm ſeinen Zuhörern die von ihnen geglaubte ſubjective Wahrheit ſo vernunft-, ſchrift- und zweckmäßig, als er nur kann, zu ihrem Troſt, Fortſchritt im guten und Hoffnung auf die Zukunft darzulegen. Ich glaube übrigens ganz gewiß, lieber Sohn, daß von jeder der drei Urſachen Deines ſchwerfälligen Vortrags, die Du ſelbſt anführſt, jede ihren Theil daran hat; erſtens die Sucht, das Thema zu erſchöpfen; hiebei bedenke, daß Du keine Disputation, ſondern eine Erbauungsrede hältſt und erſpare das Erſchöpfen bis zu einer Privat-Unterredung, auch bis dahin 2) die Begierde, es von einer neuen Seite anzuſehn, und das dritte habe ich ſchon gleich anfangs erwähnt; doch hierin biſt Du wenigſtens bei dieſer Predigt durch die Aufgabe der Gräfin Friedrike zu entſchuldigen. Ich bitte Dich nun auch (und Du wirſt mir mit der Erfüllung Freude machen); mir ſobald Du kannſt nach Deinen angezeigten Thematen folgende drei Predigten zu ſchicken: 1) über die Pflichten, welche die Gewißheit der Auferſtehung uns auflegt, 2) über die Geſchichte vom Thomas und vernünftigen Glauben, 3) die durch Chriſtum aufgehobene Unmündigkeit des menſchlichen Geſchlechts. Hiebei werde ich dann Gelegenheit haben, meine Ideen mit den Deinigen zu wechſeln, und mit wem könnte ein ſolcher Commerce mir wohl angenehmer ſein als mit Dir. Vergiß auch nicht mir Dein Urtheil über die Kritik aller Offenbarung zu ſchreiben. Ich glaube nicht daß es als ein Bruch Deines Gelübdes kann angeſehen werden, wenn Du das Buch für Dich allein und nachher noch einmal mit Deinem Freunde zuſammen lieſt. Ich bedaure Dich, lieber Sohn, daß Du im politiſchen Fach nur mit Leuten vom allergewöhnlichſten Schlag zu kämpfen haſt. Sollte es denn in Deiner Gegend ſo wenig philoſophiſche und geſchichtskundige Köpfe geben, die es nicht einſehn wollen, daß wenngleich die franzöſiſche Revolution in Abſicht auf ihre Quellen in der Folge für Herrſcher und Völker überaus lehrreich iſt, ſie doch nach dem Ideal, was man ſich davon gebildet hat, unmöglich Statt finden könne, wenn man nämlich die Menſchen ſo nimmt wie ſie ſind. Unſere Idee von moraliſcher und politiſcher Vollkommenheit iſt in dieſer Welt eben ſowenig ausführbar als es die platoniſche Republik, der Friedenstraum vom Abbé St. Pierre und Heinrich IV. geweſen ſind und als das franzöſiſche Freiheits- und Gleichheits-Syſtem es ſein wird, und das beſtätigt auch die Erfahrung, daß die Aufklärung der Menſchheit nur von jeher revolutions- und cirkelmäßig, nie aber in gerader Linie fortſchreitend geweſen iſt. Jezt hoffe ich, werden ſchon viele Deiner Antagoniſten über ihre vorigen Behauptungen ſich beſchämt fühlen. Ich glaube, man kann jenen Idealiſten zu ihrer Heilung nichts Vorzüglicheres zu leſen empfehlen als Vogt's Europäiſche Republik und Gibbon's Geſchichte über die Urſachen des Verfalls des Römiſchen Reichs. Uebrigens möchteſt Du Deine Demokraten fragen, ob ſie es in Wahrheit glauben, daß eine demokratiſche Republik von dem Umfange als Frankreich iſt, je werde beſtehn können; wenigſtens iſt davon kein Beiſpiel in der Geſchichte und es giebt auch keine, als ein paar kleine unbedeutende Kantons in der Schweiz. Nun mein lieber Sohn, muß ich auf eine Zeit lang Abſchied von Dir nehmen, hoffe aber, daß Du mich auf einen Brief von Dir nicht ſo lange, als das leztemal wirſt warten laſſen.

Gott erhalte Dich geſund und ſegne Dich und Deinen alten Dich zärtlich liebenden Vater.

Der Sohn:

Schlobitten den 5ten Mai 1793.

Beſter Vater! Es war ohnehin meine Abſicht in dieſen Tagen an Sie zu ſchreiben. Ihr Brief, den ich geſtern bekommen habe, und der heutige Tag treiben mich doppelt dazu an. Möchte er Ihnen doch froh vergehn und viel Zufriedenheit und Geſundheit auch künftig Ihr Theil ſein. Wahrſcheinlich werden Sie ſich ſo eingerichtet haben heute in Gnadenfrei zu ſein, und da gebe

Ihnen der Himmel mit der guten Charlotte und Karln recht viel Freude! — Um auf Ihren Brief zu kommen, ſo bin ich in dem, was Sie von meiner Predigt ſagen, ganz Ihrer Meinung; aber es hat mich gewundert, daß Sie einen Punct gar nicht berühren; daraus ſchließe ich, daß ich Ihnen nichts davon geſchrieben habe, welches ich doch wollte. Ich habe nämlich ſchon ſeit einiger Zeit aufgehört meine Predigten wörtlich zu concipiren; ich mache eine vollſtändige Dispoſition, worin kein Gedanke und kein Uebergang ausgelaſſen iſt; die Diction aber ſchreibe ich nur bei ſolchen Stellen auf, die mir ſchwierig ſcheinen, bei den übrigen wird ſie nur auf mannigfaltige Weiſe durchgedacht und dann höchſtens die Art des Satzes beſtimmt. Aus dieſen Angaben habe ich die Predigt, die Sie verlangten, hergeſtellt und ſo werde ich auch die andern herſtellen müſſen. Ich hatte Ihnen von dieſer Verfahrungsart und den Gründen, wie ich dazu gekommen bin, ſchreiben wollen und weiß nicht, wie ich es habe vergeſſen können; ich erwartete gewiß in Ihrem Briefe die Billigung oder Mißbilligung davon zu finden. — Die Predigt von der aufgehobenen Unmündigkeit der Menſchen ſoll meine nächſte Arbeit ſein, aber die von den Pflichten, welche uns die Lehre von der Auferſtehung auflegt, kann ich Ihnen nicht verſprechen, weil mir mehr als die Hälfte davon fehlt; ich müßte denn noch mehr davon finden. Ebenſo wenig werde ich Ihnen ſchon etwas von meinem Urtheil über die Kritik aller Offenbarung ſagen können, denn ich habe ſie noch nicht wieder zurück.

Den 7ten Mai

Die Ortsveränderung, beſter Vater, wovon Sie eine Ahnung bei mir bemerkt haben, ereignet ſich eher als ich es vermuthete, denn ich bin wirklich im Begriff, ſobald meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht ſind, von hier abzureiſen. Es war geſtern Abend, als ich, bei Gelegenheit eines Widerſpruchs, mit dem Grafen in einen Streit gerieth, worin er ſehr heftig wurde und ein deutliches Wort von Abſchied ſprach. Natürlich nimmt ſich ein adeliges militairiſches Wort nicht ſo leicht zurück, als ein bürgerliches durch eine Dame veranlaßtes wie das vor zwei Jahren, und ſo iſt es denn dabei geblieben. Für mich ſchickte es ſich nicht es zurück zu bitten und ich wäre dadurch unausbleiblich in eine ſehr abhängige und unangenehme Lage gekommen, worin ich über vieles nichts hätte ſagen dürfen. Hätte es der Graf zurücknehmen wollen, ſo hätte er ebenfalls befürchten müſſen, meinem ihm ſo ſcheinenden Beſtreben nach Unabhängigkeit und eigenmächtigem Verfahren zu viel Spielraum gegeben zu haben; ſo waren alſo beide Parteien in einer Lage, worin, nachdem das Wort einmal heraus war, das Zurücknehmen deſſelben nichts wünſchenswürdiges geweſen wäre. Heut früh ließ er mich rufen und es war ſchon alles, was ſich auf die Sache bezog, in Richtigkeit gebracht. Bei vielen Verſicherungen von Freundſchaft und Achtung verſicherte er mich mehrere male, daß ihm das geſtern im Eifer gegen ſeinen Willen entfahren wäre. Ich gab ihm denn, ſo fein ich konnte, zu verſtehn, daß ich dieſen Eifer gleich mit in Anſchlag gebracht und deswegen nichts weiter erwiedert hätte, äußerte aber, daß ſchon lange keine rechte Harmonie geweſen wäre und er ſchon lange unzufrieden mit mir geſchienen hätte; er wollte zwar das nicht zugeben, allein das Geſpräch kam doch auf Materien, wobei die gegenſeitigen Beſchwerden an den Tag kamen, auf den Charakter der Kinder und auf die Methode u. ſ. w., das alles ſehr gelaſſen, freundſchaftlich von beiden Seiten und mit einer den Umſtänden angemeſſenen Miſchung von Offenheit und Feinheit. Er führte mancherlei von ihm vorgeſchlagene Einrichtungen an, auf die ich gar keine Rückſicht genommen hätte; ich ſuchte meine Conſequenz zu vertheidigen und zeigte, wie ſelten mit mir darüber berathſchlagt oder mir Gelegenheit gegeben worden, meine Gegengründe anzuführen und wie man ſich in einer ſolchen Sache, wie die Erziehung, unmöglich damit bei ſich rechtfertigen könne, daß man nachgegeben und das befohlene gethan, ſondern ſeiner Ueberzeugung ſoviel möglich treu bleiben müſſe, und ſo zeigte ſich denn am Ende der Hauptfehler darin, daß man ſich von Anfang an nicht gehörig verſtändigt und auf den rechten Fuß geſetzt. Ich glaube, daß dieſes Exempel für künftige Fälle beiden Theilen nützlich ſein wird. Das Finanzfach war, wie ich ſchon oben ſagte, völlig arrangirt. Der Graf ſagte mir, er hätte mir bis Ende September auszahlen laſſen und Reiſegeld. Es verſteht ſich, daß, wenn er mit mir hätte handeln wollen, mir niemals eingefallen wäre das zu fordern, und daß ich es nicht einmal würde genommen haben, wenn noch irgend eine Spur von rancune bei ihm geweſen wäre, oder wenn er es de mauvaise grace gethan. So aber wollte ich es nicht ausſchlagen, denn es wäre mir mit Recht für Groll und dummen Stolz ausgelegt worden, eben ſo wenig aber machte ich große Dankſagungen, welches ich überhaupt nicht, und bei Geldſachen am wenigſten mag, ſondern ich ſagte nur lächelnd, er thäte ſich großen Schaden, den ich ihm nicht würde anmuthen geweſen ſein.

Den 10ten Mai.

Sie können leicht denken, beſter Vater, daß ich den größten Theil dieſer Tage nicht viel zu etwas anderem angewandt habe, als über das vorige nachzudenken und mich in meine jetzige Lage hineinzuverſetzen. Was das erſte anbelangt, ſo glaube ich wirklich, einzelne Fälle ausgenommen, wo mich eine Schwachheit übereilt hat, in den Sachen meines Amtes conſequent und den Umſtänden angemeſſen gehandelt zu haben, und aller Stoff zur gegenſeitigen Unzufriedenheit, bei dem am Ende eine ſolche Kataſtrophe auf eine oder die andere Art unvermeidlich war, ſcheint mir natürlich, ohne daß ich weder mir ſelbſt Vorwürfe zu machen habe, noch auch Bitterkeit oder Groll gegen irgend jemand faſſen kann. Da ich es niemals zu gründlichen Erläuterungen über die ſtreitigen Punkte bringen konnte, indem es beim Grafen und der Gräfin Grundſatz iſt, Erörterungen zu vermeiden, ſo konnte ich natürlicher

Weiſe nur laviren. Der Graf hat es im Charakter in allen Geſchäften oft von ſchnellen neuen Ideen überraſcht zu werden und dieſe dann gleich zur Ausführung bringen zu wollen. Die kamen ihm gewöhnlich, wenn er dem Unterricht einen Augenblick zuſah, wurden dann gleich in Gegenwart der Kinder vorgebracht und ſollten ausgeführt werden. That ich dann einen feſten, kalten, entſcheidenden Widerſpruch, ſo war ich zwar ſicher Recht zu bekommen, aber auch ihn ſehr verdrießlich zu machen, alſo that ich das nur, wo es mir unumgänglich nöthig ſchien, und ſuchte übrigens ſeine Einfälle ſo unſchädlich als möglich zu modificiren und nach Gelegenheit der Umſtände wieder einſchlafen zu laſſen. Hätte ich mich in jedem ſolchen Fall hinter die Gräfin geſteckt, ſo hätte ich etwas mehr darin leiſten können, aber ich denke, zu einem Mittel, was ſo an den Grenzen der Moralität ſteht, iſt man nicht verbunden: Sie ſehen alſo das πρῶτον ψεῦδος iſt immer das, daß wir von Anfang an unſere Verhältniſſe nicht genug beſtimmt haben, und da habe ich mich freilich theils aus Unerfahrenheit, theils aus Zutrauen, zu unbedingt hingegeben. Es ſcheint aber doch aus dem, was mir der Graf bei unſrer letzten Unterredung ſagte, daß ich auch anfangs darin nicht ſehr glücklich geweſen ſein würde. — Was nun den zweiten Punkt, das Verſetzen in meine jetzige Lage betrifft, ſo können Sie ſich leicht denken, wie ſehr ſchwer es mir in vieler Rückſicht wird, Schlobitten zu verlaſſen. Sie wiſſen, wie viel glückliche Stunden ich hier gelebt habe, und wie ich die meiſten Menſchen hier in einem hohen Grade liebe und ehre; nun an ſo viel ſchöne Tage denken, die ich nicht mehr mitgenießen werde, ſo viel ſchöne Orte ſehen, die ich nicht mehr wiederſehe, und alle die guten trefflichen Menſchen, von denen ich ſcheide — das läßt ſich ſo nicht beſchreiben, es wäre nur Papier-Verſchwendung. Aber das verſichere ich Sie, dieſe Idee des Scheidens hält mich ſo feſt, daß der Gedanke an das ungewiſſe meiner nun beginnenden Lage gar keinen Eindruck auf mich macht. — Nur das iſt mir ängſtlich, daß ich eine Zeit lang mein Brod nicht verdienen werde, aber es iſt auch nur ein ziemlich kalter Eindruck. — Was es mich koſtet, von hier zu gehn, weiß hier ſo keiner, indem ich mich immer wenig über meine Gefühle ausgelaſſen habe. Auch das iſt für das Fortkommen in der Welt ein Fehler, der aber zu tief in meinem Charakter liegt: ich haſſe das Schwatzen bis in den Tod; wer nicht ſehn kann, was in mir vorgeht, dem werde ich es niemals auskrähn, und das ſprechen von Empfindungen iſt bei mir ſchlechterdings nur für die Abweſenden, die aus meinem Betragen nichts davon ſehn können.

Den 14ten Mai

Die Poſt geht heute ab und ich werde dieſen Brief ſo abſchicken müſſen. — — Ich hatte noch ſo vieles ſchreiben wollen, aber es geht nicht; auch einen Brief an Lottchen wollte ich anfangen, um ſie mit den letzten Tagen meines Schlobitten'ſchen Lebens bekannt zu machen; aber auch das hat mir nicht von Statten gehn wollen, das Herz war zu voll. Es wird mir ſchwer mich wegen der ganzen Sache zu tröſten und ich wünſche, daß Ihnen das beſſer gelingen mag. Was die Zukunft anbelangt, ſo hoffe ich, der Himmel wird für mich ſorgen. Bekäme ich bald die Verſicherung einer Stelle, ſo wäre mein höchſter Wunſch der, das Geld was ich mitbringe, zu einer Reiſe nach Schleſien anzuwenden; iſt das aber nicht der Fall, ſo weiß ich auch nicht, ob es rathſam wäre. — Ich warte hier noch die Rückkunft des Grafen ab, der eine kleine Reiſe gemacht hat, dann gehe ich auf ein paar Tage zu Herrn D— nach Schlodien, der mich ſehr darum gebeten hat, ſo daß ich kaum eher als nach dem Feſt auf den Poſtwagen kommen werde. Alsdann ſind Sie vielleicht wieder zu Hauſe und denken ſich nichts weniger als dieſe ſchnelle Veränderung. Ich denke, dieſer Brief wird Sie auch ſchon wieder zu Hauſe finden, da der zweite Theil der Reiſe nie ſo lange zu dauern pflegt als der erſte; dann empfehlen Sie mich herzlich der guten Mutter und viel brüderliche Grüße und Küſſe an die kleinen. Machen Sie ſich nicht zu viel Sorge um mich; erhalten Sie mir Ihr Herz und ſchließen Sie in Ihr Gebet Ihren Sie herzlich liebenden gehorſamen Sohn.

Dreſſen, den 19ten Juni 1793.

Liebſter Vater! Seit vorgeſtern bin ich nun endlich wieder hier und bei dem guten Onkel das Kind im Hauſe wie ehedem. Daß Ihnen die Nachricht von meiner Entfernung von Schlobitten wehmüthig geweſen, glaube ich ſehr gern, mir iſt es ebenſo ergangen und ich hätte wohl auch herzlich gewünſcht, die paar Jahre, die bis zu meiner gänzlichen Verſorgung noch vergehn können, ganz in jener Verbindung zuzubringen, inzwiſchen bin ich mir bewußt, alles, was ich nach meinen Einſichten und Ideen thun konnte, um eine ſolche Trennung zu verhüten, wirklich gethan zu haben. Aus Ihrem Brief an den Onkel ſehe ich, daß Sie meinen, das einzige Mittel, wovon ich Ihnen ſchrieb, eine Berathung mit der Gräfin, wäre wohl thunlich geweſen. Ich geſtehe auch, daß ich das an ſich ſelbſt für ganz unſchuldig halte, aber unter den dortigen Umſtänden hätte es immer etwas zweideutiges gehabt; es hätte ſchwerlich geſchehen können, ohne daß es die Kinder bemerkt hätten, und das kann ich doch immer nicht für gut halten. Auch ſo wie ich handelte, ſahen ſie wohl oft, daß ihr Vater und ich nicht einig waren, das war aber eine offene Fehde und eine bloße Differenz in Meinungen, jenes wäre ihnen immer in dem Licht einer heimlichen Machination erſchienen und ich hielt es immer für meine erſte Pflicht, ihnen das Beiſpiel der Ehrlichkeit und Wahrheit zu geben und lieber etwas weniger klug zu handeln, als ihnen verſteckt und liſtig zu erſcheinen. Dies war ein zu gewagtes Riſiko, um nicht den immer ungewiſſen Vortheil zu überwiegen. Noch etwas anderes, liebſter Vater, hat Ihnen bei meinem Verfahren nicht gefallen, und ich habe über die Aehnlichkeit meiner Handelsweiſe mit den Anhaltern gar herzlich gelacht. Mit dem Danken iſt es bei mir gar eine eigene Sache. Demjenigen, mit dem ich auf einem ſehr vertrauten Fuß bin, mag ich wohl danken, wiewohl auch nicht anders, als daß ich ihm entweder den Eindruck zeige, den ſeine Liebe auf mich macht, oder ihn mit dem Vortheil bekannt mache, den mir ſeine Gabe gewährt; ein anderes Danken iſt mir ſo etwas kahles und ſchales, daß es über meine Zunge nicht will, und beſonders für Geld, welches in Abſicht des Dankes immer die geringſte Gabe iſt, indem es am wenigſten wahre und individuelle Theilnahme vorausſetzt. Dazu kommt noch, daß dieſe Zahlung, wenn ich ſie gleich nie gefordert haben würde, im Grunde doch des Grafen Schuldigkeit war, da ſeine Hitze zu unſrer unzeitigen Trennung die Veranlaſſung gab und daß — da ſolche Anekdoten immer wörtlich weit und breit bekannt werden, viele intereſſante Menſchen, die meine Verhältniſſe nicht genau kannten und mich immer in dem Verdacht hatten, daß ich mich mehr genirt und gebeugt, als mir anſtändig wäre, und die ich nicht mehr Hoffnung hatte zu ſprechen, eine noch üblere Meinung von mir gefaßt haben würden. In Schlobitten ſelbſt bin ich nach der leidigen Kataſtrophe noch beinah 14 Tage geweſen, und von denen, die ich am meiſten liebte, ſehr freundſchaftlich, von allen ſehr artig behandelt worden. — Wie leid es mir gethan hat, den lieben Ort und die guten Menſchen zu verlaſſen, und wie oft ich noch dahin zurückdenke, das ſtellen Sie ſich ſelbſt vor. Eben ſo lange habe ich mich hernach noch in Schlodien bei Prediger D. aufgehalten und während der Zeit noch mehrere liebe Leute recht genoſſen, die ich ſonſt nicht oft hatte beſuchen können. — Warum ſollte ich es zu Ihnen nicht ſagen: ich weiß, daß ich die herzliche Liebe und Achtung aller guten Menſchen mitnehme, die ich dort habe kennen lernen, und das macht mir große Freude. Auf der Durchreiſe habe ich mich auch in Landsberg 8 Tage aufgehalten und da für Herrn Sch. gepredigt. Das ſei nun aber auch genug von mir; denn von meiner Zukunft weiß ich Ihnen doch nicht das geringſte zu ſagen. Hier habe ich einen Brief von Charlotten gefunden, der eine ſehr ausführliche Beſchreibung Ihres Aufenthalts dort und der Zuſammenkunft mit Carl enthält; ich geſtehe gern, daß er nach Lottens und Ihrer Nachricht weit mehr iſt, als ich mir vermuthet hatte, und daß ich gar ſehr begierig wäre, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Ueberhaupt hat es mich herzlich lüſtern gemacht, auch ſo einen Augenblick des Wiederſehns zu erleben, und wenn das ſo ohne weiteres ginge, ſo nähme ich meinen Stab und wanderte von hier nach Niesky, von Niesky nach Gnadenfrei und von Gnadenfrei nach Anhalt. — Ach wann wird das möglich ſein! Wäre jetzt die Zeit, daß Sie in die Gegend von Gnadenfrei kämen, ſo würde ich wirklich in vollem Ernſt darauf denken, aber das geſchieht ja wohl nicht eher als im Herbſt? Das wäre was ich gern thäte; was ich nun aber wirklich thun werde, davon weiß ich Ihnen, wie geſagt, nichts zu ſagen und werde noch mehr mit dem Onkel darüber zu Rathe gehn. An Herrn Sack habe ich von Preußen aus den ganzen Vorfall ehrlich und offen geſchrieben und deducirt und erwarte nun, ob und was er antworten wird, und ob ich untadelhaft vor ihm ſein werde; letzteres hoffe ich nicht ſo ganz. Ich habe ihn erſucht, mir wieder zu irgend einer Art von Geſchäft behülflich zu ſein, und ich wünſche von Herzen, daß es ihm gelingen mag, denn die Amtloſigkeit wird mir gewaltig ſchwer werden.

Daß Sie um die Ertheilung der ſüdpreußiſchen Regimenter nachgeſucht haben, hat mich ſehr gefreut; das kann doch ein Erſatz für den Verluſt werden, den Sie jetzt leiden, und ich wünſche herzlich bald von dem guten Erfolg dieſes Verſuchs zu hören. Eben ſo ſehr wünſche ich Ihnen bald etwas neues von mir ſelbſt ſagen zu können; unterdeß tröſte ich mich mit dem Gedanken: wer weiß wozu auch das gut iſt! Eine jede Periode meines Lebens iſt mir bis jetzt als eine Schule erſchienen, und aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet war es wohl Zeit, meinen Aufenthalt dort zu endigen; denn was ich da lernen konnte, glaub' ich, hatte ich gelernt. Laß nun eine neue Schule angehn, wenn ſie auch nicht ſo angenehm iſt; iſt ſie nur lehrreich, ſo werde ich immer glauben als ein liebes Kind von dem ewigen Vater geführt zu werden; denn ſeine Führungen zielen alsdann dahin, mich beſſer und vollkommener zu machen. Den Glauben wünſche ich auch Ihnen, lieber Vater, eben ſo lebhaft, er wird mächtiger ſein als die Beſorgniß über meine jetzt freilich ungewiſſe Lage. Gott ſegne Sie und erhalte Sie geſund. Grüßen Sie herzlich die liebe Mutter und unſre Kleinen von Ihrem Sie herzlich liebenden Sohn.

Droſſen, den 21ſten September 1793.

Beſter Vater! Sehr lange ſchon hatten wir vergeblich auf Briefe von Ihnen gewartet und als vor 14 Tagen Lottchen ſchrieb, daß ſie auch ſchon ſehr lange nichts von Ihnen gehört hätte, ſo wurde uns ſehr bange, daß Ihnen irgend etwas zugeſtoßen ſein müßte, und ſo kam mir wenigſtens die Nachricht von Ihrer Krankheit nicht ganz unvermuthet; ſie war mir ſogar eine Erleichterung, da ich dadurch aus einer peinlichen Ungewißheit geriſſen wurde, und ich danke Gott herzlich, daß Sie ſo weit wieder hergeſtellt ſind.

Was mich anbetrifft, ſo weiß ich nicht, ob ich Ihnen in meinem letzten Briefe von meiner vorhabenden Reiſe nach Berlin geſagt habe. Ich bin im Monat Auguſt 4 Wochen lang dageweſen, theils um zu ſehen, was für einen Eindruck meine Entfernung von Schlobitten auf Herrn Sack und Andere gemacht hat, theils um mich auf die Lauer zu legen, ob nicht irgend etwas ſich aufthun möchte. Herr Sack war von Anfang an ſehr freundſchaftlich. Er fragte mich, was ich nun über meine künftige Beſtimmung beſchloſſen hätte, ob ich mich dem Predigt- oder dem Schulfach widmen wollte und was ich jetzt vor der Hand am liebſten wünſchte. Was das erſte anbetrifft, ſo ſagte ich ihm, daß ich noch gar nicht im Stande wäre mich zu entſcheiden, und daß ich es weder für recht noch für vortheilhaft hielte, mir durch einen ſolchen Ausſpruch eine von beiden Carrieren zu verſchließen;

was das andere beträfe, ſo wäre es mir eben deswegen, weil es nur vor der Hand wäre, ziemlich einerlei, nur daß ich eine Condition nicht wünſchte, wenn es nicht in der Stadt wäre, damit ich das verſäumte Studiren nachholen könnte, und überhaupt nicht, wenn es nicht ausgezeichnete Menſchen wären, weil ich ſonſt doch einen zu großen Abſtand gegen Schlobitten merken würde. Ich war öfters bei ihm in dem Cirkel ſeiner Familie ſehr vergnügt, und auch bei dem Kirchenrath Meierotto hab' ich einen Tag auf dem Lande ſehr angenehm zugebracht. Endlich hatte ich die Poſt ſchon beſtellt und ging zu Herrn Sack, um Abſchied von ihm zu nehmen; da meinte er, ich müſſe ſchlechterdings noch 8 Tage dableiben; er hätte gehört, daß ein paar Vacanzen in Herrn Gedike's Seminarium wären. Wenn ich das annehmen wollte, wollte er gleich an ihn ſchreiben und er würde mich hernach wohl zu ſich bitten laſſen; ich ſollte auch in der Zwiſchenzeit einmal predigen, weil er mich noch nicht gehört hätte. Ich predigte in der Woche, weil ich den nächſten Sonntag reiſen wollte, und er war mit dem erbaulichen und größtentheils auch mit dem verſtändlichen Ton recht zufrieden, hat mich auch, wie ich nachher gehört, gegen die andern Hofprediger gelobt. Herr Gedike ließ mich rufen und auch eine doppelte Lection auf dem Friedrich-Werderſchen Gymnaſio halten und verſprach mir nähere Nachricht zu geben. Dieſe iſt nun geſtern eingelaufen und demzufolge muß ich in dieſen Tagen nach Berlin reiſen. Man hat bei dieſer Stelle wöchentlich 8—10 Stunden zu geben und außerdem alle Vierteljahre ein paar Abhandlungen einzureichen. Es iſt eine Anſtalt, die eigentlich zur Bildung künftiger Schulmänner eingerichtet iſt und unter Gedike's alleiniger Direction ſteht. Einnahme iſt ſehr wenig dabei, nur 120 Rthl., und keine freie Wohnung, aber man hat viele Gelegenheit durch Stunden Geld zu verdienen, und Sack ſowohl als Gedike haben verſprochen dafür zu ſorgen, daß es mir daran nicht fehlen ſollte; auch haben ſie mich zum ſchreiben ermuntert, um mich bekannt zu machen, aber das will mir noch gar nicht weder zu Sinnen noch von der Hand gehn. Bis jetzt habe ich noch keine Wohnung in Berlin und werde ſolange bei Reinhard logiren, bis ich eine gemiethet habe. Daß es mir anfangs kümmerlich gehn wird und daß ich den letzten Reſt meiner kleinen Erſparniß augenblicklich drangeben muß, iſt wohl ſehr klar; inzwiſchen ſehe ich nicht, was anders zu machen wäre, und hoffe doch, daß auch das zum beſten ausſchlagen wird. Unterdeſſen hat ſich mir aber eine andre Ausſicht eröffnet, die aber noch etwas weiter hinausliegt. Ich bin nach meiner Berliner Reiſe in Landsberg geweſen, um mich mit meinen guten Freunden, der Schumannſchen Tochter und ihrem Mann, zu ergötzen, und da hat mich der alte Schumann verſichert, daß er auf's Frühjahr einen adjunctum annehmen müßte und daß er mich dazu vorſchlagen wollte. Nun hat er zwar eigentlich nicht das Recht vorzuſchlagen, aber es iſt doch möglich, daß ſeine Bitte durchgeht, und wenn ich dieſe Adjunctur cum spe succedendi erlange, ſo ſind meine Wünſche befriedigt und ich will gern auf nichts weiter Anſpruch machen. Man kann bei der Stelle leben, es iſt ein ſehr angenehmer Ort, eine herrliche Gegend, und ich habe ein Haus da, für das ich ſehr viel Anhänglichkeit habe und wo ich auch ſehr geliebt werde. Doch ich denke nicht gern zuviel daran, weil es doch noch etwas ſehr ungewiſſes iſt.

Den 22ſten September 1793.

Soweit konnte ich geſtern nur gedeihn; heute habe ich für den Onkel gepredigt, habe nun noch eine große Abhandlung für Gedike zu mundiren, Abſchieds-Viſiten zu machen und einzupacken, das alles heute und morgen; übermorgen früh denk' ich meine Reiſe anzutreten und dann mein Schickſal ſo weiter abzuwarten. Was übrigens die Art betrifft, wie ich meine Zeit angewendet habe, ſo iſt das freilich ſehr fragmentariſch geweſen: von allem etwas, wie es einem Menſchen ziemt, dem ſeine Beſtimmung noch nicht klar iſt. Ein Vierteljahr iſt es beinah, daß ich aus Preußen zurück bin, vier Wochen davon habe ich in Berlin zugebracht, 8 Tage in Landsberg; in den 8 Wochen, welche übrig bleiben, könnte man freilich mehr thun als ich gethan habe; aber es iſt auch eine Wahrheit, von der ich immer mehr überzeugt werde, daß man ohne Geſchäfte gerade nicht mehr ſtudiren kann, als neben beſtimmten Geſchäften; denn man hält das einſame ſich ſelbſt überlaſſene Grübeln und Graben doch nur wenige Stunden des Tages aus und ich denke in der nämlichen Zeit in Berlin, wenn ich auch vier Stunden des Tages Information habe, doch eben ſo viel für mich zu thun als hier, ohne daß ich mich eigentlich rühmen will fleißiger zu ſein. Von Amtswegen werde ich mich nun auf philologica legen müſſen und meine Privatſorge wird ſein, im philoſophiſchen und theologiſchen Studio nicht zurück zu bleiben. Gedike wollte mich zwar auch dahin bringen, mich ausſchließlich dem Schulfach zu widmen; aber ich habe mir auch gegen ihn den Rücken frei gelaſſen und mich mit den wenigen Ausſichten, welche man bei unſrer Confeſſion dabei hat, zu entſchuldigen geſucht. Ich werde deswegen auch in Berlin öfter predigen und es iſt mir in dieſer Rückſicht ſehr lieb, daß die drei Hofprediger, welche ich geſprochen habe, mir einige Elogen über meine Anlagen gemacht haben. Das iſt ſo mein Plan; ob ich übrigens dazu ſchreiten werde etwas zu ſchreiben, daran zweifle ich noch; ich glaube nicht, daß ich jemals weder ein großer noch ein fruchtbarer Schriftſteller werde. — Die Bücher, welche Sie mir empfohlen, ſind mir alle nur noch par renommé bekannt; das Garve'ſche Werk gehört vornehmlich zu denen, welche ich mir ſchon lange zu leſen gewünſcht habe, da ich dieſen Schriftſteller ganz vorzüglich liebe, und da ich es in Brinkmanns Bibliothek in Berlin finde, ſo werde ich es wohl, ſobald es meine Zeit erlaubt, zu mir nehmen können. Sie waren ſchon in einem Ihrer letzten Briefe wegen meiner Bedenklichkeiten über Brinkmann unzufrieden. Ich habe ihn nun in Berlin öfter geſprochen und obgleich einiges, ſo wie ich vermuthete, in ihm verändert iſt, indem er beinah ein vollkommner Skeptiker geworden iſt, ſo hat er doch von ſeinem Eigenthümlichen mehr an ſich behalten und von dem mir verhaßten Berliniſchen Ton und Weſen weniger angenommen als ich glaubte. Uebrigens habe ich während dieſer vier Wochen nicht viel neue Bekanntſchaften in Berlin gemacht und nicht einmal alle alte Bekannte gefunden. Beſonders hat es mir leid gethan den älteſten Sohn aus dem Schlobittenſchen Hauſe nicht gefunden zu haben, der eben mit dem Miniſter Voß nach Südpreußen gereiſt war. Von ſeinem Bruder, der in Königsberg ſtudirt, fand ich einen Brief in einem recht freundſchaftlichen Ton, noch ſpäter habe ich einen Brief von Herrn Prediger B. erhalten, worin mich der Graf ſehr hat grüßen laſſen. Uebrigens haben ſie bis jetzt noch keinen Hofmeiſter wieder, welches mir für die armen Kinder herzlich leid thut. Nähere Nachrichten von der Familie, wonach mich ſehr verlangt, weil ich ihnen wirklich noch herzlich attachirt bin, werde ich wohl in Berlin vorfinden. Von dannen, lieber Vater, werde ich auch an Lottchen ſchreiben, ſobald ich ein wenig eingerichtet bin.

Der Vater:

Anhalt, den 30ſten December 1793.

Mein lieber Sohn! Ich habe ſeit meiner den 4ten November Gott Lob glücklich erfolgten Rückkehr viele Geſchäfte gehabt, und nun die Feſtarbeiten, obgleich nur zur Hälfte, geendigt; jedoch kann ich nicht länger warten auf Dein und des Onkels Briefe, Dir meine Freude und Dankbarkeit gegen den gütigen Gott zu bezeugen, der auch mit Dir alles ſo wohl gemacht hat. Du wirſt wohl auch mit Deiner neuen Einrichtung in Berlin beſchäftigt ſein und wegen eines Quartiers, welches von Deinem Schul- und Privat-Unterricht nicht zu weit entfernt wäre, nicht ohne Sorgen geweſen ſein. Wie weit Du nun mit dem allen gekommen biſt, wünſche ich gar ſehr bald zu erfahren, vorzüglich aber die Verſicherung, daß Du geſund biſt. Daß Du übrigens zu einem Schulamt Dich nicht entſchließen willſt, verdenke ich Dir gar nicht, wenn nicht ein überwiegender Trieb junge Leute zu bilden Dich belebt; denn nur der allein kann für die Mühſeligkeiten dieſes Standes Erſatz werden, wenn er befriedigt und mit glücklichem Erfolg begleitet wird. Jedoch ſcheint es mir, daß Landsberg Dich ſtärker anzieht. — Meine Maxime war von jeher, abzuwarten, und vor eigener Wahl, deren Folgen doch nie vorauszuſehn, mich ſoviel möglich zu verwahren und ich habe mich dabei wohl befunden. Muß aber gewählt werden, ſo wähle das wahrſcheinlich überwiegend gute im Ganzen, mit der ſtrengſten Unpartheilichkeit gegen Dich ſelbſt. — — Damit ich mit dieſen Aufträgen, deren Erfüllung ich Deiner Liebe zutraue, zum Ende komme, ſo wird, wie es heißt, künftigen Monat unſer Fürſt nach Berlin reiſen. Du wirſt leicht erfahren können, wo er logirt, und da Du oft als Knabe mit ſeinem Sohne zuſammen warſt, der nun ſchon als braver Held ſich im Felde gezeigt hat, ſo wünſchte ich, daß es Deiner Muſe gefallen möchte, Dir zu einem kurzen proſaiſch-poetiſchen Aufſatz behülflich zu ſein, worin Du, in contraſtirender Rückſicht auf jenes jugendliche Verhältniß, ihn, als Held und als würdigen Sohn des wohlthätigſten der Fürſten, der Allmacht deckendem Schilde empföhleſt und dieſes dem Fürſten offen übergäbeſt. Das würde dem Herzen des biedern Fürſten wohlthun; kannſt Dich auch mit Deinem Selmar[*]) darüber berathen. Du ſiehſt, lieber Sohn, daß mein Zutrauen zu Dir groß und ſtark iſt. Ich wollte wohl nicht gern in dem weitläufigen Berlin mit gar zu ſchwerer Bürde Dich belaſten, aber auch nicht gern von jenem was zurücknehmen; wie iſt das zu machen?

Du wirſt jetzt, lieber Sohn, Gelegenheit haben, manches gute Buch umſonſt zu leſen. Vor der Hand freilich wirſt Du Dich meiſt an Dein Fach halten, aber doch auch mitunter manches allgemein geſchätzte Werk kennen lernen und daran wünſche ich denn wohl Theil zu nehmen. Melde mir doch auch, was die beſten und weiſeſten Männer von Kant's Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft halten. Ich habe dieſes Buch gekauft, es aber noch nicht leſen können; jedoch iſt mir gegen das Ende deſſelben in einer Note die Behauptung aufgefallen, daß die Auferſtehung, wie ſie im neuen Teſtament vorgeſtellt wird, zu materiell und außer den Grenzen der Vernunft liege; ich kann mir aber bei einer ſpirituellen Auffaſſung, wie ſie Kant ſich denkt, keine Rechenſchaft als möglich vorſtellen.

---

[*]) Guſtav v. Brinkmann.

Wir ſind Gott Lob alle geſund und die Kinder nach überſtandenem Fieber ſind munter und machen uns Freude. Sei herzlich gegrüßt von uns allen und im Geiſt zärtlich umarmt von Deinem Dich treu liebenden Vater.

Der Sohn:

Berlin, den 8ten April 1794.

Beſter Vater! Ueber mein langes Stillſchweigen hat mich Onkel Stubenrauch, wie er mir geſchrieben hat, entſchuldigt. Da die Landsbergiſche Sache lange Zeit ſo ſtand, daß ich glaubte, ſie müſſe ſich jeden Poſttag entſcheiden, ſo ſchob ich immer auf und bin mit dieſem Aufſchieben zu ſo einer Länge gekommen, daß ich nun ſelbſt davor erſchrecke. In der That find' ich es jetzt ſehr unartig, und mein Entſchuldigungsgrund ſinkt in meinen Augen zu einem bloßen Erklärungsgrund hinab. Jene Sache iſt nun entſchieden, eilt aber nun auch mit ſo ſchnellen Schritten zu ihrer Vollendung, daß ich kaum Zeit habe mich zu beſinnen. Binnen acht Tagen habe ich das Reſcript bekommen, bin examinirt und ordinirt worden und ſoll nun auch ſpäteſtens den 12ten dahin abgehn. Der Wunſch, den Sie mir durch unſern Carl äußern laſſen, ſchien mir gleich damals eine Unmöglichkeit, indem ich dieſe Eilfertigkeit, wenn die Sache einmal berichtigt ſein würde, vorausſehn konnte; inzwiſchen hab' ich omnes lapides movirt, aber vergeblich. Freilich hat mich das ſehr bekümmert, da ich unerachtet meines Unglaubens doch nicht unterlaſſen konnte, mir die Sache ſo ſchön auszumalen. Inzwiſchen finde ich auf der andern Seite wieder Urſache mich zu tröſten. Einestheils hätte doch dann mein Beſuch ſehr kurz ausfallen müſſen; während dieſer Kürze hätte es ſich nicht einmal arrangiren laſſen, unſre Charlotte Antheil an dieſer Freude nehmen zu laſſen, und anderntheils hätte ich mich für jetzt in anſehnliche Schulden ſtürzen müſſen, um damit zu Stande zu kommen. Herr Sack hingegen hat mich verſichert, daß, wenn ich einmal während meines Aufenthalts in Landsberg eine ſolche Reiſe arrangiren könnte, die Erlaubniß von ihrer Seite keine Schwierigkeit haben ſollte. —

In Ihrem letzten Brief, beſter Vater, iſt noch vieles zu beantworten, und auch außerdem habe ich mancherlei mit Ihnen zu ſprechen; aber daß ich jetzt abbreche, werden Sie mir leicht verzeihn, wenn Sie mir nur mein vorhergegangenes langes Stillſchweigen verziehen haben. Sobald die Feſtarbeiten in Landsberg vorbei ſind, ſollen Sie von da aus alles nachgeholt erhalten. An unſre liebe Mutter viel herzliche Grüße und Glückwünſche zu ihrer Wiederherſtellung und viel Küſſe an die Kleinen. Nochmals, beſter Vater, verzeihen Sie und begleiten Sie mit Ihrem Gebet und väterlichen Wünſchen zu ſeiner neuen Laufbahn Ihren gehorſamen Sohn.

(Der Anfang des Briefes fehlt.)

— — Ich mache keinen Anſpruch darauf dieſen Zulauf zu behalten, der vielleicht noch einige Wochen lang Mode ſein und dann wie jede Mode aufhören wird; aber ich wünſche von Herzen, daß Gott meine Vorträge dahin ſegnen möge, daß ſie wirkliche Erbauung ſtiften und ſo zu Herzen gehn mögen, wie ſie hoffentlich immer von Herzen kommen werden. Wie wichtig und rührend es mir iſt, nun unter die Zahl derjenigen zu gehören, denen ein ſo wichtiges Amt anvertraut iſt, und daß ich es nicht handwerksmäßig als mein Brod anſehe, noch jemals ſo zu behandeln denke, davon ſchweige ich gegen Sie.

In Ihrem letzten Brief erwähnen Sie noch Kant's Religion in den Grenzen der Vernunft. Ich ſelbſt habe das Buch noch nicht geleſen, aber die Urtheile, die ich davon gehört, ſind ſehr widerſprechend. Einige glauben einen philoſophiſchen Beweis für das Chriſtenthum darin zu finden, andere behaupten geradezu, es untergrabe die chriſtliche Religion, noch andere meinen, es ſei eine Perſiflage auf dieſelbe, und noch andere, worunter auch Herr Profeſſor Garve gehört, meinen, es ſei eine mißlungene Bemühung geweſen, Ideen, die Kanten noch von ſeiner Jugend anhingen und von denen er ſich (nach der, meinen Gedanken nach, ſehr mißverſtandenen Meinung von der Stärke der erſten Eindrücke) nicht los machen konnte, mit ſeinem Syſtem zu vereinigen und vernunftmäßig darzuſtellen. Von meinen übrigen Lectüren und Beſchäftigungen, liebſter Vater, ein andermal mehr. Viele Empfehlungen an unſre gute Mutter und herzliche brüderliche Grüße an Carl, wenn dieſer Brief ihn noch bei Ihnen findet, und an unſre lieben Kleinen. Ich empfehle mich Ihrer väterlichen Liebe als Ihr gehorſamer Sie innig liebender Sohn.

Der Vater:

Anhalt, den 3ten Juli 1794.

»Mein lieber Sohn! Daß ich ſeit zwei Monaten, da ich Deinen letzten Brief erhielt, Dir zu Deinem neuen Amte Glück und Gottes Segen wünſche, daran wirſt Du nicht zweifeln. — — Nach der Beſchreibung, die Du mir von Deiner Berliniſchen Lage gemacht haſt, danke ich Gott noch mehr, daß Du nach Landsberg gekommen biſt, bin aber darüber auch herzlich froh, daß Du Dich in Berlin mit ſo vieler Klugheit benommen haſt. Deine literariſchen Thränen, die Du bei Deinem Weggehen von Berlin hätteſt weinen mögen, wundern mich nicht; ich denke aber, Du wirſt mit Fuhren von Berlin Gelegenheit haben, Dir von da Bücher zu lehnen; denn vor dem Ankauf hüte Dich, ſo viel Du kannſt. Iſt erſt die Garniſon wieder in Landsberg, ſo wirſt Du auch da manches gute Buch bekommen können. Ich wünſche von Dir eine concentrirte Darſtellung des platoniſchen Syſtems zu leſen: das von Spinoza kenne ich ziemlich aus Jacobi und zweifle, daß jenes ſo conſequent ſein wird. Sage mir auch etwas von Deinen Unterſuchungen über die politiſche Philoſophie der Alten, von der ich nichts weiß. Aber über nichts wundere ich mich ſo ſehr, als daß noch immer die Gelehrten über Kant's Philoſophie ſo ſtreitig ſind, obſchon ich ſelbſt gern bekenne, daß ich ſie nicht verſtehe, und noch mehr befremden mich die Urtheile über ſeine Religion in den Grenzen der Vernunft, wie ich ſie aus Deinem Briefe leſe, und die mir auf einen ſo alten würdigen und moraliſch guten Mann, als wofür ich nach allen Nachrichten Kant halten muß, gar nicht zu paſſen ſcheinen. Ich hoffe, daß, wenn Du das Buch geleſen haſt, Du Dich überzeugen wirſt, der Mann könne es aus keiner andern als guten Abſicht geſchrieben haben, welches auch ſein hoher moraliſcher Sinn, den man in allen ſeinen Schriften wahrnimmt, verbürget.

Vor allem andern verlangt mich ſehr zu wiſſen, ob Du in Landsberg zufrieden und glücklich biſt, wie hoch Deine Einnahme iſt, was für Geſchäfte Du haſt, welchen Umgang, wie Du mit Herrn Schumann ſtehſt und ob Du bei ihm wohnſt? von dem B—ſchen Hauſe und ob Dir nicht ſchon einige Meubles ſind verſchafft worden, denn nur 2 Tiſche und 3 Stühle zu haben iſt doch armſelig genug. Ach, daß ich Dir helfen könnte, aber es geht nicht, lieber Sohn, die Federn ſind ausgezogen und Carl wird wohl den Reſt nehmen. Soviel ich mich beſinnen kann, muß die Gegend um Landsberg ganz angenehm ſein. Ach wie gern wollt' ich Dich beſuchen, aber woher das Geld nehmen, dazu ſehe ich vor der Hand keine Möglichkeit, obſchon der Onkel es ſehr leicht damit zu nehmen ſcheint. Die Vorſehung müßte mir ein beſonderes Glück zuwenden und dann habe ich, wie Du weißt, auch Pflichten gegen meine jüngeren Kinder und ihre Mutter und wünſche als ein ehrlicher Mann zu ſterben. Bis jetzt aber bin ich noch nicht ganz rein von Schulden; es würde alſo in dieſer Lage und bei meinem Alter Leichtſinn ſein, eine Reiſe zu thun, die ich unter 100 Rthl. nicht machen könnte; ich werde lieber der alten Regel folgen: ibant quo poterant, übrigens mich damit tröſten, daß meine abweſenden Kinder die Entbehrung des Wiederſehens, durch ihre Briefe und daß ſie die Freude meines Alters ſind und bleiben, mir erſetzen werden. Von Lottchen wirſt Du wohl jetzt ſchon den ſchönen langen Brief haben, von dem ſie einen Theil mir vorlas, als wir uns bei Kottwitzen ſahen. O dieſer verehrungswürdige Hoſpitalit hat uns ſchon manche Freude gemacht, welche Gott ihm reichlich lohnen wolle; ein Mann von dem edelſten Herzen, der einen nicht gemeinen Verſtand und ein feines Gefühl hat; ich wünſche Du möchteſt ihn kennen. Freilich ſchwärmt er ein wenig in perſönlicher Connexion mit dem Heiland, iſt aber dabei ehrlich, und ſein viel umfaſſendes Herz macht ihn allen, die ihn kennen, liebenswerth.

Ich wünſche denn nun auch von Dir etwas umſtändliches zu leſen über das Schöne, was Du in Berlin geſehn und gehört haſt; dadurch wirſt Du ja das genoſſene Vergnügen Dir ſelbſt wieder vergegenwärtigen, und hievon halte ich ſehr viel. Haſt Du die Bekanntſchaft des Herrn Gentz gemacht und ſeinen überſetzten Mallet du Pau und Burke geleſen? wirſt Du in Landsberg Gelegenheit haben Deinen zu meiner Freude erlangten Geſchmack an der Muſik zu befriedigen? Wundere Dich nicht über die vielen Fragen, es ſind lauter Brief-Materiale. Melde mir doch auch Deine vorzügliche Lectüre und wenn Du kannſt, ſo ſchicke mir Deine Antritts-Predigt. Ich leſe jetzt in müßigen Stunden, und oft mit der Mutter gemeinſchaftlich, Bahrdt's Handbuch der Moral für den Bürgerſtand, ein vortreffliches Buch, aber im Sommer iſt dazu nicht viel Zeit übrig. Schreibe doch bald und recht viel, eine Antwort auf die Frage nach Deiner Geſundheit biſt Du mir noch ſchuldig. Wir alle grüßen Dich herzlich. Mit der zärtlichſten Liebe umfaßt Dich Dein alter Vater. —

Schleiermacher an ſeine Schweſter Charlotte.

Landsberg, den 13ten October 1794.

Ich weiß wohl, meine Beſte, daß ich billig ſchon eher einen Brief an Dich hätte unternehmen ſollen, aber Du kannſt ſicher glauben, daß das als eine ſchwere Laſt, als ein drückendes Geſchäft, dieſe ganze Zeit auf mir gelegen hat. Ich habe gar nicht den Muth von der traurigen Begebenheit mit Dir zu reden, die der Himmel über uns verhängt hat; ich kann Dir nichts zurückgeben, als den traurigen Wiederhall Deiner eigenen Klage — auch das kann ich nicht einmal. Seine liebevolle zärtliche Seele ſteht in tauſend Bildern vor mir und ich kann mich in die traurige Gewißheit noch gar nicht finden, daß das alles verſchwunden iſt. Es iſt das erſtemal in meinem Leben, daß ich einen unerſetzlichen Verluſt recht empfinde; denn als unſre ſelige Mutter ſtarb, war ich noch zu ſehr Kind; meine Gefühle hatten etwas phantaſtiſches, etwas romanhaftes, welches mitten in meinen Schmerz eine kindiſche Selbſtgefälligkeit brachte. Wenn ich die Mutter mit einem eben ſolchen Gefühl hätte verlieren ſollen, wie ich jetzt den Vater hingebe, das wäre für einen Menſchen zu viel. Ein ſeltnes Glück haben wir verloren; wir ſtehen nicht als gewöhnliche Waiſen da, denen etwa ihr Ernährer, ihr Verſorger entriſſen iſt, und denen die erſte beſte Mildthätigkeit Erſatz geben kann: einen Freund, der von Anfang unſers Lebens bewährt gefunden iſt und den wir nun ohne alle Beimiſchung von weniger edlen Antrieben ehren und lieben und für ihn beten konnten. Ein ſeltnes Glück haben wir beſeſſen und verloren. Mit eben der Theilnahme, womit ich an den Genuß gedacht habe, den Du verlierſt, haſt Du auch an die ſchönen Hoffnungen gedacht, die ich hatte. Es wäre wohl billig geweſen, nach ſo vielen Jahren Abweſenheit, nach ſo vielen mit mir vorgegangenen Veränderungen, wovon der gute Vater wohl gern das Reſultat von Angeſicht zu Angeſicht geſehn hätte — es wäre wohl billig geweſen, daß eine gütige Schickung uns noch einmal zuſammengeführt hätte; doch — es ſollte nicht ſein. Du leideſt allerdings mehr von Beklagern und Tröſtern, das glaube ich gern; dafür hatteſt Du oft die Freude ihn zu ſehn und haſt ununterbrochen im Genuß gegenſeitiger Liebe mit ihm geſtanden. In meinem Leben hingegen giebt es eine Periode, deren Erinnerung ſich mir jetzt oft unwillkürlich aufdrängt, wo ich das Herz des vortrefflichen Vaters verkannte, wo ich glaubte, er thäte mir zuviel und beurtheilte mich falſch, weil ich ſeinen Meinungen nicht zugethan war. Eine gewiſſe Kälte gegen ihn, welche daraus entſtand, erſcheint mir als die dunkelſte Stelle meines Lebens. Doch ich habe mein Unrecht im Stillen erkannt und er hat verziehen, ohne daß ich darum gebeten hatte. Ich habe ſein Herz ſeitdem beſſer ſchätzen gelernt und ihm doch einige Jahre mit warmer ganzer Liebe und offener Vertraulichkeit gelohnt. Was mich noch kränkt, iſt, daß ich ihm auf ſeinen letzten Brief die Antwort ſchuldig geblieben, eine Schuld, die nun leider unbezahlbar geworden iſt; allein ich tröſte mich, daß, wenn ich ihm alles leiſten wollte, was er verlangte, er ihn doch nicht mehr hätte erhalten können. Die armen Kleinen dauern mich ſehr; wie wird es ihnen ergehen? wird unſre Mutter im Stande ſein ſie allein mit dem Geiſt und dem Erfolg zu erziehen, wie es unſeres Seligen würdig wäre? Das iſt eine Frage, die mir ſehr am Herzen liegt. — — Mit uns, meine Liebe, bleibt es übrigens dabei, daß wir das Band unſrer Freundſchaft noch enger zuſammenziehen, daß wir uns noch feſter aneinander halten, da wir eine ſolche Stütze verloren haben, und daß wir uns oft auf den hinweiſen, der uns verlaſſen hat. Friede, Friede mit ſeiner Aſche und Wohlgefallen ſeiner Seele an ſeinen Kindern. — — Eben habe ich Deinen Brief noch einmal durchgeleſen und gewiſſermaßen zwar meinen Schmerz verdoppelt, indem ich den Deinigen mitgefühlt, aber auf der andern Seite mich auch daran erfreut, daß wir ſo recht für einander gemacht ſind, daß unſre Seelen einander immer näher kommen, je näher jedes dem gemeinſchaftlichen Ziel rückt, nach dem wir ſteigen. Die Verſchiedenheiten ſchleifen ſich ſoweit ab, daß ſie ſich nicht mehr unſanft berühren können, die Aehnlichkeiten entwickeln ſich immer mehr und ſo wird uns nichts von einander trennen können. Ich habe mich gefreut, daß uns noch ſo viel übrig iſt: Du mir, ich Dir und uns beiden unſer theurer lieber väterlicher Onkel. Gott verhüte nur, daß es nicht noch einmal einſchlägt! Carln will ich eben nicht ausſchließen, allein Du kannſt doch verzeihn, daß ich ihn noch nicht ſo nahe zu uns rechnen kann, da ich ihn bei weitem noch nicht genug kenne und er auch einen hohen Grad von Trägheit beweiſt. Es ärgert mich, daß er noch nicht an den Onkel geſchrieben hat, da er ihm doch nun ſo nahe iſt. Für jetzt, meine Liebe, leb' wohl; heut Abend noch ein paar Worte und morgen muß der Brief weg, der ohnehin acht Tage unterwegs iſt, ehe er nach Droſſen kommt. Du willſt gern von meinen lieben Preußen etwas wiſſen? Daß ſie aus meinem Gedächtniß nicht verſchwunden ſind, kannſt Du Dir leicht denken; wer einmal ſo in meinem Herzen ſteht, kommt nicht ſo leicht wieder heraus. Ich habe mancherlei von ihnen erfahren, aber nichts ausführliches. Die Familie hat dieſen Sommer in Finkenſtein gehauſet, wo der Graf noch ein neues Gut angekauft hat. Graf Wilhelm, der zu meiner Zeit in Königsberg ſtudirte, hat die Univerſität verlaſſen und iſt den Sommer zu Hauſe geweſen. Er wollte in dieſen Tagen hier durchreiſen, um nach Berlin zu gehen; allein die Unruhen in Polen werden ſeine Abreiſe entweder verzögern, oder ihn zwingen einen andern Weg zu nehmen, was mir ſehr leid thun ſollte, denn ich hätte ihn ſehr gern geſprochen. Graf Louis, von dem ich in Berlin Briefe gehabt habe, iſt Lieutenant geworden und theilt die Gefahren des Kriegs mit ſeinem Regiment in Polen. Das ſind die magern Nachrichten, die ich Dir geben kann; mich freut, daß Du an dieſen guten Menſchen ſo viel Theil nimmſt, ſowie mich auch das freut, daß Deine liebe Liſette noch ſo gütig au fait von meinen Affairen iſt. Grüße das edle Mädchen herzlich von mir und wünſche ihr und ihrem Bruder Glück zu der guten Schwägerin. — Ich habe heut einen merkwürdigen Tag gehabt, indem ich mit meiner Gemeinde-Jugend die Katechiſation angefangen habe; ein ſchweres Werk an lauter verwahrloſten Köpfen, wozu ich Gottes Segen brauche und alle meine Kräfte werde anſtrengen müſſen. Ich fange jetzt erſt an, etwas von der Laſt meines Amtes zu fühlen; das Predigen iſt mir bis jetzt ſehr leicht geworden, aber dieſer Unterricht iſt das eigentliche Hauptgeſchäft des Amts und er hat das Anſehn, mir herzlich ſauer werden zu wollen. Die kleine Emilie, der ich auch, wie Du Dich beſinnen wirſt, täglich Stunden gebe, fängt an mir Freude zu machen, und auch auf den dreijährigen Knaben der B. ſcheine ich einigen vortheilhaften Einfluß zu haben. Das iſt ſo mein tägliches Leben, welches ſich im übrigen immer gleich bleibt. Für diesmal, meine Liebe, begnüge Dich und ſei ſo froh und nützlich Du kannſt unter Deinen lieben Kleinen. Nächſtens mehr von Deinem F.

II.

Vom Jahre 1794 bis zu Schleiermacher's Anſtellung in Halle, October 1804.

Schleiermacher blieb bis zum Jahr 1796 in Landsberg und wurde dann Prediger an der Charité in Berlin, von wo er im Jahr 1802 als Hofprediger nach Stolpe ging, welches er im October 1804, einem Rufe als Profeſſor und Univerſitätsprediger an die Univerſität Halle folgend, verließ.

Aus der Zeit vom October 1794 bis Auguſt 1797 ſind Briefe Schleiermacher's bei ſeiner Familie nicht vorhanden, auch nicht an ſeine Schweſter Charlotte, welche verloren gegangen zu ſein ſcheinen.

Dagegen finden ſich fortgeſetzte ausführliche Mittheilungen Schleiermacher's an dieſe Schweſter aus den Jahren 1797 bis 1802, die hier im Auszuge gegeben werden.

Wie innig der Verkehr Schleiermacher's mit ihr geweſen, ungeachtet des großen Abſtandes der Bildung und der Lebensſphären, geht aus dem Inhalt dieſer Briefe hervor. Charlotte Schleiermacher war ſehr lebhaften Geiſtes, ſehr warmen Herzens, und alles, was ihr der Bruder gab, den ſie unbeſchreiblich liebte, das lebte ſie mit ihm innerlich durch, und wußte es ſich meiſtens auf ihre Weiſe mit der lebendigſten Theilnahme anzueignen. Sie war ſonſt eine ächte Herrnhuterin, und ihre Bildung, nach außen wie nach innen, blieb ganz in dem Kreiſe der Brüdergemeine, in der ſie von Kindheit an gelebt hatte, und der ſie bis an ihren Tod mit großer Anhänglichkeit angehörte, indem ſie unverheirathet blieb und ſich der Kindererziehung widmete. Sie ſtarb im Jahr 1831 im Gemeinehauſe in Berlin, wohin ſie, zwar ſtets ſehr rüſtigen Geiſtes, aber bei immer zunehmender Körperſchwäche der Stille bedürftig, ſich zurückgezogen hatte, nachdem ſie vorher noch eine Reihe von Jahren im Hauſe des Bruders in Berlin als ein ſehr geliebtes Mitglied der Familie gewohnt hatte. —

In den Zeitraum dieſer Abtheilung fällt zunächſt die nähere Verbindung mit Friedrich Schlegel, mit welchem Schleiermacher längere Zeit in Berlin zuſammenwohnte — ferner mit Henriette Herz, deren Haus in Berlin damals der Mittelpunkt eines geiſtig belebten geſelligen Kreiſes war, und der Schleiermacher bis an ſein Lebensende ein treuer Freund blieb, während das Verhältniß mit Friedrich Schlegel ſich bald — wohl mehr noch aus inneren Gründen, als durch die äußeren Umſtände — wenn nicht ganz löſen, doch ſehr in den Hintergrund treten ſollte.

In dieſen Zeitraum fällt ferner Schleiermacher's Verhältniß zu Eleonore G—, die definitive Auflöſung deſſelben aber erſt ein Jahr ſpäter. Eleonore G— lebte in einer kinderloſen Ehe, in einer Verbindung, welche nach Schleiermacher's Urtheil keine Ehe zu ſein verdiente, weil ihr die weſentlichſten inneren Bedingungen einer wahren Ehe fehlten. Er glaubte, daß ihr inneres Leben in jener Verbindung, wenn ſie fortdauere, zu Grunde gehen müſſe und ſeine Anſicht war damals die (worüber er ſich anderweitig wiederholt beſtimmt ausgeſprochen hat), daß die Auflöſung eines ſolchen innerlich unwahren Verhältniſſes, wenn es die bürgerlichen Einrichtungen, die er dabei in ihrem vollen Umfang reſpektirt wiſſen wollte, möglich machen, eine ſittliche Pflicht ſei, indem er das äußerlich beſtehende als ein unſittliches anſah, welches niemals hätte eingegangen werden ſollen. Dieſe Anſicht, die wohl mit ſeiner damaligen Anſchauungsweiſe überhaupt, und derjenigen geiſtigen Richtung jener Zeit, in welcher er ſich damals bewegte, ſehr eng zuſammenhing, und ſchon deshalb wenigſtens gewiß nicht erſt durch ſeine perſönliche Stellung zu dieſem Fall entſtand, traf indeſſen bei Schleiermacher mit der innigſten Zuneigung zu Eleonore G— zuſammen, und wiewohl er die Trennung ihrer Ehe auch an und für ſich für ſittlich geboten hielt, und deshalb ſchlechterdings nicht von irgend einer Eventualität abhängig gemacht wiſſen wollte, ſo war es doch ausgeſprochen, daß er ſpäter, wenn ſie frei ſein würde, ſich mit ihr verbinden werde. Eleonore G— konnte aber niemals mit voller Zuſtimmung ihrer Ueberzeugung auf dieſe Anſicht eingehen, und nach einem langen Kampf und vielfachem Schwanken zwiſchen verſchiedenen Entſchlüſſen, was Schleiermacher als eine Schwäche erſchien, ſiegte endlich ein entſchiedener Entſchluß der Entſagung (Herbſt 1805), und von da ab brachen beide auch den Verkehr der Freundſchaft völlig und für immer ab. — Das freiwillige Exil in Stolpe, wohin Schleiermacher, Berlin verlaſſend, ſich begeben hatte, war durch dieſes Verhältniß veranlaßt geweſen. Vierzehn Jahr ſpäter (1819) — ſo erzählt eine noch lebende Augenzeugin — als Schleiermacher in einer größeren Geſellſchaft mit Eleonore G— zufällig zuſammentraf, hat er ſich ihr genähert, ihr die Hand gereicht und die Worte zu ihr geſagt: »liebe E—, Gott hat es doch gut mit uns gemacht.« —

Von den Briefen Schleiermacher's an Eleonore G—, deren eine größere Anzahl noch vorhanden iſt, ſind zwar auch Auszüge in dieſe Sammlung aufgenommen worden, welche davon zeugen, wie hoch ſie von Schleiermacher geſchätzt und wie innig von ihm geliebt wurde. Dagegen hat man ſich nicht entſchließen können, dieſe Briefe vollſtändiger zu geben (namentlich die ſpäteren nicht, aus der Periode des Kampfes, die vorzugsweiſe das perſönliche Verhältniß betreffen), mit allem dem Detail dieſer Angelegenheit, weil ein ſolches Eingehen auf dieſen für Schleiermacher ſo ſchmerzenreichen Kampf, bei einem Verhältniß, welchem denn doch von ſeiner Seite unläugbar ein großer Irrthum zum Grunde lag, in einer für die Oeffentlichkeit beſtimmten Sammlung, dem Gefühl der Seinigen zu entſchieden widerſtrebte, und weil auch dieſe größere Vollſtändigkeit zum Verſtändniß der damaligen Stimmungen Schleiermacher's und des Zuſammenhanges in denſelben nicht weſentlich nöthig erſchien, da ſeine innere Stellung in dieſer Beziehung und das tiefe Seelenleiden, das ihm daraus auf längere Zeit entſtehen ſollte, auch in andren Briefen erkennbar genug hervortreten. Dazu kommt, daß, um das vollſtändigere hier geben zu können, nothwendig geweſen ſein würde, in die innerſten und verborgenſten Verhältniſſe einer ganz fremden Familie einzugehen, wogegen man, ungeachtet es jetzt bereits einer fernen Vergangenheit angehört, doch eine Scheu empfand, die man nicht als Schwäche behandeln zu dürfen glaubte, ſondern als auf einer inneren Berechtigung beruhend anſah. —

Von entſcheidender Bedeutung für Schleiermacher ſollte aber die Bekanntſchaft mit Ehrenfried v. Willich werden, einem jungen Theologen von der Inſel Rügen, welche, bei einem flüchtigen Zuſammentreffen in Prenzlow angeknüpft (Mai 1801), ſchnell in die wärmſte

Freundſchaft überging. Willich wurde ſpäter Prediger in Stralſund und verheirathete ſich 1804 mit Henriette v. Mühlenfels, einer Tochter des Obriſtlieutenant v. Mühlenfels auf dem Rügenſchen Gute Siſſow, welche damals erſt 16 Jahr alt war. Ihre beiden Eltern (die Mutter geb. v. Campagne, welche Familie ihr Vaterland Frankreich des evangeliſchen Glaubens wegen verlaſſen hatte) waren bereits verſtorben. Willich hatte ſeine Braut bei einer ihrer älteren Schweſtern, ſeiner Freundin Charlotte v. Kathen, welche auf ihrem Rügenſchen Gute Götemitz wohnte, kennen gelernt und Schleiermacher trat mit beiden Frauen bald in ein ſehr inniges Verhältniß. Henriette v. Mühlenfels wurde nach Willich's Tode Schleiermacher's Gattin (1809) und Charlotte v. Kathen blieb bis an ſein Lebensende ſeinem Herzen beſonders nahe. Sie war ſehr ſchön und E. M. Arndt, welcher auch ihr Freund war, ſagt von ihr in einem ihr gewidmeten Liede (in ſeinen gedruckten Gedichten), daß »ihr Leben ewig zu den Sternen ſchwebe.«

Da Schleiermacher's Ehe ſowie ſein Familienleben und der in ſeinem Hauſe herrſchende Geiſt nicht gekannt werden kann, ohne eine klare Anſchauung von der Eigenthümlichkeit ſeiner Frau, zumal beide, bei der innigſten Liebe und Uebereinſtimmung in den tiefſten Dingen, doch in mancher Beziehung ſehr verſchiedene Naturen waren, ſo ſind neben Schleiermacher's Briefen auch zahlreiche Auszüge aus den Briefen ſeiner Frau aufgenommen worden — und zwar vom Beginn ihrer Bekanntſchaft an — von denen ein paar noch ſehr jugendliche ſchon dieſem Zeitraum angehören.

Schleiermacher an ſeine Schweſter Charlotte.

Berlin, den 19ten Auguſt 1797.

Recht zur Schande hab' ich's mir ſelbſt angethan, daß ich in dieſem Augenblick, da ich mich endlich hinſetzen will einen Brief zu beginnen, nachgeſehen habe, wann die letzte Epiſtel abgegangen iſt — den 4ten Juni! und dabei hab' ich den Anfang Deines letzten Briefes geleſen, worin Du eine ſo ſaumſelige Correſpondenz ſo armſelig findeſt und dieſe Saumſeligkeit von beinah 3 Monaten iſt, hoff' ich, noch nie unter uns übertroffen worden und ich hänge ſie in der Gallerie meiner Thorheiten auf als ein feines Cabinetsſtück. Ja, ja, es iſt mit der Finger-Trägheit eine eigene Sache, und ſie iſt faſt meine größte Verdammniß und mein größter Schade in der Welt. Da kann ich ſitzen Stunden lang und mit dem größten Vergnügen meine Gedanken und Empfindungen anſehn, wie die indianiſchen Gymnoſophiſten ihre Naſenſpitze, denn von dieſen hat man auch noch nie gehört, daß es einem eingefallen wäre, den beſagten Gegenſtand ſeiner Betrachtung zu Papier abzumalen, und dieſen Sommer geht es mir ganz beſonders ſo, daß ich alles innerlich habe, meine Briefe, meine Idyllen, meine Predigten, meine Philoſophie. Wenn Du und Wedeke alle Briefe hätteſt, die ich im Kopf an Euch geſchrieben habe, wie lange wärſt Du ſchon im Beſitz der größten Epiſtel! und von überall her datirt: von meiner Stube, vom Thiergarten, von Charlottenburg, von jedem Hauſe und jeder Straße, die ich zu wandeln habe. Wedeke, dem ich auch ſchon unendlich lange einen Brief ſchuldig bin, kann ich das eher begreiflich machen wie Dir, denn er leidet an derſelben Krankheit; aber Du lebſt in einem ſo ſchönen Schreibegeiſt, der bei Euch ganz beſonders einheimiſch iſt. Die großen Tagebücher, welche die meiſten halten, die vielen Auszüge, die man ſich macht, wenn man einen ſo flüchtigen Büchergenuß hat, die lieblichen Correſpondenzen, die oft von einem Tiſch zum andern geführt werden, das alles giebt einem jeden, der länger dort geweſen, eine Leichtigkeit und Geläufigkeit im Schreiben, um die ich Brinkmann z. B. ſo oft beneide, als ich ſein Weſen mit anſehe. Natürlich fällt mir hier Mahler ein, der auch ein gewaltiger Schreiber vor dem Herrn war, und ich überſchreibe daher das erſte Capitel meines Briefes (denn da es viel zu ſpät iſt, um auf die gewöhnliche Art chronologiſch zu ſchreiben, ſo wird die Epiſtel diesmal in Capitel getheilt).

Die Geiſter.

Drei Menſchen ſind *alſo* ſeit kurzem von der Erde verſchwunden, die zu verſchiedenen Zeiten in mein Leben eingegriffen haben, jeder auf ſeine Weiſe: Mahler, Kohlreiff, Dohenroth. Wenn Du keine Zeitungen lieſeſt, ſo weißt Du auch wohl von dem letzteren noch nichts; — nach der Anzeige der Wittwe war es, wo ich nicht irre, ein Bruſtfieber, was ihn nach kurzem Krankenlager hinraffte. Du weißt, was für Freude es mir vor einem Jahre machte, den Mann hier wiederzuſehn, den ich als Freund und in meinen Gedanken gewiſſermaßen als Zögling unſers unvergeßlichen Vaters anſah; denn wie jung und bildſam war er nicht noch, als er ſich an ihn anzuſchließen anfing. Noch in Landsberg blieb ich in ſchriftlicher Verbindung mit ihm, und wie männlich und dabei doch zart und gefühlvoll behandelte er meine Lage bei dem Verluſt unſers Vaters. Er wurde mir da werther als je, und es iſt mir lieb, daß ich noch einige ſchriftliche Denkmale ſeines Daſeins und ſeiner Sinnesart habe. Sie ſind in einem großen Convolut Briefe, in welches alle Perſonen geheftet wurden, die nur ſeltner an mich ſchrieben. Wie viele ſind da beiſammen, die ſich untereinander gar nicht kennen, die ſich auch untereinander gar nicht lieben würden, wenn ſie ſich kennten, ja von denen vielleicht mancher den Kopf über mich ſchütteln würde, wenn er wüßte, daß mir der andere auch nicht wenig gilt, und doch hab' ich an allen etwas und jeder iſt an eine Saite meines Lebens geknüpft, die ich nicht miſſen könnte. Wird noch ſo mancher von ihnen ſterben, daß ich ſein Bild in jener Welt ſuchen muß und eine leere Stelle in dieſer wahrnehme, wenn ich ſeine Züge anſehe? wahrſcheinlich iſt es nicht, denn ſie ſind alle, wenn auch nicht jünger, doch ſtärker als ich, — *aber*: heute hüpft im frohen Tanz noch der muntre Knabe u. ſ. w. und Mahler war auch ſtärker und lebendiger als ich. Es iſt doch im Menſchen nicht ſo, wie in der Welt, wo jede Stelle beſetzt wird, die ſich erledigt. Wenn uns jemand ſtirbt, bleibt immer eine leere Stelle. Es fehlen uns Mittheilungen und Empfindungen, die ſo nicht wieder erregt werden, eine Saite unſeres Weſens hat ihren Reſonanzboden verloren, und das geht ſo fort, bis endlich das ganze Ding in die Polterkammer geworfen wird, aus welcher nur der große Muſikmeiſter alle dieſe veralteten Inſtrumente zu einem himmliſchen und ewigen Concert wieder hervorzieht und erneuert. — Kohlreif, deſſen Tod ich auch aus den Zeitungen erfahren habe, war mir ein lieber Mann, ja ich kann ſagen, unter allen Vorſteher-Brüdern, mit denen ich in näherer Verbindung geſtanden habe, der liebſte. Ich weiß, daß er in der Gemeine auf mancherlei Weiſe verkannt worden iſt. Kam das etwa daher, weil er einen liberaleren Geſichtspunkt hatte als manche, und Mängel ſah, über die er freimüthig ſprach? Ich habe noch einen beſonderen Eindruck von ſeinen Unterrichtsſtunden — in denen freilich manches vorkam, was mir immer durch alle Veränderungen meiner Denkungsart hindurch fremd geblieben iſt — und beſonders von denen, die er mir und dem jungen Z— beſonders gab, als wir Abendmahls-Erlaubniß erhalten hatten. Ich war damals lauter glühende Phantaſie und hoffte, er werde mein Feuer noch feuriger blaſen, aber nein, er führte mein Gemüth an der Hand der Geſchichte und verſtändiger Vorſtellungen zu einem ſtillen Ernſt und zu ruhigen Ueberlegungen zurück. — Der gute Mahler hatte freilich ganz andere Entwürfe, und Lebenskraft und Ausſicht genug, um ihrer Erfüllung zuverſichtlich entgegen zu ſehn. Eine gute und vorzüglich geſchäftige Seele, die Ernſt und Fleiß in alles hineinbrachte und durch anhaltende Thätigkeit und geſunden Verſtand überall nützlich geworden ſein würde. Auch als Ehemann und Vater würde liebevolle Geſchäftigkeit der Charakter ſeiner ganzen häuslichen Exiſtenz geweſen ſein. Nach Deiner Erzählung iſt er auch wieder ein neues Beiſpiel von der merkwürdigen und unerklärlichen Todes-Ahndung, die man oft bei Menſchen findet, die weder eine beſondere Aufmerkſamkeit auf ihren körperlichen Zuſtand zu wenden pflegen, noch übrigens Fantaſien über die Zukunft mit beſonderer Feſtigkeit zu ergreifen pflegen. Haſt Du eine Idee von dieſen Gefühlen und ihrem Urſprung? — Adieu! mein erſtes Capitel iſt zu Ende und ich muß für jetzt aufhören.

Die Reiſe.

Eigentlich hatte ich damit anfangen wollen, Dir von meiner Reiſe nach Landsberg zu erzählen, bei deren Beendigung ich Deinen Brief vorfand. Wo ich nicht ſehr irre, habe ich Dir dieſe Reiſe ſchon in der vorigen Epiſtel angekündigt, aber Du haſt in der Deinigen keine Notiz davon genommen; vielleicht iſt Dir's damit gegangen wie mir mit Deiner ſchnellen Erſcheinung in Stein, die mir gewiß keineswegs gleichgültig war, und ich wollte manches darüber ſagen und glaubte darüber zuletzt es wirklich geſagt zu haben. Hätte ich die gute Gewohnheit, meine Briefe noch einmal zu überleſen, ſo würde mir ſo etwas nicht begegnen. Doch zur Sache. Die Zeit zu dieſer Reiſe hatte ich einmal beſtimmt, weil ſie mir meiner Amtsgeſchäfte wegen die bequemſte war, und wenn ich nicht bis jetzt hätte warten wollen, da doch die Annehmlichkeiten des Sommers ſchon ſehr abziehen. Ob ich alſo gleich zur feſtgeſetzten Zeit ſo arm war als eine Kirchenmaus, ſo mußte ich eben alle meine Pfennige zuſammenſuchen und mich auf den Weg machen. Der Himmel war mir phyſiſch höchſt ungünſtig; denn unter allen den 14 Tagen, die ich in Landsberg zubrachte, waren nur 3 recht ſchön, wovon ich einen noch dazu auf einer großen Schmauſerei verderben mußte, die andern beiden bei meinem herrlichen Bethe in G. zubrachte. Jene Schmauſerei war mir auch um deswillen höchſt fatal, weil gerade an dem Tage Bethe ſeine Confirmanden einſegnete, ein Feſt, dem ich ſo gern beigewohnt hätte, weil ich während meiner ganzen Landsbergiſchen Amtsführung nie dazu hatte kommen können. — Das waren die ungünſtigen Schickſale. Aber wie viel günſtiges kam auf der andern Seite zuſammen: der Onkel war vorher ſehr krank geweſen, ſo krank, daß man hier ſchon ſeinen Tod verbreitet hatte; ich fand ihn ganz hergeſtellt. Der gute Benecke war ſo krank geweſen, daß man auch für ihn beſorgt war; ich fand ihn weit beſſer als ich hoffen konnte. Bei Benecke's waren mancherlei häusliche Unruhen geweſen wegen einer Amtsveränderung, die ihm bevorſtand; alles war ſchon glücklich überſtanden und im vollen Gange. Mein Quartier ſchlug ich bei Benecke's auf und nicht beim Onkel, weil Benecke's gewiß weit mehr daran gelegen war und weil ich doch den Onkel auf mancherlei Weiſe genirt haben würde. Wie freute ſich die gute Benecke, als ich um Mitternacht ankam, wie herzlich war auch er vergnügt, ſeinen alten Tiſchgenoſſen und Hausfreund wiederzuſehn und wie wurden gleich tauſend Details von allem, was ſich unterdeß bei ihnen ereignet, mit der zutraulichſten Offenheit erzählt. Mit welcher herzlichen Freude über meinen Beifall legte mir die B— in den nächſten Tagen Rechenſchaft ab von ihrem Haushalt, von ſo mancher Verbeſſerung, die ſie in ihrer Oekonomie gemacht, von dem Erfolg manches guten Raths, den ich ihr noch gegeben. Mit welcher Mutterfreude zeigte ſie mir gleich in der erſten Nacht ihr ſchlafendes Mädchen geſunder und größer, als ich es verlaſſen, und redete von ihrer Freude und von ihrer Sorge an ihr. Was ich ſo lange entbehrt habe, Haus- und Familienfreuden als meine eigenen zu genießen — denn ſo war ich doch von jeher in dieſem Hauſe — das haben mir dieſe 14 Tage in reichem Maß wieder gewährt. Auf wie lange dieſer Genuß vorhalten muß, das mag der Himmel wiſſen. Dort habe ich alſo viel Gutes genoſſen und mich ſehr glücklich gefühlt; nicht ſo beim Onkel. Nicht ohne eine traurige Wehmuth kann ich an die Eindrücke denken, die ich dort empfangen habe. Ich fand den Onkel zwar ziemlich wiederhergeſtellt von ſeiner Krankheit, aber wie verändert! und das nicht äußerlich, ſondern innerlich. Sein Gemüth abgeſtumpft, gleichgültig gegen Dinge, die ihm ſonſt ſehr intereſſant waren, kalt wo er ſonſt warm fühlte, und ſtatt einer gleichförmigen mäßigen Heiterkeit, die ich ſonſt an ihm kannte, viele Augenblicke voll übler

Laune und auffahrendem Weſen, worüber Frau und Kind und Nichte zu klagen wußten. Wie ſein nie ſehr ſaftreicher Körper mehr und mehr vertrocknet und dann natürlich die übrig bleibenden Säfte ihr mildes verlieren und ſchärfer werden, ſo ſcheint auch ſein Geiſt allmälig zu verhärten und die Empfindungen, die noch darin circuliren, werden bitter und ſtechend. Ach, das iſt die wahre Vernichtung des Menſchen auf Erden, das iſt ärger, ärger wenigſtens anzuſehn, als der Tod. Vor meiner Reiſe unterſchrieb er einmal einen ſeiner Briefe: Ihr ſtumpf werdender Onkel; es betrübte und bewegte mich damals innig, aber doch faßte ich es nicht ſo, als bis ich ihn ſah; da ergriff es mich mit einem Eindruck, der noch nicht ſeinesgleichen gehabt hat in mir.

Liebe Lotte, vergiß mir dieſen Onkel nicht; ſchreibe ihm manchmal und laß uns verſuchen, ob wir ihm hie und da, was mir doch bisweilen gelungen iſt, einen Augenblick mit höherem Lebensgenuß anfüllen und ihm durch die Aeußerungen unſerer treuen Anhänglichkeit mehr Freude machen können als ſein eigener Sohn, der ſehr gleichgültig neben ihm vegetirt. O, der treffliche Mann, dieſer Stamm iſt entblättert und abgeſtorben.

Dein Brief war das erſte, was mir in die Augen fiel, als ich in die Stube trat. Mit welcher Begierde ich ihn durchlas, wie herzlich ich mich freute ſo viel Spuren eines muntern Geiſtes zu finden, und wie gern ich mich der ſanguiniſchen Hoffnung überließ, daß nun gewiß Dein Uebel ganz gehoben wäre! Ach, und da war von dieſer Seite plötzlich alle Freude dahin, als ich auf den Abend Carl mitbrachte und der nun ſein Brieflein las. Du armes Mädchen, wirſt Du Deine Geſundheit gar nicht wiederfinden? ſollte es nicht möglich ſein, verſteht ſich, ohne daß Du deswegen die Anſtalt ganz verließeſt, Dich eine Zeit lang in S.'s Cur zu begeben, der Deine Natur doch weit richtiger ſtudirt zu haben ſcheint? denn von hier aus etwas für Deine Geſundheit zu thun, dazu hab' ich, nachdem ich mit ein paar Aerzten darüber geſprochen, die Hoffnung ganz fahren laſſen. Sie meinen, es gehöre die genaueſte Kenntniß aller Umſtände dazu, um die Urſache ſolcher Zufälle richtig zu beurtheilen, ob ſie materiell wären oder ob es in den Nerven liege, und es wäre ſehr unſicher, in der Entfernung irgend einen Rath zu geben, als den, alles zu vermeiden, was den Magen ſchwächt; daher iſt eine Reiſe zu S., oder wenigſtens eine ausführliche Berathung mit ihm dasjenige, was Du auf alle Weiſe zu bewerkſtelligen ſuchen ſollteſt; denn zu Deinem Doctor habe ich, nachdem auch ſeine lezte Cur nicht angeſchlagen iſt, gar kein Vertrauen mehr.

Die Frühſtunden.

Dieſe werden ſeit meiner Rückkunft von Landsberg öfters auf eine ſo eigene und angenehme Art zugebracht, daß es wohl einiger Erwähnung verdient. Carl und ich ſind nämlich mit Billigung der Aerzte auf die Idee gekommen, daß es uns beiden, vorzüglich aber mir, ſehr zuträglich ſein würde fleißig zu baden. Da nun einige hundert Schritt von meiner Wohnung ein ordentlich eingerichtetes Badehaus iſt, ſo kommt Carl einige mal die Woche des Morgens zwiſchen 5 und 6 Uhr mich abzuholen. Er findet mich dann natürlich noch im Bett, und das heißt bei mir immer auch ſchlafend, aber wie kann es wohl ein freudigeres Erwachen geben, als wenn ſeine Tritte auf dem Flur in mein Ohr tönen und er dann ſo freundlich hereintritt und mir guten Morgen bietet? In der größten Geſchwindigkeit ziehe ich mich dann halb an, er ſtopft ſich unterdeß ein Pfeifchen und ſo geht's fort. In einem ſichern Gemach beſpülen wir unſere Glieder in den ziemlich kalten Fluthen der Panke, ein kleines Flüßchen, welches ſich in die Spree ergießt, fürchten uns anfangs vor der Kälte des Waſſers, lachen uns einander darüber aus, befinden uns hernach äußerſt wohl und heiter, und Carl frühſtückt dann noch bei mir gewöhnlich Milch, wenn Feſt iſt auch wohl einmal eine Taſſe Chocolate, wobei denn geplaudert, geleſen, ſelten auch wohl eine Partie Schach gezogen wird, und dann geht jeder ſeiner Arbeit zu. Da Carl nicht eher als nach 7 Uhr in ſeinem Laboratorium etwas vornehmen kann, ſo verſäumt er dabei nichts in ſeiner Pflicht und vermittelſt dieſes Badens haben wir uns ſchon ſo manche Stunde genoſſen, die wir ſonſt nicht gehabt haben würden. Eben heute haben wir wieder einen Bade-Morgen gehabt und unſer Frühſtück darauf recht verſtändig mit Leſung eines chemiſchen Buches ausgeziert. Dieſer anſehnliche Zuwachs zu unſerem Beiſammenſein iſt mir um ſo werther, als es ohnedies mit dieſer Glückſeligkeit nicht lange dauern wird, wie Du aus Carl's eignem Briefe erſiehſt. Eine neuere Nachricht, die Du aus ſeinem Briefe noch nicht entnehmen kannſt, iſt die, daß er eine Condition in Weſtphalen angenommen hat, nicht ſehr weit von dem Geburtsort unſers ſeligen Vaters. Das iſt freilich ſehr weit, der Ort heißt Arnsberg, gehört dem Kurfürſten von Cöln und liegt an der Ruhr, gewiß 50 Meilen von hier. Vielleicht weiſt ihm ſein gutes Schickſal ein feſtes Plätzchen an in dem Vaterlande der Schleiermacher; vielleicht bleibt er auch nicht lange da und nähert ſich uns bald wieder.

Den 20ſten Auguſt

Heute muß dieſe Epiſtel wirklich abgeſchloſſen werden, und zwar nicht nur heute, ſondern auch heute Vormittag, weil ich von Mittag an ſchon nicht zu Hauſe bin. So vieles, was noch zu ſagen wäre, werde ich kaum berühren können. Wie viel ſchönes ſteht nicht in Deinem Briefe von all den lieben Menſchen, die ich dort kenne! Dieſe ſchleſiſchen Geſtirne tragen nicht wenig bei, mir meinen hieſigen Himmel zu erheitern, und des Abends im Freien, wenn der Menſch beſtimmt iſt in ferne Welten zu ſchauen, ſah ich gar oft nicht weiter als nach Gnadenfrei und was daran liegt, nicht ohne Wünſche, denen ich gar oft die Flügel beſchneiden muß. Durch das Teleſkop, womit Du meine Sternwarte ausrüſteſt und unterhältſt, mache ich immer neue Entdeckungen in jenen lieblichen Sternbildern, neue Vollkommenheiten gehn mir oft auf, wie ungeſehene Nebelflecke bisweilen vor das Rohr treten, und Stunden ausgezeichneter Glückſeligkeit nehme ich wahr, wie der Beobachter das wachſende Licht mancher Sterne ſieht. Warum will denn die Z— behaupten, daß ſie verfinſtert wäre? ich ſehe ſo nichts, und wenn ihr Licht zuweilen feierlich matt-ſilbern ſcheint, ſo kommt das von der trüben Beſchaffenheit öfter unſres Dunſtkreiſes, als des ihrigen; der ihrige iſt ſo fein, ihre Aeußerungen ſind ſo aus dem ſubtilſten Duft gewoben, daß freilich nicht jeder, der nach Sternen ſieht, da etwas zu finden weiß. — Und doch freut ſich gewiß, wenn ſie in den Kreis der übrigen hervortritt, jedes Geſtirn ihrer mittheilenden Nähe und mancher wünſchte ein Planet zu ſein, der ihre ganze Bahn begleiten könnte. Sie ſoll mir meinen Ulmbaum in Ruhe laſſen; ich weiß beſſer wie es um ihn ſteht. Der herrliche Baum hat freilich öfter Sommer und Winter als andere, und wenn er ganz Winter hat, leiden freilich die armen Weinranken. Aber der Winter beſteht doch nur darin, daß ſich die Säfte auf eine Zeit lang in's Innere zurückziehn, und wenn bei dieſer gewaltſamen Stockung die Canäle hie und da leiden, wenn die Säfte ſelbſt ſo mancher Gährung unterworfen ſind, ſie kehren doch nur um deſto milder und fruchtbarer zurück, und wenn der Sommer wieder eintritt, ſchlängeln ſich die Ranken gern bis an die äußerſte Spitze jedes belebten Aeſtchens und bis an die zarteſten Blätter. Wie wohl thut es mir, daß ich, wenn ich an unſern armen Onkel gedacht habe, der ſo mit ſeinem Körper zu Grunde geht, dann auch an die treffliche Z— denken kann, deren Geiſt immer wieder unverſehrt hervorſteigt aus der Aſche, die das verzehrende Feuer ihrer körperlichen Leiden gemacht hat. Sie ſoll ſich aus dieſer Vergleichung und aus allem eine Abhandlung machen, wie ſie in mir iſt; aber ſie ſoll ſie ſich auch mit dem Ton vortragen, der in mir iſt und der in jedem Menſchen entſteht, der nach fernen Sternen ſieht, und der nach jedem geſelligen Genuß und bei jeder geſelligen Fantaſie fühlt, wie abgeriſſen und elend ſeine Exiſtenz ſein würde, wenn er nicht mit, durch, und in beſſeren Menſchen leben könnte. Sie kennt gewiß dieſen Harfenzug des innigen Gutmeinens, der auch ein mittelmäßiges Inſtrument dem Hörer angenehm macht und dem man manchen Fehlgriff des Spielers leichter verzeiht. — Recht erfreulich war mir's, daß Du Deine gute L—, von der freilich in Deinem Briefe wenig genug ſteht, einmal wenn auch nur von ungefähr ausführlich zur Z— gebracht haſt. Sie wird bald finden, daß L— werth iſt, ſich auch manchmal unter dem Schatten des Ulmbaums zu laben, und ich hoffe, daß dies L— noch am Schluß ihres Jahres eine angenehme Stunde gegeben hat, und eine ſchöne Ausſicht in das neue. Ihren Geburtstag habe ich aber einen Tag zu ſpät gefeiert; mein Gedächtniß erzählte mir vom 17ten. Meine Theilnahme iſt übrigens von ſehr dauerhafter Natur und hängt, was ich unter die Glückſeligkeiten meines Lebens rechne, ſo wenig am Sehen und Selbſtgenießen, daß ſie keine Nahrung braucht, als die, welche mir Deine Briefe und Nachrichten geben, welche die Idee, die von L— und ihrem ganzen Weſen ſchon in mir iſt, gehörig zu verarbeiten weiß. Daß dieſer Geburtstag für Dich an Genuß ſo mager geweſen, hat freilich meinen Ahnungen nicht entſprochen; deſto mehr verlangt mich nach Nachrichten vom 21ſten, welches der zur Nachfeier beſtimmte Tag war. Hoffentlich haſt Du nicht verabſäumt ſie mir zu geben und ſie liegen ſchon in Deinem Pult, wartend auf die Ankunft der ſchändlich zögernden Berliner Epiſtel, um bald abzugehn. Ich habe mich ſchon ſo oft um Deinetwillen geſcholten über mein aufſchieben und nicht ſchreiben, jetzt thue ich es recht ernſtlich um meinetwillen. Denn hätte ich nicht faſt ſchon einen Brief, wenn dieſer nicht ſo ungebührlich lange gelegen hätte? und hoffentlich wird er nicht ſo ganz leer an Thee's, Spiel- und Leſe-Abenden mit L— ſein. — Ich habe hier eine ganze Weile pauſirt, an der Feder gekaut und mich an dem Gedanken meines großen Reiſeprojects ergözt. Es iſt dazu freilich noch gar kein Anſchein vorhanden, aber nichts deſto weniger iſt es mir ſehr lebhaft im Gemüth, und warum ſollte ich mir die Freude nicht gönnen? Wie mancherlei ſchönes und gutes hätte ich nicht zu wiederholen, und wie mancherlei nicht ganz nachzuholen. Wie wächſt nicht mit jeder Nachricht und jeder Aeußerung mein Verlangen Deine liebenswürdige A— zu ſehn und zu kennen und von ihr gekannt zu ſein. Beinah muß ich fürchten, daß ſich unter dieſen Wunſch, ohne daß ich es weiß, etwas Eitelkeit miſchen könnte; ich kann ihn aber deswegen nicht unterdrücken, denn ſo ſehr ich mich überzeuge, daß mein Urtheil nicht verdient mit einem ſolchen Werth belegt zu werden und daß, wenn es richtig iſt, dies nur ein Lob auf meine Fantaſie iſt, welche das glücklich genug zu ergänzen weiß, was die Entfernung mir entzieht, ſo weiß ich doch eben ſo gewiß, daß ich wohl verdiente, dieſe edle Frau in der Nähe handeln zu ſehn. Doch ich muß meiner Luſt über ſie zu ſchwatzen diesmal Gewalt anthun, um Zeit und Papier (denn bald werde ich mich anziehn müſſen, um zu meinem geiſtlichen Diner zu wandern) für die Beantwortung einiger Fragen zu ſparen. Ueber L. S., von der ich auch mancherlei zu erzählen hätte, kann ich mich diesmal auch nicht weitläuftig einlaſſen, ſie ſoll aber eine große Rubrik meines nächſten Briefes ausmachen. Ihr Alter iſt mir lange ein Geheimniß geblieben, denn ich beſitze weder das Talent das Alter eines Frauenzimmers zu errathen, (eine Kunſt, die ohnedies an ihr und einer gewiſſen Art weiblicher Geſchöpfe ganz zu Schanden wird), noch die Dreiſtigkeit danach zu fragen; aber ganz kürzlich habe ich von ungefähr gehört, daß ſie 24 Jahr alt iſt. Und nun auch ein paar Fragen an Dich. — — Vergelte nicht gleiches mit gleichem und ſchreibe bald. Es iſt 12 Uhr, ich muß ſiegeln, mich anziehn und forteilen. Von unſrer Mutter habe ich ewig lange nichts gehört, Du auch nicht? —

Berlin, den 2ten September 1797.

Wenn ich am letzten Sonntage nur ein Blatt Papier im Hauſe gehabt hätte, ſo hätte ich Dir gleich auf friſcher That eine Erzählung von einer ſehr angenehmen Landpartie gemacht, die

Dich wegen Lotte Schede gewiß intereſſirt hätte. Ich war nämlich mit ihrer ganzen Familie in Stralau, einem kleinen Fiſcherdorf, eine halbe Meile von hier, welches ſehr angenehm an der Spree liegt. Ich kam mit ihrem Bruder nach, ſie war mit ihrer Mutter und ihren ſämmtlichen Schweſtern ſchon gleich nach Tiſch herausgegangen. Unter ihren Geſchwiſtern hatte ich ſie bei unſern Spaziergängen ſchon öfter geſehen, mit ihren Eltern aber noch nicht. Ueberhaupt war ich an dieſem Tage zum erſten mal eigentlich in ihrem Hauſe, indem mich die Mutter bat, den Abend bei ihnen zu bleiben; ſonſt hatte ich nur den Bruder gelegentlich beſucht, wenn ich ihn abholte, und ſie übrigens nur am dritten Ort geſehn. Die Mutter iſt eine recht freundliche geſchäftige Hausfrau, die L— auch werden wird, wenn dies Loos ſie trifft, nur mit mehr Grazie und Geiſt, wie ihre Mutter. Der Vater iſt ein Geſchäftsmann, der, wie dies meiſtentheils der Fall iſt, auch in ſeinem Hauſe einen gewiſſen einförmigen Schlendrian liebt, um, was er im Schweiß ſeines Angeſichts erworben, ohne Störung nach einer einmal angenommenen Regel genießen zu können. Das Glück eine ſo zahlreiche und gute Familie zu haben, genießt er nicht in ſeinem ganzen Umfang, ſondern lebt mehr auf Reſſourcen als zu Hauſe. Du kannſt denken, daß ich meine große Freude daran hatte, L— einmal ſo ganz unter den ihrigen zu ſehn und meine Meinung von ihrer ganzen Art und Weſen auch hier beſtätigt zu finden. Ueberall natürlich, ohne jedoch, was zum wahren Anſtand gehört, auch nur um ein Haar breit zu verletzen, munter ohne zu luſtig zu ſein, was auch Frauenzimmern ſo ſelten kleidet, anhänglich an die ihrigen ohne empfindſame Zärtlichkeit, und geſchäftig mit Luſt und Eifer in jedem Kreiſe weiblicher Thätigkeit. Noch nie habe ich Gefühl, Ueberlegung und Gewohnheit ſo ineinander verſchmolzen geſehn, daß man wirklich nicht unterſcheiden kann, was Natur und Verdienſt iſt, was aus dem Herzen und was aus dem Verſtande kommt. Einer leidenſchaftlichen Liebe ſcheint ſie mir kaum fähig zu ſein, und wenn ſie auf der einen

Seite von dem Beſtreben zu gefallen wohl ſo viel zu haben ſcheint, als man an einem guten und geſitteten Mädchen leiden mag, ſo iſt ſie doch auf der andern Seite ſo wenig eitel, daß die Eitelkeit nie über die Natürlichkeit ſiegt. In Stralau habe ich mich ſehr amüſirt. Wir begaben uns kurz vor Sonnen-Untergang auf den Kirchplatz, der hart am Fluß liegt, jenſeits ein niedliches Dörfchen an der Oeffnung eines Waldes, und wenn man den Fluß hinunterſieht, am Rande des Geſichtskreiſes die Stadt mit ihren Thürmen und vielen ſehr kenntlichen Häuſerpartien. Hier hinter der Stadt ging die Sonne ſo rein und klar unter, als man denken kann. Der Wald, das Dörfchen und die Kirche, an der wir ſtanden, mit den ſie umgebenden Bäumen, ſtrahlten den Glanz des Abendroths zurück und luſtige Kähne voll Geſang und Muſik durchſchnitten den ſtillen Fluß. — Morgen iſt unſers Onkels in Landsberg Geburtstag; gebe ihm der Himmel einen heiteren Tag und ein heiteres Jahr. Mir ſteht auch morgen eine Merkwürdigkeit bevor; der Hofprediger Sack wird nämlich in meiner Kirche predigen, wo die Kanzel weit niedriger iſt, als in jeder andern, um zu verſuchen, ob es wieder geht. Er hat nämlich ſchon ſeit 2 Jahren in keiner Kirche, ſondern nur am Hofe im Zimmer predigen können, weil er, ſo oft er auf die ſehr hohe Kanzel im Dom kam, Anfälle von Schwindel bekam. Iſt das Wetter gut, ſo bringt er vielleicht ein paar von ſeinen Töchtern mit, und nimmt hernach ein Frühſtück bei mir ein.

Den 9ten September.

Dein Brief, liebe Lotte, den ich am Mittwoch erhalten habe, hat einen gar wunderbaren und fremden Eindruck auf mich gemacht; es weht ſo viel unterdrücktes Leiden darin, daß ich mich noch lange nicht davon erholen werde. Du arme Seele, was wird Dir alles aufgelegt. Iſt denn Dein Körper ein Magazin von Krankheiten, daß eine nur aufgeräumt wird, um einer andern Platz zu machen? Was mich aber am heftigſten ergriffen hat, iſt gewiß — ich kann mich nicht anders überzeugen — etwas falſches, nämlich Deine eigene Meinung von innerer Abſpannung und von traurigen Wirkungen körperlicher Uebel auf den Geiſt. Das muß falſch ſein; Dein Brief ſelbſt beweiſt, wenn ich ihn von der Seite anſehe, immer noch das Gegentheil und L. Sch. wird mir verzeihen, wenn ich auf ihr Zeugniß hierüber nicht recht traue. Ich weiß wie man iſt, wenn man von einer Reiſe zurückkommt, wo man eine Zeitlang unter andern Menſchen und in andern Verhältniſſen zugebracht hat, wie einem da alles neu und verändert vorkommt und wie einem vorzüglich niemand lebendig und warm genug iſt, weil keinem andern ſo wie dem gereiſten die Reiſeluft ſo aus dem Körper ſchlägt. So mag es ihr auch gegangen ſein, und nach ein paar Wochen wird ſie gewiß die Entdeckung gemacht haben, daß Du noch ganz die alte biſt. Möchteſt Du Dich unterdeß nur nicht eines andern von ihr überreden laſſen, denn beweglich iſt das Gemüth in einem ſolchen Zuſtande leider gar ſehr. Im Grunde glaubt ſie es ſelbſt nicht, ſonſt würde gewiß bei dieſer Bemerkung und der Vergleichung mit dem Onkel, deſſen Geiſt ſich auch übrigens wieder zu erholen ſcheint, der fühlenden und theilnehmenden Seele kein Lächeln aufgeſtiegen ſein. Wenn ich aber auch Recht habe, ſo kann es doch mit Deinem Körper auf die Länge nicht ſo fort gehn. Die Idee hieſige Aerzte zu conſultiren habe ich leider ganz aufgegeben, es müßte denn Dein dortiger Arzt ſich ſelbſt dazu hergeben und eine ordentliche Krankengeſchichte aufſezen, denn die Fragmente, die Du uns geben kannſt, ſind nicht hinlänglich, einen Arzt zu leiten. Den Winter über, dieſe traurige Zeit für Kranke, wo ich Deiner öfter, als die Feder es Dir ſagen wird, mitleidend gedenken werde, mußt Du Dich freilich noch ſo durchſtümpern, denn da iſt wenjg anderes zu machen, als eben Arzenei zu ſchlucken, ſo viel befohlen wird; aber ſobald der Sommer hereinbricht, muß von zwei Dingen eins geſchehn: entweder mußt Du auf ein Vierteljahr wenigſtens nach Herrnhut reiſen, um S. zu Rathe zu ziehn und Dich mit voller

Muße zu pflegen, oder Du mußt in irgend ein Bad gehn, ſei es nun Flinsberg oder Landeck. Sieh das nur ſchon von jezt an als eine unveränderliche Nothwendigkeit an, und mache immer von weitem Anſtalten dazu, was die Erlaubniß und das Anſtaltsweſen betrifft, für das übrige ſoll ſich ſchon Rath finden. Ich glaube, ein Bad iſt das einzige, was Dir gründlich helfen kann. Wunder werden in ſolchen Fällen durch mineraliſche Waſſer gewirkt, und da ſie von Gott dazu gemacht ſind, warum ſollteſt Du ſie gerade nicht brauchen? Karl hat heute bei mir gefrühſtückt und ſeinen Brief bekommen. Es war im Ganzen eine traurige Geburtstagsfeier, ſeine ſo nahe bevorſtehende Abreiſe und Dein Brief waren nicht Mittel, um recht viel Fröhlichkeit zu verbreiten; ich that mein Beſtes uns Beide aufzuheitern. Ich theilte ihm das Badeproject mit, und nachdem wir Beide recht ordentlich darüber geſprochen hatten, waren wir ſo getröſtet über Dich und ſo voller Hoffnung für Deine Geſundheit, als ob der Sommer, der doch noch gar nicht an's Abſchiednehmen denkt, ſchon wieder vor der Thür ſtände und Du ſchon auf dem Wagen ſäßeſt nach Flinsberg. Ach, wenn's nur nicht ſo lange hin wäre, und Du den böſen Winter erſt hinter Dir hätteſt! Deine Abſchriften aus der Urania, haben wir zuſammen geleſen, und im ganzen ſchien es, als ob ſie mir beſſer gefielen als ihm. In den Briefen iſt viel ſchöne Empfindung und in dem Geſpräch zwiſchen Mutter und Kind viel ächte Kindlichkeit. Das mit dem Einſiedler hat mir am wenigſten gefallen, es iſt alles ſo ſchief darin genommen, und der Menſch zerfällt ſo, und die Form iſt ſo bis zum bedeutungsloſen abgenuzt, und Kenntniß von dem Zuſtand, der eigentlich geheilt werden ſoll, iſt faſt gar nicht darin. So etwas kann nur derjenige ſchildern, der es erfahren hat, und das ſcheint Ewald's Fall gar nicht zu ſein. Carl wollte Dir ausführlich darüber ſchreiben, darum ſage ich nur dies wenige. In 14 Tagen habe ich den guten Jungen nicht mehr, aber die feſte Ueberzeugung, daß er gewiß dort nicht länger bleibt, und daß ich ihn über's

Jahr wieder ſehe, macht, daß ich es leichter ertrage. Inzwiſchen wird es mir eine gewaltige und ſchwere Lücke ſein, um ſo mehr, da auf ſein Briefſchreiben ſo wenig zu rechnen iſt. Dies iſt freilich, wie Du ſagſt, immer nur ein ärmlicher Erſaz, aber es iſt doch etwas.

Den 27ſten September.

Fort iſt er, der gute Junge, und eine gewaltige Leere iſt mir bereitet. Lang wird mir die Zeit währen, ehe ich wenigſtens von ſeiner glücklichen Ankunft höre, und noch länger die Zeit, bis ich die Gewißheit habe, ihn wieder in die Nähe zu bekommen. Von unſerm fleißigen Beiſammenſein hat er Dir, wie ich ſehe, geſchrieben und ich will's nicht wiederholen. Einen Genuß, der mir immer werth bleiben wird, hat mir ſein Hierſein gewährt, und natürlich die lezte Zeit am meiſten, theils, weil wir uns nur nach und nach kennen lernten, theils weil die bevorſtehende Trennung uns jeden Augenblick doppelt werth machte. Heute Morgen frühſtückten wir noch zuſammen, und Mittags war er zum lezten mal bei mir, aber ganz reiſefertig. Er brachte mir ſeinen Brief an Dich, eine Menge Sachen, die er hier ließ, und ſo ließ er ganz verwirrt und reiſetaumelnd das lezte Lebewohl hören. Es iſt eine von den wenigen nüzlichen Wirkungen der menſchlichen Trägheit, daß ſie die Augenblicke des Scheidens erleichtert, weil ſie ſo viel auf den lezten Augenblick aufſpart, daß an wenig anderes gedacht werden kann. — Führ' ihn der Himmel glücklich hin und bald wieder zurück. Man lieſt jezt in den Zeitungen bisweilen von republicaniſirenden Bewegungen in jenen Gegenden, die ſeinem gegenwärtigen Aufenthaltsort ganz nah liegen. Das hat mir ſchon bisweilen bange gemacht, und ich wünſche nun noch einmal ſo ſehnlich den Frieden, der entweder dieſe Unternehmungen auf eine ruhige Art vollendet, oder das Schickſal dieſer Länder auf eine andere Weiſe beſtimmt. Der Himmel bewahre, daß dort irgend ein um ſich greifendes Feuer auflodere. So gern ich Carln wünſchte in einer Republik zu leben, wo jedem thätigen Geiſt aus jedem Gewerbe die Theilnahme an den gemeinen Angelegenheiten offen ſieht, ſo ängſtlich würde es mir ſein, ihn irgendwo zu wiſſen, wo eben eine Republik gemacht wird. Schönes Wetter hat er zu ſeiner Reiſe und ich wünſchte wohl, daß es ſo bliebe, damit er von dem ſchönen Harzgebirge, welches er wenigſtens vorbeireiſen muß, einen angenehmen Eindruck bekomme. Daß ich außer unſerm brüderlichen Weſen auch für die Erweiterung meiner Kenntniſſe viel an ihm verliere, weißt Du vielleicht nicht. Ich beſchäftige mich ſeit einiger Zeit einigermaßen mit Naturwiſſenſchaften und beſonders mit Chemie, und da er nun ſein Fach während ſeines Hierſeins ſehr wiſſenſchaftlich betrieben hat, ſo habe ich viel von ihm gelernt, gewiß mehr, als er von mir in andern Dingen. Er hat gewiß mehr gründliche Einſicht in den Wiſſenſchaften, die in ſein Fach einſchlagen, als hundert andere, und das hilft ihm für ſein äußeres alles nichts ohne Geld; fatale Welt mit ihren Einrichtungen!

Den 4ten October.

Daß Dein Brief die Nachricht von dem Abſcheiden Deiner treuen und ſo ſehr geliebten Stubengefährtin enthalten würde, hatte ich wohl im voraus vermuthet, ja ſogar von Herzen gewünſcht, denn bei einem Uebel von der Art, was hilft da langes Leiden, wenn doch keine Beſſerung zu hoffen iſt. Welchen Eindruck dies alles auf Eure Kinder gemacht haben muß, kann ich mir gar leicht vorſtellen und freue mich herzlich jeder guten Empfindung, welche dieſes Bild bei mancher unter ihnen hervorbringen wird, wenn auch jezt unmittelbar wenig davon zu bemerken wäre. Bekannte Perſonen und beſonders ſolche, die ihre Wohlthäter geweſen ſind, ſterben zu ſehn, das pflegt auch Kindern ſchon ſehr heilſam zu ſein. — Auch ich bin in dieſen lezten Wochen durch die Krankheit eines Mannes erſchreckt werden, mit dem ich freilich ſo genau nicht verbunden war, als Du mit L., aber für den ich mich doch von ganzer Seele intereſſire. Der alte Probſt Spalding nämlich, ein Mann von beinah 83 Jahren, bekam vor einigen Wochen eine ziemlich heftige Ruhr und war lange in Gefahr. Aber welche Natur, ſich in ſolchem Alter durch ſolches Uebel hindurchzuarbeiten, und er hat es richtig gethan und zwar wohnt er noch in ſeinem Sommeraufenthalt Charlottenburg, wo er doch nicht jeden Augenblick, wenn ihm etwas beſonderes zuſtieß, ärztliche Hülfe haben konnte. Jezt iſt über den herrlichen Mann ein neues Unglück ausgebrochen: ſeine Frau, die ſeiner mit der größten Zärtlichkeit und Sorgfalt gepflegt hat, hat nun die Ruhr in einem weit heftigeren Grade bekommen, als er ſie hatte, und man iſt ſehr für ihr Leben beſorgt; ſeit geſtern fängt ſie an ſich etwas zu beſſern. Die Zärtlichkeit, welche zwiſchen dieſen beiden ehrwürdigen Alten ſtattfindet, und die kindliche Verehrung aller ihrer Kinder und Angehörigen iſt in unſrer Stadt, wo es faſt zum guten Ton gehört, mit ſeinen nächſten Blutsverwandten ſo wenig als möglich nahe verbunden zu ſein, ein ſeltnes Beiſpiel echt patriarchaliſcher Eintracht und Pietät, und was ich davon höre — denn ich ſehe nichts davon, weil ſie Beſuche unter ſolchen Umſtänden nicht gern haben — erfreut mich immer faſt bis zum Entzücken.

Meine verreiſten Freunde — ich habe ſchon in meinem lezten Briefe, wo ich nicht irre, der Reiſe der beiden Dohna's erwähnt — bleiben etwas länger, als Deine L., denn ſie ſind noch nicht zurück und werden erſt gegen Ende des Monats erwartet. Ueber ſie wie über L. Sch. freue ich mich herzlich. Wie gern gönne ich es jedem guten Menſchen von Zeit zu Zeit die Freuden des Wiederſehns mit den ſeinigen zu genießen. Daß L. zu ihrem Vortheil verändert befunden worden iſt, nimmt mich gar nicht Wunder. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß nichts mehr bildet, als das Bilden andrer Menſchen, und nur in der Selbſtthätigkeit zu einem großen Zweck die Frauenzimmer, und beſonders bei Euch, nur als Vorſteherinnen oder in der Erziehung froh werden können.

Dies zuſammen muß freilich eine große Wirkung auf's Gemüth machen. Die Heiterkeit, mit der ſie zurückgekommen iſt, hat freilich verurſacht, daß ihr Dein Zuſtand noch weit übler erſchienen iſt, als er geweſen ſein mag, aber gewiß wird von ihrer Freudigkeit auch viel auf Dich übergegangen ſein, und wenn ſie und ihre Sorge um Dich nicht wäre, wie bange müßte mir bei Deiner fortwährenden Schwachheit ſein. Grüße ſie herzlich von mir. — Sonderbar, daß mir auch kurz vor der Ankunft Deines Brieſes etwas ähnliches begegnet iſt, wie Dir, in Abſicht auf Aehnlichkeit. Ich gehe unter den Linden und begegne da einem ſehr anſtändig aber ſehr beſcheiden angekleideten jungen Frauenzimmer, welches Dir — den einzigen Umſtand abgerechnet, daß ſie etwas, jedoch auch nicht bedeutend, größer war — ſo vollkommen glich, wie mir noch nie etwas vorgekommen iſt. Sie ſchien zu promeniren und hatte einen Bedienten hinter ſich; ich beobachtete ſie ein paar mal die Linden auf und ab, um zu hören, ob ſich niemand zu ihr geſellen und ob ſie nicht ſprechen würde; am Ende aber ging mir nicht ſowohl die Neugierde als vielmehr die Zeit aus, und ich mußte ganz unbefriedigt abtrollen. Einige Tage darauf bin ich bei Herz zu einem Thee, wo viele Leute waren, und ſiehe da, auch ein Geſicht, von dem ich nicht zweifeln konnte, daß es das nämliche ſei, welches ich vor wenigen Tagen vergeblich verfolgt hatte. Es war ein Fräulein aus Sachſen, aber Deinen Ton der Sprache und Dein Lachen hatte ſie nicht. Sollte die Aehnlichkeit vollkommen ſein, ſo müßte ich an ihr auch noch eine kleinere Naſe gefunden haben, als die Deinige, die, wie Du wohl weißt, ungebührlich klein iſt. Ich ſprach mit ihr und ſie redete ſehr verſtändig und ungezwungen über Iffland, über das Theater, über einige Bücher und was dergleichen Unterhaltungs-Pläze in ſolchen Zirkeln mehr ſind; aber ein beſonderes Intereſſe fand ich denn auch nicht an ihr.

Für heute leb' wohl, ich habe Dir noch viel zu ſagen und der Brief wird ſich wohl noch ein paar Poſttage gedulden müſſen.

Den 22ſten October.

Aus den paar Poſttagen ſind ein paar Wochen geworden und deſſen, was ich Dir zu ſagen habe, iſt unterdeß nicht weniger, ſondern mehr geworden. Da ſind vor einigen Tagen die Dohna's zurückgekommen und haben mir viel aus Preußen erzählt. Alles befindet ſich wohl, alles lebt einträchtig; der frohen Feſte ſind während dieſes Aufenthalts viele gefeiert worden, unter anderm iſt Graf Louis' Geburtstag den 8ten September mit einer großen militairiſchen Fête begangen worden. Graf Fabian, der bisher als Junker in Königsberg vielerlei Unannehmlichkeit erduldet, iſt Officier geworden, und meiner erinnern ſich alle, wie die Grafen verſichern, freundlich und liebreich. Es thut mir doch immer noch ſehr wohl, von dort zu hören, und mein herzliches Intereſſe an dieſen lieben Leuten wird nie aufhören. — Da haben die Grafen noch einen andern Dohna mitgebracht und in dem hab' ich einen alten Bekannten entdeckt, den ich als Knabe in der Anſtalt zu Niesky gekannt habe, und der mit Carl auf einer Stube wohnte. Er war ein außerordentlich ſchönes Kind und iſt jezt mit ſtarken traits und von den Pocken verdorben nichts weniger als hübſch; was innerlich aus ihm geworden, das kann ich freilich von einmal ſehen nicht beurtheilen. Eigentlich wollte ich Dir aber von einer weit intereſſanteren Bekanntſchaft erzählen, die ich zwar dem äußeren nach ſchon dieſen Sommer gemacht, die aber erſt ſeit kurzem für mich recht wichtig und fruchtbar geworden iſt. Es iſt nichts weibliches, ſondern ein junger Mann, der Schlegel heißt und ſich jezt hier aufhält. Ich lernte ihn zuerſt in einer geſchloſſenen Geſellſchaft kennen, von der ich ein Mitglied bin, wo man zuſammenkommt, um ſich Aufſäze vorzuleſen, ſchöne ſchriftſtelleriſche Werke zu beherzigen, literariſche Neuigkeiten mitzutheilen u. ſ. w. Ich weiß nicht, ob ich Dir von dieſer Geſellſchaft, unter dem Namen der Mittwochsgeſellſchaft, ſchon etwas geſchrieben habe; wo nicht, ſo ſoll Dir nächſtens eine nähere Nachricht davon zu Dienſten ſtehn. Hier lernte ich Schlegel zuerſt kennen, dann ſah ich ihn öfters bei Herz, und Brinkmann, der ſeine Bekanntſchaft ſchon vor einigen Jahren gemacht hatte, brachte uns näher zuſammen. Er iſt ein junger Mann von 25 Jahren, von ſo ausgebreiteten Kenntniſſen, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich iſt, bei ſolcher Jugend ſo viel zu wiſſen, von einem originellen Geiſt, der hier, wo es doch viel Geiſt und Talente giebt, alles ſehr weit überragt, und in ſeinen Sitten von einer Natürlichkeit, Offenheit und kindlichen Jugendlichkeit, deren Vereinigung mit jenem allen vielleicht das wunderbarſte iſt. Er iſt überall, wo er hin kommt, wegen ſeines Wizes ſowohl, als wegen ſeiner Unbefangenheit der angenehmſte Geſellſchafter, mir aber iſt er mehr als das, er iſt mir von ſehr großem, weſentlichem Nuzen. Ich bin zwar hier nie ohne gelehrten Umgang geweſen, und für jede einzelne Wiſſenſchaft, die mich intereſſirt, hatte ich einen Mann, mit dem ich darüber reden konnte. Aber doch fehlte es mir gänzlich an einem, dem ich meine philoſophiſchen Ideen ſo recht mittheilen konnte, und der in die tiefſten Abſtractionen mit mir hineinging. Dieſe große Lücke füllt er nun auf's herrlichſte aus; ich kann ihm nicht nur, was ſchon in mir iſt, ausſchütten, ſondern durch den unverſiegbaren Strom neuer Anſichten und Ideen, der ihm unaufhörlich zufließt, wird auch in mir manches in Bewegung geſezt, was geſchlummert hatte. Kurz für mein Daſein in der philoſophiſchen und literariſchen Welt geht ſeit meiner näheren Bekanntſchaft mit ihm gleichſam eine neue Periode an. Ich ſage: ſeit meiner *näheren* Bekanntſchaft, denn obgleich ich ſeine Philoſophie und ſeine Talente weit eher bewundern lernte, ſo iſt es doch eine Eigenheit von mir, daß ich auch in das innere meines Verſtandes niemand hineinführen kann, wenn ich nicht zugleich von der Unverdorbenheit und Rechtſchaffenheit ſeines Gemüths überzeugt bin. Ich kann mit niemand philoſophiren, deſſen Geſinnungen mir nicht gefallen. Nur erſt, nachdem ich hievon ſoviel Gewißheit hatte, als man mit geſunden Sinnen aus dem Umgang und den kleinen Aeußerungen eines Menſchen ſchöpfen kann, gab ich mich ihm näher und bin jezt ſehr viel mit ihm. Er hat keine ſogenannte Brotwiſſenſchaft ſtudirt, will auch kein Amt bekleiden, ſondern, ſo lange es geht, ſpärlich aber unabhängig von dem Ertrag ſeiner Schriftſtellerei leben, die lauter wichtige Gegenſtände umfaßt und ſich nicht ſo weit erniedrigt, um des Brodes willen etwas mittelmäßiges zu Markte zu bringen. An mir rupft er beſtändig, ich müßte auch ſchreiben, es gäbe tauſend Dinge, die geſagt werden müßten und die gerade ich ſagen könnte; und beſonders, ſeit er mich in der erwähnten Geſellſchaft eine kleine Abhandlung hat vorleſen hören, läßt er mir keinen Tag Ruhe. Wir kauen jezt an einem Project, daß er auf Neujahr zu mir ziehn ſoll und ich würde mich königlich freuen, wenn das zu Stande käme; denn jezt koſtet mich jeder Gang zu ihm hin und zurück immer eine Stunde Weges. Nota bene den Vornamen hat er von mir, er heißt Friedrich; er gleicht mir auch in manchen Naturmängeln, er iſt nicht muſikaliſch, zeichnet nicht, liebt das franzöſiſche nicht und hat ſchlechte Augen. Seit 8 Tagen habe ich einen großen Theil meiner Vormittage, die ich ſonſt ſehr heilig halte, bei ihm zugebracht, um eine philoſophiſche Lectüre mit ihm zu machen, die er nicht gut aus den Händen geben konnte. Daß ich ſo viel von ihm geplaudert habe, wird Dir hoffentlich nicht unlieb ſein, da er zu denen gehört, die mir jezt hier die liebſten ſind.

Von der Mutter habe ich ſeit ewigen Zeiten nichts gehört und von Arnsberg auch noch keine Nachricht, obgleich Carl verſprach zu ſchreiben, ſobald er angekommen wäre. Wollt ich anfangen zu klagen, wie ſehr er mir fehlt, und wie nichts, was ich in dieſer Rückſicht befürchtete, zu viel war, ſo würde ich das Ende ſobald nicht finden können. Ich will mich aber darauf nicht einlaſſen, wem wäre auch damit geholfen. — Es iſt ſehr ſpät, ſo ſpät, daß Du ſchon halb ausgeſchlafen haben kannſt. Möchteſt Du wohl ruhen. — —

Vertiefe Dich nicht zu ſehr in den Verluſt Deiner unvergeßlichen Z. Ich will nicht, daß Du ihre Stelle beſezen ſollſt, liebe, ach nein! nie kann man die Stelle eines Freundes erſezen. Wer glücklich genug iſt deren mehrere zu haben, dem iſt jeder einzelne etwas anderes; eine Doublette in der Freundſchaft hat gewiß niemand. Aber Du ſollſt neben dem unerſezlichen Verluſt auch den Beſiz deſſen was Du haſt mit Freude und Dank fühlen; es iſt doch wahrlich nicht wenig, und wenige, ſelbſt unter denen, die es zu ſchäzen wiſſen, werden eine ähnliche Aufzählung machen können. Deinem Wunſche gemäß muß ich mich wohl von dem kleinen Aufſaz „über Fülle des Herzens“, den ich Dir aus Schleſien entführt habe, trennen, um ihn Dir zurückzuſchicken. Ich habe ihn noch einmal durchgeleſen und es kommt mir vor, als hätte der Verfaſſer doch wohl keine rechte Erfahrung von der Fülle des Herzens aus ſich ſelbſt, nämlich ſonſt würde er ſie gewiß von der wahren Empfindſamkeit nicht getrennt, ſondern auf's engſte damit vereinigt haben: eine iſt ohne die andere nichts, und nur, wo ſie beide vereinigt ſind, iſt das Höhere vorhanden, was ihnen beiden erſt wahren Werth giebt. Dies ſtatt aller Bemerkungen, womit ich ihn begleiten wollte. Ueberhaupt, wer rechte Herzensfülle hat, wird ſelten darüber ſchreiben, eben deswegen, weil ſie ihn ganz durchdringt: ſo wenigſtens nie. Denn, was man überall in ſich findet, das, wovon jede Handlung, auch die allerverſchiedenartigſten, durchdrungen ſind, das wird man ſelten als einen eigenen Stoff betrachten, von allem andern abſondern und andern Eigenſchaften entgegenſezen.

Den Brief vom Onkel ſchließe ich Dir auch bei, er iſt alt genug geworden. Heute iſt für mich ein ſeltener Tag, es iſt Sonntag und ich habe gar nicht gepredigt. Ich höre aber jezt ein ſehr intereſſantes Collegium, das Sonntags von 11—1 gehalten wird (Du kannſt denken, wie beſchwerlich mir das an den Tagen fällt, wo ich zweimal zu predigen habe), das habe ich denn auch heute gehört und bin alſo nicht ohne äußere Thätigkeit geweſen. Den Reſt des Tages werde ich wahrſcheinlich mit Schlegel allein zubringen. — Ich weiß nicht, ob ich Dir geſagt habe, daß die Kirchenräthin E. jetzt hier iſt; auch einer traurigen Familien-Angelegenheit halber. Ihre Tochter, die ſeit 10 Jahren mit einem Officier verheirathet und lange unglücklich geweſen iſt, kann es nun nicht länger aushalten; ſie iſt von ihm gegangen und es iſt eine Scheidung im Werke. Nichts iſt jetzt gemeiner, als traurige Eheverhältniſſe, und wenn das zu Chriſti Zeiten mehr die Härtigkeit des Herzens bewies, ſo ſcheint es jezt mehr von der Erbärmlichkeit deſſelben herzurühren, davon, daß es die Leute von Anfang an mit ihrem Leben und Lieben auf nichts ordentliches anlegen und keinen Begriff und keinen Zweck damit verbinden. Glücklich ihr, die ihr das ſo wenigſtens äußerlich nicht zu ſehn braucht. Adieu, laß bald wieder von Dir hören. Dein treuer Bruder.

Berlin, den 21ſten November 1797.

Wie oft und wie ich Deiner ſchon heute gedacht habe, das kannſt Du Dir leicht denken. Wie viel Freude ich auch heute gehabt habe, ſo iſt doch dieſes Andenken nie ohne Bangigkeit geweſen, denn wer weiß, in welchem traurigen Geſundheitszuſtande Du arme dieſen Tag verbringſt! Auch nicht ohne Vorwürfe; denn wer weiß, ob Du heute ſchon im Beſiz meines ſo lange verſchobenen und gewiß ſo lange ſehnlich erwarteten Briefes geweſen biſt. Wie lange magſt Du danach gebangt und was für ängſtliche Vorſtellungen magſt Du Dir endlich gemacht haben. — Doch ich will nicht anfangen über mich ſelbſt zu ſchimpfen, ſonſt möchteſt Du am Ende vom heutigen Tage gar nichts hören. Recht viel und mancherlei Freuden habe ich gehabt, und dies iſt ſchon die zweite Recapitulation davon. Ich hatte eigentlich beſchloſſen, dieſen Tag ganz ſtill und ſehr fleißig in meiner Klauſe zu verbringen, und nur Abends war ich zum Thee bei gemeinſchaftlichen Freunden von mir und Schlegel gebeten, die aber von meinem Geburtstag gar nichts wiſſen konnten, bei einer Tochter nämlich von Moſes Mendelsſohn, die hier an einen Banquier verheirathet iſt. So ſaß ich des Morgens um 10 Uhr im tiefſten Negligee an meinem Tiſch, als — der älteſte Dohna erſchien, der mich freilich ſeit ſeiner Rückkunft noch nicht beſucht hatte. Er hielt ſich aber ungewöhnlich auf, ſah manchmal ängſtlich nach dem Fenſter, ſo daß ich faſt argwohnte, daß etwas vor ſein müßte, — doch ohne begreifen zu können, was. Endlich kam ſein Bruder nach, der fing mit einer Gratulation an, ſo daß ich merkte, mein Geburtstag wäre verrathen, und nicht lange darauf kam angefahren Madame Herz — bei der ich ſehr oft mit Dohna's bin — und Madame Veit, bei der ich auch den Abend ſein ſollte, mit Schlegel. Die Männer der beiden Frauen entſchuldigten ſich mit Geſchäften. Plötzlich war auch mein Tiſch abgeräumt und mit Chocolade und Kuchen beſezt, den Dohna beſorgt hatte. Die freundlichſten Glückwünſche ſtrömten mir auf allen Seiten zu, und kleine Geſchenke, um mir die Erinnerung an dieſe freundliche Feier feſt zu halten. Die Herz ſchenkte mir ein Uhrband, weil meine Kette im deplorabelſten Zuſtande war, die Veit ein paar Handſchuh und ein Weinglas, um den Burgunder, den ſie mir für meinen Magen verordnet hat, daraus zu trinken, und Schlegel ein Fläſchchen Parfüm für meine Wäſche, wovon ich, wie er weiß, ein großer Freund bin. Du kannſt denken, wie ich mich über die Theilnahme von fünf Menſchen, die mir alle in einem hohen Grade werth ſind, herzlich gefreut habe, und wie wenig ich eben deswegen dazu ſagen konnte. Schlegel ſpielte mir zwar einen kleinen Poſſen, indem er ſie aufhezte, in choro in ſeinen alten Wunſch einzuſtimmen, daß ich nämlich nun auch fleißig ſein, d. h. Bücher ſchreiben ſollte. 29 Jahr und noch nichts gemacht, damit konnte er gar nicht aufhören, und ich mußte ihm wirklich feierlich die Hand darauf geben, daß ich noch in dieſem Jahr etwas eigenes ſchreiben wollte — ein Verſprechen, was mich ſchwer drückt, weil ich zur Schriftſtellerei gar keine Neigung habe. Zum Erſaz dafür wurde aber etwas herrliches beſchloſſen, wovon ſchon ſeit einigen Tagen die Rede geweſen war, daß nämlich Schlegel den Winter über zu mir herausziehn ſollte. Ich habe eine Stube, die ich ihm abtreten kann, und heute iſt alles arrangirt worden. Du kannſt denken, wie innig ich mich darauf freue, meine leere Einſamkeit gegen einen ſolchen Geſellſchafter zu vertauſchen und wie lang mir in dieſer Erwartung die 6 Wochen bis Neujahr dauern werden. Gegen Mittag entfernte ſich mein ſchöner Beſuch und überließ mich meinen frohen Betrachtungen über das Glück, überall ſo viel Wohlwollen zu finden, und über den ſchönen Anfang eines neuen Lebensjahres.

Gegen Abend ging ich zu Veit's, wo wir mit Schlegel ſehr vergnügt waren und noch einmal in einem, wie ich es liebe, ſehr guten aber ſehr mäßigen Punſch meine Geſundheit getrunken wurde. Von da bin ich vor einer Stunde zurückgekommen und habe an die B — und an Dich geſchrieben. Was ſagſt Du zu dieſem Geburtstag? hat wohl noch etwas anders gefehlt, als ein Brief von Dir, und daß Sack's und Eichmann's davon gewußt hätten, um ihn ſo vollkommen glücklich zu machen, als er in Berlin nur ſein konnte. Ich bin aber auch von Dankbarkeit und von Freude durchdrungen. Wie herzlich waren die guten Menſchen alle, wie gab mir jedes Wort und jede Miene ihr aufrichtiges Wohlwollen, ja ihr Vertrauen zu fühlen. Es hat mich gefreut, neben Schlegel zu ſtehn, der mir an Talent, an Wiz, an Geſellſchaftsgaben ſo weit überlegen iſt, und doch von denen, die uns beide kennen, ſo viel Liebe zu genießen. Es kann doch nichts ſein, als meine eigenſte Perſönlichkeit, was ihnen gefällt, aber was eigentlich? ich weiß es nicht. — Und was für Schäze habe ich nun noch in der Ferne, in Oſten und Weſten und Süden, ja ich überzeuge mich, daß wenig Menſchen ſo reich ſind als ich, und ich würde übermüthig werden, wenn ich nicht wüßte, daß der Menſch auch dieſe Kleinode in zerbrechlichen Gefäßen trägt. Auch in Gnadenfrei iſt meiner gedacht worden, und herzlichen, warmen Dank den guten Seelen, die Deine Freude und Deine Gedanken getheilt haben. Was iſt es, wenn die

Freude wehmüthig macht? das iſt der höchſte und ſchönſte Standpunkt ihres Thermometers, und ſo ſteht ſie bei mir heute.

Den 19ten December 1797.

. — — — Ich bewillkommne Dich herzlich in der Wohnung Deiner Wahl. Der Himmel laſſe Dich Ruhe und Friede da finden und vor allen Dingen Geſundheit. Du arme, was haſt Du wieder gelitten in der Periode, in der Dein Brief geſchrieben iſt! Daß Du in einem ſolchen Zuſtande immer befürchten mußteſt, Du werdeſt nicht im Stande ſein, Deine Pflichten mit der Treue zu erfüllen, die Du Dir zum Geſez gemacht hatteſt — das kommt mir ſo natürlich vor, daß es alle meine Einwürfe entkräftet. Daß Du mir aus Deinem neuen Aufenthalt ſo wenig geſchrieben haſt, iſt mir zwar, wie Du leicht denken kannſt, nicht angenehm, aber ich kann doch auch nichts dagegen ſagen, weil ich ſonſt den Brief, der mir diesmal ſo beſonders nöthig war, noch nicht bekommen hätte. Das alte und bekannte, welches Du in dieſem Hauſe antriffſt: dieſelbe Stube, zum Theil dieſelbe Geſellſchaft, das mag freilich erfreulich genug ſein. Wo bleibt aber L— Sch—? wo bleiben die Thee's, bei denen euch kein ungebetener Mitinhaber des Zimmers ſtörte? Ich rechne darauf, recht bald einen ausführlichen Brief zu bekommen, der mir nach meinem Begehr das innere und äußere Deiner Lage — das ökonomiſche auch — recht ausführlich darſtelle. Bei mir ſoll auch nächſtens die große Veränderung vorgehn. Uebermorgen zieht Schlegel zu mir und heute wird ſchon ſeine Stube geſcheuert und alle nöthigen Anſtalten werden getroffen. Grade iſt es den 21ſten; wie iſt der Monat von meinem Geburtstag bis nun verfloſſen! und wie gewaltſam eilt das Jahr zu Ende! für mich ſtirbt es an der ſchnellen Auszehrung; aber ein gutes will es mir noch zulezt ſtiften, deſſen ich mich noch lange freuen ſoll. Gute Nacht für heute, es iſt ſpät. Du wirſt merken, daß es großentheils die Abendſtunden ſind, in denen ich an Dich ſchreibe. Kann man etwas beſſres thun, ehe man ſich dem kurzen Tode in die Arme wirft, als noch zu bereiſen, was einem auf der Erde am theuerſten iſt? Wie lange ſchläfſt Du ſchon in Deinen klöſterlichen Mauern? ganz gegen Deine Gewohnheit haſt Du mir ja nicht einmal geſchrieben, an welchem Tage Du ausgezogen biſt? das muß ich noch erfahren.

Den 31ſten December.

Wie iſt das Jahr zu Ende gegangen, ohne daß dieſe Epiſtel vorwärts gekommen iſt! Da kam das Feſt, wo ich diesmal gepredigt habe, da kam Schlegels Einziehen und Einrichtung bei mir, und ſo iſt die Zeit vergangen ohne mich zu fragen. Eine herrliche Veränderung in meiner Exiſtenz macht Schlegels wohnen bei mir. Wie neu iſt mir das, daß ich nur die Thüre zu öffnen brauche, um mit einer vernünftigen Seele zu reden, daß ich einen guten Morgen austheilen und empfangen kann, ſobald ich erwache, daß mir Jemand gegenüber ſitzt bei Tiſche, und daß ich die gute Laune, die ich Abends mitzubringen pflege, noch früh Jemand mittheilen kann. Schlegel ſteht gewöhnlich eine Stunde eher auf als ich, weil ich meiner Augen wegen des Morgens kein Licht brennen darf, und mich alſo ſo einrichte, daß ich vor ½9 Uhr nicht ausgeſchlafen habe. Er liegt aber auch im Bette und lieſt, ich erwache gewöhnlich durch das Klirren ſeiner Kaffetaſſe. Dann kann er von ſeinem Bett aus die Thüre, die meine Schlafkammer von ſeiner Stube trennt, öffnen, und ſo fangen wir unſer Morgengeſpräch an. Wenn ich gefrühſtückt habe, arbeiten wir einige Stunden, ohne daß einer vom andern weiß; gewöhnlich wird aber vor Tiſch noch eine kleine Pauſe gemacht, um einen Apfel zu eſſen, wovon wir einen gemeinſchaftlichen ſchönen Vorrath der auserleſenſten Arten haben; dabei ſprechen wir gewöhnlich über die Gegenſtände unſrer Studien. Dann geht die zweite Arbeitsperiode an bis zu Tiſch, d. h. bis halb zwei. Ich bekomme mein Eſſen, wie Du weißt, aus der Charité, Schlegel läßt ſich ſeines aus einem Gaſthauſe holen. Welches nun zuerſt kommt, das wird gemeinſchaftlich verzehrt, dann das andere, dann ein paar Gläſer Wein getrunken, ſo daß wir beinah ein Stündchen bei unſerm Diner zubringen. Ueber den Nachmittag läßt ſich nicht ſo beſtimmt ſprechen; leider aber muß ich geſtehn, daß ich gewöhnlich der erſte bin, der ausfliegt, und der lezte, der nach Hauſe kommt. Doch iſt nicht die ganze Hälfte des Tages dem geſellſchaftlichen Genuß gewidmet; ich höre einige mal die Woche Collegia und leſe einigemal welche — verſteht ſich privatissime, nur einem oder dem andern guten Freunde, und dann erſt gehe ich, wohin meine Luſt mich treibt. Wenn ich Abends zwiſchen 10 und 11 nach Hauſe komme, finde ich Schlegel noch auf, der aber nur darauf gewartet zu haben ſcheint, mir gute Nacht zu geben und dann bald zu Bette geht. Ich aber ſeze mich dann hin und arbeite gewöhnlich noch bis gegen 2 Uhr, denn von da bis halb 9 kann man noch vollkommen ausſchlafen. Unſre Freunde haben ſich das Vergnügen gemacht, unſer Zuſammenleben eine Ehe zu nennen und ſtimmen allgemein darin überein, daß ich die Frau ſein müßte, und Scherz und Ernſt wird darüber genug gemacht. Seit Schlegel hier iſt, iſt es doch ſchon ein paar mal geſchehn, daß ich einen ganzen Abend zu Hauſe geblieben bin und daß wir zuſammen von 7—10 einen traulichen Thee getrunken und uns dabei recht ausgeplaudert haben. Wahrſcheinlich aber wirſt Du auch wiſſen wollen, wie ich nun bei dieſer nächſten aller Bekanntſchaften den Mann ſelbſt finde? Ich weiß wirklich nicht, wie viel ich Dir ſchon von ihm geſagt habe, und ſo ſtehe denn ein für alle mal eine kleine Schilderung von ihm hier. Was ſeinen Geiſt anbetrifft, ſo iſt er mir ſo durchaus supérieur, daß ich nur mit vieler Ehrfurcht davon ſprechen kann. Wie ſchnell und tief er eindringt in den Geiſt jeder Wiſſenſchaft, jedes Syſtems, jedes Schriftſtellers, mit welcher hohen und unparteiiſchen Kritik er jedem ſeine Stelle anweiſt, wie ſeine Kenntniſſe alle in einem herrlichen Syſtem geordnet daſtehn und alle ſeine Arbeiten nicht von ungefähr, ſondern nach einem großen Plan aufeinander folgen, mit welcher Beharrlichkeit er alles verfolgt, was er einmal angefangen hat — das weiß ich alles erſt ſeit dieſer kurzen Zeit völlig zu ſchäzen, da ich ſeine Ideen gleichſam entſtehn und wachſen ſehe. Aber nach ſeinem Gemüth wirſt Du unſtreitig mehr fragen, als nach ſeinem Geiſt und Genie. Es iſt äußerſt kindlich, das iſt gewiß der Hauptzug darin; offen und froh, naiv in allen ſeinen Aeußerungen, etwas leichtfertig, ein tödtlicher Feind aller Formen und Plackereien, heftig in ſeinen Wünſchen und Neigungen, allgemein wohlwollend, aber auch, wie Kinder oft zu ſein pflegen, etwas argwöhniſch und von mancherlei Antipathien. Sein Charakter iſt noch nicht ſo feſt und ſeine Meinungen über Menſchen und Verhältniſſe noch nicht ſo beſtimmt, daß er nicht leicht ſollte zu regieren ſein, wenn er einmal jemand ſein Vertrauen geſchenkt hat. Was ich aber doch vermiſſe, iſt das zarte Gefühl und der feine Sinn für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und für die feinen Aeußerungen ſchöner Geſinnungen, die oft in kleinen Dingen unwillkürlich das ganze Gemüth enthüllen. So wie er Bücher am liebſten mit großer Schrift mag, ſo auch an den Menſchen große und ſtarke Züge. Das bloß ſanfte und ſchöne feſſelt ihn nicht ſehr, weil er zu ſehr nach der Analogie ſeines eigenen Gemüths alles für ſchwach hält, was nicht feurig und ſtark erſcheint. So wenig dieſer eigenthümliche Mangel meine Liebe zu ihm mindert, ſo macht er es ihm doch unmöglich, ihm manche Seite meines Gemüths ganz zu enthüllen und verſtändlich zu machen. Er wird immer mehr ſein als ich, aber ich werde ihn vollſtändiger faſſen und kennen lernen als er mich. Sein äußeres iſt mehr Aufmerkſamkeit erregend als ſchön. Eine nicht eben zierlich und voll, aber doch ſtark und geſund gebaute Figur, ein ſehr charakteriſtiſcher Kopf, ein blaſſes Geſicht, ſehr dunkles rund um den Kopf kurz abgeſchnittenes ungepudertes und ungekräuſeltes Haar und ein ziemlich uneleganter aber doch feiner und gentlemanmäßiger Anzug — das giebt die äußere Erſcheinung meiner dermaligen Ehehälfte. In Deinem Brief, meine liebe, kommt auch etwas vom wahren ernſtlichen Heirathen vor, das mir ein ſehr wichtiges Capitel iſt; auch die leiſeſte Vermuthung, daß mir das lächerlich ſein könnte, kann nicht Dein Ernſt ſein, da Du weißt, wie viel mir Häuslichkeit und Herzlichkeit iſt. Ich will Dir nächſtens meine Gedanken darüber recht ausführlich mittheilen; denn fragmentariſch will ich mich auf einen ſolchen Gegenſtand nicht einlaſſen; nur ſo viel, daß leider, leider, Deine Vermuthung wohl wahr werden könnte! Ich habe geſtern Abend ein langes und ſehr merkwürdiges Geſpräch mit der Herz gehabt darüber, wieviel jedem Menſchen von dem, was eigentlich in ihm iſt, verloren zu gehn pflegt durch äußere Lagen. Ach, wie viel ginge in mir verloren bei dieſem Sinn für's Familienleben, wenn ich nicht heirathete — und doch! aber ich will mich nicht melancholiſch machen, denn wenn ich bei dieſem Punkt verweile, bin ich auf dem geraden Wege es zu werden.

Nachmittag muß der Brief auf die Poſt, und da ich noch zu predigen und für meine morgende engliſche Stunde zu überſezen habe, ſo muß ich alles andere aus Deinem Briefe unbeantwortet und vieles unerzählt laſſen. Wie meine beſten Wünſche für das künftige Jahr Dich begleiten, davon rede ich nicht viel. Möchte es Dir endlich Geſundheit mitbringen. Möchteſt Du in Deiner neuen Lage nichts vermiſſen, was Dir in der alten werth war. Daß ich dabei beſonders an L. denke, glaubſt Du ungeſagt. Schreibe mir ja, wie ihr euern freundſchaftlichen Umgang fortſezt. Die Adreſſe des Briefes ſcheint mir von ihrer Hand zu ſein und das iſt eine gute Vorbedeutung, daß Ihr Euch noch ſeht. Das doppelte S-Petſchaft habe ich aber ſchon in ein paar Briefen nicht geſehn. Ach manchmal giebt eine kleine Entfernung eine große Trennung, und es bedarf oft nur einer Mauer, um ein ſchönes Verhältniß zwiſchen zwei freundſchaftlichen Seelen ſo gut als ganz zu zerſtören. Erlöſe mich von dieſer Bangigkeit, bringe zu L., zu Z. und A. meine beſten Wünſche. Möge es jedem dieſer ſchönen Gemüther wohl gehn und kein äußerer Druck die freien Bewegungen eines zarten Herzens in gewaltſame Anſtrengungen, keine ungünſtige Atmoſphäre den lieblichen Hauch eines wohlwollenden Geiſtes in tieſe Seufzer verwandeln. — Gottes Segen mit Euch allen und ſchreibt bald. Bekomme ich nächſtens auch ein Brieſlein an den Weſtphälinger? es wird ihm wohlthun. Dein treuer Bruder.

Schleiermacher an Henriette Herz *).

Den 1ſten Januar 1798.

Hier haben Sie Ihr Fragment, liebe Freundin, die Ueberzeugungen, die es enthält, ſtehen für ſich, aber die Ausſichten für mich mag Ihre fortdauernde Güte wahr machen.

Wenn eine ruhige und ſchöne Seele ſich zwiſchen den lieblichen Ufern des Wohlwollens und der Liebe bewegt, ſo geſtaltet ſie ihr ganzes Leben ſich ähnlich. Es gleicht einem ſtillen Bach, der nicht nur die Bläue des Himmels in voller Klarheit abbildet, ſondern aus deſſen Spiegel ſelbſt die grauen trüben Wolken in milderer Geſtalt zurückſtrahlen, weil die ſchönen Bilder der buntfarbigen Blumen, mit denen jene Ufer überall beſetzt ſind, ſich unmittelbar mit ihrem düſteren Colorit vermiſchen. Wenn die zarten Aeußerungen eines ſolchen Gemüths ſich nur dem Vertrauteren offenbaren — wie nur der das Herz ſeines Freundes ſchlagen hört, der am Buſen deſſelben ausruht — ſo vervielfältigt es dafür in ihm ſein ganzes ſchönes Daſein. Denn, wer ein ſchöngeſtaltetes Leben mitgenießend anſchauen darf, dem fließt das ſeinige gewiß ruhig daneben hin, und wem es vergönnt iſt, auf der Ruhe eines wohlgeordneten Gemüths mit ſeinen Blicken zu verweilen, deſſen Leben kann auch nicht ohne Züge von Schönheit bleiben, weil ein

---

*) Die Brieſe Schleiermachers an Henriette Herz haben nicht in den Originalen, ſondern nur in von ihr ſelbſt gemachten Auszügen, welche durch die Güte ihrer Familie mitgetheilt wurden, vorgelegen. Das Datum ſcheint dabei nicht immer ganz richtig zu ſein.

ſolcher Anblick mit dem wohlthätigſten Zauber alles, was den Grazien feind iſt, entkräftet und verſcheucht.

Schleiermacher an ſeine Schweſter Charlotte.

Berlin, den 23ſten Mai 1798.

Das heißt freilich nicht noch im Monat März ſchreiben; aber für diesmal bin ich, was jenes Verſprechen betrifft, und überhaupt über dieſen langen Aufſchub gar ſehr zu entſchuldigen. Wo ich nicht ſehr irre, habe ich Dir ſchon in meinem lezten Briefe von den Gräfinnen Finckenſtein geſchrieben, den Couſinen der Dohna's, die ich im Winter hier kennen lernte. Eltern und Kinder baten mich ſehr freundſchaftlich, daß ich ſie doch im Sommer auf ihrem Gute beſuchen möchte, aber es hat nicht bis zum Sommer gewährt. Wilhelm Dohna reiſte ſchon in der lezten Hälfte des März hin und ließ mir keine Ruhe, ich mußte die Reiſe mit ihm machen. Wir hatten hier ſchöne Frühlingstage gehabt; aber als wir am 19ten März nach Madlitz reiſten, brachten wir den ganzen Winter wieder mit, und der dauerte auch, ſo lange wir dort waren, d. h. bis zum 28ſten. Von dem ſchönen engliſchen Garten, der da iſt, habe ich alſo wenig genießen können; deſto mehr aber habe ich mich an dem freundlichen Umgang der Familie und an der göttlichen Muſik ergözt. Zwei von den Gräfinnen ſingen den Discant und die dritte den Alt, der eine Bruder den Tenor und der andere den Baß, und ſo können ſie alſo, da ſie auch ſämmtlich gut Clavier ſpielen, die ſchönſten Sachen ganz vollſtändig aufführen. Sie haben mir nicht nur viel alte ſehr ſublime Kirchenmuſik zum beſten gegeben, ſondern mir ſtückweiſe die ganze Gluck'ſche Alceſte vorgeſungen und an meinem Sinn für das, was ihnen das liebſte iſt, große Freude gehabt. Ich habe ihnen verſprochen, im Sommer wiederzukommen, und nun die Akazien blühn, deren ſie in ihrem Garten ſo viele haben, thut es mir ſehr leid, daß ich mein Wort nicht halten kann. Die große Entfernung aller adligen Grillen, das griechiſche Studium des Vaters, die natürliche Freundlichkeit der Mädchen, das intereſſante Gemüth der zweiten und die himmliſche Kunſt, haben mir dieſe Familie ſehr werth gemacht. Ich erwartete, daß ſchon während meines Aufenthaltes in Madliz Carl aus Weſtphalen ankommen würde, und hatte Anſtalten getroffen, daß mir auf dieſen Fall ſogleich ein Wagen geſchickt würde. Er kam aber erſt am Abend Deines Geburtstages und ich hatte den Schmerz, daß vorher noch hier die gute Veit an einer innern Entzündung tödtlich krank wurde. Wir haben alle viel Noth gehabt; denn, auch nachdem ſie außer aller Gefahr war, welches freilich — Dank ſei es Herzen's mediciniſcher Kunſt — in wenig Tagen der Fall war, hatte ſie noch mehrere Wochen lang die heftigſten Schmerzen. Daß Carl gerade in der übelſten Periode dieſer Krankheit herkam, hat meine Freude an ihm etwas geſtört. Nachdem Carl weg und die Veit leidlich beſſer war, wurde mir Schlegel krank. Es war dabei freilich gar nichts gefährliches, aber da er ohnedies etwas ängſtlich iſt, mußte ich ihm doch viel Zeit und Sorgfalt widmen. — — Dann mancherlei Vorfälle hier, bei denen ich auf Veränderung meiner Lage zu denken veranlaßt wurde und allerlei Ueberlegungen anſtellen mußte, die mir ſehr verdrießlich ſind, und dann die höchſt unangenehme mechaniſche Beſchäftigung des Corrigirens bei dem Druck der Predigten, die ich aus dem engliſchen überſezt habe — es war eine Zeit, von der ich nicht wünſchte, daß ſie noch länger hätte dauern können. Laß mich abbrechen, ich komme ſonſt nicht aus dem klagen heraus, wer weiß ohnedies, was für Briefe ich heute aus Landsberg bekomme.

Den 30ſten Mai.

Du mußt Dich nicht wundern, meine liebe, daß es mit meinem ſchreiben ſo auffallend ſchlecht geht; es ſteckt nichts dahinter, als das lautere Wohlbefinden und Lebensgenuß. Der Sommer hält mich an tauſend Stricken gefangen und läßt mich nicht los;

ich komme kaum dazu die Hälfte von alle dem zu thun, was ich mir vorſeze, und doch kann ich eigentlich nicht unzufrieden mit mir ſein. Ich lebe, ich mache anderen angenehme Stunden, ich bin ihnen nüzlich beiher — was kann man denn auf dieſer Welt mehr thun. Am meiſten lebe ich jezt mit der Herz; ſie wohnt den Sommer über in einem niedlichen kleinen Hauſe im Thiergarten, wo ſie wenig Menſchen ſieht und ich ſie alſo recht genießen kann. Ich pflege jede Woche wenigſtens einmal einen ganzen Tag bei ihr zuzubringen. Ich könnte das bei wenig Menſchen; aber in einer Abwechslung von Beſchäftigungen und Vergnügungen geht mir dieſer Tag ſehr angenehm mit ihr hin. Sie hat mich italieniſch gelehrt oder thut es vielmehr noch, wir leſen den Shakeſpeare zuſammen, wir beſchäftigen uns mit Phyſik, ich theile ihr etwas von meiner Naturkenntniß mit, wir leſen bald dies bald jenes aus einem guten deutſchen Buch, dazwiſchen gehn wir in den ſchönſten Stunden ſpaziren und reden recht aus dem innerſten des Gemüths miteinander über die wichtigſten Dinge. So haben wir es ſeit dem Anfang des Frühlings getrieben und niemand hat uns geſtört. Herz ſchäzt mich und liebt mich, ſo ſehr wir auch von einander unterſchieden ſind. Der Herz ihre Schweſtern, ein paar liebe Mädchen, freuen ſich, ſo oft ich komme, und ſogar ihre Mutter, eine verdrießliche und ſtrenge Frau, hat mich in Affection genommen. Kannſt Du nach dieſem wohl denken, daß uns von Seiten unſrer beſten Freunde ein paar unangenehme Tage gekommen ſind. Schlegel und die Veit haben zuſammen Beſorgniſſe gebrütet, daß ich gegen jenen und die Herz gegen dieſe — ihre älteſte und unzertrennlichſte Freundin — kälter würden. Die Veit machte mir Vorwürfe, daß ich Schlegeln nicht wäre, was ich ihm ſein könnte, daß ich über ſein Thun und ſeine Werke nicht offen gegen ihn wäre, daß ich ſein Gemüth nicht ſchonte, zu ihr käme ich auch nicht, man müßte am Tode ſein, um meine Theilnahme zu erregen, ich wäre alles nur par charité, und wenn die Leute wieder auf den Beinen und glücklich wären, ließe ich ſie gehn. Schlegel bekannte mir aufrichtig, er wäre eiferſüchtig auf die Herz, meine Freundſchaft mit ihr wäre ſo ſchnell und ſo weit gediehen, als er es mit mir nicht hätte bringen können, er ſei faſt nur auf meinen Verſtand und meine Philoſophie eingeſchränkt und ſie habe mein Gemüth. Was hatte ich da in's klare zu bringen und wie ſtach ich ab gegen die andern mit meiner Ruhe und Sicherheit. Beim Licht beſehen war dann neben dem allen noch etwas anderes. Beide nämlich, ſowohl Schlegel, als die Veit, hatten einige Beſorgniß, daß ich mich über mich ſelbſt täuſchte, daß Leidenſchaft bei meiner Freundſchaft gegen die Herz zum Grunde läge, daß ich das früher oder ſpäter entdecken und daß es mich unglücklich machen würde. Das war mir denn zu arg und ich habe ausgelaſſen darüber ſtundenlang gelacht. Daß gewöhnliche Menſchen von gewöhnlichen Menſchen glauben, Mann und Frau könnten nicht vertraut ſein, ohne leidenſchaftlich und verliebt zu werden, das iſt ganz in der Ordnung, aber die beiden von uns beiden! So wunderbar war es mir, daß ich mich gar nicht darauf einlaſſen konnte, ſondern nur ganz kurz Schlegeln auf mein Wort verſicherte: es wäre nicht ſo und würde auch nie ſo werden. Die arme Herz aber war ein paar Tage ganz zerrüttet über dieſem Mißverſtändniß. Dem Himmel ſei Dank iſt aber alles wieder im gleichen und wir gehn ungeſtört unſeres Weges fort. Von Schlegel habe ich aber jetzt wenig Genuß. Seit einigen Tagen iſt ſein Bruder aus Jena hier, der als Dichter und als neuer Ueberſetzer des Shakeſpeare bekannt iſt. Er wohnt in der Stadt in einem Hauſe, wo ich nur wenig ſein kann, und Schlegel iſt faſt immer da. Dieſer Bruder hat weder die Tiefe noch die Innigkeit des hieſigen, er iſt ein feiner eleganter Mann, hat ſehr viel Kenntniſſe und künſtleriſches Geſchick und ſprudelt von Witz, das iſt aber auch alles. Ich habe Schlegeln geweiſſagt, daß ſein Bruder keinen Sinn für mich haben würde, und wie es ſcheint, habe ich ſehr recht. Vor einigen Tagen habe ich mit ihnen beiden bei Iffland gegeſſen, den ich ſonſt ſchon ein paar mal geſehen habe, und mich da gerade ſehr gut amüſirt. Das komiſche Talent dieſes Mannes iſt ganz einzig; er iſt voll luſtiger und ergötzender Anekdoten und die agirt er gleich ſo köſtlich, daß man ſo ſeiner Kunſt weit mehr froh wird, als auf dem Theater. Dabei iſt er höchſt gutmüthig, was Leute von dieſer Gabe ſo ſelten ſind, und das Bewußtſein, daß er ſeiner Geſinnungen wegen, mit denen er aber nicht prahlt, Achtung verdient, läßt es einem recht wohl bei ihm ſein.

Berlin, den 25ſten Juli 1798.

Das lange Außenbleiben Deines Briefes — ein Umſtand, deſſen ich ſo wenig gewohnt bin — hat mir, wie Du leicht denken kannſt, allerlei Beſorgniſſe erregt, und ich war eben im Begriff, ehe ich verreiſte, ein kleines Mahnbriefchen an Dich zu erlaſſen, als noch zur rechten Zeit Deine liebe mich auf ſo erfreuliche Art aufklärende Epiſtel ankam. Du ſiehſt, daß ich auch gereiſt bin, aber es war nur die Affaire von einigen Tagen, eine kleine Ausflucht nach Freienwalde, von der ich vorigen Freitag zurückgekommen bin. Der Zeitordnung nach habe ich Dir aber erſt einige unangenehme Dinge zu erzählen und die mußt Du eben auch mit durchmachen. Am Anfang dieſes Monats hat mich Schlegel verlaſſen, um mit ſeinem Bruder einige Wochen nach Dreſden zu gehn, wo ſie eine verheirathete Schweſter haben. Da, wie ich aus Deinem Brief ſehe, die preußiſchen Jahrbücher auch in Deine Gegend kommen und zwar ziemlich bald, ſo werde ich mein Exemplar von dem ſchönen Gedicht, welches der ältere Schlegel kurz vor ihrer Abreiſe auf die Huldigungsfeier gemacht hat, lieber für Carl aufheben. Aufmerkſam will ich Dich hiemit darauf gemacht haben; es iſt ein Meiſterſtück von Verſification und an Gedanken und Wendungen ſo reich, wie ich noch kein Gelegenheitsgedicht geſehn habe. Hoffentlich wird es Dir auch gefallen. — Der Strohwittwerſtand iſt mir nun gar ſehr fatal vorgekommen und will mir noch immer nicht ſchmecken, ob wir uns gleich die letzte Zeit von Schlegel's Hierſein wenig ſahen und uns nun wie zärtliche Eheleute alle acht Tage ſchreiben. Dieſer Zuſtand beſchleunigte denn eine traurige Entdeckung, die ich ſonſt ſpäter gemacht haben würde. Zwar hatte unſer ganzer Zirkel ſchon darüber geklagt, daß ich von Herzen maussade wäre, entblößt von aller Munterkeit und allem Wiz; aber nun fühlte ich auch auf einmal, daß ich nicht nur ſchwerfällig, ſondern von Herzen krank war. Zu nichts aufgelegt, ſchläfrig von Morgen bis Abend, matt in allen Gliedern. Dieſer Zuſtand, und beſonders die Schläfrigkeit, vermehrte ſich täglich. Herz rieth mir einen Aderlaß. Ich ſträubte mich aber, weil mir zwei Aderläſſe in Preußen ſehr ſchlecht bekommen ſind, und ich blieb bei der Behauptung, daß ich überall kein Blut hätte. Ich vermehrte meine Bewegung, mein Waſſertrinken, ich änderte meine Diät, alles vergeblich, ich ſchlief ein beim Studiren, beim Eſſen und beinah im Gehen, und überall in der angenehmſten Geſellſchaft. Als dies endlich ſo arg wurde, daß ich einen guten Sonntag zwiſchen der Predigt und der Communion in der Sakriſtei, ohnerachtet der größten Anſtrengung zu wachen, dennoch einſchlief, rieth mir Herz mit ſehr ernſter Miene, daß ich ſchleunig Ader laſſen ſollte, und ſo mußte ich mich denn entſchließen, acht Unzen Blut wegzulaſſen, welches von ungewöhnlicher Dicke und Schwere war. Das iſt mir nun freilich herrlich bekommen und ich befand mich ſchon nach einigen Stunden weit munterer, den folgenden Tag aber bekam ich die fürchterlichſten Schmerzen am Arm; ich ſchleppte mich mit Mühe zur Herz; ihr Mann war denſelben Morgen in's Bad gereiſt. Der Chirurg wurde geholt, und als er die Ader, die ganz geheilt zu ſein ſchien, beſah und befühlte, verfiel ich, der ich einen tüchtigen Puff aushalten kann und nichts weniger als weichlich gegen den Schmerz bin, aus bloßem Schmerz in eine Art von Ohnmacht. Umſchläge von glühender Aſche, ſo heiß, daß ſie niemand an der Hand leiden konnte, und daß ſich die Herz daran verbrannte, minderten mir die Schmerzen ſoweit, daß ich noch den Abend nach dem Thiergarten fahren konnte, um meinen Freund Bartholdi aus Stettin zu bewillkommnen. Die Ader fing nun ruhig an zu ſchwären; aber geheilt iſt ſie noch nicht, ich gehe noch wie ein armbrüchiger mit aufgeſchlitztem Rockärmel und kann noch keine ſtarke Bewegung machen, ohne ein ſchmerzhaftes Gefühl zu haben. Doch iſt das Kleinigkeit, und ich bin froh die fatale Schlafſucht los zu ſein und wieder arbeiten zu können; denn ich habe Schlegeln verſprochen in ſeiner Abweſenheit recht fleißig zu ſein. Beiläufig muß ich denn doch, ungeachtet dieſer Klagen, die Ehre meiner Nerven bei Dir retten. Dieſe ſind wahrlich nicht ſchwach, und ich glaube, der Pächter Martin würde ſagen, ſie wären eine gute Mittelſorte von hanfnen Nerven mit einem unbedeutenden Fädchen Seide vermiſcht. Wer ſich gar nicht erſchrickt und von Krämpfen nichts weiß, wem der Zug nicht ſchadet und wer bei anſehnlichen Schmerzen ſeinen Kopf noch brauchen kann, der iſt wohl eigentlich nicht ſchwach-nervigt. Nur meine Augen-Nerven haben eine eigenthümliche Schwäche, und ob ich gleich, ſeitdem ich hier bin, auch über meine Augen weit weniger zu klagen habe, ſo fürcht' ich doch, ſie werden mir vor der Zeit den Dienſt verſagen und mich in 10 Jahren ganz, aber auch ganz verlaſſen. Das beiläufig. Am Huldigungstage, von deſſen Feierlichkeiten ich nichts ſah, weil ich meinen Arm keinem Gedränge ausſetzen wollte, hatte ich das Vergnügen, daß die Herz ihre Sommerwohnung wieder bezog, und ich habe ſeitdem wieder manche ſchöne Stunde bei ihr zugebracht. Auch meine Reiſe nach Freienwalde habe ich mit ihr gemacht. Wir hatten einen ſchönen Tag, waren beide ſehr aufgelegt und haben eine ſchöne Menge intereſſanter Dinge abgeſprochen. Dort wohnte ich in einem Hauſe, wo unten ein verrückter Menſch war, wo ich Abends ein Stümpfchen gezogenes Licht auf dem ſchmutzigſten Küchenleuchter bekam, und wo die Schweine haufenweiſe bis in die zweite Etage hinaufſtiegen und ſich vor meiner Thür lagerten. Doch ich war den ganzen Tag mit Herzens und ſo ging mich mein Logis nichts weiter an. Das Badeleben und die Badegäſte habe ich gleich abſcheulich und fade gefunden; aber die Gegend iſt nächſt Potsdam gewiß die ſchönſte, die man in dieſer armen Mark Brandenburg haben kann. Ich fand eine üppige und mannigfache Vegetation, dergleichen ich ſeit meinem Aufenthalt in der Mark nicht geſehn habe; ich freute mich, den vaterländiſchen Fleiß wieder zu ſehn, und jeder Tag zeichnete ſich durch eine Fahrt nach einem intereſſanten Punkt in der Nähe aus, ſo daß ich nur einmal in ſchlechtem Wetter auf dem eigentlichen Brunnen war. Meinen Rückweg mußte ich allein machen, die Herz wird mit ihrem Manne erſt morgen zurückkommen. Unterdeß habe ich hier ſchon wieder eine Fatalität gehabt. Sack hatte vom Kirchendirectorio den Auftrag mich zu fragen, ob ich als Hofprediger nach Schwedt gehn wollte, einem angenehmen Städtchen, wo die Gemeine nicht unbedeutend und das Gehalt von der Art iſt, daß die Stelle zu den beſſeren gehört. Sack war ſehr dafür, und Du kannſt denken, daß die Sache mir den Kopf nicht wenig warm machte. Alles wohl überlegt habe ich es aber abgelehnt. Denke Dir, daß ich dort von ſo manchem Studium, welches ich hier mit Eifer betreibe, gänzlich hätte Abſchied nehmen müſſen, daß meine wiſſenſchaftliche Bildung wegen der Entfernung von allen Hülfsmitteln und dem Mangel an literariſchem Umgang ihre Endſchaft erreicht hätte, daß ich in ein luxuriöſes Städtchen gekommen wäre, wo die Geſelligkeit in Feſten und Spielen beſteht, und daß ich mich von meinen hieſigen Freunden hätte losreißen müſſen, ohne andere zu finden, — um dieſen Preis ein Einkommen von etwa 600 Rthl. zu erkaufen, mit dem man doch eine Familie nur ſehr kümmerlich ernähren kann, dazu, denke ich, iſt es im Nothfall in zehn Jahren auch noch Zeit genug. Der gute Hofprediger ſah das auf den erſten Blick nicht ein, und that mir die Qual an, mir noch eine neue Bedenkzeit zu ſezen, nach welcher ich mich jedoch nicht anders erklären konnte. Noch habe ich mich nicht mit ihm ausreden können, und ich fürchte, ich werde mich ihm nicht ſo bald ganz verſtändlich machen können, und er wird meine Ideen mißdeuten. Es iſt ein ſehr unangenehmes Gefühl, einem Mann, den man ſo ſehr ſchäzt und liebt, dennoch etwas, was ſo genau mit dem innerſten Menſchen zuſammenhängt, nicht deutlich machen zu können, und darum hauptſächlich nenne ich dieſe Geſchichte eine Fatalität. — Und nun, meine Liebe, muß ich auch aufhören zu ſchreiben, aus reinem Reſpect für meine Augen.

Den 2ten Auguſt.

Wie mich Dein Herrnhutiſcher Beſuch erfreut hat, Liebe, davon brauche ich Dir wohl nicht viel Worte zu machen. Wie gern habe ich mich dabei auch meiner Reiſe dorthin erinnert, (ehe ich von Niesky nach Berlin ging). Ich war freilich ſehr iſolirt da; alle meine Reiſegefährten hatten Freunde und Verwandte die Fülle dort und ich keinen Menſchen. Aber der Ort ſelbſt und der Anblick der ehrwürdigen Männer von der Unitäts-Aelteſten-Conferenz und die herrliche Gegend haben mir dennoch glückliche Tage gemacht. Auf dem Heinrichsberge war ich täglich und ich wollte noch einzelne Stellen dort malen, wenn ich könnte. Wie kommt's aber, daß Du nichts vom Hutberge ſchreibſt, wo die Aſche ſo vieler merkwürdiger Perſonen ruht, und der durch ſeine Beſtimmung und ſeine Einrichtung einen ſo großen und herrlichen Eindruck macht? Hoffentlich biſt Du doch dageweſen. Wir reiſten dann von Herrnhut aus noch über Zittau nach dem Oybin, und es iſt Schade, daß Du dieſe lachende Landſchaft und den merkwürdigen Berg ſelbſt nicht geſehn haſt. Doch alle Naturſchönheiten ſind nichts gegen die Menſchen, und wie viel liebe Leute haſt Du in Niesky und Herrnhut nicht geſehn! Es iſt alles zu wenig, was Du ſagſt, und ich möchte alles viel ausführlicher und detaillirter wiſſen. Wie gern hätte ich noch mehr von Deiner H. A. gehört, von ihrer Art zu critiſiren und mit ihren Eleven umzugehn, und wieviel ſie deren hat und was ihr alles miteinander abgeſprochen habt. — Deine Nachricht von der St. hat mir eben keine außerordentliche Freude gemacht. Wie iſt es möglich, unter den ordentlichſten Menſchen, die es giebt, unordentlich zu ſein und bei einem ſo beſchränkten häuslichen Leben kein Talent zur Erziehung zu haben. Die arme E., die ich vor ein paar Tagen in Charlottenburg beſucht habe, hat eben auch kein großes, aber ſie hat auch fünf Kinder, deren älteſtes nur acht Jahr iſt. Es iſt freilich mit dem Erziehn eine eigene Sache. Ob ich Talent dazu habe, weiß ich nicht; meine Schlobittenſche Erfahrung reicht nicht hin die Frage zu entſcheiden, aber Erfahrung habe ich genug und mache täglich mehr, und Luſt auch und es iſt mir wirklich bisweilen bange danach, daß ich nichts zu erziehn habe. Wenn ich bei Eichmann's oder bei Sack's bin, oder wenn ich der Herz ihre jüngſte Schweſter und ein paar gute Freundinnen von ihr, gar liebe gute Mädchen, alle von 17 Jahren, beiſammen habe, ſo erziehe ich immer ein wenig an ihnen, aber das iſt alles, was ich vor der Hand thun kann. Im Winter, habe ich verſprochen, will ich ſie allerlei lehren. Es ſcheint mir die unnachläßlichſte Pflicht eines jeden Menſchen zu ſein, andre zu erziehn, es mögen nun Alte ſein oder Kinder, eigne oder fremde. Ich habe dieſer Pflicht noch lange nicht Genüge gethan, und da ich nicht weiß, wie es in Zukunft werden wird, ſo thue ich ſehr wohl, wenn ich keine Gelegenheit vorbeigehn laſſe. Manchmal will ich mir einreden, wenn man Bücher ſchriebe, erzöge man auch an der Welt nach beſtem Wiſſen; es iſt aber nicht wahr, es iſt nur ein wunderliches Treiben ohne Leben, ohne Anſchauung, ohne Nuzen. Das Predigen iſt wohl etwas mehr, aber nach der gegenwärtigen Einrichtung doch auch wenig genug. — Doch ich bin ganz von Deiner Reiſe abgekommen. Daß Du Albertini's nicht geſehn haſt, thut mir ſehr weh; gar zu gern wüßt' ich, wie er lebt mit ſeinem Amt und mit ſeiner Frau und ob er Kinder hat, und ob er noch an mich denkt. Wie oft erinnere ich mich bei meinen gemeinſchaftlichen Leſereien mit Schlegel und mit der Herz an unſre Nieskyſchen Studien. Weit auseinander ſind wir freilich jezt und außer aller Verbindung; aber wie es im Grunde ſeines Herzens ausſieht, das weiß ich doch noch recht genau und ſein ganzes Weſen kann ich mir, wie es jezt ſein muß, ſehr lebhaft denken. Er möchte ſeinen alten Pylades mehr verändert finden, wenn wir noch einmal zuſammenkämen.

Den 4ten August

So eben, meine liebe, komme ich von der ſich ſo nennenden reiſenden Dame, die in ihren Briefen über Berlin der jüdiſchen Frauen ſo angelegentlich und ſo ſonderbar gedenkt. Es iſt Madame Unger, eine ältliche, kränkliche, grämliche Frau, die Berlin gewiß ſeit vielen Jahren nicht länger, als auf einige Tage, verlaſſen hat. Warum ſie ſo eine eigene Pique gegen die Juden hat, weiß ich nicht, ſie ſoll aber in ihr ſchon ſehr alt ſein. Daß junge Gelehrte und Elegants die hieſigen großen jüdiſchen Häuſer fleißig beſuchen, iſt ſehr natürlich, denn es ſind bei weitem die reichſten bürgerlichen Familien hier, faſt die einzigen, die ein offenes Haus halten, und bei denen man wegen ihrer ausgebreiteten Verbindungen in allen Ländern Fremde von allen Ständen antrifft. Wer alſo auf eine recht ungenirte Art gute Geſellſchaft ſehn will, läßt ſich in ſolchen Häuſern einführen, wo natürlich jeder Menſch von Talenten, wenn es auch nur geſellige Talente ſind, gern geſehn wird und ſich auch gewiß amüſirt, weil die jüdiſchen Frauen — die Männer werden zu früh in den Handel geſtürzt — ſehr gebildet ſind, von allem zu ſprechen wiſſen und gewöhnlich eine oder die andere ſchöne Kunſt in einem hohen Grade beſitzen. Auch ich würde ein paar von dieſen Häuſern beſuchen, wenn ich nicht den Zirkel meiner Bekanntſchaften ein für allemal geſchloſſen hätte, und wenn mich nicht dieſes Mißverhältniß zwiſchen beiden Geſchlechtern abſchreckte, bei dem es nur gar zu auffallend iſt, daß man nur der Frauen wegen hingeht. Mit Herzens und Veit's iſt das eine ganz andere Sache. Die erſten ſehen zwar auch viele Fremde, und es kommt nicht leicht ein merkwürdiger Menſch nach

Berlin, der ſie nicht beſuchte, und auch hier ſind ſie in den ausgebreitetſten Verbindungen, aber ſie halten doch nicht, was man ein offenes Haus nennt, und ich beſonders bin meiſtentheils en famille bei ihnen und vermeide es, große Geſellſchaften dort zu ſehn, weil mir wirklich zu wenig daran liegt. Sie beſonders, die Herz, ſchränkt ihre perſönliche Bekanntſchaft ſehr ein, und wenn ſie nicht des Mannes wegen müßte und weil ſie einmal eine bekannte Frau iſt, ſo würde ſie gewiß nur mit ein paar Menſchen leben. Veit's aber ſind gar nicht in dieſe Klaſſe zu ſezen und leben ſehr eingezogen. In dieſer Rückſicht alſo gehöre ich weder unter die Elegants noch unter die jungen Gelehrten, obgleich ich mich in andrer Rückſicht beſtrebe zu beiden gerechnet zu werden. Mit Sack habe ich auch dieſer Tage eine Herzenserleichterung über meinen jüdiſchen Umgang gehabt. Er ſagte mir offenherzig, er hätte auch deswegen gewünſcht, daß ich nach Schwedt gegangen wäre, weil er fürchte, meine Art zu exiſtiren möchte meiner Beförderung hier hinderlich ſein, und ein paar Jahre Abweſenheit würden das beſſer gut machen, was ſich ſonſt vielleicht nicht ändern ließe. Er ſei, wie ich wiſſe, nicht pedantiſch genug, gegen den Umgang mit Juden zu ſein (wie denn auch ſein Vater und ſein Schwiegervater mit Mendelsſohn viel umgegangen ſind), aber für dieſe bureaux d'esprit, für den Umgang, wie ihn Madame Unger beſchriebe, habe er doch keinen Sinn, und wenn es gar zu bekannt wäre, daß ich ſo ganz unter dieſen Menſchen lebte, ſo müßte das doch auf viele Leute einen nachtheiligen Eindruck machen, und er ſelbſt beſorge, der Ton, den man nach und nach in dieſen Geſellſchaften annehme, würde mir mit der Zeit Gleichgültigkeit und Widerwillen gegen mein Amt geben. Ueber den lezten Punkt ſuchte ich ihn denn zu beruhigen, und ihn über das erſte eines beſſeren zu überzeugen. Was kann einem doch das unbefugte Schreiben über Gegenſtände, die der Schreiber nicht recht kennt, für Noth machen! — Die Lieder aus dem Meiſter, welche Du wünſcheſt, habe ich ſchon abgeſchrieben hier. Muſicirt nur fleißig, ihr lieben, und recht ſchöne Sachen. Nicht alles, wovon Du mir geſagt haſt, kenne ich, das Matthiſſon'ſche nicht, nur die Reichardt'ſchen Compoſitionen von Goethe. Schreibe mir doch, ob ihr dieſe Goethe'ſchen Lieder von Reichardt alle habt, oder welche ihr abſchriftlich beſizt, ſo kann ich euch entweder die ganze Sammlung ſchicken oder wenigſtens von Zeit zu Zeit eins einlegen. Wenn ich nur wüßte, was ihr liebt, würde ich keinen Brief notenleer ſchicken; meine muſicaliſchen Freundinnen werden mir dazu gern behülflich ſein. Ich gehe jezt öfter als ſonſt, um Muſik zu hören, in's Theater, und habe nur kürzlich zwei gar herrliche Operetten gehört, den Arur von Salieri und die beiden kleinen Savoyarden von Dalayrac. Bei Gelegenheit des lezten ſah ich denn auch in einem kleinen Stück, das vorherging, unſern Iffland wieder ſpielen, ein Vergnügen, das ich lange nicht genoſſen habe, und das mich ganz auf's neue ergriff.

Den 12ten Auguſt.

Das hätte ich nicht gedacht, Du ärmſte, daß Du ſo bald Deine edle Z. verlieren würdeſt. Eine ſo reiſe erfahrene Freundin iſt ein Kleinod, das man zum zweiten mal nicht leicht wieder findet. Mit ihr hätte es nicht beſſer gemacht werden können, eine leichte Auflöſung bei ſo viel Leiden nicht nur — denn die hätte ſie noch lange tragen können — aber bei einer, wie Du ſagſt, ſo merklichen Abnahme der geiſtigen Kraft, war die größte Wohlthat, die der Himmel ihr erzeigen konnte. Der Guten mag es recht willkommen geweſen ſein, die Bande abzuwerfen, die ſie ſchon lange gedrückt haben. Was Du verlierſt, davon habe ich einen recht lebhaften Begriff, ohnerachtet ſo vieles unter euch war, wovon mir nie eine deutliche Vorſtellung gegeben worden iſt. Einen Erſaz wirſt Du ſchwerlich finden, denn die Freundſchaft jüngerer Perſonen iſt doch nie das. Aber dennoch halte nur recht feſt, was Dir bleibt; Du biſt noch recht reich an lieben Menſchen nah und fern, mit denen Dein Herz in der ſchönſten Wechſelwirkung des Gebens und Nehmens ſteht. Gieb und nimm in immer reicherem Maße und übertrage auf die andern, wozu Du dort keinen Raum mehr findeſt. Ach, das iſt eine ärmliche Rechnung, aber doch das einzige Mittel, was uns Armen übrig bleibt! — Ich fürchte, mir ſteht etwas ähnliches bevor; wenn ich diesmal verhältnißmäßig den Onkel ſo an Leib und Seele herunter finde, als im vorigen Jahre, ſo zweifle ich, daß wir ihn lange behalten. Für das Leichen ſehen und ſich befaſſen mit der Todtenhülle eines abgeſchiedenen Geiſtes habe ich eben auch keinen Sinn; es iſt etwas erſchütterndes, und man kann doch weder Freude noch Troſt davon haben. Irgend eine kleine Reliquie, die man bei ſich aufbewahren kann, iſt in meinen Augen etwas viel wertheres und ſchöneres. Ich habe von keinem geliebten Todten irgend etwas anderes als Schriftzüge und gewiſſermaßen ſind denn die doch das bedeutendſte. Sie ſind der Abdruck des Geiſtes ſelbſt, wenngleich nur in einem flüchtigen Moment, doch in einem Sinn, in dem es nicht leicht etwas anderes ſein kann. Haſt Du keine Briefchen von deiner ſeligen, ſo, dächte ich, forderteſt Du dem Hofprediger geradezu irgend ein kleines Andenken ab, ich würde das ohne Bedenken thun. In einigen Tagen, ob ich gleich noch nicht beſtimmen kann, wann, ſeze ich mich auf den Poſtwagen um nach Landsberg zu reiſen, wo ich 14 Tage bis 3 Wochen bleiben werde.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Landsberg, den 3ten September 1798.

„Geſtern habe ich gepredigt, zur großen Freude der Couſine, ob auch der andern Menſchen, weiß ich nicht, denn ich habe es ganz ohne gute Lebensart betrieben und ihnen eine Lection gegeben, von der ich wußte, daß ſie ſie gar wohl brauchen könnten. Einen eigenen Eindruck hat es auf mich gemacht, auf meiner alten Kanzel zu ſtehen, es war halb Freude, halb Schreck, und beides ſcheint mir ſehr natürlich. Denn es war, als wären die zwei Jahre, die zwiſchen mir und der Gewohnheit hier zu predigen ſtehen, auf einen Schlag vernichtet, und wie viel Schönes und Herrliches liegt nicht in dieſen zwei Jahren! Es iſt nicht wahr, daß man das Gute am lebhafteſten durch den Contraſt fühlt, hier, wo ich des Guten und Schönen ſo viel habe, fühle ich das, was mir durch Sie geworden iſt, ſo lebhaft, als je.

Landsberg, den 6ten September 1798.

Mein Gott, wie bin ich überſtrömt von lauter Herrlichkeit und Freude von Berlin her. Sie im Thiergarten, Schlegel zurück und zum Ueberfluß ſogar in Oranienburg — und unabhängig von allen Nachrichten, Eure lieben ſchönen Briefe, es iſt wahrlich faſt zu viel. Sie ſind eigentlich ſehr kurz in Lanke geweſen und haben doch ſo viel Entzücken eingeſogen und das ſchlechte Wetter iſt nicht einmal ein Leiter geweſen, der Ihnen dieſe electriſche Fülle wieder abgezogen hätte? führen Sie mich doch ein in die Myſterien Ihrer unbefriedigten Wünſche. Wir müſſen wirklich etwas erfinden, damit ſich dieſe Electricität nicht häuft und uns irgendwo einſchlägt. Ach Liebe, meine Saat ſteht ſo ſchön, meine Wohnungen ſind alle ſo friedlich und heimiſch, daß mir wohl vor dem kleinſten Wölkchen bange ſein darf, das irgendwo aufſteigt, und gar in Ihnen? Ich will einmal eine kalte und fühlloſe Seite herauskehren und Ihnen ſagen, daß ich gar nicht begreife, daß und wie's Ihnen das Land thut, ſind *wir* etwa nicht mit in der großen Thätigkeit? Eigentlich giebt es doch keinen größeren Gegenſtand des Wirkens, als das Gemüth, ja überhaupt keinen andren, wirken Sie etwa da nicht? O Sie fruchtbare, Sie vielwirkende, eine wahre Ceres ſind Sie für die innere Natur und legen einen ſo großen Accent in die Thätigkeit der Außenwelt, die ſo durchaus nur Mittel iſt, wo der Menſch in dem allgemeinen Mechanismus ſich verliert, von der ſo wenig bis zum eigentlichen Zweck und

Ziel alles Thuns hingedeiht und immer tauſendmal ſo viel unterweges verloren geht! Und jenes Thun und Treiben, wobei ſich der Menſch müht und ſchwizt — was er doch eigentlich nie thun ſollte — iſt es nicht lärmend und tobend gegen unſere ſtille Thätigkeit? Wer vernimmt etwas von uns? was weiß die Welt von unſerer inneren Natur und ihren Bewegungen? iſt ihr nicht alles Geheimniß? Sehen Sie nur, was Sie gethan haben und noch thun und thun werden, und geſtehen Sie, daß dieſes Thun und Bilden unendlich mehr iſt, als Alles, was der Menſch über das große Chaos, welches er ſich zurecht machen ſoll, gewinnen kann. Bin ich nicht dithyrambiſch geworden, und das aus lauter Polemik! Aber Recht habe ich doch! und künftiges Jahr will ich wirklich die phyſicaliſche Reiſe machen und die große Electriſirmaſchine in Lanke beſehen.

Landsberg, den 9ten September 1798.

Arme Freundin, was iſt Ihnen begegnet! dacht' ich doch Wunder, was für ein Unglück es wäre. Ja das müſſen Sie allein fühlen, da kann ich Ihnen nun nicht helfen. Uebrigens iſt es mir eben recht, daß Schlegel ein wenig den Corſaren gegen Sie ſpielt und Alles, was er von Ihnen auf offener See oder an alliirten Küſten findet (Sie ſehen, ich habe eben die Zeitungen geleſen) als eine gute Priſe aufbringt. Es giebt einmal kein anderes Mittel gegen Sie. Was ſchadet's auch, daß er alle guten Worte weiß, die zwiſchen uns gewechſelt werden, er kennt ja doch die innerſte Quelle derſelben und ſo könnte er ſie in Ermangelung unſerer Mittheilung aus eigenen Kräften suppliren und ſein Recht daran läßt ſich aus dem ewigen Geſez deduciren, daß jeder Alles verdient, was er ſich anzueignen verſteht. Ich habe nichts dagegen, daß Sie Ihr Vertrauen nicht erzwingen, das active nämlich, aber auf das paſſive hat Schlegel doch durch ſeine doppelte Verbindung ein volles Recht und ich fordere es für ihn aus meinem Recht. Laſſen Sie uns wenigſtens eine Welt ſein, Sie werden ſehen, es giebt einen ſchönen Sphärenklang und wir werden Alle glücklich ſein. Laſſen Sie ſich auch nicht ſchwindeln! zwei ſolche Menſchen überſpringen ſich nicht. Wenn ich nicht ſo viel Muth hätte und ſo viel auf's Unvergängliche hielte, hätten Sie mir wahrlich bange machen können. Fühlen Sie denn nicht ſelbſt die Ewigkeit von allem, was iſt, und iſt es nicht eine untrügliche, ſittliche Anſchauung, daß dasjenige iſt, was ſich ſo offenbart? Sie üben durch dieſe Furcht ein kleines Vergeltungsrecht aus; waren doch jene auch bange, daß wir uns überſprängen. Ich weiß auch nicht, wie Ihnen aus unſerm Standpunkte dieſe Höhe ſo überhoch ſcheinen kann — wir ſtehen freilich auf einem andern Gipfel; aber es giebt noch nicht Maßtheorie genug für dieſe Größe, um zu beſtimmen, welcher höher iſt. Wer nur auf dem Boden gehen kann, für den iſt freilich eine Kluft dazwiſchen, die geht uns aber nichts an. Doch will ich mich über dieſen Gegenſtand nicht vertiefen, ich würde ſonſt zwar nicht mich, aber doch meinen Brief überſpringen. Tröſten Sie ſich nur über meine funfzig Jahre *). Wozu wäre denn die ewige Jugend ewig, wenn es dabei auf Länge und Kürze ankäme. Laſſen Sie uns in der Zeit die Qualität ſuchen; dies iſt immer zugleich die ſchönſte Anticipation der Quantität. Wenn wir uns das goldene Alter machen, iſt das nicht eben ſo gut, als ob wir ſo wohl hundert Jahre gelebt hätten, bis es etwa von ſelbſt zu uns gekommen wäre? und ſo haben wir es ſelbſt noch dazu gemacht. Es bleibt doch ein verzweifelter Unterſchied zwiſchen einem Körper, der chemiſch bereitet wird und einem, den die Natur liefert, die doch immer ein bischen wie Lafontaine arbeitet.

---

*) Die Schleiermacher höchſtens erleben zu können meinte

Schleiermacher an ſeine Schweſter Charlotte.

Berlin, den 15ten October 1798.

Welche lange Pauſe, liebe Charlotte, dünkt mich in meinem Schreiben an Dich geweſen zu ſein, ob ſie gleich in unſerm Briefwechſel eben nichts außerordentliches iſt. Aber wenn ſich zwei ſo merkwürdige Begebenheiten in 6 Wochen zuſammendrängen, als eine Landsberger Reiſe und ein Beſuch von Louis Dohna, ſo ſcheint natürlich die Zeit, in der ſo vieles geſchehen iſt, lang zu ſein. Ja, ja, ein Beſuch von Louis. Das große und glänzende Herbſt-Manoeuvre, bei welchem Officiere aus allen Theilen der preußiſchen Monarchie zugegen waren, hat auch ihn hergeführt. Er iſt beinah drei Wochen hier geweſen und ich habe, wie Du leicht denken kannſt, dieſe ganze Zeit über ausſchließend mit ihm und ſeinen Brüdern gelebt — und mich ſeiner Gegenwart und ſeiner Freundſchaft zu mir recht innig gefreut. Von Morgens an war ich bei ihm und half ihm die Merkwürdigkeiten von Berlin beſehn — wie viel und wovon auf unſern Wanderungen durch die Stadt geſprochen worden, kannſt Du leicht denken. Mittags aß ich immer mit ihnen und die Abende brachten wir größtentheils alle bei Herzens zu. Wilhelm kam während der Anweſenheit ſeines Bruders von ſeiner großen Reiſe zurück, ſodaß drei Schlobitter hier waren und ich mich ganz in die alte Zeit verſezen konnte, um ſo mehr, da ſie doch alle mehr oder weniger von dem Ton und den Manieren des väterlichen Hauſes an ſich haben. Louis iſt, wie ich es erwarten konnte, ein gar herrlicher Menſch geworden, ſanft und feſt, fröhlich und lieblich. Er hat ſich die Liebe aller derer erworben, die ihn hier kennen gelernt haben, und namentlich, ohne eigentlich galant zu ſein, aller Frauen und Mädchen. In mir hat er meiner alten Freundſchaft und Liebe Nahrung gegeben und es hat mich ſehr glücklich gemacht, die ſeinige nicht verringert zu finden. Von Schlobitten hat er, wie Du leicht denken kannſt, gar viel erzählen müſſen. Zum Glück bekamen wir während ſeines Hierſeins von der guten herrlichen Friedrike ſehr beruhigende Nachrichten. Sie haben ihre dortigen Aerzte ganz aufgegeben und Herz curirt ſie von hier aus, und ſeitdem geht es um ſo viel beſſer, daß wir hoffen, ſie ſoll in vier Wochen völlig wieder hergeſtellt ſein.

Daß Du Dich über meine Art zu exiſtiren beunruhigteſt, habe ich Deinem letzten Briefe eben nicht abmerken können und es alſo auch ehrlicher Weiſe nicht gedacht, ob ich es gleich gewiſſermaßen erwartete. Hätteſt Du aber nicht, meine Liebe, die ich ſo gern mit allem bekannt mache, was zu meiner Exiſtenz gehört, eben ſo aufrichtig ſein können, als der gute Sack, der nicht halb ſo viel davon weiß? Ich wünſchte nur, Du hätteſt Dich über Deine eigentliche Meinung deutlicher erklärt, ſo wäre ich gewiß, Dich vollſtändiger zu beruhigen als ihn, der manches ſchlechterdings nicht ſehn will, wie es iſt. Das glaubſt Du mir gewiß auf meine bloße Verſicherung, daß in meinem Verhältniß zu den Frauen nicht das geringſte iſt, was auch nur mit einem Anſchein von Recht übel gedeutet werden könnte; Du wirſt in allem, was ich über ſie geſagt habe, nicht eine Spur von Leidenſchaft angetroffen haben und ich verſichere Dich, daß ich von jeder Anwandlung dieſer Art weit entfernt bin. Die Zeit, die ich mit ihnen zubringe, iſt keinesweges bloß dem Vergnügen gewidmet, ſondern trägt unmittelbar zur Vermehrung meiner Kenntniſſe und zur Anſpornung meines Geiſtes bei und ich bin zugleich wieder ihnen auf dieſelbe Art nützlich. Daß übrigens die Herz eine Jüdin iſt, ſchien anfangs gar keinen nachtheiligen Eindruck auf Dich zu machen, und ich glaubte, Du ſeiſt mit mir überzeugt, daß, wo es auf Freundſchaft ankommt, wo man ein dem ſeinigen ähnlich organiſirtes Gemüth gefunden hat, man über ſolche Umſtände hinwegſehn dürfe und müſſe *). Es ſtreitet auch ein ſolcher Umgang gar nicht ſo ſehr mit meinen äußern Verhältniſſen, als Du denken

---

*) Henriette Herz wurde bekanntlich ſpäter Chriſtin. —

magſt. Herr Teller und Herr Zöllner, zwei der angeſehenſten Geiſtlichen, ſind beide öfters im Herz'ſchen Hauſe, freilich nicht auf dem vertrauten und herzlichen Fuß als ich, aber ich denke, wenn man um unwichtigerer Abſichten willen dieſes alte Vorurtheil bei Seite ſezen darf, ſo muß dies da um ſo rechtmäßiger ſein, wo die Abſicht reeller und die ganze Art des Umganges erheblicher iſt. Sage mir nur recht beſtimmt, Liebe, was Dich drückt in dieſer Sache, es liegt mir gar zu viel daran, daß Du ruhig über mich biſt. Die Stelle in Schwedt ausgeſchlagen zu haben, hat mich noch keinen Augenblick gereut; es ſind dabei wirklich nicht nur meine hieſigen freundſchaftlichen Verbindungen im Spiel, ſondern mein ganzes literariſches Streben, welches doch ein wichtiger Gegenſtand iſt. Wenn Andere Stellen annehmen und vertauſchen, nur um des Geldes willen oder um heirathen zu können, ſo findet man das natürlich und in der Ordnung, und wenn jemand nicht ſeinen Beutel oder ſeinen Eheſtand, ſondern ſeinen Kopf die zweite Hauptrückſicht ſein läßt, ſo ſoll das übel gedeutet werden; das iſt in der That auf alle Weiſe unbillig. Ich tröſte mich aber, und jede neue Gelegenheit etwas zu lernen, die ſich mir eröffnet, und jede ſchöne Stunde die ich in Unterredungen zubringe, in denen das Gemüth ſich fühlt und beruhigt und beſtimmt, läßt mich mit Freude an meine Beharrlichkeit denken. Und gewiß verrichte ich meine Amtsgeſchäfte hier mit ſo viel Luſt und Liebe, als es mir in Schwedt nur immer möglich geweſen ſein könnte.

Den 8ten November.

Das iſt eine lange Pauſe, die gar nicht in meinem Plan lag; aber ich war dieſe Zeit über zu beklemmten Herzens, als daß ich ein vernünftiges Wort hätte ſchreiben können. Mir ſelbſt iſt nichts begegnet, aber allerlei Unheil, das meine Freunde betraf und mir viel zu ſchaffen machte, hat mich ſehr angegriffen. Die Herz und ich haben alle unſre Kräfte angeſtrengt. Wie wir beide über alle Verhältniſſe des menſchlichen Lebens einig denken und fühlen, das habe ich auch bei dieſer traurigen Gelegenheit mit Freude wahrgenommen. Selbſt da, wo unſer herrſchendes Gefühl Unzufriedenheit über unſre Freunde ſein mußte, waren wir immer ganz einig. Wenn ich je die Herz hätte heirathen können, ich glaube, das hätte eine capitale Ehe werden müſſen, es müßte denn ſein, daß ſie gar zu einträchtig geworden wäre. Es macht mir oft ein trauriges Vergnügen zu denken, welche Menſchen zuſammen gepaßt haben würden, indem oft, wenn man drei oder vier Paar zuſammen nimmt, recht gute Ehen entſtehen könnten, wenn ſie tauſchen dürften. Ebenſo geht es mit den Menſchen, welche zuſammen Geſchäfte treiben oder ſich in die Hand arbeiten müſſen; es iſt faſt alles verkehrt und könnte mit leichter Mühe beſſer ſein. Dem Schickſal, welches die Menſchen für das rechte halten, laufen ſie nach, ſoweit ihre Füße ſie tragen können; aber nach angemeſſenen Menſchen gehen ſie keinen Schritt und wüßten ſie nicht einmal feſtzuhalten, wenn ſie ſie haben. Verzeihe mir dieſe Anmerkungen; ſie ſind aus dem, was ich in dieſen Tagen erlebt habe, entſprungen. — —

Schleiermacher an Henriette Herz.

Potsdam, den 15ten Februar 1799

Ich habe einen Dialog in Platon geleſen, ich habe ein kleines Stück Religion gemacht, ich habe Briefe geſchrieben, kurz ich habe Alles verſucht, außer die gute Lebensart — und was ſoll ich mit dieſer ohne Geſellſchaft? aber es geht Alles nur ſehr mittelmäßig. Vielleicht geht's morgen beſſer, wenn ich ein Federmeſſer habe und mir die Feder nach meiner Hand ſchneiden kann. Ach liebe J., thun Sie gutes an mir und ſchreiben Sie mir fleißig, das muß mein Leben erhalten, welches ſchlechterdings in der Einſamkeit nicht gedeihen kann. Wahrlich ich bin das aller abhängigſte und unſelbſtändigſte Weſen auf der Erde, ich zweifle ſogar, ob ich ein Individuum bin. Ich ſtrecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe, ich muß ſie unmittelbar berühren, und wenn ich ſie nicht in vollen Zügen in mich ſchlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. Das iſt meine innerſte Natur, es giebt kein Mittel dagegen und ich möchte auch keins. In Landsberg war ich zwar weiter von Ihnen, aber was hilft mir der Raum, ich war doch nicht ſo verkommen und lebte in einem beſſeren Klima. Mein lezter Gedanke, als Sie mir Lebewohl ſagten und mir mit wenig Worten ein ſo inniges Gefühl Ihrer Freundſchaft gaben, war, daß das Wegreiſen doch auch etwas Schönes ſei; es war ſehr frevelhaft, aber doch auch ſehr religiös — ja wenn man nur nicht fortbliebe! — doch ich will Sie nicht weichmüthig machen, Sie werden meiner doch genug denken. — Vergeſſen Sie nicht, mich in jedem Brief um die Religion zu mahnen, damit ſie mir nicht in Stocken geräth. Berichten will ich Ihnen treulich, wie weit ich bin, aber Handſchrift ſchicke ich wohl nicht eher, bis ich die zweite Rede zu Ende ſchicken kann; ich habe bemerkt, daß es der Religion nicht bekommt, wenn ich gar zu kleine Portionen in's Reine ſchreibe.

Potsdam, den 22ſten Februar 1799.

Heute Vormittag war ich recht betrübt, Liebe, daß ich in meiner Hoffnung getäuſcht war einen Brief von Ihnen zu haben. Sehen Sie, ſo leicht verwöhnt man ſich, ich habe ihn Nachmittag bekommen. Meinen erbärmlichen Brief werden Sie wohl noch nicht gehabt haben. Laſſen Sie ihn ſich nur nicht afficiren; es iſt gewiß nichts an der Sache. Das aber iſt gewiß, daß Sack die Religion zur Cenſur bekommen hat. Die erſte Rede kann ihm wohl gefallen, aber wie wird's mit dem Ende der zweiten werden? ich fürchte nur, er ſtreicht, denn als er vom Fichte mit mir ſprach, ſagte er, er ſei ſehr gegen die Confiskation eines atheiſtiſchen Buches, aber, wenn er es zur Cenſur bekäme, würde er ihm doch vielleicht das Imprimatur verſagen, und dies wird ihm wohl ſo gut als atheiſtiſch vorkommen. Ja es iſt ſehr unangenehm, aber was iſt zu machen! die folgenden Reden werden ihm wohl wieder gefallen. Bekennen will ich mich aber ſchlechterdings dazu nicht gegen ihn; was würde das für Erörterungen geben und ich könnte ihm doch Vieles nicht verſtändlich machen. Ueber mein Verhältniß zu Schlegel haben Sie das Urtheil recht klar ausgeſprochen, aber Sie können doch nicht ſagen, daß ich mir das nicht geſtände, ich habe immer etwas ähnliches zugegeben, wenn wir darüber geſprochen haben. Ich habe nie geſagt, daß ich mit Schlegel einerlei Gemüth hätte, nur habe ich geſtritten, er hätte keins. Mit den verwandten Subſtanzen aber, das haben Sie recht auf den Kopf getroffen, die trennen uns immer. Ja Sie ſind doch eigentlich meine nächſte verwandte Subſtanz, ich weiß ſo weiter keine und keine kann mich von Ihnen trennen. Das war nur ſo nebenbei; denn eigentlich ſprach ich doch von Schlegel, aber ich habe eine recht ordentliche Pauſe hier gemacht. Sehen Sie, der wundert ſich über die Trennung, welche die nahen verwandten Subſtanzen verurſachen und das Wundern bekommt unſerer Freundſchaft ſchlecht. Uebrigens iſt die Bindung doch nicht ſo locker, wie Sie meinen. Wenn man Kenntniſſe, Wiz und Philoſophie, alles dreies erſt aufheben muß, das ſind denn doch artige Dinge und die beiden lezten können doch bei einem ordentlichen Menſchen ſchlechterdings nicht vom Gemüth abgeſondert ſein. Dieſe Dinge ſind kein bloßer Kitt, und was dadurch gebunden iſt, iſt nicht mit Gewalt gebunden.

Sonntag, den 21ſten Februar 1799

— — Einen hübſchen Calembour habe ich heute Abend gemacht beim Whiſt. Erman's waren hier und er machte ſich mit der alten B. einen Spaß über ihre Hochwürdigkeit und ſagte, ſie müßten ſich etwas darauf zu gute thun, mit mir hätte es doch noch lange Zeit, ehe ich ein Hochwürden würde. Sie (die B.)

meinte, man könne nicht wiſſen, das könne bald geſchehen, worauf ich: nicht anders, als mit Verluſt meiner Ehre.

Potsdam, den 25ſten Februar 1799.

. — — Ich bitte Sie, Liebe, laſſen Sie uns nicht ſo auf das ſehen, was begegnen wird oder kann, ſondern ſorgen, daß wir uns Alle ſo hoch heben und halten, als es geht, damit wir das Alles recht klein ſehen. — — Wir ſind Alle Opfer unſerer Zeit und das iſt jeder Menſch in irgend einem Sinne; wenn wir nur leben und ſind und lieben — — das Eine iſt die Hauptſache. Sie wiſſen, daß ich etwas leiſten kann in der Wehmuth, und ich wollte nur, Sie hätten ſich in Ihrem leidenden Gefühl bis zu ihr erhoben, ſo wäre Ihnen das Andere wieder verſchwunden. Nur um Gottes willen geben Sie für ſich nicht dieſen Gedanken an Trennung und Einſamkeit Raum, und denken Sie, daß der Wille auch etwas iſt in der Welt. Vergleichen Sie einmal, ob ich irgend weniger unglücklich wäre, wenn ich, wer weiß wo, ſein müßte. Was ſollte aus mir werden? aus mir, der ich mich nicht einmal von der kleinlichen Liebe gleichgültiger Menſchen nähren könnte? der ich ſchon an einer Probe von wenigen Tagen ſehe, wie ich zuſammenfalle, wenn es mir an der wahren und einzigen Nahrung meines Geiſtes fehlt, dem es ganz an der beharrlichen Thätigkeit fehlt, womit Sie immer den Kummer und Jammer noch glücklichgenug beſtreiten würden. Aber ich fürchte das nicht, weil ich's nicht brauche kommen zu laſſen, und ſterben Sie mir, nun dann werde ich mich nicht leiblich aber geiſtig tödten, ich werde ſo fortleben ohne Ich zu ſein, und meine Grabſchrift wird auf meiner Stirne ſtehen. — —

Die Schlbdf. macht auch einen eigenen Punct in Ihrem Briefe; mich wundert nur, daß das Reden von ihr Ihrer Stimmung nicht eine etwas andere Richtung gegeben hat, über's individuelle hinaus in's allgemeine hin. Aber für eine ächte Jüngerinn des Helvetius habe ich ſie immer gehalten. Glauben Sie nur nicht, daß ſie Sie lieber hat, als Sie ſie, — denn was nennen Sie lieb haben? ſie hat eigentlich nichts lieb und Niemand. Ich glaube gern, daß Menſchen wirklich lieben können, die dieſes Syſtem haben, practiſch nämlich; aber in wem es ſo zur Reflexion gekommen iſt, wie in ihr — denn ſie iſt doch ganz aus Reflexion zuſammengeſezt — der kann nicht mehr lieben; denn er fängt immer beim Ich an und endigt auch beim Ich. Jenen Abend verrieth ſie ihr Syſtem ſchon ſehr deutlich durch das gänzliche Gleichſezen jeder Art des Genuſſes. Uebrigens aber, liebe Freundin, laſſen Sie ſich das in gleichgültigen Menſchen zerſtreute Analogon von Liebe gegen Sie immer wohl gefallen; denn in unſere, die ganz anderer Art iſt, läßt es ſich doch nicht verſchmelzen. Ich mag das in der Welt nicht miſſen, es iſt ein Aufbrauſen, welches beweiſt, daß die Auſterſchalen, troz ihrer Härte und Glätte, doch auch Kalkerde ſind, Kitt, womit das Größte und Schönſte zuſammengefügt werden kann, und durch dieſes Aufbrauſen werden jene wirklich zubereitet es zu werden. Auch giebt es ein eigenes Gefühl von Gegenliebe für dieſe Menſchen, was ich denn doch auch nicht entbehren möchte. Sie ſehen, ich ſehe Alles mit Religion an, aber ich ſchreibe noch keine, wie wird das werden! die dritte Rede liegt mir noch gar nicht fertig im Kopf, es fehlt mir noch eine Inſpiration, und ehe die nicht kommt, kann ich nichts anfangen. So etwas läßt aber lange auf ſich warten. Wüßte ich doch, wie Wilhelm Schlegel es immer macht, de se battre les flancs, wenn es Noth thut, ich thäte es ihm gern nach. Von Friedrich habe ich noch immer keine Zeile, was mich ſehr beunruhigt. Möchte ich Sie bald in einer ruhigen Stimmung wiſſen, ohne einen Mißlaut. Wie gepeinigt werde ich Freitag in dem Zehlendorf ſein, und doch kann ich nicht die andere Hälfte auch machen, weil ich Sonnabend hier nicht fehlen darf. Es iſt freilich nur ein optiſcher Betrug, daß ich Ihnen dann näher wäre, aber es quält mich doch. Was macht das Griechiſche? ich lege es Ihnen recht an's Herz.

Donnerſtag Abend.

Allerdings hätte ich Ihren Brief heute früh haben ſollen und habe ihn doch wieder nur nach Tiſch bekommen; es iſt nichts, als die Faulheit der Briefträger — ſo muß ich unter der Immoralität der Menſchen leiden. Es hat mir den Morgen heut verdorben und nach Tiſch lief ich aus Deſperation und trank Kaffee aus Deſperation, da kam er. Die B. ſagt, dieſe Faulheit ſei ein gemeines Uebel und es wäre dem nicht abzuhelfen. Ich weiß aber wohl, was ich machen werde. Des Morgens werde ich immer fortſetzen, womit ich des Nachts aufgehört habe; dadurch wird die Nacht annihilirt und nach Tiſch will ich aus Princip ſchlafen und ſo meinen Morgen ordentlich auf Nachmittag verlegen. Ihr Brief fand mich beim Criton des Platon, an dem ich mich gar innig ergözt hatte. Kennen Sie das herrliche kleine Geſpräch nicht? Man hat es deutſch, wo ich nicht irre, und Sie ſollten es billig geleſen haben; es iſt nicht ſchwer, wer weiß, ob wir es nicht bald zuſammen leſen können.

Potsdam, den 1ſten März 1799.

— — Den Sonntag über 8 Tage komme ich auf jeden Fall; eher wäre es mir ohnedies nicht möglich. Wäre es nur möglich, daß S. unterdeß das Ende der zweiten Rede cenſirt hätte und ich wüßte, wie ihm das bekommen wäre, ſo könnte ich mich ſehr danach richten. Hat er das paſſiren laſſen, ſo ſehe ich keinen Grund, mich gegen ihn länger zu verläugnen, und er ſcheint ſo feſt überzeugt zu ſein, daß er das Läugnen leicht ſchief nehmen könnte. Hat ihm aber das Ende einen Pfahl in's Fleiſch gegeben, ſo muß ich das Incognito fortſetzen, es gehe wie es gehe. Schriftlich werde ich mich unterdeß entre deux halten, aber mündlich? ich geſtehe Ihnen, meine Klugheit wackelt mir ein wenig. Das Klügſte iſt — ſehen Sie, das iſt immer der Gipfel meiner Klugheit — ſich keine Sorgen machen; es kann leicht ſein, es gefällt ihm auch; denn, wenn er einmal im Gefallen iſt, kann er ſtarke Sachen vertragen und dieſe gehen doch noch an. — — Wie Sie ſehen, habe ich die weltlichen Dinge (denn als Buch iſt die Religion auch ein weltlich Ding) in die Mitte genommen, um mit den geiſtlichen zu ſchließen. Daß ich Sie noch einmal mahne, mir über die Behandlung von Gott und die Unſterblichkeit etwas zu ſagen, gehört ſchon zu den geiſtlichen. — Mit den Brieſen iſt mir's auch ſo, ich habe heute früh einen auf die Poſt geſchickt und dieſer geht morgen früh fort, und ſo wird's wohl bleiben, außer, daß ich fürchte morgen nicht ſchreiben zu können und das wird mich peinigen genug und eine ſchlechte Predigt machen. Nur das leugne ich: gleichgültige Brieſe giebt es gar nicht. Gleichgültige Beſuche giebt's wohl, wenn ich mich vergeblich beſtrebte Jemand auszuſitzen, was ich in Brieſen nicht nöthig habe.

Sonntag, den 3ten März 1799.

Heute habe ich die größte Hälfte des Phädon geleſen und nur 2 Seiten Religion gemacht; ich habe nun noch ſechs dergleichen zu machen und hoffe alſo immer noch Dienſtag fertig zu werden. Im Ernſt aber merke ich, daß hier nach und nach Alles ſchlechter wird und wenn die folgenden Reden nicht gar erbärmlich werden ſollen, ſo muß ich ſchon aus Religion um der Religion willen nach Berlin kommen — aus Religion, denn wahrlich, ich will das Univerſum in Ihnen ſchauen. In jeder Rückſicht habe ich es nöthig, mir einmal gütlich zu thun. Es iſt ſo viel Bedürfniß in meinem Wunſch Sie zu ſehen, als in Ihrem unmöglich ſein kann. Das können Sie mir immer laſſen, Ihrer iſt nur deſto ſchöner. — Das Athenäum habe ich bekommen und heute viel in den Gemälden geblättert, die doch gar ſchön ſind. Auch in Hülſen habe ich geblättert; das iſt aber nur Zeitvertreib, man muß ihn ordentlich leſen und noch mehr als leſen. Klar iſt er eben nicht, und ich hoffe, daß meine Religion etwas mehr hierin leiſtet. Es ſcheint mir, als ob Sie die Welt wenig ſehen, da Sie weder Schlegel's Nichtwohlbefinden noch des Aufſatzes erwähnt haben, den ihm Hülſen doch ſchon vor mehreren Tagen geſchickt hat und der ſogar religiös und heilig ſein ſoll. Es iſt aber Naturreligion und da weiß ich nicht, ob es mir viel thun wird. Meine Religion iſt ſo durch und durch Herzreligion, daß ich für keine andere Raum habe.

Den 5ten März Morgens 2 Uhr 1799.

K.'s Wort über die Luzinde iſt gar ſchön, aber über Ihr Urtheil, liebe Freundin, kann ich nicht eher etwas ſagen, bis ich mehr von der Luzinde kenne. Nur gegen das Dilemma möchte ich im Voraus proteſtiren. Nicht ob Etwas ein Kunſtwerk im ſtrengſten Sinne wirklich iſt, ſondern ob es eins ſein will, das muß darüber entſcheiden, ob es einen Zweck haben muß oder nicht; von der materiellen Seite mögen Sie dann über das, was beſſer ungedruckt wäre, ganz Recht haben. Die Frage bleibt aber immer, ob es die Form nicht gefordert hat, und ob das Ganze nicht ein anderes Individuum hätte ſein müſſen, wenn dies anders ſein ſollte. Verſtehen werden Sie den Hülſen wohl, aber Sie werden ſich gewaltig durchleſen müſſen durch den Styl; die Sachen ſcheinen mir aber nicht ſchwer. Was dieſer und Hardenberg zur Religion ſagen werden, darauf wäre ich neugierig. Was Sie mir darüber ſagen, [illegible] ſehr ſchön, aber haben Sie auch die Liebe gehörig ausgepumpt, ehe Sie Ihr Urtheil einfüllten? das nicht Mißverſtanden werden wäre mir ſehr viel, aber können Sie mir dafür ſtehen, daß man nicht, um es nicht mißzuverſtehen, außer der Religion auch mich kennen muß? Das iſt eben die Frage, die wir nicht auflöſen können, weil es unſeren Experimenten an der *angeſtea* gar ſehr fehlen müßte.

Potsdam, den 16ten März Abends

Pfui, liebe Freundin, ich bin ſchlecht mit mir zufrieden, es will gar nichts ordentliches werden, einige einzelne Gedanken abgerechnet, bin ich noch gar nicht weiter, als ich heute Mittag war, nichts will ſich noch ordnen oder geſtalten. Dabei bin ich ſo dumm, eben, weil es eilt, nichts anderes unternehmen zu können. Schlegel hätte gewiß unterdeß, „weil es doch nicht geht", ein paar Bücher ausgeleſen und ſich im Grunde beſſer dabei befunden; dagegen ich, ohnerachtet ich weiß, daß bei dem Brüten nichts herauskommt, die Zeit damit hingebracht habe, auf mich ſelbſt zu warten. Schlagen könnt ich mich, ſo böſe bin ich mir.

Sonntag Morgen

Eben wollt ich klagen, daß meine Hoffnung auf ein Briefchen getäuſcht ſei, als ich den Brieſträger draußen hörte und meinen Namen dabei. Gott bewahre, daß die Idee Sie nicht durchdringe, ich brauch's doch gewaltig von Ihnen zu hören, ob ich gleich Ihnen nichts geben kann. Sie ſehen, wie Recht ich habe, daß das Machen für mich ein unnatürlicher Zuſtand iſt; es iſt nichts als das, was mich geſtört hat, und nichts als das, was auch meinen Briefen eine Leere giebt, die mich ängſtigen würde, wenn ich nicht wüßte, wie Sie Alles wiſſen. Nein, entweder das Machen muß mir natürlicher werden, oder ich gebe es nach ein paar Verſuchen wieder auf. Es koſtet mich zu viel Leben, und am Ende iſt das, was dabei herauskömmt, weder für mich, noch für die Welt, noch für meine Freunde der Mühe werth. Sie meinen, Sie bekämen meine Ideen nicht, wenn ich nichts machte, und ich wette doch, daß Ihnen nichts neu iſt und daß das Vergnügen, welches Ihnen das Leſen der Religion macht, das nicht aufwiegt, was wir durch das Machen derſelben verloren haben.

Den 20ſten März Abends.

Hm! Hm! warum denn? weil mein ſchöner Thee nach Flieder ſchmeckt. Das iſt das größte poſitive Unglück, was mir noch begegnet iſt hier. Da hat ſich die B. aviſirt Fliederthee zu trinken aus meiner Kanne und die Köchinn hat ſie nicht gehörig ausgebrüht. Ob ich bei dieſem Thee werde Religion machen können, daran zweifle ich. — Ach, einen ſchönen Spaß muß ich Ihnen erzählen, der mir heute begegnet iſt. Gegen meinen Vorſaz — das kommt dabei heraus, wenn man ſich ſelbſt widerſpricht — mache ich gegen Abend eine kleine Promenade und beim Rückweg dicht beim Thor ſah ich mich auf einmal dicht vor einem Trupp Officiere zu Fuß, und als ich aufſehe, hat der gleich neben mir, an dem ich eben ganz nahe vorbeiging, einen Stern — und ich war am König beinah vorbeigeſtreift ohne den Hut abzunehmen, und nun war's zu ſpät! Sie können denken, daß Wache und Alles, was im Thor war, dem König nachgeſehen hatte, aber was ich mit meiner Grobheit den Leuten für ein Scandal war, können Sie kaum denken; die Soldaten meinten vermuthlich, von ihnen wäre es zu partheiiſch es zu rügen, weil der König doch zu ihnen gehört; aber der patriotiſche Thorſchreiber ſezte mich ernſtlich zur Rede, „ob ich ſo wenig Regard für den König hätte, nicht einmal den Hut abzunehmen.“ Ich hielt eine kurze Rede, wie übel es wäre, wenn man von Gott mit Blindheit und mit Gedanken geſtraft wäre, aber die Meiſten ſchienen es doch nur für eine unverſchämte Ausrede zu halten. Es ärgert mich doch, und ich hoffe nicht, daß der König das Talent hat die Geſichter zu merken, denn über kurz oder lang wird er das meinige doch ſehr nahe anſichtig werden.

Schleiermacher an ſeine Schweſter Charlotte.

Potsdam, den 23ſten März 1799.

Die Ueberſchrift, liebe Lotte, wird Dir vielleicht die erſte Ahnung von der Urſache meines ungewöhnlich langen und in Beziehung auf Deinen Brief doppelt unbegreiflichen Schweigens geben. Doch iſt es damit nicht ſo arg, als Du vielleicht denkſt; es iſt eben, daß ich ſchon wieder einige Wochen in Geſchäften hier bin und leider wahrſcheinlich noch ein paar Monate hier bleiben werde. Hier habe ich denn nicht nur in Amtsgeſchäften viel zu thun, viel alte Verwirrungen auszuwickeln und an Häuslichkeiten von Perſonen, die mich nicht unmittelbar intereſſiren, bei denen ich nun doch einmal bin, allerlei Antheil zu nehmen, ſondern ich habe mich auch, unwiſſend, daß mir ſo etwas begegnen könnte, in Berlin für die lezte Hälfte des Winters mit Privatarbeiten beinah überhäuft, die ich nun unter allen dieſen Störungen doch beendigen muß, weil ich mein Wort gegeben habe und nicht mehr von mir abhänge. Da habe ich denn bis jezt weder Muße noch Ruhe genug gehabt, um zu einem Briefe an Dich zu kommen. Zwar ſchreibe ich faſt täglich an einen oder den andern in Berlin, aber es ſind immer nur ein paar flüchtige Zeilen, in ein paar Minuten hingeworfen, und an Dich wollte ich gern ordentlich und ausführlich ſchreiben. Ich wollte, aber es wird eben auch nicht gehn, wie ich will, es wird nicht mehr werden, als ich dieſen Abend noch ſchreiben kann, denn morgen früh muß die Epiſtel zur Poſt, wenn ſie, wie ich wünſche, noch zum 31ſten in Gnadenfrei ſein ſoll. — Deinen zweiten Brief mit allen Einlagen habe ich nicht hier bekommen, ſondern in Berlin, wo ich auf zwei Tage war, um Schlegels Geburtstag zu begehen. Du haſt wohl ganz recht gehabt, Liebe, ganz unbedingt und unbeſehn vorauszuſezen, daß Deine Dir abgenöthigten Erklärungen über mich von mir nicht anders als wohl aufgenommen werden konnten. Es iſt mir ſehr lieb, daß Du Dich haſt erbitten laſſen, von Deinem Syſtem, das ſonſt alle Ausführlichkeiten über ſolche Dinge vermeidet, einmal abzugehn. Ich danke Dir herzlich dafür und ich bitte Dich es in Beziehung auf mich immer zu thun, wenn ich Dir abmerke, daß Du etwas auf dem Herzen haſt. Erlaube mir nun Dir nach meiner beſten Ueberzeugung wenigſtens auf die Hauptſache zu antworten, ganz aufrichtig und unverholen. Du fürchteſt zuerſt die zarten und innigen Verhältniſſe mit Perſonen des andern Geſchlechts und darin haſt Du freilich vollkommen Recht; es iſt etwas gefährliches darin und ſieht aus der Ferne, wo man alles nur im allgemeinen erblickt, noch gefährlicher aus, als in der Nähe. Ueber mich zu wachen darin, iſt mein beſtändiges Geſchäft; ich gebe mir Rechenſchaft über das kleinſte, und ſolange ich das thue, denke ich, habe ich nicht nöthig, irgend ein Verhältniß abzubrechen, welches mir ſonſt weſentlich und wichtig iſt, welches zu meiner Bildung gereicht und worin ich mancherlei gutes ſtifte. So bin ich mir in Rückſicht der B— bewußt, daß gerade die ſehr vertraute Freundſchaft, die zwiſchen uns obwaltete und die ſie offen machte über jedes Verhältniß und jede Geſinnung, von ſehr gutem Einfluß auf ſie geweſen iſt, ich meine innerlich, und rechne das nicht einmal, daß es mir Gelegenheit gab, ihr auch äußerlich hülfreich zu ſein in ſchwierigen Fällen, wo ſie ſonſt vielleicht oft eine falſche Partie ergriffen hätte. Der Herz ihr Leben iſt freilich ganz anders, ſtill und ruhig, ohne ſolche Angſt vor Schiffbruch, wie der B — ihres, und ich kann alſo auch ſolche Verdienſte nicht um ſie haben, auch iſt ihr Gemüth und ihr Charakter in ſich viel feſter, ſo daß ſie ſich auf ſich ſelbſt verlaſſen kann und meiner nicht bedarf. Ich gehöre aber doch in andrer Rückſicht weſentlich zu ihrer Exiſtenz, ich kann ihre Einſichten, ihre Anſichten, ihr Gemüth auf mancher Seite ergänzen, und ſo thut ſie mir auch. Etwas leidenſchaftliches wird zwiſchen uns nie kommen, und da ſind wir wohl in Beziehung auf einander über die entſchiedenſten Proben hinweg. Nimm es nicht für Eigendünkel, daß ich darüber ſo gewiß ſpreche;

es iſt eine lange Erfahrung und eine ſorgfältige Beobachtung, was mich dazu in Stand ſezt, und ich glaube, wenn Du uns nur eine Stunde beiſammen ſäheſt, würdeſt Du dieſelbe Ueberzeugung haben. Es liegt ſehr tief in meiner Natur, liebe Lotte, daß ich mich immer genauer an Frauen anſchließen werde, als an Männer; denn es iſt ſo vieles in meinem Gemüth, was dieſe ſelten verſtehn. Ich muß alſo, wenn ich nicht auf wahre Freundſchaft Verzicht thun will, was Du denn doch auch nicht fordern wirſt, auf dieſem ſonſt ſo gefährlichen Standpunkt ſtehn bleiben, der aber eben deswegen, weil ich ſo darauf ſtehe, nicht ſo gefährlich iſt. Deſſen will ich mich aber nicht überheben, ſondern immer auf meiner Hut ſein. Du meinſt, eben dieſe Verhältniſſe wären wohl auch meinen Berufspflichten im Wege und ſezten mich wenigſtens dem böſen Schein aus. Was das erſte betrifft, da mußt Du Dich nun lediglich auf mein Wort verlaſſen, daß es nicht ſo iſt. Ich verrichte alles, was mir obliegt, ſehr pünktlich und genau, aber darauf würde ich, wie Du denken kannſt, gar keinen Werth legen, wenn ich nicht auch wirklich mit ganzem Herzen dabei wäre, eine Sache, die wenige von meinen Freunden recht verſtehn und die nur die Herz ſich eigentlich reimen kann. Was aber den Schein betrifft, ſo habe ich darüber meine eigenen Grundſäze; ich glaube, daß es meinem Stande geradezu obliegt, ihn zu verachten — ich meine nicht aus leidigem Uebermuth Dinge zu thun die man ſonſt nicht thun würde, nur um zu zeigen, daß man ſich aus der gemeinen Meinung nichts macht, ſondern das, daß, ſo oft es hinreichende Gründe giebt etwas zu thun, man nach dem Schein dabei nichts fragen müſſe. Das iſt, wie mir ſcheint, ſehr nöthig und ganz eigentlich Pflicht. Daß ein Mann mit einer rechtlichen Frau allein iſt, Stunden und halbe Tage lang, iſt wohl gar nichts auffallendes in der Welt und niemand ſucht einen böſen Schein dahinter. Eine Frau eigentlich zur Freundin zu haben, iſt ſchon übler, und daß die Herz gerade eine Jüdin iſt, gereicht gewiß vielen zum Anſtoß; aber das iſt eben eins von den jämmerlichſten Vorurtheilen. Der Hauptpunkt aber und der eigentliche Unterſchied unſrer Denkungsart über dieſe Dinge liegt darin, daß Du überhaupt dagegen biſt ſich in vieles einzumiſchen, an vielem Theil zu nehmen und in vielerlei Verbindungen mit Menſchen zu leben und ich bin gerade dafür. Sage mir, Liebe, gehſt Du nicht zu ſehr von dem Syſtem des geſelligen Lebens aus, welches in der Gemeine das herrſchende iſt und bringſt Du nicht den Unterſchied zwiſchen Gemeine und Welt zu wenig in Anſchlag? In der Gemeine wird der Menſch gebildet durch Einſamkeit und ſtilles Nachdenken; in der Welt kann er es nur werden durch die mannigfaltigſte und zuſammengeſezteſte Thätigkeit. Es ſind zwei verſchiedene Wege, aber beide ſind gut und jeder Menſch hat nur darauf zu ſehn, daß er den einſchlage, der ſeiner Natur am angemeſſenſten iſt, und daß er ſich dann auch hübſch dahin ſtelle, wo er dieſen befolgen kann. Ein Menſch, der ſich in die Angelegenheiten von mehreren verwickeln und in mehreren Familien Hausfreund ſein wollte, wäre in der Gemeine eine ſehr überflüſſige Perſon, ja er wäre ſogar tadelnswerth und würde allerdings beſſer thun, ſich daraus zu entfernen, weil er in die Grundſäze nicht hineinpaßte. Aber eben ſo wenig würde in der Welt ein Menſch etwas taugen, der ſich in ſich verſchließen und nach eurer Weiſe leben wollte; er füllte ſeinen Plaz in der That ſehr ſchlecht aus, er wäre mitten in der Welt doch eigentlich ein Gemeine-Glied und thäte beſſer, auch lieber in die Gemeine zu gehn. Ich getraue mich in der Welt hundert und tauſend ſehr achtungswerthe Menſchen zu finden, die Dich gar nicht verſtehn würden, wenn Du ſagſt, daß dieſes vielfache Leben, dieſes getheilte Intereſſe die Selbſtbeobachtung und die Kenntniß des eignen Herzens hindere. Sie würden ſagen, das ſei ja das einzige Mittel, dazu zu gelangen. Man könne ſich ja nicht kennen lernen, eben ſo wenig als andere Menſchen, wenn man ſich nicht handeln ſehe, und vieles müſſe ja verborgen bleiben, wenn es nicht angeregt werde durch den Wechſel immer neuer und andrer Verhältniſſe und Vorfälle. Du ſiehſt, wie die Geſichtspunkte verſchieden ſind und Du wirſt auch leicht ſehn, wie jeder auf dem ſeinigen Recht hat. Es iſt mit der Seele, wie mit dem Körper: welcher nur weniger ſparſamer Reize gewohnt iſt, den afficirt auch etwas an ſich geringes ſchon merklich; welcher ſtärkerer und öfterer Bewegungen gewohnt iſt, an den müſſen auch wirkſamere Reize gebracht werden, wenn etwas ausgerichtet werden ſoll. Das erſte iſt euer Fall in eurem ſtillen und einfachen Leben; Kleinigkeiten, die der Menſch in der Welt gar nicht wahrnimmt, bringen euch ſchon zum Nachdenken und decken euch etwas auf — was allerdings ein großer Vorzug iſt — und ich danke es meinem Aufenthalt in der Gemeine, daß ich ihn in einem höheren Grade beſize, als irgend ein Menſch vielleicht, den ich in der Welt kenne — bei ihm muß alles erſt in eine merkliche Thätigkeit verſezt werden, ehe er es wahrnehmen ſoll. Halte das, was ich eben von mir gerühmt habe, für keinen Widerſpruch mit dem Beſtreben, meine Art zu leben zu rechtfertigen. Wenn ich nicht von jener Fähigkeit ein gut Theil hätte, ſo wäre in der That mein übriges Leben für die Verwickelungen, in die mich meine Berufsverhältniſſe als Prediger, als Bürger, und, wenn ich es ſagen darf, als angehender Gelehrter nothwendig und unvermeidlich bringen, noch zu eingezogen und einfach, und das, was in mir vorgeht, würde bald auch für meinen Blick, der durch dieſe Verhältniſſe vielerlei Gegenſtände in lebhafter Bewegung zu ſehn gewöhnt wird, unmerklich werden; es iſt in der That ein wahres Mittelding zwiſchen einem — nicht zerſtreuten, ſondern ganz vernünftigen — Welt- und Geſchäfts- und einem Gemeine-Leben. Nimm, um beide Geſichtspunkte zu vergleichen, noch das hinzu. Jeder Menſch muß ſchlechterdings in einem Zuſtande moraliſcher Geſelligkeit ſtehn; er muß einen oder mehrere Menſchen haben, denen er das innerſte ſeines Weſens, ſeines Herzens und ſeiner Führungen kund thut, nichts muß in ihm ſein womöglich, was nicht noch irgend einem außer ihm mitgetheilt würde. Das liegt in dem göttlichen Ausſpruche: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei, mehr als irgend etwas anderes. Ihr ſieht in einer ſolchen Art von Geſelligkeit mit euren Arbeitern und bedürft ſelten andrer Menſchen dazu. Dergleichen giebt es aber in der Welt nicht und da die Menſchen gegeneinander mit ihrem innern wie billig ſehr zurückhaltend ſind, ſo muß man ſich erſt ein ſehr freundſchaftliches Vertrauen erwerben, ehe man ſo etwas herauslockt, und um zu ſo einer vertrauten Freundſchaft zu kommen, muß man mit mehreren Verbindungen anfangen, in denen man ſie ſuchen und anzutreffen hoffen kann. So mußt Du die Sache auch anſehn und in der That bin ich bei allen den Menſchen, die ich ſehr liebe, mehr oder weniger Arbeiter und ſie ſind es auch bei mir. — Da haſt Du mein Glaubensbekenntniß über dieſen Gegenſtand ganz offen und ſo ausführlich, als ich es jezt eben geben konnte. Du wirſt wenigſtens, hoffe ich, daraus ſehn, wie ernſtlich ich Deine freundlichen Warnungen nehme, und wie viel mir daran liegt, mein Gemüth und mein Leben ſo offen als möglich vor Dich hinzuſtellen und Dich in Stand zu ſezen, daß Du richtig darüber urtheilen könneſt. Du ſollſt dieſe Aufrichtigkeit immer bei mir finden, es iſt mir gar viel daran gelegen, daß dieſes Verhältniß unter uns bewahrt bleibe.

Deine Geſundheit, hoffe ich, iſt gut, da Du gar nichts nachtheiliges von ihr ſchreibſt; wenn ſie aber auch noch ſo gut iſt, ſo bitte ich Dich doch, die Idee, eine Badereiſe im Sommer zu machen, ja nicht aufzugeben. Geldrückſichten laß Dich ja nicht abhalten; ich werde in wenigen Wochen im Stande ſein, Dir eine kleine Beihülfe dazu zu ſchicken, und wenn ſie nicht hinreichen ſollte, ſo ſage es mir ehrlich, denn ich verſtehe das nicht, was ihr Frauenzimmer ſo braucht. Bis zur Badezeit wird dann immer noch Rath zu mehr, ohne die geringſte Beſchwerde für mich, denn ich bin dies Jahr in ganz leidlichen Umſtänden.

Daß ich übrigens im Stande bin, auch das, was mir lieb iſt, wenn es darauf ankommt, aufzuopfern, ſehe ich nun ſeit ſechs

Wochen aus meiner Exiſtenz hier, entfernt von allen meinen Freunden (denn 4 Meilen iſt ſo gut als 20) an einem Ort, wo ich noch keinen Menſchen gefunden habe, an den ich mich auch nur entfernt anſchließen könnte. Ich bin hier, um die Geſchäfte des alten Hofprediger Bamberger (des Vaters der Eichmann), der gänzlichen Unvermögens halber ſich zur Ruhe geſezt hat, zu verſehn, bis der König, der dieſe Stelle unmittelbar vergiebt (weil er, ſo lange er hier iſt, ſonntäglich in die Kirche kommt) einen andern ernannt hat. Es war keine Schuldigkeit, herzugehn, es iſt auch kein Vortheil dabei, auch keine Ausſicht auf Dankbarkeit, denn die Leute, denen ein Gefalle damit geſchieht, wiſſen nicht, was es mich koſtet und können es alſo nicht erkennen. Aber da man mir vorſtellte, daß es das ſchicklichſte ſei, was geſchehn könne, ſo habe ich's für meine Pflicht gehalten und in Gottes Namen auf einige Monate alles im Stich gelaſſen. Manchmal verdrießt mich der Gedanke, daß nur ein übereilter Schritt des Miniſters und des Kirchendirectoriums es nothwendig gemacht hat; ich halte aber doch ſo ganz leidlich aus. Angenehm iſt mir's, einmal vor einem andern und ſehr zahlreichen Auditorio meine Worte anbringen zu können. Denn die Kirche iſt hier immer ziemlich beſezt, und das iſt mir mehr werth, als die Ehre, die ich geſtern gehabt habe, daß der König aus meinen Händen das Abendmahl genommen hat, ob ich ihm gleich von Herzen gut bin. Morgen früh werde ich im Geiſt unter euch in der Gemeine ſein. Unterm 31ſten laß Dir's recht wohl ſein unter Deinen Lieben dort, und denke meiner auch in herzlicher Liebe und Freundſchaft, wie ich es thun werde. Ich umarme Dich herzlich und bitte Dich bei ſo bewandten Umſtänden mit dieſer Epiſtel fürlieb zu nehmen, die bei weitem nicht alles enthält, was ich Dir habe ſagen wollen; aber es iſt Nacht und ich habe noch zu thun, ich zweifle, ob ich zu Bett kommen werde, ehe der Tag graut. Dein treuer Friz.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Den 24ſten März 1799.

Ich habe mich beim Kaffee mit Ihrem Briefe unterhalten und ich will nun ein wenig mit Ihnen plaudern. Ich habe jezt eine häßliche Periode; es ſind die kurzen Tage bei mir, ich bin um Mitternacht ſchläfrig und komme doch vor 7 Uhr nicht auf und dann giebts noch eine Sonnenfinſterniß nach Tiſch. Mit Geſtern bin ich zufrieden, ich habe ein gut Theil von der Religion gemacht und am Abend habe ich zwar keine Religion, aber doch etwas ſehr Religiöſes gemacht, eine große Epiſtel an meine Schweſter, die eine ausführliche Deduktion meines Lebens und meiner Grundſäze von manchen Seiten enthielt. Denn das gute Mädchen hatte allerlei Bedenklichkeiten über mich gehabt, über meine Verhältniſſe zu den Frauen, zu meinem Amt und ſo dergleichen. Es war mir recht etwas heiliges ihr das ganz auseinander zu ſezen und ich hätte es Ihnen gern zu leſen gegeben, es war ein Bogen, ſo eng beinah, wie der, den ich Ihnen heute geſchickt habe, und ich habe ihn in einem Stück geſchrieben, die Taſſen Thee abgerechnet, die dazwiſchen getrunken ſind. So ein Brief iſt ein ordentliches Werk und er war in ſeiner Art auch gemacht, ob er gleich ganz aus dem Herzen kam. Mir iſt bange danach das liebe Mädchen einmal zu ſehen, aber es iſt doch keine Möglichkeit dazu.

Den 27ſten März 1799.

— — Das iſt recht fatal, daß Sie die lezten Seiten immer ungeleſen gelaſſen haben, ſo konnten Sie freilich zu gar keinem Total-Eindruck kommen und ich bin nun nicht einmal vor der traurigen Wahrheit ſicher, ob ſie wirklich keinen giebt. Wenn ſich die beiden Gedanken nicht durch das Ganze durchziehen, daß alle religiöſe Menſchen zugleich Prieſter ſind und daß Alle Eins ſind, ſo habe ich meinen Endzweck allerdings verfehlt und der Polemik gegen den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge, ſo wichtig dies auch iſt, zu viel Spielraum gelaſſen. Warum haben Sie ſich mit dem Weggeben der Bogen ſo ſehr beeilt? Unger kann ſie doch nicht eher zur Cenſur ſchicken, bis er die Rede ganz hat.

Den 28ſten März 1799.

— — Da habe ich eine ganze Weile über das Chriſtenthum meditirt, welches ſich nun bald äußerlich geſtalten ſoll; es wird aber wohl noch einige Tage innerlich wachſen müſſen, und da Schlegel mich ausdrücklich gebeten recht faul zu ſein, und mir alle Zeit zu laſſen, ſo will ich's noch dieſe Woche ſo innerlich wallen laſſen.

Potsdam, den 31ſten März 1799.

— — Da iſt geſtern der Prediger P. hier geweſen, der über 8 Tage vor dem Könige predigen wird; er hat ſich gewaltig bedauert, daß er ſo früh kam und nun die Predigt, auf der ſein ganzes Schickſal beruhte, und die doch immer ein höchſt fatales und bedenkliches Geſchäft wäre, ſo lange im Leibe herumtragen müßte. Ich habe ihm begreiflich zu machen geſucht, daß es eine ganz falſche Anſicht wäre, wenn er meinte, ſein Geſchick beruhe auf der einen Predigt; die eine ſei ja, wie jede andre, der Abdruck ſeiner Geſinnung, ſeiner Amtsgrundſäze und ſeiner eigenthümlichen Manier, und gelinge nun oder mißlinge, ſo liege die Urſache in allen dieſen Dingen und nicht in der einen Predigt. Meinen Sie, daß er mich verſtanden hat? und er iſt doch ſonſt einer der geſcheuteſten Menſchen meines Standes.

Potsdam, den 1ſten April 1799

— — Ich bin nach dem vielen Briefſchreiben ſo erſchöpft, wie ein Menſch, der in allerlei Geſellſchaft hintereinander die Koſten der Unterhaltung allein hat machen müſſen — vorausgeſezt nämlich, daß er kein Zöllner iſt. Und ſo kommt ganz natürſich die zweite Klage, daß ich nemlich ſeit geſtern Abend gar nichts nutz bin. Ich habe geſtern eben bei B—s müſſen Whiſt ſpielen und eſſen und befand mich hernach in einem häßlichen Zuſtande von Verſtimmung und Unfähigkeit, der mich zeitig zu Bette trieb. Heut iſt mir den ganzen Tag im höchſten Grade mies geweſen. Ich wollte erſt dem Machen aus dem Wege gehen, als ich mich dieſes Zuſtandes bewußt wurde und nahm ein engliſches Kalenderbuch, was ich doch nur halb ausgeleſen habe, dann habe ich mich mit vergeblichen Beſtrebungen eine Zeitlang gequält und bin zuletzt, um mich zu ſtimmen, zum Platon geſchritten, der aber auch keine rechte Wirkung gethan hat. Halten Sie das nicht für eine ſchlechte Art von Unruhe und predigen Sie mir darin keine Reſignation. Was iſt denn dieſes Unbekannte in mir, was mich ſoll hindern dürfen zu thun, was ich will und ſoll? und warum ſoll ich es ſo ruhig jenſeits meiner Willkür liegen laſſen? Man muß auf alle Weiſe ſtreben die Herrſchaft darüber zu erlangen und dies iſt vielleicht der einzige wahre, gewiß der einzige moraliſche Nutzen, den das Machen für mich haben kann.

— — Ich habe eine gute Weile gemacht und es fängt an zu dämmern. Sehen Sie, es fehlt mir wieder am Anfange der fünften Rede. Warum ſind die Anfänge immer ſo ſchwer? es iſt, als ob die Ideen auch dem Gravitations-Geſetz folgten. Die ſchweren ſammeln ſich alle in die Mitte und die leichten verlieren ſich ſo allmälig in dem umgebenden allgemeinen Raum, ſo daß man vergeblich nach dem äußerſten Anfange der Anziehungslinie ſucht und am Ende die Grenze dieſer Atmoſphäre durch einen Machtſpruch willkürlich beſtimmen muß. Mit dem Schluß ſcheint es nicht ganz ſo zu ſein; aber warum denn? den Schluß der fünften Rede habe ich beinahe ſchon. Die einzelne Rede durfte abbrechen, das Ganze aber muß doch ſchließen und kann es nicht füglich anders, als mit einer Ausſicht ins Unendliche. Nicht ſo? begegnet mir noch ein Glück heute mit dem Anfange, ſo ſchreibe ich es Ihnen noch; es wäre mir außerordentlich lieb, denn mein

Kommen nach Berlin künftige Woche beruht faſt ausſchließend darauf. — — Es lebe der Thee und die Abendſtunde! die, wenn auch kein Geld, doch Gedanken mit ſich führt, ich habe wirklich den Anfang.

Den 8ten April 1799.

— — Ihr Brief, liebe Freundin, hat mich mehr curirt als der Kaffee, und ich bilde mir ein ganz geſund zu ſein. Auch für die Religion iſt Hoffnung da und für die vierte Rede, das iſt ſehr ſchön. Ich werde aber doch die fünfte zuerſt fertig machen, damit dieſe bald möglichſt durch die Cenſur kommt und dann die vierte ganz umarbeiten; denn in der ſoll eigentlich mehr hohes ſein, als Sie alle darin gefunden haben und das muß an mir liegen. Die Kirche ſoll eigentlich das Höchſte ſein, was es menſchliches giebt und ich will ſie ſchon noch herausarbeiten.

Den 10ten April 1799.

Nichts habe ich geſtern Abend arbeiten können, gar Nichts, ich war eigentlich lädirt vom Kränkeln und vom Nicht geſchlafen haben und konnte keine Periode zu Stande bringen und nicht einmal einen Gedanken etwas um verarbeiten. Es iſt doch ein entſetzlicher Unterſchied, ob man eine Nacht geſund durchwacht oder krank. Wie oft habe ich bis 2 Uhr gearbeitet, ohne den andern Abend zu merken, daß es mir an Schlaf gefehlt hatte. Ich ſehe immer mehr ein, daß es nicht wahr iſt, daß der Geiſt den Körper angreift, aber dieſer macht jenem ſehr dumme Streiche. Ich hoffe, man wird es noch dahin bringen, körperlich zu ſchlafen und geiſtig zu wachen. Dann wird gute Zeit ſein. — — Thun Sie nur meinem lieben Spalding nicht Unrecht und den Menſchen überhaupt nicht mit dem Tröſten. Freilich die Meiſten — aber ich denke doch, jeder hält jedes liebe Andenken ſchon aus bloßer Naturnothwendigkeit ſo lange feſt, als er ſich ſelber feſt hält. Daß aber die Meiſten ſo wenig an ſich ſelbſt haben und ſich ſelbſt ſo bald verlieren, ſollte wohl nicht in Ihrem Schmerz ſein, nicht in einem beſonderen, meine ich, denn es iſt nur der allgemeine Schmerz. Der Wenigen ſind Sie ſicher und die Mittelſorte — an die muß man überall ſo wenig als möglich denken, weil ſie in jeder Rückſicht die allerbeſchwerlichſte iſt.

Mittwoch, den 10ten April 1799 Mitternacht.

— — Ich kann jetzt ſchon wieder des Morgens beſſer arbeiten, als in der Nacht, das iſt ein ſicheres Zeichen, daß Sommer wird. Sack iſt mir oft eingefallen bei der Arbeit mit ſeinem zu originell, das iſt ein recht theologiſches Dictum! mein Chriſtenthum, bis zu dem ich übrigens noch nicht gekommen bin, wird ihm auch wol zu originell ſein, obgleich es eigentlich ſehr alt iſt. — — — Die Idee der Vorrede ſcheint Schlegel zu behagen; Sie haben noch kein Wörtchen darüber geſagt. Sehr liegt ſie mir nicht am Herzen und wenn ſie mir nicht von ſelbſt kommt, werde ich ſie nicht holen — es kann recht gut ohne Vorrede gehen. Doch wie der h. Geiſt will. Uebrigens iſt's ein ſchöner Brief, der Veit ihrer. Sie klagt über das Herauswenden alles Inneren in der Luzinde, und meint, meine Kühnheit in der Religion träfe ſie nicht. Da hat ſie auch recht, es iſt ein großer Unterſchied. Bei der Religion kann man ſich nur wundern, wie man ſo etwas der Welt ſagen mag, bei der Luzinde vielleicht auch, wie man ſo etwas ſeinen Freunden ſagen mag, für die es einen viel individuelleren Sinn hat, als für die Welt, ich ſage: vielleicht, weil ich doch eigentlich keine rechte Idee von der Luzinde habe. — Daß der Heindorf ſo bei Ihnen ankommt, iſt mir ſehr lieb, es wird ihm gar wohl thun, und Ihnen muß er doch ſehr intereſſant ſein, unter anderem ſeiner Unſchuld wegen, denn ſo trifft man die ſelten an. Ich bin in meinem Leben nicht ſo unſchuldig geweſen, wie er vielleicht noch mehrere Jahre ſein wird, aber was wird es ihn auch noch koſten? — In dem Stück Religion, was Sie hier bekommen, finde ich auch etwas ſehr unſchuldiges. Gute Nacht, liebe Jette. — — —

Den 15ten April 1799.

— — — Da von der Ziegelſtraße (wo Schlegel doch wohl eigentlich wohnt) nach der neuen Friedrichsſtraße ſo unendlich weit iſt, ſo werde ich wol erſt morgen oder übermorgen erfahren können, wie es eigentlich mit der Religion ſteht oder geht, ob der Setzer mich ſetzt oder ob er ſich ſelbſt geſetzt hat. Wenn Sie läſen, würden Sie ſehen, daß ich gegen das Chriſtenthum wenigſtens ſo weit vorgerückt bin, als die Oeſtreicher gegen die Schweiz; und wie die Polemik gegen die natürliche Religion Ihnen gefallen wird, möchte ich wiſſen. Hie und da könnte ſie ausführlicher ſein. — Grüßen Sie mir den Heindorf. Haben Sie ihm auch recht eingeſchärft Ihr griechiſch heimlich zu halten, ich fürchte immer, er ſagt es wenigſtens dem Wolf, denn der iſt ſein Chriſtus und ſein Pabſt, dem man Alles ſagen muß. Adieu meine Gute.

Abends.

Denken Sie, auch die G— hat ſchon von der Unanſtändigkeit der Luzinde reden hören, wahrſcheinlich durch Parthei und Nicolai, wie weit das ſchon verbreitet iſt! ich habe ſie letzthin förmlich eingeladen meine Reden nicht zu leſen: ich fühle, ſie ſeien dunkel und es würde ſie faſt niemand verſtehen, mit dem ich nicht ſonſt aus der Sache geſprochen hätte ꝛc. Nun ſchreibt ſie ihrer Mutter, ſie habe gehört, Schlegel's Luzinde ſei ſo natürlich, ſo gar zu natürlich, daß eine ſittliche Frau ſie nicht leſen könne, und ſo ſeien ihr zum Unglück die Bücher der beiden Freunde verboten, das eine, weil es ihr zu hoch, das andre, weil es ihr zu natürlich ſei. Auch habe ich heute Nicolai's Briefe der Adelheit durchblättert, was ich wohl hätte bleiben laſſen ſollen; ich hätte die ſchöne Zeit für die Religion brauchen können, von der ich erſt eine Seite gemacht habe. Das iſt einmal wieder ein ſchlechtes

Buch. Und welche Dummheit und zugleich auch welche Perfidie, Dinge, die in den Fragmenten ſtehen, einem Menſchen in der Converſation in den Mund zu legen und einen vis à vis von ſeiner Geliebten wörtlich aus dem Fichte und Kant ſprechen zu laſſen. Das naivſte iſt, daß die Adelheid ſchreibt: Wer wohl der Fichte ſein mag, von dem er ſprach? Dann kam auch noch ein geſtiefelter Kater vor, der auf den Dächern der dramatiſchen Kunſt herumſpazirt — ob das wohl derſelbe iſt? — Das mag Nicolai's Theorie von der Weiblichkeit ſein, daß eine Frau ſo zuhören muß. Ein paar mal ſind Fragmente von mir citirt; da habe ich unausſprechlich gelacht.

Den 14ten April 1799.

O göttliche Faulheit, du biſt doch mein wahres Element! denken Sie, es iſt gleich Mitternacht und ich bin noch in den lezten Säzen des Chriſtenthums und es ſteht doch, ſo weit es jezt iſt, auf zwei Seiten. — Das hiſtoriſche im Chriſtenthum werden Sie wohl eben nicht goutiren, aber Sie werden doch ſehen, daß es gut iſt in ſeiner Art. Der Schluß iſt freilich eine Ausſicht in's Unendliche; aber ich werde gar keine Pracht hineinlegen, ſondern die äußerſte Simplicität, denn die Pracht am Ende müßte unendlich ſein und unendliches kann ich nicht machen. Er iſt zwar beinahe ſchon gemacht, aber geſchrieben kann es doch nicht mehr werden. Sie ſehen, es iſt nicht mehr möglich mein Wort zu halten und den Strich heute noch zu machen, wenn ich auch eigenſinnig ſein und nicht vor dem Ende zu Bette gehen wollte. Ich will doch ſüß ſchlafen auf meinen Lorbeeren. — Jezt eben am 15ten des Monats April iſt der Strich unter die Religion gemacht, des Morgens ein halb 10 Uhr. Hier haben Sie ſie; ſie mag nun gehen und ſehen, was ihr geſchehen wird.

Eine Vorrede werde ich nicht machen. Meinen Sie nicht, daß ſie im nächſten Buch vorkommen wird, was Nicolai ſchreibt? Schlegel wird ſagen, daß die Religion — die Schrift nemlich —

am Schluß ſich ſelbſt annihilirt, und das iſt auch wahr; aber eben das ſcheint mir größer und beſſer, als alle Verachtung des Machens, die ich in die Vorrede hätte bringen können. — Wie es mir geſtern Abend gegangen iſt, ich alter Narr. Voll der Religion habe ich mich ſchlafen gelegt und mich anderthalb Stunden im Bett herumgetrieben ohne Schlaf. Es war nicht Erhizung vom Arbeiten, denn das war ſehr langſam, ruhig und leicht gegangen; es war eine Anwandlung von Vaterfreuden und Furcht vor dem Tode. Sehen Sie, zum erſtenmale iſt es mir mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit aufgefallen, daß es doch ſchade wäre, wenn ich dieſe Nacht ſtürbe. Darin liegt auch eine Vernichtung der Tagesabtheilung, denn offenbar wird die ganze Zeit, wo die Religion geworden iſt, als ein Tag angeſehen. Unter meinen angenehmſten Phantaſien geſtern gehörte noch die, dem Wedike die Religion zu ſchicken. Mit welcher Luſt will ich das thun, ſobald ſie ihre äußere Exiſtenz hat; manches wird wohl eine harte Rede für ihn ſein, aber im Ganzen freue ich mich auf den Eindruck, den es auf ihn machen wird. Den Sinn und die Kraft, die darin iſt, wird er doch recht lebendig anſchauen. — — Ich bleibe beim Bedauern mit Heindorf's Unſchuld, ich meine aber nicht die, über die Schlegel zu lachen pflegt, ſondern die andere. Sehen Sie, er iſt ſo durchaus unſchuldig, er weiß gar nichts von Menſchen, er kennt nur reine Ideen und gar keine Vermiſchung, gar nichts wirkliches. Und Sie müſſen doch geſtehen, daß das einem viel koſten kann.

Den 16. April 1799.

Als Ihr Brief ankam, hatte ich eben die verkehrte Welt geleſen und war ſehr guten Humors, und ſo hatte es mich weniger afficirt, was Sie mir von der Publicität meiner Autorſchaft ſagen. Wenn die Leute mit mir davon reden wollen, werde ich ſie fragen, ob ſie nicht wiſſen, daß ich incognito geſchrieben habe. — — Laſſen Sie ſich doch die verkehrte Welt geben. Es iſt wirklich ſehr wizig und ich habe ſchrecklich lachen müſſen. Der Tiek iſt doch einzig in ſeiner Art. Aber was Bernhardi in den Bambocciaden gemacht hat, ſcheint mir noch ſchlechter zu ſein als der erſte Theil. Wenn der Tiek ſich den Bernhardi nicht angeſchafft hätte, ich gäbe was drum! Vielleicht ſagen aber ſo viele Menſchen: wenn der Schlegel ſich nicht den Schleiermacher angeſchafft hätte!!

— — Beim Montag bleibt's auf jeden Fall und wenn ich Geld hätte, käme ich ſogar Sonntag; denn einige Stunden ſind beſſer, als einige Thaler. Daß ich ſo viel bei Ihnen bin, als möglich, wiſſen Sie. Auf den Abend mit Heindorf freue ich mich; ich bin ihm wirklich ſehr gut, und wie Sie ihm die Unſchuld nicht abgemerkt haben, wenn Sie mit ihm von Menſchen geſprochen haben, begreife ich nicht. Mit dieſer Art von Unſchuld wird man mit der Welt nicht durch andre bekannt, weil man immer von falſchen Vorausſezungen ausgeht. Es giebt hierin auch eine urſprüngliche Anſchauung; wer zu der nicht kommt aus ſich ſelbſt, der iſt eben für dieſes Fach verloren. Ueber die Unſchuld mache ich auch wohl noch mal einen Essay. Eigentlich glaube ich, daß ich von den Menſchen ziemlich viel weiß, von ihrem Innern nemlich, da habe ich bald eine klare Anſchauung; aber in dem, was man Welt nennt, in der Kenntniß, in der Routine und ihren kleinen Tricks, da bin ich ein grauſamer Stümper; es ſcheint mir immer nicht der Mühe werth darauf zu ſehen. Jenes koſtet mich nichts als Zeit, und dazu hat man ſie ja.

Ich möchte wohl einmal etwas ſchreiben, wo das Alles drin wäre; aber das iſt auf viele Jahre hinaus. Ich müßte lange am Stoff ſammeln und weiß auch keine Form dazu. — Daß zugleich mit der Religion auch eine Predigt von mir erſcheint, iſt wunderlich genug. Mein Name ſteht da zwiſchen lauter großen Theologen und Kanzelrednern und der B. hat ſich, um das zu entſchuldigen, erdreiſtet, in der Vorrede zu ſagen, ich ſei in Berlin meiner Talente und Kenntniſſe wegen allgemein geſchäzt. Die Fragmente, die Predigt, die Religion und der Kalender machen zuſammen eine wunderliche Entrée in die literariſche Welt. Was doch noch aus mir werden wird in dieſem zeitlichen Leben.

Den 20ſten April 1799.

— — Daß Ihnen bei der verkehrten Welt der Kater ſo oft eingefallen iſt, iſt wohl nur die Neuheit und die Identität der Form, denn die Reflexion der Perſonen über die Confuſion des Stückes und alles ähnliche gehört weſentlich mit zur Form, und im Materiellen werden Sie wohl keine Wiederholung gefunden haben. Mehr als das Adagio haben mir die Menuette con variationi gefallen; die ſind weit origineller.

Potsdam, den 29ſten April 1799.

Das hatte ich gewußt und wie hätte ich es nicht wiſſen ſollen, daß der Platon, vorzüglich dieſe Art von Geſprächen, zu denen der Kriton gehört, Sie ſehr groß und ſchön afficiren würde. Gern, gar gern wäre ich Zeuge geweſen von dem erſten Opfer Ihres Gefühls für den hohen Geiſt; denn dies erſte kommt doch ſo nicht wieder. — An das Griechiſche ſind Sie nun gefeſſelt, der Platon bindet Sie auf ewig und viel feſter als der Homer. Schlegel ſchrieb mir kurz vor meinem lezten Berlin, von einem großen Coup, den er noch vorhätte mit mir, und das iſt nichts Geringeres, als den Platon überſezen. Ach! es iſt eine göttliche Idee! und ich glaube wohl, daß es Wenige ſo gut können werden, als wir, aber eher als in einigen Jahren wage ich doch nicht es zu unternehmen, und dann muß es ſo frei von jeder äußern Abhängigkeit unternommen werden, als je ein Werk ward, und Jahre, die darüber hingehen, müſſen nichts geachtet werden. Doch das iſt ein Geheimniß und liegt noch ſehr weit. — Daß ich kommen mußte, liebe Jette, um Ihr Vertrauen zu Sich ſelbſt zu erwecken, das iſt ein kurzer Inbegriff Ihrer ganzen Geſchichte, und jemehr ich darüber denke, deſto mehr beſtätigt es mich in meinen Ideen von Ihren früheren Freunden. Es hat Sie eben keiner, der ſelbſt Vertrauen zu ſich hatte, ſo ganz verſtanden wie ich. — — Ich bin zu meinem Vertrauen auf ganz anderem Wege gekommen, durch meine nicht zu dämpfende und faſt allgemeine, innere Polemik.

Ach! wenn einen die Leute lieben und achten und ihr warum iſt immer nicht das rechte, was iſt das für ein Gefühl! aber um eins bitte ich Sie, liebe einzige Jette, und laſſen Sie ſich recht darum gebeten ſein. Es kann eine Zeit kommen — ja troz alles Selbſtvertrauens ſage ich es — ſie kann kommen, wo ich — nichts bin! Glauben Sie dann nur nicht, daß ich immer nichts geweſen bin, trauern Sie nicht um Ihre Liebe für mich, wenn Sie auch um mich trauern; zwingen Sie ſich aber auch nicht ſie lebendig zu halten, ſondern gönnen Sie ihr nur ein ſchönes Begräbniß in Ihrem Herzen. Ach! ich wollte, dies wäre nur eine Viſion und keine Weiſſagung.

Den 18ten Mai 1799.

Was Ihr S. von Göthe ſagt, darüber kann man wohl eigentlich nichts ſagen, wir nemlich, die wir den Menſchen Göthe nicht kennen. Es giebt doch in Schriften ein etwas — aber in dieſem Augenblick kann ich es nicht beſchreiben — woraus man ſelbſt bei einem Dichter mit Sicherheit auf den Menſchen ſchließen kann; iſt das grade im Göthe? ich für mein Theil glaube nicht. Trivial und gemein ſein, das iſt auch noch ein ſehr vieldeutiger Ausdruck; aber gar wohl kann ich mir denken, daß er im gemeinen (d. h. im unkünſtleriſchen, unliterariſchen und unminiſteriellen) Leben eine gewiſſe Liebhaberei für's Triviale und Gemeine haben kann. Geben Sie ſich nur eine recht lebhafte Anſchauung von ſeinem Verhältniß mit der Vulpius. Poetiſiren Sie das, wie Sie wollen, es bleibt immer gemein. Von dem jungen Menſchen bleibt es übrigens immer arrogant, dergleichen zu ſagen (ich meine es im ganzen Ernſt und arrogant im ganzen Sinn) und ſo laſſen Sie ihn nur etwas gegen die Arroganz in Pauſch und Bogen brauchen.

Den 2ten Mai 1799.

Heute habe ich in den Zeitungen von Fichte's kleiner Demüthigung geleſen. Ein falſcher Schritt zieht immer den andren nach ſich. Er mußte es freilich den Leuten ſagen, daß ſie ſich bei der Demiſſion, die ſie ihm gaben, unter dieſen Umſtänden auf ſein Fordern derſelben nicht berufen konnten; aber das hätte auf eine ganz andere Art geſchehen müſſen. Und um ſo etwas zu ſagen, wie er in ſeinem erſten Briefe ſagte, von mehreren, die ihm nachfolgen würden, da muß man ſeiner Sache und ſeiner Leute ſehr gewiß ſein. Ein anderes Katheder findet nun Fichte gewiß nicht, und im Ganzen muß ich geſtehen, halte ich es für ein vortheilhaftes Ereigniß, daß ſeine Philoſophie vom Katheder, wohin ſie gar nicht paßte, vertrieben iſt. Spinoza hat eine philoſophiſche Profeſſur abgelehnt, ohnerachtet, daß er ſo enthuſiaſtiſch für ſeine Philoſophie war, als Fichte nur immer für die ſeinige ſein kann und hat ſehr wohl daran gethan.

Potsdam, den 3ten Mai 1799.

Ach denken Sie, was ich gethan habe, und was ich eigentlich noch thue! ich leſe Nicolai's Buch über ſeine gelehrte Bildung und ſein Verhältniß zur kritiſchen Philoſophie. Es iſt ein ſtarkes Stück und ſagen kann man eigentlich gar nichts darüber. Im Grunde iſt es, wenn man erſt den rechten Standpunkt gefunden hat, erſtaunlich naiv. Der vornehm-mitleidige Ton über Fichte, den ich prophezeihte, iſt ſchon darin, obgleich damals nur erſt von der Confiſcation die Rede war. Gegen den Kant hat er allerdings einiges getroffen, was ſo recht grob vor Augen liegt; aber ſein gänzliches Nichtwiſſen, wovon die Rede iſt, geht, ob er es gleich tauſendmal leugnet, von der erſten Seite bis zur lezten. Doch was geht mich der Nicolai an, habe ich doch noch über Ihren Brief zu reden. Das Geſchäft, was Sie mir bei Heindorf auftragen, geht, fürchte ich, ein wenig gegen meine Lehre von den

Naturen und Sie wiſſen, wie ſehr die zu meiner Religion gehört. Hat Heindorf Sinn für den A—, ſo wird er ihn ſchon finden, hat er keinen, ſo wiſſen Sie, daß alle Worte nichts helfen. Meinen Sie, er könnte wohl Sinn haben, aber man müßte ihm ihn erſt öffnen, ſo kann das doch durch Reden nicht geſchehen, ſondern nur dadurch, daß man ihm die Gegenſtände applicirt. Einer gelähmten Lunge bläſt man Luft ein, eine vorübergehende Taubheit wird durch einen tüchtigen Knall curirt und ein allzu ſchläfriges Auge wird durch ein blendendes Licht gezwungen, ſich zu öffnen. Laſſen Sie uns alſo abwarten. Es wäre überdies eine vergebliche Mühe, ihm den A— an ſich verſtändlich zu machen. Wir müſſen erſt ſein Mittler ſein. Nur dadurch, daß er uns beſſer verſtehen lernt, kann er ihn verſtehen lernen, und wir müſſen erſt ſehen, wie weit er es darin bringen wird. Wie können Sie denn übrigens etwas gegen ihn haben wollen, bloß ſeiner natürlichen Begrenzung wegen?

Das gegen geht nur auf etwas poſitives und nicht auf ein bloßes nicht haben, das giebt nur ein weniger für. Sagen Sie nicht, daß das eine bloße Wortklauberei iſt; es liegt gar viel darin, und ich denke, wir wollten's uns ſehr verbeten haben, wenn Sie noch mehr Menſchen ſo lieben wollten, daß Sie in dieſem Sinne nichts gegen ſie haben möchten. Das würde uns zu viel werden. Meine neuliche Stimmung, Liebe, das iſt, ich will es nur geſtehen, ein ſit vom ächten Chriſtenthum, wie ich ſie bisweilen habe. Wie das mit dem Chriſtenthum zuſammenkömmt, können Sie in meiner fünften Rede finden. Es liegt übrigens ſehr tief in mir, denn es gehört zu dem Bewußtſein, daß ich eine Pflanze bin und einen Boden brauche, und daß nur durch beſtändige Zirkulation und Aſſimilation die Elemente meiner Natur beim Leben erhalten werden können. Nicht ſowohl durch Zerrüttung meines Weſens von Innen her — obgleich auch das möglich iſt — kann ich untergehen, ſondern ſchon durch die Zerſtörung meiner Lage. Man reiße mich aus und ich bin verloren.

Der Glaube an die Ewigkeit beſteht dabei wohl. Hier kommt mir dieſe Stimmung ſehr natürlich, weil es wirklich Stunden giebt, wo ich nichts bin.

1801

Berlin, den 17ten Mai ~~17[illegible]~~

— — Paſſirt iſt denn doch unterdeß allerlei; man muß nur wegreiſen, ſo geſchieht ſchon etwas. Laſſen Sie Sich nur vorrechnen. Erſtlich iſt Fichte's Nicolai in aller Stille in Jena gedruckt worden. Wilhelm hat ſich — der Cenſur-Freiheit wegen — als Herausgeber auf den Titel geſezt und eine petillante Vorrede dazu gemacht. Als ich bei ihm war, gab er mir ein Exemplar. Er verſichert, daß nichts ausgelaſſen, als eine die Sächſiſche Regierung betreffende Anmerkung — und ſo haben denn doch die Leute, was das pasquillartige und das Schimpfen betrifft, entſezlich gelogen. Sie wiſſen, wie ich über dieſe Sache denke, und es giebt nur ein paar Stellen, die ich gerne ſtriche. In dieſen kommen allerdings ein paar Schimpfnamen vor, allein nach dem, was die Leute hier poſaunt haben, wird ſie jedermann ſehr mäßig finden und ſie werden gar keinen Effect machen. Zweitens iſt die Maria Stuart gedruckt, die ich aber noch nicht geſehen habe. Drittens iſt Schiller's Macbeth da, von dem Schlegel wunderliche Dinge erzählt, ſo daß es mich grauſam in den Fingern juckt ihn zu recenſiren; wer nur Zeit hätte! Viertens iſt auch der zweite Theil der Characteriſtiken und Kritiken da, der wirklich mit einer Notiz von Friedrich über den Boccaccio ſchließt, welcher viel Studium vorausſezt. Fünftens — und das iſt mir eigentlich fatal — wird am Platon wirklich gedruckt und Friedrich weiß ſchon, daß der Phädrus 6 Bogen betragen wird. Das rechnet er immer zuerſt aus. Unmöglich kann er auf dieſe Art eine Arbeit gründlich durchgehen und das Ganze wird leider Gottes gewiß nichts Rechtes. Das wären Berichte, mehr weiß ich nicht und ich hoffe, Sie haben genug.

Schleiermacher an ſeine Schweſter Charlotte.

Berlin, den 23ſten Mai 1799.

Hoffentlich, liebe Lotte, wird Dir mein Brief, ſo wie ich es wünſche, die lebendige Ueberzeugung gegeben haben, wie gut ich den Deinigen aufgenommen und wie lieb es mir geweſen iſt, daß Du meinen Bitten, Deine Gedanken über mich ordentlich zu äußern, nachgegeben haſt. Auch Dir wird ja wohl das gut aufnehmen etwas anderes ſein, als das unbedingt annehmen. Es beſteht doch eigentlich darin, daß man die Liebe fühlt und erwiedert und das geſagte ſich zu Herzen gehn läßt und in Ueberlegung nimmt. Das glaube ich recht ernſtlich gethan zu haben, wie Du aus allem, was ich Dir geantwortet habe, ſehn wirſt. —

— — Ganz vorzüglich aber hat mich dies Jahr der 5te Mai afficirt, wunderbar regten ſich alle Erinnerungen in mir an unſern guten Todten; ich weiß nicht, wie zufälliger Weiſe in meinen Papieren meine erſte Landsberger Predigt, die ich ihm hatte ſchicken wollen, obenauf gekommen war; ich dachte an unſre Uneinigkeit darüber und an unſre Einigkeit; ich hatte dieſe Zeit über vieles ſo recht aus dem Herzen niedergeſchrieben über Religion und hätte ſo herzlich gewünſcht es ihm zeigen und darüber reden zu können, kurz ich war voll inniger Sehnſucht. Auch nahm ich mir feſt vor, Dir noch den Abend ein paar Worte wenigſtens zu ſchreiben. Hernach iſt mir die Zeit wieder ſo hingegangen in dem Stumpfſinn, der bei mir immer entſteht, wenn ich iſolirt bin. Darüber kann ich nicht heraus; ohne Freund, ohne herzliches Geſpräch, ohne Wechſel zwiſchen Arbeit und geſelligem Genuß iſt für mich kein Leben, und wenn ich ein paar Jahre ſo exiſtiren müßte, würde es mir ſchwer werden mich ſelbſt beiſammen zu halten. In dieſer Rückſicht bin ich denn unendlich froh wieder hier zu ſein, obgleich mir eben auch keine glückliche Zeit bevorſteht. Die Herz macht eine Reiſe nach Dresden und dem Harz, Schlegel wird wahrſcheinlich um dieſelbe Zeit auf einige Wochen nach Jena reiſen, und ich habe mich noch dazu in ein paar weitläuftige Arbeiten eingelaſſen, die mich einen großen Theil meiner Zeit koſten, aber freilich auch dazu dienen werden, meinen Styl zu bilden und mir manche Kenntniſſe zu verſchaffen. Unter dieſen Umſtänden werde ich nicht einmal an eine Reiſe nach Landsberg eher als im Winter denken können. Meiner Geſundheit kommen auch jezt von meinem Potsdamſchen Aufenthalt die Nachwehen und ich werde mich eben entſchließen müſſen, eine Sommer-Cur zu brauchen, die ſich mit meinen Arbeiten ſchlecht genug vertragen wird. — Ich wiederhole noch einmal meine herzliche Bitte an Dich, wenn Du Dich auch jezt ganz wohl befindeſt, dennoch Deine Badereiſe nicht aufzuſchieben. Ich konnte nicht noch 14 Tage hier ſein, ohne Dir wenigſtens Carl's Brief zu ſchicken, ſonſt hätte ich Dir gleich einen Beitrag zu den Unkoſten derſelben mitgeſchickt, der aber nächſtens erfolgen wird. Verſäume alſo ja nicht übrigens die nöthigen Anſtalten zu treffen; es iſt doch viel gutes davon zu erwarten.

Ich muß abbrechen, wenn nicht der Poſttag wieder verſtreichen ſoll. Laß mich Dir empfohlen ſein und glaube ununterbrochen an meine herzliche Liebe zu Dir und an mein Verſtehen Deiner Liebe und Deines Gutmeinens. Ich ſehe mit Schrecken auf den Schluß Deines lezten Briefchens, wo Du wenigſtens die Möglichkeit von Spannungen, von Mißverſtändniſſen, von einem nicht-ſchreiben, welches dann beſſer wäre, ſprichſt. Nein, Liebe, das kann nicht ſein und wird nicht ſein; ich habe einen feſten und wohlgegründeten Glauben an unſre Nähe, unerachtet ich unſre Entfernung recht wohl kenne.

Ich bin gar nicht unruhig darüber, wie Du meine Erklärungen über mich ſelbſt und den Weg, den ich gehe, verſtanden und aufgenommen haben wirſt. Laß uns die Liebe ferner und immer in der Aufrichtigkeit beweiſen, ſo werden wir auch durch alles hindurch immer die Liebe ſehn und fühlen. Adieu für diesmal, bald mehr.

Den 16ten Juni 1799.

Heimlich habe ich immer gedacht, es würde vor Abſendung dieſer Epiſtel, mit der es ſo ſehr lange währt, noch eine von Dir ankommen. Nun es aber bis jezt nicht geſchehen iſt, ſollſt Du mir auch gewiß nicht zuvorkommen und er ſoll übermorgen auf die Poſt. Ich kann ihn mit ziemlich guten Nachrichten ſchließen. Ich habe von Carl'n einen zweiten ziemlich ausführlichen Brief aus Stettin, — die Herz iſt auch ſehr auf dem Wege der Beſſerung und ich denke, ſie ſoll in acht Tagen ganz wiederhergeſtellt ſein. Alsdann geht auch der ältere Schlegel wieder ab und ich bekomme den meinigen wenigſtens zum Theil wieder und hoffe ganz in mein gewohntes Leben zurückzukehren. Dann wird es auch wohl mit meiner Geſundheit wieder gehn, die ſeit einigen Tagen nicht ſonderlich geweſen iſt. Wir haben hier ſolches Wetter, bei dem es, wenn man an die Luft geht, faſt unmöglich iſt, ſich nicht zu erkälten, und ich habe ſeit einigen Tagen viel an jenen Koliken gelitten, die mich als Kind ſo quälten. Wäre der Weg nicht ſo weit und die Poſt nicht ſo theuer und meine Verlegerin zu Hauſe, ſo hätte ich Dir mit dem Briefe ein Exemplar von den engliſchen Predigten geſchickt, die ich in's Deutſche überſezt habe und die nun endlich erſchienen ſind. Sie werden Dir zwar ſchwerlich ſehr gefallen, als Predigten wohl gar nicht, als ſchöne Reden vielleicht, als ein Werk meines Fleißes und als eine Probe, wie viel Mühe ich mir mit ſo etwas geben kann, werden ſie Dir aber doch intereſſant ſein. Mir haben ſie — ſonſt würde ich ſie gewiß nicht überſezt haben — ſehr behagt, nicht nur als Produkte eines originellen Kopfes und als Meiſterſtücke einer gewiſſen Art von Beredſamkeit, ſondern mehr noch als Beweiſe, wie viel man leiſten und um wie viel eindringlicher und gewichtiger man reden kann, wenn man vor einer gleichartigen nicht allzugemiſchten Verſammlung redet und gewiß weiß, daß jeder der da iſt, gewiß nur deswegen da iſt, weil er an der Sache Geſchmack findet und von den perſönlichen Vorzügen des Vortragenden überzeugt iſt.

Deinen Wunſch, etwas von mir gedruckt zu ſehn, kannſt Du jezt noch auf eine andre Art erfüllen; aber freilich nur ſehr im Kleinen. Die beiden Schlegel's nämlich geben zuſammen ein neues Journal heraus unter dem Titel: Athenäum. In dem zweiten Stück deſſelben ſteht unter der Rubrik: Fragmente, eine große Menge einzelner Gedanken, von denen freilich viele, welche ſich bloß auf die abſtracte Philoſophie beziehn, Dich eben nicht intereſſiren können; andere aber wirſt Du gewiß gern leſen. Unter dieſen nun ſind mehrere von mir, und ich überlaſſe Dir, wenn Dir dies Journal zu Geſicht kommt, herauszufinden, wo Du etwas von meiner Art witterſt; ich dächte es ſollte Dir nicht ſchwer werden, mich zu entdecken. Schicken kann ich Dir es nicht, weil man einzelne Stücke nicht bekommt; auch wird das zweite Stück nur eben erſt gedruckt. So weit hat mich nun Schlegel gebracht, aber daß ich etwas größeres ſchreiben ſollte, daraus wird nun nichts. Ich kann meine Zeit beſſer brauchen und überdies macht es mir eine höchſt unangenehme Empfindung, etwas von mir gedruckt zu ſehn. Kaum habe ich es bei dieſen paar Gedanken ausgehalten, die zuſammen wohl ſchwerlich einen Bogen ausmachen. — Es hat mich gefreut, einmal wieder etwas von Deiner Lectüre zu hören. Udolfo's Geheimniſſe kenne ich nicht, wohl aber die Dame, die es aus dem Engliſchen überſezt hat und die im vorigen Jahre einige Wochen hier geweſen iſt. Romane kommen jezt überhaupt nicht vor meine Augen. Statt aller andern habe ich vor einiger Zeit mit der Herz den Wilhelm Meiſter wieder geleſen; ihre Krankheit hat aber eine Unterbrechung gemacht und wir ſind mitten in den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele ſtehn geblieben. Daß Göthe hiebei irgend einen Original-Aufſaz in Händen gehabt hat, iſt mir ſehr klar und ich getraue mir ſogar mit der größten kritiſchen Gewißheit ganze Stellen anzugeben, die gewiß echt und bis auf Kleinigkeiten unverändert, und andere, die gewiß ſein Machwerk ſind. Im Anfang hat er gewaltig viel theils gemacht, theils anders zuſammengeſtellt, um die ganze Denkungsart, wie die Leute ſagen, pſychologiſch einzuleiten und verſtändlich zu machen und hat dadurch eigentlich nichts verſtändlich gemacht, als daß er nichts davon verſteht. Die Anmaßung, auch ſo etwas in ſeinem Buch zu haben, welches gewiſſermaßen die ganze menſchliche Natur umfaſſen ſoll, hat ſich ſelbſt geſtraft. — Ich rede, als ob Du den Wilhelm Meiſter geleſen hätteſt und weiß es doch nicht; ich wollte aber wohl, Du läſeſt ihn der Merkwürdigkeit wegen. – Du haſt Stilling's Theobald geleſen und ich gebe Dir vollkommen Recht, daß es wohl gut wäre, wenn das Buch bei euch häufiger geleſen würde; es iſt viel daraus zu nehmen. Weißt Du denn aber auch, welch' ein beſonderes Intereſſe das Buch für uns hat? Da Du gar nichts davon erwähnſt, ſo zweifle ich, daß Dir der Vater davon geſprochen hat. Der alte Darius nämlich, der eine der Hauptperſonen im Buche iſt, iſt unſer ſeliger Großvater in Arnheim. Das ſchrieb mir der Vater einmal nach Halle, und aus dieſem Wiedererkennen ſeines Vaters in einem Buch von Stilling ſchreibt ſich gewiß der Briefwechſel her, den er eine Zeitlang mit ihm unterhalten hat. Einen andren unſrer lieben Schriftſteller, Friedrich Richter, den Verfaſſer des Hesperus, werde ich wahrſcheinlich in einigen Wochen ſehen; er hält ſich jezt in Leipzig auf und will eine Reiſe nach Berlin machen. — —

Schleiermacher an Henriette Herz.

Berlin, den 18ten Juni 1799.

— — Haben Sie denn im Dieskauer Waiſenhauſe meiner gedacht? Da habe ich mit Brinkmann philoſophirt, ſo Haus-Philoſophie, und Poeſie geleſen — und ich habe mir von ihm erzählen laſſen von den Menſchen; denn ich ſelbſt ſah keine und wollte keine ſehen. Mehr noch das Bewußtſein meiner innern Unfertigkeit und Gährung, als äußere Umſtände hielten mich davon ab. Auch konnte Alles, was er mir ſchönes ſagte, nicht hindern, daß nicht der Keim der Verachtung eben damals ſein erſtes Leben gewann, troz des Bewußtſeins, daß ich in die Bildung, wie Brinkmann ſie mir beſchrieb, und wie ſie in ihm war, nicht hineinreichen konnte. Todt war ich eigentlich damals nicht; aber äußerlich wenigſtens lebte ich gar nicht. Ich glaube nicht, daß es je einen jungen Menſchen gegeben, der weniger an die Zukunft gedacht und doch auch den Augenblick weniger genuzt und genoſſen hätte. Auch an den Wiſſenſchaften verzweifelte ich in der Stille. Ich ſah, wie geiſtlos Alles betrieben wurde, und ſelbſt Kant, den ich eifrig ſtudirte, konnte mir den Glauben nicht benehmen, daß die Philoſophie noch gar nicht auf dem rechten Fleck wäre. Es war alſo natürlich und meiner Faulheit ſehr gemäß, daß ich lavirte, und das ſchlechte Maneuvre iſt Gott ſei Dank noch ſo leidlich abgelaufen.

Mittwoch Abend.

Dieſen Mittag habe ich bei der Veit gegeſſen, habe dann meine Notiz von Kant's Anthropologie dort zu Ende in's Reine geſchrieben und dann ſind wir in Bellevue geweſen, wo die Akazien göttlich riechen; hernach habe ich noch mit Schlegel ein wunderbares Geſpräch über mich gehabt, wobei wir uns wahrſcheinlich beide nicht verſtanden haben. Er notizirt jezt die Religion und da ſtudirt er mich ordentlich; er will mein Centrum wiſſen und darüber haben wir nicht einig werden können. Ob ich mich wohl ſelbſt ſo verſtehe, wie er mich verſtehen will? ich habe ihm geſagt, ich würde wohl nie bis in's Centrum kommen, mit dem Machen nemlich, meinte ich; das hat er für eine Blasphemie gegen mich ſelbſt genommen, kurz wir ſind nicht zuſammen gekommen. Was iſt denn mein Centrum? wiſſen Sie es? — —

In Schlegel's Notiz, die erſt angefangen iſt, ſteht unter andrem, der Styl der Reden ſei eines Alten nicht unwürdig; das iſt wohl zu viel geſagt. Uebrigens bin ich ſehr begierig darauf, was alles in dieſer Notiz ſtehen wird. — Gute Nacht! in welchem Neſt mögen Sie ſchlafen? Morgen kommen Sie nach Ilſenburg, und ich denke, mit dem Harz ſoll Ihnen eine neue Göttlichkeit und ein neuer Enthuſiasmus aufgehen.

Berlin, den 20ſten Juni 1799.

Mich wundert etwas in Ihnen, nemlich der totale Sieg der Kunſt über die Natur, ſo daß Sie mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit von der großen Natur reden, der Sie damals entgegen ſahen. Ich wünſche ihr aber (der Natur nemlich) zu dem neuen Kampf ſchönes Wetter, wie es ſcheint, daß wir es bekommen. So ſehr ich mich über die Gewalt der Kunſt freue, ſo leid ſollte es mir thun, wenn *dieſe Natur* nicht ihre Wirkung thäte. Sie wiſſen, inwiefern ich mir aus dem Schönen in ihr nicht eben viel mache, aber das Erhabene in ihr halte ich in großen Ehren. Es ſind wirklich nicht dem Grade nach, ſondern ſpecifiſch ganz verſchiedene Eindrücke, und beziehen ſich auf ganz etwas Anderes. Auf Bergen, oder auf dem Meer macht die Entfernung, daß man außerhalb der Erde zu ſtehen glaubt, und das mag ich gar gerne.

Den 1ſten Juli 1799.

Wie ich mit Friedrich ſtehe, weiß ich eigentlich nicht; es drückt mich gewaltig. Auch darin bin ich nicht ganz Ihrer Meinung: unſere Gemüther ſind wohl recht für einander, Friedrich's und meines, nur nicht auf die Art, wie Ihres und meines, ſondern eben, inſofern ſie einander *nicht* ähnlich, zur Ergänzung. Daß man unter dieſen Umſtänden nicht ſo leicht auf den rechten Punkt zuſammenkommt, iſt natürlich; aber es kann doch gehen und muß gehen, wenn Schlegel's Heftigkeit und Ungeduld uns nicht aus dem Wege bringt. Ich weiß nicht, ob er ein ſolches heruntergebrachtes Verhältniß leiden kann, ich kann es nicht, und werde mir nächſtens das Herz faſſen, wieder mit ihm zu reden. Es iſt nur ſo übel, daß ich ihn ungern jetzt auf eine Art afficiren möchte, die ihn beunruhigt, weil es einen ſolchen Einfluß auf ſeine Arbeiten hat. Ach, es iſt ein großes Elend! Mit Dorothea kann ich über dieſe Dinge gar nicht reden; ſie ſtellt ſich ſo ſehr auf einen unrechten Standpunkt, daß ich gar nicht hierüber ſprechen kann. Worauf Sie zurückgehen, das iſt wohl etwas. Sein gänzliches Nichtverſtehen unſeres Verhältniſſes geht aus mehreren Stellen in der Luzinde klar hervor; aber es iſt doch nicht Alles, er verſteht auch mein Verhältniß zu ihm nicht und deutet meine Demuth und meine ehrerbietige Schonung nicht recht, aus der ich mir gar vieles verſage. Doch das muß man mündlich beſprechen und ich hoffe auch dafür viel von Ihrem Hierſein. — Was Sie von Tiek in den Zeitungen geleſen haben, weiß ich nicht; mir iſt nichts dergleichen vorgekommen; aber übermüthig wird er nicht werden durch das Lob, weil er die Menſchen viel zu ſehr verachtet. Uebrigens überzeuge ich mich, daß er ſehr viel iſt für die deutſche Literatur, und zwar etwas, was weder Göthe noch Schiller noch Richter ſein können, und was vielleicht außer ihm jezt niemand ſein kann; müßte er ſich nur nicht auch mit ſeinen Arbeiten eilen. Die Grobheiten im Athenäum werden Sie doch auch wohl billigen, wenn es nothwendige Wahrheiten ſind und wenn ſich zeigen läßt, daß es nach richtigen Begriffen viel gröber wäre, wenn man ſie anders ſagte. Mit der Natur, das iſt mir noch immer nicht klar. Sie haben ſie doch eben auch als einen todten Stoff angeſehen, der behandelt werden muß und es iſt Ihnen immer der von uns eingefallen, der grade dieſe oder jene beſtimmte Gattung deſſelben am beſten behandeln konnte. Aber wie haben Sie ihn denn ſelbſt behandelt? Friedrich meint in ſeiner Notiz, wo ich mich in der Religion der Natur nähere, da offenbare ſich meine Irreligion als Mangel. Er hat beſondere Begriffe von Natur, die ich noch nicht verſtehe — aber meine Behandlung derſelben verſtehe ich wohl. Was Sie mir ſo oft als Polemik ausgelegt haben, daß ich gleich geradezu auf die Unendlichkeit der Chemie gehe, damit iſt es mir bitterer Ernſt, obgleich mancher einzelne Genuß dabei verloren geht, der aber freilich von einer Art iſt, die ich für niedriger halte. — Ein großes Wort hat Friedrich doch über mich geſagt in unſerm Geſpräch, ich weiß nicht recht, woher es bei ihm gekommen iſt, aber wahr iſt es nach allen Seiten, nemlich ich müſſe aus allen Kräften darauf arbeiten, mich innerlich friſch und lebendig zu erhalten. Niemand iſt dem Verwelken und dem Tode immerfort ſo nahe als ich, ich kann das weder conſtruiren noch demonſtriren, aber es iſt leider wahr. Mit dem Befragen, das übertreiben Sie, liebe Jette, und ich bitte Sie, ſchlagen Sie einmal die entgegengeſezte Maßregel ein. Es iſt nichts wohlthätiger für mich, als wenn man mich über mich zum Reden bringt, ich dächte, Sie müßten das gefühlt haben, ſo oft es der Fall geweſen iſt. Es mag eine ſchwierige Operation ſein, aber ich bitte Sie inſtändig, laſſen Sie es ſich nicht verdrießen.

Den 4ten Juli 1799.

Wiſſen Sie wohl das neuſte, liebe Freundin? Fichte iſt hier, vor der Hand auf einige Wochen, um ſich umzuſehen. Friedrich hatte es ſchon ſeit einiger Zeit gewußt und ihm eine Chambre garnie unter den Linden beſorgt; es war aber ein tiefes Geheimniß, und da man das Schickſal der Briefe nicht wiſſen kann, habe ich Ihnen nichts davon ſchreiben mögen. Auch Tiek hat es nicht gewußt und ſich heute des Todes gewundert. Heute früh brachte ihn Dorothea zu uns, und wir ſind, ein paar Stunden ausgenommen, den ganzen Tag zuſammen geweſen. Beſchreiben kann ich ihn nicht und ſagen kann ich Ihnen auch nichts über ihn — Sie wiſſen, daß mir das nicht ſo früh kommt.

Freitag Abend.

Ich habe ordentlich eine kleine Furcht davor, daß Fichte gelegentlich die Reden leſen wird; nicht davor, daß er viel dagegen einzuwenden haben möchte, das weiß ich vorher und es macht mir nicht bange — ſondern nur, daß ich nicht weiß, wo er mir alles in die Flanke fallen wird und daß ich nicht werde würdig mit ihm darüber reden können. Bei der Luzinde iſt er eben und hat Friedrich geſagt, Vieles einzelne gefalle ihm, um aber eine Meinung über die Idee des Ganzen zu haben, müſſe er es erſt recht ſtudiren. Er hat ſchon heute einen Beſuch von der Polizei gehabt, man hat ſo horchen wollen, ob er etwa geſonnen ſei, ſich hier zu etabliren ꝛc. Er hat dann geſagt, er ſei zu ſeinem Vergnügen hier und wiſſe nicht, wie lange er ſich aufhalten werde. Obſervirt wird er wahrſcheinlich proviſoriſch von der kleinen Polizei. Es ſollte mir leid thun, wenn er irgend Unannehmlichkeiten hätte. Große Sachen habe ich noch nicht mit ihm geſprochen, ich will es ſo ſachte angehen laſſen nach meiner Manier. — —

Ich ſchreibe heute noch an Brinkmann; die Religion habe ich ihm nebenbei angedeutet. Wenn es ſo viele Menſchen wiſſen, kann er es auch, aber ſchicken kann ich ihm keine. Seine Elegien ſind mir nicht einfältig vorgekommen, wie er mir dabei ſchrieb, aber einförmig — es iſt immer nur eine Idee, die ſich hindurchzieht und Paris afficirt ihn ſo wenig, daß außer dem Titel faſt keine Spur iſt, daß ſie dort geſchrieben ſind. Die Verſe ſind aber größtentheils wohl ſo gut, als wir ſie immer haben. — —

Schlegel hat mir lezthin verſchiedentlich demonſtrirt, ich müßte einen Roman ſchreiben; meine religiöſen Ideen über Liebe, Ehe und Freundſchaft ließen ſich nicht anders mittheilen und mitgetheilt ſollten ſie werden, alſo müßte ich den Roman auch ſchreiben können. Ich habe ihm geſtanden, ich hätte es ſchon ſeit einiger Zeit als meinen Beruf gefühlt, ich zweifelte aber am Können, und das thue ich auch noch.

Berlin, den 6ten Juli 1799.

Geſtern habe ich — nach der bekannten Nothwendigkeit — den Titan durchleſen müſſen. Es ſind doch wahrlich alles die alten Sachen und auch in der Geſchichte und den Dekorationen die alten Erfindungen, welches eine ſchreckliche Armuth verräth. Selbſt die Charaktere ſind, wenn auch nicht gradezu copirt, doch ganz in dem alten genre. Indeß iſt vieles beſſer, als im Hesperus oder in der Loge, ſelbſt die Geſchmackloſigkeit. Nun iſt noch der Anhang übrig, den ich noch beim Frühſtück leſen will. — —

Zwiſchen dieſer Zeile und der vorigen liegt der ganze Anhang, den ich indeß geleſen habe. Nachgerade wird doch Richter ſo klug, die Sachen, die gar nicht in das übrige hineinwollen, allein zu drucken, es Richteriſirt aber doch ſo ſehr, daß ſie den andren angehängt werden müſſen und daß ſie auch unter ſich nicht zuſammenhängen dürfen. Nur, wie er den Anfang komiſch und ſatyriſch nennen kann, iſt ſchwer zu begreifen. Das einzige recht komiſche iſt eine Satyre auf ihn ſelbſt, eine Anweiſung ſeine Bücher zu machen, nemlich ein Erzählungsſpiel — wo man in eine angefangene Erzählung bringen muß, was einer ſagt. Doch wird es nicht übel genommen, wenn man bisweilen auch nur ſcheint es hineingebracht zu haben. Auch fängt er an Noten zu machen zu ſeinem Wiz und ſchließt ſogar mit einer ſolchen und wenn noch mehrere Frauen ihm ſagen, daß er ſchwer ſei — fällig nemlich — ſo wird er gewiß noch mehrere Verbeſſerungen dieſer Art anbringen.

— — Daß W—s ſo ſehr hübſch zuſammenleben, habe ich mir immer gedacht und es mag wohl in gewiſſer Art eine wahre Ehe ſein; aber, liebe Jette, auch jede wahre Ehe muß wieder anders ſein und alſo verſteht ſich das von ſelbſt, daß meine ganz anders werden wird. Es läßt ſich auch da von keinem Müſſen oder Nicht-müſſen reden, als ob man ſich die Art, wie man leben wollte, vornehmen könnte. Dabei würde was wunderliches herauskommen! Da nicht ein Menſch wie der andre und alſo auch nicht zwei wie andre zwei, ſo muß auch ihr Produkt, nemlich die Ehe, jedesmal ein anderes ſein. In Zahlen geht das wohl, daß z. B. 3 mal 8 ebenſo viel iſt, als 4 mal 6, aber in der geiſtigen Welt wohl durchaus nicht. — Ich verlaſſe Sie nun, beim Frühſtück die Genoveva zu Ende zu leſen, die ich heute wegſchicken muß. Es iſt wohl gar viel Schönes darin, aber man muß es öfter leſen und ordentlich ſtudiren, wozu ich nur leider jezt keine Zeit habe. Auch Tiek's poetiſches Journal, ſoweit es hier iſt, habe ich geſtern geleſen. Es iſt denn ſo allerlei nach ſeiner Manier. Kritik und Theorie iſt für jezt eben noch nicht darin und die angefangenen Briefe über Shakspeare enthalten faſt noch gar keinen Shakspeare und die Form hat mich bei weitem nicht ſo intereſſirt, wie mich Schlegel vermuthen ließ. — So iſt mein Fichte nicht, daß die Leute ſich hineinleſen könnten! Dafür iſt geſorgt. Aber die meiſten werden eben nicht wiſſen, was ich will, und wer das Buch nicht geleſen hat, kann von der Notiz ſchwerlich das geringſte verſtehn.

Schleiermacher an ſeine Schweſter Charlotte.

Berlin, den 20ſten November 1799.

Liebe Lotte, das iſt wieder eine Pauſe geworden, wie ich ſie nicht erwartet und noch viel weniger gewollt hatte. Wie ich mich darüber ärgere, daß ich immer ſo wenig von dem thue was ich will, das kannſt Du Dir kaum recht vorſtellen. Es geht mir unaufhörlich ſo und iſt wohl ſehr oft meine Schuld; aber wenn ſo etwas von den Dingen, die mir die liebſten ſind, liegen bleibt, wie das Schreiben an Dich, ſo bin ich doch gewöhnlich unſchuldig daran. Die Dohna's, während deren Abweſenheit ich meinen lezten Brief an Dich ſchrieb, ſind hernach noch bis weit in die lezte Hälfte des vorigen Monats hier geblieben, und während dieſer Zeit war ich viel zu geſtört und verwirrt, als daß ich an einen ordentlichen Brief hätte denken können. Auf die Art ſind denn alle anderen Arbeiten und Geſchäfte auch während dieſer Zeit liegen geblieben und ich habe während der lezten vier Wochen noch nicht zu Athem kommen können. Ueberdem habe ich recht viel innern nagenden Kummer gehabt über meines Freundes Schlegel häusliche und öffentliche Angelegenheiten und die üble Lage, in welche er ſich gegen die Welt geſezt hat. Der guten Herz iſt es ebenſo in Rückſicht ihrer Freundin, der Veit, gegangen und da haben wir fleißig zuſammen geklagt, uns getröſtet und vergebliche Entwürfe gemacht. Dabei leidet die Herz ſchon ſeit ſechs Wochen an den Folgen eines Falles, wobei ſie ſich die Hand beſchädigt hat, und meine andere Freundin, die G—; hat mir auch das Herz ſchwer gemacht durch allerlei bittere Unannehmlichkeiten, die ſie betroffen haben, und die ich durch eine mit dem beſten Willen und dem reinſten Eifer begangene Unvorſichtigkeit vermehrt und verlängert habe. Dies alles zuſammengenommen wird es Dich nicht wundern, daß ich lange Zeit geiſtig unwohl und auch einige Tage körperlich krank geweſen bin. Ein heftiger mir bisher völlig unbekannter Kopfſchmerz hat mich acht Tage recht ernſtlich gequält und iſt nur einer großen ſpaniſchen Fliege gewichen, die mir der gute Herz wohl früher hätte verordnen können. Von Augenſchmerzen aber, die noch älter ſind, und die ich durch vieles Schreiben, dem ich nicht ausweichen konnte, noch verſtärkt habe, bin ich noch nicht ganz frei und leide jezt eben daran, wie Du aus den großen Buchſtaben, die ich ſonſt nicht zu machen pflege, wohl ſehn kannſt. Länger habe ich's aber auch nicht aushalten können, nicht zu ſchreiben, und ich habe, wie Du ſiehſt, noch in meinem alten Jahre wenigſtens anfangen müſſen. Daß meine Nachrichten von Dohna's und meinen Verhältniſſen zu ihnen Dich intereſſiren würden, hatte ich wohl erwartet, und ſo will ich gleich damit anfangen, das merkwürdige von dem zweiten Abſchnitt ihres Aufenthaltes nachzuholen. Wie wir alle erſtaunt und erfreut waren die Gräfin Friedrike nach ihrer Rückkunft aus Dresden zu ſehn, kannſt Du Dir kaum denken. Denn man kann ſich von der großen Veränderung die dieſe kleine Reiſe hervorgebracht hatte, keine Vorſtellung machen. Ein ſchönes friſches Roth fing wieder an ihre Wangen zu färben, ihr Auge war munter, ihr Puls fieberfrei und tadellos, ihre ganze Haltung geſunder, ihr Gemüth lebhaft, heiter und voll neuer Lebensluſt. So iſt ſie Gott ſei Dank geblieben und nach allen Nachrichten, die ich habe, hat ſelbſt die Rückreiſe nach Preußen, wozu die Witterung ſehr ungünſtig war, ihr nicht geſchadet und ſie fährt fort an Kräften zuzunehmen. Du kannſt leicht denken, daß ich auf dieſe Art auch an ihrem Umgang mehr Freude gehabt habe. Es ließ ſich mehr mit ihr ſprechen und ich war wieder ganz zu Hauſe in ihrem ſchönen Gemüth. Ueberhaupt habe ich in dieſer lezten Zeit noch mehr mit ihnen gelebt. Die Begierde, die Berlinſchen Merkwürdigkeiten zu ſehn war geſtillt und es gab mehr ruhige Stunden. Dabei war mir dies ein neues Beiſpiel, wie bei Menſchen von Charakter und Bildung alles beſtändiger iſt, als man denkt. Alle wohlbekannten Eigenthümlichkeiten kamen wieder zum Vorſchein, und bei aller Achtung und allem Vertrauen, welches mir der Graf und die Gräfin bewieſen, ſah ich doch ganz deutlich, wie bei einem beſtändigen Leben mit ihnen in demſelben Beruf alles wieder ſo werden würde, wie es vor ſieben Jahren war. Die Eltern und Friedrike haben ſich von unſerm Schröder in Paſtell malen laſſen; leztere iſt gar ein liebliches Bild geworden, woran ich große Freude gehabt habe; es iſt für ihre Schwiegermutter beſtimmt, der ich wünſche, daß ſie es verdienen möge. Ein Familienfeſt nach alter Sitte iſt auch vorgefallen. Der Gräfin ihr Geburtstag iſt nämlich den 23ſten October, und man wußte vorher, daß er auf der Reiſe würde zugebracht werden. Sie hatten alle Graf Alexanders Wohnung noch nicht geſehn. Es wurde beſchloſſen, ein Frühſtück dort einzunehmen, und einen guten Abend bekam ich einen Brief vom Grafen nach ſeiner undeutlichen Art, ſo daß ich kaum daraus klug werden konnte, er habe einige niedliche Geſchenke für die Gräfin im Namen der abweſenden Söhne gekauft und ich ſolle einige Verſe dazu machen, denn es ſolle bei dieſem Frühſtück ihr Geburtstag im voraus gefeiert werden. Das ganze war eigentlich nur ſo nebenher, denn er hatte mit den Mädchen nichts darüber verabredet; aber es ſezte mich mehr als irgend etwas anderes in alte Zeiten zurück. Die ſchöne Mütterlichkeit der Gräfin, das treue Andenken an die Abweſenden, die zärtlichen Beſorgniſſe um Alexander, der noch immer keine Luſt zum Heirathen hat und im religiöſen Fache ſo verſchieden von ihnen denkt, daß er ſich nur ſelten darüber ausläßt, die vertrauten Geſpräche über das alles — es war mir ganz Schlobittiſch zu Muthe. Hernach kam noch die Gräfin Schulenburg, eine Couſine der Gräfin, und da löſte es ſich bald auf. Noch den lezten Morgen war ich bei ihnen und geleitete ſie in den Wagen.

Den 21ſten.

Weiter hatten mich geſtern die Augen und die Nacht nicht ſchreiben laſſen und heute ſind mir ſchon tauſend Erinnerungen und Gedanken, auch wohl einige Wünſche, aber wenige, durch den Sinn gegangen und ich bin von freundlichen Beweiſen des Andenkens meiner Guten umgeben und von dem tröſtlichen Gefühl ihrer Freundſchaft durchdrungen. Die Herz und ihre Schweſter haben mich recht niedlich beſchenkt und die G— hat mich mit ihrer Schweſter beſucht und wir haben recht vernünftig aus dem innern des Gemüthes mit einander geſprochen. Meine männlichen Freunde, Alexander Dohna und Schlegel, ſind abweſend, und wie es Männern geht, vielleicht fällt es ihnen nicht einmal ein, daß heute mein Geburtstag iſt; von Dir aber weiß ich, daß Du meiner heute beſonders in ſchweſterlicher Liebe gedenkſt und von Carl hoffe ich es ebenfalls. Ich wünſche, Du könnteſt die ruhige Heiterkeit recht inne werden, die in meiner Seele iſt. Ich freue mich der Vergangenheit und der Gegenwart und ſehe der Zukunft gelaſſen entgegen mit allem, was ſie bringen mag. Mit ziemlicher Gewißheit kann ich wohl ſagen, daß das meine herrſchende Stimmung ſein wird, ſo lange ich lebe, denn ſie gründet ſich auf das innerſte meines Weſens.

Abends.

Von Schlegel habe ich einen Brief bekommen, aber nur ganz zufällig. Doch hat es mir viel Freude gemacht, daß ich nach langem Stillſchweigen endlich heute angenehme Nachrichten von ihm bekomme; fröhlich und frei lebt er mit ſeiner Freundin beim Bruder, kümmert ſich nichts um die Welt, die ihm das Leben gern ſauer machen möchte, und arbeitet an ſeinem Geiſt und an ſeinen künftigen Werken. Carl hat auch geſchrieben und ganz eigentlich an meinen Geburtstag gedacht. Sein Brief enthält übrigens eine Nachricht, die Dir wohl nicht anders als angenehm ſein kann, nämlich, daß er auf Oſtern nach Breslau geht. Ein guter Freund von ihm, der ſich dort kürzlich etablirt hat und eine chemiſche Fabrik anlegen will, hat ſich's ſehr angelegen ſein laſſen ihn zum Gehülfen zu bekommen, und Carl hat, nachdem er die nöthigen Erkundigungen eingezogen über den äußeren Zuſtand des Mannes, ſein Jawort gegeben. Er hat dort weit vortheilhaftere Bedingungen, kommt in ein ander Geſchäft hinein und hat da eher, als in irgend einer ſeiner bisherigen Lagen, Ausſicht, daß etwas bleibendes daraus hervorgehn könnte. Ich habe ihm auch deshalb, als er meine Meinung forderte, nicht abrathen können, und, ehe ein Halbjahr vergangen iſt, haſt Du ihn bei Dir. Als er mir zuerſt davon ſchrieb, ſagte er ſchon, wie er dächte über Gnadenfrei zu reiſen und Dich zu überraſchen, und wie Du gewiß glauben würdeſt, er habe wieder einen dummen Streich gemacht. Indeß hoffe ich, es war damit nicht ſo ſein Ernſt, daß er Dir dieſe ganze Zeit über wirklich ein Geheimniß von der Sache machen wollte, und ſo kann er mir's immer gönnen, es Dir zuerſt geſchrieben zu haben.

Den 3ten December.

Endlich, liebe Schweſter, ſoll doch auch dieſe Epiſtel fort. Heute iſt es einmal dahin gediehen, daß ich am Vormittag ein paar Stunden übrig habe und die will ich auch redlich benuzen.

Dein Brief enthält viel intereſſantes, worüber ich Dir noch kein Wörtchen geſagt habe, angenehmes und trauriges. Die Nachrichten von Carl T.'s und des Herrn S. Tode waren mir beide neu und beſonders die erſtere ſehr überraſchend. Ich ſelbſt habe den Carl wenig gekannt, aber beſonders aus Brinkmann's Erzählungen viel Achtung für ihn gewonnen und dem will ich auch dieſen traurigen Fall nächſtens melden. Ich habe noch ein anderes Intereſſe dabei, welches Du nicht ſo lebhaft fühlen kannſt. Hier iſt es mir nämlich täglich vor Augen, wie alle Theile der Staatsverwaltung mit unwürdigen Menſchen ohne wahre Kenntniſſe und beſonders ohne allen Character überladen ſind, und wie ſich dergleichen bloß durch die Länge der Zeit und durch die Bereitwilligkeit, mit der jeder ſeinesgleichen forthilft, zu den höchſten Stellen heraufſchwingen. Da muß es mir nun doppelt weh thun, wenn ein junger Mann, der von beidem nach allem, was ich von ihm weiß, ſo viel beſaß, der Welt ſo zeitig entriſſen wird. Die Mutter, die ſo viel Zärtlichkeit für alle ihre Kinder hat, dauert mich ſehr. Alte Bekannte aus dem väterlichen Hauſe wieder zu ſehn, muß Dir immer eine ſehr merkwürdige Erſcheinung ſein. Auf mich macht es eine ganz andre Wirkung. Zeiten und Namen ſchweben mir immer nur ganz dunkel vor, und ich erinnere mich dieſer früheren Jahre nur wie eines Traumes. Theils kommt das wohl daher, weil ich damals um einige merkwürdige Jahre jünger war, theils von meinem überhaupt ſchlechteren Gedächtniß, theils aus zwei anderen Urſachen, die man nicht genug in Erwägung zu ziehn pflegt. Erſtlich war mein Geſicht niemals gut, und da es immer ſchlechter wird, ſo habe ich auch weniger die Fähigkeit, die alten Eindrücke deſſelben feſtzuhalten. Der Töne erinnere ich mich weit eher, als der Geſtalten. So ging mir's auch mit B. wieder. Der Name kam mir bald in's Gedächtniß, aber von dem Menſchen konnte ich keine Vorſtellung zuſammenbringen. So geht mir's ſelbſt mit unſrer ſeligen Mutter. Es gelingt mir nur manchmal, ihre Geſtalt recht lebhaft zu denken, aber ihre Stimme klingt in meinen Ohren, ſo oft ich mich ihrer erinnere. Nur den ſeligen Vater kann ich mir recht genau vorſtellen, weil ich ihn ſpäter geſehen habe. Wie ich Dein lebhaftes Andenken an den herrlichen lieben Mann mit Dir theile, kannſt Du Dir ſo nicht denken. Auch mir kommt er bei tauſend Veranlaſſungen, die jedem andern ſehr entfernt ſcheinen würden, in den Sinn, und es bedürfte gar nicht der Bücher aus ſeiner Bibliothek, die mir immer vor Augen ſtehn. Wie oft denke ich an ihn bei allen meinen Handlungen in der Geſellſchaft und in der Amtsführung, und wie freut es mich, wenn ich mir denken kann, er würde zufrieden mit mir ſein bei Gelegenheiten, wo andre Männer mich falſch auslegen und den Kopf ſchütteln. Das begegnet mir recht oft, und doch weiß ich, wie ſehr verſchiedene Menſchen wir ſind. Ja, ja, liebe Schweſter, wenn wir einmal alle drei zuſammen ſein könnten, das wäre eine herrliche Sache! Die Gegenwart iſt ein gar ſchönes Mittel jedes Band feſter zu knüpfen und jedes theure Andenken lebendiger zu machen. Kommt Carls Verpflanzung nach Breslau zu Stande, wie ich denn nicht daran zweifle, ſo iſt ja dazu die größte Hoffnung. Wann ich auch nach Schleſien kommen möge, ſo wird er's doch vorher wiſſen und ſich mit ſeinen Arbeiten, die er dort ſelbſt dirigirt, doch ſo einrichten können, daß er zu derſelben Zeit die kleine Reiſe machen kann. Inzwiſchen hängt das für den nächſten Sommer leider von einigen Umſtänden ab, die nun gar nicht mehr in meiner Gewalt ſtehn, und ich müßte auf jeden Fall weit kürzer bei euch bleiben, als wenn ich die Reiſe noch ein Jahr aufſchöbe, es müßten ſich denn ſonderbare Veränderungen ereignen, auf die ich doch nicht rechnen kann. Daß Du Deine gute A— wiedergeſehn, hat mir rechte Freude gemacht. Ich habe dieſen Sommer, aber freilich zu der unruhigen Zeit, als die Dohna's hier waren, eine ähnliche gehabt. Es war auf einige Wochen der Profeſſor Bartholdi aus Stettin hier, ein Mann, den ich gar herzlich liebe und von dem ich Dir vielleicht nie geſchrieben habe. Seine Bekanntſchaft habe ich bei meinem Vor-Landsbergiſchen Aufenthalt hier gemacht und ſchon damals viel Uebereinſtimmung zwiſchen uns beiden geahndet. Als ich aus Landsberg zurückkam, ſind wir einander näher gekommen, bald darauf wurde er nach Stettin geſezt, und bei jedem Beſuch, den er ſeitdem hier gemacht hat, ſind wir offner und herzlicher gegen einander geworden. Ich finde in dieſem trefflichen Menſchen alles, was mir in Schlegel fehlt, und er paßt gerade da zu mir, wo ich von dieſem abweiche; Schade nur, daß er ein ſehr fauler Briefſchreiber iſt; zu einer Correſpondenz ſind wir noch gar nicht gekommen. Das ſchadet aber nicht, wir finden uns gleich ganz wieder, wenn wir uns ſehn.

Von meinen lebenden Bekannten unter euch, namentlich von Albertini, haſt Du mir recht lange nichts geſagt. Ich habe mir ſchon gedacht, daß ich meine Rückreiſe aus Schleſien durch die Lauſiz machen und dort alle die lieben Orte wiederſehn wollte. Da komme ich ſchon wieder auf die Reiſe und wollte doch nichts mehr davon ſagen. Du malſt ſie mir ſchon ſo ſchön mit allen ihren Zubehörungen aus und ich thue noch mehr. Mein möglichſtes werde ich gewiß anwenden, um dieſe ſchöne Hoffnung zu erfüllen.

Berlin, den 21ſten December 1799.

Wenn ich, liebe Schweſter, Deinen Wunſch noch am Schluſſe dieſes Jahres einen Brief von mir zu haben, erfüllen will, wie ich gar zu gern möchte, ſo iſt es wohl die höchſte Zeit, daß ich anfange zu ſchreiben; denn in den Feiertagen werde ich ſehr beſchäftigt ſein und jezt habe ich eben ein paar Tage Ruhe. Zwar in dieſem Augenblick kann ich das nicht ſagen, ich habe ein ſehr bewegtes Gemüth; aber es iſt eine angenehme Bewegung, die ich Dir mittheilen kann, die Freude nämlich von Alexander Dohna's Wiederkunft, der geſtern von ſeiner langen Reiſe zurückgekehrt iſt und den ich vor einer Stunde zum erſten mal geſehn habe. — —

— Ueberdies hat mir Alexander endlich einmal wieder einen

Brief von meinem herzlich geliebten und auch mich noch mit alter Freundſchaft liebenden Wedeke mitgebracht, dem ich nun auch nächſtens mein Herz recht ausführlich ausſchütten werde; ich habe gar viel darauf gegen ihn. Das ſoll auch noch dies Jahr geſchehn. Denn am Ende des Jahres pflege ich gar gern Geld- und Briefſchulden zu bezahlen. Beides hat gewöhnlich ſeine Schwierigkeiten, da Geld und Zeit am Ende eines Jahres am theuerſten iſt. Mit dem erſten iſt es wohl bei allen Menſchen in der Welt wenigſtens der Fall; mit der lezten bei uns Predigern beſonders, weil wir da alle Jahresliſten u. ſ. w. zu machen haben, und ich habe nun noch beſonders einen neuen Küſter einzulernen. Das ſollen noch ſchöne Tage werden, um das Jahr zu krönen, das mir in ſo vieler Rückſicht zuwider geweſen iſt. Zu meinen dringendſten Briefſchulden gehört auch eine große Epiſtel an Brinkmann nach Paris, von dem ich zwei ſehr freundliche Briefe zu beantworten habe, und ein Brief an die Mutter, von der ich ſeit ewigen Zeiten nichts weiß, ſodaß ich nicht einmal gewiß bin, wer von uns beiden zulezt geſchrieben hat.

Du, liebe Lotte, ſcheinſt mir jezt wieder etwas in Dich gezogener, als vor einiger Zeit. Dein Gemüth bewegt ſich eben, wie meines, im Zirkel, wenn ich ſo ſagen darf; bald etwas mehr, bald etwas weniger nach außen, und es iſt uns beiden gewiß recht heilſam, daß das von ſelbſt ſo kommt; aber von ſelbſt muß es auch kommen. So ſcheint es mir wenigſtens; denn nichts äußeres kann mir ein Recht geben mich den Menſchen, mit denen ich einmal in Wechſelwirkung geſezt bin, und dem Mitempfinden für ſie zu entziehn. Freilich greift das am Ende auch dem geſundeſten die Nerven an, aber das halte ich für kein Unglück. China und Eiſen können es wieder gut machen, und was dieſe nicht thun, das thut die Abwechslung im Gemüthszuſtande, die doch nicht ausbleibt. Ich glaube immer, daß es des Körpers Schuldigkeit iſt, mit dem Geiſte zu leiden, und daß ein Körper, der dies nicht in der Art hat, dem Geiſt dafür auch in andern

Fällen den Dienſt verſagt, wenn er nicht leiden, ſondern thätig ſein ſoll. Damit tröſte ich mich, wenn ich nicht ſo geſund bin, als ich wünſche, und finde dann, daß ich immer noch geſunder bin, als ich eigentlich erwarten kann. Mit meinen Augen geht es nun auch wieder, und wenn wir nicht großen Schnee bekommen, ſo hoffe ich, daß ſie mir den Winter ziemlich Ruhe laſſen werden.

Den 27ſten December.

Da ſind die Feiertage ſo verſtrichen, ohne daß ich an Dich habe ſchreiben können. Ich habe ſehr viel Amtsgeſchäfte gehabt, die mich herzlich ermüdet haben; eben ſo viele warten meiner noch; auch war manches andre indeſſen zu thun, womit es eilte, z. B. ein Brief an Brinkmann, den ein Courier mitnahm. Nun will ich deſto fleißiger ſein, zuerſt Deine Fragen beantworten, ſo viel ich kann. Mit Alexander habe ich ſeiner Schweſter wegen ausführlich geſprochen. — — Thun läßt ſich vor der Hand von uns nichts und ſo muß man um deſto zuverſichtlicher hoffen, daß Gott alles zum beſten lenken werde. Dies gehört zu den Ungleichheiten zwiſchen uns, welche aus unſrer Lage und aus unſern Grundſäzen unvermeidlich hervorgehn, daß dieſe Paſſivität Dir lieber iſt und Du in allerlei Angelegenheiten lieber nichts thuſt, um nichts zu verderben, ich hingegen lieber thätig bin und mich's nicht verdrießen laſſe, wenn ich auch einmal etwas verderbe, ſobald ich nur das, was ich gethan habe, nach meiner beſten Ueberzeugung für meine Pflicht hielt. — Von dem Geſchäft des alten Grafen, wozu ich hier mitgewirkt habe, kann ich Dir nichts ſagen; es bezog ſich auf eine ausländiſche Angelegenheit und ich habe von dem Ausgang noch nichts erfahren. Auch hat die ganze Sache für uns wenig Intereſſe und ich erwähnte ihrer nur damals, weil ſie mir viel unangenehme Beſchäftigung gab und den alten Grafen viel leiden machte. Eben ſo wenig kann ich Dir aber auch aus dem entgegengeſezten Grunde, weil es zu intereſſant iſt und zu ausführlich ſein und in zu vielerlei Dinge eingreifen müßte, etwas näheres über meinen Freund Schlegel ſchreiben. Es iſt alles das, was Du glaubſt, Oekonomiſches, Literariſches und noch vielerlei anderes zuſammengenommen. Nach ſeinen lezten Briefen geht es ihm wohl und er fühlt ſich glücklich; das tröſtet mich aber nicht, denn es iſt nur augenblicklich und hindert ihn nur zu thun, was er thun müßte. In einem andern Sinne freilich, aber mit vollem Recht kann ich von ihm ſagen, was Du von der A— ſagſt, daß er mir Freuden und Leiden gewährt hat, die mir niemand ſchaffen konnte, und wenn es jemals geſchehn ſollte, daß die Verſchiedenheiten unſrer Denkungsart, die tief in unſerm Innern liegen, ſich mehr entwickelten und uns klarer würden, als unſre eben ſo große und merkwürdige Uebereinſtimmung in manchen andern Punkten, wenn dies jemals, wie es bei Schlegel's angeborner Heftigkeit wohl möglich iſt, unſer Verſtändniß auf eine Zeit lang unterbräche und ſtörte, ſo werde ich ihn doch immer herzlich lieben und den großen Einfluß, den er auf mich gehabt hat, dankbar erkennen. Es iſt in dieſen Tagen zwei Jahre geweſen, daß er zu mir zog und unſre nähere Verbindung anging, und Du kannſt Dir leicht vorſtellen, auf wie mancherlei Weiſe mich das bewegt hat.

Auf die A— machſt Du mich durch alles, was Du mir von Zeit zu Zeit ſagſt, immer verlangender; aber noch nie haſt Du Deine Aehnlichkeit mit ihr und Dein genaues Verhältniß zu ihr mit ſeinen mannigfachen Abwechslungen und Läuterungen in ſo ſtarken Worten ausgedrückt als dieſesmal, und Du kannſt alſo denken, wie ſehr auch mein Verlangen ſeitdem geſtiegen iſt. Sie und die P—, die mich, nur freilich in einer ganz andern Art, auch ſehr intereſſirt, mußt Du mir nun recht zu genießen geben, wenn ich nach Schleſien komme. Dieſes Kommen, liebe Lotte, iſt freilich noch etwas fernes.

Ich habe mich recht gefreut, Dich einmal wieder von Deinen Beſchäftigungen mit den Kleinen, und zwar mit ſolchem Intereſſe, ſprechen zu hören. Auch ich bin dies Jahr mit Unterricht auf eine mir ſehr liebe Weiſe beſchäftigt geweſen. Ich habe ein einziges Mädchen zum Religions-Unterricht gehabt und ſie vor wenigen Wochen confirmirt. Es iſt mir nicht erinnerlich, daß ich Dir überhaupt davon geſchrieben hätte, wenigſtens von der Beendigung gewiß nicht. Das gute Kind war ſehr vernachläſſigt, und ich bekam ſie, was man weder von ihrem Wohnort, noch von ihrem Stande erwarten ſollte, mit ſechzehn Jahren ohne alle, auch die gewöhnlichſten, Religionserkenntniſſe und Begriffe, als eine ganz unbeſchriebene Tafel. Außerordentliche Freude hat ſie mir wohl nicht gemacht, denn ſie war etwas unempfänglich. Indeß war mir das Geſchäft ſehr lieb, theils weil ich es überall für das wichtigſte des Predigers halte und es mir, ſo lange ich hier bin, noch nicht vorgekommen war, theils weil dies das erſte mal war, daß ich von Anfang an den erſten Grund legen konnte, und alſo ganz nach meiner Weiſe und meinen Einſichten verfahren. Je länger es währte, je mehr fruchtete es denn doch, und bei der Confirmation hatte ich noch die beſondre Freude, die Eltern des Mädchens, die durchaus irreligiös ſind, nicht nur gerührt zu ſehn, ob ich gleich alles, was ſo eine gewöhnliche flüchtige Rührung hervorbringen kann, ſorgfältig vermieden hatte, ſondern auch von Ehrfurcht und Achtung gegen die Sache und die Behandlung durchdrungen, die ihnen etwas ganz neues zu ſein ſchien. Jezt iſt das nun vorbei; aber ich will alles mögliche thun, um irgend eine andere Art von Unterrichts-Beſchäftigung zu bekommen; ich fühle es wirklich als ein dringendes Geiſtesbedürfniß, dergleichen zu haben. Das eigene Lernen und Studiren iſt ohne das etwas ſo einſeitiges und wirklich Geiſt-verzehrendes, und ich kann ordentlich Gewiſſensbiſſe darüber empfinden.

Adieu, liebe Lotte, fahre fort fleißig zu ſchreiben, ſo viel Du Luſt dazu haſt. Daß Du lieber nicht ſchreibſt, wenn es Dir nicht gemüthlich iſt, iſt mir eben auch recht. Glaube, daß mir alles lieb und werth iſt, was Dich betrifft und was Du mir ſagſt, und daß ich auch wohl alles, was vorkommt und zu Deinem innern Weſen gehört, recht gut verſtehe, wenn ich deſſen auch nicht immer ausdrücklich erwähne, wie es mir auch diesmal wieder gegangen iſt. Es kommt dafür ein andermal gelegentlich nach. Ein fröhliches neues Jahr wünſche ich Dir von Herzen und vergiß nicht, daß ich in der Neujahrsnacht Deiner und der Gemeine immer ganz beſonders gedenke. Dein treuer Bruder.

Den 2ten März 1800.

Meinem Freund Schlegel geht es jezt in Jena bei ſeinem Bruder recht wohl und ſeine Briefe ſind mir immer recht erfreulich wegen der guten Stimmung, die darin herrſcht. — — Außerdem hat ſich die Anzahl meiner Freunde um einen vermehrt, deſſen Bekanntſchaft ich mittelbarer Weiſe durch Schlegel bei einer beſonderen Gelegenheit gemacht habe, aber nur ſchriftlich. Es kam ein Brief von ihm an Schlegel, gerade den Abend vor der Abreiſe des lezteren; er trug mir auf ihn zu beantworten, und die Sache, wovon die Rede war, gab Veranlaſſung zur Mittheilung ſo vieler Ideen aus dem Innerſten des Herzens, daß wir uns durch einen Brief hin und her vertrauter geworden ſind, als es ſonſt durch langen Umgang geſchehn kann. Dir brauche ich das nicht weiter zu erklären, Du kennſt aus mannigfachen Erfahrungen dieſes glückliche und ſchnelle Berühren des Gemüthes. Es iſt ein junger Mann von viel Geiſt und Kenntniß, und dem Namen nach kannte ich ihn ſchon aus einem Buch, das er geſchrieben hat, und aus Schlegel's Erzählungen. Er hat ſich aber aus der gelehrten und übrigen Welt ganz zurückgezogen und lebt mit einer Frau, die er kürzlich geheirathet, und ein paar Kindern, die er erzieht, in großer Einfachheit und Stille auf dem Lande, einige Meilen von hier, wo ich ihn im Sommer gewiß auf ein paar Tage beſuchen werde. Sein Name iſt Hülſen, und ich empfehle ihn im voraus Deinem Gedächtniß. Es ſoll mir nicht wieder ſo gehn, wie mit meinem Stettiner Freunde, daß ich ihn einige Jahre habe, ehe Du etwas davon weißt.

Schließlich möchte ich Dich doch noch bitten, Dich mit Geſchäften, wenn Deine Kopfſchmerzen anhalten, nicht zu überhäufen, ſo angenehm ſie Dir auch ſein mögen; es muß nothwendig nachtheilig wirken. Ich habe mich, ſo lange ich Schmerzen litt, obgleich dieſe nicht im Kopf waren, wohl gehütet mich anzuſtrengen, und außer meinen Amtsgeſchäften nichts gethan; ich glaube, daß ich mich ohne dieſe Diät nicht ſo bald erholt haben würde. Religions-Unterricht habe ich jezt leider gar nicht, und ſo lange ich auf meinem jezigen Poſten ſtehe, habe ich auch nicht Gelegenheit, dieſem mir ſehr lieben Geſchäft immer obzuliegen; vielleicht bekomme ich aber im Sommer oder Herbſt doch wieder eine Schülerin. Indeß iſt es weit angenehmer und wirkſamer, wenn man mehrere hat; daran iſt aber in meiner Lage gar nicht zu denken. Grüße alle Deine Lieben von mir und habe Dank für die Nachrichten, die Du mir von ihnen mittheilſt. Schade, daß Du die Prittwitz ſo wenig und die Aulock ſo gar nicht ſiehſt; wann werde ich doch beide kennen lernen! Leb' wohl und erwarte Dir den Carl nicht zu früh; ich glaube ſchwerlich, daß er vor Oſtern von Stettin wird abgehn können; indeß erfährſt Du das nähere gewiß noch von mir. Dein treuer Bruder.

Berlin, den 29ſten März 1800.

Wir haben heute des guten Alexander Dohna's Geburtstag gefeiert, mit einem Thee bei unſrer gemeinſchaftlichen Freundin Herz. Wir waren alle recht innig vergnügt und wie wir beide uns freuten, einen ſo guten und lieben Freund zu haben, ſo freute auch er ſich über uns. Von ſeinen Eltern und Geſchwiſtern bekam er die zärtlichſten Briefe, voll Liebe und Dankbarkeit, die freilich dieſes Jahr beſonders in Regung waren, weil er doch durch ſeine Anweſenheit ſo ſehr das gemeinſchaftliche Wohl und die häusliche Ruhe befördert und noch faſt jedem beſonders nützlich geweſen war.

Es iſt etwas ganz eigenes und hat ſo etwas patriarchaliſches an ſich, wie die älteſten Söhne in dieſen vornehmen Häuſern gehalten werden; die Geſchwiſter ſehn ihn an als den zweiten Vater, die Mutter ehrt ihn als ihren künftigen Beſchützer und der Vater ſelbſt glaubt ihm von allem Rechenſchaft ſchuldig zu ſein. Alexander verdient es aber auch, er iſt ein gar trefflicher Menſch.

Den 3ten Mai 1800.

„Du liebe Schweſter, feierſt ja auch den heutigen Tag noch immer mit einem eigenen Gedächtniß. Ach, er verdient es wohl, wie oft wir auch außerdem des guten Vaters gedenken mögen; denn es war doch immer ein beſonderer Tag der Freuden und der Liebe. Von da an, wo wir ihn in Anhalt unter Sch—s Anführung mit dem Liede: Lobet den Herrn, feierten, iſt er mir vorzüglich merkwürdig. Die Feier aus den früheren Kinderjahren iſt meinem Gedächtniß größtentheils entſchlüpft. Ich habe heute viel an den lezten Brief gedacht, den ich dem Guten zu dieſem Tage ſchrieb, und an ſeine beiden lezten Briefe, welche der Anfang einer ganz erneuten und erhöhten Freundſchaft waren, in denen er als Mann zum Mann mit mir redete, und wie mich mitten in der Freude darüber die traurige Nachricht überfiel. Dieſe Art von Gefühl kannſt Du nicht gehabt haben, und ich kann ſie Dir auch nicht beſchreiben. Diesmal hätteſt Du den Tag beinahe, wie vor einigen Jahren, mit Carl begehn können; das wirſt Du in Zukunft vielleicht noch oft können; aber damals erwartetet ihr noch den Vater! —

Den 26ten.

„— — Ich habe einen Rückfall von meiner Kolik gehabt und muß wieder mediciniren, dazu leide ich an Zahnſchmerzen, die mir aber weniger beſchwerlich ſind als andern; ſie ſtören mich nicht eher völlig, als bis ich vor Schmerzen auch Kopfſchmerzen bekomme. Am dritten Feiertag habe ich eine kleine Reiſe gemacht,

d. h. ich fuhr mit ein paar Freunden um 3 Uhr des Morgens hier weg nach Oranienburg, 4 Meilen von hier, um ein Rendezvous mit meinem Freunde aus Stettin zu haben. Die Hinreiſe war ſehr angenehm und ich, ſo blind ich bin, kutſchirte größtentheils. Dort waren wir ſehr vergnügt, durchſtrichen den ſchönen Schloßgarten und unterhielten uns von allem, was uns intereſſirt. Abends auf dem Rückwege überfiel uns ein fürchterliches Gewitter, wir wurden ganz durchnäßt und ſahen es zweimal in der Entfernung von etwa 200 Fuß vor uns in den Wald einſchlagen. Zum Glück waren unſre Pferde nicht ſcheu und wir kamen wohlbehalten um Mitternacht wieder an. Acht Tage vorher machte ich auch eine Landpartie mit Herz, die er mir als Arzeneimittel ausdrücklich verſchrieb. Wir waren bei einem Kammerherrn von Wülkniz, einem gemeinſchaftlichen Bekannten, deſſen Frau ich noch von Halle aus kenne; hier machte ich die intereſſante Bekanntſchaft des Generals B—. Der Mann ſcheint bei der Veränderung ſeines Zuſtandes wenigſtens keine Langeweile zu empfinden; indeß habe ich auch nichts an ihm gefunden, was Achtung einflößte. Er ſprach von dem Könige, den er ſo ſehr gemißbraucht hat, ohne Liebe, und redete viel Philoſophie und Moral in der feinſten Art der Heuchelei, die auf das Geheuchelte keinen beſonderen Accent legt. Mit mir ſprach er viel über Erziehung ganz in dem gewöhnlichen Ton eines Edelmanns, der es zur Schau trägt, daß er ſeine Kinder über die Sitten und Vorurtheile ſeines Standes erheben will. — Eine andere ebenſo des Gegenſtandes wegen intereſſante Bekanntſchaft habe ich vor ein paar Tagen gemacht, nämlich des beliebten Schriftſtellers Friedrich Richter, genannt Jean Paul. Du haſt mir zwar nie geſchrieben, daß Du etwas von ihm geleſen hätteſt, indeß wird Dir ſein Name gewiß nicht unbekannt ſein, und Du wirſt Dich erinnern, daß ich Dir einmal einige Stellen aus ſeinem Hesperus geſchickt habe, welche Dir zu gefallen ſchienen. Leider habe ich ihn zuerſt in einer großen, ſehr vermiſchten Geſellſchaft geſehn, wo wir uns beide nicht gefallen haben. Er fand, daß mir von allem guten, das er von mir gehört, nichts anzuſehn noch anzuhören wäre, und ich fand eben auch an ihm nicht den Ausdruck des Gefühls und der Kindlichkeit, den ich erwartet hatte. Indeß ſoll er in vertrauter Geſellſchaft ganz anders ſein, mit mir iſt das gerade auch der Fall, und es wird alſo darauf ankommen, ob wir Gelegenheit haben werden uns ſo zu ſehn.

Berlin, den 20ſten December 1800

Nur allzuſehr, gute Lotte, iſt Dein Wunſch in Erfüllung gegangen, daß ich nicht eher als nach Empfang Deines letzten Briefes ſchreiben möchte. Die Entſchuldigungen über dieſes unendliche Schweigen, inſofern es deren giebt, werden ſich von ſelbſt finden, wenn ich Dir erzähle, wie es mir bisher ergangen iſt; mir iſt nur bange, Du werdeſt Dir Beſorgniſſe über meine Geſundheit gemacht haben und dieſe Unruhe kann ich Dir doch auch durch die gültigſten Entſchuldigungen nicht ungeweſen machen. Daß ich, ſo lange Dohna's hier waren, nicht zum Schreiben kommen würde, haſt Du Dir ſelbſt ſchon gedacht. Ich glaubte das nicht, ich wollte immer ſchreiben, es kam aber nicht dazu. Ich habe viel mit ihnen gelebt.

Mit Dohna's zugleich, wenn auch nicht ſo lange, war auch mein Stettin'ſcher Freund Bartholdy hier und es galt alſo recht die Zeit auf eine geſchickte Weiſe zu theilen und für ſich ſelbſt nichts zu behalten. Etwas früher noch war W—s Erſcheinung, eine wahre Erſcheinung, von der ich Dir doch, weil ſie Dich mit Recht ſo ſehr intereſſirt, ausführlich reden muß. Er trat eines Morgens in meine Stube herein und ohne das geringſte von ihm zu wiſſen, erkannte ich ihn doch faſt augenblicklich, mehr an der Geſtalt und am Ton der Stimme, als am Geſicht. Vertraulich ſaßen wir gleich auf dem Sopha und fragten uns aus über die vergangene Zeit. Wir fanden uns beide gewaltig verändert, er mich, wie er verſicherte und ich ihm auch gern glaube, muntrer, froher, jugendlicher und geſunder als vor 10 Jahren in Halle; ich ihn mehr als ich ihm ſagen konnte, verfallen und zerſtört.

— — Dies alles und dann die bei einer ſo beſondern Veranlaſſung auch beſonders erregte Erinnerung an die Vergangenheit, an eine Reihe von eilf langen Jahren, an die Zeit in Halle, eine der wunderlichſten meines Lebens, wie das Chaos, ehe die Welt geſchaffen wurde, — bedenke Dir das und fühle, daß mich W—s Erſcheinung mit einer innigen Wehmuth erfüllte; ſein Bild und das Ganze überhaupt iſt mir ſeitdem nicht mehr aus dem Sinn gekommen.

Das ſind ſo in der Kürze die intereſſanten Begebenheiten aus der erſten Periode meines Schweigens.

Zu derſelben Zeit gingen aber auch ſchon die fatalen an. Ein neuer Kollege, der mit nichts Beſcheid weiß, den ich in alles erſt einweiſen und für den ich tauſenderlei thun muß — Streitigkeiten mit dem Armendirectorio wegen der neuen Wohnung — — und ein paar Tage vor der Abreiſe der Dohna's das Ausziehen ſelbſt — das Räumen der Bücher und Papiere. — Dies iſt für mich, wie Du leicht denken kannſt, etwas ſehr verführeriſches; nicht leicht wird etwas ganz ungeleſen bei Seite gelegt und ich lebe mit großer Freude in dieſem und jenem Theil der vergangenen Zeit, worüber denn ein gutes Stück der Gegenwart natürlicher Weiſe hingeht. Als Entſchuldigung für mein Schweigen bedeuten nun freilich dieſe 14 Tage wenig. Die Hauptſache aber iſt die. Ich faßte erſt nach Michaelis den Entſchluß, ein Bändchen Predigten drucken zu laſſen, wozu mancherlei Umſtände und verſchiedene ſich von mir verbreitende Meinungen mich veranlaßt. Der Buchhändler, dem ich die Beſorgung übertrug, äußerte mir, nachdem Dohna's weg waren, den Wunſch, ſie noch vor Anfang des jezigen Monats in die Druckerei geben zu können und da habe ich denn, weil ich überall keine Predigten aufſchreibe, ſondern nur ausführliche Entwürfe davon zu Papier bringe, tüchtig arbeiten müſſen, und ſo oft ich mir vornahm an Dich zu ſchreiben, dachte ich: erſt kannſt Du doch noch dieſe Predigt fertig machen. Darüber ging der Poſttag hin, dann glaubte ich, es ſei noch Zeit genug und fing eine neue an und ſo hat ſich daſſelbige Aufſchieben mehrmals wiederholt. Demunerachtet bin ich erſt in der Mitte des Monats mit der Arbeit zu Stande gekommen, wozu der Zuſtand meiner Geſundheit auch nicht wenig beigetragen hat. Seitdem ich in meiner neuen Wohnung bin, leide ich an einem eigenen Uebel, welches meine Aerzte ſich nicht zu erklären wiſſen; Hände und Füße ſchwellen mir ſehr merklich, welches dann in einigen Stunden wieder vergeht; dies ereignet ſich des Tages mehrmals, ungefähr wie Ebbe und Fluth. Herz hat mir eine Zeit lang ſtarke Schweiß treibende Mittel gegeben; das iſt die unangenehmſte Cur, die ich jemals erfahren habe, 15 Stunden mußte ich jedesmal im Bette liegen, ohne eigentlich ſchlafen zu können und ohne irgend etwas vornehmen zu dürfen, weil man ſich in dieſem Zuſtand ſo leicht erkältet, und dieſen Spaß habe ich in 3 Wochen wohl achtmal gehabt, zu einer Zeit, wo jede Stunde auf Arbeit berechnet war. Anfangs ſchien es etwas zu helfen, doch nun iſt alles wieder beim alten, und es ſoll auf eine andere Weiſe verſucht werden. Dieſe Heilmethode, die Mattigkeit, die mir nach einer ſolchen Operation doch zurückblieb, und die Beſorgniß, was am Ende aus dieſem wunderlichen Zuſtand werden möchte, dies alles hat mir nicht nur das Arbeiten erſchwert, ſondern mich auch zu Zeiten ſo verſtimmt, daß es weder dem Schreiber noch dem Empfänger hätte Freude machen können, wenn ich mich zum Briefſchreiben gezwungen hätte. Nun habe ich mich darein ergeben, geduldig zu erwarten, wie es ablaufen wird. Wenn das Uebel größer wird und ſich zu irgend einer beſtimmten Krankheit determinirt, ſo wird ſich dann auch am beſten etwas tüchtiges dagegen thun laſſen. Mein Geburtstag iſt mir ſtiller und wehmüthiger vergangen, als wohl ſonſt. Ich erhielt am Morgen kleine Geſchenke von der Herz und Alexander und ein freundliches Briefchen von der G—, dann Briefe aus Landsberg von der B— und dem Onkel und von der guten Tante eine ſelbſtgeſtickte Weſte. Dies Geſchenk iſt mir doppelt werth und rührend geweſen, weil ich weiß, daß Handarbeiten ihr Mühe machen und ſie ſich nicht gern mehr als nothwendig iſt, damit abgiebt. Den Mittag aß ich bei der Herz, wo auch Alexander war; den übrigen Theil des Tages war ich wieder zu Hauſe, theils arbeitend, theils mancherlei Empfindungen Raum gebend. Ich wollte auch ſchreiben, das Papier lag vor mir, aber die Feder entfiel mir immer wieder. Zu der Wehmuth die mich beherrſchte, gab größtentheils die G— Veranlaſſung, von deren trauriger Lage in ihrer Ehe ich ein paar Tage vorher auf's Neue ein lebhaftes und nur allzu ſchmerzliches Bild vor's Gemüth bekommen hatte. Daran knüpften ſich dann Gedanken und Sorgen um andere Freunde, Fragen und Vermuthungen über meine eigene Zukunft, und wenngleich das Vertrauen auf eine höchſte Regierung bei mir ein beſtändiges Gefühl iſt, das mich eigentlich niemals verläßt, ſo kann doch damit eine innige Wehmuth bei der Ausſicht, daß dieſer und jener geliebte Menſch zu immerwährenden Prüfungen und Leiden beſtimmt iſt, gar wohl beſtehen. Du wirſt mich verſtehn und darum erkläre ich Dir das nicht weiter. Deinen Brief und Dein liebes Geſchenk erhielt ich am 30ſten. Möge der Geldbeutel eine gute Vorbedeutung ſein und nie leer werden. Für die Zeichnung ſage der Zeichnerin meinen freundlichen Dank. Ja, ja, liebe Lotte, unſre Uebereinſtimmung in Abſicht auf ſo viele höchſt wichtige Punkte und unſre genaue Kenntniß von einander, das giebt eine ganz beſondere Seelen-Einigung, die uns beiden gewiß durch nichts anderes erſezt werden kann und deren wir uns je länger, je mehr bewußt werden.

Den 27ten December.

Daß die Feiertage mir eine Pauſe gemacht haben, wird Dir nicht fremd vorkommen. Ich habe zwar weniger als gewöhnlich zu predigen gehabt, ich konnte aber dafür den Einladungen nicht aus dem Wege gehn, die mir alle zum Schreiben beſtimmte Zeit geraubt haben. Noch dazu waren ſie von der langweiligen Art — das ſind Leiden, die ihr Gott ſei Dank in der Gemeine nicht kennt. Nun ich wieder am Schreibtiſche ſize, weiß ich nicht, wo ich anfangen ſoll, ſo unendlich viel habe ich Dir noch zu ſagen und zu antworten. Wenn dieſe Epiſtel noch im alten Jahrhundert abgehn ſoll (denn auf den heutigen Poſttag rechne ich ſchon nicht mehr), ſo werde ich in der That alles mit ſehr wenigen Worten berühren können und hoffe, Du wirſt mich doch verſtehn und Dir das ausführliche hinzudenken. Worüber ich gern am ausführlichſten wäre, das iſt nicht dieſes oder jenes einzelne, ſondern meine große Freude an Deinem Innern, wie es jezt ſeine lezte Geſtalt gewinnt und ſich äußert. Du ſcheuſt jezt mancherlei Gefühle nicht mehr ſo wie ſonſt, und was noch von dieſer Art in Dir iſt, iſt gar nicht mehr das nämliche. Jener Zuſtand war gewiß etwas Nothwendiges und Natürliches in Dir, aber es iſt auch eben ſo nothwendig und natürlich, daß er ſich in dieſen aufgelöſt hat. Du und ich, wir ſind wie zwei ausgewählte Beiſpiele von der verſchiedenen Art, wie menſchliche Herzen geführt werden und, daß ich ſo ſage, von dem entgegengeſezten Klima in der Gemeinde und in der Welt. Du haſt durch Enthaltſamkeit deß Herzens dieſe Stärke gewonnen, die nun mehr Selbſtvertrauen erzeugt hat, ich hingegen durch unabläſſige Bewegung und Strapazen deſſelben. In der Gemeine habt ihr gleichſam alle eine weibliche Conſtitution, die man auch im Körperlichen durch Ruhe und Stille heilt und ſtärkt, dagegen, wer eine männliche hat und ſtarke Bewegung braucht, in die Welt hinaus muß und da mit ſeinem Gemüth auf dem entgegengeſezten Wege an denſelben Punkt kommt. Deine zunehmende Offenheit gegen mich, die mir ſo viel werth iſt, als ich es gar nicht ausdrücken kann, kommt großentheils eben daher. Du fürchteſt nicht mehr ſo wie ſonſt Dein Inneres zu berühren. So iſt es auch mit Deinem

Verſchließen gegen die um Dich her; Du behandelſt ſie ebenſo, wie Du ſonſt Dich ſelbſt behandelteſt, und thuſt ganz recht daran, weil ſie ſich doch größtentheils in demſelben Zuſtande befinden, in dem Du ſonſt warſt. Dies könnte mich, wenn Zeit dazu wäre, zu mancherlei Betrachtungen über die Gemeine führen, in denen Du vielleicht nicht ganz, aber doch größtentheils, mit mir übereinſtimmen würdeſt. Ich möchte Dich beinahe bitten, auf dieſe näheren Erörterungen noch zehn Jahre zu warten, dann ſollſt Du ſie in ihrem ganzen Zuſammenhange in einem Roman finden, den ich einmal ſchreiben will und der alles enthalten ſoll, was ich vom Menſchen und dem menſchlichen Leben zu verſtehn glaube. Du ſiehſt, auf wie weit hinaus ich Dich in Abſicht meiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten verweiſe, die näheren werden wohl alle nur wiſſenſchaftlich und nicht für Dich ſein. —

Abends.

Da bin ich wieder, um weiter mit Dir zu plaudern, und damit Du doch ſiehſt, was ich ungefähr mit meiner Zeit anfange, will ich Dir zuerſt erzählen, wo ich unterdeß geweſen bin. Zuerſt war ich ein paar Stunden bei der Herz und habe griechiſch mit ihr geleſen, welches ich ſie jezt lehre. Du weißt, ſie hat keine Kinder, ihre Wirthſchaft iſt in ſo guter Ordnung, daß ſie ihr nur ein paar Stunden täglich zu widmen braucht, und ſo wendet ſie einen guten Theil ihrer Zeit darauf, ſich in der Stille allerlei Kenntniſſe zu erwerben. In den neueren Sprachen hat ſie es lange zu einer ſeltenen Fertigkeit gebracht und kennt alles, was es darin Schönes und Gutes giebt. Da habe ich ihr denn gerathen, ſich auch mit dieſer, die in ſo vieler Hinſicht das größte Meiſterſtück des menſchlichen Geiſtes iſt, bekannt zu machen. Es iſt ihr Anfangs, weil es ſo ein ganz anderes Weſen iſt und auf eine ganz eigene Weiſe betrieben werden muß, ſehr ſauer geworden; nun aber kann ich ſchon ſehr ſchöne Sachen mit ihr leſen und verſäume nicht gern eine Stunde, die wir uns einmal beſtimmt haben. Dann war ich eine Stunde auf der Reſſource, dem einzigen Ort, wo ich bisweilen den größten Theil meiner Herren Amtsbrüder und einen Theil der Herren vom Magiſtrat ſehe, die mich einmal, wenn es ihnen ſo gefällt, zum Prediger in der Stadt wählen ſollen. Auch leſe ich dort gelehrte Zeitungen und ſpiele dann und wann eine Partie Billard, welches Dir bei meiner bekannten Blindheit lächerlich ſcheinen kann aber doch ſo nothdürftig geht und meinen Augen recht gut bekommt. Von da bin ich nach Hauſe gegangen und habe beim Abendbrod überlegt, was ich morgen am lezten Sonntage des Jahres und Jahrhunderts zu Gemüthe führen will. Dies weiß ich nun, der Thee, die Milchbrode und die geräucherte Wurſt ſind verzehrt, ich habe den großen Stuhl, auf dem ich beſtändig ſize, von dem kleinen Eßtiſch herumgedreht zu dem großen Arbeitstiſch, an dem ich dann immer noch bis nach Mitternacht ſize. Das iſt jezt meine gewöhnliche Lebensordnung; ſehr ſelten bin ich einen ganzen Abend aus, aber nie laſſe ich einen Tag vergehn, ohne Bewegung zu haben und Menſchen zu ſehn, welches beides der Geſundheit meines Leibes und meiner Seele höchſt nothwendig iſt. Alle meine Freunde haben ihre beſtimmte Zeit, wenn ich ſie am liebſten beſuche; zur G— ſpringe ich manchmal des Vormittags auf ein Stündchen herüber, dann iſt ſie entweder ganz allein oder hat nur ihre Kinder*) bei ſich und es läßt ſich ein geſcheutes Wort mit ihr reden; außerdem bin ich aber faſt alle Woche einmal des Abends da. Zu Eichmann's gehe ich am liebſten zum Mittageſſen, denn dann gehen die Kinder nach Tiſch in die Schule und man kann noch eine Stunde ruhig plaudern..... Die Herz ſehe ich am liebſten zwiſchen dem Mittageſſen und der Theeſtunde, denn in dieſer Zeit kommt nicht leicht jemand, als vertrautere Freunde des Hauſes; überraſchen mich dann am Ende Fremde, ſo bleibe ich, je nachdem ſie mir gefallen, wohl noch ein Stündchen oder nehme gleich meinen Abſchied; zu größeren Geſellſchaften laſſe ich mich nur ſelten einmal bitten. Profeſſor Spalding beſuche ich immer des Abends, ſo auch einen anderen jüngeren Sprachgelehrten, den ich ſehr lieb habe; das geſchieht aber nur alle Monat einmal. Außerdem giebt es noch ein paar Orte, wohin ich ſo im Vorbeigehn auf ein halbes Stündchen zu gehn pflege. Zu Hauſe arbeite ich dann Abends von 7 oder 8 bis 12 oder 1, und das oben beſchriebene iſt mein tägliches Abendbrod. Das gilt für den Winter. Im Sommer, wenn Herzens im Thiergarten und Eichmanns in Charlottenburg wohnen, iſt es freilich ein anderes.

---

*) Es ſind die Kinder einer Freundin gemeint: die G. ſelbſt hatte keine Kinder.

Die Veit hat meinen Zorn nicht erregt; aber die wunderliche Wendung ihres Schickſals und das Auffallende und Verwerfliche, was ihre Handlungsweiſe in den Augen der Welt hat, bekümmert mich ſehr tief und iſt ein Gegenſtand ernſter Sorge für mich, eben weil ſie und Schlegel mir ſo von Herzen werth ſind. Sie hatte ſehr triftige uns, die wir den ganzen Zuſammenhang kennen, hinreichende Urſachen ſich von hier zu entfernen. Schlegel's Bruder und Schwägerin luden ſie zu ſich ein und ſie lebt in deren Haus in Jena. Friedrich lebt auch in Jena und Du kannſt denken, wie die Welt über dies ganze Verhältniß redet. Auch würden ſich beide ſchon auf das geſezmäßigſte und heiligſte verbunden haben, da ſie allerdings mit ganzer Seele aneinander hängen, wenn nicht die Bedingungen, unter denen allein ihr Mann ſich dazu verſtehn wollte: ihm den jüngſten Knaben zu laſſen, der ihrer mütterlichen Pflege und ihrer verſtändigen Erziehung ganz unumgänglich bedarf, es unmöglich machten. Dies geht nun, ſo lange es geht, aber wenn der ältere Schlegel, der ſchon ſeit langer Zeit mit ſeiner Frau nicht im beſten Vernehmen lebt, ſich über kurz oder lang von dieſer trennt, ſo weiß ich in der That nicht, was die arme Frau anfangen will. Das ſind unglückliche Verwickelungen, die aus den Widerſprüchen in unſern Geſezen und unſern Sitten entſpringen, und denen oft die beſten Menſchen nicht entgehn können. Dazu kommt noch, daß Schlegel nicht ganz ohne ſeine Schuld in der literariſchen Welt eine große Menge von Feinden hat, und am wenigſten hat dieſes Verhältniß, deſſen wahren Zuſammenhang faſt kein Menſch genau weiß, ihnen entgehn können, und ſo muß die arme Veit bald namentlich, bald ungenannt, ſich in allen Streitſchriften und ſatyriſchen Ausfällen mit herumtragen laſſen. Es iſt eine unglückliche Geſchichte und ich bedaure die beiden Menſchen von ganzer Seele, die nur deshalb ſo manche Kränkungen erdulden müſſen, weil ſie einfacher und redlicher gehandelt haben als die Welt es gewohnt iſt. — Du ſiehſt, daß ich auch mit meinen Freunden und für ſie genug zu leiden habe, wie es ſich denn gebührt und ein fühlbares Herz es nicht anders zu erwarten hat. Für jezt macht mir unter allen die Herz am wenigſten Noth; indeß laſſen ſich auch Zeiten und Umſtände vorausſehn, wo ich für ſie nicht weniger in Kummer ſein werde. Schlegel verurſacht mir in gewiſſer Hinſicht auch unmittelbare Unannehmlichkeiten; aber die ſind das wenigſte und leichteſte. Es giebt nämlich Menſchen, die, ohnerachtet ich mit der gelehrten Welt für jezt noch rein gar nichts zu thun habe, bloß weil ich ſein perſönlicher Freund bin, ihre literariſche Feindſchaft gegen ihn auch auf mich ausdehnen; allein ich nehme gar keine Notiz davon, gebe ganz ſtill meinen Gang fort und denke, ſo ſollen ſie es bald ſatt haben.

Den 29ſten.

Was ich jezt noch ſchreiben kann, ſoll noch in dieſe Epiſtel hinein. Geſtern hatte ich zweimal zu predigen und war hernach den Abend bei G—s und morgen, da die Poſt abgeht, möchte ich keinen Augenblick mehr finden....

Der Beifall, den meine Zeilen an Maria gefunden haben, iſt mir freilich ſehr ſchmeichelhaft, oder vielmehr er würde es ſein, wenn ich glauben könnte, daß er ſich eben ſo auf den Ausdruck, als auf die Empfindung bezöge, aber eine Aufmunterung kann er mir eigentlich nicht ſein. Ich habe ſo wenig Talent für die gebundene Rede, daß es mir nicht möglich iſt, auch nur zwei Zeilen dieſer Art, wenn ich will, hervorzubringen, und wenn ich mir noch ſo viel Mühe gäbe und noch ſo viel Zeit darauf wenden wollte, ſondern ich muß ganz gelaſſen warten, bis es mir von ſelbſt kommt und das geſchieht auch nur ſehr ſelten. Schlegel hat mir ſchon oft behauptet, die Poeſie gehöre zu meiner Natur; ich bin aber ſehr lebhaft vom Gegentheil überzeugt, und wenn es auch einmal über mich kommt, ein paar Verſe zu machen, ſo iſt das doch immer keine Poeſie. In W—s kleiner Schrift habe ich dagegen zu meiner Freude und mir unerwartet, außer der natürlichen Beredſamkeit der Empfindung, ein ſchönes Talent zur dichteriſchen Darſtellung gefunden. Was Du ihm geſchrieben haſt, hätte ich wohl leſen mögen. Nächſtens denke ich Dir Nachricht geben zu können, daß ich mich auch wieder in ein fortdauerndes Verhältniß zu ihm geſetzt habe. Es iſt etwas wunderbares in unſerem Leben, daß, wie wenig es auch den Anſchein dazu hat, alle alte Geſtalten ſich uns immer wieder nähern und mit friſchen Farben der Erinnerung die ſpätere Zeit wieder an die früheren Jahre der Jugend anknüpfen. Mit wie vielen iſt es mir nun ſchon ſo gegangen und ſo rechne ich auch darauf, daß es mir mit manchem noch begegnen mag. Kommt nur einmal die Zeit, wo ich, ſo wie ich's wünſche, nach Schleſien reiſen kann, dann mußt Du wirklich auch mit mir nach Breslau und ich hoffe, daß auch dann die Gründe, welche Du jezt dagegen haſt, nicht ſtattfinden werden. Wunderliche Leute ſind eure Arbeiter wirklich in dieſen Dingen. Es kommt wohl daher, weil ſo viele in der Gemeinde Geborene und Erzogene darunter ſind, welche die Verhältniſſe nicht beurtheilen können, und ſich dann auch ganz falſche Vorſtellungen machen von den Wirkungen, die manche Dinge auf's Gemüth haben können. Indeß bin ich jezt nicht mehr ſo, daß dergleichen mich böſe oder verdrießlich machen könnte, wie es denn auch ſehr natürlich iſt, wenn man es mit der Kenntniß der

Menſchen auf einen gewiſſen Punkt gebracht hat. Wer ſich etwas auf den innern Zuſammenhang und Grund der Handlungen verſteht, den können die einzelnen Handlungen ſelbſt gar nicht ſo afficiren, weil ſie ihm nicht unerwartet kommen. Auf dieſem Wege bin ich zu einer Ruhe und Gelaſſenheit gekommen, über die man ſich oft wundert. Wie ich dazu gekommen bin zu glauben, Du ſeiſt in Fürſtenſtein geweſen, weiß ich nicht; wahrſcheinlich haſt Du mir Dein Sehen mit der Prinzeſſin ſo unbeſtimmt erzählt, daß ich in Gedanken die Scene nach Fürſtenſtein verlegen konnte. Daß wir beide, ſo ſehr wir Schleſier ſind, eigentlich noch keine Gebirgsgegend recht kennen, iſt doch wunderlich und dieſen Genuß müſſen wir uns auch noch zu verſchaffen ſuchen. Aber freilich, wenn das alles bei einer Reiſe nach Schleſien vereinigt werden ſoll, ſo würde eine Zeit dazu gehören, die ich in meinem gegenwärtigen Amte wohl niemals würde abmüßigen können, und ich muß mich alſo bis auf die Zeit eines Wechſels gedulden. Woher das Geld dazu kommen ſoll, darum kümmere ich mich jezt noch nicht, über dieſen Punkt denke ich immer, was ſein ſoll, findet ſich. Nach nichts, was ſich auf dieſer ſchönen Reiſe zutragen wird, verlangt mich indeß ſo ſehr, als nach der perſönlichen Bekanntſchaft Deiner Freundin A—; in allen Deinen Erzählungen erſcheint ſie mir immer noch, wie durch einen zarten Schleier, und auf eurer ganzen Art miteinander zu ſein, ruht etwas myſtiſches, was einen unendlichen Reiz hat, — es iſt etwas, was man ſchlechterdings ſehn muß; dagegen ich mir Deine anderen Verhältniſſe ohne das recht klar vorſtellen kann.

Das Büchercapitel aus Deinem vorigen Briefe habe ich, ſo viel ich weiß, im lezten genau genug beantwortet; auch in Deinem neueſten fragſt Du nach Sachen, welche ich nicht kenne; weder die Proſelyten, noch die Erzählungen von und für gute Seelen ſind mir jemals vor Augen gekommen. Mit meinem Leſen iſt es, wie Du ſiehſt, ſchlecht beſtellt; ſelbſt die merkwürdigſten Erſcheinungen in der Literatur ſind gewöhnlich ſehr lange vorhanden, ehe ich ſie genieße. So habe ich z. B. Schiller's **Wallenſtein und** Wieland's Ariſtipp noch nicht geleſen, worauf die **Aufmerkſamkeit** der ganzen leſenden Welt gerichtet iſt. Dies kommt größtentheils daher, weil das Leſen mir größtentheils weit mehr Zeit koſtet als hundert andern Menſchen. Um etwas ſo gut zu verſtehn, als ich es wünſche, muß ich es gleich zwei-, dreimal leſen und dann noch einzelne Stellen beſonders, ſonſt bekomme ich kein rechtes Bild von dem ganzen. Aus eben dem Grunde, wenngleich nur im kleinen, komme ich höchſt ſelten in's Theater. Ich ſehe nicht gern ein Stück, was ich nicht vorher geleſen habe, weil mir ſonſt auch Vieles verloren geht; am liebſten nehme ich das Buch mit in's Schauſpielhaus und blättere in den Pauſen immer den folgenden Akt durch. Will ich überdies alles ordentlich ſehen, ohne mir durch ein allzu ſcharfes Glas die Augen zu verderben, ſo muß ich ganz vorn ſein, und dazu gehört, daß man bei beliebten Stücken faſt zwei Stunden eher kommt, als es angeht. Concerte, deren es im Winter hier viele giebt, beſuche ich aus andern Gründen nicht. Theils ſind ſie ſehr theuer, theils mache ich mir gar nichts aus der Virtuoſen-Muſik, ſelbſt nicht aus dem Virtuoſen-Geſang; notabene habe ich auch die Schöpfung von Haydn noch nicht gehört; ſie wird aber in acht Tagen hier von der Königlichen Capelle aufgeführt werden und vielleicht gehe ich dann doch hin, — hier habe ich ſehr verſchiedene Urtheile darüber gehört; einige ſind ganz davon entzückt, andern ſcheint es mit Künſteleien überladen zu ſein; der Text iſt mir nicht bekannt, er pflegt aber größtentheils bei ſolchen Dingen ſchlecht zu ſein. Die Muſik, die ich am liebſten und ofteſten höre, iſt die der Singakademie, wo lauter Kirchenmuſik im großen Styl aufgeführt wird und ich mich oft der Feſtmuſiken und Wechſelchöre auf den Gemeinde-Sälen erinnere.

— — — Eine Geldrimeſſe hoffe ich Dir nächſtens machen zu können, ich denke eher, als ich Dir wieder ordentlich ſchreiben kann. Was Du unterdeß bedarfſt, laß Dir nur von Carl geben, mit dem ich dieſer Kleinigkeiten wegen Verabredung getroffen habe. Deine erſte Forderung an ihn war gar zu klein, warum haſt Du Dir nicht gleich noch einmal ſo viel von ihm geben laſſen? Ich ängſtige mich recht, daß das auf keiner Seite zugereicht haben wird. Und nun muß ich aufhören, wohl wiſſend, daß Du in dieſem Briefe noch manches vermiſſen wirſt; es wird ſich alles noch nachholen. Wenn Du nur alles erwägſt, wirſt Du mir hoffentlich nicht böſe ſein, beſonders die Predigten. Es verſteht ſich, daß Du dieſe haben ſollſt, ſobald ſie gedruckt ſind, die andere Arbeit iſt ohne meine Schuld nicht fertig geworden, weil es mir noch an einigen Materialien gefehlt hat, die aus England erwartet werden; nun wird ſie ſich wahrſcheinlich bis an's Ende des künftigen Jahres verziehn. Ich hoffe, Du wirſt bald wieder von Dir hören laſſen. Kannſt Du glauben, daß mir jemals Dein Schreiben zu viel, zu ausführlich, zu offen ſein kann? Das kann wohl auch von weitem nicht Dein Ernſt ſein! Du weißt ja, wie gern ich auch Dir die größten Epiſteln von der Welt ſchriebe. Adieu, viel Glück, das heißt eigentlich nur Geſundheit zum neuen Jahr und Jahrhundert! Dein Friz.

Berlin, den 12ten Februar 1801

Deine Beſorgniß um meine Geſundheit hätte mich ſchon eher zum Schreiben treiben ſollen; auch hat es an meinem Willen nicht gefehlt, und ich wollte, ich hätte nicht nöthig Dir die fatale Geſchichte zu erzählen, welche Schuld daran iſt, da ſie leider Dich noch mehr betrifft als mich. Ich wollte Dir nämlich das verheißene Geld mitſchicken, und da ich es beiſammen hatte, habe ich den fatalſten Unfall damit gehabt. Es iſt mir eben, da ich gehen wollte, um das Geld, mit dem Du ein paar mal Umſtände gehabt haſt, in Courant umzuſezen, wahrſcheinlich in einem Volksgedränge, durch das mich mein Weg führte, aus der Taſche gezogen worden. Ich hatte ſo eine Ahnung gehabt von einem

Unglück, das damit begegnen würde, und war deswegen ſelbſt gegangen, anſtatt wie gewöhnlich meinen Aufwärter damit zu ſchicken. Es ſind nun über vierzehn Tage her und ich habe ſeitdem hin und her geſonnen, wie die Lücke ſich bald wieder ausfüllen ließe, aber vergeblich, und ich muß nun einen leeren Brief wegſchicken. Wüßte ich nur erſt, wie Dir bei der fatalen Nachricht zu Muthe ſein wird, und ob Du ein Hülfsmittel unterdeß wirſt ausfindig machen können. Ich werde nun nicht wieder warten, bis ich 50 Rthl. beiſammen habe, ſondern auch eine kleinere Summe ſchicken, ſobald ich kann, um nur dem dringendſten abzuhelfen. Man muß nichts gar zu gut machen wollen, dafür bin ich diesmal tüchtig geſtraft. Du kannſt denken, daß mir dieſe Begebenheit wenig Luſt zum Schreiben gegeben hat, und mich auch ſonſt ſehr geſtört hat. Es iſt das erſte mal, daß mir etwas von dieſer Art begegnet, und wenn ich noch der leidende Theil dabei wäre, würde es mir nicht ſo viel ausmachen: denn ich kann in meiner Oekonomie immer Rath dazu ſchaffen eine Zeit lang weniger Geld zu verbrauchen als gewöhnlich, und ich würde alſo den Verluſt nicht ſo empfinden wie Du, würde mir auch eher helfen können, als ich Dir wieder helfen kann. — Ich muß mich mit Gewalt von dieſem fatalen Gegenſtande losreißen, ſonſt ſchriebe ich noch mehr darüber und das könnte doch alles nichts helfen.

Ueber meine Geſundheit, meine Liebe, ſei nur außer Sorgen. Das Schwellen, es mag nun damit beſchaffen geweſen ſein, wie es wolle, iſt ganz vorbei. Herz, obgleich ſeine Mittel dies bewirkt zu haben ſcheinen, behauptet noch immer, er wiſſe nicht, wie es damit zuſammengehangen habe. Mir lag auch immer die Waſſerſucht dabei in Gedanken, indeß iſt eine ſolche, die nur in den fleiſchigen Theilen ihren Siz hat, ſelten gefährlich, und ſo war ich auch für mein Leben noch nicht beſorgt. Daß ich aber irgend einmal an einem chroniſchen Uebel, und an dieſem eher als an jedem andern, ſterben werde, macht meine ganze Conſtitution ſehr wahrſcheinlich, welche eigentlich doch ſchwach und dabei jeder hizigen Krankheit in einem ſonderbaren Grade abgeneigt iſt, ſo daß ich keine Uebel, wozu Fieberbewegungen gehören, bekommen kann, wenn auch alles um mich herum daran leidet. Weder die Influenza, noch die Katarrhal-Fieber, an denen jezt in Berlin von allen, die nicht körperliche Arbeit treiben, gewiß der ſiebente Menſch darniedergelegen hat, haben mir das geringſte anhaben können. Um deſto weniger aber darfſt Du beſorgen, irgend einmal unvermuthet eine traurige Nachricht zu bekommen, indeſſen habe ich doch auch dafür geſorgt, ſowie auch gewöhnlich in meinem Schreibtiſch ein Papier liegt, welches meine Dispoſitionen enthält und von Zeit zu Zeit geändert wird. Dies ſollte ſich wohl jeder Menſch zur Pflicht machen und beſonders jeder Menſch, der Papiere hat. In dieſem Punkte werde ich jezt wahrſcheinlich in eine große Verlegenheit kommen, indem es allen Anſchein hat, daß Alexander bald irgendwohin in die Provinz als Kammer-Director verſezt werden wird; dann weiß ich keinen Mann, den ich dazu beauftragen könnte, und einer Frau meine Papiere vermachen, das hieße noch zu guter lezt meinem Leben den Stempel der Paradoxie aufdrücken, worüber ohnedies genug geklagt wird. Noch dazu müßte es die Herz ſein, denn der G— könnte es nur Verdruß machen. — Daß Du Dir, ohne es zu ſehn, mein Weſen und Verhältniß mit der Herz nicht denken kannſt, iſt eigen. Es iſt eine recht vertraute und herzliche Freundſchaft, wobei von Mann und Frau aber auch gar nicht die Rede iſt; iſt das nicht leicht ſich vorzuſtellen? Warum gar nichts anderes ſich hineingemiſcht hat und ſich nie hineinmiſchen wird, das iſt freilich wieder eine andere Frage; aber auch das iſt nicht ſchwer zu erklären. Sie hat nie eine Wirkung auf mich gemacht, die mich in dieſer Ruhe des Gemüths hätte ſtören können. Wer ſich etwas auf den Ausdruck des Innern verſteht, der erkennt gleich in ihr ein leidenſchaftsloſes Weſen, und wenn ich auch bloß dem Einfluß des Aeußern Raum geben wollte, ſo hat ſie für mich gar nichts Reizendes, obgleich ihr Geſicht unſtreitig ſehr ſchön iſt, und ihre koloſſale königliche Figur iſt ſo ſehr das Gegentheil der meinigen, daß, wenn ich mir vorſtellte, wir wären beide frei und liebten einander und heiratheten einander, ich immer von dieſer Seite etwas lächerliches und abgeſchmacktes darin finden würde, worüber ich mich nur ſehr überwiegender Gründe wegen hinwegſezen könnte. Wie wir mit einander umgehen, davon habe ich Dir wohl ſchon genug geſagt, willſt Du aber noch irgend etwas darüber wiſſen, ſo frage nur, denn es iſt mir ängſtlich, daß Du Dir gerade das nicht ſollſt vorſtellen können.

Den 13ten.

Ich möchte gern morgen dieſen Brief expediren und habe doch bis dahin noch ſo viel anderes zu thun und auch Dir noch ſo viel zu beantworten und zu erzählen, daß ich nicht ſehe, wie ich werde fertig werden können. Nun habe ich noch gar einen Auftrag bekommen, der ſehr eilig iſt. Ich ſoll dem ältern Schlegel, der in wenig Tagen hier ſein will, ein Quartier miethen. Ich bin zu ſo etwas ſehr unbeholfen und es iſt ſo ſchlecht Wetter, daß man keiner Frau zumuthen kann, ſich der Sache anzunehmen. Da ſehe ich mich ſchon von morgen an im Geiſt täglich einmal die beſten Gegenden der Stadt auf und ab trollen in Sturm und Schneegeſtöber und nicht wiſſen, was ich anſtellen ſoll. Ich freue mich wohl auf den Schlegel, der Umgang mit ihm wird mir auch wieder einen neuen Stoß geben; denn es fehlt mir eben jezt daran, daß ich nicht genug verſchiedenartige Menſchen ſehe, aber ganz anders würde es mich doch freuen, wenn es mein lieber Friedrich wäre, der herkäme! Und doch könnte es mir leicht zuviel werden. Er gehört zu ſehr unter meine Schmerzen und ich habe ſchon einen Gegenſtand hier, der mir Leiden macht, ſo oft ich ihn ſehe, nämlich die G—. Wohl haſt Du Recht, daß uns beiden fremde Leiden ſo ſehr viel mehr ſind als eigene; ich weiß ſogar die Zeit nicht mehr, daß etwas, was mir ſelbſt begegnet wäre, mich recht afficirt hätte, unerachtet in meiner ganzen Lage ſo manches iſt, was zuſammengenommen mich für einen Freund ſchon beſorgt machen würde. Nur den einen Vorzug, daß ich ſo ſage, habe ich vor Dir — wie denn überhaupt die Männer doch immer kälter und träger ſind —, daß es mich nicht ſo quält, wenn ich nicht helfen kann: Ich leide alles mit ihnen, aber am Ende denke ich: Ei, ſo mögen ſie es ausſtehn, ſo gut ich es ausſtehn mußte. Beſonders gilt das bei äußeren Begebenheiten. Es giebt ſogar Uebel, bei denen ich gar nicht einmal Mitleiden fühle, z. B. nachtheilige Gerüchte, Verleumdungen, körperliche Schmerzen; bei den lezten thut mir immer nur das leid, daß ſie das Daſein unterbrechen, daß der Menſch unterdeß nichts thut und nichts wird und ich habe mit einem, der die unartige Gewohnheit hat viel zu ſchlafen, weit mehr Mitleid, als mit einem, der an Kolik, Zahnſchmerzen und was ſonſt noch leidet. Aber freilich, wenn das Herz ſo unmittelbar angegriffen wird, wie bei der G— und zum Theil auch bei Schlegel, dann befindet ſich das meine auch ſehr übel. Doch iſt es mir ſchon begegnet, daß ich für hartherzig und unempfindlich gehalten worden bin, weil ich ſo eine ganz andere Taxe für das Unglück habe.

Mit der guten L— habe ich auch ſehr mitgefühlt des kleinen Herrmanns wegen. Gewöhnlich greift mich ſo etwas aber auch nicht an; ich verſeze mich drei Monat ſpäter hin, wo die Menſchen ſelten mehr mit einem lebendigen Gefühl daran denken. Daß Hülſen ſeine Frau verloren hat, habe ich Dir gewiß geſchrieben. Das halte ich für das Größte, was einem Menſchen begegnen kann und mein Schmerz für ihn iſt noch immer derſelbe. Was ich Dir einmal — ich glaube es war auch in jenem Capitelbriefe, deſſen Du erwähnſt — über das Verlieren von Freunden ſchrieb, darüber habe ich mir kürzlich eine mir recht aus der Seele gegriffene Stelle aus einem kleinen Büchlein ausgeſchrieben. Ich bin in Verſuchung ſie Dir herzuſezen, ich habe Dir ohnedies lange nichts dergleichen mitgetheilt: „Wohl kann ich ſagen, daß die

„Freunde mir nicht ſterben; ich nehme ihr Leben in mich auf und „ihre Wirkung auf mich geht niemals unter: mich aber tödtet ihr „Sterben. Es iſt das Leben der Freundſchaft eine ſchöne Folge „von Accorden, der, wenn der Freund die Welt verläßt, dann der „gemeinſchaftliche Grundton abſtirbt. Zwar innerlich hallt ihm „ein langes Echo ununterbrochen nach und weiter geht die Muſik: „doch erſtorben iſt die begleitende Harmonie in ihm, zu welcher „ich der Grundton war, und die war mein, wie jene in mir ſein „iſt. Mein Wirken in ihm hat aufgehört, es iſt ein Theil des „Lebens verloren. Durch Sterben tödtet jedes lebende Geſchöpf, „und wem der Freunde viele geſtorben ſind, der ſtirbt zulezt den „Tod von ihrer Hand, wenn ausgeſtoßen von aller Wirkung auf „die, welche ſeine Welt geweſen, und in ſich ſelbſt zurückgedrängt „der Geiſt ſich ſelbſt verzehrt *).“ Es iſt etwas dunkel, wie das ganze Büchlein, aber wenn man es erſt verſteht, iſt es ſchon recht. — Uebrigens, Liebe, leſe ich gewiß noch viel weniger als Du. Ich treibe jezt ſo viel ernſte Studien, daß mir keine Zeit dazu bleibt, ſogar von den merkwürdigſten Büchern laſſe ich mir nur das nöthigſte erzählen. Dafür hoffe ich, ſoll aus meinem Studiren mit der Zeit, wenn ich lebe, noch etwas recht ordentliches herauskommen.

Den 14ten.

Daß auch Du an meinem Geburtstage nicht haſt zum Schreiben kommen können, iſt wieder eine von jenen ſonderbaren Uebereinſtimmungen, die wir ſchon öfter bemerkt haben. Wie weich und ſchwermüthig mir zu Muthe war, kann ich Dir gar nicht ſagen. Zum Theil mag das wohl von dem Zuſtand meiner Geſundheit herrühren, aber ich müßte mich ſelbſt ſchlecht kennen, wenn ich es bloß darauf ſchieben wollte. Eigentlich währt es noch fort,

---

*) Die Stelle ſteht gegen den Schluß des Abſchnittes „Ausſicht“ in den damals von Schleiermacher anonym geſchriebenen Monologen.

denn ich könnte, wenn ich mich gehn ließe, immerwährend eben ſo ſein. In alten Papieren und alſo in alten Zeiten habe ich auch viel gelebt, nicht nur an meinem Geburtstage, ſondern auch beim Jahreswechſel. Bei mir iſt es bei ſolchen Gelegenheiten ganz an der Tagesordnung und auch ſehr natürlich, weil ich dann alle Papiere des vergangenen Jahres in die Mappen bringe, wohin ſie gehören. Diesmal habe ich mich ganz beſonders in Schlegel's Briefe vertieft, die zum erſten male recht geordnet wurden, indem die älteren lange Zeit bei der Herz gelegen haben. Viel habe ich über die mancherlei Wendungen nachgedacht, welche dieſe Verbindung genommen, und über den Einfluß, den ſie nach allen Seiten zu auf mich gehabt hat und gewiß auch noch haben wird; es wird immer eine der merkwürdigſten Epochen in meinem Leben ſein. — In der Jahrhundertsnacht habe ich beſonders viel an Dich und an die Gemeine überhaupt gedacht, wie ich allemal in der Neujahrsſtunde und am Oſtermorgen beſonders thue, wegen der ſchönen und allein zweckmäßigen Art, wie beides bei euch begangen wird. Von eurer Illumination, deren Eindruck der Mondſchein gewiß nichts geſchadet hat, habe ich mir ein recht angenehmes Bild gemacht; hier iſt in der Nacht gar nichts feierliches geweſen, weder Glockenläuten noch Kanonendonner, und die meiſten Menſchen haben den Uebergang trinkend oder ſpielend oder tanzend gemacht; von Bällen und Punſchgeſellſchaften hörte man überall reden. Ich hatte am Neujahrstage nur Nachmittags zu predigen und ging alſo Vormittags in die Domkirche, welche ſo voll war, als ſie ſelten zu ſein pflegt; auch war der ganze Hof zugegen. Der Hofprediger Stoſch iſt ſonſt einer unſrer beſten Kanzelredner, aber an ſolch' einem Tage erfüllt ſelten jemand die Erwartung der Menſchen, und ſo iſt es ihm auch ergangen. Nach der Predigt wurde das von Niemeyer veränderte: „Herr Gott, Dich loben wir" geſungen, aber da dachte ich wieder mit Seufzen an die Gemeine zurück. Weil das ſo ſelten geſungen wird, wußte kein Menſch Beſcheid, die Leute warteten immer erſt auf die Muſik und die meiſten wurden durch die Wiederholungen und Nachſpiele ſo confus, daß ſie um ganze Zeilen vor oder zurück waren. Von Weihnachtsfreuden habe ich auch diesmal nichts erlebt; Beſcherungen habe ich hier zwar nie beigewohnt, gewöhnlich war ich aber doch bald darauf bei Eichmann's, um mir die Kinder noch in der erſten Freude anzuſehn. Dies Jahr habe ich auch das nicht gethan. Wie gern wäre ich mit Dir in der Anſtalt und bei S— geweſen. Solche kleine Freuden der einfachſten und natürlichſten Art ſind mir mehr werth, als denen die Menſchen ſo nachlaufen. Frauen und Kinder, die ſich mit der Beſcherung freuen, werden mich gewiß immer mit fröhlich machen, dagegen die Vergnügungen der Kunſt und ſelbſt das Anſchauen der Natur mich oft nur noch ſchwermüthiger macht. Je einfacher, je beſſer. Eine große Geſellſchaft macht mir allemal den Kopf wüſt und ein Concert, ein Schauſpiel, eine Oper können mir eine ganze Woche verderben, dagegen ein Lied am Clavier geſungen von der wohlthätigſten Wirkung auf mich iſt. Auch habe ich von jenen Herrlichkeiten den ganzen Winter noch nichts genoſſen, aber ich will doch noch die lezte Oper ſehn und auch noch Haydn's Schöpfung hören, die Du mir ja auch gerühmt haſt. Nach der Idee, die ich ſo aus Beſchreibungen habe, denke ich mir, daß das nichts für mich ſein wird. Daß Du jezt ein Clavier auf Deiner Stube haſt, rechne ich Dir für einen großen Gewinn.

Berlin, den 21ſten Juni 1801.

Ich dachte es wohl, liebe Lotte, als es mit meinem Schreiben von einem Poſttage zum andern nichts werden wollte, daß es mir noch ſo gehen würde, wie es mir nun wirklich gegangen iſt, daß ich nämlich noch einen Brief von Dir bekommen würde, ehe einer von mir abgegangen oder auch nur angefangen wäre, und ich habe mir auch ſchon immer die gehörigen Vorwürfe darüber gemacht. Allein ſie ſind nichts gegen das, was ich jezt empfinde, da ich ſehe, mein Stillſchweigen hat Dich zu der Hoffnung eines Beſuchs veranlaßt, eine Hoffnung, die zu erfüllen ich in dieſem Jahre gar keine Möglichkeit ſehe, und in der getäuſcht zu ſein ſo ſehr bitter und peinlich ſein muß. Ich hatte indeß gehofft, Carl würde Dir eher, wenigſtens in einigen Worten, von der wahren Beſchaffenheit der Sache etwas gemeldet haben. Es iſt gar vielerlei dabei zuſammengekommen. Zuerſt bin ich wirklich ſeit Anfang dieſes Jahres in einem ſolchen Grade fleißig geweſen, wie ich mich noch nicht erinnere es geweſen zu ſein; aber die Noth war da und es mußte geſchehn — was nämlich für mich Noth iſt, eine durch gegebene Verſprechen und durch freundſchaftliche Verhältniſſe herbeigeführte Nothwendigkeit. Selbſt einen großen Theil der ſonſt der Geſelligkeit gewidmeten Zeit habe ich mit Freunden und Bekannten in Studien, die mit dieſen Arbeiten in Verbindung ſtanden, hingebracht. Alle dieſe Arbeiten waren ſehr Augen angreifend, durch beſtändiges Hin- und Herſehen aus einem Buch in's andere, von griechiſchen auf lateiniſche, von dieſen auf deutſche Lettern und zwiſchen durch wieder auf Geſchriebenes von verſchiedenen Händen, dabei immerwährendes Schreiben, daß mir die Feder nicht aus der Hand kam, bald in dieſes, bald in jenes Heft. Wenn ich mich auf dieſe Art müde gearbeitet und geſchrieben hatte, war ich zu nichts weniger aufgelegt als noch wieder zum Schreiben, und Dir wollte ich ſo viel und in rechter Ruhe ſchreiben. Denn von ſolchen Briefen, die in zehn Minuten abgemacht ſind, habe ich freilich in dieſer Zeit eine ganze Menge geſchrieben. Mit der Ruhe ſah es noch aus andern Gründen gar ſehr mißlich aus. Von allen Seiten kamen mir unangenehme Gedanken und Empfindungen zugeſtrömt; Carl mit ſeiner nicht zu Ende gehenden Geſchichte, die G— mit ihren immer erneuten und eben ſo wenig zu beendigenden Leiden, Schlegel mit ſeiner unangenehmen Lage, die ſich noch auf eine mir ſehr empfindliche Art verſchlimmert hat, das alles und manches geringere nahm mir das Gemüth auf eine drückende Art ein und ich wartete, außer der Zeit und Augenblicken von beſſerer Muße, auch noch recht kindlich darauf, daß irgend etwas geſchehn ſollte, wodurch eine dieſer Angelegenheiten auf eine erwünſchte Art ſich entwickeln könnte. Es iſt aber nichts geſchehn und ich will nur jezt, da ich wirklich vom Arbeiten etwas Athem ſchöpfen und mir dann und wann wenigſtens ein Stündchen zum Schreiben ausſezen kann, friſch weg den Anfang zu einer tüchtigen Epiſtel machen, die aber doch, das ſehe ich leider voraus, bei weitem nicht alles enthalten wird, was ich Dir gern ſagen möchte. Laß mich nur gleich die Ordnung der Dinge umkehren und von Deinem lezten Briefe anfangen, den ich nur heute Nachmittag bekommen habe, da ich im Begriff war ein wenig ſpaziren zu gehn. Wollte Gott, daß von Dir ſelbſt etwas tröſtlicheres darin ſtände!

Den 23ſten Abends.

Ich brach vorgeſtern hier ab, weil ich mich in ein Meer von Gedanken und Empfindungen verſenkt hatte, aus dem ich mich nicht mehr herausfinden konnte. Dabei ergriff mich lebendiger als je die Sehnſucht, Deinen Wunſch befriedigen und Dich in dieſem Jahre noch ſehn zu können, und ich ſann vergeblich hin und her, ob ich irgendwie eine Möglichkeit ausfindig machen könnte. Du haſt gewiß eine Vorſtellung davon, wie ſo etwas angreift, und wirſt Dich nicht darüber wundern, daß ich ohnehin nach einem ermüdenden Predigttage bald genöthigt war, im Schlaf Erholung zu ſuchen, der ſich mir ſelbſt in ſolchen Fällen nicht leicht verſagt.

Geſtern konnte ich kaum ein paar Vormittagsſtunden arbeiten; ich war den Mittag bei unſerm alten Onkel Reinhard und den Abend war ich bei G—s, wo der größte Theil ihrer Familie war, die alle ſehr freundlich und liebevoll gegen mich ſind. Nebenbei iſt dies zuſammen, ein paar Gänge in der Stadt, die ich zugleich mit abmachte, eingerechnet, ein Weg von gewiß anderthalb Meilen. Ich erzähle Dir das ſo im Vorübergehn, damit Du ſiehſt, wie ſelbſt bei einer recht eingezogenen Lebensart manche Tage in dieſer großen Stadt, ſo zu ſagen, verloren gehn. Heut habe ich denn das Verſäumte fleißig nachgeholt und will nun noch ein Weilchen mit Dir plaudern. Deine Stubenveränderung iſt mir eine recht traurige und herzzerſchneidende Begebenheit geweſen, und zugleich eine von denen, die mich böſe machen könnte auf die Leute dort. Wiſſen ſie denn, was ſie einer ſolchen Menſchenſeele wie Du durch ſo etwas weh thun? und was hatten ſie denn für Noth, Dich aus Deinem lieben Winkel herauszuziehn? und was für ein Recht haben ſie, Dich ſo zu martern? Hätteſt Du aber nicht, wenn ſie doch das andere nicht einſehn, wenigſtens gegen den Oberſtock von Seiten Deiner Geſundheit gegründete Einwendungen machen können? Und nun gar zu ungebildeten Leuten! läßt ſich von einer ſolchen Verſezung wohl irgend ein vernünftiger Grund angeben? Als Du aus der Anſtalt zogſt, das ließ ſich begreifen, es konnte Deiner Kränklichkeit wegen für Dich und für die Kinder beſſer ſein, aber dieſes! Nur vor kurzem noch habe ich geleſen, wie Du im lezten November den Tag Deines Einzugs in jene Stube gefeiert und Dich gefreut haſt, daß Du nun drei Jahre ununterbrochen auf derſelben Stelle geſeſſen hatteſt. So wird dem Menſchen oft etwas genommen, wenn er es am dankbarſten erkennt. Es hat mich wehmüthig gemacht. Wie lange wird es dauern, ehe Du da oben wieder ein Weſen findeſt, dem Du eine Stelle in Deinem Herzen anweiſen kannſt, und das aus Deinem Weſen und den Schäzen Deines Innern ſich irgend etwas zu Nuze zu machen verſteht! Das Clavier entbehrſt Du nun auch wieder, denn die da oben haben gewiß keins. Bei eurer Lebensweiſe iſt eine ſolche Veränderung eben ſo groß, als bei der unſrigen die Verſezung an einen ganz fremden Ort, und ich habe ganz daſſelbe Gefühl dabei, als wenn meine Oberen mich hätten nöthigen wollen oder können, eine Predigerſtelle in einer ganz kleinen Stadt und unter lauter ungebildeten Menſchen anzunehmen. — Doch ich will lieber abbrechen; ich käme jezt aus dieſem Capitel nicht heraus und es kann ſogar nichts helfen, weiter darüber zu reden.

Den 1ſten Juli.

Ich habe in dieſen Tagen noch alles mögliche aufgeboten, um Deine Ahndung eines Beſuches zu realiſiren, und eben deshalb auch nicht geſchrieben. Bei der geringſten Hoffnung ſtellte ſich mir der Gedanke ſo lebendig dar, daß ich daran glauben mußte, aber nun ſehe ich die entſchiedene Unmöglichkeit vor mir. Ich habe das lezte verſucht und abgewartet, allein weder mit der Zeit, noch mit dem lieben Gelde läßt es ſich machen, und nun will ich nur ſoviel möglich ununterbrochen fortſchreiben, damit nur wenigſtens ſtatt meiner die Epiſtel recht bald zu Dir komme. Nicht einmal auf das Geld, welches Du haben willſt, werde ich warten, denn das könnte ſich leicht noch ein paar Wochen verziehen. Ob ich nun aber Alles werde beantworten können, worüber Du gern etwas von mir hörteſt, das ſteht noch dahin. — —

Ich glaube Dir erzählt zu haben, wie ich mit Sack wegen ſeiner Art ſich über mein Verhältniß mit Schlegel zu äußern auseinander gekommen bin, ſo daß ich ihn ſeit dem Anfange des vorigen Jahres gar nicht mehr geſehn habe. Eichmann's erzählten mir ſchon im Winter, er habe eine große Epiſtel an mich geſchrieben, um ſich über alle Differenzen zwiſchen uns zu erklären. Dieſe Epiſtel kam aber immer nicht; vielmehr hatte ich anſtatt einer ſolchen freundſchaftlichen Annäherung ganz deutliche Spuren, daß er verſucht hatte, mir beim Miniſter einen üblen Dienſt zu leiſten oder wenigſtens unbehutſamer Weiſe allerlei geredet und gethan, was mir hätte Schaden thun können. Dergleichen macht indeß auf mich nicht eben Eindruck. Weit entfernt alſo irgend einen Groll deswegen zu faſſen, ließ ich es nach wie vor an keiner Art von Höflichkeit gegen ihn fehlen; dahin gehörte denn auch, daß ich ihm die Predigten ſchickte, die ich habe drucken laſſen. Dies ſchlug denn dem Faß den Boden aus; die fünf Monat zurückbehaltene Epiſtel kam mit einem Billet, das ihr als Einleitung diente und die Dankſagung für die Predigten enthielt. Die Epiſtel hob denn an mit Klagen über die Wahl meiner Freunde, womit er wahrſcheinlich die Herz und Schlegel meinte, jedoch ohne ſie zu nennen; dann aber ging es zu Klagen über mein philoſophiſches Syſtem, indem er mir zufolge einiger gänzlich mißverſtandenen Aeußerungen eines beimaß, von dem er ſagt, daß es aller Religion widerſtreite, welches ich aber gar nicht habe. Darauf waren denn weitere Schlüſſe gebaut, daß ich unmöglich mit ganzem Herzen, ſondern nur aus Eigennuz oder Menſchenfurcht Prediger bleiben könnte, daß, wenn ich auch noch ſo erbaulich predigte, alle, die mich näher kennten und von meinem eigenen Syſtem wüßten (demzufolge dies alles Aberglauben wäre), keinen Segen davon haben könnten, daß er ſich dies alles mit ſeinen ehemaligen Vorſtellungen von mir nicht reimen könnte ꝛc. Ueber das meiſte war ich wie aus den Wolken gefallen, weil mir nicht eingefallen war, daß man mich ſo mißverſtehn könnte; der Ton war hie und da ſehr bitter, mit allerlei Seitenhieben ausgeſtattet, das ganze aber doch wohl gut gemeint. Ich antwortete ihm alſo auch ſehr freundlich und ſanftmüthig, zeigte ihm ſo kurz und ſchonend als möglich, daß er meine philoſophiſchen Aeußerungen gänzlich mißverſtanden, überging alle Seitenhiebe, die vorzüglich literariſche Dinge betrafen, und rechtfertigte mich nur ausführlich über alles, was meinen Charakter betrifft, weil mir das immer das wichtigſte iſt. Er hatte von ſeinem Briefe ſeinen Kindern und Eichmann's geſagt und ihn ſeinem Schwager, dem Profeſſor Spalding, ſelbſt gezeigt; von meiner Antwort ſagte er niemandem etwas, bis ich ihn eben deshalb ausdrücklich fragen ließ, ob er ſie auch richtig erhalten habe. Darauf erſt hat er Spalding davon geſagt und ihm verſprochen, ſie ihm zu zeigen. Ich habe meine Antwort, ehe ich ſie abſchickte, Alexandern und der Herz gezeigt — lezterer, weil ich nicht vermeiden konnte und wollte ſie zu nennen und von ihr zu reden — und danach habe ich beides der Eichmann und ihrer Mutter, die eben hier war und großes Verlangen danach trug, vorgeleſen, und dieſe waren alle ſehr zufrieden damit. Was für einen Eindruck ſie auf Sack ſelbſt gemacht, davon weiß ich nichts weiter, als daß er Spalding vorläufig geſagt, er wäre keinesweges gänzlich dadurch befriedigt. Sehr lieb iſt mir's, daß Spalding und Eichmann's bei dieſer ganzen Sache ſo ſehr freundlich gegen mich geweſen ſind und mir in meinem Verhalten ſo ganz Recht gegeben haben; auch Sack's Kinder fragen noch immer nach mir fleißig, freuen ſich, wo ſie mich irgendwo ſehn, und wenn ich in der Stadt predige, ſind immer einige von ihnen in der Kirche, wie weit es auch ſei.

Nun noch etwas erfreulicheres. In der erſten Hälfte des Mai habe ich eine kleine Ausflucht nach Prenzlau gemacht. Herzens wollten beide hinreiſen, um ihre dort verheirathete Schweſter zu beſuchen, und da es mir angeboten wurde, nahm ich die Gelegenheit wahr mitzureiſen. Herz konnte hernach nicht, weil er ein paar gefährliche Kranke bekam, und da wir uns alle aus dergleichen Zierereien nicht viel machen, ſo fuhr ich mit ihr und ihrer jüngſten Schweſter, meiner kleinen Tochter, wie ich ſie gewöhnlich nenne, hin. Von der Reiſe iſt nicht viel zu ſagen; es ſind zwölf Meilen und wir machten ſie mit doppelten Pferden in einem Tage, fuhren des Morgens um 3 Uhr aus und waren Abends um 8 Uhr da; auf der lezten Hälfte hatten wir einen ſehr heftigen Regen, der uns aber nur vielen Spaß machte. Ich war vornemlich hingereiſt, um einen gewiſſen Prediger W— und einen Herrn v. Willich, auch einen jungen Theologen, kennen zu lernen, die ich beide durch die Herz und auch ſonſt durch andere Freunde kannte, die ebenſo allerlei von mir gehört hatten und ebenſo nach meiner perſönlichen Bekanntſchaft verlangten, als ich nach der ihrigen. An Willich habe ich einen recht herzlichen Freund gefunden, der mich ſehr liebt, an allem, was an und mit mir vorgeht, herzlichen Antheil nimmt und es auch alles verſteht, und in dem ich auch ſo viel ſchönes und gutes finde, daß wir uns gegenſeitig gar innig zugethan ſind. Ich war nur drei Tage dort, aber freilich haben wir uns in dieſer Zeit wenig verlaſſen. Willich war gewöhnlich bis ſpät in die Nacht da und des Morgens bald wieder auf dem Plaz, und es iſt in dieſer Zeit ſo vielerlei vorgekommen und berührt worden, daß wir uns ſchneller kennen lernten und alſo auch lieb gewannen, als ſonſt in ſo kurzer Zeit bei mir der Fall zu ſein pflegt. Ich gebe mich nicht leicht weg, ſtelle mich nicht gleich Menſchen in ein blendendes ſchmeichelhaftes Licht und bin mit meinem erſten Urtheil über Menſchen und meinen erſten Mittheilungen an ſie ſehr vorſichtig. Die Herz meint deshalb, ich wäre zu verſchloſſen, und vielleicht iſt es Dir nicht unlieb zu hören, was ſie mir über das beſondere dieſes Falles ſchrieb. Du kannſt Dir ja ohnedies meine Art mit ihr zu ſein noch immer nicht denken; vielleicht tragen einige geſchriebene Worte von ihr etwas dazu bei. Du mußt nur im voraus wiſſen, daß die Herz noch 14 Tage dablieb und ich allein auf der Poſt zurückreiſte, die dort ſpät des Abends abgeht, daß wir den lezten Abend bei ihrer Schweſter zuſammen waren, nämlich Wolf und noch ein paar Hausfreunde, die nicht ſo dazu gehören, Punſch tranken und ſangen (u. a. Schiller's Lied an die Freude), wobei ich ein ſehr inniges ſtummes Geſpräch mit Willich hatte. So ſchrieb mir bald darauf die Herz: „Mir iſt begegnet, was ich nicht für möglich hielt, ich habe Sie noch lieber bekommen; nicht etwa, weil „ich etwas neues, ſchönes in Ihnen entdeckt hätte, denn ich kenne „ja ſchon lange alles in meinem Freunde: die Leichtigkeit aber „und die Offenheit, mit der Sie Willich entgegen kamen, der „ſchöne Wille ſich ihm zu zeigen, wie Sie ſind, das hat Sie mir „viel, viel lieber gemacht. Alles das gehört zwar zu Ihnen, es „bleibt aber oft verborgen, Sie denken, es hat ja Zeit, man bleibt „ja lange zuſammen; hier hatte es keine Zeit und Sie benuzten „die ſchönen Stunden ſo herrlich. Aber auch nicht verſchwendet „haben Sie die ſchöne Gabe; Willich iſt voll von Ihnen, und „reichlich hat er wiedergegeben, was er empfing. Mein Herz war

„ſehr voll, als Sie fortgingen; Ihr und Willich's Näherkommen „während des Geſanges hatte ich mit inniger Freude und Rührung geſehn und ſtimmte ich nicht in's Chor mit ein, ſo war „es die Unmöglichkeit, einen Ton von mir zu geben, denn die „Bewegung des Gemüths erſtickte Worte und Töne; gern aber „hätte ich euer beider Hände an mein Herz gedrückt und dem „andern Freundſchaft gegeben, wie ſie der eine ſchon hat. Sie „gingen alle und ließen mich zurück.“ (Die andern begleiteten mich alle nach dem Poſthauſe, nur die Herz blieb zurück, weil ſie nicht wohl war und die Nachtluft ſcheuen mußte.) „Mir war „es lieb, daß ich allein blieb, ich dachte Ihnen nach und ward „nicht geſtört. Mir war wohler zu Muth als ſeit langer Zeit; „mit wahrer Andacht fühlte ich alles, was gut und ſchön iſt, „mit Andacht und tiefer, reicher Rührung. — Alles kam zurück, „Willich ſezte ſich neben mich, ihm war ebenſo und ſtill, und heilig „feierten wir Ihr Andenken. Er ſagte mir leiſe, er ſei lange „nicht ſo religiös geweſen, als in dieſen Momenten; ich freute „mich des Einklangs und ſchwieg.“ — Wie mich das wieder gerührt hat, kannſt Du denken, aber freilich muß auch das Anſchauen einer werdenden Freundſchaft einen eignen tiefen Eindruck machen. Willich iſt mir ſehr werth; er hat nicht das große, nicht den tiefen alles umfaſſenden Geiſt von Friedrich Schlegel; aber meinem Herzen iſt er in vieler Hinſicht näher und hat im Leben und für's Leben mehr einen dem meinigen ähnlichen Sinn. Gelegentlich und nach und nach wirſt Du wohl mehr von ihm erfahren.

Schleiermacher an E. v. Willich.

(ohne Datum)

Beinahe möchte ich mich darüber wundern, daß ich Ihnen die Briefe über die Luzinde ſo ohne alle üble Ahnung geſchickt habe, da ich doch Urſach habe zu glauben, daß ſie zwei von meinen Freunden von mir entſernt haben. Es iſt der zarteſte Gegenſtand, über den geſchrieben werden kann und wo die Mißverſtändniſſe ſo ſehr leicht ſind und grade von den beſten Menſchen oft am ſchwerfälligſten genommen und zu einem Grunde von falſchen Folgerungen gemacht werden. Sie können denken, daß ich auf Ihre Meinung begierig ſein muß, nämlich über meine Anſicht des Gegenſtandes, die jedoch nicht die meinige allein iſt; denn ich habe bei allen eingeführten Perſonen wirkliche im Sinn gehabt, und beſonders iſt die auffallendſte, die Leonore, ganz genau eine wirkliche Frau. Was unter dieſem Namen geſagt wird, iſt ganz ihr gedachtes und großentheils auch ihre Worte. Hätte ich gewußt, daß unſre Freundinn Ihnen von dieſem kleinen Produkt geſagt, ſo würde das Geſpräch gewiß darauf gekommen ſein; wir waren einmal ſo nah an der Sache, daß es nur einer ſolchen Veranlaſſung bedurft hätte.

Aber worüber hätte ich nicht gern mit Ihnen geredet? ſo mancherlei wir auch berührt haben, kommt es mir doch vor, als hätte ich meine Zeit ziemlich ſchlecht angewendet. So geht es in ähnlichen Fällen gewöhnlich; das beſte iſt, daß doch jeder mehr vom andern weiß, als unmittelbar ausgeſprochen worden, und ſchreiben Sie mir nur hübſch, ohne auf mich zu warten, denn ich bin jezt grade in einem häßlichen Gedränge von Geſchäften und Sie leben in der goldnen Freiheit, in einer ſolchen, wie ich ſie lange nicht geſehen, und deren Wiederſchein aus Ihrem ganzen Weſen mir recht innig wohlgethan hat.

In dem Kreis, in welchem ich Sie gefunden, habe ich jezt ein recht lebendiges Bild von Ihnen, hätte ich Sie nur auch mit Ihrer Gräfin und in jenem Kreiſe geſehen, der die Ergänzung zu dieſem iſt. Doch ich müßte ungerecht gegen Ihre Mittheilungen ſein, wenn ich läugnen wollte, daß ich mir Ihre ganze Exiſtenz recht gut denken kann. Ich, was mich betrifft, bin ein ſchlechter Erzähler, ſo aus heiler Haut; aber was Sie wiſſen wollen von mir ohne abzuwarten, bis es, Gott weiß wie ſpät, von ſelbſt kommt, das fragen Sie nur. Oder wenn Sie es lebendiger haben wollen, ſo halten Sie hübſch Wort und kommen Sie und ſehen Sie mich auch leben.

Grüßen Sie Alles von mir, wie ſich's gebührt, eins herzlicher als das andre, aber Niemand ſo ſehr als ſich ſelbſt!

(ohne Datum)

Endlich kann ich auch dazu kommen, Ihnen ordentlich zu ſchreiben; meine erſten Zeilen waren, wie Sie geſehen haben, nur eine Begleitung für die Briefe. Es iſt eigentlich lange, daß ich geſchwiegen habe. Aber ich habe indeß das ſchöne Geſchick, was uns zuſammenführte, unſer Finden und Erkennen und mein ganzes neues Glück recht im Innern erwogen und genoſſen. Im allgemeinen waren wir wohl ſehr bald darüber einverſtanden, und wußten es gewiſſermaßen vorher, daß wir zuſammen gehörten und in Einer Sphäre lebten, und ſo weiß ich nicht, wie unſrer Jette meine Offenheit gegen Sie und mein ruhiges Hingeben als etwas neues erſcheinen konnte. Aber über dieſes Zuſammengehören hinaus dachte ich mir bald noch etwas höheres, daß Sie mein Freund werden könnten, wie es lange Keiner war; ich hoffte es und ſchrieb es an Jette und erwartete, nach meiner Art, wie ſich auch das allmählich entwickeln würde. Und Sie wollen es, Freund und Bruder wollen Sie mir ſein! aber warum ſoll ich nicht auch gleich nach brüderlicher Weiſe reden, als hätte ich recht angeſtoßen auf die ſchöne Vereinigung?

Erinnere Dich, wie wenig ich Dir zu ſagen wußte, als Du mich in Klinkow nach meinen Freunden fragteſt — ich hatte eigentlich keinen im ganzen Sinn des Wortes. In den erſten Zeiten der Entwickelung meines Selbſt hatte ich zwei Freunde; eine Denkart, die uns von allen unſern Umgebungen ſchied, ein gemeinſchaftliches Streben ging uns zugleich auf, und das giebt eine ſchöne Vereinigung. Der eine, der wohl Kraft genug gehabt hätte, immer mein Freund zu bleiben, ſtarb bald, den andern feſſelten Pietät und Furchtſamkeit in Verhältniſſen, wo die Freundſchaft ſich bald gelähmt fühlen mußte aus Mangel an Mittheilung, und ſo hat er aufgehört, es der That nach zu ſein, ob ich gleich noch immer mit alter Liebe ſeiner gedenke und er gewiß meiner auch. Dann fand ich in Preußen, wo ich drei Jahre lebte, erſt am Ende dieſes Aufenthalts einen Landgeiſtlichen, einen herrlichen Mann von einfachem, ächtem Gemüth, ächter Sittlichkeit, reinem Wahrheitsſinne und einem patriarchaliſchen Styl des Lebens. Wir gewannen uns herzlich lieb, aber außerdem, daß die Ungleichheit der Jahre gewiſſe Unebenheiten doch hervorbringt, unerachtet er wohl die ewige Jugend gefunden hat, gab es doch immer manches, was ich ihm nicht unverhohlen mittheilen zu dürfen glaubte, und da ein großer Brief, den er mir über die Luzinde ſchrieb, mich bewog ihm die Briefe mitzutheilen, weiß ich ſeitdem nicht, wie ich mit ihm ſtehe, und ahne, daß ihm das Mißverſtändniſſe gegeben haben mag, die vielleicht um ſo ſchwerer zu heben ſein werden, je zarter ſie bei ihm gewiß ſind. Ich denke jezt mit Schmerzen an ihn. Außer einem wunderbaren Menſchen, der mir jezt zu weitläufig werden würde, habe ich Dir nur noch von Friedrich Schlegel zu reden. Vor der Welt kann und muß ich ihn wohl meinen Freund nennen; denn wir ſind einander reichlich, was man unter dieſem Namen zu begreifen pflegt. Große Gleichheit in den Reſultaten unſers Denkens, in wiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Anſichten, beide nach dem Höchſten ſtrebend, dabei eine brüderliche Vereinigung, lebendige Theilnahme eines jeden an des andern Thun, kein Geheimniß im Leben, in den Handlungen und Verhältniſſen; aber die gänzliche Verſchiedenheit unſrer Empfindungsweiſe, ſein raſches, heftiges Weſen, ſeine unendliche Reizbarkeit und ſeine tiefe nie zu vertilgende Anlage zum Argwohn, dies macht, daß ich ihn nicht mit der vollen Wahrheit behandeln kann, nach der ich mich ſehne, daß ich Alles anders gegen ihn ausſprechen muß, als ich es für mich ſelbſt ausſpreche, damit er es nur nicht anders verſteht, und daß es immer noch Geheimniſſe für ihn in meinem Innern giebt oder er ſich welche macht. Zwar behauptet er, daß die Monologen ihm zu allen ſcheinbaren Disharmonien in meinem Weſen den Schlüſſel gegeben haben, aber probehaltig iſt mir das auch noch nicht.

Du haſt das Wollen der Freundſchaft zuerſt ausgeſprochen, und ſo laß uns ein für allemal ahnden, wiſſen und fühlen, was wir einander ſein und werden können, aber dann unbefangen mit einander weiter gehn, ohne darüber zu reflektiren, ob und wie wir es nach und nach ſind und werden.

Eure Briefe, mit der lebendigen Darſtellung Eures Lebens und Eures Andenkens an mich, haben mich, ich kann nicht ſagen wie ſehr, ergriffen. Ich fühle mich höher und glücklicher als je. Der Glaube, daß auch mein Daſein und mein Leben, nicht bloß die abſichtliche Darſtellung, in die Gemüther lebendig eingreift, bedarf bei mir einer ſolchen Beſtätigung gar ſehr.

An die Monologen, wiewohl ich wußte, daß ich Dir durch ſie zuerſt werth geworden war, habe ich, ſo viel ich weiß, in Prenzlau auch nicht ein einziges Mal gedacht; ich war in der Gegenwart und im Beſchauen Deines Weſens. Aber ich lobe mich darum, daß ich ſie geſchrieben habe; es war eine unbezwingliche Sehnſucht mich auszuſprechen, ſo ganz in's Blaue hinein, ohne Abſicht, ohne den mindeſten Gedanken einer Wirkung, und ich habe mir oft geſagt, es wäre eine Thorheit geweſen — aber da ich mich für einen Thoren hielt, bin ich weiſe geworden.

Leb wohl und ſei mir gegrüßt und geſegnet!

Den 11ten Junius 1801.

Wenn es Dir nicht ſo zuwider wäre, möchte ich jezt eben mit der ernſtlichen Verſicherung anfangen, daß ich ein geplagtes Individuum bin; denn ich fühle es eben wieder recht beſtimmt, und wenn Du die Bedeutung nur am rechten Orte ſuchen wollteſt, würdeſt Du mir ſchon recht geben. Es liegt das lediglich in meinem etwas drückenden Verhältniß zur Wiſſenſchaft und Kunſt. Freilich treibe ich nichts, wozu mein Genius mich nicht hinführt, ſonſt wäre das ganze ja ein unnatürliches Weſen. Auch wird es mir nicht ſchwer, nach meiner Art Werke zu bilden, den Gedanken zu einem geſchloſſenen Ganzen der Mittheilung aufzufaſſen und es dann auch ſo hinzuſtellen, daß ich auf der Stufe, wo ich ſtehe, zufrieden damit ſein kann. Nur dieſe Leichtigkeit verſichert mich immer wieder auf's Neue, daß es jezt ſchon mein Beruf iſt und zu meinem Leben gehört. Dürfte ich lauter ſolche Werke bilden, wie die bisherigen, wo ich mich bloß in meiner eigenen Sphäre bewege, ſo würde auch vom Geplagtſein gar nicht die Rede ſein. Allein die Kenntniß fremder Werke und das Wiſſen fremder Gedanken auf dem Gebiet, wo man die Wechſelwirkung mit dieſen nicht vermeiden kann, kurz das leidige Leſen und Studiren, das macht mir unſägliche Mühe, theils aus Ungeſchicktheit in der Behandlung, theils, weil mir die Natur dabei, beſonders mit dem Gedächtniß, nur ſehr ſchlecht zu Hülfe kommt. Wären nur die Alten, ſo wäre ich noch geborgen; die werden mir ſehr leicht aufzufaſſen. Ich habe auch eine natürliche Neigung zum philologiſchen Studium, nehme es genau damit, wie ſich's gehört, und werde nach einigen Jahren Uebung gewiß etwas ordentliches darin leiſten. Aber die neuen, und beſonders die Philoſophen, ſind wohl nur zu meiner Qual von Gott geſchaffen. Du glaubſt nicht, welche unſägliche Mühe es mir koſtet, ein ſolches Buch ſo weit inne zu haben, daß ich mir einige Rechenſchaft darüber zu geben weiß, was der Mann eigentlich gewollt hat und wo er ſteht. Und doch iſt es mir unmöglich, wie Fichte thut, es ſo vor dem Daumen abzubrechen und vorauszuſezen, daß wohl nichts darin ſtehn wird. Grade Fichte's Bücher gehören aber als die beſten auch zu denen, die mir am leichteſten werden; aber je weniger ſie vortrefflich ſind, um deſto mehr quälen ſie mich auch. Ich erinnere mich noch mit Schmerzen, daß ich vier Wochen um und um zugebracht habe, ehe ich mir die Beſtimmung des Menſchen ſo zu eigen gemacht hatte, daß ich den wunderlichen Senf darüber ſchreiben konnte, der im Athenäum ſteht und vor dem „ſonnenklaren Bericht“, von dem ich glaube, daß er eben auch nicht zu ſeinen beſten Sachen gehören wird, habe ich ſchon eine heilige Furcht. Dazu kommt nun, daß ich grade deshalb mit Recht einen Beruf zur Verwaltung der Kritik zu haben glaube. Denn, wem es ſolche Mühe macht und wer es ſo gründlich damit nimmt, der hat wohl ein Recht, über den Werth der Bücher mitzuſprechen. Siehſt Du, mein Freund, das ſind meine Qualen und ich rechne nicht darauf, eher als in 10 Jahren, davon los zu kommen. Jezt iſt mir, bis auf einige kleine kritiſche Arbeiten, für die ich leider mein Wort gegeben habe, ganz wohl in meiner Haut, weil ich mich faſt nur mit dem Platon beſchäftige. Aber künftiges Jahr will ich eine Kritik aller bisherigen Moral ſchreiben, um auf meine eigne ſyſtematiſche Darſtellung der Moral vorzubereiten — nun denke Dir die ungeheuren Lectüren, die ich dazu noch machen muß, denn ich muß Alles von vorne an wieder durcharbeiten. Außerhalb dieſes Gebietes quält mich nicht leicht etwas. Es liegen Sorgen auf mir von der drückendſten Art, das Schickſal einer geliebten Seele, in deren Beſiz ich mein Leben erſt vollenden würde und das ihrige in dem meinigen. Die Sorgen für einen Freund — denn ich kann doch Fr. Schlegel nicht anders nennen, wenngleich er es nicht im höchſten Grade iſt — deſſen Widerwärtigkeiten eine unverſiegbare Quelle in ſeinem Innern haben, und noch manches andre von ähnlicher Art, ungerechnet das weltbürgerliche Intereſſe, das mein Gemüth oft mit großer Heftigkeit ergreift — aber das Alles vermag mich nicht zu plagen, auch nicht im mindeſten mich aus meiner heitern Stimmung heraus zu ſezen, noch weniger perſönliche Tracaſſerien, an denen es mir ja Gott ſei Dank auch nicht fehlt. Du weißt nun, wie Du meine Geplagtheit zu nehmen haſt, und daß Du immer etwas Mitleid damit haben kannſt, ohne daß ſie Dich eben beunruhigen dürfte.

Mit der Herz bin ich gewöhnlich einen Tag um den andern von 1—5 Uhr; wir eſſen dann zuſammen, leſen, plaudern, gehen ſpazieren. Die beſte Freude iſt, wenn ich einmal einen ganzen Vormittag mit ihr ſein und leben kann, aber das hat ſich jezt noch nicht machen wollen. Geſtern haben wir uns beide an einer ſchmählichen Recenſion der Monologen in der deutſchen Bibliothek ergözt. Es iſt ordentlich das Verhängniß dieſer Welt, oder wenigſtens dieſer Zeit, daß das Heiligſte und der Scherz dicht neben einander liegen ſollen; denn ich habe mich des herzlichſten Lachens nicht dabei enthalten können, und es ſchien mir bei näherer Betrachtung eine ganz natürliche Wirkung, daß die Monologen Spaß dieſer Art erzeugen müſſen. Aber wie gern kehrte ich zu dem Ernſt zurück, und wie ſchön und heilig war mir dann gleich wieder zu Muth! Du warſt dabei, das kannſt Du denken, Du biſt ja das Schönſte, was ſie mir eingetragen haben, und von Dir weiß ich am gewiſſeſten und ſehe es aus Deinem Briefe auf's Neue, daß Du das innerſte darin, klar wie es iſt, aufgefaßt haſt. — Aber wie hat Dir mein langſames Auffaſſen eine Furcht vor einem einſeitigen Auffaſſen geben können? Vielmehr bin ich eben durch dieſe Langſamkeit am beſten davor geſichert; denn ſie iſt ja nichts anders als die Maxime, daß alles Einzelne nur ein Theil iſt, und daß man erſt mehrere Theile haben muß, um es recht zu verſtehen, das ruhige Abwarten einer vollendeten Anſchauung, und ein aufrichtiger Abſcheu gegen das einſeitige Urtheilen und die ſuperkluge voreilige Menſchenkenntniß aus einzelnen Zügen. So ſei auch nur nicht bange vor meinem innern Bewegen und Fertigmachen, wenn ich Disharmonien in Dir zu finden glaube. Das werde ich nicht laſſen, aber glaube nur, es iſt gut ſo. Es giebt keine lebendige Erkenntniß, als die ſelbſterworbene, ſo auch von Menſchen, und es wäre eine unverzeihliche Trägheit, bei dem erſten flüchtigen Gedanken, der mir etwa durch den Kopf ginge, gleich zu fragen, ſondern ich werde allerdings erſt hinſehen nach allen Seiten, und ſo den Eindruck entweder zerſtören oder fertig machen; aber wenn er nun fertig zu ſein ſcheint, dann werde ich Dich fragen, ob auch dem alſo iſt. Du wirſt ſchon ſehen, wie ich das treibe und es wird Dir gewiß recht ſein! Aber warum ſezeſt Du denn voraus, daß ich Disharmonien in Dir zu ſehen glauben werde? Das geſchieht mir gar nicht ſo leicht. Ich gehe bei wirklichen und wahren Menſchen immer von der Vorausſezung aus, daß, was in ihnen iſt, auch zu ihrer Natur gehört und überzeuge mich ſchwer vom Gegentheil, ſo daß auch von mir geglaubt wird, ich ſei gegen ihre ſogenannten Fehler zu indifferent, ja zärtlich.

Juni 1801.

. — — — Nächſt allen lieben Menſchen, die Du auf Rügen findeſt und der merkwürdigen Natur, für die Du ſo viel Sinn haſt, iſt es doch auch ſchön und glücklich, daß Du einen Ort haſt, wo Du Deine erſte Jugend verbrachteſt und an den die erſten Erinnerungen des Lebens geknüpft ſind. Dergleichen giebt es für mich gar nicht. Seit meinem achten Jahr bin ich nicht drei Jahr, außer jezt in Berlin, an einem Ort geweſen, und dieſer ſchnelle Wechſel der Orte und Menſchen hat Vieles aus meinem früheren Leben ganz weggewiſcht. Daher liebe ich auch meine Vaterſtadt gar nicht und mein Vaterland nur, wie Fremde es auch lieben, als ein ſchönes und heiteres Land. Beſonders zugethan bin ich nur einer Gegend darin, wo ich nicht mehr als ein paar Monate zugebracht habe, aber ſehr merkwürdige, in welche die erſte Regung des innern Lebens fällt. Eine Schweſter, die da lebt und die ich ſehr liebe, macht, daß ich mich oft recht innig hinſehne, und ich reiſte gern noch dieſen Sommer hin, wenn ich es möglich machen könnte.

Von Ruhebeck wirſt Du mir wohl auch mehr ſagen, wenn Du ihn wieder geſehen haſt. Unter Anderem möchte ich auch wohl wiſſen, wie ihm das neueſte Weſen in der Philoſophie gefällt, ich meine den Schelling'ſchen — wie es Fichte nennt — Novalismus, oder, wie Schelling es nennt, Spinozismus. Ich fürchte, die beiden Männer werden der Welt den Scandal eines öffentlichen Streites geben, und wenn ſie ihn dann nur mit Würde und Mäßigung führen! Ich hoffe allerlei Gutes davon. Was Schelling vorgetragen hat (es iſt im neueſten Stück ſeines Journals für ſpeculative Phyſik), mag wohl nicht mehr im Gebiet der philosophia prima liegen; es iſt aber ſehr genialiſch und ſehr ſchön und ich erwarte Gutes davon. Ich denke, es wird nun einmal über die Grenze der Philoſophie geſprochen werden müſſen, und wenn die Natur außerhalb derſelben geſetzt wird, ſo wird auch Raum gewonnen werden auf der andern Seite jenſeits der Philoſophie für die Myſtik. Fichte muß ſich freilich während dieſer Operation mit ſeiner bereiten Virtuoſität im Idealismus ſehr übel befinden; aber was ſchadet das? Mit dem Nicolai haſt Du ſehr recht. Es iſt manches darin verunglückt. Fichte und Friedrich, und zum Theil auch der ältere Schlegel, können es nicht laſſen, bei ſolchen Gelegenheiten immer etwas zu thun oder zu ſagen, wobei die Leute ſie faſſen können und wodurch die Sache gar nichts gewinnt. Sie ſind in ſolche Stellen gewöhnlich ordentlich verliebt und ſehen nicht, welchen Schaden ſie ihren eignen Zwecken dadurch thun. Leb wohl, lieber Freund, und laß Dir's recht gut gehen. Wie es mir hier geht, weißt Du; den Sommer genieße ich mit ſpazieren gehen und dergleichen weniger als je. Es iſt hier doch nicht viel daran verloren und der Platon hält mich zu ernſthaft feſt. Dabei geht mir aus Gelegenheit dieſer Perturbationen in der Bahn der Philoſophie tauſenderlei durch den Kopf und ich fühle wohl, daß ich auf dieſe oder jene Art darin eingreifen ſollte, aber dann denke ich wieder, ich will mir Zeit laſſen, ich habe noch viel zu Gute bei der Welt und bei den Philoſophen namentlich, was ich ihnen gegeben habe, ohne daß ſie es genommen haben.

Schleiermacher an ſeine Schweſter Charlotte.

Berlin, den 10ten November 1801.

Ja wohl, meine Liebe, kann es mir in der wirklich unendlichen Zeit, daß ich Dir nicht geſchrieben, unmöglich an Stoff zur Mittheilung fehlen. Die Urſach dieſes langen Stillſchweigens weißt Du zum Theil aus dem kleinen Zettelchen, welches mit dem Gelde hoffentlich richtig eingegangen ſein wird, theils wirſt Du in meinen Erzählungen noch kleine Nebengründe dazu entdecken. Jezt will ich mich bei keiner Vorrede weiter aufhalten. Das erſte, womit ich, unerachtet es nicht ganz das älteſte iſt, anfangen muß, weil ich noch immer nicht ohne tiefe Wehmuth daran denken kann, iſt die Nachricht von dem Tode unſerer theuren Friedrike. Die Beilagen, die ich Dir ausdrücklich abgeſchrieben habe, damit Dir nichts fehlen möge, was dieſen intereſſanten Gegenſtand betrifft, werden Dich das nähere lehren.

Was Alexander von Friedrikens innerer Ruhe und heiterer Faſſung ſchreibt, hat mir Louis mit dem gerührteſten Herzen wiederholt und die große Verehrung beider Brüder gegen ihre Schweſter hat ſie mir auf's neue werth gemacht. Gegen Alexander habe ich dieſes, und habe es ihm auch geſagt, daß er unerachtet dieſer Ueberzeugung von ihrer Gemüthsfaſſung dennoch immer hat zu verhindern geſucht, daß man ſie nicht vom Tode reden ließe. Sie hat es endlich merken müſſen und geglaubt, es wäre den andern zu angreifend. Solche allzu feine Aufmerkſamkeiten gegen einander ſind in der That eine rechte Peſt des höheren und beſſeren Lebens! Wie viel goldene Worte hätte die Selige vielleicht geſprochen! und was kann intereſſanter ſein, als genau zu wiſſen, wie eine ſolche Seele das Ende des Lebens anſieht, und was ſie dabei empfindet. Louis hat mit mir darüber geklagt. — Mir ſcheint es eben ſo groß und erhaben als lieblich, daß ſie, ſoviel es ihr Körper nur zuließ, nicht aus ihrem gewöhnlichen Lebensgange herausgewichen iſt. Noch ein paar Tage vor ihrem

Tode hat ſie ſich mit feinen weiblichen Arbeiten beſchäftigt und an der Lectüre belehrender Bücher Theil genommen. — Und nun will ich Dir für jezt nichts mehr von ihr ſagen, ſondern Dich und mich unſern eigenen Empfindungen überlaſſen. Friede ſei mit dieſer herrlichen, liebenswürdigen Seele!

Von Louis habe ich ſchon ſo viel erwähnt, daß ich Dir nicht erſt zu ſagen brauche, daß er hier geweſen iſt. Er war mit Friz zum Herbſtmanoeuvre, wo der König gern fremde Officiere hier hat, von Mitte September bis Mitte October hier. Louis gewinnt von einem Jahr zum andern an ſolider und zugleich Achtung gebietender Liebenswürdigkeit und iſt mir wieder auf's neue werth geworden, auch erndtet er ſchöne Früchte davon ein. Er gilt viel, ſehr viel bei den ſeinigen; er wird von den beſten Menſchen unter ſeinen Bekannten vorzüglich geliebt und weiß ſich auch in ſeinen militäriſchen Verhältniſſen Achtung zu verſchaffen. Seine Freundſchaft iſt mir ſehr viel werth; an Dich hat er mir Grüße aufgetragen ...

Mein Leben bekommt jezt auch von einer andern Seite einen Werth, den es ſonſt nicht hatte, und einen gewiſſen Glanz, wenn ich ſo ſagen darf. Mit dem wenigen, was ich bis jezt öffentlich ſein und thun konnte, fange ich doch an auf die Denkungsart der gebildeten und beſſeren Menſchen zu wirken; ich bin von denen, die man Philoſophen nennt, geachtet und aus der Nähe und Ferne ſchließen ſich religiöſe Seelen mit vieler Herzlichkeit an mich an. Ich kann ſagen, daß ich vielen zum Segen bin, und wenn ich Geſundheit und Kraft behalte, um einige bedeutende Werke auszuführen, die ich unter Händen habe, ſo läßt ſich vorausſehn, daß ich bald ſowohl in dieſer Angelegenheit, als in mancherlei Wiſſenſchaften noch mehr Einfluß gewinnen und in wenigen Jahren zu den bekannteren Menſchen gehören werde, deren Wort einiges Gewicht hat. So angenehm mir das auch iſt, nicht nur, ſofern es der natürlichen Eitelkeit ſchmeichelt, ſondern auch, ſofern es mir verbürgt, daß ich mich einer gewiſſen Wirkſamkeit in der Welt werde zu erfreuen haben, es verſchwände mir doch gänzlich und wäre mir alles nichts gegen die Ausſicht auf ein ſtilles, frohes, häusliches Leben, und es würde mir gar nicht ſchwer werden, um dieſes zu genießen, mich, wenn es nicht anders ſein könnte, in eine Lage zu ſezen, die mich von dem Schauplaz einer größeren Wirkſamkeit ganz entfernte und meinen wiſſenſchaftlichen Fortſchritten ſehr hinderlich wäre. Es iſt doch alles in der Welt eitel und Täuſchung, ſowohl was man genießen, als was man thun kann, nur das häusliche Leben nicht. Was man auf dieſem ſtillen Wege gutes wirkt, das bleibt; für die wenigen Seelen kann man wirklich etwas ſein und etwas bedeutendes leiſten.

— — Daß der ältere Schlegel den größeren Theil des Sommers hier war, weißt Du. Er reiſte im Auguſt nach Jena, iſt aber jezt ſchon wieder hier, um den ganzen Winter hier zu bleiben. Der nimmt auch meine Theilnahme ſehr in Anſpruch. Ich weiß nicht, ob ich Dir ſchon von dem fatalen Verhältniß zwiſchen ihm und ſeiner Frau geſchrieben …

Wie ſehr dieſe Verhältniſſe mich ſchmerzen, wie unendlich leid es mir um den Wilhelm thut, das kann ich Dir gar nicht genug ſagen. — Ueberhaupt iſt in der Welt nichts ſo ſchwierig als das Heirathen. Wenn ich alle meine Bekannte in der Nähe und Ferne betrachte, ſo thut mir das Herz weh darüber, wie wenig glückliche Ehen es unter ihnen giebt.

Schleiermacher an E. v. Willich.

Den 13ten December 1801

Du weißt, lieber Freund, von Jette, was mich bis jezt abgehalten hat Dir zu ſchreiben und was überhaupt mir jezt wenig Zeit übrig läßt für die abweſenden und anweſenden Freunde, nämlich die längſt gewünſchte Anweſenheit deſſen, der mir in ſo vielen Hinſichten ſo unendlich werth iſt. Was ihn ſelbſt betrifft, ſo habe ich ihn ganz unverändert wiedergefunden in dem, was mir zuſagt und auch in dem, worin wir von einander abweichen — aber in ſeinem Denken und Umfaſſen menſchlicher Erkenntniß, in Kunſt und Wiſſenſchaft hat er wohl noch größere Fortſchritte gemacht. Alles hat ſich mehr geſtaltet und iſt deutlicher herausgetreten, beſonders iſt er in das Weſen der Poeſie ſehr tief eingedrungen und wir werden wohl in den nächſten Jahren eine Menge von Studien in verſchiedenen Gattungen von ihm erhalten, die ſich doch Alle mehr oder minder dem Meiſterhaften nähern werden. Er hat jezt ein Trauerſpiel gemacht, wogegen zwar, was die Compoſition betrifft, Viele vieles einwenden werden, aber alles einzelne iſt ſo durchaus und rein tragiſch, und das Ganze in einem ſo großen Styl, daß alle jene theoretiſchen Einwendungen bei keinem Unbefangenen den Eindruck beſiegen werden. Es liegt eine alte ſpaniſche Romanze zum Grunde und es wird bereits gedruckt. — Den Platon abgerechnet, werden wir alſo eine Zeitlang in unſern literariſchen Arbeiten ganz verſchiedene Wege gehen. Er wird durch Poeſie die Darſtellung ſeiner ziemlich poetiſchen, theoretiſchen Philoſophie vorbereiten, und ich werde meine practiſche Philoſophie in verſchiedenen Werken darlegen, von denen ſich manche doch noch, in der Einkleidung wenigſtens, dem poetiſchen gewiſſermaßen nähern werden. — Daß Friedrich's Hierſein Dein Herkommen verzögert, iſt freilich ein übler Umſtand; indeß, wenn es Dir nur ſpäterhin nicht an einer guten Gelegenheit fehlt, ſo iſt nichts daran verloren. Ich könnte Euch Beide doch nicht genießen, da Ihr Euch noch nicht kennt, und Friedrich gehört gar nicht zu denen, mit welchen man ſich bald befreundet.

Begierig bin ich auch zu wiſſen, wie Dir meine Predigten vorgekommen ſind, wenn Du ſie geleſen haſt, Dir und der Gräfin, denn Du weißt ja, wie mir die weiblichen Stimmen wichtig ſind. Oeffentliche Urtheile ſind mir erſt ein paar vorgekommen; die waren ſehr lobpreiſend; aber was ich in öffentlichen Urtheilen ſuche, gründliche und detaillirte Kritik, war nicht darin. Einer hat mir nebenbei recht wacker den Krieg darüber angekündigt, daß ich geäußert habe, ich ſchriebe meine Predigten nicht auf, und gebehrdet ſich dabei, als ob dies die erſte und heiligſte Pflicht des Predigers wäre. Kommt mir dies noch öfter vor, ſo werde ich recht gern Gelegenheit davon hernehmen über dieſen Punkt, worin ich ſehr heterodox bin, meine Meinung ausführlich zu ſagen. Gern ſagte ich Dir noch manches von meinen Beſchäftigungen und mancherlei Nöthen; aber es will nicht mehr gehen mit der Zeit, es iſt Mitternacht und ich habe mindeſtens noch einen Brief zu ſchreiben.

Januar 1802.

.— — — Die Beſorgniſſe, welche Du äußerſt über uns beide, ſind hoffentlich nur eine vorübergehende Schwingung geweſen. Die Wiſſenſchaft hat mich ja nicht zu Dir gezogen, und ſo iſt es alſo auch nicht ihr Geſchäft, mich bei Dir feſt zu halten. Dich ſoll meinetwegen nur die Art, wie ich ſie treibe, inſofern das mit meinem Charakter zuſammenhängt, etwas angehen. Mich darin zu verſtehen und mich darum zu lieben, das muthe ich Dir zu, denn es iſt ein großes Bedürfniß meines Herzens, und dieſes kannſt und wirſt Du befriedigen, wenn wir erſt zu mehreren Mittheilungen über dieſe Gegenſtände kommen. Daß Du meine Predigten ganz von Seiten des Erbauens nimmſt, iſt mir ſehr lieb, und Dein Zeugniß, daß ich dieſen Zweck erreiche, gilt mir viel. Iſt denn die Gräfin auch der Meinung? Uebrigens ſind ſie wohl auch Reden, wenn man das Wort in der alten Bedeutung nimmt, wo die Anſchaulichkeit des Raiſonnements und der Numerus die Hauptſache iſt — ſo weit nämlich der Gegenſtand meiner jezigen Anſicht nach es verträgt. Aber ſie ſind es nicht in dem modernen Sinne, wo man auf Bilderſchmuck, dergleichen die Alten faſt gar nicht kennen, und auf etwas poetiſirendes ſieht, das doch keine Poeſie ſein ſoll. Von den Recenſenten ſind ſie mir bis jezt nur gelobt worden; doch daran iſt mir wenig gelegen.

Ueber das Athenäum, über Schlegel und über die Kunſt wollen wir reden, wenn Du kommſt. Ueberhaupt verſpare ich jezt viel auf's Reden. Die Johanna iſt mir in vieler Hinſicht lieber als die andern Schiller'ſchen Sachen, weil ſie lebendiger, freier, poetiſcher iſt — aber die wirkliche Johanna iſt doch ganz anders. Ich habe Alles, was man hiſtoriſch von ihr weiß, jezt geleſen und glaube, daß ſich doch noch etwas ganz anderes hätte daraus machen laſſen.

Schleiermacher an ſeine Schweſter Charlotte.

Berlin, den 19ten Januar 1802.

Was mich bis jezt abgehalten hat, Deinen lezten Brief, liebe Lotte, zu beantworten und mein gegebenes Wort, daß ich noch vor Ablauf des Jahres ſchreiben wollte, zu erfüllen, iſt der ſo lange vergeblich gewünſchte Beſuch von Friedrich Schlegel geweſen. Er hat vom 2ten December an bis vorgeſtern bei mir gelebt oder wenigſtens gewohnt. Hätte ich vorher gewußt, daß er ſo lange hier ſein würde, ſo hätte ich mich natürlich anders eingerichtet und würde mich nicht haben abhalten laſſen. Allein ſchon nach den erſten 14 Tagen wollte er mit jedem Poſttage reiſen und iſt ſo lange geblieben, weil ſeine Geſchäfte nicht zum Schluß kommen konnten. So habe ich denn auch mit dem Briefſchreiben und andern Dingen gezögert, theils um ihn ſelbſt, ſo viel an mir läge, die kurze Zeit ungeſtörter zu genießen, theils, um hernach alles mit deſto mehr Ruhe zu verrichten. Eben dieſer Beſuch hat es mir auch bis jezt unmöglich gemacht, Dir Geld zu ſchicken. Er iſt mir ziemlich theuer geweſen, weil er ſo unerwartet lange gedauert hat und weil Schlegel zu ſeinem großen Unglück ziemlich reich iſt an kleinen Bedürfniſſen und Verwöhnungen. Daß es mir eine große Freude geweſen iſt, dieſen lange entbehrten Freund bei mir zu haben, kannſt Du leicht denken.

Mancher Endzweck ſeines Beſuchs iſt freilich, troz der langen Zeit, nicht erreicht worden, beſonders haben wir nicht ſo viel über unſre gemeinſchaftliche Arbeiten geredet und ſtudirt, als die Abſicht war; aber das konnte ich, da ich ihn ſo genau kenne und da leicht vorauszuſehn war, daß er in mancherlei Verbindungen und Zerſtreuungen hinein gerathen würde, ſehr leicht berechnen, und es hat mich alſo nicht ſonderlich geſtört; nur das thut mir leid, daß mein Zeitverluſt verhältnißmäßig ſo ungleich größer geweſen iſt, als der Genuß, den ich von Friedrich gehabt habe. Uebrigens iſt in den drittehalb Jahren ſein ganzes Weſen noch ſtärker hervorgetreten; die ganze Richtung ſeines Geiſtes iſt beſtimmter zu ſehn, er iſt über das, was er in der Welt leiſten wird und ſoll, gewiſſer geworden, und ebenſo iſt auch in ſeinem Charakter alles, um deswillen ich ihn liebe, und alles, was mir fremd iſt und widerſtrebt, noch gewaltiger, kräftiger und deutlicher als zuvor. Der Herz hat er beſſer zugeſagt und ſie iſt vertrauter mit ihm geworden als ſonſt, wozu freilich wohl vieles beiträgt, daß die unangenehme Empfindung über jene kritiſchen Zeiten vorüber iſt, daß er nun ſchon ſo lange und mit ſolcher Treue ihre Freundin wirklich glücklich macht und zu einem höheren Daſein hebt, als ſie ſonſt genoß, und daß er ernſtlich damit umgeht, ihrer Verbindung auf dem einzigen Wege, der ihnen offen ſteht, nun auch vor der Welt geſezmäßiges Anſehn zu geben. Wie ich ihm vorgekommen bin, weiß ich nicht genau; aber er hat mich ſchon immer für ein in meiner Art ganz fertiges und vollendetes, unveränderliches Weſen gehalten, ſo viel weiß ich. Auch ſchien er ein ſehr beſtimmtes und richtiges Gefühl davon zu haben, wo wir auseinander gehn und was mir an ihm nicht gefallen kann. Viele meiner Bekannten, die es herzlich gut mit mir meinen, aber mich wohl nicht ſo genau kennen, und die an Schlegel manches anders ſehn, als es iſt, und alles, was ihnen mißfällt, ſehr vergrößert erblicken, haben auch bei dieſem Beſuch wieder gefürchtet, am Ende möchte doch der genauere Umgang mit ihm nachtheilig auf mich wirken und manches in meinem Gemüth umändern und verſtimmen. Ich begreiſe nicht, wie man ſo etwas von jemand beſorgen kann, dem man doch einige Feſtigkeit und innern Werth zutraut, und ich überlaſſe es der Zeit ihnen zu zeigen, daß ich noch immer derſelbe bin. — Während dieſer Zeit habe ich auch die Freude gehabt, von Hülſen, der mir ſeit dem betrübenden Tode ſeiner Frau nicht geſchrieben, nicht nur einen Brief zu haben, ſondern ihn auch perſönlich kennen zu lernen. Etwas anders — wie das gewöhnlich zu gehn pflegt — habe ich ihn doch gefunden, als ich ihn mir aus ſeinen Briefen vorgeſtellt hatte, aber nicht zu ſeinem Nachtheil, ſondern heiterer, kindlicher, irdiſcher. Das erſte, was ich mir darüber zu ſagen wußte und das beſte, was ich auch noch weiß, iſt, daß ich mir ſeine Briefe immer mit einem unrichtigen zu feierlichen Accent geleſen habe. Sonderbar war unſer erſtes Zuſammentreffen. Es war des Abends und ich wollte auf eine Stunde den älteren Schlegel beſuchen und finde unten vor der Hausthür einen großen, ſchwarzen, in einen dunkeln Mantel eingehüllten Mann, der unbeholfener Weiſe die Klingel nicht finden konnte. Ich klingle, wir gehen zuſammen die Treppe hinauf, ohne ein Wort mit einander zu reden. Oben fragt er mich, ob hier Profeſſor Schlegel wohne; ich bejahe es, führe ihn in's Vorzimmer, weiſe ihn zu Schlegel hinein, gehe aber nicht mit, weil ich noch einen Augenblick ſeinen Wirth ſprechen wollte. Als ich darauf hinein komme, redet mich Schlegel bei Namen an und fragt mich, ob ich etwa mit Hülſen gekommen wäre. Darauf wir beide zugleich: Wie, das iſt Hülſen, wie, das iſt Schleiermacher? und fallen einander in die Arme. Nach einer ſtillen Beſchauung von ein paar Minuten waren wir, als ob wir uns ſchon Jahre lang täglich geſehen hätten. Hülſen war nur wenige Tage hier, er hielt mich ganz von ſich ab und ich habe ihn nur den erſten Abend eine halbe Stunde auf der Straße ganz allein gehabt; doch iſt mir das Sehen von Angeſicht ſehr viel werth, und ich hoffe, es wird ſich machen, daß wir in dieſem Jahre noch einmal zuſammen kommen. Der Schmerz hat ſeine Gewalt nun verloren, und die Bewegung, mit der er jezt von ſeiner Gattin ſprach, wird ewig bleiben, aber ſein Leben iſt noch zerriſſen, er hat noch keinen feſten Punkt, keine Beſtimmung wieder gewonnen; unſer Briefwechſel ſoll, denke ich, recht lebhaft fortgehn. Nächſten Mittwoch erwartet mich ſchon wieder eine ähnliche Freude und eben deshalb will ich auf jeden Fall vorher dieſe Epiſtel abſchicken. Nämlich Willich, den Du aus meiner Prenzlauer Reiſe kennſt, wird herkommen und mit ſeinem Zögling, einem jungen Grafen Schwerin, einige Tage bei mir wohnen. Das iſt recht die Ergänzung zu Schlegel's Beſuch, denn Willich hat gerade das, was ich an Schlegel vermiſſe; worüber ich dieſem ſchweige, darüber kann ich mich jenem am beſten mittheilen, und wiederum in allem, worin ich von Schlegel lerne und dieſer weit über mir ſteht, kann ich Willich's Lehrer ſein. Ehe ich's vergeſſe, liebe Lotte, bei Willich, mit dem ich viel vom Predigen reden werde, weil es auch ſein Beruf iſt, fallen mir meine Predigten ein. Carl ſchreibt mir, er hätte, wie ich es ihm aufgetragen, ſchon im Auguſt ein Exemplar davon an Dich geſchickt. Wie kommt's, daß Du ihrer auch nicht mit einem Wörtchen erwähnſt? Wenn ſie Dir nicht gefielen, ſollteſt Du es doch auch ſagen, und manches, dächte ich, müßte Dir gefallen, wenn Du bedenkſt, daß ſie eben für die Welt gemacht ſind. Ich habe aber andere auf dem Herzen, die mehr nach Deinem und auch nach meinem Sinne ſein werden.

Den 6ten Februar.

Da iſt doch der Brief nicht weggekommen vor Willich's Ankunft; zu allerlei kleinen Störungen und dem Beſtreben, die verſäumten Freunde auch noch in der Zwiſchenzeit zu ſehn, geſellten ſich leider beträchtliche Augenſchmerzen, welche mir das Schreiben in der Nacht unmöglich machten. Nun iſt Willich ſeit dem 3ten hier und wird bis zum 19ten bleiben. Daß ich mehr Genuß von ihm habe, als von Schlegel, kannſt Du Dir leicht denken. Er lebt ganz mit mir und der Herz. Des Vormittags ſind wir, wenn er nicht ausgeht um irgend eine Merkwürdigkeit zu beſehn, gewöhnlich zu Hauſe; theils arbeitet jeder für ſich etwas, theils leſen wir intereſſante Sachen zuſammen, und da wir beide Thee frühſtücken, ſo giebt das ein ſchönes Plauderſtündchen bei der Spiritusflamme, gewöhnlich bis nach 9 Uhr. Eſſen wir des Mittags zu Hauſe, ſo ſind wir des Abends bei Herz, oder es geſchieht umgekehrt. Auch dort wird intereſſant geſprochen oder geleſen; ſo haben wir in zwei Abenden den herrlichen Roman geleſen, der das lezte, unvollendete Werk des ſeligen Hardenberg iſt (von dem ich Dir einmal das Lied: Sehnſucht nach dem Tode, abgeſchrieben habe), oder es ſind auch einige Menſchen da, die ſo für uns die liebſten in der Berliner Welt ſind. Zu Hauſe leſen wir gewöhnlich, was ihm aus Schlegel's Schriften das liebſte iſt, oder ich theile ihm meine aufgeſchriebene Gedanken mit, oder Briefe von Hülſen, von Wedeke. In's Theater wird er wohl noch öfter gehn und da kann ich unterdeß das nöthigſte abmachen. Bis jezt habe ich ihn nur einmal hinbegleitet, um die Maria Stuart wieder zu ſehn. — Jezt macht er mir den üblen Scherz und iſt krank. Wenn nichts ärgeres dahinter iſt, wie ich hoffe, ſo hat er wenigſtens ein vollſtändiges Flußfieber, und ich befleißige mich, einen großen Theil der Nacht bei ihm zu wachen, um zu ſehn, wie es ihm geht. Sein Wilhelm iſt ein guter Junge, der uns gar nicht ſtört; er hat Freundſchaft geſchloſſen mit dem älteſten Sohn der Veit und findet ſich ſehr glücklich.

Nun habe ich ſchon zweimal einen Anſaz genommen, um Dir zu erzählen, wie es mir geht; das iſt abgemacht, und nun kann ich Dir ſagen, wie Dein Ergehn mir immerfort im Sinne gelegen hat. Dein Brief hat mich recht wehmüthig gemacht vom erſten Augenblick bis jezt; und wenn in der freudigſten Stimmung auf einmal der Vorhang herunterfiel und mein ganzes Weſen mit einem Flor bedeckt war, wußte das Herz immer nicht, warſt Du es oder war es die Lage der G—. Du warſt es aber jezt weit öfter, nicht nur Deine Geſundheitslage, ſondern auch Deine Anſicht davon. — —

Berlin, den 17ten März 1802.

Ich will nur gleich mit dem wichtigſten anfangen, liebe Lotte, welches Dir zugleich mein bisheriges Schweigen erklären kann, weil ich theils die Entſcheidung abwarten wollte, theils auch vorher in einem zu unruhigen Zuſtande war, um ordentlich ſchreiben zu können. Ich habe nämlich einen Ruf nach Stolpe in Pommern bekommen und ihn auch wirklich angenommen; und um gleich alles, was Dich am nächſten intereſſirt, zuſammenzufaſſen: ich muß ſchon am erſten Junius dorthin abgehn und will deshalb ſo bald nach Oſtern als möglich, vielleicht ſchon den zweiten Feiertag, und wenn ſich das nicht thun läßt, den 23ſten April mich auf den Weg machen, um Dich noch in der Geſchwindigkeit zu beſuchen. Leider ſiehſt Du, daß wir uns mit der Zeit ſehr werden einſchränken müſſen, und es wird mir nicht möglich ſein, länger als reine acht Tage bei Dir zu bleiben; aus unſrer Reiſe nach Fürſtenſtein wird wohl alſo nichts werden, Carl'n aber habe ich bereits vorigen Poſttag entboten, er ſoll ſich ſo einrichten, daß er alsdann auch in Gnadenfrei ſein kann. Das ſchöne Project, ein Jahr lang zu reiſen bei Gelegenheit einer ſolchen Veränderung, iſt alſo zu Waſſer geworden; gewiſſermaßen tröſte ich mich darüber, daß die Amtsverhältniſſe es nicht leiden, weil ich doch jezt weniger als je Geld dazu gehabt hätte. Die Gemeine hat von dorther ſehr dringend um baldige Beſezung gebeten, weil mehrere junge Leute zu confirmiren ſind und die verwittwete Hofpredigerin (ein Titel, den ich leider auch annehmen und mit 20 Rthl. bezahlen muß), welche eigentlich noch ein ganzes Jahr die Einkünfte zu genießen hat, iſt ſelbſt willig geweſen, mich bis zum Ablauf dieſes Jahres für alles, was ich hier verliere, vollkommen zu entſchädigen, und ich habe alſo auch nicht einmal etwas äußerliches einwenden können. Verbeſſern werde ich mich nicht bedeutend; die Stellung iſt, Wohnung und alles miteingerechnet, auf 630 Rthl. angeſchlagen, und ich werde dort wie hier nur mit Hülfe andrer Arbeiten ſo eben auskommen können. Warum ich dieſen Entſchluß gefaßt habe, das weiß ſich hier außer meinen vertrauteſten Freunden niemand zu erklären, da ich nicht nur für die Annehmlichkeiten des Lebens, ſondern auch für meine Studien ſo viel bei dem Tauſche verliere. — —

Ich ſehe mich jezt ſchon als nicht mehr hier an. In dieſen vier Wochen bis Oſtern bin ich ſo entſezlich mit Arbeit beladen, daß mir wenig Beſinnung übrig bleibt, und die vierzehn Tage nach meiner Rückkunft werden dem Einpacken und Abſchiednehmen gewidmet ſein. Durch meine Studien macht mir dieſe Abreiſe einen entſezlichen Querſtrich. Ich habe ein Buch bereits als im Herbſt erſcheinend angekündigt, wozu ich aber eine Menge von alten Werken brauche, die ich aus hieſigen Bibliotheken mit großer Leichtigkeit haben konnte, die ich in Stolpe aber gewiß nicht finde, und auch ſelbſt, wenn ich das Geld dazu hätte, nicht anſchaffen könnte, weil ſie nicht ſo immer zu haben ſind. Da werde ich alſo wortbrüchig werden müſſen und das iſt ſehr unangenehm. Eben ſo unangenehm iſt es, daß ich nothwendig werde Schulden machen müſſen. Wenn ich die Koſten meiner Vocation, die Reiſe und erſte Einrichtung zuſammenrechne, brauche ich gewiß 500 Rthl., die ich geradezu borgen muß, und ich weiß wirklich noch nicht wo; auch ſehe ich nicht ab, daß ich ſie in den erſten drei Jahren werde wiederbezahlen können, wenn ich auch noch ſo fleißig und in meinen Geſchäften noch ſo glücklich bin. — Noch eine Merkwürdigkeit iſt dieſe, daß ich mit Sack wieder ganz auf dem alten Fuß ſtehe. Bei unſern ſchriftlichen Communicationen über dieſe Sache ſchien es mir, als ob es manches darin gäbe, worüber er ſich ſchriftlich nicht äußern wollte, und in einem Falle dieſer Art glaubte ich mir nichts zu vergeben, wenn ich den erſten Schritt thäte. Ich ſchrieb ihm alſo, wenn es etwas gäbe, was er mir nur mündlich mittheilen zu können glaubte, ſo möchte er mir nur eine Stunde beſtimmen, wo ich ihn ſprechen könnte; worauf er mich denn gleich einlud, mir, wie ehedem, ein freundſchaftliches Abendbrod gefallen zu laſſen. Es war mir bei dem erſten Beſuch zu Muthe, als wäre ich ſolange verreiſt geweſen; er ſagte, indem er unter vier Augen mit mir von Stolpe redete, von dem, was ſonſt zwiſchen uns verhandelt worden, würde vielleicht ein ander mal Zeit ſein zu reden; er führte mich in dem Hauſe herum, welches ihm der König ſeit unſrer Entzweiung hatte bauen laſſen, und auch ſeine Frau und die Mädchen waren ganz ſo wie ſonſt. Ich bin ſeitdem ſchon ein paar mal wieder dageweſen.

Schleiermacher an Georg Reimer.

Gnadenfrei, den 30ſten April 1802.

Als ich mich geſtern entſchließen mußte, noch einige Tage länger hier zu bleiben, als ich urſprünglich gewollt hatte, war das erſte, was mir einfiel, daß ich alsdann Sie vor der Hand nicht mehr ſehen würde, und unter dieſen Umſtänden kann ich es mir nicht verſagen, Ihnen wenigſtens ein paar Worte zu ſchreiben. Auch Schlegel und ſeine Frau finde ich wahrſcheinlich nicht mehr; indeß das ſehe ich nur aus dem Geſichtspunkt an, daß es mir ein Abſchiednehmen erſpart. Ich befinde mich hier ſehr wohl bei einer zärtlich geliebten Schweſter, in einer herrlichen Gegend, unter den wunderbaren Eindrücken einer früheren Lebenszeit. Es giebt keinen Ort, der ſo wie dieſer die lebendige Erinnerung an den ganzen Gang meines Geiſtes begünſtigte, von dem erſten Erwachen des beſſern an bis auf den Punkt, wo ich jezt ſtehe. Hier ging mir zuerſt das Bewußtſein auf von dem Verhältniß des Menſchen zu einer höhern Welt, freilich in einer kleinen Geſtalt, wie man auch ſagt, daß auch Geiſter oft als Kinder und Zwerge erſcheinen, aber es ſind doch Geiſter und für das weſentliche iſt es einerlei.

Hier entwickelte ſich zuerſt die myſtiſche Anlage, die mir ſo weſentlich iſt und mich unter allen Stürmen des Skepticismus gerettet und erhalten hat. Damals keimte ſie auf, jezt iſt ſie ausgebildet und ich kann ſagen, daß ich nach Allem wieder ein Herrnhuter geworden bin, nur von einer höhern Ordnung. Sie können denken, wie lebendig und in mir ſelbſt ich hier lebe. Dabei habe ich eine Schweſter hier, die ich herzlich liebe und mit der ich beſtändig in einem ſehr offnen und tief eingreifenden Briefwechſel ſtehe. Da iſt es denn ein herrlicher Genuß einmal anzuſchauen und unmittelbar zu genießen, was man ſeit Jahren durch Buchſtaben geredet und erfahren hat.

Schleiermacher an ſeine Schweſter Charlotte.

Berlin, Montag den 17ten Mai.

Geſtern habe ich endlich Deinen Brief bekommen, von dem Du glaubteſt, ich würde ihn ſchon den 12ten oder 13ten haben; er kam mir ſehr gelegen des Mittags zur Erholung zwiſchen meiner zweiten und dritten Predigt. Du kannſt denken, daß ich Anfangs einen Schreck hatte beim Anblick der fremden Hand, aber ſobald ich nur an's Leſen kam, beruhigte mich ſchon der Ton, vielleicht nur zu ſehr, denn es muß Dir doch hart angegangen ſein, Du Arme, daß Du ganz ordentlich das Bett gehütet haſt. Die Charmante iſt aber wirklich ganz charmant und ich weiß nicht, wie ich ihr genug danken ſoll, daß ſie ſich Deiner und alſo auch meiner ſo angenommen hat. Ich erkenne indeß darin nur die Fortſezung aller der lieblichen Aufmerkſamkeiten, die ſie uns bei meinem Dortſein erwies, und wenn Du von ihrer lezten Güte den Grund zum Theil in meinem Zutrauen ſezteſt, ſo gründet ſich dies Zutrauen wieder nur auf ihre erſte Güte. Sage ihr doch, wie dankbar ich ihr bin, wie herzlich erfreut über ihre ſchweſterliche Zuneigung zu Dir und wie werth ich es halte, ſo viel von ihrer Hand zu beſitzen, und nicht nur von ihrer Hand, ſondern auch von ihrem Styl, der, wie natürlich, dieſe Hand nicht ganz hat verlaſſen können. Und iſt nicht in der Hand und dem Styl eines Menſchen recht viel von ſeinem Weſen? und beſonders in dem eines Frauenzimmers. Alſo — Du kannſt ihr auch ſagen, ich ſtellte mir recht lebhaft vor, wie ſie mit ihren Augen und ihren göttlichen Augenwimpern, die ihres Gleichen ſuchen, dazu ausſehn wird, wenn Du ihr das ſagſt. Gern möchte ich noch eine Weile ſo durch die dritte Hand mit ihr fortplaudern, et comme elle est plus femme et moins prude que son nom — zu meiner großen Freude — ſo würde ſie es mir hoffentlich verzeihen; aber ich muß mich doch von ihr trennen, um noch geſchwind einiges aus Deinem Briefe abzumachen, denn ich kann nur in ſehr abgeriſſenen Viertelſtunden ſchreiben. Ich bin in einer beſtändigen Bewegung und zwar nicht, wie Du, in der eines Perpendikels, ſondern in der eines gehezten Haſen. — —

Mittwoch, den 19ten Mai.

. — — Daß Du mich in den Monologen ſo verſtehſt, freut mich recht innig. Ich denke, Du wirſt auch Da bei aller Verſchiedenheit die Uebereinſtimmung finden, und inne werden, daß, wenn ich auch für mein Denken und Sein eine eigne Form und beſondre Art habe, das Streben doch im Weſentlichen daſſelbe und auf das Innere und Höhere gerichtet iſt. Was Dich manchmal unangenehm ergreifen wird, glaube ich, iſt der Stolz; allein wer ſo ſtolz iſt, kann auch wieder recht demüthig ſein, und ich denke, das wirſt Du fühlen, wenn es gleich da drin nicht ſteht. Aber ſagt mir nur, was ſoll ich denn mit dem Beinamen der Erhabene machen? ich fürchte, er kommt aus den Monologen; aber er iſt mir auf alle Weiſe lächerlich und ihr müßt mir einen andern geben, wenn ich nicht glauben ſoll, daß ſich la Charmante aus Stolz neben dieſem Erhabenen la soumise nennt. — Den

Gaſpari ſchicke ich Dir ungebunden, um ihn nicht aufzuhalten. Laß Dir nun nur von Schneider Gaſpari's Abhandlung über den Unterricht in der Geographie geben, um Dich recht hinein zu ſtudiren; ich habe leider vergeſſen, ſie mitkommen zu laſſen. Lebe wohl, liebe Lotte, ich muß aufhören. Laß mich recht bald von Dir hören und ja recht gute Nachrichten von Deiner Geſundheit, beſſere als dieſe, wenn es der Himmel irgend will. Laß mich auch wiſſen, ob Carl mit den Bücherſendungen hübſch fleißig fortfährt. — —

Schleiermacher an E. v. Willich.

Den 19ten Mai 1802.

Am 9ten bin ich zurückgekommen. Bei meiner Schweſter habe ich mir ſehr wohl ſein laſſen. Sie hat ſich ſeit den ſechs Jahren, da ich ſie nicht geſehen, ſehr vollendet. Ich wußte das freilich ſchon aus ihren Briefen, aber die Anſchauung iſt doch noch ein ganz eigner und ſchönerer Genuß. Die größere Reife befördert allemal auch bei der größten Verſchiedenheit der Menſchen das gegenſeitige Mittheilen und Verſtehen, und ſo haben wir uns auch jezt vollkommner und ungeſtörter genoſſen als je. Dich hat ſie ſchon aus meinen Briefen lieb gewonnen und ſich unſres ſchnellen Begegnens herzlich gefreut; ich habe ihr verſprechen müſſen, ihr einige Briefe von Dir zu ſchicken, um ihr eine nähere eigne Anſchauung zu gewähren. Wedeke's habe ich mitgehabt und die haben uns manche ſchöne Stunde gegeben. Vor der Herz kann ſie ſich einer gewiſſen Scheu nicht erwehren, ſo ſehr ich ſie ihr auch auszureden geſucht habe. Auch über die Monologen, die ſie ſehr liebt, haben wir viel geſprochen. Außer ihr habe ich mich mit meinem Bruder, der einige Tage auch dort war, mit manchem alten Bekannten, mit der Erinnerung früher aber ſehr entſcheidender Jahre, und mit der köſtlichen Gegend gar ſehr erfreut. Recht in der Fülle des beſten und edelſten Genuſſes habe ich oft Euch Alle, die ich liebe, zu mir gewünſcht. — Seit meiner Rückkehr lebe ich nun hier in der Confuſion, meine nächſte Umgebung die ſchrecklichſte Oede, und die Ausſicht auf das, was nun kommen wird, womöglich noch öder. — An der Recenſion des Alarkos arbeite ich jezt, ſie ſoll coute, qu'il coute, noch von hier abgeſendet werden. Ob ſie Dir ganz genügen wird, weiß ich nicht, vielleicht giebt ſie Dir wenigſtens einige neue Geſichtspunkte. Ganz rückſichtslos ſoll mein Urtheil gewiß ſein, da ja hier der Fall nicht iſt, daß gegen das Werk öffentlich ſchon ſo heftig geſchrien worden iſt. Er wird Dich übrigens gewiß noch immer mehr in Bewegung ſezen, je mehr Du ihn lieſeſt. — Göthe läßt in Weimar jezt den Alarkos einſtudiren, der ihn, wie er ſchreibt, in ſeiner Gedrängtheit ſehr afficirt hat.

Schleiermacher an ſeine Schweſter Charlotte *).

Berlin, den 27ſten Mai 1802.

Der geſtrige Tag iſt mir noch recht merkwürdig geworden durch einen Abendbeſuch bei Reimer. Eine herzliche Anhänglichkeit hatte ich ſchon lange bei ihm mit Freuden bemerkt; auch ich liebte ſeinen ſchönen reinen Sinn. Geſtern machte ſich ein Moment, ähnlich dem mit Willich, in der ſchnellen Wirkung, aber ohne alle äußre Vermittlung, indem wir gleichſam Beſiz von einander genommen haben, zu inniger, herzlicher Freundſchaft. Verlange nur nicht, daß ich Dir jezt ſo etwas beſchreibe, ich bin viel zu überfüllt und zerſtreut; Dein eignes Gefühl muß ganz nachhelfen. Ich ſprach mit ihm über meine Freude an ſeiner Frau, mit großer Offenheit zeigte er mir recht kindlich fromme, liebe-

---

*) Spätere Briefe Schleiermacher's an ſeine Schweſter Charlotte ſind leider nicht erhalten.

volle Briefe von ihr, worin ich ihr ganzes Leben und ihr Verhältniß zueinander recht lebendig anſchauen konnte. Ich drückte ihm die Hand, und nach einer kleinen Pauſe ſagte ich ihm: „Wenn mein Leben erſt klar und vollſtändig daſteht, ſollſt Du es auch ſo rein anſchauen." Er ſchloß mich in ſeine Arme mit den Worten: „Nichts fremdes ſei mehr zwiſchen uns." — So war es und ſo wird es nun auch bleiben. — Wir ſprachen hernach noch viel darüber, wie die Freundſchaft ſich macht, und wie man den rechten Moment erwarten muß. — —

Heute habe ich hier in der Charité meine Abſchiedspredigt gehalten. — Ich hatte ein ziemlich anſehnliches Auditorium, denn außer dem Miniſter waren 6 Geiſtliche und mehrere Candidaten in der Kirche. Nach der Kirche ging ich zu Fuß zu Spalding's nach Friedrichsfelde, eine tüchtige Meile weit, wo ſie ein ſchönes Landgut haben. Eichmann's fand ich ſchon dort. Wir waren bis den Abend recht vergnügt, von Spalding's nahm ich einen kurzen Abſchied ohne Worte, herzlicher Liebe ſind wir gegenſeitig verſichert, und ſie hoffen, mehr als ich, mich in wenigen Jahren als Hofprediger hier zu ſehen. Auch von Heindorf nahm ich Abſchied. Den Abend bis Mitternacht habe ich bei Brinkmann zugebracht. — Zu Hauſe fand ich dann noch einen Brief von Willich und einen von einem Prediger Schwarz aus dem Heſſiſchen, einem ſehr braven Manne, der mich zuerſt durch die Monologen lieb gewonnen hat und mit dem ich in einem fleißigen Briefwechſel ſtehe. — Dann habe ich noch dieſes geſchrieben und nun will ich mich noch auf ein paar Stunden zu Bette legen. Gute Nacht!

Schleiermacher an Henriette Herz.

Stolpe, den 3ten Juni 1802.

Sehr angenehm hat mich Ihr Brief überraſcht, liebe Jette, ich hatte ſo zeitig auf keinen gehofft. Aber ehe ich etwas weiteres ſchreibe, nur ein Wörtchen. Ich kann mir nicht helfen, es geht mir wie S., hier in der Entfernung iſt es mir ganz unmöglich Sie zu ſagen, ich weiß nicht, wie wunderlich es auf mich wirkt, und noch kann ich nicht dahinter kommen, warum es mir hier ſo unerträglich iſt, als es mir dort nicht war. Ich denke, dort ſagte meine ganze Art mit Euch zu ſein immer Du, wenn auch die Lippen Sie ſagten, und ſo mag vielleicht auch etwas pikantes im Contraſt gelegen haben, was die Unerträglichkeit verſüßte. Hier fällt die Auxiliarſprache weg und es bleibt nur der leidige Schein von Fremdheit, die doch zwiſchen uns nie ſein kann. Laß mich alſo. Du kannſt es halten, wie Du willſt; aber es ſollte mich wundern, wenn es nicht Dir auch ſo gemüthlicher wäre. Zuerſt, liebe gute Freundin, ſei doch ſo heiter, als es Dir möglich iſt. Du weißt, wie wenig ich Jemanden zumuthe ſeine Natur zu ändern. Deine beſteht eben von dieſer Seite betrachtet darin, daß Du nur in der Zukunft lebſt; darum machſt Du ſo gern Plane, darum denkſt Du ſo ungern an den Tod. Zu dieſer Natur gehört aber unumgänglich nothwendig, wenn nicht das Ganze ein leerer Zirkel ſein ſoll, auch dieſes als die andere Hälfte, daß Du eine Prophetin ſein mußt und alſo die Zukunft auch in der Gegenwart ſehen und fühlen. Genieße alſo jezt ſchon die Freude an allem Guten, was Du durch Deine ſeltene wohlwollende Thätigkeit noch um Dich her ſtiften wirſt; genieße ſchon jezt die Ruhe, die es Dir geben wird, eine Menge von ſchwierigen Verhältniſſen ſo richtig behandelt zu haben und unter tauſend Entbehrungen Dir ſelbſt immer treu geblieben zu ſein; genieße endlich ſchon jezt die ſpäte Zukunft, die Deine Freunde Dir bereiten werden.

Schleiermacher an E. v. Willich.

Stolpe, den 15ten Juni 1802.

„Diesmal, mein lieber Freund, haſt Du es der Herz eben nicht ſehr ſchwer gemacht, Dir zuvor zu kommen, ſie hätte um ein gutes langſamer ſein können. Indeß glaube gar nicht, daß ich mit ſchelten anfangen will, wiewohl Du dem einſamen Freunde allerdings eher ein freundliches Wörtchen hätteſt zurufen können. Von meinem Leben hier iſt allerdings nicht ſonderlich viel zu ſagen. Bis jezt habe ich die doppelte Verwirrung der Beſuche und des Einſtudirens in das Kirchenarchiv, welches immer ſo viel möglich das erſte Geſchäft eines Predigers ſein muß, auszuſtehen gehabt. Dann gehen die Reiſen in die Filiale an. Menſchen habe ich noch nicht viel gefunden und einigermaßen gelebt noch nirgends, als in dem Hauſe meines erſten Kirchenvorſtehers, eines Kaufmanns, der vorzugsweiſe der reiche genannt wird. Man iſt dort ſehr freundlich und artig gegen mich, es ſind brave, gute Leute, aber viel mehr iſt denn auch nicht dabei. Was nicht zur Gemeine gehört, habe ich noch gar nicht beſucht und doch bin ich auch noch gar nicht dazu gekommen, irgend etwas zu arbeiten. Von allem literariſchen bin ich bis jezt hier noch rein abgeſchnitten geweſen, habe auch noch nichts geleſen als Schelling's Bruno, den ich mir mitgebracht hatte. Unter den Geiſtlichen hier iſt ſicherlich kein literariſcher Menſch, ich werde alſo anfangen müſſen Journale zu leſen und werde mir nächſtens eine Meile von hier den Paſtor Hake aufſuchen, den Verfaſſer der „grauen Mappe." Vielleicht iſt doch noch etwas mehr an ihm, als ſeine ganz leidliche Proſa. Von meinen Amtsverhältniſſen kann ich auch noch wenig ſagen. Beifall ſcheine ich zu finden, indeß habe ich erſt dreimal gepredigt und rechne noch gar nicht auf etwas bleibendes. Morgen fange ich Katechiſation an, das wird mir hoffentlich wohlthun. —

Schleiermacher an Eleonore G.

Stolpe, den 21ſten Juni 1802.

Heute, meine theure Freundinn, iſt mir die Freude Ihren Brief zu leſen etwas ſpät zu Theil geworden. Ich war auf meinem Filial und hatte alle möglichen Anſtalten getroffen, um die Briefe noch vor meiner Abreiſe zu bekommen, es hatte aber nichts geholfen und ich fand ihn erſt, als ich des Nachmittags ziemlich ermüdet nach Hauſe kam. Faſt hatte ich ſchon gezweifelt, ob ich einen Brief haben werde, eben, weil er des Morgens nicht kam. Ich ſuchte mich beſtmöglichſt vorzubereiten auf meinem Bauerwagen auf den traurigen Fall, mußte mir aber doch geſtehn, daß es mich ſehr mißmüthig machen würde und daß ich dagegen keine Hülfe wüßte. Verwöhnt bin ich nun ſchon, oder ſoll ich lieber ſagen eingewöhnt, durch Ihr Verſprechen und die bisherige Erfüllung deſſelben, und es iſt gar keine Frage, daß ich mir ängſtliche Gedanken machen würde, wenn Ihr Brief einmal ausbliebe, ohne daß Sie mich darauf vorbereitet hätten. Denken Sie ſich aber auch nur recht, wie ich mit Ihren Briefen umgehe, wie ſie erſt verſchlungen, dann geleſen, dann genoſſen, dann gründlich überlegt werden und zulezt noch allerlei kritiſche Vermuthungen über einzelne Stellen hinzukommen, wie ich mich allen Erinnerungen hingebe, die ſie in mir wecken, allen Bewegungen Ihres Gemüthes und Ihrer Geſichtszüge, die ſehr lebhaft vor mir ſtehen, zuſchaue und gern, ja mit rechter Freudigkeit, in meinem Buſen greife, wenn Sie mir etwas von mir ſelbſt ſagen. Diesmal aber kann ich wenigſtens nicht ganz mit Ihnen einſtimmen.

Dienſtag.

Sie glauben doch nicht aus dem Vorigen, daß ich meine Trägheit beim Viſitenmachen vertheidigen will? Nein, die bleibt in ihren Würden — nur daß ich hoffe, ich würde ſie nicht ausgeübt haben, wenn Sie hier geweſen wären. Aber das kann ich nicht gelten laſſen, daß Sie mein ruhiges ſuchen und finden-laſſen mit zur Trägheit rechnen. Nein, liebe Freundin, entweder verſtehen wir uns hier nicht oder Sie denken ſich das anders als es iſt. Dabei verhalte ich mich nicht paſſiv. Ich ſehe mich wohl um und ſuche, wo Jemand iſt, der mich verſtehen möchte. Das Suchen und Finden muß gegenſeitig ſein, aber es muß nur durch die natürliche Anziehungskraft verwandter Gemüther zu Stande kommen. Je mehr abſichtliches dabei iſt, je mehr man fördern will, deſto mehr iſt man in Gefahr zu verderben. Jeder Menſch verräth ſich von ſelbſt genug für den, der fähig iſt ihn zu verſtehen und der Augen und Ohren offen hat, und ſo nähert man ſich von ſelbſt und im rechten Maaße und auf die Art, in welcher allein reine Wahrheit iſt und an reine Wahrheit geglaubt werden muß. Alles Abſichtliche iſt dem Mißverſtändniß und dem Mißtrauen ausgeſezt. Keine Verzögerung, die aus der Anhänglichkeit an dieſen Grundſaz (der mein eigentlicher poſitiver Charakter iſt und nicht mein negativer oder meine Trägheit) entſteht, hat mich jemals gereut oder wird mich reuen, und verſäume ich irgend etwas darüber ganz, ſo tröſte ich mich damit, daß es mir nicht beſchieden war. Denn, was ein Menſch nicht ohne Verlezung ſeiner eigenthümlichen Sittlichkeit erlangen kann, das iſt ihm nicht beſchieden, eben ſo wie das, was ihm phyſiſch unmöglich iſt. In einer ganz andren Abſicht bin ich dieſen Nachmittag über die Fragmente im Athenäum gerathen; ich weiß nicht, ob ich Ihnen einmal die, welche darunter von mir ſind, ausgezeichnet habe; es giebt mehrere, in denen ich meine Denkungsart über dieſe Sache ſo klar gemacht habe als ich irgend kann. Sie dürfen Sich übrigens gar nicht zum Beiſpiel anführen. Allerdings iſt das Eigne und das wahre Innere Ihres Weſens ſehr ſchwer zu finden. Wer iſt denn ſo glücklich geweſen Sie zu verſtehen vor mir? Nun die Fahrt einmal auf der Charte verzeichnet iſt, finden Andre auch wohl den Weg. Bei Ihnen nun fand ich die eine von dieſen Kräften ganz gebunden und zurückgedrängt. Wiſſen

Sie, womit ich Sie vergleichen möchte? mit einem Magneten, der ſich ganz in Eiſenfeile gehüllt hat, weil er kein ſolides Stück Eiſen fand. Kommt ihm nun eins an, ſo kann es ihn vor dieſer Umgebung nicht erkennen, ſondern höchſtens ahnden, und es kommt auf einen herzhaften Griff an, mit dem man die Eiſenfeile abſtreift. Als ich dachte, „aus der Frau iſt etwas zu machen", hatte ich Ihr innerſtes Weſen noch nicht gefunden — denn das iſt und braucht weiter nichts daraus gemacht zu werden — ſondern nur Ihren Verſtand, und Sie wiſſen, daß der Verſtand allein mich eben nicht ſehr perſönlich afficirt. Sie konnte ich der Hauptſache nach nicht anders finden, als ich Sie gefunden habe, durch eine Offenbarung der Liebe. Und was hätten Sie denn auch ohne die mit meinem Zutrauen gemacht? Haben Sie mein Inneres nicht auch erſt nach dieſer Offenbarung und durch ſie gefunden? Hielten Sie Sich nicht vorher auch nur an meinen Verſtand oder meinen Geiſt, wenn Sie wollen, und etwa an meine Art die Welt anzuſehen? Und wären wir auf dieſem Wege viel weiter gekommen, als eben zu den Mittheilungen unſres Verſtandes? Doch ich will mich jezt gar nicht weiter in uns vertiefen, ſondern auf meine Trägheit zurückkommen. Sie beſteht eigentlich darin, daß ich auf gewiſſe Dinge keine Gedanken wenden will und es nicht der Mühe werth halte ſie zu überlegen; ſo wende ich denn lieber Zeit darauf. Und nur deßhalb, weil, wie Sie allerdings recht haben, dieſe Zeit mich doch um Gedanken bringt, rechne ich ſie mir zum Fehler an, ſowie die Maxime, lieber Geld auf etwas zu wenden, als Zeit, auch für diejenigen zu tadeln iſt, die das Geld dann wieder für Zeit kaufen müſſen. — —

Stolpe, den 8ten Juli 1802.

— — Ihre Reiſebeſchreibung haben Sie ſehr in nuce abgefaßt. Daß die Kunſt alles bei uns durch Wirthlichkeit verdirbt, iſt ein ſehr allgemeiner Fehler. Es erinnert mich an ein ſchönes Wort eines Franzoſen darüber, que tout étoit très beau chez nous, mais qu'l y manquait toujours un écu. Als ich das hörte, ſchrieb ich mir in mein Gedankenbuch, es wäre recht mein Charakter. Finden Sie das nicht auch? Nicht als ob alles très beau oder auch nur très bon an mir wäre, aber auch allem, was ſo iſt, fehlt immer un écu, es ſei nun un écu von Fleiß oder von Genie oder von guter Lebensart. An allen meinen Arbeiten ſehe ich es recht, wenn ſie fertig ſind und ſich alſo überſehen laſſen, denn es iſt mir ganz klar, wo ich den écu hätte hineinſtecken ſollen; gehabt hätte ich ihn auch wohl, wie es bei den Preußen auch größtentheils der Fall iſt; es iſt nur eine übel angebrachte und unverſtändige Sparſamkeit. Auch in meinem Betragen gegen die Menſchen iſt es ſo. Im Ganzen iſt es gewiß nach einem richtigen Plan angelegt, und von meinen Grundſäzen möchte ich um keinen Preis etwas ab- oder zuthun. Auch mit meiner Manier bin ich im Ganzen zufrieden; aber bei allen Aufopferungen im Großen, die ich oft der Geſellſchaft und den Menſchen mache, fehlt faſt immer un écu; weßhalb ſie oft das Uebrige gar nicht genießen können. Lehren Sie mich doch dieſen écu überall bei der Hand haben. Wieviel wäre ich dann gebeſſert! es wäre ein großer Edelſtein in der Krone Ihrer Verdienſte um mich.

Mittwoch war die Synodalverſammlung der hieſigen Diöceſe, und der Probſt hatte die Artigkeit, mich dazu einzuladen. Damit ging faſt der ganze Tag hin. Das hat mir einmal wehmüthige Empfindungen gemacht! Ach, liebe Freundinn, wenn man ſo unter 35 Geiſtlichen iſt! — ich habe mich nicht geſchämt einer zu ſein; aber von ganzem Herzen habe ich mich hineingeſehnt und hineingedacht in die hoffentlich nicht mehr ferne Zeit, wo das nicht mehr ſo wird ſein können. Erleben werde ich ſie nicht; aber könnte ich irgend etwas beitragen ſie herbeizuführen! Von den offenbar infamen will ich gar nicht reden, auch wollte ich mir gern gefallen laſſen, daß einige dergleichen unter einer ſolchen

Anzahl wären, beſonders ſo lange die Pfarren noch 1000 Rthl. eintragen — aber die allgemeine Herabwürdigung, die gänzliche Verſchloſſenheit für alles Höhere, die ganz niedere ſinnliche Denkungsart — ſehen Sie, ich war gewiß der Einzige der in ſeinem Herzen geſeufzt hat; gewiß, denn ich habe ſo viel angeklopft und verſucht, daß ich ſicher den zweiten gefunden hätte!

Daß ich den Friedrich nicht liebe, laſſen Sie Sich ja nicht von J. einreden. Daß ſie es glaubt, iſt ganz natürlich. Sie weiß, daß Friedrich's Character dem meinigen ganz heterogen iſt, und ſie glaubt nicht, daß man das Heterogene lieben kann. Dann habe ich auch Vieles an ihm mit meiner bekannten Offenheit gegen ſie getadelt und ihren Tadel eingeſtanden. Sie weiß, daß Friedrich's übermächtige ſtürmiſche Sinnlichkeit mir in einigen ihrer Aeußerungen unangenehm und gleichſam meinem Geſchmack zuwider geweſen iſt, auch daß ich mit großer Mißbilligung geſprochen von der Leichtigkeit, mit der er ſich bisweilen einem unrechtlichen Verfahren in ſeinen Angelegenheiten nähert, und nun erſcheint ihr das als das Weſentliche ſeines Characters, weil das Gegentheil davon, Ruhe und Ordnung, das Weſentliche des ihrigen iſt. Sie weiß, daß es ihm an Sinn fehlt für Manches, was mir viel werth iſt, und nun glaubt ſie, es fehle ihm an Gemüth überhaupt, und meint, es wäre eigentlich nur ſein Geiſt, was mich anzöge und ich wäre mir ſelbſt nicht klar. Aber ich verſtehe mich hier ſehr gut! Des Geiſtes wegen liebe ich Niemanden. Schelling und Göthe ſind zwei mächtige Geiſter, aber ich werde nie in Verſuchung gerathen ſie zu lieben, gewiß aber auch es mir nie einbilden. Schlegel iſt aber eine hohe ſittliche Natur, ein Mann, der die ganze Welt, und zwar mit Liebe, in ſeinem Herzen trägt, die Sinnlichkeit iſt gar nicht in einem unſchönen Mißverhältniß zu ſeinen übrigen Kräften, er iſt auch dem Geiſte nach gar nicht unrechtlich, wenn er es gleich dem Buchſtaben nach bisweilen wirklich wird. Ich habe das der J. öfters angedeutet; ſie hat es aber nicht finden können, und ſo habe ich mir weiter keine vergebliche Mühe gegeben. Ich verlaſſe mich darauf, ſie wird ihn noch ſehen, wenn er wird fertig geworden ſein in Abſicht auf die Darſtellung ſeines Weſens, und dann wird ſie ihn und mich beſſer verſtehen. Machen Sie auch noch einen Verſuch ihr das zu lehren und zu commentiren; vielleicht gelingt es Ihnen beſſer!

Montag, den 19ten Juli 1802.

Sie ſezen meinen Glauben auf die Probe, beſte Freundinn, denn dieſer Montag hat mich wieder leer ausgehen laſſen von Ihnen. — Natürlich werden Sie es finden, daß ich nun zur Schadloshaltung wenigſtens ein Viertelſtündchen mit Ihnen plaudere. Viel länger wird es mein Gewiſſen nicht zulaſſen, denn ich habe mir ein Arbeitspenſum geſezt, durch deſſen Vollendung ich es mir erſt verdienen will, meinem Herzen gütlich zu thun. Dies iſt eine Maaßregel, die mir bisweilen ſehr heilſam iſt. Indeſſen wie weiß ſich der Menſch auch dies bequem zu machen. Einmal ergreife ich ſie ſelten anders, als wenn ich zu dem, was mir ſonſt eigentlich lieber wäre, nicht recht aufgeregt bin, und dann, wenn mir das bei der Arbeit kommt, wie gewöhnlich, ſo giebt es ſo viele Hülfsmittel. Jezt z. B. iſt es die Ueberſezung eines Platoniſchen Dialogs, wobei ich mir beſtimmte Aufgaben mache. Kann ich nun mit der Ueberſezung eines philoſophiſchen Kunſtwortes nicht einig werden, ſo wird geſchwind decretirt, dieſes bis zur lezten Ueberarbeitung zu verſparen, weil es ſich dann beſſer werde beurtheilen laſſen, bisweilen iſt dies in der Natur der Sache gegründet und eine wahre Zeiterſparung, bisweilen iſt es Bequemlichkeit und eine wahre Zeitverſplitterung. Genau unterſuche ich nicht, welches jedesmal der Fall ſein mag. Denn das wäre öfters wohl auch eine Zeitverſplitterung. In dieſem Augenblick kann ich mich deſſen nicht anklagen. Denn das iſt einmal in der Regel; wenn ich Briefe erhalten oder auch nicht erhalten habe, bin ich zur Arbeit eine Zeitlang nicht tüchtig. Ich muß mich erſt in die nach fehlgeſchlagener Hoffnung nöthige Gemüthsverfaſſung ſezen, oder, was darin geſtanden, recht mit Muße in mich aufnehmen, worin bei mir ein auffallender Unterſchied zwiſchen einem Briefe und einem Geſpräch iſt. Wie oft bin ich unmittelbar von Ihnen und nach ſolchen Unterhaltungen, bei denen wir uns am meiſten liebten und genügten, ſogleich zur Arbeit gegangen, und wie ſchön und glücklich ging es mir dann von Statten. Nur den Gang durch den Garten widmete ich noch dem reinen Genuß, dem rechten Verarbeiten des gemeinſchaftlich hervorgebrachten und angeſchauten Schönen durch die ganze Seele. Bei einem Briefe, auch dem ſchönſten, brauchen Phantaſie und Sehnſucht mehr Zeit, um ihr Recht auszuüben.

Zwei Briefe habe ich heute gehabt, unerwartete, anſtatt des Ihrigen. *Einer* hätte mir unangenehm ſein können, hat mich aber gar nicht afficirt. M. nemlich meldet mir das im vorigen Monat erfolgte Ende der Erlanger Literatur-Zeitung. Es iſt nothwendig, daß ſolche Anſtalten, in denen bei allem guten Willen (wenn man es mit dem Worte ſo genau nicht nimmt) doch keine rechte Kraft iſt, untergehen, dagegen die anderen, die eine ſchlechte Tendenz haben, aber dafür mit einer gewiſſen Geſchicklichkeit und Virtuoſität geführt werden, wohl verdienen zu beſtehen. Mein Leidweſen über das nicht zu Stande gekommenſein unſrer Annalen erneuert ſich bei dieſer Gelegenheit mit großer Lebhaftigkeit. Ich bin ſehr überzeugt, daß die Kritik in keinen beſſern Händen hätte ſein können, als in Wilhelm's und meinen, und früher oder ſpäter wird doch ſo etwas geſchehen müſſen. Daß ich nun eine ganz fertige und eine beinahe fertige und eine angefangene Recenſion übrig behalte, iſt mir das unangenehmſte. Nach M—s Briefe muß in den lezten Blättern im Junius eine Recenſion von meinen Predigten ſein. Beherzigen Sie ſie doch und referiren Sie mir gelegentlich darüber.

Der *andere* mir ſehr liebe Brief iſt der von Spalding*), welcher mir auf ſehr freundſchaftliche Weiſe zuvorkommt. Wir haben mündlich keine Verabredung getroffen uns zu ſchreiben, es verſtand ſich aber wohl von ſelbſt, und ich bin ſchon öfter im Begriff geweſen, die Feder anzuſezen. Wie bei allem Angenehmen, ſo war auch hier mein erſter Wunſch, daß Sie doch bei mir ſein möchten (denn wenn ich bei Ihnen wäre, hätte ich ja den Brief nicht bekommen), um meine Freude an dem ſchönen liebenswürdigen Sinn dieſes Mannes und an ſeiner herzlichen Neigung zu mir, zu theilen; dann auch an der ſchönen Geiſtesanregung, zu der mir ein Briefwechſel mit ihm nothwendig gereichen muß. Er gehört auch zu den Menſchen, von denen ich Ihnen zu wenig geſagt habe; Sie kennen ja aber meine ſchwache Seite. Beſſer kann ich Ihnen nun einen kleinen Abriß ſeines Characters und einige Zeilen ſeines Briefes geben. Ich habe von Spalding ſo gern den Ausdruck edel gebraucht, laſſen Sie hören, ob Sie ihn nach dieſer Probe auch an ſeiner Stelle finden: „Indem ich Manches ſchriftlich mit Ihnen beſprechen will, das oder das auch nicht in unſern nun unterbrochenen mündlichen Unterredungen vorkam, gebe ich Ihnen einen entſcheidenden Beweis meines Zutrauens. Nicht etwa, ſofern ich Manches tadle, was Sie geſagt oder geſchrieben haben; aus dieſem Muthe gegen Sie mache ich mir keinen ſo groſſen Ruhm. Aber das iſt eine wahre Huldigung (die ich Ihnen indeſſen ſchuldig bin, wie ich glaube), daß ich Ihnen mich in meiner ganzen Blöße zeige, mit allen Vorurtheilen, mit allem Mangel an Scharfſinn und Kenntniß philoſophiſcher Dinge. Nur dem, den ich ſo von Grund aus für gut halte, möchte ich das bieten.“ Die gute Meinung, welche in den lezten Worten liegt, iſt hoffentlich nun probehaltig, wenigſtens ſo, daß ſie nur auf Augenblicke beunruhigt werden könnte; verlieren, denke ich, kann ich ſie nicht mehr. Es wird, wie es ſcheint, viel Philoſophiſches und Philologiſches zwiſchen uns verhandelt werden, alles aber ſo, daß das Herz nicht leer dabei ausgeht. Dohna und die Herz haben ſich immer ſehr über mein gutes Verhältniß mit Spalding gefreut, und oft mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit nach dem Barometerſtande deſſelben geſehen. Dabei war nun viel weltliche Rückſicht, ſie wünſchten mir einen Anhalt an einen Mann von ſolchem, auch von der Welt anerkannten perſönlichen und literariſchen Werth. Das machte mich manchmal lächeln. Sie wiſſen, wie es mir darauf gar nicht ankommt. Mir iſt in einem andern Sinn ein gutes Zeugniß für mich ſelbſt, daß ein Mann von dieſer Geſinnung, der im Stande iſt, den bloßen Geiſt ohne den Character auf's gründlichſte zu verachten, und der auf der andern Seite doch in gewiſſe Tiefen des Menſchen nicht immer eindringt, mich ſo achten und lieben kann, ein Zeugniß, daß mein ſittlicher Werth nicht ſo ganz verborgen und ſchwer zu finden iſt, als ich immer denke.

---

*) Profeſſor Spalding, Sohn des Probſtes, und Schwager des Biſchof Sack.

Den 29ſten Juli 1802.

Ich leſe jezt täglich, wenn auch nur ein halbes Stündchen, irgend etwas Schönes! Beſonders habe ich den Oſterdingen vor. Den müſſen Sie doch auch haben, und ſobald Reimer aus ſeinem Vaterlande zurück iſt, ſoll er Ihnen ein Exemplar ſchicken. Dies geht nicht allein auf die Liebe und auf die Myſtik — die kannte ich ja ſchon im Hardenberg, ſondern auch auf die dem Ganzen zu Grunde liegende große Fülle des Wiſſens, auf die bei ſolchen Menſchen ſo ſeltene Ehrfurcht vor dem Wiſſen und auf die unmittelbare Beziehung deſſelben auf das Höchſte, auf die Anſchauung der Welt und der Gottheit. Gewiß, Hardenberg wäre neben allen Anderen ein ſehr großer Künſtler geworden, wenn er uns länger gegönnt worden wäre. Das war aber freilich nicht zu verlangen; er war nicht ſowohl durch ſein Schickſal, als durch ſein ganzes Weſen für dieſe Erde eine tragiſche Perſon, ein dem Tode Geweihter. Und ſelbſt ſein Schickſal ſcheint mir mit ſeinem

Weſen zuſammenzuhangen. Ich glaube nicht, daß er ſeine Geliebte richtig gewählt oder vielmehr gefunden hatte, ich überzeuge mich faſt, ſie würde ihm zu wenig geweſen ſein, wenn ſie ihm geblieben wäre. Meinen Sie nicht auch, daß man dieſes aus ſeiner Mathilde ſchließen kann? Scheint ſie Ihnen nicht im Vergleich mit der Art, wie alles Andre ausgeſtattet iſt, etwas zu dürftig für den Geiſt? und würde er nicht eine Andre haben ſchildern müſſen, wenn ihm ſein Gemüth mit dem Bilde einer reicheren Weiblichkeit wäre erfüllt geweſen? Damit tröſte ich mich wenigſtens für ihn. Doch läßt ſich eigentlich nichts Beſtimmtes darüber ſagen, da leider das Ganze nicht vorhanden iſt.

Den 7ten Auguſt 1802.

Recht oft ſchon, liebe Freundin, erfreue ich mich an dem Gedanken, daß Ihre gute Mutter bei Ihnen draußen iſt, ohnerachtet es ſchwerlich jezt ſchon der Fall ſein mag. Aber es iſt mir die angenehmſte Vorſtellung, die ich mir von Ihrem Zuſtande machen kann, und darum halte ich mich ſo gern daran. Wie werden Sie die würdige Greiſin pflegen, und wie wird die kindliche Liebe, die Ihrem Herzen ſo tief eingewurzelt iſt, noch einmal ganz neu treiben und blühen! — Ach, es giebt wenig Schöneres in der Welt, ja ich kenne ſogar nichts — denn iſt nicht dies ein weſentlicher Beſtandtheil alles andern Schönen und Herrlichen? Sie wiſſen, wie lange ich verwaiſet bin, aber es giebt wohl nicht leicht einen Tag, wo ich nicht mit Liebe, beſonders meines Vaters, gedächte. Zwar habe ich mit meiner Mutter mehr gelebt, aber ich verlor ſie zu früh. Ihn hingegen habe ich noch, wenigſtens im Anfang meines reiferen Lebens gekannt. Ein unſeliges Mißverſtändniß hatte ſein Herz mehrere Jahre von mir entfernt. Er glaubte mich auf einem verderblichen Wege, er hielt mich für aufgeblaſen und eitel, indeß ich nur ganz einfältig meiner innerſten Ueberzeugung gefolgt war, ohne auch nur einen Schritt weiter hinaus zu denken oder irgend etwas zu wünſchen und zu hoffen. Ich litt viel, ich dachte, welch' ein ſchönes Verhältniß zwiſchen uns ſtattfinden könnte, und es war nicht! Ohne meine Schuld. Mich rührte ſeine zärtlich ſorgende Liebe, die auch ohnerachtet ſeines Kummers um mich, nie von mir wich. Aber Sie wiſſen, wie ich bin; ich that nie etwas Beſonderes, um ihn mir näher zu bringen, ſondern ging nur ſtill meinen Gang fort, beſorgend, jenes möchte nur verkehrt auf ihn wirken. Nach und nach nur folgte ſein Urtheil und ſein Verſtand ſeinem Herzen; aber nur eben hatte ich das vollſte und ſicherſte Zeugniß in Händen, daß er ganz wieder mein war, als er mir genommen wurde. Wäre es mir ſo gut geworden, ſeine lezten Augenblicke zu verſchönern, mit kindlicher Hand ſeine Augen zuzudrücken! — gern hätte ich das Denkmal davon an meiner Geſundheit ſo lange tragen wollen als Sie! O, liebe Freundin, genießen Sie jezt mit wehmüthiger Beſonnenheit, recht ungeſtört, von Allem abſehend, was Sie mit Recht darin ſtören könnte, das lezte große Mahl, das vielleicht Ihr kindliches Herz ſich bereitet hat, und die Augenblicke, welche Sie mir ſchenken von der Gegenwart Ihrer Mutter — nur die ſollen es ſein, wenn ſie ruht — werden mir doppelt heilig ſein, mit allen Ausdrücken und Spuren Ihres wunden Gefühls.

Von der Briefconfuſion rede ich nicht mehr, die Thatſache wiſſen Sie jezt genau. Leid thut es mir, daß ich nicht genau weiß, was in Ihrem verloren gegangenen Briefe geſtanden hat, wiewohl Sie mir im Allgemeinen etwas darüber geſagt haben. Sie werden mich gewiß verſtehen, wenn ich Sie verſichere, daß mir ohnerachtet dieſes Königsbergiſchen Falles, und ganz abgeſehen von der Unwahrſcheinlichkeit, daß dabei etwas für mich herauskommen wird, noch nie eine Spur von Reue darüber angekommen iſt, daß ich hierher gegangen bin; auch nicht die geringſte unangenehme Empfindung iſt auf dieſe Veranlaſſung in mir entſtanden. Wie ſollte ich wünſchen anders gehandelt zu haben, da ich recht und verſtändig gehandelt habe? Und zu wünſchen, daß die Umſtände anders möchten gekommen ſein, dies iſt eine Art von Thorheiten, der ich, wenigſtens in meinen eignen Angelegenheiten, nicht leicht unterworfen bin. Ich glaube, wir denken auch hierüber ganz gleich, und mache mich deshalb nicht weitläuftig darüber. Auch der nächſten Vacanz dort ſehe ich mit großer Gelaſſenheit entgegen; ich bin überzeugt, daß, wenn man mich auch in Vorſchlag bringt und wählt, es weniger Ueberzeugung von meinem Verdienſt ſein wird, als Gunſt, und ich mag in allen bürgerlichen Verhältniſſen — und leider iſt doch auch der Predigerſtand eines — lieber von meinem Vorgeſezten etwas Kleines erhalten, als das weit größere durch Privatgunſt. Und ſo denke ich auch, Gott wird mit mir ſein, und es wird mir hier, je länger je mehr wohl ſein.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Stolpe, den 10ten Auguſt 1802.

Den Nachrichten von Frommann wegen des Platon ſehe ich mit Furcht und Schrecken entgegen, denn, wenn Schlegel ihn wieder ſizen läßt und er alſo den Platon aufgiebt, ſo iſt mein ſchönes Projekt, dies Jahr noch einen Theil meiner Schulden zu bezahlen, verdorben und ich werde übel genug daran ſein. Freilich werde ich Himmel und Erde bewegen, um mir dann für mich allein einen Verleger zum Platon zu verſchaffen, aber darüber geht auch im beſten Falle ein halbes Jahr wenigſtens hin. Unverantwortlich wäre es von Friedrich, aber ich vermuthe es faſt. Von ihm weiß ich noch nichts, ich hoffe nun durch Sie, vermittelſt Veit, bald etwas zu hören. Fleißig bin ich ziemlich geweſen. Morgen werde ich mit der erſten Bearbeitung des Sophiſten fertig, eines der fruchtbarſten Geſpräche, worin mir aber nur zwei ſehr ſchwere und verdorbene Seiten bis jezt etwas unverſtändlich geblieben ſind, und welches ich — wenn mir über dieſe auch noch ein glückliches Licht aufgegangen iſt — ſo klar machen zu können glaube, als nur irgend etwas dieſer Art gemacht werden kann, wie ich denn überhaupt täglich beſſer den Platon verſtehen lerne, ſo daß mir darin nicht leicht Jemand gleichkommen möchte. Das Prophetiſche im Menſchen und wie das Beſte in ihm von Ahndungen ausgeht, iſt mir aus dieſem Beiſpiel ganz auf's Neue klar. Wie wenig habe ich den Platon, als ich ihn zuerſt auf Univerſitäten las, im Ganzen verſtanden, daß mir oft wohl nur ein dunkler Schimmer vorſchwebte, und wie habe ich ihn dennoch ſchon damals geliebt und bewundert, und wie habe ich über Kant, den ich damals auch etwa mit eben ſoviel Glück und Kraft ſtudirte, ganz daſſelbe Gefühl gehabt von ſeiner Halbheit, ſeinen Verwirrungen, ſeinem Nichtverſtehen Anderer und ſeiner ſelbſt, wie jetzt bei der reiferen Einſicht.

Schleiermacher an Eleonore G.

Den 12ten Auguſt 1802.

Ich reiſe nach Rügenwalde, halte Montag auf dem Rückweg wieder Gottesdienſt in S…, und komme erſt an dieſem Tage gegen Abend zurück. Das erſte, was mich erfreut, wird dann Ihr Brief ſein, und das zweite, mein kleiner Penſionair. Freundlich bin ich ihm, darauf verlaſſen Sie ſich; es iſt mir eben natürlich und ich bin überzeugt, es wäre mir nie möglich anders gegen Kinder zu ſein, wenn ich ſie allein oder in Gemeinſchaft mit einer befreundeten Seele zu behandeln hätte. Als Hofmeiſter war ich es nicht immer, das war aber eine Folge der Umſtände, und nur ein kleines Uebermaaß davon mag Unbehülflichkeit geweſen ſein. Ich konnte den Kindern wenig Gutes thun, ihre kleinen Freuden hingen nicht von mir ab, und bei ihren ernſten Beſchäftigungen hatte ich allein die Laſt, allen Vernachläſſigungen, Unordnungen und dem eingewurzelten Hange zur Ungründlichkeit entgegen zu arbeiten. Das war ein ſchwerer Stand, und es brach auch endlich über dieſen Punkt zwiſchen mir und den Eltern. Uebrigens haben Sie ſehr recht, daß die Männer gewöhnlich den Himmel leer laſſen, nämlich die Phantaſie, aus welcher die Liebe und der Himmel hervorgehen müſſen. Sie haben's nur immer mit der Vernunft, und zwar mit der auf die bürgerlichen Verhältniſſe gerichteten, in welchen allein ſie leben, weben und ſind; auch alle Sittlichkeit, welche ſie anerziehen möchten, iſt nichts anderes als dieſes. Darum ekelt mir ſo unausſprechlich vor ihren pädagogiſchen Büchern und ihrem Thun; einmal habe ich ſchon mein Herz darüber ausgeſchüttet, es wird aber noch öfter kommen! Schon vor zwei Jahren habe ich halb im Scherz der Eichmann ihrem Franz verſprochen, ein Kinderbuch zu ſchreiben; wer weiß, ob ich nicht einmal Ernſt daraus mache. Bei der Hand bin ich neugierig auf Schwarz's Erziehungslehre, ohnerachtet ich ſie nicht mehr, wie ich wollte, in der Erlanger Zeitung recenſiren kann. Wenn Sie Zeit hätten, könnten Sie ſich ſie wohl von K— geben laſſen; ich möchte gern, wie es Ihnen vorkommt.

— — Auch über den Ofterdingen habe ich Sie verſtanden, und, wohl zu merken, nicht nur mit dem Verſtande, ſondern auch mit dem Herzen und der Phantaſie. Sie haben da, wie oft, in aller Kürze ein großes Wort geſagt, von dem gewiß in D—s Kunſt zu leſen, einem Werke von mehreren Bänden, keine Silbe ſteht. Es iſt etwas gar Jämmerliches, wenn man ein Buch nur mit dem Verſtande verſteht und iſt gewöhnlich entweder an dem Leſer oder an dem Buche nichts weiter. Wem aber das größere Verſtehen mit der Phantaſie gegeben iſt, der kann jenes kleinere, nachdem er will, leicht lernen oder leicht entbehren. Darin ſind nun die Frauen ſtark, bloß weil man ihnen ſo viel Ruhe läßt, und wenn es ſich irgend vertheidigen läßt, daß ſie in der eigentlichen Wiſſenſchaft und in der bürgerlichen Welt keine eigne Stelle haben ſollen, ſo iſt es nur in dieſer Beziehung, daß die bürgerliche Welt die Phantaſie unterdrückt, und daß, je weniger ſie eigentlich wiſſen, deſto deutlicher hervorſtrahlt, wie ſie Alles wiſſen könnten. Das wäre nun das rechte Meiſterſtück, wenn Sie M. lehrten die Monologen mit der Phantaſie verſtehen (das Herz iſt mit darunter begriffen).

Den 19ten Auguſt 1802.

Ja wohl, meine liebe Freundin, thun Sie etwas Gutes und Schönes, wenn Sie an mich ſchreiben. Sie können es getroſt unter die guten Werke zählen, und ich hoffe auch unter die Thaten der Freude und der ſchönen Muße. Denn Freude muß Ihnen das Gefühl machen, wie Sie mir wohlthun, und giebt es eine ſchönere Muße, als die innige ſtille Selbſtbeſchauung, das freie Spiel Ihrer tiefſten Gefühle, dem Sie ſich überlaſſen, wenn Sie an mich ſchreiben? Sie haben Recht, daß uns alles Gute geworden iſt, was nur die Kinder des Höchſten erwarten können. Denn vereinigt ſich nicht auch bei dieſer traurigen Entfernung alles Schöne und Gute in unſerer Verbindung? Ich erfreue mich jetzt recht meiner ſchweigſamen Natur. Wenn ich einen Brief von Ihnen leſe, iſt mir, als wäre ich bei Ihnen — denn that ich oft viel mehr, als Ihnen zuhorchen und mich weiden an meiner innern Freude über Sie? Das thue ich jetzt auch, ja auch an den Thränen habe ich meine Freude, deren Spuren mir nicht entgehen. Ich ſehe noch, wie groß und klar, gleich dem Gefühl, aus welchem ſie entſprungen ſind, ſie in Ihren Augen geglänzt haben und wie majeſtätiſch ſtill ſie ſich dann plötzlich herunterſtürzten auf Ihre Wangen. Genießen Sie ihn recht, den Reichthum von Gefühlen, der jetzt in Ihnen iſt — er gleicht einem Moment in einem großen muſikaliſchen Kunſtwerk, worin der Unkundige die widerſprechendſten Töne zu vernehmen glaubt, worin aber doch alles Harmonie iſt, eine Harmonie, die gewiß jedem noch lange nachklingt, der nur alle Töne vernommen hat, und wer das nicht kann, dem würde gewiß, wenn ihm der Sinn nicht verſagt iſt, jeder einzelne wohlthun, wenn Sie ſie ihm nacheinander mit Ihrer ſüßen Hingebung wiederholen wollten. Auch ſorgen werden Sie nicht zuviel, ſondern ruhig, wenngleich in Schmerzen, abwarten, welche Seite Ihres Gefühls die nahe Zukunft zuerſt gewaltig berühren wird.

Laſſen Sie ſich's nicht wundern, daß Ihre gute Mutter dem Leben anhängt. Sollte Sie nicht? Sie iſt unabhängig, ſie hat Freude an ihren Kindern und wird ihrer Liebe froh. Das Leben *verachten* iſt ein ungeheurer Stolz oder ein widriger Leichtſinn, gleichgültig dagegen ſein darf nur der, der als eine reife Frucht ſich ſelbſt fühlt und genießt, oder der, dem das eigentliche Leben ſchon zerſtört iſt, und für den der Tod nur noch eine äußere Formalität iſt — aber, ſich mit aller Anhänglichkeit der Natur ruhig davon *losmachen können*, das iſt der Triumph des Glaubens und der Religion. Er bildet ſich oft ſchnell, der lezte ſtrahlende Moment, auch in ſolchen Seelen, in denen das ewige Licht nicht immer hell geleuchtet hat. *Sie* werden ihn wahrnehmen an Ihrer Mutter, gewiß, wenn auch Andre die eilende Erſcheinung verſäumen. Aber ich glaube noch nicht, daß Ihre traurigen Ahnungen gegründet ſind.

Zwei Briefe habe ich ſchon von der Herz; freilich hat ſie auch nachzuholen genug. Sie will, ich ſoll mich hier als König fühlen, und frei und reich — kurz, ganz wie der ſtoiſche Weiſe und etwas beſſer. Unrecht hat ſie nicht, bei Lichte beſehen. Ich ſchmeichle mir Reichthümer zu beſizen, von denen in den Declamationen der Stoiker nichts zu leſen iſt; und wenn ich Sie nun noch als Prophetin grüße, ſo muß ich mich ja der Oede und Leere um mich her recht freuen, damit mir nichts den Plaz wegnimmt für meine ſchönen Phantaſien. Erhält mir nur Gott die Poſttage, an denen ich mich nähre und labe, und einen leidlichen Zuſtand der Augen, mit denen ich allerdings nicht zufrieden bin, ſo ſoll der Winter, als Zwiſchenact zwiſchen der lezten Generation der heurigen Roſen und der erſten des künftigen Jahres, auch noch ſeine Früchte tragen. Denn wenn ich Paradoxien über den Weiſen ſagen ſollte, ſo würde die erſte eine ſein, welche die Stoiker vergeſſen haben, daß nämlich der Weiſe allein etwas thue. Befehlen Sie mir doch kategoriſch, wann ich anfangen ſoll an der Kritik der Moral wirklich zu ſchreiben; aber Sie müſſen mir einen Termin ſezen, vor deſſen Ablauf ich noch Vieles leſen kann, etwa nach meiner Rückkunft von Marienfelde, wohin ich den 24ſten September zu reiſen denke. Nach gerade muß ich eine ſolche Anſtalt machen, ſonſt ſchiebt ſich die Sache immer weiter hinaus. Und das Befehlen hilft bei mir; das Zeugniß werden Sie mir doch geben!

Wiſſen Sie wohl, daß Friedrich einmal ſeinem Bruder Wilhelm einen Einfall ordentlich verkauft hat? und zwar für ein flanellenes Nachtcamiſol. Wenn Sie ſich auf einen ſolchen Handel legen wollen, ſo ſchicken Sie mir nur alle Ihre hellen Gedanken, wie Sie ſie nennen; über den Preis werden wir einig werden, denn ich dinge gar nicht. Nur das müſſen Sie nicht verlangen, daß ich erſt noch etwas daraus machen ſoll.

Sie wiſſen, ich habe es mir verlängſt als eine Belohnung nach den Katechiſationen ausgemacht, an Sie zu ſchreiben, und heute will ich es mir (ohnerachtet ich des Tages Laſt und Hize nicht ſonderlich getragen habe, ſondern von unbedeutenden Dingen faſt den ganzen Tag heimgeſucht worden bin) nicht entgehen laſſen, beſonders weil ich ſehr zufrieden geweſen bin mit meiner Katechiſation. Gar oft wünſche ich mir Sie dabei als Zuhörerin, und ich glaube, ich würde viel lernen können aus Ihren Bemerkungen. Ich habe mir troz des Urplans unſeres — nicht Heidelbergiſchen, ſondern, Gott ſei Dank nur Heringiſchen — Katechismus, dem ich folgen muß, einen eignen Plan gemacht, mit dem ich recht zufrieden bin; nur in der Ausführung laſſe ich mich noch zu ſehr gehen in dem, was mir das Intereſſanteſte iſt. Doch lenke ich gern ein, wenn ich merke, daß ich auf einem den Kleinen unzugänglichen Felde bin. Im Allgemeinen iſt gewiß Platon der beſte

Lehrer der katechetiſchen Kunſt, im Einzelnen muß es eine Frau ſein; denn dieſe ſind ja immer unſre Lehrerinnen in dem, was zur Geiſtesgegenwart, zur ſchnellen Beurtheilung eines beſtimmten Falles gehört. — Mit meiner Erziehung geht es auch ganz leidlich, ich erweitere das Gebiet derſelben täglich, und werde bald den ganzen kleinen Menſchen umfaßt haben mit meiner Sorge. Er wird zu meiner Freude ſchon etwas dreiſter und etwas artiger. Sie wiſſen ſchon, wie ich das leztere nehme, wenn ich es rühme, und daß nur das ungeleckte Bärenthum der Gegenſaz davon iſt, nichts ächt Menſchliches aber dadurch ausgeſchloſſen wird. Gefühl merke ich eben noch nicht viel bei ihm, denn ſeine Anhänglichkeit an mich iſt nur das Bewußtſein der Abhängigkeit und des erhöhten Wohlbefindens. Aber ich mache mir aus dem Mangel des Gefühls nicht viel bei Kindern, ſondern ſchäze mehr an ihnen den Verſtand und den Eigenſinn. Haben wir darüber ſchon zufällig geſprochen? Ich glaube, es hängt genau damit zuſammen, daß ich eben das ächte Gefühl für das beſte im Menſchen halte. Dieſes iſt nach meiner Anſicht nichts anderes, als die ununterbrochene und gleichſam allgegenwärtige Thätigkeit gewiſſer Ideen. Deſſen nun ſind Kinder nicht fähig, ſondern, was man bei ihnen Gefühl nennt, ſind nur Aeußerungen des Inſtinkts, wodurch ſie ſelbſt und Andre zu dem Glauben verleitet werden, als hätten ſie nun das rechte. Der Verſtand und der Eigenſinn aber ſind mir Vorboten der Vernunft und der Selbſtſtändigkeit, und mit der Phantaſie kann man dann erwarten, daß das Gefühl auch kommen wird, wenn man nur die Phantaſie nicht unterdrückt. Sagen Sie mir doch, ob Sie ſchon als Kind recht viel Gefühl gehabt haben! Es ſollte mich wundern, wenn das ſo wäre, und ich würde Sie dann ganz auf's Neue bewundern, daß Sie über das Falſche ſo glücklich Herr geworden wären! Ich kann es von mir verneinen; das erſte, was ſich entwickelte, war unmittelbar das religiöſe; ich kann mich noch ſeiner erſten Regung entſinnen auf einem Spaziergange mit meinem Vater. Er ließ es mir nie aus den Augen, nachdem er es zuerſt entwickelt hatte, und ſo war es kein Wunder, daß er mich mißkannte, als ich eine Geſellſchaft verließ, in die er mich mit vieler Zuneigung und großen Hoffnungen und nach meinem eignen Wunſche gebracht hatte, um es mir zu retten gegen die vereinigte Macht der Welt und des ſkeptiſchen Verſtandes, die er nicht in mir verkannte. Er hielt für das Treiben eines eiteln Herzens, für die verderbliche Sucht, in den Abgrund des Skepticismus zu ſtürzen, was in mir nur Wirkung des Wahrheitsgefühls war, ohne alle Luſt oder Unluſt zu dem, was nun kommen würde. Das eitle Weſen in der Welt fürchtete ich, weit entfernt es zu lieben, und hätte ich einen andern ähnlichen Winkel gewußt, wie die Herrnhuter, ich wäre lieber dorthin gegangen. So habe ich auch auf der Univerſität gelebt und hernach wie ein ächter Herrnhuter, ohne mich um mein Schickſal zu bekümmern, und wenn mein Onkel nicht geweſen wäre, ich glaube, ich wäre buchſtäblich niemals auf den Einfall gekommen, zum Examen zu reiſen, damit ich auch die Anwartſchaft bekäme auf ein Amt. — Da haben Sie ja ein ganzes Fragment von meiner Lebensgeſchichte, und ein nicht unbedeutendes; ja ich habe darüber wider meinen Willen dieſes Blatt angefangen, welches ich abſchneiden wollte. Nun plaudre ich aber gern noch ein Endchen weiter. Zuerſt laſſen Sie ſich noch ein Zeugniß mittheilen oder vielmehr eine Schilderung, die, ich weiß nicht mehr wer, meinem Vater von mir gemacht hat, als ich auf der Univerſität war. Er theilte ſie mir hernach mit und ich begreife noch jetzt nicht, wer mich damals ſo genau gekannt haben kann, da ich faſt mit Niemandem umging. Ich wäre, hieß es, in meinem Aeußeren ſehr nachläſſig, hätte ganz das Weſen eines in ſich gekehrten Menſchen an mir, cyniſch in meiner ganzen Lebensart, für mich ſehr genügſam, aber in Geſellſchaft, und meinen Freunden zu gefallen, Alles aufopfernd, auch das Nothwendigſte; fleißig für mich, aber nur ſehr ſtoßweiſe, und immer ein ſchlechter Beſucher der Collegien, die ich zu verachten ſchiene; übrigens die Verborgenheit faſt gefliſſentlich ſuchend; aber wenn ich unter die Vornehmen und Reichen käme, ſo, als wäre ich Beides noch mehr als ſie; kalt und ſtolz gegen alle Höheren, und vorzüglich gegen meine Lehrer und Vorgeſezten. — Kennen Sie mich in dieſem Gemälde? Einige fremde Züge hatte es wohl, wie jedes Bild, weil der Zeichner nicht immer denſelben Geſichtspunkt mag gehabt haben, aber ſehr viel Aehnliches war doch darin. Nur müſſen Sie bedenken, daß damals noch ſehr Vieles tief in mir ſchlief. Ich hatte ſchon damals einen ſo richtigen Tact für das Falſche, Gemeine, Halbe und Verkehrte in allen Dingen, aber das Rechte hatte ich noch nicht gefunden. Die Kunſt und die Frauen kannte ich noch gar nicht. Für die lezteren ging mir der Sinn erſt in dem häuslichen Cirkel in Preußen auf. Dieſes Verdienſt um mich hat Friederike mit in die Ewigkeit genommen, und es wird, hoffe ich, nicht das geringſte ſein, was ihr ſchönes Daſein gewirkt hat. Und nur durch die Kenntniß des weiblichen Gemüthes habe ich die des wahren menſchlichen Werthes gewonnen.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Stolpe, den 29ſten Auguſt 1802.

Mit meinem Reichthum, meine herzlich geliebte Jette, das hat ſeine volle Richtigkeit. Glaube nur, ich halte gutes Buch darüber und Du glaubſt nicht, wie ich meine Freude habe an jedem Zuwachs, der, dem Himmel ſei Dank! — grade ſeit dem Punkt meiner Verweſaſſung (die beiden Lesarten ſind gleich richtig) ſo geſegnet geweſen iſt. Denke nur an Reimer, an Dein immer näheres Verhältniß mit Leonore, an Lotten's Liebe zu ihr und an den ſchönen Anfang, den ſie gemacht hat in meinen ganzen Kreis hineinzutreten. Denkſt Du, daß ich das Alles nicht fühle? und daß es mich nicht glücklich macht? Nein, ſo ſchlimm ſteht es nicht mit mir, und ich ſage mir recht oft, daß es wohl wenige glücklichere Menſchen geben mag als mich. Aber kann nicht auch der reichſte Menſch einen augenblicklichen Mangel haben, wenn er nun grade Alles auf Zinſen gethan hat? Siehſt Du, das iſt grade mein Fall und hier iſt kein Geld zu haben, und alle Prozente, die ich böte, würden nichts helfen. Es kann mir Niemand helfen als Ihr, indem Ihr mir recht fleißig Rimeſſen ſchickt. Und ich habe ja ſeit Deiner Rückkunft alle Urſache Dich zu loben. Nur Dein Wundern begreife ich nicht an Etwas, das Du nicht nur lange kennſt, ſondern das auch ſo tief in meiner innerſten Natur liegt. Oder liegt das nicht in meiner Natur, daß ich kein unabhängiges Daſein habe? Daß alle meine Thätigkeit ein Produkt der Mittheilung iſt? und daß ſie alſo nur mit dieſer in Verhältniß ſteht? Für alles, was ich thun ſoll, kommt es darauf an, daß ich lebendig afficirt werde und Eure Briefe helfen nicht nur meinem Sein, ſondern auch meinem Wirken mehr als irgend etwas; ja ſie allein ſind es, an die ich mich halten muß und ohne die auch alles Gefühl meines Reichthums grade zum Wirken und Arbeiten nichts helfen könnte.

Dienſtag, den 24ſten Auguſt

Wenn bei Euch eine ſo ſchreckliche Hize iſt, wie hier, wie wird es Euch dann nur gehen? Wenn Ihr ein duo klagt, ſo denkt nur, daß ich die dritte Stimme bin; ich will Euch dahier bedauern, wenn ich mich im Waſſer ergöze, daß Ihr es ſo gut nicht haben könnt. Seit ich in Barby war, habe ich das Vergnügen des Badens nicht ſo genoſſen. Ich will von dem phyſiſchen Wohlergehen gar nicht reden, ſondern von dem Ideenſpiel, welches aber keine Wanne und kein Badehaus erweckt, ſondern nur die freie Natur, die organiſchen Umgebungen, die Maſſe des Elements, die hier zwar nicht groß iſt, aber an Kraft erſezt, was ihr an Umfang abgeht, und dann der reine blaue Himmel, wie er jezt iſt. Man bekommt ein ganz anderes republicaniſches Gefühl von dem Verhältniß des Menſchen zu den andren Naturerſcheinungen, und nun gar der Aufenthalt im Waſſer iſt etwas majeſtätiſches, man betrachte es nun hiſtoriſch oder transcendental. Recht lebendig aber wird dieſes Gefühl nur, wenn ich mir denke, daß das Waſſer, welches mich jezt beſpült, in wenig Stunden in der See iſt. In der See ſelbſt alſo würde es noch lebendiger ſein, und ich habe große Luſt, doch einmal eine eigene Fahrt nach Stolpemünde anzuſtellen, um ein Seebad zu verſuchen. Auch giebt es gewiß keinen poetiſcheren Selbſtmord, als den Sturz in's Waſſer, nur muß es keine Pfüze ſein, ſondern die See oder ein großer Strom, und der Menſch muß ſich nicht mehr wehren wollen, wenn er drin iſt, denn das iſt erbärmlich. — — —

Denke nur, ich habe mir das Herz genommen Frommann zu fragen, ob er, falls Schlegel uns im Stiche läßt und er alſo von dieſem Unternehmen zurückgeht, den Platon mit mir allein wagen will. Wenn er es nun annimmt, ſo denke, welche ungeheure Arbeit ich im Fall von Schlegel's Treuloſigkeit zwiſchen hier und Oſtern bekommen würde. — Dennoch bin ich feſt entſchloſſen, wenn Frommann nicht will, einen andren Verleger zu ſuchen; denn liegen laſſen kann ich den Platon nun nach ſo vieler Arbeit unmöglich. Zu meinem Troſt habe ich ganz das Gefühl, daß nun eine treffliche Arbeitszeit für mich angehen wird. Ich habe eine Zeitlang geſchlafen, wie ein Dachs, jezt brauche ich wieder nur wenige Stunden — Du weißt ja, wie das bei mir abwechſelt — und bin den ganzen Tag ſehr aufgelegt, wenn ich mich nur mit recht verſchiedenen Arbeiten und mit keiner allzulange beſchäftige. In der Philologie komme ich auch immer weiter, und wer weiß, ob ich nicht noch mit der Zeit, wenn es mir nur nicht an Geld zu den nöthigen Hülfsmitteln fehlt, mich ganz ſpielend zu der erſten Klaſſe der Griechen in Deutſchland herauſarbeite. Die Zukunft kommt mir, wie Du ſiehſt, von allen Seiten ganz gut vor und ich denke, wenn ich lebe, werde ich mich als ein guter Prophet bewähren.

Schleiermacher an Eleonore G.

Den 26ſten Auguſt 1802 Abends.

Eigentlich, meine theure Freundin, verdiene ich wohl nicht nach einem ziemlich verſchleuderten Tage an Sie zu ſchreiben. Ich habe mich zwar nach dem Thee wieder an's Arbeiten gegeben, um das Gefühl dieſer Unwürdigkeit etwas zu mildern, aber im Ganzen bleibt es mir doch und ich demüthige mich vor Ihnen, wie oft, wenn ich daran denke, wie Sie grade jezt die Beſchickung aller beſchwerlichen Geſchäfte des gemeinen Lebens mit der Erfüllung der ſchönſten Pflichten auf die thätigſte Art vereinigen und wie ich dieſen Kleinigkeiten regelmäßig unterliege. Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen meine Rechenſchaft ablege, unſre Freundin Jette aber würde ihr Aergerniß daran haben. Des Vormittags habe ich freilich einige Stunden gearbeitet, wiewohl auch ohne ſonderlichen Succeß, theils weil die Hoffnung mehrerer Briefe mich hintergangen hat (in ſolchem Fall pflege ich dann mit deſto größerer Genauigkeit und Zeitverſchwendung die Zeitungen zu leſen), theils auch, weil ich wußte, was mir bevorſtand. Nemlich, nachdem die Hofpredigerin auf einige Tage wieder hier geweſen und das Haus nun ganz geräumt hat, beſchloß ich von oben herunter zu ziehen, und dieſes große Stück ſollte heute ausgeführt werden. Die Leute kamen auch zur gehörigen Zeit, um den großen Sekretair auseinander zu heben und herunter zu transportiren. Um mich von der ſchweren Arbeit, die Schiebladen einzuſezen und die Papiere wieder an ihren Ort zu legen, einigermaßen zu erholen, ließ ich mir's ein paar Stunden recht wohl ſein in Hippel's Biographie zu leſen, die mir der Prediger H. geliehen hat, und in Schwarz's Erziehungslehre zu blättern, die eben angekommen war. Erſt gegen Abend konnte ich mich entſchließen, zu dem großen Werke des Büchertransportes zu ſchreiten. Die Bücher wurden mit Hülfe der alten Hausehre ausgepackt und nun wollten wir das Repoſitorium herunterſchaffen, aber damit ſind wir ſtecken geblieben; es widerſezte ſich hartnäckig die lezte Hälfte der Treppe herabzuſteigen, und meine Mathematik reichte nicht hin um die Richtung auszufinden, in der ich es dazu zwingen könnte. Den Tiſchler ſchämte ich mich wieder kommen zu laſſen — denn es mußte ihm ja natürlich einfallen, daß, wenn ich ſo klug geweſen wäre die Bücher vor ſeiner Ankunft auszupacken, er dies Stück Arbeit gleich hätte mitbeſorgen können — wiewohl ich ihm gewiß, wenn er Morgen kommt, um kein Procent klüger erſcheinen werde, und ſo wohnt alſo das hölzerne Ungeheuer auf der Treppe, die Bücher liegen theils oben, theils hier auf der Erde herum, und der Spaß muß Morgen von neuem angehn, wobei mir jedoch vor nichts ſo ſehr graut als vor der Schaam vor dem Tiſchler. Ausgelacht habe ich mich genug, und mir beſonders Jette recht lebhaft gedacht, wie mich die würde geſcholten und mir augenblicklich zu ſagen gewußt haben, wie ich die Sache klüger hätte anfangen können. Sonderbar genug, daß es mir grade den nemlichen Spaß machen kann, über die Ausbrüche ſolcher Ungeſchicktheit mich ſelbſt auszulachen, als wenn es ein Andrer wäre. Hippel's Biographie — auch die hatte ich eigentlich nicht verdient heute zu leſen — iſt mir ſehr merkwürdig geweſen, ohnerachtet Manches wegen meiner Unbekanntſchaft mit den Lebensläufen den vollen Eindruck auf mich nicht hat machen können. Gar vieles hätte ich Ihnen darüber zu ſagen, ich behalte es mir aber auf ein andermal vor. Nur darüber möchte ich mit Ihnen reden, was hinten, theils, wie es doch ſcheint, auf das Zeugniß ſeiner eigenen Papiere, theils aus Faktis, theils aus dem Munde ſeiner Freunde über das wunderbare Gemiſch in ſeinem Charakter, über die vielen Winkelzüge und Fehler in demſelben geſagt wird. Daß etwas Verkehrtes in ihm geweſen, habe ich beſonders immer aus der Aeußerung geſchloſſen, daß bei einer gänzlichen Offenherzigkeit auch die beſten Freunde einander verachten müßten, habe oft Conjecturen gemacht, was das ſchlechte in ihm wohl geweſen ſein möchte. Das, worauf ich gerathen, — habe ich auch gefunden. Ich habe außerdem noch ſo vieles gefunden, was mich auf eine andre Art wehmüthig bewegt hat, was nemlich von ſeinem Geiz, ſeiner Herrſchſucht und ſeiner bis zur Falſchheit gehenden Verſchloſſenheit geſagt wird, weil ich daraus ſo deutlich ſehe, wie auch ſo ausgezeichnete Menſchen, als ſeine Freunde, ihn mißverſtehen und verkennen konnten. Dies alles kann Hippel in dem Sinn unmöglich geweſen ſein, und ich weiß gewiß, daß ich alle die Fakta, welche dies beweiſen ſollen, wenn ich ſie beiſammen hätte, übereinſtimmender und anders erklären wollte. Ach, liebe Freundin, auch um das Schattenbild des Menſchen, um das Urtheil, das von ihm gefällt wird, um die Vorſtellung, welche von ihm zurückbleibt, ſteht es ſchlimm, wenn er nicht geliebt worden iſt, im ganzen Sinne des Worts, oder wenn er nicht eine gewiß noch weit ſeltener vollkommene Freundſchaft gefunden hat. Die Liebe iſt blind, das iſt die gemeine Rede, deren Stempel nicht zu verkennen iſt; aber iſt ſie nicht im Gegentheil allein ſehend? und allein wahr? — Was ich weiter ſagen wollte, ſage ich mir ſtillſchweigend, und wünſche Ihnen eine gute Nacht mit Ihrer Mutter. Morgen habe ich Katechiſation, an die wollte ich noch denken beim Schlafengehen, damit ich es mir Morgen beſſer verdiene mit Ihnen zu reden.

Sonnabend, den 28ſten Auguſt.

Ich bin nun förmlich unten wohnhaft, und alſo doch einer dauernden und wünſchenswürdigen Art zu exiſtiren etwas näher, wiewohl doch auch alles nur proviſoriſch iſt. Meine Bücher ſtehn an dem einzigen Ort in der Stube, an welchem noch ein kleiner Sekretair ſtehen könnte, deſſen Bedürfniß ich je länger je mehr fühle, und von dem, wie meine Phantaſie mir ſagt, die lieblichſten Sachen werden geſchrieben werden, die noch von hier ausgehen ſollen. Die Gardinen fehlen noch, weil ich noch keine Bretter bekommen kann, und das Ameublement ſieht noch ziemlich mager aus. So bleibt auch in ſolchen Dingen das meinem Herzen ſo köſtliche Gefühl der Unvollkommenheit und der Sehnſucht nach dem Vollkommneren. Doch will ich mich in dieſelbe nicht vertiefen, ſondern Ihnen lieber noch allerlei ſagen, wobei Sie ſich an Ihren lezten Brief erinnern müſſen. Können Sie denn im Ernſt glauben, daß ich Ihnen etwas übel nehmen könnte? Und zweifeln Sie, daß ich ſelbſt im Schreiben daran gedacht habe, wie Sie mir ſchon geſagt und geſchrieben haben, daß ich eigentlich immer (faſt dürfen wir doch nicht auslaſſen zur Steuer der Wahrheit) Recht habe? So etwas thut mir zu wohl, als daß ich es jemals ſollte vergeſſen können, und ich mußte ja wiſſen, in welchem Grade es auch hier ſeine Anwendung finden würde. — —

Von Friedrich weiß ich unmittelbar noch gar nichts und auch mittelbar werden Sie durch Jette wahrſcheinlich eher etwas von ihm erfahren als ich. Den erſten Nachrichten ſehe ich, was unſre gemeinſchaftlichen Arbeiten betrifft, mit großen Sorgen, was aber ihn ſelbſt angeht, mit vieler Freude entgegen. Frankreich behage ihm, wie es wolle, ſo wird er doch nun — wenn ihn der Geldmangel nicht zu ſehr drückt — einmal in voller Ruhe und im Gefühl des ungeſtörten Beſizes leben, und ſowohl die Nation, als die dort aufgehäuften Kunſtſchäze werden ihn von tauſend Seiten afficiren. Gedanken die Fülle werden daraus hervorgehn, ob aber auch Werke und wie bald, das wird die Zeit lehren. An meine Werke glaube ich jezt je länger je mehr, und auch ich werde den Winter ſehr ſtill und ſehr fleißig zubringen. Die Kritik der Moral ſoll geſchrieben werden, und mein liebſter Genuß werden die größten und ſchönſten Briefe ſein an andre Freunde, beſonders aber an Sie. Ich fühle es ſchon im voraus, und wenn ich dieſe Briefe in Gedanken vergleiche mit denen, die Sie von Potsdam aus bekamen, als ich die Reden über die Religion ſchrieb, ſo macht das den ſchönſten Ueberblick aus über eine merkwürdige Periode des Lebens. —

Den 3ten September 1802.

. — — Ihr Herrſcheramt üben Sie nur ganz nach Ihrer Weiſe aus. Sie iſt Ihnen natürlich, und gewiß iſt ſie die beſte — für mich wenigſtens. Jette iſt mir wohl auch recht nüzlich geweſen und iſt es noch; aber ſo unmittelbar und ſicher kann ſie nicht auf mich wirken, und zwar, was den Triumph erſt vollkommen macht, liegt der Unterſchied nicht da, wo ſo mancher andre liegt, ſondern bloß im Charakter, in der Art und Weiſe. — — Hüten Sie ſich aber nur um Gotteswillen, liebe Freundin, daß es Ihnen nicht am Ende noch mit der Luſtigkeit geht, wie mir mit der Klugheit. Es hat mich ſo oft verdroſſen, daß die Menſchen mehr die Klugheit, die Satyre und, Gott weiß was, in mir ſahen als das Gute, das ich in mir fühlte und wußte, und daß mich ſelbſt meine Freundinnen oft den „klugen Schleier" nannten. Nun bin ich mit dem Guten wohl durchgedrungen, aber mit der Klugheit ſteht es ſo übel, daß ich — ohne mir einiger weſentlicher Aenderung bewußt zu ſein — in der halben Welt — meiner nemlich — für dumm verſchrien bin. Halb und halb iſt noch eine gewiſſe Aehnlichkeit in den beiden Fällen; denn bei mir war eben bei weitem nicht alles Klugheit, was man dafür hielt und ſo iſt es mit Ihrer Luſtigkeit nicht ſelten auch.

Doch ich komme auf Ihr Herrſchen und Befehlen zurück, von dem ich eigentlich ausgegangen war. Helfen ſoll es wohl, und faſt eben ſo viel ſollte Ihre Neugierde auf die Kritik helfen, wenn ich Ihnen dieſe nur laſſen könnte. Allein ich glaube faſt, Sie werden ſich dieſe auf die Moral ſelbſt verſparen müſſen, und in der Kritik von dem, was Sie ſuchen, nur einzelne Winke finden. Denn da ich meine moraliſchen Grundſäze nicht voranſchicke, ſo kann ich auch die bisherigen Moralen nicht von der Seite angreifen, daß ich ſie für unmoraliſch halte, ſondern nur von Seiten der wiſſenſchaftlichen Unvollſtändigkeit und Schlechtigkeit, wobei alſo jenes nur ſehr ſeitwärts durchſchimmern kann. Träge bin ich übrigens eigentlich nicht und komme jezt täglich mehr in's Arbeiten hinein. Aber Sie glauben nicht, wie mir das Leſen, ſobald es irgend in kritiſcher Hinſicht geſchehen muß, langſam von Statten geht. Ein Theil dieſes Mangels kommt freilich nur von einem Unglauben an mich ſelbſt, den ich nach gerade überwunden haben ſollte, ein anderer aus Gewohnheit, aber einer ſo alten, daß ich ſie von dem übrigen, was wirklich Natur iſt, nur ſchwer zu unterſcheiden weiß. Sie glauben nicht, wie arg dies iſt; denken Sie es ſich aber an dem Beiſpiel, daß einen Dialogen des Platon ſo zu verſtehen, wie ich wünſche — wobei ich Alles, was die Sprache betrifft, ſchon vorausſeze — mir gut und gern noch einmal ſo viel Zeit koſtet, als ihn bis zur Vollendung zu überſezen. Und dabei iſt Platon unſtreitig der Schriftſteller, den ich am beſten kenne, und mit dem ich faſt zuſammengewachſen bin.

Nun nehmen Sie an, was ich Alles zum Behuf der Kritik leſen muß, wie Alles davon um ſo ſchwerer zu verſtehen iſt, je verwirrter und gebrechlicher es iſt, wie ekelhaft mir faſt Alles wird, ſeiner Erbärmlichkeit wegen, und doppelt ekelhaft wegen des Aufhebens, das in der Welt davon gemacht wird; nehmen Sie noch dazu, daß Alles, was ich aus dem Alterthum dazu leſen muß, zugleich ein philologiſches Studium iſt, wobei ich mich unmöglich bezähmen kann manche halbe Stunde, oft vergeblich, oft auch nicht, einer verdorbenen Stelle zu widmen. Jezt leide ich beſonders am Kant, der mir je länger je beſchwerlicher wird; habe ich den glücklich überſtanden, dann komme ich zum Fichte und Spinoza, an denen ich mich erholen will; beim lezten finde ich doch inneres Leben, und beim erſten wenigſtens eine gewiſſe äußere Vollkommenheit, die den Leſer nie ſo ganz von Kräften kommen läßt. Zeither haben mich die Stoiker gequält, bis ich nun endlich genau weiß, was für arme Schächer es geweſen ſind. —

Viel Mühe wird es mich koſten, in dieſem Buch überall die Milde verwalten zu laſſen, welche für die gründliche Strenge eine ſo ſchöne Begleiterin iſt. Ich will aber recht viel an Sie denken, das wird das beſte Hülfsmittel ſein, und nächſtdem will ich mir die Ausſicht eröffnen, mein Müthchen an den Dialogen zu kühlen, wo ich es ohne Bitterkeit in dem leichten und gefälligen Gedankenſpiel der platoniſchen Ironie thun kann. Dieſe Dialogen ſollen nebenbei auch für die Welt das beſte werden, was ich noch gemacht habe, wenn ich auch nur halb das Ideal erreiche, was mir davon vorſchwebt.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Stolpe, den 6ten September 1802.

„Nach der neueſten Ordnung der Dinge, liebe Jette, iſt heute Dein Geburtstag und ich will ihn eben in der ſtillen Abendſtunde einſam mit ruſſiſchem Thee feiern und mit vielen treuen und guten Gedanken an Dich und über Dich. Es iſt der erſte ſolche Tag ſeit unſerer Trennung, wie viele wird es geben? Wie lange wird ſie dauern? wie wird ſie ſich enden? und was wird von unſern ſchönen Entwürfen für die ferne Zukunft in Erfüllung gehen? Doch daran will ich eigentlich gar nicht denken; dieſe ſtumme verſchleierte Perſon ſoll ſich nicht zwiſchen uns drängen, ſie macht doch immer einen wunderlichen Eindruck, und man verſtummt mit ihr. Laß uns lieber an Zeit und Raum gar nicht denken, ſondern nur an uns und was uns das liebſte iſt. Dieſes Innere und Wahre wird und muß noch immer ſchöner und vollkommner werden. Ja, laß es uns ſtolz und froh geſtehen, daß es nicht viele ſolche vereinigte Kreiſe von Liebe und Freundſchaft geben mag, als den unſrigen, der ſo wunderbar zuſammengekommen iſt, faſt aus allen Enden der moraliſchen Welt. Alle ſind meiner Seele in dieſem Augenblick gegenwärtig, welche gemeinſchaftlich dazu gehören. Mögen ſie ſich alle noch immer enger um Dich, jeder nach ſeiner Weiſe und mit ſeinen Gaben des Geiſtes und des Herzens, vereinigen. Heute habe ich einen bedeutenden Fortſchritt in der Kritik der Moral gemacht; ich habe den ganzen Plan vollſtändig entworfen und mir für jeden Abſchnitt ein eigenes Heft gemacht, in welche ich nun die bereits geſammelten Materialien nach und nach eintrage, wobei ſie auch ſchon etwas an Ausbildung gewinnen, und nun kann ich bei dem weiteren Leſen und Sammeln gleich genauer auf die Stelle Rückſicht nehmen, die ein Jedes bekommen ſoll, wodurch denn Alles ſehr erleichtert wird. Aber freilich, ich habe doch noch Kant's Tugendlehre, Fichte's Sittenlehre, manches vom Platon und die lezte Hälfte des Spinoza zu leſen; das will etwas ſagen. Ueberdies wäre es eigentlich meine Schuldigkeit, noch die beiden Werke des Helvetius zu leſen, wenn ich ſie nur zu bekommen wüßte. Ich habe deshalb nach Danzig geſchrieben, zweifle aber an dem Erfolg; weißt Du ſie mir etwa auf ein paar Wochen zu ſchaffen? die Kritik ſoll übrigens wohl ein ganz gutes Buch werden, und ſo künſtlich, daß Niemand, ſelbſt nicht ein kritiſches Genie wie Friedrich, meine eigene Moral daraus ſoll errathen können, ſo daß dieſe den Leuten noch vollkommen neu ſein wird. Gott gebe ſeinen Segen zur Vollendung. Mit Zittern und Zagen ſehe ich jezt poſttäglich einem Briefe von Frommann entgegen. Hat Friedrich kein Manuſcript, oder vielmehr nicht Alles geſchickt, ſo iſt es mit dem gemeinſchaftlichen Platon zu Ende, zu meinem großen Schmerz. Läßt ſich dann Frommann auf mein Anerbieten nicht ein, ſo werde ich traurig ſein. Läßt er ſich darauf ein, ſo graut mir vor der Arbeit, in die ich dann verſunken bin, und grade dieſen Winter, wo ich recht viel Zeit haben ſollte für die einſame Freundin. Wenn ich aber dann dieſen Winter nicht Wunder thun lerne, ſo lerne ich es nie. Die Zeit auszukaufen iſt doch eine große Kunſt, ich möchte ſagen die wichtigſte in dieſem irdiſchen Leben — nächſt der Kunſt zu lieben — denn es beruhen alle anderen auf dieſer.

Schleiermacher an Eleonore G.

Freitag, den 10ten September 1802.

„Wenn es in mir läge, liebe Freundin, daß Sie immer, auch wenn Sie mehr gethan haben als ich irgend erwarten konnte, noch in meiner Schuld zu ſein glauben, ſo würde ich mir eine Art von unbewußter Rhetorik zuſchreiben, die mir ganz fremd iſt. Aber es liegt ganz rein und allein bei Ihnen, die ſich ſelbſt nie genug thut, in Ihrem inneren Reichthum und Ihrer ſeltenen Mittheilungsluſt und Kraft. Ich freue mich dieſes Beſtrebens und ſeiner Früchte, wie es ſich gehört, und habe nur die kleine Mühe dabei, daß ich mir das Wort Schuld, welches mich demüthigt, hinwegdenke. Das wußte ich wohl, daß ich mit meinen wenigen hingeworfenen Aeußerungen über Hippel Sie zu recht vielem auffordern würde, wie es ja ſo oft, ich möchte ſagen, gewöhnlich, mit unſren Unterhaltungen gegangen iſt, daß ich nur ſo die erſten Töne angegeben habe. Unſre Art einen Menſchen im Ganzen zu nehmen, nicht von dieſem und jenem Einzelnen und Aeußeren auf das Innere zu ſchließen, ſondern nur aus dieſem das Aeußere zu erklären, wohl an Diſſonanzen im Menſchen zu glauben, aber an keinen Widerſpruch und an keine Verwandlung, ſondern nur an Ausbildung und Umbildung — dieſe iſt bei uns beiden ganz dieſelbe und gewiß ganz die richtige, wie wir allenfalls aus der Probe beweiſen können, da wir uns ſelbſt und Andre ſo viel beſſer verſtehen als die meiſten. Einiges von Hippels haben Sie mir nur ausgezeichneter, fertiger meine ich, dargeſtellt, als ich es mir ſelbſt gedacht, aber ſo ganz in Ihrer eigenthümlichen Art, daß ich mich meiner Schweigſamkeit recht freue. Einiges haben Sie mir wirklich klarer gemacht und in Andrem möchte ich Ihnen widerſprechen, um doch auch noch eine kleine Nachleſe zu liefern. Zuerſt verſtehe ich nicht recht, warum Sie den Wiz aus den unruhigen und ſchwankenden Bewegungen ſeiner Seele erklären wollen. Meinen Sie das allgemein oder nur bei ihm? Daß der Wiz als

Talent mit einem ſolchen Gemüthszuſtande zuſammenhänge, oder nur, daß die Aeußerungen deſſelben ſo zu Stande kommen? Doch bei dieſen profeſſorenmäßigen Fragen komme ich mir etwas vor, wie der ſeelige Garve, und, um ihm vollkommen ähnlich zu werden, will ich Ihnen ſagen, daß ich mir dieſe Anſicht des Wizes in Ihnen ganz im höchſten Grade ſubjectiv erkläre. Es iſt mit dem Wiz eine eigne Sache und ſchwer etwas darüber zu ſagen. Das meiſte liegt aber im Wort, unter welchem man ſo entſezlich viel ganz verſchiedene Dinge begreift.

Abends.

Iſt aber nicht der Wiz die Aeußerung eines fröhlichen Herzens und einer lebendigen Phantaſie? Und bitter iſt doch Hippel's Wiz, ſo weit ich ihn kenne, nicht; denn die eigentliche Satyre freilich mag immer eine innere Unruhe zum Grunde haben. Doch Sie verweiſen mich grade auf die Lebensläufe, und da kann ich nicht wiſſen, wie es ausſieht. Wizig, wie ich ihn kenne, denke ich ihn mir aber von ſeiner Kindheit an, vor aller Unruhe. Mit der Frömmigkeit haben Sie es gewiß recht getroffen, und wie liebe ich Sie um dieſes Treffen! Ich verſtehe das recht, ohnerachtet ich mir die chriſtliche Frömmigkeit — wie auch in den Reden ſteht — immer als ſchmerzerregend denke. Aber es ſind die ſüßen Schmerzen der Wehmuth, die gar wohl andre ſtillen können, und gewiß, wenn an Saul's Geiſt irgend etwas Gutes war, ſo mußte es ein Adagio ſein, was ihn bannte. Warum glauben Sie aber, daß die Frömmigkeit und der Wiz ſelten beiſammen ſind? Mir iſt das oft vorgekommen. Ernſt und Spiel durchdringen ſich nirgends inniger, als in einer frommen Seele, und iſt das nicht die ſtärkſte Anreizung zum Wiz? Mich verdrießt, daß das nicht in den Reden ſteht, vorgeſchwebt hat es mir immer ſehr lebendig, es ſteht aber auch gewiß irgendwo zwiſchen den Zeilen, ohne daß ich es weiß. Einig mit ſich iſt freilich dieſer ſeltene Menſch nicht geweſen und ſeine Freunde ſcheinen nicht dazu gemacht geweſen zu ſein, ihm dazu zu helfen. Die Freundſchaft hätte aber auch das ſchwerlich recht verrichten können, ſondern nur die Liebe. Dieſe allein, wie ſpät ſie ihm auch gekommen wäre, konnte den einen großen Riß in ſeinem Inneren heilen; die Freundſchaft hätte ihm nur die Schmerzen daran lindern können, ihn nur tröſten mit dem Zeitalter und dem Schickſal. Ich halte das — wenn man nicht etwa das politiſche Elend wichtiger nehmen will — für den größten Stoff zur Elegie, daß wir auf einem ſolchen Punkte der Bildung ſtehn, wo unvermeidlich jeder beſſere Menſch, dem die wahre Liebe nicht zeitig genug erſcheint, wider ſeinen Willen in das Nez ſeiner Phantaſie und ſeiner Sinnlichkeit fallen muß — und dies traurige „wider ſeinen Willen“ iſt das einzige, was er vor den andren voraus hat. Und doch iſt der, der ſich auf dieſe Art mit ſich ſelbſt entzweit, noch beſſer daran, als wer ſich durch eine falſche Erſcheinung der Liebe hintergehen läßt. Ob es aber nicht Hippel's Schuld geweſen iſt, daß die Liebe ihm nicht noch hintennach erſchienen iſt? (denn die verfehlte bei ſeinem Eintritt in die Welt war gewiß auch nicht die rechte) — ob er es nicht zu früh aufgegeben hat ſie zu ſuchen? daß Sie ihm viel würden geweſen ſein, wenn er Sie gekannt hätte, habe ich Ihnen ja immer geſagt — aber ich möchte wohl wiſſen, ob Sie ihn eigentlich hätten lieben können? Solche Fragen ſind eigentlich thöricht, aber wer wirft ſie nicht auf? Ich beantworte ſie mit nein, ohne einen beſtimmten Grund dafür angeben zu können. Sie erklären mich für einen Virtuoſen in der Freundſchaft und darin mögen Sie nicht unrecht haben; von Gottes Gnaden glaube ich das wirklich zu ſein. Ob ich aber Hippel's Freund geweſen ſein würde? Es iſt in der That viel, wenn Sie dies glauben, bei ſeinem zurückgedrängten und meinem harrenden und ſchweigſamen Weſen. Aber doch kann ich es mir ſehr gut denken; ich weiß, daß ich im Stande bin Hand über Herz zu legen, wo es noth thut, und ich hoffe, ich würde den glücklichen Moment gefunden haben ihm zuzurufen, er ſolle alle ſeine Schmerzen an mein Herz legen, das ſie doch alle fühlte und ahndete. Dann hätte ich ihm freilich viel ſein können, mehr als alle, die er um ſich hatte, und mehr als ich z. B. dem guten Friedrich jemals ſein werde.

Bin ich auf dieſen einmal gekommen bei der Reviſion meines Berufes zur Freundſchaft, ſo laſſen Sie uns gleich weiter über ihn reden, wiewohl ich nicht weiß, ob ich Ihnen Alles werde klar machen können, da ich nicht recht weiß, was Ihnen unklar iſt. J., das weiß ich wohl, ſtößt ſich an der großen Verſchiedenheit unſrer Sinnesart, an ſeinem heftigen rauhen Weſen, an Allem, was im geſelligen Leben unangenehm an ihm auffällt, an dem oft an Unredlichkeit grenzenden Leichtſinn, mit welchem er äußere Verhältniſſe behandelt, und an Allem, was aus dem innern Stolz und Uebermuth ſeines Herzens hervorgeht. Allein das ſind ja nur äußere Erſcheinungen, freilich ſehr abweichende von den Erſcheinungen meines Weſens; aber mit dieſer Abweichung muß eben unſre innere Verſchiedenheit nicht nothwendig in gleichem Verhältniß ſtehen. Ich gebe zu, daß auch dieſe allerdings ſehr groß iſt. Es gehört aber zur Freundſchaft gar nicht eine ſo große Aehnlichkeit des Charakters. Ich habe den Mittelpunkt ſeines ganzen Weſens, ſeines ganzen Dichtens und Trachtens, nur als etwas ſehr Großes, Seltenes und im eigentlichen Sinne Schönes erkannt. Ich weiß, wie damit, und mit ſeiner ohne Zerſtörung eines Theils nicht abzuändernden Lage gegen die Welt, Alles, was fehlerhaft, widerſprechend und unrecht an ihm erſcheint, ſehr natürlich zuſammenhängt; ich muß und kann alſo gegen dieſe Dinge, weil ich ſie beſſer verſtehe, weit duldſamer ſein als Andere; ich kann nicht anders, als das Ideal lieben, das in ihm liegt, ohnerachtet es mir noch ſehr zweifelhaft iſt, ob es nicht eher zertrümmert wird, als er zu einer einigermaßen harmoniſchen Darſtellung deſſelben in ſeinem Leben oder in ſeinen Werken gelangt; mir aber ſchwebt das große und wirklich erhabene Bild ſeiner ruhigen Vollendung immer vor. Wie könnte ich alſo anders, als gerade die Freundſchaft für ihn haben, die ich habe? ihm jeden Stein, wenn ich kann, aus dem Wege heben, alle ſeine Entwürfe mit Liebe und Theilnahme umfaſſen, ihm zur Ausführung derſelben alle meine Kräfte leihen, ſo weit er ſie brauchen kann, und ihn mit aller Vorſicht bisweilen ſich ſpiegeln laſſen in dem Bilde, das von ihm in mir entworfen iſt. Mir iſt er durch ſein Daſein heilſam genug, ſo daß es mir gar nicht einfallen kann, ihn noch für mich zu etwas Anderem und Einzelnem gebrauchen zu wollen, und in wie weit ich mich ihm eröffnen kann und ſoll, das mißt ſich von ſelbſt ab nach der Wirkung, die ſich davon vorausſehen läßt. Er hat zeitig Vieles an mir geahndet, mein eigentliches Weſen aber wohl ſpäter erkannt; ich weiß, daß er es im Ganzen liebt und ehrt, und daß es unnöthig iſt, und gar nicht in ſeinen Gang hineingehört, ihn mit allen einzelnen Anſichten deſſelben aufzuhalten. Es iſt mir ſehr klar, daß er das weiſe und ſchöne Wort, es ſei in der Freundſchaft eine Hauptſache, ihre Grenze zu kennen, aus unſerm Verhältniß und aus meinem Betragen gegen ihn geſchöpft hat; denn gerade hierin hat ſich gar oft die Stärke meiner Freundſchaft zeigen müſſen. Finden Sie in dieſem Allen etwas Erzwungenes oder in ſich hinein phantaſirtes? Sagen Sie nun, ob Ihnen nach Allem dieſen noch etwas Unklares zurück iſt, und ſehen Sie zu, ob Sie mit Ihrem Verſtehen davon unſrer Freundin nüzlich ſein können. Dieſe ſcheint zu glauben, als ob Sie im Grunde einer Meinung mit ihr wären über dieſe Sache; benehmen Sie ihr doch das! Wenn Sie glauben, daß Friedrich mit in meinen Schmerzen iſt, ſo haben Sie freilich recht; aber nur durch ſeine Schmerzen und durch ſeine Diſſonanzen. J. und A. hingegen ſchienen bisweilen zu meinen, als übernähme und litte ich zu viel um dieſer Verbindung willen, was mir in derſelben weder gedankt noch gelohnt würde. Dies iſt eine ſo weltliche Anſicht, daß ich eher zu Ihnen davon reden kann, als zu denen, die ſie haben und ſie nicht haben ſollten. Wer etwas ernſtlich will, der muß auch Alles wollen, was nothwendig damit zuſammenhängt. Und was ſind denn, ich bitte Sie, dieſe Lumpereien, die durch bloße Unthätigkeit können bekriegt und zernichtet werden! Sie könnten mir nur verdrießlich ſein als Zeichen, daß die Welt viel zu partheiſüchtig iſt, als daß ich meinen Beruf, der Vermittler zwiſchen ihr und Schlegel zu ſein, anders als indirect und gleichſam hinter ihrem Rücken erfüllen kann. Aber dieſer Zeichen giebt es zu viele, als daß irgend ein einzelnes einen beſonderen Eindruck machen könnte. Daß es dem Friedrich wohl geht, iſt mir ſchon lieb, wenn ich nur wüßte, von welcher Art das Wohlergehen wäre. Jette ſchreibt mir, er würde wahrſcheinlich nicht lange in Paris bleiben, und das iſt mir noch lieber; es war eine falſche Tendenz und ſeine luftigen Ideen darüber das ſtärkſte von dieſer Art, was wohl jemals in ſeinen Sinn gekommen iſt. Hoffentlich wird er ſich der deutſchen Grenze wieder nähern. Aus dem Platon wird doch ſchwerlich etwas werden, und das wird mich ſchmerzen, ſo ſehr ich auch darauf bereitet bin; ich ſehe jeden Poſttag dem Uriasbriefe von Frommann entgegen. Von meinen Arbeiten habe ich ausführlich an J. berichtet, laſſen Sie ſich's von der erzählen, wenn Sie ſie noch ſehen, ehe ſie nach Lanke geht.

Sonnabend.

— — Ihre Erklärungen über Sich Selbſt ſind eigentlich keine Inſtanz gegen meine Idee. Daß Sie ſehr bald ein ſcharfes Gefühl für das Recht und Unrecht, das Ihnen widerfuhr, bekommen haben — das iſt ſehr natürlich. Die Sehnſucht nach einem gleichgeſtimmten Herzen kann aber doch erſt mit dem tieferen Selbſtbewußtſein gekommen ſein. Wohl Ihnen, daß Sie das ſo früh gehabt haben. Worauf es mir aber nur eigentlich ankommt, das iſt, ob Sie mit der inſtinktartigen Liebe zu Eltern und Geſchwiſtern ſehr behaftet geweſen ſind. Meine Erfahrung und meine Theorie ſind dafür übereinſtimmend, daß dieſe ſich nur da ſtark einſtellt, wo ſich in der Folge wenig höhere Liebe entwickelt, ſondern es ſo bei der charakterloſen Gutmüthigkeit bleibt. Doch mag es davon viele Ausnahmen geben: denn wenn der Menſch, ſobald er ſein ſelbſt inne wird, den ſchlechten Inſtinkt vernichten kann, warum ſollte er nicht auch den gutartigeren, vernichtend, zu etwas beſſerem erheben können. —

Schleiermacher an Henriette Herz.

Sonnabend, den 11ten September.

Ueber Schlegel habe ich C. ziemlich ausführlich geſchrieben, doch ſehe ich aus Deinem Briefe, daß mir noch ein Nachtrag übrig iſt. Du redeſt nemlich von ſeinem Benehmen gegen mich; das iſt freilich nach unſeren Begriffen nicht das ſchönſte, aber es iſt ganz in ſeiner Natur, und warum ſollte die Aeußerung ſeiner Natur gegen mich meiner Liebe mehr Eintrag thun, als dieſelben Aeußerungen gegen Andere? dann fehlte es mir ja an der erſten Rechtlichkeit in der Beurtheilung der Menſchen. Auch benimmt er ſich eigentlich gegen mich nicht anders, als gegen ſich ſelbſt — und kann ein Freund mehr verlangen? was Dich aber ſo ganz beſonders an ihm ſtört, das iſt der Mangel an Sentimentalität. — Aber warum ſoll denn dieſe überall ſein? kannſt Du Dir kein ſchönes Gemüth denken, als unter dieſer Form? es iſt dies eben auch ein wunderliches Wort, und ich wollte, Du gäbeſt Dir und mir einmal genau Rechenſchaft, was Du darunter verſtehſt — — — am Ende werden ſie doch auf unſern Rath zurückkommen und an die deutſche Grenze zurückkehren, verſteht ſich, nachdem ſie unnüzer Weiſe noch andere Theile von Frankreich durchzogen haben.

Schleiermacher an E. v. Willich.

Den 15ten September 1802.

. — — Für das Katechiſiren habe ich mir einen ganz eigenen Plan gemacht. Ich gehe in einer Stunde nach einem halb und halb bei uns vorgeſchriebenen Katechismus, der grade unſyſtematiſch genug iſt, um manche heilſame Wiederholung zu veranlaſſen, und an den ich doch mein Inneres ſyſtematiſch anknüpfen kann. In der andern Stunde gehe ich irgend einen kleinen Abſchnitt aus der Bibel durch, den ich, ſo wenig es auch thunlich ſcheint, mit dem aus dem Katechismus vorgetragenen in Verbindung zu bringen ſuche. Dieſe Stunden ſind mir beſonders werth und ich wollte, ich gewönne Zeit einige dieſer Katechiſationen auszuarbeiten. Aber dieſen Winter iſt nicht daran zu denken. Einen Knaben habe ich nun gefunden, mit dem doch auch etwas wird zu machen ſein. Lies doch, wenn Du es habhaft werden kannſt, Schwarz's Erziehungslehre, ich habe nur erſt darin geblättert, es ſcheint mir aber viel Gutes darin zu ſein. Meine Kritik der Moral wächſt zuſehends und ich hoffe, ſie ſoll dies Jahr fertig werden. Die übrige Arbeitszeit iſt ganz dem Platon gewidmet, ob aber der Schlegel-Schleiermacher'ſche Platon überhaupt erſcheinen wird, das hängt von Schlegel's Fleiß in Paris ab. — — Wohl iſt Platon der Vater der Weisheit und für mich immer noch die erſte und höchſte Liebe in dieſer Weltgegend.

Das Sektenweſen iſt mir übrigens nicht ganz ſo verhaßt als Dir; es iſt, recht verſtanden, nur ein unvermeidlicher Schein. Meinſt Du nicht, daß *wir* mit unſrer Art zu denken, zu leben, zu lieben und zu ſein, Andern auch als eine Sekte erſcheinen? wir wiſſen aber doch, daß wir keine ſind, und ſo iſt es auch nur Schein, welcher von der indirecten Darſtellung des gemeinſchaftlichen eigenthümlichen unzertrennlich iſt. Du wirſt freilich ſagen, das, was Du haſſeſt, wäre nur, wenn Menſchen eine Sekte ſein oder ſcheinen *wollen*. Aber dieſe indirecte Darſtellung zu wollen, liegt doch ganz in der menſchlichen Natur und iſt oft das einzige Mittel, um eine directe erſt möglich zu machen. Gerade Du würdeſt den Menſchen, wenn ſie Dein ganzes Thun in der Welt recht kennten, entſezlich ſektireriſch vorkommen; ſie würden ſagen, Du wäreſt ein idealiſtiſcher Herrnhuter, ein Miſſionair für den unkörperlichen Heiland und die eigenmächtige Gnade und mir würde es recht gefallen, wenn ſie Dich ſo nähmen, und ich würde ihnen beifallend ſagen, ſie hätten das rechte getroffen, ſo wäreſt Du. Ich habe jezt einen kleinen Pflegeſohn, aber wenn wir erſt recht in's Geſchick zuſammen gekommen ſind, werden wir uns wohl trennen müſſen. Adieu, lieber Freund, leb' wohl!

Schleiermacher an Henriette Herz.

Den 16ten September 1802.

. — — — Dabei bin ich heute frühe mit einem dicken Stockſchnupfen aufgewacht, habe Schlafſucht gehabt und in dieſem Zuſtande Fichte's Sittenlehre angefangen, die, wie ein Igel, nach allen Seiten die Stacheln herausſtreckt und die ſchwachen Stellen ſehr gut zu decken weiß. Das Alles zuſammen hat mir einen herzlich ſchlechten Tag gemacht. Ich habe an Dich gedacht, wie nachſichtig Du mich aufnahmſt, wenn ich ſo miſerabel zu Dir kam. Lauter dumme verkehrte Gedanken, gar keine oder ſchlechte Empfindungen, zu nichts gutem irgend Geſchick oder Luſt; ich glaube, nicht einmal einer guten Handlung, wie man's nennt, wäre ich fähig geweſen, gewiß aber mancher nichtswürdigen. Am Ende attrapirte ich mich Nachmittags auf dem Wunſch, mir eine Spielparthie zu ſuchen. Das klärte mich denn vollends auf über die Erbärmlichkeit meines Zuſtandes; es war die Culmination meiner moraliſchen Schlemihlerei; ich nahm meine Gedanken recht zuſammen, an Euch Alle, und ſo wurde es etwas beſſer. Ich erzähle Dir das Alles, weil Du immer ſo viel von meiner Pracht ſprichſt, damit Du das Uebrige nicht ganz vergißt. Ach, ſolche Tage nur nicht viele, ſo lange ich allein bin! ich darf heute kein anderes Motto haben, als „denn ein erbärmlicher Schuft iſt, wie der Hund, ſo der Menſch.“ — — Was Du mir helfen kannſt, darüber ſollte ich Dir eigentlich nichts ſagen. Du kennſt ja Schiller's arithmetiſch-moraliſches Sprüchelchen vom Zahlen der ſchönen Seelen? aber Du zweifelſt am Ende auch gar an dem, was Du biſt, und daran haſt Du ſehr unrecht. Biſt Du nicht ein Individuum ſo gut als irgend Jemand? haſt Du Dir nicht einen ſehr eigenen Styl des Lebens gebildet? vereinigt ſich nicht vieles in Dir auf eigenthümliche Weiſe, was Du ſonſt nur getrennt oder wenigſtens ganz anders modificirt ſiehſt? ſoll ich Dir etwa alles vorrechnen? Deine Berufstreue, Deine Liebe, Deine paſſive Wiſſenſchaftlichkeit, Deinen Weltſinn u. ſ. w.? Deine unendliche Mimik, aus der ſowohl Deine Philologie, als Deine Menſchenkenntniß entſpringt, Dein praktiſches Talent, das bis zur Unerſättlichkeit geht? — ach, was ſoll ich Deiner Trägheit weiter Vorſchub thun! Denn träge biſt Du faſt nur in dieſem einzigen Punkt des Selbſtbeſchauens, und eben darum ſollſt Du ſchreiben. — Vielleicht haſt Du unrecht, der L. das vorauszulaſſen, daß ſie mich des Predigens wegen liebt. Das Predigen iſt jezt das einzige Mittel von perſönlicher Wirkung auf den gemeinſchaftlichen Sinn der Menſchen in Maſſe. Es iſt freilich der Realität nach nur ein kleines; denn es wird wenig gewirkt; aber wenn einer redet, der die Sache nimmt und behandelt, wie ſie ſein ſoll und nicht, wie ſie iſt, und man ſich dann nur zwei oder drei denken kann, die wirklich hören, ſo muß es doch eine ſchöne Wirkung machen. Ich wollte wohl, ich könnte mich ordentlich predigen hören; manchmal kann ich es minutenlang, da giebt es mir ein großes tiefes Gefühl. Das Vorleſen der Monologen iſt eigentlich ein Predigen von mir an Dich geweſen; geredet haben wir, ſo viel ich weiß, wenig dabei und darüber; worauf ſonſt alſo könnte der eigene Effect beruhen, den es Dir gemacht hat? Ich weiß noch ſehr gut, wie es mir auch ſo war. Nichts iſt mir ſo unvermuthet entſtanden. Als ich die Idee faßte, wollte ich eigentlich etwas ganz objektives machen, nicht ohne viel Polemik, und das ſubjektive ſollte nur die Einkleidung ſein. Aber im Entwerfen des Plans wuchs mir das ſubjective ſo über den Kopf, daß auf einmal die Sache, wie ſie jezt iſt, vor mir ſtand. Die Polemik iſt nur als Stimmung hie und da übrig, und das objektive liegt ziemlich verſteckt nur für den Kenner da. Solche aber, welche das ſubjektive nicht recht verſtehen, verweiſe ich noch immer auf das objective, und ſie mögen ſich jenes, wie es ihnen urſprünglich zugedacht war, nur als Einkleidung nehmen. — — Bei mir iſt die Winterzeit ſchon angegangen, ich ſchreibe dies gegen 1 Uhr Nachts und komme vor halb 7 Uhr ſchon nicht mehr aus dem Bette. Das ſind gute Aspekten für die Kritik, mit der es mir noch immer leidlich geht; ich bin jezt am Fichte und kriege ihn recht gut klein, wenn es nur nicht ein ſo fatigantes Manoeuver wäre, einen in einem Athem zu bewundern und zu verachten. — —

Schleiermacher an Eleonore G.

Den 17ten September

Wort haben Sie gehalten, liebe Freundin, und bei aller meiner Liebe zu mir ſelbſt möchte ich diesmal faſt ſagen, zu ſehr, nemlich mehr, als ich verdiene. Sie wiſſen, verdienen heißt bei mir immer ſo viel als zu brauchen wiſſen, und denken Sie, ich war geſtern in einem ſo ſchlechten Zuſtande, hatte einen ſo elenden Tag, daß nicht einmal Ihr Brief mich ganz heraus riß; alſo habe ich ihn doch nicht verdient. Sie kennen mich, glaube ich, nicht in dieſem Zuſtande, wenigſtens geſehen haben Sie mich nicht ſo, es müßte nur aus Beſchreibungen von mir oder Jette ſein. Ein Zuſtand der gänzlichen Unfähigkeit des Verſtandes nicht nur, ſondern auch des Herzens und der Phantaſie. Vieles iſt wohl körperlich darin, das weiß ich. Ich war mit einem fatalen Stockſchnupfen aufgewacht, der mich nicht recht zur Beſinnung kommen ließ, ſo daß ich mich in einer Art von ſchlafſüchtigem Zuſtande befand — aber es iſt immer ein geiſtiger Fehler und ein freiwilliges Unvermögen, wenn man dem Körper ſo viel einräumt. Und in dieſem Zuſtande hatte ich den kindiſchen Eigenſinn, das Studium von Fichte's Sittenlehre anzufangen, da ich leichtere und ebenſo nöthige Dinge hätte betreiben können. Dazu müſſen Sie noch nehmen, daß, wenn ſo das beſſere Selbſt ſchläft, die urſprüngliche ſchlechte Natur deſto ſtärker hervortritt, mit allen alten Unarten. Gegen Abend wußte ich recht gut, wie ich mir helfen ſollte, dazu mußte es aber erſt auf's höchſte gekommen ſein. Bald und gründlich kann nur die Gegenwart der Freundſchaft oder der Liebe helfen, mit ihren mannigfaltigen ſanften Anregungen. Der Himmel bewahre mich, ſo ganz entblößt von ſolchen Hülfsmitteln, als ich hier bin, vor mehreren ſolchen Tagen. Das meinige will ich dazu thun; ich habe mir vorgenommen, ſie Ihnen jedesmal redlich zu beichten — das ſoll ſchon helfen. — —

Ich wollte, ich könnte einen von Ihren mir bis hierhin ganz unbekannten Kobolden brauchen, um die erſte Hälfte von Fichte's Sittenlehre und einige ſchlechte Schriften von Cicero für mich zu leſen. Wenn das möglich wäre, würde es mir leichter werden, milde zu ſein gegen den lezteren. Recht ſehr will ich Sie in Kopf und Herz nehmen, liebe Freundin. Auch wiſſen Sie ja wohl, daß mir die Milde nicht fremd iſt, für mich ſelbſt. Wie aber, wenn man mit den Menſchen redet? Die haben ein ſchweres Verſtändniß und wollen Alles recht ſtark aufgetragen haben, und das ſieht dann leicht aus wie Härte gegen diejenigen, über die man redet. Das Leſen habe ich auch eigentlich nicht geſcheut aus Antipathie, auch nicht einmal, weil es mir ſchwer wird, ſondern nur, weil für mich ſo wenig dabei herauskommt, wenn ich nicht zu ganz beſtimmten Zwecken leſe, und weil ich doch, wenn dieſer Fall eintritt, Alles noch einmal leſen muß. Ich wollte, Sie könnten mich eine Zeitlang arbeiten ſehen und auch Alles, was dabei in mir vorgeht. Es kommt da in jeder Woche gewiß der wunderlichſte Wechſel vor an Luſt und Unluſt, Stolz und Verzweiflung, Gedeihen und Erbärmlichkeit, und ſo würden Sie gewiß bald ſich freuen, bald mich necken, bald auch auslachen, bald mich liebreich tröſten, denn das alles würde mir heilſam ſein zu ſeiner Zeit.

Mittwoch, den 29ſten September 1802

Eigentlich heißt das mit einer Lüge anfangen, denn es iſt gleich Ein Uhr, und alſo ſchon Donnerſtag. Auch ſollen Sie mich darüber, daß es ſo iſt, nicht ſchelten, noch es mir verbieten, ſondern mich förmlich dazu autoriſiren. In meinem dermaligen Zuſtande kann ich nun einmal in der Nacht am meiſten ſchaffen von dem eigentlichen Arbeiten, weil ich am Tage manches habe, was mich ſtört, und nichts, was mir hilft; und da ich keinesweges meine Natur zwinge, ſondern dem erſten Wink zum Schlafe gewiß folge, ſo muß es für jezt ſchon ſein Bewenden dabei haben. —

Seit geſtern Nachmittag bin ich zu Hauſe und den heutigen Tag habe ich noch gebraucht, um mich von der Reiſe zu erholen, nemlich mich wieder in meinem Fichte und in der Kritik der Moral zu orientiren, welches ich, wie ſich von ſelbſt verſteht, vermittelſt des Reiſens Alles rein vergeſſen hatte. Ueber dieſe Unfähigkeit Herr zu werden, daran verzweifle ich, und ſchon um deswillen wäre es mir ſehr wichtig in eine Lage zu kommen, wo mir dieſe Art von Reiſen nicht mehr Pflicht iſt. Ich ſage, dieſe Art, denn für ein ſolches poetiſches Reiſen, wie es Wedeke bisweilen treibt und auch in ſeinem lezten Briefe wieder eines ſolchen erwähnt, habe ich gewiß viel Sinn und würde nicht der ſchlechteſte Geſellſchafter dabei ſein. — Ihr Brief war (wiewohl ich ihn zulezt las, welches ich immer thue) das erſte, was mich, nach einer durch ſchlechte Fuhrleute ſehr unangenehmen Rückreiſe, zu Hauſe wieder in's Leben brachte, und ich will Ihnen nur geſchwind auch einiges darüber ſagen, weil doch vielleicht morgen ein anderer Brief von Ihnen kommt. Sie mögen recht haben, ſich in ſchlechten Stimmungen ſo liberal zu behandeln, weil Sie eben Ihrer Sache ſicher ſind, daß Ihr Körper ſich nicht emancipirt, wenn Sie ihm auch einen Silveſter-Abend laſſen. Er gehört einer Frau und wird wohl auch ſo beſcheiden und anſpruchslos ſein wie dieſe. Meiner aber möchte ſich mehr den Sclaven ähnlichen, die (ohne die gehörigen Zwangsmittel) wohl auch am folgenden Tage ihre Dienſte nicht ſonderlich würden verrichtet haben. Ich muß beſorgen, daß das Uebel einreißt, wenn ich nicht ernſtlich ſteure, und ich ſpüre immer, daß die Dumpfheit länger nachhält, wenn ich ihn ſo behandle wie Sie. Zudem haben die kleinen Beſchäftigungen der Art bei mir ſchon ſonſt ihre angewieſene Stelle, nemlich bei dem Verwechſeln einer Arbeit mit der andren, welches bei mir aus einer andren Art von Unfähigkeit oft nöthig iſt. Indeſſen begegnet es mir wohl, daß ich im Unmuth bisweilen die Strenge übertreibe, nur im Ganzen iſt ſie mir gewiß heilſam. — —

Denken Sie, daß ich mich entſchloſſen habe einen Aufſaz von Jeniſch im Brennus zu leſen; ich meinte, es könnte doch vielleicht etwas darin ſtehn. Iſt das nicht grade wie ein Sezen in die Lotterie, weil ich meine, ich könnte doch einmal etwas gewinnen? Dieſer Jeniſch, den wir alle kennen, giebt ſich da ein Anſehn, als läge ihm die Religion Wunder wie am Herzen. Wer ſich etwas auf die innere Wahrheit verſteht, der müßte es freilich dem großmäuligen Ton gleich anmerken, wieviel ungefähr daran wäre, aber wie viele verſtehen ſich darauf? Daß ein ſolcher Menſch den Leuten noch Sand in die Augen ſtreuen ſoll, ſehn Sie, das kann mich verdrießen, und es könnte mich ganz burſchikos anwandeln, ihm aus freier Fauſt auf öffentlicher literariſcher Heerſtraße eine Ohrfeige zu geben, wenn ich ſo meinem inneren Gelüſt folgte. —

— — Ich wollte, der Teufel holte die Hälfte alles Verſtandes in der Welt — meine quota will ich auch hergeben, wiewohl ungern — und wir könnten dafür nur den vierten Theil der Phantaſie bekommen, die uns fehlt auf dieſer ſchönen Erde. Aber er wird ſich hüten, denn er muß wiſſen, daß ſein Reich ſchlecht beſtehen würde. — Mir mag es wohl auch gefehlt haben an Phantaſie, um das zu entdecken, was Sie mir von Sp. und der C. und dem Nichtverſtehen haben ſagen oder nicht ſagen wollen. Es ſei aber auch, was es ſei, ich bewundre Sie über das Ahnden davon, da Sie die C. gar nicht kennen — doch nein, ich bewundre Sie nicht. Es iſt mir auch öfters ſo gegangen. Wenn man nur einigermaßen die Leute kennt, durch deren Medium man einen dritten ſehen muß, ſo findet man ſich mit etwas Regula de Tri der Phantaſie wohl zurecht. Uebrigens weiß ich es wohl, daß ſämmtliche Sp. die C. nicht ganz richtig ſehen, wie ſie iſt. *Wieviel* gehört aber auch dazu, liebe Freundin, um einen Menſchen recht zu ſehen und *was*! Nemlich es muß der Menſch ſich ſelbſt kennen, und nicht nur das, ſondern er muß auch *Alles in ſich* gefunden haben. Die rechte Einfalt und Unſchuld wird zu einer ſolchen Menſchenkenntniß nicht kommen. Aber wer von allem verkehrten und verderbten, wenn auch nur ein Element, in ſich entdeckt hat, in dem das weſentliche doch ganz liegt, und dann auch von allem Großen und Schönen eine Spur, und dabei eitel genug iſt, ſich aus dieſer Spur die ganze vollendete Geſtalt heraus zu phantaſiren — ſehen Sie, der iſt zur Menſchenkenntniß gemacht. Wie groß komme ich mir dabei vor, daß ich weiß, ich habe Ihre Erlaubniß Sie da ſo mit zu meinen. — —

Demnächſt habe ich noch eine Proteſtation einzulegen gegen Ihre Meinung, daß meine Gedanken mich liebend und zärtlich behandelten. Gar nicht, liebe Freundin! Die Hunde ſind Ihnen manchmal ſolche precieuses ridicules, daß es nicht zu ertragen iſt. Wenn ich Ihnen einmal das Weſen ganz beſchreiben ſollte mit ihnen, Sie würden lachen und ſeufzen. Es iſt eine ſchöne Aufgabe von Friedrich, daß ein recht gebildeter Menſch ſich in jedem Augenblick ſoll ſtimmen können, wie er will. Das lächerlichſte dabei iſt, daß Niemand auf Erden weiter davon entfernt iſt als er, das traurigſte, daß man eben freilich noch viel zu wenig wahre Freiheit hat, das beſte aber, daß, wenn dieſe Aufgabe ganz vollkommen gelöſt wäre, dann der ſchönſte Zauber des menſchlichen Lebens, der Reiz des Umganges mit ſich ſelbſt und das lieblich wehmüthige Gefühl von der magiſchen Gewalt der Natur, das Alles hin wäre. — —

Den 16ten October.

— — Soll ich Ihnen ſagen, wie Ihre Wehmuth ſich mir mitgetheilt hat? Gewiß, wie ſie in Ihnen iſt, weh aber doch muthig und ſtark, nicht bloß leidend durch den Gedanken an die Vergänglichkeit des Lebens, ſondern auch thätig und wachſam. Kein Wunſch kann ſo ſehr ſich ſelbſt realiſiren als der, daß die Kraft des Gemüthes immer zuſammentreffen möge mit der Gunſt des Augenblicks, und daß aus dem Wenn und Wie unſres Thuns ein göttliches gutes Geſchick hervorleuchte, indeß es doch nichts geweſen iſt, als der unter allen ſchmerzlichen Gefühlen bewahrte klare Blick des Geiſtes und die Freiheit eines reinen und regſamen Gemüthes. Ehre ſei auch den Schmerzen, die doch in dieſem Zeitalter ein unentbehrliches Element eines ſchönen Lebens ſind. Muß nicht Jeder, dem ſie nicht nahe ſind, ſie aufſuchen in der weiten Welt, um ſeiner Liebe und ſeines Glaubens gewiß zu werden? —

Schleiermacher an Henriette Herz.

Königsberg, den 26ſten October 1802.

Eben, liebe Jette, habe ich in einem Buch von Schaffner etwas geleſen über die Koketterie, was mich natürlich auf Deinen vorlezten Brief und die Confeſſionen in demſelben zurückführt. Ich möchte aber wieder bei der Frage anfangen, was nennſt Du

Kokettierie? wollen wir an den Sokrates denken, der eine Athenische Hetäre in der Kunſt unterrichtete Menſchen zu fangen? etwas Aehnliches iſt es freilich immer, allein es macht doch darin, ob dieſe Kunſt eine liberale oder illiberale iſt, einen großen Unterſchied, ob der ganze Menſch gefangen werden ſoll oder nur ſeine Sinnlichkeit. Das lezte iſt nach meiner Anſicht die Kokettierie, welche eigentlich zu tadeln iſt, und zwar um ſo mehr, wenn ſie nicht auch nur die Sinnlichkeit braucht, um die Sinnlichkeit zu fangen, ſondern wenn ſie Geiſt und Verſtand ſogar als Mittel braucht und der eigentliche Triumph doch nur auf die Sinnlichkeit gerichtet iſt. Die Abſicht überhaupt und das bewußte Beſtreben, Männer an ſich zu ziehen, liegt in der weiblichen Natur und gehört zu ihr (bei Mädchen iſt es mehr Wunſch und Inſtinkt, bei Frauen mehr Wille und Abſicht), nicht etwa als ein Fehler, ſondern ganz nothwendig und weſentlich. Denn nur dadurch entgehen die Frauen der Erniedrigung, zu welcher ſie Fichte verdammt, unthätig zu ſein in dem ganzen Prozeß der Liebe vom erſten Anfang an. Es iſt aber nicht nur in der Liebe ſo, ſondern auch in der Freundſchaft, weil ihr auch dieſe in eurer dermaligen Lage nicht offen anbieten dürft, ſo daß dies mir ſehr wohlbekannte Phänomen meiner Anſicht von dem Unterſchiede der Freundſchaft und Liebe gar nicht im Wege ſteht. Auch nicht dies, daß die Kokettierie der Freundſchaft und der Liebe nicht weſentlich unterſchieden ſind. Das allgemeine Geſchlechtsbewußtſein muß doch immer der Punkt ſein, von dem man ausgeht; es muß erſt arrangirt werden, wie es hiermit gehalten werden ſoll, ehe ſich eine Verbindung zwiſchen Mann und Frau beſtimmt zur Freundſchaft entſcheiden kann. — — —

Noch ein Wort von Deiner Sentimentalität. Da haſt Du doch zwei ganz verſchiedene Dinge vermiſcht; das rechtliche, edle iſt eins, das zarte und feine ein ganz anderes. Es giebt große Gemüther, die mehr politiſch oder künſtleriſch ſind als ethiſch, und denen die Verhältniſſe, worin ſich das zarte und feine gewöhnlich zeigt, zu klein ſind, weil ſie immer weiter ſehen. Man kann ihnen deßwegen das ſchöne doch nicht abſprechen, wenn man ſich nur auf den Geſichtspunkt ſtellt, auf welchem man ſie recht überſehen kann. Zum Theil gehört auch Friedrich zu dieſen, wiewohl es nicht immer das große iſt, was ihn empfänglich für das zarte macht. Ich möchte noch weiter gehen und ſagen, es kann große und ſchöne Gemüther geben, freilich nicht, denen es an Gefühl für's rechtliche fehlt, aber die berufen ſind es zu verlezen, weil ſie an ſolcher Stelle ſtehen, wo ſie die Grenze deſſelben beſtimmen ſollen. Du ſiehſt, auch dieſen kann ich das Gefühl für das rechtliche nicht erlaſſen, gar wohl aber jenen das Gefühl für das zarte, nemlich nicht überhaupt, aber doch faſt in allen einzelnen Fällen. Du mußt es Dir beſonders zur Pflicht machen, nicht aus Vorliebe für das zarte das Gefühl für das große zu verlieren. Ich bin entſezlich eilig, die Poſt iſt ſo unartig gleich abzugehen. — Die paar Tage will ich benuzen, noch ein paar Gelehrte kennen zu lernen.

Stolpe, den 14ten November 1802.

— — Unter andern habe ich auch einen Brief von Frommann bekommen, der ſich, nachdem ihm Schlegel im September zwei kleine Einleitungen geſchickt und das übrige in 8 Tagen verſprochen hat, noch einmal hat beſchwazen laſſen. Mir iſt das ſehr fatal, und mit ſo vieler Luſt ich ſonſt an den Platon dachte und daran arbeitete, ſo viel Unluſt erweckt er mir jezt, theils weil ſich doch das ewig hinſchleppen wird, theils weil ich je länger je mehr die Unzuläſſigkeit von vielen Schlegel'ſchen Anſichten von Platon einſehe, und faſt über kein Stück von denen, welche den 2ten und 3ten Band ausmachen werden, mit ihm übereinſtimme. Mitgetheilt habe ich ihm meine Zweifel kürzlich in nuce, und wenn ſie etwas wirken, iſt es zunächſt dies, daß er nicht weiter arbeitet, ſondern den Platon nach ſeiner Art noch ein paar mal von vorn bis hinten durchlieſt.

Oeffentlich wird die Differenz auch nicht ganz verſchwiegen bleiben, denn ich muß mich in der Kritik der Moral auf manches beziehen, was er für unächt hält.

Montag, den 15ten Novemb.

„Für heute genug mit der herkuliſchen Arbeit mich wieder in die verlaſſene Kritik der Moral und den unterbrochenen Fichte hinein zu ſtudiren. Bin ich nicht ein recht erbärmlicher Menſch, daß mir dergleichen jedesmal ſo entſetzlich ſchwer wird? und ſollte ich nicht wie angeſchmiedet ſitzen, ſobald etwas angefangen iſt, und nicht eher davon gehen, bis es fertig iſt? aber das kann ich leider auch nicht. Alſo kann ich aufgeweckter Weiſe gar nichts. So weit wäre ich nun mit mir im Reinen. — —

Schleiermacher an Eleonore G.

Den 16ten November 1802.

— — Ein Jahr älter, meinen Sie, werde ich geworden ſein, wenn Ihr nächſter Brief kommt. Ei, ei, liebe Freundin, vergeſſen Sie ſo unſeres Bundes? Nein, auch die Trennung und die Schmerzen ſollen uns nicht älter machen. Verbinden Sie Sich nur auf's neue zu dieſem Vorſatz mit mir. Ich weiß, wie viel Sie leiden, aber ich leide es mit und ich weiß auch, was für Kraft in einer Seele iſt, die da ſteht, wo Sie ſtehn, und wie auch in der Wehmuth Muth iſt, und wie ſchön Leiden und Handeln ſich paaren laſſen. Nur gehen Sie gut mit ſich um und behutſam. Die ewige Jugend wächſt doch nicht wild, ſondern will gewartet ſein.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Halle, den 22ſten November 1807.

Ich habe diesmal meinen Geburtstag zwei Tage lang gefeiert und gewiß, die Freude und der Schmerz verdienten jeder ſeine ganze Feier. — — — Die Freude iſt mir heute gekommen durch Eure Briefe, und wer nicht geſchrieben hat von meinen Geliebten, iſt mir doch eben ſo nah und gegenwärtig geweſen. Lieben Kinder, ſagt mir nur, ob es einen reicheren und glücklicheren Menſchen giebt als mich, ſo geliebt von ſolchen Menſchen, und ſo viele, wahrlich eine ganze Schaar. Ich weiß recht gut, daß unter allem lieben und guten, was auch Du mir ſagſt, viel ſchönes und zu ſchönes iſt; aber ich nehme es eben doch recht gern hin, weil es die Liebe verſchönert hat. Wie habe ich Dich umarmt in Gedanken, meine liebe einzige Jette, und auch nicht ohne Thränen, ja Du wirſt mir immer bleiben mit Deiner Liebe und Treue, Du und Alle; das hoffe ich nicht zu erleben, daß ich irgend eine Seele, die mir ſo nahe geweſen iſt, anders verlieren ſollte, als durch die Hand der Natur. Die Treue, liebe Jette, iſt wohl nichts eigenes und beſonderes, wo die Liebe reif und beſonnen geweſen iſt; nur für ein unvollkommeneres Verhältniß, als alle die meinigen ſind (die von der erſten Klaſſe meine ich), kann die Frage danach ſein. — —

Schleiermacher an Eleonore G.

Den 24ſten November 1807.

Wie bin ich in dieſen Tagen bei Ihnen geweſen, theure leidende Freundin! Sie im Traume zu ſehen, ſo gut wird es mir nicht, aber wachend hat die Phantaſie Sie mir vorgemalt mit einer Lebendigkeit, über die ich erſchrecken könnte. Da ſehe ich Sie am Krankenbette Ihrer Mutter, Ihre ſtillen ſtummen Thränen, Ihr aufgelöſter Gang, Ihr Blick, in dem Ihre ganze ſchöne Seele ſich malte. — — Ein ſolcher Tag, wie Sie vorgeſtern erlebt haben, gehört zu den merkwürdigſten Erfahrungen des irdiſchen Lebens. So mit Bewußtſein von beiden Theilen — denn auch Ihre Mutter fühlt nun gewiß ihren Zuſtand — ein Tag, der nicht wiederkommt — das iſt der wahre Abſchied, das wahre Sterben. Wenn nur die heiligen Schmerzen und die mancherlei ſich kreuzenden Gefühle Sie haben kommen laſſen zum Genuß der ruhigen Wehmuth. Haben Sie Sich auch freuen können mit Ihrer Mutter und über ſie, daß ihr vergönnt iſt in einer ſo ſchönen Umgebung die letzten bekannten Tage des Lebens zu begehen? Haben Sie auch, über die äußeren Verhältniſſe hinweg, theilen können ihre heilige ſtille Freude darüber, was innerlich aus denen geworden iſt, denen ſie das Leben zu geben ſo glücklich war? O die unendliche Welt von Gedanken und Empfindungen, die jezt in Ihnen iſt! Erliegen Sie nur nicht darunter! Erleichtern Sie Sich dadurch, daß Sie, ſo viel Sie immer können, davon ausſprechen. Gönnen Sie doch denen, welchen Sie verſtändlich ſind, recht viel davon — auch für mich bitte ich es. Zwar haben Sie recht, daß ich wohl Alles weiß, aber das lebendige Gefühl von dieſem Wiſſen, wie kann es mir beſſer werden, als durch Ihr unmittelbares Mittheilen? Und Sie wiſſen, wie dieſes Wiſſen das beſte iſt, was ich habe. Sprechen Sie Sich recht aus überall, wo Sie gehört werden können. Wenige Menſchen haben eine ſo liebenswürdige Gabe und Art ſich aufzuſchließen. Laſſen Sie Ihre Freunde den Genuß nicht miſſen in dieſen merkwürdigen Momenten des Lebens. — —

An meinem Geburtstage habe ich recht viel die Liebe aller meiner Freunde gefühlt und mitten unter allen Schmerzen, nicht etwa trotz ihrer, ſondern auch durch ſie, das ſeltene Glück meines Lebens. Es hat ſich lange im Stillen bereitet; ohne den ruhigen Sinn, abzuwarten und zuzuſehen, ohne das richtige Gefühl, das mich von dem minder beſſeren immer zurückhielt, würde ich es mir längſt verſcherzt haben — aber angegangen iſt es doch erſt ſeit wenigen Jahren; ich umfaſſe es noch mit allen Reizen der Neuheit, die auch nie vergehen werden, ich ſehe mich noch um in allen Theilen deſſelben, und frage mich, ob auch Alles mein iſt. Und dann wieder, von dem friſchen Lebensglanz hinweg, auf den trüben Nebel, der vorüberzieht, in dem ſich noch höhere Schönheit und Fruchtbarkeit bereitet, aber der doch auch ganz gefühlt ſein will, mit allem beengenden für die Bruſt, umdämmernden für die Sinne! Auch das ſegne ich, Alles gefühlt zu haben — das iſt der Reichthum des Lebens — alles, was ein liebendes Herz bewegen kann, gleichviel, wie und was. — —

Sinnen Sie immer auf ein Geſchenk für mich. Sind das nicht die ſchönſten und die einzig wahren Geſchenke, deren man nicht bedarf? — Ein ſchönes Geſchenk haben Sie mir gemacht mit den kurzen Worten, daß Ihre Mutter mir gut iſt, es liegt etwas ſo wohlthätig beruhigendes in dem Gefühl, ich möchte es nicht miſſen.

Leben Sie wohl, theure Freundin, Gott ſtärke Sie in Allem, was Sie noch zu überſtehen haben. Ruhen Sie Sich bisweilen wärmend aus in dem ſchönen Gefühl, wie Sie erkannt und wie Sie geliebt werden. —

Den 27ſten November 1802.

Wie ſehnlich wünſche ich, meine theure Freundin, recht bald zu hören, wie Sie den wehmüthigen heiligen Tag zugebracht haben. Möge nichts, auch kein eigener Gedanke Sie in Ihren zwar traurigen, aber doch ſchönen Empfindungen geſtört, nichts die Reinheit derſelben getrübt haben. Wohl wird Sie der Gedanke nie verlaſſen haben, daß es der lezte iſt, er wird allen Ihren Geſchwiſtern gegenwärtig geweſen ſein und auch Ihrer Mutter ſich aufgedrungen haben. Wenn es nöthig wäre unter Ihnen, ſo hätte gewiß dieſer Tag noch ein neues feſteres Band der Liebe und Eintracht geknüpft. Möchte es nie durch etwas zufälliges oder unvermeidliches auch nur augenblicklich gelöſt werden. Wie gern hätte ich auch den Antheil eines nahen Freundes — ich fühle mich Ihnen allen ſo innig nahe — an Ihrer wehmüthigen Feier und an Ihren kindlichen Schmerzen genommen! wie gern beſonders alle Ihre Gefühle genoſſen und getheilt. Hart iſt unter dieſen Umſtänden die Entfernung, bei der uns nichts übrig bleibt als der todte Buchſtabe, der unzulängliche und noch überdies ſo oft mißverſtändliche todte Buchſtabe. Ich habe ſeit kurzem eine ſolche Abneigung gegen alles Schreiben, bin ſo durchdrungen von der Schlechtigkeit dieſes Hülfsmittels, daß es mich in meinem Zuſtand wohl elend machen muß, wenn mir dieſes Gefühl bleibt. — Doch es wäre auch Zeit, jezt Ihnen von mir und meinen vielleicht ſelbſtverſchuldeten Anwandlungen zu reden! Nein, Sie haben recht, liebe Freundin, daß Sie mir immer von Sich und nur von Sich reden. Könnten Sie nur Alles herausreden, was in Ihnen iſt, wie glücklich wäre ich. Selbſt das höre ich ſo gern, wozu ich eigentlich nicht ja ſagen kann, wenn Sie mir ſchmeicheln, daß irgend etwas in Ihnen, noch gar das ſchönſte, was Sie haben, Ihre feſte innere Ruhe, mein Werk ſei. Ich weiß zu gut, wie ich höchſtens nur die Veranlaſſung war, daß Sie Sich tiefer beſonnen und Sich Selbſt inniger angeſchaut haben, und ich bin ſehr zufrieden mit dieſem Ruhm. Das Innere eines Menſchen kann nicht das Werk des Andren ſein. Dies kann nur geſagt werden von ſolchen Eigenſchaften, welche nur ein Werk der Uebung ſind, wobei eine neue Richtung der Gedanken oft entſcheidend iſt, und oft die freundliche Aufmerkſamkeit einer theilnehmenden Seele unparteiiſcher, ununterbrochener, ſcharfſichtiger iſt als die eigene. Wie vieles an mir iſt auf dieſe Art ſchon Ihr Werk und wie viel mehr würde es noch werden, wenn ich wieder in Ihrer Nähe lebte. Es iſt an meinem Geburtstage ein eigner Gegenſtand meines frohen Nachdenkens geweſen. Unter allen Seelen, die mich angeregt und zu meiner Entwicklung beigetragen haben, iſt doch niemand mit

Ihnen, mit Ihrem Einfluß auf mein Gemüth, auf die reinere Darſtellung meines Inneren zu vergleichen, und dieſe dankbare Ueberzeugung iſt das ſchönſte Gefühl geweſen, dem ich mich habe hingeben können. Doch ich kann Ihnen darüber nichts ſagen, was ich Ihnen nicht ſchon geſagt, nur, daß es mir immer lebendiger wird und mich immer ſchöner ergreift. Was ſollte mich auch tröſten in dieſer Entfernung, als eben dieſe Anſicht von Ihrem Verhältniß zu meinem Leben rückwärts und vorwärts.

Schleiermacher an E. v. Willich.

Stolpe, den 8ten December 1802.

Dein langes Schweigen, lieber Freund, war mir zulezt um deſto ängſtlicher, da ich in der gewiſſen Ueberzeugung lebe, Dir genau geſchrieben zu haben, wann ich zurück ſein würde. Gern verſezte ich Dich nun recht lebhaft und ausführlich nach Preußen, aber Du wirſt nur mit wenigen geflügelten Worten vorlieb nehmen müſſen. Die Zeit, und noch mehr die, worin ich Luſt und Liebe habe zu reden, iſt mir ſehr ſparſam jezt zugemeſſen, indem ich, alles Uebrige ungerechnet, jezt ganz vergraben bin in der Kritik der Moral, mit der ich, was das ärgſte iſt, in mancher Hinſicht ſogar noch zu kämpfen habe. Das erſte Erfreuliche meiner Reiſe war die angenehme Bekanntſchaft, die ich auf dem Poſtwagen machte, ein junger Offizier, ein Neffe des Oberſten G. Dann folgte ein ſehr traulicher Abend mit Alexander Dohna in Danzig, wo er eben in Dienſtgeſchäften war. Von dort ging ich geradezu nach Königsberg, wo ich bei Wilhelm Dohna wohnte und mich ſeiner jungen Ehe herzlich erfreute. Gar ſchön und wirklich ſelten iſt hier das Maaß getroffen. — —

Solche Ehen könnte es zu Hunderten geben, warum giebt es ihrer ſo wenig? Sonſt habe ich in Königsberg nur eine intereſſante Bekanntſchaft erneuert, die des Profeſſor Kraus, eines

Mannes von großen Verdienſten, und der in dem ſeltenen Falle iſt, weit mehr zu ſein und zu wiſſen, als die Welt, wenigſtens die entferntere, von ihm weiß, weil er faſt gar nicht ſchreibt. Sein eigentlich akademiſches Fach iſt die Statiſtik, wo er die reinſten Grundſätze und die lichtvollſten Anſichten mit dem beſonnenen Enthuſiasmus eines geſetzten Mannes verbreitet; dabei aber iſt er ein Mathematiker, der an Umfang und Gründlichkeit gewiß Käſtner'n übertrifft. Ueberdies hilft er jetzt als Vertreter des Miniſters und des Präſidenten die Provinz regieren, und ſtiftet beſonders in zweckmäßiger Beſetzung der Stellen ſehr viel Gutes.

Die übrige dortige Welt habe ich theils gar nicht, theils nur im Fluge geſehen. Nun kommen die glücklichen Tage bei Wedeke, von denen aber nicht viel zu ſagen iſt. Vom Zeitalter wurde wenig geſprochen, nur von dem, was ihn unmittelbar zuletzt afficirt hatte, z. B. von dem herrlichen Novalis, den aber W. bekannte noch nicht ganz zu verſtehen, wie es oft einem Myſtiker mit dem andern geht. — Das Meiſte waren kleine Erzählungen von Freunden und Ereigniſſen, und wie hat W. mit allen meinen Freunden gelebt, mit welcher Freiheit hat er Friedrich eben ſo gut aufgenommen als Dich, die Herz (incluſive unſres Du) eben ſo gut als die Eichmann. — Das Leben dort muß man übrigens ſehen, es läßt ſich nicht beſchreiben; es iſt die innigſte Durchdringung von Freiheit und Liebe die ich je geſehen habe. So ſind auch die Kinder, die bei dieſem Leben ihren Charakter ſo frei und rein entwickeln, wie ich es noch nicht geſehen. An W. ſelbſt habe ich nichts Neues entdeckt, was auch nicht möglich war, aber von der Frau habe ich doch noch eine lebendigere Anſchauung erhalten, als ich hatte. So viel Freiheit und Kraft, ſo viel Selbſtbewußtſein und Anſpruchsloſigkeit, ſo viel Gefühl und ſo viel Feſtigkeit im Handeln, kurz, ſie gehört in jeder Hinſicht zu den erſten weiblichen Seelen, die ich kenne. Dafür iſt ſie aber auch krank, ſie war noch bettlägerig, als ich kam, ſtand aber auf und hat ſich die Zeit über aufrecht erhalten.

Schleiermacher an Eleonore G.

Den 10ten December 1802.

Es wird Ihnen, liebe Freundin, umgekehrt ergehen, wie mir; einen Tag vor Ihrem Geburtstage werden Sie meinen Gruß zu demſelben bekommen. Er wird ſich anreihen an die wehmüthigen Tage, die Sie bis jezt verlebt haben, er wird ſich vor allen ſeinen älteren Brüdern auszeichnen durch das zum leztenmal, das ſich auch hier Ihnen aufdringen wird. Ich werde viel daran denken, und es wird mich ſchmerzen, daß ich Ihren Schmerz und Ihre Wehmuth nicht gegenwärtig theilen kann. Es iſt ein heiliges Jahr Ihres Lebens, was Sie vollenden und was Sie antreten. Sie vollenden das, worin Sie die Gegenwart eines Freundes verloren haben, der es mit wehmüthiger Freude fühlt, daß er Ihnen immer etwas war und daß ſein Daſein viel Schönes in Ihnen veranlaßt hat. Sie treten das an, was Ihnen Ihre theure ſo zärtlich geliebte Mutter rauben wird. Wie ich Sie um dieſe kindliche Liebe liebe und um alle Schmerzen, die ſie Ihnen ſchon gemacht hat, davon ſage ich Ihnen nichts mehr. Laſſen Sie uns bei dem Gedanken an den merkwürdigen Gehalt Ihres neuen Jahres auch mit wehmüthiger Freude daran denken, daß die Zeit, welche vergeht, doch eigentlich nichts mitnimmt, wie ſehr es auch ſo ſcheine. Sie verlieren Ihre Mutter nicht mehr, denn ſchon jezt iſt Ihre ſchöne Liebe zu ihr und das Bild, das Sie von ihr im Herzen tragen, die einzige Art, wie Sie ſie beſitzen — und in eben dem Sinne — man kann faſt die Worte beibehalten — haben Sie auch mich nicht verloren, und ich hoffe, Sie werden unſerem ſchönen Bunde treu bleiben, feſt an der ewigen Jugend zu halten und auch das zeitliche Leben durch ſie zu verjüngen, und Ihre Seele wird, wie es jedem Phönix gebührt, aus dem Feuer heiliger Schmerzen ſchöner verjüngt wieder hervorgehn. So hoffe ich Sie in dem neuen Jahr Ihres Lebens zu ſehen und Ihnen zu zeigen, daß auch mich unter allen Entbehrungen und nicht wenigern Schmerzen das frohe Gefühl meines ſchönen Geſchicks dem Bunde dieſes Tages treu erhalten hat. Möchte Ihnen nur in dieſem Jahre alles Schöne werden können, das Ihnen mein dankbares Herz wünſcht. — Ich hatte mir ein Geſchenk für Sie ausgedacht, was Ihnen gewiß Freude gemacht hätte. Ich hoffte in Königsberg die ſeltenen früheren ſchriftſtelleriſchen Verſuche von Hippel ſammeln zu können, allein es iſt mir gar nicht gelungen, und ſo biete ich Ihnen jezt nichts dar, als die paar Kleinigkeiten von ihm und über ihn, die Jette Ihnen zuſtellen wird. Ich tröſte mich leicht, daß es nicht mehr iſt. Bei den Geſchenken, die befreundete Herzen ſich machen, iſt eben auch die Gegenwart das beſte, die Liebe, die ſich ausſpricht im Nehmen wie im Geben, und die auch das Große erſt zu dem machen muß, was es ſein ſoll. Doch ich hätte beinahe vergeſſen, daß Sie, wenigſtens iſt es meine Abſicht, auch den Heinrich von Oſterdingen empfangen werden. Nehmen Sie ihn ſchon jezt, wie aus meinen Händen. Ein Buch, wie dieſes, ein Denkmal eines ſo reinen und hohen Gemüthes, das jedes ähnliche zu ſich hinzieht und ſich euch in jede würdige Stimmung eines ſolchen willig fügt, iſt zu jeder Zeit ein ſchönes Beſitzthum.

Sie ſind, glaube ich, nicht mißverſtanden worden von mir, aber laſſen Sie mir meinen rechtmäßigen kleinen Krieg mit dem todten Buchſtaben. Leide ich doch jezt gern ſo viel durch ihn als der Apoſtel durch Alexander den Schmidt, denn bedenken Sie nur, ich muß ja nun wirklich die Kritik der Moral ſchreiben. Wieviel todte Buchſtaben über den heiligſten lebendigſten Gegenſtand! Und ſo will ich über das, was ich von dem todten Buchſtaben geſagt, wenigſtens keinen weiter verlieren. Ungerecht bin ich aber auch hier nicht. Ich habe noch nie über den todten Buchſtaben geklagt, dem eine Frau das Leben gegeben, ſondern fühle, und gewiß ſehr innig, was mir Schönes, wahrlich nicht ein weniges, auf dieſem Wege geworden iſt.

Den 10ten December 1802

„Das muß ein ſchöner Morgen geweſen ſein, den Sie da gefeiert haben mit den Ihrigen, wohl würdig aller Schmerzen und Thränen, und wie tief eindringend in Ihr frommes, ſo vielſeitig erregbares Gemüth! Gewiß giebt es keine ſchönere Handlung als dieſe, um mit geliebten Seelen den recht beſonnenen Abſchied, den eigentlichen Schluß des Lebens zu machen, nach welchem nun der phyſiſche Tod kommen kann, gleichviel wann er will, und ich möchte ſagen, wenn Chriſtus auch nur das Abendmahl eingeſezt hätte, möchte ich ihn bis zur Anbetung lieben.

(ohne Datum)

„Es hat mir geahndet, meine theure Freundin, daß Ihre gute Mutter den heutigen Tag nicht mehr ſehen würde. In tiefer Trauer wird er Ihnen vergehen. Fremd wird er Ihnen ſein und wohl wollen wir wünſchen, daß glücklichere ihm folgen mögen, als er ſein kann. Selbſt dieſer Wunſch wird nur eine flüchtige Bewegung Ihres Herzens ſein, welches noch wenig anderes thun wird, als Leichenreden halten, wie ich eine vor mir habe. Das iſt einer der größten Vorzüge wirklicher Menſchen, daß in allen ihren Schmerzen und Freuden, wenn ſie gleich auch Vergängliches an ſich haben, doch auch das Unvergängliche und Unſterbliche gleich da iſt und bald die Oberhand hat. Als ich die Nachricht erhielt von dem Tode meines Vaters, machte man viel Umſtände mit mir, um das Unerwartete zu mildern. Das iſt ſo wenig gegen den wahren Schmerz, aber ſo viel bei den wunderlichen Empfindungen der gewöhnlichen Menſchen. Ach, wohl haben Sie recht, daß man nichts ſo ſehr fliehen muß mit einem heiligen Schmerz als die Menſchengeſichter. Es iſt wohlthätig, daß Sie der guten K. helfen wollen ſie abzuhalten, und möge heute beſonders Ihnen beiden keines beſchwerlich fallen und das Duo Ihrer kindlichen und ſchweſterlichen Herzen ſtören. Wie viele Augenblicke wird es noch geben in Ihrer beider Leben, wo Sie die Vollendete zurückwünſchen werden als Zeugin Ihres Friedens, Ihres Glaubens, als Zeugin der ſchönen Erndte, die aus der Saat der Sorgen und der Thränen herausgewachſen iſt. So wird ſie oft noch in dem Kreiſe der ihrigen ſein, oder in dem Kreiſe dieſes und jenes davon, wenn eine Zeit kommt, wo ſie nicht mehr ſo nahe verſammelt ſind in ihrem Namen. Allein immer und unter allen Umſtänden wird dies Andenken ein Vereinigungspunkt für Sie alle ſein, die ſie jeder auf ſeine Weiſe ſo ſchön und innig geliebt haben. Auch das Verſchwinden der Menſchen von dieſer Erde ſtiftet noch neue Kräfte und Regungen, und wieviel reines Gold zieht ein kundiges Menſchenherz aus dem Schooß der Erde herauf. — —

Was gäbe ich dafür hin, Eine Stunde auch nur bei Ihnen ſein zu können, heute an dem mir ſo heiligen Tage. Es würde eine wehmüthige Stunde ſein, aber die Wehmuth iſt ja ſo ſchön, und wie manche ſolche zählen wir unter die köſtlichſten Augenblicke unſres Lebens. Doch ſie wird noch kommen, und wenn ich Sie einſt wiederſehe und wir reden von dieſem Tage, ſo wird, ich weiß es, was rein und ewig iſt in Ihrem Schmerz, noch eben ſo in Ihrem Herzen leben, und es wird noch ein milder Thau aus Ihren Augen auf das Grab der Mutter fallen.

Den 5ten Januar 1803.

Ich möchte immer noch behaupten, daß ich eigentlich nicht zum Schriftſteller gemacht bin, weil mich eine ſolche Arbeit jedesmal ſo ganz verzehrt, daß ich es kaum wage, mir während derſelben eine andere Lectüre oder eine große freie Ergießung des Herzens andrer Art mit der Feder zu erlauben; nur das Geſpräch wird mir um deſto mehr Bedürfniß. Und weit entfernt, daß die dringende Arbeit, wie man wohl denken könnte, der Einſamkeit vergeſſen macht, erregt ſie nur ſtärkere Sehnſucht, den todten Buchſtaben mit dem lebendigen zu vertauſchen. Auch iſt die Kritik der

Moral Schuld, daß ich den ſchönſten Theil meiner Jahresfeier noch nicht begangen habe. Nemlich das ſchöne Geſchäft, meine Papiere in Ordnung zu bringen und die eingekommenen Briefe aus dem gemeinſchaftlichen Umſchlag, in den ſie während des laufenden Jahres gelegt werden, jeden in den ſeinigen zu legen. Daraus entſteht dann immer ein ſchönes Verweilen auf den Ereigniſſen und Empfindungen der Vergangenheit, und eine erfreuliche Ueberſicht des ganzen Kreiſes derer, die ihre Gedanken und Empfindungen mit mir theilen. Das giebt einen Feiertag im ganzen Sinne des Wortes, nur daß es gewöhnlicher eine Nacht wird, und ich habe mir das Ganze noch verſpart, bis ich noch ein Stück Kritik der Moral hinter mir habe. Werden Sie etwa ſchelten, daß mich dieſe nun ſo zu drängen ſcheint? Thun Sie es nicht; ich will zwar nicht ſo ſchnell, wie J. pflegt, mit der Behauptung ſein, daß dieſe fehlerhafte Manier ganz eigentlich zu meiner Natur gehört; aber noch ſehe ich die Möglichkeit nicht, ſie zu ändern, weil die Ueberzeugung, daß ich mit der Sache ganz im Klaren bin, mir nicht eher kommt, als bis es die höchſte Zeit iſt mit der Ausführung. Wollte ich mir aber gar keinen Termin ſezen, ſo würde ſchwerlich jemals etwas zu Stande kommen. —

Schleiermacher an Henriette Herz.

Stolpe, den 26ſten Januar 1803.

„Gott, meine einzige Jette, wie unerwartet ſchnell iſt das über Dich gekommen! welche ſonderbare kritiſche Zeit, die unſer aller Leben ſo gewaltſam plözlich durcheinander ſchüttelt. Bedenklich ſehe ich dem Schickſal in's Auge, was es uns wohl daraus bereiten will; aber noch verräth es ſich mir mit keiner Miene. Mit dem Ernſt haſt Du Recht. Alles was ſo tief in's Leben eingreift, muß ernſt machen. Wieviel mehr noch der Tod und beſonders dieſer; denn Herzen's Verhältniß zu Dir und Deinem Leben war ein vielfaches und wunderbar verſchlungenes. Ich will Dir nicht zu viel auflegen auf den Grund Deines Bekenntniſſes, daß Du fertig in Dir warſt über Alles; es giebt ernſte Eindrücke und Wirkungen der begleitenden Umſtände, über die man nicht vorher fertig ſein konnte, und dieſe walten immer zuerſt. Laß ſie ruhig ihr Recht behaupten. Dein Fertigſein und Deine Ruhe bleibt Dir unter ihnen doch unverſehrt. Wiſſen aber möchte ich gern Alles, wie es Dir ergangen iſt und was Dich bewegt. Schreibe mir doch, ſo viel als Dir unter den mancherlei Verwirrungen möglich iſt. — —

Schleiermacher an Eleonore G.

(März 1803.)

. — — Wenn ich Ihnen erſt ſagen müßte, wieviel Freude es mir gemacht hat Sie wiederhergeſtellt zu wiſſen! Denn das ſind Sie, wenn Sie Sich auch noch ſchwach fühlen. Aber nehmen Sie Sich ja noch ſehr in Acht und trauen Sie der Frühlingsluft nicht zu viel. — — Wie Alles, was ſonſt in Ihrem Briefe ſteht, mannigfaltig auf mich gewirkt, und wie ich Sie in Allem wiederfinde und über Alles faſt lobe, müſſen Sie auch wiſſen. Nur laſſen Sie mich gleich auf Eines kommen, das mir doch ſehr die Freude Ihres Briefes verdorben hat, und worüber ich Sie, wieviel auch davon eigentlich von Ihnen kommen mag, nicht loben möchte. Sie verlangen, ich ſoll Ihnen keinen Brief mehr gradezu in Ihr Haus ſchicken. Sie ſehen, ich gehorche ſogleich proviſoriſch, aber mir iſt doch nicht wohl dabei. Sie kennen meine Grundſäze, liebe Freundin, und Sie haben nie gewollt, daß ich etwas gegen dieſelben thun ſoll. Liegt nun dieſem Verlangen irgend ein Verſprechen zum Grunde, welches Ihnen, gleichviel ob abgebeten oder abgedrungen worden, ſo würde es gegen meine Grundſäze ſein, wenn ich Ihnen dann auf irgend einem andren

Wege ſchreiben wollte. Sie wiſſen, wie gern ich Sie, als wir öffentlich miteinander umgingen, auch allein ſah und wie nothwendig mir dies zu unſrem Umgang zu gehören ſchien. Aber gewiß erinnern Sie Sich auch, wie feſt es unter uns abgemacht war, daß, wenn jemals unſer öffentlicher Umgang abgebrochen werden ſollte, wir nie heimlich irgendwo abſichtlich zuſammentreffen wollten. Mit dem Schreiben ſcheint es mir ganz derſelbe Fall zu ſein und ich würde es auch undelikat finden, Jemanden zuzumuthen Briefe an Sie zu beſtellen, wenn er bald merken könnte, daß ich Ihnen anders und öffentlich nicht ſchreibe. Selbſt wenn G. es ſo wollte und wüßte, möchte ich dieſe Inconſequenz nicht von ihm auf mich und irgend einen Freund übertragen. Verhält ſich alſo die Sache ſo — und Sie werden mir gewiß die reine Wahrheit darüber ſagen — ſo fürchte ich, dieſes werden die letzten Zeilen ſein müſſen, welche Sie vor der Hand von mir ſehen. Aller Bemerkungen über dieſen Fall enthalte ich mich. Wären Sie geſund, ſo würde ich ſagen, Sie hätten Sich auf keine Weiſe ein ſolches Verſprechen abdringen laſſen ſollen. Es wird aber freilich deſto unedler unter dieſen Umſtänden, Ihnen ſo etwas zuzumuthen, ſei es auch auf die ſanfteſte Art geſchehen. Iſt aber der Fall gar nicht ſo, und es iſt nur eine vorbauende Maßregel von Ihnen, ſo bitte ich Sie inſtändig, ſie noch einmal aus dem Geſichtspunkt, den ich Ihnen angegeben, zu überlegen, ehe Sie ſie beſtätigen. Erwägen Sie noch dazu, daß es eine faſt gänzliche Aufhebung der Gemeinſchaft von mir zu Ihnen ſein würde. — — Bedenken Sie aber, ob irgend ein Endzweck, den Sie erreichen könnten, einer ſolchen Aufopferung werth iſt. Wie freue ich mich, daß ich dieſen ſtolzen Gedanken mit ſolcher Ruhe und Wahrheit ausſprechen kann! Aber Sie und was ich Ihnen bin und mein Glaube daran werden immer mein Stolz und meine Freude ſein. Uebrigens wiſſen Sie ja, wie ſehr ich in Alles ergeben bin, was Sie thun und beſchließen. — — Im ärgſten Fall werde ich immer den Troſt behalten von Ihnen zu hören; Sie werden immer bei

Jette und ſonſt erfahren können, wie es mir ergeht, und ich werde mich nur deſto mehr aufgeregt fühlen, was ich öffentlich zu der ganzen Welt rede, auf ſolche Gegenſtände hinzulenken, daß es auch eigen für Sie geredet ſei. Oder werden Sie auch verſprechen nicht zu leſen, was ich geſchrieben habe? Denn immer weiter ſcheinen die Beſchränkungen Ihres Thuns und Laſſens zu gehen. Doch das hoffe ich nicht. —

(März 1803.)

„Ich wollte, beſte Freundin, ich hätte Ihren lezten Brief abgewartet, ehe ich Ihnen ſchrieb, denn ich fürchte, Ihnen durch meine unnüzen Bedenklichkeiten Sorge und Unannehmlichkeit bereitet zu haben. Freilich habe ich die Sache unmöglich ſo denken können, wie ſie iſt — aber doch, warum ließ ich grade diesmal von meinem ſonſt ſo unbedingten Glauben an Sie? Wußte ich doch, daß Sie meine Handlungsweiſe kennen, und daß Sie in einem beſonnenen Zuſtande nichts wollen würden, was ihr widerſtreitet. Nun müſſen Sie mit meiner Reue — auch einem ſeltenen Phänomen — vorlieb nehmen und mich mit den Umſtänden und dem Zuſtande meines Gemüths entſchuldigen.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Den 7ten März 1803.

„— — Denke nur, Spalding ſchickt mir neulich ein Gedicht: „an einen edlen Denker“ überſchrieben; es gefiel mir ſehr gut; ich ſchrieb ihm auch halb Scherz halb Ernſt, ich wäre ſo kühn mir einiges davon anzueignen. Nun leſe ich in einem Brief von Heindorf: was ſagſt Du zu Spalding's Gedicht auf Dich? mir war es gar nicht eingefallen, weil ich ſo ganz proſaiſch bin, daß Jemand könnte ein Gedicht an mich machen. Du wirſt wieder ſagen, ich wäre beſcheiden; aber das iſt's doch gar nicht.

Schleiermacher an E. v. Willich.

Den 1ſten April 1803.

„Sei mir herzlich gegrüßt, mein theurer Freund, bei dem Antritt Deines neuen Berufes und mir auch hier in einem neuen Sinn als Bruder willkommen. Es ſind nun neun Jahre, als ich auch an einem Charfreitag meine erſte Amtsführung antrat; mir iſt ſeitdem dieſer Beruf immer lieber geworden, auch in ſeiner unſcheinbaren Geſtalt und ſeinem nachtheiligen Verhältniß zum Geiſte dieſer Zeit, und ich glaube, wenn ich ihn aufgeben müßte, würde ich noch tiefer trauern als um Alles, was ich jezt verloren habe. Es gehört dazu freilich, daß man ſich über alles Aeußerliche, Einzelne, Kleine hinwegſezt, welches ſonſt immer widrige Störungen veranlaßt, daß man ganz und rein auf die Hauptſache hinarbeitet und ſich dieſer beſtändig bewußt iſt, daß man das Ideal des Verhältniſſes im Auge hat und im Geiſte deſſelben lebt und handelt. So iſt Dir gewiß auch zu Muth und ſo wird ſich Dir die Größe und Schöne des Berufs immer größer und klarer darſtellen. Laß uns auch darüber fleißig Bemerkungen und Erfahrungen tauſchen, wie es Freunden gebührt. Meine herzlichen Wünſche begleiten Dich, ſowie ich mich der guten Vorbedeutungen freue, unter denen Du Deine Laufbahn antrittſt.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Stolpe, den 25ſten Mai 1803.

. — — Warum ſoll ich es denn grade machen, daß Reimer Dir ſeine Frau bringt, warum kannſt Du es nicht bei der erſten Gelegenheit, die ſich darbietet, ganz ungezwungen und ſimpel? ich denke auch, es wird ſchon geſchehen ſein, ehe ich an Reimer ſchreibe. Die Frau wird Dir gefallen, wenn Du ſie erſt kennſt. Es iſt eine höchſt kindliche Seele, und ja nicht etwa die leere Unſchuld, aus der ich mir nicht viel mache, wie Du weißt, ſondern ſie hat Tiefe genug. Thue mir doch die Liebe und ſtelle dies allein an. Es würde mir wirklich eine beſondere Freude ſein. — — Denke Dir, daß ich neulich bei Gelegenheit, als mich Spalding fragte, ob ich ein Buch geſchrieben, das man mir fälſchlich zuſchreibt, ihm die Luzindenbriefe bekannt habe; ich bin begierig, was er zu denen ſagen wird (bei dieſer Gelegenheit las ich ſie wieder, wie wurde mir dabei zu Muth). Ich bin ſo weit mit ihm, daß ich gern noch weiter kommen möchte, und mein Glaube an ſeinen Glauben an mich macht mich dreiſt. B. aus Königsberg hat ſich nun ordentlich in Correſpondenz mit mir geſezt und iſt alſo gewiſſermaßen als eine Augmentation meines Etats anzuſehen. Ach, es hilft mir Alles nichts! ich glaube, Jacobi könnte jezt plözlich mein Freund werden, und es würde mich nicht recht freuen. Freude habe ich an nichts! ich jage recht danach, aber umſonſt. Einen Plan habe ich gemacht, liebe Jette, und das muß Dich erfreuen, ich fühle, daß mir im Sommer eine Reiſe recht heilſam ſein wird, ja faſt nothwendig, um mir etwas Elaſticität wiederzugeben. Nach Berlin mag ich nicht, ſo lange dort Alles im alten Zuſtande iſt, das möchte ich nicht aushalten. — —

Den 10ten Juni 1803.

— — Geſtern war mir ſchrecklich elend zu Muth und ich ſann ſchon nach, wie ich mir das Krankenzimmer einrichten ſollte. Heute bin ich vollkommen wohl und begreife dieſes Alles nicht. Mit dem Arbeiten geht es mir leidlich, aber immer noch nicht geſchwind genug. Die herrlichen Sachen im zweiten Theil des Novalis (den ich jezt erſt erhalten) getraue ich mich gar nicht anzurühren, obſchon es mir ſehr nöthig thäte, mich manchmal eine Note höher zu ſtimmen, als die trockene Kritik der Moral. Ach, das Schreiben iſt ein großes Elend, aber gar ein Buch von dieſer Art; in meinem Leben nicht wieder! Ich glaube, ich habe dieſe ganze Zeit über nicht einen geſcheuten Gedanken gehabt, lauter kritiſche Späne. Der einzige Spaß iſt, wenn ich mir vorſtelle, wie Fichte ſich ärgern, mich noch tiefer verachten wird, und A. W. Schlegel die Naſe rümpfen, daß es nichts weiter iſt, als das, und daß auch gar kein Schellingianismus darin vorkommt, und die alten Herren ſich wundern, wie ich ein ſo nüchterner und gründlicher Kritiker geworden, und abwarten, ob ich eine ſolche Verwandlung überleben werde. Indeß ſollen ſie bald wieder ſehen, daß ich noch der alte Myſtiker bin. Große Briefe an Friedrich und Dorothea liegen angefangen; Gott weiß, wann ſie fertig werden. An die E. und W. ſchriebe ich auch gerne; ich ſehe keine Zeit. Die Waſſer ſchlagen über meinem Haupt zuſammen, würde König David ſagen. Kennſt Du die Empfindung, wenn man unter dem Waſſer nicht Athem holen kann? es iſt recht accurat ſo.

Morgen und übermorgen werde ich noch dazu müſſen in Geſellſchaft gehen. Seit Dienſtag bin ich ganz ruhig zu Hauſe geweſen, alleiner als Du, ach, viel alleiner! Sei gut und ruhig und kräftig und ſchreibe mir ja ſo viel als Du kannſt.

(Später)

Es iſt geſchehen, liebe Jette, ſie hat mich aufgegeben, ſie hat gethan, wie Du dachteſt, und wie ich nach allen ihren Aeußerungen, die ſpäter waren, nicht erwarten konnte. Es iſt recht gut, daß ich ihr dieſen Brief, den Du ihr ſchicken wirſt, in der erſten Milde geſchrieben habe. Jezt bin ich nicht mehr ſo. Geſtern Abend ſtand ich ganz ausgekleidet, im Begriff ſchlafen zu gehen, mit den Armen auf den Tiſch geſtüzt, zwei Stunden lang; da überfiel es mich in ſeiner ganzen Bitterkeit und Herbe. Aber die Unglückliche, ſie wird doch auch das hören müſſen. Sie fühlt ſchon, daß es ihr das Leben koſtet und ſie wird auch bald ſterben. Ich kann ordentlich wünſchen, daß ſie eher ſtürbe als ich; denn wenn ſie meinen Tod erlebte, würde ſie wieder eine andere Reue anfallen. Sie mag ſich ſputen, denn Gram und Anſtrengung werden auch mir bald zu Gift werden. Noch habe ich wenig an mich gedacht, aber wenn es kommt, überfällt mich ein kaltes Grauſen. Was ſoll hier aus mir werden! — — hier brennt mir die Stelle unter den Füßen. Dann graut mir vor dem liebeleeren, berufloſen, Gott und Menſchen höhnenden Leben eines Hageſtolzen. Ich muß mich anſchließen an ein Hausweſen, muß helfen eine Familie bilden und Kinder erziehen. Hier iſt keins ſo. Nach Berlin ſehne ich mich — da könnte ich auch den armſeligen Beruf des Gelehrten noch beſſer treiben — ja ſehr armſelig kommt er mir vor, wenn die Würze der Liebe fehlt, wenn ſich die Geliebte des Herzens nicht bewegt unter den Büchern und Papieren. Wenn ſie Dich nicht ſcheut, wenn ſie Dich ſucht, liebe Jette, ſo wahr Du mich liebſt, ſei ihr liebevoll und mild, öffne ihr Deine Bruſt, laß ſie ihre tiefen Schmerzen aushauchen daran, und laß ſie es nicht entgelten, daß ſie Deinen Freund unbeſchreiblich elend gemacht hat. Ja, liebe Jette, wenn wir auf dem Felſen ſtehen werden am Meere, wirſt Du einen Unglücklichen neben Dir haben, dem bis auf Dich und ein paar andere Menſchenherzen Alles ſo einerlei iſt hier oben und ſo öde wie dort unten. — — Ich kann nicht mehr, liebe Freundin, ich zerfließe in Seufzer und Thränen. O weh und es iſt erſt Morgen! — bleibe mein Troſt und meine Stüze, halte mich ſo lange Du kannſt, ſo hoch es geht. Könnteſt Du nur auch ihr etwas ſein, ihr, die tauſendmal unglücklicher ſein wird, als ich.

Stolpe, den 21ſten Juni 1803.

Endlich, liebe Jette, befinde ich mich in dem glücklichen Zuſtande, zwei große, ordentliche Briefe von Dir vor mir zu haben. Wenn ich nun nur gleich wüßte, womit ich anfangen ſollte; denn es iſt gar viel darüber zu ſagen. Am beſten wohl mit Dir, denn das iſt doch das wichtigſte. Wenn ich Dir zuerſt das ſagen ſoll über Dich, was am weiteſten von aller Vernunft entfernt iſt, ſo iſt es dieſes, daß es mir ordentlich harmoniſch vorkommt, daß auch Du ein inneres Leiden davon getragen haſt von dem herben Schlage, der uns Alle getroffen hat. Es iſt ſo ein ſchönes Unſono mit mir in dem: „wenn ich recht in mich hineingehe, möchte ich immer weinen“ und dann: „mir iſt, als könnte ich nie wieder ſo werden, wie ich war“, daß es mir recht wohl that als Uebereinſtimmung. Iſt doch auch viel Uebereinſtimmung in den Gründen. Aber, liebe Jette, wie kannſt Du nur thun, als wäre es mir etwas unbekanntes, was es ſein muß, den eigentlichen Geliebten verlieren durch den Tod? Iſt denn nicht mein Verluſt viel ſchlimmer als der Tod? ich verſichere Dich, ich wollte weit ruhiger ſein, wenn Eleonore geſtorben wäre. Freilich würde ich auch mein Leben überflüſſig finden und mir den Tod wünſchen, wie jezt; aber es würde doch anders ſein. Mein Leben würde doch bis dahin einen Character haben, den es jezt nicht haben kann. Ein rechtes verwittwet-ſein giebt ein ſchönes, ſchwermüthiges Leben, das recht ausdrucksvoll ſein kann. Jezt iſt aber mein Leben ganz zerfahren, unſtät und nichtig. — Aber ſieh' nur, wie ich von Dir auf mich gekommen bin. Doch ich bin gleich wieder bei Dir. Denn das iſt es eben und Du mußt es nicht für bloße Vernunft nehmen, denn es iſt doch die ganze Seele drin — Du mußt ſobald als möglich ſuchen Deinem Leben einen beſtimmten Character zu geben, und zwar nicht einen bloß ſpeculativen, wie Dein Griechiſch und alles wiſſenſchaftliche, ſondern einen recht praktiſchen. Du mußt Dir beſtimmte Zwecke vorſezen und einen beſtimmten Wirkungskreis. So weit hatte ich es wirklich gebracht, als ich in Berlin war. Ich wußte genau, was ich allen Menſchen ſein wollte, mit denen ich lebte, und ich habe einen großen Theil davon wirklich erreicht. Nur muß keine Art von Despotismus dabei ſein, wozu Du einige Anlage haſt, ſondern, was Du den Menſchen ſein willſt, muß ganz nach ihrem Sinn ſein; nemlich nach ihrem beſten Sinne, mit und für ſich ſelbſt. — — Was Deine Anlage zum Despotismus betrifft, ſo habe ich noch heute in meinem alten Gedankenbuch folgendes darüber gefunden: „das Menſchen hüten und regieren wollen, iſt doch ein gar tiefer und eingewurzelter Fehler. Ich habe ihn noch neulich wieder bei J. bemerkt und ſie ſah nicht einmal das Unrecht davon ein. Davon bin ich nun ganz beſtimmt frei.“ Ich weiß jetzt die Gelegenheit nicht mehr, gewiß aber habe ich, wenn auch nicht gleich ſo doch ſpäter, mit Dir darüber geredet. — Heut und geſtern habe ich überhaupt viel in Papieren gelebt und habe darauf einige Diſtichen gemacht, die ich Dir beilege. Wenn Du es der Mühe werth hältſt, ſo gieb ſie doch gelegentlich Brinkmann, er möchte ſie corrigiren. Du wirſt auch aus dieſen ſehen, daß ich wohl heitere Worte reden kann, und wenn Du noch keine von mir gehört haſt, iſt das nur zufällig. Aber, liebe Jette, wie kann Dich das ſonderlich freuen? aller Spaß iſt ja nur ſo oberflächlich, wie A—s gezwungenes Lächeln, wenn er ſchläfrig iſt oder ennuyirt, welches Du ihm ſo herrlich nachmachen kannſt. — — An mein Dickwerden glaube nur nicht. Ich kann Dich verſichern, ich habe eine hundeſchlechte Geſundheit, Bruſtſchmerzen, Kolik, Kopfſchmerzen, Kreuzſchmerzen ſind meine beſtändigen Gäſte und machen mir das bischen Leben noch ganz zu nichte, ſo daß ich oft aus Verzweiflung, weil ich nichts arbeiten und nichts denken kann, in die Reſſource gehe und ſehr viel Geld verſpiele.

Ich laſſe es weder an China noch an ſtarken Getränken fehlen, noch an allen Vorbauungs- und Hülfsmitteln gegen den rheumatiſchen Urſprung dieſer Uebel, der bei den heftigen Seewinden wohl zu vermuthen iſt; aber Alles umſonſt. Die Kritik der Moral empfindet das auch; ich arbeite nun ſchon ſeit 14 Tagen elendiglich an dem erſten Abſchnitt des dritten Buches und kann noch nicht damit fertig werden. Reimer's Geduld oder Zurückhaltung habe ich ſchon oft bewundert. Ewig werde ich freilich nicht in Stolpe bleiben, liebe Jette, aber wahrſcheinlich doch, ſo lange ich lebe. — — Hätte ich das ſchreckliche ahnden können, was geſchehen iſt, ſo würde ich geſucht haben die Stelle in Erlangen zu bekommen und vielleicht noch am Ende meine Sehnſucht nach den Rheingegenden geſtillt haben. Jetzt werde ich wohl hier bleiben und weiß ſchon das Gewölbe, in dem meine Leiche ſtehen wird; und hier, liebe Jette, wirſt Du mich nicht beſuchen, außer dem lezten Beſuch des Gelübdes. Mein ſchlechtes Hausweſen wird mir von Tag zu Tag unausſtehlicher, und ich wollte nur, ich hätte Geld genug, um meine älteſte Halbſchweſter herkommen zu laſſen, aber das kann ich gar nicht abſehen. In guten Stunden mache ich jezt von weitem Plane zu Dialogen, zu Novellen (nicht zum Roman) und zu einer Komödie auf Fichte, die aber ſchwerlich fertig und nie gedruckt werden wird. Gute Nacht, liebe Jette, es iſt Mitternacht. Morgen früh das übrige. —

— — Die Braut von Meſſina kenne ich einigermaßen aus dem Freimüthigen und aus dem wenigen ahnt mir ſchon viel verfehltes. Wird man nicht Göthe's Eugenia bald geben? Die Chöre ſind in ſolchen nordiſch-monſtröſen Verſen, wie in Schiller's Balladen vorkommen, und das iſt unerträglich. Entweder müſſen ſie ganz antik ſein oder Canzonen. Warum ſagſt Du mir gar nichts vom Spaniſchen Theater? Die beiden komiſchen Stücke haben mir großen Genuß gewährt, es ſind wirklich Gegenſtücke zu Shakspear, ſo brillant und lebendig und doch ſo ganz anders; aber der Andacht zum Kreuz habe ich keinen Geſchmack abgewinnen können; dieſe Seite des Katholicismus iſt doch offenbar zu roh für die Poeſie. Mache doch, daß Du im Griechiſchen bald einmal Platon's Gaſtmahl lieſeſt, ich habe es vor einigen Tagen wieder geleſen und es hat mich auf's neue erſtaunlich afficirt, ohnerachtet der kezeriſche Friedrich es nicht für Platoniſch halten will. Mit dem Beweiſe, den Du aus Deinem Journal führen willſt gegen Dein Schreiben, lache ich Dich ſehr aus. Wenn er bündig ſein ſoll, muß das Journal ganz vortrefflich ſein. Denn ſieh' nur, liebe Jette, ich will ja, daß durch das Schreiben etwas in Dir werden ſoll, und nur, wenn Du ſchon vortrefflich ſchriebeſt, könnte ich davon abſtehen. Glaube mir nur und folge hübſch. Was Du ſchreibſt, muß aber ſo ſubjectiv als möglich ſein; immer Darſtellung Deiner Anſicht und Empfindungen. Wenigſtens iſt dies die Haupttendenz, wenn Du auch zur Uebung beim Objectiven anfängſt. Spalding wird mir durch jeden Brief lieber; er hofft Dich dieſen Sommer von Zeit zu Zeit in Charlottenburg zu ſehen; mache doch, daß es, was Dich betrifft, geſchehe. —

Stolpe, den 9ten Juli 1803.

— — Dein Journal will ich während Deines Aufenthalts in Dresden leſen. — — Bei Deinem erſten Aufenthalt war Dir die Gallerie noch zu neu, jezt wirſt Du ſchon beſtimmterer Eindrücke fähig ſein und ich wünſchte unter anderem, Du verglicheſt den Aufſaz die Gemälde im Athenäum und die dahin gehörigen Sonette, und berichteteſt mir, ob Du einige Aehnlichkeit findeſt im Character und im Eindruck mit den Gemälden ſelbſt. Mir iſt dieſe Art von Ueberſezung eine Hauptſache für meine Theorie, und ich möchte wohl wiſſen, wie es damit gelungen iſt. Auch Friedrich's Gedanken über die Malerei in der Europa, beſonders auch über Raphael und Correggio, ſtudire doch recht durch. Hernach will ich ſehen, ob ich meine Gedanken über die Sache etwas in's Klare bringen und mittheilen kann. Ich habe jezt endlich die Delphine erwiſcht und die drei erſten Bände geleſen. Ueber die Frauen habe ich nichts neues daraus gelernt, und ich weiß nicht, wie Du meinen kannſt, daß viel von euern Myſterien darin wäre. Erkläre mir das doch. Oder ſollte ich euch ſo gut kennen, daß es für mich keine Myſterien mehr gäbe? Der einzige Mann, der recht gut dargeſtellt iſt, iſt Serbellane, der Mondoville iſt mir ſehr zuwider, er hat für mich keine Conſiſtenz. Etwas franzöſiſch ſuche ich aus der Delphine wieder zu lernen; aber es kommen doch allerlei Sachen vor, von denen ich kaum glaube, daß ſie recht ſind. Ein ganz neuer franzöſiſcher Begriff iſt mir der von einer mauvaise tête geweſen; ganz genau bin ich noch nicht dahinter gekommen. Aber auch nur den leiſeſten Vorwand zu Bonaparte's Verbot habe ich in dieſen 3 Bänden nicht finden können. Einige ſchöne Scenen ſind darin, das liebſte aber ſind mir ein paar einzelne Gedanken, die ich einer Franzöſin kaum zugetraut hätte. — Was aus meinem Aufenthalt in Stolpemünde und meinem Baden werden wird, weiß ich noch nicht, ich leide ſeit gewiß zwei Monaten an anhaltenden Bruſtſchmerzen, ſo daß ich am Ende doch einen Arzt habe fragen müſſen. Für's erſte hat er mir eine ſpaniſche Fliege verordnet; er hat, wenn das nicht hülfe, von fixer Luft geſprochen und ich ſchließe daraus, daß er auch einen Anſaz zu einer Lungenſucht vermuthet, wie ich. Wenn es doch wahr wäre! Aber ich will mir noch nicht damit ſchmeicheln, denn von Huſten iſt noch keine Spur und das erhält mir noch immer den Verdacht, daß das Uebel anderswo ſeinen Siz hat, als in der Lunge. — Biſt Du böſe, daß ich mit Vergnügen an die Schwindſucht denke? ſei es immer nicht. Es iſt wahrlich kein Mangel an Liebe dabei, ſondern nur das tiefe Gefühl, daß ich bei meiner Natur hier wirklich verkommen muß, und ich glaube, es würde Dich und alle meine Freunde mehr ſchmerzen, wenn ich mich überlebte, als wenn ich ſtürbe. Könnte ich bei Dir leben oder ſonſt nur ſo, daß es meinem Geiſte nicht an Nahrung fehlte, ſo wollte ich das Leben gern ertragen. Sieh' nur, wie ewig ich nun an der Kritik kaue aus reiner innerer Unfähigkeit, und es kommt mir doch vor, als ob ſie mit jedem Bogen ſchlechter würde; iſt es nicht ganz unerträglich? Wenn ich nun gar etwas weniger wiſſenſchaftliches ausführen ſollte, wozu mehr inneres Leben gehört, das würde ſchön werden. Die Braut von Meſſina möchte ich gern kritiſiren, wenn ſie gedruckt wäre, ich könnte dabei recht viel von meinen Gedanken ſagen. — Die P. iſt ſchon nach Hauſe gekommen, ſie grüßt Dich und die Levi, was ich auch thue; ich wünſchte, ſie hätte bei der Levi Brinkmann geſehen, damit ich etwas von dem gehört hätte; ich will ihm immer ſchreiben, aber es geht nicht. Sage ihm doch, ich thäte es nicht, weil ich es nicht verdiente. Die P. hat Lieder von Zelter mitgebracht, auf die ich mich freue. Ich vermiſſe aber einiges darin, beſonders den Zauberlehrling und die Lebensmelodien. Wenn er aus Weimar zurück iſt, ſo grüße ihn von mir und bedanke Dich für die ſehr adäquate Compoſition zu dem Seeliede. Adieu liebe Jette.

Stolpe, den 30ſten Juli 1803.

. — — Nun hoffe ich in künftiger Woche auch die Kritik zu beendigen. A. W. Schlegel, von dem ich einen freundlichen Brief habe, findet, daß in der Kritik die Polemik gegen Fichte und Kant etwas zu frivol iſt, und daß ich ſie hätte eſoteriſcher halten ſollen. Frivol finde ich ſie nicht und was das Andere betrifft, ſo ſind dieſe Leute mir nicht heilig genug, um in dieſer Hinſicht etwas für ſie zu thun. Nur den Tadel gegen Spinoza und Platon habe ich recht eſoteriſch gehalten, und wer nicht gute Augen hat, wird ihn nicht ſehen. Sonſt ſagt mir Wilhelm viel ſchönes darüber. Von Friedrich muß er auch nichts wiſſen; denn er fragt mich nach Nachrichten. Ich habe jezt die Delphine zu Ende geleſen. Neues über die Frauen habe ich nicht drin gefunden, und ich glaube überhaupt, wer einmal recht geliebt hat und nur ſonſt ſeiner zwei Augen nicht beraubt iſt, der weiß alles oder kann ſich alles ſehr leicht conſtruiren. Die Männer ſind nicht ſonderlich getroffen. Mr. de Lebenſai hat einige Aehnlichkeit mit mir; ich würde auch auf dieſelbe Art klug ſein in politiſchen Verhältniſſen, wohin es allein gehört. Mondoville iſt ganz ohne Haltung, nicht durch ſein verkehrtes Ehrprincip, ſondern durch ſeine Wuth, die entweder gleichförmiger durch ſein ganzes Weſen hindurch gehen, oder, wenn ſie nur erotiſch ſein ſollte, ganz anders müßte gezeichnet ſein. Das tragiſche iſt ſo gut, wie es irgend nur in franzöſiſchen Tragödien zu finden iſt, was freilich wenig ſagen will. Daſſelbe gilt von den moraliſchen Principien, die für Franzoſen ſehr noble, für uns aber ſehr verächtliche ſind. Ueberhaupt gilt es wohl von allen franzöſiſchen Büchern außerhalb einer gewiſſen höchſt beſchränkten Gattung, die ganz nationell iſt, daß ein Deutſcher ſie verachten muß.

Von der Eichmann habe ich noch nichts gehört, aber mein Briefwechſel mit Spalding macht mir jedesmal neue Freude. Ich entdecke zwar nichts neues in ihm und die Grenzen unſerer Uebereinſtimmung bleiben dieſelben, wie ich ſie von jeher gekannt habe, aber er verſteht mich immer beſſer und zwar das Beſte, meinen Character, und ſein reiner Sinn, ſeine Offenheit, ſein hingegebenes Abſtrahiren von dem, was ihm fremd iſt, iſt eine ſeltene und ſehr ſchöne Erſcheinung. — — Laß Dir's ſagen, liebe Jette, mein Geiſt hat wenigſtens gewiß die Schwindſucht; ich vergehe zuſehens von einem Tage zum andern. Warum ſterbe ich nicht bei dieſem beſtimmten Gefühl, Feigherzigkeit iſt es nicht, aber etwas nicht viel Beſſeres, ein ſchwacher Schimmer kindiſcher Hoffnung, der mir manchmal aus der Ferne entgegen glänzt. Und für ein Leben mit Eleonore, ſei es auch ſo ſpät es wolle, möchte ich dies elende Leben noch ſehr lange aushalten.

Stolpe, den 2ten Auguſt 1803.

Heute will ich den Beſchluß der Kritik zu Ende ſchreiben, aber es iſt mir ein großes Unglück damit begegnet, was ich gar nicht begreifen kann. Ich habe den Schluß, den ich machen wollte, rein aus den Gedanken verloren und quäle mich ſeit drei Tagen ihn zu finden, aber vergeblich, und ſo werde ich den Leſern ewig etwas ſchuldig bleiben und das Ende wird des Ganzen nicht werth ſein. Wie iſt es aber möglich, daß man einen Gedanken verlieren kann, der gar nicht mehr einzeln für ſich daſteht, ſondern im nothwendigen Zuſammenhang mit einem Ganzen? Iſt das nicht eine Art von Verrücktheit? übrigens gefällt es mir beim Wiederleſen im Ganzen beſſer, als ich mir gedacht hatte, und beſſer als mir ſonſt unmittelbar nachher meine Sachen zu gefallen pflegen. Nur das erſte Buch iſt im Ganzen ziemlich unklar und ich möchte es ganz umarbeiten können; auch überall giebt es einzelne Stellen, die zu ſchwer zu verſtehen ſind und wo der Leſer mehr ſuppliren muß, als man ihm eigentlich zumuthen kann. Aber mit der Methode, mit der Compoſition und auch mit dem Styl im Ganzen bin ich ſehr zufrieden. Ich will aber nicht lange die Hand an den Pflug legen und zurückſehen, ſondern es ſoll nun gleich an den Platon gehen, ich bin ſchon dabei allerlei zu leſen, was zur allgemeinen Einleitung gehört. Es wundert mich übrigens nicht ſehr, daß Friedrich mit dieſer und dem Parmenides in drei Jahren nicht zu Stande gekommen iſt, wiewohl ich glaube, daß ich in einem Vierteljahr damit fertig werden könnte nach einem beſchränkteren Maßſtabe, wenn ich mich ganz beiſammen hätte. Arbeiten will ich gern, ſo viel ich kann; es iſt das Einzige ja, was mir übrig iſt. Die Ankündigung zum Platon, die auch der Verhältniſſe wegen etwas künſtlich zu machen war, wirſt Du nun wohl nicht eher als gedruckt in irgend einer Zeitung zu leſen bekommen. — —

Schleiermacher an E. v. Willich.

Stolpe, den 10ten Auguſt 1803.

Hier, lieber Freund, haſt Du die Monologen für Deine Freundin; es iſt das einzige Exemplar, was ich jezt habe und zierlichere giebt es gar nicht mehr; warum hat ſie mir nicht gleich etwas geſagt von ihrem Antheil, nicht nur an meinem innern Weſen, ſondern auch an meinem Schickſal, vielleicht hat ſie nicht gewußt, ob ich Deine Mittheilungen billigen würde. Daran hätte ſie nicht zweifeln ſollen. Man kann freilich im gemeinen Leben die Vorſicht nicht weit genug treiben: von Andrer Angelegenheiten nicht zu reden, und ſo auch die daraus folgende, jede Mittheilung Anderer als ungeſchehen zu betrachten. Aber in der Freundſchaft muß es doch gerade entgegengeſezt ſein. Sie giebt ſchon Jedem von ſelbſt den rechten Tact / und die ſchönen ſeltenen Momente, wo inniges Vertrauen auch über einen Dritten an ſeiner rechten Stelle iſt, und wo ein neues Glied eingeſchlungen werden kann in eine Kette von Freunden, müſſen durch keine Bedenklichkeiten verkümmert werden. Der Menſch iſt und wirkt ſo wenig in der Welt, daß er ſich an der rechten Stelle gern ganz und unbedingt hingeben muß, um etwas hervorzubringen, wäre es auch nur eine vorübergehende ſchöne Bewegung eines edeln Gemüthes.

Wenn nur der leere und ſinnloſe Unterſchied von reformirt und lutheriſch mich hinderte in Deiner Nähe zu leben und in dem ſchönen Kreiſe, der ſo wohlthätig auf mich wirken würde, das wäre ſehr verdrießlich. Allein, lieber Freund, meine Verſezung nach Rügen würde ſich doch nicht machen laſſen, wenn auch das Alles nicht wäre. Indeſſen, wenn ich leben ſoll, woran ich bei meinem Geſundheitszuſtand ſehr zweifle, ſo muß wirklich etwas geſchehen, um mich von hier zu erlöſen; irgend einen Menſchen den ich liebe, muß ich in der Nähe haben, ſonſt verkomme ich — es iſt gar zu ſehr gegen meine Natur — und auch irgend einen, mit dem ich philoſophiren und ſtudiren kann. Sollte ich nicht mein Schickſal ſo viel regieren können, um dies zu erreichen. Sobald ich eine entſchiedene Meinung über meine Geſundheit habe, will ich mich ernſtlich daran geben, wiewohl es mir eine ganz neue Art iſt zu handeln.

Haſt Du die Delphine der Frau von Staël geleſen? Die Staël, ſelbſt kaum eine rechte Franzöſin zu nennen, mit vielem Fremden bekannt, iſt vielleicht der höchſte Maßſtab der Empfänglichkeit dieſer Nation für das Innere. Auch iſt wirklich manches mehr darin als ich erwartet hatte, aber man ſieht doch, daß ſie das beſte ſelbſt nicht weiß und es nur in ihrer Unſchuld geſagt hat.

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Stolpe, den 10ten Auguſt 1803.

Sie haben mir herzliche Freude gemacht durch Ihre liebreiche Annäherung, durch das freundliche Beſtreben mir einen Erſaz zu bieten für die geſcheiterte Hoffnung meiner Reiſe nach Rügen. — Viel hatte ich erwartet für die Belebung meines niedergedrückten Gemüthes von dem Leben mit unſerm Freunde und dem ſchönen Kreiſe, in den er mich einführen wollte. — Wie ſehr auch Sie dazu gehören, gute Charlotte, das wiſſen Sie; und ich freue mich daß Sie mir ſelbſt ſagen, wie recht ich gehabt auch auf Sie zu rechnen. Doch vielleicht iſt es gut, daß ich jezt nicht kommen konnte. Gewiß würde ich alle Liebe gefunden und erwiedert haben; aber Schmerzen würde ich gemacht haben allen, die mir wohlwollen, und wenn ich ſchon den Freunden gern zumuthe mit mir zu leiden, ſo iſt doch das vielleicht für Wenige der rechte Anfang einer näheren Verbindung.

— Auch für den Umweg nehmen Sie meinen Dank, den Sie Sich haben gefallen laſſen, um die Monologen von mir zu erhalten. Wie jedes gute Werk, hat auch dieſes ſeine Belohnung gleich bei ſich geführt. Sie haben mich veranlaßt, ſeit langer Zeit wieder mich ſelbſt zu betrachten in dieſem Spiegel, und ich bin erſchrocken mich ſo geſchwächt und entſtellt zu finden durch den Schmerz und durch die kurze Zeit, in der ich, was freilich meiner Natur zum Gedeihn ganz nothwendig iſt, die Gegenwart aller Freunde entbehrt habe. Ich habe Muth gefaßt mich ſelbſt nicht ganz zu verlieren; auch Ihre Stimme hat ſtärkend auf mich gewirkt, und die frohe Erinnerung manches Schöne veranlaßt zu haben, hat mich neu verpflichtet auch das nicht zu verſäumen, was ich in der wahrſcheinlich kurzen Zeit des Lebens noch werden und erregen kann. Mit einem frohen Gefühl habe ich noch in die Monologen geblickt, die ich Ihnen hier ſchicke. Es war ein glücklicher Genius, der mich trieb mich ſelbſt oder vielmehr mein Streben, das innerſte Geſez meines Lebens, ſo darzuſtellen. Viel Schönes verdanke ich ihm, manches liebenswürdige Gemüth hat ſich dadurch an mich angeſchloſſen, und vielleicht habe ich es manchem erleichtert, ſich und anderen in das Innere hineinzuſchauen. Sie berechtigen mich auch, wenn ich an Sie denke, dieſer Erinnerung mich zu freun. Eine Freude darf es doch ſein, wenn auch kein Verdienſt. Denn jeder Menſch findet ſich ſelbſt durch ſich ſelbſt, alles andre iſt nur Anſtoß, und dem glücklichen Moment hätte auch irgend ein andrer gedient. Aber der Menſch freut ſich mit Recht deſſen, was er ſo wirkt durch ſein bloßes Daſein, eingreifend in die freie Entwicklung andrer, dafür, daß das Meiſte verloren geht von dem, was er abſichtlich wirken möchte durch Anſtrengung ſeiner Kräfte. Iſt das nicht auch Ihr Maßſtab bei der Erziehung Ihrer Kinder?

Laſſen Sie mich Ihnen lieb bleiben, und ſagen Sie mir manchmal ein freundliches Wort aus Ihrem ſchönen Herzen. Das Jahr, was ſich noch wenden muß, ehe ich nach Rügen ſehen kann, iſt lang und ungewiß; kommt die ſchöne Zeit wirklich, ſo ſind wir dann ſchon deſto befreundeter.

Fr. Schleiermacher.

Dem vorſtehenden Briefe an Charlotte v. Kathen hatte Schleiermacher das folgende Gedicht beigefügt.

Ein heil'ges Bild ſchwebt jedem Beſſren vor,
In deſſen Züg' er ſtrebt ſich zu geſtalten.
Wem ſich die Kräfte ſo beſtimmt entfalten
Nur der, hebt ſich zur Sittlichkeit empor

Das Meine legt' ich hier den Freunden vor,
Daß richtend möcht' ihr Auge drüber walten,
Wie ſolche Bahn der Geiſt ſich würd' erhalten
Und ſolche Töne der Gefühle Chor

So hofft' ich nah dem ſchönen Ziel zu kommen,
Ergriff mit kühnem Muth der Liebe Hand,
In reine Höhen mich mit ihr zu ſchwingen

Jetzt iſt durch herbe Pein das Herz beklommen;
In liebeleere Wüſte ſtreng verbannt,
Wird unter Thränen wenig mir gelingen

Schleiermacher an Eleonore G.

Den 20ſten Auguſt 1803.

„Jette iſt aus Dresden zurück und bleibt dieſen Monat bei ihrer Schweſter in Prenzlow. Das mahnt mich viel an meinen dortigen Aufenthalt, an die erſten ſchönen Tage der Freundſchaft mit Willich. Eine Freundin von ihm, die ich aus ſeinen Briefen kannte und die ſich gefreut hatte mich dieſen Sommer zu ſehen, hat an mich geſchrieben und mich um die Monologen gebeten, die ſie gern von mir ſelbſt haben wollte. Ich habe ſie ihr geſchickt mit einem Sonett. — —

— — Morgen denke ich die lezten 2 oder 3 Seiten an der Kritik der Moral zu ſchreiben; dann wäre dieſe Schuld auch abgetragen. Das Buch iſt mein Leichenſtein, aber Niemand weiß es, eine Trümmer aus einer alten ſchöneren Zeit, der Niemand anſieht, wohin ſie gehört hat. Ich habe wieder eine neue Verpflichtung übernommen, den Platon allein auszuführen, mit dem mich Schlegel hat ſizen laſſen, — in der beſten Ausſicht auf den Tod, ein Werk, das wenigſtens zehn Jahre Leben erfordert. Aber ich denke, das iſt Recht. So wie der Menſch wenig oder nichts thun ſoll um des Todes willen, ſo noch weniger etwas unterlaſſen. — —

Schleiermacher an Henriette Herz.

Stolpe, den 31ſten Auguſt 1803.

Laß Dich, liebe Jette, durch ein kleines Zettelchen bewillkommnen in Berlin oder vielmehr Charlottenburg und Dir für Deinen großen ſchönen Brief danken. — — Ich freue mich über Dein eigenes Vertrauen auf Deinen Kunſtſinn; Du wirſt und mußt mir Dresden noch öfter ſehen, um ihn mehr und mehr auszubilden. Ich wollte wohl, mein Schickſal vergönnte mir in meinem Leben noch einmal eine Probe damit zu machen; denn noch wage ich nicht zu entſcheiden, ob ich wirklich einigen Sinn habe, oder ob Alles nur durch den Zuſammenhang der Theorie (wie ſo vieles) in mich gekommen iſt. Alles andre, was ich ſonſt auf dieſem Wege zuerſt erlangt, wenigſtens in's Bewußtſein bekommen habe, iſt doch hernach lebendiger mir geworden. Ob es mit der Kunſt auch ſo gehen würde, bezweifle ich. — — —

Stolpe, den 27ſten September 1803.

— — Von meiner Miſerabilität auf meiner Reiſe muß ich Dir doch erzählen. Weil ich weiß, daß ich doch nicht arbeiten kann, und auch nicht wußte, ob ich die vortreffliche, liebenswürdige Obriſtin in Marienfeld finden würde, ſo hatte ich mir auch nichts mitgenommen, als ein dickes Buch zum Leſen — nemlich mitnehmen wollen — denn es war weislich vergeſſen worden. In Rummelsburg, wo ich Nachtlager mache, giebt es einen ſehr artigen Major mit Frau, die mich ein für allemal eingeladen haben; ich war aber viel zu faul eine kleine Toilette zu machen, ſondern las lieber im Wirthshauſe in einem ſehr beſchmuzten alten Rinaldo Rinaldini drei Theile durch. Nun hätte ich mir die andren drei auf den Nothfall nach Marienfeld mitnehmen ſollen; dazu hatte ich aber auch nicht Verſtand genug. Da ich nun dort niemand fand als den Amtmann, mit dem nichts zu reden iſt, ſo habe ich zwei halbe Tage ſehr eifrig damit zugebracht, die Kunſt wieder zu üben mit dem Springer durch alle Felder des Schachſpiels zu kommen und viele Manieren davon auf kleine Blättchen zu Papier gebracht. Auf dem Rückwege freute ich mich ſchon ſehr auf die drei andren Bände des Rinaldo Rinaldini; mußte aber, weil noch ein Bekannter aus Stolpe in demſelben Gaſthofe logirte, nothwendig mit ihm zu jenen Majors gehen. Nun fehlt mir der halbe Rinaldo in meinem Kopf und ich bin faſt untröſtlich. Aber am lezten Nachmittag in Marienfeld konnte ich wirklich einige Gedanken haben und auch einige Diſtichen zu einer Elegie machen. Zu vier Elegien habe ich doch den Plan gemacht, die gewiß ſehr gut würden und von großem Effect, wenn ich ſie ſo machen könnte, wie ich ſie mir denke. Es geht mir aber mit der Poeſie, wie mit der Muſik. Ich kann ganz göttliche Sachen innerlich nicht nur nachſingen, ſondern auch componiren. So wie ich aber den Mund aufthue, möchte man, wie Du weißt, davonlaufen. Verſe werde ich wohl machen lernen, aber keine Poeſie. — —

Schleiermacher an E. v. Willich.

Stolpe, den 19ten October 1803.

Sehr lange, lieber Freund, habe ich Dir nicht geſchrieben, ich weiß nicht, wie es gekommen iſt. Freilich wohl habe ich ſeit dem Empfang Deines lezten Briefes eine kleine Amtsreiſe machen müſſen, und die lezte Zeit her bin ich ſo elend geweſen und habe ſo heftige Kopfſchmerzen gehabt, daß ich eine Woche lang ganz unthätig habe ſein müſſen, und es nur mit Mühe über mich erlangte, nicht zu Bett zu liegen, was ich ſo ſehr haſſe. Der Himmel weiß nun, wie ich mich durchwintern werde in unſerm abſcheulichen Klima und meinem ſehr ungeſunden Hauſe. Ich gehe nun mit allen Kräften, die ich habe, was freilich nicht viel ſagen will, jezt an den Platon, der allerdings eine weit herrlichere Arbeit iſt als die Kritik. Aber die Vorarbeiten erfordern große Anſtrengungen und leider fehlen mir an allen Ecken die Hülfsmittel, um Alles wie ich es wünſchte in's Reine zu bringen. Das iſt auch ein großes Leiden. Neulich hatte ich einmal ſo viel Luſt, daß ich mich hinſezte, den Plan zu einem ſehr ſcherzhaften Geſpräch über den Streit der Lit. Zeitung zu entwerfen. Unmittelbar darauf aber bekam ich jenen heftigen Anfall von Schmerzen, der mir Spaß und Ernſt unmöglich machte.

Der Müller, von dem Du mir ſchreibſt, hat vor ein paar Jahren einen Aufſaz gegen Fichte's Handelsſtaat geſchrieben, der mir keinen vortheilhaften Begriff von ihm gegeben hat; denn es herrſchte darin eine entſezliche Arroganz, die gar keinen Hinterhalt hatte, und ſolche leere Naſeweisheit gegen einen Mann wie Fichte, iſt mir in einem jungen Menſchen ſtark zuwider. Gründe brauchen keine Autorität zu ſcheuen; aber die Autorität muß mißtrauiſch machen gegen die Gründe, wenigſtens in ſo weit, daß aus dem Tone hervorgeht, der, welcher ſie vorträgt, ſehe doch die Möglichkeit, daß ſich noch Manches dagegen ſagen ließe. Wie Jemand kann für Novalis und mich, aber gegen Schlegel ſein, begreife ich auch nicht! Denn gerade, was Novalis mit mir gemein hat, haben wir auch beide mit Fr. Schlegel gemein. Doch wir wollen ſehen, was der junge Mann weiter bringen und wie er ſich herausarbeiten wird.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Stolpe, den 21ſten November 1803.

-Ja wohl, liebe Jette, hat mich Dein Zettelchen an dieſem meinem Geburtstage begrüßt, und zwar zum frühen Morgen; es war nebſt einem kleineren von B. meine erſte Begebenheit. Meine Antwort iſt aber nur der lezte Abendgruß vor Abſchluß des Tages, weil ich mich doch losreißen mußte von dem Gefühl meines traurigen Zuſtandes. Das unglücklichſte Jahr meines Lebens habe ich beendigt; aber was können alle künftigen ſein, als nur Fortſezungen von dieſem, erträglicher bloß durch die wohlthätige Jämmerlichkeit des Menſchen, daß ihm die Zeit nach und nach alles abreibt und abſtumpft, und beſonders, wenn ich Deinem Rathe folgen ſollte, nur zu ertragen, nicht zu kämpfen. Den nimm zurück, liebe Jette; nicht Deine Kenntniß von mir hat ihn Dir eingegeben, ſondern nur Deine Wünſche für mich haben ihn hervorgebracht. Aber es giebt für mich kein anderes Ertragen als das kämpfende; jedes andre würde nur ein düſteres Verzweifeln ſein. Ich kann dieſes nicht ertragen ohne zu hoffen; das bloß harrende Hoffen iſt nur das Hoffen der Thoren. Ich muß kämpfen um zu hoffen, wie ich hoffen muß um zu ertragen. — —

Schleiermacher an E. v. Willich.

Stolpe, den 26ſten November 1803.

Es war mir doch nicht möglich, lieber Freund, Dir für Deinen freundlichen ausführlichen Brief eher zu danken. Auch jezt mußt Du keine Erwiederung erwarten, denn ich ſize tief in der Arbeit und will noch heute ein kleines Stück Platoniſches Manuſcript an Reimer ſchicken. Dein Brief macht mir den Aufenthalt bei Dir und den Deinigen ſchon ſo lebhaft, daß ich gern über alle Zeit hinweggehen möchte, die noch dazwiſchen liegt. Läge nur nicht ſo viel Arbeit in dieſer Zwiſchenzeit. Doch jezt wenigſtens will ich darüber wegſehen in die fröhlichen und heitern Tage die Du mir zeigſt. — — Allzuviel Zeit mußt Du Dir nicht verſprechen, denn ich werde ſchwerlich genug Geld haben, Extrapoſt zu reiſen, und werde alſo ziemlich lange unterwegs ſein; indeß wenn wir uns nur recht einrichten und die Zeit recht nuzen, wird es ein rechter Genuß ſein. Ja wohl, lieber Freund, es iſt etwas recht weſentliches in der Freundſchaft, das tägliche Leben miteinander zu theilen, es gehört gar ſehr zum lebendigen und vollſtändigen Bilde eines Menſchen. Krank will ich Dir hoffentlich nicht werden, es wäre auch ſchlimm, denn das iſt bei mir immer gleich ſehr ernſtlich. Aber Du wirſt ſehen, es giebt zu pflegen genug bei mir, auch wenn ich geſund bin. Iſt es irgend möglich, ſo möchte ich Dich gern auch in Deinem Amt und auf der Kanzel ſehen.

Ueber die Kritik der Moral habe ich noch wenig gehört, nur daß man allgemein ſagt, ich hätte Kant und Fichte ſehr ſchlecht behandelt und daß einige fürchten, es möchte einen großen Skandal geben. Sage mir doch über dieſen Punkt Deine Meinung. Ich bildete mir ein, Fichte alle Ehre angethan zu haben, die nur möglich iſt; nur freilich mußte ich, da ich mein eignes Syſtem nicht darlegen wollte, doch ſtark genug auf das hinweiſen, was ihm meiner Meinung nach fehlt. Wenn aber Einige finden, ich hätte ihn lächerlich gemacht, ſo begreiſe ich nicht, wie ich eine ſolche Wirkung ſo ohne alle Abſicht habe hervorbringen können. Du wünſcheſt mir, den Platon recht bald in Frieden zu vollenden; lieber Freund, davon kann erſt in fünf bis ſechs Jahren die Rede ſein, wenn Alles gut geht. Leb' wohl, ich hoffe Dir nächſtens mehr und beſſer zu ſchreiben.

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Stolpe, den 26ſten November 1803.

Unſer Willich ſchreibt mir, liebe Freundin, daß Sie an Ihrer Geſundheit leiden; das macht mir Kummer, um ſo mehr, da wir jezt in einer Jahreszeit ſind, die dem leidenden Körper nicht zuſagt. Auch ich habe ſeit dem Anfange des Herbſtes viel gelitten, und ich glaube, wer ſich meine einſame von aller freundlichen Hülfe entblößte Lage denkt, dem kann das leid genug thun. Allein Schmerzen kann ich viel ertragen, und habe ſchon oft gewünſcht ſie meinen Freunden abnehmen zu können; auch ſezte ich es glücklicherweiſe durch, mich nicht auf's Lager zu werfen und mich in meiner Amtsführung nicht ſtören zu laſſen. Wenn nur das Uebel ſolcher Art iſt, daß es Anſtrengungen des Muthes erlaubt, ſo werden dieſe ſelbſt eine Hülfe, kräftiger als manche Arzenei. Es ſcheint mir auch ganz billig, daß Menſchen wie ich eine mehr als verhältnißmäßige Portion körperlicher Leiden zu tragen haben. Denn nichts leidet um ſie her, und das Bild des Todes im Hintergrund darf ihnen angenehm ſein und ſie mit Sehnſucht erfüllen. Einer Hausfrau aber und einer Mutter kann wohl der Tod nicht ſo erſcheinen, und darum muß ſie auch geſund ſein. Mich erinnert dies an ein ſchmerzlich ſüßes Wiederſehn, das ich dieſen Frühling genoß. Ich war bei der Schweſter eines vertrauten Freundes, die ich auch in gewiſſem Sinne Freundin nennen kann, die ich aber ſeit zehn Jahren nicht geſehn und auch wenig unmittelbare Verbindung mit ihr unterhalten hatte. Ich hatte ſie nur als Mädchen gekannt; nun ſah ich ſie als Mutter; aber ſie hatte vor wenig Monaten eine geliebte Tochter verloren, ein liebliches, friſches, lebendiges Kind hatte ſie noch, erwartete bald ein anderes, war aber doch voll Sehnſucht nach dem Tode. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie wehmüthig mich das machte. Doch iſt dies nicht das rechte Wort, denn es war etwas widriges mit in dem Eindruck. Hatte ich recht ſo etwas zu empfinden? Heil und Segen allen, die Kinder haben! Sie haben nicht Noth, mit Verlangen nach einer andern Unſterblichkeit hinzuſehn, als nach der, die ſie genießen.

Noch keine Frau, liebe Charlotte, hat meine Gedanken über die Erziehung ſo rein ausgeſprochen wie Sie. Sie können denken, ob Sie mir das noch lieber gemacht hat. Wahrlich, man hat, was das innere Leben der Kinder betrifft, — und das gilt von allen, glauben Sie nicht mit mütterlicher Liebe an Ihre allein — nichts zu thun als zuzuſehn und nur abzuhalten, daß ſie nicht geſtört werden; und dann wiederum ſie zuſehn zu laſſen dem Wirken der Liebe und der Regierung des Verſtandes im Leben um ſie her. Was ſo nicht gut wird, dem iſt gewiß auf keinem andern Wege was Gutes anzuerziehn und etwas Böſes auszutreiben. — Das beſſre Gefühl, was man auf dieſem Wege gewinnt von dem Leben mit den jungen Geiſtern, iſt wohl reichlich die leeren Einbildungen werth, welche alles Gute in dem Menſchen für das Werk der Erziehung halten, Einbildungen, die eigentlich dem Grundſatze nach, der in ihnen liegt, jedes höhere Bewußtſein zerſtören. — — —

Das trübe Schickſal, an dem Sie einen ſo herzlichen Theil nehmen, drückt mich in dieſer Jahreszeit beſonders. Es ſind Zeiten, wo die wehmüthigſten Erinnerungen ſich mir aufdrängen. Mein Leben iſt nicht arm, wenn ich auch hier ſehr einſam bin. Ich habe einen Beruf, den ich enthuſiaſtiſch faſt liebe, Beſchäftigungen, die mir das Bewußtſein geben, daß es nicht an mir liegt, wenn ich nicht nützlich bin, und wie manches ſchöne Gemüth iſt mir von Herzen zugethan. Aber das Ziel iſt mir verrückt und alle dieſe Schätze quälen mich, weil ich fühle, wie wenig ich ſie nützen kann — und wenn ich an die denke, die aller dieſer Tröſtungen entbehrt, und ſich ſelbſt und alles eben ſo verloren hat als mich, ſo möchte ich vor Wehmuth vergehn. Leben Sie wohl, liebe Freundin.

Schleiermacher.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Stolpe, den 7ten December 1803.

Eine ſehr traurige Nachricht habe ich vorigen Poſttag bekommen von einer gefährlichen Krankheit des guten Heindorf. Es iſt doch ein ganz eignes Gefühl, liebe Jette, wenn man ſich den Tod eines Menſchen, den man auch nur einigermaßen liebt, als nahe denkt. Bei genauer Ueberlegung finde ich aber, daß wenig gemeinſchaftliches darin iſt in verſchiedenen Fällen. Es iſt alſo weder das Sterben überhaupt, noch die Reflexion über einen Verluſt die Hauptſache dabei, ſondern das meiſte iſt wohl das Verhältniß, in welchem ſich der Menſch bei ſeinem Tode zur Erreichung ſeiner Beſtimmung befindet. Nach meiner ganzen Anſicht muß mich auch dieſes am ſtärkſten afficiren. Denkſt Du Dir aber wohl, daß mir dieſes eine große Beſtärkung geweſen iſt in der Idee, die ich ſeit meinem Geburtstage auf's neue lebhaft gefaßt habe, daß ich nemlich ſterben will, wenn der Platon vollendet iſt? Denn dies iſt eine übernommene Schuld, die ich erſt abtragen muß. Nicht etwa, als ob ich die traurige Anmaßung hätte, daß ich fertig wäre, ſondern die viel traurigere Ueberzeugung, daß ich in dem Zuſtand, in den ich nun verſunken bin, nicht fertiger werden kann. Wenn alſo ihr alle, die ihr mich liebt, das Sterben aus meinem Geſichtspunkt anſeht — und mein Sterben ſolltet ihr wenigſtens ſo anſehen — ſo könnte es euch keine ſonderlich trübe

Empfindung machen, ſondern es müßte euch ganz in der Ordnung recht und billig vorkommen. Denn über nichts muß man einen Menſchen doch ſo bedauern, als über das vergebliche Exiſtiren, und wer nicht mehr wird, ſondern verkleinert iſt zum bleiben was er iſt, der exiſtirt doch wirklich vergeblich, nicht nur für ſich, ſondern auch für andre. — —

Stolpe, den 17ten December 1803.

. — — In unſerer Lebenstheorie ſind wir entweder nicht einig, oder wir verſtehen uns nicht. Ich meines Theils halte wenig auf das nüzliche. Wenn man das Leben nur für das nimmt, was der Menſch in der großen Maſſe und auf ſie wirkt, ſo iſt es in der That nicht der Mühe werth. In dieſem Sinn aber möchte auch zwiſchen Deinem Leben und dem meinigen wenig Unterſchied ſein; ſie ſind eben beide unbedeutend. Ich nehme aber die menſchliche Natur als eine nothwendige Stufe des geiſtigen Lebens, die eben da ſein muß, und von dieſer Seite betrachtet iſt kein Menſch unbedeutend, der etwas eigenthümliches hat, der die menſchliche Natur von einer eigenen Seite darſtellt. Dergleichen Individuen ſind wir nun beide, Du und ich. Du wirſt nicht ſo beſcheiden ſein zu behaupten, daß Du bloße Maſſe wäreſt und kein eigenes Weſen und ich will auch keine Umſtände damit machen. Allein jedes Leben iſt ein beſtändiges Werden; es ſoll kein Stillſtand darin ſein, es ſoll weiter kommen und in ununterbrochener Entwicklung fortſchreiten. In dieſer eigentlichen Beſtimmung nun biſt Du gar nicht gehemmt; Du haſt dazu alle Mittel, die Du immer hatteſt, und vielleicht einige Hinderniſſe weniger. Ich habe das große Spiel geſpielt, viel zu gewinnen oder Alles zu verlieren, und habe verloren; was bleibt mir übrig! Daß Du mir ſagſt, ich kann noch nüzen, iſt mir nichts, rein nichts. Kannſt Du mich überzeugen, ich könnte noch etwas werden, ſo will ich gewiß nicht ſterben. Indeß iſt es mit dem nüzen auch eine mißliche

Sache. Du ſiehſt ja, wie die Menſchen ſich gegen Alles verwahren oder alles von ſich ſtoßen, was ich thue. Dies macht mich, wie Du weißt, nicht irre und verbittert mir das Leben nicht, aber es kann doch auch nicht helfen, daß ich auf meinen Nutzen ein großes Gewicht legen ſollte. — —

Göthe's Lieder-Almanach kenne ich leider noch eben ſo wenig, als die Eugenia. Die Minnelieder mußt Du nicht aus dem Geſichtspunkt leſen, daß ſie gerade beſſer ſein ſollen, als unſre Poeſie, ſondern nur aus einem hiſtoriſchen, zu dem auch Tieck, um ihn richtig aufzufaſſen, eine ſehr gute Anleitung gegeben hat. Ich denke, wenn Du Dich ſo in die Zeiten verſetzeſt, werden ſie Dir doch ein ganz eigenes intereſſantes Gefühl geben, wenn ſie Dich auch nicht gerade amüſiren.

Schleiermacher an E. v. Willich.

Stolpe, den 29ſten Januar 1804.

Kaum weiß ich, lieber Freund, ob ich Dir in dieſem unentſchiedenen Zuſtande der Dinge ſchreiben ſoll, indeß möchteſt Du doch zu lange ohne Nachricht bleiben, wenn ich Alles abwarten wollte. Da Deine Correſpondenz mit der Herz nicht ſonderlich ſtark zu ſein ſcheint, ſo weiß ich nicht, ob Du ſchon einige Nachricht haſt von dem, was im Werke iſt, daß ich nämlich durch P. ganz unerwartet einen Ruf nach Würzburg als Profeſſor der practiſchen Theologie erhalten habe. Alles ſtimmt eigentlich zuſammen, daß ich ihn annehme. Aus Berlin ſchreibt man mir von allen Seiten, daß ich dort nichts zu erwarten habe, ohnerachtet ich an dem guten Willen des Miniſters nicht zweiſle. Aber es iſt einigen Menſchen gelungen, den Cabinetsrath Beyme ſehr gegen mich einzunehmen, und ohne den kann doch nichts geſchehen. Mit Königsberg iſt und bleibt es zweifelhaft, und die Ausſicht hier zu bleiben oder mit der Zeit ein zwar einträglicheres Amt, aber keinen beſſeren Wirkungskreis zu bekommen, iſt zu ſchlecht. Dagegen hat Würzburg viel reizendes und die Abgeſchiedenheit iſt auch mehr ſcheinbar als reell, weil ich von dort aus weit eher Reiſen machen kann.

Eigentlich verlangt man, ich ſoll die Profeſſur ſchon Oſtern antreten; allein dagegen habe ich mich ſehr gewehrt, und hoffe, man wird meinen Gründen nachgeben. Dann, denke ich, ſoll die Sache der Rügenſchen Reiſe — nach der ich Du kannſt Dir gar nicht denken wie großes Verlangen habe — nicht in den Weg treten. Du kannſt denken, wie fatal mir zu Muthe iſt, ſo lange dieſe Sache unentſchieden iſt.

Ueber meine Kritik habe ich neulich ein ſehr verſtändiges Urtheil durch die dritte Hand gehört von Scheffer in Königsberg, dem vertrauten Freund des ſeligen Hippel und einem ſehr geſcheuten Manne. Bis jezt iſt er nur der zweite, von dem ich weiß, daß er es recht gründlich geleſen hat, und über beide Urtheile konnte ich mich freuen. Scheffer iſt auch ein alter Freund von Kant; indeſſen meint er doch, noch keiner wäre ſo ſchlimm, aber auch ſo anſtändig mit Kant umgegangen als ich. Fichte hat beſtimmt erklärt, er werde das Buch nie leſen. Dies iſt auch ganz in ſeinem Syſtem; denn er glaubt immer ſchon im Voraus zu wiſſen, was ein Anderer ſagen kann und daß eben nichts daran iſt. Mein eignes Syſtem wird, im wiſſenſchaftlichen Kleide angethan, wohl ſo bald noch nicht erſcheinen, indeſſen werde ich es in Würzburg als chriſtliche Sittenlehre, auf die ich beſonders gewieſen bin, vielleicht ſchon im erſten Halbjahr meines Lehramtes vortragen müſſen. Mir kommt es immer noch höchſt wunderlich vor, daß ich Collegia leſen ſoll, und ich wundre mich bisweilen, daß ich es nicht für unmöglich halte, weil es mir ſo ganz fremd iſt und mir in der That gar Vieles dazu fehlt. Namentlich ſind meine Literaturkenntniſſe bei weitem nicht ausgebreitet genug.

Am Platon bin ich jezt ſehr fleißig, indeß werde ich mir doch auch in Stralſund und auf Rügen ein paar Arbeitsſtunden täglich ausbedingen müſſen, wobei ich ſehr darauf rechne, daß ich weniger ſchlafe als andre Menſchen. Du ſcheinſt Dir von dieſem Unternehmen eine ſehr kleine Vorſtellung zu machen, da es eigentlich ungeheuer iſt; denn das Ganze wird gewiß 9 bis 10 Bände betragen. Was ich zur Schlegel'ſchen Zeit fertig hatte, war meine Portion zum erſten Bande, die ungefähr die Hälfte deſſelben ausmacht; indeß habe ich auch die größtentheils umgearbeitet, und mit dem erſten Band hoffe ich künftigen Monat ganz fertig zu werden. — —

Stolpe, den 28ſten Februar 1804.

Den beſten Segen, mein theurer Freund, über Dich und Deine Henriette. Du weißt, wie lange ich Dir ſchon dieſes beſte Theil des Lebens gewünſcht habe; auch habe ich mir immer gedacht, daß es ein recht friſches jugendliches Gemüth ſein müßte, was Dich ganz und auf immer an ſich zöge. Daher vertraue ich nun ganz Deinem Vertrauen, daß es wirklich das rechte iſt, was Du gefunden haſt, und ſo wenig Du mir auch vorher von Henrietten geſagt, fällt es mir doch nicht ein, zu befürchten, es könne irgend etwas Aeußeres oder Unweſentliches Dich beſtochen haben, etwas Vorübergehendes für das Ewige und Höchſte zu halten. Das iſt viel von mir; denn ich pflege ſehr ſorgſam und mißtrauiſch zu ſein, wo ich die Liebe nicht ſelbſt habe kommen geſehen. Alſo beſtätige ich es, wie mich Charlotte zum Zeugen Eures ſchönen Bundes gerufen hat, und freue mich innig, daß ſie Eure liebenden Gedanken gleich auch auf mich hingerichtet hat. Wir haben ja die Liebe auf gleiche Weiſe begriffen; ſo muß ja auch Dein Leben in ihr ein ſolches ſein, von dem ich gern immer Zeuge ſein möchte. Und was, mein guter Freund, könnte mir mehr zum Troſt gereichen bei der öden Unſicherheit meines eignen Geſchickes, als wenn ich recht viel Glück und Leben der Liebe unter denen ſehe, die mir die liebſten ſind. Recht ſchön wäre es geweſen, wenn Du mir den bejahenden Brief Deiner Henriette geſchickt hätteſt, und ſo in der Nähe von ihr ſelbſt hätteſt Du Dich wohl von ihm trennen können, um mir doch etwas von ihr ſelbſt zu geben und mich den ſchönen Moment nachgenießen zu laſſen. —

Stolpe, den 29ſten März 1804.

„Länger, mein theurer Freund, will ich Dir die ſchönen Pfänder, die Du mir anvertraut, nicht vorenthalten. Recht herzlich freue ich mich mit Allem, was Du mir von Henriette ſagſt, und was ich von ihr leſe. Auch das erſte unbewußte Lieben einer reinen friſchen weiblichen Seele iſt mir eine theure, lange nicht geſehene Erſcheinung! Die paar Monate, die mich noch von dem lebendigen Anſchauen trennen, werden ſchnell vergehen, und ich werde ein freilich kurzes aber ſchönes Glück unter Euch genießen. Eben, weil mir das ſo nahe liegt, frage ich Dich auch nichts weiter nach Henrietten, ſondern verweiſe mich ſelbſt auf die herannahende Zeit. Mein Vertrauen zu der Wahl Deines Herzens ſteht ſo feſt als es kann. Henriettens herzliches Eingehen in Dein Leben, in all' Deine freundſchaftlichen Verhältniſſe, iſt für mich ein ſehr entſcheidendes Moment, und ich ſage gern mit Dir: „noch ſchöner wird die liebliche Knoſpe ſich entfalten." — Sobald ich einige Nachricht habe, wann mein Nachfolger eintreffen kann, werde ich Dir etwas Genaueres über meine Reiſe ſagen.

Ich habe am Ende des vorigen Jahres eine kleine Pieçe, die mir lange im Sinn gelegen, ausgefertigt, von der ich noch nichts gegen Dich erwähnt. Ich wollte anfangs die ſtrengſte Anonymität dabei beobachten, allein das geht nicht mehr; man hat mich in Berlin ſchon verſchiedentlich errathen. Sie heißt: „Zwei unvergreifliche Gutachten in Sachen des proteſtantiſchen Kirchenweſens." Ich werde Reimer erinnern, Dir gelegentlich ein Exemplar davon zu übermachen, damit Dir doch nichts von meinen Arbeiten fehlt. Lebe wohl, lieber Freund, meine Zeit iſt höchſt eingeſchränkt, Dich aber bitte ich, mir bald wieder etwas von Deinem glücklichen Leben zu ſagen.

Stolpe, den 23ſten April 1804.

Morgen, lieber Freund, muß ich meine Amtsreiſe nach Weſtpreußen antreten; ich werde zugleich A. Dohna beſuchen und beinahe 14 Tage wegbleiben, darum will ich Dir lieber, wenn auch nur flüchtig, ein paar Zeilen ſchreiben.

Faſt kann ich mich jezt mit Dir darüber freuen, daß Du Deine Hochzeit ſo lange ausgeſezt haſt; es iſt doch ſchön, die erſten Züge des Glückes ſo einzuſchlürfen, wie Du jezt thuſt! Ich bin mit ganzem Herzen bei Allem, was Du mir erzählſt, und wenn ich es ſo mitgenieße, miſcht ſich unter die ſchöne heilige Freude nicht einmal der Gedanke, daß es kein andres Glück für mich giebt, als das meiner Freunde. Wahrlich, wer ſolche hat, und ſolches Glück mit ihnen theilt, iſt nicht arm. Grüße mir Henriette herzlich; wenn ich ihr nur eben ſo lieb bleibe, wenn ſie mich ſieht. Du glaubſt nicht, wie ich mich auf den Aufenthalt auf Rügen freue! Bei allem wunderlichen Wechſel in mir und um mich her, iſt das der einzige feſte Punkt, auf den ich ſeit langer Zeit, und immer mit gleicher Freude, hinſehe. Es iſt das einzige Stück Leben, was ich vor mir ſehe, wie eine kleine Inſel in dem öden Meere, und ich ſehe darauf mit ſo ruhiger und ſtiller Wehmuth, wie auf das lezte.

Von meiner kleinen Schrift kann Dich in Deiner Lage die erſte Hälfte nicht intereſſiren, über die zweite hoffe ich mehr von Dir zu hören. Aber was hilft doch das Schreiben, es iſt nichts damit ausgerichtet, und ich komme mir recht erbärmlich vor, daß ich es nicht laſſen kann.

— — Ich bin jezt in einer neuen Verwirrung, aus der ich den Ausgang noch nicht weiß. Anſtatt mir geradezu den Abſchied zu geben, wie er gekonnt hätte, hat der Miniſter erſt darüber an den König berichtet, der König hat in einer Cabinetsordre den Wunſch geäußert, ich möchte den Ruf ablehnen und mir Zulage vor der Hand und in der Folge Anſtellung in Berlin verſprochen. Ich habe aber antworten müſſen, daß ich mein Wort gegeben und daß mich von dem nichts löſen könne, als wenn man mir die Demiſſion geradezu verweigerte. Was hierauf reſolvirt werden wird, weiß ich noch nicht, ehe man aber meine Antwort hatte, iſt ſchon der Vorſchlag geſchehen, mich vorläufig in Halle auf ähnliche Art anzuſtellen wie in Würzburg. Auf dieſen habe ich mich ſchon erklärt, ich könnte nur darauf eingehen, wenn man den Confeſſionsunterſchied aufhöbe, weil mir ſonſt als Reformirten die Hände zu ſehr gebunden wären. Was nun aus dieſem Hin- und Hererklären am Ende werden wird, werde ich wohl erſt nach meiner Rückkunft erfahren. Sobald ich zurück bin, ſchreibe ich wieder und hoffe dann auch etwas genaueres von meiner Ankunft bei Dir zu ſagen. —

Schleiermacher an Henriette Herz.

April 1804.

. Man hat mir nun den Abſchied auf's Beſtimmteſte verweigert; die Idee mich als Profeſſor und Univerſitätsprediger nach Halle zu ſchicken, ſcheint ſehr ernſtlich gemeint zu ſein; ob man ſie wird ausführen können, iſt eine andere Frage. Alexander glaubte gar nicht an die Möglichkeit einer förmlichen Abſchiedsverweigerung, und war feſt überzeugt, ich müſſe nun nach Würzburg gehen. Ich bin über das Ganze ſehr erfreut, vorzüglich weil ſo viel mir ganz unerwartete Werthſchätzung darin liegt, und weil es ein erfreulicher Beweis iſt, daß doch bisweilen etwas ganz ohne das, was man Connexionen nennt, geſchehen kann. Auch iſt es mir wirklich etwas, im Vaterlande zu bleiben, in einer alten und ſicheren Ordnung der Dinge, unter einerlei Schickſal und Geſez mit den meiſten Menſchen, die ich liebe, und zwar unter Geſetzen, die ich mir ſchon angeeignet habe, die ich im Ganzen liebe und ehre, und weiß, daß ſie zum Guten hinführen können und ſollen. Ich dächte, recht überlegt, müßte Dir das auch etwas ſein, wenn Du Dich anders in die Stelle eines Mannes ſetzen kannſt, der doch gewiſſermaßen ein mitwirkendes Glied iſt in der bürgerlichen Geſellſchaft. — —

Schleiermacher an E. v. Willich.

Stolpe, den 21ſten Mai 1804.

»Mein Schickſal hat ſich dahin entſchieden, daß man mir, um nach Würzburg zu gehen, den Abſchied förmlich verſagt hat, und daß ich dagegen als Univerſitätsprediger und außerordentlicher Profeſſor der Theologie nach Halle berufen bin. Wann ich dahin gehen ſoll, weiß ich noch nicht, doch behaupten die Berliner zu Michaeli. Es wird durch dieſe Berufung etwas von meinen Ideen im erſten Stück der Gutachten ausgeführt; vielleicht haben auch dieſe Veranlaſſung dazu gegeben, da wenigſtens der Cabinetsrath Beyme, von dem die Sache vorzüglich herrührt, ſie geleſen hat. Dies macht ſie mir angenehm; ſonſt habe ich in Halle wohl auch mancherlei Unannehmlichkeiten zu erwarten, wenn auch von anderer Art als in Würzburg, ſo daß mir doch immer die Ausſicht in der Ferne auf Berlin das allerliebſte bleibt. — —

(ohne Datum)

»Ja wohl, mein theurer Freund, war das eine herrliche Zeit, die wir zuſammen verlebt haben, wie das menſchliche Leben nur wenige darbieten kann, und ſie hat ſo Alles erfüllt, was unter den gegebenen Verhältniſſen von ihr zu wünſchen war, daß jeder Gedanke, als ob Manches noch hätte beſſer ſein können, immer wieder als nichtig verſchwindet. Es war ſchon recht, daß das Einzelne recht oft unterging im Ganzen, und zumal in Beziehung auf Dich hat mir nichts in dieſer Hinſicht gefehlt. Ich habe Dich in Deiner Liebe geſehen und in Deinem Beruf, das waren die beiden Anſchauungen, deren ich bedurfte. Was wir ſonſt einzeln einander mitzutheilen haben, dazu bedarf es, ſoweit wie wir ſchon miteinander ſind, eigentlich kaum der Gegenwart, und wir werden es Alles allmälig nachholen, bis einmal eine ruhigere Gegenwart kommt, wo wir einige ſtille Tage zuſammen in Stralſund leben. Aber, Du wunderlicher Freund, wie kommſt Du nun gar dazu, Dich über den Uebermuth zu entſchuldigen, als ob wir ihn Dir vorgeworfen hätten? Gefreut haben wir uns darüber, daß ſich das höhere Leben, das Dir aufgegangen iſt, ſo über Dein ganzes Weſen verbreitete, ſo wie wir Dir eben in jeder Aeußerung Deiner Liebe, und in allen ihren mittelbaren Wirkungen auf Dich, ſo gerne folgten und unſere Luſt daran hatten. Und ich vornehmlich an dieſer, weil eben das leichte, frohe, ungetrübte Glück dazu gehört, um ſie hervorzubringen. Ich glaube, es wird Dir ganz natürlich vorkommen, daß ich das Gefühl habe, wenn ich mir auch Eleonore noch erringe, werde von dieſem frohen Uebermuthe nichts ſein in dem Glück meiner Liebe. Denn nicht in dieſer Kraft der jugendlichen Gährung werden wir den Becher leeren. Es gemahnt mich wie der Wein, den die Rheinländer von würzigen, bittren Kräutern durchziehen laſſen, und der ſtark iſt und wohlthätig, aber ganz ſtill. — Glaube nur, Ehrenfried, ich kann mich ganz rein und ungetrübt über das freuen, was ich nicht haben werde. Ich ſage das, weil mir oft einfiel, ob Ihr nicht glauben möchtet, meine Rührung über Euch, die Ihr ſo oft geſehn habt, wäre vielleicht nicht reine Freude, ſondern Euer Glück mahnte mich auf eine ſtörende Weiſe an mein Geſchick. Aber Euer Glück war mir nie eine ſtörende Mahnung, ſondern ein ſtärkender Troſt. Die Ueberzeugung, Ihr würdet ein ſolches Leben darſtellen, als ich wollte, und ich würde mit darum wiſſen und mein Theil daran haben, dazu hat Euch jeder meiner Blicke, jeder Händedruck und jeder Kuß geſegnet.

Entſezlich beſchäftigt bin ich ſeit meinem Wiederhierſein, und obgleich ich ungleich fleißiger bin, als je ſonſt, ſo ſehe ich doch noch kein Auskommen, zumal wenn ich an die Unruhe der lezten 14 Tage denke. Aber auch in meinen Arbeiten fühle ich die Kraft der vergangenen ſchönen Zeit, und ich habe nur eben ein ſchweres Stück Arbeit, die Einleitung zum Parmenides, mit großer Leichtigkeit und Sicherheit vollendet. Du haſt Recht, daß ich in meinem wiſſenſchaftlichen Leben einen ganz beſtimmten Weg gehe, mich von dem immer weiter und tiefer führen laſſe; auch daß das ein Abſtand zwiſchen uns iſt, glaube ich wohl; aber eben nicht ein Vorangehen, dem Du nachfolgen ſollteſt. Daß Dein intellectuelles Leben noch thätiger werden muß, und daß das nun auch großentheils von ſelbſt erfolgen wird, da Du über das unruhige Streben nach der Hauptſache hinaus biſt, und eben auch durch die Liebe Deine geiſtigen Kräfte lebendiger fühlſt, das ſind ganz auch meine Gedanken über Dich. Aber einen beſtimmten wiſſenſchaftlichen Weg einzuſchlagen, das ſcheint mir gar nicht eine Sache der Willkühr zu ſein, ſondern eine beſtimmte Richtung des Geiſtes nach dieſer oder jener Seite vorauszuſezen, die den Menſchen eben dieſen Weg treibt. Ich habe nicht gemerkt, daß Du eine ſolche fühlteſt, und darum glaube ich, Du wirſt Dein intellectuelles Bedürfniß auf eine andre Art befriedigen. Ich ſehe Dich im Geiſte ſchon als einen ſolchen glücklichen Hausvater wie Wedeke, der ſeine Kinder ſelbſt unterrichtet und in alle Wiſſenſchaften, lernend und betrachtend, ſo weit hineingeht, daß er ihnen den rechten Geiſt davon anſchaulich machen kann, der durch ein lebendiges Studium der menſchlichen Natur in allen Völkern und Zeitaltern von ſeinem Hauſe aus mit der ganzen Welt in Verbindung ſteht, und eben dadurch ſeine Kinder in dem edelſten Sinne zu Weltbürgern kann bilden helfen. Glaube mir, lieber Freund, ein ſolches freies, genießendes und auf die ſchönſte Weiſe unmittelbar praktiſches Anbauen der Erkenntniß hat ſeine ganz eignen beneidenswürdigen Reize, und läßt ſich in eine weit innigere Einheit mit dem unmittelbaren eignen Leben verſchmelzen, als irgend ein beſtimmtes Studium.

Doch ich muß aufhören, lieber Freund, um Dir wo möglich noch einige Einlagen zuzuſtellen. — —

Henriette v. Mühlenfels an Schleiermacher.

Sonntag, den 8ten Juli 1804.

Ich darf alſo ſelbſt an Sie ſchreiben, es Ihnen von Zeit zu Zeit ſagen, wie lieb ich Sie habe, wie ich Sie verehre, wie Ihr Andenken mich begleitet — und Sie wollen es gern, daß ich Ihnen ſchreibe — wie tröſtend und innig erfreuend iſt mir dieſe Zuſicherung. Ja es iſt wohl ſchön, daß Sie hier waren, es iſt ſo herrlich, daß die Freude daran mir ewig bleiben wird. — Wüßten Sie es recht, wie dieſe auf mich gewirkt und wie ſie mich gehoben hat, mein theurer Freund; ich fühle es recht tief, wieviel ich Ihnen verdanke und das wird immer ſo fortgehen. Ich werde mir gewiß Alles treu bewahren und Sie immer beſſer verſtehen und mit heiliger Freude es empfinden, ſo wie ich Ihnen mehr und mehr verwandt werde. — Das ſind zwei große Epochen meines Lebens, als mir die Liebe zuerſt aufging und nun Ihre und Jettens Freundſchaft, und wieviel liegt noch vor mir, wieviel Großes! Ich will auch recht dankbar ſein, recht fromm und gut werden, ich verſpreche es Ihnen, mein väterlicher Freund. Sie werden immer mit Nachſicht mir zuſehen, wie jezt, und wie leicht wird mir nicht alles werden — bei dem Leben in Liebe mit meinem Ehrenfried. Könnte ich ihn nur recht glücklich machen! Mein väterlicher Freund, denken Sie auch wohl einmal an Ihr Töchterchen? ja gewiß, das wußte ich wohl, als Sie von uns ſchieden, darum ließ ich gar keine rechte Traurigkeit in mir aufkommen. — Nun bin ich wieder bei meiner geliebten Lotte und bin ſchon wieder eingewohnt in dem ſtillen einförmigen Leben hier. Wie wohl thut es uns beiden, daß wir ſo recht aus dem Herzen über Sie ſprechen können. Auch habe ich noch manches Aeußere, das mich an Sie erinnert, einen Blumenſtrauß, den Sie mir auf Stubbenkammer geſchenkt, einen Bonbon, den Sie mir noch zuletzt gaben und den ich aufheben will, bis ich einen andern von Ihnen bekomme.

Lieber Freund, ich bin doch unſäglich reich, welche herrliche Menſchen hat mein E. mir zugeführt, die ich von ganzer Seele lieben kann und bei denen ich freundliche Aufnahme finde und herzliche Erwiederung, und daß ich weiß, es iſt dies ein ſo ſicherer Schaz, der nur ſich vermehren, nicht vermindern kann. Mit welcher Freude werde ich einige Worte von Ihnen aufnehmen — Sie ſind ſehr gut, daß Sie mir ſchreiben wollen, denn es kann für Sie weiter keine Freude dabei ſein, als die, mir welche zu machen. Ich will Ihnen aber ſo oft ſchreiben, als Sie es nur leſen wollen — ich ſchreibe Ihnen ſo gern. — Leben Sie wohl, Gott erhöre meine Wünſche für Sie.

Ihre Henriette.

Schleiermacher an Henriette v. Mühlenfels.

(Ohne Datum)

Wenn Sie auch traurig geweſen wären, liebe Henriette, als wir von einander ſchieden, das wäre gar nicht nach meinem Sinn geweſen, und Sie ſollen ſich auch kein Verdienſt daraus machen, daß Sie es nicht waren. War ich es doch nicht, unerachtet ich ſo viel verließ, als ich nie ſo zuſammen gehabt habe, und von dort einem ſo öden Leben entgegen ging. Es dünkt mich immer eine Art von Undankbarkeit, wenn man die Freude an dem Bleibenden und Ewigen durch eine kleinliche Traurigkeit darüber entweiht, daß das Vergängliche ſeiner Natur nach vergeht, und es mag nur denen ziemen, die doch nur an dem Genuß in der Zeit ihre Freude haben, und nicht an dem Beſitz, den uns jener nur vergegenwärtigen ſoll. Aber freuen wollen wir uns noch recht oft, daß wir dieſe ſchöne Zeit gehabt haben, die immer eine der hellſten Stellen meines Lebens bleiben wird. Könnte ich Ihnen nur recht beſchreiben, liebe Tochter, wie ungläubig ich bin, wie höchſt ungläubig eben in dem Punkt des höchſten Glücks, und wie ich immer, auch bei unſres Gleichen, zittre, daß ſich ein Irrthum eingeſchlichen hat! Aber mit welchem ſichern Blicke ſah ich immer auf Euch Beide! Wie ohne Sorgen konnte ich Alles auf Euch legen, was ich von den Glücklichſten fordere, und wie freute ich mich, daß die Herz, die ſo ganz meinen Unglauben theilt, auch ſo ganz meine Zuverſicht und meine Freude theilte. — Ja wohl beſitzen Sie viel, meine liebe Tochter, und ich geſtehe Ihnen mit väterlicher Freude und Eitelkeit, daß mir eine ſo reiche Partie noch nie vorgekommen iſt, und auch lange keine ſo vollkommene Anwendung der alten Regel, daß Gut wieder nach Gut geht; aber ſeien Sie nur ruhig, liebe Henriette, Sie ſollen es ſchon nicht allein genießen, und wie wir Alle mit zu Ihrem Gut gehören, ſo wollen wir ſchon Alle auch mit davon leben. Nur das verſtehe ich nicht, warum Sie ſo beſonders darauf ausgehen wollen, den Ehrenfried recht glücklich zu machen. Iſt denn das etwas Fremdes und Einzelnes, daß Sie es ausdrücklich bewerkſtelligen müſſen? Ich denke, wenn die Kette des ganzen Lebens, die Liebe, nur iſt wie ſie ſein ſoll, ſo kommt bei dem ganz natürlichen Leben und Fortwirken das Muſter von ſelbſt heraus, und ich habe noch nie einen beſonderen Wunſch hierüber gehört. Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, ſo denken Sie gar nicht daran; mir iſt bange, Sie möchten ſonſt was verkünſteln wollen. Aber ich rede wohl ganz unnüz und es iſt Ihnen gewiß ebenſo. — —

Schleiermacher an Charlotte P *).

Stolpe, den 28ſten Juli 1804.

„So gar nicht tröſtlich fangen Sie an, meine liebe Freundin? Habe ich wirklich nichts Beſſeres zu hoffen, und nur das einzige Mal ſoll ich hören, daß ich Ihnen etwas lieb bin? Und was hilft es mir eigentlich zu wiſſen, daß Sie mich kennen, wenn Sie gar nichts weiter mit mir zu ſchaffen haben wollen? Eigentlich verſtehe ich das von Ihnen, die ſo gern und viel Briefe ſchreibt, gar nicht recht; ich hatte mir einen andern Plan gemacht und ich dächte, Sie bekehrten ſich von Ihrem unerfreulichen zu meinem. Mir fiel das gar nicht ein, daß alles Schöne, was mir auf Rügen geworden, nun mit den paar zwar ſehr ſchönen Wochen ganz abgethan und ausgenoſſen ſei, oder wenigſtens nur von beiden Theilen in einſeitiger Erinnerung nachgenoſſen werden ſollte, ſondern ich hoffte, es ſollte ſich überall etwas bleibendes auch gemeinſchaftlich fortgehendes anknüpfen. Können Sie denn das nicht machen, hindert Sie etwas Beſonderes?

Schon ehe ich Sie ſah, hatte ich etwas gegen Sie auf dem Herzen und ich habe mündlich nicht dazu kommen können. Laſſen Sie mich immer damit anfangen. Es gehört dazu voran das Bekenntniß, daß ich in Stralſund angefangen habe Ihre Briefe an Willich zu leſen. Das mag er nun verantworten; ich kann es Ihnen doch nicht verheimlichen. Da ſagen Sie, wenn ich ſo wäre, wie ich mich in den Monologen darſtelle, ſo müßte ich ein außerordentlich vollkommener Menſch ſein. Nun glaube ich, wenn Sie mich kennen, werden Sie mir Wahrheit zutrauen, und doch kann ich nicht leiden, daß Sie glauben, ich wäre ein außerordentlich vollkommener Menſch, weil ich es eben nicht bin, und ich muß alſo gegen den Zuſammenhang Ihrer Folgerungen förmlich proteſtiren. Ich habe in den Monologen meine Ideen dargeſtellt,

---

*) Eine Freundin von Charlotte v. Kathen und E. v. Willich.

freilich nicht todte Gedanken, die man ſich im Kopf ausrechnet, daß es ungefähr ſo ſein müſſe, ſondern Ideen, die wirklich in mir leben und in denen ich auch lebe. Aber dieſe Ideen ſind mir freilich nicht als Feengeſchenk eingebunden, ſondern ſie ſind mir, wie dem Menſchen alles Beſſere kommt, erſt ſpäter aufgegangen nach mancher Verirrung und Verkehrtheit, und ihre Darſtellung in meinem Leben iſt alſo immer nur fortſchreitend im Streite mit den Einflüſſen und Ueberreſten des früheren. Wenn demohnerachtet in den Monologen keine Spur von einem Streit mit mir ſelbſt zu finden iſt, ſo kommt das nur daher, weil ich eben darin reſignirt bin, daß der Menſch nur fortſchreitend werden kann. Deshalb nun hatte ich auch kein Intereſſe dabei, den Punkt, auf den ich eben ſtehe, auseinander zu ſezen. Da iſt nun von Vollkommenheit noch gar nicht die Rede, und doch haben Sie ſie gewiß nur in dieſer Beziehung mir zugeſchrieben. Denn die Ideen ſelbſt zeichnen mich nicht aus vor meinen Freunden, die ſie ja Alle auch als die ihrigen erkannt haben und nicht erſt von mir angenommen; denn man nimmt keine Ideen an. Alſo, liebe Lotte, ſchwören Sie Ihren Irrthum ab (darunter begreife ich auch die Verehrung) und lieben Sie auch den Unvollkommnen. Sie ſehen, dies iſt ein Punkt, über den ich nicht ganz ruhig ſein kann, und ich binde Ihnen meine Ruhe darüber auf's Gewiſſen.

Schleiermacher.

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Stolpe, den 4ten Auguſt 1804.

Das wußte ich ja wohl, geliebte Freundin, daß ich in Ihrem Herzen lebe, und darüber könnte mir ſo wenig ein Wunſch einfallen als ein Zweifel. Aber eben auch recht viel in Ihren wirklichen Gedanken zu ſein, und wo möglich ſo in Ihr äußeres Leben verflochten, wie es die Gegenwart thun würde, das wünſche ich mir, weil ich mehr als jemand ſelbſt erfahre, daß das nicht immer in gleichem Maaß und Verhältniß ſteht mit dem Leben befreundeter Seelen in unſerm Herzen. Darum freue ich mich auch meines Baumes in Ihrem Holze*) und jeder neuen äußern Erinnerung an mich. Aber freilich ſind die Frauen auch darin glücklicher als wir; ihre Geſchäfte begnügen ſich mit einem Theil ihrer Gedanken, und die Sehnſucht des Herzens, das innere ſchöne Leben der Phantaſie, beherrſcht immer den größeren Theil. Wenn ich mich hingegen zu meiner Arbeit hinſeze, ſo muß ich ordentlich von meinen Lieben Abſchied nehmen, wie der Hausvater, der ſeine Geſchäfte auswärts hat, und wenn mir während derſelben ein Gedanke an ſie mit Bewußtſein durch die Seele geht, ſo kann ich ihm nur eben freundlich zunicken, wie der Vater den Kindern, die ihn umſpielen, mit denen er ſich doch aber jezt nicht abgeben kann. Mir geht es aber überall ſo, wohin ich ſehe, daß mir die Natur der Frauen edler erſcheint und ihr Leben glücklicher, und wenn ich je mit einem unmöglichen Wunſche ſpiele, ſo iſt es mit dem, eine Frau zu ſein.

Sie haben mir einen ſchönen Tag Ihres Lebens mit zu genießen gegeben, theure Freundin. Wie bedeutungsvoll ſind Sie in das thätige Leben wieder eingeweiht worden, indem Sie ein ſtarkes Gefühl von der Kraft und dem Glück der Freundſchaft mit hinein genommen. Wie gut iſt es für die armen Enterbten wie ich, daß ſelbſt Gattinnen und Mütter, die wohl genug haben konnten an dieſer großen Beſtimmung, und auch in den Freuden derſelben Stärkung genug finden für ihre Pflichten, doch den Segen der Freundſchaft gern anerkennen. Wohin ſollten wir ſonſt mit unſrer Liebe, und wie könnten wir unmittelbar eingreifen in das größte und ſchönſte Geſchäft der Menſchen. — Ich habe nun auch Ihre Kinder geſehn; mein Auge hat mit herzlicher Liebe auf ihnen geruht, und an dem Tage, als Sie Sich dem ganzen Kreiſe Ihrer Thätigkeit wiederſchenkten, haben Sie meiner ſo ſchön gedacht. Thun Sie mir nun auch die Liebe, mir recht oft von den Kleinen zu reden, und mich mitgehn zu laſſen mit ihrer Entwicklung und mit allen Ihren Mutterſorgen und Mutterfreuden.

---

*) Schleiermacher war im Scherz ein Baum in dem zum Gute gehörigen Wäldchen geſchenkt worden.

Sie wünſchen recht viel zu wiſſen von Eleonore und das freut mich ſehr. Auch hat es mir ſchon oft leid gethan, daß ich nicht Briefe von ihr mitgenommen habe nach Rügen. — — Sie können denken, daß es mir ein liebes Geſchäft iſt, Ihnen das liebſte zuzuführen, was ich habe. — — Ihr geliebten Seelen alle auf der ſchönen Inſel, wie habt Ihr mir das Herz gefüllt und erweitert! Was für ein herrliches Ganze bildet der Verein, dem ich auch angehöre! Wenig fehlt, ſo iſt alles Schöne darin zu finden, was wir in der Menſchheit lieben. Auch ich habe mein eigen Theil, was ſonſt keiner hat, und es ſtärkt mich, daß ich nichts mehr allein thue, ſondern Alles in Eurem Namen. Und wie ſchön ſchließen wir uns auch Alle in gleichem frommen Sinn an den liebenden und bildenden Chriſtus an. Seit ich die Brüdergemeinde verließ, habe ich mich noch nicht wieder ſo meines Chriſtenſinns und Chriſtenthums gefreut, und ſeine Kraft ſo lebendig um mich her verbreiten geſehn. Schl.

Henriette v. Mühlenfels an Schleiermacher.

Götemitz, den 3ten September 1804.

Noch einmal, ehe ich in das neue Leben eintrete, verlangt mich recht, Ihnen ein paar Worte zu ſagen, mein Vater! Sie haben ſo lange nichts von mir gehört — alle die Rügen'ſchen Ihrigen haben an Sie geſchrieben und ich immer nicht, aber ich weiß es doch ſo ſicher, daß Sie wohl wußten, wie oft, wie innig ich Ihrer gedacht habe und wie nur äußerliche Unruhen mich an der Mittheilung ſtörten. Wie hätte ich Sie auch vergeſſen können, und in dieſer Zeit, in dieſem heiligen Moment meines Lebens ſind Sie mir näher als je. Als ich geſtern das Abendmahl nahm, fühlte ich Gottes Freundlichkeit, fühlte, daß ich mich dem Bunde der Heiligen nähern durfte. Sie ſchwebten mir lebendig vor und alle die herrlichen Seelen — mein ganzes Leben, durch Liebe ſanft verklärt, ſtand vor mir, wie ein ſtiller friedlicher Tag, an dem eine warme ſchöne Himmelsluſt weht — das alles durchdrang mich mit inniger Rührung, — der Gedanke an meinen E., der zu gleicher Zeit mit mir dieſe heilige Handlung beging, die nahe Trennung von meiner Lotte, die vor uns liegenden feſtlichen Tage — o, ich habe ſo viel, daß mein Herz kaum weit genug iſt, Alles zu umfaſſen, alles zu fühlen. Morgen ſehe ich E., übermorgen iſt der Tag, an welchem ich mein ganzes Leben in ſeine Hand gebe und o mit welcher Zuverſicht, mit welcher Ruhe! —

Den 7ten, Donnerſtag.

Zu Ihnen komme ich heute, mein Vater, mit gerührtem Herzen, Ihr Seegen, Ihre Liebe, das iſt ein köſtlicher Brautſchaz, den wollen wir immer mit uns führen unſer ganzes Leben hindurch, ſo wie Gottes Friede wird über uns walten und ſeine Herrlichkeit uns immermehr wird offenbar werden. Unſer Leben wird in Chriſti Namen ſein und er wird bei uns ſein. Die Zuverſicht, mit der Sie auf uns blicken, thut mir unausſprechlich wohl und ich fürchte mich nicht. Ich weiß, daß ich unverwandten Auges werde hinſehen auf das große Ziel der Menſchen, das auch das meine iſt, das in der Unendlichkeit ruht. In der ſchönen Beſtimmung, die mir geworden, in der Welt der Liebe, in der ich lebe, werden alle Kräfte, die in mir ſind, ſich frei entwickeln, — aber ſonſt bin ich arm und ſchwach.

Vertrauen Sie immer ganz meinem Willen, aber nicht zu viel der inneren Kraft. Wie waren Sie vorgeſtern ganz bei uns! In dem Augenblick, da wir eingeſegnet waren und einander in höchſter Rührung und Freude um den Hals fielen, riefen wir uns zu, Schleiermacher und Jette; da gab uns unſer Bruder Ihren Brief und wir fühlten recht, wie Sie uns lieben, wie wir Ihnen angehören. — —

Schleiermacher an E. v. Willich und Henriette v. Mühlenfels.

Den 5ten September 1804.

Ihr habt mich eingeladen, lieben Freunde, und da bin ich nun, unter Euch Allen, zu leben und zu lieben. Iſt nicht der Geiſt des Menſchen da, wo er wirkt? Dann bin ich gewiß nur bei Euch, und unſere Freundin in Berlin iſt aus ihrer einſamen Zelle auch bei Euch eingekehrt. Ich weiß nicht, wer Euren Bund einſegnet, vielleicht ein ganz fremder Menſch. Aber wenn er nicht nach Euren Herzen ſpricht, ſo hört nicht ihn, ſondern mich. Ihr wißt, wo das Weſentliche meiner Traurede ſteht, in den Monologen. Ihr kennt auch das ſchöne Geheimniß von Chriſto und der Kirche, wie ſie ſich bildet durch ſeine Liebe, wie ſie auch ihn verherrlicht und erhöht, und wie ſie die ganze Welt auf's Neue gebiert und heiligt. Ihr wißt das ſchöne Gebet Chriſti, daß ſie mit ihm und in ihm eins ſein möge, und ſo könnt Ihr auch wiſſen, was ich Euch ſagen würde.

Liebe Tochter, ich vertrete heute Vaterſtelle, und gebe Dich dem Manne, der mein Freund und Bruder iſt. Du kennſt das Auge voll ſüßer Thränen, das oft auf Deinem lieben Geſicht geruht hat. So ſchwimmt es auch jezt in väterlicher Wonne und in heiliger Wehmuth und ſegnet Dich zu allen Freuden und Sorgen, die aber Dir immer Beides ſein werden, und zu Allem, was die Menſchen Pflichten nennen, was aber aus Deinem ſchönen Herzen immer als freie Liebe hervorgehen wird, und zu dem großen Berufe, dem Du entgegen gehſt, dem heiligſten, den der Menſch erreichen kann. — Und Du, mein geliebter Bruder, wenn Du das ſüße Mädchen aus den Händen unſrer theuren Charlotte empfängſt, nimm ſie auch aus den meinigen. Sie hat ſich mir als Tochter gegeben, und ſo hoffe ich, meine Liebe zu ihr iſt ein Brautſchaz, den Du nicht verſchmähen wirſt. Du wirſt ihr Alles ſein, Vater, Bruder, Sohn, Freund, Geliebter; und doch werden wir Alle auch Euch ſein können, was uns gebührt. Ihr wurzelt die junge Pflanze Eurer Ehe in ein ſchönes Land, von herrlichen Freunden umgeben. Einem immer ſchönern Leben entgegenſehend, wird ſie herrlich gedeihen von dem vielfachen Segen, der darauf ruht. Auch ich will noch unter ihrem Schatten ruhen, von ihrem Blüthendufte genießen und von ihren Früchten brechen, wenn ich die eigne kränkelnde Pflanze nicht groß ziehen kann. Gedeihe ich aber auch noch, ſo wollen wir gemeinſchaftlich ein wirthbares freundliches Obdach bilden unter dem alle unſre Freunde die einſame Ruhe und Thätigkeit finden, und zu dem Alle, die das Gute und Schöne lieben, gern wallfahrten ſollen. — Auch unſer Bund, lieber Freund, wird heute auf's ſchönſte gekrönt. Du und ſie, Ihr werdet mir heut über alle Gefahren hinausgerückt, und durch Eure Liebe, wie durch Eure Ehe, nenne ich Euch mit rechter Sicherheit mein. Ich wiege Eure Ehe am Tage ihrer Geburt in Vaterarmen und lächle ſie an mit Vateraugen. Laßt mich ſie recht oft ſehen in ſchmeichelnder Kindlichkeit, in fröhlichem Muthwillen, in heiligem Ernſt! Laßt alle unſre Freunde mit mir Eurem Bunde zurufen, frühe Weisheit und ewige Jugend! Verborgnes Leben vor der Welt, aber reich und rüſtig im Gefühl der Unſterblichkeit! Ich fühle mich ſtark in Euch und Eurem Heil, und umarme Euch mit aller Liebe deren mein Herz fähig iſt!

Aus

Schleiermacher's Leben.

In Briefen.

Zweiter Band.

Von Schleiermacher's Anſtellung in Halle — October 1804 —
bis an ſein Lebensende — den 12. Februar 1834.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1858.

III.

Von Schleiermacher's Anſtellung in Halle (October 1804) bis zu ſeiner Verheirathung im Mai 1809.

In Halle, wohin Schleiermacher im October 1804 ging, ſchloß er mit Steffens einen herzlichen Freundſchaftsbund, wenngleich ihr unmittelbares Zuſammenwirken durch die Auflöſung der dortigen Univerſität, in Folge der Stürme der Zeit, ſchon im Jahr 1806 wieder aufhörte. Dort nahm er auch ſeine jüngere Halbſchweſter Nanni zu ſich, welche in ſeinem Hauſe blieb (auch nach ſeiner Verheirathung, in Berlin), bis ſie im Jahr 1817 E. M. Arndt's Frau wurde. Im Februar 1807 ſtarb ſein Freund Willich an dem in dem belagerten Stralſund herrſchenden Nervenfieber, damals noch nicht 30 Jahr alt, und hinterließ ſeine damals 18jährige Witwe mit einer kleinen Tochter, und ein Sohn wurde erſt nach dem Tode des Vaters geboren. Sie lebte ſeitdem mit den Kindern auf der Inſel Rügen, in der Nähe von lieben Verwandten, und die Verbindung mit Schleiermacher im ſchriftlichen Verkehr wurde immer inniger.

Während ſeines Aufenthaltes auf Rügen im Sommer 1808 verlobten ſie ſich und im Mai 1809 führte Schleiermacher ſeine Braut nach Berlin heim, wo er bald wieder eine feſte Stellung an der neugegründeten Univerſität und in andren Wirkungskreiſen gewann. Schleiermacher war damals im 41ſten Jahre und ſeine Braut hatte kürzlich das 21ſte Jahr zurückgelegt. Anfangs noch ſehr geſchloſſen und beherrſcht von dem überwiegenden und ſo viel gereifteren Geiſte Schleiermacher's, entwickelte ſich, von ihm genährt, ihr eigenthümliches Weſen ſpäter doch immer entſchiedener und ſelbſtſtändiger an ſeiner Seite, was allerdings auch recht eigentlich im Sinne Schleiermachers war — und wie andrerſeits auch dieſes wieder nicht ohne lebendige Einwirkung auf Schleiermacher's Entwicklung bleiben ſollte, darüber hat er ſich in ſeinen ſpäteren Briefen mehr als einmal ausgeſprochen. —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Montag, den 1ſten October 1804.

— — Ach ich möchte Ihnen ſo gern ſagen, wie ſchön, wie glücklich wir leben und ich kann es doch nicht — — ſähen Sie Ihre Tochter jetzt einmal, Sie würden wohl die Alte in ihr wiederfinden, aber neubelebt ihr ganzes Weſen und in Allem ihre innere Freude, das Gefühl des höchſten Glückes ausgedrückt. So meinen es wenigſtens, die um mich ſind, und ich fühle wohl, daß ſie Recht haben. — —

Wie mein E. nun immermehr mein ganzes Herz hingenommen, wie mir jetzt zu Muthe iſt, wenn er bei mir iſt und wenn entfernt, und wenn ſein lieber Blick ſo liebend auf mir ruht — das iſt die Erfüllung Ihrer Verheißung, das wußten Sie wohl, als Sie mich tröſteten — Ihr Blick drang bis in dieſe Zeit. — — Das darf ich auch wohl behaupten, daß in unſrem Leben eine innige ſchöne Harmonie alles begleitet, und ſie iſt es doch auch nur allein, die das Gefühl der reinen ſtillen Wonne bei Allem, bei jedem Geſchäft, bei jedem an ſich unwerthen ſicher bewahrt und lebendig erhält. — —

Schleiermacher an E. und H. v. Willich.

Halle, den 17ten October 1804.

Ihr müßt es wiſſen, meine lieben Freunde, daß in meinem Herzen kein ſolches Schweigen geweſen iſt gegen Euch, wie in meiner Feder, darum ſag' ich es Euch nicht erſt. Ja Ihr wißt es, daß Ihr mir ein Glück gebt durch das Eurige, wie es mir bisher noch nicht geworden iſt und auch außer Euch nie mehr werden kann. Denn kann ich Euch auch unmöglich eine ſchönere Ehe wünſchen oder weiſſagen als Wedeke's iſt, ſo habe ich dieſe doch nicht ſo vom erſten heiligen Anfang an mitgeſehen und mitgenoſſen. Darum erlaßt es mir nur Euch zu ſagen, wie ich die erſten Mittheilungen Eures neuen vollen Lebens gefühlt habe. Sie waren mir ſelbſt ein Hochzeitsfeſt, eine bräutliche Umarmung meiner ſchönſten, geliebteſten Idee. Wie bin ich mit Euch und um Euch geweſen und bin es immer noch! gewiß, es giebt keinen ſtärkeren Gegenſaz, als mein Leben mit Euch und mein gar nicht Schreiben. Straft mich nur nicht für das, was mich ſelbſt genug gequält hat, ſondern ſtillt meine Sehnſucht recht bald. Neues habt Ihr mir freilich nicht zu ſagen; es iſt derſelbe Geiſt, dasſelbe Leben, aber die einzelnen Momente deſſelben ſind mir eben ſo wichtig als Euch, und mich verlangt, ſie Alle nachzuleben. Habe ich nicht ordentlich geweiſſagt von Euch in den Monologen? machſt Du mir nicht meine eignen Empfindungen ganz neu und lebendig zur Wahrheit, Ehrenfried, wenn Du ſagſt, Dein Weib wäre Dir Tochter und Geliebte, Mädchen und Mutter? glaubt nur, lieben Menſchen, ich ſchwärme ordentlich über Euch! ich liebe Eure Ehe gleichſam noch außer Euch ſelbſt, wie ein eignes Weſen, leidenſchaftlich möcht' ich ſagen, aber zart und heilig, und ſo ſoll es wohl auch ſein in mir; denn ſie iſt ja etwas Wahres, Schönes und Heiliges ganz eigen für ſich. Ich rechne ſchon nach halbjährigen Sprüngen, denn das iſt jezt meine einzige Zeitrechnung, wann ich wohl werde bei Euch leben können und Euer Himmelreich mit eignen Augen ſchauen, und ob ich Euch dann auch meinen eignen Himmel mitbringe, nicht gerade einen Wolkenhimmel in einen Freudenhimmel, aber doch einen verbleichten deutſchen in einen glänzenden, ſchimmernden, italieniſchen.

Von meiner eigentlich ſehr ſchlechten und zerriſſenen Exiſtenz in Berlin wird die Herz Euch wohl geſchrieben haben. Für den Genuß war nicht recht viel dabei. Viel iſt mir auch verloren gegangen durch den unerwarteten Tod der herrlichen alten Räthin Spalding, auf die ich mich ſo beſonders gefreut hatte, und ſie ſich auch etwas auf mich. Johannes Müller, der Schweizer, war mir für den Geiſt eine erfreuliche Erſcheinung, und die mich wieder recht auf meine Nichtigkeit, was das Wiſſen betrifft, geführt hat, weit mehr als alle hieſige Gelehrte, die ich bis jezt geſehen habe. In einer ganz andern Hinſicht war es mir erfreulich, in nähere Bekanntſchaft mit Delbrück, dem Prinzenerzieher, zu kommen. Er ſprach abſichtlich mit mir, und viel, über die religiöſe Bildung des Kronprinzen, er ſchien gern auf mich zu hören und viel mit meinen Ideen übereinzuſtimmen. Gepredigt habe ich auch einmal in Berlin und es ſchien doch auf viele Menſchen gut zu wirken. Aber ohnerachtet eine Stelle am Dom leer wurde, gerade bei meiner Ankunft, wollte das Cabinet mich doch nicht dort laſſen, ſondern mich lieber hierher ſchicken. Viele wunderten ſich darüber, aber ich fand es ganz natürlich, da man, um mich hierher zu bringen, Schritte gethan hat, die eine Regierung nicht gern wieder zurücknimmt. Mein Empfang hier iſt von allen Seiten ſehr gut geweſen. Die Hauptſache iſt freilich noch zurück, wie nämlich die Studenten mich goutiren werden und wie mir das Collegia leſen gerathen wird. Montag gehen ſie an, und ich leſe dieſen Tag gleich drei Stunden, um mit Gewalt hineinzukommen. Anſtatt der chriſtlichen Moral bin ich durch allerlei Umſtände in die philoſophiſche hineingeworfen worden, und es iſt wohl auch eben ſo gut, daß ich dieſe zum Grunde lege; nur daß ich mit der Anordnung des Ganzen nicht zu Stande bin, und mich fürchte, gar ſehr vieles bei dieſem erſtenmale zu vergeſſen. Vorgearbeitet habe ich immer noch gar nichts beſtimmtes und muß nur in dieſen drei Tagen noch den allgemeinen Entwurf zu allen drei Collegien aufſezen. Mit dem akademiſchen Gottesdienſt iſt es noch in ziemlich weitem Felde, weil man über das Lokal und allerlei äußerliche Umſtände noch nicht im Reinen iſt.

Nun, lieben Freunde, Gott befohlen, — Gott ſegne Euch, Kinder, fühlt Ihr es denn auch recht oft, daß wir Alle immer bei Euch ſind? — Der Entſchluß meine Schweſter auf Oſtern zu mir zu nehmen ſteht feſt.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Halle, den 22ſten October 1804.

Mein Amt habe ich nun angetreten und zwar gleich alle drei Collegia angefangen. Ich bin ziemlich zufrieden mit mir, beſſer als ich dachte; was die Studenten ſind, weiß ich nicht und von Zulauf iſt übrigens gar nicht die Rede. Gemeldet haben ſich nur ſehr wenige, aber freilich waren weit mehr als die gemeldeten heute drin, von denen indeſſen viele nur als Neugierige anzuſehen ſind, die ſich wieder verlieren. Du weißt, daß ich den anfänglichen Beifall mehr fürchtete, als wünſchte, und ſo bin ich mit dieſer Lage der Sache ziemlich zufrieden. — —

Schleiermacher an E. und H. v. Willich.

Halle, den 30ſten October 1804.

Ja wohl wußte ich das, meine liebe, liebe Tochter, als ich Sie tröſtete, ja wohl ſah ich die ſchöne Zeit im Geiſte, die Euch nun aufgegangen iſt. Und wenn Ihr recht glücklich ſeid, ſo denkt nur, daß das nicht in Euren Mauern eingeſchloſſen iſt, ſondern daß es bis hierher reicht und auch mich glücklich macht. Wenn Sie einmal Zeit haben, liebe Jette, ſo beſchreiben Sie mir doch einmal Euer ganzes Leben, wie Ihr es führt in der Regel, wie Sie ſich fühlen als Hausfrau und wie Sie es handhaben, und auch wie Ihr mit anderen Menſchen lebt. Denn iſoliren müßt Ihr Euch nicht von Anfang an. Wenn Ihr Euch auch genug ſeid, darauf kommt nichts an. Jede Familie, und zumal eine ſolche wie Ihr, muß von Anfang an das Miſſionsweſen treiben und ſehen, wo ſie einen an ſich ziehen kann oder retten aus der rohen Wüſte. Und ſo denke ich mir auch jede Familie als ein niedliches trauliches Cabinet in dem großen Palaſt Gottes, als ein liebes, ſinniges Ruheplätzchen in ſeinem Garten, von wo aus man das Ganze überſehen, aber doch auch ſich recht vertiefen kann in das enge, beſchränkte, trauliche. Da müſſen alſo die Thüren nicht verſchloſſen ſein, ſondern es muß hinein können, wer Beſcheid weiß, wer den magiſchen Schlüſſel hat oder weiß, wie er die Aeſte wegbiegen muß, um den Eingang zu finden. Giebt es keine Menſchen in Eurer Nähe, die bei Euch anklopfen und gern ein wenig mit Euch leben möchten? Ihr glaubt nicht, was für Drang und Eil ich mit Euch habe; ich möchte nun auch gern ſchon wiſſen, daß Ihr Euer Licht leuchten laßt. Und es ſcheint mir immer ein großer Vorzug des Predigers, daß er, als zum zurückgezogenen Leben berechtigt, ſich von den läſtigen Conventionsverbindungen frei halten kann, und daß ihm dagegen ſo leicht aus den ſchönen Wirkungen ſeines Berufes auch die wahren Zöglinge und Freunde ſeines Hausweſens hervorgehen, denen er zu treuer Sittlichkeit und einfachem ſinnigen Lebensgenuß vorleuchtet. Wie herzlich habe ich mich mit Dir gefreut, mein theurer Ehrenfried, daß auch Dein Amt ſo geſegnet iſt. Gewiß iſt auf dem Wege im Einzelnen viel zu machen, und ich überzeuge mich immer mehr, daß er auch für die Welt der einzige iſt, wie denn der wahre auch der einzige ſein muß. Lege man nur immer den Gemüthern, die durch das thörichte Streiten über den Buchſtaben und durch die dialectiſche Frechheit des leeren Raiſonnirens irre geworden ſind, die Idee an's Herz, ſo wäre es wunderbar, wenn man dem Chriſtenthum nicht Freunde gewinnen könnte. Noch kann ich Dir nichts ähnliches ſagen von mir und meinem neuen Beruf; aber es ſoll mir an Treue und Beharrlichkeit nicht fehlen, und wenn ich nur erſt in dem Maaß, als ich in Ordnung komme mit meinem neuen Geſchäft, auch die rechte Freiheit und Sicherheit des Vortrags gewinne, ſo, denke ich, wird mein Lehren ja auch nicht ohne Wirkung ſein. Seit dem 22ſten habe ich nun geleſen. Ganz zufrieden kann ich mit dieſem erſten Anfang unmöglich ſein, aber ich gewinne doch die Zuverſicht, daß es überhaupt geht. Du kannſt denken, daß ich auch nur die Hauptſätze notire und übrigens frei rede, und dabei werde ich auch bleiben. Freilich übergehe ich noch oft etwas Einzelnes, was ich hatte ſagen wollen, oder finde, wenn ich aus dem Collegium komme, wie die ganze Darſtellung hätte klarer ſein können. Aber das wird ja Alles beſſer werden. Meine philoſophiſche Moral ſcheint ein gutes Ganze zu werden und das wird freilich auf dieſem Wege, durch das immer wiederholte Bearbeiten eher und beſſer werden als ſonſt. So auch meine Einleitung in das theologiſche Studium. Das über die Fundamentallehre leidet etwas unter dem übrigen und wird ſehr fragmentariſch; aber ſeinen Endzweck, daß es die Leute lehre, unter dem Begriff die Idee aufzuſuchen, ſoll es doch wohl erreichen. Mein Predigtamt hat immer noch nicht angefangen; ein kleiner Verzug thut mir nicht leid, ich wäre ſonſt wirklich zu ſehr überhäuft zum Anfang; hie und da kann ich nun doch ein wenig an den dritten Band des Platon denken. Adieu, lieben Freunde, Gott ſegne Euch ferner.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Halle, den 15ten November 1804.

— — Ich kann Dich nicht herzlich und wiederholt genug bitten, meine liebe einzige Jette, doch nicht ſo viel in die Zukunft hineinzuſehen. Du mußt Dir ja bewußt ſein mit Deiner Kraft, daß Du jeden Moment für ſich ſehr gut ertragen und beherrſchen könnteſt, wenn Dich nicht der Blick auf die künftigen niederdrückte. Dein Leiden entſteht alſo bloß dadurch, daß Du Dir die Schwierigkeiten condenſirſt. Man kann durch eine Fenſterſcheibe ſehr gut durchſehen, aber durch zehn hintereinander nicht mehr. Iſt deswegen jede einzelne undurchſichtig? oder hat man je durch mehr als eine auf einmal zu ſehen? doppelte macht man ja nur, um ſich zu wärmen; ſo iſt es mit dem Leben gerade! man hat ja nur einen Moment zu leben. Iſolire Dir den immer, ſo wirſt Du vortrefflich hindurchſehen, und wenn Du Dir doppelte machſt, willkürlich, ſo ſei es nur, um Dich zu wärmen, an ſonnigen Ausſichten auf Rügen. — —

Alle meine Freunde mögen manchmal gerne ein bischen Rath haben; aber ſo, daß ich Ihnen zum Troſt gereichen kann, das mag ich recht gern. Wenn ich in meiner eigenen Sache auch keinen von Euch verlange, ſo gebt Ihr ihn mir ſchon eben dadurch, daß Ihr mein ſeid.

Schleiermacher an E. und H. v. Willich.

Halle, den 21ſten November 1804.

Wie gern möcht ich heut Allen, die ich liebe, etwas ſagen! Allen daſſelbe: wie ich es fühle, wie ſie heut beſonders meiner gedenken, daß eben ihre Liebe mein höchſtes Gut iſt, ohne welches weder die Welt, noch etwas in ihr, einen Werth für mich haben würde. Euch beſonders, Ihr geliebten Beide, ſage ich es. Ihr wißt, wie mein Herz an Euch hängt, wie ich in Euch das Schönſte, was ich kenne, auf eine in meinem ganzen Kreiſe einzige Art verwirklicht ſehe, und bei der Unſicherheit und Unvollſtändigkeit eigener Ausſichten, immer wieder beruhigt auf Euch blicke. In dem heut beginnenden Jahre nicht, aber doch im nächſten, hoffe ich Euch zu ſehn. Der ſchöne Sommer hat mir das Leben wieder werth gemacht, ich habe in Euch Allen geſehn, wie doch die lebendige Mittheilung wirkt, was auch das innigſte Andenken allein nicht ſo friſch und erfreuend wirken könnte; und mein neuer Berufskreis, der doch wirklich einer iſt, hält mich mit noch andern Banden feſt. Es ſei alſo gelebt mit Euch, in Euch, für Euch und alle unſere Lieben, und die Welt nehme dann von dem, was mir auf dem unmittelbaren Wege meines Berufs vorkommt, was ſie kann. —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 25ſten November 1804, Sonntag Morgen.

„Erſt heute ſchreibe ich Ihnen wirklich und doch war meine Seele in der langen Zwiſchenzeit ſo oft bei Ihnen und beantwortete Ihre theuren Briefe. Auch fügt es ſich heute wieder ſo, daß ich an meinem lieben Sonntag Morgen an Sie ſchreiben kann. Aus alter Zeit her iſt mir der heutige Morgen ſo lieb. Als ich noch in Greifswald lebte *), hatte ich nur allein dieſen Morgen für mich und für meine liebſten Beſchäftigungen. Ich feierte ihn immer ſo ſtill und ganz unbemerkt; ich war dann allein in der Schulſtube, wo das Orgelſpiel der ſehr nah gelegenen Kirche hineintönte und das Singen der Menſchen in der Kirche. Unter den vielen Büchern um mich her hatte ich mir einige ausgewählt, in denen ich las — es waren alte geiſtliche. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie mir zu Muthe war, wie unausſprechlich wohl und wie trübe, und wie dieſe wenigen Stunden ſtiller Andacht mich hoben und mir einen Ernſt gaben, der mich während all' dem geräuſchvollen Leben der ganzen Woche begleitete. Jetzt erkenne ich recht, was dieſe Stunden mir waren, ſie erſcheinen mir als die Vorbereitungszeit zu dem gegenwärtigen Leben. Jetzt bin ich des Sonntags oft mit E. in der Kirche und nachher ſprechen wir dann über die Predigt, ich ſage ihm, was am meiſten bei mir angeklungen, und er mir auch, wo er zufrieden mit ſich geweſen und wo nicht. Das iſt dann noch eine Nachfeier. — — Uns iſt beiden nie wohler, als wenn wir ganz allein ſind, und doch kommen wir ſelten einen Tag dazu, und dann haben wir ſo viel miteinander zu plaudern, zu leſen, zu ſchreiben, daß uns dünkt, der Tag ſei recht im Fluge dahin gegangen und wir müſſen uns recht ſehnen nach einer ſtillen Stunde für unſre Freunde. Mir kommt dies ſelbſt wunderlich vor, was kann ich große Geſchäfte haben? — So gut ich kann will ich Ihnen unſer Leben beſchreiben. Unſer Vorſatz iſt, Morgens um 5 Uhr aufzuſtehen, bis jetzt iſt es uns nur ſelten gelungen. Wenn wir Licht erhalten haben und aufgeſtanden ſind, gehen wir nach unſrem Wohnzimmer, wo wir Feuer im Ofen und den Kaffeetiſch bereit finden. E. lieſt dann einige Kapitel aus der Bibel und dann etwas anderes recht ernſtes — jetzt haben wir den Platon vor. Die Reden über die Religion haben wir beendet und dazwiſchen auch ein ſchönes Buch: „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders, von Wackenroder und Tieck" geleſen. Sie können denken, wie werth mir dieſe Stunden ſind und die Verbindung mit Ihnen während des Leſens. Ihnen wird der Gedanke auch lieb ſein, daß wir Ihre Schriften zu unſerer wahren Erquickung und Erbauung erwählt haben und uns ſo ſehr wohl dabei fühlen. Der frühe Morgen iſt an ſich ſo ſchön; die Ruhe und Dunkelheit allenthalben und des Menſchen Geiſt ſo wach und neu belebt. Wenn es Tag wird, gehe ich an meine kleine Wirthſchaft. — — Sie fragen, wie ich mich als Hausfrau fühle und wie ich es handhabe? Das Gefühl der Hausfrau, die für das Ganze ſorgt und Alles nach ihrer Idee und ihrem Willen einrichten kann, iſt wohl immer recht wohlthätig und mir auch recht lieb und als eine eigene Würde. — Die einzelnen Geſchäfte, die es in der Wirthſchaft giebt, machen mir aber keine beſondere Freude, doch auch gar nicht das Gegentheil.

---

*) In Penſion.

Den 20ſten November.

— — Wie lieb war mir Ihr Brief, wie erkenne, wie fühle ich Ihre Liebe; wäre mir nur nicht oft ſo, als könnte ich ſchon viel weiter ſein, bei all' dem Schönen, das mir geworden iſt, als glauben Sie auch, daß ich ſchneller wachſe im Guten als es iſt. Wie oft wünſche ich es ſo ſehnlichſt, daß Sie einmal bei uns wären, ſo ſtill mit uns leben, daß Sie mein großes und unverdientes Glück ſähen — ach, lieber Schleier, wie groß iſt es, wie könnte ich es je verdienen. Danken und Gott lieben von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe, das will ich.

Henriette.

Schleiermacher an E. und H. v. Willich.

Den 6ten Januar 1806.

Es iſt recht ſchön, liebe Tochter, daß Sie mich ſo in Ihr häusliches Leben eingeführt haben, denn es möchte doch noch ein Weilchen darüber hingehn, ehe ich ein Augenzeuge davon werde. Daß die Zeit ſchneller vergeht als man denkt, und daß für gewöhnlich nicht Alles hinein will, was man ſich anmuthet, das iſt allgemein und muß alſo auch den Hausfrauen begegnen, auch den jüngern ſchon. Nur ſelten und ſehr im Einzelnen gelingt es mir meine Vorſätze auszuführen oder zu übertreffen, und ſeit ich in Halle bin, iſt mir der Fall, glaube ich, noch nicht vorgekommen.

Der Platon iſt keine rechte Morgenlectüre. Faſt nichts iſt für Frauen im ganzen Zuſammenhange verſtändlich oder angenehm. E. müßte ihn ſchon für ſich geleſen haben und Ihnen dann nur mit den gehörigen Ergänzungen herausleſen, was Sie erfreuen kann. Von Dir aber, lieber E., wünſchte ich, Du hätteſt Dir beim Leſen angeſtrichen, was unverſtändlich oder ungenau war, oder woran Ihr ſonſt etwas auszuſezen hattet. Es wäre mir ſehr willkommen, da ich binnen ein paar Jahren eine verbeſſerte Auflage dieſer Erſtlingsſchrift herauszugeben gedenke.

Lebt wohl, lieben Freunde, habt mich lieb.

(ohne Datum)

— — Ich kann mich nicht genug über mich ſelbſt wundern, wie ich ſo lange nicht mit Euch geplaudert habe. Freilich ein neuer Freund, von dem Ihr in dem Briefe an unſre Lotte leſen könnt und den man nur kurze Zeit hat, iſt eine zeitſpielige Sache und ich mußte ihm etwas viel von meinen freien Stunden geben, wenn wir zum ordentlichen Ausſprechen kommen ſollten. Das iſt wieder ein Beſitz, den mir vorzüglich die Monologen geſchafft haben. Wie viel habe ich dem glücklichen Inſtinkt ſchon zu danken, der mir dieſe Darſtellung herauslockte; es mehrt ſich der Segen noch immer. Nun kommen freilich noch einige Nachwehen, aber ich will ſie geduldig ertragen. Das Büchlein iſt hier, ich weiß nicht wie, unter den Studenten eingeriſſen, und daran kann ich nicht ohne Schmerz denken; denn ſie werden es auf die leere Wort-Philoſophie und den gehaltloſen Myſticismus ziehn, die unter den beſſern Köpfen Mode zu werden beginnen und der ich, was ich kann — es verſchlägt aber wenig — entgegen arbeite. Halb und halb hatte ich gehofft heut Briefe von Euch zu bekommen, aber vergeblich, und ein paar Zeilen voll der neu belebten Mutterfreude unſrer herrlichen Lotte. Laßt mich nicht lange warten, Ihr müßt nicht gleich aufrechnen mit mir in meinem arbeitvollen und doch äußerlich ſo ſehr geſtörten Leben, ſondern ſchreiben, ſo oft es Euch um's Herz iſt. Bei Euch bin ich recht viel, ach, das wißt Ihr auch Ihr lieben Menſchen! die Ihr mir das Leben zuerſt wieder lieb gemacht habt.

Lebt wohl und macht mir bald eine ſchöne Stunde und ſchreibt recht viel Frohes nach dieſen Stürmen.

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Februar.

— — Wie mag es ſein, daß oft eine Zeit hingeht, in der ich nicht viel an Sie und Jette denke und nicht ſo mit Ihnen lebe? Aber dann kommt es ſo ganz und innig wieder, lebendiges Andenken. — Ich darf auch nicht dafür geweckt werden durch irgend eine Veranlaſſung; wie höhere Augenblicke, ſo ungerufen kommt mir oft die lebendige Empfindung für Sie. Sie müſſen auch ja nicht glauben, lieber Schleier, daß ich je einen Augenblick könnte mit Kälte an Sie blos *denken*. Wenn ich Ihrer denke, ſo habe ich Sie ganz, als meinen geliebten Vater und treueſten Freund — und das ſind mir wohl köſtliche Momente — aber ich lebe nicht ſo in jeder Stunde mit meinen Freunden fort, wie ich glaube, daß einige mit ihren geliebten es gerne thun — ich lebe zu viel in der Gegenwart, weil die meine ſo ſchön iſt. Ich möchte es wohl anders, es läßt ſich wohl hier eine herrliche Verbindung finden — ich bin aber ruhig, es wird und muß noch vieles beſſer mit mir werden, ich halte mich ſehr an Ihre Worte, mich nur immer hingehen zu laſſen — ich will nichts in mir hervordrängen. — Sie werden mich auch nicht in meiner Aeußerung mißverſtanden haben — was ſpreche ich noch davon!

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Halle, den 1ſten März 1806.

. — — Wie gern wäre ich bald einmal bei Ihnen, um das ſchöne Leben zu ſehen! Gute, Liebe! es kann wohl kein Vater öfter und herzlicher und mit innigerer Liebe an die liebſte Tochter denken und ſich ſelbſt verjüngen im fröhlichen Mitgenuß des ſchönſten Glückes.

Nun, wenn das nächſte Jahr ſo weit vorgerückt iſt als dieſes, dann hoffe ich beſtimmen zu können, wann ich zu Euch komme, — ach, Gott gebe nicht *allein*, ſondern mit der herrlichen E. — Welche Freude haben Sie mir gemacht und die herrliche Charlotte mit der tiefen, innigen Liebe zu der geliebten Seele, die Euch plötzlich ſo ſchön und klar aufgegangen iſt, mit dem anlockenden zauberiſchen Zuruf Eurer ſchweſterlichen Freundſchaft. Wie reich bin ich durch Euch Alle, Ihr lieben Menſchen! und wie freue ich mich, dieſen ganzen Reichthum E. zuzubringen und ſie einzuführen in dieſen Freudenhimmel von Freundſchaft und Liebe. Ich allein wäre doch zu wenig für ſie; aber mit dieſem Talisman will ich wohl ihre Wunden heilen und ihr Leben mit unverwelklichen Blumen bekränzen. — —

Den 12ten.

„Neulich habe ich auch einmal wieder gepredigt. Mich verlangt recht, in meinem eigenen Amte wieder von dem heiligſten öffentlich reden zu können — — und ich denke, wenn ich Eleonore erſt hier habe, wird noch ein ganz neuer ſchöner Anhauch in meine Vorträge kommen und alle werden ſein, wie jezt die beſten und gelungenſten ſind. Ob es unſrem E. eben ſo iſt, wenn er neben Ihnen an ſeiner Predigt arbeitet? Es muß ja Alles ſchöner werden durch die Nähe der Liebe. — —

Adieu, meine liebe Tochter, ich ſehe Ihnen mit Freude in das klare liebe Auge. Sie wiſſen es, Sie und Ehrenfried, wie ich im Geiſte bei Euch bin.

Schleiermacher an E. v. Willich.

(ohne Datum)

„— — Vor acht Tagen habe ich zum erſten Male hier eigentlich gepredigt in der Kirche (noch nicht in meinem Amte, das iſt leider noch im weiten Felde, ſondern nur für einen Andern); dabei habe ich eine große Freude gehabt an Steffens, der es zufällig erfuhr und in der Kirche war, wie lebendig er nachher begeiſtert war und mich glücklich pries um das ſchöne Geſchäft und bezeugte, es wäre doch das einzige, wo man gleich fertig und im Mittelpunkt wäre, und ein nothwendiges Korrelat der wiſſenſchaftlichen Anſicht, die doch immer nur halb vollendet wäre — gerade wie ich das Verhältniß in meiner Ethik aufgeſtellt habe. Dieſer ſo unerſchöpflich tiefe Geiſt, der zugleich ſo ein liebenswürdiges, durch alles Gute bewegliches, kindliches Weſen hat, macht mir faſt jedes Mal, wenn ich einige Stunden mit ihm zubringe, neue Freude auch dadurch, daß, wo nur Natur und Geſchichte in ihrem Endpunkte ſich berühren, wir immer in unſern Anſichten zuſammentreffen.

Meine Vorleſungen werden mir faſt von Tage zu Tage leichter und gerathen mir klarer in der Zuſammenſtellung und im Ausdruck bei geringerer Vorbereitung als anfänglich, und die Ethik ſowohl als meine Behandlung der Dogmatik werden, denke ich, gute Wirkung thun. Doch habe ich noch immer Angſt vor jedem neuen Curſus. Im Sommer geht es an die Hermeneutik, und dieſe ſo recht aus der Tiefe herauszuſchöpfen iſt ein großes Unternehmen, in welchem ich noch gar nicht Beſcheid weiß, und doch ſoll ich, ehe zwei Monate hingehen, damit anfangen. Dies iſt aber auch das einzige neue Collegium, das ich im Sommer leſen werde, denn der Platon wird mich ſcharf drängen. Es freut mich recht, daß Du ihn mit Jettchen ſo ordentlich lieſt, und ich denke jezt viel daran bei der Arbeit. Recht ſchöne, tiefe Blicke und auch recht ſinnige Grübeleien wird ſie auch im dritten Bande finden.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Halle, den 27ſten März 1805.

Vor einigen Tagen hätte ich gar zu gern an Dich und an alle meine Lieben geſchrieben, recht in der erſten Wärme der Begeiſterung, als ich von einer Parthie auf den Petersberg mit Steffens und zwei ſeiner vertrauten Freunde zurückkam. Es war eigentlich von meiner Seite eine kleine Tollheit, denn wir gingen Sonnabend und kamen erſt Sonntag Morgen zurück, nur anderthalb Stunden, ehe ich die Kanzel beſteigen mußte, um die Gedächtnißrede auf die Königin zu halten, bei der ich einen großen Theil der Akademie gegenwärtig glauben mußte. Aber ich danke meinem Inſtinct, der mich manchmal grade zu ſolchen Tollheiten am ſtärkſten treibt; denn ich habe lange nicht einen ſolchen Genuß gehabt. Ich habe Dir wohl lange nichts von Steffens geſprochen, und ich habe ihn ſeitdem erſt näher kennen gelernt, ſo daß ich Dir jezt ganz anders von ihm reden kann. Und wie? Du weißt, liebe Freundin, ich bin eben ſo wenig hochmüthig als beſcheiden; aber nie habe ich einen Mann ſo aus vollem Herzen und in jeder Hinſicht über mich geſtellt, als dieſen, den ich anbeten möchte, wenn es Mann gegen Mann geziemte. Zuerſt, ſeine Ehe iſt eine rechte Ehe im ganzen Sinn. Man ſieht äußerlich nicht viel davon, aber es iſt innerlich die ſchönſte Wahrheit. Mit welchem Enthuſiasmus ergießt er ſich über ſein Verhältniß mit ihr, mit welcher Kindlichkeit giebt er den vertrauteren Freunden kleine Züge von ihrer Tiefe, von ihrer Religioſität, von ihrer Eigenthümlichkeit, immer mit den ſchönſten Thränen in den Augen. Und dann, der ganze Menſch iſt über alle Beſchreibung herrlich, ſo tief, ſo frei, ſo wizig, als Friedrich Schlegel nur immer ſein kann. Im philoſophiren mit einer viel größeren Lebendigkeit noch, mit einer glühenden Beredſamkeit, ſelbſt in unſerer ihm eigentlich fremden Sprache, iſt er nicht nur durchaus rechtlich und von aller Parteiſucht entfernt, ſondern durch und durch heilig und in dem Sinn, in welchem ich es ehren und lieben muß, milde. Kannſt Du Dir denken, wie der erſte Naturphiloſoph bis zu hellen Thränen gerührt von einem köſtlichen Sonnenuntergang ſcheidet, den wir oben hatten? Aber dieſer iſt auch ein wahrer Prieſter der Natur. Es war, ſeit er verheirathet iſt, d. h. ſeit beinahe zwei Jahren, das erſte Mal, daß er 24 Stunden von ſeiner Frau getrennt war. Du kannſt Dir denken, wie voll er von ihr war, und nun das Leben unter den alten Felſen und die herrliche Ausſicht oben und die Luſt, die uns die friſche Luft gab, und die Freiheit! Der heiligſte Ernſt und die luſtigſte Tollheit gingen ſo durcheinander und machten ein ſo ſchönes Ganze, wie man es nur ſelten in dieſem Leben findet.

Und ſo waren wir Sonntag noch den ganzen Tag, Mittag bei Steffens, Abends in Giebichenſtein. Es iſt auch zwiſchen Steffens und mir eine wunderbare Harmonie, die mir große Freude macht und mir gleichſam eine neue Bürgſchaft giebt für mich ſelbſt. Wenn er im Geſpräch ſittliche Ideen äußert, ſo ſind es immer die meinigen, und was ich von der Natur verſtehe und von mir gebe, fällt immer in ſein Syſtem. Auch unſere Zuhörer bemerken es, wie wir uns (von ganz verſchiedenen Seiten ausgehend, alſo daß es nichts anderes ſein kann, als die reine innere Harmonie) immer im Mittelpunkt vereinigen und einander in die Hände arbeiten. — —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Halle, den 6ten April 1805.

— — Aber nun zu Ihnen, liebe, ſüße Tochter, zu Ihrem herrlichen Glücke, das mich ſo innig noch immer, wenn ich es denke, zu den ſüßeſten Freudenthränen bewegt. Nun iſt ſie da, Deine letzte ſchöne Vollendung, Deine herrlichſte Würde, Du geliebtes Kind meines Herzens! Was ſoll ich Ihnen ſagen von meiner väterlichen Freude? Jeder Gedanke an Sie iſt ein Gebet und ein Segen im Namen der Liebe und der heiligen Natur. Ich vertiefe mich in Ihr Bild, wie das neue Glück aus Ihren Augen hervorglänzt, in Freude, Stolz und Demuth! Und wie rein, heilig und natürlich die erſten mütterlichen Gefühle aus Ihrem ſchönen Herzen hervorgehen! Ach, ich danke es Ihnen recht, daß Sie meine Tochter ſein wollen; Sie haben eine Freude in mein Leben gebracht, der ich nichts vergleichen kann; es iſt eine ganz eigne, wunderſchöne und liebliche Blume in dem herrlichen Kranz, den mir das gute Geſchick geflochten hat. Aber es iſt auch das nichts Gemachtes zwiſchen uns, ich bin auch ſo recht und wahr Ihr Vater, wie es nur immer Ihr natürlicher ſein könnte!

Ja, Sie werden eine recht glückliche Mutter ſein in jeder Hinſicht, ich wollte es Ihnen weiſſagen und meinen ganzen prophetiſchen Geiſt verpfänden auf die Erfüllung. — — In einer wahren Ehe wie Ihre, bei einem frohen unbefangenen Sinn und einem reinen Herzen voll Liebe, macht ſich das Erziehen von ſelbſt. Es gibt vom Vertrauen aus, daß aus dem Schönen nur Schönes entſtehen kann, will nichts ſein, als leiſe freie Anregung des edeln Keims, der gewiß da iſt, und begehrt nicht zu meiſtern und zu klügeln an jeder kleinen Einzelheit. O, liebe Jette, wir wollen noch recht viel davon ſprechen in dieſer ſchönen Zeit, und ich weiß gewiß, wir werden immer einig ſein, und unſre Phantaſien über den ſchönen Gegenſtand werden ſich auch lieben und umarmen, wie Tochter und Vater.

Nun hören Sie noch etwas: Auf den Mittwoch denke ich von hier nach Barby zu gehen, wo jezt die herrnhutiſche Schule iſt, auf welcher ich faſt drei meiner ſchönſten Jugendjahre zugebracht habe, während deren ſich mein wiſſenſchaftlicher ſowohl, als mein frommer Sinn zuerſt entwickelte. Damals war dieſe Schule an einem andern Ort, den ich auf meiner Rückreiſe aus Schleſien zu beſuchen denke, und in Barby war damals die herrnhutiſche Univerſität, auf die ich hernach zog und wo mein inneres Denken und Leben zu der Freiheit von den Feſſeln des Buchſtabens gedieh, die mich bald wieder aus jener Gemeinde heraustrieb in die Welt. An dieſem Ort will ich die Feiertage zubringen, will womöglich dem Abendmahl der Gemeinde am grünen Donnerſtag wenigſtens beiwohnen und den herrlichen Gottesdienſt am Charfreitage und am Oſtermorgen mit abwarten. Sie können denken, was für Erinnerungen und Empfindungen der verſchiedenſten Art ſich da zuſammenhäufen werden. Ich denke, es ſollen ſchöne Tage ſein! — —

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Halle, den 5ten Mai 1805.

Arme Freundin, wie lange müſſen Sie trinken an dem bittern Leidenskelch, und immer wieder anſezen, wenn Sie glaubten, er ſei ſchon geleert *). Und der abweſende Freund hat leider in ſolchen Fällen ſo gar keine Hülfe und nur wenig Troſt. Nichts als mit Ihnen beſorgt ſein und leiden, und hintennach das Bitterſte fühlen, wenn ich hoffen darf, daß es für Sie ſchon vorüber iſt. Wenn es nur eine bleibende gedeihliche Hoffnung geweſen iſt, womit ſich nach ſo langem Dulden Ihr Geburtstag geſchmückt hat! Und wenn ich es nur recht bald erführe. Ich bin nach ſo vielen Rückfällen noch nicht frei von Beſorgniß; mir iſt manchmal, als müßte ich Sie erinnern, wie Sie den kleinen Engel ſchon in die Hände des Vaters übergeben hatten, und wie Ihnen auch nach ſeiner erſten Geneſung noch war, als ſei er nur zurückgekehrt um Sie zu tröſten, und müſſe bald wieder gehen. Hart wäre es, wenn Sie ihn nach ſolchen Leiden nicht behielten, recht hart! Aber für die Faſſung, für die fromme Ergebung meiner Charlotte iſt mir nicht bange, wenn der Himmel gebietet über das ſüße Kind. Nur daß Sie ſich nicht zu ſehr mit Hoffnung nähren vor dem gefürchteten Schlage, damit das Unerwartete nicht zu ergreifend und niederdrückend auf Ihre Natur wirke. Und verlieren Sie auch die Sorge für ſich ſelbſt nicht ganz aus den Augen? Das leidende Kind iſt immer der Mutter das Einzige, und ſo fürchte ich, daß auch Sie nicht genug daran denken, daß Sie Mutter der übrigen ſind und ſich pflegen und ſchonen müſſen. Ich wußte nicht, liebe Freundin, daß Ihr Geburtstag war am zweiten Oſtertage, aber ich habe Ihrer doch ganz beſonders viel gedacht auf meinem einſamen Wege. Das Oſterfeſt habe ich nemlich in Barby zugebracht bei der Brüdergemeinde; ſchöne heilige Tage waren das für mich, voll merk-

---

*) Eines ihrer Kinder war ſterbend krank.

würdiger Erinnerungen, und nun unmittelbaren ſchönen Genuſſes. Vormals war in Barby das Seminarium oder die Univerſität dieſer Gemeine, von welcher aus ich ſie verließ, um meines eignen Weges weiter zu gehen und mich hierher nach Halle begab, vor nunmehr achtzehn Jahren. Jezt iſt in Barby die wiſſenſchaftliche Knabenerziehungsanſtalt dieſer Gemeine, die ehedem in der Lauſitz war, und der mich mein Vater vor zweiundzwanzig Jahren anvertraute, und wo ich aus wahrem innern Triebe ein Mitglied dieſer Gemeine ſelbſt wurde. So fand ich mich an den Anfang und an das Ende meiner dortigen Laufbahn zugleich auf das lebhafteſte erinnert. Auch der alte Rektor jener Anſtalt, von dem ich zuerſt Griechiſch und Hebräiſch gelernt, der, ſo lange ich unter ſeiner Aufſicht war, mich als ein zweiter Vater ganz vorzüglich geliebt, lebte noch, ein Greis von ſiebenundſiebzig Jahren, noch munter und thätig, und freute ſich auf's herzlichſte mich wieder zu ſehen. Dann die herrlichen Gottesdienſte am Charfreitag, das mit ſchöner ſinnvoller Kirchenmuſik und wenigen Liederverſen unterbrochene Ableſen der Paſſionsgeſchichte ohne alle Rede, nur zulezt in der Todesſtunde Chriſti ein kräftiges Gebet, ganz auf die große Idee der Verſöhnung gegründet. Am Sonnabend das Liebesmahl am Grabe Chriſti und am Oſtermorgen beim Aufgang der Sonne die Feier der Auferſtehung auf dem Kirchhofe. — Wahrlich, liebe Charlotte, es giebt in der ganzen Chriſtenheit zu unſrer Zeit keinen öffentlichen Gottesdienſt, der ächt chriſtliche Frömmigkeit würdiger ausdrückte und ſichrer erweckte, als der in der Brüdergemeine! Und indem ich mich ganz in himmliſchen Glauben und Liebe verſenkte, mußte ich es recht tief fühlen, wie weit wir andern zurück ſind, bei denen die armſelige Rede Alles iſt, und dieſe noch an ärmliche Form gebunden, allem Wechſel der Zeit ſich unterwerfend, und ſo ſelten von dem rechten lebendigen Geiſte beſeelt. Es wird mir nun bald obliegen, hier einen Gottesdienſt einzurichten, der Anregung und Vorbild ſein ſoll für viele neue, ſich weiterverbreitende Generationen von Religionslehrern; aber wie unſelig beſchränkt bin ich in meinen Mitteln, und wie innig bedaure ich, daß ich nicht das Schönſte und Beſte von dort mit hinüber nehmen kann. Ich könnte noch einen ſchönen Genuß gehabt haben, wenn ich gewagt hätte ihn zu fordern. Man würde es mir nicht verſagt haben, mit der Gemeine das Abendmahl zu begehen, aber ich wollte nicht verlangen, was eigentlich außer der Ordnung iſt. Man feiert kein Abendmahl als nur dort. — Schon am erſten Oſtertag machte ich die Hälfte meines Rückweges, mein alter Rektor begleitete mich noch bis weit vor die Stadt hinaus. Am andern Morgen im ſchönſten Wetter raſch wandernd, den Träger meines Mantelſacks immer keuchend hinter mir zurücklaſſend, vermählten ſich auf's ſchönſte die Erinnerungen an die vergangenen Tage mit der liebendſten Sehnſucht nach Euch Allen, meine herrlichen Freunde. Ich tröſtete mich gleichſam über mein Verlaſſenſein in der Welt, über mein Abgeſchnittenſein von denen, die die wahrſte Gemeine Chriſti ausmachen, welche äußerlich exiſtirt, mit der geheimen zerſtreuten Kirche, der ich angehöre, mit unſerm gemeinſchaftlichen Geiſt, unſrer Frömmigkeit, unſrer Liebe. Fühlen Sie es nicht, Charlotte, wie ich Sie da ganz beſonders gefeiert habe, Sie reinſte, heiligſte unter uns. —

Henriette von Willich an Schleiermacher.

Den 16ten Mai.

Wie ſoll ich Ihnen alle die Freude danken, die Sie meinem Herzen machen. So wie Sie hat keiner meiner Freunde mein Glück gefühlt und getheilt — ach wie liebe ich Sie wieder noch inniger dafür. Wenn mir ſo wohl iſt, ſehe ich Ihr Auge mit der Vaterliebe auf mir ruhen — ach, Lieber, wie bin ich doch glücklich! welch' ein Kleinod iſt mir Ihr Brief! Es iſt ſo unausſprechlich groß und ſchön ſich Mutter fühlen, Mutter ſein. — Gott ſei hoch gelobt, daß ich es fühle und daß es mich ſo ergriffen hat. Wie freue ich mich, daß Sie es ſo gut wiſſen und verſtehen, wie mir zu Muthe iſt — ich kann auch nur ſo wenig darüber ſagen. — Du guter Vater, mein Herz hängt recht an Dir, Du biſt ſo innig verbunden mit meinem ganzen Glücke, mit jedem Gefühl, das in mir iſt. Du wirſt auch zweiter Vater meines Kindes ſein, Du mußt es ſehr lieben, ich laß nicht ab mit Bitten, bis Du mir verſprichſt, daß Du mein Kind mit aufnehmen willſt unter Deine Kinder und es recht nahe Deinem Herzen legen. Ich verſpreche Dir auch dafür, daß ich nicht will künſteln und erziehen an der jungen Seele, ſondern das Kind ehren in ſeiner eigenthümlichen Natur. Das wird eine recht ſeelige Zeit für mich werden, die erſte Zeit der Hülfloſigkeit des kleinen Geſchöpfs — ich werde mich von allen andren Sorgen frei machen und ganz allein Wärterin und Ernährerin ſein.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Halle, den 13ten Juni 1805.

Wie ſollte, liebes Jettchen, außer unſerm Ehrenfried, unter den Freunden noch Jemand Dein Glück ſo theilen und fühlen wie ich! Es iſt ja nicht nur ſo obenhin, daß ich Dein Vater bin, Du liebe, liebe Tochter, ſondern ſo recht aus dem innerſten tiefſten Herzen; wie könnte mich alſo wohl etwas ſtärker und heiliger ergriffen haben als eben dies. Wie verſteht ſich das auch ſchon von ſelbſt, daß ich das kleine Geſchöpf väterlich lieben werde. Ich thue es ſchon jezt, und ich kann mich freuen, wenn ich denke, es wäre möglich, daß ich noch einmal unmittelbar etwas dafür thun könnte, in den Jahren, wo man es eben für recht künſtlich hält mit jungen Gemüthern umzugehen, und wo ich glaube, daß doch auch das ganze Geheimniß beſchloſſen iſt in Liebe und Wahrheit. Wer dadurch nicht bewahrt bleibt, oder ſelbſt zurückgebracht wird, wenn ſich ſchon ein Keim des Verderbens entwickelt hätte, bei dem wäre doch auch alles Andre nur verloren! Sieh, liebes Jettchen, wie ich Dein ganzes Mutterleben mitlebe, vom erſten Anfang bis zur Zeit der lezten Sorgen, und der ſchönſten Freudenerndte. Unſer nächſtes Wiederſehen iſt der ſchönſte Punkt, auf dem vor der Hand mein Auge ruht. Wenn ein gütiges Geſchick über uns Allen waltet, wie es über Euch gewiß walten wird von ſo vielen Seiten her, dann bringt mir die junge Mutter das liebe Kind entgegen und freut ſich der Zärtlichkeit, mit der ich es mir aneigne, und der feſten Zuverſicht, mit der ich es weiſſagend ſchon als Tempel und Organ des höheren Geiſtes begrüße. Gewiß, lieben Freunde, wenn alle Ehen ſo wären wie die Eurige, ſo würden auch alle Kinder das Glück der Eltern ſein, und der gute Geiſt, der ſie von Anbeginn angehaucht, würde auch in ihnen ſelbſt fortleben. Wenn ich es mir recht überlege, ſo dünkt mich, alles Künſteln in der Erziehung hat ſeinen Grund nirgend anders, als in dem böſen Gewiſſen, daß man den Kindern zeigt und anzuſchauen giebt, was man nicht ſollte; woher ſonſt das unruhige Treiben? Ich meine, liebes Jettchen, Du brauchſt Dir das nicht erſt vorzunehmen, daß Du nicht künſteln willſt! Du kannſt ja nicht anders als gut bleiben, weil Deine Güte in der ſchönſten Liebe Grund und Anker gefunden hat, und noch immer ſchöner wird alles Gute hervortreten, je reicher und geſegneter Dein Leben wird; und unſer Ehrenfried iſt ein feſter Mann, lange eingewurzelt in Alles, was recht und heilig iſt, und Euer ganzes Leben wird immer ſo ſchön ſein, wie es uns Allen von Anbeginn an entgegengeſtrahlt hat. Je klarer Dir das iſt, je lieblicher Dich die ſchöne Harmonie des Ganzen in Ruhe und Glückſeligkeit anſpricht, um deſto weniger wird es Dir gewiß auch einfallen, daß Du irgend könnteſt künſteln wollen mit Eurem Kinde, oder daß Du Dich in Acht nehmen müßteſt es nicht zu thun, und jede empfindſame Künſtelei mit der Natürlichkeit und einem ausſchließlichen iſolirenden Mutterleben wird Dir eben ſo fern bleiben als jede andere. Leb wohl, liebe Tochter, ich muß noch mit Deinem Ehrenfried reden und meine Zeit iſt leider ſehr beſchränkt. —

Schleiermacher an E. v. Willich.

Wohl liegt ein reiches Leben vor Dir, mein theurer Bruder, was ſich noch immer ſchöner entfalten wird, mit andrer Schönheit noch, als die es uns jezt in ſeiner mehr zuſammengehaltenen, die Zukunft noch verbergenden Natur darbietet. Und alle Freude und Schönheit ſoll immer auch die meinige ſein, ſo lange ich unter Euch bin. Alles Andere iſt mir noch dunkel, aber meine Freude an Euch und an den anderen Freunden iſt eine Seligkeit, die wohl wenige faſſen. Ich wollte Dir einen recht großen Brief ſchreiben über meine Arbeiten, beſonders über meine Vorleſungen und das Intereſſe, was ſie mir und meinen Zuhörern einflößen. Ich leſe Hermeneutik und ſuche, was bisher nur eine Sammlung von unzuſammenhängenden und zum Theil ſehr unbefriedigenden Obſervationen iſt, zu einer Wiſſenſchaft zu erheben, welche die ganze Sprache als Anſchauung umfaßt und in die innerſten Tiefen derſelben von außen einzudringen ſtrebt. Natürlich iſt der erſte Verſuch ſehr unvollkommen, da ich hier ſo gar nichts vor mir habe, und beſonders fehlt es mir an einer tüchtigen Maſſe von Beiſpielen und Belegen, da ich mir nie etwas zu dieſem Zwecke notirt habe und auch nicht eher mit rechtem Erfolg ſammeln kann, bis ich nicht das ganze Syſtem vor mir habe, was ſich jezt erſt während des Leſens ordnet. In Zukunft aber ſoll dies immer ein Nebenzweck bei meiner Lectüre ſein, und da ich künftigen Winter ſchon eine exegetiſche Vorleſung zu halten denke, und anderthalb Jahr damit fortzufahren, ſo hoffe ich bis zur nächſten Wiederholung dieſes Collegii einen guten Apparat zuſammen zu haben. Du ſiehſt, ich grabe mich immer tiefer hinein in meinen Beruf, und das mit rechter Liebe. Nur wird eben deshalb, außer dem Platen, wenig zu Stande kommen, und wenn mir ſo oft der Gedanke einleuchtend iſt, daß ich kaum die Beendigung dieſes Werkes überleben werde, ſo kann es mir leid thun, daß ſo Manches, was ich noch vor hatte, nicht zu Stande kommen ſoll.

Ich wünſchte, es paßte in den Plan Deiner Lectüre, daß Du bald einmal an meine Predigten kämſt; die neue Ausgabe giebt mir Gelegenheit ſie zu verbeſſern, und ich möchte gern, daß Du notirteſt, wo Dir etwas nicht klar erſcheint oder nicht recht geordnet, oder Dir ſonſt nicht recht genügt. Und wenn Du ſie Jettchen vorlieſt, ſo ſoll ſie nachher mit Dir darüber reden, wie über die Deinigen, damit ich das auch vernehme.

Schleiermacher an Charlotte P.

Halle, den 16ten Juli 1805.

. — — Neuerlich hat mich hier ein ſchmerzliches Ereigniß viel beſchäftigt. Ein junger Mann aus Berlin, den ich recht lieb hatte, kommt her mit ſeiner Frau, die hier erzogen war und die er hier kennen und lieben gelernt, mit allen ſeinen Kindern, um ihre Pflegeeltern und Jugendfreundinnen zu beſuchen — und ſie ſtirbt hier. Ich habe den Schmerz bei ihm in einer recht ſchönen, heiligen Geſtalt geſehn, und ich wußte ihm nichts tröſtenderes zu ſagen, als daß ich auch ſo bei ſeinem Anblick wünſchte, ich könnte nur erſt verlieren, was er verloren hatte. Es iſt doch wohl dem Manne mehr, das Weib ſeines Herzens zu verlieren, als der Mutter ein Kind! Ein Kind iſt doch nur ein Sprößling aus der ganzen lebendigen Pflanze; aber die Gattin! die ganze Krone, das innerſte Herz, woraus Alles, was blüht und beſchattet und reift, im Leben hervortreibt! Dann iſt doch Alles hin und Alles folgende kann nur Erinnerung ſein, Schattenleben. Und doch wünſche ich täglich, und recht mit banger Sorge, daß unſere Freundin bewahrt bleibe vor dem tiefen Schmerz, der ſo lange ſo nahe gedroht hat.

Wie viel hat die Arme noch gelitten ſeit ihrem Brief, in dem ſie hoffte, das liebliche Kind wäre gerettet, und ich kann mich noch nicht der ſicheren Hoffnung überlaſſen. Zum erſten Male ein Kind der Erde wiederzugeben und dem Himmel, die Weiſſagungen der heiligſten Liebe zu begraben — es muß doch ein tiefer, zerreißender Schmerz ſein. —

Geſtern war ich in Weißenfels, wo ich zwei Brüder von Novalis kennen lernte; der jüngere ſchien mir ein ſtilles, tiefes und heiteres Gemüth, und gewiß dem Verſtorbenen, der uns Beiden ſo werth iſt, am ähnlichſten. Der ältere hat ſchon manches geſchrieben, was den Werken des Bruders nachgebildet iſt. Ich weiß aber nicht, wie eigen es ihm ſelbſt iſt, er beleidigt mich durch ein abſprechendes, ſelbſtgenügſames Weſen, das doch wohl dem ruhigen Beobachten der Menſchen und der Natur, wie ſie in ihnen und außer ihnen wirkt, nicht günſtig ſein mag. Es freut mich, daß Sie den Novalis, und zumal die Fragmente, ſo lieben. Vieles iſt freilich von ſo ſtreng wiſſenſchaftlicher Beziehung, daß die unmittelbare Bedeutung Ihnen leicht fremd bleiben kann, manches war auch wohl zur Mittheilung überhaupt noch unreif, aber der Geiſt des Ganzen, die kindliche Einfalt und dabei der tiefe Blick, das iſt, was gewiß auch Sie unendlich lieben müſſen. So iſt auch wohl, was Ihnen einzeln in meinen Reden fremder ausſieht, nur das, was ſich auf herrſchende Meinungen und Anſichten bezieht, die Ihnen zum Glück fremd ſind. Noch neuerlich hat mir das Buch eine rechte Freude gemacht, indem jezt erſt meine Schweſter Lotte es geleſen hat, was ich gern verhindern und lieber warten wollte, daß ſie es mit mir leſen ſollte, aus Furcht, ſie möchte ſonſt manches darin mißverſtehn. Aber das fromme Gemüth hat eben die Frömmigkeit darin ſo rein und ſchön angeſprochen, daß mir lange nichts ſo rührend war, als ihre Aeußerungen, und daß ſie ſich nun alles andre leicht zurechtlegt. Wenn Sie dies leſen, liebe Freundin, bin ich wahrſcheinlich ſchon auf dem Wege zu ihr. Unerachtet ich in fünf Wochen wieder zurückkomme, iſt mir doch, als müßte ich von allen meinen Lieben beſonders Abſchied nehmen. Zu Ihnen habe ich noch recht viel auf dem Herzen; aber ich muß es mir wahrlich erſparen. Denken Sie Sich bisweilen, wie ich mich der herrlichen Majeſtät meiner vaterländiſchen Gebirge freue und keine auch gefahrvolle Kühnheit ſcheue, um irgend eines ſchönen Moments zu genießen — und wie ich dann noch einige ſchöne Tage im ſtillen Gnadenfrei bei meiner Lotte lebe. Leben Sie recht wohl indeß, liebe Freundin, und wenn Sie können, machen Sie mir die Freude, bei meiner Rückkunft ein freundliches Wort von Ihnen zu finden.

Schleiermacher.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Halle, den 27ſten Juli 1805.

— — Was ich unterwegs gethan, mußt Du mir nicht tadeln, liebe Jette. Es war gar nicht einmal möglich anders zu handeln. Im Gebirge überfiel es mich, und da mußte ich nothwendig weiter und gewiß konnte ich dem Einfluſſe dieſes Wetters in einem ſtarken Erregungszuſtande des Körpers beſſer widerſtehen, als wenn ich feige herunter geſtiegen wäre, Konopak im Stiche gelaſſen, meinen Plan aufgegeben, meine Geſchwiſter dadurch in die größte Angſt geſetzt hätte, um auf ſchlechtem Fuhrwerk durchzufrieren und, einer gänzlichen Paſſivität hingegeben, mich nur deſto ſicherer zu ruiniren. Ueberdies, liebſte Jette, was man einmal wohl überlegt angefangen hat — und der Arzt hatte mir ohnerachtet des Geſundheitszuſtandes, in dem ich mich befand, ſelbſt zur Reiſe gerathen — das iſt Beruf, und den konnte ich nur, an Euch alle denkend, ruhig durchführen. Und ich habe recht gewiſſenhaft für meine Geſundheit gethan, was nur mit der ganzen Lage beſtehen konnte. Aber auch alle Bilder, die Du mir vorhältſt, ſind mir tauſendmal durch das Gemüth gegangen, und ich habe immer in ihrer Gegenwart gethan, was ich that; muß ich alſo nicht ein gut Gewiſſen haben? — — Freilich wird es ſo kommen, wenn auch jezt noch nicht, und wenn ich auch noch nicht weiß wie. Ihr alle, die ich am meiſten liebe, ſelbſt meine gute Lotte, die ich bald zu verlieren fürchtete, werdet mich überleben, und ich fühle mit euch den Verluſt und die Trauer. Aber, liebe Jette, laßt uns nur recht zuſammenhalten, recht zuſammenleben, friſch und fröhlich. Wenn ich mich bisweilen als den Mittelpunkt der ſchönen Welt anſehe, die mich umgiebt, ſo weiß ich ja wohl, und ihr müßt es alle wiſſen, daß nicht meine Perſönlichkeit dieſer Mittelpunkt iſt, ſondern der Geiſt, der in uns Allen auf gleiche Art wohnt. Deſſen laßt uns nur recht froh werden und uns ſeiner immer klarer bewußt; darin werdet ihr an mir nichts verlieren, als wie es Recht iſt, ein Organ, das man freilich immer vermißt, eben weil das gleiche Leben in ihm wohnte, aber durch deſſen Verluſt das Leben doch nicht ſelbſt zerſtört iſt. Du weißt ja, wie ich das ſchöne Ganze heilig halte und alſo mich als Theil, und gewiß ſoll keine Schuld der Zerſtörung auf mich fallen. — —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Halle, den 4ten Auguſt 1805.

„Hätteſt Du immer der Sehnſucht gefolgt, mit dem Vater zu reden, liebe, liebe Tochter, und immer fort geſendet mir entgegen die lieben freundlichen Worte, ſo hätte ich die große Freude gehabt, Deine Begrüßung bei meiner Ankunft zu finden; nun war ich ſchon mehrere Tage, ehe Eure Briefe geſchrieben ſind, in Halle und wollte ſchon eben bei Euch anklopfen und mir Euer Willkommen abfordern. Da kam es denn von ſelbſt, und Du weißt es ja, liebe Tochter, wie innig es mich erfreut hat. — Ja wohl iſt ein ganz eigner Schaz in unſerer Liebe für einander, für mich eben ſo gut als für Dich. Das Schönſte, wovon ich mich ſchon lange gewöhnt habe zu denken, daß es mir in dem natürlichen Sinne fehlen wird, das habe ich durch Dich im ſchönſten Sinne, ſo reich und herrlich! und Deine ſchöne Kindlichkeit wird nicht ſo vergehn, wie viele Frauen ſie bald verlieren, und Du wirſt immer das Kind meines Herzens bleiben. Zu verlieren iſt da nichts, die Freude und der Segen wird uns immer bleiben.

— — Von meiner Reiſe, liebſtes Kind, werde ich erſt nach und nach mancherlei Einzelnes erzählen können; heut nur in der Kürze das Ganze. Und da muß ich, um Dir das Schönſte zu ſagen, grade das Ungünſtigſte ausſprechen: Bei unſerer Fußreiſe durch das Gebirge nämlich hat uns das Wetter im Ganzen gar nicht begünſtigt, und beſonders auf den höchſten Punkten uns am übelſten mitgeſpielt. Dabei habe ich grade die intereſſanteſten und die ſtärkſten Touren mit dem heftigſten Magenkrampf gemacht, aber dennoch nicht nur ausgehalten, ohne daß uns mein Befinden jemals auch nur um eine Stunde zurückgeſezt hätte, ſondern alle dieſe Beſchwerden und Uebel haben mir auch den Genuß gar nicht verkümmert und verſchwinden wie nichts gegen den bleibenden herrlichen Eindruck, den mir dieſe große Naturanſchauung gegeben hat, und nun erſt das übrige dazu, meines Bruders ſehr beſchränkter und doch recht ſchöner glücklicher Hausſtand, mit einer gar guten, liebevollen, heitern, innerlich recht kräftigen Frau, die neue Bekanntſchaft mit dieſer und mit meiner Halbſchweſter, die ich jezt hier habe, und wie ich dieſe nicht nur, ſondern auch meine liebe Lotte heiterer und geſunder, als ich je hoffen konnte, in Schmiedeberg beiſammen fand, und wie ſchön auch die Unbekannten ſich in mich eingewöhnten und mich lieb gewannen, dann der freilich nur ſehr kurze Aufenthalt bei Lotte in Gnadenfrey, und daß ich nun an meiner jüngeren Schweſter ein freundliches Weſen um mich habe und der gänzlichen Einſamkeit endlich entledigt bin; das Alles hat mich ſehr, ſehr glücklich gemacht, und immer, wenn es mir wohl ging, wünſchte ich alle meine Lieben dazu und beſonders Ihr, meine lieben Freunde, wart mir immer gegenwärtig.

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 4ten Auguſt 1805.

. — — Wie freue ich mich auf den Brief, der Ihre glückliche Ankunft in Halle uns melden wird — ach daß er doch bald käme! Ich habe recht viel mit Ihnen gelebt, mein Herz hat oft zu Ihnen geredet und dann Ihre liebevolle Erwiederung gefühlt — warum ich mir den Genuß nicht gemacht habe auch niederzuſchreiben, was ich dachte und fühlte, das weiß ich ſelbſt nicht. In dieſer letztverfloſſenen Zeit iſt beſonders vieles in meinem Gemüth geweſen, ich fühle meinen Sinn erweitert und bereichert, mir iſt, als ſei die Welt mir verſtändlicher geworden, die unſichtbare und die ſichtbare und ihr Verein. Mir kommen oft plötzlich Gedanken und Gefühle, die ich ſonſt wohl kannte, ich fühle ſie aber jetzt mehr mein eigen. Es iſt eine meiner ſchönſten Freuden, wenn ich mit meinem E. über Dinge auswechſeln kann, die ſo heilig uns nahe und tief ſind — er verſteht, was ich meine und doch nicht ſagen kann, und bringt Licht in die Verwirrung meiner Gedanken. Oft ſehne ich mich nach Ihnen, ich will an Sie ſchreiben, doch iſt es zu mangelhaft gegen das Leben miteinander, wo es von Gemüth zu Gemüth und wieder zurück geht. Worüber ich mit Ihnen ſprechen möchte, iſt nicht reif in mir um es zu ſchreiben — wenn Sie bei uns wären, ſähe ich Ihr liebes Angeſicht, das ſo zuverſichtlich macht — o mein lieber Vater, wir müſſen uns bald wiederſehen. — — Wie ſchön träume ich mir Alles; mir kann zuweilen bange werden, ob denn auch Alles ſo ſchön ſein wird — doch iſt das nur vorübergehend — ich weiß, das Schönſte, Ewige wird immer in meinem Leben ſein, wie ich's träume und über das Zufällige werde ich immermehr Ruhe erlangen — wie gütig iſt Gott auch in dieſer Hinſicht bisher gegen uns geweſen, wie ungetrübt durch Disharmonie iſt unſer jetziges Leben. — -- Der ſchöne Frühling wird viele vereinigen, die ſich lieben. Werden Sie dann kommen mit der, die Ihnen am theuerſten iſt? werden wir Freudenthränen mit Ihnen weinen können? o Ihr reiches Herz bedarf des Glückes Sonnenſchein nicht, um immer warm zu ſchlagen — Ihr tiefes Leben wird immer kräftig fortwirken. —

Hier fällt eine lange bedeutende Zeit dazwiſchen. Als ich Ihnen das vorige ſchrieb, waren wir im Anfang unſrer Rügenſchen Reiſe, die einen ganzen Monat gedauert hat, und jezt ſind wir ſchon wieder einige Tage in Stralſund. In Sagard waren noch laute Nachklänge von der Brunnenzeit, die der Jahreszeit nach hätte vorüber ſein müſſen, wenn das gute Wetter nicht ſo ſpät gekommen wäre. Wir erhielten dort Ihren lieben Brief — o wie ſoll ich Ihnen alle Ihre Liebe danken, ach wenn ich ſie doch ſo verdiente — Sie haben mir große Freude gemacht. Es war an einem Sonntag Morgen, als Ihr Brief ankam; ich war ſehr weich geſtimmt; eine erſchütternde Nachricht von dem Tode eines Vetters, den ich recht gut gekannt habe, Sohn der Frau v. Mühlenfels, bei der ich vier Jahre gelebt habe, erhielt ich, als ich grade in die Kirche gehen wollte, zugleich Ihren Brief — ich hob mir dieſen auf. Sie kennen die ſchöne Weiſe des Gottesdienſtes da, der tiefe eindringende Ton der Orgel — die Kanzel, Altar und Kerzen waren ſchwarz behangen — Trauer über den Tod der guten alten Mutter — mir war recht weich zu Muthe. Ich mußte auch lebhaft denken, wie Sie da vor uns ſtanden vor einem Jahr als Gottverkündiger. Ich möchte Sie gerne ſo wieder vor uns ſehen — ach ob ich Ihnen wohl näher gekommen bin in dem Heiligen? Meine Seele verlangt oft nach dem Gefühl, dem innigen Bewußtſein der Gottesnähe. — Gott ſchenkt mir ſelige Augenblicke, wo ich eine Freudigkeit, eine Liebe zu ihm habe und Kraft und Muth zu Allem fühle — ach warum bin ich oft ſo lange dumpf und wie geſtorben innerlich? und wenn ich erwache, dann verzagt, und dünke mich unwürdig Eurer Liebe und meines Glückes. Mein geliebter, o wie innig geliebter E., er richtet mich wieder auf, an ſeiner Bruſt wird mir wieder ſo leicht, ſo wohl; ich kann über meine Schmerzen lächeln und froh und friſch ins Leben hineinſehen und hineinwirken. — —

Die Poſt iſt ſchon fort und mir iſt es recht lieb, daß ich nun noch etwas hinzuſchreiben kann. — — Was ich Ihnen vorher ſagte von der Dumpfheit, die mich zuweilen befällt, war wohl ſehr undeutlich. Ich muß Ihnen noch etwas darüber ſagen — denn vielleicht haben Sie mich frei davon geglaubt und Sie müſſen mich nicht beſſer halten als ich bin. In dem ſchönen Leben mit E., in dem Beſitz aller der reichen Schätze, ſollte ich da wohl nicht immer frei und kräftig ſein und mit offner Seele aufnehmen, was ſich mir Glücklichen vor ſo vielen andren darbietet? — und doch geht oft vieles ungenoſſen an mir vorüber. Oft iſt es körperlich, was ich dennoch nicht als körperlich fühle, was mir meine Freiheit raubt, mich häuslichen Verſtimmungen hingiebt; dann folgt unmittelbar Unzufriedenheit mit mir ſelbſt, und dann werde ich traurig und kann mich ſehr härmen, bis mein guter ſüßer E. mich mit mir ausſöhnt und mich zur Geduld gegen mich ſelbſt ermahnt. In jedem Augenblick frei und friſch leben, das muß etwas köſtliches ſein. — Ach, wenn das Herz ſich ſo ſehnt nach dem rechten Vertrautſein mit dem Unſichtbaren, und wie von oben der Wunſch gewährt wird und wir uns ſo erhoben, ſo glücklich fühlen — da iſt eine unbeſchreibliche Freude, aber auch zugleich ein Schmerz in der Seele über die verfloſſene Zeit, daß ſie nicht reicher war an ſolcher Stimmung, daß dieſes herrliche Leben, dieſe Seele alles Lebens wie todt auf lange in uns war. Ich fühle dann ſo gewiß, einmal werde ich dahin gelangen, in ſolchem Sinn und Geiſte immer fortzuleben — denn ohne Spannung, ſtill und ruhig innig iſt mein Gefühl; ich könnte gewiß darin leben. Bei manchen Menſchen kommt es mir anders vor; ich ſtelle ſie mir ſo heftig in ihren beſſeren Momenten vor, ſo ganz aufgeregt, daß ich ſie nur in Momenten und Aufwallungen mir ſolches Genuſſes fähig denken kann. —

Lieber Vater, ich habe gewiß ſehr verworren an Sie geſchrieden — aber das ſchadet nicht, denn in mir iſt wohl auch noch vieles verworren. Ich darf ja zu Dir reden als Dein Kind.

Ich freue mich, lieber Schleier, morgen geht's nach Rügen zu Lotte Kathen, wenn das Wetter gut iſt. Ich will noch zu guterlezt recht in's Feld ſpringen mit den Kindern. Die Erndtezeit iſt mir noch von der Kindheit her ſo intereſſant. — —

Schleiermacher an Henriette Herz.

Den 15ten Auguſt 1805.

Habe ich Dir denn ſchon geſchrieben, daß ich nun auch Göthe's Bekanntſchaft gemacht habe? Gleich nach meiner Rückkunft ſah ich ihn noch eine Stunde bei Wolf, den Tag darauf ging er nach Lauchſtädt. Vorgeſtern war ich auf einem großen Diner mit ihm bei Wolf; geſtern haben ſie eine kleine Reiſe zuſammen angetreten und nach ihrer Rückkunft will er, glaube ich, noch 14 Tage hierbleiben, wo ich ihn denn hoffentlich mehr ſehen werde. Er war gleich das erſte Mal ſehr freundlich zu mir, aber freilich in's rechte Sprechen bin ich noch nicht mit ihm gekommen, denn damals war Gall an der Tagesordnung und neulich waren gar zu viel Menſchen da. Steffens hat hier drei öffentliche Vorleſungen gegen Gall gehalten, über die man wahrſcheinlich wunderlich genug in die Welt hinein urtheilen wird. Schreibe mir doch ja, wenn Du in Berlin etwas darüber hörſt. Steffens lacht und meint, ich würde mit meiner lezten Predigt, die auch eine ſolche Tendenz hatte, ebenſo viel Aergerniß gegeben haben und ebenſo bekrittelt werden.

Halle, den 23ſten Auguſt 1805.

— — Von Göthe kann ich Dir wahrlich weiter nichts ſagen, als ich Dir geſagt. Als Mine Wolf herüberging, ihm zu ſagen, ich wäre da, lag er auf dem Bett und las und ſagte: ei das iſt ja ein edler Freund, da muß ich ja gleich kommen, und ſo kam er denn auch bald und nahm mich wie einen alten Bekannten, und ich auch ſo; denn man kann das ſehr bald. Worüber ich am liebſten mit ihm ſpräche, darauf bin ich noch nicht gekommen; er war eben damals von Gall und Schiller voll und das zweite Mal waren zu viel Leute da, als daß ich mich hätte beſonders an ihn machen ſollen. Ich hoffe Dir aber bald mehr zu ſagen, wenn ich ihm anders nicht mißfallen habe; er ſoll geſtern mit Wolf zurückgekommen ſein. Die, welche Göthe früher gekannt haben, ſagen übrigens faſt einſtimmig, daß er ſich ſehr zu ſeinem Nachtheil verändert habe, in eben dem Sinne, wie man das von ſeinen Werken und ſeinen Kunſtanſichten ſagen kann. Aber wie ſeine Werke immer noch etwas herrliches ſind, ſo iſt er doch noch eine der edelſten und liebenswürdigſten Geſtalten, die man ſehen kann.

Den 26ſten.

Göthe iſt geſtern Abend mit Wolf zurückgekommen und heute bin ich ſchon hingebeten, und zwar ohne andere Geſellſchaft; da wird ſich alſo mehr reden laſſen und nächſtens ſage ich Dir auch etwas mehr. Göthe iſt übrigens gar nicht ſo für Gall, daß uns das irgend trennen könnte; Du kannſt ja auch leicht denken, daß ich nicht gradezu gegen Gall auf der Kanzel geredet habe, aber wohl gegen die ſchlechte Geſinnung, die ſich durch das Einzelne offenbare, und dies gelte ſowohl von der Menſchenkenntniß, als von dem Einwirken auf die Menſchen, als auch von dem Urtheil über die Menſchen. Du ſiehſt vielleicht ſchon hieraus, daß nichts einzelnes beſonders auf Gall ging, ſondern eben im gleichen Sinne die ganze Predigt. Die Leute deuteten aber einzelne Ausdrücke ganz beſonders, die ebenſo gut auf jeden Phyſiognomiker alten Schlages gehen konnten, als auf Gall. Hätte ich Zeit, ſo ſchriebe ich Dir die ganze Predigt auf.

(ohne Datum)

· — — Wegen Louis Börne haſt Du etwas Recht und er etwas Recht und ich gar nicht Unrecht. Freundlich bin ich ihm übrigens immer, aber gleichgültig iſt er mir ſehr. Wie ſoll man mehr Intereſſe an einem Menſchen nehmen, als er ſelbſt an ſich nimmt? Er fängt gar nichts mit ſich ſelbſt an, vertändelt ſeine Zeit, verſäumt ſeine Studien, ruinirt ſich durch Faulheit und ſieht das ſelbſt mit der größten Gelaſſenheit an und ſagt nur immer, es wäre ihm nun einmal ſo, und wenn er ſich zu etwas anderem zwingen wollte, ſo wäre es ja dann doch nicht beſſer. Wie kann man auf einen Menſchen wirken, der ſich ſo den Willen ſelbſt wegräſonnirt. Ich weiß nicht, ob er untergehen wird; manche Natur rettet ſich aus dieſem Zuſtande; aber in dieſem Zuſtande iſt nichts auf ihn zu wirken und kein Theil an ihm zu nehmen. Dabei ziert er ſich noch und iſt falſch. So hat er ſich z. B. gegen mich angeſtellt, als ginge er höchſt ungern nach Frankfurt und fürchte ſich dort vor der ſchrecklichſten Langeweile. Dagegen verſichert mich die Reil, er habe ſich gefreut darauf wie ein Kind. Wie er klagen kann, daß er trübe iſt, begreife ich wohl, aber nicht, wie Du es als Klage aufnehmen kannſt. Was hat ein geſunder junger Menſch, dem nichts abgeht, trübe zu ſein. — Aber Trübſinn kommt aus ſeiner Unthätigkeit, die ihn ſchlaff macht. Du kannſt ihm das Alles ſchreiben; ich ſage es ihm auch ſelbſt, wenn er wieder kommt. Schade iſt es um ihn, wenn er in dieſem Gange bleibt, aber helfen kann ihm niemand, wenn er ſich nicht ſelbſt hilft. —

(ohne Datum)

· — — Mit Louis Börne und mir, liebe Jette, wäre es, wie wir beide ſind, nichts geworden. Er liebt und hätſchelt ſeine Faulheit und Eitelkeit, und will von allen Menſchen entweder gehätſchelt werden oder hochmüthig über ſie wegſehen. Das lezte kann er nicht über mich und das erſte kann ich nicht gegen ihn; denn Faulheit und Eitelkeit ſind mir an jungen Leuten ekelhaft und verhaßt. Auf dieſe Weiſe iſt er eigentlich von mir abgekommen. Ein intereſſanter Menſch, wenn Du es ſo nennen willſt, kann er wohl immer bleiben; aber weiter, glaube ich nicht, daß er etwas wird; zumal ich auch nicht einmal ein entſchiedenes tüchtiges beſtimmtes Talent an ihm bemerkt habe, auf welches ich meine Hoffnung ſezen könnte, daß es Herr über ihn werden und ihn durcharbeiten werde. — —

Schleiermacher an E. und H. v. Willich.

Den 18ten October 1805.

„Vielleicht weißt Du das ſchreckliche ſchon durch die Herz, welche unerwartete Wendung Eleonorens Gefühle genommen haben. Ich weiß nicht, ob ſich irgend Jemand meinen Zuſtand denken kann; es iſt das tiefſte ungeheuerſte Unglück — der Schmerz wird mich nicht verlaſſen, die Einheit meines Lebens iſt zerriſſen; was ſich aus den Trümmern machen läßt, will ich daraus machen. —

Bange war mir um Nachrichten von Dir, liebe Tochter, ſchon früher, noch mehr ſeit jener ſchrecklichen Nachricht, ich meinte, nun müßte überall ein Tragiſches auf das andere folgen. Gott Lob, unſre Freundin Herz ſchreibt mir ſo eben von Deiner glücklichen Entbindung. Ich fühle die Freude tief mitten in meinem Unglück, aber ich habe noch keine Worte dafür. Dein ſchönes Bild mit dem ſüßen Kinde wird oft zur Erquickung vor mich treten. Grüße Alle — ſchreiben iſt mir wie in den Tod gehn, ich kann es gar nicht.

Den 28ſten October.

„Ein paar Stunden, nachdem ich meinen erſten Brief an Dich abgeſchickt, erhielt ich Deine erſte eigne erfreuliche Nachricht, liebſter Freund; auch Deine zweite kam leider zu ſpät; ich erhielt ſie erſt am 25ſten und habe mich alſo nicht förmlich bei Euch einſtellen können an dem feierlichen Tage. Bei Euch bin ich aber gewiß geweſen; denn ich bin es alle Tage recht viel. Meine innigſte väterliche Liebe ruht auf dem kleinen Weſen! Laßt ſie einen Theil ſein von den ſchönen Segnungen, die ihm überall entgegen kommen bei ſeinem Eintritt in die Welt; wann ich es ſehn und Eure vereinten Züge aus ihm herausmerken werde und es mit meinen Freudenthränen ſegnen, das weiß Gott! Ich fürchte mich nicht vor Euch zu erſcheinen, ich denke nicht, daß mein Anblick Euch gar zu traurig machen ſoll und ich bedürfte es gar ſehr Alle zu ſehn, die ich liebe, — aber dieſe traurigen Zeiten, die Jeden äußerlich bedrängen werden, und das Bedürfniß meine Geſchäfte, an die ich mich doch vorzüglich lehnen muß, wenn ich aufrecht ſtehn ſoll, recht pünktlich und heilig zu halten — damit weiß ich noch nicht, wie es ſich machen wird. Beſtätige mir nur recht bald die gute Nachricht, daß Du nicht nöthig haben wirſt Mutter und Kind zu verlaſſen, um dem Heere zu folgen. Möchtet Ihr nur Euer Glück recht ungeſtört genießen können.

Seit acht Tagen ſind die Vorleſungen wieder angegangen. Ich leſe die Ethik, meinem Gefühl nach, weit freier und klarer als zum erſten Mal, vor einem ziemlichen Auditorio. In der Dogmatik habe ich nur wenige; aber es ſind empfängliche Zuhörer und ich denke recht viel Gutes zu ſagen und zu wirken, und ſo werden ſich, wenn ich ſie einmal wieder leſe, ſchon mehrere finden. Oeffentlich leſe ich ein Exegeticum über den Brief an die Galater, das ich vor mehr als hundert Zuhörern eröffnet habe. Wenn ſich auch nur die Hälfte von ihnen halten, ſo will ich zufrieden ſein. Daß mir dieſe Vorleſungen ſo viel zu thun geben, daß nun endlich auch der akademiſche Gottesdienſt bald angehn wird, daß ich meine Nanni hier habe, das iſt ein großes Glück. —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

October.

Das wußte ich, geliebter Vater, daß Du auch mitten in Deinem Schmerz Dich über mein Glück freuen würdeſt und an mich denken und an das unſchuldige Kind. Mich verlangte, ſeit ich die traurige Begebenheit wußte, ſehr nach Deinen erſten Worten, obgleich ich nicht hoffte, daß ſie mir eine mildere Idee von Deinem Zuſtande geben würden. Ach, lieber Vater, ich kenne ſolche Schmerzen nicht, doch kann ich wohl begreifen, wie ſchrecklich, wie tief die Deinigen ſind — daß wir, die wir Dich ſo lieb haben, Dir gar keine Linderung geben können, ach, das iſt recht traurig! Wie ſchön iſt es von Dir, daß Dein Herz für unſre Liebe und unſre Freuden offen bleibt — kämſt Du nur ſelbſt zu uns! — — Wie mir zu Muthe iſt, wenn ich mein Töchterchen auf dem Schooß und an der Bruſt habe — das wirſt Du nicht von mir verlangen, daß ich es Dir ordentlich ſagen ſoll — wie könnte ich das? Es iſt ſo eine ſtille in ſich verſinkende Liebe in der innerſten Tiefe der Bruſt — ein ſehnſüchtiges Verlangen, das kleine Weſen von Leiden und Schmerzen frei zu ſehn und Alles auf mich zu nehmen — jeder Klageton dringt durch's Herz und jede Miene kommt mir ſo unbeſchreiblich rührend vor. Eines Abends — ich kann es nicht ſagen, wie mir da zu Muthe war. Ich war noch etwas ſchwach — H. B. ſpielte ſo ſchön, ſo ſanft das Klavier — mir war, als müßte ich aufgelöſt werden und mein Weſen zugleich dem Kinde und dem Himmel zuſtrömen. Ich war ſehr ſelig dabei. — —

November.

Ich kann doch E—s Brief nicht abgehen laſſen, ohne ein paar Worte mit einzulegen. Ich habe viel und oft in meinen Gedanken mit Dir geredet, recht vertraulich — aber meine Zeit iſt mir ſo beſchränkt geweſen. Wäre nicht mein Kindchen die größte Abhaltung, ſo würde ich mich ſchwer darin finden. Ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr es mich freut, daß Du meine Briefe gern haſt — ich habe Dich auch ſo herzlich lieb! Deine letzten Worte haben mich unbeſchreiblich freundlich und trübe angeblickt. — Wie ſchön iſt Dein Herz! all die Liebe in all dem Schmerz! — — Ach Gott, wäreſt Du doch glücklich! wie möchte ich immer zu Dir flehen es doch zu ſein, als wenn es in Deiner Macht ſtünde, — ach, gieb Dich doch nicht zu ſehr dem Schmerz hin und gieb die Freude nicht auf für Dein Leben. — Lieber, mir iſt als müßte einmal ein guter Engel zu Dir kommen, die Freude und die Hoffnung zum Glücklichſein in Deine Bruſt ſenken, Deine Schmerzen, nicht auf einmal wegnehmen, aber ſie ſanft verbinden. Mein lieber Vater, ruhe ſanft, ich muß Dir gute Nacht ſagen, ich darf nicht länger aufbleiben, ſo ſehr mein Herz mich bei Deinem Andenken feſthält.

Schleiermacher an E. v. Willich.

Den 26ſten November 1805.

„Freilich erſchrecke ich, lieber Freund, wenn ich bedenke, daß ich Euch ſeit beinah einem Monat nicht geſchrieben habe. Aber es iſt ſo natürlich, daß ich faſt ſagen möchte, es iſt gut geweſen. Den ganzen Tag klingt das ſchmerzliche Gefühl in mir, ich beſchütte es immer wieder mit neuer Arbeit, und wenn ich ſchreiben wollte, würde ich es gar nicht dämpfen können und mich auf den ganzen Tag zerſtören. Abends bricht es denn doch aus und wenn ich auch noch ſo ſpät und müde erſt das Bett ſuche, vor dem ich mich immer wieder fürchte, ſo iſt der Schmerz doch nicht mit ſchläfrig geworden und der Kummer will ſich nicht mit in Dunkelheit hüllen laſſen, wenn ich das Licht auslöſche. Sieh, lieber Freund! wenn ich leben will, muß ich mich auch ſchonen in dieſem Zuſtande. Wollte ich nun noch vorher den Stachel ſchärfen, ſo würde ich gar keinen Schlaf finden, den ich doch nur wenig kenne, und würde Morgens noch mehr kämpfen müſſen, ehe ich in die Faſſung käme mich ſelbſt ganz zu vergeſſen und mich in die Arbeit zu werfen. Ja, könnte ich an Euch ſchreiben, ohne an mich zu denken, wie viel Briefe hättet Ihr dann ſchon, Ihr lieben Freunde! aber dazu bin ich noch immer zu ſchwach geweſen, ich geſtehe es, es wird aber kommen, denke ich. — Jezt laß Dir von einer ſchönen Stunde erzählen, die ich geſtern gehabt habe. Ich habe gepredigt, nach langer Zeit einmal wieder, hernach waren wir bei Steffens zuſammen mit Reichard. Ich hatte noch Briefe zu expediren und ging nach Tiſch nach Hauſe, Steffens folgte mir. Wir waren kaum allein, als er mir ſo herzlich und gerührt für die Predigt dankte, wie ſtärkend ſie auf ihn und ſeine herrliche Frau gewirkt hätte, daß ich im Innerſten bewegt und wehmüthig glücklich wurde. Er redete dann von meinem hellen, reinen Gemüth, das nichts verwirren könnte. Da trat ich auch heraus und klagte ihm mein Unglück und meine innere Zerſtörung. Ich hatte ihn die Zeit her zu wenig allein geſehn und nie ſo, daß es der rechte Moment geweſen wäre. Es war eine ſchöne Stunde. Unter einem durchſichtigen Flor umarmten ſich in mir der tiefſte Schmerz und die reinſte Freude. Ja, lieber Bruder, ich fühle es recht tief, wie ich ſelbſt eigentlich nichts mehr bin; aber ich bin das Organ ſo manches Schönen und Heiligen, der Brennpunkt, aus dem alle Freuden und Leiden meiner geliebten Freunde zurückſtrahlen, und das achte ich in mir und deshalb lebe ich. Darum muß ich auch darnach trachten, daß der zwiefache Beruf, dem ich angehöre, nicht zerſtört wird durch die Gefühle, die noch aus dem eignen Leben herüber reichen und es betrauern. Darum möcht ich Dir auch gern recht viel von meinen Arbeiten ſagen; aber es iſt doch eben nichts als das Einfache, daß ſie werden und wachſen und mir Freude machen!

Den 29ſten.

„Da erhalte ich eben, indem ich mich hinſezen wollte an Euch zu ſchreiben, Eure lieben Briefe von meinem Geburtstage. Ich kann Dir gar nicht ſagen, wie ſie mir wohlthun, geliebter Bruder! Die Liebe meiner lieben Freunde iſt der beſte Troſt für mich, ihre Mittheilungen die ſtärkendſte Arzenei. Reicht ſie nur recht fleißig und mit rechtem Vertrauen, Ihr erfriſcht mich dadurch und thut mir viel Gutes. — —

Den 1ſten December.

„Es iſt recht ſchön, daß Du mir auch von Deinem Amte erzählſt und daß Du weißt, ich vergeſſe über den herzlichen Antheil an Deinen ſchönſten Freuden nicht Deines Amtes und der Freude an ſeinem Segen. Die jezige Vermehrung Deiner Geſchäfte kann Dir wohl nicht erfreulich ſein. Durch einzelne Handlungen, die man ſo zu verrichten hat unter Menſchen, denen man weiter nicht näher tritt, kann wenig geſtiftet werden. Aber das immer mehr der Gemeinde, die einem anvertraut iſt, angehören, das iſt das Rechte. Du haſt dazu eine ſchöne Gabe, und ich bin gewiß, daß auch die wenigen Gebildeten ſich immer mehr in Dich einverſtehn werden. Ich meines Theils ſehe wohl ein, daß ich mit keiner Gemeinde ſo eins werden kann, als mit einer akademiſchen, aber freilich muß ich ſie mir erſt bilden und ſie wird immer nur aus Wenigen beſtehen. Zugleich vom Katheder herab aus wiſſenſchaftlichen Principien lehren und von der Kanzel mich ganz in die Sphäre der Ungebildeten verſezen — ausgenommen Landleute, mit denen würd' ich es können — das würde mir ſehr ſchwer werden. Das kann ich aber recht lebendig hoffen, durch das Verhältniß meiner Kanzelvorträge zu meinen Vorleſungen den Studirenden das Verhältniß der Spekulation und der Frömmigkeit recht anſchaulich zu machen und ſie ſo von beiden Orten zugleich zu erleuchten und zu erwärmen. Hoffnung iſt es aber leider nur noch; noch iſt der akademiſche Gottesdienſt nicht eingerichtet. Durch die Dogmatik komme ich immer mehr auch für das Einzelne auf's Reine mit meiner Anſicht des Chriſtenthums, aber ich bin überzeugt, wenn ich nun in ein paar Jahren ein kleines Handbuch drucken laſſe, ſo wird es den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit ſein. Durch das kleine exegetiſche Kollegium habe ich ſchon vieles in der Philologie des neuen Teſtamentes profitirt, und da es fortwährend ſehr zahlreich beſucht wird, ſo darf ich hoffen, wenn ich im nächſten halben Jahr einen ordentlichen Curſus anfange, auch Zuhörer zu bekommen. Aber viel Mühe machen mir dieſe beiden Kollegia auch und wahr iſt es doch, daß ich jezt zu Allem zwei Stunden brauche, was ich ſonſt in einer halben ſchaffte. — Und nun muß ich abbrechen, es iſt ſpät in der Nacht.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Den 2ten December 1805.

„Liebes Jettchen, wenn Du nur recht wüßteſt, wie ſehr Du mein Troſt biſt und wie wohlthätig Dein liebes Bild mich anblickt aus jedem mütterlich frohen und jedem kindlich theilnehmenden Worte. Ich ſehe Dich immer dabei in Deiner ganzen Innigkeit und Deinem lieblichen Weſen, nun noch verklärt durch das liebe Kind vor Dir. Ja mit einer ſolchen Tochter und ſolchen Freunden, wie Ihr mir Alle ſeid, iſt es wohl nicht möglich, daß man irgend einem Schmerz unterliegen ſollte; er muß wohl der Freude Raum laſſen. Freilich verdrängt ſie ihn nicht, ſondern beide gehen über das ganze Weſen, und ich weiß recht gut, daß die Freude nur von Euch ausgeht und von allem Schönen, was aus der Welt auf mich herſtrahlt, und daß ich ſie durch mich allein nicht friſch und lebend erhalten könnte; aber ich will auch recht gern durch Euch und in Euch leben. — Liebes Jettchen, Deine Worte thun mir ſo wohl, und Deine ſchöne Liebe zu mir. Ich bin ſo gerührt, daß ich aufhören muß, laß Dich umarmen mit Thränen, in denen alle Freude und aller Schmerz hinſtrömt; küſſe Dein ſüßes Kind von mir und Deinen theuren E. mit dem herzlichſten Bruderkuß. — —

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Halle, den 2ten December 1805.

So lange, meine gute liebe Charlotte, habe ich ſchon Ihren Brief, aus dem mich Ihr Geiſt ſo freundlich und fromm, wie aus den holden Augen ſelbſt, anblickt, und Ihr liebes Geſchenk, auf das ich mich ſo oft ſchon gefreut habe, und habe Ihnen noch kein Wort ſeitdem geſagt. Aber es geht mir eben ſo, daß ich ſelten zu Worten kommen kann. Es drängt ſich Alles zurück. Der Schmerz fürchtet ſich ſchon bei den erſten Verſuchen zu reden vor ſeinen eignen Tönen und mag ſich lieber mit dem leiſeſten Ausdruck begnügen. Wenn ich Ihre Hand ergreifen könnte, liebe Freundin, und Sie an das übervolle Herz drücken! Ach ich thue es auch in der Ferne, und Sie ſtärken mich ſo ſchön! Auf das lieblichſte weiſen Sie mich hin, worüber wir uns beide freuen, und weiſen mir eine heilige Stelle an. Ja, liebe Freundin, ich will auch alles Schöne feſthalten, was mich ſo liebend an ſich zieht, und nur liebend, thätig ſchaffend, was und wie ich kann, will ich mich allmählig verzehren.

Ja wohl, in Schmerzen und unter Thränen iſt das Werk Ihrer Hände für mich entſtanden und beendigt. Gott Lob, daß Ihre mütterlichen Schmerzen ſo ſchön überſtanden ſind und daß Sie den kleinen Liebling nun unter den ſchönſten Hoffnungen an Ihr Herz drücken. — —

Wollen Sie mich ſehn, wie ich lebe? So, daß ich dachte, es ſollte Niemand merken, was für einen Stoß mein Leben gelitten hat. Mit den Männern ginge es auch; aber die Frauen haben doch einen zu ſeinen Sinn für jeden Ausdruck des Gemüths. Eben an dem Tag, als ich die ſchmerzliche Nachricht erhielt, war eine Freundin aus Berlin hier. Sie war den Abend zuvor bei mir und ich ſprach ihr mit der ſchönſten Zuverſicht von dem künftigen Leben. — — Jener Freundin öffnete ich mich zuerſt am folgenden Tage, als ich ihr das Geleit gab mehrere Meilen weit auf dem Wege nach Berlin. Ich ging ihn hernach zu Fuß zurück, wie ich ihn vor 14 Tagen auch gegangen war — aber wie anders! Mit meiner guten Schweſter rede ich nie ein Wort über das traurige Ereigniß, eben weil ich ſie täglich ſehe. Zum Glück brauche ich es ihr auch nicht zu erzählen, ſie erfuhr es von einem Freunde, der die Nachricht mit mir zugleich erhielt. Selten rede ich auch mit dieſem ein Wort davon. Steffens, der liebenswürdige herrliche Menſch, war der Einzige hier, dem ich es ſagen mußte. Seine Frau hatte auch, wie er mir ſagt, gefunden, daß ſeit einiger Zeit mein Geſicht ſo verzogen wäre vor Schmerz. Ich arbeite viel und bringe wenig zu Stande; ſchwer wird mir die Arbeit am Schreibtiſche herzlich, aber auf dem Katheder und auf der Kanzel bin ich ganz frei; an die heiligen Stätten, die dem Beruf für das Ganze unmittelbar geweiht ſind, hat der Schmerz, der nur das einzelne Leben trifft, kein Anrecht, ſie ſind wahre Freiſtätten. — Und erquickend und ſtärkend ſind mir alle Worte von meinen Freunden. Willichs haben rechte Verdienſte um mich, und Sie, liebe Charlotte, ſind mir auch mit jedem Wort ein ſtärkender Engel.

Schleiermacher.

Halle, den 17ten Januar 1806.

. — — Daß E. keineswegs hiergeweſen iſt, werden Sie nun auch ſchon wiſſen. Auch weiß ich noch immer nicht, was er in Berlin will und was für einen Lebensplan er ſich entworfen hat. Mir hat er nur einmal einige flüchtige Worte geſchrieben. Er findet wohl auch keinen inneren Beruf ſich an mich anzuſchließen und ich geſtehe, daß mir das recht lieb iſt, weil auch ich gar keinen Beruf habe mich ihm zu nähern. Mir erſcheint er als ein ohne Rettung verlorener Menſch, von einem recht tiefen Verderben ergriffen, was grade am widrigſten iſt anzuſehen von — Unnatur. Ein junger Mann von ſo krankhafter Empfindlichkeit, von ſo übertriebener Scheu vor der Welt und jedem näheren Verhältniß mit ihr, wie ſie kaum ein Kind vor der Arznei hat, der in Ideen und Speculation leben will und es doch nicht herzhaft angreift in Geſchichte und Natur hineinzuſehen und tüchtig zu lernen, ſondern mit verſchloſſenen Augen Alles in ſich und mit ſich ergrübeln will, der als Künſtler auftreten will, aber gar nicht recht danach trachtet zu wiſſen, was andre Menſchen machen und gemacht haben, und dabei noch jede mechaniſche Fertigkeit verſchmäht, als ob ſie gar nicht dazu gehörte. Das iſt Alles in meinen Augen ein grundverdorbenes Weſen und ſo iſt mir E. erſchienen. Geben Sie Acht, er wird nie zu einem innerlich geſunden und äußerlich tauglichen, tüchtigen Leben kommen.

Wann wir uns ſehen werden, liebe Freundin, darüber kann ich leider wenig ſagen. Ich hatte gerechnet, grade wie Sie es wünſchten, in den Oſterferien; aber es iſt noch ſo vieles dazwiſchen. Und nun gar iſt meine äußere Exiſtenz wieder in einer Kriſis. Ich habe einen Ruf nach Bremen erhalten, auf den ich freilich unter andern Umſtänden würde keine Rückſicht genommen haben. Allein der Unmuth hatte mich eben recht ergriffen darüber, daß ich in mein hieſiges Predigtamt noch immer nicht eingeſetzt bin, und daß die Herren hier überhaupt ſo wenig Intereſſe für die Sache zeigen. Nun hat man gar die Univerſitätskirche zum Magazin gemacht, ſo daß es wieder ſehr weit hinausgeſetzt iſt. Da ſchrieb ich an die Regierung in einem ziemlich verdrießlichen Tone, wenn man mir nicht bald zu dem Amt, das ich bekleiden ſoll, wirklich verhülfe, ſo würde ich jenen Ruf, ohngeachtet eben gar keine Verbeſſerung dabei wäre, annehmen. Ich erwarte nun, wie man das aufnehmen wird. Iſt man auch übler Laune und antwortet wieder verdrießlich, ſo kann ich kaum zurücktreten, und gehe dann in Gottes Namen nach Bremen — freilich in mehr als einer Beziehung ziemlich ungern — denn das Lehren vom Katheder iſt eine herrliche Sache, zumal ich täglich einheimiſcher darauf werde, und ſich doch einzeln immer einige junge Leute finden, von denen ich hoffen darf, daß ſie gründlich auffaſſen, was ich ihnen darbiete. Indeß, legt man in Berlin keinen Werth darauf mich zu halten, ſo hängt das damit zuſammen, daß ich den meiſten meiner hieſigen Mitarbeiter ein Dorn im Auge bin, weil ſie von einem ganz andren Geiſte getrieben werden. Und iſt man ſo etwas einmal klar und handgreiflich inne geworden, ſo iſt doch auch die Exiſtenz verdorben.

So eben bekomme ich einen Brief vom Geh. Kabinetsrath Beyme, der mich verſichert, daß alle meine geäußerten Wünſche ſollten in Erfüllung gehen. Alſo kann ich vor der Hand nicht glauben, daß ich nach Bremen gehe. Leben Sie recht wohl, liebe Charlotte.

Ihr Schleiermacher.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Halle, den 17ten Januar 1806.

— — Ueber die Weihnachtsfeier haſt Du mir noch ſo allerlei geſchrieben, worüber ich Dir auch etwas ſagen möchte. Wenn das Kind altklug iſt, ſo iſt das ſehr gegen meinen Willen und aus reiner Ungeſchicktheit. Denn, wie es vor mir ſtand in der Phantaſie, hatte es dergleichen nichts an ſich, ſondern war rein kindiſch. In der Replik an Anton wollte ich nichts darſtellen, als das Verhältniß von zwei Kindern, die gewohnt ſind ſich zu necken; Anton ſollte aber da etwas altklug ſein, wie überall. Von den Erzählungen ſagt Steffens, daß ſie ihn am meiſten überraſcht hätten, weil er noch nichts dergleichen von mir gekannt hätte. Auch ſind es allerdings die erſten und ich ſchöpfe etwas Hoffnung daraus, daß ich die Novellen, die ich im Sinne habe, wohl würde ſchreiben können, wenn ich dazu käme. Platoniſchen Geiſt kann ich der erſten Rede gar nicht zugeſtehen, da ſie ja ihrer Natur nach eigentlich frivol iſt; Platoniſche Form wohl; die iſt aber ebenſo gut in der dritten. Bei einer flüchtigen Wiederleſung iſt mir vorgekommen, als ob die zweite nicht eigenthümlich genug heraustrete, ſondern ſich zu ſehr in die dritte hinein verlöre, was meine Abſicht gar nicht war. Aber ich weiß wohl, daß ich, als ich ſie ſchrieb, grade am übelſten geſtimmt war. Ueberhaupt muß man doch viel darauf rechnen, daß von dem erſten Gedanken bis zu dem lezten Buchſtaben nur drei Wochen verfloſſen ſind, während deren ich doch auch immer mit meinen Kollegien zu ſchaffen hatte. Daß Du mich nicht früher an der Kathen, am Churchill und andern ſolchen Kleinigkeiten erkannteſt, hätte mich faſt wundern können. — —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 21ſten Januar

— — Ich möchte Dir gern recht viel von meiner H. erzählen. Du ſollteſt ſie gern kennen, ehe Du ſie ſiehſt, aber das iſt wohl ſchwer. — Jezt ſchläft ſie wieder ſo ſanft! ich ſitze neben ihrer Wiege und ſchreibe an Dich — wie wohl iſt mir dabei! Ich habe eben in Valerie, einem franzöſiſchen Roman, geleſen. Die zarten Bilder, deren es ſo viele darin giebt und die ſo einfach hingeſtellt ſind, wirken recht lebhaft auf mich, und eines davon, das mir beſonders lieb war, kommt mir immer wieder vor die Phantaſie. Ja, lieber Vater, mein Leben iſt ſehr ſchön; immer erfüllt von Liebe und Sorge für mein Kind, gehört ihm auch faſt ganz meine äußere Thätigkeit an. Aber, wenn es im ſüßen

Schlummer Ruhe gefunden hat, gehen auch meine Sorgen zur Ruhe und mit ganz freier Seele gebe ich mich dann dem hin, was mir ſo lieb iſt, als dem Schreiben, dem Leſen, auch Arbeiten. Ich habe aber keine Stätigkeit, keine Ruhe dazu, wenn die Kleine wacht — immer ſehen meine Augen auf ſie hin und der Wunſch und die ſüße Einbildung, daß ihr bei mir wohler ſein möchte, führen mich immer wieder zu ihr. — —

Ach, ich muß es Dir ordentlich klagen, wie ſchlimm es iſt, daß ich bei dem ſüßen Kinde ſo viel Anlage zur Eiferſucht in meinem Herzen entdecke. Bei Ehrenfried habe ich ſie nicht gefühlt — er war ganz mein. — Bei meinen Freunden auch faſt gar nicht, weil die Würdigung meiner ſelbſt mich oft in meinem eignen Urtheil zurückſtellte und weil ich bei ihnen immer in Hoffnung lebe und im Streben, ihnen innerlich näher zu ſtehen. Aber bei meinem ſüßen Kinde neige ich mich ſo ſehr dahin; der Gedanke, daß ſie andre mehr lieben könnte als mich, oder bei irgend jemand, meinen E. ganz ausgenommen, ſich wohler fühlen — kann mir ordentlich die Bruſt preſſen. Ach, es könnte Bitterkeit in mein Herz bringen! Vielleicht aber kommt dieſe Empfindung nur daher, weil ich bei meiner innigen Liebe zu dem Kinde ſolche Sehnſucht habe, ein Zeichen ſeiner Zärtlichkeit, ſeiner Gegenliebe, ſeiner mich beſonders auszeichnenden Liebe zu haben und die kleine Unſchuld uns noch immer Alle mit gleichen Augen anſieht und der verlangenden Mutter noch nichts anderes zu geben verſteht, als ſie jedem giebt, der ſie gut und ſanft trägt. Vielleicht werde ich jene Empfindung gar nicht haben, wenn das Kindchen erſt verſteht mir ſeine kleinen Arme entgegenzuſtrecken und mir den ſüßen Namen Mutter zu geben. — —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Halle, Februar 1806.

„Bedaure mich immer ein wenig darum, liebes Jettchen, daß ich gar nicht dazu komme Euch Allen ſo viel zu ſchreiben, als ich wohl möchte, und als mir, Ihr glaubt gar nicht wie ſehr, wohlthätig ſein würde. Aber ſo iſt es, keine Freude geht allein, ſie nimmt andere mit ſich fort, viel weniger die größte und ſchönſte des Lebens. Es liegt wirklich auch ganz darin; theils fühle ich, daß es beſſer iſt, ich ſchweige auch Euch, theils geht der Schmerz durch Alles durch, was ich zu durchdenken und zu verarbeiten habe und hält alles zurück. Beſonders iſt mir ſeit ein paar Wochen wieder ſo vorzüglich weh und zerriſſen, daß ich's Dir nicht beſchreiben kann. Der Schmerz iſt ein eigenes beſonderes Leben, was in ſich wogt und Ebbe und Fluth hat; denn ich weiß gar nichts Aeußeres, was ihn beſonders aufgeregt hätte. — —

Nun ſo will ich mich ſtärken bei Euch, und laßt Euch nicht bange ſein um die Nachwehen; denn wenn ich von Euch zurückkehre, komme ich in meine neuen Vorleſungen hinein, in ein ſehr arbeitſames Leben, das mich ganz und innig beſchäftigt, und wovon zumal auch das erſte Gelingen ſehr vortheilhaft auf mich wirkt. Liebes Kind, ſei nur nicht zu wehmüthig, wenn Du mich ſiehſt; laß Dich's nicht ergreifen, vergiß, daß Du keinen glücklichen Vater haſt, damit mir das ſchöne Bild der glücklichen Tochter nicht getrübt wird, und glaube, ich will recht froh, recht im Herzen ſelig ſein in und mit Euch Allen. Vor Allem aber bitte unſere Herz, daß ſie ja mitreiſt, es ginge uns ja ſonſt ſo viel Schönes verloren, und ſie hat wirklich öconomiſche Bedenklichkeiten; ich will ſie auch noch recht bitten ſie zu unterdrücken.

Aber wie wird es denn ſein, Jettchen? wirſt Du auch auf mich eiferſüchtig werden, wenn ich mich recht in Dein Töchterchen hinein lebe und wenn ſie mir recht freundlich und zuthulich iſt? Es iſt wirklich gefährlich, Kind! Du weißt ja wohl, daß es ein ganz beſonders zärtliches Weſen iſt, zwiſchen Großeltern und Enkeln. — — Ach Kind, ich freue mich ganz unmenſchlich auf beide Jettchen! Hier habe ich auch ein Kind, an dem ich großen Antheil nehmen werde, meines lieben Steffens kleine Klara — ſo ſoll ſie heißen, getauft iſt ſie noch nicht. —

Den 28ſten Februar.

Leider ſind die Briefe den letzten Poſttag nicht abgegangen; nun bekommſt Du wahrſcheinlich meinen väterlichen Gruß und Segen erſt nach Deinem Geburtstag. Geliebte, glückliche Tochter, in deren Anſchauen und Liebe ich mich ſo innig erfreue, die Gott ſo ſchön und reichlich geſegnet hat! Was iſt Dir wohl zu wünſchen, als daß Dir nur bleibe, was Du *haſt*! bleiben, was Du *biſt*, wirſt Du, und darin liegt auch, daß Du immer mehr wirſt, Dich immer ſchöner und ſelbſtſtändiger ausbildeſt, und ſo auch immer bildend zurückwirkſt auf die, welche die Natur Dir gegeben hat. Mich rechne ich mit dazu; denn wie Dein Töchterchen Dich bilden hilft, und Du das fühlen mußt, ſo auch Du mich. Ich danke Gott, daß er mich Dich finden ließ, ehe er mir ſo viel nahm, und daß Du Dich mir ſo ſchön und frei gegeben haſt als Tochter. Die reinſte, ſchönſte Liebe meines Herzens ſtrömt auf Dich aus, und ich fühle es auch, daß ich Dir bin, was der Vater der Tochter ſein kann, die Gattin und Mutter iſt wie Du. O bleibe immer meine Freude und mein Stolz, liebes Kind, und fühle es, wie ich lebe in Dir und Ehrenfried und Eurer ſchönen Vereinigung. Bald hoffe ich Euch zu ſehn troz aller Schwierigkeiten, aber ich höre doch indeß noch einmal von Euch.

Schleiermacher an E. v. Willich.

(ohne Datum)

„Ich hätte Dir gern ſchon eher wieder geſchrieben, lieber E., wenn ich nicht die Entſcheidung wegen Bremen hätte abwarten wollen, die ich Dir nun aber doch nicht recht geben kann. Vorausſezen darf ich, daß Du etwas von der Sache weißt, durch unſere Kathen. Laß Dir nun nur erzählen, wie ich die Sache von Anfang an genommen habe. Du weißt, der akademiſche Gottesdienſt war immer noch nicht eingerichtet, der Reparatur und der Orgel wegen. Im November war der Miniſter hier und ſprach noch viel von der Beſchleunigung deſſelben, und im December verwandelt uns die Kammer die kaum eingerichtete Kirche in ein Kornmagazin. Gegen Ende des Jahres kam der Antrag an mich. Die erſte vorläufige Frage wies ich ganz von der Hand; allein ſie wurde mir von ſo vielen Seiten und ſo dringend wiederholt; ich hörte ſo viel Gutes von Bremen, von der Religioſität der Einwohner, ihrer Gutartigkeit, ihrer großen Liebe und Achtung für die Prediger; das Leben in und mit einer eigentlichen Gemeinde lachte mich an; hier ſah ich meinen Wirkungskreis von der Kanzel bei den kriegeriſchen Ausſichten auf eine unbeſtimmte Zeit ganz zerſtört; ich überlegte, wie bei mehrerem Intereſſe von Seiten der Univerſität man dem Uebel leicht hätte abhelfen können, und wie ſich doch auch meiner akademiſchen Wirkſamkeit allerlei Kleinigkeiten und Kritteleien in den Weg ſtellten; dann auch, wie ſchwer und langſam mir doch das Arbeiten jezt von der Hand geht, und ſo nahm ich eine entſchloſſene Partie. Ich ſchrieb dem Miniſter ſowohl, als dem Kabinetsrath Beyme, ich würde den erhaltenen Ruf, ſo ſehr es mir auch im Ganzen hier gefiele, gewiß annehmen, wenn man mir nicht Sicherheit gäbe für die baldmöglichſte Hinwegräumung aller Hinderniſſe gegen den akademiſchen Gottesdienſt, und wenn man mich nicht gleich als Profeſſor ordinarius in die theologiſche Fakultät ſezte. Aus der Art, wie man ſich hierüber erklärt, muß offenbar hervorgehn, ob es mit dem Endzweck meiner Anſtellung hier ſo weit Ernſt iſt, daß man auch etwas angreifen und durchſezen will deshalb. Iſt nun das nicht der Fall, ſo iſt es ja beſſer je eher je lieber wegzugehn, ſo wie im Gegentheil ich, wenn Alles iſt, wie es ſein ſollte, nie einen andern Wirkungskreis wünſchen kann, als meinen gegenwärtigen. Das Kabinet hat ſich nun erklärt, alles Mögliche zu thun, um meine Forderungen zu erfüllen, und ſie für ſehr billig anerkannt. Vom Miniſter und der Univerſität weiß ich noch nichts und bin eben deshalb gewiſſermaßen unentſchieden; auch würde ich ſehr ungern das Katheder verlaſſen, inſofern ich doch noch Hoffnung hegen kann, meine vorige Tüchtigkeit im Arbeiten wiederzufinden. Kurz ich wünſche recht ſehr hier zu bleiben, aber doch nur unter der Bedingung, wenn ich recht bald in meinen ganzen Wirkungskreis wirklich eingeſezt werde. Ob ich auch ökonomiſch, wenn ich wirklich hier bliebe, etwas gewinne, ſteht dahin. Gefordert habe ich kein Geld, weil das gegen meine Natur iſt; aber es wäre wohl in der Ordnung, daß man mir, wenn ich in die Fakultät komme, ein Gehalt gäbe, da ich als Profeſſor bisher noch keines gehabt habe. — Unſer Wiederſehn hängt gewiſſermaßen auch davon ab, und gehe ich noch nach Bremen, ſo kann ich doch nicht eher als nach geendeten Kollegien von hier abgehn und es kann dann auf ein paar Wochen nicht ankommen, die der Umweg über Stralſund und Rügen koſten kann.

In meinen Kollegien habe ich ein gut Theil recht fleißiger Zuhörer; ich weiß von mehreren in der Ethik, die zur rechten Wiederholung und gemeinſchaftlichen Beſprechung einer einzelnen Vorleſung drei bis vier Stunden anzuwenden nicht ſcheuen, und die ſich freuen immer mehr in's Klare zu kommen. So auch in der Dogmatik ſind Manche, die ſich recht zu meiner Zufriedenheit darüber geäußert haben, wie ſie nun erſt die Bedeutung des Chriſtenthums recht verſtänden. Das iſt freilich ſehr aufmunternd; zumal iſt es mir jeder Beweis, daß ich verſtändlicher bin, als ich ſelbſt glaubte. Dagegen würde allerdings der arme Platon beſſer fahren in Bremen. Für dieſen und alle andern ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind die Ausſichten hier traurig, zumal wenn ich mich in das exegetiſche Fach hinein begebe, wie ich doch muß und auch will. So ſehe ich in den erſten drei Jahren eine Laſt von Arbeit, bei der ich kaum zu etwas anderem werde kommen können. — —

Die Briefe ſind lange liegen geblieben, ich habe nun Antwort vom Miniſter, er will ebenfalls Alles thun, was er kann, und es iſt ſo gut als gewiß, daß ich hier bleibe. —

Halle, März 1806.

— — Wie viel ich Dir von der Bremiſchen Angelegenheit geſchrieben oder ſchreiben können, weiß ich wahrlich nicht. Aus den erſten Antworten, die ich von Berlin erhielt, wurde ſchon wahrſcheinlich, daß man, was ich verlangt, zugeſtehn würde, und es hat ſich bald darauf völlig entſchieden. Indeß haben die Bremer es ſo ernſtlich gemeint und von allen Seiten her mir ſo viel Liebe und Vertrauen gezeigt, daß mir ordentlich das Herz ſchwer geworden iſt, es ihnen abzuſchreiben; ja noch neuerlich haben ſie mir große Anerbietungen von mehreren hundert Thalern Zulage gemacht. Ich habe in Berlin gar kein Geld beſtimmt gefordert, weil ich unmöglich des Geldes wegen meinen Wirkungskreis verändern kann, und ſo wird mich dieſes auch nicht locken. Indeß hoffe ich, man wird mir, wenn auch nicht unmittelbar, doch bald in Berlin eine Gehaltsvermehrung zugeſtehn. — — Auch hat Reimer jezt ganz plözlich eine neue Auflage der Reden verlangt und für Michaeli-Meſſe auch eine der Predigten. Wäre jenes nicht ſo plözlich gekommen, ſo hätte ich Dich und andere Freunde um Bemerkungen über einzelne Stellen gebeten. Die erſte Rede habe ich eben durchgearbeitet und nur Eine Stelle bedeutend geändert; aber ſehr viele kleine Aenderungen fallen mir unter die Hände, was doch das unangenehmſte iſt. In großen Aenderungen würde ich überhaupt ſehr bedenklich ſein, damit das Buch ja nicht von ſeinem Charakter verliere. Meinen Namen ſetze ich wieder nicht darauf. Es kommt mir vor, als ob die Anonymität ordentlich zum Styl des Buches gehörte. Wer namentlich auftritt, kann ſo gar nicht reden. —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 13ten März 1806.

„Es war grade am Morgen meines Geburtstages, als Deine lieben Worte zu mir kamen, mein geliebter Vater — früher als Deine Briefe kamen, hatte mein Kindchen mir ſchöne Blumen gebracht und andre liebe Geſchenke von den Meinen. — — Wenn es mir recht lebendig wird, daß Du herkommſt, freue ich mich ganz unmenſchlich — wie ſchön wird es ſein! ich denke immer ſchon an die Zeit. — — Ich muß Dir aufrichtig über etwas ſprechen. Du weißt, wie aus meinem Herzen das vertrauliche Du mir in die Feder gefloſſen iſt, und wenn ich recht aus dem Gefühl rede, daß Du mein Vater biſt, kann ich auch nicht anders. Wenn Du aber hier biſt, werde ich Dich nicht immer ſo nennen können, wie ich Dich auch nicht immer Vater rufen werde. Damit mir aber beides recht natürlich bleibe, will ich auch in meinen Briefen Dich nennen, wie mir's kommt. — Du biſt ja auch mein Freund, nicht wahr, lieber Schleier? Lachen Sie nicht über mich, ich würde wirklich ſehr verlegen ſein, wenn ich mich einmal verſpräche in Gegenwart eines Fremden. Dann würde mir einfallen — Sie, der große Schriftſteller, berühmte Profeſſor — und ich — die kleine Paſtorin, wie man mich öfters nennt.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Den 14ten März 1806.

„Was Johannes Müller über die Weihnachtsfeier geſagt hat, macht mir wenig Spaß; denn es ſieht immer ganz ſo aus, als hätte er es darauf berechnet, daß ich es wohl wiedererfahren könnte. Der Platon iſt wahrlich zu viel Ehre für das kleine Büchlein. Damit mag er warten bis zu meinen philoſophiſchen Dialogen. Was er aber meint vom Verwandeln der Geſchichte in Allegorie, iſt mir ein ſehr unliebes Mißverſtändniß, woran ich aber doch rein unſchuldig zu ſein hoffe. — —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

April.

„Ich will Ihnen gar nichts davon ſagen, mein lieber, lieber Schleier, wie es mich traurig machte, meine ſchöne Hoffnung vereitelt zu ſehn — wir wiſſen es ja gegenſeitig, *welche* Freude wir an dieſer Ausſicht hatten und was wir nun verlieren. Wie gerne hätte ich mein Kindlein auf Ihre Arme gelegt. Voll hoher Bedeutung und Rührung würde der Augenblick für mich geweſen ſein, wenn ich Ihre Blicke ſegnend und liebevoll auf dem kleinen Weſen hätte ruhen ſehn. Ach, ich kann es Dir gar nicht ſagen, *wie* es mich freuen würde, wenn Du mein Kind *recht* liebteſt, wenn es eines Deiner Lieblinge unter den Kindern würde. Dich zu lieben, darin wird es mir wohl ähnlich werden.

Poſeritz *). Mai.

„Sie müſſen meine Freude am Frühling mit mir theilen, mein geliebter Vater! ſeit geſtern lebe ich ganz in der ſüßen Empfindung, daß er nun endlich zu uns gekommen iſt mit ſeinen Blüthen — daß mein Kindchen ſeine Düfte einſaugt, in ihm aufblüht, daß ſie ſo innig mit ihm verwebt iſt — der ſüße Frühling — das ſüße Kindchen. — Seit geſtern ſind wir hier und heute iſt es ſo wunderſchön, die Luft ſo balſamiſch und alles quillt und entfaltet ſich ſichtbar. Ich habe mich ſehr nach heiteren milden Tagen geſehnt, und es würde mich recht fröhlich machen, wenn ich viele mit meinem Mädchen hier genießen könnte. Mir iſt, als würde auch ſie lieblicher aufblühen, wie die Blumen hier in der freien Natur, als in den Stadtmauern. — Alle die ſchönen Bilder werden nicht ohne Wirkung an ihrem Auge vorübergehen. Heute Morgen gaben wir ihr noch ſchlafend einen Blumenſtrauß in die kleine Hand, — ihr erſter Anblick fiel freundlich darauf, und als ich zu ihr kam, wühlte ſie ſchon geſchäftig darin. Frühe des Morgens gehe ich in den Garten mit ihr. Wie ernſt und ſinnend ruht ihr Auge auf Allem; ſie hat zum ruhigen Spiel und zur Unterhaltung mit mir ſelten Zeit. — Lieber Schleier, ich habe doch wenig andre Gedanken jetzt als das Kind.

---

*) Auf Rügen.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

(ohne Datum)

Liebes Jettchen, welche kleine Ewigkeit iſt es, daß Ihr Alle wieder nichts von mir gehört habt. Hoffentlich habt Ihr indeß ſeit meiner Berliniſchen Reiſe Nachricht von unſerer Herz, und wißt wenigſtens, daß es mir wohl geht. Wie viel ich nach Stralſund und Rügen gedacht habe, mit herzlicher Sehnſucht und liebendem Verlangen, und beſonders an Dich, liebes Kind und Dein kleinſtes Jettchen — das glaubſt Du gewiß ohne Verſicherung.

Sehn Sie, liebe kleine Paſtorin, ich fange ſchon wieder mit dem vertraulichen Du an und werde wohl auch nicht heraus kommen in unſeren Briefen. Wenn Du alſo nichts beſonderes dagegen haſt, mußt Du mich ſchon dabei laſſen.

Die Berliniſche Reiſe war nur ein ſchlechter Erſaz für die Freuden, die ich mir bei Euch verſprechen durfte; ich war erſtaunlich zerſtreut unter vielerlei Menſchen, was zum Theil daher kam, daß ich in Geſellſchaft meines Freundes Steffens reiſte, habe die eigentlichen Freunde wenig genoſſen und nicht einmal meiner Schweſter ſo viel von den Schönheiten Berlins gezeigt, als ich gewünſcht hätte. Jezt eben bin ich von einer ganz andern Reiſe zurückgekommen, die ich mit Steffens und einigen jungen Leuten, alles gemeinſchaftliche Schüler von uns beiden, nach dem Harz gemacht habe. Dieſe giebt wenigſtens von meinem Wohlbefinden einen guten Maßſtab. Wir haben in neun Tagen beinah funfzig Meilen zu Fuß gemacht, indem wir das Gebirge faſt nach allen Seiten, zum Theil auf ſehr beſchwerlichen Wegen, durchſtrichen ſind, und ich bin der friſcheſte geweſen und geblieben unter Allen, immer voran, über und unter der Erde, und habe mich gleich nach unſerer Rückkunft wieder mit größtem Fleiß in die ſich immer mehr häufenden Arbeiten begraben können. — Es war eine ſchöne Reiſe; wir waren ſehr vom Wetter begünſtigt und haben neben unſern wiſſenſchaftlichen Zwecken auch herrlichen Genuß gehabt. Gewiß aber ging es in Keinem ſo wunderlich durcheinander als in mir: die Stille des Wanderns — denn viel pfleg ich nicht zu ſprechen bei weitem Gehn — iſt für mich recht dazu gemacht, mich Allem hinzugeben, was mich bewegen kann, und weil ich doch beſtändig unterbrochen wurde durch die Umgebungen, konnte es nie ausgähren, ſondern mich immer wieder auf's neue ergreifen. Liebes Kind! wie viel Trauer, wie viel Freude, wie viel Wehmuth hat mich durchzogen! Wie gern hätte ich in einer der kleinen Gefahren, die wir dort zu beſtehn hatten, das Ende des Lebens gefunden. Und wie konnt ich wieder mein Leben lieben, wenn ich fühlte, wie ich in Euch, in all unſern Freunden und in meinem Beruf lebe. — —

Schleiermacher an E. v. Willich.

Halle, den 20ſten Juni 1806.

— — Die Weihnachtsfeier hat ſo lange incognito in Götemitz gelegen und ich habe ſie nicht daraus hervorziehen wollen; nun aber Charlotte mir darüber geſchrieben hat, muß ich Dich fragen, ob ſie ſie Euch gegeben hat und wie ſie Dir und Jettchen vorgekommen iſt, auch als Ihr nicht wußtet, daß ſie von mir wäre. Es war ſo eine plözliche Inſpiration, die über mich kam, und die ebenſo ſchnell in vierzehn Tagen ausgeführt wurde. Grade am Morgen des Weihnachtsabends ſchickte ich das lezte in die Druckerei. Jezt thut es mir faſt leid, daß ich es ſo einzeln hingegeben habe; ich hätte warten und auch die beiden andern großen Feſte auf eine ähnliche Art behandeln ſollen, was ſich nun doch nicht mehr wird thun laſſen. — —

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Halle, den 20ſten Juni 1806.

Iſt es nicht recht hart, gute Charlotte, daß ich mir nicht einmal durch Schreiben einen kleinen Erſaz geben konnte für die fehlgeſchlagene Hoffnung, eine Zeit lang mit Ihnen zu leben? doch ich will nicht mit Klagen anfangen. Wir wiſſen ja doch, wie wir mit einander leben und einander nahe ſind, und Ihr Brief tröſtet mich ſelbſt ſo ſchön über dieſe Entbehrung. Denn was hält mich anders ab vom Schreiben, als die Arbeit für meine jungen Freunde, meine Zuhörer, und wenn die mich dann recht lieben und einen lebendigen Eindruck behalten von dem, was ich lehre — was kann mir beſſres begegnen und wie kann ich das theuer genug erkaufen? Es hat mich recht gerührt was Sie mir erzählten von K. — Grüßen Sie mir ihn recht freundlich; ich erinnere mich ſeiner ſehr wohl, obgleich ich ihn nicht näher kennen gelernt habe. Damals konnte ich noch nicht haben, was ich jezt, ſeit meine Schweſter hier iſt, eingerichtet habe — einen beſtimmten Abend nemlich in der Woche, wo immer einige junge Leute, von den eifrigen und unterrichteteren meiner Zuhörer, bei mir ſind. Ich weiß nicht, wer mehr dabei gewinnt, ſie oder ich; ihnen wird vielleicht manches Dunkle durch dieſe freie Unterhaltung aufgehellt und ſie gewinnen an Vertrauen, ich aber gewinne dadurch offenbar einen ſicheren Tact für meine Vorträge und weiß genauer, wie ich mir die beſſern unter meinen Zuhörern zu denken habe, welches ihre Fähigkeiten und welches ihre Bedürfniſſe ſind. Dadurch gewinne ich auch an Muth, und ſo erweitert ſich mir mit jedem Jahre die Bahn, die ich noch zu durchlaufen habe.

Recht ſchön, daß Sie mir ſo ordentlich von zwei Tagen erzählen, die ich ſo gern bei Ihnen zugebracht hätte, die Taufe und Ihr Geburtstag. Ja wohl hatten Sie es ſchön mit mir im Sinne. Danken Sie dem lieben Kathen recht herzlich, daß er mir ſo gern dieſe liebe Stelle eingeräumt und ſie ſelbſt vertreten. Und die herrliche Baier, die ehrwürdige Frau, für die ich faſt vom erſten Anblick an, wie für eine Mutter gefühlt habe — wie fromm und gerührt vereinige ich mich auch hier mit ihr in Liebe, Glaube und Hoffnung für das kleine Geſchöpf! Ja liebe Freundin, es würde mir zu den ſchönſten Augenblicken des Lebens gehört haben, Ihr liebliches Kind in Liebe und Gebet Gott und Chriſto darzubringen. Aber in Liebe und Gebet drücke ich es doch immer an mein Herz, und freue mich ſeines Gedeihens durch Ihre mütterliche Liebe. — —

Wohl 14 Tage iſt der Brief liegen geblieben und nun ſind neue Briefe hinzugekommen aus Stralſund mit dem Ihrigen, liebe Charlotte. Sehen Sie nun an der Weihnachtsfeier, wie ſtill ich warten kann auf eine Freude, ohne ſie mir voreilig zu verderben. Ich wollte ſehn, ob meine Freunde mich erkennen würden in dem kleinen Werkchen, das doch ſo manches eigene hat, wodurch es wohl den andren ungleichartig ſcheinen kann. Deßwegen gab ich ſelbſt es Niemand, ſondern ließ es anfangs nur ohne meinen Namen hier und in Berlin ausgeben, daher auch die öffentlichen Anzeigen alle ſo ſpät gekommen ſind. Mein Freund Steffens hier errieth mich gleich und ſo auch ein paar von meinen Zuhörern. In Berlin weiß ich nicht, wie es ohne J—s Voreiligkeit geworden wäre. Aber Sie, dachte ich, müßten es gleich wiſſen, weil doch Niemand Ihr Leiden ſo erzählen konnte als ich. Daß J. Sie nun davon verleitet hat, thut nichts, wenn Sie Sich nur erkannt haben, wie ich Sie ſehe, und wenn es Ihnen nur recht iſt, einige Züge von Ihrem Bilde dort aufbewahrt zu ſehn. Sie waren gleich mit Ihrem kleinen Liebling ſo in die Idee des Ganzen eingewachſen, daß es mir unmöglich geweſen wäre Sie nicht hineinzubringen. Auch weiß meine Kunſt nichts ſchöneres zu thun, als zuſammenzuflechten, was ſich vor mir in ſchönen Gemüthern entfaltet hat, und grade dieſe Erzählung hat Mehrere ganz vorzüglich gerührt. Es iſt alſo nicht ein Geſchenk, was ich Ihnen mache, ſondern was Sie mir machen, was ich mir im Vertrauen auf Sie von Ihnen genommen habe. Und freilich habe ich ſchon lange gewartet, was Sie dazu ſagen würden. Haben Sie es denn Willich's mitgetheilt und hat es ſie gar nicht angeſprochen?

Wie mir bei den Kriegsunruhen zu Muthe iſt? Ach, liebe Freundin, ich denke oft mit rechter Sorge an Sie Alle, und an Ihr ſchönes Land. Die Veranlaſſungen dazu haben ſchon oft gewechſelt ſeit mehreren Monaten. Einen Krieg zwiſchen unſern beiden Königen fürchte ich jezt gar nicht mehr — aber, ob nicht bald die Franzoſen, die das ſüdliche Deutſchland jezt räumen, gegen Schweden angehn werden, das iſt ſehr zu beſorgen. Und, liebe Freundin, wenn dann Ihr König den Gedanken einer ernſtlichen Vertheidigung faßt, dann faſſen Sie auch rechten Muth, und geben Sie Alles hin, um Alles zu gewinnen, und rechnen Sie Alles, was Ihnen erhalten wird, für Gewinn. Bedenken Sie, daß kein Einzelner beſtehen, daß kein Einzelner ſich retten kann, daß doch unſer Aller Leben eingewurzelt iſt in deutſcher Freiheit und deutſcher Geſinnung, und dieſe gilt es. Möchten Sie Sich wohl irgend eine Gefahr, irgend ein Leiden erſparen für die Gewißheit, unſer künftiges Geſchlecht einer niedrigen Sclaverei Preis gegeben zu ſehn, und ihm auf alle Weiſe gewaltſam eingeimpft zu ſehn die niedrige Geſinnung eines grundverdorbenen Volkes. Glauben Sie mir, es ſteht bevor, früher oder ſpäter, ein allgemeiner Kampf, deſſen Gegenſtand unſre Geſinnung, unſre Religion, unſre Geiſtesbildung nicht weniger ſein werden, als unſre äußere Freiheit und äußeren Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, ſondern die Völker mit ihren Königen gemeinſam kämpfen werden, der Volk und Fürſten auf eine ſchönere Weiſe, als es ſeit Jahrhunderten der Fall geweſen iſt, vereinigen wird, und an den ſich Jeder, Jeder, wie es die gemeine Sache erfordert, anſchließen muß. Was Ihnen jezt bevor zu ſtehen ſcheint, war freilich ſo etwas Einzelnes, von wenig Intereſſe für Sie ſelbſt, daß die Beſorgniß für Ihren nächſten Kreis die Oberhand haben mußte. Wenn aber die großen Bewegungen Ihnen nahe treten werden, dann wird ihre allgemeine Kraft, Muth zu erregen, ſich auch in Ihnen beweiſen und Sie werden auch das Spiel ängſtlicher Bilder in Ihrer Fantaſie mehr als etwas Aeußeres anſehn, es mit zu dem Schickſal rechnen, gegen das man ankämpfen muß. Mir ſteht ſchon die Kriſis von ganz Deutſchland, und Deutſchland iſt doch der Kern von Europa, ebenſo vor Augen, wie Ihnen jene kleinere. Ich athme in Gewitterluft, und wünſche, daß ein Sturm die Exploſion ſchneller herbeiführe; denn an Vorüberziehen iſt, glaube ich, nicht mehr zu denken.

Glauben Sie, daß Sie mir jemals zu viel von Ihren Kindern ſagen können? Grüßen und küſſen Sie ſie mir alle und nun adieu.

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 4ten Auguſt 1806.

„In meiner Verlaſſenheit habe ich mir es recht als eine Freude ausgerechnet an Sie zu ſchreiben, lieber Schleier. Seit geſtern Mittag bin ich ganz allein mit meinem Töchterchen. Sie wiſſen, wohin E. iſt — vor Ende der Woche darf ich ihn nicht wieder erwarten. Mir wird das Alleinſein nicht ſchwer — es hat nichts ſo bitteres für mein Weſen, als für viele. E. habe ich doch, und freue mich nun ſchon innig auf ſein Wiederkommen. — — Ich habe recht lange nicht an Sie geſchrieben, Sie waren mir doch oft nahe und ich fühlte es drückend, daß ich Ihnen nichts davon gab. Ich weiß nicht, wie es gekommen iſt. Wir ſollten uns einmal wiederſehen! Ich kann mich gar nicht beſtimmt darauf freuen, daß Sie dieſen Herbſt kommen könnten — ach es iſt gar keine Zeit der Freude — hier geht ſo viel ſchreckliches vor. Eine Geſellſchaft von 20 Perſonen iſt wahrſcheinlich vergiftet worden — ein junger ſchwediſcher Offizier, der die einzige Freude ſeiner alten Mutter war, iſt ſchon todt, die übrigen, faſt alle junge Leute, liegen ohne Hoffnung darnieder. Mir iſt zuweilen ſo wehmüthig, wenn ich auf die kleine Jette blicke, daß ſie grade in einer Zeit geboren iſt, wo Friede und Unſchuld aus der Welt ſcheint geſchwunden zu ſein. Ich ſehne mich unausſprechlich auf's Land — die Stadt wird mir immer mehr zuwider. Dem Leben, wie ich es mit meinem E. und meinem Kinde innerlich habe, und auch äußerlich haben möchte, ſteht ſie ſo ſehr entgegen. — —

Ja, lieber Schleier, viel Schönes in der Weihnachtsfeier hat mich angeſprochen und habe ich mir angeeignet. Wie könnte es eine Mutter unberührt laſſen! Die herrliche Erneſtine ſteht recht lebhaft vor mir, und ein ſolches Kind wie Sophie habe ich ſchon immer im Sinne gehabt. Du haſt die Mutterliebe recht wahr und ſchön ausgeſprochen — ich habe es auch in mir gefühlt, daß ſie in dem göttlichen gegründet iſt und daß ſie ein Sehnen und

Lauſchen iſt, das Heilige in dem Kinde zu erblicken. Wenn ich Dich einmal ſpreche, will ich Dir Alles ſagen, wie es mir mit Deinem Buche iſt.

Schleiermacher an E. v. Willich.

Den 15ten September 1806.

Lieber E., hier ſchicke ich Dir nicht nur die Weihnachtsfeier, ſondern auch die Predigt, mit welcher ich den akademiſchen Gottesdienſt eröffnet habe. Ich kann nicht ſagen, daß ich ſehr mit ihr zufrieden wäre. Gelegenheitsreden haben für mich immer etwas drückendes, noch mehr, wenn ſo vielerlei zuſammenkommt wie hier. Das drückende liegt wohl in dem Gefühl, daß die Zuhörer nicht unbefangen ſind, ſondern jeder ſchon ſeine beſtimmende Idee mitbringt, was vorzüglich geſagt, und wie die Sache dargeſtellt werden ſollte. Demungeachtet habe ich den Vortrag drucken laſſen, weil doch wahrſcheinlich Viele es gewünſcht haben. — Ungeheuer angefüllt war die Kirche bei dieſer Gelegenheit, und die ſieben hundert Studenten, die leicht darin geweſen ſein können, von einer bewundrungswürdigen Ruhe und Anſtändigkeit. Seitdem iſt nun freilich ein ſolches Gedränge nicht in der Kirche, aber ich habe ein auserleſenes und gar nicht unbedeutendes Publikum von akademiſchen Jünglingen, und es iſt wahr bis jezt, daß die beſten ſich am liebſten einfinden. Auch bin ich mit mir ſelbſt leidlich zufrieden; ich habe ein wohlthätiges Gefühl von dem Segen, der auf dieſen Vorträgen ruht, und ſo ſind ſie kein geringer Zuſaz zu meiner Glückſeligkeit. Eine Störung haben wir indeß ſchon wieder erlebt; denn die Kirche iſt abermals genommen oder vielmehr von der Akademie gutwillig abgetreten, und ein Magazin daraus gemacht worden. — Ich habe (mit Recht glaube ich, denn es war ganz gegen den Sinn eines königlichen Befehls) ſo ſtark dagegen geſtritten, als nur möglich war, aber nichts ausgerichtet. Große Freude machte mir aber der Eifer der Studenten. Es thaten ſich gleich einige zuſammen, arbeiteten die Nacht durch Vorſtellungen aus an den Prorector und den kommandirenden General und ſammelten, unerachtet viele ſchon verreiſt waren, an 400 Unterſchriften. Das iſt wenigſtens erreicht worden, daß wir nun ein andres Lokal haben und die Sache im Weſentlichen ihren Fortgang hat. Nun aber macht die Kirche auf meinen vorläufig genehmigten Antrag allemal auch Ferien, und ich habe heut zum lezten Male geredet. Ich that dies vornehmlich in Bezug auf die Abgehenden, wie ich denn immer bei meinen Vorträgen ſtreng die Akademie im Auge behalte, und ich habe wieder recht innig rührende Beweiſe von dem guten Eindruck meiner Rede gehabt. Ueberhaupt, lieber Freund, habe ich viel Urſache zur Dankbarkeit für meinen ſchönen Erfolg als Lehrer, und für die freudige Ausſicht auf die nächſte Generation junger Theologen. Meine Schule läßt ſich zwar leicht überzählen — und damit bin ich ſehr wohl zufrieden, daß ſich der große Haufe nicht zudrängt — aber ich kenne nun ſchon ſo manches herrliche Gemüth und ehrenwerthe Talent darunter, welche die gute Sache mit Luſt und Liebe umfaſſen, ja, ich weiß ſchon ein paar, die durch meine Vorleſungen von dem Widerwillen, den beſonders Philologen oft gegen das Chriſtenthum haben, ſind geheilt worden — was für größere Freude könnte mir wohl widerfahren?

Die Reden ſind nun fertig und Du wirſt ſie wahrſcheinlich in einigen Wochen bekommen können. Sehr verlangt mich, zu erfahren, wie Du ſie nun finden wirſt. Nach meiner Ueberzeugung hat das Ganze ſehr an Klarheit gewonnen und verhältnißmäßig nur wenig von dem Glanz des erſten Guſſes verloren. Viel mehr als dies habe ich nun auch den Sommer nicht geleiſtet und bin eigentlich bei aller Geſchäftigkeit herzlich unfleißig geweſen; im Winter werde ich ganz anders daran müſſen.

Erzähle mir doch Einiges davon, wie es in Eurem Lande hergeht, wie man im Ganzen gegen die neue Conſtitution geſinnt iſt und was man ſich davon zu verſprechen hat. — —

So freue ich mich auf den nun doch wohl unvermeidlichen Krieg gegen den Tyrannen und habe große Luſt an der allgemeinen muthigen Stimmung der Truppen und des Volkes bei uns. Wir haben hier ein anſehnliches Armee-Corps in der Nähe; der König wird auch erwartet und dann, hofft man, ſoll es vorwärts gehn, um mit den Franzoſen zu ſchlagen, wo man ſie findet. Mir iſt ſchon oft ſo zu Muthe geweſen, ein politiſches Wort laut zu reden, wenn ich nur die Zeit dazu hätte gewinnen können. — Auch auf der Kanzel laſſe ich dergleichen bisweilen fallen, wiewohl auf eine ganz andere Art, als ich es wohl von Andern höre. — —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

(ohne Datum)

Liebes Jettchen, Du hätteſt mir immer gleich mit E. ein paar Worte ſchreiben ſollen. Man muß jezt nehmen, was man haben kann, und nicht auf etwas beſſeres warten. Wer weiß, ob die Poſt noch offen iſt, wenn mein Brief zu Euch kommt. Ach das war ein böſer und arger Zwiſchenraum, und ich erwarte immer, daß es noch böſer wird, ehe es ſich wieder zum Guten hinüber neigt. Sprich, liebes Kind, wirſt Du auch recht brav ſein, wenn der Krieg Euch näher kommt? o ja, ich kenne Dich ja ſchon dafür, und bedarf eigentlich keiner Antwort. Und die Gattin, die Mutter, wird wenigſtens eben ſo muthig ſein, als ich das Mädchen geſehn habe. Zumal eine junge Mutter mit einem kleinen Kinde und einem zukünftigen iſt immer auch für die Krieger ein heiliger Gegenſtand. Du ſiehſt, Dein ſchönes Geheimniß hat mir unſre Herz ſchon verrathen. Nun, Gott ſegne Dich dabei, mein theures Kind! Aber ich möchte Dich bitten, gieb uns jezt einen Knaben; die künftige Zeit wird Männer brauchen, Männer, die eben in dieſer Periode der Zerſtörung das Licht erblickt haben, und Söhne, wie ich ſie von Dir und Ehrenfried erwarte, muthig, froh, beſonnen, das Heilige tief ins Herz gegraben, werden ein köſtliches Gut ſein. O wenn ich an die Zukunft denke — es ſchmerzt mich noch tiefer, daß ich ihr in dieſem Sinne gar nichts ſein ſoll, daß nur Worte von mir zurück bleiben ſollen — noch tiefer nun, da das bildende unmittelbare Wirken des Geiſtes auf die Jugend gehemmt iſt und ich eigentlich ein ganz paſſives leeres Daſein führe.

Der unmittelbare Anblick des Krieges hat uns hier wunderbar ergriffen. Es war Noth und Angſt genug und oft mußten wir doch wieder darüber ſcherzen. Steffens Frau war mit ihrem Kinde auf dem Arm in meiner Wohnung, als die franzöſiſchen Huſaren bei mir plünderten, ehe ſie da waren, in ſchrecklicher Angſt, hernach aber ganz beſonnen und ruhig; die Angſt, deren es in den vier Tagen, bis die Armee vorüber war, genug gab, bringt ſo viel unmittelbar lächerliches hervor, daß man dadurch eben den Muth friſtet.

Das Einzige, was ich weſentlich wünſchen möchte wäre, daß wenn etwa Stralſund belagert wird und etwa mit Sturm eingenommen werden ſollte, Du dann nicht darin ſein möchteſt. Denn in dieſem Falle würden gewiß die erſten Stunden furchtbar genug ſein. Und doch, wenn Du auf dieſe ungewiſſe Gefahr hin Deinen Mann nicht auf lange Zeit verlaſſen wollteſt, würde ich nichts weſentliches dagegen zu ſagen wiſſen. Ganz unendlich würde es mich ſchmerzen, wenn Euer ſchönes friedliches, von allen Welthändeln entferntes Land der Schauplaz ſolcher Verwüſtungen würde. — Meine Schweſter und Steffens Frau benehmen ſich ganz vortrefflich in dieſer Zeit und wenige Frauen ſind gewiß, in ſolcher Lage und bei ſo ſchlechten Ausſichten, ſo muthig hier geweſen als ſie. Wie gar nichts wir von unſrer Zukunft wiſſen und nur ſehn müſſen den Augenblick zu friſten, das iſt wunderlich genug und könnte eine ſchöne Uebung ſein, wenn nicht ſo viel Herrliches damit verloren ginge. Lebe wohl liebes Kind und wenn Ihr könnt ſo ſchreibt bald. —

Schleiermacher an Georg Reimer.

Halle, den 4ten November 1806.

. — — Die Plünderung war freilich fatal, aber doch nicht ſo arg, als man ſich dergleichen wohl vorſtellt. Gleich nach dem Gefecht drangen durch Unvorſichtigkeit der unten wohnenden Leute mehrere Reuter in's Haus und bis zu uns hinauf. Steffens und Gaß waren eben bei mir; wir mußten alle drei unſre Uhren hergeben, Gaß auch ſein Silbergeld (Steffens hatte ſchon keins mehr); bei mir fanden ſie auch nur einige Thaler — aber alle meine Oberhemden nahmen ſie bis auf fünf und alle ſilbernen Löffel bis auf zwei. Bei dem Gefecht ſelbſt wären wir faſt in Gefahr gerathen. Steffens kam den Morgen uns abrufen, wenn wir ein Gefecht mitanſehn wollten, in ſeine Wohnung zu kommen. Wir ſahen auch dort den Angriff auf die Brücke ſehr gut. Als ich aber merkte, daß die Preußiſchen Kanonen demontirt wurden und die Poſition verloren gehen würde, beredete ich Steffens zu mir zu kommen, weil ſein Haus zu ſehr exponirt wäre. Wir ſputeten uns auch möglichſt; allein ich hatte mit Hanne noch nicht unſre Straße erreicht, als ſchon hinter uns in der Stadt geſchoſſen wurde, und Steffens wäre mit dem Kinde auf dem Arme beinahe in das Gedränge der retirirenden Preußen und vordringenden Franzoſen gerathen.

In den folgenden Tagen hatte ich eine furchtbare Laſt von Einquartirung, und unſre Wirthe, verarmte Kinder mit ein paar alten Tanten, gar nichts im Beutel, ſo daß mir vor der Brutalität der Leute bange war und wir eine Nacht alle zuſammen ſehr unbequem bei Konopack zubrachten. Hernach kamen Offiziere und Gemeine von der Garde in's Haus, und zwei Nächte hindurch mußte ich ſelbſt einen zum Hauptquartier gehörigen Secretär und zwei Employés in meine große Stube aufnehmen, weil unten kein Platz mehr war. Die unten einquartirten Offiziere ängſteten aber die Wirthsleute mit ſchreckhaften Gerüchten von

Plündern und Anſtecken der Stadt, was uns eine gar tragikomiſche Nacht gab. — Allein es war wirklich ſchon den Abend vorher ein faſt ebenſo arges Ungewitter losgebrochen, nemlich der Befehl zur Vertreibung der Studenten. Laß mich dies jezt nur öconomiſch betrachten, damit Du eine Vorſtellung von unſrer Lage bekommſt. — — Wird bald Friede, ſo iſt es ſehr unwahrſcheinlich, daß Halle preußiſch bleibt. Wird es ſächſiſch, ſo geht vielleicht die Univerſität ein, oder, wenn ſie auch bleibt, ſo wird meines Bleibens nicht ſein, weil man ſo ſtreng lutheriſch iſt in Sachſen. Wird es einem franzöſiſchen Prinzen zu Theil, ſo möchte ich gar nicht bleiben, ſondern, ſo lange es noch einen preußiſchen Winkel giebt, mich in dieſen zurückziehen. — —

Sei nicht böſe, daß ich Dich mit ſo viel Oeconomicis beläſtige. Allein man muß jezt leider an dieſe Armſeligkeiten ſehr ernſtlich denken. Uebrigens arbeite ich ziemlich fleißig am Platon, ſoviel irgend die Sorge für die beſonderen und die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten es zuläßt.

(Später ohne Datum)

Lieber Freund, laß Dir für Deine herzliche Theilnahme die Hand drücken. Sei aber über unſre öconomiſchen Verhältniſſe nicht zu ängſtlich. Ich weiß dieſen Augenblick noch nicht, ob S. Deine Anweiſung bezahlen wird, und kann erſt morgen früh zu ihm gehen. Wenn aber dies geſchieht, ſo gieb Dir meinetwegen keine Sorge mehr. Könnteſt Du für Steffens beſondere Verhältniſſe noch etwas thun, ſo wäre es erwünſcht, wiewohl ſeine Gläubiger ihn ja jezt am wenigſten drücken können. Die allgemeine Auflöſung iſt ſchrecklich und man ſieht von allen Seiten einen Abgrund von Niederträchtigkeit und Feigheit, aus welchem nur wenige Einzelne, unter ihnen obenan König und Königin, hervorragen. Der alte Schaden iſt gewaltſam geöffnet, die Cur iſt verzweifelt, aber die Hoffnung iſt noch nicht aufzugeben und ich wende die Augen noch nicht ab von Preußen, noch weniger vom nördlichen Deutſchland. — —

Schleiermacher an Henriette Herz.

Halle, den 4ten November 1806.

Könnte ich Dir nur ſagen, wie mir innerlich zu Muthe iſt. Meine perſönliche Lage, inwiefern ſie wirklich perſönlich iſt, kümmert mich wenig; nur daß ich die gute Nanni zu dieſer unglücklichen Zeit herbringen mußte, ſchmerzt mich. Aber meine zertrümmerte Wirkſamkeit, welche wahrſcheinlich nie wiederkehrt, die Schule, die ich hier zu ſtiften im Begriff war, und von der ich mir ſo viel verſprach, plötzlich zerſtört, vielleicht die ganze Univerſität, die ſich ſo ſchön zu heben anfing, zerſprengt — und dabei der bedenkliche Zuſtand des Vaterlandes, welches unter manchen Gebrechen ſo viel Köſtliches aufbewahrt — Liebe, Du kannſt Dir ſchwerlich denken, wie mich das ergreift, und wie ich mich doch auf der anderen Seite ruhig hinſetzen kann zu meinem Platon und zu theologiſchen Arbeiten, und manchmal recht tüchtig dabei ſein, ohnerachtet der ewigen Sehnſucht nach meiner Kanzel und meinem Katheder. Nur manchmal iſt es ein fieberhafter Zuſtand, und viele Tage ſind ſehr ſchlecht. Der Gedanke, daß es vielleicht mein Schickſal ſein könnte, lange Zeit nur für die Schriftſtellerei und von ihr zu leben, ſchlägt mich ſehr nieder. Hier halte ich das gewiß nicht lange aus, und darum möchte ich gerne fort, ſobald das Schickſal der Univerſität mir nichts mehr zu hoffen übrig läßt. Zunächſt zu Dir; aber ohne öffentliche Geſchäfte könnte ich auch in Berlin nicht leben, ſondern ich müßte weiter wandern nach Preußen oder nach Rügen, und das iſt der ſchönſte Traum, der mir für dieſen Fall übrig bleibt. Unſere gänzliche Unwiſſenheit über die Lage der Dinge ſeit der Beſitznahme von Potsdam und Berlin iſt etwas ſchauderhaftes und recht gemacht den Muth zu lähmen und die lezte Kraft auszuſaugen. Wie ich oft nicht wußte, was Eleonore that in kritiſchen Augenblicken, ſondern nur lieben konnte und hoffen, ſo weiß ich auch jezt nicht, was das Vaterland thut. — Sollte das auch ſich und mich ſo ganz verlaſſen, wie ſie mich? Bisweilen denke ich, es kann noch Alles gut werden, gut, herrlich und glorreich; aber es gehört Beſonnenheit und Geſchick dazu, und wird es an beidem nicht fehlen? Geſtern hatte man Gerüchte von einer zweiten verloren gegangenen Schlacht, die viel zu bald und viel zu nahe wäre gewagt geweſen; ich hoffe es iſt ungegründet. Schreibe mir doch recht bald, wie es Dir ergangen iſt und unſren Freunden. Ich hoffe, Ihr habt gar nicht gelitten, und Theuerung und Noth kann auch in Berlin kaum ſo groß ſein als hier. Wir leben hier ſo armſelig als möglich, eigentlich mehr als möglich. Denn durch den Mangel an Wein und die überwiegende vegetabiliſche Nahrung leidet meine Geſundheit, und alle meine alten Beſchwerden kommen zurück. Holz iſt hier gar nicht zu haben; wir brannten am lezten Span und haben zum Glück noch eine halbe Klafter von dem franzöſiſchen Kommiſſair bekommen, ohne Geld durch Blanc, der jezt hier als Dolmetſcher wichtige Dienſte leiſtet; ſonſt hätten wir ganz frieren müſſen. — — Nanni iſt in der neuen combinirten Wirthſchaft noch nicht recht zu Hauſe. Die Maßregel war aber nothwendig; denn ich hatte nur etwas zuſammengeliehenes Geld, Steffens aber gar nichts. Hätten wir getheilt, ſo wären wir beide ſchlechter gefahren; wir ſparen doch Holz, Licht und gewiß noch einiges in der Wirthſchaft. —

Halle, den 14ten November 1806.

— — Aus der erſten Noth ſind wir heraus, indem ich einen Theil meines Gehalts erhalten habe und Steffens etwas Geld aus einer anderen Quelle; auch macht man ſich jezt Hoffnung, daß unſere Gehalte hier ganz werden bezahlt werden. Noch leben und wirthſchaften wir zuſammen; ich weiß aber nicht wie lange es dauern wird, da die Frauen es doch ſehr unbequem dabei haben. Daß wir nach Berlin kämen, daran iſt wohl unter dieſen Umſtänden, und da ſich ſeit meinem lezten Briefe ſo manches geändert hat, nicht zu denken. Die Theurung iſt ja dort noch weit ärger als hier, und auch zum Arbeiten möchte ich weniger Ruhe haben. Gingen nun noch gar die Hoffnungen in Erfüllung, welche Maſſow ſich macht, ſo hätte ich ja die großen Koſten der doppelten Reiſe ſchwer auf meinem Gewiſſen. Uebermorgen predige ich, Gott ſei Dank, einmal wieder für Blanc, der bisweilen auch deutſch zu predigen hat. — — Alexander iſt an dem Orte, wo noch etwas für das geſunkene Vaterland geſchehen, und woher vielleicht noch ſeine Rettung kommen kann. Seine jungen Brüder ſind noch nicht zum Schlagen geweſen, ob auch Louis nicht, weiß ich nicht; wenigſtens habe ich den Namen ſeines Regiments nirgends gefunden. Auch Wedeke habe ich oft im Geiſt zugelächelt über die Ruhe, die er noch genießt, er faſt der einzige unter unſren Freunden. — — Ich hatte ſchon wieder, aber nur von weitem, eine Anfrage, nach Bremen zu kommen. Aber ſo lange noch ein Schatten von Hoffnung iſt für das Beſtehen der Univerſität auf dem bisherigen Fuß, laſſe ich mich auf nichts anderes ein. Und ungerner als je würde ich mich jezt von dem Könige trennen, dem ich eine recht herzliche Sehnſucht habe, ein tröſtliches, ermunterndes Wort zu ſagen, in dem Unglück, das wahrlich nicht durch ſeine Sünden über ihn und uns gekommen iſt. Von den Berlinern ſagen hier die Franzoſen ſelbſt, daß ſie ihnen auf eine recht verächtliche Weiſe ſchmeicheln. Ich wünſche mehr, als ich hoffe, daß es nicht wahr ſein möge. —

Halle, den 21ſten November 1806.

. . — — Nun muß ich doch wenigſtens am ſpäten Abend ein paar Worte mit Dir plaudern. Was für zwei Geburtstage habe ich da gehabt! an dem einen hatte ich kurz vorher von der einen Seite Alles verloren, und nun von der anderen! Damals hielt ich mich an meinen Beruf, und hatte an ihm eine Urſache und ein Werk des Lebens, nun iſt mir auch dieſer zerſtört; woran ſoll ich mich nun halten? Zwar iſt er nicht ſo unwiederbringlich verloren wie Eleonore, aber es iſt doch Thorheit, zu hoffen, daß er wieder aufblühen wird, und wenn es nicht mein eifrigſter, ſondern nur mein zweiter Wunſch iſt, daß es möglich ſein möchte in der gemeinſamen Sache den Tod zu finden, ſo kommt das von einer Anhänglichkeit an die alten Vorſäze und Entwürfe, die ich meiſtentheils ſelbſt kindiſch finde. Doch überraſcht mich vielleicht auch bald die Erfüllung jenes Wunſches. Denn wenn das Glück nicht umſchlägt, ſo wird er gewiß bald wüthen gegen den verhaßten Proteſtantismus, und dann wird es vor vielen Anderen mein Beruf ſein hervorzutreten. Niemand kann wiſſen, was ihm beſtimmt iſt in dieſer Zeit! es kann noch wieder Märtyrer geben, wiſſenſchaftliche und religiöſe. — Wir leben hier in einem recht ſchlechten Fieber. Alle Augenblicke kommt einmal eine gute Nachricht, die uns Hoffnung giebt von Oeſtreich oder Rußland, und dann erfahren wir wieder, daß Alles nichts war. Von unſerer eigenen Lage hören wir gar nichts; nur ſo viel iſt wieder höchſt wahrſcheinlich, daß, ſo lange der Krieg währt, die Univerſität ſchwerlich wieder in Thätigkeit kommt. Doch erſcheint es mir als eine Verrätherei, die ich nicht begehen dürfe, nach Bremen zu gehen, und ich weiß gar nicht, was ich thun ſoll und warte auf die Inſpiration des Augenblicks, in welchem ich mich werde entſcheiden müſſen. Einen eigenen Haß muß Napoleon auf Halle haben. Ob er ihn erſt hier bekommen hat oder früher hatte, weiß ich nicht; mir iſt aber das erſte wahrſcheinlicher. Die neue Philoſophie hat gewiß keine Schuld daran; denn die iſt öffentlich noch ſo gut als gar nicht von Halle ausgegangen, eher der Freiheitsgeiſt und das Lautſein der öffentlichen Meinung, wofür Halle immer bekannt war. Auch ſind Spione genug hier geweſen ſeit mehreren Monaten, die ihm haben verrathen können, wie man geſinnt iſt. Nun ſagt man, daß die Leipziger Deputirten ſeinen Haß noch auf eine ſchändliche Weiſe geſtärkt und vermehrt haben. Man muß ſolche Niederträchtigkeiten aber freilich nicht eher glauben, als ſie bewieſen ſind. — — Wenn nur ein guter Geiſt unſeres Königs Entſchlüſſe lenkt, daß er ſich an Alles nicht kehrt und keinen ſchimpflichen Frieden macht, ſondern feſt an Rußland hält, das iſt das Einzige, woraus uns noch beſſere Zeiten hervorgehen können; auch habe ich das ziemlich feſte Vertrauen, daß er nicht anders handeln wird. — — Das Briefſchreiben wird mir jezt ordentlich ſchwer, ich begreife nicht warum. Willich kann wohl ſeine Frau nach Rügen ſchicken, aber er ſelbſt darf doch im Fall einer Belagerung von Stralſund nicht ſeinen Poſten verlaſſen. Iſt Stralſund eingenommen, dann iſt freilich Rügen auch hin. Die Zuchtruthe muß nun ſchon über Alles gehen, was deutſch iſt; nur unter dieſer Bedingung kann hernach etwas recht tüchtig Schönes daraus entſtehen. Wohl denen, die es erleben; die aber ſterben, daß ſie im Glauben ſterben. — —

Iſt es denn wahr, daß alle Statuen und alle Kunſtſachen und alles perſönliche Eigenthum Friedrich des Großen fortgeſchleppt wird? tauſend Grüße an alle Freunde und auch an die Dohna's; ich freue mich, daß Friz ſo brav gethan hat. Wenn alle ſo geweſen wären! adieu liebe Jette.

Schleiermacher an E. v. Willich.

Halle, den 1ſten December 1806.

Schon vor einigen Tagen, lieber Freund, hatte ich von unſrer Freundin in Berlin die tröſtliche Nachricht, daß ſie Briefe von Euch habe und nun kommt Dein kleines Briefchen ſelbſt. Wohl Euch, Ihr Lieben, daß Ihr für jezt noch nicht unmittelbar mit verwickelt ſeid in den großen Kampf und die Gräuel, die ihn begleiten. Rechnet es für gewonnene Zeit und genießt ſie fröhlich, aber ſeid auch gefaßt; denn wenn nicht eine ſchimpfliche Knechtſchaft das ganze Schauſpiel endigen, und eine Barbarei, die viele Generationen hindurch währt, anheben ſoll, ſo müßt Ihr doch mit hinein verwickelt werden. Ich habe oft mit Liebe daran gedacht, wenn meine Unthätigkeit länger dauern ſollte, ſo lange zu Euch zu kommen; allein wenn auch jene Ausſichten nicht wären, ſo müßte ich doch darauf Verzicht thun, weil es unüberwindliche Schwierigkeiten haben würde, mich mit allen Hülfsmitteln, deren ich zu meinen Arbeiten bedarf, zu Euch zu verpflanzen.

Ihr wißt, daß Napoleon unſere Studenten vertrieben hat. Von der Urſache wiſſen wir noch immer nichts gewiſſes. Sie hatten ein paar Tage vor dem Einzuge der Franzoſen, als friſche Siegesnachrichten kamen, dem Könige ein Vivat und ihm ein Pereat gebracht; ja ſie ſollen das während ſeines Hierſeins, als die Truppen auf dem Markte vive l'Empereur riefen, wiederholt haben, was freilich toll genug wäre. Es war hier ein Aufruf erſchienen, zum Beſten der Armee allerlei zu veranſtalten, in welchem harte Ausdrücke gegen die Franzoſen ſtanden, und dieſer war von der Univerſität mit unterzeichnet. Alles dies mag zuſammen gewirkt haben. —

Ich habe einen Antrag von Bremen auf's neue. Allein ich bin entſchloſſen ihn auszuſchlagen, weil ich Halle, ſo lange noch Hoffnung zu ſeiner Erhaltung iſt, treu bleiben will. Müßte der König einen unglücklichen Frieden machen und behielte Halle, bei einer bedeutenden Verminderung ſeines übrigen Gebietes, ſo würde ohnedies mancher lieber gehn als bleiben, und ich will dieſes ſchlechte Beiſpiel nicht geben. Zieht ſich aber der Krieg in die Länge, wie ich hoffen möchte, ſo würde ich lieber ſuchen interimiſtiſch anderswo in Preußen angeſtellt zu werden, um nur gleich wieder hier zu ſein. Denn mehr als je ſcheint mir jezt der Einfluß höchſt wichtig, den ein akademiſcher Lehrer auf die Geſinnung der Jugend haben kann. Wir müſſen eine Saat ſäen, die vielleicht erſt ſpät aufgehn wird, aber die nur um deſto ſorgfältiger will behandelt und gepflegt ſein. Lieber Freund, wenn ich Dir beſchreiben ſollte, wie zerriſſen mein Herz iſt, wenn ich an den Verluſt meines Katheders und meiner Kanzel denke und wenn es mir doch bisweilen einfällt, das Alles könne ganz zerſtört ſein — das kannſt Du Dir kaum denken. Sehe ich weiter in's Große, ſo bin ich wieder ruhig. Die Verfaſſung von Deutſchland war ein unhaltbares Ding; in der preußiſchen Monarchie war auch viel zuſammengeflicktes unhaltbares Weſen; das iſt verſchwunden; ob und wie der Kern ſich retten wird, das muß erſt über ſeine Güte entſcheiden. Ich bin gewiß, daß Deutſchland, der Kern von Europa, in einer ſchönen Geſtalt wieder ſich bilden wird; wann aber — und ob nicht erſt noch nach weit härteren Trübſalen und nach einer langen Zeit ſchweren Druckes, das weiß Gott. Ich fürchte nichts als nur bisweilen einen ſchmählichen Frieden, der einen Schein — und nur einen Schein — von Nationalexiſtenz und Freiheit übrig läßt. Aber auch darüber bin ich ruhig; denn wenn ſich die Nation dieſen gefallen läßt, ſo iſt ſie zu dem Beſſeren noch nicht reif, und die härteren Züchtigungen, unter denen ſie reifen ſoll, werden dann nicht lange ausbleiben. So iſt es, lieber Freund, über das Perſönliche als das Kleinſte, über das Nationale als das Größte, bin ich ganz ruhig, ſo ſchlecht es auch um beide ausſieht — aber was in der Mitte liegt, die Art, wie der Einzelne auf das Ganze wirken kann, die ganze wiſſenſchaftliche und kirchliche Organiſation, erfüllt mich mit Sorgen. Auch die letzte! Denn Napoleon haßt den Proteſtantismus, wie er die Speculation haßt; meine Weiſſagung in den Reden iſt, glaube ich, nicht falſch. Wenn das kommt, Freund, dann laß uns nur auf unſern Poſten ſtehn und nichts ſcheuen. Ich wollte, ich hätte Weib und Kind, damit ich Keinem nachſtehn dürfte für dieſen Fall. Zwei Mal habe ich gepredigt in dieſer Zeit, vor zwölf Tagen und heut — beide Male, wie Du denken kannſt, über die Zeit und ihre Zeichen, nach meiner Art und ohne alle Scheu.

Ich wollte, ich könnt es öfter, aber ich habe ſelten Gelegenheit. In meiner akademiſchen Kirche habe ich nur vier oder fünf Mal gepredigt, dann kamen die Ferien und ſeitdem iſt ſie zerſtört. Von dem Gefecht bei Halle habe ich den erſten Act, wo die Preußen lediglich aus Schuld ihres Anführers eine herrliche Poſition ſehr ſchlecht vertheidigten und ſehr ſchnell verließen, mit angeſehn. Nach dem zweiten wurde ich etwas geplündert, aber das war nur Spaß. — —

Wenn Stralſund ſollte belagert werden, ſo ſchickſt Du wohl Weib und Kind nach Rügen. Ich hoffe, Ihr werdet Euch beſſer halten als Magdeburg und Küſtrin. Schreibe mir doch, wenn Du kannſt, wo Brinkmann iſt. —

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Halle, den 1ſten December 1806.

„Liebe Freundin, welche fürchterliche Zeit liegt zwiſchen den lezten Worten die wir gewechſelt haben, und dieſem Augenblick! das allgemeine Unglück meines Vaterlandes, begleitet von ſo viel beſchämenden Umſtänden, als ich nie erwartet hätte. Es war mir faſt gewiß, daß man die erſte Schlacht verlieren würde, und darum zitterte ich vor Unwillen, daß man das Schlachtfeld nicht mehr in der Ferne ſuchte: aber die fürchterlichen Unordnungen, die hierauf gefolgt ſind, und die allgemeine Muthloſigkeit, ein glänzendes Beiſpiel abgerechnet, haben meine Erwartung weit übertroffen. Nur der König freut mich und ſeine Beharrlichkeit; ich hoffe, nun er die Beſiznahme ſeiner Hauptſtadt und die Uebergabe ſeiner Feſtungen überſtanden hat, ohne um Frieden zu bitten, wird er nun ſein Schickſal gewiß nicht von dem des übrigen Europa trennen. Die Zeiten ſind nun gekommen, von denen ich Ihnen ſchrieb, und wahrſcheinlich iſt alles Bisherige nur der Anfang. Der Kampf wird noch viel tiefer eingreifen müſſen, wenn wirklich Heil und Leben aus dieſer allgemeinen Zerrüttung hervorgehn ſoll. An dieſer ſchönen Hoffnung halte ich mich, und auch der Tod ſoll ſie mir nicht entreißen, wenn ich ihre Erfüllung ſelbſt nicht erleben ſollte. Für jezt, liebe Freundin, bin ich ſo übel daran, als man ſein kann, auf das armſelige unthätige Leben eines privatiſirenden Gelehrten beſchränkt, ja ſelbſt auf die Dürftigkeit, die zu ihrem Looſe mitzugehören ſcheint, Katheder und Kanzel für mich verloren, die Univerſität, auf der mir ein ſo ſchöner Wirkungskreis aufblühte, ganz zerſprengt, und in der That wenig Hoffnung, daß ſie wiederhergeſtellt werden ſollte, ſo lange unſre Gegend in feindlichem Beſiz bleibt. Denn der große Eroberer ſcheint Halle recht gründlich zu haſſen, und wenn dies nur darin ſeinen Grund hat, daß unſre Jugend ihm kein Zeichen der Freude, ja auch nur der Bewunderung gegeben, und ihr ganzes Betragen vielmehr das Gegentheil anzeigte, ſo kann es mich doch eigentlich freun. Nun, ich denke, Gott hilft mir wieder zu dem Wirkungskreiſe, ohne welchen das Leben für mich ſeinen ganzen Werth verloren hätte. O liebſte Charlotte! was für zwei Geburtstage habe ich hintereinander erlebt. Vor dem erſten fielen mir die Blüthen des Lebens ab, vor dem zweiten warf der Sturm die Früchte ab. Was machen wir mit dem kahlen Stamm? —

Sie mögen wohl auch ſonſt manche Angſt um mich gehabt haben, da das Gerücht Alles vergrößert und man ſich nach einem Gefecht in einer Stadt ſo viel Gräuel denkt, von denen doch hier nur wenige begangen ſind.

Kathen hat einen Bruder verloren, wie mir Ehrenfried ſchreibt. Nun, er iſt den Tod ſeines Berufs geſtorben in einem freilich nicht nur unglücklichen, ſondern ungeſchickt geführten Kampf, wo man das Blut vieler Tauſende von den Händen einiger Unverſtändigen fordern kann, aber doch in einem Kampfe, der eine große Sache gilt, nicht einen gemeinen Fürſtenzank, und wo jeder ein theures und heiliges Opfer iſt. Was macht Ihr braver Freund

Moriz*)? hat man ihm nicht etwa gerathen über die See zu reiſen? Denn unter die Schriftſteller, die in Gnaden ſtehn bei dem Mächtigen, gehört er wohl nicht. Könnte man das von jedem Deutſchen ſagen, ſo wäre es leicht ihn zu Tode zu ärgern; denn eine freie Rede iſt für ihn das ſchärfſte Gift. Schreiben Sie mir doch bald etwas von Sich und Ihrem ſtillen, Gott gebe, noch lange friedlichen Hauſe.

Schleiermacher.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Halle, den 6ten December 1806.

— — In einigen Tagen erwarte ich mit Gewißheit die Nachricht von einer Schlacht. Iſt ſie günſtig für uns, ſo kann ſie immer noch nicht viel entſcheiden, weil er ſchon zu viele feſte Punkte hat. Du weißt doch, daß des Königs Hauptquartier ganz nahe bei Dohna's iſt. Die Strenge gegen die Officiere rührt gewiß daher, daß ſich keine zu ſeiner neuen Legion gemeldet haben. Uebrigens biſt Du ſehr gutmüthig, den Teufel ein verwöhntes Kind zu nennen, und an der Zerſtörung einer Univerſität kann ihm bei ſeinen Projecten ſchon genug liegen, wenn er auch nicht ſo rückiſch rachgierig wäre. Daß man bei ihm nicht um Gnade bettelt, iſt mir ſehr lieb. — — Möchteſt Du nur recht viel mit Reicharts ſein können, die ſich ſo außerordentlich mit Dir freuen. Adieu, meine Einzige, ich eile von Dir zu der vertracten Recenſion des Fichte, die endlich mit Gewalt fertig werden ſoll. —

Halle, den 28ſten December 1806.

Ich habe mich kurz und gut entſchloſſen nicht nach Bremen zu gehen und ſchreibe es morgen ab. Es iſt mir nicht möglich in dieſer unentſchiedenen Lage auf Halle und meine akademiſche Laufbahn zu verzichten — und Maſſow zu ſagen, wie ich es mir dachte, er ſolle mein Weggehen nur als Urlaub anſehen, ſobald Halle wieder in Stand käme (ach, im Stand iſt es, ich meine im Gang), nähme ich dort meinen Abſchied und käme wieder, das kann ich auch nicht; es ſcheint mir je länger je mehr treulos gegen die Bremer und ihrer nicht würdig, ſo wie es mir treulos gegen meinen innern Beruf ſcheint von hier wegzugehen. Sorgen würde ich für mich gar nicht, wenn ich Nanni nicht hätte. Ich wollte leben wie ein Student, ſo daß meine ſchriftſtelleriſche Arbeit, wie ſchlecht ſie auch in dieſen Zeiten gehen mag, mich nähren müßte. Nun habe ich freilich Nanni, aber ich denke, es wird ja auch ſo gehen, zumal Maſſow doch nothwendig etwas für die Univerſität thun muß, weil ſonſt gewiß im Frühjahr alle Profeſſoren auseinanderlaufen. Ich will nicht nur nicht der Erſte ſein, ſondern am liebſten der Lezte. — —

---

*) E. M. Arndt.

Halle, den 2ten Februar 1807.

Die Schickſale der Menſchen, liebe Jette, mußt Du etwas im Großen anſehen. Dann wirſt Du in der jezigen Zeit nichts anders finden, als was uns die Geſchichte überall darbietet, daß auf Erſchlaffung Zerſtörung und ſterbender Kampf folgt, während deſſen, wenn auch nur eine Schlechtigkeit gegen die andre ſtreitet, die bildenden Kräfte des Guten und die Tüchtigkeit des menſchlichen Geiſtes ſich entwickeln. In der Geſchichte waltet überall derſelbe Genius der Menſchheit. Die unſichtbare Hand der Vorſehung und das Thun der Menſchen ſelbſt, iſt eins und daſſelbe. Sieht man zu ſehr auf das Einzelne, ſo wird man ſchwindlig wegen der Kleinheit der Gegenſtände. Kannſt Du Dich aber deſſen doch nicht enthalten, wie es die Weiber ſelten können, ſo faſſe es nur feſt und Du wirſt ſehen, daß grade hier der Unterſchied weit geringer iſt, als er ſcheint, wenn man das Kleine mit dem Großen verwechſelt. Was kann der Miſere wohl großes begegnen? Es iſt wenig Unterſchied in ihrem Schmerz und in ihren Freuden gegen ſonſt. Ja, nicht nur von der Miſere gilt das, ſondern von jedem Menſchen. Mündlich wollte ich Dir das beſſer demonſtriren. Du kannſt aber die Grundzüge davon in einer von meinen Predigten finden, von der Gerechtigkeit Gottes. Dieſer Maßſtab iſt allgemein für alle Zeiten.

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Sagard, den 13ten März.

Lieber, lieber Schleier! mein geliebter Freund! mein Vater! — o mein Gott, mein Gott! wie ſoll ich es Dir ausſprechen und wie ſollſt Du es hören! Schleier, ich bin nicht mehr die glückliche Jette, deren heiliges Glück Du im Herzen trugſt und woran Du Dich ſo innig freuteſt. Mein lieber Schleier, mache Dich gefaßt das bitterſte zu hören — die glückliche Jette iſt jetzt eine arme, betrübte, einſam weinende Jette — o mein Schleier, ſo ſei es denn mit einemmale ausgeſprochen, das entſetzliche Wort — mein Ehrenfried, mein innig, zärtlich geliebter Ehrenfried iſt nicht mehr bei mir — er lebt in einer andren Welt — o Schleier, kannſt Du es faſſen? kannſt Du begreifen, daß ich es überlebt habe? Ich ſelbſt kann es nicht begreifen, und nicht die Faſſung, mit der ich es getragen habe und tragen werde. — Welche Sehnſucht habe ich, Dir mein ganzes Herz zu zeigen. — Ja Schleier, Du haſt wohl Urſache über mich zu weinen, aber Du kannſt Dich doch wieder beruhigen — Gott ſteht mir mächtig bei — ich verzage und verzweifle nicht — ich lebe ganz noch in dem Gefühl ſeiner und meiner Liebe — ich trage ihn immer im Herzen — ich liebe ihn mit der ganzen Kraft und Sehnſucht, deren meine Seele fähig iſt — o Schleier, ich habe mitten in meinem Schmerz noch ſelige Augenblicke, wenn ich ſo recht lebendig fühle, wie wir uns liebten und dieſe Liebe ja ewig iſt und ſie Gott unmöglich zerſtören kann, da ja Gott ſelbſt die Liebe iſt. Schleier, ich trage dies Leben, ſo lange die Natur es will, denn ich habe noch zu wirken für ſeine und meine Kinder — aber, o Gott, mit welcher Sehnſucht, mit welcher Ahndung einer unausſprechlichen Seligkeit ſchaue ich hinüber in jene Welt, wo er lebt. Welche Wonne für mich zu ſterben — Schleier, werde ich ihn nicht wiederfinden? o mein Gott, ich bitte Dich bei allem, was Dir lieb und heilig iſt, wenn Du kannſt, ſo gieb mir die Gewißheit, daß ich ihn wiederfinde und wiedererkenne. Sag' mir Deinen innerſten Glauben darüber, lieber Schleier, ach, ich bin vernichtet, wenn dieſer Glaube ſinket. — Dafür lebe ich, dafür trage ich mit Ergebung und Ruhe — das iſt meine einzige Ausſicht, die allein Licht auf mein dunkles Leben wirft — ihn wiederzufinden, wieder für ihn zu leben, ihn wieder zu beglücken. — O Gott, es iſt nicht möglich, es kann nicht zerſtört ſein, es iſt nur unterbrochen. Ich kann niemals wieder glücklich ſein ohne ihn — o Schleier, ſprich meinem armen Herzen zu. — Sage mir, was Du glaubſt. Ach ſollte auch er ſich wohl ſehnen, ſich meiner erinnern können? vielleicht gar unſichtbar mich oft umſchweben? — O wie wird das arme Herz von Hoffnung und Ahndung — und Zweifel hin und her gezogen! Doch nein, die Zweifel gehen nicht viel weiter als in Gedanken — das fühle ich als ewigen Troſt, der mir nicht ſchwindet, unſre Liebe war die göttliche, der Tod kann ſie nicht vernichten. O mein Schleier, wie ſehne ich mich nach Dir. Du wirſt mir Troſt und Stütze ſein, ich fühle ein ſo inniges Vertrauen zu Dir, ich werde Dir alles ſagen, was in dieſer traurigen Zeit in mir geweſen iſt. O Schleier, wie wirſt auch Du trauern um den treuen geliebten Freund — ach, wie war ich ſo glücklich! mit welcher Freude ſahe ich an ſeiner Seite dem neuen Mutterglücke entgegen — nun werde ich viel Thränen über des Säuglings Wiege weinen. — — Nur acht Tage war mein E. am Nervenfieber krank — ach ich hoffte immer, ich hielt es für unmöglich, ich habe ihn mit der zärtlichſten Liebe gepflegt — und er war mir immer ſo mild und freundlich und liebevoll — ach die letzten Tage war die Krankheit ſo heftig, daß er kein Bewußtſein mehr hatte — o bittere Erinnerung! und dennoch mit Süßigkeit vermiſcht! wie brach durch die Phantaſien ſeine Liebe zu mir immer hindurch — mit ſüßen Namen hat er mich noch genannt, als ſchon ſein Geiſt gänzlich durch Krankheit umdunkelt ward — das letzte Wort, das er mir geſagt hat, war, als ich ihn fragte, ob er ſeine Jette nicht mehr kenne, „ja Jette, meine ſüße Braut.“ O Schleier, wie bedeutend und wie wahr! ſeine Braut, das bin ich — o ich will es erreichen, daß ich werth werde, wieder ganz mit ihm verbunden, ganz ſein zu ſein. — — Weißt Du, wann der Schmerz mich zu bitter ergreift! wenn ich denke, künftig wird nichts mehr gelten von dem Alten — wer ſeiner am würdigſten iſt, wird ihm am nächſten ſein — o viele ſind mehr als ich von Denen, die ihn lieben — und wenn ich denke, ſeine Seele iſt aufgelöſet, ganz verſchmolzen in dem großen All — das Alte wird nicht wieder erkannt — es iſt ganz vorbei — o Schleier, dies kann ich nicht aushalten — o ſprich mir zu, Lieber, Lieber. — Lebe wohl, Schleier, ich habe Dir ſo viel zu ſagen und doch vielleicht nun lange nicht wieder. Du wirſt doch aus dieſem wiſſen, wie es in mir iſt — ich leide viel, aber nie weicht die innere Ruhe und die äußere Faſſung ganz. Deine Jette.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Halle, den 20ſten März 1807.

Mein armes, liebes Kind, könnte ich nur Dich weinende an mein Herz drücken! ich weine ſelbſt bittere heiße Thränen, wir wollten ſie vermiſchen. O ſo ein ſchönes Glück zerſtört ſehn, Du weißt, wie mein Herz daran hing. Doch Du giebſt mir ſo ein ſchönes Beiſpiel. Dein Schmerz iſt ſo rein und heilig, er hat nichts, was Dein Vater weg wünſchen könnte; laß uns dieſen Schmerz unter die ſchönſten Güter unſers Lebens zählen und ihn lieben, wie wir den Verſtorbenen lieben und uns der ewigen und heiligen Ordnung Gottes ſtill und wehmüthig fügen. Aber Du kommſt zu mir und ich ſoll Deine Zweifel, wie Du ſagſt, zerſtreuen. Es ſind aber nur die Bilder der ſchmerzlich gebärenden Phantaſie, welche Du befeſtigt wünſcheſt. Liebe Jette, was kann ich Dir ſagen? Gewißheit iſt uns über dieſes Leben hinaus nicht gegeben, verſtehe mich recht, ich meine keine Gewißheit für die Phantaſie, die Alles in beſtimmten Bildern vor ſich ſehn will, aber ſonſt iſt es die größte Gewißheit, und es wäre nichts gewiß, wenn es das nicht wäre, daß es keinen Tod giebt, keinen Untergang für den Geiſt. Das perſönliche Leben iſt ja aber nicht das Weſen des Geiſtes, es iſt nur eine Erſcheinung. Wie ſich dieſe wiederholt, das wiſſen wir nicht, wir können nichts darüber erkennen, ſondern nur dichten. Aber laß in Deinem heiligen Schmerz Deine liebende fromme Phantaſie dichten nach allen Seiten hin und wehre ihr nicht. Sie iſt ja fromm, ſie kann ja nichts wünſchen, was gegen die ewige Ordnung Gottes wäre, und ſo wird ja Alles wahr ſein, was ſie dichtet, wenn Du ſie nur ruhig gewähren läßt. Und ſo kann ich Dich verſichern, daß Deine Liebe ewig immer Alles haben wird, was ſie wünſcht. Du kannſt doch jezt nicht wünſchen, daß Ehrenfried — o Gott der theure Name, wie wird mir, da ich ihn zuerſt niederſchreibe — Du kannſt doch nicht wünſchen, daß er wiederkehrte in dieſes Leben zurück, weil es der ewigen Ordnung zuwider wäre, die Jeder mehr liebt, als irgend einen einzelnen Wunſch. Sondern für dieſes Leben begehrt Deine Liebe nur, ihn im Herzen zu tragen, unauslöſchlich ſein Andenken, ſein Bild, als das lebendigſte und heiligſte um Dich zu haben, und in Dir ihn wieder zu erwecken und neu zu beleben in Euren ſüßen Kindern, damit genügt Dir. Für die Zukunft weißt Du nun nicht, womit Dir genügen kann oder ſoll, weil Du die dortige Ordnung nicht kennſt. Wenn Du aber darin ſein wirſt, wirſt Du ſie kennen und dann eben ſo wenig etwas begehren, was ihr zuwider wäre und eben ſo ſicher ſelige volle Genüge haben.

Wenn Dir Deine Phantaſie ein Verſchmolzenſein in das große All zeigt, liebes Kind, ſo laß Dich dabei keinen bitteren herben Schmerz ergreifen. Denke es Dir nur nicht todt, ſondern lebendig und als das höchſte Leben. Es iſt ja das, wonach wir in dieſem Leben Alle trachten und es nur nie erreichen, allein in dem Ganzen zu leben und den Schein, als ob wir etwas Beſonderes wären und ſein könnten, von uns zu thun. Wenn er nun in Gott lebt, und Du ihn ewig in Gott liebſt, wie Du Gott in ihm erkannteſt und liebteſt, kannſt Du Dir denn etwas Herrlicheres und Schöneres denken? iſt es nicht das höchſte Ziel der Liebe, wogegen Alles, was nur an dem perſönlichen Leben hängt, und nur aus ihm hervorgeht, nichts iſt? Wenn Du Dir aber neue Erſcheinungen denkſt, wie dieſe des jetzigen Lebens, und Du meinſt, Du könnteſt fern ſein von Deinem Geliebten und Andere ihm näher, liebe Tochter, das iſt nichts, das iſt ein Geſpenſt, das Du meiden mußt. Die Liebe iſt ja die anziehende Kraft der Geiſter, ihr großes ewiges Naturgeſetz. Liebt ihn denn Jemand mehr als Du? oder er einen Andern mehr als Dich? ſeid Ihr nicht die zuſammengehörenden Hälften? o ſo gewiß meine heilige Freude an Eurer Ehe eines der liebſten Gefühle meines Herzens iſt, Ihr ſeid es und es wird ewig nichts zwiſchen Euch treten können.

Uebermorgen iſt der Todestag Chriſti; ich werde predigen über den Spruch: „Es ſei denn, daß das Waizenkorn in die Erde falle und erſterbe, ſo bleibt es allein, wo es aber erſtirbt, ſo bringt es viele Früchte.“ — Ich werde davon reden, wie der Tod erſt jede Liebe heiligt, wie mit dem Tode erſt die ſchönſten Wirkungen des Menſchen angehn, und wie das von uns Allen eben ſo gilt, wie von Chriſto. Liebe Jette, ich werde voll ſein von unſerm theuren Entſchlafenen und von Dir, ich werde mit wehmüthig bewegtem Herzen reden. Ich werde den Bund heiliger treuer

Bruderliebe mit ihm erneuern, ich werde mich ſelbſt tröſten, könnt ich es Dir doch auch thun. Das Evangelium hat auch einen treuen Verkündiger verloren, einen Prediger voll Wahrheit und Eifer, eine Seele ohne Falſch, die eben durch ihre Wahrheit und Treue noch viel Schönes gewirkt hätte. Laß uns das über unſern Verluſt nicht vergeſſen, und auch darüber weinen. Liebe Tochter, Du biſt jezt wohl ſchon wieder Mutter geworden. O laß es mich doch bald wiſſen. Wohl wirſt Du Thränen weinen über dem Säugling. Du wirſt einen Knaben geboren haben, ſo ahnet mirs, o pflege ſeinen Geiſt in ihm, und Gott ſegne Dich, daß er unter Deinen Händen zu dem gedeihe, was die Welt verloren hat. O liebe Jette, könnte ich doch in jedem Sinn Dein Vater ſein, könnt' ich Dich doch recht väterlich pflegen und ſtärken in Deinem Schmerz, ich würde es, ohne Dir den meinigen zu verhehlen, aber verſuche doch alle Schwierigkeiten zu überwinden und mir fleißig zu ſchreiben. Es tröſtet mich, Dich in Sagard zu wiſſen, in dem Hauſe Eurer bräutlichen Freuden, und ich ſegne den treuen liebreichen Bruder dafür. Ja, ſeine Braut biſt Du wieder; die Liebe iſt wieder in den Stand ſchöner Sehnſucht zurückgekehrt, und ein ewiger Kranz ſchmückt Dich. So nannte ich Dich zuerſt meine Tochter, ſo ſollſt Du es mir bleiben. —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

April.

Mein geliebter Vater, ich danke Dir ſo innig für Deine Worte — o ich hatte eine unausſprechliche Sehnſucht nach Deinen erſten Worten — als würde E. noch einmal tröſtend zu mir reden, ſo war mir. – Du haſt mich recht väterlich erquickt — Du mußt mein Vater ſein in dem größten Sinn — Du kannſt es ganz — ich gebe Dir meine ganze kindliche Liebe, aus innerem Herzensdrange — ich lehne mich ganz auf Dich. Du wirſt Dein armes

Kind halten und tragen, Du wirſt in den bangen, bangen Stunden, wenn der bittre Gram zu ſchmerzlich mich faßt, wenn der Muth und die Kraft ſinken, mich nicht laſſen. — O mein Vater — es iſt zu viel — leben und leben ohne meinen E. — es iſt der ſchrecklichſte Widerſpruch. —

Ich habe nun die Schmerzensſtunden überſtanden — ein geſundes Kind in meinen Armen — o mein Gott, welche Empfindungen haben mein Inneres durchſtrömt!

Die armen, kleinen, lieben Kinder! ach was kann ich Arme mit all' meiner Liebe für ſie ſein — ach aus ihm ſchöpfte ich ja Alles — er war mein Licht, meine Sonne!

Ich hatte heimlich in mir den Gedanken faſt bis zur Hoffnung oder Ahndung werden laſſen, daß ich ſterben könne — ach ich ſoll leben! — Ich kann nicht mehr ſchreiben — o liebe mich und ſage mir bald wieder freundliche Worte. Der größte Troſt kommt über mich, wenn Du liebend mit mir weinſt.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Halle, den 13ten April 1807.

Meinen Brief, der mit derſelben Gelegenheit abging, mit der ich den Deinigen erhielt, wirſt Du hoffentlich bekommen haben, meine liebe herrliche Tochter. Und ich habe nun durch L—s Brief die ſchöne Gewißheit, daß ich Dir richtig geweiſſagt habe. Du haſt einen Knaben geboren! Am Auferſtehungsfeſt iſt Dir das neue Leben geſchenkt worden, der neue verjüngte Ehrenfried. Du wirſt ihn auch ſo nennen, mit dem ernſten feierlichen Namen; er iſt Dein Friede und er wird auch Deine Ehre ſein. O könnt ich den ſüßen Säugling umarmen, mit Dir zugleich meine Tochter, mit Deinem Jettchen, den Sohn der Schmerzen mit der Tochter der Freude. Könnte ich einſt helfen den Knaben erziehn und bilden, und ihn männlich lehren und ihm zeigen, wie ſein Vater geweſen iſt, wie Du es ihm weiblich thun wirſt.

O welche bitterſüße Freude habe ich an Dir, an Deiner ſchönen Trauer, an Deinem unvergänglichen Schmerz, an allem Herrlichen, was ich von Dir höre und nicht erſt zu hören brauchte, um es von Dir zu wiſſen. Ich kenne Dich ja und Deine Liebe, die viel zu innig war und zu rein für einen minder frommen und ſchönen Ausbruch des Schmerzes. Ich habe Thränen geweint, der Wehmuth und der Dankbarkeit zugleich, über Dich, und mich gefreut, daß Du meine Tochter biſt und mich recht wieder erkannt in Deinem Schmerz; denn ich fühle, daß ich auch ſo tragen würde, in mir und äußerlich, wenn ich durch ein ſolches Leiden könnte geprüft werden. Liebe Tochter, ſei mir auf's neue geſegnet, Du Trauernde! ohne daß Dein Schmerz jemals verginge, wirſt Du zu herrlichen Freuden aufleben, in Deinen Kindern. Der Sohn, die ſchöne Oſtergabe, wird Dir den Verklärten darſtellen; Du wirſt ſein Bild in ihm geſtalten und immer ſchöner herauslocken, und ſo wird es denn Dein Wittwenſtand ſein, daſſelbe mütterlich zu pflegen und zu ſchüzen, was Du bräutlich liebſt und heilig hältſt. Kurz oder lang, das thut ſo wenig in der Welt, Du haſt das Herrliche beſeſſen und beſizeſt es noch, und darum biſt Du mir immer eine glückliche Tochter mitten in der Trauer. —

Als Du den holden Knaben ſo glücklich an's Licht brachteſt, ſchickte ich mich wohl eben an zur Kirche zu gehn; ich weiß noch, daß ich Deiner gedachte. Ich redete von dem verklärten Leben Chriſti auf Erden. Möge das ſchöne, freie, himmliſche Daſein, was ich ſchilderte, das Loos des holden Kindes ſein, ſo wie Dein Leben und Deine Liebe jezt wahrhaft verklärt ſind, über alles Irdiſche erhoben. —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 20ſten April.

. — — Wie wohl thun mir Deine herzlichen Worte! Wie erquickt mich Deine Liebe und Deine Zufriedenheit mit mir! Doch bitte ich Dich ſehr, laß Dir mein Bild nicht in zu ſchönem Lichte vorſchweben, das kann mich ängſtigen. — — Rein und innig war meine Liebe für E., — ſo iſt auch meine Trauer, und lebendig das Streben in mir, auch jetzt das zu werden, wozu das ſüße Leben mit ihm mich gebildet haben würde — auch jetzt, da er nicht mehr bei mir iſt, aber in mir fortlebt und mich fortbildet. — Aber glaube mir, daß ich dennoch ſehr ſchwach bin — lobe mich ja nicht um der Stärke und Ruhe willen, womit ich E—s Verluſt getragen habe. Sie wäre ja nur lobenswerth, wenn ich ſie ſchwer errungen und erkämpft hätte. — So iſt es aber nicht — ich bin geweſen, wie ich nicht anders ſein konnte, nach meiner Natur. Wie der Schmerz ſich mir gegeben, ſo habe ich ihn getragen, und konnte es ſo mit Ruhe. — Ich würde mich ſehr peinigen mit dem Gedanken, daß mein Schmerz um den herrlichen, geliebten Mann nicht lebendig genug ſei, wenn ich nicht ſo lebendig immer die unausſprechlichſte Liebe, die innigſte, unzertrennliche Vereinigung mit ihm fühlte, die Unvergänglichkeit dieſer Trauer, die nun mit meinem ganzen Weſen verwebt iſt. Ich habe auch Stunden gehabt, in denen ich den tiefſten menſchlichen Schmerz kennen gelernt; doch kehrte ich auch aus ihnen immer mit der Gewißheit zurück, daß E. mich nie verlaſſen könne, mit Muth, ein freudeleeres Leben zu tragen, mit ſeliger Hoffnung, einſt in Gott wieder zu finden, was Gott genommen hat. — O mein lieber Vater, wenn es immer bei mir aushielte im gewöhnlichen Leben, was ich in Stunden der Begeiſterung erkenne und mir auch für mich erreichbar ſcheint — dann wäre ich, wie Du mich glaubſt und liebſt — aber ach, das Gute und Schöne, was ich im Sinne trage und liebe, bin und lebe ich doch nur ſo ſelten — nicht, daß der gute Wille fehlte, ſondern aus Mangel an innerer Kraft, an Regſamkeit des Gefühls. Schon frühe habe ich dieſe meine Beſchränktheit ſchmerzlich gefühlt und ſo auch jetzt, nun, da ich nach dem Höchſten ſtreben muß, wenn ich nicht Alles verlieren ſoll.

O wie war es ſonſt, da ich glücklich war, ſo leicht gut zu ſein, ich hatte ja nichts ſchöneres zu thun, als ihn zu lieben, und durch und mit ihm froh das Leben zu genießen. Ach, es war doch auch gar zu kurz, das ſüße Glück! So jung, ſo friſch noch, allen Freuden abgeſtorben, ich bin doch recht bejammernswerth! Und doch, wie gerne wollte ich alle Freuden miſſen, wenn ich ihn nur behalten hätte, wie habe ich mir immer Kraft gefühlt, alle menſchliche Leiden an ſeiner Seite ruhig zu tragen, wie muthig ſah ich den Schrecken des Krieges entgegen! — Oft ſagte E. im Scherz zu mir, ich wünſche wohl, daß die Feinde kämen, um eine Probe meiner Unerſchrockenheit ablegen zu können. Sie kamen nicht — viel etwas ſchrecklicheres ſollte mich treffen.

Von meinen ſüßen Kindern muß ich Dir doch auch einmal etwas ſagen. — Wie unſäglich ich ſie liebe, das weißt Du. Ach, es hat wohl Augenblicke gegeben, wo ich mit einer Art von Unwillen und Schmerz auf ihr Daſein hinſah, weil mir war, als hinderten ſie mich, dem Geliebten gleich zu folgen. Nachher habe ich es tief und immer tiefer empfunden, wie ſich Gottes Gnade mir durch ſie verkündet — Gott, was wäre ich jetzt ohne ſie! Die ſüßen Kinder! Gott ſei Dank, daß ich ihnen mein Leben weihen kann. — — Gott gebe mir Kraft, die zarten Pflanzen zu bewahren und durch rechte Pflege ihnen zur ſchönen vollen Blüthe zu helfen — die ſtets wache Sorge verläßt ſie keinen Augenblick. Ach wie wenig kann ich thun, und wie wenig traue ich mir, und doch fühle ich, daß ich keinem andern überlaſſen kann, was von Natur der Mutter vertraut iſt — die erſte Leitung der Kinder. Dir kann ich es wohl vertrauen, daß mich oft die Furcht peinigt, daß gute liebevolle Menſchen unter den Meinigen ſich berufen fühlen möchten, hierin etwas einzugreifen, weil ſie der ſo jungen Mutter nicht Reife genug zutrauen möchten. Doch thue ich vielleicht ſehr Unrecht hierin und will ſuchen mich von dieſem Gedanken zu befreien. Wenn es wäre, geſchähe es immer nur aus reiner Liebe. O mein theurer Vater, ich brauche Dir nicht zu ſagen, wie erfreuend auch mir die Ausſicht wäre, wenn Du meinem Knaben einſt Vorbild und Muſter ſein könnteſt. Dunkel iſt die Zukunft, und ich kann nur wünſchen und hoffen — oft iſt mein Herz ſehr gepreßt — Gott wird mich nicht verlaſſen, das weiß ich. — Sehr tröſtlich wäre es mir, Dich bald einmal zu ſehen; doch iſt dies wohl ein ganz vergeblicher Wunſch. Mir iſt, als hätte ich Dir viel zu ſagen. — Die Kinder beſchäftigen mich den ganzen Tag, ſie ziehen mich ſo nothwendig und unwiderſtehlich in's Leben hinein, und ich kann jetzt recht gut mit der kleinen Jette ſpielen und herumſpringen, und innerlich weinen und an E. denken. Wenn ich ganz allein ſein kann mit E—s Briefen, erquicke und ſtärke ich mich in Gebet und Thränen. — — Ich habe ja nun gar keine andere Freude mehr, als an der Freude, dem Glück und dem Gedeihen der ſüßen Kinder — für mich ſelbſt iſt es ja auf immer geſchloſſen. —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Halle, den 8ten Mai 1807.

„Wie mag es Dir doch gehn und Deinen Kleinen! ich kann nicht anders glauben, als daß Ihr geſund ſeid und daß das Lächeln Deines Säuglings und die ſchuldloſe ihres Verluſtes unkundige Heiterkeit Deines Erſtgebornen und die ſüße ſchmeichelnde Schönheit der Natur Deinen heiligen Schmerz immer mehr mit Ruhe durchdringen, ihm das bittre, das Dich doch gewiß noch oft befällt, nehmen, und die Seligkeit, die darin liegt und die Du auch ſchon geſchmeckt haſt, erhöhn. Liebe, betrübte Tochter, Du biſt doch ein ſeliges Weib! Denn über die Seligkeit ſolcher Liebe vermag auch der Tod nichts, das iſt nur ein Schein, der Dir je länger je mehr verſchwinden wird. Es wird Dir immer gewiſſer und immer lebendiger werden, wie E. in Dir lebt und in Deinen Kindern, und wo Du ſonſt zu ihm aufſahſt nach Erleuchtung, da wird er Dich noch erleuchten und jede Einſicht, deren Du bedarfſt, jede neue Kraft der Liebe in Dir, Du wirſt immer fühlen, daß es von dem Seinigen iſt, und darum zweifle auch nicht, daß Du genug ſein und thun kannſt, für ſeine und Deine Kinder, Du ſelbſt mit Deinem Schaz von Liebe und Deinem klaren Verſtande, der aus reinem Herzen kommt. — O könnte ich auch Deinen ſüßen Kindern etwas ſein und werden, um das Vaterrecht, das Du mir ſo ſchön auf's neue über Dich giebſt, auch über ſie zu üben. Du weißt, wie gleichgültig mir das Leben wäre für mich, aber nun der theure Freund von uns geſchieden, dem es, menſchlichen Anſehns, ſo viel länger gebührt hätte als mir, hält es mich wieder feſter. Ich habe eine geliebte Tochter, die ſich nun ſo gern an ihren Vater lehnt und ihr Sohn und Erbe des theuren Namens kann ſich freuen, wenn er beim Eintritt in die Welt einen treuen väterlichen Freund findet. Sieh, liebſte Tochter, dazu laß uns leben, und lebe Du auch gern, das darf ich Dich bitten, wenn ich auch natürlich finde, daß Du gewünſcht haſt zu ſterben. Gott ſegne Dich und tröſte Dich und ſtärke Dich.

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

(ohne Datum)

„Wie es mir geht, theurer Vater? ja könnte ich Dir das recht ſagen, wüßte ich doch ſelbſt recht um mich — Schmerz und Ruhe erfüllen wechſelnd meine Bruſt — Ruhe, wenn ich unter den Meinigen bin, oder in thätiger Wirkſamkeit für die Kinder und mit ihnen, und dem Schmerz hingegeben bin ich, wenn mich niemand ſieht und niemand hört. — Dann brechen die verhaltenen und verſtummten Klagen laut hervor — dann macht das gepreßte Herz ſich Luft in Wimmern und Weinen. Ich weine nicht viel, nicht oft, aber wenn mir die Erquickung der Thränen kommt, dann ſind es heiße Thränen, aus meiner innerſten Tiefe — dann fühle ich, daß Gott ſie ſieht und daß ſie nicht verloren ſind. O mein lieber Vater, den ſchönen Troſt, den Du mir zuſprichſt, den habe ich ſo eben wieder recht geſchmeckt. — Ich komme aus der Kirche — könnte ich es nur einmal Dir enthüllen, wie mir iſt, wenn ich mich ſo ganz Gott hingebe, wenn ich ganz in ihn verſinke, wenn ich, ohne Wunſch und ohne Klage, ganz geſättigt nur zerfließen möchte in dem Geſange, der ihn preiſet — wenn jeder Gedanke aufhört, wenn heiliges Dunkel und Licht zugleich das Auge umgiebt — und wenn ich dann E. fühle, und es mir gewiß wird, daß Gott ihn mir in Ewigkeit nicht nehmen wird, daß unſre Liebe ſein ſchönſtes Geſetz iſt, daß er in ihm wohnet und daß er auch mich immer näher und näher anzieht. — Wie köſtlich, zu fühlen, daß man Gottes Kind iſt, daß man frei geworden iſt von der Welt, daß ſie uns nun nichts mehr anhaben kann, nichts mehr geben, nichts mehr nehmen. —

Ich habe heute auch viel an Dich gedacht und es recht empfunden, wie wahr es iſt, daß ich Deine Tochter bin — ich fühle es ſehr oft, daß ich Dir ähnlich bin und es immer mehr werden werde.

Als ich zuerſt nach meines kleinen E—s Geburt in der Kirche war, ging ich zugleich zum Abendmahl. O was für Augenblicke habe ich gekoſtet! wie hat meine Seele gerungen und gefleht um das rechte, wahre Leben in Gott, um die wahrhafte Ruhe, die den lebendigen Schmerz zugleich in ſich faßt, um Befreiung von der todten Ruhe, die nicht Ruhe, ſondern Dumpfheit iſt. In ſolchen Momenten iſt mir dann, als könne ich alles erreichen, was ſich meiner Seele gezeigt — und ich darf es Dir ſagen, wie ich mein Inneres durchſpähet, ich finde kein Begehren, kein Intereſſe mehr in mir, das ſich zwiſchen mich und mein Ziel drängte und mich davon ableiten könnte. Aber ich habe von der Natur nicht die Erregbarkeit und das lebendige Gefühl erhalten, das ich an andren erkenne und als eine Himmelsgabe ſchon in früher Jugend von Gott erfleht und mit Schmerz immer vermißt habe. Ich weiß, wenn ich es hätte, könnte ich viel erreichen — es würde in mir ein heiliges Feuer ſein und die ewigen Saiten der Menſchheit in mir höher ſtimmen und beleben.

E. wollte mir niemals das Recht zu dieſer Klage zugeſtehen — aber ich weiß es und will es Dir zeigen. Siehe, lieber Vater, wenn in Andren bei Veranlaſſungen ihr Gefühl zu einer Höhe in ihnen ſteigt, daß ſie damit zu kämpfen haben, daß es ihr ganzes Weſen mit Heftigkeit durchdringt, ſo kenne ich ſolchen Kampf faſt gar nicht. — Ich glaube, daß kein ſchönes Gefühl mir ganz fremd iſt, aber mit dem Grade darf ich wahrlich oft unzufrieden ſein. Selbſt in dieſer Zeit habe ich nur in wenigen Augenblicken einen ſo zerreißenden, zerſtörenden, aller Beſinnung beraubenden Schmerz kennen gelernt — und dieſes iſt doch ein Unglück, wie es kein größeres giebt — doch wahrlich ein Unglück zum Tode. — — Mein geliebter Vater, ich möchte ſo gerne ganz von Dir gekannt ſein! —

Du ſagſt, daß E. in mir und in den Kindern lebt. Ja, lieber Vater, das fühle ich auch. Ich fühle, daß er mir niemals verſagt bei mir zu ſein, wenn ich recht voll lebendiger Sehnſucht zu ihm rufe; ich kann es nicht verkennen, daß er himmliſchen Segen in mein Gemüth niedergeſenkt hat. — Aber, o Gott, wie er gewiß doch noch ein anderes eigenes Leben hat außer dieſem Leben in uns, ſo kann ich nicht anders, als mein Herz mit der ſeligen Hoffnung erfriſchen, daß ich einſt wieder näheren Theil an jenem Leben nehmen werde. Nur dieſe Hoffnung, dünkt mich, giebt Wahrheit und Kraft dem geiſtigen Fortleben mit ihm, ſo lange ich noch hier bin. — Es wäre mir ſehr ſchmerzlich, wenn ich mir die ſchönen Verhältniſſe der Menſchen vergänglich denken ſollte — dann wären ſie ja nur untergeordnete Mittel. — Wie ſchön iſt es mir dagegen, wenn ich ſie mir fortgehend denke mit der höheren Vollendung des Menſchen, immer herrlicher ſich ausbildend und erweiternd, wie er ſelbſt. Lieber Vater, ich bitte Dich, ſage mir hierüber doch noch etwas. — Wie gerne wüßte ich auch etwas genauer, als ich es mir ſelbſt zu ſagen verſtehe, wie das geiſtige von dem ſinnlichen in uns geſchieden iſt, oder vielmehr das unſterbliche von dem vergänglichen. Mir iſt, als ob mit dem Leben auch die Bilder des Lebens, die freilich durch eine geiſtige Kraft erkannt wurden, ſchwinden müſſen — und dann wieder, als ob das Selbſtbewußtſein nothwendig bleiben müſſe und dies nicht ohne Rückerinnerung möglich ſei. — —

Wenn ich ſehr verworren rede, ſo habe Geduld mit mir. Gott ſei Dank, daß Du mein Vater biſt und daß ich keine Furcht vor Dir haben darf. Wenn E. an mich und an die Kinder denken kann, dann weiß ich ſo beſtimmt, wie er es thut — o wie rührt es mich, wenn ich mir dies vorſtelle. — Welche unausſprechliche Sehnſucht habe ich heute Abend wieder nach dem Geliebten gehabt — es iſt ein köſtlicher Sommerabend — ein kleines Mädchen erzählte mir, ihre Mutter läge in der Erde auf dem Kirchhof — ich ging allein, um recht bitterlich zu weinen, daß er, der mir Alles war, auch da liegt — daß ich nun nichts mehr fröhlich genießen kann, keinen ſchönen Frühlingstag. — —

Poſeritz, den 12ten October.

— — Unſer liebes Rügen ſeufzet unter ſchwerem Druck und niemand weiß, ob es bald enden wird. —

Ach, daß die fremden Menſchen wieder in ihre Heimath zögen, nach der ſie ſich auch ſo innig ſehnen! Wenn ich gleich nichts in äußerer Hinſicht leide, ſo weißt Du wohl, wieviel dennoch jeder einzelne in ſolcher Zeit leidet. Alle Bande ſind zerriſſen, alle erheiternde Gemeinſchaft iſt gehemmt. — Ich fühle oft eine unbeſchreibliche Einſamkeit, nicht meine Geſchwiſter, nicht meine

Freunde kann ich ſehen. — — Die Natur trägt ihre Schöne zu Grabe — ſie ſpricht nicht mehr erheiternd und fröhlich weiſſagend mir zu — der Geiſt der Liebe und der Freude weht nicht mehr aus ihr herüber — es iſt trübe und dunkel um mich und in mir. — Die theuern Kinder ſind meine einzige Erheiterung, meine einzige Beſchäftigung. — — Zum Leſen und Schreiben komme ich ſehr wenig. Ich kann nicht läugnen, daß ich es bisweilen mit etwas Wehmuth entbehre — auch glaube ich, daß ich es nicht ganz entbehren darf. — — Ach mein theurer Vater, Du verſtehſt mich nicht falſch, Du nimmſt nicht für Klage, was ich Dir nur ſagen wollte, um Dir eine ganz richtige Idee von meinem Leben zu geben. — — Ich habe jetzt durchaus das Gefühl, als wenn ich allein Werkzeug für die theuern Kinder ſei — ſie zu warten und zu behüten — gar nicht, als ob ich ſelbſt lebte, und in dieſem Sinne habe ich auch mich ſelbſt und mein Schickſal oft ganz vergeſſen — nur wenn ich zu mir ſelbſt komme, erſchrecke ich vor dem elenden leeren Leben, das mir geblieben iſt. — — Es können Monate hingehen, ohne daß ich auch nur einmal einen kräftigen erhebenden Gedanken, eine tiefere überraſchende Wahrheit aus dem Munde eines gebildeten Mannes hörte — ach und doch giebt es für mich keinen größeren Genuß, als, ſo viel es in meinen Kräften iſt und ſich für mich ziemt, nach Wahrheit und Klarheit zu ſtreben.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

(ohne Datum)

„Nun kann ich doch endlich einige Worte zu Dir, meine innig geliebte Tochter, reden, in der Ueberzeugung, daß ſie ſicher zu Dir gelangen werden. Dieſe Unſicherheit hat ſie mir alle zurückgehalten und ich habe nur in der Stille und im Geiſt mit Dir gelebt. Du haſt auch noch manches zurückgehalten, was Du mir beſtimmt hatteſt; vielleicht wird nun — freilich nur auf die traurigſte Art, und ich wünſchte lieber, es geſchähe nicht — jede Gemeinſchaft frei und dann ſollen ſich auch unſere Worte recht fleißig begegnen, bis, wie ich hoffe, doch auch eine Zeit kommt, wo ich zu Dir eilen und mich an Dir und Deinen Kleinen ſchmerzlich ſüß erquicken kann. Ich weiß nun nicht, wo ich anfangen ſoll, Dir, da mich die vorhandene Gelegenheit eilig treibt, Alles zu ſagen, was ich Dir ſagen möchte. Nur zuerſt, was mich am lebendigſten erfreut hat, daß Du immer mehr findeſt, wie wahr es iſt, daß Du Dich meine Tochter nennſt und wie Du Dich mir ähnlich fühlſt. Ja, das iſt auch wirklich ſo, mein liebes Kind, und es iſt mir ein Troſt und ein großes Gut in meinem einſamen Leben. Aber höre, auch darin, weshalb Du über Dich klagſt, biſt Du mir ähnlich, und weil ich mit mir ſelbſt in Ordnung bin und mich ruhig anſchaue, kann ich Dir auch keine Klage über Dich geſtatten. Du mußt doch fühlen, daß das, worüber Du klagſt, nicht etwa eine Verſchuldung iſt, eine Vernachläſſigung Deiner Natur, ſondern Deine Natur ſelbſt. Und wie darfſt Du nur über die klagen, da ſie die unmittelbare Schöpfung Gottes iſt, und eine Natur grade ſo gut ſein muß als die andere? was Dir an andern größer und herrlicher dünkt, das iſt eben ein *anderes*, und Du ſiehſt ja wohl, wie Deine Erſcheinung ihnen auch etwas herrliches darbietet, was ſie in ſich nicht finden. Dagegen ſtreiteſt Du nun freilich demüthig und ſagſt uns, Du habeſt es nicht errungen und mit Mühe, ſondern von ſelbſt. Aber liebes Kind, grade das Schönſte hat man nicht anders. Was kann der Menſch thun, als daß er nur ſeine eigene Natur durch den Geiſt immer mehr reinigt und ausbildet? Gewalt braucht er nur dann, wenn er vorher ſich hat Gewalt anthun laſſen durch irgend ein Verderben. Sonſt iſt das Werk der göttlichen Gnade in dem Menſchen ein ſtilles ruhiges Werk, und je vollſtändiger es von ſtatten geht, um deſto natürlicher ſcheint es und iſt auch wirklich ſo. Nur *die* Tugend iſt ein Kampf, durch die man Fehler beſiegt; die, durch welche Jeder ſeine eigenthümliche Vollkommenheit im Sinne und Geiſte Gottes erweiſet, iſt nur ein ruhiges Handeln. Wie willſt Du nun klagen, daß Du wenig den zerreißenden Schmerz gefühlt haſt? Fühlſt Du nicht, grade Du, weil es Deine Natur iſt, mehr göttliches und ſchönes in der ſtillen Trauer, in der ſich der Geliebte Deines Herzens offenbart, den Du gewiß ſo in dem leidenſchaftlichen Schmerz nicht inne wirſt? Eine andere Vollkommenheit iſt die jener Gemüther, in denen Du den höhern Grad des Lebens und Erregtſeins bewunderſt, und eine andere die unſrige. Jene umfaſſen wohl in ihrem Daſein eine größere Mannichfaltigkeit deſſen, was in dem Menſchen vorkommen kann, und ſind in ſo fern reicher, aber ſie ſind auch abhängiger von dem, was ſie umgiebt, verworrener, und auch alle unregelmäßigen Bewegungen treten ſtärker hervor. Du biſt mehr Dir ſelbſt gleich und eben darin ein unmittelbares Bild des ewigen, Du beſitzeſt mehr Dich und biſt mehr ungeſtört Eins mit all Deinen Verhältniſſen, indem Du keines einſeitig bald ſo, bald ſo, ſondern jedes immer in ſeinem ungetheilten Weſen auffaſſeſt. Was Du Dumpfheit nennſt, das kenne ich auch; es iſt der natürliche Fehler ſolcher Gemüther, und grade dann tritt er hervor, wenn ſie durch irgend etwas über ihr gewöhnliches Maaß erregt ſind. Im tiefſten Schmerz, in der rechten Zerriſſenheit meines ganzen Weſens, habe ich dieſe Dumpfheit auch am meiſten gefühlt. Aber Du wirſt gewiß auch jedesmal, entweder in der andächtigen Sammlung des Gemüthes, oder in einer angeſtrengten Beſchäftigung das Mittel finden, das klare Bewußtſein Deines Innern herzuſtellen. Aber darnach trachte ja immer gleich ſehr, daß Du Dir Dein mütterliches Leben mit Deinen Kindern ganz unabhängig erhältſt. Das ziemt Dir und iſt Dir nothwendig; und wie Du lebendig überzeugt ſein kannſt, daß es nur Liebe iſt, wenn irgend Jemand Dir da eingreifen wollte, ſo wirſt Du auch gewiß die rechte Art finden, es immer liebreich von Dir zu weiſen. — —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

(ohne Datum)

„Wie ſehr haſt Du mich durch Deinen letzten Brief erfreut, mein geliebter Vater, mit inniger Sehnſucht hatte ich ſchon lange vergebens darauf gehofft. O Lieber, laß uns nie wieder ſo lange getrennt ſein! mir iſt dieſe Trennung ſehr ſchmerzvoll geweſen — weißt Du denn nicht, daß mich niemand auf der Welt ſo ſtärken und erquicken kann wie Du? — — Gieb mir doch oft ein liebend Wort aus Deinem vollen Herzen, ein erhebend Wort aus der Tiefe Deines Glaubens, daß mein Glaube ſich daran ſtärke und erfriſche. — Ach, lieber Vater, wie ſind der Leiden ſo viel im Leben, vor wenig Tagen hat mein geliebter Bruder ſein drittes Kind zu Grabe gebracht — ſo zärtliche Eltern, die ihre ganze Freude in den Kindern fanden und ihre drei Kinder, eins nach dem andren verloren. Mir geht das Unglück meines Bruders ſehr zu Herzen — er war ein recht lebensfroher Menſch, fing ſeine Ehe ſo friſch an, war ſo unausſprechlich glücklich, und nun — alle die jungen Sprößlinge ſeiner Ehe ſo früh zerknickt. Auch meiner jüngſten Schweſter L. iſt die größte Freude ihres Lebens geraubt, ſie hält ſich bei meinem Bruder auf und das beſte in ihrem Leben war das Sein mit den Kindern, was auch gewiß den wohlthätigſten Einfluß auf ſie hatte. Ich glaube, ich habe Dir noch nie von ihr geſagt, ich habe ſie ſehr lieb. Sie iſt gewiß nicht unbedeutend. Daſſelbe Schickſal, das ich gehabt habe, trägt gewiß auch bei ihr die Schuld von der zerknickten Blüthe des Frohſinns, dem Mangel an Lebendigkeit und Offenheit — das, in unſrer Jugend ſehr verwahrloſet zu ſein, eine kurze Zeit ausgenommen, wo wir unter der Leitung eines trefflichen Mannes ſtunden, der ach, grade ſtarb, da ich mich mit inniger Liebe an ihn angeſchloſſen, mit großer Luſt mich den Beſchäftigungen des Geiſtes, zu denen er mich führte, hingab. — —

Erlaube mir, mein theurer Vater, daß ich über einen Punkt

Deines Briefes Dich noch etwas frage, worin ich Dich nicht ganz verſtehe. Du ſagſt, daß eine Natur ſo gut ſei als die andere — das verſtehe ich nicht. Mich dünkt, es giebt einen außerordentlichen Unterſchied unter den Menſchen, wie Einige höher und himmliſcher und Andre irdiſcher geboren werden, wie Einige wie berufen ſcheinen ein ſo herrliches himmliſches Daſein zu führen, wohin Andre gar nicht einmal ſtreben dürfen, weil es außer den Grenzen ihrer Kraft liegt. Wenn nun dieſe ihre Beſchränktheit inne werden, ſo finde ich eine Wehmuth darüber ganz natürlich und erlaubt, obgleich ich glaube und es ſelbſt gefühlt habe, daß in der ganzen Hingebung an Gott auch dieſe Klage verſtummt und eine gewiſſe Befriedigung einkehren kann und eine Hoffnung, daß Gottes Gnadenwirkung uns einſt vielleicht geben könne, was wir ſchmerzlich erſehnen.

Auch ſagſt Du, daß unſre Natur die *unmittelbare* Schöpfung Gottes ſei. — Erben wir nicht ſo häufig von unſren Eltern das Mangelhafte und Fehlerhafte ihrer Natur? Glaubſt Du nicht, daß manche Kinder in Sünde geboren werden und erſt ſpäterhin durch Kampf und Buße ſich reinigen müſſen? — Erlaube mir doch, daß ich Dich frage, Du lieber Vater, glaubſt Du, daß Gott unmittelbar hernieder wirkt noch außerdem, daß er im Menſchen iſt und in Allem, was da *iſt*? und erkennſt Du in dem Einzelnen, was geſchieht, nur den natürlichen Gang der Dinge, wie eines aus dem anderen folgt, welches freilich auch in Gott beruhen muß — oder ein beſtimmtes Wollen und Wirken des Höchſten? Vergieb mir, Lieber, wenn ich nicht recht zu ſagen verſtehe, was ich meine. — — Darf ich zu Dir immer ſo plaudern von Allem, wovon es auch ſei?

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Berlin (ohne Datum)

„Theuerſte Charlotte, wie lange habe ich nicht zu Ihnen geredet, ohnerachtet ich der freundlichen lieben Worte mehrere von Ihnen erhalten habe. Aber Mangel an ſicherer Gelegenheit hat mich zurückgehalten, und dann hängt auch mein Briefſchreiben ſchon an einer gewiſſen Ruhe, an die jezt gar wenig zu denken iſt. Jezt denke ich nicht ohne Aengſtlichkeit an Rügen und beſonders an Sie, da Ihnen das Getümmel der Gefechte leicht recht nah kommen kann. Aber Sie ſind muthig und beſonnen, und haben an Ihrem lieben Kathen eine ſo treue und kräftige Stüze wie Wenige. Es wundert mich nicht, daß Sie Sich noch näher mit ihm verbunden fühlen als ſonſt, aber es freut mich recht innig. Dieſe zerſtörende Zeit iſt doch wieder auf vielfache Art eine ſolche, die nähere Vereinigung ſtiftet unter denen, welche ſich angehören, und eine Zeit, wo ſich jede innere Tüchtigkeit und jede Kraft der Liebe mehr als ſonſt offenbaren kann. Und ſo haben Sie gewiß beide noch tiefer einander angeſchaut und können Sich mehr aneinander erfreun. Ich möchte wohl wiſſen, wie Kathen jezt die Lage Ihres ſchönen Landes anſieht, was ſeine Hoffnungen ſind und ſeine Wünſche, wiewohl auch kein Wunſch für das Einzelne für ſich beſtehn kann, ſondern alles darauf ankommt, was nach allen dieſen Zerrüttungen aus unſerm gemeinſamen deutſchen Vaterlande werden kann. Weit in die Zukunft muß man jezt ſehn, und mit einiger Sicherheit ſehen lernen, ſonſt möchte man Muth und Luſt des Lebens verlieren. Eben dies Beſtreben eignet ſich jezt ſo viel von meiner Zeit und Kraft zu, daß ich für Alles, was mich ſonſt am meiſten beſchäftigt und am unmittelbarſten in meinen Kreis gehört, weit weniger übrig habe, als ich vielleicht ſollte. Vor allem bin ich über mein eignes ganz unſichres, und in dieſem Augenblick ganz zerſtörtes Schickſal ſo ruhig und gleichgültig, wie ich mir kaum gedacht hätte. Die einzelnen kleinen

Verhältniſſe des Lebens verſchwinden ganz neben dem großen Schauſpiel. Das kleinſte, was ich in dieſem wirken könnte, würde mich jezt mehr freuen, als das größte in meinem beſondern Kreiſe. —

Ich ſehne mich nun nach meinen Büchern und Papieren zurück, um die Sünden des Sommers im Winter gut zu machen, und mit meiner Schweſter unſre Halliſchen Freunde noch einmal zu genießen. Doch laſſen ſich auch nicht einmal auf Wochen hinaus jezt Entwürfe machen; unſer unverſchuldeter Friede iſt noch unſicherer, als der Krieg geweſen iſt. Nur den Vorſaz habe ich, meinem unmittelbaren Vaterlande Preußen ſo lange nachzugehn, als es beſteht und dieſes Vorſazes nicht ganz unwürdig wird. Sollte es dem Unglück ganz erliegen, ſo will ich, ſo lange ich kann, das deutſche Vaterland da ſuchen, wo ein Proteſtant leben kann und wo Deutſche regieren. Dabei thun zu können, was meines Berufs iſt, wird mir doch nie ganz fehlen. So muß ſich tröſten, wer die Waffen nicht führen kann. Ach laſſen Sie doch Ihre Knaben recht kräftig werden, recht feſt, trozig, waffenluſtig, liebevoll und fromm.

Schreiben Sie doch bald wieder.

Berlin, den 31ſten December 1807.

Liebſte Charlotte, wie freue ich mich über den herrlichen Gedanken, der, ſeit ich nicht zu Ihnen geredet habe, zur Sprache gekommen iſt. Mir war ſehr bange vor allen Auswanderungsplänen, die unſre Freundin Herz machte, und ich that, was ich nur konnte, um ſie zu zerſtören oder zu verzögern und auf Mittel zu denken, wie ſie die Entſcheidung der Dinge hier abwarten könne. Sie bei Ihnen zu wiſſen iſt mir aber wahrlich, wenn auch ich darunter verliere, weit lieber, als ſie hier zu wiſſen. Lange iſt mir nichts ſo freudiges begegnet als dieſes, und ich kann nun weit ruhiger auf meine eigne zerſtörte und noch immer durchaus unſichre Lage hinſehn. Ueber dieſe müſſen Sie in einem Irrthum geweſen ſein, liebe Freundin, als Sie bei meinem hieſigen Sommeraufenthalt wünſchten, mich doch lieber wieder in meinem Wirkungskreis in Halle zu wiſſen. Dieſer war und iſt ganz zerſtört, die Univerſität vorläufig aufgelöſt, und nur ein für Preußen günſtigerer Friede könnte ihn wieder hergeſtellt haben. Die neue Weſtphäliſche Regierung giebt freilich Hoffnung zu Wiedererrichtung; aber ich kann mich unter dieſe Regierung nicht fügen und muß, ſo lange es irgend einen giebt, unter einem deutſchen Fürſten leben. Denn die Operationen, welche grabezu auf die Vernichtung deutſchen Sinnes und Geiſtes gehn, kann ich nicht, auch nur durch mein Daſein unterſtüzen. Schon dieſe lezten zwei Monate war mir ganz beengt in Halle, und nachdem das Kirchengebet für den König und die Königin von Weſtphalen verordnet war, war es mir nicht mehr möglich, die Kanzel zu beſteigen. Kurz, Freudigkeit zu lehren kann ich dort nicht haben, und darum bin ich nun ganz gegangen und würde gegangen ſein, auch ohne die lebendige Ueberzeugung, daß eine franzöſiſche Regierung unmöglich kann eine deutſche Univerſität ruhig beſtehn laſſen. Ich war im Sommer hier, um Vorleſungen zu halten und ſo doch etwas ähnliches an die Stelle des zerſtörten Wirkungskreiſes zu ſezen. Auch jezt habe ich denſelben Zweck, wenn ſich nur irgend Theilnehmer finden. Die Regierung hat überdem die Abſicht erklärt, hier eine Univerſität zu gründen in die Stelle der verlornen, und ich bin dazu vorläufig mit in Beſchlag genommen und laſſe mich alſo hier nieder um abzuwarten, ob die Umſtände die Ausführung dieſes Entwurfes begünſtigen werden. Hier kann ich auch noch predigen, ohne gepreßtes Herz, und dies mit einiger Muße und der täglichen Nahrung iſt alles, was ich eigentlich bedarf. —

Das Jahr, das wir heut beſchließen, wieviel hat es uns genommen! Ich freue mich herzlich an allen Freunden, die nur einen oder den andern einzelnen Verluſt mit mir theilen oder ſelbſt erlitten haben. Mein Wohlſein iſt von allen Seiten in ſeinen tiefſten Gründen erſchüttert, und es iſt doch nichts da, was eine gänzliche Umkehrung zum beſſeren verhieße. Muthig ſein und ausdauern, froh genießen was übrig iſt, lebendig hoffen auf das, was ich nicht mehr erleben werde, daran muß ich mich recht halten. Herzlich, herzlich grüßen Sie mir den lieben Kathen. Wie freue ich mich über den Werth, den er darauf legt, unſre Freundin bei Ihnen zu ſehn. Wie freuen will ich mich, wenn es mir gelingt, dieſen Sommer eine Reiſe zu Ihnen zu machen und uns Alle wieder — ach bis auf den Einen, der fehlt — vereint zu ſehn.

Ich hoffe nun hier bald mehr in Ruhe zu kommen, und Ihnen dann öfter ſchreiben zu können.

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 30ſten Januar 1808.

— — Ach Du weißt es, welche Erinnerungen in mir wohnen in dieſen Tagen — welche überaus ſchmerzvolle Bilder — wie ich ſaß am Bette des kranken Mannes und ganz verloren war, zu lauſchen auf jeden Athemzug, zu begleiten jede Bewegung, in der geſpannteſten Erwartung, nun würden die Zeichen der Beſſerung herannahen — ach ich harrte und harrte. —

Wie oft verliere ich mich in die Betrachtung der wunderbaren Führung unſrer Schickſale, wie umdunkelt es mich, wenn ich wagen will tiefer in ihren Zuſammenhang zu blicken. Doch immer mehr hellt ſich mir auf der Glaube an den innigen Zuſammenhang des Menſchen ſelbſt mit ſeinem Schickſal —, immer mehr komme ich zu dem Verſtändniß jener Worte von Novalis: „Schickſal und Gemüth ſind nur verſchiedene Namen deſſelben Begriffs“, die ich lange in mir trug, ohne ſie zu verſtehen. Wie gewiß iſt es, daß ſchon in früher Jugend in den Träumen des

Mädchens eine dunkle Ahndung meines jetzigen Schickſals eingehüllt war. — Ein größeres, fröhlicheres Wirken in der Mitte der Welt war faſt nie in den Bildern, die mich trugen die Höhe des Lebens hinauf — ſtille Geſchiedenheit von der Welt und ihren Verhältniſſen — Entbehrung der ſüßeſten Freuden des Lebens, ſehnſüchtiges Blicken nach dem Himmel, Liebe dort zu ſuchen, den höchſten Genuß in geiſtigen Verbindungen mit Lebenden und Verſtorbenen — das war es, was frühe in mir lag, und wohin mein ganzer Sinn ſich neigte. Nicht überraſchend war es mir, als ich Liebe fand — aber als ſich auch ein feſtes Erdenglück mir eröffnete, ward ich überraſcht. — — Wie wenig unbegreiflich, wenig überraſchend war es mir eigentlich im Inneren, als es ſchwand. —

Geliebter Vater, weißt Du wohl, wie Du mir wohl thuſt, Du ganz beſonders, durch Deine Zuverſicht zu mir, wie ich Dir dafür danken möchte — ach und doch wieder, wie ſie mich niederſchlägt, weil ich mich ihrer unwerth fühle. Mir iſt es oft ſo klar, wie Du ein liebes Bild, das in Dir wohnt von einer Tochter, wie ſie für Dich gehörte, auf mein Weſen niederſenkſt, das wohl einige Uebereinſtimmung mit dem geliebten Bilde haben mag, daher Du nicht gewahr wirſt die großen Disharmonien, die verborgen darunter ruhen. — Siehe, ich erkranke bisweilen ſo ſehr an dieſer Verzagtheit an mir ſelbſt, daß mir iſt, als müßte ich mich losmachen von Allen, die an mir hängen, weil Alle mich in täuſchendem Lichte erblicken und es mir verſagt iſt ſo zu ſein, wie ſie mich wähnen. Du weißt wohl, daß dieſer Zuſtand vorübergehend iſt, aber eine bleibende Unzufriedenheit iſt denn doch in mir, und eben, weil ſie bleibend iſt, weiß ich, daß ſie nicht grundlos ſein kann. Ach, Lieber, ich werde hier auch nicht geneſen — die Quelle iſt tiefer — ach, wie ſoll ich es Dir ausſprechen, was es eigentlich iſt, ich glaube, Mangel an Liebe, Engheit des Herzens. — — Guter Vater, ziehe Deine Hand nicht ganz von mir, wenn Du einſt inne wirſt, daß ich wahr rede.

Den 2ten Februar.

. — — Stille Trauer wohnt in mir an dieſem Tage der bitterſten Trennung — und ſtille Feier, daß er, der Liebe, zu höherem Leben und zu höheren Freuden einging. — Feiern werden dieſen Tag die Geiſter, denen die herrliche Seele näher verbunden ward durch ſeinen Abſchied von der Erde.

Wie mich heute Morgen der helle Strahl der Sonne traf! Grade ſo ſchien ſie nach vielen trüben Tagen an jenem Morgen, und ihr Schein rührte mich unbeſchreiblich. Es war die angſtvollſte Nacht vorangegangen, in der zum erſten Mal mich Hoffnungsloſigkeit ergriffen hatte — ich konnte beten, ich konnte wieder hoffen und ging neugeſtärkt zum geliebten Kranken, um wieder ganz für ſeine Pflege zu leben. Ach, als aber der Ausbruch der Krankheit in ſo hohem Grade ſtieg, daß ich nicht meine Faſſung bewahren konnte, führten die Freunde mich hinweg — und ich ſah ihn nicht lebend wieder. — Mir hat es recht wehe gethan und ich habe es ſehr bereut, daß ich nicht ſeine Hand gehalten in der letzten Stunde -- eine gewiſſe Sorge für mich ſelbſt, mich zu ſchonen in meinem Zuſtande, ließ mich den Bitten der Freunde nachgeben, entfernt zu bleiben — ach hätte ich es nicht gethan! Wie unbeſchreiblich ſehnte ich mich und ſehne mich noch immer in der Erinnerung nur nach einem Augenblick hellen Bewußtſeins, nur nach einem herzlichen Abſchiedswort von ihm. O warum ſollte ich nicht dieſen Genuß haben? gewiß, ich wäre ſtark geweſen, und aus ſolchen Worten wäre mir eine Quelle unendlichen Genuſſes auf immer hervorgegangen. — O wie herrlich war das Ende meiner Mutter! Als ſie mit voller Gewißheit ausgeſprochen, daß ſie nun ſterben werde, ſaß der alte, fromme, betrübte Vater neben ihrem Bette, fragte ſie, ob er ihr etwas aus der Bibel oder dem Geſangbuch vorleſen ſolle. Nein, lieber Vater, antwortete ſie, das brauche ich nicht, ich habe mich lange auf dieſe Stunde vorbereitet, jetzt rufe mir unſre Kinder, ich muß ſie noch Alle ſehen und ſprechen. — Sie nahm auf das herzlichſte von uns Abſchied und verſchied ſo ſanft *). — —

Wie habe ich mich heute den theuern Kindern — ſeinen Kindern — mit neuer Innigkeit ganz geweiht! — —

Glaube es, theurer Vater, es ſind Disharmonien in mir, von denen Du keine Ahndung haſt — nicht in deutliche Worte mag ich ſie ausreden, aber glaube und ziehe ab von dem lieben Bilde, das Du von mir in Dir trägſt. — Was mich allein über mich beruhigen kann, iſt, daß es einen Punkt giebt, in dem mein ganzes beſſeres Sein ſich ſammeln kann — Mutter ſein. — Ja, lieber Vater, ich verſpreche es Dir, ich werde eine gute Mutter ſein — ich fühle mich hierzu gekräftigt und begabt nicht durch meinen guten Willen allein. Keiner Schwäche, keiner mütterlichen Eitelkeit ſollſt Du je mich zeihen können — nur, wo jeder

---

*) Mit welcher Zuverſicht dieſe Mutter, welche im Jahr 1797 ſtarb, der Todesſtunde entgegenſah, davon zeugen auch die folgenden noch erhaltenen Worte, welche ſie ihrer Mutter, der hochbetagten Frau v. Campagne in Berlin, die ſie überleben ſollte, damals (im gewiſſen Vorgefühl ihres ganz nahen Endes) ſchrieb. Sie ſind franzöſiſch geſchrieben, wie auch ſonſt die Briefe an Frau v. Campagne, da dieſe wenig deutſch verſtand:

Quand vous recevrez ceci, ma chère mère, j'aurai vaincu et vous vous rejouirez de mon bien-être. Vous êtes trop Chretienne et trop raisonable, ma chère mère, pour vous chagriner. J'espère, par la grâce de Dieu, pouvoir me présenter avec assurance et confiance devant mon Juge. J'ai eu le tems de mettre ma maison dans un ordre, où je ne crois pas, que mon ménage ni mes enfans souffriront de mon absence, et le bon Dieu daignera pourvoir au reste. Ma plus grande peine est de consoler mes deux filles ainées; les autres enfans sont accoutumés à me voir souffrir et alitée et n'ont encore pas beaucoup l'usage de la réflexion; leur attendrissement n'est que momentané.

Der einzige Bruder der Frau v. Mühlenfels hatte ſich, nachdem er ſeine Officierſtelle bei der Garde in Berlin aufgegeben und den größten Theil ſeines Vermögens ſeinen Verwandten überlaſſen hatte, nach dem Canton St. Gallen in der Schweiz zurückgezogen, wo er, ähnlich einem Einſiedler alter Zeiten, in frommer Abgeſchiedenheit von der Welt ganz für die Armen lebte — welchen Schritt indeß die Schweſter nicht gebilligt hatte — wo er, ſehr geliebt und verehrt, ein hohes Alter erreichte. Auch Schleiermacher hat noch die alte Großmutter ſeiner Frau kurze Zeit gekannt und geliebt und auch mit deren Sohn noch, wenigſtens ſchriftlich, in herzlicher Verbindung geſtanden.

Vorwurf aufhört, wo Beſchränktheit meiner Natur mir verſagt mehr zu ſein — nur da ſollſt Du Mangel finden können.

Den 5ten Auguſt 1808*).

Wie iſt mein Herz ſo voll für Dich, und doch kann ich Dir eigentlich nichts ſagen, was Du nicht alles ſchon wüßteſt. Magſt Du es denn wohl öfter wieder hören, wie ich Dich unſäglich lieb habe, wie ich ſo unendlich glücklich bin? Könnte ich es Dir nur einmal recht ausſprechen, wie die tiefſte Verehrung, die innigſte Dankbarkeit, die kindlichſte Liebe nun zu einem Gefühl verſchmolzen ſind, das nun voll und klar und rein in mir lebt — die Sehnſucht ganz für Dich zu leben — ein ſo ungemäßigter Wunſch Dich glücklich zu ſehn, daß ich mit Freude mich aufopfern könnte, wenn Dich das glücklich machen würde. O Gott, mir iſt es oft, als könne ich es kaum tragen, daß ich es bin, der Du Dein Leben, Deine heilige Liebe weihen willſt. — — Wie danke ich Dir noch, Du Theurer, für die ſchöne, zarte Weiſe, mit der Du Dich mir genähert — wodurch Du mir ſo ſehr wohl gethan haſt und mehr dieſe ſichere Liebe in mir geweckt, als geſchehn ſein würde, hätteſt Du ſchon damals volle Liebe mir gezeigt und abgefordert, als ich noch nicht ſo rein die Vereinigung des Vergangenen mit dem neuen Glücke gefunden.

Sage es mir, mein geliebter Vater, iſt Dir das auch lieb an mir, daß ich mich ſo ganz hingebe dem Gefühl des Glücklichſeins und der Freude? Wenn ich an unſren theuren E. denke und ein leiſes Weh mir durch die Seele zieht, kann mir die Frage kommen, ob ich auch wohl anders in mir tragen ſollte die neue Gnade Gottes, die mir durch Dich widerfährt, ob es auch wohl recht und ſchön iſt, daß ich ſo jugendlich friſch wieder in's Leben trete und mein Herz der Freude wieder ganz geöffnet iſt, da ich doch noch vor Kurzem um unvergänglichen Schmerz betete, der die Witwe durch's Leben geleiten möchte. — O ich darf es Dir nicht erſt ſagen, wie E. im Grunde meiner Seele wohnt, wie mir jede Erinnerung von ihm ſo heilig iſt — Du weißt es. — Doch bin ich jetzt ſo ganz glücklich durch Dich — Gott, wie ich es nur immer ſein kann.

---

*) Nachdem Schleiermacher auf Rügen geweſen war und ſie ſich verlobt hatten. — Aus den 6 Monaten die zwiſchen dieſem Ereigniß liegen ſind keine Briefe vorhanden.

Wie ich mich freue auf Deinen erſten Brief, das kann ich Dir nicht beſchreiben — — mein lieber, lieber Ernſt, ach haſt Du mich auch noch ſo lieb, als da Du hier warſt, da Du mich Dein ſüßes Herz nannteſt? Ich zweifle nie mehr einen Augenblick an Deiner Liebe; eher kann ich denken, wird er denn auch, was das heiligſte und theuerſte ihm iſt, mit Dir theilen mögen? Auch darin ſollſt Du immer nur ganz Deiner Neigung folgen, aber unendlich erfreuen wirſt Du mich durch jedes, was Du mit mir theilen wirſt. Doch kannſt Du auch ganz gewiß ſein, daß ich Dich nie im mindeſten durch die leiſeſte Empfindung in mir beſchränken werde in dem, was Du Deinen Freunden oder Freundinnen ſein und mit ihnen theilen willſt. Das Nichtverſtehen wird mir immer nahe gehn, aber nicht der kleinſte Unmuth ſoll in mir entſtehen, und ich will recht geduldig warten, bis Du zu Deiner kleinen einfältigen Frau zurückkehrſt. — Mein herzenslieber Ernſt, lebe wohl — ſage mir auch bald ein herzliches Wort und ſage mir auch ja, wenn Dir etwas in mir nicht lieb iſt, ſei es noch ſo klein — ich bitte Dich ſo ſehr.

Du liebe, herrliche Seele, möge Dir recht wohl ſein — bete Du auch für mich, daß Gott mein Herz ſegne und es reich mache an Liebe und Frömmigkeit, an allen Gaben, ohne welche ich Dich nicht glücklich machen kann.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Berlin, den 7ten Auguſt 1808.

Liebe, einzige Jette, in Prenzlow konnte ich gar nicht zum Schreiben kommen, und es lag mir nicht genug daran, um es zu erzwingen. Was hätteſt Du ſonderliches von ein paar Zeilen gehabt, die Dir nichts ſagen konnten, als daß wir bis ſo weit glücklich gekommen wären. Nun ſind wir ſeit Freitag Abend um 5 Uhr wieder hier, und wiewohl ich noch nicht wieder gearbeitet habe, hoffe ich doch, daß ich morgen, ſpäteſtens übermorgen, recht gründlich hineinkommen werde. Wundre Dich nicht, liebes Herz, daß ich grade mit dieſer Nachricht anfange; ſie iſt mir das Wichtigſte für mein Wohlbefinden hier, welches nur auf tüchtiger Arbeit ruhen kann. Die Dreifaltigkeitskirche gehörte zu dem Erſten, was ich deutlich unterſcheiden konnte, und ſo lag mir gleich recht tröſtlich das ſchöne Ziel vor Augen, wohin ich nun zunächſt zu ſtreben habe. —

Gott ſei Dank, der mir Dich gegeben hat und die Hoffnung auf das ſchöne Leben, was wir uns noch bereiten wollen, und die herrliche Ruhe, die unſern Bund hält und trägt, und die Sicherheit, daß es das Schönſte und Beſte iſt, was ſich ſo rein und gleichmäßig in uns gebildet hat. Laß Dich umarmen, recht zärtlich und dankbar, Du ſüße geliebte Braut, und ſei recht ganz mein und hoffe auf ſchöne Erfüllung, ohne Furcht oder Sorge, denn es wird Alles gut gehn.

Meiner lieben Schweſter Lotte habe ich geſtern mit ein paar Worten mein Glück gemeldet. Iſt es Dir ſo um's Herz, ſo ſchicke mir bald mal ein paar freundliche Worte für ſie; das wird ihr große Freude machen. —

Viel Liebe und Vertrauen iſt mir hier entgegen gekommen, auch ſchon in dieſer kurzen Zeit, von neuen und merkwürdigen Seiten, und was ich geweiſſagt habe, daß dieſen Winter noch große Verwirrungen in Deutſchland losgehn würden, davon ſehe ich ſchon mehrere bedeutende Vorzeichen, ſeit ich hier bin, und es bewegt mich nun noch mehr und ſchöner, was ich Dir ſchon als etwas erfreuliches ſagte, daß unſer Schickſal recht verwebt iſt in das des Vaterlandes, und ſollte es geſchehn, was ich freilich nicht abſehn, aber was doch kommen kann, daß ich mitten in dieſen Verwirrungen befangen bin, ſo ſei nur recht gutes Muthes und denke, daß Vaterland, Du und die Kinder meine Looſung ſind. Aber laß uns ja recht fleißig ſchreiben, ſo lange es noch geht, damit, wenn die Entbehrung anfängt, wir ſchon eine kleine Sammlung haben von Denkmälern aus dieſer neuen Zeit unſers Vereins. Es iſt Dir doch immer noch recht wohl? ſo wohl, ſo ſicher und glücklich als mir? herzliebſte Jette, ich weiß, es kann ja nicht anders ſein, denn es iſt in Dir ganz daſſelbe und auf dieſelbe Weiſe geworden, wie in mir; aber ſage es mir doch immer, es freut mich gar zu ſehr. Denke auch fleißig aller lieben ſüßen Augenblicke, die dieſe ſchöne Zeit uns ſo reichlich gegeben hat, und laß ſie uns fortſezen, ſo gut wir es in der Trennung vermögen. Jedes liebe Wort iſt mir ein Kuß, und bei jedem Erguß Deines Gemüthes höre ich Dein frommes treues Herz ſchlagen! —

In Stralſund war ich noch an Ehrenfrieds Grabe und reichte ihm in ſchöner Zuverſicht in die andere Welt hinein die brüderliche Hand zum neuen Bunde; ſein Geiſt iſt gewiß mit uns. Grüße und herze die Kinder von mir, an denen meine ganze Seele hängt. Gott behüte und ſegne Dich, mein liebes theures Kind, und wiſſe nur, daß ich immerfort bei Dir bin im Geiſt.

Den 10ten Auguſt 1808.

Hier ſize ich nun, meine alte liebe Jette, in meiner alten Einſamkeit, ohne mich indeß noch recht hineingewöhnen zu können. Die Arbeit will mir nicht ſonderlich ſchmecken, weil mir ſo viel andere Dinge im Kopf herumgehn. Tauſend Mal des Tages klage ich darüber, daß ich Dich und die Kinder noch nicht hier habe. Noch jezt eben beim Thee habe ich Nanni davon vorgewinſelt, wie ſchade es iſt, daß wir das nicht beſſer überlegt und einen raſcheren Entſchluß gefaßt haben. Plaz hätten wir doch zur Noth Alle gehabt, meint ſie, und daß es uns an Brodt ſollte gefehlt haben, eine ſolche ſchwächliche und einfältige Sorge kann mir doch niemals eingefallen ſein, Dir gewiß auch nicht; Du würdeſt mit Vertrauen gekommen ſein, wenn Du das meinige geſehn hätteſt. — — Sündige ich nicht gegen Dich, meine ſüße Geliebte, zumal Du auch eine kräftige, muthige biſt, daß ich noch ſo lange die Pflichten gegen Dich und unſre Kinder unerfüllt laſſe, die ich doch eigentlich ſchon übernommen habe? Glaube mir, liebes Herz, es iſt nicht leidenſchaftliche Ungeduld, nicht krankhafte Sehnſucht, ſondern nur das richtige, tiefe Gefühl von dem Charakter unſrer Zeit, in welcher nichts, durchaus nichts ſicher iſt, als der gegenwärtige Augenblick. Hätte mir das auf Eurer ruhigen ſchönen Inſel ſo beſtimmt vorgeſchwebt wie hier, ich glaube, wir hätten dann doch andere Maßregeln erſonnen, um Alles beſſer und ſchneller zu vereinigen. Du biſt wieder ganz außer Schuld, meine Gute, aber bin ich es auch? verdiente ich nicht, ſtreng genommen, daß mir die ſchöne Hoffnung, weil ich ſie nicht zu binden wußte und durch die Stärke des Willens in Wahrheit zu verwandeln, gleich wieder verſchwände, und daß mich das Schickſal hinwegraffte, ohne daß ich Dich wirklich gehabt hätte? Und wenn es noch beſſer kommt, habe ich nicht wieder tauſend Mal mehr Glück als ich verdiene? Freilich, wenn ich mir jezt vornehme alle Schwierigkeiten zu heben und Dich noch dieſen Herbſt zu holen, ſo wüßte ich nicht wie, und würde es nicht im Stande ſein; aber dort bei Dir, mit Dir gemeinſchaftlich nachſinnend, glaube ich, würde ich ſchon etwas rechtes und tüchtiges gefunden haben. Freilich hätte ſich dieſen Winter unſer gemeinſames Leben leicht mit viel Unruhe und Leiden anfangen können, und ſo habe ich Dich in ganzer Sicherheit und unter dem Schuz lieber Freunde zurückgelaſſen. Aber ich denke, wie Du, wenn Du ſchon meine Gattin wäreſt, nicht wollen würdeſt zur Zeit der Noth und Gefahr von mir weg gebracht werden, ſo wärſt Du wohl auch eben ſo gern die Meinige geworden, um ſie gleich mit mir zu theilen. Warum ſage ich Dir nun aber dies Alles, da es doch nicht umhin kann, Dich wehmüthig zu machen und vielleicht etwas verwirrt? weil Du aber doch wiſſen mußt, wie mir zu Muthe iſt. — Denn es iſt nicht einmal etwas vorübergehendes, ſondern es wird immer etwas davon bleiben, bald mehr, bald minder hervortretend in meiner Stimmung, bis endlich die glückliche Stunde ſchlägt. Dann aber auch, damit Du mich nicht beſſer ſiehſt, als ich bin, und damit Dir die Schwäche in meinem Charakter nicht entgeht, die darin liegt. Oder kommt es Dir nicht auch ſo vor, als ſei ich doch nicht brav genug geweſen, nicht Mann genug, um ſtark durchzugreifen durch ein leeres Phantom. — — Und nun, liebſte Jette, will ich mich aus dieſer Sehnſucht und dieſem Kummer heraus verſuchen in den Schlaf zu wiegen und morgen will ich Dir noch ein paar Worte ſagen. —

Ach Liebe ſprich, ſehnſt Du Dich wohl auch nach mir? weißt und fühlſt Du recht, was ich an Dir habe und wie viel reicher und herrlicher mein Leben ſein würde, wenn ich Dich nun ſchon hätte? ängſtigt es Dich auch nicht, daß meine Liebe Dir, nun wir getrennt ſind, nicht mehr ſo ruhig erſcheint, als in der ſchönen Zeit des Beiſammenſeins? Laß aber nur gut ſein, es iſt doch immer eine und dieſelbe Liebe, und die Ruhe iſt doch ihr Grundcharakter. Auch wird mir immer ruhiger und ſtill freudiger, je lebendiger ich Dich vor mir habe. —

Geſchwind laß mich Dir und den Kindern einen recht lieben guten Morgen ſagen. Ich habe gegen Morgen recht viel davon geträumt, daß ich Dich hätte und darauf bin ich nun ſchon recht fleißig geweſen, zum erſten Male eigentlich, und will nun recht ſehn, wie weit ich es heut treiben kann. Eigentlich ſollt' es mich doch meiner Natur nach recht drängen, ſo tüchtig als möglich zu arbeiten, dann leb' ich auch am innigſten und herzlichſten mit all meinen Freunden und mit Dir vorzüglich. — — Wenn Du mir recht was Liebes thun willſt, ſo gieb doch Nanni den Auftrag, mich manchmal, wenn ſie glaubt, daß es mir vorzüglich nöthig oder heilſam iſt, von Dir zu grüßen. — —

Liebe Jette, wie bin ich doch eigentlich innerlich froh! ich habe den köſtlichſten Schaz gefunden, und ich möchte eben alles Andere hingeben und die ganze Welt zu Gaſte laden, auf das herrliche Leben. Es wird mir auch immer weniger ſchwer, Dich aus dem herrlichen Rügen heraus zu reißen; denn kommen wir nur irgendwo in Ruhe, ſo wollen wir doch eine Art von kleinem Paradieſe bauen. Liebe Süße, wo Du biſt, iſt Liebe und friſches Leben! — Tauſend Küſſe Dir und den Kindern, mach', daß ſie mich nicht vergeſſen. —

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Den 11ten Auguſt 1808.

Sein Sie mir herzlich gegrüßt, meine geliebte Freundin, meine theure Schweſter, in dem Andenken an die ſchöne Zeit, die wir miteinander verlebt haben — in ſo lauterer und inniger Liebe und Freude. So reiche Früchte kann ſie freilich ſonſt niemanden tragen, als ſie mir gebracht hat; aber ſie muß uns doch Allen zur neuen Lebenserfriſchung gereichen, und Ihre Liebe zieht auch das Schöne, was mir beſonders geworden iſt, mit zu Sich herüber, wie denn alles unter uns gemeinſam ſein und bleiben muß. Wenn mir das nicht ſo tief eingeprägt wäre, müßte ich mich auch ordentlich ſchämen, daß ich ſo auf allen Seiten das meiſte und beſte davongetragen habe. Sie haben mich doch nur eben ſo geſehn, wie Sie mich ſonſt ſchon ſahen und kannten, nur etwas länger und vielleicht etwas freier. Gekannt habe ich Sie nun freilich auch, wie Sie ſind; aber der unmittelbare Blick in das Innere Ihres Lebens war mir doch ſo noch nicht vergönnt geweſen, und das iſt etwas Großes. In welchem Geiſte Sie mit Ihren Kindern leben, mit Kathen, in Ihrem ganzen Hausweſen, davon habe ich doch nun erſt ein recht feſtes Bild, und kann nun um ſo mehr mit Ihnen leben auch in der Entfernung und Ihnen in das Einzelne hinein folgen. So laſſen Sie mich nun auch davon die Früchte recht genießen, und erhalten Sie mich immer im Zuſammenhang mit Ihrem ganzen Leben, theure Lotte, daß mich alles mitberühre, was irgend auf eine merkwürdige Weiſe Sie bewegt, und ich wiſſe, in welchem Maaß ſchweres und erfreuliches Ihnen zukommt. Jezt begleite ich Sie unter die Mühſeligkeit der Erndte, und wünſche nur, daß auch die Freude, die doch das Einſammeln des Segens jedesmal hervorbringen muß, mit in Sie übergehe und Ihnen die Beſchwerden würze. Auf der Rückreiſe fanden wir ſchon in Anklam die Erndte begonnen, und näher hierher zu, faſt vollendet, aber je näher an der großen Stadt, um deſto mehr verſchwand auch meine Theilnahme, weil man doch in dieſem Leben nichts davon gewahr wird. Glauben Sie mir, auch von dieſer Seite — was Sie vielleicht weniger fühlen können — iſt mir dieſe Zeit ſehr wohlthätig geweſen, daß ich dem Arbeiten des Menſchen an der Natur, dieſer Grundlage aller übrigen Thätigkeit und alles Wohlergehns, wieder einmal recht nahe getreten bin, und mich recht daran erfreut habe. Wie der einfache ſtärkende Geruch der blühenden Kornfelder und der Wieſen auf die Sinne, ſo wirkt dieſe Anſchauung immer auf mein Gemüth. — Vor allen Dingen aber laſſen Sie mich recht fortgehn mit Ihren Kindern; ich hatte mich je länger je mehr mit ihnen eingelebt und an ihnen erfreut, kann ich wohl ſagen, ich meine nemlich die älteren; denn die Kleinen habe ich leider zu wenig geſehn. Für dieſe müſſen Sie eigentlich eine recht verſtändige in einer gewiſſen Art etwas gebildete Wärterin haben; das würde Ihnen viele Mühe und kleine Noth erſparen.

Liebſte Lotte, hätte ich doch auch erſt ſolch' Leben Ihnen zu zeigen, und könnte Sie dazu einladen. Einigermaßen können Sie

Sich doch aus meinem Leben in Götemitz und aus meiner Art mit Jettchen, mit Nanni und mit den Kindern zu ſein eine Vorſtellung davon machen, und ſo werden Sie freilich nicht ſo ungeduldig ſein als ich. Liebſte Lotte, ich fürchte, ich werde es immer mehr werden; auch habe ich mir ſchon vorgenommen, recht ſchön mit mir zu thun und mich recht zu pflegen, alles recht leicht zu nehmen und durch das, was einmal nicht leicht iſt, recht friſch durchzugehn, damit ich recht gut überwintre und wohlbehalten das ſchöne Frühjahr entgegennehme, welches das ſchönſte meines Lebens ſein ſoll. Ich weiß nicht, ob irgend Jemand mein jetziges Gefühl in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit theilen kann. Ich glaube doch, es iſt ſehr einzig zuſammengeſetzt, und ich müßte ein Dichter ſein, um es recht lebendig auszuſprechen. Vielleicht ſagt jeder Verlobte ſo, aber ich glaube doch, ich habe recht. Die Trauer, auf der unſre Liebe ruht, und die immer innig mit ihr eins bleibt, mein ganzes früheres Verhältniß zu Jettchen, und die Art, wie jetzt grade die Welt Anſpruch macht auf mein ganzes Weſen und auf mein innerſtes Herz, da ich mich ſo gern ganz in mich ſelbſt zurückzöge, dies alles mag wohl bei Wenigen ſo zuſammen gekommen ſein. — Gott ſegne und ſtärke Sie.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Halle, den 18ten Auguſt 1808.

Am Montag, als es grade vier Wochen waren, daß wir uns das ſchöne Wort gegeben hatten, erhielt ich Deinen erſten Brief, meine ſüße Jette. Gott, wie viel iſt mir doch gegeben worden in ſo kurzer Zeit, wie iſt das ſo lange irrende Leben auf einmal zur Vollendung gekommen. Es iſt mir auch nun gar nicht mehr ſo, daß ich wohl fragen möchte, ob es auch wahr iſt! ich bin nun ſchon ganz darin eingelebt, ich habe und genieße es wirklich täglich und ſtündlich, mein Denken an Dich und die Kinder iſt ganz ſo, wie das des abweſenden Gatten und Vaters es ſein muß. Dir iſt wohl auch ſo, Du denkſt mich auf der Reiſe und daß ich bald wieder komme und daß wir dann eine andere Wohnung beziehn; anders kann es auch nicht ſein; Sehnſucht nach Dir und die ſchöne ruhige Gewißheit, daß ich Dich habe, ſind ganz Eins. Aber, liebſte Jette, wie iſt es doch mit der Dankbarkeit, die Du da haſt, in Deinem Gefühl für mich? weißt Du wohl, wenn ich Dir doch Alles ſagen ſoll, was mir nicht lieb iſt an Dir, ſo möcht ich mit dieſer anfangen; Du meinſt gewiß etwas recht ſchönes, wiewohl ich nicht recht gewiß weiß, was; aber ſieh es Dir nur recht an und nenne es nicht ſo; denn Dankbarkeit weiſet auf Wohlthat zurück, und ſo etwas kann es doch gar nicht geben zwiſchen uns. Kann man ſich ſelbſt wohlthun? die rechte Hand etwa der Linken, der Kopf dem Herzen, die Nerven den Muskeln? Kann der Vater ſeinem Kinde wohlthun? und dann iſt es mir immer, als könnt ich Dankbarkeit nur fühlen gegen einen Menſchen, der mir ſonſt gleichgültig iſt, einen vornehmen Gönner und dergleichen, und doch, wenn man es recht beſieht iſt es immer nichts. Ueber die Verehrung ſchäme ich mich ein wenig, aber das laß gut ſein! Jeder von uns hat etwas voraus, was ihn dem Andern ehrwürdig machen muß, und ich will Dich dann auch ſchon gehörig verehren von meiner Seite. Aber die kindliche Liebe! ja mein ſüßes Herz, die nehme ich immer an, denn dieſes ſchöne Verhältniß und unſere gemeinſame Liebe zu unſerm theuren E. und Allem was ſein iſt, iſt ja der Grund jeder Liebe in uns und unſers ganzen ſchönen Glückes. Mein gutes Herz, daß Dir die Art recht iſt, wie ich mich Dir genähert habe, das freut mich ſehr und ich finde es ſehr natürlich; aber glaube nur nicht, daß darin ein beſonderes Verdienſt von meiner Seite iſt oder etwas ausgerechnetes abſichtliches oder auch nur, daß ich Dir irgend etwas verborgen hätte bis auf den rechten Moment. Nein, liebe Jette, ich habe Dir Alles immer offen ausgeſprochen, was mir ſelbſt ganz klar war; alles Andere lag wohl dunkel in mir, aber eben, ſo lange es dunkel war, konnte es ſich wohl nicht eher entwickeln, bis das Klare ausgeſprochen war, und konnte ſich nicht anders als unbewußt in der erſten leiſen Sprache ausſprechen, die eigentlich noch keine iſt; und ſo hat es ſich Dir ja auch ſchon früher eingeſchlichen als Ahnung von dem, was in mir wäre. Das wurde mir zuerſt ganz klar, daß unſer Leben zuſammen gehöre, daß ich von Dir und den Kindern nicht laſſen könnte und daß Du Dich auch an Niemand ſo halten könnteſt als an mich; und ſo habe ich es Dir ausgeſprochen, dann wurde mir klar, daß ich in meinem Leben nichts weiter zu ſuchen hätte, daß ich volle Genüge hätte, wenn wir uns einander wären Alles, was wir mit voller Zuſtimmung unſerer Herzen ſein könnten — — und ſo ſiehſt Du wohl, daß ich Dir immer Alles offenbart habe, jedes wie es in mir war, und daß die ganze volle Liebe in mir und in Dir ſchon vorher war, aber nur allmälig recht in's Bewußtſein kommen konnte. Darum iſt mir nun auch klar, daß, was in uns iſt, auf eine wahrhaft göttliche Weiſe geworden iſt, aus dem Innerſten unſers Weſens heraus, durch ſeine höchſte Natur, anknüpfend an unſer geſammtes Sein, nicht von irgend etwas Einzelnem ausgehend, und alſo auch auf keine Art einſeitig und unſicher. Warum wollteſt Du Dich alſo nicht auch rein gehn laſſen, wie in Allem, was in Dir iſt, in aller Freude an dieſer neuen Offenbarung Gottes in uns? Du biſt ja jugendlich und friſch, warum ſollteſt Du nicht ſo in's Leben hineingehn? meinſt Du nicht, daß ich eben dieſe friſche Jugendlichkeit in Dir liebe? daß ich ihrer bedarf? daß ſie in dem ganzen Gang unſers Lebens auch mitgewirkt hat in uns Beiden? Denke, ſie iſt unſer ſchöner Beſitz, mein ſo gut als Dein. Sei immer gern die jugendliche Mutter der ſüßen Kinder; die jugendliche, erfriſchende, töchterliche Gattin Deines Ernſt, Deines Väterchen.

Liebe, ſüße Jette, laß Dich recht innig umarmen und unter den zärtlichſten Liebkoſungen einſegnen dazu, daß ſie Dir immer bleibe, dieſe liebliche Friſche des Lebens — des Schmerzes bedarfſt Du jezt nicht mehr, Ehrenfried ſoll Dir nun nicht mehr fehlen; wie wir unſers Glückes ſicher ſind, ſo ſind wir auch ſeiner Freude ſicher, und ſeine Freude muß ja Deinen Schmerz vertreiben. Aber wenn wir je aufhören könnten mit ihm zu leben, ihn in und mit uns leben zu laſſen, dann wären wir und könnten auch uns nicht mehr lieben, mit dieſer ſelbigen Liebe. Das kann alſo nicht geſchehn, und ſo werden auch dieſe Schwankungen, die jezt ſo natürlich ſind, Dir immer mehr verſchwinden, und das Vergangene und Gegenwärtige werden immer mehr Eins werden in Dir. —

Wie freut es mich, mein liebes, ſüßes Leben, daß Du ſolch ſchönes Vertrauen zu mir haſt, auch der Kinder wegen. Ich habe es auch, aber glaube nur, daß auch das Alles nicht mein eigen iſt, ſondern unſer gemeinſchaftlich. Ich hatte ſonſt gar keinen Sinn für kleine Kinder und verſtand ſie nicht; bei den unſrigen erſt iſt er mir aufgegangen, und dies Talent in mir iſt Eins mit unſerer Liebe, ihre erſte ſchöne Frucht, das eigne Glück, daß ich zugleich Verlobter geworden bin und Vater. — —

Du mußt Dich nun anſehn, als vollſtändig in mein ganzes Leben eingeweiht; es iſt nichts darin, was Dir nicht angehörte, was Du nicht theilen ſollſt und was ich Dir nicht mit Freuden aufſchließen werde. Mit dem Nichtverſtehn kann es auch mit dem, was Dir das Weſentliche ſein muß, keine Noth haben. Es iſt nichts in meinem Leben in allen meinen Beſtrebungen, wovon Du nicht den Geiſt richtig auffaſſen könnteſt; ſonſt könnteſt Du ja auch mich ſelbſt nicht verſtehn, nicht mein ſein. Vielmehr wirſt Du, das liegt ja in der Natur der Sache, in dieſem Verſtehn immer die Erſte ſein, weil ſich ja Dir am nächſten und unmittelbarſten mein ganzes Leben und Sein offenbart, und am Willen dazu wird es Dir nicht fehlen, dafür kenne ich Dich. Auch würde es mir weh thun, wenn es irgend etwas mir wichtiges gäbe, was auch, ſeinem innern Weſen nach, kein Intereſſe für Dich hätte.

Was aber das Einzelne, das Materielle betrifft, da mögen nun Andre vor Dir ſtehn, und Deine Muße, Deine Neigung, die Richtung Deines Talentes wird Dich führen und beſchränken.

An dem, was mich jezt am meiſten bewegt und beſchäftigt, mußt Du eben auch Antheil nehmen, und wenn Dir die Herz nichts geſagt hat von dem, was ich ihr in meinem lezten Briefe geſchrieben habe, vielleicht um Dich nicht in Deiner erſten Freude durch Beſorgniſſe zu ſtören, ſo fordere es ihr doch ab. Ich verlaſſe mich auf Deinen Muth und auf Dein Vertrauen zu mir. Mir ahnet keine Gefahr, laß Dir auch keine ahnen, ich gehe keinen andern Weg als den meines Berufes, und an Mäßigung und Vorſicht fehlt es weder mir noch denen, welche im Einzelnen mein Thun zu leiten haben. Es iſt durchaus eine würdige, ſchöne, tadelloſe Rolle, die ich ſpiele, und was kann es ſchöneres geben, als daß ich den Zuſtand der Dinge, auf dem das Glück unſers Lebens beruhen muß, ſelbſt kann leiten und herbeiführen helfen. Der Himmel gebe nur, daß die Dinge einen ſolchen Gang gehn, daß die Ausführung deſſen, was beſchloſſen iſt, wirklich kann unternommen werden, welches nur unter ſolchen Umſtänden geſchehn ſoll, unter denen es kaum mißlingen kann *). Und ſo bete für mich, daß Gott mich leite und ſegne und ſchüze, wie ich bete, daß er Dich möge muthig erhalten und kräftig. Thue Alles in meinem Namen für Dich und die Kinder, und ſo ſei auch verſichert, daß ich in Deinem Namen für mich ſorgen werde auf's Beſte, und daß in allen Geſchäften, Sorgen, Arbeiten, Du immer in mir und mit mir biſt. — —

Noch Eins, es kann ſein, daß ich noch eine Reiſe nach Königsberg machen muß. Doch iſt die Sache, die ich in vieler Rückſicht wünſchen muß, noch ſehr ungewiß; länger als drei Wochen hält ſie mich wohl kaum entfernt; kommt es ſchnell, ſo ſoll doch

---

*) Welche Bewandniß es mit dieſer Thätigkeit Schleiermacher's eigentlich hatte, iſt nicht mehr anzugeben.

Nanni Dir gleich Nachricht davon geben. Tauſend ſchöne Küſſe von Deinem Ernſt.

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 22ſten Auguſt.

„Mein geliebter Ernſt, ich danke Dir tauſendmal für Deine lieben Briefe — aber ich bin ſehr voll Unruhe. — — Wiſſe doch Alles, was ich Dir ſagen möchte, wie ſchrecklich mir es iſt, wie ich ſeither nicht mehr mit Gewißheit auf die Erfüllung unſrer ſüßen Hoffnungen hinſehen kann, wie mitten in den heiterſten Ausſichten, in den lieblichſten Träumen ich aufgeſchreckt werde durch jenen Gedanken, [der ein weites Feld der fürchterlichſten Ahndungen eröffnet, denen ich mich, wie Du weißt, gar nicht überlaſſe — aber das ſichere Ausmalen unſrer Zukunft iſt doch nicht möglich. — Mein geliebter Ernſt, mußt Du denn? Ach, wenn Du fühlſt, daß Du mußt, dann habe ich ja gar nichts zu ſagen, dann darf ich ja gar nichts bitten und Dich zurückhalten wollen und weiß ja auch, daß das gar nichts fruchten würde. Mein lieber, lieber Ernſt! ach wäre ich bei Dir, ich habe mich noch nicht ſo danach geſehnt, als ſeit ich weiß, daß Dir Gefahr bevorſtehen kann. Ach was theilte ich nicht gern mit Dir und ſoll nichts mit Dir theilen, werde nicht einmal um Dich wiſſen. — O mein Ernſt, Gott gebe, daß es nicht dahin komme — ein gütiges Geſchick ändere bald Alles. —

So ſchön es wäre, wenn ich ſchon bei Dir wäre, ſo finde ich es doch ganz natürlich, daß wir das damals nicht ſo beſchloſſen — auch weiß ich nicht gewiß, ob ich würde gern dazu geſtimmt haben, da damals von keiner Noth die Rede war und es uns ganz wahrſcheinlich ſchien, daß wir würden nächſtes Frühjahr unſer Leben in Ruhe beginnen können. Ohne einen überwiegenden Grund, wie der einer langen Unſicherheit freilich iſt, den Du ja aber damals nicht ſo ſaheſt, hätte ich mich wohl nicht gern ſo plötzlich von den Meinigen hier losgeriſſen. Nein, lieber Ernſt, ich finde keine Schwäche von Deiner Seite in dieſem ſo ganz natürlichen Aufſchub. Du wollteſt ja Alles recht bereiten zu dem ſchönen Leben, Du Guter, Lieber. Wenn es Dir auch nahe geht, daß ich nicht bei Dir bin, wie es mir ſo ſehr nahe geht, ſo wirf Dir doch nichts vor — darin haſt Du gewiß Unrecht. — — Mein Ernſt, nicht verwirrt hat mich Dein Brief, ach ich ſehe nur zu klar, was Du nicht rein ausſprechen darfſt, und was bei allem Heroismus, den ich haben mag, mir unſäglich furchtbar iſt. — — Wenn ich Deinen Brief wieder leſe, wie freue ich mich an jedem herzlichen Wort, das mir Deine Liebe gewiß macht. Ja ich bin ganz Dein, o Lieber, fühle, wie mir wohl iſt in dieſem Augenblick, in der ſicheren Ueberzeugung, daß Du mich wirklich liebſt, in dem heiligen, unbegrenzten Vertrauen, mit welchem ich mich Dir hingebe. Mir iſt es, als wenn ich bei Dir ſäße und Deine Wangen ſtreichelte und Deine liebe Stirn und Deine Augen küßte — ach und ich kann es nicht glauben, daß wir uns nicht ſollten bald wirklich haben. Ja mein Ernſt, ſo bald es Dir möglich iſt, ſo hält mich nichts mehr ab die Deinige zu werden, ſei es wann es ſei. Schreibe mir bald, und, wenn Du kannſt, etwas Beruhigendes, doch nur, wenn es Dir ſelbſt Ernſt damit iſt. — Zur Strafe für meine Unart muß ich ſie Dir geſtehn, nemlich, daß ich einige Blätter ſchon früher für Dich vollgeſchrieben, hauptſächlich Rückblicke auf mein vergangenes Leben, und nicht im Stande war ſie ſo in die weite Welt zu ſchicken, auch nicht aufheben mochte, ſondern verbrannt habe. Vergieb, denn mich ſtraft ſchon das genug, daß ich nun nicht mit Dir getheilt habe, was ich gerne mit Dir theilen wollte. — Wie wohl mir ſeither geweſen iſt, kann ich Dir nicht beſſer beweiſen, als wenn ich Dir ſage, daß es bei mir immer ein Zeichen eines klaren, heiteren Gemüthszuſtandes iſt, wenn ich viel ſinge, und daß ich dieſe Zeit ſehr viel ſo vor mich hin aus voller Seele geſungen, bald geiſtliche bald andre Melodien; überhaupt bin ich recht friſch und lebendig nach meiner Art geweſen, habe mir auch vom Schlafe noch etwas abgezogen und hoffe mich dahin zu gewöhnen, recht wenig davon zu bedürfen. — — O mein Lieber, wenn Du doch recht wahrhaft glücklich würdeſt! Noch einen recht lieben Kuß und nun gute Nacht. — —

Heute Morgen iſt mir ſchon ruhiger als geſtern Abend. Es liegt mir doch gar zu fern, mir Dich in einer ſolchen Gefahr zu denken, und Du ſchreibſt doch auch wieder ſo ſicher und ſo ruhig von unſrem Zuſammenleben, wie Du nicht könnteſt, wie mich dünkt, wenn es ſo ſtände, wie ich mir dachte. — — Mein Ernſt, wäre ich erſt ſicher und ruhig in Deinen Armen, und wenn auch nicht ſicher und ruhig, wäre ich nur bei Dir! Wären nicht die lieben Kinder, ſo würde mich nichts abhalten, grade um der möglichen Leiden willen, zu Dir zu kommen. Nun ſehe ich aber, daß es beſſer iſt, Du ſtehſt dann allein, als wenn Du doppelt zu ſorgen hätteſt. — —

Lebe wohl, mein herzensliebſter Ernſt, Gott beſchütze Dich bei allem, was Du unternimmſt — aber wiſſe auch, wie mein ganzes Herz an Dir hängt.

Den 24ſten Auguſt.

Mein geliebter Ernſt, macht es Dir denn wohl auch eine kleine Freude, wenn ein Brief von mir Dir unerwartet kommt? Ich ſehe ſchon die ganze Woche mit Sehnſucht auf den einen Tag hin, der mir einen Brief von Dir bringen kann. Ich dachte nicht, daß ich dieſen Poſttag ſchon wieder ſchreiben würde, aber ich ſehne mich ſo mit Dir zu reden, daß ich aller ungünſtigen Umſtände ungeachtet es mir erzwinge. — — Weißt Du, wie ich recht innig viel mit Dir lebe und immer vertrauter mit Dir werde? Deine Monologen habe ich wieder geleſen, nun noch mit neuer Liebe und neuem Intereſſe, nun ſie mein iſt, die herrliche Seele, die darin lebt. O Ernſt, darf ich denn wirklich ſagen mein? Iſt es denn wirklich Liebe, die mir Dich gegeben? Ja ich fühle es wohl, aber meinen Gedanken will es nicht ein, wenn ich mich betrachte und über die Leerheit des Geiſtes und die Armuth des Herzens bittere Thränen weinen möchte. Klar ſchwebt mir vor, wie die ſein müßte, die werth wäre Deine Gattin zu heißen, aber ach, wie fühle ich mich nicht allein von dieſem Bilde fern noch, wie iſt mir manches ſo durchaus verſagt, daß es ganz vergebens und unrechtes Streben wäre, wenn ich danach ringen wollte.

Wenn ich eine recht ruhige Stunde habe, ſo leſe ich eine von Deinen Predigten, und ich kann Dir nicht beſchreiben die Freude, die ich empfinde, wenn ich erkenne, daß das, was Du ſo klar und ſchön entwickelſt, völlig übereinſtimmend iſt mit der Anſicht, die ich ſchon vorher hatte — daß ich durch mich ſelbſt das Rechte gefunden — und durch Dich es mir nun völlig erläutert wird. Ich las geſtern die Predigt „der heilſame Rath zu haben, als hätten wir nicht“ *); ich wußte nicht vorher, was ſie enthalte, und wie ſehr ſie vielleicht bald auf meinen Zuſtand anwendbar ſein könne. Ich bin recht geſtärkt und habe gefühlt, daß meine Liebe zu Dir die rechte iſt und daß, wenn es mir auch mein ganzes Glück und mein Leben koſten könne, ich doch nicht wünſchen würde, daß Du anders thäteſt, als wie Dein heiliger Eifer Dich treibt. Es iſt mir beunruhigend eingefallen, ob auch mein lezter Brief Dir eine andre Geſinnung zu enthalten geſchienen. Es war doch nicht ſo, ich wollte Dir nur die Bangigkeit ausſprechen, die neben der Freude an Dir und an Deinem Werk wohl beſtehen kann. O mein Ernſt, wie wollte ich für keinen Preis auch nur das kleinſte miſſen von der Schönheit Deiner Seele, wie macht es mich ſo glücklich, daß Du ſo herrlich biſt! — — Wenn das Glück mir ſollte aufbehalten ſein nach aller Noth und Gefahr, nach Erſtehung des Vaterlandes, ruhig und von Dir und den Deinigen geliebt, an Deiner Seite zu leben — Gott, es wäre etwas ſo unausſprechlich Großes. — Wenn mir in kleinen Zügen das ſüße

---

*) Sie ſteht in Schleiermacher's Predigten Bd. I. zweite Sammlung unter X.

Leben vorſchwebt, iſt mir, als könne ich Dich wohl auch glücklich machen, Dir Freude geben durch meine Liebe, durch die ganze Hingebung meines Weſens, das nie etwas anderes wünſchen kann, als ganz für Dich und für die lieben Kinder zu leben. Mein Väterchen, ich drücke Deine Hand an mein Herz und bedecke ſie mit den zärtlichſten Küſſen. — —

Weißt Du, mein Lieber, was die Meinigen mir Schuld geben: ich idealiſire mir meine Menſchen ſo ſehr, daß ich durchaus einmal etwas werde nachlaſſen müſſen und mir und ihnen dadurch wehe thun. Ich glaube das nicht, glaubſt Du es denn, Lieber? In Beziehung auf Dich zwar hat mir das niemand geſagt. — — Ich bin überhaupt etwas leidenſchaftlich beim erſten Begegnen jedes Schönen. Wenn es wirklich ſchön iſt, ſo darf man ja nicht fürchten, daß die Liebe wanken könne. Ich habe Zeiten gehabt mit Lotte Kathen, mit der P., wo ich nicht ſo in inniger vertraulicher Auswechſelung mit ihnen lebte — aber es kam immer wieder — ja ich kann etwas erkalten gegen Freunde, aber ich weiß ſelbſt dann, daß es vorübergehend iſt, und es kommt mir reichlich ſo ſchön der ganze Enthuſiasmus wieder, den ich anfangs gehabt. — —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Königsberg, den 29ſten Auguſt.

Seit Donnerſtag Abend bin ich hier in dem Hauſe meines herrlichen Wedeke, der unerachtet der großen Veränderung vom Land- zum Stadtleben, zu einem weit ausgedehnten Geſchäftskreiſe, doch ganz der Alte geblieben iſt, in ſeinem ganzen Thun und Treiben. Die Freude als ich ankam, ſo ganz wie vom Himmel gefallen, kannſt Du Dir nicht denken; ſie war mir im erſten Augenblick etwas peinlich, weil ſie meine Ankunft ſo ganz allein auf ſich bezogen, da doch Geſchäfte dabei zum Grunde lägen, von denen ich ihnen aber nichts ſagen konnte und die ich nun auch, unerachtet ſie mir viel Zeit wegnehmen, ſo unmerklich abmachen muß als möglich. Aber das muß ich nun ſchon hingehn laſſen, weil es nicht anders ſein kann. Noch eine Familie aus Halle, eine Gefährtin alles dortigen Elends, freute ſich ſo, daß die Frau, deren Art das ſonſt gar nicht iſt, mir um den Hals fiel und die Freudenthränen ihr und der Tochter ganz nah waren. Außerdem habe ich auch die Königlichen Kinder geſehn und zu meiner Freude recht friſch und tüchtig gefunden; ich habe einige von den bedeutendſten Männern, auf denen die Hoffnung meines Vaterlandes beruht, kennen gelernt und gedenke noch vielerlei mit ihnen zu verkehren. Gern kehre ich aber immer in das liebe Haus zurück und freue mich jeder ruhigen Stunde, die ich hier zubringe, und gedenke bei dieſem ſchönen Leben *unſers* künftigen mit inniger Freude. Es herrſcht hier ein Geiſt der Liebe, des Frohſinns, der ruhigſten Zufriedenheit mit Allem, Unbekümmerniß um die Welt, herzlicher Freundlichkeit gegen Jeden, der ſich ihnen von ſelbſt nähert — — kurz es iſt ein kleiner Himmel auf Erden. Das Ganze iſt mir nun noch lieber und vollſtändiger, jezt, da Wedeke mit ſeiner Thätigkeit mehr und angemeſſener in die Welt eingreift. Er thut es zwar eigentlich nicht gern genug und eine Art von Schäferleben iſt immer noch ein Himmel, den er ſich träumt und wünſcht; aber das iſt doch nur ein Tribut, den er ſeiner Schwachheit bezahlt, ſeinem Mangel an Sinn für die großen Verhältniſſe, und er thut doch Alles, was er zu thun hat, recht und tüchtig, und was der Mühe werth iſt, mit rechter Luſt. Predigen höre ich ihn ſchwerlich und das thut mir leid; geſtern war nicht ſeine Reihe und künftigen Sonntag, wollen die Leute, ſoll ich für ihn predigen, was ich eigentlich nur in Beziehung auf den Hof und einige wenige Menſchen gern thue. — —

Weißt Du aber wohl, einzige Jette, daß es mir nun ſchon unendlich lange vorkommt, daß ich nichts von Dir gehört habe? es ſind freilich erſt 14 Tage, aber wenn ſolche außerordentliche

Dinge begegnen, wie dieſe Reiſe und man in einem andern als dem gewöhnlichen Zuſtande lebt, dann dünkt einem die Zeit weit länger. Ich fahre immer noch fort die Montage zu zählen und feire heut, daß es ſechs Wochen her iſt, ſeit ich in dem neuen Leben wandle. Geboren wurde es doch in dem Augenblick, wo Du mir Deine Hand gabſt; aber auch die ſeligen Augenblicke, wo ich es zuerſt vorahnend fühlte, rufe ich mir zurück mit der innigſten Freude und Dankbarkeit. Dieſelbe Ruhe und Sicherheit, daſſelbe innere Glück, mit dem im Herzen ich Dich aus der Laube über den Steg führte, ſo daß mir wohl niemand angeſehn hätte, daß mir etwas großes und außerordentliches begegnet war, iſt noch und bleibt in meinem Herzen; aber auch die Sehnſucht, die begeiſterte ausgelaſſene Freude, auch die Wehmuth über unſern Entſchlafenen, und dann wieder das herrliche Gefühl ſeines Beifalls, ſeines Segens. — Liebes Herzenskind, ich ſehe nun hier alle Tage, welch ein herrliches Leben eine Ehe iſt, alles Andere ſo gar nichts dagegen. Und Du willſt mir dies Leben bereiten, lange nicht mehr Gehofftes willſt Du mir geben. — Ich ſehe ſo ſicher durch alle Stürme, die uns vielleicht noch bis zum Frühjahr bevorſtehn, hindurch, daß ſich mir auch nie die geringſte Sorge naht, und Du, mein tapferes Herz, fühlſt gewiß auch ſo. Der Himmel wird mit uns ſein, wie er um uns iſt und in uns. — —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

(ohne Datum)

— — Wie viel Freude haſt Du mir durch Deinen lieben, herrlichen Brief gemacht! Aber ein wenig empfindlich bin ich im Ernſt, daß Du mir da meine Dankbarkeit ſo heruntermachſt, worin Du ganz Recht hätteſt, wenn ich ſie ſo gemeint, wie Du es nimmſt. Auch erinnere ich mich gar nicht geſagt zu haben, ich empfände viel Dankbarkeit für Dich, ſondern daß ſie eben aufgegangen ſei in der einen ganzen Liebe, in welcher uns nun Alles gemeinſchaftlich ſei. — — Mein Ernſt, ich habe auch nie geglaubt, daß Du mir etwas verborgen, und daß in Deinem Weſen etwas berechnetes geweſen. In den Augenblicken, wo Dein Weſen mir wirklich Liebe ſprach, entwickelte ſie ſich auch in mir, und ſo war es mir in jedem Augenblick. — In meinem Herzen war immer der reine Wiederklang zu dem Deinen. Und ſo wird es immer ſein — o mein Ernſt, ich bin recht ſelig! Ja wohl wird E. immer mit uns leben und in uns. Wie oft werde ich durch Dich an ihn erinnert, und auch ohne an ihn beſtimmt zu denken, wie iſt er immer im Grunde meines Herzens der theure unvergeßliche Mann! Ich bin auch nun ſchon ganz ruhig darüber, daß ich mich gehen laſſen darf in meiner Freude. — —

Ich habe mir viel Unruhe gemacht über meinen letzten Brief — wüßte ich doch erſt, daß er ſicher in Deine Hände gekommen. Schreibe um Gotteswillen immer recht vorſichtig.

Den 4ten September.

Lieber Ernſt, ſo biſt Du wirklich in Königsberg? Glaube nur, ich fühle ganz das Schöne darin, daß unſer Schickſal in ſo nahem Zuſammenhange mit dem Ganzen ſteht. — Ich fühle mich groß in Dir. — Mein ganzes Weſen iſt gehoben durch Dich — o Lieber, wie ſtolz bin ich oft auf Dich. Jette ſagt wohl ſehr wahr, daß auch im Untergange für ſolchen Zweck etwas ſehr Großes iſt. — Ich wollte auch Alles ruhig erwarten und über nichts klagen, könnte ich ſagen: wo Du biſt, werde ich auch immer ſein, und wo Du hingehſt, werde ich Dich begleiten. Aber wenn ich mir das ſchrecklichſte denke, müßte ich nicht dennoch ein elendes Leben friſten? Dürfte ich Dir folgen und die Kinder allein laſſen? Aber warum etwas verfolgen, was ſich gar nicht ausdenken läßt. Gott ſei mit Dir, mein Ernſt, wie meine Gebete Dich begleiten. Ich bin ſchon ſo glücklich in dem Bewußtſein, daß Du mein biſt, daß Du mich liebſt — daß ich wohl viel Trübſal tragen könnte. — Es iſt ein wunderbares Gemiſch von Empfindungen in mir — die Vergangenheit iſt mir wieder näher getreten, und alte Erinnerungen ſind wach geworden in dieſer Zeit. Du weißt, was der morgende Tag mir alles bedeutet. Ich habe mich wieder faſt noch inniger an E. geſchloſſen — ich habe tief gefühlt, wie ich es niemals miſſen könnte, ſein Bild in mir heilig zu halten, ſein Andenken immer wieder in mir zu erfriſchen — ja wie ſehr es die erſte Bedingung meiner Glückſeligkeit iſt, daß ich ſeiner Liebe und ſeiner Zufriedenheit gewiß bin. Ich muß Dir ſagen, nicht ſo in jedem Augenblick, in welchem ich etwas Schönes durch Dich genoß, verwebte ſich mir lebendig ſein Bild damit — ich konnte oft ſeiner vergeſſen oder doch nur in flüchtiger Erinnerung an ihn vorüberſtreichen, wenn ich recht glücklich in der Gegenwart war. Aber in Augenblicken ſtiller Sammlung betete ich zu ihm wie zu einem Schutzheiligen, und ſo iſt mein Leben mit ihm. — Nicht immer aber genieße ich eines ſolchen Gleichgewichts in meinen Gefühlen, als ich mich deſſen in dieſem Augenblick erfreue. Ich fühle mich nun wieder ganz in allen meinen Verhältniſſen, — in dem zu E., zu Dir, zu meinen Kindern, zu meinen Geſchwiſtern und Freunden. — —

Den 13ten September.

Siehe, lieber Ernſt, E—s Geſchwiſter freuen ſich alle ſo aufrichtig über mein Glück und das kann ja gar nicht anders ſein; woher habe ich oft die dunkle Furcht, obgleich keine Seele mir dies ausgeſprochen, ob ſie und ſeine nächſten Freunde ſich über dies ſchnelle Anſchließen ſo kurz nach dem Verluſt, und daß mir das möglich war, nicht doch innerlich wundern und etwas gegen ihr Gefühl darin finden? Ja, es kann in mir aufſteigen, ob nicht ſelbſt E., deſſen Zufriedenheit, deſſen ſegnenden Herniederſehens ich im Ganzen ſo gewiß bin, dies nicht lieber anders von mir gewollt hätte — und woher kommt es, daß mir nicht immer frei und ganz wohl iſt, eben, als hätte ich ein kleines Unrecht? — In dieſem Augenblick iſt mir freilich ganz wohl und ich drücke Dich mit unbeſchreiblicher Liebe an meine Bruſt — o Ernſt, ich denke oft, daß ich Dich noch mehr liebe als Du mich ſage, ſollte es wohl nicht wirklich ſein?

Lieber, vergieb, daß ich Dich bitte, wenn Du zuweilen etwas in meinen Briefen findeſt, worüber Du mich ſchelten mußt, thue es doch recht freundlich und ſanft — ich bin gar empfindlich, verſprich mir das.

Den 14ten September.

Was ich Dir geſtern Abend geſchrieben, theurer Ernſt, das ſiehe doch ja an als aus einer vorübergehenden Stimmung hervorgegangen. Mir iſt heute ſo wohl und klar — ich mag aber jene Blätter nicht wieder zurückbehalten, und wollte ſo gern, daß Du Alles in mir kennteſt, das Nichtgute wie das Gute — —

Aus dem ſchönen früheren Verhältniß war es ſo ein zarter allmäliger Uebergang zu dem noch innigeren, daß ich nicht ſagen könnte, wann und wie. — — Und eigentlich iſt es ganz daſſelbe noch, wie ehemals, nur unendlich erhöhete kindliche Liebe. — Du wirſt wohl Recht haben, daß aus kindlicher Liebe ich Dir mein Leben darbringe — nur nenne es kein Opfer, denn es iſt ſelbſt mein größtes, mein einziges Glück.

Obgleich die Freude an der Kinder Glück die Freude an meinem eigenen bei weitem noch überſteigt, ſo hätten doch keine vernünftigen Schlüſſe auf ihr Wohl, glaube ich, mich bewogen, ſo in Deine Hand einzuſchlagen, wenn nicht mein ganzes Herz dazu geſtimmt.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Königsberg, den 11ten September 1808.

Ja wohl, liebe Herzens-Jette, eine recht unerwartete Freude hat mir Dein lezter Brief gemacht; Du biſt durch und durch gut, daß Du Dir die Zeit dazu ſo recht abgeſtohlen haſt und daß Du mir ſo viel und ſo ordentlich von unſerm kleinen Töchterchen ſchreibſt. Daß ich Deinen vorlezten Brief nicht mißverſtanden, wird Dir wohl der Meinige geſagt haben. — — Was Dir zuerſt vor vier Jahren mein Herz ſo ganz gewonnen hat, das war eben die herrliche Verbindung von Lieblichkeit und tiefem Gefühl mit leichtem Frohſinn, Stärke und Herzhaftigkeit. Könnt ich Dir doch recht ſagen, wie mir zu Muthe war, als ich Dich zuerſt ſah in Götemitz und als wir auf Stubbenkammer zuſammen am Rande des Ufers herum liefen. Ich liebte Dich und Deine Liebe zu Ehrenfried ſo innig, daß mein ganzes Weſen darin aufgelöſt war; ich hing an Dir auf eine ganz eigne Weiſe, mit einem beſtimmten Gefühl, daß Du mir auch angehörteſt, nur auf eine andere Weiſe als Ehrenfried; es war die höchſte Zärtlichkeit, mit der ich Dir zugethan war, rein väterlich und freundſchaftlich, aber ich wäre nicht fähig geweſen irgend eine andere Liebe ſtärker zu empfinden als dieſe, und immer, wenn meine Liebe zu Dir am innigſten hervorbrach, war auch Deine Stärke und Dein Muth unter dem, was ich am lebendigſten fühlte, und woran ich mich ſo recht innig erfreute. Und damit tröſtete ich mich auch, als ich zuerſt von unſers theuren E—s Krankheit hörte und als ich ſeinen Tod ahnete und erfuhr. Du warſt mir immer eine ſtarke Tochter, ſtark in dem Herrn und in der Kraft Deines ſchönen Lebens. So biſt Du mir auch jezt meine ſtarke, muthige Braut, und ich habe nur die erſte Ueberraſchung der Liebe erkannt in Deinen Aeußerungen; ich wußte es gleich, daß Dich Dein Muth nicht verlaſſen, und daß Du auch bald fühlen würdeſt, ich müßte in der That thun, was ich thue, und daß Du nichts anders wünſchen würdeſt in meiner Denkungsart und Handlungsweiſe. Darum biſt Du aber auch mein und ganz mein; und weil ich ſo bin, weil ich Dein ganzes Weſen noch von einer andern Seite in Anſpruch nehme, als bei E—s Charakter und Laufbahn möglich war, darum kannſt Du mich auch noch lieben nach ihm, ſo wie Du mich wirklich liebſt, Du Süße, Herrliche. Nun ſage mir aber auch, ob Du recht glaubſt an meine Beſonnenheit und an meine Vorſicht, ob es Dir leicht wird, die Art, wie Du mich haſt handeln ſehn im täglichen Leben, auch überzutragen auf ein größeres Gebiet, ſo daß Du weißt, ich werde nicht leichtſinniger und unnüzer Weiſe die Gefahr vermehren. Dieſer Glaube wird Dir doch recht nöthig ſein, liebe Jette; aber ich denke, wenn Du nur an meine Liebe zu Dir und unſren Kleinen glaubſt, mußt Du auch vertrauen, daß ſchon dieſe Liebe mir ein hinreichendes Maaß von Vorſicht und Beſonnenheit einflößen muß. Mir iſt recht zuverſichtlich zu Muthe, und ich fühle mich grade in dem Zuſammentreffen dieſer äußern Lage mit unſerm Verein in einem ſo hohen Grade und auf eine ſo lebendige Weiſe glücklich, daß ich es gar nicht ausſprechen kann. Jedes erhöht das Andere und bringt es in das rechte Verhältniß. Könnte ich nicht, was ich thue — und ich fühle doch nun lebendig, daß ich es kann — ſo würde mir gar nicht ſo gewiß ſein, daß ich ein Recht hätte Anſpruch zu machen auf Dich, auf Dein ganzes Daſein und auf Deine Kinder. Und wiederum, hätte ich Dich nicht, ſo würde ich gar nicht ſo gewiß wiſſen, wie viel eigentlich wäre hinter meinem Muth und meiner Vaterlandsliebe. Nun aber weiß ich, daß ich mich neben Jeden ſtellen kann, daß ich werth bin ein Vaterland zu haben, und daß ich werth bin Gatte und Vater zu ſein. Behalte alſo nur immer recht friſchen Muth und gute Hoffnung, mein ſüßes Kind, wie ich ſie habe, und rechne darauf, daß, was uns innerlich ſo wohl thut, uns auch äußerlich gedeihen wird. Rechne auch ſicher darauf, daß ich Dir nichts verſchweige, und ſogar darauf, daß ich es Dir ſagen werde," wenn Du anfangen darfſt Dir ernſtliche Sorge zu machen. –

Das habe ich ganz herrlich gefunden in Deinem Briefe, daß Du Alles, was Du Wunderliches von Dir ſagſt, immer gleich ſelbſt widerlegſt; da ſprichſt Du von der Armuth Deines Geiſtes und Herzens und von dem Reichthum des Meinigen, und dann findeſt Du wieder, daß Alles, was ich ſage, ſchon vorher Deine Anſicht geweſen iſt, nur nicht ſo klar und beſtimmt ausgeſprochen. Das iſt überhaupt mein Beruf, klarer darzuſtellen, was in allen ordentlichen Menſchen ſchon iſt, und es ihnen zum Bewußtſein zu bringen. Aber Du mußt freilich genauer damit übereinſtimmen, als ſo viele Andere, weil auch das, was wirklich meine Eigenthümlichkeit iſt, Dir geläufig ſein muß und durchſchaulich; ſonſt könnteſt Du ja nicht die Meine ſein. Dabei bleibe alſo auch, und ſtelle Dich mir gleich, wie es Mann und Weib ſein müſſen, und wiſſe es recht, daß Du mich ſelig machſt und völlig befriedigſt, und alle meine Sehnſucht ſtillſt durch Deine Liebe. — Bewundern kannſt Du deswegen doch an mir Alles, was dem Manne eigenthümlich iſt, das ſelbſtſtändige Licht der Erkenntniß und die bildende und bezähmende Kraft, ſo wie ich an Dir Alles, was dem Weibe eigenthümlich iſt, die urſprüngliche und ungetrübte Reinheit des Gefühls und das ſich ſelbſt entäußernde, pflegende und entwickelnde Geſchick. Und ſo wollen wir nur immer Eins ſein, wie es ſich gehört, und uns nicht darum kümmern, ob und wie der eine mehr iſt oder weniger als der andere.

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Königsberg, den 15ten September 1808.

„Liebſte, beſte Freundin, es iſt eigentlich noch gar nicht lange her, aber es dünkt mich doch eine kleine Ewigkeit, daß ich von Ihnen bin und ich fühle es ſchmerzlich, daß wir ſo lange faſt gar nicht zu einander geredet haben. Sie wiſſen freilich wohl, wie es mir geht, und ich weiß es im Ganzen auch von Ihnen; aber wie mir ſo innig wohl dabei war — oft iſt es uns nicht geworden — ein Stündchen mit Ihnen allein zu verplaudern auf dem Sopha, ſo iſt es mir doch ein rechtes Bedürfniß, dies von Zeit zu Zeit wieder zu haben. Können Sie irgend dazu kommen, ſo ſchütten Sie mir doch einmal Ihr Herz ein bischen aus. Noch haben Sie vielleicht nicht ganz die Unruhe der Erndte überſtanden; ich weiß noch nicht, wie ſie ausgefallen iſt, aber ich wünſchte ſo ſehr, daß Kathens Freude und Ihre eigne an dem neuen Segen Ihnen die Laſt und Noth recht leicht mache. Recht oft denke ich nicht ohne Beſorgniß daran, wie Sie mir geſagt haben, daß Ihr hoffnungsvoller Zuſtand ſelten recht freudenreich für Sie zu ſein pflegt. Ich beneide unſre Freundin und L— recht ſehr darum, daß ſie das ſchöne Geſchäft haben Ihnen tragen zu helfen und Sie aufzuheitern, und gar zu gern hätte auch ich meinen Theil daran. Und wenn ich dann denke, wie hoffentlich auch bald eine Zeit kommen wird, wo ich dieſe Freude und Sorge in dem eignen Hauſe haben werde, an der geliebten Jette — liebſte Schweſter, ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ich ſchwimme in einem Meer von Hoffnung und Freude, und wie es mir immer nur dieſes iſt, wenn ſich auch noch wunderliche Stürme erheben ſollten, ehe ich in den Hafen einlaufe. In jeder Stunde habe ich das ſchöne Glück vor Augen und im Herzen, und ich möchte gern meine innere Freude und Seligkeit auf alle ausgießen, die darum wiſſen oder wiſſen ſollten. Beſte Lotte, halten Sie Sich nur recht bei friſchem Muth, und wenn Sie etwas trübe ſind, baden Sie Sich auch in dem Meer unſrer Hoffnung und halten Sie Sich unſer Bild vor, der geliebten Schweſter und meines, um ſich daran zu erfriſchen.

Für meine Ungeduld — denn von der weiß ich mich gar nicht frei — iſt die neue Veränderung, die mir durch die Reiſe hierher geworden iſt, auch etwas ganz Gutes, wiewohl es mir auf der andern Seite leid thut, daß die erhöhte Kraft, die ich fühle, nicht gleich zu einer regelmäßigen tüchtigen Thätigkeit kann gebraucht werden. Faſt hoffe ich, daß ich auch für Sie nicht umſonſt hergekommen bin. Ein junger Mann, der während ſeiner akademiſchen Jahre ein Hausgenoſſe meines Freundes Wedeke geweſen iſt, hat nicht übel Luſt zu Ihnen zu ziehen. — —

Wie ich der ſchönen Zeit auf Rügen gedenke und Gott danke für das, was er mich hat finden laſſen, davon ſage ich Ihnen nichts. Täglich lebe ich mich mehr ein in das ſchöne Glück, und alles, was damit zuſammenhängt, wird mir immer theurer, und alles iſt ſo aus einem Stück, ſo untheilbar in meinem Herzen. Wie mich nach Jettchen bangt, ſo bangt mich auch nach den ſüßen Kindern und meinem Vaterleben mit ihnen. Nicht ein Schimmer von banger Ahnung oder Ungewißheit trübt meine Freude, ſondern ich ſehe mit der größten Sicherheit dem Frühjahr entgegen, als dem unfehlbaren Anfang meines eigentlichen Lebens. Gott befohlen, liebſte Lotte, laſſen Sie mich bald recht erfreuliche Worte von Sich hören.

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 18ten September.

Ich danke Dir ſo herzlich für Deinen Brief vom 5ten, den ich geſtern erhielt. Ach wüßteſt Du, welche Freude mir Deine Briefe immer machen, wie ich bei jedem lieben Worte verweile — Deine Liebe ſo fühle — ſie mich ſo bewegen kann, als wenn Du wirklich bei mir wärſt in traulicher Nähe. Mein ſüßer Ernſt, mit welcher Liebe umfaſſe ich Dich und wie iſt mir zu Muthe, wenn ich denke, wenn ich es fühle, daß Du mich wirklich liebſt. Ich zweifelte ja nie daran, und doch iſt mir, als wenn ich deß jetzt immer gewiſſer würde.

Wie es kommen mag, daß mir bei jedem Briefe, den ich Dir ſchreibe, immer noch herzlicher iſt, und als wenn ich Dir immer noch etwas neues liebes ſagen möchte, da ich doch nichts weiß? Denn ich bin ja ſchon ſo ganz Dein, daß nichts mehr hinzu kann. Und ich fühle, wenn wir uns wiederſehen, werde ich noch viel freier und unbefangener mich Dir mittheilen können, als da Du hier warſt. Das iſt doch herrlich, daß auch in der Entfernung alle ſchönen Wirkungen der Liebe ſo ungeſtört fortgehen.

Lieber Ernſt, wie ſind mir doch alle Ideale, die ſich in jugendlicher Schwärmerei in mir bildeten, erfüllt, und noch mehr als ſie. Wie oft habe ich gedacht: ſollte es denn nicht wirklich ein ſo ſchönes Leben geben können, als es mir vorſchwebte? — Jetzt weiß ich es, es giebt ein ſolches. Sehr, ſehr ſchön war ſchon mein Leben mit dem theuern E., reicher wird noch das mit Dir ſein. — Dir darf ich das ſagen, denn Du weißt, wie ich an dem Unvergeßlichen gehangen und immer hangen werde. — —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Königsberg, den 18ten September 1808.

. — — Wie war ich gleich ein ganz anderer Menſch nach Deinem nicht mehr gehofften Briefe! Friſche Heiterkeit und Freude ſtrömte durch mein ganzes Weſen; aber was iſt es auch herrliches Briefe von Dir zu bekommen, meine theure Jette. Wenn es nur recht möglich wäre, ſo wollte ich ſagen, Du würdeſt mir durch jedes Wort lieber, das Du ſagſt; freilich wußte ich, daß Du für unſere ganze Lage die rechte Sicherheit bald finden würdeſt, wie es denn überhaupt nichts giebt, was nur in unſerm Leben vorkommen kann, wobei ich Dir nicht alles Gute und Schöne zutrauen ſollte, und nicht ſchon immer voraus wiſſen, eher als Du ſelbſt; aber zu dieſem innern Wiſſen, zu dieſem ſchönen feſten Glauben das *Schauen*, das iſt ja eben das Herrlichſte, was das Leben bringen kann. — —

Es iſt wohl nicht möglich, liebes Kind, daß der Menſch immer kann in dem ſchönen Gleichgewicht auf bewußte Weiſe leben, welches ihm wird, wenn einmal ſein ganzes Weſen und alle Verhältniſſe zugleich recht lebendig in ihm werden; dies ſind die ſeltenen Momente, wo wirklich der Himmel im Herzen iſt und die Ewigkeit in der Zeit — aber was mich recht gefreut hat iſt, daß Du ohne alle Spur von Unzufriedenheit geſtehſt, Du habeſt dies Gleichgewicht nicht immer. Ich hoffe, Du wirſt dieſe Unzufriedenheit immer mehr los werden, und dann auch nicht mehr muthlos ſein in Abſicht deſſen, was Du in der ſchönen Zukunft ſein willſt und ſollſt. — —

Dabei fällt mir ein, daß mich wohl muthlos machen könnte, was Dir Andere Schuld geben vom Idealiſiren. Denn wenn ſie Dich deſſen grade in Bezug nur auf mich nicht beſchuldigen, ſo kommt das daher, weil ſie auch ein wenig an dieſer Krankheit leiden. Daran ſind mir die Monologen ſchuld, in denen ich mich eben ſelbſt idealiſirt habe, und nun meinen die Guten, ich bin ſo. Nemlich, ich bin ja freilich ſo, es iſt meine innerſte Geſinnung, mein wahres Weſen, aber das Weſen kommt ja nie rein heraus in der Erſcheinung, es iſt immer getrübt in dieſem armen Leben, und dies Getrübte ſteht nicht mit in den Monologen. Nun bitte nur die Herz, daß die Dir recht viel ſchlechtes und fatales von mir erzählt, die weiß eine gute Portion und hat genug davon gelitten, und denke nur, daß Du das Alles mit bekommſt. Ich ſage das Dir ſo ganz ehrlich, wie es ſcheint, aber die Eitelkeit oder vielmehr die Schmeichelei der Liebe ſteckt doch mit dahinter; ich bilde mir nemlich ein, Du wirſt es doch ſo arg nicht finden, ſondern Deine Liebe und unſere Ehe wird das rechte Mittel ſein, das wahre Weſen immer reiner herauszuarbeiten zur Erſcheinung. Findeſt Du mich alſo leidlicher, als die Herz mich darſtellt, wenn ſie von meinen Unausſtehlichkeiten den Mund recht voll nimmt, ſo denke nur immer, daß das ſchon Dein Werk iſt. Uebrigens aber iſt es nicht das Idealiſiren, worüber ich wohl ſchon Klage gehört habe gegen Dich, ſondern eben jene Ungleichheit, daß Du über Einer Freundin, von der grade Dein Herz voll iſt, die andern vergißt und verläßt. Ich bin aber immer eben ſo ſicher geweſen, daß das nur vorübergehend und Schein iſt, wie Du, als Du mir neulich davon ſprachſt. Es iſt grade, wie es mit den mancherlei Beſchäftigungen geht, die mit einander wechſeln müſſen im Leben, und die man doch auch wieder alle zugleich hat. Man thut einen tüchtigen Ruck in der einen, und geht dann wieder über zu einer andern, ohne ſie eigentlich je vergeſſen oder verlaſſen zu haben. — —

Berlin, den 1ſten October 1808.

Sieh, nun bin ich wieder hier ſeit geſtern früh, liebſte Jette, habe mich ganz ausgeruht von der fatiganten Reiſe, ausgeſprochen vorläufig mit den Freunden und an dem Schaz vorgefundener Briefe mich gelabt. Ja wohl geht alles Leben der Liebe immer fort auch in der Entfernung ungeſtört und friſch; ſie haucht dem an ſich ſo todten Buchſtaben ein immer junges Leben ein und giebt ihm Licht und Farbe. So lebendig ſtehſt Du vor mir da, wenn ich Deine Briefe leſe; ich ſehe Dich mit den lieben Kindern tändeln, in allen Worten höre ich Deine ſüße Stimme, die mir ſo einzig klang von Anfang an. Ja wohl wird es ein herrliches Leben ſein, was wir zuſammen führen werden; meine einzige Sorge iſt nur, daß ich wirklich anfangen muß, mich von der Faulheit, meinem größten Laſter, zu kuriren. Wo ſollte ſonſt die Zeit her kommen, Alles zu genießen und dabei auch Alles zu thun! Denn ein ſehr thätiges und mit Gottes Hülfe geſegnetes und nicht unwirkſames Leben muß mir noch bevorſtehn, wenn etwas wahres iſt an meinen Ahnungen und Träumen. Und du wirſt in Alles mit hineingehn, Alles theilen, und es wird Alles immer auch Dein Werk ſein. Ja von dieſer Seite kann es ſein, meine Geliebte, daß Dein neues Leben noch reicher wird, als das erſte war. Weißt Du es wohl recht und fühlſt es, wie ſehr Du Theil haſt an allen meinen Verhältniſſen. -- Ueberall trete ich freier, offener, tüchtiger auf. — —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 3ten October.

„O lieber Ernſt, wie viel Schönes habe ich nun von Dir! zwei ſo liebe, ſüße Briefe. Jette wird Dir wohl geſchrieben haben von der Einlage, die Deinem Briefe beigefügt geweſen iſt. Auch wird ſie Dir wohl geſagt haben, daß meine Briefe immer aufgeſchnitten geweſen, aber keiner durch Zufall offen war — daß niemand außer Jette und ich um Dein Geheimniß wiſſen — Lieber Ernſt, ich bin im Ganzen ruhig und voll des innigſten Vertrauens zu Dir in jeder Rückſicht. Doch kannſt Du denken, wie leicht durch eine kleine Veranlaſſung dieſe Ruhe erſchüttert wird. Aber ich danke Dir unendlich, daß Du mir nichts verſchwiegen. Daß Du mich ganz um Dich wiſſen läßt, iſt mir ſo unausſprechlich lieb, daß ich es Dir nicht ſagen kann.

Welche innige Freude haben mir Deine Briefe gemacht und alles, was Du mir von Deiner väterlichen Zärtlichkeit zu mir ſchon bei unſrem Zuſammenſein vor 4 Jahren ſagſt. Ja ich hatte Dich auch ſehr lieb. — —

Ich fühle es ganz mit Dir, wie Dir wohl iſt in dem großen Umfang Deiner Thätigkeit und da Du ſo ganz zuverſichtlich biſt. Ich bin ſo innig nun an Dich geknüpft, daß alles, was Dich bewegt, auch in mein Weſen übergeht. Das erhöhte Gefühl des Lebens in Dir durch das Große, was auch durch Dich bewirkt werden ſoll, es wirkt auf mich zurück — ich bin mir ſelbſt bedeutender. O mein Ernſt, bei der tiefen Demuth, die mich nie verlaſſen kann und darf, wie bin ich doch jetzt ſo ſtolz und halte mich ſelbſt werth, nun Du mich liebſt und ich eins mit Dir bin.

Noch immer hatte ich das Gefühl ſo dunkel, als wenn Du nicht ſowohl auch glücklich durch mich ſeiſt, als vielmehr mich und die Kinder glücklich machen wollteſt — nun geht mir durch Deine theuern Briefe immermehr die beſeligende Gewißheit auf, daß Du mich wirklich ganz liebſt — es iſt gar zu herrlich dies Gefühl! Siehe, während der ganzen Zeit unſrer Bekanntſchaft war es mir immer, als wenn die beſondere Zärtlichkeit und Liebe, die Du für mich hatteſt, ich mir ſelbſt nicht zurechnen dürfe, ſondern den ſchönen Verhältniſſen, in denen ich ſtand, die Du mit ſolcher Innigkeit liebteſt, und mit Sehnſucht ſie zu erblicken. Ich konnte es nie glauben, daß mein eigentliches Ich Dir könne bedeutend und ſo ſehr lieb ſein.

Sage mir doch, als Du etwas außerordentliches für Dich auf Rügen ahndeteſt und es doch für unmöglich hielteſt, daß ich die Deine werden könne, warum ſchien es Dir unmöglich? — inſofern als es auch mir unmöglich ſchien in früherer Zeit? nemlich, daß ich Wittwe bleiben müſſe, oder glaubteſt Du, Dein Gefühl würde nie die Geſtalt gewinnen, daß Du mich auch beſitzen möchteſt? Wie es mir früher ſo unmöglich war, mich in eine zweite Ehe zu denken, daß ich oft Gott bat, er möge mich nur nie in die Verſuchung führen, daß ich nie die Neigung eines edlen Mannes merken möchte, damit das ſüße Leben mich nicht noch einmal locke — ich hatte auf immer von der Welt Abſchied genommen — und in jener Stunde, wie fragte ich gar nicht erſt, wie konnte ich gleich ſo feſt und ſicher, daß es recht ſei, einſchlagen in die liebe Hand — aber auch lange ſchon hatte es ſich in mir vorbereitet zu dieſem Ja. — —

Ja, mein Ernſt, von Herzen gerne wäre ich bei Dir geweſen in der Zeit der Unruhe und Gefahr, und es war mir, als ich davon erfuhr, als fehle mir etwas, daß ich es nicht mit Dir theilen ſolle. Da das nun aber einmal nicht angeht, ſo laß uns doch recht ruhig die Zeit erwarten, wo ſich alles ohne zu große Anſtrengung für Dich einrichten läßt, und wiſſe, daß, die ſchöne Hoffnung im Herzen, mich eigentlich keine Ungeduld treibt, daß mir wohl iſt hier, wenn auch getrennt, doch immer mit Dir zu leben und ſchon im voraus zu empfinden alles Schöne des künftigen Lebens. — Nimm dies doch gar nicht als Beſorgniß, Du könnteſt in dieſer Hinſicht unvorſichtig ſein, ſondern nur allein, daß Du Dich zu ſehr anſtrengen möchteſt, daß Du um jener Sehnſucht willen, die ich Dir ausſprach, unſre Verbindung mehr beſchleunigen möchteſt, als Du ſonſt gethan hätteſt. Ich hätte Dir dies nicht geſchrieben, wenn ich nicht hätte ausdrücklich verſprechen müſſen den theilnehmenden Schweſtern, Dich zu ermahnen nichts zu übereilen. — Ich weiß, wie ganz unnöthig das bei Dir iſt, und es iſt auch nicht das Kleinſte, worin ich nicht unbedingtes Vertrauen zu Deiner Vorſicht und Klugheit hätte.

Den 7ten October.

Lieber, theurer Ernſt, wie hat Dein letzter Brief mir wieder außerordentliche Freude gemacht — wie lange leſe ich an ſo einem Briefe, jedes liebkoſende Wort ſauge ich langſam ein, Du biſt mir ganz gegenwärtig, und meine Bruſt hebt ſich in eben der Bewegung, als ſäßen wir wirklich bei einander, Hand in Hand und Auge in Auge. Wie ich doch glücklich ſein werde, wenn es nun wirklich ſein wird, wenn mein liebeerfülltes Herz ſich nun auslaſſen darf, wenn ich Dich herzen kann, ſo viel ich nur will, Herzens-Väterchen! O Ernſt, es iſt gar zu ſchön mit uns — Siehe ich fühle ganz den hohen, heiligen Ernſt unſres Bundes, aber auch alle die kleinen, ſüßen Liebesbezeigungen rühren mein Herz, und ſo wird es gewiß unſer ganzes Leben hindurch ſein — ernſte, große Momente und fröhliches, ſüßes Leben in der Gegenwart. — Aber nein, ich kann da gar nicht ſo entgegenſetzen und trennen. Hoher Ernſt iſt mir in den Momenten inniger Liebkoſung, und in ſolchem Augenblick, wo ein inniger Kuß die ganze Vereinigung unſrer Seele ausſprach, welch ein Gefühl der Heiligkeit, der Liebe durchſtrömte mich da. Ich kann Dir gar nicht ſagen, wie ich fühle, daß dann das Heiligſte und Größte, die höchſte Anbetung, deren ich fähig bin, in mir wohnt. — Aber Lieber, iſt es Dir auch lieb, daß ich ausſprechen will, was eigentlich nicht auszuſprechen iſt? —

Du vermiſſeſt in meinem Briefe die Liebkoſungen? Lieber, wiſſe doch, daß mein Herz mir die allerſüßeſten, zärtlichſten, für Dich eingiebt — zu ſchreiben weiß ich ſie Dir aber doch nicht recht. Wie haben Jette und ich gelacht über die Unausſtehlichkeiten, die ich von ihr erfahren ſollte. Noch habe ich nichts herausgebracht und, wenn es nichts anderes iſt, als worüber ich habe klagen hören gegen dich — nemlich die Heftigkeit und das Abfertigen, wenn man etwas ſagt, das Dir nicht recht iſt, ſo ſtelle ich mir das nur als eine kleine Luſt vor; denn im Ernſt böſe kannſt Du niemals auf mich ſein und ich nie im Ernſt empfindlich, aber ich thue denn doch ſo und dann folgt hernach eine Ausſöhnung im ernſten Styl, und das iſt gar was liebliches und ſüßes. — —

Ich denke recht oft an Eleonore und mit wahrer Rührung. Der Gedanke, daß ſie Deine ganze Liebe beſeſſen, bewegt mich ſehr, und Du kannſt gläuben, daß mir ſehr heilig iſt, was in jener Zeit Dein eigenſtes, tiefſtes Leben war, Dein ganzes Gemüth erfüllte. Ich habe oft gedacht, Dir müßte doch ſo ſein, als könnteſt Du ſo glücklich nicht mit mir werden als Du es wäreſt, wäre E. damals Dein geworden, und wenn es freilich noch herrlicher für mich wäre, fühlteſt Du dies nicht ſo, ſo kann es mich doch auch nicht trübe machen, wenn es ſo iſt. Ich weiß nicht, wie das zugeht — aber ich bin ſo ganz glücklich in der Ueberzeugung, daß Dir jetzt Niemand lieber und näher iſt als ich. Siehe, mir iſt, als wenn E. Dir nicht könnte näher angehört haben als ich, aber Du liebteſt ſie mit der heißen Sehnſucht ſie zu erretten, mit dem ganzen Feuer der Jugend.

Den 9ten October.

Die gute Lotte iſt mir eine rechte Erquickung — wie wohl thut es mir mit ihr von Dir zu reden, die liebe, theilnehmende Seele! Sie ſagte mir geſtern, ſie habe in ihrem Leben keine größere Freude gefühlt, als in dem Augenblicke, da ſie unſre Verbindung erfahren. — — Ach Ernſt, könnte ich immer, wenn ich etwas auf dem Herzen habe, mit Dir reden, wie ganz anders wäre das, als dies Hin- und Herſchreiben, wo das Wort oft ganz anders daſteht, als es in unſrem Inneren war. Von unſren ſüßen Kindern ſagte ich Dir gern recht viel — ſie ſind recht friſch und gut und lieb. Wie viele Freude werden wir von den ſüßen Weſen haben, und wie herrlich, daß E. durch ſie immer ſo mit uns lebt und unter uns iſt. Wie iſt Alles ſo ſchön! O Ernſt, dürfte ich doch nie das allermindeſte von Deiner Liebe miſſen! — — Du wünſcheſt, die Unzufriedenheit mit mir ſelbſt möchte ich los werden. Theurer Ernſt, früher wird das nicht möglich ſein als wenn ich bei Dir bin, dann vielleicht, wenn ich dann wirklich fühle, daß ich Dir recht was bin und daß ich mich meiner nicht ſchämen darf auf dem Platz, auf dem ich ſtehe. Ein unausſprechlich ſchönes, ſüßes Leben wird es ſein! Kann es Dich denn auch ſo erfüllen als mich? Siehe, es iſt mein ganzes Leben — Du haſt noch dabei das Leben in der Wiſſenſchaft, das Dein Leben ſo ſehr in Anſpruch nehmen muß. —

Den 17ten October.

— — Für Alles möchte ich Dir danken mit den ſüßeſten Liebkoſungen — auf dem Papier weiß ich doch gar nicht, was ich Dir für Worte ſchreiben ſoll, die ausdrücken könnten, wie mir gegen Dich zu Muthe iſt, wie unſäglich lieb ich Dich habe. — Wie entzückt es mich, was Du mir von Deiner Liebe zu unſren Kindern ſagſt. Ja ich kann es mir ganz vorſtellen — fühle ich doch, wie ich es lieben würde, hätteſt Du ein Kind —

und wie ich unſre Kinder liebe noch ganz eigens darum, weil ſie E—s Kinder ſind, und er für uns nicht anders lebt als nur in ihnen. O es iſt ganz köſtlich, daß Du ſo ihr Vater biſt, und ſage mir doch nichts von Dank — Gott, wo ſoll ich denn bleiben mit all dem Dank, den ich fühle und den Du verſchmähſt. — — O Ernſt, wie entſetzlich bange Mutterſorgen würde ich leiden, hätte ich Dich nicht! —

Es iſt ſo herrlich, was Du mir da ſagſt, und wenn ich ſo viel Theil ſchon haben ſoll an allem Schönen, was jetzt aus Dir hervorgeht, ſo muß ich das ſtill hinnehmen, und kann demüthig und beſcheiden nicht widerſprechen, denn es gilt nicht mir, es iſt die Wirkung des wahrhaft göttlichen in unſrer Liebe. Ja Ernſt, theilen werde ich alles, was Dich beſchäftigt, mit dem innigſten Intereſſe, ſobald ich nur irgend Fähigkeit es zu verſtehen habe. — Geſtern erhielt ich von H. B. ſehr herzliche Worte. Er ſagte, er könne nur mit Ehrfurcht für die wunderbaren Fügungen in meinem Leben meinen Gruß erwiedern, den ich ſeiner Mutter für ihn gegeben. Die Heiterkeit und Ruhe, die mich durch alles Leid hindurch getragen, ſei doch mehr geweſen, als was die Welt Glauben und Gebet nenne. — Lieber Ernſt, ich weiß nicht recht, wie er das gemeint hat: mehr als Glauben und Gebet. Klingt das nicht, als rede er vielleicht von unmittelbarer Einwirkung Gottes in die Seele, als *gegebene* Ruhe und Stärke, nicht allein auf die Weiſe, wie ſie jedem frommen und ſich ſehnenden Gemüth werden, ſondern wirklich hineingeſenkt von oben? Vielleicht iſt das verworren, was ich rede, aber ich will nun einmal gar nicht mehr blöde ſein gegen Dich. Sage mir, ob er das wohl hat meinen können, und ob Du auch wohl glaubſt an ſolche Gnadenwirkungen, nicht als allgemeines Gut der Menſchen, ſondern in einigen vorzugsweiſe?

Wie mir war, mein Ernſt, in jener Stunde, da Du Dein Herz mir öffneteſt? Ganze volle Freude war noch nicht in mir. Ich wußte nicht gewiß, ob Du mich wirklich liebteſt, wie es auch in mir nicht entſchieden war, ob ich ganz würde Dein ſein — und ſo war eine ſonderbare Unſicherheit in mir, ob ich es annehmen dürfe um Deinetwillen. Für mich, fühlte ich gleich, ſei es das höchſte Glück, nur in Deiner Nähe zu leben mit den Kindern, aber um Dich konnte ich nur zur Ruhe kommen nach den vielen wiederholten Verſicherungen von Deiner Seite. Und ſo allmählig ward mir immer klarer, immer freudiger, und meine Liebe zu Dir erhöhte ſich mit jeder Stunde. Und auch ſchon in den Augenblicken, da ich in Deine Hand einſchlug und an Deine Bruſt mich lehnte, war mir ſehr wohl — meinen Gedanken wollte es nur noch nicht ganz ein, daß Du ſollteſt ſo an mich gebunden ſein, und Deiner wirklichen Liebe war ich nicht ganz gewiß. Nun weiß ich es, und, o Gott, wie bin ich glücklich! O mein Ernſt, wie habe ich darum gewußt, um die ganze Reinheit, ja die Heiligkeit in Dir, bei jeder traulichen Annäherung — ja darum biſt Du ja auch ein ſo göttlicher Menſch, weil in Dir alles dem Heiligen dient, darum liebe ich Dich auch ſo unausſprechlich und kann ſo Dein ſein. Und wenn ein bängliches Gefühl bei dem Denken an die Zukunft mich augenblicklich ergreifen kann, ſo ſchwindet es ſogleich wieder bei dem lebendigen Anſchauen Deiner ſchönen Zartheit, Deines ganzen herrlichen Weſens, und ich weiß, daß ich ganz ruhig ſein kann. — — Herzens-Väterchen, ich kann Dir ſo alles ſagen, wie ſonſt keinem Menſchen, und wenn ich erſt bei Dir bin und Dir nichts verborgen bleiben wird, was mich je gefreut und getrübt hat, dann wirſt Du mich noch beſſer verſtehen. — —

Mein Lieber, Du haſt mich noch gar nicht geſcholten, viel weniger unſanft. Es war ein bloßer Einfall; mir war als müßteſt Du nothwendig bisweilen etwas finden. — —

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Berlin, den 20ſten October 1808.

Liebſte Lotte, ſo wie Sie mein Leben, das künftige ſchöne, ganz erkennen, ohne daß die Entfernung Sie hindert, ſo glaube ich auch das Ihrige richtig anzuſchaun, ohne daß die Ungleichheiten die darin ſind, mich ſtören. Ich habe recht aufgefaßt, wie das aus Ihrem Weſen und aus Ihrer Lage unmittelbar hervorgeht, und ſtimme Ihnen allerdings bei, daß das Uebel ſich mildern läßt, aber nicht vertilgen. Aber eben deswegen, liebe Lotte, ich darf es Ihnen ſagen, ohne daß Sie mich mißverſtehn, habe ich niemals, ſo ſehr ich auch Ihre ſchmerzlichen Empfindungen mitfühle, bei mir ſelbſt gedacht, „die arme Lotte“, ausgenommen in Beziehung auf das, was ſich wirklich abſtellen ließ und was Sie nun auch größtentheils werden beſeitigt haben, da Sie glücklicherweiſe das wirthſchaftliche Detail in andre Hände gegeben haben. Rechnen wir dies und ähnliches ab, liebe Freundin, ſo ſind Sie mir mit allem Ihrem Weh — es bleibt freilich noch genug übrig — nur eine neue Beſtätigung deſſen, was ich ganz im Allgemeinen urſprünglich angeſchaut habe und ſo oft im Einzelnen wiederfinde, daß das Schickſal eines jeden Menſchen, im Großen geſehn, in unmittelbar harmoniſcher Beziehung iſt mit ſeinem innern eigenthümlichen Weſen, und ſo möchte ich auch bei Ihnen nichts andres. Für Alle, die fähig ſind Sie zu kennen, entfaltet ſich Ihre ganze Natur gewiß in Ihrer Lage am herrlichſten, und ich kann mir z. B. recht gut denken, daß unter ganz veränderten Umſtänden ich Sie vielleicht nicht ſo rein und recht würde erkannt haben wie jezt. Nur laſſen Sie ja nicht ab Geduld zu haben, vorzüglich mit Sich ſelbſt, und fangen Sie beſonders jezt die Vorſicht, ſich zu ſchonen, immer von ſo weitem an als möglich iſt.

Von mir weiß ich Ihnen nichts zu ſagen, als daß ich lauter Glück und Freude bin. Ich fühle es mit jedem Tage mehr, was mir herrliches geworden iſt und bevorſteht, und bin auch, was alles äußere betrifft, von einer Zuverſicht, der nichts gleich kommt. Ich habe nie geklagt; ich fand mein Leben, nachdem ich den erſten Schmerz verwunden hatte, Dank Euch lieben Allen, ſehr reich; aber was iſt doch das Alles gegen jezt? und wie vervielfältigt ſich das ſchöne Glück in der Freude, die Alle, die uns lieben, daran haben. Und wenn ich denke, was mußt du nun alles thun, was kann von dir gefordert werden, da dir über Erwarten und Verdienſt ſo großes geworden iſt, wird mir etwas bange. Aber auch nicht ſehr; denn ich fühle mich in der That auch ſo raſch und kräftig als noch nie, und denke, es muß nun alles, was ich unternehme, kräftig gelingen. Mein Gott, es iſt nun ſchon ein Vierteljahr her, und ein halbes geht noch drüber hin. Die Zeit ſcheint mir noch einmal ſo ſchnell zu fliegen in dieſer neuen Lebensepoche, und ich kann mir denken, daß, wenn wir werden alt und grau ſein, Jettchen und ich, wird uns ſein, als wären wenige Tage vergangen. Liebe, theure Schweſter, Sie ſollen recht viel Freude haben an uns, nicht nur, wenn Gott ſo viel Heil und Segen über uns ſchüttet, wie ich wirklich mit kräftigem Glauben erwarte, ſondern auch, wenn das Leben hie und da die dunkle Seite herauskehren ſollte. Sorge und Schmerz gehören auch mit dazu. Habe ich nicht ganz eigentlich damit angefangen, Jettchen Sorge zu machen? Vergebliche freilich, aber es war ganz herrlich, wie ſie ſich darin ausſprach, und ich weiß nun ſchon, als wenn ſie viel ſchweres mit mir durchlebt hätte, was ich an ihr haben werde unter allen Umſtänden. — — Sie haben nun Ihre großen Kinder gut verſorgt, liebe Freundin, das iſt herrlich. Treiben Sie nun um ſo ungetheilter Ihr Weſen mit den Kleinen. Grüßen Sie Ihr ganzes Haus von Ihrem

Schleier.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Berlin, den 20ſten October 1808.

. — — Die kleine Reiſe, wiewohl ohne die Frauen ausgeführt, war doch recht hübſch. Wir wollten erſt zu Fuß gehen, Reimer und ich; weil aber ein Dritter, ein Herr v. Lützow, ein Freund von Friz Dohna, ein gar herrlicher Menſch, der über Deſſau in Geſchäften weiter reiſte, ſich zu uns gehalten, der Bagage bei ſich hatte, die zu Fuß nicht fortzubringen war, ſo fuhren wir. Steffens und Blanc fanden wir ſchon in Deſſau, und die Freude war, wie Du denken kannſt, gar groß. Steffens iſt munter und friſch wie er lange nicht war, und ſo hat er auch Frau und Kind zurückgelaſſen. Wir waren auch ganz die Alten zuſammen und freuten uns der Ausſicht auf ein künftiges Zuſammenleben und alles deſſen, wodurch wir es im Nothfall herbeiführen helfen wollten. Einen ganzen Tag brachten wir, wiewohl im Regen, doch ſehr vergnügt in Wörlitz zu. Auf dem Wege erzählte ich Steffens von Jettchen; Du kennſt ihn und kannſt Dir ſeine innige Freude denken. Er fand das auch das Schönſte, was mir je hätte werden können, und meinte auch, gerade auf ſolche Art hätte es kommen müſſen. Wir durchſtreiften den Garten nach allen Seiten, und ohnerachtet des Regens that uns doch nichts ſo leid, als daß wir nicht Alle, die wir liebten, zuſammen hatten auf dem herrlichen Fleck. Lützow, der Geſchäfte beim Erbprinzen und ſonſt hatte, konnte nicht immer bei uns ſein, aber hat ſich auch bis über die Ohren verliebt in Steffens, zu meiner großen Freude. Zum Rückweg konnten wir keinen Wagen bekommen und ich wollte im ſchlechten Wetter nicht wagen ihn zu Fuß zu machen, weil ich Sonntag früh zu predigen hatte, und wir, wenn es alles recht glücklich ging, erſt Sonnabend ganz ſpät Abends hätten ankommen können. Wir mußten alſo Extrapoſt reiſen auf offener Kaleſche eine entſezlich kalte Nacht durch. Von Potsdam gingen wir dann, um uns zu erwärmen, zu Fuß, und kamen unerwartet einen halben Tag früher. Die arme Nanni hatte ſich ſo gefreut auf dieſe Reiſe; nun war ihr das zu Waſſer geworden; aber ſie hat ſich doch gar prächtig drin gefunden. Es freut mich recht, daß ſie ſo große Fortſchritte in Deiner Liebe gemacht hat; ſie entwickelt ſich auch wirklich zuſehens ſchöner, und unſtreitig würde ihr inneres Weſen nicht ſo herausgekommen ſein in Pleß wie hier. Wir ſtehen uns auch gar vortrefflich zuſammen; aber beſonders ſeit Rügen, was ja allem Guten und Schönen einen neuen Schwung gegeben hat, wird es alle Tage ſchöner. — — Sage mir aber, meine einzige Alte, iſt es nicht auch Jettchens Werk, und weil ich ſeitdem ganz beſonders in Gnaden bei Dir ſtehe, daß Du meine Unausſtehlichkeiten ſo ſehr gering anſchlägſt? haſt Du auch das grimmig-böſe Ausſehen vergeſſen, was ich manchmal habe, wie Ihr ſagt? und den ökonomiſchen Leichtſinn und manches andere? Aber nun laß Dir auch eine Epiſtel leſen, liebe Jette, nämlich ganz wunderlich finde ich es, daß Du es ein Unrecht thun nennſt, daß ich ſage, Du ſäheſt meine Schwachheiten beſſer, als Andere. Die genaueſte Freundſchaft ſoll ja und muß auch die genaueſte Kenntniß geben, und der ſchönſte Vorzug liegt ja darin, daß der Freund den Freund mit ſeinen Fehlern liebt, andere ihn aber oft nur lieben, weil ſie ſie nicht ſehn. Wie wunderlich mir aber immer zu Muthe iſt, liebe Jette, wenn Du mich groß nennſt, das kann ich Dir gar nicht ſagen. Du weißt, daß ich die Beſcheidenheit ordentlich haſſe, und daß ich recht gut weiß, was ungefähr an mir iſt; aber groß, das wüßte ich wahrlich nicht, wo es mir ſäße. —

Ob ich wohl Geſchick haben werde Kinder zu erziehen? ich, der ich mich ſelbſt ſo gar nicht erziehen und nichts in mir machen kann? ich verlaſſe mich lediglich auf Gott und die Liebe, was ja beides eins iſt. Ja, wenn Gott ſeine Verheißung auch an mir erfüllt und zum Amte den Verſtand giebt, ſo ſollen die Kinder recht die Freude unſeres Lebens ſein. Dieſe und andere! Soll ich Dir ſagen, liebe Jette, daß ich noch gar nicht von der wunderlichen Ahndung loskommen kann, ich würde keine andere haben als dieſe; ich ſage mir tauſendmal, daß die Ahndung nur in der alten Gewöhnung, von Eleonore her mich kinderlos zu denken, ihren Grund hat, ich lache mich hundertmal darüber aus, aber ich kann ſie nicht ganz los werden. Ein kleiner Schleiermacher, kannſt Du Dir denn das recht denken? wenn mir einmal die Vorſtellung etwas lebhaft wird, ſo werde ich ordentlich närriſch darüber vor Freude. —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Berlin, den 22ſten October 1808.

. — — Es iſt ziemlich ſpät geworden, aber ich muß noch ein mitternächtliches Stündchen mit Dir verplaudern. Zanken will ich gar nicht; ich möchte Dir lieber ſagen, daß Du mir, wenn es möglich wäre, durch Deine beiden lezten Briefe noch lieber geworden wäreſt, eben weil Du ſo herrlich das innerſte Weſen der Liebe darin ausgeſprochen haſt, wie eben das Größte und das Kleinſte, der heiligſte Ernſt und der ſüßeſte Scherz, Eins iſt in ihr, und Alles, Andacht und Frömmigkeit, der ſtrengſte Ernſt, in dem Einer für den Andern oder mit dem Andern in den Tod ginge, läßt ſich gar nicht denken, als daß er zugleich in ſich trägt das volle Bewußtſein aller ſeligen ſüßen Augenblicke des leichteſten fröhlichſten Lebens; ſo wie wir in dieſem auch die ganze Kraft, die reiche Fülle und Tiefe des Daſeins mit dem reinſten Ernſt fühlen. — Aber mit dem *lieber geworden ſein*, daran iſt doch auch wieder nichts, meine herrliche Jette. Ich habe das ſchon immer recht gut gewußt, daß das ſo in Dir iſt, aber doch iſt mir jede neue Offenbarung Deines Lebens immer ein neuer Zuwachs von Leben, Freude und Herrlichkeit, und ſo ſoll es Dir auch mit mir gehn, noch wieder auf eigne Weiſe. Darum ſeze das nicht ſo entgegen, daß unſer ſchönes eheliches Leben *Dir* Alles iſt, *mir* aber nicht Alles ſein könne, weil mich noch die Wiſſenſchaft in Anſpruch nimmt. Das iſt doch nicht ſo, ſondern ganz anders. Mein Leben in der Wiſſenſchaft und in der Kirche, und, ſo Gott will und Glück giebt, wie mir beinahe ahnet, auch noch im Staat, ſoll gar nicht von Deinem Leben ausgeſchloſſen und Dir fremd ſein, ſondern Du ſollſt und wirſt den innigſten Antheil daran nehmen. Ohne das, giebt es keine rechte Ehe. Du brauchſt deshalb die Studien und die Worte nicht alle zu verſtehn; aber mein Beſtreben und meine That wirſt Du immer nicht nur anſchauen und verſtehn, ſondern auch theilen, daß nichts ohne Dich gelingt, nichts ohne Dich vollbracht wird, Alles mit Deine That iſt, und Du Dich meines Wirkens in der Welt wie Deines eigenen erfreuſt. Du wirſt ſehn und fühlen, wie es mir bald mehr, bald weniger gelingt, wie ſich bald der Reichthum drängt, bald die Trägheit mich wieder herunterzieht. Du wirſt mich beleben und erfriſchen und ich werde Alles in Dir auslaſſen und in Dich übertragen. Darum wäre es mir nun außerordentlich lieb, wenn es ſich ſo einrichten ließe, daß mein Arbeitszimmer mit dem Deinigen Thür an Thür wäre, damit wir uns immer recht in der Nähe haben können. Soll ich immer anfangen Dir manchmal zu erzählen, was ich eben treibe und wie? jezt eben geht es mir etwas bunt; auf der einen Seite ziemlich gut, auf der andern ſehr ſchlecht. Ich habe eben ein Geſpräch von Platon fertig überſezt und bin dabei es durchzuſehn und im einzelnen zu beſſern und zu glätten. Das iſt nun ein miſerables Geſchäft. Ich habe überall, kommt mir vor, etwas flüchtiger gearbeitet als ſonſt, vorzüglich, weil es unter ſo vielen Unterbrechungen geſchehn, und ich alſo alles Vorige nicht immer klar genug vor Augen hatte. Nun geht es erbärmlich langſam, weil es gar langweilig iſt, und ich muß mich hüten, nicht lange hintereinander es zu treiben, weil ich ſonſt ganz nachläſſig werde. Das kommt daher, weil ich noch nie verſtanden habe und auch nie verſtehn werde mich tüchtig anzuſtrengen, wie andere Leute meiner Art thun. Nebenher habe ich nun jezt beſondere Aufforderung, mir meine Gedanken und Einſichten über den Staat und das gemeinſame Leben der Menſchen überhaupt recht klar und vollſtändig zu machen. Das arbeitet nun immer zwiſchen jenem durch und iſt ein herrlicher Zuſtand innern Lebens und Gebärens. Nun drängt es mich Vorleſungen zu halten über dieſen Gegenſtand; das iſt immer der erſte Ausweg; denn dadurch tritt mir Alles am beſten vor Augen und arbeitet ſich aus, und ſo will ich denn anfangen Anſtalten hierzu zu machen, damit ich ſie in 3 bis 4 Wochen beginnen kann. Dann komme ich wieder in ein geſchäftiges Leben, was mir Freude macht, wenn ich auf dem Katheder ſtehe, und Du ſollſt ſehn, wie mir das gedeihen wird. — Gepredigt habe ich hier erſt einmal, aber nun wird es auch wohl öfter geſchehn. —

— — Mir ahnet jezt ſehr ſtark das Hierbleiben, und es iſt mir auch unter den Umſtänden, wie ſie wahrſcheinlich zunächſt ſein werden, das liebſte, und ich mahle es mir ſehr ſchön aus, wiewohl ich Dir nicht läugnen will, daß ich mir noch etwas ſchöneres denken könnte, und vielleicht kommt das auch noch ſpäterhin. —

Was Dir Herrmann Baier geſchrieben hat, hat er wohl nur ſo gemeint, es ſei etwas höheres geweſen, als was die Welt Glaube und Gebet nennt; denn ſonſt giebt es wohl nichts höheres. Das Göttliche wohnt allerdings in den Menſchen auf eine ſehr verſchiedene Weiſe, bei Einigen weit unmittelbarer und kräftiger, und auch in ſeinen höchſten und herrlichſten Aeußerungen erſcheint es unter verſchiedenen Umſtänden bald mehr als hervorgebracht, bald mehr als gegeben; aber auch das Gegebene beruht doch immer auf dem, was der Menſch ſelbſtthätig in ſich gebildet hat; es iſt der Segen des Glaubens und des Gebetes. Alles Göttliche iſt das gemeinſame Gut aller Menſchen; aber es kommt Einigen durch Andre, und ſo auch Einem und Demſelben in einigen Momenten durch Andere; einen andern Unterſchied kenne ich nicht. — Doch darüber wollen wir noch viel ſprechen, meine ſüße Tochter, und Dein Vater wird Dir ſchon Alles deutlich machen, was er weiß und fühlt. — — Haſt Du denn auch H. B. recht viel freundliches von mir geſagt? Ich kann Dir gar nicht genug ſagen, wie ich ihn liebe. Er ſagt mir ganz erſtaunlich zu und ſein ganzes Weſen ruht ſo leicht und ſicher in meinem Herzen. Ich weiß nicht, ob ihm gegen mich auch ſo iſt, aber das ſchadet auch nicht, lieb hat er mich doch gewiß auch, und ich freue mich recht auf ſein Schreiben, wenn er nur Wort hält. Bei unſrer herrlichen Mutter B. wirſt Du meine Stelle gewiß gut vertreten; denn Du weißt ſchon, wie ich ſie ehre und liebe. Es iſt eine ganz eigene Art, wie ich ihr gehöre, ohne daß wir je viel Worte mit einander machten; faſt etwas wunderbares und geheimnißvolles iſt darin. — —

Ich lebe jezt größtentheils in ſo ſchönen Hoffnungen, als ob recht viel möglich ſein würde und das Leben auch äußerlich recht anmuthig und behaglich. Das kommt daher, weil ich glaube mit Dir Alles zu bekommen, womit der Himmel mich ſegnen kann, und weil ich mir Dein holdes Weſen und das Leben mit Dir gar nicht auf irgend eine Art kann getrübt denken. Süßes Herz, wie will ich Dir liebkoſen, wie will ich Dich auf Händen tragen, und wie ernſt ſoll auch wieder das ganze Leben ſein. — Meinſt Du nicht auch, liebe Jette — ich bin wirklich ſo ſtolz es zu glauben — daß noch nie Kinder mit einem größeren Vertrauen und aufrichtigerer Freude ſind in die Hand eines zweiten Vaters gegeben worden? wie bin ich doch glücklich durch Dich! wie herrlich ruht das ganze neue Leben auf Liebe und Freundſchaft! Und Ehrenfrieds Liebe und Freundſchaft der erſte Grund von allem. —

Neulich ging ich an einem Leichenwagen vorbei; da fiel mir mein eigenes Begräbniß ein, und ich ſah Dich zum zweiten Mal als Wittwe. Doch es war mir ganz wohl und ſchön dabei zu Muthe; ich fühlte ſo innig als nur je die herzliche Theilnahme ſo viel trefflicher Menſchen. Ich wußte, Du würdeſt wiſſen, Du habeſt mich ganz glücklich gemacht, und geſättigt an Allem, was das Leben ſchönes geben kann, ſei ich entſchlummert, und ſo müßte Dir auch wohl ſein dabei. Wehmüthig, aber innig wohl und reich müßteſt Du Dich fühlen in der Erinnerung und im Beſitz aller Denkmäler unſres gemeinſamen ſchönen Lebens. Haſt Du nicht auch ſchon an den Tod gedacht ſeit unſerm Bunde und nicht eben ſo? — —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 25ſten October.

— — Vor einigen Tagen waren die Herz und ich auf einer Anhöhe, wo wir die Sonne in's Meer ſinken ſahen, es war ganz herrlich! ich dachte viel an Dich. — — Du ſagſt mir, nun würdeſt Du immer beruhigter und gewiſſer; was war Dir denn ſonſt noch nicht gewiß? Sage es mir nur, mein Theurer. Ordentlich erſchreckt hat es mich, wie man eben über etwas freudiges auch erſchrecken kann, daß es ſchon ſo nahe iſt, daß ich Dich ſehen werde. Lieber Ernſt, mein Ernſt, wie werde ich glücklich ſein! Aber das muß doch recht gewiß ſein, daß es Dich nicht weiter anſtrengt und Dir Mühe koſtet, wenn Du ſchon ſo bald unſre Verbindung zu Stande bringſt. Laß Dich darum bitten. Es iſt mir allein das, daß ich Dich gern ſo frei und ſorgenlos als möglich hätte. — —

Mein ſüßer Ernſt, ich ſchreibe bald recht lang und ordentlich — heute nur dies wenige.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Berlin, den 29ſten October 1808.

Liebſte Jette, ich komme eben davon her, recht viel aus Deinen Briefen geleſen zu haben. Unſer Theeſtündchen iſt nun vorbei, ich hatte Nanni ein paar Geſänge aus der Iliade vorgeleſen; mit dem Arbeiten habe ich Schicht gemacht, womit konnt' ich nun die Woche ſchöner beſchließen? — Sonderbarerweiſe iſt mir jezt manches ganz neu vorgekommen; wie das nur zugeht, da ich doch gewiß nicht im Stande bin, irgend etwas zu überſehn in Deinen Briefen. Es geht mir freilich mit den geliebteſten Büchern ebenſo; bei jedem Leſen wird der Haupteindruck durch irgend eine einzelne Stelle vorzüglich beſtimmt, und das Andere tritt nicht ſo deutlich hervor. So war es mir nur ganz dunkel erinnerlich, daß Du armes Kind einmal haſt ſchwere Träume gehabt über mich. — — Ich entbehre faſt ganz die Süßigkeit der Träume; es iſt, als ob ich kaum Leben und Phantaſie genug hätte für das Wachen und in der Nacht nichts dürfe angreifen davon. Ich ſchlafe immer ein mit Deinem lieben Bilde, aber im Traum erſcheint es mir nicht; nur wenn ich erwache finde ich es wieder. — Dann iſt mir auch aufgefallen, was Du mir geſchrieben haſt von Deinen verſchiedenen Stimmungen zu der Zeit, als Du die Kinder unter Deinem Herzen trugſt. Gewiß iſt die herrſchende Stimmung der Mutter und der ſich bildende eigenthümliche Geiſt des Kindes ſehr eins und daſſelbe, und hierin liegt auch zum Theil das Wahre im Begriff der Erbſünde, die eben auch deshalb urſprünglich von der Mutter abgeleitet wird, nicht vom Vater; aber von Schuld und Vorwürfen kann doch überhaupt nur ſchwer, und bei Dir, denke ich, gar nicht die Rede ſein. Denn ſieh nur, es iſt noch gar nicht ausgemacht, ob nicht das ſich bildende Weſen des Kindes eben ſo Urſach iſt an der Stimmung der Mutter als dieſe an jenem. Dieſe Stimmung iſt ſo oft ein faſt fremdartiges Weſen, oder wenigſtens etwas ſonſt nur ſeltenes, nur leiſe auftretendes, auf einmal zur Herrſchaft erhoben — oder etwas faſt verjährtes und verblichenes, plötzlich wieder neu belebt. Eine Frau in dieſem Zuſtand ſteht auf jeden Fall auf eine ganz unmittelbare Weiſe unter der Obhut und Gewalt der unendlichen bildenden Natur. Freilich kann dieſe nicht auftreten gegen ihre Freiheit, ſie kann ihr nichts aufdringen, was ihr wirklich ganz fremd wäre; aber mit einer wunderbaren Gewalt herrſcht ſie in dieſer Zeit über die Miſchungen und Verhältniſſe aller Kräfte und Neigungen, und die Mutter kann wohl kaum mehr, als nur in den Zuſtand, der ihr angewieſen wird, eine ſchöne Temperatur bringen, den Ton, der einmal angeſchlagen iſt, rein halten und harmoniſch mit der Vernunft durchführen. So iſt, vom erſten Augenblick an, Selbſtbildung und Erziehung Eins, und in keinem von beiden je Gewalt zu brauchen; ſo iſt, vom erſten Augenblick an, ein kräftiges wechſelwirkendes Leben geſezt, wo jeder Theil eigentlich nur ſein Selbſt wahrzunehmen hat und übrigens die heilige Natur muß gewähren laſſen. — —

Soll ich Dir ſagen, wie es mir vorkommt mit Dir? Wenn Du wirklich ein ſo heftiges und regierendes Kind geweſen biſt, ſo mußt Du Dich darunter beugen, daß es der Natur gefallen hat, dieſen Keim in Deinem Kinde wieder zu entfalten. Aber mache Dir keinen Vorwurf daraus. Wer müßte nicht erſchrecken vor dem Gedanken, Vater oder Mutter zu werden, wenn es der Natur gefallen könnte, irgend etwas Einzelnes aus dem Gemüth in einem Kinde zu iſoliren. Ach, einzige Jette, und niemand mehr als ich, in dem alles Verderben ſteckt, ohne Ausnahme! ich müßte mich fürchten Vater zu werden, und grade je mehr Du mich liebteſt und mein Weſen in Dich aufnähmeſt, um deſto mehr müßte ich mich fürchten. Es wär' ja die ſchrecklichſte Art, wie Gott die Sünde der Väter heimſuchen könnte an den Kindern, und es wäre keine gerechte, als nur da, wo eben die Natur aus dem Weſen der Eltern nichts nehmen kann als nur Sünde. Darum aber haſt Du doch nun keine Schuld; denn Du ſiehſt ja doch, daß auch von demjenigen aus Dir in Deinem Kinde iſt, kraft deſſen Du das holdeſte, anmuthigſte, lieblichſte Weſen biſt. — —

Das ſind Züge aus meinen tiefſten Anſchauungen von Liebe und Ehe, aber ich habe das Alles noch nie ſo klar geſehn als jezt, da ich Deine Kinder auch als mein Eigenthum anſehe und der ſchönſten ſeligſten Hoffnungen lebe. —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 1ſten November.

. — — Habe ich Dir wohl geſagt, daß ich am vorlezten Sonntage communicirt habe? Welch ein heiliger Tag war uns das immer! Mit ſtiller Bewegung habe ich ihn immer an E—s Seite gefeiert; mit ihm fing immer eine ſchönere Periode unſres Zuſammenlebens an. Mein Ernſt, welch ein ſeeliger Gedanke, künftig an Deiner Hand mich dem Heiligthum zu nahen — o wie werde ich dann inniger noch fühlen alles, was dieſe Stunde entzückendes und bewegendes hat. — — Ich danke Dir, daß Du mir ſo ausführlich von Eleonore ſchreibſt. Nein, das dachte ich nicht, daß Du Dich gar glücklicher noch jezt fühlen könnteſt. O Gott, es iſt zu viel, das muß ich immer wieder ausrufen. Mein ſüßer, theurer Ernſt, ich trinke von Deinen Lippen alle heilige Freude der Liebe und ſpiele mit Deinen blonden Locken und Deine ganze herrliche Seele blickt mich an aus den lieben Augen.

Den 3ten November.

. — — Es iſt mir ganz einzig mit Dir, ich könnte mit Dir über alles, alles reden. Du biſt mir gar nicht wie ein Mann, ſondern wie eine zarte Jungfrau, ſo unſchultig, wie ein Kind, und das giebt mir ein ſo köſtliches Gefühl.

Wie herrlich iſt es, daß Du in einer ſo großen Thätigkeit lebſt und Dir Kraft fühlſt noch wieder etwas Neues anzugreifen — wie lieb iſt es doch von Dir, daß ich an Allem ſoll Theil haben — könnte ich Dir nur ſagen, wie ich fühle, daß alles Gute von Dir in mich einſtrömt. Welch ein Leben in mir aufgeht, wenn ich einen Brief von Dir habe, das iſt nicht auszudrücken. Ich war grade etwas trübe dieſe lezten Tage geweſen; es war wieder Unzufriedenheit mit mir ſelbſt. — — Sobald ich aber Deinen Brief geleſen, waren alle Nebel zerſtreut und hell und klar wurde es in meiner Seele. — — Mich ſchwindelt oft, wenn ich an alles Große und Schöne des künftigen Lebens denke. Wenn es mich gleich ausnehmend freut, daß Du ſo gar nicht eitel und ſtolz biſt auf das, was Du biſt, ſo bin ich es nebenher doch recht ordentlich, und erlaube mir gar kein geringes Ergötzen darüber, daß ich die Frau eines berühmten Mannes werde. Wäre nur nicht dabei die ſehr ſtörende Furcht, daß ich mich doch als ſolche ſehr ſchlecht ausnehmen werde. — — Ja, ſüßer Ernſt, wenn mein Zimmer neben dem Deinen ſein könnte, das wäre herrlich. Ich will auch immer recht leiſe dann kommen, und, ohne Dich weiter zu ſtören, Dir über die Schultern ſehen, was Du ſchreibſt, und nur manchmal die Hand küſſen, mit der Du nicht ſchreibſt — ſo daß es Dich nicht unterbrechen darf. Iſt es denn ſchon ganz gewiß, daß in Berlin die Univerſität wird. Mich reizt die ſchöne Königsſtadt doch auch gewaltig — und wenn ich an die herrlichen Concerte, die Opern denke und was mehr ſo iſt! Muſik wirkt ganz unausſprechlich auf mich und iſt für meine Natur ganz beſonders wohlthätig. — Mein Ernſt, mit dem Höchſten, mit Dir ſelbſt, wie viel Schönes giebſt Du mir noch außerdem!

Nun muß ich auch wohl zu Bette. Wie ich heute heiter einſchlafen werde! — geſtern war es nicht ſo. Könnte ich nur immer recht weinen, wenn ich mich gedrückt fühle — aber wie ſelten kommt es mir, daß die Thränen recht frei ſtrömen — und doch kann ich mich ſo unendlich danach ſehnen. Daß ſich mir die Augen feuchten, das kommt mir wohl öfter — aber ein rechtes Ausweinen kann bei mir nur mit einem eigenen ſeltenen Zuſtand verbunden ſein, denn es kommt mir nicht leicht ein Weinen ohne religiöſe Empfindung, und nur, wenn ich ganz in ſolcher aufgelöſt wäre, könnten meine Thränen ſich ganz frei ergießen. Ich habe wohl ſolche Augenblicke gehabt, beſonders nach E—s Tode — jetzt lange nicht. Wie ſehr ſtörend iſt mir dies nicht weinen können bei innerer Bewegung an mir ſelbſt geweſen und eigentlich der einzige Grund, weshalb ich mich für kälter und gefühlloſer gehalten als Andre um mich her.

Mein theurer, geliebter Ernſt, an Deiner Bruſt werde ich mich immer rein und gut fühlen.

Schlafe ſanft, aller Segen Gottes über Dich, Du theure Seele. —

Vergiß mir auch nicht das hiſtoriſche Buch — ich habe in des Anacharſis Reiſe in Griechenland geleſen. Welch ein unbeſchreiblicher Genuß in die Vorwelt zu blicken! Mit ordentlicher Gier haſche ich nach Allem, was ſie mir erhellen kann. Ach bleib mir auch immer ſo gut, wie jetzt. —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Berlin, den 4ten November 1800.

„Volle vierzehn Tage haſt Du mich denn doch nicht ſchmachten laſſen, Kleine, ſondern heut nach Tiſch, als ich eben auf dem Sopha faulenzte, kam Dein kleines Briefchen. Es hat mir viel Spaß gemacht, wiewohl es mich auch zu ſehr ernſten Betrachtungen hätte bringen können; denn bedenke nur, es entdeckt ſich da auf einmal eine große Verſchiedenheit zwiſchen uns. Ich hoffe zwar auch, daß die Zeit zwiſchen hier und April ſchnell vergehen wird, aber eigentlich kommt es mir doch noch entſetzlich lang vor, und ich fühle mich ungeduldig und möchte die Zeit peitſchen mit lauter tüchtigen Thaten und ſüßen Liebesworten, daß ſie recht ſchnell flöge — und Dir kommt es ſo nah vor? Nanni, die eben noch hinter meinem Stuhl ſtand und der ich es ſagte, ich würde Dir ſchreiben — was ich denn hiermit thue — weil Dir die Zeit ſo kurz vorkäme, darum wäre auch wohl das Briefchen ſo kurz gerathen — die machte ein ganz bedenkliches Geſicht dazu, und ſagte: „wenn die Briefe erſt kurz würden, wäre zu beſorgen, daß auch die Liebe allmählich ausginge und das Beſte von der Sache vorbei wäre, ehe es eigentlich dazu käme.“ Dann aber rühmte ſie ſich wieder, das wär' bloß ihre Schuld, weil ſie Dir ſo viel vorgeredet von allem, was noch zu thun wäre. — Ach Ihr lieben Weiber, was ſeid Ihr glücklich dran mit Eurer Rumpelwirthſchaft und Eurem Leinzeug, daß Euch nun die Zeit ſo kurz vorkommt und Ihr meint, der Tiſchler wird nicht allen Schachthalm verreiben können auf Tiſchen und Komoden und Eure niedlichen Finger nicht alle Stiche fertig nähen können, bis es zur Kirche läutet. Nun verzagt nur nicht, das wird ja wohl gehn! Denke dagegen nur mich; ich weiß, daß ich, ehe ich Dich habe, vollkommen Zeit habe zwei große Kollegia zu leſen und dabei eine mir ganz neue Wiſſenſchaft durchzuarbeiten, einen ganzen ſchweren Band Platon zu überſezen und, alles Predigen ungerechnet, auch wohl, wenn mir der Geiſt etwas beſonderes eingiebt, noch irgend ein anderes Buch zu ſchreiben, und nun ſoll mir die Zeit nicht noch unendlich lang vorkommen? — Ich bitte Dich, einzige Jette, überlege Dir, welch ein anſehnlicher Theil des Lebens und der Gedankenthätigkeit in dieſen Geſchäften ſteckt und theile mein Gefühl! oder wenn Dir das noch nicht genug iſt, ſo überlege, daß, wenn Du mich nur 20 Mal ſo lange haſt, als noch hin iſt bis zu unſerer Hochzeit, Du dann einen mehr als funfzigjährigen Mann haſt; höre Kind, das muß helfen! Nun kannſt Du denken, wie mir Deine Bitte vorgekommen iſt, doch ja nichts zu übereilen, wenn es mich anſtrengt oder mir Sorge machen könnte, und wie ich mich an dieſer Gelaſſenheit erfreut habe. Wirklich ergözt! es ſoll nicht etwa Spaß ſein oder Spott; mit meiner Ungeduld zuſammen gab das eine rechte Wonne. Süße Jette, von Anſtrengung weiß ich ja gar nichts, Du kennſt meine Faulheit noch nicht. Niemals arbeite ich mehr oder weniger, als mir eben bequem iſt und als mich der Geiſt und die Sache treibt, und Sorgen kommen gar nicht in meine Seele; aber das Leben iſt kurz und die Zeit iſt edel, und wir haben gar nichts zu verlieren. — Alles das bewegte ich in meinem Herzen auf dem Sopha. — —

Uebrigens, wenn ich Dir ſage, daß mir immer klarer wird und ſicherer, je mehr Du Dich mir aufſchließeſt, ſo iſt es nicht, daß mir etwas gefehlt hätte oder unklar geweſen wäre, ſondern es iſt die immer wachſende Fülle des Lebens der Liebe, das immer nach andren Seiten gewendete, immer erneute Gefühl der Glückſeligkeit! — —

Haſt Du Lotten etwa auch vorgeleſen aus Briefen, wo keine poetiſche Empfindungen darin ſind? Du willſt doch wohl nicht, daß ich Dir auch ſolche ſchreiben ſoll. — — Ueberhaupt gieb mir Briefe von zehnerlei Liebenden, und ich halte gleich unbeſehens neun davon für nichts gegen unſere. Auf die halte ich große Stücke und wühle gern in dem Reichthum meiner Hälfte davon, und wenn mir eine Frau wie unſre köſtliche P. ſagt, daß ſie Dir mit Rührung zugehört hat, ſo glaube ich es und freue mich daran gar innig und iſt doch gewiß gar kein poetiſches Quinqueliren darin, ſondern einfältig, friſch, derb, andächtig, zärtlich, Alles zuſammen, wie eben die Liebe iſt, und raſch hin, wie eben die Feder läuft und die Zunge laufen würde. Mir iſt hier noch gegen niemand ſo zu Herzen geweſen, vorzuleſen aus Deinen Briefen. Ich bin eben etwas geizig, und ich wollte lieber, ich weiß nicht was verlieren, als eines von Deinen lieben Worten, wenn ich es vorläſe und es ginge dem Hörer, weil ihm eben Gott weiß was durch den Kopf ginge, nicht recht mit Luſt und Freude und einer Art von Entzücken durch's Herz. — Nun gute Nacht, Du ſiehſt, des Abends ſpät iſt immer mein Schreibſtündchen, nach dem alten Sprichwort: „Nach gethaner Arbeit iſt gut ruhn!“ — und das iſt doch die ſüßeſte Ruhe, wenn ich mich, vor der Hand auch nur im Geiſt, an Dich anlehne und Deinen Duft einſauge, Du ſüße Blume meines Herzens.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Berlin, den 5ten November 1808.

„Glücklich bin ich ganz ungeheuer, das fühle ich wohl. Ob ein Talent zu Grunde gegangen wäre, wenn das Glück mir nicht geworden wäre, das will ich noch nicht entſcheiden, liebe Jette. In Abſicht auf die Frau wohl, o ja, da will ich es glauben, und ſehe es ganz klar, daß eine Tüchtigkeit, eine Reinheit und Vollkommenheit in dem Leben ſein wird, die ſich darf ſehen laſſen, und daß ich mich auch werde rühmen dürfen, mein Theil dazu zu geben. Aber ob ich auch Talent habe für die Kinder, das weiß ich noch nicht, im Großen vielleicht auch; aber im Kleinen und Einzelnen fühle ich mich noch immer ungeſchickt und unſicher, wiewohl mir doch ſcheint, als ginge mir der Sinn jezt auch beſſer auf. —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Den 9ten November 1808.

— — Wunderbar iſt es, aber hübſch, daß wir oft ſo zu gleicher Zeit an die Sachen denken. Als Du mir ſchriebſt, ich möchte an W. ſchreiben, war mein Brief ſchon an ihn abgegangen, nun ſchreibſt Du mir von Deinem Communiciren und ich habe es im vorigen Briefe gethan. Aber hier muß ich mich doch rühmen, daß ich meine Sache beſſer gemacht habe, indem ich es Dir im voraus geſchrieben habe. Dies Mal wird es wohl vergeblich ſein; Du wirſt es den 27ſten nicht ſchon wieder wollen, wiewohl ich nicht ſehe, warum Du die baldige Wiederholung ſcheuen ſollteſt. Geht es aber nicht, ſo müſſen wir einen andern Termin verabreden. Wir müſſen ſie jezt ſchon, in dieſer Zeit der lieblichen Hoffnung, einmal zugleich feiern, ſo daß Einer des Andern gedenken kann, dieſe herrliche das Gemüth ſo innig durchdringende Handlung. Ueberhaupt wird auch unſere Ehe eben ſo fromm ſein als heiter, und beim Frühſtück, oder wenn es ſich macht, wollen wir recht oft etwas zuſammen leſen aus der heiligen Schrift oder über ſie. Was Du mir ſagſt bei dieſer Gelegenheit über unſre Freundin Herz, liegt mir immerfort recht auf dem Herzen; aber wir können nichts dabei thun, als ſie ſelbſt gewähren laſſen. Sie fehlt ihr wirklich ſelbſt, dieſe ſchöne Gemeinſchaft*), ſie vermißt ſie oft, und von ſchmerzlicher Rührung darüber habe ich ſie ſchon durchdrungen geſehn. Ich weiß nicht warum, ich habe aber oft die Ahnung gehabt, ſie würde grade auf Rügen den Entſchluß faſſen; ſo viel iſt wohl wahr, daß ihr hier die äußern Umgebungen die Sache erſchweren. Laß es uns aber geruhig abwarten.

Für unſere kleine Henriette wird es auch recht weſentlich ſein, den Keim der Frömmigkeit bald in ihr zu entwickeln, gewiß das Schönſte, um ſie gleichförmig zu machen und milde von innen heraus. Ja, liebſte Jette, wenn uns Gottes Gnade nicht verläßt — und warum ſollte ſie? — ſo werden wir ein Leben führen, das Vielen zur Erbauung gereichen kann und zur Stärkung, und Allen zur Freude, die es kennen werden. — —

Heut habe ich gepredigt im Dom, mit großem Feuer und ſo, daß ich einmal zufrieden mit mir war, was nicht immer der Fall iſt. Höre Kind, wenn Du erſt hier biſt, ſollſt Du nicht immer zu mir in die Kirche gehn, ſondern auch zu Andern; ich kann Dir ziemlich immer vorher ſagen, ob Du mehr oder weniger bei mir verſäumſt. Wenn Du aber zu mir gehſt, mußt Du mir immer ein Wort über die Predigt ſagen, was Dir daran gefallen hat oder nicht, oder was Dir als etwas beſonderes aufgefallen iſt; das mag ich gar zu gern. Wenn ich gar nichts höre, glaube ich gar zu leicht, daß ich unerträglich ſchlecht gepredigt habe; doch das werde ich dann gewiß nicht mehr. Du wirſt mich immer auf irgend eine Art begeiſtern und das reichere Leben wird auch noch lebendigere Reden hervorbringen. — —

---

*) Nämlich die Gemeinſchaft der chriſtlichen Kirche.

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 14ten November.

— — Auf Händen willſt Du mich tragen, ſo ſüßes Leben mir bereiten? Ach Gott, wie ich mich immerfort ſehnen muß Dir auch etwas recht liebes zu thun — und ich kann doch ſo wenig, kann nichts, als nur immer empfangen alles Liebe und Schöne von Dir. Eine Zeit wird kommen, wo ich Dir wohl etwas Liebes thun kann — o Ernſt, mein geliebter Ernſt, wenn ich Dein theures Leben hegen und pflegen und an's Licht bringen werde. — — Ja, mein Ernſt, ich habe auch ſchon an den Tod gedacht, aber mit Bitten und Wünſchen, daß ich Dich nicht überleben möge. Mir ahndet auch nicht, daß ich zum zweiten Male Wittwe werde. Ich hoffe, daß ich meiner Mutter, der ich ſo ähnlich ſein ſoll, es auch darin ſein werde, daß ich kein hohes Alter erreiche. Ich bin in dieſem Augenblick ſo von Lebensſinn und Lebensglück erfüllt, daß ich nur wünſchen kann, recht lange mit Dir zu leben, da ich ſonſt immer doch von Jugend auf einen ſtarken Zug nach dem Tode gehabt habe. — —

Daß es uns ſo gut nicht geworden, wie Euch dort, von Truppen frei zu werden, weißt Du wohl. Ich las neulich in der Zeitung, daß Stein um ſeine Entlaſſung gebeten — wie geht das zu? Deine letzten Briefe ſind nicht geöffnet geweſen. Habt Ihr denn noch Hoffnung etwas zu thun? — —

Den 15ten November.

Süßer Ernſt, ich muß nun wieder ein ruhiges Viertelſtündchen ſuchen, um mit Dir zu plaudern. — Ich habe Dir immer ſo viel zu ſagen, ſo viel Dich zu fragen und ſchreibe oft mitten in der Geſellſchaft in Gedanken an Dich, — aber wenn ich nun wirklich dazu komme, iſt mir faſt nichts mehr von dem gegenwärtig, was ich Dir gern ſagen wollte. Das thut mir dann recht leid. Heute wollte ich Dir von dem geſtrigen Tage erzählen, der mir ſehr lieb war. Ich fuhr früh Morgens mit L. und den Kindern nach Altenkirchen und ging mit L. in die Kirche. Ich hatte in ſo langer, langer Zeit keine Orgel gehört — geſtern war ſie ſo wunderſchön — ich kann Dir nicht ſagen, wie mir in der Kirche zu Muthe war, und wie Du mir gegenwärtig warſt, obgleich meine ganze Seele auch beim Gottesdienſte war, wie ich an der heiligen Stätte in den innigſten Augenblicken auch meine Liebe zu Dir ſo ohne Maaß fühlte, daß mich dadurch die Göttlichkeit unſrer Liebe wieder recht mit Entzücken durchdrang. — Nur ein Zweifel fiel mir ein und ich nahm mir gleich vor Dich darum zu fragen. Ob ich nemlich auch wohl Unrecht habe, die Empfindungen, die durch die Muſik in der Kirche bei mir erzeugt werden, religiöſe zu nennen? Siehe, ich muß Dir geſtehen, daß mir ganz anders iſt, wenn ſie den Gottesdienſt begleitet als wenn nicht. Wie meine Seele von den Tönen hinaufgetragen wird, welch eine Freiheit in mir entſteht, welch ein Fühlen des Heiligen und Unendlichen, das kann ich Dir nicht beſchreiben. Grade, was ich Dir neulich klagte, daß mir ſei, als drücke mich das körperliche und hindere mich, mich frei in Empfindungen und Thränen zu ergießen — dies gepreßte wird wie ſanft von mir gehoben, und frei bewegt ſich meine Seele. Und die Bilder des Ewigen und Unendlichen, die Liebe zu den theuren Menſchen, die Gott mir gegeben, erfüllen mich ganz. Mit welchen Thränen und Gelübden ich dann im Geiſt unſre Kinder an mein Herz drücke! — — Sage mir, mein Ernſt, iſt es wohl rein chriſtlich, daß etwas außer mir ſolche Gewalt über mich übt im religiöſen, daß es etwas außer mir bedarf, um mich recht ganz in Gott zu ſenken? — —

Mein Ernſt, wie ich mich nun oft nach Dir ſehne, kann ich Dir gar nicht ſagen. Sprich, bin ich Dir auch noch immer ebenſo lieb, als damals, als ich Dir am allerliebſten war? Sei nicht böſe und lache auch nicht, daß ich Dich ſo frage — ich mag es gar zu gern, und Du mußt Dir das gefallen laſſen, daß ich noch oft komme und Dich frage, ob Du mich auch lieb haſt. Ich müßte mir Gewalt anthun, wenn ich es nicht ſollte — es iſt mir immer wieder eine neue Freude, wenn Du ſo herzlich mich deſſen verſicherſt.

Den 17ten November.

.— — Ich bin etwas neidiſch darauf, daß Du meine Briefe ſo ſchön für Dich behalten kannſt. Siehe, ich kann es nicht, ich theile natürlich nur ſtellenweiſe mit; aber alle, die mir nahe ſind, machen darauf auch Anſpruch — es iſt hier gar zu ſehr Mode ſich alles mitzutheilen, und ich thue es wirklich gern, wo ich es thue. Es geſchieht ja nur lieben Menſchen — aber noch lieber unterließe ich es faſt ganz. — — Von nun an geſchieht es auch nicht mehr, als wenn es mich recht dazu drängt, denn Jedem iſt nun ſein Recht geſchehen, etwas von Dir zu erfahren. —

Ganz unerhört gut ſoll ich Dir ſein, und mich auch nach Dir ſehnen? Weißt Du es denn nicht, daß ich Dir über alle Begriffe gut ſein muß, um ſo Dein ſein zu können, und ſoll ich Dir das noch erſt ſagen, wie ich mich nach Dir ſehne — wie ich ſitze und von Dir träume, ſo daß ich oft erſchrecke, indem ich denke, die Leute ſehen mir wohl etwas an. Ernſt, Du biſt doch ein ganz einziger Menſch. Ich wundere mich oft, wie ich ſonſt ſchon glaubte Dich recht zu kennen und nun noch immer liebes und neues ſich mir enthüllt. Denke nur nicht, Du könnteſt mir jemals zu unbändig oder wild ſein, wie Du es nennſt; ſo wenig ich ſie beſitzen mag, ſo ſehr zieht mich die Lebendigkeit in Deiner Natur an. O Ernſt, es iſt ſo etwas köſtliches, die ungetheilte, reine, innige Liebe eines Mannes, wie Du, zu beſitzen, daß ich ganz davon überſchüttet werden kann. — Wie mein ganzes Weſen in Dein edleres hineinwächſt und von Dir empfängt und ſich nährt, das kann ich nur fühlen, aber gar nicht recht ſagen.

Bisweilen wache ich gewiß noch, wenn Du zu Bette gehſt und denkſt, ich ſchlafe ſchon. Ich gehe oft recht ſpät zu Bette, oft frühe. Nun will ich es aber, und will mir verſparen, was ich noch mit Dir zu plaudern habe. Ich ſage Dir eben ſo lieb und ſüß gute Nacht als Du mir oft. Ja ſüßer Ernſt, wenn Du künftig zu Bette gehſt und ich ſchlafe ſchon, mußt Du mir immer noch liebe Küſſe geben, und es darf Dir nicht leid ſein mich zu wecken, denn ich kann im Augenblick wieder einſchlafen. Aber träumen kann ich leider auch nicht von Dir — ich habe auch überhaupt ſelten klare und ſchöne Träume. Das habe ich längſt aufgegeben, einen Zuſammenhang zu finden zwiſchen meinen Träumen und dem, was mich am meiſten bewegt. Geliebter Mann, heute Abend kann ich kaum mich losreißen — ich möchte immer die liebe Hand halten und in die lieben Augen hineinſehen. Schlafe recht ſüß und denke auch an mich.

Freitag Abend.

Du lieber Ernſt, wie Du an allem Theil nimmſt! Ja ich habe alle Papiere des theuren Mannes aufbewahrt, aber nicht darin gekramt, ſondern nur zuſammengepackt, um erſt mit Dir gemeinſchaftlich alles auszuſuchen. Das iſt Dir doch auch recht?

Ich geſtehe Dir, ich bin gern ſchnell hinweggeeilt über alles, was ich aufzuräumen hatte aus der vergangenen Zeit — des lieben Mannes Bild war freilich lebendig dadurch in mir, aber auch die lebhafte Erinnerung an die Zerſtörung. — Am liebſten denke ich mir doch unſren E. von allem menſchlichen frei, wie von allen irdiſchen Verhältniſſen — als reinen Engel, nur liebend und ſegnend. In dem Denken an ihn, wie er menſchlich lebte, kann es mir bisweilen vorkommen, als ſähe er mich mit wehmüthiger Miene an, daß ich ſo ganz glücklich ſein kann ohne ihn, daß ich nicht mehr das ſchuldige Opfer der Thränen ihm bringen kann. — —

Höre, ſüßer Ernſt, ich weiß nicht recht, was ich für eine Miene dazu machen ſoll, daß Du mich fragſt: „ich ſoll Dir doch wohl nicht auch poetiſche Briefe ſchreiben?“ Ich will Dir hiermit ſagen, daß ich etwas empfindlich bin, daß Du mir ganz deutlich ſagſt, daß Du glaubeſt, ich lege Werth auf ſchöne Phraſen und Schnickſchnack. — — Ueber meine Briefe ſprichſt Du hernach freilich recht ſüß — Du Lieber, wie können ſie Dir aber ſo ſehr werth ſein — mir iſt jedesmal, indem ich ſie couvertire, ſo zu Muthe, der Umſtände ſei es doch wahrlich nicht werth, und dann denke ich auch wohl zuletzt, warum habe ich nicht alles ein wenig zierlicher und netter eingekleidet. Aber nein, das unmittelbare, wie es in die Feder kommt, iſt mir grade lieb beim ſchreiben an Dich — ich könnte gar nicht anders an Dich ſchreiben. Mit dem zierlichen und netten war es auch nur Scherz — das iſt nun gar nichts — aber daß manches höchſt unvollſtändig ausgeredet, ſo daß ich mich nur damit tröſte, daß Du mich ſchon durch und durch kennſt und ſelbſt ergänzen kannſt — und an andren Stellen wieder die langweiligſten Worte gemacht — das weiß ich oft ſelbſt recht gut — aber ich kümmere mich darum weiter gar nicht.

Ich plauderte noch gern viel mit Dir, aber es dauert zu lange, ehe ich zu Bette komme. Lebe wohl, mein Väterchen — ſo viele Küſſe noch, als Du willſt — Du wirſt nicht gar zu viele wollen. — —

Guten Morgen, mein Lieber! Ich will nur jetzt meinen Brief fertig machen. — Ja wohl war der Gang nach dem Dubberworth ſchön! mir war auch ganz beſonders wohl. Ich war eigentlich in der Zeit in einem beſtändigen Schwanken zwiſchen Glauben an Deine Liebe und Zweifel daran. — — Dann aber mochte ich es auch wieder erſtaunlich gern, daß Du nur alles ſo gehen ließeſt und nie etwas berechneteſt und herbeiführteſt, wie mir das in Deinem ganzen Thun ſo etwas außerordentlich liebes iſt. — — Wie danke ich Dir, daß Du mich ſo in Deine tiefſten Anſchauungen einweiheſt — noch manches redete ich gern mit Dir über dieſe Punkte, aber ich will das zum mündlichen verſparen. — —

Kannſt Du Dir wohl vorſtellen, daß mir bisweilen bange ſein kann, bei allem dem reizenden in der großen Königsſtadt? Daß es mich nemlich zu ſehr anziehen könne, grade wegen der Neuheit, und weil ich eigentlich ſehr viel Sinn und Neigung für Vergnügungen der Art habe. Gar vieles, was wir ſonſt genießen könnten, werde ich für meine Perſon mir doch der Kinder wegen verſagen müſſen. Gar lebhaft kann ich es mir vorſtellen, wenn z. B. intereſſante Männer bei Dir ſind und ihr redet ſo, daß ich auch folgen kann — wie es mir dann erſchrecklich ſchwer wird fortzugehen, wenn die Stunde ſchlägt, daß die Kinder mich fordern. Ich habe das ſchon bisweilen erfahren, und ich muß mich dann recht zuſammennehmen, um ſo gern zu den Kindern zu gehen, als ich es doch immer thun ſollte. —

Den 21ſten November.

Wie ich geſtern Abend mit Deinem lieben Bilde einſchlief, ſo erwachte ich heute Morgen wieder mit demſelben, und wußte gewiß, daß Du auch an mich denkſt, und daß Du fühlſt, wie ich mich ſehne bei Dir zu ſein. — — Wäre Dir doch die Kleinigkeit lieb, woran ich mit vieler Liebe im Herzen gearbeitet habe, und der Kranz nicht gar zu dürre, der eigentlich recht friſch und grün ſein ſollte — er war es, als ich ihn Dir weihte. — — Mit dem Eckſopha — das gefällt mir vortrefflich — maulen iſt juſt mein Leben. Ach, lieber Ernſt, wohl können wir ſcherzen — es iſt auch ſo rein unmöglich, daß jemals das geringſte kommen könnte — es iſt ja nichts in mir, was nicht Dir angehört. Ich kann mir wohl denken, daß Du unzufrieden mit mir ſein könnteſt, aber dann würdeſt Du mich liebreich und väterlich führen, und ich würde mich, Dein liebendes Kind, wehmüthig aber zärtlich an Dich ſchmiegen. Gott im Himmel gebe, daß Dir niemals etwas wirklich ſtörend an mir werde, ſo daß es mir auch nur das leiſeſte von Deiner Liebe oder Deinem Vertrauen nähme — ich wüßte es nicht zu tragen. O Du liebe Seele, laß mich nur immer frei in Deine Tiefe blicken — das allein iſt mir ſeliger Genuß!

— — Ja die Langſamkeit mit den Briefen iſt unausſtehlich! von mir ſind nun auch 3 oder 4 unterwegs. — Deine Briefe gehen immer 9 bis 10 Tage — ich habe immer vergeſſen, was ich Dir geſchrieben, wenn ich die Antwort erhalte — das hat mir ſchon oft viel Kopfbrechen gemacht.

Donnerſtag.

Du lieber Ernſt, wenn Du mich ſo ordentlich fragſt, ſo muß ich Dir wohl ſagen, daß meine außerordentliche Ruhe und Gelaſſenheit gar nicht gründlich wahr war, ſondern bloße Vernünftigkeit, und eigentlich Folge der Unterredungen, die ich mit den Schweſtern über dieſen Punkt hatte, und denen nach ihrer Delikateſſe es nun ſchon ganz unmöglich vorkommt, daß ich Dir ausſprechen könnte, ich habe Ungeduld nach dem neuen Leben. Ich aber ſtehe gar nicht an, Dir zu ſagen, daß ich mich oft ganz unendlich nach Dir ſehne, daß mir die Zeit jetzt auch wieder recht lang vorkommt, obſchon im erſten Augenblick, als ich vom Mai hörte, ſie mir kurz däuchte. Ach, lieber Ernſt, und Ungeduld, viel ſtärker gewiß als Du, habe ich wirklich in Rückſicht auf die Kinder. Ich kann es oft gar nicht aushalten, daß die lieben Weſen ſo von ihrem Vater und dem ganzen für ſie heilſamen Leben entfernt ſind. — — Ueber die Unruhe, ob man ſeinem Kinde auch ſchade, geht doch keine! Es iſt mir das allerſüßeſte Bild, wenn ich mir die Kinder denke, mit liebender Verehrung an Dir hangend, ſie auf Deinem Schooß, in Deinen Armen ſehe. Ja, mein Ernſt, wie ſehr haſt Du Recht, daß in Jettchen frühe das religiöſe muß geweckt werden. — Wie habe ich es ſelbſt erfahren, daß daraus ein ganz anderes neues Leben hervorwachſen kann, und wohl jeder Menſch hat dies mehr oder weniger erfahren. Ich war ſo ein ſehr unbedeutendes Kind, ohne Liebe und dumpfen Sinnes. — Aber mit einer eigenen Freude gedenke ich der Zeit, da meine erſte Liebe ſich entwickelte, die Liebe zum unſichtbaren Vater, und ich ganz wie von neuem geboren wurde, und mein Sinn das Rechte und Beſte traf, ſo daß, wenn ich jetzt mir zurückrufe, was ich damals ſtill in mir erkannte, ich noch völlig damit übereinſtimme und nichts als falſch verwerfen könnte. Ich fühle jene Zeit der Geburt des höheren Lebens immer recht eigentlich als Gottes Erbarmen über mich. Ich hing mit unbeſchreiblicher Liebe und Sehnſucht an Gott, und die genußreichſten Thränen floſſen oft bei einem einfachen Gellert'ſchen Liede oder am Klavier, wenn ich zu einem Adagio oder Andante einen ſelbſtgemachten Text ſang, der immer nur frommen Inhalts war. So oft ich Gott mein Herz und mein ganzes Leben darbrachte, ſo hatte ich doch nie irgend eine Bitte ihm vorzutragen, als nur die, daß er mein Herz reinige und reicher mache. Ich war ſo ganz ohne Wunſch ergeben in ſeinen Willen, daß ich eben ſo freudig würde die Weiſſagung eines ſchmerzvollen Lebens empfangen haben, als eines glücklichen. Und wie ſo durchaus heimlich und verborgen dies Leben war, daß ich keine Seele hatte, die hieran hätte Theil nehmen mögen! Ich habe ſo oft denken müſſen, wenn Du damals ſchon mein Väterchen geworden wärſt! —

Das glaube ich nun doch nicht, mein Lieber, daß ich Dir darin folge, Deine Kirche zu verſäumen um andere zu hören. Ja wohl wollen wir immer darüber reden und ich zweiſle nicht, daß ich Dir nicht immer etwas ſollte zu ſagen haben, das mir beſonders lieb geweſen iſt in Deiner Predigt.

Mit E. war es auch ſo — er mochte auch gern mit mir reden, wenn er aus der Kirche kam. Wir machten dann gewöhnlich einen Spaziergang. Ich durfte ihm immer alles ſagen, wie mir es geweſen war. Er hatte ſich ſehr vervollkommnet in der letzten Zeit — ich zweiſle, daß er ſo gut ſchon gepredigt, als Du ihn gehört. — —

Das Haus kann ich mir ſehr niedlich denken, was mich nicht wenig freut, kann es mir ſo lebhaft vorſtellen, wie mir immer wohl ſein wird, wenn ich ſo zu Dir in Dein Zimmer komme, ſei es mit Dir zu plaudern oder auch nur ſtill um Dich zu ſein und zwiſchen Deinen Büchern zu ſtöbern. Die mußt Du doch ſuchen alle im Zimmer zu laſſen. Du kannſt ja alle Wände damit bekleiden. In eines Gelehrten Stube können mir nicht zu viel Bücher ſein. Und dann male ich mir auch oft die Dunkelſtunde aus, wie Du dann gewiß die Kleinen auf dem Schooße und auf den Knieen ſitzen haſt und ihnen erzählſt und ſie ſpielend unterrichteſt. Und dann des Abends, wenn die Uebrigen ſich ſchon von uns getrennt haben, und Du dann ſo recht für mich lebſt und mir mittheilſt aus der früheren Zeit und wir lange noch lieb und traulich plaudern. — —

Ich finde überhaupt alles ſo vortrefflich, daß mir auch gar nichts zu wünſchen übrig iſt. Ueber ihren Zweifel an meiner Wirthſchaftlichkeit habe ich auch recht ordentlich mit Jette geſprochen und gethan was ich konnte, ihn ihr zu benehmen. Denn ſie thut mir wirklich Unrecht, und wenn Du ſollteſt eine kleinſte Unruhe in dieſer Hinſicht über mich gehabt haben, ſo laß ſie Dir doch ganz nehmen durch meine ernſtliche Verſicherung. Aber unangenehm könnte Dir ſein, wenn ich es nicht allmählig ablege, was wirklich ganz unerträglich iſt, nemlich, daß ich ſo ſehr vergeßlich bin. Das iſt ganz abſcheulich und Du ſollſt mich jedesmal dafür ſtrafen, wenn Du es gemerkt haſt.

Nun gute Nacht, Du lieber Herzens-Mann, ſchließe mich nur immer recht innig an Deine Bruſt — ich habe ja keine liebere Stelle unter Gottes weitem Himmel. Ich drücke Deine Hand mit aller Liebe an mein Herz und erflehe Gottes Segen über Dich und mich und unſre Kinder und unſre Lieben.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Den 21ſten November 1808.

Mit inbrünſtigem Gebet, theure, einzige Jette, habe ich meinen Geburtstag angefangen, daß Gott mir das ſchöne Glück wirklich verleihen und erhalten möge, was er mir verheißen hat, daß er mich recht reinigen und heiligen möge durch und durch, um es ganz würdig zu gebrauchen und es zu genießen! mit dem innigſten Dank für ſeine wunderbaren Führungen, durch bittre Schmerzen, durch hoffnungsloſe Zeiten, zur reinſten und ſchönſten Freude! und recht aus tiefſtem Gefühl konnte ich ſagen, ich bin viel zu gering der Barmherzigkeit, die der Herr an mir gethan hat. — Du ſiehſt, wie Du mit warſt in meinem Dank und in meinem Gebet, wie könnte ich auch anders denken und beten, als mit Dir und für Dich, mein Schaz, mein Kleinod. — Ich habe mich an Dich gelehnt, wie ich mich mein ganzes Leben an Dich lehnen werde! An Deiner Bruſt habe ich die ſüßeſten, andächtigſten Thränen geweint. — — Wie ich nun zum Frühſtück herein kam, brachte Nanni aus dem andern Zimmer die lieblichen kleinen Gaben auf einem kleinen Tiſchchen, und alles war umſchlungen von dem lieblichen Kranz. Du glaubſt nicht, wie friſch er war, als ob Du ihn geſtern gebunden hätteſt, wie lieblich die kleinen Immortellen aus dem zarten Mooſe hervorguckten. Und aus der Brunnenau iſt es, wie ich aus Deinem Briefe ſehe, gleichſam unter den erſten Fußtritten unſerer Liebe entſproſſen. Ja zu unverwelklichen Blumen ſoll uns Alles gedeihen, was aus dieſer entſprießt. — —

Du willſt gern wiſſen, was ich treibe und thue; ach Liebſte, diesmal muß ich mich etwas ſchämen; ich thue gar nicht ſonderlich viel und hätte vielleicht mehr Urſache unzufrieden mit mir zu ſein als Du. Es thut mir recht weh, daß Du einmal wieder einen ſolchen Anfall gehabt haſt, aber es freut mich und giebt mir eine ſchöne Ausſicht, daß Du meinen Briefen die Kraft zuſchreibſt ihn zu bannen. Wie viel mehr will ich ſie ausüben, wenn ich Dich erſt hier habe; wenn Dir trübe wird, komm nur gleich zu mir, ich will Dich ſchon tröſten und aufheitern. — Aber um auf mich zurück zu kommen, muß ich klagen, daß die neuen Verbindungen mir verhältnißmäßig zu viel Zeit rauben für das Wenige, was ich dabei thun kann, wiewohl ich freilich manches zuſammen halte und manche Uebereilung verhüte. Nun kommen noch die Vorleſungen hinzu. Das wirſt Du noch oft, hoffe ich, Gelegenheit haben zu ſehn, wenn die erſt angehn, ehe ich recht im Zuge bin, wieviel Zeit ſie mir rauben, ohne daß ich ſie doch eigentlich dazu brauche, durch bloßes unſtätes und unſicheres hin und her Ueberlegen. Je weiter ich aber in der Darſtellung fortſchreite, deſto ſicherer werde ich auch, und deſto mehr geht Alles von ſelbſt. Am Platon habe ich nun lange nicht recht etwas ordentliches gethan; die andern Sachen, die ich ausarbeiten wollte, liegen auch zum Theil. — Lange ſoll das aber nicht mehr dauern. Nimm aber ein gutes Beiſpiel an mir und ſei nicht unzufrieden mit Dir. Es iſt einmal nicht allen Menſchen gegeben, immer gleich lebendig zu ſein und gleich friſch Alles zu fühlen — und zumal der Menſch, der noch allein iſt. Ich weiß, auch mit mir wird manches beſſer werden, wenn Du erſt da biſt. — Warum verlangſt Du aber grade ſtrömende Thränen als Ausdruck des wehmüthigen oder des frommen Gefühls? liebſte Jette, ich liebe mehr die Thräne, die im Auge ſchwimmen bleibt. — —

Küſſeſt Du denn auch die Kinder recht fleißig von mir? ſagſt Du ihnen denn, wann ich ſie lieber haben und wann ich unzufrieden mit ihnen ſein würde? — —

Schleiermacher an Henriette Herz.

Berlin, den 21ſten November 1808.

Nicht eher als jezt, da Alles fort iſt, an der äußerſten Grenze des Tages komme ich dazu, Dir, meine einzige alte Treue, ein paar Worte zu ſchreiben und Dir herzlich zu danken für Dein treues Andenken. Ja wohl bin ich ganz anders erwacht, und ganz anders iſt mir zu Muthe geweſen als je. So ſchöne, ſichere Hoffnung, die ſchon eigentlich reine, herrliche Wirklichkeit iſt, ſo feſte Zuverſicht, ein ſo reiches, volles Leben — liebe Jette, wie verdiene ich das nur, und wie werde ich Gott und der Welt Rechenſchaft davon geben können? Nun, ich will mein Beſtes thun; hoffentlich werden mir ja wieder die Schranken eröffnet zu einer tüchtigen Wirkſamkeit, und dann ſind die ſüßen Kinder, die mir Gott anvertraut hat, und die ich hoffe mit Liebe und Verſtand zu führen, und dann habe ich Euch das Leben leicht und lieb zu machen und manchen Freund mitgenießen zu laſſen von allen den herrlichen Schätzen, kurz, ich gehöre gewiß zu den reichſten Menſchen, wenn Gottes Gnade mich nicht verläßt. Und Du haſt Recht, ich kann es dankbar und in heiliger Demuth annehmen, daß Gott mir das Paradies noch aufgethan hat, als etwas, was mir eigentlich zukam. Ich habe ſo viel gelehrt von dem ſchönen und heiligen Leben der Familie; nun muß ich doch eigentlich auch Gelegenheit haben zu zeigen, daß es mir wenigſtens mehr iſt als ſchöne und leere Worte, daß die Lehre rein hervorgegangen iſt aus der innern Kraft und aus dem eigenſten Selbſtgefühl. Und namentlich das muß ich zeigen können, daß die rechte Ehe nichts ſtört, nicht die Freundſchaft, nicht die Wiſſenſchaft, nicht das uneigennützigſte, aufopferndſte Leben für das Vaterland. — Wie ſchön fordern mich die Umſtände dazu auf! und wie herrlich ſchlägt Jette mit ein und hilft mir die Aufforderung wacker zu beſtehen.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Berlin, den 27ſten November 1808.

Du haſt wohl heut nicht communiciren können, liebſtes Herz? nun, ich war wenigſtens ganz Eins mit Dir im Geiſte und dachte

Dein auf's innigſte. Ich betete für uns Beide und war in einer recht heiligen und erhobenen Stimmung. — Gepredigt hatte ich über den Lobgeſang der Maria, recht zu meiner Zufriedenheit, wiewohl ich faſt nur die Morgenſtunde zur Vorbereitung gehabt hatte. Oft geht es dann am beſten, wenn nur nichts vorhanden iſt was mich ſtört. Liebſte Jette, ich freue mich innig der Zeit, wenn Du das Heiligthum aus meinen Händen empfangen wirſt; denn ſo iſt es bei uns, nicht, daß wir gemeinſchaftlich hinzu nahen. Letzteres hat freilich auch etwas ſehr ſchönes, es drückt ſich der eheliche Verein deutlicher aus an der heiligen Stätte. Aber jenes wird Dir gewiß auch einen eigenen Eindruck machen, wenn ich unmittelbar als der Verkündiger der Gnade vor Dir ſtehe. — —

In einem Briefe der Steffens ſprach mich die Hoffnung des Zuſammenlebens mit uns recht lebendig an. Ich habe Dir wohl von Steffens geſprochen, wie erſtaunlich lieb ich ihn habe; aber das weißt Du wohl nicht, wie viel er mir für meinen ganzen Wirkungskreis werth iſt, wie auch in Beziehung auf die jungen Leute, die wir zu bearbeiten haben, wir beide ganz nothwendig zuſammen gehören und wie er ſelbſt mich mehr als irgend jemand belebt und weiter bringt. — —

Mittwoch Abend — So wenig ich auch ſchreiben konnte, ſo habe ich doch die ganze Zeit faſt nichts gethan als an Dich gedacht. Ich mußte auf Bitten eines Freundes ſitzen und mich zeichnen laſſen. Als Richtpunkt für meine Augen hatte ich vor mir eine ſehr gute Copie von dem herrlichen Johannes in der Wüſte von Raphael, den Du vielleicht aus einem Kupferſtiche kennſt. Das Bild ſtimmte mich zu einer ernſten ſchönen Andacht, und weil mir dabei einfiel, was Du mir ſchreibſt von der Erhöhung des religiöſen Gefühls durch die Kunſt, ſo warſt Du mir auf das lebendigſte gegenwärtig. Liebe, ſei ja nicht bedenklich und wolle nicht ſcheiden, was Gott ſelbſt auf's innigſte verbunden hat. Religion und Kunſt gehören zuſammen wie Leib und Seele. Wenn Du rein von innen heraus im höchſten Grade erregt biſt, ſo ſtrömſt Du bei Deiner muſikaliſchen Anlage gewiß aus in Geſang, und ſo iſt auch in der Kirche Geſang und Muſik, das Band und das Pfand der gemeinſamen Erregung, und eben die Gemeinſchaft erhöht ja natürlich das, was in jedem Einzelnen vorgeht. Es würde mir ordentlich traurig ſein, wenn Dir Muſik und Geſang gleichgültig wären in der Kirche und Du irgend glaubteſt daſſelbe haben zu können ohne ſie, und zumal die Orgel hat ſich das Chriſtenthum ganz eigens erfunden; ſie gehört ihm an und iſt auch ſonſt zu faſt nichts zu gebrauchen. — In meiner künftigen Kirche iſt leider die Orgel durch die Franzoſen zerſtört, und der Geſang wird jezt nur von einem kleinen Poſitiv begleitet. Einer meiner liebſten Wünſche iſt immer geweſen in meinem Hauſe ein Poſitiv zu haben, um Choräle darauf zu ſpielen des Morgens und des Abends. Auch um die Malerei thut es mir leid, daß die aus unſern Kirchen ſo ſehr verbannt iſt; aber ihre Zeit iſt nicht mehr und darin muß man ſich finden. Freilich kann wohl in Menſchen, die ſelbſt gar nicht fromm ſind, durch dieſe Künſte allerlei aufgeregt werden, was ſie für Frömmigkeit halten, und was ſie nur täuſcht; aber der Zuwachs, den ſie einem Frommen geben in ſeinen Empfindungen, iſt gewiß ächt religiös. Es iſt ja auch an ſich ſelbſt etwas wahrhaft Göttliches dem, der nur für dieſes empfänglich iſt; es iſt der innerſte, lebendige Geiſt der Natur, der ſich ausſpricht. Und wenn Du Dich auf die Singakademie freuſt, ſo thue es nur auch vorzüglich deshalb, weil da faſt lauter große Kirchenmuſik aufgeführt wird. Mit großer Freude bin ich jeden Dienſtag da; an dieſem Tage weißt Du, wo Du mich zu finden haſt Abends zwiſchen 6 und 7. — —

Ich wollte Dir noch viel ſagen, aber was geſchieht? ein Wagen kommt vorgefahren, ein franzöſiſcher Officier ſteigt aus, kommt herauf und bittet mich ihn zum Marſchall Davouſt zu begleiten. Zwei andere Herren ſizen noch im Wagen, und das Ganze war denn nichts, als daß er uns eine Rede hielt, wir wären notirt als hizige Köpfe und Unruhſtifter und was weiter dahin gehört. Mir war das Ganze ſehr ſpaßhaft; ich mußte noch den Dolmetſcher abgeben bei den Andern und habe meine Rolle ſehr ernſthaft geſpielt. Sei nur nicht bange, das Ganze iſt nichts. Die Andern waren Leute, die mir durchaus fremd ſind, gar nicht von meinen Freunden; die Glücklichen ſind ganz unbekannt, und ich allein habe irgend einem dummen Gerücht über meine Predigten dieſe Ehre zu danken. — —

Berlin, den 4ten December 1808.

Ich ärgere mich wirklich über mich ſelbſt, daß ich ſo tief in die äußern Dinge hineingerathen bin, und ich habe Dir doch noch ſo vielerlei beſſeres zu ſagen. — Doch, ich möchte auch das wieder den äußerlichen Dingen abbitten; denn es iſt ſo wahr, man bekommt ordentlichen Reſpekt vor ihnen, wenn man in die Geheimniſſe der Liebe und Ehe eingeweiht wird. Das ganze Haus wird ja ein Heiligthum mit Allem was darin iſt. Tiſch und Stühle, Alles lebt mit, Du ſizeſt darauf, Du arbeiteſt daran, in den Schränken iſt Deine Wäſche verwahrt, die den geliebten Leib bekleidet, und nun gar das Sopha, auf dem wir nicht maulen — und was könnte ich noch Alles ſagen — kurz ich will mich ſo weit auf's vollſtändigſte entſündigt haben gegen die äußeren Dinge, ehe ich fortfahre; Du weißt ſo gern, was ich treibe; nun will ich Dir ſagen, daß es gegenwärtig ſehr wenig iſt und daß ich mich herzlich nach einer ordnungsvolleren Zeit ſehne. Ich werde ſo viel unterbrochen, und vorzüglich durch die Männer, die an jenem Werk arbeiten, ſo daß ich mich gewaltig betrügen werde in der Rechnung, daß der Band Platon noch vor Ende des Jahres fertig werden ſollte. — Was mir aber auch jezt ſchon recht große Freude macht, das ſind meine Vorleſungen; mit den erſten Stunden bin ich ſelten zufrieden, war es auch diesmal nicht, wie ich auch mit dem Eingang in meine Predigten am wenigſten zufrieden bin. Aber nun komme ich hinein und die Zuhörer auch. Alles ordnet ſich beſtimmter, es geht immer klarer hervor, daß wir die Wahrheit ergriffen haben, der Vortrag wird immer leichter, und oft überraſcht mich ſelbſt mitten im Vortrage etwas Einzelnes, was von ſelbſt hervorgeht, ohne daß ich daran gedacht hatte, ſo daß ich ſelbſt aus jeder einzelnen Stunde faſt belehrt herauskomme. Ich kann Dir gar nicht ſagen, was für ein Genuß das iſt. Und dabei ſind die Gegenſtände ſo herrlich! den jungen Männern jezt das Chriſtenthum klar machen und den Staat, das heißt eigentlich ihnen alles geben, was ſie brauchen, um die Zukunft beſſer zu machen als die Vergangenheit war. Liebſte Jette, wenn ich nun mit ſolcher Freude des Gelingens aus den Vorleſungen komme und fliege in Deine Arme, nachdem Du mich vorher haſt hineingehn ſehn mit gerunzelter Stirn und allergrimmigſtem Angeſicht in Speculation vertieft, dabei ſoll Dir ſchon herrlich zu Muthe ſein. — Aber iſt Dir nicht auch bei dem, was ich vorhin ſagte, eingefallen wie mir, daß es ja faſt ſo herauskommt, als wäre der Anfang immer ſchlecht bei mir — und wenn das nun mit der Ehe auch ſo wäre? ja ich kann nicht dafür ſtehn, mein ſüßes Herz, aber dann laß Dich nur nicht irre machen und denke, daß das Beſſere nachkommt. Unzufrieden werden wir wohl miteinander ſein können, warum nicht? ſo gut wie es Jeder mit ſich ſelbſt iſt. Aber anders, glaube ich, kann ich nicht ſein dabei, als entweder lache ich Dich aus, oder wenn ich merke, daß es Dir im Ernſt verdrießlich iſt, komme ich und ſtreichle Dich und lege Dein Köpfchen an meine Bruſt und bedaure Dich. — Wie Du es nun machen wirſt mit mir, weiß ich noch nicht, aber ſtörend kann uns beiden nie etwas ſein. — —

Iſt es nicht ganz wunderbar, daß ich grade eben ſo geweſen bin, wie Du Dich beſchreibſt als Kind? ohne Liebe und dumpfen Sinnes. Liebe und Religion ſind freilich Eins, und ſo iſt auch mir beides zugleich gekommen, wiewohl ich den Punkt nicht ſo genau angeben kann. Auch hat es nachher gar oft mit mir gewechſelt und ich bin ganze Zeiten wieder in die Dumpfheit zurückgefallen. Aus meiner eignen Erfahrung heraus habe ich ſchon oft Eltern getröſtet, wenn die Kinder ſo hingingen, daß das Gute ſchon aufwachen würde, und bis jezt habe ich immer Recht gehabt. So wollen wir nun auch uns nicht zu viel Sorge machen. Eine Natur von edler Art wohnt doch in unſern Kindern, und in einer ſolchen muß ein frommes, liebevolles Leben auch immer den gleichen Sinn erwecken, früher oder ſpäter. — —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 7ten December.

„O lieber Ernſt, Dein Portrait würde mir doch gewaltige Freude gemacht haben. Ich habe ſehr oft daran gedacht und mich danach geſehnt. Wenn Du mir es hätteſt leicht verſchaffen können und recht ähnlich, ſo gereut es mich ſehr, daß ich Dir meinen Wunſch nicht ausgeſprochen habe. Ich glaube, ich wäre außer mir vor Freude gerathen.

Laß die Leute immer finden, daß wir ſehr kalt, gar nicht zärtlich ſind — mich freut es ſo ſehr, daß hierin unſer Gefühl ſo übereinſtimmt — ach ja, nur ganz verborgen ſchließe mich liebend und bräutlich an Deine Bruſt. Es iſt mir gar nicht unangenehm, wenn die Leute, die das Wahre, Schönſte doch nicht verſtehen, glauben, es ſei unſre Verbindung eine bloß vernünftige, aus bloßer Ueberlegung geſchloſſen. —

Abends.

„Es iſt mir ſo ſüß, wenn Alle im Hauſe ſchlafen, dann noch zu Dir zu kommen und meinem Vater, meinem Geliebten mein ganzes Herz darzulegen. Mir ſteht morgen etwas bevor, wobei Deine ganze Theilnahme mich begleiten würde, wüßteſt Du darum. Ich werde morgen zum erſtenmale Stralſund wiederſehen. Das Bild des theuern Mannes, die ganze Vergangenheit mit allen

Freuden und Leiden wird lebendig vor mich treten. O lieber Mann, könnte ich an Deiner Hand durch die Straßen gehn, könnte ich dort bloß dem Andenken des Theuren leben. Aber leider führen mich Geſchäfte hin, die meine ganze Aufmerkſamkeit fordern. Ich hätte es ſo gern mir abnehmen laſſen und wäre lieber ein andres Mal hingereiſt, wenn ich hätte ruhig meinen Gedanken und Empfindungen nachhängen können; aber man will mir nicht zugeſtehen, daß das angeht.

Ich kann Dir nicht genug ſagen, wie Du mein Inneres getroffen, nemlich in Deinem Briefe an L. P., den ſie mir geſtern ſchickte, wie Dir E. erſchienen ſei und wie ſein Weſen Dir Freude und Liebe geſprochen. Warum, Du Theurer, haſt Du mir nicht auch davon geſagt? Ich hatte auch an Deinem Geburtstage lebhaft an ihn gedacht — aber ganz beſonders lebendig und bleibend gegenwärtig ward er mir nach dem Leſen Deiner Worte. O mein Ernſt, es iſt ganz etwas wunderbares darin, wie Du durch ein leiſes Wort mich treffen und erregen kannſt — wie mein ganzes Weſen ein Echo des Deinen iſt. — Ich habe es innig wieder empfunden, mit welcher außerordentlichen Liebe ich unſern himmliſchen Freund liebe, und wie ſchön es iſt, unſer gegenwärtiges Glück recht innig mit meiner Vergangenheit zu verbinden — und wie herrlich Du darin biſt — wie mein Herz lange nicht einen ſolchen Reichthum an Liebe, an Alles umfaſſender Liebe und Treue hat als das Deine — wie ich immer erſt von Dir zum Schönen entzündet werden muß. — Ach ja, mein Ernſt, wir wollen ihn immer recht unter uns haben, den theuren Vater unſrer ſüßen Kinder! Ich fühle, daß mir ſehr wehe ſein wird morgen, aber doch gewiß dabei ganz ruhig und voll Zuverſicht zu ſeiner Liebe.

Freitag.

Die ſchrecklichen Stürme haben das Reiſen unmöglich g macht — es iſt bis Montag verſchoben. — Ich werde jetzt g beſonders an die Vergangenheit erinnert. So wie ich mir

Bild von unſrem ſchönen künftigen Leben ausmale, ſtellt ſich mir vor: ſo war es damals. Das iſt mir beſonders gekommen bei dem Denken an die äußeren Einrichtungen. So viele kleine Züge, die ſonſt ungeweckt in mir ruhten, werden mir erinnerlich. Wie vieles rührt mich auf das tiefſte! und mit Wehmuth erfüllt mich manches, wovon ich ſehe, wie mangelhaft es war, und wie dies mangelhafte von mir allein ausging — ach ja, lieber Ernſt, ich war doch eigentlich E—s nicht werth. Ich kann es nicht eigentlich Reue nennen, was ich fühle, denn ich war wirklich im Ganzen ganz, was ich war und ſein konnte, aber, obwohl ich allen Ernſt dafür hatte, war ich doch nicht reif für den großen Beruf, beſonders in Hinſicht der äußerlichen Dinge, was ja aber ſeine Wirkungen ſo weit über das Innere verbreitet. Mich kann das mit innigem Weh erfüllen! O Ernſt, es iſt doch ganz wie ein Traum, daß er einſt mit uns lebte! — — Welch ein Gemiſch von tiefer Wehmuth, von unausſprechlichem Glück iſt in mir. So rein wie ich dieſes genießen werde, ſo, fühle ich, muß ich auch jene in mir hegen, wenn vollkommen harmoniſch mein inneres Leben werden ſoll. Alles dumpfe, trübe, ja das wird ganz abfallen, wenn ich bei Dir bin — iſt es doch wahr, daß Deine Briefe ſchon dieſe Kraft haben. Mein Vater, mein zärtlich geliebter, laß mich immer in Deinem Herzen wohnen — Du biſt mein guter Engel, der mich zu allem Schönen hinauftragen wird.

Den 11ten December.

. — — Liebe traute Seele, wie hat doch mir ein ſolches Glück werden können Dich mein zu nennen — und ich kann es doch ſo recht mit Wahrheit ausſprechen, das entzückende Wort *mein*. — Du gehörſt nun doch mir ſo eigen, ſo einzig, wie ſonſt Keinem auf der Welt, wie ſehr auch Deine Freunde von Dir geliebt ſind. Du haſt alſo communicirt? ich wollte ſchon Dir vorſchlagen mir einen Tag zu nennen. Ja mein Ernſt, aus Deinen Händen das

Heiligthum zu empfangen, das wird mir unbeſchreiblich rührend und herrlich ſein! Du haſt wohl Recht, daß in unſrer Sitte mehr das eheliche Verhältniß ſich ausdrückt, aber *bei uns* wird mir jene Weiſe viel lieber ſein, und es gehört ſich ganz für unſer Verhältniß und beſonders für Dich, Du Lieber, mir Gottes Gnade zu verkündigen, mich zu ſegnen in Seinem Namen. Iſt ja doch Dein ganzes Daſein für mich nur Segen, nur Gnade, Du Frommer, Reiner, Prieſter Gottes!

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Berlin, den 15ten December 1808.

. — — Wie Du ganz an mir hängſt, wie Du mir ganz vertrauſt, liebe Jette, ich kann es nicht oft genug hören, es erfüllt mich immer mit neuer Luſt und Freude und inniger Dankbarkeit gegen Gott. Wenn ich Dich nun nur erſt hier hätte und jeden Augenblick der Freude und des Schmerzes mit Dir theilen könnte und mich immer an Deine Bruſt retten! ich bedürfte es jezt recht. Ja es giebt jezt Augenblicke, in denen ich mich auf eine Weiſe nach dir ſehne, wie es bisher noch nie der Fall war, nehmlich um meine Sorgen und meinen Kummer bei dir auszuſchütten. Es drückt mich vieles recht ſchwer, nicht in meinen nächſten Verhältniſſen, ſondern in den allgemeinen Angelegenheiten. Unſer guter König hat ſich überraſchen laſſen von einer elenden Partei, und ſich zu einem Schritt verführen, der Alles aus dem ſichern Gang, in den es eingeleitet war, wieder herausbringt. Es ſtehn zwar noch immer treffliche Männer an der Spitze, aber wer weiß, wie lange ſie ſich werden halten können gegen die ſchlechten, die den König aufs neue verſtrickt haben, und ſo kann es ſein, daß das Vaterland zum zweiten Mal an den Rand des Verderbens geführt wird, wenn nicht die beſſern es durch Maaßregeln zu retten ſuchen, welche immer auch ſehr mißlich bleiben. Ich kann Dir ſchriftlich nichts ausführlicheres mittheilen, ſelbſt wenn auf die größte Sicherheit zu rechnen wäre, aber ſagen mußte ich Dir im Allgemeinen, was mir das Herz drückt. Dieſe Gedanken nehmen ſeit einigen Tagen faſt alle meine Zeit; ja auch wenn ich Abends und Morgens in meinem Bett mit Dir allein bin, thue ich wenig anders als Dir klagen. Alle meine Arbeiten ſind mir geſtört, und unwillkürlich muß ich ſie immer unterbrechen, um dem Zuſtand der Dinge und den möglichen Hülfsmitteln nachzuſinnen. So erſcheine ich mir nun äußerlich ganz träge und untauglich, weil ich wirklich gar nichts vollbringe. Die Kanzel und das Katheder ſind die einzigen Orte, wo ich ordentlich thue, was ſich gehört. Dennoch halte ich die Zeit nicht für verloren, ſondern hoffe, es ſoll ſich aus dieſem Sinnen eine ſichere Anſicht und vielleicht eine feſte und beſtimmte Thätigkeit entwickeln. Denke Dir es nun nur nicht zu arg meine Herzensgeliebte! Niemals, hoffe ich, ſteht Dir das Leiden bevor, mich heruntergebracht und niedergedrückt zu ſehen; ich denke, das wäre das ärgſte, was Dich treffen könnte, weil es Deine Achtung vermindern müßte für mich, und die, hoffe ich, mir feſtzuhalten für ewig. Auch dieſe Sorge und dieſer Schmerz hat keinen muthloſen Charakter in mir, vielmehr bin ich im höchſten Grade aufgeregt, und erſcheine nicht nur überall friſch und munter, ſondern bin es auch wirklich. Und wenn ich mich erſt mit Dir ausſprechen könnte, gewiß, ich würde immer noch mehr Muth finden in Deinem Anblick und Deiner Theilnahme. Du ſiehſt, liebe Jette, wie es garnicht möglich iſt, daß ich jemals ſollte ein Geheimniß vor Dir haben können. Es iſt mir ſo weſentlich, daß Du nun Alles weißt, was in mir vorgeht und was mich bewegt, und die Armen, die ſich genöthigt fühlen ihren Frauen vieles zu verſchweigen, kann ich nicht anders als herzlich bedauern, und doch immer fühlen, daß ſie nicht in einer wahren Ehe leben. So iſt es auch eine Thorheit, daß man nicht auf die Verſchwiegenheit der Frauen rechnen kann; ich rechne mit der größten Sicherheit auf die deinige überall, wo ich ſie Dir empfehlen werde, und ich bin ganz feſt überzeugt, daß keine Furcht Dir ſollte ein Geheimniß ablocken können, was ich Dir anvertraut habe. Aber eben, weil ich Dir ſo muß alles mittheilen und vertrauen können, muß ich auch eine ſo brave, ſtarke, kräftige Frau haben, wie Du biſt, ohne Weichlichkeit. So müſſen aber auch deutſche Frauen ſein, und ſo ſind die beſten immer geweſen. — —

— — Zu der Wahl Deines Geſchichtsbuches hat mich eine ſehr lebhafte Aeußerung von Dir über Deine Theilnahme am Alterthum beſtimmt. Es iſt das älteſte Geſchichtsbuch des Alterthums und wird Dir gewiß um ſo lieber werden, je mehr Du es lieſeſt, ja ich rechne darauf, daß wir manches daraus noch wieder zuſammen leſen werden. Ueberhaupt wollen wir noch recht viel im Alterthum leben, das ja uns Deutſchen näher getreten iſt, als irgend einem andern Volke. Geſtaltet ſich die bürgerliche Welt um uns her ſchön, wie ich noch vor kurzem lebhafter hoffte als jezt, ſo iſt dann die Vergleichung deſto herrlicher. Geſtaltet ſie ſich nicht, ſo iſt die Betrachtung des Alterthum's der ſchönſte, kräftigſte Troſt. Dabei fällt mir ein, daß Du ja anfänglich mit Ehrenfried den Platon laſeſt. Wie weit biſt Du denn damit gekommen? In dem Bande, der jezt erſcheinen wird, iſt Phädon etwas gar herrliches, und recht auch für dein grübelndes Weſen gemacht. — Dieſe köſtliche Arbeit wird mich noch lange durch unſer gemeinſchaftliches Leben begleiten. — —

— — Viel kann ich heute nicht mehr ſagen; nur ſchelten will ich noch ein wenig, daß Du Dir ſelbſt ſo gewaltig Unrecht thuſt, Du könnteſt nicht liebkoſen in Briefen? Einzige Jette, Deine Andacht und Deine Zärtlichkeit, und die innige Verbindung von beiden, die das herrlichſte iſt in der Welt, wohnen ſo zauberiſch in Deinen lieben ſüßen Worten, daß ich immer denken muß, ſo könnte Dir doch nicht zu Muthe ſein, wenn Du meine Briefe lieſt. Ueberhaupt ſind ja die Weiber die eigentlichen Briefſchreiberinnen, und wir Männer ſind nur Stümper. Und nun gar Liebe ſchreiben, das kann kein Mann ſo, wie Ihr es könnt, und wie wenige Weiber mögen es ſo können wie Du, ſo rein, ſo tief, ſo kräftig, ſo ſüß. — —

— — Ja wohl haſt Du Recht, daß es ein unerſetzlicher Verluſt iſt, wenn die Fröhlichkeit ſo ganz verloren geht — — — Uns ſoll ſie es gewiß nicht. Ich kann mir manchmal allerlei Trübſal denken, die uns treffen könnte, bittre Schmerzen zwiſchendurch, aber doch habe ich das ſichere Gefühl, daß wir uns die Heiterkeit und Schöne des Lebens ſicher erhalten, und wie Du in Deiner Kindheit in der frommen Stimmung des Gemüthes eben ſo gern die Weiſſagung eines ſchmerzensreichen Lebens hingenommen hätteſt als eines glücklichen, ſo ſehe auch ich jezt, von unſerer frommen, heiteren Liebe recht durchdrungen, ebenſo froh und frei in ein verhängnißvolles Leben hinein; denn trübe und düſter wird es doch nie ſein. Muth und Luſt und ein glückliches Bewußtſein werden uns nie verlaſſen. — —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 19ten December 1808.

— — Wie mir zu Muthe ſein wird, wenn ich etwas vergeſſen habe und Du lachſt dann ſo über die Maaßen, das weiß ich noch gar nicht — aber das weiß ich gewiß, daß ich nicht empfindlich ſein kann — allein bis zu Thränen ärgerlich über mich ſelbſt, das iſt wohl möglich. So iſt es aber nun nicht mit mir, daß täglich etwas vorkommen ſollte. Hoffentlich wirſt Du doch nur ſo alle acht Tage zum Genuß des Lachens kommen.

Ja wohl muß es ein köſtlicher Genuß ſein, ſo wie Du, zu lehren und ſelber zu gewinnen. Ich werde das unausſprechlich immer mit Dir theilen, und von allem Großen und Herrlichen, was ſich in Dir entfaltet und aus Dir hervorgeht, wird auch immer ein Theil auf mich hernieder kommen. Lieber Ernſt, mit welcher Zärtlichkeit wird Dein Weib Dich empfangen, wenn Du zurückkehrſt — wie werden unſre Kleinen ſich an Dich hängen! Gott gebe, daß ich dann immer in Deinen Augen leſen möge, daß Dir wohl iſt bei Weib und Kindern! und wie ſollte es nicht?

Ach Ernſt, wie kommen mir die Worte immer ärmer vor, weil ſie mir gar nicht mehr hinreichen wollen Dir auszuſprechen, wie ich Dir gut bin.

Den 21ſten December Abends.

Ach mein ſüßer Ernſt, könnteſt Du nun ſo zu mir kommen, nur eine Stunde — es iſt ſo ſtill, alles ſchläft im Hauſe — Dein Herz mir auszuſchütten an meiner treuen liebenden Bruſt! o mein Ernſt, es iſt ganz göttlich, daß Du ſo ganz mein biſt, daß Du es nicht aushalten könnteſt mir etwas zu verheimlichen. — Ach ja, laß mich immer alles, alles mit Dir theilen — nicht ausſprechen kann ich es Dir, welche Seeligkeit Du mir dadurch ſchaffeſt, daß Du mir ſo Dein uneingeſchränktes, ganzes Vertrauen ſchenkeſt. O und mit welcher inneren Ueberzeugung, mit der Zuſtimmung meines innerſten Gewiſſens kann ich Dir zurufen: Du thuſt mir nicht zu viel — Dein Vertraun kann dich nie gereuen. — Ja, mein Ernſt, ich habe Sinn für deine Schmerzen, für Deine heiligen Sorgen, die Dich mir noch werther machten, wenn es möglich wäre — und ich könnte ſchweigen wie das Grab, wenn es gut ſein würde, und mein Inneres verbergen, daß auch keine Miene mich verrathen dürfte, wenn es Noth thäte, wie lebhaften Antheil mein Herz auch nähme. — Du wirſt für mich einſtehen können, wie für Dich ſelbſt. Alles, was Dein großes Herz bewegt, wie fern es auch uns Frauen liegen möge, dem erſten Anſchein nach — ich kann es mit Dir fühlen, mit Dir trauern um das Vaterland, theilen Deinen Muth, Deine Sehnſucht, daß Du mitwirken mögeſt zu ſeiner Errettung! Mein Herzens-Geliebter! könnte ich Deine lieben Augen küſſen — die Falten von der Stirne wegküſſen — alle Deine Sorgen von Dir hören —

ach an Deinem Herzen immer Liebe nehmen und geben — Es iſt etwas gar zu göttliches — und auf Augenblicke tauchen gewiß alle Sorgen darin unter — um die Herrlichkeit ſolcher Liebe —

Ja auch auf meinen Muth kannſt Du Dich immer verlaſſen — und lebte ich ſelbſt mitten auf dem Schauplatz der Gährungen, umgeben von Späherblicken — ſo ſollteſt Du finden, daß ich dennoch mit kluger Vorſicht ein Geheimniß zu bewahren wiſſen würde. — Du Lieber warſt ſo ſicher, daß eure Angelegenheit einen guten Gang gehen würde.

Mir thut es doch ſo wehe, mir Dich ſo traurig zu denken, da Du bisher nur immer ſo heiter mir geſchrieben hatteſt — und meine Sehnſucht nach Dir iſt noch viel ſtärker. Wie iſt es aber möglich, Lieber, und was können ſelbſt die Schlechten, die nur vom Eigennutz getrieben werden, für einen Vortheil ziehen aus dem Untergange des Vaterlandes? Ich möchte Dich noch viel fragen, aber ich laſſe das Alles, bis ich bei Dir bin und Du mir dann von allem eine lebendigere Anſicht giebſt.

Wie rührt es mich immer, wenn Du mir von Deinem Tode ſprichſt — ich flehe zu Gott, daß er Dich mir lange läßt — daß ich Dich nicht überleben möge, und ſollte ich es, nicht lange. Ach Ernſt, die Trennung iſt gar zu bitter — ich kann nicht mit der Ruhe daran denken, die Du mir wünſcheſt — ja an unſren Tod — Gott mit welcher Ruhe und freudigen Hoffnung! Könnte er in einem Moment ſein! Mein trauter Ernſt, wir müſſen auch noch viel über Tod und Zukunft reden — welche heilig-ſtillen Abende werden wir noch zuſammen haben — ich meine den kleinen Nach-Abend, wenn wir allein ſind, und recht vertraulich plaudern, bis einer von uns müde wird und ſich ſelbſt unbewußt einſchlummert.

Ich will nun auch zu Bette gehn, und, wenn ich ruhe, noch einmal Gott um ſeinen Segen für Dich bitten, und dann Dich bitten, mir Deine Hand zu geben und ſo einſchlafen, Deine liebe Hand haltend.

Wie kleine Jette mich immer ſo ſüß bittet, wenn ſie Nachts aufwacht: Mutter gieb mir Deine Hand, ſo möchte ich auch Deine, mein Väterchen, immer faſſen und halten — oder, wie kleine Jette auch oft es macht, ſie unter meine Wange ziehen und darauf ruhen. Schlafe ſüß, mein Geliebter, und erwache heiter morgen.

Mittwoch Abend.

Ach heiter biſt Du wohl nicht erwacht, ſondern das Herz voll Kummer ſehe ich Dich gedankenvoll und traurig — und immer durch das alles hindurch liebend und ſehnſuchtsvoll zu mir hingeneigt. Ach, wenn Du nicht mehr hoffen dürfteſt, kann ich begreifen, wie groß, wie tief Dein Schmerz ſein müßte! Gott gebe doch, daß Deine nur ſchwache Hoffnung ſich beſtätige und alles noch gut werde! wie würde es auch mich traurig machen! ach unſer ſchönes Glück, welchen Stoß würde es erleiden, endete die Sache hoffnungslos! Ich weiß gewiß — nein das Leiden könnte ich nicht haben Dich erliegen zu ſehn — aber ſchon Dich traurig zu ſehn — es würde mir in's Herz ſchneiden.

Meine Freude an all den kleinen Weihnachtsherrlichkeiten iſt ſehr verringert — ich kann nun ſo nicht hängen an den lieben Kleinigkeiten, nun Du ſo großes in Deinem Herzen bewegſt.

Hätte ich doch Weihnachts-Abend einen Brief!

Wie danke ich Dir innig für Dein ſchönes Geſchenk — noch habe ich ſie nicht in Händen, die lieben Bücher — aber ich freue mich nicht wenig auf ſie. — —

Es iſt doch wunderbar, daß Du nun grade kein Mädchen lieben konnteſt. Du ſagteſt uns das ſchon einmal vor vier Jahren in Götemitz im Garten, Du habeſt immer die ſichere Ahndung gehabt, daß Du würdeſt eine leidende Frau beglücken. — Da weiß ich noch, wie ich dachte, alſo ich hätte es nie ſein können? — Die Unmöglichkeit, ſelbſt auf den Fall, wenn unſre Herzen nicht ſchon vergeben geweſen wären, wollte mir nicht recht einleuchten. —

Du kannſt denken, es war nur ſo ein augenblicklicher Gedanke — Gott, wie wunderbar iſt es gekommen! Herzens-Ernſt, welche Wonne iſt mir die Sicherheit in Dir, die Ueberzeugung aus Deinem tiefſten Innern, daß Du das rechte gefunden — o ich muß es Dir wohl glauben, wenn Du ſo ſüß, ſo ergreifend mich deſſen verſicherſt, und, da Du es gerne von mir hörſt, Dir ſagen, wie auch ich es fühle, an Deine Bruſt gelehnt, an Deinen Lippen hängend. — O ſehne Dich nur recht lebendig — es wird ja alles ſo ſüß ſein, wenn wir uns wirklich haben.

Du fragſt mich, wie weit ich im Platon gekommen? Leider gar nicht weit. Nur wenige Stücke aus dem erſten Bande hat E. mir vorgeleſen. Sobald klein Jettchen kam, war es damit ganz vorbei. In Götemitz war ich nicht, als Du den Anfang des Phädon geleſen. Eher, als ich bei Dir bin, kann ich wohl nichts davon genießen, wie ich mich auch ſehne. Ach wo ſoll die Zeit in Berlin wohl herkommen? Lieber Ernſt, das iſt mir ordentlich eine Sorge — beſonders doch Deine Zeit — wie ich Dich nur recht genießen ſoll und auch die Kinder, wie ſie Dich viel haben ſollen. — Aber auch ich wollte ſo gerne noch vieles lernen — und mit den Kindern mich beſchäftigen, alles ſelbſt machen, was nur thunlich iſt, und noch Klavier ſpielen und vieles leſen — der guten Nanni Beiſtand wird mir ſehr viel werth ſein. Ich hoffe auf Dich, daß Du mich gewöhnen wirſt recht wenig zu ſchlafen. Ich ſchlafe auch jetzt nicht viel, aber es kann doch weniger ſein, und daß es mir nicht ſchaden wird, weiß ich gewiß.

Geliebter Ernſt, wie iſt Dein Gefühl immer ſo ganz auch das meine — ja dieſe Seligkeit in uns, dieſe Friſche würde in dem verhängnißvollſten Leben in uns bleiben. So lange wollte ich für mich ſtehen — es möchte uns treffen, was da wollte — als ich an Deiner Seite ſtände, ſo lange ich an Deine Bruſt mich retten könnte. Aber ach, ſüßer Ernſt, nur keine Trennung von Dir, kein Losreißen von dem lieben Manne — meinem Leben — dem Herzen meines Herzens! Nur kein Verluſt, keines unſerer ſüßen Kinder dem dunklen Tode überlaſſen müſſen. Gott, ich kann den trüben Bildern gar nicht folgen. — Ich weiß wohl, ich ſollte nicht ſo bedingen und Ausnahmen machen, und ich thue es auch eigentlich nicht, ſondern der ſtille, betende, unausſprechlich wehmüthige und doch ſelige Gedanke: Gott Dein Wille geſchehe — verläßt mich nicht lange — (o es iſt nur, daß ich in meiner Ohnmacht noch nicht begreifen und faſſen kann, wie ſich jenes tragen ließe). Ich konnte es vorher auch nicht denken, wie ich E. miſſen könnte.

Sprich es mir nur immer aus, wenn Dir trübe Ahndungen aufſteigen, als könnte der Umſturz des Ganzen auch Dich wieder aus Deiner Bahn werfen und uns länger getrennt halten — oder wenn Dir gar noch etwas traurigeres und gefahrvolles daraus erwachſen könnte.

Mein Ernſt, laß Deine Jette nicht lange ohne Nachricht. Noch habe ich gar keine traurige Beſorgniſſe, als die Du mir ſelbſt mitgetheilt. Ich bin gar zu ſehr eingelebt in dem ſchönen, frohen Leben!

Laß Dich umarmen mit aller kindlichen Zärtlichkeit, und wiege mich ein an Deiner Bruſt in ſüße Luſt, daß ich fühle, wie unvergänglich unſre Freude iſt, und heiteres aufſpringe und den Abſchiedskuß auf Deine Lippen drücke — denn ich muß ſchlafen gehn — am Lichte ſehe ich, daß es ſchon ſpät ſein muß.

Donnerstag Abend.

Ich denke, lieber Ernſt, Du biſt als Kind nicht wirklich dumpf geweſen — es hat nur ſo geſchienen — alle bedeutenden Anlagen ſind in träumendes Weſen verhüllt geweſen. Deine Menſchen haben Dich nicht gekannt. Ich war nur dumpf, was das Gefühl angeht, beſonders ohne Liebe (ach Gott, ich hatte auch keinen um mich, der es verdient hätte, daß ein Kind ſich an ihn geſchloſſen!) — ſonſt war ich ganz aufgeweckt, und hatte Fähigkeit und großes Intereſſe zum Lernen. Von der Heftigkeit, von der ich Dir geſchrieben, weiß ich nur aus den Erzählungen meiner Wärterinnen. So lange ich denken kann, bin ich nicht ſehr heftig geweſen; aber wohl entſinne ich mich des Herrſchens, wozu ich aber auch ſehr natürlich kommen konnte. Früher der lieben Mutter Liebling geweſen und das älteſte von meinen jüngeren Geſchwiſtern, hatte ich völlig die Regierung des kleinen Volkes an mich gezogen. — —

Süßer Ernſt, das höre ich gar gern von Dir, daß Dir meine Stimme wohl klingt — ich mache mir daraus die Hoffnung, daß Du wohl wirſt zuweilen auch mich leſen hören mögen — und das kann mir ein großer Genuß ſein. Freilich, wenn unſre große Jette bei uns iſt, die ſo himmliſch lieſt, könnte es mir wohl nie einfallen. Ach hätten wir doch auch Zeit zum Zuſammenleſen! —

Ach ja, mein Ernſt, die ſchleſiſchen Gebirge — die gute Lotte — die Herrnhutiſche Gemeinde — das ſind auch für mich ſo helle Punkte, daß mir iſt, ſo viel Schönes kann mir gar nicht werden, noch außer dem allerſchönſten, das ich in Deinem Beſitz habe.

Sage mir doch, erhältſt Du meine Briefe noch geöffnet? Seit langer Zeit ſchon erfreue ich mich des unverſehrten S von beiden Seiten.

— — Deine Schweſter ſagt ganz recht: wie wollten wir an ihn hinan, wenn er keine Fehler hätte — o die ſehe ich nun nicht, und eben ſo wenig das hinan — aber ich bin auch ganz zufrieden, wenn Du nur immer ſo liebend und ſo wenig fordernd zu mir herunter Dich begeben willſt. —

Mir ahndet, wenn ich erſt an Deiner Bruſt nun wirklich ruhe, mit den lieben Augen Blicke tauſche — die ich immer auch jetzt ſehe, dann aber doch noch anders — werde ich mehr noch mich gehoben fühlen. — —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Berlin, den 25ſten December 1808.

Geſtern Abend bei Reimer's, mitten im Weihnachtsjubel, überfiel mich eine bitterböſe Kolik, die mich die ganze Nacht geplagt hat, ſo daß ich heut früh noch mit Reſten von Schmerzen und ganz müde und elend auf die Kanzel ging, doch aber ſehr zu meiner Zufriedenheit gepredigt habe; ob auch eben ſo ſehr zu Anderer ihrer, weiß ich nicht; denn das trifft gar nicht immer zuſammen. Als ich aber herunter kam, war ich auch ſo elend, daß ich mich am liebſten gleich zu Bette gelegt hätte. Ich kann Schmerzen ſehr gut aushalten und noch ein leidlicher Menſch dabei bleiben, ſowohl für die Geſellſchaft als für den Arbeitstiſch; aber ich werde dann auch durch den Widerſtand, den ich leiſte, mehr ermüdet und geſchwächt als ein Anderer. — —

Ich ſchreibe Dir hier in einem tollen Zuſtande, der Dir auch ganz neu ſein wird, wenn Du ihn hier erlebſt. Es iſt beinah 2 Uhr in der Nacht, Nachtwächter ſtoßen in's Horn was die Lungen aushalten, die Trommeln wirbeln und aus dem Fenſter kann ich den Widerſchein einer großen Flamme ſehn. Die Anſtalten ſind ſehr gut, alſo wird der Schaden ſelten bedeutend, und ſo überlaſſe ich mich ganz rein dem herrlichen Eindruck von der Wuth des Elementes und dem glücklichen Kampf der menſchlichen Kunſt und Thätigkeit. Ich möchte wohl, es brennte einmal ſo in meiner Nähe, daß ich ſelbſt auf's Retten müßte bedacht ſein; ich verſuchte gern, wie viel Geiſtesgegenwart ich wohl hätte in ſolchen Fällen, denn ich kenne mich darin noch gar nicht; und wie mir das ſchöne Leben mit Dir bevorſteht, hätte ich gern eine recht ſichere Kenntniß davon, wie viel ich wohl tauge für das Leben nach allen Seiten hin. Im Ganzen traue ich mir ziemlich viel zu, aber ſo lange man noch unverſucht iſt, weiß man nie, wie weit man recht hat mit dieſem Vertrauen. Darum freue ich mich recht, daß ich gewiſſermaßen vorher noch in neue Schranken gerufen bin; wenn ſie nur auch wirklich eröffnet würden und ich zeigen könnte, was ich vermag. Komme ich noch irgend, wenn auch nur vorübergehend, in eine Thätigkeit für den Staat hinein, dann weiß ich mir wirklich nichts mehr zu wünſchen. Wiſſenſchaft und Kirche, Staat und Hausweſen, — weiter giebt es nichts für den Menſchen auf der Welt, und ich gehörte unter die wenigen Glücklichen, die Alles genoſſen hätten. Freilich iſt es nur in dieſer neuſten Zeit, wo die Menſchen Alles trennen und ſcheiden, daß eine ſolche Vereinigung ſelten iſt; ſonſt war jeder tüchtige Menſch wacker in Allem, und ſo muß es auch werden und unſere ganze Bemühung geht darauf, daß es ſo werde. Die Menſchen, die ſich etwas emporheben aus der gemeinen Maſſe, machen alle ſo viel aus der Unſterblichkeit des Namens in der Geſchichte. Ich weiß nicht, ich kann darnach ſo gar nicht trachten. Die Art, wie ſie den Königen, bloß als ſolchen, auf ein paar Jahrhunderte wenigſtens ſicher iſt, hat doch nichts beneidenswerthes. Die Thaten der Menſchen im Staat ſind doch immer gemeinſchaftlich, und mit Unrecht wird etwas Großes dem Einzelnen auf die Rechnung geſchrieben. In der Wiſſenſchaft iſt nun gar nicht daran zu denken, und das künftige Geſchlecht müßte aus elenden Kerls beſtehn, wenn ſie nicht in fünfzig Jahren Alles weit beſſer wiſſen ſollten, als auch der Beſte jezt. Nur der Künſtler kann auf dieſe Art unſterblich ſein und ein ſolcher bin ich nun einmal nicht. —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

(ohne Datum)

„O lieber Ernſt, welche Freude haſt Du mir gemacht! welch einen Schaz, welches Kleinod habe ich nun in Händen! Mann meines Herzens — ſüßer, lieber, theurer Mann, ich kann Dir gar nichts ſagen, aber es iſt unendlich, wie Du mich reich gemacht! Immer möchte ich nur die lieben Züge ſehen, ganz im

Anſchauen verſinken — und dann gewinnen ſie ein Leben, daß ich hinſtürzen möchte und es mit Küſſen bedecken und es an mein Herz drücken, das ſo wonnevoll und ſo wehmüthig zugleich bewegt iſt — — Ernſt, wie biſt Du ſo ſchön! Ja der Maler hat wohl Recht, daß Dein Mund ſchön iſt, aber nicht hintenan ſtehen dürfen wahrlich Deine Augen und Deine Stirn, um die etwas recht verklärtes ſchwebt. Ach geliebter Ernſt, wer weiß, wie oft Dein liebes Bild mich noch tröſten muß — wie oft ich noch mit thränenvollem Blick davor hintreten werde. Es wird es immer thun, was auch mein Herz drücke — es wird mich immer mit Seligkeit erfüllen — denn lebendig vergegenwärtigen wird es mir, daß Du mein biſt — daß Du Dich mir gegeben haſt in ganzer unſterblicher Liebe — Morgens und Abends werde ich andächtig davor ſtehen. — Wir finden es ganz erſtaunlich ähnlich und auf ſo ſchöne Weiſe ähnlich. Aber es drückt ganz beſonders eine gewiſſe Stimmung des Gemüthes aus — unbeſchreiblichen Ernſt — Tiefe des Schmerzes, ohne daß er rege iſt — er drückt ſich ſelbſt in der ſchönen Ruhe aus, die über das Ganze verbreitet iſt — es hat etwas ſehr rührendes. — Aber Du böſer Menſch, daß Du mich ſo hintergehen wollteſt — Du hatteſt es mir wirklich ganz ausgeredet. — — Wie danke ich Dir auch für die andren lieben Sachen — — wie ſind meine Bücher ſchön — ich dachte wohl, daß es der Herodot ſein würde. Ich habe wohl viel davon gehört, kenne ihn aber noch gar nicht.

Die Schilderung des Weihnachts-Abends erhältſt Du wohl aus Götemitz. Recht hübſch war es nicht, und der Geiſt der Heiterkeit und Freude fehlte doch gar ſehr — mir war das Herz ſehr gepreßt, Dein letztes Blättchen hatte mich ſehr erſchüttert. —

Den 29ſten December.

Geſtern habe ich Deinen Brief vom 21ſten erhalten — er iſt ungewöhnlich ſchnell hergekommen. Ich hatte gewiß gedacht auch etwas von dem zu hören, was in Deinen letzten Blättern Dich ſo ſehr bewegte — doch kein Wort. Ich ſchließe daraus, daß alles unverändert iſt, denn hätte ſich etwas Beruhigendes aufgethan, hätteſt Du mir gewiß davon geredet.

Wenn Du Dir gleich nichts aus den Schmerzen machſt, ſo ſind ſie doch mir gar ſo gleichgültig nicht und ich mache mir heimliche Unruhe, ob Dein gewaltiges Trotzen gegen die Kälte nicht die Urſache davon iſt. Es iſt freilich ganz herrlich, daß Du haſt Collegia dabei leſen können, daß Dein Geiſt ſo gar nicht ſich beherrſchen läßt. — —

Ich ſoll Dir ſagen, wie mir in Stralſund war? Ich glaube, ich habe Dir nichts davon geſagt, weil ich wirklich nichts rechtes zu ſagen hatte. Es war ein ſolches Getreibe dort, daß man nicht zur Beſinnung kommen konnte. Um das Grab und unſre Wohnung zu beſuchen, war mir der Tag lange nicht ſtill und meine Stimmung nicht heilig genug und geſammelt. Du kennſt ja ſolches Marktgewirre. Gedacht habe ich natürlich viel an unſren E., aber ganz ruhig und ohne daß, was um mich her war, beſonderen Eindruck auf mich machte.

Wie ſchön entwickelſt Du mir Deine Anſicht und mein Gefühl über das Vergangene! wie muß ich Dir in Allem ganz Recht geben! — und wie iſt es ſo ganz herrlich in Dir und thut mir ſo wohl, daß Du E. immer ſo mithineinziehſt in unſer jetziges Leben und unſer Glück auf ihn begründeſt. — Es iſt ja auch ſo ganz wahr, daß er uns einander zugeführt, daß er in Niemand ſchöner fortleben wird als in uns. — Sage doch nicht, daß ich eine zu hohe Meinung von Dir habe. Ich bilde mir ja gar nichts von Dir ein, ich ſehe ja nur bei allem, was Du thuſt, bei jedem Worte, das Du ſchreibſt, den ſchönen, tiefen Grund, das heilige, zarte Gemüth, das mich mit Entzücken erfüllt und ach wieder mit Wehmuth, wenn ich mich gegen Dich betrachte. Ich muß mich ſo gegen Dich gering ſchätzen, daß ich recht traurig werden kann. Und es quält mich ſo, daß Du es nicht glauben willſt, daß ich

Urſache dazu habe. Es iſt mir gar nicht leicht, im Gegentheil, es wird mir recht ſchwer, mich ſo ſchlecht gegen Dich zu machen, aber ich kann doch nicht immer ſchweigen. Ich weiß ja, daß Du keine größere Freude haben kannſt, als recht viel Gutes in mir zu finden, wie ſollte es mir nicht ſchwer werden Dir die Freude zu nehmen? Du redeſt mir in Deinen beiden vorletzten Briefen wieder von ſo vielem Guten, das Du mir zutrauſt, daß es mich recht erſchüttert, als ich bei längerem Nachdenken fühlte, es ſei nicht ſo. Ach Ernſt, ich habe geſtern ſo bittere Thränen geweint und bin ſo traurig und ſchwermüthig geweſen, daß ich es Dir nicht ſagen kann. Ich fühlte mich Deiner ſo unwerth, und als werde ich gar nicht ſo alles Schöne und Heilige mit Dir theilen können, daß Du nicht ſollteſt Mangel empfinden und daß Du Dich ſelbſt dadurch aufgeregt fühlen könnteſt, wie Du es mir ſagſt. — — Ich ſtellte mir vor, wie mir ſein würde, wenn Deine Liebe ſich vermindern müßte. — Wie ſoll es nur werden, daß Du mich recht erkennſt und doch nichts abziehſt von der ſüßen Liebe, die ich nun nicht mehr entbehren kann? Auf zweierlei, weßwegen Du mich lobſt in Deinen Briefen, muß ich Dir antworten, nemlich, daß Du glaubſt, ich habe Tiefe, und meine Stärke ſei immer die wahre ſchöne Stärke. Glaube mir doch, mein Ernſt, was oft als Stärke erſcheint, iſt nur Mangel an Gefühl — und nun vollends Tiefe — im Geiſte freilich, inſofern ich Sinn habe das Tiefe in andren zu verſtehen und zu lieben — aber im Gefühl beſitze ich ſo wenig leichte Erregbarkeit als Tiefe. — Ach geliebter Ernſt, wäre ich ſo, wie mein Bild in Deinem Herzen lebt! Nein, lange nicht gut genug bin ich für Dich, das hat mich dieſe Tage wieder recht ergriffen, und im recht trüben Augenblick war mir, als habe ich Unrecht gethan ſo ſchnell in Deine Hand einzuſchlagen, ehe ich Dir recht gründlich geſagt, ich ſei nicht ſo gut, als Du glaubſt. Iſt nicht ſchon das ein Beweis? wie hatteſt Du gedacht, daß mir in Stralſund ſein würde, wie rein und voll ſchöner Wehmuth? — und wie wenig iſt davon in mir geweſen! — —

Nicht beſchreiben kann ich es Dir, wie nur ein leiſes Wort, das nur möglicherweiſe ſo klingen könnte, als ſei Dir etwas von mir nicht recht geweſen, oder ein Schweigen, wobei ich das denken kann — obgleich ſo etwas mir faſt noch nicht vorgekommen iſt — mich bewegt, mich ganz einnehmen kann — ſchon in der bloßen Vorſtellung. — Und nimmſt Du es leicht und ſagſt, Du glaubſt mir nicht, ſo kann mich das auch nicht heilen! — —

Du meinſt, theurer Mann, Du dürfeſt es mir nicht mehr ſagen, ich wiſſe es ſchon, daß meine Briefe Dir immer lieb ſind? Ach nein, ſage es mir nur immer mit einem Wörtchen, ich bin immer gar zu zweifelnd, daß das, was ich zu geben habe, erfreuend ſein kann.

Du ſchreibſt immer ſo herrliche Briefe, daß ich zweiße, daß jemals ſchönere geſchrieben worden. —

Ach, ſüßer Ernſt, wie ſpotteſt Du doch da, daß ich die Meiſterin ſei — es iſt ganz Unrecht von Dir, daß Du auch nur im Scherz ſo ſprichſt — meinſt Du nicht, daß ich hinlänglich fühle, was Du biſt und was ich bin? und wie das in jeder Seite unſres Verhältniſſes und in jedem Lebensmoment ſich zeigen wird? Aber ich wollte Dir von unſren lieben Kleinen reden, wie ſie hübſch zuſammen ſind. — —

Lebe wohl, Du theurer, lieber Mann, mit ganz eigner Bewegung nehme ich nach dieſen Bekenntniſſen von Dir Abſchied — ach mit vieler Liebe und inniger Sehnſucht nach Deinen Liebe ſprechenden Blicken und Deinen ſüßen freundlichen Worten. —

Als ich heute unter alten Sachen kramte, fiel mir eine Weſte von E. in die Hände und es ward mir ſo lebhaft, wie oft ich, meinen Kopf daran gelehnt, neben ihm geſeſſen hatte — und es fiel mir gar zu wunderbar auf, wie ich damals ſo ſorglos und ſicher ruhte — und nun das alles vorbei — und daß auch das alles vergehen werde, was jetzt ſo friſch und mit Lebensfreude eingerichtet wird und mit dem Intereſſe, als müſſe es immer währen, das ſchöne Leben. —

Daß wir noch einmal in dieſer langen Zeit zuſammen communiciren, iſt recht nach meinem Herzen und ich bitte Dich einen Tag zu beſtimmen.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Sonnabend Abends, den 31ſten December 1808.

Den lezten Tag im Jahre muß ich ſo anfangen, wie ich die ſchönſte Hälfte anzufangen denke, daß ich ein paar Worte wenigſtens mit Dir plaudre. Du haſt Dir Sorge gemacht, das darf nicht ſein, ich möchte Dich gern ſo heiter ſehn, wie ich ſelbſt bin. Nein Liebe, ſo kann mich eine unentſchiedene Beſorgniß nicht drücken, daß ich nicht heiter erwachte. Niemals kann ich dahin kommen, am Vaterlande zu verzweifeln; ich glaube zu feſt daran, ich weiß es zu beſtimmt, daß es ein auserwähltes Werkzeug und Volk Gottes iſt. Es iſt möglich, daß all unſere Bemühungen vergeblich ſind und daß vor der Hand harte und drückende Zeiten eintreten — aber das Vaterland wird gewiß herrlich daraus hervorgehn in kurzem. Allein auch jenes Mißlingen iſt gar nicht mehr ſo zu fürchten, wie damals, aber wenn das auch nicht wäre, ich denke doch, Du ſollſt mich nicht traurig und gedrückt ſehn; ärgerlich wohl und ereifert über Thorheiten, die in's Große gehn, und ſinnend und ſorgend, wie Fehler und Thorheiten wieder zu verbeſſern ſind und was hernach zu thun, wenn man das Rechte unterlaſſen hat. Uebrigens bin ich meiner Bahn noch nicht einmal ſicher, da noch gar nicht Alles in Ordnung iſt, wodurch ſie muß beſtimmt werden. Aber was auch begegne, ſo hoffe ich nicht, daß irgend etwas uns länger ſoll getrennt erhalten. Mit rechter Luſt habe ich mir die Bilder einer verhängnißvollen Zeit ausgemalt, Dich immer an meiner Seite oder mich zu Hauſe ſehnſuchtsvoll empfangend, wenn ich zurückkehrte von irgend einem Geſchäft, was alle Kräfte aufgeregt und in Anſpruch genommen hatte! Es iſt eine herrliche Gabe Gottes, in einer Zeit zu leben wie dieſe; alles Schöne wird tiefer gefühlt und man kann es größer und herrlicher darſtellen. Ja, auch wenn vom reinen Genuß der Liebe die Rede iſt, will ich Dich lieber in dieſe Verhältniſſe hineinführen, als in irgend ein verborgenes idylliſches Leben. Denn was kann die Liebe mehr verherrlichen, als wenn man ſo Alles, was es Großes giebt in der Welt, mit hinein zieht in ihr Gebiet. — — Darum laß uns friſch und ſelig allem entgegen gehen, was da kommen kann.

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Neujahrsnacht.

Es iſt wohl zwei Uhr — ich kann mich gar nicht ſchlafen legen ohne ein liebes Wort mit Dir zu reden. Wie biſt Du mir gegenwärtig geweſen den ganzen Abend, mein ſüßes, theures Leben! mein Herzensmann! ich wollte, ich könnte noch einen neuen allerzärtlichſten Namen erfinden, um Dich in den Augenblicken der innigſten Liebe ſo zu rufen. Ach Ernſt, wie ich Dich liebe, wie ich in Dir lebe und durch Dich! — ich ſehe nur Deiner himmliſchen Augen liebevollen Blick, der mein tiefſtes Innere entzündet, und fühle die ſüßen Küſſe, in denen, wie Du ſagſt, Du Deine ganze Seele an mich verlieren möchteſt — und mit dem ſüßen Beben fühle ich Deine holde Seele zauberiſch immer inniger die meine mit ſich forttragend — hinaufſchwebend. — — Bitte auch Du Gott, daß er mich reinige und heilige und ſegne. — —

Das liebe Bild habe ich jetzt vor mir auf meinem Schreibbureau — es blickt ſo ernſt, ſo groß, daß ich mich immer davon ergriffen fühle — aber es hindert mich nicht, daß ich nicht ſollte es betrachten, liebend gegen mich gewendet — — und nun gute Nacht und Segen über Dich und mich und unſre Kinder und unſre Lieben und über das Vaterland, in dieſem begonnenen Jahre. — —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Den 1ſten Januar 1809.

— — Da iſt mir als ein Neujahrsgeſchenk Dein Brief gekommen. Du gutes Herz haſt ſolche Freude über die Zeichnung gehabt, und nimmſt ſie ſo andächtig und tief, daß es mir faſt leid thut, Dir neulich ſo ſcherzhaft darüber geſchrieben zu haben — Du treibſt wol offenbar ein wenig Abgötterei damit, meine holde Braut — aber ſoll mich denn das nicht freuen? Ich laſſe mir es ſo gern gefallen, daß das Auge der Liebe mir ſchmeichelt, und ich kann Dir gar nicht ſagen, wie es mich gerührt hat. Aber nun bitte ich Dich ganz ernſthaft, mache Dir nicht nach dem Bilde ein Bild von mir, das Du hernach in mir nicht wiederfindeſt. — Meine Stirn hat wohl etwas eigenthümliches und charakteriſtiſches, aber hübſch iſt ſie nun gar nicht, und auf meine Augen hat der Zeichner eben ſo wenig gutes zu ſagen gewußt als ich. Du weißt, wie ich immer klage über ihr unbewegliches, gläſernes Weſen und glaube, daß ſie mehr Jalouſien ſind vor meiner Seele, als Fenſter, und mich ärgere, daß ſo wenig in ihnen zu leſen iſt von dem, was in mir vorgeht. Aber Du weißt, es iſt eine Rede, und gewiß keine fabelhafte, daß, wenn Eheleute lange, und, wie ſich's gebührt, zuſammen leben, ſie einander ähnlich werden. Nun ſiehe zu, was Du noch machen kannſt aus dieſen ſchlechten Augen. —

— — Dein Thee iſt geſtern verſucht worden, zu Ehren eines gar lieben Menſchen, des kleinen T— aus Anclam, der einer meiner erſten und treuſten Schüler in Halle war, und wir halten gegenſeitig große Stücke auf einander. Ich bat ihn mit noch ein paar ehemaligen Zuhörern zuſammen, und unter denen iſt mir denn immer ganz wohl. Ich pflegte ſonſt oft zu ſagen, die Zeit in Halle ſei doch die ſchönſte meines Lebens geweſen, ſo komme ſie gewiß nicht wieder. Wenn ich das auch jezt noch ſage vor ſolchen, die von meinem neuen Glück nichts wiſſen, ſo ſtrafe ich mich freilich innerlich ſelbſt Lügen dabei — aber Eins, das friſche Leben mit den jungen Leuten wird doch ſchwerlich ganz ſo wiederkommen, denn die Verhältniſſe werden hier nicht ganz ſo ſein. Aber was irgend geſchehen kann, wollen wir gewiß thun, und Du ſollſt recht Deine Freude haben, wenn Du ſiehſt, wie die Jünglinge mich lieben und ſich von mir heranziehen laſſen.

Berlin, den 7ten Januar 1809.

— — Indeſſen iſt mir nur lieb, daß der lezte Brief nicht ſo lange ausgeblieben iſt, der Deine ſogenannten Bekenntniſſe enthielt, und ich Dir doch nun gleich darauf antworten kann. Eigentlich möchte ich Dich dazu auf den Sopha ſezen, und mich auf irgend ein Fußſchemelchen oder auf die Erde vor Dir, damit ich Dir recht von unten hinauf in die herrlichen Augen hineinſehn könnte. Und ſo möcht' ich Dich verſichern, daß ich Dich auch nicht um ein weniges anders denke, als Du wirklich biſt, und daß ich überhaupt ganz unfähig bin, aus Vorliebe irgend Gutes zu groß, oder anderes zu klein zu ſehn. Beſonders, was Du nun Deine Gefühlloſigkeit nennſt, einzige Jette, wie lange kenne ich das nun ſchon! wie viel haben wir ſchon darüber geſchrieben, wie lange habe ich Dir ſchon, was daran wahr iſt, zugegeben und Dich darüber zu verſtändigen geſucht. Laß Dir noch einmal von einer andern Seite daſſelbe ſagen, ob es ſo beſſer Eingang findet. Das rechte eigentliche Gefühl iſt immer nur der Uebergang zwiſchen den Eindrücken, die der Menſch von außen bekommt und ſeinem Handeln. Wer von den äußern Ereigniſſen, in Beziehung auf die Ideen, die den Menſchen leiten ſollen und die ſein wahres höheres Leben ausmachen, ſtark genug ergriffen wird, um zuverſichtlich mit Kraft und Luſt und Bewußtſein das Rechte zu thun, der iſt es, der ſtark und richtig fühlt. Derſelbe wird auch da, wo er nicht unmittelbar handeln kann, zu Affecten, zu Wünſchen, zu Gemüthsbewegungen aufgeregt werden, welche ein richtiges Handeln vorbilden und dadurch die innere Geſinnung ausſprechen. / In dieſem höchſten Sinne kannſt Du nun unmöglich ſagen, daß Du ein ſchwaches Gefühl haſt, denn Du darfſt nur Dein Leben, Deine Handlungen darnach fragen, ſo werden ſie Dich widerlegen. Daß Du Dich Deines Gefühls oft nicht ſo bewußt wirſt wie Andere, das kann wohl ſein, denn zu dieſem Bewußtſein kommt man eigentlich nur durch die leidendlichen Aufregungen des Gefühls in Erinnerung oder Mitempfindung oder dergleichen, und dieſe ſind gewöhnlich bei Menſchen von einem friſchen, thätigen Leben weniger lebhaft, kurz, was Dir in einem gewiſſen Grade abgeht, das iſt nicht die kräftige, ſondern die weichliche Seite des Gefühls. Da nun nicht leicht beide ganz im Gleichgewicht ſind, ſo mußt Du nun nicht behaupten wollen, daß das weniger edle Naturen wären, in denen die erſte überwiegt und die letzte zurückgedrängt iſt; ſonſt, will ich Dir nur ehrlich ſagen, ziehſt Du mich in die gleiche Verdammniß; denn es geht mir grade eben ſo, und ich würde z. B. in Stralſund und im Marktgewühl eben ſo wenig zu einer tiefen Trauer und Wehmuth gekommen ſein wie Du, eben wenn ich, wie Du, etwas hätte zu ſorgen und zu ſchaffen gehabt, wobei ſich in Gemüthern, wie die unſrigen, ſolche leidendliche Aufregungen nicht recht bilden können. Und wenn Du mir nun ſagſt, Du fühlteſt Dich zu ſolchen Empfindungen oft auch dumpf und unvermögend, wenn Du auch nicht grade beſchäftigt wärſt und durch das Leben anders beſtimmt, aus reiner innerer Trockenheit und Leere — denn das Alles höre ich Dich ſchon ſagen in Gedanken, ſo hat das doch immer denſelben Grund, nur etwas entfernter und verdeckter. Mir geht es übrigens ganz ſo wie Dir. Ich rede immer viel von meiner Kälte und nenne es auch wohl, mehr im Scherz als im Ernſt, Gefühlloſigkeit, und die Leute wollen mir immer nicht glauben, weil ſie mich für einen vortrefflichen Menſchen halten, und doch ihre eigne Tugend und Frömmigkeit mehr in dieſen leidendlichen Aufregungen beſteht, als in etwas anderm. Mein Kind, ich aber glaube Dir, nur kann ich nicht leiden, daß Du es Gefühlloſigkeit nennſt und deshalb

Deiner Stärke nicht trauſt, weil ſie damit zuſammen hängt. — Nein ich kann es nicht länger aushalten! ich muß mich zu Dir ſezen und Dich an mein Herz drücken und Dich ſtreicheln und liebkoſen und tröſten darüber, daß Du Dich ſo gequält haſt über Dich ſelbſt. Aber ich kann Dir doch nun gar nicht helfen, es muß dabei bleiben, daß ich Dich nicht anders ſehe als Du biſt, und daß ich Dir die ganze alte Liebe laſſen muß, ohne daß auch nur das Mindeſte davon abginge. — — Wenn ich Dir nun einen Vorwurf machen ſollte, ſo wäre es der, daß es Dir am wahren Glauben etwas fehlt, aber auch das iſt ja nur vorübergehend; denn Dein herrſchendes Bewußtſein iſt ja doch das der frohen und in ſich ſelbſt ganz ruhigen und ſichern Liebe; Du kannſt Dir das auch nicht wahr und lebendig denken, daß Du nicht alles Heilige und Schöne mit mir theilen ſollteſt, und wenn es mich bisweilen ſtärker ergreifen wird als Dich, ſo wird es auch umgekehrt der Fall ſein, eben in den Ausbrüchen Deiner ſchönen Verehrung gegen mich und wir wollen dann einander aushelfen. Oder meinſt Du nicht, daß ich mich nicht auch manchmal lahm fühle und nichtsnuzig und träge! aber ich will deswegen doch nicht ſagen, daß ich nicht recht wäre für Dich, und mich immer wieder an Dir ſtärken und erfriſchen. — Sonntag. Ich habe gepredigt über das Evangelium, von dem Segen einer frühen Frömmigkeit; aber ich weiß nicht wie, denn kein Menſch ſagt mir etwas davon. Ich weiß, daß Sachen vorkamen, die ſehr gut und heilſam ſind zu ſagen, aber wie ich ſie geſagt, weiß ich gar nicht, nur daß es ſehr lang war, und daß mich heut beim gelinden Wetter mehr gefroren hat, als oft bei der größten Kälte; daraus iſt eigentlich kein vortheilhafter Schluß zu machen für die Predigt. Wärſt Du nun hier, ſo wüßte ich mehr, einzige Jette; liebe mich nur recht herzhaft drauf los und leb' ganz erſtaunlich wohl.

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 8ten Januar 1809.

Lieber, theurer Mann, laß Dich erbitten und ſorge recht gründlich für Deine Geſundheit. — — Daß Du Dich ſo erſtaunlich angreifſt, immer zu widerſtehen — ſo ſehr ich Dich bewundere, ſo bitte ich Dich doch recht, thue auch hierin nicht zu viel. Erprobt haſt Du ja, wie Du alles vermagſt, warum willſt Du aber in ſolchem Widerſtreben beharren, das Deine Kräfte aufreiben kann. — Ach gäbeſt Du mir bald beſſere Nachricht!

Wie wunderlich ſprichſt Du doch über die Zeichnung! Sei nur ja damit ausgeſöhnt, daß Du ſie mir geſchickt haſt — ich habe das liebe Geſicht, auch mit allen Canaillerien, in dem mannigfachſten Ausdrucke in mir, und viel zärtlicher als das Bild iſt — aber es iſt doch etwas ganz eigenes, ſo auf einmal vor ein wirkliches Bild hinzutreten. — Dieſe ſtille Gegenwart — oft ſo belebend, ſo reinigend — nein ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Du mir es gabſt. Wenn ich Dich habe, wird es mir freilich das nicht mehr ſein können, wie jetzt; aber denke nur, wenn es dauerhaft iſt — und das iſt es doch wohl — wie ſchön, es den lieben Kindern zu hinterlaſſen. In dieſem Sinne könnte ich auch wünſchen, daß ich gezeichnet wäre, ſo wenig oder gar nichts ich auch weiter an meinem Geſicht finde. Aber mich dünkt, alle Eltern ſollten ſich für ihre Kinder malen laſſen. Vielleicht iſt mir dieſe Idee nur ſo wichtig, weil ich ſo früh meine Eltern verloren und mich ſo oft nach einem deutlichen Bilde ihres Aeußeren und Inneren geſehnt habe. Ebenſo, dünkt mich auch, ſollte jeder ein Bild ſeines Inneren zurücklaſſen. — Deinem Gefühl bei der Feuersbrunſt kann ich recht folgen — ich habe ſolche öfter in der Stadt und als Kind auf dem Lande erlebt, und ſehr aufregend hat es auf mich gewirkt — meine Phantaſie ſehr in Bewegung geſetzt — aber ſo rein von Angſt und von Mitleiden iſt mein Ergötzen daran nicht geweſen. In der Nähe habe ich das Feuer nie geſehen, wohl

Luſt gehabt, aber man hat es mir nicht erlauben wollen. Grade das Bild, ein Kind aus den Flammen zu retten, hat mir oft vorgeſchwebt. Ich traue mir in ſolchen Fällen viel Stärke und Geiſtesgegenwart zu — aber geprüft bin ich freilich auch noch gar nicht. — Ach geliebter Ernſt, Du ſchreibſt auch wieder gar zu herrlich und haſt immer ſo ſchönes Vertrauen zu mir — es iſt auch unbeſchreiblich, wie Dein Muth und Deine große Geſinnung mich mit ſich fortziehen. Ja ich kann mir ganz vorſtellen, wie es ein wahrer Genuß ſein kann, etwas großes verhängnißvolles mit einander zu tragen. Siehe, aber ich bin doch ſo kindiſch dabei, ich muß immer durchhin den ſicheren guten Ausgang, das gute Ende ſehen bei allem. Ich muß immer Ausnahmen machen, wie z. B., wenn die Stürme dieſer Zeit Dich könnten eine Zeitlang von mir wegführen, ſo wüßte ich gar nicht mich darüber zu erheben, und dies iſt grade etwas, was mir öfter vorſchwebt — ich glaube, ich habe Dir ſchon in jenem Briefe davon geſprochen. Sage, könnte nicht im Fall des Mißlingens, des Verraths Dich dies treffen? eine Entfernung, die auf lange Zeit vielleicht Dich außer Stand ſetzte unſre Verbindung zu vollziehn? —

Du haſt öfter mit mir von Deinem Tode geſprochen — ich weiß nicht, was ich Dir darüber geſagt — ich habe aber noch öfter daran gedacht nachher — ich kann aber ſo ganz und gar nicht eingehen in den Gedanken, ſo gar nicht auf die Weiſe, wie Du es mir zutrauſt, es hat ſich ſo mit mir geändert. Du weißt, wie ich über den Tod fühlte, als ich E. verloren, wie gar nicht ſchauderhaft und dunkel er mir war, ſondern ganz —

Montag Morgen.

Ich wollte noch viel plaudern geſtern Abend, als Friedchen aufwachte und durchaus nicht einſchlafen wollte, ſo daß ich nur mich zu Bette legen mußte und ihn zu mir nehmen. Ich wollte Dir noch ſagen, wie mir der Tod jetzt ſo unbeſchreiblich dunkel und ſchauderhaft iſt und ich gar nicht anders als mit einem ſchmerzlichen Gefühl daran denken kann, daß einſt Dein ſüßes Leben aufhören wird — daß geliebte Freunde von uns ſcheiden werden. — Doch beſonders kann ich gar nicht recht ertragen Dich todt zu denken — es iſt gar nicht in Rückſicht auf mich, denn es fällt mir niemals ein, daß ich Dich überleben ſollte, ich fürchte das wirklich nicht, bin ich gleich viel jünger. Aber Du lebſt gar zu herrlich und der Tod iſt gar zu dunkel! Ach ich habe das Leben lieb gewonnen, wie ich es noch nie hatte — aber ich weiß dennoch wohl, daß das herrliche Leben grade auch mich hinführen wird zur ſchönen Freude an dem Tode — daß an Deiner Seite ich reifen werde zur höheren Stufe des Lebens. — —

L— läßt Dich fragen, bei welchem Geſange in der Odyſſee Du eben ſeiſt — wir leſen ſie auch zuſammen und erfreuen uns innig des holden Dichters.

Geliebter Ernſt, ach ja, drücke mich nur recht feſt an Deine Bruſt, ſo ſehe ich in das Leben hinein voll der ſchönſten Hoffnungen, voll Rührung, voll tiefer Demuth. — Sage mir bald wieder von Dir und ſage es mir auch, ob Du mich noch ſo außerordentlich lieb haſt. Liebes Leben, leb wohl.

Den 11ten Januar 1809.

— — Ich ſehe mit unendlicher Sehnſucht die Zeit dahin gehen und begrüße auf's innigſte jeden neuen Moment, der mich Dir näher bringt. Ich ſchelte mich oft, wenn ich mich frage, was ich in dieſer Zeit gewinne für mein Inneres, daß es mir ſo gar wenig ſcheint, da ich doch Dich habe und die ſüßen Kinder und freundliche Menſchen um mich. Aber ich habe nicht Phantaſie genug, um im Geiſte ſo viel durch Dich zu genießen als es ſchön wäre. —

Nun nicht viel mehr als drei Monate und ich halte meinen Geliebten in meinen Armen! Ja wohl, mein Geliebter, ſpricht

Dein theures Bild mir auch oft liebevoll zu — in manchen Augenblicken ſehe ich es in Liebe verſunken, doch ohne Lächeln, mich anblickend, mir tief in die Seele ſchauend — oft ſehe ich es auch anders, oft iſt es mir nicht ſo befreundet — aber im nächſten Augenblick ſchon wieder erkenne ich Dich ganz darin und es erhält ſeine alte Beweglichkeit, die mir Dich darſtellt in dem verſchiedenſten Ausdruck. —

Süßer Ernſt, Du machſt mich ſehr geſpannt auf E. W. — zu liebenswürdig iſt ſie, das iſt ſehr viel. Mein Gott, es iſt entſetzlich, wie ich werde zurückſtehen gegen alle die liebenswürdigen Frauen und Mädchen, ich kann gar nicht begreifen, wie Du das nicht auch ſiehſt — aber ich will davon nichts mehr ſagen. — Ich habe heute einen recht hübſchen, geiſtreichen Brief von der Sch. an die Herz geleſen — wird es Dir denn nicht ſtörend ſein, daß ich auch nicht eine Spur von geiſtreich bin? — —

Ernſt, ſagt Dir Dein ahndungsvolles Herz, wir werden das ſeligſte Leben ſchmecken? oder ſagt es Dir bisweilen, wir werden, durch ein gräßliches Geſchick getrennt, einer mit dem andren untergehn? — —

Montag Morgen.

Ich bin ganz allein mit den lieben Kindern — es iſt mir ganz recht, ich will indeſſen recht viel in meinem Herodot leſen und auch fleißig arbeiten und Dein liebes Bild nach dem andren Zimmer nehmen, daß ich es immer vor Augen habe.

Ich habe oft von Dir geträumt ſeit einiger Zeit, aber immer waren wir ſehr innig und recht heiter mit einander. Einmal war ich außer mir, denn Dein Bild ward mir ganz und gar zerſtört, ganz zerſetzt und ganz unkenntlich. Wenige Stunden darauf tratſt Du in's Zimmer und ſtürzteſt in meine Arme. Da trauerte ich nicht mehr um das Bild, ſondern mir war ganz außerordentlich wohl. L. P. hatte neulich ein paar Blätter geſchrieben, die ſie mir vorlas. — — Es war ausgegangen von der Sehnſucht nach dem Wiſſen, die auch mich oft ſchmerzlich ergreift, nach würdiger Uebung der Geiſteskraft, und wie wenig die Männer uns hierin zu Hülfe kommen. — —

Ich ſage mir oft, daß ich mich täuſche, wenn ich mich für recht bildſam halte und mir zutraue die Fähigkeit in etwas tiefer und gründlicher einzudringen. Denn, hätte ich dieſe Anlagen, ſo würde ich weiter ſein, ich würde, trotz der mangelhaften Umgebung, etwas geſammelt haben, würde das erſte Jahr mit E., wo ich Muße und Gelegenheit hatte, mehr genutzt haben. Ich glaube auch gar ſehr, daß auch in dieſem Punkt der Menſch eins iſt mit ſeinem Schickſal, daß man nie den Mangel anders als in ſeinem Inneren ſuchen muß. Und dann widerſpricht mir wieder die Erinnerung der wenigen Jahre in meiner Kindheit, wo ich eines guten Unterrichts genoß und ſehr fröhlich und aufgeweckt mit Leichtigkeit alles trieb, was meinen Geſpielinnen oft bittere Thränen koſtete. — — Du ſiehſt an meinem Geplauder, daß ich gar nicht ſo in Jettens ſchwarze Anſicht der Dinge eingegangen bin. — Liebes ſüßes Leben, ſei nur recht mein und laſſe es Dir wohlgehen. —

Wenn ich Dir ſchreibe, nenne ich Dich ſo ganz ohne Scheu mein, mein eigen. Aber noch nie konnte ich, wenn ich einer Freundin ſchrieb, ſagen: mein Schl., es käme mir ſo anmaßend vor — anders weiß ich es nicht zu nennen — Dich, den außerordentlichen, mein zu nennen.

Den 14ten Januar 1809.

— — Ach ja mein Herzens-Ernſt, wohl fühle ich, daß Du Recht haſt, ſo an mir zu hängen und ſo ganz mein zu ſein — wie könnte ich ſonſt ſo innig mich danach ſehnen, ſo darum flehen zu Gott? Und immer iſt mir ja noch, als wäre meine Liebe faſt noch größer, und ich finde das natürlich, denn ich glaube wohl, daß Du mich ebenſo liebſt, aber meinem Gefühl miſcht ſich die innige Verehrung bei, die ein Genuß iſt, Gott, wie Du es Dir kaum vorſtellen kannſt. Darum ſcheine ich mir auch von allen Frauen, die durch ihre Männer glücklich ſind, doch bei weitem die ſeligſte, weil ich keine kenne, die ein ſolches Recht hätte ihren Mann zu vergöttern wie ich. — Ich habe mich immer viel mehr für die Ehen intereſſirt, wo die Frau ganz durchaus unter dem Manne ſteht, ſo daß ſie allein durch die gegenſeitige Liebe und durch die Mutterwürde zu ihm hinaufgehoben wird, als für ſolche, wenn beide einander faſt gleich ſind an Geiſteskraft und Bildung. Iſt gar die Frau mehr, ſo, behaupte ich, kann es gar keine Ehe ſein — das muß ganz unerträglich ſein. Ich bin ganz glücklich, Dich ſo groß zu lieben und mich ſo klein zu fühlen, denn ich bin doch groß durch Deine Liebe, die auf mir ruhet. Aber, geliebter Ernſt, ich komme immer wieder in das alte hinein, ich bin gar zu voll von Dir und kann es gar nicht auslaſſen, als künftig durch ſüße Liebkoſungen. Ja wenn ich erſt werde hineingeſchlichen kommen in Dein Zimmer — gar nicht um Dich zu ſtören — aber Du mich dennoch bemerkſt und mir liebend zu Dir winkſt — ja dann wirſt Du fühlen, wie mir iſt. Aber ſei nur ja nicht bange, als werde ich Dich zu oft ſtören; Du wirſt ſehen, wie ich wohl Reſpekt für Deine Arbeiten haben werde.

Mir iſt gar wohl geweſen, heute ganz allein mit den Kindern zu ſein — ſie ſind auch ſo lieb geweſen. Ich habe recht wieder gefühlt, daß ich recht gut viel allein ſein könnte, wenn mein Inneres nur immer etwas zu ſchaffen hat. Aber ich freue mich doch erſtaunlich auf das Leben mit vielen Menſchen und ſo verſchiedenartigen.

Was Du mir von Deinen Augen ſagſt, da haſt Du ganz Unrecht. Ich liebe ſie ſehr und finde ſie recht bedeutend, wie ſie nothwendig für Dich ſein müſſen, und daß Du nur nicht ſagſt, ich ſähe wieder mit den Augen der Liebe. — Ich könnte Dir gleich eine Menge Autoritäten anführen, die daſſelbe Urtheil haben. — — Der Herodot macht mir viele Freude, ich habe eine ziemlich gute

Karte von Alt-Griechenland hier, aber keine von Aſien, dadurch geht mir viel verloren.

Recht erſchreckt hat mich die Anzeige in den Zeitungen über Stein. Wie wird Dich das empören, da Du ſo hoch auf den Mann hältſt. — Wie ſehr bitte ich Dich, geliebter Ernſt, mir immer mitzutheilen, wie die Begebenheiten auf dem großen Schauplatz auf Dich wirken, und mir keine Sorge zu verbergen. O laß es Dich ja nicht gereuen, habe ich gleich das Weihnachtsfeſt nicht mit freiem Herzen genoſſen, daß Du Dich damals gegen mich ausgeſprochen.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Berlin, den 21ſten Januar 1809.

Da habe ich doch neulich vergeſſen L—s Frage zu beantworten, wie weit wir in der Odyſſee wären. Wir haben geſtern den 17ten und 18ten Geſang geleſen, und ich mit beſondrer Andacht und Ueberzeugung die Verſe:

„Aber des Magens Wuth des verderblichen kann man unmöglich
„Bändigen, der ſo viel Unheil dem Sterblichen darbeut

Nicht zwar wegen des Hungers, den ich nie gekannt habe, aber wegen des Krampfes, den Homer nie gekannt hat. Indeß war es doch mehr die Erinnerung, als die Empfindung, was mich ſo ſtark ergriff. Nur ein paar Mal im Anfang der Woche habe ich ſeit dem Flußfieber harte Anfälle gehabt, aber nun glaube ich, daß es Ernſt iſt mit der Beſſerung. Wir haben nun noch drei Abende am Homer; denn zwei Geſänge leſe ich immer beim Thee vor, dann, denke ich, will ich Nanni die Aeneide nach der Ueberſetzung von Voß vorleſen, und damit, denke ich, kann ſie für einmal alte Poeſie genug haben. Ich kann Dir gar nicht ſagen, was für einen Reiz der Homer wieder für mich gehabt hat, nachdem ich ihn ſeit vierundzwanzig Jahren — denke Dir, länger als Du lebſt! — nicht geleſen, ſondern nur ſo gelegentlich einzelne

Stellen. Die liebenswürdige Naivität, die friſche lebendige Darſtellung und der geſunde Lebensſinn ſind doch etwas ganz Göttliches darin. Ich habe auch noch neuerlich geſagt, wenn ich nur drei Bücher, die Bibel ungerechnet, aus dem Alterthume retten ſollte, ſo würden es doch keine andern ſein als der Homer, der Herodot und der Platon. Es iſt mir auch immer ſehr wohl, wenn wir ſo den Abend zu Hauſe ſind und etwas homeriſiren. — —

— — Ich habe heut Vorbereitung gehalten. Dabei fällt mir ein, daß ich Dir nun etwas beſtimmen kann wegen des Communicirens, nemlich ich kann nun füglich nicht mehr anders, als in meiner künftigen Kirche communiciren, und da iſt außer morgen nur noch zwei Mal Communion, nemlich am 5ten März und am 16ten April. Laß Dir nun ſagen, ob es ſich ſo trifft, daß Du an einem von dieſen Tagen auch communiciren kannſt; eine große Freude wäre es mir allerdings. — —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 24ſten Januar 1809.

— — Bei jedem Erſcheinen der lieben herrlichen Sonne erwacht lebendig in mir das Vorgefühl des Frühlings. Mit einer Freude, die mir Thränen entlockt, freue ich mich zu allem, was er bringt — zu der lauen mit Düften erfüllten Luft, die vor allem mich unbeſchreiblich durchdringt, zu dem ſüßen Grün, den lieblichen Vögeln, den unſchuldigen Blumen. — — Aber, indem ich eben aus dem Fenſter den ellenhohen Schnee erblicke, kommt es mir faſt lächerlich vor, daß ich ſo in die Frühlingsempfindung verſinken konnte. — Im Freien, an Deiner Seite, unſre Kinder an unſrer Hand, iſt mir das ein gar zu reizendes Bild! —

Wie Deine ſchönen, frohen Ahndungen auch mich wieder mit neuer Hoffnung beſeelt haben, wirſt Du daraus ſchon geſchloſſen haben, daß ich Dir diesmal gar keine Unruhe ausſprach. Demungeachtet iſt es nicht gewiß, ob nicht morgen ein kleiner Anfall wiederkehrt — denn nichts gewiſſes iſt es, was Du mir giebſt — immer nur Deine Hoffnung — nie das beruhigende Wort, daß entweder das Ganze aufgegeben oder daß auf Dein perſönliches Schickſal der Ausgang keinen Einfluß haben kann. —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Mittwoch, den 25ſten Januar 1809.

Es iſt ja ordentlich ſchrecklich, daß ich nun erſt wieder zu Dir komme, ſüßes Herz! alle Tage habe ich nicht nur Luſt, ſondern Sehnſucht mit Dir zu plaudern und denke mir ein Stündchen auszumitteln, und es geht dann immer nicht, und ich ſetze Dich, weil ich Dich eben ſchon als mich ſelbſt anſehe, hintennach, wenn ich zu einer Stunde, die Dir eigentlich beſtimmt war, in ein beſonderes Arbeitsgeſchick hinein gekommen bin. Ich kaue jetzt an etwas recht ſchwerem, an der Einleitung zum Phädon. Sie will noch gar nicht herauskommen und das iſt ein trauriger Zuſtand, den Du wohl noch oft erleben wirſt, und ich will Dich lieber im voraus damit bekannt machen. Die Sache, die ich dann zu machen habe, iſt innerlich noch nicht recht reif, es fehlt noch irgend etwas, und ich weiß nicht was. Ich kann in dieſem Gefühl unmöglich anfangen nieder zu ſchreiben, aber eben ſo wenig kann ich mich entſchließen etwas anderes zu thun; ſondern die Sache muß immer an der Tagesordnung bleiben, ohne daß doch etwas weſentliches daran geſchieht; ſondern im bloßen Hin- und Herwerfen und Sinnen vergeht eine Menge Zeit, die mir ſchmählich lang wird. Das dauert nun, bis mir eine Inſpiration kommt und mir das rechte Licht aufgeht. Nun denke Dir, daß ich noch acht ſolcher Einleitungen zu machen habe, die mir größtentheils eben ſo ſchwer werden wie dieſe. Dann iſt aber auch alle beſtimmte Arbeit bis zu meiner Reiſe zu Dir abgemacht. —

— — Eben habe ich einen Brief von meiner Schweſter Lotte erhalten, die ſich Deines Briefes und auch der Meinigen an Dich ſehr gefreut hat. Sie geſteht mir ein, daß ſie ordentlich verliebt in Dich iſt und hätte uns gern ſchon dies Jahr in Schleſien, weil ſie an über's Jahr allerlei wunderliche Zweifel hat. Ich habe aber gar keine Ahnung, daß etwas dazwiſchen kommen wird, weder gutes noch ſchlimmes. Sie ſchreibt, es ginge ein großes Paquet von ihr ab auf die Inſel, alſo wirſt Du bald einen Brief von ihr bekommen, und nicht durch mich, ſo daß Ihr nun auf einem ganz unabhängigen Fuß mit einander ſteht, und über mich raiſonniren könnt, ſo viel Ihr wollt. — —

Donnerſtag, den 26ſten.

Ich werde nicht mehr lange bei Dir ſein können und will nur ſehn, daß ich meinen guten Ruf des Antwortens nicht bei Dir verliere. Stein's Verfolgung hat mich gar nicht alterirt; ich hatte zwar gar nicht dran gedacht, aber als es kam, war es mir als etwas ganz bekanntes und erwartetes. Nur das hat mir erſtaunlich leid gethan, daß er, was gar nicht nöthig geweſen wäre, ſo ſchnell abgereiſt iſt, und daß ich ihn nicht vorher noch geſehn habe. Ich habe ihm ſagen laſſen, ich gratulirte ihm, denn es wäre die größte Ehre, die einem Privatmann widerfahren könnte, für einen Feind der großen Nation erklärt zu werden. Wenn ich Dir übrigens lange nichts von öffentlichen Angelegenheiten geſchrieben habe, ſo kommt das lediglich daher, weil Alles jezt in einem dumpfen Zuſtande des Brütens und der Erwartung liegt, der wohl noch einige Wochen dauern kann. Sei nicht bange, ich werde mich gar nicht halten können, wenn ich auch wollte; ſobald eine Kriſis ſich nähert, wirſt Du hinlänglich erfahren, wie ich bewegt bin, nimm dann nur nicht Alles ſo ſcharf, wie es ſich im Augenblick ausſpricht. — — Dohna nimmt ſich, ſo viel ich erfahren kann, vortrefflich. Mich ſezt er in raſende Bewegung; er möchte poſttäglich die ausführlichſten Briefe von mir haben, und ich kann auch kaum anders, als willfahren, da ich ihm über Gegenſtände der innern Verwaltung ſchreiben kann, die für mich von dem höchſten Intereſſe ſind. — —

Daß Du Dich ſo in die traurigſte Zeit meines Lebens hinein geleſen haſt und ſo innigen Theil daran genommen, hat mich recht erfreut. Du liebes Herz! ja wohl will ich nun recht glücklich ſein, und Du glaubſt auch nicht, was für eine Ruhe über dieſe ganze Zeit in mir iſt, nur daß ich freilich nicht begreife, wie ſie weſentlich in mein Leben gehört hat, wenn es nicht iſt, daß ich grade dadurch über manches, was zur Ehe gehört, richtiger habe denken gelernt, und ſo kommt ſie auch Dir zu gute, meine theure Geliebte. Was Du ſagſt über das ungleiche Verhältniß von Mann und Frau, darin haſt Du von einer Seite nicht unrecht. Die Einweihung des Mannes und ſeine Tüchtigkeit in Wiſſenſchaft oder Kunſt oder bürgerlichem Leben erſcheint ſo viel größer als die Gegenſtände, worin die Frau ihr Talent entwickeln kann, daß es ſcheint, als müſſe ſie, wo der Mann recht tüchtig iſt, ſich immer untergeordnet fühlen, und wenn die Frau an Geiſt und Charakterſtärke über den Mann hervorragt, ſo giebt es gewiß immer ein ſchlechtes Verhältniß. Aber wenn ſie den Mann verſteht, wie die wahre Liebe ihn immer verſtehn lehrt, und wenn ſie im rechten Sinne Mutter iſt und Gattin, ſo kann doch der Mann ſie nur mit dem Gefühl der vollen Gleichheit umfaſſen, und da ſie ſich in vieler Hinſicht, wenn die Eitelkeit ſie nicht beſizt, reiner und mehr unbefleckt von der Welt erhalten kann als der Mann, ſo iſt das auch wieder eine Seite, wo der Mann ſie über ſich ſtellt mit vollem Recht, ohne daß das im mindeſten das wahre Verhältniß ſtören könnte. Unſchuldiger ſeid Ihr doch in der Regel immer als wir. Ich denke, das läßt Du Dir auch gefallen, wenn Du es Dir recht überlegſt, und ſo iſt eben Alles von der Natur herrlich und ſchön geordnet. — —

— — Deine Andacht zu dem Bilde hat es mir wieder recht anſchaulich gemacht, wie zu der Zeit, als die Malerei in ihrem höchſten Flor war und die heilige Legende noch lebendig, der Glaube an wunderthätige Bilder hat aufkommen können. Denn es iſt doch unglaublich, was für lebendige Kraft, was für eine Durchſichtigkeit und Beweglichkeit in einem Bilde iſt, wenn es mit rechtem Sinn gemacht iſt und auch ſo angeſchaut wird. — —

Berlin. den 26ſten Januar 1809

Wir kommen aus einer recht angenehmen Geſellſchaft, es iſt ſpäte Nacht, aber ich muß Dir doch noch mit ein paar Worten ſagen, daß ich ſeit geſtern und heut, außer der gewöhnlichen, noch eine ganz außerordentliche und ungewöhnliche Sehnſucht nach Dir empfinde. Für eine ſchlimme Ahnung kann ich ſie nicht halten, denn ſie iſt ganz fröhlicher und heiterer Art; aber es muß wirklich etwas beſonderes bedeuten. Sieh, bei ſolchen Gelegenheiten kann ich mir denken, daß es etwas ſehr beruhigendes iſt, ein Bild zu haben, was man anſehn kann, was die Sehnſucht auf der einen Seite befriedigt, auf der andern noch mehr erregt. Höre, das iſt mir ſchon recht, was Du mir neulich ſchriebſt, warum Du Dich von meinem Bilde doch nicht trennen willſt, wenn Du auch hier biſt. Es liegt darin ein Familienſinn, der eigentlich für mich faſt das einzige wahrhaft Adeliche iſt, was es für mich giebt. Darum wollen wir denn, wenn Du erſt hier biſt, bei Zeiten dafür ſorgen, daß wir ein Bild von Dir bekommen. — —

— — Seit undenklich langer Zeit, bin ich zum erſten Mal einmal wieder im Theater geweſen. Nanni wollte ſo gern einmal hingehn. Nun erfuhr ich, daß ein ziemlich neues Stück von Kotzebue ſollte gegeben werden, worin Iffland und die Bethmann ſehr ſchön ſpielen ſollten. Wüßte ich, daß Du das Stück geleſen hätteſt, ſo ſagt' ich etwas darüber. Der Kotzebue iſt doch ein niederträchtiger Kerl. Er hat auch nicht die mindeſte Vorſtellung von wahrer Sittlichkeit und ſelbſt, wo er edle Charaktere aufſtellen will, verdirbt er ſie auf die gemeinſte, ekelhafteſte Art, und man ſchämt ſich ordentlich und ärgert ſich, wenn man ſich bei einzelnen Situationen rühren läßt, was mir ehrlichem Hunde doch hie und da begegnet. — —

Dienſtag Abend.

— — Kommt Dein Brief heut Nachmittag, eben als ich ins Kolleg gehn will. Es iſt doch ganz herrlich, daß ich mich umſonſt geängſtigt habe. — Ach Gott, ich rede das ſo hin, als ob noch Alles beim Alten wäre! Du weißt, wie das iſt; man kann ſich manchmal nicht recht beſinnen bei großen Veränderungen. Aber ich will lieber gleich damit anfangen, ehrlich wie wir immer gegen einander geweſen ſind, Dir zu geſtehn, daß Dein Brief doch einen ſonderbaren Eindruck auf mich gemacht hat. Daß Du nicht einen Funken geiſtreich biſt! es iſt doch recht fatal. Tiefes Gefühls ermangelſt Du auch, das iſt ſchon die alte Geſchichte, die geprieſene Stärke iſt auch nicht die wahre! ich weiß nicht, wie bin ich doch darauf gekommen Dich zu lieben? Es iſt, als ob der Nebel mir von den Augen fiele und es ſcheint mir eine verdrießliche Geſchichte, von der ich ſuchen ſollte auf gute Art wieder los zu kommen. — Geſchwind, liebſte Jette, komm, fall mir um den Hals, vergieb mir den einfältigen Spaß, der mir ſo in die Feder kam und ſieh mir dann recht tief durch die Augen in das Herz, und lies darin, wie wir einander angehören, wie ich Dich gar nicht anders will als Du biſt, und wie ich am Ende beſſer wiſſen muß als Du, wie geiſtreich, wie gefühlvoll und wie ſtark Du biſt. Ja ich will es Dir auf ein Haar ſagen; nur was das Geiſtreiche betrifft, muß ich erſt darüber nachdenken; denn bis jezt habe ich Dich noch gar nicht auf ſolche einzelne Qualitäten angeſehn, ſondern nur aus einem Stück genommen und geliebt. Aber im Ernſt, es wäre doch übel, wenn Du gar keine geiſtreiche Ader in Dir hätteſt. Ich bitte Dich, grade darnach und ſuche ſie auf, ſie wird ſich ſchon irgendwo verſteckt finden; denn den Aufwand des Geiſtreichen wirſt Du doch in unſerm Hauſe allein beſtreiten müſſen. Ich meines Theils bin es gar nicht, darauf verlaſſe Dich. Haſt Du wohl jemals in meinem Weſen oder in meinen Schriften einen glänzenden Einfall, eine überraſchende Wendung, eine treffende aber unerwartete Zuſammenſtellung gefunden? und dergleichen nennt man doch geiſtreich. Beſinne Dich nur recht, es iſt Alles raſend conſequent, das bilde ich mir wenigſtens ein, aber auch Alles ſo kahl, wie es aus der Nothwendigkeit hervorgeht, und daher eben trocken und einförmig. Ja wenn ich einmal auch nur witzig bin, ſo glaube nur ſicher, daß ich das nicht ſelbſt bin, es iſt nur mimiſches Talent; es ſchwebt mir dann irgend ein witziger Freund vor, in deſſen Seele ich rede, ich ahme nach und wenn es auch nur par anticipation wäre. — Wenn Du alſo ſo ſehr auf geiſtreich hältſt, ſo habe ich noch mehr Urſache mich vor Steffens zu fürchten und vor Brinkmann und vor manchem Andern, als Du vor Caroline und Hanne und Wilhelmine und was weiß ich wem ſonſt. In Recenſionen werde ich zwar immer geiſtreich genannt, das iſt der gewöhnliche Beiname, den mir die Leute geben; aber wenn ſie wüßten, was Geiſt wäre, recenſirten ſie ſchwerlich. Höre Jette, wir wollen einen guten Vertrag mit einander machen, bei dem wir, wie es immer ſein ſoll, Beide gewinnen, und den wollen wir deshalb redlich halten, wir wollen uns nie mit Andern vergleichen, es kommt nicht das Mindeſte dabei heraus; und wenn mir zugemuthet würde, Dich ſo durch Vergleichung zu beſchreiben, ſo wüßt ich gar nicht anders zu antworten, als: „Ja meine Gnädigſte, ſie iſt nicht ſo liebenswürdig als Sie, nicht ſo geiſtreich als eine zweite, nicht ſo verſtändig als eine dritte, nicht ſo liebevoll als eine vierte, nicht ſo unterrichtet als eine fünfte, nicht ſo hübſch als eine ſechſte, aber alles zuſammengenommen iſt ſie doch die einzige die ich liebe.“ Könnteſt Du das wohl anders machen in Abſicht auf mich? Außerordentlich will ich deshalb doch bleiben und Du auch. — Sei nur nicht böſe, geliebtes Kind, über meinen Uebermuth. — —

— — Mit Eurem Wiſſen, das iſt ſo ein Gegenſtand, über den viel zu ſagen wäre. Nur das iſt ſehr natürlich — und Ihr müßt es ihnen nicht übel deuten — daß Euch die Männer dabei nicht ſonderlich zu Hülfe kommen. Bedenkt nur, wie ihre ganze Erziehung von Jugend an darauf eingerichtet wird, wie ſie ſich abarbeiten müſſen ihr Lebelang, wie diejenigen, die etwas ordentliches wiſſen, ihre ganze Zeit daran wenden und dann doch fühlen, daß ſie wenig erlangt haben. Nun kennen ſie keinen anderen Weg, als den ſie ſelbſt gegangen ſind, und wo ſollten ſie alſo die Hoffnung hernehmen Euch zum Wiſſen zu verhelfen. Nun giebt es freilich einen anderen Weg, aber den können nur diejenigen ahnen, in denen ſich Wiſſen und Gefühl auf eine ſo innige Weiſe durchdrungen haben, wie es gar ſelten der Fall iſt. Ich habe wohl eine Ahnung davon, und ich glaube, ich könnte Dir zu manchem Wiſſen, gerade ſo wie Ihr es haben könnt, verhelfen. Nur fehlt mir, daß ich über die Gegenſtände, die Euch die intereſſanteſten ſind, nicht immer Einzelnes genug wiſſen werde, um Dich zu befriedigen. Man muß Euch, meine ich, alles Wiſſen unmittelbar religiös machen, und dann auch wieder unmittelbar ſinnlich; das Erſte könnte ich wohl, aber zum Lezten würde mir oft das Einzelne fehlen, wenn ich ſo unvorbereitet in lebendigem Geſpräch Euch belehren ſollte. Ich habe mich immer hartnäckig geweigert, Vorleſungen zu halten vor Männern und Frauen, aber ich möchte recht gerne welche halten vor Frauen allein, das heißt aber auch nur vor ſolchen, die ich genauer kenne, und ich denke, es wird ſich machen laſſen, daß wir uns ein regelmäßiges Abendſtündchen zu ſolchen Unterhaltungen nehmen. Die Anlage zum tiefen Eindringen in das Innere ſage ich Dir auf den Kopf zu, die haſt Du; aber mit dem gründlichen Wiſſen in das Einzelne hinein, damit, glaube ich, wird es Dir nicht ſo gut gelingen wie unſerer Herz. Daß Du das erſte Jahr mit E. nicht gleich zum

Wiſſen genuzt haſt, iſt wohl ſehr natürlich; aber Du warſt doch auf dem Wege. Du haſt ja mit ihm die Reden geleſen und den Platon angefangen, das war ſchon die rechte Seite, nur zu ſehr vom Schwerſten begonnen und E. hatte wieder nicht Zeit genug, um anders als mit Büchern anzufangen. Laß nur ſein, wir wollen uns das Alles ſchon geſtalten, und die Geſchäfte ſollen mich nie ſo ganz einſchnüren, daß ich nicht auch in dieſem Sinne recht viel mit Dir leben könnte. — —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 2ten Februar 1809.

So lange habe ich nicht an Dich geſchrieben, theurer Ernſt, aber heute bedarf ich es recht, mich an Deine liebende Bruſt zu lehnen, mein betrübtes Herz an Deiner Liebe aufzurichten. — O mein Ernſt, das Bild unſres ſterbenden E. iſt mir vor Augen — ja auch das erquickende und ſtärkende ſeines Eintritts in einen höheren, ſchöneren Zuſtand. — Allein trübe Gedanken und Gefühle mancher Art verwirren mein Gemüth, und ich hätte keine größere Sehnſucht, als ohne Worte Dich ganz in mein Inneres blicken zu laſſen, daß es offen vor Dir läge, wie ein entfaltetes Blatt. Ach daß es möglich wäre, daß Du ſo um mich wiſſen könnteſt! O mein Geliebter! Daß E. ein Zeichen von ſich geben könnte, daß er von uns weiß, uns liebt und ſegnet! O wie umſchlingt mein ganzes Weſen Dich heute auf's neue — wie ſchließe ich mich feſt an Dich — und ziehe unſre Kinder an unſer Herz. — —

Ich habe heute mehr in der Vergangenheit gelebt als in der Zukunft, und dies iſt wohl ganz recht — es iſt dies einer von den Tagen, die ganz beſonders dem Andenken des theuern Verſtorbenen geweiht ſein müſſen. — Das Bild der ſchönen Tage, die ich allein an ſeinem Krankenbette zubrachte, habe ich mir oft vorgehalten — denn es iſt mir beſonders rührend und erfreulich.

Ich habe nie ſo ganz in ihm gelebt, mit ganzem Herzen und allen Sinnen, als in jenen Tagen. — —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Den 5ten Februar 1809.

Ich habe Deinen Brief vor mir, und das erſte, worauf meine Augen fallen, iſt wieder die fatale Ungleichheit von mein und Dein. Höre Kind, das iſt gar nicht zu leiden und auch der leiſeſte Gedanke daran muß aus Dir heraus. Gott, wie ſoll ich es denn Dir zu fühlen geben, daß ich ganz und gar Dein eigen bin? — — Aber es gehört noch eins dazu — und das wird Dir ſehr parador vorkommen, aber eben darum ſage ich es Dir grade ſo. Nemlich Du mußt auch nicht mehr mein ſein wollen, als ſich gehört. Sonſt kann die Gleichheit nicht herauskommen. Was ich Dir von Ehe und Geſellſchaft geſagt, gilt Dir eben ſo gut als mir. In der Geſellſchaft mußt Du Dich ganz frei gehn laſſen, jedem ſein, was Du ihm ſein kannſt, und von jedem haben, was Du von ihm haben kannſt, und dabei immer wiſſen, daß Alles, was Du ſo genießeſt und giebſt, doch immer auch mein iſt, eben weil Du ganz mein eigen biſt. Eher als Du in dieſem ſchönen, unbefangenen Sinne in der Geſellſchaft gelebt haſt, kannſt Du gar nicht einmal wiſſen, ob Du geiſtreich und intereſſant biſt; denn in unſerem Zuſammenſein kann das gar nicht ſo heraustreten, weil in dem wahren Leben der Liebe alle dieſe kleinen Herrlichkeiten ſo etwas kleines ſind, daß man gar nicht recht darauf merkt. Iſt Dir nicht auch ſo zu Muth, daß, wenn wir Beide ganz unter uns auch einmal recht ernſthaft oder auch recht lebhaft die intereſſanteſten Gegenſtände abſprechen und Du wollteſt nachher ſagen oder auch nur bei Dir denken, ich wäre doch recht geiſtreich und intereſſant geweſen, daß das lächerlich ſein würde und daß das Dir auch gar nicht einfallen kann? —

Heute Abend ſteht mir etwas langweiliges bevor. Ich bin in einer Geſellſchaft von Männern, die mir alle nicht gut genug ſind. Alle von untergeordneten Anſichten; da werden ſchöne Albernheiten geſchwazt werden über die gegenwärtigen Zuſtände. Eins von dreien und vieren thue ich in ſolchen Fällen. Entweder ſtoße ich die bitterſten Sarkasmen aus und mache die Leute verſtummen, oder ich verwandle Alles in Spaß, oder ich bringe kein Wort hervor, oder ich entrire ganz in ihr Weſen und perſiflire ſie ſo leiſe, daß ſie immer zweifelhaft bleiben, wie es gemeint iſt. Wie mich nun zuerſt der Geiſt der Geſellſchaft anweht, ſo wähle ich unwillkürlich eine von dieſen Maximen und die bleibt dann den ganzen Abend in Ausübung. Auf jeden Fall werden die Leute geängſtigt und wünſchen mich zu allen Teufeln und raiſonniren hintennach ſchrecklich über mich; aber ich kann unmöglich anders, warum ſind ſie ſolche jämmerliche Käuze.

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 10ten Februar 1809.

Wie Du mich erfreut haſt, geliebter Mann, durch die ſüßen Betheuerungen in Deinem letzten Briefe, das könnteſt Du nur wiſſen, wenn Du alle meine inneren Zweifel kennteſt, die ohne Zahl ſind. Es iſt mit meinem inneren Leben, wie mit allem, was ich äußerlich treibe, wenn ich mich gehen laſſe. Eines herrſcht vor und alles andre muß darunter leiden. So habe ich ganze Zeiten, wo ich ganz ſo hin lebe, ohne an mich zu denken, ohne etwas aufzuregen in mir, als was von ſelbſt wach iſt — dann kann mit einemmale wieder eine Zeit kommen, wo ich in ein Meer von Grübeleien über mich ſelbſt verſinke, und dann iſt auch mein Lebensgenuß getrübt. Solche Zeiten habe ich nun gehabt, und Du haſt ja ſchon manches davon hören müſſen. Es iſt doch ein ganz köſtliches Gefühl, ſich ſelbſt zu lieben und zu achten —

weshalb nur habe ich es am meiſten gehabt, wenn ich am unglücklichſten oder am meiſten verkannt war? Und warum wächſt die Selbſterniedrigung in ſolchem Grade, nun die Menſchen mich ſo heben? — —

Gewiß, mein geliebter Ernſt, haſt Du recht viel in dieſen vergangenen Tagen an uns und an unſern theuern E. gedacht — ich habe es recht tief empfunden, wie ohne die Treue, die feſt das Alte im Herzen behält, kein Gemüth heilig und fromm, und kein Glück vollkommen ſein kann. Ich habe ſehr zu Gott gefleht deshalb — und wenn mir bisweilen geweſen, als wohne dieſe Treue nicht in mir, ſo habe ich es doch nun recht gefühlt, daß ſie mir nicht fremd iſt, und daß ſie in der Tiefe, im Grunde meines Herzens, rein und unverletzt wohnt.

Nicht wahr, mein Theurer, Dir iſt es auch noch immer ſo, auch nach allem, was ich Dir ausgeſprochen habe, wie das neue Glück mich erfüllt und hinreißt? — — Freuen kann ich mich außerordentlich zu den vielen intereſſanten Menſchen, ſie nur zu ſehen und zu hören, ohne weiter auf Annäherung mit Vielen Anſpruch zu machen. Wir haben geſtern in Götemitz viel von Schlegel's geſprochen. Mein Gefühl über Friedrich trifft nach allem, was ich von ihm kenne, ſehr mit Jette ihrem zuſammen.

Lieber Ernſt, wie wird mir doch jenes Leben ſein, mir, die ich immer in den engſten Kreiſen gelebt habe?

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Den 12ten Februar 1809.

Wieder ſind ſich unſre Briefe begegnet mit dem Andenken an unſeren theuern Entſchlafenen. Wohl haſt Du recht, ohne Worte ſchließe ich Dich am liebſten mit Deiner Trauer an meine Bruſt, ganz Eins mit Dir in Liebe zu ihm und heiligem Andenken an ihn. Recht herrlich und beruhigend muß Dir dabei das Gefühl ſein, daß Du gerade in den letzten Tagen ſeines Lebens ſo ganz mit ihm gelebt haſt, daß das Ende auch die rechte Vollendung war Eurer ſchönen Ehe — von Deiner Seite wenigſtens. Nur das ergreift mich immer ſo beſonders ſchmerzlich, daß es ihm nicht vergönnt war ſich ſeiner und Deiner bewußt zu bleiben bis an's Ende, und ich tröſte mich nur nach recht gelaſſener Ueberlegung damit, was ich in einer Predigt geſagt habe, daß der lezte Augenblick des vollen Bewußtſeins auch der lezte des Lebens iſt. Wie ich meine körperliche Natur kenne, glaube ich, daß mir das werden wird, was ich unſerem Theuren ſo gern gegönnt hätte. Ja, liebe Jette, die Zeit ſeines Todes ſoll uns immer eine heilige Zeit ſein in unſerem Hauſe; ſie geht auch ſo ſchön unmittelbar der Paſſionszeit, der allgemeinen Todtenfeier der Geiſter voran, und unſere Kinder ſollen auch ſo bald als möglich lernen die Liebe und Verehrung des entſchlafenen Vaters mit der Liebe zu dem lebenden zu verbinden. Aber, theures Kind, gehe dann auch nicht über das hinaus, was uns Gott beſtimmt hat, und wünſche nicht, daß E. noch ein anderes Zeichen geben könnte, als das herrliche in unſeren Gemüthern, daß unſere Liebe und ſein Andenken ſich ſo herrlich in uns einigen, in einerlei Freude und Thränen, und daß, wenn Du ſo ohne Worte in den Tagen ſeines Todes in meinem Arm ruhſt, und ich Dir die wehmüthig feuchten Augen küſſe, dies Beides ſo ganz eins ſein wird — und das eben ſo herrliche außer uns, daß wir ſein Ebenbild haben in unſeren Kindern, und daß es unſer erſter Wunſch iſt, ſie ſeiner würdig zu bilden. Kann es ſchönere Zeichen geben? Können wir in einem würdigeren Bilde das ewige Sein des Entſchlafenen anſchauen?

Nun Eins noch für heute. — Du willſt immer wiſſen, wie ich bewegt bin, und was auch Ihr ohne Zweifel hört von den nächſt bevorſtehenden Erſchütterungen, macht Dich jezt gewiß beſonders verlangend danach. Ich kann Dir ſagen, daß ich von der höchſten und ſeligſten Ruhe bin. Es ſteht klar vor mir, daß in wenigen Monaten entweder Alles gewonnen iſt oder Alles verloren, je nachdem die Regierung ſich entſchließen wird, und es iſt noch ſehr unbeſtimmt, wie ſie ſich entſchließt. Ich weiß aber, daß ich Alles gethan habe und immer thun werde, was in meinen Kräften ſteht, um das Beſſere herbeizuführen, und darum bin ich ganz gelaſſen, und es lebt die feſte Ueberzeugung in mir, daß, wie es auch werde, das Leben mit Dir mir doch nicht fehlen wird. Theile doch recht dieſe Ruhe mit mir, mein theures Herz; ich glaube nicht, daß irgend etwas ſie mir wird rauben können. — —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 13ten Februar 1809.

— — Dein Brief hat mir recht innige Freude gemacht. Du plauderſt gar ſüß, Herzens-Ernſt, obwohl Du eigentlich unbarmherzig auf's äußerſte mit mir umgehſt. Warte nur, da meine Demuth Dir ſo vielen Muthwillen eingiebt, ſo will ich mich an Dir rächen durch einen ſolchen Stolz und Uebermuth, daß Du jene noch zurückwünſchen ſollſt. —

Höre, geliebter Mann, ich glaube doch, daß Du geiſtreich biſt und daß auch in Deinen Schriften etwas davon zu merken iſt, wenn Du gleich auch Recht haſt mit dem conſequenten und nothwendigen. Ich glaube, Du haſt doch ſchon manchen und nicht wenige durch überraſchende Wendungen erfreut, und den Unverſtändigen, die gern im alten Schlendrian bleiben wollten, Aergerniß gemacht durch die neuen Lebenswege, die Du geöffnet. Aber ſchlage mir auf den Mund, daß ich über Deine Schriften ſchwatzen will — genug, ich meine, daß Du geiſtreich biſt und ich auch keine Ader davon in mir habe. Aber ich muß noch einmal ein Lamento anfangen, wie heillos Du mit mir verfährſt — mir ſo vorzurücken, was ich alles nicht bin! — Nun, nimm nur den Verſöhnungskuß — ach nimm ihn, wie Du willſt, ſüßes Herz, ſo innig, ſo ganz — ich bin ja ſo ganz Dein, und umfaſſe Dich mit dem immer wachſenden Bewußtſein, daß Du mein, ganz mein biſt und daß ich wirklich für Dich die rechte bin. Ach Du ſagſt es mir ja immer wieder ſo unausſprechlich ſüß. Mein Ernſt, ich bin doch gar zu glücklich! —

Den 16ten Februar.

Mein geliebter Ernſt, ich komme zu Dir, mich recht zu erquicken — von Dir kommt mir ja neues Leben, in Dir thut ſich ja eine ganze Welt mir auf. —

Den Vertrag wegen des Vergleichens, den Du mir vorſchlägſt, wird mir wohl nicht ſchwer zu halten werden. Denn das Vergleichen iſt gar nicht meine Art, und wenn Du meinſt, daß das, was ich Dir über mich ſchrieb, daraus hervorgegangen ſei, ſo thuſt Du mir wirklich Unrecht. Ich weiß recht gut, daß das Vergleichen bei Menſchen ganz ſinnlos iſt. Ein recht herrliches Bild iſt es, was Du mir da vormalſt — wenn wir nemlich alle, wie Deine Schülerinnen, um Dich herumſitzen werden und Du uns nährſt aus Deinem Schatze.

Ganz frühlingsmäßig wird hier ſchon die Luft und die Lerchen ſollen ſchon fleißig ſchwirren — ich habe ſie ſelbſt noch nicht gehört. Immer mehr naht ſich heran die ſchöne Zeit, wo mit dem Aufblühen der Natur auch unſer ſchönes Leben beginnt. — O mein Herzens-Ernſt! ein wunderbares Gemiſch von Freude und von Wehmuth iſt in mir, wenn ich an mein Scheiden von hier denke — von den lieben Menſchen, die ſo mit mir litten und trugen — von meiner geliebten Schweſter — von der ſüßen Natur, die ſo tröſtend und erfreuend ſich an mein Herz gelegt. — Und dann — die unendlich ſchöne Welt, die in Dir ſich mir aufthut — in Dir allein, mein Geliebter, ganz ſo reich, ganz ſo herrlich, auch ohne des ſchönen Umhanges von Genüſſen, die mein Leben noch als Zugabe erfreuen werden. —

Den 19ten Februar

— — Aber Du böſer lieber Mann, hatte ich Dich nicht gebeten zu meinen Redensarten kein ernſthaftes Geſicht zu machen? Es war doch faſt purer Scherz. Du hatteſt ſo viel von der intereſſanten Frau geredet, daß ich mich ein bischen empfindlich ſtellen wollte, und da miſchte ſich etwas Wahrheit über mich ſelbſt hinein, nemlich, daß ich mich nicht intereſſant finde, was man eben in der Geſellſchaft ſo nennt — davon redeten wir doch auch nur. — Daß ich fürchte, Du möchteſt einen weſentlichen Mangel an meiner Seite empfinden, davon habe ich doch wohl gar nicht geredet. Darüber habe ich ja immer ganz daſſelbe Gefühl gehabt, wie Du hier ausſprichſt, daß der erſte ſolche Augenblick, der des Todes für unſer Glück ſein müßte. O Gott, mein Geliebter, ich hoffe, wir werden ihn nicht erleben, ich glaube Dir, daß ich werde mit Dir theilen können alles, was Du treibſt und was Dein Herz bewegt.

Geliebter Ernſt, ſo ſehr es mir auch am Herzen gelegen, Dir alle meine Mängel recht vor Augen zu halten, ſo iſt mir doch nie eingefallen, daß wir uns dabei beruhigen könnten, wenn ſie wirklich der Art wären, daß ſie Dir eine Lücke ließen. Gewiß, mein Geliebter, iſt mein Gefühl über die wahre, einzige Ehe immer ganz zuſammentreffend geweſen mit Deiner Anſicht. Aber mich dünkt, auch Dir muß dieſer Widerſpruch einigermaßen einleuchten, daß ich wohl fühlte Deine ganze Liebe, und wie Du dadurch mein ſeiſt — daß ich aber in der Reflexion über mich unmöglich ſo ſchnell dahin kommen konnte, Dich, dem Verehrten, mich ſo kühn zur Seite zu ſtellen, und zu wiſſen, ich ſei die einzige, rechte. —

Ja wohl, äußerſt lächerlich wäre es und Deine bloße Zeichnung davon hat mich recht amüſirt, nemlich, wenn wir geredet hätten und ich wollte dann ſagen oder denken, wie geiſtreich!

Ich kann Dich auch verſichern, daß ich das noch nie gedacht habe, ſondern ganz und gar, durch und durch, biſt Du für mich geiſtreich und alles andre, kurz ganz herrlich! Das iſt ganz intereſſant, wie Du die Männer da behandelſt, aber ernſthaft ſage mir doch, verlohnte es ſich doch nicht, ihnen das wahre zu zeigen — ſind doch wohl nicht manche darunter, die dem Guten die Hand bieten würden, wenn ſie es erkennten, aber nur zu ohnmächtig ſind, es aus ſich ſelbſt zu erkennen? Schon hier auf Rügen iſt manche Klage über Dich erſchollen, daß Du über bedeutende Gegenſtände Dich gar nicht äußerteſt in Geſellſchaft. Manche ſind recht betrogen, wenn ſie etwas auf's Tapet brachten, worüber ſie nun grade von Dir belehrt ſein wollten und Du haſt dann entweder ganz geſchwiegen oder biſt leicht eingegangen in ihre Meinung, ohne etwas eigenes tüchtiges zu ſagen, kurz ganz ähnlich, wie Du es ſelbſt beſchreibſt. Bisweilen geſchieht doch wohl Einigen zu nahe, die wirklich gern das beſſere aufnähmen. — —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Den 21ſten Februar 1809.

Am Sonntag habe ich in meiner künftigen Kirche gepredigt. Es war der Anfang der Paſſionszeit, in der ich immer vorzüglich gern und mit beſonderer Andacht rede. Ich war auch ziemlich mit meiner Predigt zufrieden, wiewohl ich vorher weniger als ſonſt hatte ordentlich daran denken können. Den ganzen übrigen Tag konnte ich aber auch nicht zu mir ſelbſt kommen. — —

— — Vorwürfe habe ich mir ſchon ein paar Mal gemacht, daß ich Dir noch immer nicht auf Deine Frage nach Alexander Dohna geantwortet, weil Du mein Schweigen ſo leicht mißverſtehen könnteſt. Es iſt überaus ſchwer über ihn mit jemand zu reden, der ihn gar nicht kennt, und ich möchte nicht dafür ſtehen, daß Du nicht durch mich eine ganz falſche Vorſtellung von ihm bekämſt. Ich glaube, Du könnteſt ihn aus einem Briefe beſſer kennen als aus allen Beſchreibungen, die ich Dir machen könnte.

Auch mein Verhältniß zu ihm iſt nicht recht leicht zu beſchreiben. Wenn man auf das Weſentliche ſieht, ſtehn wir einander ſehr nah; wir wiſſen jeder alles wichtige vom andren, wir haben gegenſeitig ein unbegränztes Vertrauen, und ſprechen wir über etwas, ſo ſagt jeder ganz unverholen ſeine Meinung. Dabei lieben wir uns auch perſönlich ſehr, ſind gern zuſammen und keinem iſt an dem anderen etwas ganz beſtimmt zuwider. So ſind wir dem Weſen nach ganze wahre Freunde; aber es tritt doch in der Erſcheinung nicht ganz ſo heraus, wie wohl zwiſchen mir und Anderen. Gar nicht etwa, als ob ſein Rang oder ſeine Art ihn zu behandeln eine Scheidewand ſezte, Gott bewahre, davon iſt auch nie im mindeſten die Rede geweſen. Aber theils iſt eine ganze Seite in mir, die in meinem Umgang mit Alexander nie recht herauskommt, das iſt die leichte, luſtige, muthwillige — auch das nicht, als ob er etwa Anſtoß daran nähme, aber ſein Weſen ladet mich nicht ein, mich darin gehn zu laſſen mit ihm, er ſelbſt geht nicht hinein und erwiedert es nicht, es liegt nicht in ſeiner Natur, und ſo gebe ich ihm immer am liebſten das, was ihm das liebſte iſt — kurz der Ernſt bleibt immer das herrſchende in unſerem Verhältniß, und wenn ich mir das einmal ſo recht klar vorſtelle, ſo fehlt mir etwas darin. Theils hat Alexander eine ſolche Art von Reſpekt vor mir, die mich zuweilen drückt. Beſonders wenn ihm etwas an mir nicht recht iſt, muß es ſchon eine ganz eigene Bewandtniß haben, es muß entweder in Verbindung ſtehn mit dem öffentlichen Leben, oder es muß ſchon längſt vorbei ſein, wenn er mit mir davon reden ſollte; ſonſt hat er das Herz nicht. Das ſind ſo die Grenzen unſeres Verhältniſſes; innerhalb dieſer ſind wir aber vollkommen zutraulich und offen, und jeder des andren ganz gewiß. —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 20ſten Februar.

— — Ja Deine heilige Freundſchaft für E. wird das ganze Leben hindurch ihn verherrlichen, ihn feiern — und in mir wirſt Du ſie auch immer neu beleben, die treue, ewige Liebe zu ihm. — O mein Lieber, mir ſtehen die Worte nicht zu Gebot es auszuſprechen, wie meine Seele aufgeregt iſt in unendlicher Liebe für Dich — im Gebet um E—s Liebe — in Dankgefühl gegen Gott und innigem Flehen und Sehnen zu ihm. Der höchſte Genuß jedes Glückes, jedes Schönen iſt doch in den Augenblicken, wo es am innigſten zuſammenſchmilzt mit unſerer Liebe, unſrer Sehnſucht nach dem Unendlichen. — Mein ſüßer Ernſt, ich habe lange nicht ſolche Augenblicke gehabt wie dieſen Morgen, und es iſt mir die Hoffnung aufgegangen, als werde mein Herz der ſtillen Frömmigkeit, des ſeligen Gefühles der Gottes-Nähe wieder mehr genießen, als ich es wirklich eine Zeither in mir gefunden. — Dein heiliges Werk iſt es in mir, mein Geliebter! ach alles Gute werde ich immer Dir danken. —

Ja wohl ſind die Nachrichten von den bevorſtehenden Erſchütterungen auch bis zu uns gedrungen, und mein Verlangen Deine Stimmung darüber zu wiſſen war recht groß. Ich denke oft ſo viel hin und her, was Du wünſchen, was Du hoffen kannſt für das Vaterland — aber es iſt mir undurchdringlich, unerklärlich, wie es noch etwas unternehmen könnte in ſo entkräftetem Zuſtande. Ich will Dir folgen und keine Unruhe mir geſtatten, will wenigſtens ſelbſt als Grillen behandeln, was mir etwa aufſteigt — o mein Geliebter, wie wäre es anders, wenn wir in jedem bedrängten Augenblick uns ſtärken könnten Einer an des Andern Bruſt!

Es freut mich ganz außerordentlich, daß unſer Leben in ſo klaren Bildern vor Dir ſteht und ich begreife ſehr wohl, wie Dich jene Aeußerung in meinem früheren Briefe ſchreckhaft ergreifen konnte. Es durfte aber doch nur vorübergehend ſein — denn auch mir iſt jene Stimmung vorübergegangen und ich habe oft recht beſtimmt gefühlt, daß ich noch einmal recht und ganz glücklich werden müſſe, um zu werden, was ich ſein kann. — —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Den 3ten März 1809.

— — Nun zu Deinem lezten Briefe. Ich hätte zu Deinen Redensarten kein ernſthaftes Geſicht machen ſollen und habe es doch gethan, nicht, als ob ich nicht gewußt hätte, wie vieles Scherz darin war und wie weniges Ernſt, und daß eigentlich gar nichts Weſentliches zu berichtigen war zwiſchen uns. Aber wofür hieße ich denn Ernſt, wenn es nicht recht zu mir gehörte, manchmal recht unerwartet und plözlich aus dem Scherz überzugehn in den Ernſt? Ich habe Dir das ſchon ein paar Mal gemacht, und auch dieses Mal hat Dein klein weniges Ernſt den großen Ernſt hervorgelockt, und es ward mir recht ſo zu Muth, Dir das ſchöne Weſentliche, worüber wir ſo eins ſind, grade ſo auszuſprechen. Eben damit Du mir hernach ſagen möchteſt, daß Du ganz mit mir einig biſt. Ein andermal mache ich wieder ebenſo aus dem Ernſt Scherz; das kennſt Du wohl ſchon, nicht wahr? und gehörſt unter die ſehr wenigen Frauen, die es recht verſtehen und bei denen ich es wagen darf ohne Mißdeutung. Denn oft bin ich ſchon darum ſpöttiſch, irreligiös und recht hartherzig gehalten worden. Wer weiß, ob nicht auch L—s und S—s Verdacht, daß ich wohl nicht ganz frei von weltlichen Grundſäzen ſei, nicht auch daher kommt. Wenn die ſich mit ihren Vorſtellungen und Zweifeln über die Verhältniſſe, deren Du erwähnſt, an mich gewandt hätten, ſo würde ich mich allerdings berufen gefühlt haben alles mögliche zu thun, um ihnen meinen Sinn darüber und die Sache ſelbſt recht klar zu machen, und wenn Du irgend etwas dazu thun kannſt, daß es künftig geſchieht, ſo thuſt Du mir ordentlich einen Gefallen. Da bin ich ſehr gern zu Erläuterungen bereit, aber mit den Männern, liebſte Jette, nehme ich mich grauſam in Acht. Wenn ich einen oder ein paar allein habe, dann nicht; und wenn ich merke, daß es einem ordentlich darum zu thun iſt, meine und ſeine Meinung über einen Gegenſtand durchzuſprechen, werde ich ſchon ſuchen, mir ihn allein zu haben, wenn ich nur irgend glauben kann, daß es zu etwas führt. Aber in Geſellſchaft haſſe ich nichts mehr und hüte mich vor nichts ſo ſehr, als was nur von weitem einem Disputiren ähnlich iſt. Einmal kann ich gar nicht disputiren, ohne ſo tief auf den Grund zu gehn, wie es doch dem leichten Weſen, welches in einer Geſellſchaft immer herrſchend bleiben muß, gar nicht angemeſſen iſt; darum wende ich mich gleich zum allerleichteſten, breche ab — oder mache Scherz damit, daß es nicht zu ernſthaft wird. Dann aber auch, wenn einer im Disputiren gemeine Dinge vorbringt oder gar unſinnige und ſolche, wo eine ſchlechte Geſinnung draus ſpricht, ſo kann ich gar nicht mehr für mich ſtehn, in welchem Grade ich bitter oder heftig werden kann. Ich möchte doch aber wiſſen, wer in Rügen deshalb über mich geklagt hat, und wenn es irgend zu wagen iſt, will ich ſehn, was ich gut machen kann. Oft aber kommt meine Abgeneigtheit auch lediglich daher, weil ich voraus ſehe, ich werde mich entweder gar nicht oder nur auf eine langweilige und weitläuftige Art deutlich machen können, und dieſes Gefühl von Ungeſchicktheit habe ich häufiger, als Du wohl glaubſt. — —

Die Lerchen haben bei uns ſchon geſchwirrt; wir haben die ſchönſten Frühlingstage gehabt. Liebſte Jette, wie freue ich mich, wenn ich bedenke, wie ſehr die Zeit nun nahe rückt bis zur Reiſe! Wie nahet ſich ſchon das neue, ſchöne, herrliche Leben. Ich bin ſchon ganz bis in's Einzelnſte damit vertraut, und oft umſchwebt mich ein Lächeln, was niemand errathen kann, wenn ich mir irgend eine Kleinigkeit, einen Scherz, eine liebe Minute recht ausmale. Ich freue mich auch ſehr, daß es alle Leute wiſſen, damit ich überall davon reden kann, und ich rede von Frau und Kindern, wie einer, der plötzlich reich geworden iſt und von ſeinen Tauſenden redet. —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 3ten März 1809.

Ich habe, ſeit L. in Götemitz iſt, wieder mehr noch mein Leben mit den Kindern gehabt und dabei iſt mir immer ſo wohl. — Siehe, ich ſpreche Dir eigentlich wenig von meinem Muttergefühl, aber ich weiß doch, daß Du es kennſt, wie voll und innig es in mir iſt, wie bald ſtilles Entzücken, bald heimliche Sorge in meiner Bruſt wechſeln. Die Sorge wird aufhören, wenn erſt Dein väterliches Auge über ihnen wacht, Du Theurer! Nirgends verwebt ſich mir ſo innig und ſo rührend E — s Bild mit dem Deinigen, als wenn die kleinen Geſchöpfe Dich Vater rufen.

Als ich neulich meinen Brief an Dich fortſchickte, fiel es mir einen Augenblick ſchwer auf die Seele, wie es nur auf Dich wirken möge, daß ich immer das Unvollkommene ſo hervorhebe und Dir davon rede. Mir iſt ſchon oft dieſe große Einſeitigkeit in meinen Briefen aufgefallen — aber ſie entſteht gewiß daraus, daß es mir nur immer Noth thut, Dir meine Mängel und Fehler aufzudecken. In neuer Seligkeit noch würde ich ſchweben, wenn ich einmal mit mir ſelbſt auf's reine käme, zufrieden mit meiner Natur, unbekümmert um mich ſelbſt, nur Dir und unſren Kindern lebte. — O mein geliebter Ernſt, wenn nun all das ſchöne Glück wirklich da iſt, wenn nun, Herz am Herzen, ich Dich ganz mein fühle — werde ich dann auch fühlen Deine ſchönen Weiſſagungen über mich in Erfüllung gehen, oder wird das Gefühl meines Unwerths auch bis dahin dringen und noch etwas zurücklaſſen in dem ſonſt ſo ganz vollkommenen Glück? —

Mit rechter Spannung horche ich allen politiſchen Neuigkeiten. Man hat hier jetzt gewaltige Kriegsgerüchte. Wäre Wahrheit darin, ſo würden ja fürchterliche Zeiten allgemeinen Kriegs und Aufruhrs angehen. — Der Mai iſt ſo nahe und wie viel kann noch dazwiſchen liegen auch für uns — ich will aber nichts fürchten. — —

Du wirſt wohl nicht beſonders an mich denken an meinem Geburtstage, der den 6ten iſt; denn ich erinnere mich, daß Du mich um meinen Geburtstag gefragt haſt und ich vergeſſen Dir darauf zu antworten. Du wirſt mir aber doch beſonders nahe ſein, und ich werde wiſſen alles, was in Dir würde vorgegangen ſein, hätteſt Du's gewußt.

Den 5ten März

Die ſtille, einſame Abendſtunde ſoll wieder Dir geweiht ſein, mein Geliebter — wie reich bin ich geſtern geworden — zwei Briefe auf einmal — nun fühle es auch recht, wie innig ich mich an Dich ſchmiege, und in den Küſſen Dir alles ſagen und alles geben möchte, Dir zu erkennen gebe, daß ich Dir den Scherz von neulich verziehen habe und daß ich Dein bin — o ſo ganz, wie ſich's nicht ausſprechen läßt.

Denke es Dir nur recht, Herzens-Mann, wenn wir erſt bei einander ſitzen werden und ich, in Dich verloren, mich an Deinem Anſchauen weide — und Auge in Auge immer tiefer, bis ich es nicht mehr aushalten kann, ſondern in voller Begeiſterung Dir um den Hals falle und alle Zärtlichkeit an Dich verſchwende, Du Süßer, Einziger! —

Ach ja — an meinem Geburtstage, der erſte Morgengruß von Dir, das erſte Gebet an Deiner Seite, in Deinen Armen, wird des Tages ſchönſte Feier ſein. — Wie ſtimmt mein Gefühl Dir bei, daß man das erſte und innigſte ganz unter ſich genießt. So wie ich auf der andren Seite Dich auch ſchon oft bewundert habe wegen des ſchönen Sinnes, Alle, die es werth ſind, immer mit hineinzuziehen in einen Genuß. Dieſer Sinn hat mir früher ſehr gefehlt — mich reizte es immer mit Einem oder mit Wenigen zu theilen und ſo viel Heimlichkeit als möglich dabei zu bewahren.

Wie ſoll ich Dir nur danken, mein Herzens-Geliebter, daß Du mir Deine und Eleonorens Briefe zu leſen geben willſt. Ich hatte ſchon recht oft daran gedacht, Dich aber nicht darum fragen wollen, ob Du Deine an Eleonore habeſt. Ob ich wohl wünſchte auch ſo dargeſtellt zu werden?*) wenn ich wirklich etwas Eigenes hätte, weshalb ich Intereſſe erregen könnte, wie würde ich es dann nicht recht ſchön finden. Das mußt Du nun beſſer wiſſen als ich — was ich darüber glaube, weißt Du längſt.

Aber eine große Freude würde es mir ſein, wenn Du einmal ein ſolches Werk ſchriebeſt, das ich, dem ganzen Inhalt nach, von ſeiner Entſtehung an inniger mit Dir theilen könnte, als Deine philoſophiſchen Werke. — — Deine Predigt iſt ganz herrlich — nur werden ſie eben keine Ungebildeten verſtanden haben. — —

Ach, daß unſer Wiederſehen, unſre ſchöne Feier in die Zeit der Blüthen fällt, iſt unvergleichlich. Ja recht in vollen Zügen wollen wir die liebliche Schönheit der Natur genießen. Solche Liebe im Herzen, wie wird ſie ſich da doppelt fühlen laſſen! —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

(ohne Datum)

Ich möchte Dich gern ſchmücken zu Deinem Feſt, liebſte Jette, und Perlen ſind der Schmuck, den ich am meiſten liebe. Freilich wünſchte ich, ich hätte Dir ächte ſchicken können; denn ächt ſoll, ſo viel wie möglich, alles in unſerem Leben ſein. — Glaube nur nicht, daß Perlen Thränen bedeuten, denn das gilt nur im Traum. Sie bedeuten das edelſte, was im Verborgenen eines ſtillen, unſcheinbaren Lebens bereitet wird.

---

*) Bezieht ſich auf Schleiermacher's Weihnachtsfeier.

Wann Du auch dieſe Zeilen und das kleine Geſchenk empfängſt, gewiß bin ich in dem Augenblick mit meinem ganzen Herzen bei Dir, denn den ganzen Tag werde ich das ſein, und die Sehnſucht, die mich nie verläßt, wird nie ſtärker ſein als an dieſem Tage. Immer vereint in Dank und Freude ſoll er uns künftig finden. Gott ſei mit Dir, mein theures Kind, ich küſſe Deine Stirn und Deine holden Augen und ſegne Dich. Und wenn Du in ſtillem, dankbarem Sinne über unſere Führungen hingebſt an dieſem Tage, ſo ſei das Bild Deines Ernſtes Dir immer gegenwärtig. Daß ich Dich habe! daß nun ein herrliches Leben angehn wird, daß ich alle Deine Tage verſuchen werde zu verſchönern und zu ſchmücken! Ich werde viel Gott danken und loben an dieſem Tage; ich möchte die tiefſte, innigſte Rührung und die lauteſte Freude allen denen verkündigen und mittheilen, denen unſer ſchönes Glück am Herzen liegt. Gott ſegne Dich, genieße heute reicher und voller die Gegenwart mit den Kindern und den lieben Freunden und dem Andenken an mich, und die unvergeßliche, ſchöne Vergangenheit und die hoffnungsvolle Zukunft, und ſehne Dich auch, Alles mit mir zu theilen, was Dein Herz bewegt, aber Du weißt ja, daß ich das Alles fühle, daß ich ganz in Dir bin und Du ganz in mir. —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Montag Morgen.

Nachdem wir ganz herrlich geſchlafen, unſer geliebtes Kind und ich, war mein erſter Gedanke beim Erwachen Du, und mein erſtes Gefühl Deine Liebe — und nun reihte ſich alles daran — E—s Liebe — Gottes unendliche Huld und Gnade — und ich weihte euch von neuem mein Leben, mein ganzes Sein! O mein geliebter Ernſt, ich bin ſehr glücklich, und doch fühle ich, daß ich um ein Jahr in Deinen Armen es noch mehr ſein kann. An

Deinem Bilde habe ich mich gelabt dieſen Morgen — nur wenige Minuten war ich allein — dort aber genoß ich Dich ganz. Weißt Du, wie es mich am größten und herrlichſten anſpricht? wenn ich das tiefe Leben, das aus den Augen ſpricht, als ein großes, ſtilles Entzücken empfinde. Süßer Ernſt — in dieſem Augenblick, da ich ſitze und ſchreibe, kommt mein Jettchen und bringt mir die lieblichen Geſchenke und Deine theuren Worte — Mit welcher Rührung ſchließe ich Dich an mein liebendes Herz! o es giebt ja keine Worte dafür. — — Wie Dein Geſchenk ſchön iſt, der ſchönſte Schmuck, den ich kenne — nein, keine Thränen werden ſie uns bedeuten — Bild des himmliſchen, zarten Bandes ſind ſie mir, das uns vereint. — —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Den 12ten März.

Ich habe den größten Theil des Vormittags zugebracht, um in meinem Kopf mit einer platoniſchen Einleitung zu Stande zu kommen. Ich hätte ſie gern im Stich gelaſſen und mit Dir geplaudert; aber das darf ich nicht. Die meiſten Leute halten mich für einen ganz außerordentlichen Menſchen, der Alles kann, was er will und wenn er will. Wenn ich wirklich ein ſolcher wäre, wollte ich noch zehn Mal ſo viel und ganz andere Sachen hervorbringen, als ich nun leider kann. Es ſteht aber ganz anders mit mir; ich kann nichts, gar nichts, ſobald ich nur will, ſondern ich muß warten, bis der günſtige Augenblick kommt. Iſt er alſo da, ſo halte ich es auch für ſchlecht, ihn vorbeigehn zu laſſen. —

Nun laß Dir zuerſt tauſendmal danken für Deinen Geburtstag, dafür, daß Du Dich ſo glücklich fühlſt, daß Du froh und gern den neuen Lebenslauf an meiner Seite antrittſt, daß Du mit frommer Liebe meiner zuerſt gedacht haſt. Und ja wohl ſollſt Du über's Jahr noch glücklicher ſein als jetzt. Ich will zwar nicht ſagen, daß ſich Beides gegen einander verhält, wie die Hoffnung und die Wirklichkeit. Denn iſt nicht die Wirklichkeit auch jezt? Haben und genießen wir einander nicht auch jezt? Iſt nicht Jeder ganz in des Anderen Leben und Seele eingedrungen? Aber anders iſt es doch noch, in unmittelbarer Gegenwart Alles mit einander zu theilen, ſo oft das Herz ſich danach ſehnt, mit einander zu wirken auf die ſüßen Kinder, auf Alles, was uns liebt, und in die ganze ſchöne Welt hinaus! — Und dieſe holde Gegenwart nähert ſich immer mehr! — —

Du und die Herz ſchreibt mir Beide, daß die Predigt aber die Ungebildeten nicht würden verſtanden haben. Glaubt Ihr denn, daß die Ungebildeten die anderen Predigten, die gedruckt ſind, würden verſtehen? Du wirſt aber auch faſt gar keine Ungebildete in meiner Kirche ſehn, ſondern immer eine kleine aber erleſene Verſammlung. Auf der anderen Seite aber weiß ich auch, daß einige ganz einfache Bürger, die ſehr fleißig kommen, mich ſehr gut verſtehn, und die haben gewiß auch dieſe verſtanden. Bin ich aber erſt ordentlich an der Kirche, dann will ich die Nachmittagspredigten ganz eigentlich für die Ungebildeten einrichten.

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 17ten März.

S—s und L—s Verdacht wegen einen kleinen Antheils an weltlichen Grundſätzen (wenn das überhaupt nicht zu ſtark ausgedrückt iſt) kommt lediglich davon, daß ſie Dein Verhältniß zu Leonore gar nicht anders als etwas tadelnswerthes anſehen können, und daß Du bei Andren ſolche Verhältniſſe billigſt, wo einer von den zwei Liebenden ſchon durch eine Ehe feſtgehalten iſt. S. wirſt Du es ſchwerlich begreiflich machen können, wie die Liebe höher iſt, als ein Band, das zwar einen heiligen Namen führt, aber keines ſein ſollte und daher ein unwürdiges iſt. Denn ſie hat ſich nur mit Mühe in die Liebe zu ihrem S. hineingearbeitet und kennt keine andre Liebe, und meint nun, jede Frau müſſe ihren Mann lieben können, wenn er nicht durchaus ſchlecht ſei. — Aber wenn Du einmal Luſt haben ſollteſt Dich in ihrer Gegenwart zu erklären, ſo wollte ich die Veranlaſſung ſchon herbeiführen, und würde Dir ſelbſt mit dem größten Intereſſe zuhören. — Ich habe immer das Gefühl, als ſei es gefährlich ſolchen Menſchen, zu denen S. gehört, das wahre, höhere Leben zu zeigen. Denn wenn ſie es recht inne würden, müßte ſo vieles, worauf ſie ſich geſtützt haben, zuſammenſinken, und die Kraft würde doch nicht da ſein, in einem neuen Geiſte das Leben zu beginnen. —

Ernſt, nun kaum noch 6 Wochen! Schön, recht ſchön wird das Leben hier ſein — aber ganz himmliſch wird es ſein, wenn ich unter Deinem Dache dann ganz Dein Weib ſein werde, und mit unſren Kindern wir unſer ganz eigenes Leben uns geſtalten werden. — — Oft ſehe ich uns auch ſchon in's Oranienburger Thor hineinfahren — fühle ganz, wie mir zu Muthe iſt — wie Dein liebend Auge auf mir und auf unſren ſüßen Kleinen ruht — und wie unſer Händedruck uns alles ſagt — und auch gewiß wird die Zeit mir gegenwärtig werden, als ich mit E. in Berlin war, klein Jettchen unter meinem Herzen. Du weißt es doch wohl gar nicht, wie ich auch in Berlin in Dir lebte, und alle andren Genüſſe mir nichts waren gegen den, mit Dir zu ſein, ſo herzlich, ſo traulich Du damals immer warſt. Ganz beſonders habe ich Deine Liebe da gefühlt und meine zu Dir. Und ich erinnere mich noch, wie ich den ganzen Rückweg an den lieben, zärtlichen Vater dachte. Es waren doch herrliche Tage, mein ganzes Weſen war aufgeregt für den Genuß der Gegenwart, des Augenblicks.

Sage mir doch ja, ſüßes Väterchen, wie es mit Deiner Geſundheit ſteht. Ich bin ſo ungenügſam, daß mir nichts von leiblich genug iſt — ganz unverbeſſerlich gut ſoll ſie ſein.

Meine Namen weiß ich jetzt gewiß — ſie ſind Sophie Charlotte.

So gern ich Dir den Gefallen thäte 22 Jahr zu ſein, ſo bin ich doch nur 21. Laß mir doch ja das jung ſein, es iſt mein einziger Troſt für meine Unwiſſenheit.

Den 24ſten März

Meine Sehnſucht, daß Du erſt hier ſein möchteſt, iſt ſehr groß; bisweilen ſcheint es mir recht nahe und dann wieder doch fern genug, um daß noch ſchreckliches genug dazwiſchen treten kann. Ach, mein Ernſt, mag da kommen, was da will, wenn ich nur nicht von Dir getrennt es erleben ſoll. Du haſt mich ſehr dadurch erfreut, daß Du es auch ſo willſt, daß Du mich nicht hier zurücklaſſen willſt, ſelbſt, wenn ſich die Stürme zu nahen ſcheinen. Du ſollſt mich auch gewiß ſtark und wacker finden, wenn es noth thäte.

Man ſpricht hier viel davon, daß der Weg in's Preußiſche könne bald wieder geſperrt ſein. Ich beruhige mich aber damit, daß Du das früh genug erfahren würdeſt, um Deine Reiſe hierher zu beſchleunigen. — — Ich will dem ſüßen Gedanken recht nachhängen, Dich binnen 4 Wochen in meinen Armen zu halten.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Den 28ſten März 1809.

Noch ganz ſpät komme ich auf einige Augenblicke zu Dir, liebe Jette, beim Thee habe ich Nanni eine Tragödie von Sophokles vorgeleſen, und die Zeit hernach habe ich zugebracht meine Gedanken für meine Oſterpredigt zurecht zu bringen, damit ich morgen beim Frühſtück die Lieder ſuchen kann, die immer ſchon am Mittwoch abgeholt werden für den Sonntag. Nun bin ich ſo weit, daß ich nur erſt wieder Sonnabend Abend daran zu denken brauche. Liebe, wie freut mich das, daß Du Dich auf meine Predigten freuſt! Nun denke ich dabei ſchon immer an Dich und zähle die Wochen; es ſind ihrer wahrſcheinlich nur noch drei, bis ich zu Dir reiſe. Ja Du haſt aber auch recht, Du mußt Deine Freude haben an meiner Wirkſamkeit, weil ich ſie mit ſo viel Liebe treibe und nicht ohne Segen. Zunächſt freilich an den Predigten, die Du am unmittelbarſten mitgenießen kannſt, aber gewiß auch an den Vorleſungen, wenn Du erſt mein Leben mit den jungen Leuten ſehn wirſt, und an den ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, wenn Du mich fleißig dabei beſuchſt. Bleibt es dabei, daß die Univerſität, wie es die meiſten hoffen, Michaeli eröffnet wird, dann ſiehſt Du mich noch dieſen Sommer ein Büchlein ſchreiben, nur ein kleines akademiſches Handbuch — gewiß wirſt Du auch in den Feiertagen, wenn Du in die Kirche gehſt, recht oft an mich denken. — —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 30ſten März 1809.

Geſtern war unſres Friedchens Geburtstag. — — Ich hätte geſtern ſo gern an Dich geſchrieben, Du lieber Vater meiner kleinen Waiſen, hätte Dir meinen Dank und meine Freude dargebracht — unſer geliebtes Kind an Dein Herz gelegt — mit Dir vereint Gott gedankt für unſer Kind und dafür, daß Du ſein Vater biſt. — Ich habe mich lebhaft der Stunden erinnert vor zwei Jahren, da er geboren ward, wie während meines Leidens auch der Schmerz in meiner Seele ganz lebendig war und ich meiner ganzen traurigen Lage mir bewußt war — aber ohne den mindeſten Unmuth — und wie nun das Kind zuerſt in meine Arme gelegt wurde, wie meine Thränen floſſen, aber nicht allein dem Schmerz — nein, hätten meine Empfindungen in Worte ausbrechen müſſen, es wären doch mehr Ausrufungen der Freude, des Danks geweſen über das Kind — das vaterloſe, geliebte, eigene Kind! o mein Ernſt!

Ach Lieber, etwas verhält die Gegenwart zur Zukunft ſich doch, wie Hoffnung zur Wirklichkeit. Freilich haben und genießen wir uns auch jetzt — aber was iſt das gegen das künftige, wo das ganze Leben wird eingehüllt ſein in den Genuß, der jetzt nur den verborgenen Theil des Lebens ausmacht und oft durch die Gegenwart zurückgedrängt wird.

Charfreitag Morgen.

Welche Sehnſucht habe ich heute nach Dir, mein Ernſt! ach daß ich in Deiner Kirche ſein könnte — mit Dir feiern könnte dieſen unausſprechlich rührenden heiligen Tag. — Ich kann es Dir nicht ſagen, welchen Eindruck dieſer Tag immer auf mich macht, wie Liebe und Wehmuth mich erfüllen, wie das Bild des Heiligen vor meiner Seele ſteht, wie mein ganzes Weſen hingezogen wird in ſüßer Schwermuth zu ſeinem Grabe, zu ſeiner Todesſtunde. Daß ich nicht bei Dir bin! Daß nicht meine Thränen vereint fließen mit den Thränen der Frommen Deiner Gemeinde! Daß ich nicht hören kann die Rede, die aus Deinem großen Herzen heute fließen wird! Einſam ſitze ich hier vor Deinem Bilde, und der Tag wird vergehen, ohne die geringſte Bezeichnung des heiligen Trauerfeſtes, allein auf die ſtillen Gefühle meines Herzens hingewieſen. — Aber ich weiß, Du wirſt mir heute noch beſonders nahe ſein, wirſt mit Deinen frommen Empfindungen Deine Liebe immer verweben, wie ich es thue.

Den 2ten April 1809.

— — Unſre Freundin mag wohl von Wenigen, vielleicht von Niemandem hier ganz verſtanden werden. — Von ſolcher außerordentlichen Zartheit und Gewiſſenhaftigkeit, wie hier in dem Kreiſe der Beſſeren herrſcht, hat man wirklich, glaube ich, in der Welt keine Idee. Auch die Männer ſind ebenſo. Auf den erſten Blick hat es mir etwas anziehendes, aber wenn ich es näher anſehe, erſcheint es mir doch leer — nemlich das, was drüber hinaus iſt über die natürliche Zartheit, und als ob es nur aus dem beſchränkten Leben entſprungen und vielleicht auch aus Verbildung. Wenn wir uns ſprechen, kann ich Dir deutlicher machen, was ich meine, und dann muß ich recht wiſſen, was Du davon denkſt.

— — Wie ich wohl ausſehe, wenn ich Briefe von Dir vorleſe, und wie ich das mache? Ei nun, ich glaube, ich leſe ſie recht hübſch vor, wenigſtens klingen ſie recht hübſch, und auslaſſen thue ich, was mir beliebt, und das iſt oft nicht wenig, und von Deinen Liebkoſungen erfährt nie ein Menſch ein Wort. Ich möchte tauſendmal lieber Deine Briefe ganz zu leſen geben als vorleſen — aber wie ſollte ich das machen, da doch faſt jedesmal einiges darin iſt, was ich lieber für mich behalte. —

Mein lieber, ſüßer Mann, ich weiß es wirklich noch gar nicht recht, wie mir ſein wird! ach bisweilen weiß ich wohl viel davon — lieber Ernſt, ach bald ohne Worte von Dir verſtanden! —

Den 4ten April.

— — Als ich Montag aus der Kirche kam, ſehnte ich mich ſehr mit Dir zu reden. Mir war das Herz voll — ganz unerwartet ward es mir zum großen Genuß, daß ich in die Kirche gegangen war. — Ich war ziemlich gleichgültig dabei geweſen, da ein ſehr gleichgültiger Prediger das Amt hatte — aber an dem geweihten Orte ergriff mich die hohe Bedeutung des Feſtes ſehr lebendig. — Ich hatte unausſprechliche Augenblicke — E—s Auferſtehung feierte ich mit der des Erlöſers zugleich — er war mir ſo nahe, ſo lieb, wie ich es lange nicht gefühlt — und dann dachte ich mir Dich auch in der Kirche, mit Deinem frommen Herzen und Deiner ſchönen Beredſamkeit, und wie viel größer die Feier des heiligen Feſtes künftig in mir ſein werde in dem ganz vereinigten Leben mit Dir, Du Gott-Erfüllter! —

Sage mir doch, wie Dich die neuen Begebenheiten bewegen. Hier iſt alles voll von Mitleid, andre von Freude über den Sturz des ſchwediſchen Königs. Die Stürme, die ausbrechen ſollten in dieſen Monaten, hältſt Du ſie für ganz vorübergegangen oder nur aufgehalten? —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Den 10ten April 1809

Es zieht ſich eine Wolke über unſere nächſte Exiſtenz zuſammen, durch die ich noch nicht durchſehn kann; Dohna ſchreibt mir, daß die Errichtung der hieſigen Univerſität wieder unſicher geworden iſt durch das Einreden einiger Leute, die es für bedenklich oder gefährlich halten. So geht vielleicht meine Ahnung in Erfüllung, daß das Kanonierhaus *) uns nicht zu einem langen Aufenthalt beſtimmt iſt; denn wenn überhaupt keine Univerſität angelegt wird, ſo wäre es wohl möglich, daß wir über kurz oder lang nach Frankfurt zögen, weil ich dann hier weder meinen gehörigen Wirkungskreis, noch mein ganzes Auskommen finden kann. Für den Anfang ſezt mich jedenfalls dieſe Ungewißheit in eine große ökonomiſche Verlegenheit. Nur das ſteht feſt bei mir, daß ebenſo wenig etwas ökonomiſches als etwas politiſches unſere Verbindung im mindeſten verzögern ſoll. Du haſt gewiß darin denſelben Sinn wie ich und wirſt auch daſſelbe Vertrauen haben, daß es uns an dem Nothwendigen nicht fehlen wird. Es iſt indeß möglich, daß Humboldt, der unterdeß nach Königsberg gereiſt iſt, die ganze Sache wieder in den alten Gang bringt. Hätte ich nun dieſe Ungewißheit eher gewußt, ſo würde ich manches in unſerer künftigen Wohnung nicht unternommen haben und da mußt Du Dich darauf gefaßt machen, daß ich ſpare, was ich ſparen kann, und daß es alſo für's Erſte ſehr unvollkommen eingerichtet ſein wird; doch denke ich, ſoll unſer Einzug, liebe Jette, irdiſcher Dinge wegen um nichts minder fröh-

---

*) Schleiermacher bewohnte anfänglich eine Amtswohnung in der Kanonierſtraße.

lich ſein; das wird unſer reiner Sinn nicht leiden. So heiter, ſo leicht, wie Du mir zuerſt erſchienſt, vornehmlich auf Stubbenkammer, am Rande des Abgrundes mit mir herumhüpfend und Blumen pflückend, wirſt Du auch mit mir am Rande dieſer bedenklichen Zeit herumhüpfen und ihr entpflücken, was ſie nur darbietet. So ſtehſt Du noch jezt vor mir, theures Herz, und ich umarme Dich mit der treueſten Liebe und froheſten Zuverſicht. Du, nur Du kannſt mit mir durch's Leben gehn. — Aber Du ſchläfſt nun ſchon lange, ich habe einen großen Brief an Dohna geſchrieben und darüber iſt es tiefe Nacht geworden.

Sei doch ja ganz ruhig, liebe Jette, wegen meines Verhältniſſes zu den Leuten überhaupt. Ich kenne das ſchon ſeit ſo langer Zeit und es hat gar nichts zu ſagen. Es iſt gar nicht anders möglich, als daß viele mich mißverſtehen, daß einige ſich an mir ärgern und daß ich anderen ein Dorn im Auge bin. Um das zu ändern, müßte ich mich ſelbſt im innerſten Weſen ändern, und das wirſt Du doch nicht wollen.

Daraus nun entwickeln ſich von Zeit zu Zeit ſtoßweiſe eine ganze Maſſe von Afterreden, von Verläumdungen, von böſen Klatſchereien ohne Abſicht, von Vermuthungen, aus denen Geſchichten werden, und was dergleichen mehr iſt. Ich gehe meinen Weg ganz ruhig fort, ohne mich daran zu kehren und ohne mich umzuſehen; am liebſten iſt es mir, wenn ich gar nichts davon erfahre. Indeß, trifft ſich das, ſo ſchadet es auch nicht. Es ſtört mich ſelten länger als den erſten Augenblick; theils habe ich ein glückliches Talent gleich zu vergeſſen, theils bin ich auch ſo ganz darüber weg, daß ich auch wiſſen und daran denken kann, daß ein Menſch das albernſte und boshafteſte Zeug von mir geſchwazt hat, ohne daß das auf mein Betragen gegen ihn den mindeſten Einfluß hat, und faſt ſo wenig Sinn als ich für die Eiferſucht habe, habe ich auch für die Rache. Durch mein ruhiges Mitanſehen geht dann der Sturm immer wieder vorüber, ausgenommen freilich, daß Samen zurückbleibt zu einem neuen. Das treibe ich nun ſchon 15 Jahr, zuerſt in einem kleineren, hernach in einem größeren Kreiſe, und ich kann nicht ſagen, daß es meiner Wirkſamkeit weſentlich geſchadet hätte, wenigſtens nicht halb ſo viel, als wenn ich mich hätte weniger frei bewegen und meine Eigenthümlichkeit verläugnen und alſo von vorn herein mit einer gar ſehr geſchwächten Kraft hätte wirken wollen. Was Alexander jezt ſo beunruhigt, kann ich mir kaum anders erklären, als daß Ohrenbläſereien, die zu ſeinen Kollegen oder wohl gar bis zum Könige gedrungen waren, ihm in den Weg getreten ſind bei allerlei Projekten, die er mit mir mag gehabt haben. Das mag aber grade recht gut ſein. Sonſt wäre mir freilich grade Das in dieſer Art das fatalſte, wenn der König mich in einem gewiſſen Sinne verkennte, da ihm das Gegentheil ſo klar vor Augen liegen kann. Ich würde es aber doch auch als eine reine Naturbegebenheit ganz gelaſſen annehmen und vorüber gehn laſſen. — —

— — Ich weiß nicht, wie mir eben etwas aus Deinen lezten Briefen einfällt, was mir große Freude gemacht hat, daß Du nemlich gewiſſe Eigenthümlichkeiten der dortigen Menſchen ſo rein objektiv anſehn kannſt, ohne ſelbſt darin befangen zu ſein. Es iſt wohl gewiß weniger Verbildetheit darin, als nur Beſchränktheit, Unbekanntſchaft mit vielen Entwicklungen der menſchlichen Natur, und daher Mangel an Sinn für manche ſchöne Seite derſelben, die ſie dann mit dem verwechſeln, was ſie nur gewohnt ſind in Verbindung mit einer gewiſſen Rohheit zu ſehn. Ich habe ſchon ſo manche Aehnlichkeit zwiſchen Rügen und England aufgefunden. Auch dies iſt, wenigſtens was die Frauen betrifft, eine ſtarke. —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

Den 15ten April 1809.

— — Auch ich erinnere mich des ſchönſten Augenblicks in Berlin vor 4 Jahren — ach und es macht mich ſo glücklich, daß auch Du mich damals ſchon ſo liebteſt. — Wie außerordentlich ſchön und ganz im höheren Geiſt der Liebe iſt unſer Verhältniß von dem Augenblicke ſeines Entſtehens an geweſen! —

Montag Morgen, den 17ten April.

Nun muß ich Dir recht nach der Ordnung erzählen, wie ich den geſtrigen Tag zugebracht habe. Morgens hatten wir viel mit den Kindern zu thun, ſo daß vor der Kirche nicht an eine ſtille Sammlung des Gemüthes zu denken war. Als wir zur Kirche gingen, that mir das ſchöne Frühlingswetter ungemein wohl. In dieſer angenehmen Frühlingsſonne wanderten wir noch etwas auf dem Kirchhofe herum, weil wir zu früh gekommen waren. Die feſte Gewißheit, daß auch Du meiner in denſelben Augenblicken in Deiner höchſten Liebe gedenkeſt, war mir unbeſchreiblich ſüß.

Ich ſage Dir nichts von der Predigt, von allem, was des Predigers eigene Worte waren — ich konnte ihnen nicht folgen, hatte weder Neigung noch guten Willen dazu — meine Gedanken ſchweiften zu Dir hin, zu E., zu unſren Kindern. Im ſtillen Gebet ſuchte ich mich ſelbſt vorzubereiten auf den heiligen Augenblick — innige Rührung, unausſprechlicher Dank erfüllten meine Seele, und tief ſeufzte ich auf nach Reinigkeit und Heiligung des Herzens — ach mein ſüßer Ernſt, ich fühle oft mit Wehmuth mich noch ſo ferne von Gott, und viel zu unwürdig ſo großes zu empfangen. — Dann denke ich immer, daß, weil ich nun ſo feſt an Dich gekettet bin, durch Dich, den Liebling Gottes, auch Segen und Gnade immermehr über mich kommen werde. — — Wie viel ſchöner mir die geſtrigen Stunden noch hätten ſein können, hätte da ein frommer Mann geſtanden, dem ich mit Andacht zugehört, das fühlſt Du gewiß mit mir, mein Theurer! O wie wird das in Zukunft göttlich ſein! — —

Wie kann es Dich nur einen Augenblick wehmüthig gemacht haben, was ich über den Frühling ſchrieb. Das Leben in der

Natur, ſo ſehr ich es liebe, iſt mir doch gar ſo nicht Bedürfniß, daß ich in jenem ſchönen herrlichen Leben es ſehr vermiſſen ſollte — und was iſt aller Naturgenuß gegen Dich, den ich dann habe und genieße. Wiſſe es doch recht, daß es über allen Ausdruck groß iſt, was Du mir giebſt, und daß ich faſt über allen Ausdruck unglücklich würde geweſen ſein und es gewiß immer mehr geworden wäre, hätte Deine Liebe mir nicht ein neues Daſein gegeben.

O Ernſt, mir wird nichts, gar nichts fehlen, wenn mir nicht in mir ſelbſt etwas fehlt. — —

Schleiermacher an Henriette v. Willich.

Den 16ten April 1809.

Unmöglich kann ich es ganz unterlaſſen Dir zu ſchreiben, meine theure, geliebte Seele, komme ich doch nicht längſt aus der Kirche von der Communion, freilich ſeitdem ſchon wieder zwiſchen manchen irdiſchen Dingen hindurchgegangen, aber indem ich mich zu Dir verſeze, iſt der ganze heilige Eindruck mir friſch im Gemüth. Im Gebet habe ich unſere Ehe geheiligt zu einer chriſtlichen, daß unſer ganzes Leben von frommem Sinn und von heiliger, göttlicher Liebe erfüllt ſei, und unſer Thun und Dichten auf das Himmliſche hin gewendet, für uns und für unſere Kinder. So habe ich uns Gott empfohlen und dargebracht, und es als einen herrlichen Segen gefühlt, daß Du zu gleichen Geſinnungen Dich mir vereint haſt in derſelben Stunde. Ein ſchöner Friede und eine heitere Zuverſicht iſt für das ganze Leben über mich gekommen, und ſo innig wohl iſt gewiß Dir auch.

O wie wollen wir auch immer unſere frommen Rührungen mit einander theilen und am wenigſten ſoll ein heiliger Augenblick, deß der eine ſich erfreut, jemals verloren ſein für den andern. Das Selbſt-Aufgebot iſt mir ſehr gut von ſtatten gegangen. Nanni ſagte aber, ſie hätte eine ſchreckliche Angſt dabei gehabt. Wir ſind hernach zuſammen in dem Gärtchen geweſen, wo die Roſenſtöcke eben anfangen auszuſchlagen, und haben da den Grasplaz für die Kinder beſtellt, wo ſie ſich tummeln können. Es wird ſich freilich ſehr halten laſſen mit dem Tummeln, denn der ganze Garten iſt etwa halb ſo groß wie das Poſerizer Haus, und davon haben wir nun vorläufig das eine Viertel zu Graſe beſtimmt, das andere zu Erdbeeren, das dritte zu Blumen, das vierte zu Suppenkräutern und dergleichen. Außerdem ſind noch zwei Obſtbäume darin und anderthalb Akazien, die eine Laube bilden. — —

— — Mit welcher Freude kündige ich Dir an, daß dies nun der lezte Brief iſt, aber ich muß nun auch ſchleunigſt abbrechen und ſage Dir nur noch, daß ich ſehr wohl bin und daß Du mir das Inachtnehmen ein für allemal erlaſſen mußt. Es iſt mein Tod, und wenn Du ſehn wirſt, wie widernatürlich es mich kleidet, wenn ich mich einmal ſo anſtelle, ſo wirſt Du es ſelbſt aufgeben. —

Der Krieg iſt nun ausgebrochen, Gott ſei Dank, aber bei uns wird leider Alles ruhiger bleiben, als zu wünſchen wäre und an eine Störung in unſerer Reiſe iſt gar nicht zu denken. Hernach komme dann Alles, wie es wolle, wenn ich Dich nur erſt habe, meine herrliche, einzig Geliebte, ganz und ewig Dein Ernſt.

IV.

Von Schleiermacher's Verheirathung im Mai 1809 bis an ſein Lebensende, den 12. Februar 1834.

Schleiermacher blieb ſeit ſeiner Verheirathung in Berlin und war bei einer angeſtrengten, viel umfaſſenden Wirkſamkeit der Mittelpunkt eines reichen Familienlebens, eines fröhlichen geſelligen Kreiſes und der Gegenſtand vieler Liebe von nahe und ferne, die er reichlich zurückgab. Kanzel, Katheder, die Akademie der Wiſſenſchaften, umfaſſende ſchriftſtelleriſche Arbeiten, eine Zeitlang auch eine Thätigkeit in der Staatsverwaltung, gemeinnützige Aemter (z. B. Theilnahme an der Armen-Direction), endlich Familie und Geſelligkeit nahmen ſeine Zeit vollauf in Anſpruch. Fortlaufende ausführliche ſchriftliche Mittheilungen aus ſeinem inneren Leben finden ſich, wie ſchon bemerkt, nicht mehr vor. Schon im Jahr 1810 (in einem Briefe vom 26. April) entſchuldigte er ſein weniges Briefſchreiben, im Vergleich mit den früheren Zeiten, gegen Charlotte v. Kathen damit, daß er jetzt nicht mehr der Einzelne ſei und daß, wenn ſeine Frau ſchreibe, ja auch er immer geſchrieben habe.

Schleiermacher pflegte jeden Herbſt eine größere Reiſe zu machen, meiſtens mit ſeiner Frau und zum Theil auch mit den Kindern. Bisweilen reiſte er indeſſen auch allein, oder die Familie theilte ſich in verſchiedene Reiſen. Einigemale war es auch Schleiermacher, der daheim blieb. So im Jahr 1813, als er ſeine Frau, um ſie der drohenden Gefahr zu entziehen, nach Schleſien ſchickte. Dadurch wurde denn doch wiederholt eine Trennung von ſeiner Frau veranlaßt und es trat für Schleiermacher wieder das Bedürfniß ſchriftlicher Mittheilung ein, die dann eine ſehr lebhafte und innige war, da Schleiermacher, wie er früher nicht ohne einen beſtändigen Austauſch der Liebe mit den befreundeten Menſchen aushalten konnte, ſo jetzt die Trennung von Frau und Kindern nur ſchwer ertrug, ſelbſt wenn es eine fröhliche Reiſe galt. Natürlich war dabei ſelten Veranlaſſung, ſich über wichtige Fragen des inneren oder äußeren Lebens auszuſprechen. Der Inhalt kann meiſtens kein anderes Intereſſe in Anſpruch nehmen, als das flüchtiger Schilderungen der kleinen Begebenheiten der Reiſe und der Eindrücke des fremden Landes. Sie gewähren indeß doch einigermaßen ein fortgeſetztes Bild von dem Zuſammenleben Schleiermacher's mit Frau und Kindern und von dem Geiſt und Sinn des Schleiermacherſchen Hauſes. Aus dieſem Geſichtspunkt ſind dieſe anſpruchsloſen Blätter, zwiſchen denen noch einige andre Briefe, namentlich an ſeine Schwägerin Charlotte v. Kathen, eingeſchaltet wurden, ſowie auch Auszüge aus den Briefen der Eltern an den abweſenden Sohn aufgenommen werden, um doch die große Lücke, ſoviel als eben möglich war, in etwas zu ergänzen. Daß ähnliches, wie die Briefe an den Sohn, nicht auch in Beziehung auf die andren Kinder gegeben werden konnte, liegt darin, daß nur bei jenem Zeiten längerer Abweſenheit, wie es das Leben des Jünglings mit ſich bringt, vorkamen und dadurch die Veranlaſſung zu ausführlicherer Mittheilung.

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Berlin, den 3ten Auguſt 1809.

Vor dem ſchönen Reichthum des neuen Lebens kommen wir doch auch gar zu wenig zum Schreiben, Jette und ich. Viel ſind wir zuſammen und Jedes hat ſeine eigenen reichlichen Geſchäfte, ich mein Amt mit mancherlei unangenehmen Kleinigkeiten, die mir neu ſind, und einen Band Platon, an dem gedruckt wird, und Jette noch immer Einrichtungen im Hauſe. Dabei ſtreben wir den Sommer ſo viel als möglich zu genießen, wenigſtens den Thiergarten. Geſtern ſind wir zum erſten Mal mit den Kindern einen ganzen Tag auf dem Lande geweſen und haben uns recht ausgetobt. Heute iſt von früh an die ganze Stadt voll Spektakel der mannigfaltigſten Art; es iſt nämlich des Königs Geburtstag. Du liebe Schweſter, haſt das Herz voll froher Hoffnung für das Schickſal der Welt; mir iſt ſie für die nächſte Zukunft ziemlich ausgegangen, und der Gedanke kommt mir oft genug, daß vielleicht die heutige Feier die lezte der Art bei uns ſein mag. Wenn das nicht iſt und es hierin beſſer geht als ich hoffe, ſo wird auch meine äußere Lage bald auf eine angenehme Art in Ordnung kommen.

Daß unſre liebe Herz auf einige Wochen nach Prenzlau iſt, erfährſt Du gewiß von ihr ſelbſt. Sie fehlt uns viel auf alle Weiſe, und die Vorleſungen, die ich den Dreien hielt, ſind nun auch unterbrochen. Was Du mir ſchreibſt, liebſte Schweſter, wegen meiner, wie Du glaubſt, allzugroßen Allgemeinheit in freundſchaftlicher Mittheilung, das haſt Du vermuthlich ganz vorzüglich in Beziehung auf ſie geſchrieben. Du irrſt Dich aber in der Sache ſelbſt, und ich dächte, Du hätteſt darüber aus den Monologen ſelbſt ſchon ſicher ſein können. Ich fühle es gerade ſo wie Du, daß jedes freundſchaftliche Verhältniß in ſeiner ganzen Vollkommenheit nur ein ſtreng perſönliches ſein kann; und wenn es gleich eine herrliche Sache iſt die Freunde zuſammen zu bringen, ſo hat das doch ſeine natürlichen Grenzen. Und dieſe werden wir, glaube ich, in dem gegenwärtigen Fall auch ganz auf dieſelbe Art fühlen; denn ich weiß ja recht gut, wie weit Du mit der Herz gekommen biſt und wie weit nicht, und ich glaube nicht, daß ich in Mittheilungen an ſie irgend etwas thun könnte, was Dir nicht ganz recht wäre. Glaubſt Du aber auch, daß Du mir manches ſagen könnteſt, wovon Du nicht wünſchteſt, daß ich es meiner Frau mittheilte, ſo mußt Du mich darüber erſt näher unterrichten. Nicht als ob ich mir das nicht auch als möglich denken könnte, aber ich ſelbſt würde nicht leicht den richtigen Takt dafür haben, wenn Du mich nicht beſtimmt darauf führſt.

Aber doch würde ich Deinen Wunſch erfüllen und es ganz allein ſein, zu dem Du ſprichſt, ſo lange Du es wollteſt. Denn Dein unbegrenztes Vertrauen iſt mir viel zu werth, und auch ganz von mir abgeſehen weiß ich, wie wohlthätig es Dir ſein muß, und wie es gar nicht in Vergleich geſezt werden kann. Ja, liebſte Lotte, laß es nur immer ganz unbeſorgt und ungeſtört walten, dieſes ſchöne Vertrauen, und wiſſe auch recht, was für ein lieber Schaz es mir iſt.

Dein treuer Bruder.

Berlin, den 4ten November 1809.

Laß Dir herzlich danken, liebſte Schweſter, für Dein liebes Zettelchen, aber auch nur in einem Zettelchen für diesmal; ich habe mich nur weggeſtohlen von nothwendiger Arbeit, die ſich jezt immer mehr häuft. Beſchreiben kann ich Dir nicht, welche zwiefache Freude es mir gemacht, Jette und die Kinder mit den Meinigen bekannt zu machen, und dann ihr mein ſchönes Vaterland zu zeigen, und ich lobe mich noch immer höchlich, wenn es auch ökonomiſch etwas leichtſinnig war, daß ich die Gelegenheit, die noch winkte, nicht verſchmäht habe. Es wird uns allen lange vorhalten dieſer ſchöne Genuß, und der Zoll von Mißlingen oder Unfall, den das Schickſal von uns genommen hat, war ſo gering für dieſe lange Zeit, daß wir uns eigentlich rühmen können ganz frei durchgekommen zu ſein. Was die Univerſität betrifft, von deren Errichtung ich grade bei unſrer Ankunft in Gnadenfrei die erſte Nachricht bekam, ſo fürchte ich mich noch immer, mich der Freude recht zu überlaſſen. Es kommt mir noch gar nicht ſicher vor, daß wir Ruhe behalten und alles in der bisherigen Ordnung bleibt. — —

Dein Zettelchen hat Dich übrigens gerettet, ich wollte Dich ſchon recht ernſthaft ſchelten, daß grade ſeitdem Du die Bedingung des freiſten, gründlichſten Schreibens zwiſchen uns feſtgeſtellt haſt, Du mir gar nicht mehr ſchriebſt.

Lebe wohl, meine Herzens-Schweſter, und ſchreibe bald. Grüße und küſſe alle Kinder, empfiehl mich Großmama, und ſage allen Lieben, ich wäre lange ſtumm geweſen, aber das Schreiben würde nun bald kommen.

Berlin, den 28ſten April 1810.

Freilich haſt Du ſehr recht, liebſte Schweſter, daß es mit dem Aufſchieben ſchon lange zu viel iſt. Du thuſt mir auch einen großen Gefallen, daß Du mir erläßt Dir zu ſagen, wie es damit zugegangen. Ich habe geſehen, daß Jette Dir einmal eine kleine Rechenſchaft von unſerm Leben, und namentlich auch von meinem perſönlichen Treiben, gegeben hat, und anderen Aufſchluß als dieſen weiß ich Dir auch nicht zu geben. Zu andern Zeiten war es freilich damit auch nicht minder arg und ich ſchrieb doch mehr Briefe; aber damals war ich eben noch der Einzelne. Darin liegt alles, was Du Dir ſelbſt weiter auseinanderſezen kannſt, unter anderm aber auch, daß, wenn Jette ſchreibt, ich ja immer auch geſchrieben habe, und zwar gewiß beſſer, als wenn ich es ſelbſt thue. Wenn ich Dir nur recht ſagen könnte, wie ich ganz in meinen Arbeiten und in meinem Hauſe aufgehe. Es iſt eine große Glückſeligkeit, aber auch ein großes Elend. Denn dieſe beiden ſtehen in einem kleinen Kriege und thun einander Abbruch. Denn in der Arbeit unterbricht mich doch ſehr oft das Gefühl von Jette und den Kindern, und mitten unter dieſen ſchwärmt mir auch wieder die Arbeit im Kopf herum. Kurz es bleibt meine Deviſe: Der Menſch iſt ein geplagtes Individuum. — —

Deinen Geburtstag haben wir auf die ſchönſte Weiſe gefeiert. Wir haben an dieſem Tage communicirt, und die Herz aß hernach bei uns und wir tranken Deine Geſundheit. Bleib uns recht gut und grüße die Deinen.

Den 27ſten December 1810.

Liebſte Schweſter, das langerſehnte ſchöne Glück iſt nun da, und wie herrlich iſt es gekommen! Jette war am Heiligabend noch ganz munter, baute für Groß und Klein auf, fuhr hernach noch mit zu Reimers, um da der Weihnachtsfreude beizuwohnen. Gegen neun Uhr kamen wir nach Hauſe, und noch vor Mitternacht war das kleine Mädchen glücklich da, ſtark und geſund, und mit einem ganzen Kopf voll dunkler Haare angethan. Ich hatte am erſten Feiertag Vormittag zu predigen. Mir war immer bange geweſen, ich könnte durch dieſe Begebenheit geſtört werden — mit wie friſchem, frohem, von der Sache tiefdurchdrungenem Herzen konnte ich nun reden, und nach der Predigt für die Entbindung danken. Lezteres iſt eigentlich bei uns nicht gewöhnlich; aber ich konnte mich es nicht enthalten; ich hatte das Bedürfniß um Weisheit und Verſtand zu bitten, und andre dazu mit mir zu vereinigen. Viele riethen auch aus der Art, wie ich es that, das müßte wohl meine Frau ſein. — —

Verzeih, liebſte Lotte, daß ich nur dieſe wenigen Worte ſchreiben kann. — — Mich rührt aller Freunde innige Theilnahme auf's tiefſte. Es muß auch wahr ſein, daß es wenige Menſchen giebt, die ſo von Gott begnadigt ſind wie ich. Gebe er mir nur auch Gnade und Treue, alles recht zu genießen und zu verwalten. Darum bitte mit mir, Du treue liebe Schweſter, und laß auch bald ein Wort der Freude von Dir hören. —

Den 7ten März 1811.

Es geht mir jezt recht ſchlimm, liebſte Schweſter, mit dem Briefſchreiben, zum Theil auch deshalb, weil es mir ſonſt nicht recht gut geht. Ich leide ſchon ſeit dem Anfang des vorigen Monats wieder ſehr am Magenkrampf, zum Theil ſo heftig, daß ich wochenlang nichts habe thun können, als, wenn ich aus meinen Vorleſungen kam, mich auf den Sopha hinlegen. Ich ſollte jezt in der angeſtrengteſten Thätigkeit ſein, um mich für das nächſte halbe Jahr zu rüſten, und kann es nicht, weil ich zu ſehr abgeſpannt werde durch den Schmerz. So fehlt es mir denn, wenn ich wohl Luſt hätte zum Briefſchreiben, am guten Gewiſſen, weil ich mir ſagen muß, wenn ich überhaupt etwas thun kann, ſollte ich nöthigeres thun. Selbſt an den beiden ſchönen Tagen, die wir gefeiert haben, am Tauftage und geſtern an Jettens Geburtstag, hat mich der Schmerz geſtört. Auf dem erſten biſt Du gewiß beſonders im Geiſt bei uns geweſen, ſo wie uns Deine innige, treue Liebe ſehr im Gemüth war. Es war mir ein heiliger Tag. Möchte ich doch nie vergeſſen, wie mir bei dieſer Handlung zu Muthe war! Möchte es mir beſonders dann recht lebendig vorſchweben, wenn ich irgend im Begriff bin nicht recht nach chriſtlicher Vaterweisheit zu handeln mit dem Kinde. Ich glaube, es war unter den Anweſenden Keiner, der nicht nach ſeiner Art mit mir gefühlt hätte. — Liebſte Schweſter, Gott läßt wohl wenig Menſchen ſo viel Gnade widerfahren als uns; wir fühlen es auch beide recht innig, Jette und ich, und ſind auf alles gefaßt, was die Zeit etwa bringen mag, um unſer ſeltenes Glück uns büßen zu laſſen. Du Arme haſt auch wieder ein ſchönes Theil Leiden gehabt, und nun erkennſt Du es gewiß mit rechtem Dank, daß der Kelch wieder ſo vorübergegangen iſt und Du noch immer Deine kleine Schaar ganz beiſammen haſt. Die Sorge für die Geliebten füllt auch das Leben auf eine eigene ſchöne Weiſe und iſt ein Element, was wir nicht miſſen können und wollen.

September 1811.

— — Eure ganze Lage giebt mir doch ein ſehr trübes Bild. Wenn ich Euch helfen könnte, ſo wollte ich Euch beſchreiben, wie es in vielen Gegenden unſres Staates, beſonders in Preußen, ausſieht, nemlich hundertmal ärger als bei Euch. — Man muß alles Aeußere aufgeben und feſt verſichert ſein, daß es von dieſer Seite nur nach den ſchrecklichſten Verwüſtungen und Umwälzungen beſſer werden kann, und muß nur, damit dieſe kräftig und glücklich beſtanden werden, wenn ſie kommen, recht auf den Geiſt wirken. Das thue ich auf jede Art, die in meinen Kräften ſteht; wie lange ich es noch können werde, weiß Gott. Aber gern hätte ich Dir von dem Segen geſprochen, den ich in dieſer Hinſicht zu ſtiften glaube, und wie ich die Saat glaube kommen zu ſehen, und Dir in dieſem Gefühl und in meinem Leben mit Jette und den Kindern das volle ſeltene Glück gezeigt, das ich mit vollem Bewußtſein in der zerbrechlichſten Schale trage. — Denn alles Andre iſt doch nichts. Dein ſchönes jeziges Leben ſoll ich alſo auch nicht mit Augen ſehen und Dich fühlen laſſen, wie ganz und rein ich es verſtehe! — Nun es iſt nicht anders und muß alſo auch gut ſein; ſteht doch jezt Dein Bild ſo lebendig vor mir, daß ich wollte, Du ſäheſt mich auch ſo. Ach, es iſt doch ſchade, daß wir nicht kommen können. —

Im Herbſt 1811 machte Schleiermacher eine Reiſe durch Schleſien, welche, wie aus ſeinen Briefen hervorgeht, einen politiſchen Zweck hatte. Worin dieſer beſtand, kann indeß jetzt nicht mehr angegeben werden.

Die Frau an Schleiermacher.

Montag (Berlin ohne Datum)

Weißt Du, mein Herzens-Mann, was ich ſo eben vollbracht habe? Den Schlegel habe ich transportirt und Dein Bild meinem Bette gegenüber gehängt. Als ich geſtern Nacht ziemlich ſchwermüthig im Zimmer hin und her ging, recht voll Sehnſucht und allerlei Gedanken voll, fiel mein Blick auf Schlegel und ich ward ganz grimmig, daß mir der Fremde da hing und nicht Dein Bild, und ich hätte gern augenblicklich die Verſetzung in's Werk gerichtet.

Dienſtag.

Nichts iſt aus meinem Schreiben geſtern geworden — ich hatte auf den Abend gerechnet, H. war aber bis 11 hier, hernach war ich ſo zerſchlagen, weil die vergangene Nacht durch kleine Unruhen der Kinder mir ſehr geſtört worden war, daß ich Dich deutlich ſagen hörte: „Frau geh zu Bett“, und da that ich's. Ich bin bisweilen etwas ſchwach, mein lieber Mann, mir iſt es unausſprechlich unheimlich ohne Dich, immer und überall, aber dann kommen Augenblicke, wo ich mich gar gerne in einen Winkel verkröche und dem lieben Mann nachweinte nach Herzensluſt. Ja, mein ſüßes Leben, es iſt doch nichts ohne Dich, und es fällt mir immer gewaltig ſchwer auf's Herz, daß es noch ſo lange dauert. Fehle ich Dir denn auch wohl bisweilen? ich weiß ja, daß ich ein Wurm bin, aber ſei mir doch nur recht unmenſchlich gut und merke nur nicht etwa jetzt, daß Du mich doch ſehr leicht miſſen könnteſt. Ich hätte mich nur nicht hierher ſetzen ſollen an Deinen Sekretair, wo wir oft zu zweien auf einem Stuhl geſeſſen und wo mich die jetzige Oede gar zu ſehr überfällt. Wie ſehr ſonſt dafür geſorgt iſt von außen her, daß ich mich nicht kann gehen laſſen, das glaubſt Du kaum; zu ſchaffen giebt es unaufhörlich, und kleine Zerſtreuungen bieten ſich auch ſo manche dar, ſo daß an keine ſchädliche oder wohlthuende Ruhe zu denken iſt. Den Sonnabend gingen wir Nachmittags mit H. ſpazieren und den Abend wurde die neue Lektüre der Ilias angefangen. Welch ein außerordentlicher Genuß mir hierin aufgegangen, kann ich Dir gar nicht ausdrücken, welche Geſtalten! welche zum Erſtaunen ſchöne Sprache! Harſcher könnte wohl etwas lebendiger leſen, aber dafür iſt er auch unendlich gefällig im Erläutern aller Art. Den Sonntag gingen wir in die Kirche um P. zu hören. Ich geſtehe Dir, ich hatte aber mehr erwartet als gefunden, es war eine gute Predigt, wie man unendliche hören kann, gar nicht confuſe, ſehr ordentlich, aber es machte mir einen peinigenden Eindruck, daß die Hauptgedanken ſo unbezweifelt und ganz genau aus Deinen zuletzt gehaltenen Predigten genommen waren, obwohl ſchwächlicher ausgeführt, genug es war keine Spur von Eigenem in der ganzen Rede. Wenn Du wiederkommſt, muß ich Dir noch einiges davon erzählen, was mir aufgefallen iſt.

Friede hat die erſten Klapſe heute gekriegt, er war aber mauſeſtill und ließ ſich nichts merken, mir thaten ſie ungeheuer viel weher als ihm. Wie Elsbethchen Dich in Deinem Bette den erſten Morgen geſucht hat, war gar zu lieblich, mir war aber doch ganz wehe dabei. Du kannſt mir es nicht verdenken, lieber Mann, das Kind übt aber eine ungeheure Gewalt über mich; mit ihren klaren, heiteren, liebevollen Augen kann ſie mich immer ganz ſelig machen, wenn ſie nur will. Lieber Ernſt, wenn Gott es uns zugedacht hat, uns noch lange vereint ein ſchönes, heiteres Leben in der Mitte unſerer Kinder führen zu laſſen, ach dann wird es doch auch immer ſchöner werden.

Es giebt doch nichts köſtlicheres, als eine Reihe lieber wohlgebildeter Kinder, mit welcher Rührung ſich mir ſo ein ſüßes, ſtilles, häusliches Leben in dem Bilde unſres Lebens immer aufdrängt, kann ich Dir gar nicht ſagen — es iſt mir auch ſehr fromm dabei zu Muthe und voll Hoffnung, daß Gott meine Kraft erhöhen werde, damit ſich alles reiner und lebendiger noch um mich geſtalte und mein guter Wille mehr That werden könne, ach und Du biſt der lichteſte Punkt in dem Bilde, um den ſich alles liebevoll bewegt, auf den alles ſich bezieht. Bitte nur Gott, daß er unſer Leben auf keine Weiſe zerſtöre. Nur aus ſeiner Hand könnte eine wahre Zerſtörung kommen; denn tauſenderlei, was von der Welt ausgeht, und was für viele Zerſtörung ihres Glückes ſein würde, wird für uns nur Aufforderung ſein, unſre Kräfte mannigfach zu üben. Mein lieber Mann, Gott erhalte Dich und bewahre Dir Geſundheit, und erhalte uns unſre ſüßen Kinder. Dann will ich immer auch nach dem ſauerſten Tagewerk, wenn es mir beſchieden ſein ſollte, recht ſelig Abends an Deine Bruſt ſinken und dem Herrn danken für mein Glück und durch mein Glück. Ich küſſe Dir in aller Zärtlichkeit die Hände, mein liebſtes Leben.

Deine Jette.

Schleiermacher an ſeine Frau.

Hirſchberg, den 20ſten September 1811

Deinen Brief erhielt ich geſtern früh in dem Augenblick, wo wir*) ausfahren wollten; ich ſah nur flüchtig hinein, wie alles ſtände, und las ihn erſt ordentlich am Kochelfall, und dankte Gott mit Thränen, liebſtes Weib, daß ich Dich habe. Wie ſollte ich mir nur einbilden können, daß ich Dich leicht miſſen könnte! Das Leben, was ich jezt führe, kommt mir gewaltig leer vor, ohnerachtet ich weiß, daß ich einen edlen Zweck verfolge und ohnerachtet dieſe Tage reich geweſen ſind an ſchönen Genüſſen. Aber das liebſte auch an dieſen war mir immer die Erinnerung an die Zeit, wo ich mich mit Dir an dieſen Schönheiten erquickte. Und nicht nur hierbei, ſondern immer denke ich Dein und der lieben Kinder und des kleinen Hauſes. Es iſt mir wie ein lichter Punkt in einer ſchönen Landſchaft, von der Sonne beſchienen, hinter der aber ein gewaltiges Gewitter ſich bildet. Einſchlagen wird es wohl nicht, aber Verwüſtungen wird es manche anrichten, und die ſchöne heitere Abendbeleuchtung iſt erſt zu erwarten, wenn es vorübergezogen iſt. — Es iſt die Wirkung der ſchönen Umgebungen, daß meine Gedanken ſo pittoresk herausgekommen ſind. Ich habe das beſte von unſrer ſchleſiſchen Reiſe vorgeſtern und geſtern wiederholt. — —

Ich bleibe über Nacht hier, weil ich mich ſchon früher auf Morgen Mittag hier verſagt hatte, um einige intereſſante Bekanntſchaften zu machen. Von der Zukunft weiß ich Dir wenig zu ſagen und am wenigſten etwas tröſtliches. Denn ich mag rechnen wie ich will, wenn ich alle meine Sachen in Ordnung bringen will, komme ich nicht eher als den 28ſten nach Breslau. Da muß ich drei, auch vielleicht vier Tage bleiben. Dann muß ich mich vielleicht einen Tag in Liegniz aufhalten und ſo fürchte ich, daß ich nicht vor dem 8ten oder 9ten ankommen werde. — — Ich beichte mir jede Stunde, aber ich bringe doch keine andre Rechnung heraus. Ich wollte, ich könnte, wie bei einem förmlichen Concurs, alle Leute, mit denen ich zu thun habe, zuſammencitiren; dann würde mir gewiß alles gelingen, weil ich es als eine Art von Predigt abmachen könnte — aber das geht nun einmal nicht.

---

*) Schleiermacher war von einer Schwägerin ſeiner Frau, L. v. W., begleitet, die er ſpäter bei ihrem in Bunzlau wohnenden Bruder ließ.

Wie mich alles freut, was Du mir ſchreibſt, kann ich nicht ſagen. Ich hatte eigentlich bezweifelt, daß Eliſabeth mich ſuchen würde, und freue mich deſto mehr darüber. Aber vergeſſen muß ſie mich nothwendig haben, ehe ich zurückkomme, und ſo iſt dieſe Reiſe in unſerem Verhältniß wie eine Wunde, die zwar ſehr leicht heilt, aber doch nie ganz vernarbt. Ihr Bewußtſein von mir iſt unterbrochen und es muß eben ein ganz neues angehen. — — Doch wir wollen nur muthig und heiter der Zukunft entgegen ſehn. Du haſt ja ſo recht darin: wahre Zerſtörung kann ſie uns nicht bringen. Auch von Gott kann uns die nicht kommen — wenn Du die durch den Tod ausnimmſt, die ja immer gleich nahe iſt und gleich fern — und der Teufel hat kein Recht an uns.

Adieu mein Herz, ich umarme Dich auf das allerinnigſte.

Dein ewig treuer Ernſt.

Breslau, den 25ſten September 1811.

Hier bin ich, liebſte Jette, in meiner Vaterſtadt, ſeit dieſem Morgen vier Uhr. Seit meinem lezten Briefe habe ich, weil ich einige Leute in der Nähe von Schmiedeberg, die ich ſprechen muß, nicht fand, meinen Reiſeplan geändert. Sonntag Mittag war ich noch in Hirſchberg auf dem Kavalierberg. Montag Morgen hatte ich einen langen Beſuch von Graf Geßler, der den Tag zuvor angekommen war. Er muß kürzlich in Halle geweſen ſein, denn er erzählte mir viel von Steffens und Blanc. Abends um 10 reiſe ich nach Gnadenfrei ab, wo wir am anderen Mittag Lotten eine herzliche Ueberraſchung machten. Ich kam dieſen Morgen hier an und habe mich nun, nachdem ich ein paar Stunden im Gaſthof geſchlafen, bei Gaß einquartirt. Von den Menſchen weiß ich freilich nur erſt ſehr wenig und rechne auch nicht viel auf ſie. Ich denke nun ſpäteſtens Sonntag Abend hier abzugehen nach Glaz. Montag Abend von Glaz nach Gnadenfrei. Dann werde ich mich vielleicht den Mittwoch in und um Reichenbach aufhalten müſſen. —

Wunderlich iſt mir hier zu Muthe; die Erinnerungen aus meiner früheſten Kindheit kehren allmälig bei dem Anblick der Straßen und Häuſer ſehr lebendig zurück, und wenn ich bedenke, wie mich Gott ſeitdem geführt hat — es iſt eine ſchöne, ſtille Rührung, die Du gewiß mit mir theilſt. Uebrigens gefällt mir Breslau weit beſſer als ich glaubte, wiewohl es ſich ſehr wenig (ausgenommen durch die lezte Belagerung) verändert hat.

Die Frau an Schleiermacher.

Berlin, den 25ſten September.

Dank für Dein kleines Briefchen, mein Herz! es iſt gar klein, doch bin ich herzlich froh zu wiſſen, daß Du geſund biſt und keine Unfälle gehabt haſt. Hier iſt alles wohl und ſo ganz in dem alten Geleiſe, daß ich eigentlich nichts zu ſchreiben habe; doch mußt Du Dir ſchon einiges Geplauder gefallen laſſen. Eliſabethchen ſcheint jezt ernſtlich an's Zahnen zu denken, obſchon ſie ganz geſund iſt; ſie hat eine gar liebliche Gewohnheit jezt, ſie legt das Köpfchen auf die Seite vorwärts geneigt und ſieht einen ſo unverwandt an, bis man gezwungen iſt ſie wieder anzuſehen, worauf ſich das Geſichtchen ganz verklärt; es iſt ein liebes Weſen; möchte mir Gott die Freude gönnen, das Kind ſo fromm und lieblich aufblühen zu ſehn, daß ſeine ſüße Zärtlichkeit mir bliebe, ich nie im Kampf ihr dürfte gegenüberſtehn. Ach Ernſt, ich bin oft unbeſchreiblich traurig, daß in meinem Leben mit den beiden Kindern etwas ſüßes, ſchönes, ach, wie ich fürchte, unerſetzliches verloren gegangen iſt; ich möchte ewig darum weinen. Du mußt es doch ſelbſt geſehn und gefühlt haben, was ich meine. Sie haben kein Verlangen nach dem Mutterherzen, keine Freude an meiner Liebe, kein Regiment der Liebe iſt jemals abzuſehn, die ewigen kalten Verweiſe haben das ſüße Vertrauen getödtet, die Eisrinde um die Mutterbruſt hat die zarten Kinder erkältet. Ernſt, denke nur nicht, ich mache mir da etwas vor, was nicht iſt; ich bitte Dich, glaube mir, damit ich nicht den Glauben an Dein Sehen verliere. Es iſt ſo heilig wahr, ich bin ſo tief davon durchdrungen, ich ſehe ja auch den Grund von dieſem bis zur erſten Quelle völlig klar, ich weiß, mit wie vielem es noch zuſammenhängt, wie ſehr damit, daß ich überhaupt ſo ungeliebt daſtehe in der Welt, daß ich nicht ſagen könnte, daß ich noch Einen hätte außer Dir, der mich recht liebte, unter den Vielen mir zugeführten, mir befreundeten Weſen, ich habe keine Freundin darunter. — — Es iſt die furchtbarſte Anklage, die ich gegen mich ſelbſt geführt habe in allem dieſem, aber, wie ich mich ausweinen möchte, ſo iſt es mir auch heute nothwendig Dir darzulegen, was eben jetzt in mir wach iſt. Uebrigens denke nur nicht, das ſei mir ſo auf einmal angeflogen. Gieb mir Deine Hand, mein Mann, daß ich ſie an meine Augen und an mein Herz preſſe, Du Allertreuſter! Laß mich beten an Deiner Bruſt, daß Gott mich höre, für unſre Kinder, für das erſt werdende, daß es nicht entgelten möge ſeiner Mutter Sünden. O Mann, wie wanke ich zwiſchen Seligkeit und bitterem Schmerz! — —

Ja, mein theuerſter Mann, ginge nicht aus dem forſchenden Blick in die verborgenſte Tiefe meines Herzens ein Schmerzensgefühl hervor, das, immer mich begleitend, bald klarer, bald mehr zum ſchweigen gebracht, immer ſich mit hineindrängte in alles, was ich lebe, ſo wäre ich das glückſeligſte Weib auf der Erde;

nun ſchwanke ich aber hin und her zwiſchen jenen hocherhabenen Augenblicken, wo das Glück ganz gegenwärtig, auch die Kraft ihr volles Leben zu fühlen glaubt, jenen dumpfen Zeiten, wo ich das äußere Leben nur ſchwächlich fortführe, mein inneres aber im Schlafe ruht, und den Stunden der Zerknirſchung und tiefſten Demüthigung. Wäre es mir gegeben recht fromm zu leben, dann könnte ich geneſen; ich bin fromm, dünkt mich, aber ich lebe nicht fromm, es iſt in mir das Element der Frömmigkeit recht tief, das weiß ich, aber wie ſelten wird es wach. Wie oft hat mir die Frage an Dich auf den Lippen geſchwebt, ob ich mich wohl für fromm halten dürfe, da ich doch in ſo langen Zeiten ohne Gebet, ohne das Gefühl der Gottesnähe leben könne, und mein Herz ſich oft erſt zu ihm wende, wenn mir etwas außerordentliches begegnet, wo menſchliche Klugheit oder menſchlicher Troſt nicht ausreichen, oder in den Stunden der hellen Selbſterkenntniß, wo ich Rettung bei ihm ſuchen muß. Lieber, theurer Mann, wenn dieſe Ergießungen gleich ſehr fern ſtehen von Deinen jetzigen Gedanken und Deinem Treiben, ſo hoffe ich doch, daß Du ſie liebevoll aufnehmen wirſt, und will mich durch keine Scheu verführen laſſen ſie zurückzuhalten.

Nun will ich Dir auch erzählen, wie es uns übrigens ſo geht. Heute Abend iſt Winterfeldt allein bei uns beiden geweſen, hat uns die herrlichſten Sachen vorgeſpielt und iſt ſo liebenswürdig geweſen, wie er nie, wenn mehrere da ſind. — — Du ſiehſt, daß wir auf allerlei Zerſtreuungen bedacht ſind, ich kann Dir aber nicht genug ſagen, wie Du mir grade fehlſt, und wie langweilig mir alles ohne Dich iſt, grade wenn von Vergnügungen die Rede iſt. Vom Spazierengehen mag ich gar nicht reden; ich ſorge aber pflichtmäßig dafür, daß wir doch einigermaßen das ſchöne Wetter noch genießen. Im Ernſt, eine kleine Heldenthat war es doch, daß ich Dein Anerbieten, mitzureiſen, nicht annahm; denn meine Luſt war unbeſchreiblich groß, es war aber ſehr recht. Wie mir aber zu Muthe iſt jetzt oft bei der himmliſchen Luft, wenn ich an Schleſien denke, an die Berge — — ſo neubelebt von allem Schönen an Deiner Seite, ja liebſter Mann, das will ich nur nicht weiter ausdenken. — — Wie hier alle Welt vom tiefſten Frieden überzeugt iſt, glaubſt Du kaum; man ſpricht gar nicht mehr davon, man denkt gar nicht daran, daß es anders ſein könnte. Es iſt hübſch, wie alles nun wieder zuſammenkommt. Niebuhrs werden erwartet, die Herz allernächſtens, Reimers kommen Donnerſtag. Ich freue mich auf alle dieſe Leute recht innig. Nächſtens fahren wir nach Friedrichsfelde. Bei Savigny's ſind wir einen Abend ganz allein geweſen; die lieben Leute waren ſehr freundlich und es war recht gemüthlich dort. Leb' wohl, liebſtes Herz, ich freue mich kindiſch auf Deinen Brief, alle Freunde grüßen.

Deine eigenſte Jette.

Berlin, Freitag den 26ſten September 1811.

Mein liebſtes Leben, welche köſtliche Freude iſt mir Dein Brief geweſen! wie vielmal habe ich Dir geantwortet in meinen Gedanken auf jede liebe Zeile; doch heute erſt komme ich wirklich zum ſchreiben. Ich habe mich recht gequält nachher, als ich das letzte Mal an Dich abgeſchickt hatte, daß ich Dir ſo trübe geſchrieben, es ward mir ſo lebendig, wie ich Dir da unmuthige Augenblicke gemacht, Du Theurer, da ich doch jeden Augenblick Dir ſüß und angenehm machen möchte, lieber als alles andre in der Welt. Es wird Dir gewiß unwohl gethan haben, ich kann es nicht genug bereuen. — —

Mein liebſter Mann, wie wohl ſoll mir ſein, wenn ich Dich wieder habe. — — Du weißt, ich bin recht muthvoll, doch kann ich Dir nicht leugnen, eine lange Trennung, wie Du ſie da im Sinne zu haben ſcheinſt, kann ich nicht anders, als ein ungeheures Verhängniß anſehen. Der Tod iſt freilich noch ganz anders; aber ich denke, Du kennſt das an mir, daß, wenn ich von Muth und von ruhigem Ertragen ſpreche, ich ihn nie mitverſtehe. Denn es iſt mir meiner Natur nach ganz unmöglich, eine ſolche Vorbereitung in mir vornehmen zu wollen, ganz unmöglich, nur ungefähr zu wiſſen vorher, wie ein ſolcher Schlag mich fände und wie ich ihn tragen könnte. Unwillkürlich ſchließt ſich mein inneres Auge augenblicklich, wenn eine ſolche Vorſtellung mir nahen will, und ich fühle, daß ich mir da keine Gewalt anthun darf. Das Bewußtſein der Endlichkeit eines ſo ſchönen Zuſammenlebens geht ja in einem ernſten Leben nie unter, und oft genug führen plötzliche Erſchütterungen es herbei. Mein liebſter Mann, wenn ich es auch über mich gewinnen könnte das Schrecklichſte einmal auszudenken, ſo würde es mir vorkommen, als ob ich mit frevelhafter Hand den Schleier von heiligen Myſterien aufhöbe. Ob dies ein krankhaftes Gefühl, ich weiß es nicht.

In der politiſchen Welt iſt hier alles in großer Gährung, doch biſt Du dort vielleicht beſſer unterrichtet als ich hier; damit Du aber auf jeden Fall etwas ordentliches erfährſt, hat Röder verſprochen, mich noch vor Abgang dieſes Briefes mit gründlichen Nachrichten zu verſehen. — — Eine lange Conferenz, die der König mit St. Marſan gehabt, hatte zur Folge, daß alle Arbeiter von den Feſtungen zurückberufen und ein Friedensartikel in die Zeitungen gerückt ward. Geſtern Abend war Helvetius Dohna bei uns, ſehr offen über alles, was er wußte, redend, und in höchſter Begeiſterung. Um nichts überflüſſiges oder doppeltes Dir zu leſen zu geben, ſchweige ich ganz über dieſen Gegenſtand, auf R. vertrauend. — — In welcher Bewegung ich aber lebe in dieſer Zeit, kannſt Du Dir denken, ſelten ein ordentliches Wort hörend, ſtündlich in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen; mit dem großen Intereſſe für die Sache, ſo von aller Quelle entfernt zu ſein, iſt etwas bitter. Ja es ſind eigene Tage, die ich lebe. — — Die Eichhorn hat eine merkwürdige Beſchreibung von Lotte gemacht, ſie hat ganz ernſtlich gemeint, ſie wäre in Gefahr verrückt zu werden — vor Freude, wenn Du hinkämſt. — — So eben iſt Röder von mir gegangen; der Inhalt ſeiner Mittheilung ganz im Kurzen iſt der, daß ſo ziemlich alles unverändert ſei, der letztgeſchehene Schritt eine Klugheitsmaßregel, ebenſo ſehr vielleicht zu loben als zu tadeln. Daß G. unverrückt ſeinen Weg gehe, voll Hoffnung, er ſelbſt aber im Innerſten des Herzens eine traurige Ueberzeugung trage, die Eichhorn mit ihm theile, möchte ich Dir von ihm ſagen. Er ſieht völlig ſchwarz und iſt von der Nothwendigkeit, daß es ſo kommen muß, wie er ſieht, ganz durchdrungen. Jetzt kann ich ſchon die Tage zählen, bis Du kommſt, und nun zähle ich die Stunden, bis mir Dein Brief gebracht wird, auf den ich heut ſicher rechne. Mir wird die Zeit jetzt recht lebendig wieder, da ich in Poſeritz immer ſo ſehnſüchtig harrte auf Deine Briefe und dann eine wahre Abgötterei damit trieb. Liebes, liebes Herz! es macht mich ganz glücklich, daß Dir meine Briefe auch Freude machen.

Schleiermacher an ſeine Frau.

Freitag, den 27ſten September.

Liebſte Frau, Du klagſt ſo wehmüthig und ſtill über die Kleinheit meines Briefes, daß es mich recht innig gerührt hat. Aber es wird doch nicht anders möglich ſein auf dieſer Reiſe, da ich zu gar keiner Ruhe komme. Es iſt aber nicht das kurze allein, ſondern ich fühle es recht lebendig, wie trocken Dir meine Briefe vorkommen müſſen. Das iſt nun mein Unglück, wenn ich ſo verbuſchelt bin, daß nichts aus mir herauskommt, wenn ich auch alles unverrückt und rein in mir trage. Denke Dir nur, daß ich das müde Haupt an Deine liebe Bruſt lehne und daß bald alles beſſer ſein wird.

Was Du von Dir und den Kindern ſagſt, liebſte Jette, daran iſt wohl etwas, aber es iſt doch gar nicht ſo, wie Du es machſt, und es hängt auch gar nicht ſo zuſammen, wie Du meinſt. Das Ganze iſt nur ein vorübergehender Zuſtand, und verloren iſt nichts.

Du und die Kinder mußten eine lange und ſchwere Schule machen, um erſt Feſtigkeit und Gewöhnung an Feſtigkeit in das Leben zu bringen, was in Deinen früheren Verhältniſſen rein unmöglich geweſen war. Dem Mann iſt es natürlich, über dieſen Punkt alles Andre hintanzuſetzen, und dieſen ſtrengen Ton habe ich angegeben. Es iſt auch natürlich, daß in dieſem Beſtreben der Ernſt gewaltig hervortritt und das zärtliche Weſen ebenſoſehr zurück. Nun ſcheint mir aber auch die Sache gethan zu ſein, und grade der Zeitpunkt, wo die Kinder anfangen auch mit andern Menſchen in ein Verhältniß des Gehorſams zu treten, derjenige zu ſein, welcher von ſelbſt, und ohne daß wir etwas Ausdrückliches dazu thun, allmählig eine Wandlung hervorbringen wird. Das Mutterherz iſt den Kindern noch niemals entfremdet geweſen und die Liebe nicht erkaltet. Meine liebſte Jette, ſolche Unnatur kann nicht in unſerm Sein und Wirken ſtecken. Ja ſogar, ich habe das feſte Gefühl in mir, daß die Kinder mich innig und herzlich lieben, und nichts kann mich darin irre machen. Ich glaube beinahe, daß ſie mich jetzt gar nicht mehr vermiſſen — wie Du denn auch nichts davon ſchreibſt — und daß Du Dir manche Mühe giebſt, mein Andenken in ihnen lebendig zu erhalten; aber demohnerachtet iſt die Liebe gar feſt in ihnen und wird immer ſchöner heraustreten. Habe Du nur denſelben Glauben, er wird Dich nicht trügen, und laß Dir nur über den äußeren Geſchäften und Sorgen und über irgend vorübergehenden Stimmungen nicht die köſtlichſten Augenblicke entgehn, wo Du es recht lebendig ſchauen kannſt. Und wie kannſt Du nur ſagen, daß Du ungeliebt biſt. — — Mein liebſtes Herz, da haſt Du einmal ſchwarz geſehn — aber es iſt mir recht lieb, daß Du mir auch aus dieſer Stimmung heraus geſchrieben haſt. — Vorgeſtern Abend überfielen uns Heindorfs beim Thee und blieben und der Abend machte ſich ſehr heiter. Geſtern Morgen ließ ich mich überreden, auf den Sonntag in der reformirten Kirche, in deren Nähe ich meine erſten Tage verlebt habe, zu predigen. Ich wußte nicht es abzuſchlagen, wiewohl ich nicht begreife, wie es unter dieſem Tumult gut ablaufen ſoll. Nachmittags machte ich einen ſehr ausführlichen Beſuch beim Präſidenten Merkel. Wir waren bis nach 7 im Garten, ſo köſtlich warm war der Abend.

Im Frühling 1813 war Schleiermacher die Gefahr in Berlin ſo dringend erſchienen, daß er Frau und Kinder nach Schleſien ſchickte, um ſie dort in Sicherheit zu wiſſen. Aus dieſer Periode ſind die nachſtehenden Briefe Schleiermacher's an ſeine Frau.

Schleiermacher an ſeine Frau.

Berlin, den 13ten Mai 1813.

Ich war froh, als ich von Göſchens zurückkam, daß ich Euch nicht mehr fand, und ich erſchrak, daß ich froh war. Aber ich hatte nicht Zeit mich zu beſinnen. Die Deputation war ſchon verſammelt, es war von oben her eine Kränkung unſerer Autorität vorgefallen. Süvern war außer ſich, er wollte ſeine Hauptmannſtelle niederlegen, ich hatte zu thun ihn zu beſchwichtigen (herzlich wird er doch auch in dieſen Angelegenheiten nicht), und mußte hernach auf den Ausſchuß laufen, um die Sache in Ordnung zu bringen. Nicolovius begegnete mir auf der Straße und beſtätigte mir die Auflöſung des Departements. Schuckmann iſt ſchon nach Schleſien, um es dort zu repräſentiren, Nicolovius geht morgen nach Pommern oder Preußen zu demſelben Behuf. Ob hieraus folgt, daß man die Provinz zwiſchen Elbe und Oder ſchon ganz als landſturmsfähig anſieht, weiß ich nicht, wie ich überhaupt nichts weiß; denn man ſagt nichts. — Zwiſchen allem Dieſem habe ich tauſendfältig an Dich gedacht, liebſtes, einziges Weib, an unſeren Abſchied, an unſere Trennung in ihren mancherlei möglichen Geſtalten. Gegen 7 Uhr konnte ich endlich herausgehn um mich zu beſinnen. Auf der Chauſſee kamen mir Solgers nach um ſich mir als junge Eheleute vorzuſtellen. Sie gingen mit hinein, und wir hatten einige herzliche und heitere Augenblicke. — Abends las ich etwas in Deinem Lavater; manches ſprach mich recht ſehr an, manches ſtärkte mich; einen Abſchnitt an einen Wittwer überſchlug ich gradezu. — Ich habe mir oben betten laſſen, habe einige Zeilen an B. geſchrieben und dieſes und will nun ſchlafen gehn. Ob Ihr glücklich bis Frankfurt gekommen ſeid, woran ich faſt zweifle? ob Ihr dort noch etwas habt thun können, wer mir das ſagen könnte! Liebſte Jette, wie ſoll ich Dich entbehren, und die lieben Kinder, und die ſüße Gewohnheit für Euch zu ſorgen und Alles mit Euch zu theilen! ſtatt der lieben Gegenwart nun lauter unſichere ſchwankende Bilder von Euch. — Uebrigens habe ich ſchon recht ſchlechte Augenblicke gehabt. Das Geſchäft, was ich dabei doch mit möglichſter Treue verrichte, ekelt mich manchmal an, nicht als ob viel Unannehmlichkeiten unmittelbar bei uns vorkämen, ſondern weil mir ſcheint, es wird nicht ſonderlich geführt von Oben, und wird wenig Reſultate geben, ohnerachtet wirklich ſchöne und kräftige Elemente in der Maſſe ſind. Du ſiehſt, ich bedarf gar ſehr des Gebetes für mich, das ich Dir ſo beſonders empfohlen habe. — Das Licht will bald ausgehen, Zeit wäre es auch mich zu Bette zu legen, Nachtigallen und Mücken haben bis jezt um mich gewetteifert. Gute Nacht, mein liebſtes Weib, in welcher Unruhe magſt Du, wie unſanft gelagert ſein, möchte wenigſtens der Traum mit ſeiner Zauberkraft uns vereinen.

Den 14ten

Ich ſtand heut ſpäter auf, als recht war, ſo daß ich mich zerſputen mußte, um zur rechten Zeit in's Colleg zu kommen. Was für ein verworrener, abgetriebener und doch faſt leerer Tag! Auf dem Rückweg aus dem Collegio hörte ich einige gute Nachrichten, ſo daß ich faſt bereute, daß Ihr gereiſt ſeid, aber ich dachte, wie mancher Augenblick kommen würde, wo ich mich wieder herzlich darüber freuen würde, und der iſt mir auch nicht ausgeblieben, weil Piſtor heute Abend ſchon wieder üble Nachrichten hatte; der ſieht aber Alles übel! — Die ganze Geſchichte mit Torgau ſoll falſch ſein. Der Kronprinz von Schweden iſt wirklich angekommen, die Engländer wollen mit den Spaniern in Frankreich einfallen, 160,000 Mann ſtark, das ſind die auf die Länge und für das Ganze ſehr günſtigen Nachrichten, wie auch, daß die Dänen Hamburg mit vertheidigen helfen. Dagegen ſollen die Franzoſen wirklich irgendwo zwiſchen Wittenberg und Torgau über die Elbe gegangen ſein, um auf hier zu marſchiren, aber Niemand weiß wo und wie ſtark. Bonaparte ſelbſt ſoll bei Pirna übergehen, um der combinirten Armee eine neue Schlacht anzubieten, aber man vermuthet, ſie werde ſie noch nicht annehmen, ſondern ſich noch weiter zurückziehen bis in ein Land, wo — nicht Milch und Honig fließt, ſondern Landſturm. — Der König hat ſelbſt den Befehl gegeben, daß im Nothfall Berlin ſoll vertheidigt werden, und nun fängt man an zu ſchanzen vor allen Thoren längs dem Schafgraben vom Köpnicker bis Potsdamer. Prinzeß Wilhelm iſt noch hier — da haſt Du die Neuigkeiten gleich auf einmal. — Nach dem Collegio ſollte eine Conferenz der Schutzdeputation bei mir ſein; die Leute ließen mich aber faſt eine Stunde warten, und ſo war ich froh, daß ich die Kirchenrechnung noch zu machen hatte. Ich aß bald nach 12 und ſchrieb zwiſchen Suppe und Gemüſe und Kaffee an der Kirchenrechnung; Du weißt, welche Wuth ich auf ſo etwas bekommen kann, wenn ich einmal anfange. Von 2 bis 5 war Landſturm, um 6 war Presbyterium bei mir, und eben als es angehen ſollte, bekam ich den Auftrag eine Einſegnungsrede zu halten im Hofe des Univerſitätsgebäudes für das Bataillon Landwehr, das morgen früh marſchiren ſoll; es iſt das, wobei auch Reimer ſteht. Ich mußte mich alſo, ſobald die Conferenz aus war, in meinen Talar werfen und mich dort umſumſen laſſen bis 8, ehe es zur Vereidigung und Rede kam. Wie freue ich mich morgen auf den ruhigen Vormittag, ich will erſt gegen

Mittag zur Stadt *) und bei Reimer eſſen, der morgen noch hier bleibt. Ich las bei Suppe und Thee wieder etwas im Lavater. Warum ich Dir nun aber den ganzen verbuſchelten Tag beſchrieben habe, weiß ich nicht. Den Deinen denke ich mir auch gar nicht erfreulich. Mir ahndet, daß Ihr heute nur zwiſchen Ziebingen und Frankfurt herumkröpelt. Du ärmſte, Du kommſt mir ſchrecklich verlaſſen vor; wenn Dir nur wenigſtens alle Kinder geſund ſind und die Unannehmlichkeiten nicht zu abſcheulich. Liebes Herz, möchteſt Du mir nur ſo viel ſchreiben, als Dir der Reiſetumult irgend geſtattet, und Dich ja nicht ſcheuen, wenn Du Dir zu dumm vorkommſt; darum gebe ich Dir ſo ein herrliches Beiſpiel von ſchlechten Briefen, Boyen habe ich nun berichtet — denn Du weißt doch dergleichen Alles gern — wie ſehr nachtheilig es auf das Publikum wirkt, daß man ihm gar nichts ſagt über den Stand der Armeen. Leider wird es wohl ſchwerlich etwas helfen, weil ſich Niemand die Geſchicklichkeit fühlt, etwas nicht ſehr ermuthigendes doch auf eine gute Art zu ſagen. Uebrigens, liebſtes Herz, iſt es von ſehr vortheilhaftem Einfluß auf meine Stimmung, daß ich weiß, der König ſelbſt hat die Vertheidigung von Berlin befohlen. Gute Nacht, mein Herz, Gott ſei mit Dir! —

Den 15ten.

Ich ſtand ſchon um ½5 Uhr auf, um Reimer nicht zu verſäumen; aber er kam erſt nach 6 und konnte gar nicht lange bleiben. Ich las nachher noch im Lavater, ſchrieb dann an Alexander Marwitz und habe ſeitdem noch ein Pack Journale durchlaufen. — Ihr Aermſten! nun iſt nach einem ſehr ſchönen Morgen Regenwetter eingetreten; das trifft Euch nun gewiß auf offnem Wagen. —

---

*) Schleiermacher bezog im Sommer ein kleines Haus vor dem Potsdamer Thor am Schafgraben mit einem ſehr großen Garten, welcher an der andren Seite in den Thiergarten mündete, ſo lange er im Winter die Amtswohnung in der Kanonierſtraße bewohnte. Er pflegte dann aber einen Theil ſeiner Geſchäfte in der Stadtwohnung abzumachen.

O wäret Ihr nur erſt wenigſtens in Bunzlau! Ich begleite Euch vorzüglich mit der Sorge um viel Langeweile und kleine Plackereien. — —

— — Dein liebes Geſicht iſt mir in allen Stimmungen gegenwärtig, und ſobald die wehmüthige vortritt, möchte ich Dir Stirn und Locken ſtreicheln und die verhaltenen Thränen und Seufzer wegküſſen! Gott nehme Dich und die ſüßen Kinder in ſeinen heiligen Schutz. —

Geſtern Abend war ich zu Schede's in den Garten gegangen, bekam aber ſchon unterwegs einen ziemlichen Anfall von Magenkrampf, der mich ein paar Stunden gequält hat. Ich habe nun an Wolfart geſchrieben, um täglich magnetiſirt zu werden, wenn Zeit dazu bleibt. Denn nach heute eingelaufenen Nachrichten iſt heute oder morgen ein Gefecht zwiſchen Bülow und den über die Elbe gegangenen Franzoſen zu erwarten, welches wohl das nächſte Schickſal von Berlin entſcheiden wird. Sei aber für mich nicht bange, mein Herz. Schwerlich werden die Vertheidigungsanſtalten ſchon ſo weit gediehen ſein, daß man ſich hier wird auf etwas einlaſſen können und alſo wird der Landſturm wohl nur aufgeboten werden, um ſich aus der Stadt zurückzuziehen. Das werde ich denn auch thun und werde Dir ganz ſachte nachkommen. — Ich komme mir in dieſem Augenblick unglaublich thöricht vor, daß ich Dir dieſes ſchreibe; denn der Brief kann nicht eher als übermorgen Abend abgehn und dann muß ich Dir ja ſchon ſchreiben können, wie Alles abgelaufen iſt. Aber die Thorheit iſt mir ſüß; es iſt doch die Vorſtellung, als ob Du in dem Augenblick läſeſt, wo ich ſchreibe, die Vernichtung des Raumes und der Zeit zwiſchen uns. Denke Dir, daß ich eben heute morgen wieder angefangen hatte ordentlich an einer Predigt zu arbeiten, als dieſe Nachricht, die mir Tweſten brachte, mich wieder in Bewegung ſetzte. In der Stadt hörte ich dann, der Landſturm ſollte ſämmtlich morgen halb fünf auf dem Temploer Berg ausrücken. Denke Dir meinen Schreck, da ich noch keine Munition habe und da Sonntag war. Bei unſerer Deputation war aber noch nichts angeſagt. Ich laufe alſo ſchnell auf den Ausſchuß, und da war kein wahres Wort an dem Befehl. Aber morgen will ich nun das nöthige anſchaffen, damit ich mich nicht ſchämen muß vor den Andern. Geſtern Abend fand ich noch zwei Briefe von der Gräfin Voß, einen an Dich, worin ſie um Empfehlungen nach Stralſund bittet, wohin ſie, wenn es ſchlimm gehn ſollte, zu gehn denkt. — —

Bei der heutigen Nachricht vom Ausmarſch war mir nächſt der Munitionsangſt ein ungeheurer Schreck, daß ich vielleicht nicht mehr würde dazu kommen können, Dir ein Abſchiedswort zuzurufen. Und wie leicht kann es doch einmal ſo kommen! — Ich möchte es jezt gleich thun. Aber was kann ich anderes, als daß ich Dich mit innigſter Liebe an mein Herz drücke und Segen auf Dein Haupt häufe für das Beſte und Schönſte in meinem Leben, was ich Dir verdanke — daß ich Dir mein Bild in's Herz prägen möchte, mit all ſeinen Flecken, aber auch mit dem Gefühl, wie Du es verjüngt und verſchönt, wie viel Du daran gereinigt haſt, daß ich's Dir recht lebendig und gewiß machen möchte, daß ich Dich mit mir nehme, wie ich bei Dir bleibe. Ja ich fühle es, daß auch ich, wie ein guter Geiſt, in Dir wohnen werde. O einziges, theures Weib, ich wollte, Du ſchliefeſt jezt recht ſanft irgendwo, mir iſt, ich müßte Dir in dieſem Augenblick einen recht himmliſchen Traum einhauchen.

Den 17ten Abends.

Heute habe ich mein Haus beſtellt, die Leute abgelohnt aber doch noch im Hauſe behalten, Pulverhorn und Feldflaſche gekauft, Röder's grüne Taſche zurechtmachen und einpacken laſſen, mein Geld in Gold umgeſezt. Meine wichtigſten Papiere, Deine Briefe und die Packete von der Herz habe ich Piſchon zu verwahren gegeben; die Wäſche und Deine Bücher ſind im Keller. — —

Dieſe Eile, meine Liebe, iſt veranlaßt worden durch üble Nachrichten, die ſich heute früh verbreiteten. Es hieß, Bülow werde von großer Uebermacht ſehr gedrängt und wäre auf eiligem Rückzuge. Dieſen Abend ſind nun beruhigende Nachrichten von ihm eingelaufen; er glaubt, es ſei für Berlin nichts zu beſorgen, und er denkt, nachdem er Verſtärkungen aufgenommen, wieder vorwärts zu gehn und die Offenſive zu ergreifen. Das bewegliche Völkchen iſt auf dieſe Nachricht wieder oben auf und hat ſie gleich bis zu einem Siege vergrößert. Ich will mich vor der Hand nur freuen, daß mir noch vergönnt iſt, morgen einige Vorkehrungen mehr zu treffen.

Den 18ten Mittags.

Ich bin ſo abgelaufen, liebſte Jette, daß ich kaum etwas ſchreiben kann; auch habe ich wieder etwas Magenkrampf zum erſten Mal ſeit Sonnabend. Ich werde übrigens nun täglich, ſo lange es ruhig bleibt, bei Wolfart von ihm magnetiſirt und verſpreche mir davon baldige Beſſerung. — Heute iſt unſer Hochzeitstag; mir iſt zwar für uns der Verlobungstag die eigentliche Feier, Dein liebes „ja“ auf der Bank; aber doch auch dieſer mahnt mich beſonders an den Beginn eines neuen Lebens mit Dir und an Alles, was wir Beide darin geworden ſind. — Aber auch an Alles, was ich Dir hätte mehr ſein können und ſollen, und was ich Dir hätte ſparen können an Leid mancher Art. Gott gebe uns noch Zeit, immer reiner, ſchöner und vollendeter zu leben, und möchten wir dieſen Tag über's Jahr, vereint und ganz oder größtentheils den Kampf dieſer Zeit hinter uns habend, feiern. Umarme die Kinder auf's zärtlichſte. Gott ſegne und ſchüze Dich, mein Herz, mein Gebet begleitet Euch Alle, aber Dich noch ganz vorzüglich auch vor den Kindern.

Den 18ten Abends.

Beſtes Weib, was für eine unerwartete Freude hat mir Dein Zettelchen gemacht, Gott ſei Dank, der Euch ſo weit glücklich geholfen hat. -- —

Von einem Zurücktreten Oeſterreichs weiß man hier nichts (nur Sachſen ſoll ſich beſtimmt für Frankreich erklärt haben), vielmehr heißt es einmal über's andere, die Allianz ſei gewiß, aber öffentlich bekannt gemacht wird nichts davon und eher glaube ich nicht daran. Es liegt gewiß an ſelbſtſüchtigen Negotiationen, welche ſie noch fortſezen. Was unſere Lage hier in Berlin betrifft, ſo vergeht mir die Luſt, Dich mit allen Gerüchten zu unterhalten, die faſt ſtündlich wechſeln. Ich freue mich nur, wenn der Abend kommt und ich ruhig herauswandern kann und mich jedes Mal die Nachtigall begrüßt, wo mir heimlich zu Muthe iſt, denn das Haus in der Stadt iſt mir in dieſem Zuſtande recht im Innerſten zuwider — und wo ich ſo ſtill und ungeſtört bei Dir ſein kann. Indeß am Tage treibt es mich doch immer hinein, weil es etwas zu thun geben kann bei der Schuzdeputation und ich auch noch nicht vollkommen marſchfertig bin. Ich habe mich deshalb gegen Savigny und Eichhorn erboten ihnen auf dem Ausſchuß zu helfen, und werde damit vielleicht morgen ſchon den Anfang machen. Aus dem ſtudiren kann doch nicht eher etwas werden, bis die nächſte Kriſis vorüber iſt. Meine Kollegia ſeze ich indeß fort, aber ich glaube, daß ich der einzige bin. In dieſem ſchwankenden Zuſtande, liebſtes Weib, halte Dich nur *daran*: je eher wir hier von den Franzoſen überfallen werden, um deſto weniger darfſt Du um mein Leben beſorgen, weil man dann die Stadt nicht wird vertheidigen wollen; je ſpäter ſie kommen, deſto beſſer werden wir gerüſtet ſein. In dem erſten Fall wäre nur das einzige zu beſorgen, daß es vielleicht unmöglich für uns wäre, unſere Retirade nach Schleſien zu nehmen, ſondern daß wir ſie würden nach Pommern nehmen müſſen. Das wäre äußerſt hart, weil wir dann auf eine nicht zu berechnende Zeit könnten getrennt werden. — —

Liebes Herz, es iſt mir doch faſt gewiß, daß ich in allen Fällen, die Confuſion müßte zu groß werden, ganz beſonnen und geſchickt handeln werde. Aber fahre nur fort, dies Dein Hauptgebet für mich ſein zu laſſen, wie es auch das meinige iſt. Ich freue mich des guten Muthes, mit dem Du reiſeſt, Gott bewahre Dich ferner mit all' dem lieben Volk.

Den 20ſten Abends.

Gern hätte ich geſtern Abend noch ein bischen mit Dir geplaudert, aber als ich ziemlich ſpät heraus kam fand ich endlich H. — — Nachdem er ſich ſelbſt gehörig abgehandelt, nahm er mich vor, ſprach ſehr viel von dem räthſelhaften in mir und von ſeiner großen Begierde mich kennen zu lernen, wie nothwendig ihm das für die Vervollſtändigung ſeiner Bildung und ſeiner Anſicht wäre. Du weißt, wie mir dergleichen fatal iſt und ich habe ihn daher wirklich ſehr freundlich aber auch ſehr kurz damit abgefertigt, daß ich das wirklich nicht begriffe, daß ich in drei Tagen durch und durch zu kennen wäre, weil Alles auf ſehr einfachen Motiven beruhe, und daß es mir überhaupt nicht der Mühe werth ſcheine, ſich jedes Einzelne im einzelnen Menſchen ſo beſonders conſtruiren zu wollen. — Indem ich Dir ſo viel von H—s Beſuch erzähle, überfällt mich recht das Gefühl, wie ungeheuer eigentlich die Einſamkeit iſt, in der ich lebe. Aber jede Störung derſelben in den Abendſtunden iſt mir ein wahrer Verluſt; ich mag mich dann gern ganz dem Gedanken an Dich und den Bildern unſeres Lebens und dem ſchönen Genuß, den Du uns durch das Wohnen hier draußen bereitet haſt, hingeben. Ich habe mir auch ſchon ausgerechnet, wenn die Gefahr für Berlin, die für den Augenblick ganz aufzuhören ſcheint, nicht wieder naht und durch eine glückliche Schlacht der Krieg ſich wieder tiefer in Sachſen hineinſpielt und ich am 1ſten Juni das große Loos endlich gewinne, ich einen vortrefflichen Reiſewagen kaufe und Euch abholen kann. Das wäre eigentlich die Belohnung, die ich verdiente, für die große Entbehrung, in der ich lebe. Lache mich nur recht aus, mein Herz, das mußt Du auch haben. — —

Süvern hat ſeine Hauptmannſchaft niedergelegt, weil er Unannehmlichkeit beim Exerziren gehabt hat; das iſt nun gar eine fatale Geſchichte, die ich aber ſo gut wie möglich ſuche in's Gleiche zu bringen. Kurz ich betrage mich ſo gut, daß Du recht Deine Freude an mir haben würdeſt, wenn Du Alles ſehen könnteſt.

Liebſte Jette, Gott gebe, daß Du nun geſtern oder heut in Schmiedeberg glücklich mit Allem, was Du auf dem Wagen haſt, angekommen biſt. Ich kann mich recht kindiſch freuen, daß Du nun ſchon das Gebirge in ſeiner ganzen Pracht vor Augen haſt.

Den 21ſten Abends.

Wie ſoll es nur werden, liebes Herz, wenn ich Dir immer und immer ſchreibe? Ich möchte wohl wiſſen, wie die Entfernung von mir auf Dich wirkt, mir wird die Sehnſucht alle Tage größer; ich kann nun, da die Geſchäfte etwas mehr in Ordnung kommen und man weniger von Gerüchten gequält wird, wieder arbeiten, aber ich muß nun Vielerlei treiben, und kann bei nichts ſo lange aushalten, daß es etwas ordentliches würde. Die ſüße Gewohnheit mit Dir zu leben, die ich grade zulezt in ſo vollen Zügen genoſſen habe, fehlt mir jeden Augenblick. Daß ich ſo auf den Garten verſeſſen bin, iſt auch nichts anderes. Ich gehe faſt gar nicht darin herum, ich ſehe faſt nur hinaus, und doch iſt mir nirgends ſo wohl. Es iſt mir wie ein liebes Geſchenk von Dir, das ich immer um mich haben und anſehn muß. — Zu irgend einer traurigen Ahnung kann ich jezt gar nicht mehr kommen; ich denke nur an baldiges Wiederſehn, und wie ich es recht feiern und genießen will. Aber auch das iſt mehr in meinem Verlangen begründet, als in den Begebenheiten. Denn ehe in der Lauſiz eine Schlacht gewonnen, oder durch andere Begebenheiten der Krieg wieder ganz jenſeits der Elbe geſpielt iſt, giebt es doch noch keine Sicherheit. — —

— — Heute iſt auch mein großes Gehalt für den nächſten Monat gezahlt worden, ſo daß die Ausſicht auf den eigentlichen Hunger wieder etwas hinausgeſezt worden iſt. Zu einer recht eigentlichen Noth werden wir am Ende gar nicht kommen; nun, wenn es nicht ſein ſoll, werden wir es uns auch gefallen laſſen; iſt doch dieſe Trennung leider Noth genug. Gute Nacht, beſchäftige die Kinder ſo ordentlich als möglich; doch ich habe hier gut reden, und Du wirſt es ſehr ſchwer haben auszuführen.

Den 22ſten.

Ich muß mir nur Zaum und Gebiß anlegen und es mir zum Geſez machen, Dir nur mit der Reitpoſt zu ſchreiben, damit ich nicht vier Mal die Woche ſchreibe. Auch heute wollte ich die Neuigkeiten verſparen, damit Du nicht alles widerſprechende Zeug erführeſt, ſondern immer nur das lezte. Nun giebt es aber heute bis dieſen Augenblick keine; es erhält ſich nur das Gerücht, daß das Rey'ſche Corps ſich wieder zurückzieht und Bülow ihm nach, alſo wieder vor. Die meiſten Leute ſind daher hier ganz außer Sorge; allein es kommt doch Alles auf den Ausgang der nächſten Schlacht an. Von der Oeſterreichiſchen Allianz ſagt man, es ſei gar nicht daran zu zweifeln, allein officiell wird doch noch nichts darüber bekannt gemacht. — Denke Dir, daß bei den Höfen und in der vornehmen Welt geſagt worden iſt, ich ſei fort. Die Schuld muß größtentheils an P. liegen, der den Fahrpaß beſorgt hat. Denn beim Plazmajor iſt es auch ſo gemeldet worden. Die Hazfeld hat es ſich beſonders angelegen ſein laſſen, es auszubreiten, und mein erſter Gedanke war ihr etwas anzuthun. Ich hatte auch nicht eher Ruhe, bis ich ein ſehr ſpiziges Billet an ſie wenigſtens zu Papier gebracht hatte. — Du kennſt mich ja darin — es lohnt aber nicht es abzuſchicken — das Märchen widerlegt ſich zu leicht von ſelbſt. Berlin hat jezt ein ganz neues Anſehn. Des Morgens begegnet man den Leuten truppweiſe mit Schaufeln und Spaten, die zum Schanzen gehn, des Abends exerziren die Landſturm-Compagnien auf allen großen Plätzen. Die beiden Schanzen an unſerer Schafbrücke ſehn ſehr niedlich aus, und wenn ſie erſt mit Mannſchaft und Artillerie beſezt ſind, ſo kommt der Feind gewiß nicht eher hinein, bis die Schanzen umgeſchoſſen und die Kanonen demontirt ſind. Wenn man rechnet, daß dreißig bis vierzig Tauſend Mann Landſturm hier ſind (nun die lezte Zahl iſt wohl auf jeden Fall etwas zu groß) und dieſe ſich etwa von 15,000 Mann regulärer Truppen unterſtüzt denkt, ſo muß man glauben, wenn Alles ordentlich hergeht, ſo könnte ſich Berlin gegen eine ſehr große Macht, die nur nicht mit ſehr ſchwerem Geſchüz verſehen wäre, ſehr gut halten.

Die Kinder umarme herzlich von mir, und ſie ſollen machen, daß Du mir Gutes von ihnen ſchreiben könnteſt. Die Predigt, die ich angefangen hatte, als Du fortreiſteſt, iſt noch in Arbeit, ſonſt mache ich Neu-Teſtamentiſche Studien, ſchreibe mancherlei auf und leſe meine Collegia ganz ordentlich. Ich muß Dir immer etwas Rechenſchaft von dem geben, was ich thue; das wird mich auch helfen treiben. Morgen ſoll ich nun zum erſten Mal ohne Dich predigen, den leeren Stuhl gegen mir über, das wird hart gehn. Möge uns Gott bald wieder zuſammenführen, mein liebes, einziges Weib, ich umarme Dich im Geiſt und drücke Dich ſo gern recht feſt an mein Herz — Gott ſei mit Dir und Euch Allen!

Den 22ſten Abends.

Ungeheure Freude habe ich an Deinem Briefe gehabt, ſo große Freude, daß ich darüber die Parole verſäumt habe, worüber ich nun Gewiſſensbiſſe empfinde. Nun ſchriebe ich Dir gern noch recht viel, aber ich kann nicht, ich habe Beſuch gehabt. — — Nun habe ich noch an meine Predigt zu denken, die keineswegs in Ordnung iſt — und keine ſonderliche Stimmung wird ſein, weder heute daran zu denken, noch morgen ſie zu halten. Dieſen Mittag iſt ein Courier angekommen mit der Nachricht von dem glücklichen Gefecht am 19. Dieſer iſt aber abgegangen vom Schlachtfelde während eines allgemeinen Gefechtes am 20., wo wir damals ſollen überall im Vortheil geweſen ſein; nun iſt aber jedermann geſpannt auf die Nachricht über die lezte Entſcheidung. Dieſen

Zuſtand ſollte man den Menſchen doch erſparen, denn ſie haben keine Kraft dazu, es wird ja unſer Einem ſogar ſchwer. — Du Arme haſt gewiß viel mehr ausgeſtanden, als Du Dir merken läßt, und es iſt wohl nur Deine Bravheit, Die Dich ſo zufrieden mit der Reiſe macht. Deſto mehr muß ich Dich loben und lieben, und glaube nur, daß ich es recht anerkenne, wie auf Dich zu rechnen iſt, meine ſtarke, heldenmüthige Frau.

So, nun bin ich unterdeß in Ordnung gekommen mit der Predigt und will Dir gute Nacht ſagen. Ich ſollte ſehr bewegt ſein eben wegen der zu erwartenden Entſcheidung; ich bin es nicht. Die Ueberzeugung iſt zu feſt in mir, daß dieſe Sache nicht an einem Tage hängt, eine gänzliche Deroute der unſrigen erwarte ich nicht, da ſie einmal im Vortheil ſind, der Geiſt der Truppen ſo herrlich iſt, und die Führung von oben doch einen beſonnenen Charakter hat. Eben ſo wenig erwarte ich, daß Buonaparte gänzlich geſchlagen wird, dazu iſt er zu geſchickt und zu kräftig. Selbſt die Entſcheidung unſeres baldigen Wiederſehens ſcheint mir mehr von anderen Begebenheiten abzuhängen. Irgend anderwärts von Oeſterreich aus oder von der Niederelbe muß etwas kommen, was ihn bewegt, ſo weit zurückzugehn, daß wir wieder ſicher werden.

Den 24ſten Vormittag in der Stadt.

Geſtern bin ich ganz darum gekommen Dir zu ſchreiben, Abends konnte ich nur ein kurzes Weilchen draußen ſein, war marode, mit Magenkrampf behaftet, mußte zaubern und las dabei Deinen Brief wieder. Dann ging ich mit ziemlich ſtarkem Magenkrampf zu Reimer, er war nämlich hier, iſt aber dieſe Nacht ſchon wieder nach Potsdam, wo Eichhorn war und Bardeleben und Schele, der nun natürlich jenſeits der Elbe nichts mehr adminiſtriren kann, aber nun zu Bülow gehn will, und Arndt, der wieder hier iſt, und Bothmer, der von Hamburg gekommen iſt, und auch wieder zu Wallmoden geht. Ich habe ihm aufgetragen ſich um Marwitz zu kümmern und ihn zum Schreiben zu mahnen. Sehr lebendig bin ich nicht geweſen, theils war ich angegriffen vom Magenkrampf, theils hatten mir ſchon den ganzen Tag alle Gebrechen, an denen die Führung der großen Sache laborirt, ſehr ſtark im Sinne gelegen, und dieſe Stimmung wurde dort noch ſehr erhöht. Ich kam erſt gegen Mitternacht ganz marode nach Hauſe und konnte nur unmittelbar ſchlafen gehn. Meine Predigt würde Dir vielleicht von vorn herein auch etwas künſtlich vorgekommen ſein, wie damals; ſie war eine Charakteriſtik des Petrus auf die gegenwärtigen Umſtände angewendet, und hatte einen begeiſterten und gewiß ſehr guten Schluß, der die Ermahnung enthielt, ſich recht der Schwachen anzunehmen und ihnen Muth und Glauben einzuflößen. Viele Lücken merkte ich allerdings unter den Zuhörern und die Oede in Deinem Stuhle — nur Piſchon war darin — brachte mir Thränen in die Augen. Ich freue mich recht, liebes Herz, daß Du es in dieſem Stück beſſer haſt als ich, Du haſt die Kinder, haſt ein ſehr ausgefülltes Leben und fremde, angenehm zerſtreuende Umgebungen. Deine Sehnſucht nach mir kann nicht leicht den Charakter annehmen, den die meine oft hat. — Von Hirſchberg aus flüchtet man, wie mir Savigny erzählt hat. Laß Dich das nicht irren, bleibe ruhig, wo Du biſt; ſollte es aber ſo weit kommen, daß in dortiger Gegend der Landſturm aufgeboten würde, dann mache, daß Du in das nächſte böhmiſche Städtchen kommſt. Ich gebe Dir weiter keine Vorſchriften für beſondere Fälle, ſondern verlaſſe mich ganz auf Dich und Carl*). — Die deutſche Legion ſoll nun endlich nahe der Oder ſtehn, und Stülpnagel wird ſchon auf den Freitag hier erwartet, da wird man ja auch wohl bald von Fritz und Helvetius Dohna etwas hören. Mir iſt ſchon der Wunſch durch den Kopf gegangen, daß mich die Legion auch zu etwas möchte brauchen können, ich ginge gern mit. —

---

*) Schleiermacher's Bruder Carl hatte die Apotheke in Schmiedeberg erworben und war als ein ſehr tüchtiger Apotheker und Chemiker geachtet

Wilhelm und Eugen Röder ſind beide nach der Schlacht vom 2ten Majors geworden. Mauderode iſt endlich auch bei der Armee; Carl Sack hat ihn einmal ganz unerwartet auf einer Feldwart gefunden.

Abends: Ich kann doch meinen Tag hier draußen nicht beſchließen, ohne noch einige Worte mit Dir geplaudert zu haben. — —

— — Mit der Entfernung der Staatsdiener, das iſt ſo ſo, niemand kennt den königlichen Befehl ganz beſtimmt. Auf jeden Fall ging er zunächſt nur die Departements-Chefs an, und da hat denn jeder es gemacht, wie er wollte, der eine ſeine Räthe mitgenommen, der andere ſie ſitzen laſſen, und wenn die Räthe keinen Befehl bekommen haben, haben ſie auch gemacht wie ſie wollten. Man verdenkt es aber denen gar ſehr, die ohne ganz beſtimmten Befehl, und ohne daß es in ihrem Beruf lag, von ſelbſt gegangen ſind. Von unſerem Departement*) iſt bis jezt keiner gereiſt, als Nicolovius, den Schuckmann in die andere Provinz geſchickt hat, und Ancillon, der wahrſcheinlich wohl zum Kronprinzen gegangen iſt. Hoffentlich werden die offenbar feigherzigen, ſowohl die königlichen Diener, als auch die Bürger — denn auch viele reiche Privatleute ſind fort, ſagt man, beſonders viel reiche Juden — ihrer gerechten Strafe nicht entgehn. — —

Reil iſt Hauptmann beim Landſturm, und, wie man ſagt, ſehr eifrig. Rühs hat das Fieber und der Correſpondent, den ihm Göſchen übertragen hatte, muß ſich nun wahrſcheinlich allein ſchreiben und war die lezten Male ziemlich ſchlecht. Reimer hat mich gebeten, ich ſolle mich ſeiner etwas annehmen; ich ſehe aber auch die Möglichkeit dazu nicht recht ein — und nun, liebſtes Herz, muß ich Dir gute Nacht ſagen, ach es iſt ein melancholiſches Schlafen da oben in dem Sarge ohne Dich und die Kinder.

---

*) Schleiermacher war damals ſelbſt Mitglied des Departements der Unterrichts-Angelegenheiten im Miniſterio des Innern, welches unter dem Miniſter v. Schuckmann ſtand

Den 25ſten.

Da haben wir nun die Nachricht von zwei mörderiſchen Schlachten, die wieder, wie es ſcheint, für das Ganze keine Entſcheidung gebracht haben; ich bitte Dich nur, liebes Herz, laß Dich nicht von ſolchen Menſchen, die Alles ſo ängſtlich anſehn, deren es gewiß auch dort in Menge giebt, beunruhigen. Es iſt jezt doch Alles darauf zu wetten, daß man den Kopf nicht verliert, und wenn das nur iſt, ſo muß in die Länge Alles gut gehn. Die Schweden werden nun bald anfangen ernſthaft zu operiren, und dadurch werden große deutſche Maſſen frei und in Bewegung geſezt werden. Gott wird gewiß weiter helfen. Details weiß ich noch gar nicht, am wenigſten etwas von anderen Menſchen. Morgen fahre ich mit Eichhorn und Schele nach Spandau, wohin Reimer auch kommt, und wo wir uns denn von Bardeleben Alles wollen zeigen laſſen. Nun leb' wohl, ſchreibe mir ja ſo viel und oft Du irgend kannſt, denke, daß es der beſte Theil meines Lebens iſt. Herze und grüße mir alle Kinder innig, Jette und Friede frage doch, ob ſie noch wiſſen, wozu ich ſie ermahnt habe vor der Reiſe, und Elsbeth erzähle von mir und erhalte mein Andenken bei ihr. Mit Trudchen iſt das nun unmöglich und meine erſte Bekanntſchaft mit ihr geht gänzlich verloren. — —

— — Laß Dir ja nichts vorſchreiben, ſondern thue, wie Du willſt und kannſt, und glaube ja nicht, daß irgend etwas inhaltsleer iſt, was Du mir ſchreibſt. Du biſt ja immer darin, Du wirſt mir gegenwärtig und lebendig, und namentlich aus Deinem lezten Briefe tritt mir ſo ſchön die große Klarheit und Beſonnenheit in Dir entgegen, die mir unter den gegenwärtigen Umſtänden allein Ruhe und Sicherheit geben kann. — Nur um zweierlei möchte ich Dich bitten, was das Schreiben betrifft. Spare es nicht bis zu dem Tage, wo die Poſt abgeht, Du mußt dann ſchreiben, und es kann Dir ja dann grade gar nicht ſo zu Muth ſein. Und dann, liebes Herz, wenn Dir nicht ſo klar und ruhig iſt, wenn Dich innerlich etwas drückt oder äußerlich, dann komm doch gleich an Deines Mannes Bruſt, und ſchreibe es mir mit ein paar Worten; es wird Dir gewiß gleich wohl thun und auch mir hernach! —

Den 27ſten Abends.

— — Mit rechter Sorge, mein liebes, liebes Herz, komme ich heute zu Dir. Da ich geſtern den ganzen Tag aus war, heute Vormittag in der Kirche beſchäftigt, ſo hat mich hernach die Nachricht von dem großen, und, wie es ſcheint, ziemlich ſchnellen Rückzug der Armee ſehr überraſcht; ich kann ſagen, heute habe ich es zum erſten Mal bereut, daß ich Dich weggeſchickt habe, da Du nun doch den Kriegsſchauplaz ganz in der Nähe haſt und hier Alles ruhig iſt, und nun noch von ſo viel rathloſen Menſchen umgeben! und das unangenehme Gefühl, daß vielleicht, wenn dieſer Brief nach Schmiedeberg kommt, Du gar nicht mehr dort biſt, oder vielleicht ſchon übermorgen keine Briefe mehr dorthin angenommen werden. Wie ich aber auch noch dieſe härtere Trennung aushalten werde, ohne vor Sehnſucht nach Dir und den Kindern zu vergehen, das weiß ich wirklich nicht; ſeit dieſem Mittag hat mich der Gedanke an Dich, wie Du vielleicht in Berathungen Dich hin und her abkümmerſt, und vielleicht bei noch weiterem Rückzuge uns ein ſolches Abgeſchnittenſein von einander bevorſteht, nicht verlaſſen. — —

— — Ich weiß Dir nun im Ganzen noch keinen beſſeren Rath zu geben als neulich — — ich habe ein großes Vertrauen auf das, was Du thun wirſt, und das iſt mein einziger Troſt in dieſer Lage, wo ich nicht Dein Schuz und Dein Rath ſein kann. Denke Dir, daß L. in einem kleinen Zettel mir ordentlich Vorwürfe macht, daß ich Dich weggeſchickt hätte, Mann und Weib ſollten doch Glück und Unglück miteinander theilen bis in den Tod — als ob Du es nicht mit mir theilteſt. Darüber bin ich nun ganz ruhig und will ſie auch ſchon zurechtſezen; ſie hat nur keinen Begriff von unſerm Landſturmedikt. Aber daß es nun ſo kommen mußte, daß Du den unmittelbaren Schuz meines Armes entbehrſt, das iſt mir ſehr, ſehr hart. Vorwürfe mache ich mir nur über meine Unbeholfenheit, denn darin hatte ich wohl recht, daß ich mir nicht zutraute, daß ich in einem ganz ſpäten Augenblick noch für Dein Fortkommen würde zu ſorgen wiſſen. Sage mir aber recht ehrlich, Herz, iſt Dir der Gedanke auch ſchon gekommen, daß ich Dich zu voreilig fortgeſchickt habe — nemlich nicht nach dem Erfolg, ſondern nach der damaligen Lage der Sachen? ſage mir's recht ehrlich. — Man will auch heut wieder Nachrichten haben, daß die Armee wieder vorwärts ginge, auch wieder vom Einrücken der Oeſterreicher, aber ſie ſind mir ſehr unſicher und ich halte ſie nur für Ausſprengungen, um Muth zu machen. Sonſt für die Sache iſt noch immer nichts verloren; man führt einen recht hübſchen kleinen Krieg im Rücken des Feindes, und wenn das nieder-elbiſche Corps erſt recht in Bewegung iſt, ſo werden die Armeen auch wieder Luft bekommen. Sollten gar die Siege in Spanien By— nöthigen, für ſeine Perſon nach Frankreich zu gehen (doch das glaube ich freilich nicht), ſo würde Alles bald eine ganz andre Wendung nehmen. — Die Reiſe nach Spandau war recht belebt durch Arndt's lebendige Erzählungen, vorzüglich auch von einem Tyroler, den er in Petersburg kennen gelernt. — Der Aufenthalt dort war recht vergnügt, das Feſtungbeſehen ſehr intereſſant, aber auch ſehr fatiguant, der Rückweg ſtill, weil wir Alle müde waren und das Wetter ſchlecht. Gepredigt habe ich heute unſtreitig etwas weniger populär als ſeit geraumer Zeit, aber es waren ſehr gute Sachen darin. Ach! Liebe, Du fehlſt mir doch bei Allem, auch beim Predigen, wie Du überhaupt weit mehr auf mich wirkſt, als Du Dir einbildeſt; ich habe es immer gewußt und hätte dieſen Beweis durch die fehlende Einwirkung füglich entbehren können. Gott nehme Dich in ſeinen Schuz; ich lege mich nicht ohne recht ſchwere Sorge um Dich nieder.

Den 28ſten Abends.

Ich habe heut einen ziemlich ruhigen Tag gehabt, ich meine, wenig Landſturmgeſchäfte; das geht aber auf Conto von morgen; ich habe daher heute mehr gearbeitet als ſonſt und konnte ſchon um 4 Uhr herausgehen, ich habe ein ordentlich Stück Predigt geſchrieben, eine mühſame Lektüre von Preisſchriften für die Akademie gemacht und noch ſonſt mancherlei geleſen. Abends, als ich ſchon ruhig beim Thee ſaß, kommt Tweſten; da mußte ſchon alles Brod und Milchbrod aus allen Ecken zuſammengekrazt werden, und kaum haben wir eine Weile zuſammen geplaudert, ſo treten Savigny, Eichhorn, Schele und Arndt herein. Nach überſtandner Noth (eine Wurſt war zum Glück im Hauſe) und nachdem ich ihnen erklärt, ſie müßten Alle mit einem Theelöffel trinken, waren wir recht vergnügt, und ein Glas Wein machte alle ſonſtige Mängel gut; nur Savigny war nicht recht friſch und ich habe ihn in Verdacht, daß er eine ſchlimme Nachricht oder Ahnung in Petto hatte, die er nicht ſagen wollte. — Podewils iſt hier geweſen, er ſagt mir, Marwiz ſei von Dörnberg abgegangen und ſei jezt bei Czernichef. Recht gefallen will mir das nicht, da er bei Dörnberg doch einmal einen gewiſſen Einfluß erlangt hatte; wie gern hätte ich dem ein Brieſchen mitgegeben, aber nun ging es nicht und ich habe ihn nur zum ſchreiben ermahnen laſſen; das war nun mein heutiger Rapport, mein liebes Herz, möchte es doch ruhiger bei Euch ſein, als wir hier glauben, und Du ohne Sorgen ſchlafen!

Heute nur ein paar geflügelte Worte, mein liebes Herz, weil ich ſonſt nicht ruhig zu Bett gehen kann. Wunderliches iſt mir heut begegnet, Eichhorn und Savigny machten mir die Propoſition, mich vom Ausſchuß nach dem Hauptquartier ſchicken zu laſſen, um allerlei hieſige Angelegenheiten von Wichtigkeit zu betreiben; denke Dir, welch' ungeheurer Reiz; ich hätte Euch dann ſehr leicht geſehen und auf jeden Fall Euch mit zurück genommen oder wenigſtens wieder unſer Schickſal verbunden. Welch' liebliche und welch' romantiſche Bilder ſchwebten mir vor, allein ich widerſtand glücklich allen dieſen Reizen, weil mir die Sache ſo nicht zweckmäßig ſchien, und das rechne ich mir zur großen Tugend an. Ganz hat ſie ſich noch nicht zerſchlagen; ich habe Bedingungen gemacht, durch die ſie ein andres Anſehn gewinnt, die ſie aber ſchwerlich werden realiſiren können. Dies und der Landſturm hat mir den ganzen Tag eingenommen, zwiſchendurch hat mich die große Sache, wie in dieſen Tagen beſtändig, höchſt andächtig bewegt. Die Leute ſind heute toll hier, weil eine Nachricht eingelaufen iſt, daß die Oeſterreicher in Schleſien ſind. Mir kommt ſie nun ganz abgeſchmackt vor, ſie ſollen auf einmal, wie vom Himmel herunter, ein paar Meilen von Glogau erſchienen ſein; ich glaube alſo, daß die Sache auf einem groben Mißverſtändniß beruht. In allen Geſchäften übrigens, in aller Andacht und in allen Fabeln begleiteſt Du mich, mein Herz, Du und die Kinder, die mir durch Deinen Brief wieder in wahrer Herzensfreude ganz lebendig geworden ſind. Nun gute Nacht, mein Herz; — daß ſich Bp. in ſeiner glänzenden Lage befindet, merkt man ſeinen Redensarten wohl an.

Den 30ſten Mai.

Geſtern habe ich nun nichts an Dich geſchrieben, als das Zettelchen, das ich geradeswegs auf die Poſt gegeben habe. Ich ging Mittags in die Sonnabend-Geſellſchaft, wo Klewitz war, der aus Breslau vor wenig Tagen zurückgekommen iſt. Ich ſprach viel mit ihm und freute mich doch ſehr an ſeiner braven Geſinnung. Er erzählte auch von der Schlacht bei Bauzen, man würde ſie gewiß gewonnen haben, wenn man die Reſerven in's Feuer gebracht hätte. Der König ſelbſt hätte es aber nicht gewollt, weil er fürchtete, Buonaparte möchte nach ſeiner bekannten Manier hernach noch eine Maſſe bringen, für die man dann nichts mehr gehabt hätte. Er hatte aber wirklich keine. Er iſt übermäßig vorſichtig, und, wenn man ſo vorſichtig ſein will, muß man eigentlich gar nicht ſchlagen, wenn man nicht gewiß weiß, daß man ſtärker iſt, und darauf ſcheint man es jezt anzulegen und zu warten, bis die Oeſterreicher im Rücken ſind. Nämlich Klewiz verſichert, daß man im Hauptquartier ganz feſt überzeugt iſt, daß die Oeſterreicher kommen. — Er rühmte gar ſehr das gute Vertrauen, das der König habe, und den fortwährenden guten Muth der Armee. — Abends kam Tweſten, der von mir erſt erfuhr, daß die ſchändlichen, treuloſen Dänen auch Franzoſen nach Hamburg gelaſſen haben. Ich hoffe, daß die Engländer dafür Kopenhagen anzünden werden. Schreiben konnte ich da nicht mehr an Dich, weil ich doch an meine Predigt denken mußte; aus der iſt nicht viel geworden; theils war ich überhaupt zerſtreut, theils begegnete mir noch etwas ſonderbares in der Sakriſtei, das ich Dir doch erzählen muß. Ich bekam auf einmal, ich weiß auch nicht durch welche Gedankenverbindung, eine ſchreckliche Angſt davor, daß ich nicht ohne Todesfurcht ſterben würde, daß es ordentlich in Beklemmung ausartete und gewiß einen ſchwächenden Einfluß auf meine Predigt gehabt hat. Du weißt, ich habe Dir ein paar Mal den Gedanken geäußert, bei einem natürlichen Tode wäre ich nicht ganz ſicher, keine Furcht zu haben; aber als ein ſolches ängſtliches Gefühl hat es mich noch nie befallen. Es kommt aber auch von der Einſamkeit; wenn Du da wärſt, könnte es mir gar nicht einfallen. Nachmittags hoffte ich leiſe auf einen Brief von Dir, aber vergeblich. Ich will deswegen dem Gedanken nicht Raum geben, daß die Franzoſen in Schmiedeberg ſind und ihr in den Grenzbauden. Ich ging hinaus und es regnete, und ſo ſchön und fruchtbar der Regen auch war, ich ward doch etwas melankoliſch. Ich zwang mich zur Arbeit; das ging auch, ich ſchrieb ein gutes Stück Predigt, faſt einen halben gedruckten Bogen, und zu meiner Zufriedenheit, aber ſo oft ich pauſirte und in die Saalthüre trat, überfiel mich die trübſelige Stimmung. Ich wurde angenehm daraus errettet durch Mine Reimer, die mit den beiden

Mädchen und Karl und Arndt kam, hernach kam auch noch Dreiſt und wir waren recht vergnügt. — —

Nun gute Nacht, es kommt mir doch ſo vor, als ob ich Dir zu viel vom kleinlichen Leben vorſchwazte; ich will das auch ändern.

Den 31ſten Mai.

Heute habe ich mir etwas zu gute gethan, was mir noch nicht vorgekommen war; ich habe ſchon um 5 Uhr Morgens einen Spaziergang durch den Garten gemacht. Es hatte die Nacht geregnet, der Morgen war herrlich, die Roſen haben ſich auch ſehr erholt und verſprechen noch einen ſchönen Nachflor. Liebe, wann ſtehſt Du denn auf? Genießeſt Du gar nicht die Herrlichkeiten des Morgens, und haſt Du nicht zu derſelben Zeit, beim erſten Erwachen wenigſtens, einiges Verlangen nach mir, wie das allerinnigſte und zärtlichſte nach Dir mein erſtes Gefühl iſt und mein leztes? Jede Schönheit des Gartens ſehe ich mit Bedauern darauf an, daß, wenn auch Alles noch ſo glücklich geht, ſie doch ſchon verblüht ſein wird, wenn Du zurückkommſt. — Vormittags hat Piſchon ſein Kind getauft und ich habe Gevatter geſtanden. Ich habe es recht erfreulich gefühlt, wie er das Chriſtenthum überhaupt und ſo auch ſein Amt im ſchönſten Sinne aufgefaßt hat. Das ſprach ganz deutlich aus ſeiner Rede. Ich war recht ſchön bewegt von der Sache; die ſchönſten Augenblicke unſeres Lebens und die ſüßen Vaterfreuden, die ich Dir verdanke, regten mich zum innigſten Dank und zum ſehnlichſten Verlangen auf; das ſtille, ſichere Glück der beiden Leute rührte mich herzlich, und ich gab aus vollem Herzen dem Kinde die Wünſche mit, die einem Mädchen am meiſten Noth thun.

Nun, mein liebſtes Weib, Alles wohl erwogen, weiß ich nicht, warum ich noch warten ſoll, Dir die Ordre zur Rückreiſe zu geben. Hier iſt in der That jezt an gar keine Gefahr zu denken, dort hingegen könnte leicht in 8 Tagen Gefahr werden, wenn beide Theile ſich genugſam erholt haben, um eine Schlacht zu liefern. Alſo denke ich, wir wagen es in Gottes Namen, und ich bitte Dich, wenn nach Empfang dieſes Briefes der Weg von dorther ſicher iſt, d. h. wenn unſere Armeen jenſeits der Straßen ſtehn, ſo reiſe ſobald Du kannſt. — —

Liebes Herz, ich bin ganz von Freude durchdrungen bei dem Gedanken an unſer Wiederſehn. Wie will ich Gott innig danken, wenn ich Dich wieder in meinen Armen habe, wenn ich das liebe, kleine Volk wieder herzen kann. Gott gebe nur, daß auf Eurer Seite nichts dazwiſchen kommt; hier bleibt wohl ganz gewiß Alles ruhig. Man ſpricht auch ſchon davon, daß Prinzeß Wilhelm, die nur bis Frankfurt gegangen ſein ſoll, zurückkommt. — —

Mit welchem gepreßten Herzen ſeze ich mich hin Dir zu ſchreiben, liebes, jezt vielleicht für mich auf lange ganz verlorenes Weib. Wirſt Du je dieſe Zeilen leſen? Und wann und wie wird die Zeit kommen, die uns wieder vereint? Gott, geſtern ſchreibe ich Dir noch mit der fröhlichſten Hoffnung, daß Du zurückkommen ſollſt; wir wußten nichts von dem Rückzug der Armee nach ſchleſiſchem Grund und Boden, und nun bekommen wir heut die Nachricht von dem glänzenden Gefecht bei Hagenau! Es hat mich wie ein Donner getroffen, wie mag Dir zu Muthe ſein und wo magſt Du ſein? Sizeſt Du in einem böhmiſchen Winkel, ohne irgend eine befreundete Seele? Oder biſt Du noch in Schmiedeberg in Angſt, daß Du jede Stunde fort mußt? Und ich, der ich Dein Rath und Schuz ſein ſoll, ſize hier! Ich mache mir die bitterſten Vorwürfe, daß ich Dich aus verruchter Unbeholfenheit habe reiſen laſſen! O Gott, es iſt eine ſchwere, ſchwere Prüfung, und ich weiß nicht, wie ich ſie überſtehe. Mein ſüßes Herz, habe ich mich nicht ſchwer an Dir und den Kindern verſündigt? Habe ich nicht muthwillig das härteſte Schickſal beſchleunigt, was erſt aus großen Begebenheiten hätte hervorgehn ſollen? Biſt Du nicht einſam und verlaſſen, als ob Du ſchon meine Witwe wäreſt? Es wird mir Alles ſo trübe, daß ich es Dir nicht beſchreiben kann, und auch für die große Sache wird mir bange. Dieſes ewige Zurückgehn ſchwächt nothwendig den Muth und verwirrt Alles. Von Oeſterreich iſt Alles ſtill und alſo darauf gar nicht zu rechnen. Der Kronprinz von Schweden zögert auch, ſagt man, weil er nicht findet, was Rußland und Preußen ihm verſprochen haben. Und das Volk? Mein Gott, iſt auf das zu rechnen? Wie viele giebt es, die ein Gefühl vom Vaterlande haben? Es kann ſein, daß Hamburg in dieſen Tagen fällt. — O Gott, mein Herz, kann der einzelne für ſich etwas beſſeres hoffen, als einen edlen Untergang? — Du ſüßes Weib, das ich in mein Schickſal verflochten habe, hätte ich Dich wenigſtens an der Hand, ſchaute ich Dir in's Auge, wärmten und ſtärkten wir unſre Herzen aneinander! Meine innige Liebe zu Dir und den Kindern — aber ich geſtehe es Dir doch, die Kinder ſind mir in dieſem Augenblick ſehr untergeordnet, weil ſie noch ſo unbewußt ſind über alles dieſes; tief im Grunde liegt freilich eine ungeheure Liebe auch zu ihnen, die jeden Augenblick eine Löwenliebe werden könnte — dieſe Liebe iſt das einzige ſüße Gefühl, aber wie verzehrend ſüß. Ich muß aufhören, ich muß mich losreißen, ich bin zu aufgeregt. —

Den 1ſten Juni.

Nachdem ich heute nicht weniger als vier Briefchen an Dich geſchrieben und abgeſchickt und nun noch eine Relation von dem Gefecht bei Halberſtadt für den Correſpondenten redigirt habe, fahre ich nun in dieſem ordentlichen Briefe fort, viel ruhiger als vorgeſtern, aber doch in großer Pein und Qual, bis ich Nachricht von Dir habe. Die lezte ſchleſiſche Poſt hat mir ein Briefchen von Röder aus Goldberg gebracht, und ich begreife nun nicht recht, wie ſie mir keinen aus Schmiedeberg hat bringen können. —

— — Die Nacht brachte ich — ich weiß nicht weshalb, da das ſonſt gar nicht meine Art iſt — großentheils ſchlaflos zu, halb in Dumpfheit und Verdruß, halb in brünſtigem Gebet für das Vaterland und für Dich. — — Mittags aß ich verſprochenermaßen bei Buttmann mit dem ganzen Klub. — Nach einer langweiligen Landſturm-Conferenz ging ich noch ein halb Stündchen heraus, um doch den Garten noch etwas genoſſen zu haben, weil ich den Abend bei Reimer ſein ſollte. Ich wollte etwas Schlaf nachholen, es ging aber nicht ſonderlich und brachte mir nur zu Wege, daß ich meine Zauberflaſche zerſchlug*). Deſto weniger konnte ich munter ſein bei Reimers, unerachtet Arndt, Schele, Süvern und Göſchen alle recht lebendig waren.

Den 2ten Nachmittag.

Vor einer Stunde, liebſtes Herz, habe ich Deinen Brief vom 25ſten erhalten. Es hat mich unendlich erfreut, daß Du den erſten Sturm und Schreck glücklich überſtanden, und daß ich Alles, was Du beſchloſſen und gethan, auch das mit den Grenzbauden ſehr loben muß. Daß Du Alles aus den gegebenen Umſtänden mir ganz aus der Seele gethan, das freut mich ganz unendlich, und ich bin voll innigſten Dankes gegen Gott. Wenn ich gefehlt, daß ich Dich reiſen ließ, wie ich es denn nicht gewiß weiß und mir von Zeit zu Zeit immer Vorwürfe darüber mache, ſo büße ich auch genug dafür, um hoffen zu dürfen, daß Gott es übrigens zum Beſten wenden wird, wie es mir denn für Dich als eine Entwickelung Deiner inneren Kraft erſcheint, die Vertrauen und Selbſtſtändigkeit gar ſehr bei Dir erhöhen muß. Wie ich mich daran freue, daß Du Dich ſo bewährſt, kann ich Dir nicht genug ſagen. — —

Ach Gott, daß ich ſo gar nichts thun kann, weder für das Ganze noch für Dich, ganz auf Wünſche und Gebete, auf eine leidende Liebe zu Dir und zu der großen Sache beſchränkt bin! Ach die Trennung, die Trennung iſt unter dieſen Umſtänden zu fürchterlich! Was Du Gute ſo liebevoll ſagſt, es ſei Dir tröſtlich, wenigſtens mich in gefahrloſer Ruhe zu wiſſen, das hat mir einen recht tiefen Stachel in's Herz gegeben, und wie Du ſchreibſt: „die Glücklichen, die dort geblieben ſind.“ Ach, einziges Weib, bis zur Verzweiflung kann es mich zuweilen treiben, daß ich Dich von mir gelaſſen. — —

---

*) D. i. eine beim Magnetiſiren gebrauchte Flaſche

In einem Stück biſt Du viel glücklicher als ich, Du leideſt, aber Du haſt zu handeln dabei. Aber wie kann mein Herz zerriſſen werden bei dem bloßen Zuſehn, und daß ich mich darauf in Bezug auf Dich reducirt habe, ach ich verwinde es nicht, bis ich Dich wieder in meinen Armen halte, und ich werde mich kaum würdig finden, Dich in meine Arme zu ſchließen.

Ich war in den Garten gegangen, mich zu ſammeln. So wie man zur Saalthür heraustritt, umſtrickt einen der Akazienduft mit einer Art von Zauber; ich ging zu den Roſen; die gerathen dieſes Jahr ſchlecht, wegen der großen Dürre, aber indem ich da ging, freute ich mich Deines Naturgenuſſes, wünſchte Dir innigſt viel ſchöne Augenblicke; eine unendliche Sehnſucht überfiel mich auf's Neue nach Dir und beſonders auch nach den Kindern, aber ich genoß dabei in herzlicher Freude, was Du mir von ihnen ſchreibſt. Das Sammeln war mir aber ſchlecht gelungen; ich komme zurück, halb unbewußt öffne ich die Schieblade Deines Schreibtiſches; da finde ich mehrere Zettel von Rahel, ein Stück aus einer Elegie von Solon, woher haſt Du das? Zettelchen von Lotte K. und Lotte P. Ich fühlte, wie reich eigentlich das Leben ſei, daß Du das faſt wie Kericht konnteſt liegen laſſen; aber zugleich überfiel mich ein Gefühl von unendlicher Ausgeſtorbenheit. Nun aber will ich mir Gewalt anthun und arbeiten, damit dieſer Zuſtand nicht krankhaft werde. —

Den 8ten Juni Mittags.

Aus den Wolken ſind wir hier Alle gefallen über die Nachricht von dem Waffenſtillſtand; noch weiß man zu wenig näheres davon, um darüber zu urtheilen, und ich will mich nicht zu denen geſellen, die voreilig ſchimpfen. Gefährlich iſt die Sache freilich, aber ich will mich der Beſorgniß noch nicht überlaſſen, daß dies zu einem ſchlechten Frieden führen wird. Dazu aber ſoll es mit Gottes Hülfe führen, daß wir wieder zuſammenkommen, und ich bin außer mir vor Freude, wenn ich daran denke. Du wirſt gewiß von ſelbſt reiſen, ſobald Du Dich überzeugt haſt, daß vermöge des Waffenſtillſtandes Alles völlig ſicher iſt. Ich wünſchte indeß, daß Du noch einen Brief von mir abwarteſt. — —

Mein Gott, wie werde ich nun die Tage zählen; ich rechne, daß, wenn Du auch noch einen Brief von mir abwarteſt (aber warte nur lieber keinen ab), Du ſpäteſtens über 8 Tage reiſeſt, ach und reiſe nur ſo ſchnell Du kannſt. Nie, nie, liebſte Jette, trennen wir uns wieder ſo, und, wenn auch, wie ich hoffe, der Krieg ſich erneuert und, wie ich noch mehr hoffe, die Einrichtung des Landſturms als ein ewiges Geſez ſtehen bleibt — nicht eher, bis die wahre höchſte Noth da iſt, ſchicke ich Dich von mir. —

Den 9ten Abends

Seitdem ich weiß, liebſtes Weib, und zu wiſſen glaube, daß Du kommſt, habe ich gar keinen ſolchen Drang mehr Dir zu ſchreiben. Nur der Gedanke, daß doch vielleicht noch etwas dazwiſchen kommen könnte, wie dieſer ganze Waffenſtillſtand ſelbſt, von dem ich heute noch nichts näheres gehört habe, zwiſchen alle menſchlichen Erwartungen wie vom Himmel herunter gefallen iſt, treibt mich. Es iſt mir manchmal, als könnte ich an dieſe Kataſtrophe noch garnicht glauben, und ſo ſehr ich wünſchte um der allgemeinen Sache willen, daß nichts daran wäre, ſo würde ich mich doch höchſt ſchwer von der ſüßen Hoffnung trennen, Dich ſo bald wieder zu ſehen. — Die Gräfin Voß ſchreibt mir heute, ſie hätte es nicht recht begriffen, warum ich Dich ſo ſchnell fortgeſchickt; halb beklagt ſie mich und halb lacht ſie mich aus, ſie grüßt Dich herzlich und wüßte gern mehr von der Klauſewiß, als

Du mir geſchrieben haſt. Von Bernadot ſchreibt ſie, ſeine Worte wären vortrefflich, man müſſe nun die Thaten abwarten, hat aber doch guten Muth von dorther, troz des Unglücks von Hamburg, nur vom Waffenſtillſtand wußte ſie noch nichts. Voß iſt bei Dörnberg geblieben, alſo von Marwitz getrennt, und auch dieſe Quelle, etwas über ihn zu erfahren, verſtopft. — —

— — Ich habe heute zu guterlezt (nemlich weil ich morgen wieder anfange zu leſen) recht geſchwelgt mit ſpazieren gehn des Morgens im Garten und habe ordentliche Entdeckungsreiſen gemacht. Kindiſch freue ich mich darauf noch ſo hier mit Dir und den Kindern herumzuſchlendern und möchte gern recht unmenſchlich fleißig ſein, ehe Ihr kommt, um nachher recht göttliche Faulheit zu treiben. Es wird nur nicht viel daraus; eine halbe Predigt indeß habe ich heute geſchrieben.

Den 10ten Abends.

Liebſte Jette, es befiel mich heute eine ganz eigne ängſtliche Unruhe Deinetwegen, Gott gebe, daß ſie nichts bedeutet. — —

Heute ſind es 4 Wochen, daß Du gereiſt biſt und ich hoffe, daß nur noch eine dazu kommt; denn auf keine Weiſe kann ich es länger ertragen. Ich kann mir in einzelnen Augenblicken vorkommen, wie in meine alte Garçon-Oekonomie zurückverſezt, und als wäre es nur ein Traum, daß ich ihr je entgangen bin, und mich kann ſchaudern bis zur Vernichtung. Wenn ich dann Dich recht lebendig denke und die Kinder, und das alte Gefühl wiederkommt, daß Du mich wohl ſchwerlich mehr lange haben wirſt, ſo kann ich in unendliche Wehmuth zerfließen über alle Köſtlichkeit und Richtigkeit des Lebens, über Alles, was durch Gottes Gnade gut und ſchön iſt in mir, und über alles nichtswürdige und erbärmliche daneben, und ich möchte am liebſten Dich einmal an's Herz drücken, Dich recht fühlen laſſen, wie ich Dich liebe, Dich ſegnen und dann ſterben. Komm Liebſte, eile, erfülle mein Leben wieder und reiße mich durch deine holde Gegenwart aus dieſem träumenden Zuſtand, den die einſame Beſchäftigung am Schreibtiſch nicht zu bändigen vermag. — —

Den 11ten Abends

Ich will Alles ſtehn laſſen, was ich geſtern Abend geſchrieben habe; Du kennſt mich ja und weißt, was vorübergehende Stimmungen oder eigentlich auch das nicht, ſondern nur Phantaſien ſind, in denen man eben grade das ſich bildet, was im Leben nicht iſt. Dafür habe ich jezt recht ſchöne gehabt; ich habe einen Abendgang gemacht im Garten; die herrlichſte Luft nach Sonnenuntergang, der köſtlichſte Mondſchein, von dem ich recht ſehnlich wünſche, daß Du ihn noch benuzen mögeſt zur Reiſe; in der Ferne im Thiergarten blies ein Horn recht artig eine dem Kuhreigen ſehr ähnliche Melodie; das verſezte mich in unſre Schweizerreiſe oder in eine wohl eher mögliche Reiſe in das öſterreich-oberſchleſiſche Gebirge, wo die Hirten auch das Horn ſehr ſchön zu behandeln wiſſen. Daran reihten ſich tauſend verſchiedene Bilder unſerer Zukunft, theils bequem und erfreulich, theils dürftig und zurückgedrängt, immer aber würdig, und immer jeder des andern und der lieben Kinder froh; dabei verlor ſich Alles in die frohe Hoffnung Dich nun bald, recht bald wieder zu haben. — Es iſt bald zehn und ich will noch ein halb Stündchen zu Reimer's, wo ich auch den Mittag ſchon war. Er iſt nemlich hier. Mittags war Arndt da und den Abend ſoll Eichhorn kommen, den ich jezt faſt garnicht ſehe. Gute Nacht für heute!

Den 12ten Abends

Kein Brief von Dir gekommen, mein Herz, das fängt an mich ängſtlich zu machen, nicht als ob ich fürchtete, es ſei Euch ein Unglück begegnet; Gott ſei Dank habe ich ja nicht die mindeſte Urſach das zu vermuthen, ſondern nur, weil ich fürchte, daß der Waffenſtillſtand gar keine ſolche Leichtigkeit zu reiſen gewährt, als ich vermuthete; die Freunde tröſten mich Alle, du würdeſt gewiß in 8 Tagen hier ſein. Gott gebe es, aber ich wage jetzt kaum mehr es zu hoffen; am meiſten rechne ich noch darauf, daß Röder, den ich hoch und theuer beſchworen habe, Dir Rath und Anweiſung geben wird. — Es hilft nun gar nichts, daß ich mit dieſen guten Wünſchen und Sorgen das Papier verderbe, und ich kann es doch nicht laſſen; geſtern Abend waren Reimer's, Eichhorn's, Arndt, Savigny, Sack hier und ſpät kamen noch Göſchen, Weltmann, Schede; es fand ſich Alles ſo zuſammen. Du ſiehſt, etwas Ehre mache ich dem Garten, und es will auch nicht anders gehen; es iſt zu hübſch hier. — Heute bin ich den ganzen Vormittag draußen geblieben, aber nicht ſo fleißig als ich wünſchte, dann ging ich nur in die Stadt, um mich magnetiſiren zu laſſen, was Wolfart jetzt wieder ganz ordentlich thut, ſo daß ich nächſtens zu ſchlafen und dann ganz kurirt zu ſein hoffe.

Liebſte Jette, das beſte an meinem Leben jetzt iſt meine Sehnſucht nach Dir und mein beſtändiges bei Dir ſein; darin fühle ich alles ſchöne meines Daſeins am lebendigſten. Laß Dich's nur nicht irren, wenn ich die Kinder wenig nenne, ſie ſind immer Alle mit darin.

Montag Abend

„Der ſchönſte Mondſchein und das herrlichſte Wetter laſſen mich lebhaft wünſchen, daß Du unterwegs ſein mögeſt, und mein Zuſtand eben ſo lebhaft, daß ich es bald erfahre. Ich kann Dir ihn nicht ſchildern; er iſt aber nur gerechte Strafe dafür, daß ich Dich habe reiſen laſſen. Ich denke mir Unfälle, die Dir begegnen können unter den Franzoſen, wenn Du voreilig, um meine dringenden Wünſche zu befriedigen, gereiſt biſt, und ich denke mir feindſelige Geſtirne, die über uns aufgehn, tragiſche Schickſale, die einbrechen können von andrer Art, wenn Du bleibſt. Das habe ich Alles reichlich verſchuldet, daß ich mich nun mit leerer Sorge um Dich quälen muß, da ich Dich hätte unter thätiger und gegenwärtiger Obhut behalten ſollen. Iſt es eine Gunſt des Himmels, daß ich Alles ſo hart büßen muß? ich begreife die andern Männer nicht; keiner macht ſich Vorwürfe, ſie ſcheinen ganz ruhig in ihrer Haut zu ſein und lieben doch ihre Frauen auch. — —

Dienſtag früh

Ich habe einen herrlichen Gang im Garten gemacht, ſchon um Dreiviertel auf fünf war ich unten. Viel dachte ich, ob es wohl ſein könnte, daß Du auch mit mir bisweilen ſo in aller Frühe aus dem Bette ſchlüpfteſt und Dich mit mir an dem friſcheſten Duft der Natur erfreuteſt. Selten müßte es nur ſein, weil es doch eigentlich gegen deine Natur iſt. Womit ich mich beſchäftigt habe? mit Dir. Es werden ja jetzt jährig die merkwürdigſten Zeiten unſres Lebens, die, wo ich Dich zuerſt ſah, und Du mir den rührendſten Eindruck eines frommen Mädchens in der erſten heiligſten Liebe machteſt, wie ich beides nie geſehen. Wie innig war ich Dir zugethan, wie hielt ich es für das höchſte meines Lebens Dir nahe zu ſtehen und Deine Ehe zu ſehen und zu ſegnen. — — Dann auch die Zeit, wo es mich ſo gewaltig zog Dich wieder zu ſehen als trauernde Wittwe, und wo ſich unbewußt allmälig meine innigſte Liebe zu Dir entwickelte. Ja Jette, es war für mich ein göttlicher Zug, und ich fühle es noch immer eben ſo beſtimmt, ich könnte für kein andres weibliches Weſen fühlen was für Dich. — — Ich drücke Dein liebes Haupt an mein Herz, küſſe Deine Stirn und gelobe mich Dir ganz auf's Neue, Dich durch das mangelhafte Leben mit aller Kraft meiner Liebe und meines ganzen Weſens zu geleiten, Alles Gute über Dich auszuſtrömen, was in mir quillt und was ich um mich her erreichen kann. — —

Nachmittags

Abermals kein Brief; es ſind nun 3 Wochen, daß Du das letzte ſchriebſt, was ich habe. Du Arme, biſt vielleicht in derſelben

Noth, und ich ſchreibe immer auf's gerathewohl weiter. Gott mache doch dieſer ſchrecklichen Sperrung bald ein Ende.

Sonnabend, den 19ten Juni

Ach! mein liebes Herz, welch ein herrlicher Tag! Erſt die ſchöne Anknüpfung mit A. Marwitz, den ich auch mir noch recht zu gönnen hoffe in dieſer Zeit. Dann Deine beiden Briefe und zur Zugabe noch von Schmalz die Nachricht, daß laut Briefen von Scharnhorſt vom 15ten er Dir einen Paß beſorgt habe. Ich bin ſo glücklich, daß meine kleine Phantaſie ordentlich Flügel bekommt und Dich nun ſchon unterwegs oder im Einpacken denkt. Ach! wie möchte ich Dich an mein Herz drücken, wie haben mich Deine Briefe entzückt. Sieh doch, was iſt Dein Gemüth für ein gedeihlicher Boden, daß es mich auch aus der Ferne ſo herrlich erquickt! — —

Den 21ſten Abends

Recht jugendlich thörichter Weiſe, liebes Herz, hatte ich das Schreiben ſchon faſt aufgegeben. Je mehr nun der Poſttag naht, um deſto mehr ſchlägt mir das Herz, daß morgen leicht viel Waſſer in meinen Wein könnte gegoſſen werden.

Heute habe ich angefangen eine Abhandlung zu ſchreiben, die ich Donnerſtag in der Akademie leſen ſoll, über die verſchiedenen Grundſätze beim überſetzen*). Sie kann gut werden, wenn mir Gott gute Stunden ſchenkt!

Den 24ſten Abends

Ich konnte Dir geſtern nicht ſchreiben, weil ich noch alle Hände voll zu thun hatte mit der Abhandlung, die ich heute in der Akademie vorgeleſen habe. Es iſt eigentlich ziemlich triviales Zeug, aber eben deswegen haben die Leute es geiſtreich und ſchön gefunden, und wollen, daß ich es in der öffentlichen Sitzung vorleſen ſoll. Ich wollte es nicht abſchlagen, weil ich noch garnicht öffentlich geleſen habe und ſie es für Ziererei gehalten hätten. Sie handelt vom Ueberſezen; es ſind einige Seitenhiebe auf Wolf's Anſichten darin; ich weiß aber nicht ob Jemand ſie bemerkt hat. Und wer ſaß mir gegenüber und hörte ganz eifrig zu? Kotzebue; er iſt richtig der, den wir damals in der Loge ſahen. — Mein Herzens-Kind, wie wenig habe ich eigentlich gethan, ſeit Du weg biſt! Vier Predigten geſchrieben und dieſe Abhandlung, einige ganz unbedeutende Studien gemacht, und dann die laufenden Geſchäfte, und dennoch will ich mich garnicht bekehren, ſondern ſinne darauf, wie ich recht wieder einbringe und mit Dir leben will. Meine Hauptſpekulation geht darauf, daß das magnetiſiren bald überflüſſig werden ſoll und daß ich dann Nachmittags garnicht herein zu gehen brauche. Gott weiß aber, ob es nun gehen wird, da ich mich habe entſchließen müſſen die Redaktion des Correſpondenten zu übernehmen. Ich konnte es aber nicht ändern; er hätte ſonſt müſſen eingehen und Reimer'n iſt zu viel daran gelegen. Viel Pein wartet dabei auf mich, ungewohnte Arbeit, bei der ich mich anfangs ungeſchickt nehmen werde, Händel mit unſerm Gouvernement und mit der albernen Cenſur. Und wer weiß noch, wie es Niebuhr aufnehmen wird. Ich tröſte mich, da ich es aus reiner guter Abſicht thue und mit der größten Aufopferung. — — Wo ſchläfſt Du nur, geliebte Seele, ach! ſei nur in keiner ſo kalten Nacht unterwegs! — —

---

*) Sie ſteht in Schleiermacher's Werken Abth. III. zur Philoſ. Bd. II. S. 207.

Den 26ſten Juni.

Mein liebes Herz, wie inbrünſtig bitte ich Gott, daß er mich aus dieſem Zuſtand der Trennung von Dir und den Kindern endlich erlöſen wolle! Dir und ihnen ſo lange garnichts ſein, die liebſten und ſchönſten Pflichten garnicht erfüllen zu können! jeder Tag verrinnt mir in ein ödes Nichts. Nun wieder ſo eine Woche hin, und ohne beſtimmte Hoffnung, daß es ſich ändern wird. Heut vor 8 Tagen, als ich Deine beiden Briefe erhielt und zugleich die Nachricht, daß Du einen Paß bekommen, hoffte ich, dies ſollte die lezte ſein, und nun weiß ich nicht einmal, ob Du unterweges biſt. Ach Liebe, Dir kann doch garnicht ſo zu Muthe ſein, da Du den größten Theil Deines ſchönen Berufes an den Kindern erfüllſt und, Du Arme, ſo mühſam erfüllſt, daß Dir nicht einmal rechte Zeit bleibt, Dich wegen des übrigen zu beſinnen. — Ich habe heute die Spalding in Friedrichsfelde beſucht. Es war recht hübſch. Aber das angenehmſte war mir doch die gewiſſe Ausſicht, wenn ich nach Hauſe käme, würde ich einen Brief von Dir finden mit der Nachricht, daß Du reiſeſt. Aber nein! — Und das ſchlimmſte iſt, ich muß nun meine Hände gänzlich in den Schooß legen. Denn das kann ich mir nicht anthun zu glauben, daß ein Brief, den ich nun abſchickte, Dich noch treffen könne. — Ach, liebſte Jette, eilteſt Du doch auf den Flügeln meiner Sehnſucht! Nun liebes Herz, ich kann leider nichts, als Eure Rückreiſe mit inbrünſtigen Wünſchen Gott befehlen. Ich kann wohl ſagen, ich habe genug gebüßt! —

Schleiermacher an Georg Reimer.

Berlin, den 24ſten Juli 1813.

Mit dem Correſpondenten, lieber Freund, geht es immer nur noch ſo. Unterſtüzung iſt wenig, nur R. iſt ziemlich fleißig, allein ſo lange er in Wolgaſt iſt, wird er wohl meiſtens zu ſpät kommen, wie es bis jezt grade mit den wichtigſten Sachen gegangen iſt. Er ſchreibt indeß, er wolle jezt nach Stralſund gehen und dann wird er uns wohl von größerem Nuzen ſein. Niebuhr hat vor ein paar Tagen zum erſten Mal etwas nicht ſehr bedeutendes geſchickt und etwas bedeutenderes verſprochen; wir wollen nun ſehen, ob er Wort halten wird. Die hieſigen Bekannten vom Hofe und ſonſt ſind nachläſſig, das Gouvernement ſcheint böſe zu ſein und ſchickt nicht einmal die offizielle Sache. Hoffentlich wird ſich dies nun, wo der Staatskanzler fort iſt, wieder geben, denn Sack iſt wohl gut geſinnt. Dies hängt gewiß mit der Verfolgung zuſammen, die ich über den bekannten Artikel in No. 60 erfahren habe, und dieſe wieder mit der Aufhebung des Landſturms und Bärenſprung's Transportation nach Pillau. Das iſt Alles aus Einem Stück, und ſie nennen es einen entſcheidenden Sieg über die Stein'ſche Parthei. Das ſind ſo die erſten Früchte von Scharnhorſt's Tod, doch laß nur gut ſein; die gute Sache wird doch ſiegen. Meine Geſchichte hat mir nur Spaß gemacht; ſie iſt zu abgeſchmackt, als daß ſie mich auch nur im mindeſten hätte ärgern können. Schuckmann, der durch eine Cabinetsordre den Auftrag erhalten hatte, mir einen derben Verweis zu geben und für Wiederholungsfall mit der Caſſation zu drohen, fing ganz wild und böſe an mich ſogar des Hochverraths zu beſchuldigen, endigte aber mit der wiederholten Verſicherung, er halte mich für einen Mann, der es auf's rechtſchaffenſte mit dem Vaterland meine, und mit einem ganz gelaſſnen Geſpräch, wie weit eigentlich bei Zeitungen die Preßfreiheit gehen ſolle. Meine unerſchütterliche Contenance und die Auflöſung eines Mißverſtändniſſes in einer alten Geſchichte, wo er ſich perſönlich von mir beleidigt glaubte, brachte die augenſcheinlichſte Wirkung auf ihn hervor. Ich habe mir eine ſchriftliche Vertheidigung vorbehalten; er wird ſie wohl ad acta ſchreiben; ich will dafür ſorgen, daß ſie möglichſt in's Publikum komme.

Sehr wünſchenswerth für den Correſpondenten wäre es, wenn Du ſelbſt einmal herkämſt, um Alles förmlich in Ordnung zu bringen. Da der Landſturm nun aufgehoben iſt, ſo hätte Göſchen freilich wieder Zeit; aber theils habe ich nach dieſer Geſchichte unmittelbar nicht abgehen wollen, theils fürchte ich, Göſchen würde ſich auch jezt noch in dieſelbe Beſchränkung zurückbegeben wollen, und das könnte dem Blatt unmöglich gut thun. Alſo will ich es, wenn ſich Niemand beſſeres findet, dies Vierteljahr noch fort machen, ſo gut ich kann, hernach, hoffe ich, wird andrer Rath werden. Denn wenn ich im Winter irgend das Collegienleſen ernſtlicher treiben muß als jezt, würde es mir doch rein unmöglich ſein.

Was die öffentlichen Angelegenheiten betrifft, ſo wirſt Du hoffentlich den Muth nicht verlieren. Die Friedensgerüchte verſchwinden ziemlich, dagegen iſt zu vermuthen, daß, wenn Oeſterreich beitritt, die Ruſſen eine mehr untergeordnete Rolle ſpielen und vielleicht nur die Belagerung beſorgen werden. Mendelsſohn, der ja lange genug hier geweſen iſt, wird Dir wohl ſonſt Alles erzählen; ich will alſo die Zeit nicht verderben mit Nachſinnen, was Dich wohl ſonſt einzelnes intereſſiren könnte. Lebewohl, Gott erhalte Dich geſund und friſch! Eichhorn ſoll jezt nach einer Anſtellung in der Armee ſtreben. Ich wollte, daß er das nicht thäte. Wenn er eine große Anſtellung beim Commiſſorium bekommen könnte, würde ich mich freuen; aber daran iſt wohl nicht zu denken. —

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Den 6ten April 1814.

Unendlich lange habe ich Dir nicht geſchrieben, liebſte Lotte; von unſerm ganzen Leben und auch von meinem Zuſtande biſt Du doch von Zeit zu Zeit durch unſre Jette unterrichtet. Nun ſind wir, von dem erſten ſchönen Wetter gelockt, glücklich wieder draußen in unſerm Garten und mein erſtes am Tage iſt ein Gang, man kann wirklich ſagen, im Grünen; denn alles treibt gewaltig und in ein paar Tagen blüht ſchon der Faulbaum. Von Arbeiten iſt dagegen noch gar nicht viel geworden, woran aber die Weltbegebenheiten mehr Schuld ſind als die Natur. Gott was für Blut wird nun wieder vergoſſen werden, lediglich aus Schuld unverſtändiger Großmuth, und wie lange haben wir nun gewiß auf keinen Frieden zu rechnen! Doch es iſt gar zu offenbar Gottes

Finger in dieſer Geſchichte, als daß man zweifeln dürfte, es werde ſich daraus, wenngleich durch ſchwere Prüfungen, alles Schöne entwickeln, worauf wir bis jezt vergeblich gehofft hatten. Die halbe Arbeit des vorigen Krieges, nach Außen ſowohl als nach Innen, muß erſt ganz gemacht werden, und wenn das jezt ſchon geſchehen ſollte, ſo konnte es wohl durch keine andere Veranlaſſung kommen, wie denn auch Vielen auf keine andere Weiſe die Verworfenheit der Franzoſen deutlich werden konnte, als durch das, was jezt geſchehen iſt. Für das häusliche Leben glaube ich nicht, daß uns ſo bald ſchon wieder ſolche Störungen bevorſtehen, als in den lezten Jahren, und gewiß werde ich nie eine Veranlaſſung haben mich wieder ſo von Frau und Kindern zu trennen, wenngleich wir höchſt unvorſichtiger Weiſe uns einen verborgenen Feind in den Rücken ſezen, indem wir leiden, daß der König von Sachſen wieder in Dresden eingeſezt wird. — Aber ſchreckliche Zuſtände kann und wird es in anderen Gegenden noch genug geben. — —

— — Unſeren Arndt wirſt Du hoffentlich viel ſehen und Dich an ihm erfreuen. Du wirſt gewiß ſein friſches Leben und ſeinen gemüthlichen Sinn unverändert finden. Unter Euch iſt er gewiß noch mehr in ſeinem Element als hier. Ich wollte er fände nun eine bleibende Lebens-Stätte, wiewohl ich noch nicht recht begreiſe, wie das zugehen ſollte — und dann auch wieder ein eignes Hausweſen. Liebſte Lotte, das iſt doch und bleibt das erſte im Leben, und täglich danke ich Gott für meine Jette und für die Kinder, und nur der Gedanke, daß ſie mich doch nicht recht lange haben werden, macht mich dabei wehmüthig.

Grüße doch Dein ganzes Volk auf's herzlichſte.

(ohne Datum)

Liebe Schweſter, ich weiß nicht, ob ich zu mehr als einigen Worten Zeit behalte, und ich muß alſo gleich mit dem anfangen, was mir das wichtigſte iſt. Es betrifft Deine Knaben. Ich kann die Anſicht, daß Du ſie noch bis zum 17. Jahre bei Dir behalten willſt, garnicht mit Dir theilen, und wünſche nichts ſehnlicher, als Dich vom Gegentheil ſo ſehr zu überzeugen, als ich es bin. Leider kann man das nur im Geſpräch recht, wo man ſich gegenſeitig ausſprechen kann. Meine lebendige Ueberzeugung aber iſt, daß ein Knabe von 14 Jahren nothwendig in einer größeren Gemeinſchaft mit vielen ſeines Alters leben und eines öffentlichen Unterrichts, der doch in weit größerem Styl iſt als der häusliche, genießen muß. Diejenigen ſind nun freilich glücklich, welche in großen Städten leben, wo ſich dieſe Vortheile mit dem häuslichen Leben verbinden laſſen. Wo das aber nicht möglich iſt, da bin ich feſt überzeugt, daß alle Vortheile, die man ſich von einem längeren häuslichen Leben verſpricht, nicht in Anſchlag gebracht werden können gegen die Nachtheile. Erſtlich von Seiten des Wiſſens iſt es ausgemacht, daß nie zu Hauſe dieſelbe Ordnung und ſtrenge Nothwendigkeit im Gange des Unterrichts ſein kann, wie in der Schule, und darauf beruht lediglich der ſichere Gang der Fortſchritte und die unſchätzbare Gewöhnung, etwas zu der Zeit auch zu können, wo man es muß. Dann kann auch der vortrefflichſte Hofmeiſter nicht ſo viel leiſten, als in einer mäßig guten Schule geleiſtet wird, wo die Lehrgegenſtände zweckmäßig unter mehrere Lehrer vertheilt ſind, und einer dem andern in die Hände arbeitet. Wird aber nicht in dieſen Jahren zwiſchen dem 14. und 17. eine rechte Gründlichkeit und auch ein gewiſſer Umfang von Kenntniſſen hervorgebracht, ſo iſt das nie wieder nachzuholen. Von dieſer Seite iſt die Sache wohl ſehr einleuchtend und vollkommen entſchieden. Weniger wird es Dir vielleicht einleuchten, daß es ſich von Seiten der Charakterbildung gerade ſo verhält. Man meint, die Knaben werden im häuslichen Leben mehr vor Verführung bewahrt und religiöſer gehalten. Was das religiöſe betrifft, ſo darf Dir nicht bange ſein. Auch ohne viel ausdrücklich dazu zu thun, mußt Du den Grund dazu gelegt haben, und wirſt auch in der Entfernung ſo wirken, und gewiß beſſer, wenn in der Entfernung die Knaben ſich in einem ſie fördernden und alſo Dir gründlich Freude machenden Lebensgänge fühlen, als zu Hauſe, wenn ſie dort deplacirt ſind. Unſchätzbar aber iſt, daß auf der Schule das ſtrenge Rechtsgefühl geweckt und der Knabe zur Selbſtſtändigkeit geleitet wird. Das iſt es beides, was den Mann macht. Und gieb nur Acht, alle Männer, die zu lange im väterlichen Hauſe geweſen ſind, ſind auf irgend eine Art weichlich, unentſchloſſen, untüchtig, ohne rechten Sinn für die gemeine Sache. Mit 17 Jahren aber kann das nicht mehr gewonnen werden; da fühlt ſich der Jüngling immer ein Fremdling unter denen, die früher dieſe Schule gemacht haben, und entbehrt auch der Haltung, die ihm engere freundſchaftliche Verbindungen geben können. — —

Im Auguſt 1816 war Schleiermacher's Frau mit den Töchtern zu ihren Geſchwiſtern in Pommern und Rügen gereiſt und etwas ſpäter machte Schleiermacher eine Reiſe nach Hamburg, Kiel u. ſ. w., von wo er dann ebenfalls nach Rügen ging, um Frau und Kinder abzuholen. Aus dieſer Zeit die folgenden Briefe:

Schleiermacher an ſeine Frau.

Berlin, den 10ten Auguſt 1816.

— — Ich habe ein paar ſchlimme Tage gehabt, zumal geſtern Abend, wo ich auf dem Rückwege aus der Stadt einen kurzen aber heftigen Anfall hatte. Hoffentlich iſt nun damit die Prophezeihung der F.*) erfüllt, aber ich bin mir beſtimmt bewußt ihre Warnungen nicht vernachläſſigt zu haben.

---

*) Dieſe fortwährend leidende Freundin war in Folge magnetiſcher Behandlung clairvoyant. Schleiermacher's Frau hatte ſie ſeit kurzem kennen gelernt und eine enge Freundſchaft mit ihr geſchloſſen. In ihren hellſehenden Zuſtänden gab ſie oft an (unter Leitung des Arztes), was ſie für Kranke als

Die Hoffnung gebe ich nun auf, während der Reiſe ganz ohne Anfälle zu ſein; indeß ſoll ſie mir doch gut thun, und wenn ich nur, wenn wir zurück ſind, ordentlich zum Schlaf komme, ſoll es ſchon werden. Denke es Dir nur nicht ärger als es iſt; ich bin gar nicht etwa elend oder herunter, nur nicht ganz ſo friſch als in den beſten Tagen. Ehrenfried läuft bisweilen herum und klagt, es wäre ein jämmerliches Leben ohne Mutter und Schweſtern. — Was das jämmerliche Leben betrifft, mein Herz, ſo ſage ich zwar wenig davon, aber ich fühle es ſehr, und werde recht inne, was für eine lebendige Wirkſamkeit Du und die Kinder immerfort auf mich ausüben. Es iſt recht gut, daß ich einmal aus dem Schreiben der Ethik heraus bin; denn jezt könnte ich doch nichts zu Stande bringen. Auch äußerlich iſt es etwas traurig. In der Theeſtunde habe ich immer etwas thun müſſen, alſo iſt es ganz ſtumm geweſen. Geſtern waren zwar Savigny's draußen, gingen aber ohne Thee weg, ehe ich zurückkam, und ſonſt ſind noch keine Abendbeſuche geweſen. Alles grüße mir herzlichſt. Ich will jezt herein zu einer Fakultätsſizung, dann ruhig meiner Predigt pflegen und nach dieſer noch wahrſcheinlich bei der Berg eſſen.

---

hülfebringend und heilſam zu erkennen glaubte. So beſchäftigte ſie ſich auch mit Schleiermacher's Krankheitszuſtand, der ſeit vielen Jahren an den oft heftigſten Anfällen von Magenkrampf litt, welche bisher allen Mitteln der Aerzte getrozt hatten und ſeinem Leben ein nahes Ziel in Ausſicht zu ſtellen ſchienen. Für Schleiermacher's Frau hatten die magnetiſchen Zuſtände und Anſchauungen, welche meiſt in einem tief religiöſen Geiſte waren, auch von jenem praktiſchen Zweck abgeſehn, bei ihrem etwas ſchwärmeriſchen Zuge zum geheimnißvollen und wunderbaren, ein ſehr großes Intereſſe und eine beſondere Anziehungskraft, indem ſie ſie in ihrer Auffaſſung mit dem Heiligen und Höchſten in die unmittelbarſte Verbindung zu ſezen geneigt war. Schleiermacher ſelbſt hat ſeine Anſicht, wie ihm der Magnetismus damals erſchien, in einem ſpäteren Briefe an Charlotte v. Kathen ausführlicher ausgeſprochen. Er wurde übrigens durch die fortgeſezte magnetiſche Behandlung — freilich erſt viel ſpäter — von jenem ererbten Uebel gänzlich befreit und hat in den ſpäteren Jahren ſeines Lebens gar nicht mehr daran gelitten. —

Sonnabend Abend, 24ſten Auguſt.

Endlich, liebſtes Herz, iſt geſtern Nachmittag Dein Brief angekommen. Die Zeit wurde mir ſchon herzlich lang danach. Gott ſei Dank, daß er dafür nun nichts als gutes von Dir und den Kindern enthielt. Ach und auch, daß Dir ein bischen bange nach mir iſt, thut mir gar zu wohl. Geſtern war mir der Tag vor 3 Jahren ſehr gegenwärtig. Die Zeit war wohl ſchön, mit aller Angſt. Indeß ich nehme es auch gern mit, daß ſie vorüber iſt, und daß ich mich in ſtiller Thätigkeit und ruhiger Liebe ſtärken kann zu einer neuen, wenn noch eine bevorſteht. Liebe, wie fühle ich es, daß wir alles miteinander ertragen können und daß Du aus allem herrlicher hervorgehn wirſt. — — Schlafe wohl, mein Herz, ich muß zu Bette, ſonſt ſchiltſt Du mich, denn es iſt elf Uhr. Sei mir herzlich Gott befohlen und geſegnet, Du mein einziger Troſt, für den ich Gott täglich danke, wenn Du bei mir biſt und wenn nicht. Küſſe mir das kleine Volk.

Dienſtag, den 27ſten Abends.

Große Freude, liebes Herz, daß Dein zweiter Brief noch geſtern an einem ruhigen Tage ankam, wo er recht konnte genoſſen werden. — — Mir hat denn die F. auch noch vielerlei vorgeſchrieben und war im Ganzen ruhig über meine Abreiſe, wiewohl ſie einmal etwas beſorgt ſagte: „Wenn Sie doch wenigſtens bis Freitag warten könnten.“ Das iſt das unbequemſte in dem Verhältniß mit ſolchen Propheten, daß ſie einen durch ſolche Aeußerungen leicht irre machen können. In meinem Charakter lag es aber nicht, deshalb aufzuſchieben, da es unſren ganzen Plan umgeſtürzt haben würde und da ſie durchaus keine beſtimmte Anſchauung hatte. Es läßt ſich ja auch alles, Gott ſei Dank, ſehr gut an. Das Wetter hat ſich ſeit geſtern außerordentlich gebeſſert, und ſo denke ich, mit vielen Amuleten und noch mehr Regeln und Vorſchriften ausgerüſtet, ſoll alles gut gehn. Heute habe ich nun mein Rektorat niedergelegt und die lezten Stunden deſſelben noch an ein Verhör gewendet. Die Predigten ſind untergebracht, die Papiere aber in der größten Confuſion zurückgeblieben und der Plato nicht fertig geworden. Doch was ſchadet das? der Koffer iſt gepackt und morgen früh um 5 Uhr ſoll es fortgehn. Dir entgegen freilich, mein liebſtes Herz, aber es kommt mir vor, als ob meine Strohwittwerſchaft nun erſt recht anginge, weil die Hoffnung, Nachricht von Dir zu bekommen, zu dünn wird. Ach ſchreibe mir nur immer recht viel im Fluge. Das iſt ja am allerſchönſten. Warum ſoll mir denn der Genuß verbittert werden durch das Gefühl, daß Du Dir Mühe giebſt? Von 8 Uhr an bis Mitternacht habe ich hier geſeſſen und geſchrieben, und Nanni gelaufen und gepackt. Gott ſei Dank, daß ich ſo ruhig ſein kann über Dich und die Kinder. Küſſe mir die lieben Würmer und grüße alle Freunde auf's herzlichſte. Mich verlangt auch recht, mich einmal wieder mit ihnen einzuleben. Aber Du thuſt gar nicht, als ob ihnen was an mir gelegen wäre. Adieu! ich küſſe Dich tauſendmal.

Die Frau an Schleiermacher.

Götemitz (ohne Datum)

Ich erhalte vor ein paar Stunden Deinen Brief, vor der Abreiſe geſchrieben. Ach ich hätte doch gern geſehn, Du hätteſt bis Freitag gewartet! Gott ſei Dank, daß es nicht ſchlimmer mit Dir iſt. — — — Mein Lieber, Lieber, könnteſt Du nur mein inniges zu Dir Hinſehnen fühlen — oft bin ich auf dem Punkt geweſen mein Reiſen zu bereuen, ja wärſt Du nicht krank — aber ſo — wie konnteſt Du mich nur ſo ſchnell wegſchicken! — Uebrigens lebe ich hier bei meiner Lotte ſo liebe, ſtille Tage, ſo innigen Genuß der vertrauten Mittheilung, und alles iſt geſund. — Ach liebes Herz, komm' nur bald, die Leute freuen ſich hier ſo ſehr auf Dich und klagen nur, daß Du ihnen ſo knapp zugemeſſen. Ich habe keine Zeit länger, man wartet auf mich, doch viel, viel beſſer iſt auch plaudern. Dies ſollte nur ein Liebesgruß, ein Ton des Verlangens ſein. —

Schleiermacher an ſeine Frau.

Hamburg, Sonnabend den 31ſten Abends.

Ja wenn ich nun nur nicht mit eingetrockneter Wirthshaustinte ſchreiben müßte! Das iſt eine von den ſchwer zu überwindenden Kleinigkeiten! Auch die Feder taugt nicht viel, die ich eben jezt bei Licht geſchnitten habe, und meine ganze Relation wird etwas nach beidem ſchmecken. Du ſiehſt ſchon aus dieſer Verklage, mein Herz, daß bedeutende Unfälle nicht eingetreten ſind. —

Menſchen habe ich noch nicht geſehn, außer Luiſe Reichardt, D. Sieveking und der Perthesſchen Familie. Morgen Mittag aber ſollen wir in Flotbeck ſein in dem Sievekingſchen Cirkel, wo es allerlei intereſſante Menſchen geben wird. Heute ſind wir nun umhergelaufen in der Stadt, auf der Börſe, im Hafen. Hamburg macht einen ſchönen Eindruck von Lebendigkeit und großem Getriebe; es erſcheint in dieſer Hinſicht größer als Frankfurt, auf der andren Seite aber minder alterthümlich und geſchichtlich.

Die Frau an Schleiermacher.

Götemitz, den 11ten September.

— — Ich danke Gott, daß es mit Deiner Geſundheit doch leidlich geht — nun rückt ja auch die Freude des Wiederſehens immer näher. Wenn Du dieſen Brief erhältſt, biſt Du ja nur durch ein kleines Binnenwaſſer von mir getrennt. Wenn ſich Arndt und F. ſchon in Stralſund an Euch ſchließen, werdet Ihr ja ein ganzes Schiff voll herüberkommen. Wie freue ich mich!! Mein lieber Schl., wie ſoll ich Dir nur ſagen, wie glücklich ich mit den beiden Lotten geweſen bin — recht innig wohl iſt mir geworden. — — Ich fühle, daß es Dir auch recht viel ſein wird, in dieſe lieben, frommen Seelen wieder einzutauchen, und beklage nur, daß die Zeit kurz und etwas rauſchend ſein wird. — —

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Berlin, den 9ten Januar 1817.

Liebſte Schweſter, ich kann es nicht laſſen auch ein Wort drein zu reden in Deine und Jettens Erörterungen über das magnetiſche Weſen und was damit zuſammenhängt, um ſo mehr, als es doch auch auf mich und mein Verhältniß dazu immer mitbezogen wird. Nicht als ob ich Dich irgend wankend machen wollte in dem beſtimmten Entſchluß, mit dem Du Dich ganz davon zurückgezogen haſt, ſo ſehr es Dich auch früher anzog, ſondern es ſcheint mir nur unter dieſen Umſtänden faſt Pflicht, Dir und den anderen dortigen Freunden meine Meinung und Anſicht von der Sache ſo beſtimmt als es gehen will, ohne daß ich eine ordentliche Abhandlung ſchriebe, auseinanderzuſezen. Theils, damit Ihr nicht etwas in mich hineindenkt, was gar nicht in mir iſt, theils auch, weil Ihr mir ſcheint die Sache gar nicht aus dem rechten Geſichtspunkt anzuſehen.

Auf dem Wege der wiſſenſchaftlichen Verſuche iſt allmählig die Entdeckung derjenigen Erſcheinung gemacht worden, welche wir unter dem Namen des thieriſchen Magnetismus begreifen. Diejenige Seite deſſelben, welche ſich auf das Nervenſyſtem und mittelſt deſſelben auf den ganzen thieriſchen Lebensprozeß des Menſchen bezieht, iſt durch eine Reihe von Erfahrungen, welche ziemlich ſo vollſtändig iſt, als die über jedes andre Heilmittel, in die Arzneikunſt eingeführt worden, und ich kann in dieſer Hinſicht keine andre ſittliche Vorſchrift über den Gebrauch des Magnetismus anerkennen, als über den jedes andern Heilmittels. Es giebt auch andere Heilmittel, von denen man nicht genau vorherſagen kann, was für Nebenwirkungen ſie im Körper und auch im Gemüth hervorbringen, wie Queckſilber, Belladonna, ſpaniſche Fliege und alle Gifte. Wie in Hinſicht dieſer, ſo mag auch in Hinſicht des Magnetismus jeder ſich ſeinem Arzt anvertrauen, und dem Arzte kommt es zu, genau zu beobachten, wie in jeder Natur die Nebenwirkungen ſich zur Hauptwirkung verhalten, um danach ſein Verfahren abzumeſſen.

Wenn aber ein Einzelner etwa ſagt: ich will lieber ſterben, als auf ſolchem Wege ein andrer Menſch werden — nun, ſo iſt das eine Sache, die Jeder mit ſeinem Gewiſſen abzumachen hat; nur muß er keine allgemeine Regel daraus für Alle machen wollen. Grade ſo iſt es mit den geiſtigen Nebenwirkungen des Magnetismus. Die ſogenannten höheren Zuſtände ſind größtentheils völlig vorübergehend auf den Zeitraum des jedesmaligen Schlafs beſchränkt, ohne Zuſammenhang und ohne allen Einfluß auf das übrige Leben. Denn eine Erſcheinung wie die F. iſt faſt einzig in ihrer Art*). Ich ſehe alſo das Bedenkliche gar nicht, daß man, wenn der Arzt es vorſchreibt, ein Mittel geſund zu werden verſucht, auf die Gefahr, in dieſe vorübergehenden Zuſtände zu gerathen, die ja, wenn man es will, auch ganz ungebraucht vorübergehen können. Was man geſagt hat von einer geiſtigen Abhängigkeit, in welche der Magnetiſirte vom Magnetiſeur gerathe, das iſt größtentheils Fabel, und wo es ſich wirklich findet, kaum etwas anders, als die Zuneigung, die andere Kranke zu einem bewährten Hausarzt faſſen. Ich habe Schuberts neues Buch noch nicht geleſen. — — Er hat ſehr recht, ſich keine magnetiſche Kur zu erlauben, und hätte nie eine unternehmen ſollen, da er ja eigentlich gar kein Arzt iſt und keine anderen Kuren unternimmt. Natürlich alſo kann er nie das rechte gute Gewiſſen dabei gehabt haben, und natürlich müſſen ſich auch alle ſolche Nebenwirkungen unter ſeinen Händen anders geſtaltet haben, da er in einem ganz anderen Verhältniß zu denen, die er behandelte, ſtand, als ein eigentlicher Arzt. Hat er alſo hier warnende oder beängſtigende Erfahrungen gemacht, ſo hat er es ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Alſo ich würde jedesmal ohne Bedenken alle Menſchen, die mir lieb ſind, in Krankheitsfällen auf Verlangen meines Arztes von einem dazu qualiſicirten Manne magnetiſiren laſſen, und nur, wie bei jedem andern heroiſchen Mittel, auf die Nebenwirkungen ein wachſames Auge haben.

---

*) Bei dieſer Freundin fand nemlich dieſe Beſchränkung nicht ſtatt.

Was ferner den medizinischen Rath betrifft, den Magnetiſirte, wenn man ihre Aufmerkſamkeit darauf lenkt, für Andre ertheilen, ſo kann ich nicht einſehen, warum der Arzt nicht das Recht haben ſoll, ſolchen Rath einzuholen und ſich ihn zu Nuze zu machen. Es iſt ein Gebrauch, den er macht von einem Zuſtande, den er hervorgebracht hat, und ein Gebrauch, der unmittelbar in ſeinem Beruf liegt. Das iſt mir ganz daſſelbe, als wenn er von einem, dem er die Kuhpocken eingeimpft hat, die Lymphe nimmt, um ſie einem Anderen einzuimpfen. Was die Zuverläſſigkeit des Rathes betrifft, ſo iſt das wieder eine Sache, die der Arzt beurtheilen muß. Ein Nichtarzt muß eben deshalb auch den Rath nicht einholen, weil er ihn nicht beurtheilen kann, und weil auch gewiß der Rath ſelbſt ſchon ganz anders wird, wenn ein Unkundiger, als wenn ein Kundiger fragt. Ich würde nie die F. gebeten haben, ihre Aufmerkſamkeit auf mich zu richten, und als es Wolfart that, war es mir auch nicht einmal lieb, weil es mir nemlich eine Indiscretion ſchien, da ich ihr ganz fremd war. Aber es war nun ſeine Sache, und ich bin dem Rathe gefolgt, ſoweit ihn Meier, der mich eigentlich behandelte, für zweckmäßig oder wenigſtens unverfänglich erklärte; gegen den Rath des Arztes aber würde ich es niemals thun. So iſt es auch mit den Tropfen gegangen, wie ich zur Beruhigung aller derer, welche ihre gute Wirkung auf mich beobachtet haben, noch einmal wiederhole. Meier ſezte mir gleich eine Grenze, ich ſolle ſie gebrauchen, ſo lange ſie mir den Appetit nicht wieder nähmen oder mir Widerwillen machten, die F. ſezte eine Zeitgrenze. Ich ſah, daß Jette ſehr wünſchte, ich möchte mich an dieſe halten; allein ich würde es ſchwerlich oder wenigſtens nur gegen meine Ueberzeugung zu ihrer Beruhigung — der ich mich ja auch ganz oder theilweiſe aufopfern kann wenn ich will — gethan haben, wenn nicht ſchon früher der Widerwille und die Appetitloſigkeit eingetreten wären.

Was nun die geiſtigen Erſcheinungen des Magnetismus betrifft, ſo iſt meine Meinung darüber dieſe: Ich würde es gar nicht für Sünde halten, wenn ſich Jemand von einem ſachverſtändigen und wiſſenſchaftlichen Manne magnetiſiren ließe, um Verſuche mit dieſen Erſcheinungen zu machen. Warum? Alles, was uns in der Natur vorkommt, ſoll erfaßt werden. Denn nehmt mir nicht übel, das iſt ein wunderliches Ding, wenn Eure Männer ſagen, der Magnetismus ſei eine unergründliche Sache. Das kann man vorher nicht wiſſen, außer, inſofern Alles unergründlich iſt, und man muß alſo doch verſuchen, wie tief man der Sache beikommen kann. — Nun dieſes geht aber nicht, weil das Magnetiſiren nach allen bis jezt gemachten Erfahrungen in dem geſunden Körper gar nichts wirkt. Alſo es wird einmal immer nur der Kranke magnetiſirt, und der ſoll natürlich nichts wollen, als geſund werden, ſowie der Arzt nichts, als geſund machen. Auch kann ſelbſt in dem Kranken der Arzt nicht willkürlich die höheren Zuſtände hervorrufen, ſo wenig als der Kranke ſie herbeiwünſchen. Ueber Erſteres hat man die beſtimmteſten Erfahrungen von Kranken, welche ſehnlichſt gewünſcht haben ſchlafwachend zu werden und es doch nicht geworden ſind. Dagegen glauben freilich manche Magnetiſeure, es hänge von ihrem Willen ab, das Hellſehen hervorzubringen, allein dies iſt noch lange keine Erfahrung. Wenn nun die höheren Zuſtände, alſo vorzüglich das Sehen des Entfernten oder des Zukünftigen, von ſelbſt eintreten, ſo würde ich es wiederum nicht für Sünde halten, wenn ein Kranker ſeinem Arzte erlaubte: frage Du ſelbſt oder laß einen wiſſenſchaftlichen Mann mich fragen in dieſem Zuſtande, alles was ihr wollt und was ihr nüzlich haltet, um den Zuſtand gründlich kennen zu lernen, vorausgeſezt, daß ihr dadurch den Gang der Heilung nicht aufhaltet. Für ſündlich würde ich es nicht halten, aber für unnüz. Denn ſolche Verſuche können nie ein befriedigendes Reſultat geben, weil der Zuſtand durch die Einwirkung von außen ſchon geſtört wird. Ohne den Willen des Kranken aber ſeinen Somnambulismus zu ſolchen Verſuchen zu benuzen, das iſt gewiß ſündlich, weil man keinen Menſchen ohne ſeinen Willen zum Gegenſtand eines Verſuchs, alſo zur bloßen Sache machen ſoll. Ob man aber dieſen höheren Zuſtänden nahen dürfe oder nicht, darüber möchte ich, außer dem, was die Pflichten gegen den Kranken mit ſich bringen, gar keine allgemeine Regel geben. Mancher hat Urſache ſich vor Allem zu hüten, was ihn zu ſehr aufregt; der thut gewiß beſſer davon zu bleiben, als ſich den Kopf damit anzufüllen. Mancher würde gar nichts davon haben, als die nuzloſe Befriedigung einer eiteln Neugier, und einen ſolchen würde ich gewiß nie zu einem Kranken dieſer Art laſſen; denn kein Menſch ſoll zum bloßen Spektakel gemacht werden. Wer aber ſonſt in einem perſönlichen Verhältniſſe mit einem ſolchen ſteht, wie Jette mit der F., oder wem es nöthig iſt ſich eine klare Anſchauung von der Sache zu verſchaffen, warum ſoll der nicht nahen? So würde ich alſo Aerzte, Naturforſcher und Philoſophen auch immer zu Hellſehenden bringen (verſteht ſich, daß die Kranken es erlauben und daß es ihnen nichts ſchadet), auch wenn ſie in den höchſten Verzückungen ſind. Aber freilich iſt ein Kranker (und davon, daß es Kranke ſind, muß man immer mit ausgehen, wenn man die Sache richtig beurtheilen will) keine öffentliche Perſon, und alſo gehören auch ſeine Geiſtesthätigkeiten nicht in das öffentliche Leben. — —

Ueber die Natur dieſer geiſtigen Erſcheinungen aber und über ihre Wahrheit denke ich ſo: Von einem Gegenſaz zwiſchen natürlich und übernatürlich, begreiflich und unbegreiflich, weiß ich überhaupt nichts. Alles iſt natürlich in dem einen Sinne und übernatürlich in dem andren. Selbſt daß der Sohn Gottes Menſch geworden iſt, muß in einem höheren Sinne natürlich ſein. —

Auf welchem Punkte die magnetiſchen Erſcheinungen liegen, das iſt nun eben noch der Gegenſtand der Unterſuchung; aber damit man dahinter komme, muß man ſie eben beobachten. Im Allgemeinen kann man wohl nur ſagen, daß durch die Veränderung phyſiſcher Verhältniſſe auf eine Zeitlang Schranken des geiſtigen Vermögens, denen es gewöhnlich unterworfen iſt, aufgehoben werden. In der Aufhebung ſolcher Schranken liegt aber auch alles Höhere und Göttliche der alten prophetiſchen Offenbarungszeit; denn ſonſt wäre der Menſch während der Weiſſagung oder Eingebung ja kein Menſch, ſondern ein anderes Weſen. Das höchſt intereſſante der höhern magnetiſchen Erſcheinungen iſt ja eben, daß ſie, wenn man ſie erſt recht verſtehen wird, unſre Vorſtellungen von dem urſprünglichen und weſentlichen Umfang des geiſtigen Vermögens des Menſchen erweitern werden, und damit zugleich auch gewiß manches aus der heiligen und dunkeln Zeit aller Völker aufſchließen. Was endlich die Wahrheit und Zuverläſſigkeit des Geſehenen betrifft, ſo giebt es in allem menſchlichen eben ſo wenig einen gänzlichen Gegenſaz zwiſchen Wahrheit und Irrthum, als zwiſchen natürlichem und übernatürlichem. Kein Irrthum, auch der allerverderblichſte, der nicht an einer Wahrheit hinge, und keine Wahrheit, die nicht die Möglichkeit des Irrthums in ſich ſchließe. Dies gilt auch von den alten Propheten. Theils ſo oft ſie glaubten, Gott fordre ſie ausdrücklich auf, konnten ſie darin irren, wie jeder Menſch; daher auch ſelbſt in der Bibel Beiſpiele, daß ſie gegen die Stimme Gottes gekämpft; theils ſehen ſie auch in Bildern. Daß ſie dieſe in Worte überſezten, war ſchon nicht mehr jene urſprünglich hohe Thätigkeit, und konnte einen Irrthum oder Mißverſtand enthalten. Ebenſo iſt es mit den Magnetiſirten. Sie ſehen faſt Alles in Bildern; daß ſie dieſe in Worte faſſen, iſt ſchon nicht mehr jene urſprüngliche Thätigkeit, in der die gewöhnlichen Schranken aufgehoben ſind, ſondern größtentheils ſchon eine von dem gewöhnlichen menſchlichen Vermögen ausgehende Auslegung, und alſo iſt Irrthum darin in höherem Grade möglich als in jenem. Ja man wird bei fleißiger Beobachtung wohl beſtimmen lernen, was jeder Magnetiſirte, der treu und redlich zu Werke geht, mit der größten Sicherheit, und was mit der geringſten auslegen und mittheilen kann. Die urſprüngliche erhöhte Thätigkeit muß ja aber nothwendig, ſo gewiß ſie eine Aufhebung ſonſt ſtattfindender Schranken enthält, und ſo gewiß das Weſen des menſchlichen Geiſtes in allen ſeinen Thätigkeiten Wahrheit iſt, auch eine größere Wahrheit enthalten, als die gewöhnlichen Thätigkeiten. Auch dieſes aber nur unter der Bedingung, wenn man den Zuſtand ungeſtört walten läßt. Darum iſt alles beſtimmte Fragen immer ſchon eine Entheiligung des Zuſtandes (und darin beſtand auch der heidniſche Frevel der alten Orakel), ſondern, wenn man ein reines Reſultat haben will, muß man ſich ihn nur ausſprechen laſſen. Und allerdings, wer ſich einem ſo erhöhten und befreiten Geiſt nicht nahen könnte, ohne ein ſolches willkürliches Eingreifen, der bleibe lieber davon. Sonſt aber kann ich die übertriebene Scheu nicht loben, und weiß nicht, warum der Magnetiſirte, der ohnehin ein Kranker iſt, ſeinen Zuſtand noch dadurch büßen ſollte, daß man ihm alle freundliche Berührung verſagte. Ich kann das nur Weichlichkeit oder Aengſtlichkeit nennen. Es kann Jemand eine beſondere Abneigung haben, ſolche Zuſtände zu ſehen, und man kann ihm die zu gute halten. Aber nur muß man es nicht für etwas beſonders Sittliches und Frommes halten, wenn einer dieſer Abneigung auch da folgt, wo es ſonſt in dem natürlichen Gang der Dinge liegen würde, daß er ſolche Zuſtände ſähe. Die F. ſchläft jedesmal ein, wenn ich zu ihr komme und ihr die Hand reiche. Wenn ich nun aus Abneigung dagegen, eine ſolche Freundin meiner Frau gar nicht ſehen wollte, würde ich mich nicht darum loben.

Doch ich erſchrecke, daß ich ein ganzes Buch geſchrieben habe, und bedaure Dich wegen des Leſens. Ich fing ſchon bei Licht an und konnte keine ordentliche Feder zurechtkriegen. Ich füge nur noch Eines hinzu. Wie Du fürchteſt, das Anſchauen ſolcher Zuſtände könne einen für das gewöhnliche thätige menſchliche Leben verderben, das verſtehe ich gar nicht, und Du mußt mir noch einmal erklären, wie Du es meinſt.

Nun noch ſonſt ein paar Worte. Meine Geſundheit geht jezt, Gott ſei Dank, ſo gut als ich nur erwarten konnte; ich habe nur ſelten ganz leiſe Erinnerungen des Uebels, fühle mich friſch, bin geiſtig angeregter, als ich es lange geweſen bin, und deshalb auch ſo fleißig, als ſich will thun laſſen. Man muß das Eiſen ſchmieden, weil es warm iſt, und an eine gänzliche Heilung glaube ich nicht, ſondern rechne darauf, daß auch wieder ſchlimme Zeiten kommen werden nach den guten. Eben deshalb aber überarbeite ich mich nicht, um dieſen Wechſel nicht zu beſchleunigen. Von unſrer ſchönen Hoffnung, die gewiß nicht wenig zu meinem friſchen Leben beiträgt, hat Dir Jette geſchrieben. Ich erkenne es recht dankbar und bin ſehr glücklich darüber! Gott helfe nur glücklich weiter! Für Deine Reiſe hierher giebt Dir das auch ein ſchönes Ziel. Komm nur im eigentlichen Herbſt, wenn ich von der Ferienreiſe, die ich doch gewiß irgend wohin mache, zurück bin und Jette wieder friſch iſt, das heißt Anfangs October, dann iſt das kleine, denk' ich, im dritten Monat, und Du kannſt auch ſchon etwas Tantenfreude haben. Meine Meinung iſt, daß wir Dir unſre Jette noch den Sommer über laſſen, und ich denke, meine Frau wird ſich dazu bequemen. Deine Lotte iſt uns ein gar lieber Gaſt, und ſie erinnert mich oft durch Ton, Bewegung und Mienen auf eine unbeſchreiblich liebe Art an Dich. —

Bei ſehr leidender Geſundheit machte Schleiermacher im Auguſt 1817 eine Erholungsreiſe nach Thüringen. Von dieſer ſchrieb er die nachſtehenden Briefe an ſeine Frau. Die Briefe der letzteren ſind nicht vorhanden.

Schleiermacher an ſeine Frau.

Deſſau, Sonnabend Abend (1817 Auguſt.)

Aus Potsdam und Belitz hätte ich Dir die herrlichſten Briefe ſchreiben können; ſeitdem bin ich immer dicker und dicker geworden und nun ſo vollkommen incruſtirt, daß ich mir dieſen Act des Schreibens für eine große Tapferkeit anrechne. Ich habe nur noch eine ſchwache Erinnerung davon, wie wehmüthig und doch auch wie herrlich wohl und dankbar mir zu Muthe war, unter dem köſtlichen Himmel, der in der Ferne wetterleuchtete und zu regnen drohte, ſich aber immer wieder verſchleierte, daß die Sterne klar über mir ſtanden. Aber närriſch kam ich mir vor und wirklich faſt frevelhaft, daß ich ſo ohne eigentlichen Zweck, aus bloßem dunklen Inſtinkt, mich von Euch reißen und allein in den Wagen werfen konnte. Am lebhafteſten beſinne ich mich noch auf die köſtliche Geſchichte, daß ich beinahe heute früh wohlbehalten wieder bei Euch angelangt wäre. Der Berliner Kutſcher nemlich wußte in Belitz die Poſt nicht; wir fuhren falſch und kamen nun ſo zu ſtehn, daß die Deichſel nach Berlin ſah. Zum Glück fiel mir die Geſchichte ein von dem Liſſaer Juden, der nach Leipzig reiſte, und wie ich mich in den Wagen ſezte, rief ich noch dem Poſtillon zu: „irre Dich nur nicht und fahre mich nach Potsdam.“ Der bekam einen ordentlichen Schreck und fragte: Ei wo denn ſonſt hin? Kurz die ganze Expedition war nach Potsdam gerichtet und alles mußte umgeſchrieben werden.

Das Deſſauer Land hat ſeinen gewohnten lieblichen Eindruck auf mich gemacht, aber es kommt mir doch wie verwaiſet vor, weil der alte Herzog todt iſt. Ich gehe nun gleich weiter und denke in Halle noch einige Stunden zu ſchlafen. Dann würde ich munterer ſein, aber die Poſt wäre weg; darum ſchreibe ich lieber dieſe Zeilen hier. Gott behüte Dich, mein einzig liebes Herz und das ganze Haus. Und bleibe Deinem herumtreiberiſchen Mann gut.

Gotha, den 27ſten Auguſt 1817.

Hier mein liebes Weib, habe ich Deine beiden Briefe vom 19. und 23. gefunden. Ich habe mich dabei der Thränen nicht enthalten können, aber es waren lauter Freudenthränen; denn ſie kamen erſt recht heraus, als ich nach Deinen Briefen auch die Zeilen von dem lieben kleinen Volk las. Mein Herz! wie ſind wir doch von Gott begnadigt auf alle Weiſe, und ſollten ganz in frohem Dank aufgehn. Dann war mir auch wieder wehmüthig beim Einzelnen. Eigentlich nur darüber, daß man in der Ferne nur an das Allgemeine denken kann, und da bin ich immer nur fröhlich geweſen im Andenken an Dich, weil ich die feſte Zuverſicht hatte, daß Dir und unſrem lieben Völklein nichts ſchlimmes begegnen könne. An die niedere Sphäre des Dienſtbotenweſens hatte ich nun aber gar nicht gedacht *). — —

Als ich Dir aus Deſſau ſchrieb, mein liebes Herz, hatte ich Dich ganz ungeheuer lieb; aber Du weißt, wie mich das Fahren bearbeitet. Wie ſtockig werden Dir nun erſt meine andren Briefe vorgekommen ſein! Wenn Du nur nicht wehmüthig darüber geworden biſt. Unrecht thäteſt Du mir. Erſchöpft eben nicht, aber doch etwas ſtark umdüſtert bin ich doch überall angekommen, und nun der Mangel an Ruhe und äußerem Behagen im Wirthshauſe dazu macht ohnfehlbar, daß ich ſehr ſtark hinter mir ſelbſt zurückbleibe. Ich fühlte es auch wohl, daß meine Briefe nichts anders ſein konnten, als Bülletins über meine Geſundheit und meinen Aufenthalt, und hoffe gar ſehr, daß Du auch nichts weiter von

---

*) Worüber die Frau zu klagen hatte.

ihnen erwartet haſt. — — Jetzt haben wir nun die größere Hälfte unſrer Reiſe vollendet und ſind vom vorigen Mittwoch Mittag an bis heute Mittag, alſo grade ſieben Tage, beſtändig auf den Beinen geweſen und haben gewiß dreißig und einige Meilen gemacht. Alle nähere Erzählung verſpare ich und kann Dir nur ſagen, daß mir die Reiſe in jeder Hinſicht höchſt belohnend geweſen iſt, vorzüglich aber erfreue ich mich des Geſundheitsgefühls, welches ſie mir gegeben hat. Denn ich habe alles verſucht, Anſtrengung, Naßwerden durch und durch, Abendluft und die abwechſelnde Diät; alles iſt mir wohl bekommen. Blank, der ganz geſund und friſch, hat nie nöthig gehabt Geduld mit mir zu haben, und ich habe durchaus meinen Magen nicht gefühlt, auch wenn ich ihm viel zugemuthet. Manchmal hat mich das auf den abentheuerlichen Gedanken gebracht, ob nicht die geiſtigen Arbeiten überhaupt meinem Alter und meinem Körper nicht mehr angemeſſen wären, und ob es nicht Zeit wäre, daß ich an die Landpfarre dächte, bei der man mehr in der Natur und für ſie leben kann*). Wenn ich aber bedenke, was ich alles noch vor habe und ſchuldig zu ſein glaube, ſo laſſe ich das wieder fahren und hoffe, auch bei den geiſtigen Arbeiten ſoll ſich die Geſundheit, wenn man ihr nur von Zeit zu Zeit etwas zu gute thun kann, noch eine Weile halten. — —

Herze mir die Kinder und ſage ihnen, das viele Spazieren auf den großen Bergen mache Vater ſo müde, daß er nur an Mutter ſchreiben könne. Gott befohlen, mein ſüßes Herz, und denke nur immer, daß ich viel beſſer bin als ich ſchreibe.

Obersdorf, den 30ſten Auguſt 1817.

Lies nur der alten Lotte**) gleich dieſen Namen, liebſtes Herz, ſo wird ſie ſich freuen mich in einem Gemein-Ort zu wiſſen. Wir ſind ſehr zeitig in's Quartier gerückt und das giebt mir einige Muße zum Schreiben. Nicht gar viel freilich; denn ich will noch den Prediger beſuchen, der wahrſcheinlich ein alter Kamerad aus Barby iſt; wir wollen noch in eine Verſammlung gehn und haben noch unſer mineralogiſches Tagebuch in Ordnung zu bringen und Studien auf morgen zu machen. — — Wir haben geſtern eine große Tour gemacht, von Saalfeld aus auf die Höhe des Gebirges. Das Saalthal, das iſt wahr, iſt entzückend ſchön, und auch ſehr intereſſant in mineralogiſcher Hinſicht; aber ſo wie wir dies verließen und mehr auf die Höhe gingen, wurde die Natur dürftiger und auch die Menſchen hatten nicht mehr das treuherzige fröhliche Weſen, welches wir auf der andren Hälfte des Gebirges gefunden hatten und welches uns ſo ſehr erfriſcht hatte. — — Es iſt mir doch immer ganz eigen zu Muthe, wenn ich in einer Brüdergemeine bin; der größte Theil meiner Jugend und der entſcheidende Moment für die ganze Entwicklung meines Lebens ſteht vor mir. Dieſer Durchgangspunkt erſcheint mir, wie zufällig er auf der einen Seite zu ſein ſcheint, auf der andren ſo nothwendig, daß ich mich gar nicht ohne ihn denken kann. Und ſo wenig ich im Stande wäre in der ängſtlichen Beſchränkung einer Brüdergemeine zu leben, ſo weht mich doch das einfache ſtille Leben in ſeinem Gegenſaz gegen die eitle geräuſchvolle Welt auf eine ſolche Weiſe an, daß ich denke und fühle, es könnte, dem Geiſt der Zeit gemäß umgebildet, etwas ganz herrliches und beneidenswerthes ſein. — — Zweimal habe ich von Dir geträumt, das erſtemal etwas verworren; Du warſt etwas verſtimmt über allerlei Häuslichkeiten. Das zweitemal war die lezte Nacht gegen Morgen, wo mir träumte, ich käme zurück, fand aber Leute und konnte Dich nur einige flüchtige Augenblicke allein haben, in denen Du mich auf das zärtlichſte und ſüßeſte umarmteſt. Liebes Herz, immer habe ich Dich ungeheuer lieb, und es vergeht wohl nicht leicht eine Stunde am Tage, wo ich Deiner nicht beſtimmt gedächte. Es ärgert mich faſt, daß ich Dir nicht mehr von der

---

*) Den Gedanken ſich für den Reſt ſeines Lebens auf eine Landpfarre zurückzuziehen, hat Schleiermacher häufig ausgeſprochen.

**) Seine Schweſter, welche damals in Schleiermacher's Hauſe lebte.

Reiſe wirklich beſchreibend geſchrieben habe, nicht um Dir die Gegenden zu mahlen, ſondern die Eindrücke, und wie ſich jedesmal auf verſchiedene Weiſe das Andenken an Dich dazu geſellte. Aber es ging wirklich nicht, weil es an ruhiger Zeit und an brauchbarem Material — auch dieſe ſind ſchlecht genug — faſt immer fehlte. — Heute Mittag waren wir in Lobenſtein, wo ein Fürſt Reuß reſidirt, mit dem ich in Niesky und Barby war. Ich wollte ihn beſuchen, er war aber verreiſt. Als wir zuſammen waren, waren ſeine Ausſichten zur Regierung zu kommen ſehr unſicher, und wir foppten ihn oft damit. Nun hat er, was das höchſte Ziel ſeiner Wünſche war; aber er hat ſchon ſeine zweite Frau und keine Kinder, und ich dachte mir, wie viel glücklicher ich vor ihm ſtehen würde als er ſein kann. — Wenn ich nur erſt wieder bei Dir wäre und alle zerſtreuenden Feierlichkeiten wären vorüber, und wir wären im ſtillen Winterleben eingewohnt! Liebes Herz, es kann wohl nicht glücklichere Menſchen geben als wir immer ſein können, wenn wir uns die Welt gehörig vom Leibe halten und die Kleinigkeiten des äußeren Lebens friſch zu überwinden wiſſen. Beides werden wir immer mehr lernen! Wenn ich bedenke, wie viel weiſer ich ſchon mit Dir, und wie viel beſſer durch Dich geworden bin, ſo kann ich an nichts verzweifeln, was noch vor uns liegt. Gott ſegne Dich und ſtärke Dich! Ich muß jezt abbrechen: ich nehme den Brief mit nach Rudolſtadt, wo ich ihn auf die Poſt gebe und, wenn Zeit, noch ein Paar Worte zuſchreibe.

Rudolſtadt, Sonntag den 31ſten Abends.

Nach einem ſehr ſchönen, nur etwas warmen Marſch ſind wir hier angekommen. — — Gott gebe, daß ich Dich und alles ſo friſch und wohl finde, wie ich ſelbſt anzukommen hoffe. Denn es ſcheint, daß mir die Reiſe trefflich bekommen iſt. Ich hoffe, daß Du vielleicht auch durch die F. von mir gehört haſt, wenn es ihr gelungen iſt, mich zu ſehen, wie ich es oft gewünſcht und leiſe gehofft habe.

— — Nur noch auf zwei Tage entferne ich mich weiter von Dir; dann geht es wenigſtens in beſtändige Annäherung. Auch heute Morgen bin ich mit einem Traum von Dir erwacht, mein liebes Herz. Mögeſt Du recht viel frohe Stunden gehabt haben, im Beſitz unſrer theuren Pfänder. Mein einzig liebes Weib, wie bin ich Dir immer dankbar dafür, daß Du mein biſt. Ich drücke Dich an mein Herz und küſſe Deine Hand in Gedanken unzählig. Grüße und herze mir das kleine Volk alles auf's innigſte. Lotte ſage, ich brächte ein paar Gedichte von Albertini mit, noch habe ich ſie aber ſelbſt nicht geleſen. Tauſend Lebewohl.

Im Herbſt 1818 machte Schleiermacher mit Georg Reimer und Leopold v. Plehwe (damals Garde-Offizier in Berlin) eine Reiſe nach dem Salzburgiſchen, Tyrol, München u. ſ. w. Die Briefe der Frau fehlen wieder.

Schleiermacher an ſeine Frau.

Linz, den 19ten September 1818.

Es hat mir ſehr leid gethan, liebſtes Herz, daß in Prag zu viel Verwirrung war, um Dir zu ſchreiben. Von Dresden habe ich Dir nichts mehr zu erzählen. Sonnabend früh fuhren wir um 4 Uhr Morgens ab bei gar ſchönem Wetter. Von Arbeſau aus machte ich den Gang zu Wilhelms Grabe*). Wir liefen, weil wir beſtellte Pferde hatten, im ſchärfſten Schritt, in der ſchärfſten Mittagshitze von einem Mädchen aus der Poſt geführt, die von der ganzen Sache mit großem Intereſſe ſprach, auch, daß dies Jahr wieder die Armen wären geſpeiſet worden. Das kleine

---

*) Wilhelm v. Röder, der in der Schlacht bei Kulm gefallen war.

Blumengärtchen war in gutem Stande, und wie gerührt mir zu Muthe war, brauche ich nicht zu ſagen. Aber ein Monument mit einer paſſenden Inſchrift vermißte ich ſchmerzlich, und es muß auch noch hinkommen. Unſrer lieben Freundin ſage, daß ich ihrer dort beſonders gedacht. Auch unſres Freundes Alexander*) natürlich, dem wir leider kein andres Denkmal als in unſren Herzen ſtiften können.

In Töpliz wurden wir leider ein paar Stunden aufgehalten, die wir nicht einmal benuzen konnten, weil uns alle Augenblicke die Pferde weiß gemacht wurden, und ſo kamen wir nach durchfahrener Nacht erſt Sonntag Morgens nach neun Uhr in Prag an, das ſchon auf den erſten Anblick mit ſeinen zahlloſen Thürmen einen impoſanten Eindruck macht. Aber das köſtlichſte iſt freilich der Anblick vom Hradſchin. Das Volk aber ſcheint ganz ſtumpf zu ſein für dieſe Herrlichkeiten und für die großen Erinnerungen, die darauf ruhn, und ſcheint ſich nichts weniger träumen zu laſſen, als daß es mit dem Proteſtantismus und der Religionsfreiheit auch ſeine ganze Würdigkeit verloren habe. Von den Kirchen ſind viele eingegangen, und, außer dem alten Dom, die gangbarſten aus der ſpäteren jeſuitiſchen Zeit, alſo von ſchlechtem Geſchmack. Der Dom aber iſt ein herrliches unausgeführtes gothiſches Gebäude mit wenigen guten Gemälden; aber die ganze böhmiſche Geſchichte liegt darin begraben. Eine Kirchenmuſik haben wir gehört, ganz in dem neuen opernartigen Styl, in dieſem nicht ſchlecht. Herrliche Stimmen, ein ſehr geſchicktes Spiel einer trefflichen Orgel. Kunſtwerke haben wir in der ſtändiſchen Gallerie, die eine ſchöne Idee iſt und mir die böhmiſchen Großen weit über die Engländer ſtellt, nicht unbedeutende geſehn. Friedrich**) hatte uns geſagt, die Dresdener Gegend ſei kleinlich gegen die Prager. Ohnerachtet die Ausſicht von der Dresdener Brücke ſelbſt ſchöner iſt als von der Prager, auch die Moldau-Brücke ſelbſt nur prächtiger als die Dresdener, aber nicht ſchöner, ſo muß ich ihm doch Recht geben, ſchon allein wegen des Blickes vom Hradſchin und wegen des Eindrucks der Gebäude. Ordentlich Schauder haben mir erregt — religiöſen — das unermeßliche der Jeſuiter-Gebäude — politiſchen — das ebenſo ungeheure des Wallenſteinſchen Schloſſes. Die andren Paläſte der Fürſten und Grafen ſind nur auf eine angenehme Art im älteren Style grandios. Was ſoll ich aber von den verfallenen Kirchen und Klöſtern ſagen? Den Proteſtantismus hat man dem Volk mit der unerhörteſten Grauſamkeit genommen und den Katholicismus kann man am vermodern nicht hindern.

---

*) Alexander v. d. Marwiz, welcher 1814 in Frankreich bei Montmirail geblieben war.

**) Der berühmte Landſchaftsmaler.

Wir fuhren am Montag Abend um 10 Uhr ab. Das Land iſt hier auf eine angenehme Art hügelig. Erſt in der Gegend von Budweis, einer wirklich ganz weißen Stadt mit einem verhältnißmäßig ſehr großen Marktplaz, fängt es an wieder mehr bergigt zu werden, und erſt gegen Morgen kamen wir wieder in das eigentliche Gebirge, welches hier das Elbgebiet vom Donaugebiet ſcheidet und je länger je anmuthiger ward. Zwiſchen Tabor (einer alten feſten Stadt, die einen tüchtigen Eindruck macht) und Budweis hatten wir ſehr ſchlechtes Wetter gehabt, ſo daß uns bange war, ob wir nicht würden unſren Plan ändern müſſen. Allein je ſchöner gegen Morgen die Berge wurden, um deſto klarer wurde auch das Wetter, und ſo ſind wir im ſchönſten Sonnenſchein und mit den beſten Hoffnungen über die Donau kutſchirt und in dieſe ſtattliche Stadt eingezogen, wohnen auf dem Marktplaz, wo wir lauter vierſtöckige Häuſer mit italieniſchen Dächern vor uns haben, und einen koloſſalen Springbrunnen, deſſen Sonne über den Heiligen noch über die Häuſer hervorzuragen ſcheint. Gegen die Donau mit ihren Ufern iſt die Elbe bei Dresden mit den ihrigen ein Kind. — —

Wie mich nach den erſten Nachrichten von Dir und unſren Lieben verlangt, kann ich Dir nicht ſagen. Nur das fatigante der

Reiſe tröſtet mich darüber, daß ich Dich nicht bei mir habe. Du hätteſt ſie in dieſer Art nicht ausgehalten (ſeit geſtern vor 8 Tagen iſt dies erſt die vierte Nacht, die wir im Bette zubringen), und ohne ſo zu verfahren, hätten wir uns auf unſer ganzes Projekt nicht einlaſſen können. Nun gute Nacht, mein einziges Herz, Dir und allen Lieben im Hauſe.

Freitag, den 11ten Abends.

Frankenmarkt auf der Straße von Linz nach Salzburg.

Da bin ich ſchon wieder, liebes Herz. Wir haben unſren Plan des Wetters wegen geändert. Es war uns nicht gut genug, um eine ſechstägige Fußreiſe zu beginnen, und ſo ſind wir auf dem graden Wege nach Salzburg, weil wir dort allenfalls auch in ſchlechtem Wetter doch etwas thun können und in einem ſolchen Mittelpunkt unſre Plane beſſer nach der Beſchaffenheit des Wetters einrichten können. Wir haben heute nur 12 kleine Meilen gemacht, aber einen Umweg genommen, um den Traunfall zu ſehen, und haben uns ein paar Stunden lang von dieſem herrlichen Schauſpiel — zu dem Natur und Kunſt ſich vereinigen, um es auf eine eigenthümliche Weiſe intereſſant zu machen — nicht losreißen können, ſo daß wir erſt um acht Uhr von unſrem Poſtillon mit den herrlichſten Tönen in dies Nachtquartier eingeblaſen worden ſind. Das Land dieſſeit der Donau iſt noch ſchöner, als das jenſeitige. Wo es über die Berge ging, fuhren wir durch die ſchönſten Tannenwälder, denen ſich die ſchleſiſchen nicht vergleichen laſſen, und die Thäler waren die ſchönſten, reichlich gewäſſerten Wieſen, die Hügel der fruchtbarſte Boden, auffallend wenig Ertoffelfelder, die Winterſaat theils beſtellt, theils ſchon aufgegangen, Kirſchbäume wie die Eichen, und überall ein Segen von Aepfeln, Birnen, Pflaumen und Trauben. Auf unſrer Waſſerfahrt bei Linz kauften wir 20 große Pfirſiche für etwa 2½ Groſchen unſres Courant. Das Volk iſt gar gut; einige recht hübſche Wirthinnen ſind uns aufgeſtoßen, die doch recht tugendſam ausſahen. Ein großer Wechſel von Geſtalten, beſonders weiblicher, bald ſchlank und anmuthig, bald kurz unterſezt und kräftig. Bei Linz trugen die ſchönen ſchlanken Geſtalten ihr Obſt und Gartengewächſe in großen flachen Kübeln, mit den weißeſten Tüchern zugedeckt, auf dem Kopfe zu Markt. Auch die Männer ſind ein guter, derber, treuherziger Schlag. Alles, was ſich auf das unmittelbarſte Leben bezieht, iſt gut und ſchön, die Bauerhäuſer in den Flecken und Dörfern maſſiv mit Schindeln gedeckt, grüne Jalouſien vor den Fenſtern, die Kathen wie Alpenhäuschen. Alle Fabrikation auf's äußerſte vernachläſſigt, ſelbſt das herrliche ſteyriſche Eiſen durchaus ſchlecht gearbeitet — — die Verwaltung ſcheint mir in allen Stücken noch viel peinlicher, drückender und unverſtändiger als bei uns, wovon ich Dir mündlich manche luſtige Beiſpiele erzählen will. Alles dies zuſammengenommen, muß einen hier eine unendliche Sehnſucht anwandeln nach einer größeren Einheit Deutſchlands, damit auch dies herrliche Land mehr von dem Geiſte des Ganzen möchte angeweht und bearbeitet werden. — Der Katholicismus übrigens erſcheint hier ſehr mild, viel weniger Heiligenbilder, Bigotterie und Wallfahrt, als in Böhmen, und unſer Proteſtantismus, den wir beim Beſehen von Kirchen und ſonſt öffentlich genug zur Schau tragen, ſcheint die Leute weder zu ängſtigen noch zu ärgern. In Prag ſahen ſie uns doch bisweilen ſcheel an, daß wir kein Weihwaſſer nahmen und uns nicht kreuzten. Von unſrer Donaufahrt will ich noch etwas nachholen. Wir mußten ſie, auch des Wetters wegen, theilen. Wir fuhren Vormittags oberhalb der Stadt hin. Ob die Donau hier viel breiter iſt, als der Rhein auf unſrer Fahrt *), weiß ich nicht zu beſtimmen, aber der Strom im Ganzen ſchneller, die Breite gleichmäßiger, aber weniger unterhaltend. Unſer Ziel war ein Kloſter, welches vor 600 Jahren zwei kinderloſe Brüder mit ihrem ganzen Grundbeſitz geſtiftet haben. Aber in dieſen 600 Jahren iſt aus dieſem Kloſter auch kein einziger ausgezeichneter Menſch hervorgegangen. Von dem berühmteſten Prälaten konnte doch nur gerühmt werden, daß er viel Unglück glücklich überſtanden habe. Nachmittags fuhren wir unterhalb der Stadt, und hier wird die Donau bald ſehr viel breiter als der Rhein, und erſcheint mit ihren vielen Inſeln in ihrer ganzen eigenthümlichen Majeſtät. Die Ufer ſind hier nur an einer Seite gebirgig, allein das dauert nur ein paar Meilen. Von einigen Piſtolenſchüſſen glaubte ich kaum, daß ſie das jenſeitige Ufer erreichen würden, aber ſie thaten es doch und machten ein vielfältiges prächtiges Echo. — Verzeih, wie ich Dir alles hinſchreibe, ich wollte, da Du nicht da biſt, ich könnte es Dir recht lebendig machen; allein ich weiß ſchon, daß das nicht meine ſtarke Seite iſt, und es wäre viel beſſer, Du könnteſt reiſen und ich zu Hauſe bleiben. — Finden kann ich wohl ſchwerlich morgen einen Brief von Dir; mich verlangt aber ungeheuer darnach. Gott gebe doch, daß alles im Hauſe gut gehe. Ich kann nicht dazu kommen, mir irgend einen Unfall beſorglich zu denken; aber mein Denken nach Hauſe iſt immer das herzlichſte Gebet und das lebendigſte Gefühl, daß mein Heil und Leben nur bei Dir und den Kindern iſt. Gute Nacht! es iſt Zeit, daß ich ſchlafen gehe, Morgen früh um 4 Uhr ſoll es fort.

---

*) In einem frühern Jahr hatte Schleiermacher mit ſeiner Frau den Rhein bereiſt.

Berchtesgaden. Dienſtag den 15ten Abends.

Ich habe eine zu große Sehnſucht Dir zu ſchreiben, mein liebes Herz, um Dir zu ſagen, wie gut es uns ſeit meinem Letzten ergangen iſt, wie immerfort ich Dein gedenke, und wünſche, daß Du das ſchöne mit mir theilen könnteſt, zugleich aber auch einſehe, daß Du es nicht anders, als wenn ein weit größerer Zeitaufwand möglich wäre, genießen könnteſt.

Die Zeit in Salzburg iſt auch nicht verloren geweſen. Die

Menſchen, an die wir uns dort gehalten, iſt eine Buchhändlerfamilie Z. Der Mann iſt im großen Brande umgekommen und die Familie hat den größten Theil ihres Vermögens eingebüßt. Reimer hat ſich Verdienſte um ſie erworben durch beträchtliche Sammlungen, die er für ſie gemacht, und war alſo mit der größten Verehrung aufgenommen. Die Frau, eine kreuzbrave fromme Frau, die ſich mit großer Standhaftigkeit und Kraft in ihrem Unglück genommen, ein etwas ſchwächlicher ſchüchterner Sohn, aber zwei ſehr gute liebe Mädchen, von denen mir die jüngſte 19jährige am beſten gefallen. Sonnabend Nachmittag gingen wir mit dem Sohn durch und um die Stadt, die zwei halbe Monde um den Fluß bildet, von Bergen umkränzt, aber freier als Heidelberg; die öffentlichen Gebäude grandios in dem Styl der alten geiſtlichen Fürſten angelegt, auch die Kirchen grandios, aber nicht im beſten Geſchmack, doch auch nicht widrig überladen; überall Spuren eines ehemaligen Wohlſtandes, aber auch des jezigen Verfalls, und allgemeine Unzufriedenheit mit der öſtreichiſchen Regierung, die in der größten Ruhe und Unbefangenheit jeden Theil des Ganzen wegen untergehen läßt. — —

Abends hatten wir einen Schullehrer eingeladen, der ſehr gut Beſcheid im Gebirge weiß und dabei etwas botaniſirt. — — Gegen 2 Uhr gingen wir dann in Begleitung unſres Schullehrers hierher. In der erſten Stunde wurden wir durch und durch naß, und die Wolken lagen ſo dick in den Schluchten und auf den Bergen, und ich that mein Beſtes, um den Humor der Geſellſchaft aufrecht zu halten. Hernach heiterte es ſich auf und wir kamen hieher im ſchönſten Wetter. Der Weg iſt ſehr ſchön. Die beſchneiten Rieſen kamen einer nach dem andren zum Vorſchein, wir gingen längs einem muthigen Bergſtrom, ſahen die herrlichſten Alpenwieſen auf allen Höhen und das glückſeligſte ſtrozendſte Rindvieh, und Leopold ſchoß immer dazwiſchen und brachte oft das überraſchendſte Echo hervor. — — Heute Morgen erwachten wir unter den ſchönſten Auſpicien eines blauen Himmels und einer klar aufgehenden Sonne und machten uns um 7 Uhr auf den Weg nach dem Königsſee, deſſen ganz herrlich dunkelgrünes Waſſer überall von hohen Bergen eingeſchloſſen iſt, die ſo unmittelbar aus dem Waſſer emporſtarren, daß man faſt nirgends auch nur ausſteigen kann. — — Unſer Weg ging an's Ende des See's, wo uns ein Jägerhaus, an das ſich ein Kloſter lehnt, aufnahm, und von hier traten wir dann in Begleitung eines Jägers einen kleinen Alpenweg an. Dieſer iſt nun äußerſt reichhaltig geweſen. Wir haben an 10 Gemſen geſehn, ein halb Dutzend kleine Lawinen geſehn und gehört, und das Ende unſres Weges war ein kleiner Gletſcher, ſo daß wir auf dem Wege von einer ſtarken Stunde eigentlich das ganze Alpenleben durchgemacht haben. Für mich ward das Intereſſe noch erhöht durch einen botaniſirenden Gärtner, der manches kannte und mit glücklichem Auge auffand, was mir fremd war. Mitten auf dem See iſt eine Stelle — die einzige, an der erlaubt iſt zu ſchießen — mit einem vortrefflichen Echo; die wurde denn auch redlich benutzt. Der Wiederhall rollt wie ein Donner und, wenn der erſte faſt aufhören will, fängt der zweite noch ſtärker an, bis allmählig beide verhallen. Dieſer See, von ſchroffen Felswänden umgeben, in dem ſich die beſchneiten Alpen ſpiegeln, 106 Klafter tief, ruhig wie ein Spiegel, im herrlichſten Sonnenſchein, war etwas einzig ſchönes. Unterweges wurde, ohnerachtet aller dieſer Schönheiten, auf dem Schiff noch aus dem Liederbuch, zu allgemeiner Erbauung, aber nicht auf das allerreinſte, geſungen. Nach unſrer Rückkunft hatte ich noch ein intereſſantes mineralogiſches Geſpräch mit dem Profeſſor Kaiſer aus Norwegen, den ich in Berlin geſehn und der mich in Salzburg aufgeſucht hatte und nach uns hierher gekommen war. Hernach — unſer Schullehrer hatte mit dem Gärtner den Rückweg angetreten — beſahen wir noch ein merkwürdiges Waarenlager von hieſigen Arbeiten in Holz und Knochen, wo wir einige Kleinigkeiten für die Kinder eingekauft haben. Dann hatten wir noch einen Beſuch von einem katholiſchen Geiſtlichen, der mir gar wohl gefallen hat, ſo daß wir mit einem Bruderkuß und mit thränenden Augen Abſchied genommen haben. — Es iſt eine herrliche friſche Mondnacht und ich habe gute Hoffnung vom morgenden Wetter. — Wir trinken immer auf Wilhelmsſtraße 73*) und machen uns nichts daraus, daß Herr v. B. und H. L. auch mitlaufen. —

Sonntag, den 20ſten.

— — Unſre Mittwochstagsfahrt war ganz herrlich, nicht ſowohl des Endpunktes als des ganzen Weges wegen. Wie oft habe ich bedauert, daß keiner von uns zeichnen konnte. Beſchneite und bewachſene Berge, Felswände, Alpenwieſen, Waſſerfälle, immer anders und immer ſchöner, bald enge Thäler, bald weitere, wo wir uns im Kreiſe von Bergen eingeſchloſſen fanden und das Echo des Terzerols herrlich erklang. Leopold nahm ſich ganz idylliſch aus, mit zwei Alpenſträußchen, eines im Knopfloch und eines an der Mütze, das Terzerol im Gürtel und das Pulverhorn an der Seite. Zehn Stunden machten wir an dem Tage, die wohl ſieben unſrer Meilen betragen, und befanden uns ſehr wohl. Am Donnerſtag wollten wir 14 Stunden machen bis Gaſtein, wenn der Himmel günſtig geweſen wäre. Allein nach den erſten drei Stunden fing es an zu regnen und das verdarb nicht nur unſern Plan, ſondern auch einen Theil unſrer Freude an dem Wege, der ſonſt noch ſchöner geweſen wäre als der geſtrige, theils durch ähnliche Parthien — wir hätten in beiden Tagen 50 der ſchönſten Landſchaften aufnehmen können — theils beſonders durch die Ausſicht das Pinzgau hinauf, ein hohes Thal, deſſen oberes Ende ſich bis gegen die Grenzen Tyrols erſtreckt. Vielleicht iſt es auch

---

*) Wo Schleiermacher in dem von Georg Reimer gekauften ehemaligen Sackenſchen Palais, ſeitdem er ſeine Amtswohnung aufgegeben hatte, bis an ſeinen Tod wohnte. Hier befindet ſich ein großer parkartiger Garten, ſo daß Schleiermacher ſeitdem auch im Sommer nicht mehr, wie früher, in den Thiergarten überſiedelte.

Die dem Namen nach bekannt durch ein Lied, das in Berlin viel geſungen wurde „die Pinzgauer wollten wallfahrten gehn." In dieſem Liede werden die Leute grob geſchildert. So haben wir ſie aber nicht gefunden. Wir mußten am Donnerſtag nach ſechs Stunden Regen, um uns zu trocknen, in einem Marktflecken einkehren, der an den Grenzen des Pinzgaues liegt, und fanden da am Tiſch mit andern Leuten einen ächten Pinzgauer bei Bier und Branntwein. Er that ſich bald mit Fragen zu uns, und, nachdem er herausgebracht, daß wir Preußen wären, brach er in Lobeserhebungen Preußens aus, ward ſehr treuherzig, entwickelte ganz geſunde politiſche Begriffe und eine ſehr derbe Verachtung der öſtreichiſchen Regierung, wobei er immer Preußen und Baiern als die Stützpunkte Deutſchlands darſtellte. Ein ſchöner, kräftiger Menſch, groß, ſtark, Adlernaſe, ſeine blaue Augen, ſchöne männliche Farbe. Draußen hat er noch Leopolden um den Hals gefaßt und geküßt. Wir gingen noch 2 Stunden und mußten uns wieder trocknen, und da wir keine Pferde fanden, um nach Gaſtein zu kommen, und der Regen gar nicht nachließ, mußten wir uns in's Quartier legen. Eſſen wurde gemacht und um ¼6 Uhr ſagte ich „Kinder, es iſt ſchrecklich ſpät, wir müſſen zu Bett gehn", und das ward einmüthig angenommen. Pferde hatten wir uns auf den andern Morgen beſtellt und fuhren 2 Meilen in einer herrlichen wilden Schlucht, in welcher der Gaſteinbach uns immer ſchäumend entgegenſtürzte. Da es nicht mehr regnete, gingen wir die letzte Meile bis zum Bade zu Fuß, beſtellten uns nur Quartier und traten gleich den Weg nach dem Goldbergwerk an. Da gab es drei Stunden zu ſteigen. Wir waren dann einige hundert Fuß höher als die Schneekoppe, aber wir hätten noch 2 Stunden zu ſteigen gehabt, um die Spitze des über [illegible] Fuß hohen Berges zu erreichen. Reimer fuhr nicht mit ein; ich hatte aber die Freude Leopold zuerſt den Bergbau zu zeigen. Durch Schnee waren wir ſchon im Steigen reichlich gegangen; als wir aber aus dem Stollen herauskamen, ſchnie es ſehr ſtark, tiefer unten regnete es, und der

Himmel ſah ſo aus, daß wir die Hoffnung ganz aufgaben, unſern Plan auszuführen. Sonnabend früh, nachdem wir uns noch am Gaſteiner Waſſerfall ergözt, traten wir unſren Weg zu Fuß an, allein nach der erſten Meile mußten wir wieder zur Poſt greifen. — Bald ſind es drei Wochen und noch weiß ich nichts von Euch. Das ſind die Bitterkeiten des Reiſens. Grüße alles liebe Kindervolk, alte Lotte, P. und K. und alle Freunde, vergiß auch den ehrlichen Winkel *) nicht. Dein aber gedenke ich gar nicht viel oder wenige Male, ſondern immer biſt Du in mir.

Nürnberg, Freitag den 2ten October.

In München, liebes Herz, fand ich Deinen zweiten Brief, aber, ohnerachtet wir noch einen Tag zugegeben haben und vier Tage dageblieben ſind, bin ich doch nicht zum Schreiben gekommen, ſo ſehr bin ich aus einer Hand in die andere gegangen, und es würde noch ärger geweſen ſein, wenn ich mich nicht ausdrücklich vor den vornehmen Leuten gehütet hätte. Man kann ſich in München übrigens des Reſpekts nicht erwehren. Die Stadt iſt ſtattlich, an ſich nicht ſehr groß, aber ſie hat nun auch ihre Thore eingeriſſen und ſich dadurch für unendlich erklärt, ſo daß jezt an den äußerſten Enden unverhältnißmäßig große Pläze und Gebäude entſtehen. Am meiſten Reſpekt aber flößen die großen wiſſenſchaftlichen und Kunſtanſtalten ein, die doch großentheils aus einer Zeit herrühren, wo der Staat noch weit kleiner war. Große Unzufriedenheit mit der Regierung findet man auch, aber dabei doch ein feſtes Zuſammenhalten und viel Hoffnung auf die Conſtitution, zu deren Eröffnung — gegeben und beſchworen iſt ſie ſchon — jezt die Anſtalten gemacht werden. — Die Menſchen haben mir ſo viel Freundlichkeit bewieſen, daß ich es nicht genug rühmen kann, und der alte Jacobi war ordentlich gerührt vor

---

*) Dem vieljährigen treuen Bedienten.

Freude. Wir haben uns miteinander zu verſtändigen geſucht. Darin ſind wir nun freilich nicht viel weiter gekommen, als nur zu finden, worin die Differenz eigentlich liegt, und er hat es immer mit der größten Freundlichkeit angehört, wenn ich ihm ſagte, das ſchiene mir ſein Grundirrthum zu ſein, daß er dieſe Differenz mit einer andern vermenge und ihren Grund in der Geſinnung ſuche. Ich habe den Mann ſehr lieb gewonnen und mir auch das Schreiben vorbehalten. Auch mit den Schweſtern bin ich gleich auf einen ſehr guten Fuß gekommen und wir haben uns viel geneckt und geſtritten. Wir haben alle drei alle Mittage da gegeſſen, immer mit einiger Geſellſchaft, und ich war immer ſo viel möglich der erſte und lezte da. Schelling war verreiſt, woraus ich mir nicht ſehr viel gemacht habe, zumal weil ich ſeine neuſten Sachen noch nicht geleſen habe, was ich ſchwer hätte verbergen können. — Mancher intereſſante Menſch von der zweiten Ordnung iſt mir noch entgangen, aber ich hatte vollkommen genug für die kurze Zeit, zumal auch Gemälde und Bildwerke wollten geſehen ſein. Bibliothek und Münzkabinet haben ohnedies nur einen flüchtigen Blick bekommen. Geſtern früh kamen wir in Augsburg an, beſahen das Rathhaus mit ſeiner Gemäldeſammlung, den Dom, durchſtrichen etwas die Stadt und fuhren nach einem kurzen Mittageſſen wieder ab und die Nacht durch. Wie viel wir hier zu ſehen haben, wiſſen wir noch nicht, hoffen aber Morgen Nachmittag wegzukommen und den Sonntag Nachmittag und Abend bei Jean Paul zuzubringen.

Augsburg erinnert ſehr an Frankfurt am Main, Nürnberg aber hat einen viel alterthümlicheren Charakter, und auch ſeine Umgebungen, troz der ſchlechten und unfruchtbaren Gegend, zeugen von großem Verkehr und Wohlſtand von ehedem. — — Meine Gedanken ſind nun ſchon gar ſtark nach Hauſe gerichtet, in großer Freude Euch alle wiederzuſehen, aber auch in einiger Angſt über alle Arbeiten, die ſogleich auf mich warten und die mich ſchwerlich werden gleich zu einem ruhigen Genuß kommen laſſen. Doch das weißt Du ja ſchon, wie es iſt; vieles von der Reiſe, wenn Du es genauer wiſſen willſt, habe ich dem Erzählen aufgeſpart, und dazu werden wir ja die Theeſtunde brauchen können. So haſt auch Du ja alles nähere intereſſante von der F. verſpart. Vergiß nur nicht Dich allmälig mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Napoleon wirklich noch im Junius wohlbehalten auf St. Helena geweſen iſt und Deine Auslegungsregeln darnach einzurichten. Es wäre wirklich Deines Strebens nach Klarheit unwürdig, wenn Du darauf beſtändeſt dies noch immer nicht zu glauben.

Gott befohlen, mein Herz, wahrſcheinlich bis auf Wiederſehn. — Von Ringseis habe ich mich einmal magnetiſiren laſſen und hätte es gern öfter gethan; die Zeit war aber nicht auszumitteln. Uebrigens geht es mit meiner Geſundheit troz der Jacobiſchen Diners und des Nachtfahrens recht gut. Grüße alles im Hauſe und außer dem Hauſe. Gott führe uns glücklich wieder zuſammen. — —

Bei ſeinem Zuſammenſein mit Friedrich Heinrich Jacobi hatte ſich Schleiermacher ausdrücklich das Schreiben vorbehalten, um ſich über ſeine Differenz von ihm näher zu verſtändigen. Durch dieſe Verabredung ſcheint ein Brief Schleiermacher's an Jacobi veranlaßt worden zu ſein, welcher (undatirt) in einer Abſchrift vorliegt und hier folgt. Vorher geht eine kurze Correſpondenz zwiſchen Reinhold und Jacobi, an welche Schleiermacher anknüpft.

Reinhold an Jacobi.

„Was iſt es doch für ein elendes jämmerliches Ding mit unſerm jetzigen Zuſtande, auch da, wo er am köſtlichſten iſt, wenn Männer mit dem reinſten Wahrheitsſinn, mit dem größten Scharfſinn begabt, nach Jahre langem Forſchen doch über die uns wichtigſten Dinge nichts herausbringen, was ſie wirklich und bleibend beruhigen könnte — was ſie, wenn es ihnen auch gelingt, die eignen Zweifel in etwa zu beſchwichtigen, auch andern gleichfalls redlichen Forſchern ſo mitzutheilen vermöchten, daß dieſe wirkliche Ueberzeugung und gleiche Beruhigung erhielten."

Jacobi an Reinhold.

„In die Klagen, lieber alter Freund, über die Unzulänglichkeit alles unſers Philoſophirens ſtimme ich leider! von Herzen mit Dir ein, weiß aber doch keinen andern Rath, als nur immer eifriger fortzuphiloſophiren — das, oder katholiſch werden; es giebt kein Drittes; ſowie es kein Drittes giebt zwiſchen Chriſtenthum und Heidenthum; das iſt, zwiſchen Naturvergötterung und ſokratiſch-platoniſchem Anthropomorphismus. Gerne tauſchte ich mein gebrechliches philoſophiſches Chriſtenthum gegen ein poſitives hiſtoriſches, und begreife nicht, daß es gleichwohl bisher nicht von mir hat geſchehen können. Du ſiehſt, lieber R., daß ich noch immer derſelbe bin. Durchaus ein Heide mit dem Verſtande, mit dem ganzen Gemüthe ein Chriſt, ſchwimme ich zwiſchen zwei Waſſern, die ſich mir nicht vereinigen wollen, ſo daß ſie gemeinſchaftlich mich trügen — ſondern, wie das eine mich unaufhörlich hebt, ſo verſenkt zugleich auch unaufhörlich mich das andere." —

Schleiermacher an Jacobi.

Sie weiſen mich an Ihren Brief an R. und in dieſem finde ich die Klage, welche ſich durch alle Ihre Schriften hindurchzieht, in ein paar einfache Formeln aufgeſtellt, an die ich mich recht gern halte, um Ihnen meine Differenz von Ihnen daraus für's erſte eben ſo einfach vorzulegen. Sie ſind mit dem Verſtande ein Heide, mit dem Gemüthe ein Chriſt. Dagegen erwiedert meine

Dialektik: Heide und Chriſt ſind als ſolche einander entgegengeſezt auf demſelben Gebiete, nämlich dem der Religion; haben auf dieſes Verſtand und Gefühl ſo gleiche Anſprüche, daß ſie ſich theilen könnten in die entgegengeſezten Formen? — Die Religioſität iſt die Sache des Gefühls; was wir zum Unterſchiede davon Religion nennen, was aber immer mehr oder weniger Dogmatik iſt, das iſt nur die durch Reflexion entſtandene Dolmetſchung des Verſtandes über das Gefühl — wenn Ihr Gefühl chriſtlich iſt, kann dann Ihr Verſtand heidniſch dolmetſchen? Darin kann ich mich nicht finden. Mein Saz dagegen iſt alſo der: ich bin mit dem Verſtande ein Philoſoph; denn das iſt die urſprüngliche und unabhängige Thätigkeit des Verſtandes, und mit dem Gefühle bin ich ganz ein Frommer, und zwar als ſolcher ein Chriſt und habe das Heidenthum ganz ausgezogen oder vielmehr nie in mir gehabt. Sie ſind aber, wie wir alle wiſſen, mit dem Verſtande auch ein Philoſoph und gegen alle, welche glauben, katholiſch werden zu müſſen, feſt entſchloſſen immer fortzuphiloſophiren, und darin ſind wir ſchon vollkommen einig — denn ich will mir auch das Philoſophiren in alle Ewigkeit nicht nehmen laſſen. Wenn Sie alſo ſagen, daß Sie zugleich mit dem Verſtande ein Heide ſind, ſo kann dies nur heißen, daß Ihr philoſophirender Verſtand nicht mit ſeiner Philoſophie zugleich dasjenige annehmen kann, was er aus Ihrem chriſtlichen Gefühl dolmetſchen muß. Aber gewiß, wenn Sie ein heidniſches religiöſes Gefühl hätten, ſo würde es, was es aus dieſem dolmetſchen müßte, auch nicht annehmen können, und Sie nennen dieſe Negation nur heidniſch, weil ſie ihren Grund darin hat, daß Ihr Verſtand nicht über die Natur hinaus will. Meiner will aber auch nicht darüber hinaus — aber weil ich durchaus in keinen Widerſpruch hinein will, ſo habe ich mich auf den Fuß geſezt, mir von einem andern nachweiſen zu laſſen, wo die Natur ein Ende hat. Wenn nun mein chriſtliches Gefühl ſich eines göttlichen Geiſtes in mir bewußt iſt, der etwas anderes iſt, als meine Vernunft, ſo will ich nie aufgeben, dieſen in den tiefſten Tiefen der Natur der Seele aufzuſuchen, und wenn mein chriſtliches Gefühl ſich eines Gottesſohnes bewußt wird, der von dem Beſten unſer eines anders, als durch ein noch beſſer, unterſchieden iſt, ſo will ich nie aufhören, die Erzeugung dieſes Gottesſohnes in den tiefſten Tiefen der Natur aufzuſuchen, und mir zu ſagen, daß ich den andern Adam wohl eben ſobald begreifen werde, als den erſten oder die erſten Adams, die ich auch annehmen muß, ohne ſie zu begreifen. Dies iſt meine Art von Gleichgewicht in den beiden Waſſern; ſie iſt freilich auch nichts Anderes, als ein wechſelsweiſe von dem einen gehoben, von dem andern verſenkt werden. Aber Lieber, warum wollen wir uns das nicht gefallen laſſen? Die Oſcillation iſt ja die allgemeine Form alles endlichen Daſeins, und es giebt doch ein unmittelbares Bewußtſein, daß es nur die beiden Brennpunkte meiner eignen Ellipſe ſind, aus denen dieſes Schweben hervorgeht, und ich habe in dieſem Schweben die ganze Fülle meines irdiſchen Lebens. Meine Philoſophie alſo und meine Dogmatik ſind feſt entſchloſſen, ſich nicht zu widerſprechen, aber eben deshalb wollen auch beide niemals fertig ſein, und, ſo lange ich denken kann, haben ſie immer gegenſeitig aneinander geſtimmt und ſich auch immer mehr angenähert. Ich glaube, daß ich nach dieſer Aeußerung kaum noch nöthig habe, Ihnen mein Bekenntniß abzulegen über die jezige Rückkehr zum Buchſtaben im Chriſtenthum. Eine Zeit trägt die Schuld der andern, weiß ſie aber ſelten anders zu löſen, als durch eine neue Schuld. Durch das gänzliche Vernichten des Buchſtabens war aller geſchichtliche Zuſammenhang aufgehoben, und es iſt nur dieſelbe Tollheit ihn aufzuheben im Religiöſen und ihn aufzuheben im Politiſchen. Der möchte alſo hergeſtellt werden — aber wenn man nun, nach Tiek's vortrefflichem Ausdrucke, das Stück zurückſchrauben will, ſo iſt dadurch der geſchichtliche Zuſammenhang nur auf eine entgegengeſezte Weiſe aufgehoben. Die Bibel iſt die urſprüngliche Dolmetſchung des chriſtlichen Gefühls und eben deshalb ſo feſtſtehend, daß ſie nur immer beſſer verſtanden und entwickelt werden darf. Dieſes Entwickelungsrecht will ich mir als proteſtantiſcher Theologe von Niemandem ſchmälern laſſen. Allerdings aber bin ich der Meinung, die dogmatiſche Sprache, wie ſie ſich ſeit Auguſtinus gebildet hat, ſei ſo tief und reichhaltig, daß ſie jeder möglichen Annäherung der Philoſophie und der Dogmatik gewachſen ſein wird, wenn man ſie verſtändig handhabt. Doch dieſes will ich laſſen und nur noch, was die Differenz unſerer Philoſophie anlangt, mich zu Ihrem andern Satze wenden: „Es gebe kein Drittes zur Naturvergötterung und zum Anthropomorphismus.“ Denn mir iſt geſagt worden, Sie meinten, ich könne eben deswegen nicht viel von Ihnen halten, weil das Fundament Ihrer Philoſophie die Idee eines perſönlichen Gottes ſei und ich dieſe aufhöbe. Dieſes Fundament haben Sie nun auch in dem Briefe an R. in jenem Satze ausgeſprochen. Wenigſtens ſcheint mir beides daſſelbe. Weil Sie kein Drittes ſehen und weil Sie die Natur nicht vergöttern wollen, ſo vergöttern Sie das Bewußtſein. Aber, Lieber, eine Vergötterung iſt allerdings in meinen Augen das eine ſo gut wie das andere, und eben dieſe Einſicht, daß beides nur eine Vergötterung ſei, iſt für mich das Dritte. Wir können einmal aus dem Gegenſatze zwiſchen dem Idealen und dem Realen, oder, wie Sie ihn ſonſt bezeichnen wollen, nicht heraus. Können Sie Gott als Perſon irgend beſſer anſchauen, als Sie ihn als natura naturans anſchauen können? Muß Ihnen eine Perſon nicht nothwendig ein Endliches werden, wenn Sie ſie ſich beleben wollen? Sind ein unendlicher Verſtand und ein unendlicher Wille etwas anderes als leere Worte, da Verſtand und Wille, indem ſie ſich unterſcheiden, auch nothwendig ſich begrenzen? Und fällt Ihnen nicht, indem Sie Verſtand und Willen zu unterſcheiden aufgeben wollen, auch der Begriff der Perſon in ſich ſelbſt zuſammen? — Daſſelbe finde ich auch auf der andern Seite. — Der Anthropomorphismus, oder laſſen Sie mich lieber ſagen, der Ideomorphismus, iſt aber unvermeidlich auf dem Gebiete der Dolmetſchung des religiöſen

Gefühls; ob der Hylomorphismus nicht eben ſo unentbehrlich iſt auf der Seite der Naturkunde, will ich nicht entſcheiden, weil ich zu wenig davon verſtehe. Jenes aber bediene ich mich auf jenem Gebiete eben wegen jener Einſicht mit vollem Rechte, während ich auf dem Gebiete der Philoſophie behaupte, daß der eine Ausdruck eben ſo gut iſt und eben ſo unvollkommen als der andere, daß wir einen realen Begriff des höchſten Weſens nicht aufſtellen können — daß aber alle eigentliche Philoſophie nur in der Einſicht beſtehe, daß dieſe unausſprechliche Wahrheit des höchſten Weſens allem unſerm Denken und Empfinden zum Grunde liege, und die Entwickelung dieſer Einſicht iſt eben das, was meiner Ueberzeugung nach Platon ſich unter der Dialektik dachte. Weiter aber, glaube ich, können wir auch nicht kommen. — Das ſei mein eines Wort, laſſen Sie mir die Hoffnung, daß es ein anderes geben wird.

Es fällt mir aber noch etwas ein, um unſere Differenz zu erläutern, von Ihrem Bilde aus, daß ſich Ihnen die beiden Waſſer nicht vereinigen wollen. Mir wollen ſie ſich auch nicht vereinigen, aber Sie wünſchen dieſe Vereinigung und vermiſſen ſie ſchmerzlich und ich laſſe mir die Trennung gefallen. Verſtand und Gefühl bleiben auch mir nebeneinander, aber ſie berühren ſich und bilden eine galvaniſche Säule. Das innerſte Leben des Geiſtes iſt für mich nur in dieſer galvaniſchen Operation, in dem Gefühle vom Verſtande und dem Verſtande vom Gefühle, wobei aber beide Pole immer voneinander abgekehrt bleiben. —

Schleiermacher an Henriette Herz.

Berlin, den 23ſten April 1819.

Im Zweifel, meine liebe Freundin, ob Dich dieſer Brief noch in Rom*) finden wird, ſchicke ich ihn unſrem Rühs nach, der dann doch dafür ſorgen kann, daß er Dir nachkommt. — — Bei uns iſt Alles erſtaunlich ruhig, bis auf den todten Kotzebue; der ſpukt und tobt ganz gewaltig herum, und wenn ſich ein paar Leute zanken, hat er ſie gehezt. Dabei ſind viele Menſchen in Angſt, ob wohl die Univerſität beſtehen wird; ich bin ganz ruhig, weil mühſame Sachen nicht ſo leicht beſtehen. — — Ich feiere heute meine ſilberne Kirchenhochzeit und habe mir dazu meine theologiſchen Freunde gebeten. Viel Urſache habe ich Gott zu danken für dieſe 25jährige Amtsführung, und ein Stück möchte ich in die zweite Hälfte auch noch hineinleben; vollenden werde ich ſie nicht; es werden ſich unterdeſſen auch ſchon andre finden, die meine Stelle einnehmen. — — Gott befohlen, meine liebe Freundin! Wäreſt Du nur erſt wieder bei uns. Grüße herzlich alle Freunde.

---

*) Henriette Herz befand ſich auf einer längeren Reiſe mit der Familie Wilhelms v. Humboldt in Italien

---

Die Eltern an den 12jährigen in den Schulferien auf dem Lande abweſenden Sohn, als ſie im Begriff waren eine Reiſe an den Rhein anzutreten.

Die Mutter:

Berlin (Sommer 1819).

Ohne ein Abſchiedswort an Dich, mein liebes Kind, kann ich doch nicht reiſen. Ich drücke Dich an mein Herz und bete über Dich inniglich zu unſrem himmliſchen Vater, daß er Dich in ſeinen gnädigen Schuz nehme, Dir bewahre Leib und Seele ungefährdet, vor allem aber die Seele, daß immer mehr das Gefühl in Dir erwachen möge, daß bei den tauſend Abwegen, die einem jungen Gemüth drohen, es ſich nicht ſelbſt bewahren kann, ſondern frühe ſich zu Gott, dem alleinigen Retter, wenden muß. Möge Gott mein Gebet erhören!

Wir werden uns lange nicht ſehen, mein lieber E., und ich werde mich oft nach Dir ſehnen; ſchreibe mir fleißig und alles, wozu Dein Herz Dich treibt, auch wenn Dir etwas merkwürdiges begegnet, kannſt Du es in Dein Tagebuch ſchreiben, damit ich es leſe, wenn ich wiederkomme. Noch einmal Gott befohlen, mein theures Kind, der Geiſt Deiner Mutter wird oft um Dich ſein. Deine Schweſtern küſſen Dich tauſendmal.

Deine treue Mutter.

Der Vater fortſetzend*):

Mein lieber Sohn, ich ſtimme allem von Herzen bei, was Deine liebe Mutter Dir ſagt, und wünſche nicht nur, ſondern hoffe auch, daß der Aufenthalt bei ſo lieben Menſchen Dir in jedem Sinne heilſam ſein wird. Gott ſegne Dich und bewahre Dich, und auch wenn Du zu Hauſe kommſt, denke recht darauf der guten Tante Lotte das Leben zu erleichtern, damit wir uns recht fröhlich wiederſehen.

Dein treuer Vater Schl.

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Berlin, den 14ten Februar 1820.

Liebſte Lotte, es ſcheint mir unendlich lange, daß ich nicht zu Dir geredet habe, nun iſt es dafür aber auch ein recht freudiges Wort! — Meine Frau hat vorgeſtern leicht und glücklich einen Knaben geboren**). — —

Ich habe diesmal weniger als ſonſt einen beſondern Wunſch nach einem Knaben gehabt. Das Gefühl durchdrang mich zu lebhaft, man wiſſe nicht, was man ſich wünſche, zumal in dieſer

---

*) Wenn einer der Eltern an ein abweſendes Kind ſchrieb, ſo pflegte er den Brief immer zuvor dem andren zu geben, welcher dann nach Zeit und Stimmung etwas hinzufügte.

**) Schleiermacher's einziger eigener Sohn Natanael, den er, 9 Jahr alt, wieder verlieren ſollte.

Zeit. Unter den Kindern war aber ſo beſtändig vom Brüderchen die Rede geweſen, daß mir bange war, wie ſie würden in's Geleiſe zu bringen ſein, wenn es nun doch ein Mädchen wäre. — Nun es ein Knabe iſt, kannſt Du denken, wie ich ihn mit Dank und Freude angenommen, und wie mein erſtes Gebet zu Gott war um Weisheit von oben, um ihn zu Seiner Ehre zu erziehen. Dazu vereinigt Euch mit mir, Ihr Lieben Alle! — —

Die Mutter an den auf der Inſel Rügen abweſenden Sohn.

Berlin, den 26ſten Juli 1820.

Herzlich freuen wir uns, Du lieber Sohn, daß es Dir ſo gut ergangen auf Deiner Reiſe, ich zweifle nicht, daß die zweite Hälfte nicht werde ebenſo glücklich ſein als die erſte. Heute wirſt Du wohl in Stralſund ankommen. Wie freue ich mich all' der Liebe, die von ſo viel lieben Menſchen Dir entgegenkommen wird; laß ſie nur auch recht geſegnet ſein an Deinem Herzen und laß es nicht nur zu einem kalten Gedanken, ſondern zu einem flammenden Gefühl in Dir werden, daß Du ſolcher Liebe willſt werth werden. Und denke bisweilen daran, daß das meiſte von allem, was Du liebes, freundliches, heiteres in der lieben Heimath genießeſt, ewig fortwirkender Segen iſt Deines verklärten Vaters. Grüße mir auch alle freundlichen Plätze in Siſſow, Götemitz, Poſeritz, Sagard, und wenn Du das Haus beſuchſt, in welchem Du geboren biſt, ſo denke daran, daß ſchon an dieſer Stätte Deine Mutter, die damals eine betrübte Wittwe war, Dich den Säugling Gott geweiht im Gebet, und daß nun bald die Zeit herannaht, wo Du dieſe heilige Verpflichtung ſelbſt auf Dich nehmen wirſt. O mein liebes Kind, daß ich Dich recht anhauchen könnte mit dem Geiſt der Liebe und der Frömmigkeit. — —

Ich bitte Gott unausſprechlich für Dich, mein Sohn; wie würdeſt Du ihn mit mir bitten, hätteſt Du nur erſt einmal lebendige

Erfahrungen gemacht, wie wohl es dem Menſchen in der Seele wird, der ſich ſelbſt überwunden hat. Vergiß nicht, mein lieber E., die Gräber meiner frommen Eltern zu beſuchen und mir ganz beſonders Garten und Holz in Siſſow zu grüßen. Du wirſt freilich da unter ganz fremden Menſchen ſein*); doch kannſt Du ſtill im Inneren an mich denken. Vom lieben Vater ſoll ich Dir ſagen, daß er nichts gegen Deinen Reiſeplan hat und daß Du nur ſchreiben ſollſt, wenn Du noch Geld zu brauchen denkſt. — — Tante Lotte trägt mir beſonders auf Dich zu grüßen, doch verſteht es ſich von Allen, vom Vater bis auf die Kinderfrau. Lebewohl, mein Sohn, genieße geſund und friſch die freundlichen Tage. Dein Vater und Deine Mutter ſchließen Dich an ihr Herz. Denke recht viel an uns.

Berlin, den 10ten Auguſt 1820.

Geſtern, mein lieber Sohn, erhielt ich Deinen Brief. — — Daß Du ſo viel Freude haſt, gönne ich Dir von Herzen; Du ſcheinſt ſehr zerſtreut und umhergetrieben zu ſein; das geht nun aber nicht anders, ſollte ſich aber wohl bisweilen ein ernſter, ſtiller Augenblick im Inneren einfinden?

Daß Du ſehr glücklich warſt auf Stubbenkammer, kann ich mir denken, und auf der romantiſchen Herthaburg; wie reich iſt Rügen an ſchönen Punkten, freue ich mich doch, nun ich Dich da weiß, als genöſſe ich es ſelbſt. — — Heute früh im Bette noch erhielt ich Deinen Brief und dankte Gott innig, der väterlich über Dich gewacht hat, und gelobte Dich auf's neue, daß Du ſein möchteſt ſein, lebend oder ſterbend, nachdem es ſein heiliger Wille beſchließt. O mein Sohn, hilf mir das Gelübde erfüllen, gieb dem Dein Herz, der alle Herzen an ſich ziehen will, um ſie alle ſelig zu machen.

---

*) Der Bruder hatte das väterliche Gut inzwiſchen verkauft.

Der Vater.

Mein lieber Sohn, ich habe nicht Zeit gehabt Dir ſelbſt zu ſchreiben; ich wünſche nur, daß es Dir ferner wohl gehen möge und wir Dich wohlbehalten wiederſehen. Nachricht bekommen wir auf jeden Fall noch von Dir. Grüße alle Freunde und Verwandte, die Du nach Empfang dieſes noch ſiehſt, herzlich von mir.

Von der Reiſe ſchrieben die Eltern an den älteren Sohn nach Berlin.

Die Mutter.

(1821)

Mein lieber Sohn, ich habe von Dir zwar nicht einmal einen Gruß bekommen, doch kann ich es nicht laſſen Dich zu bewillkommnen, da ich höre, daß Du eben nach Hauſe gekommen biſt. Ich freue mich außerordentlich, daß es Dir ſo wohl gegangen iſt, wie mir L. ſchreibt; ich war ſchon ganz betrübt gar nichts von Dir zu wiſſen. Nun habe ich Euch Alle, meine lieben ſüßen Kinder, auf einen Punkt beiſammen — mit welcher ſtillen ſeligen Zuverſicht denke ich nun hin zu Euch, wo all' mein Reichthum iſt und mein Herz wohnt. Mein lieber E., ich drücke Dich mit meiner ganzen mütterlichen Zärtlichkeit an mein Herz. Grüße L., meinen lieben Kindern gieb jedem einen Kuß in meinem Namen, ich kann heute nicht mehr ſchreiben, auch an niemand mehr, Vater will es auch nicht leiden, er will heute allein das Verdienſt haben ordentlich nach Hauſe zu ſchreiben. Sobald wir etwas Schönes genießen, ſollt Ihr gewiß mit davon haben, ſo viel es mir möglich iſt. Ach ich ließe Euch ja ſo gern alles mit ſehen und genießen!

Der Vater.

Auch ich grüße Dich herzlich, mein lieber Sohn, und hoffe, Du wirſt nun nach dieſer vergnüglichen Ausflucht mit rechtem Ernſt und Eifer wieder an Deine Arbeiten gehn, und Deinen neuen Curſus mit dem feſten Vorſaz anfangen, jeden Tadel, der Deiner Cenſur noch beigemiſcht war, für die künftige zu vermeiden. Indeß das iſt das wenigſte; Du biſt nun in den Jahren, wo Du Dich nicht begnügen darfſt, nur das aufgegebene gut und tüchtig zu leiſten, ſondern wo eigner Eifer Dich weiter führen muß, als die Schule es thut. Wie werden wir uns freuen, wenn wir Dich, von allen Kleinlichkeiten entfernt, in einem recht tüchtigen Streben, und auf Deine Geſchwiſter durch Liebe und gutes Beiſpiel wohlthätig wirkend, finden. Dazu ſei Gott mit Dir, mein Sohn, und gedenke auch unſer fleißig.

Von Rügen aus ſchrieb die Mutter an den Sohn:

Götemitz (1822)

Mein lieber E., ich danke Dir für Dein Briefchen, das mich recht erfreut hat; es wird mir recht klar, daß es uns beiden wohl Bedürfniß ſein wird, wenn uns eine längere Trennung bevorſteht, einen fortgeſezten Faden der Mittheilung zu unterhalten. Hier iſt diesmal keine Ruhe zum Schreiben; ſo ſollſt Du auch dies als keine Antwort und keinen Brief anſehen, ſondern nur als einen Gruß der Liebe. Ich habe viel an alle meine Kinder gedacht, und auch an Dich, meinen E., und für Euch hinausgeblickt zum Vater der Liebe, beſonders auch, wenn ich im Freien war und die ſtillen Grüße dieſer Natur hier und ihre gemüthliche Tiefe und Schönheit mich bewegte — o wie unausſprechlich ſchöne Augenblicke hat mir der Herr geſchenkt, und wie leitete das Sichtbare mich wieder hin in innigſter Sehnſucht nach der unſichtbaren Schönheit einer in Gott ſtill gewordenen Seele, die in Seinem Licht ſo ſonnenbeglänzt ruht, wie die ſtille Landſchaft vor uns. — — O mein lieber Sohn, nur ſtill verborgen und in Wahrheit und Einfalt laß ſie uns begleiten in die Welt hinaus, die ſtillen Kleinode des inneren Lebens. Lebe wohl mein Sohn und gedenke Deiner Mutter.

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Berlin, den 9ten April 1824.

Ja ſo ſchlimm ſteht es, liebſte Lotte. Ernſt kommt und bringt mir einen lieben Brief von Dir, und nicht eher komme ich dazu Dir einige Zeilen wiederzuſenden, bis nun, da er uns wieder verläßt.

Das Leben geht ſo hin, indem der Menſch thut, was er muß, daß er nur ſelten zu dem kommt, was er eigentlich will. Und hätte ich nur wenigſtens die Beruhigung alles zu thun, was ich muß.

Wie wir leben, liebe Schweſter, das wird Dir Dein Sohn ſagen. — Mit Kränkeln der Kinder haben wir ſchlimme Zeit gehabt. — — Von mir gäbe es mancherlei zu ſagen, was Dir Ernſt nicht ſagen kann; aber freilich ich ſelbſt eigentlich auch nicht. Ich bin in einer äußerlich bedenklichen Lage, vielleicht jezt mehr als je. Die demagogiſchen Geſchichten ſind wohl für mich vorbei; aber die kirchlichen Verhältniſſe müſſen bald zu einer Entſcheidung kommen, und wenn die gewaltſam ausfällt, ſo iſt es unvermeidlich, daß ich eines der erſten Opfer davon werde. Ich kann nicht ſagen, daß mir bange wäre oder daß es mich ſtörte an und für ſich; denn hier gerade habe ich nichts gethan, als was ich mußte, und ich glaube faſt, auch alles, was ich mußte. Aber ſtehn ſolche Entſcheidungen nahe, ſo drängt ſich das Bewußtſein gar zu ſtark hervor, was ſich im gewöhnlichen Leben auf eine wohlthätige Weiſe verbirgt, daß wir in unſerm Berufsleben ſo ganz und gar der perſönlichen Willkür bloßgeſtellt ſind, und das iſt etwas höchſt unbehagliches. Nun dies muß einmal getragen ſein und die Sache wird gehn, wie Gott will. — —

Im Sommer 1824 machte das Befinden mehrer Kinder den Gebrauch eines Seebades wünſchenswerth. Die Mutter reiſte deshalb mit allen Kindern (den älteſten Sohn ausgenommen, welchen der Beſuch des Gymnaſiums zurückhielt) und mit deren Erzieherin nach Rügen, und wählte, nachdem ſich auch noch eine Nichte aus Götemitz angeſchloſſen hatte, das kleine ganz einſam aber ſehr romantiſch in der Stubnitz an der See gelegene Fiſcherdorf Saßnitz zum Aufenthalt — ein Unternehmen, welches doch viele Schwierigkeiten darbot, weil jede, auch die geringſte Einrichtung zur Aufnahme von Fremden fehlte und deshalb ſogar damit angefangen werden mußte, daß zwei kleine Häuſer von ihren ländlichen Bewohnern geräumt wurden. Indeſſen wurde doch dieſe »Idylle« ſeiner Frau, wie Schleiermacher es nannte, ſehr fröhlich durchgeführt, und es ſcheint, daß dieſer erſte Fremdenbeſuch in Saßnitz die Veranlaſſung geworden iſt zu häufiger ſpäterer Wiederholung, ſo daß es gegenwärtig faſt die Bedeutung eines kleinen Bades bekommen haben ſoll.

Schleiermacher holte ſeine Familie nach Beendigung ihres Aufenthalts von Rügen ab und genoß auch noch einige Tage mit ihr das ſchöne Naturleben in Saßnitz. In dieſer Zeit wurden zwiſchen Schleiermacher und ſeiner Frau die folgenden Briefe gewechſelt.

Schleiermacher an ſeine Frau.

Berlin, Freitag den 16ten Juli 1824.

Mein liebes Herz, wie ich Dich und das ganze liebe Volk mit meinen Gedanken begleitet habe und noch begleite, davon ſage ich nichts weiter. — — Ich dachte doch, wenn Du weg wärſt, würde mir zu Muthe ſein, wie in meinem Junggeſellenſtande. Das war aber ganz thöricht. Ich weiß und fühle doch jeden Augenblick, daß ich Dich und Euch alle habe, und dadurch wird auch das äußerliche ganz anders. — — Gott ſei mit Dir und laſſe Dich recht viel ſchönes und liebes genießen. Grüße mir die lieben Götemitzer auf das innigſte und unſre Schweſter Lotte noch ganz beſonders. Möcht' ich nur bald von Dir hören. Grüße und küſſe mein Volk. Sonntag iſt unſer Brunnenauentag. Wirſt Du wohl daran denken? Nein, das Datum iſt nicht Deine ſtarke Seite.

Die Frau an Schleiermacher.

Götemitz den 18ten (Sonntag).

Erſt geſtern habe ich Dir aus Stralſund geſchrieben, lieber Herzens-Schleiermacher, doch habe ich vor Mittwoch keine Gelegenheit nach Stralſund, gebe alſo heute Abend dieſe Zeilen mit an F. — — In einigen Tagen werde ich nun nach Jasmund gehn, ich ſchicke Dir M—s Brief, woraus Du am Beſten ſiehſt, wie die Einrichtung iſt. Gott gebe uns nur gutes Wetter, dann wird es ſehr ſchön ſein. — — Von den göttlichen Kornfeldern, den Blumenrändern an den Wegen, den Kleefeldern, der himmliſchen Luft kann ich Dir keinen Begriff geben. Unſre Fahrt geſtern Abend auf offnem Wagen von der alten Fähre nach G. bei ganz ſtiller, milder Luft, während alles im Abendlicht ſchwamm, war entzückend. Auch die Ueberfahrt war ſehr ſchön. — — Die liebe, gute Lotte hatte alles ſo freundlich und bequem zu unſrem Empfang bereitet. — — Lebe wohl, geliebtes Herz, was kann ich für Dich thun, als Dich immerfort in unausſprechlichem Gebet der ewigen Liebe empfehlen. Die Kinder und die Großen grüßen Dich und alte Lotte inniglichſt.

Schleiermacher an ſeine Frau.

Dienſtag Abend.

— — Alſo heute Vormittag haben wir die alte B. begraben. Nicolovius war auch da und bei meinem Gebet am Grabe weinte er ein paar ſtille Thränen, weil er an ſeine Frau dachte. Uebrigens ſieht er wieder etwas ſchwarz und hat Sorge, was uns alles ſchlimmes von Johannesberg kommen kann (wo, wenn Du es vergeſſen haſt, allerlei Miniſter mit Metternich zuſammengeweſen ſind). Ja es ſchien mir ſogar, es ſei ihm bange, auch ich könne noch von dorther verfolgt werden. — — Bei meinem einſamen Thee habe ich theils gearbeitet, theils allerlei Gedanken Audienz gegeben. Sie endeten mit dem Wunſch, und gar ſehnlich drängt er ſich mir immer wieder auf, daß ich doch das lezte Ende Leben mehr möchte mit Euch, und mehr für die Nachwelt leben können, als bisher. Gar ſehnlich drängt er ſich mir immer wieder auf — jezt aber ſchließe ich mit dem viel näher liegenden, daß ich doch bald wiſſen möchte, wo Ihr ſeid, um mir ein lebhaftes Bild machen zu können von Eurem Zuſtande. Heute, glaube ich, kann ich noch mit Sicherheit meine gute Nacht nach Götemitz ſchicken. — —

Mittwoch Abend.

Heute Mittag habe ich mit Lotte ſolo gegeſſen. — — Nachmittag kam Dein Briefchen, welches auch Eure glückliche Ueberfahrt verkündet. Gott ſei Dank dafür, aber nun Ihr an Ort und Stelle ſeid, fängt mir erſt an recht anſchaulich zu werden, wie lang unſre Trennung noch dauern wird.

Heute Abend, ſchon nach meinem Thee, hat mir Bettina einen Abſchiedsbeſuch gemacht. Sie war ſehr artig und ſprach geſcheute Sachen — — der alte Hennefuß*) hat Dich in einem Wirthshauſe geſehn mit allen Kindern, das wird alſo wohl das mit dem Gewitter geweſen ſein. —

---

*) Ein wunderbarer alter Mann, deſſen kindliche Frömmigkeit und tiefe Weisheit allen, die ihn näher gekannt haben, unvergeßlich iſt. Er glaubte einen täglichen perſönlichen Verkehr mit frommen Verſtorbenen, ja mit dem

---

Montag, den 26ſten Juli.

— — M—s Brief, über den ich Dir neulich nicht mehr ſchreiben konnte, hat mich doch eigentlich recht melancholiſch gemacht. Ich ſehe nicht ein, wie Ihr auch nur auf eine leibliche Weiſe exiſtiren könnt. Geſezt auch, dem Nachtheil des ungedielten Bodens wird durch Bretter oder Bettſtellen abgeholfen: wie wollt Ihr am Tage Alle in der Einen Stube der Müllerin beſtehen? wie ſoll da auch nur irgend etwas von Leſen oder Schreiben vorgenommen werden? Mir iſt alſo bange, wenn Ihr nicht im Walde oder in der See ſein könnt, müßt Ihr Euch gar zu erbärmlich befinden, und ich bin höchſt ungeduldig nach Deinem erſten Briefe aus Saßnitz. Etwas Campagne-Leben hätte ich Euch wohl gegönnt und mich darauf gefreut, daß dabei manche kleine Aengſtlichkeit ſich verlieren und eine größere Freiheit in Bekleidung und Luftgebrauch von Dir würde als unſchädlich erkannt werden — aber dieſes ſcheint mir zu viel. Nun ich vertraue feſt, daß Du das rechte thun wirſt und daß alles gut gehn wird. Denke ich mir aber, daß Du vernünftigerweiſe doch Saßnitz aufgeben mußt, ſo gönne ich zwar Dir und Lotten von Herzen, daß Ihr Euch ſo lange ſehn könnt, und möchte gern im Geiſte immer der dritte Mann zu Euch ſein — aber Kathen und mich, uns beide bedauere ich; denn ich würde mich ohne Seebad zu einer ſo langen Trennung nicht verſtanden haben, und ihm, fürchte ich, wird auch das volle Haus etwas zu lange währen. Ich werde doch eben eher, als Ende Auguſt, nicht kommen können. Hier iſt alles beim Alten. Unſre Lotte habe ich heute noch nicht geſehn, ob ſie

---

Heilande ſelbſt zu haben und auch ſonſt Viſionen. Er war ſeines Geſchäfts ein fleißiger Mechanikus, ſtand übrigens mit dem Magnetismus in gar keiner Verbindung und zwiſchen ihm und Schleiermacher fand eine innige Zuneigung ſtatt.

heute ihr Solo mit mir eſſen wird, ſteht dahin. Ich habe dann eine akademiſche Conferenz und hernach gehe ich vielleicht zu dem franzöſiſchen Herkules, den uns S. ſo gerühmt hat, wie ich am Freitag von der ſpaniſchen Geſellſchaft aus — da die Griechheit wegen vieler Abweſenheiten ausfiel — bei den ſpaniſchen Reutern war. Das Bedürfniß, mir die Theeſtunden zu vertreiben, habe ich noch ſehr. Mich auf meinem Sopha mit ein paar Taſſen abſpeiſen und dann gleich wieder zum Schreibtiſch zurückzukehren, das iſt mir zu melancholiſch. Geſtern habe ich einer recht rührenden Scene beigewohnt. Ich kam etwas früher in die Werderſche Kirche, wo ich für Küſter predigen ſollte, hörte noch das Ende von Palmier's franzöſiſcher Predigt, und, als er hernach in die Sakriſtei kam mit den übrigen Predigern der Kirche und faſt allen Aelteſten, fielen die Männer ſich um den Hals und weinten ihre bitteren Thränen. Es war nemlich der Abſchied von der Kirche, wo ſie noch 100 Jahre hätten ruhig bleiben können und die nun der Baugeiſt einreißt, um ihnen eine viel zu kleine dafür wieder zu geben. Dieſe Willkür, die keine Verlezung ſcheut, hat etwas empörendes und ich müßte mich recht zuſammennehmen, daß mich der Eindruck nicht ſtörte in meiner Predigt. — — Die St. iſt abgereiſt und er iſt während Plehwe's Aufenthalt zweimal bei Reimer geweſen, ohne bei mir auch nur auf einen Augenblick anzuſprechen. Es ſind doch wunderliche Leute. Der L. hat mir auch keinen beſonderen Eindruck gemacht. Auf den erſten Anblick, wenn ich es nicht gewußt hätte, würde ich geſchworen haben, der Mann ſei ein Herrnhuter, aber einer von den gewöhnlicheren. Er war da ganz freundlich gegen mich, hat ſich aber doch auch gar nicht näher an mich herangemacht. Kurz es bleibt auch hierin alles beim alten und Du weißt ja ſchon, wie ich es nehme, und wie ich doch deswegen den Glauben an meine Wirkſamkeit und daß mich Gott nicht vergeblich hingeſtellt hat, nicht verliere. Gott befohlen, liebes Herz, mit allen unſren Lieben, und, je unſicherer die Briefe gehn, deſto fleißiger ſchreibe doch, ſoweit Dich der unwirſche Zuſtand dazu kommen läßt. Und halte feſt in Dein Herz geſchloſſen Deinen alten Treuen.

Die Frau an Schleiermacher.

Saßnitz, den 29ſten Juli.

Mein theurer, lieber Mann! Es war ein großer Jubel und ein Freudentag für mich, als geſtern Dein Brief ankam; ich danke Gott, daß er doch nichts eigentlich trauriges enthielt — manches darin iſt, was keinen hellen Klang giebt; das größere, was ſo wichtig in ſeinen Folgen ſein kann, liegt ja in Gottes Hand und ich kann mir keine Gedanken und keine Sorgen weiter darüber machen — — badeſt Du auch fleißig? ach Du mußt mir ja geſund bleiben. Ja mein liebes Herz, ich habe es wohl vorher gewußt, daß es für uns ſchwer ſein würde ſo lange getrennt zu ſein! — — Bei ziemlich gutem Wetter und bei guter Zeit kamen wir Freitag hier an. Betten und Bettſtellen brachte ich von Götemitz mit; alſo die Angſt, die Du gehabt, daß wir würden auf den Dielen ſchlafen, hätte ich Dir erſparen können, wenn ich ausführlicher geſchrieben. Es war aber ein gewaltiger Zuſtand, bis die Bettſtellen zuſammengeſchlagen und alles etwas geordnet wurde. Die Müllerſtube iſt kleiner als ich gedacht, die Leute aber ſind ſehr gut und dienſtfertig; das Schlafhaus iſt freilich ausgeweißt; doch iſt von der Atmoſphäre der Bewohner noch ſo viel zurück, daß wir allerdings die erſten Nächte und Morgen gelitten, bis die Gewohnheit, die alles erträglich macht, uns zu Hülfe gekommen und wir uns nun, nachdem die Lehmdielen mit reinem Stroh und Leinewand darüber ſind belegt worden, ganz leidlich befinden. Getröſtet habe ich mich immer damit, daß die Luft in dem Schlafhauſe wohl mehr unangenehm als ſchädlich iſt. Wir ſind den ganzen Tag im Freien, um uns durch die köſtliche Luft zu ſtärken. Die Lage des Dorfes iſt ſehr glücklich; gegen den Weſtwind, der in dieſer Jahreszeit hier herrſcht, iſt es durch die waldigen Höhen außerordentlich geſchützt; wir machen die ſchönſten Spaziergänge, ungeachtet des rauhen, windigen Wetters. — — Der erſte Abend, wie Du ſchon aus dem vorigen wirſt gemerkt haben, war ſchwer für mich; ich hatte ein großes Gefühl von Verlaſſenheit; die Sorge um die Kinder laſtete wie Berge auf mir; ich brachte den größten Theil der Nacht ſchlaflos zu, unter kindlichem Gebet, daß der Herr doch möge alles zum guten führen und ſeine Hand über uns halten. — — Wie lange ich hier bleiben werde, weiß ich gar nicht zu ſagen; ich denke: ſo lange, bis ſich ein allgemeiner Wunſch ausſpricht zur Rückkehr; die Stimmung hierüber wird nun wohl ſehr von der Witterung abhängen. An Lebensmitteln haben wir nicht Noth, wir haben noch jeden Tag geſunde, gute Koſt gehabt, einförmig und einfach iſt ſie natürlich im höchſten Grade, aber das iſt ja recht gut. — — Den letzten Abend und den Morgen, als wir reiſten, hat mich Kathen noch was redliches geplagt; er war gar nicht gut auf die Saßnitzer Parthie zu ſprechen und machte mir Schilderungen von unſrem Zuſtand hier, die wirklich den tapferſten Muth hätten wankend machen können. — Wir haben einen ſehr ſchönen Spaziergang gemacht, wir ſaßen im Holz und ich las einen Brief von Dir vor, den Du mir nach Schleſien ſchriebſt, als ich ebenſo von Dir getrennt mit den Kinderchen allein war in der Kriegszeit — ich freue mich auf die folgenden, ich habe das ganze Packet mit; welche ſüße Liebe und Zärtlichkeit athmet der Brief, er hat mich ſehr angeregt. — Gottlob, daß Du jetzt weniger beſorgt um uns zu ſein brauchſt und daß wir jetzt beſtimmt berechnen können, wann wir uns wiederſehen; ich hoffe zu Gott, Dir die Kinderchen alle recht friſch zuführen zu können. Die Kleinen ſind ganz Leben und Freude. Für heute lebewohl, das Abendbrod kommt eben, das in ſaurer Milch und Pellkartoffeln beſteht.

Freitag.

Meine ſtille Hoffnung ſcheint ſich erfüllt zu haben, es iſt heute wunderſchön und warm. Heute laß ich noch das Waſſer recht durchwärmen und morgen ſtürzen wir uns alle in's Meer. Du liebes, liebes Leben, himmliſcher Friede und himmliſche Freude auf Dein liebes Haupt. —

Schleiermacher an ſeine Frau.

Freitag den 30ſten Juli.

Recht Schade iſt es doch, liebſtes Herz, daß Deine Briefe immer ankommen, nachdem die meinigen ſeit einigen Stunden fort ſind. So erhältſt Du nie den friſchen Ausdruck der Freude an Deinen lieben Zeilen und den guten Nachrichten, die ſie, Gott ſei Dank, noch immer enthalten. — — In dieſem Augenblick erhalte ich einen Brief von unſrer lieben, einzigen Lotte. Die Hoffnung, etwas von Dir mit darin zu finden, iſt leider unerfüllt geblieben. Wüßteſt Du nur, wie mir das Herz geſchlagen hat, während ich ſuchte, ehe ich einen Buchſtaben las, und wie ich doch einer flüchtigen Angſt nicht wehren konnte, als ich nichts fand! Nun muß ich auch die Hoffnung aufgeben, heute etwas von Dir zu erhalten — und Du haſt mich ja auch ſchon darauf vorbereitet. Ich muß mich mit Lottens Nachricht, daß Ihr heute vor 8 Tagen abgereiſt ſeid, und in gutem Wetter, und mit dem, was ſie und Lina Kathen von dem fröhlichen Götemitzer Leben ſchreiben, ſpänen bis Montag. Gott gebe nur nicht länger!

Von mir iſt nicht viel zu ſagen, was kann ein armer einſamer Menſch groß aufbringen! — — Einmal bin ich ſeit meinem lezten Briefe beim Herkules geweſen, einmal auch im Theater, um die R. zu ſehen und habe mich herrlich an ihr ergözt, namentlich auch in einer Scene, wo ſie auf das außerordentlichſte Berliniſch ſprach. — — Der lieben Lina tauſend Dank für ihre lieben Zeilen aus Götemitz, und wie ich mich freue, daß ſie noch mit Euch gereiſt iſt, kann ich nicht ſagen. Hörte ich nur bald aus Saßnitz! Mag Kathen ſich noch ſo luſtig moquiren, mein liebes Herz, ich glaube doch, Du wirſt Deine Idylle recht niedlich zu Stande bringen; ich weiß ja, was Du kannſt, wenn es darauf ankommt. Und denke auch immer daran, wenn wir nun einmal müßten in irgend einem Winkel uns recht klein einrichten mit unſrem lieben Volk. — —

Sonnabend, den 31ſten Juli.

— — Geſtern und heute iſt ein ſo wundervolles Wetter, daß ich Euch immer mit Freuden im Walde oder am Strande und am liebſten im Boot auf der See, längſt der ſchönen Küſte ſpazieren fahrend, gedacht habe. Wenn nur nicht dort alles ſo weitläuftig wäre und ſo wenig für ſolch ein Leben eingerichtet. Habt Ihr es ſo, wie wir jezt, und bleibt es ſo, ſo hoffe ich, ſoll es ſchon der Mühe lohnen, daß Ihr das Wageſtück gemacht habt und ich rechne auf Dich, mein liebes Herz, daß Du das etwas träge Volk wirſt in Zug zu ſezen wiſſen durch freundliches Regieren. — Möchteſt Du nur keinen Kahn verſäumen, der mit Fiſchen nach Stralſund fährt! Jede ſolche Gelegenheit iſt gewiß viel ſicherer und ſchneller als der Sagarder Poſtbote. Auch wegen meiner Briefe an Dich bleibe ich in Unruhe, bis ich erfahren, daß ſie richtig in Deine Hände kommen und binnen welcher Zeit. Mein Studenten-Abend am Sonnabend wurde auch wieder ziemlich verkizt. Es war ſo ſchön, daß ich befahl, den Thee in den Garten zu bringen; allein ſtatt um 8 kam er um 9. Dabei hatten ſie nichts um die Flamme gelegt und dieſe ging jeden Augenblick aus, ſo daß wir nach vielen vergeblichen Verſuchen hereingehen mußten, um nur kochend Waſſer zu bekommen. Die eine Glocke von den Gartenleuchtern iſt auch dabei zu Grunde gegangen. Daß ich mir des Abends ſelbſt Licht machen muß, iſt nun ſtehend geworden; eben ſo, daß ich mich mit durchgewärmtem Waſſer behelfen muß, weil es viel zu langweilig iſt, öfter einmal zu friſchem zu gelangen. Nimm nur ſolche Relationen nicht ſchwerfällig, liebes Herz, ſondern nur luſtig; denn ich bin nicht im mindeſten verdrießlich dabei, ſondern was mich, wenn Du hier biſt, wohl einmal etwas ärgern kann, das ertrage ich mit der größten Gelaſſenheit. Ich denke eben, wenn Du nicht hier biſt, iſt alles einerlei, biſt Du aber da, ſo ſoll auch alles vortrefflich ſein und vollkommen.

— — Sonſt ſteht mir heute auch etwas ſchweres bevor, nemlich zur Rektorwahl zu gehn, wo wahrſcheinlich H. Krauſe iſt, mit dem ich mich immer noch gehütet habe zuſammenzukommen. Wenn man aber in ſo etwas gar keine Nachfolge findet, ſo muß man es doch am Ende aufgeben. Ich wußte nicht recht, womit ich mich entſchuldigen ſollte, ohne zu lügen oder etwas bitteres zu ſagen, und in dieſer Verlegenheit habe ich die rechte Zeit verſäumt.

Donnerſtag den 5ten Auguſt.

Das war eine freudige Ueberraſchung an einem ganz ungewohnten Tage. Ich hatte mich von Montag ab in meinem Herzen ſchon auf Freitag vertröſtet. Geſtern Abend komme ich ziemlich ſpät von Friedrichsfelde zurück, wo ich mit Schulz bei H. v. Treskow war, um ſeine Armenſchule zu ſehn, und finde beide Briefe auf einmal. Nun bin ich ja, Gott ſei Dank, ziemlich zufrieden geſtellt und kann Dir und allen unſren lieben Glück dazu wünſchen, daß Ihr Euch weder Furcht noch Spott habt abhalten laſſen von dem urſprünglichen Plan. Es blickt zwar deutlich genug durch, mein liebes Herz, daß Du es anfangs gar ſchwer gehabt, und ich weiß nicht, wie ich der Kathen genug danken ſoll, daß ſie Dir unſre liebe Lina noch mitgegeben; denn ohne ſie hätteſt Du es wohl noch viel ſchwerer gehabt. Aber ſo ſehr ich es mit Dir fühle, ſo weiß ich doch, hintennach macht es Dir nun auch Freude, und an dieſe halte ich mich lieber und weiß ja aus eigner Erfahrung, wie gut und ſchön es iſt, wenn einmal die ganze Kraft und der ganze Muth in Anſpruch genommen werden. — — Wie gerne wäre ich bei Euch! Allein es iſt mir doch ſehr ungewiß, ob ich Euch noch dort finde; denn wie ich es auch machen mag, ſo ſehe ich doch nicht ein, daß ich vor dem 28ſten könnte bei Euch ſein. Solltet Ihr nun wohl ſo lange da bleiben? Gar zu ſchön wäre es; und für mich würde ſchon Rath werden auf einen oder zwei Tage. — —

Freitag den 6ten.

Nun, liebes Herz, ſage mir doch nächſtens einmal ordentlich, was Du eigentlich über die Kopenhagener Reiſe denkſt, von der ich mich nicht gern ganz trenne. Ich begreife freilich, daß, wenn Du ſo lange in Saßnitz bleibſt, bis ich komme, unſre lieben Rüganer Dich nicht werden gern weglaſſen wollen, und wie Du mich kennſt, werde ich dann wohl ſchwerlich einen gebieteriſchen Widerſtand leiſten. Königs Geburtstag habe ich glücklich überſtanden, bin aber doch auf der Univerſität mit Krauſe in einerlei 4 Wänden geweſen; in den Thiergarten ſcheute ich mich zu gehn wegen der großen Menſchenmaſſe. Es hat mich aber ſehr gefreut, daß Ihr doch den Tag mit etwas feiern wolltet. Ich aß Mittags bei —; aber die Geſundheit, die ich ausbrachte, ward ziemlich lau aufgenommen, was mich etwas verdroß. Indeß der gute — hatte den Kopf voll und ſie machen es ihm auch danach. Alle Augenblicke machen ſie ihm neue Querelen, mit denen ſie doch am Ende nicht durchkommen.

Die Frau an Schleiermacher.

Saßnitz, Mittwoch den 4ten Auguſt.

Die unbeſchreibliche Freude, die mir heute Dein Brief wieder gemacht hat, iſt nur ein kleines durch den Gedanken getrübt, daß Du vielleicht nach unſrem Umzug hierher ſehr lange ohne Nachricht geblieben biſt und Dich vielleicht ſehr geängſtigt haſt. Da ich nun ſehe, wie ſo ſehr ſehnſüchtig Du nach den erſten Nachrichten warſt, ſchlägt mir nun mein Gewiſſen recht, daß ich doch wohl es hätte durchſezen können, Dir eher welche zu verſchaffen, wenn ich mich früher gründlich unterrichtet. — — Seit ich zuletzt an Dich ſchrieb, haben wir viel Zerſtreuung hier gehabt. Die W., H. und einige Töchter beſuchten uns einen ſchönen Nachmittag; ſie waren ſehr herzlich, wir machten ſo freundliche Wirthe, als wir nur konnten. Mit ihnen zugleich kam auch geritten Carl Kathen; dieſer von groß und klein ſehr geliebte Jüngling erregte den größten Jubel; er hatte ſchon vorher verſprochen, uns zu beſuchen, die Kinder zerriſſen ihn bald vor Freude; es wurde ihm ein Lager in der Müllerſtube aufgemacht. Den Sonnabend beredete er uns zu einer Fahrt nach Stubbenkammer; wir fuhren bei dem göttlichſten Wetter aus und waren ſeelenvergnügt. Oben fanden wir ziemlich viel Geſellſchaft; wir ließen uns dadurch nicht ſtören, ſondern aßen unter den grünen Bäumen Kartoffeln und Chokolade, die ich mitgenommen hatte, und bekümmerten uns um niemand — aber ein Gewitter mit ſtarkem Regenguß bekümmerte ſich um uns; wir mußten unſren grünen Sitz verlaſſen; die ſchwachen ſuchten das Zimmer, die ſtärkeren blieben vor der Hausthür; ſo auf einen Platz gebannt waren wir von 2 bis 6, während es unaufhörlich regnete. Dann klärte es ſich auf und wir traten den Rückweg an. Aber leider war das eine kurze Freude; es kam bald wieder ſo derber Regen, daß unſre Mäntel nicht mehr Stand dagegen hielten. Aus Angſt, daß wir uns alle zu ſehr erkälten würden, ließ ich den Umweg machen über Sagard, auch des ſchlechten Weges halber; denn nach dem Regen war der durch den Wald halsbrechend. Es hörte auf zu regnen und wir hatten einen wunderbaren Anblick, die Sonne kam hervor kurz vor Untergang, und durch die Dünſte hindurch verbreitete ſie ein wunderbares Licht, einen ſolchen Farbenſchmelz, wie ich mich nie erinnere geſehn zu haben. Mir war das Herz ſehr ſchwer wegen Gertrud, wie die es überſtehen würde; auch waren wir alle den folgenden Tag etwas verſtimmt im Körper, Gertrud bläſſer. Ach mein Alter, Du kannſt denken, daß ſolche Stunden hier für mich ſchwerer ſind, als wo man im ruhigen Leben der Nähe des Arztes und aller nützlichen Hülfsmittel gewiß iſt. Gott hält aber ſeine Hand wunderbar über uns, ſchon den zweiten Tag war alles überwunden und auch Gertrud wieder die alte. — — Heute hatten wir früh die große Freude, Deinen Brief zu erhalten und zugleich die Nachricht, daß die Kathen mit ihren Töchtern und Wilhelm in Bobbin ſei und heute Nachmittag herkommen würde. Die Freude kannſt Du Dir denken. Sie ſind von 3 bis halb 7 hier geweſen; wir haben in „Schleiershall“ Kaffee getrunken. Dann haben wir einen kleinen Spaziergang gemacht, unſre Badeſtelle beſehn, die allen ſehr reizend ſchien, dann eine kleine Waſſerfahrt von einer halben Stunde gemacht, die recht intereſſant war, da plötzlich Oſtwind geworden, bei welchem es immer gewaltige Wellen giebt, ſo daß das Schiff immer in einer tanzenden Bewegung war. — — Morgen ſind wir nun von Tante B., die ich noch immer nicht geſehn habe, nach Stubbenkammer zum Kaffee geladen. Du ſiehſt, daß wir auch hier ohne unſer Zuthun der Zerſtreuung nicht ganz entgehn. Von Arbeit wird hier aber auch an den Tagen, wo wir ruhig zu Hauſe ſind, ſehr wenig; an Stundengeben iſt nicht zu denken, weder der Zeit noch des Lokales wegen. Um 7 ſtehe ich auf und wecke. Die Kinder ſind ſehr müde und ich habe Noth, ſie herauszubringen. Nach dem Frühſtück leſen wir in der Bibel ein Capitel und einige Lieder aus dem Albertini; dann bleiben wir bis 10 zuſammen ſitzen und arbeiten. In dieſer Zeit giebt es aber auch öfters häusliches zu thun. Dann gehe ich herunter an den Badeplatz und bin wieder Badefrau; eins nach dem andren helfe ich herein und heraus. Wenn ich mit Allen fertig bin, ſchicke ich ſie alle fort, die dann tüchtig ſpazieren laufen müſſen um warm zu werden, behalte mir nur Lina, ruhe mich gehörig, und ſteige dann ſelbſt in die blaue Fluth, was, wie ich verſichern kann, ſchöner iſt in der Idee als in der Wirklichkeit. — So iſt der Mittag da. Nach Tiſch wird eine kleine Ruhe gepflogen, Kaffee getrunken, ein kleines Weilchen gearbeitet und dabei vorgeleſen und bis Sonnenuntergang ſpazieret, gegeſſen, die Kleinen zu Bette gebracht. Dann iſt es 9 und wir Großen ſitzen bis 10, wandern dann in dicker Dunkelheit oder bei Mondſchein einen ziemlich langen Fußweg durch das Dorf aus unſrer guten Mühle nach „Ruhheim.“ Heute habe ich M. vorausgelaſſen; damit ſie aber nicht zu unglücklich wird, wenn ſie geſtört wird, ſo muß ich nur abbrechen und Dir gute Nacht ſagen, mein lieber, theurer Mann, Du allerbeſter und treuſter, Du Segen Gottes für mich. —

Donnerſtag Vormittag.

Unſer ſchöner Plan iſt leider ganz zu Waſſer geworden; der geſtern ſchon ziemlich ſtarke Oſtwind iſt dieſe Nacht zum wüthenden Orkan geworden, mit Regenguß begleitet; es war eine ſchauerliche Nacht. Alle wachten und M. hatte Licht gemacht. Unſer Schlafhaus liegt nahe am Meere, ſowie hingegen das Müllerhaus das letzte des Dorfes iſt und das nächſte gegen den Wald zu. Wir können im Bette das Meer rauſchen hören. Sonſt ſind wir ungeachtet des Wetters guten Muths, ja M. hat heute zum erſtenmal angefangen, franzöſiſche Stunde zu geben. Natanael iſt hier herrlich verſorgt. Wenn wir nicht im Freien ſind, wo ich ihn mitnehme, ſo ſehe ich ihn nur aus der Ferne. Der Müller iſt ein ſo ſanfter, freundlicher Mann und hat ſolches Wohlgefallen an dem Kleinen, daß er ihn nicht von ſeiner Seite läßt. Die Thür unſres Wohnzimmers geht grade in die geräumige Mühle hinein; in dieſer ſitzt er den ganzen Tag, freut ſich an dem großen Waſſerrad, geht an des Müllers Hand bei allen Geſchäften mit ihm herum, indem er ſich einbildet, ihm zu helfen. Beſonders glücklich iſt er in der Werkſtatt (in einer Ecke der Mühle), wo der Müller zimmert und hobelt; er hat ein kleines Werkzeug geſchenkt bekommen; da hat er denn tüchtig mitgeklopft, als eine große Harke zur bevorſtehenden Erndte gemacht wurde. Da der Mann ſo ſehr ruhig und verſtändig iſt und Natanael gehorſam, daß er nicht hingeht, wo es ihm verboten iſt, ſo bin ich ganz ruhig und glaube, daß der Junge keine beſſere Geſellſchaft und Unterhaltung haben könnte. Noch kein Augenblick von Langeweile iſt vorgekommen. Auch Hildis iſt ſehr befreundet mit den Müllersleuten (der Hausſtand beſteht aus einer guten alten 70jährigen Frau, ihrem Geſellen, der aber ganz Herr zu ſein ſcheint, und einer Magd) und iſt gerne bei Hanne in der Küche. — — Ich freue mich, daß ich nun in Wahrheit ſagen kann, es würde mir nicht einen Augenblick ſchwer werden und mein Gemüth gar nicht niederdrücken, wenn ich mit Dir und den Kindern in einer Hütte leben müßte. — — Ich ſehe mit Sehnſucht Deinem nächſten Briefe entgegen und ſchließe nun, nachdem ich noch die ganze Seele voll Liebe in den Brief hineinhauchen möchte, Du liebes, liebes Väterchen. Deine ganz eigene Henriette.

Schleiermacher an ſeine Frau.

Sonntag, den 8ten Auguſt.

Da bin ich nun aus der Frühkirche nach Hauſe gekommen. Wie lebendig war es dann immer in meiner Stube! Du mit allem Kindervolk und ſehr oft auch noch ein oder das andre liebe Geſicht. Nun iſt alles ganz ſtill um mich her, und wenn ich zu Dir hinüberdenke, weiß ich auch nicht recht, ob Ihr etwa auf dem Wege ſein werdet zur Kirche oder ob Ihr Euch wieder mit der geleſenen Predigt begnügt. Wenn das Wetter nicht beſſer iſt als hier — ein ſtarker Frühregen hat mir die Leute ſehr abgehalten — ſo werdet Ihr nicht beſonders viel Sonntagsfreude haben. Wenn Ihr in Stubbenkammer wart, liebſte Jette, haſt Du wohl aller alten Zeiten gedacht? Unſrer erſten Bekanntſchaft vor nun 20 Jahr? und wie mir in meinem heilſamen Schmerz ſo ahndungsvoll und eigen zu Muthe war auf Rügen? wie des ganzen Kreiſes Liebe mich ſo ſchön umfing, wie Dein bräutliches Glück mir das Herz durchzog, und ich mich in ſüßer Väterlichkeit zu Dir neigte? — Und bei meinem zweiten Aufenthalt, wie mir die Liebe unbewußt im Herzen wuchs. Auch damals gab es einen beſonders ſchönen Tag in Stubbenkammer. Die Bank in der Brunnenaue, wo ich Dein Ja empfing, iſt wohl nicht mehr vorhanden, am Ende auch das Bad nicht mehr. Ich weiß noch, wie ich etwas ſpäter aus meiner Badekammer heraustrat, als Du aus der Deinigen, und ich Dich noch fand, wie Du Dir die Haare aufſteckteſt, die freilich damals reichlicher den Nacken herunterwallten als jezt. Wie wir dann miteinander ſpazierten in der Aue und es mich drängte, daß ich es nicht länger verſchieben konnte, bis wir uns auf die Bank ſezten.

Montag.

Hier bin ich geſtern unterbrochen worden und auch nicht wieder zum Schreiben gekommen. Nächſtens ausführlicher. Heute, mein liebes Herz, mußt Du mit dieſem Blatt vorlieb nehmen.

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Berlin, den 9ten Auguſt 1824.

Auch ich, liebſte Schweſter, hatte ſchon immer den Wunſch gehegt, von meiner Einſamkeit aus Dir einmal wieder zu ſchreiben und Dir und Deinem lieben Kathen zu danken für alle geſchwiſterliche Liebe, die Ihr den Meinigen erweiſet, und um Dir zu zeigen, wie ich im Geiſt bei Euch und bei ihnen bin. Nun aber haſt Du mich doch, zuvorkommend, überraſcht mit Deiner lieben, lieben Sendung. Was kann dem Geiſtlichen wohl lieberes begegnen, als wenn ſeine Proſa die befreundete Poeſie aus einer gleichgeſtimmten Seele hervorlockt. Wie hab' ich mich dabei herzlich

Deines frommen, ſtillen, innern Lebens gefreut. Dein ganzes Bild iſt mir hell und rein vor die Seele getreten und die alten Zeiten unſeres erſten Erkennens ſind mir wiedergekehrt. Wir ſind wohl beide ganz die damaligen. Dir iſt ebenſo wenig für irgend etwas, was Dir ſonſt werth war, Sinn und Geſchmack verloren gegangen, aber die Beziehung auf den Einen, der der Mittelpunkt iſt von allem, iſt wohl noch heller herausgetreten in uns beiden. Das wirſt Du auch in der dritten Sammlung Predigten gefunden haben, von der ich nicht glaubte, daß Du ſie nicht hatteſt. Ich weiß nicht recht, wie das zugegangen ſein kann, daß ich ſie Dir nicht geſendet habe. Ich hoffe, daß es mit der vierten nicht auch ſo iſt. Eigentlich bin ich immer gegen das Drucken der Predigten, weil ſie eben überhaupt — und von den meinigen gilt das noch ganz beſonders — nur zum Hören eingerichtet ſind. Wenn mir aber ſo etwas daraus kommt, wie Deine Lieder, ſo möchte ich, ich könnte alle drucken laſſen, bei denen ich mich ſelbſt beſonders angeregt gefühlt habe. — —

Die Frau an Schleiermacher.

Saßnitz. Donnerſtag den 12ten.

So eben habe ich die beiden Kleinen in „Ruhheim“ zu Bette gebracht und mit ihnen gebetet, wozu ſie mich immer auffordern, nachdem ich es einigemale gethan hatte, und nun will ich ſehn, ob ich noch dazu komme, Deinen letzten, lieben Brief, wenn auch nur flüchtig, zu beantworten. Ich hatte mir gedacht, als ich nach Saßnitz ging, ich würde täglich an Dich ſchreiben, würde viel innerlich leben, und Freude darin finden, alles was ſich davon in Worte faſſen läßt, an Dich, mein liebſtes Leben, zu richten. — Aber ſo iſt es nicht; mein ganzes Leben geht in dem gemeinſamen auf; etwas abgeſondertes, ſtilles, habe ich hier durchaus nicht, kann es auch nicht wollen, weil ich fühle, daß es für das

Ganze gut iſt, daß ich immer mitten drin bin. Dazu das Lokal; es iſt dem Schreiben ſo ungünſtig, daß wirklich nur die Betrachtung, daß Du leiden würdeſt, wenn Du ſelten von uns hörteſt, mich antreibt; aber der eigentliche Genuß, den ich ſonſt ſo ſehr kenne, fällt ganz weg. Du wirſt vielleicht hieraus ſchließen, daß ich überhaupt ſehr unzufrieden mit mir bin, weil ich ſo ſehr das Bedürfniß habe mich angeregt zu fühlen, und das doch immer zurücktritt, wenn man ſich ſo treiben läßt auf den Wogen des ganz gewöhnlichen häuslichen Kreiſes und der Kinderwelt. — Aber das kann ich auch nicht klagen, weil ich mich doch in dem tiefſten, im religiöſen, lebendig fühle, und das ganze Leben hier, wenn es ſich auch in lauter Kleinlichkeiten auflöſt, als ein Leben der Liebe fühle.

Wie ſehr mir ſonſt jeder geiſtige Genuß fern geblieben, wie ich nicht die Zeit gefunden, auch nur ein einziges Buch zu leſen, das denkſt Du Dir nicht ſo; ich weiß ja, was ich mir vorher für ein Bild gemacht hatte. Ich ſehe nun mit Sehnſucht Deinem nächſten Briefe entgegen, weil der hoffentlich die Beſtimmung enthalten wird, ob wir Dich hier erwarten ſollen, ob nicht. Wenn Du es nicht wünſcheſt, ſo bleiben wir nicht, da die Kathen uns ſehr drängt zurückzukommen. Wir werden jetzt etwas ſchwer geprüft, da es faſt täglich regnet, beſonders des Abends ſpät; da iſt denn die Wanderung durch das Dorf nach „Ruhheim“ nicht eben reizend; doch ſind wir fortwährend guten Muths und auch alle geſund. Unſer Glück iſt, daß, wenn es des Morgens noch ſo ſchlecht iſt, ſich in der Regel das Wetter Mittags aufhellt und wir Nachmittags immer die ſchönſten Spaziergänge machen. — —

Ueber die Köchin bin ich etwas außer mir, daß ſie Dich ſo ſchlecht bedient, da ſie doch nichts anderes zu thun hat und die Sachen ſo einfach ſind; ich freue mich aber, daß Du ſo geduldig biſt, Du lieber, geduldiger Mann! Ach Du giebſt mir einen rechten Stachel in's Gewiſſen mit Deinen liebevollen Worten; wie oft bedarfſt Du, Dich zur Milde aufzurufen, auch wenn ich da bin, ach ich täuſche mich darüber nicht, mein liebes, liebes Herz. — — Gott wie will ich mich freuen, wenn ich Dich wieder habe!

Schleiermacher an ſeine Frau.

Donnerſtag, den 12ten Auguſt.

Liebſtes Mutterherz, Deinen Brief erhielt ich geſtern. — — Nun bin ich aber ſelbſt ſo verliebt in die Idee, Euch noch in Saßnitz zu finden, daß ich Dich auf das inſtändigſte bitte, noch eine Woche dort zuzugeben. Ich bin ſo ſehr ſchon mit meinen Gedanken dort — und wie ſchnell werden nicht auch die acht Tage vergehen! — daß ich auch keine rechte Luſt mehr zum Schreiben habe, wozu mir nun auch heute die Zeit fehlt, da ich Nachmittag auf der Akademie leſen muß. — Sollten die Leute auch für die Verlängerung noch unbilligere Forderungen machen, ſo laß Dich das nicht abhalten, die Freude iſt zu groß und wir können ja dafür an der größeren Reiſe, wenn noch etwas daraus wird, abknappen.

Freitag, den 13ten.

Geſtern, liebſtes Herz, machte ich meinen Brief ſo eilig zu, weil ich durch ein Mißverſtändniß auf die Vermuthung gekommen war, die Reitpoſt ginge jezt auch des Morgens ab. Ich kam noch zu rechter Zeit dahinter und ließ ihn mir zurückgeben, um Dich wenigſtens noch einmal zu grüßen und Dir meine Bitte noch einmal an das Herz zu legen. Die Kinder machen mir Hoffnung, Du würdeſt mich noch beherbergen können. — — Doch ſtelle ich alles Deiner Weisheit anheim, wenn Du nur noch in Saßnitz bleibſt, daß ich die alten Zeiten mit Dir feiern kann. — — Viel tauſend Küſſe möchte ich Dir mitſchicken, mein einziges Mutterherz. Wenn Du nur wüßteſt, wie ich mich freue auf unſer Wiederſehen. Dein zwar alter aber doch —

Montag, den 16ten Auguſt.

Liebſte Jette, es iſt die höchſte Zeit, daß es ein Ende nimmt und ich zu Dir komme. Es will gar nicht mehr gehn, mit der Zeit nicht — ſie vergeht mir ſo unter den Händen, daß ich nicht einmal zum Schreiben an Dich komme, wozu ich die Feder doch immer gern in der Hand hätte — mit den Leuten nicht — ſie werden immer unordentlicher. — — Heute früh ſah es leider ſo aus — Regenwetter mit ganz rauhem Herbſtcharakter — daß ich dachte, wenn ſich das in Saßnitz einniſtet, marſchiren ſie gewiß vorher ab. Nun, ich will mich auch darin finden, wenn es nicht anders geht, ſo ich nur in Stralſund ſichere Nachricht finde.

An den älteren Sohn, welcher inzwiſchen auch einen Beſuch in Saßnitz gemacht hatte, ſchrieb die Mutter:

Mittwoch, den 8ten September 1824.

Mein alter lieber Sohn, ich habe mich ſchon recht darnach geſehnt Dir zu ſchreiben; aber es war bisher eine ſolche Unruhe, daß es faſt unmöglich war. Deſto mehr habe ich an Dich gedacht, Dich im Geiſt an meine Bruſt gedrückt und Dich dem empfohlen, deſſen Liebe und Gnade ja all' unſer Denken und Hoffen überſteigt. — Daß Du mir ſo treu geſchrieben haſt, hat mir große Freude gemacht. — — Ja, mein lieber Sohn, es wird auch die Stunde kommen, wo es, wenigſtens als Ahnung, Dein Herz durchziehen wird, wie treu, ſtark, unüberwindlich Mutterliebe iſt. Dann wird auch die Liebe in Dir, wie die aufgehende Sonne alle Nebel verſcheucht und alles ringsum verwandelt erſcheinen läßt, ſo alles in Dir neu machen, dann werden wir nichts ſeligeres kennen und das Leben wird uns nichts höheres bieten können, als das unausſprechliche Dankgefühl und das ſelige Bewußtſein, daß wir Kinder Gottes ſind, die nun nicht mehr widerſtreben, ſondern ſanft ſich ziehen laſſen zu immer lichterem, reinerem Sein, wo Friede thaut von Oben, wo Wahrheit, Kraft und Liebe das Herz zu einer Burg Gottes machen, an die die Wellen der Eitelkeit keine Macht haben. Mein Sohn, dahin laß uns eilen und mit dem heiligen Sänger ausrufen:

„Herr, wie Staub iſt vor dem Morgen,
Fliegt von uns, im tiefen Meer
Der Erbarmung tief verborgen,
Unſer Miſſethaten Heer.
Tod, Gelübde, Deine Schuld!
Ewig haſt Du mehr als Huld!“ *) —

Sehr ſchöne Tage haben wir auf Jasmund verlebt mit dem lieben Vater, wo wir Dich ſo gern auch unter uns gehabt hätten; auch Jonas war uns ein lieber, willkommener Gaſt, wir freuten uns, daß er Rügen in ſo ſchönem Lichte ſah, denn das Wetter war himmliſch. Von Mittwoch bis Sonnabend wohnten wir in Saßnitz, weil es allgemeiner Wunſch war und es den Männern dort ſehr gefiel. Vater wohnte noch mit in „Ruhheim“ und Jonas da, wo Du logirt haſt. Donnerstag hatten wir einen ſchönen Tag auf Stubbenkammer; wir fuhren zu Waſſer hin und zurück. Eine kleine Störung war es, daß mehrere ſeekrank wurden. Freitag waren wir ſämmtlich zu Mittag geladen bei Tante B. Wie hübſch es da war, kann ich Dir gar nicht beſchreiben. Wir waren alle ſo angeregt, die maleriſche Lage von Bobbin, die liebens- und verehrungswürdige alte Tante mit allen ihren Kindern und Enkelkindern, der Geiſt, von dem man dort angeweht wird — ſtille Frömmigkeit und Einfachheit, verbunden mit dem regſten Sinn für Schönheit und Wohllaut. Als wir ankamen, gab uns ſchon ein mit Blumen reich geſchmückter Tiſch, der vor dem Hauſe auf dem ſchönen, grünen Raſen gedeckt war, ein freundliches, gaſtliches Bild; ſo war es auch drinnen alles ſo feſtlich und hübſch, und eine ſolche Innigkeit und Heiterkeit in dem Zuſammenſein Aller, daß man es einen wahrhaft ſchönen Tag nennen kann. Sonnabend

---

*) Vom Mittelvers in dem Liede: „Wenn der Morgenröthe Flügel.“

machten wir eine wundervolle Fahrt nach Bergen, um den Rugard zu beſteigen. Die Rückfahrt, nicht durch die Prora, ſondern über die Jasmunder Fähre in der Abendkühle, war unbeſchreiblich ſchön. Den Morgen aber hatten wir ſchon Abſchied genommen von unſerm Saßnitz; ich nicht ohne innigen Dank gegen Gott, deſſen Vaterhand uns dort ſo gnädig behütet, und ohne noch einmal zurück zu blicken, wie viel ſchweres auf ganz natürliche Weiſe uns dort hätte treffen können, und nicht ohne Anerkennung, daß es eine ſchöne, ſtille Zeit war, in der wir Alle in recht ſüßer Liebe zuſammengehalten, gar nicht zerſtreut und berührt von Außen, ja in ſolcher Innigkeit zuſammengelebt haben, wie ſonſt noch nie. Wir fuhren den Abend nach Sagard, blieben dort die Nacht, den andern Morgen predigte Vater, blieben auch noch den Sonntag dort, am Nachmittag wurde in der Brunnenau Thee getrunken, wieder köſtliches Wetter (für mich tauſend bewegende Erinnerungen). Am Montag ging es nach Wyk; wir waren zu Mittag dort, ſahen dann auf Arkona die Sonne untergehen und am Dienſtag Nachmittag trafen wir hier in Götemitz ein. Hier iſt uns nun die Ruhe ſehr wohlthätig und das Leben mit der theuern Lotte; die Kinder ſind ſehr glücklich. — —

Die Eltern an den älteren Sohn nach Göttingen, wo er ſtudirte.

Die Mutter:

Berlin, den 18ten Mai 1828.

Du lieber Sohn, wie ſehnſüchtig ſahe ich Deinem Briefe entgegen und wie groß war meine Freude, als ich Deine Hand erblickte. Die Kinder erhuben ein wahres Jubelgeſchrei und ich hatte Noth mich vor ihrem Andrängen zu retten. Wie ganz, mein lieber Sohn, kann ich mich in Deine Stimmung verſetzen, ſowie überhaupt, Du kannſt es mir glauben, alle Deine Betrachtungen über Dich ſelbſt und die drückenden Mängel, die Du empfindeſt, mir ſo ganz verſtändlich ſind, weil ich das alles an mir ſelbſt durchgemacht und Du vielleicht in dieſen Beziehungen größere Aehnlichkeit mit mir haſt, als Du ſelbſt ahnden kannſt. So ſchütte denn auch alles und jedes dem Mutterherzen aus, ohne unter Deinen Stimmungen zu wählen; jede iſt zum ſchreiben an mich die rechte. Wie viel ich in Gedanken bei Dir bin, wie viel mein Herz vor Gottes Thron ruht, um ſtille zu bitten um Gaben des Lichtes für Dich, das magſt Du in Dir ſelbſt fühlen. — — Ja Du alter lieber Sohn, ſei ſo friſchen Herzens, als es Dir möglich iſt, Freude und Liebe ſind eigentlich ganz eins — aber meide alles oberflächliche Formenweſen; wirſt Du doch frühe genug wieder hierher zurückkehren, wo Du Dich noch viel weniger davor retten kannſt; wie kurz fliehen Dir die Jahre vorüber, da Dir dieſe jugendliche Freiheit vergönnt iſt. Mein alter Sohn, denke viel an uns, *ſchreibe mir viel*, das fortwährende Sprechen miteinander wird auch der inneren Berührung unſerer Geiſter eine Leiter ſein, erfülle mir dieſe Bitte. — — Ich drücke Dich mit der innigſten Mutterliebe an mein Herz und lege Dich in die Arme des treuſten Hirten unſerer Seelen, ach deſſen lockende Stimme zu hören immer Dein Herz möge geöffnet ſein.

Berlin, den 23ſten Mai 1826.

»Mein alter lieber G., denkſt Du auch wirklich recht viel an mich? und ſehnſt Dich bisweilen nach Deiner Mutter und vernimmſt im Geiſt die Worte der Liebe, die immerdar in meinem Herzen für Dich tönen? — — Laß Dir nun erzählen, wie es uns ergangen iſt. Nachdem der liebe Vater den Sonnabend vor Pfingſten einige 50 Kinder eingeſegnet, mit der Herzensbewegung, die Du dabei an ihm kennſt, beide Feſttage außerordentlich ſtarke Communion gehabt, ſo daß er ſehr angegriffen war und einer kleinen Stärkung durchaus bedurfte, wanderte er den zweiten Feiertag Nachmittags mit Forſtner*) nach Werneuchen, wo ſie die Nacht ſchliefen, und den andren Morgen nach Freienwalde. Wir ſämmtlich ſetzten uns Dienſtag früh in den Wagen und fuhren nach Freienwalde, wo wir faſt zugleich mit unſren Fußgängern eintrafen. Die Kinder waren ſeelensvergnügt, obwohl es erbärmlich kaltes Wetter war. Den Nachmittag hellte ſich das Wetter auf und wir machten einige ſehr ſchöne Spaziergänge auf die freundlichen Höhen um Freienwalde herum, wo mich beſonders die glückſelige Stimmung der Kinder innigſt freute. Auch der liebe Vater war ſehr heiter, obwohl er wohl mehrere Stunden gebückt vor Magenkrampf wanderte. Am Mittwoch fuhren wir nach Neuſtadt und beſahen, was die Gegend an Hüttenwerken und Fabriken darbietet; wieder ſtürmiſches und unfreundliches Wetter. In dem großen Meſſingwerke bei Neuſtadt entdeckte ein Student N. Schleiermacher, machte ſich gleich an uns heran, veranlaßte, daß der Herr Ober-Inſpektor uns ſelbſt herumführte, bei dem er nemlich als Hauslehrer ſich aufhielt, und als wir fertig waren, half kein Sträuben, die Frau Ober-Inſpektor wartete mit dem Kaffee auf uns; wir mußten hereintreten, fanden im Hauſe ein ſehr hübſches junges Mädchen und es ergab ſich, daß ſie die Braut des Herrn N. ſei. Die Leute waren entzückt, unerwartet ſo „intereſſante“ Menſchen bei ſich zu ſehn und uns that dies kleine Abentheuer äußerſt wohl; denn wir waren ausgehungert und vom Winde ganz matt. Donnerſtag ging es nach Berlin zurück. Schon unterwegs wurde immer davon geſprochen, daß gewiß an dem Tage (es war unſer Hochzeittag) ein Brief von Dir gekommen ſein würde, und ſo freute ich mich denn auch unbeſchreiblich, als ich ihn vorfand. — — Seit zwei Tagen erſt haben wir hier warmes Wetter; ich wohne in der Gartenſtube, was mir ſehr gefällt, mein Schreibtiſch ſteht an der Wand nach

---

*) Alexander v. Forſtner, Charlotte's v. Kathen Schwiegerſohn, damals Hauptmann in Berlin.

M— s Stube; ich ſitze alſo ganz nahe der Gartenthür und ſchreibe Dir, während das Rauſchen der hohen Bäume mir eine liebliche Muſik iſt. — — Nun will ich Dir noch etwas anvertrauen. Denke Dir, daß wir wahrſcheinlich noch ein Kindchen werden zu uns nehmen, das uns dann wohl ganz zu eigen gehören wird. Nanni's Schweſter in Galizien hat ihren Mann verloren und iſt mit vier kleinen Kindern zurückgeblieben, wovon das jüngſte noch kein Jahr alt iſt. An unſerem Hochzeittage beſchloſſen wir eines zu nehmen, wenn die Mutter ſich trennen kann, und ich glaube, ſie wird es gerne ergreifen.

Daß ſo etwas mir kommen würde, hatte ich längſt geahndet. Am Sylveſter-Abend ſaß ich bei der F. mit Luischen *). Sie war ſo hell, hatte für dieſe das Bild eines Veilchentopfes und Worte der ſchönſten Verheißung, wenn ſie würde dem Herrn ihr Herz geben und von ſeinem ſanften Zug ſich leiten laſſen, dann wandte ſie ſich zu mir und ſagte: ich ſehe hier neben Dir knieen ein kleines Kind, das ſo rührend zu Dir hinaufſieht und ſagt: „willſt Du wohl meine Mutter ſein?“ Ja ſchon früher hat ſie mir geſagt, ich würde einem Kinde, das ich nicht ſelbſt geboren, noch Mutter ſein müſſen. Es war ein ſehr inniger Augenblick zwiſchen Vater und mir, als wir uns hierüber das erſte Wort gaben. Denn auch er hatte mehrere Tage den Gedanken in ſich herumgetragen ohne ihn auszuſprechen. Wir haben nun noch keine Antwort von der Mutter, alſo iſt die Sache hier noch ein Geheimniß. — — Noch wiſſen wir ebenſo wenig als bei Deiner Abreiſe, was dieſen Sommer und Herbſt aus uns werden wird; es iſt ſehr möglich, daß wir ruhig hierbleiben. In dieſem Moment iſt der Garten ſo überaus ſchön, daß der Gedanke nichts beängſtigendes für mich hat. Mein alter lieber Sohn, ſei ſo viel als irgend

---

*) Tochter der Freundin F., welche, gleich im Anfang der Bekanntſchaft als ganz junges Kind in das Schleiermacherſche Haus aufgenommen, dort wie ein eigenes Kind mit den übrigen erzogen, ſpäter G. v. M—s Gattin wurde und einige Jahre nach ihrer Verheirathung ſtarb.

möglich im Freien und öffne Dein Herz dem ſtillen, ſanften Reiz der ſchönen Natur, die dem Herzen ebenſo viel Ahndung weckt, als ſie ihm Befriedigung giebt. — Denke Dir, zu welcher Tugend ich mich erhoben habe; ich ſtehe alle Morgen vor 6 auf, bin überhaupt ſehr thätig, und, wie Du daraus ſchließen kannſt, ziemlich wohl (jetzt eben iſt Hr. D.*) beſchäftigt, meine Treppe mit den ſchönſten Blumen zu arrangiren). Viel habe ich auf unſerer kleinen Reiſe Dein gedacht, auch in Bezug auf Natanael. Du würdeſt Dich unbeſchreiblich an dem lieben Kinde gefreut haben. Wie ſeine Entwicklung fortgeſchritten, hat ſich mir da recht aufgedrängt. Lauter Freude, Leben und Kühnheit war das Kind, für alles intereſſirte er ſich und ging auf ſeine eigne Hand, ſich zu unterrichten. Forſtner weidete ſich auch an ihm. — — Gräfin Voß ſah ich noch nicht, doch wird ſie wohl in den nächſten Tagen mit Marien kommen. Deine Schweſtern ſind ſehr glücklich, denn ihre Ella iſt wieder da, heute Mittag wird ſie bei uns eſſen. — — Unſer lieber Vater Hennefuß iſt ſehr krank und ſchwach, Gott weiß, wie lange wir ihn noch haben werden. Er iſt lange ſchon nicht mehr ausgekommen. — — Im Feſt habe ich auch Gaupp predigen hören und mich ſehr an ihm gefreut. Zu welcher Liebe und Begeiſterung hat ſich ſein Leben erhoben! —

Ich freue mich doch recht, daß Du ſo viel mit dem R. biſt. Es iſt ja ſchon unendlich viel werth, mit einem lieben und netten Menſchen Gemeinſchaft zu haben, auch iſt es mir ſehr klar, daß ſolche friſche junge Leute am beſten für Dich ſind. Denn einer, mit dem Du Dich recht ausſprechen könnteſt, der müßte eben auch ſchon ſehr in der Reflexion geweckt ſein, würde eben auch im Raiſonnement über die Dinge ſo viel unreifes und verkehrtes zu Markte bringen, und würde alſo wahrſcheinlich mehr oder weniger an derſelben Krankheit laboriren, an der Du Dich krank fühlſt. Es haben gewiß viele junge Leute Begeiſterung in ſich, nur daß ſie nicht in der Reflexion und nicht im Wort geweckt ſind. Aber das kann grade ihr Vortheil ſein, grade dabei erhält ſich oft die Wahrheit des inneren Gefühles beſſer, wie ja überhaupt alles höhere Leben am beſten in der Verborgenheit gedeiht, bis es an's Licht gerufen wird, bis die innere Kraft die Knospe platzen macht. — — Alle grüßen Dich zärtlichſt.

---

*) Der Gärtner.

Der Vater:

Berlin, den 25ſten Mai 1826.

Nun, mein lieber Sohn, komme ich endlich auch dazu — aber freilich habe ich mir auch die Zeit dazu ſehr abgeknappt — Dir ein paar Zeilen zu ſchreiben, und ich hoffe, da Du meine Lebensweiſe kennſt, Du wirſt Dir leicht erklären, wie es mir nicht eher hat gelingen wollen. Es freut mich nun Dir ſagen zu können, daß die Nachrichten, die Du uns über Dich giebſt, im Ganzen auch zu meiner Zufriedenheit gereichen, und ich denke, der Widerwillen, den Du gegen Göttingen gefaßt hatteſt, wird ſich immermehr legen. — — An Deiner Studienordnung habe ich nichts auszuſetzen. Daß Du es mit Deiner Zeit-Eintheilung nicht gar zu pedantiſch nehmen wirſt, denke ich, verſteht ſich ſchon von ſelbſt. — — Statt der einzelnen Anweiſung von Reimer habe ich Dir eine allgemeine ausgewirkt. Ich erinnere Dich nicht erſt, daß Du davon nur für Dich ſelbſt Gebrauch zu machen haſt, aber das bitte ich Dich, laß Dich nicht dadurch verleiten Dir Bücher anzuſchaffen, die nicht in Deinem Bedürfniß liegen. Für anmuthige Lektüre wird es wohl auch in Göttingen Bücherverleiher geben. — — Ueberlade Dich nicht mit Privatſtunden. Fechten und franzöſiſch zugleich ſcheint mir ſchon faſt zu viel. Sei Gott empfohlen mein lieber Sohn und lebe wohl.

Die Mutter:

Berlin, den 6ten Juni.

Mein geliebter Sohn, laß mich zuerſt Dich an mein Herz drücken und fühle die innige, überſtrömende Liebe Deiner Mutter; wie warm und hoffnungsvoll hält mein Geiſt Dich ſtets umfangen. —

Von unſerem Pfingſtfeſt kann ich Dir nicht viel erhebliches ſagen. Vater hat recht ſchön und erquicklich gepredigt den erſten Tag. Abends waren wir bei Reimer's, wo ich mir viel vom alten Göthe erzählen ließ durch Herrn Frommann aus Jena. Den zweiten Feiertag hörte ich Goßner im Brüderſaal, der mit einem hinreißenden Feuer ſprach. Der Mann übt eine große Gewalt über mein Herz. Was wäre es mir leid, wenn er wieder von hier fortginge, was doch wahrſcheinlich iſt. Auch Graf Recke iſt noch hier, den ich immer lieber gewonnen. — — Sehr freue ich mich, daß Du fleißiger ſpazieren gehſt; denke dabei nur recht viel an uns, Du wirſt gewiß immermehr inne werden, welch' einen ſtillen Reiz einſame Spaziergänge haben. Ich freue mich doch recht auf das Zuſammenleben mit Dir, mein geliebter Sohn; Du wirſt mich wohl oft mobil machen, und das ſage ich Dir, daß Du Dich nur recht gründlich in das Gebiet des politiſchen einweihſt; denn da hoffe ich viel von Dir, ich ſelbſt habe nicht die Zeit darin fortzugehn bis in's Detail und Vater iſt nicht dazu zu bringen, und immer gründlich zu inſtruiren. — — Vater grüßt Dich innigſt, er iſt heute in Potsdam. Lebe wohl, mein geliebtes Kind, und denke in treuer Liebe an Deine Dich unausſprechlich liebende Mutter.

Der Vater:

(ohne Datum)

Mein lieber Sohn! W. hat bei ſeiner Rückkunft zu unſrer lieben Mutter ſo geſprochen, als ob Dein ganzes Ausſehen ihm keinen günſtigen Eindruck von Deinem Geſundheitszuſtand gemacht habe. Ich bitte Dich, ſei in dieſer Beziehung nicht nachläſſig, ſondern bedenke, daß die Sorgfalt, die wir ſonſt ausübten, jezt von Dir ſelbſt ausgehen muß. Laß Dir ſagen, wer bei Göſchen's Hausarzt iſt und wende Dich an dieſen. Verſtändige Aerzte vermeiden ſchon ſelbſt, Jünglingen in Deinem Alter und in Deiner Lage mit Arzneimitteln läſtig zu werden. Aber diätetiſche Rathſchläge wird er Dir gewiß zu geben haben und die befolge nur ja. Daß Du fleißig badeſt und ſchwimmſt, hat mich ſehr gefreut, nur vor ſo gar athletiſchen Uebungen, die noch über den heiligen Chriſtofer hinausgehen, kann mir etwas bange werden. Je mehr ich nun für Deine Geſundheit beſorgt bin, um deſto lieber wäre es mir, wenn Du die bevorſtehenden Ferien zu einer recht wohlthätigen Erholung benuzen könnteſt. — — Mir wäre nun am liebſten, wenn Du einen fändeſt, der Dir lieb genug wäre, um eine Fußreiſe mit ihm zu machen. Dies iſt das ergözlichſte, wobei man die Natur am meiſten genießt, und iſt auch, wenn man nur das Maaß der Anſtrengung nicht überſchreitet, für die Geſundheit das wohlthätigſte. Wollteſt Du aber bis an den Rhein, was ich aber grade nicht wünſchte, ſo müßteſt Du freilich, um nicht zu viel Zeit zu verlieren, die Schnellpoſt nehmen. — — Sei alſo ſo gut, baldmöglichſt Deine Plane gegeneinander abzuwägen und mir Deinen Entſchluß zu melden. — — Was Du von Deinen Studien ſchreibſt, damit bin ich ganz wohl zufrieden, nur iſt es mir in Beziehung auf Dein Berufsſtudium nicht genau genug. Es iſt ein großer Gewinn, auf Veranlaſſung der Vorleſungen theils irgend einen einzelnen Punkt genauer zu verfolgen, theils ſich von den wiſſenſchaftlichen Hauptwerken ſo viel Anſicht zu verſchaffen, daß man darin im allgemeinen orientirt iſt. Die Idee in die Boruſſia oder eine andre ſolche Verbindung zu treten, wirſt Du, denke ich, wohl fahren laſſen bei näherer Ueberlegung. Ein ſolches Band iſt auch in Beziehung auf den Umgang ſehr läſtig und freiheitraubend, und bei Deiner Neigung Dich abzuſchließen, kann ich nicht anders als ſehr abrathen. Daß Du aber auf Veranlaſſung gymnaſtiſcher Uebungen Deinen Umgangskreis etwas erweiterſt, damit bin ich ſehr zufrieden. Alles Häusliche und was unſren Familienkreis angeht, ſchreiben Dir wohl die Mutter und die Schweſtern. Von mir ſelbſt weiß ich Dir nur zu ſagen, was Du ſchon weißt. Es fehlt nicht an Verdrießlichkeiten, ja an bedenklichen Kriſen, in den kirchlichen und Univerſitäts-Verhältniſſen, und Du mußt immer an die Möglichkeit denken, daß ich meine dermalige Stellung nicht ſo lange, bis Du auf der gewöhnlichen juriſtiſchen Laufbahn verſorgt biſt, feſthalten kann. Ich wünſchte dies ſehr, aber es können Umſtände kommen, wo dergleichen Rückſichten nicht genommen werden dürfen, und ich wollte, Du dächteſt einmal darüber nach, wie Du Dich dann einrichten wollteſt. Arndt's Angelegenheit liegt nun dem Könige zur Entſcheidung vor, aber ich habe von dem Reſultat noch nichts vernommen, und auch dies iſt ein Grund, warum ich nicht grade wünſche, daß Du dieſe Ferien möchteſt nach Bonn gehen. Du könnteſt da grade in ſchwierige Ueberlegungen und Stimmungen hineinkommen, wo Du ſtörend und geſtört wäreſt. Iſt Dir der Harz zu wenig und Du findeſt einen guten Kameraden, ſo würde ich Dir eine Reiſe nach Eiſenach, Gotha und über den Inſelberg, den Schneekopf bis auf die fränkiſche Seite hinüber, nach Schmalkalden, Meiningen und ſo an der Werra zurück vorſchlagen. Das läßt ſich auf mannigfaltige Weiſe ausbilden und man kann viel ſchönes und merkwürdiges ſehen. — — Was Du den Winter zu hören gedenkſt, wirſt Du ja wohl auch bald berichten können. Gott befohlen, mein lieber Sohn, und ſchreibe ſo, daß wir Dir auch auf jeden Fall noch einmal ſchreiben können, ehe Du reiſeſt, wohin es auch ſei.

Die Mutter:

Berlin, den 22ſten Juli 1826.

Mein alter lieber C., Du biſt gewiß ſchon etwas ungeduldig nach Nachricht von uns geweſen, ich habe es in Deiner Seele gefühlt, doch konnte ich nicht zum ſchreiben kommen. Es iſt manches vorübergegangen, was unſre Theilnahme ſehr in Anſpruch genommen hat; vielleicht weißt Du ſchon durch die Zeitungen, daß die liebe Gräfin Schwerin in Putzar im Wochenbett geſtorben iſt; den Tag nach ihrer Beerdigung folgte ihr die alte Mutter in Schwerinsburg, und geſtern hörte ich, daß Max in Heidelberg ſchwer verwundet iſt. Es iſt gewaltig, welche Schickſale dies Haus auf einmal betroffen haben. Ich habe ſchon zwei Briefe von B., woraus ich ſehe, daß ſie dort alle recht ſtill gefaßt ſind und einen Troſt ſuchen in der Pflege des theuern Kindes, das die Mutter den Schweſtern auf dem Sterbebette übergeben hat.

Den 27ſten Juli.

— — Du alter lieber Sohn, mit welcher Liebe umfaßt Dich mein Geiſt, ja fliegen möchte er, Dich umſchlingend, fort und ſich niederlaſſen zu den Füßen des Herrn, daß er uns ſegne und durch ſeinen Liebesblick ſtröme in unſer Herz Friede, Freude, Liebe und Kraft — o ſeliger Ort! wer kennt Sehnſuchtsthränen und kennt Dich nicht, wo ſonſt wird das Herz ſtill, weit und froh? Mein alter C., wie würde ich mich doch ſo unbeſchreiblich freuen, wenn ich Dich friſcher und fröhlicher ſähe; glaube nur, Du kannſt doch recht viel ſelbſt dazu thun. Man muß das Blumengärtlein in der eigenen Bruſt ſo gut warten und begießen als ein fremdes; es fällt uns nichts zu, wenn wir uns ruhig aufs erwarten legen. Nähre die Begeiſterung durch große Bilder, laß den Ton der Jugend und Unſchuld mächtig in Dir erklingen, indem Du Dich ſo viel möglich in die Arme der ewig jugendlichen, das Urſprüngliche bewahrenden Natur wirfſt. Pflege die Liebe in Deinem Herzen, dieſe Lichtblume, die, ſo ihr der Herr von Oben Leben und Gedeihen ſchenkt, Dein ganzes Daſein erhellen kann und muß. — Wie viel kann der Menſch ſelbſt thun, damit die Liebe in ihm wachſe, wie ein breites, ſonniges Blüthenfeld ſich ausdehne im Herzen — wie viel kann er thun, daß ſie erſtarre und bis zu faſt unmerkbaren Punkten ſich zuſammenziehe, wenn er die ſcharfen Töne, die ſchneidenden Waffen des kalten Verſtandes läßt gewähren. Gleich den zerſtörenden Herbſtwinden gehen ſie über ſeine Fluren und keine Blüthe mag gefunden werden. O Gott, mein Heiland, bewahre Dich, daß Du dieſen Abweg, der Deiner Natur ſo nahe liegt, von Dir ſtoßen magſt; o öffne Deine Bruſt der ſanften, freundlichen Liebe zu allen von Gott geſchaffenen Brüdern und Schweſtern; das iſt der milde Boden, aus dem jede Glückſeligkeit, jede Schönheit, jede Freude blüht. — — Lieſeſt Du auch recht viel Schönes? Lies doch recht viel von Herder, er vereinigt ſo viel ſchönes und großes. Haſt Du wohl etwas von Jean Paul geleſen? verſäume es nicht; er hat großen Einfluß auf meine Jugend gehabt. Ich will jetzt auch wieder leſen, ich weiß, das macht Dir Freude. Ich drücke Dich an mein Herz, geliebtes Kind — Gott ſegne Dich und behüte Dich. Vater grüßt Dich zärtlichſt, er kann heute nicht ſchreiben.

Berlin, den 18ten Auguſt 1826.

Du alter lieber Sohn, endlich komme ich dazu Dir zu ſchreiben, was ich ſo lange wollte und ſo viel in Gedanken gethan habe. Wie innig ich Dich jetzt zu uns herwünſche, kann ich Dir nicht ſagen. Wir haben manchen ſchönen Nachmittag im freien miteinander genoſſen, ſeit unſer Hauskreis durch den Beſuch der lieben Verwandten noch ſo vergrößert iſt, und bei ſolchen Veranlaſſungen wird der Wunſch ſo lebhaft, daß mir keines der geliebten Kinder fehlen möge. Wüßte ich Dich nur recht viel im freien; aber das betrübt mich ordentlich, daß Du Dich ſo wenig hinaus machſt und ſo wenig ſpazieren gehſt; thue es doch mir zu Liebe und glaube doch, daß es ebenſo wohlthätig für Deinen

Geiſt wie für Deinen Körper iſt. Grade auf einſamen Spaziergängen — wie leicht vergißt und überſieht man es, wenn die Natur auch nicht reizend iſt. — Iſt doch die Luft überall ſchön und allenthalben hat der Himmel Farbenpracht und Wolkenzüge, die die Seele gleichſam mitnehmen, ſie entfeſſeln aus dem Kerker der Selbſtheit, wiegen in dem Gefühl des großen Alls; ja ich geſtehe Dir, ich weiß nichts, was ſo das innere Leben ſanft anregt und mit ſo unſchuldiger, ſüßer Befriedigung das Herz erfüllt, als das Hinſchlendern in Gottes freier Natur. — O was würde es uns immer ſein, wären wir ſo ſtill, ſo rein in unſrem Inneren geſtimmt, um die urſprünglichen Gotteslaute, die in dieſen ewigen Bildern reden, mit ihrer ganzen Macht auf uns wirken zu laſſen; welche reinen Akkorde der Freude würden zuſammenklingen. — Ja mein Sohn, Freude ſoll in des Menſchen Bruſt ſein, Freude in Gott, Freude iſt auch das geheime Wort der Natur, Liebe, die alles durchdringen will, damit alles Freude werde! Mein lieber Sohn, feuchten Auges drücke ich Dich an mein Herz, das zum Vater bittend für Dich aufſchaut. — —

Geſtern habe ich einen großen Genuß gehabt, ich habe Sapho geſehen von der Schröder, die hier Gaſtrollen giebt. Gern hätte ich Dich an meiner Seite gehabt; ich bin ebenſo befriedigt von dem Stück ſelbſt, in welchem wahre Dichterluſt weht, als von der Darſtellung der Schröder; das Ganze hat mir einen hohen Genuß gegeben. Sehr entgegenſtehend der griechiſchen Sapho muß ich Dir doch von einem Abend erzählen, wo wir alle von Rührung ergriffen wurden. Wir ſahen nemlich hier vor dem Halliſchen Thore die ſeit einem Jahre beſtehende Anſtalt für Verbrecherkinder. — Ein ſo heiteres, wohlgeordnetes Bild, wie das Ganze gab, kann ich Dir nicht beſchreiben. Kleine Knaben, die ſchon Anführer von Räuberbanden geweſen, und ſo Alle in verſchiedenen Abſtufungen dem Verderben hingegeben, und nun — größtentheils heitere, aufgeweckte, in froher Thätigkeit ſich tummelnde Kinder, bei denen keine Strafe mehr vorkommt, weil ſie nichts anderes mehr wollen, als was die gemeinſame Lebensordnung von ihnen fordert und worin ſie eben ihre Luſt finden. Aus einer Wüſtenei hat ſich ein blühender Garten erhoben, der mit Blumen und jungen Obſtbäumen prangt. Es war ein ſchöner Abend, als wir noch im Garten weilten, nachdem uns der freundliche Mann durch das ganze Haus geführt, alle unzähligen Fragen beantwortet und über jeden Knaben, der uns beſonders aufgefallen, freundlich Auskunft gegeben hatte. Der Mond war aufgegangen, da erhuben die 40 Knaben im freien ein frohes Abendlied, ſehr rein und richtig mit kräftig jugendlichen Stimmen — ein Freudenlied zum Lobe Gottes. — Du kannſt Dir gar nicht denken, mein E., wie ergreifend dies war, von dieſen Kindern geſungen. Ganz durchdrungen von der tiefſten Achtung ſind wir alle für den Mann, der eine angenehm bequeme Exiſtenz verließ, um die Errichtung dieſer Anſtalt zu übernehmen. Es grenzt an Wunder, wie Gott ſein Werk geſegnet; das ganze Perſonal beſteht nur aus dieſem Direktor und ſeiner gleichgeſinnten Frau, einem ſogenannten Hausvater und ſeiner Frau. Seine Hauptſtütze bei der Seelſorge iſt ein junger Knabe von 15 Jahren, ein ehemaliger Schüler von ihm, der aus Liebe zu ihm und aus Liebe zur guten Sache ſich unter die Verbrecherkinder gemiſcht, ſo daß ſie ihn für ihresgleichen halten mußten, ſich nun ihres Vertrauens bemächtigt und dadurch immer den größten Einfluß haben konnte. Was ſoll man von einem Jüngling ſagen, der ſich freiwillig alles Genuſſes ſeiner Jugend begiebt, klöſterlichen Zwang, Arbeit, Koſt, jedes Hausgeſetz mit Verbrecherkindern theilt, ſo daß ſie keine Ahndung haben dürfen, als ſei er nicht einer der ihren, um mitzuhelfen Seelen zu gewinnen. Geſtern war Taufe bei den lieben Klenze's — ſie ſind uns doch ſehr liebe Freunde. — Auch hatten wir die große Freude Bernhard Jacobi *) an dieſem Tage zuerſt

---

*) Ein früh verſtorbener Enkel von Friedrich Heinrich Jacobi, und von Claudius, dem Wandsbecker Boten, Sohn des Geheimenrath in Siegburg und Schwiegerſohn von Nicolovius

zu ſehen. Er gehört uns doch unbeſchreiblich nahe an; er grüßt Dich von ganzem Herzen; mit Deinen Schweſtern iſt die alte Freundſchaft nur noch wärmer aufgerichtet, da Cornelia nun noch ein verbindendes Band mehr iſt; Florchen Nicolovius iſt jetzt auch eine Art Kind im Hauſe. Morgen wollen wir mit dem Brautpaar eine Fahrt nach Pichelsberg machen, worauf ſich das ganze Haus freut.

— — Unter vielen herzlichen Grüßen von vielen lieben Menſchen ſoll ich Dich auch vom alten Hennefuß grüßen. Er hat Dich mehreremale in der Anſchauung gehabt; neulich hatteſt Du Dich ſehr an ihn gelehnt und ihm geklagt, Du gingeſt ſehr zurück in den Sachen des Glaubens, was Du beſonders Deinem Umgang zuzuſchreiben hätteſt. F. iſt ganz entzückt über den Alten. Nie hat ihn ein Menſch ſo ergriffen, er hat ſich ihm auch als ein Kind gegeben und geht hin, ſo oft er nur kann. Seine Anſchauungen werden immer ſchöner, immer poetiſcher und tiefſinniger; welch ein Schatz iſt uns der Alte, Liebe! F. iſt eigentlich völlig außer ſich, daß wirklich ſo ein Greis lebt, das hatte er nie gehofft im Leben wirklich zu ſehen.

Den 26ſten Auguſt

— — Sowie Du tiefer in der Wahrheit erwachſt, ſo mußt Du fühlen, daß Gott ſo viel an Dir gethan, daß Du ſo viel Urſache haſt ihm zu danken, daß Deine Bruſt zu enge iſt es auszufühlen, Dein Leben viel zu kurz es zu verkünden. Dieſe Dankbarkeit eines frommen Herzens äußert ſich in dem unbewußten Menſchen wie in dem Kinde als jugendlich unſchuldige Freude. In dem bewußten Menſchen muß ſie als Freude im Geiſt da ſein — ſonſt hat er Gott nicht erkannt. — Bleibt auch die Natur noch undurchdrungen, weil ſie, von dem einfachen Wege abgelenkt, zu viel Verworrenes aufgenommen, allmählig muß ſie doch auch nach; der Geiſt, der in Gottes Liebe hat Freiheit gefunden und Heimath, kurz eine Welt, die ihn aller Klage weit überhebt, wird auch die Natur frei machen. Sieh, mein Lieber, dieſe Dankbarkeit iſt mir der eine Punkt des Lebens, der andre iſt die kindliche Hingebung. O könnteſt Du den Herrn ſo lieben, daß Du nichts ſein wollteſt als ſein Geſchöpf, wie Er Dich eben geſtaltet hat! nichts begehren als Ihm jeden Blutstropfen zu weihn, jede Sorge um Dich ſelbſt, die außer dem Bereich Deines Willens liegt, kindlich auf Ihn werfen, o wie würde er Dich ſo ſeliglich leiten zum ſeligen Port; das iſt das verlieren des Lebens um es wieder zu gewinnen.

Berlin, den 4ten September 1826.

Mein lieber E., Vater, der heute früh nach Potsdam gereiſt iſt, trug mir im Augenblick des Fortfahrens auf, Dir heute noch zu ſchreiben, daß er es für möglich halte, daß aus der Göttinger Reiſe noch etwas werde. Da Vater dieſe Möglichkeit ſetzt, ſo mache ich mir ſchon eine Gewißheit daraus und freue mich unbeſchreiblich darüber, daß Vater noch etwas hinaus und fort vom Arbeitstiſch kommt; zweitens freue ich mich unmenſchlich in dem Gedanken meinen E. wiederzuſehen. Du ſiehſt hieraus, daß Vater nicht ohne mich reiſen will. — — Den 31. Aug. war Jacobi's und Cornelien's Hochzeit; Vater traute ſie — ich war dort; es war ein ſchöner Tag, eine unbeſchreibliche Innigkeit war als durchgehender Ton der Familie für Alle mit ergreifend. —

Berlin, den 19ten October 1826.

Vor einigen Tagen erhielten wir Deinen Brief aus Bonn, mein lieber E. Du lieber Sohn, ich habe Dir ſo lange nicht geſchrieben, daß es mir ganz ſonderbar iſt; es ſind nun die erſten Worte nach den lieben Abſchieds-Augenblicken am Fuß des Stubenbergs an dem ſonnenhellen Nachmittag*) — ſie werden mir unvergeßlich bleiben; es war mir, als fühlte ich Gottes Segen ſich über uns ergießen, und den Strom der Liebe von Herz zu Herzen ſo ewig und unzerſtörbar. Der liebe Vater war ſo herrlich, ſo über alle Worte innig. Und nun, Du lieber Sohn, nachdem Du mit uns zurückgegangen biſt an den Fuß des ſchönen Harzes, will ich auch mit Dir wandern an den ſchönen Rhein. — —

---

*) Die Eltern waren in Göttingen geweſen und hatten mit dem Sohn einen Theil des Harzes bereiſt. Von dort reiſte der Sohn an den Rhein.

Der Vater:

Berlin, den 21ſten October 1826.

Mein lieber Sohn, ich hoffe, Du wirſt nun glücklich in Göttingen angekommen ſein. Wenn Ihr auch nicht ganz vom Wetter begünſtigt worden ſeid, ſo mußt Du doch viel Genuß gehabt haben, und ich wünſche, daß dieſer recht gut für den ganzen Winter nachhalte. — — Von Hrn. W. in St. Goar*) habe ich auch bereits Nachricht über Deine Anleihe erhalten. Ich werde die Rückzahlung beſorgen, hoffe aber, Du wirſt hieraus lernen, wie man die Rechnung nicht ohne den Wirth machen muß. Er ſchreibt ſehr artig, Du habeſt nicht mehr nehmen wollen als 30 Thaler. Aber Du armer Schelm, es iſt Dir gewiß höchſt verlegen geweſen das Wort auszuſprechen. Ich ſehe es an als eine neue Studentenweihe, die Du empfangen haſt, und Du kommſt mir nun erſt als ein ordentlicher Burſche vor, da Du unterwegs haſt pumpen müſſen. — —

Die Mutter:

Berlin, den 24ſten November 1826.

Mein alter lieber Junge. Es ſcheint mir, als hätteſt Du Dir das Klagen über mein Nichtſchreiben ſchon ſo angewöhnt, daß Du es auch bisweilen ohne Urſache thuſt. Seit meiner Rückſehr mußt Du ſchon mehrere Briefe von mir haben und diesmal iſt meine Antwort nur etwas verzögert durch Vaters Geburtstag, zu welchem wir eine gemeinſchaftliche Arbeit machten und überhaupt vorher alle Hände voll zu thun hatten. Es war ein ſehr ſchöner Tag, an welchem mir nichts fehlte, als daß mein lieber Sohn nicht unter uns war — ein Tag voll Freude und Herzensbewegung; denn faſt noch nie, möchte ich ſagen, war ein ſolches Drängen lieber Menſchen, um Vater die innigſte Anhänglichkeit auszuſprechen. Früh Morgens um ½8 Uhr ſangen wir Vater einen Choral und die Kinder umſchlangen ihn mit einem Moos- und Epheukranz; dann ging er ins Collegium und las bis 10. Während dieſer Zeit war in der großen Stube vor dem Spiegel eine Blumenlaube gebaut, worin auf dem Tiſch unter Blumen recht viele hübſche Geſchenke lagen; vor allem verdient erwähnt zu werden ein wunderſchöner genähter Fußteppich, den ihm Emilie Braunſchweig und Anna Redtel gearbeitet hatten. Er iſt ſo ſchön, von ſolcher Farbenpracht, daß er Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung iſt; er lag in der Mitte der Stube ausgebreitet. — Nun verſammelten ſich nach und nach eine ſolche Menge junger Mädchen und alle Freunde und Bekannte, daß beide Zimmer gedrängt voll waren und des ab- und zugehens kein Ende wurde bis 2 Uhr. — — Bald nach 8 wurde Vater ſehr überraſcht; wir führten ihn ans Fenſter, von wo aus man ein Feuermeer von Fackeln den langen Gang im Garten hinaufziehen ſah, von Blasinſtrumenten begleitet — es ſah herrlich aus. Sie poſtirten ſich im Halbkreis vor den Fenſtern und ſangen „eine feſte Burg iſt unſer Gott.“ Dann kam die Deputation, S., D., K., der letzte war der Sprecher. Er war aber ſo bewegt, daß er nicht viel vorbringen konnte. S. überreichte Vater eine große prachtvoll gebundene Bibel. Du kannſt Dir denken, mein Sohn, wie bewegend für uns Alle das Ganze war. Die drei Jünglinge blieben nun den Abend in unſrer Geſellſchaft und gefielen uns alle drei recht wohl. Es ging recht fröhlich zu, ohne eben ſehr laut zu werden. Der zweite Tiſch war mein Vergnügen anzuſehn; er beſtand großentheils aus einem Kranz von jungen Mädchen. — — An unſerem hatte Reimer die große gläſerne Punſchſchaale mit Cardinal vor ſich und nahm ſich in dieſer Thätigkeit ſehr gut aus; es wurden recht hübſche Geſundheiten ausgebracht. Vater trank den Studenten zu und S. antwortete recht hübſch im Namen Aller. Ich ſaß zwiſchen Nicolovius und Eichhorn und unterhielt mich vortrefflich. Der liebe Vater war auch ſo ſehr heiter den ganzen Tag. Daß oft Deiner in der innigſten Liebe erwähnt wurde, brauche ich Dir wohl nicht erſt zu ſagen. Wenn Du nun Deine Phantaſie zu Hülfe nimmſt und Dir die Mühe nimmſt, alle kleinen Umſtände zu beachten, ſo muß der ganze Tag in deutlichen Bildern vor Dir ſtehn. Viele liebe Briefe kamen auch an, die allerherzlichſten von Bernhard Jacobi und Cornelien, die ihn beide Vater nennen und den Ausdruck der innigſten Liebe tragen. Morgen am Sonntag iſt noch eine kleine Nachfeier von Vaters Geburtstag. — — Du ſiehſt, wir leben jetzt hoch und in Freuden; ich hoffe aber, es wird darauf auch eine rechte Stille wieder folgen. —

---

*) Der Weinhändler, von welchem Schleiermacher ſeinen Wein bezog.

Natanael hat jetzt lateiniſch angefangen und wird nun täglich eine Privatſtunde bei einem Studenten bekommen. Es iſt eine neue Epoche für den Jungen, er iſt ſehr davon angeregt. Um 6 Uhr will er zuweilen ſchon aufſtehn, weil „er ſo viel zu thun habe.“ — —

Leb wohl, mein innig geliebter Sohn, ich drücke Dich mit der freudigſten Hoffnung an mein Herz. — Die Liebe aus Gott und die Wahrheit, die das Leben iſt, ſie mögen immer mehr Beſitz nehmen von Deinem Herzen und alle Nacht und alle Starrheit daraus verdrängen. Schreib mir ja bald und ausführlich — denn ich habe oft rechte Sehnſucht nach Dir — und nur recht aufrichtig, wie es mit Dir ſteht, ich verſtehe Dich ja ſo ganz. Vater grüßt Dich auf das innigſte.

Berlin, den 20ſten December 1826.

So eben, mein alter lieber Sohn, erhalte ich Deinen Brief und freue mich unbeſchreiblich daraus zu ſehen, daß es Dir wohl geht. — — Wenn Dich doch bisweilen das Gefühl überkäme, mit welcher Innigkeit, mit welchem Aufblicken zu Gott ich Deiner gedenke und Dich, mein Kind, in die Arme der ewigen, erbarmenden Liebe lege. Wie leid thut es mir, daß wir Dich an dem ſchönen, heiligen Feſt nicht hier haben, daß wir nicht zuſammen in der Kirche ſind und zuſammenfließen in Einer Herzensbewegung — doch das können wir auch in der Ferne.

Möchten die Kleinigkeiten, die wir Dir ſchicken, Dir ein wenig Freude machen. — — Das ſchöne Gedicht wirſt Du gewiß mit Genuß leſen — wir ſind Alle innig angeregt davon und Vater hat oft — ſo ergriff ihn die Schönheit einzelner Stellen — ſeiner Bewegung kaum Herr werden können; Du kennſt dies ja an Vater, wie es ihm ſo häufig ſo geht beim vorleſen. — —

Den 9ten Januar 1827.

— — Daß meine Antwort ſich ſo verzögert hat, daran iſt ein ſehr geſtörter häuslicher Zuſtand Schuld. Daß erſt Natanael krank war, dann Hildegard am heiligen Abend, nachdem ſie noch vorher ihre Rolle als Gärtnermädchen höchſt liebenswürdig ausgeführt hatte, werden Dir Deine Schweſtern erzählt haben. Die Feiertage habe ich auf dem Sopha verbracht, Hildchens Bette neben mir. Es war niemand den Weihnachts-Abend hier als Forſtner's und die Herz. Durch Forſtner's Trauer hatte die ganze Stimmung etwas gedämpftes; doch waren die Kinder ſehr glücklich, Natanael außer ſich über einen militäriſchen Anzug, den er ſich nebſt lateiniſchen Büchern am meiſten gewünſcht hatte. Tante L. hatte manchen hübſchen Scherz veranſtaltet; die Beſchreibung überlaſſe ich den Kindern, nur der drei Mädchen will ich erwähnen, die nebſt Jettchen durch die ſehr wohl gelungene Darſtellung der vier Jahreszeiten uns ein rechtes Vergnügen machten. — —

Den 22ſten Januar.

Du kannſt es Dir hoch anrechnen, mein innig geliebter Sohn, daß ich den erſten freien Augenblick benutze um Dir Nachricht von uns zu geben. Denn es iſt ein ſolcher Zuſtand bei uns, daß ich völlig entſchuldigt wäre, wenn ich nicht dazu käme, und nur die Sehnſucht mit Dir zu reden macht, daß ich mir die Zeit erringe. Bei uns iſt nemlich ein wahres Lazareth etablirt. — — Mein Herz iſt aber ſo voll Dank und Freude, daß ich auch nicht der kleinſten Klage über den wirklich merkwürdigen Zuſtand fähig wäre. — O Gott, wie könnte es anders ſein, wie nahe getreten iſt mir doch in mancher bangen, nächtlichen Stunde das Bild der gefährlichen Krankheit. — — Geſtern Abend hat der ſüße Natanael (der wirklich unbeſchreiblich gut und liebenswürdig iſt) auch einen kleinen Unfall gehabt. R—s nahmen ihn mit in's Puppentheater am Alexanderplatz. Sie fuhren, aber unterwegs bricht der Wagen, es iſt ſehr kalt und glatt; weil ihnen die Hände ſo erſtarren, ſo laſſen ſie ihn eine Weile frei laufen, der arme Junge fällt und zerſchlägt ſich ſeine Lippe, daß ſie hoch aufſchwillt. Die Freude aber im Theater läßt ihn alle Schmerzen vergeſſen, aber um 10, nachdem ich ſchon lange in der größten Sehnſucht auf ihn geharrt, kommt er an, ganz erſtarrt von Kälte und mit völlig entſtelltem Geſicht. So ſehr er nun wimmerte vor Schmerzen, ſo traten doch die ſchönen Bilder von Admet und Alceſte und dem vom Thron geſtoßenen Jupiter dazwiſchen hervor und der Junge gab mir ein ſo rührendes Bild, daß ich faſt weinen mußte vor Wehmuth und Freude und Dank gegen Gott, daß ich meinen ſüßen Jungen wieder hatte. — —

Der Vater:

Berlin, den 6ten Februar 1827.

Mein lieber Sohn, ich hatte Dir lange gern ſelbſt ſchreiben wollen; allein mit ein paar Worten war es nicht abgemacht und zu etwas ausführlichem wollte ſich immer die Zeit nicht finden. Zuerſt möchte ich Dir über Deine ewigen nach den vergnüglichſten Aeußerungen immer wiederkehrenden Klagen über Dich ſelbſt noch einmal meine Meinung ſagen. Es iſt immer die, daß Du Dich zu viel mit Dir ſelbſt beſchäftigſt und darauf immer wieder zurückkommſt. Der einzelne Menſch iſt einmal ein zu kleiner Gegenſtand, an dem man nicht genug hat, und Du kommſt mir vor, wie ein paar ſentimentale Liebende, die auch einer nur für den andren ſein wollen und ſich ſehr bald in einer höchſt faden und langweiligen Exiſtenz zur Laſt fallen. Statt daß nun jene mit der feſten Meinung von der höchſten Vortrefflichkeit des Andren beginnen, ſo machſt Du umgekehrt Jagd auf dieſe Meinung. Du möchteſt gern das Bewußtſein haben, daß Du edel und trefflich ſeiſt und quälſt Dich, daß Du dieſes nicht erreichen kannſt. Aber wer hat Dir denn das verſchrieben? Man iſt überhaupt in Deinem Alter nicht edel und trefflich, ſondern ſoll es erſt werden. Dieſe innere Operation aber, wenn ſie auch vor ſich geht, läßt ſich nicht belauſchen, ſondern wird durch ein ſolches Beſtreben nur geſtört, wie das Brodt niemals ordentlich gar werden kann, wenn man es, während es backt, alle Augenblick aus dem Ofen zieht und beſieht oder gar zur Probe anſchneidet. Wie der Menſch geworden iſt, das kann ſich hernach erſt durch die That zeigen und Du haſt jezt durchaus keine Gelegenheit, eine irgend haltbare Erfahrung darüber zu machen. Aber ob Du eines großen Intereſſes fähig biſt, von dem doch alle Tüchtigkeit im Handeln ausgehn muß, dieſe Erfahrung kannſt Du allerdings machen. — — Du willſt im Staat und für ihn wirken, und doch gewiß lieber etwas bedeutendes; Du lebſt in einer Zeit, wo die merkwürdigſten Dinge in dieſer Hinſicht vor ſich gehn, neue Staaten ſich bilden und wieder auseinandergehen, die alten Formen mit ſich ſelbſt in die ärgſten Widerſprüche gerathen. Aber ich finde keine Spur, daß es Dir eine Angelegenheit wäre im Zuſammenhange zu bleiben und immer tiefer hineinzugehen. — Auch über die innere Verwaltung der Staaten werden die wichtigſten Fragen mit ſolcher Oeffentlichkeit verhandelt, daß alle Zeitungen voll davon ſind. — Wenn Dir ein ſolches Licht aufginge, ſo würdeſt Du bald aufhören Dich ſo viel nach Dir ſelbſt umzuſehen, und es würde ſich allmählig ein andres Leben in Dir regen. Geht Dir dies nicht auf, nun dann, mein lieber Sohn, biſt Du auch gewiß auf dieſem Gebiet zu nichts irgend bedeutendem beſtimmt; denn ohne ein großes Intereſſe kann man auch nicht in großem Sinne wirken und alſo auch nichts großes werden, außer durch verächtliche Mittel, die Du nie anwenden wirſt. Dann wirſt Du alſo in den untergeordneten Regionen des Berufs bleiben, den Du Dir gewählt haſt; aber dann wirſt Du immer noch ein andres wiſſenſchaftliches oder künſtleriſches Intereſſe brauchen, um eine freie Selbſtthätigkeit außer jener mechaniſchen zu üben. — — Ich kann Dir alſo nur wünſchen, daß ein ſolches in Deinem Studium und Deinem Leben Dir bald entſtehen möge. — —

Die Mutter:

Den 7ten Februar 1827.

Ich kann es nicht über mein Herz bringen, Du alter lieber Sohn, daß Vater Dir ſchreibt und ich Dir nicht ein paar Worte ſollte beilegen. — — Wie tief hat Vater gewiß Deinen Zuſtand gefaßt; alle Deine Klagen ſind nichts als Thorheit. — — Wenn Du mir nur auch einmal erzählteſt, wie früher von L., daß er ſich begeiſtern kann in Prozeßgeſchichten, das würde ein Ohrenſchmaus für Vater ſein. Wenn ich mir vergegenwärtige, welche Richtung ſich immer bei Dir ausgeſprochen, bei allem, was Du als Knabe unter meinen Augen getrieben, ſo habe ich den Faden dazu, weshalb Dir das Studium Deines erwählten Faches ſo wenig lebendige Seelennahrung giebt. — — O dieſes vorauseilen und zu früh erwachtſein der Idee iſt gewiß ein großes Unheil, wenn es nicht mit einer beſtimmten Richtung verbunden iſt, die dann das Mechaniſche von Anfang an gleichſam beſeelt und den Gegenſatz gar nicht entſtehen läßt. — Ueber das alles denkſt Du gewiß grade wie ich und ich wünſche Dir nur, daß Gott Dir die Kraft geben möge durch die wahre innere Willenskraft, die, ſowie ſie ſich an eine höhere anlehnt, ja auch eine ſchöpferiſche werden muß, da zu übertragen, wo Du Mängel in Deiner Natur erblickſt oder auch durch frühere Erziehung entſtandene Lücken. — —

(Mai).

— — Wie viel ich Deiner gedacht, Dich mit meiner Liebe und meinem Gebet begleitet habe, haſt Du gewiß gefühlt. — — Montag Mittag aßen A. W. Schlegel, Rauch, Tiek u. ſ. w. hier. Es iſt jetzt himmliſch im Garten und ſobald es nur noch etwas wärmer ſein wird, ſoll unſer Gartenleben beginnen. Ich bin noch immer froh über die ſchönen Morgenſpaziergänge, die wir Dir verdankten. Biſt Du denn auch ſo viel möglich im Freien und öffneſt Deine Seele dem ſtillen, belebenden Hauch? — —

Berlin, den 28ſten Juni 1827.

Du haſt mich das vorige Mal ſo lange warten laſſen, mein alter lieber Sohn, daß Du ein gleiches Schickſal verdient haſt; doch war es nicht meine Abſicht, es Dir zu bereiten; es hat ſich eben ſo hingezogen mit dem Schreiben, weil nichts beſtimmtes dazu drängte und ich von innen heraus nicht ſehr aufgelegt dazu war. — Du weißt es ja, mein lieber Sohn, ohne Worte, wie mütterlich Dich mein Herz umfaßt hält und im Gebet Dich dem an's Herz legt, der allein für Dich etwas thun kann — das iſt das mich immerfort ſtill bewegende für Dich. — Sonſt habe ich ſo wenig Dir mitzutheilen und der Zeitraum, der uns noch trennt, erſcheint mir ſo kurz, daß ich mich ſelbſt darauf vertröſte, daß im Zuſammenleben der Strom des Denkens und des Empfindens immermehr ein gemeinſamer werden wird — mit einem Wort, daß wir uns recht einleben werden miteinander und daraus dann auch die reichſte Mittheilung fließen wird. So hoffe ich für die Zukunft für uns, mein lieber E. — — Vater hat Dir ſchreiben wollen, aber er kann heute nicht dazu kommen; ich freue mich, daß er noch jetzt den Gedanken hat im Herbſt nach Oberſchleſien zu gehen, um das kleine Pflegetöchterchen abzuholen. Die Bewegung und Entfernung wird ihm äußerſt noth und wohlthuend ſein. — — Viel habe ich noch Recke's und Goßner geſehn und mit unbeſchreiblichem Segen, was den letzteren betrifft. Recke's habe ich immer lieber gewonnen; wir ſind ſehr herzlich von einander geſchieden. Ich habe ein recht dankbares Gefühl darüber, ſo lieben Menſchen nahe getreten zu ſein; recht rührend und innig hat er von Vater Abſchied genommen und ihn um Verzeihung gebeten, daß er ihn nicht immer geliebt hätte. — — Lebe wohl, mein geliebter Sohn, ein andermal ſchreibe ich Dir einen ordentlichen Brief; heute bin ich zu unwohl dazu; ich habe mich aufraffen müſſen, um Dir endlich dies wenige zu ſagen. Sei recht friſch, Du liebes Kind, und recht heiter und tauche immer tiefer und tiefer in die Quelle, aus der allein wahres Leben, wahre Freude, wahre Erneuerung zu ſchöpfen iſt. — —

Im Juli und Auguſt 1827 war Schleiermacher's Frau mit der Freundin F. und deren Tochter in Karlsbad (mehr der letzteren als ihrer ſelbſt wegen) und traf ſpäter mit Schleiermacher wieder zuſammen, um gemeinſchaftlich die kleine künftige Pflegetochter aus Biala in Galizien abzuholen. Nach Karlsbad ſchrieb Schleiermacher ſeiner Frau:

Berlin, Dienſtag den 17ten Juli 1827.

Das haſt Du ſehr ſchön gemacht, liebſte Mutter, daß Du gleich von Potsdam aus ein Zettelchen geſchrieben haſt; es hat uns Allen zum großen Troſt gereicht. Wir befinden uns alle wohl, wenngleich alle ebenſo gut als ich fühlen, daß der Mittelpunkt des Lebens im Hauſe fehlt. — — Und nun, liebſte Jette, wollte ich Dich nur noch bitten, nie an mich zu adreſſiren, damit Deine Briefe nicht über Prag oder gar über Wien gehn, ſondern an unſre Jette, ohne meines Namens auch auf der Adreſſe zu erwähnen. Ich werde ebenfalls immer an die F. adreſſiren.

Den 23ſten Juli

Meine liebe böſe Frau, wie läßt Du uns doch ſchmachten, daß Du ſeit Potsdam keine Zeile haſt an uns gelangen laſſen. — Mit unſren lieben Kindern bin ich noch ſehr wenig allein geweſen und noch keinen einzigen Abend, wo die Rede davon hätte ſein können, etwas zuſammen zu leſen. Gott gebe, daß es bald beſſer wird. — — Grüße Deine ſämmtliche Reiſegeſellſchaft recht herzlich, mein einziges Herz, und ſchreibe bald. Du ſiehſt ja an dieſen Zeilen, wie ſchrecklich ausgetrocknet ich bin, daß es einen Stein erbarmen möchte, und das wird immer noch ärger werden, wenn Du mich nicht recht bald auffriſcheſt. Möchte es Euch ſo gut gehn, als mein Herz wünſcht. —

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Berlin, den 26ſten Juli 1827.

— — Von mir und meinem Völkchen wird Dir unſer lieber Forſtner wohl erzählen, und wenn Du von ihm hörſt, wie ich aus den Kämpfen garnicht herauskomme, die ich doch nicht vermeiden kann, wenn ich mein Gewiſſen nicht verlezen will, ſo wirſt Du mich, denke ich, ein wenig bedauern, daß das lezte Ende des Lebens mir auf eine ſo geſtörte Weiſe hingeht, und daß ich bei dieſen Dingen ſo viel Zeit verlieren muß, die ich allem Anſchein nach weit beſſer gebrauchen könnte. Indeſſen bin ich weit entfernt zu klagen, ſondern denke, es iſt alles gut ſo, und wenn das Buch abgeſchloſſen wird, werde ich ſo viel Urſach haben zu danken, wie wenig Menſchen. Diesmal war es nun, wie ich von mehreren Seiten höre, außerordentlich nahe daran, daß es eine Kataſtrophe hätte geben können. Denn ich ſelbſt weiß ſelten, wie meine Acten ſtehen, und erfahre das ſchlimmſte immer erſt, wenn es vorüber iſt. Mag es denn noch ferner ſo gehen; ich denke nur immer darauf, nichts zu thun, was mich in irgend einem Sinne gereuen könne, und laſſe im übrigen Gott walten. — —

— — Für dieſes Jahr, mein liebes Herz, ſehen wir uns wohl ſchwerlich. Ich habe die größte Luſt und ein wahres Bedürfniß, wenn Jette aus Karlsbad wieder da iſt, ſtill und ruhig mit ihr und den Kindern zu leben. Doch iſt es möglich, wenn das Kindchen, was wir uns noch zulegen wollen, nicht vorher kommt, daß ich noch im Herbſt mit Jette in's äußerſte Oberſchleſien reiſe um es zu holen. Nun Gott befohlen, liebſte Lotte. Dein liebes Bild ſchwebt mir oft ſtärkend und erquicklich vor der Seele, und dabei ſoll es bleiben.

Schleiermacher an ſeine Frau nach Karlsbad.

Sonnabend, den 4ten Auguſt 1827.

Mein liebes Herz. Dein Brief iſt uns als ein rechter Troſt erſchienen; denn wir ſind 16 Tage ohne Nachricht geweſen. — — Hildchen iſt wie ein Fiſch und iſt noch geſtern Abend mit in der Iphigenia geweſen, wo wir noch einmal die Schechner gehört haben. Auch ich, Dein altes Hauskreuz, bin wieder ganz gut auf den Beinen; wenn ich nur ab und zu einmal ordentlich ausſchlafen kann, ſo fehlt mir nichts. An demſelben Tage, wo B.'s mit meinem zweiten Briefe abzogen, haben wir den alten Jänicke begraben und ich bin ihm auch gefolgt. Ich kann aber nicht ſagen, zu meiner großen Erbauung. Denn ein Prediger H., der ausdrücklich aus Potsdam citirt war um an ſeinem Grabe zu reden, als ob hier kein Menſch deſſen würdig geweſen wäre, hat ſo affektirt und zugleich langweilig und mit der ungeheuerſten Einſeitigkeit geredet, als ob der gute ſelige Mann der einzige chriſtliche Prediger in Berlin geweſen wäre, bis er hernach Succurs von Einigen bekommen, die es von ihm gelernt hätten. Was ſich die guten Leute doch unnüzer Weiſe das Herz verengen! Auf der andren Seite iſt nun der philoſophiſche Marheinike noch engherziger, und die Geſchichten, deren ich neulich ſchon erwähnt zu haben glaube, dauern noch fort. Bis jezt bin ich perſönlich noch ziemlich frei geblieben, aber das kann ſchwerlich dauern. Indeß wird auf keinen Fall etwas beunruhigendes daraus entſtehn.

Mein liebes Herz, ohne daß ich mich eigentlich geängſtigt habe über das lange Schweigen, bin ich doch ein ganz andrer Menſch, ſeit wir nun endlich Briefe haben. — — Am Donnerſtag vor acht Tagen waren die Mädchen mit Nicolovius bei Ruſt's. Ich hatte entſezlich zu thun und kam mir nun ſo verlaſſen vor, als wäre meine alte Junggeſellenzeit wiedergekehrt. Indeß ich mußte immer wieder zur Arbeit aus ſolcher Vertiefung und fand das Bewußtſein des wirklichen Zuſtandes und die herzlichſte Dankbarkeit wieder. Daß Du nun auch ſo viel bei uns biſt im Geiſte, das iſt wohl ſchön, aber wenn doch auch nur recht fleißig etwas davon auf ein kleines Zettelchen käme, damit wir nun wüßten, wie es Dir geht und bekommt und wie allmählig Deine Gedanken an die Rückreiſe lebhafter werden.

Hier mußte ich abbrechen. — — Wie ich Dir nun oft, wenn ich ausgehe, nur ein ganz flüchtiges Lebewohl geben kann — Du thuſt es manchmal gar nicht — ſo geht es mir jezt auch mit dem Briefe. Ich behalte alle Zärtlichkeit auf dem Herzen und ſehe, wie ich ſie verarbeite. —

Den 7ten Auguſt.

Die heutigen Briefe gehen nun ſo ganz poſtlos, daß ich wünſchen möchte, ich hätte Dir recht viel zu ſchreiben, was die Poſt nicht wiſſen ſollte. Allein es geht alles ſo ruhig fort, im Hauſe und außer dem Hauſe immer nur das alte Wohl und das alte Weh, ſo daß ich Dir nichts als dieſe im Ganzen tröſtliche Nachricht zu ſchreiben habe. Auch in den amtlichen Dingen iſt nichts weiter geſchehn. Ich habe nur aus der dritten Hand erfahren, daß ſich der Kronprinz über meine Schrift an das Staatsminiſterium ſehr zufrieden ſoll geäußert haben. Sonſt iſt in der Fakultät eine betrübte Geſchichte losgebrochen zwiſchen Marheinecke und Neander, die aber zu weitläuftig iſt um ſie auseinanderzuſezen. Was noch daraus entſtehn und wie weit ich noch mit hineingezogen werden könne, iſt nicht zu überſehen. Indeß das allgemeine Beſtreben, jeden Schaden baldmöglichſt zu verkleiſtern, wird hier wohl auch ſeines gewohnten Erfolges nicht verfehlen. — — Gott befohlen mein Herz. Ich erwarte nun bald meine Knaben zum Unterricht, dann begleite ich Tweſten's zur Solly'ſchen Sammlung und dann iſt eine kleine Männer-Geſellſchaft hier, Tweſten's zu Ehren zum Abſchiede; denn morgen oder übermorgen reiſen ſie.

Den 12ten Auguſt.

— — Indem ich dieſes ſchreibe, ſchickt mir Eichhorn die höchſt niederſchlagende Nachricht von Canning's Tode. Kein einzelner Menſch in Europa war jezt von ſolcher Bedeutung und ich kann im Augenblick kaum etwas anderes denken. Wie ich eben ſo ganz bei Dir war, reißt mich plözlich die ſchmerzlichſte Theilnahme an der Lage der Welt heraus. Nun Gott wird ſorgen! aber, was er hiermit will, iſt dunkel, ſehr dunkel. Wie kann das ſchlechteſte ſich nun wieder regen! welche Rückſchritte und welche neue Kämpfe bereiten ſich vielleicht. — — Es regnet jezt Fremde, die mich in Anſpruch nehmen. Tweſten's waren noch nicht fort, ſo kam der ſchwediſche Schwerin, der noch hier iſt. Auf ein paar Tage war dann ſeinetwegen auch der Putzar'ſche hier, dann iſt ein ſchweizeriſcher Profeſſor, der heute mit Piſchon bei mir ißt, dann ein neuer Amerikaner mit einem Briefe von Bankroft, dann ein ſchottländiſcher junger Geiſtlicher. Indeß nun die Ferien ſo nahe ſind, wird wohl nichts neues mehr ankommen, wenigſtens nicht, was mit der Univerſität zuſammenhängt.

Der Vater an den Sohn nach Göttingen.

Berlin, den 8ten Auguſt 1827.

Mein lieber Sohn, diesmal hat es mir recht lange auf dem Herzen gelegen Dir zu ſchreiben; aber theils durch Ueberhäufung mit zum Theil ſehr unangenehmen Geſchäften, theils durch Fremde — ſehr liebe und auch andre — bin ich immer wieder abgehalten worden. — — Das Räthſel aber in der Aeußerung unſres lieben Nicolovius weiß ich nicht zu löſen. Denn wenn er mir auch hundertmal die Schrift zuſchreibt, welche Du wahrſcheinlich im Sinne haſt, ſo ſehe ich nicht, was für einen Aufſchluß dieſe über ſeine amtlichen Verhältniſſe geben kann, außer nur, inſofern man ganz im allgemeinen daraus ſieht, daß der Streit noch immer heftig genug fortdauert und das Ende davon nicht abzuſehen iſt. Wenn Du nun etwa in den Zeitungen geleſen haſt, daß die Zwölfe — ſo nennt man uns ja gewöhnlich — einen Verweis bekommen haben, ſo denke Dir darunter weiter nichts ſchlimmes. Ich bedauerte am meiſten den Präſidenten v. Baſſewitz, der den unangenehmen Auftrag hatte ihn uns zu ertheilen. Es ſtanden zwar ſehr harte Dinge darin; allein ich habe mich auch ſchon ſchriftlich dagegen verantwortet und die Sache hat mich auch nicht einen Augenblick afficirt, zumal ſie lange vorher verkündigt war, ſo daß niemand überraſcht ſein konnte. — — Mir wird es auch wohl thun, wenn das Semeſter zu Ende iſt, ich fühle mich mehr als gewöhnlich überarbeitet. Und nun lebe wohl, mein lieber Sohn, und laß bald etwas Gutes von Dir hören.

Berlin. Mittwoch den 29ſten Auguſt 1827.

Die Zeit iſt uns diesmal recht lang geworden, ehe wir Nachrichten von Dir bekommen haben, um ſo mehr, als S. ſagte, Du hätteſt einen Brief an Mutter ſchon geſchrieben gehabt. Den haſt Du nun freilich nach Karlsbad geſchickt. Das fiel mir aber, da Deine Briefe an uns immer gemeinſchaftlich waren, nicht ein. — Auch mich hat lange nichts ſo afficirt als Canning's Tod. Ein ſolcher Mann an einer ſolchen Stelle iſt doch eine zu ſeltene Erſcheinung, und wenn man den Zuſtand in Europa dazu nimmt, ſo muß man geſtehn, daß lange nicht auf einem einzigen Manne ſo viel beruht hat. Es deutet indeß auf einen bedeutenden Fortſchritt, daß wenigſtens ſein Syſtem aufrecht erhalten bleibt, ja daß nicht einmal ein ernſtlicher Verſuch gemacht worden zu ſein ſcheint es wieder umzuſtürzen.

In meinen Angelegenheiten iſt immer noch alles auf dem alten Fleck und wird auch wohl ſo bleiben. Schade nur um die Zeit, die ſcheinbar unnüz verbracht iſt. Doch man kann nicht wiſſen, was durch ſolche Oppoſition verhütet und was vorbereitet wird. Alles grüßt herzlich und freut ſich auf Dich. Halte Dich nur hübſch friſch und fröhlich und komme ſo her. Einige Fortſchritte ſcheinſt Du darin gemacht zu haben, aber es ſind noch nicht die rechten. So lange Du noch Deine inneren Zuſtände von äußeren Lagen und Umſtänden ableiteſt und alſo auch von dieſen Hülfe erwarteſt, biſt Du noch nicht auf dem rechten Punkt; denn ſo lange wünſcheſt Du und willſt nicht. Wollen verhält ſich zu wünſchen, wie „Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden" zu „Hoffen und Harren macht manchen zum Narren."

Schleiermacher an Henriette Herz.

Berlin (1827)

Liebſtes Herz, Du kannſt Dir wohl denken, in welchem Getreibe ich ſein muß, um Dir noch gar nicht geſchrieben zu haben. —

Dabei geht es mir eben auch oft mit dem Platon, daß ich mir vornehme dran zu gehen und es dann wieder ſein laſſe, ſo daß die Republik langſamer gefördert wird, wie das Holz meines ſeligen Großvaters, dem ein alter Invalide nur ſo alle halbe Stunde eine Scheit abzwickte.

Freilich, wenn Du unſichtbar in meiner Stube wäreſt, würdeſt Du manchmal fragen: Schleier, was machſt Du denn jezt eigentlich? aber es giebt ein ſcheinbar müßiges ſich innerlich in Ordnung bringen, was ich durchaus nicht miſſen kann, aber alle beneide, die darohne auskommen, wohin Du gewiß auch gehörſt. Gegen unſre gute L. bin ich ein eben ſolcher Sünder als gegen Dich, und doch braucht ſie doch wohl noch nöthiger etwas Zuſpruch als Du. Ihr müßt Euch beide damit tröſten, daß ich doch viel im Geiſte bei Euch bin und die Sorgen und Troublen verſchiedener Art mit durchmache. Daß Du aber meinen Geburtstag, von dem Du wohl weißt, wie Du gefehlt haſt, grade in den ärgſten Troublen zubringen mußteſt, in denen man ſelten zu einem rechten Gedanken und noch weniger zu einem rechten Gefühl kommt, das hat mich recht ordentlich verdroſſen. — — Was mich ſo beſonders treibt, iſt einmal, daß ich Kirchengeſchichte leſe, die ich erſt einmal geleſen habe und dabei auch eine Menge Nachforſchungen geführt werden, die ich nicht abweiſen kann, wenngleich ich die wenigſten wirklich brauche, und dann, daß ich ſehr fleißig bin für die Geſangbuch-Commiſſion. Dabei liegt der Wunſch zum Grunde, dieſes Verhältniß baldmöglichſt aufzulöſen, indem, ſeitdem wir ſo weit auseinandergegangen ſind in Sachen der Agende, gar keine Freude mehr dabei iſt. Dieſe Geſchichte wird immer verwickelter; E. und Conſorten werden immer heftiger und die Sache kann doch noch eine tragiſche Wendung nehmen. Was mich dabei am meiſten drückt, iſt, daß, wenn mir etwas begegnet, Jette und die Kinder erſt nach meinem Tode am härteſten darunter leiden werden. Denn ein General Foy bin ich doch nicht. Nun ändern kann ich deshalb nichts und ſchließe mit dieſer Verſicherung, weil die vierte

Seite heilig bleiben muß. Gott behüte Dich, mein liebes Herz. Alles bleibt unverändert beim Alten.

Schleiermacher an Charlotte v. Kathen.

Berlin, den 18ten December 1827.

Liebſte Schweſter, wenn ich es Dir nur recht ſagen könnte, wie ich bei aller unbeſchreiblichen Gnade Gottes doch auch wiederum, menſchlich zu reden, ein recht geplagter Menſch bin, und im Druck der Geſchäfte bisweilen des ſchönſten, was mir Gott gegeben hat, nicht recht von Herzen froh werden kann. Wie ſehr Du zu dieſem meinem ſchönſten Beſiz gehörſt, das weißt Du wohl, hoffe ich. Du gehörſt aber in dieſe eben ausgeſprochene Klage nicht ſo hinein, als ob ich Deiner nicht unzählig oft in voller Freudigkeit des Herzens froh würde und aus dem innerſten meines Gemüthes heraus Gott dafür dankte, daß Du meine Schweſter biſt. Nur ſo danke ich Dir auch für die Zeichen der Liebe, die Du mir zu meinem Geburtstage geſendet haſt, der von allen Seiten wieder ſo reich war in dieſer Hinſicht, daß ich nicht weiß, warum mir das alles kommt. Naht ſich nun wieder ein Jahr ſeinem Ende, wie jezt, ſo wird das Bewußtſein, wie viel Gnade und Barmherzigkeit der Herr unſerm Hauſe erzeigt, wieder auf die beſchämendſte Weiſe rege, und noch durch viel Trauriges um uns her erhöht. So habe ich jezt wieder kurz hintereinander zwei junge Männer verloren, von denen ich viel für die Zukunft von unſerm gemeinſchaftlichen Beruf erwartete, und von denen der eine auch unſerm Hauſe ſehr nahe ſtand. Sie ſind dahin genommen, und ich, der ich doch nur wenig noch leiſten kann, ſondern das meiſte, was mir zu thun vergönnt ſein kann, ſchon hinter mir habe, ſo daß alles jezige nur noch ein Nachklang iſt von früher her, ich ſtehe noch. Meine Klage aber, die ſich auch nicht ſelten ſchmerzlich genug wiederholt, iſt die, daß ich ſo viel Zeit und

Kräfte hergeben muß an den Unverſtand der Menſchen, vermöge deſſen theils im Allgemeinen des öffentlichen Lebens faſt alles mit unnüzen Weitläuftigkeiten überladen iſt, theils ſo viel einzelne Thorheiten, zumal von oben her, geſchehen, die ich mit Kraftanſtrengung abzuwehren genöthigt bin, aus meinem Kreiſe wenigſtens, und daß dieſes Loos mich beſonders oft und hart zu treffen ſcheint. Daran iſt denn auch dieſes Lebensjahr überreich geweſen; niemand aber faſt glaubt es recht, daß der Reiz, den ſolche Fehden wohl haben können, auf mich herzlich wenig wirkt, und ich nur immer mit dem innigſten Bedauern fühle, wie viel Lebenszeit damit hingeht, die ſo viel ſchöner könnte genoſſen werden. Vor allem leidet denn das Verhältniß mit den abweſenden Freunden darunter. Darum iſt denn nichts ſchöner, als die Hoffnung des Wiederſehens; und wenn ich denke, Du kommſt, ſo geht mir ein Stern auf, nach dem ich mit rechter Herzensſehnſucht hinſchaue. Ach mache doch Ernſt. —

Im Herbſt 1828 machte Schleiermacher einen (nur ſehr kurzen) Beſuch in England, wohin er mit Alexander v. Forſtner über Rotterdam reiſte. Von dieſer Reiſe ſchrieb er an ſeine Frau:

Bonn, den 29ſten Auguſt (Freitag)

Sehr glücklich, mein liebes Herz, bin ich hier angekommen. Auf der Tour von Halle nach Nordhauſen dachte ich viel an unſre frühere, mühevolle Reiſe dorthin; jezt rollten wir auf der ſchönſten Chauſſee fort. Von dort bis Kaſſel, wo wir Dienſtag in unſrem König von Preußen Mittag machten, ging es durch mir noch unbekannte zum Theil recht hübſche Gegenden, und ſo auch wieder von Kaſſel ab durch Arolſen — Rauch's Vaterſtadt, Hauptſtadt des waldeckiſchen Reiches — und Arnsberg, was wir damals der ſchlechten Wege halber vermieden hatten. Von hier ab kamen wir dann durch bekannte Gegenden, zuerſt an das einzelne Poſthaus, wo wir damals übernachteten, dann nach Hagen.

Den ſchönen Weg von Schwelm nach Elberfeld machten wir ſchon in der Abenddämmerung, und bei nächtlicher Weile von Elberfeld nach Cöln. Wie viel ich auf dem lezten Theil der Reiſe an unſre frühere und zumal an unſer Hildchen gedacht und Gott dafür gedankt habe, das denkſt Du ſelbſt wohl *). Hier fand ich Nanni und Arndt unverändert.

Sonnabend früh.

Geſtern Mittag waren wir allein und Siegerich betete laut vor Tiſch ein kleines ächt Arndt'ſches Verschen. Nach Tiſch machten wir einen ſchönen Spaziergang nach Blittersdorf, auch ganz allein. Nitzſch ſollte zwar nachkommen, aber er kam erſt nachher zum Thee. Die kleine Heerde ſah ſehr niedlich aus, Hartmuth (Sperber genannt) und Wilibald in kleinen rothſtreiſigen Röckchen wurden in einem Wagen gezogen. Die älteſten drei liefen in blauen Hemden um uns herum. Wir labten uns an der herrlichen Ausſicht über den Rhein und an allerlei Geſprächen bei Kaffee und einer Flaſche Wein und ſo ging es ſchlendernd wieder herein, daß wir alle zur Theeſtunde zu Hauſe waren, wo denn mit Nitzſch, der ein gar vortrefflicher, lieber Mann iſt, noch theologiſirt wurde. Den andren Morgen wurden dann Beſuche gemacht; Mittags waren wir bei Sack, die Siegburger waren herübergekommen, Vater **), Mutter und die eben von Kling's zurückgekommene Dora. Sie brachten Niethammer's mit aus München, die eben bei ihnen zum Beſuch waren. Außerdem war auch Nitzſch da und Naſſe. Die Mutter Jacobi ***) hat mir gleich das Herz gewonnen mit ihrem herzlichen, lieben Weſen und disputirt wurde auch wieder bei Tiſch. Nachmittags kamen der kleine

---

*) Im Jahre 1819 hatte Schleiermacher mit Frau und dem unterwegs tödtlich erkrankten damals zweijährigen Kinde denſelben Weg, vom Rhein zurückkehrend, gemacht.

**) Der Geh. Medizinalrath Jacobi, Director der Siegburger Irren-Anſtalt, Sohn des Philoſophen.

***) Tochter von Claudius, dem Wandsbecker Boten.

Präſident *) und Schlegel zu uns, um Gegenviſite zu machen. — Nun, meine Herzensmutter, iſt das einzige ſchlimme, daß ich ſo lange nichts von Euch erfahre. Möge es Euch doch Allen recht wohl gehn unter Gottes gnädigem Schutz. Grüße mir alle liebe Kinder auf das väterlichſte und herzlichſte und ſage ihnen, daß ſie mir ſämmtlich vor Augen ſtehn. Gott befohlen aus vollem Herzen. Er ſei mit Dir und dem ganzen Hauſe.

Rotterdam, Dienſtag den 3ten September.

Ich glaube zwar ſchwerlich, mein liebes Herz, daß es mir gelingen wird, dieſen Brief hier noch zur Poſt zu ſchaffen; indeß kann ich doch nicht über See gehen ohne Dir wenigſtens noch eine kleine Erzählung zu machen; ſie wird wie eine Sirene oben ſchön ſein und unten einen häßlichen Fiſchſchwanz haben. Der Sonnabend Morgen in Bonn verging noch unter freundlichen Beſuchen, worunter der merkwürdigſte der von Mr. H. war. Der Mann ſprach deutſch beſſer als ich engliſch, war ſehr durchdrungen von den Vorzügen der deutſchen Litteratur und gab mir mehrere gute Adreſſen, unter andern auch an meinen Ueberſetzer Mr. Thirlwall. — Der Mann war wirklich herzlich und auch über Arndt's Bekanntſchaft ſehr erfreut. Wir nahmen noch ein ſpätes Frühſtück ein und fuhren um 1 Uhr nach Cöln. Sonnabend gingen wir nur bis Düſſeldorf, wo das Schiff vor Anker ging und wir in den Zweibrücker Hof. Weder Dohna noch Forſtner's dortiger Vetter waren da, ſondern ſchon nach Weſel zum Exerciren. Am Sonntag wurden wir ſchon um 4 Uhr auf das Schiff beordert, aber der Nebel war ſo ſtark, daß wir erſt um 6 Uhr abgingen. Wir kamen um 9 Uhr Abends hier an. Bei Tage hatte ich einige Parthien Schach geſpielt; als es aber ſo dunkel wurde, daß man auf dem Verdeck nichts mehr ſehen konnte, zog ich mich in die

---

*) Auch ein Sohn des Philoſophen Jacobi.

Cajüte mit einem Cambridge-Guide, den mir Sack in Bonn mitgegeben hatte, wogegen es aber nun erſt recht luſtig wurde, indem die Männer bei dem Schein von drei am Maſtkorb aufgehangenen Laternen Wein tranken und ſangen. Auf dem Schiff waren vier Sprachen in Gang geweſen, deutſch, holländiſch, franzöſiſch und engliſch. Hier haben wir nun geſtern die Stadt beſehen, die Werfte und die dort liegende ſehr ſchöne königliche Yacht. Um 4 Uhr wurde geſpeiſt und dann führte uns noch ein Schiffsfreund auf die Reſſource und das Muſeum, ſo daß wir erſt um 10 Uhr zu unſrer Taſſe Thee nach Hauſe kamen. Nun kommt der Fiſchſchwanz. Der beſteht darin, daß wir in Geldnoth ſind. Das Dampfboot von hier nach London iſt theurer geworden und, da wir heute noch hier bleiben müſſen, haben wir uns Plätze auf der Diligence beſtellt, die nach dem Haag geht. Die ſind auch theurer, als wir dachten, und nun wiſſen wir nicht, ob wir hier unſre Rechnung noch werden bezahlen können und einen Pfennig für den erſten Anlauf in London übrig haben. Das iſt nun intereſſant, aber keineswegs angenehm, und ich muß Dich nun auch in dieſer Ungewißheit laſſen, aus welcher ich ſelbſt erſt morgen geriſſen werde.

London, Donnerſtag den 4ten September Abends

Ich muß doch gleich den erſten Abend noch ein paar Zeilen an Dich, meine liebe Herzensfrau, und durch Dich an alle unſre Lieben ſchreiben, um Dir zu erzählen, wie wundergut es uns gegangen iſt. Als wir am Dienſtag früh uns auf die Diligence ſetzten um nach dem Haag zu fahren, trafen wir einen ehrlichen Papierhändler aus Weſel mit ſeiner etwa 15jährigen Tochter, welche den letzten Theil der Dampfſchiffahrt mit uns gemacht hatten und auch *ſparſame* Brüder waren. Mit denen thaten wir uns zuſammen und ſo ſind wir dort ſehr wohlfeil weggekommen und, was wir nicht geſehn haben, iſt nur aus Mangel an Zeit verſäumt worden und nicht aus Mangel an Geld. Das beſte war die Stadt ſelbſt mit ihrer außerordentlichen holländiſchen Nettigkeit und die Bildergallerie, durch die wir aber nur durchfliegen konnten. Doch erkannte ich manche Ruben's, van Dyk's, Potter's, de Steen's, Ruisdael's, Sachtleven's u. dergl. mehr; italieniſches ſo gut als nichts und aus der alten niederdeutſchen Schule nur ſehr wenig und nicht beſonders. Dann der „Boſch", dortiger Thiergarten. Wir kamen aber nicht bis zum Huys tot dem Bosch, dem dortigen Charlottenburg, ſondern drehten um, als wir es eben anſichtig geworden waren, weil wir eher ein ſchönes Schloß verſäumen wollten, als den Spaziergang nach Scheveningen — einem Stralau an der Nordſee — um dieſe zu begrüßen und uns ihr für morgen zu empfehlen. Die Kleine, der ich die Kur machen mußte, weil Forſtner es nicht that, hatte die See noch nicht geſehn und ich führte ſie alſo ſo weit, daß ſie ſich die Füße darin netzen mußte und beſchenkte ſie mit niedlichen Muſcheln, die ich theils für einen Stüver gekauft, theils ſelbſt geſammelt hatte. So wohlfeil dieſe Parthie aber auch ablief, ſo ging doch am Mittwoch früh die Sorge noch einmal los wegen des Geldes, als ein Fürſt Gallizin einen unbändigen Lärm erhob wegen der ſchrecklichen Prellerei, und ich war ſchon darauf gefaßt, daß Forſtner würde zu unſerem kaufmänniſchen Freunde wandern müſſen um ein Darlehn zu negociren; indeß als die Rechnung kam, befreite ſie uns von dieſer Sorge, indem wir, als wir unmittelbar vor dem Hauſe in das Steamboat „The King of the Netherlands" einſtiegen, noch einen halben Wilhelmsd'or übrig hatten, der auf dem Schiff in engliſch Geld umgeſetzt wurde, in dieſer Geſtalt aber auch bei unſerer Ankunft hier im Augenblick verſchwand. — — Unſre Fahrt die Themſe hinauf war beſonders begünſtigt durch Wetter und Wind. Alles war von der Sonne auf das ſchönſte beleuchtet, jedes bedeutende Gebäude am Ufer war ſchon von weitem zu erkennen und Schiffe gingen mit allen Segeln, ſowohl hinauf als hinunter, in großer Anzahl, und doch ſagten die Engländer, es wären eigentlich wenig. Von Graveſend bis zum Cuſtomhouſe ſieht man ſchon eine Welt; einen großen Ueberblick der Stadt kann man aber natürlich von der Themſe aus nirgends haben und um uns dieſen, ſoweit er überhaupt möglich iſt, zu verſchaffen, werden wir wohl das Monument oder die Kuppel von St. Paul beſteigen müſſen. Was dieſen Vormittag aus uns werden wird, das weiß ich noch nicht recht. — —

Nachmittag

Alles, mit Ausnahme des preußiſchen Conſuls, iſt anders geworden, aber es iſt ſo viel Zeit vergangen, daß ich nun ſchließen muß und Dir nur noch ſagen kann, daß wir in St. Paul geweſen ſind — nur unten — daß aber Gott unſre Frömmigkeit und das Geſchick unſeren Kunſttrieb nicht ſonderlich belohnt haben.

Sonntag, den 3ten.

Keineswegs, als ob nicht St. Paul ſehr ſchön wäre; die Begräbnißliturgie zwar nicht, die wir da hörten; die war etwas ſehr trockenes; die trauernden Frauen ſtanden am Grabe in ungeheure ſchwarze Gewänder eingehüllt, die wahrſcheinlich in den Kirchen hierzu gehalten werden, denn hernach in der Kirche hatten ſie nichts dergleichen mehr. Der Geiſtliche las ſehr gleichgültig, das Ganze machte gar keinen Eindruck. Aber die Kirche iſt ein ſehr impoſantes Gebäude, und nichts iſt doch herrlicher und erhebender, als Monumente der Dankbarkeit eines ganzen Volks gegen Einzelne. So ſind hier Monumente nicht nur auf die großen Helden Rodney, St. Vincent, Nelſon (was Ihr nicht wißt, ſucht Euch im Converſationslexikon auf), ſondern auch auf untergeordnete zum Theil junge Seeoffiziere, die ſich durch Tapferkeit und Treue ausgezeichnet. Die Thaten ſind in einfachen Inſchriften kurz erzählt und ihr Gedächtniß dauert nun, ſo lange dieſes Jahrhunderten trotzende Gebäude ſteht.

Mittwoch, den 10ten

Ich weiß nicht, mein liebes Herz, ſo weit ich auch zurückgeblieben bin, wie bald ich meine Erzählung wieder aufnehmen kann. Heute bin ich es nicht im Stande, ich bin ganz aus meiner Faſſung, weil ich keine Briefe bekommen habe. Ich will mich grade nicht ängſtigen, aber ſchon das iſt ja in dieſer Entfernung ein ſchrecklicher Zuſtand, daß ich mir vornehmen muß mich nicht zu ängſtigen. Natürlich ſieht man in einem ſolchen ſich ſelbſt und alles durch ein getrübtes Glas. Zu klagen habe ich ohnedies, daß mir nicht alles von Statten geht, wie ich es möchte, daß ich durch unbeſtimmte Nachweiſungen viel Zeit verloren habe und daß die Jahreszeit mir mehr Schaden thut, als ich mir je hätte träumen laſſen. Ich will nur noch etwas leſen, um aus dieſer Verſtimmung herauszukommen, und dann zu Bette gehn.

Sonnabend, den 13ten

— — Was ſagſt Du aber, wenn ich Dir erzähle, daß ich meinem Vorſaz untreu geworden bin und morgen über 8 Tage hier predigen werde? Dem erſten Zureden des Paſtor Schwabe habe ich glücklich Widerſtand geleiſtet, aber Steinkopf geſtern, von dem es mich überraſchte, daß er mich ſo herzlich fromm unter vier Augen darum bat, hat mich bezwungen. Er wollte meine entſcheidende Antwort erſt heute früh haben und ich habe mich, ehe ich ja ſchrieb, noch recht gefragt, ob auch keine Eitelkeit dahinter ſteckt. Ich glaube aber, daß ich ganz getroſt dabei ſein kann, zumal auch nach meiner Kenntniß ſeine Gemeinde die am wenigſten vornehme und gebildete iſt. In meinen Planen derangirt es mich aber bedeutend.

Dienſtag Abend ſpät.

Vor ein paar Stunden ſind wir von Windſor zurückgekommen. Mühlenfels*) war mit uns, und beim Zuhauſekommen finden wir nun Deinen, zu meinem Erſtaunen, vom 3ten datirten Brief. — — Du liebes Mutterherz, daß Du mir krank werden konnteſt, davon hatte ich gar keine Ahndung, und es iſt ja doch keineswegeſ ganz leicht noch ganz kurz geweſen. Nun bin ich zwar von Herzen froh und dankbar für den Brief, und das engliſch der beiden lieben Mädchen geht wirklich ganz gut ohne viele Fehler, aber es fehlt mir doch noch gar zu viel. Wie es unſerer Tochter Luiſe und unſerer F. eigentlich geht, das erſehe ich nicht recht. Von beiden Söhnen ſteht kein Wörtchen geſchrieben und es iſt mir doch nur ein ſchwacher Troſt, daß es dann bei meiner Ankunft deſto mehr zu ſehn und zu erzählen geben wird. — Nach dem regnigten Sonntag hatten wir geſtern Nachmittag zu unſerer Fahrt nach Windſor und heute zu unſerem Aufenthalt dort das herrlichſte Wetter. Wir haben den ganzen Weg auf der Outside gemacht, zu meiner großen Freude, weil wir nun die Gegend ganz genießen konnten und mir nicht bange zu ſein brauchte vor Fenſterzuſchließenden Philiſtern, die mir am Sonnabend eine Fahrt in der Coach (da außen kein Platz mehr war) ſehr verdorben haben. Vorgeſtern habe ich denn etwas in Kirchen gethan; nur zu einem Abend-Gottesdienſt kam ich doch nicht, weil wir um 7 Uhr bei General Bjoernſtierna zu Mittag waren. Der Nachtwächter ruft past twelve o' clock und ſo will ich mich denn zu Bette verfügen. Ihr ſchlaft hoffentlich Alle ſchon ſanft und ſüß.

---

*) Ludwig v. Mühlenfels, Vetter der Frau, damals an der Univerſität zu London angeſtellt.

Mittwoch Abend, den 17ten

Den heutigen Mittag habe ich in einer ganz engliſchen Familie zugebracht, und zwar auf dem Lande; nur war es leider ohne Kinder. Wir waren nur zu vieren und ich habe mir leider mit meinem bischen engliſch allein durchhelfen müſſen. Eine ſeltene Sache aber iſt dieſer Mr. G. wohl auch hier, nemlich ein Banker, der die griechiſchen Schriftſteller nicht nur hat, ſondern auch lieſt, und an einem Werk über die griechiſche Geſchichte arbeiten. Morgen gehe ich nach Cambridge, Forſtner bleibt hier, Mühlenfels aber begleitet mich. Uebermorgen Abend kommen wir zurück. Da aber dieſer Brief vorher fort muß, ſo muß ich ihn jezt ſchließen. Wir denken noch Sonnabend nach Richmond zu gehn, der Sonntag iſt den Gottesdienſten gewidmet. Montag ſtehn uns noch einige Beſichtigungen bevor und Dienſtag den 23ſten reiſen wir ab. — — Ihr müßt Euch aber mit dieſen trocknen Zeilen begnügen; es iſt zu wenig Zeit, Ruhe und Bequemlichkeit zum Schreiben. Aber aus meinen kleinen Notizen in meiner Schreibtafel ſoll es noch viel Erzählungen geben, wenn wir erſt wieder glücklich zuſammen ſind. Nochmals Gott befohlen. Ich umarme Dich im Geiſt, liebe Mutter, und alle unſre Lieben. Wie herzlich werde ich mich freuen, wenn ich wieder auf dem Wege zu Euch bin. Freut Euch nur auch ein wenig auf Euren

alten Vater Schl.

Im Januar 1831 wurde Schleiermacher (der bis dahin überhaupt keine Decoration erhalten hatte) der rothe Adlerorden (3ter Klaſſe) verliehen. Schleiermacher ſah in dieſer Anerkennung ein Zeichen des ihm — nach langer Zeit — wieder zugewendeten Wohlwollens ſeines Königes. Einen wie großen Werth er hierauf legte, ſo daß dadurch das an ſich wenig bedeutende für ihn eine große Bedeutung erlangte, zeigen die nachfolgenden Zeilen, in welchen er dem Könige ſeinen Dank ausſprach.

Schleiermacher an den König.

Ew. Königl. Majeſtät haben mir durch die gnädige Ertheilung des rothen Adlerorden ein Zeichen Allerhöchſt Ihres Wohlwollens gegeben, welches mich in einem Grade, wie es wohl nur ſelten der Fall ſein kann, auf das innigſte rühret, und wie ein freundlicher Stern in mein herannahendes Alter hineinleuchtet, der manches Trübe und Dunkle in der Vergangenheit mit einem milden Glanz überreicht. Wenn ich mir nun gleich bewußt bin, daß die Geſinnungen der ehrfurchtsvollſten Treue und Hingebung gegen Ew. Majeſtät und der reinſten Liebe gegen das theure Vaterland, für deſſen Wohlergehen Ew. Majeſtät Regierung auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe von Gott geſegnet iſt, durch nichts Erfreuliches oder Ehrenvolles, das mir perſönlich widerfährt, erhöht werden können, ſo konnte ich mir doch nicht verſagen Ew. Majeſtät die Empfindungen eines dankerfüllten Herzens zu Füßen zu legen. Möge nur auch hinfort Alles, was ich, ſo lange mir Gott die Kräfte dazu verleiht, als Geiſtlicher und als Univerſitätslehrer nach meiner beſten Ueberzeugung für den Dienſt der Evangeliſchen Kirche zu leiſten ſuchen werde, ſich immer Allerhöchſt Dero gnädigen Wohlwollens zu erfreuen haben.

Ein andrer Umſtand wurde für Schleiermacher etwas ſpäter die Veranlaſſung ſich über ſeine Stellung in Beziehung auf die politiſchen Partheien jener Zeit (es war die Zeit der Gährung unmittelbar nach der Juli-Revolution) auszuſprechen. Im Messager des chambres in Paris war nemlich im Februar 1831 eine Reihe von angeblichen Correſpondenz-Artikeln aus Berlin erſchienen, die hier großes Aufſehen machten und in welchen unter andrem Schleiermacher's politiſche Partheiſtellung in einer Weiſe bezeichnet wurde, welche er nachträglich und öffentlich abzuweiſen ſich verpflichtet hielt. Das nähere darüber geht aus dem Inhalt der Erklärung ſelbſt hervor, welche in No. 95 der Allgem. Preuß. Staatszeitung (vom 6. April 1831) erſchien.

Das Inſerat lautete wie folgt:

An die Redaktion der Staatszeitung.

In einigen Artikeln des Messager des chambres über Berlin, die im Februar erſchienen, iſt auch von mir auf ziemlich ſonderbare Weiſe die Rede geweſen. Dies veranlaßte mich zu einem berichtigenden Briefe an die Redaction jenes Blattes, deſſen Einrückung ich aber bis jezt vergeblich entgegengeſehen habe. Und da ich nun die Hoffnung faſt aufgeben muß, daß derſelbe dort noch erſcheinen werde, ſo bitte ich die Redaction der Staatszeitung ihm einen Plaz in dieſer zu vergönnen. Vielleicht veranlaßt dies den Redacteur des Messager zu einer Erklärung darüber, weßhalb er meinen unverfänglichen Zeilen den Plaz verweigert hat, den ich wegen der Art, wie meine Perſönlichkeit öffentlich ausgeſtellt worden war, in Anſpruch nehmen zu dürfen glaubte. Mein franzöſiſch geſchriebener Brief lautete zu deutſch ſo:

Berlin, den [illegible] März

Mein Herr. Da es einem Ihrer hieſigen Correſpondenten beliebt hat meiner mehrere Male zu erwähnen, ſo hoffe ich, Sie werden dieſen Zeilen einen Plaz in einem Ihrer nächſten Stücke nicht verweigern, wäre es auch nur Ihren deutſchen Leſern zu Liebe.

Ich muß erſtlich den pomphaften Namen des großen ablehnen, da wir Deutſche uns dieſes Wortes mit einer ſolchen Sparſamkeit bedienen, daß es von einem Manne meines Schlages nicht füglich geſagt werden kann ohne ihn lächerlich machen zu wollen, was ich doch nicht zu verdienen glaube.

Zweitens bin ich ebenſowenig der erſte chriſtliche Redner Deutſchlands — ich glaube, das war der Ausdruck; auch können meine Kanzel-Vorträge, da ich ſie nicht vorher aufſchreibe, keine Meiſterſtücke der Beredſamkeit ſein. Aber als Prediger erhaben ſein zu wollen, wäre ſogar gegen meine Grundſäze. Je erhabener das Evangelium ſelbſt iſt, deſto einfacher darf die Predigt ſein.

Drittens. Wir beten ſonntäglich, daß Gott dem König die Weisheit verleihen wolle, deren er bedarf, um den ihm von Gott auferlegten Pflichten zu genügen. Aber wir wiſſen dabei von keinen andren Wünſchen des Volkes, als von dem „unter dem Schuz und Schirm des Königs ein geruhiges Leben zu führen und dem Ziel der chriſtlichen Vollkommenheit näher zu kommen.“ Dies, mein Herr, iſt die Sprache unſrer proteſtantiſchen Kanzel und von dieſer Sprache habe ich mich niemals entfernt.

Viertens. Es iſt ſehr wahr, daß mir für einige Zeit unterſagt geweſen iſt zu predigen, aber das Verbot kam von meinem Arzt.

Fünftens: Gehöre ich zu keiner linken Seite. Ihre Ausdrücke: rechte und linke Seite, linkes und rechtes Centrum, ſind unſren Verhältniſſen völlig fremd; und wenn Ihr Correſpondent in Wahrheit ein Preuße wäre, ſo würde er ſich nicht ſolche Abtheilungen erſonnen haben, die ſich bei uns niemand wird aneignen mögen. Vorzüglich aber würde er nicht von einer linken Seite geredet haben, welche Gedanken an eine Revolution im Hinterhalt hätte. Wir haben ſeit dem Tilſiter Frieden reißende Fortſchritte gemacht, und das ohne Revolution, ohne Kammern, ja ſelbſt ohne Preßfreiheit; aber immer das Volk mit dem König und der König mit dem Volk. Müßte man nun nicht ſeiner geſunden Sinne beraubt ſein, um zu wähnen, wir würden von nun an beſſer vorwärts kommen mit einer Revolution? — Darum bin ich auch meines Theiles ſehr ſicher, immer auf der Seite des Königs zu ſein, wenn ich auf der Seite der einſichtsvollen Männer des Volkes bin.

Endlich aber, um nicht in allen Stücken und vollſtändig Ihrem Correſpondenten das Widerſpiel zu halten, ſo wollte ich ihm gern meinen Dank dafür abſtatten, daß er mir einen ehrenvollen Plaz unter unſren Univerſitätslehrern anweiſen will, wenn ich nicht doch geſtehen müßte, daß ich mich lieber auch in dem breiten und ſo weiter verlöre, unter dem ſo viele Männer von den ausgezeichnetſten Talenten verſteckt ſind.

Genehmigen Sie ꝛc.

Schleiermacher.

Von einer kleinen Ausſicht nach Pommern, die Schleiermacher mit ſeiner Frau machte, ſchrieb die Mutter an die Kinder in Berlin:

Putzar *), den 18ten April 1831.

Meine lieben Herzenskinder! Ich ſage Euch allen den ſchönſten guten Morgen und umſchließe Euch Alle mit der ganzen Liebe meines Herzens. Ich wollte Euch ſchon von Stettin aus ſchreiben; allein es war mir unmöglich dazu zu kommen. Ich hoffe gewiß, daß Ihr Alleſammt wohl auf ſeid; ich gedenke Eurer mit der fröhlichſten Zuverſicht. Uns geht es hier recht gut, Vaters Uebel regt ſich freilich mehr als es zu Hauſe der Fall war; doch iſt übrigens ſein körperliches Gefühl friſch. Da er ſich nicht in Acht nimmt, ſo kann ich mich über das erſtere nicht wundern. Nun hört ganz kurz, meine lieben Herzen, wie es ſeit unſrer Trennung uns ergangen iſt. Gleich den erſten Morgen, als wir Euch verlaſſen hatten, genoſſen wir eines ſo ſchönen Morgens, als ich mich nur je eines erinnere; die Luft war ganz balſamiſch, und die junge, grüne Saat ſtimmte mein Herz ſo wehmüthig froh, daß ich weinen mußte. So fuhren wir lange ſchweigend — jeder in ſich beſchäftigt — bis ſpäter recht lebhaft und viel geplaudert wurde. Vater war ſehr heiter und mittheilend. Nach einem recht angenehmen Reiſetag in ſchönſter Luſt kamen wir gegen 8 Uhr in Stettin an. Die Stadt imponirte mir ſehr, da ich fälſchlich ſie ungefähr wie Stralſund gedacht hatte; ſie iſt viel größer, und die Neuſtadt iſt recht hübſch gebaut. Wir ließen uns Karl Kathen gleich rufen, der auch bald erſchien, mit uns zu Abend aß, mit dem es viel zu plaudern und von beiden Seiten viel vergangenes nachzuholen gab. — — Am Dienſtag Morgen kam Karl und holte uns zu einem Morgenſpaziergang ab; es war wieder das köſtlichſte Wetter, die neuen Anpflanzungen auf dem Glacis der Feſtung, der durch viele Schiffe belebte Strom, vor allem aber der ſich weit hin breitende Dammſche See machen die Umgebung

---

*) Schwerinſches Gut in Pommern.

von Stettin zu einem recht lebendigen Gemälde. Nach unſrer Promenade machte Vater ſeine Viſiten. — — Wir fuhren gleich nach Tiſch mit Ritſchl's in Begleitung ihrer ganzen Familie nach Frauendorf, einem ſehr hübſch gelegenen Punkte, eine Stunde von der Stadt, wurden dort aber von einem Gewitter ereilt, waren bei den ſchwer herunterhängenden Wolken jeden Augenblick in Erwartung bis auf die Haut durchnäßt zu werden, was mir Vaters Geſundheit und meiner Toilette wegen nicht ſehr wünſchenswerth war, ſo daß wir mehr Angſt als Vergnügen von der Fahrt hatten, kamen aber mit einem mäßigen Regen noch vor den eigentlichen Regenſtrömen glücklich zu Hauſe an. Auf den Abend waren wir wieder zu Ritſchl's geladen und in der Zwiſchenzeit waren wir ein Stündchen bei Riquet's. Bei den lieben Leuten war mir ſehr wohl; er iſt, glaube ich, einer der vortrefflichſten Menſchen; in ihm iſt alles ganz ächt. Wenn ich ihn zuerſt ſehe, erſchrecke ich jedesmal über die ungeheure Häßlichkeit — aber kaum bin ich einige Minuten mit ihm zuſammen, ſo empfinde ich mit Rührung, welch' ein Geiſt es iſt, der durch dieſe ſonderbar verzogenen Formen durchblitzt, und aus allem, was ich wahrnehme, tritt mir das große Bild entgegen, daß hier die Gottbegeiſterung, die Liebe und die Demuth von einem Menſchen-Herzen ganz Beſitz genommen haben. — — Unſere Fahrt nach Putzar ging ſehr raſch, unerachtet des tiefen Sandes. Wir fanden zweimal friſche Pferde vom Grafen, fuhren mit vieren, waren Nachmittags um 5 Uhr in Putzar, wo die ganze Familie (ihre Zahl iſt Legion) uns an der Treppe empfing. Nur freundliches, herzliches und liebes kann ich von hier berichten. Auf eine unbeſchreibliche Weiſe umgiebt mich das Andenken an die liebe Gräfin hier; es verläßt mich kaum einen Augenblick; es iſt mir ganz wunderbar, als ob ich immerfort wirklich ihre Nähe fühlte; vielleicht hat ſich in den wenigen Stunden, [illegible] vor 7 Jahren ſie ihr ſo tief verſchloſſenes Herz mir ſo vertrauensvoll öffnete, ein tieferes Band unter uns geknüpft, als ich je geahnt; kurz mir iſt es in dieſer Beziehung ganz wunderbar hier; es iſt mir immer, wenn ich alle die lieben Augen um mich herum erblicke (ſie haben alle der Mutter Augen), als müſſe ich ihnen etwas bringen, etwas verkündigen von der Mutter. Da ich doch nichts habe, ſo kann ich nur ſagen, ich habe den rechten Liebeswillen dazu und mit dieſem drücke ich ſie oft ſo recht herzlich an mich. — — Ich kann nicht beſchreiben, wie fortgeſchritten mir hier Alle vorkommen, beſonders der Graf; er iſt prächtig. — — Die große Herzlichkeit, die ſich durch alle Verhältniſſe ſchlingt, der Ernſt und die Anſpruchsloſigkeit ſind in Allen die unverkennbaren Grundtöne. Morgen ſind wir in Buſow, es iſt der Gräfin Geburtstag. Montag früh reiſen wir, unſrem Plane getreu, und ſind Dienſtag bei guter Zeit in Berlin. Ihr ſeht, meine lieben Herzenskinder, daß mir ſehr gut hier zu Muthe iſt; ich muß immer innerlich ſagen: welch eine gute Familie!

Nun ſeid Alle geherzt und geküßt. — — Der liebe Herr breite Seine Flügel über Euch aus und komme und beſuche Eure Herzen in der Stille. Ich hätte gern noch mehr mit Euch geplaudert, aber es iſt ſchon zweimal geſchickt.

Die Eltern an den Sohn, welcher im Beginn des Jahres 1832 als Referendarius zu der Regierung in Aachen gegangen war.

Die Mutter:

Berlin, den 22ſten Januar 1832.

Mein innig geliebter Sohn. Von unſrer Freude über Deine glückliche Reiſe, von unſrem treuen und herzlichen Denken an Dich ſage ich Dir nicht erſt; Du weißt das Alles, Du kennſt unſer Herz! Aber es mahnt mich ſtark, nicht erſt Briefe von Dir aus Aachen zu erwarten, ſondern Dir nur ſchleunig [illegible]richt von uns zu geben. — — Was es äußerliches etwa zu erzählen giebt, werden wohl die Schweſtern übernommen haben, ich will alſo nichts mit dieſen Zeilen, als meine ganze mütterliche Zärtlichkeit hineinlegen — ſie ſollen Dir friſche, warme Grüße bringen aus dem Vaterhaus, ſollen Dir ſagen, was Du im Herzen fühlſt, daß Du unſer geliebter Sohn biſt, auf dem unſre Hoffnung ruht, ſollen Dir die mütterliche Ermahnung wiederholen, daß Du doch mögeſt recht einfältiglich Dich nach dem Worte Gottes halten, Deinen Herrn ſuchen und Dich von ihm finden laſſen. Es iſt eine Zeit, in der es mehr als je Noth thut, daß man in Einfalt auf dem Wege des Glaubens bleibt. Auch hier fängt an ſich ein Kreis von St. Simoniſten zu bilden, unter den ſogenannten Geiſtreichen, es iſt unglaublich! — — Gott ſei mit Dir, mein geliebtes Kind, gedenke unſrer recht treu. Ich bitte Dich beſonders, recht lebhaft an mich zu denken in der Zeit, wo Du weißt, daß wir ſo zuſammenſitzen und in der Bibel leſen. Da umſchlingt Dich mein Herz mit allen, die mir Gott gegeben hat, auch meinen Natanael, der ſeliger für uns bitten kann, als wir es vermögen *).

Der Vater:

Du wirſt wohl nicht zweifeln, mein lieber Sohn, daß ich auch mit ganzem Herzen dabei bin, wenn wir Deiner gemeinſchaftlich gedenken und daß Du mir auch allein ſehr oft in Gedanken liegſt. Mich verlangt nun ſehr auch etwas zu erfahren, wie Dir Deine Geſchäftsführung bei der Regierung gefällt und wie ſie Dir gelingt. Deine Bekanntſchaft mit H. v. G. iſt mir ſehr erfreulich; durch ihn wirſt Du auch wohl erfahren, was die

---

*) Schleiermacher's Sohn Natanael war, 9 Jahr alt, im Jahre 1829 wieder der Erde entnommen, zum unausſprechlichen Schmerz ſeiner ganzen Familie, aber wohl noch ganz beſonders des Vaters. Die Rede, welche ihm Schleiermacher ſelbſt, unter rinnenden Thränen, am 1ſten November 1829 an ſeinem Grabe hielt, und in welcher er ſagt, daß er die Freude des ganzen Hauſes war, ſteht im 1ten Bande der Predigten in Schleiermacher's ſämmtlichen Werken. Natanael war ſein jüngſtes Kind und das einzige, welches vor ihm ſterben ſollte.

endliche Entſcheidung über das Juſtizminiſterium für einen Eindruck bei der rheiniſchen Juſtiz gemacht hat. Wenn Mühler nun dort unbekannt ſein ſollte, ſo kannſt Du ihm ſagen, daß er bei uns hier zu Lande in dem beſten Ruf ſteht, ſo daß die Freude allgemein iſt, und daß er auch, als er noch hier war, beim Caſſationshofe gearbeitet und dort in großem Anſehn geſtanden hat. Die meiſten ſind daher auch ſehr getröſtet über die Stellung des Herrn v. K. — —

Die Mutter:

(März 1832)

Mein herzlich geliebter Sohn. Ich habe Dir ſo viel zu ſagen und doch wird wohl heute nichts auf dies Papier kommen, als das Alte und immer Neue — die Geiſtes- und Herzensgrüße der treuſten Mutterliebe. Du ſtehſt wieder an einem Abſchnitt Deines Lebens — Dir werden wohl, wie mir, die Augen übergehen vor Danken, wenn wir gedenken all der Barmherzigkeit unſres treuen Heilandes — an wie viel Abgründen die treue Hand uns vorübergeführt und wie ſanft ſie uns geleitet zu den wahren Lebensbächen. — O daß auch der wahre Liebeseifer uns ergriffe, nicht auf halbem Wege ſtehn zu bleiben, ſondern immer raſcher und näher uns heranzudrängen an das Herz des Erlöſers. — O mein geliebter Sohn, das ſind die ſich vordrängenden Wünſche meines Herzens, wenn ich denke, welche Früchte Dir das jetzt anzutretende Jahr bringen kann. Alles Andre ſoll ja dem, der ſich ganz dem Herrn übergeben hat, zufallen nach der Verheißung. — Ich habe mich ſehr gefreut, daß Du das äußere Leben ſo fröhlich mitgemacht haſt, glaube aber mit Dir, daß Du noch mehr Freude empfinden wirſt, wenn Du Dich der erwachenden Natur wirſt recht in die Arme werfen können. Ich wünſche Dir von ganzem Herzen recht viel ſolcher ſeligen Stunden; ſie ſind auch am meiſten geeignet eine Sehnſucht zu wecken, die nur in Gott ihre Stillung findet.

Der Vater:

Auch ich, mein geliebter Sohn, grüße Dich herzlich zu Deiner Jahresfeier und wünſche, daß Du in friſcher und fröhlicher Thätigkeit in Deiner Laufbahn fortſchreiten mögeſt, von uns, wenngleich dem Leibe nach abweſend, doch dem Geiſte nach ungetrennt. Gedenke aber auch, daß das Ziel Deines alten Vaters täglich näher rückt und daß es ihm ein großer Troſt wäre noch zu erleben, daß Du unabhängig auf Deinen eignen Füßen ſteheſt, damit er Deiner Mutter weniger Sorge hinterlaſſen kann. — — Du haſt wohl daran gethan an dem luſtigen Karnevalsleben auch Theil zu nehmen. Nicht ganz ſo angenehm iſt mir, daß Du während der Seſſion Briefe ſchreibſt. Du mußt Dir eine Fertigkeit erwerben, nicht nur auf einen ſchlechten Vortrag Achtung zu geben, ſondern auch aus einem unintereſſanten etwas zu lernen. Das macht den Oberregierungsrath und den Präſidenten. In den Ferien ſchreibe ich wohl ausführlicher. Gott befohlen, mein lieber Herzensſohn.

* * *

Unter dem 3ten April 1832 ſchrieb Schleiermacher an den Biſchof der Brüdergemeine Chriſtlieb Reichel in Berthelsdorf, welcher ihm den Tod ſeines geliebten Jugendfreundes Albertini gemeldet hatte:

Sehr lange bin ich Ihnen, geliebter und geehrter Freund und Bruder, den Dank ſchuldig geblieben für die freundliche und ausführliche Mittheilung, die Sie mir vom Heimgang unſres lieben Albertini gemacht haben. Die Nachricht kam mir ganz unerwartet; denn ich hatte zufälligerweiſe den lieben nun auch ſchon abgerufenen Stobwaſſer*), der ſchon damals abwechſelnd ſehr leidend war, längere Zeit nicht geſehen, und das lezte, was er mir von unſrem Freund mittheilte, und was mir auch einen lieblichen Eindruck gab, war, daß er ausdrücklich den Auftrag gegeben hatte, daß ihm der Lebenslauf meiner ſeligen Schweſter unverkürzt ſollte geſchickt werden *).

---

*) Stobwaſſer war Prediger an der Brüdergemeine in Berlin.

Daß er nun auch meiner ſo freundlich in den lezten Tagen gedacht, war mir ein lindernder Balſam auf die Wunde. Was ſollen wir ſagen? Es iſt ein herber Verluſt für die Gemeine und für gar viele liebe, fromme Seelen außerhalb derſelben. Aber es geht ja immer wieder eine neue Saat erfreulich auf, und das Werk des Herrn, wenn es auch nicht zu allen Zeiten gleich fröhlich zu gedeihen ſcheint, kann und wird auch nicht darunter leiden, wenn einzelne Arbeiter oft mitten aus der kräftigſten Wirkſamkeit abgerufen werden. Namentlich iſt mir das ſchon lange klar, daß in der Gemeine, wie in der Kirche überhaupt, weit weniger auf dem bedeutenden Hervortreten Einzelner beruht, als auf der Treue und dem richtigen Verſtand am Evangelium in der Maſſe, ja daß das Bedürfniß einzelner ausgezeichneter Rüſtzeuge immermehr abnehmen muß. Noch mehr gilt das freilich in der Brüdergemeine, wo gewiſſe Maximen einmal feſtſtehen, und, Gott ſei Dank, die inneren Reibungen nicht ſo heftig ſein können. Indeſſen dieſer Glaube ſtillt doch das ſchwer betroffene Herz nicht gleich, ſondern es will ſein Recht haben, und ſo habe ich dem geliebten Freund ſchon manchen Seufzer nachgeſchickt, und in jedem Heft der Gemeinenachrichten freue ich mich, wenn ich noch ein Wort aus ſeinem lieben Munde finde, und fürchte zugleich, es möchte das lezte ſein. Deshalb hat mich auch die Nachricht, daß wir noch eine Sammlung ſeiner Gemeinreden zu erwarten haben, ſehr erfreut. Nicht gar lange nach Ihrem lieben Brief erhielt ich auch den Lebenslauf und die Rede des lieben Bruder Kölbing. — — Daß er ſelbſt nichts von ſeinen Führungen ſchriftlich hinterlaſſen würde, war mir immer wahrſcheinlich, und ich will ihn auch nicht darüber tadeln, wiewohl ich auch nicht wünſchen will, daß das Beiſpiel zu viel Nachfolge finde und etwa die Sitte der Lebens-

---

*) Schleiermacher's Schweſter Charlotte war im Jahr 1831 geſtorben.

läufe in der Gemeine ganz abkomme. Was er ſelbſt von ſeinem anfänglichen Unfleiß im Pädagogium ſagt, kann ſich nur auf die Zeit vor meinem Eintritt beziehen, und einen erſten Anſtoß hat er von mir nur erhalten für die Mathematik, von der er ſich ſonderbarer Weiſe ganz dispenſirt hatte, und für die Botanik; unſre andren gemeinſamen Studien waren mehr noch ſein Betrieb als der meinige. — Gern hätte ich etwas genaueres erfahren von dem Wechſel ſeiner eignen Zuſtände ſeit unſrer Trennung; aber ihn ſelbſt danach zu fragen, würde mich auch nicht viel weiter geführt haben. — Ich kann nur ſagen, daß, unerachtet aller ſkeptiſchen Anregungen, die ſich in uns entwickelt hatten, ihm doch auch bei unſrer Trennung ſein Bleiben in der Gemeine unerſchütterlich gewiß war. Und ſo hat es ſich auch an ihm bewährt, was der ehrwürdige Zembſch mir ſpäterhin, als ich ihn von Halle aus beſuchte, ausſprach: „Bruder Baumeiſter“, ſagte er, „hat wohl damals nicht genug bedacht, daß ein Theologus nicht anders wird, als durch den Zweifel.“ Was nun in eben dieſer Beziehung mich betrifft, ſo iſt es mir in den mancherlei Kämpfen, die ich auf meiner Bahn nicht vermeiden kann, und bei den vielfältigen Mißverſtändniſſen der Exaltirten von beiden Seiten, zwiſchen denen ich mich durchwinden muß, jedesmal eine kräftige Ermunterung, wenn ich irgend eine Ahnung davon merke, daß wir Ein Ziel vor Augen haben und für daſſelbe Werk arbeiten. So ſind mir denn auch Ihre Aeußerungen hierüber erquicklich geweſen; ſie ſtimmen mit meinem klarſten Bewußtſein überein, aber ich wundere mich auch nicht, wenn viele auf demſelben Grund ſtehende Gemüther ſich in mich nicht finden können. So weh mir das von der einen Seite thun muß, ſo geſtehe ich doch auf der andren, daß jede neue Ueberlegung mich in dem Glauben beſtärkt, daß ich auf der mir angewieſenen Bahn richtig wandle, daß ich grade ſo das wirke, worauf ich eingerichtet bin, und daß ich auf keine Weiſe von dem, was mir natürlich iſt, mich um irgend einer Rückſicht willen entfernen darf, wenn ich mir nicht ſelbſt den Segen meines Berufs verkümmern will. Ich lerne dann wenigſtens für mich, in der Stille, Eines ſein mit Vielen, die ſich ſehr weit von mir entfernt glauben, und darin liegt auch eine eigene das Leben erfriſchende Kraft.

Mit meinem lieben Albertini iſt mir wieder einer von denen, die mir auf meiner Wallfahrt am bedeutendſten nahe getreten ſind, vor mir hinüber gegangen, und ſo iſt es mit den Meiſten der Fall, aus allen Perioden meines Lebens. Meiner guten Schweſter Lotte habe ich es gern gegönnt, ausgeſpannt zu werden, wie ſie es ſelbſt wünſchte; aber es bleibt doch ſchwer, ein ſo treues Gemüth zu miſſen, was das ganze Leben mit mir durchgelebt hat und immer in Liebe und Glauben feſtgehalten. Es war eben für ſie die rechte Zeit; denn hätte ſie des lieben Stobwaſſer's Heimgang noch erleben ſollen, an dem und ſeiner Gattin ſie mit ganzer Seele hing, das würde ihr faſt zu ſchwer geworden ſein.

Wenn es mir gelingt, eine kleine Reiſe, die ich nach Oſtern vor habe, ganz ſo einzurichten, wie ich es wünſche, ſo iſt es möglich, daß ich mit einem Freunde einen aber nur ſehr flüchtigen Beſuch in Herrnhut mache. Meine herzlichſten Grüße an — —. Seien Sie mir alle dem Herrn empfohlen.

Ihr treuverbundener Schleiermacher.

Während einer kurzen Ausflucht, welche Schleiermacher im April und Mai des Jahres 1832 nach der ſächſiſchen Schweiz, Böhmen und Schleſien machte, ſchrieb ihm ſeine Frau unter andrem:

Sonnabend, den 28ſten April.

Mein Herzens-Väterchen, wie haben wir uns über die guten Nachrichten, die Du uns aus Dresden gegeben haſt, gefreut! Wir ſind unaufhörlich mit unſren innigſten Gedanken bei Dir, mein Herzens-, Herzenslieber Mann. Den erſten Nachmittag und Abend, als Du fort warſt, war mir ſehr wehmüthig; ich hatte ſo große Sehnſucht nach Dir, ich ging öfters in Deine Stube und konnte mich ſo mancher Gedanken nicht entſchlagen, die in Vergangenheit und Zukunft hinausſchweiften und mir die Thränen in die Augen lockten. Gott ſei gelobt, daß es ein Ruhen in der Liebe giebt, in *der Liebe*, in der alle Gegenſätze der Gegenwart und Zukunft und alle Trennung verſchlungen iſt. Ich freue mich mehr auf Dein Wiederkommen, als meine Seele es auszudenken vermag. Gott wolle Dir rechte Stärkung und Erfriſchung auf Deiner kleinen Reiſe ſchenken. — — Lebewohl geliebtes Herz. — Alle Alle umarmen und grüßen Dich zärtlichſt.

Die Eltern an den Sohn in Aachen.

Die Mutter:

Berlin, den 6ten Mai 1832

— — Daß der liebe Vater eine kleine Erholungsreiſe macht, wird auch Dich erfreuen; den zweiten Feiertag nach der Kirche ging er fort. Nie vergeſſe ich den eigenthümlichen Eindruck, wie der liebe Vater in blauer Blouſe, mit ſeinem ſilberweißen Haar, fröhlich und jugendlich wie ein Knabe, der zum erſtenmal in die Welt zieht, unter uns ſtand und alles ſich um ihn herumdrängte mit freudiger Rührung. — — Den 10ten kommen ſie zurück, dann wird Vater gewiß Dir gleich Deinen Brief mit Deinen Reiſeplänen beantworten. — —

Der Vater:

Berlin, den 19ten Mai 1832.

Mein lieber Sohn, ich war ſowohl kurz vor meiner Abreiſe, als auch bis jetzt nach meiner Rückkunft in einem zu großen Gedränge von Geſchäften, als daß ich auch nur zu einigen Zeilen an Dich hätte kommen können. Auch heute iſt mir die Zeit auf's knappſte zugemeſſen; ich denke aber, Du begnügſt Dich lieber mit wenigen Worten, als daß Du länger in Ungewißheit bleibſt. Ich habe längſt Dir eine ſolche Reiſe beſtimmt gehabt, aber ich kann den gegenwärtigen Zeitpunkt nicht für angemeſſen halten. Einmal kannſt Du ſo etwas nur haben, aber dann mußt Du auch nicht nur in ſchönen Naturgenüſſen ſchwelgen wollen, ſondern auch Dich Deinem Berufe gemäß über die ſocialen Verhältniſſe unterrichten. Jezt würdeſt Du aber auch das erſte nicht einmal in Ruhe haben können. Du fändeſt in der Schweiz die leidenſchaftlichſte Aufregung, in der einem niemand Rede ſteht, und alle Verfaſſungen in der vollſtändigſten Auflöſung; ja es iſt aller Grund vorhanden, einen allgemeinen Bürgerkrieg dort zu erwarten. Nicht anders ſteht es auch in Italien, wo überdies unter ſolchen Umſtänden auf dem öſtreichiſchen Gebiet jeder Reiſende tauſendfältigen Plackereien ausgeſezt iſt, an die man vernünftigerweiſe ſeine Zeit und ſein Geld nicht wagen darf. Ueberhaupt ſcheint es mir beſſer, daß wir dieſes bis nach Deinem großen Examen aufſchieben. Koſtet die Reiſe dann auch etwas mehr, ſo bringt ſie Dich nicht ſo aus Deinem Schick, wie es doch jezt der Fall ſein würde, und bringt Dir deſto mehr ſoliden Gewinn. Folge mir diesmal nur gern, halte aber den Gedanken feſt und richte Deine Lektüre immer zum Theil mit auf die Vorbereitung zu dieſer Reiſe. — —

Die Mutter:

Mein lieber Sohn, es iſt mir heute unmöglich Dir ordentlich zu ſchreiben, troß Deiner rührenden Klagen. — — Wir haben wieder einen großen Verluſt gehabt, der Dich auch nicht ungerührt laſſen wird, wenn Du zurückdenkſt, wie viel wir dem lieben Freund verdanken. Wolfart*) iſt vorgeſtern früh am Nervenſchlage geſtorben. Wahrhafte Herzensthränen ſind ihm in unſrem Hauſe gefloſſen. Mehr als einmal hat der treue Hingeſchiedene des lieben

---

*) Schleiermacher's Rede an Wolfart's Grabe ſteht unter Nr. IV. der Grabreden im 4ten Band der Predigten in Schleiermacher's ſämmtlichen Werken.

Vaters Leben erhalten, mit wahrhaft väterlicher Liebe hat er Euch alle groß gepflegt — wo ſollten wir eine ſolche Gemüthlichkeit und Treue wiederfinden! Geſtern früh hat Vater auch den alten Zelter begraben, der ſeinem Freunde Göthe bald genug nachgefolgt iſt.

Berlin, Juni 1832.

Mein lieber E. Ich danke Gott von ganzem Herzen daß es Dir ſo wohl geht, daß Du friſch und freudig fortſchreiteſt — wolle Er Dich auch ferner geleiten, der gnädige Gott! — An Deinen kleinen Reiſeplänen freue ich mich ſehr und gönne Dir ſo aus ganzem Herzen die Erquickung, ſo recht zu tauchen in den Strom der hochromantiſchen Natur, die Dich dort allenthalben umgiebt. Ja gedenke fleißig dabei der fernen Lieben, laß die heimathlichen Klänge fleißig im Inneren tönen, ſie werden Dir lichtes bringen. Oft ſind wir im Gebet bei Dir, mein Sohn, mit rufender, ſegnender Liebe, o ſuche Du öfters dieſe Stätte der Vereinigung zu den Füßen unſres Heilandes. —

Daß unſer Hegewald*) nicht mehr dieſen dunklen Planeten bewohnt, ſondern zu einem ſchöneren Stern hinaufgegangen iſt, weißt Du nun ſchon. Ich habe einen unausſprechlich ſchönen Abſchieds-Augenblick mit ihm verlebt, wo ſein ganzes Weſen in Liebe verklärt war, wo er mir unter Thränen ſagte, ſein Herz könne all' die Liebe und all' den Dank nicht tragen, es ſei ihm zu viel. — — Solch ein Tod iſt zu ſchön, als daß man ihn bedauern könnte. — — Hegewald's Begräbniß iſt ſo ſchön geweſen, daß kein Auge trocken geblieben iſt**). Vater hat ſo bewegt unter rinnenden Thränen geſprochen, dazu ſo verklärt ausgeſehn, Geſang von jungen Männern aus der Singakademie ausgeführt hat die feierliche Handlung begleitet, der Weg ſchon war mit Blumen beſtreut und die Gruft eine Blumengrotte. Ja mein lieber E., der ernſten Eindrücke hat es hier genug gegeben, und wem ſie vorübergehen ohne die Wahrheit tief im Inneren zurückzulaſſen, „daß nur Eines Noth iſt, was bei uns ausharrt in der Todesſtunde,“ dem wird eben Alles nur vorübergehen. — — Viel Verkehr iſt jetzt wieder bei uns. Erſt waren Hochwächter's hier, jetzt ſind es Kathen's. Die liebe Lotte iſt ſchwach, aber doch viel weniger, als ich erwartete. Junge Leute ſind jetzt viel hier, die jungen Dohna's, drei junge Schwarz's aus Wyk, — — mit ſo jungem Blut iſt nicht viel anzufangen. Herr v. Harthauſen iſt ein geiſtreicher und gemüthlicher Mann, der uns viel ſein könnte, wenn nicht die Religionsverſchiedenheit doch eine Art von Mauer für Vater wäre. Mir iſt ſie es nicht; ich könnte nie katholiſch werden, aber auch nie das tiefe Intereſſe verläugnen für die alte, heilige Urkirche, wie ſie in einem Kölner und Strasburger Dom ſymboliſirt iſt. Was Du ausſprichſt über den Verfall der Kirche, über die Unkirchlichkeit des jetzigen Geſchlechts, iſt zu weltbekannt, als daß man darüber zu reden brauchte; aber der Verfall deutet auf eine Zeit hin, die vor dem Verfalle und vor der Reinigung, die unſre proteſtantiſche Kirche darſtellt, hinausliegt. — Dieſe alte Vergangenheit birgt das wahre Ideal, das, wie verdunkelt, doch immer aus den Wurzeln neu hervorblühen muß, das, wie jedes Ideal, Urtöne und Unmittelbares offenbart, welches verkannt und unaufgenommen von unſrer proteſtantiſchen Kirche, von einer ſpäteren Zeit wieder in's rechte Licht geſtellt werden wird. — — Ich habe in Beziehung auf Dich nur den Wunſch, daß Du Dir nicht mögeſt durch Vorurtheile den Weg verhauen, den intereſſanteſten Männern unſrer Zeit, deren Manche der alten Kirche angehören, nahe zu treten. So möchte ich wohl, daß Du Windiſchmann in Bonn ſäheſt, von dem ich noch die allerfreundlichſte Erinnerung habe. — — Leb wohl, mein geliebter Sohn, genieße die Natur, erfreue Dich der Menſchen, die ſchön von Gott begabt ſind, mit friſchem Herzen und gedenke viel und treu der Deinigen. Gott ſegne Dich, mein liebes Kind.

---

*) Ein ausgezeichneter junger Theologe, welcher Schleiermacher ſehr werth und ſeiner Familie ſehr befreundet war.

**) Schleiermacher's Rede an H—s Grabe ſteht im 4ten Bande der Predigten in ſeinen ſämmtlichen Werken unter No. III. der Grabreden.

Der Vater:

Berlin, Juli 1832.

Mein lieber Sohn, ich freue mich, daß Du mit meiner Anſicht über Deine Reiſe einverſtanden biſt und wünſche nur, daß Gott mich ſo lange erhalten möge, daß ich mein Wort löſen kann, und daß ich Dich hernach noch ſelbſtſtändig unter günſtigen Auſpicien in Deine Laufbahn eintreten ſehe. Gott ſei Dank iſt meine Geſundheit jezt ſo gut, wie ſie nur jemals geweſen iſt. — — Im größten Trubel ſchreibe ich Dir dieſe Zeilen. Ich habe nemlich um neun ein Begräbniß und um elf mache ich für heute und morgen eine kleine Landparthie nach der ſogenannten märkiſchen Schweiz. Unterdeſſen aber reiſt Mutter mit Luiſe und Elsbeth nach Salzbrunn. Du kannſt Dir alſo den Zuſtand im Hauſe denken! — —

Den 6ten Auguſt.

— — Die Bundestagsbeſchlüſſe, die übrigens, wie man allgemein ſagt, auf Andringen der conſtitutionellen deutſchen Regierungen ergangen ſind und alſo nicht von einer falſchen Vorſtellung in der Ferne, ſondern von einer ſehr in der Nähe ausgehn, machen hier auch einen ſehr herben Effekt. Man erzählt, daß der König geſagt, er wolle die Herren ganz gern unterſtützen, aber er müſſe auch ſicher ſein, daß ſie gut regieren würden. Sehr geſpannt muß man nun ſein auf das neue Preßgeſez, welches darauf berechnet ſein ſoll vieles wieder gut zu machen. Ich glaube aber nicht, daß es dieſen Zweck erreichen wird. — — Sonſt erweitert ſich unſer geſelliger Kreis wieder um ein weniges dadurch, daß Steffens' und Winterfeld's hier angelangt ſind. Meinen lieben Steffens finde ich für meine Perſon ganz unverändert. — —

Im Auguſt und September 1832 war Schleiermacher's Frau mit der leidenden Pflegetochter Luiſe F. in Salzbrunn und ſpäter mit dieſer und der eigenen Tochter Eliſabeth in Warmbrunn. In dieſer Zeit wurden die folgenden Briefe gewechſelt.

Die Frau an Schleiermacher.

Salzbrunn Montag (Auguſt)

Einziges Herzens-Väterchen. Du ſollteſt nur einmal den Jubel ſehn, wenn Eure Briefe ankommen, es iſt ja unſre größte Freude hier, wie erhellte es uns den ſonſt trüben, ſtürmiſchen Regentag! — — Mein Herzensdank gegen Gott dafür, daß bei Euch alles ſo gut ſteht, iſt unausſprechlich, und daß auch Du mir ſo ziemlich heiter erſcheinſt, liebſtes Väterchen, iſt mir eine wahre Erquickung. Sei nur über uns ganz ruhig in jeder Hinſicht, auch wenn die Cholera herkommen ſollte, woran kein Menſch denkt; denn wir fürchten uns beide nicht davor, und bei dem diätetiſchen, regelmäßigen Leben, wie wir es führen, ſind wir auch am wenigſten ausgeſetzt. Wir führen ein ſtilles, einſames aber keinesweges trübſeliges Leben; trotz des ungeheuer ſchlechten Wetters, das wir hatten, haben wir unſre Tage doch ganz gut verbracht. Erſtlich wird jeder Sonnenblick benutzt, und ſo ſind wir doch, einige Tage ausgenommen, immer etwas in der Luft geweſen und haben immer die Viertelſtunden, die zwiſchen Regengüſſen lagen, benutzt. Dann leſe ich Luiſen vor, was uns großen Genuß verſchafft. Deine Predigten, die wir mitgenommen haben, genieße ich hier in der Stille unzerſtreuter, tiefer, als es wohl ſonſt je geſchehen könnte; wir leſen ſie nach der Reihe. Vorgeſtern haben wir den Oſterdingen angefangen; dazu haben wir H. S. zugezogen, der den Novalis noch nicht kennt und es uns zu danken ſcheint. — — Nun muß ich Dir noch erzählen von dem ſchönen, genußreichen geſtrigen Tage. Nachdem es zwei Tage ſo kalt und regnigt geweſen, daß wir heizen mußten um nicht ganz zu erſtarren, war es auf einmal geſtern am Sonntag Morgen eine ganz veränderte Luft. Wir machten den ſchönſten Morgenſpaziergang, die Höhe hinauf; es war ſehr windig, aber ein anmuthiger Wind, ganz warm, und der lauter Duft von den Kornfeldern, klee- und kräuterreichen Wieſen zuwehte — kurz eine balſamiſche Luft; dazu die ſonntagliche Stille, das ferne Glockengeläute, die hübſchen, geputzten Bauerkinder, die ſchaarenweiſe durch das Dorf zogen — uns war ſo wohl, wir waren ſo innig bei Euch und ſuchten auch zu berechnen, was Ihr wohl grade vornehmen könntet. Nachdem wir unſer Mittagbrod verzehrt, fuhren wir, um den erſten ſchönen Tag recht zu genießen, bei grundloſen Wegen nach Fürſtenſtein. Ob wir einen ſolchen Tag noch wieder hier erleben werden, iſt die Frage. Unterweges traf uns noch ein ſchreckliches Hagelwetter, aber unmittelbar darauf brach die Sonne wieder hervor; wir hatten die wundervollſte Fahrt. Beim neuen Schloß im Gaſthofe verweilten wir nicht lange, denn der Saal war gedrängt voll Menſchen, ſondern eilten nach der alten Burg. Dort hatte die Sonne ſchon ziemlich ausgetrocknet, ſo daß wir herumwandern konnten; aber das ſchönſte Plätzchen fanden wir an der rechten Seite, wo man den Blick in den romantiſchen Grund hat. Wir breiteten einen Mantel auf den dort ſtehenden Tiſch, ſetzten uns darauf. So haben wir ſtundenlang geſeſſen im Anſchauen der unbeſchreiblich ſchönen Ausſicht, tief bewegten Herzens. Luiſens Thränen floſſen reichlich. — — Auch mir war unnennbar, wie viel ich überhaupt unſres Natanael hier gedenke, hier, wo alles aus dem inneren Herzensgrund auftauchen kann, weil kein Drang der Gegenwart die ſtille Gefühlswelt hinunterdrückt, kann ich Dir nicht ſagen, wie viel ich mit Dir rede, mein Väterchen; wie viel bewegtes und liebes muß auch unausgeſprochen bleiben. Leb wohl, Du Lieber. Gottes Schutz über Dich und Alle.

Schleiermacher an ſeine Frau.

Berlin, den 4ten Auguſt.

Meine einzig liebe Frau, unendlich lange habe ich Dir nicht geſchrieben und habe eine rechte Sehnſucht danach gehabt. Ich hatte eine Abhandlung (nicht etwa nur einen Schnörkel) für die Akademie zu ſchreiben, die ich vorgeſtern geleſen habe, und außerdem häuften ſich andre Kleinigkeiten. Du wirſt in der Zwiſchenzeit wenigſtens von den Kindern einige Zeilen erhalten haben und alſo doch ohne Sorgen geweſen ſein. — — Ueber Deinen Brief an Hildchen, meine liebſte Mutter, habe ich etwas auf dem Herzen. Du kommſt auch ganz in die Sprache hinein, immer vom Heilande zu reden und Gott ganz in den Hintergrund zu ſtellen. Wenn auch ſchon der Heiland es iſt, der aus der Natur zu uns ſpricht, ſo muß wohl ein unmittelbares Verhältniß mit Gott gar nicht mehr ſtattfinden. Und doch rühmt er ſelbſt ſich am meiſten deſſen, daß wir durch ihn zum Vater kommen, und daß der Vater Wohnung bei uns macht. Die wahre Einfalt des Chriſtenthums geht auf dieſe Weiſe in einem ganz ſelbſtgemachten Weſen unter, was Chriſtus ſelbſt nicht würde gebilligt haben. Wenn das arme Kind nur nicht zwiſchen Deiner und meiner Art und Weiſe in Verwirrung geräth; denn ſie iſt nicht mehr reflectionslos genug, daß ihr das nicht auffallen ſollte. Liebſtes Herz, halte doch feſt daran, mit Chriſto und durch ihn Dich recht Gottes, unſres und ſeines Vaters, friſch und fröhlich zu freuen. Das iſt ſein liebſter Lohn für ſeine Treue.

Sonnabend, den 11ten Auguſt.

Es iſt gar wunderhübſch, mein liebes Mutterherz, daß Du oft ſchreibſt, aber genug ſchreibſt Du mir doch noch nicht. So weiß ich doch aus Deinem lezten Briefe noch nicht, wo Du jezt wohnſt, ob in demſelben Hauſe mit Sack's, wie die Winterfeld behauptet oder nicht. — — Mit Deinem Wunſch, daß ich Euch abholen möchte, weiß ich noch nicht zuſammenzuſtimmen, mein liebſtes Herz. Eher als heute über 4 Wochen kann ich gewiß nicht ſchließen und glaube kaum, daß ich dann werde fertig ſein. Demnächſt brauche ich die Ferien ganz nothwendig, um meine Bücher in Ordnung zu bringen, die in einer ſchrecklichen Verwirrung ſind, und um meine Winterarbeiten einzuleiten; ſonſt komme ich den ganzen Winter zu keiner ruhigen Exiſtenz. —

Die Frau an Schleiermacher.

Mittwoch, den 15ten Auguſt (Salzbrunn).

Geſtern war ein gar reicher Tag, die langerſehnten aber dafür auch reichlichen Briefe! Wir holten ſie ſelbſt aus der nahe beim Brunnen gelegenen Expedition, ſuchten uns eine ſchattige Bank und erfreuten uns mit dankbarem Herzen all der guten Nachrichten. Welch eine Gnade von Gott, daß ich in dieſer Entfernung von Euch immer nur Tröſtliches zu erfahren habe! Aber Du liebes Vaterherz, ſo gelinde kommſt Du doch nicht davon; als Deinen Quälgeiſt wirſt Du Deine Frau wieder vornehmen und wieder erkennen. — Wir haben uns ſo in den Gedanken hineingeträumt, es iſt uns ein ſo ſüßer, köſtlicher Gedanke, Dich noch in Schleſien mit uns zu haben und mit Dir zurückzureiſen, daß wir unmöglich davon laſſen können. Wenn Du auch erſt gegen Mitte September kommſt (freilich wäre früher ſchöner), ſo könnten wir ja doch bis Ende September dann noch zuſammenbleiben. — — Wollte doch der liebe Gott uns dieſe Freude gewähren, daß wir noch zuſammen uns der Natur erfreuten, und mir den bitteren Kelch erſparen, daß ich ſo geſtärkt, ſo erfriſcht zurückkomme, und Du wärſt gar nicht aus den Mauern geweſen — es wäre mir ſehr hart. — — Deine Zurechtweiſung, mein Herzensvater, in Deinem vorletzten Briefe, nehme ich mit kindlichem Herzen hin und will gewiß über mich wachen, daß ich nicht zu

Mißverſtändniſſen Anlaß gebe. Was mich ſelbſt betrifft, ſo muß ich Dir das Bekenntniß machen, daß ich gar kein Bedürfniß habe mir Gott, unſren himmliſchen Vater, und Gott, unſren Heiland, auseinander zu halten. Ich weiß nicht, zu wem ich aufblicke, wenn ich es dankend oder flehend thue, für mein Gefühl iſt es mir ganz einerlei — der Unterſchied wird mir nur recht bewußt, wenn ich an das menſchliche Leben und Wirken des Erlöſers denke. Iſt hierin eine Unklarheit, gegen die ich kämpfen muß, ſo ſage es mir. Lebewohl, mein theures, theures Leben.

Schleiermacher an ſeine Frau.

Berlin, Sonnabend den 18ten Auguſt.

Nur ein paar Worte, mein liebes Herz, damit Du nicht ungeduldig wirſt, nicht eben in einer brillanten Stimmung, ohne daß eigentlich etwas geſchehen wäre, als daß ich nicht recht ein und aus weiß, und daß es ſchon Abend iſt und ich im geringſten noch nicht mit meiner Predigt in Ordnung bin. Sonſt geht alles bei uns ſeinen gewohnten Gang. — — Indeß waren wir auch am Montag in Treptow, bei ſehr ſchönem Wetter; unſre Kinder und M. waren mit. Aber man fühlt bei ſolcher Gelegenheit erſt recht, was alles fehlt. Ich für meine Perſon war daher auch nicht ſonderlich vergnügt, und da das immer auch Einfluß auf die andren hat, ſo würde ich nicht ſonderlich Luſt haben dergleichen zu wiederholen, wenn es auch ſonſt ginge. — — H. hat bis jezt noch geleſen, alſo wirſt Du wohl nicht viel mehr mit ihnen in Berührung kommen. Ich will gewiß Deinem Gefühl in dieſer Hinſicht keine Gewalt anthun; aber es wundert mich faſt, daß Du das nicht ganz ignoriren kannſt, zumal wir ja niemals etwas perſönlich miteinander gehabt haben und ich auch nie einen literariſchen Streit mit ihm geführt habe. — Grade hier wurde ich unterbrochen durch den Ruf zum Thee, und während deſſen kam eine Botſchaft von der H., ob etwas mitzugeben wäre. Sie reiſen morgen Mittag. Ich will aber dieſen Brief lieber zur Poſt geben; denn die F. behauptet, Du reiſeſt morgen von Salzbrunn ab. — Gott behüte Euch ferner. An Luiſen meine väterlichſten Grüße und an alle guten Bekannten in Salzbrunn zum Abſchiede. Ich drücke Dich an mein Herz, meine liebe, einzige Mutter.

Die Frau an Schleiermacher.

Salzbrunn, den 20ſten Auguſt.

Da ich nächſten Poſttag nicht ſchreiben kann, weil er auf unſren Reiſetag fällt, ſo erhältſt Du heute wieder einige Zeilen, wenn es gleich wenig zu ſchreiben giebt; aber Du könnteſt Dir doch Sorge machen, wenn ich auf einmal von meiner Gewohnheit wiche. — — Geſtern haben wir unſren Sonntag durch eine wundervolle Spazierfahrt nach Gottesberg, 1½ Stunde von hier, gefeiert, eine alte Bergſtadt, die höchſt gelegene in ganz Norddeutſchland. Von dort ſahen wir zum erſtenmale das Rieſengebirge in rechter Klarheit. In ſehr ſanften Formen und ganz himmelblauer Farbe lag es vor uns, während rings herum die Höhen düſter ſchwarz mit dunklen Tannen beſetzt. Faſt nie ſah ich dieſen Contraſt ſo maleriſch. Gottesberg iſt eine hübſche Stadt mit drei ſchönen Kirchen, die eben, als wir oben ſtanden, ihr volltöniges Geläute begannen. Unſren Standpunkt hatten wir auf dem Kirchhofe; ein ſechszehnjähriger Jüngling wurde aus dem nahgelegenen Dorfe, von unzähligen Landleuten und Kindern begleitet, zur Gruft getragen. Wir blieben ſtehn, bis der Zug den Kirchhof erreichte; der Sarg war nicht zu erkennen vor der Fülle von Blumenkränzen und Blumenkronen. Du kannſt Dir denken, mein liebes Väterchen, wie einzige Augenblicke dies für uns waren, und wie wir ſie nicht miſſen möchten.

Schleiermacher an ſeine Frau.

Berlin, den 25ſten Auguſt.

Mein lezter Brief an Dich war ſchon auf der Poſt, als Dein vorlezter ankam. Da Ihr nun Eure Reiſe noch um einen Tag verſchoben habt, ſo denke ich, kann er Euch noch in Salzbrunn als Abſchiedsgruß gefunden haben. Aber liebes Herz, es macht mir ordentlich Schmerz, daß Du den Gedanken, daß ich Euch nachkommen ſoll, ſo feſthältſt, nachdem ich Dir doch die ganze Lage der Sache auseinandergeſezt. Es läßt ſich wirklich nicht thun. Ich würde, wenn ich die Ferien verreiſte, in einer ſolchen Confuſion in den Winter hineinkommen, daß mir dies, was meine Kräfte und meinen Geſundheitszuſtand betrifft, weit mehr Nachtheil bringen würde, als die Reiſe mir nuzen könnte. Ich wünſche aber ſehr, daß Du unſrem Mühlenfels*) zureden mögeſt. Das würde Euch insgeſammt ſehr erheiternd ſein und mir ein wahrer Troſt. — —

Die Mutter an den Sohn in Aachen.

Warmbrunn, den 4ten September 1832.

Mein innig geliebter Sohn! Einen Gruß der Liebe mußt Du doch auch von hier aus von mir empfangen, hier, wo die erhabenſte und blühendſte Natur uns umgiebt und wir ein ebenſo einſames als genußreiches Leben führen, das auch meinem Geiſt die rechte Muße und Stille giebt zu den entfernten Lieben ſich zu wenden, und ſo faſſen die Arme meines Herzens Dich, mein E., ſo oft mit der zärtlichſten Mutterliebe, und mein Blick ruht ſegnend auf Dir und kehrt flehend wieder zum himmliſchen Vater, in deſſen Gnade alles beſchloſſen iſt, was wir nur wünſchen mögen. Rechte Sehnſucht habe ich gehabt von Dir zu hören, faſt bange war mir die lange Pauſe, und auch jetzt weiß ich nur die kurze Nachricht aus Berlin, daß dort Briefe, und gute, von Dir ſind. Die Freude ſie zu leſen und zu ſehen, wie Du gelebt haſt, iſt mir aufbehalten. — — Daß mir die Trennung von Vater recht ſchwer geworden, brauche ich Dir nicht erſt zu ſagen, doch es war nothwendig. — —

---

*) Ludwig v. Mühlenfels.

Schleiermacher an ſeine Frau.

Berlin, den 5ten September.

Meine liebe Mutter, als ich am Sonntag aus der Kirche kam, fand ich Häckel in meiner Stube und freute mich der lieben Briefe und ſeiner Erzählungen von Euch, aus denen ich ja, Gott ſei Dank, nichts als gutes entnehmen konnte. Jezt denke ich nicht ohne Sorge an Euch; denn der September hat ſich bei uns nur durch Kälte und Regen ausgezeichnet. Wenn ich um 7 Uhr in's Kollegium gehe, ſind etwa 9 Grad Wärme und in der Mittagſtunde bringen wir es nicht über 13. Da man nun auf jenen Höhen noch einige Grade niedriger vermuthen muß, ſo fürchte ich, daß Euch nicht ſonderlich wohl zu Muthe ſein wird. Merke ich doch an mir, daß Humor und Thätigkeit nicht dieſelben ſind, ſeit dieſes graue Wetter eingetreten iſt. — — Unſer Jonas iſt geſtern abgereiſt. Er ſcheint auf den Biſchof Neander einen ſehr vortheilhaften Eindruck gemacht zu haben, was mir ſehr lieb iſt. — Heute habe ich auf der Straße ein langes Geſpräch mit A. v. H. gehabt, der als ein erzliberaler ſehr wüthend iſt über den gegenwärtigen Stand der deutſchen Angelegenheiten. Ich theile das nicht ganz; aber ich bin auch nicht ſo gar ruhig dabei, als unſer lieber Eichhorn. Es macht mich doch oft wehmüthig, nach ſo ſchönen Anſäzen und Hoffnungen unſre deutſche Welt in einem ſo zweideutigen Zuſtand zurücklaſſen zu müſſen, wenn ich ſcheide, wie es doch höchſt wahrſcheinlich mein Loos ſein wird. Aber ich will mich nun nicht mehr in ſolche Betrachtungen vertiefen, ſonſt kommt mein Brief zu ſpät auf die Poſt. Möchte mir nur beſchieden ſein, noch ein recht befriedigendes häusliches Leben mit Dir und unſren Kindern zu führen. Gott befohlen, mein liebes, liebes Herz.

Die Frau an Schleiermacher.

Warmbrunn (September).

Mein Herzens-Vater, ich kann Dir heute nur einen flüchtigen Gruß ſagen. — — Du ſcheinſt ſo ernſtlich entſchloſſen, nicht die kleine Ausflucht hierher machen zu wollen, daß ich es unrecht fände, weiter in Dich zu dringen, ſo unausſprechliche Freude es uns auch geweſen ſein würde. Ich bitte alſo nur Gott, daß er es füge, wie es gut iſt. — — Heute erhalte ich einen Brief von Mühlenfels, der klagt, daß er gar nicht wiſſe, wie er daran ſei. — — Dein letzter Brief hat mein Herz auf das tiefſte bewegt, mein Väterchen. — Gott wird unſer Flehen erhören und uns noch ein in Ihm recht ſeliges, zufriedenes, von den lieben Kindern ſo ſchön umkränztes Leben ſchenken. — Lebewohl, mein Herzens-Vater, ich darf auf dieſen Punkt nicht kommen, ſonſt fließen die Thränen.

Schleiermacher an ſeine Frau.

Berlin, Dienſtag den 18ten September.

Mein liebes Herz, ich habe auf Deinen letzten Brief ſogleich an Mühlenfels geſchrieben. Es flog mir eine Ahndung durch die Seele, ob Du nicht doch etwas ängſtlich ſein könnteſt, in der vorgerückten Jahreszeit, bei den kürzeren Tagen, ohne männliche Begleitung zu reiſen. Ich fragte ihn alſo, ob er in Deinem Briefe irgend eine leiſeſte Spur davon entdecken könnte, dann wollte ich, im Fall er auch am Ende der Woche noch nicht mit ſeinen Arbeiten fertig wäre, Anſtalt machen Dich abzuholen. Darauf antwortet er mir heute, verneint das erſte gänzlich (ſchickt mir zum Beweiſe Deinen Brief) und ſchreibt mir, daß er Mittwoch reiſen werde. Ich kann Dir gar nicht ſagen, wie ich mich über dieſe Wendung der Sache freue, daß Euch noch ein ſo ſchönes, heiteres Ende Eures Aufenthalts beſchieden iſt, wie Mühlenfels es Euch geben wird. Ich hätte es ſo nicht gekonnt, weil ich doch nicht ohne Sorgen und ſtille Vorwürfe dageweſen wäre. — — So iſt es ganz ſchön, und ich werde recht viel im Geiſt mit Euch ſein. Hoffentlich bleibt Ihr nun auch noch einen Tag in Schmiedeberg, wenn das Wetter Euch begünſtigt.

Die Frau an Schleiermacher.

Warmbrunn, den 25ſten September.

Mein herzenslieber Vater, alſo zum letztenmal ſchreibe ich Dir, zur Neige geht nun die Zeit, auf der Gottes Segen ruhen wird für unſre Kinder, die Zeit, die wir ganz Deiner Liebe, Du theurer Herzens-Vater, verdanken, ſo wie wir ja auch Dir den freundlichen, heiteren Schluß verdanken. Welches Wetter haben wir! geſtern waren wir auf der Anna-Kapelle; es kann keinen ſchöneren Herbſttag geben; ich habe unausſprechlich Deiner gedacht, Luiſe war ſo entzückt über dieſen ihr noch unbekannten Punkt, auch Mühlenfels war ſehr heiter. Wie lieb der treue Freund iſt, brauche ich Dir nicht zu ſagen; Du weißt es ja, wie theilnehmend, wie anregend er iſt. Er hat hier nun noch angefangen zu baden. — — Dies einerſeits und die ſtillen Wünſche der Kinder haben mich bewogen, ſtatt Freitag, wie ich wollte, wenn M. nicht gekommen wäre, den Montag zur Abreiſe anzuſetzen und denke alſo den Mittwoch zu Hauſe einzutreffen. Ich glaube, Du lieber Vater, daß ich in Deinem Sinne handle, ſo wehe mir auf der andren Seite jede Stunde Aufſchub thut, die ich länger von Dir entfernt bin. Morgen wollen wir nach Schmiedeberg; dann waren wir noch nicht auf dem Kienaſt; der wird wohl übermorgen daran kommen. Welch' eine Freude iſt dieſer helle Sonnenſchein! O genöſſet Ihr Lieben, und beſonders Du, ihn auch ſo recht! Ich bin ſo viel mit meinem Herzen bei Dir. Tauſend, tauſend Grüße Allen. Lebewohl, geliebtes Herz, wie danke ich Gott, daß ich Euch nun bald Alle umarmen werde.

Die Mutter an den Sohn in Aachen.

Berlin, den 26ſten November 1832

— — Wie gnädig iſt uns Gott, daß wir Alle wieder beiſammen, geſund, erfriſcht, den lieben Vater umſtehn, der das köſtlichſte Bild in dem Rahmen iſt. Er war an ſeinem Geburtstag ſo heiter, ſo unausſprechlich liebenswürdig. Die nähere Beſchreibung der Feier überlaſſe ich den Mädchen. Du erhältſt einen Reichthum von Briefen; alle zuſammen werden Dir wohl ein ziemlich vollſtändiges Bild unſres ganzen Zuſtandes geben. Es iſt ein heiteres, friſches Leben jetzt im Hauſe, ich habe an allen Kindern recht meine Freude. — — Wie ungewiß liegt die Zukunft vor uns, mein lieber Sohn, wie möglich, daß auch Du von Deiner jetzigen Laufbahn durch den Krieg verſchlagen wirſt — in welch' einem ſchwankenden Zuſtand ſind alle großen gemeinſamen Verhältniſſe der Menſchen. — Ich danke Gott, daß er mir gegeben hat, ſo zuverſichtlich ſeiner Vaterliebe zu vertrauen, daß ich nicht ängſtlich ſorge und frage, ſondern, mit allen ſeinen Wegen zufrieden, in Ihm ruhen kann. Mein Gebet iſt, daß auch Du Dich von Ihm führen laſſeſt; ſo wird er Dich führen, und wohl beſſer als mein Denken und Wünſchen. — —

Berlin, den 11ten März 1833.

Mein geliebter E. Dieſe Zeilen bringt Dir Herr v. St., den wir leider ſehr wenig geſehn haben. — — Doch nun zu Dir, weg von dem Fremden, zu Dir, meinem lieben Sohn, mit dem ich ſo lange kein Wort gewechſelt habe. Ich habe oft rechte Sehnſucht nach einem Ton von Dir, ſo von Herz zu Herz, und kann es Dir nicht bergen, daß ich es mit Wehmuth vermiſſe. Denn wie könnte ich denken, daß mein E. ſo ganz der ſtilleren Stimmung oder überhaupt eines inneren Lebens ermangelte, um zu glauben, daß ſeine Briefe etwas anderes uns darböten, als die Halbſeite des Lebens, die dem äußerlichen Treiben zugekehrte; wie könnte ich zweifeln an dem ſtillen Grunde der Seele, worin auch das Ewige und das Heilige ſeine Bilder und ſeine Töne hineinwirft. Ich will Dich nicht warnen, laß nicht die dem äußeren Treiben zugekehrte Halbſeite zu ſtark überwuchern, Du findeſt die Warnung ohne mich in jeder Zeile in dem Buch der Bücher, das Du doch gewiß nicht verſäumſt täglich Dir aufzuſchlagen — ſondern nur bitten will ich Dich, gönne Deiner Mutter, die wenig Intereſſe hat für die Erſcheinungen auf dem bunten Markt des Lebens, öfter einen Ton aus dem ſtillen Grund Deines Herzens oder gewonnene ernſte Gedanken, die einzige wahre Ausbeute aus dem bunten Gewimmel. Denke nicht, mein lieber E., daß ich Dir nicht von Herzen gönne, daß Du das Leben von ſeiner äußeren, reizvollen Seite kennen lernſt und zu Deinem Nutzen mitmachſt; ich habe gar nichts dawider, nur mache ich Dich aufmerkſam, entwöhne Dich nicht zu ſehr von den tieferen Bedürfniſſen; — — ſind ſie nun einmal zu ſehr zum Schweigen gebracht, möchte man ſie ſpäter vergeblich zurückwünſchen. — — Was das Geſellige betrifft, werden Dir wohl die Schweſtern erzählt haben, daß unſre Mittwoche ſehr beſucht ſind, ſo daß an eine zu große Abgeſchiedenheit nicht zu denken iſt. Beſonders freundlichen Gruß an Dich hat mir Herr v. Harthauſen aufgetragen; er iſt jetzt wieder hier und ein willkommener Mittwochsgaſt; denn er führt nie Converſation, aber er hat viel geſehen, mit Geiſt aufgefaßt und ſeine Bildung iſt in die Tiefe gegangen, d. h. ſie iſt eigenthümlich geworden, und wie ſelten ſind die Menſchen, von denen man das ſagen kann. — — Auf das Freundlichſte biſt Du auch eingeladen, wenn Du im ſchönen Frühling eine kleine Ausflucht machen willſt, zu den Haſenclever's in Ehringhauſen; ſie ſind hier und wir haben uns herzlich zuſammengetroffen. Es wird Dir dort wohl ſein.

(März).

Hoffentlich wird der Brief Deiner Schweſtern richtig zu Deinem Geburtstage eingetroffen und es wird Dir durch ſie mein mütterlicher Segenswunſch zugekommen ſein. Nimm auch heute noch die Wiederholung; ich werde an dem Tage beſonders Deiner vor dem Herrn gedenken, mit mütterlichem Flehen, daß Du mehr und mehr mögeſt von dem Sichtbaren zu dem Unſichtbaren, von dem Vergänglichen zu dem Unvergänglichen übergehen, daß das Geheimniß der Gottſeligkeit ſich Dir tiefer im Herzen enthüllen möge und Du ein wahrer Bürger jenes Reiches werden mögeſt, das nicht zu uns kommt mit ſichtbaren Geberden, und was das Mutterherz alles zu erflehen hat von dem lieben Vater im Himmel. — — Hildis wird Dir geſchrieben haben, daß eine ſehr ernſte Zeit in unſerm Hauſe iſt. Vereinige Dich doch auch recht in dieſer Beziehung mit uns, mein geliebter C. Ich habe ſehr große Freude an den drei Mädchen; ſie ſind tief durchdrungen von dem Schritt, der vor ihnen liegt, dem größten und heiligſten, den das Leben bietet*).

Schon in meinem vorigen Briefe erinnere ich mich, Dir meine Ahnung über Deinen Freund H. ausgeſprochen zu haben. Du kannſt Dir denken, wie es mich intereſſirte, als ich mit Rauch eines Abends zuſammenſaß und mir die Aachener Welt von ihm beſchreiben ließ, ein ſehr ungünſtiges Urtheil über H. zu hören. — — Möge Dir doch, mein liebſter Sohn, in den oberflächlichen Eindrücken, denen keine andern entgegenſtehen, da es Dir nicht gelungen iſt, Menſchen nahe zu treten von wahrer innerer Bildung, möge Dir doch der Maaßſtab des Urtheils aus dem väterlichen Hauſe noch in der Seele bleiben! — — Wehe dem jungen Manne, der den Glauben an die Ideale überhaupt aufgegeben hat! er hat ſich ſelbſt furchtbar den Stab gebrochen, und ſo wie er ſelbſt ein nüchterner Geſelle geworden, ſo darf er nicht ſorgen, daß ſein Leben denſelben Stempel tragen wird. Gott mit Dir mein S.

---

*) Die Confirmation.

Der Vater.

Berlin, den 11ten Mai 1833.

— — Uebrigens mein lieber Sohn mache ich mir faſt Vorwürfe, daß ich Dir überall nachgegeben wegen Aachen, weil Dein Leben da, die Geſchäfte abgerechnet, doch gar zu dürftig erſcheint. Ich kann mir kaum denken, daß nicht auch dort unter den Geſchäftsmännern, die aus andern Provinzen her ſind, ein Familienleben beſtehen ſollte, woran Du einigen Halt hätteſt finden können. — — Ich glaube Dir nun zwar gern, daß der Sinn für dies beſſere Leben Dir deshalb nicht ausgegangen iſt, aber er iſt doch auch gar nicht genährt worden. — — Die Schweſtern werden Dir wohl mittheilen, was wir höchſt trauriges in unſerm nächſt befreundeten Kreiſe erlebt haben. Der arme Jacobi, ich weiß gar nicht, wie er es verwinden wird*). Auch der unerwartet plötzliche Tod des Fürſten Radziwill und die faſt hoffnungsloſe Krankheit der Prinzeſſin Eliſe haben uns, und mich beſonders, ſehr afficirt. Ja ſchon ſeit geraumer Zeit hat immer eine Aufforderung zu ſchmerzlicher Theilnahme die andre gedrängt. — —

— — Inzwiſchen hatte dieſe Rückſicht doch keinen vorzüglichen Antheil an meinem Vorſchlag, ob Du nicht noch dies letzte Jahr zu einer andern Regierung gehen wollteſt, ſondern Deine Aeußerungen über die abweichende dortige Einrichtung. Denn theils weiß ich doch nicht, ob nicht eine gänzliche Unbekanntſchaft mit gewiſſen Branchen Dir beim großen Examen ſchaden könnte, theils fürchte ich noch mehr, daß Du dann auch künftig könnteſt zu leicht ausſchließlich für jene Gegenden beſtimmt werden, und ich geſtehe Dir gern, daß ich dies nicht wünſche, da dort die höheren geiſtigen Lebenselemente ſo wenig hervortreten. Ich kann und will mich indeß hierüber nur auf Dein eigenes Urtheil verlaſſen. Wenn Du alſo gewiß biſt, daß keiner von jenen beiden Nachtheilen zu beſorgen ſteht, ſo bin ich gern zufrieden, daß Du in Aachen bleibſt. — — Mutter, die nicht ſelbſt hat ſchreiben können, läßt Dich auf das zärtlichſte grüßen, ſie folgt aber gewiß bald nach. Gott befohlen, mein lieber Sohn.

---

*) Den Verluſt ſeiner Frau, geb. Nicolovius.

Die Mutter:

(Mai 1815)

Mein alter lieber G. Obwohl Deine Zeilen nicht ohne Verſtimmung ſind, ſo blickt doch die Sehnſucht nach heimathlichen Klängen, die Liebe zu Vater und Mutter und Schweſtern hindurch und dieſer Ton hat meinem Herzen mehr wohl gethan, mich inniger als lange den Sohn, der meinem Herzen ſo theuer iſt, der ſeine Mutter einſt ſo liebte, empfinden laſſen. Ja alter lieber Sohn, ich ſehne mich auch ſo ſehr innig, Dich einmal wieder an die Bruſt zu drücken, einmal wieder mit Dir zuſammen zu treffen in dem Gebiet des Heiligen, Unſterblichen, Ewigen, wo doch immer meine ſüßeſte und eigentlichſte Heimath iſt, wenn ich gleich nur in ihr weilen kann auf Augenblicke, die ich dem thätigen, mich ſo vielfach bedrängenden Leben entfliehe. Du verſtehſt mich ſchon, nicht, als ob die ſchöne mir von Gott gegebene Thätigkeit außer dieſem Gebiet läge; mein höchſtes Ziel und mein Streben geht wenigſtens dahin, Alles in Einklang zu bringen; aber wie es außer dem Beten ohne Unterlaß doch noch ein beſonderes Beten giebt, ſo auch noch ein beſonderes, ſeliges Genießen in der Stille und Zurückgezogenheit von allem Aeußeren. Sind Dir auch dieſe Töne nicht zu fremd geworden? Haſt Du auch Deinen Herrn und Heiland nicht vergeſſen und verſäumt, in dem bunten, oberflächlichen Getreibe der Welt? o laß die mütterliche Frage mit ſanfter Gewalt bis an Dein Herz dringen, fertige ſie nicht kurz mit dem Verſtande ab, es giebt keine ſüßeren Thränen, als die des Wi[illegible]findens, wenn man ſich getrennt fühlte. — — Laß nicht di[illegible] Stimme der Verführung unter ſchmeichelnder Geſtalt Dir die Grundſätze Deiner Jugend wankend machen. Was das einfältige, wahrhafte Kinderherz als unrecht, als gemein erkannte, o das bleibt es, wie erfinderiſch der Menſch, der viele Künſte ſucht, der die erſte Einfalt nicht wiederfinden kann, auch ſein mag, das Kreuz Chriſti als Thorheit zu demonſtriren. Du geliebter Sohn, wie kann ich bisweilen zittern, wenn ich denke, wie gefahrvoll in dieſer Beziehung Dein Weg iſt, unter ſo leichtſinniger Jugend und ohne irgend eine Anknüpfung ernſterer Art, allein hingewieſen auf das treue Halten der Hand, die Deine Jugend ſo ſichtbarlich, ſo milde, ſo liebend geleitet hat. Eins ſteht Dir zur Seite, das treue Gebet Deiner Mutter. — Von unſeren Reiſeplänen haben Dir gewiß die Kinder geſchrieben; ich wäre wohl recht froh, wenn wir dieſen Mauern eine Zeitlang enteilen könnten. Möchteſt Du doch auch die Natur recht genießen und dazu kommen, eine kleine Ausflucht zu machen. — — Von unſerem Leben und Treiben berichten wohl die Schweſtern; die Mittwoche ſind oft durch fröhliche Jugend belebt; der Kranz von Mädchen in unſerem Hauſe iſt ein ſo freundliches Bild, daran ſich Viele erquicken. Wie dieſer jugendliche Kranz, um den Vater herum, ſein Alter verſchönt, kannſt Du Dir ſelbſt ausmalen. —

Im Juli 1833 reiſte Schleiermacher's Frau mit der kranken Freundin F. und deren Tochter nach Putbus auf Rügen zu einem längeren Aufenthalte im dortigen Seebade. Später brachte Schleiermacher die meiſten übrigen Kinder nach dem Schwerinſchen Gute Putzar in Pommern, von wo ſie ſpäter nach Rügen nachfolgten, und unternahm ſelbſt, von Putzar aus, mit dem Grafen Schwerin eine Reiſe nach Schweden, Norwegen und Dänemark, von wo er ſpäter nach Rügen zurückkehrte, um ſeine Familie wieder heimzuführen.

Aus dieſer Zeit die folgenden Briefe:

Die Frau an Schleiermacher.

Putbus, den 26ſten Juli 1833.

Wie leid thut es mir, mein Herzens-Vater, daß Du ſo ſpät Nachricht von uns erhältſt; es iſt aber heute der erſte Poſttag ſeit unſerer Ankunft. Gott iſt uns ſehr gnädig geweſen; wir haben eine ſo glückliche Reiſe gehabt, und hier hat ſich alles ſo gut für uns gefügt, als wir es nur wünſchen können. — — Wir haben ſchon die ſchönſten Spaziergänge gemacht; Putbus iſt wirklich ein Paradies; ich lerne erſt jetzt dieſe Gegend kennen; es kann keinen ſchöneren Landaufenthalt geben. — — Wie ich mich ſehne von Euch zu hören, wie meine Gedanken und mein Herz zu Euch hineilen!

Sonntag.

Tauſend Fragen habe ich in meinem Herzen; ich ſpreche ſie nicht aus; ich hoffe, Ihr werdet treu ſein und mir von Allem treulich berichten. Uns geht es fortdauernd ſehr gut, nur nicht ſo ruhig, als wir dachten. Man iſt hier ſehr bemerkt, und Bekannte trifft man genug; dazu iſt man ſehr elegant hier, ſo daß man die Toilettenſorgen nicht vermeiden kann. Heute iſt die ganze Kathen'ſche Familie hiergeweſen; ich habe mich unbeſchreiblich gefreut. — — Auch haben wir heute einmal zum Spaß im Salon gegeſſen, der ganz gefüllt war. Der Fürſt erzeigt uns viel Artigkeit. — — Die Kathen meinte, ich müßte durchaus Viſite machen bei der Fürſtin; ich will darüber mich erkundigen und es gewiß nicht verſäumen, wenn es zur Etikette gehört. Heute über 8 Tage kommt Mühlenfels*), den wir in Swinemünde ſprachen. — —

---

*) Ihr Bruder.

Du ſiehſt, daß es mit der beabſichtigten Einſamkeit ſehr ſchwach ſteht. Ach, mein liebſtes Herz, könnte ich nur einen Blick zu Euch hinthun, wenn Ihr Alle ſo beiſammen ſeid! Könnte ich Euch hier haben in dem herrlichen Park, unter den uralten Bäumen, die jezt noch ſo friſch ſind, wie bei uns im Mai. Wie grün iſt hier alles, wie üppig ſteht das Korn, welche Roſenpracht iſt hier noch. Gott behüte Dich, mein liebſtes Herz. Er wird mein Flehen erhören und über Euch Alle Seine ſchützende Hand halten. — — Mein liebſtes Väterchen, was wirſt Du über die Mädchen beſchließen? Ach hätte ich die lieben Mädchen hier! aber ſtille, mein Herz, man muß ſich ruhig fügen in das Unabänderliche. Dir überlaſſe ich alles, wie Du es einrichten wirſt.

Schleiermacher an ſeine Frau.

Berlin 1833

Endlich, liebſte Mutter, iſt geſtern durch Eure Briefe unſre Ungeduld geſtillt worden. — — Das wird mir ſehr klar, mein liebes Herz, daß dies die lezte Reiſe iſt (mit Ausnahme der großen), die ich ohne Dich mache*). Ich weiß noch gar nicht, wie ich es aushalten werde, ſo lange ſo wenig von Dir zu hören. Indeß gebe ich Dir auf jeden Fall noch eine Anweiſung, um wenigſtens in den drei Hauptſtädten Briefe von Dir zu haben. — Daß Du nun bis Sonntag noch keinen Beſuch bei der Fürſtin gemacht und Dich auch im Salon nicht haſt vorſtellen laſſen, macht mir in der That einen kleinen Schreck. Indeß immer beſſer ſpät als gar nicht; ſo freue ich mich, daß Du nun doch entſchloſſen warſt es nachzuholen. — — Da nun einmal die Reiſe ſo arrangirt iſt, ſo trage ich auch gar kein Bedenken die Kinder nach Putbus zu ſchicken. Denn daß ſie hier noch ſollten ſo lange allein bleiben und hernach allein reiſen, will mir nicht in den Kopf und würde ſie ſteinunglücklich machen. Die Kinder bleiben auf jeden Fall ein paar Tage in Putzar. Sie ſind, Gott ſei Dank, ſo vergnügt, wie ſie ohne Dich ſein können. Daß Ludwig Mühlenfels nicht mit nach Schweden geht, weißt Du nun ſchon, aber der gar zu liebe Freund will noch auf Einen Tag herkommen, um mir Inſtruktionen zu geben. — —

---

*) Es war wirklich die lezte.

Die Frau an Schleiermacher.

Putbus, den 31ſten Juli.

Mein lieber, einziger Vater, welch' eine Freude hatte ich über Deinen Brief und über die Briefe der Kinder und daß es Euch Allen ſo gut geht. Immer näher rückt nun Deine Reiſe. Ach wie will ich mich freuen, wenn ich mir Dich denken kann in Gottes ſchöner Natur, ſtatt an dem Schreibtiſch im ſtaubigen Berlin. Wenn ich in dem ſchönen Wald hier wandre, der die Friſche des Mai's hat, ſo denke ich, bald wird mein Herzens-Vater in den ſchönen, friſchen, nordiſchen Wäldern ſeinen Gott loben und ſein Herz erfriſcht und verjüngt fühlen. — Ich werde Dir wohl nur noch einmal ſchreiben können — ach der liebe Gott laſſe doch alles unter ſeinem gnädigen Schutz Euch gut gelingen. Lieber, einziger Vater, verzeih, wenn mir das Herz in einem Augenblick freudig aufjauchzt und in dem andren wieder beklommen ſchlägt über die lange Trennung und die weite Ferne. Du haſt aber verſprochen, mir ſo oft als möglich zu ſchreiben, gieb nur den Kindern noch beſtimmte Notiz, wohin wir Dir ſchreiben ſollen. — Zwei göttliche Tage hatten wir hier den Montag und Dienſtag; den erſten begnügten wir uns mit Wanderungen in der Umgegend, geſtern aber konnten wir dem Reiz nicht widerſtehn, den eine Meile entfernten Rugard zu beſuchen. Ganz ſtill war es oben, ſonnenbeleuchtet; ich ſuchte mit eigener Bewegung in dem reichen Panorama, rings um uns herum, mit den Augen ſo manche Punkte, wo unendliche Jugend-Erinnerungen ruhen — am ſchönſten lag die romantiſche Pulitz vor mir. — Rüganer von unſren näheren Lieben habe ich noch keine geſehn als meine Götemitzer; vorgeſtern Nachmittag machte ich Viſite bei der Fürſtin mit Luiſchen. Wir wurden gleich wieder geſtern Abend zum Souper eingeladen; ſie war beide Male außerordentlich freundlich, auch der Fürſt, der wirklich ein ſchöner Mann iſt. — — Die Gräfin A. erkundigte ſich ſehr nach Dir und ſagte, daß ihr Mann Dich ſehr verehre. Es war hübſch und ungenirt da. — — Adieu, mein Herzens-Vater, Gott ſegne und behüte Dich und uns alle.

Putbus, den 3ten Auguſt.

Du lieber Herzens-Vater, zum letztenmale begrüße ich Dich, ehe Du Dich dem wogenden Element vertrauſt, erreichten doch dieſe Zeilen Dich noch und brächten Dir die Fülle der Liebesgrüße aus meinem bewegten Herzen — ja ein Füllhorn von Blumen möchte ich über Dich ausſchütten, irgend etwas thun, um meinem Herzen zu genügen, und doch kann ich Arme nichts, als hier ſitzen und mit feuchten Augen an Dich denken und Dir danken für all' Deine Güte und Deine Liebe, für Deine Freundlichkeit, die Dein letzter Brief mir wieder ausſpricht, die ſich auch darin wieder beweiſet, daß Du mich gar nicht ausſchiltſt, da ich Dich doch wieder gequält habe. Wie unausſprechlich freue ich mich über alles Gute, was ich von Hauſe höre; es ſcheint ja alles ſo gut, ordentlich und friedlich dort zu gehen oder vielmehr gegangen zu ſein; denn wahrſcheinlich haſt Du die Mädchen nach Putzar mitgenommen und läſſeſt ſie da, bis ſie in Götemitz können aufgenommen werden. — — Es iſt heute Königs Geburtstag; Putbus wimmelt von Menſchen — höchſt amüſant — von frühe an ein ewiges Vorüberfahren von geputzten Leuten aus allen Ständen; die komiſcheſten, altmodiſchen Karoſſen, die man zeichnen möchte, die in Berlin einen Auflauf bewirken würden; die aufgedonnerten reichen Pächterfrauen u. ſ. w., kurz eine Bewegung und ein Menſchengewühl, welches ſehr intereſſant iſt. Wir nehmen heute nur eine beobachtende, aber keine mitgenießende Stellung ein. — Es iſt ein kalter, windiger Tag. Die ganze Geſellſchaft im Salon wird heute Mittag zum Abendball geladen. Wir wollen nicht hin, alſo iſt es im Zuſammenhang, daß wir auch heute Mittag nicht im Salon waren. Aber an des Fürſten Geburtstag, am 1ſten, ſind wir, um ihm unſren Glückwunſch zu bringen, auf dem Ball, den ihm die Badegeſellſchaft gab, geweſen. — — Die Unterhaltungen begannen gewöhnlich mit Fragen nach Dir und gingen über zu Schwerin's — es war mir ſehr deutlich, daß dieſe Leute alle überzeugt ſind von der bevorſtehenden Verwandtſchaft. — — Harthauſen ſehen wir nur Viertelſtundenweiſe, er benutzt ſeine Zeit hier, um Land und Leute kennen zu lernen und Putbus nur als Abſteige-Quartier. —

Der Vater an den Sohn in Aachen.

Berlin, den 4ten Auguſt 1833.

Mein lieber Sohn, wie lange hätte ich Dir ſchon gern geſchrieben, aber ich habe abſichtlich immer gewartet in der Hoffnung, es würde ſich eine Ausſicht eröffnen Dir Deinen Wunſch gewähren zu können. Nun iſt der lezte Augenblick herangenaht und ich muß Dir ihn mit ſchwerem Herzen abſchlagen. Der lieben Mutter habe ich ſchon einen bedeutenden Zuſchuß machen müſſen, auf den ich nicht gerechnet hatte; aber ſie hatte eben anfangs die Rechnung etwas ohne den Wirth gemacht. Ich ſelbſt muß alles zuſammenkrazen, um bei meiner ſchwediſchen Reiſe nicht zulezt im bloßen zu ſein. So war denn ſchon über alles vorhandene disponirt. Aber ich konnte hoffen, daß mir noch mehrere kleine Summen eingehen würden und die wollte ich dann zuſammenraffen und Dir zuſchicken, aber ſie ſind leider ſämmtlich zurückgeblieben, und ſo muß ich mich in mein Schickſal finden. Du mußt Dich alſo nun vertröſten auf die verſprochene größere Reiſe nach Deinem großen Examen, und mußt Dich bequemen diesmal mit dem kleinen Rudolf *) zuſammen die beiden einzigen feſten Punkte zu ſein in der Familie; alles andre iſt in Bewegung. Von mir wirſt Du wohl lange keine direkten Nachrichten bekommen, darum will ich Dir eine kleine Reiſebeſchreibung vorher geben. —

Den [illegible].

Seit ich dieſes geſchrieben, iſt Dein Brief an Luiſchen angekommen, die ja aber ſchon ſeit beinahe 14 Tagen in Putbus iſt. Eine von den Schweſtern hat ihn aufgemacht, in der Hoffnung, daß Einlagen darin ſein möchten. Ich hätte ihn gern geleſen, aber dazu habe ich in dieſem Getreibe um ſo weniger kommen können, als wir auch noch einen Beſuch von Mühlenfels hatten, der ausdrücklich auf einen Tag herkam, um mir noch Inſtruktionen und Briefe nach Schweden zu geben. Etwas hineingeſehen habe ich denn doch in Deinen Brief und da iſt mir das Herz weich geworden, und da ich ohnedies eine außerordentliche Anſtalt machen mußte, ſo habe ich doch ein kleines Papier bis zu meiner Rückkehr verkauft. — — Eine kleine Ausflucht nach Bonn, und von Bonn aus noch etwas weiter, wirſt Du doch damit beſtreiten können. Grüße nur Arndt's auf das herzlichſte von mir und ſage ihm, ich hätte immer an ihn ſchreiben wollen, um mir von ihm einen Plan machen zu laſſen, aber ich wäre immer nicht dazu gekommen, bis es zu ſpät geworden. Erzähle ihm, daß wir uns mit der von ihm uns zugeſendeten Gräfin Schwerin gar ſehr wohl gefallen haben, daß auch der Putbar'ſche Graf hier ihre Bekanntſchaft gemacht, und daß ſie uns auf das dringendſte nach Husby geladen, wo wir denn auch auf dem Wege von Carlskrona nach Stockholm gewiß ein oder ein paar Tage

---

*) Ein Pflegekind, Sohn derſelben Halbſchweſter Schleiermacher's, von welcher er bereits eine Tochter zu ſich genommen hatte

zubringen werden. Nun aber muß ich aufhören und Dich Gott befehlen. Viel Vergnügen und gut Wetter zu Deiner Ausflucht, unter der Bedingung, daß es vom Rhein bis nach Schweden reicht.

Schleiermacher an ſeine Frau.

Putzar, den 7ten Auguſt Abends.

. Bis hierher, liebſte Mutter, bin ich glücklich mit den Kindern gekommen. Wir kamen bei guter Zeit in Prenzlow an und waren zu Mittag hier. Nach Tiſch kamen die Buſowſchen, die zwar vor Abendbrod fortfuhren, aber doch komme ich erſt jezt vor zu Bette gehn zum Schreiben und morgen ſoll es äußerſt früh fort. — — Außerdem iſt mir noch das Herz weich geworden über unſren Ehrenfried, als ich in ſeinen Brief an Luischen hineinſah, wie er ſie noch wollte zur Fürſprecherin anwerben, und da ich noch eine Auslage für meinen Bruder zu machen bekam, wozu meine Baarſchaft doch nicht reichte, ſo faßte ich den Muth einen Staatsſchuldſchein zu verſilbern und habe dem guten Jungen den Reſt geſchickt. Meine Reiſe mit den Kindern iſt ſehr vergnügt geweſen, wie ſie Dir auch wohl ſelbſt ſagen werden, und wir haben natürlich Deiner ſehr viel gedacht, ſowie der übrigen Lieben. — — Sei mir tauſendmal geherzt und in Gottes Schuz befohlen. —

Die Mutter an den Sohn in Aachen.

Putbus, den 7ten Auguſt 1833.

. Mein Herzenslieber Sohn, ich wollte Dir vor meiner Abreiſe ſchreiben, allein es war mir unmöglich. Nie war ich ſo bedrängt, ja wirklich ermattet durch den vielen geſelligen Verkehr und die damit verbundene Unruhe. Ich dankte Gott, als ich Berlin im Rücken hatte. Hier hoffe ich nun mich recht zu erholen, mir köperlich und geiſtig friſches Leben zu ſchöpfen aus freier, großartiger Natur und ſtillem, gemüthlichem Zuſammenleben mit meiner F. und meinen lieben Mädchen. — — Die lange Trennung von Vater wird mir wohl ſchwer, ſie wird mir dadurch erleichtert, daß ich große Freude an Vaters ſchöner Reiſe habe, mich auch an der Geſellſchaft des alten, guten Grafen für ihn freue. Gott gebe, daß die Reiſe ihm recht zur Stärkung gereicht, er iſt leider ſehr angegriffen und ſieht ſehr ſchlimm aus. —

Schleiermacher an ſeine Frau.

Yſtadt, Freitag den 8ten Auguſt.

Meinen lezten in Putgar geſchriebenen Brief habe ich in Greifswald auf die Poſt gegeben und dagegen den Deinigen vom 3ten zurückerhalten. — — Wir ſind nun geſtern früh um halb 4 Uhr (und doch war die ganze Mädchenſchaft ſchon fir bei der Hand) abgereiſt, waren vor 11 Uhr in Greifswald, hatten aber da noch ſo mancherlei, theils wirklich zu ſchaffen, theils, wie es geht, unnüz hin und her zu rennen. Wir fuhren nach einem kleinen Frühſtück nach der Wiek und um halb 3 Uhr ging es fort. Unſre Fahrt war anfangs ſehr leiſe und anmuthig, ſo lange wir Rügen entlang fuhren. Bald hatten wir unverkennbar Poſeriz, dann Putbus im Auge, aber hernach war ich ſo wenig klar über das ſchöne liebe Rügen, daß ich T.... für Perth hielt und ſo fort, bis endlich Jasmund in ſeiner Herrlichkeit hervortrat. Alle ſchönen Erinnerungen vergangener Zeiten boten ſich mir von der Peripherie aus dar; ſo kamen wir an Saßniz, Klein-Stubbenkammer und dem Königsſtuhl vorbei und zulezt ſchimmerte Arkona aus der Ferne. Wie wir nun Rügen ſo weit hinter uns hatten, erhob ſich ein friſcher, halber Wind, ſo daß wir mit zwei Segeln fuhren, alſo doch eine Aehnlichkeit mit der Seefahrt hervortrat. Der Graf ſezte ſich in den Wagen um da ſicherer zu ſein. Denn je höher, um deſto ſchwächer merkt man die Bewegungen des Schiffs. Am Ende nach Sonnenuntergang, der nicht klar war, ſezte ich mich zu ihm, und wir beſchloſſen die Nacht lieber da zuzubringen, als in die Kajüte zu gehn. Indeß bald wurde der Graf doch ſehr leidend, verließ bald den Wagen, bald kam er wieder; ich hielt mich, um geſund zu bleiben, zwiſchen Schlaf und Wachen ganz ſtill; nichts um mich her, als ich einmal ordentlich aufwachte und des Grafen Plaz leer fand, als ein ziemliches Getöſe der Wellen. Ich gewahrte beim Aufſehen, daß die beiden Segel eingezogen waren; ſtatt deſſen wehte das dritte kleinere, transparent erleuchtet von der dahinter (oder vielmehr davor am Vordertheil) aufgehangenen Laterne. Nun war ſchon gegen Abend auf einmal ein Rennen und Laufen unter der Mannſchaft geweſen; die Räder wurden gehemmt, das Schiff ſtand ſtill, die Pumpen wurden in Bewegung geſezt, im Raum bewegten ſich Lichter, und beim Zuſehn fand ich, daß im Maſchinen-Raum etwas kalfatert wurde. Es war alſo kein Leck im Schiff ſelbſt, ſondern eine Röhre ſollte ein Loch bekommen haben und durch dieſes zogen wir Waſſer. Dem Uebel war bald abgeholfen geweſen und die Maſchine wieder in Gang geſezt; aber wie ich nun ſo einſam aufwachte, niemand ſah oder hörte und der Wellen-Spektakel immer ärger wurde und der Wind immer ſtärker blies, wurde mir doch bange, ob auch die nöthige Wachſamkeit im Schiff ſei, bis endlich der Kapitain an mir vorbeiging und mir ſagte, die See ginge ſehr hoch. Mir hatte das gar nicht geſchienen; es war elf Uhr, der Mond alſo noch lange nicht aufgegangen, der Himmel leiſe aber ganz bedeckt, bis auf zwei ſchmale Streifen am Horizont, deren einer von der untergegangenen Sonne, der andre von dem noch nicht aufgegangenen Mond herrührte, kein andres Licht als die Schiffslaterne und das, was von der Kajüte heraufſchien; ſo mochte ich denn die Höhe der Wellen nicht recht geſehen haben, nur daß mir von Zeit zu Zeit einige Tropfen ins Geſicht ſprangen, welche Sprizwaſſer ſein mußten. Wunderlich gingen mir aber doch in dieſer Zeit die Gedanken durcheinander, wie Du Dir wohl vorſtellen kannſt, und immer war ich bei Euch. Endlich wurde mir die Einſamkeit zu groß, da ich nichts hörte als das Getöſe, welches ich nicht verſtand; und da ich aufhorchend auch kein Stöhnen des kranken Grafen hörte, trieb es mich doch mich nach ihm umzuſehn. Ich ſprang alſo aus dem Wagen heraus und hielt mich, woran ich konnte, um in die Kajüte zu kommen. Da ſchlief der Graf eben ruhig, für mich aber war kein Plaz als ein Feldſtuhl, auf den ich mich ſezte, und nun ging es mit mir auch los. Es war aber leicht und dauerte nicht lange; denn ſobald Plaz gemacht war und ich liegen konnte, war es vorbei. Die Bewegung des Schiffs aber war ſo ungeheuer, daß ich mich kaum auf dem Sopha halten konnte und daß auch der Kapitain bei jedem Schritt torkelte, und die Wellen meinten es ſo ehrlich, daß zulezt auch Waſſer in die Kajüte hinein ſickerte. Ich ſchlief aber wieder ruhig ein, bis der Kapitain mich mit der Frage weckte, ob ich nicht das Land ſehen wollte, wir würden gleich in den Hafen laufen. Der Graf war auch wieder geſund und auf dem Deck, und ſo kamen wir denn zwei Stunden ſpäter, als berechnet war, hier an. Da haſt Du unſer Abentheuer; ich rechne darauf, daß die Kinder dieſem Briefe bald folgen und grüße ſie zugleich. Hier haben wir nun noch mit Reiſevorbereitungen zu thun, werden aber doch wahrſcheinlich unſer Ziel Lund noch heute erreichen. Gott behüte Euch zuſammen und nehmt aus der glücklichen Ueberfahrt glückliche Vorbedeutung. Der Himmel hat ſich auch wieder aufgeklärt.

Jaenkoeping, Mittwoch den 14ten Abends.

Meinen Brief vom 9ten aus Yſtadt, mein liebes Herz, wirſt Du nun wohl haben und unſre Kinder werden auch nun gewiß bei Dir ſein. — — Ich fange nun einen neuen Brief an, den ich vielleicht in Husby, vielleicht auch erſt in Stockholm beendige, und muß ſo klein und undeutlich ſchreiben, als mein ſchlechtes

Licht und meine harte Stahlfeder es wollen. — — Das Wetter iſt noch ebenſo, wie es bei uns war. Faſt kein Tag ohne Regen, der Morgen im Freien und der Abend im Quartier kühl, ſo daß man ſeinen Athem ſieht, die Luft aber doch ſo gut, daß wir uns beide vollkommen wohl befinden. Mit der ſchwediſchen Küche können wir uns auch noch nicht recht befreunden. Die Suppe fehlt gänzlich, Rindfleiſch haben wir auch noch nicht geſehn, faſt alles hat einen dumpfigen, und das meiſte noch außerdem einen unangenehmen Geſchmack. Nur heute Abend iſt es uns beſſer gegangen, mit einem uns beiden ganz neuen Braten, einem Auerhahn. — — Aber nun muß ich Euch insgeſammt gute Nacht ſagen, denn ich kann es nicht länger aushalten bei dem dunklen Talglicht zu ſchreiben.

Motala, Donnerſtag den 15ten Abends.

Für das viele minder intereſſante und minder günſtige der beiden lezten Tage ſind wir heute entſchädigt worden durch einen herrlichen Vormittag. Wir ſind bei ſehr ſchönem Wetter durch eine reizende, ſehr angebaute und fruchtbare Gegend längs des Wetterſees gefahren, den wir bald im Auge hatten, bald wieder verloren. Bei einem kleinen Städchen Grenna, gleichſam das Paradies in dieſer ſchönen Landſchaft, wurden uns die trefflichſten Glaskirſchen, auch noch recht gute ſchwarze ſüße in den Wagen hineingereicht, und wir haben ſie mit großem Wohlgefallen verzehrt. Später gab es zwar wieder ein paar Regenſchauer, aber ſie waren nicht von Bedeutung, und nun ſind wir hier am Anfang des Kanals, kamen aber, weil wir unſre Pferde auf der lezten Station ſpäter beſtellt hatten als nöthig geweſen wäre, zu ſpät an, um heute noch etwas in Augenſchein zu nehmen, als daß wir an die erſte Kanalſchleuſe gingen. Das ſoll alſo morgen Vormittag geſchehn und dann wollen wir nach einem frühen Mittag noch bis Linkoeping. Viel Unbequemlichkeit und auch Nachtheil bringt es uns, daß wir in Hinſicht der Sprache ſchlecht berathen ſind. Denn wir beide werden wohl, wenn wir wieder abziehen, ohngefähr ſoviel gelernt haben um uns durchhelfen zu können, und der Huſar, den uns H. v. Lundblad empfohlen hat, iſt durchaus nur für den Poſtverkehr zu gebrauchen, und auch das nur unvollkommen, weit gefehlt, daß er ſo viel deutſch verſtehen ſollte um uns zum Dolmetſcher zu dienen. So geht es denn ohne Confuſion nicht ab und, was ſchlimmer iſt, nicht ohne manchen Zeitverluſt. Wir haben uns bisher immer ſo eingerichtet, daß wir um 4 oder 5 ausgefahren ſind, um noch Abends unſre Vorausbeſtellungen für den folgenden Tag machen zu können, und haben täglich 10—12 ſchwediſche oder 14—17 deutſche Meilen gemacht, mit Ausnahme der erſten beiden Tage. Dabei glaube ich, daß, wenn wir in Stockholm ſein werden, mein Antheil von Yſtadt ab gerechnet noch nicht 100 Thlr. betragen wird. Ich geſtehe aber auch gut dabei zu fahren, daß der Graf die Kaſſe führt, ich wäre in manchen Kleinigkeiten viel verſchwenderiſcher. Glaube aber nur nicht, daß wir uns etwas abgehn laſſen; vielmehr nehmen wir überall das beſte, was zu haben iſt. Wir kommen übrigens ſehr gut miteinander aus, da wir ziemlich dieſelben Neigungen in Reiſeangelegenheiten haben, und im Wagen vergeht die Zeit in einer angenehmen Abwechſelung von Schlaf, Geſpräch und ſtiller Betrachtung. Alles wäre ſchön, wenn wir nur Nachrichten von Euch hätten. Der Graf erwartet Sonntag Briefe in Husby; ich habe nicht das Herz gehabt mir welche zu beſtellen und die ſeinigen werden mir kaum ſagen können, ob die Kinder glücklich zu Dir gelangt ſind. Da muß ich mir das homeriſche zurufen: „Duld es, mein Herz, Du haſt ja früher ſchon ſchlimm'res erduldet,“ nemlich Anno 1813. Und nun gute Nacht, es will immer nicht lange gehn bei dieſen Talglichten. Und auch Euch bedauere ich des Leſens wegen; ich wollte gern größer ſchreiben, aber es geht nicht.

Montag.

Da ſind wir nun bei unſrer lieben Gräfin*), welche die Aufmerkſamkeit und Freundlichkeit ſelbſt iſt, ſeit geſtern Morgen um 10 Uhr. Wir hätten recht gut noch Sonnabend Abend hier eintreffen können und der Pflegeſohn der Gräfin hatte bis 10 Uhr in Soederkoeping auf uns gewartet. Aber es hatten ſich an dieſem Tage ſo viel Pferde-Confuſionen gehäuft, daß wir erſt um eine halbe Stunde ſpäter ankamen und es uns leid that, nicht lieber in Norkoeping geblieben zu ſein. In Motala fanden wir einen ſchwediſchen Offizier, der noch dazu deutſch wußte, und uns mit der größten Artigkeit alles zeigte und möglichſt erklärte. So ſahen wir denn die dortige Maſchinenbauerei und den Anfang des Kanals, wo die fünf Schleuſen hintereinander und die Docke mit ihrem Tunnel einen grandioſen Eindruck machen. Dieſer Rittmeiſter, welcher da war um eiſerne Sättel für die ſchwediſche Kavallerie machen zu laſſen, verurſachte eine kleine Abänderung in unſrem Plan, indem er uns einen Umweg anrieth, um die große Gießerei in Finspaeng zu ſehen, wo wir auch einen preußiſchen Offizier finden würden. So ſind wir denn immer mehr in's deutſche hineingekommen und nun hier ganz deutſch. Doch habe ich geſtern auf einer langen Spazierfahrt mein ganzes Mundvoll franzöſiſch zuſammennehmen müſſen, um den einen Vetter des Grafen zu unterhalten, der zwar alles deutſche zu leſen ſchien aber nicht ſprach und auch nicht mit großer Bequemlichkeit verſtand. Indem ich mir aber dieſes Herz faßte, habe ich an ihm eine ſehr intereſſante Bekanntſchaft gemacht. Husby iſt ein ſehr bequem und zierlich eingerichtetes Haus und mag in dieſer Hinſicht weit näher an Putbus liegen als an Putzar; es liegt auf einer kleinen Höhe, hat einfache aber wohl unterhaltene Gartenanlagen, überall die höchſte Nettigkeit und Ordnung; ſo auch der Tiſch einfach aber höchſt ſchmackhaft. Das Geſpräch bei Tiſch wurde wegen der beiden Vettern, von denen der andre, der eigentliche Majoratsherr von Husby (welches aber doch noch ganz von der Gräfin ſcheint beſeſſen zu werden), noch weniger deutſch verſtand, auch abwechſelnd deutſch und franzöſiſch geführt. — — Nachholen will ich nur noch, daß wir in Werið*) die Biſchöfin nicht beſucht haben. Es war nicht grade zu ſpät, aber es war ſchmuziges Wetter und ſehr ſchmuziger Weg; wir hätten noch müſſen Toilette machen, der Biſchofsſiz liegt außer der Stadt; ſie hätte uns vielleicht nöthigen wollen Nachtquartier zu nehmen und wir mußten äußerſt früh aufbrechen; ſie ſprechen nur franzöſiſch und von den deutſch redenden Töchtern war keine zu Hauſe. Dies alles zuſammengerechnet kam heraus, daß wir in dem mittelmäßigen Gaſthof blieben. Das Wetter hat ſich ſeit den lezten Tagen etwas gebeſſert; es iſt um einen Ruck wärmer geworden und regnet nur ſehr wenig, aber einen ganzen Tag völlig heiteren Himmels haben wir noch nicht. —

---

*) Gräfin Schwerin auf Husby.

Abends.

Heute gegen Mittag, als wir von einer Spazierfahrt, die zulezt ſehr naß zu werden anfing, zurückkamen, ſtellte ſich die Poſt ein und unerwartet hatte ich die Freude Deines Briefes. — —

Stockholm, Sonnabend, den 24ſten Auguſt.

Meine liebe Herzens-Mutter, ich muß fürchten, Du haſt die beſtimmten Termine vergeſſen — — nun iſt meine lezte Hoffnung noch auf übermorgen geſtellt; wenn mich nun dieſe täuſcht, ſo weiß ich nicht, wie ich es aushalten werde bis Chriſtiania, und das iſt doch auch höchſt ungewiß, da die Poſtverbindung dorthin ſo complicirt iſt. Da heißt es alſo das gute Vertrauen feſthalten! Uns iſt es hier ganz gut gegangen, und wenn Dich dieſer Ausdruck nicht vollkommen befriedigt, ſo ſchiebe es bloß auf das Wetter, welches den Eigenſinn hat in der Nacht immer ſchön zu ſein; aber der Mond frißt es auf und läßt uns für den Tag nur das ſchlechte. Es hat uns indeß noch nicht weſentlich gehindert. Der Probſt *) iſt in der Stadt, ſein Sohn, der Obriſt, auch, und wohnen ſehr nahe bei uns, Brinkmann auch in derſelben Straße. Der Probſt hat uns ein Diner gegeben, wo auch Hr. v. Roſenblad war, der ſich ſehr freundlich nach der Familie erkundigt hat. Bei Brinkmann haben wir ein paarmal Thee getrunken und er hat uns bei einer ſchriftſtelleriſchen Frau v. Ehrenſtroem eingeführt, die wir dann auch bei ihm wiedergefunden haben, nebſt einer anmuthigen Frau, einer Schwägerin von Tegnèr. Heute diniren wir bei einem deutſchen Banquier B. Morgen fahren wir nach Drottningholm und ſind Mittag bei unſrem Geſandten, Herrn v. Tarrach. Dienſtag eſſen wir bei Hauptmann H., einem Freunde von Mühlenfels, und Mittwoch geht es nach Upſala, wohin uns Brinkmann begleiten will. Ich ſchreibe im voraus, weil ich nicht weiß, ob ich noch irgend Zeit gewinne zu einem ausführlichen Bericht. Meine Geſundheit iſt ſo vollkommen, daß ich auch noch nicht die geringſte Veranlaſſung gehabt habe, meine Aufmerkſamkeit auf ſie zu richten.

---

*) Biſchofsſiz des Dichters Tegnér.

Sonntag Abend.

Die hieſigen Schweriner haben von Anfang an darauf gedrungen, der unſrige ſollte ſich dem Könige vorſtellen laſſen; der unſrige wollte aber nicht recht dran. Nun haben ſie geſtern, ich weiß nicht von welchem Vornehmen einen neuen Impuls bekommen und daher auch heute einen neuen Anſaz genommen und ihn überwunden, indem ſie ſagen, es würde ihnen hernach übel genommen. Dieſe Geſchichte wird, fürchte ich, machen, daß wir noch ganz gegen unſren Plan Mittwoch und Donnerſtag hier bleiben, und ich weiß nicht, wie wir dies einbringen wollen.

---

*) Ein geiſtlicher Graf Schwerin.

Außerdem iſt mir nun das fatal, daß von mir auch dabei die Rede iſt, weil er auch immer alle fremde Gelehrte ſehe. Ich habe nicht die geringſte Luſt, mich vor dieſem Gascogner mit meinem franzöſiſch zu blamiren, und wenn es auf irgend eine Art möglich iſt, ſo bleibe ich davon. Unſre Mittagparthie war ganz hübſch und das Wetter ſo leidlich, ſo daß ich hoffe, wenn Ihr es ſo gehabt habt, ſeid Ihr hübſch in die See gegangen. Seit geſtern habe ich mir auf meine eigene Hand ſchwediſche Zeitungen zugelegt und heute habe ich die geſungenen Lieder nachſtudirt, ſo daß ich hoffe. wenn ich Schweden verlaſſe, werde ich etwas weniges gelernt haben.

Montag Abend.

Liebſte Mutter, keine Briefe! — — Du wirſt Dich wundern, wenn ich Dir ſage, daß ich jezt hier allein bin. Der Graf hat plözlich Luſt bekommen noch Grypsholm zu ſehn, ein in der ſchwediſchen Geſchichte berühmtes altes Schloß, wo noch viele Grabmäler verſtorbener Könige ſind, und wo auch der abgeſezte König eine Zeitlang gefangen gehalten wurde. — — Gott ſei Dank, daß die Vorſtellung beim Könige aufgegeben, und wir gehen Mittwoch früh mit dem Dampfboot nach Upſala. Vielleicht daß Brinkmann uns begleitet, was mir für dort gar nicht unlieb wäre.

Dienſtag Abend.

Alles umſonſt, keine Briefe. — — Das ſind nun 12 Tage Unwiſſenheit, und nun ſtehn mir noch 14 bevor; denn eher kommen wir wohl nicht nach Chriſtiania. Gewiß thue ich Dir ein bischen leid, indem Du dieſes lieſeſt. Wahrſcheinlich liegt die Schuld an Eurem ſchlechten Rügenſchen Poſtengang. — — Ich war heute noch beim Biſchof Franzén; wir haben auch theologiſche Geſpräche geführt und ſind ſehr freundlich auseinander gegangen. Wie ich nun nach Hauſe komme, finde ich noch ein kleines Schriftchen von ihm, mit einem ſehr anerkennenden Billet. So war auch der hieſige Altenſtein, bei dem ich eine halbe Stunde heute war, voll Bedauern, daß ich ſo kurz bleibe und er mich nicht ordentlich bei ſich ſehen könnte, benutzte auch die Zeit ſehr, um meine Meinung zu vernehmen über allerlei hieſige Zuſtände und vorſeiende Veränderungen.

Upſala, Mittwoch Abend.

Ich konnte den Brief nicht mit Nutzen in Stockholm auf die Poſt geben und freue mich Dir, mit nicht ganz ſo blaſſer Tinte, noch ſagen zu können, daß wir nach einer zwar nicht ganz regenloſen, aber durch gute Geſellſchaft erheiterten Waſſerfahrt hier angekommen ſind. — — Brinkmann, der uns hierher begleitet hat, wohnt in einem andren Gaſthof. Wir haben aber Geijer und Atterboom, der freundlich nach Dir gefragt hat, ſchon geſehen. Morgen bleiben wir nun hier, weil wir doch Dannemora nicht mehr erreichen könnten, und reiſen übermorgen ſehr zeitig ab.

Donnerſtag Vormittag.

Nach einem ſchönen Gang durch die Domkirche, die Univerſitäts-Gebäude, den botaniſchen Garten ſchließe ich dieſen Brief. Wir eſſen bei Geijer zu Mittag.

Die Frau an Schleiermacher.

Putbus, den 19ten Auguſt.

Mein Herzens-Vater, eben geht Tegnèr fort, der mich heute von meinem Seebade abgehalten hat — dafür haben wir aber eine ſchöne Stunde miteinander verplaudert; es war ſehr intereſſant, er war ſehr angeregt, ſehr herzlich, und hat mir die herzlichſten Grüße aufgetragen und ſein innigſtes Bedauern, Dich nicht in Schweden zu ſehen. Er war nur einige Stunden hier, kam von Bergen und geht heute nach Greifswald. — Wir ſind überhaupt ſehr vergnügt und ſehen oft Rügener Bekannte und Verwandte. — —

Den 30ſten Auguſt.

Mein theuerſtes Herz, wie danke ich Gott für die guten Nachrichten, die wir fortgehend von Dir erhalten, und wie danke ich Dir, Du Lieber, für Deine treuen, ausführlichen Mittheilungen. Gott wolle ferner ſeine ſchützende Hand über Euch beide Reiſenden halten. Daß das Wetter nicht günſtiger iſt, iſt freilich jammerſchade, doch trotzet ihr dem Wetter durch Eure heitere Stimmung, und das iſt wohl das beſte, was dabei zu thun iſt. Wie oft, mein theures Leben, ſtehen wir am Ufer, blicken hinaus in die offene See und ſenden Dir tauſend zärtliche Grüße hinüber, beſonders vorigen Dienſtag, wo wir einen ſchönen Tag auf dem Jagdſchloß verlebten, und von Kiek-över, wo wir lange verweilten, mit innigen Herzens-Gedanken zu Dir hinübereilten. Unſer Aufenthalt nähert ſich nun ſeinem Ende, nächſte Woche werden wir wohl in Götemitz einziehen. — Unſre Mädchen ſind ſehr glücklich da, ich habe aber auch die Freude gehabt ſie nach einander hier zu haben; jetzt iſt unſre Hilde hier, Luiſe und ſie ſind ſelig miteinander und laufen ſchon Morgens im Park, bisweilen, wenn ich noch im Bette bin. Sehr wohl thut es meinem Herzen, daß ich von allen Seiten ſo ſehr viel Liebe empfange auf dieſer Reiſe, ich kann es wirklich nicht genug rühmen. Voſſens wollten auch kommen; ſie hat zweimal deßhalb geſchrieben und auch nach Giewitz eingeladen, das ſchlechte Wetter aber hat ſie wohl abgehalten. — — Lebwohl mein Herz, laß uns beten zu unſrem Gott, daß er uns geſund zuſammenführe. Denke an

Deine alte getreue Henriette.

Schleiermacher an ſeine Frau.

Dienſtag, den 3ten September Abends.

Als ich in Upſala in Brinkmann's Gegenwart die lezten Briefe an Atterboom übergab, lachte er mich entſezlich aus, daß ich mit Milch geſchrieben hätte. Nun muß ich ſchon wieder mit ebenſo blaſſer Tinte ſchreiben, freilich auf einem Dorf, wo es nicht zu verwundern iſt. Da ich aber bei Licht ſchreibe, ſo zweifle ich, daß es viel werden wird; denn in Verbindung mit den Talglichtern wird es mir die Augen angreifen. Ich wollte, du hätteſt ſeit dieſer Zeit täglich geſagt: wenn doch unſer Vater ſolches Wetter hätte, als wir, ſo hätteſt Du wenigſtens das ſchöne Wetter wirklich gehabt, auf welches wir vergeblich gehofft haben. Seit Donnerſtag Abend, wo wir in Upſala Abſchied nahmen, haben wir nur Einen ſchönen Tag und ein paar gute Stunden gehabt. Das arme Land ſieht zum Erbarmen aus; die ſchönſten Wieſen, worauf das Vieh ſich jezt ergözen ſollte, ſtehn tief unter Waſſer und das herrlichſte Getreide liegt theils noch ungemäht auf der Erde, ohne alle Ausſicht völlig reif zu werden, theils ſteht oder hängt es zum trocknen auf dem Felde, weicht aber jeden Tag mehr durch. Uns übrigens hat der Regen den guten Humor noch nicht verdorben und uns überhaupt weiter kein leides gethan, als daß wir manche ſchöne Gegend in minder günſtiger Beleuchtung oder minder deutlich geſehn haben. Dagegen zauberte er uns geſtern in einer ziemlich wilden Berggegend eine ſolche Maſſe von ſchäumenden und brauſenden Waſſern zuſammen, daß wir ordentlich Urſach fanden uns bei ihm zu bedanken. Wir haben nun für jezt nur noch zwei Punkte in Schweden, für die wir uns übermorgen und Freitag gutes Wetter erbitten möchten. Wenn es uns da und in Norwegen günſtig iſt, wollen wir noch ganz zufrieden ſein. Nur, daß ich nun ſchon ſeit dem 14ten von Dir keine Nachricht habe. Ich will auch nicht ſo leicht wieder ohne Dich reiſen; aber dieſe Reiſe hätteſt Du ſo gar nicht mitmachen können; denn ungerechnet, daß Du ſchon wegen der Art, wie man hier die Berge behandelt, tägliche Pein ausſtehen müßteſt, wäre ſie doch zu angreifend für Dich. Wir ſind nun ſeit Upſala täglich um 4 Uhr ausgefahren, mithin um 3 Uhr aufgeſtanden, und nur morgen machen wir einmal der Leute wegen eine Ausnahme und reiſen erſt um 6 Uhr.

Wir wären aber ſonſt an allen Enden zu kurz gekommen und ich befinde mich dabei vollkommen wohl und friſch. Mit dieſer Verſicherung und in der dringendſten Sehnſucht, von Euch allen bald daſſelbe zu erfahren, ſage ich Dir gute Nacht, weil es mit der bleichen Tinte gar nicht mehr gehn will.

Donnerſtag, den 5ten Abends.

Ich bin jezt in großer Noth mit dem Schreiben. Meine einzige Pennyfeder iſt entzweigegangen und ich bin nur auf das Schreibzeug verwieſen, welches man in den Wirthshäuſern findet. Das iſt ein meiſt leeres Tintenfaß und ein paar Federn, die immer darin ſtecken, mithin höchſt ſchmuzig ſind. Dagegen habe ich nun die Erfindung gemacht, mir Papier um die Feder zu wickeln, aber das hilft nicht gegen den Mangel an Tinte und gegen die ſchlechten Federn. Wir ſind übrigens rechte Glückskinder geweſen. Schon geſtern Morgen heiterte ſich der Himmel auf und wir haben geſtern und heute das ſchönſte Wetter gehabt und ſo heute die Kinnekulle beſtiegen. Jezt ſind wir in Wenersborg und Morgen geht es nach Trollhätta. Die Ausſicht für das Wetter iſt nicht ganz günſtig, aber wir müſſen friſch wagen, wenn wir auch nur halb gewinnen. Geſtern habe ich ſehr viel des ſel. Ehrenfried's damals erſten Hochzeittages und alles deſſen, was daran hängt, gedacht. — Wahrſcheinlich werde ich dieſes Blatt, ſo wenig auch darauf ſteht, morgen hier auf die Poſt geben, damit Du nur Nachricht von mir erhältſt. Zum Schreiben komme ich eben nicht bei der etwas forcirten Reiſe, aber ich führe ein lakoniſches Tagebuch, welches ich im Erzählen entwickeln will.

Freitag, den 6ten Abends.

Wir ſind jezt auf einem Dorf, etwa noch 8 Meilen von der norwegiſchen Grenze. Der Graf geht zu Bett; unter mir iſt ein fürchterlicher Spektakel von Bauern, die theils vom Jahrmarkt in

Udewalla zurückkommen, wo ich mir auch für etwa 6 Gr. ein paar abfärbende Handſchuhe gekauft habe, theils auch haben ſie den Kronprinzen gefahren, dem wir dieſen Abend begegnet ſind — es war ſchon zu dunkel um ihn in Augenſchein zu nehmen — da haben ſie denn ein unerhörtes Schwazen durcheinander, und das fließt ihnen ſo, daß ſie alle könnten auf dem Reichstag paradiren. In Trollhätta hatten wir nicht ſo ſchönes Wetter als auf der Kinnekulle, aber doch regnete es nicht und war auch nicht ſo kalt, daß ich nicht hätte die ganze Parthie in meinem grünen Röckchen abmachen können. Das mindeſt anmuthige war ein unvermeidlicher, etwas gedehnter Kaffee bei einer Couſine, die außer dem ſchwediſchen nur franzöſiſch, und ihr Herr Gemahl nur engliſch verſteht. Da mußten wir denn beide etwas radebrechen in beiden Sprachen. — — Gute Nacht! Die Bauern brechen auf und ſo muß ich auch wohl zu Bette gehn, es geht Morgen wieder um 4 Uhr fort.

Sonnabend, den 7ten Mittags.

Da ſind wir nun in Stroemſtad an der Küſte der Nordſee angelangt und es iſt uns Hoffnung gemacht zu friſchen Auſtern und Hummer. Aber es iſt eine öde Gegend; die kleine, nette Stadt liegt unten am Strand, von hohen und ganz kahlen Felſen umgeben, und durch ſolche haben wir uns ſchon einen Theil des Vormittags in ſteilem auf- und abſteigen durchſchlagen müſſen. Die Oede dauert zu lange, um der Phantaſie ſo viel Reiz zu geben, daß ſie das unheimliche einer dem Menſchen gar nicht befreundeten Natur nicht gefühlt hätte. Je mehr wir uns Chriſtiania nähern, deſto mehr ſchlägt mir das Herz, ob ich Briefe finden werde oder nicht, und ſo grüße ich Dich unter hellem Sonnenſchein und friſchem Muth noch tauſendmal mit allen unſren Lieben.

Chriſtiania, den 14ten September.

Es iſt doch eine große Geduldprobe und wirklich ſchwer zu verwinden, daß ich ſeit Husby auch keine Sylbe von Dir erhalten habe. — — Seit meinem lezten an Dich, heut vor acht Tagen, hat das Wetter uns wieder ſeine Macht fühlen laſſen. Wir kamen am Montag früh beim ſchönſten Wetter hier an, und um es nicht zu verſäumen, fuhren wir unter den beſten Ausſichten ſchon den Nachmittag wieder ab, um unſrem Ziel in Tellemarken näher zu kommen. Aber nicht nur ſpielte uns ſchon am folgenden Morgen der Nebel einen ſchlimmen Streich an dem Punkt, wo wir die reizendſte Ausſicht haben ſollten, ſondern ſchon am Mittwoch ging ein ſolches Regnen oder vielmehr Gießen los, daß wir die ganze Sache aufgeben mußten, da wir uns durchaus nicht auf das Abwarten legen durften. So ſind wir denn ſeit Donnerſtag Mittag hier, und nun auch mit allem fertig, was es hier am Ort giebt, außer daß ich Morgen Vormittag noch einem alten philoſophiſchen Staatsrath, der früher unſres Steffens Lehrer war, einen Beſuch machen ſoll. Das Dampfboot, mit dem wir nach Gothenburg müſſen, geht erſt Dienſtag, und ſo haben wir beſchloſſen, es nicht hier, ſondern erſt ſüdlicher in Friderikswaern, wo es anlegt, zu beſteigen und den Weg bis dahin zu Lande zu machen. Dieſer Weg muß uns noch manche ſchöne Punkte zeigen und ſoll uns auch hoffentlich noch die Bekanntſchaft des Grafen Wedell-Jarlsberg und ſeiner Familie verſchaffen. So wollen wir denn Morgen Mittag abreiſen, um die ſchöne Gegend von Drammen, die wir ſchon kennen, noch bei Tage zu erreichen. — — Die Männer, an die mich Steffens empfohlen hat, ſind denn von der größten Freundlichkeit geweſen und uns auf alle Weiſe mit Rath und That an die Hand gegangen. Auch haben wir einen recht hübſchen geſelligen Abend gehabt, von dem wir erſt gegen Mitternacht nach Hauſe kamen. Da nun auch von Steffens viel die Rede war, ſo ſind mir eine Menge alter Erinnerungen aufgewacht. Die hieſige Univerſität iſt freilich ſehr en miniature angelegt, aber ſie hat einige bedeutende eigenthümliche Vorzüge, um welche ich ſie beneide.

Jarlsberg, Dienſtag den 17ten früh.

Hier ſind wir bei dem größten Gutsbeſizer in Norwegen und einer ſehr gebildeten Familie, mit der uns nichts fehlt, als daß Frau und Tochter nicht deutſch ſprechen. Sie führen alſo die Unterhaltung franzöſiſch und wir deutſch. Der Graf aber ſpricht vollkommen gutes deutſch, mit derſelben großen Lebendigkeit, mit der er alles thut. — Mein lezter Beſuch bei dem alten Staatsrath v. Tolskow in Chriſtiania war mir auch ſehr intereſſant. Die Frau ſagte mir, er habe unter allen deutſchen Gelehrten meine Bekanntſchaft am meiſten gewünſcht, weil er ſich mir am verwandteſten glaube, und ich war denn auch vorzüglich aufgelegt mich philoſophiſch einzulaſſen; allein theils wehrte der Arzt, der mich herausgebracht hatte, theils war auch meine Zeit ſehr kurz. Leider merkte ich auf dem Rückwege, daß er doch bedenklich über des trefflichen Greiſes Zuſtand war und meinte, wenn der Appetit nicht bald wiederkehre, könne dies vielleicht der lezte aufgeregte und gehaltreiche Moment in dem Leben des trefflichen Greiſes geweſen ſein. Mir war bei ſeiner Lebhaftigkeit und ſeinem ganzen Ausſehn nichts dergleichen eingefallen. Heute geht nun der lezte Hauptabſchnitt unſrer Reiſe an, indem wir Norwegen verlaſſen. Für Naturanſichten war unſre geſtrige und vorgeſtrige Fahrt hierher noch ſehr reich und auch vom Wetter begünſtigt. Vorgeſtern Abend waren wir in einem Schauſpiel und mußten dazu eine Waſſerfahrt über den Strom machen. Es war ſo warm, daß ich auf der Rückfahrt um ¼10 Uhr auch nicht die mindeſte Empfindung von Kühle gehabt habe, ohnerachtet ich nichts anhatte, als das grüne Röckchen. So war es auch geſtern eine ſolche Wärme, daß die Sonne in den Mittagsſtunden beſchwerlich wurde. — — Alſo werde ich Dir nicht mehr ſagen können, ob mir in Norwegen noch eine glückliche Briefſtunde geſchlagen hat oder ob ich auf's neue warten und klagen muß und mich lediglich auf Kopenhagen verlaſſen, wohin Du doch wahrſcheinlich zugleich mit den Putzarſchen ſchreiben wirſt. Berliniſche Nachrichten haben wir auch aus den öffentlichen Blättern nur ſparſam erhalten und faſt nichts erfahren als die lange Erwartung und endliche Ankunft des ruſſiſchen Kaiſers. Von innerlichen Dingen nichts, als daß ich aus manchen Aeußerungen ſchließen kann, daß Eichhorn's Sendung nicht vergeblich geweſen iſt. Er hat ſich dadurch neue Verdienſte erworben, die man doch wohl anerkennen muß.

Freitag, den 20ſten September Abends.

Alles wohl überlegt finde ich, daß es nicht gut gehn wird, Dir noch von Kopenhagen aus zu ſchreiben, liebe Mutter. Der Brief würde höchſt wahrſcheinlich ſpäter ankommen als wir ſelbſt. Ich fange alſo dieſes Blatt an, in der Abſicht, es noch von Helſingborg aus, wo wir Morgen Abend einzutreffen denken, abgehen zu laſſen. Anfangen muß ich wohl damit, Dir zu melden, daß ich endlich in Gothenburg Dein zweites Blättchen aus Putbus vom 19ten Auguſt am 18ten September erhalten habe. Tegnèr hat es wahrſcheinlich ſo lange liegen laſſen und es endlich an eine Freundin geſchickt, von der er wußte, daß ſie mich ſehen würde. Haſt Du nun ſpäter auch noch geſchrieben, wie ich ja allerdings hoffe, ſo begreife ich nicht, wo Deine Briefe geblieben ſind. — — Hätte ich aber für möglich gehalten, daß ich ſo lange ohne Nachrichten bleiben könnte, ſo würde ich die ganze Reiſe nicht unternommen haben. — — Aus Deinen Aeußerungen muß ich ſchließen, daß Ihr den poetiſchen Biſchof in das „Helle" geführt habt. Es wäre gewiß viel klüger, es nicht bei allen Menſchen zu verſuchen, am wenigſten bei ſolchen flüchtigen Durchreiſenden. Ich habe es auch an der Gräfin in Husby *) wieder geſehn, und

---

*) Sie war früher auf der Reiſe in Berlin geweſen

die Art, wie ſie mich über die Sache examinirte, ließ mich durchſehn, daß, nachdem der erſte Eindruck verraucht war und nicht mehr durch die Gegenwart unterſtüzt wurde, eher eine Art von Mißtrauen zurückgeblieben war. Bei Tegnèr, der, wie man ſagt, ſehr ungern Biſchof und eigentlich eine Art von Ungläubiger iſt — dafür gilt er wenigſtens bei den Frommen in Schweden — wird es wahrſcheinlich ebenſo gehn. Daher denke ich, es iſt beſſer die Sache nicht Leuten aufzubringen, welche ſie doch nicht weiter verfolgen können. — Aber nun muß ich Dir gute Nacht ſagen, denn ich muß vor 4 Uhr wieder auf ſein, da wir eine ſehr große Tagereiſe vor uns haben.

Helſingborg, Sonnabend den 21ſten Abends.

Dieſe Zeilen ſollen morgen früh hier auf die Poſt, morgen Abend hoffen wir in Kopenhagen zu ſein. Das dringendſte nun, womit ich anfangen muß, iſt dieſes. Ich weiß noch nicht gewiß, welchen Tag wir in Putzar ankommen, aber ich weiß gewiß, daß ich Freitag den 11ten Abends in Berlin ſein muß. — — Vom vergangenen kann ich Dir nur ſagen, daß ich mich vollkommen wohl befunden habe und daß auch das Wetter ausgegrollt zu haben ſcheint, und war heute beſonders ſehr ſchön mit einem ſo reinen Sonnenuntergang, wie wir ihn nicht leicht gehabt haben. Morgen gehn wir nun über den Sund, und auf dieſem hoffen wir endlich einmal nicht ſeekrank zu werden, weil man ſchwerlich Zeit dazu hat. Wir gehn nicht über Lübeck, ſondern von Kopenhagen wieder nach Malmoe und von da nach Yſtadt auf unſren alten Weg. Wir ſparen dadurch Zeit und ſchlechten Weg. Aber meinen Vorſaz noch auf ein oder zwei Tage nach Götemiz zu gehen, werde ich wohl aufgeben müſſen. — — Es thut mir ſehr weh und ich kann mich nur damit tröſten, daß es unter den gegebenen Umſtänden das einzige vernünftige iſt. — Und nun ſage ich Dir und allen unſren Lieben lebewohl bis zu unſrer Ankunft.

Meine Freude über die Briefe, die ich noch in Kopenhagen zu finden hoffe, ſpreche ich Dir dann erſt aus. Gott gebe, daß ich Euch alle geſund finde und gute Nachrichten aus Berlin, die mir auch ſeit Stockholm fehlen. Und ſeht Eurem alten Hausbären dennoch mit einiger Freude entgegen. Mein liebes Herz, wie oft habe ich mich nach Dir und Euch Allen geſehnt, und wie freue ich mich, daß ich nun in weniger als 14 Tagen bei Euch zu ſein hoffen kann.

Ueber Schleiermacher's Aufenthalt am Schluß dieſer Reiſe in Kopenhagen, deſſen ſeine Briefe nicht mehr erwähnen, giebt die »Kopenhagener Poſt« vom 28ſten September 1833, welche, dem größten Theil ihres Inhalts nach, der Beſchreibung einer ihm dort veranſtalteten Feier gewidmet war, einen nähern Bericht (in däniſcher Sprache). Da der Umſtand, daß dieſe lebhafte und warme Anerkennung Schleiermacher im Auslande in einem Zeitpunkt zu Theil wurde, welcher dem Schluß ſeiner irdiſchen Laufbahn ſo nahe lag (er lebte nicht mehr 5 Monate, wiewohl er damals in vollſter Kraft des Lebens daſtand) derſelben ein größeres Intereſſe geben kann, als ſonſt der Fall wäre, ſo mag davon hier etwas näheres erwähnt werden, wie wenig es auch in Schleiermacher's Sinne liegen mochte ſich ſelbſt ſo hoch zu ſtellen, wie ihn Andre in ſolchen Fällen ſtellen wollten.

Es wird in jenem Blatt zunächſt eine ausführliche Charakteriſtik von Schleiermacher's geiſtiger Eigenthümlichkeit und ſeines Wirkens verſucht, in einer überaus ehrenden Weiſe, und dann unter anderm geſagt: in einer Zeit des Unglaubens und der Zweifelſucht habe das verkannte Chriſtenthum in ihm einen begeiſterten Verkündiger gefunden, aber nicht minder auch die Geiſtesfreiheit, gegenüber dem Aberglauben, der Schwärmerei und der Buchſtaben-Autorität. — Die wechſelſeitige Verwandtſchaft und die wohlthätige Verbindung der verſchiedenen Wiſſenſchaften ſei in ſeiner Perſönlichkeit, wie in ſeinen Schriften, zur Anſchauung gebracht, und niemand habe zugleich die Grenzen der einzelnen Wiſſenſchaften, namentlich die Selbſtſtändigkeit der theologiſchen Wiſſenſchaft und ihre Unabhängigkeit von einer ſich ſelbſt überfliegenden Spekulation, mit größerer Klarheit und Stärke entwickelt; auch ſei ſeine geſammte Wirkſamkeit eine Offenbarung der Vereinigung zwiſchen Wiſſenſchaft und Leben. Man meine nicht zu viel zu ſagen, wenn man Schleiermacher für den in vieler Hinſicht bedeutendſten Theologen unſrer Zeit in der proteſtantiſchen Kirche achte, deſſen ungemeine Geiſteskraft und Originalität in der innigſten Verbindung ſtehe mit einem tiefen Gemüth und lebendigen Gefühl, und wenn man glaube, daß die Kirche ſeit Kalvin's Zeiten bis auf den heutigen Tag keinen größeren Theologen gehabt habe. — Dann wird auf Schleiermacher's Thätigkeit auf dem Gebiete der Philoſophie hingewieſen, ſowie auf dem der Philologie, namentlich auf ſeine Ueberſetzung des Platon u. ſ. w. und bemerkt: ſeine ganze Wirkſamkeit ſei ſo bedeutungsvoll und einflußreich, daß er ein Gegenſtand des Intereſſes für jeden ſein müſſe, der ſich von den wichtigſten Bewegungen des Zeitalters nicht ganz fern halten wolle. Es ſei daher natürlich, daß man ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt mit außerordentlicher Theilnahme entgegen geſehn, und in weiten Kreiſen dem bedeutenden Manne ſeine Huldigung darzubringen gewünſcht habe. Alte und junge, geiſtliche und weltliche Verehrer der Wiſſenſchaft und Beamte hätten ſich daher zu einem Feſtmahl für ihn vereinigt. Es wird hierauf ein Lied mitgetheilt, welches (in däniſcher Sprache) der anweſende Dichter Oehlenſchläger zu Schleiermacher's Bewillkommnung vorgetragen hatte, worauf der Bericht fortfährt: Mit Begeiſterung wurde nach dieſem Liede ein Toaſt; »dem Denker, dem Prediger, inſonderheit aber dem Menſchen« ausgebracht, worauf Schleiermacher das Wort nahm, obſchon er vor Bewegung kaum zu reden vermochte, und ſeinen Dank ausſprach, auch des Dichters und Freundes wegen die Entſchuldigung hinzufügte, daß jener weniger im Auge gehabt, was er wirklich geworden ſei, als was er wohl gern geworden wäre oder vielleicht hätte werden können[*].

Von dem däniſchen Nationalliede, »König Chriſtian ſtand am hohen Maſt«, welches geſungen wurde, nahm Schleiermacher Veranlaſſung, ſeine Wünſche für Dänemark und deſſen edles Volk auszuſprechen. Er fügte hinzu, daß dieſe Wünſche wohl ihre Bedeutung haben möchten in des Fremden Munde, der ſelbſt aus ſeines Vaterlandes Erfahrung wüßte, was es gilt, wenn das Volk, nachdem es unverſchuldet der Zeiten willkürlichen Druck erfahren, im Bewußtſein eigener innerer Kraft ſich wieder erhebe. — Von einem jungen Theologen war folgendes Lied gedichtet (deutſch), welches demnächſt geſungen wurde:

---

[*] Oehlenſchläger hatte in jenem Liede unter anderm geſagt, daß Schleiermacher die Oſtſee mit dem Archipelagus verbunden habe, indem er, was Platon den Hellenen gab und was Sokrates gelehrt hat, den Germanen gegeben habe und nannte ihn am Schluß den Melanchthon ſeines Zeitalters.

Es wird in der fernſten Weite
Der Geiſt von dem Geiſte erkannt,
Drum feiern wir einſtimmig heute
Den Genius, nah uns verwandt.
Oft haben wir freudig vernommen,
Was männlich er gründete dort,
Und über das Meer iſt gekommen
Sein hohes geflügeltes Wort.

Er ſpähte mit mächtigem Streben
Der Weisheit verſchlungenen Lauf,
Zu fördern in's menſchliche Leben
Die ewigen Schätze hinauf.
Da klangen helleniſche Töne
Uns wieder lebendig und rein,
Die Weisheit lud wieder die Söhne
Zum Gaſtmahl des Platon hinein!

Doch auch in der Heimath Gefilden,
Getrieben von hoher Gewalt,
Half kräftig und groß er zu bilden
Des Lebens verjüngte Geſtalt.
Er hat in geſegneter Stunde
Am Felſen des Glaubens gebaut,
Da iſt in dem edelſten Bunde
Zuletzt er mit Ehren ergraut!

Er hat in den ſtürmenden Zeiten
Das Heiligthum tapfer gewehrt,
Und ritterlich braucht' er im Streiten
Sein gutes zweiſchneidiges Schwert.
Da mußte wohl zagen und ſchwanken
Der Feinde verbündetes Heer,
Es flogen die trüben Gedanken
Wie Wolken die Kreuz und die Quer!

Begrüßt uns am däniſchen Sunde
Der Ritter aus edlem Geſchlecht!
Willkommen im nordiſchen Bunde
Für Glauben und Wahrheit und Recht!
Hoch lebe der herrliche Meiſter,
Der freundlich zu uns ſich geſellt;
Es blüh' die Gemeinſchaft der Geiſter
Von hier bis an's Ende der Welt! —

Schleiermacher nahm wiederum das Wort, wandte ſich, »den Alten, an das jüngere Geſchlecht« und wünſchte den jungen Theologen (mit Anſpielung auf den vierten Vers des Liedes) das glückliche Loos: dem Streite entgehen zu können, dem man ſchwer im Leben entgeht, ungeſtört und im Frieden ihre und Anderer Entwicklung für das Höhere und Göttliche fördern zu können. — Die ernſte Stimmung wich ſpäter einer fröhlicheren; verſchiedene Lieder (denen man deutſche von Oehlenſchläger beifügte) unterſtützten dieſe Stimmung, und die geniale Art, mit welcher Schleiermacher bald den einen bald den andren Zug in dieſen Liedern benutzte, die ſeltene Eigenthümlichkeit, mit der er in ſeiner Rede den feinen Humor mit dem Ernſt und der Fülle des Gefühls verſchmolz — Alles dies vereint auf ſeinem ſeelenvollen Antlitz, werden uns allen, die wir zugegen waren, einen Eindruck zurücklaſſen, an den wir uns gern in der Zukunft zurückerinnern werden. Nach dem Schluß des Mahles hatten ſich ungefähr anderthalbhundert Studenten, zumeiſt Theologen und größtentheils von denjenigen, die nicht Mitglieder von Studenten-Verbindungen ſind (die letzteren hatten eine ähnliche Feier für Schleiermacher ſchon den Abend vorher veranſtaltet), im Garten des Schießhauſes mit Muſik und Fackeln verſammelt. Eine Deputation derſelben überreichte nach Tiſch folgendes Lied, welches geſungen wurde, nachdem er ſich mit der übrigen Geſellſchaft in den erleuchteten Garten begeben hatte. —

Es folgt ein däniſches Lied, an deſſen Schluß es heißt:

»Unter uns, die hier vor Dir ſtehen, iſt Keiner, der nicht weiß, daß Du von jenen kühnen Kämpfern für die Wahrheit Einer biſt, der auf dem feſten Eckſteine baut. Drum lauſche unſrem Liede, und Du wirſt inne werden, daß auch wir Deine Stimme vernommen haben, und daß uns jungen Dänen nicht bloß Dein Name eingeprägt iſt in die warme Bruſt.“

In ſeiner Antwort bezeugte Schleiermacher ſeinen jungen Freunden ſeinen herzlichen Dank, legte ihnen an's Herz, feſtzuhalten an dem Gedanken, daß des Menſchen Name zwar eine Zeitlang Geltung haben kann, inſofern er mit Treue und Hingebung für ſeine Zeit wirkt, daß aber das Bleibende in der Zeiten Lauf der göttliche Geiſt ſei, und er fügte den Wunſch hinzu, daß auch auf ihnen dieſer Geiſt ruhen und ſo ihr Wirken für künftige Zeiten fruchtbar ſein möge. Dann unterhielt er ſich noch eine Zeitlang in ungezwungener, jugendlicher Lebhaftigkeit mit mehreren Studenten. Dieſe erbaten ſich nochmals die Erlaubniß ein Lied zu ſingen und brachten dem verehrten Manne ein Hoch aus, in das die ganze Verſammlung einſtimmte. —

Es giebt mancherlei Veranlaſſungen, ſchließt der Bericht, welche Mitbürger zu einer Feſtlichkeit vereinigen, und es iſt ſchön, wenn ſolche Veranlaſſungen nicht unbenutzt gelaſſen werden. Aber es giebt ſchwerlich eine ſchönere, als wenn ein Mann unter uns auftritt, deſſen Adel ſein bedeutender Geiſteswerth und ſeine edle Perſönlichkeit iſt, und wenn ein ſolcher der Vereinigungspunkt wird für Männer von verſchiedenem Alter und Stande, ſowie von verſchiedener Stellung im Leben, die ſich verbinden, um ihm das Beſte und Schönſte darzubringen — in der Huldigung des Menſchen — und ſich dadurch die geiſtige Gemeinſchaft recht anſchaulich machen, welche feſt und einig gehalten werden muß, wenn ſie mit Kraft und Erfolg, von verſchiedenen Seiten und mit verſchiedenen Gaben, zu einem höheren Ziel entwickelt werden ſoll. —

Die Mutter an den Sohn in Aachen.

Berlin, den 4ten October 1833.

Mein alter lieber E.! Nach vielem Herumtreiben ſitze ich endlich wieder an alter gewohnter Stätte — im hinterſten Zimmer. — Das Feuer brennt im Ofen, draußen hat es geſtürmt, doch jetzt glimmen die letzten Streifen des Abendroths durch die faſt laubloſen Bäume. So ſah es aus im Garten, grade ſo, als ſie vor vier Jahren den ſüßen Liebling mit der Engelsmiene, unter Roſen und Myrthen bedeckt, durch den Garten trugen. Jetzt peitſcht der Sturm und Regen über das ach, ſo wenig beſuchte Grab — im Geiſt wandre ich wohl dahin und bin da einſam und freue mich, daß es ſo ſchön liegt an der Höhe, wo es ſo frei iſt und das Licht ſo waltet — aber in der Wirklichkeit habe ich es nur zu ſelten beſucht.

Den 5ten.

Ich ward geſtern unterbrochen und ſo will ich denn nicht mehr von dem theuren reden, nach welchem die Sehnſucht mir ſo neu und mächtig geweckt iſt, nicht ohne den Einfluß der äußeren Eindrücke, ſeit ich hier wieder zurück bin — dem theuren, von dem ich immer wußte, daß er mir ein Himmelsbote war, doch nicht dachte ich, daß er ſo bald ein unſichtbarer ſein würde — doch wie ſelten bin ich rein genug, ſtill genug ſeine Botſchaft aufzunehmen, ſeiner zu genießen. — Zu dem lebenden geliebten Sohne will ich mich wenden. - - — Wohl Dir mein E., daß die weichen Gefühlsſaiten Deiner Bruſt wieder ſtärker anklingen, daß Du nach Vater und Mutter und Geſchwiſtern Dich ſehnſt — was iſt ſchöner, als wenn der Menſch auch dieſem Sinne immer mehr wieder zur Natur, zur Einfachheit, zur Kindlichkeit zurückkehrt. Ich habe mich ſo ſehr über Deine letzten Briefe gefreut — — ich danke Dir es ſo herzlich, mein lieber Sohn, daß Du uns ſo treue Lebensberichte ſchickſt, ſie machen mir die größte Freude. — — Alles, was es von uns zu erzählen giebt, werden Dir wohl die Schweſtern berichtet haben, äußerlich aufzählbares iſt nicht viel dabei, aber ein höchſt geſegneter Sommer iſt es ſchon dadurch, daß der geliebte, theure, ſich immer mehr verklärende Vater ſo geſtärkt und erheitert zurückgekehrt iſt. — Nie kann ich es ausſprechen, wie ich dafür Gott danke, und wie mein Herz beſeligt iſt. Für heute ſage ich Dir Lebewohl, mein E., und empfehle Dich mit der zärtlichſten Liebe dem Schutz und Schirm unſres himmliſchen Vaters.

Der Vater:

Mittwoch, den 6ten November.

Du armer Sohn haſt recht lange auf Nachrichten warten müſſen! Wenn ich bedenke, daß es übermorgen vier Wochen ſein wird, ſeit wir hier wieder eingetroffen ſind, ſo iſt es zu arg und wenigſtens die Schweſtern hätten können die Feder anſezen. Ich für mein armes Theil bin gleich ſo in das Treiben Jehu hineingerathen, daß ich mich doch einigermaßen abſolviren kann. Daß ich Dir Deine erfreulichen und ausführlichen Reiſeberichte ſollte mit ähnlichen über meinen Streifzug durch Scandinavien vergelten können, daran iſt nun leider nicht zu denken. Dergleichen muß man auf der Stelle machen, und das hat mein lieber Reiſegefährte gethan, ich aber habe nur kurze Notizen in meinen Kalender aufgezeichnet, um aus dieſen beim Thee ausführlicher zu erzählen, womit ich aber auch in dieſen faſt vier Wochen noch nicht fertig geworden, ſondern erſt bei dem nördlichſten Punkte unſrer Reiſe ſtehn geblieben bin. Damit Du aber doch etwas nachgehen kannſt, will ich Dir die Hauptpunkte herſezen, die Du auf jeder Karte finden kannſt. — — Wie viel Freundlichkeit ich überall erfahren, das kann ich nicht genug rühmen. Nur that es mir leid, als ich zurückkam, hier immer wieder hören zu müſſen, daß viel Zeitungsgeträtſch darüber gemacht worden. Es war ſehr anmuthig, wie der Graf und ich uns immer abwechſelnd unter den Mantel nahmen, er mich bei den vornehmen Leuten und ich ihn bei den Gelehrten, dann, wie wir uns ohne die Landesſprache, die ich zwar im Leſen ziemlich verſtehe, aber weder ſprechen noch hören kann, mittelſt eines dolmetſchenden Kutſchers beim Volk und unſres Maul voll franzöſiſch in der Geſellſchaft durchbrachten. — — Uebrigens freut es mich nun ſehr, daß Du dieſe Reiſe gemacht haſt. Deine Reiſebriefe haben uns allen, und mir noch gewiß ganz beſonders, große Freude gemacht. Du haſt Dich verſtändig unterrichten wollen und haſt dabei auch Glück gehabt. Und daß

Dir der Sinn für ein ſolches Leben wie das Ehringhauſer ſo voll und friſch aufgegangen iſt, das hat mir eine große Zuverſicht mehr für Deine Zukunft gegeben. — — Ueber meine Geſundheit, ſehe ich, hat mir Mutter ſchon ein Atteſt ausgeſtellt; ich kann es, Gott ſei Dank, nur beſtätigen. Ich habe mir ſeit dieſen vier Wochen ſchon ziemlich viel in jeder Art zugemuthet und es geht mir alles glücklich durch. Könnte ich nur erſt einige Geſchäfte los werden, um noch manche literariſche Arbeit zu fördern; es will ſich aber noch nicht thun laſſen. — — Hoffentlich ſagſt Du uns nun nächſtens etwas darüber, wie Ihr in Aachen den Kronprinzen aufgenommen habt. Es freut mich ſehr, daß ſeine Reiſe ein ſolcher Triumphzug iſt. Ich glaube und hoffe das beſte von ihm und fürchte weder den Ariſtokratismus noch den Pietismus, den ſich die Leute von ihm einbilden. Und nun lebewohl für heute, mein lieber Sohn. Gott ſei ferner mit Dir zu unſerer Freude.

Die Mutter an den Sohn in Aachen.

Berlin, Januar 1834.

Mein innig geliebter C.! Es hat mir gar zu leid gethan, daß Du das Weihnachtsfeſt ſo traurig und einſam verbracht haſt, während hier eine wahre und herzliche Freude eingekehrt war. Ja es waren ſehr bewegende Tage; Gott hat uns in Max einen Sohn geſchenkt, das habe ich mit lebhafter Freude und innigem Dank auf das gewiſſeſte gefühlt, und daß beide liebende durch einander glücklich ſein, ſich aneinander entwickeln werden auf dem Wege des Heils, das iſt die froheſte Zuverſicht meines Herzens. Wäre ich nicht davon durchdrungen, daß hier Führung Gottes waltet, wie könnte ich ſo ungetrübt froh ſein, ſo aber kann ich wohl ſagen, Stunden ungetrübter, ganz reiner Freude liegen hinter mir. — — Die Verbindung wird wahrſcheinlich im Auguſt ſein.

Unter den Brief einer Schweſter ſchrieb die Mutter:

Ich grüße Dich von ganzer Seele, mein geliebter Sohn, und freue mich unbeſchreiblich in dem Gedanken, daß Du bald zu uns kommſt. Wie glücklich werden wir alle ſein Dich wieder unter uns zu haben. Lebe wohl mein G.

Der Vater:

Ich ſehe, daß weder Mutter noch Tochter ein Datum hinzugefügt haben und ſage Dir alſo, daß ich dieſes Blatt heute am 30ſten Januar erhalte, aber ſchon zu ſpät, um es heute noch zur Poſt zu bringen*). — — Ich halte das für ſanguiniſche Hoffnungen, ſelbſt, wenn Du Deine Arbeiten hier machen willſt, daß Du ſchon zu Oſtern hier ſein kannſt, und bitte Dich ja, wie ſchön es auch wäre, Dir deshalb nichts zu verderben, ſondern Deinen Curſus vollſtändig durchzumachen. Aber zu unſerer ſilbernen Hochzeit, den 18ten Mai, das halte ich eher für möglich, und wenn wir Euch da, ſo viel Ihr noch ſeid, zuſammen hätten, das wäre freilich ſehr ſchön. Der Graf iſt gleich nach Abgang unſeres letzten Briefs an Dich auf einige Tage hier geweſen und ſcheint nicht minder ungeduldig, als ſein Sohn, Hildegard bald mit ſeinem Namen geſchmückt zu ſehn; allein eher, als in meinen Ferien, kann nichts daraus werden und ich meines Theils wünſche eher am Ende als am Anfang; ob ich aber damit durchkommen werde, weiß ich noch nicht. Daß Mutter jetzt alle Hände voll zu thun hat, kannſt Du wohl denken. — — Hildis ſtolzirt ſchon mit einer niedlichen goldenen Uhr à quatre couleurs, die ihr der Schwiegerpapa bei ſeiner Anweſenheit hier mit ein paar recht niedlichen Verſen geſchenkt hat. Unſre Elsbeth hat recht lange gelitten und hat heut den erſten Ausflug gemacht zu ihrer Schweſter, deren kleiner Siegfried jetzt der allgemeine Verzug iſt und die ganze Familie entzückt. Wenn Du nun kommſt, wird er wahrſcheinlich ſein Sprechtalent ſchon etwas weiter entwickelt haben und ſich auch ſchon freier bewegen. Jetzt fängt er eben an zu ſtehn, wenn man ihn hält, und das Sprechen beſchränkt ſich noch auf ein ſehr zweideutiges Papa, Mama und einige einſylbige Töne. Ich habe drei Tage das Haus hüten müſſen mit Huſten und Heiſerkeit, die mir das Leſen unmöglich machten. Heute mußte ich einer Taufe wegen aus und da habe ich auch verſucht eine Stunde zu leſen; es ging aber ſehr ſchlecht. Von morgen an will ich es nun wieder durchſetzen im alten Zuge. Und nun, mein Lieber, Gott befohlen. Morgen kommt der Brief zur Poſt.

---

*) Wahrſcheinlich der letzte Brief, den Schleiermacher überhaupt geſchrieben hat.

Der 12. Februar 1834 war Schleiermacher's Todestag. Er ſtarb an einer Lungenentzündung. Ueber die letzten Tage und Stunden hat ſeine Witwe, die ihn nur um 6 Jahre überlebte — ſie ſtarb im Jahre 1840 — für die näheren Freunde einiges aufgezeichnet, von dem das folgende auch ein allgemeineres Intereſſe haben kann:

Schon ſeit zwölf Tagen litt der geliebte Vater an großer Heiſerkeit und Huſten, ſah freilich heiter und klar, aber ſehr blaß aus. So ſehr wir uns beunruhigten und baten, mehr Rückſicht auf ſeine Geſundheit zu nehmen, ſo wies er doch alles mit der Verſicherung zurück, daß er ſich vollkommen wohl fühle, daß dies nur äußere Leiden ſeien, die auf ſein inneres Befinden gar keinen Einfluß hätten.

Am Donnerſtag den 6ten war der letzte Abend, der ſtill und heiter im Familienkreiſe verlebt wurde. In der Nacht zum Freitag begann die Krankheit durch einen fürchterlichen Anfall von Schmerzen im ganzen Körper (einen vorübergehenden der Art hatte er ſchon in der vorigen Nacht gehabt, aber nichts davon erwähnt), ſo daß der liebe Vater ausſprach, er könne nicht ſagen, wo er Schmerzen habe, ſondern nur, daß keine Faſer in ihm ſei, die nicht von Schmerz zerriſſen würde. Sein Ausſehen war wie eines Sterbenden und er ſprach ſehr beſtimmt ſeine Todesahndung aus. Ich hatte ſogleich nach dem Arzt geſchickt, der den Zufall ſehr gefährlich fand, durch deſſen Hülfe jedoch dieſer Zuſtand in wenigen Stunden beſeitigt war und er ruhig und ſchmerzlos in ſeinem Bette lag.

Am Sonntag war eine Conſultation von vier Aerzten. Die Entzündung hatte ſich an dieſem Tage mit Rapidität in wenig Stunden zum höchſten Grade entwickelt. Zwei Aderläſſe wurden an einem Tage angewendet, von den Aerzten zwar noch Hoffnung gegeben, doch auf eine Weiſe, daß die Umſtehenden wohl nicht im Zweifel bleiben konnten, wie die Sachen ſtanden. Ich kam nicht von ſeinem Bette. Die im anſtoßenden Zimmer auf meinen Wink wartenden Kinder und Freunde beſorgten alles, zur perſönlichen Pflege war ich hinreichend und die höchſte Stille mir geboten.

Ich habe ſie ſo gewiſſenhaft gehalten, daß ich ihn zu keinem einzigen theuern Wort veranlaßt habe.

Er verſicherte oft, er leide nicht ſo viel, als es wohl ſcheine. Seine Stimmung war während der ganzen Krankheit klare, milde Ruhe, pünktlicher Gehorſam gegen jede Anordnung, nie ein Laut der Klage oder Unzufriedenheit, immer gleich freundlich und geduldig, wenngleich ernſt und nach innen gezogen.

Am Montag früh fand der Arzt den Puls und die Züge eines Sterbenden.

Hier folgen aus meiner Erinnerung die wenigen theuren Worte, die ich habe feſthalten können. Einmal rief er mich an ſein Bett und ſagte: „ich bin doch eigentlich in einem Zuſtand, der zwiſchen Bewußtſein und Bewußtloſigkeit ſchwankt (er hatte nemlich Opium bekommen, der ihn viel ſchlummern machte), aber in meinem Innern verlebe ich die göttlichſten Momente — ich muß die tiefſten ſpeculativen Gedanken denken und die ſind mir völlig eins mit den innigſten religiöſen Empfindungen.“ Einmal hob er die Hand auf und ſagte ſehr feierlich: „hier zünde eine Opferflamme an.“

Ein anderes mal: „den Kindern hinterlaſſe ich den Johanneiſchen Spruch: liebet euch untereinander." Wieder ein anderes mal: „die guten Kinder, welch' ein Segen Gottes ſind ſie uns." Ferner: „ich trage Dir auf, alle meine Freunde zu grüßen und ihnen zu ſagen, wie innig lieb ich ſie gehabt habe." „Wie freue ich mich auf die ſchönen Tage unſrer ſilbernen Hochzeit, Hildchens Hochzeit — ich durchlebe ſie jetzt ſchon ganz." — — „Ich wäre ſo gern noch bei Dir und den Kindern geblieben." Und, als ich meine Hoffnung ausſprach: „täuſche Dich nicht, liebes Herz (mit der höchſten Innigkeit), es iſt noch viel ſchweres zu überſtehen." — Auch verlangte er die Kinder zu ſehen, doch, als ich ihn bat ja alles bewegende zu vermeiden, ſtand er gleich davon ab und war damit zufrieden, daß jedes nur einmal in das Zimmer kommen ſollte etwas zu bringen. Er fragte einigemale, wer im Nebenzimmer ſei, und als ich ihm die lieben Freunde nannte und ſagte: ſie ſind mit den Kindern in ſtillem Gebet vereinigt, ſchien er ſich daran zu freuen.

Am letzten Morgen ſtieg ſein Leiden ſichtbar. Er klagte über heftigen, inneren Brand und der erſte und letzte Klagelaut drang aus ſeiner Bruſt: „ach Herr, ich leide viel." Die vollen Todeszüge ſtellten ſich ein, das Auge war gebrochen, ſein Todeskampf gekämpft. Da legte er die beiden Vorderfinger an das linke Auge, wie er that, wenn er tief nachdachte, und fing an zu ſprechen:

„Ich habe nie am todten Buchſtaben gehangen und wir haben den Verſöhnungstod Jeſu Chriſti, ſeinen Leib und ſein Blut. Ich habe aber immer geglaubt und glaube auch jetzt noch, daß der Herr Jeſus das Abendmahl in Waſſer und Wein gegeben hat*)."

Während deſſen hatte er ſich aufgerichtet, ſeine Züge fingen an ſich zu beleben, ſeine Stimme ward rein und ſtark. Er fragte mit prieſterlicher Feierlichkeit: „ſeid Ihr auch eins mit mir in dieſem Glauben, daß der Herr Jeſus auch das Waſſer in dem

---

*) Ihm war Wein ausdrücklich verboten worden — und bei den Juden wurde bekanntlich, wie im ganzen Alterthum, der Wein nur vermiſcht mit Waſſer genoſſen.

Wein geſegnet hat?“ worauf wir ein lautes Ja antworteten. „So laſſet uns das Abendmahl nehmen, Euch den Wein und mir das Waſſer“ ſagte er ſehr feierlich, „aber von K.*) kann nicht die Rede ſein, ſchnell, ſchnell. Es ſtoße ſich keiner an die Form.“ Nachdem das nöthige herbeigeholt war, während wir in feierlicher Stille mit ihm gewartet hatten, fing er an mit verklärten Zügen und Augen, in denen ein wunderbarer Glanz, ja eine höhere Liebesgluth, mit der er uns anblickte, zurückgekehrt war, einige betende, einleitende Worte zu der feierlichen Handlung zu ſprechen. — Darauf gab er zuerſt mir, dann jedem anweſenden und zuletzt ſich ſelbſt das Brod, indem er bei jedem die Einſetzungsworte laut ſprach: „nehmet hin und eſſet“ u. ſ. w.; ja ſo laut ſprach er, daß alle Kinder, die horchend an der Thür des Nebenzimmers knieten, es deutlich hörten.

Ebenſo reichte er den Wein mit den vollſtändig ausgeſprochenen Einſetzungsworten, und zuletzt, nachdem er auch ſich ſelbſt wieder die Einſetzungsworte geredet hatte, das Waſſer. Dann: „auf dieſen Worten der Schrift beharre ich, ſie ſind das Fundament meines Glaubens.“ Nachdem er den Segen geſprochen, wandten ſich ſeine Augen noch einmal mit voller Liebe zu mir — dann: „in dieſer Liebe und Gemeinſchaft ſind und bleiben wir eins.“ Er legte ſich auf das Kiſſen zurück. Noch ruhte die Verklärung auf ihm. Nach einigen Minuten ſagte er: „Nun kann ich auch nicht mehr hier aushalten“ und dann: „gebt mir eine andre Lage.“ Wir legten ihn auf die Seite. Er athmete einigemale auf; das Leben ſtand ſtill. Unterdeſſen waren alle Kinder hereingetreten und umgaben knieend das Bett. Sein Auge ſchloß ſich allmählig. — — Wie ſchwach reicht jetzt ſelbſt die Erinnerung an die Wirklichkeit dieſes ungeheuren Augenblicks!

---

*) Dem Küſter.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Aus

Schleiermacher's Leben.

In Brieſen.

Dritter Band.

Schleiermacher's Briefwechſel mit Freunden bis zu ſeiner Ueberſiedelung nach Halle, namentlich der mit Friedrich und Auguſt Wilhelm Schlegel.

Zum Druck vorbereitet

von

Ludwig Jonas, Dr. theol.,

nach deſſen Tode herausgegeben

von

Wilhelm Dilthey.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Der verewigte Jonas hatte es übernommen, dieſe zweite Abtheilung der Mittheilungen aus Schleiermacher's Leben, von der hier die erſte Hälfte erſcheint, herauszugeben. Er hatte gedacht, mit ihr jene lange Reihe von Veröffentlichungen aus Schleiermacher's Nachlaß abzuſchließen, die vor nun mehr als einem Vierteljahrhundert von den Freunden deſſelben begonnen worden waren. Es war ihm nicht vergönnt, dem Andenken ſeines großen Freundes dieſe letzte Schuld völlig abzutragen. Als ſollte das Alter dieſe energiſche Erſcheinung eines wahren Mannes nicht berühren, ward er noch im Vollgefühl ſeiner Kraft hinweggenommen, mitten in einer ihn ganz erfüllenden Thätigkeit, noch eben freudig bewegt vom Umſchwung der politiſchen Verhältniſſe in Preußen, für den er lange Jahre mitgekämpft hatte, auch in dieſem verhängnißvollen Zuge Schleiermacher ähnlich, daß er dem ſich regenden Gefühl der Krankheit nicht nachgab, ſondern ſeiner durch Arbeit und Anſtrengung Herr zu werden gedachte. Der Geſchichte unſrer

Kirche gehört es an, was ſeine unbeugſame Energie und männliche Frömmigkeit der Sache der proteſtantiſchen Freiheit, der Sache der Union, der Erhaltung des Guſtav-Adolph-Vereins in kritiſchen Zeiten geweſen ſind. Nur was er dem Gedächtniß und dem geſchichtlichen Fortwirken Schleiermacher's war, ziemt hier mit einem dankbaren Worte zu berühren. Man muß dabei die eigenthümliche Bedeutung, die Schleiermacher's Nachlaß für dies Fortwirken hatte, erwägen. Auf dieſen Vorleſungen und Papieren beruhte geradezu die Erhaltung und dauernde Wirkſamkeit ſeines Syſtems, die des philoſophiſchen beinahe völlig, die des theologiſchen in weſentlichen Theilen. Mit jener reinen Sachlichkeit, die für ihn ſo bezeichnend war, opferte nun Jonas ſeit dem Tage, an welchem ihm der Freund ſeinen Nachlaß vertraut hatte, die ſpärlichen Mußeſtunden, die einem Berliner Prediger von ſo ſeltener Wirkſamkeit gegönnt waren, dieſer ſelbſtloſen Arbeit. Es wird jedem, der ihn unter dieſen Manuſcripten walten ſah, unvergeßlich ſein, mit welcher ganz eignen Durchdringung ruhigen Scharfſinns und perſönlicher zarter Hingebung er das Größte und Kleinſte in denſelben umfaßte. Gern gedenkt der Schreiber dieſer Zeilen, wenn man die ſich aufdrängende Erinnerung hier nicht unbeſcheiden findet, des letzten Abends, an dem er den herrlichen Mann mit dieſem Nachlaß beſchäftigt ſehen durfte. Am Nachmittag war er wie öfter mit einem Freunde gekommen, Mittheilungen aus demſelben zu empfangen. Unſer Geſpräch galt damals beſonders den platoniſchen Papieren und den Ueberſetzungen aus der griechiſchen Anthologie. Unter den Briefen und Manuſcripten war uns Mitternacht herangekommen; denn er kannte keine Ermüdung. Und wie er uns nun in ſeiner herzlichen und ſchlichten Weiſe bis zur Thür des Hauſes das Geleit gab, gerieth die Unterhaltung noch einmal auf das Ganze dieſer Herausgabe. Da ergriff ihn denn der Gegenſtand aufs Neue: ganz vertieft in die Sache, ſchien er Ort und Zeit zu vergeſſen. Dies Geſpräch war mir für die Grundſätze, nach denen er die Herausgabe behandelte, unter allen das unterrichtendſte. Offenbar war er über die Ausdehnung in der aus den Briefen A. W. Schlegel's und Dorotheens Mittheilung zu machen ſei, noch nicht völlig entſchieden, und mein Freund und ich, noch von der Bedeutung des Mitgetheilten erfüllt, gingen darin ſichtlich weiter als er. Deſto klarer ſtand der wichtigſte Grundſatz feſt, den Hauptbriefwechſel, den mit Fr. Schlegel — natürlich mit Auslaſſung des perſönlich Vertraulichen, rein private Verhältniſſe Berührenden und des vollkommen Gleichgültigen — unverkürzt mitzutheilen, damit dieſe für Schleiermacher entſcheidende Verbindung und dieſe merkwürdige Periode ſeiner Entwicklung rückhaltlos offen daliege.

Ich habe an dieſem Grundſatz aufs Strengſte feſtgehalten. Was die Ausführung betrifft, ſo muß ich das Verhältniß des in dieſem Bande Gebotenen zu dem ihm zu Grunde liegenden Briefmaterial kurz beſchreiben, auch zugleich das verzögerte Erſcheinen deſſelben aus der Sachlage erklären. Die Sammlung und Abſchrift der Briefe war vollendet, der größte Theil auch vorläufig geordnet, hier und da waren Anmerkungen angelegt. Ich ging natürlich auf die Originale zurück. Für die erſte Abtheilung ſtanden ſie mir nicht zu Gebote. Für die ſpäteren ſind ſie ſehr umfangreich, ſie belaufen ſich auf mehr als das Doppelte des hier Mitgetheilten. Zunächſt iſt des rein Perſönlichen ſehr viel, insbeſondere in Bezug auf die Verhältniſſe A. W. Schlegel's und Schelling's, auch Fr. Schlegel's, weit ſeltener Schleiermacher's ſelbſt. Dies Alles betreffend, ſtehe hier nur die Verſicherung, daß überall nicht Rückſicht auf Schleiermacher das Motiv der Auslaſſung war; indem man ſein Verhalten in ſo vielen perſönlichen Verwicklungen, wie ſie ihn umgaben, überblickt, erregt die ſtetige Treue und ſelbſtloſe Lauterkeit ſeiner Natur eine immer ſteigende Bewunderung. Und was weit Wenigere zu vermuthen geneigt ſein würden: in dieſen vertraulichſten Mittheilungen erſcheint Fr. Schlegel ungleich edler, als in dem Bilde, das, freilich großentheils durch ſeine eigne Schuld, von ihm unſrer Generation überliefert iſt. Schleiermacher's Biograph wird die Aufgabe haben, von dieſen rein perſönlichen Beziehungen ſo viel anzudeuten, als die Sache erlaubt; ſein Werk wird nothwendig zugleich eine Darſtellung und beinahe Rettung Fr. Schlegel's ſein müſſen. Wie des Perſönlichen, ſo iſt auch des vollkommen Gleichgültigen ſehr viel: Druck und Correkturmühen beim Athenäum und verſchiedenen Schriften, Geldverhältniſſe und dergleichen mehr. Indem nun in Bezug auf das Uebrigbleibende die Originale verglichen wurden, zeigte ſich, worauf auch Fragezeichen hingedeutet hatten, daß nicht Weniges als unleſerlich vorläufig zur Seite geſchoben worden war; von den Briefen an Reimer waren faſt nur die datirten benutzt. Wurde nun hieraus wie aus anderen Umſtänden die Abſicht einer zweiten Durcharbeitung des Ganzen aus den Originalen klar, ſo durfte mich keine falſch verſtandne Pietät hindern, dieſelbe nach den erwähnten Grundſätzen vorzunehmen. Es konnte nicht fehlen, daß nun bei der Ueberſicht des Ganzen aus den in einem langen Zeitraum copirten Briefen Vieles als Wiederholung oder als gleichgültig wegfiel; auf der andern Seite ergaben ſich aus einer ſolchen Ueberſicht nicht wenigere Zuſätze durch ſtrikte Beobachtung des oben bezeichneten Verfahrens für die Briefe Fr. Schlegel's. Zugleich glaubte ich, da ſich die Unmöglichkeit zeigte, das Ganze, wie die Abſicht geweſen war, in Einem Bande zu umfaſſen, mit den Mittheilungen aus A. W. Schlegel's und Dorotheens Briefen freigebiger ſein zu dürfen. Von den letzteren zumal, die ein ſo anmuthiges Bild Dorotheens, ihres tiefen Gemüths und ihres unbedingten Zutrauens zu Schleiermacher geben, konnte ich mich nicht entſchließen Weſentliches auszulaſſen. Wer glauben möchte, daß hier oder an einem andern Punkte die zarte und vieldeutige Grenze von Mittheilungen aus Schleiermacher's Leben überſchritten ſei, möge bedenken, daß Schleiermacher's Verhältniß zu Fr. Schlegel, ein Verhältniß, das für ſeine Entwicklung ſo entſcheidend und zugleich ſo vielfach mißverſtanden iſt, nicht durch eine Auswahl von einzelnen auf daſſelbe bezüglichen Stellen, ſondern nur durch ſeine unverkürzte Darſtellung, ſoweit es aus den Briefen von Fr. und Dorothea Schlegel erkennbar iſt, erklärt werden kann. Nur ſo bot ſich ein Erſatz für die im zerſtreuten Reiſeleben Schlegel's verloren gegangenen Briefe Schleiermacher's, von denen nur aus der Zeit des gemeinſamen Platounternehmens eine einigermaßen zuſammenhängende Folge aufbewahrt worden iſt. In Bezug auf A. W. Schlegel war die Grenze ſchwerer zu beſtimmen. Seine meiſten Briefe ſind außerordentlich flüchtig, wie das ſeine vielbeſchäftigte Beweglichkeit und die leichtere Art ſeiner Beziehungen zu Schleiermacher mit ſich brachte, ſo daß hier nur Auswahl möglich war.

Ich bemerke einiges Aeußere. In der Orthographie hielt ich mich an die Originale. Für die Reihenfolge der Briefe konnte an einigen Stellen nur Wahrſcheinlichkeit erreicht werden: beſonders in den aus Dresden datirten machte ſie die größten Schwierigkeiten. Für erläuternde Anmerkungen hatte Jonas zunächſt die Predigten und das Athenäum herangezogen; da wohl nur ſehr Wenigen die einſchlagende weitſchichtige Litteratur durch die Hände geht, ſchien für das Verſtändniß und die Benutzung unumgänglich nothwendig, die ſchwierigeren litterariſchen Andeutungen zu erklären.

Aber dieſe Anmerkungen erläutern nur die Beziehungen und Anſpielungen auf äußere litterariſche Verhältniſſe, nicht die ungleich wichtigeren auf die Ideen und Pläne Schleiermacher's und Fr. Schlegel's. Ueber dieſe Lücke muß ich mich erklären. Wie die Briefe von Fr. Schlegel daliegen, aus dem Boden der wiſſenſchaftlichen Studien und eines die kürzeſten Andeutungen geſtattenden Verkehrs beider Männer herausgeriſſen, dazu nach Fr. Schlegel's Neigung für abſonderliche Terminologien und nach ſeiner abrupten Briefmanier oft einer Rücküberſetzung in die Sprache andrer Menſchen höchſt bedürftig: verlangen ſie durchaus zu ihrer Erklärung den Verſuch, jene Studien und Entwürfe der Freunde, jene raſche Entwicklung gemeinſamer Ideen, aus denen ſie entſprangen, wieder zur Anſchauung zu bringen. Nur ſo tritt die Fülle von Aufſchlüſſen, die ſie für Schleiermacher's und auch für Fr. Schlegel's Entwicklungsgeſchichte enthalten, wirkſam hervor. Und hier kommen ihnen nun Manuſcripte Schleiermacher's auf das glücklichſte zu Hülfe: begonnene Werke, Entwürfe und ſeit 1796 wiſſenſchaftliche Notizbücher, welche es ermöglichen faſt Monat für Monat der Entwicklung ſeiner Ideen und der Geſchichte ſeiner Arbeiten zu folgen. So war denn auch die urſprüngliche Abſicht, in einer dieſem Bande vorgeſetzten Einleitung jenes Material, möglichſt zuſammengedrängt und auf den Briefwechſel bezogen, mitzutheilen. Da indeß bei näherer Erwägung vorgezogen wurde, dieſelbe, zu einer Entwicklungsgeſchichte Schleiermacher's erweitert, als ſelbſtſtändige Abhandlung erſcheinen zu laſſen: ſo wird dieſe zugleich mit dem zweiten Bande ausgegeben werden. Beide werden im Laufe des nächſten Winters erſcheinen.

Dieſer zweite Band wird die Briefe der ſpäteren Zeit umfaſſen; dann ein ungedrucktes Werk Schleiermacher's aus der Zeit vollkommener Reife — einen Dialog über das Anſtändige —, ſowie einige ſehr bedeutende Recenſionen deſſelben, welche den Herausgebern der geſammelten Werke unbekannt geblieben waren, endlich einiges Kleinere, auf deſſen Abdruck hier und da in den Anmerkungen hingewieſen iſt. Beide Bände zuſammen umfaſſen dann die Briefe, in denen wiſſenſchaftliche, kirchliche und politiſche Fragen im Vordergrunde ſtehn, ſowie die zwei erſten Bände Schleiermacher in ſeinen rein perſönlichen Beziehungen vergegenwärtigten. Aeußere Verhältniſſe machten dieſe Abſonderung wünſchenswerth, obwohl natürlich die Grenzen der beiden Abtheilungen ineinander fließen. So finden ſich hier Nachträge zum Briefwechſel mit Henriette Herz, welche Schleiermacher's Arbeiten aufklären; andrerſeits enthielt ſchon der frühere Briefwechſel einige für

Schleiermacher's perſönliche Lage merkwürdige Briefe an Reimer, während hier erſt die Mehrzahl derſelben folgt. Man wird lieber die Unbequemlichkeiten, die ſo entſtehen, entſchuldigen, als das Neumitgetheilte entbehren wollen.

Eine angenehme Pflicht iſt es zum Schluß der freundlichen Unterſtützungen zu gedenken, deren ſolche Veröffentlichungen ſo ſehr bedürfen. Die Profeſſoren der Litteratur und Geſchichte an der hieſigen Univerſität, Herr Dr. Goſche und Herr Dr. Köpke ſind mir an gar mancher Stelle mit ihrer umfaſſenden Kenntniß der romantiſchen Litteratur zu Hülfe gekommen. Der Antheil meines Freundes Prof. Uſener hat das ganze Unternehmen ſeit unſren erſten gemeinſamen Geſprächen mit dem verewigten Jonas in ſolchem Maße begleitet, daß es ihm gewiſſermaßen mit angehört.

Berlin, den 4. Juni 1861.

Wilhelm Dilthey.

I.

Briefe aus der Zeit vor 1797.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

G. W. Horne an Friz Schleiermacher in Niesky.*)

Gnadenfeld, den 4. April 1784.

Mein beſter Friz,

— — Aus Deinem Briefe ſehe ich, daß Du hinaufgerückt biſt. Aber was machſt Du hierauf gleich für Schlüſſe? Du wirſt Dir doch wol nicht einfallen laſſen Dich unter die Barbyſchen Candidaten zu zählen? Es geſchehe aber was geſchehe, ſo wird es mir allezeit eine wahre Freude ſein zu hören, daß es Dir in aller Abſicht wohlgeht, hauptſächlich in Anſehung Deines Herzensganges, daß Dein Umgang mit dem Heiland immer kindlicher und vertraulicher und Er immer mehr zu Deinem Ein und Alles wird. Freilich das letztere wird man ſelbſt nicht ſo gewahr; denn wenn ein Schutthaufen aus dem Herzen weggeräumt iſt, ſo entdeckt ſich immer ein neuer, der darunter oder dahinter lag, und ſo ſcheint das Ding kein Ende zu nehmen, und wird auch kein Ende nehmen, ſo lange wir ſterblich ſind; ja es dünkt einem gar als würde es immer ſchlechter, und als ginge man rückwärts anſtatt vorwärts. Das bewirkt aber nur, daß man hellere Augen bekommen hat; anſtatt daher die Hände ſinken zu laſſen, ſollte man lieber daraus neuen Muth ſchöpfen und denken: Hat der Heiland das erſte und zweite mit ſeinem Blute weggeſchwemmt, ſo wird er's mit Nr. 3, 4 u. ſ. w. ebenſo machen. Dann aber wird es mich auch freuen (wiewol mir kein andrer Gedanke einfällt), wenn Du im fleißigen Studiren fortfährſt, damit einmal ein wackerer brauchbarer Mann aus Dir werde. Das abgedroſchene

---

*) Pädagogium der Brüdergemeinde.

Sprüchelchen, „die Jahre und die Gelegenheit kommen nicht wieder,“ kann nicht oft genug bedacht werden. Da ich unerwartet in's Ermahnen gerathen bin (Du nimmſt's gut auf, das weiß ich): ſo will ich nur noch eins berühren, nämlich daß Du durch Folgſamkeit und pünktlichen Gehorſam Deinen Brüdern ihr Amt erleichterſt, welche gewiß keinen leichten Poſten haben, und alle Aufmunterung bedürfen. Deine Erkenntlichkeit für meine Treue (wie Du es zu nennen beliebſt) iſt mir angenehm. Es war wenigſtens gut gemeint, wenngleich nicht allezeit gut getroffen. Grüße den lieben Bruder Reichel, dem Du ohnehin dieſen Brief zeigen wirſt, recht herzlich. Sonſt aber bitte ich meine Briefe niemanden zu zeigen, als etwa Deinem other self dem Albertini, dem Du ſchwerlich wirſt etwas vorenthalten können, und alsdann füge einen Kuß bei. Bruder Zombſch (verſteht ſich von ſelbſt) iſt nicht in der Interdiction begriffen, und wenn er dieſen Brief zu Geſichte bekommt: ſo begleite ihn mit einem warmen Kuß. Dein Dich herzlich liebender Bruder.

Gnadenfeld, den 19. November 1784.

Beſter Kleiner, ſollte es Dich wundern, wie Du zu einem Brief von mir kommſt (wenn anders dieſer Zettel ein Brief genannt werden kann): ſo ſollſt Du gleich die Veranlaſſung dazu erfahren. Doch werde ich, däucht mir, eben nicht viele Argumente nöthig haben Dich zu überzeugen, daß ich gern die Gelegenheit ergreiſe Dir ein Pröbchen davon zu geben, daß, ſo wenig an Dir iſt (quoad quantitatem, meine ich), Du bei mir nicht in Vergeſſenheit gekommen, ſondern noch in treuem Liebesandenken biſt. Am 31. October war Dein lieber Papa hier, und da ich ihn im Gemeinlogis beſuchte, kam unſer Discours unter andern natürlicherweiſe auf Dich. Ich erkundigte mich nach den neuſten Nachrichten von Dir, und er hatte die Gütigkeit mir Deine zwei lezten Briefe an ihn zu zeigen, weil er glaubte daß Du es ihm gern erlaubt haben würdeſt. (Iſt es auch wahr?) Himmelweit entfernt, Dir ein Compliment darüber zu machen, muß ich Dir als ein Theilnehmer an Deinem Wohl und Wehe ſagen, daß ſie mir gefielen, weil ich aufrichtige ungekünſtelte Herzensſprache darin zu finden glaubte. Darf ich aus Liebe, nicht aus Ermahnungsſucht, ein Wörtchen ſagen? Fahre fort Dich immer feſter an den Heiland anzuklammern; laß Dich durch gar nichts irre machen, weder durch dein Verderben, es mag noch ſo ſtürmen und toben, noch durch das Exempel oder gar den Hohn andrer. Es iſt ein köſtliches, ein unſchäzbares Glück, die Jugendzeit in genauer Verbindung mit dem Sündenheiland zu verbringen, unter ſeinen Augen aufzuwachſen, ihn gleichſam zum Mentor zur Seite zu haben, und bei jedem, auch kleinen Fall ſich ſeines Rathes zu bedienen. So wie das kindliche Zutrauen und die Liebe zu den Aeltern mit jedem Jahre zunimmt, wenn man bei ihnen erzogen wird, hingegen man einen großen Verluſt erleidet, wenn man ſie erſt als erwachſen kennen lernt (lezteres habe ich erfahren): ſo geht es auch in Abſicht auf die Bekanntſchaft mit dem Heiland. Aber ich war noch nicht mit meiner Erzählung fertig. Als ich Deine Briefe geleſen hatte, fiel mir das Lied ein, welches Du mir zum Geburtstage machteſt, und ich erwähnte es Deinem Papa. Der Schelm! ſagte er, mich hat er gar nichts von ſeiner Gabe ſehen oder wiſſen laſſen, und verlangte das Lied zu ſehen. Ich mußte zwei Stunden darnach ſuchen, ruhte aber nicht bis ich es fand, und auf ſeine Bitte ſchrieb ich's ihm ab. Dieſen Vorgang nun hat mich Dein Vater gebeten Dir zu ſchreiben, und ſo biſt Du ganz unſchuldig zu dieſem Brief gekommen. Ob Du ihn beantworten willſt, kommt auf Dich an; indeſſen brauche ich wol nicht erſt zu erinnern, daß Du mir dadurch ein Vergnügen machen würdeſt. Lebe wohl. Dein treuer Freund und Bruder.

Beyer an Schleiermacher in Barby.*)

Niesky, den 7. September 1786.

— — Aber was Du für eine Erklärungsart und für einen Zweck des Abendmahls da angiebſt! Das iſt die pure leidige Neologie. Du ein Bruder — und ſo eine Erklärung! Frag' doch einmal Baumeiſter oder Moore, was Du davon *glauben mußt*: da wird's ganz anders lauten. Wenn ich mir die ganze Sache überlege, lieber Schleiermacher, ſo kommt es mir ſehr traurig vor, daß auf dieſem ganzen weiten Erdenrund beinahe jeder von den tauſend Millionen Bewohnern etwas andres für Wahrheit hält als ſein Nachbar. Indeſſen da es nun ſchon einmal ſo iſt, und es gar nicht gebeſſert werden kann: ſo ſollte doch jedermann im Bewußtſein ſeiner eignen Mängel und Gebrechen ſeinen Bruder gehen laſſen, wenn er gleich glaubt jener ſehe ein Geſpenſt für die himmliſche Göttin an. Die Natur hat uns für dieſes Leben mit einem unſchäzbaren Führer beſchenkt, ich meine das *Gewiſſen*, welches bei jedem, der es noch nicht getödtet hat, als ein unbeſtechlicher Richter die Moralität einer jeden Sache beurtheilt. Wer dieſem folgt und ſeinen Warnungen gemäß ſeine Handlungen einrichtet, der lebt glücklich und zufrieden, und trägt die Urquelle ewiger Zufriedenheit immer bei ſich. Aber ohne das feſte Bewußtſein, das Gute nach ſeiner beſten Erkenntniß gewollt und nach allen Kräften gethan zu haben, findet gar keine Glückſeligkeit ſtatt. Laß Dich daher von Deinem Freund, der Dich herzlich liebt, angelegentlich bitten, daß Du bei allen den Schritten, von welchen der prophetiſche Geiſt in mir ſagt daß Du ſie thun wirſt, Dich nach nichts anderm als nach *Deiner* beſten Ueberzeugung beſtimmen mögeſt; ſo wird Dein Gewiſſen Deiner Seele in allen Umſtänden Friede und Muth gewähren. — — Grüße links und rechts, in die Kreuz und Quere um Dich herum, beſonders den lieben Okely.*) Sein Zuſtand geht mir ſehr zu Herzen; aber ſoviel ich davon verſtehe iſt's nicht gefährlich. Ein Skepticismus der Art hält nicht lange Stich; es iſt ein gewaltſamer Zuſtand für den menſchlichen Geiſt; er arbeitet ſich los, und will lieber betrogen ſein als nichts glauben. Hältſt Du das auch für wahr? Lebe wohl! ſchreibe bald!

---

*) Seminarium der Brüdergemeinde.

---

*) Mit dieſem und mit Albertini, dem nachmaligen Biſchof der Brüdergemeinde, war Schleiermacher in inniger Jugendfreundſchaft verbunden. Vergl. über beide: Briefw. I, 276.

Aber wenn Du glaubſt ich ſei nicht mehr hier: ſo thu's nicht eher als bis ich in Jena bin. J. weiß meine Adreſſe.

(R. S.) Neulich las ich etwas zu ſchönes was ich Dir nothwendig mittheilen muß. Samuel Werenfels, einer unſrer größten Theologen in Baſel, ſchrieb in ſeine Bibel

Hic liber est in quo sua quaerit dogmata quisque,
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

beweiſt nicht die Kirchengeſchichte, daß W. Recht hatte?

Jena, den 23. October 1786.

— — Eher hätte ich geglaubt, die Saale würde zurükgehen und wiederum den Fichtelberg, ihren Geburtsort beſuchen, als daß ich mir hätte einfallen laſſen ſollen, daß Ihr in Barby in einer ſolchen Lage Euch befändet, die nunmehr unſerm armen Club gänzliche Zerſtreuung droht. Am lezten Freitag kam ich eben vom Prorector, wo ich immatriculirt worden war, ſchlenderte durch die Gaſſen nach meinem Hauſe und ſtrich mir weidlich den Bart, und ſagte zu meiner lieben Seele: Sei Du nur hübſch fleißig, jage jeder Tugend nach und lauf nicht zum Saufen, Spielen u. ſ. w.: ſo kann ſchon noch etwas aus Dir werden — kurz ich war bei der beſten Laune, als mir das Mädchen in meinem Hauſe einen dicken Brief übergab, wo mir gleich bei Leſung der Aufſchrift die Ahndung ein capitales Herzklopfen verurſachte, und leider betrog ſie mich auch nicht. So iſt's denn wirklich geſchehen, und Du ergreifſt die Flucht, noch dazu im Winter. Ich wünſche Dir alles Glück und Gute, und da Deine innere Ueberzeugung, daß Du *recht* gehandelt haſt, Dir Muth und Geduld gewähren wird: ſo zweifle ich keinen Augenblick am glücklichen Ausgang. Eure Briefe haben mich ſehr gerührt, und das Andenken an Eure eingeſchränkte Lage vertrieb mir alle meine gute Laune. Ich ging nachher ſpazieren, und als ich den Gipfel eines hohen Berges erſtiegen hatte und daſelbſt ſo frei um mich herum den entzückendſten Anblick genoß, indem die Thäler ſchon in der Dämmerung lagen und am Himmel ſchon einige Sterne blinkten, betete ich das herrliche

Gebet aus dem Yorik an die Freiheit, Heil Dir, dreimal ſüße und holde Göttin, die jedermann heimlich und öffentlich verehrt! Deine Schaale iſt lieblich dem Geſchmack, und wird es ſtets bleiben bis die Natur ſich verändert. — Barmherziger Himmel, Du haſt ſo viele Gaben; beſchere mir nur Geſundheit und gieb mir dieſe ſchöne Göttin zur Geſellſchafterin. Dann ſchütte Deine Biſchofshüte wie Schneeflocken, wenn's Deiner göttlichen Fürſehung ſo gut ſcheint, über jene Köpfe welchen darnach wehe thut! — —

Jena, den 27. Februar 1787.

Mein lieber guter Schleiermacher, ich weiß wahrhaftig nicht was Du von mir denken wirſt, daß ich nun ſchon ſeit ſo langer Zeit weder an Dich noch an meine übrigen unvergeßlichen Barby'ſchen Freunde, mit denen ich ſo vergnügte Augenblicke durchlebt habe, das geringſte mehr geſchrieben habe. Daß ich Euch vergeſſen hätte: das kann Euch gar nicht einfallen, wenn Ihr nur die geringſte Kenntniß von mir und von Euch ſelbſt habt, und Euch erinnert von welchem Werth Ihr für mich geweſen ſeid und immer bleiben werdet. Mit dem reinſten Vergnügen erinnere ich mich noch der frohen Stunden, die in Geſellſchaft unſrer Clubfreunde (wie ſie Okely nennt) in Unterredung über die wichtigſten Gegenſtände verfloſſen. Flöſſen ſie nur langſamer in meinem Andenken, als ſie damals vorbeieilten da wir ſie wirklich genoſſen!

Inliegender Brief von Okely wird Dir gewiß viel Vergnügen machen; beſonders wirſt Du Dich über die gute Aufnahme bei ſeinem Vater, über deſſen Duldſamkeit und über Okely's jetzigen glücklichen Zuſtand freuen. Ich habe ihn erſt vor wenig Tagen erhalten, und eile Dir ihn bald zukommen zu laſſen; aber es wird dabei ſehr gebeten, daß der Brief an mich nicht geſchoſſen, ſondern bald zurückgeſendet werde. Daß Okely von dem Glück ſeines jetzigen Zuſtandes lebhaft durchdrungen iſt, zeigt ſich in allen Zeilen, und die Unordnung des Briefes war mir ein angenehmes Zeichen davon. Es muß aber doch einem jeden, der Okely'ſche oder andre Briefe lieſt, nicht wenig befremdend vorkommen, wie ein in Barby und Niesky Erzogner auf ſolche Grundſäze der Religion und Moral kommen konnte, daß er bei Grundſäzen vergnügt zu leben und glücklich zu ſein hoffte, bei denen alle die um ihn waren ſchwuren, ſie führten zum leidigen Teufel. Ich beſinne mich, daß der Graf Lynar (*ὄνομα ἅγιον* für mich, nicht wahr?) einmal mit mir darüber ſprach, und von mir Erklärung verlangte, wobei ich mich aber weislich entſchuldigte. Mit einem ganz außerordentiichen Scharfſinn erklärte er es für eine Wirkung der Erbſünde, die freilich mit jedem armen Kinde zur Welt geboren wird.

Mein lieber Schleiermacher, nimm mir es nicht übel, daß ich heut nicht viel ſchreibe, laß Dich aber erbitten mich bald mit einem recht langen Brief von Dir zu erfreuen. In demſelben vergiß ja nicht mir zu melden, wie Ihr denn lebt, ob Ihr glücklich ſeid, oder ob es in's ganze noch ſo geht wie damals als ich noch ich weiß nicht ſoll ich ſagen, das Glück oder Unglück hatte in Barby zu ſein. Doch nein, es war gewiß Glück für mich, und ich darf nicht undankbar ſein gegen das viele Gute, was ich daſelbſt genoſſen habe. —

Okely an Schleiermacher und an Albertini.

[17. Januar 1787.]

Ich werde, lieber S., mich grauſam kurz faſſen müſſen; es iſt nicht daran zu denken, daß ich einen ſolchen philoſophiſchen Brief ſchreiben ſollte, wie Du mir geſchrieben haſt; meine Kräfte und dieſer Raum laſſen es nicht zu. Nimm denn diesmal mit einem Bischen Geſchmiere vorlieb. Mein lieber kleiner Freund, ach ſei doch nicht böſe daß ich Dich ſo nenne; denn Du biſt mir, wie Du warſt da ich Deinen Umgang genoß, ſo lieb daß ich Dich nicht anders denken mag — Du haſt mir einen vortrefflichen Brief geſchrieben: Ich habe ihn hier bei mir liegen; ich kann mich davon überzeugen ſo oft ich Luſt habe. Und Luſt hab ich ſehr oft, die herrlichen Gedanken mir einzuprägen die Dein Brief enthält, und ſie mir von Dir einmal über das andre ſagen zu laſſen. Ja wohl, wie man iſt, wenn man mit allen ſeinen Gedanken auf einen Gegenſtand gerichtet iſt! Wenn ich z. B. nur Dich denke, da möchte ich faſt meine zufriedene Ruhe, meine Aeltern, meine Bücher, die ſchöne Natur um mich her vergeſſen, und unſelig ſein daß ich Dich nicht habe. Aber da fällt mir ferner ein: Ich genieße ſo viel gutes; mir haben alle Schwierigkeiten eine nach der andern weichen müſſen; es hat mir das Herz nicht gebrochen meine lieben Univerſitätsfreunde zu verlaſſen; ich bin nicht erfroren auf der Reiſe, noch aus Mangel an Reſegeld ſtecken geblieben, bin nicht in den fürchterlichen Meeresfluthen umgekommen, bin mit der zärtlichſten väterlichen und mütterlichen Liebe aufgenommen worden, lebe nichts als frohe Tage und habe nichts als köſtliche Ausſichten vor mir, indem ich ein unabhängiges Durchkommen auf Zeitlebens habe. Dagegen ſeufzt mein armer Freund unter den Feſſeln von denen ich befreit bin, und muß alle die Bängſtigungen und alle die Leiden noch erdulden, die ich überſtanden habe; muß den ſauren Kampf noch fechten, den ich ausgerungen, und weiß doch nicht, ob der Ausgang am Ende für ihn ſo günſtig ſein wird. Wenn ich dergleichen Betrachtungen habe, ſo iſt mein Herz ſo beklommen und verlegen, daß ich mein Glück für unvollkommen anſehe und es kaum genießen kann. Es erinnert ſich mein Herz, daß ich einen ſolchen Freund zu haben nicht würdig ſein würde, wenn ich nicht ſeine Schickſale als meine eignen anſehen ſollte. Aber ich werde Dir nicht helfen können. Traurige Betrachtung! Albertini hat ganz Recht und mein ganzes Herz ſtimmt ihm bei: „O was iſt es eine unglaubliche Pein, wenn man ſeine liebſten Freunde muß verhöhnt und verſtoßen ſehen, und ihnen nicht helfen kann.“ Glaube nicht, daß ich Dir Dein Compliment erwidern will: aber ich halte es wirklich für unnöthig Dich zur Standhaftigkeit zu ermuntern. Dank Dir noch einmal für Deinen ganzen Brief: für die Nachricht von den Mitteln, die Du ergriffſt um Dich zu zerſtreuen — ſie war merkwürdig unterhaltend und athmet nur Freundſchaft und Liebe; für die Nachricht von Deiner Unterredung mit Baumeiſter — ſie hat mein Mitleiden rege gemacht, ach ſeine Katzenfreundlichkeit; und für Deine Nachrichten von der Kantiſchen Recenſion. Ich werde ſie nun bald ſelber leſen können, hoffe ich. — — Wenn ich mit der engliſchen Literatur beſſer bekannt ſein werde, muß ich Dir etwas mit Gelegenheit ſchicken.

Heute Vormittag, da ich dieſen Brief anfing, war ich, liebſter beſter Albertini, von einem Schlittſchuhlaufen zurückgekommen. — — Lieber Freund, das Zeugniß muß ich Dir geben, daß Du Dein gegebenes Wort treulich hältſt. Wenn ich bedenke, wie ungern Du daran gingſt einen Brief zu ſchreiben: ſo kann ich kaum meinen Augen trauen, daß einer von Deiner Hand vor mir liegt. Und doch iſt es wahr. Ja, ich habe einen Brief von Dir, den ich einmal über das andre durchleſe, ſo daß ich ihn faſt auswendig weiß. Ich könnte ihn küſſen, wenn das nicht zu ſchwärmeriſch und taumleriſch, und nicht der Zuſtand der klaren Idee, wie ich alle Tage mehr und mehr verſichert werde, der allerglückſeligſte wäre. Aber ich weiß, Du willſt nicht von mir gelobt ſein, ſonſt könnte ich Dir etwas ſagen, darauf Du vielleicht ſtolz ſein würdeſt. Im Grunde weiß ich freilich nicht, warum Freunde einander nicht eben ſowohl frei loben als tadeln ſollten, und ich traue niemandem zu, daß er ſeinen Freund mit guter Laune wird tadeln können, der ihm ſein verdientes Lob nicht gönnt. Aber Du biſt einmal ſo beſcheiden, daß Du es nicht willſt.

Ja wohl, ſie ſind vorbei, auf ewig vorbei die Freuden, die Du ſo unnachahmlich ſchilderſt. Aber die Erinnerung daran iſt doch ſüß. Ich erinnere mich wirklich oft an die vergangenen Zeiten und wünſche mich zu unſerem Club in Euren fröhlichen Zirkel zurück. Daran haſt Du ganz recht, und ich würde nicht verdienen zu einer ſolchen Freundſchaft zu gehören, wenn das nicht wäre. Was für herzerhebende Betrachtungen die ſind, welche Du anführſt: „Ich handle wie ich ſoll,“ und Luthers „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders!“ Sie haben mich recht geſtärkt, und waren eine Zeitlang meine einzige Stütze. Auch Dir und allen unſeren lieben Clubfreunden werden ſie hoffentlich in dem kritiſchen Augenblicke Troſt und Stärkung gewähren. Die Theilnehmung ſolcher biederen Freunde kann ich nicht genug ſchätzen; aber es war mir auch ſehr wichtig, daß man überhaupt in

Barby mehr freundſchaftlich als feindlich gegen mich geſinnt iſt. Dank Dir herzlich für die Nachricht. Noch erfreulicher war mir Dein Verſprechen gegen die ſtockdumme Orthodoxie anzugehen. Das heißt wahrlich die Glückſeligkeit der Menſchen befördern; denn der Aberglaube macht diejenigen gewiß unglücklich die ihm ergeben ſind, und ſie martern wieder alle, die von ihnen abweichen. — — Dank Dir für Deine literariſchen Neuigkeiten; ſie waren mir alle wichtig, beſonders das Geſtändniß der reinen Lehrer, daß ihnen Kant den Kopf warm gemacht habe, und daß Wieland den Luzian überſezen will. Kant muß nun bald in England wenigſtens Prieſtley'n bekannt werden. Ich werde mich mit der Zeit an eine Ueberſezung wagen. — —

Northampton, den 23. März 1787.

Beſter Albertini, ich ſchließe, und ſchließe fürcht' ich mit Grund aus der langen Zeit, die ich auf Briefe gewartet habe, daß meiner vom 17. Januar verunglückt iſt. — —

Laß mich nicht länger auf Nachricht von Dir warten; ſie wird meinem Herzen ſein, wie das Waſſer dem gejagten Hirſch, ein wahres Labſal. Wenn Du dieſen Brief erhältſt: ſo ſchreibe gleich. Warte auf keine Entſcheidungen, bedenke keine Unkoſten. — —

Vorläufig iſt mein Plan: jezt bis in den Auguſt, da ich mündig ſein und auf meinen eignen Füßen zu ſtehen anfangen werde, bleib ich in Northampton. Dann geh' ich zu jemandem auf's Land, um die Landwirthſchaft zu erlernen. Da bleib ich nach Belieben, etwa bis an den Frühling 89, da ich durch Frankreich eine Reiſe zu Fuß nach der Schweiz zu unternehmen gedenke. Könnte ich Dich irgendwo, und Zäslin in Baſel ſprechen? Hernach wird es Zeit ſein mich bürgerlich niederzulaſſen, und wenn meine Geſundheit es erlauben ſollte, zu heirathen.

Beſter, liebſter Schleiermacher, ich bin eben im Begriff nicht nur an Dich, meinen lieben unvergeßlichen Freund, zu ſchreiben, ſondern auch einen ſchon geſchriebenen Brief, der einen ganzen Bogen anfüllt, an Dr. Prieſtley abzuſchicken. Er iſt ein verzweifelter metaphyſiſcher Schwätzer. Ich habe ihm die Leſung und Ueberſetzung von Kant anempfohlen und überhaupt von ihm und deutſcher Literatur ſehr viel geſagt. Ob er mir antworten wird weiß ich nicht: die Zeit wird es lehren. Man ſagt, daß ſeine Zuhörer in Birmingham eine Million Pfund Sterling in Vermögen hätten. Ungeheure Summe! Er iſt auch gegen Atheiſten tolerant: das iſt edel. Aber dem Hume iſt er nicht gut, der doch ein viel größerer Kopf war.

Ich ſchickte meinen vorigen Brief an Bever, zur Sicherheit. Wenn er angekommen iſt, woran ich, weil ich nichts von Dir höre, ſehr zweifle, ſo bezahle ihm doch die Unkoſten, und ich will es gelegentlich vergüten. — — Was macht die gute freundliche Seele? Wie geht es ihm und Euch allen? Ich tappe im Finſtern in Anſehung ſolcher Fragen. Ihr wartet doch nicht auf meine Reiſebeſchreibung? O, da mögt Ihr lange warten, wenn ſie auch fertig wäre; denn es kann lange an Gelegenheit fehlen, ſie oder irgend etwas andres von der Art zu ſchicken. — — Du kannſt nicht glauben, mit welchem Geſchmack, mit welcher Freundſchaftsempfindung ich Deinen und Albertini's erſten und einzigen Brief leſe und wiederleſe. Wenn ich empfinden will, ſo brauche ich ſie nur zu ſehen. Werden wir uns jemals wiederſehen? Wer weiß! Aber auch achtzig Jahre in der Abweſenheit ſollen unſre Freundſchaft nicht abkühlen. Und oft, wenn wir leben, werden wir Gelegenheit haben, einander durch Briefe und Dienſte unſre Freundſchaft thätig zu beweiſen. Es munkelt mir ſo was. — Dein und Albertini's treuer und zärtlicher Freund.

Albertini an Schleiermacher in Halle.

Barby, den 26. April 1787.

— — Wie befindeſt Du Dich, lieber Kleiner? Ich hoffe, wohl, welches mich auch Stähly verſichert hat. Eine Viertelſtunde iſt Dir nicht gehalten, und Dein Name nicht öffentlich genannt worden. Was Lembſch ſagen wird, muß die Zeit lehren. Es wird ohne Zweifel noch mancher Skandal Deinetwegen entſtehen, wenn die Neuen kommen, und manches harte Urtheil über Dich gefällt werden; aber tröſte Dich mit Deiner guten Sache, und damit, daß Deine Freunde Dich gewiß nicht verlaſſen werden. Ich vermiſſe Dich ſehr oft, und bloß der Gedanke, daß Du in Halle eben ſo treue Freunde finden wirſt, als Du hier gehabt haſt, beruhigt mich einigermaaßen. Aber ich muß abbrechen. — — Ein andermal mehr. Leb wohl, unvergeßlicher Freund, und denk oft an Deinen u. ſ. w.

(N. S.) Herr Schäslin läßt Dich grüßen. Verſchiedene Schriften von Kant, und Klopſtock's Oden ſind für Okely angekommen. Die Kritik der reinen Vernunft war nicht mehr zu haben. Cranz kommt nach Niesky.

Barby, den 12. Mai 1787.

— — Du verlangſt Bericht davon, was der alte Zembſch von Dir geſagt. Laß Dir alſo das kurze Geſpräch erzählen, was ich mit ihm Deinetwegen gehabt habe. Ich ſaß ganz allein auf meiner Stube Nr. XXI, wo ich damals noch wohnte, als er urplözlich hereintrat. „Guten Tag, lieber Albertini. Du biſt ja hübſch groß geworden. Alſo iſt Schleiermacher wirklich fort?“ Dies war gleich ſeine erſte Anrede. Ich antwortete: Ja. Er. Warum haſt Du ihn denn fortgelaſſen? Ich. Ich konnte ihn nicht halten. Er. Hat er Dir etwas von ſeinen Gedanken und Raiſonnements mitgetheilt? Ich. Nein, nicht viel. Er. Was hatte er denn für Zweifel? Ich. Das kann ich nicht ſagen. (Ich wunderte mich über dieſe ſonderliche Frage, da ich ihm eben erſt geſagt hatte, daß Du mir nichts mitgetheilt hätteſt.) Er. War er hier fleißig? Ich. Ja. Er. Wer waren denn ſeine Freunde? Ich. Ich, und viele andre. Er. Alſo war ihm der liebe Heiland nicht mehr wichtig? Ich. (Brummte mein gewöhnliches Hm! welches mir ſchon ſo oft, beſonders beim Pfleger, gute Dienſte geleiſtet hatte, und wir kamen bald auf andre Materien.) Dieſes Geſpräch beweiſt doch, daß er eben keinen unchriſtlichen Haß gegen Dich geſaßt hat. Mit einigen von den Neuen habe ich ſchon Deinetwegen gekämpſt, ſie hatten falſche Begriffe von der Sache, und glaubten Du wäreſt deswegen fortgejagt worden, weil Du ganz öffentlich wider Baumeiſter geläſtert hätteſt. Gott verzeih ihnen dieſe Vorſtellung. Daß ſie Dich, Stähely und mich, alle drei, nach Halle beſtimmt hatten, wirſt Du wohl ſchon gehört haben. Viele erkundigten ſich noch an dem Tage, da ſie gekommen waren, ganz heimlich bei andern, wann ich abreiſen würde.

Doch genug von allen den Läſterungen. — Wie ſich die Füchſe anlaſſen? Weiß Gott, ſehr dürr. Mit einigen von ihnen hab' ich noch kein Wort geſprochen. XIV und XVII ſind Sammelpläze der Steifigkeit und Dürrheit; und wenn wir nicht unſer XVI hätten, ſo müßten wir verſchmachten. Erlaube mir von dieſer Materie nichts weiter zu ſchreiben; es wandelt mich allemal ein ſchrecklicher Spieß an, wenn ich an gewiſſe Scenen nur denke, die jezt in unſerem Hauſe vorgehen. Stähely, Schmidt und Kümpel wohnen auf XV, und keiner von ihnen hat noch einen Ruf bekommen. Krauſe wohnt auf meiner ehemaligen Stube. Er lieſt von 2—3 juriſtiſche Encyklopädie für alle. Iſt das nicht merkwürdig?

Die Bücher, die ich für Okely beſtellt habe, ſind alle richtig beſorgt, und ſchon nach England geſchickt worden. Da ich ſie nur auf ein paar Tage haben konnte: ſo konnte ich nichts davon leſen als eine kleine Schrift von Kant „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen,“ wo ſich Kant auf einer ganz neuen Seite, als ein ſcharfſinniger Pſycholog zeigt. Beſonders macht er treffliche Bemerkungen über das Eigenthümliche der Temperamente, aus denen ich ſehr viel gelernt habe. — — Mit wie vielem Vergnügen ich Ramler und Uz geleſen habe, wird Dir ſchon der Name dieſer berühmten Dichter ſagen. — — Lebe wohl, und ſei ferner ſo glücklich und vergnügt in Halle, als Du es bisher wareſt und es Deine Freunde wünſchen.

Barby, den 3. Juni 1787.

Schon hoffte ich nach Deinen und unſres Okely Briefen, daß unſre Freundſchaft lange beglückt ſein, und daß ich Dir immer fröhliche Briefe würde ſchreiben können. Aber ach, liebſter Freund, ein Augenblick hat alle unſre Hoffnungen zerſtört. Okely iſt im Bade ertrunken. Stell Dir meinen Schrecken vor, da ich eben von einer fröhlichen Fahrt zurückkam und mir dieſe fürchterliche Nachricht entgegenſchallte. Und noch konnte ich hoffen, daß ſie ein leeres Gerücht wäre: aber umſonſt. Foſter kam eben aus England, und hatte ihn noch in Northampton geſprochen, hörte aber ſchon in London, daß man ihn einen Tag vermißt, und bei genauerer Nachſuchung nur ſeine Kleider gefunden habe. Du wirſt wohl nicht verlangen, daß ich Dir heute viel ſchreiben ſoll: ich bin es nicht im Stande. Ich ſchließe Dir hier den lezten Brief*) unſres Okely an mich ein, der zwar mehr Nachrichten von ſeinem Bruder als von ihm ſelbſt enthält, Dir aber doch als das lezte Andenken unſres theuren vielgeliebten Freundes angenehm ſein wird. Leb wohl.

(N. S.) Beinahe hätte ich vergeſſen Dir für Deinen lezten lieblichen Brief zu danken. Die Clariſſa wird Jäslin und mir ſehr angenehm ſein; nur jezt ſind wir hinlänglich mit Lectüre verſorgt. Ich will Dir ſchon ſchreiben, wenn wir ſie werden leſen können.

---

*) Dieſer Brief liegt im Original nicht vor, wohl aber in einer Abſchrift, die ſich Schleiermacher damals genommen und dem Manuſcript angeheftet hat, das von ihm als theures Andenken an Okely ſorgfältig aufbewahrt wurde. Es enthält 1) „Tagebuch vom Monat Juni 1785;“ 2) „Tagebuch meiner Ideen, angefangen den 20. September 1786 von Sam. Okely,“ und aus allem darin ſpricht der vorurtheilsfreie Blick, die glühende Lernbegierde, das unermüdliche Streben nach Heiligung, und vor allem die überſtrömende Fülle von treuer Liebe, die hinreichend die Innigkeit erklären, mit der er ſich an Schleiermacher und Albertini angeſchloſſen hat und dieſe ihn aufgenommen haben. — Für die damaligen Verhältniſſe in Barby im allgemeinen giebt das Manuſcript kaum etwas, das nicht auch aus den Briefen im Text entnommen werden könnte. — Herr Profeſſor Gelzer (Proteſtantiſche Monatsblätter. Juli 1855. Seite 49.) nennt Okely einen „in Verzweiflung untergehenden“; ich verſtehe nicht, welche Stelle des Briefwechſels ihm für dieſe Auffaſſung einen Anhalt bietet.

Schäslin*) an Schleiermacher.

Barby, den 3 Juni 1787.

Lieber Schleier, wenn Du dieſen Brief aufbrichſt wirſt Du wohl ſchon in Albertini ſeinem die traurige Nachricht von Okely's Tod geleſen haben. Ich will es nicht verſuchen Dich zu tröſten; ich wäre es auch nicht im Stande. Du haſt wenigſtens mehr Freiheit unſeren gemeinſchaftlichen Freund in der Stille zu beweinen: ich wünſche nichts mehr als meine Ohren verſtopfen zu können, um die Seelenmeſſen nicht zu hören, die ihm von allerlei Zungen nachgeleſen werden. Ich könnte Dir ganz eigne Auftritte von der Art ſchildern, wenn ich Luſt dazu hätte. Ich weiß ſchon wie es bei ſolchen Gelegenheiten zugeht, wirſt Du mir ſagen. O nein, Du weißt es nicht; denn es hat ſich in kurzer Zeit hier alles umgekehrt. Unſre alten Kameraden haben wir faſt alle verloren: die wenigen die noch da ſind werden auch nicht mehr lange bleiben; mit der neuen Colonne iſt es über alle Vorſtellung fade abgelaufen — kurz es iſt jezt ſo ſpießig, daß man hypochondriſch werden müßte, wenn es nicht ungeſund wäre. Dieſes ſcheint mir wenigſtens Albertini's Denkungsart zu ſein; denn eher wird er ein Stück nach dem andern verlieren, als das mindeſte von ſeiner göttlichen Apathie. Nun ſollte ich Dir noch auf Deine witzigen Spöttereien, die Du Dir gegen meine herrlichen Briefe erlaubſt, antworten; ſtatt deſſen werfe ich mich lieber Dir zu Füßen und bekenne als ein armer Sünder in Demuth, daß ich nicht einen einzigen ſolchen witzigen Einfall hervorzubringen vermag, wie man ſie zu hunderten in Deinen Briefen findet. Erlaube ſie Dir immer auf meine Koſten, und ſei verſichert, daß ich niemals in den ſerieuſen Scheltton hineingerathen werde; denn, bei allen Briefſtellern voriger und künftiger Jahrhunderte! um Deine witzigen Einfälle möchte ich nicht kommen. Das Papier iſt zu Ende,- ich muß aufhören. Dieſen Brief ſchrieb ich unter der Predigt; doch denke ich iſt es immer noch beſſer, als in die Predigt zu gehen, um neologiſche Sätze daraus zu ziehen, wie unſer einige thun. Davon ein andermal mehr.

---

*) Ein Mitſchüler Schleiermacher's; einen anderen Brief an Schleiermacher unterſchreibt er „Im Zäslein;" die Freunde nennen ihn in ihren Briefen zuweilen „Schedlin," gewöhnlich „Zäslin."

Beyer an Schleiermacher.

Saal-Athen, am Tage der zehntauſend Ritter, den 22. des Brachmonats 1787.

Lieber Schleiermacher, wenn ich nicht fürchtete, daß Deine gute Meinung von meiner Genauigkeit im Briefſchreiben vermindert werden würde, ſo hätte ich Dir heute wahrlich nicht geſchrieben: denn wenn man wenig Zeit hat, ſo kommt nicht viel kluges heraus. — — Ich kann Dir gar nicht ſagen, wie gern ich Dich jetzt einmal wieder ſpräche, beſonders über gewiſſe wichtige Materien, die Du letzthin berührt haſt; ich möchte auch gar zu gern eine Vergleichung anſtellen zwiſchen Halle und Jena, beſonders in puncto orthodoxiae, woraus meines Ermeſſens ſich viele Weiſſagungen entwickeln ließen, ob in künftigen Jahren der Genius der Aufklärung wird trauern oder ſich freuen müſſen. Hier geht es in dem Stück merkwürdig zu; ich glaube daß kaum ein Theologe hier iſt (unter den Studenten), der nicht vollkommen Naturaliſt ſei, dabei aber trefflich zwiſchen Religion für's Volk und Religion für den weiſen Mann unterſcheide. Sie dünken ſich viel mit ihren Fortſchritten und Einſichten vor allen übrigen Univerſitäten, und nicht mit Unrecht, maaßen ſich auch Dr. Burſcher in Leipzig ſehr über die großen Kezereien, die jetzt von Jena ausgingen, beklagt und mit Thränen den gänzlichen Verfall der Chriſtenheit prophezeit hat, bei Gelegenheit daß Eichhorn's Einleitung in die Bibel erſt vor kurzem auf die Leipziger Bibliothek angeſchafft wurde. — —

Albertini an Schleiermacher.

Den 17. Juli 1787.

— — A propos, mit meiner Lectüre hat es jetzt ein Ende: könnteſt Du mir nicht jetzt die Clariſſa ſchicken? Sei doch ſo gut und ſchreibe mir in Deinem nächſten Brief (und den laß bald kommen!), wann Du ſie abſchicken willſt, damit ich ſie nebſt Hrn. Scheslin in Gnadau abholen kann. Es iſt doch keine ſpießige alte deutſche Ueberſetzung?

Zugleich erhältſt Du nach Deinem Verlangen alles was ich von unſerem unglücklichen Freunde habe finden können; ich habe alles noch einmal durchgeſehen, und es iſt mir noch werther geworden als es ehemals war. Alles was Du in Deinem Briefe über den traurigen Tod unſres nie vergeßnen Okely geſagt haſt, unterſchreibe ich von ganzem Herzen; und es ſchmerzt mich in der Seele, wenn ich ſo manches grauſame Verdammungsurtheil von Leuten hören muß, die ihn nie gekannt haben, alſo auch ſeinen Werth nie ſchätzen konnten. Doch genug von dieſer traurigen Materie. Leb wohl, beſter Freund, und vergiß nicht u. ſ. w.

Barby, den 2. December 1787.

— — Ich erinnere mich noch immer mit vielem Vergnügen an den Tag — leider war es nur Ein Tag — da Du uns die Ehre Deines Beſuchs gönnteſt, und daß Du Dir Baumeiſter's Abweſenheit nicht zu einem ähnlichen Beſuche zu nutze machteſt, würde ich Dir nicht ſo leicht vergeben, wenn Dich nicht Dein fleißiges Studiren entſchuldigte. Freilich, wer bis zwei Uhr in der Nacht wachen muß! wehe mir, wenn ich das müßte. Doch mußt Du nicht glauben, als ob ich das Studiren ganz vernachläſſigte, wenn ich gleich Deinen Fleiß nicht erreiche und Morpheus an mir einen beſſeren Freund hat als an Dir. Ich treibe beſonders die Kirchengeſchichte ziemlich fleißig. — — — Die Dogmatik nehme ich mir eben nicht ſehr zu Herzen, obgleich Baumeiſter ein ſchönes Collegium darüber lieſt; und es that mir wohl, da ich aus Deinem Briefe ſah, daß Du Dein dogmatiſches Collegium nicht unterſtrichen hatteſt. Ich bin feſt überzeugt, daß man beſſer thut, wenn man ſeinen Verſtand und Nachdenken in nützlicheren und wichtigeren Dingen übt, als in Auflöſung ſpitzfindiger dogmatiſcher Fragen. Mit meiner Juriſterei hatte es, ſobald Baumeiſter von Neuwied zurückkam, ich weiß nicht ob ich Gott

Das aber leider ſagen ſoll, ein Gute; es war in der That bei Knapp ein ſehr angenehmes Collegium, und beinahe wäre ich der Theologie abtrünnig geworden, deren treuer Unterthan ich ohnedies nie ſein werde. Unter allen Deinen Collegien beneide ich Dich am meiſten um das Weltliche; an einem philologiſchen Collegium fehlt es uns hier ſehr; und wenn ja einmal eins kommt, ſo wirſt Du Dich noch aus dem löblichen Tacituscollegium erinnern, wie es ungefähr beſchaffen iſt.

— — Leb wohl, beſter Freund. Sei ferner ſo glücklich wie bisher, und vergiß Deinen Freund nicht, ſowie Du von mir verſichert ſein kannſt, daß ich Dich nie vergeſſen werde.

Sollteſt Du nach Zerbſt kommen und die freie Stelle beim Gymnaſium bekommen, wie ich Dir von Herzen wünſche: ſo wirſt Du wohl nie vor Gr.'s Hauſe vorbeigehen können, ohne Dich an unſre ſeltſamen Wallfahrten zu dem ſteinäugigen freundlichen Manne zu erinnern.

Barby, den 26. März 1788.

— — Ob ich es im Herbſt werde möglich machen können nach Halle zu kommen, iſt noch ſehr ungewiß; ich werde aber alles mögliche verſuchen, um den ſeligen Gang des dortigen Hausgeiſtleins auch einmal mitanzuſehen, vorzüglich aber um Dich noch einmal, ſehr wahrſcheinlich zum letzten Mal, zu umarmen. Für Platon's Sympoſion danke ich Dir gar ſehr. — — Ich würde es Dir ſchon jetzt wiederſchicken, wenn Zöllin es nicht auch gern leſen wollte. — — Dein Anerbieten mir zuweilen Leihbücher zu verſchaffen, war mir ſehr erfreulich; ſei doch ſo gut und ſchicke mir die Waldheime ſobald Du kannſt, und wenn Du ſie nicht gleich habhaft werden könnteſt, die drei erſten Theile von den Volksmährchen des ſeligen Muſäus. Die Bedingungen werde ich auf's pünktlichſte befolgen. Der Umgang mit Deinen Halliſchen Freunden in dieſer kurzen Zeit iſt mir, wie Du leicht denken kannſt, ſehr angenehm geweſen: von ihnen habe ich

Bahrdt, Semler, Eberhard, Niemeyer u. ſ. w. gehört. Eberhards Charakter, den Bahrdts Pasquill mir ſchon halb und halb verdächtig gemacht hatte, haben ihre Erzählungen bei mir wieder gerettet. Ich kann Dich kaum genug beneiden wegen des ſchönen philoſophiſchen Collegiums, das Du bei ihm hörſt. — —

Barby, den 12. Juni 1788.

— —*) Wie geht es Dir denn jetzt in Halle? Iſt Profeſſor Eberhard von Halberſtadt wieder zurückgekommen, und haſt Du ſchon die Ethik des Ariſtoteles Deinem löblichen Vorſatz gemäß zu ſtudiren angefangen? Es muß allerdings ein ſehr angenehmes Studium ſein, wenn man dabei den mündlichen Unterricht eines Mannes wie Eberhard ſo genießen kann; aber ſo mag ich gar nicht an den Ariſtoteles denken. — —

Barby, den 29. Juni 1788.

Liebſter Freund, Du erhältſt hiermit die beiden Theile des Goethe, die ich noch nicht geleſen hatte und die mir viel Vergnügen gemacht haben, mit vielem Danke zurück. Ich würde Dich auch um noch mehr dergleichen Expeditionen bitten, wenn nicht Georgi in Gnadau, der Teufel weiß wie, erfahren hätte, daß Du mir verbotene Bücher ſchickſt. Weil man ſich nun auf die Treue dieſes Mannes nicht recht verlaſſen kann, ſo will ich lieber auf dieſe [illegible] Gelegenheit Verzicht thun, als Dich bei Baumeiſter in übeln Ruf, und mich in Noth bringen. — —

Aber was machſt Du mir nicht alles in Deinem Enthuſiasmus für den Platon und Ariſtoteles zu? Letztern ſoll ich überſetzen und erklären laſſen. Gut, daß Du die weiſe Clauſel dazu ſetzeſt, wenn ich zwei Louisd'or übrig habe; ich habe gewiß und wahrhaftig nicht zwei Thaler übrig. — —

Barby, den 17. September 1788.

Liebſter Freund, Dein Brief hat mir allerdings eine unerwartete Freude gemacht, da ich es ſchon längſt aufgegeben hatte, hier in Barby*) noch einen zu bekommen; aber vielleicht iſt es Dir noch unerwarteter, daß ich gleich zwei Tage darauf ſchon wieder antworte. Meinen zu hoffenden Aufenthalt bei Dir in Halle malſt Du mir mit lebhaften und ſchönen Farben; und auch ohne Dein Gemälde hat dieſes Project ſchon ſo viel Reiz für mich, daß ich gewiß nichts verſäumen werde um es zu realiſiren. Aber es iſt ja überhaupt noch ungewiß, ob ich dieſen Herbſt nach Neuwied reiſe oder nicht. Sollte erſteres geſchehen, ſo würde ich wol auf dem Hinwege kaum über Halle reiſen können. — — Auf dem Rückwege würde es eher thunlich ſein, und da wird es an mir gewiß nicht fehlen. — —

Du fragſt mich, was für einen Plan meines künftigen Lebens ich mir vorgezeichnet habe. Keinen andern als den Dir längſt bekannten, nämlich durch Kindererziehung in der Gemeinde nützlich zu werden. Dein Vorſchlag, daß ich im gelben Hauſe in der Stille ſtudiren ſoll, iſt mir ſchon darum unangenehm, weil ich dadurch niemandem nütze; aber er verliert vollends alle Ausführbarkeit, wenn ich bedenke, wie ſehr ich meines Vaters, wie ich gewiß weiß große Erwartungen von mir, dadurch niederſchlagen, und alſo vielleicht auf die Art ſeine ganze Liebe verlieren könnte. Jura zu ſtudiren, habe ich in der That nicht die mindeſte Luſt.

— — Zu Eberhards Collegien, und zur Lectüre des Lucian, den ich auch ſelbſt noch leſe und der Dir gewiß viel Vergnügen machen wird, wünſche ich Dir Glück; aber mit dem auf Word ſtudiren nimm Dich ja in Acht, daß Du nicht plötzlich einmal transfigirſt: ich bin ſchon lange Deinetwegen bange geweſen. — —

---

*) Albertini erwartete nach Niesky berufen zu werden.

Barby, den 25. December 1789.*)

Liebster Schleiermacher, daß mir die unerwartete Ankunft Deiner langen, aber für mich, der ich so selten etwas von Dir höre, noch viel zu kurzen Epistel unendlich viel Freude gemacht hat, glaubst Du mir gewiß ohne viele Versicherungen von nicht erloschener Freundschaft, womit sonst eine unterbrochene Correspondenz gewöhnlich wieder erneuert wird. Du kennst mein Herz und die Stärke unserer Freundschaft, und diese Kenntniß erspart mir eine lange Vorrede; auch sind Deiner Fragen so viele, und erfordern zum Theil eine so weitläuftige Antwort, daß ich für meine des Schreibens ungewohnte Hand bange bin. — Die Geschichte Deiner Schicksale seit unsrer letzten Zusammenkunft in Halle hat mich desto mehr gefreut, da ich bis auf einige unzusammenhangende und unzuverlässige Nachrichten nichts davon wußte: erlaube mir, daß ich Dir auch die meinigen kurz erzähle, die Dir wohl eben so unbekannt sein müssen. Noch vier Wochen verbrachte ich nach meiner Abreise von Halle hier in Barby, weil mir die Kälte nicht zuließ nach Niesky zu reisen; gern wäre ich auf dieser Reise wieder über Halle gegangen, wenn ich nicht so sehr geeilt hätte. Im August bekam ich einen unvermutheten Besuch von meinem Vater; aber meine Freude über seine Ankunft wurde nur zu schnell in die tiefste Traurigkeit verwandelt. Denn schon am zweiten Tage überfiel ihn sein Magenkrampf mit ungewöhnlicher Heftigkeit, und nach drei Tagen verschied er in meinen Armen. Zu gleicher Zeit wurde die Verlegung des Pädagogiums bekannt gemacht, und meine Bestimmung war es, dem Pädagogium nach Barby zu folgen, wiewohl ich eigentlich bisher bei der Unitätsanstalt gedient hatte. — Weil ich aber in Erbschaftsangelegenheiten eine Reise nach Neuwied thun mußte, versäumte ich den großen Zug (welcher im Anfang Octobers in drei Abtheilungen, die eine Tagereise von einander entfernt waren, vor sich ging), welches ich noch diese Stunde bedaure. Auf der Neuwiediſchen Reiſe beſuchte auch ich, damit Du nichts vor mir voraus hätteſt, Freund Beyer'n und die übrigen Freunde, Quandt und Ulr. Sprecher, in Jena. Der erſtere, der den folgenden Tag nach der Schweiz abreiſen wollte, konnte nicht begreifen, daß ich nun *dennoch* meinen bisherigen Dienſt nicht verlaſſen wollte, und ſuchte mich unter andern durch ein reizendes Gemälde vom Vergnügen der Autorſchaft (Gott vergeb ihm ſeine ſchwere Sünde) zur Entfernung von der Gemeinde, oder wenigſtens von meiner Lehrerſtelle zu bewegen. Weil ich aber überzeugt blieb, daß ich in meiner jetzigen Lage mehr Nutzen als in irgend einer andern nur denkbaren ſtiften könne, und mein Unvermögen zur Autorſchaft immer ſchmerzlicher fühlte, je ſorgfältiger ich den großen Umfang jeder Wiſſenſchaft gegen meine unbeträchtlichen Kenntniſſe in derſelben abwog: ſo ließ ich mich durch ſeine Gründe nicht erſchüttern. Und in der That, liebſter Freund, bin ich mit den in der Gemeinde *herrſchenden* Grundſätzen, die ich in meiner jetzigen Unabhängigkeit oft und reiflich überlegt habe, und mit meiner ganzen *ſelbſtgewählten* Lage ſo zufrieden, daß ſich erſt vieles ändern, und ich den bisherigen ganz entgegengeſetzte Erfahrungen machen müßte, ehe ich mich entſchließen könnte, meinen Dienſt oder gar die Gemeinde zu verlaſſen. Ich weiß, daß Du meiner Behauptung eigne Erfahrung entgegenſetzen wirſt, und ich geſtehe, daß Du unedel behandelt wurdeſt; aber vom *Betragen* eines einzelnen ſelbſt angeſehenen Mitgliedes darf nicht auf die *Grundſätze* der ganzen Verfaſſung geſchloſſen werden, von deren Vortrefflichkeit ich durch genauere Kenntniß und mehrere Beiſpiele überzeugt worden bin.

---

*) „An Schleiermacher in Drossen." Dort hielt sich derselbe bei seinem seit August 1788 dahin versetzten Ohm, Prediger Stubenrauch, zwischen Universität und Examen ein Jahr lang auf.

Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalt in Neuwied reiſte ich hieher, wo ich mich nun ſeit zwei Monaten aufhalte. Ich wohne auf der vierten und letzten Stube oder Nr. 1. Die andern Stuben ſind die wohlbewußten Nr. 14, 16 und 21. Meine Collegen ſind Gambold, Hüffel und Ren. Frühauf. Jäſlin und Cubitz ſind als Lehrer bei der Unitätsanſtalt in Niesky geblieben. Mein Unterricht erſtreckt ſich über alle Sprachen und Wiſſenſchaften, welche hier gelehrt werden, die Uebungen im deutſchen Stil ausgenommen, für die wöchentlich zwei Stunden ausgeſetzt ſind. Außerdem halte ich wöchentlich vier Clavierſchulen. Daß mir bei ſechs oder fünf täglichen Lehrſtunden nicht viel Zeit zum Studiren übrig bleibt, kannſt Du Dir leicht vorſtellen. Ich wage es daher nicht, mich in die Kantiſche Philoſophie zu vertiefen, ſo viel Luſt mir auch das in Jena gehörte Collegium von Profeſſor Reinhold dazu gemacht hat, weil ich meine Pflichten als Lehrer darüber zu verſäumen fürchten muß; doch behalte ich mir dieſes Studium für eine bequemere Lage vor. Deſto mehr beſchäftigt mich die Mathematik, vorzüglich mathematiſche Geographie und Aſtronomie; auch vergeſſe ich die Analyſis nicht, und ich bin beſonders in unbeſtimmten analytiſchen Aufgaben, welche mir zur Uebung des mathematiſchen Scharfſinns am dienlichſten ſcheinen, ſehr fleißig. Zugleich hat Eichhorn's Einleitung ins A. T., welche ich ſchon in Niesky las, neue Luſt zum Studium der orientaliſchen Sprachen in mir erregt, und die vielen wichtigen orientaliſchen Werke hieſiger Bibliothek (z. B. Assemani bibliotheca orientalis) haben ſie ſehr verſtärkt, ſo daß ich nun ſchon ſeit geraumer Zeit mich mit der ſyriſchen und arabiſchen Sprache gleich eifrig beſchäftige. Mein Zweck bei dieſer ziemlich traurigen Beſchäftigung iſt nicht, bloße orientaliſche Sprachkenntniſſe zu ſammeln, ſondern ſie auf die Unterſuchung des merkwürdigſten Buches anzuwenden, wozu freilich viele Jahre und ein unermüdeter Fleiß gehören, an deſſen Ausdauer ich ſelbſt oft zweifle. Dabei genieße ich den Umgang und die Freundſchaft meiner Collegen, von denen Du Gambold und Hüffel gewiß noch gut kennſt, welche unſerm Inſtitut durch ihre Wiſſenſchaft und andre Geſchicklichkeiten wahrhaft Ehre machen. Sonſt ſind auch noch Gebhard und L. Schmidt hier, welche mir einen herzlichen Gruß an Dich aufgetragen haben. Die Superieurs ſind Zembſch als Inſpector (der ſich noch oft an Dich erinnert), Foreſtier als Chorhelfer, und Nagel als Vorſteher, lauter edle und redliche Männer, denen wir das Zeugniß nicht verſagen können, daß ſie als Freunde, nicht als Vorgeſetzte mit uns umgehen.

Dies wäre ungefähr die Beantwortung aller Deiner Fragen, die meine jetzigen Umſtände betreffen; nur eine iſt noch übrig, inwieſern ich Philoſoph und inwieſern ich Bruder bin, eine kritiſche Frage, wobei ich aber die ſchon oft gegebene Antwort wiederholen muß, weil ſich ſeitdem nichts darin geändert hat und ſie mir ohnerachtet Deiner Cenſur ganz befriedigend ſcheint. Meine Meinung über die wir ſchon ehemals mündlich ſtritten, iſt noch immer, daß feſte und unerſchütterliche Ueberzeugung von der Wahrheit der chriſtlichen Religion nach dem orthodoxen Syſtem gewiß ein glückliches und ruhiges Leben gewähre, aber —*)

Noch verlangſt Du Nachrichten von dem Aufenthalt und der Lage Deiner ehemaligen Bekannten und ich will verſuchen, Dir das merkwürdigſte davon zu erzählen. — —

Aber ich ſehe zurück was ich geſchrieben habe, und erſchrecke; denn ſeit langer Zeit habe ich mich nicht ſo ſtrapazirt. Doch muß ich Dich noch dringend bitten, Deine Antwort nicht lange zu verſchieben, und Dir zur Vergeltung für Deine Fragen auch einige vorlegen. Z. B. was das eigentlich für Pläne zu Schriften ſind von denen Du ſchreibſt? ob Du nicht bald etwas herausgeben wirſt? denn ich muß geſtehen, daß ich Deinem nonum prematur in annum nicht recht traue, und mich ſchon hie und da in Zeitungen und Intelligenzblättern nach Deinem Namen umgeſehen habe; wie Du jetzt mit Deinem Vater ſtehſt? und was Du für Ausſichten auf die Zukunft haſt? Laß mich alles dieſes und noch mehr was Dich betrifft bald, recht bald erfahren, und ſei indeſſen meiner aufrichtigſten und zärtlichſten Freundſchaft verſichert.

Stubenrauch an Schleiermacher in Berlin.

Droſſen, den 19. Mai 1790.

Alſo haben Sie denn doch ſchon einige Viſiten gemacht, mein lieber Neveu, und ſehen es jetzt daß es beſſer geweſen, wenn Sie

---

*) Herr Profeſſor Gelzer, der das hieher excerpirt, ſagt a. a. O. S. 53: „Leider fehlt der Schluß dieſes merkwürdigen Briefes." Das darf aber nicht ſo verſtanden werden, als ob hier an dieſer Stelle oder überhaupt von dem Briefe etwas abhanden gekommen wäre; denn er liegt vollſtändig ſo vor, wie ihn Albertini geſchrieben hat.

Ihre Ausarbeitung hier vollendet hätten, — — daß Sie mit Hofprediger Sack's Aufnahme ſo zufrieden, iſt mir ſehr lieb, — — daß Sie von Ihrem lieben Vater ſchon Briefe und zwar ſo gütige erhalten haben, freut uns ungemein; doch war meiner Frau am liebſten, daß ſie zugleich gewichtig. Gar herzlich lachte ſie, daß Sie nicht wiſſen was Sie mit den 20 Thalern anfangen ſollen. Sie läßt Ihnen ſagen, Sie ſollen ſie nur recht ſorgfältig aufheben, damit ſie nicht allzugeſchwind davonfliegen. Und wahrlich, auf andre 20 Thaler können Sie ſobald nicht Rechnung machen. — — Daß Sie das Examenfieber (wie W. es nennt) bekommen ſollten, kann gewiß Ihr Ernſt nicht ſein. Sie haben vor dem guten W. zwei große Vorzüge voraus — daß Sie hell und ordentlich denken, und auch Fertigkeit genug im Lateinſprechen beſitzen.

Droſſen, den 14. Juni 1790.

Es war freilich immer am beſten, daß Sie's gleich geſtanden, daß es nicht recht artig, daß Sie uns erſt jetzt Nachricht geben vom überſtandenen Examen. Freilich war mir deswegen keineswegs bange, und meiner Frau auch gar nicht. Allein es hätte doch leicht ſein können, daß Inſpectors oder Caplans, welche geſtern bei uns waren, danach gefragt, oder wohl gar geſagt hätten, er ſoll ja ſchon examinirt ſein, und dann geſteh' ich's gern, würde mich's ſehr verdroſſen haben, wenn andre es früher gewußt hätten als ich. Daß es nun glücklich überſtanden, dazu braucht es nun freilich keines Glückwunſches, indem man es Ihnen, wie Sie ſchreiben, ſo gar leicht gemacht hat. Es kann aber auch ſein daß Sie ſich die Sache ſchwerer vorgeſtellt, beſonders weil Herr Wilmſen vielleicht manches übertrieben, ich glaube aber es Ihnen ſchon hier geſagt zu haben, daß man ſchon aus der Ausarbeitung die Geiſter kennen lernt. Daß aber diesmal die ganze Unterredung deutſch geweſen, das hat mich doch befremdet. — —

Daß Sie nun wieder mit Herrn v. B.*) zuſammen ſind, iſt Ihnen gewiß übrigens angenehm, und wenn Ihre ſchriftſtelleriſchen Projecte zur Wirklichkeit kämen, würde es mir auch ſehr lieb ſein. Nur wünſchte ich, daß Sie darüber nicht der anderen Verſuche, durch Unterricht beſonders in der Mathematik etwas zu erwerben, aus der Acht laſſen möchten.

Den 16. Juni.

— — So eben kommt Mama, und da ſie hört daß ich an Sie ſchreibe, ſagt ſie mir ich ſolle nur brav keifen, daß Sie über drei Wochen in Berlin geweſen, ohne ſich einen Haarbeutel zum Examen anzuſchaffen. So ginge es bei Ihnen immer, alles bis auf die letzte Stunde verſpart, und ſo werde es denn mit der Probepredigt auch wohl gehen, die würden Sie auch wohl nicht eher als den Mittwoch fertig machen, wenn Sie den folgenden Tag predigen ſollten.

Den 28. Juli 1790.

— — Indeß hoffe ich daß er mir doch verſprochenermaaßen Ihre Predigt mitbringen wird, um daraus zu erſehen, was den Herren nicht populär genug dünkte. Daß Ihre Antwort gefallen mußte war natürlich, da ſie von Freimüthigkeit und Geiſtesgegenwart zeugte.

Den 3. Auguſt.

Daß Herr Sack Sie hat rufen laſſen, macht Ihnen Ehre, und was er Ihnen über Ihre Predigt geſagt, macht mich um deſto begieriger ſie ſelbſt zu leſen. Der aufgegebene Text war keiner von den leichten, gewöhnlichen, ich glaube auch nicht daß jemand ihn vor einem ſehr vermiſchten Haufen wählen würde, möchte alſo auch wohl wiſſen was Herr C. mit ſeinem Urtheil eigentlich habe ſagen wollen, wenn's nicht etwa ein Gemeinplatz war. Schicken Sie mir alſo ja bald Ihre Predigt.

---

*) Brinkmann.

Droſſen, den 27. Auguſt 1790.

Ihr letzter Brief hat uns recht viel Freude gemacht, und ich danke Ihnen recht ſehr für alle die ausführlichen Nachrichten und auch für die mit Randgloſſen verſehene Predigt. — —

Alſo jacta est alea — und ich denke Sie haben gut gethan, daß Sie die Stelle bei Graf Dohna angenommen. — —

Nun ſollte ich Ihnen auch noch mein Urtheil über Ihre Predigt ſchreiben; allein zu der verlangten Recenſion fehlt es mir jetzt an Zeit. Weil ich immer die Brille brauchen muß, ſo habe ich ſie nur ſtückweiſe geleſen, ſoviel aber wohl geſehen, daß Herr C. alles zu ſeinem Steckenpferd, dem vermeinten Mangel an Popularität hat hinzwängen wollen, und daß Sie ſeinen Tadel ſehr gut entkräftet haben. Daß Sie aber glauben, der zweite Eingang ſei zu lang, däucht mir nicht. —

Schleiermacher an Catel.

Schlobitten, den 17. December 1790.

Du wirſt Dich ſonder Zweifel ſchon lange gewundert haben, lieber Freund, daß ich nichts von mir hören laſſen, und haſt mich vielleicht in Gedanken ſchon zu den Abtrünnigen gezählt, die der entfernten Freunde vergeſſen; aber tröſte Dich nur mit dem braven Sprichwort „Was lange währt wird gut", und bedenke daß ich um Dir genauen Bericht von meiner ganzen Lage zu geben, erſt einen Scheffel Salz mit meinen Leuten verzehrt haben muß, der doch noch bei weitem nicht vollſtändig verſchlungen iſt. Daß ich mich im ganzen wohl befinde, haſt Du ſchon aus meinem Stillſchweigen ſchließen können; denn die Klagen würden ſich gewiß früher zu Dir geweint haben, als ſich die Freude zu Dir lachen kann. Mit den Abentheuern meiner Reiſe, den glücklichen Tagen in Droſſen und

Landsberg, dem Verluſt den ich an lezterm Ort im edlen l'Hombre erlitten, dem abſcheulichen Wetter und der Lebensgefahr an der Weichſel, mit alledem will ich Dich nicht unterhalten — nicht weil ich es nicht recht intereſſant beſchreiben könnte, ſondern weil es ſchon zu alt iſt, und ſolche Kleinigkeiten ſelbſt in den Augen eines Freundes nur durch die Nähe der Zeit einiges Intereſſe bekommen können. Ich fand die Familie nicht in Finkenſtein, und wurde mit gräflichen Pferden hieher nach Schlobitten gebracht, wo ich (wenn Dir am Kalender etwas liegt) den 22. October ankam, und ſehr freundſchaftlich empfangen wurde. Man hatte mich, wie natürlich, ſchon lange erwartet, und ich entſchuldigte mich mit Sack's Grille. Aber was glaubſt Du wohl? Das erſte Geſpräch was ich mit dem Grafen und der Gräfin führte, hatte noch in der erſten Viertelſtunde Dich, ja Dich lieber Catel, zum Gegenſtand. Vielleicht weißt Du die ganze Geſchichte nicht, und ich muß ſie Dir doch erzählen. Sack hatte Dich — mit mir zugleich oder bald darauf vorgeſchlagen, aber Dir nichts ſagen wollen, bis er Dich im Examen von der gelehrten Seite näher würde kennen gelernt haben, und eben mit mir zugleich kam der traurige Brief an, worin er meldete daß man ihn von Leipzig aus prävenirt hätte. Oder daß ich recht ſage, er ſchrieb in dem Brief den ich mitbrachte noch ungewiß von Dir, und ich machte die erſte Annonce, die Sack ein paar Poſttage darauf beſtätigte. Daß ich mich gleich als Deinen großen Freund ankündigte, mich über Sack ärgerte, der auch mir kein Wörtchen davon geſagt, und Dir verdiente Elogen machte, kannſt Du Dir leicht denken. O Freund, ich ärgerte mich in der That: wie glücklich wären wir zuſammen geworden! Glücklich? ja ich bin es, und Du wärſt es in meiner Lage auch geweſen. Ob Du es jezt biſt, davon muß ich ja erſt die Nachricht erwarten. Aber kein Wort mehr von dieſer immer noch für mich betrübten Erinnerung.

Inzwiſchen war ohnerachtet dieſer fehlgeſchlagenen Hoffnung, welche die hieſigen Kinder von einem Hofmeiſter entblößte, beſchloſſen, daß ich nach Königsberg gehen ſollte, und es kamen poſttäglich von Graf Wilhelm, der ſchon ſeit einigen Wochen da war, Mahnbriefe um mich hier an. Aber ich bekam bald nach meiner Ankunft einen Ausſchlag im Geſicht, der einige Wochen anhielt und meine Abreiſe immer aufſchob. Unterdeſſen hatten beide Theile Zeit ſich näher kennen zu lernen, und beide ſchienen ſich zu gefallen. Ich war ganz glücklich im Kreiſe dieſer in aller Rückſicht vortrefflichen Familie und ſchien ihnen auch nicht unangenehm zu ſein; aber keiner traute ſich den erſten Vorſchlag zur Veränderung des Entſchluſſes zu thun; ich nicht, weil es nicht meines Amtes war, ſie nicht, weil ſie mich zu desobligiren fürchteten, bis ich ihnen durch häufige Verſicherungen, wie glücklich ich mich fühlte und wie ſehr ich das Landleben liebte, Muth dazu machte. Du wunderſt Dich vielleicht, warum ich dieſen Tauſch ſelbſt befördert; aber ich will Dir einen ſo vollſtändigen compte rendu geben, daß ich Dich darüber ganz zu befriedigen hoffe. Alles was ich in Königsberg gewonnen hätte, wäre etwa geweſen mehr Gelegenheit zum Studiren, zur gelehrten Lectüre und zu gelehrten Bekanntſchaften, dagegen mußt Du alles folgende mit in Anſchlag bringen, was dieſe Vortheile in den Augen eines Menſchen, der überall ſeine Glückſeligkeit ſucht, weit überwiegen muß.

Erſtlich würde ich bei aller Gelegenheit doch in Königsberg nicht mehr Zeit zum Studiren haben als hier, weil der Graf von 7 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends mit Collegien und Repetitionen hinzubringen pflegt; hiezu noch die Zeit gerechnet, die ich mit ihm in Geſellſchaft ſein müßte, wird wohl wenig zu meiner eignen Erbauung übrig bleiben, und dabei müßte ich mich noch mit juriſtiſchen Dingen plagen, die ich in den Tod haſſe. Zweitens iſt es ſchwer mit guter Art den Hofmeiſter eines jungen Herrn zu ſpielen, der ohnerachtet ſeiner Jugend ſchon ſo geſetzt und eines Aufſehers ſo wenig bedürftig iſt; ich würde alſo entweder in der [illegible]lichen Poſitur eines Repetenten erſcheinen, oder wenn ich jene gute Art ja zu finden wüßte, ſo würde ich als der Hofmeiſter des vornehmſten Studenten, der von Vornehmen und Gelehrten gleich ſehr geſucht und geliebt wird, ein gewiſſes Aufſehn machen, welches ſich niemand auf der Welt lieber erſpart als ich. Drittens wäre ich da noch in beſondre Verhältniſſe gekommen, die mich eben nicht anlachten. Es wohnt nämlich bei dem Grafen ein gewiſſer Herr Schirmacher und iſt ſein Geſellſchafter, welcher mehr als zehn Jahre hier als Hofmeiſter geweſen iſt, und nun mit dem Grafen nach Königsberg gegangen iſt, theils um ihn einſtweilen nicht allein zu laſſen, theils um daſelbſt eine Profeſſur oder gute Schulſtelle abzuwarten, denn Predigerſtellen, womit ihn der Graf reichlich hätte verſehen können, hat er immer ausgeſchlagen. Dieſer iſt in den Grafen gleichſam verliebt, iſt natürlich da er ihn erzogen hat ſein beſter Freund geworden, und ich würde neben ihm (denn bis zu ſeiner gänzlichen Verſorgung bleibt er da) lange Zeit in einer delicaten Situation geweſen ſein. Dies, liebſter Freund, ſind nur die Unannehmlichkeiten von Königsberg: dazu mußt Du nun noch alle die Glückſeligkeiten hinzuthun, die ich in Schlobitten genieße. Die Gräfin, welche die Krone des Hauſes iſt, iſt eine Dame von etwa vierzig Jahren, einem ſchönen Wuchs, der nichts weniger vermuthen läßt als daß ſie zwölf Kinder gehabt hat, einem großen air, voll hoher grace und Spuren von nicht ganz conſervirter Schönheit. Ob ſie gleich von Kindheit an die Geſpielin und Freundin der Erbſtatthalterin geweſen iſt, und überhaupt viel am Hof und in der großen Welt gelebt hat: ſo liebt ſie doch weit mehr die natürlichen häuslichen Freuden, und iſt lieber Mutter, Gattin und Hausfrau, als Gräfin und eine der erſten Damen des Landes; aber ſie fühlt doch, ſoweit das ſein muß, daß ſie das iſt und weiß bei aller Herablaſſung und Leutſeligkeit doch die Würde ihres Standes ſehr gut zu ſouteniren. Ihr Verſtand iſt vortrefflich gebildet und ihr Charakter flößt in gleichem Grad Ehrfurcht und Liebe ein. Der Graf, der als ein ganz junger Mann die letzten Campagnen des ſiebenjährigen Krieges mitgemacht hat, aber ſehr bald vom Militair abgegangen iſt, hat bei vielem bon sens doch einen Kopf, in dem es lange nicht ſo aufgeräumt iſt als bei der Gräfin, noch viel Liebe zum Militair und bisweilen ſehr ſonderbare Einfälle, über die er aber auch mit ſich handeln läßt, und iſt übrigens von gutem Charakter, jovialiſch und voll komiſcher Laune. An ſich mag er ſehr aufbrauſend und hitzig geweſen ſein, was aber die Weisheit ſeiner Gemahlin ſehr gemildert hat; überhaupt kann man mit einiger Aufmerkſamkeit ſehr leicht unterſcheiden, was in ſeinem ganzen Weſen ihm eigen und was von ihr modificirt iſt. Zehn von den zwölf Sprößlingen dieſer Ehe leben noch, und acht von ihnen ſind hier zu Hauſe. Der älteſte Graf iſt auf Reiſen geweſen und jetzt beim Generaldirectorio engagirt, der zweite in Königsberg; dieſe kenne ich bis jetzt nur vom Hörenſagen, und bleibe nur bei denen ſtehen, die ich täglich um mich habe. Die älteſte Comteſſe Caroline iſt ungefähr zwanzig Jahr alt (ſie iſt primus omnium), und ungeachtet eines weniger einnehmenden Aeußern wegen eines ſehr fein fühlenden Herzens, einer treffenden Urtheilskraft und eines kleinen, ganz kleinen Hanges zur Schwärmerei ſehr intereſſant. Die zweite Comteſſe Friederike zwiſchen ſechszehn und ſiebenzehn Jahren vereinigt alles, was ich mir jemals von Reiz und Grazie des Geiſtes und Körpers gedacht habe. Jede Beſchreibung wäre gewagt. Für alle geſelligen Empfindungen geſchaffen und geſtimmt, mit einer ruhigeren Einbildungskraft, einem tief blickenden Verſtand, und dabei ſo voll attachement und ohne Prätenſion: wie glücklich wird ſie nicht einen Mann machen, der dieſes Schatzes würdig iſt. Faſt ſchöner als ſie, aber bei weitem noch nicht ſo gebildet und bedeutend iſt ihre dritte Schweſter Auguſte, die ein Jahr jünger iſt. Die jüngſte Tochter Chriſtiane von zehn Jahren verbindet mit vielen Talenten und Annehmlichkeiten viel Eigenliebe und Selbſtgefühl, und ich gebe mir viel Mühe es ganz unter der Hand ein wenig zu beugen. Aber nun zu meinen Grafen, deren es hier noch vier giebt, von denen aber der jüngſte Graf Helvetius von anderthalb Jahren noch nicht zu meinem Departement gehört. Der älteſte Graf Louis nahm mich gleich beim erſten Anblick ſo ein, daß ich ſchon um ſeinetwillen hier zu bleiben wünſchte, und wir ſind uns beide ſehr attachirt. Aber ob er gleich nur wenig über vierzehn Jahr alt iſt, ſo werde ich ihn wohl nicht mehr ſehr lange ganz unter meiner Leitung haben, weil er ſchon lange beim Regiment engagirt iſt und bald Offizier werden wird. Mir thut es ordentlich leid, ſein ſanftes Herz in die rauhe Soldatesque zu bringen und ſeinen ſehr guten Verſtand in den Frivolitäten des Dienſtes erſtickt zu ſehen. Aber alle vier ſind (bloß um den König nicht zu desobligiren, ſo genirt ſind die Großen) zum Militair beſtimmt, und darauf muß ich bei der Erziehung die ich ihnen gebe ſehr Rückſicht nehmen. Graf Fabian, der zweite, iſt neun, und Graf Fritz, der dritte, ein charmanter Junge aber leider der Liebling des Vaters, ſechs Jahr, und von dieſen Kindercharakteren will ich Dich nicht unterhalten. Aber wie ich in dieſer Geſellſchaft meine Zeit zubringe, muß ich Dir doch ſagen. Gewöhnlich ſteh ich zwiſchen fünf und ſechs Uhr auf, quia aurora musis etc., und im Sommer wird es noch früher geſchehen. Dieſe Zeit bis ſieben oder etwas ſpäter iſt meine; dann frühſtücke ich auf meinem Zimmer und habe ein wachſames Auge auf das lever meiner jungen Herren, die dann hinunter zum Frühſtück und zur Morgenandacht gehen, und ich kann noch arbeiten bis halb neun. Dann kommt Graf Louis und wir haben Geometrie, und von 10 bis 11 franzöſiſch mit den Kleinen. Von 11 bis 1 iſt meine Zeit; dann verfüge ich mich hinunter in die Zimmer, und man geht 1½ an Tafel. Nach der Tafel nimmt man Caffe, promenirt oder macht ſich im Haus Bewegung bis 3 Uhr. Von 3—5 Hiſtorie und Geographie mit Graf Ludwig. Dann nimmt man Thee, und nach und nach kommt die ganze Familie im Cabinet der Gräfin zuſammen. Ich ſpiele eine Partie Schach mit dem Grafen oder der Generallieutenantin (der Mutter der Gräfin) und die Kinder arbeiten oder zeichnen. So vergeht die Zeit unter nützlichen Geſprächen, oder bei einer ſchönen Lectüre wo ich gewöhnlich den Vorleſer mache. Von 8 bis 9 an Tafel, und eine halbe Stunde darauf geht man auseinander. Ich plaudre noch ein halb Stündchen mit meinem lieben Louis und arbeite noch bis 11. Dieſe trockne Lebensbeſchreibung kann Dir freilich nicht ſonderlich behagen, aber ich verſichre Dich ſo ſehr ich nur kann, daß ich bei dieſer Weiſe ſehr glücklich bin. Uebrigens iſt es wirklich eins der erſten Häuſer in Preußen und mit vielen großen Familien liirt. Auch hat man hier auf dem Lande alle Annehmlichkeiten der Stadt, gute Geſellſchaft in der Nähe und alle Handwerker auf dem Schloßhof ſelbſt. Schlobitten den gewöhnlichen Sejour, denn nach Finkenſtein kommt man nur ſelten, wirſt Du auf der Karte der Akademie im Oberland zwiſchen Preußiſch

Holland und Mühlhauſen finden; der Ort hat eine angenehme Lage, einen Garten und Thiergarten mit ſchönen engliſchen Partien, und ich denke im Sommer ſo ſelig zu ſein, als man im Himmel nur ſein kann. Das einzige was mir noch fehlt ſind gelehrte Bekanntſchaften, die ich aber bald zu erlangen hoffe, denn an ſchöner Literatur iſt kein Mangel, da man eine ſehr gute Bibliothek hat, welche noch täglich vermehrt wird.

Ich glaube es iſt Dir nicht unangenehm, daß ich zuerſt ſo ausführlich von mir geſprochen habe; aber nun ſehne ich mich auch auf Dich zurückzukommen und von Dir ſehr bald und ſehr genau zu erfahren, wie Du lebſt und wie es Dir geht. Von Deinem Examen an bis auf das kleinſte was Dir in Leipzig begegnet, muß ich alles, alles wiſſen. Gott gebe daß Du ſo glücklich ſein mögeſt, als ich es Dir wünſche, in einer Lage wo Deine Empfindlichkeit geſchont, alle Anfälle von Mißmuth abgetrieben werden, und Freude und Zufriedenheit wieder vollkommen Beſitz von Deinem Herzen nehmen kann. Nach dieſen Nachrichten durſte ich noch ungleich mehr als nach allen übrigen die Du mir geben kannſt, um mich im Zuſammenhang mit meiner ehemaligen Welt zu erhalten, und ich flehe Deine Menſchenfreundlichkeit und Freundſchaft an, mich ſobald als es Dir nur möglich iſt damit zu beglücken. Es iſt faſt der einzige Wunſch der mir übrig bleibt, von allen denen die mir ſo nahe ſind und mein Herz ſo intereſſiren, als Du, Nachrichten des Wohlſeins zu hören, welche meine Freude aus dem engen Kreis des Egoismus in die ſchönere Sphäre der Theilnahme herüberführen. Aber wo ſind ſie? alle in unüberſehbarer Entfernung zerſtreut und ich in fremdem Land ein einſamer Fremdling, wenngleich unter vortrefflichen Menſchen. Haec est sors hominum: Trennung, ach allen dies Loos iſt gefallen, bis uns die Ewigkeit wieder vereint. Aber si Diis placet ſoll es auch noch die Zeit thun, bei deren näheren Ausſichten meine kurzen Augen ſich lieber verweilen. So entfernt auch der Augenblick iſt, ſo denk ich doch ſchon jetzt mit Freuden an die Zeit, wo ich nach Berlin reiſen werde um mich pro ministerio examiniren zu laſſen; und wenn Du unterdeß nicht bis an das entgegengeſetzte

Ende von Deutſchland verſchlagen biſt, ſo muß ich Dich nothwendig ſehen; bis dahin höre nicht auf zu lieben Deinen

beſtändig treuen Freund
F. Schleyermacher.

Noch eins. Ich habe ſchon einmal hier im Schloß vor der Herrſchaft gepredigt mit vielen applaudissemens, und bin für den erſten Feiertag wieder darum erſucht worden. — Meine Schuld, lieber Catel, iſt nicht vergeſſen; aber es iſt mir unmöglich mich ihrer jetzt zu entledigen.

Stubenrauch an Schleiermacher.

Den 3. Februar 1791.

Daß es Ihnen dort nicht ganz an Uebung zum Predigen fehlen würde, konnte ich ſchon vermuthen; daß Sie ſo kurz nach einander dreimal gepredigt haben, iſt ja ein ziemlich ſicherer Beweis, daß man Sie gern und alſo mit Beifall hört; daß Sie wünſchen von eigentlichen Kennern beurtheilt zu werden, zeugt von Ihrem edlen Eifer ſich immer mehr zu vervollkommnen, und immer nutzbarer zu werden. Eigentlich fehlt es nun dort wohl nicht an Kennern; denn meinem Bedünken nach iſt jeder aufgeklärte Zuhörer, dem die Religion werth iſt und der ein Gefühl für Menſchenglück hat, der beſte Kenner, der am richtigſten beurtheilt ob unſre Predigten ſo eingerichtet, daß ſie ihren Zweck, nützlichen Unterricht zu geben und in guten Geſinnungen zu befeſtigen oder auch ſolche zu erwecken und alſo eine vernünftige Erbauung bewirken können. Dahingegen der gelehrte Kenner, auf den Sie zu ſehen ſcheinen, die Arbeit doch nur als ein nach gewiſſen Regeln eingerichtetes Machwerk unterſucht, und dieſe und jene Redensart wie Herr E. nicht populär genug findet. Ob aber die dortigen Kenner Ihnen ihr Urtheil gerade herausſagen, das iſt freilich eine andere Frage. Die Texte die Sie gewählt haben, gefallen mir ſehr, beſonders der am Neujahrstage; am neugierigſten wäre ich wohl Ihr Thema und Theile am 3. Adv. über Matth. 11, 3*) zu wiſſen, da ich mich erinnere vordem einige Predigten über die Stelle geleſen zu haben, die mir aber wenig genügten. Daß Sie das Concept nicht mehr brauchen, dazu gratulire ſehr — Sie wiſſen ſchon darüber meine Geſinnung. Daß Sie aber noch immer alles ſein bis auf die Letzt verſchieben, iſt nicht fein, und will beſonders der Mama gar nicht behagen. Mit Ihren Vorleſungen über den Stil *) wird's dann auch wohl ſo gehen, und ich denke es wird ſich noch oft treffen, daß Sie geradezu aus dem Kopf dictiren.

---

*) S. Schleiermacher's lit. Nachlaß. Predigten. Band 3. Seite 3 bis 12. — Dieſe Predigt wäre hiernach am 3. Adv. 1790 gehalten. 1789 war Schleiermacher

Sie verlangen meinen Rath, was für einen Theil der Theologie Sie zu Ihrem vorzüglichſten Studio machen ſollen. Das iſt nun ein eigenes Begehren. Da müßte man Ihre eigentliche Beſtimmung vorausſehen können, ob Predigerſtelle oder Profeſſorat; und wie kann doch auch ein Andrer Ihre Wahl beſtimmen, welche doch auf Neigung und eine gewiſſe Vorliebe am beſten begründet wird. Eigentliche Dogmatik iſt ſo eben nicht Ihre Sache; es würde alſo meines Erachtens Exegeſe und Kirchenhiſtorie übrig bleiben. Dieſe letzte iſt nun an und für ſich ein ſehr weitläuftiges Studium, erfordert aber auch ſehr viele Hülfsmittel und eine zahlreiche Bibliothek. — —

Den 16. März.

Wie Ihnen in Anſehung Ihrer ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu rathen, weiß ich wahrlich nicht. Ganz kürzlich las ich im Nov. der allgem. lit. Zeit. in einer Anzeige von Eberhards Magazin 3. Bd., daß darin eine Ueberſetzung von Ariſtoteles Ethik, und glaubte ſchon, daß es die Ihrige ſei, weil ich mich erinnerte, daß Sie ein Päckchen von Ihren Arbeiten auf Verlangen an Herrn Eberhard geſchickt, oder wenigſtens hätten ſchicken wollen; allein es ſtand däucht mir

---

in Dreſſen; hätte er alſo da, oder da auch, die Predigt gehalten, ſo hätte St. ſie gekannt.

*) Von dieſen Vorträgen über den Stil iſt noch einiges unter Schleiermachers Papieren; nämlich ein Bruchſtück des Entwurfs dazu von ſeiner eignen Hand, und einige weitere Ausführungen des Entwurfs in der Nachſchrift eines Schülers.

ein andrer Name bei dieſer Ueberſetzung *). Am liebſten möchte ich wohl wünſchen, daß Sie Ihre philoſophiſchen Verſuche ganz ausarbeiteten und drucken ließen, und wenn es blos an einem Antrieb von außen fehlt, ſo würden Sie [den] auch in Hofprediger Sacks Aufforderung einen dergleichen finden. Daß Sie in Anſehung Ihres Studirens für ſich eine Einrichtung treffen, dürfte allerdings wohl ſehr nöthig ſein, ob ich gleich eben nicht beſorgt bin, daß Sie bis zum Examen pro ministerio Ihre Theologie ganz vergeſſen möchten.

Den 29. April 1791.

— — Eins aber bitte ich doch, daß Sie gegen eine allzugroße Empfindlichkeit auf Ihrer Hut ſein mögen, und auch in Ihren Ausdrücken ſich ſehr in Acht nehmen, indem Sie zuweilen zwar auf eine feine Art aber doch ſehr beißend ſein können.

Den 30. Mai.

Was das zu neue, was der Gräfin Caroline in Ihrer Neujahrspredigt aufgefallen, geweſen, darüber kann ich nicht urtheilen, da Sie auch in dem Briefe an Ihre Schweſter weder Thema noch Text erwähnen. Der Entwurf Ihrer Adventspredigt über Matth. 11, 3 hat mir ſehr behagt und ich wünſche wohl ſie zu leſen. Es würde mir daher recht lieb ſein, wenn Sie mit Ihren übrigen Manuſcripten mir auch einige Ihrer Predigten ſchickten.

Den 18. Juli.

— — Ihnen danke ich recht ſehr für Ihre Nachrichten von Königsberg. Sie haben wahrlich die Zeit von anderthalb Tagen vortrefflich benutzt und haben nun auch den großen Kant von Per-

---

*) Eberhard, philoſ. Magazin III., 1 p. 317 ff. G. Dellbrück's Verſuch einer Ueberſetzung des 8. Buchs der Ethik des Ariſtoteles. Dieſer Verſuch iſt ebenfalls aus der perſönlichen Anregung und Schule Eberhard's hervorgegangen wie S.'s Behandlung deſſelben Buchs der Ariſtoteliſchen Ethik, die nicht zum Druck gekommen iſt.

ſon kennen gelernt; es ſcheint aber als ob die Achtung für ihn dadurch eben keinen beſondern Zuwachs erhalten. — — Auch das freut mich ſehr, daß Sie jetzt immer mehr und mehr mit Ihrer getroffenen Wahl zufrieden, daß Ihre Lage und Ihr Aufenthalt in Schlobitten Ihnen immer werther wird, und Sie mit Herrn H. nicht tauſchen möchten, ob Sie wohl hier große Luſt bezeigten lieber mit nach Königsberg zu gehen. Und wahrlich, man möchte Ihnen faſt Ihre Lage und Ihren Aufenthalt in Schlobitten beneiden; wenn man Ihre Briefe lieſt, iſt's als ob man in eine andre Welt verſetzt würde, was es da für vortreffliche edle Seelen giebt, was für herrliche Unterhaltung, welche erhabene Denkungsart; wenn man das alles mit unſern armſeligen Geſellſchaften vergleicht, ſo erſcheinen jene als Weſen aus höheren Regionen. Wahrlich Sie ſind da im Vorſchmack der Freuden des Himmels — —

Schleiermacher an Catel.

Schlobitten, den 29. Auguſt 1791.

Es iſt doch ſchlimm, lieber Schatz, daß das Datum meines Briefes gar nicht wechſelt; immer das demüthige unbekannte Schlobitten. Du hingegen aus dem berühmten Leipzig, aus dem fröhlichen Lauchſtädt, und Gott weiß wo es noch alles ſein wird. Inzwiſchen kann ich Dich doch verſichern iſt eben dieſer Wechſel in Deinem Datum Urſach, daß Du das meinige ſo ſpät empfängſt; denn ich ſchreibe nicht gern an die Leute, wenn ſie nicht daheim in ihrem Kämmerlein ſind, weil ich es nicht gern habe, daß meine Briefe als Landläufer herumgehn und überall ſagen „Adam, wo biſt du?" Ich ſchreibe alſo erſt jetzt, da ich hoffe, daß die Badezeit beim Empfang dieſes beendet und Deine Familie wieder nach ihrem Feuerheerd zurückgekehrt ſein wird.

Daß Du nicht geſund geweſen biſt, da haſt Du ſehr übel dran gethan; denn es iſt immer beſſer, man geht nach dem Bade um ſeinen Beutel oder ſeinen Sorgenſack leichter zu machen, als wenn man auf Blut und Säfte dabei Rückſicht nehmen muß. Aber das muß ich Dir laſſen, daß die Aesculaps einen ſanftmüthigen Laſtträger an Dir haben. Wie? ſie haben Dich geſchröpft, haben Dich Thee ſaufen laſſen, und Gott weiß auf was noch für andre Art kuranzt, und Du giebſt getroſt zu, daß Du dadurch beſſer geworden biſt? — — Doch halt, mir fällt eben bei, daß ich — ich weiß nicht ob diesſeits oder jenſeits meines letzten Briefes an Dich — in dem nämlichen Fall geweſen bin; ich hatte ſchreckliche Kopfſchmerzen, die nur dem Stich einer ſpaniſchen Fliege weichen wollten. Aber distinguendum. Dieſe Cur war meine eigne Idee, und doch überlaß ich es dem Himmel zu beſtimmen, was eigentlich Urſache meiner Beſſerung geweſen iſt; genug ich habe ſie, und ich hoffe Du ſollſt ſie auch haben.

Mein Doktor, wenn er auch der Deinige wäre, würde ſich gewaltig hinter den Ohren gekratzt haben, wenn Du während ſeiner Cur Verdrießlichkeiten gehabt hätteſt — das iſt eine Todſünde. Der Körper mag ſehen, wie er dabei zurecht kommt; aber für die Seele iſt es äußerſt geſund ſo einen Hauptſtrauß einmal zu haben. Da werden alle Theile der Maſſe recht heilſam unter einander geſchüttelt, und es iſt das beſte Abführungsmittel für alle Kleinigkeiten an Unrath, die man hie und da geſammelt hat. Ueber meinen damaligen Fall habe ich hinterdrein noch von allen, denen ich es geſagt und geſchrieben, ſo viel hören müſſen, daß ich am Ende gar nicht klug daraus werde. Jeder hat ſo ſeinen eignen Geſichtspunkt; der eine beſieht die Sache nach ihren Gründen, der andre nach ihren Folgen, der dritte nach ihren möglichen Folgen (in der scientia media, wenn Du die noch aus der Dogmatik kennſt); der eine betrachtet ſie in Bezug auf das Intereſſe, der andre auf das Vergnügen, der dritte auf die Klugheit, der vierte auf die Freiheit — und alle meinen, ſie ſähen es bloß nach der Moralität an. Ich für mein Theil habe alles, Lob und Tadel geduldig angehört, und haſſe von Grund der Seelen alle Reviſion eines Prozeſſes, der einmal durch die unwiderruflichen Acte des Geſchehenen geſchloſſen iſt — außer wenn man die Acten für einen andern Fall brauchen kann, und das thu ich denn in aller Stille. Du warſt inſofern glücklicher, daß Du Deine

Sache bei einem Dritten anbringen konnteſt, der denn ganz gelaſſen die Sache wieder ins rechte Geleis brachte, da mein dritter erſt gerufen wurde, um die Karre wieder aus dem Koth zu ziehen.

Deine Reiſen haben mir viel Plaiſir gemacht, erſtlich aus dem leicht zu faſſenden Geſichtspunkt, daß es die Deinigen ſind, und zweitens aus dem etwas ſonderbaren Geſichtspunkt, daß es nicht die meinigen ſind. Es thut meiner vis inertiae ſo wohl, weder in Eisleben noch anderswo geweſen zu ſein, und iſt mir dabei eben ſo zu Muth als jetzt, da ich es draußen regnen und ſtürmen höre und hier hinter meinem Schreibtiſch ſitze und mir das Bein krabbe, wie weiland der weiſe Sokrates. Dieſe ruhige Geſinnung wirſt Du denn auch bei mir finden, wenn Du kommſt auf meiner Pfarre zu leben. Das ſoll Dir was ſchmuckes werden. — — Uebrigens iſt mir noch gar nicht recht, daß Du die Theologie verlaſſen willſt; die neue Einrichtung laß Dich doch nicht kümmern, bei uns hat das nichts zu ſagen, geht alles ſeinen alten Weg, und man fährt darauf wo nicht ſo ſchnell und bequem wie auf der Chauſſee der Hof- und Weltleute, aber doch am Ende ziemlich ſicher; mit der Erziehung aber iſt es ſo eine mißliche Sache, und man weiß nicht recht wie man damit geſchoren iſt.

Das verlangte Recept zu dem ſeinigen zu kommen, kann ich Dir nicht andienen; aber da Dich die politiſchen Angelegenheiten beſchäftigen, ſo bitte ich Dich, tröſte Dich mit den Türken, die drei mächtige Alliirte haben, und doch nicht dazu gelangen können.

Frankreich iſt mir eben ſo intereſſant, als es Dir nur ſein kann, und ich möchte wohl wiſſen, was die drei hohen Häupter, welche dieſer Tage in Dresden verſammelt geweſen ſind (oder vielmehr diejenigen, welche die Mühe übernommen haben für dieſe drei Herren zu denken), gegen das gute Volk ausgeheckt haben. Gott verdamme ihre deſpotiſchen Abſichten.

Bis jetzt aber wirſt Du ſagen ſtände in dem ganzen Briefe noch nichts von mir, und doch neigt er ſich zu ſeinem Ende. Was ſollte auch von mir drin ſtehn? Ich bin wie Wielands Fiſche, deren Lection*) Du im fünften Theil der auserleſenen Gedichte nachſchlagen kannſt. Commentire jeden Artikel nach Herzensluſt, und Du wirſt für jeden etwas paſſendes finden. Nur den „und karg zu eſſen“ bitte ich zu Ehre der ſchlobittiſchen Tafel nicht von der leiblichen, ſondern etwa von der gelehrten geiſtigen Speiſe zu verſtehen, von der ich in der That hier nicht fett werden werde.

Schließlich gebe ich Dir den Rath, den in eben dem Stück der Sultan ſeinem Großvezier giebt: „Regiert im übrigen mit Glück, Verſchiebt ſo viel ihr könnt auf morgen (nur nicht das Antworten an mich); Sorgt immer für den Augenblick, und Gott laßt für die Zukunft ſorgen.“ Vale et fave.

[N. S.] Für alle Nachrichten von Salina und ihren ehemaligen Söhnen viel Dank.

Stubenrauch an Schleiermacher.

Den 19. Oktober 1791.

— — Freilich iſt's wohl eine Folge Ihrer Saumſeligkeit, daß Ihnen nun Herr Jeniſch mit ſeiner Ueberſetzung des Ariſtoteles zuvorgekommen iſt, indeß will und kann ich Ihnen darüber keinen Vorwurf machen; denn man iſt ja in unſeren ſchreibſeligen Zeiten, auch wenn man eine Ueberſetzung vorher ankündigt, doch nicht ſicher, daß nicht zu gleicher Zeit zwei drei Competenten zugleich auf dem Kampfplatz erſcheinen. — — Daß Sie nun aber eine Art von Gelübde gethan, oder es an Ihren heiligen Orten verſchworen haben

---

*) Der Pflicht vergeſſen
Wir Fiſche nie;
Haben viel Müh
Und karg zu eſſen;
Bauen ſpät und früh
Uns luſt'ge Schlöſſer,
Hätten's gern beſſer
Statt immer ſchlimmer,
Und rathen immer
Und treffen's nie.

Wieland: Wintermährchen. Th. 1. Der Fiſcher und der Geiſt.

ſich je wieder mit einer Ueberſetzung zum Drucke einzulaſſen, daran haben Sie meines Erachtens auch nicht wohl gethan. Ich dächte unmaaßgeblich, Sie arbeiteten die Anmerkungen nach Ihrem Plane aus, und dann wollen wir Acht geben ob nicht Herr Jeniſch in einer geltenden Zeitung oder Journal derb zurecht gewieſen wird, und ſo könnten Sie ja doch mit allen literariſchen Ehren Ihre Ueberſetzung publiciren.

Den 30. December 1791.

— — Jetzt haben Sie mich wirklich lüſtern nach einigen Ihrer neuſten Predigten gemacht, insbeſondere nach Ihrer Abendmahlspredigt und nach der Weihnachtspredigt über den Symeon [*]. Das glaube ich aber immer, daß Sie ſich in Ihrer jetzigen Stelle mehr zu einem Cabinetsprediger bilden.

Schleiermacher an Catel.

Schlobitten, den 24. Mai 1792.

Mit den guten Vorſätzen geht es doch manchmal in dieſer Welt wunderlich. Ich hatte mir ganz ernſtlich vorgenommen, Deine Briefe mit der nächſten Poſt zu beantworten, und nun — ſiehe da — ſind grade zwei Monate verſtrichen; denn auf Deinem Briefe ſteht der 24. März. Diesmal iſt wirklich Geſchäftigkeit die Urſache davon, ich habe den Fleiß ſowohl in Angelegenheiten meines Amtes, als für mich ſelbſt ziemlich weit getrieben; und da ich aus natürlicher Liebe zu meinen Augen das Nachtſitzen nicht eben anfangen wollte, ſo iſt es natürlich zugegangen, daß Du, der hierin mit ſo gutem Rath, und wie Du verſicherſt auch mit Beiſpiel vorangehſt, darunter gelitten haſt. Doch ich weiß nicht, warum ich mir die Mühe gebe mich zu entſchuldigen. Du biſt, wie ich aus Deinem Briefe ſehe, in dieſem Stück ſo unerſchöpflich reich an Conjecturen, wie weiland Heumann beim N. Teſtament und Semler bei der Kirchengeſchichte. Ob aber immer die wahre Lesart und der wahre Aufſchluß über das Factum darin iſt, das iſt bei Dir wohl eben ſo wenig zu vermuthen als bei den beiden hochbelobten Männern. Wenigſtens ſollteſt Du mir das elyſiſche Leben nicht zur Schuld anrechnen, da es offenbar Verdienſt von meiner Seite iſt, indem niemand ein elyſiſches Leben führen kann, als wer es ſich macht, wie ich ſolches in meiner letzten Neujahrspredigt des mehreren bewieſen habe — und was das Abentheuer mit dem Pferde betrifft, nun nur gemach, alter Freund, ſo hat mir das ganze Abentheuer wahrſcheinlich nicht ſo den Kopf eingenommen, als Dir das Zuſehen auf der Leipziger Manege. Mit der Pfarre, mein Lieber, ſteht es auf weit ſchwächern Füßen, als meine letzte Entſchuldigung, Du magſt ſagen was Du willſt, gewiß nicht geſtanden haben kann. Denn Du haſt wohl Recht, daß Geſundheit eine Hauptſache dabei iſt, und die fehlt mir gerade an dem Theile der zur Pfarre am nöthigſten iſt, nämlich an der Bruſt. Das hätte ich ehedem nicht gedacht; denn ich glaubte noch vor dem Jahre, daß ſie zu den ſtärkſten auf der Welt gehöre. Aber jetzt zeigt ſich ſeit einigen Wochen ſo mancherlei, was mich von dieſer Seite nicht viel hoffen läßt, und alle dafür gebrauchten Mittel wollen nicht anſchlagen. Deswegen weiß ich nicht, ob ich nicht der Pfarre werde entſagen und auf irgend etwas anderes denken müſſen. Sage mir nur, was! denn bei einer Profeſſur ſpart man die Lunge wahrlich nicht; ſonſt ſollte es mich wohl amüſiren, auf der Viadrine einmal ſo eine Art von Knäppchen vorzuſtellen. Die Inquiſitionen, und was dem anhängig iſt, wovon Du einen Vorwand hernimmſt Deine in der That grundloſe Abneigung zu beſchönigen, ſollte mich nicht ſchrecken; es iſt ſo fürchterlich nicht als es ſcheint, und beſonders bei uns Reformirten iſt noch nichts davon zu ſpüren. Abgeſchmackt iſt es freilich im höchſten Grade; aber man muß es von der lächerlichen Seite betrachten, wie ich, ſo können uns alle königlichen und churfürſtlichen Thoren und alle die thörichten Geiſter, welche durch ſie ſprechen, das elyſiſche Leben nicht verbittern, ſondern helfen es vielmehr wider ihren Willen würzen. Die Amelangſche Vertheidigung des Schulz (der aber doch nach Spandau gekommen ſein ſoll) iſt ſehr ſchön, aber doch zieh ich ihr an Feinheit und Gedrängtheit der Perſifflage die Vertheidigung in dem älteren Ungerſchen Prozeſſe vor. Dieſe rathe ich Dir wiederum zu leſen, falls Du ſie noch nicht geleſen haben ſollteſt (welches man bei ſolchen Büchern immer dazuſetzen ſollte; denn der Fall, daß der Rath nicht ſchon befolgt ſein ſollte, iſt immer nur unwahrſcheinlich).

---

[*] Dieſe Predigt iſt alſo Weihnachten 1790 gehalten. Lit. Nachlaß. Predigten. 3. Band S. 117.

Was das Herabdonnern betrifft, ſo habe ich im jetzt laufenden Jahr nur erſt viermal gepredigt, wovon einmal freilich in die Feiertage fällt, und jetzt wage ich es auch wegen meiner Bruſtſchmerzen nicht. Deſto mehr ſtudire und ſchreibe ich, und ich wünſchte ernſtlich zu wiſſen, ob Du mit einem von den beſſern Leipziger Buchhändlern in Bekanntſchaft biſt, der ſich damit befaſſen würde, ein kleines philoſophiſches Werkchen von 16 bis 20 Bogen ſtark in Verlag zu nehmen; denn nachgrade werde ich mit meinen philoſophiſchen Verſuchen ſo weit kommen, daß ich die Unterhandlungen anfangen kann. Denke aber nicht, daß ich mich fürchte im Preußiſchen drucken zu laſſen; fängſt Du keinen, ſo will ich ſchon bei uns einen habhaft werden. Wäre die That ſo ſchnell als der Wille, und ſchreiben ſo leicht als ausdenken, ſo würde auf dieſe Verſuche bald etwas andres folgen; und Du kannſt dem Buchhändler, wenn Du einen kennſt, immer zureden gut zu bezahlen, weil er dann noch ein paarmal von mir würde profitiren können.

Nun hab ich Dich ſo ziemlich von mir inſtruirt, doch fällt mir noch ein Punkt Deines Briefes in die Augen, zu dem ich ziemlich ſauer ſehe, nämlich wegen des Frühlings. Ich muß davon leider ſagen: ich habe ihn nicht genoſſen, weil ich ihn nicht gehabt habe; und wenn ich ihn auch gehabt hätte, ſo hätt' ich ihn doch nicht genießen können. Der April hatte (allen Narren zu gefallen) einige ſchöne Tage gehabt, aber der Mai hat ſich bis jetzt ſchlecht aufgeführt, ſo daß wir nun erſt aufhören einzuheizen, obgleich draußen alles grün und blühend iſt; aber der Nordwind, der Hund Boreas, bei dem liegt der Knüppel. Ueberdem haben wir hier zu Anfang dieſes Monats einen Todesfall gehabt; die Mutter unſrer Gräfin iſt geſtorben. Da iſt nun alles, während der Krankheit und nach dem Tode, um mich her ſehr leidend geweſen, und ich natürlicherweiſe mit. An geſellſchaftlichen Genuß iſt bis jetzt wenig zu denken geweſen, und der Einſame kann ihn nie ganz erſetzen. Nun er anfangen könnte, reiſen wir morgen nach Finkenſtein, wo nicht ſo viel Gelegenheit zu ſolchem Genuß iſt, und ſich auch niemand ſo gut gefällt.

Das war zuletzt noch eine Jammerrede, und mit dieſer will ich Dich entlaſſen, da es überdem ſchon ſehr ſpät iſt. Adreſſire Deinen Brief nur immerhin nach Schlobitten, das iſt das ſicherſte. Vale et fave.

Stubenrauch an Schleiermacher.

Den 2. Juni 1792.

— — Dies leitet mich auf eine Stelle in Ihrem Briefe, wo Sie über die Cenſureinſchränkung klagen. — — Aber ſollten Sie wegen Ihrer philoſophiſchen Aufſätze ſich über jetzige Zeitumſtände zu beklagen Urſache haben? Das glaub' ich wahrlch nicht. Denn eigentlich ſind's ja doch nur die drei Punkte, worin die Cenſur jetzt wieder ſtrenger, daß nichts wider die Religion, die Sitten und den Staat geſchrieben werde. In Anſehung des erſten Punktes möchte man nun freilich wohl, wie es den Anſchein hat, Religion und orthodoxes Syſtem leider für gleichbedeutend halte. Allein ſo viel ich Sie kenne haben Sie ja nie Luſt gehabt im teologiſchen Fache Schriftſteller zu werden, wider Moralität werden Sie gewiß nicht ſchreiben, und philoſophiſche Discuſſionen über die Freiheit, die werden wohl ohne Bedenken die Cenſur paſſiren. – — Alſo dieſe Entſchuldigung kann ich für die fernere Verzögerug Ihrer Aufſätze gar nicht gelten laſſen; ich muß vielmehr wegen der Ausſichten auf Ihre künftige Verſorgung recht ſehr darauf dringen, daß Sie Ihr dem Hofprediger Sack gegebenes Wort bald erfülen, wollte auch wohl erinnern einmal wieder an ihn zu ſchreiben. Und wie ſteht es denn, ſind Sie mit Profeſſor Eberhard in Briefwechſel oder nicht? Das weiß ich wohl, Sie wollten einmal; aber ob's vom Wollen zur That gekommen, weiß ich nicht.

Den 26. Juni 1792.

— — Sie verlangen von mir eine ausführliche Beurtheilung der beiden überſandten Predigten. Die wird dann nun aber wohl zwei Abſchnitte haben müſſen — an ſich ſelbſt und mit Beziehung auf Ihre gegenwärtige Lage oder auf das Auditorium, für welches Sie ſie gehalten — und in Rückſicht auf Ihre vermuthliche künftige Beſtimmung —, da Sie mein Urtheil verlangen über Ihre jetzige Manier zu predigen, ehe Sie ſolche ſich gar zu ſehr angewöhnen. Freilich, wenn Sie auch in der Folge auf ein ſo gebildetes Auditorium dem größern oder auch nur einem ſehr beträchtlichen Theile nach rechnen könnten, da würde die Frage ſich leicht beantworten laſſen. Ueber die etwas auffallende Länge Ihrer jetzigen Predigten will ich nichts ſagen, da Sie dieſe ſelbſt eingeſtehen. Doch fand ich ſie beim Leſen ſelbſt gar nicht zu lang. — — Allein ob Sie nun in Städten oder in Städtchen ſo leicht werden ein Auditorium finden, welches Aufmerkſamkeit und auch wohl Faſſungskraft genug beſitzt, um dem Gange Ihrer Ideen zu folgen, und ſo wirklichen Nutzen daraus zu ziehen, das getraue ich mich nicht zu bejahen. Sehr ſchön wäre es wohl, wenn Sie den Vorſatz die Neujahrspredigt zu erweitern, die Ideen noch mehr zu entwickeln, wirklich ausführten. An Kraft dazu fehlt es Ihnen wahrlich nicht, an Luſt auch nicht, und ſo viel Muße ließe ſich auch wohl finden. Aber, aber. So eben habe ich Ihre Predigt über Luc. 8, 4 ꝛc. *) nochmals durchgeleſen, und ich glaube vielleicht auch darin einen Grund zu dem Urtheil der Gräfin Fr. zu finden, weil Sie ſich hier mehr an Ihren Text als bei der Neujahrs- oder Weihnachtspredigt gehalten, und

---

*) Aus dem Datum dieſes Briefes ergiebt ſich, daß die Predigt nicht 1798 zuerſt gehalten ſein kann. Siehe Schl.'s lit. Nachlaß. Predigten Band 3. S. 153.

es iſt, däucht mir, unleugbar, daß bei Perſonen, die eine wahre Achtung und Ehrfurcht für die Bibel haben, durch einen ſolchen Vortrag die Erbauung mehr befördert, und auch bei gemeinen weniger aufgeklärten Chriſten viel mehr Nutzen geſtiftet wird. Nach meinem unmaaßgeblichen Dafürhalten wäre es alſo wohl am rathſamſten, wenn Sie mit dieſen beiden Manieren zu predigen fortführen abzuwechſeln, und ſich an die erſtere, die ein zu ſtrengem Nachdenken gewöhntes Auditorium erfordert, nicht allzuſehr gewöhnten.

Den 20. Juli 1792.

— — Es freut mich, daß Sie noch immer das alte Zutrauen gegen mich haben und mir ſo ganz Ihre geheimſten Gedanken entdecken. Aber etwas bekümmert hat mich dieſer Theil Ihres Briefes gemacht, und das vornämlich darum, weil ich ſo gern Rath geben möchte und doch noch keinen finden kann, wie Sie es anfangen ſollen, um dieſem Uebermuthe Ihrer Phantaſie (denn ſo nennen Sie es ja doch ſelbſt) Schranken zu ſetzen. Indeß haben mich auch manche Aeußerungen wieder ſehr beruhigt, beſonders was Sie mir bei Gelegenheit von Wielands neuen Göttergeſprächen ſchrieben; und da Ihr Verſtand jene Zweifel mißbilligt, ſo werden ſolche gewiß auch nie das Uebergewicht erlangen, und Sie würden mir ſehr Unrecht thun, wenn Sie auch nur glauben könnten, daß es möglich wäre, daß ich wegen dieſer Geſtändniſſe irgend einigen Unwillen gegen Sie faſſen könnte. Sie wiſſen ja, daß ich mich oft gegen Sie geäußert, daß ich den ehrlichen Zweifler jederzeit reſpektirt habe, und ich kann Sie noch nicht einmal unter die eigentlichen Zweifler rechnen, da Ihr Verſtand noch immer die Zumuthungen oder Forderungen Ihrer Phantaſie mißbilligt, und Gott ſei Dank, ich bin wegen Ihrer ernſten Denkungsart ſo beruhigt, daß ich, wenn Sie auch ſelbſt in Berlin wären, doch nichts für Sie fürchten würde, ohnerachtet es dort wahrlich an häufigen Gelegenheiten und ſehr ſtarken Verleitungen zum völligſten Unglauben gar nicht fehlt, wie Sie leider es an A. vor Augen ſehen.

Droſſen, den 22. November 1792.

Ich muß geſchwind ein wenig mit Ihnen plaudern; wir haben eben über Tiſche von Ihnen geſprochen, und das geſchieht noch immer ſehr oft. Mama will ſich noch immer ihr Lieblingsproject nicht ausreden laſſen, daß Sie entweder nach Frankfurt als Profeſſor oder als Prediger nach Landsberg an der Warthe kommen müßten, um ſo deſto mehr in unſrer Nähe zu ſein. Ich ſähe das nun freilich auch ſehr gern, aber ob's darum weil wir's gern ſähen nun auch geſchehen wird: das iſt eine andre Frage, die wir um ſo weniger uns befriedigend beantworten können, da Sie wie es ſcheint Luſt haben dort ewige Hütten zu bauen. Denn wenn ich, als Sie noch in Berlin waren, wie Sie ſelbſt ſchreiben, ſoviel an Ihnen zu treiben hatte, wenn Sie nur eine einzige Viſite machen ſollten, ſo habe ich ja wahrlich die ganze Zeit da Sie in Preußen ſind, bisher immer noch vergeblich getrieben, daß Sie doch nur einen einzigen Brief an Herrn Hofprediger Sack ſchreiben ſollten. Und nun haben Sie auch da wieder aufs neue einen Riegel vorgeſchoben. Sie verlangen hier einen Rath in einer Sache,. von der ich noch eigentlich nichts weiß. Daß Sie Ihrer Schweſter nichts davon geſchrieben haben, iſt meines Bedünkens ſehr gut, weil ſich das gute Mädchen nur würde geängſtigt haben ohne Noth, da wie Sie ſelbſt ſchreiben die Sache noch res integra iſt; und ſo glaube ich auch, daß ſo lange die Sache noch ſo ſchwebt es gar nicht rathſam iſt, ihr oder Ihrem Vater etwas davon zu ſchreiben. —

Schleiermacher an Catel.

Schlobitten, den 26. November 1792.

Lieber Freund, ſchon lange vor dem Empfang Deines Briefes würde ich an Dich einmal wieder geſchrieben haben, wenn ich nicht eine gewiſſe Ahndung gehabt hätte, daß es nicht recht richtig mit Dir ſtehe, und Du vielleicht Dein Neſt geräumt haben möchteſt, und da hab ich denn nun auch die Beſcherung ganz richtig. Nicht als ob ich an Ahndungen glaubte, oder nur um deswillen daran glauben wollte; aber es war nach allem was ich von Dir und Deiner Lage wußte und ſchloß, eine ganz vernunftmäßige Vermuthung. Nun muß ich Dir zwar das Zeugniß geben, daß dieſer letzte Brief einer der längſten, vielleicht gar der allerlängſte iſt unter allen, die ich je von Dir bekommen habe; aber dennoch fälle ich zugleich mein Urtheil dahin, daß noch lange nicht genug darin ſteht: nichts von dem Fuß, auf welchem Du mit den Aeltern Deiner Kleinen ſtehſt, und wie überhaupt in dem Hauſe gelebt wird, ſofern das nämlich Dich betrifft, und inwiefern Du an allem theilnimmſt; alles das ſind Punkte, welche nächſtens noch berichtigt werden müſſen. Ferner von Deinen übrigen Berliner Bekanntſchaften und Deiner Privatlebensart noch lange nicht genug.

Du wünſcheſt mich in Berlin zu haben, und ich glaube Dir das zur Noth; ja was noch mehr iſt: ich muß Dir geſtehen, daß ich auch nicht abgeneigt davon wäre. Nicht als ob meine Verhältniſſe hier anders, oder als ob es nun weniger Elyſium hier wäre als ſonſt; ſondern es war doch, wie es denn hier auf Erden immer der Fall zu ſein pflegt, nicht vollkommen Elyſium. Meine Glückſeligkeit beſtand vornämlich in meinen Kindern und in den andern Kindern des Hauſes; mit den Aeltern hatt' ich zwar auch ein gutes Verhältniß, aber es war doch von Anfang an vieles darin was geſchont und ſauber behandelt ſein wollte. Nun ändern ſich leicht gewiſſe Umſtände, und es kommen ſolche herbei wo dergleichen Dinge nicht eben ſo geſchont werden können, und das giebt Diſſonanzen und verſtimmt, und in ſolchen Lagen wie die jetzige kann ſich überhaupt manches ereignen, was mich zu einem Abzuge noch bereitwilliger machen könnte; freilich im Reich der Möglichkeit auch manches, was mich näher und feſter attachiren würde, als ich je geweſen bin: doch iſt mir das letzte unwahrſcheinlicher als das erſte. Deswegen wenn Du irgendwo von einer Stelle hörſt, welche nicht unter der meinigen ſteht, denn ich komme ja hier kaum aus mit meinem Gehalt, und wo Du mir zugleich von allen Umſtänden eine ſolche Nachricht geben kannſt, daß Du Glauben haſt ich werde mich dahin ſchicken: ſo unterlaſſe nicht gehörige Rückſicht auf mich zu nehmen und darüber zu referiren. Bei dem allen bin ich den meiſten Perſonen dieſer Familie ſo von Herzen gut, und lebe ſo gern mit ihnen, daß es mich immer viel koſten wird von hier wegzugehn; allein es giebt (außer der literariſchen Abgelegenheit und Dürre, die mir auch je länger je mehr zur Laſt wird) mancherlei Bewegungsgründe, die es wahrſcheinlich mit der Zeit nothwendig machen werden.

Unter dem wenigen, was in Deinem Briefe ſteht, finde ich auch den befeſtigten Entſchluß der Theologie abzuſagen: ich ſchüttle den Kopf dazu, wie Sack und Conrad, ohnerachtet ich noch keinen Anſchlag darauf gemacht habe daß Du jemals für mich predigen ſollſt. Deine Gründe mögen ſein welche ſie wollen, ſo ſehe ich nicht ein, warum man bei der allgemeinen Wandelbarkeit menſchlicher Dinge einen Entſchluß von der Art feſt faſſen und als gefaßt ankündigen ſoll, ehe als es wirklich nöthig iſt darüber zu entſcheiden. Dein eigner untheologiſcher Zuſtand hat Dich wahrſcheinlich auch verhindert Dich um theologiſche Dinge zu bekümmern und mir davon zu ſchreiben. Ich für mein Theil möchte ſehr gern wiſſen, was für welche von unſeren ehemaligen Mitbefliſſenen jezt in Berlin hauſen, ob und wie Du mit ihnen umgehſt, und auch wohl wie viel ungefähr ich noch auf der berüchtigten Candidatenliſte vor mir haben kann, welches letzte Dir doch auch (wenn Du anders Deinen alten Anſchlag auf meine künftige Pfarre noch nicht aufgegeben haſt) einigermaaßen intereſſant ſein muß.

Mit Brinkmann iſt es auch ganz anders als Du dachteſt; ich habe ohnerachtet ich weiß daß er in Berlin iſt, noch nicht an ihn geſchrieben, und ſtehe auch jetzt noch in Zweifel ob ich es thun ſoll. Es läßt ſich in unſeren Verhältniſſen beſſer mit dem Sprechen wieder anknüpfen als mit dem Schreiben, und darum bin ich zu dem letzten herzlich faul. Doch thuſt Du mir einen Gefallen, wenn Du ihn, ſo oft Du ihn ſiehſt, herzlich von mir grüßeſt und ihm ſagſt, daß ich ſchon ſeit langer Zeit damit umgehe an ihn zu ſchreiben. Erkundigt er ſich übrigens nach mir, ſo ſage ihm alles was Du von mir weißt und mit Wahrheit ſagen kannſt. Auch Sack und den anderen geiſtlichen Herren, wenn Du ſie ſiehſt, empfiehl mich. — —

Von mir ſelbſt weiß ich Dir nichts weiter zu ſagen, als daß ich semper idem der Seele nach, und dem Körper nach abwechſelnd bin, wie denn das Preußiſche Klima überhaupt nicht eigentlich dasjenige zu ſein ſcheint, für welches mich die Natur gebaut hat. Ich kränkle hie und da, und meine Augen beſonders befinden ſich in den kurzen Tagen ausnehmend ſchlecht. Doch wenn ich nun noch anfangen wollte mich ſelbſt zu malen, ſo würde ich vollends blind werden; denn es iſt ſchon ſehr viel, daß ich dies alles in einem Strich bei Licht geſchrieben habe, und es ſticht mich auch gewaltig in den Augen. Darum lebe wohl und ſchreibe bald; ich lege mich ſchlafen.

[N. S.] Gieb mir doch nähere Nachricht von Brinkmann wenn Du kannſt.

Stubenrauch an Schleiermacher.

Den 17. Februar 1793.

— — Das freut mich übrigens recht ſehr, daß Sie jetzt wieder das Neue Teſtament ſo fleißig ſtudiren. Mögen Sie einſt Prediger oder Profeſſor werden, es wird Sie die Zeit die Sie darauf verwenden gewiß nicht gereuen; es iſt allerdings hier immer noch ſehr vieles aufzuräumen übrig — nur Schade daß ſo manche zu dieſem Geſchäfte ſich berufen glauben, denen es doch an den erſten nothwendigſten Vorkenntniſſen fehlt. Auch das billige ich ſehr, daß Sie bloß Ihre eignen Bemerkungen, und das was Ihnen zu der Zeit zur Erläuterung einer Stelle beifiel und wichtig ſchien, aufzeichnen ohne erſt bei anderen alten und neuen Commentatoren ſich Rath zu holen; denn da kommt man nur gar zu leicht von dem eigentlichen wahren Sinn der Stelle noch immer weiter ab. — —

Ihren Brief an Herrn Sack habe ich abgehen laſſen und ich erwarte ſchon in dieſer Woche Antwort.

Den 18. Februar 1793.

— — Sie meinen in der ganzen Verbindung der Kirche als einer Societät mit dem Staate liege immer noch der Keim der Intoleranz und des Gewiſſenszwanges, und das einzige radicale Gegenmittel ſei, daß der Staat ſich gar nicht um die Religion der Unterthanen bekümmere. Da geſtehe ich Ihnen nun gern, daß auch mich jene Benennungen, herrſchende Kirche herrſchende Religion, immer revoltirt haben, und daß ich ſchon lange der Meinung geweſen bin, daß dieſe Einrichtung der urſprünglichen Abſicht Jeſu gar nicht entſpreche. Wenn man dieſer treu geblieben wäre, ſo würden wie in den erſten Zeiten vor Conſtantin lauter einzelne hie und da zerſtreute chriſtliche Gemeinden auch jetzt noch ſein; und dann könnte und würde jede Gemeinde ſelbſt ſich ihre Lehrer beſtimmen, ſo wie es auch in den folgenden Jahrhunderten an allen Orten, wo ecclesia pressa war geſchehen iſt, und noch jetzt bei den Diſſenters in England und bei den Brüdergemeinden aller Orten geſchieht, ohne daß der Staat ſich darum bekümmert oder dadurch Gefahr leidet. Aber da nun einmal die gegenwärtige Verfaſſung da iſt, ſo fragt ſich ob dieſelbe auch ohne Gefahr geändert und aufgehoben werden kann. Und da käme es nun wohl darauf an Nutzen und Schaden oder beſorgliche Gefahr gegeneinander abzuwägen. Sie ſagen die Intoleranz ruhe auf dieſer Einrichtung; aber nehmen Sie z. B. Holland oder unſre weſtphäliſchen Länder, wo noch Claſſen und Synoden ſind, und ſagen mir dann ob die Intoleranz nicht immer in den einzelnen Gliedern und namentlich den Predigern liege, ſowie ja auch zu Conſtantins Zeit die Biſchöfe es waren, die ſich verketzerten. Glauben Sie aber wohl, daß bei der gegenwärtigen großen Laulichkeit gegen alles was Religion heißt, die doch wahrlich beſonders in unſerem Lande ziemlich herrſchend iſt, glauben Sie wohl daß wenn der Staat aufhörte für den Unterhalt der Prediger zu ſorgen, auch nur die Hälfte derſelben würde beſtehen können? — — Und dann würden doch die wenigſten Prediger auch nun ganz ohne Aufſicht und Verbindung untereinander ſein können, und ſo würde denn wohl, ſolange noch ſo manche niedrige Abſichten bei Collegen, ſo viel unverſtändiger

Eifer bei Inſpectoren und Superintendenten ſein wird, auch der Intoleranz und Verketzerungsſucht nicht geſteuert werden können, wenn auch Kirche und Staat gar nicht in Verbindung wären.

Den 4. April 1793.

— — Sie ſehen daraus daß Herr Sack es für ganz unumgänglich nothwendig hält, daß Sie ein Specimen drucken laſſen, und der Grund, den er anführt iſt, däucht mir auch vollgültig, „damit wir dem Oberſchulcollegio ſagen können, das iſt der Mann ꝛc.“ Alſo denke ich werden Sie nun auch wohl Anſtalt dazu machen, denn in Ihrem letzten bezeigen Sie ja doch auch noch Luſt zu einer Profeſſur. — — Zu einem bloß kritiſchen Thema würde ich Ihnen nicht rathen, und ich glaube auch daß Ihr Geſchmack Sie nicht darauf führen wird; es gehört dazu auch ein größerer Apparat, als Sie vielleicht in der Nähe haben. Aber eine philoſophiſche Discuſſion oder ein exegetiſcher Verſuch würde vielleicht auch noch vor Ende des Sommers erſcheinen können. Doch ich überlaſſe die Wahl des Specimen gänzlich Ihnen ſelbſt, nur ſäumen Sie nicht. Der ganze Inhalt von Herrn Sack's Briefe ſtimmt mit dem vollkommen überein, was Herr Reinhard Sie hat wiſſen laſſen. — — In Anſehung des andern Punktes, wo Sie ſich näher erklären, wie Sie das was Sie an Charlotte bei Gelegenheit Ihres Uebertritts in das männliche Alter geſchrieben, verſtehen, muß ich Ihnen geſtehen, daß ich, ob ich gleich ſchon mehr als ein halbes Jahrhundert zurück habe, doch nach Ihren Begriffen noch ein Jüngling bin, indem ich Sittlichkeit und Glückſeligkeit nicht ſo ſtreng von einander zu ſondern weiß als Sie. Doch tröſtet es mich in etwas, daß auch Sie ſelbſt geſtehen, daß Sie dieſem hohen Ideal noch nicht ganz nahe ſind — ich beruhige mich dabei, daß ich mich bemühe meinen Pflichten treu zu ſein, weil dies der Wille Gottes iſt; aber ich weiß denn auch oder glaube, daß Gott nach ſeiner Weisheit und Güte nichts von uns fordert als was wahrhaft gut, und auch uns gut iſt.

Schleiermacher an Catel.

Dreſſen, den 17. Juli 1793.*)

Das iſt arg, daß ich, der ich ſonſt immer das Privilegium habe über die Saumſeligkeit meiner Correſpondenten Diſſertationen zu ſchreiben, nun ſelbſt zu Kreuz kriechen und das guilty einer halbjährigen Schuld über mich ausſprechen muß. Doch, wenn Du nicht ſchon durch die dritte Hand von meinen neuſten Begebenheiten unterrichtet biſt, ſo wirſt Du Dich über die Ueberſchrift wundern und darüber zuerſt Auskunft verlangen. Es iſt nun ſchon über acht Wochen, daß ich aus meiner Preußiſchen Condition heraus bin und das Dir ſo oft und wahrlich mit Recht gerühmte Elyſium für mich verſchwunden iſt. Schon eine Zeitlang hatte ich mancherlei Streitigkeiten mit dem Grafen gehabt, der ſich ſeit einem Jahre mehr in meine Affairen miſchte als vorher und dann für ſeine .... Ideen und Vorſchläge mehr Reſpect und Achtung forderte als ich ihm leiſten konnte; denn ich widerſprach ihm unaufhörlich und brachte wenig davon in Ausübung. Doch that ich es immer mit ſo guter Art, daß wir dennoch fertig wurden, und auch er ſeinerſeits that ſeinem von Natur ſehr heftigen Temperament viel Gewalt. Allein durch die Länge der Zeit hat ihn dieſer Zuſtand doch aigrirt; einmal wurde er wüthig und meinte, auf dem Fuß ginge es nicht, er hätte ſeine Kinder immer ohne mich zu erziehen gewußt. Natürlich konnte ich das nicht auf die Erde fallen laſſen, ſondern mußte, um nicht noch etwas deutlicheres zu hören, ſelbſt deutlich ſprechen, und ſo kamen wir auseinander. Das iſt das kurze Compendium dieſer Geſchichte. Uebrigens ſind wir nicht etwa im böſen von einander geſchieden, ſondern noch ſehr freundſchaftlich über vierzehn Tage beiſammen geweſen, und beim Abſchied hat der Graf Thränen geweint. Auch ich war nicht ungerührt; denn Du kannſt Dir denken, daß mir dieſe im ganzen nicht unerwartete aber nie ſo nahe gedachte Begebenheit in vieler Rückſicht ſehr unangenehm, ja ſchmerzlich geweſen iſt. Ich habe mich hernach noch über vierzehn Tage in Preußen aufgehalten, und noch ſehr viel Annehmlichkeiten da genoſſen. Faſt eben ſo lange habe ich bei meinen Verwandten in Landsberg a. d. W. zugebracht, und nun bin ich ſeit drei Wochen hier. Was nun wieder werden wird, das mögen die Götter ſorgen; ich ſitze unterdeß hier und ſtudire, was ich lange nicht mit ſolcher Bequemlichkeit habe thun können. Am Ende der künftigen Woche werde ich auf einige Tage nach Berlin kommen, nicht um irgend etwas zu ſuchen, ſondern nur um die daſigen Menſchen zu ſehen und mich zu präſentiren; ſollte ich indeß etwas finden, ſo würde ich es nicht ungern ſehen. Ich habe zwar ſchon wieder einen neuen Hofmeiſter-Vorſchlag zum General Hanſtein nach Danzig; aber bis auf nähere Kenntniß der Umſtände habe ich noch keine beſtimmte Antwort darauf ertheilen können. Ich wünſchte daß ich bei meiner Ankunft in Berlin gleich erführe, ob ich Dich in Deinem Hauſe oder ſonſt wo am beſten ſprechen kann; denn die wenigen Tage werden mir ſehr ekel ſein und ich werde Staatsviſiten die ſchwere Menge zu machen haben. Wenn Du alſo gelegentlich auf irgend eine Weiſe eine Notiz davon zum Prediger Reinhard bringen könnteſt, wo ich zu logiren denke, ſo thäteſt Du mir einen großen Dienſt damit. Bei dieſer Nähe einer perſönlichen Zuſammenkunft wäre es unnöthig noch ein weiteres ſchriftlich zu verhandeln, und ich ſchließe alſo in der Hoffnung, Dich nach beinahe drei Jahren zu nicht geringem Jubel wiederzuſehen. Vale.

---

*) Schleiermacher hielt ſich in dieſer Zwiſchenzeit, bevor er in Berlin in Gedike's Seminar eintrat, vom 17. Juni bis zum 24. September 1793 zumeiſt wieder bei ſeinem Oheim in Droſſen auf. Briefw. I. 117, 122.

Stubenrauch an Schleiermacher.

Den 5. October 1796.*)

Sie haben freilich einen ſtattlichen Schleiermacher hier gemacht, das heißt ſehr viel und mancherlei hier zurückgelaſſen. Ich machte gleich nach Ihrer Abreiſe einen kleinen Spaziergang, und als ich von da zurückkam war das erſte was ich auf dem oberen Flur erblickte, Ihre Schachtel mit dem Zahnpulver und der Hausſchlüſſel, und je mehr ich mich umſah, je mehr Reliquien fand ich auch — Ihren Kalender, Ihre Silhouetten, die Weſte, Schlafmütze und was weiß ich alles noch weiter! — —

---

*) Dem Herrn Candidat Schleiermacher in Berlin bei dem Herrn Prediger Reinhard an der Parochialkirche; vgl. Briefw. I. 122.

Mama will nun mit aller Gewalt, daß Sie lieber die Stelle am Kornmeſſerſchen Waiſenhauſe annehmen ſollen; denn da brauchten Sie für Eſſen und Holz und Logis nicht zu ſorgen. Und dieſe Hauptſache kann ich ihr freilich gar nicht wegleugnen; und werden Sie, wenn Sie dort erfahren, worin eigentlich die daſigen Unterweiſungen beſtehen, es am leichteſten beurtheilen, ob die Stelle nach Ihrem Geſchmack. — —

Herrn Conſ.-R. Gedike's Brief an Sie kam geſtern vor 8 Tagen, enthält aber nur Complimente und Einladung, ja mit der nächſten Woche zu kommen. Ihre Abhandlung haben Sie doch ihm wohl ſchon eingehändigt, denn auch darum wurden Sie gemahnt.

Den 22. October.

— — Daß die Miethen ſo gar theuer ſind, iſt eine häßliche Sache. Deſto lieber war uns die Nachricht, daß Sie vor der Hand den Mittagstiſch bei Reinhard haben; da haben Sie denn doch auch wenigſtens Sonntags Familiengeſellſchaft.

— — Die Eintheilung Ihrer Stunden iſt freilich ſchnurrig genug; vielleicht aber geht es nun deſto bequemer an, daß Sie noch eine Anzahl Stunden auf dem Kornmeſſerſchen Waiſenhauſe geben können. Nur muß man freilich erſt wiſſen, ob die Vergütigung auch die Mühe und den Zeitaufwand belohne. Daß Sie übrigens um dieſe Stelle ſich nicht beworben haben, verdenke ich Ihnen ganz und gar nicht, ohnerachtet Mama ſehr darauf gerechnet hat. Daß Sie dort in mancher Rückſicht weit genirter geweſen wären, iſt wohl ſehr gewiß, auch weiß ich nicht, ob die Mädchen leſen und ſchreiben laſſen ſehr nach Ihrem Geſchmack geweſen ſein würde. Da hätten Sie auch alle Tage ganz beſezt gehabt, außer Mittwoch und Sonnabend Nachmittags — wenigſtens war es vor 30 Jahren ſo.

Ich habe diesmal nur in abgebrochenen Augenblicken ſchreiben können, da Mama ſeit ein Paar Tagen das Bette hüten muß, und dann wiſſen Sie ſchon bin ich immer unruhig und kann ſie nicht wohl verlaſſen, und wenn ich bei ihr bin, ſo muß immer etwas geplaudert werden, um ſie aufzuheitern. Damit Sie ſich wegen der Krankheit nicht allzugroße Sorgen machen, ſo kann ich Ihnen ſagen daß Mama fragen läßt, ob Sie ſchon Ihre blanken Knöpfe hätten müſſen abſchneiden laſſen, weil ſie gehört daß in Berlin kein Candidat mit blanken Knöpfen gehe. Sie ſehen alſo daß ſie auch im Bette oft an Sie denkt und von Ihnen ſpricht.

Den 11. December.

— Daß Ihnen der Unterricht in den niederen Claſſen wegen Ihres kurzen Geſichts etwas läſtig ſein würde, hatte ich freilich wohl vermuthet; aber daß in einer doch auch ſo geprieſenen Anſtalt noch ſo gar viel Ungezogenheit ſein würde, das hatte ich doch nicht geglaubt. Aber ſo geht's ja oft; wenn man die Dinge in der Nähe ſieht, ſind ſie doch immer das lange nicht, wofür ſie auspoſaunt werden. Das erfahren Sie ja auch bei den Gedikeſchen Einrichtungen. Indeß Sie haben ja noch die Wahl, ob Sie nicht lieber im Kornmeſſerſchen Waiſenhauſe ganz bleiben wollen, wozu Mama gar ſehr räth, und ich fange an ihr immer mehr beizuſtimmen. — —

Daß Sie wieder vor Sack gepredigt und einen freundſchaftlichen Abend bei ihm und mit der lieben Lucie zugebracht haben, freut mich gar ſehr. — — Daß Sie aber immer noch um Ihre Schreiberei gemahnt werden müſſen, iſt doch nicht hübſch. Nun, ich hoffe, daß die Weihnachtsferien etwas ausbrüten werden, und damit ich nicht daran hinderlich ſei, verbitte ich diesmal ganz ausdrücklich einen längeren Brief.

Den 4. Januar 1794.

— — So kann ich denn auch hoffen, daß ich auf den mir zugedachten längeren Brief nicht allzulange werde warten dürfen. Denn daß ich diesmal einen langen Brief verbat, das wiſſen Sie that ich bloß um Ihnen Ihre Ferien nicht zu verkümmern; aber wie ich ſehe hat Herr Gedike ſchon dafür geſorgt, daß Sie nicht viel wirkliche Ferien gehabt. O wenn Sie doch aus dem läſtigen Joch dieſes Menſchen heraus wären!

Droſſen, den 23. Januar 1794.

— — In dem was Sie von Ihrem Studiren ſchreiben, muß ich allerdings Ihnen Recht geben, und Ihre Gründe warum Sie vor der Hand noch nicht Schriftſteller werden wollen billigen, und das um ſomehr als der Grund, um ſich bekannt zu machen, bei Ihrer jetzigen Lage und Verhältniſſen,. da Sie in Berlin gleichſam unter jedermanns Augen leben und weben, in der That ganz wegfällt. Sehr lieb war es uns, daß Sie uns im letzten Brief etwas ausführlicher wegen Landsberg geſchrieben.

Den 25. Februar.

— — Da iſt nun Mama ſehr neugierig, wie es mit der Landsberger Adjunctur gehen wird. Das wiſſen Sie ſchon daß wir beide recht ſehr wünſchen Sie in unſrer Nähe zu haben, und da das Kirchendirectorium dem Schwager die Wahl eines Adjuncten freigelaſſen: ſo ſehe ich nun auch nicht, was die Sache weiter für Schwierigkeiten haben könnte.

Den 8. März 1794.

— — Die Einlage an Herrn Vetter Reinhard betrifft Ihren lieben Bruder. — — In Ihres Vaters Briefe war auch einer den Ihr Bruder Carl an ihn geſchrieben, und worin er ſehr deutlich und nachdrücklich ſeine Meinung über die Vorſteher der Brüdergemeinde äußert, und da Ihr Vater es in ſeinen freien Willen geſtellt, ſich geradehin erklärt daß er an jenem Speichellecken, und an der ſcheinheiligen Miene womit man jenes Speichellecken für den wahren kindlichen Sinn erkläre, großes Mißfallen habe, und am hellen Tage, wie er ſich ausdrückt, ſich nicht die Augen verbinden und Blindekuh mit ſich ſpielen laſſen wolle.

Ohne Datum.

Mein lieber Neveu, Sie haben Ihre Sache recht ſchlecht gemacht, ſagt Mama. An dem Montag, da Sie verſprochen hatten zu uns zu kommen, hatte ſie ſich ſo hübſch geputzt um den Herrn Paſtor zu empfangen, und da wir Sie nun an drittehalb Stunden erwartet hatten, ſiehe da bringt uns David einen kahlen Brief — und da war die ganze Freude verdorben. Sie wiſſen, wie ſchwer ſie ſonſt auch nur zu einer ganz kleinen Reiſe zu bringen iſt; aber Sie nach Landsberg zu bringen, dazu war alles ſchon eingerichtet und faſt möchte ich ſagen bereits eingepackt — und nun wird nichts daraus. Doch rechneten wir geſtern und heute darauf, daß Sie, wie Sie geſchrieben, gleich nach dem Feſte kommen wollten; aber auch diesmal wurde unſer Hoffen vereitelt; nun ſchimpft und ſchilt Mama aber auch recht tüchtig, denn nun ſind alle ihre Pläne vereitelt. Sie hatte dieſer Reiſe wegen ihre Wäſche um 14 Tage früher vorgenommen, und war nun froh, daß auch in dieſer Woche unſer Bau noch nicht angefangen. Aber nun kann aus ihrer Reiſe nichts werden. — —

Sehr neugierig war ich auch auf Ihre letzte Unterredung mit Herrn Sack und auf die Gründe, worauf Hofprediger Michaelis ſeine Beſchuldigung naturaliſtiſcher Geſinnungen ſtützt. Vermuthlich hatten Sie einen Paſſionstext, und haben da die Ausdrücke Verdienſt, Genugthuung u. ſ. w. entweder gar nicht, oder nicht oft genug, oder doch nicht in dem Sinne des kirchlichen Syſtems gebraucht. — — Was würde der Mann von mir urtheilen, wenn er meine diesjährigen Paſſionspredigten oder am grünen Donnerſtag die Confirmation gehört hätte! Da hätte ich gewiß auch mehr als einen Ketzernamen erhalten. — —

Hofprediger Sack an Schleiermacher.

Berlin, den 26. November 1794.

Erſt heute habe ich den lange erwarteten vierten Theil der Blairſchen Predigten aus Leipzig erhalten; und ich laſſe es nun mein erſtes Geſchäft ſein Ihnen, mein wertheſter Herr Prediger, die Hälfte deſſelben unſerer Verabredung gemäß zu überſenden, mit der Bitte ſich nun ſobald es ſein kann, an die Ueberſetzung derſelben zu machen. Die andre Hälfte habe ich zurückbehalten, nicht als ob ich mir Muße und Aufgelegtheit genug zutraute ſie ſelbſt ganz zu überſetzen, ſondern mich indeſſen daran zu erbauen und eine oder die andre zu verdeutſchen. Ich hoffe Sie werden ſich dieſer Arbeit noch mit Wohlgefallen unterziehen; daß Sie angenehmen Geiſtesgenuß davon haben werden weiß ich gewiß. Die Weidmannſche Buchhandlung bittet dringend, daß das Werk in der Mitte des Märzes in die Druckerei kommen möge, um zur Oſtermeſſe fertig zu ſein. Ich kann ihr aber dazu nicht eher Hoffnung machen, bis ich von Ihnen erfahre, wie viel Zeit Sie dieſer Beſchäftigung widmen können. Es ſind der Predigten 20. Ueberſetzungsfabrikanten liefern ein ſolches Stück Arbeit freilich wenn es ſein muß wohl in 4 Wochen. Man muß aber den Buchhändlern den Wahn benehmen, als ob ſie mit lauter Fabrikanten zu thun hätten. Ich bitte mir mit nächſter Poſt zu melden, welche Hoffnung ich der Buchhandlung geben oder nehmen ſoll. Auf meine Mithülfe werden Sie nicht viel rechnen können. Doch will ich thun was ich kann, und wünſchte herzlich recht viel zu können. Wenn Sie etwa mit 3 oder 4 Predigten fertig ſind, ſo bitte ich ſie mir aus; bitte aber ſie in Quarto zu ſchreiben, einen Rand zu laſſen, und jedes Folio zu numeriren.

Berlin, den 11. Januar 1796.

Hier ſende ich Ihnen die 5 erſten Blairſchen Predigten, die Sie mir zu überſchicken die Güte gehabt haben, mit dem verbindlichſten Danke zurück. — — Sie werden aus den Aenderungen, die ich in

Ihrer Handſchrift ſelbſt zu machen mir erlaubt habe, ſehen daß ich Ihren Wunſch ſtreng zu prüfen und zu kritiſiren vielleicht mehr als Recht iſt erfüllt habe. Andere Veränderungen habe ich in dem beiliegenden Blatte bemerkt, und überlaſſe ob Sie davon Gebrauch machen und ſie Ihrem Concepte ſelbſt beiſchreiben wollen. — — Im allgemeinen kann ich nicht anders als Ihnen meine herzliche Freude über die Richtigkeit und Trefflichkeit Ihrer Ueberſetzung bezeugen. Daß Sie den Verfaſſer nicht allein ganz verſtanden, ſondern ſich auch durchaus in ſeine Manier hineinſtudirt, und auch die zarteſte Schönheit ſeiner Diction gefühlt haben, leuchtet überall hervor. Die Unzufriedenheit, die Sie mit Ihrer Arbeit in manchen Stellen zu haben bezeugen — kenne ich aus der Erfahrung. Aber eben ſie iſt glaube ich ein Beweis, daß wir einen ſolchen Schriftſteller zu überſetzen nicht unfähig und nicht unwerth ſind. — — Mit meiner Hülfe geht es leider nur langſam. Ich bin noch nicht mit der dritten Predigt fertig. — — Wenn ich in allem 5 oder 6 Predigten liefern kann, werde ich froh ſein. Ich muß daher ſehr auf Ihren Fleiß rechnen.

Stubenrauch an Schleiermacher.

Den 1. Februar.

— — Daß Sie in dem Blair ſo gut avancirt, freute mich ſehr, noch mehr aber am Ende Ihres Briefes die Verſicherung, daß die 5 Predigten nun wirklich abgeſchickt ſeien; denn ich fürchtete immer, daß Sie ſo lange die Feile brauchen und immer wieder ändern würden, daß Sie wegen der vielen Aenderungen die erſte Handſchrift nicht würden wegſchicken wollen, und daß Sie dann leicht die Mühe einer neuen Abſchrift ſcheuen würden.

Daß Sie Ihre ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einem Band Predigten beginnen wollen, iſt kein unebener Einfall aus mehr als einem Grunde. Einmal, ob zwar die Anzahl der Predigtſammlungen beinahe Legion heißt, ſo dünkt mich, laſſen ſich die wirklich guten, die als Muſter empfohlen werden können, ſehr zählen, auch ſind die Themata, die Sie mir angezeigt haben, allerdings von der Art daß ſie Aufmerkſamkeit verdienen und gewiß auch auf ſich ziehen werden. Ueberdies aber wäre dann doch einmal das Eis gebrochen, oder der erſte Schritt gethan, da es mit Ihren übrigen literariſchen Producten immer noch eine ſo weit ausſehende Sache iſt wie mit den 30000 Ruſſen die an den Rhein marſchiren ſollen.

Sack an Schleiermacher.

Berlin, den 17. April 1795.

Verzeihen Sie es mir doch daß ich Ihnen erſt jetzt von dem richtigen Empfange des letzten Manuſcripts und für die mir ganz nach meinen Wünſchen geleiſtete Hülfe danke.*) Es iſt alles ungemein gut gerathen; und ſo wird es das Publicum gewiß auch finden. Acht Aushängebogen habe ich nun ſchon erhalten; ſobald das ganze in meinen Händen iſt, werde ich Ihnen einige Exemplare und zugleich das Honorarium überſenden; vor Ende des Monats wird es wahrſcheinlich nicht fertig werden. — — Das Gedikeſche Programm, das ich eben erhalten, wird Ihnen doch intereſſant ſein, zumal auch Ihrer darin rühmlichſt gedacht iſt; daher lege ich es bei.**)

Stubenrauch an Schleiermacher.

Den 20. September 1794.

— Jedoch es iſt noch eine andre Urſach warum ich jetzt an Sie ſchreibe. Ich habe mit der letzten Poſt einen Trauerbrief erhalten —

---

*) Sack ſelbſt hat nach einem Brief vom 12. Februar nur bis S. 385 Predigt 18 überſetzt, von da bis zu Ende wieder Schleiermacher, ſo daß auch noch die Ueberſetzung der drei letzten von den Predigten, die Sack anfangs übernommen hatte, von Schleiermacher ausgeführt wurde.

**) Gedike ſagt „Ich erwähne … daß das jetzt mit unſerm Gymnaſium verbundene Seminarium für gelehrte Schulen zwei geſchickte Mitglieder verloren hat. Der reformirte Candidat Herr Schleiermacher hat für jetzt ein ihm von dem Kirchendirectorium übertragenes Predigtamt übernommen, iſt jedoch, wenn ſich Gelegenheit dazu finden ſollte, ſehr geneigt ins Schulamt überzugehen, worin er ſich durch ſeinen philoſophiſchen Geiſt und durch ſeine nicht gemeinen Sprachkenntniſſe gewiß auszeichnen würde.“

aus Schleſien. Ich glaubte daß vielleicht Ihre liebe Mutter geſtorben; allein als ich den Brief erbrach war er von ihr, und ſie meldet darin den Tod Ihres lieben Vaters. Ich hätte gewünſcht daß ich Sie auf dieſe Trauerpoſt mehr hätte vorbereiten können. Weinen Sie mit mir, unſre Thränen ſind gerecht. Sie beweinen einen treuen gütigen Vater; ich einen ſeit mehr als 30 Jahren geprüften und bewährt erfundenen Freund.

Ohne Datum.

— — Daß auch Sie die ſo ganz unerwartete Nachricht außerordentlich erſchüttert habe, glaube ich Ihnen ſehr gern und konnte es mir auch ſchon vorher denken. Wir haben hier faſt immer von Ihnen geſprochen, haben in Gedanken den Boten, der Ihnen die traurige Nachricht bringen mußte begleitet, und dann den Eindruck gleichſam berechnet, den ſie auf Sie machen werde. Gern hätte ich Sie zum Empfang derſelben ſorgfältig vorbereitet; aber ich geſtehe meine Ungeſchicklichkeit darin, und mehrere Erfahrungen haben mich belehrt, daß alle die Umwege die man zu dem Ende nimmt gemeiniglich vergeblich ſind und ihres Zweckes verfehlen, ja oft mehr Schaden thun als Vortheil.

Den 11. Juni 1796.

— Ihre Noth hätten Sie in Anſehung meiner ſich ganz und gar erſparen können; ich werde mich nicht melden. Auch ſagte ich Ihnen ja ſchon im vorigen Sommer, daß ich ausdrücklich an Herrn Sack geſchrieben, daß ich, wenn Sie die Stelle erhalten könnten, Ihnen auf keine Weiſe in den Weg treten würde. Und daß dies von mir ganz aufrichtig und ohne allen Hinterhalt geſagt und geſchrieben, davon könnten Sie ſich leicht überzeugen, wenn Sie etwas zurückdenken wollten, wie wir uns jederzeit auf's freundlichſte und mit aller Offenherzigkeit ohne die allergeringſte Falſchheit gegen Sie betragen haben. Ich würde überhaupt gar nicht an die Landsberger Stelle gedacht haben — denn nach allem was mir von den dortigen

Einkünften und Emolumenten bekannt iſt, würde ich mich in Anſehung der Einkünfte eher noch verſchlimmern als verbeſſern —, wenn nicht jenes Gerede, daß man in Berlin mich dazu beſtimmt habe, und Ihre eigne Verſicherung daß Sie, wenn der Todesfall früher einträte als die Reihe der Beförderung an Ihnen ſei, doch die Stelle nicht bekommen würden, mich veranlaßt hätte darüber an Herrn Sack zu ſchreiben, und was ich ihm geſchrieben, habe ich Ihnen damals alles geſagt.

Den 11. Auguſt 1795.

— — Da das Päcklein aus Gnadenfrei diesmal etwas dickleibt, ſo mache ich mir kein Gewiſſen, es noch etwas ſtärker zu machen durch die beigelegten Briefe von Ihren lieben Aeltern. Da Sie einmal Ihre Briefſchaften in einer ſo guten Ordnung aufbewahren, ſo werde ich Ihnen nach und nach noch mehrere zuſchicken; denn nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge werde ich doch eher aus dieſer ſublunariſchen Welt abmarſchiren als Sie, und da würden ſie dann wohl kaum ſo richtig an Sie können abgeliefert werden als jetzt bei Leibes-Leben. Einige von dieſen Briefen werden Ihnen gewiß ſehr intereſſant ſein; diejenigen welche es nicht ſind können Sie ja caſſiren — ſie ſind jetzt völlig Ihr Eigenthum. Auch erhalten Sie dabei ein allerliebſtes Brieflein von Ihrer Schweſter (damals ſchrieb ſie eine herrliche Hand, hat ſich aber in der Folge ſehr vernachläſſigt), auch einen erſten franzöſiſchen Brief, auch den erſten Brief Ihrer lieben ſeeligen Mutter aus Pleſſe, worin ſie die Lage der Schlöſſer der umliegenden Gegend und ihre erſte Wohnung beſchreibt, und zuletzt die Freude die Sie und Lottchen ihr beim Erwachen an ihrem Geburtstage gemacht. Wenn Sie wollen, ſo werde ich nach und nach mehr ſchicken.

Den 21. Auguſt 1795.

— — Ich ſchicke Ihnen hier noch eine kleine Nachleſe von Briefen, die Sie doch gewiß auch intereſſant finden werden; ich habe mich an manchen in der That recht erbaut.

Den 16. September 1795.

— — Ich habe vorigen Montag von Herrn Meierotto ein ziemlich ausführliches Schreiben erhalten, und kann Ihnen nun ſoviel mit völliger Gewißheit ſagen, daß ich nun nicht nach Landsberg komme. Er ſchreibt nämlich, daß da man verſchiedene Zulagen von jener Stelle zurücknehmen müſſe, der Ertrag derſelben um etliche und 70 Thaler geringer ſein würde als bei meiner hieſigen; da ſollte er nun Namens des Collegii bei mir anfragen — und da können Sie denn auch leicht denken wie meine Antwort ausfallen mußte. Ich geſtehe es Ihnen gern, daß ſobald ich Ihnen dabei nicht in den Weg kam, ich wohl nach Landsberg hätte gehen mögen — — aber ein Minus von 70 Thalern war etwas zu ſtark. Möchten Sie nun auch zur völligen Gewißheit kommen. — — Indeß können Sie verſichert ſein, daß mir Herr Meierotto auch nicht ein Wörtlein von Ihnen geſchrieben hat.

Den 18. November 1795.

— — Sie haben den Brief von Herrn Meierotto bei mir geleſen und wiſſen auch was ich darauf geantwortet, und ich ſehe immer noch nicht daß ich anders darauf antworten konnte als ich gethan. Nun ſchreibt mir nachher Herr L. — — Darauf habe ich ihm … geantwortet, daß da er mir ſchriebe, daß Sie die Stelle nicht erhalten würden, und es mir ſchiene als ob das Collegium mich gern dahin haben wolle, ſo würde ich im Falle dieſe 25 Thaler wieder dazu kämen ſolchen Ruf in Gottes Namen annehmen. So liegt die Sache bis jetzt, und ſo denke ich wird niemand mir Schuld geben können, daß ich mich nach der Stelle gedrängt hätte, und ich werde es ſehr ruhig erwarten wie die Sache entſchieden wird.

Sack an Schleiermacher.

Berlin, den 18. November 1795.

Es iſt in der hieſigen Conferenz des Kirchendirectorii die Predigerſtelle zu Landsberg Ihrem Herrn Onkel Stubenrauch conferirt worden und werden Sie ſich gewiß darüber freuen, daß dieſem würdigen Manne hierdurch wenigſtens eine angenehmere Lage verſchafft worden iſt; ſo wie die Gemeinde bei der Vereitlung ihres Wunſches, Sie zu behalten, ſich in der Verſicherung einen erfahrenen und rechtſchaffenen Prediger wieder zu erhalten am beſten beruhigen wird. Die Droſſenſche Stelle iſt dem bisherigen Charitéprediger Herrn Kriege, der befördert werden mußte, gegeben worden. Bei dieſer Gelegenheit iſt denn natürlicherweiſe auch die Rede von Ihrer Verſorgung geweſen. Der älteſte Candidat iſt der viele Jahre im Potsdamſchen Waiſenhauſe geweſene Informator Herr Küſter — — Es würde ihm ohne Zweifel die noch vacante zweite Predigerſtelle in Brandenburg zu Theil geworden ſein, wenn das Collegium nicht gewünſcht hätte, Sie nach Ablauf des Jahres in Landsberg mit einer andern Stelle zu verſorgen; indem man geglaubt, es würde Ihnen zu unangenehm ſein, jetzt wieder als candidatus alumnus einzutreten. Die Brandenburgiſche Stelle iſt Ihnen daher zugedacht, wenn Sie ſelbſt es nicht vorziehen ſollten, eine andre Gelegenheit zu einer beſſeren Verſorgung allhier als Alumnus abzuwarten, oder mit der hieſigen Charitépredigerſtelle ſich einige Jahre zu begnügen.*) — —

Stubenrauch an Schleiermacher.

Den 26. Februar 1796.

— — Herr Kriege hätte gern geſehen, wenn ich ihm gleich auf Oſtern Platz gemacht, und er wird wahrſcheinlich auch in Sie dringen, daß Sie je eher je lieber ihn ablöſen; aber Sie ſehen ja auch aus Ihrer Schweſter Briefe, wie ſehr dieſe auf eine Zuſammenkunft mit Ihnen rechnet.

---

*) Schleierm. überließ die bedeutend einträglichere zweite Predigerſtelle in Brandenburg dem Cand. Küſter und wählte die Stellung in der Charité. „Ihre Antwort auf mein letztes Schreiben“ -- ſchreibt ihm Sack den 12. Dec. 1795 darüber — „hat die aufrichtige Achtung des Collegii für Sie noch vermehrt und die Folge gehabt, daß die Stelle in Brd. dem Candidat K., der ſie als ſein Glück gewünſcht hat, conferirt worden.“ Daß Schlm. gerade die Charitépredigerſtelle wählte, ſcheint doch Sack nicht ohne Beſorgniß für deſſen Geſundheit geſehen zu haben. Ueber die Einkünfte der Charitépredigerſtelle ſagt er im Brief vom 18. Nov.: „Als Prediger in der Char. wäre Ihre Einnahme außer ganz freier Station (worunter Holz, Wäſche, Licht, Eſſen, Trinken) 250 Thaler Gehalt und circa 20 Thaler Accidenzien, und ein Recht auf Beförderung nach drei oder vier Jahren.“

Den 30. März 1796.

— — Ihrer Schweſter habe ich den Vorſchlag gethan, da ſie ſchon Neuſalze zum Ort der Zuſammenkunft beſtimmt, ob ſie nicht lieber noch einige Meilen zugeben und hieher nach Droſſen kommen wollte. —

Ohne Datum.

— — Das allerſchlimmſte aber bei dieſem Briefe Ihrer Schweſter iſt, wie mir däucht, daß das ſchöne Project der gewünſchten Zuſammenkunft ſo wie hier in Droſſen ſo auch in Neuſalze nun gänzlich vereitelt; worauf Sie doch ſchon ſo ziemlich ſicher gerechnet hatten. Freilich gebe ich auch das gern zu, daß Sie in und um Gnadenfrei wohl mehr alte Bekannte antreffen dürften, als in Neuſalze. Aber auf der andern Seite möchten auch wohl manche nicht ſo leicht zu hebende Schwierigkeiten vorkommen.

Den 7. Mai 1796.

— — Was nun aber Ihre Reiſe nach Gnadenfrei betrifft, ſo kann ich mich, ſo gern ich auch Ihre liebe Schweſter perſönlich kennen zu lernen wünſchte, doch gar nicht darauf einlaſſen. Einmal wegen der Zeit. — — Für's andre, Sie haben beiderſeits in dortiger Gegend viele alte Bekannte, ich niemanden als Sie beide, würde alſo als ein allen übrigen völlig unbekannter nur in mancherlei Rückſicht geniren. Endlich ... verbieten ſchon die Koſten die ganze Sache.

7. März 1797.

— — Zu den Predigten, mit deren Ueberſetzung Sie gegenwärtig beſchäftigt ſind, will ich mich im Voraus als Subſcribent melden, wenn ich nämlich Oſtern 1798 noch lebe. Nun aber da Sie mir abermals geſchrieben, daß Sie jetzt wirklich ein Bändchen philoſophiſcher Abhandlungen unter Händen haben, werde ich nicht ermangeln fleißig daran zu erinnern daß Sie Wort halten.

II.

Briefe aus der Zeit des Aufenthaltes von Friedr. Schlegel in Dresden.

Sommer 1798.

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 22. Januar 1798.

Ihr Brief würde mir eine ganz reine Freude gemacht haben, wenn er mir nicht ſehr lebhaft die Beſorgniß erregt hätte, daß Sie meinen Bruder ungebührlich verwöhnen. Wie könnte es ihm ſonſt einfallen, eine weit geiſtreichere Feder wie die ſeinige ſich auf dieſe Art dienſtbar zu machen? Wenn er Sie noch aufgefordert hätte, bloß ſchriftlich mit mir Bekanntſchaft zu ſtiften, und nicht einem beſtimmten Geſchäfte zu fröhnen, ſondern mit abſoluter Zweckmäßigkeit ohne Zweck zu ſchreiben. Der Gewinn iſt immer auf meiner Seite, wenn Sie auch die Correſpondenz nur als Geſchäftsträger führen ſollten; ich habe gleich dießmal 1. das Datum, 2. die zierlichere Hand, 3. den Brief ſelbſt profitirt. Die Randgloſſen meines Bruders rechne ich auch zu dem Gewinn; denn ſie gelingen ihm weit beſſer als ganze Briefe, ſowie Fragmente beſſer als Abhandlungen, und ſelbſtgeprägte Wörter beſſer als Fragmente. Am Ende beſchränkt ſich ſein ganzes Genie auf myſtiſche Terminologie. Iſt es nicht wahrer Myſticismus, wenn er behauptet, Kritiſch und Fragmente wäre tautologiſch? Wer giebt meinem Herrn Bruder das Recht, das Wort Fragment dazu zu ſtempeln. Sie ſollen alſo kritiſche Fragmente (ſuchen), wenn er ſie nicht lieber Randgloſſen nennen will, nämlich Gloſſen an den Rand des Zeitalters geſchrieben, ob wir uns gleich nicht wie Schloſſer hinter dem Rücken deſſelben gebildet haben.

Daß er Sie Fragmente ſuchen läßt, iſt ebenfalls die verkehrte Welt. Sie könnten gewiß mit weit geringerer Mühe und Zeitverluſt unſre Anfangs-Symphonie von Fragmenten durch weit ſchönere bereichern. Aber dieſe Anmuthung iſt ganz im Charakter eines Menſchen, der unaufhörlich ſeine inneren Reichthümer in allerlei Ungeſtalten von ſich giebt, und doch einen auf der Treppe verlohrnen Gedanken mit unſäglichem Kummer wie eine Stecknadel ſuchte. Mit den Reichthümern iſt es auch ſo ſo; erſt hatte er ihrer ganz unendlich viele; ſechs, ſieben, acht Bogen voll konnte er geben. Nun da ich doch wenigſtens einen Bogen voll geliefert, hofft er mit Mühe und Noth vier bis fünf Bogen zu Stande zu bringen, und ich fürchte da wird noch viel heruntergedungen werden. Daß der junge Mann doch gemerkt, daß das Myſtificiren gegen ihn gerichtet iſt, das nenne ich wirklich ungemein geſcheidt von ihm. Er iſt überhaupt, was der alte Nicolai von mir rühmt, „ein Jüngling von herrlichen Anlagen,“ und wenn Sie ſich mit ſeiner Erziehung bemühen wollen, kann noch etwas aus ihm werden. Die Art, wie Sie mir ſeine Arbeit am Wilhelm Meiſter ſchildern, überzeugt mich, daß er noch ganz der alte geblieben iſt. Walten Sie ja ein wenig über der Chronologie ſeiner Arbeiten — erſchöpfen und ergründen läßt ſich ja doch in der Welt einmal nichts, und wenn man ihn ſich ſelbſt überläßt, ſo wühlt er ſich wie ein Maulwurf immer tiefer ein — man kann nicht wiſſen, wann er etwas zu Tage fördern wird, ja er kommt vielleicht einmal unvermuthet bey den Antipoden wieder zum Vorſchein.

Sagen Sie ihm, meine Arbeit über die gr[ammatiſchen] Geſpräche könne nicht abgebrochen werden, und es frage ſich alſo, ob ſie mit dem W[ilhelm] M[eiſter] und den F[ragmenten] das erſte Stück nicht zu ſehr anſchwellen würde — freylich werde ich ſie ſo kurz und sprightly einrichten wie möglich. Ich glaube immer, daß W[ilhelm] M[eiſter] und Fr[agmente] für das erſte Stück hinreichen werden, und für das zweite 1. gr[ammatiſche] Geſpräche, 2. Briefe über Sh[akespeare], 3. Leſſing und 4. litterariſche Anſichten. Er ſoll aber ja auf ſeine philoſophiſchen Anſichten denken. Noch beſſer, wenn Sie ſelbſt mit daran denken wollen.

Wegen Dresden ſchreibe ich ihm nächſtens ausführlicher —

heute wird mir die Zeit ſogar zu dem Briefe an Sie zu kurz, ich will es aber auch nachhohlen. Ich kann mich nicht überwinden, ſeinem Eigenſinne zu lieb meinen Plan aufzugeben, beſonders weil ein Sommer in Dresden für meine Frau ſehr wohlthätig ſeyn würde. Will der junge Menſch durchaus nicht — das Zuſammenwohnen ließe ſich wohl einrichten — ſo muß ich den Sommer ohne ihn fertig zu werden ſuchen. Ich will dichten, und in der Dresdener Gallerie meine Abhandlung über Styl und Manier ſchreiben. Wenn ich ein Stück aus einem Tragiker für das Journal überſetzte, dazu brauchten wir auch wohl nicht bey einander zu ſeyn — freylich wäre es beſſer. Aber das iſt denn nun ſeine Schuld, und er mag alsdann deſto eifriger allein für das Journal ſorgen.

Ich kann Ihnen meinen Verdacht nicht bergen, daß Sie an der Abgeneigtheit meines Bruders Berlin zu verlaſſen große Schuld haben. Ich freue mich von ganzem Herzen darauf Rache an Ihnen zu nehmen, wenn ich hinkomme. Auch habe ich darüber ein Hühnchen mit Ihnen zu pflücken, daß Sie meinen Bruder ſchlechthin Schlegel nennen, und mich dadurch für null und nichtig erklären, ſo viel an Ihnen iſt. Wenn einer von uns Schlegel iſt, ſo bin ich es doch wohl und er iſt Friedrich Schlegel — ich will mir aber auch allenfalls das A. W. gefallen laſſen. Der ältere bin ich zwar urſprünglich nicht, aber der rauhe Eſau hat mir, dem ſanfteren Jakob, die Erſtgeburt für ein Linſengericht verkauft.

Laſſen Sie ihn ſeine Einfälle über Agnes von Lilien mir nur mittheilen; aber gedruckt ſollen ſie nicht werden — das wäre tölpiſch *).

Das Gleichniß mit der Windmühle kann ich Ihnen nicht durchgehen laſſen. Vielmehr kommt mir Eſchen als eine Stampf- und Walkmühle vor, die Voß als Müller in Bewegung geſetzt hat. Unchriſtlich handeln wir aber doch an ihm.

Verzeihen Sie dieß Geſchmier — alles wäre entſchuldigt, wenn

---

*) Der Roman, welchen Fr. Schlegel bereits in ſeiner bek. Rec. der Horen (Reichardt's Deutſchland, 1796, IV, 369) ſcharf getadelt hatte, war eben damals in beſonderer Ausgabe erſchienen. Berlin 1798. 2 Bde.

ich den ganzen Brief für ein Fragment ausgeben könnte. Die Glocke zum Abgang der Poſt ſchlägt, ich empfehle mich alſo, nicht durch die That aber durch Wünſche und Bitten, Ihrer gütigen Correſpondenz. — Leben Sie recht wohl.

A. W. Schlegel.
oder Schlegel tout court.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

[Berlin, März 1798 nach Briefw. I, 173].

— Hier ſind zwey Gemüthsfragmente von mir.

[Von Dorotheens Hand] Sinn der ſich ſelbſt ſieht wird Geiſt u. ſ. w. [Athenäum I., 2 p. 99 ff. ganz gleichlautend]. Es iſt ſchön wenn ein ſchöner Geiſt ſich ſelbſt anlächelt u. ſ. w. [ebenſo p. 101].

Er hat noch eins zum Lobe der Satanisken gemacht, das trägt er aber noch in ſich *). — —

[Schlegel ſchreibt weiter] Auch hab ich einen esprit geleſen, wo aber kein Geiſt drin iſt. Brinkmann hat einige Goetheske Briefe an Jetten geſchrieben und fährt fort. Er präſentirt ſich darin als der Bologneſer der Nullität.

Die Gemüthsfragmente ſollen zwiſchen Deine großen — die Klugheit — der Katechismus — die cykliſche Praxis u. ſ. w. — Nun hab' ich aber auch noch verſchiedne große, die auch mit welchen von Dir fraterniſiren möchten.

In die Glaubensartikel hab' ich die Willkühr herein gebracht der Veit zum Poſſen. — Der erſte ſoll heißen: „Ich glaube an die unendliche Menſchheit die ſich ſelbſt erſchuf, ehe ſie die Hülle der Männlichkeit oder der Weiblichkeit annahm" **).

Lebe wohl und laß Dich nicht gelüſten länger zu bleiben.

Fr. Schlegel.

---

*) Wohl Ath. I., 2 p. 115. War von Böcking durch Conjectur A. W. Schlegel zugeſchrieben.

**) Die Veränderung wurde nicht acceptirt.

Berlin *), den 3. Juli.

Vor der Hand geht mirs wohl genug. Das Unangenehme der Reiſe habe ich vergeſſen, und bin eben beſchäftigt mich zur Selbſtſtändigkeit zurecht zu ſetzen. Dabei werde ich viel an Dich denken können und denken müſſen, theils weil Du doch auch ein Eſſayiſt, ein Rhapſode, ein ſophiſtiſcher Myſtiker biſt, theils aber weil es da in den Mittelpunkt der Menſchheit geht. Denn das Symmenſchen (nicht manſchen) werde ich wohl verſchieben müſſen, bis ich wieder bey Euch bin. Um aber doch etwas zu thun, haben wir Hardenberg zum Sympropheten citirt.

Da ich geſtern die eigentlich Dir beſtimmte Zeit durch einen Zufall verloren, und jetzt nur noch eine halbe Stunde Zeit habe, ſo will ich mich bloß an Fakta halten, und die Myſterien auf das nächſtemal verſparen. Ich werde Dir permanent ſchreiben wie der Veit, und ich rechne auch darauf, daß Ihr Euch gegenſeitig das Gemeinſame mittheilt.

Mit Karolinen habe ich geſtern ſchon in eignen und öffentlichen Angelegenheiten viel geſprochen, und wir ſind in beyden dem Reinen beträchtlich näher gekommen. Im erſten durch häufige Anerkennung ewiger Verſchiedenheit, Scheidung und Nichtverſtehung. In dem zweyten durch bloße Auseinanderſetzung und Wechſelwirkung.

Ueber meinen Uebermeiſter **) habe ich hier noch nichts bedeutendes vernommen. Wilhelm hat zu thun, und iſt sub rosa Profeſſor geworden, und für Karoline iſt das erſte Stück zu klein geweſen, um ihr einen recht entſchiedenen Eindruck zu geben. Sie giebt indeſſen doch zu, daß Goethe kein ganzer Menſch ſey; daß er aber, wie ich behaupte, theils ein Gott, theils ein Marmor iſt, will ſie nicht zugeben. So ſtehts mit ihr und ihre Abſicht iſt auch noch dieſelbe.

Ich bin begierig, wie Dir der Uebermeiſter vorgekommen iſt, und hoffe in Deinen Briefen nicht bloß den Aushängebogen für dieſes Fach zu finden, obgleich wir auch dieſen mit der größten Sehnſucht erwarten.

---

*) Die Ortsangabe des Datums iſt offenbar verſchrieben. Der Brief iſt der erſte aus Dresden, wo die beiden Schlegel, Novalis und Schelling ſich Sommer 1798 trafen. Fr. Schlegel war von Anfang Juli bis Anfang September dort. Brfw. I., 181. Seine Schweſter war daſelbſt verheirathet.

**) Ueber Goethe's Meiſter. Athen. I., 2 S. 147 [1798].

Der alte Herr hat ſo gut und ſchön als billig (er lobt uns über die Maaßen und empfiehlt nur Gerechtigkeit und Mäßigung; dieſe ſind nun ſo einmal ſeine Liebhaberey) über das Athenäum geſchrieben, worüber Wilhelms höchlich erfreut ſind. Karoline ſagte, er würde die Ironie in meinem Aufſatze nicht merken. Das heißt viel ſagen. — —

Fr. Richter iſt ein vollendeter Narr, und hat geſagt der Meiſter ſey gegen die Regeln des Romans. Auf die Anfrage, ob es denn eine Theorie deſſelben gebe, und wo man ſie habhaft werden möchte, antwortet die Beſtie: Ich kenne eine, denn ich habe eine geſchrieben.

Schreib mir recht genau über Deine Reiſe nach Landsberg, was die Herz macht, und was irgend intereſſant iſt.

Der Wilhelm hat ſo eine unruhige haſtige Art, die ich ihm noch abgewöhnen muß. Sein Arbeiten iſt zugleich das Arbeiten des Arbeitens. Aber einige ſind doch hier, mit denen ich ſymfaullenzen d. h. ſyneriſtiren kann: meine Schweſter und ihr drolliges Kind. —

Haſt Du Dir den dritten Theil vom Shakeſpeare bey Ungers geben laſſen?

Dies ſind nun alſo die Fakta, die Myſterien kommen nach. Lebe wohl.

Friedrich Schlegel.

(Ohne Datum.)

Hardenberg *) iſt einige Tage bei uns geweſen, und dies iſt die Urſache, warum ich Dir erſt da es Zeit iſt ſchreibe. Er hat ſich merklich geändert, ſein Geſicht ſelbſt iſt länger geworden und windet ſich gleichſam von dem Lager des Irdiſchen empor wie die Braut zu Korinth. Dabey hat er ganz die Augen eines Geiſterſehers, die

---

*) Novalis ſtudirte damals in Freiberg bei Werner. Schr. I, p. XIX 5. Aufl.

farblos geradeaus leuchten. Er ſucht auch auf dem chemiſchen Wege ein Medicament gegen die Körperlichkeit (mittelſt der Ekſtaſe), die er denn doch für eine Sommerſproße in dem ſchönen Geheimniß der geiſtigen Berührung hält. Ich werde mich aus maieutiſcher Machtvollkommenheit mit ihm in eine abſolute Correſpondenz ſetzen über den Galvanismus des Geiſtes, eine ſeiner Lieblingsideen*). Ich werde ganz beſcheiden auftreten, nur als Prophet; er ſelbſt wird den Zauberer vorzuſtellen die Ehre haben. Wie nun ſeine Theorie der Zauberey, jener Galvanismus des Geiſtes und das Geheimniß der Berührung ſich in ſeinem Geiſte berühren galvaniſiren und bezaubern, das iſt mir ſelbſt noch ziemlich geheim. Unterdeſſen iſt der Galvanismus des innern Menſchen für mich, wie Kant ſagen würde, ein artiger Gedanke, und das übrige hoffe ich — um doch auch wie Lafontaine zu jeanpaulrichteriſiren — durch die ſokratiſche Tortur zu erfahren.

Ueberhaupt habe ich eine ſtarke Tendenz in die Chemie zu pfuſchen, beyläufig auch in die Theorie der Malerei, befürchte indeſſen nicht, daß meine Selbſtſtändigkeit ſich zwiſchen dieſen zwey Stühlen niederſetzen möchte. Da ich in der Philoſophie des Eſſay ſoweit gekommen bin, daß ich das Univerſum ſelbſt für einen Eſſay nicht ſowohl im Styl des Hemſterhuys als Garvens halte, ſo werde ich mich unſtreitig ſogleich oxydiren und mich aus dem Azote der Conſtruction in den lieblichen Strom der Praxis ſtürzen. Mit der Malerey, das hat auch gute Zwecke. Wilhelm und Karoline wollen Kunſtbeſchreibungen und Kunſtdialoge ins Athenäum geben**), die daſſelbe ſehr zieren werden, und da die Luft, wie Novalis meynt, und ich voll von den Keimen aller Dinge ſtecken, ſo kann ich mich doch der Dienſtpflicht der nährenden Befruchtung nicht entziehen, und muß auch die Honneurs der Synconſtruction machen. — —

---

*) Vergl. Noval. Schr. II, 159. Zum Folgenden vergl. 143. „Der Zauberer iſt Prophet. Der Prophet verhält ſich zum Zauberer, wie der Mann von Geſchmack zum Dichter." Ueberhaupt parodirt Schlegel im ganzen Briefe, halb ironiſirend halb in ernſthafter virtuoſer Anwendung die naturphiloſophiſche Terminologie von Novalis.

**) Die Gemälde, Athenäum II, 1 [1799].

Schellings Weltſeele und Ueberſichten*) habe ich geleſen. Er wird Leibnitz im Vortrage immer ähnlicher. In der Weltſeele iſt ſchon eine göttliche Nachläſſigkeit und die gelegenheitlichen Urſachen herrſchen immer mehr in ſeiner praktiſchen Literatur. Uebrigens ſcheint mir ſeine Philoſophie ganz ſtiroxydirt, und ich fürchte die Schwindſucht nicht bloß, ich ſehe ſie ſchon kommen. Seine ſogenannte Energie iſt ganz wie die blühende Farbe ſolcher Patienten. Schon iſt nichts lebendiges für ihn als Plus und Minus.

Er iſt auch Profeſſor in Jena. Wilhelm desgleichen. Nun wird alſo mit einemmal die Aeſthetik und die Phyſik in Geſang verwandelt. Mit mir hat es noch Zeit. Vielleicht kommt in zehn Jahren oder ſo die Reihe an die Mathematik. Dann mögen ſie mich nehmen. Ich habe große Luſt den Euklides ſingbar zu machen**). Goethe iſt wirklicher Miniſter, und da er bisher nur die Excellenz war, ſo hat er ſie nun auch. — —

(Ohne Datum.)

Nur ein paar Worte, lieber Freund, auf Deinen Brief an die Veit und was die Herz uns mitgetheilt.

Was der Veit ihren Charakter betrifft, ſo glaube [ich] wird das Auseinanderſetzen nicht viel helfen. Es iſt ihm ſchwer beyzukommen und wenn es je geſchehen ſollte, müßte es meuchlings geſchehen, wie ich es in dem Eſſay an Dorothea verſucht***). (Willſt Du ſie nicht auch verſuchen? Doch iſt ſie zu heilig.) Dieſer fraterniſirt mit der Scham und der Treue. Und wenn nur die Treue ſich ſelbſt nicht untreu wird und die Scham nicht zu ſchamhaft iſt ins Daſein zu ſpringen, ſo werden die Schweſtern den Brudereſſay an Scham und Treue leicht übertreffen, wie an Wehmuth. — —

---

*) Es ſind die allgemeinen Ueberſichten über die philoſophiſche Litteratur gemeint, welche Schelling 1796—97 für das philoſophiſche Journal [Bd. V—VIII.] bearbeitete.

**) Auch hierüber vergl. Noval. II, 147.

***) Athen. 1799, 1.

Was Du von der Tiefe ſchreibſt und zweifelſt, darüber ...*) wir uns. Wir ſehn jede Koralle und jede Perle in der Tiefe des Meeres und ſind wenigſtens ſo gründlich wie ein arabiſches Mährchen. — —

(Ohne Datum.)

Freylich habe ichs mit Unger verabredet, daß Du den Shakeſp. ſollſt holen können laſſen wollen, und ich bin böſe, daß Du daran zweifelſt. Die Hierarchen halten uns doch immer im Weltlichen für dumme Beſtien**). — —

Ueber meine Arbeiten habe ich noch nicht viel Witziges gehört, außer daß Hardenberg meynt, die Ironie ſei in den Fragmenten die Spadille, womit immer geſtochen würde.

Daß Ihr, Du und die Herz, die Treue charakteriſiren d. h. anatomiſch zerſtören und annihiliren und antiquiren wollt, dazu wünſche ich Euch von Herzen Glück.

Göttlich iſts aber, daß Du am Kant biſt. Nur nimm ja den Fichte mit; vielleicht wäre es am beſten ihm zu zeigen, daß ſein Syſtem von Moral und Naturrecht mit dem Kantiſchen identiſch ſey, wie ich es dafür halte, im Ganzen nämlich. Seiner Myſtik der Rechtlichkeit, ſeinem bis zur Liebenswürdigkeit Rechtlichſeyn kann man dabei leicht Gerechtigkeit und Schonung widerfahren laſſen, da das grade nur individuell und doch nicht eben das höchſte iſt. Ich glaube Deine Kritik der Moral, die wenn ſie im Ton zu polemiſch wird, als eigner Aufſatz, wenn ſie aber hiſtoriſch bleibt, als zweyte Rhapſodie der hiſtoriſchen Anſichten der Philoſophie das Athenäum zieren ſoll, bedarf gewiß einer Conſtruction und Conſtitution der ganzen vollen Menſchheit und Moralität im Gegenſatz der iſolirten Philoſophie. Sollte dieſe am Anfang oder am Schluß am beſten thun, oder vertheilt werden müſſen? Ich kann Dir nicht ſagen, wie ich mich darauf und damit freue. Es iſt mein höchſter litterariſcher Wunſch, eine Moral zu ſtiften, und im Athenäum durch die Eſſays und auch ſonſt für dieſen großen Zweck zu präludiren. Aber ich glaube nicht, daß ich kann ohne Dich; es iſt weniger Deine Arbeit deren ich bedarf, als Deiner Befruchtung und auch Deiner Berichtigung. Denn ich kann dieſer ſehr bedürfen, da ich der Poeſie in allen Sackgäßchen des Univerſums nachlaufen muß, und Fichte nicht ſo verachten darf, wie Du auf Deinem Standpunkt mußt. Du mußt es, und zwar kann dieſe ſehr begeiſterte Verachtung nur abſolut ſeyn; auch muß ſie grader ſprechen, da die Verachtung des ganzen Menſchen nur im Hintergrunde lächeln darf; doch wünſche ich ſie ſo leiſe, ſo ruhig und ſo ironiſch, als eine abſolute Verachtung ſeyn kann. Dies betrifft nur die Form. Du mußt mich dagegen in der Mitte der Menſchheit ſelbſt feſthalten, dadurch daß Du Dich aus Deiner Harmonie erhebſt, und Dich herabläßt aufzuſtehn. Der Winter, wo ich von dem was wir Welt nennen ſchon freyer zu ſeyn hoffe, muß viel Früchte tragen. Ich geſtehe Dir, daß alles was Du mir biſt, durch dieſe Theilnahme für mich verdoppelt werden wird.

---

*) Unleſerlich.

**) Vergl. dieſe und die S. 81 und 87 befindlichen mit dieſer in Beziehung ſtehenden Stellen, welche abſichtlich dunkel gehalten ſind, mit der offner herausgegebenen S. 92.

Der Katechism*) iſt Hardenberg wohl zu hoch geweſen. Mein Meiſter hat ihm misfallen. Aber die Offenheit**) liebt er auch, und glaubt mich und Dich unterſcheiden zu können.

Jacobi will hervortreten und die neuſten Philoſophen warnen, daß ſie doch nicht ſtatt des Biſſens das Meſſer verſchlucken möchten.

(Ohne Datum.)

Gott ſey Dank, Du findeſt Ironie im Uebermeiſter. Das andre giebt ſich. Du machſt mir Luſt, bald wieder ein Stück zu fertigen (denn zwey Portionen dürften es noch werden), weil Du dieſes ſo gar ſehr als Vorrede anſichtigſt. Aber die Moral bleibt doch mein

---

*) Athenäum. I, 2. S. 109ff.

**) Er meint ein Fragment Schleiermachers; ebdſ. S. 95ff.

Meiſter; und wenn Du auch nicht ſynconſtruiren magſt oder willſt, was doch auch gut iſt, ſo wünſche ich doch ſehr mit Dir συνενθουσιάζειν zu können. Die Gottheit möchte mir ſonſt auf die innern Theile fallen. A propos von Gottheit, Dein Geiſt über den Waſſern, das iſt doch eben nur ein Weichling der in kaltem Waſſer baden ſoll, und nicht hinein will *).

Die Selbſtſtändigkeit kann bald ſtehn und gehn. Noch ſitzt ſie. Wie es mit dem Druck werden ſoll, weiß ich vor der Hand noch nicht, da Vieweg wünſcht, der Druck des dritten Stücks würde nicht eher angefangen, bis das Manuſcript vollſtändig da ſey. Nächſtens mehr darüber!

Daß Hardenberg ſich ſelbſt tödtet, glaube ich nur darum nicht, weil er es beſtimmt will, und es für den Anfang aller Philoſophie hält. Bey dem Galvanism des Geiſtes kommt es natürlich nur darauf an zu finden, was Nerv und Muskel im Gemüth iſt. Du würdeſt Hardenberg ſehr wohl thun, und ich fühle Deine Wehmuth ſehr gut. Was mich betrifft, ſo habe ichs ſchon ſehr lange nur mit ſeinem Geiſt zu thun, in den ſich vielleicht keiner ſo finden kann wie ich, und das ſcheint er auch zu wiſſen. Uebrigens ſehe ich ganz hartherzig zu. Das iſt meine Treue gegen das Univerſum, in das ich knollig verliebt, ja vernarrt bin. Du hältſt doch auch noch etwas auf daſſelbe, und darin laß uns immer fraterniſiren.

Da ich's weder gegen Dich noch gegen die Herz hatte, für die ich im Gegentheil ſehr freundſchaftlich geſinnt war, ſondern gegen die Treue, nämlich die gegen das Individuum, den Mikrokosm, und Du mich aus brutaler Unſchuld gar nicht verſtanden haſt, ſo will ich Dir hiermit Deinen Eſel mit Agio wieder zugeſtellt, auch den Sinn für niedliche Bosheit abgeſprochen haben.

Nun muß ich Dir noch das Räthſel löſen, daß Du mich befruchten ſollſt. Was für mich ſo unerſchöpflich fruchtbar an Dir iſt, das iſt, daß Du exiſtirſt. Als Object würdeſt Du mir für die Menſchheit ſein, was mir Göthe und Fichte für die Poeſie und die Philoſophie waren. Da ich aber in dieſen nur auf Reiſen bin, und auch

---

*) Vergl. S. 83 „Den Erfolg Deines Hineinſpringens u. ſ. w.“

die Ehre habe im Mittelpunkt zu Hauſe zu ſeyn, ſo biſt Du mir niemals nur Object, ſondern Landsmann und Hausgenoſſe.

Dieſer Brief iſt in wenigen Augenblicken auf's Papier geworfen. Daß Du mit der Veit ſo fraterniſirſt, iſt gut und ſchön; noch beſſer iſt es, daß Du Dich von ihr ganz willſt durchſchauen laſſen ſoweit ihr Auge reicht. Denn nur dadurch daß Du es nicht wollteſt, oder nicht zu wollen ſchienſt, könnten kleine Abweichungen von der ewigen Vernunftwahrheit, daß Du uns (nicht zu mir und der V.) gehörſt, möglich werden. Herr in Deine Hände befehle ich meinen Geiſt.

Die Herz grüße vielmals von mir. Tieck auch. Ich ſchreibe nächſtens eine epistola Shakespearia an ihn.

(Ohne Datum.)

Ich laſſe mich für die Veit von Gareis malen. Der iſt jetzt der beſte hier; weil er aber noch jung iſt und ſehr ſchnell mahlt, ſo iſt er nicht koſtbar. Ich habe geſtern drittehalb Stunden geſeſſen, und es ſcheint ganz vortrefflich zu werden. Er mahlte mit viel Liebe daran, und er macht mich genialiſcher als ich ausſehe. Die Aehnlichkeit war ſchon geſtern beynah vollendet. Sobald es fertig iſt, ſchicke ich es an dem Poſttage, der nicht der gewöhnliche iſt, an Dich, damit Du die Veit überraſchen und Dich an ihrer Freude freuen ſollſt. Wenn Du nun aber in Landsberg biſt? Meynſt Du daß ich es dann an die Herz ſchicken könnte? Oder ich könnte es auch an die Veit ſchicken. — —

Du wirſt vielleicht ſehr über meine Thorheit lächeln, daß ich Dir mit dieſem Projekt zu einer objektiven Selbſtanſchauung meines äußern Ich entgegenkomme, ſtatt eines tüchtigen Stoßes Manuſcript. Indeſſen geht es doch auch damit ganz leidlich. Der Brief über Shak. wird bald fertig und gut ſeyn. Der Brief an die Veit und die Selbſtändigkeit werden ungefähr zu gleicher Zeit fertig und ſchon daraus kannſt Du ſchließen, daß die letzte nicht ins Stocken gerathen iſt.*) Was ſagſt Du dazu, daß wir Hülſen zum Mitarbeiter haben?

---

*) Sowohl vom Brief über Shak. als vom Eſſay über die Selbſtſtändigkeit iſt nichts zum Vorſchein gekommen.

Ich ſchicke Dir hier ſeinen Brief mit. Hardenberg's kann ich nicht ſchicken, weil ich nur auf ein Signal von ihm warte, um ihn durch eine Athenäiſche Zauberkunſt zu galvaniſiren; Du ſiehſt daß ich mich zum accoucheur universel des Athenäums conſtituirt habe; ich habe auch Tieck angekündigt, wenn er nicht ſeinen Aufſatz über Cervantes Ende Auguſt fertig habe, wolle ich ihm mit der epiſtolar-maieutiſchen Zange zu Leibe gehen. — —

Den Erfolg Deines Hineinſpringens erwarte ich mit Sehnſucht. Wie ſehen die Selbſtanſchauungen aus? Denke nur ja nicht an das was ich Dir über Fichte ꝛc. ſchrieb. Ich möchte Deiner heiligen Polemik nicht gern ein Haar krümmen, und am Ende kann die moraliſche und menſchliche Anſicht nach meinem Plan in den Anſichten der Philoſophie recht gut fehlen, und Du in Dir ſelbſt wie ein Igel beſtehen.

Wilhelm hat ein ſehr ſchönes Gedicht gemacht, ein ſymboliſches Drama. Die Perſonen ſind der Schwan, der Adler und die Tauben.*) Die Muſik iſt die Theſis, die Energie die Antitheſis, und die Liebe die Syntheſis.

Karoline, die fortfährt ſehr erpicht auf Dich zu ſeyn, hat eben einen großen Schreck. Es kommt ein Packet von Koſegarten, dem Tollen, der ihr ein Buch ſeiner noch tolleren Gedichte als ſeiner **Freundin** mit preislich ausgedrucktem Namen widmet. (Ein andres an Fr. Schiller, ein andres an Fr. Richter u. ſ. w. — eine ausgeſucht harmoniſche Geſellſchaft.) Nun, ſage ich, kann ſie thun, was wir alle wollen — einen Roman ſchreiben. Mit der Weiblichkeit iſt es nun doch vorbei, und in die litterariſche Welt iſt ſie einmal eingeführt.

Ohne Datum.

Wie kommſt Du nur dazu zu glauben oder zu ſagen, ich müſſe und könne **hier** mehr arbeiten als in Berlin? Hülſen habe ich entboten zu Dir zu kommen, wenn er vor meiner Rückkunft nach Berlin komme, und habe ihn eingeladen, wenn er nachher etwa einige Tage nach Berlin käme, bey Dir zu wohnen. Du ſiehſt aus den beykommenden Urkunden, daß er was weltliche Dinge betrifft ein beſcheidenes Subject iſt.

---

*) W. W. I., 64. Die Angabe bei Böcking, daß das Gedicht von 1797 ſei, wird wohl durch dieſe Stelle berichtigt.

Ganz genau kann ich meine Rückkunft nicht beſtimmen. Nach dem 14. September gewiß nicht; vor den erſten Tagen des September auch nicht. Da giebt's ja nicht viel zu ſchreiben. Ueberdem weißt Du, daß eine meiner erſten Arbeiten in Berlin die Anordnung von U[nger's] Bibliothek ſeyn muß. Da wäre es denn doch wohl das bequemſte und einfachſte mein Verſprechen zu halten, und ſo lange, eine oder anderthalb Wochen bei ihm im Thiergarten zu wohnen, beſonders wenn die Veit, wie Gott gebe, dann noch im Freien und Grünen lebt. Die Herz bleibt wohl auf jeden Fall lange draußen, da es ja ihre Gewohnheit iſt und ſie Verſäumtes nachzuholen hat? Wir würden auf dieſe Art alle miteinander, Deine Stiefeln abgerechnet, ſehr bequem bey einander ſeyn können. Indeſſen wenn ſich Deine Reiſe ſonſt beſſer ſo macht, ſo riskire es immer acht Tage ſpäter zu kommen als ich. Setze Dir nur den 14. September als äußerſten Termin.

Mit dem Druck iſt es freylich eine ſchlimme Sache, da Du unter acht Tagen gar kein Manuſcript, und unter 14 Tagen nicht eben genug erhalten wirſt, Hülſen müßte denn ſehr prompt ſeyn.

Es iſt ein elegiſcher Ton in Deinem Briefe, liebſter Freund, der mich anſteckt. An Deinem Rückblick auf das erſte Jahr unſrer Freundſchaft habe ich mich ſehr geweidet und ihn begleitet. Es iſt vieles in Deinem Briefe zu ſchön, als daß ich's beantworten könnte. Auch fürchte ich mich in das Dithyrambiſche zu fallen. Das iſt nun einmal mein Dialekt der Liebe und Freundſchaft.

Daß Du ſchon Anfang September fertig oder fertigend zu ſeyn hoffſt, iſt ganz göttlich. Uebrigens mache nur ja keine herkuliſchen Plane auf den Winter, ſondern lieber ſinne, wie wir uns ſo rein, ſo voll und ſo viel genießen können als möglich. Ich thue desgleichen: die Jugend iſt flüchtig. Es wird ſich alles entwickeln und alles gut werden. Ich umarme Dich herzlich.

Dresden, den 6. Auguſt 1798.

Heute wird es wieder nur ein Zettel, lieber Freund, bloß weil es an Zeit fehlt mehr zu ſchreiben. Ich behalte alles Dithyrambiſche zurück, ſoviel deſſen auch wäre. Rückſt Du aber mit Deinem Elegiſchen heraus, ſoll es ſogleich erfolgen; und auch ohne das, wenn das Mädchen nicht wartet um auf die Poſt zu gehen.

Wir waren etwas vom Donner gerührt, daß das Athenäum an Hülſen noch nicht abgeſandt ſey. Dies Rennhauſen liegt bei Rathenow. Wenn Du nicht im Stande biſt zu erweiſen, daß in Berlin kein Exemplar des großen Büſching vorhanden, ſo biſt Du nicht frey geſprochen. Im Ernſt, beſorg es nun auch recht bald.

Der Grund warum ich bey Ungers wohnen will, iſt freylich die Nähe der Veit. Außerdem aber will ich auch einmal bei Ungers ſo wohnen, um nicht den Anſchein zu haben als wollte ich's nicht. Auch mit der Bibliothek iſt mir's bequemer. Erſtlich iſt es beträchtlich näher. Dann gehe ich immer mit ihm herein und heraus.

Auf Deine Kritik der Moral freue ich mich unſäglich, brauche nur ja nicht etwa das mörderliche Inſtrument an Dir ſelbſt, es könnte Dir auf die Folge Schaden thun. Lieber trinke wie ſchwache Wöchnerinnen eine gute Portion ungriſchen Wein.

Wilhelms ſymboliſches Gedicht kommt in den Almanach. Aber eine Reihe Madonnen-Sonnette kommt in die Kunſtbeſchreibungen, die ganz vortrefflich werden werden mit dieſer Verzierung. Ein Sonnett iſt ſchon da und ſehr ſchön. Er wandert im Felde herum wo er oft ſtille ſteht wie Sokrates — ammadonnandosi.

Hülſen hab' ich von Dir geſchrieben, daß Du eben auch ein Ketzer ſeyſt, habe Dich alſo anticipirt. An der Verachtung des Handwerks bei einem ſo ganz jungen Autor finde ich wenig beſondres. Er mag das ſparen bis er erſt etwas unvergängliches gebildet hat. Uebrigens nehme ich's mit jedem in Verachtung der Kunſt und Wiſſenſchaft auf. Rouſſeau war ein rechter Lump und Stümper darin. Leſſing ſeine iſt ſchon viel beſſer. A propos Leſſing. Ich bin entſchloſſen den letzten halben nicht ins Athenäum zu geben, ſondern mit dem erſten halben, dem Woldemar, Forſter, die Lyceiſchen Fr. als Bändchen Kritiſcher Schriften auf künftige Oſtermeſſe drucken zu laſſen.*) Ich muß es zuerſt Unger anbieten. Wenn dieſer nicht Luſt hätte, ſollte dann wohl der Hexameter N. der Mann ſein? Herzliche Grüße von allen.

(Ohne Datum.)

Es iſt recht verdrießlich, daß unſer Briefwechſel ohne meine Schuld in Verwirrung gerathen iſt. Ich bin nun ſehr unruhig bis ich wieder Nachricht erhalte.

Ich habe nicht großen aber kleinen Rath gehalten, und es iſt beſchloſſen, daß ich früher und allein reiſe, und das zwar Anfangs September. Fertig wird vorher der Brief an Wilh. über Sh., die Selbſtſtändigkeit und der Brief über die Philoſophie.**) Was den Meiſter betrifft, ſo warte ich doch einigermaßen darauf, wie Göthe den Anfang nimmt. So auch mit Hardenberg, von dem ich noch nichts weiter gehört habe. Wilhelm's Kunſtbeſchreibungen werden wohl unter drey Wochen nicht fertig. An den Friedrich Richter kommt er jetzt ſo wenig wie an den Wieland. Die Antwort auf meinen Shakespeariſchen Brief will er aber gleich machen. Das nächſte werden dann Ueberſetzungen der älteſten griechiſchen Elegien ſeyn, etwa für's vierte Stück. Du ſiehſt aus dieſen Notizen, daß das Manuſcript zum dritten Stück nicht viel vor Ende dieſes Monats [bereit] ſeyn wird, aber dann auch gewiß alles, und wenn Hülſen ſein Wort hält, auch bald genug zum vierten, ſo daß dieſes in der Mitte des Octobers auch noch fertig ſeyn kann.

Daß Du ſo fleißig am Kant und Fichte biſt, iſt mir außerdem daß ich mich an ſich darüber freue, auch darum viel werth, weil ich denke, daß Du es auch mit um meinetwillen thuſt. Nur übertreibe es nicht, und ſtöre Dich nicht ſelbſt aus Deiner göttlichen Ruhe.

---

*) Erſchienen 1801 unter dem Titel Charakteriſtiken und Kritiken bei Nicolovius.

**) Athenäum. I, 2. S. 1 u. ff.

Schön iſt's daß Du neulich einmal einen ganzen Tag bey der Veit [warſt]. Das war für ſie — der Trübſal ſüße Milch, Philoſophie ꝛc. Thu es nur ſo oft als Deine Zeit erlaubt. Wenn die Quadratur unſres Cirkels (in deren thörichter Hoffnung ich neulich allerley geſcherzt was Du nicht haſt verſtehn wollen) unmöglich bleibt, ſo laß uns wenigſtens die Trigonometrie zu einer unendlichen Höhe treiben. In der That habe ich unter andern Geheimniſſen auch das von Dir gelernt, daß die Freundſchaft und die Liebe ſchweſterliche Künſte ſind, wie Muſik und Poeſie. Nun wir wollen viel zuſammen muſiciren und poetiſiren dieſen Winter; wir wollen fleißig ſeyn, aber vor allen Dingen nach dem Reich Gottes trachten, und nicht ſorgen, ob das Athenäum vier oder ſechs Stücke jährlich hat, ſo nur jedes ſo pfündig iſt, wie dieſe beyden, und ſo wir nur Lebensmittel genug haben, wie ſich bey einiger Oeconomie wohl finden wird.

Wie wird es mit den Briefen, während Du in L[andsberg] biſt? Du reiſeſt nun wohl bald? Denn ungeachtet der neulichen Vernunft wäre es doch ſchön, wenn Du zur Zeit meiner Rückkunft auch rückkehren könnteſt!

Schreib mir doch recht genau, wann die beyden Dresdner Poſten in Berlin ankommen. Ich frage nicht aus reiner Chronologie, ſondern weil ich mich mit dem Abreiſen danach richten will, ob vielleicht eine des Nachts ankommt, was mir ſehr unbequem wäre.

Mit Karolinen harmonire ich wieder auf's beſte. Ihr Sinn für die Liebe hat das gegenſeitige Verſtändniß ſoweit es gut und ſchön iſt wieder hergeſtellt. Ich überzeuge mich immer mehr, daß Deine Kritik der philoſophiſchen Moral für ſich beſtehen muß, und daß die Apologie der Humanität gegen die Philoſophie nicht eigentlich in meine Anſichten gehört.

Ohne Datum.*)

Wir erwarten in dieſen Tagen Schelling hier, der einige Wochen bleiben will, und auch Hardenberg. Es wird alſo ſo zu ſagen ein philoſophiſcher Convent ſeyn. Wenn Du nur dabei wärſt!

Wegen meiner Arbeiten habe ich etwas an die Veit geſchrieben, was Dich befriedigen wird. Von dem Briefe über die Philoſophie gebe ich Dir keine Idee, weil ich ihn bald ſelbſt geben werde. Du kannſt wohl denken, daß er mir unter der Hand etwas länger geworden iſt als ich dachte. Er mußte der Selbſtändigkeit vorangehen, weil er auch zu den moraliſchen Aufſätzen das Studium iſt. Karolinen gefällt das Stück was fertig iſt ſehr, und die Art wie es ihr gefällt zeigt wenigſtens, daß es mir mit der Popularität gelungen iſt. Du glaubſt nicht, wie mir dieſer Converſationsſtyl *fließt*. Faſt wie Deine Predigten. Daß ich aber mit der Theorie nicht nachgelaſſen, und mit der Selbſtändigkeit nicht geeilt, war ſehr gut. Ich hatte immer tapfer an der lezten gearbeitet, war aber auf einen nicht ſogleich zu löſenden Knoten geſtoßen, der nur grade die Behandlung des Ganzen betraf. Es iſt mir nun ein Licht aufgegangen; es wäre nichts rechts geworden, wenn ich's vorher durchgeſezt hätte. Mein Briefwechſel mit Hardenberg wird wohl ſehr phyſikaliſch werden. Ich muß doch dieſe Wiſſenſchaft eben auch lernen, das kann nun bey der Gelegenheit geſchehn. Hefte zur Phyſik habe ich ſchon, alſo werde ich wohl auch bald eine Phyſik haben. So weit bin ich ſchon, daß ich Brown für einen rechten *Spartaner* halte.**) Indeſſen iſt mir doch etwas bange, indem ich mich auf ein ſo fremdes Feld wage, auf dem ich wohl immer nur Gaſt ſeyn werde (mit der Mathematik wäre es etwas andres). Ich möchte daher wohl auf Deine Kritik Anſpruch machen, und Dich zum Ephoros unſres Briefwechſels ernennen, da ich fürchte, einige meiner Anſichten werden unſern Zauberer bezaubern, die andern wird er mir nicht prüfen, weil er ſie nicht ſehn wird. Etwas toll muß ich freylich auch als Repräſentant der Vernunft in dieſem Briefwechſel ſchreiben. Sonſt iſt keine Harmonie des Tons herauszubringen.

---

*) „Um die Mitte des Auguſt kam Schelling nach Dresden.“ Aus dem Leb. v. Gries S. 28, wo ſich überhaupt eine intereſſante Schilderung des Zuſammentreffens der Romantiker in Dresden findet.

**) Er meint Browns auf deſſen Faſſung der Erregungstheorie baſirte Heilmethode, die ja auch von den deutſchen naturphiloſophiſchen Aerzten gemildert wurde.

Den idealen Theil meiner poetiſchen und muſikaliſchen Projecte*) haſt Du herrlich ergriffen und ſchöner wiedergegeben. Caroline hat mir aufgetragen, Dir specialissime für die ewige Jugend zu danken. Hör', wenn ich ſo von Flüchtigkeit der Jugend rede, das bedeutet idealiter genommen nicht mehr, als wenn ich ſage Gehorſamer Diener. Die ewige Jugend iſt für mich kein Glaubensartikel mehr, wenigſtens braucht ſie es alleweile nicht zu ſeyn ſeit ich realiter in Berlin zum drittenmal jung geworden bin.

Den realen Theil meiner Viſionen haſt Du etwas verächtlich behandelt. Unter andern auch das Project mit den kritiſchen Werken, die Oſtern anderthalb Jahr, nachdem das ſpäteſte davon in einem todten Journale erſchienen iſt, nicht im mindeſten zu früh kommen, und die ohne die Fragmente ein wohlconditionirter Körper ohne Seele ſeyn würden. Wenn ich gewiß wäre, daß U. ſie nähme, ſo hätte ich nicht nach dem Hexameter gefragt. Ich bitte Dich alſo dieſe Antwort nachzuholen. Es liegt mir in der That daran. Auch der Kleinigkeit wegen, die wir Geld nennen, und mit der ich mich gern hinlänglich verproviantiren möchte, um dann recht ruhig poetiſiren und muſiciren zu können. So hängt das Ideale mit dem Realen zuſammen. — —

Mit dem Hamlet ſcheint's noch nicht gewiß, und alſo nicht mit Wilhelms Kommen nach Berlin. — —

Die Selbſtändigkeit wird der Form nach ein Sympoſion, nämlich ein innerliches.

Ohne Datum.

Es iſt endlich Zeit, daß ich Dir einmal wieder einige vernünftige Zeilen ſchreibe. Und heute kann ich mir ſchon ein außerordentliches Vergnügen verſtatten, da ich mit dem Brieſe über die Philoſophie fertig bin. Etwas ſo Populäres habe ich noch nie geſchrieben, und Karoline meynt, Wilhelm könne in ſeinem ganzen Vermögen nicht ſoviel Heiligkeit und Innigkeit auftreiben. Er hat aber darauf gedroht, wenn wir ihn lange ſchören, ſo würde er ſich noch auf die Religion legen! Wenn Du ihn ſiehſt, dieſen Brief, ſo wirſt Du wiſſen, wie ich ihn geſchrieben habe. Ohne Materialien und Geräth, außer ein Octavblättchen Chiffern, und bis auf wenige Worte gleich ſo wie er bleibt. Du wirſt dann errathen, warum ich ſo viel neue Zuverſicht habe, Du wirſt ſelbſt die beſte Hoffnung von meinen Essays oder Moral bekommen. In der That iſt damit eine neue Epoche in meiner Schriftſtellerey angefangen, und iſt mir ein Felſen von der Bruſt genommen. Mir iſt es darum ſo froh, weil ich weiß wie auch Du Dich mit mir und an mir freuen wirſt. Ich weiß ſehr gut, wenn ich mich täuſche, und es ſchmerzt mich tief, wenn irdiſche Sorge die reine Göttlichkeit unſrer Freundſchaft trübt. In der That bin ich entſchloſſen mich für dieſen Winter durch nichts im Genuß derſelben ſtören zu laſſen, und bin geſonnen aus dem ſchönen Uebermuth des vorigen Herbſtes, der Tiefe des Winters und dem milden Wiß und Colorit des Frühjahrs eine Muſik zu componiren, zu der Du aber die andre Hälfte geben mußt.

---

*) Vergl. p. 87.

Schön iſts, daß Du einige Fragmente gelegt haſt, und eben ſo ſchön, daß Du endlich zu Deinen vielen Gedanken auch eine Schachtel haſt*). Ich glaube daß dieſe Begebenheit für Deine Schriftſtellerey und für Deine ganze äußre Exiſtenz Epoche machen wird. Denn zu allen Analogis von Gedanken fehlte es Dir doch eigentlich an nichts als an einer Schachtel, wo Dir etwas fehlt. Wir wollen unſre Eyer in guter Ruhe wie gute Hennen mit einander verzehren. Ich habe freylich nicht viel gelegt, wenigſtens nicht viel Fragmente. Doch kannſt Du leicht denken, daß ich das Ideal der nächſten Maſſe ſchon ganz fertig im Kopf trage. Sie rücken Dir immer näher, und unter andern müſſen recht viele von der Art des Katechismus gemacht werden, der denn doch wohl der Matador in der großen Maſſe bleibt.

---

*) Vergl. Schlegel an H. Herz. p. 94.

Was Engel betrifft ſo freut mich daß Du endlich ſein Verdienſt anerkennſt. Ich habe es nie in etwas anderm geſucht, als in dem Anſtande mit dem er die Nullität zu behandeln und zu verzieren weiß.

An dem Geſchwätz über das Athenäum wäre mir eigentlich nur das wichtig, wenn Vieweg etwas dergleichen geäußert hätte. Dies wäre aber gar zu ſehr gegen ſeinen merkantiliſchen und ſonſtigen Charakter, als daß ichs recht glauben kann. Uebrigens iſt nichts gewöhnlicher, als von einem Journal, dem man nicht wohl will, zu ſagen es werde eingehn. Wie oft habe ich das nicht gerade in dem erſten Jahre von den Horen, wo ſie ſo ſtark gingen, [gehört]. Nachher wie der Abſatz wirklich ſehr abnahm, ſprach niemand mehr davon.

Uebrigens iſt alles das was Du zu wünſchen und zu wollen ſcheinſt, ſchon gethan und beſchloſſen. Wilhelm hat dem Vieweg, da er ſich unterwand zu ſchreiben von Mannigfaltigkeit, und in den Fr. ſey ſie nun zwar, aber es ſey nicht die rechte, mit Würde geantwortet wie ſichs gebührt und Du's wünſchen würdeſt. Laß den . . bald die Geduld verlieren, ſo thun wir alles, einen anderen Verleger zu finden, verſteht ſich mit derſelben Form und Namen, nur etwa in anderen Lettern*). Geht auch das nicht, hört es wirklich auf, ſo können wir uns in dem Bewußtſeyn befriedigen, was das Athenäum iſt, und was ich darüber denke hat Dir wohl die Zeit mitgetheilt. Gern möchte ichs, daß Du dann auch in das große Bewußtſeyn, zu gut geweſen zu ſeyn, verflochten würdeſt, und auch um der milden Vollendung willen, die der Charakter des dritten Stücks ſeyn wird, wünſchte ichs, daß Dein Aufſatz noch in das kommen könnte.

Auf das was Du vom Ridicule ſchreibſt, kann ich nichts ſagen als O! Cynism, Cynism, O! — Wenn man ſich einmal über die große Lächerlichkeit, ein Schriftſteller zu ſeyn, aus heiligem Beruf weggelächelt hat, ſo giebts weiter kein Ridiculeres en detail. Das iſt meine geringſte Sorge. Aber auch für meine äußere Exiſtenz wäre der Verluſt nicht groß, da ich was ich wirklich fertig hätte, überall ſo gut bezahlt kriegte, tauſend Projekte für Eins habe, und unter Anderem recht gern gleich auf der Stelle einen Roman ſchriebe.

---

*) Das Athenäum ging wirklich 1799 aus Viewegs in Fröhlichs Verlag über.

Aber um der Sache, um der Literatur, um meiner literariſchen Ehe mit Wilhelm willen liegt mir unendlich viel daran, daß die Sache beſteht und fortgeht. Ich werde alles thun, und Ihr ſollt nur ſehen! Das Geld iſt nicht Motiv genug für mich, und der Zank im Winter hatte mir eigentlich alle Luſt verdorben. Nun wir in der ſchönſten Harmonie ſind, die gewiß nie wieder unterbrochen wird, nun fühl' ich unſägliche Kraft und Liebe und Muth zu dem Werke.

Meine Sataniſken über die Herz und Dich haſt Du ſehr ſchön erwiedert. Es lag nichts dabei zum Grunde als folgendes. Dein eigentlicher Beruf iſt die Freundſchaft, und was für uns andere Beruf iſt, Amt oder litterariſcher Cynism, iſt für Dich nur Element, in dem Du Dich leicht bewegſt. Wenn ich Dir noch durch etwas anderes wohl gethan habe, als durch meine Exiſtenz und mein unerſättliches Bedürfniß Deiner Freundſchaft, ſo war es vielleicht durch den Sinn für die Freundſchaft und ihre Myſterien überhaupt, durch meine Philoſophie der Freundſchaft, die mich Deinen Werth nicht bloß fühlen ſondern auch verſtehen lehrte. Aber ich halte Freundſchaft und Liebe nicht bloß ſo für Schweſterkünſte, daß zwey ſie, jeder eine für ſich, neben einander treiben ſollten, wo dann etwa erſt vier Stück Perſonen einen ganzen Menſchen ausmachen würden. Sondern jeder ſollte ſie ſelbſt beyde treiben, und gleich ganz ſeyn. Ich habe oft mit Sorge daran gedacht, welch ein Phönix eine Frau ſeyn müßte, die für Deine Liebe eben recht wäre, und ich bin von der Nothwendigkeit, Muſik und Poeſie zu verbinden, ſo überzeugt, daß ich nicht umhin kann zu wünſchen, obgleich es eigentlich wenn Du willſt ein Frevel iſt, nicht mit Deiner bloßen Exiſtenz zufrieden zu ſeyn, und auch noch um Deine Wohlexiſtenz ſorgen zu wollen.

Vielleicht wird die Liebe Dir nur Element und Supplement ſeyn; aber auch ſo iſt ein Phönix nöthig. Eine die in dem, was vom äußern Glanz und Zier ſchön iſt, Deine Ergänzung ſeyn kann, findeſt Du leicht. Du haſt eine Freundin gefunden, die durch ihren Sinn für Deine Tiefe Dich ans Licht lockt, oder wie Du's nennſt herausarbeitet, denn dazu hat die Herz wohl ſo viel gewirkt als ich. Aber es müßte doch Liebe ſeyn, und dieſe *ſie* müßte noch eine Eigenſchaft haben, die ich nicht zu nennen weiß, obwohl ich ſie als *eine* fühle und beſtimmt weiß. Sonſt wäre ſie Deiner nicht werth.

Den 17. Auguſt.

Ich hatte mir recht eigentlich vorgenommen Dich mit dem heutigen Poſttage noch in Berlin mit einem *Briefe* zu begrüßen. So iſt's aber mit ſolchem Vornehmen. Ich bin nun grade traurig, nicht geſtimmt, und es wird wenig damit werden. Doch geht's mit meinen Arbeiten ſehr gut. Den Brief an Dorothea werde ich wohl nächſten Poſttag an die Herz adreſſiren, weil ich nicht glaube daß er Dich noch treffen kann.*) Es iſt wirklich ein großer Ruck in meiner litte-

---

*) Schlegels Brief an die Herz iſt vom 24. Auguſt. Wir theilen ihn mit: Dieſer Brief hat auf das Bild gewartet. Ich freue mich daß ich es endlich wegſchicken kann, und bin begierig ob es gefallen wird. Geben Sie es der Veit recht bald, liebe Freundin, aber laſſen Sie womöglich keinen unnützen und überflüſſigen Menſchen dabey ſeyn. Uebrigens befolge ich Schleiermacher's Maxime, daß unfrankirte Sendungen am ſicherſten gehn, die eigentlich Eins mit meinem Satz, daß ein Brief immer eine gewiſſe Grobheit haben muß damit er richtig ankommt. Die Levi iſt gegenwärtig hier und iſt heute mit Wilhelms nach dem Uttewalder Grunde gefahren. Ich bin zu Hauſe geblieben, um das Bild einzupacken und zu arbeiten. Denn nun denke ich ſchon an nichts, als an die Abreiſe und komme wirklich bald wieder zu Ihnen. Bleiben Sie nur fein lange im Thiergarten, wo wir vorigen Herbſt ſo manchen ſchönen Sonnabend gefeyert haben.

Ich bringe allerley Gutes mit für das Athenäum. Unter andern einen Brief über die Philoſophie an die Veit. Aber nicht an die Veit allein, ſondern nächſtdem auch an alle Frauen. Da die Schriftgelehrten in Berlin, wie ich höre, uns nicht verſtehen wollen, ſo ſind wir beyde ſehr geſonnen unſre Hoffnung auf die Frauen zu ſetzen. Glauben Sie daß dieſer Entſchluß ausführbar ſey? In der rariſchen Bildung dadurch geſchehen, daß ich dieſe Manier attrapirt habe und meinen Willen durchgeſetzt. Es iſt mir dadurch wie ein Felſen vom Herzen genommen. Denk auch nur nicht daß der Felſen wiederkommen möchte. Ich weiß ſehr gut wenn ich mich täuſche.

Das Bild iſt fertig, ſehr ähnlich, und in einer kühnen Behandlung. Freylich könnte es noch gewinnen, wenn er einige Stunden mehr daran hätte malen können. Aber heute früh iſt er ſchon nach Giebich[enſtein] zu Reichardt. Und jenes iſt denn doch die Hauptſache. —

Ich hoffe doch, Du wirſt nicht ſo lange in Landsberg bleiben, daß Du Wilhelms verſäumen könnteſt? Ich hoffe, Du ſollſt Dich mit Karoline viel ſchneller finden, wie mit ihm, und durch ſie wieder mit ihm. Doch müſſen wir auch noch einmal zuſammen nach Jena; nur da könnt Ihr Euch ungeſtört kennen lernen. Schelling und Hardenberg ſind noch nicht hier. Ich wollte, ſie kämen und nehmen meinen üblen Humor in ihre chemiſche Cur! Es wird am beſten ſeyn, daß ich nicht mehr ſchreibe, weil ich nicht kann, weil ich nicht mag. Lebe wohl liebſter Freund und ſorge nur daß ich Dich friſch und heiter wieder ſehe.

That habe ich einen ganz neuen friſchen Muth und die wärmſte Liebe zu unſrer litterariſchen Ehe. — —

Mein Bruder und Schwiegerin empfehlen ſich Ihnen beſtens. Leider iſt über ihr Kommen nach Berlin noch alles im Dunkeln, weil wir noch nichts vom Hamlet wiſſen. Die Unentſchloſſenheit des Helden ſcheint erſt das Stück und nun gar die Aufführung des Stücks anzuſtecken.

Mein Bruder hat dieſen Sommer viel gedichtet und einigen ſeiner Werkchen verſpreche ich kühnlich im voraus Ihren ganzen Beyfall. Beſonders einem Terzett Lebensmuſik was in dem Almanach erſcheint und einer Gallerie von Madonnen für einen Kunſtaufſatz, der ins dritte Stück des Athenäums kommt.

Leben Sie recht wohl bis ich die Antwort ſelbſt hole.

Noch ſage ich den herzlichſten Dank dafür, daß Sie **Schleiermacher** eine Gedankenſchachtel geſchenkt haben. Sie ſchenken mir dabei eigentlich noch mehr als ihm ſelbſt. Er profitirt bloß die Schachtel und hätte die Gedanken ſonſt doch gehabt und für ſich behalten. Das wird ihm nun gelegt und er muß wöchentlich ſeine Zahl Eyer auf dem Herrengute abliefern.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Berlin, den 20. Juli 1798.

— — — Da hat unterdeß Sack geſtern zu mir geſchickt, er hätte mich nothwendig zu ſprechen. Von meinen Leuten war keiner zu Hauſe, und die Leute im Hauſe haben ſehr treuherzig geſagt, ich wäre ſchon ſeit Montag verreiſt. Nun fehlt nur, daß noch ſonſt jemand bei Sack geweſen iſt, und daß ſein Bedienter das laut vorgetragen hat. — —

Meine Rückreiſe iſt ſehr wüſte und leer geweſen; dumm genug war ich auch, und wenn ich nicht hie und da einen Moment gehabt hätte, der hell genug war um an die Hinreiſe zu denken, ſo hätte ich leicht in den ſieben Stunden aus Mangel an friſcher Luft des geiſtigen Todes ſterben können. Es iſt ein merkwürdiger Unterſchied, daß im Geiſtigen die Luft, die ſchon einmal eingeathmet geweſen iſt, noch vollkommen ſo gute Dienſte leiſtet wie friſche — mir wenigſtens, und ich hoffe das zeugt von keiner verderbten Lunge — —

Ich habe einen ſchönen Brief, oder Nicht-Brief wenn Sie wollen, von Schlegel gefunden, und den Brief der Veit an ihn, und ein Zettelchen von ihr an mich, und habe ihm auch ſchon geantwortet; aber diesmal iſt's höchſtens ein Billet geweſen.

Berlin, den 23. Juli 1798.

Was für eine Beruhigung wäre mir's geweſen, liebe Freundin, wenn Sie in dieſen Tagen hätten hier ſein können! Sie hätten freilich meine Unruhe theilen und mich viel ſchimpfen und klagen hören müſſen; aber das erſpare ich auch meinen Freunden ungern. Denken Sie, ich habe mich wehren müſſen mit Händen und Füßen, um nur ruhig hier gelaſſen zu werden. Sack's eilige Botſchaft betraf nichts geringeres, als einen Antrag mich als Hofprediger nach Schwedt zu ſchicken, und er hat ſich aus lauter Güte mit einem refus nicht beruhigt, ich habe ihm heute noch einen zweiten geben müſſen. Dohna, denken Sie nur, hat mir ordentlich zugeredet hinzugehen; iſt das nicht recht wie er? Ich habe ihm auch geſagt, er könnte ruhig ſein, ſeine Hände hätte er in Unſchuld gewaſchen. Bin ich nicht ein rechter Thor, mich von einer Sache ſo recht ordentlich unruhig machen zu laſſen, die mit zwei Briefen abgemacht war, und über die ich innerlich ſo gar keinen Zweifel hatte? Aber es iſt nicht anders; es ſind mir viel bittere Gedanken durch den Kopf gegangen. Wenn man an einem ſo bedeutenden Scheidewege ſteht, auf den man von außen gezwungen wird zu reflectiren, ſo kann man nicht vermeiden das Leben mit allen ſeinen Ungewißheiten zu erblicken. Was kann alles begegnen! Wenn Schlegel Berlin untreu würde, oder gar wenn Sie mich einmal aufgeben könnten, und ich Sie in einem ganz anderen Sinn und mit einem ganz anderen Blick fragen müßte, Warum?... ſehen Sie, auch daran habe ich denken müſſen, aber ich habe es doch nicht denken können. Doch nichts mehr von der fatalen Geſchichte. Die Actenſtücke will ich Ihnen vorlegen, um wenigſtens hintennach Ihr Urtheil über meine Vertheidigung einzuziehen.

Daß ich mit aller Unruhe und mit allen Predigten — heute die vierte — noch nicht gar viel habe thun können, werden Sie mir wohl eingeſtehen müſſen. Schlegel will wirklich Anfang September zurückkommen, und im Auguſt müſſen alſo noch Wunder geſchehen.

Ihre Aufträge habe ich ausgerichtet. Nichts, ich verſichre Sie, gar nichts iſt mir aus dem Gedächtniß gekommen was wir auf unſrer Reiſe verhandelt haben. Ich genieße noch an jedem ſchönen Augenblick den Sie mir gegeben haben; aber bei aller dieſer Fähigkeit bin ich doch auch unerſättlich, Schlegel mag ſagen was er will. Kommen Sie nur; das Leben iſt kurz, und das Gemüth iſt unendlich.

Landsberg, den 3. September 1798.

— — Geſchmollt hat die Couſine geſtern auch ein wenig mit mir. Sein Sie nicht boshaft und meinen Sie, das wäre ja doch im Grunde ein Contraſt; nein, es gehört zu ihren Eigenthümlichkeiten. Kann man denn gar nichts ausrotten was einmal in einem geweſen iſt? Beinahe ſollte ich das denken. Daß die Couſine das Schmollen nicht läßt, daß bei mir — wie Sie bemerkt haben — noch Spuren von Heftigkeit ſind, und daß ich noch mit Hitze ſpiele: das ſind einige ſtarke Beweiſe. Es iſt traurig, und ich könnte eine Elegie darüber machen. Auf der andern Seite iſt es doch aber auch ſehr bedeutend und gehört mit zu der Ewigkeit, die ich um keinen Preis miſſen möchte. Haben Sie nichts von dergleichen Reliquien aufzuweiſen? Ich finde gar nichts; Sie ſind, wie Sie waren und ſind und ſein werden.

Von heute will ich mich auch darüber hermachen die Predigt aufzuſchreiben, die recht gut werden kann wenn ich ſie noch arbeite, und ſo hoffe ich denn doch etwas zu bringen. Mit den beiden Eſſays iſt es nichts, ich habe nicht mitgebracht was ich ſchon dazu aufgeſchrieben habe; ich habe auch nicht Ruhe und Muße genug, und die Hauptſache iſt, daß ich ſie in Ihrer Nähe und unter Ihren Auſpicien arbeiten muß. Die Offenheit habe ich der Couſine vorgeleſen, ſie hat aber keinen beſonderen Eindruck auf ſie gemacht, einige von meinen kleinen haben ihr weit beſſer gefallen, und gegen den Katechismus*) verſchwindet ihr alles. Leider habe ich auch die, welche Schlegel aus meinen andern Rhapſodien herausgezogen hat, noch einmal geleſen. Nun, fragmentariſcheres giebt es wohl nicht. Ich wollte er hätte es mir überlaſſen, ſo hätte die Fragmentenmaſſe einen großen Fleck weniger.

Heut iſt meines alten Oncles Geburtstag. Ein und ſechszig Jahr hat er nun die Welt geſehen, und ſie kommt ihm gewiß recht alt vor. So munter ich ihn auch gegen ſonſt gefunden habe, von der ewigen Jugend hat er nichts bekommen; aber Gleichmuth und Ruhe und ein hülfreiches Weſen — davon hat er großes Maaß — ſind doch ein ſchönes Subſtitut derſelben. Er bringt es damit ſo weit, daß er noch junge Mädchen unterrichtet, und gar ſehr von ihnen nicht nur geachtet ſondern auch geliebt iſt. Ihm bekommt es herrlich, und er macht's im ſchönſten Sinne wahr, daß die Nähe der jugend-

---

*) Athenäum. I, 2. Fragmente S. 109 und folg.

Bayerische Staatsbibliothek München

lichen Weiblichkeit das Alter wärmt und neu belebt. Wenn mir der Doctor nicht geweiſſagt hätte, daß ich nur beinahe funfzig Jahr alt werden würde, ſo möcht' ich wohl die Frage aufwerfen, ob auch mich zwiſchen funfzig und ſiebenzig die Mädchen noch lieben werden. Was meinen Sie? —

III.

Briefe aus der Zeit von Schleiermacher's Aufenthalt in Potsdam und dem Friedr. Schlegel's in Jena.

1799. 1800. 1801.

Schleiermacher an Henriette Herz.*)

Potsdam, den 1. März 1799.

— — Wozu ein Menſch doch beſtimmt iſt! Ich hätte nie gedacht, daß ich einen Kalender machen würde. Sehen Sie, der Collins war wirklich nicht überſetzbar, ein Auszug daraus wäre auch nur ein ſehr mittelmäßiges Buch geworden; ich hatte ihm alſo ſchon geäußert, man müſſe ein paar andre Bücher von dorther nehmen, und eine ganz neue Arbeit daraus machen. Darauf iſt er denn heute damit zum Vorſchein gekommen, es ſei von Anbeginn an ſeine Idee geweſen, aus allem was über New South Wales erſchienen iſt, eine Geſchichte zu machen und daraus einen ſolchen Almanach, wie er ſchon mehrere hat drucken laſſen. Einen ſehr vollſtändigen Apparat hat er mir dazu mitgebracht, und in den werde ich mich nun nächſtens vergraben. Ich weiß nicht wie ich Luſt habe zu einer Arbeit, die mir eigentlich ſo ganz neu und fremd iſt; aber ich habe beſondre Luſt. Ich weiß noch nicht woher ſie kommt, und ob ſie was gutes oder ſchlimmes iſt: eine Finanzſpeculation iſt es nicht bei mir, denn ich brauche dies Jahr kein Geld mehr als die Religion, es iſt mit dem Bankrot ſo arg nicht, und ich habe keine großen Bedürfniſſe mehr. Es muß eine Art von Ausgelaſſenheit ſein, die mir ſelbſt noch neu iſt; ich fürchte nur, ich werde für den Vorwitz derb gezüchtigt werden. Werde ich denn können mit Sprengel und Förſter in die Wette ſchreiben? Meine Bekanntſchaft mit Spener ſoll übrigens wohl zu Ueberſetzungen helfen, hoffe ich. — Mündlich mehr darüber.**) — —

---

*) Die hier folgende Reihe von Briefen p. 101—116 fällt in die Zeit von Schlm.'s Aufenthalt in Potsdam.

**) Vergleiche Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürſt. Zweite Auflage. Berlin 1858. S. 40.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Empfangen den 2. März.

— Ich bin ſchon ſo lange es feuchtes Wetter, nicht ſo geſund wie vorher, und ſeit drey Tagen ſitze ich in der Stube jedoch mit der Gewißheit morgen geſund wieder auszugehn.

Dies hat mich doch geſtern und vorgeſtern noch zu guter letzt abgehalten, an Dich zu ſchreiben. So lange hatte ich mich obſtinirt, weil ich durchaus Athenäum*) mitſchicken wollte.

Hier iſt es nun endlich. Für Dich hat vielleicht jetzt die letzte Abhandlung von Hülſen den meiſten Reiz. Es iſt viel Religion darin und faſt noch mehr in den Naturbetrachtungen bey einer Reiſe durch die Schweiz, die er mir kürzlich geſchickt und über die ich große Freude gehabt habe. Es iſt das ſonderbarſte eigenſte und heiligſte was ich ſeit langer Zeit geleſen habe. Die gute Hälfte in Verſen, oft zwey Hexameter nach einander, doch ſo daß man ſieht, ſie ſind von ungefähr da. Und fangen an mit derſelben Würde und Pracht wie ſie ſchließen und gehn, ohne Steigerung ohne Wechſel und ohne Ende. Es heißt auch für den Hörer wie einmal darin ſteht: *Nirgends dem Blicke endet die ſchöne Verwirrung und nirgends die Freude.***) Von dieſer Stelle habe ich unter andern gegen Dorothea behauptet, wenn ich ſie allein geſehn, würde ich geſagt haben, ſie ſey von einem großen Genie; nicht wegen der Verwirrung oder wegen der Freude ſondern weil das *endet* da ſteht, wo es ſteht. Du kannſt leicht denken, daß das Ganze bey aller ſeiner Erhabenheit doch monoton wird; kurz ſcheint es nur, denn man muß es wohl dreymal ſo langſam leſen wie etwas andres, und faſt ſingen. Vergleicht man indeſſen andre Naturfühlerey damit, wie wir's mit Goethens Reiſe nach dem Gotthardt gethan, ſo ſcheint dieſe erbärmlich froſtig und platt dagegen. Er liebt das Waſſer über die Maaßen, und das iſt für ihn eine ſehr uneigennützige Liebe, da er ganz Feuer und Aether iſt. Der beſte Titel wäre in der That *ὕδωρ μὲν ἄριστον*. Es ſind nämlich nur drey Rheinfälle in dieſem Stück in Philoſophie componirt.

---

*) Das erſte Heft des zweiten Bandes [1799]. Hülſens Abh. über die natürliche Gleichheit des Menſchen S. 152 ff.

**) Athenäum. III, 1 [1800] S. 49.

Wilhelms Kunſt der Griechen an Goethe*) iſt *δεινόν τι*, ein gewaltiges Werk; darüber kann ich nicht ſo viel ſchreiben, Du mußt es aber ſobald als möglich leſen. Ich bitte Henriette oder die Herz es Dir abzuſchreiben. Nun werden die Menſchen, die nicht glauben wollen daß er Genie hat, wohl einmal die Augen aufthun.

Eines was ich mir vorgenommen hatte, habe ich doch aufgeben müſſen. Ich wollte Dir nemlich in meinem erſten Brief endlich entſcheidende Nachricht von Unger geben. — — Ich harre mit Sehnſucht auf den Schluß der zweyten Rede. Dann will ich ihn ſchon treffen, beſchließen und den Druck gleich anfangen laſſen.

Von dem was Du mir zuletzt laſeſt habe ich wohl nur darum weniger geſagt, weil es mich ſehr afficirt hat; nämlich nicht polemiſch ſondern myſtiſch. Dieſe Vernichtung des Todes**) ſcheint mir nächſt dem Gedanken, daß jeder auch der ſchlechteſte Menſch ein Ebenbild Gottes ſey, das Religi*ωτατον* in Deiner Schrift. Mit der Discretion iſt es wohl viel zu ſpät, da die Alte und gewiß ſchon manche andre indiscrete Perſon es weiß. Indeſſen muß doch U. discret ſein, weil ſonſt das Gerücht officiell wird, und ich werde Deinen Auftrag mit Nachdruck beſorgen. Die Cenſur hat Schewe.

Der hiſtoriſche Theil der Lucinde iſt nun fertig, und damit bin ich über den eigentlichen Berg. Für 14—15 Bogen iſt's wohl ſchon. Der Schwiegerin ſcheint es noch mehr gefallen zu haben, als Wilhelm, der jetzt gar zu teufelmäßig antik iſt. Wenn ich erſt Aushängebogen habe von dem was Du nicht kennſt, ſo ſchicke ich ſie Dir.

Schick nur ja bald Religion. Ich hoffe, die Langeweile, deren Du dort zu genießen ſcheinſt, wird ihr gute Dienſte leiſten und Dich an den Schreibtiſch feſſeln. —

---

*) Erſchien an der Spitze des nächſten Heftes. S. W. II, 5.

**) S. 103 f. der erſten Ausg. der Reden. Das Folgende geht auf S. 93 ff.

Daß die Herz nicht füglich mit uns zu Dir reiſen kann, iſt mir unangenehm. Es bleibt mir alſo nichts als mit der Veit, oder allein, etwa wenn Wilhelms kommen, ihnen entgegen zu reiſen, und ſie zu beſcheiden, daß ſie mit Potsdam den Anfang machen. Vielleicht bringe ich dann auf dieſen Fall auch die Levi mit. Vor allen Dingen müſſen wir aber alle arbeiten. Denn das verfluchte Oſtern iſt uns ſehr auf der Naſe. Indeſſen bin ich doch für diesmal wegen der Meſſe, und der Lucinde ruhiger wie alle andern. Kommen aber Wilhelms gleich mit dem Feſte, wie ich faſt vermuthe, ſo iſt mir für das vierte Stück Athenäum bange, das ich doch ſo gern noch zur Meſſe hätte. Von Dir iſt wohl nichts zu hoffen? Viſionen oder dergleichen wären mir jetzt das liebſte.

Die Veit iſt ſehr wohl an Befinden und ihrer Stimmung; und war es auch, da ſie Dich zuletzt ſah. Du mußt Dich alſo geirrt [haben], oder wenn Du etwas andres meynſt, ſo wäre es mir lieber, Du ſchriebeſt es freymüthig.

Wir haben nun bey V. gemiethet, können den 1. April ſpäteſtens einziehen, und Du findeſt uns alſo ſchon gleich vernünftigen Menſchen eingerichtet. Salut et fraternité.*)

Ohne Datum.

— — Das Evangelium von der Vollendung der dritten Rede macht mir faſt ſo viel Freude als die Verheißung der Viſionen, auf die ich unglaublich lüſtern bin.

Am Schluß der zweyten Rede hat mir die Polemik gegen Kunſt, Philoſophie und Moral am beſten gefallen. Sie hätte ausführlicher ſeyn dürfen. Etwas mager dagegen kam mir Dein Gott vor. Ich hoffe Du wirſt an dieſer Stelle in der Folge ſchon tiefer graben wenn es auch nicht in dieſer Rede geſchieht, damit ſich kein Sack an ihnen freuen und überfüllen möge. Das Bischen über die Unſterblichkeit iſt beynah ein Abriß wie mein Joniſcher Styl.*) Indeſſen müßte ich die zweyte Rede noch einmal im Ganzen anſchauen, um zu ſehn wie ſich's macht. Dieſe Polemik gegen die Unſterblichkeit der Perſon und des Individuums iſt gut, heilſam, aber für den Schluß der wichtigſten Rede nicht neu oder vielmehr nicht eigen genug. Fichte hat wenigſtens mündlich ſehr oft darüber gegen mich geredet; ich vermuthe daher, daß auch wohl in ſeinen Schriften Meldung davon ſeye. Schelling iſt voll davon. Hätte nur die Andeutung des Eignen noch einen Drücker (?) mehr! — Iſt das etwa der Stoff der Viſionen?

---

*) Vgl. zu dieſem Briefe den von Schleiermacher nach ſeinem Empfang an H. Herz geſchriebnen: Briefw. I., 203.)

An der Lucinde iſt nun ſchon über acht Tage nur gefeilt und abgeſchrieben, wegen der grauſamlichen Hinderungen. Indeſſen iſt mir doch noch nicht bang. Mehr wie Du habe ich leicht, denn ich will dem erſten Band ſein volles Recht geben. Du ſcheinſt Dich aber in der Religion, der geſchriebenen, allgemach ſehr concentriſch zu bewegen.

Hardenberg wird in kurzem ein Fräulein Charpentier heirathen. Eine Sache, die ich ſeit einigen Monathen ſchon kommen ſah, und die eigentlich ſeit dem Sommer auf der Spule ſteht. Ich hoffe wieder viel für ihn.

Hülſen iſt freylich ſchwer und dunkel, und nur durch ſeine letzten Betrachtungen iſt mir ein ganz neues Licht aufgegangen. Wenn Du Dich nicht proviſoriſch vermauerſt, ſo wirſt Du gewaltig viel daran finden. Denn es iſt durchaus neu, tief, einzig und göttlich (aber das iſt nach Deinem Gotte beynah ſchimpflich).**) Deine Conjektur gefällt mir nicht ſonderlich. Wäre das Endet wiederhohlt, ſo wäre der Hexameter wohl gut, aber Hülſen wäre ſchlecht. Er geht doch tapfer in die Religion ein, und hat dabey ein ſo ſchönes Unbewußtſeyn. Freylich kommt er aus der Mitte der Philoſophie. Aber wer wird bei einem ſolchen Geiſt lange fragen wo er herkommt?

---

*) Schlegel meint ſeine Charakteriſtik des ioniſchen Styls Berliniſche Monatsſchrift von Bieſter, 1794 S. 382 in ſeiner erſten Abhandlung „von den Schulen der griechiſchen Poeſie"; in den Geſ. W. findet ſich die Stelle, doch ſtyliſtiſch abgerundet und hin und wieder erweitert, Bd. IV, S. 8. — Bei den bekannten Stellen über Gott und Unſterblichkeit in den Reden, von denen hier Schlegel ſpricht, iſt zu beachten, daß die über Gott in den weiteren Auflagen faſt völlig verändert, die über Unſterblichkeit erweitert iſt, daß alſo mit dieſem Urtheil Schlegels die erſte Ausgabe der Reden verglichen werden muß.

**) Bezieht ſich auf die eigenthümliche Auffaſſung des Verhältniſſes von Gott zum Univerſum, wie ſie die erſte Auflage enthält. „Gott iſt nicht Alles in der Religion, ſondern Eins, und das Univerſum iſt mehr." S. 132.

Daß die Veit den rechten Ton gegen Dich ſo ganz verfehlt haben ſollte, kann ich kaum glauben. Aber ſehr leicht kann ich mir denken, wie ſie ihn um einige Oktaven zu hoch angegeben hat. Das darfſt Du aber nicht übel deuten, denn ſie iſt darin ganz wie ich, daß ein ſolcher Mislaut ihr nur mit Menſchen möglich iſt, deren hoher einziger Werth für unſer Gefühl ewig feſt ſteht, und er iſt ſelbſt nichts als der reine Schmerz über die erkannte Nothwendigkeit dieſes Gefühl ins Innre zurückdrängen zu müſſen. Daß ſie zurückhaltend wird, kannſt Du nicht unnatürlich finden, da es bemerklich genug iſt, wenn Du denkſt Du werdeſt gebraucht, und würdeſt es werden, oder nun nicht mehr.

Ungern habe ich das Manuſcript angelegentlich empfohlen. Wenn ich nur bald mehr erhalte, ſo will ich recht drängen. Es wird Noth thun; denn die Druckerey iſt ſehr beſetzt. Vom Shakespeare ſind nur erſt einige Bogen gedruckt. Ich habe U. denn auch um Beſtimmung des Honorars gedrängt: da hat er fünf Thaler geſagt. Mit dem Velin das will ich beſorgen. Uns würden ſie auch recht wohl bekommen. Ich freue mich ſehr, wie herrlich alle meine Freunde diesmal vor den Augen der Welt erſcheinen. Hardenberg fehlt uns zwar, aber ich hoffe Du oder ich wecken ſeine Eiferſucht, und er ſchreibt eine Bibel oder einen Roman.

Ich umarme Dich herzlich.

Schleiermacher an Henriette Herz.

[Zu Briefw. I., 203 v. 16. März 1799.]

— — Ueber die theologiſche Frage etwas zu ſchreiben iſt mir gar nicht ſo unangenehm als Sie denken, nur jetzt kommt mir's höchſt fatal. Können Sie nicht H. [Herz?] begreiflich machen, daß das Feſt mich zu ſehr genirt, um für's nächſte Archivſtück etwas zu ſchreiben, daß ich aber gewiß im Maiſtück meine Stimme geben würde.*) Was ich ſagen werde, wird ſehr aus meiner Ueberzeugung kommen, und ihm doch gewiß nicht unangenehm ſein.

[Zu Briefw. I., 204 v. 20. März 1799.]

— — Vom zweiten Bogen iſt erſt ein Stück fertig, und ich werde ihn wohl morgen nicht ſchicken, und dann auch wohl überhaupt nicht ſchreiben, es müßte denn auf den Abend ſein.

Donnerſtag.

Das war ein ſchlechtes Dekret, und ich ſchicke mich darauf an es abzuändern; ich denke mein Briefchen morgen wegzuſchicken ohne Bogen. Denken Sie, die lieben Geſchäfte und S[Sack] der hier war, und die Predigt heut-Nachmittag haben mich bis ſechs Uhr zu gar nichts kommen laſſen. S. hat mir geſagt, daß er die dritte Rede gehabt hat; er ſcheint nicht ſonderlich davon erbaut. Mein Begriff von Religion ſcheint ihm ſehr unbeſtimmt (mißverſtanden hatte er noch daß ich das Kunſtgefühl ſelbſt für Religion hielte), und auf jeden Fall wären in dieſer Rede zu viel Bilder, ſo daß es der Deutlichkeit ſchadete. Das bin ich mir nun gar nicht bewußt, und verſtehe nicht was er meint. Er ſuſpendirte dann immer ſehr beſcheiden ſein Urtheil bis er das Ganze kenne, ich aber provocirte auf die beiden erſten Reden, und verſicherte ihn er würde nichts finden was nicht mehr oder weniger in dieſen ſtände. Das Ende der zweiten hat er gewiß nicht gehabt oder nicht geleſen.

---

*) Aus dieſem Artikel für das Archiv der Zeit von Rambach und Feßler, wurde eine beſondre Brochüre. Der in jenem Archiv befindliche Aufſatz iſt offenbar nicht von Schleiermacher.

(Zu Briefw. I., 211 v. 24. März 1799.)

— — Zittern Sie nur nicht, meine Predigt enthielt nur rührende und chriſtliche Sachen, aber ſie war weder rührend noch chriſtlich, und ſo wird ſie ſchwerlich gefallen haben, ob ſie gleich ſehr gut war. Morgen früh habe ich nun noch einmal zu predigen, und dann ſind die lieben Feſttage auch vorbei — zu meiner Freude. Wäre nur auch die Religion erſt fertig, dann würde ich ganz frei athmen und auch einmal wieder nach Berlin kommen. Mit S. zu ſprechen kann ich wohl nicht vermeiden, ich kann es höchſtens in die Länge ziehen, weil wir doch hier nie Zeit genug haben ausführlich zu reden. Werde ich in Ihrem nächſten Brief eine Aeußerung von Schlegel über die dritte Rede finden? Ich bin begierig darauf.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.*)

Ohne Datum.

Ich bitte Dich, lieber Freund, recht faul zu ſeyn. Die Herz ſagt, daß Du am Machenwollen leideſt. Ich beſchwöre Dich, Dich ja nicht zu übereilen und Dir Deine volle Bequemlichkeit zu nehmen und zu laſſen. Selbſt für die äußere Erſcheinung der Reden iſt dies heilſam, da man es Deinem Styl leicht anmerken könnte, wenn Du ängſtlich wirſt. Es liegt ja ſo unendlich wenig dran, ob ſie einige Wochen früher oder ſpäter fertig werden. U. giebt Dir ohnehin ſo wenig, daß er die lumpigen Verſendungskoſten, um die doch das ganze Treiben der Buchhändler ſich dreht, nicht achten darf und kann.

Ich habe die Reden als Deine erſte Schrift betrachtet, die Dich mit oder wider Willen ins Unendliche ziehen würde. Es iſt eigentlich ganz widerrechtlich, wenn Du dabey etwas von den gemeinen Ungelegenheiten ſpürſt.

Die dritte Rede hat mir ſehr gut [gefallen], auch das Ende; ja dieſes vorzüglich. Den Styl finde ich weniger vollendet, wie in den erſten beyden Reden, aber der Inhalt gefällt mir ſehr und auch die Subjectivität der Anſicht und der Behandlung. Ich finde in dieſer etwas ſehr rhetoriſches, obgleich es mehr von der unſichtbaren Art iſt. Am lauteſten wird die Subjectivität in der Stelle gegen die Kunſt.*) Indeſſen bin ich ganz vollkommen Deiner Meynung, inſofern Du doch überhaupt nur vom Zeitalter redeſt, und Dich überall ſichtbar und unſichtbar auf daſſelbe beziehſt und an daſſelbe anſchließeſt. Sonſt finde ich in der alten Tragödie allerdings eine große gediegene Maſſe von Religion; und auch in den älteren modernen, die Du wenig kennſt, von Dante bis Cervantes ſind viel Myſterien. Aber daß Goethe keine Religion hat und Fichte ziemlich viel, wiewohl ſie philoſophirt und gebunden iſt, ſieht ſich klar.

---

*) Der Empfang dieſes Briefs fällt nach dem vorigen Briefe, nach Briefw. 203, 4 und 212 zwiſchen den 24. und 28. März.

Mir geht es erträglich. Mit der Lucinde iſt es ſeit einiger Zeit nicht ſo gegangen, wie es ſollte. Das heißt, nicht ſo ſchnell; ſo gut, wie es ſoll, wird es werden. — —

Wenn ich die Aushängebogen von den Lehrjahren vollends habe, ſchicke ich ſie Dir auf einige Tage.

Von den Reden iſt ſchon der fünfte Bogen corrigirt. Wenn Du ſo ſchreibſt wie das leztemal, ſo muß es der Setzer leſen können. Wenn die Zahl der Druckfehler nicht groß iſt, ſo wäre ich dafür das Blatt mit dem nie umdrucken zu laſſen. — — Ehe die Lucinde fertig iſt, werde ich Dich wohl nicht ſehen. Eher auch nichts von neuen Dingen. Ich bitte ſo vorlieb zu nehmen.

---

*) Dieſe höchſt merkwürdige Stelle, Reden S. 166, in welcher Schleiermacher über die Religionsloſigkeit der Kunſt ſeiner Zeit klagt, den zweifelnden Wunſch ausſpricht „anſchauen zu können wie der Kunſtſinn für ſich allein übergeht in Religion,“ die „welche dieſes Weges gegangen ſeyn mögen“ auffordert, das Geheimniß ihrer Verwandlung zu offenbaren, ein Aufruf gewiſſermaßen zu der bald darauf erfolgenden Wendung der Poeſie iſt natürlich in der folgenden Auflage ſehr verändert worden, da inzwiſchen nicht ohne weſentliche Einwirkung der Reden ſeit Herbſt 1799 in Novalis' geiſtlichen Liedern und Ofterdingen, ſowie in Tiecks Genoveva ſich die herbeigewünſchte Wendung der Poeſie vollzogen hatte. — Uebrigens ſezt die Kritik Schlegels in der Anzeige der Reden [Athen. II, 2, vergl. beſ. S. 298] gerade an dem hier von ihm berührten Punkte ein.

Schleiermacher an Henriette Herz.

[Zu Briefw. I., 212 v. 28. März 1799.]

— — Wüßte ich nur erſt Ihre und Schlegels Meinung über die vierte Rede, und hätte ich nur erſt eine recht genaue Idee davon, wie weit der Druck iſt! Ob S. die vierte Rede ſchon gehabt hat, werde ich wohl morgen erfahren. Sonderbar iſt es, daß ich in der erſten und zweiten Rede noch jetzt nichts zu verbeſſern oder zuzuſetzen wüßte (obgleich Schlegel an der zweiten auch noch manches auszuſetzen hat), an der dritten und vierten aber ſchon mancherlei. Ob das gerade ein Beweis iſt, daß die erſten beiden vollkommen ſind, weiß ich nicht; es iſt aber ein Beweis gegen das Machen überhaupt.

Dorothea Veit an Schleiermacher.

Berlin, den 8. April 1799.

Unſer Freund wollte eben weggehen, und fing vorher noch ganz kläglich an: „Wie ſoll ich nur morgen früh einen Brief an Schleiermacher auf die Poſt kriegen.“ — Muß es denn gerade morgen früh ſeyn? — „Freilich, ich kann es nicht länger verſchieben.“ — So ſchreiben Sie gleich hier. — „Es iſt zu ſpät; ich habe den Schlüſſel nicht.“ — Nun, ſo geben Sie mir Ihre Aufträge, und ich ſchreibe noch dieſen Abend. — „Wollen Sie das? Nun gut. Schreiben Sie ihm: Die fünfte Rede betreffend wird ihm die Herz wohl alles ſchon geſchrieben haben. Was aber die Vorrede betrifft: ſo meine ich, Verachtung des Publicums wäre hinreichend im Werke ſelbſt; Verachtung des Machens aber wird ſich ſehr gut machen, nur muß es recht verachtend und gemacht ſein. Es muß aber auch eine kleine Rede ſein. Schleiermacher ſoll ſich übrigens keine Grillen in den Kopf ſetzen; in ſeinem Buche iſt alles ſo recht und ſo nothwendig wie in der beſten Welt. Das meine Ich. Grüßen Sie ihn auch herzlich, und ſchreiben Sie auch noch dazu, ich glaubte dieſer Brief würde ihn gar nicht mehr antreffen; denn Finke will vom Prediger P[iſchon?] gehört haben, daß er noch morgen hier ſeyn wird.“ —

Von dieſer Nachricht will ich mich aber gar nicht irre machen laſſen, lieber Schleiermacher, ſondern Ihnen getroſt ſchreiben, ſo, als ſollten Sie noch lange in Potsdam bleiben; freuen ſollte es mich doch, wenn er Sie nicht träfe. — — Was Lucinde betrifft — ja was Lucinde betrifft! Oft wird mir es heiß und wieder kalt ums Herz, daß das Innerſte ſo herausgeredet werden ſoll — was mir ſo heilig war, ſo heimlich, jetzt nun allen Neugierigen, allen Haſſern preisgegeben. Umſonſt ſucht er mich durch den Gedanken zu ſtärken, daß Sie noch kühner wären, als er. Ach es iſt nicht die Kühnheit die mich erſchreckt. Die Natur feiert auch die Anbetung des Höchſten in offnen Tempeln und durch die ganze Welt — aber die Liebe? — Ich denke aber wieder, alle dieſe Schmerzen werden vergehen mit meinem Leben, und das Leben auch mit; und alles was vergeht ſollte man nicht ſo hoch achten, daß man ein Werk darum unterließe, das ewig ſeyn wird. Ja dann erſt wird die Welt es recht beurtheilen, wenn alle dieſe Nebendinge wegfallen*). — —

Schleiermacher an Henriette Herz.

Potsdam, den 8. April 1799.

Geſtern Abend als ich nach Hauſe kam fand ich erſt Ihre Sendung, die mir gar viel Vergnügen gemacht hat; aber auch unangenehme Senſationen. Dieſe Bogen ſind leicht das beſte in der ganzen Religion, und beſonders in Rückſicht auf das Machen habe ich mich in Vergleichung mit ihnen geärgert über eine Portion Dialektik in der fünften Rede, die mir in Vergleich mit der in der zweiten gewaltig trocken gerathen iſt. Ich habe deswegen, nachdem ich mich an dem Aushängebogen ergötzt habe, noch ein paarmal die fünfte Rede ſoweit ſie iſt durchgeleſen und durchgedacht; aber es iſt mir keine Inſpiration gekommen, wie es beſſer gemacht werden könnte. Vielleicht kommt es noch; Zeit will ich nicht ſchonen und Eile ſoll mich nicht verführen.

---

*) Vergl. Schlm. an Henr. Herz vom 10. April, Brfw. I, 216.

Die Inſpiration iſt mir gekommen über dem wiederholten Leſen; aber iſt es nicht hart, daß ich mehr als einen gedruckten Bogen, gut den dritten Theil der Rede, halb umarbeiten und ganz umſchreiben ſoll? Ach, und die Meſſe, an die ich ſo ehrerbietig glaubte! und was eigentlich das Fundament davon war, mein gegebenes Wort fertig zu werden: wo wird das bleiben? Meine Religion kommt mir vor wie ſo ein kurzer Curſus der Schriftſtellerei, wie ich mir einmal einen der Weiblichkeit gewünſcht habe; es iſt alles darin was ſo vorzufallen pflegt, nun kommt auch noch das Vernichten, was noch gefehlt hatte.

Donnerſtag, den 9. April 1799.

Denken Sie ſich, liebe Freundin, ich bin ganz unendlich voll Freude; wenn ich den Strich unter die fünfte Rede gemacht habe, will ich nicht ſo froh ſein. Piſchon iſt nicht nur creirt — das habe ich ſchon vorher gewußt, ſondern der König hat auch verlangt er ſolle ſobald als möglich nach dem 1. Mai herkommen, und alſo bin ich vielleicht ſchon vor Pfingſten wieder bei Ihnen. Der närriſche Alexander hat mir einen Boten mit den Heften geſchickt, und ich, der närriſche Schlips, bin ſo dumm geweſen, ihm nicht einmal das Judenreglement mit ihm zurückzuſchicken.

B. iſt bei mir geweſen, und ich erkläre ihn hiemit förmlich für einen Menſchen. Wir haben länger als eine Stunde geplaudert, und es war viel Gemüth und Vernunft in allem was er ſagte. Ich habe ſchon Luſt mich in brieflichem Rapport mit ihm zu ſetzen; für die Zukunft, und ſobald die Religion fertig iſt, will ich ihn fleißig beſuchen. Sehn Sie, ich lade wohl ſehr gern und ſchnell ein wo ich Güter finde; nur Ballaſt nehme ich nicht, er mag noch ſo ſchön ſein, ich bin ein leichtes Fahrzeug. — — Ich bin nun mit der fünften Rede glücklich bis an das Schöne, und freue mich auf mein morgendes Stück Arbeit. Wenn ich nur einen heiteren Tag habe! Mein Dithyramb auf Chriſtum ſoll kein übles Stück werden, hoffe ich. Wenn Sie mir nur das nicht vergeſſen, daß Sie, was ich ſo einzeln ſchicke, in keinem anderen Falle weggeben, als wenn Unger mir auf den Hacken iſt und gleich vor der Cenſur drucken will! daß er nur nicht ſo einzelne Stücke zur Cenſur giebt!

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

14. April.

Den Leibnitz habe ich noch nicht wegſchicken können, weil Carl, der ſich wenige Tage nach Deiner Abreiſe wieder gelegt hat, immer nur noch im Hauſe herumſchleicht. Unterdeſſen leſe ich ihn noch. — —

Fröhlich hat die Meßwuth noch nicht, und will daß wir ihm einen Calender machen ſollen.

Uebernähmſt Du wohl für die Notizen Kants Anthropologie und Garvens letzte Schriften? Du weißt die Idee davon.

Biſt Du wieder etwas beſſerer Laune? Ich leſe eben wieder Deinen Brief, und finde nichts mehr zu erinnern als eins. Ich ſollte Dir Vorwürfe darüber machen, daß Du, nachdem Du mit mir gelebt haſt, ſo kleinliche Begriffe wie öffentliche Ausſtellung, Dilettant und dergleichen auf die Litteratur anwenden kannſt. Aber auch in Deine eignen Haut ſollteſt Du Dich deſſen ſchämen zu einer Zeit, wo Du ein ſolches Buch geſchrieben haſt.

Dein Freund Friedrich Schlegel.

Dorothea grüßt vielmals.

(Doroth.) Sie hat die größte Luſt auf ein Paar Tage nach Potsdam zu reiſen, bloß um den Freund zu beſuchen und dem Frühling entgegen zu fahren. Aber da ſoll erſt dies und das und Gott weiß wie viel wenns! — Kommen Sie nur recht bald wieder, ich bitte Sie ernſtlich, und herzlich. Ich kann Ihnen ſagen unſer Freund kann ziemlich gut ganz ohne Wein! fertig werden, aber ohne ſeinen Freund lebt er eigentlich nur halb; auch iſt er beim Wein bis zur Gutmüthigkeit tolerant, aber beim geſelligen Umgang läßt er ſich nicht den geringſten Beyſchmack gefallen. — Ich mag Sie nicht lange ſtören in Ihrem geſegneten Fleiß, ſonſt klagt' ich Ihnen noch viel über ſeine Paradoxie in der Diät! mündlich alles.

Ohne Datum.*)

Wenn ich in Jena wäre und Du hier, ſo würde ich Dir ſehr regelmäßig ſchreiben, und vielleicht eher mit einem Beſuch Ernſt machen wie jetzt. Warum iſt das ſo? Ich hoffe immer Du ſollſt kommen und wiederkommen, aber dem geſchieht nicht alſo. —

Hier iſt die verlangte Lucinde ſoweit ich ſie habe. Die Götter geben, daß ſie Dir nun in Maſſe einen recht maſſiven Eindruck mache. Die Herz hat neulich ein Stück davon mit vieler Theilnahme angehört. Indeſſen nimmt ſie ſie zu weltlich. Daran biſt Du mit Deiner Religion Schuld. Was dieſe betrifft, ſo komme ich je mehr und mehr zum Optimiſmus zurück, nicht dem Leibnitziſchen, ſondern dem alten bibliſchen — — und ſiehe was er gemacht hatte, war gut.

Beſorge auch nichts von meinem Treiben ins Unendliche. Es iſt eigentlich nicht nach dem Buchſtaben gemeint, und auf ganz etwas beſtimmtes abgeſehen. Ich bin nämlich unendlich begierig auf die Viſionen. Ich weiß nicht wie es kommt daß ich mir denke, dieſe würden mehr den Charakter heiliger Schriften haben wie die Reden, die mir dafür zu rhetoriſch und zu beſtimmt ſind. Ich habe in der dritten Rede mit Freude eine rhetorifuge Bewegung geſpürt, die etwas ähnliches als ich meyne zu wollen ſcheint. In dieſem erſten Verſuch und Taubenausflug aus dem Kaſten der Cultur ins Freie der Religion ſcheinſt Du mir zwar in der Mitte zu ſeyn, nicht aber die Schrift. Sie iſt voll vom heiligen Geiſt, aber ſie ſelbſt iſt nicht heilig.

Außerdem habe ich freilich noch ein großes litterariſches συμ auf dem Herzen, in dem ich die Stimme eines hohen Berufs ſehe. Aber was ſoll uns ein noch ſo großes angewandtes συμ, ſo lange das urſprüngliche menſchliche ſich nicht wieder findet?

Ich für mich habe auch vor einigen Wochen eine neue Erſcheinung gehabt. Es iſt nämlich ein Bote des Herrn — Du weißt daß ich auch an gute Geiſter glaube — bey mir geweſen, und hat mir geheißen, dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf zu werfen; und ſchon war ich im Begriff Dich zu bitten, Du möchteſt mir den prächtigſten Luther von Sack oder ſonſt brieflich verſchaffen. Indeſſen hat's füglich keine Eil und kommt nicht an auf einige Zeit. Ich hänge in einigen Stücken von äußeren Umſtänden ab, und habe innerlich große Luſt, die Lucinde aus einem Stück zu vollenden.

---

*) Zeit des Empfangs zwiſchen 16. und 29. April nach Brfw. I, 220.

Die Bambocciaden ſchickt Dir Bernhardi mit vielen Grüßen. Eigentlich wirft er wohl die Wurſt nach der Speckſeite; denn was ich geweiſſagt, iſt geſchehen, daß nämlich Tieck von Deiner Religion grauſam begeiſtert iſt.

Stubenrauch an Schleiermacher.

Den 27. April 1799.

Allerdings, lieber Neveu, war es etwas auffallend, daß ich in ſo langer Zeit gar keine Zeile von Ihnen erhielt, da Sie doch in Ihrem letzten aus Berlin an mich abgelaſſenen Briefe verſprachen, daß Sie noch die Bücher mir beſorgen wollten. — — Nun habe ich zwar von Zeit zu Zeit durch die liebe B. Nachrichten von Ihrer Exiſtenz erhalten, die aber doch für mich gar nicht befriedigend waren, daher ich auch ein paarmal zu ihr ſagte, Sie wären für mich ſo gut als geſtorben. Froh bin ich daß Sie nun doch auch wieder für mich ſich lebendig beweiſen, und will mir nun gern den verdoppelten Grund Ihres ſo langen Schlummers gefallen laſſen. Daß Sie in Potsdam nicht ſo ganz à votre aise ſein würden, konnt' ich ſo ziemlich im Voraus vermuthen, und ſchon lange ehe ich Ihren Brief erhielt, ſagte ich zur B., wie ich fürchte daß der Ton in Potsdam Ihnen gar nicht wohl behagen würde, vorausgeſetzt daß er ungefähr noch eben ſo wie ich ihn zu Friedrichs II. Lebzeiten gefunden habe. Bei Ihnen kommt nun noch das hinzu, daß Sie in Berlin ſo manchen vertrauten Umgang, ſo viele mit denen Sie ſo eng, ſo innig verbunden, zurückließen, dafür Sie in Potsdam nun freilich ſo leicht nicht Erſatz finden werden. Ich habe daher gleich geglaubt daß Sie eben nicht böſe darüber ſein würden, wenn der Wunſch ſo vieler daß Sie Bambergers Nachfolger werden möchten, nicht in Erfüllung gehen ſollte. Und aus dem was Sie mir von der eignen Lage berichten, in welcher der neue Hofprediger ſich in Anſehung des Feldpredigers ſehen und wie manchen Kampf er auszufechten haben dürfte, ſehe ich noch deutlicher, daß Sie ſich nach dieſer Stelle eben nicht ſehnen werden, obgleich viele der Meinung ſind daß Sie ſelbſt höchſt wahrſcheinlich die Stelle erhalten würden. — —

Ich fand in den Zeitungen eine Anzeige von einer Sammlung von Predigten, wo auch Ihr Name.*) Da freute ſich Mama recht, die ſchon oft es Ihnen geſagt, daß Sie doch auch bald einmal gedruckt ſich ſehen laſſen möchten.

Die andre Anzeige war von einem Schreiben jüdiſcher Hausväter an Teller, das gewiß auch viel Aufſehen machen, aber auch wie mir es ſcheint den guten Teller in eine etwas unangenehme Verlegenheit ſetzen dürfte.

In der That ſpannen Sie aber doch auf die von Ihnen herauszugebenden Schriften meine Neugier etwas zu ſehr; denn heute da ich dieſes ſchreibe, ſind nun ſchon wieder zwei Poſten vergebens erwartet. Faſt möcht' ich ſchelten. — —

---

*) Es iſt der ſiebente Band der Predigtſammlung gemeint, welche der Hofprediger Bamberger von Potsdam anonym bei Mylius unter dem Titel, Predigten proteſtantiſcher Gottesgelehrten herausgab [Samml. VII, 1799]. Das Thema dieſer bei Herausgabe des Nachlaſſes überſehenen Predigt iſt: „Die Gerechtigkeit iſt die Grundlage des allgemeinen Wohlergehens.“ Die Worte der Vorrede Bamberger's, auf welche Schleierm. Briefw. I, 220 anſpielt, ſind dieſe: „Auch Herr Schleiermacher, ev. reformirter Prediger bei der hieſigen Charitékirche, iſt dem größeren Publikum durch die von dem Herrn Hofprediger Sack empfohlene Ueberſetzung der Predigten von J. Fawcett rühmlichſt bekannt und in Berlin wegen ſeiner Talente und Einſichten ſo geſchätzt, daß er auch in einer ſolchen Geſellſchaft von ihr wie vom Publikum nicht ungern wird geſehen werden.“

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

(Ohne Datum.)*)

Ich ſchicke Dir die Correctur mit, weil ich nicht weiß, ob Dir der Titel ſo recht iſt. Hier iſt auch meine Notiz**), und ich wünſche daß ſie Dir eben ſo recht ſeyn möge, wie mir der Schluß der fünften Rede gefallen hat.

Nun laß uns vor jetzt lieber nicht wieder davon reden; denn Du haſt mir das Licht, das ich ſonſt gern von Dir über Dich wünſchte, auf eine ſo unfreundliche Weiſe gegeben, daß ich es lieber nicht wieder verlangen will. Es fruchtet auch wenig, denn ich kann nun einmal nicht ſo vorſichtig reden, und wenn nur eine Möglichkeit bleibt, meine Rede in einem gemeinen Sinn zu nehmen, ſo ergreifſt Du ſie unfehlbar. Das ſchadet denn weiter nichts, als daß wir in unſerem verſchiedenen Sprachgebrauch neben einander wegreden, wie den letzten Abend. Nur erinnert mich die Gefühlloſigkeit mit der Du es thuſt natürlicherweiſe an die Art, wie Du überhaupt meine Freundſchaft mishandelt haſt, und dieſe Erinnerung möchte ich nicht gern wieder anregen. Da es aber doch einmal geſchehen iſt, ſo ergreife ich die Gelegenheit, Dir das Lebewohl zu ſagen, was mir ſeit Monaten auf den Lippen ſchwebt.

Es wäre gut, wenn Du etwas dabey fühlteſt, denn es könnte Dich veranlaſſen wenigſtens ein einzigesmal eine Ausnahme von Deiner Exegeſe zu machen, und es allenfalls, wenn es Dein Verſtand zuläßt, als Hypotheſe zu denken, daß Du mich vielleicht von Anfang bis zu Ende durchaus nicht verſtanden hätteſt. Und ſo bliebe wenigſtens die Hoffnung, daß wir uns in künftigen Zeiten einmal verſtehen lernten. Und ohne einen Schimmer dieſer Hoffnung würde es mir an Muth fehlen, jenes Lebewohl zu ſagen. Beantworte es nicht.

---

*) Im Mai war Schleiermacher von Potsdam nach Berlin zurückgekehrt. Das Geſpräch mit Fr. Schlegel vom 19. Juni [Briefw. I., 226] veranlaßte die beiden folgenden in der Stadt ſelber gewechſelten Briefe, welche vor den 4. Juli fallen müſſen [Briefw. I, 229].

**) Die Reden üb. Rel., Athen. II, 2. p. 289.

Haſt Du mir irgend etwas zu ſagen was auf's Eſoteriſche, ich meine auf's Ehemalige, ſich bezieht, oder daran erinnern könnte, ſo ſag es meiner Freundin, und uns laß die kurze Zeit meines Hierſeyns ſo neben einander leben und ſprechen, wie bisher, ich meine ſo wie den Winter über.

Ohne Datum.

Hier iſt die Botſchaft daß Fichte kommt*), fange auch immerhin an auf einen ſolchen wunderbaren Bedienten zu ſinnen.

Vielleicht beziehſt Du was ich Dir ſchrieb zunächſt auf etwas womit es nichts zu thun hat. Dorothea hat Dir geſagt, ich hätte gemeynt eine Stelle in Deinen Reden ſei gegen mich. Darin hat ſie aber geirrt. Ich glaubte freylich nach den Worten mit denen Du mir den Schluß ankündigteſt, das ſey der Fall, wenn es auch nicht Deine Abſicht war. Aber ich finde das nun nicht, vielmehr iſt mir der Schluß aus dem innerſten Gemüth geſchrieben.

Aber davon war und iſt gar nicht die Rede. Es ward mir nur bei der Gelegenheit wieder etwas klar, wie exoteriſch Du mit mir umgehſt, und die Manier Deines letzten Geſprächs reizte dann vollends das ans Licht was viel früher und tiefer iſt.

Welches Misverſtändniß das größte iſt, weiß ich nicht, ſtrebe auch jetzt nicht es zu wiſſen. Sind ſie beyde abſolut, ſo fällt ohnehin die Vergleichung weg. Aber es iſt für jetzt unauflösliches Misgefühl da, und darum iſt's auch beſſer wir ſchweigen, d. h. wir ſchieben das Reden auf.

Stubenrauch an Schleiermacher.**)

Landsberg a. d. W., den 5. September 1799.

— — Ihre Schrift über den Brief der jüdiſchen Hausväter hat mir ſehr gefallen. Aber daß ſie die beſte ſei unter allen, die in der Sache erſchienen, kann ich doch mit gutem Gewiſſen nicht ſagen, aus dem ſehr erheblichen Grunde, weil ich die übrigen nicht geleſen. An der Ihrigen hat es mir ſehr gefallen, daß Sie dem Friedländer mit vieler Schonung, und dabei doch ſehr gut, das Unſtatthafte in jenem Anſuchen gezeigt haben, und wünſchte ich manchmal, daß auch die Briefe worauf jene die Antwort ſind, ebenfalls mitgetheilt ſein möchten; ich hätte ſodann noch etwas länger das Vergnügen einer ſo angenehmen Unterhaltung genießen können. — —

---

*) Briefw. I, 229. Fichte's Leben u. Briefw. I, 373.

**) Derſelbe ſchreibt d. 20. Juli 1799: „Nun habe ich beides, das gedruckte

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.*)

Freytag, den 13. September 1799.

Die Idee über Hülſen ſey ſo gütig nach der Einlage zu ändern.**) Die drey von Wilhelm ſetze nur darunter, wo Du willſt. Ton und Farbe haben die Ideen gar nicht; ein Ganzes ſind ſie, und für den der ſie als ſolches faßt, jene alſo eine Störung. Aber die Hypotheſe daß ſich ein ſolcher finden wird, iſt zu unwahrſcheinlich; und fände ſich ja ein ſolcher, ſo würde er wieder die Störung nicht ſonderlich achten. Alſo da die Worte von W. ſo ſehr an der Zeit ſind, ſo ſetze ſie unter die Ideen, und dann laß drucken drucken drucken, und höre nicht auf, Frölich zu plagen. Die Canzonette ſchickſt Du uns wieder; die Sonette kommen ſämmtlich ins Athenäum. Das Geſpräch über Poeſie erfolgt bald. Wie geräthſt Du darauf daß es von der Kunſt handeln ſoll? Tout au contraire. Aber die Ideen ſetze Du nur gleich nach den Naturbetrachtungen, oder wohin Du willſt, und laß Dich nicht irre machen. Du kannſt das mit allem

---

Sendſchreiben und auch Tellers Antwort, die meines Erachtens eine gewiſſe Verlegenheit zeigt, geleſen und bin ſehr begierig auf Ihre Schrift, die doch wohl nächſtens erſcheinen wird."

*) Nachdem Schleierm. und Fr. Schlegel den Sommer über in Berlin vereinigt geweſen waren, ſiedelte ſich Fr. Schlegel im Herbſt nach Jena über, wo ſich ſein Bruder Aug. Wilh. aufhielt. Nach Gries S. 57 kam er dort „kurz vor dem 3. September" an.

**) Ath. III, 1, 23.

Zug, auch mit Rückſicht auf Wilhelms Maxime der Anordnung, da ſie eben ſowohl das Reellſte als das Ideellſte ſind.

Daß Du ſie nicht ſo gleich friſch weg verſtanden haſt, nimmt mich nicht Wunder, beſonders da Du meynſt, man könne einige einzelne daraus verſtehn, ohne das Ganze. Es iſt ſchon viel und gut, daß Du ſie nicht verſtanden haſt, und noch beſſer, daß Dir einiges was Du ſchon klar glaubteſt, wieder dunkel dadurch geworden iſt. Es mag das nun in Dir, im Univerſum oder in mir ſeyn, ſo haſt Du auf jeden Fall gewonnen: wenn anders jene frühzeitige Klarheit das böſe Princip in Deinem Geiſte iſt. Wenn Du die Ideen mit mehr Muße geleſen haſt, und mehr eingedrungen biſt, ſo will ich Dir dann auch über das Auskunft geben, was Dich zunächſt zu intereſſiren ſcheint. — —

Das iſt ſehr ſchön, daß Du an Hülſen ſchreiben willſt. Theile mir von der ganzen Correſpondenz mit ſoviel ſich thun läßt.

Salut et fraternité.

Jena, den 16. September 1799.

Die Druckfehleranzeige gegen Kant acceptiren wir utiliter, und finden ſie ſehr ſchön.*) Bernhardi's Sarkasm gegen Herder iſt nicht übel, aber bis wir von hier weg, gehts nicht. Mit dem Reinhold laß es ja. Du ſchriebſt mir ſo unglaublich viel darüber, es muß Dir innerlich weh und bange vor ihm ſein. Er iſt ja nicht ſonderlich der Mühe werth, und kommt ja doch durch meinen Brief an ihn bei uns vor. — —

Schelling iſt ernſtlich dabey, Deine Reden zu leſen. Viel iſt nicht zu hoffen. Beſonders Du liegſt ihm ſehr fern, und doch der Philoſophie, und inſofern ihm mit, wieder zu nah. Er muß erſt durch Poeſie aus der Philoſophie gerettet werden, ehe er zur Myſtik gelangen kann. Mit der Poeſie meint er es denn auch ſehr ernſtlich, und ich werde ihm treulich dabey helfen.

---

*) Sie iſt wohl, weil man den Reichsanzeiger im Athenäum eingehen ließ, nicht mehr zum Abdruck gekommen. Auch in den Papieren findet ſie ſich nicht vor.

Jena, den 20. September.

Ich bin ſtark am Geſpräch und am Brief über Shakespeare.

Wenn Du Veranlaſſung fändeſt, etwas über die ſogenannte Moralität der Lucinde zu ſagen, das ſollte mir ſehr lieb ſeyn; theils der Lucinde wegen, theils an ſich, würde es mich ſehr intereſſiren zu ſehen und meine Freude daran zu haben, wie Du etwas dergleichen angreifen würdeſt.

Karoline iſt erſt jetzt dazu gekommen Deine Reden zu leſen, da das Haus bis jetzt nicht leer von Menſchen war und ſie die Wirthin ſehr treulich macht. Sie hat ſie aber auch mit ſehr großem Intereſſe in einem Strich zu Ende geleſen, und findet daß es ein gewaltiges Buch iſt. Die Religion und das Univerſum läßt ſie ſich gar ſehr gefallen, auch wohl die Vermittlung; aber von der Mittheilung der Religion will ſie nichts wiſſen, und von da an nimmt ſie eine retrograde Stellung an. — U. giebt das Buch noch nicht aus, oder hat es wenigſtens nicht verſchickt. Daher ließ ſich's Hardenberg vor einigen Tagen durch einen Expreſſen holen. Den Erfolg wollen wir nun abwarten!

Zu Hülſens Bildungstrieb*) habe ich mir noch keinen Trieb gebildet. Alles was er ſchreibt iſt für mich moraliſch. Keiner entſpricht ſo meiner Idee von Moral; ſelbſt die epiſche Form gehört mit dazu. Moral iſt mir gerade wie Religion unſichtbares Element der Myſtik. Etwas ganz andres Praxis und die Principien derſelben Sie ſind bey mir äußerſt revoluzionär, daher ich auch da manche Verſchiedenheit von Dir vermuthe. Freylich nur Verſchiedenheit; denn Deine Anſicht der Praxis iſt mir höchſt intereſſant. Dahingegen Hülſen von dem was ich darunter verſtehe weder Einſicht noch Vermuthung hat.

---

*) Wie er in der vierten Rhapſodie der Naturbetrachtungen [III, 1 S. 47 ff.] als ethiſches Prinzip aufgeſtellt iſt.

[illegible] Bildungstrieb
[illegible] B. 1798.

Was in den Ideen in näherer Beziehung auf Deine Reden ſcheint als das übrige, iſt eigentlich weder an Dich noch gegen Dich; ſondern nur wie die Schwaben ſagen, aus Gelegenheit Deiner. Die ganzen Ideen gehen beſtimmt von Dir, oder vielmehr von Deinen Reden ab, neigen nach der andern Seite in den Reden. Weil Du ſtark nach einer Seite hängſt, habe ich mich auf die andre gelegt, und Hardenberg mich gleichſam, wie es ſcheint angeſchloſſen.

Wilhelm hat noch nicht anbeißen wollen, hat auch viel zu ſchaffen, und beyläufig viel göttliche Geiſter von ungebornen Liedern in ſeinem Kopfe.

Salut et fraternité.

Wenn Dorothea nicht mehr in Berlin iſt, dann muß unſre Correſpondenz erſt eigentlich beginnen.

Zu den Chriſten — ſetze eigentlichen.*) Das groteske Chriſtenthum mag auf Dich ankommen oder auf die Cenſur, denn nur aus Beſorgniß vor dieſer hat es W. angeſtrichen.**)

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 23. September 1799.

— — Verzeihen Sie, daß Sie heute von mir nur ein paar trockne Zeilen erhalten, die Poſt geht bald ab, ich will nächſtens recht ordentlich ſchreiben, da ich für jetzt die Hoffnung habe aufgeben müſſen, Sie ſo bald zu ſehen, und mein Bruder Ihnen auch nicht mehr Briefe von mir mittheilen kann.

Meine dringende Bitte iſt, daß Sie ſich des verwaiſten Athenäums väterlich annehmen mögen. Wenn Sie noch einige ernſthafte Notizen wie die über Garve geben könnten! Wegen Reinhold habe ich ſchon einmal an Friedrich geſchrieben — ich glaube daß wir über die Art, wie dieſer redliche Menſch behandelt werden müßte, einverſtanden ſind. Demnächſt Teufeleien! Mir ſcheint's nothwendig, daß gleich ins nächſte Stück welche kommen — das Gegentheil würde zaghaft ausſehen. Von Friedrich iſt gar nichts hierin zu erwarten, und er ſteckt mich ordentlich mit ſeiner Unfruchtbarkeit an. —

---

*) Athen. III, 1. S. 19.

**) Ebd. S. 15.

Auch Bernhardi mahnen Sie doch auf. Grüßen Sie ihn ſehr von mir, und ſagen Sie ihm, ich würde ihm nächſtens ſchreiben. Da er ſich der Allgem. Literaturzeitung annehmen will, möchte ich ihm die Uebernahme von einem und dem anderen vorſchlagen, was ich habe machen ſollen. Daß er noch keinen Brief von der Literaturzeitung erhalten, rührt daher, daß Hufeland jetzt abweſend iſt, und Schütz nichts thut.

Wenn Mad. Veit bei Ankunft dieſes Briefes noch in Berlin iſt, herzliche Grüße — und an Fichte.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Ohne Datum.

Für's Athenäum kann ich Dir eben noch nichts ſchicken. Die Sehnſucht iſt mir nicht günſtiger als die Ruhe. Der kleine Aufſatz von der Bernhardi*) ſoll aufgenommen werden; will ſie etwa noch daran ändern, ſo gieb ihn ihr oder dem B. zu dieſem Behuf. Wenn derſelbe an H.'s Metakritik ein Haar gefunden, ſo thut es mir um ſo weniger leid, da Schelling es auch thun will und in mancher Rückſicht beſſer kann.

Lieber Freund, wie wunderlich haſt Du das aufgenommen, was ich Dir letzthin geſchrieben; als ob ich fordern könnte, Du ſollteſt die Ideen verſtehen, oder unzufrieden darüber ſei, daß Du ſie nicht verſtanden. Es iſt mir ja eben nichts verhaßter als dieſes ganze Verſtandes und Misverſtandes Weſen und Unweſen. Ich freue mich herzlich, wenn irgend einer den ich liebe oder achte, einigermaaßen ahndet was ich will oder ſieht was ich bin. Du kannſt leicht denken, ob ich in dem Falle bin, dieſe Freude oft erwarten zu können. Ich erwarte es nie, und nehme es eben als eine Gabe des Himmels an, wenn die Liebe einem einmal das Verſtändniß öffnet. Aber eins erwarte ich von jedem Freunde, weil ich es erwarten will, daß was mit Liebe und Freude in beſcheidner Hoffnung dargeboten wird, auch entweder gar nicht, oder in demſelben Geiſte und nicht im entgegengeſetzten angenommen wird.

---

*) Athenäum. III, 2. S. 205.

Geben Dir meine Schriften nur Anlaß, Dich mit einem hohlen Geſpenſt von Verſtehen und Nichtverſtehen herumzuſchlagen, ſo lege ſie noch bei Seite. Oder mache es mit allen, wie Du es glaube ich mit der Lucinde gemacht haſt; freue Dich an dem was nach Deinem Sinne iſt, und laß das übrige fallen.

Das Gerede darüber kann aber gewiß wenig fruchten, geſchweige denn gar über andere zartere Verhältniſſe. Oder glaubſt Du, daß zerrißne Blumen durch Dialektik wieder wachſen?

Wie wenig das Reden hilft, das bewährt ſich gleich in dem was Du auf meine Bemerkung über Deine vorſchnelle Klarheit erwiderſt. Lieber Freund, wie ſeltſam drehſt Du das? Und die Worte ſind doch eben ganz und klar und verſtändlich. Es iſt immer ein und daſſelbe, was ich über Dich zu klagen habe. Da ich zuletzt mit Dir über Dich ſprach, ſprach ich eben davon, von Deinem Vorausſetzen des Nichts, von Deiner Zuverſicht im Unglauben, von dem Mangel an Sinn und Liebe im Einzelnen, der mich oft ſo geſchmerzt hat. Ich kann den Grund davon freylich nicht in Deinem urſprünglichen Weſen ſuchen, ſondern nur in einem zufälligen Misverhältniß und Misbrauch Deines Verſtandes zu finden glauben. Und wenn ich in einem erſten Augenblick des Gefühls dieſes Princip ſehr hart bezeichne, ſo kannſt Du es vielleicht verzeihen, wenn Du Dich erinnerſt, daß es eben dieſes iſt, was unſre Freundſchaft ſo feindlich berührt hat.

Du wirſt vielleicht finden, daß auch dieſer Brief eben ein neuer Beweis von der Unnütze des Redens hier ſey, und daß Du alſo meine Beſchuldigung nach allem Recht und Billigkeit mir zurückgeben kannſt. Ich bekenne es im Voraus und bitte Dich nur, es den letzten Beweis der Art ſeyn zu laſſen. Ich darf mich jenem Gefühle nicht ferner überlaſſen, es iſt mir hart genug mich dieſer Nothwendigkeit zu fügen; und ich kann nun eben nichts thun als die Hoffnung verehren, bis uns neue Freundſchaft erleuchtet.

Ein Beſuch hat mich unterbrochen. Nächſtens mehr.

Ohne Datum.

Ich ward das letztemal eben unterbrochen, liebſter Freund, als ich Dir noch einige Nachrichten von den Effecten Deiner Reden geben wollte.

Goethe hat ſich mein prächtiges Exemplar geben laſſen, und konnte nach dem erſten begierigen Leſen von zwey oder drey Reden gegen Wilhelm die Bildung und die Vielſeitigkeit dieſer Erſcheinung nicht genug rühmen. Je nachläſſiger indeſſen der Styl und je chriſtlicher die Religion wurde, je mehr verwandelte ſich dieſer Effect in ſein Gegentheil, und zuletzt endigte das Ganze in einer geſunden und fröhlichen Abneigung. Alſo ein neuer Beleg für die innere Duplicität dieſes Mittels.

Hardenberg hat Dich mit dem höchſten Intereſſe ſtudirt und iſt ganz eingenommen durchdrungen begeiſtert und entzündet. Er behauptet nichts an Dir tadeln zu können, und in ſofern einig mit Dir zu ſeyn. Doch damit wird es nun wohl ſo ſo ſtehen. Er hat mir einen Aufſatz über Katholicismus verheißen, auch will er über Dein Buch mir etwas aufſchreiben. Ich verſpare alſo das übrige bis dahin, da ich ihn ohnehin nur einen halben Tag geſehen und nichts gründlich mit ihm habe durchſprechen können. — —

Schelling geht es mit Deinen Reden faſt wie Fichte'n. Jedoch hatte er Hochachtung, und ſagte mir, wenn Du nun etwa noch etwas des Inhalts oder der Art ſchriebſt, oder auch etwas zur Vertheidigung der jetzigen Schrift, ſo wolle er dann damit anfangen, und hernach auch die jetzige Schrift gründlich ſtudiren, die ihm wie Fichte'n ſehr ſchwer zu leſen und zu verſtehn wird. Er iſt ungefähr eben ſo weit darin gekommen wie Fichte.

In dem Meßkatalog iſt eben nicht viel von Bedeutung, auch nicht viel was uns gute Hoffnung giebt, ich meyne für Deine Notizen.

Der Fabel vom Herzog magſt Du nur allenthalben widerſprechen. Was er etwa darüber geſagt hat, wiſſen wir nicht und es geht uns nichts an: aber ſagen laſſen hat er uns nichts, und Goethe würde wenn es damit was auf ſich hätte, ſich nicht ſo günſtig für die Teufeleyen geäußert haben wie er gethan hat.

Perſönlich kann ich mit Schelling ſehr gut fertig werden, ja ich habe ſogar einen Anfall gehabt ihn zu lieben. Von ſeiner Naturphiloſophie hält er beynah nicht mehr als billig, und übrigens arbeitet er im Stillen an einem großen Gedicht über die Natur, und groß dürfte das wohl in jeder Rückſicht werden.

Wie groß erſt die Ungeduld und dann die Freude über Dorothea war, kannſt Du denken. Aus der erſten haſt Du mich durch Deinen letzten Brief errettet, der mir ſehr erfreulich war. Nun habe ich gar keine Entſchuldigung mehr, wenn ich nicht arbeite; daher ſollſt Du auch bald erhalten was nöthig iſt. Das verfluchte Leſen! Ich habe einmal wieder alle italiäniſchen Dichter geleſen. Das ſchlimmere Denken nicht zu erwähnen.

Daß Fichte die Ideen lieſt, überraſcht mich mehr als daß es mich freut. Die Form oder Unform wird ihm zu ſehr widerſtehen. Ich werde ihm doch ſelbſt darüber ſchreiben müſſen.*) Aber Freund, Du hätteſt Unrecht, wenn Du nicht die Zeit nutzteſt. Das geht darauf, daß Du in Deinem letzten Brief an Dorothea Fichte ſeit ihrer Abreiſe noch nicht wieder geſehen hatteſt.

Was ich noch ſagen wollte. Du ſiehſt nun alſo, daß Du mit den eigentlichen Philoſophen (Hülſen geht immer mehr über die Philoſophie hinaus; den rechne ich alſo nicht) durch die Reden nicht en rapport kommen kannſt. Das thut auch gar nichts; da Du es aber doch wohl überhaupt wollen wirſt, ſo wäre es ein Motiv, das über Spinoza oder auch das über die Grenzen der Philoſophie recht bald zu ſchreiben. Vielleicht würde auch dieſes letzte nicht zu lang für's Athenäum.

---

*) Dieſer Brief Fr. Schlegels an Fichte iſt in deſſen Leben u. litt. Briefw. II, 344 mitgetheilt.

Dorothea an Schleiermacher.

Jena, den 11. October 1799.

— — Denken Sie ſich, ich war auf dem Wege von Leipzig hieher einen Mittag in Weißenfels. Ein gewiſſer Doctor Lindner, der mit mir fuhr, beſuchte Hardenberg, und ich habe nichts dazu gethan ihn zu ſehen, ſo begierig ich auch war. Lindner durfte es ihm gar nicht einmahl ſagen, daß ich dort wäre. Er kommt mir erſchrecklich paradox und eigenſinnig vor nach allem was ich von ihm höre; er iſt ganz toll in Tieck und in ſeine Frau, als Tieck's Frau, verliebt, und verachtet alles übrige. Alles übrige ſagt man. Wie lange dieſes Delirium anhalten wird, weiß man nicht zu ſagen. Enfin, mir hat aber ſein Weſen, das ich ſchon immer ahndete, eben keinen Muth gemacht, ihm mit einem Schritt zuvorzukommen, um ſeine Bekanntſchaft zu machen. Ungeheuer aber iſt es, daß Goethe hier iſt, und ich ihn wohl nicht ſehen werde. Denn man ſcheut ſich ihn einzuladen, weil er wie billig das Beſehen haßt, und er geht zu niemandem als zu Schiller, obgleich Schlegels und Schelling ihn täglich auf ſeiner alten Burg beſuchen in der er hauſt. Bis die andre Woche bleibt er nur hier. Zu Schiller geht man nicht; alſo, ich werde in Rom geweſen ſeyn ohne dem Papſt den Pantoffel geküßt zu haben. Es iſt unrecht, und was noch mehr iſt, dumm, und was noch mehr iſt, lächerlich. Aber man kann mir nicht helfen. — — Mit Friedrich, der mir immer lieber wird, je mehr ich andre neben ihm ſehe, will es nur nicht ſo recht fort; das Arbeiten wird ihm immer ſchwerer, und er dadurch immer betrübter. Ich hüte mich ihm meine tiefe Beſorgniß blicken zu laſſen, weil das ihn völlig niederdrücken würde; auch Wilhelms ſind mit mir darüber einverſtanden, daß man ihn nicht quälen dürfte, und man läßt ihn in Ruhe. Das iſt wirklich das einzige was man für ihn thun kann, damit er nicht zerſtört werde.

— — Es ſcheint die Berliner können nicht ruhen; ſie können eben ſo wenig ein Leben als einen Roman ſich ohne geſchloßnen Schluß denken, und nehmen nun gar bey mir die heilige Taufe als völligen Ruheſtand und Auflöſung an. Wie wäre es, wenn ſie mich todt ſein ließen? ſo wären ſie aus der Ungewißheit, und mir geſchähe auch kein kleiner Dienſt damit. — —

Jena, den 28. October 1799.

— — Sie haben mir ſchön geſchrieben, lieber Schleyer. Ich war einmal einen Morgen bei Ihnen, wie Friedrich in Dresden war; da waren Sie ungemein gut, und eben ſo iſt mir Ihr Brief vorgekommen. Lieber Freund, ſeyn Sie gut gegen Friedrich; denn niemand iſt ſo gequält wie er bey ſeinem Nichtgelingen. Reden kann ich nicht viel darüber; wie es gehen wird weiß ich auch nicht. Jetzt arbeitet er, wie er ſagt, am zweiten Theil der Lucinde; aber er iſt nicht ſo frey, ſo munter, als er ſein ſollte. Es iſt entſetzlich, daß ihn die Sorgen am Arbeiten verhindern anſtatt ihn zu ſpornen. Noch entſetzlicher iſt es, daß die Sachen die er doch in ſo kurzer Zeit gemacht hat, nicht ſo viel eintragen daß er wieder ruhen und ſammeln könnte. Entſetzlich, daß er von Kunſtwerken leben ſoll, die wie Handwerksarbeit bezahlt werden. Bei alledem habe ich die beſte Hoffnung, daß wenn wir ihm nur noch einige Jahre durchhelfen, ſo wird es gewiß beſſer gehen. Die Welt ſcheint ja wieder von der Sonne beſchienen zu werden, die Guten ſiegen ja wieder. Ich träume mir noch immer, daß Schlegel einmal eine andre Carriere ergreift, als die er jetzt hat. Giebt uns das Schickſal einen Staat, ſo wird er gewiß auch noch Bürger. Bald, nur bald, lieber Himmel, ehe es für uns zu ſpät iſt! Was in aller Welt ſagen Sie nur zum Buonaparte? Darf man wohl dem Glück eines wahrhaft großen Menſchen mißtrauen?

Schelling? Ich weiß noch nicht viel von ihm, er ſpricht wenig;

ſein Aeußeres iſt aber ſo, wie man es erwartet; durch und durch kräftig, trotzig, roh und edel. Er ſollte eigentlich franzöſiſcher General ſeyn, zum Katheder paßt er wohl nicht ſo recht, noch weniger glaube ich in der literariſchen Welt. Ueberhaupt bin ich der Meynung jetzt: Ihr revolutionären Menſchen müßtet erſt mit Gut und Blut fechten, dann könntet Ihr um auszuruhen ſchreiben, wie Götz von Berlichingen ſeine Lebensgeſchichte. Darum gefällt mir auch Benvenuto Cellini ſo gut. Ich möchte auch gern einmal vom Luther leſen; ich ahnde daß der eine rechte Aehnlichkeit von den beyden haben muß. Und ſo ſollte es mit Euch nur auch ſeyn. Denn Euer Weſen und Euer Wollen, das paßt zum Literariſchen ganz, und zur Kritik und alle dem Zeuge, wie ein Rieſe in ein Kinderbettchen. Ich ſehe es jetzt recht deutlich, daß die, die das Ruder führen, höfliche, kalte, geſchmeidige Flachköpfe ſind, und Euch nicht brauchen können zu den kleinen Maſchinen, die ſie für ihre ſchwächlichen Hände eingerichtet haben. Sie gehen tief gebückt durch die kleine Pforte, und Ihr wollt gerade aufrecht durch; freylich zerſtoßt Ihr Euch die Köpfe. Der Zwiſt mit der Literaturzeitung iſt angezettelt, und es wird wohl nun bald etwas öffentliches darüber erſcheinen. Wilhelm iſt ein rüſtiger Kämpe; aber mir thut es leid, daß er Witz und Kräfte gegen die Wichte ſo verſchwenden muß. Nächſtens ſollen Sie ein herrliches Sonett erhalten, die Frucht einer herrlichen Stunde von Wilhelm und Tieck (Tieck iſt aber ein Geheimniß dabey). Ich habe es recht gewünſcht, daß Sie hier dabey geweſen wären, um das Sprudeln und das Funkenſprühen der beiden Menſchen zu ſehen. Sie hätten ſich gewiß eben ſo ſehr als ich ergötzt. Ueberhaupt iſt Tieck hier eine gute Figur; er nimmt ſich ſehr brav aus und iſt an ſeiner rechten Stelle. — Ja, lieber Freund, Sie ſollten herkommen; wenn es ſo recht kunterbunt hergeht mit Witz und Philoſophie und Kunſtgeſprächen und Herunterreißen, dann erinnere ich mich ſehr lebhaft Ihrer. Sie würden eine rechte Luſt haben, und ſchwerlich würden Sie Zeit genug zu Ihrem myſtiſchen Kugelwerfen nach Tiſche, und zu den gefährlichen äquilibriſtiſchen Stuhldrehungen finden; denn ſagen Sie was Sie wollen, das waren doch nur immer Zeitverkürzungen, wenn ſie gar zu lang werden wollte.

Daß ich den Hardenberg nicht aufſuchte, war ganz recht (als ich angenommen). Mich ſetzt eine Bekanntſchaft, vollends eine ſo intereſſante Bekanntſchaft, immer in Verlegenheit, die hernach ſo ſänftiglich almählich abnimmt; dazu gehört aber Zeit, und die hatte ich nicht. Hätte ich ſeine Bekanntſchaft machen können, ohne daß er die meinige hätte machen müſſen, ſo wäre es angegangen. Dann gehört auch einiges — Selbſtbewußtſeyn will ich es nennen — dazu, um jemand ſo zu ſich zu rufen um ihn zu beſehen. Eine ſolche edle Dreiſtigkeit haben nur ſchöne Frauen, oder ſollten nur dieſe haben. Er kommt gewiß dieſen Winter noch her. Wahr iſt es, daß er ganz kürzlich eine ſehr wunderliche Manier angenommen hat. Und nach dem, was man ſich hier von ihm erzählt, iſt es etwas wunderbar! So z. B. iſt er ganz toll und raſend in Tieck verliebt, und behauptet, das wäre noch ein ganz andrer Dichter als Goethe u. dergl. (Und dergleichen, iſt eine von Schellings Redensarten). Daß ich den Papſt nicht geſehen, darüber kann mich kein Menſch tröſten. —

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 1. November 1799.

Ich weiß nicht, ob Ihnen Fichte meinen Brief vom vorigen Poſttage ſchon wird mitgetheilt haben. Wo nicht, ſo iſt Ihnen die heutige Sendung gewiß unerwartet; Spaß ſoll ſie Ihnen auf jeden Fall machen, wie ich hoffe. Auf F's. Nachricht, daß Merkel überall in Berlin ſo ungebührlich von uns rede, beſchloſſen wir den Menſchen exemplariſch zu ſtrafen, und wie Gott ſich immer geringer Mittel und Werkzeuge zu ſeinen Zwecken bedient, ſo iſt hieraus eine Erweiterung der deutſchen Poeſie hervorgegangen, nämlich beykommendes Sonnetto à la burchiellesca, das Tieck und ich an einem Abend gemeinſchaftlich fabrizirt. Den Verfälſchungen des Abſchreibens vorzubeugen, haben wir eine kleine Auflage von 120 Exemplaren davon veranſtaltet*). Sie erhalten hier 40, worin Sie ſich mit F[ichte] und Bernhardi theilen mögen. Ich dächte Fn. geben Sie gleich 20, da er am meiſten Menſchen ſieht. Wir wünſchen, daß es ſich ſo ſchnell wie möglich in B. verbreiten mag, — dabey gehen Sie doch räthlich mit den Exemplaren um, damit Sie nicht genöthigt ſind, ſogleich Rekruten nachzuſodern. Ja es könnte vielleicht nicht ſchaden, ein wenig rar damit zu thun, ich ſinde es pikant, wenn Merkel in dem weitläuſtigen B. von einem Ende zum andern das Pflaſter treten müßte, ehe er dazu gelangen könnte es anſichtig zu werden.

F. ſagen Sie von mir, ich hätte mirs überlegt, und ſände es nicht der Mühe werth, das ihm zum Vorzeigen überſandte ſchriftliche Dementi gegen Merkel noch drucken zu laſſen, da daſſelbe durch Böttigers Befliſſenheit gewiß überall verbreitet iſt, da es vielmehr die Elendigkeit der bedrängten Lumpenhunde ins hellſte Licht ſtellt, die keinen anderen Rath wiſſen, als ſich hinter die Protection eines Fürſten zu ziehen, da endlich die Zeit es bald genug widerlegen wird. Ich denke das Sonett ſelbſt iſt ſchon ein recht hübſcher Gegenbeweis.

In Ihre Vorſchläge wegen der Teufeleyen kann ich nicht ganz eingehen. Wenn wir mit Schiller übel umgehen, ſo verderben wir unſer perſönliches Verhältniß mit Goethe, woran mehr gelegen iſt, als an allen Teufeleyen der Welt. Etwas gegen Iſſland würde nach meinem Verhältniß mit ihm nicht nur feindſelig ſondern hinterliſtig ausſehen. Ueberdieß will ich mir das Theater nicht verſchließen. Bey Herder iſt es meine Ueberzeugung, daß der Spaß mit großer Vorſicht angebracht werden muß.

Aber jetzt muß ich Ihnen ſagen, daß Sie noch nicht recht eingeteufelt ſind, wenn Sie nur auf Bedingungen Teufeleyen machen wollen. Das kommt mir vor wie die Tugend um Lohn üben.

---

*) Es iſt das Sonett:

Ein Knecht haſt für die Knechte Du geſchrieben,
Ein Samojede für die Samojeden, u. ſ. w.

Nach ſeinem Erſcheinen in jenen fliegenden Blättern zuerſt von Merkel ſelbſt abgedruckt. Briefe an ein Frauenzimmer I. 1800 S. 259.

Macht Teufeleyen auf wen und wie ihr wollt, wir wollen uns herzlich daran ergötzen, und es giebt gewiß Kenner unter uns in dieſem Sache, nur verlangt nicht daß alles gedruckt werden ſoll. Was kann auch daran ſo viel liegen? Die beſten Leſer haben wir doch vor dem Drucke weg. —

Leben Sie wohl. Nächſtens mehr und ordentlicher.

Dorothea an Schleiermacher.

Jena, den 15. November 1799.

Lieber Freund, es iſt nicht recht daß Sie ſo ſelten ſchreiben, Hardenberg iſt hier auf einige Tage. Sie müſſen ihn ſehen; denn wenn Sie dreißig Bücher von ihm leſen, verſtehen Sie ihn nicht ſo gut, als wenn Sie einmal Thee mit ihm trinken. Ich rede nur von der reinen Anſchauung, zum Geſpräch bin ich gar nicht mit ihm gekommen, ich glaube aber er vermeidet es; er iſt ſo in Tieck, mit Tieck, für Tieck, daß er für nichts anders Raum findet. Enfin, mir hat er's noch nicht angethan. Er ſieht aber wie ein Geiſterſeher aus, und hat ſein ganz eignes Weſen für ſich allein, das kann man nicht läugnen. Das Chriſtenthum iſt hier à l'ordre du jour; die Herren ſind etwas toll. Tieck treibt die Religion wie Schiller das Schickſal; Hardenberg glaubt Tieck iſt ganz und gar ſeiner Meinung; ich will aber wetten was einer will, ſie verſtehen ſich ſelbſt nicht, und einander nicht.

Nun hören Sie!

Geſtern Mittag bin ich mit Schlegels, Caroline, Schelling, Hardenberg, und einem Bruder von ihm dem Lieutenant Hardenberg im Paradieſe (ſo heißt ein Spaziergang hier), wer erſcheint plötzlich vom Gebirg herab? Kein andrer als die alte göttliche Excellenz, Goethe ſelbſt. Er ſieht die große Geſellſchaft, und weicht etwas aus, wir machen ein geſchicktes Manöver, die Hälfte der Geſellſchaft zieht ſich zurück, und Schlegels gehn ihm mit mir grade entgegen. Wilhelm führt mich. Friedrich und der Lieutenant gehen hinterdrein. Wilhelm ſtellt mich ihm vor, er macht mir ein auszeichnendes Compliment, dreht ordentlicherweiſe mit uns um, und geht wieder zurück, und noch einmal herauf mit uns, und iſt freundlich und lieblich und ungezwungen und aufmerkſam gegen Ihre gehorſame Dienerin. Erſt wollte ich nicht ſprechen. Da es aber gar nicht zum Geſpräch zwiſchen ihm und Wilhelm kommen wollte, ſo dachte ich, hohl der Teufel die Beſcheidenheit, wenn er ſich ennuyirt, ſo habe ich unwiederbringlich verloren! Ich fragte ihn alſo gleich etwas, über die reißenden Ströhme in der Saale, er unterrichtete mich, und ſo ging es lebhaft weiter. Ich habe mir ihn immer angeſehen, und an alle ſeine Gedichte gedacht; dem Wilhelm Meiſter ſieht er jetzt am ähnlichſten. Sie müßten ſich todt lachen, wenn Sie hätten ſehen können, wie mir zu Muthe war, zwiſchen Goethe und Schlegel zu gehen. Die Waſſerprobe des Unmuths habe ich ehmals glücklich überſtanden, werde ich auch die Feuerprobe des Uebermuths überſtehen? An Friedrich machte er auch ein recht auszeichnendes Geſicht wie er ihn grüßte, das freute mich recht.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Ohne Datum.

Es iſt nur gut, daß Dorothea auch ein Scherflein beygetragen hat zum Schreiben an Dich. Endlich mußte es doch geſchehn, und hier gehts ziemlich bunt und ſtörend durcheinander — Religion und Holberg, Galvanismus und Poeſie. Du kannſt es leicht denken, was zwey ſolche Feuer und Waſſer ſprudelnde Menſchen wie Hardenberg und Tieck für ein Weſen zuſammen treiben. Auf den erſten haſt Du (nämlich das Du der Reden) eine ungeheure Wirkung gemacht. Er hat uns einen Aufſatz über Chriſtenthum *) vorgelegen und fürs Athenäum gegeben. Du erhältſt ihn mit nächſtem ſelbſt, und darum ſage ich nichts weiter darüber; ich denke Du wirſt Dich

---

*) Dieſer höchſt merkwürdige Aufſatz wurde weder damals gedruckt noch, in die Sammlung der Schriften von Novalis, welche F. Schlegel und Tieck veranſtalteten, aufgenommen. Nur in die vierte Auflage brachte ihn Schlegel, in der fünften iſt er dann wieder weggeblieben.

doch dann und wann faſt ſehr über ſeine Bewunderung verwundern.

Auch chriſtliche Lieder hat er uns geleſen; die ſind nun das göttlichſte was er je gemacht. Die Poeſie darin hat mit nichts Aehnlichkeit, als mit den innigſten und tiefſten unter Goethens früheren kleinen Gedichten. Ich werde ſie Dir auch abſchreiben laſſen und ſchicken (dagegen hoffe ich aber ſtark auf den Brief von Hülſen). Die Ironie dazu iſt, daß Tieck, der kein ſolch Lied herausbringt, wenn er auch Millionen innerliche Burzelbäume ſchlägt, nun auch ſolche Lieder machen wollen ſoll; dann nehmen ſie noch Predigten dazu, und laſſens drucken*), und Hardenberg denkt Dir das Ganze zu dediciren.

Da die Menſchen es ſo grimmig trieben mit ihrem Weſen, ſo hat Schelling dadurch einen neuen Anfall von ſeinem alten Enthuſiasmus für die Irreligion bekommen, worin ich ihn denn aus allen Kräften beſtätigte. Drob hat er ein Epikuriſch Glaubensbekenntniß in Hans Sachs Goethes Manier entworfen, welches Du auch das nächſtemal haben ſollſt. Unſre Philironie iſt ſehr dafür es auch im Athenäum zu drucken, wenn die Deinige nichts dagegen hat**). Doch müſſen wirs noch mehr überlegen. Einige ernſthafte Stellen gefallen mir ſehr außer den witzigen.

Geſtern Abend hat uns Tieck die erſte Hälfte ſeiner Genoveva vorgeleſen. Es iſt nicht nur die größte Fülle von Poeſie und eine ganz neue Variation ſeiner Manier, ſondern auch mehr Nachdruck und Ernſt darin, als noch in irgend einem ſeiner Werke. Er iſt in der ſchönſten Zeit und hat in der That ein ungeheures Talent. Wilhelm hat auch manche tüchtige Kunſtwerke gemacht, und ſinnt auf den Lanzelot. Dorothea arbeitet ganz ordentlich am Arthur*). Nur mir wird alles unermeßlich ſchwer. Indeſſen wirds und muß es gehen.

---

*) Vergl. Tieck's Vorrede zu Novalis Schriften S. IV. Da man den Vorſatz fallen ließ, wurden dieſe Lieder erſt 1802 mit andren religiöſen Gedichten des Kreiſes im Muſenalmanach gedruckt.

**) Da das Gedicht (Widerborſt) damals nicht gedruckt wurde, hat Schelling ſpäter den poſitiven Theil deſſelben Zeitſchr. für ſpecul. Phyſik I., 153 mitgetheilt. Im Nachlaſſe findet ſich daſſelbe nun vollſtändig vor und es iſt für Schelling's damalige Stellung zu Schleiermacher ſo charakteriſtiſch, daß wir es im Anhang beifügen werden.

Wie mir Fichte ſchreibt, kennſt Du die Diogeneslaterne**). Fichte meynt, ich ſoll den Verleger gerichtlich anhalten, den Verfaſſer zu nennen. Aber da es nur in Commiſſion iſt, kann dieſer vorſchützen, daß er den Verfaſſer nicht wiſſe, und ſo der Klage ausweichen; auch glaube [ich], hat man in ſolchen Fällen bey den ſächſiſchen Gerichten nicht viel Troſt zu erwarten. Und wenn nun Jeniſch endlich gerichtlich herausgebracht worden wäre, könnte er vorſchützen die Briefe von einem andern bekommen zu haben, wie er es ſchon gemacht hat in der Reichardt'ſchen Geſchichte. — Tieck hat ſchon das Ding ſorgfältig geleſen und meynt, man könne es aus dem Dinge ſelbſt erweiſen, daß es von Jeniſch, und — kurz er hatte einen recht guten Gedanken wie er es angreifen wollte, aber erzählen kann ichs nicht. Am Beſten iſts, ich ſchicke Dirs womöglich das nächſtemal mit. — Siehſt Du Fichte in dieſen Tagen, ſo theile ihm meine Zweifel mit und danke ihm herzlich für ſeinen freundſchaftlichen Brief. Ich habe heute nur unmöglich Zeit ihm zu ſchreiben. Wilhelm wünſcht ſehr Du möchteſt eine Notiz über Jacobis An Fichte machen. Denke immer vorläufig daran, weil es doch nicht ſchaden kann, wenn Du an ein Machen und ein Machbares denkſt. Mehr darüber nächſtens. Nur bemerke ich noch daß Wilh. Fragment über Jac. Fichte und Kant nun unter meinen Ideen nicht Raum finden kann weil es unſchicklich iſt, daß ich ihn erwähne nach dem was in der Epiſtel ſteht. — Auch muß es wenn Du ihn notiziren willſt auf irgend eine Weiſe angezeigt werden, daß die Anzeige nicht von uns herrühre.

Lebe herzlich wohl. Nächſtens mehr und beſſer.

---

*) Der ſpäter Florentin benannte Roman.

**) Auf dies Pamphlet und die Angriffe Merkel's ſowie der Jenaer Litt. Z. bei Gelegenheit deſſelben bezieht ſich auch wohl beſonders das über Schlegel's öffentliche Angelegenheiten, Brfw. I., 231, von Schleiermacher an ſeine Schweſter Geſchriebene. Vergl. Schlegel an Fichte in deſſen Leben, Bd. II., 344.

Schelling hat bey Gelegenheit von Hardenbergs freylich etwas larem Weſen einen großen Anfall von Reſpekt für die Energie in Deinen Reden bekommen, und von dieſer Seite her hat er Dich auch gleich ſehr weit über Jacobi geſtellt. Aber im Studium iſt er noch nicht weiter gerückt, kann auch dieſen Winter nicht dazu kommen, weil er ſo ſehr mit eigenen Ausarbeitungen überhäuft iſt.

Daß der Wiederborſt von ihm ſey muß geheim bleiben. Wir habens auch Tieck nicht geſagt, der ſich ſehr gekratzt hat mit allerley ſeltſamen Meynungen.

[Angekommen den 2. December 1799.]

Vors erſte, lieber Freund, will ich Dir nur die Bücher nennen, die ich Dich bitte Fichte'n für mich mitzugeben. Die Bücher, welche ich noch von der A. L. Z. habe; ſie liegen im rothen Leſſing'ſchen Schrank. — Vor allen Dingen bitte ich aber um ein Exemplar Deiner Briefe über die Judenſache. Theils wird doch über kurz oder lang die Zeit kommen, wo ich Zeit fände ſie gründlich zu leſen; theils würden ſie Hardenberg ſehr intereſſiren. Auch fände ſich vielleicht irgend Gelegenheit, dieſen oder jenen aufgeklärten Theologen damit zu kränken.

Uns geht es ſehr wohl — bis auf den Mangel an Zeit und Geld, das alte Uebel. Dorothea iſt ſehr fleißig am Lorenzo, wie er nun heißt, hat auch ſchon zwey Gedichte dazu gemacht. Wilhelm iſt ſehr zufrieden damit. Auch ſtimmen Karoline und ſie ſehr gut zuſammen, beſſer als ich hoffte, ſo gut als ich nur immer hoffen darf, daß Dor. je mit einer Freundin, deren Bedürfniß ſie ſo ſehr fühlt, harmoniren kann.

Lies die Recenſion des Athenäum in der A. L. Z., wenn Du ſie noch nicht geleſen haſt*). Sie iſt von Huber, der ſich in einem von Moralität und Charakter ſtrotzenden Briefe an W. dazu bekannt hat, weil er das ſeinem freundſchaftlichen Verhältniß mit dieſem und beſonders mit Karolinen (nach ſeiner edlen Denkart) ſchuldig zu ſeyn glaubte. So platt und trivial, das hätte ich denn doch nicht gedacht. Eine ähnliche, wahrſcheinlich noch dummere ſteht nun von der Lucinde zu erwarten. Wie wird Dir bey dem Geſchrey gegen dieſe? Du äußerteſt einmal gegen mich den Gedanken, Du hätteſt wohl Luſt, etwas über die Moralität der Lucinde zu ſchreiben, wenn Dir Veranlaſſung dazu gegeben würde. Wirſt Du dieſe wohl irgendwo finden können? Mich verlangt wirklich ſehr, einmal eine Stimme über ein Werk von mir ſchwarz auf weiß zu vernehmen. Sehr intereſſant würde es mir ſeyn zu ſehen, wie Du das Ding angriffeſt.

---

*) Jen. Litz. 1799 Nr. 372.

Ermuntre doch ja Hülſen, ſeine Meinung von den alten Göttern und Wiederherſtellung der griechiſchen Religion bekannt zu machen.

Ohne Datum.

Wilhelm kann heute noch nicht entſcheiden, ob die Europa und der Wiederborſt gedruckt werden ſollen, mein Geſpräch iſt trotz Buonaparte noch nicht fertig, und ſomit hätte ich heute nicht zu ſchreiben. Indeſſen will ich doch die Gelegenheit nutzen, und Dir für Deinen letzten Brief danken, der mir die Hoffnung giebt, daß wir auch in der Abweſenheit gleichſam beyſammen ſeyn werden. —

Wir haben den Beſchluß gefaßt, zwar recht viele Notizen, aber keinen eigentlichen Anzeiger zu geben. Theils nutzt ſich doch der Spaß mit einer ſolchen parodiſchen Form mit einem Male genugſam ab, theils fehlt es auch ſchier an Stoff, wenn wir nicht zu Erwiderungen uns erniedrigen wollten, wogegen ich gänzlich bin, und Wilhelm nicht minder, beſonders da Goethe, der freundſchaftlicher als je mit uns iſt, ihn darin beſtätigt. Aergerniß werden wir doch genug geben, davor ſey unbeſorgt. Dein einziger Garve reicht allenfalls hin, denn es wird groß Geſchrey dagegen ſeyn. Wird das gegen Herder gut, ſo iſt das auch ein Zeichen mehr, daß wir die Alten ſind.

Gegen die A. L. Z. wird W. jetzt ſchweigen; vielleicht ſchreibt

Schelling in den Ferien etwas Tüchtiges gegen ſie, und zieht unſre Sache hinein. Dies sub rosa*).

Deine Anſicht von Deinem künftigen Ueber Jacobi billige ich ſehr. Ich freue mich deſſen ſehr, ja ich glaube Du kannſt mich hier, obgleich die Recenſion des Woldemar nicht unter meine ſchlechteſten Arbeiten gehört, eben ſo weit übertreffen wie im Garve. Wäre es nicht möglich, daß Du Fichte's Moral noch notizirteſt? Geleſen haſt Du ſie ja, das iſt bey Dir doch das ſchlimmſte. Von Wilh. ſind einige gute Notizen zu erwarten über Parny, Bürgers ſämmtliche Werke neue Ausgabe u. ſ. w., Matthiſons Urne ꝛc., aber laß Dich das ja nicht abhalten, Dich wohl verdient zu machen ums Vaterland. — Sehr gut iſt es, daß Du mir etwas aus dem Gemüthe fürs letzte Athenäum verſprichſt. Du darfſt auch nicht fürchten, meiner Faulheit dadurch Vorſchub zu thun; denn da es mir ganz anheimfällt, und keine fremden Beyträge von Hülſen oder Hardenberg zu erwarten oder aufzunehmen ſind, ſo bleibt noch Raum genug für mich, der ich oft in Betrübniß über mein Nichtsmachen verſinke.

[Nachſchrift Dorotheens.] Ich empfehle mich Ihnen mein werther Freund! Die Liederchen ſollen Sie haben, heute aber bin ich zu müde**).

Aber guter Gott was werden Sie ſich vielleicht gar erwarten! Hätte ich Ihnen lieber nichts geſagt.

Ohne Datum.

Die Bücher muß ich Dich freylich bitten mir durch die Poſt zu ſchicken, denn bis Oſtern kann es nicht warten. — Ueber das Athen. und die A. L. Z. wird Dich W. befriedigen. Wenn nur bald wird, was Du aus dem Gemüth zu geben verheißen haſt.

---

*) Dies geſchah in der Zeitſchrift für ſpeculative Phyſik 1800 Bd. I. in einem Anhang Schelling's zu den bekannten Erörterungen über ſeine Naturphiloſophie von Steffens; derſelbe iſt auch als Broſchüre gedruckt worden. Nach Mittheilung Dorotheens hat A. W. Schlegel „den größten Theil davon geſchrieben“.

**) Die in den Florentin eingeflochtenen; die Abſchrift findet ſich noch in Schleiermacher's Nachlaß vor.

Denke Dir nur, ich habe ſo eben höflichkeitshalber an die Alte ſchreiben müſſen. Von ſo etwas erholt man ſich nicht ſogleich. Sonſt ſchrieb ich Dir mehr über Europa und Wiederporſt und Deine zukünftigen Werke. Du weißt nun, daß W. nach ſeiner Weisheit, der ichs überlaſſen, beſchloſſen hat, beyde Geiſteswerke im Abyſſus des Ungedruckten ruhen zu laſſen. Goethe hat ihm daſſelbe gerathen, und Du haſt wenigſtens diesmal mit dem alten Herrn eingeſtimmt, denn an Aendern iſt bei Hardenberg nicht eben ſehr zu denken. Uebrigens ſcheint mein Geſpräch über die Poeſie voluminös genug zu werden, um dieſe Lücke zu erſetzen.

Wie Du das Pabſtthum (obgleich es mir ein großes göttliches Naturprodukt zu ſeyn ſcheint) für das Verderben des Katholicismus hältſt, kann ich mir gleichſam ſehr gut denken. Beſſer als das Wie deſſen, was Du nach außen oder von innen über Lucinde ſagen würdeſt. Alſo bleibt meine Wißbegierde hier Neugier, wie ſie es bey einem ſo hartnäckigen Kritiker ohnehin iſt. Ohne Veranlaſſung oder mit, es wird mir theuer lieb- und lehrreich ſeyn. Eine ſolche Beſtimmtheit der Anſicht,. wie Du ſie beſitzeſt, iſt Beruf zur Darſtellung; die hier zugleich Mittheilung ſeyn kann, weil ich a parte ante wirklich ſchlechthin nicht weiß, wie Du ſie en detail anſiehſt. Eher will ich jedes andre diviniren nach meiner Kenntniß von Dir.

Ueberhaupt aber möchte ich Dich auf alle Weiſe ins Machen und Schreiben verwickeln; weil ichs einzuſehen glaube, daß die große Wirkung, die Du auf dieſem Wege erreichen kannſt, nur durch die Fortſetzung durch mehrere in einander greifende und einander tragende Werke zu erhalten. Zehn Jahre früher oder ſpäter bemerkt, das bedeutet nichts; man kann des Erfolges doch ſicher ſeyn. Alſo mache, mache, mache!!! —

Ich hätte gern die chriſtlichen Lieder für Dich verdoppelt, aber ich warte noch auf eine beſondere Disposition dazu.

Auf welches Große ſoll ich nun zunächſt hoffen? Auf das über die Moral, auf die Viſionen, auf Moraliſche Geſpräche oder Eſſays? Lieſeſt Du noch Hiſtorie? Laß Dir auch den Macchiavelli nicht entgehn; er iſt im Weſentlichſten antiker als Gibbon und Müller.

Die zweite Lucinde iſt viel viel fertiger als die erſte, da ſie noch nicht fertig war. Die Dithyramben und der Fauſt bewegen ſich oft.

Der Sieyes iſt doch ein närriſcher Schulfuchs. Indeſſen gefällt mir ſeine Hartnäckigkeit, weil ſie doch ſo künſtlich iſt wie ſicher [?].

Salut et fraternité.

Dorothea an Schleiermacher.

Jena, den 9. December 1799.

Friedrich iſt recht fleißig am Geſpräch, es wird lang! Er iſt wieder froh ſeitdem ihm das Arbeiten von Statten geht. — Er entbietet Ihnen ſeinen Gruß; Europa und der Widerborſt werden beyderſeits nicht im Athenäum gedruckt! Dem Himmel ſey es tauſendmahl und noch tauſendmahl gedankt. Ich war gleich von vorne herein ſehr dagegen, aber das war eine Stimme in der Wüſte. Endlich wollte es Wilhelm nicht ohne eine Note, die wollte Schelling nicht, Goethe ward zum Schiedsrichter genommen und der hat es ganz und gar verworfen! Vivat Goethe! Der iſt übrigens nebſt Schiller nach Weimar gereiſt, kömmt aber in acht Wochen wieder und hat geſagt, nun ſie ihn ſo öffentlich und gradezu als Haupt einer Parthei ausſchrien, wollte er ſich auch auf eine honnette Weiſe als ein ſolches zeigen. Ein Gedicht das W. gemacht hat und das ihm ſehr gefiel, hat er mit nach Weimar genommen, um es anonym den Schlegel's Feinden vorzuleſen und den Eindruck [zu] bemerken, den es machen wird. Tieck hat ihm in zwey Abenden ſeine heilige Genoveva vorleſen müſſen, von der er überaus viel Gutes geſagt hat. Von Ihnen hat er geſagt, Sie gehörten ſehr zum Berge nämlich zu Schlegel's. Jean Paul war in Jena, wir haben ihn aber nicht geſehen; er hat aber Tieck einigemahl beſucht. Fichten habe ich einigemahl geſehen, aber noch nicht recht ordentlich geſprechen; heute Abend wird er mit ſeiner Frau und ſeiner Schwägerinn hier ſeyn, Schlegel wird Heinrich IV. vorleſen, den er eben fertig hat. —

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 16. December 1799.

Liebſter Schleiermacher, unſre Freunde haben in der That jetzt bey den häufigen Anfällen die auf uns geſchehen, einen harten Stand, Fichte hat uns eine lebhafte Vorſtellung von dieſen Berliner Debatten gegeben, und da Sie eigentlich einer von den unſrigen ſind, und in derſelben Verdammniß mit uns ſtehen (ſie auch redlich mit auf uns haben ziehen helfen; denn die Beurtheilung der Anthropologie iſt, wie ich rühmen muß, von einer gewiſſen Partey für eine der atroceſten Sachen im Athenäum gehalten worden), ſo würde Ihr Schweigen vielleicht für ein Eingeſtehen des Sieges gehalten werden, und den Philiſtern gänzlich aus dem Wege zu gehen, iſt in einer ſolchen Hauptreſidenz derſelben wie Berlin wohl nicht thunlich.

Ihrem Verlangen nach näheren Berichten wegen des Bruchs mit der Allgem. Lit. Zeitung will ich durch Mittheilung zweyer Briefe von Hufeland und mir vor Erſcheinung der Erklärungen*), Genüge zu leiſten ſuchen. Sie ſind bevollmächtigt ſie zu zeigen wo und wem Sie wollen — den Brief von Hufeland darf ich als ein Aktenſtück betrachten; — nur geben Sie ſie nicht aus den Händen. Sie werden darin bemerken und bemerklich machen, wie gar gern die Redactoren meinen Schritt abgewandt hätten, daß ſie die Recenſenten von Adelh. Briefen**) gern ſakrifizirt hätten, daß ich mich auch keinesweges vor der Aufzählung meiner Recenſionen gefürchtet, wie ſie durch ihre Gegenerklärung glauben zu machen ſuchen daß der Fall geweſen ſey. Dann iſt auch der Umſtand zu berichtigen, daß ich nie die Beurtheilung des W. Meiſter förmlich übernommen habe.

---

*) Intelligenzblatt der Jen. Litt. Zeitung 1799, S. 1179 ff.

**) Jen. Litt. Zeitung 1799, Nr. 343.

Der erſte Beurtheiler iſt Schiller; der von dem ſie jetzt etwas nicht gemeines erwarten, worüber Goethe ſehr lachte, Huber. Dieſe Proſtituzion iſt ihnen noch zu gönnen*).

Ich habe mit Goethe weitläuftig über dieſe Sache deliberirt, und das Reſultat iſt, daß keine Antwort auf die Gegenerklärung der Redactoren zu geben iſt. Das einzige, was vielleicht zu thun wäre, was ich mir aber noch überlegen will, iſt daß ich eine vollſtändige Aufzählung meiner Recenſion im Athenäum gäbe**). Melden Sie mir doch, ob Sie in Berlin dieſe Anſicht der Sache gewahr werden, die mir von andern Seiten zugekommen iſt, als ob ich ſchweigen müſſe, weil ich mich vor der Nennung meiner Recenſionen zu fürchten habe.

Huber's Brief an mich würde Sie unſtreitig amüſiren; allein ihn abzuſchreiben iſt zu weitläuftig, und ich mag ihn nicht wegſenden, da ich vielleicht noch darauf antworten werde. Oeffentlich iſt nichts zu antworten, das verſteht ſich. Melden Sie uns doch, wie die Leute die Recenſion finden. Unfehlbar ſehr gut — ſie iſt ja den Gemeinen wie aus der Seele geſchrieben; aber wer auch nur ein Gefreyter iſt, müßte deucht mich die Armſeligkeit des Urtheils einſehen. — —

---

*) Geht auf eine Stelle in den Erläuterungen zu A. W. Schlegel's Abſchied von der Litteraturzeitung, in der die Verzögerung einer Anzeige des W. Meiſter A. W. Schlegel vorgeworfen wird, Intelligenzblatt 1799, S. 1184. „Eine geraume Zeit ließ uns ein Mann, dem Herr S. gewiß den Namen eines unſrer trefflichſten Kunſtrichter nicht abſprechen wird, eine ſolche hoffen; dann übernahm Herr Schlegel dieſelbe ohne ſie zu liefern — darauf iſt ſie mit ſeiner Bewilligung ihm wieder abgenommen und nun in die Hände eines Mannes gegeben worden, von dem wir etwas nicht gemeines hoffen können.“ Die Litt. Z. 1801, 1 erſchienene Rec. gehört alſo wohl Huber an.

**) Gegen die Erklärung der Redaktion der Jen. Litt. Zeitung, daß Schlegel's Anſchuldigungen nur durch Aufzählung ſeiner Recenſionen widerlegbar ſeien — eine Indiscretion, die ſie nicht begehen wolle —, ließ A. W. Schlegel in einem Beiblatte zum Athenäum III, 1 ein Verzeichniß ſeiner Recenſionen drucken. Ueber dieſes Blatt ſagt Dorothea den 14. Februar 1800: „Was ſagen Sie von der kleinen Armee von Recenſionen, die bey dieſer Gelegenheit von Wilhelms ans Licht kommen. Das giebt wieder einen niedlichen Lärmen. Es kommt mir vor, als wenn man einen zu Gericht führt, der nun ſagt, daß er ſchon unzählige Morde und Unthaten verübt hat, bey denen er glücklich entwiſcht.“

Daß die Nicht-Einrückung des Aufſatzes von Hardenberg und des Widerporſt beſchloſſen worden, wird Friedrich gemeldet haben. Ich war ſchon früher dieſer Meynung, wurde aber überſtimmt und provocirte auf Goethe. Dieſer iſt dann ſehr in die Sache eingegangen, und hat mit umſtändlicher und gründlicher Entwicklung gegen die Aufnahme und für mich entſchieden. Ich wollte daß Sie die ſchönen Reden, die er mir bey dieſen und andren Gelegenheiten gehalten, mit hätten anhören können, es würde Sie entzückt haben. Ueberhaupt hat ſich Goethe bei dieſem ganzen Handel ſo herzlich und wahrhaft väterlich gegen uns genommen, daß ſein Rath alle Rückſicht verdient, beſonders da er eine große Erfahrung in dieſem Fache hat, indem er, wie er ſagt, ſich nun, Gott ſey geprieſen! an die dreißig Jahre in der Oppoſition befindet.

Es iſt auch beſchloſſen worden dießmal keine Teufeleyen zu geben. Gewiß, ſie müſſen ganz erquis ſeyn, oder ſie taugen gar nichts, und die Sujets ſind ſo pover, daß man gleich auf dem Trocknen iſt. Dagegen recht gediegene ernſthafte Notizen. Ihr Garve iſt uns in dieſem Fache unſchätzbar. Könnten Sie uns doch noch mehr geben. Gegen Ihre Gründe wider den Reinhold und Jacobi habe ich nichts einzuwenden. Könnten Sie aber nicht etwas über Fichte's Moral und ſeine neuſte Beſtimmung geben? Sie haben meinem Bruder noch zu etwas Hoffnung gemacht, das nicht Notiz ſondern aus dem Gemüthe geſchrieben ſein ſollte. Dieſe Ausſicht ſowol als die entferntere auf den Spinoza iſt für das nächſte oder ſechste Stück ſehr willkommen, und dann nennen Sie ſich wol endlich? Haben Sie doch die Güte Bernhardi recht zum Herder anzutreiben, und ihn wenn es nöthig ſeyn ſollte bey verwickelten Punkten zu unterſtützen. Er hat übrigens alle Freiheit mit witzigen Einfällen, wenn nur die Grundlage eine gründliche Widerlegung iſt. Wir wollen denke ich eben durch dieſe Notiz beweiſen, daß es uns nicht verboten iſt, und wir uns auch nicht verbieten laſſen, über Weimarſche Gelehrte frei zu urtheilen. Ich habe meine Verachtung gegen die A. L. Z. in kritiſcher Rückſicht an den Tag gelegt. Sie haben hierauf nichts zu antworten gewußt. Denn wie ſie ſich auch krümmen und wirken mögen, haben ſie doch eingeſtehen müſſen, daß ich in dem Fache ſeit einigen Jahren die Hauptſache gethan. Ich habe ihnen ferner ſchlechte Abſichten Schuld gegeben, was eigentlich nur eine moraliſche Ueberzeugung iſt und keinen ſtrikten Beweis zuläßt. Sie haben ſich hierauf ſo wenig gerechtfertigt, daß ſie vielmehr nicht einmal das Herz haben, mir den Beweis zuzuſchieben, ſondern mit wehmüthiger Einziehung der Schultern zurücktreten. Ich habe alſo eigentlich gar nichts mehr zur Rechtfertigung meines Schrittes zu ſagen — ich müßte ganz aggreſſiv zu Werke gehn, und da das ehrſame Publikum ſo erbittert gegen uns iſt, ſo iſt es wohl eben nicht der Zeitpunkt hiezu Gehör zu finden. Ich will ſie ſchon ſo Gott will bey andrer Gelegenheit tüchtig zwacken und ſchinden.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Den 6. Januar 1800.

Endlich, theurer Freund, kann ich doch mit nicht ganz leerer Hand vor Dir erſcheinen. Du erhältſt hier erſtlich wonach Du ſchon ſo lange ſeufzeſt, eine Teufeley von Wilhelm, und zwar eine capitale, die eine ganze Portion kleiner aufwiegen kann, und dann, was Du wol nicht erwarteſt, ein Gedicht von mir*). —

Wenn Du eine Notiz über Herder geben könnteſt, das wäre herrlich; grade am Herder können wir am beſten zeigen, daß wir uns nicht fürchten und daß der Herzog uns nichts verboten hat. — Alſo ſein Gott wird Dir hiermit in noxam übergeben. Ob eine Kritik ſeiner chriſtlichen Schriften im Athenäum an ihrem Ort ſtehen würde, kannſt Du ſelbſt beſſer beurtheilen als wir. Iſt es Dir Ernſt mit Deinem Eifer für den Teufel, ſo gieb Acht, ob aus Bernhardi's Notiz über die Metakritik noch etwas wird; will es ihm nicht werden, ſo würdeſt Du es im mündlichen Geſpräch leicht dahin lenken können, daß er Dir's noch abtreten möchte, ohne daß er es übel nehmen dürfte. Es iſt Dir freylich ein hartes zugemuthet, daß Du die Metakritik noch leſen ſollſt, nachdem dieſes Ungewitter Dir ſchon vorübergegangen war, aber bedenk' auch, daß es Herder iſt, und daß wir Dich auf die Probe ſtellen, ob es Dir Ernſt mit Deiner Anbetung des Teufels iſt.

---

*) An Heliodora, Athen. III, 1. p. 1. Mit der Teufelei iſt die Parodie ebdſ. S. 161 ff. gemeint.

Sehr erfreut hat mich das was Du über Deine Schrift von der Lucinde ſchreibſt. Weil aber jetzt das Aergerniß am höchſten geſtiegen iſt, wäre es glaube ich jetzt gleich am beſten. Auch ginge mein Wunſch auf etwas Eignes, damit ich Dich ausführlicher zu vernehmen bekäme. Aber ſehr bedenklich macht mich, was Du wegen der Verſchwiegenheit ſchreibſt; die bloße Möglichkeit, daß es ein Dir ſo heiliges Verhältniß verletzen könnte, macht mich faſt meinen Wunſch bereuen. Tieck weiß es noch nicht; ich würde es auch gewiß keinem Berliner anbieten, ſondern etwa Friedrich Bohn in Hamburg, den ich hier habe kennen lernen und der die Lucinde liebt. Aber wie leicht kann doch einer Deine Schreibart erkennen, und die Sache ſo verrathen werden! Oſtern müßte es erſcheinen, während das Geſchrey noch warm iſt. Ob Du den zweyten Theil erwarten müßteſt, entſcheide ſelbſt. Zur Kunſtbeurtheilung wäre es freylich nöthig, und doch ſtreng genommen nicht hinreichend, bis ich wenigſtens noch ein Werk der Poeſie von mir gegeben hätte, wo man denn zwey Punkte hätte, aus denen ſich das übrige conſtruiren ließe: denn wenige Fälle und einige beſtimmte Gattungen ausgenommen, wo das abſolute Urtheil ſtattfindet, giebt's doch kein andres Kunſturtheil als das hiſtoriſche. Deine Abſicht ging ja aber von Anfang an auf die Sittlichkeit, und was in dieſer Hinſicht Geiſt der Lucinde iſt, ſcheint mir ſoweit ich ſelbſt urtheilen kann, im erſten Bändchen ſchon vollſtändig gegeben. Daß das zweyte weit weniger und weit gelinderes Aergerniß von der Art geben wird wie das erſte thut nichts zur Sache, im Gegentheil knüpft ſich die Polemik wohl am beſten daran, wo das Aergerniß am größten iſt.

Noch intereſſanter aber, als was ich über die Lucinde zu erwarten habe, iſt mir die Verheißung, daß Du etwas im Ganzen über die deutſche Literatur ſchreiben willſt. Das iſt recht an der

Zeit, Freund, und Du haſt den herrlichſten Beruf dazu. Aber zögre nicht, und wenn es irgend möglich iſt, ſo nenne Dich. Ich wollte Du hätteſt es auch bey den Reden thun dürfen. Es giebt ein mehr oder weniger verzwicktes Verhältniß bey einem bleibenden Werke anonym zu ſeyn.

Schelling iſt allerdings voll von ſeinem Gedicht, und ich glaube es wird etwas Großes werden. Bis jetzt hat er nur Studien gemacht und ſucht Stanzen und Terzinen zu lernen. Er wird wahrſcheinlich die letzten fürs Ganze wählen, ich leſe mit ihm und Karolinen den Dante, wir ſind ſchon über die Hälfte, und wenn er einmal Sinn für etwas hat, ſo iſt es unbändig viel. Geſehen habe ich noch nichts als dreizehn Stanzen, die er zum Weihnachten an Karoline, mit der er ſehr gut zuſammenſtimmt, als Ankündigung ſeines Werkes gemacht hat. Sie waren ſehr ſchön und voll Begeiſterung. Den Dante mußt Du doch auch einmal leſen; komme ich einmal wieder nach Berlin, ſo muß es mit mir geſchehen. Dorothea iſt ſehr fleißig am Florentin und hat große Freude daran. W. hat die Ironie ſo weit getrieben, ihn U. anzubieten, der aber noch nicht geantwortet hat.

W. hat ein ſehr ſchönes Sonett auf mich und die Lucinde gemacht; vielleicht kann es noch mitgeſchickt werden. — — Von dem was fürs Athenäum beſtimmt iſt bitten wir Dich nichts mitzutheilen, weil Frölich, der ſich jetzt überaus freundlich gebehrdet, geklagt hat, meine Ideen ſeyen ſchon bekannt. Dies muß durch Bernhardi oder Fichte geſchehen ſeyn. Das Sonett auf die Lucinde kannſt Du aber männiglich zeigen. Auch das an Heliod[ora] der Herz, aber niemandem weiter. Haſt Du kürzlich etwas von Hülſen vernommen?

Ich wohne jetzt bey Wilhelm auf einer Stube und befinde mich ſehr wohl dabey, beſonders da er mich, was ich wahrnehme, mit Poeſie anſteckt.

Scheint Dir etwas in den Ideen über die Reden nicht zweckmäßig, ſo ſtreich es ja aus, wie Dir gut dünkt.

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 6. Januar 1800.

Damit Sie mein ernſtliches Bemühen ſehen, Sie für den verweigerten Reichsanzeiger mit Beluſtigung ſchadlos zu halten, ſchicke ich Ihnen Hubers Brief und meine neuliche Antwort mit, die ich aber beyde gar Niemandem zu zeigen und gelegentlich, wenn etwa ſonſt ein Packet hierher geht, zurückzuſchicken bitte. Eile hat es nicht. Von der Parodie laſſen Sie doch keinen Sterblichen Wind bekommen, ich habe mich ſogar enthalten ſie Goethe zu ſchicken, damit es beim Druck eine Ueberraſchung bleibt. Mich verlangt nun ſehr nach der Erſcheinung. Das nächſte Stück ſoll dann hoffe ich ſehr bald nachfolgen, beſonders da es kürzer werden und Verſchiedenes von dem Jetzigen wahrſcheinlich zurückgelegt werden muß. Ich werde zunächſt eine kurze Notiz von Parny machen, dann möchte ich etwas Gründliches über Bürgers ſämmtliche Werke ſagen, was gewiß ſehr an der Zeit iſt. — Leben Sie wohl und verzeihn Sie dieſe Zeilen die ich nach Mitternacht hinwerfe, nachdem ich mir den ganzen Tag die Finger beynah abgeſchrieben.

Dorothea an Schleiermacher.

Jena, den 6. Januar 1800.

Was ſagen Sie zu den Stanzen? Ich meyne zu Friedrich ſeinen? Und was werden Sie erſt ſagen, wenn Sie hören, daß ich, ich ſelbſt dieſe Stanzen-Wuth und -Gluth über unſer Haus gebracht habe! Ich leſe nämlich in einer Italieniſchen Reiſebeſchreibung, daß die Italiener in Stanzen improviſiren, und daß Taſſo's und Meiſter Ludwig's ottave rime im Munde alles Volks dort ſind. Ich nicht faul, laſſe gleich meinen Florentin in ſolchen niedlichen fließenden Stanzen improviſiren und ſie gelingen mir ſo wohl, daß ſie des Meiſter Wilhelms ganzes Lob erlangen. Dieſem meinem Ruhm ward natürlich nachgeeifert, ſo entſtanden Schelling's Stanzen, und nun gar der heilige Friedrich! der mit ſeinem Glanz uns ſo verdunkelt, daß wir uns ſchämen auf derſelben Bahn mit ihm zu treten. Eben darum will ich es mir aber nicht nehmen laſſen, daß ich die erſte war, die es wagte. — — Friedrich iſt ſehr fleißig, es geht aber mit allem erſinnlichen Fleiß doch nur langſam vorwärts. Im übrigen geht es uns allen ſo gut und wir leben ſo angenehm als gewiß nur wenig Menſchen in einem ſo engen Cirkel ſich werden rühmen dürfen. —

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Den 16. Januar.

Ich bin erinnert worden, liebſter Freund, mit der A. L. Z. abzurechnen. Alſo ſchicke mir die Bücher, wenn ſich durchaus keine Fuhrmannsgelegenheit findet, mit der Poſt. Lege mir Kant's Kritik der Urtheilskraft dazu, beſonders aber alles, was ſich noch von Papieren in den Winkeln des Schrankes, in den Ecken der Tiſchkaſten u. ſ. w. finden ſollte. Es iſt manches andre darunter was ich brauche und beſonders eine Abſchrift des Prometheus von Wilh., worin eine beym Druck verworſne, ſonſt nicht mehr vorhandene Stelle ihm wichtig iſt.

Ich habe, einige ganz kleine Kleinigkeiten nicht zu rechnen, noch ein 34 Terzinen langes Gedicht in dieſem Maaß gemacht An die Deutſchen. Du erhältſt es nächſtens. Es iſt für das letzte Stück vom Athenäum beſtimmt. Für daſſelbe verſpricht uns Tieck ein Gedicht über Jac. Böhme, Wilhelm eine große Elegie, vielleicht giebt auch Novalis ſeine chriſtlichen Lieder, und Schelling, der aber durchaus nicht genannt ſeyn will, hat ein ſehr ſchönes Gedicht in Terz. gegeben, Behandlung einer buchſtäblich wahren Geſchichte*). Du erhältſt es auch nächſtens. Du ſiehſt alſo, wir denken auf einen brillanten Schluß. Außer der Poeſie wünſchen wir recht viele große Notizen zu geben. Da müſſen wir aber freylich ſehr auf

---

*) Es iſt die Geſchichte gemeint, welche Steffens nach Deutſchland mitbrachte und die dieſer ſelbſt in einer Novelle bearbeitet hat, Schelling aber in den letzten Worten des Pfarrers zu Drottning, welche er indeß erſt 1802 in A. W. Schlegel's und Tieck's Muſenalmanach unter dem Namen Bonaventura gab.

Dich rechnen. Könnteſt Du nicht auch die neuſten Verſuche in Phyſik und Mathematik auf Dich nehmen? Es wäre bey Gelegenheit gut, wenn Du mit einigen bekannt würdeſt, welche Dich gewiß ſehr intereſſiren würden. Herder's Gott iſt Dir beſtens empfohlen, desgleichen ſeine Metakritik, wenn Bernhardi ſie aufgiebt. Werden wir bald erfahren was Du aus dem Gemüth geben willſt? Denn Du darfſt ja nicht denken, es würde an Raum fehlen: die Poeſie nimmt verzweifelt wenig Raum ein. Ich möchte ins letzte Stück nur noch eine kurze Abhandlung über die Tendenz des Idealismus [geben]; ganz ſimple Ankündigung meines erſten philoſophiſchen Werks und der Eröffnung meiner eigentlichen philoſophiſchen Laufbahn. Wenn Du aber etwa ſo ein paar von Deinen Viſionen geben wollteſt, ſo legte ich lieber Abhandlung, Notizen und ſelbſt die weltliche Poeſie zurück.

Laß Dir im Vertrauen ſagen, daß ich wahrſcheinlich künftigen Winter mit Wilhelm in Berlin bin. Was ſagſt Du dazu? — Sag es aber niemandem; überhaupt ſey im zweifelhaften Falle lieber zu geheimnißvoll mit allem was ich Dir ſchreibe. Die Klatſcherey iſt jetzt gar zu ſehr auf uns gerichtet.

In der Allg. Zeit. ſtand neulich eine Ankündigung der Diogeneslaterne, wo im Auszug aus XI....*) die ſtärkſten Stellen ausgezogen. Darüber bin ich dem Redacteur zu Leibe gegangen, und habe endlich nachgegeben zu klagen. Aber noch habe ich keine Antwort von Leipzig. Daß ich klage, weiß Dorothea, aber nichts von jener nächſten Veranlaſſung, über die ſie ſich doch nur von Neuem geärgert hätte. Mich däucht, da wir doch über kurz oder lang wieder in Berlin leben müſſen, bin ichs dem äußern Anſtande ſchuldig ſo zu thun.

U. hat für den Florentin in Meiſterformat 2 Louisd'or Honorar geboten. Das geht an, und da der erſte Band bald fertig ſeyn wird, ſo haben wir auch für die Finanzen einen Schimmer von Hoffnung. Indeſſen in der Gegenwart fehlts uns nicht an Noth und Sorge.

---

*) In dieſer Nummer XI. der Diogeneslaterne befindet ſich der allgemeine ſatyriſche Reichsanzeiger p. 369 ff. Der Auszug bezieht ſich auf das p. 374 ff. in dieſem erbärmlichen Pamphlet Enthaltene.

Daß ich Verſe gemacht, damit iſt auch ein großer Berg überſtiegen: fürs Innere zunächſt, und auch fürs Aeußre iſt es gut und nützlich. Aber wie geſagt, die kleine Noth in der Gegenwart!

Mit dem großen Inſtitut an die Stelle der A. L. Z. wirds wohl ſo werden, daß wir beyden, W. und ich, in aller Stille nach dem Eingang des Athen. die kritiſchen Notizen fortſetzen, und mit Dank annehmen was uns einer oder der andre giebt. Könnteſt Du für das Wiſſenſchaftliche recht viel beytragen und helfen, ſo könnten wir allerdings in dem bisherigen kleinen Umfang ſchon etwas bedeutendes leiſten. Fichte hat doch eigentlich entſchieden kein Talent zu dieſem Geſchäft, und Schelling hat wenigſtens noch kein Zeichen davon gegeben.

[Doroth.] — Friedrich hat wunderwürdige Terzinen gemacht, kömmt mit jeder einzelnen Terzine drey Treppen herunter, lieſt es mir einzeln vor, und da ich ſtupider Weiſe unmöglich gleich den Sinn faſſen kann, obgleich der Glanz der Verſe mich trifft und mir behagt, ſo fährt er mich dermaßen an, daß ich vor Angſt faſt geſtorben bin. Auf dieſen Vorfall habe ich dies Sonett gemacht, das ich Ihnen hier mitſchicke; es wird Sie gewiß amüſiren. — Obgleich es à l'ordre du jour hier iſt, daß ſich die Menſchen hier, wie es in einer Republik von lauter Despoten natürlich iſt, immer zanken, ſo bin ich ganz allein davon verſchont und ich habe mich noch immer einer zärtlichen und achtenden Behandlung zu erfreuen. Friedrich aber auch größtentheils. Wir beyden ſind wie die Patriarchen geehrt und geliebt. Lieber Freund ich muß mich raſend ſputen, daher kömmt die Confuſion in meinem Schreiben, ich unterhielte mich gern länger mit Ihnen, nur habe ich nicht viel Zeit. Die ſchöne Geſelligkeit koſtet gar zu viele Zeit. —

Ohne Datum.

Wenn ich Dir etwas ſchicke, lieber Freund, ſo darf ich kurz ſchreiben, das weiß ich ſchon. Auch habe ich heute in der That das meinige mit Abſchreiben gethan.

Alſo nur das Nothwendigſte; zuerſt vom Athenäum. Das Geſpräch, von dem Du hier ein beträchtliches Stück erhältſt, iſt fertig und den Reſt ſchicke ich mit nächſter Poſt; dieſer Reſt wird noch ein ſolches Heft betragen, als Du deren hier zwey erhältſt. Alſo dürfte das Ganze wol 5 bis 6 Bogen betragen. Da könnte es nun ſeyn, daß des Guten zu viel wäre, und da bliebe denn kein andrer Rath, als das Geſpräch in der Mitte, etwa nach dem Ende der Rede über die Mythologie abzubrechen. —

Fürs letzte Stück denken wir nun beſonders auf Notizen und rechnen ſehr auf Dich. Der Herder iſt Dir übergeben, Fichte's Beſtimmung des Menſchen desgleichen. Wäre es nicht auch möglich, daß Du Schelling's Weltſeele notizirteſt; ich nähme dann ſeine Naturphiloſophie; oder falls Du auch dieſe übernehmen willſt, ſo nehme ich das Syſtem des Idealismus was er jetzt drucken läßt. Wir müſſen uns auch im Wiſſenſchaftlichen zeigen mit Notizen. Mit der Weltſeele, das wünſche ich ſehr. Und daran ſollteſt Du recht bald gehn. Ueberhaupt ſoll das nächſte Stück nun auch recht bald erſcheinen.

Nun genug von Geſchäften und nichts als Geſchäften, und doch muß ich noch erwähnen, daß ich gleich an Bohn ſchreibe und daß Du alſo nur friſch anfangen darfſt. Ich habe eine herzliche Freude darüber, ſo wie auch über Deine Freude an meinen Stanzen. Die Terzinen erhältſt Du nächſtens.

Im Antonio wirſt Du nicht ungütig vermerken, daß er einige von Deinen polemiſchen Manieren gleichſam an ſich hat, damit es dem Geſpräch doch auch nicht an der Zuthat des Geſalzten fehlen möge.

Wilhelm iſt ſehr froh über Deine Anerkennung ſeiner ſataniſtiſchen Virtuoſität und ſchreibt nächſtens.

Ohne Datum.

Ich habe die beſte Zeit vorbeygehn laſſen, und ſo kann ich Dir diesmal auf Deine ſchönen Briefe nur ſoviel erwiedern, als die kurze die noch übrig geblieben iſt erlauben will. — — Daß der Herder irgendwo bedeutend recenſirt wäre, iſt uns nicht bekannt. Daß Du Dich endlich zu dieſem Geſchäft entſchloſſen haſt, iſt rühmlich vortrefflich und überaus gut. Betreffend Deine Briefe über Lucinde, ſo iſt das wichtigſte daß Du ſie bald machſt; unterbringen will ich ſie wohl, wenn Du aber darauf warteſt, ſo wird es zu ſpät. — Ich erwarte und hoffe und wünſche die unbedingteſte Freymüthigkeit von Dir, lieber Freund. Ich erwähne dies, weil Du das was ich Dir wegen der Dich betreffenden Stellen in den Ideen ſchrieb, faſt misverſtanden haſt. Traue mir nur zu viel Sinn für die eſoteriſche Polemik zu, wie ich auch Dir; am Ende ſind wir doch die einzigen Liebhaber von ihren hohen Heiligthümern. Schelling iſt von dieſer Seite noch ganz ſtumpf; er hat viele Antipathien, die er weder zu verbergen noch zu lenken weiß, aber zu haſſen iſt er nicht fähig. Ich meynte aber nur, es hätte Dir in den Ideen etwas ad extra, wie Goethe es nennt, misfällig ſeyn können, da ja die Welt mit jenen Myſterien nichts zu ſchaffen hat. Ich kam darauf, weil Du die Stelle von Novalis über Dich nicht ſo gedruckt wünſchteſt*).

Mit der Encyklopädie haſt Du ſehr Recht. Ich wäre auch wohl ſo weit, daß wenn ich von nun an daran ginge, ich ziemlich bald ans Ausarbeiten kommen würde; ja ich bin geſonnen, wenn die andern Plane nicht dazwiſchen treten, Oſtern 1801 dieſelbe ganz zu geben. Wenn ich ſie nur nach Würden bezahlt bekomme: denn ſie iſts doch eigentlich, die mir ſeit Jahren die meiſte Zeit koſtet.

Denk Dir nur, eine neue Begebenheit! Du weißt, ich bereite mich zur Lucinde im Platon vor. Da habe ich eben den Hippias, Phaedrus, Philebus, Gorgias, Protagoras geleſen und viel Betrachtungen darüber angeſtellt, nebenbey auch wie man ihn überſetzen ſoll, als der Frommann, aus Gelegenheit daß der Wagner, von dem Du ein Platon-Lexicon unter meinen Büchern finden wirſt, ihm eine Ueberſetzung des Platon angetragen, mit mir darüber redet, weil er von Tieck vernommen, daß ich daſſelbe wolle. Er bekommt zu Zeiten Luſt etwas Rühmliches zu unternehmen, und ſeine Luſt war denn auch diesmal ſo groß, daß er zwei Louisd'or und alle anderen Bedingungen (die uns jetzt ſchon erſprießlich ſeyn würden) einging. Wie aber mit dem Volke nichts rechtes anzufangen iſt, ſo kommt er eben, da ich Dir wegen der Gemeinſchaftlichkeit dieſes Unternehmens ausführlich ſchreiben will, wieder und meynt, wenn der Wagner, an den er desfalls geſchrieben, nicht zurückträte, könnte er es nicht wagen, weil ihm dieſe Competenz immer viel rauben würde, ſo mittelmäßig der Menſch auch ſein möchte. Ich bin alſo wieder am Flecke; aber aufgeben will ich es durchaus nicht, ſondern wenn er zurücktritt, einen andern Verleger ſuchen, ehe uns ein andrer das Ganze verpfuſcht. — —

---

*) Vermuthlich die ſich auf Schleiermacher beziehende Stelle in der Europa, Novalis S. W. I, 205 [vierte Aufl.].

Die Beſtimmung des Menſchen wird für mich vor der Hand wohl noch eine Weile im Unbeſtimmten ruhen. Ich bin an der Lucinde, und es iſt wahrlich hohe Zeit daß ich daran bin. Ich glaube auch, daß Deine Beſtimmung oder Notiz derſelben mir einen weit beſtimmteren Eindruck geben wird. An ſich halte ich's für eine falſche Tendenz, daß Fichte ſich in dergleichen Redensarten gebraucht. Zu dem was wir ein Geſpräch oder auch nur einen Brief nennen, wird er es nie bringen, da ja ſelbſt ſeinen Reden ans Volk, zu denen er doch ſonſt entſchiednen Beruf hat, immer etwas fehlt, was doch nicht fehlen dürfte. Sehr gefreut habe ich mich unter andern auch darüber, daß Du ſo ernſtlich und ſo en detail über die Poeſie nachdenkſt. Ich halte das für ein günſtiges Zeichen, und erwarte auch mit Zuverſicht, nicht nur einen Roman ſondern auch Elegien mit Gottes Hülfe zu erleben. Ueber den Roman iſt im Geſpräch faſt nur negativ die Rede. Ein geſprochenes Geſpräch ſollte uns bald weiter führen, jetzt, da ich nicht nur über manches, ſondern auch überhaupt mehr im Klaren bin. — Ich freue mich ſehr über Deine Plane und daß dieſelben in Deinem Kopfe ſo munter werden. Möchten ſie Dir nur gar keine Ruhe laſſen und alle Calender vertreiben. Ich weiß kaum, was ich zunächſt wünſchen ſoll. Für mich ſelbſt natürlich die Viſionen, für die Gemeinde der Heiligen einen Roman, ad extra aber ein tüchtiges philoſophiſches Werk. Es iſt ſchmählich, daß Du nicht recht an die jetzige *Philophyſik* willſt. Sie iſt doch auf dem ſogenannten theoretiſchen Felde das einzige was Leben hat, das einzige Zeichen der Zeit. Du haſts ſelbſt verkündigt*), und nun hältſt Du Dich in Deiner alten Ruhe; da Du doch durch Deine chemiſchen Kenntniſſe ſo ſehr gegen uns arme Schächer im Vortheil biſt. Mir fehlt es gar ſehr an der Anſchauung, und ob ich gleich durch den Umgang mit Schelling, Ritter, Hardenberg ſo weit gekommen, daß ich dieſe einen durch den andern gleichſam verſtehe, ſo drückt mich doch jener Mangel ſehr, und ich muß ihm in der That bald abhelfen. Tieck war ſchon vor dem Leſen meines Geſprächs voll von Philophyſik; indeſſen hat das Philo bey ihm zu ſehr das Uebergewicht. Wilhelm hingegen nimmt es faſt zu ſtreng und wiſſenſchaftlich. Indeſſen iſt doch ſchon viel gewonnen, daß er ſich nach dergleichen Reden als wohlumkränzter Dichter für verpflichtet hält, Phyſik zu ſtudiren, ſo daß wir denn auch wohl zuſammen bey Ritter in die Schule gehen werden. In der That hat meine Rede über die Mythologie einen großen Eindruck auf ihn gemacht. — Für mich iſt die Phyſik immer noch faſt nur Quell der Poeſie und Incitament zu Viſionen. Vermuthungen habe ich wohl über das Wiſſenſchaftliche, aber ehe ich ſie ins Reine bringen ſoll, werde ich die Mathematik eben auch dazu nehmen müſſen. Indeſſen für Schelling's Naturphiloſophie reicht die meinige auch wohl hin, und ſo will ich *dieſe* Anforderung wohl wieder zurücknehmen. — Aber das ſtimmt ſchlecht zuſammen, daß Du in einem und demſelben Brief nach dem kritiſchen Inſtitut rufſt, und mir dann ganz gelaſſen verkündigſt, daß Du Phyſik und Mathematik dafür übernehmeſt, ſey ſo bald keine Ausſicht. Wer ſoll es denn? Von Ritter ſind große Dinge zu erwarten, nur vor der Hand keine Recenſionen, er iſt zu ſehr mit dem Erfinden beſchäftigt. Schelling mag in den vier Pfählen ſeines phyſikaliſchen Journals hauſen, aber zur Kritik traue ich ihm ſowenig wie Fichte Talent zu, bis ich Zeichen ſehe. —

---

*) Reden, S. 171 ff. der erſten Aufl.

[*Nachſchr.*] Daß der Spener eine Ueberſetzung des Platon zu ordentlichen Bedingungen nähme, daran iſt wohl gar nicht zu denken?

Dorothea an Schleiermacher.

Den 14. Februar 1800.

— Wie ſehr mich Ihr Vorſatz mit der *Ueber Lucinde* freut, kann ich Ihnen nicht ſagen; aber ich muß Ihnen geſtehen, daß ich es erwartete von Ihnen — möchte es doch kein Verhältniß geben das Sie abhält Ihren Namen zu Ihrer aufrichtigen Meynung zu geben! Fr. ſteht mit Bohn in Unterhandlung wegen der Briefe; er hat ihm ſehr artig geantwortet, ſtößt ſich aber gewaltig an der Anonymität, Friedrich will ihm nun wieder ſchreiben, doch hoffentlich wird er Ihnen eigenhändig über die Sache ſchreiben. — — Wolle mich nur das Glück begünſtigen, daß ich noch einige Jahre lang meinen Freund unterſtützen könnte!*) Es iſt gewiß und hier kann man das eher wahrnehmen, als in Berlin, daß er in einigen Jahren große Schritte thun muß. Er arbeitet auch jetzt redlich und unermüdlich, aber wie kann man von einem Künſtler verlangen, daß er mit jeder Meſſe ein Kunſtwerk liefere, damit er zu leben habe? *Mehr verfertigen* kann er nicht, es dürfen aber nur einige Umſtände zuſammen treffen, ſo bekömmt er *mehr bezahlt*, und das müſſen, das dürfen wir hoffen; treiben aber und den Künſtler zum Handwerker herunterdrängen, das kann ich nicht und es gelingt auch nicht. Was ich thun kann liegt in dieſen Gränzen: ihm Ruhe ſchaffen und ſelbſt in Dehmuth als Handwerkerin Brod ſchaffen, bis er es kann. Und dazu bin ich redlich entſchloſſen. — — O mein Freund! ich bin beſchämt, daß ich Ihnen ſo viel für mich zu thun und zu denken gebe, wodurch werde ich Sie belohnen können? Wann werde ich Ihnen eine reine Freude mit meinen Briefen machen können? Ohne Aufträge, Beſorgungen und Beſorgniſſe? Was werden Sie zu dieſem ungeheuer großen ſchwazhaften Briefe ſagen? Ich konnte heute mit dieſen Sorgen der wirklichen Welt für keinen Preis das loſe und übermüthige Weſen im Roman treiben, ich entſchloß mich alſo, um nicht in dummen Trübſinn zu verfallen, Ihnen recht vieles zu ſchreiben und was man nennt mit Ihnen zu plaudern. Ich ſitze dabey auf Ihrem gelben Sopha, die Füße bequem hinaufgelegt, Sie ſitzen neben mir und treiben Scherz und Hohn mit meinen Sorgen und meinem betrübten Geſicht! Friedrich ſieht über uns hin und denkt an das was wir ſagen, aber mit einem ſo tiefen Ausdruck, daß man ſchwören möchte, er denkt an die neue Mythologie. Apropos wie gefällt Ihnen dieſe?*) Jetzt brütet er den zweyten Theil der Lucinde witzig aus. Selten hat er einen ſo ſchönen, naiven, witzigen, erfreulichen und freundſchaftlichen Brief geſchrieben, daß er mich recht in die Seele erfreut. —

---

*) Sie ſpricht vorher vom Florentin und von Ueberſetzungen, welche ſie ſchon während der Beendigung deſſelben anfing.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 10. März 1800.

Ich danke Dir herzlich für die Bereitwilligkeit uns zu helfen. Wir können freylich noch nicht genau überſehn was wir brauchen werden und wie es mit uns gehen ſoll; aber eben in den jetzigen Umſtänden dürfen wir uns nicht ſo ins Blinde wagen. Ich hätte wohl bey Dir angefragt, ob Du vielleicht einen andern Weg wüßteſt mir beyzuſtehn, denn da jetzt meine Lage ſich ſo ſehr zur baldigen Sicherheit nähert, darf ich weniger Bedenken tragen, die Hülfe eines Freundes zu gebrauchen; aber daß Du keinen andern als den ſchon einmal verſuchten freylich nicht wünſchenswürdigen Weg wählen willſt, iſt ein Beweis, daß es keinen anderen giebt. Uebrigens iſt hier alles noch im alten Zuſtande. — —

---

*) Das im Geſpräch über Poeſie über Mythologie Geſagte, beſonders in der Rede über Mythologie, Athen. III, 1. S. 94.

Nächſten Poſttag ſchicke ich Dir eine Ankündigung der Ueberſetzung des Plato für das Athen., und wenn es irgend noch Zeit und Raum iſt, ſo laß ſie ja noch in dieſes rücken, denn das nächſte wird doch leicht nicht ganz ſo ſchnell nachfolgen als es könnte. Ich habe mit Frommann auf zwey Bände den Vertrag geſchloſſen zu 10 Thlr. für die Ueberſetzung nebſt den Anmerkungen, und 15 Thlr. für die Einleitung, die Oſtern 1801 erſcheinen ſoll. Die erſte Anfrage, die ich nun an Dich ergehen laſſe iſt, ob Du in der Ankündigung und auf dem Titel genannt ſeyn willſt. Die erſte werde ich danach einrichten. Uebrigens bleibt es ja wohl bey unſrer alten Abrede, daß jeder das Geſpräch, was er gewählt hat, allein überſetzt und mit Anmerkungen begleitet, dem andern aber mittheilt, der durch Kritik oder was die Anmerkungen betrifft durch hiſtoriſche Zuſätze das ſeinige zur Vollendung beyträgt. Ich denke das Werk mit einer Einleitung über das Studium des Plato zu beginnen, die ich ſelbſt machen wollte, und wenn es dereinſt vollendet iſt, wieder mit einer Charakteriſtik des Platon zu beſchließen, die ich Dir zu überlaſſen gedachte. Hältſt Du es aber für zweckmäßiger die Rollen zu tauſchen, ſo ſchreib es mir.

Ich rechne nicht auf eine zweyte Auflage; das Werk muß alſo gleich ſo geordnet werden wie es bleiben kann. Nun wäre ich ſehr für eine hiſtoriſche Ordnung. Bey der letzten Lektüre ſchien es mir, als müßte ſich ein Stufengang entdecken laſſen, als ſchlöſſen ſich mehr Geſpräche an einander als man gewöhnlich annimmt, und als ſey es ſehr möglich eine inſtructive Suite herauszuheben, die die Ueberſicht des Ganzen nicht wenig aufhellen würde, wenngleich es gar nicht nöthig wäre, daß jeder Dialog ſeine Stelle darin fände. Nun iſt meine erſte Anforderung an Dich, daß Du mir hierüber ein förmliches Gutachten mittheilſt.

Ueber das philoſophiſche Journal werden wir uns mündlich noch verſtändigen. Es iſt doch nur noch ein entfernterer Plan. Eigentlich kein neuer: ich dachte mir nur, daß was wir ſchon lange gemeinſchaftlich über Leibnitz verabredet, mit dem was ich für Spinoſa thun möchte, was Du, nebſt allem Polemiſchen und Dialektiſchen was wir beyde je im Sinne gehabt, oder noch im Sinne haben werden, nebſt vielen kritiſchen und hiſtoriſchen Vorarbeiten und Nacharbeiten, ſehr gut auf dieſe Art in eine Phalanx zuſammengeſchloſſen werden könne. Ich denke mir kein eigentliches Journal dabey, ſondern eine periodiſche Schrift, die zweymal des Jahres in einem mäßigen Band erſchiene. Merkantiliſche Schwierigkeiten ſind dabey aber nicht, denn dieſe Form des Journals wird immer gewöhnlicher, ſo daß ſich auch die Philiſter unter den Buchhändlern daran gewöhnen. Ich dachte mir, daß Deine Kritik der Moral, ja ſogar die polemiſche und dialektiſche Seite Deiner Theorie der Religion hier die beſte Stelle finden würden. Es liegt in dem Weſen des Polemiſchen, ſich ſelbſt als permanent zu conſtituiren — und vieles andre wäre darüber zu ſagen, was Du wohl denken wirſt. Ich würde vorzüglich darauf außer der Polemik und Dialektik ſehen, die ſogenannten Schwärmer unter den Philoſophen durch Charakteriſtik, Ueberſetzung, auf jede Weiſe wieder zu erwecken, auch die Phyſik der Alten rege zu machen durch Darſtellung derſelben. Das was man praktiſche Philoſophie nennt, würde ich aber gänzlich Dir überlaſſen, und es würde in den meinigen nichts ſeyn, was mit Deinen Beyträgen von fern nur collidirte. Unſre Polemik und Dialektik aber ſcheint mir kann ad extra nicht beſſer erſcheinen, als in Gemeinſchaft, ſo ſehr ſie auch ad intra wieder in ſich polemiſiren mag. Das iſt eigentlich der Grund auf dem mein Plan ruht, außer jenen alten συμpolemiken, wie die über Leibnitz. — —

Noch Eins. Darf ich wohl eine Canzone an Dich machen, worin ich von den Reden über die Religion redete? Verſteht ſich wie man in einer Canzone über dergleichen redet; alſo gerichtlicher Gebrauch wäre immer nicht davon zu machen. Aber Deinen ganzen Namen muß ich über die Canzone ſetzen dürfen, ſonſt kann ich ſie gar nicht machen. Ich möchte wohl mit dem Frühling einige der Art dichten, worin ich den Olymp und die Olympiſchen Spiele deſſen was Du Kunſt zu nennen pflegſt, beſſer hoffe darſtellen zu können, als in den Ideen geſchehen konnte. Denke Dir alſo gleichſam Pindariſche Siegeslieder in der Form der Canzone. Ich dachte außer der an Dich vielleicht eine an Schelling [zu] machen über ſeine Phyſik, auf den Tod des jungen Wackenroder, vielleicht an Hülſen zur Aufforderung daß er die alten Götter verkündigen ſoll. Wenn ich außer der Lucinde auch die Dithyramben vollendet habe, mache ich wohl eine auf mich ſelbſt. Gegen die erſte Lucinde bin ich jetzt auch oft polemiſch geſinnt aus der Tiefe der zweyten heraus; wenn ich aber, wie es mir nur zu leicht geſchieht, beide als Eins und vollendet denke, ſo kann ich es göttlich finden. Der Enthuſiasmus mit dem ich jetzt arbeite, iſt beſonnener und eben darum brennt er tiefer ein oder aus. Auf Deine Briefe freue ich mich unſäglich, beſonders auf das darin was mich belehren wird, und worüber ich nicht Divinationsverſuche anſtellen mag, wenn ich es auch zu können glaubte. Bohn hat es acceptirt, doch iſt über die Bedingungen noch nichts abgeſchloſſen. Es wird hier bey Frommann gedruckt. Ich ſehe ihm recht bald entgegen. Die Gedichte zur zweyten Lucinde habe ich nun fertig, ſieben an der Zahl. Doch eins werde ich wohl noch zum Schluß machen.

Gruß und Heil. — Heute vor dem Jahre kamſt Du zum Beſuch von Potsdam zu meinem Geburtstage.

Dorothea an Schleiermacher.

Jena, den 10. März 1800.

— — Ich nehme eine geſchnittene Feder, und lege ein neues Blatt an, danke Gott daß ich für dieſesmal wieder über den Finanzartikel hinweg bin. Laſſen Sie mich Ihnen noch ein paar Gemüthsworte ſagen. Für's erſte erkläre ich Ihnen meine Liebe, ja meine Liebe; und zwar nicht etwa daher weil Sie ſo gründlich und liebreich ſich unſer annahmen — das gehört ins Dankbarkeitsdepartement —; ſondern weil Sie liebenswürdig ſind, weil Sie die Lucindenbriefe ſchreiben, kurz weil Sie mit Anſtand und Würde mein ganzes Herz erobert haben. Wie ich begierig bin, dieſe Ihre Briefe zu leſen, können Sie denken; die Polemik verſtehe ich ſchon jetzt, noch ehe ich ſie leſe. — —

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 17. März 1800.

Hier ſteht es ſchlecht. Caroline hat eine ernſthafte Krankheit, eine Art von Nervenfieber; und wir warten mit Ungeduld Sehnſucht und Schmerzen ſeit zwey Poſttagen auf das verheißene Geld, ohne daß es kommen will. Doch es wird ja wohl, Karoline beſſer und wir alle wieder froher werden!

Mit der Lucinde geht es gut; es macht mir wenigſtens große Freude daran zu arbeiten, ich habe Muth dazu, und ich denke es wird ganz nach meinem Sinne gerathen. Deinen Briefen über die erſte ſehe ich nun auch allmählig mit Verlangen entgegen. — Um Dir doch etwas mit dieſer guten Gelegenheit zu ſchicken, lege ich zwey Sonette bey, die mir ſo in den erſten Anfällen von Poeſie entſtanden ſind. Ich ſchicke ſie Dir, weil Du Dir daraus vielleicht eine gewiſſe Art von Idee über die Dithyramben machen kannſt. Ich habe das Sylbenmaaß für dieſe nun conſtruirt: jedes ſolche Sonett ſoll eine Hauptmaſſe anfangen (daher nehme ich auch den Mund etwas voll darin). Das an den Apollo die erſte, die vom Enthuſiasmus handeln wird; das an die Diana die zweyte, welche die Natur aus dem Epheſiſchen Standpunkte darſtellen wird*). Die dritte Maſſe handelt von der Cybele u. ſ. w. — Wenn Du auch keine Canzone haben willſt, ſo kann ich Dich auf keinen Fall von Epiſteln losſprechen; es giebt äußerſt wenige Subjecte an die man eine Epiſtel richten könnte. Wirſt Du mir für dieſen Gebrauch genommen, ſo geht mir faſt die ganze Gattung verloren, zu der ich eine alte Liebe habe. Ich dachte wohl im Frühjahr, wenn die Lucinde fertig iſt, eine Epiſtel über die Poeſie an Dich zu richten. — Ueber das Journal habe ich mich neulich, wie ich fürchte, nicht ſo klar gemacht, als es doch in mir war. Ich erwarte nun erſt Deine Antwort darauf.

---

*) Die Entſtehung der beiden Gedichte [S. W. IX, 26] fällt hiernach nicht wie dort angegeben 1801; gedruckt ſind ſie zuerſt 1802 in A. W. Schlegel's und Tieck's Muſenalmanach. Der umfaſſendere poetiſche Plan, für den ſie beſtimmt waren, kam nicht zur Ausführung.

Der Himmel gebe uns allen Gedeihen und Segen.

Jena, den 21. März 1800.

Dein Brief war mir ein wahres Labſal. Es iſt faſt nöthig, daß ein andrer Freude an mir hat, damit ich ſie haben kann, denn hier fehlt es nicht an mancherley Verdrießlichkeiten. Unſre Geldnoth kennſt Du zur Genüge, und ich hoffe wenn Du dieſes erhältſt, wird der traurige Frölich wenigſtens ſeine Schuldigkeit erfüllt haben. Außerdem hat Karoline ein Nervenfieber, und wenn es gleich nicht gefährlich iſt, ſo iſt es doch langwierig und hält Dorotheen unter andern ab zu arbeiten. Kurz es iſt auch faſt nichts an uns zu rühmen, als daß wir geſund ſind, und dichten in italiäniſchen und ſpaniſchen Weiſen. Daß Du Deinen Namen, den ich freilich dazu in ſeiner ganzen Länge brauche, zu einer Canzone hergeben willſt, nehme ich mit Dank an, wiewohl es ſeyn kann, daß ſich die ſeynſollende Canzone in eine Epiſtel und ein Sonett zerſetzt. Das Frühjahr wird wohl manche Frucht bringen. Herzliche Freude und vielen Muth giebt mir der Deinige zu dem Platon. Bey der jetzigen Ankündigung will ich mich lieber allein nennen; zwey Namen, das iſt den Leuten ſchon viel zu bunt und macht ſie kopfſcheu, wenn es nicht ein Journal oder ein Almanach iſt: aber auf dem Titel des Werkes ſelbſt müſſen unſre Namen vereinigt ſtehen. Ich erwarte in einiger Zeit etwas auf meine Anfrage wegen der Ordnung. Ehe die Lucinde fertig iſt, werde ich höchſtens zum Sympoſium oder Menexenus Muße finden; nachher aber ſoll er an die Tagesordnung kommen. Du mußt heute ſehr vorlieb nehmen; ich bin ermüdet von einem Gedicht, das ich habe fertig machen müſſen. — Die Ankündigung des Plato wirſt Du nächſtens in der A. L. Z. und andern common places finden, dergleichen das Athenäum doch nicht iſt. Ich bin heute nicht fähig dazu, weil ich ſie doch ſorgfältig bedenken muß.

Es hat mich ergözt und gerührt [und ich lache euch aus. Dorothea], daß Du auf die Ziehung der Lotterie gewartet. Es kommt Dir alſo auch ſo vernünftig und nothwendig vor, daß wir gewinnen müſſen, daß Du Dich verwunderſt wenn es nicht geſchieht. Als ein Mann Gottes haſt Du vielleicht nähere Kunde, und Deine Zuverſicht beſtätigt alſo die meinige nicht wenig. Ich bin ſeit ſieben Jahren etwas unempfindlich gegen die Geldnoth geworden, und bleibe unerſchüttert bei der einmal erkannten Nothwendigkeit. Aber manchmal möchte ich doch in Unmuth gerathen, wenn ſich ganz epiſodiſche Verdrießlichkeiten einſtellen, und wenn andre mit mir und durch mich leiden. Indeſſen iſt noch nichts ſo ſchlimm, daß nicht noch alles ſehr gut werden könnte. Wilhelms Gedichte erhältſt Du in wenigen Tagen; Du wirſt ihn oft ganz neu finden. Behalte mich lieb.

Jena, den 28. März 1800.

Hier ſteht alles ziemlich traurig und ſo mußt Du auch mit einem traurigen Brief zufrieden ſeyn. Karoline iſt noch krank, Dor. noch geſtört und wir ſind auch noch ohne Geld. — Von Dor. werde ich wenigſtens ein Verschen beylegen, woraus Du ſiehſt, daß ſie Deiner gedenkt und daß ſich ihre Laune nicht ganz unterdrücken läßt. Doch iſt ſie eigentlich troſtlos ſo gar nichts thun zu können. Uebrigens laß aber nur ja ſo bald und ſo viel an dem vierten Stück Ath. drucken als Frl. irgend will und kann. Ich ſchicke Dir dazu das Gedicht an die Deutſchen von mir und die Nacht von Hardenberg. Iſt noch nichts abgedruckt, ſo laß mit dem erſten das ganze Stück anfangen. Sonſt iſt die Ordnung gleichgültig. Die Gedichte aus dem Griechiſchen und das von der Tieck laß auch nur gleich drucken, ſo ſieht man wie viel es macht und arbeitet nichts überflüſſiges.

Ich habe mich ſehr gefreut daß Du in den Plan des philoſophiſchen Journals eingehſt, mehr als ich heute ſagen kann, über die Sache ſelbſt und über die Gemeinſchaftlichkeit. Wenn ich bedenke was ich ſeit vier, fünf Jahren für Philoſophie zuſammengehamſtert habe, ſo ſollte ich wohl den Muth haben, übers Jahr anzufangen, aber kaum wage ichs, wenn Du nicht verſprechen kannſt, für das erſte Stück das meiſte zu thun. Haſt Du, wie ich faſt vermuthe, die Abſicht, die Kritik der Moral hineinzugeben, ſo wird Dir dies nicht ſchwer werden. Auch über Spinoſa und gegen Jacobi bedarf es ja nur einen kräftigen Anſtoß bey Dir. Nächſtens mehr, ſo wie auch über Plato's Anordnung; die Du vorſchlägſt, enthält ſchöne Elemente zu einer Conſtruktion ſeines Geiſtes: ich ſuchte eigentlich eine hiſtoriſche und ich halte es nicht für unmöglich ſie zu finden. Lebe wohl theurer Freund. Gedichte mache ich immer noch genug, aber was hilft es, wenigſtens für jetzt.

(Ohne Datum.)

— — Herzliche Freude haben mir Deine Lucindenbriefe gemacht; um ſo mehr, da ich mich eigentlich mit beſtimmteren Divinationen, wie ſie ſeyn möchten, bisher nicht in Unkoſten geſteckt hatte. Denn das iſt der einzige Fall, wo ich die Fichte'ſche Formel, daß man zu dergleichen keine Zeit habe, für mich anwendbar finde. Es thut mir unglaublich wohl, mit dieſer Tiefe und mit dieſer Freyheit und Anmuth über mein Werk reden zu hören, ich ſehe mit Sehnſucht und Hoffnung der zweiten Epiſtel entgegen, und wünſchte, Du mögeſt das Ganze ſo in einem Guß vollenden können. In dem nicht mitgezählten Brief, der auch die Zueignung enthält, finde ich zwar wohl noch etwas Zwang ſichtbar. Da dieſer aber ſo unerwartet abnimmt, und es immer wärmer und freyer wird je tiefer es eingeht, macht ſich das im Ganzen ſchon jetzt ſehr gut, und wird wenn das Ganze erſt ganz iſt, wohl als nothwendig erſcheinen. Der Brief von Erneſtine iſt beſonders ſchön. Ich habe nun ſchon eine beſtimmtere Anſicht, wie Du Deinen Roman ſchreiben wirſt. Auch ahnde ich nun ſchon, wo Deine Polemik hingehen wird, und gebe Dir, wenn ich recht ſehe, zwar nicht gegen mich aber doch gegen die Lucinde vollkommen Recht.

Es thut mir ſehr leid, daß die Ankündigung des Plato nun ſchon gedruckt iſt, da Du es für nothwendig hälſt, wenn Du einmal genannt werden ſollſt, daß es gleich geſchehe. Das erſte ſcheint mir nun auch nothwendig, par ce que je m'en glorifie, das letzte nun nicht ſo, und es thut mir auch nicht leid weil ich glaubte daß etwas unrechtes geſchehen ſey, ſondern weil nun gleich im Anfange des geliebten Unternehmens etwas nicht nach Deinem Sinne geſchieht, und dieſes iſt wichtiger als die ganze Veranlaſſung. Mit Erſtaunen aber habe ich geſehen daß Du dieſe Maaßregel ſo misverſtanden haſt, als dürfte nun Heindorf nichts davon wiſſen. Ich habe vorausgeſetzt, dieſer würde der erſte ſeyn, dem Du es gleich ohne Verzug mittheilen würdeſt, da ſich gewiß wenige dafür ſo lebhaft intereſſiren werden. Erfahren es Spalding ꝛc., Wolf ꝛc. durch ihn, deſto beſſer. Sie werden deſto mehr Zutrauen zu dem Werke haben, weil ſie Dich kennen. Aber das findet freylich nur bei dieſen Statt, den anderen hätte ich nur ein Räthſel hingeworfen, und würde der Ankündigung des Werkes geſchadet haben. Wie können Zwey den Plato zuſammen überſetzen? Das iſt nun wieder ſo ein Fr. Schlegel'ſcher Streich, würde es geheißen haben, andrer Fragen nicht zu gedenken. Meine Meynung iſt nun, daß Du auf dem Titel genannt werdeſt, und daß in einer beſonderen Vorrede (natürlich außer der Einleitung über das Studium) von den kritiſchen Grundſätzen der Ueberſetzung, von der Anordnung, beſonders aber von der Gemeinſchaftlichkeit des Unternehmens, der Art und den Grundſätzen derſelben, den Gelehrten, beſonders den philologiſchen Rechenſchaft gegeben wird. Da dieſe Vorrede nun mit zu den proömiſchen Umgebungen gehört, ſo wirſt Du ſie vielleicht auch zu meinem Antheil rechnen, wenn ich auch Deine Hülfe dabey ſehr nöthig haben ſollte. Da denke ich unſre Gemeinſchaft des Werks würdiger anzukündigen als es in der Zeitungsannonce geſchehen konnte, wo es nur geſchadet hätte. — Grüße den Heindorf doch recht herzlich von mir; ich ſchreibe ihm nächſtens einen ordentlichen Brief. Du hätteſt mir wohl einmal Nachrichten von ihm geben können. — —

Ohne Datum.

Du haſt mich ſehr freudig überraſcht und nun komme ich mir eigentlich ſelbſt etwas lächerlich vor, daß ich ein Buch dreymal hintereinander durchgeleſen habe was ich zuvor mehrere Wochen auf der Stube gehabt, ohne auch nur einen Blick hineinzuthun. Aber Du glaubſt nicht, wie ſehr mich der blaugrüne Umſchlag abſchreckte. Es hat kein Menſch im Hauſe einen Blick hineingethan, als Caroline und Schelling, die nun eben nicht gemacht waren das Kleinod zu finden, und da ich vollends hörte, es ſey eine Nachahmung der Reden, ſo erklärte ich mir gleich, daß der Verfaſſer es Dir geſchickt und es dann aus Verſehen hineingerathen, und da überſtieg der Abſcheu bey weitem die Neugier, die jezt ſo ausſchließend faſt auf Spaniſch und Italieniſch auf Canzonen Sonette Stanzen Romanzen Villanicos und dergleichen gerichtet iſt*).

Du haſt auch mir eine ſchöne Gabe gegeben, mit dem Ganzen zuerſt und dann auch mit ſo vielem Einzelnen, daß ich nicht von jedem werde reden können. Was ich zunächſt auf mich bezogen habe, finde ich ſehr würdig und ſehr liebenswürdig**); aber nicht ſowohl dadurch als durch das Ganze oder auch den Geiſt andrer Stellen iſt mir eigentlich das völlig gelöſt, was mich in dem lezten Winter am empfindlichſten gekränkt hat. Ich verſtehe es nun, wie es gemeynt war, und es iſt nicht mehr. Unter den einzelnen Stellen habe ich mich am lebhafteſten gefreut über die vom Vaterlande und über die Verbindung des Darſtellungstriebes mit der Ahndung des Todes***). Du glaubſt nicht, wie ſehr ich mich über die Uebereinſtimmung in dem erſten Stück freue. Auch Deine Anſicht der Kunſt iſt mir nun klarer geworden, nämlich warum Du die

---

*) Die hier öfters erwähnten Gedichte zur Lucinde ſind wohl meiſt in den Cyclus „Abendröthe" Muſenalmanach 1802 S. 133—157 übergegangen, vergl. Fr. Schlegel an Rahel, Galerie 1, 232. Ein andrer Reſt des projektirten zweiten Theiles der Lucinde iſt offenbar in Fr. Schlegel's poet. Taſchenbuch für 1806 S. 349 der „Wettgeſang", wie ſchon die Namen von Julius, Antonie und Clementine zeigen. Zu denſelben gehören endlich alle Gedichte Fr. Schlegel's in Vermehren's Muſenalm. für 1802 nach Europa I, 1. S. 98.

**) Geht wohl auf Monologen p. 59—61 [erſte Ausg.].

***) S. 80 ff. S. 129 ff.

Selbſtbildung, die innere Anſchauung oder wie Du es ſonſt in dieſer Beziehung nennen willſt, damit unvereinbar findeſt*). Daß dieß nicht ſo iſt, weiß ich zwar lange, ſo gewiß Du Deine Freiheit weißt: aber jetzt glaube ich den Grund Deiner Täuſchung zu ſehen. Er liegt wohl ganz einfach darin, daß Du Dir die Kunſt ſo grade gegenüberſtellſt: denn objectiv iſt nun einmal die innere Anſchauung unbegreiflich und erſcheint als unmöglich, was man nur ſubjectiv durch die That wiſſen kann. Mir iſt es durch den Gegenſatz noch klarer geworden, da die Künſtler gerade umgekehrt wie Du denken; und dieß iſt ſo objectiv, daß es dabey auf ihr eignes Verhältniß zum Sinn gar nicht ankömmt. Mögen ſie ſelbſt noch ſo fern von aller Myſtik ſeyn und ſie aufrichtig verachten, ſie werden ſie an einem Künſtler immer als eine verzeihliche Schwäche dulden, für den thätigen und geſelligen Menſchen aber jede Anwandlung derſelben tödtlich finden, und ſich hier ganz wie gewiſſe Frauen an die äußere Erſcheinung der Energie halten. Da Du einmal ein Exemplar zurückſchickteſt, hätteſt Du doch das andre auch wieder mit beylegen ſollen. Ich werde zwar mit dieſem Buche ſehr geheim umgehen, indeſſen hätte ich doch gern mit Hardenberg ohne Dich zu nennen den Verſuch gemacht, und wie leicht kann ſich noch eine Gelegenheit finden. Dorothea wird dieſes gewiß weit beſſer verſtehen können als die Reden. Auch von meiner Schweſter möchte ich dieſes vermuthen.

Deine Reden haben einen ſehr eifrigen Leſer an Ritter, der überhaupt jetzt in ſeiner vollen Gährung iſt; aber eben darum iſt es ſchwer über einen ſolchen Gegenſtand einen beſtimmten Eindruck aus ihm herauszufiſchen. Ich ſchreibe Dir heute nur das; denn alles andre was ich ſchreiben könnte iſt nicht tröſtlich, und ich bedürfte doch des Troſtes faſt ſo ſehr als des Geldes. Lebe wohl.

[Doroth. Nachſchr.] Es iſt nicht wahr, er bedarf keines andern Troſtes als des Geldes.

---

*) Schlegel combinirt was er in ſeiner Rec. der Reden [Ath. II, 290] über Schlm.'s Auffaſſung des Verhältniſſes von Religion und Kunſt hervorgehoben hatte mit Monologen S. 44 ff.

Ohne Datum.

Heute muſt Du ſehr vorlieb nehmen, mein Freund. Du kannſt Dir ja leicht denken, wie viele Störung es hier giebt. Wundre Dich daher nicht, daß ich Deine letzte Sendung noch nicht recht gründlich habe leſen können, ſondern erſt den heutigen Abend dazu beſtimmt habe, da ich mir ohnehin vorgenommen hatte, den Eſſay über die Schaamhaftigkeit noch einmal im ganzen zu leſen, ehe ich Dir mein endliches Reſultat darüber ſchreibe; daß er mich ſehr intereſſirt und intriguirt ſiehſt Du ſchon daraus und verſteht ſich ohnehin. Den Brief der Caroline hat Dorothea äußerſt liebenswürdig gefunden, und unendlich mädchenhaft, bis zum Erſtaunen. Von dem angebotenen Recht wird ſie vielleicht bey einem Wörtchen über die Liſette Gebrauch machen, weil dies doch für ein Mädchen ein ſehr mißlicher Punkt iſt. Aber verlaß Dich nur auf mich, daß weder der Liſette noch dem Brief Unrecht durch den Gebrauch jenes Rechtes geſchehen ſoll.

Schicke mir doch ein Exemplar Monologen. Ich möchte es Hardenberg und Charlotten gern im Ernſt zu leſen geben, und das geſchieht doch, wenn ich nicht, was ich durchaus nicht möchte, Dich nenne, nur durch die wirkliche in manus traditionem. Du ſollteſt doch auch Fichte veranlaſſen, daß er ſie läſe. Du weißt es ſo gut wie ich daß er das Beſte darin nur verzeihen kann, und wie es mit ſeinem Verſtehen ſteht iſt Dir auch nicht unbekannt: aber ich bin feſt überzeugt, daß er das Buch, wenn er es unbefangen kennen lernt, ſehr lieben wird, und ich weiß nicht ob Du ihm ganz die Tiefe des Gefühls zutrauſt, die er wirklich hat. Ich freue mich recht ſehr daran, daß er mich liebt; und eigentlich iſt die Art wie er mich zu verſtehen ſucht, weit über das hinaus was ich erwarten könnte, und weit über das was mit ſeinen Grundſätzen von Zeiterſparung ſelbſt gegen die Freundſchaft beſtehen kann. Mit dem Verſtehen glaube ich käme er ſehr weit; ich bin oft erſtaunt wie viel weiter ſein Verſtehen geht als ſein Sehen; und mit mir wäre er nun da auf dem beſten Wege von wegen des Liebens: aber er verſteht eben das Verſtehen glaube ich nicht recht. Er meynt außer ſeinem Ganz-

oder Garnichtverſtehen gebe es nur das lare gemeine Scheinverſtehen; das höhere Verſtehen, was immer unvollendet bleibt, hat er ſich wegphiloſophirt, obgleich es ſich denn doch durch beſſere Natur hie und da wieder bey ihm einſchleicht. Hier ſchicke ich Dir auch ein Paar Kleinigkeiten von Poeſie. Das Sonett auf die Reden hindert übrigens nicht weder die Epiſtel noch die Canzone. Die anderen ſchicke ich zur Ergötzlichkeit mit.

— — Alles andre nächſtens Platon, Philoſophie u. ſ. w.

Dorothea an Schleiermacher.

Den 11. April 1800.

— — Sie behaupten, Sie hätten keinen Reſpect für meine Gründe mich nicht taufen und trauen zu laſſen. Wie ſo das? Verdiente die Abſicht, wenigſtens noch mittelbar Einfluß auf die Erziehung meiner Kinder zu haben, keine Achtung, ſo weiß ich doch nicht wodurch ich ſie ſonſt bey Ihnen erhalten könnte, beſonders da ich ein ſolches Glück mir verſage bloß dieſer Abſicht zu Gefallen. — Auch mit Ihnen und mit unſeren beſten Freunden würden wir wohl wahrſcheinlich mehr einig werden, wenn es geſchähe; Sie ſind ja alle dafür. Alſo wenn Sie es für Recht und in unſrer Lage für das beſte halten, ſo mag es geſchehen. Aber unter keiner andern Bedingung, als daß Sie beyde Handlungen verrichten, weil das allerſtrengſte Geheimniß dabey nothwendig iſt, das nur zu ſeiner Zeit offenbar werden muß. Fichte und Alexander Dohna ſehe ich nächſt Ihnen als meine beſten Freunde an, und dieſen beyden mögen Sie alles mittheilen, und mit ihnen überlegen, wie es am beſten zu veranſtalten ſey. Ihr alle würdet Euch doch beſſer in uns finden, wenn wir getraut werden; auch Hardenberg und Charlotte; wer wird nun ſolchen Freunden zu Liebe nicht thun was man auch ſonſt vielleicht nicht gethan hätte? —

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 21. April 1800.

Sie erfreuen mich durch Ihr Zutrauen, liebſter Freund, da Sie mir die Redaction der künftigen Notizen*) übertragen wollen. Sind die Andern mit Ihnen Einer Meynung, ſo werde ich auch das Geſchäft gern übernehmen, und ich glaube man kann dabey ſolche Einrichtungen und Geſetze machen, daß die Exiſtenz eines Redacteurs etwas nützt, ohne doch dem Grundſatz der Gleichheit Eintrag zu thun. Bey Fichte's Vorſchlägen zu einem kritiſchen Inſtitut, wie er ſie uns mündlich und ſchriftlich vorgelegt hat, iſt alles auf eine monarchiſche Verfaſſung und allgemeine Subordination berechnet. Dies möchte auch für ſeinen Zweck gut ſeyn, da er ganz auf Syſtem und ſyſtematiſche Form hinarbeiten würde; aber in unſerm geſammten Kreiſe kann er dabey unmöglich ſeine Rechnung finden, und wo er anderswo gute Mitarbeiter hernehmen will, weiß ich nicht. —

Nun wäre der Titel zu überlegen. Bleiben wir bey dem bisherigen etwa ſo: Kritiſche Notizen, ein periodiſches Werk, von — aber wie nun? wollen wir uns alle auf dem Titel oder Vorrede nennen? oder keiner? oder bloß der Redacteur? In Leipzig müßte ich mich nach einem Verleger umthun, jedoch mit Diſcretion, damit der Plan nicht zu frühe bekannt wird. Ich zweiſle daß ſichs eher wird in Stand bringen laſſen als ſo, daß das erſte Bändchen 1801 erſcheint. In dieſem erſten könnte nun allerley mitgenommen werden was weiter zurücklåge, als die zunächſt vorhergehende Meſſe. — Fürs erſte ſind Sie, Bernhardi und ich die Mitarbeiter, auf deren Thätigkeit wir am ſicherſten rechnen können. Friedrich verſpricht zwar, aber er muß doch eingeſtehen, daß er noch gar keine Notizen gemacht, als ſolche wozu er einen ganz außerordentlichen Antrieb hatte, von Ihren Reden und Tieck's Ueberſetzung des Don Quix. Die Frauen, Dorothea und Caroline, können im Fache der Romane und Schauſpiele gewiß viel hübſches geben, nur muß man ſie freylich ein wenig treiben. Dorothea wird eine kleine Furcht, die ſie vor dergleichen Arbeiten hat, leicht durch die Uebung überwinden. Auf Tieck's gute Vorſätze iſt wohl am wenigſten zu bauen, vielleicht am erſten zu Teufeleyen die, dächte ich, bey jedem Bändchen einen Anhang machen müßten, ſowie auch in den Notizen ſelbſt mancherley Formen, Briefe, kleine Dialogen u. ſ. w. ja nicht auszuſchließen wären.

---

*) Der Gedanke, eine recenſirende Zeitſchrift — Notizen — zu gründen, ging aus dem Bruch mit der Jen. A. Litteraturzeitung hervor, welcher eben in den Tagen, in denen dieſer Brief geſchrieben iſt, durch die Broſchüre Schelling's und A. W. Schlegel's gegen die Litteraturzeitung für immer entſchieden wurde (vergl. Intelligenzblatt Nr. 57; die Erwähnung einer Sendung im folgenden Briefe Schlegel's an Schlm. möchte ich auf dieſe Broſchüre beziehen). Nun hatte Fichte bereits einen Plan Schelling's zur Gründung eines Organs der neuen philoſophiſchen Schule ſchriftlich ausgearbeitet, und wenn er auch die volle Ausführung deſſelben vorläufig aufſchob, ſo wünſchte er doch ein Unternehmen in kleinerem Style mit Reinhold und Woltmann, zugleich aber mit den Schlegel's ins Werk zu ſetzen. Hieraus ergaben ſich die Schwierigkeiten, an denen das Unternehmen ſowohl A. W. Schlegel's als Fichte's ſcheiterte. Vergl. auch Fichte's Leb. II, 309 ff. Die Stellen des Briefs, welche die Stellung der Schlegel zu Fichte's Plan betreffen, ſind in Fichte's Leben ausgelaſſen, dagegen mitgetheilt in Reinhold's Leben, S. 120.

Das wäre ſo ungefähr was ich fürs erſte weiß. Die Notizen würden auf dieſe Art in Schärfe der Kritik, Energie und Liberalität, auch an Furchtbarkeit ganz an die Stelle des Athenäums treten. Deſſenungeachtet thut es mir leid, dieſen Namen eingehen zu laſſen, da er einmal auf ſo ſchöne Art Haß und Schrecken erregt hat. Ich habe mich daher gegen Friedrich erboten, wenn dadurch Frölich (der nur gar zu traurig mit dem Bezahlen iſt) oder ein andrer Verleger nach dem Druck des ſechsten Stücks zur Fortſetzung bewogen werden könnte, meinen Ekel zu überwinden und mich auf eine Kritik der ſämmtlichen Wieland'ſchen Werke einzulaſſen, die ein ganzes Stück von 10—12 Bogen füllen würde, auf jeden Fall große Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen müßte, und auch als einzelne Schrift verkauft werden könnte. Doch ſagen Sie hievon Frölich noch nichts, ich denke ihn ſelbſt in Leipzig zu ſprechen, und weiterzuſehen wie es mit ihm geht. Wie geſagt, ich habe eine Zärtlichkeit für den von mir erfundenen Namen Athenäum die weit geht.

Uebrigens bin ich mit großen poetiſchen Planen beſchäftigt und lege wirklich ſchon Hand ans Werk. Der Teufel wird alſo einſtweilen bey mir zurückſtehen müſſen, ich will ſeine Geſellſchaft auch Andern überlaſſen, man ſoll nicht ſagen, daß ich dieſen geiſtreichen Mann allein occupire. Gegen die A. L. Z. wird allernächſtens ein Hauptcoup ausgeführt werden, aber nicht durch mich. Sie ſollen die Brochüre ſogleich erhalten. Daß Sie noch nicht in effectiven Verſen gedichtet haben, laſſen Sie ſich nicht reuen. Sie haben dafür die Beredſamkeit, und die iſt doch gewiſſermaaßen die Antitheſe der Poeſie. Indeſſen möchten Sie immer nur fürs erſte mit ſcherzhaften und witzigen Gedichten den Anfang machen. Zu Fr.'s ſchnellerm Fortſchritte hat wie ich mir ſchmeichle unſer reſpectives Beyſammenſein beygetragen, das wohl für uns alle gut geweſen iſt.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Ohne Datum.

Hier iſt was ich neulich vergeſſen habe. Auch noch etwas neues, worüber Du Dich hoffentlich ergötzen wirſt. Das eine Exemplar iſt für Dich, das andere für Fichte, deſſen Adreſſe weder Schelling noch Wilhelm bis jetzt weiß. Noch habe ich vergeſſen, Dir zu ſchreiben, daß der Druck ſehr bald anfangen wird, und freylich es iſt hohe Zeit. Sey nun aber auch ſo gütig und eile. Der Brief von Karoline iſt ſehr zierlich und lieblich; laß uns nicht lange warten auf das Folgende. Die Genoveva habe ich wieder geleſen und wünſche doch, daß Du ſie bald recht gründlich lieſeſt. Mir iſt das Charakteriſtiſche im Eindruck das Schöne und Liebenswürdige. Sie macht einen ſehr ſanften und zarten Eindruck auf mich. Ad extra iſt wohl die Energie der Leidenſchaft das beſte darin, die den Leuten imponiren muß. — Vom Platon ſchreibe ich auf einem eignen Blatt. Uns gehts hier wie bisher.

Dorothea an Schleiermacher.

Den 29. April 1800.

Friedrich iſt dieſen Morgen um fünf Uhr zu Vater Goethe nach Weimar gewallfahrtet. Er hat mir aufgetragen Ihnen zu ſchreiben, daß er auch Heindorfs Meynung in Anſehung des Platon wäre. Da ich um eine nähere Erläuterung dieſes Dictums bat, ſchalt er mich naſeweis, und ſagte er würde Ihnen das ſchon nächſtens ſelbſt ſchreiben. Ich war nicht wenig zornig und hätte es gewiß nicht der Mühe werth gehalten Sie eigenſt 3½ Groſchen für dieſe Worte ausgeben zu laſſen; auch habe ich es ihm nachgerufen, daß ich nun gar nicht ſchreibe, aber in dieſem Moment ſchickt Frommann nach dem Manuſcript der Lucindenbriefe; ich habe es hingegeben ſoweit es da iſt. Aber nun ſeyn Sie hübſch fix, lieber S., denn der Druck geht heute noch an. Er wollte einen Titel haben; es kommt ja wohl kein anderer dazu als darauf ſteht. Sollte etwa Friedrich noch einen dazu machen, einen ausführlicheren äußeren, ſo iſt es immer noch Zeit. — —

Ueber unſre liebſten wichtigſten Angelegenheiten ſchreibe ich Ihnen ein andermal. Ihre Gründe gegen die Heimlichkeit ſind triftig; auch war mir dieſe gleich ängſtlich, nur in der Angſt dachte ich ſie mir.

Die Lucindenbriefe, mein guter Freund, ſind ächte Briefe und nehmen Sie dafür mein Lob und meinen Dank. Was noch mehr iſt, ſie ſind weiblich; was noch mehr iſt, mädchenhaft, der von Caroline tranſcendental mädchenhaft. Gegen den Effect hatte ich ein kleines Gefühlchen darin. Was meynen Sie? Den letzten Brief habe ich, povera me! noch nicht leſen können, auch den vierten Monolog in Grunow'ſcher Hinſicht noch nicht, der Sommer und der Frühling nehmen mir Zeit und Gedanken. Zumal ſolch ein Frühling! welches ſchöne Land!

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 5. Mai 1800.

Endlich, mein Freund, wird es Zeit ſeyn Dir ausführlich und gründlich zu ſchreiben. Ich bin in Weimar geweſen, Hardenberg war hier, wir haben ihn begleitet, Karoline iſt weggereiſt. Dieſes ſind neben den permanenten Entſchuldigungen ja wohl genug. Dorothea mußt Du damit entſchuldigen, daß ſie noch immer darin begriffen iſt, den erſten Theil des Florentin zu endigen. — Die letzten Briefe über die Lucinde haben mir ſehr gefallen und mich ſehr befriedigt. Die Weiblichkeit im Styl haſt Du unvergleichlich getroffen, und die Briefe von Eleonore und Karoline ſind in dieſer Rückſicht claſſiſch und äußerſt anzüglich. Es ſind nun ſchon mehrere Bogen geſetzt, doch habe ich noch nichts zur Correctur gehabt. Da es ſehr raſch gedruckt werden wird, ſo kann es wohl eben vor Thorſchluß noch fertig werden, beſonders da Bohn ſehr lang in Leipzig bleibt. Es werden 750 Exemplare gedruckt, aber mit einem Karolin für den Bogen wirſt Du Dich wohl begnügen müſſen. Ich habe die erſte Hälfte des Manuſcripts ſchon lange in die Cenſur und den Satz geben müſſen; daher mußt Du wegen des Essay noch Geduld [haben]. Denn ſo unmittelbar wie bey den Briefen wollte mir Form und Styl nicht einleuchten. Doch achte dies nicht für mein Urtheil, ehe ich urtheilen kann, muß ich noch einmal mit voller Ruhe leſen. Es intereſſirt mich ſehr Deinen Studien der Proſa zu folgen, und es gewährt mir große Freude, zu ſehen wie glücklich es Dir gelingt. Nun nimm noch meinen Dank für das Ganze. Ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr mir das Ganze recht und lieb iſt, ad intra und nebenher auch ad extra, wie es iſt und daß es von Dir iſt.

Da ich in Weimar war, bin ich viel mit Friedr. Richter zuſammen geweſen, und habe mich recht gut mit ihm gehabt. Er iſt unergründlich, unbeſchreiblich und ganz ausſchweifend redlich, und wallfahrtet nächſtens nach Berlin, wo er mich ſehr quälte um intereſſante Frauen. In der Angſt meiner Seele nannte ich ihm endlich auch die Herz, es wird ihr ja wohl nicht unangenehm ſeyn, wenn er ſie beſucht. Auch Dich empfahl ich ihm zu beſuchen, da er doch ſchon einigermaßen wußte was die Welt von Dir ſagt. Ich gab ihm des Verſuchs wegen auch die Monologen zu leſen; es gereut mich nicht, denn er ſprach nicht unverſtändig und ſogar herzlich beſonders über die Stelle vom Sterben der Freunde u. ſ. w. Doch wittert er überall bei Dir verhüllten Fichtianismus, und das iſt nun eben der Nerve, wo ſein Verſtand Geiſter ſpürt. Es iſt Schade, daß er in ſo ſchlechter Geſellſchaft lebt, die ihn ſehr verdirbt. Mit uns müßte er noch wieder jung werden können. — Hardenberg war zu kurz hier, als daß er die Monologen hier hätte leſen können. Ich habe ſie ihm mitgegeben. Ritter meynt, ſie wären höher und heiliger noch als die Reden, in denen ihn eben die Pracht der Rede eher abſtößt als anlockt. Da haſt Du eine ganze Menge Reſultate von Experimenten, mit denen Du nun wieder experimentiren kannſt! Was ſagt denn Hülſen dazu? — Auf die Mnemoſyne bin ich ſehr begierig, weniger auf das Maximum*), in das ich nur einen Blick bei Richter that, dem's der ſchwediſche Autor geſchickt. Hat er's etwa auch Dir geſandt? Schreibe mir mehr darüber, ehe ich mich entſchließe es aufzutreiben.

Das Geheimniß in Rückſicht der Lucindenbriefe habe ich Frommann ſehr eingeprägt, und aus dieſer Quelle wird es Tieck gewiß nicht erfahren. — — Charlotte lädt uns nach Dresden ein, und ich denke wir werden dieſe Einladung annehmen. Es ſtößt ſich nur an der Abgabe; ich habe mit Hardenberg darüber geſprochen und ich denke es ſoll keine Schwierigkeit haben. Da müßteſt Du uns durchaus künftigen Sommer beſuchen, da Dresden Dir ohnehin ſoviel neues und ſchönes darbieten kann. Ich hätte große Luſt, wenn Geld und Zeit nicht fehlte, im Herbſt auf 4 Wochen nach Berlin zu kommen. Aber da ich mit beyden auf ſo ſchlechtem Fuß ſtehe, wirds wohl bleiben müſſen bis auf beſſere Zeiten.

Heindorf hat ganz meine Anſicht von der Art und Ordnung, wie wir mit dem Plato anfangen müſſen. Ich gebe zwar die Hoffnung nicht auf, die hiſtoriſche Ordnung und die Bildungsgeſchichte ſeiner Werke zu entdecken, aber freylich werde ich wohl am Ende der Arbeit mehr darüber wiſſen als jetzt, wo ich natürlich nichts darüber haben kann als einige gute Conjecturen und Ahndungen. Alſo rüſtig an das Größte und Kühnſte! Die Theilung denke ich wird ſich wohl am beſten von ſelbſt machen; ich wünſchte nur eine Rückſicht dabei, nämlich daß jeder von jeder Gattung Werke bekömmt, um die Uebung und die Freude ſo vielſeitig als möglich zu haben. Haſt Du beſondre Anmuthung zu dieſem oder jenem Werk, etwa zum Philebus, ſo eximire Dir das gleich; vielleicht folge ich Dir dann darin, wenigſtens habe ich zum Timäus immer einen ganz beſondern Drang gehabt. Ueber die kritiſchen Grundſätze denk ich iſt keine beſondre Verabredung nöthig. Laß uns nun zunächſt einen Dialog wählen und überſetzen, und mit dem breiteſten möglichen Rand dem andern zuſenden, der dann verpflichtet ſeyn muß (beſonders bey den erſten Verſuchen) überall nachzuarbeiten, nachzuforſchen und zu kritiſiren. Vielleicht ſchenkt uns auch Heindorf einige kritiſche Bemerkungen, wie ſie ſich ihm bey einer vergleichenden Lectüre von ſelbſt darbieten würden. Grüße ihn herzlich von mir. — Bey dem was ich dieſen Winter las, hatte ich zu dem Protagoras viel Anmuthung. Indeſſen bleibt das wohl beſſer für jetzt. Denn wenn wir auch ſonſt die hiſtoriſche Anordnung aufgeben, ſo möchte ich doch daß wir ſie für die verſuchten, die ſich auf das ἐι διδακτον ἡ ἀρετη beziehen. Denn von dieſen ſchien mirs, daß ſie eine Suite bilden, die es nicht ſehr ſchwer vollſtändig zu ordnen ſeyn kann, und in der ſie ungleich verſtändlicher und bedeutender ſind. Nächſtens ſchreibe ich Dir was ich gewählt habe. Ein Punkt des Contracts iſt, daß ich griechiſche Bücher mit ſtarkem Rabat auf Credit bekomme. Ich habe dies bis jetzt nur für das Scheid'ſche Lexicon benutzt, welches mir zwar zum Platon nur ſelten aber doch ſonſt immer nothwendig iſt. Frage doch Heindorf, was das Timaei Sophistae Lexicon Platonicum ed. Ruhnken. ſei, und ob wir gut thäten es anzuſchaffen.

---

*) Die Schrift des Schweden Thorild maximum seu archimetria 1799, welcher wie Hülſen dem Kreiſe Fichte's angehörte. Aus dem Kreiſe der Holſteinſchen Schüler Fichte's ging auch die oben genannte Zeitſchrift Mnemoſyne [Altona 1800, bei Hammerich] hervor, von der zwei Hefte erſchienen.

Daß Deine Kritik der Moral ein beſondres Werk werden will, iſt zwar an ſich ſehr gut, denn ich ſchließe daraus daß es nicht ſo ganz Kritik oder Polemik, ſondern eine indirecte Conſtitution der Moral ſeyn wird. Aber für die gemeinſchaftlichen φιλοσοφουμενα iſts doch ein großer Verluſt. Mir iſt es faſt eben ſo gegangen, und was ich zunächſt und bald Philoſophiſches und Ueberphiloſophiſches geben will und kann, ſcheint ſich auch zu einem eignen kleinen Werk geſtalten zu wollen; ſo daß mir jener Plan nun wieder etwas weiter hinaus zu treten ſcheint.

Machſt Du bald mit der Notiz über die Beſtimmung des Menſchen? Bernhardi hat vor einiger Zeit die über die Metakritik geſchickt; hätteſt Du nicht anfangs ſo unendlichen Ekel gehabt, ſo würde eine beſſere zum Vorſchein kommen. Indeſſen iſt doch dieſe gut genug, und einiges darin iſt ſehr gut.

— — Ueber das ſchöne Exemplar habe ich mich gefreut, noch mehr über Deine Zufriedenheit mit meiner Freude daran. Ich wünſchte ſehr mit Dir ſprechen zu können. Es ſind heute überdem ſo viele Facta zu ſchreiben geweſen, daß der geiſtliche Theil faſt darunter leiden muß. — Zeltern bitte ich vorläufig herzlich zu grüßen, ich ſchreibe ihm gewiß bald. So eben erſcheint die Recenſion der Lucinde, die ganz ſo iſt wie ſichs erwarten ließ, und eine andre von Bardili's Grundriß der erſten Logik, die darum merkwürdig iſt weil ſie von Reinhold herrührt, der dem Fichte in optima forma abtrünnig geworden iſt*). Vom Buche giebt die Recenſion keine zureichende Idee; doch hat ſie mir ein ſehr übles Vorurtheil gegeben. Er ſcheint von denen, die noch mit Kant ſkiamachiren, und noch von einem neuen Syſtem der Philoſophie träumen, welches aber der alten Philiſterey ſo ähnlich iſt wie ein Ey dem andern. Von dem was wir wollen, alſo keine Ahndung; ſondern die wahren Antipoden.

— — Man will dieſen Bardili wahrſcheinlich hierherziehen als Profeſſor und alſo in der Schnelligkeit berühmt machen. So hörte ich von ganz Unbefangenen, Fichte habe den Bardili ſehr geprieſen, da ich doch aus einer beſſeren Quelle weiß, daß er ihn ſo ſehr verachtet, wie es faſt nicht anders ſeyn kann. — Theile ihm das letztere bey Gelegenheit mit; es wäre ſehr an der Zeit, daß er nicht blos dem Bardili und dem Reinhold, ſondern der A. L. Z. auf die Finger klopfte, denn eigentlich iſts doch ein indirecter Angriff von dieſer auf ihn, oder eigentlich ein ſehr directer.

---

*) A. L. Z. 1800 Nr. 127. 128. 129. Wiefern dieſe Rec. zum Bruch Fichte's und Reinhold's mitwirkte, darüber vergl. Fichte in Reinhold's Leben S. 222.

Vielleicht könnteſt Du auch darüber notiziren! Vielleicht auch über das Maximum! Notizire nur, die Notizen ſind ja nun permanent erklärt; was nicht ins Athenäum geht, bleibt uns gut.

Ohne Datum.

Endlich kann ich Dir doch wenigſtens Aushängebogen ſchicken. Ich denke, morgen wird alles ganz fertig, und hoffe ſie werden auf Dich die gewünſchte Wirkung haben, Dich mit Deinem Werk auszuſöhnen. Ich habe den Eſſay nun mit gutem Bedacht leſen können, er gefällt mir wegen der weiſen Sparſamkeit mit der Ironie und wegen der gelinden Continuität der Paradoxie. Ich ſehe wohl ein, daß dieſe in naher Beziehung mit dem Charakter der Form wie Du ſie Dir gedacht haſt, ſtehen muß. Doch kann ich mir dieſen ſelbſt noch nicht bis zum Begriff bringen. Doch ſchreibe das nur auf Rechnung meiner Schwerfälligkeit. Hätte ich noch einen Verſuch eines Eſſay von Dir vor Augen, ſo würde ich ſchon gar trefflich combiniren und nachconſtruiren können.

Ich ſoll Dir auch über die Form und den Styl der Monologen etwas ſagen? Nun die Form gehört für mich zu denen, die ſich ſelbſt durch ihre innere Conſequenz hinlänglich conſtituiren, wenn ſie auch in keine äußere ſich fügen können und wollen. Die Schönheit des Geſagten und des Sagens würde denen die Dich nicht ſchon kennen, unmittelbar einleuchten, wenn der Ausdruck hie und da ſchmuckloſer und einfältiger wäre. In dieſer Rückſicht wäre es wohl gut, wenn Du einmal Gelegenheit fändeſt etwas ganz trocken und geradeaus ſchreiben zu müſſen; dazu wird ja wohl durch Grammatik, Mathematik Raum werden.

Ueber den Inhalt der Lucindenbriefe möchte ich einmal einen Nachmittag mit Dir ſchwatzen können. In einem Briefe macht ſich dies ſchlecht. Doch wenn es nicht anders wird, ſo ſoll es doch auch ſo geſchehen. Ich weiß eigentlich nicht, warum Du nicht ganz zufrieden damit biſt; mir ſcheint Du müßteſt es ganz ſeyn. Wie ſehr ich es bin möchte ich Dir am liebſten durch obenerwähntes Geſpräch ſagen. Denke Dir, daß es hier ſteht. Soll ich denn Dein Geſpräch*) nicht zu ſehen bekommen? Ich wäre ſehr begierig danach, und wünſchte Du ließeſt es drucken, ſo hat man es gewiß und am bequemſten.

Den Sonetten leihſt Du viel zu viel Bedeutung, und vielleicht eine ganz falſche. Wenn ſie nur einigermaßen ſinnreich und nicht unſchicklich ſind, ſo iſt es gut genug. Die Sphinx ſchien mir nur ein nothwendiges Ingredienz zu einem Sonett über die Reden, der Schicklichkeit wegen.**) Wenn die Monologen noch eine Zeitlang unbekannt geweſen ſind, ſo will ich ein Sonett darauf machen, ohne ſie zu nennen. Da ſoll noch weit mehr Sphinx darin ſeyn.

Herrlich iſts daß Du eifrig an den Plato gehſt. Ich fange auch wieder an zu leſen, und ſchreibe Dir nächſtens meine Wahl. Schreite alſo nur zum Philebus und zum Lyſis oder Charmides! Ich werde bald nachfolgen. —

Du mußt ſehr viel Nachſicht mit mir haben, daß ich Dir jetzt oft ſo dürftig ſchreibe. Laß es Dir aber keinen Beweis ſeyn, daß ich eben ſo dürftig nach dieſer Gegend hin denke. Im Gegentheil, könnten wir nur einmal wieder beyſammen ſeyn! — Auch mit Dorothea mußt Du Geduld haben. Sie iſt eben mit dem Letzten am erſten Florentin beſchäftigt; aber dann ſchreibt ſie gewiß wieder einmal recht gründlich. Dieſen habe ich nun an Bohn angebracht; ich nenne mich als Herausgeber und bekomme 3 Ducaten oder 10 Thlr. in kleinem Format. Gedruckt wird er aber noch nicht ſo bald. Das Nennen halte ich am ſchicklichſten, weil es doch zu viele wiſſen und vermuthen, als daß es geheim bleiben könnte.

Hardenberg hat auch einen Roman gemacht, der bei Unger erſcheint, Heinrich von Ofterdingen. Eine wunderbare und durchaus neue Erſcheinung. In Mährchen iſt er einzig, und könnte bald auch ſo vollendet und gewandt und ſicher darin ſeyn wie in Liedern und Gedichten. Das Ganze ſoll eine Apotheoſe der Poeſie ſeyn, es ſind indeſſen vor der Hand herrliche Bergmannsträume, das Centrum das Symbol des Goldes, manches mir aber noch durchaus unverſtändlich, und da alles ſo zuſammenhängt, freylich alles. Ich habe nur noch den erſten Theil im Manuſcript geleſen.

---

*) Er meint das in der Einleitung erwähnte Geſpräch über das Anſtändige.

**) Doch wohl nicht ganz nur dieſes, die offenbare Ironie in dieſem Sonett zuſammen mit den „Ideen" zeigt vielmehr die wachſende Differenz zwiſchen Schlegel und Schleiermacher.

— — Dich dachte ich ſollte die Geſchichte*) von Neuem reizen, über die deutſche Litteratur en masse herzufahren nach Deinem alten Plan. Indeſſen, wenn von ſo großen Dingen die Rede iſt, wie Deinen negativen und poſitiven Anſichten der Gottheit, ſo treten alle anderen Wünſche zurück.

Die Notiz über Engel's Philoſophen wird herzlich willkommen ſeyn, und wenngleich Wilhelm noch nicht aus Leipzig zurück, erkühne ich mich doch ſie in ſeinem Namen zu acceptiren.

Dorothea an Schleiermacher.

Den 15. Mai 1800.

— Es iſt mir auch darum recht lieb, daß er (Bohn) die Lucindenbriefe bekommen hat, denn ſie ſind ein ganz allerliebſtes Product, und doch gewiß Vorbild und Ahndung Ihres künftigen Romans. Ihre Unzufriedenheiten zwiſchen Schreiben und Drucken ſind ja ſchon ein ganz bekannte Erſcheinung, erlauben Sie mir alſo, daß ich darauf nicht beſondre Rückſicht nehme. Die letzten Briefe habe ich noch nicht geleſen, ich war nicht zu Hauſe als ſie kamen, und Friedrich hat ſie gleich zur Druckerei geſchickt, ich muß mich alſo in Geduld faſſen. Die Monologen ſtudire ich jetzt in heitern Stunden, ſie werden mir aber ein wenig ſchwer; Friedrich begreift es nicht, worin es liegen mag wiſſen Sie es etwa? Sie denken ſich doch auch gleich Ihren Roman in Briefen? So und nicht anders kann er werden. In Briefen gelingt es Ihnen ſo vorzüglich gut die Charaktere zu ſchildern kurz Ihre Briefe ſind mir ſehr werth.

— — Den vierten Monolog habe ich recht oft geleſen in Grunow'ſcher Hinſicht, aber denken Sie ſich nur, daß ich nicht verſtehe, wie ich ſie darin zu finden habe. In dem Briefe freylich, da habe ich ſie geſehen, und Sie können ſich wohl denken wie mich die Erſcheinung freute. Wenn es nur erſt gedruckt iſt, ſo will ich mich erſt recht darin vertiefen.

---

*) Schelling's Händel mit Schütz.

Dorothea an Schleiermacher.

Jena, den 2. Juni 1800.

Guter Freund, hier ſind die letzten Aushängebogen, verzehren Sie ſie mit Geſundheit. — Brinkmann iſt ganz meiner Meynung, was die Jamben betrifft. Neulich vergaß ich es Ihnen nur zu ſchreiben, daß ich glaube Sie haben ganz unrecht zu glauben Sie könnten keine Verſe machen. Sie ſtehen dicht davor und können nur à toute jambe in die Jamben hineinſpringen, ſo ſind Sie darin. Mich hat es gleich frappirt, daß ſo wie Hülſens Naturbetrachtungen Hexameter ohne Abſatz ſind, ſo ſind die Monologen Jamben ohne Abſatz. — Den kleinen Eſel, daß ich die Beziehung im vierten Monolog nicht ſollte verſtanden haben, ſchicke ich Ihnen wieder mit Proteſt; denn ich habe es wohl verſtanden. Und nun noch einen, den ich Ihnen gehorſamſt zueigne, weil Sie glauben eine Frau wird ſogleich ſagen, daß ſie das Verhältniß merkte, ohne beſondre Erlaubniß, dies war weibliche Discretion. Alſo zwey für einen mit Ihrer gütigen Erlaubniß. Mich hat es im Herzen gefreut.*) —

— — [Friedrich Schlegel.] Von uns hat Dorothea wohl genug geſchrieben, da es ſo viele Blätter ſind. (Faul iſt er doch über die Gebühr! Doroth.) Wahr iſts daß ich Kopfweh habe, und daß Du auch heute ſehr vorlieb nehmen mußt, beſonders da mich noch einige andre kleine Geſchäftsbriefe drücken. Die Monologen habe ich im Numerus nicht ſo jambiſch gefunden wie Brinkmann (von dem Du nicht einmal geſchrieben wo er jetzt iſt). Ich bemerke daß jetzt, da der Numerus und Proſa anfangen zu entſtehen, zwey ſehr verſchiedene Tendenzen darin ſichtbar ſind, die hexametriſche und die jambiſche. Das große Uebergewicht der erſten Tendenz bei Hülſen iſt Dir gewiß auch aufgefallen, wir haben ja ſchon ſo oft davon geſprochen. Ritter ſchreibt, wenn er ſich regen und ſchwingen will, reine Jamben. So auch manches von mir. Auch bey Dir glaubte ich ſonſt dieſe Tendenz überwiegend. Doch waren vielleicht urſprünglich ſchon beyde da; in den Monologen haben mich die weit häufigeren hexametriſchen Sätze oft an Hülſen erinnert. Ich finde den Numerus durchaus angemeſſen und ſchön.

---

*) Die Stellen, auf die ſich dies bezieht, ſind S. 117. 8, 122. 3 [in der erſten Ausgabe].

Was Du mir von Süvern ſchreibſt, iſt mir lieb. Ich lerne das Publicum der Lucinde immer näher kennen, und freue mich daß es ſo beſtimmt iſt, die würdigen Frauen und die gediegenen Jünglinge (die jungen Haſenfüße, von denen Dorothea Dir wird geſchrieben haben, müſſen ſchon mit unter laufen). Damit kann ich zufrieden ſeyn; der wenige Abſatz iſt mir nur leid, weil ich nun nicht ſo bald Ausſicht zu einer zweyten Auflage habe. Ich muß nun bald mit dem zweyten Theile fertig ſeyn. Du wirſt ſehen daß ich tüchtig gearbeitet habe. Schreib mir, wenn Du noch einmal die Monologen lieſeſt, wie Dein Urtheil über den Styl iſt im Vergleich mit dem unſrigen. Ritter'n haſt Du vergeſſen, der hat gerade den Styl in den Monologen einfacher und größer gefunden als in den Reden. Lebe herzlich wohl.

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 9. Juni 1800.

Wertheſter Freund, meine kleine Reiſen ſind Urſache meines Stillſchweigens geweſen; laſſen Sie uns jetzt unſern Briefwechſel um ſo eifriger wieder anknüpfen.

Es freut mich daß ſo vieles in meinen Gedichten*) Ihnen Freude gemacht hat, und noch mehr daß Ihnen dabey eingefallen iſt, was

---

*) Die erſte Sammlung der Gedichte A. W. Schlegel's erſchien 1800.

Sie ſelbſt zu thun und auszuführen denken, aber zu beneiden haben Sie dabey wahrlich nicht viel. Wenn Sie ſonſt geſonnen ſind ſich zur Poeſie zu wenden, und Glauben und Andacht dazu in ſich fühlen, ſo iſt die Ungeübtheit in der äußeren Technik gewiß der geringſte Anſtoß. Friedrich kann Ihnen hiebey ein großes Beiſpiel ſeyn. Geſchmeidigkeit des Geiſtes haben wir gewiß nicht als ſeine auszeichnende Eigenſchaft gekannt, ſein philologiſcher Enthuſiasmus und Myſticismus hat ihn zunächſt auf die ſchwierigſten modernen Formen geführt, weil dieſe ſo abſtract ſymmetriſch und antithetiſch conſtruirt ſind, und er hat uns alle durch die dabey bewieſene Maeſtria in Erſtaunen geſetzt. Seine Stanzen im Athenäum waren nur ein leichter Anfang gegen das nachherige, er hat unter andern das Kunſtſtück in Nikon und Heliodora ſehr glücklich durchgeführt. Wenn er nun erſt wieder bey Ihnen iſt, wird er Ihnen ſchon manches mittheilen können. Ich ſtehe auch auf dieſen Fall mit meinen metriſchen Kenntniſſen zu Dienſt. Das Reſultat unſrer Mittheilungen darüber wird ſeyn, daß es damit ganz und gar keine Hexerey iſt. Manches iſt freylich in unſrer Sprache noch ſchwer, es muß aber leicht werden, ſie erweitert ſich nach allen Seiten, benutzt ihre vernachläſſigten Schätze und wirft die unnützen Feſſeln ab. Uns Veteranen muß das Verdienſt bleiben, daß wir die Bahn gebrochen, und es den nachfolgenden erleichtert haben.

Uebrigens zweifle ich gar nicht, daß die Poeſie nicht auf dieſe Weiſe noch manche herrliche Acquiſition machen ſollte. Beſonders die ächten Phyſiker ſeh ich im Geiſte ſchon alle zu uns übergehen. Es iſt doch wirklich etwas anſteckendes und epidemiſches dabey; der Depoetiſationsprozeß hat freylich lange genug gedauert, es iſt einmal Zeit daß Luft, Feuer, Waſſer, Erde wieder poetiſirt werden. Göthe hat lange friedlich am Horizont gewetterleuchtet, nun bricht das poetiſche Gewitter das ſich um ihn verſammelt hat wirklich herein, und die Leute wiſſen in der Geſchwindigkeit nicht, was ſie für altes verroſtetes Geräthe als Poeſieableiter auf die Häuſer ſtellen ſollen. Dies Schauſpiel iſt zugleich groß, erfreulich und luſtig. Der Ausgang kann nicht zweifelhaft ſeyn, alſo muß man auch den Muth nicht verlieren, wenn man die ungeheure Maſſe von Stumpfheit, Plattheit, Altgläubigkeit, Friedliebendheit und eigentlicher Dummheit vor ſich ſieht, die noch zu beſiegen iſt, wie ich in Leipzig denn oft Gelegenheit hatte, dergleichen Ausblicke zu thun.

So lange es alſo noch ſo in der Welt ſteht, iſt die Kritik ein unentbehrliches Organ der großen Revolution, und die glücklichen Zeiten, wo man ſich ganz einer poſitiven Wirkſamkeit wird hingeben können, müſſen wir uns erſt ſchaffen. Unſer kritiſcher Plan kommt mir daher Tag und Nacht nicht aus dem Kopfe, was ich darüber in Leipzig verhandelt, wird Ihnen Bernhardi mitgetheilt haben. Mein nächſtes iſt nun einen Entwurf ſchriftlich aufzuſetzen, um ihn Cotta vorzulegen; ich werde ihn dann zugleich nach B. ſchicken und mir Ihre und Bernhardi's Bemerkungen ausbitten. Lange habe ich über den Titel nachgedacht. Von dem Namen und Begriff Notizen gingen wir aus — dieſer würde uns aber zu ſehr auf Eine Art fragmentariſcher Beurtheilung beſchränken, auch dem Umfang den wir der Sache geben wollen (und geben müſſen, wenn ſie beſtehen ſoll) nicht angemeſſen ſeyn. Ueberdies wäre dieſer Name den Nichtleſern des Athenäums kaum verſtändlich. Nachher dachte ich etwa: Kritiken. Allein ich finde daß der Name des Unternehmens eine gewiſſe Ruhe und Würde haben, und Vollſtändigkeit ankündigen muß, nämlich Vollſtändigkeit in dem was allgemein intereſſant und ein integranter Theil allgemeiner Geiſtesbildung iſt. Auf der andern Seite muß er nichts Zeitungsmäßiges haben, weil das Werk ja nicht als Journal in Blättern oder Heften, ſondern bändeweiſe erſcheinen ſoll. Ich denke alſo: Kritiſche Jahrbücher der deutſchen Literatur. Haben Sie hiebei etwas zu erinnern oder etwas andres vorzuſchlagen, ſo theilen Sie es mit. Fichte'n muß allerdings vor der wirklichen Erſcheinung die Sache vorgetragen werden, aber ich denke erſt dann, wenn wir mit einem Buchhändler in Richtigkeit ſind. Erſt dann kann ich auch Einige angehn, deren Mitarbeit wünſchenswerth wäre, und die doch nicht mit in unſerm engeren Zirkel ſind. Fichte kann billigerweiſe nichts übel nehmen, unſer Plan iſt gänzlich von dem ſeinigen verſchieden, er geht auf das Syſtematiſche in Inhalt und Form, wir finden es nicht möglich viele Dinge fürs erſte anders als fragmentariſch in die Welt zu bringen, und ſuchen nur Einheit dem Geiſt und Streben nach. Er kann ſeinen Plan immer noch ausführen, nur haben wir ihm deutlich genug zu verſtehen gegeben, daß er dazu andere Mitarbeiter ſuchen muß als uns. Bey ihm war alles auf monarchiſche Verfaſſung abgeſehen, wir ſind Republikaner, und will er ſich in dieſem kleinen litterariſchen Staate zu einer freyen Mitwirkung entſchließen, ſo ſoll es natürlich höchſt willkommen ſein. Sonſt müßte man ihn denke ich wenigſtens zu folgender Theilnahme einladen. Ich glaube ich ſchrieb es ſchon letzthin an Bernhardi, es ſcheint mir eine nothwendige Einrichtung, daß die Mitarbeiter nicht einer den andern recenſiren, ausgenommen in einem größeren Zuſammenhang, bei Ueberſichten ꝛc., weil man uns immer vorwirft, wir ſeyen eine Fakzion, und verſchworen uns gegenſeitig zu loben; auf der andern Seite können wir unſre eignen Arbeiten auch nicht mit Stillſchweigen übergehen. Der einzige Ausweg ſcheint mir alſo, daß jeder Mitarbeiter ſie, motivirend und Rechenſchaft gebend, ſelbſt mit Unterſchrift ſeines Namens anzeigt. Dies könnte man nun auf einige Schriftſteller, ſo nicht Mitarbeiter, über die aber unſre Denkart im allgemeinen ſehr bekannt, und die man als Parteyhäupter hat betrachten wollen, ausdehnen. Man lüde alſo etwa Goethe und Fichte ein, ſich auf dieſe Art ſelbſt anzuzeigen. Goethe, mit dem ich den ganzen Plan durchgeſprochen, hat es wenigſtens nicht abgelehnt. Sollte Fichte nicht dazu zu bringen ſeyn? Wenn doch F[ichte] zu bewegen wäre, jetzt etwas gegen die A. L. Z. zu thun. Es könnte recht helfen. Gegen die individuelle Nennung der Mitarbeiter unter jedem Beytrage, die Sie vorſchlagen, habe ich zweyerley. Erſtlich könnte es doch manchmal einen und den anderen wegen äußrer Verhältniſſe (z. B. grade Sie als Geiſtlichen) geniren, und dann fände ich es auch pikanter, wenn die abſtechenden Manieren ohne äußeres Unterſcheidungszeichen neben einander ſtehen. Mir däucht es hinreichend, wenn der Redacteur auf dem Titel und die ſämmtlichen Mitarbeiter in der Einleitung genannt oder nach einem Werke bezeichnet werden, z. B. Sie als Verfaſſer der Reden über die Religion. Das Nennen unter jeder Recenſion iſt auf Dahlbergs Antrieb in der höchſt unbedeutenden Erfurter Zeitung ſchon geſchehen, und nichts dabei herausgekommen.

Das ſechſte Stück des Athenäums wird nun wohl nicht viel vor Michaelis erſcheinen, welches auch nicht ſchadet, da es doch wahrſcheinlich nach den jetzigen Aſpekten das letzte bleiben wird. Es iſt gut, daß die Furcht der Miſerablen vor dieſem Knecht Ruprecht ſo lange unterhalten wird wie möglich, und bis er durch etwas anders erſetzt werden kann. Wenn Frölich ſein Intereſſe verſtände und nicht ſo indiscret wäre, ſo würde er noch ein Jahr nachher den Glauben an die Fortſetzung unterhalten, wozu ich ihn auch dringendſt ermahnt habe. —

Daß Sie Verfaſſer der Notiz über Garve ſind, weiß nur Tieck, Schelling und Goethe, und es wird natürlich auch für jetzt niemandem weiter geſagt. Sie dürfen aber nicht hoffen, daß Schütz ſeine Drohung Sie anzugreifen erfüllt*); das iſt nur eine von ſeinen Prahlereyen. Sie könnten alsdann ſeine Reviſion von Garve's Verſuchen in der A. L. Z. mit dazunehmen, und ihn artig zurichten. Gelegentlich könnte es wohl geſchehen, daß ich dem Ignoranten in der belletriſtiſchen Zeitung ſowohl wegen des Don Quixote als einer Beurtheilung meines Shaksp. die Ohren ein wenig auf den Tiſch nagelte.

Ich denke gewiß einen Theil des Winters wenigſtens in Berlin zuzubringen; ich muß einmal mit Ihnen und Bernhardi zuſammen ſein. Fichte iſt wol ziemlich für uns vermauert oder vermaurert. — Leben Sie recht wohl und bleiben Sie mein Freund.

Jena, den 16. Juni 1800.

— Friedrich hat etwas aus Ritters vorräthigen Papieren haben wollen; dieſer ſteckt aber zu ſehr in andern Arbeiten, um es, wie er wünſchte, ſogleich ſorgfältig ausarbeiten zu können. F. wird Ihnen über einen Dialog von Ihrer Hand ſchreiben, ob Sie den hineingeben wollen. — Es iſt verſchiedenes weggefallen, worauf wir bey dieſem Stück gerechnet hatten, z. B. der Jacob Böhme v. Tieck. Anfangs war die Abſicht das Ath. recht mit einem poetiſchen Concert zu ſchließen, dann hätte ich auch eine große Elegie, die ich längſt im Sinne habe, dazu ausgeführt. Eine ſehr ſchöne, grauſende Geſchichte in Terzinen von einem Freunde haben wir auch; aber nun wurde dieſe ſowie überhaupt die Ausführung mehrer poet. Plane für ein poet. Taſchenbuch verſpart, welches doch nun ſchwerlich in dieſem Jahre zu Stande kommt. —

---

*) Intell. Bl. d. Jen. L. Z. 1800 S. 517 ſagt Schütz: „der Beweis" (daß Garve ein mittelmäßiger Philoſoph ſei) „iſt ſeitdem nachgebracht; ein herrliches Stück Arbeit, von dem anderwärts ſich wird ſprechen laſſen." Die Rec. der Verſuche ſteht J. L. Z. 1799 Nr. 3.

Mit Bernhardi ſprechen Sie wohl ſelbſt wegen der Notiz über Herder und des noch darin zu verändernden. Hier und da ſind wohl kleine Nachläſſigkeiten im Vortrage, auch wo ich es nicht angemerkt. Da ſo ausgezeichnet witzige Einfälle darin ſind, ſo wäre es Schade, wenn ihre Umgebungen nicht ſo ſorgfältig ausgearbeitet wären als möglich. Mir ſcheint, daß eben dieſe Dinge bey der wenigſten Härte im übrigen Ausdruck am meiſten wirken. Leben Sie recht wohl; nächſtens mehr. Tieck hat noch zu einer Notiz Hoffnung gemacht. Fr. giebt wohl eine über den 3. Th. der Bambocciaden. —

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Ohne Datum.

Ich könnte Dir heute die gewöhnlichen Exemplare ſchicken; weil die Zeiten aber ſo ſehr ſchlecht ſind, will ich um das Porto zu ſparen, lieber warten, bis ich die Velin zugleich ſenden kann, und alſo vor dem Werke einige von den Urtheilen über daſſelbe, die ich nun ſchon einſammeln können, vorangehn laſſen.

Tieck hat unglücklicherweiſe gleich auf Dich gerathen. Bohn und Frommann ſind exemplariſch discret geweſen, ich gab es ſo unbefangen wie möglich und leugnete nachher ſo trocken und ernſt wie ich wußte, daß ich nichts davon wiſſe. Aber ſchwerlich wird er ſeine Vermuthung, die ihm Gewißheit ſcheint, aufgeben. Rittern haben ſie außerordentlich beſchäftigt, gefallen und erfreut. Er rieth auf Hardenberg, welches Dir weniger wunderbar ſcheinen würde, wenn Du deſſen Roman ſchon geſehen hätteſt. An Tiecks Urtheil, der im Ganzen eine Antipathie dagegen hat kann Dir allenfalls nur das intereſſant ſein, daß ihm doch der Verſuch gefällt. Dieſen lobt auch Wilhelm ganz vorzüglich. Er meynt die Schamhaftigkeit würde darin wie ein Kaninchen von der Frette aus jedem Winkel weggejagt, bis ſie ſich endlich aus der beſtimmten Oeffnung ſtürzen müſſe. Er hat Dich gründlich und mit Andacht geleſen, lobt ſehr Deine Gedanken von den Verſuchen in der Liebe als ihm einleuchtend und aus eigner Erfahrung bewährt; meynt jedoch Du arbeiteteſt Dich immer tiefer in Deine Manier herein, wo die Kraft zu ſehr von der Feinheit überwogen würde. Das ſind nun ſo allerley Anſichten. Mir iſt das liebſte im Buch, daß es ſo genau ja ängſtlich genommen wird mit dem worauf ſich alles bezieht, und daß man den einen großen Geſichtspunkt nie aus den Augen verliehrt. Rittern wird es gut ſeyn. Er redete mir ſchon neulich von ſeinen Gedanken über das Verhältniß der Liebe und Religion recht aus der Tiefe. Der Verſuch gefällt auch mir nun immer mehr. Ein Urtheil über die Form wage ich nicht, bis ich noch einen ſehe. Das ſehe ich ſchon jetzt, daß zwey Elemente darin verſchmolzen ſind, die in meiner Praxis getrennt ſind und bleiben; die gelinde geſellige Paradoxie und Ironie, die ich wohl im dialektiſchen Briefe verſucht habe, und was ich Verſuche nennen würde, das innere Experimentiren mit der Reflexion ohne weiteres.

— — Daß ich Dich nun ſobald nicht ſehn werde, iſt traurig. Vielleicht erlaubt Zeit und Geld im Herbſt oder Frühjahr einen kurzen Beſuch, etwa mit Wilhelm zugleich! Tiecks reiſen nun bald. — Vom poetiſchen Journal ſchrieb ich nichts, weil die Ankündigung ja alles enthält. Nun iſt das erſte Stück meiſt fertig und ich kann etwas mehr ſagen. Die Briefe über Shak. werden Dich ſehr intereſſiren der Form wegen beſonders. In der Folge wird es mehr eine hinreißende Lobrede auf den Tieck als eine Darſtellung des Dichters werden. Ein Gedicht in Terzinen, die neue Zeit, des Inhalts wie meines an die Deutſchen. Er gebraucht ſich nun auch als vates u. Prophet. Indeſſen bleibt Skaramuz *) überall am ſichtbarſten. —

Dorothea an Schleiermacher.

Jena, den 16. Juni 1800.

— — Die Lucindenbriefe habe ich zu mir genommen und muß Ihnen dafür danken, denn es iſt wahr, daß Sie mich manches in der Lucinde haben beſſer verſtehen gelehrt, wenigſtens ihm klar und beſtimmt ſeinen Platz angewieſen, wo ich es hinzuthun habe; ſie ſind eine erfriſchend gereifte Frucht aus der Lucindenblüthe geſproſſen, und Eleonorens Fragmente waren für mich der ſüße Kern. Mich dünkt Sie haben ſo ſcharfſinnig noch nichts geſchrieben, und ſo leicht und klar; Friedrich rühmte auch die religiöſe Gewiſſenhaftigkeit. Soll ich Ihnen aber ein Geſtändniß ablegen? Eigentlich dürfte ich gar nicht darüber urtheilen, denn ich fühle es deutlich daß Sie es weit ſchlechter hätten machen können, und ich hätte mich dennoch damit gefreut, ich fühle es, daß die Abſicht mich beſticht; jede andere Polemik wäre überflüſſig, die Abſicht der Briefe iſt an ſich ſchon eine fürchterliche Rache, und die Zueignung iſt vollends das Flammenſchwerdt, das den Unverſtändigen am Eingang des Paradieſes entgegenblitzt. Dem Himmel ſey Dank, daß dieſe nicht iſt weggenommen worden, wie Sie es Anfangs willens waren. Die Andern ſind ſehr vom Verſuch über die Schamhaftigkeit entzückt; ich will aber nicht zu ſchamhaft ſeyn Ihnen zu geſtehen, daß ich ihn noch nicht ſo recht fort habe; es wird aber wohl noch kommen. Mir war es, als zögen Sie Discretion und Beſcheidenheit mit hinein; Schamhaftigkeit habe ich mir immer als das Bewußtſeyn der Blöße gedacht, das ganz natürliche Gefühl, wovon in der Bibel ſteht, daß es die Menſchen durch den Fall erhielten mit dem Verſtand zu gleicher Zeit. Alſo je mehr Verſtand, deſto mehr innerliche Schamhaftigkeit wegen

---

*) Schl. deutet damit die für Tieck ſo charakteriſtiſche Stimmung an, aus der dieſe Hauptperſon in der „verkehrten Welt“ entſtanden iſt.

des bekannten Bewußtſeins, aber auf keinen Fall eine Tugend. Haben Sie eben ſo gemeint? oder wie? der fünfte Brief iſt recht ſophiſtiſch, Caroline hat ganz Recht, er geht ſchlecht mit den Mädchen um; aber Ihre Verſuche zu lieben ſind excellent und machen alles klar und gut. Daß mir nun die Briefe von und an Leonoren die liebſten ſind, wird Sie weiter wohl nicht Wunder nehmen. Dürfte ich Eleonoren in Lucindens Namen und in ihrer Seele antworten, ſo würde ich ſagen, über das was ſie ein Mißton im Duett dünkt: *) eben weil der Grund auf der Ewigkeit der Liebe ruht, darum muß ſie entſagen können ohne Furcht die Liebe zu zertrümmern. Sie muß entſagen wollen können, oder ſie darf nicht beſitzen wollen. — Dem zweiten Mißlaut den Friedrich will im Duett gefunden haben, **) wag ich nicht in Julius Namen zu widerſprechen, darüber hängt der undurchdringliche Vorhang der Individualität, den auch Lucinde wohl niemals hinwegzuheben vermochte, und aus heiliger Ehrfurcht lieber zurücktrat. Sie ſehen, wie aufmerkſam ich die Briefe ſtudirt habe, und wie ſehr ſie mich intereſſiren. Das muß ich Ihnen aber doch ſagen, daß ſie mir wenigſtens ſo kühn wie die Lucinde ſelbſt zu ſein ſcheinen, und daß ſie der Welt hoffentlich mit ihrer Gründlichkeit vollends den Kopf verrücken werden.

Sie ſehen ich habe den Ramdohr***) ein wenig gewaſchen, und zwar auf ausdrücklichen allerhöchſten Befehl; es iſt ſchon ſeit Oſtern fertig. Nun thut es mir leid, daß es ins allerletzte Stück kommen ſoll, wo eigentlich nichts als Hochgebornes hineinkommen müßte. —

War denn Jean Paul nicht bei Jetten? Ueber dieſe Begebenheit müßte ſie mir doch ſchreiben! was hat er zu ihr geſagt? was ſagt ſie von ihm? — Daß Sie glauben, er könne Sie nicht leiden und daß Sie ihn ſich abſtemmen, das habe ich aus den Monologen verſtehen lernen. Seinen Titan habe ich leſen wollen, aber es geht nicht, man lernt nichts neues von ihm darin, es ſind immer dieſelben Narren mit andern Kappen.*) — Vorige Woche habe ich einen Brief von Humboldt gehabt, alſo auch wahrſcheinlich Jette einen. Er wird im Herbſt hier durch nach Berlin reiſen. — Uebrigens geht es uns gut. Wir haben hier ſeit einiger Zeit hübſchen Spaß mit einigen Bewundrern und Nachahmern von Tieck u. Friedrich, die auch in Tiecks Journal tüchtig perſiflirt werden. Der eine iſt Clemens Brentano; der legt ſich darauf Tiecks Nachahmer zu ſeyn; und ſchämt ſich ſeiner ſentimentalen Ader, die er doch gar nicht verleugnen kann. Er hat eine Farce geſchrieben, „Guſtav Waſa," worin er glaubt, der Tieck des Tiecks zu ſeyn; es iſt aber herzlich dumm und toll, und klingt doch wie Tieck ungefähr, ſodaß ſich dieſer tüchtig darüber erboßt, und darum hat er ihn auch ſo derb mitgenommen im Journal. Uns hat er aber den Anfang eines ſentimentalen Romans zu leſen gegeben; der iſt ungleich beſſer, und das verdrießt ihn nun wieder, er will von Teufels Gewalt ſatyriſch ſeyn. Kurz es iſt ein Hauptſpaß!

---

*) Lucindenbriefe S. 120, bezüglich auf Luc. S. 290.

**) Lucindenbriefe S. 124, bezüglich auf Luc. S. 291.

***) Ath. III, 2. S. 238 über Ramdohr's moraliſche Erzählungen, mit D. gezeichnet.

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 20. Juni 1800.

Hier haben Sie den Parny**), liebſter Freund. Am Montage folgt der Soltau nach, wenn ich die belletriſtiſche Zeitung noch habhaft werde, zuſammen mit ihr, ſonſt ohne das. Vielleicht kommt auch ſonſt noch eine Notiz.

Fr. findet es nicht pikant genug mit einem ſolchen Haufen Notizen zu endigen, beſonders wenn ſie durch Gegenſtand und Behandlung nicht ſo wichtig und ſchlagend ſeyn können. Er hat ſich alſo entſchloſſen, noch einen kleinern ironiſchen Aufſatz über die Unverſtändlichkeit***) zu geben, den er den Montag ebenfalls abzuſenden

---

*) Vergl. Schleierm. Briefw. I, 245. 246.

**) P. Guerre des Dieux. Athen. III, 252. — Solt. Ueberſ. d. Don Quixote ebdſ. 295.

***) An denſ. O. S. 335. Doroth. ſchreibt d. 16. Juni: „Friedrich könnte wohl noch etwas aus ſeinem ungeheuern Magazin von Materialien zuſammenfügen. Was ſollen nur die Papierhaufen, die er ſtündlich mehrt?" Fr. Schlegel verſpricht. Er war lange zweifelhaft, ob er nicht phyſikaliſche Fragmente geben ſollte, hatte aber verſchiedene Bedenken dagegen. — Daß es mit Ihrer Notiz über die Beſtimmung noch windig ausſieht, wie Sie ſchreiben, wollen wir von der Schiffahrt verſtehen, wo man bald in den Hafen gelangt, wenn viel Wind iſt. Doch da Sie ſchon ſeit Ihrem letzten Briefe gewußt, daß Noth an den Mann geht, und wir nun noch unſere dringendſten Beſchwörungen hinzugefügt ſich des Athenäums anzunehmen, ſo hoffe ich wird, wenn dieſes kommt, der Fichte und Engel ſchon fertig und vielleicht ſchon im Druck ſeyn. —

Leben Sie wohl, ich bin in Eil, Friedrich ſteckt in der Unverſtändlichkeit. Das von Bernhardi über die Genoveva hat uns allen ſehr gut gefallen. Grüßen Sie ihn.

Werden Sie etwa Ihre Notizen diesmal mit einer Chiffre bezeichnen, damit Bernhardi es nicht allein thut?

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Ohne Datum.

Es iſt endlich Zeit einmal vernünftig an Dich zu ſchreiben, und überhaupt muß es nun wieder öfter und ordentlicher geſchehen, da die Hoffnung, uns zu ſehen, für jetzt verſchwunden iſt. Ich kann mich noch gar nicht darin finden, habe auch keine Luſt es zu thun, ſondern habe etwas anders ausgedacht, was mir ſehr thunlich ſcheint, und womit ich gleich anfange, denn es liegt mir ſehr am Herzen. Du weißt wir haben auf den Winter ein Logis gemiethet; das iſt nun geräumig genug für noch einen Freund. Wie herrlich wäre es wenn Du uns im Herbſt beſuchteſt auf einige Wochen, und wie leicht muß das eigentlich zu machen ſeyn. Die ganze Reiſe kann Dir nicht über 40 Thlr. koſten; Du biſt in drey Tagen hier und in eben ſo vielen zurück. Mir koſtete damals die Reiſe noch nicht 18 Thlr.,

---

ſchreibt dann ſpäter über den Aufſatz: „Der alte Eſſay über die Unverſtändlichkeit iſt in dieſer Fuge von Ironie ſo ziemlich in Kochſtückchen zerhackt, wie Du leicht ſehn wirſt.“

und ich hatte gewaltige Ueberfracht und weiß es nicht ſo ökonomiſch einzurichten wie Du. Ritter allein würde Dir die Reiſe lohnen, auf Hardenberg biſt Du wohl ohnehin begierig genug; Goethe würde Dir wohl eine ungleich intereſſantere Bekanntſchaft gewähren wie Fichte, und würde Dich gewiß ſehr freundſchaftlich aufnehmen. Die Hauptſache aber iſt, daß wir hier in acht Tagen mehr wirklich beyſammen ſein können, als in einem halben Jahre zu Berlin, wo die langen Straßen und die breiten Menſchen einen ſo ſehr trennen. Danach verlangt mich recht herzlich. Ueberlege Dirs ernſtlich; wenn Du nicht ſchon etwa eine große Reiſe etwa nach Preußen in dieſem Jahre machen mußt, wovon ich doch ſeit langem nichts gehört habe, ſo kann ja der Urlaub wohl auch keine Schwierigkeiten machen.

Kannſt Du mir eine Ueberſicht von dem geben, was Du eigentlich von Deinen Arbeiten für unſere gemeinſchaftliche philoſophiſche Schrift beſtimmt haſt? Denn da ich immerfort conſtruire, ſo kann ich es nicht früh genug wiſſen. Da ich nun einmal länger hier bleiben ſoll, ſo denke ich den Winter zur Veränderung auch einmal tranſcendentalen Idealismus zu leſen, wenn das Glück gut iſt. Neulich gabſt Du große Hoffnung von der ∓ Anſicht der Gottheit, der Kritik der Moral, und ich bin im Hoffen auch für andre ſehr ſanguiniſch; daher hat es mich traurig überraſcht, daß Du bey genauerem Ueberſchlage auf dieſen Winter keinen Raum dafür gefunden haſt. Sage mir etwas tröſtliches darüber. Was ich ganz unſäglich wünſchte, wäre daß Du recht bald etwas über die Chriſten ſchriebeſt, Deine Anſicht der Gnoſtiker, der vorzüglichſten Socinianer, alles was über die Geſchichte der Chriſten reif in Dir iſt, und deſſen kann doch nicht wenig ſeyn. Mir däucht es wäre am populärſten und am polemiſchſten, das gleich auf die Reden folgen zu laſſen, und mir wäre es am erwünſchteſten. Für Styl und Form würde Dir der mehr hiſtoriſche Stoff gewiß ſehr gut thun. Faſt möchte ich es Dir zur Pflicht machen den Jak. Böhme zu ſtudiren. Es muß noch viel von ihm die Rede [ſeyn], weil in ihm grade das Chriſtenthum mit zwey Sphären in Berührung ſteht, wo jetzt der revolutionäre Geiſt faſt am ſchönſten wirkt — Phyſik und Poeſie. Ritter hat ihn ſehr ſtudirt und will auch über ſeine Phyſik ſchreiben; das iſt aber nur eine Seite. Tieck legt ſich gewaltig auf ihn und wird ihn hinlänglich tieckiſiren; denn in einen andern Geiſt einzudringen, das iſt dieſem Menſchen nicht gegeben. Alſo wird Böhme vielleicht für den Tieck etwas thun, Tieck für den Böhme aber gewiß ſehr wenig. Noch ein Grund, warum ich es beſonders ſchicklich finde, den Böhme zu predigen, iſt daß ſein Name ſchon den größten Anſtoß bei den Philiſtern erregt; kein andrer kann mehr polemiſche Energie haben.

Da Du einmal ſo viel metriſches Zutrauen zu mir haſt, ſo bitte ich Dich mir zu ſagen was Du in der ſapphiſchen Form ſuchſt. Ich glaube, man ſollte keine antiken ſapphiſchen Oden machen, weil das was man damit wollen kann, durch romantiſche Formen (die freylich bis jetzt im Deutſchen noch nicht verſucht ſind außer von mir) für uns beſſer erreicht werden kann. Mit der Elegie iſts freilich etwas andres. Das Kunſtſtück in Nikon und Heliodora iſt eben keins der ſchwerſten: ich habe noch gar andre Dinge verſucht. Ich wollte Dir aber auch in Wilhelms Sonetten einige zeigen, in denen mehr Kunſt und mehr Künſteley iſt. Daß dieſe Fichte'n ſo gefallen können, gefällt mir wieder ſehr von dieſem.

Bleibt es nun noch dabey, daß Du den Philebus und den Charmides oder Lyſis für den erſten Theil überſetzeſt? Ich bin jetzt wieder am Leſen ſchon mit dem beſtimmten Zweck des Wählens, und wenn das erſt geſchehen iſt, werde ich auch gleich an die Ausführung gehen. Die Rede über das Studium aber dürfte wohl bis zuletzt bleiben. Denke ſie Dir etwa in der Art wie über die Mythologie, aber in größern Verhältniſſen, alſo hiſtoriſcher und durchgearbeiteter. Aber wenn ich nur erſt wieder von neuem mit Plato recht geſättigt bin, hoffe ich ſie doch ſehr ſchnell ſchreiben zu können. Die Hauptideen dazu habe ich.

Endlich erfolgen die Exemplare! Ich hoffe die intellectuelle Anſchauung des Velin möge Dich noch mehr mit dem Totaleindruck des Ganzen ausſöhnen. In einer Rückſicht haſt Du mir zu einer Enttäuſchung geholfen, die mir ſehr lieb iſt. Bey einer ſo complicirten Idee wie die der Lucinde kann ſich leicht ein Fehler in die

Conſtruction einſchleichen, und ſchon ein falſch gewähltes Wort kann einen ſolchen Fehler conſtituiren. Scherz kann mir gar nicht zu viel in der Lucinde ſeyn, und auch des Naiven nicht zu viel und nicht zu naiv. Aber Ironie gehört nicht hieher, und die welche im Meiſter und Sternbald iſt, möchte ich hier nicht haben. Die Täuſchung iſt hier ſehr fein und leicht; gerade auf dieſem Punkt denkt man ſich jenes Naive was jeder als nothwendig und faſt das weſentlichſte fühlt, leicht als Ironie, die ohnehin die Seele der arabesken Form iſt. Manches beziehſt Du nun freilich darauf was ich nicht darauf beziehe; ſo würde ich die Reflexion bey einer Umarbeitung nur noch weiter und ſtärker entwickeln. Meine Abſicht damit zu rechtfertigen, das würde wie ſo manches andere zu weitläuftig ſeyn, und muß ichs mir aufs Mündliche vorbehalten. Einiges wird auch ſchon der zweite Theil erklären.

[Doroth.] Die Freundin grüßt und entſchuldigt ſich mit dem Pyrmonter Brunnen. Friedrichs Einladung bitte ich aber gehörig zu Gemüthe zu ziehen. Meine Bitte vereinigt ſich mit der ſeinigen. Der arme, arme Hülſen! *) —

Schleiermacher an Henriette Herz.

Berlin (Mittwoch), den 2. Juli 1800.

Denken Sie ſich, liebe Freundin, da habe ich geſtern in einem theologiſchen Journal die erſte Recenſion von den Reden gefunden! Der Mann nennt es eine der originellſten, geiſtreichſten und anziehendſten Schriften, die er je über dieſen Gegenſtand geleſen, ohnerachtet ſie wohl nicht nach jedermanns Geſchmack ſein dürfte, wie er denn auch mit dem Verfaſſer nicht durchaus einverſtanden wäre, was aber bei einem ſolchen Gegenſtande nicht anders der Fall ſein könnte. Dann meint er, eines Auszuges ſei die Schrift durchaus nicht fähig, er glaube aber ihren Geiſt, der in einem Myſticismus von der reinſten, liberalſten und erhabenſten Art beſtehe, nicht beſſer

---

*) Bezieht ſich auf den Tod der Frau deſſelben, Briefw. I, 260.

darſtellen zu können, als durch einige Stellen aus der zweiten Rede, die jeden Leſer, der nur einiges Intereſſe für Religion habe, gewiß zum baldigen Genuß des Ganzen einladen würden. Dann kommen einige Stellen über den Unterſchied zwiſchen Religion und Metaphyſik und Moral, über Gott und Unſterblichkeit, über den Spinoza, und zulezt über die Toleranz, von der er wünſcht, daß ſie mir auch zu gut kommen möge. Das nennen nun die Leute recenſiren, und dieſer meint gewiß er habe es recht ordentlich gemacht. Da laß ich mir's mit dem Fichte ganz anders ſauer werden. Geſtern habe ich faſt nichts gemacht, weil wirklich der Tag gar keine Stunden hatte, und heute habe ich alles Gemachte wieder umgearbeitet. Dafür bin ich nun auch gewiß daß ich das Rechte habe, was ich vorher immer noch nicht war. — —

Freitag Mittag.

Triumph! In dieſem Augenblicke iſt der Fichte fertig — aber auch ganz fertig: durchgeſehen corrigirt paginirt — und das heilloſe Buch, das ich nicht genug verfluchen kann, ſchon an ſeinen alten Ort geſtellt. Gott wird mich bewahren, fürs erſte wieder hineinzuſehen. Auch meine Notiz will ich nicht mehr anſehen, damit ſie mir nicht, wie zu geſchehen pflegt, ſchlecht vorkomme.

Sonnabend.

Manuſcriptſendung iſt von Jena gekommen, aber von Briefen faſt gar nichts. Der Aufſatz über die Unverſtändlichkeit hat mir unendlichen Spaß gemacht, und wird's Ihnen hoffentlich auch; er iſt in einer ganz eignen Gattung, und unendlich luſtig. Exemplare von den Briefen ſind wieder nicht mitgekommen, was ich nicht begreife.

Heindorf hat ſeine Bearbeitung des Phädrus beendigt, und iſt alſo ſeit den drei Wochen daß ich ihn nicht geſehen habe ungeheuer fleißig geweſen. Wenn ich ſo mit ihm rede und an alle die philologiſchen Schwierigkeiten denke, wird mir vor der Platonüberſetzung ganz bange. Friedrich ſcheint noch gar nicht ernſthaft daran zu denken.

Dorothea an Schleiermacher.

Den 4. Juli 1800.

— Sie thun viel für uns, das iſt gewiß, von meiner Dankbarkeit zu ſprechen bin ich zu ſchamhaft. Ihren Verſuch über die Schamhaftigkeit werde ich nun mit dem Licht, mit dem Sie mich ausgerüſtet, aufs neue leſen, ſobald mir der Arzt wieder zu denken erlaubt. Ich nahm freilich die Schamhaftigkeit zu grob und primitiv. Deutlicher als Ihnen Friedrich über Wilhelms Urtheil über Ihre Feinheit und Ihre Kraft geſchrieben, werde ich wohl ſchwerlich können. Es iſt ſimpel. Er meint, daß während der großen Feinheit der Form vielleicht das Urſprüngliche in Gefahr ſteht an Kraft zu verlieren. Ach was! nehmen Sie es nicht ſo genau. Auch Friedrich hat es ehrlich gemeint mit dem, was er Ihre religiöſe Gewiſſenhaftigkeit nannte, und gar nicht ſo doppelſinnig als Sie es auslegen; ich habe es aber immer geſagt, er würde noch dermaaßen in der Virtuoſität der Ironie zunehmen, daß ſeine Freunde ſelbſt ihm nicht über den Weg trauen würden. — Hoffentlich werden Sie ganz ohne Rückſicht mit der Beſtimmung verfahren haben, und darauf freue ich mich eigentlich zu ſehen, welche Wendung Sie höchſt geſchickt und meiſterhaft nehmen. Dieſe Notiz der Beſtimmung ſoll mir diesmal der große Faßſprung werden. Uebrigens können Sie ſich denken, wie rein meine Freude an dieſer Notiz ſowohl als am Engel ſeyn wird, da ich beyde gar nicht geleſen habe. — Um anonym zu bleiben hätte das Geheimniß mit den Reden beſſer bewahrt werden ſollen. Dieſe erkennt man freilich ſowohl in den Briefen als in den Monologen wieder; Fichte und Bernhardi waren alſo eben nicht ungeheuer ſcharfſinnig. —

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 7. Juli 1800.

Hier iſt endlich mein Entwurf, wertheſter Freund, dem ich Ihren Beyfall wünſche. Hat er ihn im Ganzen, ſo adoptiren Sie ihn auch im ganzen, bedenken Sie, daß unter geſcheidten Männern, und die das Gute ernſtlich wollen, ſich nachher hundert Dinge von ſelbſt finden, und daß wir die Zeit jetzt nicht mit Diſcutiren verlieren müſſen. Haben Sie über und gegen einzelnes Erinnerungen zu machen, ſo ſeyn Sie ſo gütig ſie mir auf einem eignen Blatt zu notiren. Das Exemplar des Entwurfs behalten Sie dort. Obige Bitten gelten Bernhardi zugleich mit, dem Sie ihn mittheilen werden. Iſt Tieck noch in Berlin, ſo könnte er ihn auch gleich leſen, zwar weiß er faſt alles ſchon, und die offizielle Vorlegung iſt alſo nur eine Förmlichkeit. Mein Bruder hat den Entwurf ſchon ſanctionirt, das meiſte war auch gemeinſchaftlich mit ihm überlegt. An Schelling habe ich nun auch geſchrieben und geſchickt und erwarte die Antworten von ſämmtlichen Freunden. Sind ſie eingelaufen, ſo lege ich nun alles Cotta vor und dringe auf ſeinen Entſchluß. Werden wir mit ihm nicht einig, ſo werde ich demnächſt Vorſchläge über die Wahl eines anderen Verlegers thun. Unter drei Lſd'or möchte ich nicht gern den Handel eingehen: ich ſehe nicht warum man ſich ſacrifiziren ſoll. Die Ausſichten zum Frieden, die vielleicht bald näher rücken, werden auch die Sache begünſtigen. Wenn Sie ſonſt keine Einwendung gegen die Nennung der Reden über die Religion in der Einleitung ſtatt Ihres Namens haben, als daß das Buch nicht bekannt genug ſey, ſo fällt dieſe von ſelbſt weg; ich verſichre Sie, daß es Senſation gemacht, wo ich nur hin gehört, noch neulich geſchah mir aus Schleſien von Neubeck eine Anfrage deswegen. Daß es noch nicht in großer Anzahl verkauft worden, beweiſt dagegen nichts. Wer weiß aber! Sie ſchreiben noch vor Anfang des Inſtituts ein Buch mit Ihrem Namen. Mit der Anonymität, das laſſen Sie nicht dauern, ich glaube, es würde mir auch ſchlecht gelingen. — —

Die Idee über Schütz und Schelling ſcheint mir ſehr gut, und es iſt vielleicht beſſer, daß ſie an einem andern Ort ausgeführt wird als im Athenäum, weil wir doch zu ſehr Parthey ſind. Könnte es nicht im Archiv geſchehen, da dieſes doch einmal ſo revolutionär iſt? etwa in Form eines Briefes an Bernhardi dem literariſchen Artikel beigefügt werden?*) Das über **Bürger** ſoll in die Charakteriſtiken und Kritiken von A. W. und Fr. S. (unſere älteren kritiſchen Aufſätze, Recenſionen ꝛc. mit einigen neuen Sachen vermehrt) kommen. Der Wieland bleibt für die Jahrbücher, ich denke ihm mit der Zeit den Klopſtock nachfolgen zu laſſen, und da ich mit dieſem heroiſchen Beyſpiel von Selbſtverläugnung vorgehe, ſo hoffe ich, Sie werden mit dem Reinhold nachfolgen. Die exoteriſchen Mitglieder, die im Vorſchlage ſind: Steffens, Ritter, Heindorf, und in der Geſchichte, wo es am meiſten fehlt, Dr. Meyer, Verfaſſer des Fauſtrechts. Friedrich und Tieck haben ihn perſönlich kennen gelernt, und machen etwas aus ihm, es iſt ſchon viel, daß er ſich ungeachtet ſeiner innigen Connexion mit Herder an uns anſchließen will. Friedrich meynt dieſer ſüßliche Umgang ſey ihm nur nachtheilig, könne man ihn davon ablenken, ſo möchte noch etwas rechtes aus ihm werden. Ueberhaupt iſt das Hiſtoriſche in Deutſchland ſchlecht beſtellt. Wiſſen Sie einen beſſern? Von älteren Gelehrten haben wir bis jetzt in Vorſchlag Dr. Anton und Röſchlaub. Jener iſt ein großer Sprachkenner und fleißiger Geſchichtsforſcher, einer von den wenigen Gelehrten in Deutſchland, die ganz unabhängig aus Liebe zur Sache ihre Studien treiben. Ich bin mit ihm in Correſpondenz. Nach dem was ich über Röſchlaubs Geſinnung in Anſehung unſer höre, wird er ſehr geneigt dazu ſeyn.

Bey der A. L. Z. iſt nun Griesbach nominaliter für Hufeland als Redacteur eingetreten. Die Arbeit wird wohl Erſch verrichten, welches einen guten Anhang zu meinem geſchwänzten Sonett abgeben könnte, daß ſie nemlich .. zum Teufel gehen. Haben Sie die **Gigantomachia** geſehen? Es ſoll eine Teufeley ſeyn, iſt aber nicht recht eingeteufelt. Ich bin von dem Autor (der unſtreitig Falk iſt) aus alter Dankbarkeit ziemlich geſchont, hingegen iſt er niemandem ſo auf den Leib geſteuert, wie Tiecken, von dem er doch in Wortſpielen und ſonſt augenſcheinlich einiges gelernt hat.**) Ich habe nun eine Privat-

---

*) Dieſer Plan Schlm.'s in den Streit mit der Jenaer L. Z. miteinzutreten kam nicht zur Ausführung.

**) „Gigantomachia, das iſt heilloſer Krieg einer gewaltigen Rieſenkorporation teufeley auf meine eigne Hand im Sinne, wovon ich aber nichts weiter ſagen will, bis ſie realiſirt iſt. Es iſt noch nicht aller Tage Abend und es wird noch manches mal in der Welt gelacht werden.

Was ſagen Sie vom ökonomiſchen Prinzip in der Sammlung von Goethes Gedichten? Das iſt ja Blasphemie. Die wieder gedruckten Sachen machen ja nur ein paar Blätter aus, es ſind alles Romanzen, ſo viel ich weiß, er hat ſie mithineingenommen, um alles beyſammen zu haben, was er in dieſer Gattung gedichtet. Mir war dieſes rapprochement erſtaunlich werth. Man ſieht wie er ſchon ſo früh den Begriff der Gattung rein gefaßt und ihn nur nachher erhöht und erweitert.

Er iſt jetzt ſehr in Geſchäften und Zerſtreuungen, in Schillers nächſtem Almanach und auch ſonſt iſt wohl fürs erſte nichts von ihm zu hoffen. Leben Sie recht wohl.

Jena, den 11. Juli 1800.

— — Wenn Tieck noch in Berlin iſt, ſo ſagen Sie ihm, daß ich mich freue daß er auch auf die A. L. Z. und Conſorten ausgehauen hat.*) Noch ſah ich es nicht. Fr. wird nächſtens ſchreiben; er ſteckt bis über den Kopf im Plato. Die Canzone an Ritter im erſten Stück des poetiſchen Journals iſt meines Erachtens ſehr ſchön. Ich bin neugierig, ob Sie ſich noch entſchließen etwas

---

gegen den Olympus, 1800. Iſt eine Satyre gegen die Romantiker und zugleich gegen ihre Gegner beſonders Kotzebue, deſſen hyperboräiſcher Eſel einige Zeit zuvor erſchienen war. Die Fabel iſt, daß die Giganten, die Romantiker, zu denen der Verf. übrigens auch Goethe, als ihren König (Enceladus) und Schiller rechnet, den Olymp ſtürmen und die klaſſiſchen Schriftſteller der vorhergehenden Periode aus demſelben verjagen wollen. Ihr König, Enceladus-Goethe, verweigert ſeine Theilnahme, aber ein Haufe hungriger Hunde, die litterariſchen Genoſſen der Romantiker, unter denen beſonders ein erfahrener Bullenbeißer, Rambach, der Kritiker im Archiv der Zeit, ſich bemerkbar macht, verbinden ſich mit ihnen. Die Götter laſſen ſich nur ſchwer zum Kampfe herab. Mitten in denſelben erſcheint Kotzebue-Silen, und vor dem Ja des Eſels [des hyperboräiſchen] ergreifen die Giganten die Flucht. Enceladus-Goethe aber wird nun von den alten Göttern freudig im Olymp empfangen.

*) Poet. Journ. 1800 S. 247 in einer kurzen Abſage an d. A. L. Z.

über Schelling und Schütz zu ſchreiben, auch auf Ihre Antwort, den Entwurf betreffend. Schelling iſt wieder in Bamberg. Er hat Cotta geſprochen, dem ich nun ebenfalls ſchreiben werde. Verzeihen Sie die Trockenheit, Kürze und Eilfertigkeit meines Briefes. Das einzige was mich dieſer Tage amüſirt hat, war meine Teufeley*) und von dieſer will ich noch nichts näheres erzählen, um den Spaß nicht vorwegzunehmen. Auch wartet ihre Bekanntmachung auf einen äußeren Umſtand. Einen Verleger will ich einſtweilen ſuchen, um gleich wenn jener eintritt, bei der Hand ſeyn zu können. Die Einlage an Fröhlich, die ich Sie zu beſorgen bitte, betrifft dieſen Vorſchlag. Ich muß es ihm ſchon artigkeitshalber antragen. — Der Anfang vom Engel hat uns auf das übrige ſehr begierig gemacht. Es iſt ein großes brio darin.

Leben Sie für heute recht wohl, das nächſte Mal mehr.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Ohne Datum.**)

— — Ich bin ſehr begierig die Annahme unſerer Einladung von Dir zu vernehmen. — Habe ich nicht Hoffnung Dich bald zu ſehn, ſo möchte ich Dir vorſchlagen, daß wir uns über den Plato in regelmäßige Mittheilung ſetzen: denn das iſt doch das wichtigſte, daß wir unſere Anſicht und Denkart zu dem gemeinſamen Werke ſo vollſtändig als möglich mittheilen. Ich würde es in kurzen Sätzen thun mit breitem Rande zu beliebigen Anmerkungen. Bloß kritiſche Gedanken über einzelne Stellen bleiben ausgeſchloſſen, und verſpart auf die Ueberſendung von einem überſetzten Dialog: aber über die natürliche Ordnung, die Gattungen und die Aechtheit einzelner Geſpräche würde manches vorkommen. Ich bin jetzt ſo ziemlich entſchloſſen, zunächſt das erſte der eleatiſchen (ihre natürliche

---

*) Er arbeitete alſo damals die „Ehrenpforte für Kotzebue“ aus, welche den 5. Jan. 1801 im Druck verließ. [Schill. an Körn. IV, 205.]

**) Dieſen Brief muß Schlm. nach Abſendung des folgenden erhalten haben, da dieſer eine Antwort auf Schlegel's Brief S. 191 iſt. Geſchrieben muß er nach S. 207 vor dem 20. Juni ſein.

Ordnung zu ſuchen, bin ich eben noch beſchäftigt) und das erſte der antiſophiſtiſchen Geſpräche, alſo den Protagoras zu überſezen. Hat man erſt die Gattungen gefunden, ſo ſcheint es mir nicht ſchwer die natürliche Ordnung in jeder zu finden. Bey den Geſprächen, die ich die Platoniſch-Platoniſchen nennen möchte, wie Phädrus, Sympoſion, Phädon, kann es nicht ſchaden daß man grade mit dem lezten und ſchwerſten anfängt, alſo mit dem Philebus. Ueber die Eleatiſchen getraue ich mir im Ganzen helle und neue Lichter aufzuſtecken, und ſie wirklich uns in der That, was nicht wenig ſagen will, völlig zu verſtehen; die Ueberſezung wird mitunter unendlich ſchwer ſeyn. Du haſt noch manches, ſagſt Du, über die Lucinde auf dem Herzen aus anderem Standpunkte, als aus dem der in den Briefen mit ſo vielem Rechte der einzige iſt. Wäre es nicht möglich, Du fändeſt, um es vor der Hand bloß mir mitzutheilen, eine leichte Form? Kann es nicht bloß in Fragmenten ſeyn? Es ſteht heute eine Ankündigung von Briefen über die Lucinde in der A. L. Z., die in einigen Wochen fertig ſeyn ſollen; wahrſcheinlich von einem gewiſſen Vermehren hier, und ziemlich gegen mich, wie mir Angebrentano geſagt hat. Indeſſen iſt das doch in merkantiliſcher Rückſicht recht gut *).

Schleiermacher an Friedrich Schlegel.

Donnerſtag, den 10. Juli 1800

Es iſt vortrefflich, lieber Freund, daß Du nun einmal wieder recht ausführlich geſchrieben haſt; da iſt aber auch ſo viel zu antworten, daß ich lieber gleich anfangen will, denn die lezte Zeit wird mir gewöhnlich untreu. Was zuerſt Dein ſchönes Projekt betrifft, ſo kannſt Du leicht denken, daß ich gar große Luſt dazu habe; aber leider kann ich noch gar nichts beſtimmtes darüber ſagen. Höre nur. Zuerſt muß ich den Kalender machen, von dem mich der Engel und Fichte wieder vertrieben hatten, und ehe der nicht fertig iſt kann ich mich nicht von der Stelle rühren. Drei volle Monate brauche ich

---

*) Die „Briefe über F. S. Luc. v. Vermehren. Jena 1800" verſuchen eine Vermittlung zwiſchen den Partheien.

dazu gewiß; dann iſt beinahe Winter, und es iſt faſt Schade Jena nicht im Sommer zu ſehn. Doch daraus wollte ich mir gar nichts machen und die Natur in Gottes Namen fahren laſſen. Zweitens aber müßte ſich das doch mit Wilhelms Reiſe ſo in einander fügen, daß er nicht gerade dann hieher wollte. Das ließe ſich bei einigem guten Willen von beiden Seiten auch machen. Drittens habe ich zwar keine große, aber doch eine kleine Reiſe vor nach Landsberg, die müßte ich dann auch bis ins Frühjahr verſchieben. Denn da es gerade entgegengeſezte Richtungen ſind, ſo läßt ſich beides nicht vereinigen und zwei Urlaube bald hintereinander bekomme ich nicht. Viertens iſt es wirklich mit dem Urlaub außer Landes eine ſchwierige Sache, und er kann mir allemal *ohne Gründe* abgeſchlagen werden, wenn mir alſo einer einen Schabernak thun will, ſo bin ich gleich drum. Fünftens bedenke nur wie knapp mir die Zeit werden muß für den Plato und die Jahrbücher. Sechſtens weiß ich warlich nicht, ob ich auch nur ſo viel Geld haben werde als dazu nöthig iſt. Du ſiehſt von allen dieſen Punkten iſt keiner für ſich allein unüberwindlich; aber alle zuſammen geben doch klägliche Aſpekten. Das erſte und vornehmſte iſt daß ich mein möglichſtes thue um mit dem Kalender fertig zu werden, und daran will ich es nicht fehlen laßen.

Was ich von Arbeiten gelegentlich geſagt habe hätteſt Du nicht ſo ſtreng auf eine beſtimmte Zeit beziehen ſollen. Die Kritik der Moral indeß ſoll anno 1801 gewiß fertig werden, wenn nicht ein beſondres Unglück dazwiſchen kommt. Zur Gottheit aber möchte ich mich gern erſt von den Theologen oder Philoſophen oder beiden reizen laſſen, ſonſt müßte es wenigſtens eine ganz andre Form bekommen, als in der es mir jezt innerlich vorſchwebt. Mit den Chriſten, lieber Freund, kann ich Dir gar nicht aufwarten, ſo ſehr Du es auch wünſchen magſt. Reif iſt darüber nichts in mir: alles würde noch große und ſehr fatigante Studien erfordern, und dieſe würden mich aus allem herausſezen was mir am Herzen liegt und was ich um mein ſelbſt willen thun und treiben will; wofür denn der Gewinn am Ende ſehr gering ausfallen dürfte. Uebertrage dieſe

Provinz vor der Hand lieber dem Hardenberg, wenn etwas darüber geſagt werden muß, was ich aber eigentlich nicht einſehe. Ein anderes iſt es freilich mit dem Böhm. Den werde ich allerdings ſtudiren, weil ich mir mit der Myſtik noch viel zu ſchaffen zu machen denke; aber freilich das wann iſt mir noch ſehr dunkel, und nach allen Berechnungen, die ich mir vorläufig machen kann iſt der früheſte Termin 1804. Ad extra dächte ich übrigens wäre das nothwendigſte mit dem Böhm, daß man ihn ſkiagraphirte in usum saeculi mit einer rechten Hautgout Sauce von Polemik und von Dithyramben für die Myſtik. Iſt das alsdann noch nicht geſchehen, ſo will ich mich wol dazu verſtehen. Unſre gemeinſchaftlichen Philoſophumena ſollten meinem Wunſch nach nicht nur neben einander ſtehen, ſondern mit einer gewißen Nothwendigkeit zuſammengehören, ſonſt iſts doch keine rechte Symphiloſophie. Demnach läßt ſich nicht ſo ſagen was ich dazu beſtimmt habe; am wenigſten von meiner Seite zuerſt. Dies ließe ſich am beſten mündlich abmachen, wo ſich eher findet, was der Eine zu dem des Anderen gehöriges hat, auch darum ſcheint mirs nothwendig, daß wir wieder ein Endchen beiſammen lebten. Und wieviel giebt es nicht zu reden, was ſich gar nicht ſo ſchreiben läßt! Dahin gehört meines Erachtens auch ſehr das über die Lucinde und das Verhältniß der Briefe zu ihr. Hierauf kann ich Dir ſo gar nicht antworten; es muß ſchlechterdings geſprochen ſein. Auf den zweiten Theil bin ich höchſt begierig. Tieck meint es ſei gewiß daß Du noch nichts davon gemacht hätteſt als die Gedichte, und wenn Du etwa in Briefen mehr angedeutet hätteſt, ſo müßte das auf Wilhelms Stube geſchehen ſein, wo Du es Dir vielleicht ſelbſt einbilden könnteſt, auf Deiner eignen aber, die es beſſer wüßte, gewiß nicht. Ich habe aber ſteif und feſt den buchſtäblichen Sinn gegen ihn behauptet. Die Shakespeares Briefe haben mich eigentlich nicht außerordentlich intereſſirt. Von der Form wage ich nicht zu urtheilen, wenn nicht vieles darin rein zufällig und epiſodiſch iſt — was doch hier nicht ſein ſollte — ſo iſt ſie auf etwas ſehr Großes und Verſchlungenes angeſehn; auf jeden Fall aber ſcheint mir das wenige Objective und Subjective allzuſcharf von einander abgeſchnitten zu ſein. Davon daß Tieck nicht gemacht iſt in einen fremden Geiſt einzudringen werden ſie am Ende wol auch einen Beweis geben. Ich habe Tieck und Bernhardi's die Unverſtändlichkeit vorgeleſen, und ſie waren höchſt entzückt darüber. Der prickelnde Uebermuth iſt ordentlich anſteckend und wir waren einig daß Du noch nie ſo leicht und luſtig geweſen biſt. Und doch wie gar kein Skaramuz iſt drin! Ob es dieſe Ueberlegung war, oder eine andre, aber über einige Stellen wurde Tieck ganz penseroso. Auf dieſe Unverſtändlichkeit kannſt Du Dir eigentlich viel zu gute thun, es macht einen göttlichen Effect und alle die zum Narren gehabt werden, müſſen mit lachen. Den alten Eſſay habe ich gar nicht geſehn, Du haſt ihn glaub ich gemacht als ich in Potsdam war, und er iſt mir hernach nie vorgekommen. —

Daß Du das über das Studium ans Ende verſchieben willſt, will mir gar nicht einleuchten, theils weil es wirklich in jeder Rückſicht beßer iſt wenn ſo etwas voranſteht, theils weil Du es in der Ankündigung geſagt haſt, und ich hoffe da Du doch jezt fleißig lieſeſt, und ſchon die Hauptideen und die Form im Kopf haſt wird ſichs noch machen laſſen daß Du es ſchreiben kannſt. Der Zeit wegen kommt es wol auf eins heraus: denn wenn Du es nicht machſt müſſen wir eben deſto mehr Dialogs bringen. Ich bleibe wol beim Philebus, und werde ihm den Charmides um ſo lieber beigeſellen da Heindorf nun er den Phädrus vollendet hat dieſen bearbeiten wird. Machſt Du aber das Studium nicht ſo werde ich wol noch einen nehmen müßen? Ueber den Timaeus Sophista habe ich Dir ſchon geſchrieben, daß wir ihn allerdings haben müßen. Werden wir nicht aber auch den Kleukerſchen Plato und was ſonſt von Ueberſezungen exiſtirt, bei der Hand haben müſſen? Nicht als ob ich glaubte daß viel daraus zu nehmen ſein wird, ſondern nur damit man uns keiner Nachläßigkeit zeihen kann. Wir werden überhaupt Alles haben müßen, was nur zu haben iſt: denn man wird uns gewaltig auf dem Dach ſizen.

Vor ein Paar Tagen habe ich in einer theologiſchen Zeitſchrift die erſte Recenſion von den Reden geleſen. Es ſtand aber nichts drin als eine Einladung ſie zu leſen, es ſei eine ſehr originelle geiſtreiche und anziehende Schrift, und herrſche darin ein Myſticismus von der reinſten liberalſten und erhabenſten Art. Dann waren einige Stellen aus der zweiten Rede ausgezogen. Von dem über Kirche und Chriſtenthum was doch den Theologen am nächſten angeht kein Wort. Wenn ſie mir Alle ſo kommen, werde ich zu meinen Ergießungen über die Gottheit nicht gereizt werden! Auch habe ich den Titan und die Clavis geleſen; leztere iſt ſehr dumm, und in erſterm iſt doch auch nicht das geringſte Neue.

Auch Deine metriſche Frage ſoll heute nicht unbeantwortet bleiben, ſo ordentlich bin ich. Du mußt nur bedenken daß ich von der ausländiſchen modernen Poeſie ſo gut als nichts kenne, und ſo kann es freilich Formen geben die das ausrichten können wozu weder Sonette und Stanzen noch unſre deutſchen meliſchen Formen (auf die ich übrigens nichts halte) geſchickt ſind. Indeß ſcheint es mir, als gebe es eben in der meliſchen Gattung Fälle wo offenbar ein beſtimmtes, höchſt beſtimmtes Sylbenmaaß gefordert wird und nicht unſere gezählten Verſe, und da ſcheint mir eben das Sapphiſche theils ſo ſehr beſtimmt, theils nicht ſehr ſchwierig zu ſein. Die Sphäre dieſer Forderung getraue ich mir nicht genau zu beſtimmen, vielleicht conſtruirſt Du ſie beſſer heraus als ich ſie herausfühlen kann. Dann hält es auch in Abſicht auf den Umfang den es verſtattet ſo ſchön das Mittel zwiſchen den modernen welche die höchſten ſind, ich meine das Sonett und die Stanze. Auf Deine Gedichte für die Lucinde bin ich höchſt begierig. Sollte es wirklich mit dem zweiten Theil noch weitläuftiger ausſehen als ich wünſche, ſo könnteſt Du ſie mir vielleicht ſo ſchicken auch außer dem Zuſammenhange mit dem Florentin, um den ich dich in jedem Briefe mahnen werde. Iſt es nicht himmelſchreiend daß er nun ſchon beinahe ein Vierteljahr fertig iſt, und ich ihn noch nicht kenne? Ich werde ihn mir bald ohne Deine Correcturen ausbitten.

Freitag, den 11., Abends.

So eben komme ich von Bernhardi, der mir zu meinem großen Erſtaunen ſagt, Tieck hätte noch zulezt an mich beſtellt, daß ich bei der Correctur des Heinrich von Ofterdingen die Orthographie durchaus beobachten ſollte die — ich weiß nicht Du oder Wilhelm — angefangen hätte. Nun weiß ich gar nicht ein Sterbenswort davon daß ich dieſe Correctur machen ſoll, und was noch mehr iſt ich kann es auch nicht. Es thut mir ſehr leid daß ich Hardenberg dieſe erſte Gefälligkeit nicht erzeigen kann; aber der Kalender drängt mich ſo daß ich es nicht wagen darf, denn Correcturen ſind für mich meiner ſchlechten Manieren wegen etwas ſehr zeitſpieliges. Bernhardi hat ſie ſehr bereitwillig übernommen, und wird ſie gewiß eben ſo gut machen als ich.

Ueber den Plato ſollteſt Du mir bald recht ausführlich ſchreiben, wahrſcheinlich wirſt Du auch eher ein Specimen von Ueberſezung anfertigen können als ich, und aus dieſer Gelegenheit läßt ſich dann am allerbeſten und anſchaulichſten nach allen Seiten hin über das Ueberſezen und die ganze Behandlung ſich erklären. Sollte man nicht auch zu jedem einzelnen Dialog eine Art von — verſteht ſich ganz kurzer — Einleitung machen um eine Anſicht aufzuſtellen und über manches Rechenſchaft zu geben, was von der Art iſt, daß es ſich in Noten nicht ſo gut thun läßt? Nach dem was Du mir über Deine Abhandlung vom Studio ſagſt ſcheint es als könnte darin von den bisherigen Bearbeitern und Bearbeitungen des Plato gar nicht die Rede ſein; willſt Du dieſe ganz mit Stillſchweigen übergehen, oder werden ſie in der Vorrede ihren Plaz finden? Man kann dadurch den vermuthlichen dummen Kritiken im voraus eins geben, daß ſie ſich gar nicht wagen manches Dumme vorzubringen.

Was Dein Projekt mit dem Collegienleſen betrifft, lieber Freund, ſo weißt Du einmal, wie ichs in der Art habe mit dem Neinſagen anzufangen, und ſo wirds Dich nicht wundern, daß ich es hier auch thue. Wenn Du auf ein bleibendes Etabliſſement in Jena denken und das Leſen auch jenſeit des nächſten Winters fortſezen willſt, ſo haſt Du freilich Recht zu promoviren; — willſt Du denn aber jenes wirklich? A priori zweifle ich dran. Für dieſen Winter aber ſollte es wol ſchwerlich der Mühe werth ſein, und der Verdrießlichkeiten — denn ſie werden Dir gewiß alle erſinnlichen Chikanen machen beim Examen, bei der Diſſertation, beim Disputiren und wo es ſich ſonſt thun läßt. Ich dächte, es ſollte Dir nicht ſchwer werden die welche Dich hören wollen in ein Privatissimum zuſammenzubringen und dies kannſt Du ja leſen — wenn es anders in Jena iſt wie bei uns — ohne Doktor zu werden.

Wunderlich biſt Du daß Du mir ſoviel fremde Reize vorhältſt, um mich zu Euch zu locken! als ob Ihr nicht tauſend genug wärt. Glaube nur, daß ich gewiß mein beſtes thun werde um zu kommen, nur daß der verfluchte Kalender erſt fertig werden muß. Adieu, lieber Freund. Die kritiſche Epiſtel über den Platon erwarte ich wirklich nächſtens. Bernhardi's grüßen.

[An Dorothea.] Hier, liebe Freundin, iſt endlich das Geld. — — Aber wie ich den Friedrich immer wieder aufs neue bewundre über die Unverſtändlichkeit das kann ich Ihnen gar nicht genug beſchreiben. Wie tummeln ſich alle Arten von Ironie darin, auch die doppelte, und wie zügellos muthwillig iſt das Ganze. Auf das Aergerniß freue ich mich unendlich.

Berlin, den 2. Auguſt 1800. *)

Du wirſt mir hoffentlich zugeben, lieber Freund, daß es unendlich lange her iſt daß ich keine Nachrichten von Euch habe. Das Zettelchen von Dorothea, was der Fuhrmann mir gebracht hat iſt das lezte geweſen, und lautet vom 10. Juli. Wenn nicht Krankheit und anderes Malheur an ſich ſelbſt etwas unwahrſcheinliches wäre, ſo würde mir bange ſein. Nächſtdem bekomme ich auch noch immer den Florentin nicht, und das iſt lauter Elend. Was macht Ihr denn?

Das Athenäum iſt nun nicht nur ſo weit als die Aushängebogen zeigen, ſondern ich habe eben die Correctur vom Titel, Inhalt und Druckfehlerverzeichniß gehabt, ſo daß es nun gewiß bald in die

---

*) Dieſer Brief muß ſich mit dem folgenden von Schlegel gekreuzt haben; denn keiner weiß von dem andern. Schlegel's Brief wird beantwortet in dem bald folgenden vom 8. Auguſt, Schleiermacher's in dem Briefe ohne Datum S. 216.

Welt geht, und hoffentlich nicht weniger Skandal machen wird als jedes andre. Vor ein Paar Tagen war ich bei Fichte; es kam die Rede aufs Athenäum; ich hatte die Unverſtändlichkeit, die ich der Herz vorgeleſen in der Taſche und ließ ſie ihn auch leſen. Du kannſt denken daß er ſein großes Ergözen daran hatte. Bei der erſten Erwähnung des Tendenzenfragments meinte er: er hätte gleich gar wol verſtanden daß ihm und Goethe durch das Fragment kein großes Compliment hätte gemacht werden ſollen, und hätte ſich immer des Todes gewundert daß die Leute ſo wenig begriffen was eine Tendenz wäre. Er war nun etwas geſpannt wie die Sache hier ablaufen würde, aber der Schulterklimax und die Enkel brachten ihn in den vollkommenſten guten Humor. Da ich ihm die Notiz von der Beſtimmung doch nicht geben konnte, habe ich auch noch nicht mit ihm davon geredet; die Vorklagen haben etwas gar zu klägliches an ſich. Er ſcheint übrigens jezt ſehr fleißig zu arbeiten, hoffentlich doch an der neuen Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre.

Ich arbeite ſehr fleißig am Kalender, und der Gedanke an die Reiſe nach Jena hilft mir gewaltig; aber da werden in einigen Wochen die Dohnas kommen, das wird mir wieder Zeit koſten, und die ſchlechte Jahreszeit kommt gewiß heran ehe der ſchöne Vorſaz ausgeführt wird. Die Kritik der Moral geht mir gewaltig im Kopf herum, nur darf ich nicht viel darauf hören, wenn ich aber nach Oſtern dran komme, will ich ſie gewiß ohne großen Anſtoß oder Aufenthalt ſchreiben können.

Was macht denn die zweite Lucinde, lieber Freund. Ehe die nicht fertig iſt, glaube ich doch nicht recht an den Plato. Ich weiß nicht, ob ich Dir ſchon geſchrieben habe, daß Brinkmann in Eutin gar viel mit Jacobi geweſen iſt, daß er ganz entzückt von ihm iſt, und mir auch noch viel von ihm ſchreiben will. Ich habe ihn gebeten Jacobi doch aufzufordern, daß er ſein Innerſtes einmal auf eine direkte Art ohne Polemik zu Tage geben möchte.

Sage mir doch warum Bohn meine Briefe nirgends hat ankündigen laſſen. Da ſie im Meßkatalog auch nicht ſtehn, ſo kann ja ihre Exiſtenz gar nicht bekannt werden, und das ſollte mir doch leid thun, nachdem ich ſie einmal geſchrieben habe. Hat einer von Euch geleſen, was Nicolai wieder in der Berliner Monatsſchrift geſchimpft hat?*) Ihr habt mir meine Frage wie ich Hardenberg's Hymnen ſigniren ſollte nicht beantwortet, und ich habe daher aus eigner Machtvollkommenheit Novalis geſezt.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Ohne Datum.

Deine Kritik des Fichte hat mich über allen Ausdruck intereſſirt, Ich werde ſie noch oft leſen, man muß darüber nachdenken, und man kann viel daraus lernen. Vielleicht ließe ſich auch darüber wieder ein ſolcher Mono-Dia-Monolog ſchreiben. In der That, nie hab ich ſo etwas geſehn noch gehört, von philoſophiſcher Recenſion nämlich. Ich glaube Fichte kann nicht böſe darüber ſeyn, wenn er auch im innerſten Herzen Deiner Abſicht zufolge unzufrieden damit ſeyn muß. Kann er es ſo hat er Unrecht es zu können. Der Engel iſt ganz ſo sprightly zu Ende geführt wie angefangen; Goethe hat das Geiſtreiche ſehr gerühmt, und da kommſt Du alſo in das Prädikat bey den Poeten hinein, womit ich bey den Philoſophen angefangen habe.

Was Bernhardi über die vertrauten Briefe geſagt hat, iſt freylich noch weniger als nichts. Aber wie kannſt Du die Anzeige ſelbſt ſo trocken mit Stillſchweigen übergehen, wenn Du nicht etwa um das Geheimniß weißt, oder ſelbſt der Urheber derſelben biſt? Ich finde ſie für das, was eine ſolche Anzeige ſeyn kann, durchaus vortrefflich. Dorothea behauptet feſt, ſie ſey von Fichte und rieth gleich auf dieſen. Sprechen könnte er wohl ſo darüber; geſchrieben hat er freylich noch nichts ſo im Converſationsſtyl, aber freylich hat er auch noch keine ſolche Veranlaſſung dazu gehabt. Ich rieth anfangs wegen der Gründlichkeit des Verſtehens auf Dich, was ich aber nachher doch verwerfen mußte wegen einzelner Ausdrücke, Gedanken und Wendungen. Biſt Du es ſo haſt Du Dich beſſer als noch je verleugnet, welches ja doch immer möglich bleibt, und ſo tritt wieder der curioſe

---

*) In einem Aufſatz üb. die Secunda Petri, Juliheft S. 42 ff.

Fall ein, daß man zwiſchen Dir und Fichte ſchwanken muß und ich darf auf den Hülſen nicht mehr ſo herabſehn. *)

Dein letzter ſehr gründlicher Brief enthält faſt lauter abſchlägliche Antwort: indeſſen muß ich doch in der Hauptſache auf meinem Sinne bleiben; nämlich es nothwendig zu finden, es zu wollen und zu hoffen, daß Du zu uns kommſt. Dann können wir alles bereden und ausgleichen. Ueber vieles kann ich durchaus gar nicht ſchreiben, z. B. Auguſtens Tod. **)

Ich halte mich nur an das Nächſte der Geſchäfte und ſelbſt damit hat es ſchriftlich Noth. Ich wünſche bald zu vernehmen, daß Du platoniſiren kannſt, dann komme ich mit einer ganzen Ladung; aber nöthig iſt es freylich dazu daß auch Du viel leſen kannſt. Mit meinem Platoniſiren iſt es ſehr Ernſt geweſen; einige von den großen Maſſen ausgenommen, habe ich alles geleſen, oft mehrmals, einzig in Rückſicht auf Aechtheit und die Ordnung, und um alles kurz zu ſagen, ich glaube dieſe gefunden zu haben, und ich halte ſie zum Verſtändniß ſo weſentlich, daß ich Dich wenigſtens bitten muß Dich offen zu erhalten, und in dieſer Rückſicht den Philebus noch nicht feſt zu decretiren. Nach meiner Hypotheſe dürfte er freylich nicht ſo ganz aus ſeinem Zuſammenhange geriſſen werden. Zum Phädrus hätteſt Du wohl eigentlich mehr Beruf als ich? Oder fühlſt Du einen ſolchen auch zum Parmenides oder Protagoras, die ich mir gewählt hatte? Ueber Heindorf's Grund gegen den Theages bin ich neugierig; mehr aber auch nicht. Denn ich bin ſeiner Aechtheit ziemlich gewiß. Zwar Dein Grund dagegen würden mich erſchüttern, wenn ich nicht eine Anſicht deſſelben gefunden hätte, bloß durch Zuſammenſtellung mit andern Dialogen, wodurch er von ſelbſt wegfällt. Die Ironie darin iſt in der That etwas verſteckt, hat man ſie aber einmal gefunden, ſo iſt ſie auch noch klarer als luce clarius. Daß die 'Ερασται unächt ſind, iſt mir durchaus entſchieden, wie auch Hipparchos, Minos, Alcibiades II., alle Briefe. Meine ſehr ſtarken Zweifel gegen die Νομοι habe ich wegen der großen Maſſe die zu leſen iſt, noch nicht abſchließen können. Wie denkt Heindorf, der auch einmal daran zweifelte, jezt darüber?

---

*) Die Rec. in Rede ſteht in [Reichardt's] Archiv der Zeit 1800, 2.

**) Der Stieftochter A. W. Schlegel's. Die Mittheilungen Dorotheens ſtellen das Boas Xenienkampf 1, 148 u. a. a. O. erwähnte damalige Gerücht, daß Schelling's Behandlung nach der Brown'ſchen Methode ihren Tod verurſacht habe, entſchieden in Abrede.

Sobald Du das Signal giebſt, ſchicke ich mein Schema aller Dialogen. Von Wilhelm haben wir Nachricht daß er geſund iſt, arbeitet und etwa im September zurückkommt.

[Doroth.] Die Freundin grüßt Sie herzlich, und bittet Sie ſich unter dieſen wenigen Silben alles zu denken was ſie heute nicht ſchreibt, weil ſie durchaus nicht aufgelegt iſt. — Bernhardi hat damit wohl zu verſtehen geben wollen, daß er glaubt, Jette hätte die weiblichen Briefe zum Theil geſchrieben. Hat das ein Tadel ſeyn ſollen, ſo iſt er auf der falſchen Bahn, ſo hat er es eben damit bewieſen, wie weiblich ſie ſind*). Wenn Sie die Bernhardi ſehen, ſo grüßen Sie ſie freundlichſt von mir: ich laſſe ihr ſagen, Goethe hat ihre Lebensanſicht geſehen und ſich ſehr dafür intereſſirt; Friedrich hat ſie genannt, und er ſich recht gefreut. Wird der Bruder Tieck wieder bald nach Deutſchland zurückkommen? Wilhelm läßt danach fragen, er will ſich gern mit ihm wegen eines Monuments für Auguſten beſprechen.

Schleiermacher an Friedrich Schlegel.

Berlin, den 8. Auguſt.

Mein Signal lieber Freund will ich hiemit gegeben haben. Schicke mir nur eine recht ausführliche Ladung über den Plato, ich bin in einem ſo fleißigen Zuge, daß ich troz des Kalenders, mit dem ich nun raſch vorwärts komme, recht ordentlich werde leſen können; bringe mir nur Dein Syſtem recht zur Anſchauung, und halte Dich auch offen für meine Polemik hie und da. Halte es dann nur für kein ſchlechtes Zeichen wenn ich Dir in den erſten drei

---

*) Geht auf eine mündliche Aeußerung B.s; die von ihm herrührende kurze Anzeige der Briefe Archiv 1800 II, 43 enthält wenigſtens keine Andeutung.

Wochen kein Wort darauf antworte, ſondern vielmehr dafür daß ich mich recht ernſtlich ans Studiren gegeben habe. Wenn Du eine Ordnung gefunden haſt die ſich durchführen läßt, und die Du für nothwendig hältſt, ſo verſteht ſich daß der Philebus, der nicht nur in ſeiner Art das lezte iſt, ſondern deſſen ganze Rubrik auch unmöglich unter die erſten gehören kann, nicht den Anfang machen darf. Ich bin und halte mich in dieſer Hinſicht ganz offen, und wenn ich erſt Dein Schema ſehe und den Punkt von dem Du ausgehn willſt, ſo wird ſich mein Beruf ſchon einſtellen, und ſich recht gut in den Deinigen fügen. Was das Wählen betrifft, ſo dürfen wir ja ohnehin immer nur für das Nächſte ſorgen: denn jeder muß doch Alles ſo leſen als wollte er Alles überſezen, ſonſt dürfte nichts recht ordentlich werden. Die Amatores kann ich ſo ſchlechthin nicht aufgeben, ſie platoniſiren gar zu ſtark in Sprache Wendungen und Compoſition; aber über den Hipparch und Alkibiades II. bin ich ganz einig mit Dir. Kannſt Du den Theages innerlich rechtfertigen ſo ſoll mirs ſehr lieb ſein. Die Ironie darin iſt mir nicht fremd ſie will mir nur nicht platoniſch däuchten, und ſteht mir eben ſo allein da; haſt Du aber eine Verbindung gefunden, die ſich mir plauſibel macht ſo ſubmittire ich gleich. Grade beim Theages muß dieſe Alles entſcheiden — die äußern Gründe gegen ihn dürften doch für ſich allein nur ſehr unbedeutend ſein. Aber lieber Freund die *Νομοι*! Das iſt mir eine harte Nuß. Bedenke daß ſie das Zeugniß des ganzen Alterthums für ſich haben, und lies ehe Du dieſen Zweifeln Raum giebſt die Politik des Ariſtoteles mit rechter Aufmerkſamkeit. Ich habe leztere nur einmal in meinem Leben geleſen; aber wo ich nicht ſehr irre fand ich überall die ſtärkſten Andeutungen auf die Platoniſchen *Νομους*. Doch ich will nichts mehr ſagen: Du möchteſt dieſes Bröckeln übers Einzelne nur als ein Antiſignal nehmen, als ob mirs noch kein Ernſt ums Ganze wäre. Alſo vor allen Dingen das Schema und was Du als Deduktion für nöthig hältſt. Nur noch Eins. Wenn beim Ueberſezen eine Ordnung zum Grunde gelegt werden ſoll, ſo wäre es wol höchſt nöthig über dieſe im Voraus etwas zu ſagen. Dies müßte alſo entweder in der Vorrede geſchehen oder Du müßteſt das übers Studium doch voranſchreiben, und ich hoffe Du wirſt das leztere vorziehen weil ſonſt die Vorrede offenbar aus ihrem Gebiet herausginge, und die Abhandlung beeinträchtigt würde.

Dies wäre der Plato für heute. Nun giebt es noch ein anderes Geſchäfte abzumachen. Lies ich bitte Dich anliegende zwei Briefe, die mir Frölich .... geſchrieben hat. Vor allen Dingen aber ſchicke ihm ſogleich Lucindenmanuſkript, wenn nämlich wie ich hoffe einiges ganz fertig iſt. Ich werde ihm ſchreiben er ſollte ſich mit dem Nichtrechnen ja nicht verrechnen, die Lucinde werde ihn unſtreitig nächſtens überraſchen, und er möchte nur machen daß ſich alsdann nicht die Lucinde verrechnete in dem worauf ſie zu rechnen ein Recht hätte; es wären übrigens noch ſieben Wochen zur Meſſe und mehr brauche es nicht um ſolchen Band zu drucken. Wüßte ich nur gewiß, daß ich mich nicht verrechnete, ſo machte ichs noch impertinenter. —

Deine Aeußerungen über meine Kritik des Fichte haben mir zum Troſte gereicht, wenn ich Dir gleich gern bekenne, daß ich ſie nicht durchaus verſtehe. Beſonders begreife ich nicht wo es ihr ſizt daß man etwas daraus lernen kann; in dieſem Stück bin ich ganz unſchuldig. Daß Du dergleichen von philoſophiſcher Recenſion noch nicht geſehen noch gehört haſt, dies begreife ich; denn ich bin darin in ganz gleichem Falle mit Dir, mir iſt aber auch dergleichen noch nicht vorgekommen, und inſofern mag ſie auch wol auf eine eigene Art intereſſant ſein. Deinen Prophezeihungen von Fichtes Denken darüber kann ich die glückliche Erfüllung bis jezt nur wünſchen. Ich will ihn nächſtens beſuchen und dann mehr darüber. In einem Punkt, in der Kunſt nämlich das beſte zwiſchen die Zeilen zu ſchreiben daß es nur durch Suppliren und Combiniren herausgebracht werden kann, werde ich wol nie wieder eine ſolche Epideiris machen; deshalb fürchte ich auch Wilhelm wird hier den ſtärkſten Beweis finden für das was er von meiner Manier geſagt hat. Dies indeſſen kann der Engel wieder gutmachen, der denn doch tüchtig genug iſt. Dein sprightly gefällt mir, das iſt gerade das Prädicat das ihm gebührt, geiſtreich ſcheint mir nicht recht darauf zu paſſen. Was hat denn Goethe zu Deiner Behandlung ſeiner geſagt?*) Darauf wäre ich ſehr neugierig.

Das mit der Lucinden-Anzeige iſt luſtig, und hat mir ungemein viel Spaß gemacht! Freilich weiß ich um das Geheimniß, und eben deshalb ſchwieg ich ganz darüber; ich bin auch in einer Rückſicht Urheber deſſelben: denn daß Ihr nicht gleich erfahren habt, von wem ſie iſt, geſchah auf meine Veranlaſſung. Uebrigens ärgert es mich recht daß Fichte ſie nicht geſchrieben hat damit der Spaß auch einmal ſo käme daß man etwas von Fichte für meins hielte. Wenn es Euch nur nicht geht wie Hülſen, der nur zwiſchen Fichte und Schelling ſchwanken zu dürfen glaubte, und ſich gar nicht einfallen ließ daß ein Dritter die Reden geſchrieben haben könnte. Mein Gott! hinterm Berge wohnen auch manchmal Leute! Aber nun habe ich Euch genug herumgezogen und will mich nun der ſpeziellen Erlaubniß bedienen welche mir der Verfaſſer ſowol als der Herausgeber gegeben haben, Euch zu erzählen, daß — ich die Ehre gehabt habe dieſe Anzeige zu ſchreiben. Es kam ganz zufällig. Bernhardi ſprach mit mir von ſeinen Kritiken, und ſagte, er würde ſchon lange im Archiv die Lucinde angezeigt haben, wenn er ſie nur recht verſtände; es wäre ihm eine zu harte Nuß. Ich entgegnete drauf, ich glaubte wol ſie ſoweit zu verſtehen daß ich ſie anzeigen könnte, und hätte ſchon lange ein kleines Lüſtchen dazu gehabt; er bat mich drum und ich war ſehr bereitwillig. Es war zu der Zeit als ich mit den Briefen beinahe fertig war, und ich hoffte ihm durch dieſes Manoeuvre jede Vermuthung wegen der Briefe beſſer abzuſchneiden; aber ganz im Gegentheil, er behauptet aus der Anzeige — die er ſchon hatte als die Briefe herkamen — dieſe errathen zu haben. Dies ſcheint mir aber hyperkritiſch: denn was in beiden vorkommt ſind wol nur ſolche Dinge die man gar nicht umgehen kann wenn man von der Lucinde redet, und es freut mich daß Ihr bei Euren Divinationen von dieſer Uebereinſtimmung nicht ausgegangen ſeid. Mich zu verleugnen darauf bin ich übrigens gar nicht ausdrücklich ausgegangen, ſondern nur mich in den Grenzen und der Manier einer ſolchen Anzeige zu halten, und in einigen Wendungen Bernhardi nachzuahmen, der mir Anfangs ſagte es ſolle unter ſeinem Namen gehen. Dieſe Nachahmung aber iſt mir wol ſchlecht gelungen: denn er fand es ſo außer ſeiner Art, daß er mich bat das Eingeſandt darüber ſezen zu dürfen. Nun wünſche ich aber wol zu wiſſen was für Gedanken, Wendungen und Ausdrücke Du mir abſprechen zu müſſen geglaubt haſt, ob das die angenommenen ſind oder eigne. Bernhardi erwartete für denſelben Monat Tiecks Anzeige von Wilhelms Gedichten, und beſchränkte mich deswegen in Abſicht des Raumes ſonſt würde noch manches hineingekommen ſein. Wenn Du aus den Briefen eine Ahndung meines Romans nehmen zu können glaubſt ſo mußt Du wenigſtens dieſe Anzeige dazu nehmen. Uebrigens geht mir der Roman ſowol als die Moral gewaltig im Kopf herum, und beides arbeitet ſich innerlich tüchtig aus. Adieu lieber Freund für heute. Wenn Du klug biſt ſo ſei geſunder als ich; ich habe die verdammteſten Zahnſchmerzen.

---

*) In dem Geſpräch über die Poeſie III, 2. S. 70 ff.

Dorothea an Schleiermacher.

Ohne Datum.

Dafür ſey Gott gedankt, daß Sie ſich endlich nicht mehr von Herz einen Maulkorb anlegen laſſen; es war ſündlich daß Sie es bisher litten. Es muß nichts in der Welt geben, um das man ſich den Deſpotismus gefallen läßt. Man kann nicht von den Leuten verlangen, ſie ſollten verſtändig ſein; aber warum jene das Gegentheil von andern ſollten verlangen können dürfen, iſt doch auch nicht abzuſehen. Mir gefällt nun Ihre Engelſche Notiz ganz über die Maaßen ſehr; es iſt ein ewiges Wetterleuchten von Wiz. Friedrich betet eben ſo die Notiz der Beſtimmung an. Wahrhaftig, Sie ſollten doch einmal Herz unter der Hand fragen, ob er verlangt, daß Sie pour l'amour de ses beaux yeux mit dem Engel mehr Umſtände machen ſollten, als Sie ſich ſelbſt mit Fichten erlaubt haben. Friedrich hat einen Brief von Fichten gehabt. Uebel ſcheint er nichts genommen zu haben; aber ſo viel ich von dem verſtehe was er darüber ſagt, ſcheint er ſich zu wundern, daß man nicht jedes Ding in der Welt für abgethan und fertig hält, ſobald er darüber etwas geſagt hat, ſo als ob ſeine Meinung der Schlußſtein wäre, nach dem ſich nichts mehr hinzufügen läßt. Nehmen Sie meine Bewunderung und meine Anbetung wegen der Recenſion im Archiv. So vortrefflich haben Sie ſich meinem Gefühl nach noch nirgend ausgeſprochen, wo die Rede nicht von Ihnen ſelbſt war. So klar, ſo kräftig und nachläſſig habe ich nichts mehr von Ihnen geleſen, dieſe Ruhe der Anſicht habe ich auch ſonſt nirgend von Ihnen gefunden; zu gleicher Zeit haben Sie ſich auch in Abſicht des Stils kunſtreich doch nicht künſtlich verborgen, ſo daß ich wohl Ihre Geſinnungen darin vermuthete, aber Ihre Art ſich auszudrücken durchaus nicht darin finden konnte, wie wir es ſchon vermutheten daß es von Ihnen ſeyn könnte. Am zweyten Theil wird gedichtet das weiß ich, wenn aber auch daran wird gedruckt werden können, das wiſſen die Götter! ich bin ſelbſt ſtill und ergeben, denn darüber hat kein Menſch Gewalt.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Ohne Datum.

Du haſt wohl Recht ängſtlich, ungeduldig und alles andre der Art zu ſeyn; gut iſt es nur, daß es eben nicht Deine Art iſt dergleichen zu ſeyn. Von unſern Landparthien weißt Du ſchon, auch von unſern Planen für den Winter. Das wichtigſte und das beſte bleibt der Du ſelbſt. Wir müſſen Dich wiederſehn, und zwar wir und hier in unſerm neuen Kreiſe. Ich kann Dir nicht ſagen wie es mich erquickt, wenn ich in Deinen Briefen etwas zur Beſtätigung der Gewißheit Deiner Herkunft finde. Ich ſuche jedesmal danach, auch kann mir keine Gewißheit gewiß genug ſeyn; fahre daher fort das ſchon beſtätigte immer von neuem zu beſtätigen.

Es wäre gut, Du hätteſt den Brief an Wilhelm erſt an mich geſchickt, ſo wüßte ich nun auch alles was ich zu wiſſen brauche. Indeſſen hats doch eigentlich keine Eil damit. Was den Plato betrifft, ſo möchte ich Dich auch heute noch nur proviſoriſch abfinden, weil ich mein Syſtem von Hypotheſen gern in Maſſe geben wollte und jetzt ſo mit Leib und Seele in und an der Lucinde bin. Iſt meine Hypotheſe die richtige ſo wäre die Folge für den Anfang ſo: Phädrus, Parmenides, Protagoras; und wäre dann noch Raum, ſo kämen einige der kleinen daran: Eutyphron, Theages, Krito. Nun fragt ſichs, ob Du dieſe Anordnung zugeben könnteſt, ohne dadurch für die Folge Dir etwas zu vergeben, und was Du von den drey erſten großen zu überſetzen wählen würdeſt?

Ich habe nun auch die Mnemoſyne geleſen. Bis jetzt ſind es nur Hülſens Hülſen, eigentlich nicht einmal das; höchſtens könnte man es von dem Bergér ſagen, übrigens die ſchlechteſte Geſellſchaft, die es in irgend einer gedruckten Tabagie geben kann. Dieſer B. iſt Hülſens Milchbruder, beſonders an der Milch fehlt es ihm nicht; doch hat er einen Anſatz zum Tieck, die Blümchen und Schäfchen machen ſich nun ſo zwiſchen der reinen Ewigkeit, die Hülſen immer einſchenkt, drollig genug*). — Von Deinen Briefen über die Lucinde ſoll ich Bohn eine Anzeige ſchicken.

Du haſt mit Dorothea gehadert über den Florentin. Eigentlich war ich daran Schuld, weil es immer nahe dabey war, daß der Druck anfangen ſollte, auch hie und da manchmal noch etwas nachgeſehn und überlegt oder corrigirt wurde. Aber heilig verſpreche ich Dir die Aushängebogen**). Noch bitte ich Dich, nie einen andern

---

*) Bezieht ſich auf die Briefe über die Natur, die Berger in dieſer von ihm gegründeten Zeitſchrift erſcheinen ließ.

**) Dorothea ſchreibt (ohne Datum): „Ich hätte Sie gern das Manuſcript erſt ſehn laſſen, Wilhelm meynt aber, es wäre beſſer wenn Sie gar nicht damit bekannt zu ſeyn ſchienen. Ich könnte Ihnen zwar den erſte Brouillon ſchicken, aber außer daß es Porto koſtet iſt auch die rothe Dinte allenthalben zum Spektakel darin, denn der Teufel regiert immer an den Stellen, wo der Dativ oder Accuſativ regieren ſollte, und in dieſer Geſtalt ſollen Sie es nicht zuerſt ſehen, das thue ich dem humoriſtiſchen Taugenichts nicht zu Leide. Gedulden Sie ſich alſo bis er Toilette gemacht, und die Staatsuniform anhat, dann ſoll er ſich hübſch präſentiren. Die triviale Bitte, ſich nicht zu viel zu erwarten, muß ich doch in Demuth ergehen laſſen. Die Stanzen bekommen Sie auch erſt im Ganzen, Friedrich will es nicht zugeben daß ich ſie Ihnen im Brouillon ſchicke. Und abſchreiben? O dies, nur dies verlanget nicht.“

Menſchen in dem Stuhl ſitzen zu laſſen, Dich ſelbſt ausgenommen. Was ſagſt Du denn zu meinem Gedicht an Ritter?

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Bamberg, den 20. Auguſt 1800.

Die Urſache, warum Ihre beyden Briefe mich nicht in Jena trafen, mein wertheſter Freund, werden Sie nun ſchon durch meinen Bruder wiſſen, und daher die Verzögerung meiner Antwort entſchuldigt haben. Indeſſen hätte ich von hier aus ſchon früher ſchreiben können, wenn ich nicht erſt die Ankunft des Athenäums hätte abwarten wollen, wovon ich die Aushängebogen nicht geſehen, ſondern erſt geſtern das ganze erhielt. Ich habe eine große Freude daran gehabt, und bin natürlich ſogleich über dasjenige hergefallen was mir noch neu war. Der Philoſoph für die Welt iſt pepper'd for this world; es herrſcht in dem ganzen Aufſatze daſſelbe brio wie im Anfange, und durchaus die eleganteſte Grobheit. Das über die Beſtimmung iſt dagegen ein Meiſterſtück von Feinheit in Ironie, Parodie und ſchonender, reſpectueuſer Architeufeley. Melden Sie mir doch, wie Fichte es aufgenommen hat. Bey dem Geſchäfte, wozu ich ſogleich übergehe, muß ich vorausſetzen und ſetze voraus, daß Sie auf dem beſten Fuß mit ihm ſtehen. Denn am beſten wäre es, wenn Sie den einliegenden Brief nebſt der Ihnen zugeſandten Abſchrift vom Entwurf unſres Statuts ſelbſt perſönlich zu ihm brächten. Wo nicht, ſo ſchicken Sie beydes hin und laſſen Sie Bernhardi zu ihm gehen, um ihm in demſelben Sinne, wie ich es von Ihnen wünſchte, zuzuſetzen. Am beſten, Sie gehen ihm beyde gemeinſchaftlich zu Leibe.

Schon vor mehren Tagen erhielt Schelling und geſtern auch ich eine Einladung von Fichte, nebſt ſchon gedruckter Ankündigung von Jahrbüchern der Kunſt und der Wiſſenſchaft bey Unger. Schell. war gleich dafür, daß es bey unſerem bisherigen Plane, und Cotta als Verleger, ſein Bewenden haben möchte. Er hat, z. Th. durch Zufälligkeiten abgehalten, die Antwort bis jetzt immer verſchoben, welches nun ſehr gut iſt. Ich habe in meinem Briefe an F.

den ganzen Verlauf der Sache vorgeſtellt, beſonders wie bey unſerer Uneinigkeit über ſeinen in Jena entworfenen Plan ich nicht vermuthen könne, daß er jetzt (ohne erſt wieder mit uns zu Rathe zu gehen) an der Realiſirung arbeite; daß ich meinen Plan ihm erſt, wenn ich mit dem Verleger in Richtigkeit wäre, vorlegen wollen, weil ich mir bey der gänzlichen Abweichung deſſelben von dem ſeinigen ſeine vollkommene Billigung und ſeinen beſtändigen Beytritt nicht hätte verſprechen dürfen. Ferner daß Cotta weit beſſer zum Verleger paſſe. Glücklicherweiſe kam, während ich an dieſem Briefe ſchrieb, Cotta's Antwort an: Er ſey mit allen meinen Vorſchlägen einverſtanden und der erſte Band könne mit Anfang des Jahres 1801 erſcheinen. Nun fügte ich alſo in dem Brief an F. hinzu: die Sache ſey in Richtigkeit, ich könne nicht zurück, noch auch die übrigen Freunde, aus deren Vollmacht ich mit Cotta unterhandelt, von ihrer Verbindlichkeit frey laſſen. Kurz ich habe ihn mit allen Seilen der Liebe und der Gewalt zu uns herüberzuziehen geſucht. Will er nicht übertreten, ſo ſteht er allein, und wird alſo doch die Ausführung aufgeben müſſen, wenn er nicht etwa mittlerweile einen unbekannten Schacht von guten Köpfen ausfindig macht. Ich ſetze bey dem Obigen voraus, daß Sie von F. eine ähnliche Einladung erhalten haben. Sollte es nicht ſeyn, wie ich mir kaum vorſtellen kann, ſo dürfen Sie freylich nichts zu wiſſen ſcheinen, als daß ich Sie gebeten, ihm den Entwurf mitzutheilen und mündlich zu ſo vieler Theilnahme als er irgend wolle und könne, dringendſt einzuladen. — —

Da Sie mir bis jetzt noch keine Hoffnung zu dieſer oder jener beſtimmten Arbeit gemacht, ſo erlauben Sie mir Ihnen einige Vorſchläge zu thun, die Ihnen vielleicht manches ins Gedächtniß bringen, woran Sie ſonſt nicht gedacht hätten, und worüber Ihre Luſt und ſonſtigen Beſtimmungsgründe nun entſcheiden müſſen. Sie haben einmal beim Athenäum Abneigung geäußert, ſich mit dem langweiligen Reinhold einzulaſſen. Da er ſich jetzt aber ſo breit macht und von der A. L. Z. als ein ſchnödes Fulcrum des alten Sauerteiges gebrauchen läßt, ſo ſehen Sie die Nothwendigkeit leicht ein, es gründlich mit ihm zu Ende zu führen. Schelling wollte dies über ſich nehmen und zwar in einem Anhange ſeiner Reviſion der bisherigen Fortſchritte der Philoſophie und der von ihr abhängigen Wiſſenſchaften (einer Ueberſicht, die er gleich in die erſten Bände der Jahrbücher geben will); da aber jetzt Reinhold ihm ſelbſt ins Gehege gekommen (in der Recenſion des tranſcendenten Idealismus, die doch unſtreitig von ihm, nämlich von Jacobi ihm in die Feder dictirt iſt)*), ſo glaube ich, es würde ſich beſſer ausnehmen, wenn es von einem andern als Schelling geſchähe, und zwar beſonders. Da würde denn wohl am beſten alles zuſammengenommen, was Reinholds in den letzten Jahren geſpielte Rolle charakteriſirt, ſeine mit dem Namen erſchienenen Schriften und dann die Recenſ. über Fichte, Bardili und Schelling. Wegen des Jacobi an Fichte vergleicht euch: wollen Sie ihn nicht, ſo nimmt ihn Schelling. Nehmen Sie den Reinhold nicht, ſo nehmen Sie dann wohl den Jacobi gewiß. Den Bardili (ſeinen leiblichen Vetter) glaubt Schelling am leckerſten, etwa als cochon au lait mit einer gewürzten Brühe, appretiren zu können. Dagegen empfiehlt er Ihrer Sorgfalt und Pflege Bouterwecks Apodiktik, weil doch von dem Dinge geredet werde als wenn es etwas wäre, auf das angelegentlichſte. Ferner denke ich, daß Sie zu Jean Paul's Clavis Fichtiana, wiewohl ich das Buch noch nicht kenne, einen ganz ausgezeichneten Beruf haben. Was ſagen Sie endlich zu Lichtenbergs nachgelaſſenen Schriften? Dieß iſt es was mir fürs erſte einfällt. Denken Sie aber ja auf mehreres, beſonders auf ſo ganz kurze Notizchen, die manchmal nur in einem witzigen Einfall beſtehen können. Von Erfindung in Form und Einkleidung haben Sie bei der Beſtimmung das glänzendſte Beyſpiel gegeben.

Iſt nicht vielleicht bald auch etwas allgemeines von Ihnen zu hoffen, etwa über den Zuſtand der Religionsphiloſophie und der Theologie überhaupt?

---

*) Sie war eben damals, den 13. Auguſt [Nr. 231. 2], in der Jenaer Litteraturzeitung, welche ſich jetzt den Gegnern Schelling's näherte, erſchienen. Ueber Jacobi's Stellung zu derſelben vergl. Reinhold's Leben S. 255.

Haben Sie die Güte, das apperçu der Arbeiten, die Sie übernehmen, auf einen beſonderen Zettel zu ſchreiben und ſo, daß ich es Schelling mittheilen kann. — —

F[ichte] ſchreibt zwar es ſolle gar keinen Redakteur geben, indeſſen gerirt er ſich ſchon durch die Vorſchläge als ſolchen. Die Idee von einer einzigen Centralüberſicht, worein alle übrigen durch den Redakteur, der nach ſeinem damaligen Plan das Faktotum war, zuſammengearbeitet werden ſollten, hat er freylich aufgegeben, doch beſteht er immer noch auf hiſtoriſcher Darſtellung des Gegenwärtigen (die nicht wohl möglich) und auf lauter Ueberſichten, welches einförmig und ermüdend ausfallen und ſich auch bald erſchöpfen würde, denn man kann geſchwinder überſehen oder überhin ſehen, als etwas geſchieht. Selbſt die gedruckte Ankündigung ſcheint mir, wenn nicht in einem zu einſeitigen Geſichtspunkt, doch in einer zu einſeitig beſtimmten Sprache abgefaßt zu ſeyn. Mich ſoll wundern was F. thun wird. Wenn er pikirt iſt und uns nicht zufallen will, ſo däucht mir iſt es ein Zeichen, daß er ſich an unſern republikaniſchen Geſinnungen ſtößt und daß auch bey ſeinem jetzigen Plane das monarchiſche Prinzip doch im Hintergrunde liegt. Das Unglück iſt, daß F. ſich zu ſehr gewöhnt hat, mit ſubalternen Menſchen zu thun zu haben.

Von mir wird in den erſten Band zuerſt Vorrede oder Einleitung kommen. Ob der Wieland Platz wird finden können, weiß ich noch nicht. Ferner denke ich, was in poetiſchen Ueberſetzungen aus den Alten von Voß, Ahlwardt, Eſchen u. ſ. w. neuerdings geſchehen, zuſammen in eine Notiz zu bringen. Die *Ueberſicht* der kritiſchen Litteratur, die zuerſt für das Athen. abgefaßt werden ſollte, bin ich nun feſt geſonnen in die Jahrbücher ſelbſt aufzunehmen, als Einleitung zu dem Artikel Reviſion der recenſ. Journale, zu dem ich alle Mitglieder fortgehend um Beyträge bitte. Könnten Sie nicht etwa *Herders Kalligone* übernehmen? Ungern würde ich daran gehen. Bernhardi iſt es nicht zuzumuthen, da er ſich die Pönitenz mit der Metakritik angethan. Friedrich wird auch nicht wollen. — Da Sie ſo ſehr begierig auf die Privatteufeley ſind, ſo kann ich es

Ihnen ſchon anvertrauen, daß ſie auf Kotzebue und ſeine ruſſiſchen Begebenheiten geht. Die Bekanntmachung wartet auf ſeine Rückkehr nach Deutſchland. — Im Frühling habe ich den erſten Geſang eines großen Gedichts zu Stande gebracht; wie bald ich wieder daran komme, kann ich noch nicht ſagen. Einzelne Gedichte ſammeln ſich ſo allmählig an. Jetzt bin ich fortdauernd am Shakeſp. Das poetiſche Taſchenbuch, von Tieck und mir herausgegeben, kommt nächſtes Jahr zu Stande. Wenn Sie ſich alſo zur Poeſie bekehren wollen, ſo thun Sie es nur bald. — —

Dorothea an Schleiermacher.

Jena, den 22. Auguſt 1800.

Die Oekonomika will ich dieſesmal zuletzt laſſen, damit ſie mir nicht die Phantaſie verderben. Zu allererſt will ich Ihnen meine innige Freude bezeigen, daß es mit Ihrem Herkommen ſo gut als ausgemacht iſt. Schade bleibt es immer daß Sie nicht eine ſchönere Jahreszeit wählen können, um auch Ihr Herz einmal an der Natur zu laben; aber wir wollen dennoch ſchöne Tage leben; Gott gebe nur daß nichts dazwiſchen kömmt was den herrlichen Plan wieder rückgängig macht. Wir haben indeſſen einige Tage auf dem Lande gelebt, eine Meile von hier, in einer der reizendſten lieblichſten Gegenden um Jena. — Ritter, deſſen Bekanntſchaft ich ſeit kurzem gemacht habe, hat mit uns draußen gelebt. Es iſt ein herrlicher Menſch, eine von den ſeltenen Erſcheinungen auf dieſer Erde. Seyn Sie ſo gut und gebrauchen Sie Ihre bekannte unausbleibliche Oppoſition nur ſogleich, ehe Sie ihn ſehen; denn alsdann dürfen Sie wahrhaftig keine Zeit damit verderben. Sie müſſen ihn ja doch am Ende liebgewinnen. Er iſt einer Ihrer größten Liebhaber und Leſer; die Monologen waren von großer Wirkung auf ſein Gemüth, und mit den Reden geht eine neue Zeitrechnung bei ihm an. Die Briefe (ohne daß er den Verfaſſer kennt) liebt er ſehr; kurz, er iſt durchdrungen von Ihnen und liebt Sie wahrhaft. Ich habe es ihm geſagt, daß Sie kommen, und er läßt Ihnen durch mich ſeine Freude bezeigen Sie perſönlich kennen zu lernen. O, wie will ich mich ausgelaſſen freuen, wenn ich in meinem Zimmer die ganze Kirche verſammelt ſehen werde. Hardenberg rechne ich mit, der ſoll auch kommen; ich habe jetzt mehr Vertrauen zu ihm als anfangs, wo ich mit Carolinens Hülfe alles ſchief anſah, und die Schuld war, daß mich wieder alles ſchief anſah. Sie, Friedrich, Ritter und Hardenberg! Wenn ich mich nicht gewöhnen werde, jede Mahlzeit als ein Liebesmahl zu betrachten, ſo werde ich nimmermehr den Muth haben, mit Euch an einem Tiſch und aus einer Schüſſel zu eſſen. Paulus iſt wieder hier; ich habe ihn von Ihnen unbekannterweiſe gegrüßt, und der dankt, und freut ſich auf Ihre Bekanntſchaft. Es iſt ein ſehr würdiger Mann; um auch liebenswürdig zu ſeyn, fehlt ihm nichts als wenigſtens eine Art von Sinn für andere Poeſie als die orientaliſche; er iſt verſtändig, gelaſſen, freundlich und ſo ſtill thätig, daß man ſich recht glücklich fühlt ihn zum weltlichen Freunde zu haben. Seine Frau habe ich ſehr lieb. Sie iſt die erſte Frau in deren Umgang ich mich wieder der erſten jugendlichen Freundſchaft mit Jetten erinnern darf. Es iſt dieſelbe Art von gänzlichem Zutrauen zwiſchen uns; auch iſt zwiſchen uns, wie damals, mehr Ergänzen, als Aehnlichkeit. — —

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Bamberg, den 8. September 1800.

Haben Sie den ſchönſten Dank, mein lieber ministre plenipotentiaire, für Ihre vortreffliche Depeſche, die mich weit gründlicher von dem Stand der Sache unterrichtet als ein Handſchreiben von dem Monarchen und Autokrator ſelbſt hätte thun können, bey dem Sie in diplomatiſchen Geſchäften ſtehen — freylich zu Ihrer Pönitenz, da Sie ſich ſelbſt einigermaßen üble Dienſte bey ihm geleiſtet haben. Daß Woltmann auf dem Boden dieſer Pandorabüchſe ſäße und wie die Hoffnung nicht zum Vorſchein kommen wollte, habe ich wohl vermuthet und es iſt mir lieb, daß ich ihn in dem Brief an F[ichte] auf eine ſchnöde Art genannt. Wir haben uns die ganze

Geſchichte wie die Szene zwiſchen Basco und Rugantino vorgeſtellt*). Leſen Sie nur nach, es paßt vollkommen, beſonders, wie Basco zum Rugantino ſagt:

> Nur als Knecht bey Dir zu leben!
> Junger Mann, Du kennſt mich nicht.

Nur habe ich die Beſten und auch die Meiſten bey mir. Immer heißt es nun noch:

> Laßt uns ſehen, laßt uns warten,
> Was wir ſchaffen, was wir thun.

Doch hoff' ich, es ſoll anders endigen wie in der Comödie, nämlich mit der völligen Vereinigung. Da Schellings Wort bey F. vorzüglich wirkſam zu ſeyn ſcheint, und es ihm ſehr leid thun würde, wenn F. ſeinen Entſchluß als eine Entfremdung anſähe, ſo hat er ſich ſogleich daran gemacht, ausführlich an F. zu ſchreiben. Er hat nach allen möglichen liebreichen Vorſtellungen F. den Vorſchlag gethan, mit mir gemeinſchaftlich das Redactorat zu übernehmen, nämlich er wäre Red. für die Wiſſenſchaft, ich für die Kunſt. — F.'s Celebrität würde uns allerdings ſehr zu Statten kommen, auch ſeine Mitwirkung, wenn der herrſchende Einfluß verhütet iſt und ich will mich ſchon als College mit ihm zu finden wiſſen. Ich denke daher die ganze Geſellſchaft wird mit dieſem Vorſchlage, den Schelling in meinem Namen gethan und über den wir nicht erſt alle Mitglieder zu Rathe ziehen konnten, zufrieden ſeyn. Geht F. dies nicht ein, ſo haben wir wenigſtens das Möglichſte verſucht um eine Coalition zu Stande zu bringen und vielleicht fällt uns F. in der Folge noch zu, wenn er ſieht, daß ſich die beſten Köpfe in ganz Deutſchland unter unſer Panier verſammeln. Tritt er hingegen gleich ein, ſo überläßt ihm Schell. (die Reviſion im 1. Bande ausgenommen) für die Zukunft das Fach der Tranſcendentalphiloſophie. Auch Naturrecht und Moral (näml. ſpeculative) wäre eigentlich F.'s Sache. In der Religionsphiloſophie werden Sie freilich mit F. zuſammenſtoßen. Doch daran muß er ſich gleich anfangs gewöhnen, daß

---

*) Aus Claudine von Villa Bella [in der ſpäteren verſificirten Form, Ausg. von 1828, Bd. X, S. 225.] die Scene, in der die beiden Führer der Vagabunden ſich um die Führerſchaft ſtreiten.

Dinge in die Jahrbücher kommen, die ſeiner Anſicht grade entgegengeſetzt ſind. Wegen dieſes Vorſchlags haben wir nun auch die Ankündigung noch aufgeſchoben, um F. zugleich als Red. nennen zu können. Daß er uns zuvorkommt iſt eben nicht zu fürchten, er kann nicht agiren, da ſein Plan durch das Fehlſchlagen weſentlicher Mitarbeiter ganz paralyſirt iſt. Den guten U. wird er am Ende da laſſen müſſen wo er ihn fand, nämlich mit Woltmann allein*). Da F. ſo viel von Entlehnen geſagt hat, ſo werde ich ſeinen Entwurf durch Fr. nach Berlin beſorgen laſſen, entweder unmittelbar an F. oder an Sie; dieſe Mittheilung kann F. wenigſtens auf keine Weiſe übel nehmen, da er ſich gegen Sie ſelbſt darauf berufen. — Nun von Ihren Arbeiten für die Jahrbücher. Was ich für den erſten Band möchte? Alles was Sie irgend geben können; ich nehme ſo viel von Ihren Kräften und Zeit in Beſchlag als Sie nur irgend übrig haben. Bedenken Sie auch, der zweite Band ſoll ſehr bald nach dem erſten erſcheinen. Ich denke ſchon auf Oſtern. Bardili, Reinhold, und Jacobi's Brief bleibt nun alſo für Schelling. Dagegen für Sie Apodiktik, clavis Fichtiana (die ich mit Erlaubniß auch geleſen und doch einige Einfälle darin gefunden habe) Kalligone. Ich wünſche dieſe lieber von Ihnen (unter uns). Theils wegen der verſchiedenen Art des Appretirens, dann auch weil Sie gewiß mehr auf den Geiſt des Ganzen als einzelne Sätze gehen. Von der Archimetrie weiß Schelling nur im Allgemeinen. In ſeiner Reviſion kommt ſie ſchwerlich vor; wollen Sie alſo etwas darüber ſagen, ſo iſt es ſehr willkommen. Dann Lichtenbergs Schriften, und Ueberſetzungen der Platoniſchen Republik. Weitere Vorſchläge erwarte ich von Ihnen. — Schelling hat auch an der Notiz über die Beſtimmung große Freude gehabt und ſie meiſterhaft gefunden, da er wohl ſonſt Ihren Arbeiten nicht immer Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen pflegte. Daß es Fichte verdroſſen, iſt daraus zu erklären und zu entſchuldigen, daß er dieſe Waffe gar nicht wieder führen kann. — Ich bin jetzt mit allen Kräften am S[hakespeare]. Das große Gedicht wird auch wohl durch die Jahrbücher ſehr verzögert werden. Es ſoll ein Rittergedicht werden und Triſtan, heißen*).

---

*) Unger war Woltmann's Freund und Verleger und bei demſelben erſchien ſeit 1800 die Zeitſchrift Woltmann's für Politik und Geſchichte, welche Unger gern in ein größeres Journal hätte aufgehen laſſen.

Etwa in 14 Tagen denke ich von hier über Gotha nach Göttingen, Braunſchweig und Hannover [zu reiſen]; doch bin ich gewiß in der erſten Hälfte des Oct. ſchon wieder in Jena zurück. Ich höre Sie kommen im Nov. dahin und freue mich ſehr darauf. Die letzte Hälfte des Winters hoffe ich in Berlin zu ſeyn. — Daß ich Sie um einen neuen Beſuch bei F[ichte] bitte um über Schell.'s Vorſchläge mit ihm zu ſprechen, wenn es noch nicht geſchehn iſt, verſteht ſich von ſelbſt.

Schleiermacher an Friedrich Schlegel.

Berlin, den 13. September 1800.

Mit dem Plato, lieber Freund, haſt Du mich gar ſehr proviſoriſch abgeſpeiſt, und meine Wißbegierde mehr erregt als befriedigt; denn es iſt mir vor der Hand nicht möglich, aus dieſem Fragment der Reihe den Exponenten zu finden. Deine Hypotheſenmaſſe wohnt doch wahrſcheinlich in Chiffern in Deinen Papieren; hätteſt Du mir dieſe nur mit ein Paar erläuternden Zeilen ſchicken können, ſo würdeſt Du mich ſehr glücklich gemacht haben; aber vielleicht wohnen in denſelben Papieren auch andre Studien die Du nicht miſſen kannſt, und ſo muß ich mir dieſes Lüſtchen ſchon vergehen laſſen. Wäreſt Du nur erſt mit Leib und Seele über die Lucinde hinaus! Haſt Du noch gar keine beſtimmte Ausſicht, wann das ſein wird?

Du weißt übrigens, daß ich von dem Geſichtspunkte der Nichtordnung ausgegangen bin, alſo kann von Vergeben für die Zukunft von meiner Seite gar nicht die Rede ſein, vielmehr finde ich Deinen Vorſchlag für den erſten Band, bis ich die Ordnung einſehen lerne, als Nichtordnung ſehr ſchön. Auch das Wählen ſteht mir eigentlich nicht zu. Du haſt ſeit kurzem ſchon viel Studien zum Plato gemacht und dich dabei auch gewiß wenigſtens im Vorbeigehn mit dem Einzelnen in manchen Dialogen beſchäftigt, und es wäre ja ein unnüzer Aufwand von Kräften, wenn ich Dir dies wegnehmen wollte, da ich alle dieſe Studien noch zu machen habe. Den Parmenides und den Protagoras haſt Du Dir namentlich ſchon vindicirt, und alſo bleibt mir natürlich von dieſen dreien der Phädrus, für den ich wiederum hier den Vortheil habe, den Du entbehrſt, Heindorfs Arbeiten handſchriftlich benuzen zu können. Indeß iſt dies in jeder Rückſicht eine ſehr ungleiche Vertheilung. Du haſt Dir weit mehr aufgeladen und ſo ſchwere Sachen, daß ich nicht weiß wie ich um Dir nicht zu weit nachzuſtehn für den Parmenides und Timäus, den Du Dir auch ſchon vindicirt haſt, nur einigermaßen das Gleichgewicht halten ſoll, als wenn Du mir für die Zukunft den Politicus und Sophiſta überläßt, welches doch auch artige Nußknacker ſind. Ueber die Abhandlung ſchreibſt Du mir nichts, und ich muß daraus leider den eben nicht günſtigen Schluß machen, daß Du nicht ſonderlich daran denkſt. Ich beſchwöre Dich aber Dir noch einmal recht gründlich zu überlegen ob es nicht nothwendig iſt hierin der erſten Idee getreu zu bleiben, ſollte es auch Zeit und Raumes halber mit Aufopferung eines Dialogen für den erſten Band geſchehen müßen.

---

*) 1811 veröffentlichte A. W. S. daraus ein Fragment, Gedichte I, 98.

Hätte ich gewußt daß Dir daran läge, ſo hätte ich leicht meinen Brief an Wilhelm über Jena ſchicken können; aber Deine bekannte Paſſivität in dieſen Dingen ließ mich es nicht vermuthen. Fichte hat ſich übrigens einige Zeit nachher zu Bernhardi geäußert, es ſei eine fatale Verwirrung, man müße ſich aber darein finden, er ſähe wol daß wir nicht zurück könnten, er könne aber auch nicht zurück, nur wiſſe er noch nicht wie ers machen werde. Geſtern ſah ich ihn dort auf einen Augenblick, er holte Bernhardi zur Spazierfahrt ab, viel war alſo nicht mit ihm zu reden. Er fragte mich ob ich an Wilhelm geſchrieben und wo dieſer ſei, er habe einen fertigen Brief an ihn liegen. Ich ſagte ihm was Du mir von ihm geſchrieben, und er ſolle der Sicherheit wegen ſeinen Brief an Dich ſchicken, welches er auch verſprach. Wahrſcheinlich erhältſt Du ihn mit dieſer ſelben Poſt; da Fichte etwas argwöhniſch iſt in dieſer Sache, ſo wollte ich ihm nicht vorſchlagen ihn mit zur Einlage zu ſchicken. Schreibſt Du an Wilhelm, ſo mache ihn doch aufmerkſam darauf daß Fichte's Entſchluß ſeinen Plan auch auszuführen doch wol nöthig mache uns mit den aſſociirten Mitgliedern nicht zu verſpäten: denn er muß doch nun zuſammenjagen was er kann, und das möchte die unangenehmen Colliſionen noch vervielfältigen. An die Jahrbücher denke ich übrigens auch ſchon. Die Clavis Fichtiana werde ich nächſtens machen, und leider habe ich auch ſchon die beiden dicken Bände der Apodiktik vor mir liegen. Jene macht mir Spaß, Richter hat ſich ausdrücklich bei den Gegnern ein ironiſches Lob beſtellt und das denke ich ihm ſo reichlich zu ertheilen daß ihm die Herausforderung leid thun wird. Die Apodiktik erpreßt mir bis jezt nur Seufzer inzwiſchen wenn ich mich hineinſtürzen werde, ſoll es wol auch gehen und ich denke es recht apodiktiſch zu machen. Bernhardi will ſich die Wallenſtein's fordern; ich wollte daß die guten Götter und Wilhelm das abwenden könnten! Ueberhaupt iſt mir etwas bange vor dem großen Werth den Wilhelm auf Bernhardi legt, hintennach wird er ſehen was er eigentlich an ihm hat. Jezt läßt er ſich bis zur Unanſtändigkeit ausführlich mit erbärmlichen Subjecten ein wie der R.*) iſt (beſiehe das neuſte Stück des Archivs) und kaum hat Merkel von ſeinem Schimpfblatt (Briefe an ein Frauenzimmer über die neuſten Producte der ſchönen Literatur) ein Paar Bogen herausgegeben, ſo will er auch ſchon etwas dagegen ſchreiben; das wird nun alles erſchrecklich manierirt, und mit derſelben Manier — denn ich habe noch keine Spur einer andern in ihm entdeckt — wird er hernach den Schiller behandeln wollen. Der erſte Band ſeiner Sprachlehre iſt erſchienen, ich möchte ſie aber nicht gern eher leſen bis der zweite auch da iſt.

Sage mir nur habe ich Dir denn nicht über Deine Canzone (es war doch eine?) an Ritter ſchon meine Freude und Bewunderung bezeugt? Es iſt mir zu Muthe als hätte ich Dir nicht wenig darüber geſchrieben, wenigſtens wollte ich es in dem lezten Briefe, und es wäre wunderbar wenn ich nichts davon wirklich geſagt hätte. Nun könnte ich Dir nur den ſchönen Eindruck des Ganzen wiedergeben, über manches Einzelne aber nichts ſagen, was ich Dir damals ſagen wollte, weil ich es nicht bei der Hand habe. Tieck hat noch keine Journale hergeſchickt und ich hatte es hier nur auf einen Tag. Daß es bei weitem das poetiſchſte und auch das kunſtreichſte in dieſem poetiſchen Journal iſt weißt Du wol ſelbſt. Auf mich hat es noch nebenbei den Effect gehabt, daß ich den Ritter recht lieb gewonnen habe, weil Du dies an ihn richten konnteſt. Die Poeſie habe ich freilich lange gekannt in Dir, wie Du aber auf einmal zu einem ſolchen Grade der Mechanik in ihr gekommen biſt, das iſt zum Erſtaunen und unbegreiflich.

---

*) Rhode (Berliniſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks 1800, 2. S. 201).

Mein Kommen bleibt gewiß, und Eure Freude darauf freut mich herzlich und würde mich dazu beſtimmen wenn ich es nicht ſchon wäre: nur über die Zeit kann ich leider noch immer nichts ſagen. Es gewinnt das Anſehn als würde ich über meine neue Wohnung einen Proceß mit dem Armendirectorium bekommen, das könnte mich wieder länger aufhalten als ich wünſche. Es iſt als ſollte ich ſchlechterdings die Polemik üben nolens volens, und in jeder Gattung. Mit dem Stuhle, lieber Freund, mußt Du mir ſchon eine Ausnahme für meine Freundin geſtatten. Sie behauptet ihr Recht darauf und läßt Dich verſichern, wenn ſie mit inniger Freude über die zum Theil darauf geſchriebene Lucinde darin ſitze, und ich um ſie her ſei, werde er nicht profanirt. Ich hoffe Du wirſt Dir das gefallen laßen.

Die Idee mit der Anzeige iſt ja Bohn ſehr ſpät gekommen, wahrſcheinlich erſt ſeitdem Vermehrens Briefe da ſind. Sage mir doch etwas von dieſen, und ob es der Mühe werth iſt ſie zu leſen, und mache die Anzeige hübſch bald, auch auf die bin ich neugierig. Und nun lebe für heute wol; ich muß noch an Dorothea ſchreiben. Wie ſteht es denn mit Deiner Promotion? davon habt Ihr ja kein Wort geſchrieben.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Ohne Datum.

Ich muß Dir auch einmal Vorwürfe machen. Erſtlich über den Plato; das ſind nur leere Ausreden. Du wollteſt Dir ja die

Ordnung Phädrus Parmenides Protagoras wenigſtens proviſoriſch als Unordnung gefallen laſſen und ſo war das nächſte, gleich an die Ueberſetzung zu gehn, wenn noch zu Oſtern etwas daraus werden ſoll. Wahrhaftig ich glaube für diesmal werde ich eher mit dem Parmenides fertig wie Du mit Deinem Penſum. Ueber die Art der Ueberſetzung ꝛc. können wir wohl vor der Arbeit ſelbſt nicht viel abreden; das Beſte müſſen die Randgloſſen thun und das *Mündliche*, wenn die Hoffnung dazu nicht ſchwindet. Daran ſoll es wahrhaftig nicht liegen, daß ich Dir meine Theorie über die Ordnung der platoniſchen Werke nicht mittheilte; ich will ſie alſo gleich in eine Tabelle zuſammenarbeiten, die Du hoffentlich nächſten Poſttag erhältſt. Aber wo willſt Du bey dieſem Strudel von litterariſchen Geſchäften Zeit hernehmen den Platon ganz zu leſen nach dieſer Ordnung und um ſie zu prüfen? Ja wenn ich es noch wäre. Ich laſſe wenigſtens alles andre ſtehn und liegen wenn es darauf ankommt was Gutes zu leſen.

Das zweyte und wichtigere iſt eben Dein Nichtkommenwollen. Thu was Du kannſt, Du glaubſt nicht wie ſehr ich es wünſche, wie ſehr ich mich danach ſehne und wie ſehr es mir Bedürfniß iſt. Laſſe es den Polarſtern aller praktiſchen Einrichtungen ſeyn.

Die Lucinde mache ich dieſen Winter fertig, d. h. den zweyten Theil, oder ich ſterbe. Uebrigens werden die Götter helfen. Mit dem öffentlichen Leſen iſt es ſo ſo. Die Ironie muß freilich die Grundlage bleiben; denn vor der Hand weiß ich bey dem beſten Beſtreben doch nur das gewiß daß ich ſelbſt dabey lerne. An Rittern wirſt Du große Freude haben und an unſrem gemeinſchaftlichen Leben, zu dem beyde Paulus auch noch gehören, und der . . thut ihnen eigentlich ſehr Unrecht, weil ſie es ſo redlich mit uns meynen als man es nur meynen kann. Goethe iſt einmal wieder da, und da werde ich denn abwechſelnd und Ritter hingebeten; ich mache mich aber gern etwas ſelten bey ihm. Was ich von ihm haben kann, das iſt geſchehen, und er wird mich nie vernehmen; davor kann ich auch ſicher genug ſeyn. Von Seiten der Phyſik iſt ihm noch am tiefſten beyzukommen, und ſomit hats Ritter noch am beſten. Indeſſen hat auch da die Tiefe ihre beſtimmte Dicke Breite und Länge. A propos, habe ich Dir ſchon mein Diſtichon auf den alten Herrn geſchickt?

> Herrlich ja herrlich nimmt er ſich aus und beſonders bey Fackeln,
> Täuſchend im Glanze erſcheint lebend der marmorne Gott.

Das Exemplar des Florentin iſt nur proviſoriſch für Dich und die Herz, (aber für niemand ſonſt, weil er erſt in einigen Monaten verſandt wird und ich desfalls dem Verleger verſprochen habe, bis dahin mit meinen Exemplaren ſehr zurückzuhalten) die ich ſehr grüße. Ihr bekommt natürlich Velin, die aber wohl erſt in drei Wochen zu haben ſind. Sehr freut michs daß Du den Falk *) ſo leicht genommen haſt. Daß es Dir einerley ſein mußte, verſtand ſich von ſelbſt, aber ich dachte es könnte Dir von Amtswegen eine unangenehme Empfindung machen, und ich kann ſagen ich ſchämte mich, weil ich mir dachte daß Du doch mittelbar bei Deiner Verbindung mit mir das Schickſal theilſt, mit ſolchem litterariſchen Koth beſprützt zu werden.

Ohne Datum.

Geliebter Freund, ich habe eine große Bitte an Dich. Schicke mir ſobald als möglich mit der Poſt Deinen ganzen Spinoſa. Meine philoſophiſchen Vorleſungen arbeiten ſich immer näher an dieſen heran. Mit unglaublicher Begierde und Begeiſterung werde ich mich wieder in ihn verſenken und obgleich er auch hier zu haben ſeyn müßte, gehört es doch mit zur Feſtlichkeit daß ich gerade Deinen habe. Laß dieſes Darlehn das Gegengeſchenk für den als Geſchenk verkauften Stuhl ſeyn. Es iſt mir ein Unterpfand mehr daß Du bald ſelbſt da biſt, wonach ich unbeſchreiblich verlange. Ich rechne

---

*) Gemeint iſt der fünfte Jahrgang von Falk's Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre, in welchem ſich auf der dem neuen Jahrmarkt von Plundersweilern beigegebnen Karrikatur auch die von Henr. Herz [bei Fürſt S. 168] erwähnte, auf Schlm. bezügliche Witzelei und im Texte ſolche gegen die Briefe über Lucinde und ihren Verfaſſer befinden.

ſehr darauf. Sieh Du haſt zwey Bekannte in Berlin, die den Spinoſa haben und gewiß nie in den Fall kommen ihn zu brauchen; der erſte iſt Herz, der andre Fichte. Fehlen kann er Dir alſo nicht. Zwey Drittel der Lucinde ſollen und müſſen noch vorher fertig, und ſind es faſt ſchon. Sie kommen in Maſſe. — —

Ich ſchicke hier einen halben Brief von Wilhelm, woraus Du ſiehſt daß die ſchlechten Einflüſſe auch den Jahrbüchern drohen. Dieſe finde ich darin, daß wenn nun einmal der Fehler gemacht werden ſollte Fichten die Mitredaction anzubieten, dies durch Wilhelm ſelbſt nicht durch Schelling geſchehen mußte. Er hätte es aber überhaupt nicht thun ſollen, ohne die Mitglieder der erſten Ordnung zu fragen; ich ſage als ſolches ein beſtimmtes Nein, und habe ihm ſolches ſchon geſchrieben. Ich wünſchte Du redeteſt darüber mit Bernhardi und Ihr ſchicktet ihm dann gemeinſchaftlich Euer Votum, wenn Ihr Euch gleich mir berechtigt haltet, es in dieſem Falle auch ungefragt zu geben.

Schleiermacher an Friedrich Schlegel.

Den 20. September 1800.

Hier, lieber Freund, iſt der Spinoza — aber nicht ganz, denn ich habe ihn nicht ganz; es fehlt alles was bei ſeinem Leben erſchienen iſt. Arbeite Dich recht in ihn und in die Vorleſungen hinein. Von dieſen hatte ich indeß gehofft ſie würden Dich mehr nach der Seite Deiner Encyclopädie hintreiben. Hätte ich nicht von Fichte erfahren, daß Du promovirt haſt, ſo wüßte ich es gar nicht, du thuſt ja als wäre das gar keine Begebenheit. Daß Du die Lucinde nicht ganz vernachläßigſt iſt ſchön; aber was helfen am Ende zwei Drittheil, wenn Dich die Vorleſungen dann ſo beſchäftigen, daß das lezte außen bleibt! Nimm Dir doch ja ſo feſt als irgend etwas vor, ſie ganz fertig zu machen. —

Daß Du das Anerbieten des Mitredactorats an Fichte auch für einen Fehler hältſt, freut mich ſehr, indeß wäre es wol nicht gut Wilhelm jezt durch ein förmliches Votum ſizen zu laßen. Was mir aber noch ſonderbarer vorkommt iſt eine Stelle aus Wilhelms Brief an mich, wo er mir ſchreibt Schelling wolle auf den Fall daß Fichte beitrete ihm das Fach der Tranſcendentalphiloſophie abtreten; als ob Schelling es gepachtet gehabt hätte. Ich denke ich will mir mein Recht daran nicht nehmen laßen und Du auch; ſonſt wäre es um die freie Anſicht der Philoſophie auf einmal gethan. Du wirſt ſehen was ich in der Anlage an Wilhelm darüber ſchreibe. Sollte ich indeß hiermit nicht durchdringen und jezt Schelling, hernach Fichte dies Fach allein bearbeiten, ſo werde ich mich auf eine freundſchaftliche Art ganz ſachte von den Jahrbüchern zurückziehen: denn auf ganz untergeordnete Sachen und auf belletriſtiſche Kleinigkeiten wie Lichtenbergs Nachlaß möchte ich mich nicht gern beſchränken laßen. Mit Bernhardi rede ich über die Sache nicht, welches auf meiner Privatmeinung von ihm beruht. Die Einlage an Wilhelm beſorgſt Du wol wenn Du an ihn ſchreibſt; außerordentliche Eile hat es damit nicht, da wahrſcheinlich Fichte's Brief an Schelling ihn noch in Bamberg getroffen hat.

Du ſiehſt hoffentlich, daß ich heut weder Zeit noch Luſt zum Schreiben habe und verzeihſt es. Aber wie ſteht es mit dem Plato? Ich empfehle Dir ihn beſtens; es iſt in der That die höchſte Zeit, daß ich eine vollſtändige Anſicht von Deiner Anſicht bekomme. Spare das nicht auf mein Hinkommen womit es ſich troz meines beſten Willens noch eine ganze Weile verzögern kann. Adieu lieber Freund. Plato und Lucinde, Lucinde und Plato! iſt die Loſung.

Wie ſteht es um die Anzeige der Briefe, und wie ſind die von Vermehren beſchaffen?

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Gotha, den 5. October 1800.

Ihren Brief vom 20. September, liebſter Freund, erhielt ich erſt geſtern hier bey meiner Ankunft, und erübrige kaum einige flüchtige Augenblicke Ihnen das nothwendigſte zu antworten.

Fichte's Brief erhielt ich auch erſt hier, wußte aber ſeinen Entſchluß in Anſehung unſer ſchon früher durch Schelling, der mir zwar, ſeltſam genug, nicht Fichte's Brief an ihn, aber doch die Reſultate daraus mitgetheilt hat. Den Schritt, Fichte das Mitredactorat anzubieten billigte ich ſelbſt innerlich nicht, glaubte aber doch allen üblen Folgen vorbeugen und es bey den Mitgliedern verantworten zu können. Ich ging ihn ein, um Schelling alle mögliche Beruhigung zu gewähren, und ihn dadurch uns deſto feſter zu verbinden. Leider hat es ganz die entgegengeſetzte Wirkung gehabt, denn Schelling erklärte mir nach Empfang der Antwort: Fichte habe ihm Eröffnungen gemacht, die ihn bewögen ganz zurückzutreten. Worin dieſe Eröffnungen beſtehen darüber hat er ſich nicht weiter auslaſſen wollen, vermuthlich aber hat ihn Fichte an ältere Verſprechungen gemahnt und dann ihm Argwohn gegen die Geſinnungen unſres ganzen Zirkels in Anſehung ſeiner beygebracht. Wie ich vermuthe hauptſächlich gegen Friedrich *). Daß auch Klagen über Sie und die perſiflirte Beſtimmung dabey geweſen, habe ich keine Urſach zu vermuthen. Bittre Klagen über mich und unſer Schweigen mag er auch geführt haben. Ich befürchte, daß Zuträgereyen von Bernhardi dabey im Spiel geweſen ſind. Doch iſt dies blos Conjectur.

Ich habe Schelling nur ganz gelinde Vorſtellungen gemacht wie wenig perſönliche Neigungen und Abneigungen, gegenſeitige Urtheile u. ſ. w. bey einer gemeinſchaftlichen öffentlichen Sache in Betracht kommen ſollten. Da er bey ſeinem Entſchluſſe blieb, und [er] vermuthlich die demſelben entſprechenden Briefe an Fichte und Cotta ſchon geſchrieben hatte, als er mir ihn ankündigte, drang ich nicht weiter in ihn, noch wollte ich mich wegen ſeines förmlichen Verſprechens, das er ſo unrechtmäßig zurücknimmt, mit ihm entzweyen. Vielleicht tritt er in der Folge wieder bey. Sein Abgang iſt ein Verluſt an Kräften, den aber der Eifer und die Thätigkeit der andern Mitglieder erſetzen kann und muß. Meine ſchlimmſte Beſorgniß iſt, daß Cotta Sprünge macht und uns rückgängig wird. Ich habe noch

---

*) Daß Fichte wohl vor Allem gegen A. W. Schlegel ſelber eingenommen war, zeigt der in derſelben Sache geſchriebne Brief an Reinhold, in Reinhold's Leben S. 290.

von Bamberg aus umſtändlich an ihn geſchrieben, ihm den ganzen Verlauf vorgetragen, aber keineswegs den entfernteſten Zweifel am Fortgange unſres Unternehmens geäußert vielmehr ihn durch die zum Theil ſchon angenommenen Einladungen von Röſchlaub, Ritter, Steffens und Eſchenmeyer noch mehr zu binden geſucht. Gern hätte ich ihm gleich die Ankündigung mitgeſchickt, ich konnte aber nicht Ruhe und Zeit dazu finden, da ich bis auf den lezten Augenblick angeſtrengt arbeiten müſſen, um den Shak. fertig zu ſchaffen. — Sobald ich von Cotta wieder etwas höre, theile ich es Ihnen mit.

Keinen Augenblick kann ich es aber verſchieben, auch bey dieſer obwaltenden Ungewißheit, Ihre Kräfte und Muße dringendſt in Anſpruch zu nehmen. Sie haben mich ganz mißverſtanden, wenn Sie annehmen ich hätte gemeynt Schell. oder Fichte ſollten und könnten das Fach der ſpeculativen Philoſophie ausſchließend verwalten. Gewiß hat auch Schell. dieſen Gedanken nicht gehabt, und wenn er geſagt er wolle Fichte, im Fall dieſer beyträte, dieſes Fach ganz abtreten, ſollte es nur heißen, daß er ſich dann auf die naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten beſchränken wolle. Ich war, wenn Fichte beygetreten wäre ſehr bange er möchte uns viel mit Religionsphiloſophie aufwarten wollen, und war entſchloſſen Ihre Anſichten darüber neben den ſeinigen zu behaupten, möchte es koſten was es wollte. —

Schleiermacher an Friedrich Schlegel.

Berlin, den 20. October 1800.

Das iſt zu arg mit Euch, wie Ihr gar nichts von Euch hören laßt! rein als ob Ihr aus der Welt wäret. Am Ende bin ich Euch freilich nach der Arithmetik einen Brief ſchuldig — wenigſtens Dorotheen, denn Dein lezter Zettel iſt gar nicht zu rechnen — aber denkt nur an die Trubeln die ich gehabt habe*): dergleichen könnt

---

*) Dicht aufeinander nämlich folgte — wie aus dieſem Brief, verglichen mit Briefw. I, 245 f. hervorgeht — die Anweſenheit ſeines Univerſitätsfreundes Bartholdi und der Dohna'ſchen Familie, welche etwa bis zur Mitte des October dauerte, dann ein paar Tage vor deren Abreiſe ſein Umzug nach der Charité,

Ihr Euch gar nicht rühmen. Acht Tage beinahe hat mich das verdammte Ausziehn geſchoren, und nun wohne ich denn endlich in der lieben Charité. Von dieſer großen Begebenheit wäre noch viel zu ſagen wenn nur Zeit dazu wäre; ich kann aber auch heute noch kaum ſo viel aufbringen daß ich über die nöthigſten Dinge mit Dir reden kann.

Zuerſt über den Plato. Das iſt mir einmal eine wunderliche Idee daß ich den Phaedrus nur gleich überſezen, und ſo Gott will gleich mitbringen ſoll. Wenn ich auch Zeit hätte ſo wäre das doch gar nicht in meinem Stil. Erſt mußt Du mir Dein Syſtem ordentlich mittheilen, dann muß ich in Bezug auf daſſelbe den Plato ſoviel nöthig durchleſen, dann haben wir noch viel über die Ueberſezungstheorie mit einander abzumachen, und dann erſt könnte ich anfangen zu überſezen. Aber nun treten noch andre Dinge ein. Heindorf nämlich hat grade den Phaedrus jezt völlig ſo zu ſagen zum Drucke fertig bearbeitet; er wird zwar jezt noch nicht gedruckt, aber ich werde die Handſchrift benuzen können und warte deshalb auf ihre Zurückkunft von Wolf aus Halle. Anfangen könnte ich zwar auch ohne ſie zu haben, aber doch nicht vollenden und mitbringen. Die philologiſchen Hülfsmittel mehren ſich übrigens, und von dieſer Seite betrachtet ſind wir mit unſrer Unternehmung gerade zur rechten Zeit gekommen. Vielleicht haſt Du in der A.L.-Z. auch bemerkt, daß Ruhnkenii Scholia in Platonem nun erſchienen ſind, daß leider von ſeiner Bearbeitung derſelben nur ein Blatt abgedruckt iſt kannſt Du aus jener Recenſion auch ſchon geſehen haben; indeß auch ſo müſſen wir es auf jeden Fall zu erhalten ſuchen. Schneider in Frankfurt der es von Wyttenbach bekommen hat Heindorf ſein Exemplar zur Durchſicht geſchickt und dieſer meint auch: recht viel wäre nicht darin, aber man müſſe es doch haben. Ich habe auch ſchon Commiſſion darauf gegeben; thue Du es nur auch ſo bekommt es doch einer gewiß. Es iſt nur ein dünnes Bändchen und kann

---

kurz darauf aber die Ausarbeitung eines Bandes Predigten, die Ende November druckfertig ſein ſollten, ihn aber bis zur Mitte des December beſchäftigten.

nicht viel koſten. Nächſtens wird auch jezt die Fiſcherſche Bibliothek verſteigert in der kommt auch ein dickes Volumen handſchriftlicher Arbeiten über den Plato vor, woran der alte Hamſter ſein ganzes Leben geſammelt hat; Heindorf hat große Luſt es coute qu'il coute zu erſtehen, und manches Gute wird doch gewiß auch darin ſein. Du ſiehſt, ich gedenke wenigſtens des Plato. Thue Du nur Deine Schäze mir auf, ſo werde ich baldmöglichſt dabei ſein.

Zweitens über die kritiſchen Jahrbücher. Wilhelm hat mir aus Gotha die ſonderbare und wilde Procedur von Schelling gemeldet. Daß es höchſt unrechtlich iſt, darüber iſt kein Wort zu verlieren; aber für ſehr ſchädlich halte ich es nicht, wofern nur Cotta Stich hält. Einmal habe ich von Schellings kritiſchem Talent nach der Ueberſicht zu urtheilen keine außerordentliche Vorſtellung, und dann gewinnen wir oder vielmehr die Jahrbücher dieſes dadurch daß ſeine Arbeiten die doch von großer Wichtigkeit ſind nun ordentlich beurtheilt werden können, welches er durch Selbſtanzeigen ſchwerlich ſo gut gethan haben würde. In der Naturwiſſenſchaft wird Ritter wol ein guter Erſaz ſein; und in die Tranſcendentalphiloſophie werden wir beide uns vor der Hand wol theilen müßen. Sein tranſcendentaler Idealismus muß wo möglich gleich im erſten Bande beurtheilt werden, das halte ich zum Heil der Jahrbücher faſt für nothwendig. Ich habe mich gegen Wilhelm dazu erboten, aber nur im Nothfall. Der Nothfall iſt nämlich nicht der, wenn Du keine Zeit haben ſollteſt, dieſer Grund wird in Sachen der Jahrbücher gar nicht angenommen, ſondern der wenn Wilhelm aus überwiegenden Gründen wünſchen ſollte, daß Du ihn nicht bearbeiteteſt. Wilhelm glaubt in Fichte's Aufhezung habe manches von Deinen Geſinnungen gegen Schelling geſtanden, und da könnte es wol ſein daß Wilhelm um das Verhältniß nicht ganz zu verderben Dich nicht zum Beurtheiler wünſchte. Indeß kommt ja dabei alles darauf an wie Dein Urtheil im Ganzen ausfallen würde; das kannſt Du ja ſagen, denn Du mußt es wißen und findet dann Wilhelm kein Bedenken, ſo beſchwöre ich Dich übernimm Du dieſes Stück Arbeit, da es Dir, der jezt mitten im tranſcendentalen Idealismus darin ſizt, ungleich leichter werden muß als mir. Ebenſo möchte ich Dir Fichte's ſonnenklaren Bericht ꝛc. zuſchieben aus demſelben Grunde; ich kann Dir, wenn Du es verlangſt, da ich den Verleger ſehr gut kenne das erſte Exemplar ſchicken das aus der Preſſe kommt. Dagegen übernehme ich Fichte's Handel und Gewerbe, den Bardili, und wenn es der Mühe werth ſein ſollte und Du Dich nicht 'dran geben willſt Kants Logik. Laß Dir das Heil der Jahrbücher auch von mir dringend empfohlen ſein, und uns auch in der äußern Wirkſamkeit feſt zuſammenhalten. Dazu lieber Freund gehört aber nothwendig, daß Du Dir eine Tugend annimmſt, von der Du eben noch keine ſonderliche Probe gegeben haſt, nämlich etwas übernommenes auch zur rechten Zeit fertig zu machen ſonſt bleiben Wilhelm Bernhardi und ich am Ende auf dem Trocknen ſizen. Nimm nur mit Wilhelm, dem ich noch nach Braunſchweig geſchrieben der aber nun gewiß ſchon wieder in Jena iſt beſtimmte Abrede was Du im Fache der ſpeculativen Philoſophie übernehmen willſt und was ich machen ſoll, und laßt es mich baldmöglichſt wiſſen.

Was macht denn die Lucinde? und was haſt Du denn im Meßkatalogus über den tranſcendentalen Idealismus angekündigt? Iſt es etwa der Leitfaden zu Deinen Vorleſungen? Sage mir bald etwas darüber, ich bin ſehr neugierig darauf. Nach Deiner Anzeige von meinen Lucindenbriefen habe ich mich auch vergeblich umgeſehn; auch ſtehn die Briefe nicht einmal im Meßkatalogus. Hätteſt Du dieſe Anzeige gemacht, ſo würde ich Dich auch um eine von den Monologen gebeten haben, aber auch um eine recht populäre. Der Spener, der ſie vorm Jahr, theils weil es zu ſpät war, theils weil es an einer Anzeige fehlte ſo gut als gar nicht in den Buchhandel gebracht hat quält mich ſehr darum und hier weiß ich keinen Menſchen. Einen großen Gefallen thäteſt Du mir wenn Du Dich der Sache annähmeſt.

Zu Fichte gehe ich jezt gar nicht mehr, außer wenn Wilhelm mir etwas an ihn aufträgt. Es ſieht mir nachgerade zudringlich aus wenn ich ihn beſuche, da er nie bei mir geweſen iſt — ohnerachtet er oft bei Bernhardi war der ſo ſehr in meiner Nähe wohnte —

und mich auch nie zu ſich eingeladen hat. Auf der Straße ſehe ich ihn fleißig mit Woltmann. Tieck iſt hier; ich habe ihn aber auch noch nicht geſehen. Richter iſt auch wieder hier. Wenn Du Paulus ſiehſt, ſo grüße ihn unbekannterweiſe von mir, und ſage ihm viel Schönes über ſeinen Commentar, den ich jezt ſtudire. Wilhelm ſage doch, ich mahnte Schadow'n alle Woche um die Zeichnung, hätte ſie aber noch nicht bekommen können; vielleicht wäre es am beſten wenn er ihm ſelbſt einmal ein Paar Zeilen ſchriebe. Dorothea grüße herzlich von mir und die Herz und Eleonoren, und was denn der Florentin machte? Ueber die äußerlichen Angelegenheiten ſchreibe ich ihr nächſtens. Und nun lebe wol lieber Freund und ſchreibe auch einmal ordentlich.

Dorothea an Schleiermacher.

Den 31. October 1800.

Mit klopfendem Herzen und erröthenden Angeſichts, als müßte ich ſie Ihnen ſelbſt in die Hände geben, ſchicke ich Ihnen die Aushängebogen; die übrigen ſollen folgen, ſo wie ich ſie erhalte. Sie behalten ſie geheim, lieber Freund, wenigſtens fürs erſte, an die Herz, und wenn Sie es gut finden Ihrer Freundin, mögen Sie das Geheimniß anvertrauen. Wenn ich meiner eignen Ueberzeugung trauen dürfte, ſo würde ich Sie erſuchen mir lieber nicht Ihr Urtheil darüber zu ſchreiben; denn nun hilft's nichts, es muß fertig gemacht werden und an Muth darf es mir nicht fehlen; aber Friedrich behauptet noch immer es wäre recht amüſant, troz dem daß es mir je länger je mehr kindiſch vorkömmt. Die beyden Sonette ſind von Friedrich, ſie werden vorgedruckt. Er hat ſie mir heute vor acht Tagen an meinem Geburtstage gemacht. Das zweyte iſt ſogar mit allen Flammen, Farben und Blumen Wort für Wort aufgeführt worden. Nemlich des Morgens gab er mir die Sonette; auf den Abend waren wir bey Paulus, da ward ich denn in ein Zimmer geführet, wo mir zuerſt grüne, rothe und weiße Flammen entgegenbrannten, die Ritter chemiſch veranſtaltet hatte. Dieſe Farben haben mehr als einen Sinn; für uns bedeuten ſie Glaube, Liebe und Hoffnung; in der erſten Perſon wird Ritter gemeynt als die weiße Flamme, die zweyte rothe iſt Friedrich, und ich habe der Hoffnung Grün. Bey dieſem Feuer brachten mir Ph. und die kleine Paulus, beyde phantaſtiſch aufgeputzt, ein Gehänge von Orangeblüthen und einen Kranz von Myrthe und Lorbeer, mit den Kindern nahte ſich die Paulus und bekränzte mich damit, neben ihr ſtand Friedrich und brachte mir reife Pomeranzen und Roſen in einer Schale und (hier erkennen Sie den ganzen Friedrich) mitten in dieſem Tumult von Leben, Feuer, Blüthen und Früchten, während Ritter auf dem Clavier die Arie von Erwin und Elmire ſpielte „mit vollen Athemzügen ſaug ich Natur aus dir“ und die Paulus es ſang, brachte er mir einen verwelkten Veilchenkranz, den ihm Auguſte einmal geſchickt hatte, mit einem höchſt rührenden Gedicht dazu. Ich war als alle dieſe Dinge, wie bekannte Erſcheynungen ſo nach und nach heraustraten, wie in einem Traum, in dem man träumt, daß man träumt. Erſt wie das Ganze beyſammen war, beſann ich mich, daß es das Sonett ſey.*)

Friedrich ſchreibt Ihnen noch nicht; er iſt auf ſeine bekannte Weiſe mit einem Gegenſtande immer ſo einzig beſchäftigt, daß es ihm nicht möglich iſt, etwas anders vorzunehmen. Jetzt iſt er nun wieder ganz bey den Vorleſungen. Wird er aber ſchwer über den Dingen, oder die Dinge ſchwer über ihm — es iſt nicht zu entſcheiden, aber gewiß iſt daß das Leben ihm ſauer wird. Gott helfe ihm und gebe ihm Ruhe! Wie die Vorleſungen ausfallen werden, das hängt nur vom Beyfall ab, und dieſer hängt ja wieder von den Vorleſungen ab. Aber hier iſt es, wo die Ruhe ihn verläßt. Wie viele bezahlende Zuhörer er haben wird iſt noch nicht ausgemacht, und zu manchen Ausgaben haben ihn ſeine ſanguiniſchen Hoffnungen verleitet, denen man nur fruchtlos widerſpricht; ja ſogar die ſchädlichſten Folgen hat es auf ſeine Stimmung und ſeine Arbeiten, wenn man es wagt dieſen zu widerſprechen. Wilhelm iſt noch nicht hier, kommt aber recht bald. Cotta hat geſchrieben, und ſcheint zurückzuziehen; Wilhelm iſt ganz beruhigt darüber daß die Annalen den Weg vieler Projecte gehen; Friedrich wünſcht nichts mehr als das; Ritter iſt über und überfroh darüber, und Sie, mein Freund? welche Haſt haben Sie denn mit dieſen Annalen? haben Sie nichts beſſeres zu thun? Denken Sie doch an Ihren Roman, an den Plato; laſſen Sie Friedrich an den Plato, an die griechiſche Poeſie und an die Lucinde denken, Wilhelm an Shakeſpeare und an Triſtan — ſeht, das ſind andere Dinge! Mir war recht bange zu Muth bey dieſen kritiſchen Anſtalten. Laßt ja die Kritik zu Hauſe; es iſt ein ſchlechtes Handwerk und iſt in ſchlechten Händen; und Ihr ſollt Euch nicht die Finger damit beſchmutzen, denn Ihr lernt nichts zu von Eurem Kritiſiren und die Andern danken ſchön. —

---

*) Das Sonett iſt in der Sammlung der Gedichte [Ausg. 1. S. 58] Farbenſinnbild genannt, das Gedicht auf Auguſte Böhmers Tod Der welke Kranz [a. a. O. S. 41, erweitert in den geſ. W. S. 91, irrthümlich in A. W. Schlegel's Werke I, 33 aufgenommen]. Beide Gedichte werden erſt durch die hier mitgetheilte Beziehung verſtändlich, daher beſonders das Sonett von den Gegnern Fr. Schlegel's z. B. in der neuen A. d. Bibl., vielen Spott erfuhr.

Jena, den 17. November 1800.

Gott mag wiſſen, welche Buchdruckerpolitik es ſeyn mag, einen auf den letzten Bogen 14 Tage warten zu laſſen! Doch hier iſt es endlich ſammt und ſonders. Das Gedicht an meinem Geburtstage von F. ſchreibe ich Ihnen nächſtens ab, denn ich bin heute nicht ganz wohl und ſitze hier neben meiner kleinen Paulus, die auch nicht wohl iſt und die auf dem Sopha ausgeſtreckt liegt; aus dem Schreiben wird alſo heute nicht viel, Friedrich hat Ihnen aber ſelber geſchrieben Von Falks Taſchenſchwärmerey habe ich nichts geſehen als die in Kupfer geſtochne Karrikatur, dieſe Anſicht hat mich genugſam gewarnt: die gedruckte nicht weiter zu beleuchten. Gott bewahre wer wird dergleichen ordentlich leſen! Werden Sie etwas gegen dieſen allgemeinen Lumpenhund thun? Doch nicht! —

Die Menſchen hier neben mir, Friedrich mit eingerechnet machen einen ſolchen Lärm, daß ich kein geſcheutes Wort ſchreiben kann. Freuen Sie ſich nur darauf, daß ich Ihnen bald wieder ſchreibe und zwar recht hübſch. Aber Aufträge muß ich Ihnen geben, davon rettet Sie kein Gott, und keine Predigt; und zwar für unſere lieben Paulusens. Sie werden es deſto lieber beſorgen, wenn ich Ihnen ſage daß ich mich kaum mehr ſehne Sie hier zu ſehen als die kleine Paulus. Neulich träumte ſie ſogar, daß Sie hier wären! Nun möchte dieſe liebe Paulus ſo gern Teltower Rüben eſſen, und läßt mir keine Ruhe, ich ſoll ihr welche aus Berlin verſchaffen. — Und nun noch eins. Könnten Sie mir wohl irgend eine hebräiſche Merkwürdigkeit verſchaffen, die ich dem Paulus zum Weihnachten geben könnte? Es darf ſo gering ſeyn als es immer will, und muß nicht theuer ſein, das ganze iſt auf einen Scherz angeſehen, wie Sie leicht denken können. Ueber Ritter ſoll ich Ihnen ſchreiben? Ich kann ihn Ihnen mit nichts vergleichen, als mit einer elektriſchen Feuermaſchine, an der man nur die ſtille Künſtlichkeit bewundert, und eben nichts gleich wahrnimmt als das klare Waſſer. Wer ſie aber verſteht, bringt auf den leiſeſten Druck eine ſchöne Flamme hervor; übrigens iſt er auch wie der erſte Brief in der Luzinde, Schelmerey und Andacht und Eſſen und Gebet alles durcheinander. — Pauluſſens und Ritter empfehlen ſich Ihnen aufs Freundlichſte. Friedrich trägt mir auf Ihnen zu ſchreiben, daß er in der nächſten ruhigen Stunde die Ankündigung der Monologen gewiß machen wird.

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Braunſchweig, den 21. November 1800.

Verzeihen Sie, theuerſter Freund, daß ich einige Poſttage verſäumt habe, Ihnen zu ſchreiben. Ich war ſo in die Kotzebuade vertieft, und zum Theil ſo verdrießlich, daß ſie noch nicht fertig war, daß ich die Beantwortung eines ganzen Haufens von Briefen bis auf die Vollendung verſchob. Geſtern bin ich fertig geworden und ſogleich auch mit dem Handel in Richtigkeit gekommen. Vieweg druckt es, in ein vierzehn Tagen haben Sie es hoffentlich in Händen. Nur laſſen Sie für jetzt nichts laut werden.

Zuerſt von den Jahrbüchern. Was ich befürchtete, daß nemlich Cotta Schwierigkeiten machen würde, iſt eingetroffen. Das kürzeſte iſt, daß ich Ihnen die Worte ſeines Briefes zur Mittheilung an die Freunde abſchreibe. „Schelling hat mich bereits von [ſeinem] Abtritt und von Fichte's verweigertem Beytritt zu den Jahrbüchern benachrichtigt, allein das nähere Detail verdanke ich erſt Ihrem geehrten. Auf jenes Schreiben von Schelling habe ich ſogleich an Fichte geſchrieben, und auch Schelling wird dies gethan haben; ich hoffe daher immer noch, dieſe beyden Männer ſollen unſerem Inſtitut nicht entgehen, denn wenn Sie gleich auf eine ſehr kluge Weiſe ſupplirt haben, ſo wäre der Mangel an dieſen beyden Mitarbeitern doch eine gefährliche Sache.“ — —

Sie ſehen, nöthigen kann ich Cotta nicht, da Schelling allerdings unter den Mitarbeitern war die ich ihm verſprochen. Auch hat er ſeinerſeits gewiß alles gethan, um Fichte zu gewinnen. Ich ſehe die Sache indeſſen doch nur für aufgeſchoben, nicht für aufgehoben an, da ich gar nicht zweifle, daß das Woltmanniſche Inſtitut entweder gar nicht zu Stande kommen oder nächſtens wieder einſtürzen wird. Vielleicht vermögen perſönliche Negoziationen auch etwas. Ich werde ja in kurzem Fichte in Berlin und auf Oſtern wahrſcheinlich Cotta in Leipzig ſprechen. Sich mit anderen Buchhändlern einzulaſſen, kann ich für jetzt nicht rathen. Es gehört doch ein äußerſt ſichrer Mann zu einem ſolchen Unternehmen, und wir finden nicht leicht einen, der geſchickter wäre es zu fördern. Geht der gegenwärtige Plan ganz zu Trümmern, und Sie wollten mit einem andern Buchhändler einen Vertrag ſchließen, ſo würde ich ſehr gern verſprechen unter einer andern Redaction, etwa der Ihrigen, Mitarbeiter zu ſeyn, aber nicht die Redaction ſelbſt zu übernehmen. Ich habe ſo viel eigne Plane und Arbeiten vor, daß ich mich eigentlich nicht betrüben kann wenn für jetzt dieſer nicht hinzukommt. Es iſt doch immer eine Aufopferung für das allgemeine Beſte und nur in Rückſicht der guten Sache thut es mir leid. — Melden Sie mir doch genau von Ihrer Reiſe nach Jena.

Braunſchweig, den 1. December 1800.

— Meine Entſchuldigungen, daß ich Sie ſo viel mit meinen Angelegenheiten behellige, ohne Sie durch unterhaltende Briefe zu entſchädigen, muß ich wiederhohlen. Ich bin wirklich hier arm an bedeutenden Neuigkeiten. Was ich von Göthes Thun erfahre, iſt durch die dritte Hand. Sie wiſſen es gewiß früher unmittelbar von Jena. Das Griech. Trauerſpiel, was er in der Arbeit hat, wird gewiß eine neue Epoche in unſrer Poeſie gründen. Von Ihrer Kritik der Moral wünſchte ich näher etwas zu wiſſen, wie weit es ſchon damit iſt. Einmal in meinem Leben hoffe ich Sie noch zu ergötzen und zu lachen zu machen, doch muß ich damit auf den Drucker warten. In acht Tagen erſcheint es nun gewiß. — Eins darf ich nicht vergeſſen. Meine Reiſe nach B. iſt nicht wie ein kurzer Beſuch auf 4 oder 6 Wochen gemeynt, ſondern wie ein förmlicher Aufenthalt, wobey ich mich zum Arbeiten einrichte. Doch dieß unter uns. Wenn Ihre Reiſe nach Jena kurz nach Neujahr wäre, könnten wir doch zuſammen nach Berlin reiſen.

Schleiermacher an Dorothea.

Berlin, den 6. December 1800.

Schelten dürfen Sie nicht, liebe Freundin, daß ich Ihnen noch nicht wieder geſchrieben habe. Da war erſt der Florentin zu leſen, und das konnte da Jette und ich ihn zuſammen leſen wollten nur an einem ruhigen Abend geſchehen wo Herz abweſend war. Ihnen etwas darüber zu ſagen dazu bin ich noch gar nicht competent, das verſpare ich bis ich ihn einmal wieder allein und mit Bedacht geleſen haben werde, wozu ich noch nicht wieder habe kommen können. Jezt kann ich Ihnen nur ſagen, daß er ein ſehr niedliches Buch iſt, daß Vieles drin mir ſehr vorzüglich angelegt und ausgeführt geſchienen hat, daß die Sprache etwas eigenthümliches hat, was ich noch nicht zu charakteriſiren weiß, aber was einen ſehr angenehmen Eindruck macht, und daß ich mich beſonders darüber gefreut habe, daß die pſychologiſchen Leſer bei der Erzählung des Florentin wo ſie vollkommene Aufſchlüſſe über das Entſtehen ſeines Charakters ſuchen werden ſo hübſch geprellt werden. Nur die Stanzen! Dieſe ſind meiner Meinung nach ein großer Fehler. Bedenken Sie nur wie unwahrſcheinlich, daß ein Maler *ſolche* Stanzen improviſirt! beinahe eben ſo unwahrſcheinlich, als daß eine Frau die nur eben zuerſt einen Roman ſchreibt nebenbei ſolche Stanzen macht. Bewundert haben wir Sie überhaupt was ehrliches, Jette und ich; auch gezankt wurde dabei denn wir waren über manche Dinge ſehr verſchiedener Meinung. Doch das ſind nur einzelne Dinge, die ich ſparen muß bis ich ihn noch einmal geleſen habe. Machen Sie nur daß das Velin bald kommt. Jette iſt ohnedies höchſt ungeduldig den Florentin bald in Jedermanns Händen zu wiſſen, theils aus bekannter Menſchenliebe theils damit er durch ſeine perſönliche Gegenwart die nachtheiligen Gerüchte widerlegen möge die ihm vorangegangen ſind.

Dann wollte ich Ihnen gern etwas erfreuliches über Ihre Commiſſionen ſagen; aber da hat mir das Warten wenig geholfen. An der einen verzweifelte ich gleich. Was nennen Sie eine hebräiſche Merkwürdigkeit? Ein ſeltenes Buch? Das getraue ich mir hier gar nicht aufzutreiben. So etwas findet man nur von Ohngefähr, nie wenn man es ſucht, auch möchte da wol alles was hier zu finden iſt bei Paulus zu ſpät kommen. Zu den Teltower Rüben hatte ich aber die beſte Zuverſicht und bin nicht wenig verwundert geweſen hier nicht zu reuſſiren. —

Endlich habe ich noch gewartet daß Friedrich mir wie verheißen die Platonica mit nächſtem Poſttag ſchicken würde, und dies bekenne ich Ihnen als eine große Thorheit, denn wie iſt wol daran zu denken, daß er in ſolchen Sachen einmal ſeinen beſtimmten Termin hält.

Nun habe ich Ihnen zwar geſagt warum ich noch nicht geſchrieben habe; aber kann ich Ihnen denn nun heute ſchreiben? Bei Gott nicht; ich muß machen daß dieſe Entſchuldigung ſo wie ſie da iſt zur Poſt kommt. Jette grüßt. Sobald ich das Manuſcript meiner Predigten los bin, ſchreibe ich Ihnen ordentlich. Treiben

Sie nur indeß den Friedrich zum Plato, und was die Hauptſache iſt Kinder, ſeid recht glücklich.

Stubenrauch an Schleiermacher.

Den 6. December 1800.

— — Aber durch Ihren Vorſchlag oder Anfrage, die herauszugebenden Predigten mir zu dediciren, ſetzen Sie mich in der That in eine recht große Verlegenheit. Freilich hätte ich es mir müſſen gefallen laſſen, wenn Sie es ohne vorher anzufragen gethan hätten, dann hätte ich es nicht ändern können; aber jetzt iſt doch der Fall ganz anders. Denn will ich es verbitten, ſo fragen Sie aus welchem Grunde, und wer ſteht mir dafür, daß meine Gründe Ihnen ebenſo triftig und gültig erſcheinen als mir. Ehe ich nun aber dieſe Gründe Ihnen vorlege, möchte ich wohl eine andre Frage an Sie thun mit der Bitte ſelbige recht offenherzig zu beantworten. Wenn ich nun ſagte, ei ja, thun Sie das immerhin, es ſoll mir recht lieb ſein, würden Sie nicht ſagen oder doch denken, der alte Mann iſt doch recht eitel. Hier wenigſtens kann ich ſo manchen mir vorſtellen, der ſo denken wird. Und ich muß geſtehen, wenn ich ſo erführe daß jemand, der bisher ſo wie ich ganz im Dunkeln und gleichſam im Verborgenen gelebt, nun mit einem Male an der Spitze einer Dedication aus ſeinem Dunkel hervorgezogen würde, und zwar mit ſeinem Vorwiſſen, ich würde mich kaum enthalten können, etwas eitles bei ihm zu vermuthen. Wie wäre es alſo, wenn ich hier einen Vorſchlag zur Güte thäte, daß wenn Sie denn Ihre Predigten mir dediciren wollen, Sie mich in meinem bisherigen Dunkel ließen und es in einer Art von Anonymität thäten, etwa dem Prediger S. in L. So würde ich mir das noch am erſten gefallen laſſen. — Ich hatte mir freilich vorgenommen, noch einige Gründe in Beziehung auf Ihre vorhabende Dedication beizubringen, aber Sie werden wohl ſchon aus dem Geſagten ungefähr abnehmen können, wie ich in Anſehung dieſes Punktes denke. Alſo am beſten, ich ſchweige — und Sie thun was Sie für gut finden.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 8. December 1800.

Da haſt Du nun den ganzen Complexus von Hypotheſen! Was wirſt Du armer Freund damit machen, d. h. wo willſt Du Zeit finden den Plato ganz zu leſen, wenn auch nur einmal? Sobald Du das thuſt, bin ich Deiner Beyſtimmung, ſowie der jedes Anderen der den Plato wirklich verſtehen will, ſo ziemlich gewiß; denn darin wird er ſich doch durch meine διασκευή merklich gefördert finden und ſo, wenn er auch die Theorie die etwas fein geſponnen iſt nicht gelten laſſen mag, doch was ich behaupte als praktiſches Poſtulat in ſeiner Glaubensgültigkeit laſſen.

Wir haben uns gewundert nichts von Dir zu hören, da wir doch wenigſtens Andeutung unſres Daſeyns Dir gegeben haben. Eigentlich noch mehr, Dich nicht zu ſehen. Denn weil Du ſo lange nicht ſchriebſt, glaubten wir Du würdeſt unvermuthet einmal zur Thür herein treten. Noch iſt nun freylich, wie Du ſelbſt am beſten wiſſen wirſt, niemand zur Thür herein getreten. Indeſſen glaubten wir es doch wenigſtens ſo lange wir vergaßen daß bald Weihnachten ſey, und in welchem Verhältniß der geiſtliche Menſch und alſo auch Du zu dieſer Nacht ſteht. An dem guten Beyſpiel löblicher Thätigkeit, das ich Dir heute gebe, erkenne Dich, lieber Freund, und mache, fange an zu machen und mache fertig den Phaedrus. Uebrigens ſchließe nur daraus daß ich auch die Anzeige der Lucindenbriefe ſchon gemacht habe; geſetzt ich machte ſie auch erſt heute. Was die Monologen betrifft, ſo hätte ich gerade eine gute Gelegenheit, da mich die Erlanger eingeladen haben; indeſſen will ich eher ein ſolches Buch unendlichemal leſen als einmal recenſiren. Es liegt mir dieſe Form des Lebens, dieſe eigenthümliche Handlungsweiſe unendlich fern ab vor allem andern. Weißt Du wie wirs gar nicht nöthig gehabt hätten? Wenn Du wieder Gelegenheit haben ſollteſt etwas zu ſchreiben noch und Du Dich nicht nennen willſt, ſo laß michs herausgeben. Vortrefflich iſt die Wirkung die das gewiß hat: nämlich daß alles ſchlechte Geſindel ſogleich in die Wuth geräth, die man ihm gegen alles Gute zur heiligſten Pflicht machen ſollte; und wenn der Verleger auch nicht gleich aus aller Verlegenheit kommt, ſo kann doch ein Buch nicht ſo ganz aus dem Handel bleiben, oder nicht in Verkehr kommen. Wenn Spener noch wollte einen neuen Titel zu den Monologen drucken laſſen, 150 Exemplare wollte ich ihm wohl auf meinen Namen garantiren. Ich machte dann wie Du es haben wollteſt, eine proſaiſche Vorrede oder ein Gedicht in Terzinen oder eine Elegie an den Verfaſſer, oder an die wenigen für die das Buch eigentlich exiſtirt. Unſäglich würde ich mich freuen, daß dies Buch durch mich von neuem in die Welt einträte, und helfen würde es mehr als drey Recenſionen, wenn es Dir wirklich Ernſt iſt mit dem Zweck der zweckloſen Mittheilung, und mit dem, Spener zu helfen. Ich fühle es wohl daß dieſes Anerbieten etwas anmaaßend iſt; da ſich dieſe Anmaaßung aber nur auf die litterariſche Welt bezieht, mit der Du nur gelegentlich des Verſuchs wegen Experimente anſtellſt und von der es mir auch leicht genug wird zu abſtrahiren, ſo iſt dieſe Anmaaßung wenigſtens, nicht zwiſchen uns; und was die litterariſche Welt betrifft, ſo glaube ich dergleichen Vorzug dadurch zu verdienen, daß das Geſindel mich immer als Centralpunkt alles deſſen anzuſehen pflegt, was es verabſcheut und haßt.

Was die Hauptſache bleibt, iſt daß Du kommſt. Wie ſoll ich Dir noch die Nothwendigkeit ans Herz legen, daß ich Dich wiederſehn muß? Wann eher wirſt Du Dich beſtimmen? Das Platoniſche Weſen nimm Dir nur recht zu Gemüthe. Noch nie war ich ſo zufrieden mit mir, ſo gewiß und in der Anſicht vollendet und fertig, bey allen Experimenten im Leſen und Verſtehen als bey dieſem. Dorothea und Ritter grüßen. Cura ut valeas. Schreib mir doch, wie und was Fichte lieſt. Wilhelm iſt immer noch in Braunſchweig.

[Dorothea.] Ich grüße Sie unſern theuern Freund! Sie müſſen auch wiſſen, daß ich wieder ſtreng arbeiten werde*), und deßwegen alles Briefeſchreiben mir vor der Hand verſagen muß; denn ich arme muß eine wunderliche Diät bey meinen wie ſoll ichs nennen? halten. Denken Sie an mich und an meine Weihnachtsaufträge und treten Sie nur bald urplötzlich zu uns herein.

---

*) Am zweiten Theile des Florentin, deſſen Ausarbeitung nachher durch Dorotheens ſchwankende Geſundheit ins Stocken gerieth.

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Braunſchweig, den 16. December 1800.

Da ſo eben einige eingeſalzene Heringe mit der Poſt eingegangen, ſo ſäume ich nicht, ſelbige per Eſtaffette ſogleich weiter zu befördern und wünſche, daß ſie friſch und wohlbehalten ankommen mögen. Zu allem ernſthaften und ausführlichen Schreiben wird mir nun die Zeit zu kurz, und ich will alſo bloß die Ermahnung noch hinzufügen: So gehet nun hin und thuet desgleichen. Dieſe gilt auch mit an Tieck und Bernhardi, denen Sie die Güte haben werden zwey von den Exemplaren auszutheilen; das vierte iſt für Fichte nebſt meinen Empfehlungen. Alle werden gebeten, dem Vortheil meines Verlegers keinen Abbruch zu thun, und bis der erſte Anlauf der Neugierde vorüber iſt die Exemplare nicht zu verleihen. Auch dürfen Sie ſich nicht über den Autor äußern, denn wie weltbekannt er auch ſeyn möchte, darf darüber nichts authentiſch bezeugt werden. Wiſſen Sie, liebſter Freund, daß Sie mir mit der halbgemeldeten Neuigkeit vom Chamäleon einen wahren Poſſen geſpielt haben?*) Es hat mich nicht wenig intriguirt und ich habe mir vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, wiewohl ein paar durchreiſende Fremde darüber, und über eine Fortſetzung des Eſſighändlers von Iffland ein Wort fallen ließen, das ſie gleich zurücknahmen, als ſie erfuhren, daß ich A. W. Schlegel ſey. Wenn Sie dieß nun wieder gut machen wollen, ſo melden Sie mir nicht nur alle rückſtändigen Neuigkeiten, ſondern ziehen Sie auch über den Umlauf und die Wirkung der kleinen Schriſt möglichſt genaue Nachricht ein. —

---

*) Chamäleon, von Beck, eine Poſſe, in der unter dem Namen eines ſchlechten Schriftſtellers Schulberg, die Schlegel, Tieck und Bernhardi perſiflirt werden und die 1800, wohl gegen Ende, von Iffland auf die Berliner Bühne gebracht wurde. Vergl. Tieck, nachgelaſſene Schriften, herausgegeben von R. Köpke II, 70, das Bruchſtück einer Vertheidigungsſchrift Tieck's, welche dies Stück zunächſt veranlaßte.

Braunſchweig, den 22. December 1800.

Sie glauben vielleicht, liebſter Freund, in dem Packetchen wäre eine Anzahl Louisd'ors, ſauber an Karten feſtgenäht, enthalten, aber nichts weniger! es iſt nur eine Teufeley im allerkleinſten Format, eine neuerfundne Art von Viſitenkarten, die ich Sie an die übrigen Freunde zur beſtmöglichen Verbreitung auszutheilen bitte. Wollen Sie ſelbſt, vermöge Ihres Barmherzigkeit übenden Amtes nichts damit zu thun haben, ſo überantworten Sie nur die ſämmtlichen Exemplare an Tieck oder Bernhardi. Sie müſſen aber nicht verſchwendet werden, denn die Auflage, die ich von dieſem niedlichen Werkchen habe veranſtalten laſſen, iſt ſehr klein; auf den größten Debit rechnete ich in Berlin. Bernhardi hat den Merkel wegen der Genoveva zwar ſchon ein wenig mitgenommen, allein die unerhörte Unwiſſenheit und Arroganz dieſes Menſchen kann nicht genug gezüchtigt werden. Eigentlich wären Prügel die beſte Methode, allein von dieſen möchte die Polizey Notiz nehmen, was bey Trioletten ſchwerlich zu befürchten. Das Beykommende iſt übrigens genau nach den Regeln. — Sie ſehen, der Teufel ſchläft nicht, wenn er einmal im Gange iſt; ſondern er gehet umher wie ein brüllender Löwe und ſuchet welchen er verſchlinge. Die für das Carneval zum neuen Jahr-

---

*) Gemeint iſt das Triolett:

Mit einem kleinen Triolett
Will ich Dir, kleiner Merkel, dienen.
Verwirrſt Du mächtige Terzinen
Mit einem kleinen Triolett?
Ey, ey, bei ſolchen Kennermienen!
Schon wies ich einſt Dir das Sonett; [S. oben S. 131.]
Mit einem kleinen Triolett
Will ich Dir, kleiner Merkel, dienen.

Der Scherz bezieht ſich auf Merkel's Verwechſelung von Trioletten mit Terzinen in einer heftigen Kritik von Tieck's Genoveva, Briefe an ein Frauenzimmer I, 30.

hundert in Weimar ausgeheckten Späße, denen ich auf alle Weiſe noch beygewohnt haben würde, ſind leider in Stocken gerathen. Sie werden ſchon wiſſen, daß der Herzog, wegen der Niederlage der Oeſterreicher, befohlen hat, alle Luſtbarkeiten einzuſtellen. Es iſt ſehr ſchade. Es hat etwas von den Schauſpielern in Goethe's Hauſe vor einer Geſellſchaft von lauter Männern ohne Damen, aufgeführt werden ſollen, wovon ſich alſo denken läßt, daß es toll genug würde geweſen ſeyn; und wer weiß ob es nun das Licht der Welt erblickt. —

Schleiermacher an Friedrich Schlegel.

Berlin, den 10. Januar 1801.

Es ſcheint mir ſo ungeheuer lange her, ſeit wir gar nichts von einander gehört haben, daß ich mich nicht länger des Schreibens enthalten kann, ob ich gleich in lauter verzwickten Verwirrungen bin, aus denen heraus ſich eben nicht viel ſagen läßt, Verwirrungen in der Geſundheit, Verwirrungen im Beutel, in den bürgerlichen Verhältniſſen, und Gott weiß worin ſonſt. Das einzige Angenehme was ich Dir zu ſagen weiß, iſt daß ich im Plato bin, und zwar mit Leib und Seele. Ich überſeze am Phaedrus, und leſe auch wacker darauf zu: Von dem erſten hoffe ich Dir noch dieſen Monat die erſte Ausgabe ſchicken zu können; von den Früchten des andern läßt ſich ſo aus der Mitte heraus wenig ſagen.

Nur über den Theages und die Apologie kann ich Dir meine Meinung nicht verhelen. Ich habe mein möglichſtes gethan und kann doch nicht umhin den erſten für unächt und die andre für ächt zu halten. Wie tief Du auch im Theages die Ironie ſuchen und von welchem Standpunkt Du ausgehen magſt, ſo wirſt Du immer Incohärenzen finden; überdies die ſchlechte Anlage, in der ſo vieles umſonſt ſteht, die wörtlich ausgeſchriebenen Stellen u. ſ. w. Ja manches möchte gar auf einen ziemlich ſpäten Verfaßer ſchließen laßen. Dagegen die Apologie mit dem ziemlich nachläßigen Stil, dem eingemiſchten Dialogiſchen ſchwerlich von einem Redner ſein kann, am wenigſten wol vom Lyſias, gegen deſſen Apologie (wenn man dazu nimmt wie Plato den Lyſias charakteriſirt) ſie vielleicht eine Polemik ſein möchte. Was die *Νόμους* betrifft, die ich noch nicht wieder geleſen habe (ſo wenig als das Sympoſion in Beziehung auf den Lyſis), ſo ſcheint eine Stelle im Diog. Laert.*) ziemliche Anleitung dazu zu geben. Sie ſteht glaube ich bei der Aufzählung von Platos Schülern ungefähr ſo *Φίλιππος ὁ Ὀπούντιος, ὃς λέγεται τοὺς Νόμους ὄντας ἐν κηρῷ μεταγράψαι, οὗ καὶ τὴν Ἐπινομ[ίδα] φασὶν εἶναι.* Hieraus läßt ſich ohngefähr abſehn, wie viel Platoniſches daran ſein mag und beantwortet ſich auch Deine Frage über die Zeit. Da der Timäus nach der Republik geſchrieben iſt, und gewiß auch das an dieſem Cyklus Fehlende entworfen, ſo kann auch dieſer Entwurf noch gemacht ſein, und Plato dennoch an der Republik noch immer gefeilt haben, weil ſie hernach als Theil des großen Ganzen zum andern Mal erſcheinen ſollte. Es iſt im Grunde wenig daran gelegen daß wir in dieſen kritiſchen Conjekturen einig werden; aber wie willſt Du es mit dem Ueberſezen halten? Soll das was Du für unächt hältſt ausgeſchloßen werden? Dagegen möchte ich proteſtiren, weil es uns entſezliche Vorwürſe von Anmaßung abſeiten der Philologen zuziehen, und am Ende auch dem Werke ſchaden könnte. Mit den kleinen hätte es ſo viel nicht auf ſich; aber die Apologie und die *Νόμους*?! Was mich betrifft, ſo wäre ich dafür auch die *νοθευόμενα* beſonders da ſie ſo wenig Raum einnehmen zu überſezen; ſie ſind ſehr lehrreich als Gegenſaz.

Ueber den Phädurs bin ich auch noch zweifelhaft, ob ich ihn für den früheſten halten ſoll. Plato würde ſich als ein junger Mann den Vorwurf des *νεανισκεύεσθαι* gegen den Lyſias nicht erlaubt haben; auch ſcheint mir das, was am Ende vom Schreiben überhaupt geſagt wird, keinen Anfänger zu verrathen. Auf der andern Seite iſt wieder ſo ſehr vieles was dafür ſpricht; ganz andre und triftigere Sachen als was Diogenes**) aus einigen Alten von dem *μειρακιῶδες* des Inhaltes ſagt, was faſt eben ſo dumm iſt als

---

*) Diog. III, 37.

**) Diog. III, 38.

Tennemanns Gegengrund daß er erſt nach der ägyptiſchen Reiſe geſchrieben ſein könne wegen des ägyptiſchen Mythos. Ich wollte Du ſagteſt mir bald Deine Meinung darüber was man zu jedem Dialog dazu machen ſoll. Etwas über das Ganze muß man doch ſagen noch außer den nöthigen Anmerkungen übers Einzelne, ich wäre aber dafür, es nicht vorn als Argument oder Einleitung, ſondern hinten zu thun; ſo macht man den Leuten recht deutlich daß ſie nicht zu leſen verſtehen und zwingt ſie gleich zum zweiten Leſen. Soviel für heute vom Platon.

In der A. L. Z. habe ich zu meiner großen Erbauung die Recenſion von Falk und von den Lucindenbriefen geleſen. Recht bei den Haaren haben ſie mich zweimal hineingezogen, und die Leute werden nicht wißen wo ein ganz unbekannter Mann da auf einmal hergeflogen kommt. Pöbelhafteres kann es doch nichts geben als dieſe L. Z. jezt iſt. Ich wollte Du nähmeſt das Anerbieten der Erlanger an dort zu recenſiren, man muß doch irgendwo eine Hand in der Kritik haben. Mir ſollte es kommen, ich ließe es mir nicht zweimal ſagen. —

Grüß Wilhelm, den wir hier bald erwarten. Wann werde ich nur Dich wiederſehen lieber Freund? Du glaubſt nicht, wie ſchlecht mir dieſe lange Trennung bekommt. Lebt indeß zuſammen wohler als ich.

Dorothea an Schleiermacher.

Jena, den 17. Januar 1801.

Sie ſind wohl ſo gütig, liebſter Freund und vertheilen die Exemplare. — Ich habe recht gelacht, wie ich das närriſche Buch auf Velin ſah, und ſein zweyter Theil muß ſich unterdeſſen jämmerlich plagen ehe er ans Tageslicht kommt. Ueber die ſchönen Sonette habt ihr böſen Menſchen auch nicht ein Sterbenswörtchen geſchrieben.

Verwirrung in der Geſundheit? Die haben wir auch. Im Beutel? Die haben wir auch. In den bürgerlichen Verhältniſſen? Auch daran kann es uns nicht fehlen, und doch ſind wir vergnügter, als Sie unſer Freund es ſcheinen zu ſeyn; und doch iſt es wieder eben dieſer Freund der mich ſo vorzüglich lehrte, aller dergleichen

Verwirrungen ungeachtet und ſie vernichtend vergnügt zu ſeyn. Alſo werde ich glauben müſſen, daß doch noch eine andre größere tiefere Verwirrung an Ihrer Verdrießlichkeit Schuld iſt, als die gezählten. Was iſt Ihnen, lieber Schleyer? O wären Sie hier, könnten Sie mit uns leben! wie ganz anders, wie viel leichter werden einem die Fatalitäten hier zu ertragen als in Berlin! Abrr ich verzeihe Ihnen nicht daß Sie ſo gar nichts ſchreiben von dem was Sie beunruhigt. Erinnern Sie ſich, wie Sie mich um Facta quälten. Wilhelm iſt immer noch nicht hier. — Er iſt ein wunderlicher Menſch, ich werde ihn nie verſtehen; ich bin es überzeugt und habe den ſtärkſten Glauben, daß er ſehr etwas Edeles im innerſten Herzen trägt, aber man wird oft ſehr irre an ihm. Meines Bedünkens iſt er der objektivſte Dichter; denn ihn ſelbſt aus ſeinen Gedichten kennen zu lernen wird man nie ſonſt verſuchen, dieſes müßte denn ſelbſt die Subjektivität darin ſeyn. Eigentlich bin ich ein bischen böſe mit ihm, daher alle dieſe Ausfälle.

Lieber Schleyer, wenn Sie noch etwas auf mich halten, ſo verlieren Sie ſich in keine Recenſionsanſtalt, und rathen Sie auch dem Friedrich nicht dazu; ich haſſe dieſes ganze Weſen; und mein nächſtes Gedicht ſoll wo möglich dieſen meinen Haß ausſprechen. Geſtern hat der Ph. ein Wort darüber geſagt, das mich herzinniglich erfreute. Er tobte nämlich im Zimmer umher, und da ich ihm nun deutlich machte, daß wenn er lärmte, ſo ſtörte er mich im Arbeiten, und wenn ich ſchlecht arbeite, ſo werde ich ſchlecht recenſirt, ſo fragte er natürlich was Recenſirt ſey. Ich ſagte ihm, der Hofrath Schütz ſchriebe eine Zeitung, darin mache er jedem Schande, der ein Buch ſchreibt das ihm nicht gefällt, und das nennt man Recenſirt. Sei doch geſcheut, ſagte Ph., und gräme Dich darum nicht. Thut das der Hofrath Schütz, ſo ſchreibe Du auch eine Zeitung und ſage darin, der Hofrath Schütz verſtände nichts davon; damit iſt die Schande aus. Sagen Sie ſelbſt, iſt dies nicht der Inbegriff aller Recenſionsanſtalten, und kann man gründlicher darüber urtheilen? Eure Conjekturen über den Plato, und die Ueberſetzung dazu, das iſt die beſte

Recenſion. Adieu, ich habe heute noch eine Million Briefe zu ſchreiben.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 23. Januar 1801.

Was ſoll denn das mit den bürgerlichen Verdrießlichkeiten? Die gehören unter allen, dünkt mich, am wenigſten in Dein Leben. Ich bin ganz ängſtlich darüber und faſt böſe daß Du nichts näheres geſchrieben haſt. Traurig, ſehr traurig iſt es daß die Hoffnung Dich hier unter uns zu ſehen ſich ſo weit hinausſchiebt. Glaube mir, Du kannſt die Lücke nicht tiefer fühlen als ich. Dazu kommt dann noch, daß ich Dich ſo gern mit Ritter bekannt ſehen möchte, daß ich immer klarer und beſtimmter ſehe was für die Philoſophie gemeinſchaftlich zu thun unſer Beruf wäre, und endlich daß ſogar der Plato ſich kaum noch ſchriftlich abhandeln läßt. Mit der Aufnahme und Annahme meiner Hypotheſen kann ich immer noch ſehr zufrieden ſeyn. Sehr viel iſt es, nämlich viel gewonnen, daß Du Dich in die Unächtheit der Νόμοι fügen kannſt. Die Apologie von neuem zu prüfen beſchloß ich gleich auf Deine Einwendungen; daſſelbe gilt natürlich auch vom Theages. Mit dem Charmides das iſt ein Misverſtändniß. Nicht in dieſem finde ich das Portal, die Propyläen zum Tempel, ſondern im Laches. Der Sophiſt iſt in hohem Grade vortrefflich, wie das Sympoſium gewiß auch. Doch iſt ſein Zuſammenhang mit Theätet und Politikus Faktum, und da wirſt Du den Charakter, den ich der zweiten Periode beſtimmt habe, doch nicht in Abrede ſeyn. Und dann vergleiche die Behandlung deſſelben Gegenſtandes im Kratylus und Timäus! Wie viel ſpäter und anders. Mehr ans Leben gehn mir Deine Zweifel gegen die Erſtheit des Phädrus; nicht als ob ſie hier, wo meine Meynung gerade Gewißheit iſt, dieſe ſo angriffen wie dort. Aber wenn Du hier dauernd zweifelſt, ſo fällt mein ganzes Gebäude für Dich zuſammen, und was ſollen wir dann machen? Wenn es ſo iſt, ſo verſchweige es nur nicht, ſo müſſen wir auf eine große Maaßregel denken. Das *νεανιεύεσθαι* übrigens geht nach allgemeinem Sprachgebrauch nur auf Männer. Die Etymologie iſt gänzlich verwiſcht; es wird von alten Greiſen ſehr oft gebraucht. Desfalls berufe ich mich auf Heindorf. Zum Beweiſe dient für das Verhältniß, daß Lyſias von Olymp. 80, 2—100 lebte, Plato von Olymp. 87—108, alſo 28 Jahre jünger war. Die Anſicht vom Schreiben ginge mir freylich ans Leben; denn das iſt gerade einer von den Lieblingsgedanken, die in allen Schriften, die ich in die erſte Periode ſetze, wiederkommen. Da Plato Philoſophie zu ſchreiben anfing, war er, wo ich nicht irre, ſchon über 30, hatte Tragödien ſchreiben wollen, viel geleſen ꝛc. Ueberlege nun ernſtlich, ob es nach Deinem Gewiſſen für den erſten Band bey Phädrus, Parmenides, Protagoras bleiben darf. In der Einleitung will ich mir dann ſchon zu helfen wiſſen, nämlich ſo, daß wir uns für die Folge nichts verſperren, und dann epikritiſire deſto ſtrenger fort. Noch eins. Soll die Stelle vom Philippus Opuntius was gelten, ſo können die *Νόμοι* gerade nicht von ihm ſeyn, weil die *ἐπινομίς* in dieſen ſo merklich verſchieden iſt.

Du willſt von meinen Vorleſungen wiſſen? Es geht ſo ziemlich. Ich lerne viel dabey, nicht bloß daß ich über die Elemente, über Plato, Spinoſa und Fichte nun faſt ins Reine bin, ſondern auch wie ich zu reden habe. Ich rede faſt ganz frey, anders kann ich nicht. Oft wird mirs ſehr ſchwer, eben weil ich noch ſo ſehr mit der Sache beſchäftigt bin und nichts finde worauf ich bauen kann. Das wahre Leſen wird für mich erſt möglich ſeyn, wenn ich über das Compendium leſen kann. Ich habe ungefähr 60 Zuhörer, wovon freylich 10 und mehrere nicht bezahlen; alſo ſtehts auch in dieſer Rückſicht nur leidlich. Eben wegen Mangel des Compendiums wird es ihnen ſchwer zu folgen. Oft nehmen ſie auch Anſtoß an meiner Paradoxie; beſonders im Anfange war das der Fall. Indeſſen bin ich doch ſo weit, daß wenn ich mich einmal über eins von den Themas, die den jungen Leuten immer ſehr am Herzen liegen, dem Feuer überlaſſe, ich den andern Tag das Auditorium wieder ganz voll habe, wenn ichs auch ſchon durch Spitzfindigkeit und Polemik faſt ausgeleert hatte. Es ſind eben Verſuche; das beſte dabey iſt die große Klarheit in den Elementen zu der man gelangt, und dann iſt es immer lehrreich die Dummheit in großen Maſſen vor Augen zu haben, die ſich mit jugendlicher Friſche immer beſſer ausnimmt, und die künftige Nullität in beſtimmter Form vorauszuſehen; und dann doch hie und da an kleinen Funken ſich freuen zu können. —

Ich habe ein drolliges Lied auf Schiller's Tragödik gemacht — unter ſehr vielen andern Saturnalien — und an Tieck geſchickt. Wenn Du willſt, ſo fordre es von dieſem*). Nächſtens erhältſt Du eine große Elegie — Herkules Muſagetes. Du ſchickſt mir doch ja ein Exemplar von Deinen Predigten? Wenn Du ſie auch eigentlich nicht für mich mitbeſtimmt haſt, ſo kann ich doch gewiß viel daraus lernen.

Schleiermacher an Friedrich Schlegel.

Berlin, den 24. Januar 1801.

Es geht mir ſehr ſchlecht, lieber Freund, und das bloß weil ich ſeit einer unerhört langen Zeit gar nichts von Dir weiß. Es iſt mir nicht gegeben gerade ein Unglück zu ahnden was unter Euch vorgegangen ſein ſollte, aber nachgrade wird mir doch herzlich bange. Doch iſt das nur das wenigſte; ich leide aber wirklich Noth am Geiſte, da unſre Gemeinſchaft ſo ganz unterbrochen iſt. Zwar habe ich nur kürzlich alle Deine Briefe geleſen, die nach Landsberg, die aus Dresden, die nach Potsdam, und alle alten Zettelchen von Dorothea, und mich aller gelöſten Diſſonanzen herzlich gefreut und alles deſſen was mir von Deinem Innern dabei wieder recht lebendig geworden iſt, und ſo manches Einzelnen in der früheren Zeit was ich aus der ſpäteren beſſer verſtehe, und geſtern noch habe ich eine Stunde mit Tieck bloß von Dir geſprochen. Du weißt wie viel das ohngefähr ſein kann, aber es war mir doch ein rechter Genuß. Denn ob ich gleich nicht glaube daß er vieles von Dir eigentlich verſteht, ſo kann er doch manches recht gut wiedergeben. Aber ſage ſelbſt, iſt es nicht eine rechte Hungersnoth, wenn man ſich ſo nähren muß? Wilhelm hat auch wie mir Tieck ſagt gleich nach ſeiner Ankunft in Jena an mich ſchreiben wollen, der Wohnung wegen, er ſchreibt nicht, er kommt nicht, und wir wiſſen nicht einmal, iſt er wirklich in Jena oder nicht, kommt er oder kommt er nicht.

---

*) Boas (Xenienkampf II, 266) theilt aus dem Nachlaſſe der Rahel, welcher Fr. Schlegel ſeine „gereimten und ungereimten Scherze gegen Schiller“ überſandte [Galerie I, 234], was ſich vorfand, mit; doch das hier gemeinte Lied ſcheint nicht darunter befindlich.

Im Phädrus mache ich zwar ganz gute Progreſſe, aber dieſen Monat bekommſt Du ihn nicht; ich will ihn doch noch einmal durcharbeiten, und auch die Anmerkungen wenigſtens anlegen damit Du gleich über das Ganze urtheilen kannſt. Willſt Du aber aus irgend einer Urſach ſobald als möglich etwas ſo ſchreibe mirs, und ich will Dir wenigſtens den erſten rohen Entwurf ſogleich ſchicken. Ich leſe jezt alle Woche zwei Abende Platon mit Heindorf, wobei die pünktlichſte Kritik ſehr heilig getrieben wird; es bekommt uns beiden ſehr gut. Du glaubſt nicht wie Heindorf Dich liebt. Daß der Theages den ich übrigens mit Heindorf nicht geleſen habe unächt iſt, getraue ich mir jezt unumſtößlich zu beweiſen, und eben ſo bin ich für alle Ewigkeit von der Aechtheit der Apologie überzeugt. Von dieſer Idee hoffe ich wirſt Du wieder zurückkommen. Du ſiehſt wie ernſt es mir mit dem Platon iſt, ich hoffe Dir auch. Nebenbei iſt mir denn der philoſophiſche Dialog wieder recht ins Gemüth gekommen, und ich habe feſt beſchloſſen dieſen Sommer einige zu ſchreiben. Sie ſind moraliſchen Inhalts, und können auf gewiſſe Weiſe avant-coureurs ſein. Weißt Du etwas was ich in dieſer Hinſicht leſen müßte ſo ſage mirs. Der Hemſterhuis, bei dem ich eben bin, erſcheint mir jezt als Dialogiſt doch nur mittelmäßig, und ich hoffe es beſſer zu machen. Späterhin mache ich vielleicht auch ſpeculative. Schreibe, ſchreibe, ſchreibe ich bitte Dich um aller Götter willen, und Dorothea auch, und laßt mich Gutes hören. Viel liebes an Wilhelm wenn Ihr ihn bei Euch habt, und er ſoll bald kommen.

Berlin, den 7. Februar 1801.

Froh bin ich geweſen über alle Maaßen endlich einmal etwas von Euch zu hören; es hatte mir ungebührlich lange gedeuchtet und mir war wirklich bange daß Euch irgend Fatalitäten vorgefallen wären. Von den meinigen kann ich Dir weiter nichts ſagen, es ſind eigentlich Kleinigkeiten, die einen aber doch harceliren: jezt iſt es ſo ziemlich vorbei damit. Eins war wol keine Kleinigkeit daß mir nämlich durch eine Intrigue eine Stelle entgangen iſt, auf die ich ziemlich gewiß gerechnet hatte; indeß iſt auch im Grunde nicht viel dran verloren*). Daß ich es ſogar nicht möglich zu machen weiß Euch zu beſuchen iſt ärger als alles, aber was iſt zu machen?

Die Annahme Deiner Hypotheſen betreffend ſo glaubſt Du auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig von mir; nämlich in Rückſicht des Einzelnen zu viel und in Rückſicht des Ganzen zu wenig. Ich habe es mit den *Νόμοις* gar nicht ſo gemeint als hielte ich ſie ſchon für unächt, auch beſagt die Stelle die ich Dir angeführt habe das nicht, ſondern nur daß er ſie aus dem Wachs ins Reine gebracht habe, und fragt ſich alſo, wie weit ſie auf dem Wachs geweſen wäre und was er im Reinen dazu gemacht habe. Dieſe Stelle widerlegt gewiſſermaaßen ſogar Deinen Einwurf wenn Platon die *Νόμους* geſchrieben haben ſollte. Auch möchte ich Dich fragen ob nicht die größten Indicationen da ſind daß Platon noch zulezt die Politik für ſich beſtehend behandeln mußte? und ob die *Νόμοι*, wenn Du bloß die Grundſtriche in Betrachtung ziehſt ſeiner unwürdig wären? Ebenſo könnte ich noch an der Priorität des Phaedrus zweifeln, ohne daß dadurch Dein ganzes Syſtem für mich einſtürzte. Denn ich bin mit Deinen Grundſäzen ganz einſtimmig. Indeß iſt dies mit dem Phaedrus nicht der Fall, es wird mir immer einleuchtender daß er gewiß einer der erſten iſt und folglich daß er bei Sokrates Leben geſchrieben iſt. Du haſt noch eine Dir ſehr zu Statten kommende Zeitbeſtimmung vergeſſen nämlich das Alter des Iſokrates der mit Plato wo ich nicht irre nur drei Jahre auseinander iſt. Die Prophezeihung auf ihn wäre moutarde après diner und noch etwas ärgeres wenn der Dialog ſpäter geſchrieben und die Scene nur in frühere Zeit verlegt wäre. Nur ein Bedenken habe ich noch, nämlich die ich weiß nicht bei wem aber bei einem notablen Schriftſteller vorkommende Behauptung daß Phaedrus nicht Sokrates coaevus geweſen ſein könne. Solche Anachronismen macht man wenigſtens nicht wenn die Leute noch leben. Indeß möchte ich darauf nicht appuyiren und Du ſiehſt alſo was den Phaedrus betrifft daß mein Gewißen auf keine Weiſe verlezt wird. Mit dem *νεανιεύεσθαι* das muß ein Mißverſtand ſein. Dieſes verſtehe ich wol, und habe es gewiß nicht gegen Dich angeführt. Daß der Parmenides der erſte in ſeiner Gattung iſt, leidet mir auch keinen Zweifel, obgleich ich glaube daß er nur nach Sokrates Tode geſchrieben iſt weil es viel wahrſcheinlicher iſt daß er den Eleatiker Hermogenes erſt nach Sokrates Tode gehört hat als vorher, alſo habe ich auch gegen ihn nichts einzuwenden. Ueber den Protagoras kann ich jezt noch nichts ſagen, bin aber aus meinen Reminiſcenzen wie ſie mir jezt zu Gebot ſtehen, ſehr Deiner Meinung. Daß Du die Ordnung nicht als etwas apodiktiſches aufſtellen willſt, welches ſich ſehr wol in Abſicht auf die Grundſäze aber nie in Abſicht auf die Anwendung im Einzelnen thun ließe, iſt mir ſehr lieb. Nächſt dieſem wünſche ich es auch daß Du meinen Rath das für unächt Dir geltende nicht aus der Ueberſezung auszuſchließen erwägen mögeſt. Wie ſteht es denn nun aber bei Dir mit dem Ueberſezen? Bei mir wird beſtimmt der Phaedrus im Laufe dieſes Monats ſo fertig als ich ihn machen kann; ich arbeite ihn jezt zum zweiten Mal durch und kann alſo dies ſehr gewiß ſagen. Sehr ſchön wäre es doch wenn zur Oſtermeſſe ein Band erſcheinen könnte, und wenn dies dadurch entſchieden werden kann, wiederhole ich gern mein Anerbieten den Protagoras noch zu übernehmen. Den könnte ich noch fertigen aber den Parmenides nicht. Ohnehin werde ich Dich wol bitten müßen für den zweiten Band (inſofern dieſer auch noch dies Jahr erſcheinen ſollte) den größten Antheil zu übernehmen: denn es iſt mir mit dem, was ich Dir wo ich nicht irre neulich ſchon von Dialogen ſchrieb ſehr Ernſt. Ich habe einige im Kopf und ich denke wenn ſie mir noch ein paar Monate im Kopf herumgegangen ſind werden ſie auch aufs Papier kommen. Sie ſollen was das Ausgearbeitete betrifft weit beßer ſein, als alles was ich bis jezt gemacht habe, und ich denke auch ſonſt tüchtig genug.

---

*) Hierüber ſchreibt Stubenrauch in einem Brief von demſelben Datum: „Mit vieler Wehmuth und herzlicher Theilnehmung habe ich die Nachricht von den mancherlei Unfällen, womit für Sie dieſes Jahr und Jahrhundert begonnen hat, geleſen. Auch mir war die Nachricht, die ich zuerſt von unſrem Sohne erfuhr, daß Pauli die Adjunktur von Cramer erhalten, ſehr unerwartet und auffallend, da ich immer auch darauf gerechnet, daß dieſe Stelle wohl für Sie geeignet ein möchte, ohnerachtet ich nicht gewiß war, ob Sie ſich ſchon unter dem dortigen Magiſtrat Freunde gemacht.“

Dein Leſen habe ich mir ohngefähr ſo gedacht wie Du es beſchreibſt. Neugierig wäre ich zu ſehn was Du über die Elemente ſeitdem aufgeſchrieben haſt; daraus könnte ich gewiß viel lernen. — Mein Platoniſiren mit Heindorf geht ſeinen bedächtigen Gang fort, keine Kleinigkeit wird außer Acht gelaßen, und es geſchieht wirklich etwas für den Text; auch hat Heindorf den beſten Willen einzubringen. Wir leſen ſo nach der Zweibrücker Ausgabe weg und werden bald mit dem erſten Band zu Ende ſein. Bei alle dieſem Leſen fange ich denn auch an die erſten Materialien zu etwas Großem zu ſammeln, nämlich zu einem Wörterbuch über die alte Philoſophie. Erſtaunſt Du nicht über das Projekt? Es gehört wol auch zu dem was nothwendig iſt, und ſoll über die alte Philoſophie und ihr Verhältniß zur neuen manche ganz neue Lichter aufſtecken. Aber freilich ſo wie ichs machen will kann erſt in zehn Jahren vom wirklichen Fertigmachen die Rede ſein; auch wird es wol das größte und ſchwerſte ſein, was ich überhaupt jemals mache. Philoſophie und höhere Grammatik ſollen ſich darin ſo einander durcharbeiten, als es vielleicht noch nicht geſchehen iſt. Dein Lied auf Schiller hat mir viel Spaß gemacht. Man ſagt hier auf Oſtern käme ſchon wieder ein neues Trauerſpiel von ihm; ich für mein Theil habe noch nicht einmal die Marie Stuart geſehen. Tieck, der über Wilhelms Nichtkommen ebenſo ängſtlich als verdrießlich iſt, läßt Dich bitten bei Abſendung der Kiſte wenn ſie noch nicht abgeſendet iſt die Six old plays, den Wekherlin und die Guerras civiles de

Grenada, die ſämmtlich auf der Adreſſe nicht erwähnt waren, ja nicht zu vergeßen. Mit ſeiner Schrift über die Leute*), die mir im Ganzen genommen vortrefflich gefällt iſt er immer noch nicht fertig. Dorothea ſchreibe ich nächſtens, heute iſt mirs platt unmöglich. Grüß ſie indeß herzlich, und ſage ihr daß alles beſtellt ſei. Es traf ſich grade glücklich, daß ein paar Tage nach Ankunft der Florentine die Levi Sachen nach Wien ſchickte.

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Braunſchweig, den 9. Februar 1801.

Ich bin Ihnen recht lange eine Antwort ſchuldig geblieben, werthester Freund, und Sie werden verwundert ſeyn, ſie noch von hier zu erhalten. Unpäßlichkeit, das naſſe und ſtürmiſche Wetter nebſt den abſcheulichen Wegen, endlich einander drängende Arbeiten haben mich verhindert zu reiſen; und da es einmal ſo weit hinausgekommen, beſchloß ich, nicht erſt den Umweg über Jena zu machen, wobey mir Friedrich durch Uebernehmung meiner dortigen Geſchäfte zu Hilfe gekommen iſt. Ich reiſe alſo nun grade nach Berlin und werde es jezt ohne Gefahr für meine Geſundheit thun können, da ich mit einem Kaufmann Geſellſchaft mache, bey dem ich alle Bequemlichkeiten habe, und der heute über acht Tage, den 16ten, oder einige Tage ſpäter, gewiß noch in derſelben Woche von hier abreiſt. Wollten Sie nun die Güte haben, mir wochen- oder monatsweiſe eine chambre garnie zu miethen, die ich den 20. Febr. müßte beziehen können? Hauptſächlich kommt es mir darauf an, daß die Wohnung in einem guten Quartier und nicht zu weit von Ihnen, von Tiecks und vom Theater liegt. — Ich freue mich erſtaunlich darauf Sie und die andern Freunde wiederzuſehn und wir wollen recht mit einander leben. Ich bleibe jezt gewiß bis zur Leipziger

---

*) Ich wüßte dieß nur auf die angefangene Schrift gegen Falk, Merkel, Beck und Iffland [in Tieck's Nachlaß von Köpke II, S. 35 ff.] zu beziehen, die 1800 begonnen wurde. Vergl. auch Köpke, Tieck's Leben I, 277 ff.

Oſtermeſſe, wo ich auf einige Zeit nach Jena gehe: was der Himmel weiter giebt wollen wir ſehen. Grüßen Sie alles und ſagen Sie Tieck insbeſondere, er möchte nur ja etwas für das Taſchenbuch *) in Bereitſchaft haben: ich brächte ſchon verſchiedne fertige Sachen mit. —

Dorothea an Schleiermacher.

Jena, den 16. Februar 1801.

In Friedrichs Namen ſchreibe ich Ihnen heute, lieber Freund; er iſt nicht wohl, hat ſein Haupt auf ein Kiſſen und ſeine Füße unter einem Kiſſen geſtreckt und geſteckt und läßt Sie grüßen. Erſtlich wartet er ſehnlichſt auf den Phädrus; er muß bald kommen, ſonſt kann er zu Oſtern gar nicht mehr gedruckt werden. Das Anerbieten vom Protagoras nimmt er an. Alles Uebrige ſchreibt er Ihnen mit nächſter Poſt. Sie, lieber Schleyer, haben den Friedrich recht im Herzen erfreut mit Ihren zwey letzten Briefen. Kommen müſſen Sie aber irgend einmal; unſren Friedrich feſſelt das Leſen hier ſehr. — Jetzt werden meine Berge bald den Schnee los, das wird eine herrliche Zeit wieder werden, o wenn Sie herkämen und den Frühling ſähen! Hardenberg iſt wieder in Weißenfels und immer noch krank. Meines Bedünkens wird er auch wohl nicht wieder geſund.

Den 27. Februar 1801.

Friedrich iſt vor der bloßen Idee, ſo viel Briefe ſchreiben zu müſſen, ſo erſchrocken, daß ich ihm das wirkliche Schreiben nur ſo viel es angeht abnehmen will. Sie haben mir recht lange nicht geſchrieben lieber S., ſind Sie ſo ungeheuer fleißig? Wir ſind auch fleißig, aber eben nicht ungeheuer. So der rechte ſtupende

---

*) Der Muſenalmanach für das Jahr 1802 iſt gemeint, den Schlegel und Tieck gemeinſam herausgaben.

Fleiß, der zur Zeit der Hypochondrie noch Mode war, der wäre uns ungemein geſund, aber zu dem kömmt es nicht bey uns. Uebrigens aber geht es uns gut und am Immergrün der Hoffnung fehlt es uns nie. — Ich freue mich ganz unendlich mit dem Herkules Muſagetes. Sie wiſſen, oder wiſſen Sie nicht, daß dieſe Elegie den Aufſatz über Leſſing in den Charakteriſtiken und Kritiken beſchließen ſoll? Ich finde dieſen Titel ſehr wohl ausgedacht, Wilhelm und Friedrich haben ſich darin charakteriſirt und alles Uebrige kritiſirt. Aber die Elegie! Sagen Sie mir nur, daß ſie Ihnen eben ſo gefällt, Sie eben ſo rührt als mich, ſonſt ärgere ich mich. Ueber die beyden Sonette im Florentin haben Sie ihm ſo nichts geſagt! Friedrich wird das Dichten immer leichter, dafür aber, ſoll ich leider ſagen? das eigentliche Arbeiten und alles Geſchäft um ſo ſchwerer. Nun es wird ja alles noch leicht werden. —

Schleiermacher an Friedrich Schlegel.

Berlin, den 14. März 1801.

Hier haſt Du nun endlich, lieber Freund, quod Dii bene vertant den Phädrus, nebſt den Anmerkungen. Daß nicht der größte Theil vorigen Poſttag abgegangen iſt, denn das Ende und die Anmerkungen waren noch nicht fertig, iſt nur durch einen Zufall geſchehen mit deſſen Erzählung ich mich nicht aufhalten will. Lies nun und laß mich bald etwas von Deiner Meinung hören. Die Crayonſtriche die Du finden wirſt ſo dick ſie auch ſind, bedeuten gar nichts; wo Du aber auf das Zeichen .. kommſt, da glaube ich daß noch nicht alles ſo iſt, wie es ſein ſoll. Wahrſcheinlich wirſt Du dieſes noch bei vielen Stellen finden, die kein Zeichen haben, und da gebrauche Dich nun Deiner ganzen Vollmacht. Biſt Du über den Charakter der Ueberſezung im Ganzen in meinen Grundſäzen ſo ändere wo es nöthig ſcheint im Ausdruck ohne erſt zu fragen. Sollte Dir aber eine andre Idee vorſchweben, ſo wird es wol zum Beſten des gemeinſchaftlichen heiligen Werkes nöthig, daß wir uns ohne Rückſicht auf dieſe oder eine andre Meſſe erſt hierüber verſtändigten. Und ſage mir dann Deine Meinung. Eben ſo muß ich Dich bitten wo Du mich in Verdacht haſt den Sinn verfehlt zu haben mir Deine Vorſchläge zuvor mitzutheilen; denn ich glaube überall reiflich nachgedacht zu haben und daß mir nicht leicht ein möglicher anderer Sinn entgangen ſein wird. Citire aber wenn Du mir über einzelne Stellen ſchreibſt nach der Bipontina, weil ich die Seitenzahl von meinem Manuſcript in meiner Abſchrift nicht bemerkt habe. Ich habe wo die Anmerkungen hingehören im Text noch keine Zahlen gemacht, damit Du nach Belieben von dem Deinigen einſchalten und auslaſſen kannſt ſondern nur ein Zeichen. Wo Du eine Anmerkung findeſt der kein Zeichen im Text entſpricht, und die neben der Seitenzahl der Bipontina einen Aſteriskus hat, die iſt bloß zu Deiner Notiz beigeſchrieben. Findeſt Du übrigens die Anmerkungen ganz anders als Du ſie Dir gedacht, ſo denke daran, daß Du mir nichts von allem was Du mir ſchreiben wollteſt geſchrieben haſt, oder tröſte Dich auch damit daß Du vielleicht in der Einleitung oder vielmehr dem Excurſus manches finden wirſt, was Du in den Anmerkungen vergeblich ſuchſt. Beim Excurſus bin ich ſchon, und nebenbei auch beim Protagoras ſo daß was mich betrifft nichts was Menſchen möglich iſt fehlen ſoll. Heindorf iſt ſeit einigen Wochen ſo kränklich, daß nichts Ernſthaftes mit ihm geredet werden kann. Meine mehrſten Abweichungen von ihm ſind ihm daher unbekannt, ſo auch die Art wie ich ſeiner erwähne. Nur dieſen Augenblick fällt mir ein, ob es nicht beſſer wäre die Quellen ſeiner Aenderungen zu verſchweigen um ihm auch das nicht zu nehmen. Mögen die Leute ſo lange glauben bis ſie ſehen, und manches für Conjectur nehmen was durch Auctoritäten wohl begründet iſt. Was ich über Lesart oder Interpretation ausführlich abgehandelt habe, iſt alles Abweichung von ihm, und indirecte Polemik. Und nun erlaube mir auch zu fragen, wie es mit dem Parmenides geht oder ſteht? Der Protagoras iſt bis auf eine einzige fatale Stelle eigentlich ſehr leicht, und da ich nun ſchon, was die zeitſparendſte Einrichtung der Arbeit betrifft, durch den erſten Verſuch viel klüger geworden bin ſo hoffe ich ſoll es bei weitem ſchneller gehen, ohnerachtet mir hier ein Paar Arbeiten bevorſtehen, die ich beim Phädrus nicht nöthig hatte, nämlich den Timäus überall zur Hand zu haben, und den Cornar zu vergleichen. Die Kleuker'ſche Ueberſezung habe ich nicht geleſen, und werde ſie auch nicht leſen, es iſt gewiß nichts aus ihr zu nehmen.

Ueber alles andre ſchreibe ich Dir nächſtens einmal ausführlich beſonders auch über den Herkules den ich noch recht ſtudiren will. Mit Wilhelm geht es mir bis jezt nur noch ſehr mittelmäßig, indeß hoffe ich ihn von künftiger Woche an beſſer zu ſehen. Dieſen Augenblick erhalte ich einen Zettel von ihm worin er mir meine Depeſche abfordert. Vorher hat mich eine ausführliche Recenſion der Monologen der ich kindiſcherweiſe nicht widerſtehen konnte als ich ſie in die Hände bekam unterbrochen. Ich ſchließe alſo und bitte Dich dies für keinen Brief anzuſehen. Nächſten Poſttag ſchreibe ich Dir und Dorotheen, aber die Einleitung bekommſt Du erſt in acht Tagen.

Kennſt Du den Philostratus de vitis Sophistarum, und verlohnt ſich des Hiſtoriſchen wegen daß man ihn lieſt?

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Ohne Datum.[*)]

Durch welche traurige Begebenheit, den Tod unſres unvergeßlichen Hardenberg, ich von neuem einige Tage in der Arbeit unterbrochen bin, wird Dir W. ſagen. Auch Du verlierſt ihn, mehr als wir, weil Du ihn noch weniger hatteſt. Ich bin zu angegriffen um mehr darüber zu ſchreiben.

---

*) Hardenberg ſtarb am 25. März 1801. „Vom 19. März ab, dem Todestag ſeiner Sophie, wurde er auffallend ſchwächer, viele ſeiner Freunde beſuchten ihn, und eine große Freude empfand er, als am 21. März ſein treuer und älteſter Freund Fr. Schlegel von Jena zu ihm kam. Mit dieſem unterhielt er ſich viel, vorzüglich über ihre beiderſeitigen Arbeiten.“ Nov. S. W. I, S. XX.

Alſo nur von Plato. Denke Dir, ſo groß waren dieſe Störungen, daß ich Dir noch kein Reſultat über den Phädrus melden kann, doch geſchieht nun nichts als dieſes Studium und Parmenides. Nichts hält mich nun wieder ab. Frommann bietet alles auf um noch fertig zu werden, und ſo will ich denn auch das Mögliche verſuchen. Gott gebe nur daß Deine Einleitung oder Excurs morgen kömmt, und daß Du in Rückſicht des Protagoras Wort hältſt. Wir müſſen den Protagoras etwa in drey Wochen ſchon haben. Jetzt fängt das Drucken an mit drey Setzern, ſo daß Dein ganzer Phädrus etwa 18 Tage ausreichen wird. Behalte mich lieb, nächſtens ſchreibe ich ordentlich. Dorothea und Ritter grüßen Dich. Was die Leute mir bey meiner Promotion für Händel angerichtet haben, iſt nicht zu ſagen. Das hat auch Zeit gekoſtet, und nichts gefruchtet als einen Spaß *).

Dorothea an Schleiermacher.

Den 16. April.

Auch Sie müſſen mein langes Nichtſchreiben verzeihen, lieber Schleierm.: es geht uns jetzt ſo wunderlich daß alle Freunde und Bekannte abweſend ſind, ſo daß wir mit dem Schreiben kaum herumkommen. Wir leben jetzt ſo einſam hier wie die Robinſone; der Ritter iſt verreiſt, die Paulus iſt verreiſt; das waren die einzigen, mit denen wir hier ſo eigentlich lebten, die Flugviſiten ſind nicht zu rechnen. Sie haben mir ja recht viel Ergötzliches geſchrieben über meinen guten Sohn Florentin. Der arme Mann muß ſich doch auch wieder viel gefallen laſſen, von dem ihm nichts träumte, ſo lange er noch als Idee ſpukte. Habe ich ihn in die wirkliche Wirklichkeit bringen müſſen, damit er von Merkel gelobt, von Brentano

---

*) Vergl. Schiller's und Goethe's Briefw. Ausg. III, S. 332 f. Man hatte Opponenten aufgeſtellt und der Decan Ulrich hatte ungeſchickt gegen ihn Parthei genommen; „nach der allgemeinen Erzählung aber ſoll ſich Schlegel mit vieler Mäßigung und Anſtändigkeit betragen haben.“

condemnirt wird und die Reichsſtadt Hamburg ihn als Bürger anerkennt? Der zweyte Theil ſollte zur Meſſe fertig ſeyn und iſt es leider nicht, für meine Poeſie war dieſer Winter nicht eben glücklich, und ſeit einigen Wochen iſt meine Geſundheit leider ſehr ſchlecht. — Ich muß noch immer daran denken, daß man überall den Dalton im Florentin erkennen will! Und das ſo grob, ſo maſſiv! Eben ſo gut könnte man in der Clementine den alten Faſch, im närriſchen Oberſtwachtmeiſter den alten Wilknitz, und im Grafen den Fürſten Reuß oder Dohna erkennen wollen; denn ungefähr eben ſo vielen Antheil haben dieſe Perſonen an den Charakteren als Dalton an dem des Florentin, und wenn Sie wollen, ſo will ich Ihnen zu jedem meiner Geiſter einen Körper anzeigen den ich irgend einmal paſſend fand, über die Sie ſich wundern oder auch todtlachen werden, denn manchmahl war es wahrhaftig nicht viel mehr als eine Figur um die Sperlinge wegzuſcheuchen, die ich mir ausbildete und der ich einen von meinen ungebornen Geiſtern gab. Wir haben heute den erſten vollkommen ſchönen Frühlingstag, ich eile ihn zu genießen und dabey in Liebe der Abweſenden zu gedenken. —

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Ohne Datum.

Geliebter Freund, Du erwarteſt vielleicht Entſchuldigungen. Aber ich habe größere Luſt mit Vorwürfen anzufangen. Warum ſendeſt Du mir nicht Dein erſtes Sonett? Warum nicht Deine Predigten, die ich zu großem Erſtaunen im Meßkatalog finde? Wie mich Euer Beginnen mit Hardenberg's Nachlaß empört hat, wird Dir W. ſagen. Ich begreife es gar nicht an Euch, und finde den bloßen Gedanken ſündlich und unverzeihlich. Noch iſt der Boccaccio nicht ganz fertig, und der Frühling hat auch ſeinen Tribut in einigen Gedichten gefordert. Könnte ich nur den ganzen Sommer nichts als dichten, ich wollte viel machen. Nächſt der Lucinde ſind mehrere Dramas an der Tagesordnung, und ich denke es ſoll leicht damit gehen.

Zu den tranſcendentalphiloſophiſchen Vorleſungen habe ich für den Sommer wenigſtens keine Luſt. Man kriegt es gar zu ſchlecht bezahlt, und das einzeln und mit Noth. Auch mag ich nicht wieder ohne Compendium leſen, und kanns doch jetzt nicht zwingen. In die Gewalt habe ich das Leſen bekommen, und das iſt viel. Meine Parthey iſt eher klein als groß, aber die für mich ſind, ſind es mit Leib und Seele, und einige erſchienen mir doch ſo, daß ich geſinnt ſeyn konnte es eben ſo zu erwiedern. Nur iſt die Menge ſelbſt der Leidlichen zu ſehr durch den alten Kinderbrei vom Object und Subject verderbt, und dadurch werden auch die Guten gehemmt. Alſo Poeſie und Plato, Plato und Poeſie iſt für jetzt an der Tagesordnung. Den Boccaccio, die drei oder vier Correcturen Tags muß ich erſt vom Halſe haben, aber dann gehts ernſtlich über den Plato. Hocherfreulich iſt mir daher Dein Fleiß am Protagoras. Schick mir jenen Bogen wieder, er dient mir wenigſtens zum Leitfaden. Die Einleitung aber mußt Du mir hoch anrechnen und alſo auch beim zweyten Theile Deine Hülfe nicht entziehen. Frommann war zwar ſehr betrübt über die Nichtfertigwerdung, hat ſich aber doch gut genommen, wünſcht nun ſehr zwey Theile gleich nach einander zu drucken und iſt mit Ernſt dabey, welches löbliche Vergeltung verdient. Es iſt alſo immer nicht zu früh wenn ich vorläufig mit anfrage, ob Du meine Ordnung für den zweyten Theil noch billigen kannſt.

Worüber ich Dir noch Luſt hätte ganz heftig den Krieg zu machen, iſt daß Du meinen Leſſing für formlos hältſt. Da mußt Du paradoxe Anſichten von Form haben. Du ſcheinſt das für Nothbehelf zu halten, was ich für den Triumph der Beredſamkeit, wie ich ſie in ſolcher Sphäre geben kann, anſehe. Wenn der Leſſing formlos iſt, dann iſt es die Elegie gewiß auch. Die Form des Ganzen iſt ganz wie die des alten Bruchſtücks*), nur in größerem

---

*) Mit dem „Bruchſtück" iſt das im Lyceum [I, 2 S. 76] Erſchienene gemeint, deſſen Fortſetzung ſchon weil die Zeitſchrift einging unterblieb. In den Charakteriſtiken [I, 170 ff.] ſind hieran, durch Uebergänge vermittelt, zuerſt Fragmente, zum Theil demſelben Hefte des Lyceums [S. 133 ff.] entnommen, und dann das Gedicht Hercules Muſagetes angefügt. Wie wenig die kategoriſchen

Maaßſtabe und, alles Individuelle bei Seite geſetzt, dieſelbe wie die Grundlinien von Leſſing's Form. Man muß wohl gegen ſolche Anſicht etwas polemiſch geſtimmt werden, weil aus dergleichen verkehrten Begriffen von Fertigſeyn, Fortſetzen, Vollenden ſolche Gräuel entſpringen können wie das mit Hardenberg's Roman. Und Ihr ſolltet doch darum mißtrauiſch dagegen ſeyn, weil Ihr ſie bey allen denen finden müßt die Ihr verwerft.

Daß Dich der Oſterdingen ſo beſchäftigt und freut, freut mich wieder gar ſehr. Ach könnte ich Dir nur mehr von ihm ſagen, und könnte ich nur wieder einmal mit Dir ſprechen, leben und ſeyn. Ich fühle recht oft das Bedürfniß dazu. Rittern geht es ſo ſchlecht, daß es ſtörend wird. Es iſt traurig, durch das Wenige was man thun konnte, faſt ſich ſelbſt geſchadet zu haben, und doch nicht helfen zu können. Für das Innere unſrer äußeren Exiſtenz iſt durch Hardenberg's Tod eine Lücke entſtanden, die vielleicht nie erſetzt werden kann. Es iſt ſchmerzlich bey einer ſo ſchönen Begebenheit mit Unzufriedenheit an ſich ſelbſt und ſein Leben denken zu müſſen. Doch würdeſt Du es verzeihlich finden. R[itter] wünſche ich Deine Freundſchaft. Er iſt noch ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, faſt zu ſehr. Du würdeſt ihm gut thun und ihm wenigſtens zu einer klaren Anſchauung von objektivem und allgemeinem Sinn verhelfen.

Von Aſt ſelber iſt recht viel zu hoffen, aber mit ſeiner Schrift iſts nicht ſo eilig. Sage das auch H. nebſt herzlichen Grüßen. Doch ſollt Ihr ſie mit nächſtem haben*).

Schleiermacher an Friedrich Schlegel.

Berlin, den 27. April 1801.

Da haſt Du mir freilich wieder einmal geſchrieben, lieber Freund; aber ich kann nicht ſagen, daß ich was unſre und Deine literariſchen

---

Erklärungen des Freundes Schleiermacher's Anſichten über eine ſolche Art von Form umſtimmten, zeigt ſeine Recenſion der Charakteriſtiken in der Erl. Litt. Zeit.

*) De Platonis Phaedro scripsit Astius. Jenae 1801. Erſchien zu Anfang des Jahres.

Angelegenheiten betrifft ſonderlich davon erbaut wäre. Ja wenn ich aufrichtig ſein ſoll muß ich Dir geſtehen, daß Du durch die Art wie Du den Platon und meinen Antheil daran behandelſt, das Mögliche thuſt, um mir die Luſt zur ganzen Sache zu verleiden. Ich bot dieſem Werke ſo gern die Hand, nicht weil ich glaubte daß es durch meinen Beitritt beſſer werden würde, ſondern weil ich mich innerlich freute etwas gemeinſchaftliches mit Dir zu vollbringen, und nebenbei weil ich hoffte die Rückſicht auf dieſe Gemeinſchaft würde Dich zu etwas mehr Ordnung und Stätigkeit in der Sache bewegen. Beides iſt wie ich ſehe gar nicht der Fall; Du treibſt den gewohnten Wechſel zwiſchen eilfertigen Anſtalten und langen Zögerungen, zuverſichtlichen Verheißungen an den Verleger und leeren Vertröſtungen eben ſo ungeſtört als ob Du allein intereſſirt wäreſt. Und mit der Gemeinſchaft will es auch nicht viel ſagen. Auf meine Thätigkeit nimmſt Du keine Rückſicht: keine Zeile Erwiederung auf alles was ich ſchon gegen Dich geäußert habe, kein Schatten eines Urtheils über alles was Du nun ſchon ſeit länger als einem Monat von mir in Händen haſt ſo daß ich nicht einmal weiß ob Du es ſchon geleſen haſt oder nicht. Dies liegt über alle Entſchuldigung hinaus; denn wie kann ich weiter arbeiten ehe ich nicht weiß ob ich nicht vielleicht Deiner Meinung nach auf einem ganz falſchen Wege bin? Weder der Boccaz, noch die Correcturen, noch der Tribut des Frühlings kann dies rechtfertigen. Und von Deinem Thun erfahre ich gar nichts. Kein Wort davon, ob Du ſchon etwas am Parmenides gearbeitet haſt oder nicht, ob Du die Abhandlung über das Studium noch voranſchicken willſt wie ich wiederholt gebeten habe oder nicht; ja nicht einmal was ſchon da iſt — ich meine die Diſſertation die denn doch Ideen enthalten muß — theilſt Du mir mit, welches ich, wenn ich nicht ſo hohe Begriffe von Deiner Nachläſſigkeit hätte, eher für abſichtlich halten müßte, beſonders da Du nur eben ein Paket an Wilhelm geſchickt haſt. Du wirſt begreifen, daß wenn ich mir dieſes ſo vier oder fünf Jahre hindurch immer fortgehend denke, mir, wie Du meine Natur kennſt, die Haare dabei zu Berge ſtehen müßen. Hierzu kommt noch daß ich bis dieſen Augenblick nicht weiß, wie

Du in Hinſicht auf die literariſche Welt meinen Antheil betrachten und kundgeben willſt. Du ſiehſt leicht, daß wenn ich von Deiner Arbeit gar keine Kenntniß habe (und ich ſehe nicht ein, wie Du es bei dieſen Zögerungen möglich machen willſt mir irgend etwas vorher zu ſchicken), auch von den Veränderungen die Du in meiner Arbeit vornimmſt nichts erfahre, ich eigentlich gar keine öffentliche Verantwortlichkeit übernehmen kann, und es alſo ganz unnüz wäre meinen Namen zu nennen.

Uebrigens proteſtire ich noch einmal gegen jeden Gebrauch der Anmerkungen zum Phaidros wie ſie jezt ſind. Heindorf's Bearbeitung wird ſobald noch nicht erſcheinen, alſo muß alles was ſich auf dieſelbe bezieht anders eingerichtet werden, und da er jezt wieder ſo geſund iſt, daß man von ernſthaften Dingen mit ihm reden kann, ſo iſt es billig eine Art von Rückſprache mit ihm darüber zu nehmen.

Und nun lieber Freund habe die Liebe gegen mich und nimm dies alles nicht herber, als ich es geſagt habe; es ſind Klagen deren ich mich nicht erwehren kann, die aber der Freundſchaft gar keinen Eintrag thun. Mit dem Protagoras bin ich faſt fertig, und würde es ſchon ganz ſein, wenn ich nicht dieſe Zeit her mit Amtsgeſchäften überladen geweſen wäre, und noch dazu mich mit Fremden hätte befaſſen müſſen. Deinen Bogen müßte ich erſt abſchreiben ehe ich Dir ihn wieder ſchicken könnte, und dazu habe ich ſeit dem Empfange Deines Briefes noch keine Zeit gehabt. Aus dieſem Bogen zu ſchließen (denn weiter haſt Du mir ja noch nichts darüber geſchrieben) denkſt Du Dir die Ordnung des zweiten Theils ſo: Euthyphron, Theages, Kriton, Phädon; denn in Deine zweite Periode wirſt Du Dich doch nicht verſteigen wollen. Du weißt, daß ich von der Unächtheit des Theages und der Aechtheit der Apologie überzeugt bin, und dieſe würde alſo meiner Meinung nach zwiſchen den Kriton und Phädon zu ſezen ſein. Jedoch verſteht ſich, daß Du Deine Zweifel gegen ſie ſo ſtark als immer möglich iſt vortragen wirſt, ſo wie ich auch gegen das Ueberſezen des Theages nicht bin, wenn Du mir nur erlaubſt den Beweis ſeiner Unächtheit ſo ſtark zu führen als ich kann. Ueberdies habe ich noch einen Verdacht, daß der Menexenus noch in die erſte Periode gehören möchte und noch nicht das Herz einem Zeugniß des Alterthums abzuleugnen daß der Lyſis noch zu Lebzeiten des Sokrates geſchrieben worden. Indeß bin ich über beides noch nicht im Reinen, will mich aber baldmöglichſt darauf appliciren. Der Lyſis hätte auf dieſen Fall freilich beſſer noch im erſten Theile geſtanden. Was dieſen betrifft, ſo iſt es mir übrigens jezt beinahe gewiß, daß der Protagoras früher iſt als der Parmenides, ja ich möchte vermuthen der lezte ſei erſt in Megara geſchrieben, und alſo nach Sokrates Tode. Doch gebe ich Dir dies nur als Vermuthung, und mache keinen Anſpruch daß deshalb etwas geändert werde; denn die Beziehung dieſer drei auf einander iſt mir ſo klar als ſie Dir nur ſein kann. Ich überlaſſe Dir ganz was Du mir vom zweiten Theil geben willſt, weil es mir völlig gleich gilt.

Von den Frühlingsopfern hat Wilhelm (den ich jezt leider gar nicht ſehe weil er bei Schütz wohnt) neulich zwei geleſen die mich ſehr erfreut haben. Ich möchte Dir manches darüber ſchreiben wenn heute noch Zeit wäre; aber ich muß vieles verſparen. Denke Dir nur daß das gerade das Beſte iſt, und daß ich mir nur die unangenehmen Ideen erſt habe vom Halſe ſchaffen wollen. Leider iſt an eine Reiſe zu Euch vor der Hand nicht zu denken. Mein erſtes Sonett iſt für gar keins zu rechnen, und was Du mit meinen Predigten willſt, begreife ich wirklich nicht, da es ganz ordentliche Predigten ſind, praetereaque nihil. Wenn Du hineinſehen willſt, ſo leihe ſie Dir doch nach der Meſſe aus einem Jenaiſchen Buchladen ich habe wahrhaftig kein Exemplar mehr als die Aushängebogen, die auf dem grauſten Papiere gedruckt ſind. Leſſing, Hardenberg und alles Andre auf ein andermal.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

[Ohne Datum, kurz vor d. 17. Mai 1801.
Briefw. I., 286.]

[Einige Worte für Schleiermacher.] Der Text des Phädrus wird in unſerm Format grade 6 Bogen geben. Statt Griechen, Griechenland hab ich durchgängig Hellenen, Hellas geſetzt. Ich vergleiche Schritt für Schritt. Ich finde Sprache und Nachbildung gut und vortrefflich, bin ganz in Deinen Grundſätzen, und bin faſt nur bey den Wortſpielen angeſtoßen. Das mit Wahr- und Wahrſagekunſt iſt freylich ſehr hart. Mit ἔρως das hätte ich allenfalls verſuchen mögen noch anders nachzubilden, aber der Sinn hätte eine etwas verſchiedene Nüance bekommen als er bey Dir hat. Ich numerire die Noten, aber ich habe geglaubt manche numeriren zu müſſen, die Du nicht im Text ſignirt haſt. Die Vergleichung intereſſirt mich ſehr und macht mir große Freude. Zu den Noten und Excurſus ſchreibe ich meine Bemerkungen bei der Rückſendung. Das über P[latons] Ph[ädrus] ſoll doch die letzte Note ſein? Beim Parmenides wird die Einleitung wohl vorangehen müſſen. Aber dieſe Verſchiedenheit ſchadet nichts. Schick mir ja das Schema bald wieder über die Chronologie der Platon. Werke und auch die Abſchrift des Contrakts mit Fr. Sey herzlich gegrüßt. Alles andere nächſtens.

Jena, den 1. Juni 1801.

Geliebter Freund, ſo ſchön und gut es iſt daß Du in Rückſicht des Plato gar keine Entſchuldigung gelten laſſen willſt, ſo wirſt Du leider wohl die gelten laſſen müſſen, die ich Dir jetzt zu geben habe; ſeit nun drey Wochen iſt Dorothea ernſtlich krank, und erſt heute hat ſie das Bett einige Stunden zu verlaſſen zum erſtenmal verſucht. Es iſt ganz dieſelbe Krankheit wie vor drey Jahren. Sie hat viel Schmerzen gelitten, doch geht es ſchon ſeit mehreren Tagen ſo entſchieden beſſer, und das Hauptübel iſt ſo gänzlich gehoben, daß wir bald Zeit haben werden, die verlohrene Zeit (wenigſtens für die Arbeit verlohren) zu betrauern, des Geldes nicht zu gedenken. Dor. läßt Dich und die Herz aufs beſte grüßen, Ihr nehmt gewiß warmen Antheil an dieſer großen Unannehmlichkeit. Ich bin Tag und Nacht bey ihr geweſen, und da ich es nicht gewohnt bin, hat mich das halbe Wachen oder unordentliche unterbrochene Schlafen ſo lange Zeit hindurch angegriffen, daß ich ſeit acht Tagen faſt zur leichteſten Lectüre unfähig bin. Daher erhältſt Du auch heute die Anmerkungen zum Phädrus noch nicht zurück, weil ich zwey bis drey Stellen noch ernſtlich erwägen muß. Daß ich mit Recht *nichts* in Deiner Ueberſetzung geändert, und ſie dennoch *ſo genau* als Du nur imaginiren kannſt geleſen habe, magſt Du nur glauben, und wirſt das letzte ſehen, wenn ich Dir das erſte bewieſen haben werde. Schickteſt Du doch bald den Beſchluß von der Ueberſetzung des Protagoras wenigſtens.

Iſt denn keine Hoffnung daß Du uns beſuchen könnteſt? Wäre es doch möglich, aber noch ehe wir ins Bad gehen, alſo bald oder vielmehr *gleich*. Ich wünſche es unbeſchreiblich; und wäre es nicht auch für den Plato faſt nothwendig? Nächſten Poſttag mehr lieber Freund ich bin wirklich zu müde.

Hofprediger Sack an Schleiermacher. *)

Ohne Datum.

Sie wiſſen, mein theuerſter Herr Schleiermacher, wie hoch ich Sie von Anfang unſrer Bekanntſchaft an geſchätzt habe, und ich darf nicht daran zweifeln, daß Sie mich unter Ihre aufrichtigſten Freunde gezählt haben. Die Talente, die Ihnen Gott verliehen, die ſchönen Kenntniſſe, die Sie ſich erworben, und der rechtſchaffene Sinn, den ich an Ihnen wahrnahm, erwarben Ihnen meine Hochachtung und mein Herz; und ließen mich wünſchen, daß Sie ſich als einen der vertrauteren Freunde meines Hauſes anſehen möchten. Es gab nur Eine Seite in Ihrer Denkungsweiſe und in Ihrer Lebensart,[*] die meinen Begriffen und meinem Gefühle von Schicklichkeit entgegen war. Den Geſchmack, den Sie an vertrauteren Verbindungen mit Perſonen von verdächtigen Grundſätzen und Sitten zu finden ſchienen, konnte ich mit meinen Vorſtellungen von dem, was ein Prediger ſich und ſeinen Verhältniſſen ſchuldig iſt, nicht vereinen. Sie wiſſen, daß ich Ihnen einen Zweifel darüber nicht verſchwieg, und wenn Sie auch meine Meinung nicht gebilligt haben, haben Sie gewiß meine Offenherzigkeit nicht getadelt. Ihr Werk über die Religion erſchien. Als ich einen Theil der erſten Rede im Manuſcript geleſen hatte, machte ich mir die angenehme Vorſtellung, daß die Schrift eines Mannes von Geiſt der Religion Verehrer und Freunde unter denen, die ſie bloß verkennen, gewinnen würde; und daß ſie in keiner andern Abſicht als in dieſer geſchrieben ſei. Sie erinnern ſich ohne Zweifel, mit welcher Lebhaftigkeit ich Ihnen meine Freude und meine Hoffnung zu erkennen gegeben habe; die Folge hat mich inzwiſchen zu bald gelehrt, wie gröblich ich mich getäuſcht hatte. Ich kann das Buch, nachdem ich es bedachtſam durchgeleſen habe, leider für nichts weiter erkennen, als für eine geiſtvolle Apologie des Pantheismus, für eine redneriſche Darſtellung des Spinoziſtiſchen Syſtems. Da geſtehe ich Ihnen nun ganz freimüthig, daß dieſes Syſtem mir allemdem, was mir bisher Religion geheißen hat und geweſen iſt, ein Ende zu machen ſcheint, und ich die dabei zum Grunde liegende Theorie für die troſtloſeſte ſowohl als verderblichſte halte, und ſie auf keine Art und Weiſe weder mit dem geſunden Verſtande noch mit den Bedürfniſſen der moraliſchen Natur des Menſchen in irgend eine Art von Vereinigung zu bringen weiß. Eben ſo wenig begreife ich, wie ein Mann, der einem ſolchen Syſteme anhängt, ein redlicher Lehrer des Chriſtenthums ſein könne; denn keine Kunſt der Sophiſtik und der Beredſamkeit wird irgend einen vernünftigen Menſchen jemals überzeugen können, daß der Spinozismus und chriſtliche Religion mit einander beſtehen könnten. Ich bin zwar überzeugt, daß Sie als Prediger die Grundſätze und Meinungen nicht vortragen werden, die Sie als die wahren und richtigen mit ſo wegwerfender Verachtung der ihnen entgegenſtehenden in Ihrem Werke darzuſtellen geſucht haben. Sie werden fernerhin bei den gemeinen Begriffen von der Abhängigkeit des Menſchen von Gott, von der Verbindung, in der wir mit dem höchſten Weſen ſtehn, und von den Geſinnungen der Anbetung, der Dankbarkeit, des Gehorſams und des Vertrauens die daraus fließen, in einer verſtändlichen und vielleicht auch bibliſchen Sprache reden; aber Sie werden es als ein Mann thun, der von dieſem allen in ſeinem Herzen nichts glaubt, der ſich nur zu den Irrthümern und dem Aberglauben des undenkenden Pöbels herabläßt, und um nicht anſtößig zu werden noch Redensarten gebraucht, die bei ihm ſelbſt gar keinen oder einen durchaus verſchiedenen Sinn haben. Was iſt ein Prediger, der das Univerſum für die Gottheit hält, dem Religion nichts weiter iſt als eine Anſchauung des Univerſums; der zwiſchen Religioſität und Moralität durchaus keine Verknüpfung erkennt; der alle Motive zum Gutſein, die aus Religionsbegriffen hergenommen ſind, verachtet und verhöhnt, der von keiner Dankbarkeit gegen einen unſichtbaren, ewig lebenden Wohlthäter etwas wiſſen will: was iſt ein ſolcher Prediger für ein bedauernswürdiger Menſch! Wie muß ihn bei jedem Worte, das er auf der Kanzel ſagt, ſein Herz des Doppelſinnes der Heuchelei und des Verfälſchens der Wahrheit aus lohnſüchtigem Eigennutz oder aus niedriger Menſchenfurcht oder Menſchengefälligkeit bezüchtigen! Löſen Sie mir das Räthſel, wie Ihnen ein Geſchäft noch gefallen kann, das Ihnen doch nothwendig als Frucht und als Beförderung der Albernheit und des Aberglaubens erſcheinen muß, wie Sie das Beharren bei dieſem Geſchäft aus Convenienz mit Ihrem eigenen Gefühl von Recht in Harmonie bringen können? Ich kann mir denken, daß ein Spinoza in ſich ſelbſt ruhig und vielleicht auch glücklich geweſen ſei; aber daß er es als ein beſtellter Lehrer der chriſtlichen Religion, und wenn er öffentlich gerade das Gegentheil von ſeiner Philoſophie hätte lehren müſſen, geweſen ſein würde, daran zweifle ich. Ehre macht es ihm daher, daß er ſeiner Armuth ungeachtet den ihm angebotenen Lehrſtuhl in Heidelberg ausſchlug. Doch vielleicht haben Sie ſich darüber einen mir unbekannten Grundſatz gemacht, und halten es nicht für Unrecht, die religiöſe Gegenſtände bezeichnenden Worte zu gebrauchen, obgleich Sie den Sinn, der nach dem allgemeinen Sprachgebrauch damit verbunden wird, für Unſinn halten. Nach der Klugheit einiger neuen Philoſophen iſt es erlaubt und rathſam, den Wörtern Gott, Religion, Vorſehung, künftiges Leben noch eine Zeit lang ihren Platz zu gönnen und ihnen nach und nach andre Begriffe unterzulegen, bis man ſie nicht mehr nöthig haben wird und ſie ohne alle Gefahr weglaſſen kann.

---

*) Vergl. Schleiermacher an ſeine Schweſter Charlotte vom 1. Juli 1801. I, 270 ff., wonach die beiden Briefe in die erſten Tage des Juni etwa fallen mögen. Der Herr Conſiſtorialrath Dr. K. H. Sack, dem wir die Mittheilung dieſes Briefes ſeines Vaters und der unten folgenden Antwort Schl.'s darauf verdanken (Theologiſche Studien und Kritiken, 1850) ſagt, daß er zwei nur auf Perſonalien ſich beziehende Stellen aus Schleiermacher's Briefe weggelaſſen habe.

---

[*] Wir erfahren aus dem oben genannten Briefe Schl.'s an ſeine Schweſter, daß er die Herz zu nennen und von ihr zu reden nicht vermeiden gekonnt und gewollt habe. Weſentlichere Perſonalien beziehen ſich offenbar auf Fr. Schlegel.

Meiner Anſicht der Sache nach hat Sie, mein theuerſter Herr Prediger, das Verlangen, ſich einen neuen Weg zu bahnen, und die Scheu vor dem was gemein iſt, verbunden mit ſpeculativem Scharfſinn und blühender Einbildungskraft, auf einen Abweg, und meiner innigſten Ueberzeugung nach, auf einen unglücklichen Abweg verleitet. Es von Ihnen zu denken, ohne es Ihnen zu ſagen, ſcheint mir der Pflicht der Freundſchaft, und dem was ich ſonſt Ihnen und mir ſchuldig bin, entgegen. Ich weiß ſehr wohl, daß dieſe Erklärung meiner Unübereinſtimmung mit Ihnen in dem, was ich für das heiligſte und angelegentlichſte des Menſchen erkenne, gar nichts dazu beitragen kann Ihre Meinungen und Gedanken irgend etwas zu verändern. Ich weiß auch, daß in dem Zirkel in welchem Sie leben, Männer wie ich für Schwachſinnige gehalten werden, deren Urtheil gegen die Kraft- und Machtſprüche ſolcher, die ſelbſt auf einen Leibnitz, Locke, Garve, Engel u. ſ. w. als auf armſelige Halbköpfe herabſchauen, gar kein Gewicht hat. Aber der Himmel weiß, daß ich auch dieſes nicht ſchreibe, um Sie zu einer andern Meinung zu bringen, ſondern nur um Sie nicht in Ungewißheit zu laſſen, welches die meinige ſei. Ich will durchaus niemanden verachten, verketzern oder verdammen, aber ich verachte, verketzere und verdamme unverhohlen die nach meinen Einſichten verabſcheuungswerthe (ſogenannte) Philoſophie, die an der Spitze des Univerſums kein ſich ſelbſt bewußtes, weiſes und gütiges Weſen anerkennt, die mich zu dem Geſchöpf einer Allmacht und Weisheit macht, die nirgends iſt und überall; die mir die edle Freude, das unvertilgbare ſüße Bedürfniß rauben möchte, meine Augen dankbar zu einem Wohlthäter aufzuheben, die unter meinen Leiden mir den Troſt grauſam entzieht, daß ein Zeuge meiner ſchmerzhaften Gefühle da ſei, und ich unter der Regierung einer auch auf mein Wohl bedachten Güte leide. Ich verachte und verdamme die gleißende Toleranz, die der Abgötterei, der Schwärmerei, der Laſterhaftigkeit das Thor zum Tempel der Religion nicht minder freundlich aufmacht, als den Weiſen und Guten, die nach Wahrheit und Tugend ſtreben. Aeußerſt empörend und verderblich erſcheint mir die revolutionäre neue Schule, die mit frevelhafter Hand alles umſtürzt und niederreißt, die aus dem ſchönſten fruchtbarſten Felde des menſchlichen Denkens und Glaubens eine traurige und öde Wüſte macht, in der auch nicht Ein Baum mehr Schatten giebt, nicht Ein Halm mehr wächſt, nicht Eine Quelle mehr rieſelt. Eben ſo empörend iſt mir die revolutionäre neue Sprache, die der erſten Regel alles vernünftigen Redens und Belehrens (der Verſtändlichkeit) zum Trotz, immer mit falſcher Münze zahlt, ſich in räthſelhaftes Dunkel hüllt, und aus Furcht ſich gemein auszudrücken ſchwülſtig wird, gerade wie ein Menſch, der um nur größer als andre zu ſcheinen, auf Stelzen einhergeht. Ein mit der edlen Einfalt der Griechen ſo bekannter Mann, wie Sie, ſollte wenigſtens dieſe pomphafte und geſchmackloſe Schreibart verſchmähen, und ſie den Schwärmern und poetiſirenden Witzlingen überlaſſen, die ſich mit dem Anſtaunen und dem Lobe der empfindelnden, gelehrt ſein wollenden Weiblein begnügen. Auch iſt das ſchneidende Abſprechen in Sachen dieſer Art gewiß ſo wenig ein nothwendiges Erforderniß, als eine Empfehlung eines ächten Philoſophen. Wer Paradoxien vorträgt, hat meiner Meinung nach doppelt nöthig ſich in den Grenzen der Beſcheidenheit zu erhalten.

Mein theuerſter Herr Schleiermacher! hätte mein Herz weniger an Ihnen gehangen, wäre mir die Hoffnung nicht ſo viel werth geweſen, daß Sie die Kraft und den Willen haben würden, dem Strome der Afterweisheit die unſer Zeitalter charakteriſirt einen feſten Damm mehr entgegenzuſetzen: ſo würde es mir nicht ſo wehe thun, daß gerade Sie ſich von dieſem Strome haben fortreißen laſſen. Ihre Kanzelvorträge, das bin ich gewiß, ſchaffen Nutzen; der Verſtand und das Herz Ihrer Zuhörer werden dabei gewinnen, aber gewiß nur derjenigen Zuhorer die von Ihrem eigentlichen Syſtem keine Kenntniß und Ahndung haben. Wollen Sie denn künftig nur von dieſen mit Nutzen gehört werden? von allen denen aber, und unter dieſen ſind doch gewiß der Achtungswerthen ſehr Viele, deren Religioſität noch an dem Glauben an einen ſeienden und gebietenden Gott hängt, und denen Sterben etwas andres iſt als ein Verſchwinden ins Univerſum: von denen könnten Sie wünſchen vermieden zu werden? Auch aus Eigennutz thut es mir wehe, daß für mich in allem, was Sie über religiöſe Gegenſtände ſagen oder ſchreiben könnten, ſo wahr es auch ſei und ſo trefflich es auch geſagt ſein möchte, doch keine Nahrung mehr zu finden iſt; denn ich bin nicht Herr des Eindrucks den die unvermeidliche Aſſoziation der Ideen auf mich machen würde. Mit herzlicher Wehmuth nehme ich daher Abſchied von Ihnen. Ihr Weg iſt nicht der meinige. Ich hoffe wir werden einmal uns wiederfinden; ob Sie zu mir ſich wenden werden, ob ich zu Ihnen herumkomme, wird die Zeit lehren.

Schleiermacher an Sack.

Ohne Datum.

Ja wol, mein verehrungswürdiger Herr Hofprediger, iſt eine offene Erklärung beſſer, als ein verſchloſſenes Urtheil, und ich kann ſagen, daß ich mir lange die erſtere gewünſcht habe; mehr konnte ich nicht, denn ein Tadel muß erſt ausgeſprochen werden, ehe eine Vertheidigung erfolgen kann. Zwar haben Sie mir über die Gegenſtände Ihres Schreibens, wie Sie mich denn auch darauf verweiſen, ſchon mündlich Ihre Meinung eröffnet: allein ſo ſehr auch dieſe Offenheit, wie jede, mir werth geweſen iſt: ſo verhinderte doch leider immer irgend etwas ihre rechte Wirkung; bald ſchienen Sie ſich auf Einwendungen nicht einlaſſen zu wollen, bald fehlte die Zeit zu einer ordentlichen Erörterung, bald waren die Umſtände dagegen. Schriftlich geht das Alles beſſer, und ich ſage Ihnen daher herzlichen Dank dafür, daß Sie der alten Zuneigung ſo viel eingeräumt haben, mir das ſchon lange für mich beſtimmt geweſene Schreiben doch endlich zukommen zu laſſen. Haben die überſandten Predigten Ihnen einen neuen Antrieb dazu gegeben, ſo iſt ſchon das mir eine ſehr werthe Frucht ihrer Bekanntmachung. Erlauben Sie mir nun ohne weitere Vorrede bei demjenigen anzufangen, womit Ihr Schreiben anfängt und was auch ohnſtreitig das ältere in Ihnen iſt, bei Ihrem Mißfallen an meinen freundſchaftlichen Verbindungen. Ihr Schreiben redet von Menſchen von verdächtigen Grundſätzen und Sitten, mit denen ich in vertrauteren Verhältniſſen ſtehen ſoll; und wohin ich auch ſehe auf den eingeſchränkten Kreis meines Umganges oder auf Ihre ehemaligen Winke, ſo finde ich nur Friedrich Schlegel, auf den ſich dieſes beziehen kann. — — Ein einzigesmal, und es war das letztemal als ich das Glück hatte, Sie in Ihrem Hauſe zu ſehen, einmal, nachdem ſeit zwei Jahren eine enge Freundſchaft zwiſchen ihm und mir beſtanden hatte, haben Sie ſich hierüber geäußert. Nicht die Freimüthigkeit dieſer Aeußerung, theuerſter Herr Hofprediger, hat mich aus Ihrem Hauſe entfernt, ſondern die beſondre Art derſelben, die Ausdrücke, welche in dem Munde eines ſo feinen und beſonnenen Mannes ganz darauf berechnet zu ſein ſchienen, daß ich mich der Gefahr, ſie wiederholt zu hören, nicht würde ausſetzen wollen. Unſer Geſpräch ward damals unterbrochen, erlauben Sie mir es wieder aufzunehmen. Schlegel hat die Lucinde geſchrieben, ein Buch, welches man nicht ohne wieder ein Buch zu ſchreiben gründlich vertheidigen könnte, und welches ich auch nicht ganz vertheidigen möchte, weil es neben vielem lobenswürdigem und ſchönem manches enthält was ich nicht billigen kann, aber zeigt es verderbte Grundſätze und Sitten an? Wenn jemand eine Theorie, die er ſich über den Umfang der poetiſchen Darſtellung gemacht hat, in einem Beiſpiel ausdrücken will, ſo hat das mit ſeinem Charakter nichts zu ſchaffen. Und unſittliche Nebenabſichten oder unwillkürliche Ausbrüche innerer Unſittlichkeit habe ich für mein Theil in der Lucinde nicht gefunden, wol aber in vielen deutſchen und franzöſiſchen Dichtern, die niemand verketzert und beſchimpft. Gegen dieſe kommt mir mein Freund vor wie ein Künſtler, der eine unbekleidete Venus malt, gegen morgenländiſche Sultane, die üppige Tänze in Gegenwart der Jugend von lebendigen Perſonen aufführen laſſen. — —

Nie werde ich der vertraute Freund eines Menſchen von verwerflichen Geſinnungen ſein: aber nie werde ich aus Menſchenfurcht einem unſchuldig geächteten den Troſt der Freundſchaft entziehen, nie werde ich meines Standes wegen, anſtatt nach der wahren Beſchaffenheit der Sache zu handeln, mich von einem Schein, der Anderen vorſchwebt, leiten laſſen. Einer ſolchen Maxime zufolge würden ja wir Prediger die Vogelfreien ſein im Reiche der Geſelligkeit; jede Verläumdung gegen einen Freund, wenn ſie gut genug erſonnen war um Glauben zu finden, könnte uns von ihm verbannen. Vielmehr iſt das Ziel welches ich mir vorgeſetzt habe dieſes, durch ein untadelhaftes gleichförmiges Leben es mit der Zeit dahin zu bringen, daß nicht von einem unverſchuldeten üblen Ruf meiner Freunde ein nachtheiliges Licht auf mich zurückfallen kann, ſondern vielmehr von meiner Freundſchaft für ſie ein vortheilhaftes auf ihren Ruf.

Der zweite Hauptpunkt Ihres Schreibens betrifft meine Reden über die Religion. Hier muß ich zuerſt aufs ernſtlichſte gegen Ihre Anſicht von dieſem Buche proteſtiren. Es ſollte eine Apologie des Pantheismus, eine Darſtellung der ſpinoziſtiſchen Philoſophie ſein? Etwas, wovon nur beiläufig auf wenigen Seiten die Rede war, ſollte die Hauptſache ſein? und die ganze erſte Rede, worin Sie ſelbſt nichts dergleichen finden, und ein großer Theil der zweiten und die dritte und vierte und fünfte, in welchen allen von ganz anderen Dingen die Rede iſt, kurz faſt das ganze Buch ſollte nur eine müßige Zugabe zu dieſen wenigen Seiten ſein? Sie ſagen ich ſei ein Pantheiſt, dieſem Syſteme ſei die Religion ganz entgegengeſezt, und zugleich ſagen Sie ich rede von den entgegengeſezten Vorſtellungsarten mit wegwerfender Verachtung! Habe ich denn von der Religion, in welchem Sinne Sie das Wort auch nehmen, habe ich von dem Glauben an einen perſönlichen Gott mit Verachtung geredet? Gewiß nirgend. Ich habe nur geſagt, daß die Religion davon nicht abhange, ob man im abſtracten Denken der unendlichen überſinnlichen Urſach der Welt das Prädicat der Perſönlichkeit beilege oder nicht. Hiervon habe ich, obgleich ſo wenig als irgend jemand ein Spinoziſt, den Spinoza als Beiſpiel angeführt, weil in ſeiner Ethik durchaus eine Geſinnung herrſcht, die man nicht anders als Frömmigkeit nennen kann. Von dem Faktum, daß einige Menſchen Gott die Perſönlichkeit beilegen, andre nicht, habe ich den Grund in einer verſchiedenen Richtung des Gemüths aufgezeigt, und zugleich daß keine von beiden die Religion hindere. Hiervon muß man nun unterſcheiden, daß ohne einen gewiſſen Anthropomorphismus nichts in der Religion in Worte gefaßt werden kann, und dieſer iſt es wohl eigentlich den Sie, verehrungswürdiger Mann, ſo feſthalten, und ich thue es mit Ihnen, wie Sie in den Reden überall finden können. Allein dieſer bleibt nicht in den Schranken des metaphyſiſchen Begriffs der Perſönlichkeit Gottes, hängt alſo auch von dieſem nicht ab, und muß alſo auch in der Religion auch dem erlaubt ſein, dem ſeine Metaphyſik dieſes Prädicat für die Gottheit nicht geſtattet. Wiederum iſt aus dem Begriff der Perſönlichkeit Gottes keine Religion zu entwickeln, er iſt nicht die Quelle der Andacht; niemand iſt ſich in derſelben ſeiner bewußt, er zerſtört ſie vielmehr.

Jener Anthropomorphismus herrſcht auch in der Schrift, in den Reden Jeſu, im Chriſtenthum durchaus; ob aber auch jener metaphyſiſche Begriff von Perſönlichkeit mit demſelben von jeher verbunden geweſen, das möchte eine ganz andre Frage ſein. Der jezt gewöhnliche Begriff von Gott iſt zuſammengeſezt aus dem Merkmale der Außerweltlichkeit, der Perſönlichkeit und der Unendlichkeit, und er wird zerſtört ſobald eins von dieſen fehlt. Ob nun dieſe wol ſchon damals gebildet ſein mögen? Und wenn man manche Chriſten genannt hat, welche die Unendlichkeit Gottes aufhoben, ob man nicht auch ein Chriſt ſein könnte, wenn man in ſeiner Philoſophie eins von den andern beiden aufhebt?

Mein Endzweck iſt geweſen, in dem gegenwärtigen Sturm philoſophiſcher Meinungen die Unabhängigkeit der Religion von jeder Metaphyſik recht darzuſtellen und zu begründen. In mir iſt alſo um irgend einer philoſophiſchen Vorſtellung willen der Gedanke eines Streites meiner Religion mit dem Chriſtenthum niemals entſtanden, und nie iſt mir eingefallen mich als den Diener einer mir verächtlichen Superſtition anzuſehen, vielmehr bin ich ſehr überzeugt die Religion wirklich zu haben die ich verkündigen ſoll, wenn ich auch eine ganz andre Philoſophie hätte, als die meiſten von denen welche mir zuhören. Eben ſo wenig iſt in mir eine irgend unwürdige Klugheit oder reservatio mentalis, ſondern ich lege den Worten gerade die Bedeutung bei, die ihnen der Menſch indem er in der religiöſen Betrachtung begriffen iſt beilegt, nur nicht außerdem noch irgend eine andre. Eben der Endzweck ſchwebte mir auch vor, indem ich meine Meinung von dem Verhältniß der Religion zur Moral mittheilte. Deutlich genug habe ich geſagt um es nicht wiederholen zu dürfen, daß ich die Religion nicht deswegen für etwas leeres halte, weil ich erkläre daß ſie zum Dienſt der Moral nicht nothwendig iſt; deutlich genug, daß ich unſre kirchliche Anſtalt wie ſie jezt iſt für ein doppeltes, theils der Religion theils der Moral gewidmetes Inſtitut halte, und ſo glaube ich alſo weder etwas meiner Ueberzeugung zuwiderlaufendes, noch etwas geringes zu thun, wenn ich von der Religion zu den Menſchen rede als zu ſolchen, die zugleich moraliſch ſein ſollen, und von der Moral als zu ſolchen, die zugleich religiös zu ſein behaupten, von beiden nach dem Verhältniß welches ich jedesmal ſchicklich finde. Vielmehr halte ich den Stand des Predigers für den edelſten, den nur ein wahrhaft religiöſes tugendhaftes und ernſtes Gemüth würdig ausfüllen kann, und nie werde ich ihn mit meinem Willen gegen einen andern vertauſchen. Wenn Sie ſich aber auch das nicht erklären konnten, verehrungswürdiger Mann, wie konnten Sie doch auf die Vorausſezung fallen, welche Ihr Schreiben andeutet: aus eigennüzigen Abſichten ſollte ich Prediger bleiben? In der That werden Sie geſtehen müſſen, daß ich in jeder andern Laufbahn bald das mäßige Auskommen finden würde was mein Amt mir gewährt: und auf viel mehr rechne ich nicht. Oder aus Menſchengefälligkeit? Gegen den Kreis meiner Freunde? Den denken Sie ſich doch ſo, als werde er ſich ungemein freuen, wenn ich aufhörte Prediger zu ſein. Gegen die Welt? Mein ganzes Leben beweiſt, daß ich auf den Beifall derer, die mich nicht kennen, keinen Werth lege. Gegen einzelne Gönner? Ich habe keine. Und nun gar aus Menſchenfurcht! Es giebt kein lebendiges Weſen von dem ich abhinge, und ich rühme mich ſo frei zu ſein als irgend jemand auf Erden. Haben Sie mich denn auch ſonſt ſchon in meinem Leben etwas aus dieſem Grunde thun ſehen? dann wundre ich mich, wie Sie mir jemals Ihre Hochachtung haben ſchenken können. Haben Sie es nicht: wie kommen Sie dazu, mir gerade in dieſem Punkte Maximen beizulegen, denen ich ſonſt nicht folge? So etwas pflegt doch durch den ganzen Menſchen hindurch zu gehen. Eben dieſe Probe wird auch die andre Erklärung nicht beſtehen, daß meine Denkungsart in der Sucht nach dem auffallenden und ungemeinen ihren Grund habe. Sie hat in der That keinen andern, als meinen eigenthümlichen Charakter, meine angeborne Myſtik, meine von innen ausgegangene Bildung.

Möchte es mir durch dieſe Erörterungen gelungen ſein, wenn auch nicht meine Theorie Ihnen annehmlich zu machen, doch mich über meine Handlungsweiſe zu rechtfertigen, und von der guten Meinung, die Sie nur noch von meinen Talenten zu haben ſcheinen, etwas mehr auf meinen Charakter hinüberzuleiten. Sollte es auch nach dieſer Erklärung inſofern beim alten bleiben, daß nichts was ich über religiöſe Gegenſtände ſagen oder ſchreiben möchte, Ihnen Freude machen kann: es würde mich ſehr ſchmerzen, aber ich wüßte nichts weiter zu thun. Habe ich wirklich durch die Herausgabe jener Reden meine Nuzbarkeit als Prediger geſchwächt: es iſt nicht meine Schuld. Das wußte ich wohl, daß viele nicht im Stande ſein würden ihre Metaphyſik und ihre Religion zu trennen, und daß dieſe dem, der eine andre Metaphyſik für gleichgültig hält, auch keinen herzlichen Eifer für die Religion zutrauen würden, und daß ich mich nicht gegen alle würde näher erklären können. Deshalb und nur deshalb ſezte ich dem Buche meinen Namen nicht vor, und that ernſtlich das meinige ihn unbekannt bleiben zu laſſen. Daß ich dieſen Endzweck nicht erreicht, liegt nicht an mir, ſondern an der in Berlin einheimiſchen literariſchen Neugierde und Plauderei. Was Ihr Schreiben bloß litterariſches enthält, übergehe ich gern um nicht zu lang zu werden, nur Eins kann ich nicht unberührt laſſen, weil es mich bitter gekränkt hat. Weil ich, denn Sie wiſſen daß ich es bin, über Engel, Garve und Leibnitz als Schriftſteller ein aufrichtiges aber ſtrenges Urtheil gefällt habe, deshalb ſoll ich über ihren perſönlichen Werth ein Urtheil fällen, wofür ich den Ausdruck nicht nachſprechen will? Wie folgt das? Ich berühre es nur, und ſage nichts weiter darüber. Ich ſchließe vielmehr mit der Verſicherung, daß meine Geſinnungen gegen Sie noch immer dieſelben ſind. Unſre Verſchiedenheiten waren mir längſt bekannt; ich wußte was Ihnen an mir mißfiel, und was Sie an meiner Geſinnung unrichtig beurtheilten. Ich konnte mir denken, daß wenn Sie einmal die zarte Schonung dieſer Punkte aus den Augen ſezten, wenn Sie einmal den väterlichen Freund und den mit Auctorität verſehenen Vorgeſezten verwechſelten, ein Verhältniß das mir ſehr werth war plötzlich zerſtört werden würde; um ſo weniger alſo durfte, als dies leider wirklich erfolgte, meine Geſinnung gegen Sie ſich ändern, und ſie wird ſich auch nicht ändern, ſelbſt wenn Ihre andre Ueberzeugung Sie wider Ihre Neigung nöthigen ſollte, mein perſönlicher Gegner zu werden.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Ohne Datum.

Geliebter Freund, Du ſiehſt aus der Einlage ſchon, wie es mir noch in Rückſicht des Arbeitens und Schreibens geht. Das Abſchreiben der Gedichte hat mich ſchon ſo ermüdet, daß Du Deine Forderungen an dieſen Brief noch unter das Minimum herabſtimmen mußt. Auch Dorothea iſt heute von zu eingenommenem Kopf, um Dir ſchreiben zu können, grüßt aber Dich und die Herz ſehr. Es geht ihr leidlich, ja nach Maaßgabe der Schwäche die zu erwarten war, recht gut. Sie geht doch nun wieder aus. Da Du mit den Charakteriſtiken einen ſo löblichen Zweck haſt*), ſo ſchicke ich Dir gleich ein Exemplar davon, aber freylich kein Velin, denn die ſind noch nicht fertig. Die Anmerkungen zum Plato erhältſt Du gewiß mit nächſtem, und hoffentlich dann auch etwas mehr. Wie theuer es mir war, in meinem Elende den fertigen Protagoras zu erhalten, kann ich Dir gar nicht ſagen. Mit dem Gelde ſcheint es jetzt Frommann ſelbſt etwas knapp zu gehen; doch verſpricht er binnen 4 bis 6 Wochen in Berlin 100 Thlr. zu zahlen. Lebe wohl, geliebter Freund. Es iſt nicht recht, daß Du mir Deine Predigten nicht geſchickt. Wann werden wir Deine Hexameter, Sonette, Nachbildungen, Gedichte u. ſ. w. erhalten? Schreib mir etwas näheres von dem Myſtiker den Du entdeckt haſt, oder dem jungen Mann wie Du ihn nennſt**). Die Gedichte recht bald an Wilhelm, vorzüglich die Nachricht daß ſie da ſind. Du ſchreibſt mir doch zeitig genug wenn Du nach Landsberg gehſt, wegen der Correſpondenz?

Dorothea an Schleiermacher.

Den 15. Juni 1801.

Lieber Freund, es war unſre gute Meynung Sie ſollten von unſrer Miſerabilität nicht eher etwas erfahren, bis ſie wieder vorüber wäre; daß W. es erzählen würde, darauf war nicht gerechnet. Ja ich war ſchon wieder einmal hart daran. Ich befand mich ſchon lange nicht gut, bald an den Zähnen, bald hier, bald dort; Leipzig mit ſeiner Kellerluft und ſeinem Zugwind; die dort vorgefallenen Geſpräche und Unterhandlungen mancher Art die mir innerlich heiß machten, während mich jene äußerlich erkälteten, trugen nicht wenig zum Ausbruch des Uebels bey; dennoch hielt ich mich immer tapfer, bis ich wieder her kam; hier behielt der Böſe die Oberhand und ich mußte mich geduldig ergeben — enfin — das dümmſte und ſchlimmſte war, daß Friedrich endlich der Unruhe, den Nachtwachen und nächtlichen Erkältungen erlag, und einige Tage ſogar im Bette bleiben mußte! wir ſind aber nun beyde mit ſtarken Schritten auf dem Wege der Beſſerung, nur wie Rothkäppchens Großmutter: „was matt“.

---

*) Sie nämlich in der Erlanger Litteraturzeitung zu recenſiren. Dieſe Rec. wird in den Beilagen des zweiten Bandes ebenfalls mitgetheilt werden.

**) Briefw. I, 272: Wedeke, wie d. a. St. verbunden mit S. 362 zeigt.

Aber wie, wie oft dacht ich an meinen Wächter und Freund in Berlin, wenn ich ſo deutlich ſah, wie Friedrich ſich anſtrengte, und ſich doch von keinem wollte ablöſen laſſen, Ihnen hätte er aber die Sorge anvertraut, Du gute liebe Jette! wie vermißte ich Dich, denk Dir nur daß ich ganz ohne Freundin in dieſer Krankheit war, die Paulus iſt nicht hier, und einige andre Damen machten mir höfliche Viſiten. Ja ja! es ging doch recht gut, ſey alſo ohne Sorge; es iſt auch gut daß man erfahre was man im Nothfall wohl kann. Verzeiht, lieben Freunde, die wenigen Zeilen, das Schreiben ſtrengt mich doch an, ich bekomme etwas Kopfweh. Behaltet mich lieb, ich grüße Euch.

[Fr. Schlegel.] Geliebter Freund, Du wirſt verzeihen, daß ich Dir ſo lange nicht geſchrieben habe. Nun ſind es bald 14 Tage, daß ich ſelbſt nicht wohl bin. Jetzt habe ich zwar nur noch einen Schnupfen, aber er iſt ſo enorm ſtark daß ich faſt zu allem unfähig bin. Einen Brief mußt Du doch nun aber ſchon lange erhalten haben nebſt einem Exemplar der Charakteriſtiken, auch die Aushängebogen vom Plato. Eben erhalte ich Deine Predigten; ich konnte nur noch darin blättern, aber ich vermuthe ſchon daß ſie ſehr nach meinem Herzen ſeyn werden. Ich bitte recht ſehr und recht dringend daß Du mir von Deinen Verſen ſchickſt. Sobald ich wieder auf den Beinen bin, ſchicke ich eine platoniſche Sendung. —

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 14. Auguſt 1801.

Geliebter Freund, ich ſollte Dir eigentlich heute nicht ſchreiben. Das iſt ein ſeltſamer Anfang für einen Brief, den Du ſchon viel eher zu erwarten das Recht hatteſt. Es iſt ſchon ſpät Abends oder Nachts, und früh um 3 Uhr reiſe ich. Ich habe mich ſehr mit Ungeduld quälen müſſen, indem ich heute zuerſt Nachricht erhalten habe von Dorothea aus dem Bade. Das iſt keine Entſchuldigung für Dich. Halte Dich alſo an die Trägheit, zu der ich mich einmal bekannt gegen Wilhelm, und die Du ergriffen haſt. Eigentlich war es auch nur ein Wort, ein falſcher Name, und ich hätte ſtatt deſſen ehrlich ſagen ſollen Traurigkeit: Sie hat mich oft mit Macht ergriffen, ſo daß ich ſie nicht gleich überwinden konnte. Doch das iſt eins. Nun kannſt Du leicht ermeſſen, welche Scheu ich vor dem Inhalt des Briefes haben mußte, den Du mir über mein Verhältniß mit Wilhelm geſchrieben haſt. Laß mich jetzt darüber ſchweigen, und glaube einſtweilen daß mein äußeres Handeln meinem innern entſprach. — Daß Du nicht gekommen biſt, thut mir auch leid. Kannſt Du irgend, iſt es nur möglich, ſo komm noch den Herbſt. Das wäre nebenbei auch gut für den Plato, mit dem es nicht ſo ſchlecht ſteht als Du denkſt, wie ich Dir bald durch die That beweiſen werde. Freilich biſt Du mir ſehr voraus, aber was mich wundert, iſt daß Du meine Einleitung, den Plan derſelben den ich Dir überſchickt ſo gar wenig in Anſchlag bringſt, da doch mehr als ein jähriges Studium zu dieſer Arbeit gehörte, ſo viel vielleicht als zu einem Alphabet eigner hiſtoriſcher Arbeit. Kannſt Du, ſo komm.

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 7. September 1800.[1]

Verzeihen Sie, theuerſter Freund, daß ich Sie ſeit meiner Abreiſe von Berlin erſt jetzt wieder begrüße: es iſt eigentlich die Hoffnung ſehr bald wieder mit meinen dortigen Freunden zu leben, was mich nachläſſig im Schreiben macht. Meine Ankündigung der Vorleſungen iſt ſchon hinübergeſchickt, ich empfehle ſie hiermit Ihrer Protektion und Beförderung beſtens; Sie können mich immer ſchon mit gutem Gewiſſen ein wenig herausſtreichen. Dieſe Vorleſungen, in denen ich alles vernünftige und gemäßigte anbringen will, müſſen mir das Mittel werden zur Erhohlung mit meinen Freunden recht viel tolles und ungemäßigtes zu ſchwatzen, und ich denke dabey ſind Sie intereſſirt, wenn auch nicht bey jenem.

Die Beurtheilung des Schiller'ſchen Macbeth *) hat uns viel Freude gemacht, ſie iſt wahrlich eine ſehr reſpektable Probe Ihrer Philologie. Ich möchte ſagen, um eine ſtarke Senſation zu machen, iſt ſie zu gründlich und philologiſch; allein das haben Sie auch nicht bezweckt, indem Sie grade das Härteſte ſo geſagt, daß es nur Schiller und die Kundigen ganz verſtehen können, in welchem Falle der ehrliche Erlanger ſich wahrſcheinlich nicht befunden hat. Indeſſen finde ich dieſe Schonung bey der Strenge ſehr angebracht. Ich ließe es mir gern gefallen, meinen Sh. ſo von Ihnen beurtheilt zu ſehen, wenn auch viel Tadel darin vorkommen ſollte. Auf die Beurtheilung unſrer Charakteriſtiken, dieſes ſeltene und wunderbare Ereigniß, etwas geſcheidtes über unſre Sachen zu hören, freue ich mich recht ſehr. Machen Sie nur, daß es bald kommt.

Friedrich muß ich das Zeugniß geben, daß er einen ſehr erbaulichen und fleißigen Lebenswandel führt und eigentlich beſtändig arbeitet. Er behauptet beym Plato hätten Sie ihm ſeine allgemeinen Studien nicht genug angerechnet. Wir ſehen uns täglich, gehen viel mit einander ſpatzieren, und unſer beſtändiges Geſpräch iſt die Kunſt, und jetzt vorzüglich die dramatiſche. Da muß doch endlich auf eine oder die andre Art wieder etwas zu Stande kommen. Was machen denn die poetiſchen Ueberſetzungen und Studien? Der Sophokles und die Trimeter? Nehmen Sie ſich in Acht, daß ich Ihnen

---

*) Dieſe und andre bisher unbekannte Recenſionen werden in den Beilagen des zweiten Bandes mitgetheilt werden.

nicht zuvorkomme. Beſonders von Trimetern wird gewaltig viel die Rede ſeyn, und Friedrich, der ſich einmal dagegen zu erklären ſchien, iſt nicht der letzte daran, welche zu machen. Goethe äußerte auch, er wünſche dieſe Materie einmal mit mir durchzugehn, überhaupt die in der antiken Tragödie vorkommenden Sylbenmaße. Er ſcheint noch nicht im Reinen zu ſeyn, was er in ſeiner Arbeit den choriſchen Sylbenmaßen ſubſtituiren ſoll. Wir waren jetzt zu lebhaft mit andern Dingen beſchäftigt als daß wir näher hätten darauf kommen ſollen.

Von Schelling wird nächſtens ein neues Stück des Journals erſcheinen. Mit dem prächtigen Exemplar Ihrer Reden habe ich ihm eine große Freude gemacht, er hat ſie wie ein wahrhaft geiſtliches Buch in ſchwarzen Corduan mit goldnem Schnitt binden laſſen. Wegen Ihrer Predigten habe ich ſchon an Bernhardi geſchrieben, was Ihnen wohl wird ausgerichtet ſeyn. Da ich die Freunde hier ſo lebhaft mit der Leſung derſelben beſchäftigt fand, wollt' ich es, wie Eulenſpiegel, doch auch ſelbſt probiren. Allein es iſt mir dabey natürlich ergangen wie einem Profanen; zu großem Aergerniß der andern habe ich geäußert, es müßten wohl romantiſche Predigten ſeyn, weil ſo viel Ironie darin wäre. — Die vortreffliche Predigt über den Text: der Faule ſtirbt über ſeinen Wünſchen, denn ſeine Hände wollen nichts thun, ſcheint mir eine offenbare Perſonalität gegen Tieck, dem ich ſie wohl vorleſen möchte.

Friedrich hat mir eine kleine Sammlung von Epigrammen u. dergl., unter dem Titel Saturnalien, vorgelegt, worin deliciöſe Sachen ſind, Das hätten Sie nun auch mitgenießen können, wenn Sie mich mit herbegleitet hätten. Ich habe in dieſer Art noch eben nichts Neues wieder gemacht, es wird ſchon einmal kommen. Jetzt wird fleißig am Alm.*) gedruckt, wovon ich bis jetzt etwa den vierten Theil zur Correktur gehabt. Schade daß Sie nicht mit darin ſind, für das nächſte Jahr rechne ich ganz gewiß darauf. Um Ihnen meinen Brief doch einigermaßen intereſſant zu machen, ſchicke ich Ihnen hier die erſte Rede aus dem Oedipus in Colonos*). Sie werden ſehen, daß die Trimeter ganz glimpflich gehalten und der Kothurn noch nicht eine halbe Elle hoch iſt. Leben Sie recht wohl, und laſſen Sie bald wieder ſchriftlich und gedruckt etwas von ſich leſen.

---

*) Gemeint iſt: Muſenalmanach für 1802, herausgegeben von A. W. Schlegel und L. Tieck.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Ohne Datum.

Du haſt nun heute ſo viel zu leſen, daß es faſt ſündlich wäre Dir noch mehr zu thun zu geben. Aber einiges mußt Du Dir noch gefallen laſſen. Erſt über Deine Predigten. Weißt Du wohl, daß ich ſehr geneigt bin, ſie für Dein beſtes Werk zu halten, nämlich als Werk, und das gar nicht aus Widerſetzlichkeit, ſondern aus reiner Zuneigung. Sie ſind ſo voll Ruhe, und frei von jedem Schein von Gezwungenheit. Daß ich ſolche Scheu gehabt, Deinen Brief zu beantworten, mußt Du mir nicht übel deuten. — — **)

Jena, den 21. September 1801.

Es iſt nur gut, daß Du endlich wenigſtens etwas befriedigt biſt in Rückſicht der Karoliniſchen Händel und uns nicht mehr ſo unbedingt Unrecht giebſt. Denn wenn man gleich nicht zürnen darf, daß Du aus Furcht ungerecht gegen das böſe Princip zu ſein, des Guten am Böſen oft zu viel thuſt, weil Du nun einmal ſo biſt, gegen Dich wie gegen andre, ſo iſt doch eine Mißbilligung (die leicht durch ſolche Unbilligung aus Uebergerechtigkeit entſteht) in der

---

*) Es war die Abſicht Tieck's und A. W. Schlegel's, den Oedipus wieder auf die Bühne zu bringen. Vergl. Köpke, Leben Tieck's I, 284.

**) F. S.'s Verhandlung mit Schleierm. betraf ſein durch Karoline Schlegel geſtörtes Verhältniß zu ſeinem Bruder A. W., über welches in dem weggelaſſenen Theile des Briefs und in einem viele Bogen umfaſſenden Briefe Dorotheens dem Freunde die ausführlichſten Mittheilungen gemacht wurden.

Entfernung hinreichend, nicht mehr bloß zum Schein zu entfernen. Ich bin aber nun faſt müde mehr davon zu ſchreiben. — Du wirſt bald einen Beſuch erhalten von einem Dr. Vermehren von hier, der Dich ſehr verehrt, und dem Du es nicht verwehren wirſt, Dir viel von mir zu erzählen. In dieſer Rückſicht glaubt' ich würdeſt Du ihn gewiß freundſchaftlich aufnehmen, und ich zweiſle auch nicht daß Du unter manchem Verkehrten bald die grade Redlichkeit im Grunde ſeines Weſens entdecken und Dich nach Deiner Art daran freuen wirſt. Iſt er ſchon bei Dir geweſen und mit Dir bekannt, ſo grüße ihn recht herzlich von mir und ſage ihm ich freute mich ſehr auf ſeine Wiederkunft. —

Was Du über unſre Charakteriſtiken ſagen wirſt, bin ich ſehr begierig zu ſehn. Mit ſchwerem Herzen ſchicke ich Dir die Platonica, die Du verlangt. Aber ich rechne ſicher darauf, daß ich ſie gleich wieder erhalte. Ich hätte große Luſt Wilhelm nach Berlin auf 3 bis 4 Wochen zu begleiten, einzig Deinetwegen und des Plato. Es wäre das kürzeſte Mittel uns zu verſtändigen, auch würde ich dann dort den Reſt fertig machen. Weißt Du wohl, daß wir nun auch ernſtlich gleich mit an den zweiten Theil denken müſſen? Für den dritten denke ich wird uns Frommann deſto mehr Zeit laſſen. Habe doch immer nur dieſe zwei Bände, nicht das ganze noch ungewiſſe, und wenn auch gewiſſe doch gar nicht ſo eilige Werk in Augen. Für dieſe zwei Bände aber ſei mein Helfer, Schutz und Rather. Selbſt für meine häusliche Exiſtenz bin ichs ſchuldig, andre Arbeiten nicht aus den Augen zu ſetzen, da doch faſt alles andre beſſer bezahlt wird als die Weisheit. Wähle nun zwiſchen dem Phädon oder den kleinen Dialogen Kriton, Euthyphron (Theages, Apologie), oder ſchreibe Deine Gedanken über die fernere Anordnung. Könnteſt Du doch kommen, das wäre noch viel beſſer. Wegen Deines Namens auf dem Titel habe ich Dir doch ſchon geantwortet? Das war wirklich wunderlich von Dir, daß Du Dich darüber gewundert haſt, da es Dir anfangs nicht Recht war, daß ich Dich nicht gleich in der Ankündigung mit genannt hatte.

Jena den 26 October 1801.

Noch weiß ichs nicht gewiß, ob ich nach Berlin werde kommen können oder nicht, alſo ſchicke ich hier was Du forderſt nebſt meinen unmaßgeblichen Randgloſſen zur Einleitung. An der Ueberſetzung ſelbſt habe ich nur zwei kleine Ausſetzungen für die Zukunft. Erſtens finde ich einige Ausdrücke zu familiär, z. B. „Tauſend"! oder „Verſteht nicht das bitterſte" für *οὐδὲ σμικρόν*; — „liebes Herz" für *φίλη κεφαλή*. — Zweitens finde ich in Rückſicht des Coſtums keine völlige Sicherheit in einigen Kleinigkeiten, z. B. „Beim Hund" iſt mir bis zur größten Härte buchſtäblich. Vielleicht wirſt Du bei der Durchſicht des Protagoras Rückſicht darauf nehmen. Schreibſt Du die Einleitung etwa ab, ſo thu Dir Gewalt an und ſchreibe beſſer. Es iſt kaum möglich Deine Hand zu dechiffriren. Das magſt Du denn auch bei den Druckfehlern in Anſchlag bringen. Doch ſoll dies nur polemiſch gelten für die Zukunft, damit Du wahrlich und im Ernſt etwas beſſer ſchreibſt. Wegen der Vergangenheit magſt Du mich lieber damit entſchuldigen, daß die Correkturen in die ſchlimmſten Tage von Dorotheens Krankheit fielen. Vier Stunden und darüber habe ich an jeder zugebracht, aber in welchen Störungen! Ob Du auf dem Titel mit genannt ſein willſt, das ſoll immer noch von Dir abhängen. Ich will es ſchon mit Frommann abmachen, wenn es Dir zuwider iſt. Das konnte ich aber freilich nicht glauben, da Du erſt ungehalten darüber warſt, daß ich Dich in der erſten Ankündigung nicht genannt hatte, wo ich es Frommann zu Gefallen nicht that.

Herrlich wäre es, wenn wir uns wiederſehen könnten, aber noch weiß ich nicht ob es möglich ſein wird. Wie ich dort wohnen und leben ſoll, das richte ganz ein wie Du willſt, denn ich komme ja bloß zu Dir. Da es aber doch noch ſo ungewiß iſt, ſo muß ich einige Fragen wegen des Plato an Dich ergehen laſſen, die nun nicht länger können aufgeſchoben werden. Verlangſt Du auch die Ueberſetzung, nicht bloß die Einleitung des Parmenides vor dem Druck zu ſehen? Ich hoffe Du wirſt conſentiren, daß ich mir den

Euthyphron aneigne, der mir in manchen Erholungsſtunden leichter iſt als Parmenides, und da es ſehr wohl ſein könnte daß er zum erſten Theil gebraucht würde. Ferner bitte ich, wähle nun zum zweiten Theil. Nach meiner Anordnung kommen Euthyphron, Theages, Kriton, Phädon, und dann wenn noch Raum iſt der Euthydemus. Sehr ungern würde ich der Apologie eine Stelle in der Reihe ſelbſt verſtatten, da ich von ihrer Unächtheit nun ganz überzeugt bin. Auf jeden Fall muß ich dagegen proteſtiren, ihr eine Stelle in der erſten Periode zu geben, nur in der zweiten kann ich ihr eine Art von Möglichkeit geſtatten, wiewohl auch dieſe nicht für meine Ueberzeugung gültig iſt. Biſt Du nun mit meiner Ordnung zufrieden? Was wählſt Du? Und hoffentlich fängſt Du doch auch gleich wieder an zu arbeiten. In Rückſicht der Apologie und des Theages iſt Aſt ganz und gar meiner Meinung beigetreten. Du kannſt dies gewiß für ein eignes ſelbſtändiges und reifliches Urtheil halten, und inſofern wird es nicht ganz ohne Gewicht ſein, wenn es freilich Deine wie es ſcheint eben ſo unerſchütterliche als meine Meinung nicht wird ändern können. Glaube nur nicht, daß ich weniger gravamina in Rückſicht des Plato gegen Dich vorzubringen habe als Du. Die Kälte mit der Du meine Theorie der Anordnung, von der ich glaube ſagen zu dürfen, daß es der erſte bedeutende und wichtige Schritt ſei um das Verſtehen des Plato möglich zu machen, das erſte was kritiſch hätte geſchehen müſſen und was ſeit ſeinem Tode immer vernachläſſigt iſt, [aufgenommen haſt], dieſe Kälte entſchuldigt gewiß jede von meiner Seite, die nur als Rückwirkung anzuſehen iſt. Und dann bin ich böſe auf Dich, daß Du Deine Klagen nicht immer an mich ſelbſt ſondern lieber an Fremde oder Feinde ausſchütteſt. —

Aber mehr und gar andre Dinge noch als Plato habe ich mündlich mit Dir zu reden, und würde eine innige Freude haben einige Wochen wieder auf die alte Weiſe mit Dir zu leben. Jetzt fehlt es noch an Geld, auch iſt der erſte Act von Alarkos noch nicht fertig. Sobald ers iſt, ſchicke ich ihn Dir, hoffentlich in 8 Tagen. Den zweiten hat Unger ſchon. Haſt Du Hegel's Schrift geleſen?*) Wie unendlich beſſer würdeſt Du etwas ſolches ſchreiben, und wie kann man eine gute Sache ſo ſchlecht führen, oder vielmehr an die Stelle des Fichte etwas ſo noch ſchlechteres ſetzen wollen. Ich denke einer von uns müßte bald etwas über den Spinoſa ſchreiben, den ſie wahrlich nicht verſtehen, damit ſie den doch ungehudelt laſſen. Siehſt Du Brinkmann?

Jena, den 16. November 1801.

Ich eile Dir die Beſtätigung zu geben, daß ich gewiß komme, und Dir zu ſagen wie herzlich ich mich freue, daß Du die Nachricht davon ſo freundſchaftlich aufgenommen haſt. Gewiß kann ich den Tag meiner Abreiſe noch nicht beſtimmen, ich denke aber ſpäteſtens morgen über 8 Tage. W. grüße und danke ihm wegen des gegebenen Raths wegen der Reiſe, den ich befolgen werde. Vor allen Dingen, lieber Freund, aber bitte ich Dich, daß Du Dich für dieſe Zeit ſo frei wie möglich von Geſchäften ja auch Deinem Dir am erſten entbehrlichen Umgange machſt und halten wolleſt: denn lange darf ich ſchon wegen Dorotheens Kränklichkeit nicht bleiben. Und meine Abſicht geht, einige Verhältnißbeſuche und etwa einen Rede- oder Verſteheverſuch bei Fichte abgerechnet, lediglich auf Dich. Ich habe viel, viel mit Dir zu reden. Was die Platonica betrifft, ſo rechne nur nicht auf viel mitgebrachtes, außer in meines Herzens Geiſt und Empfindung, auch in keiner anderen Rückſicht. Die Conjecturen zum Parmenides ſchreibe nur ſauber ins Reine, ſie werden noch immer früh genug kommen. Auch würde ich es als eine köſtliche Gabe betrachten, wenn Du einiges auch nur ganz rhapſodiſch aufſchreiben wollteſt, was nach Deiner Meinung über das Verhältniß des Plato zur jetzigen Bildung und Philoſophie geſagt werden [muß]; ich traue Dir darin mehr Suada zu wie mir, aber freilich muß ich unverſchämt genug ſein es als Geſchenk zu freiem Gebrauch zu begehren wegen der Einheit des Ganzen. Du haſt keine rechte Luſt zum Phädon. Da ſchlage ich Dir denn gleich den Theätet vor, der in jeder Rückſicht Dir zukommt. Der Euthydem kommt noch nicht ſo bald; es iſt natürlich daß Du auf ihn ein beſonderes Augenmerk haſt. Du willſt nun für das Ganze unſres Werkes nicht mehr als Mitherausgeber verantwortlich ſein: ſo muß ich mir denn aber auch in Rückſicht des Ganzen, aber bloß dieſes, etwas mehr Gewalt ausbitten. Die Noten müſſen, däucht mich, der Ordnung wegen, durchaus mit Zahlen bezeichnet werden. Möchteſt Du nun doch mit dem Protagoras fertig ſein und gleich rüſtig an den Theätet gehen! Das würde mein Herz gar ſehr erfreuen. Es iſt ein neuer Ruck in meiner Unterſuchung des Plato geſchehen, und mit dieſem iſt denn allerdings die Möglichkeit (mehr habe ich eigentlich nicht behauptet durch die Stelle, die ich ihm gab, und die daraus abgeleitete ſpecielle, aber zu künſtlich hineingetragene Ironie), daß der Theages ächt ſein könnte, ſo ziemlich weggefallen, aber freilich noch manches andre mit; nicht etwa bloß der Krito: ſondern es würde mir nach dieſer Strenge eine unverſchämte Dreiſtigkeit ſcheinen, wenn ichs ohne gründlichen Beweis wagte, dem Jon, Hippias minor, Menexenus, Euthyphron eine Stelle in der Reihe der ächten Geſpräche zu geben. Auf Heindorf's Ausgabe freue ich mich ungemein. Dem Euthydemus habt Ihr, vortreffliche Männer, ſeine Verwandtſchaft ſehr richtig beſtimmt. Der Conjecturen ſind mir im Phädrus gar nicht zu viel, auch haben mir faſt alle gefallen; nur glaube ich werden die ſtrengeren Philologen mit Recht einige Enthaltſamkeit in dieſem Punkte von uns fodern. Was den Phädrus betrifft, ſo kann ich Dir noch nicht verſprechen ob das möglich ſein wird*). Die Koſten ſollten mich nicht abſchrecken, und reichte das Honorar nicht, ſo wollte ich gern noch zuſchießen. Aber ich muß beſorgen, daß Frommann bei dieſem Vorſchlage ganz und gar rückgängig werden möchte, und um dieſen Preis wirſt Du es doch nicht wollen. Uebrigens fehlt es mir nicht an Satanisken in Menge über dies ewige Wonneuemmachen in Dir, wodurch denn das Fertigwerden, worauf Du in Vergleich meiner altſündigen Unfertigkeit ſo ſtolz biſt, ganz luſtig fantaſtiſch und chimäriſch wird. —

---

*) Die Differenz des Fichte'ſchen und Schelling'ſchen Syſtems in der Philoſophie. Jena 1801.

---

*) Nämlich der Umdruck deſſelben. Wirklich iſt das vom erſten Bande Vorhandne eingeſtampft worden.

Richte es ja ein daß wir recht viel d. h. faſt immer mit einander ſein können, denn ich habe unſäglich viel auf dem Herzen*).

---

*) Schlegel kam erſt den 2. December in Berlin an; ſein Beſuch dort bei Schleiermacher verlängerte ſich bis zum 17. Januar 1802.

* * *

IV.

Briefe aus der Zeit von F. Schlegel's Reiſe nach Paris und Schleiermacher's Aufenthalt in Stolpe.

1802. 1803. 1804.

Letzte briefliche Berührungen mit Friedr., Dor. und A. W. Schlegel.

Dorothea an Schleiermacher *).

Ohne Datum.

Allerliebſter Freund und Schleiermacher, dieſesmal haben Sie uns wieder einmal Unrecht gethan; wir ſind wie Sie nun wiſſen werden, ganz und gar nicht durch Ungeſchicklichkeit Schuld daran, daß Sie in Unruh haben harren müſſen, ſondern die Poſten gehen miſerabel, und Sie haben den Brief den ich ſchrieb, daß Friedrich nicht den 24. kommen würde, zu ſpät erhalten, wie Sie nun wohl einſehen werden. Ich ſchreibe es Ihnen blos noch einmal, damit Sie ſich es notiren, uns Unrecht gethan zu haben; es iſt für ein Andresmal. Nun haben Sie den Friedrich; halten Sie ihn ſicher und halten Sie ihn warm. Denken Sie aber auch oft meiner, und laßt mich der Dritte ſeyn, wo Ihr beyde verſammelt ſeyd. Was werden Sie zu allem dem meynen, was Friedrich Ihnen nun mittheilen wird? Warum kann ich nicht gleich bey Euch ſeyn? Friedrich iſt oft zu kurz in ſeinen Mittheilungen, ich bin ganz gewiß recht nothwendig zwiſchen Euch als Auslegerin und Ergänzerin. —

Brinkmann's Unglück hat mich wahr und wahrhaftig ganz erſchüttert! wie ich es in Ihrem Briefe las, bekam ich auf der Stelle die heftigſten Kopfſchmerzen, ſo ſehr bin ich darüber erſchrocken. Das iſt entſetzlich und ich ſehe nicht ein wie er ſich wird tröſten können. Wie aber auch in aller Welt mag er der ungetreuen Thetis einen ſolchen Schatz vertrauen? Kann er ſich noch immer nicht überzeu-

---

*) Dorothea befand ſich in Jena, Friedrich Schlegel war ſeit dem zweiten December in Berlin.

gen, daß er von den Damen nichts zu hoffen habe? und weiht er ihnen dennoch immer wieder ſein Koſtbarſtes? Der arme Mann! Herzlich bedaure ich ihn! Es iſt doch wahr, wenn ich gegen jemand etwas habe, ſo darf er nur ein Unglück haben, ſogleich iſt mein Zorn und mein Haß fort, und er ſelber erſcheint mir anders. — Adieu, lieber guter Freund, ſeyd nur recht vergnügt miteinander, nebeneinander und übereinander. Viele tauſend Liebesgrüße an Jette.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher *).

Donnerſtag, den 25. [Januar] Abends.

Deinem Verlangen gemäß ſchreibe ich Dir eine Zeile Nachricht von hier aus. Ich bin ſehr gut gut gefahren. — Eleonore grüße mir ſehr; ich weiß nicht ob ich zunächſt auf göttliche Weiſe an ihre göttlichen Augen ſchreibe, oder auf menſchliche an ihr menſchliches Herz. Lebe wohl, geliebter Freund. Bald hörſt Du mehr von mir. Schreibe Du mir, was etwa noch von der Geſchichte mit dem Alarcos, oder vielmehr von dem Gerede darüber, denn die Geſchichte iſt ja aus, zu ſchreiben iſt. Von Dir höre ich es am lauterſten und reifſten. Grüße die Herz.

Dresden, den 4. Februar 1802.

Ich bin hier nun ſeit einigen Tagen unter den liebenswürdigen Menſchen, und laſſe mirs wohlgefallen in der ſchönen Ruhe und was am beſten, ich fühle daß ich werde arbeiten können. Ich hoffe mit Gewißheit daß ich bis zu meinem Geburtstag den 10. März mit den platoniſchen Arbeiten ganz fertig ſeyn werde. Frommann hat mir dringend geſchrieben. Ich ſehe mit der größten Sehnſucht dem Phädrus und auch dem Protagoras entgegen; ich bitte Dich, alles was noch zurück iſt, unverzüglich zu beendigen und dieſe Arbeit allen anderen vorzuziehen. Der Fortgang des Unternehmens hängt jetzt davon ab. An meinem Fleiß ſollſt Du Wunder erleben. Dor.

---

*) Auf der Reiſe von Berlin, welches Fr. Schlegel am 17. Januar verließ, nach Dresden geſchrieben.

fand ich geſunder als ich hoffte, wirklich wohl, ſo wohl als ſie es lange nicht war. Sie hat eine große Freude über Deinen Brief gehabt. Daß ſie ihn heute noch nicht beantwortet wirſt Du ihr gewiß verzeihn, da Du weißt, wie es die erſten Tage an einem fremden Ort zu gehn pflegt. —

Das Leben bei Dir dies letztemal wird mir unvergeßlich ſeyn. Es war gewiß nicht weniger fruchtbar als das erſtemal. Eleonore grüße herzlich von mir. Möchte doch Dorothea ſie kennen, ſie verſtänden ſich gewiß beim erſten Blick. Ich ſoll zur Geſellſchaft der übrigen kommen. An Hülſen *) nächſtens. Die Einleitung zum Parmenides ſoll der zum Phädrus würdig werden. Ich umarme Dich aus rechtem Herzensgrunde.

Dresden, den 8. Februar 1802.

Ich muß mich nur gleich in die Gewohnheit ſetzen, Dir wenigſtens oft zu ſchreiben; das Viel wird dann ſchon nachkommen.

Herzlichen Dank für Deinen Brief und Deine Nachrichten. Ich habe an die Jungfernbrückner **) geſchrieben und ſie verſichert daß ſie darin ganz falſch berichtet ſeien, daß Iffland mir hat wollen noch 6 Ld. geben nach der Aufführung ***). Aber nur was dieſes Factum betrifft muß ins klare gebracht werden, damit Iffland's Lüge nicht ſogar bei meinen Freunden Eingang finde. Ihre gehaltenen Reden wollen wir linkswärts liegen laſſen. Was ſollte der arme Wilhelm wohl thun, wenn er keine Reden mehr halten dürfte? Morgen wird der Oktavianus nach Berlin geſchickt. Verſäume ihn nicht und ſchreibe mir Deine Gedanken darüber. Tieck iſt jetzt ganz ins Epiſche verſunken. Er will das Niebelungenlied bearbeiten, und mehr andre romantiſche ἔπεα. Und ich muß ſagen, ſeine Anſicht davon iſt groß, und die Art wie er verfahren will ohne Tadel. Er hat ſich ſehr an mich an und gegen mich aufgeſchloſſen, und dem kann ich meiſt nicht widerſtehen. Doch wirkt er auf mich freilich durch den entgegengeſetzten Weg faſt wie Fichte. Ich habe nämlich in jedem Augenblick das beſtimmte Gefühl, wie ich ſo viel von ihm halten muß, wie ich nicht von ihm laſſen kann, und wie er doch ſo eigentlich nicht recht von ſich und von mir weiß.

---

*) Den Fr. Schlegel in Berlin getroffen hatte. Briefw. 1, 289.

**) Dort wohnten Bernhardi und A. W. Schlegel. Eine ähnliche verſtimmte Aeußerung über beide vom 1. April an Rahel, Galer. 1, 233

***) Ein ungedrucktes Billet Fr. Schlegel's an Iffland beweiſt, daß derſelbe ihm allerdings nur 6 Ld., nicht das Doppelte wie jenes Gerücht ſagte, angeboten hatte, und daß Fr. Schlegel lieber überhaupt auf Honorar verzichten wollte, falls nur ſeine Rollenbeſetzung angenommen würde.

Aber ſage mir wie Du ſo gegen unſre Reiſe nach Frankreich ſein kannſt? Oder weißt Du nicht, wie tief das mit meinem Innerſten zuſammenhängt, und daß dieſer Dualismus des Lebens den ich da ſuche mir ſo gefehlt hat und eben ſo nothwendig iſt, als der Dualismus in meiner Kunſt und meinem Wiſſen? Ich kann nur zwei entgegengeſetzte Leben leben oder gar keins *). Vielleicht aber weißt Du das, und willſt nur andeuten, daß was mir nothwendig iſt, Dir in der Zeit wenigſtens nicht möglich ſcheint. Da magſt Du leicht Recht haben, ſowie auch die Leute ganz Recht haben, mehr als ſie wiſſen, wenn ſie mich für wahnſinnig halten. Das thuſt Du nun auch, oder ſollteſt es doch thun, und dann nicht mit ſolcher Vernunft drein kommen, die doch gar nichts darüber vermag, ſo daß es unheilig wäre auch nur Rückſicht auf ſie nehmen zu wollen. Ich bin ſtark beim Plato. Ich habe der Leichtigkeit wegen mit der Republik den Anfang gemacht, und ſchon vieles zur Einleitung aufgeſchrieben. Es ſcheint mir jetzt oft, daß ich Platos Geiſt ſo hell durchſchaue wie einen klaren Strom. Ich ſehe mit Ungeduld dem Phädrus und Protagoras entgegen.

---

*) Schleiermacher's Antwort auf dieſe phantaſtiſche Begründung der Pariſer Reiſe muß ſcharf geweſen ſein. Schlegel beklagt ſich im folgenden Briefe, daß Schlm. ihm ſo unfreundlich geantwortet habe auf ſeine „Betrübniß darüber, daß Schlm., was er nothwendig thun, denken und verſuchen müſſe, eben ſo nothwendig nicht billigen könne“. In einem der Gedankenbücher Schlm.'s findet ſich die nach andren Gründen eben dieſer Zeit angehörende kurze Bemerkung: „den Widerſpruch ſo gradezu zu toleriren und zu ſetzen wie Schlegel iſt ein Uebermaaß der Phantaſie über die Vernunft.“

Dresden, den 15. Februar 1802.

Damit Du nicht in Sorge biſt, eile ich den richtigen Empfang des Manuſcripts zu melden und beſchwöre Dich nun, ſogleich den Protagoras nachfolgen zu laſſen. Den Phädrus erhältſt Du den nächſten oder ſpäteſtens den übernächſten Poſttag. Dorothea redet ſehr oft und ſehr dank- und liebevoll von Deinem letzten Briefe. Daß ſie ihn nicht gleich beantwortet, mußt Du auf die Umſtände und ihre Geſundheit ſchieben. An Eleonore nächſtens.

Das Neuſte vom Plato iſt, daß ich die Republik kritiſch geleſen und gefunden habe, daß die Eintheilung in zehn Bücher falſch iſt. Sie hat drei Theile, oder wenn man das als προοίμιον förmlich conſtituirte erſte Buch beſonders zählt, vier. Der zweite Theil fängt kurz vor dem Ende des vierten Buches an, p. 376 Bipont., der dritte und letzte mit dem achten Buche. Die Conſtruction des Ganzen iſt ſehr merkwürdig; darüber nächſtens mehr. Die vornehmſten interlocutores ſind allegoriſch. Der Γλαύκων wird ausdrücklich der τιμοκρατία gleichgeſtellt; Ἀδείμαντος als Freund des Reichthums und ὀλιγαρχικός redend eingeführt, ſowie der Charakter des Θρασίμαχος dem τυραννικός vollkommen entſpricht. Πολέμαρχος der Bruder des Lyſias war ein bekannter Demokrat. Sokrates ſelbſt und in ihm Plato = βασιλικός.

Dresden, den 18. Februar 1802.

— Heute nur einige Worte über den Plato. Sieh Dir doch die Stelle an Rep. III. 314.*) Könnte hier wohl eine Rückſicht auf Xenophons Cyropädie ſein? Und iſt die Zeit beſtimmt bekannt, in welcher dieſe geſchrieben iſt? Ich habe den Philebus angefangen, und es iſt mir jetzt wahrſcheinlich daß er nach der Republik ſey und den Uebergang von dieſer zum Timäus macht, wo dann der Uebergang in dieſer ganzen Reihe vom Popularſten zum ganz Wiſſenſchaftlichen und Eſoteriſchen ziemlich ſtetig ſein würde.

---

*) Er meint p. 412 B Steph. χορείας γὰρ κτλ.

Beziehung auf den Philebus oder vielmehr Zuſammenhang beider findet ſtatt mit der zweiten Maſſe der Republik, wo von der Philoſophie und dem höchſten Gute gehandelt wird. Es zeigte ſich auch noch einmal eine entfernte Möglichkeit, eine Stelle in einer Platoniſchen Reihe für Alkibiades I. zu finden. Ich habe aber von neuem Dein Verdammungsurtheil aufs vollſte beſtätigen müſſen. Im Charmides paſſen die Perſonen eben ſo allegoriſch zum Inhalt und deſſen Gegentheil, wie in der Republik. Desgleichen im Laches. Vielleicht iſt Charmides vor Laches zu ſetzen. *Χαῖρε.*

Dresden, den 25. Februar 1802.

Ich hatte vor einigen Tagen einen rechten Schreck da ich mir Deine Einleitung zum Phädrus nehmen wollte, ſie noch einmal zu leſen, in Rückſicht auf die zum Parmenides, die ich eben niederſchreiben wollte, und ſie zu meinem Erſtaunen nicht bei dem übrigen, was Du mir geſandt haſt, fand. Ich hoffe nur, Du haſt ſie bloß vergeſſen; bei mir kann ſie nicht verlohren gegangen ſein. Alles hat ſorgfältig eingewickelt und zugeſchloſſen gelegen, bis ich das Geſuchte vermißte. Du wirſt noch einige Kleinigkeiten angemerkt finden, von derſelben Art meiſtens wie die auf welche Du ſchon Rückſicht genommen haſt. Sollte ich noch eine allgemeine Bemerkung für die Zukunft machen, ſo iſt es, daß Du aus Furcht vor Hellenismen oft weniger concis biſt, als Du ſonſt gewiß ſein würdeſt. Folgendes habe ich unterdeſſen beobachtet, vermuthet, ausgedacht und herausgebracht. Vom *Parmenides* fehlt uns der Schluß, oder richtiger wohl die ganze letzte Hälfte des Werkes. Das zeigt ſich deutlich aus dem Vergleich der dialektiſchen Maſſe über das ἓν mit der Anlage des Ganzen im *προοίμιον*. So ſchließt Plato nicht, am wenigſten wenn er ſo angefangen hat. Es iſt als ob Phädrus etwa mit der erſten Gegenrede des Sokrates gegen den Lyſias ſchlöſſe. Ganz genau iſt der Vergleich nicht, aber er macht deutlich, und hätten wir den Parmenides ganz, ſo möchten wir ihn dem Phädrus ſehr ähnlich finden. Sichtbar iſt noch jetzt, daß er eben ſo ſehr wie dieſer auf die *Methode* ging, das ἓν und εἶδος ꝛc.

ſind wie dort Liebe, Beſonnenheit und Wahnſinn. So machen die drei wieder ein großes Ganzes, Phädrus, Parmenides und Protagoras. Vom Philebus ſcheint es mir eben ſo möglich daß er nicht vollendet, als daß das Fehlende verlohren ſei. Er bezieht ſich offenbar auf die zweite Maſſe der Republik, aber ſo daß er auf dieſe gefolgt ſein muß. Da Plato der Tradition nach in der letzten Zeit ſeines Lebens ſogar an der Republik noch retouchirte, ſo hat dieſer Gedanke um ſo mehr für ſich. Daß er ſtückweiſe arbeitete, oft das ſpätere eher, ſehen wir an den Fragmenten vom Timäus und Kritias. Am Gorgias möchte ein *προοίμιον* geweſen und verlohren gegangen ſein. Am Kratylus kann vorn und hinten etwas verlohren ſein. Die Stellen vom Euthyphron und Euthydemus ſind Beziehungen auf das Verlohrne. Euthydemus und Meno können nicht von Plato ſeyn. So wie im letzten gelehrt wird, denkt Plato nicht über die *ἀνάμνησις* und das *εἰ διδακτὸν ἡ ἀρετή*, und ſo wie im erſten, mit dem ohnehin die Stelle im Kratylus im Streit iſt, die der Verfaſſer des Euthydem eben ſo mißverſtanden haben mag wie der des Euthyphron die Erwähnung deſſelben im Kratylus, kann Plato gegen die eriſtiſche Philoſophie nicht polemiſirt haben, da wir in anderen authentiſchen Werken vor Augen ſehen wie er es thut. Vom Laches und Lyſis läßt ſich auch nicht behaupten daß ſie von Plato wären. Die übrig bleibenden ſchließen ſich deſto feſter an einander.

I. Phädrus, Parmenides, Protagoras.
II. Theätet, Gorgias, Sophiſtes und Politicus.
III. Republik, Philebus, Timäus und Kritias.

Außerdem noch als eben ſo gewiß Sympoſium, Kratylus, Phädon. Aber dieſe ſchließen ſich nirgends ſo feſt an, weder in ſich noch mit jenen. Sie ſind gleichſam außer der Reihe, wie Du meinteſt daß welche von den mir für unächt geltenden von Plato geſchrieben ſein könnten. Aber in Styl und Methode haben ſie einen beſtimmten Zeitcharakter. Phädon gehört wenigſtens danach zur erſten Epoche, Kratylus unſtreitig zur zweyten. Der Gorgias iſt nothwendig zwiſchen Theätet und Sophiſtes. Ich habe ihn darauf ganz eigentlich noch einmal geprüft. Kannſt Du mir helfen, warum Parmenid. p. 77. l. 10. ἑπτὰ ἡμῶν *) ſteht, da doch nur fünf interlocutores genannt ſind. Auch verſtehe ich p. 75. l. 6. ἀλλὰ σὺ μὲν εἶπας τῶν συμβεβηκότων τι **) nicht. Wie interpretirſt Du das? Heute hoffe ich nun endlich gewiß auf den Protagoras. Den Phädrus ſchickſt Du wohl gleich an Frommann, oder mir mit der Einleitung zurück? Du haſt doch den Octavianus nicht verſäumt? Was hältſt Du davon? Heute kann ich Eleonoren nicht ſchreiben, das wäre Sünde, Du ſiehſt es gewiß gleich dieſem eilfertigen Brief an. Die unächten platoniſchen Dialogen ſind wahrſcheinlich von ſehr verſchiedenen Autoren; eine Parthie iſt vielleicht vom Hermodoros dem Schüler des Plato der ſeine Bücher verkauft hat geſchmiedet. Dann mögen noch andre darunter gekommen ſein, die Νόμοι vielleicht vom Xenokrates, die ſchönſten kleinen vom Speuſippos oder ſonſt einem zierlichen Philoſophen. Wie viel Zuhörer hat Fichte?

Dresden, den 18. März 1802.

Gleich nachdem ich Deinen vorletzten Brief erhalten hatte, wurde ich krank, und daher haſt Du nicht eher Nachricht von mir erhalten.

Ich freue mich nun wenigſtens den Phädrus vollendet vor mir zu haben. Aber ich beſchwöre Dich, mir ja den Protagoras auch gleich zu ſchicken. Am beſten wär' es wohl, Du ſchickteſt ihn mir gleich ſo, wie Du ihn zu laſſen wünſcheſt, da Du das wenige, was meine Kritiken Dir nützen können, doch gewiß ſchon aus denen zum Phädrus abſtrahirt haſt, da ſie ſo beſtimmt nur auf Eines gehen. Ich habe Frommann zu Ende März die Geſpräche verſprochen, und die Einleitung zum Parmenides kann ich nicht ſchreiben ohne auch die zum Protagoras zur Hand zu haben. Die Aenderungen im Phädrus ſind alle gut. Was Du über die ſtreitige Stelle der beiden ἔφη ſagſt, iſt freilich äußerſt unbefriedigend; es ſchadet aber nicht, da es einmal Deine Ueberzeugung iſt. Uebrigens fahre ich fort fleißig zu ſein. Der Philebus erwartet noch beſonders viel von Eurer kritiſchen Hülfe. Getrauſt Du Dir den K[illegible]s zu überſetzen? Es wäre doch ſehr ſtörend wenn man ihn weglaſſen müßte. Auf die Füße meiner platoniſchen Mittheilungen haſt Du ſehr wenig oder eigentlich nichts wiedergegeben. Doch das iſt vor der Hand nicht das wichtigſte. Denn erſt wenn Du ſelbſt eine Unterſuchung darüber angeſtellt haſt, wozu bei Deiner Langſamkeit im Leſen und Abneigung dagegen leicht einige Jahre vergehen können, wird mir Dein Urtheil über meine Meinung wichtig ſein können, und wenn Du erſt eine eigne darüber gewonnen und vollendet haſt, ſo wirſt Du wohl von den Reſultaten der gründlichſten und ſchärfſten Nachforſchung über dieſen Gegenſtand nicht mehr ſo gar leicht und obenhin ſprechen. Schicke mir nur vor allen Dingen den Protagoras, damit ich doch auch von Dir einen Troſt und eine Anregung in der unermeßlichen Arbeit erhalte. Ich beſchwöre Dich um die äußerſte Sorgfalt in der Correctur des Novalis. —

---

*) 129 D Steph.

**) 128 C Steph.

Lieber Freund, ſchreibe mir einmal wieder einen recht ordentlichen Brief; es iſt in Deinem verlegen beſonders eine ſeltſam üble Laune, in der man nie ſchreiben ſollte. Grüße mir den Heindorf. Ich werde ihm ein Exemplar des Alarkos geben, er ſolls ſich alſo ja nicht anſchaffen, wenn ers auch nicht gleich von Wilhelm erhält. Ich habe es neulich vergeſſen ihn mit auf die Liſte zu ſetzen. Schicke mir doch ja Aushängebogen von Ofterdingen. Nächſten Poſttag ſchreibt Dorothea an Dich und ich an Eleonore. Mehmel *) hat mir die Recenſion der Schiller'ſchen Trauerſpiele angeboten. Ich habe freilich keine Zeit dazu, aber es iſt das eigentlich Schade.

---

*) Der Redakteur der Erlanger Litteraturzeitung, die ſeitdem Mehmel aus derſelben in Folge einer von Schelling herrührenden Recenſion der [illegible] ausgeſchieden, Organ der neuen Schule war.

Dresden, den 25. März 1802*).

Geliebteſter Freund, mit der größten Theilnahme habe ich die Nachricht geleſen die Du mir giebſt. Ich wünſche und hoffe daß alles glücklich gehen mag, d. h. daß Du mit ſo wenig Verdrießlichkeiten davonkommſt als nur möglich iſt. Eleonoren wird es gewiß nicht an Muth fehlen, und ſo habt Ihr noch ein ſchönes Leben vor Euch. Bei der Entfernung von Berlin bedenke nur das, daß Du von jeher doch nur durch Aufopferung Deiner geſelligen Bedürfniſſe Deine Zwecke in der Wiſſenſchaft erreichen konnteſt. Benutze nun den Zufall, und laß uns erfreuliche Früchte aus Deiner Entbehrung hervorgehen ſehen. Von nun an iſt mir alles doppelt theuer was Du hervorbringſt und bildeſt. Die Einſamkeit iſt die Mutter der Wiſſenſchaft und Kunſt. Machſt Du Dir nicht die Kritik der Moral in Rückſicht der Gelehrſamkeit zu ſchwer, da ſie doch wohl nur eine Kritik der wenigen nothwendigen Syſteme enthalten kann im allgemeinen, nicht die beſondre Geſchichte der zufälligen? Wenn Du nun zum Stoicismus noch den Seneca und Cicero zu leſen Dich überwindeſt nebſt Deinem Arrian, ſo wüßte ich nicht was Dir noch Plato und Ariſtoteles fehlen könnte. Und dieſe alle mußt Du ja leicht ſelbſt in Stolpe haben können. Vor allen Dingen müſſen wir auch zwiſchen Paris und Stolpe recht lebhaft correſpondiren. Alles organiſirt ſich mehr und mehr; die nächſten Schwierigkeiten ſcheinen überwunden. Drei Jahre bleibe ich gewiß in Frankreich, und bis dahin muß auch ſchon der Hauptverſuch gemacht ſein mit dem franzöſiſchen Werk. — Frommann iſt noch in der beſten Dispoſition. Der erſte Band ſoll durchaus noch zur Meſſe kommen. —

Wie glücklich iſts, daß dieſe Revolution nicht vor meiner Reiſe nach Berlin eingetreten iſt, daß wir uns noch geſehen haben. Zu Lucinde II. ſehe ich wohl, daß ich noch viel, ſehr viel zu arbeiten habe. Ein Paar Dramen aber werden, wenn der Plato bei Seite iſt, ſehr ſchnell fertig werden. Die Encyklopädie wächſt im Stillen.

---

*) Anfangs März — wie es ſcheint — entſchied ſich ſeine Ueberſiedelung nach Stolpe, deren Motiv in dem hier folgenden Briefe (vergl. I, 298) angedeutet iſt.

[Doroth.] Ihr letzter Brief enthielt nicht wenige Neuigkeiten lieber Freund, wir wiſſen alle noch nicht, ob wir uns damit freuen oder betrüben ſollen? Meine erſte Bewegung war nach der Charte: Hilf Gott, wie weit hinauf liegt dieſes Stolpe! wie weit von Berlin entfernt, und von jeder ordentlichen Stadt; ſo himmelſchreyend nördlich, ſo weit weg von allem Schönen. Armer Freund Sie haben viel Noth vor ſich zu überſtehen! — Die Strecke von Paris nach Stolpe iſt wirklich unermeßlich! auf der Charte die beyden äußerſten Enden; und doch, ich kann es nicht verhehlen, glaube ich beynah noch eher Sie einſt in Stolpe wiederſehen zu können als in Berlin! —

Friedrich Schlegel an Eleonore.

Ohne Datum.

Verehrte Freundin, mit Freude und Theilnahme habe ich den Entſchluß vernommen den Schleiermacher gefaßt hat. Sie werden dem Beiſpiele ſeiner Entſchloſſenheit folgen und nach einem kurzen Kampfe den ſchönen Lohn eines heiteren Lebens gewinnen. Ich übergehe die leere Zwiſchenzeit, die doch auch nicht einmal leer ſeyn wird, und vor meinen Augen ſteht nur die feſtliche Zeit, wo das was ſchon lange vollendet iſt nicht mehr verborgen ſein wird, ſondern als ein ſchönes Geheimniß vor jedem Auge daſteht. Seyd entſchloſſen und glücklich; allen Segen, den ein armer Weltgeiſtlicher wie ich verleihen kann, gebe ich Euch gern.

Es iſt nur gut von Schleiermacher, daß er Sie mir endlich einen Augenblick gezeigt hat. Ich werde es in dankbarem Herzen bewahren und die ſchöne Stunde nicht vergeſſen.

Ich bin unterdeſſen ſehr fleißig geweſen, aber gedichtet habe ich noch nichts, gar nichts ſeit ich Sie ſah, man müßte denn das unreife Zeug was ſich im Gefühle meldet ſchon für Poeſie halten wollen.

Erhalten Sie mir eine Stelle in Ihrem Andenken, und begleiten Sie wenn die Bitte nicht unbeſcheiden iſt ſeine Briefe bisweilen mit einem Worte, damit ich ihn zwiefach vor mir ſehe.

Im Junius werde ich mit meiner Freundin am Ziele der Vereinigung ſein. Auch hier iſts nur eine leidlich beſſere Vor- und Zwiſchenzeit. Leben Sie wohl.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Dresden, den 3. April 1802.

Geliebter Freund, ich danke Dir herzlich für Deinen letzten Brief. Wir ſind oft im Geiſte bei Euch und vereinigen unſre Wünſche und Hoffnungen mit den Eurigen. Ich hoffe auch noch ſtandhaft, daß die Einſamkeit bei Dir gute Früchte tragen, oder vielmehr die guten Früchte die ſchon lange ans Licht wollen, fördern wird. Iſt ja doch Dein Kunſttrachten und Wiſſenſchaft nur durch eine Art des Zwangs gediehen, und wenn es bei jedem Menſchen ein gewaltſamer Zuſtand iſt, ſo erſcheint dies bei Dir um ſo deutlicher, je mehr Du ganz eigentlich das erſte biſt. Alſo glaube ich nicht daß die Dialogen leiden werden. Faſt wunderts mich der Mathematik nicht erwähnt zu finden unter Deinen nächſten Planen. Wäre das da nicht der rechte Ort dazu?

Der Protagoras war mir ſehr willkommen. Er iſt ſchon bei Frommann, und alles was Du erinnert haſt habe ich möglichſt eingeſchärft. Uebrigens fand ich auch gar nichts daran weder auszuſetzen noch zuzuſetzen, als etwa eine halbe Million Punkte über die i, was ich auch redlich gethan habe. Die Einleitung hat meinen ganzen Beifall. Die allgemeine Anmerkung in Betreff der Philoſophie und Heindorf's bitte ich Dich mit einigen Worten aufzuſetzen, und ſelbſt zu wählen, ob ſie den übrigen Anmerkungen vorgeſetzt, oder von mir an der Stelle der Vorrede wo es ſich ſchickt eingeſchaltet werden ſoll. Noch iſt der Parmenides leider nicht abgegangen. Aber bald wird er es können, ich ſehe Land und das Ziel der ungeheuren Arbeit vor Augen. Zu Ende März hatte ichs Frommann verſprochen. Dieſer iſt in allen Stücken ſehr gut und willig geſtimmt. Meine Ueberzeugung in Rückſicht der platoniſchen Sachen iſt unverrückt dieſelbe; meine Unterſuchung iſt jetzt beendigt. —

Daß Du den Alarkos recenſiren willſt, iſt ſehr ſchön. Aber wie ſoll ich Armer das nun in Marli zu leſen kriegen? Du mußt

Dir nothwendig ein Exemplar von den Redactoren für mich geben laſſen. Haben Sie Dirs angeboten, oder Du ihnen? Die Romanze ſollſt Du nächſtens abgeſchrieben haben. Sobald ich wieder dichten darf, überſetze ich ſie auch.

Hat Hülſen Dir von ſeiner neuen Heirath geſchrieben?

Jetzt wandelt mich bisweilen die Luſt an, vor wenigen Freunden in wenigen Tagen einmal meine Philoſophie, oder meinen Idealismus wenn mans ſo nennen will, ganz ausbrechen zu laſſen. Nächſt dem Plato denke ich mich zunächſt an dem Jacob Böhme mit dem Wageſtück des Verſtehens zu verſuchen. Die Encyklopädie muß reif wachſen. Ich betrachte jetzt das Gedicht an die Deutſchen und den Herkules Muſagetes als Tendenzen zu meiner Encyclopädie; ich meine daß ich ſie werde mit Gedichten von dieſer Art und Ton beginnen und ſchließen. Wir fangen jetzt an die Gemäldeſammlung zu beſuchen. Den Sommer wohnen wir faſt gewiß in Marli. L. aus Berlin war bei mir, und ſagte mir der Alarkos würde dennoch aufgeführt. Wie iſt das?

Dresden, den 12 April 1802.

Geliebter Freund, ich muß nur heute noch wenigſtens einige Worte an Dich ſchreiben, um Dich in Berlin zum letztenmal zu treffen *). Wir ſind in Gedanken immer bei Dir, und wünſchen ſehr recht viel von Dir zu hören. —

Frommann wünſcht den zweiten Band bald auf den erſten folgen zu laſſen. Liebſter Freund, ich kann einmal nicht von meinem Eigenſinn in Abſicht der Aechtheit und Anordnung abgehen, und alſo wird bei der Stärke der Bände allerdings der Kratylos in den zweiten Band kommen müſſen, wenn Du es anders für möglich hältſt ihn zu überſetzen; wenn Du es aber nicht kannſt, ſo kann es niemand. Ich halte dieſe Aufgabe recht eigentlich für Dich geſchaffen. Bei der Ableitung aus dem Skythiſchen ſollte ich meinen

---

*) Schleiermacher machte um den 20. April einen vierzehntägigen Beſuch bei ſeiner Schweſter in Gnadenfrei. Briefw. I, 292. 294.

müßten auch die helleniſchen Worte ſelbſt beibehalten werden, ſonſt aber deutſche Wortableitung an die Stelle geſetzt. Das iſt freilich eine Unübereinſtimmung; aber es kömmt doch überhaupt nur darauf an, ein Bild von dem Worte zu geben das in der Reihe nach meinem Gefühl durchaus nicht fehlen darf. Ich bin neugierig, ob Du bei genauer Leſung meine Vermuthung, daß wir nur ein Fragment des Werkes haben, beſtätigt finden wirſt.

Recht ſehr wünſchte ich daß Du mir alle Conjecturen die Du etwa machteſt zu den 16 Dialogen meines Kanons in der Folge immer mittheilteſt. Beſonders zum Philebus und Politicus ſcheinen ſie mir gar nöthig. Zunächſt freilich zu dem letzten; ich könnte faſt wünſchen daß Du ihn gelegentlich einmal eigends darauf durchgingeſt. Unſtreitig fehlt der dritte Theil des ganzen Werks wo der Philoſoph nun nach dem Sophiſten und Politicus conſtruirt werden ſollte. Ich halte dieſes jetzt für eins der kunſtreichſten und gelungenſten Werke des Plato; und wollte man bloß auf die erſte Kategorie ſehen, ſo dürfte ich ihm faſt die erſte Stelle einräumen. Der Kritias erhält durch ihn ein neues Licht. Denn offenbar war er beſtimmt die ſchon im Politicus befindliche Andeutung eines im Gegenſatze der künſtlichen mit der ὑφαντικῇ verglichenen ariſtokratiſch-natürlichen oder göttlichen mit der Hirtenkunſt vergleichbaren königlichen Politik der älteſten Zeit (auszuführen); ſowie in der Republik die Andeutung der erſten im Politicus vollſtändiger ausgeführt iſt. In den zweiten Band kämen alſo Theätet, Gorgias, Sophiſtes, Politicus und Kratylus. Wollteſt Du auch noch den Gorgias nehmen, oder ſoll ich ihn behalten? Nur bitte ich nochmals mich mit Conjecturen zu unterſtützen. Beim Sophiſtes habe ich das Bedürfniß nicht ſo gefühlt, doch iſt das noch gar kein Beweis daß ſie nicht auch da ſehr nöthig ſeien. Es iſt mir wohl manchmal etwas der Art aufgefallen, aber eigentlich habe ich einen ſterilen Kopf dazu. —

Das neue Syſtem von Schelling*) habe ich dieſer Tage geleſen, und bin ordentlich erſchrocken es ſo zu finden. Noch nie iſt die abſolute Unwahrheit ſo rein und deutlich ausgeſprochen; es iſt wirklich Spinozismus, aber nur ohne die Liebe, d. h. ohne das einzige was ich im Spinoza werth halte. Es iſt nun das wovon die Leute ſo lange geſprochen und danach getrachtet haben, ein Syſtem der reinen Vernunft, der ganz reinen nämlich wo von Phantaſie, Liebe, Gott, Natur, Kunſt, kurz von allem was der Rede werth iſt, gar nicht mehr die Rede ſein kann. Perſönlich iſts Schelling's Lehres. Aus dieſem bodenloſen Nichts, dieſer vollendeten Erkältung giebts keinen Rückweg, wenn man ſich ſelbſt ſo hineingearbeitet hat. Fichte hat Recht es unbedingt zu verachten. Es verſteht ſich daß dies alles nur von dem Reinphiloſophiſchen gilt, was auf wenigen Blättern enthalten iſt. Nachher in den Gedanken von Materie, Magnet, Licht, Eiſen, Stickſtoff und Kohle — und wirklich auch alles ein Kohl oder Salat aus Steffens und Ritter und Goethe — iſt wie natürlich Gutes und Böſes gemiſcht, denn hier iſt wie bisher faſt nichts Eignes. Das erſte dagegen iſt durchaus eigen. Ich habe ſo weitläuftig davon geſchrieben, weil ich denke Du lieſeſt es doch auch wohl bald, und dann bitte ich Dich mir recht umſtändlich davon zu ſchreiben. Bei ſolchen Gelegenheiten bekomme ich allemal recht Luſt, einige ordentliche philoſophiſche Quaderſteine in die Welt zu ſetzen. — Meine herzlichen Grüße an Eleonore. Noch bin ich mit dem Plato nicht fertig; aber das Ziel iſt nahe, ich arbeite unermüdet. Noch eine platoniſche Notiz. Im Politicus ſind die *παραδείγματα* von der *ὑφαντικῇ* und *ἀγαλματουργικῇ* beſonders groß und wichtig. Sie ſcheinen mir gleichſam einen Uebergang aus ſeiner Dialektik zu den Mythen zu bilden. Das in der Republik III. init. hat ſchon ganz mythiſchen Charakter.

---

*) Wie es in der Zeitſchrift für ſpeculative Phyſik II, 2. [Johanni 1801 erſchienen] ausgeführt worden war.

Frommann an Schleiermacher*).

Jena, den 12. April 1802.

— Endlich hat mir Friedrich das Manuſcript zu Ihren beyden

---

*) Es ſchien nöthig Einiges aus den Briefen Frommann's mitzutheilen, um

Geſprächen eingeſandt; indeß fehlt mir leider noch von ihm die Einleitung, der Parmenides und der Phädon. So kann nun leider der erſte Band wieder nicht in der Meſſe ausgegeben werden. — Friedrich wird Ihnen geſagt haben, daß wir beide glaubten Sie wären zu ängſtlich, indem Sie den Umdruck des Phädrus auf Ihre Koſten wünſchten. Jetzt aber, nachdem ich geſehen, was und mit welcher Strenge Sie geändert, habe freylich auch ich mich darüber gefreut. — Ich höre Sie verlaſſen Berlin und werden nach Pommern verſetzt, Friedrich aber hat eine große Reiſe im Sinn. Beides muß Sie natürlich anderweitig beſchäftigen, wozu bey Friedrich noch immer entſchiedene Arbeitsſcheu kommt, die wir uns nicht leugnen können. Das macht mich natürlich für die Fortſetzung des Plato ſehr beſorgt. Können Sie mich darüber beruhigen, ſo ſoll es mir ſehr erwünſcht ſeyn; ich rechne ohnehin auf Sie und Ihren Einfluß auf Friedrich am meiſten. Haben Sie daher die Güte mir recht bald Ihre Hoffnungen und Plane für den zweyten Band mitzutheilen. —

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Dresden, den 27. April 1801*).

Tauſend Dank für Deinen letzten Brief, und heute wenigſtens eine Zeile Antwort mit Schütz und Bernhardi. Wenn es mit dem Plato ſo unglücklich geht, ſo werde ich Deine Ordre gewiß befolgen. Zu Leipzig ſind wir gewiß nicht vor dem 9. oder 10. Mai, bleiben

---

auch von dieſer Seite den Gang der gemeinſamen Unternehmung in klares Licht zu ſtellen, über welche die unwahren Aeußerungen Fr. Schlegel's, die zum Druck gelangt ſind [Galer. I, 237] eine ſo falſche Vorſtellung verbreitet haben. Frommann war bekanntlich von Züllichau nach dem litterariſch bewegten Jena übergeſiedelt und dort, wo derſelbe das gaſtfreieſte Haus hielt, hatte Fr. Schlegel mit ihm über die Platoüberſetzung angeknüpft. Wir haben die ſcharfen Urtheile nicht geſtrichen, welche im Verfolg dieſer unangenehmen Verhandlungen über dies Unternehmen hervortraten, verweiſen indeß zur Rectificirung derſelben u. a. auf Ernſt Leben S. 32 ff.

*) Offenbar verſchrieben für 1802.

dann aber mehrere Tage, da ich vielerlei Geſchäfte dort habe. — Dorothea war wieder kränklich eine Zeit her. Daher kann ſie auch nur wenig ſchreiben. Werde ich Heindorf's Dialogen*) nicht bekommen? Du weißt ich habe im Timäus immer viel Verwirrung gefunden, nämlich in der letzten Hälfte, und dieſes daher erklärt, daß der Dialog offenbar nicht fertig ſei, vielleicht alſo die letzte Hälfte nur erſte Skizze ſei, mit Doubletten, und in dieſer Verwirrung jeder Art von Corruption deſto ausgeſetzter. Aber bei einer neuen äußerſt ſorgfältigen Sichtung habe ich gefunden daß der Schade tiefer geht. In der That, wie ſoll dieſe Metamorphoſe der Elemente, die grobe Atomiſtik von den Triangeln als Hypotheſe zur Erklärung jener Hypotheſe, dabei die Spuren von Bekanntſchaft mit der ariſtoteliſchen Philoſophie, der Unmöglichkeit des leeren Raums und der quinta essentia, und endlich ſchon die ganze Humoralpathologie, wie ſollen ſie von Plato ſein, da ſie ſo ganz identiſch mit dem ſind was man Neuplatoniſch nennt? Das unſtreitig Rechte ſcheint mir ſchon p. 336 (— 339) ed. Bip. aufzuhören**). Gar ſehr verſtändlich iſt mir übrigens jenes neuplatoniſche Weſen geweſen, und es hat mich ſogar erregt es künftig näher zu durchforſchen. Es muß ſich nicht ſehr entfernt an den Spinoſa anſchließen.

Vielen Dank für Deine Nachrichten. Schreibſt Du mir nach der Zeit der Reiſe, ſo ſchreibe klein und ſchicke den Brief nur in Bs. Comptoir. Grüß Eleonore. Siehſt Du etwa Schw. auf Deiner ſchleſiſchen Reiſe, ſo grüß ihn von mir.

Frommann an Schleiermacher.

Leipzig, den 21. Mai 1802.

Ihr freundſchaftliches Schreiben vom 18. April habe ich nicht früher beantworten können, weil unſer Freund erſt ſeit einigen Tagen hier iſt. Aber unſre Geduldprüfungen ſollen noch nicht geendigt ſeyn. Er hat kein Manuſcript fertig und bis jetzt iſt weder die Einleitung, noch der Parmenides, noch der Phädon vollendet. Könnte er noch, ſo ſagt er, drey Wochen ruhig arbeiten, ſo wäre alles geſchehen; aber er könne nicht länger warten, er müſſe nun endlich reiſen, und hätte durchaus hier zur Meſſe ſeyn müſſen. Er hat mir natürlich viele Gründe angeführt, die zum Theil Grund haben mögen, und die ich glauben muß. Er wird Ihnen auch ſchreiben. Ich hatte bei meinem Abgang von Haus Alles zum Druck eingerichtet und rechnete auf deſſen ungeſtörten Fortgang. Geſtern habe ich indeß alles ſuſpendirt; denn ehe ich nicht das ganze Manuſcript in Händen habe, drucke ich kein Blatt. Nehmen Sie dieſen letzten Aufenthalt zu allem ſchon vorangegangenen, und Sie werden denken können, wie mich dies decontenancirt hat. Es hat faſt die Luſt zur ganzen Unternehmung bey mir erſtickt, ſo daß Schlegel auf meine Veranlaſſung mit einem anderen Verleger hat ſprechen müſſen, ob dieſer gegen Erſtattung meiner baaren Vorſchüſſe, ohne Anſpruch auf anderweitige Unkoſten ꝛc. von mir, in meine Rechte treten wollte. Aber auch dieſer Ausweg ſchlug fehl, und ſo habe ich mich denn zum letzten entſchloſſen, um Ihnen die Ueberzeugung zu geben, daß von meiner Seite das Aeußerſte geſchehen. Ich halte alſo aus unter der ausdrücklichen Bedingung:

---

*) Sie ſind 1802 erſchienen.

**) p. 46 B — 47 D Steph.

> daß Schlegel das Manuſcript zum Parmenides und Phädon, ſowie zur Einleitung, ſo aus Marly an mich abſendet, daß wenn es Ende Auguſts nicht in meinen Händen iſt, ich für immer von dieſer Unternehmung zurücktrete. In dem Falle muß er mir Ende Auguſts alle gethanen Vorſchüſſe erſetzen.

Dies iſt auch ſo ganz meine letzte Entſchließung, daß ich unter keinem Vorwande und keiner Bedingung davon abweiche, welches Sie ſelbſt nicht mißbilligen können und werden. Schlegel betheuert dabey, daß er gleich bey ſeiner Ankunft in Marly nur für den Plato leben werde, daß alles auch ſo weit und er nun endlich ſo ganz im Klaren ſei, daß er ſchon Ende Juni hoffe bis aufs Abſchreiben fertig zu ſeyn. Nach allem dieſen wollen wir nun ihm einmal glauben und danach vorläufige Einrichtungen treffen. Der erſte Band würde von mir ſchnell gedruckt und in der Michaelismeſſe ausgegeben. Er enthielte außer der Einleitung jene vier Geſpräche. Sie, auf deſſen Wort ich auch nur nach dieſem einen Briefe ſicher baue, arbeiten bis zu Michaelis den Theätet, Sophiſtes und Politicus aus, und werden bis Weihnachten auch wohl noch den Kratylus übernehmen. Schlegel verſpricht den Gorgias, den aber im Nothfall auch Sie liefern werden, wenn, wie er nicht zugeben will, er uns wieder im Stich ließe. So hoffe ich in den erſten Monaten des künftigen Jahres den zweiten Band ausgeben zu können.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Leipzig, den 22. Mai 1802.

Theuerſter Freund, ich habe nur einen Augenblick Zeit um Dir und Eleonoren noch einmal ein herzliches Lebewohl zu ſagen. Es gehe Euch wohl! und ſchreibt nur bald!

Unſre Geſchäfte ſind alle glücklich arrangirt; wir können unſer Unternehmen mit frohem Muthe antreten. Ich würde ohne alle Sorge ſein, wenn nicht noch etwas am Plato fehlte. Der Parmenides und Phädon (den ich mir alſo in jedem Falle vorbehalten muß, er mag in den erſten oder zweiten Theil kommen) iſt überſetzt, aber noch nicht ganz abgeſchrieben, auch ſind die Einleitungen noch nicht fertig. Frommann hat mir daher noch eine kurze Friſt geben müſſen, und ich hoffe auch Du wirſt nichts dagegen haben. Daß Du den zweiten Theil ganz oder größtentheils übernehmen willſt, iſt mir höchſt erfreulich; ich acceptire es beſtimmt für den Theätet, Sophiſtes und Politicus. Da Frommann ſehr zu wünſchen ſcheint, daß ein Dialog auch von mir ſei, ſo wollen wir für jetzt wenigſtens den Gorgias auf meinen Theil rechnen. Sobald aber nur der geringſte Zweifel eintritt, ob ich ihn zur beſtimmten Zeit liefern kann, ſo melde ichs gleich, und nehme für dieſen Fall Dein Anerbieten an.

— — Verlaß Dich darauf daß Reimer niemals unzufrieden mit mir ſeyn ſoll, ich habe ihn ſehr lieb; auch iſt er einzig unter den Buchhändlern. Die herzlichſten Grüße an Eleonore.

Soweit war ich, Dorothea, Secretair; nun grüße ich tauſendmal mit ganzer Seele und von ganzem Herzen und bitte Sie für uns um Ihren Segen und Ihr liebendes Angedenken.

P. S. für Friedrich. Wenn Du den Alarkos noch recenſirſt, ſo ſorge ja, daß ich die Recenſion bekomme.

Den Brief an die Herz geben Sie gütigſt ab. — Lebt wohl, lebt wohl, theure liebe Freunde.

„Wir reiten dem Schickſal entgegen ſchnell.“

Sack an Schleiermacher *).

Berlin, den 1. Juli 1802.

Es hat mir, mein theuerſter Herr Prediger, ungemein leid gethan, daß ich Sie nicht noch vor Ihrer Abreiſe nach den hyperboräiſchen Gegenden habe ſehen können. Ich kann es mir denken, daß in Anſehung des Umganges, wie Sie ihn brauchen und wünſchen, Stolpe kein Erſatz für Berlin ſein kann. Doch das haben Sie ohne Zweifel voraus in Rechnung gebracht, und ſo wünſche ich nun, daß von dem Guten, welches Sie bei der Entbehrung ſich vorgeſtellt haben, nicht zu viel abzudingen ſein möge. Das angenehme Bewußtſein ſich geſchätzt und nützlich zu wiſſen, wird Ihnen gewiß nicht fehlen, und damit iſt ſchon immer ſehr viel für die Zufriedenheit eines braven Mannes gewonnen.

---

*) Seit dem Ende des Mai 1802 war Schleiermacher nach Stolpe übergeſiedelt [Briefw. I, 288. 9], wo er bis zu ſeiner Berufung nach Halle — Herbſt 1804 — blieb.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Paris, den 15. September 1802.

Herzlich geliebter Freund, Du biſt der erſte der unſrigen, deſſen Rede ich hier vernommen habe. Du haſt mir eine große Wohlthat dadurch erzeigt und keine geringe Freude gemacht. Auch war es mir lieb von Dir ſelbſt nichts als gutes zu hören. Ich geſtehe Dir daß ich bisweilen mit einiger Sorge an Euch dachte. —

Mit unglaublicher Treue und wirklich mit Aufopferung zwiſchen allen Sorgen, Zerſtreuungen und neuen Gegenſtänden habe ich den Plato hier noch einmal ganz durchgeleſen, ganz und mit dem größten Rigorismus. Du kannſt daraus ſchon ſchließen, daß ich eben noch nicht lange und nur mit genauer Noth fertig bin. Ich denke Du wirſt auch mit den Einleitungen zum Parmenides und Phädon zufrieden ſein. Sie ſind vorangegangen, und ich habe Frommann aufgetragen ſie Dir gleich in Abſchrift zu ſchicken. Hat dieſer unterdeſſen die Geduld verloren, ſo mag ihm Gott helfen, denn dieſe iſt doch das einzige was er dazu geben kann. Aber das Werk geben wir doch nicht auf, und wenn wir auch wollten wir könnten es nicht. Ich meine, wir laſſen gewiß nicht ab, den Plato zu verkündigen und wie ſichs gehört jeder auf ſeine Art zu bearbeiten; und was wir in dieſem Sinn bilden, wird gewiß eines ſein, wenn es auch nicht beiſammen ſteht. Laß alſo auch auf den ſchlimmſten Fall dieſes keinen Vorwurf gegen mich ſein, daß ich in dieſem Falle nur Zeit und alles beſte was ich habe, nur nicht meinen Eigenſinn aufopfern konnte. Lieber Freund, daß der Parmenides nur ein Bruchſtück und die lezte größere Hälfte des Timäus unächt und neuplatoniſch ſei, beides gehört zu dem gewiſſeſten. Wie wird es mit dem Kratylos, Beſter? Traurig und hart wär' es mir ihn weit weg verwieſen zu ſehen, denn er iſt beſtimmt vor dem Sophiſtes zu ſezen, wie ich nun nach nochmaligem Studium gewiß weiß.

Nun einige Notizen von hier. Wolf will gerade die vier Dialogen herausgeben, die Heindorf edirt hat, und läßt dazu hier conferiren; es muß ihm ſehr daran gelegen ſein, denn er läßt ſichs ſchweres Geld koſten. Die Abſicht kann doch kaum eine andre als eine feindſelige ſein. Heindorf hat mir ſeinen Plato übrigens nicht geſchickt, was ſchlecht iſt. Die Codices ſind hier, wie mir Baſt verſichert, bei weitem nicht ſo wichtig wie die florentiniſchen. Der beſte iſt einer von zweien, die aus Venedig hergebracht ſind. Ich will ſehen, ob ich nicht wenigſtens für den Sophiſtes und den Politicus Zeit gewinne meinen guten Willen auch von dieſer Seite zu zeigen. Baſt hatte alles an Wolf geſchickt, ſonſt würde er mir, wie er mich verſichert, gern die wichtigſten Varianten mitgetheilt haben.

Du willſt meine Gedanken vom Bruno wiſſen. Er hat mir nach dem vorhergegangenen Syſtem gefallen müſſen, denn was ſchiene nicht nach dieſem erquickend, und oft auch in Rückſicht auf die dialogiſche Kunſt. Es iſt freilich ein ganz ſchwacher erſter roher Verſuch. Aber ich hoffe er ſoll bald beſſere hervorbringen. Ich hoffe Du wirſt Deine Lieblingskunſt nicht lange in ſolchem ſchwachen Zuſtande ſehen können ohne ſelbſt Hand ans Werk zu legen. Was mir in dieſer Rückſicht beſonders auch misfällt, iſt daß er nicht beſtimmte hiſtoriſche Perſonen hat. Bruno ſelbſt, andere italieniſche Philoſophen Künſtler und Antiquare, das wäre ein vortreffliches Sympoſion geweſen und gerade Schelling ſehr angemeſſen, aber freilich hätte dazu mehr Zeug ſein wollen als er ſo nöthig gehabt hat; es iſt reine Aſthenie daß er es nicht gethan. Ich fordre unnachläßlich hiſtoriſche Perſonen und zwar aus der modernen Zeit zu einem dialogiſchen Kunſtwerke. Auch die Gnoſtiker glaube ich könnte man recht gut alles in unſrer Philoſophie ſagen laſſen, was wirklich gut iſt. Der Myſticismus in Schelling hat mich oft zu lachen gemacht; er iſt grade wie das Romantiſche in Schiller's Johanna.

Nun noch eine große Bitte. Gieb mir Beiträge zu meiner Europa*), damit wir doch in der großen Ferne auch dieſes Band der

---

*) Das erſte Heft dieſer Zeitſchrift von Fr. Schlegel erſchien im Beginn des Jahres 1803.

Correſpondenz mehr haben. Wenn Du etwas einmal proviſoriſch ſchreiben wollteſt über Politik, Moral, Grammatik oder Mathematik, alles das wäre mir höchſt willkommen, in jeder Form die Du willſt. Iſt dazu keine Ausſicht? Denke darüber nach und ſchlage es mir nicht ab. Von uns ſchreibe ich Dir nichts, als daß Dorothea Dich herzlich grüßt und fleißig iſt; ich kann noch nichts beſtimmen alſo wißt daß wir Freude, Liebe und Sorge vollauf haben. Ich leſe ſeit ich hier bin alles was von Dir gedruckt iſt. Das iſt recht reizend und eigen hier im Sande ſo deutſche Luft zu athmen. Nichts haſſen die Affen hier mehr als Kritik, nämlich ächt hiſtoriſche. Wolf iſt verhaßter als Kant.

Frommann an Schleiermacher.

Leipzig, den 22. October 1802.

Sie haben ſehr Urſach mit mir unzufrieden zu ſeyn, daß ich Ihre beiden Briefe vom 15. Juni und 21. Auguſt nicht früher beantwortet, und ich kann nur das zu meiner Entſchuldigung anführen, daß ich Ihnen gern recht befriedigend antworten wollte.

Vorerſt alſo nur noch meinen zwar ſpäten aber nicht minder aufrichtigen Dank für die Offenheit mit der Sie in Ihrem erſten meine getroffenen Maßregeln mit unſerem Freunde billigen. Es mußte mir ſehr angenehm ſeyn von Ihnen dies Zeugniß Ihrer Zufriedenheit zu erhalten. Heut kann ich Ihnen nun ſagen, daß dieſe Maßregeln doch nicht ohne alle Wirkung geblieben ſind. Der Auguſt und bis zum 18. September verging, und es kam keine Nachricht von Schlegel. Ich zögerte und wollte den September noch ruhig abwarten. Am 18. erhielt ich endlich ein Schreiben vom 2. aus Paris mit der Zuſicherung, die drey Einleitungen gingen mit der erſten Diligence ab und die Geſpräche folgten zehn Tage ſpäter, weil die Abſchriften noch durchgeſehen werden müßten. Schon hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, um ſo mehr überraſchte mich ſein beſtimmter Brief, über den ich Ihnen in meinem nächſten Brief mehr, von Haus, mittheile. Aber die Diligence ſchien einen verzweifelten Schneckengang zu kriechen, denn vom 18. September bis zum 8. d. M.

blieb ich wieder ohne alle Nachricht, endlich erhalte ich mit reitender Poſt die beiden kleinen Einleitungen und mit ein Paar Worten die Zuſicherung, der größere Theil des Manuſcripts ginge nun per Adreſſe meines Banquiers in Frankfurt a. M. per Diligence ab und werde 8 Tage ſpäter in meinen Händen ſeyn. Dies iſt zwar nicht der Fall, aber vielleicht finde ich es zu Hauſe vor. Die beiden Einleitungen zum Parmenides und Phädon habe ich ſogleich für Sie copiren laſſen und ſende ſie Ihnen, wie Sie wünſchen, hiebey zu.

Durch dieſe letzte Verzögerung von Fr. Schlegel iſt mir nun freylich der Plan vereitelt worden, den erſten Band zu dieſer Meſſe zu bringen. Er kann nun vor Januar nicht erſcheinen und ich muß mein Capital noch ein Jahr länger entbehren. Aber auch dies will ich tragen, da ich einmal ſo lange Geduld geübt habe. Den Druck fange ich an ſobald ich von Schlegel nur das Manuſcript in Händen habe, und der zweite Band muß nun unfehlbar in der Jub.-Meſſe erſcheinen. Die große Einleitung ſende ich Ihnen ſobald ſie nur abgedruckt iſt, und ſo werden Sie mir wohl Weihnachten den zweiten Theil Ihres Manuſcripts mittheilen können, damit der Druck im Januar anfange. An Friedrich will ich ſogleich ſchreiben, daß ich auf ſeinen Gorgias bis dahin gewiß rechnete, und ſo werden auch Sie wohl noch mit dem Kratylos zu Stand kommen, oder ſich mit Friedrich einigen ihn zum dritten Bande zu laſſen.

Sack an Schleiermacher.

Berlin, den 7. November 1802.

Ich danke Ihnen herzlich für die Nachrichten, die Sie mir von Ihren Ausſichten in Königsberg gegeben haben, und ſende dieſen Brief nach Stolpe in der Meinung, daß Sie nun dorthin zurückgekehrt ſeyn werden. Nach dem was mir auch Herr Zöllner geſagt hat, darf ich nicht zweifeln daß Sie vor Ihrem Mitbewerber Herrn Abegg den Vorzug erhalten werden, und es wird mich aufrichtig freuen, wenn Sie ſo bald einen Ihren Talenten und Kenntniſſen angemeſſenen Wirkungskreis erhalten und Ihre Lage nach Ihren eignen Wünſchen verbeſſert ſehen. Daß Sie in der Folge zu K. auch als akademiſcher Lehrer nützen könnten, wird wohl keinen Schwierigkeiten unterworfen ſeyn, und ohne Zweifel werden Sie zu Ihren Vorleſungen nicht ſolche Gegenſtände wählen, bey welchen Kanzel- und Kathedervorträge in Colliſion kommen könnten*).

Dorothea an Schleiermacher.

[Paris, den 21. November 1802.]

Ich habe noch immer nicht gelernt, das was mir angenehm iſt, als nothwendig anzuſehen, darum bin ich noch immer nicht dazu gekommen, Ihnen zu ſchreiben. Jetzt aber ſoll und muß es geſchehen, ſeit einigen Tagen drängt es mich gewaltig, es länger nicht zu verſchieben, und ſo verſchiebe ich es auch länger nicht, unbekümmert, wann der Brief fortgeſchickt wird, darum werde ich das Datum auch erſt beim wirklichen Abgang anmerken. Ich könnte Ihnen ſehr viel erzählen, zu viel! Denn wo ſoll ich anfangen und was erzähle ich zuerſt? Es geht mir wie einem der viel Schulden, viel Ausgaben zu beſtreiten hat und der nur eine kleine Summe erhält, mit der er nur einen Theil beſtreiten kann; was macht er zuerſt? Die Herz hat Ihnen geſchrieben, daß es uns hier nicht gefiele. Daran hat ſie Recht und doch nicht Recht; denn ſie kann es eigentlich nicht wiſſen inwiefern es uns gefällt oder nicht. Wir kamen von Dresden, aus den Armen der ſchweſterlichſten Liebe, verließen Tieck's, die wir nun erſt recht lieb gewonnen haben, die Natur, und die Kunſt, und kamen nach Paris mit der Erwartung, hier wenigſtens einen Theil dieſer Herrlichkeiten wiederzufinden. Von der Natur nahmen wir an der Grenze Deutſchlands, am göttlichen Rhein, Abſchied. Von den Freunden in Paris, von denen wir ſo viel gehofft (wir waren in Dresden verwöhnt worden) mußten wir auch bald Abſchied nehmen, denn wie ſehr hatten wir uns verrechnet! — Daß wir die ſchönſten Stunden bey den Gemählden und Kunſtſachen zubringen, werden Sie ſich gewiß denken. Friedrich hält auch hier eine deutſche Vorleſung über deutſche Litteratur; er hat viele Zuhörer, von denen aber nur zwanzig ungefähr bezahlen; wenn er nicht ſeinen Saal theuer bezahlen müßte, würde er doch eine hübſche Einnahme haben, denn es bezahlt jeder zwey Carolin, aber ſo wird wenig Geld dabey gewonnen, aber Friedrich thut es gern, und es wird ihn auch hier in großen Ruf bringen, und ſehr bekannt machen. Wer in Paris nur einmal durchgedrungen iſt, der iſt geborgen. Es ſind eine Menge Deutſche hier, und an allen Ecken findet man alte Bekannte. Wir leben faſt unter lauter Deutſchen, die man hier erſt recht ſchätzen lernt, denn wie dumm die Franzoſen ſind, das iſt unglaublich! wenn man nichts mit ihnen zu thun hätte, ſo wäre es ein herrlicher Spaß ſie zu ſehen und zu hören. Was weiter von uns zu ſagen, und wie wir uns tummeln und was wir thun, und was wir laſſen, ſiehe das ſteht geſchrieben in der Europa! Wir laſſen es uns herzlich ſauer werden! Mir reißt oft die Geduld, wenn es manchmal mit aller Anſtrengung nicht gehen will, und ich es ſo gar nicht dahin bringen kann, daß der Friedrich ein paar Jahre ſorgenfrey leben und denken könnte! Friedrich zeigt ſich aber in dieſer ſorgenvollen Zeit groß und immer liebenswürdiger; er hat große Geduld mit mir und weiß immer einen Troſt aufzufinden, der mich beruhigen muß. Täglich fühl ich mich in der Seele mehr und näher an ihn gezogen, und recht fühle ich das Glück mit ihm zu leben. Wie ſehr bedauern wir Sie, lieber Freund, daß Sie noch allein ſeyn müſſen! es iſt recht hart: aber auch wie allein ſind Sie! und die arme Leonore ſo allein, die arme Jette ſo mehr noch als allein, in ſchlechter Geſellſchaft! welcher Sturmwind hat Euch arme Menſchen ſo auseinander gejagt!

---

*) Auf Schleierm.'s Bericht, daß ſich dieſe Sache, um derentwillen derſelbe eine Reiſe nach Königsberg unternahm, zerſchlagen hatte, antwortet Sack den 19. Jan. 1803: „Ich bin ganz Ihrer Meinung in Anſehung des Werthes und des Nutzens der Predigerwahlen, und verſichert, daß nach der Lage der Umſtände jeder andre gegen Herrn Abegg die wenigeren Stimmen gehabt haben würde. Indeſſen iſt es erfreulich, daß Herr Abegg ein würdiger Mann iſt, und daß Sie die Vereitlung Ihres Wunſches nicht für ein Unglück anſehen, das Ihnen einen längeren Aufenthalt in Stolpe unleidlich machen konnte."

Schelten Sie den Friedrich nicht ſo wegen des Platos, der arme Menſch thut was er kann und mehr als er ſollte, ihr Herren habt gut reden, die ihr nicht für das tägliche Brod zu ſorgen habt, und in aller Ruhe ein Stück fertig machet. Frommann hat ſehr Unrecht, man thut wohl etwas mehr als ſeine ſtrenge Pflicht für ein Werk wie dieſes, wenn man es nicht für ſeine Pflicht hielte den Autor zu hudeln; ich kenne dieſen ſanften Herrn Frommann! Noch haben die Buchhändler, nach dem Zeugniſſe Aller, keinen Schaden an Friedrich, und ſie könnten ihm wohl einige Freyheit geſtatten; er muß ſich gar wunderlich drehen; das bedenkt aber keiner von den Herrn, und gewiß iſt auch keiner von ihnen, der ſo viel arbeitet als er, und ſo wenig davon hat. —

Was meynen Sie zu dem Streit von Wilhelm mit der A. L. Z.? ich für mein Theil halte es nicht für ſchicklich, daß er ſich ſo empfindſam mit hineinmiſcht, es war durchaus Schelling's Sache, ſich ſcharf und trocken und mediziniſch zu vertheidigen, wie er mediziniſch angegriffen worden ward, ohne alle Sentimentalität. Friedrich iſt nicht ganz meiner Meynung, aber ich fürchte ſo wie es jetzt iſt, wird wieder ein häßlicher esclandre daraus, wobey doch ein jeder, der es lieſt, denkt was er will*). Warum ſind Sie ſo ſehr dagegen, daß Fr. etwas in Vermehren ſeinen Almanach giebt? Was geht einen die Nachbarſchaft in einem Almanach an, es ſingt jeder ſein Lied, und keiner redet mit dem andern, oder inkommodirt den andern; man ſteht ja auf keine Weiſe für ſeinen Nachbar. Vermehren verdient es in mehr als einer Rückſicht ſehr wohl, daß man ſein Unternehmen unterſtützt, denn obgleich er ein mittelmäßiger Dichter, iſt er doch ein guter Redakteur, freut ſich mit jedem Beytrag, und bezahlt ihn gut, und bittet um neue, ſtatt daß man einem Buchhändler ſehr viel gute Worte geben muß eh er einen Almanach von den Schlegel's und Tieck nehmen, und es als eine hohe Gnade anrechnen wird, wenn er es thut. Die Leute kaufen nun einmal lieber einen Almanach von Vermehren und Röller und Haug u. ſ. w. als einen von Schlegel's und Tieck, und dieſen Lieblingsdichtern zu Gefallen leſen ſie auch gern einmal ein Gedicht von Schlegel, es kömmt ſo in viele hundert Hände und weckt doch wohl manchen Sinn und erwirbt manchen Freund, anſtatt daß ein Almanach, der ſich unter ſeinem Namen ankündigt, aus Oppoſition weder geleſen noch gekauft wird. — In Goethens und Schiller's Muſenalmanach waren genug ſolcher Leute dabey. Sie bekommen ganz gewiß keinen Buchhändler zu einem zweyten Almanach, während Vermehren ſeiner immer fortgehen wird. Ich weiß nicht, ob Friedrich wieder etwas darin geben wird, aber ich werde ihm gewiß nicht abrathen. Und wie denn, lieber Freund, ſeit wann wollt Ihr denn eine Loge machen? Seit wann iſt Euer Kreis als geſchloſſen anzuſehen? Mich dünkt wohl, allen die da *glauben* wird u. ſ. w., man ſollte nicht ſo ſpröde ſeyn, wenn es Menſchen giebt, die ſich gern an das Gute anſchließen und an dem Guten mit Herzhaftigkeit Theil nehmen wollen. Könnt Ihr die Feinde vertragen, ſo müßt Ihr Euch auch Freunde erhalten und erwerben können. V. iſt ein rechtlicher Menſch und meynt es ehrlich mit uns allen und mit der Poeſie, beſſer als er ſagen kann, und damit ſeyd zufrieden; er nimmt Euch nichts, aber Ihr könnt ihm vieles geben.

---

*) Als das S. 210 erwähnte Gericht über den Tod der Stieftochter A. W. Schlegel's in die der neuen Schule feindlich geſinnte Jen. A. L. Z. [1802 Nr. 225] Eingang gefunden hatte, verlangte A. W. S. den Umdruck dieſer Nummer, und da Schütz denſelben verweigerte, ließ er in Jena eine Flugſchrift verbreiten: „An das Publikum. Rüge einer in der Jen. L. Z. begangenen Ehrenſchändung, von A. W. S.,“ in der auch ein Gutachten Röſchlaub's mitgetheilt wurde. Zugleich führte Schelling in der Zeitſchrift für ſpeculative Phyſik [I, 1] den Krieg in einem Aufſatze über „das Benehmen des Obſcurantismus gegen die Naturphiloſophie“. Gegen beide hat ſich dann Schütz in einer Broſchüre vertheidigt: „Species facti nebſt Actenſtücken zum Beweiſe, daß Herr Rath A. W. Schlegel mit ſeiner Rüge niemanden als ſich ſelbſt beſchimpft hat, von C. G. Schütz. Nebſt einem Anhange über das Benehmen des Schelling'ſchen Obſcurantismus. 1803.“

Uebrigens leſe ich hier in Paris als ein Gegengift viel in der Bibel; Luther's Ueberſetzung. Man iſt wohl nicht geſcheut, wenn man jemals glaubt die Bibel hinlänglich geleſen zu haben. Ich leſe mit Aufmerkſamkeit, beyde Teſtamente, und finde nach meinem Gefühl ſelbſt das proteſtantiſche Chriſtenthum doch reiner, und dem katholiſchen weit vorzuziehen. Dieſes hat mir zu viel Aehnlichkeit mit dem alten Judenthum, das ich ſehr verabſcheue. Der Proteſtantismus dünkt mich aber ganz die Religion Jeſu zu ſeyn und die Religion der Bildung; im Herzen bin ich ganz, ſoviel ich aus der Bibel verſtehen kann, Proteſtantin; das öffentliche Bekenntniß davon halte ich nach meinem Glauben gar nicht für nöthig, denn ſogar in dieſem öffentlichen Bekenntniß liegt mir eine katholiſche Oſtentation, Herrſchſucht und Eitelkeit. Genug daß ich es weiß und es glaube. Haben Sie wohl je das Leben der Madame Guyon geleſen? Ich las es kürzlich, und es hat mich ſehr intereſſirt, obgleich ich ſie unerhört ſtolz und eitel finde; aber ich verſtehe einige Gemälde von chriſtlich-myſtiſchen Sujets durch die Guyon ſehr gut, die ich erſt gar nicht verſtand. Es iſt ſehr ſpät und wie Sie an meiner Schrift ſehen, bin ich ſchläfrig. Jetzt fällt mir es erſt ein, daß Sie es lächerlich finden werden, daß ich gerade Ihnen dieſes Glaubensbekenntniß abgelegt habe. — —

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Paris, den 13. Frimaire [1802]

Dein Brief, geliebter Freund, hat uns herzliche Freude gemacht. Daß Du den Parmenides nun auch für ein Bruchſtück erkennſt, iſt mir unendlich lieb. Das Factum iſt mir vor der Hand das Wichtigſte. Du willſt ihm eine Erklärung geben, zu der ich wenigſtens bis jetzt keinen Beweis gefunden; aber als Kritiker bin ich ſchon mit jener Einſtimmung völlig befriedigt. Für den Timäus iſt mir die Deinige gleichfalls gewiß. Laches und Charmides ſind ſehr ſchöne und ſehr platoniſirende Schriften (wie auch *Νόμοι* Gorgias und Sympoſium), und man kann ſie alle leicht für platoniſch halten, was ich jedoch nie thun werde. Daß Du aber das ſchlechtere Machwerk des Meno und Euthydemus bei fernerem und allgemeinerem Leſen des Plato ächt halten ſollteſt, iſt mir nicht glaublich. Ich werde Deine Anführungen dafür indeſſen nachprüfen; erleichtert hätteſt Du's mir, wenn Du die Stellen, da es doch Stellen ſind, beſtimmt citirt hätteſt. Denn da ich den Plato hier noch einmal ganz, und mehrere von dieſen Dialogen gerade zwei, ja dreimal geleſen habe, iſt's hart, daß ich noch einmal anfangen ſoll. Von Frommann hab' ich eben Brief; er hat noch Geduld, und ich muß Dir ſagen, ich glaube nicht daß er ſelbſt die Abſicht gehabt hat, den erſten Theil eher als zur Oſtermeſſe 1803 zu geben; gegen die Michaelismeſſe hatte er es immer für dieſes Werk. Es bleibt alſo bei unſerem gemeinſchaftlichen Unternehmen, Ihr müßtet es denn anders wollen, in welchem Falle ich mich Eurer und der Götter Entſcheidung unterwerfe. Wie iſt es aber nun? Da Du jetzt ſelbſt eine beſtimmte andre Anſicht haſt, wirſt Du Dir meine Anordnung gefallen laſſen können? Mich wundert daß Du die beiden kleinen Einleitungen noch nicht hatteſt da Du ſchriebſt; ſie ſind ſchon ſehr lange abgeſandt. Die große haſt Du nun wohl auch, wiewohl auch dieſe nur intenſiv groß iſt.

Du fragſt nach meinen andern Arbeiten, nach der Encyklopädie? Das iſt eben die Europa, wenngleich vor der Hand nur in fließender progreſſiver Geſtalt. Für Phyſik habe ich ſehr gute Mitarbeiter. Wie ungern ich Deine Mathematik entbehre, kann ich nicht ſagen. Ich hoffe immer noch daß der zweite Theil des Novalis Dich dazu erregt. Ich habe aber noch einen anderen Vorſchlag zu thun; in einem ſolchen Journal ſollte eigentlich wahre Zeitgeſchichte nicht fehlen; die muß aber nach dem jetzigen Zuſtande durchaus in exoteriſche und eſoteriſche zerfallen; und die letztere möchte ich von Dir haben — Monologen in der Perſon des Zeitalters — moraliſche Geſchichte der Sitten, des moraliſchen Zuſtandes und der moraliſchen Begriffe (Sitten, Geſelligkeit vor allem, und ſelbſt Verkehr, Gewohnheiten, Gewerbe). — Hab' ich Recht, ſo wirſt Du ſelbſt beſſer wiſſen was ich begehren will, als ich's zu ſagen weiß. Daß es mir außerdem auch äußerſt erwünſcht ſein würde, wenn Du mir etwas Tranſcendentales geben wollteſt, oder lieber gleich das ganze Fach kritiſch oder polemiſch oder ſelbſtbildend übernehmen, das verſteht ſich. Ja auch anderes Kritiſches würde mir lieb ſein; die Erlanger ſind ja todt; wo iſt denn nun die Recenſion des Alarkos geblieben?*) Auch bitte ich ausdrücklich um eine raiſonnirte nicht gar zu kurze Inhaltsanzeige der Kritik der Moral. Ich denke es wäre Zeit, daß die Schriftſteller durch dieſe Maaßregel die Recenſionen vernichteten. Ich wünſche die Europa dazu brauchbar zu machen.

Schleiermacher an Reimer.

Stolpe, den 29. December 1802**)

Lächle nicht, lieber Freund, und zürne auch nicht über die kleine Sendung die Du hierbei erhältſt. Gegen das lezte gebe ich Dir zu bedenken wie wenig ich ſeitdem ich mit dem eigentlichen Schreiben anfangen konnte und wollte mein eigner Herr geweſen bin, bis Mitte November verreiſt und dann noch eine Zeitlang mit einem ſchrecklichen Katarrh geplagt bis denn auch meine Augen nicht wenig litten. Gegen das erſte aber welches Dir vielleicht näher iſt ſtelle ich Dir meine Natur vor, für welche in allen Dingen der Anfang immer bei weitem das allerſchwerſte iſt. Wenn ich geſund bleibe denke ich Dir noch im Januar das erſte Buch zu ſchicken, Anfangs März das zweite wahrſcheinlich größte und zu Oſtern das dritte. Dann kannſt Du wenn Du nur mit dem Druck nicht zurückgeblieben biſt, noch alles gewiß und bequem zur Meſſe bringen. —

Meine Freunde in Preußen wollten mich gern nach Königsberg bringen wo eine Hofpredigerſtelle leer war; ich wollte aber nicht hinreiſen, weil ich wußte, daß ſie ſchon dem Bruder eines dortigen Kaufmanns zugeſichert war. Endlich ließ ich mich durch ein auch von ihnen geglaubtes falſches Gerücht verführen als ob dieſer ſie ausgeſchlagen. Er iſt nun doch gewählt worden und ich bin vor der Hand wieder feſt hier. Dies iſt die äußerliche Geſchichte meiner Reiſe. Sehr werth iſt ſie mir aber geweſen durch das Wiederſehen alter Freunde und durch einige neue Bekanntſchaften mit Freunden von dieſen, ſo daß nun unter meinen nächſten Lieben Du und Willich die einzigen ſind deren vertrauteſten Kreis ich nicht auch kenne. Mich wundert ob mir nicht auch das noch beſchieden iſt mich dem ſchönen Kreiſe von Menſchen in Deinem Vaterlande und auf Rügen zu nähern der mir durch Euch beide ſo werth iſt. Am glücklichſten war ich in Preußen auf dem Lande im Hauſe meines Wedeke von dem ich Dir wohl auch ſchon allerlei geſagt und geſchrieben. Was für Menſchen ſind das beides, was für eine Ehe, und was für ein häusliches Leben! — Daß es Dir mit Fr. Schlegel ſo ſchlecht geht, thut mir um ſo mehr leid, da er mir feſt verſprochen hatte, Du ſollteſt nie über ihn zu klagen haben. Mich indeß und Frommann behandelt er mit dem Plato nicht beſſer, und ich wollte die Sache wäre nur erſt auf eine gute Art auseinander denn an ein fröhliches Gedeihen iſt doch nicht zu denken. Das neueſte von ihm habe ich kürzlich in den Zeitungen geleſen, ich ſelbſt habe ſeit jener durch Dich erhaltenen Einlage nichts von ihm erhalten, und an Frommann hat er erſt im October die Einleitungen zu zwei Dialogen geſchickt, aber noch keine Ueberſezung. Wegen der Kritik der Moral möchte ich Dich noch bitten wenn Du es irgend vermeiden kannſt Niemanden einzelne Bogen davon zu leſen zu geben. Mir iſt nichts fataler als das Herumreden über Sachen die noch Niemand überſehen kann*).

---

*) Dieſelbe iſt offenbar nirgends erſchienen; Zeichen darauf bezüglicher Studien finden ſich in den Tagebüchern, die wahrſcheinlich ſo gut als fertige Recenſion [Briefw. I, 297. 307.] aber findet ſich nicht. — Zur Europa hat Schleiermacher keinen Beitrag gegeben.

**) Den 7. Dec. kündigt Schlm. als erſte Sendung der Kritik der Sittenlehre die Einleitung zum Ganzen und zum erſten Buche an. „Du hätteſt ſie ſchon wenn die Reiſe nach Preußen nicht dazwiſchen gekommen wäre; ich denke aber jezt nichts andres und thue auch faſt nichts andres. Fertig bis auf kleine Aenderungen iſt nur Vorrede, Einleitung zum Ganzen und ein Theil der Einleitung zum erſten Buch. Sobald dieſe leztere auch ganz fertig iſt erhältſt Du dieſen Anfang."

Den 22. Januar 1803.

Nur mit ein paar Worten, lieber Freund, will ich Dir für Deinen Brief und Deine Sendung danken. Ausführlich ſchreibe ich

---

*) Hier folgt der Bd. 1, S. 356 abgedruckte Brief vom 12 Januar an Reimer.

Dir erſt mit der nächſten an der ich aus allen Kräften arbeite. Wegen der äußeren Einrichtung weiß ich nichts beſonderes zu erinnern. Nur das eine wenn es gar keine Umſtände macht. Ich hätte gern eine ſymboliſche Vignette auf dem Titel die meine moraliſchen Prinzipien ſehr gut ausdrückt. Es iſt nur eine mathematiſche Figur, nämlich zwei in einander geſchlungene Ellipſen von gleicher Achſe aber ungleichen Brennpunkten mit den charakteriſtiſchen Linien für beide. Aus freier Fauſt ſehr ſchlecht gezeichnet ſieht ſie ſo aus*), macht freilich keine ſonderliche Figur aber bedeutet doch ſehr viel. Sie darf ja nur von Holz geſchnitten ſein und ſo dächte ich könnte ſie nicht viel koſten. Lieb iſt mir was Du von den Predigten ſagſt; mir war ſchon bange Du würdeſt ganz dabei zu Schaden kommen, wiewohl ich nicht begriff daß man ſie nicht kaufen ſollte da ſie überall ſo ſehr, von jedem nach ſeiner Art, ſind gelobt worden. In der A. d. B. habe ich ſie noch nicht gefunden wahrſcheinlich aus Verlegenheit um den Tadel. In der A. L. Z. werden ſie wie Alles von mir ſyſtematiſch verſchwiegen. —

G. L. Spalding an Schleiermacher.

Berlin, den 27. 28. Februar 1803.

Herz iſt unterdeß geſtorben. Es wird Sie für ſeine Wittwe erſchüttert haben. — Ich habe ſie geſehen, und ich glaube ſie wird die Verminderung des Glanzes in ihrer Lage mit Würde tragen. Anerbietungen von der Levi hier, und der Arnſtein in Wien, bei ihnen zu leben, ſoll ſie ausgeſchlagen haben der Unabhängigkeit wegen; welches mir ſehr gefällt. Das Gerücht ſie ſei Erzieherin der jüngſten zehnjährigen Prinzeſſin von Kurland geworden machte mir Freude, als ich es für wahr hielt. Nun verwandelt es ſich in eine engliſche Lehrſtunde, bezahlt wie ſie mir ſagte wie jede andre. Dieſe Bezahlung, über die ich alſo auch beſſer berichtet bin, ſchwellt das Gerücht an mit aller Gewalt. Herzlich wünſche ich daß die Frau wenigſtens nie Nahrungsſorgen empfinde. — Mit andern Empfindungen als der Eitelkeit leſe ich jetzt Tiedge's Urania; mit Empfindungen eines gutmüthigen Neides, oft auch einer mir entſchiedenen Inferiorität. Nicht allein ſtrahlt eine durchaus ſchöne Seele aus dieſem gefühlvollen frommen Gedichte, ſondern auch eine hohe Bildung der Sprache und Verſification. Ob wahre Poeſie darin ſei, kann ich, wie Sie wiſſen, nicht beurtheilen. Aber nächſtens werde ich den Verf. beſuchen und ihm für ſein Werk danken. Die Materien dieſes Gedichts begeiſterten mich zu einer Epiſtel, die ich beilege*). Sagen Sie mir (denn warum ſollte ich Sie nicht danach fragen?) haben Sie geſchrieben: Mythologie der Offenbarung? Ich habe das Buch nicht geſehen. Aber verſtehe ich etwas von Phyſiognomie der Titel, ſo iſt dieſes da keiner von Ihrer Familie. Doch ich kann mich ja irren; und viele Leute wiſſen es ganz gewiß, es ſei Ihr Werk. Mich fragen dieſe Leute nicht, und ich brauche ihnen nie zu antworten. Darum bleibt Ihre Antwort auf jeden Fall bei mir ſelber*). Komiſch genug iſt es, Ihnen noch geſchwind am Rande zu berichten, daß Sie mir empfindlich auf den Fuß getreten haben, indem Sie mir ſagen, Sie laſſen Freiheit und Nothwendigkeit dahin geſtellt. Man muß ſich von Gewiſſens wegen für die Freiheit erklären.

---

*) Die Figur iſt — wohl von Reimer zur Benutzung — ausgeſchnitten. Das Symbol zeigt, was auch aus Schleierm.'s Papieren erſichtlich iſt, daß ihm die vierfache Theilung des ſittlichen Gebiets durch zwei ſich kreuzende poſitive Gegenſätze ſchon damals feſtſtand.

---

*) Dieſe Epiſtel: „An einen edlen Denker“ galt Schleiermacher [Briefw. I, 361]. Sie lautet:

„Dich muß ich lieben, trotz dem Schauer, der von fern
Mich warnt, Du werdeſt mein Gefühl zermalmen,
Ausliefern dieſes Herz fühlloſen Peinigern,
Den Zweifeln, ſtürzen meiner Hoffnung Palmen.
Von Deinem Tiefſinn grauſt die Ahnung kalt mich an,
Der fröhlichen Gewißheit Kräfte lähmend,
Durch ſchale Feigheit, wie durch albern Zauberbann,
Mich überwältigend und mich beſchämend.
Ich habe Muth, den Troß der Grübler rings umher,
Die — allzuarm zu fühlen — nichts als dachten,
Ihr kettenraſſelndes Syſtem, für mich zu ſchwer,
Ich habe Muth, es ſorglos zu verachten.
Herzloſe Weisheit, kann ſie den, der je gefühlt,
Aus ſeines Glaubens Paradies verſcheuchen?
Der hatt' ihn nie, der hier der Glauben nicht behielt:
Ihr armen Mörder tödtet nichts als Leichen.
Von innen lebt der Menſch: Was ſein Gedanke faßt
(Ein träges Abbild deß, was Hände greifen),
Nicht dies hebt ihn hervor aus ſeines Körpers Laſt,
Nicht dies vermag die Feſſel abzuſtreifen.
Nur, was er will, iſt Er. Er kauft ſich ſelber frei
Vom Schickſal und dem Gaukelſpiel der Sinnen:
Ein heiliger Entſchluß und jene Zauberei
Wird um den Halbgott weſenlos zerrinnen.
Du ſelbſt, zu weiſe längſt für bloßen Denkens Ruhm,
Weißt, wie den Schluß, geſchmiedet und gefüget
Bei kalter Glut des Hirns, oft, in dem Heiligthum
Der Bruſt, ein Hauch der Sehnſucht überwieget.

Schleiermacher an Reimer.

Ohne Datum.

— Wenn nicht Herz geſtorben wäre und ich in Sorgen lebte um Eleonoren ſo würde ich weiter ſein. Mein Gemüth iſt auf mannigfache Art ſehr bewegt und es giebt viele Stunden wo ich nicht arbeiten kann. Hoffentlich wird alles dieſes glücklich vorübergehen; es iſt eine ſchwere Zeit für mich, lieber Freund. — In der Mitte des künftigen Monats muß ich auf einige Tage verreiſen; ich

---

Da, da nur liegt verwahrt die Wage, die es wägt,
Was groß, was ewig ſei, was leerer Schimmer;
Die Tugend herrſcht allein: wo ſie den Stempel prägt,
Da lebt' es, bleibt's, in einer Welt voll Trümmer.
Du weißt es: darum ſchelt' ich Kleinmuth, was mich ſcheucht,
Was Deinen Tiefſinn des Zermalmens zeihet.
Der wahren Kirche biſt Du zugethan; ſo weicht
Denn ihr, o Schauer, von Vernunft zerſtreuet.
Und fänd' ich nie, beſchränkt in biedrer Kindlichkeit,
Umſchloſſen noch von alter Meinung Banden,
Und fänd' ich nie, wie Satz bei Dir an Satz ſich reiht:
Ich fürchte nichts, mein Herz hat Dich verſtanden.“

*) Ich weiß dies nur auf das anonyme Buch „Über Offenbarung und Mythologie, Berlin 1799“ zu beziehen, welches vom Standpunkte Fichte's aus eine natürliche Conſtruktion der Geſchichte der Offenbarung verſucht. Gewiſſe rhetoriſche Manieren darin könnten allerdings an Schlm. erinnern.

hoffe Dir noch vorher das Ende des erſten und den Anfang des zweiten Buches zu ſchicken. Ohnehin iſt nun das Trockenſte Gott ſei Dank überſtanden. Laß Dir noch einmal Leonoren empfohlen ſein. Sie iſt nun noch mehr verlaſſen da die Herz in eignen Verwirrungen lebt und ihr weniger wird hülfreich ſein können. Lebe wohl, theurer Freund, und habe einiges Mitleid mit mir; ich bedarf deſſen. Deiner Geduld nicht zu bedürfen will ich mein Beſtes thun.

Ohne Datum.

Es wird Dich wohl nicht wundern, lieber Freund, wenn ich Dir ſage daß bis jezt vom zweiten Buche der Kritik noch keine Zeile eigentlich fertig iſt, denn ich ſeze voraus daß Du durch die Herz einigermaßen weißt wie mir zu Muthe iſt. Indeſſen hoffe ich, wenn die Nachrichten von Leonoren erſt beruhigend werden, recht gut nachzuholen. Ehe aber das zweite Buch nicht ganz fertig iſt bekommſt Du nichts davon. Es hat mich ſchon beim Anhang des erſten einigermaßen genirt daß ich nicht alles vor mir hatte. — Im Novalis ſind göttliche Sachen. Ich liebe ihn unendlich und tröſte mich jezt oft mit ihm wenn mir der Gedanke kommt, ich könnte wol auch beſtimmt ſein eine tragiſche Perſon zu werden. — Eine ſchwere Periode durchlebe ich jezt. Es iſt ein Sturm, der mich wenn nicht zerſchmettert doch höchſt wahrſcheinlich weit verſchlagen wird von dem Hafen in den ich ſo bald einzulaufen dachte. Aber es iſt mir nicht für mich ſondern um Leonoren ängſtet ſich meine Seele. Doch liebe ich ſie nur um deſto mehr auch deswegen. Denn es iſt warlich ſelten bei ſo vieler Kraft und Derbheit und ſo gänzlicher Entfernung von aller Empfindelei, ſo überweich zu ſein vor lauter hingebender Milde und Liebe. Einen Theil ihres Lebens hat ſie ſich jezt gewiß verkürzt und mir wird es auch die Anſtrengung mit der ich alles dieſes und die ſchreckliche Entfernung vertrage nicht verlängern. Doch was iſt an der Zeit gelegen! Glaube und Liebe und Hoffnung ſind ja ewig.

Stolpe, den 9. März 1803.

Wohl haſt Du recht, lieber Freund, mein Schickſal ſorgend in Deinem Herzen zu tragen. Denn wenn Du auch, wie ich, hoffeſt daß der Friede meines Gemüths durch keinen Ausgang werde geſtört werden können, ſo hängt er doch davon ab daß Friede und Ruhe in Leonoren ſei und für ſie. O wie kann eine ſchöne Seele ſich quälen wenn es eine bedenkliche dunkle Stelle giebt an welcher ſich die Zukunft aus der Vergangenheit entwickeln ſoll. Sie fürchtet daß ſie kein volles Recht hat die Folgen ihres Irrthums aufzuheben, und ſie fürchtet daß es mehr als ihre Pflicht ſei was ſie aus der Zukunft anſpricht. — Du wirſt wol nicht zürnen daß Du das zweite Buch noch nicht haſt. Ich bin jezt ſehr emſig dabei, und wenn ich nicht aufs Neue zurückgeworfen werde ſoll es nicht lange mehr währen. — Das Zuſammenſchrumpfen von Fichtens Wiſſenſchaftslehre welches Du mir ankündigſt zuſammengenommen mit der Zögerung kommt mir ſehr bedenklich vor, und ich bin geſpannt was aus der Sache werden wird. Für den Lacrymas danke ich Dir herzlich; es iſt eine liebliche Dichtung die noch viel Schönes von Schüz erwarten läßt. So ſchlecht iſt Stolpe nicht in der Litteratur daß wir den Freimüthigen nicht hätten! Aber, lieber Freund, mir ſind Schlegel und Bernhardi lange nicht ſtill genug! Sie necken ja immerfort den Kotzebue in der eleganten Zeitung. Ach die Miſeren!

Schleiermacher an Friedrich Schlegel.

Stolpe, den 15. März [1803].

Du wirſt Dich nicht wundern, lieber Freund, daß ich Deinen Brief an die Herz auch mir zu Herzen genommen, und ihn als an mich geſchrieben angeſehen, bis auf die Hauptſache freilich zu der ich leider nichts thun kann. Ihr armen Menſchen, in welchem Zuſtande ſeid Ihr, und welch ein ſchreckliches Gefühl muß es ſein ſo zu leiden und zu wiſſen, daß durch etwas was eigentlich ſo leicht herbeizuſchaffen ſein ſollte als Geld, alle Pein könnte hinweggenommen werden. Ich bin vielleicht in einer andern Art eben ſo unglücklich, aber ich habe doch das Gefühl daß mir nichts Aeußerliches in der Welt helfen kann, und dieſes iſt ſehr tröſtlich und aufmunternd. Das Unglück bekommt dadurch einen ganz anderen Charakter; es iſt doch ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden, und es lohnt im ſchlimmſten Fall immer der Mühe es kennen gelernt zu haben. Wollte Gott ich hätte Geld; ich könnte es Euch mit jener derben Zunöthigung anbieten, welche verſichert daß wenn das Dargebotene nicht genommen wird, es doch nur für die Schweine geht. — Thu nur um Gottes willen alles mögliche, lieber Freund, um Dir irgend ein Schickſal zu fixiren, ſonſt iſt es unvermeidlich daß Ihr immer wieder in einen ähnlichen Zuſtand zurückfallt. Geht es in Frankreich nicht ſo ſieh Dich lieber nach irgend einem Kanal im ſüdlichen Deutſchland um. Nur an Dorpat denke nicht. Die Beſoldungen ſind dort gar nicht ſo daß Du auch nur in zehn Jahren erübrigen könnteſt was die Reiſe und die Einrichtung Dich koſten würde, und überdies haben wie ehemals in Göttingen die Profeſſoren das Wahlrecht, unter denen ich keinen wüßte der Dich gern dort ſähe außer etwa der ehrliche Morgenſtern, der gewiß dort eben ſo wenig als irgend ſonſt wo in der Welt Einfluß hat.

Ich hätte nicht erwartet ſo traurige Nachrichten von Euch zu hören, weder von Eurer Lage noch von Eurer Stimmung. Dein lezter Brief handelte ſo ruhig vom Plato; Dorothea ſelbſt ſchien ſo gute Ausſichten zu haben und ſprach von der bevorſtehenden Einrichtung als von einer Sache deren Schwierigkeiten überſehen und berechnet wären. Wenn ich Dich bitte doch ja alle Deine Kräfte zuſammenzuhalten um ſie der Sorge für ihr Gemüth zu widmen, ſo iſt es nicht als zweifelte ich, ſondern nur der natürliche Wunſch daß wenn Du in Deinem Namen ſchon genug gethan Du auch in meinem noch etwas thun mögeſt. Wie gern wäre ich um Euch! ich der ich hier zu nichts nuz bin und leider nichts zu verſäumen habe. Deine Sehnſucht nach mir hat mich unendlich gerührt: aber, lieber Friedrich, kannſt Du glauben ich könnte Dich vergeſſen haben? Es waren die Erwartungen und die Täuſchungen meines eignen Zuſtandes die mich gänzlich unfähig zum Schreiben machten. Laß mich auch jezt nicht von meinem Zuſtande reden: warum ſoll ich in Deinem Leiden noch das Bild des meinigen aufhängen. Die Kritik der Moral wird freilich erſcheinen, wann aber weiß ich noch nicht. Ich thue alles mögliche; aber das Gefühl von dem was Leonore leidet und ſich ſelbſt leiden macht, und die Ahndung eines verhunzten Lebens für ſie und mich, das ſind ſchlechte Hülfen bei der Arbeit, und ſo kannſt Du denken daß meine Ueberzeugung von dem Wie eben auch nicht ſehr erfreulich iſt. Was Du der Herz vom Plato ſagſt, ich hätte mehr Luſt ihn allein zu überſezen und Du wünſchteſt nur daß es erſt entſchieden wäre, läßt mich beſorgen daß Du mich über dieſen Punkt gänzlich mißverſtanden haſt. Meine Luſt ſoll nur das Surrogat der Deinigen ſein, und die Entſcheidung dieſes Punktes brauchſt Du gar nicht zu wünſchen, da ſie gänzlich auf Dir beruht. Denn wenn Du es nur nicht aufgiebſt ſo habe ich gar nicht nöthig an ein Alleinüberſezen zu denken, und wenn Frommann Dein Manuſcript hat, wovon er mich jedoch noch nichts wiſſen laſſen, ſo haſt Du ſchon entſchieden. Dieſer Wunſch alſo iſt bloß von mir auszuſprechen und ich lege ihn Dir hiemit auf die Zeit wenn Du wieder Ruhe haben wirſt zur freundlichen Beherzigung vor. — Die Europa hoffe ich nun bald zu erhalten und freue mich ſehr darauf. Es iſt doch etwas von Euch, wenn gleich, wie Du ſchon weißt nicht das was ich am meiſten wünſche. Erſt dann werde ich mich recht freuen wenn Du in Deine alten Werke zurückgehſt und Deine größeren Gedanken ausführſt. — —

Erhalte Leonoren Deine Freundſchaft ſie verdient ſie wohl. Lebe wohl und ſorge daß ich bald fröhlicheres von Dir höre.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Paris, den 5. Mai 1803.

Mit Schrecken und Betrübniß haben wir die Nachricht vernommen, geliebter Freund, die uns Deine lezten Briefe geben und die uns auch durch die Herz und durch Reimer beſtätigt waren. Wir denken mit der innigſten Theilnahme an Dich; es würde Dich gerührt haben auch Dorotheens Mitgefühl zu ſehen. Wie traurig iſt es, daß wir jetzt nicht wenigſtens beiſammen ſein können! Wenn es auch nicht Deinen Schmerz lindern könnte, ſo würde es doch wenigſtens einen Theil der ſchädlichen Folgen ableiten oder hindern können, wenn wir bei einander gemeinſchaftlich thätig ſein könnten.

Ich freue mich, daß Du noch dabei haſt thätig ſein können. Ich werde Reimer bitten, daß er mir wenn Du nichts dagegen haſt, wenigſtens die fertigen Bogen der Kritik der Moral zukommen läßt. Ich bin unendlich begierig darauf. Es iſt bewundernswerth daß Du noch ſo viel haſt arbeiten können. *Mir* hat unſre ſchlechte Lage oft alle Kraft und Fähigkeit geraubt. Denke auch nur nicht, daß es ſo bloß *äußeres* Leiden iſt; für Dorotheen wenigſtens iſt es durch mehrere in ihrer Gefühlsart unabänderliche Beziehungen ſo ganz ein *inneres*. Ich verliere den Muth nicht; indeſſen darf ich mir doch auch nicht viel Hoffnung machen. Hätt' ich einige Unterſtützung, nur einige Friſt und Ruhe, ſo wäre mein äußeres Fortkommen hier geſichert; aber das iſt gerade das Harte ſo nah am Hafen zu ſcheitern.

Zu meinen recht drückenden Sorgen fängt nun allmählig an auch der Plato zu gehören. Freund, ich lege dies in Deine Hand. Ich hatte eigentlich ſchon im Stillen gehofft, Du wäreſt mit Frommann darüber einig geworden. Ich lege Dir die Entſcheidung des ganzen Handels jetzt anheim, nach den einzelnen Daten die hier folgen, und bitte nur daß Du dabei auch auf den Nebenumſtand meiner Geldbedrängniß, inſoweit dies der Sache nicht ſchaden kann, Rückſicht [nimmſt]. Ich muß Frommann natürlich für das Ganze einſtehen (die 100 Thlr. an Dich und 50 Thlr. vergebliche Druckkoſten zu dem was ich erhalten habe); geht nun die Unternehmung auseinander, und kannſt Du Dich nicht mit ihm vereinigen, ſo ſorge doch ja, daß der Buchhändler mit dem Du etwa alsdann Dich vereinigſt, die 100 Thlr. recht bald übernimmt, da ich ohnehin ſchon ſehr in Noth kommen werde, das andre wiederzuzahlen. Von dieſer Kleinigkeit zuerſt; nun zur Sache.

Wegen des Plato ſelbſt iſt mir am wenigſten bange. Du wirſt ſchon für ihn ſorgen und ich will auch noch mein Scherflein an ihn abtragen, mag es gehn wie es will. Aber nun das Wie? da Frommann einmal ſo eigenſinnig ſcheint, auf mich mit dabei mit zu beſtehen.

Ich will Dir zuerſt vorlegen, was ich mich eigentlich jetzt geneigt und im Stande fühle, dafür zu leiſten. Ginge das jetzige gemeinſchaftliche Unternehmen bei Frommann zu Grunde, ſo würde ich 1. ſogleich eine Kritik des Plato als einzelne Schrift herausgeben, meine Unterſuchung ꝛc., kurz die ſchon fertig geſchriebene Einleitung; nur noch hie und da Zuſätze und die Charakteriſtik der Philoſophie etwas ausführlicher. 2. Das Ueberſetzen iſt wohl eigentlich nicht ſehr meine Stärke. Ich habe keine rechte Neigung dazu; ich ſehe dies beſonders daraus, daß es vornämlich die Schwierigkeit und auch die Rückſicht auf einen materiellen Sachcommentar iſt, was ſie beſtimmt. Inſofern haſt es Du auch mit dem Kratylus ganz recht getroffen; ich würde alſo dann in einem oder in zwei Jahren das Bruchſtück Parmenides, Kratylus, Timäus und Kritias geben, mit einem tüchtig beſchlagenen Sachcommentar. Daß Du bei weitem das meiſte überſetzen, ſogar die Supplementbände übernehmen ſollſt, und dabei doch meiner Ordnung folgen, an die Du nicht glaubſt, das will mir gar nicht zu Sinne. Es ſcheint mir ein gar zu weit getriebener Moderantismus. Mein Vorſchlag iſt alſo:

1. Daß Du die Ueberſetzung ganz übernimmſt und ganz nach Deinem Sinne vollendeſt. Was ich beabſichtige bleibt mir doch unbenommen. Unſre Art zu überſetzen iſt, glaube ich, immer verſchieden genug, um an jenem desperaten Bruchſtück beſonders noch ein neues Experiment machen zu können, nach dem Deinigen, wiewohl mein Timäus und Kritias doch noch wohl eher kommen würde, als Du Deine lange Bahn vollendet hätteſt.

2. Du wünſcheſt dies nicht und Frommann will es nicht. Auf dieſen Fall muß ich wenigſtens darauf beſtehen, daß Du von nun an der Hauptunternehmer des Ganzen ſeiſt, und ich nur Dein Mitarbeiter. Du mußt mir alsdann beſtimmen, was Du von jenem, was ich leiſten kann, brauchen magſt oder nicht und wie. Auf den Wunſch, dem Publicum die Dialogen in meiner Ordnung vorzulegen, muß ich natürlich Verzicht thun, da meine Lage beſonders jetzt

da ſie ſo bürgerlich wird mir in den nächſten Jahren gar nicht erlaubt, auch nur die Hälfte der zwölf großen Dialogen der Maſſe nach zu überſetzen. Haſt Du aber ſelbſt noch keine ganz geſchloſſene Ordnung gemacht und willſt Du meine als Experiment zum Theil annehmen, ſo will ich Einleitungen zu Dialogen in dieſer Rückſicht machen ſo viel Du willſt, die Deinen philologiſchen und philoſophiſchen Anmerkungen in keiner Weiſe hinderlich fallen können.

Nun beſchwöre ich Dich aber, wenn Du mit Frommann oder wenn dies Verhältniß aufhört, mit einem andern Buchhändler wegen des ganzen Plato Verabredung triffſt, ſieh Dich ja vor. Verſprich nichts als auf die längſten Termine, oder lieber gar nichts. Es iſt doch ein großes Elend, bei einem ſolchen Werk an die Eile des Buchhändlers auch nur denken zu müſſen. Eigentlich muß ich Dir nur bekennen, was Du vielleicht für eine Ketzerei halten wirſt, mir ſcheint der ganze Begriff der Vollſtändigkeit bei dieſem Unternehmen ein Aberglaube zu ſein. Sie iſt wohl nicht zu finden als im Geiſte des Plato und deſſen der ihn verſteht; da ja ſo wichtige Werke von ihm fehlen und nicht vollendet ſind, und da die beiden, die den Plato am beſten verſtehen (ich meine uns) ſo uneinig darüber ſind, daß dem Einen weſentlich zum Kreiſe der platoniſchen Werke gehört was für den Andern den Zuſammenhang ganz zerſtört, da auch an manchen einzelnen Stellen die Ueberſetzung vor Conferirung der florentiniſchen Codices nicht als abgeſchloſſen wird angeſehen werden können. Sonach hielte ich es für das allerbeſte, was Ihr aber vielleicht nicht annehmen werdet, dieſe Idee der Vollſtändigkeit ganz aufzugeben. Ich gäbe gleich meine Kritik des Plato und Du Deinen Protagoras und Phädrus mit etwa noch einem oder zwei Dialogen dazu, mit dem Phädon etwa oder Philebus, das gäbe ſchon ein Werk das ſich ſehen ließe. Hätteſt Du zu mehr Luſt, ſo bliebe es Dir ja unbenommen und wäre doch nach zehn Jahren immer noch früh genug. Mit meiner Ueberſetzung des Phädon bin ich ſo ganz unzufrieden, daß ich ſie ſchon manchmal wieder habe wegwerfen wollen. Uebrigens ſetz' ich den Kratylus nach den Anſpielungen und Beziehungen des Zuſammenhangs der Art und Sprache ganz beſtimmt und dreiſt nach dem Theätet und vor den Sophiſten. Phädrus, Parmenides, Protagoras, Phädon, Theätet, Kratylus, Sophiſtes, Politikus, (Philoſophus), Philebus, Republik, Timäus, Kritias, das bleibt mein Glaube.

Ich werde Dir recht oft ſchreiben. O wärſt Du doch da! — Ich wünſchte mehr als ich ſagen kann Eleonoren zu ſprechen. Sie erſchien mir ſo einleuchtend, ſo klar, daß ich glaubte, alles was ſie thun würde, müßte ich auch gewiß gleich verſtehen können. Nun möcht' ich gern von ihr ſelbſt wiſſen, wie ſie es eigentlich meint, was ſie ſich ſagt und wie es gekommen iſt.

Lebe wohl, herzlich geliebter Freund. Hier iſt nichts gut als die Kunſt und die Gelehrſamkeit. Das Orientaliſche abſorbirt mich zu Zeiten ganz. Ich hoffe immer noch, Du wirſt Dich zu ſeiner Zeit ſchon zur Europa herablaſſen. Aber die Recenſion des Alarkos laß mich beſonders bald leſen, darauf wär' ich ſehr begierig.

Dorothea an Schleiermacher.

[Ohne Datum.]

Ich wollte ich könnte mit Ihnen ſprechen, theuerſter Freund, das heißt, ich hörte Sie ſprechen, und ſagte nichts oder weniges, und Sie wären doch mit mir zufrieden; ſchreiben aber wird nicht gelingen, es iſt mir als wüßte ich Ihnen gar nichts zu ſagen, und doch weiß ich, es iſt anders. Wiſſen Sie noch, lieber S., wie Friedrich nach Dresden gereiſt war, und Sie im Thiergarten mit mir ſpazieren gingen und mir zuredeten? Sie wiſſen vielleicht gar nicht einmal was Sie mir thaten; ehe ich Ihnen damals klagte, glaubte ich mich unglücklich wegen Friedrichs Abreiſe; nachdem Sie mir aber troſtreich zugeredet hatten, und ich allein war, und mich beſann, fand ich, daß ich gar nicht deshalb unglücklich war, ſondern daß ich nur geängſtet wäre von der Ahndung, daß nun mein Schickſal unwiderruflich beſchloſſen ſey, nicht mehr auszuweichen — welch eine Fülle von Ideen und Entſchlüſſen und Sorgen kamen in jenem Augenblicke über mich, und verdrängten alles Wehklagen; ohne Ihre Worte, ohne Ihren ſanften eindringlichen Troſt und Ihr feſtes Zureden hätt' ich lange mich noch mit den wüſten unnützen Wehklagen herumgetrieben. Wie oft gedachte ich ſeitdem jener Stunde. —

Wir bleiben in Paris, bis ſich uns eine Ausſicht zu einem ſichern Einkommen zeigt, es ſey auch wo es wolle; Friedrich iſt entſchloſſen allenthalben hin zu gehen, wo er Ruhe findet ſeine Plane auszuführen, allenthalben! Schleiermacher, denken Sie ſich etwas für ihn aus, er ſelber bietet die Hände zu manchem hier, wozu der Entſchluß ihm hart ankam; es ſind mehrere Dinge eingeleitet, gebe Gott, daß doch nur eins glücklich ausgeführt wird; möchte uns doch der Himmel einmal wieder alle zuſammenführen wollen! Aber das iſt ein Wunſch der uns nur manchmal leiſe, ganz leiſe im Herzen aufkommen darf; bittere Sorgen verdecken wie ſchwarze Gewitterwolken den blauen Himmel der Wünſche und Hoffnungen in uns. Himmelſchreyend iſt es, daß Friedrich hier nicht wenigſtens ein Jahr lang ungehindert und ungeſtört ſtudiren kann, welche Schätze wären ſein und der ganzen Welt! Aber es will nichts, nichts gelingen; Sie würden jammern, wenn Sie ſehen könnten, wie der Arme ſich fruchtlos, unnütz bemüht und abarbeitet! Es hat ſich in mir die Ueberzeugung feſtgeſetzt, daß ich ihn am Fortkommen hindre, nemlich mein Schickſal war es von jeher mich quälen zu müſſen unter der Disharmonie die mit mir geboren ward, und mich nie verlaſſen wird, nun muß er auch darunter leiden! Ich glaube gewiß es wird Friedrich nach meinem Tode recht gut gehn; aber zu jener Disharmonie gehört auch mit dazu, daß ich trotz dieſer Ueberzeugung nun doch noch immer feſt an der Erde klebe, und mich von eitlen Hoffnungen nicht raſch losreißen kann; ich finde noch zu viel Seligkeit im Leben mit Friedrich und mit Ph., aber mit mehr Ruhe ſehe ich ſchon der Abnahme meiner Kräfte zu, und ich reiße kein Mittel mehr an mich wie ſonſt, um geſund zu werden. Ich denke ich werde ſo wie mein Vater ſterben, nämlich aus Schwäche, ohne Schmerzen, ein bloßes Erlöſchen; dieſe Vorſtellung hat weiter nichts bitteres für mich außer die Trennung meiner geliebten Menſchen; dieſe bedeuten die beiden Thränen, die hier fielen, nicht mich ſelber, grämen Sie ſich alſo nicht darüber. — —

G. L. Spalding an Schleiermacher.

Friedrichsfelde, den 5. Juni 1800.
Abgegangen den 6.

Wie doch Ihre Briefe mich erfreuen, und erfreuen! Am Mittwoch kam ich in den ſchönen Pfingſtferien auf einen Tag in die Stadt zu zwei Schmäuſen, einem paſſiven und einem activen, und fand den letzten vom 28. Mai; aufgebrochen fand ich ihn, mit der Vorklage meiner Frau, daß ſie ihn geöffnet. Meine Frau gerade hatte mich ein Paar Tage vorher hier in dem ſchönen ſtillen Friedrichsfelde aufmerkſam gemacht auf die Recenſion in der A. D. B. und wir hatten ſie zuſammen geleſen, mit wahrer Indignation. Deſto einſtimmiger fand uns Ihr Unwille. Das plumpe Behaupten einer Fichte'ſchen Schülerſchaft ärgerte mich vorzüglich. Sie ſagten einſt, über Ihren Angriff Engel's habe jedermann geſchrien, während man den anderen auf Fichte, der in demſelben Stück des Athenäums geſtanden, ignorirt habe. Es iſt freilich arg, daß man den Verf. jener Beurtheilung der Fichte'ſchen Beſtimmung des Menſchen einen Schüler Fichte's nennt. Aber das verzeihen Sie, wenn ich den Angriff auf Engel viel verſtändlicher finde als den auf Fichte. In dieſem letzteren, den ich gleich nach Ihrer Abreiſe von hier las, grauſet Ihr Tiefſinn mich in der That an. Was ich davon zu verſtehen, nicht glaube, ſondern wittere — iſt eine mir untröſtliche Anfeindung der Perſönlichkeit als Beſchränkung. So bleibt es auch mir zuweilen ungewiß, ob der Verfaſſer der Reden über die Religion die Wörter Gott, Unſterblichkeit in der gewöhnlichen Bedeutung nehme. Aber die Stimmung meines Gedichtes iſt meine gewöhnliche über dieſen Verf. In welchem Sinne er die Wörter aufnehme, es wird ein herzvoller, ein wahrer Sinn ſein; er wird Liebe tragen zu dem großen Weſen, das nicht er iſt, nicht die Menſchen um ihn her, das alles das iſt was von der Menſchen Willkür nicht abhängt, was die

Menſchen wohl Natur zu nennen pflegen. Gott und Natur mag zuſammenfließen; aber ihm wird vielmehr die Natur Gott als Gott die Natur ſein; ein Unterſchied wie ich ihn mir oft gedacht habe zwiſchen Xenophanes und Parmenides auf der einen, und Spinoza auf der andern Seite. Jene Alten, der Ausdehnung Bewegung feind, zogen das weitverbreitete All zuſammen in Eins, ſtreiften ab was Zolle hatte, roth und grün war, kurz den Körper, und machten die Welt zum Geiſt, und dieſen Geiſt nannten ſie Gott. Der Moderne ſchien mir (von Hörenſagen, denn wie kennte ich ihn ſonſt?) das Ausgedehnte für Etwas zu halten, und alſo Gott zur Welt zu machen. Bei dieſem ſchienen mir die phyſiſchen Geſetze die Hauptſache, und darum machte ich ihn mir ſelbſt gern verächtlich unter dem Titel eines groben Zimmermanns. Und bei Leſung Ihrer Predigten, da habe ich mich kaum erinnert, daß Sie auch jene Reden geſchrieben; ich erkläre mir die Reden aus den Predigten, nicht umgekehrt; vor allen Dingen laſſe ich mir den Genuß nicht ſtören, den Gleichförmigkeit mit meinen beſten Gefühlen mir verſchafft. Könnte Fichte ſo herzlich von dem edelſten ſprechen was die Menſchheit hat: ſo würde ich bald auch das vergeſſen, was meine Denkart von der ſeinigen zu trennen ſcheint. Vornämlich wenn ich Sie predigen hörte, ein noch größerer Genuß als wenn ich Ihre Predigten las, da war vollends jede Spur von Polemik verſchwunden. Das müſſen nur Wortſtreite ſein, was mich von dieſem Jünger trennt, ſo dachte ich, und ſo entſtand mein Gedicht an Sie, ja freilich an Sie. Ich hielt es für beſcheidener, auch für ſpaßhafter, Sie das errathen zu laſſen, und für Pflicht halte ich es, nie eine Bezeichnung des edlen Denkers, der mir vorſchwebt, ins Publikum zu bringen*). Sonderbar, daß Sie und Bieſter die Ideen gegen das träge Abbild beide vertheidigt haben. Der Verſtand iſt ein Storchſchnabel, habe ich mir oft gedacht. Copiren kann er, weiter nichts; und er gehört alſo der Körperwelt an. Bieſter, dem ich das Gedicht ohne Enseignement mittheilte, hat mir ein recht hübſches Billet darüber geſchrieben; keineswegs aber ſich es zugeeignet. Er meinte, es müßte ein wenigſtens poetiſcher Beweis geführt werden, wie denn die Tugend mit der Religion zuſammenhange, weil ich ſo darauf poche, daß der gute Wille zur wahren Kirche führe. Ich habe den Beweis geführt, ſo wie ein Menſch Beweiſe führet, der (mein altes Lamento!) keine Mathematik verſteht. Schreiben Sie alſo hinter der Zeile: „Da lebt es, bleibt's, in einer Welt voll Trümmer“ folgendes hinzu (worin das Du auf lateiniſch zu verſtehen iſt für Man, nicht aber Sie anredet):

---

*) Es waren nämlich ſchon verſchiedene Gedichte Spalding's in Berliner Zeitſchriften zum Druck gelangt.

Hat einſt den Menſchen Wunſch ergriffen, was da bleibt,
Und hat der Geiſt dem Körper obgeſiegt:
So iſt, was Edel iſt, ihm wahr, und fruchtlos ſträubt
Empor der Wahn ſich, der zu Boden liegt.
Mehr iſt, als alle Macht vereinter Körperlaſt,
Was Einer Tugend Huldigung gewinnet;
Des Edlen Hoffnung, wenn die Welt ihn quält und haßt,
Zerreißt die Netze, die der Zweifel ſpinnet.
So wahr das Gute mehr dem Guten iſt, als Gold,
Ein Tag der Pflicht mehr als des Laſters tauſend,
So wahr ſind wir nicht Staub, und nicht im Blute rollt
Das Leben nur, bald mit dem Blut verbrauſend.
Dem Reinen, der nur hat, was eigner Sinn gewirkt,
Bleibt Tugend ſtets das Mährchen feiger Thoren,
Und faßt Dein Glaube hier beherzt, was Du nicht ſiehſt:
So hat der Zweifel ſeine Macht verloren.
Der Körper dient dem Geiſt, dem großen Geiſt der Welt,
Der Hafen, wo der Edlen Wünſche landen,
Eröffnet ſich, was hier die Tugend feſſelt, läßt;
Sie hat den Kampf mit ihrem Feind beſtanden.
Du weißt es u. ſ. w.

Ihre Kritik der Moral werde ich gewiß nicht verſtehen; denn wenn Sie behaupten nicht tiefer zu ſinnen als ich auch, ſo iſt das eine Gutmüthigkeit von Ihnen, wodurch ich keinen Genuß habe, da ſie mich nicht täuſchet. Ein Mann, von dem ich dies nicht gern möchte, ſpricht von der unendlichen Abſtruſität derſelben, und ſagt ſie ſei (in den ſchon abgedruckten Bogen) auch noch durch eine Flut von Druckfehlern verdunkelt*). Wann werde ich denn die Lucindenbriefe leſen? (Ich muß immer lachen, wenn ich ſie nun ſchon mehrere Male dem *Vermehren* ſo treuherzig aufgebürdet (ehe.) Auch die Stellen, die Sie mir nachweiſen in Ihren Reden über Ihren Begriff von Chriſt und Chriſtenthum, habe ich immer noch nicht nachgeleſen. Ich bin ein Erzfaullenzer. Und mir wollen Sie Gedikens Amt aufladen?

---

*) Doch von Sack's Urtheil.

Ich habe Ihnen ſo lange vorgeſchwazt von meinen Angelegenheiten, und noch kein Wort geſagt über Ihre Leiden, deren Sie flüchtig in zwei Briefen erwähnen und wovon mir auch andre Freunde erzählt haben. Ich würde mich recht ſchelten, wenn ſie mich nicht innig bekümmerten. Oeffnet ſich denn nichts in Königsberg? Sind die Kranken dort unſterblich? Und die lebendig-todten in Stolpe unerwecklich? O, mein Guter, überwintern Sie Ihren Muth bis in eine beſſere Lage, und ſtärken Sie ihn bald durch eine Reiſe hieher.

Schleiermacher an Reimer *).

Ohne Datum.

— Ich bin jezt nachdem meine Reiſen überſtanden ſind ſtark im dritten Buche der Kritik und hoffe ſie um ſo eher in einem Strich zu beendigen da aus meiner Reiſe nach Rügen wol nichts werden wird. Warum wird Dir die Herz ſagen können. Ich werde nun mein Beſtes thun damit mir der Miniſter den Urlaub auf künftiges Jahr verſpare und dann wird es um ſo ſchöner ſein wenn wir Alle zuſammen ſind — bis auf die arme Eleonore! Wenn es nicht allen Büchern ſo gegangen iſt wie meiner Kritik, ſondern die beiden Theile

---

*) Zwiſchen dieſen Brief und die vorhergehenden Reimer's fällt der vom 27. April [Briefw. I, 363], dann ein Blatt vom Ende dieſes Monats, in dem es u. a. heißt: „Endlich lieber Freund bekommſt Du hier das zweite Buch, wiewol ohne den Anhang, der jedoch nur ein paar Blätter beträgt um deretwillen ich die Abſendung nicht noch einen Poſttag verzögern wollte. Das dritte Buch wird nun noch durch eine *Amtsreiſe nach Preußen* unterbrochen, auf jeden Fall aber (Du ſiehſt ich bin ſchon ſo kleinmüthig daß ich einen längeren Termin ſeze) ſoll es *vor meiner Reiſe nach Rügen* fertig werden.“ Dieſe Reiſe nach Rügen wurde aber auf das nächſte Jahr verſchoben [vergl. I, 377].

des Athenäum, der vierte Theil von Tennemann's Geſchichte der Philoſophie und das ſpaniſche Theater wirklich erſchienen ſind, ſo rechne ich darauf nächſtens eine Sendung von Dir zu erhalten. —

Zweite Hälfte des Juni. Briefw. I, 270.]

Sei ſchönſtens bedankt lieber Freund für Deine angenehme Sendung. Das ſpaniſche Theater hat mir einen ſchönen Genuß gewährt, beſonders die beiden lezten Stücke: der Andacht zum Kreuz habe ich keinen rechten Geſchmack abgewinnen können. Ich würde deshalb beſorgen ich wäre etwas geſtolpert, wenn ich mir nicht wenigſtens das Zeugniß geben müßte es ganz verſtanden zu haben. Beim Jon hat es mir aufs Neue leid gethan daß er nicht in Senaren geſchrieben iſt; gegen den fünffüßigen Jamben gewinne ich doch je länger je mehr Verachtung, und halte ihn außer dem Reime kaum für einen Vers. An A. W. Schl. werde ich nächſtens ſchreiben, es hätte ſchon längſt geſchehen ſollen. — Jezt bin ich herzlich krank aber doch ſo daß es mich nicht ganz am Arbeiten hindert. Die Vignette möchte ich lieber für die Moral ſelbſt (wenn dieſe jemals zu Stande kommt) verſparen wo ſie noch paſſender und verſtändlicher iſt. Hier kommt ſie mir doch faſt zu myſtiſch vor. Da Du mit Frommann über den Plato geſprochen ſo wünſchte ich, Du hätteſt Dir die Freiheit genommen Friedrichs Brief zu erbrechen. Denn wenn dieſer auch nur ein paar Stunden jünger iſt als ſein gleichzeitiger an Frommann, ſo iſt doch nicht darauf zu rechnen daß beide ganz übereinſtimmig. Aus Friedrichs Brief muß ich ſchließen, was auch ſchon Fromm.'s etwas grobes Stillſchweigen ſchließen ließ, daß er ſich mit mir allein gar nicht einlaſſen will, und ſo wird wol die ganze Sache ſcheitern. Es war meine angenehmſte litterariſche Hoffnung. Sie gehe hin zu den übrigen. In fünfzig Jahren wird es doch wol ein Andrer noch beſſer machen als ich es gemacht hätte. — Nach Fichte's Wiſſenſchaftslehre habe ich vergeblich im Meßkatalogus geſpürt. Ich ſchließe daraus beinahe daß er mit ſeinem Syſtem aufs Unklare gerathen iſt, und bin ſehr begierig zu ſehn was davon der Ausgang wird. Es iſt doch nichts lieber Freund mit einer Philoſophie die ſo bloß auf dialektiſchem Grunde ruht ohne allen Myſticismus wie es mit dem Idealismus in Fichte der Fall iſt. —

Stolpe, den 23. Juni [1803].

Für mich iſt es immer das Rathſamſte Briefe im Augenblick zu beantworten wo ich ſie empfangen habe, und ſo will ich es jezt auch mit dem Deinigen machen, ſo weit die Zeit und die Bruſt reichen, denn ich kann wegen anhaltender Bruſtſchmerzen nur wenig hinter einander ſchreiben. Dein Urtheil über Frommann ſcheint mir zu ſtrenge zu ſein, Friedrich hat es ihm wirklich darnach gemacht, und es gehörte eigentliche Freundſchaft und ein von allem Geſchäftsweſen freies Intereſſe dazu um es zu ertragen. Die Sache vors Publikum zu bringen iſt gewiſſermaßen freilich eine Uebereilung, auf der andern Seite aber iſt doch Frommann eine Art von Rechenſchaft ſchuldig von der Art wie die Sache auseinander gegangen iſt. Ich kann es ihm nicht verdenken und wünſche nur daß die gereizte Empfindlichkeit es nicht gar zu ſehr zu Friedrichs Nachtheil verderben und auch daß er mich nicht mehr als nöthig iſt ins Spiel bringen möge.

Mir lieber Freund thuſt Du auch Unrecht wenn Du mich auch nur in dieſen Dingen eines Mangels an Zutrauen beſchuldigſt. Ich halte das Unternehmen einer Ueberſezung des Plato für ein ſolches wozu eine anſehnliche Auslage erfordert wird, und wobei alſo auch im ſchlimmſten Fall ein anſehnlicher Verluſt zu erleiden iſt. Mir würde es höchſt unangenehm ſein Dir zu einem ſolchen die Veranlaſſung zu geben, und eben ſo ſchmerzlich wenn Du Dich aus Mangel an Abſaz genöthigt ſäheſt in der Mitte aufzuhören. Das wäre mir bei dieſem Werk überhaupt das ſchrecklichſte was mir begegnen könnte, und natürlich noch peinlicher weil Du meine Empfindung theilen würdeſt wie freilich kein Buchhändler. Auf jeden Fall würdeſt Du gewiß der erſte geweſen ſein den ich nach meiner Befreiung von Frommann gefragt haben würde; aber ich würde kaum gehofft haben daß Du Dich darauf einlaſſen wollteſt. Friedrich hatte mit Frommann contrahirt auf 10 Thaler für den Bogen Ueberſezung und 15 Thaler für den Bogen Einleitung und Anmerkung. Es iſt leicht zu berechnen daß dieſes für das ganze Werk ein Kapital von 5 bis 6000 Thaler erfordern würde. Es fällt mir gar nicht ein auf dieſen Bedingungen zu beſtehen und Du mußt auch gar nicht von mir fordern daß ich Dir Bedingungen ſezen ſoll, welches ich ja auch bei keinem Buchhändler jemals gethan habe weil ich nichts davon verſtehe. — — Ich werde Deinen Vorſchlägen unbedingt beiſtimmen wenn Du Dich entſchließen ſollteſt, ausgenommen wenn Du ein zu großes Honorar ausſezen wollteſt, welches mir nur ohne weſentlichen Nuzen für mich Gewiſſensſcrupel machen würde. Ferner halte ich es für nothwendig wenn Du Dich entſchließeſt von dem Unternehmen eine kurze Anzeige zu geben in Beziehung auf das frühere und zwar ehe Frommann mit ſeiner Geſchichte kommt, damit nicht nöthig iſt etwas darüber zu ſagen. Vielleicht ſchicke ich Dir gleich den Entwurf einer ſolchen Anzeige mit. Den erſten Band könnte ich zur Oſtermeſſe liefern wenn ich nur leidlich geſund bin, denn zwei Dialogen ſind ganz fertig; die andern dieſes Bandes ſind alle klein und leicht; das weſentliche Stück Arbeit wäre nur der Parmenides und die allgemeine Einleitung. Doch ſind zu allem dieſem und zu zwei großen Dialogen des zweiten Bandes viel Vorarbeiten und ganze Ueberſezungsfragmente unter den Papieren.

Was die Kritik der Moral betrifft ſo dachte ich Du wüßteſt alles Nöthige. Unger nämlich hat mir für die Reden 5 Thlr., Bohn für die Lucindenbriefe einen Friedrichsd'or gegeben, Spener für die Monologen nichts. Wenn Du mir nun, um auch dieſen Theil unſers Geſchäftsverhältniſſes nicht zu loſe zu halten, endlich einmal den Betrag meiner Bücherſchuld und meiner Buchbinderrechnung wißt ausmitteln: ſo wirſt Du ſehen daß wenig übrig bleibt und über dieſes werde ich dann ſchon gelegentlich diſponiren.

Wie ſehr es mich freuen wird wenn Du Dich wirklich entſchließeſt es mit dem Plato zu wagen kannſt Du Dir kaum denken. Ich halte es ganz eigentlich für meine Beſtimmung und es giebt nichts wozu ich ſolche Luſt und ſolchen Eifer hätte. Auch hoffe ich mir ſoll es ganz gut gelingen, wenn es nur Dir gelingt, lieber Freund. Eigentlich zwar iſt die Anzahl der Liebhaber der Philoſophie jezt wohl ſehr groß und die Anzahl derer unter ihnen die den Plato mit Annehmlichkeit leſen können im Original ſehr klein. Auch kann man auf philologiſche Leſer rechnen welche nicht eigentlich von der Philoſophie Profeſſion machen. Ich wünſche Dir Heil zu einer guten Ueberſezung.

Sack hat gegen Spalding über die entſezliche Abſtruſität der Moral geklagt. Nun ja abſtrus iſt ſie, aber das war nicht zu ändern. Dem Uebel iſt wenigſtens vorgebeugt, was ſo oft auch philoſophiſchen Büchern begegnet, daß viele Menſchen ſich fälſchlich einbilden ſie verſtanden zu haben. Außerdem hat er auch geklagt über eine Fluth von Druckfehlern; das finde ich aber nicht. Die meiſten Fehler ſind in der Interpunktion, und dieſe mochten den größten Theil auf meine Rechnung kommen. Aber warum iſt auch die deutſche Interpunktion ſo entſezlich unbeſtimmt und für die eigentliche Schriftſprache gar nicht paſſend?

Der Plato und was er noch in mir bewirken und aus mir heraustreiben kann wird mir wieder einigermaßen Luſt zum Leben machen. Denn ſonſt, lieber Freund, mußt Du doch geſtehen daß die Wirkſamkeit des Lebens eigentlich allerdings vom Erfolg abhängt und nicht von der Abſicht. Der Gehalt freilich nicht, aber um den zu vergrößern werden Anreizungen erfordert und Lebensverhältniſſe, und an dieſen fehlt es theils ganz, theils wirken ſie zu ſchwach in der Entfernung die der thätigen Innigkeit ſo viel Abbruch thut.

G. L. Spalding an Schleiermacher.

Friedrichsfelde, den 17. Juli 1803.

— Ihre Hexameter ſind ſchön, und wenn Sie wiſſen und NB. mir nachweiſen können, daß ſie porſirlos ſind, ſo iſt das ein neuer Beweis, daß ich von der Poeſie nichts verſtehe. — Aber was wollen Sie damit ſagen, daß Liebe nur leeres Geſchwätz, wenn nicht die Kunſt ſie beſeele? Das Geliebte ſoll gebildet werden; es ſoll hineingewirkt werden in den geliebten Gegenſtand; nicht ſoll der Liebende bloß geben, er ſoll wecken und zum Schöpfer erheben den und was er liebt. Wenn ich es ſo recht faſſe, ſo unterſchreibe ich es. Sonſt muß leeres Geſchwätz mir nichts genannt werden was wirklich aus dem Gefühle kommt." Das ſcheint mir ein höchſt frevelhafter Spruch des Wallenſtein: „Ich kann nicht wie ein Wortheld, ſo ein Tugendſchwätzer, verachten was ich entbehre, und ſagen ich brauch es nicht." Könnt' ich glauben, daß der Verf. dort auch nur zum zehnten Theil in ſeiner eignen Perſon ſpräche, ſo würde ich ſehr ernſtlich böſe auf ihn ſein. Die wirkliche Denkungsart dieſes Gelichters grauſet mich immer an aus Goethens Werken. Das iſt die Sünde wider den heiligen Geiſt, wenn die Virtuoſen ſich auf die Seite des plumpen Genuſſes ſtellen, und dieſen rohen Bengel, der ſo immer Recht behält, auch noch ſchöne Verſe lehren. — Geben Sie nur immer mehr hervor von dieſen Fragmenten, die des teut-helleniſchen Verſes ſo werth ſind*). — —

Ihren ſelbſt-eignen Plato omnibus prosequor faustissimis ominibus. Leſen will ich jedes Blatt, will lernen und lehren; mich beſchämen laſſen und (wenn's Glück gut iſt) auch einmal beſchämen. Die dazu genommene Zeit will ich als Beruf anſehen, und wie viel Zinſen wird dieſe Zeit nicht auch meinem eigenen Wiſſen tragen! Recht ſo, mein Freund, eine geliebte Arbeit! Dieſe gießt Oel in das Gebein, und treibt die vielen ſchönen Säfte heraus. Aber innigen Antheil nehme ich an dem Gefühl der Oede das Sie drückt, das Ihnen die beſſeren Tage nur jenſeit des langen Winters zeigt. Thun Sie mir vor allen Dingen den Gefallen und werden geſunder. Sagen Sie mir, daß die ſpaniſche Fliege hilft; baden Sie am Meere, die Tage ſind ja warm. Leben iſt in der Natur. — Warum iſt denn „in Königsberg alles verdorben?“ Ich habe mit Sack darüber geſprochen. — Und warum, wenn nur erſt eine Vacanz hier wäre, warum ſollte es denn ſo unmöglich ſein, daß Sie hieher kämen? Die meiſten Stellen hangen ja vom Magiſtrat ab. Nein, Sie müſſen noch viele Dialogen überſetzen, und viele ſchreiben. Viele überſetzen, nicht alle. Denn z. B. über Kratylus hurtig main basse gemacht, auch vielleicht über Timäus. Und ſollten die Geſetze denn nicht gehen?

---

*) Am Rande der Gedankenbücher [Fragmente] Schleiermacher's befinden ſich oft Uebertragungen der in denſelben enthaltenen Gedanken ins elegiſche Versmaß. Auf dieſe, von welchen Schlm. offenbar an Spalding Proben ſchickte, bezieht ſich dieſe Stelle.

Lehren Sie mich das von den Individuen. Wie? die Perſönlichkeit nicht, aber das Individuum? Willkommen! Alles willkommen, wobei ich edel und liebend bleiben kann, d. h. einen Willen haben. Das Brauchen Gottes iſt auch in meiner Denkungsart. Aber was mein beſſeres Ich braucht, das iſt auch; nur durch das Brauchen werde ich inne des Sein. Sollten Sie nicht etwas ungerecht ſein gegen Bieſter? Warum muß denn poetiſch ihm nichts weiter ſein als ſcheinbar? Sie, der Sie die Dichtung (meinem Gefühl ein bedenkliches grauſenvolles Wort) entgegenſetzen der leeren Vernunft, Sie ſollten wohl den poetiſchen Beweis auch anderen Leuten als einen wahren ſtatuiren. — Laſſen Sie uns doch etwas befriedigendes herausbringen aus dem Dunklen, das ich längſt in meiner Seele bewege über den Werth des Gefühls für Auctorität. Schal ſind die Menſchen, denen es nicht ſchwer wird einen großen Namen zu entthronen. Sie kommen mir vor wie der Pariſer Philologe Belin de Ballu, der mir auf meinen Einwurf gegen den apoſtrophirten Dativ ἀνδράς᾽ für ἀνδράσι hohnlachend erwiederte: „C'est quelqu'un de vos docteurs allemands qui vous a dit cela.“ Eben darum weil die docteurs allemands es geſagt haben, muß man allerdings nur zögernd davon loslaſſen. Nichts ſchöner als eine gegründete Verehrung, nichts ekelhafter als die Wegwerfung eines Namens, deſſen Schwere man aus baarer Unwiſſenheit nicht fühlt. Der Biörnſtahl der zu Ruhnkenius ſagte von Joſ. Scaliger: „Vir beatae memoriae, expectans judicium,“ iſt das wahre Original zu den Selbſtdenkern, denen kein noch ſo alter Ruhm imponirt. Wie ſchön iſt Pope's Zeile von den Alten

Glows while he reads, and trembles while he writes.

Solche Kindereien oder vielmehr Kindlichkeiten eines auch übertriebenen Enthuſiaſmus für das Verdienſt ſind der Stempel zarter und kunſtliebender Gemüther.

A. W. Schlegel an Schleiermacher.*)

Berlin, den 25. Juli 1803.

Ihren Brief vom 16. Juli, mein wertheſter Freund, nebſt dem Manuſkript, habe ich richtig erhalten und dieſes ſogleich in die Druckerey geſandt. Es iſt mir erfreulich, daß Sie dadurch Veranlaſſung erhalten haben, einmal an mich zu ſchreiben, hoffentlich werden nun mehre Briefe nachfolgen. Nicht als ob ich der Etiquette halber mit dem Schreiben gewartet hätte, nach der Regel, daß der welcher einen Ort verläßt dem zurückbleibenden zuerſt einen Brief ſchuldig ſey, aber ich habe ſeit langer Zeit ſo athemlos in Arbeiten geſteckt, daß es eines Antriebes bedurfte, um ein Stündchen zu Briefen abzumüßigen. Ich habe Gelegenheit gehabt mich zuweilen zu erkundigen, wie es Ihnen geht, bey Madame Herz, bey Reimer, und letzthin war eine Dame aus Stolpe hier. Zu meinem Leidweſen habe ich von ihr gehört, daß Sie ſeit einiger Zeit über Ihre Geſundheit klagen. Ich will hoffen, daß das nur vorübergehende Uebel ſind.

Die Correktur Ihrer Schrift habe ich gewiß mit allem Fleiße gemacht, und ich hoffe Sie werden mit dem Erfolge in den Bogen die ich beſorgt zufrieden ſeyn. Thun Sie ſich nur in Anſehung der Hand keinen Zwang an, ich bin ſie doch ſchon gewohnt. Im Zuſammenhange geleſen habe ich nur die erſten Bogen, und auch dieſe zu flüchtig um über ein ſo gründliches Werk gründlich zu ſprechen.

---

*) Dieſer Brief nimmt, nachdem A. W. Schlegel und Schleiermacher ſo lange in Berlin zuſammen geweſen waren, die Correſpondenz wieder auf.

Ich bewundre beſonders die unerſchütterliche Ruhe, den methodiſchen Gang, die beſtändige Vor-, Um- und Ueberſicht. Dann die ganz abgekommene dialektiſche Kunſt. Dann iſt mir auch die Schreibart ſehr bemerkenswerth und lehrreich. Nur über die Stellung der Worte hätte ich manchmal eine Einwendung zu machen. Mir ſcheint es, daß Sie zu durchgängig die Wörter ſoll, kann und dergl. voranſtellen, wodurch Sie gar zu viel trochäiſche Schlüſſe mit Infinitiven bekommen. Doch habe ich Ihre Schrift noch nicht genug geleſen, um klar und beſtimmt die Fälle anzugeben, wo ich die Wortſtellung billige, ſogar bewundre, und wo ich ſie anders wünſchte. — Ihren Gruß an Fichte will ich beſtellen, wenn er ihn nur nach Leſung Ihrer Schrift nicht als einen Judaskuß betrachtet. In der That, dies betreffend, hätte ich gern einiges anders gewünſcht; denn gerade in der Polemik gegen ſolche Männer, wie z. B. Fichte und Goethe ſind, glaube ich an einen Unterſchied des Exoteriſchen und Eſoteriſchen. Die Lebhaftigkeit des Dialektikers, der ſeines Gegenſtandes genug Meiſter iſt, um damit zu ſpielen, wird von den gewöhnlichen Leſern gar zu leicht als Freude an aufgefundener Schwäche mißgedeutet. Auch mit Kant ſind Sie nicht allzuglimpflich verfahren, haben ihm ſeine Eßluſt vorgerückt *) u. ſ. w. Es kann ſeyn, daß mir bloß wegen des ruhigen Ernſtes, der in dem übrigen Werke herrſcht, dies ſo auffallend geworden iſt. — Wie ſteht es denn mit dem Plato? und haben Sie nicht kürzlich Nachricht über Friedrich?

Frommann an Schleiermacher.

Jena, den 21. Juli 1803.

Sie werden von Herrn Reimer den Brief **) erhalten haben, den

---

*) Krit. d. Sittenlehre S. 253. 254. [in der Separatausgabe].

**) Gemeint iſt der Brief vom 5. Mai 1803, mit welchem gleichzeitig einer an Frommann ging mit dem Vorſchlage der Uebernahme des ganzen Werkes von Seiten Schleierm.'s, ſo daß Schlegel nur zur „Mitwirkung“ ſich verpflichtet hätte. Einen ähnlichen Vorſchlag muß auf jenen Brief Fr. Schl.'s auch Schleierm. Frommann gethan haben, auf welchen aber Fr. ſchwieg. Auf alle dieſe Unterhandlungen giebt nun dieſer Brief die abſchließende Antwort.

Friedrich Schlegel mir am Ende der Jub.-Meſſe für Sie zuſandte. Dieſer wird Ihnen zugleich am beſten geſagt haben, inwiefern er von der Ueberſetzung des Plato ſich zurückzieht, und unter welchen Modificationen er für das Ganze oder einen Theil ſeine Mitwirkung anbietet. Er hat mich ſeine Vorſchläge nicht im Trouble der Meſſe, ſondern mit Ruhe von Haus zu beantworten. Dies habe ich gethan, aber freylich nicht ganz ſeinen Wünſchen entſprechend. Bey allem, was nun in dieſer Unternehmung ſchon vorangegangen, und bey der ganzen nun beſtehenden Lage der Sache, ſcheint es mir durchaus am beſten, ich trete zurück, wie ich ihm dies weitläuftiger detaillirt. Jeder neue Verleger wird es als eine neue Unternehmung betrachten, da ich hingegen es natürlich ganz anders anſehen muß. Nach allen unſern früheren Verabredungen war die Regulirung der Geldgeſchäfte unter Schlegel und mir allein; ſo hat er meine Rechnung über alle Vorſchüſſe und Auslagen von uns auch erhalten und die Verbindlichkeit zu deren Tilgung übernommen. Von ihm erwarte ich dieſe alſo aufs baldigſte, und werde alsdann alle noch in meinen Händen befindlichen Papiere nach ſeiner Vorſchrift ausliefern. Es wird mir übrigens wahrlich nicht leicht, dieſen ganzen Plan ſcheitern zu ſehen, zu deſſen Ausführung ich mit ſo viel Liebe für die Sache die Hände bot.

Schleiermacher an Reimer.

Den 12. Auguſt 1803.

Gern, lieber Freund, hätte ich Dir über die wenn gleich ſehr ungewiſſe Hoffnung die Du mir machſt meine Freude gleich mit umgehender Poſt bezeigt wenn ich mich nicht geſcheut hätte leer zu kommen. Nun kann ich Dir doch gewiß den zweiten Abſchnitt und wahrſcheinlich wenn ich morgen Vormittag noch Ruhe habe auch den Anhang ſchicken. Es hat mich ſehr gekränkt, daß ich Deinen Wunſch die Kritik fertig zu finden nicht habe erfüllen können, ich war aber zu ſehr mit meiner Geſundheit brouillirt. Bei einer faſt

14 Tage lang offnen ſpaniſchen Fliege auf der Bruſt war es mir nicht möglich etwas ernſthaftes zu arbeiten. Es kam darauf an mir wahrſcheinlich die Schwindſucht abzuwehren; der Arzt meint es ſei ihm gelungen, ich bezweifle es noch. — Die Ankündigung zum Plato habe ich in Deiner Abweſenheit an Prof. Spalding geſchickt der ſich verpflichtet hat Alles zum Plato gehörige vor dem Druck zu leſen und mir ſeine und Heindorf's Meinung darüber mitzutheilen. Hole ſie Dir von ihm, und wenn er und Du nichts dagegen zu erinnern finden, ſo überlaſſe ich Dir, wann und wo Du ſie einrücken laſſen willſt. Gut wäre es wol nicht zu lange zu ſäumen, denn wenn ſich die Nachricht daß das gemeinſchaftliche Unternehmen geſcheitert iſt verbreitet ſo könnte leicht irgend ein andrer den kecken Gedanken faſſen die Stelle auszufüllen, welches doch unangenehm wäre. Was ich auch befürchte iſt daß die Schreier welche auch von der Kunſt zu ſchreiben nichts verſtehn den Styl der Kritik gebrauchen werden um im voraus zu behaupten, wer ſo ſchreibe ſei ganz unfähig den Plato zu überſezen. Indeß der erſte Band wird ſich wol ſelbſt hinlänglich vertheidigen. Von der Kritik wird nun endlich der lezte Reſt bald in Deinen Händen ſein. — Auch A. W. Schlegel hat mir über einige polemiſche Stellen ſeinen Tadel ausgedrückt, faſt als ob eine Art von Perſonalität darin wäre; allein das iſt doch nicht und ich glaube daß das lächerlich ſcheinende mehr in den Gegenſtänden liegt als daß ich es ausdrücklich herausgehoben hätte. Uebrigens muß ich nun ſchon das Symbolum des Pilatus adoptiren, und wenn die Leute dieſe Stellen herausgreifen weil ihnen das Weſentliche zu unbequem fällt zu kritiſiren ſo iſt nichts dagegen zu ſagen. Sie brauchen dergleichen ohnehin; finden ſie es nicht ſo erdichten ſie es. — Vor allen Dingen aber lieber Freund denke Dir recht fleißig wie all mein Sehnen täglich auf die Möglichkeit gerichtet iſt welche Du mir zeigſt Dich in dieſem Jahre noch hier zu ſehn. Du glaubſt nicht wie mir zu Muthe war bei der Vorſtellung daß ich vielleicht noch eine Freude haben könnte und eine ſolche in dieſem ſchrecklichen Jahre. Ich füge kein Wort von Bitten hinzu; ich weiß gewiß Du wirſt das Mögliche thun, und die Wohlthat

die Du mir dadurch erzeigſt wird groß ſein. Nur zum Ueberfluß die Nachricht daß ich vom 20. bis 30. Sept. auf einer Amtsreiſe in Weſtpreußen abweſend bin. Doch Du wirſt wol ohnedies haben früher kommen wollen. Zu ſehr will ich mich nicht an den Gedanken hängen aber ihn doch hegen ſo lange als möglich. Da die Herz nur zwei Tage in Berlin geweſen iſt ſo zweifle ich daß Du ſie wirſt geſehen haben. Von dem Ertrag ihrer Reiſe weiß ich auch noch nichts ausführliches, ich hoffe aber ſie wird auf ihre Stimmung die noch gar nicht ſo war wie ich ſie wünſche einen vortheilhaften Einfluß gehabt haben. Du ſelbſt ſagſt mir von Deiner Reiſe auch nichts. So etwas iſt doch eine Begebenheit, phyſiſch und moraliſch und muß nicht ſo geringſchätzig behandelt werden.

Den 20. Auguſt 1803.

Hier, lieber Freund, empfange endlich das lezte der Kritik mit meinem wärmſten Dank für Deine wirklich unendliche Geduld und Langmuth. Ich wünſchte ſie wäre dadurch vergolten daß nun alles ſo gut wäre als es ſein könnte, allein Unvollkommenheiten giebt es allerdings zumal in dem erſten Buch welches größtentheils in dem Zuſtande der Angſt vor der Entſcheidung meines Schickſals eigentlich geſchrieben iſt. — Nun will ich gleich vergeſſend was dahinter iſt mich nach dem ſtrecken was vorne iſt, nämlich dem Plato. Nächſtens mehr darüber, wenn Du mir nicht etwa lieber Deine Ankunft verkündigſt.

[Anf. Sept. 1803. Briefw. I, 379.]

Seit dem Abgang des lezten Reſtes der Kritik habe ich eine erneuerte Hoffnung Deines Beſuchs bekommen. Daß ich Dir nun doch noch einmal ſchreibe geſchieht vornehmlich weil ich wünſchte daß Du mir einige Sachen, die ich zum Plato nothwendig brauche, noch baldmöglich beſorgteſt, weil ich nicht weiß ob ich mich nicht auf Einiges ſchon in der Einleitung beziehen muß an die ich gern bald im Ernſt denken möchte. — Meine Luſt zum Plato wächſt täglich ohnerachtet mir auch die Schwierigkeiten näher kommen, und ich fühle beſtimmt daß es das nüzlichſte iſt was ich thun kann. Es iſt nicht nur am Plato ſelbſt gar Vieles aufzuklären, ſondern der Plato iſt auch der rechte Schriftſteller um überhaupt das Verſtehen anſchaulich zu machen, worin doch die Leute ſehr zurück ſind. Ich ſelbſt gewinne ſehr dabei daß mir meine Einſtimmungen und Abweichungen von Plato immer klarer werden, und ſo wird auch daſſelbe Vergleichen in Abſicht auf die Kunſt und den Styl ein beſondrer Gewinn für die Keime meiner Dialogen, wenn aus dieſen noch etwas wird. Kurz lieber Freund wenn Du kommſt und einige Spuren von Leben in mir findeſt, ſo ſchreibe es dem zu, daß Du dieſes Werk wieder belebt haſt. — Ich hoffe Du wirſt in dieſen Tagen auch die von ihren Wanderungen zurückgekehrte Herz ſehen. Kürzlich habe ich einen großen Brief von ihr gehabt, der mir Freude gemacht hat. Die Reiſe hat ihr gut gethan; ſie bedurfte in der That ſo etwas. Es giebt doch gewiſſe Arzneien die man ſich appliciren kann für das Gemüth. Die rechte Hülfe muß freilich immer von innen her kommen; aber um äußere Hinderniſſe zu beſeitigen ſind doch auch äußere Gegenmittel ſehr gut zu gebrauchen, nur müſſen ſie mit Bewußtſein genommen werden und mit Abſicht. Dein Herkommen wird mir auch eine Arznei ſein, ich fühle die guten Wirkungen davon ſchon im voraus. Mein Glauben iſt aber noch nicht recht feſt; und ſollteſt Du es doch noch unmöglich finden ſo laß Dirs ja nicht leid ſein mir eine vergebliche Hoffnung gemacht zu haben. Es iſt doch etwas gutes darin: denn ſchon Dein freundlicher Wille deſſen Bewußtſein mir doch bleibt hat eine bedeutende Wirkung gethan. Meine Geſundheit geht leidlich und hindert mich jezt wenig mehr am Arbeiten. —

Ohne Datum.

— Sehr verlangend bin ich bald zu hören was es mi Friedrich eigentlich giebt. Jede neue Wendung ſeines äußeren Ge ſchicks macht mich nur trauriger und ich denke was für unangenehme Verhältniſſe ihm bei ſeiner Rückkehr nach Deutſchland entgegenſtrömen werden. — Gäbe es doch irgend einen Kanal um ihm eine mäßige Sine cure place zu verſchaffen, deren wir doch genug haben. Aber daran iſt leider nicht zu denken. Die Art wie er ſich quält, wie die Welt und ſeine Freunde ſeines Daſeins nicht froh werden, und das Aeußere doch auch auf ſeinen Geiſt einen offenbar nachtheiligen Einfluß hat, drückt mich oft mehr als mein eignes Elend. An mir zweifle übrigens nicht lieber Freund; ich bin ſchon ganz eingewöhnt mit meinem Schmerz, und gehe ordentlich mit ihm um. Das iſt ja alles was Du verlangſt, und mehr läßt ſich auch wol nicht thun. — Noch eins lieber Freund. Ich habe mich ſchon lange im Kopf mit ein Paar ganz populären theologiſch-politiſchen Aufſäzen getragen, die unſeren kirchlichen Zuſtand betreffen. Den einen hatte ich ſchon einmal zu Papier gebracht, habe ihn aber jezt ich glaube klarer umgearbeitet, und werde mich gleich an den andern machen da meine Vorarbeiten zum Plato eine ſolche Abwechſelung recht gut ertragen. Ich wünſche ſie recht bald ins Publikum zu bringen um meine Meinung die mir ſo lange auf der Zunge ſchwebt doch endlich geſagt zu haben. Es frägt ſich ob Du mir dazu helfen willſt? Nur liegt mir ſehr daran nicht ſo gleich oder gar im Voraus als Verfaſſer bekannt zu werden weil ich fürchte es könnte dem erſten Eindruck der Sache ſchaden. Da man nun im Conſiſtorium meine Hand nur zu gut kennt ſo wäre nöthig daß das Manuſcript vorher abgeſchrieben würde. Beide Aufſäze werden zuſammen wol etwa acht gedruckte Bogen eines mäßigen Formats betragen. Den erſten ſchicke ich heute oder den nächſten Poſttag an Spalding mit dem ich verſchiedentlich über dieſe Gegenſtände geſprochen und deſſen Meinung ich wol vernehmen möchte. Dort wirſt Du ihn nach einiger Zeit haben können wenn er nicht etwa für nöthig findet ihn mir noch einmal zurückzuſchicken. Daß die Kritik der Moral noch zulezt ſtecken geblieben iſt darüber mache ich mir nicht geringe Vorwürfe; es iſt unfehlbar die Schuld meiner verzögerten Abſendung und iſt Dir gewiß bei der Nähe der Meſſe unangenehmer geweſen als Du geäußert haſt. Aber Du biſt ſehr gütig und ich möchte wol wiſſen ob ich es ganz ſo ſein würde. —

[Etwa Mitte Sept. Briefw. 1, 380]

— Nach Deinem lezten Briefe hoffte ich durch die Herz etwas von Friedrich zu erfahren, es iſt aber nicht geſchehen. — Morgen verreiſe ich auf acht Tage und hoffe bald nach meiner Rückkunft Deine Sendung incluſive der Kritik zu erhalten. Aus den Zeitungen ſehe ich zu meiner großen Freude daß der Shakeſpeare wieder fortgeſezt wird. Erzähle mir doch gelegentlich wie ſich die Streitenden wieder vereinigt haben wenn Du es weißt. Auch was Dir gewiſſes von den ſonderbaren Veränderungen mit der A. L. Z. bekannt worden möchte ich wol wiſſen. Wenn wirklich Goethe und Schiller die neue Litteraturzeitung dirigiren und Eichſtädt wie es heißt unter ihnen redigirt ſo wird ſich gewiß alles Gute in dem neuen Inſtitut verſammeln und alle Philiſterei welche doch in der lezten Zeit ſtark zunahm in der Halleſchen zurückbleiben. Jenes wäre denn eine Anſtalt, in der ich wol eine Stimme zu haben wünſchte. Eine heimliche Neigung zur Kritik habe ich immer; es iſt ein mir ſelbſt, mit Maßen getrieben, ſehr nüzliches Geſchäft, und ich glaube auch daß ich manches Gute darin leiſten und hier und da den Vermittler zwiſchen den ſtreitenden Partheien abgeben könnte — ſo wie auch Vieles im Plato eine Vermittlung zwiſchen der alten und neuen Anſicht der Philoſophie ſein wird. —

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Berlin, den 26. September 1803.

Da unſer Briefwechſel einmal glücklich in Gang geſezt iſt, mein wertheſter Freund, ſo wollen wir Sorge tragen ihn nicht wieder ins Stocken gerathen zu laſſen; ich will wenigſtens das meinige dazu thun, und antworte Ihnen ohne Verzug auf Ihren vorgeſtern erhaltenen Brief.

Von der Verſetzung oder Austreibung der A. L. Z. hatte ich mir vorgenommen Ihnen zu ſchreiben; ich ſehe aber Sie ſind im ganzen ſchon unterrichtet. Wahrſcheinlich iſt die Sache beſonders durch Loder und Kotzebue bei Beyme betrieben worden, vielleicht hat auch der Geh. Rath Hufeland Antheil daran. Aber die Abſicht war nicht, es ſo früh bekannt werden zu laſſen, Kotzebue hat zu früh Lärm geſchlagen. Schütz wollte bis Oſtern in Jena bleiben, ſo hätte er die Abonnenten zu Anfange des Jahres behalten, und die Namensveränderung der Zeitung wäre ohne Gefahr in der Mitte des Jahres vorgenommen worden. Nun hat ihm aber der Herzog, den die Sache ſehr verdroſſen, die Zeitung vom Anfang des neuen Jahres gekündigt, und unterſtützt die Fortſetzung in Jena unter demſelben Namen mit einem beträchtlichen Fonds. Redacteur iſt Eichſtädt, der lange unter Schütz die ganze Arbeit verrichtet hat, vermuthlich aber ſo, daß er nur Secretärsdienſte thut; der eigentlichen Direction wird ſich wohl Goethe für jetzt annehmen. Voß hat eifrige Mitarbeit verſprochen, auch Schiller: das giebt wieder verfehlte äſthetiſche Abhandlungen. Goethe lud mich vor ein paar Wochen ein, und forderte mich zugleich auf, Mitarbeiter unter meinen Freunden vorzuſchlagen, wo ich denn vor allen Dingen Sie genannt habe, in der gewiſſen Zuverſicht, daß Sie eifrig Theil nehmen werden. Ich vermuthe alſo, daß nächſtens entweder durch meine Hände, oder unmittelbar an Sie eine Einladung gelangen wird. Bereiten Sie ſich daher auf alle Fälle, beſinnen Sie ſich auf Werke die Sie beurtheilen möchten. — Man erreicht einen doppelten Zweck, einmal die aufgeſtellte Kritik, und dann daß man die alte vom Teufel beſeſſene A. L. Z. zu Grunde richten hilft.

Es freut mich daß Ihnen die Gedichtchen in der Europa *)

---

*) Gemeint ſind die Gedichte über die Sylbenmaaße Europa II, 117 ff. Ihnen folgen die im Briefe darauf erwähnten kleinen Gedichte aus dem Griechiſchen.

Freude gemacht haben: man trifft ſelten Kenner, die ſo etwas zu ſchätzen wiſſen. — Meine Abſicht bey den eigenen Gedichten war, die Trochäen aus dem Hexameter und Pentameter gänzlich zu verbannen, wenigſtens müſſen ſie ſpondeiſiren. Bey dem Ueberſetzen geht dies freylich nicht, es iſt ſehr ſchwer, beſonders hat die älteſte Elegie eine unnachahmliche einfache Grazie. Da Sie die Liebhaberey für die alten Sylbenmaaße immer noch haben, ſo will ich Ihnen nächſtens einmal die Probe aus den Dramatikern und dem Pindar, die ich vorigen Winter zum Behuf meiner Vorleſungen hinwarf, mittheilen. Jetzt habe ich ſie nicht hier, ſo wie das Heft ſelber. Ich habe große Plane, auch in Anſehung der antiken Dichter; man muß das Ueberſetzen ins Große organiſiren. Zuweilen ſage ich im Scherz zu meinen Freunden, ich wolle ein für allemal alles Vortreffliche überſetzen. Wenn ich aber die Kürze der Zeit und die Menge der Arbeiten bedenke, ſo bin ich froh einen Bundesgenoſſen an Ihnen zu finden. Denn Sie ſind bis jetzt für die alten Dichter der einzige. Machen Sie nur recht viel in dieſer Art und theilen Sie mir recht viel mit. Zum Rigorismus darf ich Sie nicht erſt ermahnen. Doch habe ich Zweifel gegen widerſtrebenden*). Ich glaube, man muß Voßens Gründen in ſeiner Zeitmeſſung hierüber nachgeben. So ſcheint mir Athene oder auch Here den Vers allzu leer zu machen. Mir däucht, wenn man die Trochäen nicht ganz vermeiden kann, ſo muß man ſie durch Poſition und Diphthongen verkleiden. Mit den beyden großen Tragikern habe ich eine große

---

*) Es findet ſich in Schleiermacher's Papieren noch einiges von ſeinen metriſchen Ueberſetzungen; das meiſte aber iſt ſchwerlich zu entziffern. Das, worauf Schlegel hier hinweiſt (Anthol. Planud. IV, 178. bei Jakobs II, p. 679.), lautet ſo:

„Die ſich empor aus dem Schooß friſch bebende Tochter des Meeres
Kypria hier ein Gebild ſchau von dem Pinſel Apells.
(Die aus dem Schooße des Meeres empor nun ſteigende Tochter
Kypria hier von Apells Pinſel beſchaue das Werk.)
Wie mit der Hand ſie zuſammengerafft die durchfeuchteten Haare
Nun widerſtrebenden Schaum träufelnden Locken entdrückt,
Selber bekennen wol muß Athene oder auch Here: (Tritonia oder auch Here)
Nicht der Geſtalt Wettſtreit bieten wir länger Dir an.

Unternehmung gemeinſchaftlich mit dem Architekt Genelli vor, nämlich die Ueberſetzung mit Kupfern und Abhandlung zu begleiten, welche das Theaterweſen, die Szenerie und Mimik der Alten darſtellten. Doch iſt dies freylich noch im weiten Felde. —

Von Herzen ſtatte ich meinen Glückwunſch ab über die Vollendung der Grundlinien. Es ſind doch mehr Druckfehler darin geblieben als ich geglaubt, freylich am meiſten in den erſten 10 Bogen, ehe ich die Correctur übernommen hatte. Indeſſen habe ich das Mögliche mit Aufmerkſamkeit und zweymaligem Durchleſen gethan. Denn da Sie mit philologiſcher Genauigkeit ſchreiben, ſo iſt es billig, daß Sie auch mit philologiſcher Genauigkeit gedruckt werden. Alſo muß es ein Philolog beſorgen, und ich überzeuge mich immer mehr, daß dieſe Klaſſe gar nicht zahlreich iſt. Mit Schrecken habe ich erſt aus Ihrer Vorrede erfahren, daß ich nicht zu den gewünſchten Leſern gehöre. Denn ich habe die meiſten von den Moralen (oder Moor-Aalen, wie Tieck ſie nennt), welche Sie beurtheilen, nur vor langer Zeit oder gar nicht geleſen und dürfte auch ſobald nicht dazu kommen. Ich kann es nicht billigen, daß Sie die Möglichkeit ſtellen, man könne die Schreibart abſcheulich finden. Das heißt die Unkundigen zum Uebermuth verleiten. Wollen Sie mir Ihre Ueberſetzungen des Plato vor dem Druck mittheilen, weil doch vier Augen in den Möglichkeiten der Annäherung und den Feinheiten der Sprache mehr ſehen als zwey, ſo will ich ihnen die größte Aufmerkſamkeit widmen.

Von meinem Bruder habe ich einen Brief mit recht guten Nachrichten, der etwa einen Monat alt iſt. Er beſchäftigt ſich faſt ausſchließend mit dem Sanskrit, doch ſchreibt er auch von ſeinen Dramen. Er wird gewiß ſchöne Dinge ans Licht fördern. Tieck hat einige göttliche Gedichte über Muſik beſonders Kirchenmuſik gemacht, die er aber noch nicht will drucken laſſen. Sonſt liegt der erſte Theil des Octavian immer noch fertig gedruckt bey Frommann und wartet auf den zweyten nun angefangenen. Tieck lebt übrigens meiſtens in einem angenehmen Kreiſe von Freunden und begnügt ſich in Gedanken und Reden zu dichten. — Die vergangene Woche habe ich recht angenehm zugebracht. Steffens war hier auf ſeiner Rückreiſe nach Kopenhagen, er hat eben eine von Reichardt's Töchtern geheirathet. Er iſt reger im Geiſte als je, tief in Studien und voll von Entwürfen. Dann kam auch ganz unerwartet unſres verſtorbenen Hardenberg Bruder, der in Geſchäften mit ſeinem Vater hier war und noch auf einige Tage wiederkommt. Nächſtens erwarte ich Hülſen, der Hoffnung gemacht hat den Winter hier zuzubringen. Doch das heißt Ihnen in den arabiſchen Wüſteneyen von den Fleiſchtöpfen Aegypti verſprechen. —

Das Logogryph*) iſt allerdings in ſehr guten Stanzen geſchrieben, wie können Sie daran nur zweifeln? Uebrigens ziehe ich jetzt die

---

*) Es findet ſich in Schleierm.'s Papieren vor:

Der ruft, Du ſollſt Dein Wiſſen auf mich gründen,
Und jener warnt, ich locke Dich vom Ziel
Der mahnt Dich, Ruhe nur bei mir zu finden,
Und jenem bin ich ein verfänglich Spiel.
Den kann nur ich zur großen That entzünden
Und jener klagt, ich mach der Trägen viel.
Mir iſt an Wiſſen nichts und Thun gelegen,
Auch nicht an Ruh: ich will das Herz bewegen.

So komm. Ich zeige Dir im ſchönſten Lichte
Die Welt; durch mich nur lebet ſie Dir auf.
Und ew'ge Wahrheit iſt es, wenn ich dichte
Der Welt, der Menſchheit ſieggekrönter Lauf.
So richtet ſich, verklärend die Geſchichte,
Der trunkne Blick zum Ideal hinauf.
Mit Lebensglanz und hoher Luſt belohnen
Den Schauenden die himmliſchen Viſionen.

Nimm weg den ſanften Hauch, der mich begonnen:
So findſt Du Dich am kühlen Schattenort,
Wo mancher ſchon die Liebe mir gewonnen
Mit magiſch-ſüßem ſehnſuchtvollem Wort.
Es ſäuſeln Bäume hier, es flüſtern Wonnen
Vertrauen ruht im wohlgeſchützten Port,
Es lauſcht die Einſamkeit durch dichte Schatten
Hinaus wo ſchön Natur und Kunſt ſich gatten.

Auflöſung: Laube, Glaube

mit lauter weiblichen Reimen vor, wenigſtens wenn ich dieſe nicht ausſchließend gebrauche, laſſe ich die Reimſtellung frey. Ich finde in Ihrem Räthſel nur zu wenig logogryphiſches und dieſes zu unbeſtimmt, doch hat es einer von unſern Freunden gerathen. Mein Bruder iſt ſehr erbaut von den erſten Bogen der Grundlinien, die er erhalten hat. Auch gefällt ihm Format und Druck außerordentlich.

G. L. Spalding an Schleiermacher.

Berlin, den 21. October 1803.

— Vor allen Dingen von Ihren Grundlinien. Ich komme davon wie von einer Algebra, mit dem wehmüthigen Seufzer Gellerts gegen Käſtner: „Und das verſtehn Sie nun ſo alles?“ Durchgeleſen habe ich ſie in ununterbrochener Leſung. Aber wie? wie ein ſchaufelnder Maulwurf. Nichts, durchaus nichts habe ich verſtanden im Zuſammenhang. Sein Sie mir nicht böſe, wie ich Ihnen nicht böſe bin. Wahrhaftig nicht bin ich's, obgleich ich alle Augenblicke fühle, wie Leute es werden können, die eben ſo unwiſſend ſind als ich, und nicht ſo beſcheiden. Der Styl des Buchs — kann man über dieſen urtheilen ohne etwas von den Sachen zu verſtehen? Schwerlich; aber ſtellenweiſe hat er mir ſehr gefallen. —*) Mit ſolchen kleinen Aenderungen ſind die Epigramme vortrefflich überſetzt. Wann werde ich Abecedarius in der Philoſophie beim Plato Ihnen helfen können? Und doch ſehne ich mich danach. Ihre Schrift über die Trennung **) erkennt jeder auf den erſten Anblick für die Ihrige.

---

*) Hier folgen, wie an mehreren weggelaſſenen Stellen dieſer Briefe Spalding's, metriſche Verhandlungen über einzelne Stellen der Schleierm.'ſchen Ueberſetzungen griechiſcher Epigramme. — Mit dem vorhergehenden über die Krit. d. S. vergl. Briefw. I, 387 f. Schleierm. an Reimer über Spalding's Urtheil.

**) Ueber die Trennung der beiden proteſtantiſchen Kirchen.

Am Ende, was ſchadet's? Jetzt hat Plank in Göttingen auch hierüber, und rathend zur Vereinigung geſchrieben. Begierig bin ich auf Ihr Nr. II. über den Schaden Joſephs***). Leſen Sie Allgem. Litt. Zeitung, Sept. über Novalis. Die Recenſion iſt von meinem Delbrück. Ich möchte ſie haben ſchreiben können. Dieſem will ich Ihre Grundlinien zu leſen geben ſobald ſie gebunden ſind. Brinkmann muß neulich an Goethe ſchreiben. Er erzählt ihm, wie man klage, daß er (Goethe) die Clique ſo beſchütze. Eine geiſtvolle junge Frau habe ihn (Brinkmann) gefragt, ob denn wirklich keine Gnade ſei und man Alarkos und Lacrimas eben ſo ſchätzen müſſe als Iphigenie und Taſſo. Er (Br.) habe ihr darauf nichts antworten können als die Verſe Homers Il. II, 78—83:

> Alle tadelten ſie den ſchwarzumwölkten Kronion,
> Weil er dem troiſchen Volke beſchloß zu verleihen den Siegsruhm.
> Doch nicht achtete deſſen der Donnerer; ferne geſondert
> Schied er hinweg von den Andern und ſetzte ſich freudiges Trotzes,
> Wo er die Stadt der Troer umſah und die Schiffe Achaia's
> Und hellſtrahlendes Erz und würgende rings und erwürgte.

Nicht wahr, ſolche Anekdoten ſind erbaulicher aus meiner Feder als Urtheile über Speculationen?

Schleiermacher an Reimer.

Stolpe, den 26. October 1803.

— Meine Geſundheit iſt eine Zeit lang wieder ſehr ſchlecht geweſen, und ich muß wenn ich nicht beſtändige Schmerzen haben wil ſo zärtlich mit mir umgehen wie ich nie gewohnt war und es ſeh haſſe. Es iſt eine zu ſtarke Zumuthung für mich in dieſem Klim zu exiſtiren und ich muß doch ſehen wie ich wieder herauskomme. — Die Blumenſträuße*) ſind ſo elegant wie mir lange Zeit nichts vo

---

*) Ueber die Mittel dem Verfall der Religion vorzubeugen.

**) Die bekannten trefflichen Ueberſetzungen romaniſcher Poeſien von A. W Schlegel.

Augen gekommen iſt. Genoſſen habe ich ſie noch wenig und mit dem Original kann ich nichts vergleichen als den Guarini. Von den Petrarkiſchen Sonetten habe ich noch nichts geleſen, aber ſo im Voraus ſollte ich kaum glauben daß Schlegel grade den Petrarca verfehlen könnte. Seine Zueignung iſt eine ſchöne Compoſition recht im Geiſte der italieniſchen Schule. Auch haben mir die Vorleſungen von A. W. in der Europa im Ganzen ſehr wol gefallen und ich habe die große Klarheit in Darſtellung einiger Ideen ſehr bewundert. Das Geſpräch von Fr. iſt herrlich; nur iſt mir beim erſten Leſen vorgekommen als würde darin auf gewiſſe Weiſe mit der Myſtik Koketterie getrieben was ihr gar nicht angemeſſen iſt. Die Ueberſetzung von Racine hat mir ſogleich mißfallen. Die Spaniſchen ſieben und elfſilbigen Reime ſind wol zu poetiſch für dieſen proſaiſchen Menſchen und ich begreife nicht wie Fr. auf den Abweg gerathen konnte eine ſo ſchöne Form ſo herabzuwürdigen. — Jezt bin ich über der zweiten Abhandlung und dann will ich ſogleich etwas Platoniſches unternehmen wobei ich geſund ſein muß, es ſei nun die Einleitung oder die Ueberſezung eines kleinen Dialogs. Was die beiden Abh. betrifft ſo habe ich über das Aeußere nichts zu ſagen ſondern überlaſſe es Dir gänzlich. Spalding verſichert jeder würde mich augenblicklich darin erkennen und das wäre mir freilich eben nicht recht. Habe ich aber ſo gar nicht das Talent mich zu verbergen ſo mag es drum ſein. Indeß bleibt es doch dabei daß wir es wenigſtens auf die Verborgenheit anlegen. —

Stolpe, den 11. November 1803.

Vorigen Poſttag, lieber Freund, habe ich den zweiten Aufſaz an Spalding geſchickt; die Pertinenzſtücke mit denen ich damals nicht fertig werden konnte ſchicke ich Dir jezt geradezu.

Jezt ſchreibe ich an der Einleitung zum Plato und will da ich mich ziemlich geſund fühle ſo fleißig ſein als irgend möglich; denn wer weiß wie lange dieſer gute Zuſtand dauert. Ich ſehe wol voraus daß ich die Einleitung noch ein paarmal umſchreiben werde: dennoch aber hoffe ich ſie dieſen Monat noch abſchicken zu können. Nun aber bin ich auch ſehr ungeduldig auf die Rückkunft der Manuſcripte von Frommann und bitte Dich ſie möglichſt zu beſchleunigen. Ich habe zwar auch ohne ſie zu arbeiten vollauf; allein der Phädrus iſt das erſte was gedruckt werden muß nach der Einleitung, und es wäre doch gewiß ſehr wünſchenswerth, wenn der Druck mit Neujahr anfangen könnte ohne gleich wieder aufzuhören. Wobei noch zu bedenken, daß die ſehr nüzlichen Durchſichten von Spalding und Schlegel auch Zeit wegnehmen und nothwendig machen daß ich ſehr voraus ſein muß mit dem Manuſcript; und da wäre es kläglich wenn ich jener Frommann'ſchen Papiere entbehren müßte, zumal ich kein ſo gutes Brouillon habe und von Einleitungen und Anmerkungen ſo gut als gar keins.

Du ſiehſt die Sache liegt mir ſehr am Herzen. Dieſer Plato, und meine eignen künftigen Dialogen, die ich aber nur auf den Plato bauen kann ſind gewiſſermaßen mein einziger Troſt. Mehr Einheit wird wenigſtens in das Ganze kommen dadurch daß Friedrich abtritt. Wo läßt Du denn die Ankündigung abdrucken? Bloß in der Litt. Zeitung? Neulich bekam ich durch einen hieſigen Reiſenden einen Gruß von Koſegarten der mich auch ſehr ermahnen ließ nur allein zum Werk zu ſchreiten. Was ſagſt Du doch zu den beiden Abhandlungen? Es iſt eine Rakete, die wieder nichts hilft als daß man die Finſterniß deſto beſſer ſieht. Aber ich habe mich ſchon ſo lange damit herumgetragen daß mir am Ende bange wurde ſie möchte mir im Kopfe plazen. Von den Grundlinien habe ich noch wenig gehört, wenigſtens nicht viel erfreuliches. Alle Menſchen ſchreien ich hätte den Kant und Fichte gar zu ſchlecht behandelt. Ich begreife nicht recht wie dies zugeht, da ich mir gar keiner andern Abſicht bewußt bin als der ihre Fehler aufzudecken. In dem urſprünglichen Entwurf der Kritik, der mehr auf den Wiz angelegt war, wäre es ganz anders gekommen. Ich meinestheils bin weit mehr geſpannt darauf was aus dem ſtillen Kriege werden wird in dem ich mit Schelling begriffen bin. Denn wie ich auf ihn ziemlich bedenklich hindeute in der Kritik, ſo er auf mich in der Methodologie*). Nun habe ich mich gar erboten dieſe Methodologie zu recenſiren: ich hoffe aber es wird ſich ſchon ein andrer in Beſiz geſezt haben, wenn anders noch etwas wird aus der Neuen Jenaer Zeitung. Was Du hörſt von den Grundlinien theile mir doch mit, ſei es auch wie es ſei. Ob Du bei den Gutachten den Zuſaz auf dem Titel**) und das ſich darauf beziehende in der Vorerinnerung ſtehen laſſen willſt oder nicht überlaſſe ich Dir. Du mußt beſſer wiſſen inwiefern das Publicum dadurch verkleinert werden könnte oder nicht. — Lebe wohl, lieber Freund, und verzeihe mir die Eilfertigkeit und Leerheit dieſes Briefes. Auf Deine Sendung warte ich auch mit Schmerzen. Doch habe ich gar nichts gegen das Warten aus ökonomiſcher Hinſicht. Mein enges Gewiſſen das gern alles nachſehen möchte was je über eine Sache geſagt worden iſt, iſt ohnedies ein etwas theures Kleinod; und es wird während des Fortgangs des Plato noch ſchreckliche Forderungen machen. Sehr zufrieden bin ich, daß ich es wenigſtens in Hinſicht der Gutachten bei Seite geſtellt habe. Was für ungewaſchenes Zeug hätte ich da erſt leſen müſſen! Hat Dir Spalding gar nichts über den Aufſaz geäußert als er ihn Dir gab? Er giebt mir den ſchlechten Troſt daß man mich doch keinen Augenblick darin verkennen würde. Sonach ſollte ich nur für alle Ewigkeit auf alle Anonymität Verzicht thun. Doch ſehe ich noch ein paar Fälle kommen, wo ich ſie gern verſuchen möchte.

G. L. Spalding an Schleiermacher.

Berlin, den 21. November 1803.

— Aber Sie ſcheinen mir in der That ein wenig gar zu vornehm zu ſein als Wortführer der Gemeinde der Frommen. Sie verſchmähen zu ſehr die Rotüre der Kirchenbeſucher. Doch ſteht Ihnen das wohl an, und Ihr Nr. II. hat uns beiden trefflich gefallen. Es ſoll mich auch nicht kümmern, wenn Sie nun mit Nr. I. und II. bald erkannt und vielleicht auch ungünſtig aufgenommen werden. Dennoch werden Sie Gutes ſtiften. Auch ich zwar vermiſſe manche (aber vielleicht zu politiſche) Anſicht des Gottesdienſtes bei Ihnen. Mir iſt der Gottesdienſt immer auch etwas patriotiſch-demokratiſches; ein ſanftes Band das die Theilnehmer Eines Volkes umſchließt. Die Kirchendeſerteure ſind mir auch immer als Ariſtokraten verhaßt. Den Plank über die Kirchenvereinigung wird Ihnen ja wohl Reimer ſchicken. Ich ſprach mit ihm davon. — Als ich heute mit Delbrück ſeinen Brief an Sie las, nahm ich mir von ihm mit Ihre Reden, und darin blätterte ich ſo und las hin und wieder auch meiner Frau vor. Da ſeufzte ich denn manchesmal: Es iſt ein arger Herr! Aber wenn ich ein Frauenzimmer wäre, heirathete ich Sie doch. Sie müſſen eine Frau haben und werden eine haben. — Ueber Ihre Verachtung des Pſeudorechts, das man Sitte nennt, die öffentliche Meinung, da möchte ich auch rufen: Es iſt ein arger Herr! Zwar machen Sie mich, wenn ich ſo recht traurig und böſe geworden bin bei Ihren Reden, wieder gut, wenn Sie mir die Dankbarkeit, die Demuth und die Reue hineinretten in die Religion, und ich werde ganz muthig wieder, wenn's heißt: „dann wollen wir weiter reden," S. 132 *). Vorher war's nicht geheuer, und ich fürchtete mich in der Dunkelheit. „Ihr Gerechten ſeid ein ſtolzes Geſindel," ſagt Iffland recht ſchön in einem ſeiner Gedichte, die ich gar nicht verachte. Wie viel tauſend zarte gute edle Seelen wenden Sie ab von ſich durch dieſe Verachtung! Nun gar die herrnhutiſchen Lieder in Schutz nehmen, und das qu'en dira-t-on hinaus-

---

*) Kr. d. Sittenl. S. 487 und Schelling's W. W. 1, 5. S. 278. 9.

**) Der Zuſatz „in Beziehung auf den preuß. Staat.“ Vorerinnerung S. VII.

---

*) „Strebt darnach ſchon hier Eure Individualität zu vernichten und im Einen und Allen zu leben; — und wenn Ihr ſo mit dem Univerſum zuſammengefloſſen ſeid, und eine größere und heiligere Sehnſucht in Euch entſtanden iſt, dann wollen wir weiter reden über die Hoffnung, die uns der Tod giebt, und über die Unendlichkeit zu der wir uns durch ihn unfehlbar hinaufſchwingen." Man ſieht, Spalding legt in die rhetoriſche Stelle zu viel von ſeiner Anſicht.

ſtoßen, es gehört Engelsgeduld dazu. Freilich will ich nichts verwerfen was ich nicht kenne. Aber fordern Sie keine Gnade für die frommen Gefühle, wenn ſie gemein ausgedrückt ſind. Zur Poeſie gehört Schönheitsgefühl. Das knechtiſche oder verliebte Weſen in den alten Liedern, die ich kenne, iſt mir von Gott und Rechts wegen zuwider. Ein bischen vornehm muß alles ſein, woran man Verſe wendet. Dieſen leicht lächerlich zu machenden Satz werden Sie mir hoffentlich nicht beſtreiten.

Den 18 December 1803.

Im allgemeinen bin ich mit dem Ton Ihrer Ueberſetzung ſehr zufrieden, und meine Frau und mein Bruder waren es bei einigem Vorleſen auch. Ihre Grundſätze wegen Anſchmiegung ans Original mit Vermeidung des Prunkhaften ſcheinen mir die wahren, wobei ich jedoch keine Conſequenz zum Nachtheil des Voſſiſchen Homer kann gelten laſſen.

Schleiermacher an Reimer*).

Stolpe, den 17. December 1803.

Die Nachricht daß Frommann ſich beſonnen und mir alle platoniſchen Manuſcripte zurückgeſchickt hat, wird Dir denke ich intereſſant genug ſein, um es Dir lieb zu machen daß ich ſie Dir gleich mittheile. — Ueber die kritiſchen Inſtitute denkſt Du gerade ſo wie ich. Ich weiß nicht ob Du weißt daß vor einigen Jahren A. W. Schlegel den Plan zu einem gemacht hatte welches ganz nach dieſen Ideen angelegt war; die Sache war auch ſchon mit Cotta in Richtigkeit gebracht, als ſich plözlich fand daß Fichte auch einen Plan, ich glaube mit Unger, gemacht hatte, aber nach anderen ſehr abenteuerlichen Ideen. Vereinigen konnten und wollten ſie ſich nicht, rivaliſiren auch nicht, und ſo kam keins von beiden zu Stande. Ich meinestheils glaube daß für jezt die Kritik nach richtigen Grundſäzen nicht anders als privatim von Einzelnen kann getrieben werden. Auch habe ich die Abſicht meine kritiſchen Aufſäze nach einiger Zeit von allem Recenſirton entkleidet, und mit anderen die nie Recenſionen geweſen ſind vermehrt herauszugeben, und ich glaube daß darin die Kritik noch mehr in ihrer wahren würdigen Geſtalt erſcheinen ſoll als in den Schlegel'ſchen Charakteriſtiken, wo häufig noch viel zu viel Recenſirweſen beibehalten iſt. Doch das liegt noch ziemlich weit in der Zukunft. Die Neue Litt. Zeit. kann nun wol freilich nicht umhin bei der Art wie ihre Exiſtenz berechnet iſt, die alten Formen und die ſchlechte Idee von Univerſalität beizubehalten. Nur wenn ſie etwa die Alte einmal ganz beſiegt hätte, könnte ſie ſich regeneriren. Daß der König ſo förmlich Partei genommen hat, iſt ſehr luſtig! aber wie falſch muß man ihm die Sache vorgeſtellt haben um ihn zu ſo etwas zu bewegen.“ Ueber die Grundlinien habe ich kürzlich zwei recht verſtändige Briefe bekommen, einen von Brinkmann und einen von Wedeke. Kannſt Du Dir aber wol denken, daß wie mir die Herz ſchreibt die Leute ſagen, auch die Ankündigung des Plato ſei undeutſch und unverſtändlich? Das iſt mir abſolut unverſtändlich, ich kann gar keinen Gedanken damit verbinden. Mich

---

*) Schleierm. waren aus der Platonunternehmung große Unannehmlichkeiten erwachſen. Frommann hatte nämlich die Manuſcripte Schleierm.'s als Deckung für die von ihm an Fr. Schlegel für den Plato gezahlten Vorſchüſſe zurückbehalten, obgleich Schleierm. ſich mit ihm wegen der auf ſeinen Theil kommenden Unkoſten bereits arrangirt hatte [vergl. 1, 365.], wozu er doch auch in der Ausdehnung, in welcher er die Unkoſten übernahm, da er ſelber ſeine Verſprechungen genau gehalten und das Unternehmen in nichts gehindert hatte, kaum verbunden geweſen wäre. Auf Schleierm.'s Brief hierüber, der in der Aufregung mit einer Klage auf Herausgabe drohte, antwortete Frommann u. a.: „Meine Achtung für Sie, meine Wünſche, meine Theilnahme für und an dieſer Sache ſind ſich dabei immer gleich geblieben. Und es hätte von Ihrer Seite nur der zwei ruhigen Worte bedurft, daß dieſe Zurückhaltung der Manuſcripte Sie genire, ſo hätten Sie ſie erhalten. Ich hätte meines nach meiner Ueberzeugung mir zu-

---

kommenden Rechtes mich begeben, und dabei gehofft Sie würden die Verbindlichkeit ſelbſt fühlen, Schlegel anzutreiben, endlich ſein Wort zu halten. Dies beſtimmt mich, nichts andres Ihren Wunſch zu erfüllen.“

ſoll wundern, ob ſie nicht auch die Gutachten wieder werden atheiſtiſch finden — denn deutſch ſind ſie wol nach ihrem Sinne. Wirklich die Leute ſind merkwürdig; was ſoll man mit ihnen machen? Lebe wohl, lieber Freund, den Lyſis erwarte ich bald zurück.

Stolpe, den 7. Januar 1804*).

Hier mein theurer Freund empfängſt Du quod Deus bene vertat die Einleitung nebſt dem Laches. Die unvermeidlichen Plackereien und Zerſtreuungen beim Jahreswechſel machten es mir unmöglich ſie einen Poſttag eher abzuſenden. Die Einleitung wird wol Spalding nicht lange aufhalten, und ich habe gleich den Titel beigefügt, damit Du ſie dann ſofort zur Cenſur beſorgen kannſt. Ich meines Theils gehe nun ſogleich an den Phädrus, und ich denke Du ſollſt ihn haben ehe der Druck der Einleitung anfängt, und ſo wird er hoffentlich ohne Unterbrechung fortgehn können. Durch die Ueberſendung der Ankündigung haſt Du mein Gewiſſen beruhigt; ich finde ſie doch auch gedruckt ziemlich deutſch. In Hinſicht des Titels denke ich iſt möglichſte Kürze das Beſte, und deßhalb habe ich auch nach dem Beiſpiel Voß des Aelteren ſogar das Verdeutſcht weggelaſſen. Daß ſich übrigens Voß der Jüngere auf meinen Plato freut glaube ich wol da ich ſonſt ſchon allerlei gute Aeußerungen über mich von ihm gehört; wie weit ſich aber ſonſt das man aus ſeinem Briefe erſtrecke wollen wir abwarten. Du weißt wie große Luſt ich zu dieſem Werke habe; aber über die Wirkung und den Eindruck bin ich doch ſehr zweifelhaft. — Dein Grundſaz übrigens daß eigentlich der gemeinſame Wille Aller überall die äußern Formen hervorbringe iſt freilich richtig, nur daß die Majorität hier nicht aus ſolchen beſteht die ſelbſt irgend etwas Beſtimmtes wollen, ſondern aus ſolchen die nichts wollen und nur durch ihre Negativität auf die Erhaltung des Alten wirken. Ich denke dies muß auch aus meinen Aeußerungen Jedem einleuchten, unerachtet ich es nicht ausdrücklich ſagen wollte? Wenn der Druck der Gutachten vollendet iſt ſo ſei doch ſo gut gleich zwei oder drei Exemplare an Wedeke abzuſchicken. Ich habe ihm nichts davon geſchrieben und wollte mir den Spaß machen daß er ſie ohne Weiteres und ohne meinen Namen durch Dich erhielt *). Du wirſt wol auch Spalding ein paar Exemplare geben. Faſt mit jedem Poſttag ſehe ich neue Broſchüren über dieſe Gegenſtände angezeigt, die gewiß großentheils ſehr ungewaſchen ſind; um ſo weniger thut es mir leid mein Wort auch dazu gegeben zu haben. Was mir am gewiſſeſten ahndet über den Erfolg, iſt daß meine Confeſſionsverwandten die Reformirten das ärgſte Geſchrei gegen den Verfaſſer erheben werden.

---

*) Vor dieſen Brief fällt einer aus dem Dec. an Reimer, Briefw. I, 387.

G. L. Spalding an Schleiermacher.

Berlin, den 16. Januar 1804.

Ich eile um ſo viel dieſen Poſttag möglich über Ihre wichtige Angelegenheit zu ſchreiben. Im allgemeinen nach reiflichem Hin- und Herdenken freut mich der Antrag. Er muß Ihrem Schickſal irgend eine günſtige Wendung geben. Ihren ſchönen Enthuſiasmus für die Kanzel ſehe ich mit Freude. Aber iſt mir je etwas traurig, ſo iſt es, daß ein ſo ſeltener ein ſo gegründeter Enthuſiasmus meinem Vaterlande nicht zu gute kommen ſoll. Nicht wahr, wenn Sie von einer Seite, wo die Macht und die Treue vereinigt wäre, das Wort erhielten, recht bald nach Berlin verpflanzt zu werden, ſo gingen Sie nicht nach Würzburg? Aber wo ſoll dieſes Wort entlockt werden? — —

Ihre Einleitung habe ich ſchon, nach Durchleſung, an Reimer zum Druck gegeben. Ich habe nach Ihrer Vollmacht ein paar Wörtchen geändert; nichts an der Perlenſchnur. Dieſe Einleitung iſt köſtlich. Ich mag Ihnen nicht alles ſagen was ich darüber empfinde. Sie müſſen nicht nach Würzburg gehen. Nicht als Freund ſage ich

---

*) Wedeke nämlich waren ſie gewidmet: „Meinem Freunde J. C. W[edeke] in H[ermsdorf].“

das. , Vielmehr Ihr Wohnen an „Würzburgs Kelter" (weil Sie doch einmal nicht in Berlin ſind) wäre mir reizend, und würde ein ſchöner Prätext und Text zu Reiſen werden ins ſüdliche Deutſchland. Aber als Preuße ſage ich's. Wenn nur das die *κύριοι τῶν πραγμάτων* begriffen! Auch predigen will ich Sie hören. Sie ſollen die deutſche Columne ſein in meinem Predigtbuche, wie die franzöſiſche mir Ancillon iſt, dem ich immer mehr hold werde. Er iſt eine ſchöne Seele. — — Mein Vater iſt am rechten Fuße gelähmt; doch ſelbſt dieſer phyſiſche Schaden beſſert ſich etwas; gewiß aber nie ganz. Auflöſung wäre ſchön.

Sack an Schleiermacher.

Berlin, den 17. Januar 1804.

Ich kann mir denken, wie intereſſant Ihnen der unerwartete Antrag des Herrn Profeſſor Paulus ſein müſſe, und wie ſchwer es Ihnen werden mag, ſo anlockend auch auf der einen Seite die Ihnen eröffnete Ausſicht iſt, über die Sache zu einer feſten Entſchließung zu kommen. — So viel iſt gewiß, Stolpe iſt nicht der Ort, der Ihnen genügen und auf die Dauer behagen kann, und Sie ſind es ſich allerdings ſelbſt ſchuldig, einen angenehmeren und weiteren Wirkungskreis zu wünſchen, und es ſich lieb ſein zu laſſen, wenn die Vorſehung Ihnen dergleichen anweiſet. Meine Gedanken waren, daß Sie nach . . s bald zu vermuthendem Ableben nach Königsberg würden berufen werden, wo Sie der Freunde ſo viele haben. Ich bin auch der Meinung, daß die Gemeine bei einer abermaligen Vacanz keinen anderen als Sie wählen werde. — Aber freilich iſt bei Wahlgemeinen der Erfolg immer etwas ſehr unſicheres. Hätten Sie einige Sicherheit in K. zur zweiten Hofpredigerſtelle gewählt zu werden, ſo würden Sie vermuthlich eine verbeſſerte Lage im preußiſchen Staate einer ähnlichen im Auslande vorziehen. Sollten Sie nun aber für das beſte halten, ſich auf des Herrn Paulus Antrag einzulaſſen, ſo werden Sie ohne Zweifel ſich in Anſehung der Geſchäfte, der Rechte und der Vortheile zuvor ſicher ſtellen, und dann erſt nach erhaltener Zuſage die Verabſchiedung nachſuchen, welche, da Ihnen wenigſtens für jezt eine Schadloshaltung weder gegeben noch verſichert wird, ohne Unbilligkeit nicht verſagt werden könnte.

Schleiermacher an Reimer.

Stolpe, den 1. Februar 1804.

Mit der heutigen Poſt ſchicke ich an Spalding das Ende des Phädrus, den revidirten Lyſis und die Einleitung zum Protagoras, woran Du wenn Spalding nicht etwa über einige Kleinigkeiten im Phädrus noch hin und her zu ſchreiben nöthig findet einen ziemlichen Vorrath von Manuſcript haben wirſt. Da ich mich nun unverzüglich über den Protagoras ſelbſt mache, den ich vielleicht nicht einmal ganz abzuſchreiben brauche und dann nur noch den Charmides ganz zu überſezen habe, ſo hoffe ich daß ich Dir mit dem Anfang des künftigen Monats bis auf die Anmerkungen etwa Alles werde zuſchicken können und der Druck alſo ununterbrochen Fortgang haben wird. Die Einleitung ſcheint Spalding ſehr gefallen zu haben; ich halte ſie aber auch ſelbſt für ein ganz leidliches Stück Kritik. In Beziehung auf Dich iſt mir oft die Tieck'ſche zu den Minneliedern eingefallen, und ich bin verlangend zu wiſſen ob Du hier bei den auch ſehr heterogenen Ingredienzien mehr Einheit finden wirſt. —

Von der Würzburger Angelegenheit biſt Du durch die Herz und Spalding unterrichtet ſo weit ich es ſelbſt bin. Auch werden Dir beide wol geſagt haben, wie meine Berliniſchen Verhältniſſe gar nicht von der Art ſind daß ſie mich bewegen könnten einen ſolchen Antrag auszuſchlagen. In jeder von den Hinſichten die gewöhnlich in Anſchlag gebracht werden iſt auch wol wenig dagegen zu ſagen, dennoch iſt mir herzlich wunderlich zu Muthe, und ich wünſche oft der ganze Antrag wäre mir gar nicht gekommen. Ich fürchte ich paſſe nicht in das ganze akademiſche Weſen; das Kollegienleſen welches freilich die Hauptſache iſt möchte wol noch leidlich gehen, wiewol es mir auch noch ein ganz fremdes Feld iſt: aber die Verhältniſſe mit den Herrn Kollegen die es gewiß ſo jung die Akademie noch iſt an mancherlei Factionen nicht werden fehlen laſſen, zwiſchen denen man dann mitten inne ſteht, auf alle Weiſe verrathen und verkauft! Dann iſt mir Schelling mit ſeiner liebeleeren Weisheit, denn anders hat ſie mir noch nicht erſcheinen wollen, und ſeinem ganzen Schreckensſyſtem ein unangenehmer Nachbar. — Ferner wird nun wieder das Geſchrei von Parteiweſen welches in Beziehung auf mich eine Zeit lang geſchwiegen hatte und wol je länger je mehr verſtummt ſein würde, ſich aufs Neue vernehmen laſſen, und ich leſe ſchon im Geiſte die ſaalbadernden Anmerkungen des Freimüthigen, der A. D. Bibl. Endlich fürchte ich wird auch bei dem Amte ſelbſt wenig Freude ſein, wenn die Stimmung der ſich dort verſammelnden Jugend ſo iſt wie ich ſie mir denken muß. Dieſe lezte Betrachtung würde vielleicht überwiegen, wenn nicht eben meine hieſige Lage ſo ſchlecht hierin wäre, daß ich mich nur verbeſſern kann. Einſam werde ich gewiß dort auch leben, wenigſtens zeigt mir keine wohlthätige Ahnung irgend einen Menſchen dort an den ich mich würde anſchließen können, aber theils wird die Natur und, ich rechne darauf, auch die mehrere litterariſche Bequemlichkeit die Einſamkeit erträglicher machen, theils rechne ich viel auf die halbjährigen Ferien, die mich, etwas verlängert, gewiß manchmal nach Berlin führen würden.

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Berlin, den 6. Februar 1804.

— Da ich es nicht hatte möglich machen können vor dem neuen Jahre und noch in der erſten Hälfte des Januar einen Beitrag an die Jenaiſche A. L. Z. einzuſenden, ſo erhielt ich vor einigen Poſttagen eine ſehr dringende Aufforderung von Goethe, nicht nur an mich ſelbſt, ſondern zugleich an die Freunde; und da ich gewiſſe Hoffnung gemacht habe, Sie würden ein eifriger Mitarbeiter ſeyn, ſo müßte es mir doppelt leid thun, wenn ſie nicht in Erfüllung ginge. Laſſen Sie mich alſo nicht zu Schanden werden, und ſollten

Sie noch nichts eingeſandt haben, ſo beſchleunigen Sie es möglichſt. Mein perſönliches Intereſſe dabey iſt freylich Kritiken von Ihnen über dieſes oder jenes bedeutende Buch zu leſen. Sie klagen gegen mich, daß Sie durch die Beſtimmung eines Faches beſchränkt würden; allein das iſt ja nur eine Formalität, man wird von Ihnen gern nehmen, was Sie über irgend einen Gegenſtand geben wollen. Sie ſollten ſich durch einige dem Scherze dargebrachte Opfer ſelber Luſt machen. Giebt es keine anzuzeigenden Schriften von Meiners? oder die Culturgeſchichte von Jeniſch? So etwas läſe ich von Ihnen gern zugerichtet, ich will Sie dagegen mit Bouterweks Geſchichte der italieniſchen Poeſie regaliren. — Mit vieler Belehrung habe ich Ihre Einleitung zum Plato geleſen, und freue mich daß dieſes Unternehmen vor ſich geht. Zu den geſcheidten Gedanken, die in der Welt unter vielen verkehrten vorkommen, gehört gewiß der Ruf, den Sie nach Würzburg erhalten haben. — Von Friedrich habe ich ſehr lange nichts gehört. —

Schleiermacher an Reimer.

Stolpe, den 23. Februar 1804.

Ohngefähr ſo hatte ich es mir wol gedacht daß gleich nach Abſendung meines letzten Manuſcripts Briefe von Dir einlaufen würden, allein ich wollte deßhalb die Abſendung nicht verzögern. —

Ich weiß nicht ob die Herz Dir ſchon von meinen großen Reiſeplänen geſagt hat. Meine Schweſter in Schleſien nämlich und mein alter Onkel in Landsberg rechnen ſo beſtimmt darauf daß ich ſie vor der Abreiſe nach Würzburg noch beſuche, und es iſt mir bei der großen Unſicherheit ihres Lebens ſelbſt ſo wichtig daß es mir große Schmerzen machen würde ohne große Noth darauf zu renonciren. — Ueber Spalding's Correkturen mache Dir keine Sorge. Die Periodenbildung wird er gewiß nie ändern und es wird Alles nur Kleinigkeit ſein was er thut. Ich habe ihm dieſe Vollmacht aus zweierlei Urſach gegeben, erſtlich iſt hie und da bei Abſendung meines Manuſcripts die Lesart noch ſtreitig oder ich bin in Kleinigkeiten zwiſchen zwei Erklärungen ſchwankend, und es würde nur unnützen Aufenthalt verurſachen wenn um deswillen das Manuſcript ein paar Mal ſollte zwiſchen hier und Berlin auf und ab wandern. Mit meiner Sprache iſt er ſehr bekannt und wird gewiß in dieſen Fällen nichts dagegen thun. Zweitens giebt es mancherlei Kleinigkeiten in denen ich mich ſehr leicht verſchreibe, und ſo iſt es ja am Beſten wenn das erſte Auge denen gleich abhilft. Von dieſer Art werden wol ſeine übrigen kleinen Aenderungen in der Einleitung ſein. Wegen des Machwerks verſagt mir mein Gedächtniß wo ich es gebraucht, wahrſcheinlich hat es ihm einen unedlen Nebenbegriff zu haben geſchienen. Dies iſt vielleicht übertrieben vielleicht auch nicht; alſo laß es nur bei ſeinen Aenderungen. Wegen der Correkturen iſt es mir ganz recht ſo, von Schlegel aber iſt es nicht genug zu loben daß er bei ſeinen vielen Arbeiten dennoch die Zeit daran wenden will. Nimmt er ſich auch die das Manuſcript zu leſen? Freilich wäre es ſehr wünſchenswerth den Plato ſo rein als möglich zu drucken. Ich empfehle Dir beſonders die Kommata deren mir wie ich glaube der Setzer viele andichtet die ich nicht gemacht habe. Beſſer zu wenig als zu viel; überhaupt komme ich immer mehr auf den Grundſatz der höchſten Sparſamkeit in den Interpunktionszeichen zurück, und ſehe beſonders aus jeder Probe immer deutlicher daß es für meine Schreibart ſehr nachtheilig iſt wenn ſie zerſchnitten wird. —

Daß die Würzburger Sache in Berlin ſo bekannt geworden iſt, iſt mir unangenehm genug; noch habe ich keine nähere Nachricht von dorther. Inwiefern Du meinſt daß die Veränderung des Wirkungskreiſes mir zuträglich ſein werde, möchte ich gern genauer hören. Vor den perſönlichen Verhältniſſen habe ich ein heiliges Grauen, welches immer mehr zunimmt je mehr Menſchen nach Würzburg gehen. Es iſt ein gar zu erbärmliches Volk die Univerſitätsgelehrten, und wer die Erbärmlichkeiten nicht mit macht leidet doch für den Augenblick am meiſten. Gedächte ich noch lange zu leben, ſo würde auch gewiß meine Abſicht dahin gehen ſpäterhin ganz zur Kanzel zurückzukehren. Aber der Himmel wird mich ja wol dafür bewahren. — Was machen Frau und Kind? Sie ſollen ja recht geſund ſein damit ſie uns keinen Streich ſpielen für die Rügenſche Reiſe. — Lebe wohl und ſchicke mir bald gedruckten Plato.

G. L. Spalding an Schleiermacher.

Berlin, den 9. März 1804.

Da ich mich als einen argen Sünder fühle gegen Sie, ſo bin ich noch froh eine kleine Buße dadurch zu thun, daß ich Ihnen die Inlage mit der reitenden Poſt ſchicke. Sie ſehen es ſind Ihre Fragen über den Phädrus beantwortet von Heindorf, und dann wieder etwas dazu von mir. Daneben noch mein erſtes Blatt über Laches. Mit nächſter fahrender Poſt bekommen Sie Ihr Manuſcript des Laches mit meinen Anmerkungen. Was Sie im Phädrus noch etwa geändert haben wollen, darüber können Sie mich nur ſchnell benachrichtigen, und dann wird es noch zur rechten Zeit kommen für den Drucker. Mit der fahrenden Poſt bekommen Sie glaube ich auch zwei oder drei Aushängebogen des Plato, worauf Ihre Einleitung noch nicht zu Ende geht. Alſo haben wir Zeit für das Innere des Phädrus. Nicht wahr, nach Phädrus unmittelbar Lyſis? Dieſen habe ich nicht wieder durchgeleſen wie Sie ihn mir geſendet haben. Habe ich daran Unrecht gethan? — Ihr Erſtaunen über Buttmann's *ἀγχινοία* müſſen Sie nur auch auf mich richten. Den Protagoras leſe ich durch Sie zum erſten Mal. Ja ja, ſo ſehr fleißig ſind wir eben nicht geweſen. Und in der That wir müſſen Ihnen Dank wiſſen, uns ſo in die Lectüre zu bringen. Das iſt ein großer Vortheil den ich von Ihrem Unternehmen habe mit dem Plato.

— Aber Sie müſſen nicht auf lange von uns gehen. Wiſſen Sie, daß meine Frau dieſes Factum als ganz gewiß annimmt und meine Zweifel dagegen zuverſichtlich beſtreitet?

Schleiermacher an Reimer.

Den 20 März 1804.

— Heindorf ſchreibt mir daß ſchon Mehrere (er auch) in den Gutachten mich erkannt hätten und ſo möchte die Anonymität ſchwer zu behaupten ſein. Mir liegt auch jezt weniger daran und Du brauchſt, wenn Du gefragt wirſt, meinetwegen Dir keinen Zwang anzuthun. Ich wollte nur den Schein von Prätenſion vermeiden, mit dem es ſich nun bei meiner Entfernung von ſelbſt giebt. Kürzlich habe ich auch mein Dimiſſionsgeſuch nach Berlin geſchickt und nun alſo iſt Alles für meine Verpflanzung geſchehen. Daß ſie für mein Leben eine wahre Verbeſſerung ſein wird, wage ich kaum zu hoffen, indeß war es doch wol Recht ſo. —

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Paris, den 20. März 1804.

Herzlich geliebter Freund, unter den Freuden, die ich hier entbehren muß, iſt auch die mit zu rechnen, daß ich dem Briefwechſel mit Freunden ganz entſagen muß. Zu viel ſind der unangenehmen Geſchäftsbriefe, die ich ſchreiben muß, zu viel der Sorgen und Störungen, und beſonders ſeit ich nicht glaube mehr lange in Paris zu bleiben, oder doch deſſen nicht gewiß bin, bin ich zu ſehr beſchäftigt, die Manuſcripte noch recht zu nutzen. Obgleich nun keine Zeit erfordert wird einen Brief zu denken, ſo iſt es doch anders mit dem Schreiben; beſonders wenn man ſo viel zu copiren und zu ſchreiben hat, daß oft die Hände erlahmen und die mechaniſche Unmöglichkeit eintritt, weiter zu ſchreiben. Auch heute ſchreib' ich eigentlich nicht, ſondern kündige nur an, daß ich vielleicht bald mehr werde ſchreiben können. Wir bringen das Frühjahr am Rheine zu, in Cöln (meine Adreſſe daſelbſt iſt bei Herrn Sulpicius Boiſſerée); vielleicht auch den Sommer*). Dahin ſchreibe mir, und gieb mir Deine directe Adreſſe; ſo läßt ſich ein directer Briefwechſel von da aus vielleicht beſſer führen als von hier.

---

*) Schlegel hatte Sulpicius und Melchior Boiſſerée in Paris Collegien geleſen und lebte dort mit ihnen in vertrauter Freundſchaft in Einem Hauſe. H. v. Chézy, Unvergeſſenes I, 287. 288.

Bis jezt ging es uns leidlich. Das ſchlimmſte iſt daß leider meiner Frau Geſundheit hier merklich ſchlechter geworden; auch jezt leidet ſie ſehr und kann Dir heute nicht ſchreiben. Daß ich Indiſch gelernt, weißt Du vielleicht ſchon. Ueber alle Hauptſekten der indiſchen Philoſophie ſind ausführliche Werke hier, zum Theil ſogar die erſten Quellen; wieviel ich aber davon noch copiren und mit mir werde fortnehmen können, weiß ich noch nicht. Bis jezt habe ich mich, der nothwendigen Methode ſtreng folgend, noch gar nicht darum bekümmern können.

Deine Kritik der Moral iſt das erfreulichſte und wichtigſte was ich noch ſeit meiner Entfernung aus Deutſchland erhalten habe. Der Styl iſt vortrefflich, gebildeter als in irgend einem wiſſenſchaftlichen Werke der neueren Zeit. Inwiefern ich im Inhalt unbedingt oder bedingt mit Dir übereinſtimme, weißt Du ſelbſt zu gut, als daß ich darüber noch ſchreiben ſollte. Könnten wir nur wieder einmal zuſammen ſymphiloſophiren, und beſonders zuſammen ſein und leben. Jene Gegenden, ja auch Berlin, werde ich wohl ſo bald noch nicht wiederſehen. Aber biſt Du denn ſo unabänderlich an Staat und Stand gefeſſelt? Wie immer wir in eigner Noth ganz anderer Art an Dein inneres Mißverhältniß gedacht und uns darum gegrämt haben, kann ich Dir nicht ſagen. Schreib uns ja recht bald und recht viel.

Mit dem Plato biſt Du hoffentlich nun ordentlich organiſirt. Der Himmel gebe nur daß Dich dies nicht allzuſehr von eignen Arbeiten abhält. Was kannſt Du nicht für deutſche Sprache und Styl noch thun; auch ſollteſt Du Dich der höheren Speculation und Philoſophie nun ebenſo annehmen. Das thäte unendlich Noth und keiner kann es wie Du. Daß Du für die Europa gar nichts geben willſt, ſchmerzt mich ſehr, ich kann es nicht leugnen. Wilhelm iſt der einzige meiner Freunde, der in der Entfernung auch von dieſer Seite durch treue Theilnahme mich aufrecht erhalten und erfreut hat. Kann ich von Deinen Verſen gar nichts zu ſehen bekommen, und iſt wenigſtens von dieſen nichts für den Druck beſtimmbar? Arbeiteſt Du an der neuen jenaiſchen Zeitung mit? Unſtreitig hat man Dich ſo lange geplagt, bis Du es gethan. Thu es nur nicht mehr als billig! Freilich kann man nach einem Werke wie die Kritik der Moral ausruhen, aber doch auch nicht zu lange. Wann werden wir uns wiederſehen? Schreib mir auch von Eleonore. Ich kann nicht aufhören, den herzlichſten Antheil an ihr zu nehmen, und mit Liebe nach ihr zu fragen, wenn gleich ihr Betragen tadelhaft ſein mag.

A. W. Schlegel an Schleiermacher.

Berlin, im April 1804.

Der beyfolgende kleine Brief von meinem Bruder*) wird hoffentlich hinreichen die Beſchuldigung des gänzlichen Vergeſſens zu widerlegen, und ſollte er nicht viel enthalten, ſo müſſen Sie es den vielfältigen Zerſtreuungen meines Bruders vor ſeiner nahen Abreiſe von Paris zuſchreiben. Vermuthlich hat er Ihnen auch gemeldet, daß er ein paar Monate in Cöln zuzubringen gedenkt. Dies hat mir Veranlaſſung zu manchen Planen des Wiederſehens gegeben; ich hoffe es ſoll im Sommer eine Zuſammenkunft ſtattfinden, nur weiß ich noch nicht wo. Alsdann würden wir auch gemeinſchaftlich auf die baldige Fortſetzung des Athenäums mit Eifer denken können, welche ich dem Verleger, der ſie wünſcht, allerdings verſprochen habe.

Uebrigens bin ich durch mancherley Störungen und Zerſtreuungen in meinen für den Winter berechneten Arbeiten noch weit zurück. Gern habe ich indeſſen manche Stunde zu übernommenen Correkturen für Freunde, und mit ganz beſonderm Vergnügen zu der Ihres Plato mir abgemüßigt. Nur von der Einleitung habe ich Ihr Manuſcript im Voraus durchgeleſen, zu dem übrigen hatte ich theils nicht Zeit, theils mußte es zu ſchnell in die Druckerey, ſo daß keine Antwort auf meine Ihnen mitgetheilten Bemerkungen hätte ankommen können, und auf meine Hand nur das geringſte in Ihrer Ueberſetzung zu ändern, hätte ich nicht auf mich genommen. Darf ich Ihnen bloß nach der Durchſicht beym Corrigiren ohne Vergleichung mit dem Original eine Kritik machen, ſo iſt es dieſe, ſich vor Dunkelheit zu hüten. Ueberhaupt hätte ich wohl gewünſcht, ſeit wie lange Sie auch vorbereitet waren, das Manuſcript der erſten Ueberſetzungen hätte nicht ſo ſchleunig zum Druck gefördert werden müſſen. Es giebt ſo manche feinere Zweifel, wie dies oder jenes zu geben ſtehe, über welche nur nach einem bedeutenden Zwiſchenraum ſeit dem erſten Entwurf eine ſichre Wahl entſcheiden kann. Ich weiß wie oft und viel ich die erſten Stücke meines Shakespeare durchgearbeitet habe, ſie haben mir lange Zeit im Manuſcript gelegen ehe ſie zum Druck kamen, und doch möchte ich nun vieles darin anders haben. Doch dies ohne Schluß auf Ihre Arbeit, die den Nichtkennern ſowohl in der Ueberſetzung als den Einleitungen eher zu ſtrenge als zu nachläſſig dünken wird.

---

*) Iſt der vorhergehende.

Reimer ſagt mir, daß man Sie hier im Lande zu behalten ſucht, worüber ich der Regierung mein Compliment mache, und begierig bin wie Sie ſich entſcheiden werden. Da die Sache einmal wieder ungewiß geworden, ſo will ich Ihnen auch nicht verhehlen, daß mir ein ganz geſcheidter Mann allerley nicht Günſtiges über die Lage, wegen der noch beſtehenden und vielleicht nicht ſo leicht auszugleichenden Disharmonie zwiſchen den alten und neuen Beſtandtheilen, auf der andern Seite auch von der noch fehlenden Empfänglichkeit für manche Studien, z. B. das philologiſche, berichtet hat. Sollten Sie noch hingehn, ſo würde ich Sie für berufen halten, neben Ihren theologiſchen Geſchäften dieſes durch Vorleſungen über Profanſcribenten, beſonders Griechiſche emporzubringen*).

Sollten Sie hierher kommen, ſo werden Sie mich bis gegen Ende Mai's in der Gegend, und falls ich Ihre Ankunft zeitig voraus weiß, auch in der Stadt finden. Auf die Correktur des Plato zurückzukommen, ſo mache ich ſie mit der größten Gewiſſenhaftigkeit, und hoffe Sie werden damit zufrieden ſeyn. Ihre Orthographie befolge ich genau, wiewohl ich ſie nicht zu rechtfertigen weiß; es wäre leicht Ihnen zu zeigen, daß Sie keine feſten Grundſätze befolgen. — In Abſicht auf Interpunction habe ich Ihrem Manuſcript nachhelfen müſſen. Hätte ich überall in denjenigen Fällen Kommas ſetzen wollen, wo Sie ſelbige dann und wann einmal geſetzt, ſo hätte ich noch viel mehr hinzuzufügen gehabt; da ich aber aus einem Briefe von Ihnen an Reimer erſehen habe, daß Sie die Kommas haſſen, ſo bin ich dabey ſo ſparſam als möglich geweſen.

---

*) Eine entgegengeſetzte Anſicht über Schleiermacher's Stellung in Würzburg von Friedrich S. an Caroline Paulus bei Reichlin-Meldegg II, 316.

Gr. v. Thürheim an Schleiermacher.

Würzburg, den 4. April 1804.

Es gereicht mir zu einem ganz beſonderen Vergnügen, daß ich nunmehr durch höchſte Befehle von dem kurfürſtlichen Hofe zu München in den Stand geſetzt bin, Ew. Wohlgeboren Dero wirkliche Ernennung zum ordentlichen Lehrer an der hieſigen Schule für das Fach der theologiſchen Sittenlehre und den geſammten praktiſchen Theil der Theologie mit einem jährlichen Gehalte von 150 Karolin oder 1650 Gulden rhein. officiell zu eröffnen. Ueberdies wird ſich Ew. Wohlgeboren durch die Theilnahme an den ſogenannten Vormittagspredigten bei dem proteſtantiſchen Cultus eine ſchöne Gelegenheit eröffnen, auf einen großen Theil des Publicums auf das vortheilhafteſte zu wirken. Nach der in dem gefälligen Schreiben vom 29. Februar enthaltenen Erklärung darf ich der Ehre bald entgegenſehen, eine mir ſehr intereſſante perſönliche Bekanntſchaft zu machen, und diejenige vollkommene Hochachtung zu bethätigen, mit welcher ich beharre ꝛc.

---

v. Thulemeier an Schleiermacher.

Berlin, den 6. April 1804.

Ew. Hochehrwürden Geſuch als Prediger zu Stolpe entlaſſen zu werden, um die Vocation nach Würzburg annehmen zu können, habe ich Sr. Majeſtät dem Könige allerunterthänigſt vorgetragen.

Es iſt darauf mittelſt Kabinetsordre vom 5. d. M. eine für Dieſelben ſehr ſchmeichelhafte Reſolution erfolgt. Se. Majeſtät laſſen Ihnen als einem vorzüglichen Kanzelredner, als Geiſtlichen und Gelehrten alle Gerechtigkeit widerfahren, und haben den Wunſch geäußert, daß Ew. Hochwürden den Ruf nach Würzburg ablehnen möchten, auch mir den Auftrag ertheilt, Ihnen eine angemeſſene Zulage und die Ausſicht einer guten Predigerſtelle in Berlin zu verſichern. Ich zweifle nicht, daß Sie dieſe Allerhöchſte Königliche Gnade mit Dank und Freude annehmen werden, und ſtelle Ihnen anheim, ob Ew. Hochwürden mir nicht ſchleunig die Kurfürſtlich Pfalz-Bayeriſche Vocation in originali überſenden, oder wenigſtens den Inhalt mittheilen wollen, damit Se. Majeſtät der König beurtheilen können, welche Zulage Denenſelben zu einer genügenden Entſchädigung bewilligt werden könnte. Ich verbleibe ꝛc.

G. L. Spalding an Schleiermacher.

Den 13. April 1804.

— Nun denn, was iſt denn zu ſagen von der Verweigerung Königlicher Entlaſſung? Ihr Brief ſprach von Unbehaglichkeit beim Weggehen. Nun haben Sie nicht mehr ſo viel ſelbſt zu beſchließen. Ich denke mit Reitz in der Vorrede zum Herodot *ὡς ἀνεξιχνίαστοι αἱ ὁδοὶ αὐτοῦ*! Nicht etwa glaubend, das ſei aus dem Herodot. Werden Sie nicht Geneigtheit haben im Vaterlande zu bleiben? Keineswegs zwar in Stolpe! *Μὴ γένοιτο*! Wie ich in die ſchlechte Gräcität gerathe! Meiner Meinung nach ſollten Sie vorerſt mit einem (auch kleineren als in Würzburg) Gehalt nach Frankfurt a. O. gehen als Profeſſor und Prediger, wenn auch keine Vacanz iſt; demnächſt aber nach Berlin in eine Predigerſtelle. Sack, der den Bericht gemacht an den König, hat ohne mein Zuthun geſchrieben, Sie würden lieber unter gleichen Vortheilen dem Vaterlande dienen. Geſtern habe ich in der Akademie gute (wie es ſchien) Bemerkungen über das Muſikaliſche in Plato gehört von Tremblay. Die ſollen Sie haben.

Den 19. April 1804.

— Sie wiſſen durch den meinigen vom 13., daß ich Ihre Angelegenheit ſchon kannte. Durch Sack nämlich. Aber die goldenen Worte hatte er mir nicht mitgetheilt „die Ausſicht auf eine gute Stelle in Berlin zuzuſichern". Von dieſer Ausſicht wollen wir nicht wanken und weichen. Alles andre muß nur Vorbereitung darauf ſein. Daß Sie nicht weggehen aus dem Vaterlande, ſehe ich für gewiß an. — Hier haben wir nun ausgemacht: Nur bis zum Laches incl. geht Ihr erſter Band vom Plato. Sonſt kann er nicht ordentlich zur Meſſe fertig werden, und diesmal, um alles willen, muß das Publicum nicht wieder mit dieſem Buche geäfft werden. Sorgen Sie nur, daß die Noten, erſt vom Phädrus, und ſo fort die anderen, ſchnell herüberkommen. Bald iſt der Laches abgedruckt. — Nun wie ſteht's mit der μαντεία meiner Frau? Ich hoffe, Sie werden ihr trauen und folgen.

Sack an Schleiermacher.

Berlin, den 18. April 1804.

Die Wendung, welche die Ihnen zu Würzburg eröffneten Ausſichten genommen haben, iſt mir auch aus dem Grunde ſehr angenehm geweſen, weil ich nicht glaube, daß Ihnen die Lage in W. auf die Dauer die gewünſchte Befriedigung gewährt haben würde. Um den Ausgang Ihres Dimiſſionsgeſuches, den ich vorausahnte, abzuwarten, habe ich Ihr letztes Schreiben nicht früher beantwortet. Der Herr Miniſter hat nun die von Ihnen erhaltene Erklärung dem Könige gemeldet, und ſo wird nun Ihr Schickſal bald auf die eine oder die andre Art entſchieden ſein. Herr Geheime Cabinetsrath Beyme hat ſich gegen den Herrn Miniſter geäußert, wie er dafür hielte, daß Sie ſich ſehr gut als Profeſſor der Theologie und Univerſitätsprediger nach Halle ſchicken würden. (Daß Se. Majeſtät erſt kürzlich die Fonds dieſer Univerſität mit 15000 Thlr. jährlich vermehrt haben, iſt Ihnen vielleicht noch nicht bekannt.) Der Herr Miniſter hat geantwortet, daß er dieſe Idee ſehr gut fände, jedoch nicht wüßte, ob Ihnen gerade dieſer Poſten angenehm ſein würde. Für mein Theil kann ich daran nicht zweifeln, da die Beſchäftigungen, die Sie dabei haben würden, mit denen, die Ihnen Würzburg anlockend machten, übereinkommen. Da ſtelle ich alſo anheim, ob Sie etwa ſelbſt an den Herrn Geh. Cabinetsrath ſchreiben und ſich gegen ihn erklären wollten, daß wenn Sie zu Halle oder Frankfurt gerade eine ſolche Stelle, als Ihnen im Auslande angetragen wäre, erhielten, Sie mit Vergnügen den vaterländiſchen Boden jedem andern vorziehen würden. Ich bin feſt verſichert, daß alsdann Ihre Anſtellung ſogleich reſolvirt werden würde. Verſäumen Sie aber keine Zeit, wenn Ihnen anders die Sache angenehm iſt.

Cabinetsordre an Schleiermacher.

Berlin, den 24. April 1804.

Von Gottes Gnaden ꝛc. Auf Eure allerunterthänigſte Bittſchrift vom 15. März a. c. wegen Entlaſſung von Euren gegenwärtigen Dienſtpflichten und Erlaubniß die Vocation als professor theologiae auf der Univerſität zu Würzburg annehmen zu können, wird Euch hiemit zur Allergnädigſten Reſolution ertheilt, daß Euch ſolches nicht gewährt werden könne. Eine Beförderung, welche Euren bekannten Talenten und rühmlicher Amtsführung angemeſſen iſt, wird Euch in Eurem Vaterlande nicht entſtehen [*]. Sind Euch mit Gnaden gewogen.

Auf Sr. Königlichen Majeſtät allergnädigſten Specialbefehl.

Thulemeier.

---

[*] Mein lieber Staatsminiſter v. Thulemeier. Um die beiden proteſtantiſchen, jetzt nur noch in Nebendingen von einander verſchiedenen Religionsparteien immer mehr einander zu nähern, und da die Halliſche theologiſche Facultät Meinen Abſichten hierunter auf eine rühmliche Weiſe entgegenkommt, habe ich dem Staatsminiſter v. Maſſow dato aufgetragen, dem Hofprediger Schleiermacher zu Stolpe mit einem Gehalt von 800 Thlr. eine außerordentliche theologiſche Profeſſur bei gedachter Facultät mit der Zuſicherung zu ertheilen, daß er bei erſter Vacanz oder noch früher, ſobald die Erfahrung die Erreichung Meiner Abſichten

Sack an Schleiermacher.

Ohne Datum.

Ich habe Ihnen, mein wertheſter Herr Hofprediger oder Profeſſor, wie Sie es am liebſten hören mögen, nicht geſchrieben, weil ich vermuthete, daß Sie durch officielle Reſcripte von Ihrer Angelegenheit hinlänglich unterrichtet ſein würden, auch vorausſetzte, daß ein Brief von mir Sie nicht mehr in Stolpe antreffen, ſondern daß Sie ſchon auf Ihrer Reiſe nach Pommern begriffen ſein würden; denn die Erlaubniß dazu iſt keiner Schwierigkeit unterworfen geweſen.

In Anſehung Ihres Berufes nach Halle ſcheinen Sie mir doch zu vielen Bedenklichkeiten Raum zu geben. Da das Verhältniß daſelbſt daſſelbe ſein wird, das Ihnen in Würzburg nicht unangenehm ſchien, ſo habe ich für mein Theil geglaubt, daß Ihnen die Wendung Ihres Schickſals in jeder Rückſicht als eine günſtige erſcheinen würde. Wie übrigens das Kirchendirectorium und unſer Herr Miniſter zu dieſem Berufe gar nichts beigetragen haben, ſo werden Sie es hinführo auch lediglich mit dem Herrn Miniſter v. Maſſow und dem Curatorio der Univerſitäten zu thun haben. Eine an den

---

verbürgen wird, eine ordentliche Profeſſur erhalten ſoll, und ihn zugleich zu der mit dem theologiſchen Seminario zu verbindenden Predigerſtelle zu berufen. Da Ich nun vorläufig auch unterrichtet bin, daß ꝛc. Schleiermacher, dem übrigens die Hoffnung, dereinſt als Prediger in Berlin angeſtellt zu werden, verbleiben ſoll, dieſer Ruf angenehm ſein werde, und Ich zu obigem für ihn ausgeſetzten Gehalte auch das vacante Gehalt von 410 Thlr. beſtimmt habe, welches der Profeſſor Boots gehabt hat: ſo trage Ich Euch auf, dieſes Gehalt von ſeiner Vacanz an demſelben mit Befreiung von Chargen- und Stempelgebühren anzuweiſen. Uebrigens ſoll der ꝛc. Schleiermacher von den neuerlich dem ꝛc. Boots aufgetragenen Obliegenheiten im reformirten Gymnaſium zu Halle diſpenſirt, er aber den dürftigen reformirten Studenten an ſeinen Collegien frei Antheil nehmen zu laſſen verpflichtet, und vorbehalten werden, ob, wenn die Combination des lutheriſchen und reformirten Gymnaſii zu Stande gekommen ſein wird, demſelben eine Theilnahme an der Inſpection aufzutragen. Ich verbleibe Euer wohlaffectionirter König.

Berlin, den 10. Mai 1804.

Friedrich Wilhelm.

An den Staatsminiſter von Thulemeier.

Herrn v. Thulemeier ergangene Cabinetsordre iſt Ihnen communicirt worden. Herr v. Thulemeier hat Herrn v. Maſſow darauf erſucht, ihm zu melden, wann Sie Ihr Amt zu Halle antreten müßten, und die Bedingung den reformirten Studioſis die Collegia frei zu geben in Ihre Vocation mit einrücken zu laſſen. Hierauf hat Herr v. Maſſow geantwortet, daß Sie mit dem October das neue Amt anzutreten haben würden, und daß er die von Sr. Majeſtät gemachte Beſtallung beifügen würde. Da Sie übrigens die 410 Thlr. von dem ehemaligen Boots'ſchen Gehalt ſchon vom 1. April an erheben, ſo wird dies eine gute Entſchädigung für die etwaigen Koſten ſein, ſo Ihnen die Veränderung veranlaſſen dürfte.

Was Sie in Halle leſen, welche Geſchäfte Sie als ein Univerſitätsprediger haben, und in welche Verbindung Sie mit dem Seminario theolog. kommen werden — das alles iſt mir gänzlich unbekannt. Die in den Monologen und in den Reden über die Religion dargelegten Grundſätze und Meinungen werden Ihnen freilich theologiſche Vorleſungen, wenn Sie ſich nicht bloß in den Grenzen des geſchichtlichen halten, von mehr als einer Seite erſchweren. Doch dieſen Punkt will ich nicht weiter berühren. Sie wiſſen meine Meinung; es iſt nicht in meiner Gewalt die Sache anders zu ſehen als ſie mir erſchienen. Die neue Philoſophie kann einmal in dieſem Leben nicht die meinige werden; denn wenn ſie es würde, hätte es mit meiner Religion und meiner Hoffnung ein Ende. Mir iſt es einmal nicht bloß um ein Göttliches, ſondern um einen daſeienden Gott zu thun — doch davon kein Wort mehr unter uns. — Wie es mit der vom Könige gewünſchten Vereinigung der beiden Gymnaſien werden möchte, weiß ich nicht. — Ihre beiden Gutachten*) habe ich mit größeſtem Intereſſe geleſen, und iſt vieles darin mir ganz aus der Seele geſchrieben. Nur kann ich der Meinung nicht ſein, daß eine Erklärung des Hofes die Opinionen auf einmal ändern und eine Vereinigung, eine wirkliche, hervorbringen werde. Eher möchte dergleichen Decret vom Thron herab einen ganz gegenſeitigen Erfolg haben. Steht es übrigens wirklich ſo, daß unſere reformirte Kirche über kurz oder lang eines natürlichen Todes ſterben muß, ſo iſt es wohl am beſten ihr Ende abzuwarten.

---

*) Zwei unvorgreifliche Gutachten in Sachen des proteſtantiſchen Kirchenweſens zunächſt in Beziehung auf den preußiſchen Staat. 1803.

Schleiermacher an Reimer.

Stolpe, den 12. Mai 1801.

Bei meiner Rückkunſt aus Weſtpreußen habe ich Deine Sendung vom 22. April, und zugleich zu meinem Troſt die lezte mit den übrigen Bogen vom 2. Mai vorgefunden. — Hoffentlich wird nun noch alles zur Meſſe fertig geworden ſein. — Freilich habe ich Dir lange nicht geſchrieben, aber Du weißt auch in welcher Confuſion ich geweſen bin. Nun iſt es entſchieden daß ich nicht nach Würzburg gehe, und wahrſcheinlich daß ich nach Halle komme. Kann man die Idee vernünftig ausführen ſo iſt es mir ſehr lieb; doch immer mit der Ausſicht auf Berlin im Hintergrunde. Meine Reiſe muß ich nun etwas anders modificiren und namentlich verſpäten. Ich kann erſt den 6. Juni von hier abreiſen, bin dann den 10. in Berlin, und wünſche ſehr noch einige Tage da zu bleiben und dann mit Euch zu reiſen. Aus Rügen oder Stralſund würde ich dann über Stettin zurückreiſen und zwar ſo daß ich den 12. Juli wieder hier ſein könnte. Dies iſt für mich der beſte Plan, und ich wünſche nur daß er Dir auch leidlich conveniren möge. Ueber meine Angelegenheiten ſage ich Dir nun nichts ausführliches da ich vorausſeze daß Du alles weißt oder unmittelbar erfährſt. Die Art wie man von allen Seiten mit mir umgegangen iſt, iſt ſo daß ich ſehr zufrieden damit ſein kann, wiewol ich Beyme's (unter uns bleibende) Ausſage daß meine Verſezung nach Halle ſchon eine alte Idee geweſen iſt faſt bezweifle. Auch freut es mich, daß ich bei der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit gegen die Würzburger dennoch ſo weit gekommen bin. Am Gegenſaz will ich mich ergözen ſobald ich dazu kommen kann; die ſchon in dem Aufſaz gegen Fichte herrſchende Arroganz hat mir ſchon beim Blättern entgegengeſtrahlt, und höchſt komiſch finde ich die Zuſammenſtellung von Burke und Goethe. Mit dem Octavian werden wir uns vielleicht auf Rügen gemeinſchaftlich erfreuen können. Lange hat Tieck nichts von ſich hören laſſen, und ich bin ordentlich begierig darauf wieder einmal recht von ihm angeregt zu werden. Deine Bedenklichkeiten gegen Ergänzungen in den Nibelungen theile ich ganz; dergleichen könnte ſich nur eine ſolche kritiſche Divinationsgabe als Fr. Schlegel beſizt mit zitternder Hand als Zugabe, niemals im Text, erlauben; Tieck aber beſizt dieſes Talent wol nicht in dem Maaß. Die Verheißung des zweiten Theils Calderon auf dem Deckel des Gegenſazes hat mich ſehr erfreut. Was ſind aber des Bernhardi dramatiſche Phantaſien? Das dramatiſche Phantaſiren ſcheint mir eine mißliche Sache zu ſein. Und warum haſt Du die armen Gutachten von dem Deckel des Gegenſazes ausgeſchloſſen? Ich wünſche daß mein Name ihnen helfen möge, und ich möchte ſie jezt gern, auch wegen der Halliſchen Idee, dem Maſſow, Beyme und Niemeyer in die Hände ſpielen; aber dies freilich lieber ohne als mit meinem Namen. Doch iſt es im Grunde einerlei.

Wie biſt Du denn zu Spalding's Gedicht gekommen? Recht viel Poeſie iſt wol nicht drin; aber dieſe Gattung darf doch auch nicht untergehen, und in der Gattung iſt wol lange nichts ſo gutes gemacht worden. Ein höchſt peinliches Stück Arbeit iſt es mir doch geweſen, was ich ſo eben verrichtet, meinen Abſagebrief nach Bamberg zu ſchicken. Fatal bleiben ſolche Situationen immer.

Was macht Theremin? Iſt ihm die Luſt ganz vergangen ſich mit mir einzulaſſen? Erzähle mir doch auch etwas von Tieck, wie er Dir als Menſch erſcheint. Ich habe mich nie recht an ihn anſchließen können. — Zwiſchen dem Parmenides durch muß ich vor meiner Abreiſe auch noch einmal etwas für die Jenaer machen damit ſie nicht alle Hoffnung zu mir verlieren. Leider koſtet mir das Recenſiren mehr Zeit als manchen das eigne Arbeiten. Lebe wohl, aber noch nicht bis zum Sehen. Ich hoffe von Dir noch zu hören und auch noch Dir zu ſchreiben. Beſonders erkläre Dich bald auf das beſtimmteſte wegen der Reiſe.

Reimer an Schleiermacher.

Berlin, den 17. Mai 1804.

— Uebrigens iſt es ganz herrlich und über alles erfreulich für mich, daß ſich alles ſo zu Deinem Beſten und mit ſolcher Auszeichnung für Dich entſchieden hat, auf eine Art, deren man wohl nicht viele andre Beiſpiele in unſerem Staate aufzuzeigen haben möchte. Und wie ſchön iſt es nicht, daß Du uns nun ſo nahe dadurch kommen wirſt, und immer näher, weil es mit der gegebenen Ausſicht auf Berlin keineswegs auf ein leeres Verſprechen abgeſehen iſt, wie ich dies aus Sack's Aeußerungen ſchließen muß. Sack hat den Bericht über Dich erſtattet und iſt gewiß nicht ohne Verdienſt um Deine Verſetzung.

Schleiermacher an Reimer.

Den 23. Mai 1804.

— Die Nachricht daß ich ſchon zu Michaelis nach Halle gehen ſoll iſt mir nichts weniger als angenehm, indeß wird ſchwerlich etwas daran zu ändern ſein. — Wäre ich nur erſt mit dem Parmenides ganz fertig ſo würde jede Beſorgniß die mich noch manchmal anwandelt verſchwunden ſein. Ein Collegium oder zwei werde ich doch wol dieſen Winter in Halle leſen müſſen und darauf muß ich mich nun auch noch zubereiten. Ich denke indeß auf Rügen mit dem Parmenides ganz fertig zu werden. — Da Beyme die Gutachten kennt ſo wäre es überflüſſig ſie Maſſow und Niemeyer zuzuſchicken. Es iſt möglich daß ſie etwas zu meiner Berufung nach Halle beigetragen haben, wenigſtens iſt der reformirte Univerſitätsprediger einer lutheriſchen Univerſität ziemlich in der Idee der Gutachten. Auszeichnung genug iſt allerdings in dem Verfahren mit mir; wenn es nur ein gutes Ende gewinnt: denn mein Stand in

Halle wird nicht der leichteſte ſein. — Wolf lieſt jezt in Halle eine ordentliche „Einleitung in die platoniſchen Schriften“. Hätte ich doch die erſt benuzen können. Aber etwas muß mir immer zu ſpät kommen.

G. L. Spalding an Schleiermacher.

Berlin, den 18. Mai 1804.

— Aber freilich von Ihrem Schickſal vor allen Dingen wollte ich unterrichtet ſein. Nicht als wenn ich nicht darum gewußt hätte, durch Sack z. B., ſondern weil ich gern Ihre Anſicht und Ihre Erwartung bei Ihnen ſelbſt leſen mochte. Manche ſchreckten mich mit Ihrem Kleinmuth, Sie meinten noch gebunden zu ſein an Würzburg und was dergleichen μορμολύκεια mehr ſind. Aber freilich ganz recht iſt es mir doch nicht, daß Sie nun nach Halle gehen. — Buttmann, der Weltbürger, ergözt ſich ſehr an dem reformirten (er ſelbſt ein Reformirter; wahrſcheinlich alſo darum) Univerſitätsprediger der lutheriſchen Univerſität Halle. Und freilich, das iſt auch eine Anſicht, die ich zu nehmen fähig bin. Es muß doch einmal ein Vorſchritt geſchehen. Alſo Dohna meint (der ehrliche Dohna, den ich immer ſo lieb gehabt habe), ich habe mit Beyme über Sie geſprochen? Woher meint er dies, wenn nicht die Herz etwas geplaudert? Ja ich habe mit Beyme geſprochen. Was das gewirkt, kann ich nicht genau berechnen. B. war mir eine Antwort ſchuldig auf eine Expoſtulation, womit ich mich an ihn gewandt. — Er ſah mich bei Lombard. Er war offen genug dieſe Schuld einzugeſtehen. Ich bat ihn um eine Audienz, nicht über mich, ſondern über Sie. Er gab ſie mir dort auf der Stelle. Ich erzählte ihm von Würzburg, von Ihrem Predigerwerth. Er war freigebig in Anerkennung Ihrer Talente. Ich ſagte, Sie wollten nicht ſchachern; aber bei der Gewißheit in nicht zu langer Zeit eine Stelle in Berlin zu haben, würden Sie gewiß gern bleiben. Hier äußerte er die ſehr liberale Geſinnung, den Gelehrten wäre das, gehäſſig ſo genannte, Schachern erſt dann zu verargen, wenn die Staaten ſie eben ſo behandeln würden, als ſie es gegen Geſchäftsmänner thäten. Nun wagte ich mich zu emancipiren, und Ihre zwei Gutachten mit Nennung Ihres Namens, doch aufgetragener Geheimhaltung, ihm anzukündigen und am andern Morgen ihm zuzuſchicken. Er erklärte, über Vereinigung der Kirchen habe er nun ein für allemal bei ſich feſtgeſetzt, ſie laſſe ſich durch den Staat nicht bewirken. Seitdem habe ich nie wieder ein Wort mit B. geſprochen. Alſo können Sie nun eben ſo viel conjecturiren als ich, wie viel hierdurch geſchehen ſein möge. Haben ihn die Gutachten ſo gewonnen? Denn es ſcheint ja faſt, als ob etwas davon in Erfüllung gehen ſoll durch Ihre Berufung nach Halle. — Den Thulemeier hatte ich neulich Gelegenheit zu ſprechen, und ich drückte auch ſehr auf das Ihnen für Berlin gegebene Verſprechen. — Neulich an einer Tafel hier in B. ſitzt S. (tief unter uns) am entfernteſten Ende von Beyme und ſpricht, der von Goethe angefeindete, über Fichte, Schlegel, Schelling, Schleiermacher. „Miſchen Sie da," ruft's ihm von B.'s Ferne her, „nur nicht ungehöriges zuſammen. Der letzte den Sie nennen iſt ein ſehr vorzüglicher Mann." Der Ohrenzeuge Bieſter hat mir dies erzählt, der eifrig beigeſtimmt hat; denn er iſt Ihnen ſehr hold wegen der Sachen, die ich ihm aus dem Plato erzählt habe, und deswegen eben, daß Sie mit dem Plato eine ſo ernſthafte Arbeit vornehmen. Die Ankündigung erklärte er übrigens auch für unverſtändlich, und ich habe nicht verhehlt, daß ich ſie vor dem Druck gebilligt. — Mich werden Sie wahrſcheinlich in der Stadt finden. Meines Vaters Zuſtand verbietet den Aufenthalt in Friedrichsfelde. Laſſen Sie uns nur ein paar Tage recht ausſchwazen.

Schleiermacher an Friedrich Schlegel.

Stolpe, den 26. Mai 1804.

Zur herzlichen Freude hat es mir gereicht, geliebter Freund, endlich einmal ein kaum mehr erwartetes Lebenszeichen zu erhalten. Nur freilich für den langen Aufſchub lange nicht genug, um mich mit Deinem und Dorotheens eigentlichen Sein und Ergehen bekannt zu machen. Ein Brief von ihr würde mir das weit beſſer geleiſtet haben. Du hätteſt die Arme wo möglich ſtatt nach Cöln in das mittägliche Frankreich führen ſollen; da würde ſie gewiß ihre Geſundheit wieder gefunden haben. Warum und wozu Ihr grade nach Cöln geht, dem finſterſten und ſchlechteſten aller franzöſiſch-deutſchen Orte, das iſt mir überhaupt unbegreiflich.

Von Deinem indiſchen Studium habe ich erſt aus Deinem Briefe etwas beſtimmtes erfahren. Du glaubſt nicht wie ich Deinen Eifer in den mechaniſchen Vorarbeiten bewundre als etwas deſſen ich gar nicht fähig geweſen wäre. Faſt möchte ich es wagen daraus zu weiſſagen daß Du auch bis zu einer zweckmäßigen vielumfaſſenden Mittheilung Deiner geſammelten Schätze gedeihen wirſt. Faſt, ſage ich; denn ganz werde ich doch nicht glauben bis ich ſehe. Die Engländer und Franzoſen würden uns nie die indiſche Philoſophie gründlich kennen gelehrt haben; das konnte nur ein Deutſcher, und gewiß biſt Du ganz eigentlich dazu gemacht wenn Du nur nicht mit einer zu großen Vorliebe für Deine a priori entworfene Conſtruction die Quellen beſchauſt und unterſuchſt. Ich wünſchte ſehr, Du könnteſt bald einmal dazu kommen, mir eine kurze Ueberſicht von Deinen Entdeckungen zu geben, und von den Arbeiten wozu ſie Dich veranlaſſen werden. Oder denkſt Du auch dergleichen außereuropäiſche Sachen in der Europa mitzutheilen?

Daß ich Dir zu dieſer nichts gegeben habe, und auch jezt noch nicht daran denken kann, iſt wahrlich kein Nichtwollen, ſondern ein baares Nichtkönnen. Du weißt es ja noch von mir aus alter Zeit, wie ich immer von Einer Arbeit abſorbirt werde, und auch nicht Eine Kleinigkeit daneben zu Stande bringe. Ausruhen habe ich mir nach der Kritik der Moral nicht viel erlaubt, glaube auch wenig Recht dazu zu haben: denn ich habe leider am Buche ſelbſt genug dormitirt. Du magſt wol Recht haben den Styl zu loben, wenn Du nur auf die Abſicht ſiehſt, auf die Idee welche darin angedeutet iſt; dieſe halte ich ſelbſt für recht gut: aber die Ausführung iſt ſehr ſtümperhaft, und ein neuer ſprechender Beweis meiner Unfähigkeit irgend etwas ordentlich zu vollenden. Jezt übrigens denke ich gar nicht an eigne Arbeiten, ſondern habe vollauf mit dem Platon zu thun, und denke auch, wenn ſich nicht mein Schickſal weſentlich ändert, nach der Beendigung deſſelben, die ich als eine Art von Schuld anſehe, die ich für Dich abtrage und die mir alſo heilig iſt, ausgelebt zu haben. Du wirſt wol nächſtens den erſten Band erhalten, die feinen Exemplare waren zur Meſſe nicht ganz fertig geworden. Wilhelm ſcheint nicht ganz damit zufrieden zu ſein; ich wünſchte nur, er wollte mir ſtatt allgemeiner Aeußerungen beſtimmte Kritik machen, die ich gewiß ſehr aufmerkſam beachten würde. Dieſelbe Einladung, lieber Freund, erlaſſe ich auch an Dich. Soviel dächte ich wäreſt Du dem Werke noch ſchuldig, das urſprünglich größtentheils das Deinige werden ſollte. Deine — auch von mir in der Ankündigung verheißene — Kritik des Platon ſelbſt wird vor der Hand doch wol ſchwerlich zu Stande kommen, es müßte denn meine etwas abweichende Anſicht ein neuer Sporn dazu ſein, welches ich mehr wünſche als hoffe. Jezt verurſacht mir die Ueberſezung des Parmenides ſchreckliche Qualen, und doch möchte ich gern, Reimer zu Liebe, den zweiten Band noch zur Michaelismeſſe fertig liefern.

An Staat und Stand ſcheine ich übrigens unabänderlich gebunden zu ſein. Ich hatte einen Ruf nach Würzburg durch Paulus erhalten, hatte ihn auch ſchon angenommen. Als ich aber um meinen Abſchied anhielt, wünſchte erſt eine Cabinetsordre daß ich bleiben möchte, und da ich antwortete ich wollte zwar bei den Ausſichten die man mir eröffnete ſehr gern, hätte mich aber ſchon ſo beſtimmt erklärt daß ich keinen Wünſchen oder Anerbietungen, ſondern nur einem Verbot Gehör geben könnte, ſo erhielt ich wirklich auf mein Abſchiedsgeſuch eine ganz beſtimmte abſchlägliche Antwort. Jezt hat man mir einen Antrag gemacht, mit dem man ſchon lange umgegangen iſt, als Univerſitätsprediger und zugleich (vorläufig bis zu entſtehender Vacanz) als Professor extraordinarius theologiae et philosophiae nach Halle zu gehen; ich habe mich vorläufig geneigt erklärt und erwarte nun das Nähere. Unter dieſen Umſtänden, und da ich nicht weiß wie bald die Veränderung vor ſich gehen wird, iſt es wol am beſten daß Du Deine Gott gebe häufigen und baldigen Briefe an Reimer adreſſirſt oder einſchließeſt.

Eine beſondre Freude haſt Du mir durch Deine liebende Nachfrage nach Eleonoren gemacht. Die Arme hat das unglückſelige Jahr höchſt traurig zugebracht, und ihren augenblicklichen Mangel an Muth und Feſtigkeit ſchwer gebüßt, leidend am Körper aber noch mehr geſchwächt am Geiſt, je länger je mehr Kraft und Feuer verlierend in dem ſchrecklichen Leben, muthlos eingeſchreckt, allen Unwürdigkeiten hingegeben ſchien mir ihr Tod das wünſchenswürdigſte. Endlich habe ich noch einen Verſuch gemacht. Ich habe ſie einem Freunde näher gebracht deſſen Gemüth nicht nur geeignet iſt ſie aufzurichten, ſondern deſſen äußere Lage ihn auch vorzüglich geſchickt macht ihr bei einem neuen Verſuch zur Trennung Beiſtand zu leiſten. Nur eine ſolche nahe männliche Unterſtüzung fehlte ihr damals. Sie will noch einen ſolchen Verſuch machen, weil ſie fühlt daß ſie ſonſt unwiederbringlich untergeht. Ich habe nun zwar Urſach einen guten Ausgang zu hoffen, aber doch nicht Muth mich der Hoffnung ganz hinzugeben. Wenige Monate müſſen entſcheiden ob Ihr immer mit traurigem Mitgefühl an mich denken ſollt.

Ein herrliches Lebensglück würde es auf jeden Fall für mich ſein einmal wieder mit Euch zuſammen zu ſein. Würzburg gab mir dazu Hoffnungen an denen ich mich ſehr erfreute. Halle weit weniger — wie überhaupt Halle mir Würzburg nur durch die Ausſicht auf Berlin erſezen kann. An ſich iſt es mir wenig erfreulich, und ich fürchte die Pedanterie und die kleinliche Eiferſucht der dortigen Leute wird mir viel zu ſchaffen machen.

In die Jenaiſche Zeitung habe ich erſt eine einzige Recenſion geliefert. Du ſiehſt von dieſer Seite bin ich nicht zu tadeln. Meine herzlichſten Grüße und beſten Wünſche an Dorothea; auch Philipp grüße ja von mir. Wenn Ihr dieſes leſet, bin ich mit Jette und Reimer zuſammen auf Rügen.

Schleiermacher an Reimer.

Ohne Datum.

— Seit vorgeſtern bin ich wieder hier, wohlbehalten bis auf einen fatalen Schaden am Fuß, der mich doch ganz hindert das ſchöne Wetter zu genießen; dafür bin ich deſto fleißiger an der Einleitung zum Parmenides. — In Stettin habe ich ein paar Tage zwar in einem ganz andern Styl, aber doch auch recht ſchön zugebracht. Auch dort habe ich mich an dem Anblick einer wahren Ehe erfreut, Bartholdy's nämlich, den ich in ſeinem Hausweſen noch nicht geſehen hatte, und habe auch einen Prediger kennen gelernt dem es Ernſt zu ſein ſcheint mit ſeinem Beruf. Du weißt dies ſind zwei wichtige Elemente meines Wohlbefindens. —

G. L. Spalding an Schleiermacher.

Friedrichsfelde, den 27. Juli 1804.

Willkommen wieder daheim! Freilich haben Sie lange nichts von mir gehört, und wenn ich nicht irre, habe ich mich nicht vernehmen laſſen auf drei Briefe von Ihnen, vom 26. Mai, 2. Juni, und — wie ſoll ich ihn nennen, den letzten sine die et consule? eine Unart, die kaum dem liebenswürdigſten Frauenzimmer zu vergeben iſt. Aber Ihre Reiſe ließ mich ſchweigen. Wenn ſie mich nur nicht auch hätte ruhen oder faullenzen laſſen.

Auf Ihr liebes Brieflein nach meines Vaters Tode will ich Ihnen mündlich dienen. Ihr Zug durch Rügen, und das Wohlgefallen, das Sie fanden an dieſen Inſulanern, hat mir herzliche Freude gemacht. —

Sie müſſen doch wohl nothwendig um Michaelis nach Halle. Niemeyer war eben hier als Ihr Brief an mich ankam. Da ich ihn indeſſen nicht nachher noch ſah: ſo beſtellte ich durch meine Mutter das nöthige. Er hatte ſchon vorher einigemal geäußert, es wundre ihn, daß Sie an Niemanden dort ſchrieben. Ich ſchützte immer die

Reiſe vor, und war doch in einiger Verlegenheit. Nun hat, was meine Mutter aus Ihrem Briefe erzählt, die beſte Wirkung gethan. Er hat viel Freude geäußert über Ihre zuvorkommende Geſinnung; er habe das Gegentheil gefürchtet, habe ſchon Luſt gehabt zuerſt an Sie zu ſchreiben. So wenig er glaube, daß Sie beide ſehr einſtimmig denken würden, ſo habe er doch große Achtung und aus Ihren Predigten ſelbſt Zuneigung für Sie. Er werde Ihnen daher mit vieler Offenheit entgegenkommen. Er erzählte mir, es ſei ſein, des neuen Oberconſiſtorialrathes, erſtes Geſchäft geweſen, nach einem Briefe von Maſſow, worin ein Beyme'ſcher an jenen excerpirt war, wegen Ihrer Anſtellung die Facultät zu ſondiren. Er habe dies mündlich und einzeln gethan, habe auch Ihre Predigten den Mitgliedern zugeſandt und bei Knapp und beſonders Röſſelt, vor dem er ſich am meiſten gefürchtet, alle Bereitwilligkeit gefunden, und ſo alsdann berichtet. Nun erzählt mir Sack, Niemeyer habe gegen ihn geäußert, Sie würden wohl in keiner anderen Kirche predigen als dem reformirten Dom; die Schulkirche ſei ja zu ſchlecht. Dies nahm Sack auf als etwas Chicane; er habe nicht dazu geantwortet. Ich kann nicht leugnen, daß es mir nach etwas von Verdrängen ausſieht. Ich melde es Ihnen daher, um ſich suaviter in modo und fortiter in re dagegen zu ſtemmen. Bald würde man es nicht mehr wiſſen, daß Sie Univerſitätsprediger wären; es würde ein vorzüglicher Prediger an der reformirten Kirche genannt werden, zu dem allerdings diejenigen die etwas auf Frömmigkeit und Andacht halten, ſich verſammeln würden; aber kein Student und kein Wolf würde es ſich träumen laſſen, daß der Staat einen Univerſitätsprediger für rathſam gehalten habe. — Komiſch war es, daß ich durch einen Studenten, meinen ehemaligen Schüler, Wolfen für Sie recht umſtändlich zum Freunde erbat, und er mir durch denſelben Studenten antworten ließ: „das Compliment wegen des Herrn Schleiermacher habe er iisdem terminis ſchon in Berlin an ſich ſelbſt beſtellt. Die theologiſche Facultät habe ſich zu Ihrem unbedingten Lobe vereinigt. Er hoffe derſelben Erwartungen durch Sie getäuſcht zu ſehen.“ Ich für mein Theil behaupte, die Univerſität hat keine Erwartungen von Ihnen, und diejenigen, welche Wolf ihr leiht, werden gerade beſtätigt werden. — Noch einen Antagoniſten muß ich Ihnen bekannt machen. Niemeyer erzählte hier Brinkmannen (nicht mir, mich hält er wohl nicht ganz für geheuer), daß Eberhard ihm geſagt habe: „So weit iſt es nun gekommen; einen offenbaren Atheiſten ruft man nach Halle zum Theologen und Prediger.“ —

Reimer ſchreibt mir, ärger noch als Sie, der mich auch ſchon anſchauerte, der Druck des Plato ſolle unverzüglich anfangen, und er verlange demnächſt Manuſcript von mir. Nun habe ich noch den Charmides nicht ganz durchgeſehen, Ihnen meine dubia noch nicht mitgetheilt, vielweniger den Euthyphron. Was ſoll aus mir ärmſten werden! Faul bin ich geweſen, tüchtig; das leugne ich nicht. Aber geſchehenen Dingen iſt nicht zu rathen. Auch mußte ich allerlei ſelbſt machen, 1) ein Schandgedicht auf den neuen Kaiſer, d. i. eine lateiniſche Ode auf unſres Königs Geburtstag, vorzuleſen am 9. Auguſt in der öffentlichen Verſammlung der Akademie; 2) eine lateiniſche Lobrede auf Gedike, zu halten im October bei unſerem Actus; 3) einen Anhang zu meines Vaters ſelbſtverfaßter Lebensbeſchreibung, welche zu Michaelis erſcheinen ſoll, und wovon das Manuſcript alſo zu Anfang Septembers fertig ſein muß. Nr. 1. und 2. ſind fertig, Nr. 3. noch nicht angefangen. Dennoch ſoll Ihr Plato nicht liegen bleiben. Ich will büßen für meine Faulheit. Nur um ſo viel Aufſchub habe ich Reimer gebeten, daß ich die dubia vom Charmides von Ihnen zurück hätte. Dann mag der Druck anfangen. Eundo will ich Euthyphron fördern und was Sie mir weiter ſchicken.

Schleiermacher an Reimer.

Stolpe, den 30. Auguſt 1804.

— Vom Miniſter Thulemeier habe ich zwar noch keine Erlaubniß abzugehn, habe aber doch meine Abreiſe wenn ich nicht Morgen ein ausdrückliches Verbot bekomme auf Morgen Abend feſtgeſetzt.

Mein Onkel Stubenrauch in Landsberg hat mich ſehr beweglich gebeten ihn noch vor meiner Abreiſe nach Halle zu beſuchen, weil er fürchtet das Frühjahr vielleicht nicht zu erleben, und dieſer Bitte habe ich nicht widerſtehen können. Ich gehe alſo über Stettin nach Landsberg und werde wol erſt Sonnabend oder Sonntag über acht Tage in Berlin eintreffen.*) —

Stettin, den 6. September 1804.

Bartholdy und Gaß haben mich hier ſo feſtgehalten, daß ich erſt heute Abend abreiſe nach Landsberg. Meine Abſicht iſt nun freilich von dort Sonnabend Abend abzureiſen, da ich denn wol Montag ganz früh in Berlin ſein würde; indeß kann ich nicht dafür ſtehn, daß ich nicht auch dort noch einen halben Tag zugeben, vielleicht gar Sonntag predigen muß. Eher alſo als Montag Abend oder Dienſtag früh kannſt Du mich ſchwerlich mit Sicherheit erwarten. Ein paar Tage verlieren wir auf dieſe Art, aber ich konnte meinem Onkel unmöglich abſchlagen, und hier hatte ich bei meiner vorigen Anweſenheit einen noch längeren Aufenthalt verſprochen als zu dem man mich jezt gezwungen hat. Den Hipparchos habe ich hier überſezt. —

Schleiermacher an Friedrich Schlegel.

Berlin, den 10. October 1804.

Es hat mich ſehr gefreut endlich einmal wiewol mittelbar etwas von Dir zu hören, und wiewol im Begriff zu reiſen und unwiſſend wo Du ſein magſt*), laß ich Dir doch Antwort zurück auf das was in Deinem Brieſe an Reimer mich betrifft, und was mich auch meinerſeits gewundert hat. Wie viel Du mir von Deinen Ideen über den Plato mitgetheilt mußt Du ſelbſt wiſſen; ich weiß, daß es wenig geweſen iſt und das Wenige nur ganz kahle Reſultate ohne Gründe, ſo daß gegen ſolche zu ſtreiten oder ſolche mir zuzueignen beides gleich unmöglich für mich geweſen wäre. Meine ganze Anordnung beruht auf der Eintheilung der platoniſchen Werke, welche ſich auf die Conſtruction gründet. Dergleichen habe ich nie etwas von Dir gehört. Stimmen wir alſo im einzelnen überein ſo iſt das zufällig, wie denn meine ganze Anordnung in ihren Gründen erſchüttert iſt wenn man den Phädon zu einem frühen Werke macht, und die Reihe in die Gorgias und Menon gehören hinwegnimmt. Ja ſchon wenn wir beim erſten Anfang anfangen habe ich von den eigentlichen Gründen für die Priorität des Phädrus nie etwas von Dir vernommen, noch weniger von der Art wie ich ihn als eigentliche Wurzel darſtelle. Der Gedanke aber von der theoretiſchen und praktiſchen Correſpondenz des Protagoras und Parmenides iſt doch wol nicht von Dir? Ich muß alſo das Aneignen Deiner Ideen für einen Schein erklären der Dir erſcheint. Was aber das Streiten gegen Deine Ideen betrifft ſo iſt dies eben auch ein Schein den Du Dir aber bei einigem guten Willen leicht hätteſt auflöſen können, wenn Du Acht darauf gehabt hätteſt, wie ich den Grundſaz aufſtelle, daß jedes nicht in die unmittelbare, ſich ſelbſt als platoniſch ausſprechende Reihe gehörige Geſpräch ſich ſelbſt ausdrücklich rechtfertigen müſſe. Du wirſt daher auch finden daß von Deinen Zweifeln gegen Sympoſion, Gorgias, Menon, Euthydem mit keinem Worte die Rede ſein wird, weil mir dieſe allerdings in die große platoniſche Reihe gehören. Genannt habe ich Dich in dem Werke nicht, weil ich da nicht gewußt hätte wie, wol aber in der Ankündigung, und ich denke Du kannſt mit der ſchonenden freundſchaftlichen Art ſehr zufrieden ſein. Glaubſt Du nun durch das was ich in dem, jezt meinigen, Werke thue, den Platon oder Deine Ideen über ihn gefährdet, ſo rücke hervor mit Deiner Kritik des Platon, auf die ich dem Publikum wol auch zu früh Hoffnung gemacht. Je eher ſie erſcheint, deſto lieber ſoll es mir unter dieſen Umſtänden ſein.

---

*) Der übrige Inhalt des Briefs betrifft zunächſt den zweiten Band des Plato, der in Landsberg und Berlin auf der Reiſe beendet werden ſollte. Ueber den dritten hatte er ſchon den 11. Auguſt geſchrieben: „Wegen des dritten Bandes vom Plato werde ich aber doch mit Dir capituliren müſſen, daß er erſt Michaelis 1805 herauskommen darf. Es iſt unter meinen jezigen Umſtänden kaum anders möglich und ich dächte die Leute ſollten das auch einſehn.“

---

*) Seit dem 19. September 1804 war Fr. Schlegel von Cöln über Genf nach Paris gereiſ't.

Anſtatt dieſer wunderlichen, weder der Sache noch uns angemeſſenen Art von Empfindlichkeit, oder wie ich es nennen ſoll, hätte ich lieber über die Ueberſezung etwas von Dir gehört was mir hätte lehrreich ſein können, und ich lade Dich nochmals dazu ein, wenn Dir das Werk noch lieb iſt, das nur durch Deine Schuld nicht das Deinige heißen kann.

Doch genug hievon. Und erzähle mir ſobald Du kannſt, wie es Dir geht, was Du treibſt, und was Du zu machen denkſt? ob Dorothea nicht den entwöhnten Florentin wieder an die mütterliche Bruſt legen wird? oder ob ſie ſich auch dem unglücklichen Geſez ſchon unterworfen hat nichts tüchtiges fertig zu machen. Grüße Wilhelm, und ſage ihm, wir verlangten nach ſeinem Calderon noch mehr als nach ſeinem Shakespeare. Ich gehe heute nach Halle; Eleonore iſt aufs neue der heilſamen Trennung nahe, und wenn Ihr einmal nach Deutſchland zurückkehrt, ſoll es mich freuen Euch vielleicht unter meinem und ihrem Dache zu begrüßen.

Lebe wohl, und laß Dich nicht mehr auf ſolchen kleinlichen Bewegungen ergreifen, die Deiner unwürdig ſind und die nur die Wahrheit verſtellen.

Letzte briefliche Berührungen mit Friedr., Dor. und A. W. Schlegel.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Cölln, den 25. Juli 1806.*)

Hier iſt die Antwort für Raumer, die hoffentlich enthält was er begehrt.

Die Hoffnung Dich wiederzuſehen werde ich wohl für diesmal aufgeben müſſen. Ich kann den Philipp nur bis Frankfurt bringen, von da er abgeholt wird; denn Zeit und auch Geld reichen jetzt nicht aus bis Halle oder Berlin. Deſto angenehmer war es mir einen Brief von Dir zu erhalten. Zwar iſt noch eine Möglichkeit, daß ich im Spätherbſt in jene Gegend komme; auf den Fall nähmlich, daß ich auf längere Zeit dahin zurückkehrte — ein Fall, den ich eigentlich nicht wünſche. Als Beſuch muß es aber bis übers Jahr aufgeſchoben bleiben. Von Frankfurt gehe ich in der Mitte Auguſt auf einige Wochen zu Hardenberg, der ein Gut dicht bei Würzburg hat. Wenn der Raumer Dein Freund iſt, wie Du ſchreibſt, und es ihm wirklich ſo Ernſt mit der Sache iſt, ſo rath ihm nur dreiſt, daß er über Cölln nach Paris gehe. Der Umweg ſoll ihn nicht gereuen. Wenn er will, ſo kann ich ihm privatissime lehren was ich ſelbſt weiß; zwar nur die Elemente, dieſe aber gründlich. Wenn er den ganzen Tag arbeiten will, ſo getraue ich mich wohl ihm in zwei Monaten das Weſentlichſte von dem beizubringen, woran ich zwei Jahre gelernt, und was er ohne mündlichen Unterricht ſchwerlich auch in zwei Jahren zu Paris oder ſonſtwo lernen würde.

---

*) In der erſten Hälfte des März 1805 war Fr. Schlegel nach Cöln zurückgekehrt. Reichlin Meldegg Paulus II, 380.

Jſt das aber nicht thunlich, ſo will ich ihm wenigſtens mit gutem Rathe dienen, und ſo laß ihn auch nur kommen; den Umweg ſoll es immer verlohnen. Hat er aber Luſt dazu, ſo müßte er ſeine Reiſe ein paar Wochen aufſchieben, denn bis Ende September könnte ſich meine kleine Reiſe doch mit allem zuſammen vielleicht hinziehn. Jch könnte ihn vielleicht auch auf der Rückreiſe in Frankfurt treffen.

Jch wünſchte Du ſchickteſt mir Deine Weihnachtsfeier die ich noch nicht kenne. Du ſchreibſt mir dies ſei Dein erſter Verſuch in der . . . Darſtellung; welches ich getreulich copire*); da ich es aber nicht entziffern kann, ſo weiß ich nun nicht durch welche Gattung Du die Kunſt der Proſa bereichert haſt, möchte es aber gern wiſſen und erfahren. Auf Deine chriſtlichen Unterſuchungen freue ich mich ſehr, beſonders wenn ſie das höhere Hiſtoriſche betreffen, wie ich vermuthe. Steht Deine Conſtruction des Paulus in einiger etwanigen Beziehung auf Fichte's wunderliche Deſtruction deſſelben? Dieſe Seite in Fichte's Buch (ich meine das Chriſtliche oder vielmehr Antichriſtliche darin) iſt mir aber doch ſehr merkwürdig geweſen, nicht ſo wegen des Zeitalters, als in Beziehung auf Freimaurerei.

Von mir weiß ich Dir nicht viel zu ſagen als daß ich ſehr fleißig war, beſonders in Sprachen, Geſchichte und Philoſophie. Die letzte iſt, da ich faſt ein volles Jahr täglich privatiſſime darüber geleſen habe, ſoweit ans Licht gearbeitet worden, daß ich ein paarmal ſchon Verſuchung gefühlt, das Syſtem in den Druck hinzugeben. Noch weiß ich aber nicht recht, ob es nicht — eine böſe Verſuchung iſt. Du würdeſt mich ſehr erfreuen, wenn Du mir einen Bericht ſchriebeſt über den jetzigen Zuſtand der ſpeculativen Philoſophie. Eigentlich wär' es nun Zeit, daß Du Dich auch einmal derſelben annähmeſt.

Als ich aus Deutſchland abreiſte, wollteſt Du den Alarkos recenſiren; da die Zeit vorüber war, hoffte ich Du würdeſt es am Leſſing einbringen. Es iſt aber nirgend etwas erfolgt. Wie ich denn überhaupt ſeit meiner Abreiſe aus Deutſchland keinen einzigen erfreulichen Laut der Freundſchaft und Erinnerung von daher vernommen habe, außer von meinem Bruder. Meine Freunde (die ich als ſolche geliebt) haben mir gewiß durch ihr Stillſchweigen, Verleugnen und Vergeſſen mehr geſchadet und mehr wehgethan*) als alle Feinde, obgleich dieſe bis an den Berg Montmartre und den Genfer See alle oft lächerliche Emſigkeit angewandt, mir den möglichſten bürgerlichen Verdruß und Schaden zu verurſachen. Zwar von einigen meiner Bekannten habe ich jenes kalte und unfreundliche Betragen mit Gleichmuth aufgenommen, bei Dir werde ich mich aber wohl ſchwerlich daran gewöhnen können. Steffens iſt ein Menſch von herrlichen Anlagen; Du biſt ihm gewiß viel heilſamer als Schelling oder auch Tieck. Daß ſeine Naturphiloſophie ſo lange ausbleibt, iſt mir von guter Vorbedeutung. Deſto eigner alſo und neuer wird ſie ſeyn. Sollte ſie aber doch da ſeyn, ſo mach daß ich ſie mit den Weihnachten zugleich erhalte. Ich würde Dich bitten mein Andenken bei ihm zu erneuern; aber da er ſich meiner ſo gar nicht erinnert hat, ſo würde dies doch wohl vergebliche Mühe ſeyn. Zwar da ich ihn zuletzt ſah, ſchien er Liebe und Freundſchaft für mich zu hegen; aber ſeit der Zeit wird die gegen mich allgemeine Seelenverhärtung ohne Zweifel auch ihn mir entzogen haben. Meine Frau dankt Dir herzlich für Dein Andenken. —

---

*) Den Zügen nach hatte Schleiermacher wohl geſchrieben „mimiſchen“.

Schreib mir doch, ob an dem Werner etwas iſt, der die Weihe der Kraft und das Kreuz an der Oſtſee gemacht hat.

Unterzell bei Würzburg, den 17. September 1806.**)

Ich eile Dir für die überſchickten Bücher, noch mehr für Deinen Brief zu danken; beides empfing ich geſtern, antworte aber für heute nur einige Zeilen, um vor allen Dingen, ſo es noch Zeit iſt, zu verhüten, daß Dein Freund Raumer nicht durch mich zu einer falſchen Reiſe veranlaßt wird. Ich bin jetzt als Profeſſor des Griechiſchen zu Cölln vorgeſchlagen und angeſtellt. Die ganze Einrichtung und Anſtellung iſt aber noch nicht ſo wie ich ſie verlangt habe; und ich werde alſo wenigſtens bis auf weiteres nicht dahin zurückeilen, Ende September auf keinen Fall da ſeyn. Bleibt es indeſſen Raumers Entſchluß zu reiſen, ſo hoffe ich doch ihn zu ſehen, da ſein Weg ohnehin über Frankfurt führt. Ende September bin ich unfehlbar da, ich reiſe den Anfang andrer Woche von hier hin; ſechs Wochen bleibe ich gewiß da, wahrſcheinlich länger, und lange genug für Raumers Endzweck. Meine indiſchen Papiere habe ich ſämmtlich bei mir. Meine Adreſſe in Frankfurt iſt bei Buchhändler Willmans zu erfahren. Rathe alſo dem Raumer nur über Frankfurt den Weg zu nehmen, falls er noch dieſen Winter reiſen will. — Es iſt nun wohl möglich, aber freilich vor der Hand auch nur möglich, daß ich Anfang kommenden Jahres, wenn erſt der harte Froſt das Reiſen in jenen Gegenden leichter macht, nach Sachſen und Berlin käme. Die Möglichkeit eines längern Aufenthalts in jenen Gegenden kann ich mir freilich für mich nicht denken, aber ſehr freuen würde es mich meine Freunde wiederzuſehen. Schreib mir nur, ob ich für dieſen Fall einige Zeit bei Dir ſeyn kann; zuerſt würde ich wohl zu Hardenberg nach Weißenfels gehen. Was Du mir über das Fortleben meines Andenkens ſchreibſt, hat mich gefreut und getröſtet.

---

*) Sehr verſchärft und mit ſichtlicher Beziehung auch auf Schleiermacher iſt dieſer Vorwurf in einem Zettel vom 23. Februar 1806 an Karoline Paulus zu finden. R. P. II, 340.

**) Doroth. an Kar. Paul. v. 30. Juni 1806 aus Cöln: „ſobald Friedrich ſein Kollegium geendet und Reiſegeld hat, ſo reiſt er von hier ab, und erwartet in Unterzell bei Hardenberg das Reſultat der hieſigen Sache." R. P. II, 340.

Ueber Deutſchland aber biſt Du zum Theil im Irrthum. Kein Glied deſſelben, ſo viel ich davon kenne, iſt ſchon ganz abgeſtorben, auch Holland und der Elſaß nicht. Schadhaft ſind ſie alle mehr oder minder, und wo der Mittelpunkt aller dieſer Schadhaftigkeiten iſt werdet Ihr wohl am beſten wiſſen, da er ziemlich in Eurer Nähe iſt. Keine deutſche Regierung iſt der franzöſiſchen in allen Manieren ſo ähnlich als die preußiſche, ganz wie ein Ei dem andern, nämlich ein Kibitzei dem fatalen unverdaulichen Straußenei. Das glaube ich nicht, daß es irgend eine Stadt in Deutſchland giebt, wo man eine ſo herzliche und religiöſe Theilnahme an den letzten Schickſalen des Reiches bis auf das gemeinſte Volk gefunden hätte als in Cölln, und zugleich eine ſo richtige und doch ruhige Verabſcheuung derer die Deutſchland verrathen haben. Es wird mir recht von Herzen leid thun, wenn ich Cölln ſollte verlaſſen müſſen; ich habe mich ſehr da eingewohnt.

Mit der ſpekulativen Philoſophie, das ſind doch nur Ausflüchte; denn darin ſteckt ja eben die Ketzerei, daß Ihr Spinoſiſten ein ſolches Weſen mit der Naturphiloſophie treibt, ſo doch nur ein verkleiſterter Materialismus iſt. Von der Entſtehung der Natur, und dieſes iſt das einzige von ihr was ich in der Philoſophie an ſeiner Stelle finden kann, hat doch jene ſogenannte Naturphiloſophie wohl ſo wenig Kundſchaft — als die gemeine Phyſik. Vielleicht wird nun aber Deine Theorie des Apoſtel Paulus etwas was ich nach meiner Weiſe ſpeculativ nenne. Und ſomit Gott befohlen.

Warſt Du in Dresden, ſo ſchreib mir etwas über Charlotte und Guſtchen. Noch eins. Du wirſt vielleicht gern wiſſen wollen, wo ich eigentlich hingehe, wenn ich nicht in Cölln bleibe. Dieſes kann ich Dir aber nicht melden, weil ich es ſelbſt nicht weiß, außer was ſchon oben ſteht. Die Weihnachtsfeier hatte ich ſchon in Frankfurt geleſen. Es iſt mir lieb, ſie nun zu beſitzen. Nächſtens mit Muße, ſo darüber als manches andre. Hat Dir Steffens das Werk für mich gegeben, oder haſt Du es auf Rechnung für mich genommen? Ich bitte ihn zu grüßen. Wolf ſiehſt Du wohl nicht viel?

Frankfurt, den 5. October 1806.[*]

Geliebter Freund, ich hoffe Du haſt meinen Brief vom 17. September aus Würzburg erhalten. Obgleich Raumer in den jetzigen

---

[*] Auf dem Rückweg von Unterzell nach Cöln geſchrieben, von wo dann Schlegel wiederum eine halbjährige Reiſe nach Paris und zu Frau von Stael machte. In welcher pecuniären Lage dieſer Hilferuf Fr. Schlegels Schleiermacher und deſſen Freunde fand, hat Steffens in ſeinem Leben geſchildert.

Umſtänden wohl ſeine Reiſe wird aufgeſchoben haben, ſo ſchreibe ich doch noch einmal, um jedes neue Misverſtändniß zu verhüten. Ich reiſe morgen nach Cölln, alſo müßten wir uns dort treffen, wenn Dein Freund die Reiſe doch noch machen wollte; würden auch dort ſehr ruhig und ungeſtört zuſammen leben können. Steffens danke ich herzlich für ſeinen gütigen Brief und für die Bekanntſchaft mit dem vortrefflichen Klinger, die er mir verſchafft hat. Ich habe dieſen beredet mit mir nach Cöln zu gehen, und ſo habe ich den Troſt einer angenehmen Reiſegeſellſchaft, da mir ſonſt faſt nichts nach Wunſch gegangen iſt. Bei Hardenberg lebte ich froh; jetzt bin ich aber ſehr beſorgt, daß er großen Schaden leiden wird.

Was Du mir über meine Beſtimmung ſchreibſt, haſt Du ſehr Recht; ich fühle es klar, wie es einzig mein Beruf iſt, der Schriftſteller, Dichter, Geſchichtſchreiber der Nation zu ſeyn. Aber noch iſt das keiner vor dem funfzigſten Jahr geworden, und ohne brüderliche Mithülfe. Jenes Gefühl hält mich aufrecht, aber wenn mich immer nichts anweht als die tödtende feuchte Nebelkälte der Gleichgültigkeit, ſo muß ich wohl endlich erſchlaffen, wäre das Herz auch eitel Flamme und die Bruſt mit dreifachem Erze umkleidet. Du ſchilderſt mir die Gemüther in Halle ſehr ſchön; man hat aber außer dem reinen Gemüth auch noch andre Eingeweide im Leibe, als ein Herz, ja andre noch niedere und doch auch nothwendige.

Du mußt mir jetzt einmal thätig helfen. Meine Lage iſt nun nach drei Jahre langer Anſtrengung endlich die, daß alle meine weſentlichen Plane mißlungen ſind, alle Hülfsmittel für jetzt abgeſchnitten, nicht auf 14 Tage mehr zu leben, und keine Ausſicht für den Winter, Schulden an ſich nicht viele, aber doch für meine Lage drückend genug. Du biſt frei, unabhängig, in einer guten Lage. Vielleicht kannſt Du mir helfen. Weißt Du mir 30 bis 40 Friedrichsd'or auf keine andre Sicherheit als mein Leben und Deine Empfehlung für zwei oder doch für ein Jahr zu ſchaffen, ſo iſt das meiſte geſchehen. Denn wenn ich nur bis zum Frühjahr durchkomme, ſo will ich mir dann ſchon wieder eher helfen. Ich ſollte eigentlich ſagen, hilf mir, Du mußt, wenn Du aber glaubſt, daß ich es nicht ſagen kann, ſo erſpare mir wenigſtens den Erweis der Unmöglichkeit. Vor allem aber, daß keiner etwas davon erfährt, auch die Herz und auch meine Schweſter nicht, noch weniger andre, da ich nicht bedauert ſeyn mag von ſolchen, die mir doch eigentlich nicht helfen wollen. Kannſt Du das nicht, ſo thu wenigſtens etwas und borge mir aus Deinen Mitteln 10 oder 15 Friedrichsd'or; dies wirſt Du doch wohl können. Meine Verlegenheit iſt unbeſchreiblich groß. Antworte mir gleich nach Cölln; die Communication dahin wird gewiß nicht geſperrt. Von Wilhelm habe ich lange nichts gehört; er reiſt immer noch im Innern Frankreichs herum, und auch die Hoffnung ihn jetzt wieder zu ſehen iſt mir genommen; ich weiß kaum wo er jetzt iſt. Ich denke faſt gewiß im Frühjahr nach Sachſen zu kommen, vielleicht aber, wenn die Umſtände es erlauben, komme ich ſchon ſobald Froſt und Schnee die Wege wieder geebnet haben. Antworte mir bald.

Paris, den 25. November 1806 *)

Liebſter Freund, da Klinger nach Halle ſchreibt, ſo ergreife ich die Gelegenheit, Dir wenigſtens einige Worte von mir und von ihm zu ſagen, da er Dir nicht ſelbſt ſchreiben will. Ich ſchrieb Dir am 17. September aus Würzburg, den 5. October aus Frankfurt. Im letzten Brief viele Klagen, da der Krieg wieder ſo manche meiner Hoffnungen zerſchnitten und meine ohnehin ſchlimme Lage um ſo vieles verſchlimmert. Vermuthlich haſt Du dieſen Brief, der auch an Deine Freundſchaft Anforderungen enthielt, nicht bekommen; jetzt würde er freilich wohl überflüſſig ſeyn, da ſeitdem Umſtände eingetreten ſind, die Deine äußere Lage ſo weit verſchlimmert haben können, daß ſie der meinigen ähnlicher wird. In Frankfurt lernte ich Klinger kennen, durch Steffens Brief, dem ich ſehr dankbar dafür bin. Ich gewann ihn ſehr lieb, und ſo beredete ich ihn den Rhein mit mir heraufzureiſen und einige Tage in Cölln bei uns zu bleiben.

---

*) Beantwortet den 21. December. Randbemerkung Schleiermachers.

Hier in Paris haben wir uns wieder getroffen. Denn da alle meine Ausſichten wieder in Stocken gerathen waren, ſo glaubte ich nichts beſſeres thun zu können, als Wilhelms dringendem Wunſche zu folgen und zu ihm nach Rouen zu kommen. Von da zogen wir auf einige Tage hierher. Wilhelm iſt ſchon wieder aufs Land, wohin ich ihm morgen folge. Seine Geſundheit iſt wieder beſſer, und der Aufenthalt in Frankreich hat das Gefühl für das Deutſche wie bei allen edlen Naturen, nicht geſchwächt, ſondern geſtärkt. Jedes Wort und Werk von daher ergreift und rührt ihn; ſo hat er auch Deine Weihnachtsfeier mit großer Liebe und vielem Lobe des Styls geleſen. Wiewohl ich nun, bei Freunden lebend, für das nächſte nicht zu ſorgen habe, ſo iſt meine Lage doch ſeit dem 5. October um nichts beſſer geworden. Meine Frau mußte ich wieder allein laſſen, und die Sorge um ſie drückt mich ſehr, ſowie auch manche Schulden, die an ſich nicht groß ſind, aber nicht warten wollen, da doch nichts iſt. Wilhelms Verhältniſſe darf ich begreiflicher Rückſichten wegen ſo gut als gar nicht nützen. Ich führe Dir alſo wenigſtens hiſtoriſch an, was ich im Briefe vom 5. October an Dein Herz legte, ob Du nicht durch irgend einen Freund, als einzelner und weniger gedrückter, mir ein 30 Friedrichsd'or auf zwei oder doch auf ein Jahr verſchaffen könnteſt, oder wenn dies nicht thunlich, ob Du mir ſelbſt mit einer kleinen Summe von 10 bis 12 Friedrichsd'or zu helfen vermöchteſt. Freilich iſt es jetzt der unſchicklichſte Augenblick, auch nur hiſtoriſch dies zu wiederholen; ſo lange ich aber meine Frau noch in Noth weiß, glaube ich es thun zu dürfen. Iſt es ein vergebliches Wort, ſo leg es ad acta zu den übrigen. Meine Adreſſe iſt fortwährend in Cölln, bei meiner Frau. Denn ich weiß durchaus nicht wie lange ich hier bleibe.

Mit welcher Theilnahme ich allem gefolgt, was Euch begegnet, ſage ich Dir nicht erſt — leider iſt ja auf Theilnahme beſchränkt, was eigentlich mein Leben und That ſeyn ſollte. Grüße Steffens, auch von Klinger. Wie ſehr dieſer Dich liebt, weißt Du — oder weißt es vielleicht auch nicht. Mir war es recht wohl, mit einem ſolchen über Dich reden zu können. Der Tage ſah ich auch den jungen luſtigen Oehlenſchläger hier; ein guter Knabe, wenn er nur nicht ſo eitel wäre.

Dorothea an Schleiermacher.

Ohne Datum.

Ich ſchrieb Ihnen immer nicht, liebſter theurer Freund, weil ich Ihnen ſo ſehr vieles zu ſchreiben hatte; wo ſollte ich anfangen? Und immer mehr häuften ſich die Gedanken, und immer voller ward mir das Herz! Zu Stunden lang gehe ich einſam in meinem weitläuftigen Zimmer auf und ab und meine Seele weilt bei Euch. Ihr Armen, Zerſtörten, Zertrümmerten, die ich ſo gerne tröſten, ſo gern wieder einmal um mich verſammeln möchte! In den Zeitungen ſuchte ich nichts ſo eifrig als die Namen Berlin, Jena, Halle; auf der Landcharte ruhten meine Augen auf dieſen Orten, als hätte ich Euch ſelbſt dort finden, euer Schickſal darin erfahren können. Hätten Sie mich ſo geſehen, es wäre Ihnen ſicherlich viel lieber geweſen als ein Brief; wie können dieſe armen Zeichen Ihnen wohl eben ſo gut von meiner ängſtlichen Sorge, von meiner unwandelbaren Liebe ſprechen? —

Sie verlangen etwas von mir über mein Leben zu hören; meinen Sie das äußere, oder das innere Leben? Das Eine iſt ſo überſchwänglich reich als das Andre arm iſt; urtheilen Sie nun ſelber ob ich mehr zu beneiden oder zu bedauern bin. Freilich bin ich ſehr allein, aber das verſtehe ich beſſer zu ſeyn als die meiſten Frauen; das wiſſen Sie wohl; die Einſamkeit wird mir durch die Gewohnheit immer werther. Wenn ich meine Lage ſtandhafter als manche andre ertrage, ſo darf ich mich deſſen keineswegs als eignen Verdienſtes rühmen; was würde einem mit einem Bewußtſeyn als das meinige iſt, nicht leicht? Mit meiner Geſundheit geht es auch ganz leidlich; ein hieſiger Arzt hat mich aus den meiſten meiner ſo fatalen Zufälle ganz herausgeriſſen; der Schwindel, dieſe Krankheit aller Krankheiten, hat ſich gänzlich verloren. Außer den Verordnungen dieſes ſo ganz vorzüglichen Arztes mag auch wohl der gute Wein und die reine Luſt Schuld an meinem Beſſerbefinden ſeyn; man lebt hier beſſer zu einem mäßigen Preiſe, als irgendwo ſonſt. Troſt, Mittheilung, Liebe, Muſik, Mahlerei und wohlthätige Thränen finde ich in der Kirche. Uebrige Details würden Ihnen nichts weiter lehren, da Ihnen meine ganze Umgebung fremd iſt; wie dem aber auch ſey, Sie haben ſehr recht, ich bin und bleibe ganz die Alte! Iſt auch manches als Form ſichtbar geworden, was ſonſt als Stoff tief in mir verſchloſſen lag, ſo wird mich das für Sie nicht verändert haben. Ihrem freundlichen Forſcherblick wird nichts neu und nichts unbekannt von mir erſcheinen; für den der mich ſo kennt bleibe ich die Alte! — Oft fand ich ſchon, daß grade dasjenige was mich am meiſten ſchmerzte, in der Folge eine neue Quelle von Glück für mich war. Niemand hat wohl mehr als ich Urſache ſich ganz ohne Widerſtreben der leitenden Hand der Vorſehung zu überlaſſen. Oft iſt mir als geſchähe alles mit mir nur darum um mich ſo zu machen wie ich bin! Doch nun genug von und über mich; ohne Ihre rührende freundliche Liebe hätte ich noch lange nicht zu verſuchen gewagt, nur ſo viel zu ſagen.

Das traurige Ihrer Lage, lieber Freund, iſt mir ganz und gar bekannt, ich kann dieſe mir um deſto deutlicher vorſtellen, da ich auf meinen Reiſen und bei dem dauernden Aufenthalte in den eroberten Ländern genugſam Gelegenheit fand mich durch meine eignen Augen von dem unſäglichen Elend zu überzeugen, das ſie allenthalben ausſtreuen. Wo litten nicht unzählige Beamte aller Stände, jedes Alters und Geſchlechts den bitterſten Mangel? Und das ſchon ſeit länger als zwölf Jahren! Und das mitunter Leute von entſchiedenem Verdienſt, Männer von unerſchütterlicher Treue gegen ihr Vaterland; einer Treue die beiſpiellos noch jenſeit der Hoffnung fortdauert! Aber, mein lieber Freund, warum haben Sie den Ruf nach Bremen ausgeſchlagen? Der Grund, welchen Sie angeben, kann nicht der wahre ſeyn, Bremen iſt ja auch Deutſchland, ſo gut als Halle. Man nimmt hier auf eine wahrhaft rührende und belehrende Art Antheil an Preußens Schickſal, und man fürchtet wohl mit großem Recht, daß auch auf den letzten Fall die Ausſichten für

Lehranſtalten und Univerſitäten dort ſo bald noch nicht wieder ſehr erfreulich ſeyn dürften. Alles, meynt man, würde und könnte nicht anders als von dem Verhalten der Armee abhängen; und unter dem unausweichbaren Einfluß der Ruſſen (und zwar der Urruſſen) würde die zuerſt nothwendige und beſchäftigte Bildungsanſtalt wohl die ſeyn müſſen, wovon neulich bei Gelegenheit der Magdeburger Offiziere die Rede war. Wenn Bitten einer treuen Freundin etwas über Ihre vorgefaßten — Grundſätze vermögen, ſo nehmen Sie jenen Ruf an, wenn es noch Zeit iſt. Retten Sie ſich, theurer Freund, retten Sie Ihren künftigen Einfluß auf die, nicht Preußen, ſondern Deutſchen!

— Es iſt keinem Ulmer eingefallen, die Berge nach dem Sieger zu benennen, oder ihm ein Monument da zu errichten, wo er Befehl gab tauſende ihrer Mitbürger zu erwürgen, und das Vaterland zu unterjochen! Dieſer ſinnreiche Gedanke blieb dem gebildeten Norddeutſchen übrig. Von den Oeſtreichern, beſonders von den Wienern ſpricht der franzöſiſche Soldat aber auch mit einer ſehr ernſthaften Haltung und einer gewiſſen Hochachtung; wir wiſſen woher das kömmt, und erwarten jetzt, ob er daſſelbe Betragen beobachten wird, wenn von ſeinem jetzigen Feinde die Rede ſeyn wird? Bis jetzt haben wir dazu nur ſehr ſchlechte Ausſichten; jedermann iſt indignirt über die hochmüthige Anmaßung, womit dieſer geprieſene Anker, der nicht einmal ein Nothanker iſt, ſich über das geſammte Deutſchland erheben wollte, der Unverſtand und der egoiſtiſche Eigennutz, womit es den Süden vom Norden trennen wollte, und das Beſte gleichſam verſtieß, war ſeit lange ſchon ein Gegenſtand der Verabſcheuung. Sehen Sie, lieber Schleier, ſo ſehr bin ich noch die Alte, daß ich unter Thränen mich dennoch nicht des Lachens enthalten kann, wenn ich mir die Berliner ſchöne Welt denke, die bis jetzt das Wort Feinde äußerſt delikat, gleichſam nur wie in der allegoriſchen Schmiede gekannt haben, daß dieſe nun ſo plötzlich nicht allein natürliche grobe Feinde, ſondern ſogar den wahrhaftigen böſen Feind, den ſie ſo lange geleugnet oder ignorirt hatten, bei ſich in ihren geſchmackvoll verzierten Zimmern hauſen ſehen, und durch die eignen Schläge gezwungen werden, ihn anzuerkennen! Schmählen Sie nicht zu ſehr auf mich, lieber Schleiermacher, ich kann es wahrhaftig nicht laſſen. Wären Sie nur hier in guter Nähe bei mir, Sie müßten mit mir lachen, wenn ich erſt mit Ihnen geweint hätte. Ich weiß nicht was Friedrich Ihnen über den Krieg und die Kriegserklärung und den nicht Preßburger Frieden antworten wird, aber es juckt mich gewaltig, Ihnen das mitzutheilen, was man allgemein davon denkt. Der Krieg, meint man, wäre ſo hochmüthig, eigennützig und mal à propos angezettelt, als lumpig und miſerabel geführt; an der Kriegserklärung wäre das mea culpa, mea maxima culpa, womit jeder Artikel wie eingefaßt iſt, das treffendſte und ſchicklichſte, und was den nicht Preßburger Frieden betrifft, ſo meint man, es wäre wohl nicht des Friedliebenden Schuld, daß er nicht geſchloſſen et qu'il y a du russe là dedans; daß er übrigens ein ſehr wichtiges Motiv weniger gehabt habe, einen ſo troſtloſen Vergleich zu ſchließen als der Preßburger, da der Sieger ihm nicht wie dieſem damals die ungeheure Treuloſigkeit des Verbündeten ſo unumſtößlich darlegen konnte. Sie ſehen, lieber Freund, ich mag gern kannegießern; außer daß wohl jeder Menſch jetzt einigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten, die man nicht mehr Politik nennen darf, nehmen wird, ſo muß ich es noch ganz beſonders, und ich fühle mich von tauſend Seiten dazu angeregt; auch macht wohl meine Einſamkeit, und daß die einzigen Menſchen, welche ich ſehe, darin leben und weben, daß ich gern und viel darüber ſpreche; dergleichen hängt einem ſehr leicht an. Aber, beſter Freund, ziehen Sie nach Bremen, ich will nicht aufhören Sie durch Bitten und Zureden dazu zu vermögen. Die harte Behandlung iſt ja, wie Jette ſchreibt, die Schuld des Commandanten? Doch da Sie nichts davon zu wiſſen ſcheinen, iſt dieſe Vermuthung wohl ein Irrthum? Iſt etwa Reichardts Buch in Halle gedruckt? Sollte überhaupt nicht Reichardt die Urſache dieſes ausgezeichneten Haſſes ſeyn? Eine ſolche Rache liegt ſehr im Charakter ... wer das kennt, der wird dieſe Vermuthung keineswegs übertrieben finden. Ein Religionskrieg? Doch wohl ſo bald noch nicht, dazu fehlt es wohl am Beſten. Uebrigens, mein Freund, wo ſind denn zuerſt Schriften, die laut und vernehmlich wieder die alte Spaltung predigten, und eine Parthey gegen die andre verſammelten, wo ſind dieſe jetzt bei Gelegenheit des Krieges wieder zuerſt öffentlich anerkannt, beſchützt und angeprieſen worden? In Frankreich war gar nicht die Rede von einem ſolchen Motiv, wodurch man ſich nicht allein von dem verrathenen verlaſſenen Süden losmachte, ſondern ihn geradezu als feindlich erklärte. Jedermann war indignirt über dieſen gleichſam officiellen Aufruf unter eine proteſtantiſche Fahne, da es ganz Deutſchland galt. Und wie viel man andrerſeits für den Katholicismus thut, davon geben die Hunderte der zerſtörten Kirchen und Klöſter, die Tauſende der verhungernden Geiſtlichen die niedlichſten Beweiſe. O ich bitte Sie, geben Sie es doch einmal auf, den Mittelpunkt Deutſchlands da zu wähnen, von wo aus ganz Deutſchland zertrümmert ward; wer hier in dieſem verkannten, verſtoßenen Theil des Vaterlandes trotz jeder Mißhandlung die innige Theilnahme an Preußen ſah, der fühlte ſich angezogen und auf ewig vereint mit dieſem ſanften Geiſt der Liebe dieſer edlen Völker, die in ihrer geräuſchloſen demüthigen Treue mehr dulden und mehr leiſten können als jene prahlende . . .

Laſſen Sie mich, theurer lieber Freund, Ihren nächſten Brief aus Bremen datirt finden.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Cöln, den 23. Juni 1807.*)

Der Brief, den ich Dir, geliebter Freund, aus Frankfurt ſchrieb, beantwortete ſich freilich ſehr bald von ſelbſt durch die Wendung der Begebenheiten, ſo daß ich auch gar keine Antwort weiter darauf erwartete. Indeſſen danke ich Dir herzlich für Deine freundſchaftliche Theilnahme. Möchte Dein wackerer Freund nur nicht ſo ſehr an ſeinem Vermögen leiden, als leider wohl unter dieſen Umſtänden zu beſorgen iſt!

---

*) Beantwortet den 1. Auguſt 1807. Randbemerkung Schleiermacher's. Inzwiſchen war Schleiermacher nach der Aufhebung von Halle nach Berlin übergeſiedelt, Fr. Schlegel im Mai von Paris nach Cöln zurückgekehrt.

Mit mir ging es auch anders als ich dachte, und wenigſtens leidlich gut. Ich nahm die Einladung an, den Winter bei der Frau von Stael zuzubringen, und da ich Gelegenheit fand mich durch eine Vorleſung nützlich zu machen, ſo konnte ich denn meinen Aufenthalt dort auch für den äußeren Vortheil benutzen. Indeſſen war die lange Trennung von meiner Frau hart; mir ward ſie mehr erſetzt als ihr, da ich Wilhelm vor meinen Augen wieder beſſer werden, und durch meinen Umgang erheitert wieder arbeiten und dichten ſah. Seine Comparaison de la Phedre de Racine et Euripide erwarte ich mit jedem Poſttage. Aus Paris ſchrieb ich Dir nicht, denn von ſo weit her berechnet man immer das Poſtgeld. Doch iſt Deiner daſelbſt oft gedacht worden, beſonders auch mit Klinger, den ich ſehr liebgewonnen und an dem ich mir einen wahren Freund erworben habe. Dich verehrt er ſehr. Seit ſechs Wochen bin ich zurück, arbeite ununterbrochen, und bin recht herzlich froh wieder bei meiner Frau zu ſein. Auch wird mir jedesmal recht leicht zu Muthe, wenn ich wieder Deutſchland betrete, den alten vertraulichen Klang der bekannten Worte wieder höre und in die vaterländiſche Sitte und Lebensweiſe wieder eintrete. Die Leute hier haben einen ganz neuen Eifer für Alterthümer und Kunſtſachen bekommen; es ſind kürzlich einige große Glasgemälde aus dem Schmutz ans Licht gekommen, die in der That dem Größten an der Seite ſtehen können, was je die Kunſt hervorgebracht. Endlich bin ich mitten in meinem indiſchen Werk; das ſchwerſte iſt überſtanden, und ich hoffe es am 1. Auguſt vom Herzen zu haben. Dann will ich ein Drama dichten. Bis jetzt kann ich Dir nichts von mir anweiſen als Roſtorfs Dichtergarten, worin eine ganze Menge neuer Gedichte von mir ſind; es waren noch viele andre mit jenen zugleich gemacht, die aber jetzt zurückbleiben mußten. Ich habe viele Exemplare hier und ſchickte Dir gern eins; wie iſt es aber bei der weiten Entfernung zu machen, da man das Poſtgeld ſo ſehr fürchten muß. Fällt es Dir in die Hände, ſo lies es zur guten Stunde in Freundes Andenken. Iſt Dirs gelegen über dieſe oder andre Erzeugniſſe und Arbeiten von mir ein paar Worte in einer Zeitung zu ſagen, ſo geſchieht mir allemal ein großer Gefallen damit. Man verlangt in der Entfernung immer noch Zeichen des Nachlebens und Nichtvergeſſenſeins. Ich bin äußerſt begierig Dein Werk über den Apoſtel Paulus zu leſen; ich bitte Dich trage dazu bei, daß Reimer es mir bald ſchickt. Ueberhaupt erzeige mir die Freundſchaft und ſchreibe mir recht bald, und theile mir dabei auch von litterariſchen Nachrichten mit, was Du weißt. Iſt es wahr, daß Fichte in Memel iſt, und wie iſt er da? Entſpricht die Niobe von Schütz einigermaßen dem was ſeine erſten Verſuche verſprachen? Es kommt Dir vielleicht ſonderbar vor, daß ich nach dieſem noch ſo ſpäte Nachfrage halte; aber ich kann nicht von alter Erinnerung laſſen.

Nun ſollte ich noch den wichtigſten Theil Deines Briefes beantworten. Aber es wird ſich ſchriftlich nicht gut thun laſſen. Nur das eine will ich Dir ſagen, wenn Du einige Begebenheiten recht vollſtändig kennteſt, ſo würdeſt Du doch etwas anders urtheilen, wenigſtens den Katholiken nicht zuſchreiben, was den Freimaurern, den Juden noch mehr, am meiſten aber der Geſinnung nach wohl eigentlich den Türken angehört. Es läßt ſich nur unter vier Augen darüber ſprechen; ſobald man einen dritten ungebetenen Gaſt ahndet, iſt Freud' und Freiheit weg. —

Du willſt durchaus Urtheil, auch Tadel über die Weihnachtsfeier haben. Nun weil Du es denn verlangſt, ſo will ich Dir ſagen, es ſcheint mir, Du hätteſt der Perſonen faſt zu viel für ein ſo kurzes Ganzes. Hüte Dich auch im Styl nicht allzukünſtlich zu werden. Schreib mir ein Wort über Corinna, wenn Du Zeit haſt ſie zu leſen. Begierig bin ich wie Dir meine metriſchen Ueberſetzungen aus dem Indiſchen gefallen werden, in Sprache und Styl. Ich habe ſchon oftmals eine rechte Herzensangſt bekommen, es möchte mir zur Strafe Voſſiſch geworden ſein; ich frage jeden, den ich zu faſſen kriegen kann, ob dem ſo iſt. Schreib mir doch, wenn Du es weißt, ob Raumer noch in Freiberg iſt.

Cöln, den 10. Auguſt 1807.

Geliebter Freund, ich möchte faſt wieder wie gewöhnlich mit Klagen über Vergeſſenheit anfangen, da ich auf meinen Brief vom 23. Juni ſo gewiß gleich Antwort zu erhalten hoffte. Ich muß aber wohl vielmehr fürchten, daß jener ganze Brief verloren gegangen ſei; denn er war in einem an Reimer eingeſchloſſen, den er wohl gleich beantwortet haben würde, wie ich es wünſchte, wenn er ihn erhalten hätte; weil er eine Anfrage enthielt, ob er das Manuſcript meines Werkes über Indien haben wolle. Sind die Briefe richtig angekommen, ſo ſei ſo gütig ihn in meinem Nahmen zu erinnern, daß er wenigſtens jetzt die Antwort nicht länger aufſchiebt. Denn da ich unterdeſſen die größte und zwar ſchwerſte die Sprache ꝛc. betreffende Hälfte auch des proſaiſchen Theils vollendet habe, ſo bin ich über ſein Stillſchweigen in der äußerſten Verlegenheit und kann nun nicht lange mehr warten.

Daß Du in Berlin Vorleſungen hältſt, freut mich ſehr. Wohl wünſchte ich einmal zuzuhören, um zu ſehen wie Du Dir die ältere Philoſophie der Griechen denkſt. Vorzüglich begierig aber bin ich auf Dein Werk über den Apoſtel Paulus; trage doch das Deinige dazu bei, daß Reimer es mir bald ſchickt. —

Eine wahre Freundſchaft würdeſt Du mir erzeigen, wenn Du mir, ſoweit es die Zeitumſtände erlauben, einen Bericht von der dortigen Lage gäbeſt. Vor allen Dingen wünſchte ich zu wiſſen, was die Veränderung auf Dich ſelbſt für Einfluß haben wird; ob Du doch in Halle bleiben, oder es in Berlin abwarten oder einem fremden Rufe folgen wirſt. Iſt es gegründet, daß der König künftig in Königsberg reſidirt, und folgen ihm dann dahin auch alle Dikaſterien, ſo muß doch Berlin darunter ſehr verlieren. Manches in den Verhältniſſen und neuen Ereigniſſen iſt mir nicht recht erklärlich.

Wir leben übrigens noch ganz auf die alte Weiſe fort; verlaſſen von unſeren ehemaligen Freunden, und ſelbſt aber deſto mehr treu geblieben. Recht froh werde ich ſein, wenn das indiſche Werk erſt in der Druckerei iſt; je näher dem Ziel, je ungeduldiger erwartet man es. Weißt Du zufälligerweiſe, wo Fichte und Tieck leben und was ſie treiben, ſo ſage es mir. Steffens wird nun wohl nicht zurückkommen. Die Niobe von Schütz habe ich geleſen; ſie iſt aber für mich faſt ein wenig gar zu griechiſch. Die deutſche Litteratur nimmt überhaupt eine ſonderbare Wendung; der Himmel wird hoffentlich das Beſte dabei thun und es ſeinen Kindern im Schlafe geben; das Beginnen des Menſchen iſt verkehrt und wunderſam. Empfiehl mich der Herz recht angelegentlich und freundſchaftlich. Viele Grüße von meiner Frau.

Cöln, den 26. Auguſt 1807.

Ich danke Dir, liebſter Freund, für Deine Zeilen, mit denen Du Reimer's Brief haſt begleiten wollen. Von mir weiß ich Dir nichts zu ſagen, als daß ich in meinem indiſchen Werke dem Ende ſtark zurücke; dann ſoll es wieder ans Dichten gehn. Es ſoll mich freuen, wenn Dir einige der Lieder im Dichtergarten zu Herzen gingen; es ſtanden übrigens noch gar andre drin. Wir hatten es ſo gut gemeint, daß wir nachgehends wohl an zwei Bogen haben müſſen umdrucken laſſen, und da hat denn Hardenberg mehrere chriſtliche Lieder, die eigentlich nicht für den Druck beſtimmt waren, an die Stelle zum Erſatz genommen. Je mehr es ihm hierin ein Ernſt mit ſeinen Geſinnungen iſt, je mehr ſollte es mir leid thun, wenn der Pöbel nach ſeiner Weiſe darüber herfiele.

Daß Du Dich an Preußen halten würdeſt, ſo lange es noch beſteht, habe ich mir wohl gedacht, und billige es von ganzem Herzen. Eigentlich finde ich Dich aber in allen dieſen äußeren Widerwärtigkeiten nicht bloß zu beklagen, ſondern auch zu beneiden. Es liegt eine beſondre Süßigkeit in einem ſolchen Verhältniß zu ſeiner Provinz ſelbſt in Widerwärtigkeiten, wie in den Leiden, die man mit der Geliebten überſteht. Ein ſolches beſonderes Vaterland ward mir nie; weder Hannover noch Sachſen konnten mir ſein was Dir Preußen. Hier hätte ich mich ſehr anſiedeln und feſtwurzeln können, aber die franzöſiſchen Einrichtungen ſind zu ſtörend. Die Liebe zu dem ganzen großen Vaterlande aber findet faſt nirgends einen Anklang, und wird endlich zur Flamme, die den Einſamen verzehrt! Leider muß ich Dir Recht geben in Deiner traurigen Ahndung gänzlicher Auflöſung; es iſt noch nicht vorbei, vielleicht ſchlägt bald alles wieder los. Seit der drei oder viermal dargebotene Moment, ſich auf ewig mit Oeſterreich zu verbinden, Rußlands nicht mehr zu bedürfen, Holland zu nehmen und in die Reihe der erſten Mächte durch die Erhaltung des Ganzen würdig einzutreten, unverzeihlich verſäumt war, ließ ſich nichts mehr erwarten als Elend und Untergang. Um Halle iſt es wohl Schade beſonders Deinetwegen; Wolf kann ſeine Schulfuchſerei ja treiben ſo weit der Himmel blau iſt; und die Naturphiloſophie wird auch von allen vier Weltgegenden mit offnen Armen bewillkommt. Die Philoſophie aber, wenn dieſes Wort anders in Deutſchland nicht zu ſehr entwürdigt worden, iſt zarter und bedarf einer ſchonenden Umgebung. Möchteſt Du nun um ſo mehr als Schriftſteller Deine Speculation mittheilen und ſie einwirken laſſen, ſei es zur Zerſtörung des Nichts was jetzt die Stelle einnimmt, oder zur Darſtellung des Eignen. Deine Anſicht griechiſcher Philoſophie würde mich ſehr freuen zu vernehmen. Aus der Schrift über den heiligen Paulus werde ich gewiß viel lernen können, wenn es auch nur die eine Epiſtel betrifft.

Haſt Du Nachricht von Steffens? Ich bin ſeinetwegen ſehr beſorgt.

Dresden, den 9. Juni 1808.*)

Reimer, mit dem ich einige frohe Stunden in Leipzig zubrachte, wird Dir hinreichend von mir erzählt haben, lieber Freund. Unſtreitig hat er Dir auch zwei Exemplare meines Werkes über die

---

*) Im Beginn einer abermaligen Reiſe, die ihn zuletzt nach Paris führte, geſchrieben. Auf dieſer entſchied ſich endlich ſein Schickſal, indem er Metternich in Paris kennen lernte.

Indier mitgebracht. — Haſt Du Gelegenheit dazu, ſo danke doch auch F. A. Wolf für das überſandte Heft der Alterthumswiſſenſchaft, und Fichte für ſeine Reden an die deutſche Nation. Beide werden ihr Exemplar meines Werkes hoffentlich direkt von der Buchhandlung erhalten haben. Du haſt mein Werk nun wahrſcheinlich ſchon geleſen; beſonders das zweite Buch empfehle ich Deinem aufmerkſamen Nachdenken. Kannſt Du dazu beitragen, daß es in dem Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft recht bald angezeigt wird, ſo bitte ich ſehr darum. Ich wünſchte ſehr, daß auch Wolf ſich dafür intereſſirte. Deine Schrift über die Univerſitäten las ich mit vielem Intereſſe; freilich aber ſind Deine Ideen nicht auf alle deutſchen Länder gleich anwendbar. —

Meine Frau iſt noch in Cölln, ich hoffe aber bald wird ſie hier ſein. Wilhelm und die Stael ſind vor wenigen Tagen von hier nach Weimar abgegangen. Ich gehe nach Wien, um dort an der Bibliothek, wo mich Hormayr viel hoffen läßt, meinen Karl V.*) zu vollenden, und die alten Pläne für deutſche Geſchichte endlich mehr zur Reiſe zu bringen.

Was Du in den Zeitungen über mich geleſen haben wirſt, iſt ſehr zur Unzeit öffentlich geworden. Zur Unzeit ſchon an und für ſich, noch mehr wegen des Irrthums der Angaben, und ſelbſt in äußrer Rückſicht. Doch was das betrifft, ſo bin ich nun ſchon ſo lange gewohnt, von meinen edlen Landsmännern verkannt und gemißhandelt zu werden, daß ich mich endlich wohl darein ergeben kann. Nur werde ich dadurch vielleicht eher als gut und mir lieb iſt zur Ausſtellung meiner Philoſophie und meiner theologiſchen Anſichten fortgetrieben und genöthigt werden, da die nächſten zehn Jahre wenigſtens noch ganz der Geſchichte und Poeſie angehören ſollten. Doch das muß nun ſeinen Gang gehen. Wenneher wirſt Du endlich einmal die Philoſophie und höhere Speculation den frevelhaften Händen entreißen, von denen ſie jetzt gemißhandelt werden?

Meine Recenſion der Fichteſchen Schrift im 6. Heft der Heidelberger Jahrbücher wirſt Du geleſen haben; ſonſt empfehle ich ſie

---

*) Ungedrucktes Fragment eines hiſtoriſchen Schauſpiels.

Dir. Mich ſoll wundern, auf welche Weiſe er wohl unzufrieden damit ſein wird, denn zufrieden iſt er freilich wohl auch mit mir nicht, da er es mit niemandem iſt. Lebe wohl und empfiehl mich allen, die ſich meiner im Guten erinnern.

Wien, den 22. April 1813.*)

Geehrter Freund, den Brief, welchen Du mir einmal im Jahre 1809 ſchriebſt, konnte ich damals gleich nicht beantworten; unmittelbar nach dem Kriege gerieth ich in vielerley Arbeiten, ich zog mich ganz in mich ſelbſt zurück, meine Geſundheit hatte gelitten und ich hatte eigentlich zu wenig Dingen in der Welt eine rechte Luſt. Auch ſah ich ſo viele Wolken von Mißverſtändniſſen zwiſchen uns, daß ich nicht gerade hoffte, dieſe durch einen Brief zerſtreuen zu können. Ich wartete immer auf eine günſtigere Gelegenheit unſre alte Verbindung wieder anzuknüpfen. Dieſe hat denn nun die große Zeit herbeygeführt! Früher zwar ſchon hatte ich mir vorgenommen Dich zur Theilnahme an dem deutſchen Muſeum einzuladen, beſonders ſeitdem es nun ſchon ſo lange fortdauert, daß Du die Geſinnung und Abſicht, die bey dem Ganzen zu Grunde liegt, und die Ausführung ſelbſt beurtheilen kannſt. Du wirſt jetzt freilich zu Arbeiten dieſer Art weder Muße noch Neigung haben. Indeſſen will ich denn doch nicht unterlaſſen, was ich früher ſchon beſchloſſen hatte, indem es ſich ja wohl fügen kann, daß Du eins oder das andre dazu Geeignete fertig liegen hätteſt, und es alſo nur der Mühe es einzuſiegeln bedürfte. Ich füge alſo nur noch hinzu, daß mir dies ſehr erwünſcht ſeyn, und daß ich ganz vorzüglich philoſophiſche Aufſätze von Dir begehren möchte, da ich ſchon lange der Zeit erwartend entgegengeſehen habe, wo Du einmal Deine eigenthümliche metaphyſiſche Lehre und Anſicht vollſtändiger darlegen würdeſt. Da die verſchiedenen Secten meiſtens ſchon zu erſterben anfangen, ſo wäre es nun grade die rechte Zeit dazu. Einzelne Aufſätze aus der Geſchichte der Philoſophie wären natürlich auch ſehr willkommen. Aufſätze, die ſich auf die Sache, auf die Nation und das Zeitalter beziehen, würden jetzt wohl hier die Cenſur paſſiren, wie wir denn bisher manches drucken durften, was anderswo nicht erlaubt worden wäre. Aber freylich hat ſich das jetzt ſehr geändert.

---

*) Seit 1809 war Fr. Schlegel im Hauptquartier des Erzherzogs Karl angeſtellt.

Betrachte nun dies ſo, als ob ich es Dir vor ſechs Monaten geſchrieben hätte.

Jetzt zu dem was uns beyden und allen noch näher am Herzen liegt. Ich habe mit Freuden bey allem dem, was wir mit ſo viel Begierde und Theilnahme vernahmen, auch Deinen Namen oft nennen hören. Iſt eine Proklamation an die Sachſen, welche Dir zugeſchrieben wurde, denn wirklich von Dir? Geſinnungen und Sprache waren Deiner nicht unwerth, ich hätte dann nur die Ueberſchrift zu tadeln. Warum Sachſen? Dieſes Zerſtückeln iſt ja eben unſer altes Unglück; leider ſehe ich die Spuren davon noch überall wieder hervorbrechen, jetzt, wo es eben darauf ankommt, daß gar nicht mehr von Sachſen, Preußen, Hannoveranern und dergleichen die Rede ſey, ſondern von Deutſchen. Die Preußen zwar werden, wenn auch Länder verloren gehen, als Nation nach dieſem herrlichen Aufſchwung unüberwunden bleiben, wenn es auch in Deutſchland nur unvollkommen gelingen ſollte. Gelingen kann es nur, wenn die Bewaffnung in ganz Deutſchland eben ſo raſch und allgemein geſchieht wie in Preußen. Aber dazu ſehe ich noch keine hinreichende Anſtalt; der Muth iſt groß, die Stimmung herrlich, das ſieht man wohl, aber die Maaßregeln ſind zum Theil wohl noch nicht ganz die rechten; ich finde manches noch zu ſchwankend und verworren, nicht entſchieden und durchgreifend genug. Doch ich hoffe es wird ſich alles noch geſtalten, die Erfahrung iſt die beſte Lehrerin.

Du wirſt nun gern von hier Nachricht haben wollen, aber die kann ich Dir eben darum nicht geben, weil gerade dies die Tage der Entſcheidung ſind. Daß Schwarzenberg in Paris ſehr ſchlecht aufgenommen worden iſt, erfahren wir ſoeben; die ganze diplomatiſche Filigranarbeit bewaffneter Neutralität und Vermittlung dieſes Winters, dieſes ſaubre Kunſtwerk, iſt mit einemmale in den Dreck gefallen! Den Commentar darüber kann ich mir erſparen. Was unſer Entſchluß ſeyn muß, kann eigentlich nicht mehr zweifelhaft ſeyn, aber freylich kommt in einem ſolchen Moment viel auf die Zeit an; einmal verſäumt wird ſie nicht wieder eingebracht. Wie ſehr ich gewünſcht habe, in Breslau, in Berlin zu ſeyn, oder jetzt in Dresden, das darf ich Dir wohl nicht erſt ſagen. Indeſſen darf ich doch nicht ſo geradezu meinem Wunſche gemäß auf und davon gehn; ich muß mein hieſiges Verhältniß dabei berückſichtigen. Am liebſten ließe ich mich von hieraus officiell ins ruſſiſche Hauptquartier mitnehmen. Doch das ruht noch im Rathe der Götter. Mir wäre es ſehr lieb, wenn ich einen Brief von Dir erhielte, recht bald und ausführlich, Deine ganze Anſicht der Sache und ihres Standes. Es ſchien mir dieſe Zeit die beſte und fruchtbarſte, eine lange unterbrochene Mittheilung wieder anzuknüpfen.

Schreibe mir aber ja nicht mit der Poſt, ſondern durch Gelegenheit, oder durch die preußiſche Geſandtſchaft unter Couvert an Humboldt. An dem Concordat iſt kein wahres Wort. Von Philipp haben wir aus Breslau vom 12. April recht gute Nachricht; er geht zu dem Lützowiſchen Corps oder unter die ſogenannten Schwarzen.

Schleiermacher an Friedrich Schlegel.

Berlin, den 12. Juni 1813

Du forderſt mir kurz und gut mein politiſches Glaubensbekenntniß ab, lieber Freund. Ich kann Dir das Allgemeine davon in wenig Worten mittheilen, nur fürchte ich Du wirſt wenig eigenthümliches darin finden, vielleicht auch manches was Dir nicht behagt. Ich bin gar nicht ſo ganz dagegen daß es Sachſen und Brandenburger, Oeſterreicher und Baiern geben ſoll. Die Stammesverſchiedenheiten ſowol als die Spuren der alten einzelnen politiſchen

Concreſcenzen, die freilich mit jenen nicht immer genau zuſammenfallen, ſind den Deutſchen zu ſtark aufgedrückt, als daß man ſie ſollte vernichten wollen dürfen. Nur ſollen ſie nicht über die größere Nationaleinheit dominiren, und das Volk ihnen zu Liebe nicht wieder in eine loſe πολυκοιρανίη gerathen und an den Rand des Abgrundes kommen. Darum iſt nach der Befreiung mein höchſter Wunſch auf Ein wahres deutſches Kaiſerthum, kräftig und nach außen hin allein das ganze deutſche Volk und Land repräſentirend, das aber wieder nach innen den einzelnen Ländern und ihren Fürſten recht viele Freiheit läßt, ſich nach ihrer Eigenthümlichkeit auszubilden und zu regieren. Aber jenes iſt nur möglich wenn kein dem Kaiſerthum zugehöriger Fürſt Länder hat, die demſelben nicht angehören, und dieſes iſt nur möglich, wenn in die inneren (nicht militäriſchen und diplomatiſchen) Angelegenheiten der einzelnen Staaten der Kaiſer ſich ja nicht miſche, und hiefür kann es wieder außer einer ſehr weiſe eingerichteten Militärverfaſſung keine andre Garantie geben als die Unmöglichkeit eigennüziger Familien-Abſichten und Rückſichten, und der gänzliche Mangel aller despotiſchen Neigung auf dem Kaiſerthron. Da liegen nun die ungeheuren Schwierigkeiten, und ich fürchte daß jener Wunſch bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht unmittelbar zu erreichen iſt. Sobald von Einem Kaiſerthum die Rede iſt, kann wol niemand anders als an Oeſterreich denken. Ob dieſes aber eine ſolche Garantie in ſich hat, ob es ſich wol bei der ſo ſcharfen Trennung der Norddeutſchen und Süddeutſchen, der Katholiken und Proteſtanten, ein ſo allgemeines Vertrauen erwerben würde weiß ich nicht. Ob Preußen den Anfang damit würde machen wollen auch Schleſien und Preußen dem deutſchen Reich einzuverleiben und ſich mit ſeiner ganzen Macht in die Stellung eines deutſchen Reichsfürſten hineinzubegeben, ob Oeſterreich liberal genug wäre um ein ſolches Kaiſerthum zu gründen wie wir es in der gegenwärtigen Zeit brauchen, das alles weiß ich nicht, und kann es nach meiner beſchränkten Kenntniß nur bezweifeln. Ob alſo nicht, wenn der Kampf mit vereinten Kräften (denn wir hoffen immer noch auf Oeſterreich wie man ſagt) und dann gewiß glücklich fortgeſezt wird, irgend eine andre auf jeden Fall interimiſtiſche Geſtalt von Deutſchland das Reſultat ſein wird, und wie dieſe ausſehen wird und woher uns kommen, darüber begebe ich mich nicht ins Prophezeihen. Vom Kriegführen verſtehe ich wenig, aber dieſen Waffenſtillſtand halte ich für einen ungeheuren Verluſt mehr als eine verlorne Schlacht, wodurch der böſe Feind ſie wieder recht überliſtet. Mir gereicht es zur großen Beruhigung daß gewiß die Annahme deſſelben von Preußen nicht ausgegangen iſt. Nur Oeſtreichs Beitritt kann nun die Sache noch retten; und wenn die Verhältniſſe mit Alliirten, mit England und Schweden dadurch getrübt werden ſo bleibt es doch ſchlimm genug. Viel Lehrgeld werden wir noch geben müſſen, und viel Köpfe werden noch von ihrer Stelle müſſen weggeſchüttelt werden, ehe die rechten an die rechte Stelle kommen.

Keine Proklamation iſt von mir; ich habe überhaupt in dieſer Sache nichts geſchrieben, ſondern nur geredet ſoviel die Natur der Kanzel erlaubt. Daß ich überhaupt lange nichts geſchrieben habe weißt Du, nichts ſeit der kleinen theologiſchen Encyclopädie, an der ich gelernt habe, wie ungeheuer ſchwer ein Compendium iſt. Doch hatte ich eben angefangen eins über meine Ethik auszuarbeiten, als das Landſturmedict erſchien und mich in eine große Thätigkeit ſezte, in der ſeither alles andre untergegangen iſt. So lange der Gang der Dinge dieſen Charakter behält kann ich auch wol nichts ſchreiben, denn dazu gehört bei mir große Ruhe; in einem ſehr aufgeregten Zuſtande kann ich nur reden, ſchreiben gar nicht. Und ſo kann ich Dir auch leider fürs erſte nicht viel Hoffnung geben für Dein Muſeum an deſſen Fortgang ich übrigens den aufrichtigſten Antheil nehme. Nur glaube ich immer noch nicht daß Du Dich auf Journale einlaſſen ſollteſt; Du weißt das iſt meine alte Meinung. Dagegen habe ich eine andre Bitte an Dich. Ich bin im Begriff (als eine große Aufopferung ſehe ich es freilich an) auf eine Zeitlang die Redaction des Preußiſchen Correſpondenten unter meine Leitung zu nehmen. Weißt Du mir nun Mittheilungen zu verſchaffen, die dahin gehören, und die man in euren öffentlichen

Blättern ſpäter oder gar nicht findet, ſo wirſt Du mich ſehr verbinden. Nur mußt Du es immer darauf wagen ob ſie paſſiren: denn bei unſrer principienloſen albernen Cenſur können wir für nichts ſtehen. Trage doch auch Gentz dies als meine Bitte vor, und grüße ihn von mir aus alter wiewol ſehr entfernter Bekanntſchaft.

Ich muß abbrechen, wiewol nun ich einmal angefangen ich noch gar viel von vielerlei ſchreiben möchte. Vielleicht geſchieht es nun öfter und dann reichen wir doch allmählig alles ab. Grüße mir Dorotheen auf das herzlichſte. Veit ſchreibt mir eben, daß Philipp auf kurze Zeit hier geweſen ſehr geſund munter und martialiſch; es thut mir ſehr leid daß ich ihn nicht geſehen habe.

A. W. Schlegel an Schleiermacher. *)

Greifswalde, den 8. Juli 1813.

Schon weit früher würde ich Ihnen, mein theuerſter Freund, für Ihre zuvorkommende Begrüßung auf deutſchem Boden herzlich gedankt haben, wenn ich mich im Stande geſehen hätte, zugleich Ihren Wunſch zu erfüllen, und Ihnen Beyträge für den Preußiſchen Correſpondenten zu liefern. Indeſſen wie ſollte dies möglich ſeyn? Wenn nichts geſchieht, ſo hat man eigentlich auch nichts zu ſagen. Doch muß man dahin arbeiten, daß während dieſes trügeriſchen Stillſtandes die öffentliche Meynung, welche ſo kräftig angeregt war und ſich im Ganzen ſo vortrefflich gezeigt hat, nicht wieder einſchlummere, und zu dieſem Zwecke ſcheint der Correſpondent ganz beſonders geeignet zu ſeyn. Ich dachte Ihnen heute eine Flugſchrift über die däniſchen Zwiſtigkeiten ſenden zu können, woraus Sie Ihrer Zeitſchrift vielleicht Auszüge würden einrücken wollen, allein die Langſamkeit des Druckers macht es mir unmöglich. Sie erhalten dieſe Schrift unfehlbar mit nächſter Poſt. Dann werde ich auch eine Ueberſetzung ins Franzöſiſche an Reimer mitſchicken, mit

---

*) A. W. Schlegel folgte damals dem Kronprinzen von Schweden, den er 1812 in Stockholm kennen gelernt hatte, als Geſandtſchaftſekretär auf deſſen politiſchen Kreuz- und Querzügen.

der Bitte ſie baldigſt zum Druck zu befördern. Ich bitte Sie unterdeſſen, mich hiebey nicht zu nennen.

Ich lege Ihnen eine Stimme aus dem Grabe bey, einen Aufruf an Deutſchland aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, der ſich auf die unſrigen zu beziehen ſcheint. Daß wir eben ſo geſinnt geweſen, wollen wir wenigſtens für die Nachwelt beurkunden.

Ueber die Angelegenheiten des Vaterlandes möchte ich mich gern mit Ihnen aus dem Grunde beſprechen. Der Gegenſtand iſt zu groß für einen Brief. Die ſchiefe Wendung, welche alles genommen, und wodurch ſo große und begründete Hoffnungen, wie es ſcheint, wieder vereitelt werden ſollen, hat mich zu ſolcher Verzweiflung gebracht, daß ich nun ſchon wieder anfange, über das Unheil zu ſcherzen. Die Entwickelung naht heran: wenn der Waffenſtillſtand nur verlängert wird, ſo gebe ich ſchon alles verlohren. Wir werden bald ſehen, ob die gegenwärtige Zuſammenkunft einen neuen Geiſt in die Koalition bringt. Der Kronprinz von Schweden wird gewiß von ſeiner Seite hiezu nichts verſäumen; ich erwarte ſeine Rückkehr mit Ungeduld.

Seit Jahren wartete ich auf die Gelegenheit, zur Rettung unſres Vaterlandes aus der Schmach und dem Elende (jenes iſt noch dringender als dieſes) nach meinen geringen Kräften thätig zu ſeyn: kaum wähnte ich ſie ergriffen zu haben, ſo werden mir die Arme ſchon gelähmt. Kommt ein Friede zu Stande, wie er ſich bey dieſen trübſeligen Ausſichten vermuthen läßt, ſo bleibt mir nichts übrig als auf unbeſtimmte Zeit Deutſchland Lebewohl zu ſagen, und die Lebensart eines europäiſchen Vagabunden wieder zu ergreifen. Mein Weg geht alsdann nach England, doch hoffe ich zuvor einen Beſuch in Berlin machen zu können, um mich zu guterletzt bey Ihnen und andren Freunden an deutſchem Geiſte zu erlaben. Ich bin unglücklich in meinen Leidenſchaften, ſo auch in der für Deutſchland: es hat niemals nach mir gefragt, mir wenigſtens keine äußeren Zeichen und Beweiſe davon gegeben. Schade iſt es um einige erzdeutſche Plane zu Werken, die ich nach einem herſtellenden Frieden zu vollführen gedachte. Jenſeit des Meeres werde ich dazu wie ein

Fiſch außer dem Waſſer ſeyn. Meine Sammlung von altdeutſchen Büchern liegt noch am Genfer See, und verurſacht mir nicht weniger Heimweh als die ſchönen Ufer.

Sie ſind glücklicher daran wie ich, mein vortrefflicher Freund; Sie haben wenigſtens ein Stück von einem Vaterlande, eine ſichere Heimath an die Sie durch Familienbande geknüpft ſind. Auf jeden Fall hat Preußen durch den wiedererworbenen Ruhm wiederum feſte Haltung gewonnen. Den Deutſchen überhaupt iſt es noch gar nicht einmal ſo gut geworden ſich zeigen zu können, und ich muß wie Hamlet mit der ſchmerzlichen Klage endigen, daß wir einen ſo entſtellten Namen auf die Nachwelt bringen ſollen. Man wird uns wieder falſch beurtheilen. Iſt es ein Wunder, daß dieſes Volk gebückt geht, auf deſſen Schultern man nun ſeit anderthalb hundert Jahren das europäiſche Gleichgewicht ausgewogen hat? Wäre es uns nur ſo gut geworden wie dem Mantel Chriſti, den man unter die Kriegsknechte verlooſte, weil man ihn nicht zerſchneiden wollte. In dem alten Reichsmantel waren aber ſo viele Nähte, daß man ihn in beliebige Fetzen zertrennen konnte. Wir werden nie frey, nie Ein Volk ſeyn, bis wir wieder anfangen Eroberer zu werden. Nur ſo können wir uns den ausländiſchen Einfluß vom Leibe halten. Dies klingt jetzt abentheuerlich; aber laſſen Sie uns nur erſt beyſammen ſeyn, und wir wollen es den übrigen Europäern ſchon eintränken. Was Rheingränze? Die Gauen an beiden Ufern gehören zur deutſchen Zunge. Die avulsa imperii müſſen wieder herbey. Auch die niederländiſchen und oberländiſchen Eidgenoſſenſchaften ſind von Rechtswegen deutſche Schutzverwandte.

Ich habe mancherley Plane zu einer zukünftigen deutſchen Verfaſſung entworfen, aber mit Arndts wahrem Deutſchenthume (ſo nenne ich den zweyten Theil ſeines Geiſtes der Zeit) ſtimmen ſie mit Nichten überein. Die Trennung von Nord- und Süddeutſchland iſt mir ein Gräuel.

Ich wollte Ihnen nicht von meinen politiſchen Träumereyen ſchreiben, und dennoch iſt es geſchehen: weſſen das Herz voll iſt, davon fließt der Mund über. Friedrich ſteht auch nicht an einer ihm angemeſſenen Stelle, und verzehrt ſich in gezwungener Unthätigkeit. Was ſoll ich Ihnen ſagen? Sie haben Moſen und die Propheten gehabt. — — Leben Sie tauſendmal wohl.

Greifswalde, den 11. Juli 1813.

Hier, mein vortrefflicher Freund, haben Sie mein Catoniſches: Praeterea censeo, Daniam esse delendam. Ich bitte um baldige Anzeige in Ihrem Correſpondenten, aber ohne Nennung des Verfaſſers und Druckortes. Das Rathen iſt niemandem verwehrt. — Geſtern war Rühs bey mir, und wir haben viel von Ihnen geſprochen. Leben Sie wohl für heute, ich bin in Eil, indem ich eben aufs Land an die Küſte fahren ſoll. Der General Röldebrand, welcher aus dem Hauptquartier zurückgekommen, hat mir nichts zuverläſſig tröſtliches über Oeſterreich melden können. —

Stralſund, den 25. Juli 1813.

Ich ſchreibe Ihnen heute nur in Eil, theuerſter Freund, um Ihnen durch eine ſchnelle Gelegenheit einiges zu ſchicken. Meine beyden vorhergehenden Briefe werden Sie empfangen haben, nebſt der Flugſchrift über Dänemark. Ich wünſche, beyliegende Ueberſetzung der Anmerkungen über einen Artikel des Moniteur möge in Ihrem Correſpondenten abgedruckt werden, dies wird Ihnen zugleich die Mühe erſparen, eine neue anfertigen zu laſſen. Zugleich ſchicke ich Ihnen ein paar geiſtreiche Kritiken über franzöſiſche Bekanntmachungen. Sie ſind von dem Marquis de la Maiſonfort, der bey der ruſſiſchen Geſandtſchaft in London angeſtellt iſt, man braucht ihn aber nicht geradezu zu nennen. Vielleicht finden Sie etwas darüber zu ſagen oder Züge daraus anzuführen. —

Treuenbriezen, den 3. September 1813.

Theuerſter Freund! Ich habe letzthin auf Ihren Brief in aller Eile durch die That zu antworten geſucht, indem ich Ihnen von Potsdam aus den Armeebericht vom 28. und 29. Auguſt mit den erſten Exemplaren, die nach Berlin kamen, zugeſandt. Auch habe ich mit Vergnügen geſehen, daß Ihre Zeitung ihn ſchon am 30. in einem Extra-Blatte geliefert, da die übrigen ihn erſt den Tag darauf gaben. Bey dem Druck der folgenden vom 30. war ich nicht gegenwärtig. Ueberhaupt kann ich mich nicht zu einem fortgehenden Auftrage dieſer Art anheiſchig machen, doch werde ich mein Möglichſtes thun. Man iſt manchmal gar nicht Herr ſeiner Zeit. Heute ſchicke ich Ihnen ein paar Privatnachrichten, die Sie vielleicht der Mühe werth halten einzurücken. Haben Sie dagegen die Güte mich wiſſen zu laſſen, was aus meiner Anti-Dania geworden iſt. Sind die bey Reimer unter Siegel gelegten Exemplare wirklich frey gegeben, wie man mich verſichert hat? Ich weiß nicht, von wem ich hörte, die franzöſiſche Ueberſetzung ſey ebenfalls zurückgegeben und in Stralſund gedruckt worden. Ich ſollte es doch billig wiſſen. — Sie haben mich alſo ſpeiſen ſehen, mein vortrefflicher Freund? Es mag ſich intereſſant ausgenommen haben. Ja ja, in Sansſouci und Charlottenburg, das waren die Fleiſchtöpfe Egypti! wir müſſen erſt ein paar Könige vom Throne ſtoßen, ehe wir wieder in ſo ſchönen Sälen tafeln können. Seitdem hat man im Vorzimmer des Kronprinzen nur ſtehend und in einer wahren Rappuſe gegeſſen. Doch findet man wohl noch rechts oder links eine gute Tafel, beym Commiſſariat oder ſonſt. Das iſt weſentlich, denn sine Cerere et Baccho friget patria. Leben Sie tauſendmal wohl. Ich gäbe etwas darum, zu wiſſen, ob Friedrich nicht wieder in Thätigkeit iſt.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Frankfurt, den 11. October 1817.*)

Wertheſter Freund, ich habe Deine Schrift über die Synodalverfaſſung mit dem größten Intereſſe geleſen und mich ſehr darüber gefreut. Wenn das freundſchaftliche Geſpräch ſo lange unterbrochen war, ſo fängt man am beſten mit dem nächſten an; und ich nehme alſo ebendaher die Gelegenheit, Dir die inliegende Ankündigung zu ſenden und Dich zur Mitwirkung einzuladen, da ich mich ſehr freuen würde, wenn Du Antheil daran nehmen und mir über die proteſtantiſchen Kirchenangelegenheiten oder auch über irgend einen anderen Dir angelegenen öffentlichen Gegenſtand Deine Gedanken mittheilen und übergeben wollteſt.

Die jetzigen Vorgänge in der proteſtantiſchen Kirche ſind mir in hohem Grade wichtig, und ich möchte wohl mit Dir darüber reden können. Die Verfaſſung, die man der Kirche jetzt zu geben oder neu zu beleben und organiſcher zu geſtalten ſucht, wird auch für die Staaten und für ganz Deutſchland von ſehr wichtigen Folgen ſeyn. Die Regierungen werden, glaube ich, immer zum Epiſkopalſyſtem neigen; das könnten wir wenigſtens recht gern ſehen, und es würde auch ſelbſt für die bürgerliche und ſtändiſche Verfaſſung manches Gute darbieten, wenn Hoffnung wäre, daß es ſo verſtändig eingerichtet würde wie in Schweden. Für ein wahres allgemeines Nationalunglück aber würde ich es halten, wenn die heilloſe anglikaniſche Kirchendespotie bey den deutſchen Proteſtanten Nachahmungsverſuche hervorlockte; und wenn man vollends aus Inſtinkt der

---

*) Fr. Schlegel war ſeit Beendigung des franzöſiſchen Krieges nach Frankfurt als Legationsrath zu der öſterreichiſchen Geſandtſchaft am Bundestag verſetzt. 1818 kehrte er nach Wien zurück. Der vorliegende Brief iſt der letzte von ihm, der ſich in dem Nachlaſſe Schleierm.'s vorfindet; wenn Schleierm. auch denſelben beantwortet hat, ſo konnte er doch wohl unmöglich einem Katholiken gegenüber auf die damaligen ſo verwickelten Vorgänge in der preußiſchen Landeskirche eingehen, in die er ſelber ſo weſentlich eingriff und deren Beurtheilung durchaus eines unpartheiiſchen Auges bedurfte. — Fr. Schlegel ſtarb den 12. Januar 1829.

Herrſchſucht dem ſchönen Inſtitut einer dirigirenden heiligen Synode ſich annähert, ſo iſt eine ſo ſtarke Oppoſition wie die Deinige recht erwünſcht und nothwendig; da ich übrigens auch ganz conſequent finde (obgleich für mich anderen Grundſätzen folgend), wenn Du mehr zu den presbyterianiſchen Grundſätzen einer wahrhaft republikaniſchen Kirchenverfaſſung hinneigſt. Doch dieſe und andre Gedanken, welche ſich mir beim Leſen Deiner Schrift erneuerten, müßten im Geſpräche mitgetheilt werden und nicht in einem kurzen Briefe. Laß doch wieder einmal etwas von Dir hören, und theile mir auch mit was Du ſonſt etwa neuerdings geſchrieben haſt, oder woran Du arbeiteſt. —

Haſt Du wohl das Werk von Stourdza geleſen (Considerations sur l'Eglise orthodoxe)? Mir iſt einleuchtend, daß hier ein Fall iſt, wo die Deutſchen, Proteſtanten und Katholiken, ein gleiches Intereſſe haben, und daß ſie gegen dieſes gefährliche und wahrhaft greuelhafte Beginnen (was ſchon jetzt hervorzutreten wagt) gemeine Sache machen ſollten. Ich bin ſehr begierig, wie die Erſten unter den Proteſtanten dieſe Sache nehmen werden, und wünſchte ſehr Deine Meinung darüber zu wiſſen. Du würdeſt mir einen Gefallen erzeigen, wenn Du mir darüber mittheilen wollteſt.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Berichtigungen und Zuſätze.

S. 79 die Anm. **) iſt nicht auf Z. 9, ſondern auf Z. 15 zu beziehen.
S. 105 Anm. *). Die Stelle wird beſſer bezogen auf Geſ. W. III. 185 ff.
S. 107 Z. 13 v. o lies S[ack].
S. 116 Anm. Die Predigt iſt abgedruckt Pred. Bd. IV. S. 1 ff.
S. 133 Z. 3 ſt. vorgelegen l. vorgeleſen.
S. 169 Anm. Die Verhandlungen Fichte's mit Schelling, von denen hier öfter die Rede iſt, ſind abgedruckt in F.'s und Schell.'s Briefw. S. 25 ff.
S. 174 Anm. ſt. Hemmerich l. Hammerich.
S. 196 zu Z. 2 v. u.: A. W. Schlegel's Entwurf iſt in deſſen Geſ. W. Bd. VIII. S. 50 ff. mitgetheilt.
S. 252 Z. 8 v. u. ſt. Phädurs l. Phädrus.
S. 289 Z 3 v. u. ſt. 1800 l. 1801.
S. 305 Anm. ſt. χωρείας l. χορείας.
S. 333 Anm. Z. 2 v. u. ſt. benutzende l. kreuzende.
S. 335 zur Anm. *): Vgl. Jen. L. Z. 1806, 28. Juni, Intell.-Blatt Nr. 54., und Schleiermacher's W. W. Abth. 1 Bd. V. 421.
S. 355 Z. 9 v. u. ſt. ἀνδράς' l. ἀνδρεία'.
S. 382 Z. 13 v. u. ſt. ἀφγνωσία l. ἀγνωσία.
S. 392 Anm. ſt. 1803 l. 1804.

Aus

Schleiermacher's Leben.

In Briefen.

Vierter Band.

Schleiermachers Briefe an Brinckmann. Briefwechſel mit ſeinen Freunden
von ſeiner Ueberſiedlung nach Halle bis zu ſeinem Tode.
Denkſchriften. Dialog über das Anſtändige.
Recenſionen.

Vorbereitet von **Ludwig Jonas**,

herausgegeben

von

Wilhelm Dilthey.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Das Erſcheinen dieſes abſchließenden Bandes iſt durch die außerordentliche Schwierigkeit, für die zweite Hälfte von Schleiermachers Leben aus Briefen ein anſchauliches Bild ſeines Verkehrs mit Freunden und Gleichſtrebenden zuſammenzuſtellen, verzögert worden. Der weite Umkreis ſeiner Beziehungen mußte wenigſtens umſchrieben werden, wenn auch die Bedeutung derſelben aus den flüchtigen Briefblättern der ſpäteren überbeſchäftigten Jahre nicht wie man wünſchen möchte hervortritt. Möchten alſo unſre Mittheilungen der wunderbaren Vielſeitigkeit von Schleiermachers ſpäteren Jahren wenigſtens einigermaßen gerecht geworden ſein! In der Correſpondenz mit Blanc, Gaß und Groos wird ſeine perſönliche Stellung in den kirchlichen Kämpfen zur Anſchauung gebracht; die in den politiſchen in den Briefen von und an Stein, Gneiſenau, Scharnhorſt, Arndt, Reimer, Geßler; ſeine Beziehungen zu den neben ihm thätigen Wiederherſtellern der griechiſchen Philoſophie zeigen Briefe Böckh's und Heindorf's an ihn und von ihm ſelber an

Brandis: wenigſtens ſoweit das Material geſtattete; von den Philoſophen ſeiner Zeit ſtand wohl nur **Steffens** mit ihm in vertrauterem Verhältniß, aus deſſen Briefen an ihn wir denn auch ausführliche Auszüge gegeben haben; für ſeine herrſchende Stellung in der Theologie ſeiner Zeit iſt die Correſpondenz mit **De Wette**, in den zwei erſten Jahrzehnten unſres Jahrhunderts offenbar neben Schleiermacher dem einflußreichſten Theologen, höchſt unterrichtend, nachher die Briefe an jüngere, von ihm angeregte Theologen, wie **Lücke**, **Bleek**, **Sack**, ſowie die Berührungen mit damaligen und ſpäteren theologiſch-philoſophiſchen Gegnern wie **Delbrück** und **Marheineke**.

Dieſen Briefen ſind die älteren an **Brinckmann** vorangeſtellt. Als der Herausgeber den dritten Band abſchloß, hatte er die Hoffnung aufgegeben, daß ſich dieſe Briefe an Schleiermachers älteſten Freund in naher Zeit finden möchten. Die vorliegenden Auszüge ſind nun aus einer Abſchrift des Herrn Lommatzſch, Profeſſor am Predigerſeminar zu Wittenberg, mitgetheilt. Nicht im Beſitz der Originale, haben wir nur, was für dieſe Sammlung zum vollſtändigen Verſtändniß Schleiermachers nothwendig erſchien, aufgenommen. Eine Brinckmann's Privatverhältniſſe umfaſſende vollſtändige Veröffentlichung iſt dem Urtheil ſeiner Verwandten zu überlaſſen. Sonſt traten zu dem von Jonas Geſammelten aus dem brieflichen Nachlaß Schleiermachers die Briefe von Steffens, Heindorf, Böckh u. a.; dann aus der Briefſammlung der Berliner Bibliothek ein paar Briefe an F. A. Wolf u. a.; aus Reimer's Briefnachlaß wurden auch die undatirten und die merkwürdigen Königsberger politiſchen Briefe hinzugezogen und zu erklären verſucht. Dann hat der Herausgeber für das freundliche Bemühen zu danken, mit welchem auf ſeine Anfragen Herr Profeſſor Brandis die an ihn gerichteten Briefe Schleiermachers, Herr Dr. De Wette die Briefe Schleiermachers an ſeinen Vater, Herr Prof. Bertheau die an ſeinen Schwiegervater Lücke, Herr Prediger Johannes Bleek die an ſeinen Vater und an Groos, die nun auch verewigte Frau Prediger Hoßbach, noch eine lebendige Zeugin aus jener Zeit, den Brief Arndt's an ihren Mann mitgetheilt haben. Alles, was ſo, aus vereinzelt Gedrucktem und aus der Jonas'ſchen Sammlung von Briefen Schleiermachers ſelber aus dieſer ſpäteren Lebensperiode zuſammenkam, iſt, mit Auslaſſung einiger ſcharfen Perſönlichkeiten, welche Lebende ſchmerzen könnten, und der völlig unintereſſanten Zettel und Stellen hier mitgetheilt; es war von geringem Umfang und wir haben keine große Hoffnung auf eine irgendwie beträchtliche Nachleſe; doch um ſo mehr würden wir, für eine etwaige ſpätere Auflage, für Mittheilung neuer Briefe dankbar ſein. Von dem außerordentlich großen Material der Briefe an Schleiermacher ſind nur wenige, als Denkmale einiger ſonſt nicht hervortretender freundſchaftlicher Verhältniſſe ausgewählt; ein umfaſſenderer Auszug ward nur von den Briefen von Steffens gegeben — wegen der Bedeutung dieſes Mannes für Schleiermachers Philoſophiren, der merkwürdigen Wechſelfälle dieſes Verhältniſſes und der einzigen in ihnen bewieſenen Treue Schleiermachers. Soviel über das Verhältniß des Mitgetheilten zu dem handſchriftlich Vorliegenden.

Der Erklärung einzelner Beziehungen und Andeutungen in den Briefen und briefähnlichen Denkſchriften ſind die Anmerkungen beſtimmt. Um die Verhältniſſe im Großen und

Ganzen dem Leſer näher zu bringen, wäre eine Darſtellung des Verlaufs ſowohl des liturgiſchen Streits als der Kirchenverfaſſungskämpfe, ſowohl der Thätigkeit der 1808—1813 unter Chaſot verbundenen Freunde als der politiſchen Kämpfe von da bis zu Schleiermachers Tode erforderlich, die, auch nur in der Kürze verſucht, zum Buch werden müßte. Vorläufig, bis zum Erſcheinen einer Biographie, unterſtützt vielleicht den Leſer Jonas' Abhandlung über Schleiermacher in ſeiner Wirkſamkeit für Union, Liturgie und Kirchenverfaſſung (Monatsſchrift für die unirte Kirche V, 334 ff.), Gaß Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen Briefwechſel Schleiermachers mit ſeinem Vater über die kirchlichen Verhältniſſe, und was ich zur Erklärung der politiſchen Stellung Schleiermachers in den preuß. Jahrbüchern mitzutheilen begonnen habe (X, 2 S. 234 ff.).

Schon Jonas, welcher die Herausgabe der Werke Schleiermachers geleitet hatte, beabſichtigte, dieſem Briefwechſel Schleiermachers mit ſeinen Freunden als nothwendige Nachträge zu ſeinen Werken den Dialog über das Anſtändige und eine Nachſammlung der wichtigeren Recenſionen anzufügen. Der Herausgeber giebt nunmehr in der vorliegenden Nachſammlung der bedeutenderen Recenſionen Schleiermachers das Reſultat einer umfaſſenden Durchſuchung der Zeitſchriften damaliger Zeit. Für die Kenntniß der Entwicklung Schleiermachers ſind dieſe Recenſionen von großem Belang; die gegen Fichte's Grundzüge iſt eins der Meiſterſtücke von Schleiermachers kritiſcher Genialität.

Berlin, am 18. November 1863.

Wilhelm Dilthey.

Chronologiſches Verzeichniß der in dieſer Sammlung enthaltenen Brieſe.

1774—1784. Brieſe der Familie I, 16—34., 4. April, 19. November 1784: Herne an Schleiermacher III, 3—5.

1785. 24. September: Stammbuchblatt an Brinckmann IV. 8.—19. November. 10. December: Stubenrauch an Schleiermacher I, 35—36.

1786. Brieſe der Familie I, 36—41. 7. September, 23. October: Beyer an Schleiermacher III, 5—8.

1787. 17. Januar: Okely an Schl. und Albertini III, 9. 21. Jan.: Schl. an ſeinen Vater I, 42. 8. Februar: Der Vater an Schl. I, 46. 12. Febr.: Schl. an ſeinen Vater I, 50. Undatirte Antwort Schl.s auf den Brief des Vaters vom 8. Febr. I, 52. 17. Febr.: Stubenrauch an Schl. I, 54. 27. Febr.: Beyer an Schl. III, 8. 16. März: Stubenrauch an Schl. I, 56. 19. März: Der Vater an Schl. I, 58. 23. März: Okely an Schl. und Albertini III, 12. 30. März: Stubenrauch an Schl. I, 60. 12. April: Schl. an ſeinen Vater I, 60. 26. April, 12. Mai: Albertini an Schl. III, 13. 17. Mai und undatirt: Der Vater an Schl. I, 61—63. 3. Juni: Albertini an Schl., Schäslin an Schl. III, 16. 17. 22. Juni: Beyer an Schl. III, 18. 17. Juli: Albertini an Schl. III, 18 14. Auguſt: Schl. an ſeinen Vater I, 65. 16. September: Schl. an Brinckmann IV, 3. 2. December: Albertini an Schl. III, 19. 13. Decbr: Der Vater an Schl. I, 67.

1788. 7. Februar: Der Vater an Schl. I, 69. 1. März: Schl. an ſeinen Vater I, 70. 26. März, 12. Juni, 29. Juni: Albertini an Schl. III, 20ff. 1. September: Der Vater an Schl. I, 71. 17. Septbr.: Albertini an Schl. III, 22. 25. October, 22. November: Schl. an Brinckmann IV, 3.

1789. 4. März: Schl. an ſeinen Vater I, 73. 3., 4. April, 27. Mai, 10. Juni, 22. Juli, 8. Auguſt, 28. September, undatirt, 18. November. 9. December: Schl. an Brinckmann IV, 4—43. 10. Decbr.: an Schl. Vater I, 74. 23. Decbr: Schleiermacher an ſeinen Vater I, 77. 25. Decbr: Albertini an Schl. III, 23.]

1790. 3. Februar, 31. März: Schl. an Brinckmann IV, 43. 6., 7. Mai: Der Vater an Schl. I, 81. 19. Mai, 14., 16. Juni, 28. Juli, 3., 27. Auguſt: Stubenrauch an Schl. III, 26 ff. 17. December: Schl. an Catel III, 29.

1791. 27. Januar: Der Vater an Schl. I, 85. 3. Februar, 16. März, 29. April: Stubenrauch an Schl. III, 36. 5. 15. Mai: Schl. an ſeinen Vater I, 86. 30. Mai: Stubenrauch an Schl. III, 38. 20. Juni: Der Vater an Schl. 11. Juli: Schl. an ſeinen Vater I, 91. 18. Juli: Stubenrauch an Schl. III, 38. 20. Juli, 16. Auguſt: Schl. an ſeinen Vater I, 92. 29. Aug.: Schl. an Catel III, 39. 19. October, 30. December: Stubenrauch an Schl. III, 42.

1792. 23. April: Der Vater an Schl., undatirte Antwort aus Anfang Mai I, 95. 24. Mai: Schl. an Catel III, 43. 20., 26. Juni, 20. Juli, 22. November: Stubenrauch an Schl. III, 46. 26. November: Schl. an Catel III, 49. 3. December: Der Vater an Schl. I, 100.

1793. 10., 14. Februar: Der Vater an Schl. I, 104. 17., 18. Febr., 4. April: Stubenrauch an Schl. III, 52. 18. April: Der Vater an Schl. 5., 7., 10., 14. Mai, 19. Juni: Schl. an ſeinen Vater I, 112 ff. 17. Juli: Schl. an Catel III, 55. 21., 22. September: Schl. an ſeinen Vater I, 120. 5., 22. October, 11. December: Stubenrauch an Schl. III, 56. 30. Decbr: Der Vater an Schl. I, 120.

1794. 4., 23. Januar, 25. Februar, 8. März, undatirt: Stubenrauch an Schl. III, 59. 8. April, undatirt: Schl. an ſeinen Vater 3. Juli: Der Vater an Schl. I, 126. 20. September, undatirt: Stubenrauch an Schl. III, 63. 13. October: Schl. an ſeine Schweſter Charlotte I, 130. 26. November: Sack an Schl. III, 61.

1795. 11. Januar: Sack an Schl. III, 61. 1. Februar: Stubenrauch an Schl. 62. 17. April: Sack an Schl. 63. 11. Juni, 11., 24. Auguſt, 16. September, 18. November: Stubenrauch an Schl. 64. 18. Novbr: Sack an Schl. 66. 24. Novbr.: Schl. an Alexander zu Dohna I, 140.

1796. 26. Februar, 30. März, undatirt, 7. Mai: Stubenrauch an Schl. III, 67.

1797. 7. März: Stubenrauch an Schl. III, 68. 18., 24. Auguſt, 2., 9., 27. September, 4., 22. October, 21. November, 19., 31. December: Schl. an ſeine Schweſter Charlotte I, 142—171.

1798. 1. Januar: Schl. an Henriette Herz I, 172. 28. Jan.: A. W. Schlegel an Schl. III, 71. Undatirt: Friedrich Schlegel an Schl. III, 74. 23., 30. Mai, 16. Juni: Schl. an ſeine Schweſter Charlotte I, 172. 20. Juni: Schl. an Alexander zu Dohna I, 179. 3. Juli bis 17. Auguſt, meiſt undatirt: Friedrich Schlegel an Schl. III, 75—94. 20., 28. Juli: Schl. an Henriette Herz III, 95. 25. Juli, 2., 4., 12. Auguſt: Schl. an ſeine Schweſter Charlotte I, 181 ff. 3., 6., 9. Septbr.: Schl. an Henriette Herz I, 190, III, 96. 15. October, 8. November: Schl. an ſeine Schweſter Charlotte I, 193.

1799. 15., 22., 24., 25. Februar, undatirt, 1. März: Schl. an Henriette Herz I, 196 ff., III, 101. Empfangen den 2. März: Friedrich Schlegel an

Schl. III, 102. 3., 5. März: Schl. an Henriette Herz I, 202. Undatirt: F. Schlegel an Schl. III, 104. 16. März: Schl. an Henriette Herz I, 203, III, 106. Undatirt an dieſelbe I, 203. 20. März: Schl. an dieſelbe I, 204, III, 107. 23. März: Schl. an Charlotte I, 205. 24. März: Schl. an Henriette Herz I, 211, III, 108. Undatirt: F. Schlegel an Schl III, 108. 27., 28., 31. März, 1., 4., 6. April: Schl. an Henriette Herz I, 212, III, 110. 8. April: Dorothea Veit an Schl., Schl. an Henriette Herz III, 110. 9. April: an dieſelbe III, 112. 10, 12., 14. April: an dieſelbe I, 215. 14. April: Friedr. Schlegel an Schl. III, 113. 16., 20. April: Schl. an Henriette Herz I, 219. Undatirt: Friedr. Schlegel an Schl. III, 114. 27. April: Stubenrauch an Schl. III, 115. 29. April, 1., 2., 3. Mai: Schl. an Henriette Herz I, 220. 23. Mai: Schl. an Charlotte I, 224. 18., 20. Juni, 1., 4. Juli: Schl. an Henriette Herz I., 226. Zwiſchen 19. Juni und 4. Juli: Friedr. Schlegel an Schl., 2 Briefe III, 117. 6. Juli: Schl. an Brinckmann IV, 50. 5. September: Stubenrauch an Schl. III, 118. 13., 16., 20. Septbr.: Friedr. Schlegel an Schl. III, 119. 23. Septbr.: A. W. Schlegel an Schl. III, 122. Undatirt: Friedr. Schlegel an Schl. III, 123. 11., 28. October: Dorothea an Schl. III, 127. 1. November: A. W. Schlegel an Schl. III., 130. 15. Novbr.: Dorothea an Schl. III, 132. Undatirt: Friedr. Schlegel an Schl. III, 133. 20, 21. Novbr.: Schl. an Charlotte I, 231. Angekommen den 2. December: Friedr. Schlegel an Schl. III, 136. 3. Decbr.: Schl. an Charlotte I, 235. Undatirt: Friedr. Schlegel an Schl. III, 137. 9. Decbr.: Dorothea an Schl. III, 140. 16. Decbr.: A. W. Schlegel an Schl. III, 141. 21, 27. Decbr.: Schl. an Charlotte I, 237.

1800. 4. Januar: Schl. an Brinckmann IV, 52. 6. Jan.: Friedr. Schlegel, A. W. Schlegel, Dorothea an Schl. III, 144. 16. Jan., undatirt, undatirt: F. Schlegel an Schl. III, 148. 14. Februar: Dorothea an Schl. III, 155. 15. Febr.: Brinckmann an Schl. IV, 56. 2. März: Schl. an Charlotte I, 242. 10. März: Friedr. Schlegel, Dorothea an Schl. 17., 21. März: Friedr. Schlegel an Schl. III, 156. 22. März: Schl. an Brinckmann IV, 59. 28. März: Friedr. Schlegel an Schl. 162. 29. März: Schl. an Charlotte I, 248. 3 undatirte Briefe von Friedr. Schlegel III, 163. 11. April: Dorothea an Schl. III, 168. 19. April: Schl. an Brinckmann IV, 62. 21. April: A. W. Schlegel. Undatirt: Friedr. Schlegel. 28. April: Dorothea. 5. Mai: Friedrich an Schl. III, 169. Schl. an Charlotte I, 244. Undatirt: Friedr. Schlegel. 15. Mai: Dorothea an Schl. III, 177. 26. Mai: Schl. an Charlotte I., 244. 27. Mai: Schl. an Brinckmann IV, 65. 2. Juni: Dorothea. 9. Juni: A. W. Schlegel an Schl. III, 180. 9. Juni: Schl. an Brinckmann IV, 68. 16. Juni: A. W. Schlegel, Friedrich, Dorothea. 20. Juni: A. W. Schlegel. Undatirt: Friedrich Schlegel an Schl. 2. Juli ff.: Schl. an Henriette Herz. 4. Juli: Dorothea. 7. Juli: A. W. Schlegel. Undatirt: Friedr. Schlegel an Schl. III, 185 ff. 8. Juli: Schl. an Henriette Herz I, 246. 10. Juli: an Friedr. Schlegel, 11. Juli: Friedr., A. W. Schlegel an Schl. III, 199. 19. Juli: Schl. an Brinckmann IV, 72. 2. Auguſt, undatirt:

Friedr. Schlegel an Schl. 8. Auguſt: Schl. an Friedr. Schlegel. Undatirt: Dorothea, Friedr. Schlegel. 20 Aug.: A. W. Schlegel. 22. Aug.: Dorothea. 8. September: A. W. Schlegel an Schl. 13. Septbr.: Schl. an Friedr. Schlegel. 2 undatirte Briefe von Friedr. Schlegel. 20. Septbr.: Schl. an Friedr. Schlegel. 5 October: A. W. Schlegel an Schl. 20 Octbr.: Schl. an Friedr. Schlegel. 31. Octbr., 17 November: Dorothea an Schl. 21. Novbr., 1. December: A. W. Schlegel an Schl. 6. Decbr.: Schl. an Dorothea, Stubenrauch an Schl. 8. Decbr.: Friedr. Schlegel. 16 Decbr.: A. W. Schlegel an Schl. III, 207—250. 20. Decbr.: Schl. an Charlotte I, 247. 22. Decbr.: A. W. Schlegel an Schl. III, 250. 27., 29. Decbr.: Schl. an Charlotte I, 251.

1801. 10. Januar: Schl. an Friedr. Schl. 17. Jan.: Dorothea an Schl. III, 251. 20. Jan.: Schl. an Brinckmann IV, 75. 23. Jan.: Friedr. Schlegel an Schl. 24. Jan.: Schl. an Friedr. Schlegel III, 255. 7. Februar: Schl. an Friedr. Schlegel. 9. Febr.: A. W. Schlegel an Schl. III, 259. 12., 13., 14 Febr.: Schl. an Charlotte I, 259. 16., 27. Febr.: Dorothea an Schl. 14. März: Schl. an Friedr. Schlegel. Undatirt: Friedr. Schlegel an Schl. III, 263. 16 April: Dorothea. Undatirt: Friedr. Schlegel an Schl. Undatirt: Schl. an Friedr. Schlegel. Undatirt: Friedr. Schlegel an Schl. III, 267. 17. Mai: Schl. an Henriette Herz I, 265. 1. Juni: Friedr. Schlegel an Schl. III, 274. Undatirter Brief von Sack an Schl. Undatirt: Schl. an Sack III, 275. 11. Juni: Schl. an E. v. Willich (vorher zwei undatirte Briefe an denſelben) I, 274. Undatirt: Friedr. Schlegel. 15. Juni: Dorothea an Schl. III, 286. 21., 23. Juni, 1. Juli: Schl. an Charlotte I, 286. 14. Auguſt: Friedr. Schlegel. 7. September: A. W. Schlegel. Undatirt, 26 October: Friedr. Schlegel an Schl. III, 289. 10. November: Schl. an Charlotte I, 283. 16. Novbr.: Friedr. Schlegel an Schl. III, 296. Undatirt: Dorothea an Schl. III, 301. 13. December: Schl. an Willich I, 285.

1802. Undatirt: Schl. an Willich I, 287. 16. Januar: Schl. an Charlotte I, 287. 25. Jan.: Friedr. Schlegel an Schl. III, 302. 31. Jan.: Schl. an Brinckmann IV, 76. 8. Februar: Schl. an Charlotte I, 291. 8., 15., 18., 25 Febr.: Friedr. Schlegel an Schl. III, 303. 17. März: Schl. an Charlotte I, 292. 18., 25. März: Friedr. Schlegel an Schl. III, 308. Undatirt: Friedr. Schlegel an Eleonore III, 311. 3., 12. April: Friedr. Schlegel an Schl. III, 312. 12. April: Frommann an Schl. III, 315. 15. April: Schl. an Brinckmann IV, 77. 20. April: Friedr. Schlegel an Schl. III, 316. 30. April: Schl. an Georg Reimer I, 294. 17. Mai: Schl. an Charlotte I, 295. 18. Mai: Schl. an Brinckmann IV, 77. 19 Mai: Schl. an Charlotte. Schl. an Willich I, 296. 21. Mai: Frommann. 22. Mai: Friedr. Schlegel an Schl. III, 317. 27. Mai: Schl. an Charlotte I, 298. Schl. an Brinckmann IV, 77. 3. Juni: Schl. an Henriette Herz. 15 Juni: Schl. an Willich. 21. Juni, undatirt: Schl. an Eleonore G. I 299. 1. Juli: Sack an Schl. III, 320. 8., 19., 29. Juli: 7., 10., 12., 19. Auguſt: Schl. an Eleonore G. I. 304 ff. 19., 24. Aug.: Schl. an Henriette Herz 319 ff. 26., 28. Aug., 3., 6., 10. September, undatirt: Schl. an Eleonore G. 325 ff. 11. Septbr.: Schl. an Henriette Herz 335. 15. Septbr.: Friedr. Schlegel an Schl. III, 321. Schl. an Willich I, 335. 16. Septbr.: Schl. an Henriette Herz. 17., 29. Septbr., 16. October: Schl. an Eleonore I, 337. 22. Octbr.: Frommann. 7. November: Sack an Schl. III, 323. 14., 15. Novbr.: Schl. an Henriette Herz. 16. Novbr.: Schl. an Eleonore I, 346. 21. Novbr.: Dorothea an Schl. III, 325. 22. Novbr.: Schl. an Henriette Herz. 24., 27. Novbr.: Schl. an Eleonore I, 347. 4. Decbr.: Friedr. Schlegel an Schl. III, 329. 8. December: Schl. an Willich. 10. Decbr.: Schl. an Eleonore I, 351. 14. Decbr.: Schl. an Eleonore I. 354. 29. Decbr.: Schl. an Reimer III, 331.

1803. 12. Januar: Schl. an Reimer I, 356. 22. Jan.: Schl. an Reimer III, 332. 26. Jan.: Schl. an Henriette Herz I, 359. 27., 28. Februar: Spalding an Schl. III, 333. Undatirt: Schl. an Eleonore I, 359. 7. März: Schl. an Henriette Herz 361. Undatirt, 9. März: Schl. an Reimer III, 335. 15. März: Schl. an Friedr. Schlegel III, 337. 1. April: Schl. an Willich. 20. April: Schl. an Reimer I, 362. 5. Mai: Friedr. Schlegel an Schl. III, 339. 25. Mai: Schl. an Henriette Herz I, 365. Undatirt: Dorothea an Schl. 3. Juni: Spalding III, 343. 10. Juni: ſpäter: Schl. an Henriette Herz I, 366. Zwei undatirte Briefe an Reimer III, 348. 21. Juni: Schl. an Henriette Herz I, 368. 23. Juni: Schl an Reimer III, 350. 9. Juli: Schl an Henriette Herz I, 371. 17. Juli: Spalding. 21. Juli: Frommann. 25. Juli: A. W. Schlegel an Schl. III, 352. 30. Juli, 2. Auguſt: Schl an Henriette Herz I, 373. 10. Aug.: Schl an Willich. Schl. an Charlotte von Kathen I, 375. 12., 20. Aug.: Schl. an Reimer III, 357. 20. Aug: Schl. an Eleonore. 31. Aug.: Schl. an Henriette Herz I, 378. 3 Briefe an Reimer III, 359. 26. September: A. W. Schlegel an Schl. III, 362. 27. Sept.: Schl an Henriette Herz I, 380. 19. October: Schl. an Willich I, 381. Schl. an Brinckmann IV. 78. 21. Oct.: Spalding an Schl. 26. Oct: Schl. an Reimer III, 367. 11. November: Schl an Reimer. 21. Nov.: Spalding an Schl. III, 369. 21. Nov.: Schl. an Henriette Herz I, 382. Spalding an Schl. III, 371. 26. Nov.: Schl. an Brinckmann IV, 81. Schl. an Willich und Charlotte von Kathen I, 382. 7. December: Schl. an Henriette Herz I, 385. 14. Dec.: Schl. an Brinckmann IV, 86. 17. Dec.: Schl. an Reimer III, 373. Schl an Henriette Herz I, 386. Undatirt: Schl. an Reimer I, 387.

1804. 7. Januar: Schl. an Reimer III, 375. 16. Jan.: Spalding. 17. Jan.: Sack an Schl. III, 376. 28. Jan.: Schl. an Willich I, 389. 1. Februar: Schl. an Reimer. 6. Febr.: A. W. Schlegel an Schl. 23. Febr.: Schl. an Reimer III, 378. 25. Febr.: Schl. an Willich I, 391. 9. März: Spalding an Schl. 20. März: Schl. an Reimer. Friedr. Schlegel an Schl. III, 382. 24. März: Schl. an Brinckmann IV, 95. Undatirt: A. W. Schlegel III, 385. 28. März: Schl. an Willich I, 392. 4. April: Graf von Thürheim. 6. April: von Thulemeier. 13. April: Spalding. 18. April: Sack. 19. April; Spalding. 24. April: Cabinetsordre an Schl. III, 387. 25. April:

Schl. an Willich I, 393. Undatirt: Bock an Schl. III, 391. Undatirt: Schl. an Henriette Herz I, 394. 12. Mai: Schl. an Reimer. 17. Mai: Reimer an Schl. III, 393. 18. Mai: Spalding an Schl. III, 396. 21. Mai: Schl. an Willich I, 395. 23. Mai: Schl. an Reimer. 26. Mai: Schl. an Friedr. Schlegel III, 395. Undatirte Briefe an Willich und Reimer I, 396, III, 401. 8. Juli: Henriette von Mühlenfels an Schl. Undatirte Antwort I, 398. 27. Juli: Spalding an Schl. III, 401. 28. Juli: Schl. an Charlotte P. I, 400. 1. Auguſt: Schl. an Brinckmann I, 398. 4. Aug.: Schl. an Charlotte von Kathen I, 402. 30. Aug.: Schl. an Reimer III, 403. 3. September: Henriette von Mühlenfels an Schl. 5. Sep.: Schl. an E. von Willich und H. von Mühlenfels I, 404. 6. Septbr.: Schl. an Reimer III, 404. Stüning an Schl. IV, 103. 7. Septbr.: H. von Mühlenfels an Schl. I, 405. 1. October: Henriette von Willich an Schl. II, 6. 10. Octbr.: Schl. an Friedr. Schlegel III, 406. Undatirt: Schl. an Brinckmann II, 104. 13. Octbr.: Schl. an Reimer IV, 104. 17. Octbr: Schl. an E. und H. von Willich. 22. Octbr: Schl. an Henriette Herz. 30. Octbr.: an E. und H. von Willich II, 6. 4., 11. November: Schl. an Reimer IV, 104. 15. Novbr.: Schl. an Henriette Herz. 21. Novbr.: Schl. an E. und H. von Willich II, 11. 24. Novbr.: Spalding an Schl. IV, 106. 25., 26. Novbr.: Henriette von Willich an Schl. II, 12. 15. December: Schl. an Brinckmann IV, 107.

1805. 6. Januar, undatirt: Schl. an E. und H. von Willich II, 14. 5. Februar: Spalding an Schl. IV, 110. Undatirt: Henriette von Willich an Schl. 1., 12. März: Schl. an Henriette von Willich. Undatirt: Schl. an E. von Willich. 27. März: Schl. an Henriette Herz. 6. April: Schl. an Henriette von Willich II, 16. Undatirt: Schl. an Reimer IV, 111. 5. Mai: Schl. an Charlotte von Kathen. 16. Mai: Henriette v. Willich an Schl. II, 21. 31. Mai: Schl. an Brinckmann IV, 112. 13. Juni: Schl. an H. v. Willich. Schl. an E. v. Willich. 15. Juli: Schl. an Charlotte v. Kathen. 27. Juli: Schl. an Henriette Herz II, 25. 29. Juli: Schl. an Reimer IV, 114. 4. Auguſt: Schl. an H. v. Willich. H. v. Willich an Schl. II, 30. 9. Aug.: Marheineke an Schl. IV, 115. 15., 23. 26. Aug.: Schl. an Henriette Herz (dann zwei undatirte Briefe an dieſelbe II, 35. 9., 14. September: Schl. an Reimer IV, 117. 18. October: Schl. an E. u. H. v. Willich II, 39. 22. Oct.: Spalding an Schl. IV, 118. 25. Octbr.: Schl. an Reimer II, 43. 28. Oct.: Schl. an E. u. H. v. Willich. Undatirt: H. v. Willich an Schl. 26., 29. November, 1. December: Schl. an E. v. Willich. 2. Dec.: Schl. an H. v. Willich. Schl. an Charlotte von Kathen. 21. Dec.: Schl. an Georg Reimer II, 47. 28. Dec.: Heindorf an Schl. IV, 119.

1806. 17. Januar: Schl. an Charlotte von Kathen, an Henriette Herz; 21. Jan.: H. von Willich an Schl.; 24. Jan.: Schl. an Georg Reimer II, 48. 8. Februar: Metger an Schl.; 10. Febr.: Schl. an Reimer. 18. Febr.: an Brinckmann IV, 121. Undatirt; 28. Febr.: Schl. an Ch. v. Willich. Undatirt: an E. v. Willich. 8. März: Spalding an Schl. IV, 124. 13. März: Ch. v. Willich an Schl. 14. März: Schl. an Henriette Herz II, 50. 19.

März: Schl. an Reimer IV, 125. Undatirt: zwei Briefe von H. v. Willich an Schl. und Reimer. 20. Juni: Schl. an Ch. v. Kathen II, 58. 25. Juli: Fr. Schlegel an Schl. III, 407. Spalding an Schl. IV, 125. 4. August: H. v. Willich an Schl. 15. September: Schl. an E. v. Willich II, 64. 17. Septbr., 5. October: Fr. Schlegel an Schl. III, 409. Undatirt: Schl. an H. v. Willich. 4. November: an Georg Reimer. 4. Novbr.: an Henriette Herz. Undatirt an Reimer. 14., 21. Novbr.: an Henriette Herz II, 68. 25. Novbr.: Fr. Schlegel an Schl. III, 413. 1. December: Schl. an E. v. Willich, an Ch. v. Kathen. 6. Decbr.: an Henriette Herz. 12., 20. Decbr.: an Georg Reimer II, 77. 22. Decbr.: Schl. an Brinckmann IV, 128. 28. Decbr.: Schl. an Henr. Herz II, 84.

1807. Ohne Datum: Dorothea an Schl. III, 415. 7. Januar: Spalding an Schl. 10. Jan.: Schl. an Reimer. 12. Jan.: Schl. an Fr. Reimer IV, 130. 2. Februar: Schl. an H. Herz II, 85. 13. März: H. v. Willich an Schl. 25. März: Schl. an H. v. Willich II, 86. Undatirt: Schl. an Brinckmann, Schl. an Reimer IV, 130. 4. April: Spalding an Schl. IV, 133. Undatirt, 13., 29. April, 8. Mai, undatirt: Briefe zwischen Schl. und H. v. Willich II, 91. 23. Juni, 10., 26. August: Friedrich Schlegel an Schl. III, 418. 12. October: Schl. an Fr. A. Wolf IV, 137. 22. Octbr., undatirt: Briefe zwischen H. v. Willich u. Schl. Schl. an Charlotte von Kathen II, 99. 26. Octbr.: Steffens an Schl. 9. November: Schl. an F. A. Wolf. 14. Novbr.: Spalding an Schl. 139.

1808. 26. Januar: Schl. an Brinckmann IV, 142. 30. Jan., 2. Februar: Henr. v. Willich an Schl. II, 107. 9. Febr.: Böckh an Schl. IV, 146. 1. März: Schl. an Brinckmann 149, undatirt: Steffens an Schl. 151. 22. März, 24. Mai: Schl. an Brinckmann 154. 9. Juni: Fr. Schlegel an Schl. III, 424. 5. August: H. v. Willich an Schl. II, 110. 7., 10. Aug.: Schl. an H. v. Willich 112. 11. Aug.: Schl. an Ch. v. Kathen 116. 16. Aug.: Schl. an H. v. Willich 118. 22., 24. Aug.: H. von Willich an Schl. 122. 124. 29. Aug.: Schl. an H. v. Willich 127. Undatirt, 4. September: Schl. an H. v. Willich 129. 5. Septbr.: Reimer an Schl. IV, 158. 6. Septbr.: Schl. an Reimer 160. 11. Septbr.: Schl. an H. v. Willich II, 132. 13., 14. Septbr.: H. v. Willich an Schl. 130. 15. Septbr.: Schl. an Charl. v. Kathen 134. 18. Septbr.: H. v. Willich an Schl.; Schl. an H. v. Willich 136. 20. Septbr.: Schl. an Reimer. Undatirt: Steffens an Schl. IV, 162. 1. October: Schl. an H. v. Willich II, 138. 3., 7., 9., 17. Octbr.: H. v. Willich an Schl. 139. 20. Octbr.: Schl. an Ch. v. Kathen. Schl. an Henr. Herz 144. 22. Octbr.: Schl. an H. v. Willich 150. 25. Octbr.: H. v. Willich an Schl. 153. 29. Octbr.: Schl. an H. v. Willich 154. 1., 3. November: H. v. Willich an Schl. 156. 4. Novbr.: Schl. an H. v. Willich 158. 5. Novbr.: Schl. an Henr. Herz 160. 9. Novbr.: Schl. an H. v. Willich 161. 14., 15., 17., 21. Novbr.: H. v. Willich an Schl. 163. 21. Novbr.: Schl. an H. v. Willich. Schl. an Henr. Herz 171. Steffens an Schl. IV, 164. 31. December: Briefe zwischen Schl. und H. v. Willich II, 173—197.

1809. 1–10. Februar: Briefw. zw. Schl. u. H. v. Willich II, 197–216. 11. Febr.: Schl. an Brinkmann IV, 166. 12. Febr. bis 16. April: Briefw. zwiſchen Schl. und H. von Willich II, 219–242. 23. Mai, 17. Juli: Wilhelm von Humboldt an Schl. IV, 169. 3. Auguſt, 4. November: Schl. an Charl. v. Kathen II, 246. 17. December: Schl. an Brinkmann IV, 171.

1810. 16. Februar: Steffens an Schl. IV, 173. 26. Februar: Schl. an einen Halle'ſchen Schüler 176. 17. März: Steffens an Schl. 174. Undatirt: Schl. an Nicolovius 175. 26. April: Schl. an Charlotte von Kathen II, 248. 21. Mai: W. v. Humboldt an Schl. 22. Mai: Schl. an W. v. Humboldt. 10. Juni: Schl. an Nicolovius. 24. Juli: De Wette an Schl. 14. September: Schl. an Nicolovius IV, 179. 27. December: Schl. an Charl. v. Kathen II, 249.

1811. 14. Januar: Schl. an Alexander zu Dohna. 7. März: Schl. an Charl. von Kathen II, 250. 1. Juli: Schl. an den Freiherrn von Stein. 9. Auguſt: Steffens an Schl. IV, 181. September: Schl. an Charlotte von Kathen. Correſpondenz zwiſchen Schl. u. ſeiner Frau II, 253–264. 23. October: Schl. an Gaß IV, 184. 30. November: Schl. an die Gräfin Voß II, 264.

1812. 4. Juli: Schl. an Brinkmann IV, 185. 21. November: Schl. an Gaß 188.

1813. 8. März: Scharnhorſt an Schl. IV, 190. 23. März: Schl. an Alex. zu Dohna II, 265. 22. April: Fr. Schlegel an Schl. III, 426. 13., 14., 15., 17., 18., 20., 21., 22., 24., 25., 27., 28., 30., 31. Mai, 1., 2. Juni: Schl. an ſeine Frau II, 267–291. 7. Juni: Schl. an die Gräfin Voß 291. 8., 9., 10., 11. Juni: Schl. an ſeine Frau 294. 12. Juni: Schl. an Fr. Schlegel III, 428. 13., 14., 15., 19., 21., 24., 26. Juni: Schl. an ſeine Frau II, 297. 3. Juli, undatirt: Schl. an Luiſe von Voß II, 301. 8., 11. Juli: A. W. Schlegel an Schl. III, 431. 23. Juli: Schl. an Prof. Rühs IV, 191. 26. Juli: Schl. an Georg Reimer II, 305. 28. Juli: A. W. Schlegel an Schl. III, 434. Undatirt: Schl. an Luiſe von Voß II, 307. 5. Auguſt: Marheineke an Rühs IV, 193. 3. September: A. W. Schlegel an Schl. III, 435. 20., 23., 29. November, 14. December: Schl. an Blanc IV, 193. 31. Decbr.: Schl. an Luiſe v. Voß II, 307.

1814. 4. April, undatirt: Schl. an Charlotte von Kathen II, 309. 6. Juli: Blanc an Schl. Undatirt: Schl. an Steffens. 27. December: Schl. an Blanc IV, 197.

1815. 7. Januar: Graf Geßler an Schl. IV, 203. 6. März: Schl. an Alex. zu Dohna II, 312. 4. April: Schl. an Blanc. 5. Auguſt: Schl. an Gaß IV, 205. 30. Auguſt: Gneiſenau an Schl. IV, 210.

1816. 21. Januar: Gneiſenau an Schl. IV, 211. 5. Auguſt: Schl. an Blanc IV, 212. 18., 24., 27. Aug.: Schl. an ſeine Frau. Undatirt: Tiede an ihn. 31. Aug., 11. September: Die Frau an Schl. II, 314 ff.

1817. 4. Januar: Schl. an Blanc IV, 213. 9. Jan.: Schl. an Charlotte von Kathen II, 318. 18. Mai: Steffens an Schl. 26. Mai, undatirt:

Schl. an Blanc IV, 216. 19. Juli: Schl. an Luiſe von Voß II, 325. 2. Auguſt: Schl. an Blanc IV, 219. Undatirt, 27., 30., 31. Aug.: Schl. an ſeine Frau II, 328. 15. September: Schl. an Blanc IV, 221. 11. October: Fr. Schlegel an Schl. III, 436. 13. Octbr.: Schl. an Blanc. 15. Octbr.: Steffens an Schl. 6. December: Schl. an Blanc IV, 224. 9. Decbr.: Schl. an Arndt II, 333.

1818. 21. Februar: Schl. an Blanc IV, 230. 14. März: Schl. an Arndt II, 335. 23. März, 20. Juni, 19. Auguſt: Schl. an Blanc IV, 231. 9., 11., 15., 20. September, 2. October: Schl. an ſeine Frau II, 337—348. Undatirt: Reinhold an Jakobi, Jakobi an Reinhold, Schl. an Jakobi 348—353. 19. December: Schl. an Arndt 353. 31. December: Schl. an Brinkmann IV, 240.

1819. 2. Januar: Schl. an Luiſe von Voß II, 355. 9. Jan.: Schl. an Blanc IV, 243. 23. April: Schl. an Henr. Herz. 28. April: Schl. an Arndt II, 356. 28. April: Schl. an Blanc IV, 245. Undatirt, 8. Mai: Steffens an Schl. IV, 247. 17. Mai: Schl. an Arndt II, 359. 27. Juni: Steffens an Schl. IV, 249. 28. Juni: Schl. an Arndt II, 361. 17. Juli: Schl. an Lücke. 7. Auguſt: Schl. an Blanc IV, 257. 24. Aug.: Schl. an Reimer II, 362. Undatirt: Die Eltern an den Sohn 364. 28. November: Schl. an Luiſe von Voß 365. 6. December: Schl. an Arndt 367.

1820. 30. Januar: Schl. an Arndt. 14. Februar: Schl. an Charlotte von Kathen. 21. März: Schl. an Arndt II, 369. Undatirt: Schl. an Brandis IV, 262. 23. Mai: Schl. an De Wette IV, 264. 20. Juni: Schl. an Lücke IV, 263. Schl. an Arndt II, 375. 28. Juli, 10. Auguſt: Die Eltern an den Sohn II, 376. 4. October, 30. December: De Wette an Schl. 31. Dec.: Schl. an Blanc IV, 265.

1821. 5. Januar: Schl. an Lücke IV, 269. Undatirt: Schl. an Gaß 272. Undatirt: Schl. an Blanc 274. Undatirt: Die Eltern an den Sohn II, 378. 6. October: Schl.'s Frau an De Wette, Nachſchrift Schl.'s IV, 275. 11. Oct.: De Wette an Schl. 277. Undatirt: Schl. an Blanc 279. 29. December: De Wette an Schl. u. Frau 280.

1822. 27., 28. Januar: Schl. an Nicolovius. 5. Februar: an Gaß. 19. Febr.: Schl. an Brinkmann IV, 288. 5. März: Schleiermacher's Frau u. Schl. an De Wette 291. 2. Mai: Schl. an Blanc 294. 30. Mai: Schl. an Gaß 295. 13. Auguſt: Schl. an Blanc 297. 17. Aug.: Schl. an De Wette 298. Undatirt: Die Mutter an den Sohn. Schl. an Arndt II, 379. 14., 22. September: Schl. an Gaß IV, 301. 28. December: Schl. an Sack 304.

1823. 27. März: Schl. an Brandis IV, 306. 7. Mai: Steffens an Schl. 308. Undatirt: Schl. an De Wette 309. 11. Juni: De Wette an Schl. 312. 18. Juni: Schl. an Lücke 313. 18. Juli: Schl. an Arndt II, 381. 11. Auguſt: Schl. an Bleek IV, 315. 20. December: Schl. an Gaß 316.

1824. 9. April: Schl. an Charlotte von Kathen II, 383. 16. Juli bis 9. Auguſt: Briefw. zw. Schl. u. ſeiner Frau II, 385—398. 9. Aug.: Schl. an Charlotte von Kathen 399. 12. Aug.: Die Frau an Schl. 12., 13. 16.

Aug.: Schl. an ſeine Frau. 4. September: Die Mutter an den Sohn II, 397—404. 22. October: Schl. an Gaß. 26. Octbr., 22. November: an Blanc; 28. December: an Gaß IV, 321.

1825. 2 Februar: Schl. an De Wette IV, 330. 9 April: Schl. an K. H. Sack 333. 30 Auguſt: Schl. an Lücke 336. 19. November, undatirt: Schl. an Gaß 338. Undatirt: Schl. an Arndt II, 404.

1826. 1. April: Schl. an Arndt IV, 344. 1., 23. Mai: an den älteren Sohn die Mutter. 25. Mai: Der Vater. 6. Juni: Die Mutter. Undatirt: Der Vater II, 405. 18. Juni, 24. Juli: Schl. an Gaß IV, 345. 27. Juli: Die Mutter an den älteren Sohn II, 413. 4. Auguſt: Schl. an Groos IV, 352. 18., 26. Aug., 4., 19. September: Die Mutter an den Sohn II, 414. 22. Sept. Schl. an Groos. Undatirt: Schl. an Gaß IV, 357. 19. October: Delbrück an Schl. IV, 366. 21. Oct.: Der Vater, 24. November: die Mutter an den Sohn II, 419. 11. Nov.: Schl. an Arndt II, 382. 9. December: Schl. an Gaß IV, 362. 20. Dec.: Die Mutter an den Sohn II, 421.

1827. 2. Januar: Schl. an Delbrück IV, 371. 9., 22. Jan.: Die Mutter an den Sohn. 6. Februar: der Vater; 7. Febr.: die Mutter II, 422. 30. März: Schl. an De Wette IV, 364. Undatirt: die Mutter an den Sohn II, 425. Undatirt: Schl. an Gaß IV, 383. 28. Juni: die Mutter an den Sohn II, 426. 17. Juli: Schl. an ſeine Frau II, 427. 21. Juli: Schl. an Gaß IV, 385. 23. Juli: Schl. an ſeine Frau. 26. Juli: Schl. an Charlotte v. Kathen. 6., 7. Auguſt: Schl. an ſeine Frau. 7. Aug.: Schl. an ſeinen Sohn. 12. Aug.: Schl. an ſeine Frau. [Delbrück an Schl. IV, 378.] 29. Aug.: Schl. an ſeinen Sohn II, 427. Undatirt: Schl. an H. Herz II, 433. Schl. an Lücke IV, 387. 18. December: Schl. an Charl. von Kathen II, 434.

1828. 16. Juli: Schl. an Blanc. Undatirt: Schl. an Arndt IV, 389. 29. Auguſt bis 17. September: Briefe an ſeine Frau II, 435. 8. November: Schl. an die Gräfin Voß II, 443.

1829. 30. November: Schl. an Nicolovius IV, 393.

1830. 23. April: Schl. an Bleek IV, 394. 28. Mai: Schl. an Blanc 397. 8. September: Schl. an De Wette 401.

1831. Undatirt: Schl. an den König II, 444. 8. März: Schl. an die Redaktion des *messager des chambres* II, 445. 20. März: Schl. an Sack IV, 403. 14. April: Frau von Arnim an Schl. IV, 404. 15. April: Die Frau an die Kinder II, 447. 28. October: Schl. an Henr. Herz II, 449.

1832. 20. Januar: Schl. an die Gräfin Voß II, 451. 22. Jan.: Vater und Mutter an den Sohn 452. 25. Jan.: Nirnbäcker an Schl. IV, 405. Undatirt: Vater u. Mutter an den Sohn II, 454. 3. April: Schl. an den Biſchof Neander 455. Familienbriefe 456—473.

1833. 1. März bis 7. Auguſt: Familienbriefe 473—494. 7., 25. Aug.: Schl. an Brinkmann IV, 408. 9. Aug. bis 6. November: Familienbriefe 495—507.

1834. 30. Januar: Schl. an ſeinen Sohn II, 509. 19 Februar: Arndt an Hoßbach IV, 409.

I.

Schleiermacher's Brieſe an G. v. Brinckmann

bis zu ſeiner Ueberſiedelung nach Halle,

1789 — 1804.

Sterbliche, kennt ihr die Ehre, die euer Geſchlecht verherrlicht,
O ſo ſingt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben.*)

Klopſtock.

Barby den 24ſten Septbr. 1785.

Dieſes ſchrieb zum Andenken
Friedrich Schleyermacher.

[Halle] 16. September 1787.

Lieber Brinkmann.

Den Tauſch ſollt' ich faſt eingehn, weil uns beiden damit geholfen iſt, und gegen die Wette hab' ich auch nichts einzuwenden. Sich auf Deine Ritter-Parole nicht verlaſſen zu wollen, wäre ja ein entſetzliches Crimen.

Anbei ſchicke ich Dir die Religion, damit Du Deinen künftigen Unterthan, si Dis placet, kennen lernſt. Lebe wol, ich gratulire Dir zu dem fröhlichen Abend, der heute Dein wartet, und harre ſelbſt ſehnlich der Entſcheidung, die er bringen ſoll. Vergiß aber nicht, daß wenn Du verlierſt, Du dem Profeſſor das Compliment machen mußt: Ich hätt's nicht gedacht, es iſt zu ſchön!

---

d. 22. October 1788.

Du thuſt mir den größt möglichen Gefallen, wenn Du mir durch Ueberbringerin dieſes einen neuen Theil ſchickſt. Dieſe Briefe an d'Argens ſind um einen zum Gott zu machen; ich muß geſteh'n, daß ich noch nichts dergleichen geſehen. Lebe wol, denn ich verzweifle dran Dich heute zu ſehn, weil Eberhard nicht lieſt. —

---

*) Aus Klopſtock's Meſſias Geſ. 1. Vers 16 u. 21. [Ausg. v. 1751].

Ich glaube daß ich über der Beſchauung des Eberhardſchen Magazins meine ganze Armee bei Dir gelaſſen habe, und da ich heute noch die Special-Revue anzuſtellen gedenke und Du um 11 Uhr der Perſon des Kaiſers Deine Viſite abſtatten mußt, ſo erſuche ich Dich ſie mir hiedurch verabfolgen zu laſſen.

d. 22. November 1788.

Lieber B. Als Dein geſtriger Zettel kam war ich nicht da. Hiebei empfängſt Du Bücher und Rechnung, zu welcher leztern Du aber noch 2 Gr. addiren mußt, weil der Mann den Pope nicht drauf geſezt hat. — Du wirſt auch die Stelliade finden, und ich hätte auch die Ep. an Telmon*) geſtern fertig geſchrieben, wenn ich nicht noch um 12 Uhr auf den Einfall gekommen wäre den Matthiſſon zu leſen. An Deine gute Geſellſchaft glaub' ich von Herzen und condolire ſchon im voraus, daß ſie Morgen ein Ende nimmt. Wenn ich wüßte, daß Du zu Hauſe wäreſt, käm' ich kurz vor Mittag bei Dir heran, um den Bayle zu beſehn.

d. 3. April 1789.

Gern hätt' ich es noch fertig geſchrieben, wenn ich nicht ſo eben erſt von Paſſendorf zurückgekommen wäre. Meine angefangne Kopie behalte ich hier. Du wirſt doch wol noch ein Concept haben, von dem ich es abſchreiben kann, wenn Du noch ein Exemplar brauchſt.

d. 4. April 1789.

So geht's, l. B., wenn man alles bis auf die lezte Stunde verſpart. Ich wollte mich geſtern Abend noch ganz ſpät hinſezen, um mich über Deine Epiſtel zu machen; aber da konnte ich ſchlechterdings keine ſchreibende Feder, und noch weniger ein Federmeſſer finden, und ſo mußte die Sache bis heute bleiben. Inzwiſchen hoffe ich doch von Deiner Güte Verzeihung und Gewährung meiner Bitte, mir ſtatt des Rehbergs die Grundlinien zur Metaphyſik der Sitten, oder wenn an dieſen Niemeyer noch immer kauen ſollte, den Garviſchen Ferguſon zu ſchicken.

---

*) Gedichte von Selmar [1789. 2. Bde.] II. 179. Die Stelliade bedeutet die Gedichte an Stella. Dieſer und die folgenden Briefe beziehn ſich auf Schleiermachers freundſchaftliche Beihilfe bei der Abſchrift dieſer Brinckmannſchen Gedichte.

Was die Epiſtel *) betrifft, ſo hat ſie mir ausnehmend gefallen; nur den einen Abſaz: O Schwärmer rc., der ſich mit der Pamele endigt, dieſen wünſchte ich weg; die Flatterie iſt für Selmarn nicht fein genug, und der Name der Pamele erregt ſo viel Nebenideen, daß ſich vielleicht manches gnädige Fräulein, welches ſich bei Leſung dieſer Ep. an die Stelle Deiner zauberiſchen Julie ſezen wird, nicht gern mit derſelben verglichen ſehen wird. Auch ſtieß ſich etwas weiter unten meine unnüze Kritik an dem in dieſer Bedeutung aus der Gemeinſprache genommenen Wort: Niedlichkeit, und ſähe ſtatt deſſen gern das profanere; Tändelei, oder irgend ein anderes.
Friewel.

---

d. 4. April 1789.

Wenn Du es einen verfluchten Streich nennſt, daß ich geſtern nach Paſſendorf gegangen bin, ſo hab' ich mich ebenfalls ſehr gewundert, Dich da zu finden. Es iſt der ärgſte Misbrauch freundſchaftlicher Dienſtfertigkeit — und ich hätte ihn Deiner Delikateſſe nicht zugetraut — daß Du einem guten Freund an einem ſo ſchönen Tage eine ſo unangenehme Arbeit zumutheſt, blos damit Du ſelbſt deſto ungeſtörter Deinem Vergnügen nachgehen kannſt. Ich wäre geſtern noch früh genug nach Hauſe gekommen, um alles zu vollenden, wenn mich nicht dieſe ſonderbare Verfahrungsart zu ſehr verdroſſen hätte.

---

*) An Julien, im erſten Band von Selmar's Gedichten; die leztere von den zwei im Folgenden erwähnten Stellen ward nach dem Vorſchlag des Freundes geändert [S. 398, 9].

Es kommt bei dieſer ganzen Sache, lieber Selmar, alles auf den Geſichtspunkt an, aus dem ich die Sache zuerſt anſah, und der mußte immer etwas trübſelig ſeyn, da ich juſt bei einem angefangenen (Schach-) Spiel ſaß und ſchon viel verlor. Wenn Du dieſen Zeilen ſchlechterdings einen Plaz in Deinem Archiv anweiſen willſt, ſo ſeze wenigſtens drunter, daß dem Schreiber derſelben juſt etwas im Kopf gewurmt habe. Die Abſicht derſelben war blos Dich zu fragen, was von der Sache zu denken ſei, aber der Ton konnte Dich nicht blos dieſe Abſicht vermuthen laſſen. Schmeiße das Billet deswegen lieber heraus und vergrabe es in die verdiente Vergeſſenheit. Wunderbar! Ich konnte mich nicht überwinden es [nicht] ſo zu ſchreiben, oder es nicht abzuſchicken, und doch wünſchte ich halb und halb, daß Du das ganze Couvert bei Seite legen möchteſt ohne es zu finden. Wenn ich Luſt hätte mehr zu ſchreiben, ſo wollt' ich Dir noch manche pſychologiſche Bemerkungen über die Sache machen. Biſt Du geſtern in Dieskau geweſen?

Droſſen, d. 27. May 1789.

Geſtern bin ich hier angekommen und heute ſchreib' ich ſchon an Dich, weil Du wahrſcheinlich ſchon eher einen Brief von mir erwartet haſt; allein Berlin und die daſige Revue haben mich einige Tage länger da aufgehalten als ich anfangs Willens war. Mit allem, was einer Reiſebeſchreibung ähnlich ſieht, will und muß ich Dich verſchonen. Ich will, weil Du Dich wahrſcheinlich in der Gemeinde Gottes an den Diariis der reiſenden Brüder eben ſo ſatt gehört haſt, als ich; ich muß, weil ich die ganze Reiſe über nichts gethan habe als — ſo feſt wie möglich geſchlafen. Freilich iſt das viel beſſer als ſo ſchele Brüder-Anmerkungen zu machen, vielleicht ſchüttelſt Du aber doch den Kopf dazu, und findeſt es nicht ſo recht philoſophiſch; allein wenn man irgendwo vor allen Dingen ein klein wenig auf ſeine Glückſeligkeit bedacht ſeyn muß, ſo iſt es auf der Reiſe, und da ich vorausſehen konnte, daß ſich mir juſt die Vorſtellungen aufdrängen würden, welche bis jezt noch ein zu ſtarkes Kolorit haben, als daß ſie mir die ſanften wehmüthigen Freuden der

Rückerinnerung gewähren konnten, ſo hielt ich es für das rathſamſte alle meine Empfindungen und Gedanken einſtweilen in Morpheus Mohntränkchen zu erſäufen. Jezt bin ich wieder aufgewacht und befinde mich ſo ziemlich glücklich; ich genieße in vollem Maaß die Freuden des Wiederſehns, und wenn ich einmal Luft ſchöpfen will, ſo wende ich meine Augen auf die verfloßne Zeit, wo ich beſonders zulezt ſo glücklich war. Jezt kann ich auch den Anblick aushalten. Es ſchadet dem Auge nichts, wenn man abwechſelnd vom Mond in die Sterne ſieht, aber einen Augenblick in die Sonne zu ſehen, und dann wieder in die ſchwarzeſte dunkelſte Nacht zurück zu müſſen, wo von allen Gegenſtänden, welche da ſeyn mögen, kein einziger Eindruck auf uns machen kann, das kann blind machen; und darum hab' ich meine Reiſe wirklich verſchlafen.

In Berlin ärgerte ich mich täglich über die Unmöglichkeit Beyern auszufragen, bis ich ihn — leider aber erſt den lezten Tag vor meiner Abreiſe mit Ulrich Sprecher unter den Linden antraf. Die große Freude von beiden Seiten, da er mich gar nicht in Berlin vermuthete, und ich ihn ſo lange vergeblich geſucht hatte, kannſt Du Dir beſſer mahlen als ich. Uebrigens war ich mit der falſchen Poſt von Berlin abgereiſt, und mußte, wenn ich nicht bis Freitag in Frankfurth liegen bleiben wollte, zu Fuß hieher gehen. *) Dann werde ich auch erſt anfangen können die Ariſtoteliſche Theorie von der Gerechtigkeit zu bearbeiten, und zugleich meine Gedanken darüber aufzuſezen. Bis dahin hab' ich ja, wie Du weißt, Beſchäftigungen genug. Denn mit meinen Verſuchen iſt es mir völliger Ernſt; was aus den kritiſchen Briefen werden wird, muß die Zeit lehren. Die Idee iſt mir ſo lieb und hat wirklich ſo viel gute Seiten, daß es ſchade wäre ſie ganz aufzugeben; aber jezt kann ich nur ſo gelegentlich manches vorarbeiten. Die Entfernung iſt auch zu groß, und wird, wenn Du, wie ich hoffe, Deinen Horſtiſchen Plan durchſezeſt, noch größer werden. Sollte es aber Dein ganzer Ernſt ſeyn, ſo müßte man ſich über die beſten Mittel noch weiter berathſchlagen.

---

*) Die vorliegende Abſchrift ſcheint hier eine Lücke zu haben.

Wie ich hier lebe, davon kann ich Dir noch nichts weiter ſagen, als daß ich auf die freundſchaftlichſte väterliche Weiſe aufgenommen worden bin, daß ich auf meines Onkels Bibliothek logire, und an nichts Mangel leide.

Einen großen Gefallen könnteſt Du mir thun, wenn Du mir, da Du doch bei Hemmerde pumpſt, das philoſophiſche Magazin und die neuen vermiſchten Schriften ſchicken wollteſt.

Wenn Du mich für das unzuſammenhängende liederliche Geſchreibe, was Du hier erhältſt, einigermaaßen entſchuldigen willſt, ſo mußt Du bedenken, daß ich es nur als eine Anzeige meiner unbeſchadeten Ankunft angeſehen haben will, und daß ich noch etwas müde von der Reiſe bin. Künftig — vielleicht nicht ein mehreres, denn Du biſt kein Freund von allzulangen Briefen, aber gewiß ein beſſeres. Lebe wol.

[N. S.] Viel Empfehlungen an Theophron, an die Bewohner von Axel's Garten und an alle übrige Bekannte. Sind die Selmariana noch nicht fertig?

Droſſen, d. 10. Juni 1789.

— Von den Geſprächen über die Freiheit,*) oder wie ich ſie lieber nennen will, über die Natur der moraliſchen Handlungen ſind bereits zweie völlig fertig, und eheſtens werde ich mich auch über das dritte machen; ich hätte lieber die ganze Sache noch liegen laſſen und die Gerechtigkeitstheorie bearbeitet; allein mein Onkel hat keinen Ariſtoteles in ſeiner Bibliothek, und ich erwarte erſt einen aus Frankfurt. Dafür aber habe ich einen ſchönen Lucian gefunden, mit dem ich mich auch viel beſchäftige. Je mehr ich ihn leſe, deſto mehr ſehe ich, daß ihn Wieland erſtaunend ſtudirt und ſich zu eigen gemacht hat; aber wer kann ihn auch wol kennen ohne dies zu thun? Ich beſinne mich, daß es eine Frage war, die Du gern einmal entſchieden haben oder ſelbſt entſcheiden wollteſt: was Lucian für unſre Zeiten ſei oder ſeyn könne, und hierin will ich Dir nicht in's Handwerk fallen: je mehr ich aber ſehe, was er eigentlich ſeiner Zeit war, deſto deutlicher wird es mir auch, daß jedes Zeitalter ſeinen Lucian brauchte, vor allem aber das unſrige. Die Religion und Philoſophie unſrer jezigen feinen Welt hat alle die ernſthaftern und höheren Bewegungsgründe unwirkſam gemacht, welche ſonſt die moraliſchen Wahrheiten zwar finſter und unangenehm, aber doch nothwendig und wichtig vorſtellten. Noch weniger wird es gelingen, Tugend und Sittlichkeit durch ihre innere Schönheit und Liebenswürdigkeit in Anſehn und Aufnahme zu bringen, da niemand als die Philoſophen an eine weſentliche geiſtige Schönheit, ja an irgend eine Schönheit überhaupt glaubt, indem dies Wort ſchon längſt ein leerer Schall iſt; man findet nur das ſchön was Mode iſt, und Wahrheit, Tugend und Sittlichkeit können, ſo viel ich davon verſtehe, ihrer Natur nach niemals Mode werden. Menſchen alſo, welche alles was man ihnen von einer höheren Natur und einem andern Leben ſagt, verlezen und verſpotten, welche für wahre Schönheit überhaupt ganz keinen Sinn haben, und überdies im Beſiz zu ſeyn glauben, die körperlichen unangenehmen Folgen ihrer Denk- und Handlungsart durch allerhand Palliative bis an die äußerſte Grenze des menſchlichen Lebens hinauszuweiſen, von den geiſtigen aber durch das kräftige Narcoticum der Zerſtreuung gar nichts zu empfinden: wie ſoll man auf ſolche Menſchen wirken — wenn überall auf ſie gewirkt werden kann — als durch das Lächerliche? Und hierin iſt gewiß Lucian ein Muſter, wonach ſich jeder bilden kann. Aber Du biſt kein Freund der Satyre, und wirſt mir auch ihre beſondre Wirkſamkeit nicht zugeben. Du wirſt ſagen, daß jeder darin nicht ſeine, ſondern nur dieſes und jenes guten Freundes Thorheiten finde, ja daß wenn auch ſein eignes Geſicht ſo deutlich da ſtände, daß er es gar nicht verkennen könnte, daß er augenſcheinlich ſähe, daß auch kein anderer es verkennen würde, ſo werde ihn auch das nicht bewegen es in andre Falten zu legen. Es gibt unter dieſen Leuten einen gewiſſen Vertrag, vermöge deſſen jeder ſogar dem andern erlaubt ſich auf ſeine Koſten luſtig zu machen, wenn er es nur nicht in ſeiner Gegenwart thut. So wirſt Du ſagen, und ich weiß in der That nicht, was ich in der Geſchwindigkeit darauf antworten ſoll, wenigſtens kann ich die Unmöglichkeit oder Unwahrſcheinlichkeit dieſes ſtillſchweigenden Vertrages nicht erweiſen. Dennoch wird wol die Welt immer bleiben wie ſie iſt, und weder Moral noch Religion noch Satyre werden im ganzen etwas ausrichten; inzwiſchen wird doch jedes hie und da einen einzelnen finden, bei dem es haftet, und jeder der es über ſich nimmt auf die eine oder andre Weiſe an der menſchlichen Seele zu quackſalbern, wird wenigſtens die Beruhigung haben, daß er das ſeinige gethan und ſeine Neigung zur Glückſeligkeit der Welt etwas beizutragen geſtillt hat. Dank der Natur, die auch hier in ſo weit mitwirkt, daß ein jeder das Mittel für das beſte hält, welches er am meiſten in ſeiner Gewalt hat: Spalding die Religion, Eberhard die Moral und Lucian die Satyre. Leztere iſt freilich ein ſehr ſcharfes äzendes Mittel, welches nicht nur für den Patienten eine gefährliche Kur iſt, ſondern auch dem Arzt ſelbſt ſchädlich werden kann; der Satyriker verdirbt ſo leicht ſeinen eignen Charakter; er gewöhnt ſich ſo leicht alles lächerlich zu machen, und überall nur das lächerliche zu ſehn und hervorzuziehn; allein wir wollen uns darüber damit tröſten, daß es ſehr ſchwer iſt ein guter Satyriker zu ſeyn, und daß vielleicht Wieland allein für jezt unſer deutſcher Lucian ſeyn wird, bei welchem wir denn vor allen dieſen übeln Folgen ſicher ſind.

---

*) Das unvollendete Manuscript derſelben befindet ſich noch im Nachlaß.

Meiner Ausgabe vom Lucian ſind übrigens einige Todtengeſpräche beigefügt, die ich bei keiner andern gefunden habe, und die alſo auch Wieland ſchwerlich überſezen wird. Ob ſie vom Samoſatener ſelbſt herrühren, oder unter die untergeſchobenen zu zählen ſind, iſt eine Frage, die ich mir nicht zu beantworten getraue, und die ich Dir vorlegen würde, wenn ich nicht zu faul wäre, Dir zur Probe einige davon abzuſchreiben.

Ob ich Dich übrigens zu verſichern brauche, daß ich hier in meinem Schreiben und Leſen, in dem unterhaltenden Umgang meines vortrefflichen Onkels und in der angenehmen Gegend, die ich auch fleißig genieße, im Ganzen recht glücklich bin, das weiß ich nicht; aber das will ich Dir unverholen laſſen: wenn Vater Jupiter ſo gütig wäre ſeinen Merkur und den blinden Plutus zum Schazgraben zu mir zu ſchicken, ſo ſollte dies ſo ziemlich der lezte Brief ſeyn, den ich Dir ſchriebe. Ich würde meinen Onkel und alles, was Droſſen und Frankfurt gutes hat, im Stich laſſen, und nach Halle eilen, um zu Eberhards Füßen noch eine gute Doſis von derjenigen Weisheit einzuſaugen, welche, wenn ſie auch das leidige Geld nicht ganz entbehrlich macht, uns doch auf immer vor dem ganzen Gefolge des blinden hinkenden Gottes (als da ſind Stolz und Uebermuth, Leichtſinn und Untugend, und wie das Regiſter im Timon weiter heißt) in Sicherheit ſezt. Wäre nun vollends das Geſchenk Jupiters ſo groß, daß wir aller Horſtiſchen und Gedikeſchen Plane (denen Gott übrigens gutes Gedeihen verleihen wolle) entübrigt ſeyn könnten, ſo wollten wir wol ſehn, Selmar, was in der Welt zu machen wäre, und ich hoffe, wir wollten ſo ziemlich glücklich ſeyn. Bis dahin, verzeihe mir meine Träumereien, ſei in Dieskau und bei Axels, bei Niemeier und Eberhard ſo glücklich als ich Dich verlaſſen habe, aber fahre auch fort mich eben ſo zu lieben.

Droſſen, d. 22. Juli 1789.

Wir ſollten uns alſo nicht wiederſehen, l. Freund, wenn wir den ſchwerfälligen Diener unſres Geiſtes abgedankt haben? und dieſe Hoffnung ſo vieler Tauſende ſollte ein Traum ſeyn? Ich geſtehe gern, daß auch ich daran hänge, aber mit vieler Nüchternheit. Ich glaube, daß was mir nach dieſem Tode bevorſteht, die zweckmäßigſte Vervollkommnung meines Zuſtandes ſeyn wird, welche dermalen möglich iſt, und wenn ich vermuthe, daß hiezu die Verbindung mit denjenigen Seelen nothwendig iſt, in denen ich dadurch eine gewiſſe innere Aehnlichkeit meiner eignen Exiſtenz gleichſam verdoppelt ſehe, und an denen ich mich wie eine ſchwächere Rebe an einer ſtärkeren auf die beſte und innigſte Weiſe immer höher hinaufranken kann, ſo glaube ich dabei wenigſtens nicht zu träumen. Ich wiege mich auch nicht in grundloſe Gedanken ein, um mir für die Zukunft ein Vergnügen zu verſichern, das mir auch ohne dieſe Hoffnungen kein Weſen auf der Welt rauben kann, ſo lange ich Ich bleibe. Wie übel wäre ich dran, wenn ich die Freuden der Freundſchaft nur alsdann genießen könnte, wenn ich meine Freunde von Angeſicht zu Angeſicht ſehe, oder den Abdruck ihrer Geſinnungen und ihres Herzens in ihren Briefen leſe. Nein, ſchon das Andenken an ſie gewährt mir dieſe Freuden in einem hohen Maaß; ich ſehe ſie täglich und ſtündlich; ich ahnde ihre Verhältniſſe und ihre Handlungen, und das Bild ihres Herzens iſt mir eben ſo gegenwärtig als das ihres Körpers. Dies Vergnügen und alle die Folgen, welche daraus für meine Vollkommenheit entſpringen, können mir niemals genommen werden, und ich habe es alſo nicht nöthig durch eitle Ahndungen des Zukünftigen mein Herz, das nur in geſelligen Freuden Leben und Wohlſein finden zu können glaubt, muthwillig zu betrügen. — Nun, nach dieſer ernſtlichen Selbſtprüfung, erlaube ich es mir, nicht meine Gegengründe vorzutragen, — das wäre ſehr unnüz —, ſondern Deine Einwürfe zu widerlegen. Bei einem Herzen wie das Deine braucht man nur die Hinderniſſe, welche die Wahrheitsliebe der Wahrheit macht, aus dem Wege zu räumen, wenn es derſelben in die Arme fliegen ſoll. Ich wüßte nicht, was ich Dir entgegenſezen ſollte, wenn mir Deine Vorausſezung, daß der Sprung von dieſem Leben in jenes größer wäre, als vom Kind zum Mann, richtig zu ſeyn ſchiene; aber dieſe iſt es eben, gegen welche ich ſo manches einzuwenden habe. Als Sprung betrachtet mag freilich jener größer ſeyn; denn dieſer iſt gar kein Sprung, es geht dabei alles ſehr natürlich, ſehr allmälig zu; dennoch aber iſt der Weg, den wir auf dieſe Art zurücklegen, größer als der, den wir mit verbundnen Augen durch die unbekannten Regionen des Grabes hindurch vielleicht in einem einzigen kurzen Augenblick in den Armen des Todes getragen werden. Das Charakteriſtiſche des kindiſchen Zuſtandes iſt unſtreitig, daß unſre Vorſtellungen da entweder völlig dunkel ſind, oder nur einen ſehr geringen Grad von Klarheit haben, und deswegen können wir uns ihrer nicht erinnern. Alles dasjenige in unſrer Seele, was wir nicht zu erklären wiſſen, alle die ſonderbaren einzelnen Begehrungen und Verabſcheuungen, wovon wir ſo viele Beiſpiele haben, und wahrſcheinlich auch die Temperamente ſcheinen ihren Urſprung in dieſem Zuſtand zu haben, wo wir weder eine Vorſtellung von der andern, noch uns ſelbſt von denſelben unterſcheiden, wo wir weder Vergnügen noch Schmerz, ſondern nur einen gewiſſen unzertheilten Total-Eindruck des körperlichen Behagens oder Mißbehagens empfinden. Wie erſtaunend groß iſt nicht der Unterſchied zwiſchen dieſem Weſen und dem gebildeten vollkommnen Mann! Ich überlaſſe Dir das Zeichnen des Gegenbildes und das Vergleichen beider. Nur noch eins. Sobald durch die Sprache klare und deutliche Begriffe möglich werden und ſich nach und nach entwickeln, ſobald wir die Menſchen von den Dingen unterſcheiden und überrechnen lernen, ob uns mehr angenehme oder mehr unangenehme Vorſtellungen aus ihnen erwachſen, ſo bald entſtehen auch geſellige Empfindungen, und gewiſſe freilich kindiſche Verbindungen, deren ſich aber auch der Mann noch mit vielem Vergnügen erinnert. Der Uebergang von dem Zuſtand dunkler Vorſtellungen in den vernünftigen der deutlichen Begriffe iſt die größte Veränderung, die wir erfahren. Durch dieſe werden alle unſere Kräfte entwickelt, und was wir in der Zukunft noch gewinnen können, iſt nur eine intenſive Erhöhung dieſer Kräfte und eine extenſive Erweiterung des Geſichtskreiſes. Was wir vor dieſer großen Veränderung bei der Ankunft in dieſe Welt erfahren haben, kann mit derſelben noch weniger in Vergleichung geſezt werden. Wo wir kein Bewußtſein haben vorher, da können wir auch keins mitbringen, wo wir in keinen Verbindungen gelebt, da können wir uns auch keiner erinnern. Wie wenig hieraus für die Zukunft folgt, iſt mir wenigſtens ſehr deutlich. Eben ſo deutlich iſt es mir aber auch, daß Du nichts weiter verlierſt, wenn Du Dich aus dieſer unordentlichen Freiparthie von Gedanken nicht herausfindeſt, welche von der unausſtehlichen Hize, die hier herrſcht, wild gemacht, weder dem Commando des Verſtandes, noch der Feder gehörig gehorchen wollen. — Dein Urtheil über Beyern iſt mit dem meinigen ganz conform, und wenn ich an dieſen unſern Freund denke, ſo weiß ich nicht wie man der Vorſehung noch den Vorwurf machen kann, daß ſie immer ohne einen gewiſſen Plan ihre Gaben aufs Ohngefähr ausſtreue. Es iſt vielleicht kein Charakter, bei dem man mit einigem Vermögen ſo glücklich ſeyn kann, als derjenige, mit dem Geier begabt iſt. Unabhängigkeit iſt ſein erſtes Bedürfniß. Er muß über die Thorheiten der Menſchen lachen können, ohne daß er genöthigt iſt, ſich eine derſelben zu Nuz zu machen: er muß alle großen und kleinen Deſpoten der Erde von ganzem Herzen verachten können, ohne daß ihn auch nur ein einzigesmal der Gedanke peinigen darf, daß er ſelbſt einem von ihnen unterworfen iſt. Wie unglücklich würde er aber nicht ſeyn, wenn er in andern Umſtänden wäre, wenn er bei der Frage: wo er ſich Hütten bauen wollte, irgend etwas anders als ſeine Luſt und Belieben zu Rathe ziehen müßte. Aber eben um deswillen ſcheint mir, mit Deiner Erlaubniß, ganz unpartheiiſch erwogen, dasjenige Glück, welches auf's ganze Leben Dein beſcheiden Theil zu ſeyn ſcheint, weit vorzüglicher zu ſeyn. Du wirſt überall frei ſeyn, wo es kein andrer ſeyn würde. Du wirſt unabhängig ſeyn, ohne daß jemand Dein Beſtreben danach ſehn und Dich drum beneiden wird, und es werden eine Menge Menſchen an Deiner Kette ziehn, ohne es ſich im geringſten träumen zu laſſen. So wirſt Du immer glücklich ſeyn, und das durch jene Quinteſſenz der Philoſophie, welche Du ſehr ironiſch das Zugemüſe derſelben nennſt, wahrſcheinlich um uns arme übrige Wichte, welche Dir hierin nicht gleichkommen können, in dem Dünkel nicht zu ſtören, als ob wir uns von den feinſten ausgeſuchteſten Gerichten der Weltweisheit nährten. So wenig ſonſt außer der Ironie Wahres an dem Bilde iſt, ſo iſt es doch dieſes, daß in der Philoſophie, ſowie in der Natur, alle die Thiere, welche ſich blos von vegetabiliſchen Speiſen nähren, gutmüthige, geſellige und nüzliche Geſchöpfe ſind, da hingegen die fleiſchfreſſenden überall vom Raube leben, nichts nüzliches hervorbringen, und ſelten eine andre gute Eigenſchaft haben, als daß ſie ſtreitbare Krieger ſind. Aber warte nur! Sie werden ſich für Deinen Spott fürchterlich an Dir rächen. Du wirſt nicht umhin können, Dich auf Deiner Fahrt bisweilen den Küſten der Metaphyſik zu nähern, und weit entfernt Dir alsdann freundſchaftlich auszuhelfen und Deine Verproviantirung zu erleichtern, werden ſie Dich als einen Erbfeind aller gründlichen und tiefen Kenntniſſe anſehn und behandeln. Und wehe Dir dann, wenn ſie

Dich nicht finden angethan mit dem Krebs der Dialektik, umgürtet um Deine Lenden mit dem Gürtel der Syllogiſtik und wol geübt in der Kunſt das Schwerdt der Antinomie zu führen! In der That, lieber Selmar, es geht dieſen puris putis Metaphysicis wie es in der moraliſchen Welt den Geizigen geht. Sie bleiben immerdar bei demjenigen ſtehn, was ſie für die conditio sine qua non der Glükſeligkeit und Weisheit halten, und wenn dann jemand ohne dies geprieſene Mittel zu ſeinem Zweck kommt, ſo gebe Gott, daß er nie ihres Beiſtandes bedarf, oder er mag ſich immerhin auf eine chriſtliche Unbarmherzigkeit und auf eine betſchweſterliche Predigt gefaßt machen. Wenn Dir dafür Angſt iſt, ſo weiß ich Dir keinen beſſern Rath zu geben, als daß Du Dich unter den Schuz der Kantiſchen Philoſophie begibſt; hier wird Dir hinlänglich gezeigt werden, daß — um bei Deinem Gleichniß zu bleiben — das Fleiſch nur dazu da iſt, um mit der Brühe deſſelben das Zugemüſe fett zu machen; und wenn Dein Herz für dieſe Wahrheit offen iſt, ſo wirſt Du eben durch das Reſultat dieſer Philoſophie aller der tiefſinnigen Unterſuchungen über die Natur des Fleiſches überhoben, welche man zum Behuf jenes Reſultats darin anſtellt. — Aber ich ſchäme mich meiner ſelbſt, daß ich ſo viel von einer Sache ſchwaze, von der ich nichts verſtehe, und ich weiß nicht, wie Du von einem Menſchen glauben kannſt, daß er mit der Zeit noch einmal werde richtig denken lernen, der noch nicht einmal ordentlich denken kann. Gott weiß was es für ein böſer Genius war, der mich ſo plözlich in die Küche der Philoſophie geführt hat, wo jezt zu den feinen piquanten Saucen ſo viel Gift und Galle verbraucht wird. Ich weiß es ihm ſchlechten Dank; denn er hat mich in einem viel angenehmeren Geſchäft geſtört — in der Betrachtung zweier ſchöner Büſten, die für mich ungemein viel anziehendes haben, grade da ich mich unterfangen wollte zu den Füßen derſelben eine dritte hinzuſezen, die nicht wenig dazu beigetragen haben würde, den Glanz der vorigen zu erhöhen. In der That würde ich das Vergnügen, was mir der Gedanke an zwei Freunde macht, — welche es in dem großen Arcan der Glükſeligkeit, in dem sibi submittere [res] et se submittere rebus auf zwei verſchiednen Wegen immer weiter zu bringen ſcheinen —, bei weitem nicht völlig genießen, wenn ich nicht dabei auch auf mich ſähe, der nur dadurch in einem erträglichen Zuſtande iſt, daß er auf eine cyniſche Art ſeine Bedürfniſſe zu vermindern ſucht, und zufrieden mit dem gegenwärtigen ſo wenig als möglich an die Zukunft denkt. — Wem es die Umſtände verſagen ſich das Gute zu verſchaffen was er ſich wünſcht, der muß ſich deſto eifriger darauf legen ſo viel Vergnügen als möglich in dem aufzuſuchen, was er wirklich hat. Auf dieſe Art lebe ich auch hier ganz erträglich. Der Umgang mit meinem Onkel verſchafft mir eine Menge von Annehmlichkeiten. Es gehören gewiſſe kleine Handgriffe dazu, um dieſem Inſtrument alle die Töne zu entlocken, deren es fähig iſt, und ich habe nach und nach gelernt mich in den Beſiz derſelben zu ſezen. Dieſer Mann zieht ſich deſto mehr vom eigentlichen Chriſtenthum zurück, je mehr er mit demſelben zu thun hat, und er hat in der wenigen Zeit daß er hier Prediger iſt, größere Fortſchritte gemacht als in Halle, wo doch die Kirchen-Geſchichte ſein Haupt-Studium war. Alle die Sächelchen vom ſtellvertretenden Tod ꝛc. hatte er freilich längſt verworfen; aber Chriſtus ſtellte ſich ihm immer noch in einem gewiſſen übernatürlichen Licht dar, — auch das gibt ſich jezt nach und nach, und er ſieht die ganze Sache in Rückſicht auf unſre Zeiten nur als ein Mittel an, dem Volk ſeine Pflichten auf eine wirkſamere, überredendere Art vorzuſtellen. Seine Bibliothek iſt nicht mehr ſo ſehr groß; aber ſie iſt faſt auserleſen, und es gibt nur wenig Bücher drin, welche ich nicht nüzen könnte. Die hieſige Gegend iſt freilich nur mittelmäßig, ich benüze ſie aber zu viel höheren Zinſen. Wie leicht finde ich nicht, da ich darauf ſtudire, überall ein Fleckchen, das mich lebhaft an eine ſchöne Halliſche, Lauſiziſche oder Schleſiſche Gegend erinnerte, und ſo genieße ich ſie alle zuſammen; und was kann einem wol abgehn, wenn man unter einer herrlichen Kirchhofslinde Hölty's Elegie oder an einem nieblichen Bach das Bad des Idris lieſt? Das alles aber hindert nicht, daß ich mich recht oft nach einem Spaziergang mit Eberhard in den Gärten der Akademie ſehne, — ich glaube daß mich nichts in meinem

Leben ſo ſehr reuen wird, als daß ich dieſen vortrefflichen Mann nicht mehr benuzt habe —, daß ich nicht oft wünſche mit Selmar auf dem Giebichenſtein-Felſen oder in Axels Garten zu ſeyn, und daß ich nicht mitten im Studiren das Mangelhafte meiner Beſchäftigungen empfinde, welches der Aufenthalt in einer kleinen Stadt nothwendig mit ſich bringt. Man kann hier nichts nüzen als was man ſelbſt hat. Hier gibt es wenig Bücher-Freunde, alſo auch wenig Bücher, und ganz Frankfurt hat keine ordentliche Leſegeſellſchaft und keine Bücherverleiher, — ſo bleibt man nicht nur mit den neuſten Büchern, ſondern auch mit den neuſten Begebenheiten in der gelehrten Welt lange Zeit unbekannt, und das iſt für einen jungen Menſchen ungemein nachtheilig, beſonders wenn er Deiner Sirenenſtimme folgen und ſich mit in den ſchriftſtelleriſchen Wirbel fortreißen laſſen wollte. —

Vielen Dank für alle Nachrichten von alten, neuen und erneuerten Bekanntſchaften und Freundſchaften; ſie werden mich immer eben ſo intereſſiren wie ehemals, und ich bitte Dich ja damit fortzufahren. Die Nachricht von der endlichen Erſcheinung der Selmariana hat mir viel Freude verurſacht, und Herrn Graeffs [*]) Pathengeſchenk iſt auch keine ſo üble Sache. Es wäre freilich beſſer geweſen, wenn Du ſie in irgend einem Muſenalmanach hätteſt exorciſiren laſſen, als daß Du nun durch die arme Epiſtel alle böſen Geiſter gleichſam aufgehezt haſt. Allein wem das Zeugniß, daß er kein literariſcher Schurke, oder kein auf die Barmherzigkeit des Publicums reiſender Handwerksburſche iſt, ſo deutlich an der Stirne geſchrieben ſteht, der kann ja wohl die Hunde klaffen laſſen und ſeines Wegs weiter gehn Mich hat Deine Warnung klug gemacht, und die projectirten Philoſophiſchen Verſuche ſchicken ſich an, in meinem Schreibpult die Jahre der Verfolgung wie jene berühmten ſieben Brüder zu verſchlafen. Ob dieſe durch die Gnade Gottes in ihrer Höle auch an Weisheit und Verſtand zugenommen haben, — davon hab' ich in den untrüglichen Nachrichten der h. Kirche noch nichts geleſen. Bei meinen Verſuchen aber ſoll es, hoff' ich, der Fall ſeyn. Zum Ueberdenken und Ausfeilen gehört Zeit, und ich will mich mit der Herausgabe ſo wenig ſputen, als eine Frau ſich mit der Geburt übereilen wird, um einen wohlgeſpickten und freigebigen Herrn deſto eher zu Gevatter bitten zu können. Wenn ich meinem Verſtande Gewalt anthun und meine Gedanken in das dunkle, dicke Gewand der Kantiſchen Philoſophie einhüllen könnte, welches wie die Moden des vorigen Jahrhunderts von der wahren Geſtalt auch nicht den geringſten Contour durchſchimmern läßt, ſo dürft' ich es wol wagen, das erſte beſte, was mir in die Feder käme, dem philoſophaſternden Publicum in den Bart zu werfen, — ſo aber muß ich fein ſäuberlich fahren, und will mich lieber vor der Hand ganz ſtill halten. Unterdeß laß ich es mir angelegen ſeyn die Sache ſo viel möglich mit eignen Augen zu betrachten, und da man dem Alten immer eine gewiſſe Ehrfurcht ſchuldig iſt, ſo halt' ich es für billig auch die ältere Parthie zuerſt abzuhören. Vielleicht kann ich noch dieſſeits des Grabes für meine Perſon die Acten ſchließen, und die Sentenz fällen; vielleicht auch nicht. Ich muß es darauf ankommen laſſen; die philoſophiſche Prozeßordnung kann durch keinen Codex abgekürzt werden. Du haſt meine Freiheitsgeſpräche zu ſehn verlangt, und ich willfahre Dir darin ſo weit ich kann. Das dritte iſt noch nicht fertig, und das zweite hab' ich ſo eben einer kleinen Verbeſſerung unterworfen, — ein Anfänger iſt ſelten mit dem zufrieden, was er zum erſtenmal niederſchreibt. Du erhältſt alſo nur das erſte zur Probe. Gefällt es Dir nicht, ſo kannſt Du mich der Mühe überheben Dir das Weitere zu ſchicken, — ſonſt wirſt Du den Reſt in meinem nächſten Brief enthalten finden. Du wirſt finden, daß ich dem Dialog noch nicht gewachſen bin, und das geſtehe ich gern zu; allein — qui nunquam male, nunquam bene, und ich ſchicke Dir es ja eben deswegen, um Deine Meinung zu hören, und mir Deine Erinnerungen zu Nuz zu machen. Du wirſt ferner gewahr werden, daß gewiſſe bekannte Materien etwas weitläuftig abgehandelt ſind, — und das hab' ich wenigſtens gewußt und gewollt. Aber es ſchien mir unvermeidlich, wenn ich zeigen wollte, daß man die Willenskraft eben-ſo wie jede andere behandeln müſſe, und wenn der philoſophiſche Character meines Kleons ein wahrer und gewöhnlicher Character iſt, wenn es wirklich viele giebt, die ſich über dieſen Punkt bei einer gewiſſen unſtatthaften Mittelſtraße begnügen, wobei unrichtige und dunkle Begriffe von der Zurechnung unvermeidlich ſind: ſo wirſt Du mich vielleicht über die ganze Oeconomie dieſes Geſprächs rechtfertigen. Was Du zu dem lezten Theil deſſelben ſagen wirſt, darauf bin ich ſehr begierig, und Deine Gedanken ſollen mir willkommen ſeyn. Das zweite Geſpräch wird ſich mit einigen praktiſchen Folgen beſchäftigen; die beiden Freunde werden unterſuchen, ob die Reue bei dieſem Syſtem eine Täuſchung ſei, und wie ſie angewendet werden müſſe. Sie werden ſehen: ob man von Seiten der ſinnlichen Triebfedern zur Sittlichkeit verliere, wenn man das dunkle Gefühl von unbeſtimmbarer Freiheit der Wahl aufgeben müſſe, und ob dieſe Art der Nothwendigkeit unſrer Handlungen zum moraliſchen Quietismus führe. Das dritte wird vornemlich dem Kantiſchen Begriff von der Freiheit und von der Achtung für's moraliſche Geſez gewidmet ſeyn. Den andern kleinen Aufſaz ſei ſo gütig Eberharden in meinem Namen zu Füßen zu legen; er enthält meine Anſichten über das Verhältniß der Ariſtoteliſchen Theorie von den Pflichten zu der unſrigen, und wäre unſtreitig vollſtändiger und richtiger geworden, wenn ich mehr Beleſenheit in dem Fache des Naturrechts hätte, oder wenn ich wenigſtens jezt mehrere Ausführungen unſerer neuen Theorie hätte nachſchlagen können. Sollte er einmal gelegentlich ſeine Gedanken darüber äußern, ſo ſei ſo gut und ſange jedes Wort davon ſo getreu als möglich auf, und laß es zu meiner Kenntniß gelangen. Das was er davon billigt, und das was er darüber erinnert, kann einmal die Grundlage zu einer Einleitung in das Buch des Ariſtoteles ausmachen. Bin ich nicht ein närriſcher Menſch? ich nehme mir vor nichts drucken zu laſſen, und ſtelle mir doch vor, daß alles gedruckt werden ſollte? Ich habe jezt einen Ariſtoteles erhalten, und arbeite wirklich an einer Ueberſezung der Ethik. Das ſchwerſte dabei iſt, mit ſich ſelbſt einig zu werden. Soll man frei, ſoll man getreu, ſoll man wörtlich überſezen? Ich glaube, man muß alles mit einander verbinden, frei wo es der Genius der Sprachen erfordert, getreu überall, und wörtlich da wo es nothwendig iſt, um in den Geiſt der Terminologie und der Ableitung der Gedanken einzudringen. Hier aber die Schönheitslinie nicht zu verfehlen iſt etwas, worauf ein junger Menſch gar keinen Anſpruch machen darf. Wenn ich im Saalathen wäre, und dann und wann Eberhards Rath einholen könnte, — mit welchem Eifer wollt' ich mich dann an dieſe Arbeit machen, die übrigens viel Anziehendes für mich hat.

---

[*]) Der Verleger der Gedichte Selmar's.

Billig ſollt' ich nun aufhören Dich um Deine Zeit zu betrügen, wenn es nicht noch einen Punct gäbe, der mir ſehr am Herzen liegt, und das ſind die kritiſchen Briefe. Je mehr ich fühle, wie ungeſchickt ich bis jezt noch bin, etwas zuſammenhängend oder nur einiger Maßen ſyſtematiſch vorzutragen, deſto mehr Zutrauen faß' ich zu der Schreibart, deren wir uns in dieſen Briefen bedienen könnten, da ich mir es doch einmal nicht ganz ableugnen kann, daß in meinem Köpſchen ſo manche Ideen ſich kreuzen, die vielleicht den Umſtänden nach in keinem andern Kopf ſo gefaßt werden konnten, und die dennoch Beherzigung verdienen. Ich konnte mich nur Anfangs in meine jezige Lage gegen die Literatur nicht recht finden, und das benahm mir den Muth. Allein der jezige Zuſtand der Philoſophie und einige gangbare Artikel können mir Stoff genug geben, bis ſich dieſe Lage, die allerdings etwas unangenehm iſt, ändert. Ich wäre demnach ſtark dafür, daß man die Idee nicht fahren ließe, ſondern vielmehr auf die beſten Mittel zur Ausführung bedacht wäre. An Materie kann es nicht fehlen, und wenn man erſt über die ganze Einrichtung überein gekommen wäre, ſo würde die Hauptſache die ſeyn, daß man ein Weilchen vorarbeitete, damit es hernach durch keinen Zufall in's Stocken geräth. Auf dieſe Art könnte, wenn es Bogenweiſe erſcheinen ſoll, ſpäteſtens mit Anfang des neuen Jahres das Erſte erſcheinen; ſoll es lieber Stückweiſe herauskommen, ſo möchte es ſich doch wol bis Oſtern verziehen. Doch das alles geb' ich Dir zu überlegen. Jezt thut mir nichts ſo leid, als daß ich das ſchöne Papier ſo leer laſſen muß; aber es iſt jezt ein Uhr Nachts und ich bin ſchläfrig, wie Du aus der zunehmenden Unordnung wol merken kannſt. Ueberdem reiſ' ich Morgen früh nach Landsberg an der Warthe, um einige Verwandte daſelbſt zu beſuchen. Zum Schluß will ich Dir noch eine Stelle aus den Letters of Sir Thomas Fitzosborne *) zum Beſten geben, die mir deswegen ſo auffallend iſt, weil ich darin den Charakter des Albertini auf's Haar abgezeichnet finde:

I am by no means surprized that the interview you have lately had with Cleanthes, has given you a much lower opinion of his abilities, than what you had before conceived: and since it has raised your curiosity to know my sentiments of his character; you shall have them with all that freedom you may justly expect. I have always then considered Cleanthes as possessed of the most extraordinary talents: but his talents are of a kind, which can only be exerted upon uncommon occasions. They are formed for the geatest desths of bussiness and affairs; but absolutely out of all size for the shallows of ordinary life. In circumstances that require the most profound reasonings, in incidents that demand the most penetrating politicks; there Cleanthes would shine with supreme lustre. But view him in any situation inferior to these; place him where he cannot raise admiration, and he will most probably sink into contempt. Cleanthes, in short, wants nothing but the addition of certain minute accomplishments, to render him a finished character: but being wholly destitute of those little talents which are necessary to render a man useful or agreable in the daily commerce of the world, those great abilities which he possesses, lie unobserved or neglected. He often indeed gives one occasion to reflect how necessary it is to be master of a sort of under-qualities, in order to set off and recommend those of a superior nature. To know how to descend with grace and ease into ordinary occasions, and to fall in with

---

*) Nach der erſten Ausgabe, London 1748, 8° Vol. I. p. 132 ff. Der Verf. dieſer vielgeleſenen, nach der 2. Originalausgabe auch in das Deutſche (Zürich 1754) überſetzten Briefe heißt eigentlich William Melmoth.

the less important parties and purposes of mankind, is an art of more general influence, perhaps, than is usually imagined.

Wenn ſich die ſchwache Seite hier von der guten trennen ließe: ſo hätt' ich ſie eben ſo gut für meine eigne Schilderung geben können. Lebe wol und ſchreibe mir bald.

Droſſen, d. 8. Auguſt 1789.

Ich ſchreibe an einen guten Freund in H(alle), und es wird mir unmöglich nicht auch ein paar Zeilen an Selmarn mit einzulegen; ich bin verreiſt geweſen und habe bei meiner Zurückkunft zu meinem großen Leidweſen vernommen, daß aus einem Verſehn meines kleinen Vetters mein lezter Brief an Dich einen Poſttag liegen geblieben iſt, wovon Du mir alſo die Schuld nicht beimeſſen mußt. Wo ich geweſen bin? In Landsberg an der Warthe, um einige Verwandte zu beſuchen, und ich habe da einen Schaz gefunden, von dem es mir leid thut, daß ich ihn nicht mit Dir theilen kann. Es iſt ein Pretioſum von der Art, die Du ſehr liebſt, und würde Dir eine abgegangene Stelle — wie mir ſcheint — vollkommen erſezen. Meine Couſine iſt ein junges Weib von ſo großen Vorzügen, daß ich mich nicht enthalten kann, ein paar Worte von ihr zu ſagen. Auf den erſten Anblick imponirt ſie mehr, als daß ſie an ſich zöge; aber wenn man Gelegenheit hat, ein Geſpräch mit ihr zu entamiren, ſo entdeckt man augenblicklich einen ſo reichen Vorrath von Bonſens, und von jenem liebenswürdigen Wiz, den uns Wieland an ſeiner Muſarion bewundern läßt, daß man ſich nicht wieder losreißen kann; ſie ſpricht viel und Alles was ſie ſpricht iſt Verſtand; mit viel Beleſenheit verbindet ſie einen ſehr feinen Geſchmack. Von den intereſſanteſten Geſprächen kann ſie, wenn es die Gelegenheit erfordert, zu den alltäglichſten Dingen übergehn, ohne daß es ſie genirt. Sie unterrichtet ohne es zu wiſſen, und gefällt überall ohne daß ſie es zu wollen ſcheint; ſie iſt die Seele jeder Geſellſchaft, und jedermann bemerkt dies außer ſie ſelbſt. Sie iſt munter ohne ausgelaſſen, und offen ohne auffallend naiv zu ſeyn. Geſelligkeit und geſelliges Vergnügen ſcheint ihr über alles zu geh'n; ich gehe gern mit Menſchen um, ſagte ſie mir, aber es müſſen keine Puppen ſeyn; ſie müſſen ſich ſehen laſſen, ſonſt iſt mir meine Eremitage und ein gutes Buch lieber. Sie hat eine kleine Verachtung gegen die Franzoſen, aber alles Engliſche liebt ſie enthuſiaſtiſch. Die tiefe Art zu empfinden und die Freiheit muß eigentlich das ſeyn was ſie an ihnen bewundert, denn die Schweiz iſt eben ſo der Gegenſtand ihrer Anbetung (NB. nicht Lavater.) Zu dieſem Innern ſchickt ſich das Äußre vortrefflich, — denke Dir eine große, ſchön gewachſene Blondine —, ein reizendes Geſicht, die Haare vorne bis an die Augenbraunen gekämmt und hinten ganz natürlich über Rücken und Schultern herabhängend. Ebenſo einfach iſt ihre Kleidung. Ich ſeh ſie meiſtens in einem langen weißen Kleid mit einer breiten himmelblauen Scherpe über den Hüften zugebunden, oder in einem ganz kurzen Korſet von Lilla oder Seladon. Ich bin weitläuftiger geworden als ich wollte und ſollte. Das beſte iſt, daß meine Beſchreibung ſchlecht genug iſt um Dir nicht den hohen Begriff zu geben, den ſie verdient. So viel ich aber das Glück und die Geſchicklichkeit gehabt habe, ſie kennen zu lernen, glaub' ich daß ſie ſich in den Kreis Deiner Damen eben ſo gut ſchicken würde, als ſie verdiente darin zu ſteh'n. Es ſcheint, daß ſie um glücklich zu ſein weder beherrſcht werden muß wie Auguſte, noch herrſchen wie Eliſe. Mit ihrem Mann freilich macht ſie was ſie will, und das iſt nichts Beſonders, aber mit ihren Freunden und Freundinnen ſcheint ſie auf einem ſehr gleichen Fuß umzugehn, — ſie iſt weder allzu gefällig, noch allzu eigenſinnig. Sie würde am beſten ihren Platz neben der Agnes und der Reinholdin behaupten. An leztere kann ich jezt, mit Deiner Erlaubniß, nicht ohne ein kleines Lächeln auf Deine Unkoſten, denken; ich vermuthe ſtark, daß die troſtreiche Unterredung mit ihrem Gemahl über die dumme Epiſtel Dir den ſchönen Plan gänzlich verrückt haben wird, den Du vorläufig über die Art, der Reinholdin die Selmariana zu übergeben, entworfen hatteſt. Ueber alle dieſe Scenen hab' ich mich weidlich gewundert. Ich hatte mich wie ein Kind über die zwiſchen R.(einhold) und E.(berhard) herrſchende Eintracht gefreut; ich hatte gehofft, daß ſie kaltblütig und mäßig genug bleiben würden, um durch ihre Unterſuchungen der Sache der Philoſophie wahren Vortheil zu ſchaffen, aber auch damit iſt es jezt vorbei; ich verſpreche mir von nun an gar nichts mehr von E.(berhards) Magazin. Die unglückliche Leidenſchaft, die auch ihn endlich unterjocht hat, wird ſich unausbleiblich auch ſeinen Unterſuchungen mittheilen, er wird nun auch das angreifen, was er ſonſt gebilligt, oder wenigſtens unangetaſtet gelaſſen hätte, und wenn R. bisher Unrecht hatte ihm Sophiſtereien vorzuwerfen, ſo werden ſie wenigſtens in der Folge nicht ausbleiben. Hierin iſt ſich das menſchliche Herz allzu gleich, und ſelbſt E. wird keine Ausnahme machen. Daß man ihm einwerfen würde, er habe den Königsberger nicht verſtanden, das ſah' ich bei'm dritten und vierten Stück ſchon, und ich wunderte mich ſehr, als einmal Karſten aus Jacob's Munde das Gegentheil referirte; auch mir ſchien er ein paarmal bei Uebertragung der Kantiſchen Terminologie in die gewöhnliche Art ſich auszudrücken, gefehlt zu haben, und wenn das nicht wäre, wenn er beſonders in der Abhandlung über das Gebiet des Verſtandes die Meinung des Gegentheils richtig gefaßt, und bei der ſeinigen keine Fehlſchlüſſe gemacht hat, ſo war es auch um die neue Philoſophie ſo gut als geſchehen. Aber nun, da man ihn einmal aus ſeiner kaltblütigen Faſſung gebracht hat, nun wird es keine Kunſt ſeyn, ihn, auch wenn er bisher in allen Stücken recht gehabt hätte, ſich ſelbſt Unrecht geben zu laſſen. Die ganze Sache hat bei mir die ſchwere Frage veranlaßt: was wohl eines großen Mannes unwürdiger iſt, alle die ihm widerſprechen zu verachten und zu beſchimpfen, oder ſich durch eine ſolche Behandlung in eine unſchickliche Leidenſchaft ſezen zu laſſen. Letzteres ſcheint mir jedoch deſto verzeihlicher, je mehr die Anzahl und das Anſehn dieſer monopoliſtiſchen Philoſophie zuzunehmen ſcheint. Dein ganzes Betragen bey dieſen verfänglichen Umſtänden kommt mir eben ſo richtig vor, als es unleugbar ſehr ſchwer iſt, und ich wünſche nur, daß Du die Früchte deſſelben recht lange genießen, und nicht endlich auch genöthigt werden mögeſt, einen aufzugeben, um nicht beide zu verlieren. Wenn Dich vor dieſem betrübten Ende etwas retten kann, ſo iſt es blos die Klugheit, mit der Du Dich bei dieſer Sache von Anfang an hinter das Sokratiſche: ich verſtehe nichts davon, zurückgezogen haſt. —

Daß Du den Plan der Rel. Br. nicht aufgegeben, freut mich ungemein. Dieſe beziehn ſich auf das menſchliche Leben, und der Weg, den Du dabei nimmſt, iſt ſelbſt bei den jezigen Kriegszeiten ſicher; die empiriſche Pſychologie iſt in dieſe Unruhen nicht mit verwickelt, und Du brauchſt Dich alſo um die heftigen Kanonaden in den Provinzen der Metaphyſik gar nicht zu kümmern. Meinen Verſuchen hingegen bleibt ihr Urtheil unwiderruflich geſprochen. Es ärgert mich ſogar ſchon, daß ich thörigt genug geweſen bin, Dir das erſte Freiheitsgeſpräch zu ſchicken, — es ſcheint mir jezt alles daran krude zu ſeyn. Der Eingang iſt ſteif und alles darauf folgende langweilig; es iſt lange nicht bündig genug dargeſtellt, wie man nothwendig auf die Folgerungen kommen muß, die den Kleon am Ende beunruhigen, und wie dazu keine andere Auflöſung möglich iſt, kurz es ſind da nur einige wenige Stellen erträglich. Ich hoffe dies ſelbſt obgleich zu ſpät gefällte Urtheil wird Dich beſtimmen, Eberharden nichts davon zu zeigen, ſondern höchſtens allgemein mit ihm über die darin liegenden Ideen zu reden, die Du ihm gewiß deutlicher wirſt machen können, als es in dieſem Geſchreibſel geſchehen iſt, welches eine gänzliche Umarbeitung erfahren muß, wenn es zu irgend etwas Nuz ſeyn ſoll. Leb wol, ich muß ſchließen, wenn ich mich nicht verſpäten will; auch ohne dieſen Grund wäre es das Rathſamſte. Denn das Wetter iſt heute ſo elend, und ich bin ſo mißlaunig, daß ich kein geſcheutes Wort mehr würde ſchreiben können. Ich weiß nicht, ob Du mit dieſer Art von Laune auch bekannt biſt; ſie iſt ſo quälend, daß man am liebſten ausgehen möchte. Das Unerklärlichſte iſt, daß bei mir dasjenige das einzige Mittel dawider iſt, wovon man ſonſt glaubt, daß es nicht von ſtatten geht, wenn man nicht ſehr aufgelegt iſt, nämlich Spiel oder Algebra. Alles übrige hilft nichts. Die beſte Geſellſchaft und das beſte Buch, — man hat für das Alles keinen Sinn. Sonderbar! aus dem Ariſtoteles würd' ich nicht zwei Zeilen verſtehen; aber ich freue mich ſchon auf die ſchwerſten Rechnungen im Euler, — ſie werden mir eine Kleinigkeit ſeyn, und wenn mir nicht die Funktion irgend einer krummen Linie meine Heiterkeit wiedergiebt, ſo iſt ſie für heute verloren. Aber wie grimmig werden mich dieſe Väter im Euklides anſehen. So? werden ſie ſagen, nur wenn Du kein ander Mittel weißt, Deine Launen zu zerſtreuen, nimmſt Du Deine Zuflucht zu der erhabenſten Wiſſenſchaft? Dasjenige was wir gethan haben, um die menſchliche Vernunft auf die höchſte Spize ihrer Kenntniſſe zu erheben, das mißbrauchſt Du um Deine Grillen zu vertreiben? Dieſe Vorwürfe kann ich deutlich an dem Staube leſen, der fingerdick auf ihnen zu ſehen iſt, wie nach Kohlreif's Privat-Nachrichten auf der Bibel des reichen Mannes. Lebe wohl.

Droſſen, d. 28. Sept. 1789.

Nach gerade währt es mir ein wenig lange, daß Du nichts von Dir haſt hören laſſen, lieber Selmar, und ich bin ſchon manchen Poſttag in Verſuchung gerathen zu glauben, daß Du nicht mehr in unſerm luſtigen Saal-Athen, oder wol gar nicht mehr im Reich der Lebendigen zu finden ſeyn möchteſt; doch kann ich ſo kläglichen Gedanken nicht Raum geben, und will es immer wagen noch einmal ein Miſſive an Dich abzulaſſen; denn je weniger ich von Dir höre, deſto mehr wächſt das Bedürfniß Dir etwas von mir zu ſagen, wenn es auch nichts anders wäre, als daß es ſehr nothwendig zu meiner Glückſeligkeit gehört zu wiſſen, daß es für mich noch einen Selmar in der Welt gibt. Was mich ſonſt anbelangt, ſo wäre eben nicht viel Merkwürdiges zu ſagen. Wir haben hier kürzlich einen Sturm gehabt, deſſen gleichen geſehn oder gehört zu haben, ich mich gar nicht beſinnen kann, und dieſer hat nicht nur dem Sommer, ſondern überhaupt allem ſchönen Wetter bei uns ein trauriges Ende gemacht, ſo daß es, wenn auch die Sonne noch bisweilen zu ſcheinen geruht, dennoch immer ſo windig iſt, daß ein ſo leichtes und luftiges Perſönchen als ich bin, ſich nicht ohne augenſcheinliche Gefahr hinweggeführt zu werden, aus dem Hauſe wagen darf. So iſt es alſo mit meinen ſchönen Promenaden, ohne welche ſonſt nicht leicht ein Tag verging, auf einmal vorbei, und ich ſize jezt meiſtentheils vom Morgen bis auf den Abend — außer wenn ich zu Tiſch und zum Kaffee gerufen werde — wie angenagelt an meinem Schreibtiſch; aber ſo wie ich Dich vermißte, wenn ich mit Wieland an einem ſchönen Plätzchen ſaß, das mich an unſre Dieskau'ſchen Sonnabende erinnerte, eben ſo oft vermiſſ' ich Dich auch jezt, wenn ich etwas in unſern Kram Gehöriges leſe oder bemerke, oder wenn mir etwas dergleichen aufſtößt, was ich gern erklärt oder aufgelöſt haben möchte, kurz, ich werde immer mehr gewahr, was es für eine herrliche Sache iſt, einen Freund um ſich zu haben, und daß man auch nicht das geringſte Vergnügen auf eine vernünftige Art genießen oder entbehren kann, wenn man ſich nicht wenigſtens in Gedanken eines Freundes bewußt iſt; — ich weiß nicht wie es kommt, daß ich mich unter allen Selmarianis auf kein Stück zu beſinnen weiß, welches der Freundſchaft eigenthümlich gewidmet wäre, da doch der Verfaſſer derſelben ſie ſo richtig zu ſchäzen weiß. Ob er etwa glauben mag, daß ſich darüber nun nichts Neues mehr ſagen laſſe? — meines Erachtens würde er ſich dann wenigſtens ſehr irren. Es iſt mir lange nichts ſo intereſſant geweſen, als den Ariſtoteles, Cicero und Montaigne über dieſen Punkt zu vergleichen; aber was ich Dir davon ſagen könnte, würde Dir nichts Neues ſagen. Bei Letzterem hab' ich eine ſo unerſchöpfliche Quelle von Bon-sens und wahrer Philoſophie gefunden, daß ich mich nicht genug daran laben kann. Dieſer Mann verſtand es aus dem Grunde mit dem Zugemüſe umzugehn, und ſich ganz davon zu nähren; — deswegen betracht' ich auch ſeine Eſſays ſchon ſeit geraumer Zeit als meine Handbibel, woran ich täglich mein Herz ſtärken muß. Ich beſchäftige mich jezt mit nichts als mit Leſen, wobei ich mich ungemein wol befinde; aber unter allem iſt mir Montaigne das Liebſte. Ariſtoteles Metaphyſik gibt, wie Du Dir leicht denken kannſt, für das Practiſche wenig Ausbeute, aber ſelbſt für die Geſchichte der Philoſophie faſt nichts, was nicht Eberhard wo nicht ausdrücklich geſagt, doch wenigſtens zu verſtehen gegeben hat. O Du glücklicher Menſch, daß Du dies vortreffliche Collegium noch einmal haſt hören können! Erinnerſt Du Dich wol noch Deines Verſprechens, mir die Hefte, die Du darüber recht vollkommen ausarbeiten wollteſt, zuzuſchicken? Ich werde im Ernſt darauf dringen. Wie werd' ich mich alsdann daran ergözen den Brucker, Stanley, Jones, Meiners und eine Menge anderes Volk um mich herum zu verſammeln, und zu ſehen, mit welcher Feinheit Eberhard überall die Quinteſſenz davon herauszuziehen verſtanden hat, und wie er oft mit ſeinem Scharfſinn da tief in die Sache eingedrungen iſt, wo ſie alle zuſammen gefehlt haben! rem acu tetigisti, pflegte unſer alter ehrlicher Zembſch in ſolchen Fällen auszurufen.

Am M. Tullius, den ich jezt auch oft bei Gelegenheit zur Hand nehme, kann ich noch immer nichts anders als — einen Schwäzer finden, aber Virgil's Georgica, die ich bis jezt noch mit keinem Auge angeſehn hatte, dieſe leſe ich jezt mit einem Vergnügen, welches ſchwerlich einer von denen dabei empfinden wird, welche ihn ſchon — in jenen finſtern Kloſterzellen, wo man nur leſen lernt — durchgedroſchen haben. Das iſt mit ein Vorzug, den mir meine zeitige Liebe zu den Griechen gewährt, daß jeder Lateiner für mich noch den Firniß der Neuheit hat.

Als ich kürzlich Deinen Brief wieder durchlas, — bedenke, es iſt der einzige in mehr als einem Vierteljahr —, fand ich eine ſchöne Stelle über die philoſophiſche Theologie, eine Materie, von der wir uns ſo oft unterhalten haben, die aber in ihrer Art unerſchöpflich zu ſeyn ſcheint. Du meinſt, die Anwendung der Philoſophie auf eigentliche Theologie ſei überhaupt unnüz. Der fromme Chriſt brauche ſie nicht; der philoſophiſche Kopf gehe einen andern Weg. Aber haſt Du denn vergeſſen, daß es zwiſchen beiden noch ein Mittelding gebe, einen frommen Kopf, oder einen philoſophiſchen Chriſten, unter welche Zahl Du vorher ſelbſt den Ulrich Sprecher gerechnet hatteſt. Dieſe, welche ihre Vorurtheile und gewiſſe mißverſtandene Winke ihres Herzens mit ihren Einſichten vereinigen wollen, dieſe, welche noch nicht über den Rubikon gegangen ſind, brauchen allerdings eine ſolche Anwendung, welche man

Dogmatik nennt. Ohne ſie würde meiner Meinung nach das Chriſtenthum gar nicht das geworden ſein, was es iſt, es würde vielleicht lauter Nuzen und gar keinen Schaden geſtiftet haben; es wäre eine Sammlung von Sittenregeln, für jedermann brauchbar, geblieben, vermiſcht mit einigen Lehrſäzen, die ſich, da ſie ſich blos auf das Judenthum bezogen, auch nur unter den Juden und ihren Nachkommen erhalten haben würden. Allein nachdem einige ſuperſtitiöſe Sophiſten zu demſelben übergetreten waren, fingen die Heiden an es als eine philoſophiſche Sekte anzuſehn und zu beſtreiten, wodurch ſie veranlaßten, daß man nun die Bibel als ein Syſtem, als eine beſondere theoretiſche und practiſche Erkenntnißquelle zu behandeln anfing. Die philoſophiſchen Chriſten mußten ſie nun nicht nur mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung bringen, — magnus mihi erit Apollo, wer das vollſtändig bewerkſtelligen wird —, ſondern auch ihr Verhältniß gegen die Vernunft feſtſezen, (denn es konnte nicht fehlen, daß ſie mit dieſer in der Qualität eines allgemeinen Prinzips, wozu ſie mehr durch ihre Feinde, als ihre Freunde erhoben worden war, oft in Colliſion kommen mußte,) und daraus entſtand die vollſtändige Dogmatik, welche ſich immer mit der Philoſophie der Zeit verändern wird. Die philoſophiſchen Chriſten werden nicht aufhören daran zu zimmern und zu hämmern, und alle die ſchönen Façaden, welche ſie allen vier Weltgegenden darſtellt, von Herzen zu bewundern, während daß die jenſeits des Rubikon ſie als ein leeres und unnüzes Gebäude verachten werden, und alle die Mühe und den Scharfſinn bedauern, die Jahrhunderte lang daran verſchwendet worden. Wenn man die Entſtehung der Dogmatik von dieſer Seite betrachtet, ſo wird man ſich über ihre jezigen und künftigen Schickſale — ſie ſeyen welche ſie wollen — gar nicht wundern. Ich ſprach lezthin mit einem jungen Mann, und er fing an mir das Verſtändniß über dieſe Dinge folgender Maßen zu öffnen: Wenn einem jeden wirklichen Dinge von allen möglichen einander entgegengeſezten Prädicaten ſchlechterdings eins zukommen muß, ſo ſind die Dinge nur dadurch verſchieden, daß von einigen dieſer Prädicate dem einen dieſes, dem andern das entgegengeſezte eigen iſt; alle verſchiednen Dinge ſind alſo einander auch in gewiſſem Betracht entgegengeſezt, ſo auch Vernunft und Schrift; wenn man alſo beide als allgemeine Principia anſähe, und in allen Stücken beiden gemäß handeln wollte, ſo müßte man nothwendig bisweilen in einen unauflösbaren Widerſpruch mit ſich ſelbſt gerathen. Ich lachte in meinem Herzen über die gelehrte Art, mit der er mir aus dem principio exclusi tertii die bekannte Wahrheit bewies, daß im Grunde ein philoſophiſcher Chriſt ein monstrum horrendum informe ingens, cui lumen ademptum, ſei, und machte, daß ich mit einem Scherz von dieſem demonſtrirſüchtigen Menſchen loskam, welcher viel Ähnliches mit Kieſewetter hatte. Lebe wol und ſchreibe mir bald.

Droſſen, d. . . 17(89.)

Daß ich über Deinen Brief faſt des Todes erſchrocken bin, liebſter Brinkmann, das kannſt Du Dir leicht vorſtellen. Ich glaubte nun, da Du ſogar auf dem deutſchen Parnaß förmlich eingebürgert biſt, nun wäreſt Du ſo feſt in Germaniens Boden eingewurzelt, als nur immer einer, — und plözlich iſt alles auf einmal vorbei! Und was willſt Du jezt in Schweden machen, wo alles ſo unruhig iſt, daß an Pfründen und Hofpredigereien wol wenig bei Hofe gedacht werden kann. Ich, dem alle plözlichen Entſchlüſſe, und alles was nach augenblicklichen Beſtimmungen geſchieht, nicht ſonderlich gefällt, — ahnde nicht das Beſte bei dieſem Schritt; aber Du wirſt ja wol reiflich überlegt haben, was Du thuſt. Was wird Eberhard, was wird Auguſte dazu ſagen! und wie kommt's, daß Dich der Kanzler nicht zurückhält? Von alle dem weiß ich nichts, da mich doch alles, was Dich betrifft, wie mein Leben intereſſirt. Wo Du auch ſeyſt, ſo biſt Du verſichert, daß Du nicht nur meine ganze Freundſchaft mitnimmſt, ſondern auch ein tiefes Bedauern aller der Stunden, welche ich ohne Dich verbracht habe, da ich ſie mit Dir hätte verbringen können. Dich noch einmal zu ſehn, ehe Du — ich hoffe nicht auf immer — Deutſchland räumſt, wäre freilich mein eifrigſter Wunſch, und ich, der mit nichts ſo geizig iſt, als mit ſeinem Leben, ich wollte gern einige Jahre deſſelben darum hingeben; aber jezt nach Berlin zu reiſen, will ſich für mich leider ſchlechterdings nicht thun laſſen. — Ich dürfte, wie geſagt, nach einer nähern Nachricht von Deinen Urſachen. Aus Deinem Brief zu ſchließen ſcheint es beinahe, als ob in Deiner Lage nichts zu thun war, als entweder Deutſchland zu verlaſſen, oder auszugehn. Bleibe ja bei Deinem Entſchluß, daß dies das Lezte ſeyn ſoll, wenn erſt Alles verſucht iſt; denn die Reſtriction: oder wenigſtens Vieles iſt Deiner nicht recht würdig, weil ſie nicht vernünftig genug iſt. Wenn wir leiden, dehnt ſich vor unſern Augen das Vergangene deſto mehr aus, je länger wir ſie darauf heften, und die Zukunft erſcheint uns deſto trüber, je lebhafter die unangenehmen Bilder des Gegenwärtigen noch vor derſelben herumſchweben. Wir glauben, daß wir Vieles verſucht, und nur noch wenig zu hoffen haben, da der kalte Vernünftige gerade das Gegentheil ſieht. Ich bleibe dabei, es kann keine Fälle geben, wo es die lezte mögliche gute That ſei, Hand an ſich ſelbſt zu legen; denn jeder Augenblick, um den man den Aufenthalt eines denkenden Weſens in der Welt verlängert, iſt an ſich ſelbſt eine gute That. Aber wozu das alles? Ich ſehe nicht ein, was es für Fälle geben ſollte, die Selmarn dahin bringen könnten, ſeine lebenswürdige Toleranz hierin in einen nicht ſo lebenswürdigen Indifferentismus ausarten zu laſſen. Ob ich dieſen Winter noch in Dr.(oſſen) bleibe, weiß der Himmel, und wo möglich auch der nicht einmal. Soviel Du von der wunderlichen Gemüthsart Deines Vaters gelitten haben magſt, eben ſo viel leid' ich von dem eigenſinnigen Wankelmuth des meinigen, dem ich doch, da er mich unbegränzt liebt, nichts als Vorſtellungen entgegenſezen kann, die bei ihm nichts fruchten. Gibt es irgend einen Zuſtand, wo man entſchuldigt werden kann, wenn man ausgeht, ſo iſt es gewiß der, wo man nicht frei handeln kann; denn hierin beſteht der ganze Werth und das eigentliche Weſen des Lebens; — ich thue es aber dennoch nicht in Hoffnung eines beſſern. An der Hülfe des Kanzlers verzweifle ich, wenn er nicht jemand um ſich hat, der ihn beſtändig erinnert; will ſich aber Eberh.(ard) meiner erinnern, ſo wird mir das ſehr ſchmeichelhaft ſeyn. Du biſt jezt das Medium meines Zuſammenhangs mit dieſem vortreflichen Manne geweſen, der mir auf dieſe Art abgeſchnitten wird, — welches mir ungemein weh thut. Wenn ihm das Stück über den Ariſtoteles beſſer gefällt, als das Geſpräch, ſo ſtimmt ſein Urtheil mit dem meinigen überein, und ich glaube, wir werden auch darin gleich denken, daß an keinem von beiden etwas Rechtes iſt, und daß es mir vortheilhafter geweſen ſeyn würde, wenn er keins von beiden geſehn hätte. Deinen Anmerkungen über das Geſpr.(äch), ſo wie überhaupt Deinem Briefe ſehe ich mit dem größten Verlangen entgegen.

Für Deine übrigen Nachrichten dank' ich Dir deſto mehr, je koſtbarer Dir die Zeit dazu geweſen ſeyn wird; dem Tſchirſchky beneid' ich ſeine Reiſe nach Italien nicht wenig, er wird ſie gewiß nicht den zehnten Theil ſo gut benuzen als andre, und wird mit 4000 Thlr. eben ſo wenig auskommen, als wenn er noch 5mal ſo viel dazu hätte. Wenn Du ſeinen Vetter in Leipzig ſiehſt, ſo grüße ihn von mir; dieſer iſt mir noch 2 Louisd'or ſchuldig, — das iſt der Vortheil, den ich vom Halliſchen Spielen gehabt habe. Aus dem Agathon kann ein vortrefflicher Mann werden, wenn ihn ſein Bruder nicht verzieht. Iſt dieſer denn wirklich verlobt? Iſt Toepliz (der ſo genannte Pächter) in Halle? Iſt Müller noch da? Alles das und tauſend anderes möcht' ich Dich noch fragen, wenn Du mir darauf antworten könnteſt. O daß Du doch nach Frankfurth kämeſt!

Du wirſt dieſem unleſerlichen Geſchmiere, zu dem ich das erſte Papier nahm, was ich fand, die größte Eilfertigkeit anſehn. Vergiß mich nicht. Vergiß mich nicht. Schreibe mir ſo bald, ſo oft und ſo viel du kannſt, und lebe beſtändig ſo wol als Du es verdienſt. Das Schickſal hat bisher mit uns Exherrnhutern ſo ſonderbar geſpielt, daß ich nicht zweifle, Dich auch noch dieſſeits des Styx, (an die Lethe glaub' ich nicht, wie Du weißt,) einmal zu umarmen. Ewig Dein treuer u. ſ. w.

Droſſen, d. 18. Novbr. 1789.

Das dacht' ich freilich, da ich ſo lange auf einen Brief von Dir warten mußte, daß Du verreiſt ſeyn müßteſt, l. Selmar; aber auf Dresden wär' ich juſt nicht gefallen. Wenn die Zeiten für Dich ruhiger wären, ſo dürfteſt Du mir die Erzählung davon nicht ſchuldig bleiben, wie Du Dich mit Deiner Jenny amüſirt haſt. Daß Du viel gelitten haſt, armer Freund, daß die letzten Tage in Halle ein ſchwerer Zeitraum für Dein empfindliches Herz waren, wer kann davon lebhafter überzeugt ſeyn, und wer kann mehr mit Dir gefühlt haben, als ich! Aber daß Du den Vorſatz gefaßt hatteſt die letzten 3 oder 4 Tage ruhig zuzubringen, und daß Du geglaubt hatteſt darin zu reuſſiren, darüber würd' ich mich bei Deiner Kenntniß des menſchlichen Herzens wundern, wenn ich nicht wüßte, daß man bei ſo bewandten Umſtänden ſelten im Stande iſt dieſe Kenntniß zu benutzen, — man weiß nichts von ſeinem Herzen, als daß es ſehr reizbar iſt, und daß es ſich nach Ruhe ſehnt —, wie ſollte man der Verſuchung widerſtehen, zu glauben, daß man ſich dieſer Ruhe werde bemächtigen können, da man ſie ſo ſehr wünſcht? — Nein, mein beſter' Brinkmann, dieſe Tage würden, Du möchteſt ſie angewendet haben, wie Du gewollt hätteſt, immer ſehr unruhig, ſehr ängſtlich für Dich geweſen ſeyn, und es war ein ſehr glücklicher Umſtand, daß der Vorſchlag des Kanzlers ſie abkürzte, ſo wie es ſehr vernünftig von Dir war, denſelben anzunehmen. Daß Du den Winter über in Berlin bleiben willſt, iſt ebenfalls ſehr vernünftig, und die Nachricht war für mich unausſprechlich angenehm, — ich kann der Hoffnung nicht entſagen, Dich auf dieſe Art noch einmal zu ſehen. Wenn Berlin Dich nicht in Deutſchland zurückhalten kann, dann geb' ich Dich verloren. Sollte aber Berlin wirklich ſo viel nicht vermögen, ſo wird es doch im Stande ſeyn, Dich, ſo lange Du da biſt, äußerſt glücklich zu machen. Wie viel Männer wirſt Du nicht kennen lernen, um die ich Dich beneide! Verſtehſt Du wol, daß ich aufhören werde Dich zu beneiden, wenn Du verſprichſt hübſch mit mir zu theilen, und mich mit genießen zu laſſen, was Dein gutes Glück Dir beſchieden hat? Warlich ein gutes Glück, und das wirſt Du einſehen, ſobald Du den erſten Schmerz der Halliſchen Trennung wirſt verwunden haben, und außer den Männern, wer weiß was Du etwa für Weiber finden wirſt, die getreuer als Eliſe, und eben ſo edel und gut als Auguſte und Agnes ſind! Zuerſt die ſchöne Gräfin, an welche Du die berüchtigte Epiſtel geſchrieben haſt. Du ſiehſt, ich bin ordentlich von Dir und Berlin betaumelt, und allem Anſehen nach wird dies keiner von den ſchönen philoſophiſchen Briefen werden, wegen derer Du ſo ſehr in meiner Schuld biſt. Armer Schelm! Wie Dich das auf dem Herzen drücken mußte! Dieſe Stelle aus Deinem Briefe kommt mir gerade ſo vor, als wenn Du bei'm Abſchied aus irgend einem Bruderhauſe Dein Chor hätteſt um Vergebung bitten wollen. In der That, wenn's mit Deinem Bekenntniß Ernſt wäre, ſo wäre es ſchlimm genug. Wie, Du hätteſt ſeit meiner Zeit viel geſchwazt, aber wenig raiſonnirt? Und haſt doch Eberhard, den Patriarchen des Raiſonnements, und Müller und Schwerin um Dich gehabt? Was unſere Unterhaltungen betrifft, ſo will ich freilich in allen Ehren davon geſprochen haben, und ich denke noch immer im Segen daran; aber ohne Dir ein Compliment zu machen, — welches wenn es ſich auch ſonſt denken ließe, doch hier völlig wegfällt, da ich das Chor vorſtelle, und das Chor nicht in der Art hat Gegen-Complimente zu machen —, denk' ich, daß ich immer derjenige war, welcher den meiſten Vortheil davon gehabt hat, wenigſtens ging ich immer gerechtfertigt und getröſtet in mein Haus. Und was die Briefe betrifft, die ſo ſchön, ſo philoſophiſch geweſen ſeyn ſollen, ſo mögen ſie Dir freilich manchmal eben ſo viele Langeweile gemacht haben, als das ſchlechte Geſpräch, was Du mir zurückgeſchickt haſt, und was ich erſt jezt recht ſchlecht finde; aber Du kannſt auch nicht glauben, was es für ein Vergnügen iſt, ſich gegen einen ſo guten Freund ſchriftlich recht ſatt zu radottiren, da man nicht über jedes ſchlechte Wort, und über jeden trivialen Gedanken, den man vorbringt, zu erröthen braucht. Ich will mir aber diesmal das Vergnügen nicht machen, ſo ſehr ich es auch liebe; denn ich habe mir feſt vorgenommen dieſen Brief heute fortzuſchicken, und damit iſt es hohe Zeit. Sieh ihn nur als eine

Karte an, die man in großen Städten abgibt, um zur glücklichen Ankunft zu gratuliren, und ſich nach dem hohen Wolbefinden zu erkundigen.

Ich wünſche jezt ernſtlich, daß mein Aufſaz über den Ariſtoteles beſſer ſeyn möge, als er iſt, damit es Eberhard der Mühe werth achten möge, mir ihn wieder zu ſchicken, — ſo bekäme ich eine Gelegenheit an ihn zu ſchreiben. Dieſer Gedanke iſt ſehr eigennüzig, und ſoll deswegen nicht die Oberhand gewinnen. Es wäre nefas Eberharden, der ſo mehr beſchäftigt iſt, als ihm zu wünſchen wäre, zuzumuthen einen Brief von einem ſolchen homuncio zu leſen. Aber wenn Du an ihn ſchreibſt, welches Du ohne Zweifel thun wirſt, ſo empfiehl mich ihm. Empfiehl mich auch Deinem Wirth zu Gnaden, wenn Du es über's Herz bringen kannſt.

Was mich betrifft, ſo bin ich hier kränklich und verdrüßlich geweſen, und habe mehr vegetirt als gelebt, Viel geleſen, aber leider nur wenig gedacht. Beinahe hätt' ich einmal aus Unmuth den verzweifelten Streich begangen zu predigen. Doch hab' ich zwei kleine Aufſäze gemacht, Ueber den gemeinen Menſchenverſtand, und Ueber das Naive,*) die wenigſtens beſſer ſind als der Schefel, den Du von mir geleſen haſt, und über den Du mir noch Anmerkungen ſchuldig biſt. Sie liegen gleich dieſem in meinem Pult, und warten auf das Reifwerden meines Verſtandes; — damit wär's wol endlich Zeit, wenn es noch in dieſem Leben geſchehen ſoll. Lebe wol, laß in dem großen Berlin auch ein Plätzchen für mich in Deinem Herzen übrig und ſchreibe mir bald.

Droſſen d. 9. Decbr. 1789.

Was für ein großes Behagen Deine Epiſtel über meine ganze Seele ausgegoſſen, und wie angenehm ſie mein Herz, welches nach ſolcher Nahrung ſchmachtet, und in dieſem einzigen Punkt etwas unerſättlich iſt, afficirt hat, das wirſt Du am beſten daraus abnehmen können, daß ich mich gleich den Tag nach dem Empfang derſelben hinſetze, um ſo viel an mir iſt eine andere herauszulocken. Dies iſt alles, was ich thun kann; denn ich bin gegenwärtig nicht im Stande, Dich mit einem Gegenſtück dazu zu regaliren, ja, ich fühle nur gar zu gut, daß dies leicht völlig über meine Kräfte ſeyn könnte. Außer alle dem ſchönen, was ich mittelbar und unmittelbar aus Deinem Brief lernen kann, außer dem lieblichen Bilde Deines Herzens, das mit dem Pinſel der freundſchaftlichen Vertraulichkeit darin entworfen iſt, hat er noch ein Verdienſt, das größte in meinen Augen, daß er mich, gleich in dem Augenblick, wo mein Freund in eine ganz neue Sphäre ſich geworfen hat, nichts als eine frohe und glückliche Zukunft für ihn, nicht nur ahnden, — denn geahndet hat mir das immer —, ſondern ganz deutlich vorausſehen läßt. Mit Nachrichten, welche Dich ſo intereſſiren, ſo Dein ganzes Herz ausfüllen würden, kann ich Dir, wie geſagt, nicht dienen. — Deinen Abſchied von H(alle) würde ich gar nicht erwähnen, wenn es mir nicht ſchiene, als ob Du über Eb(erhard) und Niem(eyer) eine kleine Ungerechtigkeit gegen den ausgeſuchten Zirkel akademiſcher Freunde begingeſt, in welchem Du doch, wie ich ganz gewiß verſichert bin, viele der angenehmſten Stunden verbracht haſt, und deſſen Du dennoch mit keinem Worte gedenkſt. Aber ſo geht es; in dieſer Perſpective ſchwindet das Kleine auch unverdienter Weiſe vor dem Größeren völlig dahin. Ueberdies waren freilich dieſe Freuden für Dich nicht ſo rein als jene: die Blüthe der Empfindſamkeit war bei unſern Halliſchen Jünglingen vielleicht etwas zu ſehr mit dem um ſich wuchernden Geſträuch vermiſcht, welches aus einem friſchen ſanguiniſchen Temperament hervorſprießt. Was machen Schwerin und Müller? Sind ſie noch in Halle? Iſt der Richard des lezteren gedruckt? — Ich glaube gern, daß Du genug zu thun haben wirſt, ehe Du Dir einen ſolchen Cirkel in Berlin bildeſt, und daß Du ihn überhaupt in der eigentlichen daſigen großen Welt nicht finden wirſt. Dieſe beſteht durchgängig aus den verhärtetſten Egoiſten, auf welchen wahre Freundſchaft und moraliſches Gefühl gar nicht haften kann. Ihre Geſelligkeit, ſo groß und weit umfaſſend ſie auch zu ſeyn ſcheint, iſt eitel

---

*) Der Leztere hat ſich noch in ſeinem Nachlaß vorgefunden.

Trug, und wenn einer etwas für den andern zu thun ſcheint, ſo ermangelt er nicht bei nächſter Gelegenheit ſtrengſte Abrechnung mit ihm zu halten. Jeder will den andern gewinnen und beſtechen, und da er an ſich ſelbſt die Erfahrung gemacht zu haben glaubt, daß der Menſch keine andre reizbare Seite hat als die ſinnliche, ſo zieht ein jeder dem andern ſo viel als möglich die ganze wahre Menſchlichkeit aus, und möchte noch dazu am liebſten das Anſehen haben, daß er dieſe beſchwerliche Operation aus lauter Dienſtfertigkeit übernähme. Es mag auch keine Freude ſeyn dieſe Leute zu ſehn und zu beobachten; denn wenn auch ein jeder einzelne von einem jeden andern, für ſich betrachtet, unterſchieden iſt, ſo iſt er dafür die treue Kopie von allen insgeſammt. Wenn ſich einmal Tugend und Weisheit an den Plaz verirren, der eigentlich der Microcosmus dieſer großen Welt ſeyn ſoll, ſo wird entweder dieſe Verbindung aufhören, und ein ſolcher König wird keinen Hof, ſondern bloß einige Freunde haben, wie weiland Friedrich, oder es wird daraus eine mehr oder weniger veränderte, immer aber lächerliche Kopie des närriſchen Gemäldes entſtehen, welches uns Wieland an dem Hof des platoniſirenden Dionyſius darſtellt. — Das Wort Tugend, lieber Selmar, klingt freilich verdächtig genug in dem Munde eines jeden ſolchen Atomen der großen Welt; es iſt nichts als baarer Eigennuz, und in dieſer Rückſicht wird mir für Dich ein wenig bange. Es iſt ein großer Unterſchied, ſein moraliſches Syſtem zwiſchen den Klippen Hippiaſtiſcher Spizfindigkeiten glücklich hindurch winden, und — in ſeiner ſittlichen Praxis nicht zu leiden an einem Ort, wo durch den beſtändigen Anblick verkehrter Handlungsweiſen das Gefühl für practiſche Conſequenz und Einheit der Maximen nach und nach abgeſtumpft werden muß. Darum wirſt Du nicht genug eilen können, einen Kreis zu finden, der Dir das Gegengift gegen dieſe Fährlichkeit darbietet. Aber dieſe iſt leider nicht die einzige, die ich ſehe. Dein Gebäude von Tugend und Sittlichkeit ſtüzt ſich jezt auf die Begriffe von Geſelligkeit, von Wolwollen, und daraus entſtehender Glückſeligkeit. Ich fürchte nicht, daß Du dieſer Glückſeligkeit den Abſchied geben wirſt, um ſie gegen jenen Zuſtand von Berauſchung und Beſinnungsloſigkeit zu vertauſchen, mit dem Du Gelegenheit genug haſt näher bekannt zu werden, — dazu kenn' ich Dich zu gut. Aber wie leicht iſt es nicht möglich, daß jene Begriffe ſelbſt durch die Anſicht einer Menge, welche dieſelben ganz ausgezogen zu haben ſcheint, in Deinen Gedanken, von ihrer Allgemeinheit und angeſtammten Würde und Oberherrſchaft nach und nach ſo viel verlieren, daß Deine Tugend nicht ſicher genug auf denſelben zu ruhen ſcheint?! Wie leicht kannſt Du nicht dahin gebracht werden, einen andern Grundſtein für dieſelbe zu ſuchen, und in der Eile Deine Augen auf gewiſſe Begriffe oder vielmehr gewiſſe Vorſtellungen zu richten, welche doch immer die erſte Gelegenheit zu Deinem Character gegeben haben, bei welchen Du Dich in Gedanken in die ſelige Zeit der Unſchuld und der Unwiſſenheit eines Syſtems von Untugend verſezen mußt, und deren Unzulänglichkeit ſich Dir eben darum verbergen kann, weil Du ſchon zu lange aus dem Kreiſe heraus biſt, wo man ſie als den einzigen Grund der Sittlichkeit aufführt! Sichere mich vor dieſem Rückfall, und ich habe keine Beſorgniſſe weiter Deinetwegen. Ich will Dir ſagen, was mich auf dieſe Idee gebracht haſt. Es iſt der Ausdruck, daß Tugend bei den Meiſten ein eben ſo ſchwankender und verdächtiger Begriff ſei, als die längſt abgetragene Frömmigkeit. Dies klingt für die lezte ſehr vortheilhaft; ich las in Deiner Seele, daß Du die Vergleichung fortſezteſt, und ich fand, daß ſie bei ſo bewandten Umſtänden leicht zum Beſten der leztern ausfallen könnte, — ich fand, daß es ſehr traurig wäre, wenn Du bloßen Religions-Begriffen ein Amt wieder auftragen wollteſt, was bisher wirklich ſittliche Begriffe verwaltet haben: ich ſah im Geiſt, wohin Du wieder zurückkehren könnteſt, wenn das Beſtreben ein Engel zu werden, welches immer der Frömmigkeit zum Grunde liegt, an die Stelle des Vorſazes träte, blos ein guter Menſch ſeyn zu wollen. Verzeih mir dies ganze Deraiſonnement; es hat ſeinen Urſprung in den Gegenſtänden, womit ich mich jezt täglich beſchäftige.

Wenn Du Deine philoſophiſchen Briefe an Jenny ſchreibſt, möcht' ich wol hinter Dir ſteh'n und Dir über die Achſel ſeh'n;

ich preiſe ſie ſelig deswegen, aber ich finde es in der That ein wenig ungerecht, daß eine einzige, ſie ſei ſo vollkommen als ſie wolle, dasjenige ausſchließend genießen ſoll, woran außer ihr nicht nur einige wenige Freunde, unter die ich zu gehören das Glück habe, ſondern das ganze Publikum Anſprüche zu machen haben, welche nicht verwerflich ſind. Darum nimm in's Künftige hübſch Kopieen von dieſen Briefen, oder vielmehr laß Dir einen Rath gefallen, den ich für mein Theil für noch beſſer halte. Schicke Deine Briefe auch ohne Kopieen weg, laß gerade ſo viel Zeit verſtreichen, als nöthig iſt, damit der Enthuſiasmus der Liebe, welcher Dich bei'm Schreiben an Jenny beſeelte, etwas verrauche, und nur die ruhige Lebhaftigkeit der Gedanken und Bilder zurückbleibe, welche dem Vortrag eigen iſt, wenn man an einen Freund über einen intereſſanten Gegenſtand ſchreibt. In dieſer Verfaſſung bearbeite Deine Gegenſtände noch einmal, und ſie werden nothwendig den Beifall des beſſern Publikums erhalten, welches aber nicht Jenny iſt. Doch ich finde es ſehr vorwizig, gleichſam ein Recept zu Deinem Zugemüſe geben zu wollen, da ich doch noch nicht weiß, unter was für einer Geſtalt Du es auf die Tafel bringen willſt. Was den Selbſtmord anbelangt, ſo iſt mir Deinetwegen gar nicht bange; Du wirſt vielleicht die Rechtmäßigkeit deſſelben beſtändig behaupten, aber niemals von dieſem Saz Gebrauch machen, ich werde ſie gewiß immerfort leugnen, aber wer weiß wozu mich die Umſtände einmal bringen können. Auch ich habe gegen die Mendelsſohn'ſchen Säze Manches einzuwenden, aber nicht ſo fern er den Selbſtmord mißbilligt, ſondern ſofern er ihn als Aufopferung für's allgemeine Beſte zuläßt. Dieſe Aufopferung iſt immer nur eine unvollkommene Pflicht; die Erhaltung meines Lebens aber iſt eine vollkommene, nicht zwar an ſich, aber als Bedingung der Erfüllung vollkommner Pflichten, von denen ich gewiß in jedem Augenblick meines Lebens eine oder die andere auf mir liegen habe. Dieſe Mendelsſohnſche Einſchränkung des Verbots würde übrigens die Gewißheit des Erfolgs vorausſezen. War er nicht durch das Beiſpiel der ſchönen Lucia abgeſchreckt, die ſich den Lüſten eines Tyrannen überließ, um einen geliebten Gemahl zu retten, und ihn nach vollbrachtem Opfer todt im Kerker fand? Was Dir — abgerechnet die Ideen von der jüdiſchen Geſezgebung — in Jeruſalem nicht koſcher ſcheint, möcht' ich ſehr gern näher wiſſen. Ich beſinne mich nur auf einen Punkt; er betrifft die Mendelsſohn-Kleiniſche Theorie vom Urſprung der Verbindlichkeit in den Verträgen. Hierüber hab' ich ſchon vor langen Zeiten einige Briefe aufgeſezt, — ſie ruhn mit ihren übrigen Geſpielen. Lebte Mendelsſohn noch, ſo würde mir Dein Aufenthalt in Berlin noch um Vieles intereſſanter ſeyn, und da Du ohne Zweifel auf einen ſehr guten Fuß mit ihm kommen würdeſt, ſo würd' ich manche Frage durch Dich an ihn gelangen laſſen. An Nicolai hingegen hab' ich nichts zu beſtellen, und an Engel auch nicht. Wie der erſtere Dir ſo vorzüglich intereſſant ſeyn kann, das geht über meinen Horizont; um es mir nur einiger Maaßen zu erklären, ſehe ich mich genöthigt etwas ſehr unwahrſcheinliches anzunehmen, nemlich daß er in ſeinem Umgang ein ganz anderer Mann iſt, als in ſeinen Schriften, — was für ein langweiliger Ton, was für ein monotoniſcher Unwiz herrſcht nicht in dieſen! Sage mir, quält er nicht alle Geſellſchaften mit Starcks dickleibigem Buch und mit Katholizismus? Das Tetens'ſche Epigramm hat mich, als ſolches, ungemein amuſirt; es iſt aber gut, daß er ſich dieſes electriſchen Funkens nicht vor dem Publikum entladen hat: man erſcheint vor dieſem nicht mehr unpartheiiſch, wenn man eine Sache beſtreitet, über die man vorher ſchon auf dieſe Art abgeſprochen hat. Das Publikum beurtheilt alle Schriftſteller nach dem großen Haufen derſelben, und was würde dieſer nicht thun, um einen wizigen Einfall aufrecht zu erhalten, der einmal unter ſeinem Inſiegel ausgegangen iſt? — Apropos, Kieſewetter hält ja Kantiſche Vorleſungen in Berlin; wird Dich die Neugier nicht einmal hineintreiben? Vielleicht bekehrt Dich der Heiland unverſehens durch dieſen Apoſtel. Eberhard wird ſich freuen einen neuen Mitſtreiter an Tetens zu bekommen. Was ſchreibt Dir der vortreffliche Mann? Sezt er das Magazin noch fort? Die Reinholdſche Recenſion, von der Du mir ehemals ſchriebſt, hab' ich endlich vor ohngefähr 14 Tagen geleſen, und nicht nur geleſen, ſondern auch aus verſchiedenen Urſachen abgeſchrieben; es iſt viel merkwürdiges drin, das merkwürdigſte aber iſt dies: die ganze Welt hatte vermuthet, mit einem Mann wie Eberhard wenigſtens würde Kant ſelbſt eine Lanze zu brechen ſich herablaſſen, aber was thut er? Er ſchickt ſeine Anmerkungen einem ſeiner Anhänger, und dieſer läßt ſie Lappenweiſe wohlbeklammert in ſeine Recenſion einrücken. Sonach iſt unſerm Eberhard ſein Urtheil geſprochen; er gehört nicht unter die, welchen die Wahrheit am Herzen liegt, denn denen wollte Kant ſelbſt antworten, ſondern zu denen, die ihr altes Syſtem und ihre Vorurtheile nicht wollen fallen laſſen, und die er laut der Vorrede zur Kritik der practiſchen Vernunft ihrem Schickſal überläßt. Wenn Du an ihn ſchreibſt, ſo lege ihm bei Gelegenheit meine Ehrfurcht zu Füßen. Die guten Nachrichten von den Selmarianis freuen mich ausnehmend, und ich erwarte dergleichen nun immer mehrere zu hören. Nur mußt Du aus der Verſchiedenheit der Beurtheilung keinen Schluß auf Dein größeres oder geringeres Talent zu dieſem oder jenem Fach der Poeſie machen. Göckingk iſt ſelbſt in der Epiſtel am ſtärkſten; er hat die Regeln und Schönheiten derſelben am meiſten inne, und hat die Deinigen damit verglichen: das Uebrige hat nicht ſo vielen Eindruck auf ihn gemacht, als ſeine Lieblingsform, — ſehr natürlich! Bei dem Leipziger Recenſenten findet vielleicht der umgekehrte Fall ſtatt. Wenn ein Schriftſteller der Stimme ſeiner Recenſenten und Kritiker folgen ſollte, ſo wäre er in dem traurigen Fall des kleinen blauen Mannes in Vetter Jacobs Launen, — der eine räth ihm dies, der andre grade das Gegentheil —: Laß ſie reden, wenn ſie Dir den Kram nicht verderben; ein jeder reitet ſein Steckenpferd. Aber das thäte ich, wenn ich wie Du wäre: ich hielte mir jemand, der alle etwas ausführliche Recenſionen der Selmariana abſchreiben müßte. Es wird doch aus den einzelnen Beurtheilungen einer jeden etwas zu lernen ſeyn, um ſo mehr, wenn man ſie alle mit einander vergleichen kann. Fahre fort mir mitzutheilen, was Du davon lieſeſt, — denn ich ſehe hier außer der Allgemeinen Literatur-Zeitung und der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek kein kritiſches Blatt —, und erhalte mich beſtändig in der troſtreichen Gemeinſchaft alles Deines Thuns, Deines Studirens, — wovon ich mich wundre, wo Du die Zeit dazu hernimmſt —, und Deiner Bekanntſchaften, damit ich hübſch au fait bin, wenn uns der Himmel wieder zuſammenführt.

Von meinem Thun wäre blutwenig zu ſagen; ich vegetire mehr als ich lerne, und verlerne mehr als ich ſtudire. Studir' ich ja etwas, ſo iſt's theologiſcher Wuſt, mit dem ich mich wieder bekannt mache, weil ich mich, geliebt's Gott, in Berlin examiniren laſſen will, — eine ekelhafte Bekanntſchaft; und doch kommt viel darauf an; denn es fehlt nur noch, daß dieſes Examen unglücklich abläuft, ſo ſeh' ich mich genöthigt, mich, (weil es doch nicht erlaubt iſt auszugeh'n,) bei dem erſten beſten Bärenführer, der durch Droſſen kommt, als Dudelſackpfeifer zu engagiren; denn meine Lunge iſt noch erträglich. Eine luſtige Affaire! Das Schreiben hab' ich völlig für dieſes Leben aufgegeben, weil ich ſo gewiß als von meiner eignen leider ſehr unnüzen Exiſtenz davon überzeugt bin, daß in dieſem Stück niemals etwas aus mir werden kann. Es iſt alſo nur noch ein Stück meines Zuſtandes übrig, wovon Dir Nachricht zu geben wäre, nemlich mein Denken. Dies geht gegenwärtig darauf, mir einen für mich ſehr ſchweren Theil der praktiſchen Weisheit zu eigen zu machen, von dem Gott gebe, daß Du ihn noch lange nicht brauchen mögeſt. Mir aber zeigt meine Kränklichkeit an Leib und Seele und alle Umſtände nur zu deutlich, daß ich bald in dem Fall ſeyn werde dieſe Kunſt anzuwenden, — es iſt die Kunſt gelaſſen und weiſe zu ſterben. Du weißt, daß ich den Freund Hain niemals geſucht habe, daß ich deſto mehr am gegenwärtigen hänge, je weniger ich von der Zukunft zu wiſſen glaube, und Du kannſt daraus ſchließen, daß es für mich ein ziemlich ſchweres Kapitel iſt, ihm ſo ohne alle Emotion unter die Augen zu ſehn. Es kommt darauf an ſich zu überreden, daß man nichts verliert, was der Mühe werth iſt, es mag nun Alles aus ſeyn oder nicht. In dem lezten Fall ſcheint ſich's ſehr gut zu ſterben, das himmliſche Paradies mag nun liegen wo es will; — aber wie nun, wenn man bis zum jüngſten Tag ſchlafen müßte? Ein fataler Umſtand! Dem Hamlet im Monolog war das Träumen das was ihn ſchreckte, mir wär' es in dieſem Fall der einzige Troſt; nicht gerechnet, daß bisweilen das Träumen beſſer, angenehmer, ſogar regelmäßiger iſt als das Wachen, ſo ſind doch Träume immer Vorſtellungen, und Vorſtellungen ſind nun einmal das, worein ich mich verliebt habe. Und nun vollends — ſterben und dann gar nichts mehr — ein Weſen das Gefühl für Ordnung, für Sittlichkeit und für Gott hat, — freilich unwahrſcheinlich, aber wenn's nun wäre! Meine Phantaſie, die mir ſonſt ſehr gehorſam iſt, wenn ich ihr gebiete mir eine angenehme Illuſion aus dem Gebiete dieſes Lebens zu machen, ſo bunt ich ſie auch bisweilen verlange, will ſchlechterdings wie ein ſtetiges Pferd nicht über dieſen Punkt hinweg. — Lebe wol, ſchreibe mir bald, recht ausführlich und recht herzlich.

Droſſen, d. 8. Febr. 1790.

Deine Briefe, liebſter Brinkmann, bleiben für meine Begierde viel zu lange aus, und ich kann mir das Vergnügen nicht verſagen, mich wieder einmal mit Dir zu unterhalten, ob ich gleich nach der Etikette des Briefwechſels erſt eine Antwort von Dir abwarten ſollte. Ich lebe noch immer der Hoffnung Dich nach Oſtern in Berlin zu ſehen; aber die Zeit bis dahin dünkt mir noch ein wenig lange; ich wünſche mir oft zu ſeh'n, wie Du mit Deiner Zeit und mit Deiner Kraft zureichſt, um Alles zu faſſen, was in den weitläuftigen Geſichtskreis gehört, welchen Du Dir gezogen haſt, — und das einzige was ich fürchte iſt dieſes, daß der junge Politikus und der feine Mann, der ſich für die große Welt bildet, in Dir nach und nach den Freund der Literatur und der Philoſophie verſchlingen wird. Dadurch wirſt Du freilich immer mehr eine bemerkte Partikel in jenem großen Chaos werden, wo ſonſt die meiſten Theile an dem Ganzen völlig verſchwinden; aber leider wird dadurch auch das Bild eines abweſenden Freundes immer ſchwächer in Deiner Seele werden, wenn er nicht ernſtlich darauf bedacht iſt bald dieſen bald jenen Zug deſſelben wieder aufzufriſchen, bis er ſich Dir zu einer glücklichen Stunde ſelbſt wieder darſtellen kann. —

Deine arme Epiſtel an eine junge Gräfin hat, wie ich ſehe, eine abermalige Verfolgung ausgeſtanden.*) Der Recenſent hat ſich nemlich berufen gefühlt, ſein Urtheil gegen das Eberhardiſche Gegenurtheil gebührend zu vertheidigen. Was es doch für eine große Kunſt iſt, aus ein paar abgeriſſenen Zeilen eine unbeſtimmte Beſchuldigung herauszudrechſeln! Dies ſchöne Beiſpiel hat mir vor dem ganzen Kritiken- und Antikritiken-Weſen einen kleinen Ekel beigebracht. Es kommt dabei gar zu viel auf den guten Willen an, und über dieſen wird der Partheigeiſt, welchen die Kantianer im höchſten Grade beſizen, bei dem geringſten Anlaß Herr. Sie haben wirklich omnem lapidem in Bewegung geſezt, um dem Magazin einen Kleks anzuhängen. Bei der Recenſion im Junius wußte Reinhold noch nicht, daß der Kantiſche Commentator, den E(berhard) einmal citirt hatte, Herr Schmid war, — und wie konnte er auch bei ſeiner *πολυπραγμοσύνη* auf eine ſolche Kleinigkeit geſeh'n haben, ob ſie gleich ſehr merkwürdig iſt —; jezt hat er es glücklich erforſcht, er hat ihn mit ſich fortgezogen, und nun haben dieſe drei Herren unſerm guten Theophron in dem Intelligenzblatt des Julius eine rangirte Bataille geliefert. Du haſt dies alles vielleicht ſchon wieder vergeſſen; ich aber habe es erſt vor weniger Zeit geleſen und mich dabei des Lächelns nicht enthalten können. Solche Künſte geben bei mir für die Sache, zu deren Behuf ſie ausgeübt werden, kein gutes Präjudicium. Niemand hat wol in dieſer Sache deutlicher bewieſen, daß die große Philoſophie nicht vor den gröbſten Fehlſchlüſſen ſichert, als Reinhold. Er will behaupten, daß, weil jeder Schriftſteller ohnſtreitig der beſte Ausleger ſeiner Meinung iſt, auch ſeine Autorität am beſten entſcheiden kann, ob ein andrer ihn verſtanden hat. Dies auf E(berhard) und K(ant) angewendet, würde freilich ein für den erſten ziemlich nachtheiliges Reſultat geben; aber der Schluß ſezt voraus, daß K(ant) auch E(berhards) Auslegung verſtanden hat, und das läßt ſich doch wenigſtens nicht ſo unerwieſen auf Autorität annehmen. Alles dies muß Dir ziemlich Anti-Kantiſch ſcheinen, und dennoch kann ich Dich aufrichtig verſichern, daß ich von Tag zu Tage mehr im Glauben an dieſe Philoſophie zunehme, und zwar deſto mehr, je mehr ich ſie mit der Leibniziſchen vergleiche. Hiezu hab' ich kürzlich einen trefflichen Beitrag gefunden, da wo ich es am wenigſten vermuthete. Du mußt wiſſen, daß ich jezt ziemlich fleißig in den traurigen und finſtern Abgründen der Theologie herumirre; in der Abſicht mir vielleicht ein neues Licht dafür anzuzünden, griff ich neulich Töllners vermiſchte Aufſäze, eine periodiſche Schrift, die leider nicht lange gedauert hat. Ich hatte nur gelehrte theologiſche Abhandlungen erwartet, und erſtaunte nicht wenig einen Schaz von Metaphyſik zu finden; ich ſah, daß Töllner als Philoſoph ebenſo merkwürdig iſt, als als Theolog, und ich wurde überzeugt, daß er, wenn er jezt noch lebte, die Kantiſche Philoſophie eben ſo eifrig vertheidigen würde, als er zu ſeiner Zeit der Leibniz-Wolfiſchen anhing; denn er war ſcharfſinnig genug verſchiedne Mängel derſelben einzuſeh'n, ob er gleich nicht den rechten Weg einſchlagen konnte, ihnen abzuhelfen.*) Er tadelt gleich Anfangs alle damaligen Beweiſe für den Saz des Nichtzuunterſcheidenden ſehr ſcharfſinnig, und unternimmt daher, einen neuen Beweis der Einheit Gottes zu führen, welcher mit dieſem Saz nicht zuſammenhinge. Er nimmt ihn daher, daß Gott unter allen Realitäten auch die größte äußere Möglichkeit zukommen müſſe, welches nicht möglich wäre, wenn es mehr als ein Individuum dieſer Art gäbe. So wenig dieſer Beweis ſtich hält, ſo ſcharfſinnig iſt er doch, und mit dem Vorigen verglichen hat er mir zu allerhand Betrachtungen Anlaß gegeben. Es läßt ſich für das Prin[cipium] indisc[ernibilium] ein ſtrenger Beweis führen, weil es die innern Beſtimmungen (nach Wolfiſcher Terminologie) nicht nur als Grund, ſondern auch als Folge der äußern denken läßt. Dieſer Beweis läßt ſich mit der Kantiſchen Entſcheidung über dieſen Grundſaz ſehr gut reimen; aber er giebt auch das Reſultat, daß die Grenzlinie, die die Wolfiſche Philoſophie zwiſchen inneren und äußern Beſtimmungen zieht, nicht richtig gezogen ſeyn kann: welches noch deutlicher daraus erhellt, weil die beziehenden Beſtimmungen wirklich Mitteldinge zwiſchen beiden ſind, und ſich alſo beide in einander verlaufen. Wenn man mit dieſen Begriffen zu der Lehre von der Einheit Gottes geht, ſo findet man, daß wirklich Gott die größte äußere Möglichkeit zukommen muß, nicht nur ſofern er als Grund von allen übrigen Dingen gedacht wird, ſondern auch als Folge von ihnen allen, wegen der Vorſtellungen, die er von ihnen bekommt, und wegen des Einfluſſes derſelben auf ſeinen Willen. So zeigt ſich daß alles, was wir von Gott wiſſen und jemals wiſſen können, ebenfalls nur äußere Beſtimmungen ſind. Aber ich muß meiner geſchwäzigen Feder Einhalt thun, die ſonſt noch eine ganze Seite Metaphyſik hinſchreiben würde, ohne zu fragen ob Dich dieſe Sachen auch hinlänglich intereſſirten. So geht es denen, die ein ſo einförmiges Leben führen als ich; ſie wiſſen von nichts zu reden als von dem kleinen Kreis von Vorſtellungen, an welchem ſie ſich gerade jezt reiben; Euch anderen ſtrömen die Gegenſtände zur Empfindung und zur Betrachtung von allen Seiten zu, und ihr verliert dafür nichts als den kleinen Vortheil, daß Ihr euch nicht nach Belieben auf einen gewiſſen Punkt concentriren könnt. Dies lezte iſt das einzige, was mir jezt zu thun möglich iſt; aber es hat auch ſeine Unbequemlichkeiten. Ein

---

*) Brinckmann war auf eine komiſche Art in den Streit verwickelt worden, welcher ſeit Beginn 1789 in dem von Eberhard gegründeten philoſophiſchen Magazin, welches alle Kräfte der Wolfiſchen Schule gegen Kant verſammeln ſollte, und in der Kant und Reinhold zugethanen Jenaer Litteraturzeitung ausgefochten ward. Die Jen. Litt. folgte den Angriffen des Magazins Heft für Heft (J. L. n. 10, 90, 174, 5); auf die Angriffe im dritten und vierten Stück erfolgte jene bekannte Recenſion Reinhold's, welche in Klammern die Anmerkungen mittheilte, welche Kant zu Eberhard's Abhandlung gemacht hatte. Schleierm. erwähnt ſie S. 40 ff. Zugleich ward im Intelligenzblatt (n. 83, 86, 87) die unten erwähnte „arangirte Bataille“ gegen Eberhard („Theophron,“ wie ihn Brinckmann in ſeinen Gedichten nannte) von Schmid, dem Verf. des Kantiſchen Wörterbuchs, Reinhold und dem Recenſenten des erſten Stücks geliefert. Der Angriff des letzteren war gegen Brinckmann gerichtet. Dieſer hatte gleich im erſten Hefte des Magazins eine „Epiſtel über das Frauenzimmer an eine junge Gräfin“ (es war die Gräfin Voß) erlaſſen, welche dem Spott des Recenſenten verfiel. Auf dieſen Angriff ſpielt Schleierm. S. 34 an. Eberhard (Magaz. Heft 3) verſuchte eine Vertheidigung, welche — charakteriſtiſch genug — an Wieland's Urtheil appellirt; gegen dieſe Antikritik und das arme Gedicht wendet ſich dann der erſte Recenſent im Intelligenzblatt zum zweiten Male und darauf bezieht ſich die vorliegende Stelle.

---

*) Das Folgende aus Töllner's Verm. A. 1767 I. S. 20 ff., 30 ff.

Körper, der zu ſtark und zu anhaltend zuſammengedrückt wird, verliert nach und nach ſeine Elaſticität. So geht es unſrer Seele bei dem Zurückziehn in ſich ſelbſt, wenn ſie ſich nicht von Zeit zu Zeit des Drucks entladen, und ihre ganze Subſtanz wieder ausdehnen kann. Hiezu gibt es nur zwei Hülfsmittel, welche ich beide entbehre: Naturgenuß und abwechſelnde Geſellſchaft; ich fühle den Nachtheil, der daraus entſteht, und wünſche bald in eine andre Sphäre verſezt zu werden, wozu mir mein Berliniſches Examen den Weg bahnen ſoll. Ich fürchte nur, mein guter Genius wird eminös die Flügel über meinem Haupt ſchütteln und davon flieh'n, wenn ich von theologiſchen Subtilitäten Red' und Antwort geben ſoll, die ich im Herzen — verlache. Aber Eberhard hat ſich auch einmal mit aller ſeiner Kezerei vom Conſiſtorio müſſen examiniren laſſen.

Die Selmariana ſind ſchon in Schleſien, wenigſtens in dem H(errn)hutiſchen Theil deſſelben bekannt, und man kennt den Verfaſſer. Meine Schweſter in G(naden)frei, welche weiß, daß ich das Glück habe mit Dir in einiger Bekanntſchaft zu ſteh'n, hat an mich verſchiedne Fragen gethan wegen einiger Stücke darin. Da ſie aber nur die Seitenzahl citirt hat, ſo konnte ich ihr nicht Genüge thun. Wenn ich daran denke, bin ich ſehr unwillig auf meinen Beutel, der mir nicht einmal erlauben will dieſe läppiſchen zwei Thaler zu ſpendiren, um mir dafür ein Vergnügen zu ſchaffen, welches mir Selmars perſönliche Gegenwart gewiſſermaßen erſezen könnte. Ich hoffe, daß Du mir bald mehr von den Urtheilen über dieſe Deine Erſtgeburt melden wirſt.

Meine Augen, an denen ich einen bösartigen Fluß habe, erlauben mir nicht weiter zu ſchreiben, und Du mußt diesmal mit einer kahlen Epiſtel vorlieb nehmen, welche Dir nichts als meine Begierde bald etwas von Dir zu hören ausdrückt. Erfülle ſie, liebſter Selmar, und lebe wol. Wenn Du an Eberh(ard) ſchreibſt, ſo empfiehl mich ihm.

Droſſen, d. 31. März 1790

Lieber Selmar! Wenn ich nicht Deinen Namen kürzlich unter dem

Zöllner'ſchen Protokoll in der Berliner Monatsſchrift gefunden hätte, und noch ſpäter von Schleſien aus verſichert worden wäre, daß Du Dich wirklich noch in Berlin befändeſt, ſo würd' ich mich in der That jezt nicht hinſezen um noch einmal an Dich zu ſchreiben. Ich fing ſchon an zu glauben, daß Du entweder ſehr plözlich in Dein Vaterland abgerufen worden, oder — absit omen — vielleicht gar in das beſſere Vaterland, wenn es wirklich ein ſolches gibt, habeſt reiſen müſſen. Zwiſchen dieſen zwei traurigen Gedanken ſchwankte ich unſchlüſſig herum, und fing wirklich ſchon an von Herzen um Dich zu trauern: ich bedauerte Dich, mich ſelbſt, Deine Freunde und Freundinnen, und den ganzen Parnaß. Du kannſt leicht denken, wie viel Freude mir durch jene Nachrichten geworden iſt. Aber in der That, mein Beſter, Du haſt es ein Bischen zu arg gemacht: einen alten Freund, von dem Du weißt, wie ſehr Dein Wolwollen zu ſeinen Bedürfniſſen gehört, vier ganze Monate in einer ſo traurigen Ungewißheit zu laſſen. Wenn man freilich bei unſerm Briefwechſel blos auf den Gewinn ſieht, den jeder Theil aus den Nachrichten und Gedanken des andern zieht, ſo wäre es ſehr natürlich, daß Du dies Commercium, wobei die Bilanz gänzlich zu Deinem Nachtheil iſt, mit gutem Vorſaz aufgegeben habeſt; aber das läßt ſich gar nicht denken: ich weiß zu gut, daß die Vorſtellung, zu dem Glück eines andern etwas beigetragen zu haben, bei Dir von ſehr großem Gewicht iſt.

Meine Schleſiſchen Nachrichten beſagen leider auch, daß Du geſonnen wäreſt, nach Oſtern nach Schweden zu reiſen. Wenn die Gerücht gegründet ſeyn ſollte, ſo würde mir es doppelt Leid thun, daß ſich durch das fatale Verlorengeh'n eines mir wichtigen Briefe meine Reiſe nach Berlin um einige Zeit verzögert hat, und nu wol erſt drei oder vier Wochen nach Oſtern vor ſich geh'n wird. Du kannſt verſichert ſeyn, daß ich, ſo ſchlecht es auch um meine Beutel ausſieht, einige Thaler nicht anſehen und heute noch nac Berlin eilen würde, wenn dies nicht gewiſſer Umſtände wegen, di zu weitläuftig ſind, als daß ich ſie Dir hier auseinander ſezen könnte für mich von gar zu nachtheiligen Folgen für die Zukunft wäre. Wen es Dir irgend möglich iſt, und Du an meiner Ruhe und Zufriedenheit noch einigen Antheil nimmſt, ſo laß mich bald, recht bald erfahren, wie es eigentlich um Dich ſteht.*) —

Die Jakobiſchen Sachen erfolgen, ich war im Begriff ſie Dir Morgen früh zu bringen, und will mir auch nicht den Weg, ſondern nur die Laſt ſparen. Daß ich ſie ſo lange behalten, wird Dich nicht ſehr wundern, wenn ich Dir ſage daß ich dabei förmlich den Spinoza ſtudirt habe.

Mit vielem Dank folgt das Campaner Thal**) zurück; ich habe erſt geſtern dazu kommen können die Holzſchnitte zu leſen. Ich werde mich bemühen öfters ein Buch von Dir länger zu behalten als Du es wünſcheſt; es iſt doch ein Mittel einen Gruß von Dir zu bekommen. Schlegel grüßt und bittet, daß Du Dich nicht mit dem Suchen der Theodicee incommodiren möchteſt, indem er ſchon eine hat.

Comme les gens de Cour sont en renommée de relacher bientôt en amour — ne Vous deplaise pour Vous mon cher ami — j'espère que le Chambellan Philosophe aura abandonné enfin la petite Juive qu'il Vous avait enlevée. Si elle est de retour chez Vous, je vous supplie de Vous en degager pour quelques jours en mon faveur.

---

*) Mit dieſem Brief tritt in der vorliegenden Correſpondenz eine lange Pauſe ein: vom März 1790 bis zum Juli 1799. Schleiermacher war ein paar Wochen nach dem Briefe ſelber — es ſcheint Anfangs Mai — nach Berlin gegangen, wo er Brinkmann fand (III. 28). Bald nachdem er ſelber dann nach Schlobitten übergeſiedelt war, kehrte Brinkmann nach Schweden zurück (1791), um ſein Examen zu abſolviren und in Staatsdienſt zu treten. Dieſe Reiſe unterbrach die briefliche Verbindung, und als Brinkmann ſich im Herbſt 1792 wieder in Berlin befand, zog es Schleiermacher vor — wie es ſcheint, weil in ihrem Verhältniß eine Schwankung eingetreten war (III. 51) — ein perſönliches Wiederanknüpfen abzuwarten. Nach verſchiedenem Aufenthaltswechſel beider Freunde und ſicher auch flüchtigem Begegnen, führte erſt Schleiermacher's Rückkehr von Landsberg nach Berlin im Frühjahr 1796 beide dauernder zuſammen, bis dann Anfang 1798 Brinkmann als Geſandtſchaftsſecretair nach Paris geſchickt ward. In dieſe Zeit des Zuſammenlebens vom Frühjahr 1796 bis in die erſten Monate 1798 fallen die drei folgenden Billets und demnach Schleiermacher's erſtes eingehendes Studium des Spinoza.

**) Dieſes Billet gehört ſonach dem Jahre 1798 an.

Pourriez Vous bien me prêter pour une seconde fois le premier Tome de Hesperus? C'est pour Madame Eichmann (que Vous connaissez) que je le souhaite, et je Vous reponds de tout ce que lui pourrait arriver.

Berlin, d. 6. Juli 1799.

Es iſt ein eigenes Unglück was über unſerm Zuſammenhang geſchwebt hat. Ich habe mich immer damit getröſtet, daß wahre Brüder denn doch im Geiſte unter einander verbunden ſind.

Deine Elegieen ſind mir ſehr angenehme theils Erſcheinungen, theils Erinnerungen geweſen, — denn mehrere davon kannte ich ſchon. Mich haſt Du dadurch wieder damit ausgeſöhnt, daß Deutſches in Paris geſchrieben wird, — was mir Humboldts Verſuche ziemlich verleidet hatten; Du haſt es aber gar dort ſezen und drucken laſſen, und haſt alſo offenbar noch ein gutes Werk zu gut für irgend eine andre fremde Sünde. Daß die Liebe darin überall nur ein alter Schaden iſt, iſt mir lieb und leid; leid wahrhaftig bloß um Deinetwillen, denn an den Pariſer Frauen iſt mir nichts gelegen; aber da vorauszuſezen iſt, daß Du Dich weder in die Stadt, noch in die Revolution verlieben kannſt, ſo liebſt Du wol gar nichts nahes und gegenwärtiges, und es iſt zu beſorgen, daß Dir nicht nur die Freude überhaupt, ſondern auch die Freude über die Liebe geraubt iſt. Lieb iſt mir's aus ächt Cosmopolitiſchen und religiöſen Gründen, damit doch dort auch ein kleines Samenkörnchen ausgeſtreut wird von der Liebe von altem Schrot und Korn. Denn ich fürchte, die Pariſiſche Liebe iſt noch einen Schritt weiter als unſere Philoſophie, ſo daß das Nicht-ich darin ganz fehlt; bei Dir galt es doch immer wenigſtens als Anſtoß. Das war freilich für die ganz alte Liebe heterodox genug; aber wie ſchnell jezt das Neue alt und das Heterodoxe orthodox wird, das wiſſen ja die Götter und alle Menſchen.

Willſt Du übrigens Satyren machen, ſo mache lieber zuerſt die, welche Du uns lange ſchuldig biſt, nemlich die Satyre auf die deutſche Stoßvogel-Satyre, aber in Reimen; denn es bieten ſich gar zu ſchöne von ſelbſt dar: Falk, Schalk, Satyre, Geſchmiere. (Wir legen uns hier etwas auf das Burleske in dieſem Fach, wie Du bemerken wirſt, wenn das vierte Stück des Athenäums nach Paris kommt.) Ich bin in der That gar kein Object für die Satyre: mit der neuen Philoſophie laſſe ich's ſo ganz ſachte angeh'n, und der Dankbarkeit habe ich kürzlich eine öffentliche Ehrenerklärung gethan, wenn ſie ſich's anders zur Ehre rechnen will, daß ich ſie aus der Moral in die Religion verſezt habe. Ja, ja, meine Sünden könnte ich Dir mit Thränen beichten, wenn Du anders die Unſchuld für eine Tugend hältſt. Denke, ich habe meine Unſchuld verloren, die litterariſche nemlich! Zwar vor der Welt nicht, denn es iſt im ſtrengſten Incognito geſchehn, aber doch innerlich, und da es Leute giebt, die einem jungen Menſchen ſo etwas an den Augen anſehen, ſo fürchte ich, daß auch die böſe Welt zeitig genug dahinter kommen wird. Ich habe ein kleines Büchlein über die Religion geſchrieben, und wenn es der Mühe verlohnte, wenn es nicht Tollheiten genug in Paris gäbe, und wenn Du nicht abſichtlich die ganze deutſche Literatur hier gelaſſen hätteſt, ſo würde ich es Dir geſchickt haben.

Von Begebenheiten ſollte ich Dir eigentlich nicht das Geringſte ſchreiben, da Du ſo rein bei allem, was dem nur ähnlich ſieht, vorbeigehſt; aber doch kann ich's nicht über's Herz bringen, Dir zu verſchweigen, daß Fichte hier iſt. Du kannſt denken, daß es mir an Gelegenheit ihn zu ſehen nicht fehlt, aber er iſt erſt zwei Tage hier, und ich kann alſo noch nichts über ihn ſagen. Voß, den ich im vorigen Jahr ganz verſäumt hatte, wird auch erwartet. Von der Litteratur ſage ich Dir aber gewiß nichts, — denn dafür haſt Du unſtreitig einen andern Correſpondenten. Schlegels Luzinde und Schillers neue Trauerſpiele: ich kann von allem ſchweigen, auch von Herder's Metakritik, und von der neuen gegen die neue Philoſophie geſchloßnen wunderbaren Allianz. — Spalding der, wie Du wol wiſſen wirſt, ſeine Schwiegermutter verloren hat, jammert ſehr über den Verluſt eines Pakets Depeſchen von Dir, — ich gewiß auch; denn ich hätte doch hie und da etwas davon erfahren, und Du weißt ja, wie berühmt Deine Depeſchen ſind. Die Herz hat Dein Brief mit den Elegieen nicht hier getroffen, ſondern unterwegens; ſie macht eine kleine Reiſe nach Dresden und dem Harz und iſt noch darin begriffen.

Daß Du Dich mit Sprecher in Paris gefunden haſt, gehört wirklich zu den Sonderbarkeiten. So habe ich auch vorigen Herbſt durch die kleine Levi einen Gruß von Heinrich Einſiedel bekommen, — es iſt recht romantiſch, wie man immer wieder zuſammenkommt. Bei uns aber ſoll von keinem Wiederzuſammenkommen die Rede ſeyn. Nächſtens — in dem Sinne, wie man es zwiſchen hier und Paris nehmen kann — bekommſt Du einen ordentlichen Brief von mir, worin ich Dir meine Herzensangelegenheiten ſo aufrichtig enthüllen will, wie man's nur immer in der Geſellſchaft thut.

Berlin, d. 4. Januar 1800.

Nicht nur für einen bald verheißenen Brief, ſondern überhaupt iſt es etwas lange vom Juli bis December; aber, lieber Freund, warum biſt Du ein Vierteljahr lang, wenigſtens den hieſigen Gerüchten zufolge, abermals auf dem Sprunge geweſen Paris zu verlaſſen? Garantire mir nur im Voraus, daß ich mich durch dergleichen nicht wieder irre machen zu laſſen brauche, ſo will ich Dir wol öfter ſchreiben. Du weißt ja aus älteren Zeiten, daß ich darin von Natur nicht faul bin.

Ob ich Dir noch Deine literariſchen Fragen vom October beantworten ſoll? Es iſt wunderlich von manchen Dingen, die in der Nähe groß ausſeh'n, in eine ſolche Entfernung zu ſchreiben; der Raum thut wirklich dieſelbe Wirkung wie die Zeit, und wenn ich mich recht lebhaft in Deine Stelle denke, — Paris und das politiſche Gewühl gar nicht einmal in Anſchlag gebracht —, ſo ſcheint mir's, als müßte ich nur gleich von der ganzen Welt reden, und als ſeien einzelne Menſchen und ihre Produkte Gegenſtände, die Du gar nicht ſo unterſcheiden und abgeſondert haben könnteſt wie wir. Indeſſen Du haſt gefragt, und wenn Dir Alles, was ich zu berichten habe, ſehr klein vorkommt, ſo waſche ich meine Hände in Unſchuld.

Von Voß kann ich Dir gar nichts ſagen. Ich habe ihn einen einzigen Augenblick bei'm Herausgeh'n aus dem Schauſpiel grade nur geſeh'n: er hat hier faſt allein mit Spalding gelebt, und der war damals in Friedrichsfelde, das heißt out of my reach; denn die Dohna's aus Preußen waren eben hier, und ich konnte keine Reiſen machen. Fichte — der nun auch nicht mehr hier iſt — habe ich freilich kennen gelernt: er hat mich aber nicht ſehr afficirt. Philoſophie und Leben ſind bei ihm — wie er es auch als Theorie aufſtellt — ganz getrennt, ſeine natürliche Denkart hat nichts Außerordentliches, und ſo fehlt ihm, ſo lange er ſich auf dem gemeinen Standpunct befindet, Alles was ihn für mich zu einem intereſſanten Gegenſtand machen könnte. Ehe er kam, hatte ich die Idee, über ſeine Philoſophie mit ihm zu reden, und ihm meine Meinung zu eröffnen, daß es mir mit ſeiner Art, den gemeinen Standpunct vom philoſophiſchen zu ſondern, nicht recht zu gehen ſcheine. Dieſe Segel habe ich aber bald eingezogen; da ich ſeh' wie eingefleiſcht er in der natürlichen Denkart iſt, und da ich innerhalb ſeiner Philoſophie nichts an derſelben auszuſezen habe, das Bewundern aber für mich kein Gegenſtand des Geſprächs iſt, und es außerhalb derſelben keine andern als die ganz gewöhnlichen Berührungspuncte gab, ſo ſind wir einander nicht ſehr nahe gekommen. Lehrreich iſt er nicht; denn detaillirte Kenntniſſe ſcheint er in andern Wiſſenſchaften nicht zu haben, (auch in der Philoſophie nicht einmal, inſofern es Kenntniſſe darin giebt,) ſondern nur allgemeine Ueberſichten, wie unſer einer ſie auch hat. Das iſt übrigens ſehr ſchade, weil er eine ganz herrliche Gabe hat, ſich klar zu machen, und der größte Dialektiker iſt den ich kenne. So ſind mir auch eben keine originellen Anſichten oder Combinationen vorgekommen, wie er denn überhaupt an Wiz und Fantaſie Mangel leidet. Ueberdies habe ich ihm zulezt abgemerkt, daß er ein beinahe paſſionirter Freimaurer iſt, und früher ſchon bin ich gewahr worden, daß er nothdürftig Eitelkeit beſizt, und gar gern Parteien macht, unterſtüzt und regiert, — und was ſolche Wahrnehmungen auf mich für einen Eindruck machen können, weißt Du ohngefähr.

Von Schlegels Lucinde, die doch bald nach der Oſtermeſſe herausgekommen iſt, ſcheinſt Du im October noch nichts gewußt zu haben, denn ſonſt, hoffe ich, würdeſt Du ſie auch ſchon geleſen und ein Wörtchen darüber geſagt haben. Hier in unſerm Theile von Deutſchland iſt das Geſchrei dagegen allgemein; der Parteigeiſt verblendet die Menſchen bis zur Raſerei, und die Verlezung der Decenz, dieſes höchſt unbeſtimmte Verbrechen, deſſen man bezüchtigen und loslaſſen kann wie und wen man will, läßt auch vernünftige Menſchen alles Schöne und Vortreffliche in dieſem Buch und ſeinen eigenthümlichen gewiß großen Geiſt überſehen. Wenn man die Leute an die Alten erinnert, und ſich erbietet ihnen in ihrem Wieland und andern verehrten Häuptern weit verführeriſchere Dinge zu zeigen, ſo ſind ſie freilich in Verlegenheit. Ueberhaupt iſt bei den Meiſten dieſer Punkt nur Vorwand, um eine Brücke zu Schlegel's Perſönlichkeit zu finden, und bei Andern iſt es Verdruß, daß ſie für die Verlezung der Decenz nicht die Valuta in baarem Sinnenkizel empfangen haben, wie es doch hergebracht iſt. Schon ſeit langer Zeit bin ich in Verſuchung, etwas über die Lucinde zu ſchreiben, damit die Leute doch dieſes recht und das Andre endlich auch einmal ſehen, — es ſind nur äußere Verhältniſſe, die mich daran gehindert haben; ich hoffe aber noch eine gute Auskunft zu finden.

Von Schlegel's griechiſcher Poeſie iſt noch nichts als die erſte Hälfte des erſten Bandes, die Du kennſt, erſchienen, und überhaupt außer dem Athenäum nichts als die Lucinde. Ich weiß nicht, wie bald er wieder zur griechiſchen Poeſie kommen wird; — es ſcheint mir als habe er dieſes Werk zu früh unternommen. Nicht ſo wol daß er ihm nicht jezt ſchon ſo gewachſen wäre, wie er es jemals ſein wird; aber er hat weder innere noch äußere Ruhe genug dazu. Er iſt mit ſeinem großen Syſtem[1], mit ſeiner allgemeinen Anſicht des menſchlichen Geiſtes, ſeiner Functionen und Producte und ihrer Verhältniſſe noch nicht im Klaren, und hat zu wenig Herrſchaft über ſich, um ein Werk fortzuarbeiten, worin er es immerfort mit dieſen zu thun hat, und alſo von dem Chaos ſeiner Gedanken gequält wird. Jammer ſchade iſt es und ein unendliches Unglück, daß er die fragmentariſchen Arbeiten, die ihm bei dieſem innern Treiben entſtehen, und nur aus demſelben zu erklären und zu verſtehen ſind, immer drucken laſſen muß. Dies wird machen, daß er noch lange verkannt wird, und daß er ſich vielleicht auch ſpäterhin in ſeiner Vollendung nicht wird ſo geltend machen können, als er es verdient. Doch genug von einem Gegenſtande, der mich immer wehmüthig macht, und ſchon die Quelle vieler innern Schmerzen für mich geweſen iſt.

Meine Religion bekommſt Du, zwar nicht mit dieſem Briefe zugleich, aber doch gewiß bald; denn die Hauptſache, nemlich das Exemplar, iſt ſchon da. Indeſſen mache ich Dir zur Bedingung, mir auch ein ordentliches Wort darüber zu ſagen, und ich hoffe, Du wirſt das nicht unbillig finden. Dieſer Brief bringt Dir dagegen ein neueres kleines Product, das ſo eben erſt in die Welt geht. Es iſt ein Verſuch, den philoſophiſchen Standpunct, wie es die Idealiſten nennen, in's Leben überzutragen, und den Charakter darzuſtellen, der nach meiner Idee dieſer Philoſophie entſpricht. Zu dieſem Zweck ſchien mir die Form, die ich gewählt, die beſte zu ſeyn; indeſſen weiſſage ich mir freilich, daß ich gänzlich werde mißverſtanden werden, weil weder der Idealismus, noch die wirkliche Welt, die ich mir doch auch warlich nicht nehmen laſſen will, ausdrücklich und förmlich deducirt worden ſind. Ich bitte Dich bei dieſem kleinen Werkchen, welches — zu meiner Schande geſtehe ich es — in nicht ganz 4 Wochen entſtanden iſt, mit der Sprache im Einzelnen nicht zu ſehr zu kritteln, weil ich nicht Zeit gehabt habe, zu der Gelaſſenheit zu kommen, die zu dieſer lezten Feile erfordert wird; wie ſie Dich aber im Ganzen afficiren wird, möchte ich wol wiſſen. Laß Dich alſo hübſch darüber mit mir ein, und bedenke das doppelte Intereſſe, welches ich habe Deine Meinung zu wiſſen, weil Du es biſt, und dann überhaupt einen verſtändigen Leſer reden zu hören, deren ein armer Schriftſteller ſo wenige bekommt.

Lachſt Du nicht, mich ſo auf einmal in die Autorſchaft gerathen zu ſeh'n? ich lache ſelbſt, wenn ich's mir recht bedenke, und doch iſt es ſo, und ich geſtehe Dir offenherzig, daß ich noch mit manchem

Entwurf umgehe. Das Wichtigſte — Nächſte will ich nicht ſagen, denn ich denke noch zwei volle Jahre daran zu arbeiten, und binnen der Zeit könnte manches Kleinere fertig werden — iſt eine Kritik der Moral, die mir, denke ich, auch unter den Philoſophen einigen Ruf machen ſoll. Und nun von mir auch kein Wort weiter für diesmal, — mit der Religion ſchreibe ich doch wieder.

Deine Freude mit Reinhardt haben die Conſuls nicht lange dauern laſſen; aber Talleyrand und Frau von Staël — was ja wol zuſammen gehört, ſind Dir ja auch lieb geweſen.

Um das Griechiſch- und Lateiniſch-Leſen beneide ich Dich manchmal; — ich werde in einigen Jahren doch auch dahin zurückkehren müſſen, und werde dann erſt recht Urſache haben, Dich zu beneiden. Aber, lieber Freund, daß Du Griechiſch und Lateiniſch lieſeſt, iſt mir denn doch nicht genug, und ich bitte Dich recht dringend, mir recht viel von Dir ſelbſt und Deinem Herzen zu ſchreiben. Denke doch an den Segen der Offenheit gegen die Brüder, und laß Dich das gute Beiſpiel reizen, mit dem ich Dir nun vorangegangen bin, und noch ferner gehen werde.

Ich grüße Dich auf baldiges Wiederſchreiben.

Dein Schleiermacher.

Laſſen Sie mich Ihnen ſelbſt mit ein paar Worten ſagen, daß ich Sie heute nur grüßen kann, ſehr bald aber Ihnen ſchreiben werde, ſobald ich nehmlich wieder ruhig ſein werden. Denn jezt geht's bunt bei mir her. Henriette (Herz)

Berlin, d. 15. Febr. 1800.

Da bin ich, liebſter Brinkmann, um Dir, wie Du es wünſcheſt, gleich nach Empfang Deines Briefes einige Zeilen zu ſchreiben, — wo ſie Dich treffen, das mag Frenkel wiſſen! Ich weiß nur, daß es etwas Infames iſt um dieſe Conſpiration der Könige gegen uns. Schlecht war es ſchon, daß Du in Paris ſeyn mußteſt, aber daß Du *ſo* nach Stokholm gehn ſollſt, iſt wo möglich noch ärger. Wir hatten uns Alle ſchon gefreut, Dich wenigſtens auf dem Rückwege zu ſehn. Nun iſt das auch nichts, und Deine Hoffnung, daß es binnen Jahresfriſt geſchehen werde, mag wol auch nur zu Deinen poetiſchen Conſolationen gehören. Laß uns doch wenigſtens recht bald von Norden aus wiſſen, was man ohngefähr mit Dir vor hat, und mache Dich nicht zu beliebt bei Deinem Könige, damit er Dich nicht bei ſich behält.

Ich danke Dir ſehr für die Einladung zu Spalding, weiß aber wirklich nicht recht, wie dieſer auf die Idee gekommen iſt, als ob ich mich von ihm zurückzöge. Ich habe ihn viel zu lieb, als daß ich das jemals abſichtlich thun ſollte; zufällig aber kann es gar leicht kommen, daß man ſich ein halbes Jahr lang weniger ſieht als ſonſt, zumal da er faſt bis mitten in den Winter hinein in Friedrichsfelde gewohnt hat. Indeß mag vielleicht etwas böſes Gewiſſen ihn zu dieſer Vermuthung veranlaßt haben. Er hat ſich öfters ſehr hart und bitter über Schlegel, ſeine literariſchen Unternehmungen, ſeinen Character und ſein Leben geäußert, auch wol gelegentlich über mich manches geſagt, was den meiſten andern Menſchen unangenehm ſein müßte, und ſo kann er leicht glauben, daß mir das Abneigung gegeben hat. Mir thut es ſehr Leid, daß man, was man auch thun möge, ſelbſt ſolchen Leuten wie Spalding keinen Glauben an wahre Unpartheilichkeit und Liberalität beibringen kann, die im Stande iſt auch über das Nächſte und Liebſte jedes Urtheil zu hören, und auch da, wo ſie liebt, das anzuerkennen, was entweder ſelbſt tadelnswerth, oder wenigſtens zum allgemeinen Beifall nicht angethan iſt. Ich habe ſonſt von dieſer uns beiden ſo höchſt natürlichen Eigenſchaft eine gute Doſis bei Spalding zu finden geglaubt, Heindorf — ich weiß nicht, ob der zu Deiner Zeit ſchon eine Exiſtenz hatte — ſpricht ſie ihm ab, ich aber glaube noch immer daran; allein warum traut er ſie andern nicht auch zu? Er vermeidet auf eine faſt ängſtliche Weiſe mit mir jedes Geſpräch, was dahin führen könnte, und ſo verliert unſer Umgang natürlich von dem Intereſſe, welches er haben könnte und ſonſt gehabt hat.

Wird denn Deine Recenſion der Lucinde Manuſcript bleiben? und wirſt Du ſo geizig damit ſein ſie nicht einmal mir mitzutheilen? Ich will Dich hiemit auf's Beſte darum gebeten haben: ich möchte nicht nur die Berührungspunkte unſeres Urtheils genauer wiſſen, ſondern mir würden auch die Differenzen ſehr intereſſant ſein.

Daß Du von meinen Arbeiten nichts geſehen haſt iſt wol ſehr natürlich: ſie haben noch nicht einmal die kleine Tour in Deutſchland gemacht, und es würde mich gar nicht wundern, wenn ſie ſie auch in Zukunft nicht machten. Ich wollte ſie Dir mit meinem lezten Briefe ſchicken, weil ich glaubte, er würde mit einem Courier abgehen, es fand ſich aber dazu damals keine Gelegenheit, und hernach kamen die Gerüchte von Deiner Abreiſe.

Haſt Du denn mit Henriette Mendelsſohn auch ſeit ihrem Aufenthalt in Wien correſpondirt? Ich höre hier faſt gar nichts von ihr, was mir ſehr Leid thut; ſo ſehe ich auch die kleine Levi nicht. Der Veit geht es in Jena ſehr wol, und ihr neues Leben bekommt offenbar auch ihrem Geiſte vortrefflich.

Deine Krankheit hätte doch diesmal nur eine diplomatiſche ſein dürfen, und es war ganz gegen das Geſez der Sparſamkeit gehandelt, ein ordentliches Fieber zu haben. Ich wollte die vaterländiſche Luſt bekäme Dir auch nicht ſonderlich, damit Du Dich deſto eher in die mittlere Region zwiſchen Stokholm und Paris verſezteſt.

Dein Schleiermacher.

Wieder nur ein paar Worte unterm Briefe unſeres Freundes, — er will, daß ich ihn heute abſchicke, und ich habe nicht Zeit zum eigentlichen Schreiben. Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Brief, und bin böſe auf das Schickſal, das Sie ſo an Berlin vorbeiführt. Sollen wir an dieſe Jahresfriſt glauben, lieber Brinkmann? Laſſen Sie uns recht bald, ſo viel Ihr diplomatiſches Gewiſſen es erlaubt, etwas von Ihrem Schickſal wiſſen. Glauben Sie nur, daß es uns recht ernſtlich intereſſirt.

Henriette (Herz)

Berlin, d. 22. März 1800.

Wie Du leicht denken kannſt, iſt es mir ſehr viel werth, lieber Freund, daß mein Buch auch für Dich und gewiſſermaßen in Deinem Namen mitgeſchrieben iſt, und einen angenehmen Eindruck auf Dich gemacht hat. Ich glaube, daß Jemanden, der ein Buch geſchrieben hat, nichts Angenehmeres begegnen kann, als wenn er erfährt, daß einige Menſchen, von denen er es am liebſten will, ihn mit Wolgefallen gehört haben. So wenigſtens iſt mir zu Muth, und dies wird immer mein liebſtes Ziel bleiben, wie tief ich mich auch noch in's Bücherſchreiben verwickeln mag. Es kommt mir mit der theuren Buchdruckerkunſt vor wie mit der Poſaune, deren würdigſter Gebrauch doch bei weitem nicht iſt, ſie der Fama in den Mund zu geben, und irgend etwas in alle Welt hinausſchreien zu laſſen, ſondern wie wir es geſehen haben, von einem kleinen Thürmchen herab eine kleine Gemeinde zuſammen zu locken, oder ihr damit voranzugehen, und ihre Empfindungen zu verkünden und zu begleiten.

Deinem Wunſche gemäß ſchicke ich Dir mein zweites Kind, welches dem Tadel kluger Menſchen, daß es ein myſtiſcher Gallimathias iſt, leicht noch mehr ausgeſetzt ſein dürfte als das erſte; ich bitte Dich dabei nicht ſo wol auf das zu ſehen, was darin ſteht, als vielmehr auf das blanc de l'ouvrage, auf die Vorausſezungen, von denen dabei ausgegangen wird, und die ich, ſo Gott will, in ein Paar Jahren in einer Kritik der Moral und in einer Moral ſelbſt auf andere Weiſe und ſchulgerecht darzulegen denke. Das principium individui iſt das Myſtiſchſte im Gebiet der Philoſophie und wo ſich Alles ſo unmittelbar daran anknüpft, hat das Ganze allerdings ein myſtiſches Anſehen bekommen müſſen. Du ſiehſt aus dieſen Andeutungen, daß ich es nicht bei dem bisher Geſchriebenen bewenden zu laſſen gedenke, ſondern noch mehr Bücherkeime im Kopf habe. Am Ende muß ich doch daran denken, der Welt etwas zu thun. Dich möchte ich, aus dieſem Geſichtspuncte, zum Druckenlaſſen gar nicht auffordern. Du haſt eine große Menge von Freunden, und mit Deiner erſtaunlichen Thätigkeit kannſt Du auf ſie alle einzeln wirken, und dieſe ſchönere Wirkſamkeit müßte leiden, wenn

Du Dich ex professo und anders als nur gelegentlich mit dem Bücherſchreiben abgeben wollteſt: ich hingegen habe der Freunde nur wenige, und noch dazu weder das Talent zu ſprechen, noch Briefe zu ſchreiben, ſo daß auch ſie am Ende Manches, was ich denke und glaube, nicht anders oder wenigſtens nicht beſſer erfahren können als aus den Büchern, — und ſo bleibt mir nichts Anderes übrig als dieſes. Denke nur nicht, daß ſie alle in dieſem Styl ſein werden, und ſiehe die Reden und die Monologen nur ſo an, als wenn Jemand, der ein recht ordentliches Concert zu geben gedenkt, ſich vorher, und ehe die Zuhörer recht verſammelt ſind, etwas auf ſeine eigne Hand fantaſirt. Dir nun, lieber Freund, hätte ich beſonders in Beziehung auf dieſen meinen neuen Beruf eine große Bitte vorzutragen, die mir ſehr am Herzen liegt. Du wirſt aus dem Athenäum geſehn haben, daß Schlegel (ohnerachtet er von dem Poſaunenten in ſeiner Notiz nichts ahndet, und vielmehr glaubt, neben dem Lobe ſeinen Tadel, und ſeine Abweichungen von mir ſehr ſtark angedeutet zu haben) zu einer ordentlichen Kritik nicht zu gebrauchen iſt; — Du weißt, wie wenig man ſie von den Recenſenten erwarten darf, und weißt zwar nicht, kannſt mir's aber glauben, daß ich wenigſtens herzlich ungeſchickt bin mich ſelbſt zu kritiſiren. Laß Dich alſo erbitten, dieſes Liebeswerk an mir zu thun, und mir ein recht ordentliches, ausführliches Urtheil über die Reden abzufaſſen, von Deiner Unpartheilichkeit an die meinige gerichtet. Auch ohne den Nuzen, den ich davon erwarte, wäre es mir höchſt intereſſant zu wiſſen, wie Du manches Einzelne darin anſiehſt; und da ich weiß wie ſchnell Du lieſeſt und ſchreibſt, daß meine Zumuthung nicht frecher iſt, als die Freundſchaft erlaubt, auch wenn Du deshalb die Reden noch einmal durchleſen müßteſt. Sollten nicht meine Bitten Dich vermögen, den Reden zu thun, was Du ungebeten der Lucinde gethan haſt? Noch einen großen Dienſt könnteſt Du mir erzeigen, wenn Du mir Deine Recenſion der Lucinde, wenn Du ſie anders bei der Hand haſt, ſchicken wollteſt; es müßte aber ſogleich geſchehen, wobei ich Dich verſichere, daß kein Menſch eine Sylbe davon erfahren ſoll, und daß ich ſie ganz allein für mich haben will: es wäre mir eine ſehr weſentliche Gefälligkeit, und um ſo weſentlicher, je eher. Daß Du die Religion Jacobi'n mitbringen willſt, iſt mir ſehr wichtig; ich habe lange gewünſcht, daß er ſie kennen möchte, und dabei oft recht ausdrücklich an ihn gedacht. Du kennſt meine alte Verehrung gegen ihn, die durch nichts Neueres verringert, ſondern nur beſtimmter geworden iſt. Zwar gläube ich, daß ſie ihn Anfangs nur polemiſch afficiren wird, indeß wenn ſie ihn nur afficirt. Reinhold wird ſie dann zugleich auch kennen lernen, was mir ebenfalls lieb iſt, — und durch wen könnte ich lieber wollen, daß ſie dieſen beiden Männern applicirt würde, als durch Dich? Auch verlaſſe ich mich darauf, daß Du mir, ſo offen als es unſerer Unpartheilichkeit geziemt, ſagen wirſt, wie ich von ihnen aufgenommen worden bin. Da giebt es in Königsberg einen Kriegsrath Scheffner, dem man als einem vertrauten Freunde von Hippel lange Zeit an den Werken des lezteren einen bedeutenden Antheil zugeſchrieben hat, der hat in den Reden neben allem übrigen auch Herrnhutiſche Ideen geſpürt. Das iſt doch von einem ſolchen Weltkinde wirklich ſehr ſcharfſichtig.

Gar ſehr empfehle ich Dir Friedrich Schlegel's Geſpräch über die Poeſie in dem neueſten Stücke des Athenäum's, welches in dieſen Tagen erſcheint: — es iſt voll ſehr ſchöner Ideen, und gewiß das Klarſte, was er noch geſchrieben hat. Nur die neue Mythologie hat mir ſo etwas Sonderbares an ſich; ich kann nicht begreifen, wie eine Mythologie gemacht werden kann. Dagegen ſind die Ideen noch ein, hoffentlich das lezte, Product ſeiner ſich immer mehr verlierenden innern Unfertigkeit und ungeordneten Fülle von Gedanken und Anregungen. Dies iſt ein Zuſtand, durch den er nach ſeinem ganzen innern Weſen, der Art ſeiner Bildung, und der Größe ſeines Zieles und ſeiner Anſichten nothwendig hindurch mußte, und ich glaube nach vielen Anzeichen ihn nun am Ende deſſelben zu ſehen. Etwas Gründlicheres, und dann hintennach Wizigeres als die Notiz von Wilhelm Schlegel über Voß ꝛc. iſt mir lange nicht vorgekommen. Der Wettgeſang iſt eine herrliche Idee, und die Eigenthümlichkeit vortrefflich gehalten; nur der Zuſammenhang iſt mir etwas zu loſe. Was von

Garve darin ſteht, iſt von mir, und ich bitte Dich dabei nicht an das zu denken, was Du vielleicht von Schlegel im Manuſcript über ihn geleſen haſt. Es iſt dies nun der zweite Verſuch, den ich im Recenſiren — wenn Du dies ſo nennen willſt — mache, und beide ſind mir, wie ich ſehr beſtimmt fühle, mißlungen. Doch muß ich's weiter verſuchen; denn das Recenſiren iſt mir durchaus nothwendig, um mich im Leſen zu üben, — nur daß ich's ein andermal nicht wieder drucken laſſen werde. Hier haſt Du eine Relation von mir, die doch ſo gründlich iſt, als ob Du mein Pfleger wäreſt, und mich geſprochen hätteſt. Daß Du von dem, was ich über Schlegel ſage, keinen Gebrauch machſt, bitte ich nicht erſt.

Und nun, mache vor allen Dingen daß Du geſund wirſt, und reiſe nicht eher nach dem Nordpol; Dein kleiner König hält ja ſo noch Reichstag, wohin laut den Zeitungen Niemand kommen darf, der nicht dazu gehört. Wie kommſt Du zu allem Krankſein? Da mache ich der Niesky'ſchen phyſiſchen Erziehung mehr Ehre; die abſcheuliche Kolik abgerechnet, an der ich aber weit eher gelitten habe als ich nach Niesky kam, bin ich doch erſtaunlich geſund. Lebe wol, und laß mich Dir empfohlen ſein.

(N. S.) Spalding könnte eher über ein Project ihn ſelbſt zu vergiften deliberiren, als über eins, das ſeinen Vater beträfe, und ich ſcheine ihm vielleicht das Leztere gewiſſermaßen gethan zu haben.

Berlin, d. 19. April 1800.

Du armer Freund, was ſtehſt Du aus! Ich hoffe Du wirſt nun endlich einmal von der lieben Tugend abkommen, der doch das Alles zuzuſchreiben iſt. Wärſt Du nicht ſo erſchrecklich gewiſſenhaft geweſen, noch krank von Paris abzureiſen, und hätteſt dann ſtatt der vorgeſchriebenen Mäuſetour, die doch immer ſo nahe als möglich an der Seeluſt hinführte, einen angenehmeren ſüdlichen Umweg genommen, ſo würde gewiß die Gicht ſich nicht unterſtanden haben, Dir ſo zu kommen. Gieb Acht, der kleine König wird Dir Deine Frömmigkeit, unter der außer Dir auch wir alle leiden, nicht einmal danken. Ich kann ſagen, daß mir durch Dich erſt ein rechtes Licht aufgegangen iſt über ein Sprüchlein im Athenäum, daß ſich der état d'epigramme gegen das Schickſal zur Geduld verhielte wie die Philoſophie zur Religion.

Wer kann Dir zumuthen daß Du etwas leſen ſollſt? Auch das Wenige, was Du im Athenäum gethan haſt, iſt ſchon zu viel, beſonders da Du die Verkehrtheit begangen haſt, von vorn anzufangen. Von hinten hätteſt Du beginnen und Wilhelm Schlegel's Kritik über Matthiſſon, Voß und Schmidt leſen ſollen, — die hätte Dir gewiß zu einer herrlichen Gemüths-Ergözlichkeit gedient. Hier laſſen ſeine entſchiedenſten Feinde ihm Gerechtigkeit darüber widerfahren, und einer der ſanfteſten und parteiloſeſten Menſchen, die ich kenne, Hülſen, ſchreibt mir darüber: wenn der Tadel ſich ſo äußere, möge er ihn wol leiden, und da die Vergleichungspuncte ſo beſtimmt angegeben wären, müßten ſich's die drei Männer ſelbſt gefallen laſſen, wenn ſie einigermaßen verſtändig wären. Iſt es nicht ſchade, daß durch das Aufhören des Athenäums und den Bruch mit der L(iteratur) Zeit(ung) ein ſo entſchiedenes Talent zur Kritik brach liegen ſoll? Was Du ſonſt über des ältern Schlegel Dichtergeiſt ſagſt, darin ſtimme ich Dir ſehr gern bei, mit Vorbehalt mein Urtheil zu reformiren, wenn die neue Ausgabe ſeiner Gedichte ſich dazu qualificirt. Bis jezt iſt er mir immer vorgekommen wie aus der Alexandriniſchen Epoche, aber in dieſer Gattung ſehr vollendet. Wie weit Fr(iedrich) es noch einmal in der poetiſchen Kunſtfertigkeit bringen wird, möchte ich noch nicht beſtimmen. Seine jezigen Erſtlinge ſind freilich darin noch ſehr mangelhaft; vielleicht liefert aber ſchon der zweite Theil der Lucinde den Beweis von einigen Fortſchritten. Dieſes Gedicht im Athenäum kommt mir zwar poetiſch genug vor, aber nicht klar genug. Du ſcheinſt mir doch gegen ihn ein ſtrengerer Richter zu ſein als gegen mich. An der Billigkeit deſſen, was ich über Garve geſagt habe, zweifle ich nicht, auch nicht am Treffenden; aber unklar und ſchwerfällig kommt mir's vor, ſo daß ich Niemand zumuthen kann es gern zu leſen, und daß ich zweifle, ob ich's hie und da ſelbſt verſtehen würde, wenn ich es nicht geſchrieben hätte. Ebenſo kommt mir auch die Recenſion von Kant's Anthropologie vor.

Sehr beluſtigt hat mich das Urtheil über die Reden, welches Du mir mittheilſt. Es iſt wirklich bewundernswürdig! Aber ſo ſind dieſe Menſchen; wenn man nicht Alles, was über ihre Erfahrung und ihre Compendien hinausgeht, ſo kalt verachtet, und ihnen doch ſonſt geſcheidt zu ſein ſcheint, ſo glauben ſie eben, man geht nicht mit der Wahrheit heraus. Das iſt immer noch eine Ehre, die ſie mir erwieſen haben nach ihrer Art. Dergleichen könnte einem das Schreiben verleiden, wenn man auf's Verſtandenwerden gerechnet hat; aber ſo thöricht bin ich zum Glück nicht geweſen. Halte mir nur mit Jacobi und Reinhold Wort, und auch mit Dir ſelbſt, wenn Du erſt wieder geſund biſt. Eher lies auch die Monologen nicht; ſo ein lyriſcher Extract aus einem permanenten Tagebuch (denn ſo kommen ſie mir vor) muß ſehr um eine gute und ſelbſtthätige Stunde bitten, wenn er gefallen ſoll. Es giebt tauſend Ellipſen darin zu ſuppliren, und das könnte Dir — ſo viel beſſer Du es auch können wirſt als die meiſten, ſelbſt von denen, die ich mir zu Leſern wünſche — leicht verdrießlich fallen.

Deine litterariſche Trägheit habe ich mit keiner Stelle meines Briefes zu protegiren gemeint. Ich will Dir dafür nächſtens noch zu Leibe gehen mit aller Polemik, die in meiner Gewalt iſt. Für jezt ſollſt Du auch nicht mehr leſen. Mache daß Du geſund wirſt, und danke auch in meinem Namen der liebenswürdigen Frau, deren Namen Du mir nächſtdem zum Beſten geben mußt. Fange endlich einmal an wol zu leben.

(Berlin), d. 22. April 1800.

Der Brief iſt vorigen Poſttag liegen geblieben zu meinem Leidweſen. Seitdem habe ich A. W. Schlegels Gedichte erhalten, und thue Dir ihre Exiſtenz kund, damit Du dieſe eigne Blüthe deutſcher Poeſie noch mit nach Schweden nehmen kannſt. Bis jezt habe ich nur drin blättern können, ahnde aber aus dieſem Wenigen, daß ich eine ziemlich deutliche Anſchauung bekommen werde von dem Urſprung und den Fortſchritten ſeiner Manier. Alles Neuere ſcheint mir nicht nur kunſtreicher, ſondern auch gehaltvoller als das ältere; aber das bleibt wahr, daß des jüngern Bruders (Geiſt) nicht drin wehet. Das Eigenſte ſind wol nächſt den beiden Elegieen, die doch gar ſehr antik ſind — alexandriniſch nämlich — die religiöſen und characteriſirenden Sonette. Von den erſtern geben einige wol ſehr glücklich den Eindruck der Gemälde wieder, andere ſind offenbar zu allgemein, und machen ihrer Ueberſchrift keine Ehre. Merkwürdig iſt es, daß dieſe erkünſtelte Begeiſterung der Religion doch niemals urſprünglich ſein kann, ſondern ihm immer durch Mahlerei oder durch frühere Poeſie kommen muß. Da ſind mir in dieſer Rückſicht ein paar Lieder von Hardenberg, die Du im nächſten Stück des Athenäums finden wirſt, weit lieber. Von den characteriſirenden Sonetten möcht' ich immer noch fragen, ob ſie exiſtiren ſollen, ſo fremd ſind ſie mir im Ganzen, obgleich ich beſonders die italieniſchen Dichter ſehr ſchön finde.

Noch Eins. Ich fordere Deinen Glückwunſch und Deinen Segen zu einem großen Werk, zu welchem ich mich mit Fr. Schlegel verbunden habe. Es iſt die bereits angekündigte Ueberſezung des Plato. In der Ankündigung bin ich nicht genannt, und darum ſoll auch mein Antheil daran bis zur wirklichen Erſcheinung ein Geheimniß bleiben. Es begeiſtert mich; denn ich bin von Verehrung des Plato, ſeit ich ihn kenne, unausſprechlich tief durchdrungen, — aber ich habe auch eine heilige Scheu davor, und fürchte faſt über die Grenze meiner Kräfte hinausgegangen zu ſein. Der Himmel möge uns helfen.

Berlin, d. 27. Mai 1800.

So eben, lieber Freund, da ich von einem Spaziergange zurückkomme, finde ich Deinen Brief, und antworte ſogleich.

Ich hatte es gehofft, daß Du gut Freund mit den Monologen werden ſollteſt; ſie ſind bei weitem offner und gründlicher als man in der Gemeine, in den Geſellſchaften über ſein Herz zu reden pflegt. Das gilt beſonders vom zweiten, und darum haſt Du ihn auch ſo lieb. Findeſt Du denn aber auch im erſten und dritten die herbe Bitterkeit gegen die Welt, die Hülſen darin gefunden hat, und die er in mir nicht begreifen kann? Ich hätte viel über das Ganze mit Dir zu plaudern; aber das Meiſte würde ſich doch auch nur mündlich abmachen laſſen. Eine Anekdote muß ich Dir aber erzählen. Der Verleger giebt das Buch an Spalding, um eine Anzeige davon zu machen. Dieſer erkennt mich ſogleich daraus, es fällt ihm aber nichts darin auf als der Unglaube, und ſagt: „es wäre ſchade um mich; er glaube wenig, er würde ſich aber ſehr unglücklich fühlen, wenn er nicht hundert mal mehr glaubte als ich.“ Daß Spalding vor allem Uebrigen ſo ohne Senſation vorbeigehen, und den Glauben meſſen und zählen, und am Ende auf's Glück berechnen würde, hätte ich nicht erwartet. Was ſoll nun am dürren Holze werden? Du ſiehſt, wie Recht Du haſt es ein Freimaurerbuch zu nennen, und ich denke, der Verleger ſoll das auch inne werden, — zum Glück habe ich ihm nichts dafür abgefordert.

Ueber den Styl hätte ich Luſt recht viel mit Dir zu reden, weil es ſehr unterrichtend für mich ſein müßte; — leider habe ich nur die Monologen jezt nicht zu Hauſe, und kann alſo nicht ſo in's Einzelne gehn. Ich wünſchte, Du ſagteſt mir näher, was Du unter der Verkünſtelung meinſt; — ich bin mir deſſen ſo gar nicht bewußt, daß ich keine beſtimmte Anwendung davon machen kann. Die gänzliche Differenz von den Reden geſtehe ich Dir gern ein; aber in den Reden habe ich mir auch den Styl durchaus rhetoriſch gedacht, und was ich hiezu rechne, ſo viel es ging, überall einzuweben geſucht. Dies habe ich mir bei den Monologen ausdrücklich verboten; denn wer wird mit ſich ſelbſt rhetoriſiren? Ich habe es mir überhaupt ſehr ſchwer gedacht ein Selbſtgeſpräch zu conſtruiren, ſo wol in Abſicht auf die Ordnung der Materie, als auf den Ton. Was das erſte betrifft, ſo war mir gleich klar, daß eine Entwicklung der Prinzipien darin nirgends vorkommen dürfe; denn indem man Grundſäze ſucht, kann man unmöglich zuſammenhängend mit ſich ſelbſt reden, — und ein Selbſtgeſpräch ſcheint mir nur darin beſtehn zu können, daß man ſich nach der Beziehung der Grundſäze auf das Einzelne fragt, und ſich der Anſchauung des Einzelnen nach den Grundſäzen bewußt wird. Von dieſer Idee bin ich überall ausgegangen. Der Styl, glaubte ich, dürfe auf gar nichts ausgehen, ſondern nur überall zeugen von dem Intereſſe an der Reflexion und von der Tiefe des Eindrucks, — da dies die beiden einzig möglichen Quellen eines Monologs ſind. Hiernach habe ich mir mein Schema gebildet; wirklich geſchrieben iſt aber das Ganze ſo ſchnell, daß es eigentlich gar nicht in der Handſchrift exiſtirt hat, ſondern ich es beinahe dem Sezer dictirt habe. Deshalb glaube ich auch um ſo weniger, daß eigentliche Verkünſtelung darin ſein kann.

Mit dem Rhythmus iſt es, je nachdem Du es nimmſt, ärger oder auch nicht ſo arg als Du denkſt. Aerger, inſofern ich wirklich gewollt habe, was Du für ſchlecht erkennſt; nicht ſo arg, inwiefern die Bewußtloſigkeit doch eigentlich das Aergſte iſt. Ich wollte ein beſtimmtes Silbenmaaß überall durchklingen laſſen: im zweiten und vierten Monolog den Jamben allein, im fünften den Daktylus und Anapäſt, und im erſten und dritten hatte ich mir etwas Zuſammengeſezteres gedacht, worüber ich Dir jezt, weil das Buch nicht zur Hand iſt, keine genauere Rechenſchaft geben kann. Das geſtehe ich Dir aber gern, daß der Jambe ſtärker geweſen iſt als ich, und ſich im zweiten und vierten Monolog etwas unbändig aufführt. Dieſen Mangel in der Ausführung bei Seite geſezt, hoffe ich, Du wirſt gegen die Abſicht in dieſer Gattung nichts einzuwenden haben. Ich unterſtreiche, um gleich aus dem Unterſtrichenen gegen die Alten proteſtiren zu können. Die hiſtoriſche, die rhetoriſche und die didactiſche Proſa leiden das freilich nicht; aber ein Monolog iſt offenbar eine Annäherung an das Lyriſche, und hievon ausgegangen möchte ich mich leicht aus den Alten vertheidigen können. Bedenke nur auch, daß die Alten die Quantität weit genauer bezeichneten, und einen viel feinern Sinn dafür hatten als wir, und daß ſo etwas bei uns ſchon etwas dick aufgetragen werden muß, wenn die Leute nur ein Weniges davon durchhören ſollen. Biſt Du doch der Einzige, den es ſo frappirt hat. — ein Anderer hat eben ſo viel davon durchgehört als ich wollte, und die Uebrigen haben wenigſtens nichts davon geſagt. Du ſiehſt, daß ich dies wenigſtens nicht für eine Kleinigkeit und nicht für Krittelei halte, und wirſt Dich um ſo eher, wie ich hoffe, weiter darüber einlaſſen. Ich geſtehe Dir, es iſt mein großer Wunſch, da mir die Poeſie ein für allemal verſagt iſt, es in allen Formen der Proſa mit der Zeit zu einer gewiſſen Vollkommenheit zu bringen, und dazu iſt mir die Kritik noch ſehr nothwendig. Du wirſt mir übrigens erlauben, daß ich Dich fortdauernd bewundere, als den Einzigen, der ein gleich großer Virtuoſe im Machen und im Loben iſt; — hätteſt Du mir doch die übrigen Epigramme auch nicht beneidet! — Wollte Gott, lieber Freund, die Zeit käme bald, wo wir Stunden verplaudern können! Soll es für jetzt nicht ſein, ſo mache wenigſtens, daß auch durch die Oſtſee unſere Communikation nicht allzuſehr unterbrochen wird: ich würde weſentlich darunter leiden, und ich hoffe, Du wirſt mir, ehe Du reiſeſt, noch die nöthigen Inſtructionen darüber geben. Schreibt Dir Spalding noch? Als ich ihn zuletzt ſah, ſchien er lange nichts von Dir gehört zu haben. Ueber Schlegel's, (die ich nur als Alliirte ſo ſummire) und über das traurige literariſche Weſen nächſtens. Heute iſt mir die Zeit ausgegangen, und ich wollte doch heute ſchreiben auf allen Fall. —

Berlin, d. 9. Juni 1800.

Da habe ich Vorgeſtern ganz zufälliger und ſehr glücklicher Weiſe einmal unſere kleine Levi geſehen, und die hat mir nicht nur über die Art, wie ich zu den letzten Briefen von Dir gekommen bin, ſondern auch über Dich und den Zuſtand, in dem Du Dich befunden haſt, das rechte Licht aufgeſteckt. Deinen vorletzten Brief hat ſie mir durch Otterſtädt ſo ſchnell als möglich geſchickt, damit ich Dir ſogleich antworten, und Du noch einmal in dieſer Welt von mir hören möchteſt, — ich glaubte er käme von Fränkel, und die Eile bezöge ſich auf Deine Abreiſe von Hamburg. Du lieber Freund, der es gar nicht recht weiß, wie ich ihn liebe, — wie ich denn das überhaupt Niemand ſagen kann, — wie ganz anders würde ich Dir geſchrieben haben, wenn ich das ſo gewußt hätte wie es war? Nun es aber nicht ſo iſt, wie ſie mich denn verſichert hat, daß Du Dich beſſerteſt, geſtehe ich Dir, daß ich, als ſie es mir erzählte, die erſte recht lebhafte Regung von Eiferſucht empfunden habe. Habe ich etwa nicht Recht? Schreibſt mir ein Langes und Breites von den Monologen, und behandelſt Deine Krankheit und Deinen gefährlichen Zuſtand nur mit einem vorübergehenden Scherz; aber der Herz ſchreibſt Du Alles was Dich betrifft! Meinſt Du etwa, daß Du mich weniger intereſſirſt, und daß ich nicht werth ſei, mitzufühlen was in Dir und mit Dir vorgegangen iſt? Das Klagen iſt Dir nicht natürlich, das weiß ich wol, und das ſollſt Du auch nicht; aber ſagen ſollſt Du mir mehr von Dir ſelbſt. Das geht nicht nur auf die böſen Tage und auf die Krankheit allein, ſondern auf Alles: nicht nur auf Deinen Tod, wenn Du einmal wieder ſterben willſt, ſondern auch auf Dein Leben. Ich habe dann, wie Du denken kannſt, viel mit der Kleinen von Dir geſprochen, überhaupt und auch von Deinem jetzigen Leiden und Deiner Handlungsweiſe dabei. Wir ſind zum Schrecken einig darüber, daß Du herkommen ſollteſt, und daß Du es nicht wirſt! Was willſt Du aber mit dieſer Art von Treue und Gehorſam, die in dem gegenwärtigen Falle ganz leer iſt? In Hamburg wirſt Du gewiß nicht geſund, und auf einer Reiſe über den Nordpol nach Schweden gewiß auch nicht in dieſem Sommer, der ſchon jetzt faſt keiner mehr iſt. Wenn Du recht ein Uebriges thun wollteſt, ſollteſt Du auf die dringendſte Art von der Welt um Urlaub auf ein paar Monate bitten; Du würdeſt gewiß noch eben ſo zeitig nach Schweden kommen als ſo. Deine Reiſe längs der Küſte, um über die See mehr als nöthig iſt, ſcheint mir ein großes und unnützes Wagſtück zu ſein. Ueberlege Dir's doch recht, und rechne einmal weniger auf die negativen Verdienſte.

Den Jean Paul über Fichte habe ich noch nicht geleſen; in einer Anmerkung komme ich auch vor*) — es iſt aber ein wunderliches Werk. Wenn alle seine Widerlegungen so sind, so wird er eben nicht viel ausrichten. Ohne mein Bewußtsein soll mir immer der theologische Begriff von Religion zum Grunde gelegen haben, da ich ihn überall mit dem philosophischen vergleiche und darunter subsumire, so daß doch jeder, wenn ich auch Unrecht hätte, sieht, daß ich mir ihr Verhältniß sehr bestimmt und immer auf gleiche Weise gedacht habe, und daß mir ohne mein Bewußtsein nichts passirt ist. Und das schließt er, weil das Universum nur durch *einen* Geist für einen Geist zu einem Ganzen wird, wo denn der ganze Streit, der erst abgethan werden soll, in dem unterstrichnen einen liegt. Daß er jezt hier ist wirst Du wissen, und die Levi Dir vielleicht mehr von ihm schreiben, ich habe ihn nur ein paar Mal flüchtig gesehen, und er hat keine besondere Notiz von mir genommen. Er will eigentlich nur Weiber sehen, und meint, selbst eine gemeine wäre immer, wenn auch nicht eine neue Welt, doch ein neuer Welttheil. An unsern Gelehrten findet er mehr Talent als genialisches Gefühl, wobei er aber allemal den Bernhardi ausnimmt, — ich weiß nicht, ob Du diesen jungen Mann, der jezt Tieck's Schwager, gekannt hast, und er ist wol nicht übel in mancher Rücksicht; aber daß gerade Richter ihn so unmenschlich lieben kann, gehört für mich unter die Unbegreiflichkeiten, und ist mir ein starker Beweis gegen seine Männerkenntniß. Uebrigens ist er ganz voll von seiner Polemik gegen den Idealismus, und er meint sie gewiß, ob sie gleich dem Titan angehängt ist, nicht blos für die Nichtdenker. Dabei äußert er höchst kuriose Sachen: so findet er es zum Beispiel höchst verdammlich — namentlich auch an mir, wie er gegen Schlegel geäußert hat — wenn man Idealismus spricht in andern als den hergebrachten idealistischen Terminologien, oder wie er sich ausdrückt in der realistischen Sprache, weil dann die Leute etwas vor sich hätten, was sie zu verstehen

---

*) In dem Ausdruck „Der maleriſche Standpunkt für alle Religionen“ heißt

---

es: „Ich meine die sonst vortrefflichen Reden über die Religion. Er giebt dem Worte Religion eine neue, unbestimmte poetische Bedeutung, der doch ohne sein Wissen die alte theologische zum Grunde liegt, weil jedes Ganze und alle auch das Universum nur durch einen Geist ein Ganzes ist für einen Geist." Clavis Fichtiana (Anhang zum 1. Bd. des Titan) 1800 S. 58.

glaubten, und doch nicht verſtänden. Nun ſage mir nur, ob es ein anderes Mittel giebt, ſich ihnen verſtändlich zu machen, als wenn man denſelben Gedanken in Formeln, die ihnen bekannter ſind, ausdrückt? Ich halte das für die größte philoſophiſche Kunſt, und wollte wol, es wäre wahr, daß ich ſie geübt hätte. Richter meinte damit weniger die Reden, als die Monologen, die ihm Schlegel gegeben hat. Dieſer ſchreibt mir, er habe darüber nicht unverſtändig und über Manches ſogar herzlich und mit Liebe geſprochen, beſonders über die Stelle vom Sterben der Freunde. Die iſt ihm freilich am analogſten, und ich dachte als ich ſie niederſchrieb daran, daß er ſie lieben müßte. Dir will ich ſie hiemit auch noch beſonders empfohlen haben, damit Du Dich möglichſt lange vor der Sünde hüteſt. Weißt Du wol, wieviel von mir mit Dir ſterben würde? Allen, die Dich wirklich kennen, — deren ſind freilich nur ſehr Wenige —, mußt Du unerſezlich ſein, aber mir noch mehr als Andern, welches Du auch recht gut wiſſen kannſt.

Die Stelle von der Sprache gehört unter die, auf welche ich einen vorzüglichen Werth lege, (in Verbindung mit der Sitte; denn das ſcheint mir hier unzertrennlich zu ſein,) aber ſie wird gewiß für Keinen außer mir ſo viel Wahrheit haben als für Dich, der Du auch ein ſolcher menſchenfreundlicher Sucher nach Menſchen und Gedanken biſt. Schlegel iſt endlich auch mit der Sprache herausgegangen, daß der Ausdruck an vielen Stellen in den Monologen ſchmuckloſer ſein könnte. Dies iſt eigentlich noch etwas anders als Dein Tadel, der tiefer geht und gründlicher iſt. Findeſt Du einmal Zeit mir ihn noch mehr zu detailliren, ſo wirſt Du wohlthätig damit auf mich wirken. Wenn ich Zeit hätte, ſo wollte ich ſie zu meinem Privatgebrauch umarbeiten, was mir gewiß ſehr nützlich ſein würde. Es ſcheint, als ob ich mit dem Styl noch nicht zur Ruhe kommen könnte, ſondern in den Extremen herumſchwankte. Ich werde Dir nächſtens eine Kleinigkeit ſchicken, wo gewiß die Nachläſſigkeit im Einzelnen das iſt, was Du mit mir tadeln wirſt; das Ganze bedeutet zwar nicht viel, Du ſollſt es aber doch leſen. Was für Studien werde ich noch machen müſſen, um Schlegels würdiger

Genoſſe im Ueberſezen des Plato zu ſein! Wärſt Du doch hier, wie treulich würde ich mich Deiner Kritik bedienen! So begeiſtert ich von dem ganzen Unternehmen bin, ſo viel heilige Ehrfurcht habe ich auch, und nie würde ich es mir verzeihen, wenn ich hier etwas Mittelmäßiges machte. Es giebt gar keinen Schriftſteller, der ſo auf mich gewirkt, und mich in das Allerheiligſte nicht nur der Philoſophie, ſondern des Menſchen überhaupt ſo eingeweiht hätte, als dieſer göttliche Mann, und dafür möchte ich ihm gern einen recht würdigen Dank bringen. Und nun, lieber Freund, laß Dich erbitten, endlich einmal nicht nur wohl zu leben, wie Du es immer thuſt, ſondern auch geſund zu werden.

Berlin, d. 19. Julius 1800.

Hätte ich nur gewußt wie und wohin, ſo hätte ich Dir ſchon eher wieder geſchrieben, und es beſſer gekonnt als jezt, da ich auf eine entſezliche Art mit Arbeiten überhäuft bin. So intereſſant mir Alles in Deinem lezten Briefe iſt, ſo ſind mir doch die guten Nachrichten von Dir ſelbſt das Wichtigſte. Ich meine nicht die Geſundheit allein, — denn wenn ſich Deine Hoffnung in dieſem Stück auf die Ruhe gründet, und Du die Ruhe der Thätigkeit entgegenſezeſt, ſo weiß ich nicht, ob etwas recht Gründliches zu hoffen ſein wird —, ſondern Dein inneres Wohlbefinden bei Jacobi und Voß, und daß ſie Dich, wie ſich's gebührt, zum Schreiben aufgemuntert haben. Sei nur folgſam, ſo weit es irgend die fatale Geſundheit erlaubt. — Haſt Du im Ernſt jemals an Deinem Scharfſinn gezweifelt, oder auch nur ihn verkannt und gemeint, Du müßteſt alles in Dir von der Poeſie aus erklären, und in Beziehung auf ſie rubriciren, ſo würde ich dieſen Aufenthalt bei Jacobi noch mehr feiern, als ich ohnedies ſchon thue. Aber ſollte Jacobi Dich das haben lehren, und Dich Dir ſelbſt verdeutlichen müſſen? ſind wir nicht ſchon vor langen Jahren einverſtanden geweſen, daß Du noch philoſophirender ſeiſt als poetiſch? Und haben wir jemals Dein reines Intereſſe an der Reflexion, welches die Baſis jeder Philoſophie und unleugbar die eine von den beiden Quellen aller σωφροσύνη iſt, und alſo auch der Deinigen, jemals aus Deiner Poeſie abgeleitet? Schreibe alſo nur nicht dem Jacobi etwas zu, was Du lange vor ihm gehabt haſt, nemlich die Klarheit über Dich ſelbſt. Zur heiligſten Pflicht mache ich es Dir aber, ſo lieb Du mich haſt, wenn Du erſt zu etwas der Ruhe Ähnlichem gekommen biſt, mir den Jacobi recht deutlich zu machen. Denn wir ſind in einigen Stücken über ihn auseinander. Ich bin nemlich der Meinung, daß nicht Alles in ſeinen Vorſtellungen ganz klar iſt, namentlich das Verhältniß desjenigen, was er eigentlich will, zur Philoſophie. Für einen Schwärmer halte ich Jacobi gar nicht, ganz und gar nicht, noch weniger für einen Orthodoxen, wie Manche thöricht genug ſind zu glauben. Was er aber eigentlich will, ſcheint mir zu ſein: Spielraum und Freiheit für ſeinen ſubjectiven Myſticismus. Der ſcheinbare Streit der neueren Popular-Philoſophie gegen den Myſticismus hat ihm die falſche Meinung beigebracht, als ob es in der That einen Streit zwiſchen der Philoſophie und der Myſtik geben könne, da doch im Gegentheil jede Philoſophie denjenigen, der ſoweit ſehen kann und ſo weit gehen will, auf eine Myſtik führt. Wäre Jakobi hierüber im Klaren, ſo würde er nur gegen diejenige Philoſophie polemiſiren, welche nicht auf ſeine Myſtik führt; er polemiſirt aber gegen jede, die nur irgendwo aufduckt. Warum? weil er poſtulirt, ſeine Myſtik ſolle ſich aus irgend einer Philoſophie deduciren laſſen, und mit ihr ein Ganzes ausmachen, — welches mir für jede Myſtik und alſo auch für die ſeinige etwas Unmögliches zu ſein ſcheint. Auch würde er vergebens verſuchen eine ſolche Philoſophie ſelbſt aufzubauen; denn es würde gegen ſie dieſelbe Polemik aus denſelben Principien Statt finden. Dieſes Verfahren nun hat Schlegel'n auf den Gedanken gebracht, daß Jacobi's Weſen in einem unauslöſchlichen Haß gegen alle Philoſophie beſtände. Wollte Jacobi nur dekretiren, daß Philoſophie und Myſtik gänzlich auseinander liegen, und daß der ganze Schein ihres Zuſammenhanges nur daher kommt, weil ſie ſich in der Tangente berühren, ſo würde er aufhören gegen die Philoſophie unnütz zu polemiſiren, und anfangen ſein ſchönes Weſen auf eine poſitivere und innigere Art zu enthüllen als bisher, — wenn er anders nicht etwa aufhören würde Schriftſteller zu ſein. Er würde alsdann vielleicht auch finden, was mir ſo klar iſt, daß Viele, die man Fichtianer nennt: Hülſen, Berger, ich, und — troz aller ſcheinbaren Antipathie — auch Schlegel ſich ihm dem Geiſte nach gar ſehr nähern. Das ſind nebſt einer großen Verehrung für ſeinen Character und ſeine Individualität meine gegenwärtigen Gedanken von Jacobi, die ich Dich nach Deiner vollſtändigen Kenntniß von ihm zu berichtigen bitte. Den Spinoza anlangend, ſo glaube ich, daß er mehr deſſen Myſtik als deſſen Philoſophie angegriffen hat, in deren Eigenthümlichkeit er vielmehr gar nicht recht eingedrungen zu ſein ſcheint. Sein Urtheil über mich ſoll mir viel werth ſein, wie es auch am Ende ausfallen mag; denn jezt ſcheint er doch noch nicht am Ende geweſen zu ſein. Ich wollte, ich wäre heute weniger zerſtreut und beſchäftigt, um Dir ausführlicher ſchreiben zu können. Zu ſchicken hätte ich Dir auch etwas, nemlich meine Briefe über die Lucinde. Da aber Friedrich Bohn in Lübeck ſie verlegt hat, ſo kannſt Du ſie dort näher haben. Sie ſind eigentlich mehr etwas über die Liebe als etwas über die Lucinde, und ich erwarte, daß wir in Rückſicht der wenigen Gedanken, die ſie enthalten, eben nicht ſonderlich differiren werden. Im Ganzen bedeuten ſie nicht viel, und laß Dir darum ja Zeit ſie zu leſen, bis Du nichts Beſſeres zu thun haſt. Ueber den Styl der Briefe, und über die Form des Verſuchs wünſchte ich dann wol gelegentlich Deine Meinung zu vernehmen. Nächſtdem habe ich nicht längſt eine Anzeige von Fichte's Beſtimmung des Menſchen für's Athenäum beendigt, durch die ich mir wahrſcheinlich ſeinen Unwillen zuziehen werde. Hätte ich das früher bedacht, oder wäre es mir im Schreiben ſo vorgekommen, ſo würde ich in Abſicht auf die Manier vielleicht ganz anders verfahren ſein, meine Meinung aber ebenfalls nicht verſchwiegen haben. Die Tugendlehre verdient allerdings gar ſehr, daß man ſie ſtudiert, — dies ſchließt aber nicht aus, daß nicht ſehr viel dagegen zu ſagen wäre. Du ſiehſt, wenn mir kein größeres Unglück droht als das Verfichten, ſo ſteht es noch gut genug um mich. Namentlich iſt mir's wol nie eingefallen auf dem Wege eines formalen Geſezes zur Religion kommen zu wollen, und ich hoffe Jacobi wird dies auch nicht aus den Reden herausleſen können, wenn er ſie ordentlich lieſt. Ich wünſche, daß der liebenswürdige Mann mich auch ein wenig lieben möge mit der Zeit; er iſt der einzige von unſern namhaften Philoſophen, von dem ich mir dies wünſche. Reinhold iſt mir höchſt gleichgültig, und Fichte muß ich zwar achten, aber liebenswürdig iſt er mir nie erſchienen. Dazu gehört, wie Du weißt, für uns etwas mehr, als daß man (ein), wenn auch der größte, ſpeculative Philoſoph ſei.

Leider muß ich mich von Dir trennen, lieber Freund. Es geſchieht nicht ohne die herzliche Bitte, daß Du Deiner Geſundheit wohl wahrnehmen mögeſt, und gehe nicht zu ſchnell in Dein kaltes Schweden. Die Herz grüßt Dich freundlichſt, und Schlegel und ſeine Freundin erkundigen ſich oft ſehr theilnehmend nach Dir. Von Voß ſchreibſt Du mir wenig. Habe ich noch etwas zu gut, oder iſt er Dir überhaupt nur wenig geweſen? Viel weniger als Jacobi gewiß. Komm bald zur Ruhe, und vergiß mich weder dann noch eher. Mehr ein andermal. Heute habe ich wirklich nur Deinen Erörterungen über Jacobi etwas verarbeiten wollen, damit Du wüßteſt, über welche Punkte Du mich vorzüglich in's Klare bringen mußt. Die alte Liebe und Uebereinſtimmung mit ſeinem Denken über den Menſchen überhaupt kennſt Du ja aus der unſrigen, die wie Du ebenfalls weißt, immer dieſelbe bleiben wird, und alſo auch ich immer Dein Freund und Begleiter S.

Berlin, d. 20. Jan. 1801.

Eigentlich, lieber Freund, habe ich nur auf irgend eine Nachricht von Dir gewartet, um Dir wieder zu ſchreiben; aber vergebens hat man hier alle Menſchen nach Dir gefragt, vergebens ſich in Hamburg nach Dir erkundigen laſſen; denn ſelbſt die Sieveking wollte nichts von Dir wiſſen, eben ſo wenig ſchien die Mendelsſohn in Wien noch Deine Spur zu haben, — nur bisweilen erſcholl ein dumpfes, ſehr wenig tröſtliches Gerücht von dem Zuſtande Deiner Geſundheit, dem man zum Glück eben ſo wenig einen rechten Grund abmerken konnte. So ganz haſt Du Deine deutſchen Freunde noch gar nicht verlaſſen gehabt. Dafür iſt mir aber auch ſeit langer Zeit keine größere Freude geworden als die freilich noch als ein Geheimniß anvertraute Nachricht, daß Du wahrſcheinlich bald hier ſein wirſt. Wie wichtig mir das iſt, beſchreibe ich Dir nicht erſt, Alles Uebrige verſpare ich auf die Gegenwart; die Zeit wird mir beim Plato, mit dem ich eigentlich jezt allein umgehe, ſchnell genug verſtreichen. Die Herz führt mir, um meine Freude zu mäßigen, fleißig zu Gemüthe, daß man Deiner wenig würde habhaft werden können, da Du mehr als je in dem Kreiſe der feinſten Welt würdeſt leben müſſen. Das mag ſein, es wird doch Viertelſtunden geben, wo ich Dich ordentlich genießen kann, und Billete ſchreiben wirſt Du auch nicht verlernt haben. Zudem blüht jezt hier die Fußbotenpoſt, — der bedeutendſte Fortſchritt in der Kultur, den Berlin ſeit Deiner Abweſenheit gemacht hat —, die Du nur gleich mit einer bedeutenden Summe, nicht nur Geld, ſondern auch Zeit auf Deinen Etat ſezen mußt, nur ſo wird Alles gut gehen. Gern hätte ich auch Spaldingen die frohe Nachricht mitgetheilt, wenn es nicht verboten wäre. Beſchleunige Dich nur möglichſt und ſei, ich beſchwöre Dich, vorſichtiger als Du pflegſt, damit die fatale Reiſe in der fatalen Jahreszeit Dir nicht ſchade. Daß ich Dich aber je länger je lieber habe weißt Du.*)

(Berlin), d. 31. Januar 1802

Du würdeſt mir einen großen Gefallen erzeigen, wenn Du durch Deinen Bedienten Vorzeigern dieſes, meinem wohlbeſtallten Schuhmacher, eine empiriſche Anſchauung von Deinen Ueberſtiefeln gewähren laſſen wollteſt; ich habe es a priori verſucht, der Menſch iſt aber ein entſchiedener Realiſt.

Schlegel, der abgereiſt iſt, grüßt Dich, und ich condolire Dir zu der Abreiſe der Arnſteins und mir dazu, daß ich Dich gar nicht ſehe.

---

*) Bald darauf ward Brinckmann wieder als Legationsſekretair nach Berlin verſezt, wo die Freunde bis zu Schleiermachers Ueberſiedelung nach Stolpe — Ende Mai 1802 — vereinigt blieben.

(Berlin), d. 15. April 1802.

Seitdem ich weiß daß ich Berlin verlaſſe, bin ich mehrere Male vergeblich bei Dir geweſen. Nun reiſe ich den Montag nach Schleſien, hoffe aber nach meiner Rückkunſt in den lezten Wochen Dich noch öfter zu ſehen. Hier iſt indeß mit vielem Dank der Monboddo zurück; ſonſt beſinne ich mich nicht noch Bücher zu haben. Ueber mein Weggehn weiß ich weiter nichts zu ſagen; es hat ſeinen Grund in mancherlei Verhältniſſen. Das geſellige Leben wird ſehr dabei zu kurz kommen, dem litterariſchen hoffe ich ſoll es nicht viel ſchaden, und wer weiß ob es überhaupt lange dauert. Eine Frage erlaube mir doch in Beziehung auf dieſe fatale Begebenheit: Ob Du nemlich wol reich genug biſt, — denn an Deinem guten Willen zweifle ich nicht —, mir unmittelbar oder durch Deinen Credit eine Anleihe von 3 oder 400 Thlr. auf zwei Jahre verſchaffen zu können? Dieſe Veränderung und die erſte Einrichtung dort koſtet mir weit mehr Geld als ich gegenwärtig habe. Zur Oſtermeſſe 1804 aber könnte ich dieſe Summe ſehr leicht wieder bezahlen. Bei Dohna, dem jezt ſelbſt eine ähnliche Veränderung bevorſteht, habe ich nicht darum anfragen wollen.

(Berlin), d. 18. Mai 1802.

Vielen Dank für die Nachricht; ich erſcheine gewiß Morgen, und wenn es irgend möglich iſt, ſehe ich Dich auch heute noch einen Augenblick. Du armer Geplagter!

(Berlin), d. 27. Mai 1802.

Ich war Geſtern um halb Zwölf etwa bei Dir ohne Dich zu finden, und fand hernach zu Hauſe Dein Billet. Den beſten Dank vorläufig. Ich reiſe Sonntag früh, bin aber mit meiner Zeit ſo im Gedränge, daß ich Dir am liebſten vorſchlagen möchte, heute oder Sonnabend Abends ſpät, gleich nach neun Uhr, mich noch einmal bei Dir zu ſehn. Laß mir doch ſagen welches Dir das liebſte iſt. Vorgeſtern war ich auch ſchon im Begriff zu Dir zu gehn, dachte aber noch zu rechter Zeit daran daß Poſttag war.

Du kannſt das Geld dem Ueberbringer ganz ſicher anvertrauen.

Stolpe, d. 19. October 1803.

Nicht jedesmal, lieber Freund, habe ich ſo beſtimmt gewußt als jezt, warum unſer Briefwechſel ſo ſpät in Gang gekommen iſt. Es war nichts als die fatale Beſcheidenheit, die ich zwar diesmal nicht eben laſterhaft finden kann; aber doch ſo ſchädlich als eine Tugend nur ſein mag. Wenn ich an Deine vielen und vielfachen Beſchäftigungen dachte, an Deine Kunſt die Zeit auszufüllen, die auch nicht das kleinſte leere Zwiſchenräumchen duldet, ſo ſchien mir immer was ich Dir ſagen konnte nur etwas Beſſerem den Plaz wegzunehmen. Von meinem Thun und Treiben hier war wenig zu erzählen. Das wiſſenſchaftliche, auf ein paar einzelne Punkte beſchränkt, hat in den faſt anderthalb Jahren nichts Wirkliches zu Stande gebracht als die Grundlinien, die jezt in Deinen Händen ſind, und ein anderes giebt es gar nicht. Die Ereigniſſe, zumal die litterariſchen, waren doch auch ſo miſerabel, daß man nicht anders als zu Scherz und Spott davon reden kann, und der Wiz iſt immer das Erſte, was mir unter ſchlechten Umgebungen und widrigen Zufällen rein ausgeht. Du kannſt alſo denken, wie ich mich mir ſelbſt gegenüber hier befunden habe. Indeß am Ende wird doch Manches blos deshalb beſſer, weil es gar zu arg geweſen iſt; vielleicht geht es mit meinem Leben auch ſo: es iſt ſchon ein guter Anfang, daß ich dem allzu argen Schweigen gegen Dich ein Ende mache; denn wenn Du nicht hartherzig biſt, bereite ich mir dadurch eine bedeutende Verbeſſerung. Was wirſt Du nur zu den Grundlinien ſagen? Das weiß ich nur gar zu gut, daß es ein ſehr fatigantes Manoeuvre iſt ſie zu leſen. Die erſte Noth macht die Juterpunction. Der Sezer hat mir ein paartauſend Komma angedichtet, an die meine Seele nicht dachte. Dagegen habe ich, aus heimlichem Grauen davor, daß der Sinn ſo oft aus ſein ſoll, viel zu wenig Punkte gemacht, und dieſes zuſammen bildet ein abſcheuliches Ganzes. Doch Du kennſt meine alte Klage über unſre Interpunction, die mich gleichgültiger macht gegen mich und den Sezer. Entweder ſollten wir ein viel größeres, componirteres Syſtem von Zeichen haben, oder ganz zu der alten Simplicität zurückkehren. Druckfehler giebt es auch eine große Menge, ſo daß ich mich geſchämt habe, auch nur die Hälfte anzuzeigen. Doch das ſind Alles nur Außendinge, und ich fürchte das ärgſte Uebel liegt am Styl ſelbſt. Die Idee deſſelben halte ich für die Sache ganz angemeſſen; ich hatte eine Syntheſis von Ariſtoteles und Dionys von Halicarnaß dabei in Gedanken, und die wäre gewiß für die Kritik das Rechte. Was aber die Ausführung betrifft, ſo kannſt Du denken, da ich in der Vorrede ſchon ſo viel zugegeben, wieviel ich Dir einräumen werde. Leider, lieber Freund, muß ich daran verzweifeln irgend etwas das ich drucken laſſe ſo zu vollenden wie ich könnte. Steht mir kein beſtimmter Termin vor Augen, und zwar vor ſo ſchlechten Augen ſehr nahe, ſo komme ich gar nicht erſt zum Schreiben; warten aber Verleger und Sezer auf Handſchrift, ſo wird gewiß nichts recht durchgefeilt, weil mir nichts ſo verhaßt iſt als ein Stück Arbeit kurz nachdem ich es gemacht noch einmal durchzuſehen. Ich müßte mich alſo gewöhnen gleich aus der erſten Feder ſo zu ſchreiben wie es ſein ſoll; dazu bin ich aber zu zerſtreut. Aus dem Allen folgt nun freilich, daß nie etwas Ordentliches aus mir werden wird. Soll ich aber deshalb gar nicht ſchreiben? Das iſt die Frage. Es ſcheint mir vielmehr ebenſo gut in die verkehrte Welt zu gehören als daß Du nicht ſchreibſt, da Du es ſo ſehr kannſt. Was machen Deine Pariſer Papiere, die eine weit höhere und lebendigere Kritik der Sittlichkeit enthalten als mein Buch der Sittenlehre? Kannſt Du es wol verantworten, daß Du ihnen ſo wenig Exiſtenz giebſt? Doch es iſt Keinem, der noch eine andere Sphäre hat, zu verdenken, wenn er die litterariſche herzlich verachtet; denn Nullität und Verkehrtheit ſind ja ſo durchaus herrſchend, daß kaum etwas Anderes geſehen wird. Aber man braucht ſich ja nicht einzubilden, daß man in Gemeinſchaft mit andern Büchern tritt, braucht auch nicht an's Publikum zu denken, ſondern nur an einzelne Menſchen, bekannte und unbekannte. Iſt gar keine Hoffnung Dich zu bekehren?

Köppen's Buch gegen Schelling *) iſt mir wie ein ſehr ſchlechtes Produkt vorgekommen; eine ſolche Alles reckende und zerrende, noch dazu Früheres und Späteres unter einander werfende Sophiſtik kann jedes Facit geben was man will, und das Schlimmſte iſt, daß wenn ſie auch Recht hat, wie hier oft der Fall zu ſein ſcheint, es doch als Unrecht erſcheint. Und der Styl iſt eine unausſtehlich treue Kopie von Jacobi. Wie kann er ſich einen ſolchen Jünger halten, und ſich ſo mit ihm aſſociiren? Merkwürdig iſt mir's aufgefallen, daß Jacobi in den Briefen, wo er alles Unrecht, was ihm Hegel und Schelling angethan, aufzuzählen ſcheint, davon abſichtlich nichts erwähnt, daß ſie ihn auch in Gemeinſchaft mit mir gebracht, und mich ſeinen Fortſezer und Potenzierer genannt haben. **) Natürlich muß er doch dies bei ſeiner Ueberzeugung von meinem Atheismus, und alſo unſerer gänzlichen Differenz für ein grobes Unrecht halten, daß ſeine Philoſophie fortgeſezt auf mich hinführe, und das Schweigen davon erſcheint mir als die unumſchränkteſte Verachtung. Dieſe thut mir weh, ich geſtehe es, da ich Jacobi ſehr liebe, und um ſo mehr, da dies faſt das einzige Beiſpiel in meinem Leben iſt, daß es meiner Liebe an aller Erwiederung fehlt. Den Plato ſoll ich nun allein überſezen. Nüchtern muß ich den Gedanken gar nicht denken, ſonſt könnte ich in Verſuchung kommen mich für toll zu halten. Wenn aber auch die Begeiſterung noch ſo gut verhält, ſo iſt ſie doch leider nicht genug; ſondern es wäre vor allen Dingen nöthig, daß mich ein gutes Schickſal bald wieder nach Berlin zurück, oder wenigſtens an einen litterariſchen Ort brächte. Eine Menge kleiner aber höchſt nothwendiger hiſtoriſcher Unterſuchungen ſind faſt bei jedem Dialog anzuſtellen, und hier fehlen mir ſo gut als alle Hülfsmittel. Wie iſt es denn mit Deiner Bibliothek geworden? Haſt Du ſie glücklich und auf gute Art wieder bekommen? Gewiß biſt Du ſie ſchon ſeit langer Zeit wieder gewohnt, haſt die Gefahr des Verluſtes längſt vergeſſen, und bekommſt erſt durch meine Frage ein recht lebhaftes Bild davon wie lange es her iſt, daß ich Dich nichts gefragt habe. Laß mich's nicht entgelten, ſondern lege Dich auf die mitleidige Seite, mir den wiewol ſelbſt zugefügten Schaden ſo ſehr Du kannſt zu erſezen. Ueber die gute Wirkung Deiner Briefe wirſt Du Dich gewiß zu freuen haben. Du weißt ja wie man, wenn auf lange Dürre der Regen folgt, das Gras wirklich kann wachſen ſehen.

---

*) Schellings Lehre oder das Ganze der Philoſophie des abſoluten Nichts, dargeſtellt von Fr. Köppen, nebſt einem Anhang von drei Briefen von Fr. H. Jakobi. Hamburg, 1803.

**) In der berühmten Abhandlung über Glauben und Wiſſen: Schellings und Hegels krit. Journal 1802. II. 1, S. 134—137, auf welche dann der oben erwähnte, Köppen's Schrift beigegebene Anhang von drei Briefen Jakobi's erſchien.

Stolpe, d. 26. November 1803.

Erfreulicher, lieber Freund, hätteſt Du unſere erneuerte Korreſpondenz nicht eröffnen können als mit der Nachricht von der Herausgabe Deiner Gedichte und Rhapſodieen, und die Ironie, die Du dabei mit der Beſcheidenheit treibſt, zeigt mir daß Du noch ganz der alte biſt. Das niedliche Talentchen Ideen zu poetiſiren! Es wird ſich recht artig ausnehmen in dem Liebhaber-Concert! Aber es mag ſich nur rüſten Solo zu ſpielen und die Pauſen der Übrigen ſelbſt auszufüllen; denn in den eigentlichen Partituren des Concerts wird dieſe Stimme aus guten Gründen nicht viel Noten haben. Die Zuhörer werden hernach mit beſſerm Gemüth applaudiren als die Mitſpieler. Jammerſchade daß ſie auch gegen den reinen Saz keine Vergehungen auftreiben werden, ſondern die ſtrengſte Schule anerkennen müſſen. Der reine Trochäus hat ſchon lange bei mir im ſchwarzen Regiſter geſtanden, und ich hoffe Voß giebt uns noch eine neue Ausgabe des Homer und Virgil ohne dieſen hinkbeinigen Freund. Die Zeitmeſſung ſteht ſchon eine Weile bei mir leider ungeleſen. So gern ich von Allem etwas verſtehe, und es auch gewöhnlich friſch drauf los wage, kühner als ich ſollte, ſo hat mir doch das Hineinſehen ein heimliches Grauen beigebracht, daß ich hier gewiß die Grenze meines Verſtehens ſehr bald finden werde. Ich mache dabei eine Nebenſpeculation auf Deine Gedichte. Außerdem daß ich ſtark hoffe zu den Manchen zu gehören, die das Talentchen intereſſirt, habe ich große Luſt die metriſche Kunſt darin als eine Beiſpielſammlung zu gebrauchen.

Was Deine Rhapſodien betrifft, ſo wollte ich wir könnten einen Tauſch treffen. Du träteſt mir eine gute Partie von den Gedanken ab, die ich ſehr gut würde brauchen können, und ich gäbe Dir dafür ſo viel Du willſt von dem Muthe, den Du nicht brauchen kannſt. An Deine Polemik glaube ich ſehr; aber auch an ihre Unſichtbarkeit. Von dieſem Talent haſt Du überhaupt ſo viel daß ich gern eine vergrößernde Endung dran hinge, wenn wir eine hätten, und hier wird es recht unabſichtlich und unbewußt in ſeiner Glorie ſtrahlen, ſo daß ich mich königlich darauf freue von allen Seiten betrachtet. Wer iſt denn aber der unſtreitige Philoſoph Müller? Die unſtreitigen Philoſophen ſind ſo rar in der Welt wie die ächten Brüder, und ich möchte nicht gern daß mir einer entginge den ich irgend aufſpüren kann. Ich ſehe gar zu gern in ihnen — ich denke dieſe Eitelkeit iſt verzeihlich — was ich gern wäre und leider nicht bin. Uebrigens hoffe ich ein von Dir Greirter leugnet den gemeinen Standpunct nicht nur in Deinen Rhapſodien, ſondern überall. Denn gewiß glaubſt Du nicht, daß mit dieſem halsbrechenden Voltigiren von einem auf den andern die Philoſophie beſtehen kann, ſo wie ich mir einbilde, daß die Seiltänzer zu Pferde ſelten gute Reuter ſind. Vielmehr ſtimmſt Du wohl ein, daß dieſes gänzliche Ableugnen der wahre goldne Vlies-Orden der ſittlichen Vornehmigkeit iſt.

Von der poetiſchen Schule kann ich, da ich ſo ganz unpoetiſch bin, entweder gar nicht oder wenigſtens nur ſehr unpartheiiſch reden. Was ſie hervorbringt kann ich wol nicht recht beurtheilen; der Alarkos iſt mir was die Form und die Kunſt betrifft ein wahrer Pendant zur Lucinde, der Lakſhmas hat bei vielem was ich für ſchöne Anlagen halte eine Schülerhaftigkeit, der man eigentlich die Preſſe verweigern ſollte, wie man den Kindern kein Fleiſch giebt vor den Pocken. Die Blumenſträuße habe ich leider noch nicht geleſen. Aber was den Weltbegriff und die Weltverhältniſſe dieſer Schule betrifft, ſo glaube ich mit Dir, daß der Grund warum ſie eine Sekte bildet mehr außer ihr liegt als in ihr. Wenn man betrachtet, wie gänzlich verſchieden in ihren Productionen und in ihren Principien (wenigſtens in der Art wie ſie dazu gekommen ſind, und wie ſie ſie ſelbſt anſehn) Fr. Schlegel, Tieck und A. W. Schlegel ſind, und immer ſein werden, ſo muß man wohl geſtehn, daß hier keine Neigung ſein kann *offenſiv* eine Sekte zu bilden, ſondern höchſtens *defenſiv*; ſie könnten alſo unmöglich exiſtiren, wenn die Andern, die ſich die alte Schule zu bilden einbilden, nicht offendirten. So ſcheint mir auch Goethe's Protection nur von dieſer Seite erzwungen zu ſeyn; und jene drei glauben eben ſo wenig an die Gleichheit ſeiner poetiſchen Principien mit den ihrigen als er daran glaubt; aber man hat ſie mit Gewalt an einander gedrängt. Sie brauchen ihn nur wie am Anfange des vorigen Jahrhunderts die Philoſophen die chineſiſche Moral gegen die Orthodoxen brauchten. Wenn nun dieſe darauf dem Confucius immer vorgeworfen hätten, er wäre ein Wolfianer und ein Deiſt, hätte er nicht am Ende aus der Unterwelt herauskommen müſſen um zu fraterniſiren? Daß *auch* die Eugenie proteſtirt muß ich Dir glauben, ich habe ſie noch nicht; aber die *Sonette* darin ſind mir etwas verdächtig.

In der Philoſophie ſind Gott ſei Dank die Revolutionen gar zu ſchnell geweſen, als daß man von einer *Sekte* reden könnte. Auch giebt es da leider keinen olympiſchen Jupiter. Jacobi hätte es zu ſein verdient, und hätte es werden können, wenn es ihm gefallen hätte, tüchtige ganz unpolemiſche Darſtellungen ſeiner Philoſophie zu geben, und ſich dann weiter in nichts zu miſchen. Welche Eigenſchaft ihn daran gehindert hat weiß ich nicht: aber im Vertrauen, er ſcheint mir auch ein wenig die *Jüngerſucht* zu haben. Dies iſt ein ſchreckliches Uebel, eine Art von geiſtiger Menſchenfreſſerei, oder wenigſtens Menſchenfängerei. Es begegnet mir manchmal zu denken, wie ich wol ſein würde, wenn ich etwas Rechtes wäre. Nun iſt dies freilich, um mit dem eben überſezten Plato zu reden, eine lächerliche Frage was dann ſein würde oder nicht ſein: denn wer kann es wiſſen? aber zum Selbſtſtudio gehört es doch, und iſt auch ſonſt ganz angenehm. Zu der Jüngerſucht habe ich nun bei dieſen Unterſuchungen auch nicht das Differentiale in mir gefunden. Die Sklaverei ſcheint mir von beiden Seiten gleich arg zu ſein. Man ſehe nur wie ſich Schelling behängt mit dem Hegel, A. W. Schlegel mit dem Bernhardi, Jacobi mit dem Köppen. Warlich die Luſt vergeht einem wol, ſo etwas zu ſaugen oder zu verſchlingen.

Sehr tröſtlich war es mir daß Du von meinen Grundlinien das erſte Buch vollendet haſt. Dies iſt unſtreitig die ſchlechteſte Parthie davon; und ich glaube, ich würde es jezt in vierzehn Tagen beſſer machen als es damals in zwei Monaten geworden iſt. Es iſt gewiß ganz unkünſtleriſch daß ich bei dieſem Bewußtſein ziemlich gleichgültig bin, und ich ſchließe daraus daß ich niemals werde ein leidlicher Schriftſteller werden. Dafür lege ich mir wie die Unbeſonnenen pflegen den Ruhm des guten Herzens bei, und glaube, ich denke gar nicht an meinen eignen Ruhm ſondern nur an die Ehre Gottes, und rede eben wenn mir's der heilige Geiſt befiehlt, ſollte es auch manchmal nicht beſſer ſein als Br(uder) Pfuhl in Niesky. Die Sachen werden doch geſagt, und es kann irgendwo einen erwecken. Die Reden über die Religion ſind auch bei'm Lichte beſehn ſchlecht genug; aber hätte ich ſie damals nicht friſch weg geſchrieben, jezt würde ich ſie gewiß nicht beſſer ſchreiben ſondern gar nicht. Eben heute habe ich einen kleinen Dialog, den Lyſis, vorläufig vollendet und ſchicke ihn zur Kritik an Spalding und Heindorf. Wärſt Du nicht Deines Königs, Dein eigner, und der ganzen Gemeine der Gläubigen Chargé d'Affaires, ſo würde ich Dich bitten, dem Gericht, das darüber gehalten werden ſoll, mit beizuwohnen. Hier hoffe ich mir wenigſtens einige reelle Verdienſte zu erwerben, wenn anders nicht meine Vorſtellungen vom Plato, von der Kritik und vom Ueberſezen ganz unrichtig ſind. Sollte dies leider der Fall ſein: ſo thäte ich wohl am beſten auszugehn; denn das wäre ein Zeichen daß es gewaltig rauchte. Sollte mich dieſes Geſchäft nach und nach zu der Meinung bringen, ich könnte wol dem Plato ablernen, Dialoge zu machen, wie ſie ſich eben jezt machen laſſen, ſo würde ich hernach wol einige ſchreiben, die eben Alles enthielten was ich zu ſagen habe, und dann auch keinen Buchſtaben mehr von Philoſophie. Doch wie weit ſehe ich hinaus, da ich mit der elendeſten Geſundheit in dem infamſten Klima kaum die nächſte Woche vor mir ſehe.

Von den Grundlinien ſagt man nebenbei allgemein ich ſei gar zu ſchlecht mit Kant und Fichte umgegangen; ich erwarte ob Du das auch finden wirſt, und werde Dir es überhaupt nicht erlaſſen, daß Du Dir Dein Urtheil vorbehalten haſt, hoffentlich nemlich nicht nur es zu fällen, ſondern auch es abzugeben.

Zur Jenaiſchen Literatur-Zeitung bin ich leider ſchon enrollirt, nicht daß es mir an ſich leid thäte -- wiewohl eben wenig geſchrieben wird, was einem Freude machen könnte zu beurtheilen — ſondern ich wäre lieber von Dir vorgeſchlagen worden. Nun iſt es von A. W. Schlegel geſchehen, und ſo ſehr ich den ehre, ſo iſt mir doch etwas bang in welcher Geſellſchaft er mich vorgeſchlagen hat, und ob mich Goethe nicht für eine Art von Schildknappen nehmen kann, wenn er darnach urtheilt. An Deiner Parodie*) muß der Olympiſche Jupiter großes Behagen gefunden haben, ſelbſt wenn ihm die Ironie die mit darin liegt nicht entgangen iſt. Und wenn Du unglücklicher Weiſe auf Deinem friedlichen Wege aus Mißverſtand ſollteſt angefallen werden von den Troern oder Achäern, ſo wird er Dir dieſer *κνίσσα* eingedenk einen Gott ſenden, der Dich geleitet ohne Dich in Nebel zu verhüllen. Hoffentlich wirſt Du doch auch an jener Zeitung arbeiten? wenn nur das neutrale Chor darin recht ſtark beſezt wäre! Manches Poſaunen-Solo wird doch vorkommen, wofür ſich unſer Eins nur durch jenes ſchadlos halten kann. Lieb iſt mir's indeß, daß dieſes Inſtitut entſteht, wiewol in der Art und Weiſe Manches jovialiſcher iſt als des Jupiters würdig.

Wie iſt es denn mit Deiner Pariſer Bibliothek geworden? Bei meiner Abreiſe war es noch nicht recht entſchieden. Und mit wem lebſt Du denn außer dem doch auch intereſſanten officiellen Leben am meiſten perſönlich und ſchriftlich? Weißt Du viel von Genz? Bücher hat er nicht geſchrieben ſeit er in Wien iſt; wahrſcheinlich deſto mehr Bankerotte gemacht. Steht auch Henriette Mendelsſohn noch in den alten Gnaden bei Dir?

---

*) Vergl. Briefwechſel III. [illegible].

Fragen könnte ich noch ſehr viel, und Du wirſt unſre briefliche *φιλία* noch lange als eine ungleichartige betrachten müſſen, wobei Du das Meiſte hergiebſt, beſonders was das Intereſſante betrifft, und Dich hernach mit der *τιμή* begnügſt. Laß Dich das aber nicht abſchrecken, ſondern bleibe bei Deiner guten Geſinnung; ich bedarf ihrer ſehr.

Stolpe, d. 14. December 1803.

Gegenüber Deiner Schnelligkeit erſcheine ich mir ſehr langſam mit meinem Antworten. Indeß mußt Du das verzeihen, wenn Du, wie ich vorausſeze, ſchon weißt, daß ich nicht das Talent habe meine Zeit ſo zu gebrauchen wie Du, dem ſo zu ſagen kein Augenblick davon verloren geht: da ich jeden Abend klagen muß daß ich weit mehr hätte thun können als wirklich geſchehen iſt. Und doch habe ich niemals in ſo vielfacher Verbindung gelebt als Du, ſondern mich immer in einem engen geſelligen Kreiſe gehalten. Heute will ich indeß, wenigſtens in Beziehung auf den Poſttag nichts zu klagen haben, und nichts ſoll mich zwingen eher aufzuſtehen bis ich Deinen Brief wenigſtens zum Theil beantwortet habe. Nein, wir wollen nicht wieder Laodiceiſch werden, und Du haſt ganz Recht, daß es unnatürlich wäre, wenn wir uns von einander entfernen wollten. Innerlich und idealiſtiſch betrachtet iſt es ohnedies unmöglich. Eben weil wir etwas Bleibendes und Beſtändiges in uns haben, können wir auch niemals aufhören uns zu kennen, und auch nach der längſten Unterbrechung würde ich doch nur lächeln, wenn die Menſchen mich verſichern wollten, Du habeſt Dich nun ganz verändert, -- ein Fall in dem ich mich ſchon mehr als einmal befunden habe. Die Menſchen wiſſen eben nicht die unveränderlichen Größen in der Gleichung von den Coefficienten zu unterſcheiden, weil in ihnen eben alles Coefficient iſt. Doch jenes Unvermögen in der Beurtheilung erſtreckt ſich in der That noch viel weiter als die eigne Unfähigkeit des Seyns; es giebt viele Menſchen die in der That nicht wenig in ſich ſelbſt haben, aber doch nicht im Stande ſind das eigentliche Innere eines andern Menſchen herauszufinden. Dies iſt die Urſache, warum wir auch von Menſchen die uns etwas werth ſind ſo oft weniger verſtanden werden als wir wünſchten, und warum uns unſer Talent des Verſtehens, wenn wir ehrlich ſein wollen, etwas ausgezeichnet erſcheinen muß. Inſofern man irgend etwas Inneres kann äußeren Umſtänden zu verdanken haben, glaube ich daß wir hievon immer etwas auf Rechnung der Gemeine ſezen können. Das zeitige In ſich ſelbſt ſchauen und in einem ſolchen Detail, wie es faſt nur dort möglich iſt, bildet gewiß den reifſten Menſchenbeobachter. Es ſcheint mir gewiſſermaßen eine Peſtalozziſche Anſtalt zu ſein; die Verhältniſſe ſind ſehr einfach und nur wenige in die man geſezt wird; aber man lernt ſie gründlich zu behandeln, und gelangt zur Fertigkeit und zur Beſonnenheit, die hernach mit dem vermehrten Stoff in der Welt bald eben ſo ſicher umzugehen weiß. Als ich vor anderthalb Jahren in Schleſien war, hätte ich gern recht viel mit der Tſchierſky davon geredet, wie viel werth es mir iſt in der Gemeine geweſen zu ſein, und mein Wunſch war, ihr eben ſo offenherzig zu beichten wie Du dem ehrlichen Zembſch gethan haſt. Allein ſie kam mir mit einer großen Hartnäckigkeit entgegen nicht zu hören und nicht zu glauben, und ich konnte ſie zu wenig ſehen um dieſe zu überwinden. Sie wollte Alles nur auf das gute Lernen beziehen, und auf die Bewahrung vor dem Böſen; und dies war doch offenbar das Wenigſte. Nicht einmal ſo weit konnte ich mit ihr kommen, daß ich ſie aufmerkſam darauf machte, wie viel es werth wäre daß man zeitig lernte die Welt von einer Idee aus zu betrachten; ſondern ſie meinte, dabei könnte wenig Gewinn ſein, wenn man die Idee hernach fahren ließe. Hier hätte es nun gegolten ihr mein Glaubensbekenntniß abzulegen über das eigentliche Eſoteriſche des Heilandes und der Gemeine, wenn ich Zeit gehabt hätte. Wirklich bin ich überzeugt, daß die Herrnhuter, von denen der Mühe werth iſt zu reden, recht guten Grund haben in der Religion, nur freilich in der Theologie und Chriſtologie iſt er ſehr ſchlecht; aber das iſt ja das Exoteriſche. Daß ſie Beides nicht von einander trennen können, und um mit Zembſch zu reden, die Sohlen doch immer für den Grund und Boden halten, iſt ſchlimm, und ich glaube nicht, daß es mir wie Dir hätte gelingen können zwiſchen der Scylla und Charybdis hindurch zu kommen, — am wenigſten im Geſpräch. Billige ich von dem was ſie ſagen, den eſoteriſchen Gehalt, ſo ziehen ſie es mit auf das Exoteriſche, und es wird wenigſtens eine genommene Heuchelei wenn auch keine gegebene. Wollte ich ihnen aber mein Eſoteriſches geben in einer andern als ihrer exoteriſchen Sprache, ſo iſt ja das offenbar gegebene Skandal der Freigeiſterei gar nicht zu vermeiden. Darum habe ich mich auch mit den lieben Brüdern Dober und Schneider gar wenig eingelaſſen, und nur mit meiner Schweſter recht ordentlich geredet, der die Wemuth aus den Reden Armeſünderweſen genug war, und die ſich auch in die Apotheoſe des Heilands und des heiligen Geiſtes zu finden wußte. Ich geſtehe Dir gern, der Brüder unmäßiges Anhangen an ihrem Exoteriſchen und meine eigne Unfähigkeit, unter dieſer Bedingung zwiſchen der Heuchelei und dem Anſtoß durchzukommen, iſt das Einzige was meinen Wunſch einmal wieder unter den Herrnhutern zu leben zurückhält. Denn das auf allen Seiten ſo erbärmliche Weſen in der Welt, dem ich zwar ruhig und ohne eine Anſteckung zu fürchten zuſehe, aber das mich doch auf mancherlei Weiſe ſtört, und in das ich nicht thätig eingreifen kann, wäre ſonſt für mich ein mächtiger Bewegungsgrund dazu. Du kannſt dieſen nicht haben, denn in Dir iſt doch etwas zu einem hohen Grade der Virtuoſität ausgebildet, nemlich das Talent mit den Menſchen zu leben. Ueber dieſe Kunſt habe ich Dich immer beneidet, nicht nur wegen der Wirkung, die Du dadurch außer Dir hervorbringſt, — dieſe bewundere ich zwar, aber ich kann ſie entbehren —, ſondern mehr deshalb, weil Du Dir alle weltlichen Verhältniſſe ſo unſchädlich zu machen weißt, daß ſie Dir von Deinen Kräften und Deiner Zeit nichts rauben, und neben ihnen Dein inneres Leben immer ungeſtört fortgeht, da bei mir aus

Ungeſchicktheit und Unbeweglichkeit beides in beſtändiger Oppoſition iſt. Du haſt dadurch, — das beſtändige und gleichere Gefühl von Dir ſelbſt nicht einmal in Anſchlag gebracht —, wenigſtens zwanzig Lebensjahre vor mir voraus. Aber Du hatteſt dieſe Kunſt ſchon in der Gemeine, und ſie iſt Dir gleichſam angeboren. Einen kleinen Vortheil, denke ich, bringt mir dagegen meine Ungeſchicktheit; ich glaube nemlich es giebt noch mehr Menſchen, die mich als Menſch ordentlich verſtehen als Dich; eben die Ungeſchicktheit iſt ihnen ein Wegweiſer durch das Negative zum Poſitiven, wie ſie überhaupt eher vermittelſt der Mängel zum Innern eines Menſchen gelangen als vermittelſt der Vollkommenheiten. Deine Lebenskunſt nun bietet ihnen dergleichen nicht, darum nehmen ſo Viele bei Dir das allerpoſitivſte für eine Negation; weil ſie von dem Innern nichts herausblicken ſehn auf disharmoniſche Art, ſo glauben ſie nicht daran, und die Kunſt des äußern Lebens, das doch von innen heraus ſo eigen erleuchtet wird, erſcheint manchen als gemeine Frivolität, die ſich nur äußerlich einen philoſophiſchen Firniß aufgelegt hat. Mißhandlungen genug habe ich freilich auch in der Beurtheilung zu dulden, aber doch ſo totale nicht. Dafür aber habe ich auf der andern Seite zu klagen, daß von meiner Bildung, meinem Scharfſinn und beſonders auch meiner Gelehrſamkeit viele Menſchen viel zu viel halten, und ich fürchte es wird früher oder ſpäter ein ſchlechtes Ende nehmen, wobei mir nur die Beruhigung bleibt, daß ich niemals darauf ausgegangen bin mich für mehr zu geben als ich bin, und daß es doch unmöglich iſt öffentlich und direkt gegen die gute Meinung der Menſchen zu proteſtiren. In der Philoſophie werde ich immer nur ein Dilettant bleiben, und wenn ſich nichts auf dieſem Gebiet erhalten kann als ſyſtematiſche Kunſtwerke, ſo wird gar bald keine Spur von mir gefunden werden. Mit der Gelehrſamkeit ſieht es noch ſchlechter aus, beſonders ſeitdem ich in dieſe Wüſte verſezt bin, wo es mir ſo gut als unmöglich gemacht iſt das Kapital zu vermehren. Das Einzige worin ich es vielleicht zu etwas hätte bringen können für die Welt iſt wol die Philologie in jenem höheren Sinne, wie ſie Schelling nimmt, und jeziger Zeit wol Niemand beſſer darſtellt als Friedrich Schlegel. Meine Ideen würden wol nicht ſo viel umfaſſend ſein als die ſeinigen, und meine Conſtruction nicht ſo groß, aber die Ausführung vielleicht in mancher Hinſicht tüchtiger und brauchbarer. Allein dieſe höhere Philologie hat keine andere Baſis als die niedere, und ohne große Virtuoſität in dieſer ſchwebt jene nur in der Luft, und kann vielleicht ſehr wahr ſein, aber ſich nicht beweiſen, und bleibt immer dem Unglück ausgeſezt, daß ihre Gebäude nur für Luftſchlöſſer gehalten werden. Hier fehlt es mir nun noch gar ſehr, und ich werde mich deshalb nie an etwas Großes wagen können, wie Wolf oder Schlegel, (wenn er die Geſchichte der griechiſchen Poeſie wirklich ausgeführt hätte,) ſondern nur an ſolche Einzelheiten wie den Platon; wiewol auch hier immer noch den gründlichen Leſern der Zweifel bleiben wird, daß auf dem Gebiete der niederen Philologie noch Entdeckungen gemacht werden können, die das ganze Gebäude der höheren Kritik, das ich aufzuführen denke, untergraben. In dieſer Hinſicht, aber auch noch in vielen andern, ſcheint mir Schelling viel zu hart über die Philologie abgeſprochen zu haben, wie überhaupt zur Würdigung deſſen was eigentlich Gelehrſamkeit iſt, ich den rechten hiſtoriſchen Standpunkt vermiſſe. Du ſiehſt, ich habe Schellings Vorleſungen geleſen, wiewol erſt flüchtig, es ſteht mir aber noch beſſer bevor, denn ich habe übernommen, ſie in der Literatur-Zeitung zu recenſiren. Ich that es zum Theil in der Hoffnung, daß ſie ſchon würden vergeben ſein, und nur um anzudeuten auf was für Arten von Büchern ich ohngefähr Anſpruch machte, ſie ſind mir aber geblieben, und ich werde wirklich nächſter Tage dieſes ſchwere Stück Arbeit unternehmen, da das Buch doch ſeiner Natur nach zu dem *πρόσωπον τηλαυγές* gehört welches Eichſtädt der Zeitung wünſcht. Gewiß lieber Freund wird ein armer Neutraler auch in der Philoſophie ſeine Noth haben. Nicht geringen Schreck hat es mir gemacht zu ſehen daß es eine Art von Pflicht iſt, Antikritiken zu beantworten. Davon aber werde ich mich unumwunden einmal für immer diſpenſiren, und im Voraus erklären, man habe in der Regel keine andere Antwort zu erwarten, als „daß ich den Leſern überließe die Recenſion mit der Antikritik zu vergleichen.“ Nach Eichſtädts Brief an mich zu urtheilen wird man doch eine ziemliche Freiheit genießen, und von läſtigen Geſetzen wenig die Rede ſein wenn man ſich ihnen nicht unterwerfen *will*. Dieſes alſo ſoll Dich nicht abhalten, und ich möchte es Dir förmlich zur Pflicht machen, dem gemeinen Beſten der Literatur das Opfer des Mitarbeitens zu bringen. Es wird wenig genug herauskommen, wobei man es der Mühe werth halten wird, Deine Kritik in Anſpruch zu nehmen, und da Du dieſes Wenige doch gewiß lieſeſt, ſo kann bei Deiner Art zu leſen und Deiner Leichtigkeit im Schreiben der Zeitaufwand nicht groß ſein. Wie nöthig aber Deine Stimme ſein wird zwiſchen der Schlegelſchen und Voſſiſchen Einſeitigkeit, das mußt Du ſelbſt ſehen. Etwas Rechtes kann freilich aus einem ſolchen Inſtitut nicht werden, bei dem es auf Allgemeinheit abgeſehen iſt, aber man muß doch mitwirken, um die Maſſe des Guten darin zu vermehren, und dem Uebergewicht irgend einer Einſeitigkeit entgegen zu arbeiten. Uebrigens überzeuge ich mich, daß die Kritik als Kunſt weiter kommen würde, wenn man ſie privatim betriebe. Auch habe ich für mich das Project, meine kritiſchen Aufſätze, wenn ihrer erſt mehr ſein werden, von allem entkleidet was ſie als Recenſionen an ſich haben mußten, und mit Kritiken älterer Werke vermiſcht einmal beſonders drucken zu laſſen. Dann denke ich mich auch über Fichte's Sittenlehre und Naturrecht, vielleicht auch über den Spinoza und einige Werke des Ariſtoteles ausführlicher auszulaſſen als in den Grundlinien geſchehen konnte. Was Du über dieſe ſagſt hat mir zur großen Beruhigung gereicht, denn in der That hatte ich vorher gar wenig Tröſtliches darüber gehört. Ja es hatte mich ohnerachtet alles Komiſchen, was darin liegt gar ſehr niedergeſchlagen daß ein Mann, den ich für einen ſehr guten Kopf halte, das erſte Buch faſt zu Ende geleſen hatte als er immer noch in der Meinung ſtand, ich werde erſt ein eignes Syſtem aufführen und von dieſem aus die andern beurtheilen. Lächerlich iſt es, da ganz deutlich die erſten Zeilen das Gegentheil enthalten: aber kann mich nicht eine ſolche Begebenheit ganz verhärten gegen alle auch gerechte Klagen über Unverſtändlichkeit? Gegen dieſe Gefahr iſt mir nun auch Dein Brief ein Gegengift. Denn da Dir meine Ideen im Ganzen ſo deutlich geworden ſind, ſo kann ich allerdings, wenn Du nicht bei allem Einzelnen ein eben ſo beſtimmtes Gefühl des Verſtehens haſt, die Schuld nur in meinem Vortrage ſuchen. Da ich das Citiren einzelner Stellen vermeiden wollte, ich glaube mit Recht, ſo hätte ich doch beſtimmter andeuten ſollen, wo ich eine einzelne Stelle im Auge hatte; hier habe ich der Kürze zuviel aufgeopfert zum Nachtheil der Verſtändlichkeit, und mich zu ſtreng an die Art gehalten, wie die Alten dergleichen behandeln, da doch die litterariſchen Verhältniſſe ſo ganz verſchieden ſind. Wenn es nicht auch Ironie wäre, daß Du einer zweiten Auflage erwähnſt, die eine Arbeit von mir niemals erleben wird, ſo würde dieſe gewiß ein Paar Bogen ſtärker werden, um hier nachzuhelfen. Mit den Abſäzen habe ich gedacht, daß wer ſie nicht ſelbſt findet, dem würden auch die Andeutungen auf dem Papier nicht helfen, und dieſe ſchienen mir um ſo weniger ſchicklich, da in der Sprache eigentlich gar kein Abſaz iſt, ſondern jede Periode grammatiſch betrachtet auf gleiche Art mit der andern verbunden. Daher glaube ich auch daß das Ermüdende tiefer liegt, nemlich in dieſer Behandlung der Sprache, die zu ſehr von der abgebrochnen franzöſirenden das Gegentheil iſt. Ich meinestheils finde auch die Reden ermüdend, ohnerachtet in dieſen die Perioden nicht ſo ſehr in einander geſchmiedet ſind. Hoffentlich wirſt Du mir noch entdecken helfen, wo der Fehler eigentlich liegt. Das dritte Buch finde ich auch am beſten geſchrieben: aber doch bin ich mir nicht bewußt, daß die Idee des Styls ſich erſt während der Arbeit vollendet hätte, nur die rechte Fertigkeit fand ſich erſt während derſelben, und ich hätte vorher kleine Studien darin machen ſollen, dann wäre nicht das erſte Buch ſelbſt ein ziemlich ſchlechtes Studium geworden. Dieſes möchte ich überhaupt gern großentheils umarbeiten. Den Perioden thuſt Du auch meines Erachtens zu viel Ehre an, wenn Du überhaupt von Rundung ſprichſt: ich möchte ſie eher durchaus viereckig nennen, nur nicht in dem antiken Sinn eines ἀνὴρ τετράγωνος — ſondern eben wegen jener Schmiedearbeit und wegen des Ermüdenden, das eine unüberſehliche Menge dicht an einander ſtehender Quadrate auch haben würde. Indeß iſt dieſer Charakter dem Ideal weſentlich, welches mir vorſchwebte, nur glaube ich etwas mehr Faſſung könnte nicht ſchaden und würde das Ganze beſſer heben ohne jenen Character zu verdunkeln. Mit dem Gedankenwalde aber, lieber Freund, ſieht es ſehr mißlich aus. Zeugs genug freilich, aber es kommt mir vor wie ein Weſtindiſcher underwood von Cactus und dergleichen, durch den man ſich ſchwer durcharbeitet, der aber am Ende Alles aus einer einzigen Wurzel gewachſen iſt; die Späne dagegen ſind von der Sevietania-Mahagony, die doch ein ganz anderes Ding iſt. Ein förmliches Buch, wie die Grundlinien, iſt vielleicht immer ein ſolcher „underwood," und eine Sammlung von Gedankenſpänen iſt etwas weit Größeres und ſezt mehr voraus. Auch ſind mir die wenigen von mir im Athenäum, in den Lucindebriefen und den Monologen (welches beides wol keine Bücher ſind) viel lieber als die ganzen Grundlinien. Deine Frage, ob ſich das Syſtem der Ethik anders zur Sittlichkeit verhalten könne wie die Kunſtlehre zur Kunſt, iſt Dir wol nicht Ernſt? oder Du müßteſt mir leider zutrauen, daß ich mit großem Unbewußtſein ſo vernemlich, als ich glaube daß es wenigſtens zwiſchen den Zeilen ſteht, geſagt habe, es könne unmöglich anders ſein. Ich glaube nemlich daß eine Kunſtlehre auch aus zwei verſchiednen Theilen beſtehen muß, wie meine Ethik beſtehn würde, einem anolytiſchen, der nur die allgemeinen Bedingungen befaßt unter denen ein Kunſtwerk exiſtiren kann, welcher dann alle mechaniſchen und Polizeigeſeze befaßt, und dann einem ſynthetiſchen, der die Characteriſtik enthält. Auf Jacobi's Urtheil — denn er wird wol nicht wie Fichte niemals Zeit haben, zu deſſen diplomatiſchem Syſtem es gehört mich nicht anzuerkennen und auch keinen Krieg mit mir zu führen — bin ich ſehr begierig. Das über Dein Fragment iſt mir wunderlich genug vorgekommen. Will denn Jacobi ohne Poeſie durchkommen? und iſt es alſo auch unbewußt daß er ſich immer in poetiſchen Formen hält, wo der Inhalt ſeiner Philoſophie nicht poetiſirt? Da ſinkt mir eine große Hoffnung. Denn ich hatte hieraus geſchloſſen, er wiſſe recht gut daß auf der andern Seite auch der Inhalt poetiſire, und hielte ſeinen Gott für ein poetiſches Produkt, und nicht für ein plaſtiſches metaphyſiſches Werk, und es wäre ihm rechter Ernſt mit dieſer Verbindung. Was denkt er ſich aber mit ſeinem Glauben wenn er nicht Poeſie iſt? Soll er ein Surrogat des Wiſſens ſein, oder doch dem Wiſſen gleichartig, ſo geſtehe ich daß ich kein ſchlechteres Behelf kenne. Und wie verſteht er es denn daß der große Punkt in der Philoſophie das Principium individuationis iſt? Faſt muß ich fürchten daß er dies blos materiell verſteht und phyſiſch! Aber ſollte es Dir nicht leicht ſein, ihm, um Schlegeliſch zu reden, dieſe ſeine eigne Idee zu potenziiren und ihn dadurch zu bekehren? Eigentlich freilich müßte es ihm Dein Fragment ſchon gethan haben, welches ich nur neben dem, daß ich es wahr finde, auch ſchön finden muß, und Dich beſonders auch, wenn ich etwas Einzelnes nennen ſoll, um das köſtliche Bild von der Geographie beneide. Das Ausgehn von der Individualität bleibt aber gewiß der höchſte Standpunct, da er zugleich den der Allgemeinheit und der Identität in ſich ſchließt. Iſt denn die ganze Welt etwas anders als Individuation des Identiſchen? Und kann man ſie alſo erreichen, wenn man, wie Schelling troz ſeines Rühmens von der Indifferenz meines Erachtens nach thut, ſich nur auf den einen Pol ſtellt? Wenn nun aber die ſtrenge Philoſophie der Gegenſaz iſt zur Poeſie, wie ſoll man das unſtreitig Höhere nennen, was Beide verbindet? Im Göttlichen iſt es eben die Weisheit, die, wie Platon ſagt, nicht mehr philoſophirt, ſondern bei der Gedanke und Bildung Eins iſt; bei uns iſt es eben, was Du die Einheit des Lebens nennſt, die lebendige Perſönlichkeit, die auch nachbildend jenen Gegenſaz in ſich zu überwinden ſucht, wenn dies gleich nie völlig zu Stande kommt. Wer nun aber die Philoſophie und das Leben ſo ſtrenge trennt, wie Fichte thut, was kann an dem Großes ſein? Ein großer einſeitiger Virtuoſe, aber wenig Menſch. Freilich iſt Schelling eine ungleich reichere Natur; aber ich fürchte doch faſt daß er Fichte's ähnlicher iſt als man denkt. Mir iſt es nemlich immer verdächtig, wenn Jemand von einem einzelnen Punkt aus auf ſein Syſtem gekommen iſt. So Fichte offenbar nur aus dialektiſchem Bedürfniß um ein Wiſſen zu Stande zu bringen, daher er nun auch nichts hat als Wiſſen um nichts als das Wiſſen; ſeitdem ich dies recht inne ward, wußte ich, wie es mit ihm ſtand. Schelling nun geht es wol eben ſo mit der Natur. Freilich wer die Natur wirklich conſtruirt hätte! aber wer eine vorher wollte ſo und ſo, mag ſchwerlich die rechte haben. Auf Deine Novellen bin ich begierig.

Wenn Du am Plato nicht corrigiren willſt ſondern nur anticipiren, ſo laß Dir ihn nicht von Spalding geben: denn er iſt jezt nur zum Corrigiren in Berlin, und zum Genuß noch gar nicht geeignet. Ein eigner Unſtern waltet über dieſer Arbeit. Ich muß nun Alles was ich ſchon gemacht hatte noch einmal machen, weil Frommann mit der eigenſinnigſten Ungerechtigkeit meine Manuſcripte nicht herausgeben will, ohnerachtet ich ſie mit Geld aufgewogen habe.

Du weißt, es wird nichts von mir fertig, und ſo geht es dieſem Briefe auch. Ich muß abbrechen und noch Manches verſparen, damit mir die Poſt nicht davon geht.

Stolpe, d. 24. Merz 1804.

Eine ſolche Entdeckung, wie die, welche Du mir mittheilſt, iſt gewiß viel intereſſanter als die Erörterungen über meinen Brief hätten ſein können, und es freut mich nicht wenig, daß Du auch darin noch der Alte biſt, mir einigen Sinn dafür zuzutrauen.*) Nach dem was ich ſonſt hörte, ſelbſt was ich von Fr. Schlegels Intereſſe für ſie bei ſeinem lezten Aufenthalt in Berlin erfuhr, konnte ich mir mit dem beſten Willen Paulinen nur als eine frivole Grazie denken, und natürlich iſt es wol, da ſie den Geſellſchaften nur Scherz und Wiz und Laune giebt, und mit dem Höheren gar keine hetäriſche Verſchwendung ausübt, daß Viele auch des Urtheilens nicht Unfähige die ſie kennen, ſie dennoch nicht anders ſehen. Daß dieſe demnächſt, da Du ja auch gar unbekannt lebſt, glauben, Dein Verhältniß könne nur eine Intrigue ſein, iſt auch ganz in der Ordnung. Ebenſo natürlich aber muß es Dir auch ſein, daß ich unbedingt glaube, wo Du an einem Weibe das findeſt, was Du von dieſer rühmſt. Ich hoffe Du wirſt mir, wenn Du irgend dazu kommen kannſt, noch recht viel von ihr ſagen, weil ich doch zu den gewiß Wenigen gehöre, die ſie ordentlich mit verſtehen können, um ſo mehr da auch ſolchen Studien meine jezige Lage höchſt ungünſtig iſt, und ich Alles nur aus der zweiten Hand beziehen kann. Vorzüglich intereſſant wäre es mir zu wiſſen, auf welche Art eine ſolche Natur einen *Geliebten* haben kann, — vorübergehende Begünſtigungen, die der Welt am ärgerlichſten ſind, mir aber gar nicht, ſchließe ich hier nicht mit ein —, der nur eines beſchränkten Vertrauens von ihr empfänglich iſt. Dies iſt ein ſehr wichtiges Kapitel in der ethiſchen Kunſtlehre der Liebe. Gewiß iſt es der Aſpaſia mit dem Perikles auch ſo ergangen, aber wol nur aus Mangel eines Beſſern; und ich leugne Dir nicht, es wäre mir ſehr gelegen, wenn es in dieſer Natur läge, daß der beſſere Freund voll begeiſternder Leidenſchaft den unbedeutenden Geliebten verdrängte. Uebrigens hoffe ich haſt Du niemals im Ernſt an der Ewigkeit der Jugend des Geiſtes gezweifelt; wenn die nicht wäre, wäre es ja für einen nicht gemeinen Menſchen unſittlich auch nur ſo alt zu werden als wir ſchon geworden ſind.

---

*) Zum Verſtändniß des Folgenden vergl. Rahel I. 263 und a. a. O. Varnhagen's Galerie von Bildniſſen I. 298 ff.

Du haſt nun außer Paulinen auch noch die Staël, und haſt auch den Hiſtoriker in die große Welt eingeführt, und ich ſollte billig unter dieſen Umſtänden mit mir ſelbſt noch eine Weile zurückgeblieben ſein. Könnte ich nur Deinen König ſicher und bald nach Schweden zurückgeleiten, damit Du von dieſer Seite etwas mehr Raum gewänneſt; ſonſt fürchte ich, ich werde zu lange warten müſſen, ehe ich etwas von Paulinen höre, und auch die Vertröſtung auf die Rhapſodieen wird noch länger vertagt werden. Die Arabesken, die ſchon im Herbſt unter der Preſſe ſchwizten, ſind ja auch leider noch nicht erſchienen.

Was Dir Sack von einer Verſezung nach Königsberg geſagt hat, kann nur eine weit ausſehende Sache geweſen ſein, von der mir nichts eigentlich bekannt geworden iſt. Vielleicht wirſt Du aber ſeit Deinem lezten Briefe von meiner nun ganz entſchiedenen Verſezung nach Würzburg gehört haben. Das Klima bekommt mir hier ſehr ſchlecht, für meine Arbeiten bin ich in der ungünſtigſten Lage, und nichts hält mich hier feſt was irgend in Betracht gezogen zu werden verdiente. Zudem habe ich von vielen Seiten her erfahren daß Beyme mir gar ungünſtig iſt, und alſo ſehr unwahrſcheinlich, daß ich je ſollte nach Berlin zurückgerufen werden. Dies alles waren überwiegende Entſcheidungsgründe. Uebrigens weiß ich, daß ich dort von tauſend Miſeren werde umgeben ſein, und Schelling und Karoline ſind mir in dieſem Verhältniſſe furchtbare Gegenſtände.

Dieſe Sache und der Plato, deſſen erſter Band nun ſo gut als fertig iſt, haben mir auch Zeit und Kopf gewaltig eingenommen, und es wird damit ſo Gott will immer ärger werden. Ich denke, wenn Alles nach meinem Sinne geht, zu Ende May in Berlin zu ſein, und mir dort, weil Ihr doch ſo etwas vom Fichteſchen geſchloſſenen Staat angenommen habt, einen Paß von Dir zu erbitten zu einer Reiſe nach Stralſund und Rügen, um doch nicht aus Norddeutſchland zu gehen, ohne das Schönſte darin geſehen zu haben. Dann will ich nach Schleſien gehn und von da über Dresden nach Würzburg, nicht ohne unterwegens Niesky wiedergeſehn zu haben. Meine Zeit in Berlin wird leider ſehr beſchränkt ſein und ich darf kaum hoffen irgend einen von meinen Freunden ordentlich zu genießen. Auf ein paar Nachtſtunden aber, ohne Migräne, pränumerire ich doch bei Dir, troz Paulinen und dem König. Auf die erſtere möchte ich immer wieder zurückkommen, ſo ſehr intereſſirt mich was Du von ihr ſagſt. Der Mangel der poſitiven Kenntniſſe iſt für mich nur ein neuer Reiz. Es iſt warlich Schade für viele Weiber, wenn ſie viel lernen, ſie verdunkeln dadurch nur jenes ihnen eigenthümliche genialiſche Wiſſen, das bei der Unwiſſenheit in ſeinem hellſten Licht erſcheint. Ich glaube dies war zum Theil die Urſach, warum ich mir nie getraute mir ein recht beſtimmtes Bild von der Gräfin Voß zu entwerfen. Viele Männer die viel lernen, könnten auch wol keinen beſſern Zweck dafür haben als es zum Dienſt ſolcher Frauen zu thun, und ſie mit ihrem Wiſſen beliebig darüber ſchalten zu laſſen.

Daß ſich Beyme und Lombard das Räthſel der Welt von Fichte löſen laſſen wollen iſt wirklich ſonderbar genug. Man könnte faſt denken es läge nur ein Mißverſtand des Wortes dabei zum Grunde.

Der Transcendentalphiloſophie kann ich, ohne daß eine Pauline mich ſtört, auch jezt wenig aufwarten, aber ich bitte Dich fahre fort mich nicht ganz mit jener zu identificiren, und laß mich bald wieder etwas hören; wenn es auch nur ein Fragment iſt.

Stolpe, d. 1. Auguſt 1804.

Freilich haſt Du Urſache zu ſchmollen, lieber Freund, das iſt keine Frage. Aber ſo geht es wenn man es recht gut machen will. Ich wollte an Deinen Gedichten*) ein großes Studium machen, die Metrik mit dem Voß in der Hand daraus lernen, und recht gründliche Reflexionen über die Compoſition dabei anſtellen. Dazu bin ich nun leider nur wenig gekommen, und einige Vergleichungen mit den Elegien aus Paris ſind faſt Alles was ich in dieſer Art habe thun können. Indeß Du weißt, auch das iſt ſchon nicht wenig lehrreich und erfreulich, da mancher große Dichter, wo er ändert, eben nicht das Glück hat zu beſſern. Wie haſt Du die metriſchen Schwächen glücklich behandelt, und dabei auch immer noch den innern Gehalt der Verſe vermehrt! Auch bei Aenderungen in der Compoſition, in die ich mich hie und da nicht gleich finden konnte, ſah ich doch immer irgend einen großen Gewinn. In den gnomiſchen Arabesken iſt hie und da die Manier der Goethe-Schillerſchen ganz beſtimmt zu erkennen: aber Dein Ethos iſt weit reiner von ὕβρις, und die Verſe wollen wir nicht vergleichen. Wie hat nur Schiller ſeine Hexameter grade ſo elend in die neue Sammlung aufnehmen können! So wenig liebe ich mich nun übrigens nicht, daß ich unſere übereinſtimmenden Gedanken aus den Monologen in dem verſchönernden und verklärenden Spiegel Deiner Poeſie nicht hätte wieder erkennen ſollen. Den Werth der Zueignung, denk' ich, weiß ich auch zu ſchäzen, und ich kann Dir nicht genug Freude daran bezeugen, zumal ſeitdem ich ſie ſo inne habe, daß ich die ganze Compoſition, die gewiß zu dem ſchönſten in dieſer Art gehört, mit Einem Blick überſchaue. Und 30 ſo ſchöne Stanzen als dieſe 20 ſind, haben wir wol überall im Deutſchen nicht mehr. Es that aber auch Noth mit einem ſolchen Beweiſe für dieſe herrliche Versart, nachdem ihre leidenſchaftlichen Vertheidiger ſo viele gegen ſie zu Tage gefördert. Die männlichen Reime ſind, glaube ich, im Deutſchen unentbehrlich; und wenn unter zwanzig E(ndungen) zweie ſind, wo auch der herrſchende weibliche Reim ohne ſtörend E ſich behilft: ſo iſt gewiß das Höchſte erreicht was die Sprache erlaubt. Nur die eine Stanze, wo alle Reime in i oder ü ſind, hätte auf mein Ohr minder angenehm als ein andrer gewirkt, wenn ſie nicht überall in ſich ſo viel Wohlklang hätte. Ich werde noch öfter auf Deine Gedichte zurückkommen, und behalte mir auch noch einige Bedenklichkeiten vor, die nur heute neben dem Haupt-Eindruck nicht Raum finden konnten. — Ueber einige grammatiſche Kleinigkeiten frage ich Dich nächſtens. Du mußt wiſſen ich bin jezt ſehr hinter der Grammatik und möchte gern deutſch lernen wo möglich. Ueber den eigentlichen Genuß, den ich zumal auf Rügen von Deinen Gedichten gehabt, kann ich mich auch leider heute nicht auslaſſen. Dort hatte ich mich übrigens auch der gründlichſten Faulheit gewidmet, und habe nicht einmal einen einzigen Brief geſchrieben. An Dich aber hätte ich es ohnedies nicht gewagt. Die Leute hatten dort noch einige ihnen ſehr fatale Gedanken von einer preußiſchen Occupation, und ſo hätten ſie leicht glauben können ich hätte eine geheime Sendung. Mit meiner Verpflanzung nach Halle dreht es ſich in einem wunderlichen Cirkel umher. Niemeyer denkt etwas von Dir zu erfahren, Du von mir, und ich dagegen von Niemeyer als Maſſows vertrauteſtem Agenten. Man ſcheint etwas angefangen zu haben, und nun nicht recht zu wiſſen was man daraus machen ſoll. Meinen herzlichen Wunſch in der möglichſt freundſchaftlichſten Verbindung mit ihm zu leben hat Niemeyer durch Spalding auf die unverdächtigſte Art erfahren, und heute habe ich ihm ſelbſt geſchrieben. Ich hatte vorher gern meine Inſtruction abwarten wollen; aber die kommt noch immer nicht. Empfiehl mich nur immer der kleinen Frau, die mir nicht nur gefallen wird, ſondern ſchon gefallen hat. Wolff hat ſich auch ganz freundlich über mich geäußert; aber wie iſt eine, ehedem glaubte man das, Kometenbahn um dieſe beiden Sonnen herum auszurechnen? Ueber die Gutachten mußt Du gar nicht ſchmollen. Ich konnte gar nicht glauben, daß ſie Dich intereſſiren könnten, und Du wirſt es auch ſelbſt ſo finden. Darum fiel es mir nicht ein, den anfänglichen Vorſaz der ſtrengſten Geheimhaltung unterbrechen zu wollen, wiewol ich Deiner Discretion ſehr ſicher bin. Nur die entſchiedne Gewißheit daß ich nach Würzburg gehen würde machte daß ich einige Löſung von den ſtrengen Banden der Anonymität verſtattete, an denen freilich das Büchlein im Lager feſtgehalten worden wäre ohne je die Welt zu ſehen. Nun es anders gekommen iſt wünſchte ich ſehr es wäre noch beim Alten und Niemand wüßte daß ich es geſchrieben. Denn es iſt ein bedenklicher Stich in mehrere Weſpenneſter.

---

*) Brinckmann's Gedichte I. Berlin, 1804. Zueignung an Göthe.

Von meiner Thätigkeit mußt Du Dir übrigens doch keine zu große Vorſtellung machen. Erſtlich habe ich wirklich auch nichts gethan in den zwei Jahren als was Du weißt, geleſen zum Beiſpiel auch faſt gar nichts, und dann war doch manches zu den Grundlinien und zum Plato ſchon vorgearbeitet. Du mußt mir erlauben in Abſicht auf die Thätigkeit Dich immer zu bewundern. Es iſt nicht nur daß Du nicht ſpielſt und nicht faullenzeſt, ſondern Du haſt eine eigne Kunſt Deine Zeit auszuarbeiten. Es fallen gar keine Späne dabei: Du weißt aus jedem Augenblick etwas zu machen. Ich dagegen muß immer 10 pro Cent auf Abfall rechnen.

An dieſe Kunſt appellire ich nun auch mit meiner Forderung, daß Du mir möglichſt viel über den Plato ſagen ſollſt, ob Du mit den Grundſäzen der Ueberſezung einig biſt? in welchen Stücken ich am meiſten hinter meiner eignen Idee zurückbleibe? und wie ich es machen muß, um unbeſchadet der Grundſäze mehr Anmuth und Gefälligkeit hinein zu bringen? Wenn alles nach Wunſch geht hoffe ich den 8. oder 9. Septbr. in Berlin zu ſein auf etwa vierzehn Tage. Vorher aber ſchreibe ich Dir noch und hoffe auch das Gleiche von Dir.

N. S. Spalding bin ich unendliche Dankbarkeit ſchuldig beim Plato. Solche Thätigkeit mußt Du auch in Anſchlag bringen.

II.

Briefwechſel mit Freunden.

Halle und Berlin.

1804—1834.

Bünting an Schleiermacher.*)

Stolpe, d. 6. Sept. 1804.

— Und da muß ich Dir zuvörderſt ſagen, daß ich Dich ſammt Deiner von dem gewöhnlichen Treiben der Menſchen ſo ganz abweichenden Originalität ſehr lieb gewonnen habe, und Dich aufrichtig als einen wahrhaft edlen Menſchen ſchäze. Anfänglich konnte ich Dich nicht begreifen. Dein äußeres Leben in der Welt glich dem gewöhnlichen; es kam mir noch ärger vor, da Du als Prediger jede Freude und Beluſtigung der gewöhnlichen Menſchen mit vieler Empfänglichkeit umfaßteſt. Eine Erſcheinung, die ich mir mit dem Bilde, welches ich mir von einem tüchtigen Prediger und beſonders von einem reifern philoſophiſchen Geiſte, der beſſere Freuden kennt, gemacht hatte, nicht als ein entſprechendes Reſultat ſeiner innern Cultur reimen konnte. Gleichwol fand ich überall die Spuren von dieſem leztern, und es mußte daher eine Vereinbarung beider und eine Haltung des Geiſtes möglich ſein, worin man beiden, dem Geiſte und den Sinnen, genügen und auf eine für beide anſtändige Art das Leben genießen könne. Ich ahnte bald, daß das gerade die höchſte Stärke des Geiſtes und gerade das ſei, worauf ich ſeit ſo vielen Jahren unermüdet hinarbeitete. Dies war die erſte Anſicht wodurch Du mir intereſſant wurdeſt; denn vieles Wiſſen hat mich nie für einem Maaß ſehr angezogen. Bei der näheren Bekanntſchaft fand ich nun dies nicht allein beſtätigt (nämlich die Kraft, die moraliſche und körperliche Welt gleich ſtark, keins durch das andre verlezt, zu umfaſſen), ſondern auch eine Fülle der Liebe und Freundſchaft in Dir, welche bei weitem noch jenes überwog. Und von meiner Seite war der Bund geſchloſſen, dem Du, mich leiſe errathend, freundlich entgegenkamſt. —

---

*) Ein von Stolpe her mit Schleiermacher befreundeter Officier. — Den 31. Auguſt (Brfw. III. 403) verließ Schleiermacher Stolpe, verweilte in Stettin und dann in Landsberg einige Tage, in Berlin längere Zeit, den 12. October traf er dann in ſeinem neuen Aufenthaltsort Halle ein.

Schleiermacher an Brinckmann.

[Berlin, October 1804.]

Deine Unruhe und meine Schmerzen mögen wol zu gleichen Theilen Schuld daran ſein daß es mir nicht mehr gelungen iſt Dich zu ſehn. Und nun muß ich gerade zugleich mit der ſchönſten Deiner Unruhen abreiſen.

An dem zurückgehenden Büchlein iſt wirklich die Hartley'ſche Inſchrift das beſte; ich wünſche daß Du nicht auch ſo etwas an dem zweiten Theile des Platon finden mögeſt, den Du wol bald erhalten wirſt, nachdem ich noch dieſe Nacht die lezte Hand daran gelegt. Ein paar Zeilen an die Niemeyer hätteſt Du mir jezt doch wol nicht mitgeben können, aber ich hoffe Du holſt es nach. Lebe wol und ſorge daß Du den Sturm der Gunſt, der Dich nach Schweden zu verſchlagen droht, glücklich überſieheſt.

Schleiermacher an Reimer.

Halle, d. 13. Oct. 1804.

Glücklich bin ich angekommen aber ſpät; erſt geſtern um Ein Uhr. Alles kommt mir freundlich genug entgegen. Aber Montag über acht Tage muß ich mit allen andern anfangen zu leſen und bis dahin noch welche Noth, bei meiner großen Unbeholfenheit zumal! — —

den 4. Nov. 1804.

— Ich arbeite bisweilen ſchon ein wenig für den 3. Band des Plato, aber freilich noch will es nicht viel ſagen. Wenn Süvern

Die ſeine Ausſtellungen beſtimmt bezeichnet hat ſo theile ſie mir doch mit; denn es iſt ſchwer zu hoffen daß er mir ſelbſt ſchreibe. Noch bin ich, wie Du leicht denken kannſt, in jeder Hinſicht außer Athem, ſonſt aber geht es mir gut. Die Ethik macht mir ſchon Freude, und wenn ich ſie noch einmal geleſen habe wird ſie ſchon recht gut werden. Das allein war für mich ſchon der Mühe werth nach Halle zu gehn. Denn ich würde ohne das weit ſpäter daran gekommen ſein. Auch die theologiſche Encyclopädie iſt mir wichtig und ich denke bald ſie zu einem ſtehenden Collegio zu machen. Vielleicht iſt auch die das Erſte worüber ich etwas drucken laſſe. Denn ein oder das andere aphoriſtiſche Compendium möchte ich doch ſchreiben, es iſt eine hübſche Gattung. Steffens fängt an mir recht gut zu behagen, und obſchon ich zweifle, daß er mich für einen Philoſophen paſſiren läßt, ſo ſcheint er doch auch einige Zuneigung zu mir zu faſſen. —

Halle, d. 11. Nov. 1805.

Ich habe mir einmal vorgenommen Dir heute zu ſchreiben, und ſo ſei es auch ohnerachtet ich jetzt nur noch ſehr wenig Zeit dazu habe.

Süverns Aeußerungen über den Plato ſind etwas ſtark, zumal wenn ich bedenke daß dergleichen gewöhnlich milder geſagt wird als man es meint. Am meiſten hat mich das erſchreckt von Stellen „in denen Platon nicht ſichtbar wäre“ und ich bin neugierig auf die Exceptionen gegen diejenigen Anmerkungen die ich ſelbſt als etwas Sicheres aufgeſtellt habe. In einem Programm eine Kritik zu finden wäre mir ganz recht geweſen, weniger hätte mich eine Recenſion in Verbindung mit dem Heindorfſchen Dialog befriedigen können, da hier wahrſcheinlich von der ganzen Idee in meinem Werke nur wenig die Rede ſein könnte. Da nun aber beides nicht geſchehen iſt, ſo ermuntere ihn doch ja mir ſeine Ausſtellungen privatim mitzutheilen, welches ja ſo formlos geſchehen kann daß er nur wenig Zeit darauf zu wenden braucht, wenn er ſich doch einmal alles was ihm anſtößig iſt gemerkt hat. Uebrigens weiß ich nicht auf welche Art ich Süvern nützlich ſein könnte da er bei ſeinen unmittelbaren Obern im beſten Credit ſteht und ſich auch aller möglichen Unterſtützung von ihnen zu erfreuen hat. Mit meinem Einfluß ſcherzeſt Du wol ein wenig; wenn nicht Beyme ſchon von Gaß gewußt hätte, würde meine Erwähnung ſo viel nicht gefruchtet haben. Man ſagt jetzt hier, Hanſtein würde an den Dom geſetzt werden; das wäre nun etwas aus dem Gutachten und würde mich der Idee wegen freuen. — Wie Du zu dem Lied am Meere gekommen biſt, begreife ich nicht; ich wüßte gar nicht es bei mir gehabt zu haben. Es muß wohl von Jette herrühren. — Steffens läßt Dir ſagen der Druck des Compendiums habe angefangen und er laſſe alle Woche einen Bogen drucken. Dieſe kräftige Natur die von ſo vielen Verſchrobenheiten der jungen philoſophiſchen Welt frei iſt gefällt mir je länger je beſſer; und ohnerachtet ich weiß daß ich in kein ganz nahes Verhältniß mit ihm kommen kann, ſo freue ich mich doch des Grades von Annäherung den ich zwiſchen uns voraus ſehe.

Spalding an Schleiermacher.

Berlin, d. 24. Nov. 1804.

Ich hätte kein Herz, jemand um Briefſchuld zu ſchelten; aber danken, wenn ſie aufhört, das kann ich. Ihr Brief hat mir, und uns, große Freude gemacht. Etwas von Ihnen hat mir Buttmann erzählt. Nun geben Sie ſelbſt ſo viel Mehreres und Beſſeres. Ihre Zufriedenheit mit den Menſchen um Sie her freut mich herzlich. Ach, es wird doch ein ganz anderes Leben ſein, als in Stolpe. Der Druck der Arbeit wird gewiß erträglicher ſein, als der Druck im menſchenleeren Raum unter der hinterpommerſchen Luftpumpe. Den alten Nöſſelt haben Sie gewiß doch auch in gewiſſem Grade kennen gelernt. Zum Niemeyerſchen Hauſe gratulire ich. Vater gefällt mir noch mehr als ſchon ſonſt durch ſein Verdienſt um die ariſtoteliſche Rhetorik, wenn er Eifer hat für die Einrichtung eines Univerſitätsgottesdienſtes. — Ich höre jetzt, ſeit drei Sonntagen, durch eine Einladungskarte mit meinem Namen veranlaßt, Fichtes philoſ. Anſicht des Zeitalters. Ich wundere mich ob ich morgen ſchon aufhören werde zu hören. Wenn nicht morgen doch bald, das weiß ich. Ein ſanfter, aber ein guter: Ferd. Delbrück (auf Verſchwiegenheit meyne ich) ſagte beim letzten Herausgeben: ſo iſt es, wenn populär gemein; wenn nicht gemein unverſtändlich.*) —

Schleiermacher an Brinckmann.

Halle, d. 15. Decbr. 1804.

Wenn ich auch gewiß wüßte, was für jezt nur noch eine Idee iſt, mit der ich mich trage, daß ich in den Weihnachtsferien auf einige Tage nach Berlin gehe, ſo würde ich Dir doch nun ſchreiben, liebſter Freund; denn wer weiß wie viel wir uns in den wenigen Tagen ſehn werden, zumal jezt die Winterluſtbarkeiten Deine Zeit-Steuer gewiß beträchtlich erhöhen, und mir verbieten einzuholen was ich zulezt unter dem Zuſammentreffen Deines Auszuges und der Anweſenheit der Frau von Helwig verlieren mußte.

Daß ich ſeitdem ſo viel Zeit gebraucht habe um mich in meinen Verhältniſſen gründlich zu orientiren, iſt ein neuer Beweis von der Langſamkeit meines Ingenii. Ich war um ſo ruhiger dabei, da ich unterdeß von Dir mehr als von irgend einem meiner Freunde und recht nach meinem Sinne und aus dem Herzen ſprechen konnte. Du findeſt es gewiß natürlich daß zwei ſo treue Freunde von Dir wie die Niemeyer und ich, ſelten zuſammen ſein können ohne daß die Rede von Dir wäre, und ich ſehe ſie, wie Du auch natürlich finden wirſt, gar nicht ſelten. Es giebt hier keine intereſſantere weibliche Bekanntſchaft; ihre friſche jugendliche Geſinnung, ihre große Unbefangenheit, ihre wirklich ſeltene Liberalität und eine Tiefe des Gemüths, die man grade bei dieſen Eigenſchaften nicht leicht vorausſezt, dies zuſammen hat einen ganz eignen Reiz nicht nur, ſondern gewährt auch mir wenigſtens eine Befriedigung, bei der mir für dieſe Seite meiner Bedürfniſſe wenig zu wünſchen übrig bleiben würde, wenn ich ſie nur recht frei genießen könnte. Dazu kann ich aber mit Niemeyer immer nicht in das rechte Verhältniß kommen. Eiferſüchtig iſt er wol nicht; aber er berechnet doch, wie mir ſcheint, die Zeit die man ihm und ihr widmet, und ich kann ihm nicht recht viele widmen, theils aus abſolutem Mangel, theils weil ich glaube er muß meinen Gang erſt eine Weile mit angeſehen haben ehe wir auf einen recht geſprächigen Fuß kommen können. Schon oft habe ich mir beſonders in Beziehung auf ihn Deine Kunſt die Menſchen zu behandeln gewünſcht. Vor der Hand kann ſich ſeine Toleranz gegen mich wol nur auf Spaldings und Deine Liebe zu mir, der ich gewiß auch viel von dem Zutrauen der liebenswürdigen Kleinen zu danken habe, gründen. Denn meine Philoſophie, wenn es ſo etwas giebt, fällt ihm doch in die verhaßte Zone der idealiſtiſchen, und meine Frömmigkeit hat wieder den fatalen Anſtrich von Herrnhutianiſcher, der ihm auch herzlich zuwider iſt. So kann er alſo aus ſich ſelbſt gar nichts für mich haben als Glauben an meinen guten Willen, der ſich nun erſt in Schauen verwandeln muß ehe wir uns beträchtlich nähern können. Unter den akademiſchen Männern iſt mir daher unmittelbar Steffens bei weitem der liebſte. Ich halte ihn für den tiefſten aus der ganzen Schule, und bei dem ſich die Philoſophie am wenigſten einſeitig gebildet hat, in welcher Hinſicht ich ihn ſogar Schelling weit vorziehe. Dabei verabſcheut er zu meiner großen Freude die Grobheit, iſt ein liebenswürdiger gutmüthiger Menſch, und auf keine Weiſe mit der menſchlichen Societät und ihren wohlhergebrachten Rechten und Gebräuchen brouillirt, ſo daß er ganz unanſtößig iſt, wie er denn auch ſeinen literäriſchen Ruf unbefleckt zu erhalten ſtrebt. Auch iſt er eines ſeltenen Grades von Unpartheilichkeit fähig, der ihn Dir gewiß auch noch beſonders lieb machen würde. Wolf ſtößt mich doch durch ſeine Härte und Einſeitigkeit ſo ab, daß nur die Ehrfurcht vor ſeinem Genie und ſeiner Virtuoſität dem einigermaßen das Gegengewicht halten kann, und daß ich doch kaum das Herz haben werde ihn ſo wie es ſein könnte und ſollte für meinen Plato zu benuzen. Unſer redlicher Eberhard ſcheint ganz verlaſſen zu ſein von der Welt. Philoſophiren mag ich nun freilich auch nicht gern mit ihm außer hiſtoriſch; aber über die alte philoſophiſche Literatur und über die Sprache iſt doch viel mit ihm zu reden und von ihm zu lernen. Daher hoffe ich indem ich ihn weniger verlaſſe als Andere, mit der Zeit ſeinen Glauben an meinen Atheismus wo nicht auszurotten, doch wenigſtens zu beſiegen. Auch er erinnert ſich Deiner mit vieler Liebe.

---

*) Es gehört zum Geſammtbilde der Wirkung des großen Schriftſtellers und Redners auf ſeine Zeit, und iſt auch zur Motivirung einer ſo ſcharfen Stellung, wie ſie Schleiermacher in einem jüngſt veröffentlichten Briefe an Fr. von Raumer (Lebenser. I. 82) und in der in unſrem Bande mitgetheilten Recenſion der hier berührten Vorleſungen einnimmt nothwendig, eine der Aeußerungen mitzutheilen, welche in dieſem, in Berlin ſehr angeſehenen Kreiſe von Heindorf, Spalding, Delbrück, Buttmann u. a. wiederholt und mit leidenſchaftlicher Schärfe hervortreten, wenn dieſe Aeußerung auch unſer Pietätsgefühl verlezt.

Von meiner Profeſſur iſt wol das Beſte was ich davon zu ſagen weiß, daß ich gewiß viel dabei lernen kann, und daß nun wol in ein paar Jahren meine Ethik zu Stande kommen wird, mit der es ſonſt noch weit länger gedauert hätte. Uebrigens bin ich als Profeſſor vor der Hand gewiß nur ſehr mittelmäßig, und kann es, wunderlich genug, auf dem Katheder noch bei weitem nicht zu der Gewalt über die Sprache bringen, die ich doch auf der Kanzel ausübe. Darum ſehne ich mich ordentlich danach ein Collegium zum zweiten Male zu leſen, um alsdann mehr für den Vortrag thun zu können, als mir für jezt möglich iſt. Das Predigen will noch gar nicht zu Stande kommen, und wenn ich nach Berlin reiſe, ſo geſchieht es zum Theil mit um dieſe Sache wo möglich zu beſchleunigen.

Den zweiten Band des Platon haſt Du nun hoffentlich erhalten. Ich finde beſonders in den Einleitungen zu den lezten kleinen Geſprächen Vieles theils zu ändern, theils beſſer auszuführen. Es iſt ein Schickſal dem ich wohl nie entgehen werde daß jede meiner Arbeiten, ſo wie ſie an die Luft kommt, auch eine Rinde von Reue anſezt. In der Literatur komme ich hier faſt eben ſo ſehr zurück als in Hinterpommern, weil ich mich im Uebermaaß von Arbeit noch gar nicht über die unmittelbare Nothdurft hinauswagen darf, und Alles was Du mir ſagen kannſt, wird mir neu ſein. Nichts aber ſo lieb als wenn ich höre daß Deine Rhapſodien ſich der Publication nähern.

Sehr erfreulich iſt mir das Bewußtſein daß ich bei weitem nicht ſo eitel und egoiſtiſch bin als dieſer Brief, der nur von mir handelt. Du mußt ihn aber als einen erſten Miſſionsbericht anſehen, der auch gewöhnlich nur von den Gnadenbeweiſen des Heilandes an den Brüdern ſelbſt handelt. Wenn ich nicht nach Berlin komme, ſo gehe ich doch, um meinem Herzen einen Segen zuzuwenden, in den Feſttagen entweder zu Bruder Zembſch nach Barby, oder zu Bruder Γοεθε nach Weimar.

Lebe wol, lieber Freund, und ſtrafe mich ja nicht mit gleicher Verzögerung. Du kannſt höchſtens die hoffentlich glücklich vorübergegangne Furcht vor einem neuen Amt, und die ſcherzhafte Noth Deines Königs zur Entſchuldigung anführen. Wenn Du Tacitus*) ſiehſt, ſo empfiehl mich ihm.

Spalding an Schleiermacher.

Berlin, d. 5. Febr. 5.

Durch eine unmittelbare Eingebung iſt ein kühner Gedanke aus meinem Minerva Haupte ganz gewaffnet hervorgegangen, und hat mich den Wehrloſen bald gefangen gemacht. Wir reiſen in weniger als 14 Tagen, ſo Gott will, nach Rom.**) Und die Recenſion der Autobiographie, wer könnte ſie wol geſchrieben haben außer Ihnen? Nicht ganz verſtehe ich ſie, aber es geht mir völlig damit, wie die Geheimeräthin Meier (Jett-Line Cäſar) von Ihren Schriften ſagt, daß ſie, ohne ſie immer zu verſtehen, einen unwiderſtehlichen Reiz darin finde. Alſo auch der Zöllner wird von Ihnen gemuſtert? Ich las noch nichts davon. Doch ward ich durch andre aufmerkſam gemacht. Daß Wolf ſich nicht ergiebt in ἐνήνοθε dauert mich. Sein iſt wahrhaftig die Schuld, und noch dazu iſt es eine moraliſche. So ziehe ich mich aus der Sache mit der gewohnten edlen Intoleranz. Seine Recenſion des N. T. (in welcher ihn auch Delbrück erkannte) habe ich noch nicht geleſen. Traurig daß dieſer Prophet nur fluchen kann! Aber nichtsdeſtoweniger iſt er ein Prophet. Ein Segner hat geflucht, und ſolch ein Fluch iſt mir behaglich. Leſen Sie doch (oder Sie haben's wohl ſchon) Delbrücks Anti-Jon in der hall. Litteratur-Zeitung.*) Sie ſind nicht zufrieden daß nicht Literariſches genug ſei in meines Vaters Lebensbeſchreibung. Von dem was Sie ſo nennen iſt doch einiges in meinem Zuſaz, Lieblingsſchriftſteller, Stehenbleiben u. ſ. w. Und dann, entſchuldigen Sie mich mit der Unwiſſenheit. Auch mein Vater iſt ein Italien über das man mich ſchaamroth fragen kann. Er war kein Gelehrter, aber er wußte weit mehr als ich, und ein wiſſenderer Sohn hätte, ohne dem Andern Eintrag zu thun, hierüber mehr befriedigen gekonnt. Wo ich die Perſönlichkeit verſchwinden laſſe, da verläßt ſie den Körper, die ausgebrannte Kohle. Ihr Verlaſſen derſelben geht doch nicht aufwärts? Es grauſet da etwas in jener Stelle der Recenſion. Aber eben weil es grauſet, will ich ſie wieder und wieder leſen. Da wir uns in der Liebe vereinigen: ſo können Sie meinem beſſeren Theile unmöglich Unrecht geben.

---

*) Der Hiſtoriker Johann von Müller, den Schleiermacher eben auf ſeiner Durchreiſe in Berlin kennen gelernt hatte (II. 7).

**) Schleiermacher an Reimer: „daß Spalding nach Italien reiſt, iſt doch ein großer Verluſt für den Plato; ich muß mir nun zwei Augen mehr anſchaffen.“

Schleiermacher an Reimer.

(Frühjahr 1806).

Steffens grüßt. Wir denken ſchon fleißig, wenn wir auf den hieſigen Felſen herumſteigen, der Harzreiſe. Heute trete ich mit ihm und Raumer eine kleine Fußwanderung nach Merſeburg und Weißenfels u. ſ. w. an, von der wir Morgen Abend zurück ſind. Macht es ſich, ſo erzähle ich unterwegs von Eleonoren; denn nachgerade quält es mich, daß er es nicht weiß. Nirgends ſchließt man ſich doch beſſer auf, als in der freien Natur.

Ich grüße Dich und die Deinigen in Magdeburg und möge Euch Allen recht wohl dort ſein. Aber lieber Freund ob aus unſrem

---

*) Die Recenſion des Jon (Hall. Litt.-Z. Nr. 12, 13 vom 14. und 15. Januar) gehört ſomit Delbrück an, deſſen Litteraturartikel (beſonders der über Novalis, Jen. Litteratur-Zeitung September 1803) überhaupt beachtenswerth ſind.

Rendez-vous etwas wird weiß Gott. Sich es zieht mich jezt ganz gewaltig nach Berlin, ohnerachtet Du nicht da biſt nur auf ein paar Tage um die arme Eleonore in ihrem neuen Zuſtande zu grüßen, wenn ſie wirklich ſchon darin iſt, wo nicht ihr hinein zu helfen. Du weißt, ich kann den bloßen Gelüſten des Herzens, auch den angenehmſten, wohl widerſtehen — aber dies iſt doch mehr und etwas Anderes. Auch will ich mich caſteien um es auf die wohlfeilſte Art einzurichten, die mir möglich iſt. Aber dann noch eine Luſtreiſe machen, auf der man auch etwas fröhlich leben müßte, das werde ich auch bei der größten Sparſamkeit nicht möglich machen können. Fatal ſind mir dieſe Geldmiſeren jezt zwiefach, aber ſie werden ja auch vorübergehn, wenn ich ein paar Jahr überſtanden habe.

Ueber Eleonore ſchreibe ich Dir nichts. Beſprechen wollen wir Alles, inwiefern Du Recht haſt und auch nicht, ſie zu tadeln, wenn ſie nur erſt endlich aus dem Jammer heraus iſt. Sonntag vor acht Tagen war ich mit Steffens wieder auf dem Petersberge, da habe ich ihm bei nächtlicher Weile auch von Eleonoren erzählt und er hat ſich ſo rein und herzlich gefreut und wie er ſagt, nun erſt zu manchem den Schlüſſel gefunden in mir. Es war eine von den ſeltenen ſchönen Stunden des Lebens, wo ſich das Innere gleichſam unmittelbar offenbart. —

Schleiermacher an Brinkmann.

Halle, d. 31. Mai 1806.

Hätte ich ahnden können, daß eine ſo wunderliche Geſchichte Dich wieder von uns entfernen würde, ſo würde ich ebenſo ſehr Dich zum Zweck meines lezten ſehr kurzen Aufenthaltes in Berlin gemacht haben als meine Stralſunder Freunde Deine Quaſi-Landsleute. Wer hätte ſich aber dergleichen nur träumen laſſen! Nun bin ich leider ein Opfer meiner Conſequenz geworden, indem ich mich ohne irgend eine Ausnahme nur auf jene Freunde eingeſchränkt habe. So unausſprechlich leid es mir nun auch thut, Dich nicht mehr geſehn zu haben: ſo hoffe ich doch Du wirſt mir unter dieſem Umſtänden eben ſo wenig einen Vorwurf daraus machen, als ich ſelbſt thue; wenn ich auch annehmen dürfte daß Du eben ſo viel [illegible] dazu hätteſt. Ich kann Dir nicht ſagen, wie mir ſeit dieſer Nachricht das Abhängigſein von ſolchen politiſchen Launen doch fürchterlich vorgekommen iſt für einen Mann wie Du; und ich weiß nicht welche Aufopferung mir zu groß ſein dürfte, wenn ich Dir damit einen feſten Siz in Deutſchland und doch immer am liebſten in Berlin, erkaufen könnte. Leider erſchien ich bei dieſer Aeußerung, wenn wir auf die Zeit ſeit meiner eigenen Wiedereinſezung in Deutſchland ſehen, ſehr uneigennüzig, faſt mehr als billig; aber ſie iſt deshalb nicht weniger wahr. Du der in der Kunſt die Zeit zu benuzen der größte Meiſter iſt, den ich je geſehen, kannſt freilich ſchwerlich glauben, wie ganz ſie mir an allen Enden fehlt für mich ſelbſt und meine Freunde, ohne daß doch für die Welt, wie man ſich ausdrückt, etwas zu Tage käme. Aber gewiß ſeit ich Profeſſor bin komme ich gar nicht dazu einen vernünftigen Brief zu ſchreiben; und es klingt faſt lächerlich wenn ich geſtehe daß der größte Theil der Zeit für meine Vorleſungen darauf geht. In der erſten Zeit beſchäftigt mich der Plan für ein zu ſprechendes Ganze von ſolcher Ausdehnung gewaltig, und je weiter ich dann komme, um deſto mehr Studien habe ich zu machen für das Detail. Ueberdies beſchäftigt mich oft der Vortrag für eine Stunde länger als eine Stunde, weil ich eben auch für das Katheder nichts was zum Vortrag gehört aufſchreiben kann, und doch hier mich in einer ganz neuen Gattung befinde, für welche mir meine Kanzelübung ſo gut als nichts hilft. Dieſes Verarbeitens ohnerachtet laſſe ich dann auf dem Katheder meinen Gedanken weit freieren Lauf als auf der Kanzel, und ſo kommt mir manches dort durch Inſpiration, was ich denn des Aufzeichnens für die Zukunft werth achte, und woraus mir ſo noch eine Nacharbeit entſteht. Dann will der Plato auch ſein Recht haben, und die hieſige Lebensweiſe das ihrige. Doch genug von mir und meinem Treiben und Thun.

Das Oſterfeſt habe ich in Barby gefeiert und den alten Zembſch rüſtig und brav gefunden und von der höchſten Liebe für mich. Auch nach Dir erkundigte er ſich mit großer Theilnahme und freute ſich

Deines Briefes, von dem er mir erzählte. Gar zu gern hätte er mich auch in der Schloß-Kapelle predigen gehört, allein ich konnte nicht lange genug bleiben und würde nicht gern Hüffel'n auf dieſe Probe geſtellt haben; denn der war ziemlich ſtörrig und zurückhaltend. Die gelehrteren Brüder hielten ſich ziemlich zu mir und ein paar darunter ſchienen mir nicht ohne Talente zu ſein, aber freilich kein Humbold und Hartley darunter. Auch geſtand Zembſch ſelbſt, daß unſere Zeiten doch die brillanteſten des Pädagogiums geweſen wären. Seitdem habe ich kürzlich hier Voß in Giebichenſtein kennen gelernt; nur war ich freilich viel zu wenig mit ihm zuſammen um über Alles was ich gewünſcht hätte mit ihm zu ſprechen. Freundlich war er mir ſehr, und meinte es ſei ihm als hätten wir uns lange gekannt. Einige Winke gab er mir über den Plato und lud mich ſehr dringend nach Jena ein, was mir nur leider unmöglich iſt. Eben ſo unmöglich iſt es meine Schleſiſche Reiſe zu beſchleunigen, oder bei dieſer Gelegenheit auch nur den geringſten Aufenthalt in Berlin zu machen. Demohnerachtet iſt mir gar nicht zu Muthe als müßte ich einen langen perſönlichen Abſchied von Dir nehmen; ich hoffe immer Du gehſt nicht nach Stockholm, ſondern wirſt bis Alles wieder im Gleichen iſt irgend einen andern Aufenthalt in Deutſchland machen. Laß mich doch ja recht bald, ſo viel Beſtimmtes als Du ſelbſt weißt, von Deiner nächſten Zukunft wiſſen. Von Jakobis Anweſenheit in Berlin, die mich ſo ſehr intereſſirt, ſprichſt Du wol ſelbſt ungebeten wenn Du mir ſchreibſt. Er hat ſich gegen die Herz freundlicher als ich vermuthet hätte über mich geäußert. — Lebe wol indeß, und ſorge daß Du uns bald recht gründlich wiedergegeben werdeſt.

Schleiermacher an Reimer.

d. 29. Juli 5.

Sechs Wochen lieber Freund ſind doch eigentlich ein ſehr kurzer Termin. Es muß mir außerordentlich glücklich gehn, das heißt der Himmel muß mir recht viele gute Stunden verleihen und mich vor allen Störungen angenehmen und unangenehmen bewahrſt wenn ich ſo bald ſoll fertig werden. Faſt würde das mechaniſche Schreiben ſo viel Zeit erfordern. Auch glaube ich zu meinem Troſte, Du ſchlägſt etwas vor; denn Michaelis ſelbſt iſt ja noch nicht einmal ſo bald, und die Meſſe doch immer noch ſpäter. Süverns Bemerkungen kann ich mir jezt nicht ins Detail anſehn. Bei dem meiſten was die Sprache in der Ueberſezung betrifft ſcheint er mir zu wenig auf das Ganze geſehn zu haben. Ich war oft auf ſeinen Gedanken und mußte wieder herunter weil mir immer der ganze Platon vor Augen ſchwebte, den er ſo ganz nicht einmal kennt. Der Einfluß dieſer Betrachtung erſtreckt ſich nicht etwa nur auf die philoſophiſchen Kunſtwörter ſondern auch auf die Converſationsſprache und auf Alles. Ich will mich anheiſchig machen, wie ich überſeze nicht nur Alles in dem Grade von Gleichförmigkeit durchzuführen wie es im Platon ſelbſt iſt und alle Verſchiedenheiten anzugeben die bei ihm Statt finden ſondern auch andere Dialogiſten zu überſezen und das Eigenthümliche ihrer Sphäre dabei zu beobachten. Dazu möchte ſich Süvern bei ſeiner Behandlung den Weg ſchon verſperrt haben. Mehr kann ich bis jezt nicht ſagen weil ich nur ſehr oberflächlich hineinſehn konnte.

Marheineke an Schleiermacher.

Erlangen, d. 9. Auguſt 1806.

Es mag wohl keine Gefahr dabei ſein, wenn ſich ein dankbarer Menſch einem Andern gern eröffnen möchte und darum bin ich Ihrer Verzeihung gewiß, daß ich es ſo ohne Weiteres wage, mich Ihnen zu erklären. Ich habe es längſt gewünſcht, mich Ihnen mit meinem Dank eröffnen zu können, Ihnen zu ſagen, was ich für Sie empfinde und ich konnte daher einen Freund nicht ſo hinreiſen laſſen zu Ihnen, ohne ihm etwas mehr als eine blos mündliche Verſicherung an Sie mitzugeben.

Seitdem ich Sie geleſen, iſt eine ſtarke und ich denke auch ſehr wohlthätige Veränderung mit mir vorgegangen. Es war mir längſt ſo, als müſſe ſo etwas, was Sie erſt klar gemacht haben, an demjenigen ſein, was man mir als Religion gegeben hatte; der Scholaſticismus hatte mir nie in dieſem Punkte Genüge geleiſtet und ſchon frühe hatte die Poeſie mir heimlich und dunkel offenbart, was Sie nachher mir ſo beſtimmt und kräftig geſagt haben. Ich glaube faſt, daß ich erſt da, als ich Sie über die Religion reden hörte, zum erſtenmal in meinem Leben mit voller Beſinnung religiös und fromm geweſen bin; denn es war wahrhaftig etwas mehr, als die Reflexion, die ich wahrnahm in meinem Gemüthe, als ich auf dieſe Weiſe Ihre Bekanntſchaft machte. Und wen man in ſolchen Stunden als einen Propheten göttlicher Offenbarung kennen gelernt hat — wie ſollt' ich es Ihnen nicht ſagen dürfen, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe?

Der Conflikt worin Sie ohne Zweifel nicht nur als Schriftſteller, — denn das ſehen wir alle Tage — ſondern auch perſönlich gerathen ſind, hat ſich auch längſt bei mir gezeigt; denn dieſe kalte Zeit zeigt immer krankhafte Zuckung an, wo mir Ihr Name erſchallt oder Ihre Lehre. Und das iſt begreiflich. Es muß wohl denen, die nicht mehr als eine Dogmatik geſchrieben, ſonderbar zu Muthe werden, wenn man ihnen, wie ich neulich — ſie nennen das unvorſichtig — gethan habe, ſagt: daß ich mir eine Dogmatik ſehr wohl ohne einen Strahl von Religion denken könne. Ja! das iſt wahr, nichts iſt in unſeren Tagen ſeltener geworden als die Frömmigkeit und wahrhaftige Gottesliebe.

Zu Ihren Grundlinien wollen viele erſt noch den Schlüſſel haben. Ich möchte wohl wiſſen, ob wir auch Ihr Syſtem der Ethik bald haben dürften.

Herr Fichte befindet ſich bei uns nicht auf's Beſte, denn es iſt hier ſo wenig philoſophiſcher Sinn. Er wird im künftigen Monat nach Berlin zurückkehren und vermuthlich nicht wiederkommen. Ich höre mit unſern Profeſſoren die Wiſſenſchaftslehre bei ihm in einer Privatvorleſung, der Platon tritt in jeder Stunde unverkennbar bei ihm hervor. Schelling verkennt er durchaus; er polemiſirt ſehr heftig gegen ihn; unter dem Abſtraktum der Blindheit iſt immer der Würzburger Philoſoph gemeint.

Ich möchte mich Ihnen kräftig empfehlen — aber hier iſt die Sprache zu arm und ich nenne mich alſo wenn Sie es erlauben Ihren Freund.

Schleiermacher an Reimer.

d. 9. Sept. 5.

— Nehmt Ihr Euch doch der Herz recht an. Sie iſt ein ſo ſchönes edles Gemüth und leidet jezt unter mancherlei Verhältniſſen mehr als recht iſt. In einer recht ſchönen Wemuth ſchrieb ſie mir aus Dresden. Ihr, J— eingeſchloſſen, wäret doch die einzigen Menſchen, die ſie jezt hätte und nach denen ſie verlangte in Berlin. Es liegt mir recht feſt im Sinn von lange her, daß ſie künftig großen Theils bei mir leben ſoll; noch ſehe ich nicht recht klar über die Art und Weiſe und das Wann; aber bis dahin will ich ſie Dir recht ordentlich vermachen lieber Freund. — Ueber unſere Geſchäfte für den Winter müſſen wir uns auch recht bald ordentlich verſtändigen damit ich mich mit meinen Arbeiten danach einrichten kann. Einen neuen Band Plato zur Oſtermeſſe fertig zu machen iſt unmöglich, da ich zu wenig erſt vorgearbeitet habe; doch denke ich bis Oſtermeſſe 1807 die beiden noch übrigen Bände des zweiten Theils zu beendigen. Wie es aber mit den projektirten neuen Auflagen der Predigten und Reden werden ſoll möchte ich gern bald erfahren.

d. 14. Sept. 5.

Künftiges Jahr ſchon einen Grundriß der Ethik drucken zu laſſen davon kann ich kaum etwas erwähnt haben. Immer wollte ich wenigſtens erſt dreimal Vorleſungen darüber gehalten haben, und das kann wol nicht eher als 1807 geſchehen. Sollte ſich mir ſchon jezt beim zweiten Mal alles recht vollkommen ausbilden, ſo könnte das die Sache wohl beſchleunigen. Allein ich kann jezt noch gar nichts darüber ſagen.

(Berlin). Mein lieber Freund! ich bin hier und es iſt Alles ganz ſchön. — Als ich am Montage die Nachricht von dem genommenen Beſchluß erhielt, überkam mich die gewaltigſte Luſt herzugehn um zu ſehn, wie es geworden wäre, und wenn etwa wieder etwas dazwiſchen gekommen, es gewiß zu Stande zu bringen. Raumer wollte den folgenden Tag von Halle abgehn nach Hauſe, und Abends als wir noch zuſammen bei Steffens waren beſchloß ich mit ihm zu gehn und dann wieder von Deſſau zu Fuße hieher. Am Dienſtag gegen Mittag gingen wir ab unter peinlichem Regen im ſchlechteſten Wagen. In Deſſau fanden wir den Kammer-Aſſeſſor im Begriff am folgenden Tage mit mehreren Pferden für die militäriſchen Brüder nach Potsdam zu reiten und ſie ließen mir keine Ruhe, ich mußte mich bei dieſer Parthie enrolliren laſſen. Mittwoch Mittag ritten wir dann fort bis Jeſowizer Hütte, am folgenden Tage bis Potsdam, und ich machte mich ohne irgend auszuruhen auf den Weg zu Fuße her, den mir aber ein leerer Wagen glücklich erſparte. — Nun denke ich, theils weil ich noch viel zu thun habe in den Ferien, theils weil ich Nanny nicht ſo lange allein laſſen kann, entweder Dienſtag zu Fuß oder Mittwoch mit der Poſt abzugehn und auf jeden Fall alſo Donnerſtag gegen Abend in Deſſau zu ſein. Iſt das Wetter gut, ſo erwarte ich Steffens dort, und wenn Du dann auch hinkommen könnteſt, das wäre vortrefflich.

Spalding an Schleiermacher.

Berlin, d. 22. Oct. 5.

Ich will keine Zeit verlieren, darum antworte ich ſogleich, ohne vorher, was ich ſo ſehr wünſchte, über Ihren Umſturz der Hoffnungen Nachricht einzuziehn. Ich will auch nicht vergeblich mit dieſen Bedauerungen Sie quälen. Aber ich bitte Sie, ſagen Sie nur nicht, Ihr Leben habe Schiffbruch gelitten. Sie ſelbſt haben Schiffbruch gelitten aber hoffentlich noch nicht das Leben. „Verzagen ſei Verrath.“ Doch hievon läßt ſich durch Briefe dem Leidenden nicht viel beibringen. Welchen Muth aber haben Sie zu Unternehmungen! Gäbe mir das Glück nur halb ſo viel Thätigkeit als Ihnen die Verzweiflung. Sorgen Sie doch, daß der Böckh, den Sie lieben, bald genug an Bellermann ſchreibe wegen der Stelle im Seminar.

Heindorf an Schleiermacher.

d. 28. Dec. 1806

Da Du mir gleich im Anfang Deines Briefs ſo freundlich Vergebung meiner Sünde ankündigſt, ſo mag ich auch nicht auf Dich ſchelten, lieber Freund, daß Du mich in meiner ſüßen Hoffnung ſo grauſam getäuſcht haſt. Ich glaubte gewiß, in dieſen Ferien Dich hier zu ſehen, und ich müßte mich ſehr irren, wenn Du es nicht in unſrer letzten Unterredung verſprochen hätteſt. Das wäre nun ein wahres Feſt für mich geweſen, da ſich unſer Beiſammenſein jetzt nicht, wie ſonſt, auf einige Stunden beſchränkt, ſondern ich Dich ad taedium usque auf jeden Schritt und Tritt verfolgt haben würde. Ich bin nämlich ſeit Ausgang des Sommers, wo die ſchreckliche Hypochondrie und Geiſteslähmung glücklich abzog, ein complet geſunder Menſch geworden, ſo geſund als ich es von Kindesbeinen an nie geweſen bin. — Ich bin begierig auf Dein Urtheil über den fertigen Cratylus. Es iſt übel daß Du die Sachen nicht vorher im Ms. haſt durchleſen können. Ich bin alſo auf eine Nachleſe von Dir gefaßt und werde Dir wohl wieder, wie im Gorgias und Theätet, das letzte Wort in Deinen Anmerkungen laſſen müſſen Ich habe mich auf den Sophiſten geworfen und bin jetzt mitten drin. Dabei kommen mir nun Deine ehemals überſandten notulae ſehr zu Statten, ſowie auch die von Heusde mitgetheilte Collation aus dem Cod. Reg. ſodaß ich gleich bei der erſten Bearbeitung über 100 Fehler herauszuſchaffen gedenke. — Ich lebe jetzt der feſten Hoffnung daß ich wohl ſchon in den nächſten zehn erſten Jahren den ganzen Plato ſo ſtückweiſe fertig kriegen werde. Denke Dir nur, wie wenig Zeit ich in allem auf das bisher Geleiſtete habe wenden können, wie unterbrochen und verſtohlen ich daran gearbeitet habe und wie ich jetzt fortarbeiten kann. Leider fühle ich freilich, daß die

Luſt nicht in gleichem Grade mit der Kraft wächſt und ich muß Dir geſtehen, daß ich mir jetzt in Rückſicht auf die Kraft und Muße, die ich habe, als eine recht faule Beſtie vorkomme und gar viel Zeit unnütz verſchleudere. Indeſſen fehlt es nicht an guten Vorſätzen, und bin ich nur mit dem erſten Durcharbeiten der neuen Stücke fertig, daß ich alles im Kopfe habe, dann wird mir das neue Leſen des Plato und der übrigen Griechen eine wahre Wolluſt ſein und der Stoff zu den Noten wunderbar ſchnell anwachſen. Unter der Zeit wird ſich denn wohl noch manche Gelegenheit zu Handſchriften finden, ſodaß ich vielleicht zwiſchen dem vierzigſten und dem ſechszigſten Jahre eine vollſtändige Ausgabe des Plato uno tenore in Quart liefern kann. Sieh, von ſolchen Dingen iſt mir jetzt der Kopf voll! Dann glänzen unſre beiden Namen in alle Ewigkeit, wie das Dioskurengeſtirn am philologiſch-philoſophiſchen Himmel!

Daß ich jetzt nicht blos ſo geſund ſondern auch ſo heiter bin, dazu trägt das Meiſte der genaue Umgang mit dem herrlichen Buttmann bei, in deſſen Hauſe ich faſt ebenſoviel lebe als auf meiner Stube. Du kannſt mich wohl einmal beneiden — wir leſen wenigſtens dreimal wöchentlich von 6 Uhr an bis Nachts um 12 zuſammen, Sonntag die Historiae von Tacitus, Sonnabend den Homer, und Mittwoch mit Spalding gemeinſam den Pindar. Dabei lerne ich den Buttmann immer mehr bewundern und immer mehr die zum Theil falſchen Notizen und Ideen abſtreifen, die ich ſo bisher auf Treue und Glauben feſtgehalten hatte. Wenn das ſo fortgeht, ſo kann noch etwas aus mir werden. — Ich glaube nicht daß Du zur künftigen Michaelismeſſe einen neuen Band fertig kriegſt, zumal wenn Du ſo in die heilige Exegeſe hineinreiteſt, und das iſt mir auch recht lieb, daß ich nicht ſo ſehr nachhinke. Aber, lieber Freund! willſt Du Dich denn nicht erbarmen und es bei dieſer Exegeſe gleich auf etwas Oeffentliches anlegen, damit doch endlich die Sache in den richtigen Geſichtspunkt kömmt und Dinge mit ein paar Worten abgemacht werden, über die bis jetzt des Radotirens kein Ende iſt. Ich dächte, wenn einmal einer wie Du über die Sachen käme, ſo müßte das Exegeſiren ein Ende haben; Du könnteſt doch den Theologen für die erſten Jahrhunderte eben das werden, was ihnen bis jetzt Grotius geweſen iſt. Ein Antipauliniſcher Commentar wäre wohl etwas Deiner Würdiges, und Du biſt dazu verpflichtet, weil ihn außer Dir keiner ſo zu Stande bringen kann. Lebe wohl und erwarte eine Sendung über den Sophiſten von Deinem Heindorf.

Metger an Schleiermacher.

d. 8. Febr. 1806.

— In einigen Punkten werden Sie nicht anders und bleiben wir ungleich. Sie verachten das Publikum; denn anders kann ich es mir nicht erklären, daß Sie bei Tage über die Straße hin, wenn Ihnen die Luſt ankommt hüpfen und ſpringen. Ein frommer Menſch hat Sie einmal in Halle gehört, und in heiliger Andacht die er in Ihrer Predigt empfunden, tritt er nach geendigtem Gottesdienſt mit Ehrfurcht zu Ihnen und begleitet Sie aus der Kirche. Er hatte immer geglaubt, ein heilig begeiſterter Mann könne nur gehen, und Sie ſieht er jezt hüpfen und ſpringen. „Ich ſpreche,“ ſagte er mir, „nachher mit — in Halle darüber. Ja, ſagt mir der, das iſt mir auch ſchon lange ein Räthſel an Schleiermacher. Ein Räthſel, ja Metger, iſt es auch mir.“ Wie, ſagte ich darauf, Ihnen auch? Was den Leuten nicht alles räthſelhaft iſt! Mir iſt hierin nichts räthſelhaft. „Nun, ſo geben Sie mir den Schlüſſel.“ Den kann ich Ihnen geben. Ich ſelbſt hüpfe und ſpringe über die Straße, aber bei Abend. Schleiermacher und ich, wir ſind uns beide darin gleich, und nur darin verſchieden, daß er vor den Augen der Welt thut, was ich im geheimen thue. Ich gehe bei Tage in Feſſeln, die mir der Reſpect vor dem Publicum anlegt. Dieſer Reſpect vor dem Publicum fehlt Schleiermacher. Urſprünglich glaube ich hat er ihn; aber er hat ihn als ein Hinderniß, das der freieren Ausbildung ſeines Innern und der reinen Darſtellung und Offenbarung deſſelben im Wege ſtehen würde, aus ſich geſtoßen. Der Mann freute ſich meiner Erklärung. —

Schleiermacher an Reimer.

d. 10. Febr. 6.

— Daß J— ſeinen Auftrag wegen der Weihnachtsfeier nicht auf das geſchickteſte und ſäuberlichſte beſorgen würde konnte ich wol denken. Er ſoll mir noch genauere Relation darüber geben, ob er es Dich hat errathen laſſen, oder ob das nicht gegangen iſt. Und Du wirſt mir große Freude machen wenn Du mir noch etwas Mehreres darüber ſagſt wie es Dir im Ganzen vorgekommen iſt. Da das Büchlein doch zu Weihnachten nicht fertig geworden iſt, hat es mir ſchon viel leid gethan daß ich es Dir nicht übertragen habe wie alles Andere. Allein ich dachte es mir ſo hübſch noch am Weihnachtsabend Freude damit zu haben, und zu machen, und da das doch nur auf dieſe Weiſe ſein konnte: ſo kam es mir ganz anmuthig vor, Dich ſelbſt einmal mit einem anonymen Produkt zu überraſchen. Spuren ſeiner ſehr ſchnellen Ausarbeitung muß es wol viele an ſich tragen. Ich habe es aber erſt einmal geleſen und da ſind ſie mir noch nicht ſehr aufgefallen. Lieber wäre es mir izt ich hätte es gar nicht allein herausgegeben, ſondern mit mehreren ähnlichen. Auch habe ich dabei die Bemerkung gemacht wie es mir bisweilen faſt periodiſch ganz plözlich ankommt etwas Kleines zu produciren. So die Lucindenbriefe, die Monologen und nun die Weihnachtsfeier. Ganz wunderbar kam mir der Gedanke plözlich des Abends am Ofen da wir eben aus Dülons Flötenconcert kamen, und nicht drei Wochen nach dieſer erſten Empfängniß, von der ich doch erſt nach einigen Tagen wußte daß es wirklich eine wäre, war es auch fertig. Und es hat doch wirklich etwas einem Kunſtwerk Ähnliches und könnte zu einer Art von Vollendung gebracht werden, wenigſtens mir ſcheinen die Geſtalten hiezu beſtimmt genug zu ſein. —

Schleiermacher an Brinckmann.

Halle, d. 18. Febr. 1806.

Deinen Auftrag habe ich aufs ſchleunigſte ausgerichtet und Deinen Brief ſelbſt an Eberhard übergeben. Leider aber fand ich ihn nicht allein ſondern mehrere Leute bei ihm; daher ich denn über den Brief noch nicht mit ihm geſprochen habe wol aber über das Buch.*) Allein er kam nicht auf den eigenthümlichen Punkt ſeines Tadels, und ich traute mir nicht zu ihn ſo darauf zu bringen, daß er nicht hätte merken ſollen, ich habe ſeinen Brief geleſen. Mir äußerte er nur den Wunſch es möchte didaktiſcher ſein und nicht immer und immer in Bildern, und er könne den ſpecifiſchen Unterſchied nicht finden zwiſchen den Anſichten und Arabesken, der doch ſein müſſe zwiſchen Poeſie und Philoſophie. Darf ich etwas darüber ſagen ohne es ordentlich ſtudirt zu haben — zum Durchblättern hätte ich längſt Zeit gehabt, wenn ich das gewollt hätte — ſo hätte ich freilich gewünſcht eine Maſſe von mehr lakoniſchen und unbildlichen Fragmenten zwiſchen dieſen ausgeſtreut zu finden. Ich glaube das Buch hätte dadurch eine höhere Haltung und ein impoſanteres Anſehn gewonnen. Du haſt ein beneidenswerthes unerſchöpfliches Talent im Erfinden und, was noch ſeltner iſt, im Fortſezen und Aneinanderreihen der Bilder. Auch glaube ich, daß grade dies mehr in die Proſa gehört als in die Poeſie: (wie auch die Geſchichte der Sprache bewährt, indem die Proſa alle ſolche Elemente allmählich der Poeſie entzieht und für dieſe unbrauchbar macht), allein ſchwer wird Deine Proſa dadurch, wie mir ſcheint, und Du wirſt wenig Leſer finden, die die fortgeſezten Bilder richtig nachconſtruiren werden. Dies mag eben ſelbſt dem guten Eberhard, wie mir aus Einigem deutlich wird, nicht recht gelungen ſein, und darum verzeihe ich ihm ſeinen Wunſch — er hegt ihn nemlich gewiß innerlich — daß Deine Bilderſprache ſo beſtimmt ſein möge wie auch die gewöhnliche erſt, nicht ohne bedeutenden Verluſt an Lebenskraft, durch ein ſynonymiſches Wörterbuch werden kann. Sonſt haben wir einerlei Gedanken gehabt. Denn als ich zuerſt von Niemeyer hörte, daß Eberhard Dir bedenklich über die Anſichten geſchrieben, glaubte ich auch nichts anders als er werde Idealismus gewittert haben. Bei den

---

*) Philoſophiſche Anſichten. Berlin, 1806. — Die im Folgenden erwähnten Arabesken, in welchen ſich Einiges ausdrücklich auf Schleiermacher bezieht, Mehreres eine poetiſche Umgeſtaltung von Stellen der Monologen iſt (vgl. S. 98), bilden den zweiten Theil der Gedichte (S. 169 ff.).

Idealiſten aber wirſt Du es dadurch verderben, daß wol Wenige ſich aus Deinem Gebrauch des Wortes Vernunft herausfinden werden, welches bei ihnen das reine nicht nur, ſondern auch das wahre und ganze Erkennen bedeutet, mit welchem auch das lebendige Gefühl Eins iſt, dagegen ſie was Du tadelſt, größtentheils Verſtand nennen. Doch wer Deinen Sprachgebrauch nicht aus dem Zuſammenhang entdeckt, verdient auch nicht Dich zu verſtehen.

Sobald ich das Buch von Niemeyer wieder habe, werde ich mich ernſtlich daran begeben und Dir dann gewiß noch manches ſagen, beſonders über mein Haupt-Departement, das Chriſtenthum.

Den dritten Band von Plato wirſt Du hoffentlich von Reimer erhalten haben. Ich wünſche daß keine Hexameter darin ſein mögen, weder ſchlechte noch gute, wo ſie nicht hingehören. Wann werde ich die wenigſtens fünf Bände los werden, die ich noch vor mir halte?

Spalding an Schleiermacher.

Berlin, d. 8. März 6.

— Nun aber von Ihnen. Daß Sie bleiben, und unter dieſen Bedingungen, iſt ſchön. Daß Sie nicht nach Berlin gekommen, bleibt ewig Schade. Sie haben wol Freunde, die Sie bloß von der Kanzel her erworben, und die ſind auch etwas werth. Ein Mädchen das Sie hier gehört, und ein muſikaliſcher Dilettant von Geſchäftsmann, der in Halle, ſprachen neulich mit rechtem Enthuſiasmus. — Nun in der Facultät und als Univerſitätsprediger können Sie allerdings wirken, und das muß ich mir gefallen laſſen. Auch muß ich mir gefallen laſſen, daß ich die Weihnachtsfeier nur in den Außenwerken lieblich finde, und im Innern nicht verſtehe. Einmal ſpricht der Leonhardt ſo, daß ich's nicht allein verſtehe, ſondern ſogar es ſelber ſage. Ich möchte immer ſo recht gemein und φορτικῶς hineinfragen: Glauben die Leute das alles ſo? Das Thörichtſte bei dem allen von meiner Seite ſcheint mir, wenn ich mich peinigen wollte in ein fremdes Denkſyſtem einzugehn. Und dennoch kann es mich kümmern, abſtimmend zu fühlen von denen die ich ſchäze, ja die mir mehr ſind als die meiſten derer, welche mir gleich urtheilen. — Hier will man behaupten der Verfaſſer der Söhne des Thales dünke ſich tief eingedrungen in Ihr Syſtem und hange demſelben an mit großem Eifer.

Schleiermacher an Reimer.

d. 18. März 6.

Biſt Du ganz des Teufels lieber Freund, mir ſo etwas zuzumuthen? Nicht etwa daß ich nebſt Nanny bei Dir wohnen ſoll — doch davon nachher — ſondern daß ich in nicht einmal 14 Tagen, denn ich denke ſchon Montag über acht Tage in Berlin zu ſein, die Reden durchſtudiren und durcharbeiten ſoll, an denen ich gar nicht wenig zu ändern gedenke. Denn es muß manche Confuſion klar gemacht und mancher Auswüchsling weggeſchnitten werden, wenn ſie eine gediegene Darſtellung werden ſollen welche einen zweiten Abdruck wirklich verdiente. Indeß habe ich ſie ſchon an die Tagesordnung gelegt und Morgen will ich den Anfang machen. Ganz kann ich ſie Dir unmöglich fertig bringen, aber vielleicht kann ich ſie in Berlin vollenden. Kurz ich will gern mein Mögliches thun. — Mit den Predigten wird es weniger Schwierigkeiten haben; es iſt auch weniger an ihnen zu ändern.

Spalding an Schleiermacher.

Friedrichsfelde, d. 25. Juli 6.

Ihre Mitunterſchrift der Erklärung der Facultät*) hat uns hier einiges Grübeln verurſacht; aber ſo wie Sie die Sache darſtellen hatten wir ſie ſelbſt ſchon gedacht, und in meinen Augen beſonders gilt es ſehr viel, daß dieſes das erſte mit den übrigen Gliedern gemeinſchaftlich zu betreibende Geſchäft war, und daß in manchen Gemüthern der Argwohn unerſchütterlich gewurzelt hätte, die Recenſion in der Jen. Allgem. Lit. Z. ſei von Ihnen ſelbſt. Aber nun iſt ja eine neue Erklärung von Ihnen da, eigenthümlich und nicht aus Gefälligkeit gethan. Ich war ſehr damit zufrieden als ich ſie las. Sie wiſſen, daß ich vor mehreren Jahren Ihnen ſchrieb, wie Heinrich Voß jene Mythologie entſchieden für Ihr Werk hielt und mir ſagte, es werde deswegen über Sie ein ſolches Zetergeſchrei erhoben in Kiel. Lieb war es mir daß Sie mir ſchon damals dieſe Autorſchaft ganz ableugneten. Deſto verdrießlicher fand ich die preisliche Zuverſicht, womit „the work was again father'd upon you," und ich nahm billigenden Antheil an dem ſtrafenden Spott der den Anekdotenjäger abfertigte.*) Nun höre ich daß die Redaction der

---

*) Intelligenzblatt der hall. L.-Z. v. 14. Mai 1806 „Was über die, von der hieſigen theol. Facultät im Jahre 1805 herausgegebene, nicht in den Buchhandel gekommene, Anweiſung für angehende Theologen zur Ueberſicht ihres Studiums auf d. h. pr. L.-Un. vor Kurzem in einem öffentlichen Blatte geſchrieben worden iſt, veranlaßt uns, zu erklären, daß dieſe Schrift mit der vollkommenſten Uebereinſtimmung unſerer aller darum ſo, und nicht anders abgefaßt ſei, weil es nach unſrem einſtimmigen und auf gemeinſchaftliche reiflich angeſtellte Ueberlegungen ſich gründenden Urtheile für die hier ſtudirenden Theologen, deren Be-

---

dürfniß uns am beſten bekannt iſt, gerade ſo am zweckmäßigſten war. Daß aber unſer vereintes Beſtreben auch bei dieſen Rathſchlägen kein anderes ſei, als dadurch ein gründliches Studium der Theologie und der damit in Verbindung ſtehenden Wiſſenſchaften, ohne irgend einen Zwang, zu befördern, iſt ſchon aus dieſer Schrift ſelbſt deutlich zu erſehen, und für alle die uns kennen bedarf es hierüber ohnehin keiner Verſicherung.

Halle, 5. Mai 1806.

Nöſſelt. Knapp. Niemeyer. Vater. Schleiermacher.

*) Jen. Litt.-Zeit. 1806 Nr. 54 Erklärung gegen die Redaktion der N. Leipz. Lit.-Zeit. „Ein Intell.-Blatt der N. Leipz. Lit.-Z. v. März dieſes Jahres Nr. 12 oder 13, ich weiß nicht mehr genau, hat mich mit großer Sicherheit als Vrf. einer Schrift ausgerufen, die ich nie geſehen, von der ich kaum den Titel vollſtändig kenne, über Offenbarung und Mythologie ꝛc. Berlin, 1799. Sobald ich dies, in den letzten Tagen des April, geleſen, verſicherte ich die Redaktion von dem Ungrund dieſer Nachricht, bittend um baldigen Widerruf. Hoffentlich war damals eine zweyte Anzeige deſſelben Inhalts in Nr. 21 v. 3. May ſchon abgedruckt, und man will mit dieſer Anzeige nicht meiner eignen Ausſage trotzen, dießmals wird zugleich angeführt, was ich freylich ſelbſt geſagt habe und alſo jeder den es intereſſirt, ſchon weiß, ich ſei der Vrf. der Reden über Religion. Berlin, 1799. Wird aber wohl jene falſche Nachricht dadurch glaublicher, daß ich in demſelben Jahre wirklich eine, wahrſcheinlich doch ſehr verſchiedene, Schrift über einen ſo nahe verwandten Gegenſtand bekannt gemacht habe? und ſollte nicht dieſer Umſtand dem Einſender ſelbſt Zweifel erregt haben? Doch zur Sache. Jetzt habe ich jene Blätter bis Ende vor mir, die Unwahrheit iſt nicht wider-

L. A. L. Z. über Ihre zu ſtarke Wärme klagt, und durchaus zufälligen Verluſt Ihres Briefes zur Rechtfertigung anführt. Unmöglich allerdings iſt es mir, einen Mann wie Carus, der doch auch in der Redaction ſizet, der Unredlichkeit zu beſchuldigen, und alſo bin ich geneigt jene Erklärung durch den deus ex machina, den Briefverluſt zwiſchen Halle und Leipzig, für wahr zu halten. Auf den Fall nun hätte ich freilich gewünſcht, Sie hätten noch einmal, etwa an Carus, geſchrieben. Aber das Gute bleibt, daß es einmal authentiſch wird, Sie haben das Buch quaest. nicht geſchrieben.

---

rufen. Länger wird mir das Warten und Nachſehen langweilig, und ich erkläre alſo hier, „daß ich von jener Schrift: Ueber Offenbarung und Mythologie nichts weiß, und ihr Vrf. nicht bin.“

Die Redaktion der Leipz. Lit.-Z. aber ſehe zu, wie ſie es rechtfertigen will, daß ſie ſolche Nachrichten zwar ſorglos genug verbreitet, den authentiſchen Widerruf aber zurückhält. Durch ſolche Nachläſſigkeit verwirkt ſie auf jeden Fall das Vertrauen des Publikums; hätten nun aber gar die Einſender irgend eine Abſicht, ſo machte ſie ſich mitſchuldig an einer niedrigen literariſchen Klätſcherei. Oder wäre etwa mein Brief nicht eingegangen? Das würde eine ſehr unwahrſcheinliche Behauptung ſeyn. Oder ſollte ich Inſertionsgebühren beigelegt haben? Denn freylich unter den achten, denen unentgeltliche Aufnahme verheißen wird, ſteht kein Artikel von Berichtigung ſolcher Unwahrheiten, welche das Intel. Bl. ſelbſt in Umlauf geſetzt hat. Aber ich meynte allerdings, dieſer verſtände ſich von ſelbſt. Oder glaubt die Redaktion den Einſendern mehr als mir? Und freylich der letzte iſt ſehr genau; er iſt ſogar meinem ganzen Vornahmen, den ich meines Wiſſens noch nie öffentlich zum Beſten gegeben habe, Friedrich, Daniel, Ernſt, glücklich auf die Spur gekommen — welch ein Literator! wogegen ich Armer nicht einmal Nr. 12 oder 13 genau anzugeben weiß, und mir offenbar die Mühe nicht geben will, noch einmal nachzuſehen. Gut, er citire alle ſeine Quellen — ich käme gern hinter den Urſprung der Unwahrheit — er führe ſeinen Beweis gegen mich! und da er das doch unmöglich vermag, ſo laſſe er ſich wohlmeinend ſagen, daß er doch noch etwas behutſamer ſeyn muß in Bekanntmachung der Nachträge, die er etwa zuſammenſpürt zum Meuſel, weil ſolche geringfügige Beſchäftigungen nur durch Genauigkeit einen Werth erhalten, oder wenigſtens unſchuldig werden, und weil man dem Schriftſteller auf jeden Fall einen ſchlechten Dienſt erweiſt, dem man ein Werk zuſchreiben will, welches irgend einem Anderen zugehört.

Halle, d. 16. Juni. Schleiermacher.

Das Intelligenzblatt der Leipz. Littz. berichtigt dann am 5. Juli 1806 die Notiz, indem es nur, wie auch Spalding in dieſem Briefe andeutet, ſich darüber beklagt, daß Schl.'s Erklärung „mit mehr Wärme geſchrieben ſei als der kleine litterariſche Irrthum verdiene.“

Schleiermacher an Brinckmann.

Halle, d. 29. Decbr. 1806.

Kannſt Du Dir wol denken, liebſter Freund, daß ich Deinen Brief vom 15ten und 25ſten October erſt vor Acht Tagen erhalten habe? Seit mir ein gewiſſer D. Planck erzählte, daß Du in Greifswald wacker an der Revolution gearbeitet,*) und daß Du eine der erſten Stellen in der neuen Regierung bekleiden würdeſt, was ich beides zu meinem Schrecken vernahm, habe ich nichts von Dir gehört als neuerlich in den Zeitungen die neue ritterliche Würde, und noch erfreulicher Deine Rückkehr in das diplomatiſche Fach, aber leider ohne nähere Beſtimmung. Nun iſt mir auch das Alte von Dir ſelbſt deſto herzlicher willkommen, und ich eile wo möglich Neues hervorzulocken. Unſer Schickſal hier kennſt Du im Allgemeinen, es ſcheint, ſo lange die Gegend in franzöſiſcher Gewalt ſteht, unerbittlich zu ſein. Sa Majesté l'Empereur, ſo heißt es in dem lezten Schreiben von Clarke an Maſſow, mécontente de la conduite qu'a toujours tenue l'Université de Halle à l'egard de la France, a decidé que la reprise du cours des études soit encore ajournée. Wir Armen dürfen uns nur der Ehre erfreuen, daß wir ſchon von jeher eine conduite à l'égard de la France haben zu beobachten gehabt, und daß man ſo auf uns gemerkt hat. Wenn es nun auch weiter heißt in demſelben Schreiben, que la seconde demande qui a pour objet le payement des honoraires des Mss. les Professeurs n'est point admissible, und wir dem zu Folge tüchtig hungern für unſere Sünden, ſo iſt es doch gut, daß wir gar nicht in Gefahr kommen können uns etwas erbitten zu wollen. Ich meines Theils bin indeß feſt entſchloſſen, ſo lange ich noch in Halle Kartoffeln und Salz auftreiben kann, hier zu bleiben und das Schickſal von Deutſchland hier abzuwarten, ob ſich etwa eine Auferſtehung von Halle ergiebt, mit der ich zufrieden ſein könnte. Nur eine einzige Ausnahme kann ich mir denken, wenn ich nämlich eine Möglichkeit wüßte in das Hauptquartier meines Königes zu kommen, der gewiß Leute, die hier ganz müßig ſizen, recht gut auf irgend eine Art brauchen könnte. Sonſt habe ich einen abermaligen Ruf nach Bremen ſeit dieſer Zeit ſchon ausgeſchlagen, um mein ſchönes Katheder und meine Kanzel hier nicht voreilig aufzugeben; und Steffens denkt daſſelbe perſönlich auf gute Art in Abſicht der Anträge zu thun, die ihm von Kopenhagen aus gemacht worden ſind; er iſt eben abgereiſet und hofft in einigen Wochen wieder hier zu ſein. Sollte alles unglücklich gehen, ſo hätte ich die größte Luſt Dich zu bitten, daß Du mir eine Pfarre auf Rügen verſchaffteſt, wenn nur die fatale Definition zwiſchen lutheriſch und reformirt nicht wäre. Denn Dein König, hoffe ich, wird das Stückchen von Deutſchland was ihm anvertraut iſt als ein theures Pfand bewahren, und ich wüßte nicht wo ich dann lieber leben möchte. Doch nichts weiter, damit ich nicht in das Politiſche gerathe, deſſen ich mich beim Schreiben an einen Politiker enthalten zu müſſen glaube, ohnerachtet ich ſonſt ſo wenig zurückhaltend bin, daß ſchon alle Leute anfangen ſich vor meinen Briefen zu fürchten.

---

*) König Guſtav IV. von Schweden hielt ſich in dieſem Sommer in Pommern auf und führte dort, nach dem Muſter der ſchwediſchen Verfaſſung, eine Reihe von Reformen durch.

Daß ich bei der zweiten Auflage der Reden nicht nur veliniſtiſch ſondern auch noch auf andere Weiſe ganz frech Deiner gedacht habe,*) wirſt Du doch nun hoffentlich wiſſen. Wenn ich die Recenſion Deiner Anſichten geleſen gehabt hätte, als ich die Zueignung ſchrieb: ſo hätte ich gewiß mit ein paar Worten auf das ſchöne Mißverſtändniß gedeutet. An Deiner Antikritik weiß ich gar nichts auszuſezen, und ſchicke ſie Morgen an Eichſtädt. Wenn Dein Recenſent derſelbe iſt, der die erſte Recenſion von Fichte's Vorleſungen gemacht hat, ſo habe ich als leztern ziemlich zuverläſſig den

---

*) Sie iſt Brinckmann gewidmet. Das Mißverſtändniß in der im Folgenden erwähnten Recenſion Luden's (H. L. u. J. L. Z. 1806 Nr. 125), welches Schleiermacher gern in der Vorrede berichtigt hätte, bezog ſich auf eine Stelle über die Maſſe „unfruchtbaren theologiſchen Wahnſinns," den die vorhergegangnen Jahrhunderte aufgehäuft hätten, und gegen daſſelbe war denn auch die erwähnte Erklärung Brinckmann's (Intell. Bl. 1807 Nr. 2) gerichtet.

Luden nennen gehört, den Müller ſo protegirt Du kennſt den Mann wol, ich weiß gar nichts von ihm.

Wie wunderbar war mir bei dem erſten Schluß Deines Brieſes die Hoffnung bald in Berlin einzutreffen. Ich gedenke übrigens wirklich bald hinzugehn, wenn ſich anders beſtätiget was man ſagt daß Halle am 1ſten Jan. als ſächſiſch ſolle proclamirt werden. Hierbei wünſchte ich eben nicht zugegen zu ſein, noch weniger mich dem neuen Herrn zu verpflichten. Dem alten, beharrlichen, will ich, wenn er auch unglücklich iſt, nicht unverdient noch dazu lieber bis in den lezten Winkel ſeines Gebietes nachgehn. Dich bald ruhig irgendwo zu ſehn, iſt mir ein ſehr lieber Wunſch, aber nur unter den in der Zueignung feſtgeſezten Bedingungen.*) Indeß wer ſollte nicht wünſchen, Dich bei Deinem Könige zu wiſſen. Troz der Pommerſchen Revolution, die doch gar nicht übel gemeint und im Ganzen recht im Geiſte der Zeit war, liebe ich ihn doch, weil er feſt iſt, und weil er Dich liebt. Lebe ſo gut es möglich iſt in dieſer Zeit. Aus Deinem Symbol wird ſie Dich eben ſo wenig heraustreiben als mich.

Spalding an Schleiermacher.

Berlin, d. 7. Januar 1807.

— Ein großer Schmerz beweiſet, mit ſoviel Thätigkeit, gewiß einen tiefen Charakter; aber der braucht mir nicht bewieſen zu werden. Heirathen aber ſollten Sie, mitten heraus aus dieſem Elend ſich verpflanzen in den Ihnen einzig wohlthätigen Himmel der Häuslichkeit. Wie das nicht allein von Ihnen abhange brauchen Sie mir nicht erſt zu ſagen. Aber doch ſollten Sie es. Wären Sie nur durchdrungen von dieſem Sollen! Wie glücklich wäre ein Haus durch Sie! Mir wird alles ſchwer unter den günſtigſten Umgebungen; Sie ertrozen von dem Unglück ſelber das Gelingen Darum ſind Sie zu gut von einem unauslöſchlichen Schmerz aufgerieben zu werden; wenngleich Sie auch während der Aufreibung noch thätig wären. Und möchte nur die heilige Indignation gegen Erſchlaffung und Kleinlichkeit von allen Seiten ein Lebensreiz werden für Sie, um irgendwo doch etwas rechtes darzuſtellen. — Den dritten Band des Platen habe ich erhalten, mit Neid gegen den der dritte Bände liefert. Den Gorgias will ich gewiß bald leſen, mit meinen Schülern, Ihnen beiſtehen bei dem Platon, weil Sie doch Beiſtand von mir hoffen, das iſt meine Pflicht. — *Θαρσεῖν χρὴ φίλε.*

---

*) „Nur ſei auch dieſe Gunſt nicht die Folge einer ſolchen Ruhe, von der nur feigherzige Gemüther etwas Angenehmes und Erfreuliches zu erwarten fähig ſind.“ P. VIII.

Schleiermacher an Reimer.

10. Januar 1807.

— Nach Berlin zu kommen hätten mich wirklich die oeconomiſchen Verhältniſſe beſtimmen müſſen, und eben auch aus dieſem Geſichtspunkt halte ich es jezt gegen uns beide für Pflicht daß ich hier bleibe. Dem Erfreulichen darf man in dieſen Zeiten nicht ſoviel Gewicht beilegen und das Nüzliche entſcheidet ebenfalls für hier. Du glaubſt nicht wie mich ein Umziehen in meinen Arbeiten ſtören würde; ich glaube ich käme um 4 Wochen zurück oder ich müßte ein furchtbares Geſchleppe von Büchern und Papieren mitführen und auch das würde kaum helfen. Von den Königsbergiſchen Verhandlungen hat Dir Jette wol auch erzählt; ich zweifle indeß daß aus dem interimiſtiſchen Beruf etwas wird, wiewol es mir ſehr lieb wäre zumal wenn der Hof noch eine Zeit lang dableiben kann. Leider ſagt man ſich hier ziemlich authentiſch daß die Ruſſen geſchlagen ſind. Indeß wenn nur die Ungeſchlagenen nicht den Kopf darüber verlieren. —

Schleiermacher an Friedrich von Raumer.*)

Halle, d. 12. Januar 1807.

Die Zeit, wann Ihr freundlicher Brief vom 8. October ankam, mag die verſpätete Antwort entſchuldigen, und auch dieſes vielleicht, daß die verſpätete Antwort ſo wenig Antwort ſein wird. Denn Sie haben jezt wol ſelbſt weniger an Schelling, Fichte, Jacobi u. a. gedacht, als an die Geſchichte, die vor unſern Augen ein großes Drama aufführt. Es wäre nun Zeit Ihre Dialogen fortzuſezen, und ich wollte Sie thäten es wenigſtens in Dialogen mit mir. Ehe der Krieg begann hatte ich herrliche Projecte und glaubte andere hätten ſie auch. Ein nordiſcher Bund, zu deſſen Grundlagen als Pfand des gegenſeitigen Vertrauens allgemeine Handelsfreiheit nothwendig gehörte, und ein vereinigtes Militärſyſtem, das die Deutſchen wieder zu Brüdern gemacht hätte. Nun hat man freilich wenngleich zu ſpät doch übereilt gehandelt und meine Projecte ſind mit in die Luft geflogen. Die Lage von Europa iſt närriſch, die beiden Extreme ſtoßen zuſammen; allein vielleicht entſteht aus ihrem Kampfe wieder ein neuer Raum für das Mittlere, das der Indifferenz näher iſt. Die Anſchauung der franzöſiſchen Armee hat mich wenigſtens überzeugt, daß an eine dauernde Herrſchaft dieſer Macht über unſer feſtes Land nicht zu denken iſt, und was man von der franzöſiſchen Verwaltung ſieht ſcheint nicht mehr Sorge zu erregen. Der Herrſcher hat zu wenig den Sinn eines Königs; alles ſcheint nur darauf berechnet zu ſein, einen unſicheren Emporkömmling durch Benuzung jedes niedrigen Intereſſes zu befeſtigen. Und ſollte es denn nicht leicht ſein, ſelbſt ſeine Kriegskunſt zu beſiegen, durch Beharrlichkeit von vorn und durch kluge Leitung der Bewegungen, die ſich nothwendig weit im Rücken der Heere organiſiren müſſen? Doch wäre dies vielleicht für manches andere Uebel nur eine Palliativcur. Um ein neues Deutſchland zu haben, muß wol das alte noch viel weiter zertrümmert werden. Außerdem, daß ich ein Deutſcher bin, habe ich wirklich aus vielen Gründen die Schwachheit ein Preuße zu ſein, zu großem Aerger Ihres Bruders und Steffen's! Aber freilich geht meine Leidenſchaft auf eine Idee von Preußen, welche vielleicht in der Erſcheinung die wenigſten erkennen. Ob ſich nun dieſe nach der gegenwärtigen Kriſis beſſer herausarbeiten wird, ſteht dahin; vieles Gute erſcheint mir faſt unvermeidlich.

---

*) Aus Raumer's Lebenserinnerungen I. 82.

Ich habe die Saiten nur anſchlagen wollen; ſpielen Sie mir nun vor und weiſſagen Sie mir politiſch, wonach mich herzlich verlangt. Mit Ihrem Bruder kann ich mich über dieſe Gegenſtände kaum vereinigen; nur ganz im Großen ſind wir einig, aber in Deutung des Einzelnen und Anſicht ſeiner Verhältniſſe durchaus abweichend.

Sie ſehen ich fange an wie Sie, aber fahren Sie nur anders fort und Sie können mich wirklich belehren über dieſe Dinge. Anders iſt es auf dem Gebiete der Philoſophie. Was da einer berichtigen kann, wäre doch immer das Faktiſche, dort alſo das Wenigſte. Es kommt darauf an, daß jedem ein Ganzes aus dem Mittelpunkt ſeines eignen Lebens bereit werde, und weil in jedem die Philoſophie ihre eigene Geſchichte hat, ſo haben die Anderen nur das Zuſehen, höchſtens das Diviniren wie es nun weiter gehen werde. Daß Jakobi den Spinoza auch nach meiner Meinung gar nicht geſehen hat, habe ich Ihnen wol ſchon geſagt. Was aber Spinoza und Schelling betrifft, ſo laſſen ſich dieſe auch auf eine andere Weiſe aufheben: denn Spinoza hat doch ebenſowenig eine Phyſik, als Schelling eine Ethik, aber die Prinzipien zu dieſer hat Spinoza ſo gut, als Schelling zu jener. Fichte iſt mir durch die Grundzüge, wenn ich das rechte Wort gebrauchen ſoll, ſo ekelhaft geworden, daß ich die andern Blätter des Kleeblatts gar nicht einmal leſen mag. An Schellings polemiſcher Schrift gegen ihn ergöze ich mich recht ſehr, und finde ſie ſehr gründlich, bis auf den einen Punkt an dem mir Schelling immer zu ſcheitern ſcheint: nämlich deutlich zu machen wie es Irrthum geben kann. — Je gründlicher und bälder Sie mir ſchreiben, deſto mehr werden Sie mich erfreuen. Ueber den Platon wäre es freilich beſſer ſprechen; aber wenigſtens wenn Ihnen Ihr Studium etwas gegen meine bisherige Ausführung gegeben haben ſollte, müßte ſich doch dies auch ſchriftlich mittheilen laſſen. Leben Sie recht wohl, Gott und der Zeit befehlen, wie wir alle.

Spalding an Schleiermacher.

Berlin, d. 4. April 7.

— Von Ihrem Plane für einen hieſigen Aufenthalt in dieſem Sommer hatte ich ſchon gehört. Ich traue mir nicht eben zu, Ihnen einen ganz zuverläſſigen Rath hierüber geben zu können. Indeſſen mir ſcheint die Sache ſehr thunlich. Zwar wird hier in Berlin der Kreis der Zuhörer ein anderer werden als auf der Univerſität, und was ich am meiſten wünſchte daß die jungen Theologen dies als Anfang ihrer Univerſitätszeit behandelten, wird vielleicht nicht recht aufkommen vor dem gewöhnlichen Berliniſchen Collegienweſen — indeſſen das ſind immer nur ausbleibende Gewinne, und ich ſehe nirgend einen entſtehenden Schaden. Recht ſehr zweckmäßig würde ich es finden, wenn neben einem philoſophiſchen Collegium Sie auch ein exegetiſches zuſammenbrächten. Das gäbe den eigentlichen Stempel des Akademiſch-Theologiſchen. Darin, wie geſagt, traue ich meiner Kenntniß des Lokals am wenigſten, ob ich Ihnen eine belohnende Anzahl von Zuhörern ankündigen könne oder nicht. Wenn aber niemand, dem Sie trauen, Ihnen in dieſem Stücke Nein ſagt: ſo ſehe ich nicht warum Sie es nicht verſuchen ſollten. Nach meinem Gefühl zu ſprechen, würde ich aber bei dem Geſuch um Urlaub bei Maſſow dieſen meinen Zweck für den Berliner Aufenthalt geradezu ankündigen. Eine Erlaubniß dazu hat er Ihnen, dünkt mich, keineswegs zu geben; aber da er doch erführe was Sie hier thäten: ſo ſcheint mir ein ſolches Verfahren offner und freier. Meinen Segen alſo zu dieſem Unternehmen haben Sie vollkommen, und wie ich mich freue Sie hier gewiſſermaaßen fixirt zu ſehen, können Sie denken. — Was den andern vielleicht etwas kräftigeren Segen betrifft zum platoniſchen Gaſtmahl: ſo will ich ihn auch gern ertheilen, und zwar in meinem Herzen war dieſes ſchon bei Leſung Ihres Briefes beſchloſſen, vor dem Befehle oder der Fürbitte meiner Frau. Nennen Sie es wie Sie wollen, je nachdem Ihnen das eine oder das andre Wort für mich oder für Sie zu verkleinerlich ſcheint. Unangenehm iſt es Ihnen gewiß nicht daß meine Frau mit darein geredet hat. —

Schleiermacher an Brinckmann.

(Frühjahr 1807.)

Dieſe tolle und verwirrte Zeit bringt alles ſo auseinander, daß über der Schwierigkeit jemand abzureichen und Antwort zu erhalten, das Briefſchreiben allmählig ganz ausgeht. — Unſere beiden Könige haben ſich vertragen: das hat mir große Freude gemacht. Der meinige hat nicht nur ſtark gebüßt, ſondern ich hoffe auch aufrichtige Buße gethan, was ihm ja wol alle Herzen zuwenden muß, wenn unter den Königen auch nur halb ſo viel Freude iſt über einen umkehrenden Sünder wie im Himmel. Man verſichert hier jezt die Deblokirung von Stralſund und das Vorrücken der ſchwediſchen Armee. Wie ſehr wünſchte ich daß dies gegründet wäre und daß etwas Ordentliches geſchähe um den Rücken der franzöſiſchen Armee zu beunruhigen. Den Frieden wünſche ich aber noch nicht: denn ich fürchte wenn er bald geſchloſſen würde, käme Deutſchland noch nicht in einen achtungswerthen Zuſtand, und das ſollte doch eigentlich die Frucht des Krieges ſein. Ich habe dieſen Winter faſt nichts gethan als dem Gang der Dinge zuſehn und an Berichtigung der öffentlichen Nachrichten und der heimlichen Gerüchte die Kritik üben. Nur ein Band Platon iſt fertig geworden, und außerdem hat meine Kritik weil ſie einmal lebendig war eine kleine Ausflucht in das theologiſche Feld gewagt. Wenn ich nun auch noch die Recenſion der Fichteſchen Grundzüge, ein ſehr mühſames und langweiliges Stück Arbeit, dazu nehme: ſo iſt das doch für die leidige Muße die wir hier genießen herzlich wenig.

Den Sommer bringe ich nun vielleicht in Berlin zu, um dort, weil es hier nicht geht, irgend eine Vorleſung zu halten: was ich kaum länger miſſen kann, ſo iſt es mir zur andern Natur geworden. Die Berliner ſollen ſehr böſe auf Johannes Müller ſein, meinend er galliſire, und unſer Spalding namentlich, wie wol er mir nichts davon ſagt, in einer ſonderlichen Wuth. Sie thun dem Manne wol Unrecht: der Geſchichtsſchreiber darf ſich doch nicht ſelbſt den Mund verſiegeln und die Zunge abbeißen, und er ſagt was ſich nur immer ſagen läßt und für den Halbverſtändigen ſchon genug unter der einzigen Form die ihm offen ſteht, und immer auf das Rechte, die innere National-Einheit hinweiſend. Seine lezte akademiſche Rede aber iſt freilich ein ſchwaches Stück Arbeit, das ich in keiner Hinſicht, auch nicht die Klaſſizität des Franzöſiſchen darin, vertheidigen möchte. Andere indeß ſchweigen ganz und die Literatur wird ohne daß eben der Meßkatalog abnähme ſehr mager. Es iſt auch recht gut; ich wenigſtens hätte doch jezt keine rechte Luſt und Freude an neuen Productionen. Auch die beſte Schriftſtellerei kann wenig tröſten, wenn die Exiſtenz der Nation auf dem Spiel ſteht Die proviſoriſche Zerſtörung unſerer Univerſität iſt ein rechtes Miniaturbild dieſer Nationalvernichtung. Man kann ſagen, daß ſich hier eine wackere Werkſtätte deutſchen Geiſtes bildete; der beſſere Theil der Jugend läuft noch immer zerſtreut umher und kann ſich nicht von der alten Liebe losmachen. Es muß nun eben ſo bleiben bis irgend deutſche Waffen uns befreien; denn aus Bonapartes Gnade wieder hergeſtellt zu werden würde uns wenig Segen bringen. — Dein König kann jezt ein Bedeutendes thun zur Befreiung von Deutſchland und wenn es einen auswärtigen Protector haben ſoll ſo wünſchte ich er könnte es ſein.

Schleiermacher an Reimer.

(März 1807.)

— Plato erhältſt Du heute noch nicht; erſt bald nach den Feiertagen hoffe ich Dir das Sympoſion ſchicken zu können. Der Druck der theologiſchen Schrift hat nun auch angefangen und ich habe nun mit zwei Sorgen zu kämpfen. Meine Augen ſind jezt wieder ganz gut. Wenn ſie nun ſo bleiben, ſo will ich auch an Bezahlung meiner mannichfaltigen Briefſchulden denken. Marwiz hat mir nicht geſchrieben und ich bin leider auch nicht dazu gekommen, ihm zu ſchreiben. Ueber mein Collegienproject kann ich noch nichts ſagen, da ich erwarte, was Steffens über ſeine Rückkunſt beſchließt. Denn er ſcheint eher als ich erwartet zurückkommen zu wollen und allein möchte ich ihn doch hier nicht laſſen. —

Schleiermacher an Friedrich Auguſt Wolf. *)

Halle, d. 12. October 7.

Daß ich hier weit mehr gefunden habe als ich erwartete, nemlich ſchon die Deportirten zurück, und Reichardt ſchon in Giebichenſtein die Singſtunde dirigirend, das wiſſen Sie wol ſchon durch Mine. Wegen der erſteren haben ſich Ihre Vermuthungen mehr beſtätigt als ich glaubte. In dem Befreiungsdecret hat nichts von Geiſſeln geſtanden, ſondern daß ſie wegen reſpektwidriger Reden und Handlungen wären entfernt worden. Ihre Grüße an Medeweis denke ich noch heute zu beſtellen. Er iſt übrigens noch immer ſuſpendirt und man zweifelt daß er in ſeine Stelle wieder wird eingeſezt werden. Wegen ergangener Berufungen habe ich noch nichts gehört, als daß hier noch viele mit Schmerzen darauf warten. An Schütz und Erſch hat mir Nolte Briefe mitgegeben, woraus ich ſchließe, daß die neue Univerſität auch noch ſoll die alte Trompete vor ſich herblaſen laſſen. Das einzige was ich in dieſer Art Neues gehört iſt, daß auch ein Einladungsſchreiben an Niemeyer ergangen iſt — indeß ſchließe ich faſt, daß das nur iſt was man nennt auf den Ermel bitten. Daß Häuſerbeſizer gemahnt werden ſollten ſich zu ſtellen oder überhaupt irgend ein Verbot gegen das Auswandern erlaſſen werden, davon weiß ich gar nichts ohnerachtet Schmalzens Abreiſe ſchon als ſehr nahe bevorſtehend vor geraumer Zeit der hieſigen Welt war angekündigt worden, ſo daß Sie über dieſen Punkt ganz ruhig ſein können.

Was die Bibliothek betrifft, ſo würde ich Ihnen heute ſchon Genaueres geſagt haben, wenn ich nicht Niemeyer und Andere verfehlt hätte. Aus Vaters (der mich gleich gefliſſentlich aufgeſucht hat) Relation aber muß ich ſchließen, daß Lange ſich zu viel zuge-

---

*) Aus dem handſchriftlichen Nachlaß Friedrich Auguſt's Wolf's auf der Berliner Bibliothek. Obwohl Schleiermacher fremde Gegenſtände betreffend, ſchienen die beiden Briefe doch ein intereſſantes Beiſpiel der feinen und liebenswürdigen Weiſe, in welcher Schleiermacher mit dem ſchwerzubehandelnden Mann umzugeben verſtand, bevor deſſen bitterer Ausfall auf Heindorf Schleiermacher wie auch andre Freunde des edlen Mannes von ihm trennte.

ſchrieben hat, wenn er meint die Bibliothek wäre ihm übergeben werden — was doch auch gar nicht geſchehen könnte, ohne ſie Ihnen officiell abzunehmen. Auch ſcheint die Meinung gar nicht zu ſein ſie zu ſchließen, ſondern der Intendant mag wol nur in Ihrer Abweſenheit die gewöhnliche halbjährige Maßregel haben in Gang bringen wollen. Wenn ich nicht in dieſem Augenblick erſt von Lange's Correſpondenz mit Bekker durch Mine erfahren hätte, ſo würde ich doch ſchon das Nähere geſucht haben zu erfahren. Nächſtens aber gewiß. Sollte die Bibliothek wirklich geſchloſſen werden, ſo könnte doch Bekker auch den Winter über nicht hier bleiben. — Er ſelbſt ſcheint zu glauben, daß er wegen des zu druckenden Wörterbuchs an welchem er noch nicht angefangen hat zu ſchreiben nothwendig hier bleiben muß.

Wie wünſchenswerth es Ihnen ſein muß, Mine bei ſich zu haben ſieht ſie ſelbſt ſehr gut, und ſcheint, ſo leid es ihr thut Giebichenſtein zu verlaſſen, nur Ihre näheren Anordnungen abzuwarten. Ueber manches Andere habe ich in den erſten Stunden noch nicht mit ihr ſprechen können. Da ſie Ihnen aber, nach wie ich höre langem Schweigen, heute noch ſchreiben wollte, ſo verzeihen Sie daß ich auch einen kleinen vorläufigen Bericht beilege, um Ihnen wenigſtens zu zeigen wie ich von Anfang an in Allem bin was Sie mir aufgetragen haben.

Noch vielen Dank für die intereſſante Nachricht von Müller in Ihrem lezten Billet. Schwach iſt der Mann unläugbar; aber höchſt miſerabel finde ich das ganze Verfahren in Mehmel, und ſo laut ſeine Kleinlichkeit herauszugeben, hätte ich doch dem Beyme nicht zugetraut. Man muß doch wünſchen, daß ſein Reich nicht lange währe und ſollte bei Zeiten daran denken, über die zu etablirende Curatel ſolche Vorſchläge zu thun, die dem theueren Mann auf eine heilſame Weiſe die Hände binden.

Die Poſt will fort und wir auch zuſammen nach Giebichenſtein. Nächſtens mehr.

Halle, d. 9. Nov. 1807.

Was die Hauptſache betrifft ſo habe ich mit dem Intendanten geſprochen, aber es iſt nicht recht viel Ernſtliches dabei heraus gekommen. Der Mann läßt über alles Rechnungen anlegen, er hat ſeine beſtimmte Inſtruktion und er beſteht auf alle Weiſe darauf er müſſe die Rechnung in Händen haben bevor er Halle verläßt wovon er ſagt er wiſſe nicht wie lange es währen könne. Bei der größten Aufmerkſamkeit habe ich auch nicht die geringſte Spur von Aufhezungen entdecken können und ich glaube daß Ihre Beſorgniſſe hierüber ungegründet ſind. Aber eben weil er ganz rein als Geſchäftsmann zu Werke geht, werden Sie ſchwerlich um die Sache herumkommen. Auch iſt es eben deshalb nicht leicht ihm begreiflich zu machen, daß die Sache ſo unendlich ſchwierig ſein ſollte. Er meinte, es ſollte ihm außerordentlich leid thun, wenn die Sache Sie zu einer Reiſe nöthigte, welche Sie ſonſt nicht machen würden, allein er ſähe auch nicht ein, warum Sie nicht irgend jemand finden ſollten, dem Sie den Auftrag geben könnten, Ihnen die nöthigen Papiere nach Berlin zu ſchicken zum dort die Rechnung anzufertigen. Suchen Sie nun noch längere Verzögerung, ſo fürchte ich daß Sie, außerdem daß es Ihnen gewiß nichts hilft, auch noch denen Leuten die nicht zu Ihren Freunden gehören Gelegenheit geben allerlei einfältige Vermuthungen fallen zu laſſen. In jeder Hinſicht kann ich alſo nichts Anderes wünſchen, als daß Sie Sich entſchließen möchten ſich die Sache ſo bald als möglich vom Halſe zu ſchaffen. Ich denke wenn Sie Mine und mich in Ihr Zimmer ſchicken, ſo können Sie ſicher ſein daß nichts berührt wird was nicht zur Sache gehört und auch nichts vergeſſen. Die Papiere muß ſie ja zuſammenfinden können und kann ſie vielleicht hier ſchon einigermaßen ordnen. Was es dann noch zu thun giebt, nachzuſehen ob die Bücher ſo gebunden ſind wie es in den Rechnungen ſteht, was geſtempelt iſt und was nicht, das alles können Sie ja ebenfalls Bekker und mir auftragen und ſo unterſtüzt, denke ich, machen Sie die Sache in einigen abgeſpannten Stunden ab, wenn Sie deren leider noch haben. Gern erbiete ich mich zu allem wozu Sie mich brauchen können. Uebrigens ſcheint mir ja nur von dem ehedem doch wol alle Jahr gewöhnlichen Ablegen der Rechnung die Rede. Von einem eigentlichen Uebergeben der Bibliothek war ja nicht die Rede und ich wollte auch nicht davon anfangen, weil das hätte Fragen veranlaſſen können, die man ohnſtreitig jezt beſſer vermeidet, wie es Sie Ihren Poſten jezt förmlich niederlegen wollten u. dgl. Auch vom Zurückſchaffen der Bücher ſprach der Intendant nicht weiter, wie denn auch ſchon in ſeinem zweiten Briefe ja nichts davon ſtand.

Nun bitte ich Sie nur mit Ihren Aufträgen ſowol was Minas häusliche Einrichtungen betrifft als auch in Sachen der Bibliothek recht bald ſich an uns zu wenden: damit wir nicht aufgehalten werden, wenn es ans Reiſen geht. Es iſt doch ſehr mein Wunſch Anfang Decembers zurückzukehren, und ich will auf alle Weiſe daran arbeiten daß es ſich nicht länger verzieht. Vor allen Dingen ſorgen Sie recht für Ihre Geſundheit bis Mine kommt um Sie noch beſſer zu pflegen. Neues iſt ſeit dem hier nichts begegnet.

Steffens an Schleiermacher.

Hamburg, d. 26. October 1807.

Beſter Freund! Daß unſer gemeinſchaftlicher Wirkungskreis auf immer geſtört iſt — das iſt alſo gewiß. Wenn ich Dir ſagen könnte, wie trübſelig mir war, als das erſte Zeichen der ſchönen verfloſſenen Zeit — Varnhagen hier in meiner Stube eintrat.

Wohl weiß ich, was ich verloren habe, was ich wahrſcheinlich nie wieder erlange. Mir zumahl iſt die gegenſeitige Ermunterung, der geſellige Fleiß wichtiger vielleicht als jemand — und es dünkt mir manchmahl, als wenn wir beiden bei der Fortſezung unſerer angefangenen Thätigkeit hätten Wunder thun müſſen. O! wohl ziemt es uns zu trauern, und Dich müſſen die Trümmer wunderbar genug anſprechen. —

7. Nov. Das Obenſtehende ſchrieb ich vor etwa 8 Tagen, ward aber geſtört und ſeze es daher jezt fort. Indeſſen iſt nun,

niedergekommen. Das Töchterlein befindet ſich wohl und Hanne Gottlob auch. Es iſt eine ſchöne Heiterkeit über ſie gekommen. Die Gute — manchmal dauert mich ihre Fröhlichkeit mehr als ihre Beſorgniſſe, denn wir dürfen es uns doch nicht verheimlichen, daß unſere Lage höchſt bedenklich iſt. Zwar hat Schelling mir verſichert, ich könne meine Anſtellung in München für faſt gewiß anſehn, aber ich habe hier Beiſpiele gehört, wo Jakobi ſelbſt vieles noch beſtimmter verſicherte, und es ward doch nichts daraus. Ich habe aus drey verſchiedenen Quellen erfahren, daß Fichte laut gegen meine Anſtellung in Preußen geſtimmt hat. Ich frage ihn ſelbſt ob es wahr iſt. An Voß habe ich geſchrieben, um zu erfahren, ob in Heidelberg für mich etwas zu hoffen iſt. Ich habe noch keine Antwort. Verzeihe mir, daß unmittelbar an die Nachricht um die Niederkunft meiner Frau ſich die Sorge für die Zukunft unwillkührlich anknüpft. Manchmal kann ich Hanne ohne Wehmuth nicht anſehn. Ach! die ſchöne Zeit iſt verſchwunden, wo große Verfolgungen dem kühnen Vertheidiger des Heiligen entgegentraten, das gemeine Elend umringt ihn; mir iſt es nicht vergönnt, das laute Wort begeiſternd und begeiſtert auszuſprechen und in dem heiligen Kampf ſiegend zu unterliegen. Zwiſchen den verworrenen Stimmen der ſchreienden Welt läßt ſich die Liebe mit ihren ſtillen Forderungen hören, und zermalmt im Innern, was die äußere Verworrenheit geſtärkt hervorrufen möchte.

Auch Du, lieber Schleiermacher! ſollſt mehr leiden, als Du laut werden läßt. O daß ich Dich ſehen, ſprechen, umarmen könnte! Nichts Entzückenderes könnte ich mir denken als die gegenſeitige Ermunterung. Ich laſſe in dieſem Augenblick vielleicht mehr laut werden als ich leide. Es iſt der Moment der mich ergreift. Du hatteſt ſo viele Freude an dem ſtillen Keim häuslicher Ruhe, der ſich durch äußeren Druck in Halle emporarbeitete und etwas zu werden verſprach. Das ergreift mich. Willſt Du wohl an Hanne ein paar Zeilen ſchreiben? Du weißt kaum, welchen ſchönen Einfluß Du auf ſie haſt. —

Spalding an Schleiermacher.

Berlin, d. 14. Nov. 7.

Wenn es freilich ſehr gut iſt, daß Sie, Herr Doktor, aus freiem Redeſtrom predigen, ſo ſollten Sie ſich zum Geſetze haben, den Tag der gehaltenen Predigt nicht vorbeigehn zu laſſen, ohne dieſe ganz vor ſich aufgezeichnet liegen zu ſehn. Ἀλλά τι λέγω; dann brauchten Sie nicht jetzt ſo lange im Lande der ערלים zu verbleiben. Sind Sie Theologus genug um mich zu verſtehen? Oder müſſen Sie bei dem Kollegen Vater ſich Raths erholen, dem ich ein Briefchen beilege? Ihre dortige Facultät muß alſo mit Ihrem Ex-Paulus nicht ſo übel zufrieden ſein. Was ſagt denn Knapp dazu? und was Niemeyer? die böſen Gerüchte ſind Ihnen wohl ſchon hinlänglich widerlegt. Daß Sie nun die Verlegung nach Frankfurt eine verrückte Idee nennen, das iſt eine harte Rede. Ihr eigner Widerwille gegen den Ort bleibt auf ſich beruhen, und den will ich nicht beſtreiten. Aber, um mein Referentenamt wieder zu ergreifen, ich weiß auch nicht das Geringſte davon, daß dieſe Idee Raum gewönne; Wolf eben ſo wenig. Dieſer iſt ſehr übellaunig in Bezug auf die Begründung hier, weil ſie ihm ſo langſam betrieben zu werden ſcheint. Auch hat ihn der Artikel in der Hamb. Zt. verſtimmt, der ausſagt, es werde nichts werden mit der Univerſität, weil Miniſter Stein dagegen ſei. Letzteres hat wie Sie vielleicht wiſſen ſchon längſt aufgehört. So kommen oft die Gerüchte erſt dann in die Zeitungen, wenn ſie längſt nicht mehr geglaubt werden in ihrem Kreiſe. Aber ich denke, man kann niemand bei uns einen Vorwurf machen, wenn er eine Begründung langſam betreibt, da der Boden noch immer nicht geräumt iſt. Wir brüten hier in dumpfem Erwarten und die Hoffnungen beruhen auf den Temperamenten der Einzelnen. —

Schleiermacher an Brinckmann.

Berlin, Schützenſtraße Nr 74 d. 26. Jan. 1808.

Daß ich De[illegible]en Briefe ſo ſpät beantworte iſt die Schuld der unaufhörlichen Unruhe durch die ſich mein erſter Aufenthalt hier leider ausgezeichnet hat. Nun habe ich ſeit kurzem meine eigene Wohnung bezogen und komme nach gerade in einige Ordnung hinein. Die Wiederherſtellung von Halle hat keinen Einfluß auf mich gehabt. Theils war ich ſchon abgereiſt von dort ehe eine ganz beſtimmte Ausſicht dazu war, theils lebe ich der feſten Ueberzeugung daß eine Univerſität wie ſie mir allein wünſchenswerth iſt und wie ſie in Halle anfing ſich zu bilden unter den gegenwärtigen Umſtänden dort nicht beſtehen kann, und hatte mich deshalb ſchon während meines Sommeraufenthaltes hier entſchloſſen es lieber darauf zu wagen was von den hieſigen Entwürfen zu Stande kommen wird. Nun hat man ſogar von Caſſel aus erklärt, wer am 1ſten October nicht in Halle geweſen, ſolle proviſoriſch nicht als ein Mitglied der Univerſität angeſehen werden, wodurch denn außer mir auch Wolf und Steffens, Loder, Froriep, Schmalz, Leute verſchiedener Art von dort ausgefegt ſind, ſo daß ſich Halle nun auf einmal alles fremdartigen Stoffes entledigt, den es ſeit einigen Jahren eingeſogen und nun ganz als das alte wieder auferſtehen kann unter der Direktion unſeres Freundes Niemeyer, der nun Gelegenheit haben wird ſeine peinliche Scheu gegen Alles neuerliche zu befriedigen und ſeinen antiuniverſitätiſchen Gedanken freien Lauf zu laſſen.

Da ich nun dermalen bin was ich nie zu werden geglaubt hätte, ein privatiſirender Gelehrter und College von Merkel, Kuhn und andern berühmten Männern, und höchſt wahrſcheinlich mit Bahrdt und Otto Thieß nun der dritte Doctor der Theologie der zugleich jenen Stand bekleidet, ſo kannſt Du denken daß meine Finanzen in keinem glänzenden Zuſtande ſind, und daß mir Dein freundliches Anerbieten zumal bei dem gänzlichen Umziehen von Halle hieher höchſt willkommen geweſen iſt. —

Ich bewundere Dich daß Du Dich durch das Sendſchreiben über den Brief an den Timotheus durchgeſchlagen haſt. Es ſcheint mir wieder den Charakter des Antiganten, wie leider viele meiner Arbeiten, in hohem Grade zu beſitzen, und ich wollte mich jetzt anheiſchig machen die Sache weit anmuthiger und zugleich weit klarer darzuſtellen; aber freilich weiß ich nicht ob ich nicht einige Bogen mehr dazu brauchen würde, und das iſt doch unverhältnißmäßig für den Gegenſtand. Uebrigens geht es mir damit wie ich dachte: die Philologen ſtimmen mir Alle bei, aber die Theologen wollen nicht daran, ſondern verſtecken ſich hinter einige hergebrachte Hypotheſen, die ich nicht der Mühe werth hielt bei dieſer beſonderen Gelegenheit ordentlich zu widerlegen. Nicht minder wundere ich mich über Dein Studium der Stollbergiſchen Kirchengeſchichte, da ich das Buch noch nicht mit Augen geſehn und eben deshalb auch eine Aufforderung es in den Heidelberger Jahrbüchern zu recenſiren abgelehnt habe. A priori möchte ich ſagen ich traue dem Mann keinen hiſtoriſchen Blick zu, weil er ja ſonſt wol das geſchichtliche Verhältniß des Proteſtantismus zum Katholizismus nicht ſo ganz mißverſtanden haben würde. Und eben ſo wenig ein Talent der Geſchichtſchreibung, weil es doch ungeheuer iſt, ich will nicht ſagen die Geſchichte des Chriſtenthums mit Abraham anzufangen, aber doch einen ganzen Band hindurch ſich im Judenthum zu verweilen. Indeß gefällt gewiß den Brüdern die Kirchengeſchichte beſſer als das Sendſchreiben. Ich wollte gern vor meiner Abreiſe von Halle noch einmal nach Barby gehn, aber es wollte ſich gar nicht thun laſſen. Der vierte Band vom Platon iſt im Sommer fertig geworden. Das Gaſtmahl war mir die ſchwierigſte Aufgabe darin. Man macht hier gewiß mehr als anderwärts die Foderung, die Süßigkeit und Anmuth des Originals in der Ueberſezung erreicht zu ſehen, ſollte das auch hie und da auf Koſten der Treue geſchehen, ich aber war, was dieſen lezten Punkt betrifft, an die Analogie des Ganzen gebunden. Ich wünſchte recht ſehr Du machteſt mir ſo viel Du könnteſt große und tüchtige Ausſtellungen, um ſie für die Zukunft, welche ich für dieſes Werk hoffe, benuzen zu können. Es ſind gewiß noch viele Härten und Unannehmlichkeiten in der Ueberſezung, welche bei genauer Aufmerkſamkeit durch etwas mehr Gewandtheit als ich jezt noch beſize können vertilgt werden. Dieſer Sommer, wo ich hier Vorleſungen über die alte Geſchichte der Philoſophie hielt, hat mich tiefer als es bisher geſchehen war, in dieſe große noch ziemlich verworrene Maſſe hineinſchauen laſſen, und es ſind mir eine Menge von Aufgaben entſtanden, die mich mehrere Jahre ziemlich angeſtrengt beſchäftigen können; einzeln denke ich ſie allmählig in dem Wolfiſchen Muſeum zu löſen, bis ſich vielleicht Veranlaſſung findet wenigſtens einen Umriß des Ganzen hinzuſtellen, der mehr hiſtoriſche Geltung hat als wir bisher beſitzen. Du ſiehſt es giebt wenigſtens einen Punkt in Abſicht auf den Du außer Sorgen ſein darfſt meinetwegen, nemlich die Arbeit, und was dieſen betrifft, ſollte man meinen, könnte mir der Stand eines privatiſirenden Gelehrten auf einige Zeit ſogar angenehm ſein. Allein zu meiner geiſtigen Diät gehören nothwendig beſtimmte geiſtige Geſchäfte; ich fühle mich dabei weit wohler, aufgelegter, fleißiger und das ganze Leben gedeihlicher. Daher warte ich ſehr ſehnlich darauf, wann und wie der Entwurf, den man zu einer neuen Univerſität gemacht hat, zu Stande kommen wird. Du biſt in der Nähe unſerer Regierenden und weißt darüber vielleicht mehr als ich. Eines liegt mir dieſe Sache betreffend gar ſehr am Herzen, und ich möchte Dich ſehr bitten etwas dazu zu thun, wenn es die Gelegenheit giebt, nemlich die Vorurtheile zu zerſtreuen, welche man gegen Steffens zu hegen ſcheint und zu bewirken daß er doch ja mit hergerufen würde. Von wie ausgezeichnetem Einfluß auf den Geiſt und auf das gründliche Studium der jungen Leute er geweſen iſt, darüber wird Dir Marwitz wol mehr geſagt haben. Und ich weiß gar nicht wie man (wenn man nicht Schelling oder einen ſeiner unmittelbaren Schüler rufen will, die ja wol alle in noch ſchlechterem Credit ſtehen) das Fach der Philoſophie ausfüllen will ohne ihn. Man wird doch nicht den unſeligen Einfall haben den Fichte allein machen zu laſſen? ich habe ſchon erklärt daß was ich auf dieſem Gebiet leiſten kann gar nichts iſt ohne Steffens, und gar keine Wirkung thun kann, als nur durch ſeine Mitwirkung. Auf der hohen Schule in Königsberg biſt Du nun wie ich höre, und ich wünſche, daß man da recht viel Vortreffliches lerne, beſonders auch den Tilſiter Frieden betreffend. Möchte man nur auch recht bald abſolviren, und nach vollendeten Studien hieher zurückkehren um in die Geſchäfte, und nach ſo vielen Abſtractionen (ſtatt der Specutationen, — die neue Schule hat doch ſehr recht mit ihrer Terminologie!) in das lang unterbrochene praktiſche Leben einzutreten.

Böckh an Schleiermacher.

Heidelberg, d. 9. Febr. 1808.*)

Schon lange habe ich Ihnen wieder ſchreiben wollen, wenn aus keiner andern Urſache, wenigſtens um Ihnen Ihren von Marheineke mir zugekommenen Gruß wieder zu vergelten und die ich von Ihnen durch Andere noch erhalten habe, und ich will es jetzt um ſo weniger mehr anſtehen laſſen, da ich einen näheren Anlaß habe. So viel ich von Berlin gehört habe, wollten Sie dieſen Winter theol. Vorl. halten; haben Sie dieſes wirklich gethan, oder wieder aufgegeben? Wie ſehr wünſchte ich Ihre Geſchichte der griechiſchen Philoſophie gehört zu haben, von welcher mir von einem Ihrer Zuhörer mit großem Enthuſiasmus geſchrieben worden iſt, nehmlich von Dr. Schneider, welchen Sie wohl auch kennen werden. Ich habe mich damit ſeit einiger Zeit hier auch beſchäftigt und ſie hat mich wie ſonſt ſo auch jetzt wieder ſo ſehr angezogen, daß ich künftigen Sommer darüber leſen wollte. Lieber aber habe ichs denn wieder auf den folgenden Winter aufgeſchoben, um ſie dann zugleich mit dem Platon zu leſen, welchen ich alle Winter wohl leſen werde, ſo lange wir hier in ungeſtörter Ruhe bleiben. Ihr Timotheus ſcheint aller Ecken gewaltigen Spektakel zu machen; der Leipziger Recenſent hat's am rechten Fleck angegriffen, wie dieſe Zeitung zu thun pflegt. Hier wiſſen eigentlich die wenigſten Leute, die ſich darum kümmern was ſie daraus machen ſollen; und ich weiß auch nicht, ob einer derſelben darüber urtheilen kann, den einzigen de Wette ausgenommen, der Sie in der J. A. L.-Z. recenſirt hat.**) Ich habe an dieſem Faktum wieder geſehen, wie wenig ſich auch achtbare Leute vom alten Glauben und Vorurtheilen losreißen können und wie es den Meiſten mehr darum zu thun iſt, ein ſchönes Gewebe vor ſich zu haben und ſelbſt Neues daraus zu weben, als auf den wahren Grund zu gehen. Weil ſich nun das Alte nicht ſo leicht aufgeben läßt und Einige meinen das Heilige ſich entriſſen zu ſehen, ſo werden Sie freilich auch viele Gegner unter den Theologen haben; bei den Conſiſtorien aber werden Sie ſich gewiß übel angeſchrieben haben.

---

*) Ein früherer Brief Böckh's vom 9. Nov. 1806 gedenkt eines Collegs über Ethik bei Schleiermacher und platoniſcher Studien in Halle.

**) Jen. Litt.-Z. 1807 Nr. 256 v. 2. Nov. — Die neue Leipz. Litt.-Z. 1808 Nr. 5 v. 11. Jan. iſt ironiſch gelobt; ſie brachte eine armſelige Recenſion, welche nach bekannter Methode Schleiermacher's geſchloſſener Beweisführung damit entgegentritt, daß ſie ſeine Gründe einzeln bei Seite zu bringen ſucht.

Meine Abhandlung in den Studien und meine Diſſertation über den Timäos werden Sie hoffentlich erhalten haben und ich bin begierig wie Sie damit zufrieden ſind. Ich muß Ihnen aber noch eine Beichte thun und ein Geſtändniß wie ich mich an Ihnen verſündigt habe. Die Redaktion der hieſigen Jahrb. hat mir keine Ruhe gelaſſen, bis ich Ihren Platon zu recenſiren verſprochen habe; ſo habe ich mich in mein Schickſal ergeben und bin über die zwei erſten Bände gekommen; wie ich das nun angefangen habe, werden Sie aus dem demnächſt erſcheinenden Hefte ſehen. Sie können freylich die Parthie ungleich nennen, und mich gar anmaßend; das habe ich auch vorgeſchützt; allein die Antwort war, die größte Anmaßung ſey es doch, in der Welt zu ſeyn, und wer das einmahl wäre, der müſſe dann auch für einen Mann daſtehn. Das Schlimmſte, was einem geſchehen kann, iſt doch das ſchlechte Lob; daß ich mich aber damit verſündigt, glaube ich doch nicht; mit dem Tadel mag es ſeyn wie es will, wenn nur das Lob richtig iſt. Daß der Schüler den Lehrer recenſirt, hat mir auch nicht gefallen wollen; aber in unſrer aufgeklärten Zeit ſind wir darüber doch weg, und ſo hatte ich weiter keine Bedenklichkeit mehr. Was Sie aber darüber meinen, bitte ich Sie doch mir zu ſchreiben, wenn Sie dieſe ziemlich große Recenſion geleſen haben.*) Dies erſte Heft der philoſophiſch belletriſtiſchen Abth. enthält übrigens noch eine ſehr geiſtreiche Abh. über die Mythologie von Creuzer und zwey herrliche Recenſionen von F. Schlegel, die eine von Göthes Werken.

---

*) Dieſe erſte ſachkundige Würdigung des Schleiermacher'ſchen Werkes ſiehe Heidelberger Jahrbücher I. 5 S. 81 ff.

Heindorf und Buttmann laſſen gar nichts von ſich hören. Grüßen Sie herzlich und ſagen Sie ihnen doch, daß ich ſie gewiß ungeſchoren laſſen würde, weil ſie doch nichts von mir wiſſen wollten. Ich kenne ſie zwar ſchon und weiß wie die Sachen gehen.*) Das Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft hat ja gewaltig debütirt. Aber, geſtehen Sie doch, iſt die Philologie darin nicht gar zu äußerlich genommen? Ich habe mich nach und nach, ſchon in Berlin und beſonders ſeit meinem hieſigen Aufenthalt, mit einer etwas anderen Anſicht vertraut gemacht, und ſo ſcheint mir das Weſen der Philologie doch viel tiefer zu liegen als dort angegeben iſt. Dort iſt ſie nur hoch und breit geſtellt, tief gemacht aber gar nicht. Sehr tief gedacht iſt doch jenes Ganze nicht; am meiſten haben mich die Briefe des Ungenannten angezogen: wer wohl der iſt? Intereſſant war es mir auch einmal die tollgewordene Philologie zu ſehen, wie ſich dieſe wohl geberden möchte, und ſo was Tolles iſt doch wohl kaum je erſchienen, wie Kanne's Urgeſchichtsurkunden, die Jean Paul zu Tage gefördert hat. Darin ſind doch bei Weitem alle Tollheiten der Neuplatoniker übertroffen worden; das Buch iſt auch uns Platonikern wichtig, es wirft doch ein ſehr helles Licht auf den platoniſchen Kratylos.

Hier iſt immer noch die theol. Profeſſur des K. R. Ewald unbeſetzt und erſt vorgeſtern iſt endlich hierher eine Anfrage an die theol. Facultät gelangt, wie es damit zu halten ſey. Dieſe, nur aus den zwey Männern Daub und Schwarz beſtehend, hat ſich dabei ſehr unpolitiſch benommen, indem ſie Nichtbeſetzung, welche die Regierung freylich auch wünſchte, zu wünſchen ſchien. Durch einen eigenen Zufall iſt auch Creuzer darein verwickelt worden, und dieſer hat in einem Schreiben an den Commiſſarius der Regierung vorgeſchlagen, man möchte doch Sie berufen. Ob Ihnen das recht wäre, und ob ſich die Regierung überhaupt dazu verſtehen wird, weiß ich nicht;

---

*) Nach ſo langer Zeit erinnert ſich auch der Schreiber dieſes Briefes nicht mehr des Scherzes, der dieſer Stelle zu Grunde liegt. — Das erſte Heft des Muſeums enthielt bekanntlich Wolf's Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft mit zwei Anmerkungen aus Briefen Wilhelm von Humboldt's.

uns allen aber würde es unendliche Freude ſeyn, wenn ſowohl Letzteres als Erſteres der Fall wäre. —

Schleiermacher an Brinckmann.

Berlin, d. 1. März 1808.

— Laß mich Dir zuerſt eine kleine Apologie halten für die kleine Schrift über Univerſitäten. Meine Abſicht war ſie ganz anonym herauszugeben, und dies bitte ich Dich ja nicht zu vergeſſen wenn Du ſie lieſeſt. Freilich habe ich nicht gehofft unentdeckt zu bleiben, wie ich denn fürchte, daß mir das nie gelingen wird, aber dennoch macht es einen großen Unterſchied in der Art die Sachen zu ſagen. Wie man manches von einem Andern ſpricht hinter ſeinem Rücken, ganz unbeſorgt darum, ob er es wieder erfahren wird oder nicht, was man ihm doch um keinen Preis ſelbſt grade in's Geſicht ſagen würde, ſo ſcheint es mir auch hiemit. Reimer überredete mich hernach die Anonymität fahren zu laſſen, weil die Schrift ſonſt zu lange für das größere Publikum unter einer Menge unbedeutender ähnlichen Inhalts ſich verbergen würde: ein Grund dem ich nachgeben mußte. Damals war aber nicht mehr Zeit irgend etwas zu ändern. So hat man ſchon vorzüglich die paar Federſtriche über Engel getadelt, die mir ſehr zweckmäßig ſchienen um die regierenden Laien aufmerkſam darauf zu machen, wie wenig der Mann ſich eignete einen ſolchen Plan zu entwerfen; die ich aber gewiß in meiner eignen Perſon anders würde gefaßt haben. Einige Freunde hier haben geurtheilt die ganze Schrift überzeuge ſo ſehr davon daß Berlin nicht der Ort für eine Univerſität ſei, daß der Anhang den Eindruck nicht wieder verlöſchen könne. Das wäre freilich ſehr gegen meine Abſicht, und ſollte dieſer Eindruck allgemein ſein, ſo würde es mir Leid thun nicht noch ein paar Bogen an den Anhang gewendet zu haben. Meine Hauptabſicht indeß war nur den Gegenſaz zwiſchen den deutſchen Univerſitäten und den franzöſiſchen Spezialſchulen recht anſchaulich, und den Werth unſerer einheimiſchen Form einleuchtend zu machen, ohne eben gegen die andere direct zu polemiſiren. Laß mich doch wiſſen ob Du die ganze Schleiermacherſche Schwerfälligkeit darin findeſt oder weniger davon. Aber in welchem Irrthum ſtehſt Du als ob ich eine Sittenlehre herausgäbe? Vorleſungen halte ich darüber; aber ich muß ſie gewiß noch mehrere Male halten und noch ſehr umfaſſende Studien machen, ehe ich an eine Herausgabe derſelben denke mit der ich wol meine ganze Laufbahn lieber erſt beſchließen möchte. Jezt ſize ich tief im alten Heraklit, deſſen Fragmente und Philoſopheme ich für das Muſeum der Alterthumswiſſenſchaften darſtelle. Was begegnet dem Menſchen alles! Vor wenigen Jahren noch hätte ich es für unmöglich gehalten in Verbindung mit Wolf auf dem Gebiet der Philologie aufzutreten. Aber die Virtuoſen in dieſem Fache ſind ſo ſparſam mit ihren Arbeiten, daß die Stümper wol auch herbeigeholt werden müſſen. Vielleicht habe ich aber den Titel eines Philologen recht nöthig bei Dir um den Cynismus in der Hamburger Zeitung zu rechtfertigen. Es ſchien mir nöthig mit recht klaren Worten und ſo ſinnlich anſchaulich als möglich zu ſagen, wie jene neue Regierung die Gelehrten behandelt; und niemand ſchien es ſo gut thun zu können als ich, von dem es unter Allen die mich überhaupt kennen, bekannt genug ſein mußte, daß ich nicht ſaure Trauben ſchimpfte. Allgemein hat man freilich das Bild getadelt und es außer meinem Genre gefunden; indeß ſcheint mir doch der ganzen Sache der rechte Trumpf zu fehlen wenn ich es mir geſtrichen denke. Jakobi's Abhandlung habe ich nicht geleſen.*) Mich ſchreckte die diffuſe Form und das faſt abſichtliche Prunken mit Citaten, die denn doch wieder nicht gelehrt ſind. Ein ſo geiſtvoller Mann mit ſo wenig wiſſenſchaftlicher Virtuoſität, ſo voll herrlichen Eifers für die Sache und dabei ſo ängſtlich bedacht das Aeußere zu ſchonen, mag übel genug daran ſein als Präſident einer ſolchen neuen Akademie, und hat offenbar keinen andern Ausweg als ein ſolches Meiſterſtück zu geben, wie unſere beiden Schilderungen gemeinſchaftlich an dieſem finden. Deine Vorwürfe über meine Recenſion des Fichte wünſchte ich mir gern nur durch ein paar Beiſpiele deutlich zu machen. Ich bin mir nicht bewußt aus der bloß philoſophiſchen Härte anders herausgegangen zu ſein als wo von ſeiner calumniöſen Rhetorik gegen Schelling (für den ich wie Du weißt gar keine parteiiſche Vorliebe habe) die Rede iſt, die ſelbſt ſo ganz aus dem philoſophiſchen Gebiet herausgeht. Indeß hätte ich es wol auch hier vermeiden können. Sonſt aber weiß ich daß ich tauſendfältigen Spaß der ſich ſelbſt darbot immer heruntergeſchluckt habe, und wenn noch welcher daſteht möchte ich Alles wetten daß ich ihn gar nicht gemacht habe, ſondern unmittelbar Fichte ſelbſt. — Der Recenſent der Weihnachtsfeier hat ſo ſchön geſchrieben als man in einer Recenſion nur ſchreiben kann. Ich möchte ihn kennen und glaube daß ich mich über das was ich für Mißverſtand halte ſehr leicht mit ihm einigen würde. Einige glauben es iſt Schelling.*)

---

*) Ueber gelehrte Geſellſchaften, deren Geiſt und Zweck. 1807. 4.

Die Herz hat ſich Deines freundlichen Andenkens ſehr gefreut und mir die beſten Grüße aufgetragen. Sie verläßt uns bald um auch größtentheils aus ökonomiſchen Rückſichten wenigſtens bis gegen nächſten Winter, vielleicht noch länger, auf Rügen bei einer gemeinſchaftlichen Freundin von uns zu wohnen.

Steffens an Schleiermacher.**)

(Halle, März 1808.)

Daß ich bis auf Reimers Ankunft die weitläuftigere Darſtellung verſchieben wollte, war ein Mißverſtändniß. J. R. hatte Reimer ſtatt Raumer geleſen — und ſo glaubte ich daß er früher herkäme. Ich will jezt verſuchen deutlicher zu werden.

---

*) Dieſe meiſterhafte Recenſion der Weihnachtsfeier iſt nunmehr auch in die Geſammtausgabe der Schelling'ſchen Werke übergegangen.

**) Anderthalb Jahre war Steffens in ungewiſſer Lage umhergeirrt, getrennt von Frau und Kindern und durch dieſe Verhältniſſe in Schulden geſtürzt, wie dies eine Reihe noch vorhandner Briefe in ergreifender Weiſe ſchildern. Im vorliegenden vertheidigt er ſeinen Entſchluß unter weſtphäliſchem Regiment in die Halle'ſche Univerſität zurückzutreten, gegen Schleiermacher, der ihn nicht billigen konnte, doch in folgenden Briefen — nach Steffen's Antworten zu ſchließen — ihm, in ſeiner bedrängten Lage, nicht mehr abrathen mochte, ſo ungern er den Freund in den neuen Halle'ſchen Verhältniſſen ſah. Vergl. übrigens dieſen Brief mit Was ich erlebte IV. S. 1 ff.

Die Frage war, wo ich einen ruhigen Sommer zu erwarten hätte, denn, obgleich Freundſchaft und Zuneigung mir einen für die Lage der Dinge nicht unangenehmen Aufenthalt in Holſtein, Hamburg und Lübeck bewirkte, war doch die Unbequemlichkeit damit verknüpft daß ich nur wenig arbeiten könnte. —

In Holſtein konnte ich nicht länger bleiben. Wo alſo hin? Du meinteſt nach Berlin — ich will offenherzig ſein. Wie ich mich gegen Preußen aufgeführt habe, weißt Du. Als der Tilſiter Friede geſchloſſen war, meldete ich mich bei Maſſow und erklärte ihm, daß ich bereit wäre, die Befehle meines Königs zu erwarten und wünſchte auf irgend eine Weiſe für Preußen thätig zu ſein. Man wandte ſich an mehrere, an Wolf, an Dich, an Reil, an Niemeyer — an mich nicht. Ich gehe niemals nach Preußen, wenn ich nicht ein Wort von der Regierung höre. Ich weiß, daß ich mächtige Perſonen gegen mich habe, für mich nur den Wunſch wenig vermögender Freunde. Wenn ich nach Berlin ginge, wäre es leicht möglich, daß man mich, wenn es zum Treffen käme, in den höflichſten Ausdrücken für überflüſſig erklärte. Du biſt Prediger, Niemeyer Pädagog, Reil Arzt — ſolche Leute braucht man immer. Ich nur Theoretiker, und ſo überflüſſig, wie mein Schwiegervater, den man gehen ließ, obgleich er ſich ſo ſehr für Preußen erklärt hatte, und obgleich man vermuthen konnte, daß ſeine Exiſtenz Gefahr liefe. Ich glaube gar nicht, daß man die Naturphiloſophie für ſo wichtig bei einer preußiſchen Univerſität hält, und von St(ein) erwarte ich in wiſſenſchaftlicher Rückſicht ſo wenig wie von S.

Du behaupteſt aber, daß ich leſen könnte. Vielleicht — wahrſcheinlich — und für wen? Hier kannte ich, unter den Preußen, die meine fleißigen Zuhörer waren, nur den einzigen Marwitz in zwei Jahren. Auf allen Fall, wenn wirklich eine Maſſe junger Leute mich in Berlin wünſchte, ſo ließen ſie mich es wiſſen und ich wäre gleich da. Denn — welche Aufopferung fordert man von mir — ruhelos und heimathlos trieb ich mich faſt anderthalb Jahr mit Frau und Kind um und nun ſollte ich mich von ihnen trennen, ohne zu wiſſen, wo ich ſie hinbringen, wie ſie ihr Daſein friſten ſollten. Berger nannteſt Du. Aber Berger iſt ein armer Mann, beſitzt von ſeiner Stelle das Wenigſte, und lebte, ſelbſt ehe der unglückliche Krieg im Norden ausbrach, nur mit Sorgen, jetzt iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er ſelbſt in große Noth gerathen wird.

Glaube mir, lieber Schl., noch immer denke ich wie ſonſt. Auch dieſe Aufopferung bin ich bereit zu machen; aber ich muß wiſſen wofür?

Um einigen jungen Leuten vielleicht als Lehrer nützen zu können? Dieſes Vielleicht gilt auch von hier.

Wie ich herreiſte, war es noch gar nicht meine Abſicht hier zu bleiben. Aber als ich hier ankam, fand ich alles anders, als ich dachte. Man erwartete von meiner Seite gar keinen Schritt. Ich trat ſtillſchweigend in meine Stelle ein. Vielleicht kommen Studenten und ich leſe, und wenn irgend etwas einträte, was meinen Grundſätzen zuwiderliefe, ſo bleibt mein Arrangement mit Rumohr und ich gehe weg. Auf allen Fall kannſt Du überzeugt ſein, daß ich nichts auf mich kommen laſſe.

Und damit wäre, wie ich hoffe, ein ſcheinbares Mißverſtändniß unter uns aufgehoben. Meine Frau hat in Deinem letzten Briefe einen kälteren Ton, als wären wir uns fremder geworden, gefunden. Ich geſtehe Dir, auch ich. Lieber Schl., bei Dir kann nur die Ueberzeugung, daß Du Dich in mir geirrt hätteſt, Veränderungen der Art hervorbringen. Was Du mir geweſen biſt, habe ich niemals vergeſſen und noch nie an Dir gezweifelt. Du hatteſt ſonſt immer ein freundliches Wort für meine Frau, und ſie ſehnt ſich nach der alten beſſern Zeit. Wenn irgend eine That da iſt, glaube mir, ſie iſt Aufopferungen zu bringen im Stande, die Du kaum vermuthen ſollteſt.

Iſt irgendwo eine Oppoſition, die ſich zeigen kann, ich gehöre ihr zu. Das Schimpfen iſt mir aber zuwider geworden. Muß nicht Preußen ſein Schickſal erwarten von dem nehmlichen, von dem auch ich es erwarte? Möge es ſich ſo würdig betragen, wenn die Stunde der Prüfung kommt, wie ich es zu thun gedenke. Oder glaubſt Du, daß ich mir von jemanden gefallen ließe, was ich von meinem urſprünglichen Landesfürſten, dem ich außerdem verpflichtet war, nicht duldete?

Ich arbeite an meinen Beiträgen und an dem kleinen Aufſatze, deſſen letzte Hälfte ich ganz umarbeite. Wundervolle Entdeckungen ſind mir gelungen. Wenn Wuth und Leidenſchaft den Menſchen bethört, bleibt doch die Natur ewig heiter und groß. Giebt es andere Geſetze als ihre?

Schleiermacher an Brinckmann.

Berlin, d. 29. März 1808.

Wie lange ſchon, lieber Freund, habe ich mit ängſtlicher Theilnahme den Angelegenheiten Deines Vaterlandes zugeſehn ſchwindelnd vor dem ſchroffen Abhang an dem Dein König hingeht, und immer noch feſten Trittes wie es ſcheint. Wie er ſich in dieſen däniſchen Angelegenheiten benommen, dadurch hat er ſich gewiß aufs neue die Achtung von ganz Europa erworben. Er iſt doch der einzige der durchaus rechtlich und mit ritterlicher Treue zu Werke geht, was man von unſerm Könige wol auch ſagen könnte, wenn er nicht öfters Andern als ſich ſelbſt gehorcht hätte. Der Deinige verdient reichlich alle Lobſprüche die ihm der ruſſiſche Kaiſer ſo freundſchaftlich gegeben und man möchte ſagen es gehe an ihm in Erfüllung: aus dem Munde der Kinder und Säuglinge haſt Du Dir Lob bereitet, denn durchaus kindiſcher als dieſer Ἀλέξανδρος θεοειδής, zumal ſeit er in dem Boot auf dem Riemen gewiegt worden, giebt es wol nichts. Schwerlich wird wol dieſem wohl bekommen was er an Euch thut und an uns gethan hat; ja ich hoffe noch immer wenn Dein König nur nicht noch mit innern Unruhen zu kämpfen hat, und wenn er nicht in den Unfällen die er wahrſcheinlich erfahren wird mehr ritterlich als königlich den perſönlichen Untergang ſucht, über die ſchlechte Zeit hinweg eine gute. Denn von allen Seiten wird es wol nicht ernſtlich gemeint ſein oder bleiben mit dieſem Kampf. Die Hauptmacht wird ſich wol ſehr theilen, denn die Lockſpeiſe des Erbadels die den bebänderten Chaſſeurs vorgehalten wird ſcheint anzudeuten, daß ſie dieſen Sommer viel zu laufen und zu jagen haben ſollen; und das wird doch nicht bloß auf Dalekarlien gemeint ſein. Da Deine Exiſtenz in K(önigsberg) jezt unmöglich erfreulich ſein kann, ſo theile ich ernſtlich Deinen Wunſch, Dich bald an der Seite Deines Königs zu ſehn. Dies iſt jezt Deine eigentliche Stelle, und ich kann mir den Einfluß den Du auf ihn haben wirſt nicht anders als höchſt vortheilhaft denken unter allen Umſtänden. Es iſt eine Art von Abſchied den ich von Dir nehme theurer Freund. Denn wohl kann einige Zeit verſtreichen ehe wir wieder mit einander unmittelbar verkehren können, und ſo laß Dir gefallen, daß ich Dir ſage wie alle meine guten Wünſche für Dich doch eigentlich Hoffnungen ſind nicht Beſorgniſſe, und wie Dich mein Auge überall freudig begleiten wird. Denn ich weiß keinen andern Weg der Deiner würdig wäre als der den Du zu gehen geſonnen biſt.

Viel habe ich geſtern über Dich geſprochen mit der Gräfin Voß. Sie war auf wenige Tage hier und ich habe ſie leider nur einmal geſehen, liebenswürdiger, und auch friſcher und ſchöner als je. Für die Verbeſſerung unſeres Zuſtandes ſchien ſie aber auch vor der Hand nicht recht viel Hoffnungen zu haben, was mich ſehr freute. Denn ich bedaure alle Menſchen gar herzlich, die Wunder was erwarten von den Negotiationen welche Stein hier eröffnet hat. Es gehn gar zu viel Kräfte verloren durch ſolche Täuſchungen, die man noch alle nöthig brauchen wird. Die Freunde der hieſigen Univerſität wollen wiſſen, Stein habe ſeine Abneigung dagegen abgelegt, und ſchmeichele ſich ſie im Herbſt eröffnet zu ſehen. Ich für mein Theil glaube an nichts, und befinde mich dabei vortrefflich, lerne ſoviel ich kann in dieſer traurigen Muße, und arbeite wenigſtens vor auf eine mögliche beſſere Zeit. Meine Univerſitätsgedanken ſoll Stein geleſen haben oder wenigſtens haben leſen wollen. Die Vorliebe für Berlin iſt darin nur ſehr mäßig, aber doch ſcheinen ſie ihm nicht gefallen zu haben, ſonſt würde ich wol ſchon ein Wort darüber gehört haben. In dieſer Hinſicht hätte ich ſie alſo umſonſt geſchrieben, denn ich wünſchte wirklich man ſollte manches für die Organiſation daraus lernen. Den Phöbus habe ich noch nicht einmal angenizzt und bedaure daß Adam Müller mit ſeinen Talenten nicht irgend etwas Solideres hervorbringt. Dagegen habe ich meine große Freude gehabt an der Recenſion des Goethe von Friedrich Schlegel in den Heidelberger Annalen, und an zwei Gedichten der beiden Brüder an einander im Prometheus, worin die Brüderlichkeit zwar ganz eigentlich das Thema iſt, aber ſehr kräftig und ſchön und unanſtößig durchgeführt. Dieſe haben nun mit dem guten Wein angefangen, dem Vorſpiel von Goethe, aber in unglaublich kleinen Portionen ſchenken ſie ihn ein, damit er lange vorhält, und das ſieht wieder gar armſelig aus. A. W. Schlegels Abſchied aus Frankreich kennſt Du doch durch die Gräfin gewiß. —

Auch mich hat Deine Erzählung von dem Herrnhutiſchen Beſuch nicht wenig angezogen. Freilich kann wol alles Mildernde was ich gethan habe an dem Sendſchreiben für dieſe guten Freunde nicht gefruchtet haben, und nur die Zeit wird den üblen Eindruck auslöſchen können. Zembſchens Lebenslauf, wenn er von ihm ſelbſt aufgeſezt iſt, würde ich auch nicht ohne Rührung leſen. Nächſt einem Staatsmann wirkt doch nicht leicht jemand mehr als ein tüchtiger Schulmann, und in einer ſo langen Laufbahn. Du hätteſt aber immer noch mehr von mir ſagen können. Denn wunderbar genug finden meine Predigten Gnade und werden hier auch von Herrnhutiſchen Familien beſucht. Bunter iſt überhaupt wol kein Fiſchzug als mein kirchliches Auditorium: Herrnhuter, Juden, getaufte und ungetaufte, junge Philoſophen und Philologen, elegante Damen, und das ſchöne Bild vom h. Antonius muß mir immer vorſchweben. Indeß hoffe ich etwas muß doch wol hie und da angeregt werden.

---

d. 24. May 1808.

Die Ausſicht von Pillau nach Schweden hinüber mag wol nicht die angenehmſte ſein, liebſter Freund, zumal Du wie verzaubert von ſo viel befreundeten Schiffen umgeben die Ueberfahrt doch nicht machen kannſt, und ich kann Deine Sehnſucht hinüber recht theilen: allein mit dem castra sequi möchte es doch nichts ſein, nachdem ihr Finnland vielleicht zu voreilig aufgegeben habt und der dominus utilis der göttlichen Allmacht einſieht daß auf der andern Seite nichts zu machen iſt. Ich denke nun, ihr werdet Finnland entweder in Norwegen erobern und den braven Normännern die Tugendübung erſparen ſich von ihren neuen Alliirten aufeſſen zu laſſen, oder ihr werdet ziemlich ruhig hinter den Couliſſen bleiben bis zum lezten Akt. Das Ärgſte was einem jezt begegnen kann iſt in der That wenn man den Glauben an den lezten Akt und an die poetiſche Gerechtigkeit verliert. Ich bin in dieſem Stück noch ganz glücklich dran, und da die Barbaren in Oſten nicht eben ſcheinen ein neues Mittelalter hervorbringen zu können, ſo glaube ich immer noch, daß ſich Europa in ſich ſelbſt regeneriren wird, und daß ihr dann eure Barbaren auch wieder los werdet. Freilich müſſen noch ein paar Meiſterſtücke gemacht werden an Oeſtreich und der Türkei, aber ich denke, die werden in dieſem Jahre noch fertig. Dann aber hoffe ich ſoll alles gut werden und beneide jeden der das Glück hat in irgend einem Sinn eine politiſche Perſon zu ſein. Leider kann ich nichts thun für die Regeneration als predigen. Wie ich das gethan habe, das liegt auf ſchönem Velin-Papier für Dich bei mir. — Ihr könnt dann eine glückliche und höchſt vornehme Nation werden, wenn ihr euch rein erhalten habt von corſiſchem Blut auf dem Thron und die einzige ſeid die nichts zu bereuen hat. Denn England hat doch wol ſein früheres Verfahren gegen den Continent zu bereuen, ihr aber habt ſoviel ich weiß die Ehre ſtreng repräſentirt. Ich wollte Du hätteſt auch in Pillau gute Laune genug um nach dem ſchönen ernſten Vermächtniß an Bernſtorf ihm auch ein ſcherzhaftes zuzufertigen über die großen Vortheile der neuen Verbindung, in welche Dänemark ſo glücklicherweiſe gerathen iſt. Die armen Dänen ſind immer zu beklagen, denn ſie ſind in Wahrheit durch Nothzucht zu den Franzoſen gekommen, aber die Art wie ſie ſich nun dabei gebehrden und ihr Bulletin ausgeben iſt gewiß nicht der unluſtigſte Theil der Tagesgeſchichte. Wir hier ſtellen noch immer den Frieden vor in dieſer Comödie, und das iſt natürlich eine ſtumme und höchſt langweilige Rolle; man ſieht recht daß der bloße Friede nur eine reine Negation iſt und die Franzoſen die es überall ſo genau nehmen mit der Sprache, ſchärfen uns dies recht ein. Indeß iſt es mir doch lieber als wenn preußiſcher Seits ſo Friede und Freundſchaft geſchloſſen worden wäre wie zwiſchen den beiden Kaiſern. — Ich will ſuchen ſo viel Tüchtiges zu produciren als ich kann; und kommt je eine Zeit wo man auch anderes thun kann ſo hoffe ich meine Stelle auch auszufüllen.

(N. S.). Was ſagſt Du nur zu Friedrich Schlegels Katholizismus? Die Geſchichte davon, nicht etwa als ob ich glaubte er hätte eine äußere, ſondern die innere möchte ich gern wiſſen. Ich kann den Uebergangspunkt aus ſeiner Denkart wie ſie mir zulezt bekannt war durchaus nicht finden. Ueber meinen Erz-Proteſtantismus weiß ich hat er ſchon lange geklagt.

Reimer an Schleiermacher. *)

Berlin, d. 5. Sept. 1808.

Dein Brief hat uns allen nicht geringe Freude erregt, lieber Freund! beſonders der guten Nachrichten wegen, die Du uns von dem Wohlſeyn und Wohlverhalten der dortigen Freunde mittheilſt. Den Unſrigen geht es ſämmtlich wohl und ihre Lage und öconomiſchen Verhältniſſe beſſern ſich bei fortgeſetzter klüglicher Spekulation dergeſtalt, daß einer unter ihnen nächſtens das ſeinem Rittergute zunächſt gelegene Schloß zu erſtehen gedenkt. Ueber dieſes Geſchäft, ſowie über andre Details in unſeren Verhältniſſen kann

---

*) Die drei folgenden Briefe ſind während einer politiſchen Reiſe Schleiermacher's nach Königsberg geſchrieben, welche im Auftrag jenes Comité's der Patriotenparthei in dem von Franzoſen occupirten Berlin geſchah, deſſen Schleiermacher ſelber in der Schrift gegen Schmalz gedenkt. Dieſe Reiſe dauerte vom 25. Auguſt bis zum 22. oder 23. September (vgl. II. 113, 122). Die vorliegenden Briefe ſind mit Vertauſchung einer Reihe von Worten nach beſtimmtem Plane geſchrieben. Preußiſche Jahrbücher X, 2, S. 234 ff. habe ich verſucht, dieſe Briefe zu erklären und über die Stellung Schleiermachers zu dieſem Comité das Nähere zu ermitteln; in Betreff aller complicirteren Vermuthungen muß ich auf dieſe Abhandlung verweiſen.

Dich der Ueberbringer dieſes näher unterrichten, da er genau um alles weiß. Die Nachrichten von dem veränderten Wirthſchaftsſyſtem auf dem großen Schulzengute hatten wir hier bereits früher wie durch Deinen Brief erhalten und ſind ſämmtlich der Meinung, daß die ergriffenen Maßregeln den beſten Erfolg haben werden, wenn man nur unabläſſig darin beharrt; die Auslagen ſind freilich Anfangs ungeheuer und anſcheinend unerſchwinglich, allein bei der vortrefflichen Bearbeitung des Bodens werden ſich dort bald Feldfrüchte erzeugen, die alles übertreffen und als Saatkorn vielleicht durch ganz Deutſchland geſucht werden müſſen.

Perſönlich geht es mir auch ganz wohl und ich theile mich gleich Dir unter Arbeit und Erholung. Auf meinen Spatziergängen beſuche ich ſehr häufig die von uns gemeinſchaftlich mehrmals beſuchte und ſo hochgerühmte Gegend. Mein beſondres Wohlgefallen an ihr veranlaßte mich auch kürzlich, unſren Freund Schulz, auf deſſen geſundes Urtheil und treffliche Einſichten wir beide gleichviel halten, um ſeine Begleitung dahin zu erſuchen, und er ſchien ſich um ſo williger dazu zu finden, da er ſchon viel Rühmens von einem anderen davon hatte machen hören. Der erſte Eindruck, den die ſchöne Landſchaft auf ihn machte, war, wie ich es erwarten durfte; allein bald fing er an, auf eine kleinliche Weiſe in's Detail zu gehn und zu anatomiren, ſodaß ich mich vor Verdruß nicht zu laſſen wußte und lebhaft an Göthe's Kenner und Enthuſiaſten erinnert wurde. Die ganze ſchöne Landſchaft, wie ſie Gott herrlich geſchaffen hatte, war ihm nicht gut genug und er hätte ſie lieber ſelbſt gemacht nach eignem Gefallen. Indeß ſchien er doch eigentlich nur in übler Stimmung geweſen zu ſein, denn ich habe nun vorgeſtern einen Brief von ihm erhalten, worin er ſchreibt, daß er bei ſeiner letzten Reiſe auf der Durchfahrt ſich doch ſehr wieder mit der Gegend ausgeſöhnt habe und ſehnlich wünſche, nach Deiner Zurückkunft in unſer beider Begleitung noch einmal dahin zu kommen, um vielleicht durch Deine Beihilfe den beſten Standpunkt aufzufinden. Unſre Freunde ſind indeß ſehr ungehalten auf ihn und wollen es kaum mehr zugeben, daß wir nun noch dieſen Verſuch mit ihm machen, da ſie ihn ſaſt für unwerth achten ſich an den Schönheiten der Natur zu erfreuen.

v. Stein.

Soviel hatte ich geſtern Abend geſchrieben und glaubte heute noch Zeit zu gewinnen um weiter zu ſchreiben, allein Störungen aller Art ſind mir in den Weg getreten, ſodaß ich nichts mehr hinzufügen kann; Erhebliches wäre es ohnedem nicht, wenigſtens doch nichts, was nicht der Ueberbringer gründlicher und beſſer ausrichten könnte.

Wir grüßen Dich ſämmtlich d. h. Alles was zur Familie gehört und alſo auch Nanny und wünſchen die baldige und glückliche Rückkehr. G. R.

Das Muſterhafte Deines Briefs hat keinem von uns einleuchten wollen, wenigſtens litt er an den Folgen der Unmäßigkeit.

Schleiermacher an Reimer.

Königsberg, 6. Sept. 1808.

Mir war ſchon ganz bange um Nachrichten von Dir, lieber Freund. Nun habe ich ſie zwar, aber Manches, beſonders Böckler betreffend,*) hätte ich doch genauer erfahren, wenn Du ſelbſt geſchrieben hätteſt, da Du doch wahrſcheinlich mit ihm zu thun hatteſt. Es thut mir leid, daß gerade die Geſchäfte, die wir beide eingeleitet haben, vor der Hand ſo ſchlecht gehen und ich möchte nur, ich könnte während meines hieſigen Aufenthaltes etwas Tüchtiges thun, um die Scharte auszuwezen.

Mit Call geht es mir ſchlecht, indem ich ihn faſt immer verfehle. Mit Chriſt**) bin ich Morgen Abend zuſammen und will ſehn, ob ich dann noch eine vertraute Zuſammenkunft mit ihm verabreden könnte. Manches ließe ſich dann ganz gewiß aufs Reine bringen. Bis jezt habe ich mit Neubaur am meiſten zu thun gehabt; mancherlei habe ich ihm mit gutem Erfolg auseinandergeſezt, anderes wieder nicht und das läßt ſich vielleicht mit Chriſt*) beſſer machen. Ueber die Nothwendigkeit unſeres Hauptgeſchäftes ſind aber alle, wie es ſcheint, ganz einig; nur für den Fall, daß das Amt im Unkraut liegen bleibt iſt man bange, und mit Recht.**) Auf den Kohlgarten wird auch hier gar keine Rückſicht genommen. Einer von dorther hat ausgeſagt, daß am 20ſten vor. Monats eine entſcheidende Unterredung zwiſchen dem lieben Manne und unſren dortigen Freunden habe vorfallen ſollen. Von dieſer erwartet Chriſt ſtündlich Nachricht,***) auf dieſe ſowie Chriſts Conte courante, welches nächſtens abgeſchloſſen werden ſoll, möchte ich noch warten.†) Vielleicht auch auf Vinke's Ankunft, den Chriſt täglich erwartet.

---

*) Wahrſcheinlich ein Vertreter des im Auguſt von Bardeleben in Berlin begründeten Tugendbundes, welcher damals die übrigen Comité's mit ſich zu vereinigen ſuchte; vielleicht Jochmus?

**) Miniſter von Stein. — Call: Gneiſenau oder Scharnhorſt?

Böckler möchte uns gern mit unſeren Geſchäften in ſeiner Hand haben; ich glaube aber es wird umgekehrt gehn und er wird uns zur rechten Zeit doch gern dienen. Nur iſt weſentlich, daß er jezt nichts weiter erfährt; vielleicht kann man gar bei meiner Rückkehr Veranlaſſung nehmen, ihn glauben zu machen, wir hätten es aufgegeben. Daß Fouqué die Gaſtfreundſchaft zu unſrem Schaden ſo weit ausdehnen würde, hätte ich nicht geglaubt; der Mann iſt doch verrückt durch ſeine Poeſie. Es iſt nun freilich übel, daß wir auf dieſer Seite keine feſte Verbindung haben, da ſie ſo ſehr intereſſant iſt. Ich bin mit dem hieſigen Amtsverweſer in Geſellſchaft geweſen und auch aus ſeinen Reden habe ich merken können, daß man auf dem Amte gern noch das Unkraut hegen will und daß man ſich ſcheut der Herde Brod zu geben.*) Die guten Nachrichten von dem Schulzengut weißt Du nun ſchon. Andere ſind noch vortrefflicher, aber mir nicht glaubwürdig genug.

---

*) Miniſter von Stein.

**) „Hauptgeſchäft:“ es wegen der franzöſiſchen Forderungen zum Krieg zu treiben, nur daß dann auch, wie Scharnhorſt ſchon im Auguſt verlangt hatte, die dem Krieg widerſtrebenden Elemente nicht länger in der Regierung bleiben („Amt im Unkraut liegen“) könnten.

***) Am 10., 13., 17. Auguſt fanden die wichtigen Unterredungen zwiſchen dem Prinzen Wilhelm „dortige Freunde“ und dem Prinzen von Champigny ſtatt, da der Kaiſer „liebe Mann“ immer noch in Paris ausblieb.

†) Entſcheidung über Stein's Miniſterium, vgl. die Warnung, welche Stein nach Pertz dieſen Tagen erhielt.

Ich bin den ganzen Morgen durch Beſuche aufgehalten worden und nun iſt es ſo ſpät daß ich nicht einmal mehr an Nanny ſchreiben kann; das muß alſo bleiben bis zur nächſten Gelegenheit. Länger indeß als fünf bis ſechs Tage hoffe ich nicht hierbleiben zu müſſen. Der Himmel fahre fort mich gute Geſchäfte machen zu laſſen. Quednow und ſeine Frau**) habe ich noch gar nicht geſprochen und nur in der Kirche geſehn; ſeine Kinder aber ſehe ich oft und dieſen Mittag eſſe ich bei ſeiner Schwägerin.***)

Von Lübeck rechne ich wol nicht eher etwas zu erfahren, als bei meiner Rückkunſt.

Adieu grüße alle Freunde und Dein ganzes Haus und nimm Dich meiner guten Nanny an. Schl.

---

d. 20. September 1808.

Quednow's Gaſt †) geht heute ab, und ſo wird es wol keine Schwierigkeit haben daß ich Donnerſtag oder Freitag auch meine Rückreiſe antrete. Von denen die am meiſten mit dem Manne geweſen ſind habe ich noch keinen geſprochen, komme auch wol erſt Morgen dazu. Chriſt und Quednow haben geſtern eine lange Unterredung in Geſchäftsſachen mit ihm gehabt, aus der Chriſt ſehr vergnügt herausgekommen ſein ſoll. Man ſchließt daraus, der Mann habe verſprochen, auf der Erfurter Meſſe unſere Geſchäfte mit zu übernehmen.††) Es ſollte mir leid thun, wenn ich Euch ſolche Nachrichten mitbrächte, wie es mir überhaupt leid thut, daß man ſich mit dem Mann auf irgend etwas Ernſthaftes eingelaſſen hat. Die wahre Feinheit hätte ohnſtreitig darin beſtanden, es ſo zu karten, daß dort gar nichts für uns geſchähe durch ihn, ſondern daß er ſich nur immer tiefer mit dem lieben Manne eingelaſſen hätte; denn je mehr und je beſſer er unſere Geſchäfte in Erfurt beſorgt, um deſto weniger Brod wird für uns dabei herauskommen.*) Käme er dann ſo zurück, ſo hätte man ſehen ſollen, daß man ihn hier in der Nähe auf eine angenehme Weiſe ſo unterhalten hätte, daß er an der weiteren Rückreiſe wäre gehindert werden. Dann hätten unterdeß die Freunde über See ſeinen Kohlgarten an ſich bringen können. Nun fürchte ich leider, wir werden eine mittelmäßige Meſſe machen und am Ende nichts als erbärmliches Unkraut davon haben.**) Ahlemanns mit der lezten Gelegenheit angekommene Briefe ſind mit ſo ſchlechter Dinte geſchrieben, daß Friedrich und Neubaur ſchon mehrere Stunden darauf zugebracht haben, ſie zu enträthſeln, heute will ich nun auch noch helfen. Das wenige was davon zum Vorſchein gekommen iſt, hat die Neugierde ſehr geſpannt, aber wie es ſcheint auf keine recht angenehme Weiſe.***) Mir habt Ihr mit dieſer Gelegenheit wol nichts mehr geſchickt, weil Ihr nicht wußteſt, daß ſie mich noch treffen würde. Nun brennt mir aber auch die Stelle unter den Füßen. Daher ich auch, was ich ſonſt noch ſchreiben könnte, lieber verſpare, da ohnedies alles erſt ſeine Haltung bekömmt durch das was ich von Chriſt, Call und Mansfeld über den Gaſt erfahren werde.†)

---

*) Zu den ſtillen Rüſtungen Waffen auszutheilen.

**) König und Königin.

***) Prinzeß Wilhelm. Briefw. II. 127, IV. 166.

†) Kaiſer Alexander.

††) Alexander's Unterredung mit dem König und Stein; Alexander bewog den König ihm für den Erfurter Congreß die Vermittlung in Betreff der franzöſiſchen Forderungen zu überlaſſen.

Vielleicht wenn ich auch Freitag ſelbſt reiſe ſchreibe ich doch noch Freitag früh ein paar Zeilen an Nanny um ihr meine Ankunft genau zu beſtimmen. Grüße unterdeß alles herzlich.

(Ohne Unterſchrift.)

---

*) Schleiermacher wünſcht keine Vermittlung Alexanders, ſondern Krieg.

**) Veränderung des Miniſteriums und dabei mittelmäßige Reſultate in Erfurt, denen ſich der König füge.

***) Die Briefe waren nicht zu enträthſeln; nach Steffens wurde bei wichtigen in der That chemiſche Tinte angewandt.

†) Von Stein, Scharnhorſt und Gneiſenau über Alexander.

Steffens an Schleiermacher.

Ich danke Dir für Deinen letzten Brief. E(ichhorn) iſt bey mir geweſen. Was Dir paſſirt iſt, iſt allerdings lächerlich genug. Ich hoffe daß es von keinen weitern Folgen ſein wird.*) E. iſt mir ſehr lieb geworden, es ſollte mir lieb ſein, wenn er ſeine Abſicht erreichte. Was ich vermochte, habe ich dazu beigetragen. Mein Lübecker Freund hat mir aus Prag geſchrieben.**) Was wir in Deſſau hörten war leider Wahrheit. Er hat mir geſchrieben, daß er um Martin ſehr beſorgt wäre. Es ſollte mir leid thun, wenn der arme Mann Banquerutt gemacht hätte. Ich habe indeſſen E. die Adreſſe gegeben, ihn aber auch gewarnt. Kaufmann Haller iſt bei mir geweſen wegen der Armenſache.***) Ein herrlicher rüſtiger Mann und überaus eifrig. Er meint, man ſollte auch an die entfernte Armuth denken und dieſer abhelfen indem wir an uns ſelbſt denken. Denn wahrlich gar leicht könnte es ſein, daß wenn die Armuth um ſich greift, wir gar nicht mehr helfen können. Ich thue was ich kann, doch ſehe ich nicht ein, was ich ohne Vollmacht ausrichten kann. Jetzt haben wir leider Einquartirung, die uns viel koſten wird und vieles Gute was wir vorzunehmen dachten verhindern wird. Das Uebrige verſteht ſich am Rande.

---

d. 21. November (1808). †)

Ich bin heute von meiner Frau ermahnt worden, an Dich zu ſchreiben. Sie hat mich nemlich daran erinnert, daß es Dein Geburtstag ſei. Beſſer wäre es zwar geweſen, wenn wir früher geſchrieben hätten, ſodaß dieſe Briefe mit dem ſchönen Brief aus Rügen, den ich ſchon auf Deinem Pult ſehe, zuſammengetroffen wären.

---

*) Die bekannte Vorforderung vor Devouſt am 28. November. Der Brief iſt hier den vorigen zur Erläuterung unmittelbar angefügt; das „am Rande“ ſcheint zu zeigen, daß er in verſteckter Form (wahrſcheinlich ſind Papierſtreifen überzulegen) weitere Nachrichten enthielt, die ſich indeß nicht wollten finden laſſen.

**) Rumohr war nach Prag geflüchtet. Vid. M. Steffens 203 ff.

***) Steffens an Schleiermacher v. 13. Mai 1809 „An das Armenweſen denke ich faſt nicht mehr, denn alle ſind weg und es war doch kernfaul. Wo H. iſt weiß ich nicht, er wollte eine weitläuftige Reiſe machen.“

†) Schleiermacher über dieſen Brief und Steffens II. 174.

So muß ich wohl den größten Theil der Schuld auf mich nehmen. Kaum brauche ich Dir zu ſagen, wie innig ſich Hanne über Deine Verbindung gefreut hat. O wenn wir ſo glücklich wären mit Dir und Deiner Frau zuſammen zu leben. Was würden wir uns ſein können. Wahrlich, wenn man ſich eine ſo heitere Zukunft denkt, kann man die langweiligen, ſich unſelig dehnenden, alle That lähmenden Verwicklungen wohl ertragen. Ich geſtehe Dir daß ich gar nicht einſehe, wie Du Dich in Ruhe einrichten und ein ſtilles und fröhliches Leben führen könnteſt ohne uns, ſo wie ich mir niemals einen friſchen Wirkungskreis lebhaft denken kann ohne Dich. Was iſt mein ganzer Umgang hier, als eine lebendige Erinnerung an Dich? Unter den Frauen Wucherer's, unter den Männern Dohlhoff, Rimäcker und Blanc — Dein Vermächtniß. Auch fühle ich es gar zu wohl, daß wenn aus der Verwirrung der Umgebungen, aus den dunklen Schatten der Verwicklungen ein klares und helles Bild hervortritt, dann trittſt auch Du als mein guter Geiſt mir näher. Du haſt mich einſt aufgefordert, mich mit Dir zu verbinden — aufs innigſte. Bin ich's denn nicht immer geweſen? O lieber, lieber Freund! Du biſt dem Guten ewig verbündet, und Deine Hochzeit, iſt es Deine allein? Wenn wir ſie feiern, zieht der Winter von der Erde, die erdrückten Pflanzen wagen ſich hervor. Maiblumen bringen wir Dir, Veilchen, Maßlieb, blaue Blumen, heiße Wünſche, die verſchloſſen ruhen und dann aufblühen — Erneuerung der Liebe, heiliges Vertrauen, erfüllte Hoffnung, blühende Zeit — welch ein Brautkranz! Wenn ich ſehe, wie die Blätter jezt abgefallen ſind, und die lezten Blüthen um Floras Tempel, als wir uns lezthin ſahen, im traurigen Regen ſtunden, bald zu welken, dann will mir die Hoffnung ſinken. Aber wenn mir der Geiſt winkt, den Frühling ſicher verſprechend, dann erwacht die Zuverſicht und ich treibe in andachtsvoller Stille die Veranſtaltungen zum vorſtehenden Feſte, hoffend, frohlockend in Glauben und Freundſchaft.

Schreibſt Du mir bald lieber Freund! ich habe mich innig nach einem Brief geſehnt, denn alles hat ſich ſonderbar verwirrt und ich ſehe nicht ſo klar mehr. Ich bin in Arbeiten verſunken. An meinen Vorleſungen wird gedruckt in dieſer Woche und ich hoffe daß ſie Dir gefallen werden. Willſt Du Reimer ſagen, daß ſie in 3 Wochen fertig ſein werden. Meine innere Naturgeſchichte der Erde arbeite ich mit vielem Fleiß aus und habe ein recht gutes Auditorium von 14 Zuhörern, auch wird ſie gewiß dieſen Winter fertig, meine geognoſtiſche Schrift iſt fertig wird aber unſäglich langſam gedruckt. Herakleitos habe ich noch nicht. —

Schleiermacher an Brinckmann

Berlin, d. 1. Februar 1809.

Mein lezter Brief vom 24. May v. J. hat Dich höchſt wahrſcheinlicher Weiſe nicht mehr gefunden. Er ſprach Dir gute Hoffnungen aus für Dein Vaterland die ich auch noch immer hege, und gute Wünſche für das meinige, die immer noch dieſelben und auch immer noch Wünſche ſind. Mein Leben iſt ſeitdem nicht ſonderlich thätig geweſen —, denn publicirt habe ich nichts ſeit der kleinen Schrift über die Univerſitäten und der Darſtellung des Heraklit im Muſeum, wovon ich Dir wenigſtens Nachricht gegeben, und ſtudirt habe ich auch nicht ſonderlich viel —, aber intreſſant war es auf mancherlei Weiſe. Ich habe einige der ſchönſten Sommermonate auf eurem reizenden Rügen zugebracht höchſt angenehm, nur freilich hie und da geſtört durch die großentheils ſehr unbeſcheidnen Gäſte, die ſogar auf Stubbenkammer und Hiddensoe Poſto gefaßt hatten. Kaum war ich zu Hauſe, ſo fand ſich eine herrliche Gelegenheit nach Königsberg zu reiſen. Viel alte Freunde und Bekannte habe ich dort wiedergeſehn, nur mit Stägemann's leider nicht viel gelebt, aber Steins des herrlichen Mannes ziemlich genaue Bekanntſchaft gemacht, auch Gneiſenau's und Scharnhorſt's, die Königin geſprochen, und vor allem Prinzeß Wilhelm kennen gelernt die ich für eine der erſten und herrlichſten deutſchen Frauen halte. Im Herbſt habe ich noch eine kleine Fahrt nach Deſſau gemacht, wohin ich mir Steffens beſtellt hatte, um mich wieder einmal an ſeinem friſchen Lebensmuth zu laben, und einen Blick in ſein wiſſenſchaftliches Treiben zu thun. Seitdem aber habe ich leider ungeheuer gelitten an Magenkrampf und bin nur eben ziemlich befreit davon. Dabei halte ich aber doch ſeit Winters Anfang zweierlei Vorleſungen, eine Darſtellung der chriſtlichen Glaubenslehre nicht bloß für Theologen berechnet, die zugleich eine ſpeculative Kritik derſelben iſt, und dann eine Theorie des Staates. Leztere als etwas ganz Neues intereſſirt mich natürlich beſonders. Sie iſt ein natürlicher Ausfluß meiner Ethik, und ich finde daß ſich alles in großer Einfachheit und Klarheit geſtaltet. Ich verlaſſe mich darauf daß nach unſerer Theorie der Unpartheilichkeit ich mich auch ſchon einmal ſelbſt loben darf. Bleibt mir die Hoffnung öfter wahrhaft akademiſche Vorleſungen über dieſen Gegenſtand zu halten, ſo werde ich ihn natürlich immer weiter ausarbeiten und mit dem Druck nicht eilen. Sollte mir dieſe Hoffnung verſchwinden, ſo werde ich, weil man dann für die Zukunft nur um ſo weniger ſtehen kann, was ich eben habe in einer aphoriſtiſchen Form zum Beſten geben. Endlich beginnt nun auch der Druck vom fünften Bande des Platon. —

Doch das Wichtigſte für mich wenigſtens von meinem allerprivateſten Leben habe ich zulezt verſpart. Ich habe mich nemlich auf Rügen verlobt mit der Dir wenigſtens von Perſon bekannten Wittwe meines verſtorbenen Freundes Willich. Mein ganzes Herz iſt bei dieſer Verbindung. Wenn die Welthändel es geſtatten ſoll ſie im May vollzogen werden, und ich verſpreche mir dann noch ein recht ſchönes heiteres reiches Leben in einem andern Styl als das bisherige, ohne doch irgend etwas das mir bisher am Herzen gelegen hat deshalb fahren zu laſſen.

Doch alle auch die intereſſanteſten Privatſachen verſchwinden gegen die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Im Ganzen weißt Du unſtreitig wie es um uns ſteht, vielleicht nicht durch welche elende Intrigue wir noch Stein verloren haben, nachdem der Hauptſturm ſchon glücklich überſtanden war, die Sache ſelbſt aber weißt Du unſtreitig. Indeſſen wird bis jezt ganz in ſeinem Geiſte und nach ſeinen Entwürfen fortgearbeitet; unſer Dohna zeigt ſich ſo vortrefflich, als ich bei aller Achtung und Liebe für ihn doch kaum gehofft hätte, Humboldt iſt nun hier und hat die Direction der wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten übernommen, von allen Seiten thut man was man kann, um Einiges baldmöglichſt zu realiſiren, damit der immer noch mögliche Sieg der ſchlaffen verknöcherten Gegenparthei wenigſtens nicht vollſtändig werden könne, ſondern ein guter Samen zurückbleibe. Allein ſo ſehr ich auch überzeugt bin, daß nur die Regierung, die aber auch unfehlbar Bonaparte auf dem Continent ſtürzen wird, welche aus freien Stücken ſich ſelbſt regenerirt und inniger mit ihrem Volke einiget, und die hieſige jezt auf dem graden Wege zu dieſem Ziele geht: was kann uns alles auch das vortrefflichſte Arbeiten nach innen helfen, wenn nicht zugleich das Richtige geſchieht um die äußere Exiſtenz und Unabhängigkeit zu ſichern.

Daß ich um die Reiſe des Ueberbringers weiß kann Dich ſchon verſichern daß ich nicht nur gute Wünſche habe für deutſche Freiheit, ſondern auch gern alle Kräfte daran ſeze. Wenn der Krieg mit Oeſterreich losgebrochen wäre, ehe die Franzoſen dieſe Provinzen geräumt hätten: ſo würde es auch hier gewiß ernſthafte Auftritte und ich zweifle nicht von herrlichem Erfolg gegeben haben; nun aber kann und darf man der Regierung nicht vorgreifen, und was für einen Entſchluß dieſe noch faſſen wird, ruht im Schooße der Götter. Anſchein iſt bis jezt faſt überwiegent daß man die vernünftige Parthie ergreifen wird ſich mit Oeſtreich aufs innigſte zu verbinden, und ſo ſchnell man kann in's nördliche Deutſchland zu operiren, wo ſo vieles aufs herrlichſte vorbereitet iſt. Noch einmal iſt es Preußen geboten ob es durch einen kühnen und edeln Schritt ſich auf eine weit höhere Stufe ſchwingen will als von der es herabgeſtürzt iſt. Allein wenn auch ſein böſer Dämon ſiegte ſo muß wenigſtens der gute Geiſt des übrigen nördlichen Deutſchlands das ſeinige thun. Unterſtüzungen von England aus ſind aber dazu für den Anfang unentbehrlich, und Ueberbringer dieſes hat eben hierauf ſeine Abſicht gerichtet. Möchte er doch recht viel bewirken und recht ſchnell, damit wenigſtens von dieſer Seite der rechte Zeitpunkt nicht verſäumt werde. Mit Deiner gewiß ſchon ſehr vollſtändigen Terrainkenntniß und vielerlei gutem Rathe wirſt Du ihm gewiß dienen können. Doch warum wiederhole ich was wie ich höre ſchon Kieſewetter an Dich gebracht hat, und was Dir gewiß von ſelbſt am Herzen liegen wird, ſobald Du Dich überzeugt daß die Unternehmung in etwas Großes eingreifen kann und ſoll.

Wie gern hätte ich Humboldt, Spalding und dem ehrlichen Fränkel auch die Gelegenheit gemacht Dir zu ſchreiben, um Dich recht vielſeitig zu erfreuen, allein die Sache erfordert doch das ſtrengſte Geheimniß. — Möchte bald etwas vorgehn worüber wir uns freuen können.

Wilhelm von Humboldt an Schleiermacher.

Königsberg, d. 23. Mai 1809

Sie müſſen mir verzeihen, wenn ich Ihren Brief v. 26. v. M. ſpät und kurz beantworte. Zu beidem zwingt mich meine Lage hier und der Umfang meiner Geſchäfte, zu denen ich hier noch mit weniger Hülfe als in Berlin verſehen bin.

Mit den Nachrichten über Schmidt bin ich ſehr zufrieden. Auf einen ſo unbeſtimmten Antrag ließ ſich fürs erſte nicht mehr erwarten, und die jezige politiſche Lage Deutſchlands trägt vielleicht auch dazu bei, uns den Mann zu gewinnen. Alles hängt jezt davon ab, ob und wie man ihn berufen kann.

Daran nun arbeite ich mit Nachdruck. Ich bin, wie Sie wiſſen, immer, obgleich nur bedingt weil man Halle verloren hat, für die Berliner Univerſität. Ich habe auch hier nicht eigentlich Widerſtand gefunden. Wo findet man jezt Widerſtand? Aber die Univerſität fordert Mittel, und ohne etwas bedeutende und ſichere fange ich nichts an, und daran arbeite ich. Darum mußte ich warten, das Terrain erforſchen, den Moment wählen. Jezt iſt die Sache in Gang geſezt, wie ich ſicher vertraue auf eine Weiſe, die das Gelingen in hohem Grade ſichert; allein die Entſcheidung iſt noch nicht da, ich kann alſo über den Erfolg noch nichts ſagen, und bitte Sie zugleich auch das bisherige als im ſtrengſten Vertrauen eröffnet anzuſehen. Der Gedanke wegen der Wittwencaſſe ſcheint mir ſehr zweckmäßig und ſoll gewiß beherzigt werden. Wird dieſer Brief Sie noch in Berlin finden? Ich zweifle faſt. Empfehlen Sie mich der Herz tauſendmal. Mit inniger Freundſchaft Ihr H.

(N. S.). Nicolovius und Süvern ſind ſehr brave Menſchen und ihr Umgang in und außer dem Geſchäfte macht mir ſehr viel Freude. Noch, mein Beſter, muß ich Sie um eine Sache bitten. Es ſind hier zwei theologiſche Profeſſuren, neu fundirt, zu beſezen, eine ordentliche für die ich Auguſti zu berufen denke, und eine außerordentliche mit 600 Thlr. Gehalt. Erzeigen Sie mir die Freundſchaft, mir, wenn Sie in Berlin ſind, mit umgehender Poſt, ſonſt baldmöglichſt zu ſagen, wen Sie dazu vorſchlagen möchten. Wir wiſſen hier keinen, der uns gefiele oder für dieſe Beſoldung käme. Ich empfehle Ihnen dies recht dringend.

Königsberg, d. 17. Juli 1809.

Ich muß Sie ſehr um Entſchuldigung bitten, liebſter Freund, daß ich Ihren gütigen Brief v. 14. v. M. bis heute unbeantwortet ließ. Allein mein Stillſchweigen war nicht ohne Grund. Ihre beinahe ſich regende Luſt nach Königsberg zu kommen, erſchreckte mich, und ich eilte alſo, wenigſtens an meinem Theile beizutragen, Ihre Lage in Berlin mehr zu ſichern. Wie aber dieſe Dinge hier immer etwas langſam gehen: ſo bin ich erſt jezt damit zu Stande gekommen, und Sie wiſſen vielleicht ſchon durch Dohna, daß Ihnen der König auf den Antrag der Section 500 Thlr. Wartegeld bis Sie Gehalt von der Berliner Univerſität haben können, ertheilt hat. Da ich die Cabinetsordre, die nun erſt Gott weiß welche Wege macht, noch nicht in Händen habe, bitte ich Sie noch nicht davon zu reden. Andre 500 Thlr. hoffe ich Ihnen in wenigen Wochen als Mitglied der wiſſenſchaftlichen Deputation zu ſchaffen, und ſo iſt denn von mir was jezt möglich war geſchehen. Mehr verbietet die wirklich traurige Lage. Aber wenn nur noch von irgend einer Lage die Rede iſt: ſo muß die künftige nothwendig beſſer ſein, und dann können Sie mit Sicherheit auf mich rechnen. Mit der

Univerſität kann es leider ſo ſchnell als ich projectirte nicht gehen, aber vielleicht gelingt es mir doch, Sie mit etwas Unerwartetem zu überraſchen. Schon die Langeweile iſt hier in Königsberg zu groß um nicht auf allerlei wunderſame Ideen zu kommen, und die Verſuche zu wagen, auch ſehr ſchwierig ſcheinende Dinge durchzuſezen. Ueber die Vorſchläge die Sie mir machen, bin ich mit Süvern und Nicolovius zu Rath gegangen. Marheineke iſt hieher, Auguſti nach Frankfurt berufen. Kommt Einer nicht: ſo nehme ich zu Schulz meine Zuflucht; fehlen beide: noch zu Plank. Sie müſſen nicht von unſrer Seite weichen. Leben Sie recht wohl, und grüßen Sie unſre Freundin tauſendmal von mir. Wir ſind beſtimmt durch den Norden getrennt zu werden. Als ich kam, war ſie in die Eiszone gegangen, und nun ich. Hier iſt es übrigens mit dem Eis auch im Julius keine Redensart. Ich ſize ſeit drei Tagen auch in der Stube im Rock und Ueberrock. Warum ſollte denn auch die Sonne dies Land erwärmen? Das Beſcheinen iſt ſchon Güte genug. Herzlich Adieu.

H.

Schleiermacher an Brinckmann.

Berlin, d. 17. Dec. 1809.

Ich weiß nicht, liebſter Freund, ob Du einige flüchtige Zeilen die ich Dir ich glaube dies Frühjahr durch einen Reiſenden geſendet richtig erhalten haſt. Dieſe Gelegenheiten ſcheinen jezt häufiger zu werden, da mehrere von unſeren Braven verſuchen wollen über England das ſüdliche Kriegstheater zu erreichen, nachdem in dem nördlichen der Vorhang wieder gefallen iſt. Fabian Dohna der Dir, will's Gott, dieſen Brief überbringt, iſt einer von dreien. Er ſelbſt, einer der jüngeren Brüder unſeres alten Freundes des jezigen Miniſters, hat ſich in unſerm unglücklichen Kriege ſehr ausgezeichnet, und war zulezt Flügel-Adjutant des Königes. Als alle Hoffnung verſchwand daß dieſer an dem Kriege Antheil nehmen würde, nahm er den Abſchied um nach Oeſtreich zu gehn, kam aber hier an als es ſchon faſt gewiß war daß der Waffenſtillſtand in Frieden übergehn würde. Seine beiden Reiſegefährten ſind glücklicher geweſen, ſie haben in dem Generalſtab des Kienmaierſchen Corps, der Major Grollmann als Chef deſſelben und der Lieutenant v. Lützow als Adjoint denjenigen Theil des Feldzuges mitgemacht, der auf die deutſchen Angelegenheiten den entſcheidendſten Einfluß gehabt haben würde, wenn der unglückliche Friede nicht dazwiſchen gekommen wäre. Mir ſcheint es freilich nicht ſehr wohlgethan wenn alle tapfern Männer den vaterländiſchen Boden verlaſſen, und dann wenn ſich irgend etwas zur Thätigkeit aufregendes ereignet Niemand zu Hauſe iſt; — aber dieſe ſind einmal unterwegens, und wenn Du ihnen irgend durch Deine Verbindungen oder Deinen guten Rath zu ihrem Zweck behülflich ſein kannſt, wirſt Du es gewiß nicht an Dir fehlen laſſen.

— Unſer Preußen kommt mir noch immer vor wie eine ſchwimmende Inſel die gerade eben ſo gut verſinken als feſt werden kann. Die Hoffnung zu einer zweckmäßigen Regeneration unſeres Staates, zu der wirklich vieles ſehr ſchön eingeleitet war, ſinkt immer mehr; und indem man das wenige was wirklich aufgebaut iſt einzeln wieder untergräbt, ſo iſt früher oder ſpäter ein plözlicher Zuſammenſturz ſehr wahrſcheinlich. Das nächſte Schickſal dieſer Gegenden wird wol davon abhängen, in welche äußere Conjuncturen dieſer treffen wird. Ich werde von nichts auch was mich perſönlich treffen kann überraſcht ſein, ſelbſt nicht von dem Elend im kleinſten Styl, wiewol dies das Fatalſte iſt. Humboldt, der jezt ſeine ſchwiegerväterliche Erbſchaft in Empfang zu nehmen nach Thüringen gereiſt iſt, ſoll uns nun zunächſt hier eine Univerſität ſchaffen. Auf dieſe kann ich mich ordentlich kindlich freuen und ſehnlich wünſchen daß ſie nur drei oder vier Jahre ruhig beſtehen möchte. In einem ſolchen Zeitraum würde ich im Stande ſein — was ich jezt ganz vorzüglich als meinen Beruf anſehe — meine ganze theologiſche Anſicht in einigen kurzen Lehrbüchern niederzulegen und wie ich hoffe dadurch eine theologiſche Schule zu gründen, die den Proteſtantismus wie er jezt ſein muß ausbildet und neu belebt, und zugleich den Weg zu einer künftigen Aufhebung des Gegenſazes beider Kirchen frei läßt und vielleicht bahnt. Dann würde ich glauben das wichtigſte gethan zu haben was mir in dieſer Welt obliegt und könnte jeder perſönlichen Kataſtrophe ruhig entgegenſehn. Es ſah einen Augenblick aus als ſollte ich noch auf eine andere Weiſe wirkſam werden. Ich hatte zum Theil auf Steins Veranlaſſung einen Entwurf gemacht zu einer ganz neuen Kirchenordnung für unſern Staat; er war auch zu meiner großen Freude im Ganzen angenommen werden, ſcheint aber jezt auch zu dem zu gehören was bei Seite gelegt wird. *)

Noch im Spätſommer habe ich mit Frau, Schweſter und Kindern eine Reiſe nach Schleſien gemacht. In Gnadenfrei hielt eben ſeinen Antritt als Prediger ein alter Nieskyſcher Schulkamerad von mir Croeger, aus dem ohnerachtet er mit Albertini und mir wetteiferte nicht recht viel geworden zu ſein ſcheint. Ueberhaupt iſt mir das zerſtörende Princip in der Gemeine ſtärker als ſonſt entgegen getreten. Auch unſere Frau v. Schlüſſel habe ich ſehr von der Zeit mitgenommen gefunden, höchſt mißvergnügt, etwas mißgünſtig über die welche weniger durch den Krieg gelitten hatten und vielem abgeſtorben was ſie ſonſt ſo ſehr intereſſirte.

Steffens an Schleiermacher.

Halle, d. 16. Febr. 1810.

Ich danke recht ſehr für Deinen letzten Brief, der mir viele Freude gemacht hat. Heute kann ich mich nur auf das Nothwendigſte in der Antwort einſchränken. — Das Beſte und Nothwendigſte alſo. Als Humboldt hier war, war ich bei Reil mit ihm zuſammen. Reil hatte ihn gefragt, ob er mich einladen ſolle. Humboldt antwortete: es wäre ihm lieb weil er mich doch ſonſt aufgeſucht

---

*) Mit dieſer Stelle wird auch ein äußeres Zeugniß für den älteren von Richter aufgefundenen und (Dove, Zeitſchr. für Kirchenrecht I. 326) mitgetheilten Kirchenverfaſſungsentwurf Schleiermachers gewonnen. Zugleich bietet dieſelbe neuen Anhalt für die ohnehin nach den Differenzen deſſelben mit den früheren wie den ſpäteren Anſichten Schleiermacher's über Kirchenverfaſſung nahe liegende Vermuthung, daß dieſer Entwurf keineswegs überall das Kirchenideal Schleiermacher's, ſondern ein Compromiß deſſelben mit den Ideen der leitenden Behörden enthält.

hätte. Gegen mich wiederholte er die nemliche Verſicherung. Er fing von ſelbſt an von Berlin zu ſprechen. Ich ließ ihn ohne zu thun als merkte ich etwas, näher treten. Es ward immer deutlicher, daß er es darauf anlegte mich zu ſondiren. Endlich als ich Abſchied nahm, ſagte er ausdrücklich: man wünſche mich in Berlin zu beſitzen. Beſonders wäre es ſein Wunſch. Den Mai käme er wieder nach Halle, ich möchte mich nicht verſtecken. Ich geſtand ihm, daß meine hieſigen Verhältniſſe mir zuwider wären, daß ich ſelbſt mit Aufopferung nach Berlin ginge, wenn jemand damit gedient wäre, daß ein armer Teufel wie ich etwas aufopferte — daß die alte Verbindung mit Dir mir das Wünſchenswertheſte in der Welt ſcheine — daß ein Naturforſcher, vor Allem der, der in der allgemeinen Combination lebte nur in einer großen Stadt gedeihen könnte, wo ein größerer Verkehr der Unterſuchungen und ein lebhafterer Austauſch von Dingen und Gedanken ſtattfände. Er ſchien zufrieden und äußerte es gegen Reil ſpäter. Reil geht nun auf allen Fall. Man hat ihm zugeſtanden was er foderte, er hat ohne Bedingung um ſeinen Abſchied angehalten und ſeine Vorſchläge über die Einrichtung einer naturwiſſenſchaftlichen Facultät vorläufig eingereicht. Nach dieſen ſieht er mich für die allgemeine Phyſik, Horkel für die allgemeine Zoologie für unentbehrlich an und wir müſſen das Uebrige erwarten. Ich weiß nicht wie viel Du von dieſem Allem wiſſen darfſt; aber ich glaubte es wäre nützlich, wenn Du mit der Lage der Sachen ganz bekannt wäreſt. —

---

d. 17. März 1810.

Lieber Freund, es wäre mir lieb, wenn Du in dieſer Zeit etwas fleißiger ſchriebeſt, denn es wird doch um mein ganzes Schickſal gewürfelt. — Humboldt hatte Reil geſchrieben daß er in meine Hinberufung willigte und ſich nur acht Tage Bedenkzeit ausbäte. Reil und ich erwarteten nun einen Brief an mich. Es kam keiner. Endlich ſchrieb Humboldt er reiſe nach Frankfurt, es ſei bei meiner Hinberufung ein Hinderniß eingetreten, es müſſe damit anſtehn bis Reil nach Berlin reiſe. Einige Aeußerungen laſſen vermuthen, daß die Hinderniſſe durch den Haß des Hofes gegen Reichardt veranlaßt worden ſind und nun will unglücklicherweiſe Reichardt eben in dieſer Zeit nach Berlin reiſen um für ſich etwas auszuwirken. —

Schleiermacher an Nicolovius.

Sollte während meiner Abweſenheit die Berufung des Profeſſor Steffens noch einmal in Anregung kommen: ſo lege ich für dieſen Fall meine Erklärung dahin ab,

daß ich ſie für äußerſt zweckmäßig, ja ſogar für dringend nothwendig halte, um theils der Einſeitigkeit in der Philoſophie, theils auch der bei allem Reichthum nicht abzuleugnenden Einſeitigkeit in der Behandlung aller Zweige der Naturwiſſenſchaft ein Gegengewicht zu ſezen;

ferner,

daß eben ſo dringend als der O. B. R. Reil die Anweſenheit von Steffens wünſcht, um dadurch ſeine eignen naturwiſſenſchaftlichen Vorträge in Verbindung mit den allgemeinſten philoſophiſchen Anſichten zu ſezen, eben ſo dringend auch ich ſie wünſche für die Vorleſungen über die ethiſchen Wiſſenſchaften, welche ich in Zukunft zu halten geſonnen wäre, für welche ich, da ich ſelbſt allgemeine Philoſophie nie vortragen werde, keine Haltung finde und ſie daher lieber unterlaſſe;

endlich,

daß wenn ſich ſeine Berufung nur an dem Mangel eines Gehalts ſtößt, und die Section geneigt wäre das Anerbieten der Herren Reil und Gräfe anzunehmen, wenn ſie ſich nur für das folgende Jahr ſicher wüßte, ich gern von Michaelis 1810 bis dahin 1812 zuſammen Tauſend Thaler von meinem Gehalt dazu widmen werde.

Schleiermacher an einen Halle'ſchen Schüler.

Berlin, d. 26. Febr. 1810 (Kanonierſtraße Nr. 4.

Wenn Sie mir Vorwürfe machen daß ich Ihren freundlichen Brief vom vorigen Jahre gar nicht beantwortet habe ſo hatten Sie Recht; wenn Sie aber zweifeln könnten an der Freude die er mir gemacht hat und an der Liebe mit der ich ihn aufgenommen, ſo thäten Sie mir ſehr Unrecht. Aber Sie können das nicht denn Sie ſind ja ſelbſt Lehrer, und wiſſen wol ſchon aus eigner Erfahrung wie ſehr zu den Erfreulichſten des Lebens unverdächtige Zeugniſſe gehören davon daß wir zur Entwicklung des Geiſtes beitragen, wenn wir uns auch geſtehen wie wenig eigenes Verdienſt oft dabei iſt. Und ſo werden Sie auch bald erfahren mit welcher Theilnahme der Lehrer Schülern dieſer Art nachſieht in die Laufbahn die ſie betreten. Daher ſage ich Ihnen auch nicht erſt wie herzlich ich mich Ihres Glückes gefreut, ſo ſchnell in einen ſchönen Wirkungskreis zu kommen und noch dazu an einem von allen Muſen ſo ſehr geliebten Orte. Wie ich mir für mein Leben nichts Schöneres zu wünſchen weiß als die Vereinigung des Katheders und der Kanzel ſo wird es Ihnen gewiß auch ſehr erwünſcht ſein auf dieſe zwiefache Weiſe wirken zu können, und mir ſoll nichts lieber ſein als wenn auf dieſe Art mehrere meiner jungen Freunde daran arbeiteten mir meine künftigen liebſten Triumphe zu entreißen. Denn ich geſtehe gern daß mich nichts ſo gerührt hat und ſo mit Dankbarkeit erfüllt, als wenn ich glauben konnte Theil daran zu haben, daß ſolche die ſich urſprünglich den Alterthumswiſſenſchaften gewidmet, von ihren vorgefaßten Meinungen gegen das Chriſtenthum und beſonders gegen die theologiſchen Studien ſo weit zurückkommen, daß ſie anfangen dieſe mit jenen zu verbinden. Wenn nun hier unſere Univerſität ſo glänzend zu Stande kommt wie Manche hoffen ſo ſchicken Sie mir fleißig ſolche von Ihren Zöglingen bei denen ich das ſchon gethan finde. Zu Stande kommen irgendwie wird nun wol dieſe Univerſität zu meiner großen Freude. Ich habe dieſe ganze Zeit über mit Sehnſucht und Reue auf mein Halliſches Leben zurückgeſehn und wenn ich auch gleich hier einen kleinen Kreis lieber

Zuhörer geſandt habe zum Theil von ſolchen die Halle kurz vor meiner Berufung dorthin verlaſſen hatten, zum Theil von ſolchen die noch mit mir da geweſen ſo habe ich es doch immer vermißt nicht vor wahren Studenten zu reden. Iſt nun die Univerſität erſt eröffnet, ſo werde ich wol auch bald im Stande ſein Sie ohne daß Sie gerade hierher kommen in Ihrem dogmatiſchen Studium zu unterſtützen. Denn nachgerade muß ich doch daran denken meine theologiſchen Anſichten in Lehrbüchern niederzulegen. Ich werde mit einer Encyclopädie anfangen die wahrſcheinlich noch dies Jahr erſcheint, und da ich die Dogmatik hier noch einmal wieder geleſen, ſo werde ich wol wenn ich es noch einmal gethan die Darſtellung unternehmen können. Jezt leſe ich Grammatik und chriſtliche Sittenlehre und mache mir bei dieſer Gelegenheit ſchon einen vorläufigen Entwurf zu künftigen Lehrbüchern. Außerdem habe ich hier noch Geſchichte der alten Philoſophie vorgetragen (was ich eben in Halle thun wollte als die Zerſtörung hereinbrach) und die aus meiner Ethik ſich entwickelnde Lehre vom Staat. Da haben Sie eine kleine Ueberſicht von meinen Arbeiten. Uebrigens habe ich, ſeit ich mich hier fixirt, d. h. ſeit Neujahr 1808 ein etwas unruhiges Leben geführt, aber von ſchöner und intereſſanter Unruhe. Noch im Sommer jenes Jahres reiſte ich nach Rügen und verlobte mich dort und im Herbſt machte ich eine intereſſante Reiſe nach Königsberg. Im Frühjahr des lezten Jahres feierte ich auf Rügen meine Hochzeit und im Herbſt machte ich noch mit meiner Familie eine Reiſe nach Schleſien. Dabei hat denn alles Briefſchreiben ſehr gelitten und hier möchte ich eben meine Entſchuldigung anknüpfen wenn ich noch einmal darauf zurückkommen ſoll. Und nun laſſen Sie mich Ihnen danken für Ihr ſchönes Geſchenk, über das ich Ihnen aber noch nichts ſagen kann, weil es nun erſt an die Reihe kommen ſoll unſere Lectüre zu werden. Ihnen Beiträge dazu geben zu können liegt wieder ganz außer dem Gang meiner Beſchäftigungen. Ich kann leider gar nicht herausgreifen über das was zu meinen vorliegenden Arbeiten unmittelbar gehört, und eine mit Spalding, Heindorf, Buttmann und einigen anderen gemeinſame griechiſche Lectüre iſt alles wiſſenſchaftliche was ich außerdem betreiben kann. Ihren Predigten ſehe ich mit Vergnügen und mit um ſo mehr Verlangen entgegen als ich Sie von dieſer Seite noch nicht kenne und Marwiz mir viel Erfreuliches von dem Eindruck geſagt hat, den Sie als Prediger machen. Ich habe auch ſchon öfter an eine dritte Sammlung gehen wollen, immer aber die gar nicht unbedeutende Zeit nicht finden können, die ich brauche um aus ſehr kurzen Entwürfen die Vorträge wieder herzuſtellen. Daß die Rec. in der Jen. L. Z. von Ihnen ſei ſagte mir Marwiz zuerſt. Freilich war mir das plözlich Abgebrochene darin ſehr aufgefallen. Aber etwas, was doch Ihnen angehört, war mir auch aufgefallen und ich will es Ihnen nicht verhelen. Nemlich die Zuſammenſtellung mit Leſſing und wenn ich mich nicht irre Spinoza, doch auch jener wäre ſchon genug, ſcheint mir in die Recenſion der Predigten gar nicht zu gehören, und da man bei dieſer doch das theol. Publikum vorzüglich im Auge haben muß fürchte ich kann ſie nun Ihrer Abſicht ganz entgegenwirken. Wenn übrigens Ihre Recenſion ſo groß war wie Sie mich ſelbſt vermuthen laſſen ſo konnte ſie Eichſtädt wol nicht ohne ein großes Mißverhältniß aufnehmen, aber er hätte die nöthige Abkürzung um ſo mehr in Ihre eigne Hände geben ſollen da er Sie ſo ſehr in der Nähe hatte, nicht aber ſelbſt drauf los ſchneiden; und Sie haben Recht daß Sie nach einer ſolchen Behandlung mit ihm gebrochen haben. Gebrochen habe ich nun wol nicht mit ihm aber ich bin doch ſo gut als ganz aus dem Recenſiren herausgekommen und glaube ſchwerlich daß ich mich noch einmal dazu verſtehen werde. Es kommt für mich zu wenig Freude und auch zu wenig Gewinn an Kenntniß oder Fertigkeit dabei heraus im Vergleich mit der Mühe die es mir macht, und dabei iſt es mir durchaus unmöglich andere Recenſionen zu ſchreiben als für ſolche die das Werk ſelbſt genau ſtudirt haben. — Nun leben Sie wohl und ſehen Sie dahin, daß wir nie ganz in Unkenntniß von einander kommen.

(N. S.). Marwiz der mir im vorigen Jahre die erſten Nachrichten von Ihnen brachte und kurz nach der Schlacht bei Aſpern in öſtreichiſche Kriegsdienſte ging iſt jezt auf Urlaub hier. Vielleicht intereſſiren Sie noch mehrere ehemalige Commilitonen von denen ich Ihnen noch etwas ſagen könnte.

De Wette an Schleiermacher.

Heidelberg, d. 26. Juli 1810.

Habe ich Ihnen den Ruf nach Berlin zu danken? Ich werde es mündlich von Ihnen erfahren, da ich ihn angenommen habe. Mit derſelben Poſt erhält der Staatsrath Nicolovius mein Acceptationsſchreiben. Es treibt mich mächtig nach meiner neuen Beſtimmung hin; ich erwarte dort einen mir angemeſſeneren Wirkungskreis, als ich hier gehabt habe, in halber Barbarey mit Schwindel- und Schwebel-Geiſt verſetzt. Doch davon ein Mehreres mündlich!

Eine beſondere Beruhigung iſt es mir geweſen, den Prof. Buttmann hier zu ſehen und um Rath fragen zu können. Böckh, der Sie grüßen läßt, hat mir beſonders zugeredet, und ich hoffe daß er mir folgen wird. Sollte man ſeiner nicht bedürfen? Wilken hat den Ruf ausgeſchlagen; ich glaube daher, daß noch viele Andere von hier gern nach Berlin gingen. Denn im Ganzen herrſcht hier Unzufriedenheit. — Die Güte, mit der Sie meinen Brief aufgenommen haben, verbindet mich zu beſonderm Dank, und die Hoffnung, Ihre Freundſchaft zu erhalten, hat viel dazu beygetragen, daß ich den Ruf angenommen habe. Ich hoffe Sie bald zu ſehen.

Wilhelm von Humboldt an Schleiermacher.

d. 21. (Mai 1810).

Hätten Sie wol die Güte, mir mit zwei Worten hieneben zu ſagen, was Sie von dem Sonntag, vorzüglich in Beziehung auf Berlin halten. Es ſcheint mir wieder ein bloßer Homiletiker. Mit vorzüglicher Freundſchaft Ihr v. H.

Schleiermacher an Wilhelm von Humboldt.

d. 22. (Mai 1810).

Wenn ſich doch für die übrigen theologiſchen Profeſſuren ſoviel Competenten fänden, als für die praktiſche! Herr Sonntag hat ſich theils als Kanzelredner bekannt gemacht, theils durch Verbeſſerung der Liturgie in Liefland, bei beiden aber iſt er mehr als zu wünſchen iſt auf das Blendende ausgegangen. Gelehrtes iſt mir gar nicht von ihm bekannt. Soll ich zugleich über den Gegenſtand meine Meinung ſagen: ſo ſcheint mir eine beſondre Profeſſur der praktiſchen Theologie nicht einmal wünſchenswerth, und weit beſſer daß dies von denen, die ſich mit den theoretiſchen Diſciplinen beſchäftigen, beiläufig geſchieht.

Schleiermacher an Nicolovius.*)

Sonnabend, d. 16. Juni 1810.

Es thut mir ſehr weh daß ich Ihnen inliegenden Brief zuſchicken muß. Leider iſt das Nein ſo beſtimmt, und in ſo gar keiner Beziehung auf die von Schmidt geäußerten Wünſche, daß ich alle Hoffnung aufgeben muß. Guter Rath wird nun theuer genug ſein; wir werden keinen finden der uns dieſen erſetzen könnte, und uns ſtatt ſeiner mit mehreren minder trefflichen behelfen müſſen. Ich werde indeß fortfahren alles zu thun was in meinen Kräften ſteht, und bitte Sie nur ſich der armen Theologen auch recht kräftig anzunehmen.

Dresden, d. 14. Sept. 1810.

Erſt dieſen Nachmittag erhalte ich einen vom 6. Sept. datirten Brief von Ammon, den ich lieber ganz beilege als ausziehe. Dem erhaltenen Auftrage gemäß hatte ich ihn gebeten ſeine Bedingungen zu machen; er hat ſtatt deſſen nur, wie Ew. Hochwohlgeboren ſehen werden, ſeine jezige Lage angegeben, nicht ohne den Wunſch einer Verbeſſerung, den ich ihm freilich nicht verdenken kann. Meines Erachtens würde man ihm mit Rückſicht auf den Unterſchied der Bedürfniſſe wol nicht weniger als 2500 Thlr. anbieten müſſen; aber ich ſehe nicht ein, warum es nicht auch einen Theologen geben ſoll der ſo viel erhält. Die Wittwenpenſion wird das ſchwierigſte ſein; aber ich geſtehe gern, ich wünſche ſehr dringend daß auch dieſer Fall einen neuen Stoß geben möge, um dieſe wichtige Sache baldmöglichſt in Ordnung zu bringen. Vorzüglich dieſes Punktes wegen kann ich auch die Sache von hier aus nicht weiter führen, ſondern glaube Ew. Hochwohlgeboren das weitere überlaſſen zu müſſen, wiewol ich auch privatim an Ammon ſchreiben werde. Reichardt habe ich noch nicht geſehen. Er iſt erſt nach mir angekommen, und ſeitdem haben wir uns gegenſeitig einmal verfehlt. Auch gehört habe ich ihn noch nicht; er predigt erſt Sonntag über 8 Tage, und das wird alſo eine meiner letzten Freuden ſein. Einige franzöſiſche Commiſſairs ſind hier angekommen, man erwartet ſogar noch einen Gouverneur général und Truppendurchmärſche ſollen angeſagt ſein. Der Himmel gebe, daß das nicht auch uns etwas übles bedeute. Mir geht es übrigens hier vortrefflich, und ich denke zur rechten Zeit wie neu geboren zurückzukommen. Man erwartet heute oder morgen Goethe ganz beſtimmt; aber ehe ich ihn nicht ſehe, glaube ich es nicht.

---

*) Nicolovius hatte nach Humboldt's Rücktritt (14. Juni 1810) die interimiſtiſche Leitung der Unterrichtsſection übernommen, und damit auch die Leitung der Commiſſion „zur Einrichtung der Univerſität“ (Uhden, Süvern, Schleiermacher) erhalten.

Schleiermacher an den Freiherrn v. Stein.

d. 1. Juli 1811.*)

Eure Excellenz werden mir verzeihen, daß ich mich endlich überwinde durch einige Zeilen meinen Namen in Ihr Andenken zurückzurufen. Ohnerachtet Ihrer gnädigen Erlaubniß habe ich mich immer geſcheut Ihnen von dem Geſchäftskreis, in welchen ich unmittelbar verflochten bin zu reden. Er ſchien mir in leider noch zu geringem Zuſammenhang mit dem Ganzen, die Erfolge ſowohl als die Mißgriffe zu partiell und alle große Wirkungen zu ungewiß und zu weit ausſehend um Ew. Excellenz Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Ueber Alles andere wußte ich Sie beſſer unterrichtet glauben als ich es thun konnte. Endlich breche ich das Stillſchweigen weil meine treue Ergebenheit mich drängt Sie auf's innigſte zu bitten und zu beſchwören auf Ihrer Hut zu ſein gegen diejenigen, welche jezt an der Spize unſerer Adminiſtration ſtehen und welche dem Schein nach Ihre Einſichten benuzen, eigentlich aber nichts thun, als am rechten Orte ſich Ihres Vertrauens und Ihrer Beiſtimmung rühmen, damit ihr Credit ſteige und hinterrücks alles anwenden um Ihr Andenken zu beſchmuzen. Ich weiß nicht ob ich nöthig habe mich bei Ew. Excellenz gegen den Verdacht zu verwahren, daß meine freundſchaftlichen Verhältniſſe mit dem ehemaligen Miniſter des Innern, meine herzliche Zuneigung zu einigen andern mehr oder weniger außer Thätigkeit geſezten Staatsmännern, mich falſch ſehen machen; ich bin mir aber bewußt klar genug zu ſehen um durch kein perſönliches Verhältniß getäuſcht zu werden, ja ich kann behaupten, daß ich mich nicht einmal über Ew. Excellenz täuſche, den ich doch unter allen öffentlichen Männern am innigſten verehre. Es iſt nicht zu verkennen, daß die gegenwärtige Adminiſtration Ihre Spur ganz verlaſſen hat, während die vorige nur darauf ſtill ſtand, daß alles was ſie auf der einen Seite thut verwerflich und ſtrafbar wird durch das was ſie auf der anderen unterläßt, daß alles was ſcheinbar zur Veredlung der Verfaſſung führen ſoll, bei ihr nur eine finanzielle Tendenz hat, daß auch in dieſer Hinſicht was ſelbſt unter günſtigen Umſtänden immer übereilt wäre unter den gegebenen ganz verderblich wirken muß, daß überall die erbärmlichſten perſönlichen Rückſichten vorwalten und daß ſie alles thut um alle Stände unter ſich und alle mit der Regierung zu entzweien ohne an irgend ein neues und haltbares Vereinigungsband ernſthaft zu denken. Nächſt dem allgemeinen Unglück, deſſen höchſtem Grade wir nur durch ein Wunder entgehen können, iſt mir nichts ſo ſchmerzhaft als das verbreitete Gerücht, daß Ew. Excellenz durch Mitwiſſen und Billigung an allen weſentlichen Schritten der Adminiſtration Theil nehmen. Ich wage es dieſem eine Bitte hinzuzufügen. Ich bin zwar bei den Hauptperſonen des Hofes und des Kabinets hinreichend verhaßt aber doch in vieler Hinſicht ſo gut als unbeachtet und habe mancherlei Wege vieles unbemerkt zu erfahren. Nichts wünſche ich ſehnlicher, als daß Ew. Excellenz mich auf jede Ihnen gefällige Art brauchen mögen um zu erfahren ob man Sie hintergeht oder um falſchen Gerüchten entgegen zu treten. Denn woran könnte mir mehr liegen als daß Ihr geſegneter Name eben ſo rein auf jedermann und auf die Nachwelt käme, als er vor denen daſteht, welche Sie ſelbſt und Ihr öffentliches Leben zu kennen das Glück haben. — Durch meine Aeußerungen etwas bei Ew. Excellenz zu verlieren fürchte ich nicht, ſondern empfehle mich auf das vertrauungsvollſte Ihrer Gnade und Gewogenheit.

---

*) Aus Pertz, Stein II. 572.

Steffens an Schleiermacher.

Halle, d. 9. Aug. 1811.

Lieber Schleiermacher, faſt ſchäme ich mich, daß ich jezt erſt nach acht Tagen Dir ſchreibe. Ja meine Frau will ſogar bemerkt haben, daß mich geſtern bei der Erinnerung meiner Sünden eine Schamröthe überlief, welches für einen ſo alten und verſtockten Sünder wie ich in dieſer Hinſicht bin, viel ſagen will. Und ſollte ich Euch denn nicht tauſendmal danken für die herrlichſte, ungetrübteſte Zeit, die mir ſeit ſo lange geworden iſt, für die Wiedertaufe der Freundſchaft, die lange mich beleben, erheitern wird, für die Freude Euch alle in Eurem häuslichen Kreis geſehn zu haben. — Henriette, die ich ſo lange zu kennen wünſchte und nun ſo lieben muß, Dich von allen Schmerzen befreit, beruhigt und geſund durch Magnetismus und Freundſchaft, die vergnügte Nanny, die ſtille theilnehmende Louiſe, das kleine lächelnde klare Schleiermacherlein, und der liebliche Chorus der nie ſchweigenden Kinder, deren Rede jeder anderen zur Folie diente und ein jedes Stillſchweigen ausfüllte. Gott gebe Euch ſo heitere Tage, wie die, die wir mit einander verlebten, und mir bleibe die friſche Erinnerung, ein Labſal für immer. —

Schleiermacher an Gaß.

Berlin, d. 20. Oct. 1811.*)

Geſchwind ehe noch die Vorleſungen angehn, liebſter Freund, muß ich Ihnen ein Paar Worte ſchreiben. Nach einigen Kreuz und Querzügen und einer im ganzen ſehr ſchönen Reiſe bin ich den Sonntag nach meiner Abfahrt von Ihnen Nachmittags gerade am Geburtstag unſerer kleinen Jette hier angekommen. Die Zeit bis jetzt iſt ungeheuer ſchnell und ohne daß ich irgend etwas weſentliches gethan verlaufen. Morgen geht nun das alte Leben wieder an. Noch fürchte ich mich etwas davor; ich kann ſtundenweiſe etwas melancholiſch ſein, weil mir bange iſt ich habe zuviel auf mich geladen. Dazu kommt noch daß ſich bis jetzt nur noch ſehr wenig Zuhörer gemeldet, und namentlich zur Encyklopädie die ich ſoviel lieber nicht geleſen hätte kaum ein halbes Dutzend. Aber es iſt einmal gegen meinen Grundſatz, ein Collegium was ich einmal angekündigt wieder aufzugeben; alſo muß es nun auch ſeinen Fortgang haben. Ihr Katalog iſt nun auch hier. Unſere Vorleſungen treffen ja recht zuſammen. Es freut mich daß Sie ſich noch zur theologiſchen Moral entſchloſſen haben; als ich bei Ihnen war, war nicht die Rede davon. Ich wollte nur wir könnten uns fleißig darüber ſchreiben; allein ich ſehe nicht die Zeit dazu, wie ich überhaupt verzweifle dieſen Winter für Eines meiner Collegien viel zu thun. Das neue exegeticum wird faſt alle Zeit wegnehmen.**) Selber iſt nun noch

---

*) Dieſer und die anderen hier folgenden Briefe an Gaß ſind nicht enthalten in „Fr. Schleiermacher's Briefwechſel mit J. Chr. Gaß. Herausgegeben von Dr. W. Gaß. Berlin, bei Reimer 1852." Sie ſind erſt ſpäter wieder gefunden und jetzt dem Herausgeber von Herrn Prof. Dr. W. Gaß freundlich zur Dispoſition geſtellt. Was von Schl.'s Correſpondenz mit den Behörden in der Agendenſache unter ſeinen Papieren vorhanden iſt und unten mitgetheilt wird, iſt in ſeinem Zuſammenhange nur aus dieſen wichtigen Briefen zu verſtehen. Es iſt aus ihnen auch manches zu berichtigen in dem Aufſatze „Schleiermacher in ſeiner Wirkſamkeit für Union, Liturgie und Kirchenverfaſſung. Von Jonas. Monatsſchrift für die unirte evangeliſche Kirche, Band 5 Heft 4, 5, 6." (Anmerk. von Jonas.)

**) Schleiermacher las im Winterſemeſter 1811/12 Moral — die Briefe an die Koloſſer, Epheſer, Philipper, den Timotheus, Titus und die Hebräer — theolog. Encyklopädie und Geſchichte der griechiſchen Philoſophie.

Sünern krank. Bis jezt werden seine meisten Arbeiten zurückgelegt; Gott gebe daß er sich bald erholt. Sollte es schlimmer werden: so wird das hernach einen Stoß geben vor dem mir graut.

Hier haben Sie Bernhardi's Programm und meine Kirchenordnung.*) Von letzterer habe ich kein anderes Exemplar. Studiren Sie sie nun ordentlich und theilen Sie mir auch alle Ihre Einwendungen mit. Sie haben deren vielleicht jezt mehrere, seitdem Sie die Sachen und die Geschäfte damit genauer kennen. Ich habe nicht Zeit gehabt sie jezt noch einmal durchzulesen.

Bartholdy ist hier, aber ohne seine Frau. Er scheint mir ziemlich munter zu sein und kommt jezt eben mich zum Spaziergange abzuholen. Diesen Mittag essen wir zusammen bei Reimer. Er grüßt und läßt sagen, er würde es nicht übel nehmen wenn Sie ihm auch einmal schrieben. Grüßen Sie alle Freunde und Merckels empfehlen Sie mich herzlich. Was für eine klatrige Wendung die politischen Angelegenheiten genommen haben, wissen Sie. Indeß muß man nicht verzagen. Die Niederträchtigkeit und Inconsequenz ist freilich ungeheuer. Adio.

Schleiermacher an Brinckmann.

d. 4. Juli 1812.

Eine so unmittelbare, und wenn nicht ein besonderes Unglück eintritt so höchst sichere Gelegenheit kann ich unmöglich vorbeigehn lassen, mein theurer Freund, ohne Dir einige Lebenszeichen zu geben.

Dies laß mich Dir zuerst sagen daß Alle, auf die Du je hast rechnen können als auf solche die Dich wahrhaft lieben und zu schäzen wissen, mich an der Spize und zunächst die herrliche Voß auch ganz unverändert geblieben sind in ihrer Gesinnung, und wo die Vorwizigen zum Tadel bereit waren an jenen Glauben an die Unveränderlichkeit eines wahren Menschen sich gehalten haben, ohne den es keine Liebe giebt und ohne den nichts menschliches einen sonderlichen Werth hätte.

---

*) Die erwähnte, Dove Zeitschr. f. Kirchr. I. 2, 1861. S. 206 ff. mitgetheilte.

Ich weiß nicht wie weit Du von hieſigen Dingen unterrichtet biſt, ſonſt ſchriebe ich Dir eine kleine Zeitung. Um den Tod unſeres guten Spalding weißt Du gewiß. Das Glück den Tod recht kommen zu ſehn was wir uns ſo oft wünſchten um mit Beſonnenheit zu ſchließen iſt ihm freilich nicht geworden; aber es iſt der ſchönſte ſchnelle Tod der mir vorgekommen iſt, recht in der Art des Daſeins in welcher ſich ſein Weſen am reinſten ausſprach, in einer ſo heiteren Stimmung als er den ganzen Winter nicht gehabt hatte und nur eben mit dem Sommer wieder zu finden anfing. An dem Tage ſeines Todes war ich ſo elend als ich mich nie beſinne geweſen zu ſein. Ein böſer Magenkrampf hatte mich in 7 Monaten bei den harten Anſtrengungen, indem ich keines meiner Geſchäfte je ausſezte und oft im Paroxismus 2 Stunden hier einander Vorleſungen hielt, faſt aufgerieben. Ich bin ſeitdem durch den Magnetismus, deſſen höhere Erſcheinungen indeſſen bei mir nicht eingetreten ſind, geheilt, wenigſtens habe ich ſeit einem Jahr keinen Anfall gehabt. Ich gehe übrigens faſt unter in Geſchäften, von denen ich doch keins möchte fahren laſſen. Am wenigſten intereſſirt mich wol was mir am meiſten Geld giebt das Departement für den öffentlichen Unterricht, zu deſſen Chef ich Dich nach Humboldts Abgang gern gehabt hätte. Aber doch ſind hier die wenigen intereſſanten Geſchäfte an denen ich Theil nehme der Zeit wol werth, die man an den currenten Sachen verſchwenden muß. Nur verrückt finde ich es daß man mich in das Unterrichts-Departement allein und gar nicht in das für den Cultus geſezt hat wo ein Ferment wie ich ſehr nöthig wäre. Das Vorleſungen-Halten bringt mich ſehr vorwärts; ich habe wirklich Ausſicht noch eine Art von gelehrtem Theologen zu werden und fange an mir ein Schule zu bilden aus der viel Gutes hervorgehen kann. Ich habe nun ſchon zweimal Geſchichte der Philoſophie geleſen zu meiner großen Belehrung und könnte mit mehr ſolchen Monographien wie der Heraclit im Muſeum auch aus der dunkeln Zeit des Mittelalters hervortreten. Zwei kleine griechiſche, den Anaximandros und den Diogenes von Apollonia, habe ich ſchon ausgearbeitet für die Akademie. Dann habe ich auch eine Art von ſpeculativer Philoſophie vorgetragen unter dem Titel Dialektik, und ich hoffe daß ſchon auch das erſte Mal der Grund wenigſtens zu einer ziemlich klaren Darſtellung gelegt iſt. Aber freilich meine litterariſche Thätigkeit liegt ganz und ich ſehe noch nicht ab, wann ich den Platon werde vollenden können. Ich tröſte mich darüber, denn ich bin doch zum Schriftſteller am wenigſten gemacht. Der hieſige wiſſenſchaftliche Kreis hat bedeutenden Zuwachs erhalten durch die Univerſität, aber den bedeutendſten durch einen Mann der der Univerſität nicht angehört, ſondern urſprünglich für Staatsgeſchäfte berufen war, nemlich Niebuhr. Ich weiß nicht ob Du ihn perſönlich kennſt. Ich habe nie eine ſo bewundernswürdige Gelehrſamkeit geſehn und ein ſo vielſeitiges und tiefes kritiſches Talent, und ſelten ein ſo ſchönes Gemüth; ich würde auch hinzuſezen einen ſo großen Charakter, wenn er nicht unter den Einwirkungen eines ſchwächlichen Körpers ſtände.

Gräfin Voß iſt hier. Ich habe das Glück gehabt ihr näher zu kommen, und muß ſie täglich mehr lieben und achten. Auch meine Frau theilt dieſes Gefühl und die Gräfin zeigt ſich ihr ſehr gütig und freundlich. Wahrhaftig ich weiß nicht ob ich ſchon als Ehemann an Dich geſchrieben habe, leider aber iſt nun nicht mehr Zeit Dir meine Frau oder unſere Ehe zu beſchreiben. Ich verſtehe auch von ihr eben ſo wenig zu reden, als von mir ſelbſt, und überlaſſe es auch ungern Andern, weil Niemand ſie recht kennen kann als ich; am meiſten weiß wol für jezt die Herz von ihr. Zwei Kinder meines lieben Freundes hat ſie mir mitgebracht und zweie, beides Mädchen, hat ſie mir geboren. Meine Schweſter die Du einmal geſehen haſt, lebt auch noch bei uns, und ſo bilden wir eine ganz anſehnliche Familie.

Von den großen Verhältniſſen ſchreibe ich nichts; es läßt ſich darüber doch nur ſprechen. Die Litteratur iſt faſt todt. Das Katholiſchwerden aus Weichlichkeit iſt mir zu verächtlich und Streitigkeiten wie die, welche Schelling gegen Jakobi führt, ekeln mich an. Hätte doch Jakobi aus ſeinem freilich in ſpeculativer Hinſicht nicht bedeutenden, aber ſonſt doch ſehr ſchönen, ja ſelbſt lehrreichen Buche die einigen Stellen weggelaſſen, die den argwöhniſchen verbiſſenen

Menſchen reizen mußten, ſo hätte er uns ein ärgerliches Schauſpiel und ſich ſelbſt doch gewiß viel Verdruß erſpart.

Schleiermacher an Gaß.

Berlin, d. 21. Nov. 1812.

Was mich heute vorzüglich treibt Dir zu ſchreiben, lieber Freund, denn zu einem ordentlichen gründlichen Briefe wird es doch ſchwerlich kommen, das iſt eine Angelegenheit eines jungen Mannes der mich ſehr intereſſirt und dem ich heute Mittag bei einem Mahle, welches mir einige ältere und jüngere Freunde an meinem Geburtstage geben, nicht unter die Augen kommen mag ohne mein Verſprechen erfüllt zu haben. Es iſt der ehemalige Officier und jezige Student M., der in einem Verhältniß mit der einen B. ſteht, und welcher ich weiß nicht ob weiß oder vermuthet daß der Vater, der ſeine Eröffnung darüber nicht günſtig aufgenommen, Dir darüber geſchrieben hat. Der alte Mann ſcheint das ohne ihn abgeſchloſſene Verhältniß als einen Mißbrauch und Bruch der Hoſpitalität anzuſehen, und von dem Grundſaze auszugehen daß ein Mann nicht eher Wort geben und nehmen ſoll, bis er ſein Mädchen auch ernähren kann, welches doch in vielen Fällen nicht angeht. Ich weiß von M. daß er lange Zeit das Verhältniß gern unabgeſchloſſen gelaſſen hätte, daß aber die wie es ſcheint etwas krankhafte Stimmung des Mädchens das Gegentheil erfordert hat; und daß er ſich hernach dem Vater eröffnet hat und es nicht verheimlichen wollte, ohnerachtet er eine recht günſtige Aufnahme nicht erwarten konnte: iſt doch wol ſehr lobenswerth und verdient nicht, daß der Alte ſie nun gänzlich getrennt hat. M. wird es bei ſeinen ausgezeichneten Talenten und ſeinem Ernſt und Anſtrengung nicht fehlen ſeinen Weg zu machen, und er iſt ein Menſch von ſolchem Charakter daß ſich wol niemand einen beſſern Schwiegerſohn wünſchen kann. Er begehrte nun von mir, ich möchte Dich doch au fait von der Sache ſezen wie ſie iſt, weil er beſorgt des Alten Darſtellung möchte etwas ſehr einſeitig ausfallen. Kannſt Du beitragen ihn zu einem gemäßigten und verſtändigen Verfahren zu bewegen: ſo thuſt Du gewiß ein gutes Werk; willſt Du Dich, ehe Du Deinen hausfreundlichen Rath giebſt, erſt näher von den Umſtänden unterrichten: ſo wende Dich nur mit Deinen Fragen an mich, ich will M. verhören und ſtehe für die größte Genauigkeit und Redlichkeit ſeiner Antwort.

Von Deinem Aufſaz über die Kirchenzucht iſt mir nichts zu Geſicht gekommen, und da dieſe Sache ſich gar nicht eignet im Unterrichtsdepartement verhandelt zu werden: ſo werde ich ihn wol auch nicht eher ſehen bis die Acten zu bekommen ſind d. h. bis die Sache abgemacht iſt. Die Hauptſchwierigkeit ſcheint mir die zu ſein, daß die Unterwerfung unter die Kirchenzucht eine durchaus freiwillige ſein muß, d. h. daß man es in die Willkür eines jeden ſtellen muß, ob er ſich für ſeine Perſon zu einer chriſtlichen Gemeinde halten will oder nicht. Das werden viele für zu gewagt halten und den Untergang der Kirche davon beſorgen, und beſonders Schuckmann, glaube ich, wird in ſo etwas niemals eingehen.

Ueber der Synodalſache*) bin ich noch, hoffe aber ſie dieſen Monat noch für mein Theil zu beendigen. Die erſte Form der Sache muß doch eine Art von Uebergangsform ſein, und die doppelte Perſon die der Superintendent agirt muß etwas mühſam auseinandergehalten werden. Daran habe ich denn noch eine gute Weile zu kauen.

Piſchon hat mich heute Morgen überraſcht mit einem kleinen Bändchen überſchrieben „Predigten von Schleiermacher 1812.“ Es ſind zwölf Predigten aus dieſem Jahre, die er ſehr ſauber nachgeſchrieben hat, ſodaß ſie leicht zu drucken ſein würden. Es iſt mir eine ſehr große Freude geweſen, und es ſteckt eine ungeheure Mühe darin. Ja lieber Freund, ich kann es ſehr fühlen wie die Kanzel Dir fehlt und Dir recht herzlich wünſchen, daß Du bald eine habeſt. Nur wäre es jezt zu früh ungeduldig zu ſein. Denn ſo lange es noch ſo viel zu organiſiren giebt in der Deputation und Du ſo allein darin ſtehſt, würden Dir doch regelmäßige Pfarrgeſchäfte zu viel werden. Ich wüßte es ohne Piſchen nicht zu zwingen, und meine Departementsarbeiten ſind doch mit Deinen Deputationsgeſchäften gar nicht zu vergleichen. Verlernen wirſt Du es ſobald noch nicht.

---

*) Vergl. Schl.'s Briefwechſel mit Gaß. S. 108. Gemeint iſt der „Entwurf einer allgemeinen Kreisſynodalordnung,“ deſſen G. v. Mühler (Kirchenverf. der Mark Brandenburg S. 304) und Richter (Verh. d. Generalſyn. 1847 S. 3 und in Dove's Zeitſch. S. 326) erwähnen und der noch ungedruckt iſt.

Ich arbeite mir jezt vor zu Compendien der Ethik und Dogmatik. Bis jezt habe ich noch ohne Lücke geſchrieben, und die erſte denke ich denn womöglich noch im künftigen Jahre fertig zu machen, die lezte aber wol nicht eher bis ich wieder leſe. Daß Du wieder Moral lieſeſt, iſt zu viel, und es iſt eine Maxime die hier gar nicht angenommen iſt, daß alle Hauptcollegia jedesmal im Lectionscatalog ſtehen müſſen. Am Ende müſſen ja die Zuhörer ausgehen, und man fatigirt ſich unnüz. Schreibe nur darüber einmal an Süvern. Heindorf und Steffens grüße herzlich, und ſage ihnen wie ich immerfort ſchreiben wollte aber nie dazu käme. Bange iſt mir für den erſten noch nicht; ich habe ihn ſchon zu oft ſo gekannt. Wenn er nur in Breslau genug belebendes Element hat, und das Leiden mit der Frau erſt überſtanden hätte. Aber wie er das in Breslau überwinden will weiß ich freilich nicht. Lebe wohl, lieber Freund. Wenn ich Mine nun grüßen laſſe, kann es ſie gar nicht einmal freuen, weil ſie es ſich beſtellt hat.*) Aber wenn ſie mich ſchelten will, ſoll ſie es ja hübſch ſchriftlich ſelbſt thun; ich brauchte recht wieder einmal einen Brief von ihr.

Scharnhorſt an Schleiermacher.

Breslau, d. 8. März 1813.

Haben Sie ſich dem Staate durch Ihre Bemühungen für die ſchnelle Fortſendung der Freiwilligen nach den ihnen angewieſenen Punkten, wo ſie allein als wahrhaft brauchbare Mitglieder in das große Getriebe eingefugt werden können, verpflichtet: ſo iſt dieſes auf einer anderen Seite, in Hinſicht meiner Perſon, nicht minder der Fall. Nichts iſt ſeltner als die Achtung für die Muße Anderer, die gewöhnlich als ein Capital betrachtet wird mit dem ein jeder nach Willkür zu ſchalten berechtigt iſt. Der Weg den Sie gewählt haben, mir Ihre intereſſanten Mittheilungen zukommen zu laſſen, iſt ſehr bequem und angenehm für mich; und ich bitte Sie mir dadurch ferner einen Beweis Ihrer Freundſchaft zu geben.

---

*) Schl.'s Briefwechſel mit Gaß. S. 102.

Ganz aus meiner Seele genommen iſt die Idee einer Zeitung, wie Sie dieſelbe vorſchlagen. Gewiß gehört eine ſolche Veranſtaltung zu den nöthigſten Bedürfniſſen dieſes Augenblicks, und muß von dem entſchiedenſten guten Einfluß ſein. Meiner Anſicht nach müßte Ihnen die Leitung dieſer Angelegenheit übertragen werden, und ich will ſorgen daß die Sache gehörigen Ortes in Anregung komme. Denken Sie daher einſtweilen weiter darüber nach. Die glückliche Veränderung der in Berlin ſtattfindenden äußern Verhältniſſe läßt mich hoffen, daß Ihnen bald etwas Näheres darüber zugefertigt werden könne.

Leben Sie wohl, und empfangen Sie die Verſicherung meiner vollkommenſten Hochſchäzung und freundſchaftlichen Ergebenheit.

Schleiermacher an Profeſſor Rühs.*)

Berlin, d. 28. Juli 1813.

Endlich iſt es Zeit, liebſter Freund, daß ich Ihnen den richtigen Eingang Ihrer Mittheilung anzeige und Ihnen den herzlichſten Dank dafür abſtatte. Sie ſind der einzige auswärtige bisjezt, der mich in dieſem mühſamen und für den Augenblick ſo höchſt undankbaren Geſchäft unterſtüzt hat. Freilich haben wir einiges Unglück gehabt mit Ihren Sendungen; ſie ſind nicht ſo zeitig eingetreffen als Sie gehofft hatten; indeß wenn Sie erſt in Stralſund ſind: ſo werden wir damit um ſo beſſer daran ſein, als jezt eine Reitpoſt dorthin angelegt iſt. Die ſchwediſchen Bemerkungen hatte ich ſchon deutſch vom Gouvernement erhalten; die Extraordinary London Gazette vom 3ten hatte der Herzog von Cumberland durch einen Courier erhalten, und von dieſem hatte ſie die Voſſiſche Zeitung, aus der ich ſie eben abdrucken ließ, als Ihre Ueberſezung eintraf. Noch habe ich nicht Zeit gehabt zu vergleichen, um etwanige Irrthümer der eingerückten Ueberſezung aus der Ihrigen zu verbeſſern. Die Londoner Artikel welche Ausfälle auf Bonaparte enthalten, hat die Cenſur troz eines höchſt vorſichtigen Einganges den ich dazu gemacht hatte geſtrichen; denn man hat die ſchöne Maxime angenommen den öſterreichiſchen Schwiegerſohn höchſt ſäuberlich zu behandeln, um in Gitſchin*) nicht anzuſtoßen. Man hat auch die ſchöne Formel dafür erfunden, während des Waffenſtillſtandes müſſe der Federkrieg aufhören. Alles andre habe ich aufs treulichſte benuzt. — Ich ſelbſt habe wegen eines Artikels in Nr. 60 eine ordentliche Verfolgung ausgeſtanden, und bin eben im Abfaſſen einer Vertheidigung begriffen. Die Geſchichte macht ungeheures Aufſehn, ich ſchüttle ſie aber ab, weil ſie zu abgeſchmackt iſt, um ſich darüber zu ärgern.**) — Halten Sie ja Ihr Verſprechen mich ferner getreulich zu unterſtüzen; Sie erwerben ſich ein großes Verdienſt um mich und Reimer.

---

*) Den 2. April 1813 begann, unter Niebuhr's Leitung, der preuß. Correſpondent. Als Niebuhr nach Dresden berufen war, übertrug er, unter dem 27. April 1813, die Redaktion an Göſchen; am 23. Juni 1813 übernahm ſie dann von dieſem Schleiermacher bis zu Niebuhr's Rückkehr.

---

*) Hier reſidirte zur Zeit des Waffenſtillſtandes der Kaiſer von Oeſterreich mit ſeinem Miniſter der auswärtigen Geſchäfte, dem Grafen von Metternich. Vgl. Nr. 42 des preußiſchen Correſpondenten.

**) Unter den amtlichen Briefen und Denkſchriften Schleiermacher's theilen wir auch dieſen Artikel und den durch ihn veranlaßten amtlichen Briefwechſel mit.

Marheineke an Profeſſor Rühs.

Berlin, d. 6. Aug. 1813.

— Daß Savigny verreiſet und der Landſturm aufgelöſt iſt, wiſſen Sie wol ſchon längſt. Sie dürfen alſo bei dem jetzigen Ausſchuß um keine Dispenſation mehr nachſuchen. Es kam die Auflöſung des Landſturms jedermann ſo unerwartet, daß ſelbſt der durch das Edict aufgelöſte Ausſchuß nur wenige Stunden vorher davon unterrichtet war. Der König, deſſen Ankunft einige, d. h. Le Coq und Brauchitſch nur abgewartet hatten, war höchſt unzufrieden mit allen Einrichtungen des Ausſchuſſes. Sie müſſen ſich die Gründe der Aufhebung des Landſturms nur nicht ſehr tief oder erhaben denken. Denn die Hauptgründe des Königs waren, weil der Landſturm mit dem Ausſchuß an der Spitze eine Revolution intendirt habe, und daß kein Bürger könne Offizier ſein. Ob der Landſturm innerlich gut eingerichtet oder zu dem beſtimmten Zwecke tauglich ſei, hätte man, dächte ich, jetzt da er fertig war und 100,000 Thaler gekoſtet hatte, nicht mehr fragen ſollen, wohl aber beherzigen, daß wol weiſe geweſen wäre, den Popanz wenigſtens ſtehen zu laſſen, da die Franzoſen ſich doch mehr davor fürchteten als nöthig war, und ihn dann aufheben, wenn keine Gefahr mehr zu beſorgen geweſen wäre. — Schleiermacher dankt für die Zuſendungen, von denen er häufig Gebrauch macht und wünſcht bald neue. —

Schleiermacher an Blanc in Halle.

Berlin, d. 20. Nov. 1813.

— Was Ihre Zeitung betrifft:*) ſo rathe ich Ihnen vor allen Dingen, daß Sie ſelbſt an Eichhorn ſchreiben, oder Scherle bitten es zu thun. Sie werden gewiß durch ihn leicht Adreſſen bei den verſchiedenen Armeen und Gouvernements bekommen. Dann treiben Sie doch Scheel, daß er Arndt mit hineinziehe (ich weiß nicht wo der ſich verkrümelt hat); der wird Ihnen mit Artikeln zu Nr. 4 und auch zu 2, 3 und 5 unter die Arme greifen können. Ich meinestheils wüßte nicht was ich jezt thun könnte, aber Arnim allerdings manches, wenn die Cenſur noch ſo ſtreitluſtig iſt. Endlich müſſen Sie ſich vornämlich auf die Feldzeitung und die Leipziger Zeitung verlaſſen. Die Reil'ſchen Mädchen ſind ſo plözlich nach Halle gereiſt, daß ich es erſt hinterher erfahren habe. Mir iſt ſehr bange für Reil; indeſſen höre ich doch, daß die Nachrichten die Scheel hergeſchrieben hat, nicht ſo ſchlimm geweſen ſein ſollen als ich glaubte. Es wäre ein ſehr ſehr großer Verluſt. Die Energie, denke ich, ſoll Scheel in die Regierung bringen; in welcher Hinſicht läßt er es denn daran fehlen? Wenn ſie wirklich fehlt, und Sie könnten einigermaaßen als Reil wirken: ſo wären Sie gewiß nicht überflüſſig in Halle, ſondern nüzlicher als wenn Sie feldpredigen.

---

*) „Zeitung für die Provinzen zwiſchen Elbe und Weſer," welche Blanc ſeit Ende November bis zu ſeinem Abgang zur Armee (Mitte December) herausgab; ſie trat an die Stelle des bisherigen „weſtphäliſchen Moniteur" und ward im Zuſammenhang mit dem Civilgouvernement in Halberſtadt, an deſſen Spitze Herr von Klewitz ſtand, im Sinne der patriotiſchen Parthei geſchrieben. Die Bibliotheken von Berlin und Halle enthalten leider kein Exemplar derſelben; des von Schleiermacher beabſichtigten Aufſatzes über Flußgrenzen erinnert ſich Herr Profeſſor Blanc nicht.

Dienſtag, d. 23. Nov. 1813.

— Von überrheiniſchen Siegen iſt noch nichts wahr, York ſoll im Gegentheil, heißt es hier, nach Holland gehen um ſich dort mit den gelandeten Engländern zu vereinigen. Der Kronprinz geht gegen Davouſt und die Dänen. Doch ich wollte Ihnen eigentlich gar keine Gerüchte ſchreiben, weder für Ihre Zeitung noch für Sie; die verlangte Flugſchrift aber ſchicke ich Ihnen; wahrſcheinlich auch nächſtens einen kleinen Aufſaz über Flußgrenzen von mir. Dies Unweſen ſpukt ja immer noch. Ueber Reil haben ſich vorgeſtern hier Todesnachrichten verbreitet; ſie waren zwar grundlos, indeſſen hört mir immer noch nicht auf ſehr bange zu ſein für den trefflichen Mann. Die Frau ſcheint ganz ohne Sorgen zu ſein. Nielchen und Scheel begrüßen Sie am Hochzeitstage von mir aufs ſchönſte. Gott gebe daß er ganz fröhlich ſei. Unſern Hausgenoſſen Herrn v. Pfuhl haben wir an Sie adreſſirt. Iſt er noch dort bei Ankunft dieſes: ſo grüßen Sie ihn ſchönſtens von uns allen; meiner Frau hat es ſehr leid gethan, ihn nicht mehr geſehen zu haben.

Berlin, d. 29. Nov. (1813).

Wenn Sie doch der Behörde erſt vorgeſtern haben antworten wollen: ſo werden hoffentlich dieſe Zeilen Sie noch treffen. Ich muß Ihnen doch glückliche Reiſe wünſchen und Ihnen meine Freude bezeigen, daß ſich alles ſo ſchnell und im ganzen nach Ihrem Wunſch gefügt hat. Es iſt auch gewiß ganz recht, daß Sie ſich mit der Feldzulage begnügen, eben weil es von Ihren Collegen ganz recht iſt, daß ſie, nachdem Sie zwei Jahre für ſie fungirt haben, nun auch noch einige Zeit für die gute Sache fungiren.*)

Daß wir unſern Reil verloren, habe ich nicht erſt aus Ihrem Briefe erfahren. — Zweimal ſchon waren falſche Gerüchte ſeines Todes vorangegangen; ich fürchtete, immer die Wahrheit würde nachkommen. Die Herz verſichert, er habe ſchon eher bei Nervenfieberpatienten geſagt, an ſolcher Krankheit werde er einmal ſterben, und gewiß war er überhaupt nicht ſehr, am wenigſten jezt, gemacht ſie zu überwinden.**) Wie die Univerſität ſeinen Verluſt erſezen ſoll, begreife ich nicht. Ich bin ſehr tief davon getroffen. Hoffentlich bekommen wir Merkels Anzeige auch hier noch zu leſen. Ich bin begierig, ob die Univerſität nichts zu ſeiner Ehre thun wird. Er iſt meines Wiſſens der erſte ordentliche Profeſſor den wir verlieren. Sie ſchreiben nicht, ob Riekchens Verbindung mit Scheel dadurch wieder hinausgeſezt wird. Ich hoffe nicht, da es ſoviel ich weiß jezt des Vaters ernſter Wunſch war, ſie bald vollzogen zu ſehen. Mein Gott das arme Halle! wenn man nur recht ſtreng iſt in den Anſtalten zu Verhütung der Fortſchritte des Uebels. — Kinder, ſeid ja nicht leichtſinnig. Wenn man nicht ängſtlich iſt und einige Vorſicht gebraucht, hat man offenbar am wenigſten zu beſorgen.

---

*) Blanc hatte eben ſeine Beſtallung als Feldprediger erhalten.

**) Dieſer große Arzt und Gelehrte war, wie Fichte, ein Opfer des Lazarethfiebers, das er aus dem Halle'ſchen Lazareth nach Hauſe brachte.

Berlin, d. 14. Dec. (1813).

— Daß Sie Niekchen getraut haben, könnte ich Ihnen faſt beneiden; grüßen Sie mir die junge Frau und ihren Herrn Gemahl recht ſchön. Uebrigens weiß ich gar keine Form, unter der ich den Act in meine Kirchenbücher einverleiben könnte. Auch muß er ja ſchon in irgend einem hieſigen Kirchenbuche ſtehen, da ja doch Niekchen nothwendig hier hat aufgeboten werden müſſen. Ich weiß freilich nicht, wo es geſchehen iſt; aber ich hoffe Sie ſind kein ſolcher παράνομος, daß Sie ſie würden getraut haben ohne einen Proclamationsſchein. Sie können alſo nur in jenes Kirchenbuch zum Vermerk einſchicken, daß die Trauung in Halle durch Sie vollzogen ſei. Sollten Sie indeß wirklich mit Scheel, der es ja auch zu wiſſen ſchuldig iſt, die ſchreckliche παρανομία begangen haben: ſo bitten Sie mich nur ſchön, daß ich nicht irgend jemanden hier aufheze, der da vorgiebt, er habe wollen einen Einſpruch anmelden, ſei aber durch die illegale Trauung daran verhindert worden; denn ſonſt würde ein ſchreckliches Donnerwetter losgehen. — Nächſtdem will ich Ihnen doch nicht rathen ohne Befehl abzureiſen, am wenigſten aufs Gerathewohl dahin, wohin es Ihnen beliebt. Es iſt ja, als ob Sie alle Zucht und Ordnung in Caſſel verlernt hätten!

Daß Reils Leiche nur von mehreren Profeſſoren, nicht von allen, iſt begleitet worden, finde ich ſchändlich. Ueberhaupt beneide ich Klewizen das Meiſterſtück nicht, was er gemacht hat durch augenblickliche Wiederherſtellung der Univerſität Halle. Hätte er mich gefragt: ich hätte ihm gerathen die Sache noch in suspenso zu laſſen. Wie die Univerſität jezt iſt, iſt ſie doch nichts als eine Anſtalt für arme Studenten um nichts zu lernen, und es iſt ebenſo undenkbar, daß der Staat noch neue Summen in Halle ſtecken ſollte um es zu etwas zu machen, als daß er um des erneuerten faſt nichtigen Halle willen die hieſige Univerſität aufheben ſollte. Das lezte wäre wenigſtens eine Maaßregel, die nicht nur eine ſchreckliche Oppoſition finden würde, ſondern die auch in ſich ſelbſt faſt unüberwindliche Schwierigkeiten hat. Nur in dem Falle wenn Sachſen preußiſch geworden wäre (woran man aber jezt wieder gewaltig zweifeſt), hätte Halle mit Nuzen können hergeſtellt und mit Wittenberg oder Leipzig gefüttert werden. Doch genug; was hilft das Reden hintennach!

Blanc an Schleiermacher.

Luxemburg, d. 6. Juli 1814.

Ein junger Menſch aus Berlin, welcher bisher beym Kriegscommiſſariat geſtanden, verſpricht mir, dieſen Brief an Sie zu beſorgen. Sollten Sie noch nichts von mir erhalten haben? Ich habe meines Wiſſens zweimal, das leztemal aus Paris an Sie geſchrieben, aber keine Zeile von Ihnen geſehen.

Mit dem Kriege, lieber Schleiermacher, iſt auch meine Freude zu Ende gegangen, der ekelhaft diplomatiſche Frieden, die traurige Unthätigkeit worin ich dadurch verſezt worden bin, die langweiligen Cantonirungen, der Abgang des Prinzen und einiger trefflichen Leute, die um ihn waren, beſonders des Grafen Stollberg, alles dies zuſammen und jedes für ſich laſſen mich ſehnlich wünſchen nach beinahe dreijährigem Kriege endlich wieder ein ordentliches Friedens- und Freundesleben zu genießen. Ich habe dieſer Tage um meinen Abſchied an das Departement geſchrieben; ſollte der, wenn Sie dieſe Zeilen erhalten, noch nicht ausgefertigt ſeyn, ſo bitte ich Sie ſehr, es zu beſchleunigen. Die Armee war trefflich im Kriege, aber ſchon jezt äußern ſich ſehr deutliche Spuren des alten Uebermuths und des gänzlichen Mangels an Bildung bei den jüngeren Offizieren, die beſſern ſind todt oder ſchon längſt abgegangen. Unter den älteren ſind noch gar zu viele aus der früheren Epoche denen auch jezt die Augen noch nicht aufgegangen ſind, es iſt beynahe Ton über Bürger und Landwehr zu ſpotten, weil man fürchtet daß das Vaterland dieſen vor allen andern den Ruhm der Thaten beylegen werde; alles was ich von den Billigſten bey ſolchen Streitfragen erlangen kann iſt: daß ſie die äußeren Umſtände nur billig berückſichtigend, den Bürgern ihre Unerfahrenheit und großentheils ihre verweichlichende Erziehung, der Landwehr ihre ſchlechtere Ausrüſtung und zum Theil geringeren körperlichen Kräfte anrechnend, beyden nur das Lob einer gleichen Tapferkeit in Gefechten mit den übrigen Truppen zugeſtehen. Von einem wahrhaft nationalen Heere, von Beſchränkung der ſtehenden Truppen auf die allernothwendigſten Elemente derſelben, ſind wir alſo fürs Erſte noch ziemlich fern. Daß nur dieſer hochgerühmte Friede nicht wie der weſtphäliſche, an die Stelle der Kraft und des Enthuſiasmus die erbärmlichſte Philiſterey an die Tagesordnung bringe. In Frankreich, ſo über alle Maßen ich das Volk auch haſſe und verachte, giebt es keine Philiſter. — Sehr merkwürdig hat ſich in dieſem Kriege der provinziale Unterſchied der verſchiednen Theile des preußiſchen Staates offenbart. Die erſten in allen Stücken ſind unſtreitig die Brandenburger und Pommern als Eins, und die Oſtpreußen; gleich an Tapferkeit zeichneten ſich die erſteren überall durch Geduld, Gleichmüthigkeit und Milde aus, während die letzten ſowohl unter ſich als gegen den Feind eine fühlloſe Härte zeigten. Die Schleſier ſtanden etwas zurück, ſie ſind phyſiſch ſchwächer, daher weniger Ordnung und Mannszucht und verhältnißmäßig auch mehr Nachzügler und Kranke als bey den Andern. Die Weſtpreußen haben keinen eigenthümlichen Charakter gezeigt, und ein Dragoner-Regiment hat trotz aller tapfern Thaten nie den Schimpf einmal die Infanterie im Stiche gelaſſen zu haben von ſich abwaſchen können. — Mit den Befehlen der obern ſind, wie immer, die unteren Behörden nie recht zufrieden geweſen, man wirft ihnen Leichtſinn, dann zu große Aengſtlichkeit nach geringen Unfällen vor. Zwey Dinge ſind mir am meiſten aufgefallen: erſtens daß wir den Vortheil der Uebermacht wo wir ſie hatten gar nicht zu benutzen verſtanden, der Feind dahingegen meiſterhaft, wie bei Montmirail und Champaubert, und zweitens daß wir die nationale Eigenthümlichkeit unſrer Truppen zu wenig reſpektiren und zu benutzen wiſſen; der Deutſche lernt nun einmal nicht tirailliren, aber er ſteht wie eine eherne Mauer und ſein Angriff iſt gradezu unwiderſtehlich, kein einziger Angriff mit dem Bajonet ohne Schuß iſt uns im ganzen Kriege verunglückt. Unſre Leute ſiegten bei jeder Gelegenheit, wenn wir nur mit 'n Hurrah druf gehen, da wird's ſchon gehn. Beynahe die Hälfte unſres ganzen Verluſtes haben wir durch unnützes und nachtheilliges Tirailliren verlohren. Sollten Sie Röder — ein wackrer Mann, der beym Prinzen Friedrich iſt — wiederſehen, ſo wird Ihnen der dies beſtätigen, wir haben oft darüber geſprochen. — Es war eine rechte Freude in dieſem Kriege Feldprediger zu ſeyn, die Leute waren ſehr empfänglich, auch viele höhere Offiziere und wußten einem vielen Dank wenn man ſie anredete, beſonders in der Schlacht, ſie haben mich nach der Schlacht bey Paris mit einem Jubel empfangen, den ich nie vergeſſen werde. —.

Steffens an Schleiermacher.*)

Lieber Schleiermacher! Ich bin nun ſeit einigen Tagen hier — geſund und munter. Leider war ich nicht ſo glücklich Frau und Kind ſo zu finden wie ich es hoffte. Beide kränkeln und Hanne hatte eben eine bedenkliche Krankheit überſtanden. Es war mir höchſt überraſchend. In vierzehn Tagen war ich von Paris bis Breslau gereiſt, ſeit dem 1. Mai hatte ich nichts von meiner Familie vernommen, und glaubte Hanne beſonders, nach allen Nachrichten von ihr ſelbſt und anderen, ſogar geſunder als gewöhnlich, und nun trat ſie mir mit einem eingefallenen Geſicht entgegen. Sie muß ein Bad beſuchen wie ich glaube — aber — — So endigt der Krieg, ſo fröhlich begonnen, nicht ſo luſtig als er anfing — hier haben mir die Studenten, die zurückgebliebenen nemlich, bei meiner Ankunft die Fenſter eingeworfen, nachher ſich bei meinem Hauſe verſammelt, mich ausgeſchimpft, Soldaten geſpielt u. dgl. Was ich von oben zu erwarten habe, erhellt ſchon daraus, daß Blücher ſowohl als Gneiſenau uns beide, Raumer und mich, zum eiſernen Kreuz vorgeſchlagen, welches zwar noch nicht förmlich abgeſchlagen werden, indeſſen haben wir doch, nachdem, unſeren Abſchied mit einigen Worten erhalten und weiter nichts. Ich habe durch den Krieg erſtaunlich zugeſetzt — von Erſatz iſt gar nicht die Rede — Indeſſen muß ich doch, vor allen Dingen, aus Breslau weg. Hier iſt für mich gar kein Wirkungskreis und ſeit ich auf Univerſitäten zu lehren anfing, jetzt ſeit achtzehn Jahren, habe ich es hier zum erſten Male erlebt, daß mir kein Menſch von Bedeutung nahe trat.

---

*) Steffens, was ich erlebte. VIII. 171 ff.

Dieſes iſt die unangenehme Seite meines Daſeins. Aber ich bin voll Hoffnung, mich ſoll der Schein nicht trügen, und wie ich in den Schlachten und unter den Kugeln feſt wußte, daß mich keine traf, ſo weiß ich auch, daß ich an meinem Leben, an Deutſchland, trotz allem ſchlimmen Anſchein, ja ſogar an meinen mißmüthigen Freunden Freude erleben werde.

In Breslau bleibe ich nicht. Ich habe unter anderen in Paris bei Stein, den ich da geſprochen, durch Eichhorn, der ſich ſehr wohl befindet, einen Plan zur Errichtung einer großen Univerſität am Rhein, ich ſchlug Coblenz vor, eingereicht. Stein war ſehr dafür und meinte daß es durchgehen wollte. An mehreren Orten hörte ich, daß es wohl der Plan ſein könnte, ſolche Männer, die durch ihre Begeiſterung den Muth zur Zeit der Gefahr aufgeregt hätten, deren Flamme aber der häuslichen Ruhe und gemächlichen Glückſeligkeit eines Staates, der nach ſo vielem Hetzen und Laufen und Jagen ſich vor Allem ein wenig hinzulegen denkt, gefährlich werden könnte, aus der märkiſchen Sandwüſte nach dem paradieſiſchen Rhein in's Exil zu ſchicken.

Nun bin ich zwar nicht gefährlich, auf meine Hand — und alle Kaiſer und Könige und Fürſten große und kleine können meinetwegen ganz ruhig ſchlafen, ja unſer König iſt mir, ſelbſt wenn ich ſchelte, ſogar perſönlich lieb — aber ich habe ein Volks-Renommée erhalten, ich führte den Krieg mehr mit den Franzoſen als mit Napoleon, ich weiß daß im Inneren des Gemüths auf gegen den Andrang des Volks wohlbefeſtigten Punkten der Feind noch gefährliche Beſatzungen hat, und daß erſt wenn dieſe Feſtungen fallen Deutſchland wahrhaft frei iſt — und kann das Maul nicht halten: Grund genug, mich ſo zu beſtrafen, daß ich die Oder mit dem Rhein, das hieſige Bier mit dem Rheinwein vertauſchen muß — ein hartes Schickſal!

Wie vieles habe ich erlebt! welch ein herrliches Leben in trefflicher Umgebung genoſſen! Wie wünſchte ich Dich zu ſprechen, um

Dich zu ſein — dieſer Brief ſoll den ſo lange zerriſſenen Faden wieder anknüpfen. Er iſt ein bloßer Gruß. Ich reiche Dir nach langer Zeit und wunderſamen Schickſalen die treue Hand, herrlicher, guter Freund, dem ich ewig zugehöre. Der Brief ſoll Deine Frau und Deine Kinder und meine Freunde herzlich begrüßen, ſoll fragen wie ihr lebt, was ihr treibt. Leider habe ich aus Deinem Brief an meine Frau, aus anderen Nachrichten erfahren, daß Du Dich nicht wohlbefindeſt, daß Du unzufrieden biſt. Der Brief ſoll ferner zu mancherlei Fragen auffordern; denn aus dem Reichthum der Erfahrungen iſt es ſchwer, ohne eine ſolche Aufforderung einen Anfangspunkt herauszufinden. Ueber meine Geſchichte des Kriegs die ich herausgeben will, wird Dir Reimer mancherlei ſagen können. Noch einmal ſei herzlich gegrüßt!

Schleiermacher an Blanc.

Berlin, d. 27. Dec. 1814.

Ihre beiden Briefe aus Luxemburg, liebſter Freund, fand ich im September bei meiner Rückkunft vor. — Sein Sie mir nun willkommen in Ihren alten Verhältniſſen, bis ſich Ihnen noch größere und belohnendere eröffnen, wie ich ja hoffe daß früher oder ſpäter geſchehen muß. Wenn ich etwas dabei zu ſagen gehabt hätte: ſo hätte ich Sie zu der hieſigen Hofpredigerſtelle vorgeſchlagen, die nun Theremin erhalten hat. Indeß man wird wol, da Stoſch täglich ſchwächer wird, bald wieder eine beſezen müſſen.

Daß Ihnen meine Predigten gefallen, freut mich ſehr. Sie ſind nur der zweite, von dem ich etwas darüber höre; Gaß nämlich hat mir auch und zwar auf ähnliche Weiſe darüber geſchrieben. Den Unterſchied zwiſchen dieſen und den früheren als Abhandlungen und Predigten finde ich freilich ſo ſtark nicht; daß aber die Sprache in dieſen leichter iſt, iſt wol gewiß. Mit den Feſtpredigten ſoll es nun ſo lange nicht dauern, da einige ſchon wirklich druckfertig ſind, und ich es bei den diesjährigen Feſten, ſoweit Gott Gnade giebt, darauf anlegen will ſie zu completiren.

Den Verfaſſer des Glückwünſchungsſchreibens*) kann ich der Anonymität wegen nicht tadeln, wenn er hier oder wenigſtens in dem Bereich des Herrn Miniſters von Schuckmann lebt — ich meinestheils habe ihn wegen der Manieren die in der Schrift herrſchen immer für einen Sachſen gehalten —; denn da Herr von Schuckmann, in der Meinung ich wäre es, ſich geäußert, daß ich ja ein rechter Teufel ſein müſſe, und Reimer'n ohne eigentlich geſezlichen Grund eine Cenſurſtrafe dictirt hat, der ſich aber dabei noch nicht beruhigt, auch mich ſo weit verfolgt als es nur gehen will: ſo ſehen Sie wol, der Mann hatte Recht, ſich dem Ausbruch einer wilden Wuth zu entziehen, da dies gar kein Fall iſt, wo es auf eine perſönliche Vertretung ankommen kann. Denn ich und ſehr viele Menſchen hier ſehen es gar nicht als gegen die Commiſſarien gewendet an, ſondern ganz gegen das Publicandum, das ja auch keine Perſönlichkeit hat, finden auch keine Ironie darin, ſondern was über die Perſonen der Commiſſarien geſagt iſt ſo, wie einer ſchreiben müßte, der in der Ferne lebt und die Perſonen nicht weiter kennt, als aus ihren Schriften und den Recenſionen derſelben. Lebt nun der Verfaſſer auch wirklich hier: ſo will er doch offenbar für einen Fremden gehalten ſein, und mußte alſo auch ſo ſchreiben. Wenn man mich für den Verfaſſer hält, verdrießt mich immer beſonders, daß man dieſe Art von Ironie darin findet, die ich doch auf keinen Fall würde oder dürfte hineingelegt haben, und daß man mir ſo einen Vorwurf macht den weder ich aus meinem übrigen Leben verdiene, noch auch am Ende der Verfaſſer der Schrift verdienen wollte. Uebrigens kann man dieſem, wenn man einen Mann nach ſeinen Ausdrücken richten darf, wol den Muth zutrauen, daß er mit ſeiner Perſönlichkeit hervortreten wird, wenn es auf dieſe ankommt, d. h. wenn die Commiſſion wirklich etwas ausbrütet, und etwas geſezlich gemacht werden ſoll, was gegen ſein Gewiſſen ſtritte.

---

*) Glückwünſchungsſchreiben an die hochwürdigen Mitglieder der von S. Maj. dem Könige von Preußen zur Aufſtellung neuer liturgiſcher Formen ernannten Commiſſion, Werke zur Theol. Bd. V. vgl. an Gaß S. 119 und ſeine Befürchtungen über Vertreibung aus ſeiner Stellung S. 120.

— Stolberg wohnt bei Niebuhr, wo ich ihn auch wol geſehen habe; er hat ſich mir aber nicht weiter genähert, und es iſt auch ſchwer etwas mit ihm zu haben wegen ſeines Gehörs. Die Organiſation von Halle mußte natürlich auf die Entſcheidung der ſächſiſchen Angelegenheiten warten; wenn nur erſt ausgemacht iſt, auf welche Art Sachſen verwaltet werden ſoll, wird man denke ich wol vorſchreiten. Die Badereiſe iſt mir ſehr wohl bekommen, ſo daß ich ordentlich wieder fleißig ſein kann dieſen Winter. Ich arbeite an der Ethik, was aber freilich ſehr langſam vor ſich geht, weil ich zu gleicher Zeit bei Gelegenheit des Leſens die erſte lateiniſche Vorarbeit mache zu meiner Edition des Paulus, und außerdem meine Dialektik in eine ſolche Ordnung ſchriftlich bringe, daß wenn ich noch einmal darüber geleſen habe, ich ſie dann auch für den Druck bearbeiten kann. Damit, und mit der Akademie und dem Departement iſt denn die Zeit überreichlich ausgefüllt. Herr v. Schuckmann hat gegen meine Wahl zum Secretair der philoſophiſchen Claſſe der Akademie proteſtirt, vorzüglich wol um nicht ſich ſelbſt zu widerſprechen, indem er gewiß in dieſer Zeit mich nach oben tüchtig verläumdet hat, oder noch zu verläumden willens iſt. Die Akademie hat reproteſtirt, und es ſteht dahin was Herr von Schuckmann nun thun wird. Ich ſehe ſeinen Maneuvres mit größter Gelaſſenheit zu; und wenn er mich am Ende nöthigt meinen Abſchied zu nehmen: ſo hoffe ich doch nicht lange zu hungern. Adio auf baldig Wiederſchreiben. Wie hätten wir uns gefreut, wenn wir Sie ſchon in Halle gefunden hätten. Alles im Hauſe grüßt herzlich. Kommen Sie doch bald einmal.

Graf Geßler an Schleiermacher.

S., d. 7. Januar 1815.

Ew. Hochwürden habe ich die Ehre für die genußreiche Stunde, die mir Ihre Diatribe über Herrn ꝛc. Schmalz verſchafft hat, verbindlichſt zu danken. Nachdem Sie ihn zuerſt vexirt haben, katechiſiren Sie ihn in ſokratiſcher Manier, bringen dabei mancherlei an den Tag, z. B. daß er eigentlich über die geheimen Verbindungen nichts wiſſe ꝛc., endlich ſchärfen Sie ihm qua Seelſorger das Gewiſſen ſo rührend und eindringlich, als wenn er ſein letztes Stündlein erwartend bereits unter dem Galgen ſtände. Das iſt alles recht ſchön. Aber für wen haben Sie eigentlich geſchrieben? Für den wiſſenſchaftlich gebildeten Theil des Publicums? Unter dieſem happy kin ſind wenig auf Herrn ꝛc. Schmalz Seite, und dieſe ſind nicht zu bekehren, denn ſie ſind befangen und gefangen. Von dem Theil des Publicums rede ich nicht, für den Mephiſtopheles „breite Bettelſuppen“ kochen läßt. Nur von dem den Sie Ihren Freund nennen. Dieſer kann weder mit Ihnen noch mit Niebuhr Schritt halten, wo Sie raiſonniren. Wo Sie ſpotten, folgt er Ihnen höchlich amüſirt gern. Glauben Sie mir, das verſteht ꝛc. Schmalz beſſer: $^{10}/_{16}$ Biographie und $^{6}/_{16}$ gedrängtes planes Raiſonnement, treuherzig, warm, patriotiſch, ſchonend, „er nennt ja niemanden obwol er's könnte.“ Auch verſäumt er nicht wie der ſpaniſche Mönch „semper bene parlare de Domino Priori.“ Er läßt dem Leſer das große Vergnügen zu „errathen.“ Er überredet: Sie wollen überzeugen, ſagen gleich immer das Wort des Räthſels. Er iſt ſehr im Vortheil gegen Sie. Auch iſt Ihre Abhandlung viel zu lang. Vergeſſen Sie nicht, daß ein kleiner Theil des Publicums nicht einmal ein Stündlein wachen konnte, und das war das Salz der Erden! Glauben Sie nicht Herrn Schmalz zum Stillſchweigen gebracht zu haben. Für 16 Seiten waren in Ihrer Schrift Materialien genug, um Herrn ꝛc. Schmalz in eine Bouteille zu bannen wie den hinkenden Teufel, aber Sie haben ihn ſelbſt wieder herausgelaſſen. Welcher böſe Dämon hat Sie und Niebuhr veranlaßt das eigentliche punctum quaestionis zu verrücken? Warum haben Sie dem ehrwürdigen Orden der Freimaurer den Fehdehandſchuh hingeworfen? Sie haben Herrn Schmalz einen Alliirten gegeben, der Ihnen wenigſtens zu ſchaffen machen wird. Hat denn wer für Wahrheit und Recht ſtreitet, nicht ſchon Feinde genug? Die Stimme der Warnung wird wol überhört werden; ſie iſt ſo edel und mild und billig: aber wer hört Geliſpel im Wogengebrüll. Mein Freund Arndt, der mich nicht mehr hören will, weil er ſich einbildet, ich riethe ihm er ſolle dem Wolf den Pelz ſtreicheln wie dem Lämmlein, zerrt den Wolf und zauſet ihn als wenn er ein Scheoßhündchen wäre. Er wird ihn am Ende zerreißen, das kann nicht fehlen. Giebt es denn gegen ſolche Beſtien keine Waffen? muß man ſich denn mit ihnen herumbeißen? Herr ꝛc. Schmalz wird ſich wol mit einem andern Seelſorger verſorgen, da Ew. Hochwürden wie Reineke „fremde Sünden beichten“ und gar die Ihres Beichtkindes. Sollte aber ſeine dritte Appellation an das Publicum noch ſchlechter und noch vornehmer werden als die zweite: ſo abſolvirt ihn wenigſtens das Publicum nicht. Meine beſten Wünſche für alles, was Sie mit frohem und heiterm Muthe dieſes beginnende Jahr unternehmen werden. Ihr ergebenſter Freund und Diener.

Schleiermacher an Blanc.

Berlin, d. 4. April 1815.

Lieber Freund, mein Austreten aus dem Departement iſt allerdings nicht freiwillig geweſen, aber auch ohne beſtimmten Zuſammenhang mit dem was Sie meine Händel mit Schuckmann nennen. Ich weiß überhaupt von keinen Händeln, auch hat er ſich gegen mich nichts merken laſſen; ich habe nur gehört, daß er hinter dem Rücken gewaltig auf mich geſchimpft hat, wegen des Glückwünſchungsſchreibens. Die Sache aber iſt dieſe. In dieſer Zeit wo er ſo giftig war, wählte mich die philoſophiſche Claſſe der Akademie zu ihrem Secretair, nachdem Ancillon dieſe Stelle niedergelegt hatte. Eine ſolche Wahl wird dann dem Miniſter angezeigt, der ſie dem Könige zur Beſtätigung vorträgt. Als die Sache im Departement zum Vortrag kam, ſchien er gar nichts dagegen zu haben, ich aber nahm das Wort und ſagte, da eigentlich nach den Statuten der Secretair ein ſolcher ſein ſollte, der nicht viel andre Geſchäfte hätte: ſo hätte ich die Stelle ungern angenommen und nur weil jezt kein andrer in der Claſſe wäre, der ſie ſchicklicherweiſe bekleiden könne, und dächte ſie, wenn die Claſſe ſtärker beſezt wäre nach einigen Jahren wieder abzugeben. Er erwiderte hierauf gar nichts, allein nach einiger Zeit erſchien von ihm ein Schreiben an die Akademie des Inhalts, daß er auf meine Beſtätigung nicht antragen könne, da ich ſchon viel zu ſehr beſchäftigt wäre und er mir nun noch mehr würde zu thun geben müſſen. Die Akademie aber beſtand auf ihrer Wahl und auf ihrem Recht, und nun berichtete er denn nach Wien, bei den vermehrten Geſchäften des Departements müſſe er die ganze Thätigkeit aller Mitglieder in Anſpruch nehmen, und dadurch würde meine Wirkſamkeit bei der Univerſität und bei der Akademie zu ſehr leiden. Er bäte alſo, daß der König mich von den Geſchäften im Miniſterio diſpenſiren möchte, und das iſt denn geſchehen, und er hat es mir in dem allerverbindlichſten Schreiben bekannt gemacht, und ſich ausdrücklich vorbehalten in allen wiſſenſchaftlichen Dingen mich noch ferner ſchriftlich und mündlich zu Rathe zu ziehen. Die Sache iſt mir, da ich keinen Antheil daran habe, recht lieb, denn der Tauſch (es iſt nämlich auch was das Geld betrifft ein bloßer Tauſch, mein Departementsgehalt iſt theils auf das Secretariat angewieſen, theils dem Profeſſorengehalte zugelegt) wird mir in der Folge Muße gewähren; jezt merke ich davon noch nicht viel, da es auch Zeit koſtet, mich in die Akademiegeſchäfte hineinzufinden. Ich war kurz darauf beim Miniſter, und er war höchſt freundlich, hat mich auch hernach einmal zu Tiſche gebeten, was er vorher nie gethan hatte; ja er hat ſich unter vielen Lobſprüchen eine Abhandlung politiſchen Inhalts, die ich in der Akademie geleſen, ausgebeten um eine Abſchrift davon zu nehmen.*)

Unſre Univerſität wird nun auf's neue zerſtört; doch hoffe ich man wird Maaßregeln nehmen, um diejenigen zu diſpenſiren die ſchon den vorigen Feldzug mitgemacht haben; denn woher ſollen ſonſt in der nächſten Zeit die Leute für den Lehrſtand und für die Adminiſtration kommen? Was ich dazu thun kann werde ich redlich thun; denn ſie ſagen faſt alle, wenn wir nun wieder müſſen Soldaten werden: ſo können wir nicht wieder umkehren, ſondern müſſen es auch bleiben.

Was Sie betrifft, mein lieber Freund: ſo wäre es mir ein rechter Troſt wenn Sie herkämen; ich ſtehe doch unter den Geiſtlichen hier ſo ſehr allein. Machen Sie doch Ihre Anſprüche recht geltend. Hätten Sie ſich doch gleich zu der Dompredigerſtelle gemeldet, die nun Ihr Freund Theremin zum großen Skandal der franzöſiſchen Gemeinde bekommen hat. Ich hatte Sie und Riquet in Vorſchlag gebracht zum Directorat des franzöſiſchen Gymnaſii; allein Palmier iſt es geworden, der es nun recht ſtockfranzöſiſch erhalten wird. — Nun weiß ich nicht, wie wir Sie geſchwind herbringen; denn an Theremins Stelle wird die Colonie Sie ſchwerlich rufen, man ſagt auch ſie würde dem jungen Henry verwahrt, der nun von Genf wieder die ächt franzöſiſche Beredſamkeit mitbringen wird.

---

*) Wohl über den Beruf des Staates zur Erziehung, 22. December 1814 geleſen.

Steffens ſchreibt leider an mich gar nicht, und ich weiß nur im Allgemeinen, daß er ſich und anderen in Breslau mißfällt und ſich wegwünſcht und daß er auch ökonomiſch wieder ſehr übel daran iſt. Schwerlich iſt dem zu helfen; denn hier würde er in jeder Hinſicht noch übler daran ſein. Mich eilt der Bote. — Vom Thiergarten aus, wo wir ſchon wieder wohnen, iſt das Schicken nicht ſo leicht. Drum fange ich nicht erſt an über die großen Begebenheiten zu reden, ſondern ſpare das auf ein andermal. Hoffentlich entſcheidet ſich nun bald, wie man die Sache eigentlich angreifen wird. Laſſen Sie bald von ſich hören, oder noch lieber kommen Sie einmal her.

Schleiermacher an Gaß.

Berlin, d. 5. Aug. (1815).

Es freut mich ſehr zu hören, lieber Freund, daß Ihr Euren Reiſeplan nach unſern Wünſchen abgeändert habt, und da Euer Aufenthalt auf jeden Fall noch in die Ferien fällt: ſo hoffe ich wir werden über recht vieles recht ruhig und fleißig mit einander plandern können. Eigentlich alſo wäre das Schreiben gar nicht mehr nöthig, und meine Faulheit konnte ſich aufs herrlichſte beruhigen. Ich bin aber heute zum Unglück gar nicht faul, ſondern es treibt mich ordentlich ohnerachtet der Ungewißheit ob mein Brief Dich noch in Breslau trifft, und Du mußt ſchon aushalten. Bisweilen thut es mir doch leid daß ich nicht mehr im Departement bin, auch deshalb weil ich Deine Amtsthätigkeit ſo hübſch ſtillſchweigend begleiten konnte, und nebenbei doch auch von dem kirchlichen Weſen und Treiben mehr erfuhr als jezt. Dann auch, nun Schwediſch-Pommern preußiſch wird, würde ich mir gern jene Provinz erbeten haben, wo es viel zu thun giebt und wo ich vielleicht manches leichter hätte bewerkſtelligen können, und es auch den Leuten leichter machen. Auch mit Nicolovius auf den ich ſo ſehr viel halte bin ich durch dieſe Veränderung ganz außer Berührung gekommen. In Anſicht der Zeit ſpüre ich fortwährend noch nicht viel Hülfe, was aber großentheils daran liegt daß in den Angelegenheiten der Akademie bis jezt alle Ordnung gefehlt hat, die ich erſt hineinbringen will. Nun nimm dazu daß ich in unſrer Sommerwohnung keine eigentliche Arbeitsſtube haben konnte, da wir zwei Nichten meiner Frau bei uns hatten, ſodaß ich im Anlauf aller Störungen war: ſo wirſt Du begreifen daß ich den Sommer über auch gar nichts weſentliches geleiſtet habe. Ich habe nur theologiſche Moral und Geſchichte der alten Philoſophie geleſen,*) ohne für eines dieſer beiden Collegien ein neues Studium zu machen, an der Ethik habe ich ſo wenig gearbeitet daß es nicht der Rede werth iſt, ich ſtecke noch immer in der Lehre vom höchſten Gut, und was fertig iſt, iſt doch auch noch nicht einmal recht fertig. Mit Bekker habe ich den Dionyſius Halic. geleſen (zum Behuf einer künftigen Rhetorik an die ich ſchon ſtark gedacht habe); aber ganz flüchtig ſodaß ich nichts darüber zu Papier gebracht habe. Dann habe ich angefangen den erſten Band des Platon zum Behuf eines neuen Abdrucks durchzugehen, womit ich noch beſchäftigt bin; ebenſo habe ich ein Paar Abhandlungen die in den Memoiren der Akademie gedruckt ſind überarbeitet, Du kannſt Dein Exemplar davon hier in Empfang nehmen, und einige akademiſche Kleinigkeiten habe ich machen müſſen, für die Leibnitziſche

---

*) Im Sommer 1816. Von dieſem Jahre iſt alſo der Brief.

Sizung die Preisaufgaben*) und jezt eine Abhandlung in der ich dem Sokrates zu vindiciren ſuche, daß er der Vater der Dialektik iſt.**) Nun mußt Du aber auch bedenken daß ich ſeit Anfang Juni den Piſchon***) verloren habe. Ich hatte theils Scheu wieder ein ſolches mißliches Verhältniß anzuknüpfen, theils war auch kein Menſch hier den ich dazu hätte bekommen können, und ſo habe ich alles wieder ſelbſt übernommen, bis auf die untere Claſſe der Katechumenen, wofür ich auch zum Glück ſchon wieder einen braven Candidaten in Beſchlag genommen habe. Bisweilen kann mich dieſe Betrachtung, wie wenig ich gethan habe, ganz mürbe machen, da ich ja noch ſo manches zu thun übrig habe, meine Geſundheit iſt gar nicht ſo ſchlecht geweſen daß ich es auf dieſe hätte ſchieben können; ſondern es giebt mir oft das Gefühl daß ich ſtumpf werde, und daß ich mir vernünftigerweiſe nicht viel Hoffnung mehr machen kann auf eine recht productive Zeit. Das thut mir für viele Arbeiten die noch rückſtändig ſind recht ſehr leid. Dieſe Jeremiaden habe ich Dir voranſchicken wollen, damit wir die Zeit nicht damit verderben wenn Du hier biſt. Noch manches habe ich Dir vortragen wollen worüber ich mich ärgere: doch das ſind größtentheils Berlinismen, über die es doch anmuthig ſein kann ſich gegenſeitig auszuſchütten. Alles gute fangen ſie mit Eitelkeit an und verderben es durch Komödien; alle Welt hält ſich darüber auf, aber niemand hat das Herz ſich thätig dagegen zu opponiren. —

Von den öffentlichen Angelegenheiten ſage ich nichts. Man weiß zu wenig ſicheres darüber. Daß Gneiſenau an den politiſchen Conferenzen Theil nimmt, iſt doch etwas gutes und treffliches. Daß man über die Aufkündigung des Waffenſtillſtandes noch nichts authentiſches hört iſt traurig, und daß man nirgend darüber laut wird, wie erbärmlich die Oeſtreicher agiren die alle ihre Kunſt und Kraft in den vier Wochen des italieniſchen Feldzuges erſchöpſt zu haben ſcheinen. Der rheiniſche Mercur ſoll nun wirklich aufhören: das iſt ein herrliches Zeichen für eine künftige Preßfreiheit! Doch genug. — Mittwoch reiſen wir von hier ab nach dem Alexisbade oder eigentlicher nach dem Harz. Meine Frau iſt auch nicht ganz wohl, und ich denke es ſoll ihr auch ganz gut bekommen. In den erſten Tagen des Septembers kommen wir zurück, und ich wollte daß Ihr dann auch bald kämet. Die herzlichſten Grüße an Wilhelminen und an unſre Freunde.

---

*) W. W. zur Philoſophie I. 19.

**) Ueber den philoſophiſchen Werth des Sokrates. Geleſen in der Plenarſizung der Akademie am 27. Juli 1815.

***) Piſchon ſchied im Jahre 1815 aus ſeinem Verhältniſſe als Hülfsprediger Schleiermacher's und wurde Prediger am Waiſenhauſe.

Gneiſenau an Schleiermacher.

Paris. d. 30. Aug. 1815.

Die Verſpätung meiner Antwort auf Ihr wohlwollendes Schreiben, mein theurer Freund, wollen Sie gutmüthig entſchuldigen. Nicht etwa die Zerſtreuungen dieſer Hauptſtadt, wohl aber andre Beſchäftigungen haben mich davon abgehalten.

Ihre Wünſche in Betreff der hieſigen Bibliothek ſind denen übergeben, die mit der Vindicirung der Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Gegenſtände beauftragt ſind, aber mit keinen großen Hoffnungen des Gelingens von meiner Seite. Wir haben mit vielen Schwierigkeiten dabei zu kämpfen, und während wir auf der einen Seite Gewalt gegen die Franzoſen brauchen, müſſen wir auf der andern verſtohlen gegen unſre Verbündeten handeln. Selbſt unſre deutſchen Landsleute handeln gegen uns.

In der Politik ſieht es ſchlimm aus. Der Kaiſer Alexander will an Frankreich einen Verbündeten ſich erhalten, und darum ſoll ihm nichts geſchehen. Die engliſchen Miniſter fürchten, daß hierdurch ein neuer Krieg ausbrechen könne, und wollen deswegen ebenfalls nicht Provinzen von Frankreich trennen; nur zu einſtweiliger Beſetzung von einigen Feſtungen und zur Contributionsforderung rathen ſie. Oeſtreich buhlt ebenfalls um Frankreichs Freundſchaft, iſt daher unentſchloſſen, und beſorgt daß Rußland ihm zuvorkommen oder ein

Krieg ausbrechen möge. Preußen allein fordert was Recht iſt, ſteht aber allein und nur durch gute Wünſche von den Kleineren unterſtützt. So ſoll demnach das unglückliche Deutſchland ſtets die Gefahren neuer Kriege beſtehen, die Niederlagen durch Verluſte von Provinzen büßen, von Siegen aber keinen Vortheil ziehen. Die ſüddeutſchen Fürſten werden bei einer ſolchen Geſtaltung der Dinge bald gewahr werden, auf welcher Seite mehr Vortheil iſt, und ihren Frieden mit Frankreich ſchnell genug machen. So haben wir zwar die alten Gefahren abgewendet, neue aber uns erfochten. Es iſt im Buche des Schickſals geſchrieben, daß Preußen große Prüfungen beſtehen ſoll: wir müſſen was uns auferlegt iſt mit Standhaftigkeit tragen. Möglich daß wir einſt darüber zu Grunde gehen; wir müſſen unſre Kinder darauf vorbereiten, daß es mit Würde geſchehe, wenn es ſein muß. Doch, das Glück hat ſo oft über uns gewaltet, daß wir ihm auch fernerhin in etwas vertrauen mögen. Gott befohlen, mein theurer Freund; empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und gedenken Sie meiner mit Wohlwollen.

Coblenz, d. 21. Januar 1816.

Eine mir ſich darbietende Gelegenheit flüchtig benutzend will ich Ihnen meinen herzlichen Dank übermachen für den Genuß, den Sie mir durch Leſung Ihrer Schrift verurſacht haben. Jeden Geißelhieb, ich hörte ihn mit höchſtem Vergnügen klatſchen. —

Dem hieſigen Cenſor Görres, deſſen Meinungen ich übrigens nicht zur Hälfte verfechten möchte, hat man nun auch das Schreiben verboten. Es thut mir dies um unſres Namens willen leid, denn das auswärtige Publicum glaubte wahrhaftig, die Preßfreiheit habe auf dem Continent noch ein Aſyl in Preußen gefunden. Uebrigens verliert Görres dadurch eine Einnahme von etwa 10,000 fl. jährlich.

Der engliſche General Wilſon nebſt noch zwei anderen Genoſſen, alle drei von der Oppoſitionspartei, ſind wie man mir aus Paris ſcheinlich zu Lavalette's Entweichung behülflich geweſen; ſie ſind verhaftet, und die brittiſche Regierung wird nicht weiter um ſie ſich bekümmern. Ein ſonderbarer Fall! Es wäre Stoff darin vorhanden für zehn debating Society's.

Sie wollen mich Ihrer Gemahlin gehorſamſt empfehlen und meiner mit Wohlwollen eingedenk ſein.

Schleiermacher an Blanc.

d. 5. Aug. 1816.

Es iſt ſehr großmüthig von Ihnen, lieber Freund, daß Sie zum zweitenmal geſchrieben haben ohne zu ſchelten; ich fühle es auch recht. Wie es zugegangen, wollen Sie wol nicht erſt erklärt haben? Theils habe ich immer gewartet, es möchte etwas geſchehen worüber ich gern ſchriebe; aber der ganze faule Sumpf bleibt ja ſtehen in Staat und Kirche unverrückt, und ein Termin nach dem andern verſtreicht. Theils habe ich auch wieder ſeit dem Mai ab und zu an Magenkrampf gelitten, laſſe mich magnetiſiren, bade, ſoll wenig arbeiten, und ſo wird immer eine Faulheit ärger als die andre. Jezt fange ich endlich an, ſeitdem ich einen ſehr argen Strauß vor ohngefähr 14 Tagen gehabt, mich plözlich bedeutend zu beſſern. Das liebe Rectorat koſtet auch mehr Zeit als nöthig wäre. Und ſo geſchieht denn troz aller guten Vorſäze faſt nichts, als daß ich meine drei Collegia von 6—9 Uhr Morgens abhalte, meine Predigten und Katechiſationen beſorge, und meinen Leichnam pflege. Ich dachte neben dem Collegio meine Ethik fertig zu ſchreiben, aber daraus iſt nun, ohnerachtet ich einen guten Anfang gemacht hatte, nichts geworden. Da haben Sie eine Geſchichte in nuce, die Sie nicht ſonderlich erbauen wird und ſich ſchlecht ausnimmt gegen das friſche und herrliche Leben eines jungen Ehemannes. Doch als Ehemann kann ich mich auch ſehr rühmen, denn es geht nichts darüber wie ſich meine Frau bewährt hat in dieſer trüben Krankenzeit.

Was meine Reiſen betrifft, lieber Freund: ſo ſind Sie leider ganz falſch berichtet. Ich weiß nicht aus welchem Finger Körte ſich das geſogen hat, daß ich zu ihm käme. Er hat es mir wol geſchrieben, ich ihm aber nicht. — Wenn ich kann, lege ich noch eine Abhandlung bei, die mir zwar nicht mehr gefällt, aber da ſie einmal gedruckt iſt mögen Sie ſie auch leſen zur Strafe. Die Sachen ſind wol gut: ſie ſollten nur nicht ſo ſteif geſchrieben ſein; und in der Sammlung meiner vermiſchten Schriften ſoll ſie ſich anders ausnehmen. Gott befohlen. Mein Frauenvolk grüßt; grüßen Sie die alten Freunde, vornämlich aber Ihre Herzgeliebte, die Sie uns doch im Winter einmal bringen ſollten.

---

d. 4. Januar 1817.

Nun die Entſchuldigung des neuen Ehemannes ſoll doch nicht noch immer gelten, nachdem Sie ſich ſchon im April einen alten genannt haben? Damals kam mir's freilich lächerlich vor, wie ſchnell Sie dieſes Prädicat arripirt nur um Ihrer Verſicherung daß Sie ſehr glücklich wären mehr Glauben beizumeſſen. Nun aber muß ich die Richtigkeit des Prädicats ſelbſt anerkennen. — Hauskreuz haben Sie gehabt, ſo höre ich. Nun, das gehört auch zur Sache, und Sie ſind um ſo mehr ein alter Ehemann.

Jetzt würde ich Ihnen wol auch nicht gerade ſchreiben, wenn ich Ihnen nicht die Kleinigkeit über die neue Liturgie ſchicken wollte.*) Ich thue dies, damit Sie ſich nicht wundern, wenn Sie wunderliche Dinge von mir hören. Denn man ſagt allgemein, der König habe ſelbſt, in Compagnie mit Eylert, die neue Liturgie abgefaßt, die er erſt in Potsdam eingeführt hat, dann hier ohne den geiſtlichen Behörden die mindeſte officielle Kenntniß zu geben durch Offelsmeyer in die Garniſonkirche hat einführen laſſen, und hernach durch Cabinetsordre vom 14. Nov. in allen Militairkirchen eingeführt hat.

---

*) Ueber die neue Liturgie für die Hof- und Garniſon-Gemeinde zu Potsdam und für die Garniſonkirche in Berlin, 1816 (S. W. zur Theol. V. 169 bis 216). Vgl. an Gaß S. 137.

Es kann alſo leicht ſein, daß er meinen freimüthigen Tadel ſehr krumm nimmt, und daß es einen harten Strauß giebt. Allein ich konnte nicht anders; alle Welt findet dieſe Liturgie ſchlecht, aber kein Menſch hat das Herz ein Wort zu ſagen. In ſolchen Fällen glaube ich mich ganz beſonders verpflichtet mit dem guten Beiſpiel vorzuleuchten. — Nächſtdem wird jezt von mir ein kritiſcher Verſuch über den Lucas gedruckt, den ich aber nur ſo neben dem Collegio ausarbeite, und der alſo auch erſt ſachte gegen Oſtern fertig wird. An der Ethik arbeite ich langſam und werde ſie wol erſt im Sommer vollenden. Sonſt iſt es mir im vergangenen Jahre eben nicht ſonderlich gegangen: ich wurde beſonders kurz vor der Reiſe wieder ſehr übel, und habe unterwegens erſtaunlich viel gelitten. —

Der Kleinigkeit über die Liturgie füge ich meine akademiſchen Abhandlungen bei, um Ihnen einigermaaßen den Mund zu ſtopfen wegen der Feſtpredigten. Es liegen ſchon ſechs oder acht fertig da, aber es fehlen noch eben ſo viele, und ich kann dabei wenig thun, wenn es nicht Leute giebt die nachſchreiben. Ich denke aber doch im Laufe dieſes Kirchenjahres ſoll das fehlende hinzukommen. Ich habe ja auch die dritte Auflage des erſten Bandes Predigten und die zweite des erſten Bandes Platon ſeitdem beſorgt: das iſt auch für etwas zu rechnen.

Steffens' Stern hat ſich etwas gewendet. Seine Finanzen kommen jezt in Ordnung; wie es aber mit ſeinen übrigen Wünſchen ſteht, weiß ich nicht. Nur ſchreibt mir Gaß, daß er ſeit einiger Zeit mehr Beifall und Anerkennung gewinnt, und ſo wird er ſich ja wol auch eher gedulden.

Auf eine Reiſe nach Berlin müſſen Sie aber doch denken. Es wäre gar zu ſchön, wenn Sie ſo in unſeren kleinen Ferien, 14 Tage vor Oſtern, angeſtiegen kämen. Sie ſind ja ſonſt immer mobil geweſen, und das müſſen Sie ſich nicht abgewöhnen laſſen, weder durch die Frau noch durch das Demobilmachungsedict. Es giebt gar viel zu beſprechen, und das Schreiben iſt gar zu langweilig.

Steffens an Schleiermacher.

Breslau, d. 10. Mai 1817.

Lieber Schleiermacher! es iſt freilich nicht recht daß ich Dir erſt ſo ſpät ſchreibe.*) Dennoch bin ich in der That zu entſchuldigen; denn ich fand hier Geſchäfte, die mich hinderten. —

Ich wünſchte recht ſehr zu erfahren, wie es Dir geht lieber Freund, ob der fatale Nachwinter Dir in Deiner zu früh bezogenen Sommerwohnung nicht geſchadet, wie ich faſt befürchtete? Obgleich ich große Freude gehabt, euch alle nach ſo langer Zeit wieder zu ſehn, ſo kann ich doch nicht genug bedauern, daß ich von Krankheit und Zerſtreuung recht eigentlich zerriſſen war. Mich ſtört dergleichen wie ich glaube mehr wie die meiſten Menſchen. Wie herrlich wäre es geweſen, wenn ich mit Dir einige Tage hätte verleben können, wie die wenigen mit Tieck in Ziebingen. So muß ich befürchten, daß meine Freunde wohl die Luſt und jugendliche Freudigkeit die mir Gott gegönnt hat, kennen gelernt, aber kaum den Ernſt und das ſtille Sinnen, welches doch auch nicht ausgeblieben, und der Wunſch Dir wieder recht nahe zu treten iſt leider doch auch nur zur Hälfte erfüllt. —

Ich bitte Dich, daß Du der freundlichen lieben Gräfin Voß in meinem Namen dankſt für die wohlwollende Aufnahme. Und nun die Hauptſache! Wie haſt Du mich überraſcht mit der Nachricht von Nanny's Verlobung mit dem trefflichen Arndt. Eine Verbindung, die in jeder Rückſicht die vortrefflichſte und glücklichſte genannt werden muß. Es iſt ſchwer zu ſagen, wem man am meiſten Glück wünſchen ſoll. Ich ließ mir gegen Arndt nichts merken, weil er ſich nichts merken ließ; aber hoffentlich werdet ihr es mir nicht übel nehmen, daß ich es hier meiner Frau und Gaß mittheilte; — auf der Reiſe ſchwebte mir die Neuigkeit beſtändig vor und es war als wäre mir ſelbſt ein großes unerwartetes Glück begegnet: denn ich muß Dir es geſtehn, ich habe die Nanny unbeſchreiblich lieb. Gott ſegne ſie. —

---

*) Steffens war inzwiſchen einige Zeit in Berlin geweſen, wie er dies im 8. Bande ſeiner Memoiren beſchreibt.

Schleiermacher an Blanc.

Berlin, d. 26. Mai (1817).

Ich ſchreibe Ihnen ſobald ich kann, lieber Freund, um mich recht ernſtlich über unſern Freund Bekker zu beklagen. Denn am Leibe habe ich freilich mancherlei gelitten, und rechne auch noch gar nicht darauf, daß das ſobald anders werden wird. Aber was er auf meine arme Seele gebracht hat, begreife ich nicht. Die Leiden des Leibes haben ſie nicht ſonderlich angegriffen; denn nach den ärgſten Schmerzen am Mittag und Abend habe ich doch am andern Morgen immer wieder meine drei Collegia von 6—9 Uhr geleſen, und ſonſt doch noch immer ein weniges gethan. Was aber die widerwärtigen Menſchen betrifft: ſo finde ich das wirklich gar nicht anders als es immer geweſen iſt. Ich halte die Ohren ſteif, und nehme meine Stellung ſo gut ich kann, und wenn ich ehrlich ſein will, muß ich geſtehen, daß ſich niemand recht dreiſt an mich wagt ſondern ich recht ungefährdet mein Weſen treibe; was die Leute aber hinter meinem Rücken reden und anſtellen, das hat mich nie viel gekümmert, und kümmert mich auch noch immer nicht. Ich ſchone ſie dafür auch nicht, und rechne immer darauf daß ſie meine ſpitzigen Reden wieder erfahren. Das iſt der alte Krieg, der geht immer noch ſeinen Gang, und wird auch wol ſobald nicht aufhören. Dafür nimmt die Freude im Hauſe immer zu, die Kinder gedeihen friſch und fröhlich Gott ſei Dank, die Frau wird, in meinen Augen wenigſtens, und darauf kommt es doch an, täglich liebenswürdiger; im Juli kommt ſie einmal wieder in Wochen, und da iſt alſo mit Gottes Hülfe neue Lebensfreude zu erwarten. Kanzel und Katheder gehen auch noch ihren Gang, natürlich nicht immer gleich, manchmal bin ich beſſer im Zuge und ſpüre mehr Segen, dann kommen wieder dürftigere Zeiten, aber ich denke das geht wol jedem ſo. Das einzige iſt denn daß ich anfange die Segel einzuziehen mit litterariſchen

Projecten, und fürchte, daß ich manches nicht zu Stande bringen werde was ich gern möchte. So iſt mir die Ethik dadurch, daß ich ſo oft habe wieder davon gehen müſſen, faſt ſchon zuwider geworden; ich ſehe ich müßte ihr ein Jahr hintereinander alle meine freien Stunden widmen, wenn ich ſie ſo wie ich eigentlich wünſche zu Stande bringen ſollte, und dazu ſehe ich bei ſo viel anderen Obliegenheiten, die ſich von ſelbſt immer wieder herausfinden, die Möglichkeit nicht. Jezt habe ich zwei Bände des Platon revidirt und ſehr genau durchgearbeitet für einen neuen Druck, und an den dritten gehe ich jezt. Dabei habe ich wieder ein kleines Pamphlet über die Synodalverfaſſung*) in der Arbeit, worin ich wieder auf die mildeſte Weiſe zu zeigen ſuche, wie ungeſchickt die Sache angelegt iſt. Zum Theil trifft das nun wieder die allerhöchſte Perſon. Wie dieſe ſich eigentlich über meine liturgiſche Schrift geäußert hat, darüber weiß ich nichts authentiſches; ich habe das auch gehört was Sie anführen, aber ich kann es nicht verbürgen. Eine neue Liturgie für die Domgemeinde hat er allerdings gemacht, die im weſentlichen ganz daſſelbe iſt, die Gebete alle hintereinander mit Chören dazwiſchen, und die Predigt hinterdrein. Das Domminiſterium ſoll noch gegen dieſe Anordnung und gegen einige Einzelheiten proteſtirt haben, wovon ich aber nichts näheres weiß. Der alte Sack thut eigentlich was man von ſeinem Alter und ſeinem einmal etwas feinen Weſen nur gutes erwarten darf, und ich glaube daß er zu einem höhern Grade von Feſtigkeit nicht möchte aufzurütteln ſein, ſonſt läßt es wol Eichhorn nicht daran fehlen. — Was ich von De Wette halte, das werden Sie wol am beſten aus meiner Zueignung vor dem Lucas ſehen. Er iſt freilich ſehr neologiſch, aber er iſt ein ernſter gründlicher wahrheitsliebender Mann, deſſen Unterſuchungen zu wirklichen Reſultaten führen werden, und der vielleicht auch für ſich ſelbſt noch einmal zu einer andern Anſicht kommt. Da er ſo mannigfaltig verläſtert und verklatſcht wird: ſo habe ich es für meinen Beruf gehalten auch hier den Handſchuh aufzunehmen. Sie werden denke ich auch daraus ſehen, daß das Herz noch friſch iſt. Deshalb aber thut es immer wohl von den Freunden Liebe und Treue zu vernehmen; denn das erhält eben friſch. — Ich habe es zu ſpät erfahren, daß Bekker Ihnen kein Exemplar des Lucas mitgenommen hat; nun habe ich keines mehr, und muß Sie vorläufig Ihrem Schickſal überlaſſen. Daß es ſchlecht geſchrieben iſt, weiß ich; aber über die Sache möchte ich gern Ihre Meinung hören, ſobald Sie ſich hinein und durchgearbeitet haben. An die Apoſtelgeſchichte*) bin ich bis jezt noch nicht gekommen, und weiß auch noch nicht, ob ich ſie dieſen Sommer werde zwingen können.

---

*) Ueber die für die proteſt. Kirche des preuß. Staats einzurichtende Synodalverfaſſung. Einige Bemerkungen vorzüglich der proteſt. Geiſtlichkeit des Landes gewidmet, 1817. (S. W. 1. Th. V. 219—296).

Wie wenig es mit dem Briefſchreiben iſt, das weiß ich recht gut, und wünſche eben deshalb ſehr, daß wir uns einmal ſähen. Ich will Ihnen aber nicht ſehr zureden herzukommen; denn ich habe jezt eben erſt an Steffens geſehen, wie wenig Ausbeute das giebt. Was dies Jahr aus meinen Reiſen werden wird, weiß ich noch nicht. Laſſen mir die Synoden Zeit, und die Umſtände Geld: ſo mache ich eine Reiſe nach Schwaben. Muß ich mich aber auf kürzere Zeit einſchränken: dann gedenke ich eine Fußreiſe in den Thüringer Wald zu machen, und das wäre ſehr ſchön wenn wir da zuſammentreffen könnten. Vierzehn Tage ſollten Sie wol einmal Ihr Amt unterbringen und Ihre Frau im Stich laſſen können. Denken Sie nur ernſthaft daran: ſo wird es ſchon gehen.

(Juni 1817).

Arndt war noch hier als Ihr Brief ankam, und hat Ihren Gruß empfangen; aber geſtern iſt er über Leipzig gereiſt. Wenn er alſo nicht etwa ſeinen Rückweg zur Hochzeit über Halle nimmt:

---

*) Den beabſichtigten zweiten Theil der Unterſuchungen über die Schriften des Lucas.

wird er ſein Verſprechen wol nicht halten. Was die Fußreiſe betrifft: ſo wird es damit ſchlimm ausſehen; denn Ende Auguſt ſollen die Synoden zuſammenkommen und Mitte September Arndts Hochzeit ſein; hernach aber iſt es doch zu Fußreiſen faſt zu ſpät. Gern hätte ich Ihnen meine Paar Bogen über die Synodalverfaſſung gleich mitgeſchickt; allein ſie werden erſt in einigen Tagen fertig; und da Sie mir noch ein Wort über den Lucas ſchuldig ſind: ſo ſehe ich auch keine Nothwendigkeit mich zu übereilen. — Ich habe gar keine Zeit, und mache mir auch nichts daraus daß in dieſem Briefe nichts weiter ſteht, da es Ihnen doch wenigſtens kein Geld koſtet und in der ſchönſten Verwirrung des Ziehens geſchrieben iſt. Wir ziehen nämlich heute aus einer Thiergartenwohnung, in der wir es nicht aushalten konnten vor Hize und Zug, wieder in die Stadt zurück, nämlich in Reimers Haus, wo wir ohnedies vom Winter an wohnen werden, und wo wir auch jezt einen großen Garten zu unſrer Dispoſition haben. Aber die Verwirrung iſt gründlich, und ich bin noch auf kein Collegium präparirt, und habe um 6 Uhr Morgens zu leſen. Alſo leben Sie wohl, und nehmen Sie nur noch die ſchönſten Grüße mit. —

Berlin, d. 2. Auguſt (1817).

Wollen wir nun Ernſt machen, lieber Freund? Da die Synoden auf den 21. Sept. verlegt ſind und Arndt auch ſeine Ankunft etwas ſpäter angeſezt hat: ſo gewinne ich Raum zu einer kleinen Reiſe, und die will ich anſtellen, weil ich das noch faſt gar nicht kenne, ins Thüringer Waldgebirge. Können und wollen Sie mit, was mir ganz außerordentlich erfreulich wäre; ſo holte ich Sie in Halle ab, und wir machten uns, aber ohne langen dortigen Aufenthalt, auf den Weg. Mein Sinn aber iſt dabei ganz vorzüglich auf eine Fußreiſe geſteuert, und ich rechne auch ſehr auf Ihren geognoſtiſchen und mineralogiſchen Unterricht. Es fragt ſich alſo zunächſt, ob Sie ernſtliche Luſt haben, und ob Sie ſich von Ihren Geſchäften und

Ihrer Frau trennen können. Für die Geſchäfte müſſen ja wol Dohlhoff und Nienäcker Ihnen und mir zu Liebe ſorgen. Was Ihre Frau Gemahlin betrifft: ſo wäre es freilich ſchön ſie mitzunehmen, wenn es ihr Freude machte und ſie mit uns fort könnte. Ich komme mit meinem Wagen, und dachte den eigentlich in Gotha oder Rudolſtadt, oder von welcher Seite wir zuerſt in das Gebirge hineingingen, ſtehen zu laſſen, ſo daß wir uns ganz auf unſre Beine und des Himmels Gunſt verließen. Iſt aber Frau Blanc geſonnen mitzureiſen, und kann ſie wenigſtens wo es darauf ankommt Berge beſteigen und Thäler durchwandern: ei nun, ſo richten wir uns dann anders ein, und fahren überall wo es möglich iſt. Mein Wagen wird ſeine Dienſte nicht verſagen, und wir müſſen uns dann nur den Beutel etwas beſſer ſpicken. Aber liebſter Freund, laſſen Sie mich recht bald Ihre Entſchließung wiſſen. Denn wenn Sie nun leider nicht könnten: ſo ſuchte ich mir einen anderen Reiſegefährten auf. Aber bedenken Sie ſich recht, denn es wird uns ſo gut nicht wieder geboten. Nur kommen Sie mir nicht etwa mit dem Vorſchlag, ſtatt des Thüringer Waldes den Harz zu beſuchen. Den habe ich zweimal bereiſet, und vor der Hand genug an ihm ſo ſchön er auch iſt. Es fehlt ja auch dem Thüringer Walde nicht an Reizen für Ihre Frau, wenn ſie mit will. Die Wartburg, die Gleichen, die Liebenſteiner Höle, Wilhelmsthal müſſen auch aller Ehren werth ſein.

Wie ſteht es nun bei Ihnen mit den Synoden? Wir Reformirte hier (was das Domminiſterium gethan hat, wiſſen wir indeß noch nicht) haben uns für die Vereinigung mit den Lutheranern erklärt unter folgenden Bedingungen, 1. daß die Lutheraner auch hierüber befragt würden. (Dies hatte nämlich unſer Conſiſtorium gar nicht für nöthig befunden, wodurch die Sache das Anſehn bekam, als ob die lutheriſchen Synoden als ſolche ſchon von ſelbſt beſtänden und wir uns nur hineinſchieben könnten. Auf unſre Vorſtellung indeß hat es ſich nun doch bequemt). 2. daß für alle übrigen Verhältniſſe die reformirte beſondre Superintendentur bliebe (welches nach dem ſchwankenden Ausdruck des Entwurfs zweifelhaft ſcheinen konnte). 3. daß in den hieſigen Synoden (von denen es noch nicht entſchieden iſt, ob es eine oder mehrere werden) entweder das Präſidium zwiſchen reformirten und lutheriſchen Superintendenten wechſeln, oder jede Synode ſich ſelbſt einen Präſes wählen ſolle. Ich würde Ihnen hierüber, weil doch ein zuſammenſtimmendes Handeln ſehr zu wünſchen iſt, eher Nachricht gegeben haben, wenn ich mich nicht darauf verlaſſen hätte, daß Dohlhoff ſie doch durch Marot oder Pauli bekommen würde. Wenn man ſich nur überall recht beſtimmt gegen den kirchlichen Deſpotismus erklärt, der durch die Generalſuperintendenten ſoll eingeführt werden. Ich fürchte ich habe mich hierüber in meinem Büchlein zu ſchwach und gelinde ausgedrückt und werde noch viel mündlich nachzuholen haben. Wenn wie ich vermuthe Ihre Synoden auch erſt Ende September ſind: ſo können wir uns unterwegs noch viel über dieſe Dinge beſprechen. Sie glauben nicht wie ich mich darauf freue; geben Sie mir alſo ja keinen Korb und empfehlen Sie mich Ihrer Frau zu einer günſtigen Entſcheidung auf eine oder die andre Art. Iſt ſie ſchnellen Entſchluſſes: ſo braucht ſie ja, ob ſie mitreiſen will, erſt zu entſcheiden, wenn ich da bin, mich ihr ehrerbietigſt vorgeſtellt habe, und ſie mich darauf angeſehen hat, ob ſie wol mit mir auszukommen gedenkt. Nochmals bitte ich um recht baldige Antwort.

Montag, d. 15. Sept. (1817).

Schon am Dienſtag wollte ich Ihnen ſchreiben, lieber Freund, aber im Tumult iſt es doch unterblieben. Gleich die erſten beiden Poſtillons fuhren ſo vortrefflich, daß ich die Hoffnung faßte, ich könnte doch noch Montag Abend ankommen. Indeſſen mußte ich freilich eine tüchtige Stunde warten, und hernach entdeckte ſich noch, daß in Halle der Wagenſchlüſſel liegen geblieben war, und ich mußte einen neuen kaufen. Wegen dieſes Aufenthalts wurde ich hernach von allen Poſtmeiſtern geſcholten, daß ich ſo ſpät käme, und ſo war ich wirklich Montag noch vor Mitternacht vor dem Hauſe. Arndt war ſchon hier, und mit ſeinem Schaz noch auf, und ſo gelang es denn ziemlich bald auch ins Haus zu kommen. Meine Frau, die ſich ſträflicherweiſe unlängſt gelegt, ſtand wieder auf, Thee wurde gemacht und Eſſen herbeigeſchafft, weil ich erzählte ich hätte den ganzen Tag nur von zweimal Kaffee gelebt, und ſo trieben wirs noch bis zwei Uhr. Am folgenden Morgen wurde die Specialrevue abgenommen und fiel ganz gut aus — nur beim Schuſter nicht, welcher behauptet ich hätte falſche Schuhe mitgebracht, und ich ſchließe daher daß die Frauen ihre Schuhe mit eingepackt haben. Bei mir fand man überdies ein Paket Taback zuviel. Die Schuhe ſind ein ſchlimmer Artikel, und brauchten wir bald einen dienſtfertigen Reiſenden, der jedem das ſeinige wieder zuführte. — Wollen Sie nun nur keine Revue abnehmen von der Zeit die ich ſchon hier zugebracht: die iſt ganz rein verkrümelt. Es thut mir ſehr leid, allein bei dem häuslichen Zuſtande war es kaum anders möglich. Die Reformationsrede iſt noch nicht ſo reif, daß ich anfangen könnte zu ſchreiben, und doch wage ich nicht mich dazwiſchen in eine ordentliche Arbeit einzulaſſen. Ich ſize alſo und warte auf die noch fehlende Inſpiration, und habe nun indeß Zwingli's Leben von Heß und Marheineke's Reformationsgeſchichte geleſen. Die lezte gefällt mir beim ordentlichen Leſen weit weniger als beim erſten Blättern. Es iſt doch gar zu wenig eigentliche Compoſition darin, und in den Auszügen wiederum zu viel fremdartiges mit aufgenommen. Das politiſche und literariſche iſt faſt ganz vernachläſſigt; und im Stil iſt auch der gute Verſaz ſich dem volksthümlichen anzunähern auf der einen Seite ins abenteuerliche hinaufgetrieben, auf der andern nichts weniger als treu gehalten. Das erſte Buch iſt auch höchſt oberflächlich und würde ohne den literariſchen Anhang von Uſteri faſt gar keinen Werth haben.

Dienſtag. Eines iſt nun vorbei, nämlich geſtern Abend iſt das Kind getauft; übermorgen folgt nun das Andre, die Hochzeit. Dann ſoll es ernſtlich an die Rede gehen, die ſich wol eher geſtalten wird, wenn ihr dergleichen nichts mehr im Wege ſteht. Gepredigt habe ich am Sonntag auch ſchon wieder, und den abgeriſſenen Faden der

Philipper wieder angeknüpft; die Rectoratsgeſchäfte habe ich mit Nicolovius' Bewilligung auf Schmalzens Nacken liegen laſſen, der ſich damit ergözt, da ſie mir ſehr läſtig würden geworden ſein.

Unſern alten Biſchof habe ich bald nach meiner Rückkunft geſprochen; er war entſchloſſen weder am Reformationsfeſt öffentlich zu reden (doch wollte er etwas darüber in Druck geben) noch auf der erſten Kreisſynode zu erſcheinen, wenn nämlich nicht noch etwas beſtimmteres über die Verhandlungen vorher erſchienen. Es ſcheint übrigens entſchieden zu ſein, daß nur Eine Synode in Berlin gebildet wird; ob der Präſes derſelben aber gewählt oder vom Miniſterio ernannt werden wird, weiß ich noch nicht. Einige ſagen auch, Ribbeck und Hanſtein als Generalſuperintendenten wollten ſich ſelbſt vom Präſidio der Kreisſynoden ausſchließen; doch weiß ich das nur als Gerücht. Dann würden wol die Wahlen zwiſchen Hecker und Küſter ſchwanken; beide werden zu ſchwach ſein, um die Verſammlung wenn ſie lebendig wird zu regieren. Ehe ich hiervon abbreche, lieber Freund, wiederhole ich noch den Wunſch, daß wir über dieſe wichtige Angelegenheit uns in möglichſt genaue Mittheilung ſezen mögen; ich wenigſtens will meinerſeits dazu thun was irgend möglich iſt. — Der alte Biſchof, von dem ich wieder abgekommen, hat in den lezten Tagen kurz hintereinander zwei jedoch nicht eben bedeutende apoplektiſche Anfälle gehabt. Ich beſorge indeß doch, daß ihn uns dieſe bald rauben, und ich fürchte davon üble Folgen. Denn eine Art von Scheu hat der König doch noch immer gehabt vor ſeinem alten Lehrer, und ich fürchte daß eigenmächtigere Maaßregeln, um auf die verkehrte Weiſe die gewünſchte Einigung herbeizuführen, bald genug erfolgen werden. Dabei ſehe ich es als eine glückliche Fügung an, daß ich mein Haus ſchon geräumt habe, und mir dadurch ſchon um etwas erleichtert iſt, wenn es Noth thut meine Predigerſtelle niederzulegen. — Ueber die Maſſenbachiſche Angelegenheit werden Sie nun die amtliche Erklärung geleſen haben; ich füge noch hinzu was in derſelben leider nicht geſagt iſt, daß ſeine Arreſtation auf einem Beſchluß des Staatsraths und zwar einem ganz einſtimmigen erfolgt iſt. Warum er übrigens von Süſtein nach Colberg geſchleppt iſt, begreife ich auch nicht. Wegen Kretſchmanns kann man ſich wie es ſcheint eben ſo gut rechtfertigen. Er hat nämlich den Fürſten zu Handlungen verleitet, in denen er ſich die Souveränetät angemaaßt und die Landeshoheit des Königs gröblich verlezt hat. Die Regierung verdient übrigens alle dieſe Mißdeutungen reichlich durch ihr hartnäckiges Verabſcheuen der Preßfreiheit.

d. 13. October (1817).

Indem ich Ihnen mit K. die Dogmatik und die Schuhe ſchicke, ohne Ihnen jedoch die Dogmatik in die Schuhe zu ſchieben, kann ich nur mit ein paar eiligen Zeilen Ihnen für Ihre Sendung danken. — Schon in der Zeitung habe ich mich gewundert, daß Ihre Synode in ſo wenigen Stunden fertig geworden iſt, und war begierig zu hören, wie Sie das angefangen. Nun merke ich freilich, daß Sie den Synodalentwurf nicht ſo genau durchgenommen, wie ich wenigſtens von einer ſolchen Synode erwartet. Ein paar Punkte thun mir beſonders leid, nämlich daß Sie nicht dagegen proteſtirt, daß die Superintendenten allein die Provinzialſynode bilden, und daß Sie nicht beſonders bevorwortet, daß zu dieſer die Profeſſoren der Theologie zugezogen werden ſollten. Man darf doch die Facultäten nicht ſo ganz von der Kirche trennen, auf die Generalſynode werden hoffentlich wenigſtens Deputirte von ihnen berufen, allein dieſe müſſen ſehr wenig unterrichtet ſein, wenn ſie nicht auf den Provinzialſynoden geweſen. Ich wünſchte, daß von jeder Univerſitätsſtadt dieſe Petition einkäme. — Bei uns iſt denn auf einer vom Conſiſtorio unter Heckers Präſidium veranſtaltete allgemeine Verſammlung die Vereinigung der ganzen deutſchen berliniſchen Geiſtlichkeit zu einer Synode beſchloſſen, und ohnerachtet ich in der Minorität war, bin ich doch hernach mit einer bedeutenden Stimmenmehrheit zum Präſes gewählt worden. Aber unſre Verſammlung iſt bis zum 11. Nov. ausgeſezt, weil faſt alle glaubten bis zum Reformationsfeſt keine Zeit zu haben. Nun können wir außer dem Synodalentwurf auch noch die Königliche Aufforderung zur Union in Berathung ziehen. Was ſagen Sie denn zu dieſer? Der gute König will die Sache gar zu ſehr übereilen. Einen Schritt hatten wir ſchon ehe dieſe Botſchaft erſchien beſchloſſen, nämlich eine gemeinſchaftliche Communion am Reformationsfeſte, wobei Brod gebrochen wird, und rein bibliſche Worte zur Diſtribution gebraucht. Ueber dieſen Schritt ſoll hernach eine öffentliche Erklärung an die proteſtantiſche Kirche gedruckt werden. Doch dies laſſen Sie noch unter uns bleiben.

Meine Reformationsrede iſt noch in weitem Felde; einmal habe ich zwei Seiten geſchrieben, und ſeitdem bin ich nicht wieder dazu gekommen. Ich werde nun als Präſes auch die Synodalpredigt zu halten haben, und bin alſo recht mit Feierlichkeiten überſchüttet — ganz gegen meinen Wunſch und meine Natur. Auch die Todesanzeige *) unſres ſeligen Biſchofs habe ich müſſen aus meiner Feder fließen laſſen. Nun Gott befohlen. Grüßen Sie alle Freunde auf das herzlichſte.

Steffens an Schleiermacher.

Breslau, d. 15. October 1817.
(Aus einer Reiſeſchilderung.)

— In München blieben wir fünf Tage. Wie freute ich mich hier, nach Verlauf von funfzehn langen Jahren Schelling wieder zu ſehen. Lieber Schleiermacher! Euch beiden verdanke ich ſo unendlich viel, o! möchtet Ihr Euch beide wechſelſeitig ganz erkennen. Mit Schelling iſt es eine eigne Sache, wir ſahen ihn wachſen, ſich entwickeln und das Publikum ſollte eine jede Stufe ſeiner Entwicklung theilen. Manches erſchien mir deſto gewaltſamer, je unreifer es war. Aber ich habe mir nie verhehlen können, daß eine große, ja gewaltige Natur und ein durchaus redliches und rückſichtsloſes Streben ihn aus-

---

*) Wir theilen ſie in den bisher ungeſammelten Schriften Schleiermacher's mit.

zeichnet. Das Geſtändniß, was ich ihm geweſen bin und wie er auch nur zu mir ein ſo volles Zutrauen hatte, daß er ſeine jetzigen Anſichten nur mir anvertrauen konnte, daß er ſonſt ganz allein ſteht in ſeiner Umgebung, hat mich um ſo mehr erſchüttert, weil ich ſeine großartige Wahrhaftigkeit kenne. Er hat ſich, und zwar nicht durch einen Sprung, ſondern naturgemäß und klar zu einem tiefen, rein geſchichtlichen Standpunkt durchgearbeitet und ſein Weltalter *) wird, irre ich nicht, ein höchſt merkwürdiges Gegenſtück zu Deiner Ethik bilden. Er iſt außerordentlich fleißig und ſeine tiefe Gelehrſamkeit wird ſelbſt von ſeinen Feinden anerkannt. In München fand ich viele Bekannte. Unter den merkwürdigſten, deſſen perſönliche Bekanntſchaft ich jetzt erſt machte, obgleich ich früher mit ihm correspondirte, iſt Franz Baader. Seine Augen ſind groß, hell und von einer durchdringenden, ja erſchütternden Tiefe, aber ſein Geſicht hat dennoch etwas, was man, wenn man nur ſeine Schriften kennt, gewiß nicht erwarten ſollte, etwas von einem geglätteten, erfahrenen Hofmann. Er ſpricht unaufhörlich, ja ſein Geſpräch wird läſtig; dennoch, wenn man ſich darin ergiebt, wird man von ſeiner geiſtreichen Art überraſcht. Die Worte ſcheinen ihm faſt bewußtlos und ohne Anſtrengung aus dem Munde zu fallen und dennoch, wenn man ſie aufhebt, ſind ſie nicht ſelten voll unergründlicher Tiefe. Im Sprechen iſt er eben ſo gewandt, wie ungelenk im Schreiben. Er iſt voll geiſtreicher Einfälle; ſodaß es unmöglich iſt, ſich alles zu erinnern. Einer gefiel mir ſehr. Von dem alten Göthe, wie er jetzt iſt, ſagte er: Er ſey die Henne, die das Zeitalter ausgebrütet hat, es ſeien aber unglücklicherweiſe Enten, und nun, da die Jungen friſch und fröhlich herumſchwimmen, ſtehe die alte Henne gluckſend und ſchreiend am Ufer und könne ſich gar nicht zufrieden geben. Aehnliche Einfälle folgten wie ein Blitz aufeinander. Er lebt bei München ganz ſtille, geht aber alle Vormittage nach der Stadt herein, genau um 12 Uhr, um Freunde abzuſuchen und ihnen einige

---

*) Gemeint ſind „die Weltalter,“ zu deren Druck er damals zweimal anſetzte und von denen wir jetzt in der Geſammtausgabe ſeiner Werke Bruchſtücke erhalten haben.

Stunden lang vorzureden; trifft er keinen, ſo ſucht er den erſten beſten auf der Straße auf, dem er mit unglaublicher Geläufigkeit die geheimnißreichſten und tiefſten Dinge anvertraut. So führt er gleichſam ein öffentliches Leben, wie die alten griechiſchen Philoſophen auf den Straßen von Athen. Leider iſt er aber ſo betriebſam, wie tief, und ſeine irdiſche Geſchäftigkeit ſo verworren wie die geiſtige. Seine ökonomiſche Lage iſt daher ganz zerſtört und zwei Welten ohne Verbindung ſtören ſich, trüben ſich in ihm in ſtetem Widerſpruch. So iſt er in manche Unternehmungen, manche Verbindungen gerathen, die ſein Inneres zerrütten. Dahin gehört beſonders ſeine Verbindung mit vornehmen Ruſſen, ſeine Hoffnung, daß Kaiſer Alexander der Religion aufhelfen ſoll, ſeine Anſicht, daß die griechiſche Religion ein drittes bewegliches Moment abgeben müßte, um den ſtarren Gegenſatz zwiſchen Proteſtantismus und Catholicismus flüſſig und dadurch lebendig zu machen, ſeine Verbindung mit Stourdza, mit den franzöſiſchen Myſtikern, mit dem Magnetismus, ſeine Neigung zu frevelhafter Zauberei. Wenn er davon anfängt, wird es einem wahrhaft unheimlich zu Muthe, und kurz ich traue ihm nicht. Ich liebe den hellen Tag, mir ſchaudert vor allem Finſteren, Nächtlichen, und um das Chriſtenthum zu befördern, mag ich mich weder mit dem Teufel noch mit Kaiſer Alexander verbinden.

Ein andrer war Jacobi. Er iſt von meiner letzten Schrift ganz eingenommen. Er trägt ſie immer mit ſich herum, er hat ein ganzes Heft von Noten und Bemerkungen darüber ausgearbeitet, er lieſt ganze Stellen daraus ſeinen Freunden und Bekannten vor. Auch hatte er, obgleich ich nie mit ihm in Verbindung war, mir einen ſehr freundlichen Brief in dieſem Sommer geſchrieben. Ich ſah ihn oft und obwohl die Zuneigung und der Beifall eines ſo merkwürdigen Greiſes mich nothwendig rühren mußte, ſo muß ich doch bekennen, daß ſein Erſcheinen in der Mitte zweier veralteter Schweſtern, die ihn auf eine ernſtliche Weiſe beherrſchen, mir keineswegs erfreulich dünkte. Er hat ein ſchönes, zartes Geſicht. Aber ſeine Geſelligkeit iſt mir zu fein, ſein Geſpräch zu unbedeutend und eine ſehr geringe Sorte

Eitelkeit bricht aus allem zu klar hervor. Auf mich macht es einen viel angenehmeren Eindruck, wenn ein alter Denker ſtarr, als wenn er breiweich wird. Seine Schweſter Lene ſchien mir feſter, männlicher und auf jeden Fall bedeutender wie er. Ich ſah ihn faſt alle Tage. —

So habe ich in dieſem Jahre ſo viele Freunde und theure Menſchen begrüßen können. Mit Tieck lebte ich acht ganze Tage, mit Schelling in der kürzeren Zeit doch viel ſchöne Stunden. Nur Dich, lieber theurer Freund! der Du mir doch wahrlich wie irgend einer der Herrlichſten in der Welt nahe ſtehſt, habe ich nur flüchtig begrüßt. Sollte es denn gar nicht möglich ſein, daß wir uns bald einmal recht ruhig und einſam ſehen, recht innig und traulich wieder zuſammenfinden könnten? Es iſt mir ſo wichtig, ja nothwendig. —

Schleiermacher an Blanc.

Berlin, d. 6. Dec. (1817).

Wenn ich Ihnen von unſeren Synodalverhandlungen ſchreiben ſoll: ſo müßte ich Ihnen eigentlich gar nicht ſchreiben; denn erſtlich iſt es verboten, und zweitens ſind ſie noch nicht zu Ende. Ich hoffte Mittwoch ſollte die lezte ſein; allein es ſind noch neue Dinge zur Sprache gekommen, oder vielmehr alte wieder aufgewärmt worden, ſodaß ich nun gar nicht dafür ſtehen kann, wie lange es noch dauert. Mit dem Synodalentwurf ſind wir übrigens längſt fertig, und nur deswegen noch activ, weil das Conſiſtorium uns ausdrücklich aufgetragen hat, alles was zur Unionsſache gehört mit in Berathung zu ziehen, und nun ſind die Leute auf die lieben externa gerathen, und ich weiß nicht wie bald ſie ſich davon loswickeln werden. Sie ſehen daraus, daß die Unionsſache keinesweges eingeſchlafen iſt: ſie iſt nur bei uns durch den Befehl, daß der neue Ritus ſchon in allen Kirchen abwechſelnd gebraucht werden ſoll, ſo übergeſtürzt, daß man nicht gleich weiter kann, ſondern erſt die Schnizer gut machen muß. Nämlich es communiciren nun, da es auch gar nicht mehr das Anſehn einer Religionsveränderung hat, viele Lutheriſche bei den Reformirten, und da wir nun für die parochialpflichtigen Handlungen, Taufe und Trauung, keinen anderen Maaßſtab haben, als die Communion: ſo leiden die Lutheraner, und es fängt an, ihnen beſorglich zu werden wie weit das gehen könne. Ein Interimiſticum (da man doch die Gemeinen nicht eher ganz zuſammenſchmelzen kann bis der neue Ritus ganz allgemein iſt) fängt an dringend nothwendig zu werden; aber ich habe erklärt, ich hielte es für zu dringend, als daß es den langſamen Weg der Synodalverhandlungen durch die Provinzialſynode gehen könne, ſondern dieſes Interimiſticum müſſe durch die Behörden gegeben werden. Sie haben den Fehler gemacht, dieſen königlichen Gedanken ohne Widerſpruch durchgehen zu laſſen: mögen ſie ſich nun auch herauswickeln — fiat justitia, pereat mundus. Was unſre Verhandlungen über den Synodalentwurf betrifft: ſo ſind ſie im ganzen gut ausgefallen, nur mußte freilich bei uns alles milder ausgedrückt werden als es andre Synoden gethan haben. Und ich konnte mich darüber um ſo eher beruhigen, da ich ſchon ſo manche Verhandlungen aus unſerem Conſiſtorialbezirk kenne, welche in demſelben Sinne wieder vorher aufgetreten ſind. Warnen aber möchte ich noch vor der Erlaubniß die wir unſerem Scriba ertheilt, das Protocoll zu Hauſe auszuarbeiten. Er thut es mit großem Fleiß; aber es bekommt faſt unausbleiblich eine minder kräftige Geſtalt, und es kann doch auch bisweilen Gefahr eintreten, daß nicht genau das ausgedrückt wird was gemeint geweſen iſt. Nebenbei ſchicke ich Ihnen zwei Exemplare unſerer Univerſitätsſecularfeier, worin denn auch meine Rede ſteckt. Sie müſſen aber das Latein derſelben nicht mir allein zuſchreiben, ſondern den lezten Puz daran hat Boeckh gemacht. Indeß hoffe ich allmählig doch auch in das Schreiben hineinzukommen, da es nun wol öfter Noth thun wird. Was Sie zu meiner Rede ſagen werden, gegenüber Schuckmann, Nicolovius und Hanſtein gehalten, bin ich neugierig. Buttmann, (ſagt) die Geiſtlichen — denn die ganze Geiſtlichkeit faſt war zugegen — hätten ſehr vergnügt dazu ausgeſehen, wie die kleine Kaze ihnen eine Kaſtanie nach der andern aus dem Feuer geholt habe. —

Berlin, d. 21. Febr. (1818).

Da haben Sie etwas! was werden Sie nur dazu ſagen? Viele Leute behaupten, Schmalz wäre milde behandelt gegen Ammon. Aber dieſer erſcheint mir auch offenbar heuchleriſch und boshaft. Denn eine ſolche Art einzulenken, und dabei zu verſichern man wäre ſeinen Principien treu geblieben, iſt nicht ehrlich. Und ſeine Ausfälle auf hier ſind offenbar boshaft. Wobei Sie noch bedenken müſſen, daß er vor nicht gar langer Zeit ſich mündlich und ſchriftlich erboten hat zur Union mitzuwirken. Dies habe ich, weil es eine Privatmittheilung iſt, nicht benuzen wollen, aber doch darauf angeſpielt, ſo daß er ſelbſt es merken wird. Kurz ich habe das beſte Gewiſſen. Neugierig bin ich aber doch was er machen wird, wenn er ſich von dieſem Schlage beſinnt. Es wird Ihnen nicht entgehen, daß mein lezter Monolog darauf angelegt iſt, ihn von einigen weitläuftigen Proceduren abzuhalten, die ihn zu nichts führen könnten, mir aber doch jezt ungelegen kämen, weil ich andre Dinge zu thun habe.*) Auch habe ich mich nicht enthalten können, denen Leuten, die uns die Unionsſache verderben durch ihre abgeſchmackte Maaßregeln, einen Wink zu geben, daß ſie nicht etwa denken, ich habe es um ihrer grauen Augen willen gethan, und ich würde ihnen auch gelegentlich die Kaſtanien aus dem Feuer holen. Hanſtein war ſehr geſpannt auf die Schrift; er hat ſie nun, hat aber noch kein Wörtchen hören laſſen, wahrſcheinlich weil er ſeinen Text auch drin gefunden hat. Doch nun genug davon. —

Daß der Harms mit davon gewußt hat, thut mir leid; ich hätte ihm ſonſt ſeine Theſen gern geſchenkt, aber nun ging es nicht. Ich habe ihm einen freundlichen und möglichſt beruhigenden Brief dazu geſchrieben, und bin geſpannt auf den Effect. Aber iſt es nicht Schade daß mit ſolchen Sachen die Zeit hingeht? Ich glaube ich habe beinahe eine Woche um und um alle müßigen Stunden an das Ding geſezt.

---

*) An Ammon über ſeine Prüfung der Harmſiſchen Theſen S. 88 ff. Die Abſicht des „Monologs“ war, Ammon von einer Discuſſion über Schleiermacher's dogmatiſches Syſtem und ſeine etwaigen Widerſprüche in Monologen, Reden und Predigten abzuhalten, da er bereits an die ausführliche Darſtellung dieſes Syſtems in der Dogmatik dachte. Vgl. Ammon S. 42 ff.

Nun aber, lieber Freund, ergeht eine dringende Bitte an Sie um baldige Zurückſendung meiner Dogmatik. Ich will im Sommer anfangen zu leſen — anfangen nämlich weil ich diesmal ein Jahr leſen will — und wiewol das erſt im April angeht: ſo muß man ſich doch jezt ſchon die Sache durch den Kopf gehen laſſen, und auch dazu brauche ich wol mein Heft. Sehr lieb wäre es mir, wenn ich vorher mit Ihnen ſprechen könnte, da Sie doch meinen es müßte geſprochen ſein; und ich kann Ihnen nicht ſagen, was es mir für eine Freude ſein würde, wenn Sie in den Ferien auf einige Tage herkämen. Sie brauchen ja nicht einmal eine Predigt zu verſäumen.

Die Verfügung von der Sie mir ſchrieben, iſt ungeheuer dumm. Warum proteſtiren aber die Conſiſtorien nicht, wenn ihnen ſo etwas zukommt, ſondern betragen ſich bloß als Abſchreibemaſchinen? Die Leute die unmittelbar mit dem Könige verhandeln, können ihm am wenigſten widerſprechen; wenn aber in ſolchen Fällen übereinſtimmende Proteſtationen von den Conſiſtorien kämen: ſo müßten die doch vorgetragen werden. Aber die Leute ſind alle ſo miſerabel, daß es unausſprechlich iſt. Gott befohlen. Laſſen Sie ſich zu Herzen reden und kommen Sie. Schlafſtelle kann ich Ihnen zwar nicht anweiſen vor dem erſten April, aber wir können doch ſonſt den ganzen Tag zuſammen ſein.

Berlin, d. 23. März 1818.

Ammon wird wol ſeine flauſenmacheriſche Antwort auch baldigſt nach Halle beſorgt haben, und ſo ſchicke ich Ihnen nun auch meine Gegenrede in duplo mit der Bitte, das andre Exemplar an Niemeyer zu beſorgen.*) Dieſer gute Freund hat mir auf meine Zuſendung noch nicht geantwortet, wahrſcheinlich um die Ammon'ſche

---

*) Ammon, Antwort auf die Zuſchrift des Herrn Dr. Schleiermacher (erſte Aufl. datirt v. 12. Februar 1818, während Schleiermacher's Schrift v. 7. Februar). — Schleiermacher, Zugabe zu meiner Schrift an Herrn Ammon.

Gegenſchrift abzuwarten und mir dann mit vorſichtiger Weisheit ſagen zu können, in ſolchem Waſſer finge man ſolche Fiſche. Doch dieſen Triumph wird er noch öfter haben können, wenn erſt die Recenſenten kommen.

Ihrer Meinung aber was die Dialektik betrifft bin ich gar nicht; vielmehr halte ich das gerade für den charakteriſtiſchen Unterſchied, daß die Dialektik alles anerkennen muß und nur den Schein vernichten kann, und nur die Sophiſtik auf das Vernichten ausgeht. Den Unterſchied den Sie meinen erkenne ich auch recht ſehr an, aber nur erſtlich liegt er nicht in dem Gegenſaz zwiſchen Wort und Sacrament, ſondern er geht gleichmäßig durch den Gebrauch des Wortes und des Sacramentes durch, und dann iſt er auch nicht ein Gegenſaz der Kirchen, am wenigſten der proteſtantiſchen, wie ſie ſich conſtituirt haben und von dieſer Conſtitution aus weiter entwickeln. Doch ich habe jezt nicht Zeit dieſes ausführlicher auseinander zu ſezen, und muß erſt ſehen wie weit wir ſchon durch dieſe bloß negativen Winke eins werden.*)

Daß Sie nicht kommen, iſt recht Schade; ich wünſchte nur daß Sie um deſto eher ſich entſchließen möchten, mir über das was Ihnen in der Dogmatik bedenklich iſt zu ſchreiben. Auch ſehe ich gar nicht ein was Sie ſich eigentlich zieren; was man in einem Briefe ſchreibt macht ja gar keine ſo großen Anſprüche. Ich könnte aber gerade jezt Ihre Andeutungen recht ſehr gut brauchen. Uebrigens lebe ich der guten Zuverſicht, daß, wenn Sie meine Stellung billigen, Sie auch meine ganze Dogmatik billigen müſſen, ich meine daß es höchſtens einzelne Abirrungen oder Undeutlichkeiten ſein können was Ihnen Anſtoß gegeben hat. Die Hauptſache die mir noch zu fehlen ſcheint iſt eine recht klare Entwickelung des Unterſchiedes zwiſchen dem immanenten Dogma und dem tranſcendenten oder mythiſchen. Dies werde ich vorzüglich jezt in der Einleitung hinzuzufügen ſuchen.

---

*) Betrifft einen der Hauptpunkte des Streits über Vorherſchen des Worts als auflöſender Vernunft (Dialektik) bei den Reformirten, des Sakraments bei den Lutheranern. Schon in Harms' Streitſäzen S. 32, dann Ammon, Antwort S. 51, Schleiermacher, Zugabe S. 11.

Komme ich nun auf etwas bedeutendes nicht, was zu beſſern wäre ſo werfe ich die Schuld auf Sie.

Mit den kleinen Ferien, die für mich nur halbe ſind, weil ich die Politik noch fortleſe, weiß ich gar nicht recht was ich machen ſoll. Für jezt ſtecke ich in einer Unterſuchung über des Ariſtoteles drei Ethiken, die ich endlich einmal fertig machen muß, um ſie in der Akademie vorzuleſen, und dann ſoll ich nun noch meinen ganzen Leiſten und Zuſchnitt für die Pſychologie erfinden. Dieſe Tollheit, auf die ich gar nicht recht weiß wie ich gerathen bin, werde ich ſchwer büßen müſſen. Außerdem haben mich De Wette und Lücke faſt gezwungen, einen Aufſaz zu verſprechen für ein theologiſches Journal was ſie herausgeben wollen. Da will ich, nur weiß ich noch nicht recht unter welcher Form, meine Meinung über den Rationalismus und Supranaturalismus eröffnen; die Form ſei aber welche ſie wolle: ſo muß ich dazu noch eine Menge Zeugs leſen.

Dies führt mich noch einmal auf die Ammoniana, und ich hoffe daß in meiner Zugabe manches beſonders über dieſes Ihnen gefallen ſoll. Abſichtlich habe ich in dieſes hoffentlich mein leztes Wort ſoviel Keime zu gründlichen Erörterungen*) hineingelegt, daß ich hoffe Ammon im Bewußtſein ſeiner Ungründlichkeit und Schwebbelei wird einen Schreck bekommen: auf jeden Fall hoffe ich iſt dieſe Sache durch mein gänzliches Stillſchweigen auf ſeine Ausfälle aus dem Gebiet der Perſönlichkeit ganz herausgeſpielt. Böttiger hat während Ammon an ſeiner Antwort ſchrieb hieher gemeldet, er faſſe ſie in einem ſehr gemäßigten Ton ab, und es werde wol von keiner Seite ein Triumphlied geſungen werden. Iſt nun meine Zugabe keines: ſo begehre ich auch keines. Was aber die Recenſenten vorbringen werden, das ſoll gewiß von mir ganz unbeantwortet bleiben. Es iſt mir ſo ſchon eine bedenkliche Betrachtung, daß wenn ich einmal meine vermiſchten Schriften herausgebe, die polemiſchen Recenſionen einen ſo bedeutenden Theil ausmachen, und es wäre mir ſchon ganz recht, wenn ich, ſo wie ich mit dem Philoſophen für die Welt angefangen habe, mit dem Theologen für die Welt endigen könnte.

---

*) Zugabe S. 6 – 12.

Es iſt nun entſchieden, daß wir den Hegel herbekommen, und von A. W. Schlegel munkelt es auch ſehr ſtark. Ich bin neugierig wie ſich beides machen wird. Unſer Lücke ſoll endlich zu meiner Freude professor extraordinarius werden. Das iſt aber auch alles was ich bis jezt von dem neuen Miniſter zu ſagen weiß, und alles dies war ſchon unter Schuckmann angeknüpft.

Gott befohlen, und die beſten Wünſche für die Geſundheit der kleinen Frau. Noch Eins. Meine Frau iſt ſchon ganz in Entzücken über Ihr Buch, und im voraus überzeugt daß es etwas vortreffliches werden wird.*) Alſo können Sie denken ob ich darüber ſchelten kann. Ich kann nur ſagen, daß auf der einen Seite ich ſelbſt gern dergleichen machte, auf der andern es mir doch leid thut, daß Sie nicht etwas theologiſches machen können. Und ich wollte nur man machte Sie mit Gewalt zum Profeſſor, dann müßten Sie ſchon.

Berlin, d. 20. Juni 1818.

Ei, ei, lieber Freund, was machen Sie mir für falſche Ausrechnungen. Das kommt doch davon her, wenn man ſich nicht gegenwärtig genug iſt. Noch habe ich mir keinen Unmuth nahe kommen laſſen über dieſes Zeugs, und ich eile um ſo mehr Sie von der unangenehmen Vorſtellung zu befreien. Ich habe im Tittmann geblättert ſoviel ich konnte ohne aufzuſchneiden, und das war ſchon genug um unmuthig zu werden, wenn mich das Ding überhaupt hätte afficiren können. Hernach habe ich einen Verſuch gemacht es ordentlich zu leſen; aber ich bin im zweiten Bogen ſizen geblieben, nicht etwa um dem Unmuth zu entgehen, ſondern der reinen Langenweile wegen; es war mir unmöglich durchzukommen, und ich überließ es Anderen die hierin ſtärker ſind als ich. Aber auch was mir dieſe referirt, hat mir nicht die mindeſte Luſt gemacht den Tittmann abzufertigen.*) Es wäre auch ein zu böſes Beiſpiel; am Ende könnte jeder ſächſiſche Pfarrer von hinterm Zaune her glauben, er dürfe nur einen Brief an mich drucken laſſen: ſo müſſe ich auch antworten. Da heißt es alſo principiis obsta. Ich habe auch Herrn Wegſcheider, der vor einiger Zeit unter derſelben Vorausſezung an mich ſchrieb, daſſelbe geſagt, und das Schaaf ſeiner recenſirenden Schur empfohlen. In den Provinzialblättern hat der jüngere Sack das Ding recenſirt, ſehr wilde, aber doch ſo, daß die ganze Nichtigkeit davon einleuchtet, und ein paar ſolche Recenſionen werden ja wol vollkommen genug ſein. Um Harms thut es mir aufrichtig leid; er wird ſich durch dieſe Briefe um keinen Schritt weiter bringen, ſie ſind weder gründlich, noch geiſtreich genug um das Ungründliche zu verbergen, und der an mich iſt gar ſchlecht. Ich will aber ſoviel an den Mann wenden, daß ich ihm noch einmal geſchrieben ſchreibe, um ihm die Beharrlichkeit in meiner guten Meinung und meine guten Wünſche zu zeigen. Das iſt mir doch lieb, daß vom Ammon gar wenig die Rede iſt in ſeinen Briefen.

---

*) Wahrſcheinlich iſt hier von dem Plan zu dem zum erſten Male 1822 und nachher öfter aufgelegten Werke Blanc's „Handbuch des Wiſſenswürdigſten aus der Natur und Geſchichte der Erde" die Rede.

Ueber die Verpflichtung auf die ſymboliſchen Bücher kommt eine kleine Abhandlung von mir in den Reformationsalmanach.**) Ich fürchte ſie wird den meiſten unbedeutender erſcheinen als ſie gemeint iſt, weil die Hauptſachen gleichſam nur beiläufig ausgeſprochen ſind. Sollte ſie über mein Erwarten Senſation erregen; ſo iſt ſie vielleicht nur der Vorläufer von etwas größerem. — Ribbeck und Hanſtein ſcheinen ſich ganz ſtill halten zu wollen, und ich glaube auch daß ſie ganz recht haben, denn es fehlt ihnen an Zeit, an Gelehrſamkeit und an der Fertigkeit in einer ſolchen Art der Darſtellung. Die amtliche Erklärung offiziell gegen einen ſolchen Mann wie Tittmann zu vertheidigen, halte ich auch für bedenklich, weil es zu weit führen würde. – Die Unionsſache laſſen Sie nur gehen, und ſein Sie nicht zu ungeduldig. Allerdings wird die Sache das nächſtemal vor alle Synoden kommen, und wahrſcheinlich werden ſie es leichter haben als wir; man wird durch unſre Verhandlungen klug geworden ſein, und die Sache mehr in beſtimmte Fragen faſſen. Nur Eine Synode hat uns übrigens um Mittheilung unſrer Verhandlungen gebeten, und der haben wir eine Abſchrift zugeſtanden. Uebrigens lieber Freund will ich Ihnen, wenn Sie es wollen, von dem weſentlichen unſrer Vorſchläge, von denen ſich aber manches natürlich nur auf die hieſige Localität bezieht, mittheilen was ich nur weiß. Denn von den externis geſtehe ich Ihnen habe ich manches vergeſſen und müßte erſt nachſchlagen. Im einzelnen geſchieht übrigens fortwährend manches, und das halte ich für jezt für den beſten Weg. Jede wirklich unirte Gemeine iſt ein Pfeiler, der nicht leicht wieder umzureißen iſt, und auf dieſe wird hernach das Gewölbe aufgeſezt.

---

*) Ueber die Vereinigung der evangeliſchen Kirchen. Von Joh. Aug. Heinr. Tittmann. Leipzig (datirt vom 25. April 1818). Iſt in Form eines Sendſchreibens „an den Herrn Präſidenten der Berliniſchen Synode" (Schleiermacher) ſie nimmt den Streit von Harms und Ammon gegen die Berliner Synode auf. — Auch Harms trat mit Briefen über ſeine Theſen, von denen Einer ausdrücklich an Schleiermacher gerichtet iſt, in den Streit ein.

**) Ueber den eigenthümlichen Werth und das bindende Anſehn der ſymboliſchen Bücher. Reform. Almanach für 1819. — W. W. V. S. 423.

Iſt denn etwa Ihr Geburtstag geweſen, daß Wucherer Sie mit den beiden Bildern beſchenkt hat? Das liebſte dabei iſt mir zu ſehen, daß die kleine Frau mich ins Herz geſchloſſen hat. Solche Weiberherzen ſind gar anmuthige kleine Wohnungen für unſer einen. Möchte es ihr nur recht gut mit ihrer Geſundheit gehen. Uebrigens iſt meine Frau mit dem Bilde gar nicht zufrieden, und viel beſſer mit einer Zeichnung, die ſeitdem die Alberthal von mir gemacht hat. Zu was für einer Fußreiſe bereiten Sie ſich denn vor? Wenn die Kreisſynode früh genug und die Provinzialſynode ſpät genug gehalten wird: ſo habe ich nicht üble Luſt mit Reimer nach Salzburg zu gehen. Könnten Sie die Tour mitmachen, das wäre herrlich. Wir haben auch ſchon an Steffens und Raumer deshalb geſchrieben, aber noch keiner Antwort erhalten. Reimer will voran nach Dresden, und wir finden uns in Herrnhut, wo eben der große Synodus der Brüdergemeine gehalten wird. Dann würden wir wol durch Böhmen und vielleicht durch Steyermark nach Salzburg gehen, und dann über München und Nürnberg zurück. Reizt Sie das nicht?

Was macht Ihr Buch? Davon ſchreiben Sie ja kein Wort. Bei mir pauſirt alles; die laufenden Geſchäfte nehmen mich ſo hin, daß ich vergeblich von einer Woche zur andern gewartet habe an meine Apoſtelgeſchichte zu kommen. — Die Bonner Univerſität läuft nun auch vom Stapel. Aber was ſagen Sie zu Koreffs Erhebung? Ich fürchte der Gräuel iſt noch vollſtändiger, und der Staatskanzler läßt ihn auch die geiſtlichen Sachen vortragen. Gott beſſer's. Leben Sie wohl und grüßen Sie alle Freunde herzlich.

Berlin, d. 19. Aug. 1818.

Um Sie gewiß erſt von Ihrer Harzreiſe zurückkommen zu laſſen, habe ich die Beantwortung Ihres Briefes aufgeſchoben, und bin hernach ins Trödeln gekommen, ſo daß ich nun beinahe fürchte — da ich höre bei anderen Conſiſtorien iſt die Sache früher zur Sprache gekommen — Ihre Synode könnte gehalten ſein, ohne daß Sie von unſeren Principien der Union wegen unterrichtet ſind. Ich eile nun, da mir die geſchloſſenen Collegia eine kurze Muße laſſen, Ihnen das weſentliche zu melden. Unſre amtliche Erklärung, und alſo den Grundſaz daß es zur Vereinigung keiner dogmatiſchen Ausgleichung bedürfe vorausſezend, haben wir zuerſt die größte Freiheit der Gemeinen feſtgeſtellt und erklärt, daß nicht eher an eine wirkliche Union verſchiedener Gemeinen gedacht werden könne, bis jede für ſich ganz freiwillig den neuen Ritus angenommen habe, wenigſtens ſo daß nur Einzelne zurückbleiben, die man als Ausnahme behandeln könne. Dann ſollten an Simultankirchen die beiden Miniſterien und Presbyterien zuſammentreten, und ſich nach ihrer Anciennität einrangiren, wobei nur zu bemerken ſei, daß kein reformirter könne als Diakonus angeſehen werden, da ſie alle Paſtoren ſind. Wo aber rein reformirte und lutheriſche Gemeinen ſind, müßten ſie entweder, wie das in vielen kleinen Städten angehen würde, in Eine zuſammengeſchmolzen werden, welches durch eine eigne Commiſſion zu bewirken ſei, oder es müſſe eine neue Parochialeintheilung gemacht werden, und die reformirte Kirche eine dem Stande ihrer Kirchenbücher angemeſſene Parochie erhalten, welches für die andre dadurch ausgeglichen würde, daß ihnen nun die in ihren Parochien vorhandenen ehemaligen reformirten für die dem Parochialzwang unterworfenen Handlungen (bei uns nur Trauungen und Begräbniſſe) verpflichtet würden. Es ſollte dann aus allen in einer Provinz offiziell gebräuchlichen Agenden eine gemeinſchaftliche gebildet werden mit Hinweglaſſung alles deſſen was polemiſch an den Confeſſionsunterſchied erinnern könnte, und daraus dann jeder Geiſtliche Freiheit haben zu gebrauchen was er wolle. Von Katechismen ſollten eben ſo vorläufig der kleine lutheriſche und der heringſche promiscue gebraucht werden können, nur daß der erſte in den Antworten vom Sacrament eine kleine Abänderung erleiden müſſe. Das lezte war ein harter Punkt, denn viele meinten man dürfe doch an Luthers Werk nicht rühren. Es ward aber eingewendet, er bliebe doch unverändert in Luthers Werken und in den Ausgaben der ſymboliſchen Bücher, und ſo ging denn dies auch durch. Bei uns aber war der ſchlimmſte Punkt der interimiſtiſche Zuſtand, der dadurch eingetreten iſt, daß par ordre in allen Kirchen abwechſelnd nach dem neuen Ritus communicirt wird, da denn viele, weil es nun einerlei ſei, auch bei den reformirten Predigern communiciren, bei denen ſie doch immer in die Kirche gingen. Da ward denn beſchloſſen, da der König daran Schuld ſei, müſſe er den Verluſt des Beichtgeldes vom Act an erſezen, übrigens für Trauung und Begräbniſſe ſollten alle als der Parochialverbindung gehörig angeſehen werden, in der ſie vor dem Reformationsfeſte ſtanden. Was aber das Beichtgeld nach der Union betrifft: ſo fußt man darauf, daß ſeine Abſchaffung und Erſezung ſchon früher beſchloſſen geweſen, gab aber zur Erleichterung der Sache zu bedenken, daß die Abſchaffung doch da gar nicht nothwendig ſei, wo es nichts zu uniren gebe, wodurch denn die ungeheure Summe gar ſehr gemäßigt wird. — Dies ſind die Hauptpunkte auf die ich mich beſinne. In dem allgemeinen Ausſchreiben zur zweiten Sizung iſt bei uns den Synoden ausdrücklich zur Pflicht gemacht, die Unionsſache für die Provinzialſynoden vorzubereiten; alſo wird ſie bei Ihnen gewiß auch vorkommen, und es wird alles darauf ankommen die Lutheraner zu überzeugen, daß es mit ihrem Verluſt nicht ſo arg werden wird als ſie befürchten. (Etwas ſehr weſentliches könnten auch die der Union günſtigen Gemeineglieder thun, wenn ſie anfingen bei der Beichte nur den wirklichen Beichtgroſchen zu entrichten, und ihre freien Gaben an andre Gelegenheiten z. B. den Jahreswechſel zu knüpfen. Dann würde bei dem Miniſterio die Furcht vor der Union ſehr bald verſchwinden). Sie haben dort übrigens eine ſchöne Geſchichte gemacht mit den Profeſſoren. Wegſcheider hat mit mir darüber correſpondirt, und ich habe am Ende Hanſtein gebeten, dem Wegnitz doch den Kopf zurechtzuſezen, und das ſoll er hoffentlich recht gut leiſten. Macht ihnen nur recht begreiflich, daß wenn Ihr bei Euch den neuen Ritus einführt, was ſie Euch doch nicht wehren können, ſie dann noch viel mehr riſkiren, daß viele zu Euch übergehen, ohne daß ſie irgend eine Entſchädigung dafür fordern könnten. Ich glaube, daß Ihr durch dieſe Maaßregel, wenn Ihr unter Euch einig ſeid, alles durchſezen könnt. Geſtern iſt unſre erſte Synodalverſammlung geweſen, in welcher aber nur eine von mir entworfene Ordnung des Verfahrens debattirt und faſt einſtimmig und vollſtändig angenommen wurde. Nun wird es an die Kirchenordnung gehen. Ich habe übrigens ein gutes Beiſpiel geben wollen, und einen Antrag bekannt gemacht, den ich hernach zur Berathung bringen wollte, nämlich daß ein eignes Formular bei der Taufe unehelicher Kinder möge entworfen und eingeführt werden, in welchem auf ihre beſondre Lage Rückſicht genommen werde. Schon beim Ableſen erheben ſich einige alte Stimmen, das ginge nicht, die Juriſten würden es nicht erlauben. Denen will ich dann gut nach Hauſe leuchten, wenn die Sache ſelbſt zur Sprache kommt. Ich wünſchte nur derſelbe Antrag würde von mehreren Seiten gemacht; er iſt das natürlichſte Stückchen Kirchenzucht, womit man anfangen könnte. Theilen Sie meine Ueberzeugung: ſo wollte ich Sie geſellten ſich mir zu. Kommt die Sache hernach von mehreren Provinzialſynoden an das Miniſterium: ſo muß ſie doch Eindruck machen. Unſre neue Ordnung zweckt nun auch dahin ab, daß mehr regelmäßig geſprochen werden ſoll als in der vorigen Sizung geſchehen iſt; die Leute haben die Nothwendigkeit davon ſo ſehr eingeſehen, daß ſie es ſelbſt ſtrenger gefaßt haben als ich es vorgeſchlagen hatte. Dadurch hoffe ich werden die tüchtigen ein großes Uebergewicht bekommen. Meine Collegia. habe ich am Freitag geſchloſſen, und zulezt noch hintereinander ¾ Stunden Pſychologie und ¾ Stunden Exegeſe geleſen. Sie ſehen daraus, daß die Bruſt noch gut iſt. An demſelben Vormittag hatte ich hernach noch Katechiſation und Nachmittag eine Conferenz. Am Ende der künftigen Woche denke ich zu reiſen, und werde mich freuen, wenn ich vorher noch etwas von Ihnen höre. Von Herzen viele Grüße an die liebe Frau.

Schleiermacher an Brinckmann.

Berlin, d. 31. Dec. 1818.

Wie erfreulich kamen mir, mein theurer Freund, nach ſo langer Zeit die dennoch gleich erkannten Züge Deiner Hand! Und noch erfreulicher kam mir Deine Frage nach der ewigen Jugend entgegen. Denn ich geſtehe Dir unverholen, dies beharrliche Zurückziehen von Deinen deutſchen Freunden, da es nicht mich allein traf, ſondern Gräfin Voß es eben ſo bedauerte, und ich überall wo ich nach Briefen von Dir fragte nur Nein zur Antwort erhielt, erregte mir eine wehmüthige Beſorgniß als habe auf irgend eine Weiſe die Friſche Deines Gemüths der Zeit unterlegen. Nun freue ich mich zwiefach daß Du nach der Jugend des Geiſtes nicht als nach einem verlorenen Schaze fragſt, und daß ich Gott ſei Dank mit eben ſo gutem Gewiſſen antworten kann. Wieviel jünger ich an Jahren bin, weiß ich nicht genau; ich habe vor wenig Wochen auf eine recht fröhlich feſtliche Weiſe mein fünfzigſtes Jahr vollendet, und ich kann rühmen daß ich weder meine geiſtige Productivität noch meine Empfänglichkeit geſchwächt fühle. Das erſte mußt Du mir leider aufs Wort glauben, da ich ſeit mehreren Jahren mit nichts bedeutendem öffentſich aufgetreten bin. Aber das Hervorbringen liegt in den Vorleſungen. Noch in den lezten Jahren habe ich eine Politik eine Dialektik eine Pſychologie nach meiner eignen Weiſe vorgetragen, von denen ich hoffe wenn ſie auf dem Papier ſtänden ſollten ſie ſich Deines Beifalls erfreuen; und im nächſten Jahre denke ich an die Aeſthetik zu gehn. Freilich hat aber auch das Leben unter der Jugend und für die Jugend eine beſondere erheiternde Kraft; und wenn wir uns gleich ſtellen können an innerer Jugend: ſo habe ich vor Dir offenbar den Vorrang, da das Leben am Hofe und wie Du ja ſchreibſt in einer nicht unmittelbar anſprechenden Umgebung die eigne Kraft eher aufreibt als unterſtüzt. Und dabei habe ich noch Frau und Kinder vor Dir voraus. Zwei habe ich erheirathet und dreie gezeugt, und das wächſt friſch und luſtig um mich herum. Es gehört wol wenig dazu, unter ſo günſtigen Umſtänden das verſtecken und verſteinern fern von ſich zu halten. Was unſere ſo oft beſprochenen allgemeinen Anſichten betrifft, ſo bin ich mir eben nicht bedeutender Veränderungen bewußt, und ſehen wir auf den innerſten Grund ſo iſt er gewiß noch ganz derſelbe. Eine Dogmatik, die ich mich endlich überwunden habe zu ſchreiben, weil ich glaube daß es Noth thut, über deren Ausarbeitung aber das künftige Jahr leicht noch hingehen möchte, wird Dir zeigen daß ich ſeit den Reden über die Religion noch ganz derſelbe bin, und in dieſen haſt Du ja doch auch den Alten wieder erkannt. Daſſelbe geiſtige Verſtändniß des Chriſtenthums in derſelben Eintracht mit der Speculation und eben ſo von aller Unterwerfung unter den Buchſtaben befreit ſoll hier, aber in der ſtrengſten Schulgerechtigkeit, auftreten. Sonſt iſt freilich in unſerer deutſchen Welt in dieſer Hinſicht ein wunderliches Weſen; nachdem die Leute ſich ſo lange von der flachen Aufklärung haben gängeln laſſen, werden ſie nun theils katholiſch, theils geben ſie ſich in die buchſtäblichſte Orthodoxie hinein, theils werden ſie wunderliche Frömmler. Man muß es nun der närriſchen Welt laſſen, daß ſie aus einem Extrem in das andere übergeht; allmählig findet ſie ſich doch wieder zurecht. Daß allemal Einige dabei untergehn iſt nicht zu vermeiden; man muß das anſehn wie eine andre Epidemie. Aus mir wiſſen ſie aber immer noch nicht was ſie machen ſollen, bald bin ich ein Atheiſt, bald ein Herrnhuter. Ich hätte mir deshalb eher des Himmels Einfall verſehen als daß mich die hieſige Geiſtlichkeit zum Synodalpräſes ernennen würde, — was auch in dieſem lezten Jahr meine Zeit ſehr zerſtückelt hat. Doch wie ich hoffe nicht auf eine ganz unfruchtbare Weiſe. Meine kleinen theologiſchen Productionen ſind wol nicht über die Oſtſee gekommen? Ich wollte wenigſtens daß Du die lezte etwas bedeutendere über das Evangelium des Lukas geſehen hätteſt. Es iſt der Anfang, meine Anſicht über die Evangelien mitzutheilen, und ich wüßte gern Deine Meinung wenigſtens über die Art von Kritik die da geübt iſt. Meine Abhandlungen in der Akademie erhaltet Ihr für Eure Akademie. Es iſt gut wenn man manchmal ſo etwas machen muß: und ich bin auf dieſem Wege jezt in eine Reihe von Unterſuchungen über den Ariſtoteles gerathen, die ich leider nur in ſehr großen Zwiſchenräumen und ſehr abgeriſſen verfolgen kann. Meine Stellung ſowol in der Synode als in der Akademie bringt mich in mancherlei Berührungen mit der Regierung, und ich ſtehe in dem vollſtändigen Ruf, auf das gelindeſte geſagt, eines Oppoſitionsmannes. Daß aber Viele es ſo weit treiben mich für einen Jakobiner auszuſchreien gehört zu den lächerlichſten Mißverſtändniſſen, da ich ſelbſt in der wildeſten Revolutionszeit immer ein Monarchiſt geweſen bin. Da es mich in meiner Wirkſamkeit nicht ſtört, und mir nicht ſo leicht jemand etwas anhaben kann, überſehe ich dieſes Geträtſch in der größten Ruhe. Du wirſt auch aus meinen Abhandlungen ſehen, daß ich mich in meinen politiſchen Grundzügen eben ſo wenig geändert habe, als in meinen religiöſen. Du ſiehſt ich bin Dir mit einer recht geſchwäzigen Beichte vorangegangen, und fordere Dich nun zur baldigen Nachfolge auf. Wenn ich gleich leider ſchon von Frau von Helwig gehört habe, daß Du noch immer mit den alten körperlichen Uebeln zu kämpfen haſt, ſo mußt Du doch bei Deinem ungeheuern Talent die Zeit zu benuzen, weshalb ich Dich noch täglich bewundere indem ich meine eigene Unfähigkeit ſchelte, in Deiner jezigen Muße die vortrefflichſten Sachen arbeiten können. Indeß fürchte ich, da Du zu denen gehörſt die alles vollenden, wie ich zu denen, die alles ungeleckt und ungefeilt in die Welt ſchicken, daß wir doch noch auf die Früchte dieſer Muße werden warten müſſen. Mache mich wenigſtens einigermaßen zum Vertrauten was wir zu hoffen haben. Aber gieb auch, lieber Freund, die alte Tugend und Meiſterſchaft des Briefſchreibens nicht auf. —

Von unſern alten Herrnhutiſchen Bekannten ſind Baumeiſter und Staehlin auf dem Synodus heimgegangen. Doch das weißt Du wol ſchon. Den leztern hatte ich im vorigen Jahr auf einer Reiſe durch Thüringen beſucht. Dies Jahr war ich etwas im ſüdlichen Deutſchland und habe zu meiner großen Freude des alten Jacobi Bekanntſchaft gemacht, bei dem natürlich auch Deiner gedacht wurde. Es iſt ein liebenswürdiger Greis, aber ihn über die zwiſchen uns obwaltenden Differenzen in's Klare zu ſezen, hat mir in der flüchtigen Zeit nicht gelingen wollen.

Unveränderlich der Deinige.

Schleiermacher an Blanc.

Berlin, d. 9. Januar 1819.

Ihre ſchöne Obſtſendung, lieber Freund, hat mich ganz confus gemacht. Ich hatte mir vorgenommen Sie ſchriftlich um eine ſolche zu bitten, und Sie mit der Zahlung an Wucherer zu weiſen, als dieſer noch herkommen wollte. Daß ich das nicht gethan habe, weiß ich ziemlich beſtimmt, ich glaube alſo nun, daß ich Sie ſchon mündlich darum gebeten habe, manchmal iſt mir aber auch ſo als müßte es Ihr eigner ſchöner Einfall geweſen ſein. Sezen Sie mich doch darüber aufs klare, und laſſen Sie mich vorläufig Ihrer lieben Lotte für die treffliche Beſorgung danken. Sie erhalten hiebei eine Predigt, welche mein Küſter bei meiner Gemeine zum Neujahr überreicht. Ich hatte nicht viel Auswahl, ſonſt hätte ich wol eine beſſere nehmen können. Zum Theil habe ich ſie auch deshalb gewählt, weil ſolche Gelegenheitspredigten ſonſt gar nicht bekannt werden. Die beſten die ich im Kriege gehalten ſind leider untergegangen.

Meine Dogmatik iſt nun angefangen zu ſchreiben an drei verſchiednen Enden, Anfang der Einleitung, Anfang des erſten Theils und Anfang des zweiten. Ich fing nämlich erſt Mitte Novembers an, damit mich mein Geburtstag in dieſem großen Werk ſollte begriffen finden; damals nun war ich im erſten Theil ſchon ſehr vergerückt, konnte meine Vorleſungen nicht mehr einholen, und ließ, als ich bald darauf den zweiten Theil anfing, den erſten liegen, um nur im zweiten gleichen Schritt zu halten, und das habe ich bis jezt gethan. Vom erſten Theil iſt nur die Lehre von der Schöpfung nebſt den Anhängen von Engeln und Teufel fertig; und die im Sommerhalbjahr geleſene Einleitung habe ich nebenher angefangen, aber es ſind nur einige Paragraphen davon geſchrieben. Indeß glaube ich, daß das fertige doch zehn bis zwölf Bogen ſchon beträgt, ſo daß ich unter dreißig Bogen wol nicht abkomme. Der Einfall kam mir in einer recht guten Stunde, und ich konnte ihm nicht widerſtehen; auch fühle ich mich ſeitdem ganz beſonders friſch und tüchtig und bin mit dem gefertigten ziemlich zufrieden. Die äußere Form iſt ganz die gewöhnliche; und das macht ſich wunderlich, daß die Hauptſachen faſt immer nicht in den §§ ſtehen, ſondern in den Erläuterungen; ich weiß es aber nicht zu ändern, und tröſte mich über den Mißſtand damit, daß doch nun die Leute ordentlich leſen müſſen, denn der würde bald aufhören, der eine flüchtige Ueberſicht nehmen und bloß die §§ leſen wollte. Citirt wird nicht viel, und hier manches für das durchſchoſſene Exemplar aufgeſpart, das nach meinem Tode zum Grunde der zweiten Auflage dienen kann. Was ich aber citire, ſchreibe ich auch ganz hin; denn ich glaube ſo allein kann es von Nuzen ſein. Wenn nichts bedeutendes dazwiſchenkommt: ſo hoffe ich nun mit Gottes Hülfe das Werk in dieſem Jahre zu fertigen, und dann iſt Ein großer Stein vom Herzen. So bin ich ſowol in mein eignes als in das allgemeine neue Jahr mit friſchem Muth und ſehr fröhlich eingerückt. Die Studenten beſchenkten mich an meinem Geburtstage mit einem ſchönen ſilbernen Pocal, der nun an jedem feſtlichen Tage rundgeht, und auch ſchon an jenem Abend ſelbſt und am Sylveſter ſeine Schuldigkeit gethan hat. Die entfernten Freunde ſind dann immer eine der helleſt klingenden Geſundheiten.

Steffens iſt jezt hier. Der arme Freund hat ſich durch einige Unbeſonnenheiten in ſeinen Caricaturen und ſeinem Turnziel faſt unſern ganzen Kreis ſo auffäßig gemacht, daß die Menſchen ihn über alle Gebühr verkennen. Ich ſcheine der einzige zu ſein, der ſich in ſein Weſen ſo ganz finden kann, daß kein Irrewerden mehr möglich iſt, und darum habe ich ihm auch treulich beigeſtanden. Er hat mir viel ſchöne Grüße aufgetragen. Ich habe leider noch nicht dazu kommen können, ſeine Caricaturen zu leſen, ſonſt hätte ich ihn noch beſſer vertheidigen können.

Laſſen Sie mich doch wiſſen, lieber Freund, was Dohlhoff von der Provinzialſynode berichtet, und wie ſich das Ding, wovon ich noch gar keinen rechten Begriff habe, gemacht hat. Die unſrige ſoll nun erſt im März ſein. Ich muß wol eilen um noch zur rechten Zeit fortzukommen. Die ſchönſten Grüße an alle Freunde.

Berlin, d. 28. April 1819.

Ich kann Münchow nicht reiſen laſſen, ohne ihm da er durch Halle geht wenigſtens einen Gruß an Sie mitzugeben, und da ich glaube Ihnen meine früheren Academica alle geſchickt zu haben: ſo will ich die neueſterſchienenen, ohnerachtet ſie Sie an ſich nicht beſonders intereſſiren werden, beilegen, falls Münchow ſie mitnehmen kann. Der wunderliche Menſch hat mir erſt als er Abſchied nahm geſagt, daß er verheirathet iſt, und ſo habe ich ſeine Frau nicht mit Augen geſehen. Laſſen Sie ſie ſich nicht auch ſo durch die Lappen gehen.

Die Steffens'ſchen Geſchichten ſind mir ſo fatal, daß ich lieber nichts darüber ſchreibe. Raumer wird Ihnen wol mündlich genug davon erzählen. Nun hat er durch ſeine *gute Sache*, die das gerade Gegentheil von dem enthält, was er öffentlich zu ſagen uns hier verſprach, alles noch viel krauſer durch einander gerührt; und an dem vorläufigen gänzlichen Untergang des Turnweſens, aus dem ſo viel ſchönes hätte werden können, iſt er gewiß nicht wenig Schuld. Mir hat er jezt zuerſt ſeit er hier war ein kurzes Brieflein geſchrieben, worin aber nichts ſteht als daß ihm die alten Anknüpfungspunkte zwiſchen uns beiden verrückt ſeien.*) Der W., welchen ſeine Biographie gezeichnet, iſt gewiß derſelbe Major W., den man auch in Breslau allgemein als den Urheber ſeines ariſtokratiſchen Sparrens anſieht, und der ihn dahin gebracht hat, daß er nirgend lieber und faſt nirgend ſonſt iſt als bei dem abgeſchmackten Prinzen B.*)

Daß es auf Ihrer Provinzialſynode ohngefähr ſo gehen würde, hatte ich mir ſchon gedacht, nur nicht ganz ſo arg, und Ihr verehrlicher Herr Tiemann hatte mir eine ſo milde Beſchreibung gemacht, daß ich ſchon glaubte, ich habe mich ganz geirrt. Man hätte die Unionsſache gar nicht ſchon überall hinbringen ſollen, ſondern nur da wo es ſich von ſelbſt gefunden hätte. Oder wenn auch dort: ſo ſollte man die Provinzialſynode anders zugeſchnitten haben, und es wäre wol in vieler Hinſicht beſſer geweſen, die Neupreußen vor der Hand noch ganz zu iſoliren. Dem Quedlinburgiſchen Fritſch, der ja ſonſt aufgeklärt genug iſt, hätte ich dieſen Starrſinn am wenigſten zugetraut. Unſre Provinzialſynode, zu der ich auch eingeladen bin, ſteht auf d. 4. Juni an, und ich hoffe, etwas beſſer ſoll es auf derſelben hergehen. Das Miniſterium hat das Präſidium conſtituirt aus Ribbeck, Hanſtein und Marot; welcher aber von den lezteren beiden Aſſeſſor und welcher Scriba iſt, das conſtirt nicht.

Bretſchneiders Aphorismen habe ich erſt vor nicht langer Zeit geleſen, und bin daran, für unſre neue theologiſche Zeitſchrift eine Abhandlung Ueber die Lehre von der Erwählung großentheils in Bezug auf ihn zu ſchreiben, welche eine Art von Vorläufer für meine Dogmatik ſein kann. Dieſe liegt ſeit einiger Zeit, und ich bin gerade an dieſem Artikel ſtehen geblieben. Ob ich nun das ganze Werk dieſen Sommer werde vollenden können, ſteht dahin. Die Aeſthetik koſtet Zeit, und leider hat mich das Unglück betroffen, mein hermeneutiſches Heft zu verlieren, ſo daß mir dies Colleg auch mehr Zeit koſtet als ich rechnete. Die Geſangbuchscommiſſion nimmt auch ihre Portion weg.

---

*) Der erſte Brief der folgenden Briefreihe.

**) Steffens, VIII., 442 ff.

Wie übrigens es hier bei uns täglich bunter und verrückter wird, das ſehen Sie wol aus der Ferne auch; doch haben wir hier mehr den unmittelbaren unerquicklichen Genuß davon. Man muß ſo ſtill als möglich zuſehen, denn das Talent mißzuverſtehen iſt ſo ins unendliche geſteigert, daß mit Reden gar nichts auszurichten ſteht. Nur darf man ſich eben deshalb auch um ſo weniger geniren, und wo es mir Vergnügen macht, laß ich mein Zünglein nach Luſt ſpazieren. Aber nun ſagen Sie doch einmal ernſtlich, wollen Sie denn durchaus gar niemals herkommen? Es iſt zwar recht ſchön, wenn Sie fleißig über Ihrem Buche ſitzen (nur das finde ich ganz unzweckmäßig, daß Sie nicht eher mit dem Druck wollen anfangen laſſen, bis Sie fertig ſind); aber ſeine Freunde beſuchen und die Hauptſtadt einmal beriechen, iſt auch ſchön, und ich dächte Sie machten in den langen Tagen einmal Anſtalt.

Mit dieſer Ermahnung und den herzlichſten Grüßen an Ihre Lotte will ich Sie denn auch für diesmal Gott befehlen, denn das Feuer brennt mir auf den Nägeln.

Steffens an Schleiermacher.*)

— Ich wollte Dir auch einen langen Brief ſchreiben, aber wo ſoll ich anfangen? Entweder die Verrücktheit der Zeit hätte wirklich auch zwiſchen uns eine ſtörende Verwirrung gewälzt — wie ſoll ich ſie abwehren? — Ich kenne ſie weiß Gott nicht — Oder es iſt nicht der Fall, ſo hat die anſcheinende Verwirrung wenigſtens den alten Anknüpfungspunkt verrückt, und es war ein eignes Schickſal, daß ich zweimal in Berlin war und beidemal, erſt durch äußere denn durch innere Zerſtreuung, ſich mehr von Dir entfernt ward, als Dir nahe gebracht. — Aber welch eine Maſſe von Unſinn hat ſich aufgethan! Klarer, unvergleichbarer Friedrich Nicolai, du Virtuos des Verſtändniſſes, möchteſt du wieder aufleben, um nur in's Unverſtandne Ordnung zu bringen. Ich halte mir den Kopf zuſammen und weiß oft nicht wo ich bin. Und ein edler Jüngling ſollte als Opfer dieſer grauenhaften Beſtialität, dieſer furchtbaren Dummheit fallen. Gott erleuchte die Schwachen an Verſtand, beſſere die Schlechten. Aber erlaube, herrlicher Freund, nicht, daß ein Geſpenſt einer thörichten unverſtändigen Zeit ſich zwiſchen uns dränge. Dein Steffens.

---

*) Zu dieſen auf Steffens' Beſuch in Berlin folgenden Briefen vergl. Briefwechſel mit Gaß 162—164, 169, 173, woraus ſich, mit dem hier Folgenden zuſammen genommen, das in der Biographie zu Ende Band VIII, Anfang IX zwar wahrhaft, doch etwas unbeſtimmt Erzählte näher beſtimmen läßt.

(Bemerkung Schleiermacher's). Beantwortet mit dem vom 6. Mai zuſammen.

Breslau, d. 6. Mai 1819.

— Ich möchte auch jetzt *Dir* etwas ſagen, doch was? Ich frage mich immer ſelbſt, in der That mit großem Ernſt, der mir doch manchmal komiſch vorkommt: aber was hat man denn mit Dir gewollt und welche Hoffnungen haſt Du erregt, die jetzt vernichtet ſind? Warum dieſer Lermen? Da kommt es mir denn wirklich vor als röche ich etwas — von Hören und Sehen iſt bei der ganzen ekelhaften Sache nicht die Rede — Sieh lieber Schleiermacher, daß Du nun mit Deiner heiteren, klaren, vornehmen Naſe einen ſolchen Geſtank dulden kannſt, daß Du nur einen Augenblick meinſt, man müſſe die Albernheit dulden, damit ſie die Erbärmlichkeit vernichte, und das blos deswegen weil ſie den *guten* Willen hat, alles ſo dumm zu machen, wie ſie es vermag — lieber herrlicher Freund! Du dem ich glaube ſo ganz anzugehören, ich muß Dir ſagen, daß ich es nicht begreife. Wirſt Du böſe darüber, deſto beſſer — habe ich Unrecht, um deſto beſſer und ich will Abbitte thun mit dem Jubel des glücklichen Triumphes. Grüß Deine Henriette. Dein Freund Steffens.

(Bemerkung Schleiermacher's). Beantwortet den zweiten Juni. — Von dieſem Brief ſpricht Schleiermacher an Gaß 178; ihn beantwortet der folgende.

Breslau, d. 27. Juni 1819.

Lieber Schleiermacher! Obgleich Dein letzter Brief ſehr ſtreng und hart ausgefallen iſt, muß ich dennoch bekennen, daß er mir gewiſſermaßen willkommen war, weil ich recht ſehr liebe, daß man ſich völlig rein und unumwunden ausſpricht, den Streitpunkt ſchonungslos in's Auge faßt oder hinſtellt: wie mir ſcheint, das einzige Mittel, um ſich zu verſtändigen. Ich habe mich durch die kurzen Zeilen, die ich Dir ſchrieb, wie die Studenten es nennen in Avantage geſetzt, einen unbeſtimmten und keinesweges deutlichen Streit in einen beſtimmten verwandelt und bin wenigſtens nicht mehr in der Lage, daß ich keinen Anknüpfungspunkt finden kann. Du haſt mir einen ſolchen verſchafft und ich ergreife ihn mit Freuden. Unter allen Vorwürfen, die Dein Brief in reichem Maße enthält, hat mich keiner mehr befremdet, als daß ich gegen meine alten Freunde auf eine unnatürliche Weiſe verſtummte. Etwas das wirklich mit meiner Geſinnung und Natur ſo wenig übereinſtimmt, daß es vor Allem ein unnatürliches Verhältniß vorausſetzt. Aber, um Gottes willen, wer hat Dir dieſe Nachricht gebracht? Unzählige Male habe ich mich dieſen Freunden, von denen ich doch nicht laſſen kann, geſtellt, ihre Vorwürfe gehört, ja unverdiente Demüthigung mit einer Geduld ertragen, die nur aus der Tiefe meiner Zuneigung mir ſelber erklärbar iſt. Wie oft habe ich geſagt, daß ich bereit bin mich immer von Neuem zu ſtellen, wie oft verſucht, und immer von Neuem, den Punkt zu bezeichnen, von welchem aus wir uns verſtändigen könnten? Hundertmal abgewieſen, erſchien ich wieder, bis man mir den Rücken wies und dies iſt ſo allgemein bekannt, und die Freunde, die ſich von mir getrennt haben, wiſſen das ſo genau, daß ein Vorwurf wie der genannte ſich nur aus einer Verblendung erklären läßt, die alle Begriffe überſteigt. Daher ſtelle ich mich auch Dir und will mich verantworten, wie ich bereit bin mich einem Jeden zu ſtellen der mich auffordert. —

Ich habe von jeher es gehaßt, wenn die Menſchen in allgemeinen Angelegenheiten des Geſchlechts, mögen es wiſſenſchaftliche oder geiſtige ſeyn, ſich durch Rede oder Schrift einer blinden Willkühr überließen und hie und da, über dieſes oder jenes, Meinungen, wie ſie die Zeit darbot, huldigten und verbreiteten. Das einzige ſichere Mittel ſchien mir die nach innen unendliche Grenze einer eigenthümlichen Natur, die, in ſich ſelber ſich beſinnend, ſich ihrer Art nach zu entwickeln ſuchte. Was ich an anderen haßte, dem ſuchte ich ſelbſt zu entgehen und habe nie geſprochen oder geſchrieben, ohne die Gewißheit zu haben, daß alles zuſammenhing und ſeine Bedeutung erhielt aus einem inneren Leben, deſſen naturgemäße und in ſich begründete Entwicklung eine jede Aeußerung zur lebendigen That ſteigerte. Ich nenne eine ſolche Entwicklung die innere lebendige Wahrheit des Daſeins, und meine heiligſte Religion iſt die feſte Zuverſicht, daß dieſe Wahrheit in ihrer beſtimmten Form zugleich die allgemeine des Geſchlechts iſt, daß die eigenthümliche Natur, rein auf ihrem Punkt feſtgehalten, eine jede andere beſtätigt und erlöſt, daß eine jede ſolche Aeußerung Freiheit iſt und Liebe. Du ſollſt Deinen Nächſten lieben wie Dich ſelbſt. Die wahre Liebe iſt Affirmation auf jedem Punkt, rein allgemein und perſönlich zugleich. Ich nenne eine ſolche reine Perſönlichkeit eine einfache Natur im Gegenſatz gegen alle diejenigen, deren über alle Zeit hinausliegender Kern und Grundlage des Daſeins von den Erzeugniſſen der Zeit und ihren verwirrenden Begriffen zugedeckt und zurückgedrängt iſt, wodurch ein unſtätes, in ſich verworrenes Streben entſteht, welches aller Klarheit und Sicherheit entbehrt. Selbſt in der Natur finden wir eine doppelte Production, eine welche die einfachen Stoffe hervorbringt, die die Unendlichkeit außer ſich haben — in dem chemiſchen Proceß, und eine höhere, die organiſche Produktion, die Ernährung, ein Proceß, welcher die allermeiſte unendliche Einfachheit der zeugenden Natur enthalten will und in der Perſönlichkeit aufblüht. Bei dieſer kann der größere und geringere Umkreis der erſcheinenden Wirkſamkeit keineswegs den Werth beſtimmen, ſondern lediglich die innere Wahrheit einer in ſich klaren Natur. Zuſammengeſetzte Naturen nenne ich ſolche, die man als bloße Erzeugniſſe herrſchender Anſichten betrachten muß, und der eigentliche Sinn aller meiner Betrachtungen geht dahin, zu zeigen, wie ein leitender göttlicher Ruf an unſre Zeit ergangen iſt, jene höhere organiſche Produktion des eigenthümlichen Lebens, der inneren Ernährung an die Stelle des tödtenden chemiſchen Proceſſes zu ſetzen, der ſich durch die Verſtandesproduktion der Begriffe kund thut. — Wie ich nun, indem ich mein ganzes Leben, als Naturforſcher und als Menſch überhaupt, einem ſolchen Streben widme, dahin gerathen könnte, den Sinn für einfache Natur, den ich auf alle Weiſe, ja allein, möchte ich ſagen, achte, abzuſtumpfen, iſt mir durchaus unbegreiflich. Vielmehr möchte ich behaupten, daß ich den heiligen Werth der Einfachheit beſtimmter ausgeſprochen habe als die meiſten, wie es Dir klar ſein würde, wenn Du es der Mühe werth gefunden hätteſt, meine verſchrieenen Carrikaturen zu leſen. —

Ich bin mir völlig bewußt, daß ich bei allem, was ich ſprach und ſchrieb, einen inneren Trieb rein und rückſichtslos verfolgte. Um ſicher zu ſein in dieſer Rückſicht, habe ich niemals fremde Probleme gelöſt, ſondern immer nur eigne, habe ſie nie getrennt, ſondern immer in dem großen innigen Zuſammenhang des Ganzen betrachtet. Ich hielt mich überzeugt, daß was ſo als geſetzmäßige Entwicklung des eignen Daſeins hervortrat, etwas allgemein Menſchliches haben müßte und handelte zuverſichtlich in dieſer Ueberzeugung. So ſuchte ich dasjenige, was mir das Heiligſte in der Welt war, rein und unabhängig von allem Zufälligen der Erſcheinung zu erhalten, gewiß daß, was mir in der inneren Betrachtung als das Beruhigende und Ordnende erſchien, auch für die Verwirrung der Begebenheiten und die Verwirrung der Gedanken etwas Beruhigendes enthalten müßte. Ich bin nicht gleichgültig dabei, wenn dieſes, was mir das Heiligſte iſt, von Allen verkannt wird, dann am Wenigſten, wenn eine ſchöne Hoffnung uns bleibend entgegentrat und in der Verwirrung der Zeit verſtummte. Wie ſchön war die Zeit, die wir gemeinſchaftlich in Halle verlebten! Das Höchſte ſoll man tief ergreifen, daß es nicht ein Gemeingut der Flachen wird, je enger es ſich zuſammendrängt in der Seele, deſto gewiſſer wird es ein Gemeingut im tiefſten Sinne. Ich kann den Schmerz nicht überwältigen, der ſich recht andrängt an die Luſt der klaren Einſicht, denn die Unklarheit im Leben iſt keine mir fremde, das Schickſal des Geſchlechts iſt mein eignes und ſeit es mir gelang, die erſcheinenden Schranken zwiſchen dem Aeußeren und Inneren zu durchbrechen, muß ich, voll Wehmuth und innerem Schmerz, das Schickſal des Volks, die Sünde der Zeit tragen als eine innere und die Betrachtung der Geſchichte gönnt uns die reine Freude nie, die aus der Betrachtung der Natur entſpringt.

Du ſcheinſt mir einen Vorwurf machen zu wollen, als wenn ich glaubte, daß man über alles ſchreiben ſolle. Nein, lieber Freund! das aber gewiß, daß was uns in großem innerem Zuſammenhang klar geworden, dem Geſchlecht gehört. Du ſcheinſt in Deinem Brief einen Unterſchied zwiſchen Schrift und That anzunehmen, den Du zum Glück für die Wiſſenſchaft nicht allein, ſondern auch für die religiöſe Geſinnung durch eigne Schriften vernichtet haſt. Was wäre That in der Welt, wenn Dein ſegensreicher Einfluß als Lehrer, Schriftſteller und Prediger nicht That genannt werden ſollte. Auch erinnere ich mich ſehr wohl, daß Du mir eben in Berlin vorwarfſt, daß ich vergeſſen zu haben ſchiene, daß meine Schrift über das Turnen eine That wäre, die mit aller der Umſicht und Erwägung ausgeführt werden müßte, die man überhaupt von einer That fordern könne. Hierbei muß ich nun noch bemerken, daß ein anderer Vorwurf, den Du mir machſt, als wenn ich in der guten Sache Dich hätte widerlegen wollen, indem ich Dich völlig mißverſtanden hätte, Dich gar nicht trifft. Denn ich weiß keine Stelle in dieſer kleinen Schrift, die auf irgend eine Weiſe gegen Dich gerichtet wäre, wie ich überhaupt aus der Verwirrung, mit welcher tauſend Einwürfe auf mich losſtürmten, die einzelnen nur mit Mühe herauszuheben vermag.

Ich bin indeſſen ganz damit zufrieden, daß man meine Schriften als Thaten anſieht, die aus einem Leben, nicht aus einem bloßen Denken entſpringen und lebendig eingreifen in die bewegte Welt. Die Umſicht und Erwägung, die eine ſolche That erfordert, werde ich nun redlich, wie ich es meyne, darſtellen. Das erſte alſo iſt die reine, aus innerer rückſichtsloſer Betrachtung entſpringende Entſtehung.

Eine ſolche iſt nichts bloß Menſchliches und es iſt nicht Hochmuth, vielmehr Demuth dieſes zu erkennen. Was auf ſolche Weiſe ſich in der betrachtenden Seele erzeugt, iſt ſchon eine geſchichtliche That und dem Betrachtenden iſt die Kunde gegeben, ſie mitzutheilen. Ja höchſt gefährlich iſt die Reflexion, die über die Folgen grübelt. Ein ganzes Volk iſt ſeinem Weſen nach in einem jeden redlichen Bürger ganz, ſeine Zweifel und Sorgen ſoll er theilen, ſeinen Schaden zudecken. Ungehemmte fröhliche Entwicklung einer jeden geiſtig geſunden Eigenthümlichkeit iſt das Weſen des Staats.

Ich betrachte den vorliegenden Fall. Nichts iſt tödtender und zerſtörender in unſeren Tagen, als jene reflectirenden Theorien, die die tiefen Wurzeln des Naturlebens ausreißen, weil Stürme den Gipfel entblättern, und mit plumper Hand an den zarteſten verborgenſten Faſern beſſern wollen. Aufſchreyen möchte ich, wenn ich das thörichte Unternehmen ſehe, und das Herz blutet mir, wenn die Geſtalten der Vorzeit unter dem ſchneidenden Meſſer zucken. In der Arzneikunde wollen ſie die Geſundheit, in der Erziehung die Geſinnung und den Menſchen, in der Politik den Staat erſt von außen hinein ausbeſſern und dann aufbauen. Und wenn immer ein Ungeheuer, aus dieſen drei Albernheiten zuſammengeſetzt, aus der völligen Abſtumpfung alles Sinnes für einfache Natur erzeugt, ſich über die unſchuldige Kindheit ergießt, dann ſchließe ich, die Gefahr erkennend, mich an die ſtillen Keime des tiefer begründeten Lebens in der Zeit um zu retten was zu retten iſt und fühle mich berufen dazu, wie die Mutter, die den ertrinkenden Säugling aus dem Waſſer rettet, und frage weder Feind noch Freund. —

Ihr behauptet, das Ungeheuer ſei gar nicht da. Ich beſchäftige mich jetzt mit der Freimaurerei und da kommen die Freimaurer und verſichern mich, daß es gar keine Freimaurerei gebe und ſuchen es zu beweiſen. Ich muß geſtehn das Ding hat einen Schein. Es iſt möglich, daß in Berlin, wo hundert Thorheiten miteinander ringen, die genannte ſich nicht ſo bemerkbar gemacht hat, obgleich ſie eben da entſtand — nun deſto beſſer, daß ich in die Lage verſetzt ward, ſie in ihrer freieren Ausbildung wahrzunehmen. Aber geſetzt, die völlige Ausbildung der Krankheit hätte den Gipfel nicht erreicht, den ich erkannt zu haben meine, und ich wahrlich nicht allein: ſo iſt hier ja nicht davon die Rede, ſondern von den Symptomen und von ihrer tiefen Bedeutung, als eines Grundirrthums, der ſich aus Richtungen der Zeit erzeugt hat und einen gefährlichen Vereinigungspunkt ſucht oder gefunden hat — das iſt völlig einerlei. Mein Kampf war völlig rein, es kann keiner irgend einen Reiz von außen nachweiſen, der nicht organiſch von der innerſten Tiefe meiner Anſicht aus auf geſunde Weiſe aſſimilirend gewirkt hätte.

Nun traten meine Freunde mir entgegen. Ich war bei mir ſicher, daß noch nie ein Bürger im Staate die Freiheit mehr ſchätzte als ich, nicht den Götzen des Begriffs, ſondern die wahre Freiheit, die in dem nie abgeſtumpften Sinn für einfache Natur ihre einzige Quelle erkennt. Da trat zuerſt Raumer hervor, ein braver, redlich ſuchender Menſch, aber verdammt zum ewigen Suchen. Die Uebrigen nenne ich nicht. Sie wollten meinen Ruf brauchen, ſie ſchonten mich aus Rückſichten und lobten ſelbſt meinen Streit, um mich zu gewinnen. Sie ſchimpfen jetzt ihrer Natur gemäß; das kümmert mich wenig. Aber Merkel und Gaß die zuſammengehören muß ich noch nennen. Eine fremde Erbärmlichkeit gab dem Ganzen einen gehäſſigen Anſtrich. Ich ward nach Berlin berufen, um zu denunciren. Ich weiß wohl, ich hätte meinen Abſchied nehmen ſollen, hätte mit Frau und Kind in's Elend gehen ſollen. Daß ich es nicht that, machte mich ſchwach — ich bin völlig ſtark oder völlig ſchwach. Ich mußte büßen für eine Unordnung des Lebens, die meine wahre Sünde iſt.*) Und dennoch, ich hätte wohl den Muth gehabt, das Aeußerſte zu wagen. Aber bald entdeckte ich, daß das Geſchrey, als hätte ich denunciren wollen, keineswegs von der Polizey, mag ſie ſo ſchlecht ſeyn wie ſie will, herrührte, ſondern von dem in Wuth geſetzten fanatiſchen Haufen. Was mir damals ſehr wahrſcheinlich war, weiß ich jezt mit völliger Gewißheit. Ihm ein Opfer zu bringen war ich nicht verpflichtet.

---

*) Ueber dieſen verhängnißvollen Punkt in Steffens' Leben iſt die vorliegende Stelle zu vergleichen mit „was ich erlebte“ IX. 32. ff.

Hier traten andre Freunde hervor. Ein heller Haufen. Wie unwürdig ſie mich behandelten, wie ſie das tief verletzte Gefühl mißbrauchten, weißt Du. Der gute Reimer, dann das Eichhörnchen, wahrlich ein fliegendes, ich habe die Emſigkeit, mit der er den Stamm der Zeit auf und niederläuft, ſtets beweglich die Rinde benagt, wohl bewundert, aber leider die Blüthe hat er niemals erreicht, die ſchwebt in dem ſonnenhellen Aether, auf dem leichten Zweig, für ſeine Körperlichkeit zu hoch und zu zart. —

Ich komme zu dem Hauptpunkt. Ich habe, ſagſt Du, die Erbärmlichkeit zu Hülfe gerufen. Wo? zeige mir eine Stelle, die ſie nicht abweiſt. So hat Luther die Fürſten veranlaßt, die Kirchengeräthe zu plündern, was ſie auch redlich thaten, hat den dreißigjährigen Krieg, Jammer und Elend und eine Erſchlaffung, wenigſtens äußerlich, des Geſchlechts für Jahrhunderte hervorgerufen — und dennoch den Segen verdient.

Aber wer hat die Erbärmlichkeit bewaffnet? Die Fanatiker, dieſe allein. Wäre irgend einer hervorgetreten, der mir Gerechtigkeit widerfahren ließe, der redlich wie ich, die Sache mit Wärme aber mit Würde behandelt hätte, der beſchränkt hätte, was in meinen Behauptungen vielleicht zu weit ging: müßte die Sache, wäre ſie eine gute, nicht ſiegreich hervortreten? War nicht Zeit genug, ehe von der unſchlüſſigen Regierung irgend etwas geſchah? Bis wir eine Repräſentation haben, ſind die Schriftſteller die Repräſentanten und danken wir Gott, daß dieſe nicht gehemmt ſind, außer wo ſie ſich, die unſinnigen, die faſt nie wiſſen was ſie wollen, ſelber hemmen. Das Verheimlichen eines klaren, ja eines geahndeten Schadens iſt die größte Thorheit.

Es giebt andere, auch vorzügliche Männer, die da meinen, ich hätte mich mit dem Volk nicht gemein machen ſollen. Dieſe freilich kenne ich ganz und gar nicht, von ihrer Vornehmheit iſt in meiner Seele keine Spur. Sie möchten mich als einen Don Quixote darſtellen. Nun, bei meiner Seele, die Staubwolke, der ich entgegenging, entſtand wenigſtens nicht aus einer Schafheerde, das zeigen ihre Angriffe.

Eine Maſſe von Lügen, Betrug, Verläumdung, Nichtswürdigkeit jeder Art iſt gegen mich hervorgetreten, nicht ein einziges treffendes Wort habe ich vernommen, und das Schlimmſte iſt, meine Freunde, die einfachen Naturen, haben ſich ſo ganz in den Haufen der Schimpfenden verloren, es ſo wenig der Mühe werth gehalten, ſich von dieſen mir gegenüber zu ſondern, daß ich mit dem redlichſten Willen nicht im Stande bin zu ſagen, wo die abſolute Nichtswürdigkeit aufhört und wo die verblendete Freundſchaft anfängt. Was ſoll ich nun thun? Wer hat mich belehren auch nur wollen? Eine Lehre nemlich, wie ich verlange, derb, die mich trifft, iſt nirgends hervorgetreten. Soll ich feigherzig einen Kampf aufheben, den ich beſonnen beſchloß und ritterlich auszukämpfen gedenke, weil meine Freunde ſich unter den Pöbel miſchten? Und wo iſt die Quelle dieſer Wuth? Entſprungen iſt ſie aus jenem Mittelpunkt der Erziehung, deſſen Zerſtörung Du und viele brave Eltern bedauerſt.*)

Was nun Dein Verhältniß zu mir in dieſer Sache betrifft, ſo will ich, wie in Allem, ganz offenherzig ſein. Du haſt Dich nicht von mir, wie das alberne Volk, getrennt, was ich erkenne, aber Du haſt mich nicht vertheidigt oder widerlegt. Auch eine Widerlegung wäre eine Vertheidigung. Und warum? Du hatteſt eben keine Zeit meine Bücher zu leſen. Ich verlange nicht, daß Du in's Waſſer ſpringen ſollſt, jedesmal wenn ich ſchwimme, aber wenn ich in Begriff bin zu ertrinken erwarte ich es von Deiner Freundſchaft. Ja ſo blind war ich, daß ich bisher glaubte, daß die rückſichtsloſe Offenherzigkeit, die ſich ſelbſt nichts vorgaukelt, aber auch nicht duldet, daß das Geſchlecht ſich ſelber was vorlügt, eben das war, was Du an mir vorzüglich ſchätzeſt. Daß ich nun befürchtete, daß dieſe Paſſivität uns entfernen könne, auch innerlich, war natürlich; daß ich dieſe Furcht äußerte, mußt Du meiner freundſchaftlichen Anhänglichkeit zu Gute halten; daß ſie nicht ungegründet war, beweiſt leider Dein Brief. Daß ich glaubte, daß Du die Albernheit, die ſich an Dich anſchließt, mehr wie billig duldeteſt, iſt wahr. Ich glaube erſtens keineswegs, daß ſie immer in der Welt erbärmlich iſt, ſie hat leider oft eine zerſtörende Kraft gezeigt, obgleich was ſie ſelber erzeugt freilich nur Erbärmlichkeit wird. Ich möchte daher, bei meiner Theilnahme an dem Leben die Zeit, zweitens keineswegs der Albernheit überlaſſen, die Erbärmlichkeit zu beſiegen, denn dadurch entſteht eine neue Erbärmlichkeit, und ich habe drittens den Glauben, daß etwas Höheres und Beſſeres ſich über beide, wenn auch nicht vernichtend, was freilich unmöglich iſt, doch zurückdrängend, ſiegreich erheben kann, wenn nur die Beſſeren es wagen ſich gemein zu machen: die wahre Popularität im höheren Sinn.

---

*) Das Turnen. Aus Schleiermacher's Leben II, 357, Steffens, was ich erlebte. VIII. 436. ff., vergl. dieſen Briefw. S. 245. 6.

Schließlich noch dieſes. Ich weiß recht gut, daß die Erbärmlichkeit ſich an mich andrängt. Ich gebe Dir mein heiliges Wort, daß ich ſie mir vom Leibe halten will. Auch habe ich ſchon manches abzuweiſen Gelegenheit gefunden und Vertreter, die, wie ich, rein ſind und bleiben werden. Ich werde daher gar keine Piecen mehr ſchreiben. Ich bedaure es gethan zu haben. Was ging mich Kotzebue's Ermordung an? Mögen ſie klatſchen pro und contra. Wer mit mir zu thun haben will, ſoll das Ganze mühſam ergreifen oder gar nicht. Auch fühle ich mich unmittelbar in dieſem am reinſten und ſtärkſten. Sollten dieſe Zeilen zur wechſelſeitigen Verſtändigung beitragen, deſto beſſer für uns beide. Nur dieſes — Schriften fordere ich von Dir gar nicht, nur beſtimmtes Urtheil.

Steffens.*)

Schleiermacher an Lücke.

Berlin, d. 17. Juli (1819).

Ein ausführlicher Brief meiner Frau an meine Schweſter der aber wahrſcheinlich ſpäter als dieſer ankommt erzählt von den hieſigen Geſchichten. Beim Abgang deſſelben wußten wir ſchon daß

---

*) Mit dieſer Briefreihe ſchließt eines von Schleiermacher's intimſten freundſchaftlichen Verhältniſſen ab; denn nach dieſer findet ſich von Steffens nur noch ein flüchtiger Zettel in der großen Sammlung ſeiner Briefe im Schleiermacher'ſchen Nachlaß.

Kamptz erzählt, Arndt ſei und zwar am zwölften arretirt. Seitdem hat ſich das Gerücht verbreitet, Arndt ſei ſchon heimlich hier eingebracht. Dies nun wäre gräulich, und vorzüglich deshalb wende ich mich an Sie, da Nanny vielleicht nicht in der Lage iſt mit Sicherheit ſchreiben zu können, mit der Bitte mir doch baldigſt eine authentiſche Nachricht von dem was ſich zugetragen zukommen zu laſſen, und ja nicht zu glauben daß wir hier alles wiſſen. Hat man ſich irgend Atrocitäten erlaubt, ſo ſollte doch die Univerſität die Sache zu der ihrigen machen. Ueberhaupt, möchte auch weit mehr daran ſein als ich glauben kann, ſo ſollte man doch die Gelegenheit wahrnehmen um von allen Seiten auf geſetzliche Beſtimmungen gegen die ungeheure Polizeigewalt und auf beſtimmte und gänzliche Unterordnung derſelben unter die Juſtiz zu bringen. Hier fängt ſich an einiges der Art zu regen und beſonders hat auf eine von Reimers Conſulenten eingegangene Bittſchrift das Staatsminiſterium angefangen ſich in die Sache zu miſchen und auf die baldigſte Verweiſung derſelben an die ordentlichen Gerichte anzutragen. Die Anregungen zu dem ganzen Verfahren ſollen nach Einigen aus Oeſtreich nach Anderen aus Rußland gekommen ſein und das lezte iſt das wahrſcheinlichſte. Das ärgſte was übrigens von hier gefundenem verlautbart ſind noch Unvorſichtigkeiten und Tollheiten mit dem Munde, die vor Gericht keineswegs auf Conſpiration oder Mordanſchläge können gedeutet werden. Bei Reimer iſt nun die Entſiegelung angekündigt worden die wohl Montag vor ſich gehen wird; ſie hat nun außer ihrem Conſulenten auch noch ihren Bruder hier und da wird wol alles in der gehörigen Form vor ſich gehen müſſen. Seit geſtern wo meiner Frauen Brief abging iſt übrigens hier nichts anderes geſchehn als daß noch ein paar Studenten arretirt worden ſind deren Briefe ſchon früher genommen waren. Jahns gräuliche Fortſchleppung vom Krankenbette ſeines Kindes kennen Sie aus den Zeitungen. Die auswärtigen Zeitungen werden wol nicht ermangeln bald den gehörigen Lärm zu ſchlagen. Arndts Brief vom achten habe ich heute noch erhalten, weiß aber nun nicht ob ich noch denken ſoll daß morgen getauft wird. Möchte nur der guten Nanny der Schreck nicht geſchadet haben. Gott befohlen. Er gebe einen fröhlichen Ausgang. Nächſtens mehr. Grüßen Sie alles.

Schleiermacher an Blanc.

Berlin, d. 7. Auguſt 1819.

In den Wagen kann ich doch nicht ſteigen, lieber Freund, ohne Ihnen ein paar Zeilen zu antworten. Nämlich übermorgen gedenke ich mit Frau und einigen Kindern nach Bonn zu reiſen; aber über Halle geht es diesmal nicht, ſondern über Magdeburg und Caſſel, was ich noch gar nicht kenne, dann die Lahn herunter, und ſo über Coblenz oder Neuwied nach Bonn. Den Rückweg wollen wir dann über Cöln, Düſſeldorf, Elberfeld, Grafſchaft Mark, Herzogthum Weſtphalen, Pyrmont und Hildesheim nehmen. Das iſt die diesjährige Reiſe, wenn nicht noch etwas dazwiſchen kommt und Gott Glück und Segen giebt. Arretirt alſo bin ich nicht, wie Sie ſehen, auch meine Papiere ſind mir nicht genommen. Wie weit es aber daran geweſen iſt, will ich nicht entſcheiden. Man hat hier überhaupt ſehr milde operirt gegen die furchtbare Verſchwörung. Jahn iſt doch der einzige der ohne Urtheil und Recht auf die Feſtung geſchleppt wird, und Reimer nächſt ihm der einzige angeſeſſene Mann deſſen Papiere weggenommen ſind. Das andre ſind doch nur junge Leute, die nun ſeit vier Wochen feſtſizen, ſie wiſſen nicht warum. Ein Paar haben ſie ſogar ſchon freigelaſſen, aber leider ihnen das Ehrenwort abgenommen nichts von dem zu ſagen was mit ihnen iſt verhandelt worden, ſodaß wir um nichts gebeſſert ſind und immer noch nicht wiſſen, ob die Verſchwörung hat zu Lande oder zur See ausbrechen ſollen. Aber die Leichtigkeit, mit der man ſich an dieſe Arreſtationen und Verſiegelungen gewöhnt, giebt mir nun eine Vorſtellung von der Heiterkeit der Franzoſen mitten in der ärgſten Schreckenszeit. — Arndt hat auch nicht Stadtarreſt, wie einige Zeitungen verkündigen, ſondern das ärgſte was ihm widerfahren iſt, iſt daß ſie ihm bei der Wegnahme ſeiner Papiere die Taſchen am Leibe viſitirt haben. Wenn das nicht gerade noble iſt, ſo iſt es doch zutraulich. Doch genug von dieſem großen Staatsſtreich.

Von unſrer Provinzialſynode kann ich Ihnen nur erfreuliches ſagen. Ich bin mit in dem fünfköpfigen Moderamen geweſen; es beſtand alſo aus drei Lutheranern und zwei Reformirten. Nämlich Ribbeck, Hanſtein und Marot hatte das Miniſterium als Präſidium ernannt; ich wurde zum Aſſeſſor gewählt und Küſter zum Scriba. Die Hauptſache iſt daß wir auf eine gänzliche Veränderung der Kirchenverfaſſung angetragen haben. Weltliche Deputirte der Presbyterien in die Kreisſynode, und der Kreisſynode in die Provinzialſynode, und der Provinzialſynode in die Landesſynode. Die Superintendenten und Generalſuperintendenten gewählt, und die Conſiſtorien in gewählte Ausſchüſſe der Provinzialſynode, das Miniſterium in einen gewählten Ausſchuß der Landesſynode ſich verwandelnd. Doch ſo, daß die gegenwärtigen bleiben, und bei Erledigungen eingewählt wird. Der Miniſter und die Oberpräſidenten behalten dann den Auftrag, die Beſchlüſſe der Landes- und Provinzialſynoden zu prüfen, ob nichts gegen das Intereſſe des Staats darin iſt, und ſie dann zu beſtätigen. Die Ausſchüſſe ſollen beſondre bloß zum Examen aggregirte Mitglieder haben, das erſte Examen pro licentia aber überall bei den theologiſchen Facultäten ſein. Dies gewährt vielerlei Vortheile, aber mir iſt ſchon fatal zu Muthe vor der unangenehmen und vielen Arbeit. Die Unionsſache iſt auch ganz gut gegangen, man hat die Grundſäze unſrer Kreisſynode aber nicht ohne vielſeitige Erwägung angenommen, und eine Commiſſion zur Sammlung einer gemeinſchaftlichen Provinzialſynode beſchloſſen. Auch daß jezt ſchon jeder Candidat, der nach dem neuen Ritus communicirt, bei jeder Gemeine die dieſen angenommen hat anſtellungsfähig iſt. Ueber die Kirchenzucht waren die Meinungen am meiſten getheilt. Doch iſt auch hier angenommen werden im allgemeinen ein Recht ärgerliche Menſchen vom Abendmahl zurückzuweiſen, ein Recht der Presbyterien zu ermahnen und diejenigen welche ſich nicht ſtellen wollen von derſelben Gemeine auszuſchließen, aber kein allgemeiner Kirchenbann. Jedem aber, der jezt ſchon confirmirt iſt, ſoll es freiſtehen ſich von dieſem näheren Verband auszuſchließen und auf die bisherige Weiſe fortzuleben, nur daß er dann auch an dem Recht Prediger und Presbyter zu wählen keinen Theil nimmt. Die Patrone werden in ihrer jezigen Stellung gelaſſen und ſind nicht nothwendig im Presbyterio. Jede Gemeine aber hat das Recht das Patronat abzulöſen, und beſonders ſoll bei jedem Gutsverkauf darauf Bedacht genommen werden. Das ſind die Hauptpunkte,*) aus denen ſich zuſammengeſtellt ein recht hübſches Ganze macht. Von anderen einzelnen Anträgen ſchweige ich, um nicht zu weitläuftig zu werden. Es wird — jedoch nur für die Mitglieder — ein Auszug aus dem Protocoll gedruckt, und den will ich Ihnen dann einmal communiciren. Uebrigens habe ich bei der ganzen Sache den Ribbeck ſehr lieb gewonnen, und auch ſeinerſeits hat die Entfernung, in der er ſich von mir hielt, aufgehört und wir ſind auf einen recht brüderlichen Fuß gekommen.

Das theologiſche Journal iſt nun wenigſtens im Druck.**) Meine Abhandlung über die Gnadenwahl macht den Anfang; es fehlt noch ein kleiner Zipfel daran, der auch noch fertig geſchrieben werden ſoll. Die Predigten aber liegen leider noch. — Von Steffens habe ich einen großen Brief, aber er iſt ſo entſezlich voll Perſönlichkeiten, daß ich nur noch mehr in der Ueberzeugung beſtärkt worden bin daß an ſeinem ganzen Betragen in dieſer Sache perſönliche Verhältniſſe den meiſten Theil haben, vorzüglich aber ſcheint mir W., der doch nur ein ſehr verfehlter Marwiz ſein mag, in etwas ihn hineingeredet zu haben, was er wenigſtens wol ſehr ariſtokratiſch gemeint hat. Zum Wachſen Ihres Buches gratulire ich; ich wollte ich ſäße auch erſt wieder an meiner Dogmatik. Und nun auch kein Wort weiter. Die ſchönſten Grüße an Frau Lotte und alle Freunde. Von Reimer ſind nun Nachrichten da, daß er die Wegnahme ſeiner Papiere weiß. Er nimmt es ſehr leicht, und war noch unentſchloſſen, ob er ſeine Reiſe deshalb abkürzen ſollte. Vielleicht treffe ich ihn noch unterweges. Gott befehlen.

---

*) Gaß 178.

**) Theologiſche Zeitſchrift von Schleiermacher, de Wette und Lücke. I, 1819. die an Bretſchneider's Aphorismen anknüpfende Abhandlung über die Erwählungslehre (I, 1—119) führte zu der bekannten Discuſſion, aus der auch die Abhandlung von de Wette (II, 83) deren im Folgenden öfter Erwähnung geſchieht, erwuchs.

Schleiermacher an Brandis.

(Frühjahr 1820).

Es thut mir ſehr leid, mein geehrteſter Freund! daß ich Ihnen noch keinen vollſtändigen Bericht abſtatten kann, was in unſren ariſtoteliſchen Angelegenheiten beſchloſſen werden. Allein ich will doch nicht länger anſtehn ein Zeichen des Lebens von mir zu geben und Ihnen für Ihren reichhaltigen Brief herzlichſt zu danken. Daß Sie ſich ſo in die Commentatoren vertieft, vermehrt freilich Ihre Arbeiten ungemein, daß auch der ariſtoteliſche Text nur auf dieſem Wege rein kann aufgearbeitet werden und daß nur durch eine ſolche möglichſt in Einem Zuge gemachte Arbeit eine gründliche Kenntniß dieſes ganzen Litteraturzweiges und eine ſolche Charakteriſtik der Hauptperſonen kann an's Licht gefördert werden, durch welche zugleich die Sichtung des Aechten vom Unächten auf eine gründliche Weiſe kann befördert werden. Ich wünſche uns daher Glück zu dem heroiſchen Entſchluß den Sie gefaßt haben noch ein Jahr dabei auszuhalten und zweifle nicht daß die Akademie ſich ebenſo darüber freuen werde. — Daß ich dieſen Sommer ſollte an etwas ariſtoteliſches kommen können iſt mir in höchſtem Grade unwahrſcheinlich. Sollte es möglich ſein, ſo möchte ich am liebſten einmal wieder die Bücher *περὶ ψυχῆς* vornehmen, und wenn es Ihnen auf dem Wege liegt und nicht zu viel Zeit koſtet, ſo würde mich eine Probe von Ihrem Material und Ihrer Recenſion gewiß lüſtern machen, recht mit Ihnen und Bekker anzufaſſen. — Da Sie es verlangen ſo ſchicke ich Ihnen meinen kleinen Aufſaz über die Scholien: allein Sie werden nichts daraus lernen, es iſt ein oberflächlich Ding, womit ich nur die Abſicht haben konnte, das Intereſſe für den Gegenſtand anzuregen, da ich weder Zeit noch Hülfsmittel hatte in den Gegenſtand tiefer hineinzugehn. Ohne Ihren Beitrag würde ich gar nicht in den Abdruck gewilligt haben.

— Je mehr Sie mich durch Ihre Briefe in unſer ganzes Unternehmen und die gründliche Art wie es betrieben wird eingeleitet haben, um deſto mehr iſt mein Verlangen geſtiegen, einen recht thätigen Antheil an demſelben nehmen zu können. Wenn ich aber bedenke, wie ich jezt zu gar keiner ordentlichen Arbeit kommen kann, ſondern alles Angefangene liegen bleiben muß und kaum irgend eine Kleinigkeit jährlich vom Stapel läuft: ſo muß ich wol beſorgen, daß nur ſehr wenig auf meinen Theil kommen wird als guter Rath im Allgemeinen und gelegentliche Hülfe im Einzelnen. Und leider könnten es nur nachtheilige Begebenheiten ſein, welche mich eines oder des andren Geſchäfts entbinden könnten, und auf dergleichen will ich doch lieber nicht rechnen. Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge zu reden lohnt gar nicht; auch werden Sie wol eben ſo gut unterrichtet ſein als wir, d. h. ſehr wenig. Mich dauert vornehmlich, daß die Regierung ſich ſo vor den Augen von ganz Europa herunterſezt. Wenn die Wiener Conferenzen beendigt ſind, werden wir wol etwas deutlicher ſehn, wo die Sachen hinaus wollen. — Bei der Univerſität haben wir auch viel Noth und ſehen noch harten Kämpfen entgegen; der Verfechter habe ich diesmal auch wieder ſein müſſen. —

Schleiermacher an Lücke.

Berlin, d. 20. Juni 1820.

— Nun grüßt auch die Zeitſchrift und möchte nicht gern wieder mit bloßen Verſprechungen abgewieſen werden. De Wette hat den Beſchluß ſeiner Geſchichte der Sittenlehre geſchickt, Bleek's Fortſezung iſt da, und noch eine Abhandlung von de Wette iſt da, der nemlich Ihren Wunſch erfüllt hat und als mein Gegner aufgetreten iſt. Ob er es nun aber Ihrer Kirche, oder vielmehr Ihrer Schule*) ſehr zu Dank gemacht hat, iſt eine andre Frage. Ich hätte auch noch ein anderes additamentum dazu auf dem Herzen; aber vielleicht findet ſich doch noch ein ordentlicher Gegner und ich mache es dann auf einmal ab. Sie aber kann ich mit Ihrer Rechtfertigung nicht gelten laſſen. Die Dogmatik kennt keine Ueberfülle des Gefühls, aber dem Verſtande muß ſie genügen ſobald ſie ſich auf einen Gegenſtand einläßt. Ein anderes iſt wenn ſie etwas für ein *ἀπόρρητον* erklärt; das ſteht ja auch frei. Aber ein drittes giebt es nicht. — Ethik leſe ich auch und bin wieder in meinen alten Plan hineingegangen, ohnerachtet eines Verdachtes daß noch manches könnte beſſer geſtellt werden. Für jezt ſuche ich nur zu ergänzen und verſpare das Uebrige auf eine ſpätere Bearbeitung. Die Ueberſicht, die Sie bekommen iſt wahrſcheinlich die von Jonas, die mir ſehr treu zu ſein ſchien. — Was unſeren Freund *) betrifft, ſo haben wir hieſigen uns zuſammengethan, um ihm, vorläufig auf dies Jahr, ſein Gehalt zu ſichern. Buttmann hat dabei die Einſammlung und Reimer die Austheilung; und durch Reimer könnten auch dortige Freunde an ihn gelangen laſſen. —

---

*) Er vertheidigte die lutheriſche Erwählungslehre gegen S.

De Wette an Schleiermacher.

Weimar, d. 23. Mai 1820.

— Ich habe ſehr heitre Tage gehabt und viel Güte und Freundſchaft genoſſen. Das Zuſammenſeyn mit Reimer in Leipzig war zum Theil ſehr geſtört; aber wie wohl that es mir, an der Seite dieſes Freundes einige Tage zuzubringen. Er kann einen wohl erheitern und erquicken durch ſeinen frommen, feſten Muth und ſeine Fülle von Liebe. In Halle, aber noch mehr in Giebichenſtein, iſt es mir aber auch recht wohl ergangen. Raumer's haben mich mit herzlicher Liebe aufgenommen, und mir ſehr glückliche Tage bereitet. Ich habe recht erfahren, wie die ächte Frömmigkeit dem Familienleben erſt die rechte Würde und Schönheit giebt, und das Haus zu einem Tempel macht. Deiner haben wir oft gedacht und namentlich von Deinen Predigten geſprochen, von welchen die Capellmeiſterin Reichardt und ihre Tochter Sophie fleißige Zuhörerinnen geweſen ſind. —

---

*) Den ſeiner theologiſchen Profeſſur in Berlin entſetzten de Wette.

Reimer hat das Manuſcript der Abhandlung über die Gnadenwahl mitgenommen und ich wünſche, daß Du es vorher leſeſt. Ich fürchte, daß ich durch die volle Darlegung meiner Meinung, die auf eignen Vorausſetzungen ruht, zu viel Flanke gegeben habe. Sobald man mich nicht verſteht, bin ich verloren. Sey ſo gut, mir die Differenzpunkte anzugeben, die ſich zwiſchen Deiner und meiner Lehre finden. Iſt nicht ein ſolcher der Unterſchied des unmittelbaren und mittelbaren Lebens? Darauf ruht aber die ganze Theorie. —

Weimar, d. 4. Oct. 1820.

Mein geliebter Freund! Es iſt ſchlimm, daß wir uns ſo ſelten ſchreiben. Wir denken zwar fleißig an einander, wenigſtens bin ich es von Dir überzeugt daß Du mich ſtets in friſchem Andenken haſt; aber ohne äußere Zeichen unſrer Gemeinſchaft ſollten wir uns doch nicht laſſen. Meine Reiſe iſt mir nun wie ein ſchöner Traum entſchwunden und wenn ich in meinem einſamen Zimmer bin, ſo glaube ich faſt nicht an die Wahrheit des Erlebten. War ich es der jene Thäler durchſchritt, jene Berge beſtieg, jene Seen befuhr? — Du ſiehſt daß ich ein wenig krankhaft geſtimmt bin, das aber kann in meiner Lage kaum anders ſein. Es fehlt mir die Arbeit, denn alles Studium und alle Schriftſtellerei erſetzt nicht die amtliche Wirkſamkeit; und dann fehlt mir die häusliche Ruhe. Das Unternehmen der Ausgabe von Luthers Werken erfüllt mich mit Zagen, da mir alle abrathen wegen der kaufmänniſchen Schwierigkeit. — Bald will ich mich auch an eine ſummariſche Kritik der Predigten von Reinhard und ähnlichen Kanzelrednern machen, da es mich treibt, das geiſtloſe unchriſtliche Weſen darin aufzudecken. Dann will ich eine Charakteriſtik Herders als Theologen liefern. Du ſiehſt, ich rühre mich. —

Weimar, d. 30. December 1820.

Spät beantworte ich Deinen Brief vom 18. November, geliebter Freund! Erſt wollte ich Bretſchneider's Abhandlung leſen, um

Dir etwas darüber zu ſchreiben; nun habe ich ſie geleſen, weiß aber doch nicht viel darüber zu ſagen. Der Streit ſcheint mir aus den ganz verſchiednen philoſophiſchen Anſichten zu fließen. Und das iſt überhaupt meine Meinung über den ganzen Streit ſeit Auguſtinus; aber ich weiß mir die Sache ſelbſt nicht recht klar zu machen. Der Hauptpunkt mag darin liegen, daß die Gegner der Prädeſtinationslehre ſich nicht zur Idee eines Ganzen erheben können, und daß ſie ſich Gott und die Welt zu abgeſondert denken. Ganz unſinnig iſt der Gedanke, die menſchliche Freiheit neben dem göttlichen Willen parallel, unter bloßer Einwirkung und Lenkung des letzteren, beſtehen zu laſſen. Solche Menſchen kann man nie überzeugen. Dieſe Anſichtsweiſe, die auf hergebrachten todten Begriffen beruht, hat von je das Verderben der Theologie gemacht. Röhr iſt ein Theolog dieſer Art, und er iſt dabei ſo eigenſinnig und kalt, daß er ſelbſt die ungläubigen Weimaraner zurückſtößt. Unſer einer hat den ſchlimmſten Stand in der theologiſchen Welt; man macht es weder den Orthodoxen noch den Anderen recht, und dieß wird beſonders noch meine Wiederanſtellung erſchweren. Mir geht es übrigens ganz gut. Die Freiheit und Muße thut mir ſehr wohl, es geht mir Manches durch den Kopf, was mir ſonſt nicht eingefallen wäre, und was ich an der ſtrengen Ausbildung in meinem Fach verliere (denn ohne Vorleſungen kommt man nicht genug in die Arbeit hinein, und kann wenigſtens nicht gleichmäßig fortarbeiten), das gewinne ich an freyer menſchlicher Ausbildung. Ich habe ſeit Kurzem eine Abhandlung über die chriſtliche tragiſche Dichtung, einen Aufſatz über den Straßburger Münſter, eine Predigt geſchrieben und einen theologiſchen Roman angefangen, und dabey habe ich im Mittelalter gelebt und geforſcht. Die Scholaſtiker haben mich ſehr angezogen, und ich habe ſie bewundern gelernt. Jene Zeit war unſtreitig größer als die unſrige. Ich höre nicht gern, daß Du ſo ſehr beſchäftigt biſt, und daß unſre Zeitſchrift wahrſcheinlich lange wieder ruhen wird oder wenigſtens ohne Dich fortgehen muß. Was Du mir von Lücke's Johannes ſchreibſt, iſt vollkommen auch meine Meinung. Ich fürchte er kommt nie zur Klarheit und Darſtellung. — Von Hegel lieſt und hört man ſchreckliche Dinge. Lies doch die Vorrede zu ſeiner Staatslehre, worin er gegen mich und Fries ſpricht. Die Verläumdung kann nicht boshafter auſtreten, als es hier geſchieht. Und welche Niederträchtigkeit, den Rechtfertiger des K.ſchen Syſtems und der Schändung des deutſchen Gelehrtenſtandes zu machen. Was Fries betrifft, ſo thut es mir leid, daß auch Du und andre Gutgeſinnte ihm Unrecht thun. Ich halte ihn für ganz unſchuldig. Seine Lehre iſt von Allem, was man Jakobinismus oder ähnlich nennen kann, frey, wie ſein deutſcher Bund zeigt. —

Schleiermacher an Blanc.

Berlin, d. 31. Dec. 1820.

Wenn ich ein Sterbenswort davon erfahren hätte, daß Maßmann nach Halle gegangen: ſo würde ich, wie bedrängt ich auch die ganze Zeit her geweſen bin, doch dieſe Gelegenheit wahrgenommen haben, ihm das Selbſtlob zu erſparen und dem blanken Bruder mit meinem beſten Dank zu erzählen, wie vortrefflich der Fuhrmann ſeine Sache gemacht hat. Es hatte ſich ein ziemlicher Kreis von Freunden des Abends zuſammengefunden, als er plözlich ſein Faß auf einem Karren hereinſchob und ſeinen Frachtbrief abgab. Der blanke Bruder war troz der verſtellten Hand nicht zu verkennen, aber der Fuhrmann hinter ſeiner Maske wurde erſt ſpäter von einigen an der Sprache erkannt. So iſt denn der alte Menſch von viel Liebe und Freundlichkeit begleitet in ſein drei und funfzigſtes Jahr hineingegangen. Hinten wird es immer länger und vorn immer kürzer; aber deſto weniger ſollten friſche Freunde, wie Sie, ihn bange machen wollen, wenn er noch etwas vor ſich bringen will. Was wird es denn nun werden mit meiner Dogmatik? Glauben Sie, es werden auch verbrecheriſche Grundſäze darin gefunden werden? Ich habe keine Idee davon, das aber ſehe ich, daß, wenn ich ihr noch ſoll zu Hülfe kommen können im Nothfall, ich keine Urſach habe lange zu zögern, und überdies müßte ich ſie doch erſt los ſein um wieder an die Ethik zu kommen. Es iſt nun gewagt, die erſten Bogen ſind ſchon mit dem leider nothwendigen imprimatur zurückgekommen, und in der erſten Woche des neuen Jahres bekomme ich den erſten Probedruck. Auch ein andrer guter Freund ſchreibt mir vor einigen Tagen, es habe ihm einen Schlag auf's Herz gegeben die Dogmatik angekündigt zu ſehen. Er meint, es ſtänden nun gewiß ſchon alle meine Feinde mit offnem Rachen und gefletſchten Zähnen bereit um das Werk, ſo wie es erſchiene, zu zerreißen. Nun das Zerreißen, denke ich, ſoll ihnen nicht ſo ganz leicht gemacht ſein, vielmehr glaube ich, ſie werden ziemlich lange daran zu kauen haben. Wenn man es freilich ſo machen will wie mit de Wette, mich bloß fragen ob ich das geſchrieben habe, und dann darauf los caſſiren: das kann niemand hindern. Allein das will mir doch im mindeſten nicht wahrſcheinlich vorkommen; indeß um zu probiren, wie viel Herz Sie auf dieſem Punkt haben, ſchenke ich Ihnen die Predigt, die Sie hiebei empfangen, zu Neujahr. Doch verſtehen Sie Scherz, lieber Freund. Es verhält ſich damit wirklich ſo, wie auf der Rückſeite des Titelblattes ſteht, und da ich ſie ſchon lange auf dem Pult liegen hatte: ſo war es mir nun auch am nächſten dieſe zu nehmen, und es iſt gar nicht geſchehen um die Leute zu braviren. — Uebrigens ſind die guten Freunde ſehr eifrig. Neulich iſt aus einer großen Geſellſchaft eine junge Dame bei bloßer Nennung meines Namens weggegangen, und in einer andern hat man ſich amüſirt, mit dem größten Ernſt zu erzählen, ich lebe ſchlecht mit meiner Frau. Sie ſehen alſo, ſie warten gar nicht bis man ihnen Stoff giebt, ſondern wiſſen ſich ohnedies zu behelfen. Daß die Neubekehrten nun auch in Ihre Gegend kommen, iſt ja erfreulich. Auch ſoll ja in Magdeburg ein neubekehrter Prediger aufgeſtanden ſein und die größten Wirkungen hervorgebracht haben. Desgleichen iſt Stettin und ganz Pommern voll. Es iſt ein ſonderbarer krankhafter Zuſtand des religiöſen Elements, für welchen es kein Mittel giebt, als weſentliche Verbeſſerung des geiſtlichen Standes und tüchtige Einwirkung auf die Jugend von Seiten derer, welche klar ſehen. Vornämlich aber daß man ſeinen Gang gerade fortgehe als ob gar nichts wäre, und ſich durchaus nicht irre machen laſſe. Das habe ich mir denn auch aufs neue vorgenommen, und denke es redlich zu halten. Ob nun meine Dogmatik nicht noch manchen verborgenen Zwieſpalt aufdecken, und manche entfernen wird, welche Eins mit mir zu ſein glaubten, das ſteht dahin. Ich bin nicht klar darüber und kann es nicht hindern. Meine Abſicht iſt abzuklären, und dazu wird am Ende wol auch meine Dogmatik beitragen; entſteht vorher auch durch ſie noch eine neue Gährung: ſo liegt das wol in der Natur der Sache. — De Wette's Abhandlung über die Erwählung habe ich noch nicht ordentlich geleſen, aber das Fundament ſcheint mir auch nicht recht klar. Ich ſchicke Ihnen (etwas ſpät, weil ich immer ſchreiben wollte) das zweite Heft der Zeitſchrift jezt mit durch D. Schulz. —

Daß es mit Arndt's Suspenſion ſeine Richtigkeit hat, werden Sie nun wol auch wiſſen. Jezt wird endlich auch wol die Unterſuchung angegangen ſein. Das ſchlimmſte ſoll ſein eine Aeußerung über des Königs Betragen im Jahr 1809, von der man, weil man ſie in ſeinen Collegienpapieren fand, vorgegeben oder vorausgeſezt hat, er habe ſie auf dem Katheder gethan.

Ueber Lücke's Johannes, den ich beim Leſen gebrauchte, muß ich Nienäcker's Urtheile beiſtimmen. Bei einer großen Ausführlichkeit ſind doch mehrere Hauptbegriffe nichts weniger als feſt beſtimmt und klar herausgehoben; ich will ihm nun noch auch darüber ſchreiben. Ob aus de Wette's Luther noch etwas wird, ſcheint ungewiß; es iſt auch ein faſt zu großes Unternehmen für dieſe unſichere Zeit. Doch wäre es Schade, wenn alles, was er ſchon daran gewendet, ſollte verloren ſein.

Jezt hat mich lange Zeit ſehr ernſthaft die Union unſerer beiden Gemeinen beſchäftigt, die nun wirklich ſcheint zu Stande zu kommen. —

Schleiermacher an Lücke.

Berlin, d. 5. Januar 1821.

Ach liebſter Freund! wenn es nur nicht eine ſo gar ſchlimme Sache wäre mit dem Briefſchreiben und eine noch ſchlimmere mit dem Warten. Als ich Ihren Johannes erhielt wollte ich warten Ihnen zu ſchreiben bis ich ihn ordentlich durchgenommen hätte, was ich nicht gut anders als mit meinem Collegio zugleich thun konnte. Nachher aber mußte ich mir geſtehen, was ich freilich vorher auch hätte wiſſen können, daß es nicht möglich ſei was ich Ihnen darüber zu ſagen hätte in einen Brief zuſammenzufaſſen. Und ſo unterblieb das Schreiben ganz und gar. Als ich hernach in, ich weiß nicht welcher, L. Z. die berüchtigte Recenſion las, und mir nach meiner Kenntniß von Ihnen wohl denken konnte, daß das Sie zur Ungebühr angreifen würde, hatte ich den ſtärkſten inneren Antrieb, Ihnen einen Troſt- und Erheiterungs-Brief zu ſchreiben und das würde auch gewiß lange geſchehen ſein, wenn nicht leider Gottes die Briefe, um abzugehen, müßten geſchrieben werden nicht nur, ſondern auch in der Zeit geſchrieben werden. Wenn Sie mich nun aber fragen, warum denn der lezte Anſtoß, Ihr Brief, auch erſt heute (wirkt) und warum grade heute: ſo kann ich auf das erſte nur antworten wie oben, auf das andre aber muß ich das allerſchlechteſte ſagen von der Welt, daß ich nämlich nicht weiß wie viel Poſttage ich noch würde gewartet haben, wenn mir nicht zum Triumph über meine Schreibträgheit die Einlagen zu Hülfe gekommen wären und ich zu mir ſelbſt geſprochen hätte, ich müſſe dieſes Brett ergreifen, um mich darauf aus dem Strome meiner Schuld zu retten, wenn ich nicht darin untergehen wollte.

Um nun auf Ihren Brief und meinen Troſtbrief zu kommen, ſo habe ich mein Hauptwort ſchon geſprochen: die Sache hat Sie über die Gebühr angegriffen und ganz auf die verkehrte Art — nämlich nach meiner Animalität und Organiſation. Den Paulus habe ich mit Augen noch nicht geſehen; aber des Jenaer Recenſenten Angriffe gelten ja auch vorzüglich Ihrer theologiſchen Grundanſicht und darauf konnten Sie die Angriffe ja wohl erwarten, um ſo mehr, als Sie die entgegengeſezte ſelbſt auch angegriffen hatten; das Wohlerwartete aber ſoll einen eigentlich nicht angreifen noch ärgern. Noch weniger aber ärgern mich ungerechte Angriffe; denn ich denke die beweiſen für mich und können im Ganzen ihre gute

Wirkung nicht verfehlen. Mich ärgern nur die gerechten Angriffe, die das, was eigentlich mein Werk iſt, treffen. Und darüber wollte ich Sie in treuem Mitgefühl tröſten. Denn freilich, wie Sie auch ſelbſt finden, Blößen haben Sie Ihren Gegnern mehr gegeben als bei Ihrer angreifenden Poſition gut war, und darum haben Sie eine kleine Schlappe mit dem einen Flügel erlitten, während der andre im entſchiedenen Vortheil war. Am meiſten leid that mir dabei nur, daß Sie nun deshalb, ſtatt bloß eine Schwenkung zu machen, den andren Flügel ganz zurücknehmen wollen, indem Sie von dem zweiten Theile Ihres Werkes reden als von einer Sache, die weit im Felde und ziemlich ungewiß wäre. Das thun Sie doch ja nicht, ſondern je eher je lieber dran (zumal Sie ja nebenbei den Bretſchneider total ſchlagen können) und zwar ohne ſo gradezu in die Obſervations- oder Scholienmanier überzugehn, ſondern in dem vorigen Styl, nur tüchtig zuſammengedrängt. Wenn Sie dann zugleich nachfolgend eine Gelegenheit fänden, einige Ihrer Hauptbegriffe in der Einleitung genauer zu beſtimmen, wodurch auch dieſe noch an Haltung ſehr gewinnen könnte: ſo können Sie mit geringem Verluſt die vorige Poſition wieder einnehmen und es wird ſich dann über beide Tage zuſammen ein Bülletin abfaſſen laſſen, welches ganz anders ausſehen ſoll. Aber je eher je lieber, wie einer, der auf der Kanzel ſtecken geblieben iſt, ſobald als möglich wieder herauf muß. Sie werden ſich auch bei Sich ſelbſt und andern über die freilich zu große Breite und Fülle des erſten Theils rechtfertigen können, wenn Sie nun im zweiten jede Gelegenheit wahrnehmen, ſich auf den erſten zu berufen. Sie können da noch viele Lorbeern pflücken, wenn Sie ergänzen, was die bisherigen Johanneiſchen Commentatoren überſehen und verfehlt haben, welche Lorbeern dem erſten Theil dann auch noch zu Statten kommen. Aber gegen die Recenſenten ſtreiten ſollten Sie wohl nicht anders als nur ſehr beiläufig in der Vorrede, ganz kurz Recht gebend, wo ſie Recht haben, und das leidenſchaftliche und ungerechte als aus dem Streit der Anſichten hervorgegangen aufdecken. Der freie wiſſenſchaftliche Geiſt, den Ihnen die Leute nicht gern abſprechen möchten, wird auch im zweiten Theil noch viele Gelegenheit finden, ſich weiter zu bewähren; und eben die Verbindung dieſes mit der Kraft des eigenthümlich chriſtlichen: das muß allerdings der Charakter der Theologie bleiben, welche die künftige Generation, zu der ich Sie aber ſchon mitrechnen kann, weiter auszubilden hat. Ich bekenne mich auch dazu, aber die recht einleuchtenden Muſterbilder darin müſſen nachkommen und wir wollen helfen ſie hervorlocken ſo viel wir können. Aber eben deshalb nicht abgeſezt und nicht ſich in die Stille zurückgezogen: denn die ſind immer da, denen wir entgegen gehen müſſen, wenn auch durch kleine Paſſionen hindurch; der Sieg über die zerfallenen Extreme wird ſchon nachkommen. — Soviel hiervon für diesmal. —

Die Goßner hat mir Windiſchmann zugeſchickt, ich habe ſie auch bei mir geſehn, über die Sache aber nicht mit ihr geſprochen, wozu erſt nähere Bekanntſchaft gehört. Sehr recht aber haben Sie, Windiſchmann deshalb nicht zu zürnen, wenn er auch mehr Antheil an der Sache hätte, als er ſagt. Hegel'n denke ich gar nicht in die Parade zu fahren; ich habe keine Zeit dazu. Auch iſt es mehr eine Herabſezung der Religion überhaupt, die ihm eine niedere Stufe bezeichnet als des Chriſtenthums; vielmehr berufen ſich ſeine Anhänger darauf, daß er in der Bibel prophezeiht ſei. In philoſophiſche Polemik kann ich mich gar nicht einlaſſen, weil ich ſie als einen Unſinn anſehe. —

Schleiermacher an Gaß.

(Sommer 1821.)

Lieber Freund, ich ſchreibe Dir dieſe Paar Zeilen nur, um Dich zu behüten, daß Du Dich nicht durch die heutigen Zeitungen täuſchen laſſeſt und etwa glaubſt, es ſeien beide Theile meiner Dogmatik erſchienen. Es iſt leider nur einer, den Du in wenigen Tagen erhälſt; die erſten Exemplare habe ich an hieſige gegeben; mein Bruder, der Donnerſtag abreiſt, ſoll Dir eins mitnehmen, wie es zuſammenhängt, daß ich ihn allein herausgebe, wirſt Du aus der Vorrede ſehen. Am zweiten wird übrigens gedruckt, aber natürlich auch geſchrieben, und der Sezer iſt mir dicht auf den Hacken. Ich bin aber ſehr bedrängt, da ich alles wieder umſchreibe, was ich ſchon für fertig hielt, und da zugleich an der dritten Auflage der Reden über die Religion gedruckt wird, zu denen ich eine Handvoll Anmerkungen mache. Vor Weihnachten werde ich alſo ſchwerlich fertig werden, und muß, um nicht zu weit hinter dieſer Zeit zurückzubleiben, alles Reiſen aufgeben und in den Ferien das Beſte thun, zumal ich, wie Du aus unſerm Catalog ſehen wirſt, im Winter ein funkelnagelneues Collegium*) leſe, wozu ich eine Menge von Studien machen muß. Dabei predige ich jezt bei den vielen Lücken und dem großen faſt zudringlichen Vertrauen in dieſer Hinſicht gar oft zweimal an einem Tage, wodurch mir die Sonntage auch verloren gehen. Nächſtdem kündigt mir Reimer noch eine Auflage an von den Monologen und dem dritten Bande der Predigten; ſo daß ich nicht recht einſehe wie ich den Kopf über dem Waſſer halten ſoll.

Nun iſt ja der alte Hermes todt. Unter andern Umſtänden würde ich Dir dazu gratuliren; aber da der König die Stelle ſich vorbehalten hat: ſo fürchte ich daß unter dieſen Umſtänden, da Du nämlich noch nicht ganz gereinigt biſt vom Verdacht der Umtreiberei,**) unſer etwas blöder Herr Miniſter nicht einmal den Vorſchlag wagen wird. Schade, denn es kommt ſo nicht wieder. — Noch ein anderer Wechſel ſteht Dir wahrſcheinlich bevor. Denn die neue Commiſſion zur Vereinfachung des Geſchäftsganges ſoll im Sinne haben, ihr erſtes Meiſterſtück an den Conſiſtorien zu machen und dieſe aufzuheben. Ich ſchließe eiligſt in Hoffnung heute noch abzuſchicken. Tauſend Grüße an Wilhelmine. Dein treuer Freund.

---

*) Schleiermacher hat im Winter 1821/22 zum erſten Male Kirchengeſchichte geleſen.

**) Briefwechſel mit Gaß. S. 183 ff.

Schleiermacher an Blanc.

(Sommer 1821).

Ich will Sie, lieber Freund, durch unſre Caroline wenigſtens grüßen, wenn ich auch keine Zeit habe eigentlich zu ſchreiben. Wo die Zeit bleibt, weiß ich freilich nicht, denn es geht doch alles was ich treibe langſam genug, und es iſt nur ſo vielerlei was langſam geht. Dabei iſt meine Geſundheit nicht recht ſonderlich, ich fühle mich beſtändig angegriffen und ſchwanke zwiſchen wüſtem Kopf und wirklichem nicht ſelten heftigem Kopfweh, was rein nervös ſein muß. Baden möchte ich ſobald nur das Wetter beſſer iſt.

Mit dem Ausarbeiten der Dogmatik bleibe ich ſehr hinter dem Leſen zurück, und ich muß auch im zweiten Theil wieder mehr umſchreiben als ich dachte. Ich fürchte daher, ich werde auch dies Jahr zu keiner ordentlichen Reiſe kommen.

Hier ſchicke ich Ihnen ein rechtes homiletiſches Cabinetsſtück.*) Mir wenigſtens iſt dergleichen noch nicht vorgekommen. Die ſchöne Inſinuation als ob die Reformirten den Glauben nicht forderten, und als ob der Unionsritus die Sünde des Todes ſei auf der einen Seite, und dann die neue Formel, Jeſum den Sohn des heiligen Geiſtes zu nennen (es iſt mir wenigſtens nirgend her erinnerlich), und aus der Wörtlichkeit des Teſtamentes die Folgerung, daß Johannes auch wörtlich muß der Sohn der Maria geweſen ſein, und das hebräiſche Wort, welches den aufgelöſten Leib bedeutet, ſo wie dieſer ganze Begriff: das ſind Merkwürdigkeiten, die man nicht ſo leicht zuſammen findet. Wenn Sie ſich daran ergözt haben: ſo ſeien Sie doch ſo gut es in meinem Namen mit meinen Grüßen an Wegſcheider zu geben, dem es beſondere Freude machen wird, und der vielleicht mit ein Paar Worten Recenſion aufmerkſam auf dieſe ächte Controverspredigt machen kann. Herzliche Grüße an Ihre Lotte und alle Freunde. Machen Sie doch daß Sie einmal herkommen. Wer weiß denn wie lange man noch auf der Erde beiſammen iſt.

---

*) Die erwähnte Predigt von Scheibel.

Schleiermacher's Frau an de Wette.*)

Berlin, d. 6. Octbr. (1821.)

Sie ſehen, daß ich treu Wort halte, wir ſind geſtern Abend zwiſchen ſechs und ſieben hier angekommen und ſchon ſitze ich am Schreibtiſch, um Ihnen wenn gleich eine flüchtige Nachricht von uns zu geben. Meine unausſprechliche Freude, meine Glückſeligkeit als ich das liebe Völkchen geſund und munter wiederfand können Sie ſich recht denken, erſt traf ich den lieben kleinen Jungen allein und weidete mich eine ganze Weile an ihm, der in einem Jauchzen blieb, bis der ganze kleine Schwarm uns umſummte. O Gott, wie iſt mein Herz voll ſtillem Glück und Dankgefühl über die ſüßen Kinder. Sie haben ſich gewiß mit uns gefreut über das ſchöne Reiſewetter und Ihre Gedanken haben uns begleitet, ſo war mir's oft wie eine Gewißheit Ihrer geiſtigen Nähe. Es war köſtlich blaue heitere Luft, ſo warm, daß wir den Wagen zurückſchlagen mußten; auch ging es ſo raſch, daß wir ſchon bei guter Zeit in Leipzig ankamen. Daß viel an Sie gedacht worden iſt, ſo wohl in der Stille als auch im Geſpräche, brauche ich Ihnen nicht erſt zu ſagen. — Mein lieber Freund ich bin ſehr reich und ſehr glücklich und werde mich doch oft nach Ihnen ſehnen, Gott ſei Dank, daß das Herz nicht ſo eng iſt. Wie viel werden mich noch Erinnerungen überraſchen aus den ſtillen freundlichen Tagen, wenn mich auch jezt das bunteſte Leben umgiebt, in dem ich mit ganzer Seele ſtehe und wirke. Leben Sie wohl, lieber Freund! ich werde mich wohl recht freuen, wenn ich Ihre Schriftzüge ſehe, Sie ſollen aber nie ſchreiben, als wenn Sie ſelbſt Luſt dazu haben, ich ſchreibe Ihnen aber immer gern, wenn Sie's verlangen. Es iſt ſehr häßlich, daß ich nur von mir geſprochen habe, erzählen kann ich Ihnen heute nichts. Ich ſah noch niemand. Grüßen Sie die lieben Freunde dort.

---

*) Wir theilen den hier auf eine gemeinſame Herbſtreiſe Schleiermacher's ſeiner Frau und de Wette's bis zum Ende des Jahres folgenden Briefwechſel in allen weſentlichen Zügen mit.

(Nachſchrift Schleiermacher's).

Ja lieber Freund, wir haben viel von Dir geſprochen und auch nicht geſprochen und ich freue mich recht herzlich, daß Jette Dir ſo ganz ſchweſterlich zugethan und ſo innig die dritte iſt zu uns beiden. Sie wußte zwar ſchon lange wie lieb Du ihr ſeiſt; aber die Gegenwart hat es doch erſt recht herausgebracht. — Ich habe übrigens bis jetzt auch noch niemand geſehen als Reimer, der auch ſelbſt noch niemand geſprochen hatte und nur wenige Stunden vor uns angekommen war. Indeß muß doch nichts Ungeheures geſchehen ſein während unſerer Abweſenheit, denn ſo etwas erfährt ſich gleich. B — aus Greifswald iſt hier geweſen und ſoll mit Beifall im Dom gepredigt haben. Da er nun ſchon lange nach der vacanten Profeſſur angelt, ſo iſt nun doch möglich, daß man ſie ihm mit der Hanſtein'ſchen Stelle gibt, damit wir ja nur keinen Falls einen reinen Profeſſor an der Facultät behalten, der nicht mit andern Geſchäften überladen iſt, und damit es auch ſonſt möglichſt mittelmäßig werde. Auch Wakler iſt hier geweſen und es thut mir leid ihn verſäumt zu haben. Die Breslauer, wie mir Gaß ſchreibt, werben an Hermes Stelle um Tzſchirner, ich glaube aber nicht, daß ſie ihn bekommen. Was Dich aber ſehr intereſſiren und um meinet und ſeinetwillen freuen wird, iſt daß ich bei meiner Zurückkunft Boekel's Entſchluß, wieder zu kommen, gefunden habe und als Gewährleiſtung auch ſeinen Anſchlag. — Etwas habe ich dieſen Vormittag auch ſchon in meine Arbeit hineingeſehen, aber noch habe ich keinen Troſt gefunden, ſondern nur Ausſicht auf die Verzweiflung. Nun, es wird ja mir werden, ſagen die Pommern und das iſt immer mein Troſt. — Schreibe doch ja jedes Zeichen was Dir aus Braunſchweig kommt. Wir ſehr uns die Ausſicht getröſtet hat, daß Du dort wieder mit Deiner Frau zuſammen ſein wirſt, das kannſt Du leicht denken. Ich geſtehe Dir gern, daß ich über dieſen Punkt ſehr trübe ſah und daß mir das die Freude an Deinen Hoffnungen ſehr verbitterte. Grüße ſie auch von mir, wenn Du ihr ſchreibſt und ſo auch Deinen Karl. — Gott befohlen für heute. Empfiehl uns den Weimaranern, die uns ſo freundlich aufgenommen haben und laß bald von Dir hören. Dein treuer Freund Schleiermacher.

De Wette an Schleiermacher.

Weimar, d. 11. Octbr. 1821.

Lange ſehnte ich mich nach Nachrichten von Euch, meine Geliebten, ich weiß nicht warum ich nicht eher ſchreiben wollte als bis ich Euch antworten könnte. Etwas trug dazu bei die Zerſtreuung, die mir P.'s und Raumer's Beſuch, dann eine Reiſe nach Jena und Fries' Begleitung hierher verurſachten. —

Ihr wolltet nicht haben, daß ich noch des Morgens hinunterkäme, aber es reut mich daß ich nachgegeben habe. Um 6 Uhr wachte ich auf und hoffte, noch Euren Wagen ſtehen zu ſehn, aber vergebens, Ihr ſchienet ſchon fort zu ſein. Gegen 8 Uhr brachte mir der Hausknecht das Billet. Welche Freude habt Ihr mir damit gemacht! Ja wohl es war ein friſcher Hauch des Lebens, wie Sie, liebe Freundin, ſich ausdrücken, aber ein reiner, zarter, ätheriſcher Hauch, wie Ihr Weſen ſelbſt. Mir iſt dieſe Zeit ſo unendlich fruchtbar geweſen; denn ich habe Sie jetzt erſt ganz kennen gelernt, Ihr tiefes, gehaltenes Weſen hatte mich angezogen, Sie waren mir unendlich werth geworden, aber Sie ſtanden mir doch fern und wie ich Ihnen ſchon geſagt, ich fühlte eine gewiſſe Scheu gegen Sie. Nun ſind Sie mir in einer Milde, Zartheit und Innigkeit nahe getreten, die mich innig rührt. Wie habe ich das Glück verdient, daß Sie ſich mir ſo geben! Ich bin nicht ſo reich und glücklich wie Sie: urtheilen Sie daher über die Sehnſucht, die mich erfüllt! Auch Du, lieber Schleiermacher, biſt mir näher getreten, ob ich gleich nicht ſagen kann, daß Du mir von irgend einer Seite anders erſchienen ſeiſt als vorher. Aber dieſe kurze ſchöne Gewohnheit des Zuſammenlebens hat uns näher verbunden. Das Glück dieſer Tage kommt mir jetzt wie ein ſchöner Traum vor, und ach! wann wird er wiederkehren. Ich beklage es, daß ich nicht beſſer mit dieſer köſtlichen Zeit hausgehalten habe. Ich lebe jetzt ganz mit Dir und Deiner Dogmatik, die ich ordentlich leſe. Wie erſtaune ich darüber, mit Dir in weſentlichen Punkten ſo ſehr zuſammen zu treffen, aber auch wie Vieles habe ich daraus gelernt! Du biſt ein Meiſter! Wie ſicher ergreifſt Du immer den Mittelpunkt und faſſeſt alle Endpunkte zuſammen! Ich nehme keinen Anſtand dies für die erſte chriſtliche Dogmatik zu erklären, die wir haben. Ich komme mir mit Allem, was ich bisher gemacht habe, recht ſchülerhaft vor. Indeß habe ich wohl auch Einiges gegen Dich zu erinnern, was ich vielleicht bald öffentlich thue. Ein Hauptpunkt iſt das Verhältniß der Philoſophie zur Theologie wie Du es faſſeſt.*) —

---

*) Genauer über die Dogmatik vom 11. Juni 1823. »Die Glaubenslehre iſt unſtreitig nach Calvin die erſte wahrhaft ſyſtematiſche Dogmatik und die Anlage und Verknüpfung des Ganzen iſt meiſterhaft. Aber der Vortrag in Paragraphen und deren Erklärung gefällt mir nicht. Freilich bei der dialektiſchen Behandlung ſind die kurzen Theſen ſehr wohlthätig, ſonſt würde man gar keinen Ruhepunkt finden. Aber dieſe Dialektik eben! Doch ſie iſt eins mit Deinem Weſen und es iſt daher vermeſſen, ſie zu tadeln. In der Sache ſelbſt finde ich ſo Vieles was mich aufgeklärt und befeſtigt hat, daß ich Dir nicht genug danken kann. Z. B. die Anſicht des h. Geiſtes als der Menſchwerdung Gottes in der Kirche iſt mir wie aus der Seele genommen und doch hatte ich ſie vorher nicht gefaßt. Was die Dreieinigkeit betrifft, ſo weißt Du wohl, daß ich zu denjenigen gehöre, die ſie philoſophiſch conſtruiren. Ich halte dies auch für recht, aber ich glaube, man müßte ſie zwiefach behandeln, einmal philoſophiſch-allgemein und dann chriſtlich. Freilich Du ſcheideſt die Philoſophie ganz aus, aber darüber habe ich Dir ſchon meine Meinung geſagt. Die philoſophiſchen Grundzüge, meine ich, müßten vorausgeſchickt werden, wie Du denn ſelbſt eine allgemeine religiöſe Gefühlserregung der chriſtlichen voraus ſchickſt. Dein erſter Theil iſt eigentlich doch philoſophiſch oder allgemein menſchlich. Ich wollte ich hätte Zeit, um das Buch recht gründlich beurtheilen und ſo ſelbſt recht ſtudiren zu können.«

Schleiermacher an Blanc.

(1821)

— Abends kamen wir dann bei ſchönem Wetter in Weimar an, wo wir Montag und Dienſtag blieben. Da habe ich denn auch Röhr's Bekanntſchaft gemacht, der mich wenig angeſprochen hat Wir ſind nun auch nicht ſehr zuſammengekommen, und haben mehr Kirchenverfaſſungsſachen geſprochen als eigentliche theologica. Doch habe ich mich an der für ſein übrigens ſehr kaltes und etwas hölzernes Weſen ſehr lebhaften Theilnahme an de Wette gefreut. — De Wette ſelbſt war über ſeinen großen Erfolg in Braunſchweig und über die ganze Aufnahme dort ſehr erfreut, und alſo recht aufgeregt und heiter, und dies hat unſre Reiſe ſehr verſchönert. Daß ſich die Ausſichten dort trüben ſollten glaube ich nicht. Die Regierung hat ihn wol gern abwehren wollen; aber nun, nach dem was ein kürzlich dort durchgereiſter Freund ſagt, wäre ſie gern der Verdrießlichkeit überhoben ihn zu refuſiren wenn er gewählt wird. Nun habe ich aus eben deſſen Reden erfahren, daß die Herren in einem ſonderbaren Irrthum ſtehen, nämlich als ob de Wette in Folge der Carlsbader Beſchlüſſe abgeſezt wäre, und ſie ihn alſo nicht ohne Recurs an den Bundestag beſtätigen könnten. Da könnte nun Geſenius ein gutes Werk thun für unſern Freund, wenn er ſeinem Freunde Petri ſchriebe, daß dies völlig falſch iſt. Um unter den Carlsbader Beſchlüſſen zu ſtehen, hätte de Wette müſſen auf einen vom Regierungsbevollmächtigten erſtatteten Bericht abgeſezt werden; aber dergleichen iſt ja gar nicht geſchehen, ja es war noch nicht einmal ein Regierungsbevollmächtigter ernannt. Eine ſolche bloß aus perſönlichem Gewiſſensdrang entſtandene Cabinetsordre kann vermöge der Bundestagsbeſchlüſſe keine deutſche Regierung binden. Theilen Sie dies doch Geſenius mit, und bitten Sie ihn in meinem Namen recht dringend darüber ſchleunigſt ein Paar Worte zu ſchreiben. Wir haben noch geſtern einen recht heitern Brief von ihm (de Wette); nur daß ihm der Ruf nach Baſel zu früh gekommen iſt und ihn nun in Verlegenheit ſezt, da er nicht gerne und nur im Nothfall dorthin gehen würde. — Aus ſeinem Briefe ſehe ich auch, daß er ſich doch entſchloſſen hat an meine Dogmatik zu gehen. — Stäcke ich nur nicht auch noch ſo ſehr tief darin! Die Zeit ſeit unſrer Rückunft hat ſich ſehr verſplittert, und zum Ueberfluß bin ich auch ein Paar Tage krank geweſen, ſo daß ich auch heute noch nicht habe anfangen können zu leſen, ſondern erſt Mittwoch. Wie ſich nun Dogmatik und Kirchengeſchichte mit einander vertragen werden, mag Gott wiſſen. Die Kirchengeſchichte macht mir viel Pein. Ueberall entſteht mir die größte Verſuchung zu großen Studien und zu neuen Unterſuchungen der Gegenſtände, und doch muß ich alles von der Hand ſchlagen. Wäre ich noch zehn Jahr jünger: ſo könnte es wol ſein, daß ich mich auf mehrere Jahre ganz ausſchließend in dieſes Fach würfe. Zu thun iſt gewiß noch viel mehr darin, auch recht im Großen, als man gewöhnlich meint.

Grüßen Sie mir alle Freunde, die ich zu ſehen hoffte, recht herzlich. Beſonders auch ſagen Sie Rieckchen Raumer, ich hätte mich recht eigen darauf gefreut, ſie als Hausfrau in dem lieben Giebichenſtein zu ſehen, und ſei ſehr betrübt, daß es mir ſo zu Waſſer geworden. Was ſoll ich aber dazu ſagen, daß Ihre liebe Frau Lotte ſich unſertwegen in unnütze Küchenſorgen geſteckt hat! Das machen die freundlichſten Grüße von Jette und mir nicht gut, ſondern wir bleiben ihr verhaftet ohne Maaß. Und nun leben Sie herzlich wohl lieber Freund. Machen Sie es aber nicht mit meinem Auftrag an Geſenius, wie er mit dem an Sie.

De Wette an Schleiermacher.

Weimar, d. 29. Dec. 1821.

Noch habe ich, theurer Freund! Deinen Brief zu beantworten, der aus der Zeit der Hoffnung, nämlich der Wahl iſt; nun iſt die Zeit der Täuſchung. Ich erwarte von den Schritten der Gemeine nichts; nur wenn ſie, wie davon die Rede war, eine Deputation nach Berlin und London geſchickt hätte, wäre für mich Hoffnung geweſen. Einer der Repräſentanten, der alte St —, ſoll 1000 Thlr. hergegeben haben zu den Koſten der Führung meiner Sache, an Geld fehlt es alſo nicht. Es iſt ein Wunder und eine Gnade Gottes, daß die guten Leute ſo an mir hängen, ſo etwas hätte ich mir nie träumen laſſen. Was Lucius von Befragung der Facultäten meint, will mir am wenigſten gefallen und mich wundert, daß Du, wie er ſchreibt, in dieſe Idee eingegangen biſt. Was ſoll zumal die philoſophiſche Facultät? Ueber meinen Brief an die Sand urtheilen? Da fürchte ich Halbheiten! Doch es ſey! Ich ſehe nicht klar in der Sache.

Dieſe zwei Monate ſind mir in einer Stimmung vergangen, welche dem Briefſchreiben ganz ungünſtig war, ohne daß ich unruhig und traurig geweſen wäre. Nicht die Nachricht von der verweigerten Beſtätigung, aber wohl die Täuſchung, daß Lichtenſtein nicht wie man mir geſchrieben, mit dem Könige geſprochen, ſondern bloß von Andern gehört hatte, er werde meine Anſtellung nicht mißbilligen, hat mich etwas angegriffen. Nur vom Könige kann, wie ich jetzt klar ſehe, der Bann aufgehoben werden, der auf mir liegt. Iſt denn niemand der ihm ein gutes Wort für mich ſagt?

In Baſel haben die . . . eine förmliche Anklageſchrift gegen mich eingereicht. Aber ich habe Vertheidiger gefunden und man hofft, daß meine Berufung noch durchgeſetzt werden könne. Ihr mögt wohl Recht haben, daß dort nichts für mich zu machen iſt und ich hoffe daß ich nicht in Verſuchung werde geſezt werden. Uebrigens ſoll es viel Freunde des Lichts in Baſel geben.

Für die Anzeige Deiner Dogmatik habe ich gegen die Ungewißheit, in welcher ich war, noch nichts gethan; nunmehr aber will ich ſehn, ob ich irgendwo einen Platz dafür finde. Mein Widerſpruch in Anſehung der Scheidung der Philoſophie und Dogmatik bedeutet vielleicht doch nicht ſo viel, als Du glaubſt; daß leztere auf einem beſtimmten Gefühlszuſtande beruhe, iſt auch meine Meinung, allein die erſtere kann ohne Gefühl auch nichts machen, es würde der Reflexion an Stoff fehlen, wenn ihn nicht das Gefühl lieferte. Nur iſt dieſes kein geſchichtlich beſtimmtes, ſondern ein allgemein menſchliches, welches nur durch Abſtraktion gefunden wird, indem eigentlich jedes Gefühl beſtimmt iſt. Nun giebt es aber auch in der Dogmatik Dinge, über welche das Gefühl nicht ſo beſtimmt iſt, wie über andere (die ſogenannten articulos puros), mithin iſt der Unterſchied zwiſchen Philoſophie und Dogmatik ein fließender.

Vor einigen Wochen habe ich eine große Recenſion von Geſenius' Jeſaias gefertigt: das iſt ein ſehr bedeutendes Werk, voll Gelehrſamkeit und geſundem Verſtand. Mein ſogenannter Roman iſt auch ſehr gewachſen, ſeit Du mich verlaſſen haſt. Es ermunterte mich, daß mein Sohn Geſchmack daran fand, weil ich doch für dergleichen Leute beſonders ſchreibe.

(Derſelbe an Schleiermacher's Frau).

— Obſchon ich mit Ihnen fühlen kann, ſo lebe ich doch bei Weitem nicht ſo innerlich, wie Sie zu leben ſcheinen, ich kann nicht ſo mit mir ſelbſt umgehn, wie ich auch meinen Freunden nicht ſo klare und vollſtändige Rechenſchaft von meinem Innern geben kann. Ich bin immer gleich fertig mit wenig Worten. So z. B. jetzt, da mir die Welt ſo ſehr zu ſchaffen macht, kann ich nur ſagen, daß ich ruhig und heiter bin. Bin ich zu Hauſe, ſo gehe ich an die Arbeit und ſchlage mir alles Andre aus dem Sinn; bin ich fertig oder müde, ſo ſuche ich wohl gern Zerſtreuung, unter welcher mich zwar oft die Gedanken heimſuchen, die mich aber auch oft in Anſpruch nehmen kann. Hätten Sie die Zeit an meiner Stelle durchgemacht, die ich ſeit ungefähr zwei Monaten durchgemacht habe, Sie würden gewiß den Widerhalt rein in ſich ſelbſt gefunden haben in innerer Selbſtbetrachtung, ich aber fand ihn in der Arbeit und in der Zerſtreuung. Da ich, ſeit ich hier bin, mit dem Theater bekannt worden bin und mich oft über die Leere und Ideenloſigkeit unſrer Stücke geärgert habe: ſo wandelte mich die Luſt an, mich einmal in dieſer Art zu verſuchen und in Zeit von vierzehn Tagen habe ich ein kleines Drama zu Stande gebracht, in welchem ich manche meiner liebſten Gedanken und Gefühle niedergelegt habe, vornehmlich die Idee der reinen entſagenden Liebe. Sie werden, wenn Sie es leſen, es wenigſtens meines Herzens nicht unwürdig finden; indeß war es doch ein Spielwerk das man nur dem Kranken zu Gute halten mag, und darum dürfen auch nur wenige Freunde davon wiſſen. In dieſer Zeit des Hervorbringens habe ich faſt keine Zeile an meine Freunde geſchrieben, mich auch meiſtens zu Hauſe gehalten. — Freilich vermiſſe ich die Wirkſamkeit, aber ich hoffe, daß ich nur Kräfte ſammle für die Zukunft. In der That iſt mir dieſe Zeit der Muße von unendlichem Nutzen für meine Bildung geweſen, und ich bin dem Leben näher getreten, habe den Schulſtaub abgeſchüttelt und frei athmen gelernt. In der Gelehrſamkeit bin ich nicht viel weiter gekommen, aber für den Volkslehrer habe ich gewonnen. Möge die Verheißung der guten Fiſcher eintreffen. — Leben Sie wohl und erfreuen Sie mich bald mit einem Zeichen Ihres Andenkens. Neulich las ich Ivanhoe von Walter Scott: haben Sie dieſen Roman auch geleſen, ſo wird Ihnen das Sonett verſtändlich ſein, das ich Ihnen beilege.*)

---

*) Schönes Bild des Sieges treuer Minne,
Edles Paar, Rowena, Ivanhoe!
Daß den Preis der treue Muth gewinne,
Klopft das Herz und iſt des Sieges froh.

Doch Rebekka's hohem Heldenſinne
Weicht in unſrem Herzen Ivanhoe:
Groß erſcheint ſie auf der Thurmeszinne,
Größer da der Liebe ſie entfloh.

Weil die Gluth ſie dämpft in ſtillen Zähren,
Strahlt ſie in der Liebe Heil'genſchein,
Reichen Lohn gewinnend durch Entbehren.

Ach ſo war's und wird ſo immer ſein!
Liebe muß entſagend ſich verklären,
In der Opferflamme glüht ſie rein.

Schleiermacher an Nicolovius.

d. 27. Januar 1822.

Ich hoffe, Sie erlaſſen mir unter den gegenwärtigen Umſtänden meinen Vorſchlag, wenigſtens bis wir einen andern Miniſter haben. Denn wie könnte ich wol auch von fern die Veranlaſſung geben wollen, daß ein Mann, den ich ehre, in ein Miniſterium träte, deſſen Chef ſeinen geiſtlichen Räthen, ohne im mindeſten vor den Riß zu treten, die wichtigſten Gegenſtände entziehen läßt, über welche ganz eigentlich ihr Beruf iſt dem Könige zu rathen, und der ſich ſo ſehr zum Vollſtrecker der bloßen Willkür hingiebt, daß er ſich dazu mißbrauchen läßt Schritte zu tadeln, welche er loben muß, und unterdrücken zu helfen was zu unterſtützen ſeine Pflicht wäre? Ich habe den Mann immer für ſchwach gehalten und bedauert; jetzt bin ich mit ihm leider auf die Verachtung reducirt, ein Gefühl was mir ſehr beſchwerlich iſt.

Aber ich hatte einen im Sinn, der alle Tüchtigkeit hätte, nur ginge er wahrſcheinlich morgen wieder, wenn ihm das heute begegnet wäre, und eben deshalb wird er, wenn dieſe Geſchichten verlauten, auch um ſo weniger kommen. Ich meine Abegg in Heidelberg, ein frommer kräftiger Mann von genug Gelehrſamkeit und mit der kirchlichen Geſchäftsführung ſehr vertraut. Gott beſſer's.

---

d. 29. Januar 1822.

Ihre Rede klingt noch in meinem Innern, und wenn es ſich ſo verhält, daß der Miniſter nur etwas Tüchtiges zu hören braucht um die Sache zu vertreten: ſo will ich lieber in Gottes Namen meine Haut jetzt gleich zu Markte tragen als vielleicht ein halb Jahr ſpäter. Was meinen Sie alſo dazu, ich will mein Paſtoralbedenken gegen die neue Liturgie dem Herzen löſen, und will es dem Miniſterio unmittelbar oder durchs Conſiſtorium, wie Sie es am beſten finden, einreichen. Dann kann der Miniſter ja Gebrauch davon machen und es mit oder ohne meinen Namen der Denkſchrift des Domminiſterii beilegen.

Sagen Sie mir Ihre Meinung. Fällt ſie verneinend aus:

ſo bin ich wieder auf dem alten Fleck; aber dann müſſen Sie mir auch beiſtimmen. Denn ſoviel Herz möchte der Miniſter doch haben, auch ein ungefordertes Votum, wenn es ihm gründlich ſcheint, zu berückſichtigen und weiter zu befördern. Fällt ſie bejahend aus: ſo will ich mich gleich daran geben; aber vierzehn Tage Zeit müſſen Sie mir laſſen. Sagen Sie Ja, und thut dann der Miniſter ſeine Schuldigkeit (verſteht ſich wenn ich auch die meinige redlich gethan habe): ſo will ich dann froh ſein und jede Abbitte leiſten, und im Uebrigen geſchehe dann Gottes Wille. Gute Nacht! Von Herzen der Ihrige.

Schleiermacher an Gaß.

Berlin, d. 5. Februar (1822).

Schon ſeit Anfang des Jahres, mein lieber Freund, habe ich gleichſam die Feder in der Hand gehabt, um Dir zu ſchreiben; aber nicht um Deinen vorlezten Brief zu beantworten, ſondern nur um Dir in ein Paar Zeilen eine Frage vorzulegen, und doch bin ich auch dazu nicht gekommen. Ich will nun wenigſtens mit dieſer Sache beginnen. Es betrifft nämlich die neue Liturgie, und ich wollte durch Dich erfahren, ob Wachler wol geneigt wäre eine Recenſion derſelben in die Annalen aufzunehmen.*) Die Gefahr, daß das Ding allgemein werden ſoll, rückt immer näher, und wenn man unterrichteten Leuten glauben ſoll: ſo wird der König es raſch und mit der größten Gewaltthätigkeit durchzuſezen verſuchen. Da ſcheint es mir nöthig das Ding darzuſtellen wie es iſt, damit diejenigen, welche ſich im Gewiſſen verpflichtet fühlen möchten zu proteſtiren — viele werden es bei uns hier wol ſchwerlich ſein — doch etwas haben, worauf ſie ſich berufen können. Das Domminiſterium hat nämlich proteſtirt, aber wie es in einer Immediateingabe faſt unvermeidlich war, ſo leiſe, daß der König nichts rechtes daraus machen konnte. Er hat alſo in einer ſtrengen Cabinetsorder, worin er ſich darauf beruft, daß er angeſehene Theologen zu Rathe gezogen, dem Miniſter aufgetragen das Domminiſterium zu belehren, und ſagt er könne ſich durch dergleichen Demonſtration nicht abhalten laſſen vorzuſchreiten. Die Männer haben nun wol nachgeben müſſen, da ihnen der Miniſter ſelbſt demonſtrirte, wenn nichts gegen den Glauben darin ſei, hätten ſie durchaus kein Recht ſich zu widerſetzen; der König könne Liturgien einführen wie er wolle und habe gar nicht nöthig dies durch die Behörde zu thun. Zugleich wurde ſie auch bei der Petrigemeinde in Gang geſetzt, weil, wie der König ſagt, in Einer Kirche nicht könne nach zwei Liturgien adminiſtrirt werden.*) Drei kleine Aenderungen ſind indeß gemacht auf Veranlaſſung von einigen Worten, welche Theremin mündlich dem General Witzleben geſagt hat; und es giebt nun ſchon drei Ausgaben der Liturgie, die erſte am Ordensfeſt und in Potsdam gebrauchte, die zweite für die Domgemeinde mit den Aenderungen und der Erlaubniß einige Verſe zu ſingen, die dritte, welche an die Regimenter verſchickt iſt und welcher auch Tauf- und Trauformulare angehängt ſind. Dieſe letztere habe ich noch nicht geſehen, aber ſie iſt gewiß auch ſchon in Breslau, und es iſt alſo überflüſſig Dir eine zu ſchicken. In dieſen Terminis liegt die Sache, aber man erwartet wegen des »für's erſte« in der Vorrede bald weitere Schritte. Nun bitte ich Dich, trage meine Frage Wachler'n vor. Du kannſt denken, daß ich mich hüten werde eine Unbeſonnenheit zu machen, aber mit ernſter Gründlichkeit muß die Sache beleuchtet werden und das je eher je lieber. Ich weiß freilich nicht, wo ich die Zeit hernehmen ſoll, und daher wäre es mir lieber wenn es ein anderer machte, gewiß hat auch mancher die Data eben ſo gut als ich, und das Geſchick beſſer, und ſollte alſo die Sache ſchon in guten Händen ſein: ſo iſt mir das viel lieber; ich habe doch alle Hände voll zu thun, und könnte ja immer erforderlichenfalls noch ein kleines Supplement nachliefern. Nur geſchehen muß etwas tüchtiges zur Sache, und befür, lieber Freund, trage Sorge und beſcheide mich ſobald als möglich.

---

*) Dieſe Recenſion ward nicht für die »neuen theologiſchen Annalen«, ſondern es ward die bekannte Broſchüre Schleiermacher's daraus.

---

*) Die Petrigemeinde, deren Kirche abgebrannt war, hatte ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen in der Domkirche.

Die Reden ſind fertig. So ſind auch die Monologen gedruckt, aber ohne bedeutende Aenderungen, und eben ſo die dritte Predigtſammlung. An der Dogmatik aber habe ich gewiß noch bis Oſtern zu thun, denn ich kann rechnen, daß ich noch zehn Bogen zu ſchreiben habe. Ich bin jetzt am Artikel von der Heiligung, und habe alſo noch die ganze Lehre von der Kirche zurück und was dann folgt. Was Du §. 30 vermiſſeſt, wird wol dort ſeine Erledigung finden; aber allerdings iſt dies einer von den Punkten, wo die Dogmatik im Voraus den Vereinigungspunkt beider Kirchen bezeichnen muß, denn ein kleines prophetiſches Element darf man ihr ſchon zugeſtehn, und ich hoffe, daß ich dem zeitigen Katholicismus keinen Vorſchub thun werde.

Unſre Union iſt nun ſoweit gediehen, daß das Statut vom Conſiſtorio entworfen iſt und nun dem Miniſterio vorgelegt werden ſoll, ſo daß ich hoffe mit Oſtern wird die neue Ordnung der Dinge eintreten.*) Ich fürchte mich nur vor dem Beichtgeld, den zahlreichen Communionen und den vielen Katechumenen. Aber es will mich oft bedünken, als ob ich dies alles nicht lange würde zu ertragen und zu genießen haben, ſondern bald irgend eine Veränderung eintreten.

Gern ſchriebe ich Dir mehr; aber ich bin ſehr bedrängt. In unſerem Hauſe iſt alles wohl, bis auf meine Schweſter Lotte, mit der es ſehr wechſelt und deren Schwäche bedeutend zunimmt. Die zwei kleinſten Kinder haben eine Zeit lang gefiebert, ſich aber, Gott ſei Dank, ſehr bald wieder erholt. Sobald ich etwas Luft ſchöpfen kann, ſchreibe ich Dir ordentlich. Die herzlichſten Grüße an Wilhelmine von uns allen. Gott ſei mit Euch. Von Herzen der Deinige.

---

*) Dieſe Ordnung iſt Oſtern 1822 eingetreten; die Ergänzung des Datum in dem Briefe hat alſo keine Schwierigkeit.

Schleiermacher an Brinkmann.

Berlin, d. 19. Febr. 1822.

Daß ich Deinen früheren Brief ſpäter als den ſpäteren erhalten habe, liebſter Brinkmann, erſt nachdem die Herz aus Italien und ich vom Rhein zurückgekehrt war, weißt Du durch die Herz ſowol als aus meiner Antwort auf den ſpäteren! Dieſe Sendung der Reden knüpft ſich ſehr gut an das Thema von der Identität, welches Dein Brief ſezt und variirt, und ich ſehe ſie zwiefach als ein erfreuliches Zeichen an; daß ich es noch einmal habe durchſehn und ausgeben wollen wird zeigen, daß ich mehr derſelbe geblieben bin als die Menſchen glauben wollen; und daß die Welt es noch leſen will, beweiſt doch, daß ſie ſich auch nicht ſo ſehr geändert hat, als mir ſelbſt vorkommen will.

Ich wollte meine Dogmatik wäre auch fertig: Du hätteſt dann zuſammen was ſich gegenſeitig ergänzt und könnteſt mir ſagen, wie ſich der oft grell genug hervortretende ſcheinbare Widerſpruch, der für die Meiſten doch nicht hinreichend gehoben ſein wird, und die innerſte Einheit, welche nur Wenige, die mich genauer kennen, heraus finden können, gegen einander ſtellen, und Dir zuſammenklingen. Nun ich hoffe Oſtern ſoll ſie fertig ſein und dann magſt Du nur das alte theologiſche Studium hervorſuchen und zuſehn wie ich mit Geiſt und Buchſtaben umgegangen bin. Die Anmerkungen, mit denen ich die Reden ausgeſtattet, wirſt Du freilich von ſehr verſchiedenem Inhalt und Gehalt finden. So ſpeculativ auch einige ſind und ſo practiſch andere, ſo haben ſie doch alle ihre Beziehung auf den Text und ihre Veranlaſſung in der Zeit; und ich konnte mir es nicht verſagen bei dargebotener Gelegenheit über die Art, wie bei uns die kirchlichen Angelegenheiten behandelt werden, einige Winke zu geben. Das angefangene aber leider nicht vom Fleck kommende Synodalweſen hat mich in mehr Verhältniſſe mit der Geiſtlichkeit gebracht als ich früher geſtanden, und nun ich einmal aus meiner Stille herausgeriſſen bin, will ich auch gern in der Sache thun was ich irgend kann. Meine ganze Lage iſt aber bei der bittern Feindſchaft faſt aller derer, die am meiſten gelten —

bis auf Bruder K— herab, und der gilt in mancher Hinſicht nicht wenig — ſo höchſt prekär, daß Du Dich nicht wundern mußt wenn Du plötzlich meine gänzliche Ungnade in den Zeitungen verkündet ſiehſt. Hoffentlich werde ich dann auch den Troſt mitnehmen, daß ich als Lehrer, als Bürger und Menſch mir ſelbſt nichts vorzuwerfen habe. Darum hält auch dieſe Unſicherheit mich nicht ab jeden Augenblick nach Vermögen zu benutzen und zu genießen. Allein ohnerachtet ich in dem letzteren einen Vorzug vor Dir behaupten kann, indem ich doch nicht wüßte, wie ich ohne die tägliche Anmuth von Frau und Kindern alles übrige beſtehen könnte: ſo weit bin ich in dem erſten hinter Dir zurück und beneide Dich täglich um Deine wohlbekannte Kunſt jeden auch den kleinſten Zeitraum auf das vortheilhafteſte zu benutzen. Beſäße ich dieſe, ſo würde ich nicht ſo weit zurück ſein mit allen theils wirklich angefangenen, theils mehr oder weniger innerlich ausgebildeten Arbeiten. Ich wünſche mir oft eine ruhigere Lage um noch etwas davon vollenden zu können; allein ich ſehe dazu keine Ausſicht als auf dem unwünſchenswürdigſten Wege.

Wenn Du einmal eine Reiſe zu uns machteſt, würdeſt Du Berlin kaum wiedererkennen. Die größte Aehnlichkeit wären die vielen ungehangenen Menſchen die herumlaufen. Nur ſind es andere, denn Du ſagteſt es ſonſt, wenn Du Dich noch beſinnſt, vorzüglich von Genz. Die Gräfin Voß ſehe ich wenig, ſeit er in Potsdam angeſtellt iſt; auch Frau von Berg ſcheint mich aufgegeben zu haben, ſeit ich ſo ſehr übel angeſchrieben bin. Die kleine Levi exiſtirt wieder hier als Frau von Varnhagen, und iſt noch immer der Gegenſtand meiner Bewunderung: ihr Geiſt iſt noch immer eben ſo reich und tief, und ſie ſagt noch immer die göttlichſten Sachen halb unbewußt; aber in ihren nähern Kreis komme ich jetzt eben ſo wenig als früher, wiewol ich ſie manchmal bei meiner Frau ſehe. Deine Lea hat einen muſikaliſchen Wunderſohn und macht vorzüglich ein künſtleriſches Haus. Die Herz iſt die einzige aus unſerm alten Kreiſe, die mir in unverändertem Verhältniß übrig geblieben iſt. Aber Du ſollteſt doch einmal kommen;

ich glaube mir würde dann erſt recht klar werden wie es eigentlich hier iſt.

Von Albertini iſt kürzlich ein Band religiöſer Gedichte herausgekommen, worin die Verſification *gemeinmäßig* vernachläſſigt iſt; aber es ſind die geiſtreichſten Sachen und wahrhaft lyriſche Compoſitionen darin, ſo daß ich ſagen möchte einen ſolchen Dichter hat dieſe Form des Chriſtenthums noch nicht gehabt.

Brinkmann an Schleiermacher.*)

Stockholm, d. 16. Octbr. 1822.

Deinen letzten Brief, vom 19. Februar, erhielt ich freilich etwas ſpät, aber doch viel früher, als das darin verſprochene Geſchenk der *Reden*, welches mir erſt vor etwa vier Wochen zu Händen gekommen iſt. Dies wollte ich erſt abwarten, um jenen zu beantworten, und nun ſetze ich mich endlich hin, um noch ganz warm vom Leſen Deines Buches Dir für Beides auf das herzlichſte zu danken.

Welche ſchöne Zeiten rief mir dies köſtliche Denkmal unſrer nie unterbrochnen Freundſchaft wieder ins Gedächtniß zurück! und wie ſehr können wir uns beide freuen, daß *uns* der Sinn für das *Heilige*, mitten unter babyloniſcher Gedankenverwirrung des neumodiſchen Mittelalters, ſo treu geblieben iſt. Ich bin recht ſtolz auf die *Zueignung* dieſer merkwürdigen Schrift; denn wo zufällig einmal mein verwitterter Name in irgend einem Todtenregiſter der deutſchen Litteratur wieder aufgefriſcht wird, kann wenigſtens angemerkt werden, daß der Verfaſſer als Menſch doch wohl mehr werth geweſen ſein mag, weil er ſonſt einem Mann wie Schleiermacher keine ſo aufrichtige, auf Gleichheit der Grundſätze beruhende Zuneigung hätte einflößen können. — Ich freue mich noch immer über meinen Schnellglauben an Deine geiſtige Ueberlegenheit, als ich gleich bei unſerer nähern Bekanntſchaft in Halle, dem etwas flachen Ludwig Tzſchirſchky zu ſeiner Verwunderung erklärte: daß Dein Name dereinſt unter allen Selbſtdenkern mit Ruhm und Ehren fortleben werde, wenn ſeine und meine Verſelein ſchon längſt von der Almanachs-Lethe verſpült werden.

---

*) Wir ſchließen dem vorhergehenden Brief Schleiermacher's dieſen Anfang eines in Brinkmann's Nachlaß befindlichen Bruchſtücks an, in welchem Brinkmann denſelben zu beantworten begann; es blieb unvollendet liegen.

Und ſeit dieſer jugendlichen Anerkennung Deines Werths hat ja mein Herz und mein Kopf dem Deinigen gleich ununterbrochen gehuldigt.

„Oh! while along the stream of Time thy name
expanded flies and gathers all its fame —
shall one line verse to future age pretend
Thou wert my guide, philosopher and friend!"

Schleiermacher's Frau an de Wette.

Berlin, d. 5. März 1823.

So lange, mein theurer Freund! habe ich nicht mit Ihnen geredet! Aber wie viel ſind Sie mir nahe geweſen im Geiſt, beſonders in der erſten Zeit nach Empfang Ihres Briefes, der in meinem Herzen ſo viel Freude weckte und Stoff zu ſtillem Geſpräch. — Was mich antrieb das lange Schweigen zu unterbrechen, war mehr die Verworrenheit der Welt, die uns ſo recht nahe gerückt iſt und aus unſrem gewohnten ruhigen Lebensgang uns herauszuwerfen droht. Eine allgemeine Beſorgniß iſt rege ſelbſt unter denen, die wohl unterrichtet ſein können, was man vorhat. Wir müſſen wohl auf das Aeußerſte gefaßt ſein. Dieſe Lage der Dinge trieb mich aber recht an Ihnen zu ſchreiben, um Sie auf jede Art über uns zu beruhigen. Wären Sie nur bei uns und ſähen wie gelaſſen wir dem Ungewitter zuſehen, ob es ſich auf uns entlade oder ob es vorüberziehe. Und ſo wird es bleiben. Ja, ich kann Ihnen verſichern, wir waren vielleicht nie heitrer, dankerfüllter, ſeliger in dem Gefühl unſeres ungeſtörten häuslichen Glücks, als in dieſen Tagen, wo der Gedanke an eine große Schickſalswendung unſer Gemüth beſonders erhob, in uns das Bewußtſein ſtärker hervor rief, was wir haben und uns Niemand rauben kann. Weiß ich auch immer was Schleiermacher der Welt, was er mir iſt, ſo habe ich doch ſein Daſein nie größer gefühlt, ja mich ganz eingetaucht in dieſes Gefühl und ſo ſelig empfunden, wie der Herr, dem er ſo treu dient, ihn väterlich wird führen und ihn lenken, zu welchem Werk er will. — Ich kann außerordentlich mit Ihnen fühlen wie dieſe Zeit der Einſamkeit in manchem Sinn, der Muße, Ihnen wohlthätig geweſen iſt. Verſpätete Quellen haben ſich frei gemacht und ſind wieder an das Licht getreten. Wie freue ich mich auf Ihre poetiſche Arbeiten! Wenden Sie ſich von dieſem Zweige nur nie wieder ganz ab, es iſt doch gewiß ein eigenſter Ton Ihrer Seele und Ihre Wiſſenſchaft wird wohl auch nicht dabei verlieren. Daß ich zuweilen ſehr altklug ſchwatze müſſen Sie aus Liebe mir zu Gute halten. Den Ivanhoe werde ich mit Schleiermacher zuſammen leſen, das geht ziemlich langſam, da wir ſelten Abends ungeſtört ſind.

[d. 10.] Nicht früher konnte ich dazu kommen dieſen Brief zu beendigen. Den ſechſten war mein Geburtstag, ein Tag unausſprechlicher Herzensbewegung für mich. Als des Morgens früh die ganze kleine liebe Schaar von Jettchen an bis auf Nathanael herunter, weiß gekleidet mit Blumen im Haare und Kränzen in den Händen mich empfingen und die älteren mit mehrſtimmigem Geſang mich begrüßten, ward es mir faſt der Rührung zu viel. Wie lieb war all das kleine Volk! — Wie glücklich bin ich, lieber Freund, in Schleiermacher und in den lieben Kindern, und wenn es mich am meiſten überſtrömt, fließen auch die Thränen am heißeſten, daß ich ſo unwerth bin all der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit. Sie wiſſen es gar nicht wie ſchwach ich bin in tauſend Beziehungen, welch ein Kind im Guten, wie viel ſtarres Undurchdrungenes noch in mir. Und Gott hat ſoviel für mich gethan. Mein Zimmer iſt ein wahrer Blumengarten geworden durch die Freundlichkeit vieler Freunde. —

Doch wollte ich Ihnen noch erzählen, daß die Fiſcher und ich uns geſtern Nachmittag ſehr freuten und Sie darum lobten, daß Sie ſich für das Theater intereſſiren, und Bleek, der auch dort war, ſchalten, daß er auf dieſem Punkt noch ſo verhärtet iſt, was er auch bekannte und mir noch von Dresden erzählte, wie er niemals mitgewollt, wenn Sie ihn aufgefordert. Von da gingen wir nämlich in Romeo und Julie. Ich bin auf's Neue ſo bezaubert von der Schönheit des Stücks, ſo angeregt in der innerſten Seele, daß ich es nicht anders ausdrücken kann, als ein poetiſches Wehen in mir, und ſo viel auch ſchon ſeit geſtern durch meinen Sinn gegangen, ſo ſind mir im Hintergrund noch immer die ſchönen Geſtalten und die Klänge des Ganzen. Vor Ihnen iſt mir immer als würden Sie das ganz in mir verſtehn, daß ich noch ſo jugendlich begeiſtert ſein kann bei Genüſſen der Art und da könnte es mich auch reizen mich aufzuſchließen; Schleiermacher verſteht mich auch ganz und iſt ja ſelbſt ſo jung und ſo warm in ſeinen Gefühlen, aber er hat nicht die Zeit ſich irgend hinzugeben, der Austauſch mithin fällt ganz weg, das iſt eine ſchmerzliche Entbehrung für mich, wodurch vieles in mir zurückgedrängt bleibt. Mit dem Leſen geht es mir auch ſo, es iſt nicht zu ſagen wie ſehr mich alles Schöne anregt, aber eben darum muß ich ſehr mäßig ſein, beſonders leſe ich nicht gern oft Romane, weil ich nicht mag in der Phantaſie angeregt ſein. Es hat auch keine Noth, bei meiner Häuslichkeit vergeht bisweilen ein halbes Jahr ehe ich mit einem Buch fertig werde.

[Den 11.] So eben theilt mir Freund Bleek Ihr letztes Schreiben mit. Sie gehn alſo nun nach Baſel. So wie alles nun einmal ſteht freue ich mich darüber, freilich iſt es mir auch recht wehe, daß Sie dann ſo ſehr fern ſind. Ich kann dies auch noch nicht als Abſchiedsworte anſehn. —

[Nachſchrift Schleiermacher's]. Glück auf mein lieber Freund zu der Entſcheidung. Das mag Dir wol am meiſten Noth gethan haben, endlich einen Entſchluß zu faſſen und wenn Du darüber mit den Braunſchweigern einverſtanden biſt, ſo iſt wol auch dieſes unverkennbar das Beſte. Auch Deine hieſigen Freunde werden nun wol um ſo eher zur Ruhe kommen, als wenn dieſe Braunſchweig'ſche Geſchichte ſich noch lange hin und her gezogen hätte. — Die Eingabe der Braunſchweiger hätte wol können etwas kräftiger ſein, indeß wage ich keinen Tadel, da ein ſo geſchickter Geſchäftsmann wol wiſſen muß, wie weit er gehen kann, und ob es zweckmäßig war in die wahrſcheinliche Rückſicht, welche auf die hieſigen Verhältniſſe genommen worden iſt, ſelbſt hineinzugehen und den Entſchluß, das verſagte Recht werde weiter geſucht werden, auszuſprechen. Denn dieſes beides habe ich vermißt. Das Leipziger Gutachten finde ich verſtändig und umſichtig abgefaßt und wünſche nur die Braunſchweiger machten es bekannt. Warum aber die andern ſo lange zögern begreife ich nicht.

Es wird jezt am dritten und lezten Stück der Zeitſchrift gedruckt. Gern gäbe ich auch noch etwas hinein, aber die immer noch nicht fertige Dogmatik läßt es mir nicht zu. Gott befohlen mein theurer Freund.

Schleiermacher an Blanc.

Berlin, d. 2. Mai 1822.

— Ordentlich ſchreiben wollte ich erſt nach vollendeter Dogmatik; ich ſtecke aber leider noch in der Lehre von den Sacramenten, und ich fürchte daß ich aus Ungeduld nachgerade anfange etwas zu ſchludern. Nun und wie hat Ihnen denn die neuſte Cabinetsordre gefallen?*) Um ſie kurz und treffend zu bezeichnen, hat man ſie hier als eine Bill behandelt und nennt ſie die Cabinetsordre »Es iſt mir angenehm.« Wahrſcheinlich werden nun Arndt und die Welckers zuerſt auf die Preſcriptionsliſte von Herrn von Schuckmann kommen. Von mir glauben jezt die gutmüthigen Leute, daß ich wunder wie ſicher ſtehe, da der König erlaubt hat, daß (in andrer Geſellſchaft) auch die beikommende ſchlechte Predigt von mir ihm hat dürfen dedicirt werden. Ich lache darüber und erwarte von Herrn von Schuckmann's Freundſchaft nur zuerſt die Maaßregeln und dann die Aeußerung. Und wie proſperirt bei Ihnen die neue Liturgie? Ich hoffe, ich an meiner Kirche komme auf eine Zeitlang noch ohne Weitläufigkeiten durch mit Hülfe unſrer Unionsliturgie. Was ſonſt hier geſchehen wird, ſcheint mir noch ſehr ungewiß. Gott befohlen; ich muß aufhören. Grüßen Sie Frau und Freunde. Von ganzem Herzen der Ihrige.

---

*) Es iſt die Cabinetsordre vom 12. April, welche »Vorſchläge zu einem zweckmäßigeren Verfahren bei Amtsentſetzung der Geiſtlichen und Jugendlehrer« von Seiten des Staatsminiſteriums acceptirt [S. 295], nach denen die förmliche gerichtliche Unterſuchung und Entſcheidung in Sachen angeklagter Geiſtlicher aufgehoben und die Entſcheidung aus den Händen der Provinzialbehörden in die der Miniſter gelegt wurde —: hieran iſt eine Verwarnung geknüpft, in Bezugnahme auf die Reſultate der Unterſuchungen über demagogiſche Umtriebe. [S. 296.]

Schleiermacher an Gaß.

Berlin, d. 30. Mai [1822].

Des Grafen Abreiſe, lieber Freund, überraſcht mich ſo, daß ich nur ein Paar Worte werde ſchreiben können, bis ich in die Geſangbuchcommiſſion muß, da ich dann im Vorbeifahren bei ihm abgeben werde dieſe Zeilen und die Einlage, auf die ich weiter keinen beſonderen Werth lege, was meinen Antheil daran betrifft. Denn es iſt gewiß eine ſehr mittelmäßige Predigt;*) die Gelegenheitsreden ſind einmal gewiß meine ſchwächſte Seite. Das merkwürdigſte daran iſt die (von Küſter verfaßte) Zueignung an den König, wozu ihm die Superintendenten die Erlaubniß gleichſam abgezwungen haben. Die guten Leute hier waren kurz vorher wieder einmal ganz voll davon, daß allernächſtens ein Gewaltſtreich gegen mich losbrechen werde; nach der Unionspredigt aber meinten ſie, nun ſei mein Friede mit dem Könige gemacht, und die Sache wurde ordentlich wie eine Ausſöhnung behandelt. Ich glaube weder das eine noch das andre.

Deine Conjectur wegen des famoſen Edicts iſt wahrſcheinlich richtig. Altenſtein hatte einen Antrag gemacht — auf den bezieht ſich der Eingang und die erſten Paragraphen; darauf hat man die gegebene Gelegenheit für gute Priſe erklärt und das andere daran gehängt. Wer aber eigentlich das Kind ausgetragen, habe ich noch nicht erfahren können. Noch vor kurzem ſagten mir übrigens die Miniſterialleute, ohnerachtet nun ſchon ſechs Wochen, alſo die halbe Zeit, verbei iſt, es wäre noch gar nichts von Schuckmann eingegangen. Ich denke aber doch, gegen Snell in Wezlar und vielleicht auch gegen Arndt wird man die Sache geltend machen. — Wir erbeiten nun an unſrer Provinzialagende, aber freilich ſehr langſam und nicht mit Glück. Die Commiſſion iſt übel zuſammengeſezt und die Leute ſind nicht unter Einen Hut zu bringen. Jezt iſt Ribbeck nach Pommern (auf Commiſſion wegen der dortigen Sectirer); das Präſidium liegt auf mir, aber ich werde nichts bedeutendes in dieſem kurzen Zeitraum fördern können, da das Feſt dazwiſchen gekommen iſt und ich noch zu bedrängt bin mit der nun endlich ihrem Ende ſich nahenden Dogmatik. Meine Recenſion der königlichen Liturgie konnte ich in der anberaumten Friſt nicht fertigen, auch riethen mir viele wohlmeinende ab und meinten, ich ſollte mich nur ſchlagfertig halten, um ſchriftlich hervortreten zu können wenn eine Aufforderung dazu käme. Jezt ſpricht man ſtets von einer Generalſynode, aber nur einer ſpeciellen und aus ernannten Notabeln zuſammengeſezten. Doch ihr werdet das beim Conſiſtorium ſchon haben.

---

*) Es iſt die Predigt [Phil. 2, 1—4; Palmſonntag den 31. März 1822; Predigten IV, 162 ff.], die zur Feier der Vereinigung der zur Dreifaltigkeitskirche gehörigen Gemeinden gehalten war.

Von den Univerſitätsſachen erfahre ich auch nicht viel, da ich nicht im Senat bin. Geſtern iſt eine Sizung geweſen von ſechs bis ein viertel nach zehn und wird heute um acht Uhr continuirt. Wenn ſich Steffens bei dieſer Gelegenheit in etwas beſſeren Credit ſezt, will ich mich herzlich freuen. In Schulz's*) Buch gegen Scheibel habe ich nur einmal blättern können und es hernach nicht wieder geſehen. Mir thut leid, daß es auf eine gewiſſermaaßen geſezwidrige Weiſe zum Vorſchein gekommen iſt. Warum hat er das gethan? er ſchadet ja dadurch der Sache. —

---

*) Bezieht ſich auf das anonyme Buch von David Schulz: Unfug an heiliger Stätte, oder Entlarvung Herrn J. G. Scheibel's durch den Recenſenten ſeiner Predigt »das heilige Opfermahl« in den theologiſchen Annalen. Leipzig 1822. S. Briefw. mit Gaß. S. 192.

Schleiermacher an Blanc.

Berlin, d. 13. Auguſt 1822.

Nun, lieber Freund, ſo reiſen Sie denn glücklich nach dem Thüringer Walde, und grüßen Sie ihn ſchönſtens, unſrer Wanderungen eingedenk, und laſſen Sie uns das Zuſammenreiſen auf ein andres Jahr verſparen. Bei uns nämlich hat ſich alles recht gut geſtaltet, und Nathanael ſich ſo weit hergeſtellt, daß meine Frau beſchloſſen hat mitzureiſen. Das wäre auch geſtern geſchehen, und Sie hätten dieſe Nachricht ſchon einen Poſttag früher erhalten, wenn nicht definitiv mir aller Urlaub wäre abgeſchlagen worden, welches mich in den lezten Tagen ſo in Athem geſezt hat, daß ich am Sonnabend den Poſttag verſäumt habe. — Bei mir ſoll nun dies, wie man wiſſen will und was ſich auch aus den Ausdrücken der Verfügung ſchließen läßt, nicht von dem Herrn Miniſter von Altenſtein (wie bei Raumer) ausgehen, ſondern durch einen von einem andern Miniſterio erhaltenen Impuls, oder gar, wie Andre meinen, durch einen Cabinetsbefehl veranlaßt ſein; und wenn das iſt: ſo werden wir wol bald »etwas neues« erfahren. Ich denke indeß noch weitere Schritte zu verſuchen, und erlange ich eine günſtige Abänderung: ſo iſt es freilich zu der Salzburger und Tyroler Reiſe zu ſpät, aber ich denke dann doch noch etwa nach Schleſien zu gehen; nur daß ich Sie auf keinen Fall in dieſe Ungewißheit verwickeln will. — Der Menſch denkt, und nicht immer bietet es ſich gleich dar, daß Gott lenkt. Doch Sie wiſſen, daß ich niemals ein Manichäer bin, und alſo immer ein Optimiſt.

Daß ſich die Leute aus meinen Büchern nichts machen, brauchen Sie mir auch nicht ſo unter die Naſe zu reiben, denn ich mache mir am Ende ſelbſt nicht ſehr viel aus ihnen. Niemeyern aber glaube ich thun Sie Unrecht. Er mag wol über meine Bücher verdrießlich ſein, aber nicht aus ſo unmittelbarer Perſönlichkeit, ſondern einmal weil er die Ueberzeugung hat, daß ſie auf einen falſchen Weg führen, und ihnen dabei doch eine gewiſſe Kraft zutraut; dann aber auch weil es ihm beſchwerlich iſt, daß man ſie weder durchblättern, noch auch mit rechter Leichtigkeit charakteriſtiſche Stellen auffinden kann, die alles übrige entbehrlich machen, und was dahin mehr gehört. — Was W.*) machen wird, muß ich erwarten; ich ſehe aber nicht recht ein, wie er ſich will nehmen laſſen das Buch anzuzeigen, er müßte denn entweder es de Wette'n überlaſſen, oder einem anderen ſchreiben, er ſelbſt könne nicht anders als es gänzlich abführen, und das wolle er rückſichtlich meiner nicht gern thun. Doch ich bekümmere mich um das alles nicht, und die unmittelbaren Schickſale des Buches ſind mir gleichgültig. Durch ſich ſelbſt wird es nie viel wirken; ob meine dogmatiſche Beſtrebungen geſchichtlich werden, das beruht meiner Ueberzeugung nach faſt ganz darauf, ob es mir gelungen iſt oder noch gelingt, daß einige, welche Kraft genug haben zur weiteren Verarbeitung, ſie ſich aus meinen Vorleſungen lebendig aneignen, und darum wünſche ich wol, daß ich noch ein paarmal könnte über das Buch Vorträge halten. Könnte ich noch etwa funfzig ſolche Abhandlungen dazu ſchreiben, wie die Eine mit der ich jezt die Zeitſchrift ſchließe, nun das wäre auch etwas, aber dazu iſt noch weniger Ausſicht.

Wozu ich, wenn das Reiſen verboten bleibt und man mir nichts andres zu thun giebt, die ſchöne Muße der Ferien benuzen werde, weiß ich noch nicht; denn mit jener Abhandlung hoffe ich in acht Tagen fertig zu ſein. Glückliche Reiſe und die ſchönſten Grüße an Frau und Hausgenoſſen.

Schleiermacher an De Wette.

Berlin, den 17. Auguſt [1822].

Ganz, mein lieber Freund, kann ich eine ſchöne Gelegenheit, die ſich darbietet, nicht vorbei gehen laſſen ohne Dich mit ein paar Worten zu begrüßen. Indeſſen ohnerachtet ſeit geſtern meine Ferien angegangen ſind, habe ich doch bis auf die lezte Stunde warten müſſen und alſo wird es wenig werden. Zuerſt meine neueſte

---

*) Offenbar Wegſcheider in Halle in ſeinem Journal.

Haus- und Staatsgeſchichte um die odiosa bald möglichſt zu beſeitigen. Ich hatte eine recht ſchöne Reiſe für dieſe Ferien vor mit meiner Frau und Ehrenfried. Wir wollten über Dresden, Prag, Salzburg und München nach Regensburg reiſen zu meiner Frauen jüngſter Schweſter und von da dann noch eine Reiſe machen durch Tyrol, nämlich über Insbruck bis Botzen und dann auf der andern Straße durch die Finſtermünz über Füßen und Augsburg nach Regensburg zurück und dann über Nürnberg nach Haus. Als ich aber ſchon meinen Paß habe und eben für Geld und Wagen ſorgen will, ſchlägt mir der Miniſter »aus erheblichen Gründen« den Urlaub rund ab und zwar auf nochmalige Anfrage auch für eine kleinere bloß inländiſche Reiſe, ſo daß ich eigentlich eine Art von Stadtarreſt habe. Es ſoll denn eine Aufforderung von Kampz dahinter ſtecken und hinter dieſer die Abſicht mich zur Unterſuchung zu ziehen — worüber weiß ich nicht und glaube auch um ſo weniger daß jetzt etwas geſchehen wird, als Kampz ſo eben nach Carlsbad gereiſt iſt. Deſto barbariſcher iſt das Abſchlagen des Urlaubes: denn daß ich nicht davon laufen werde, können ſie ja wohl denken. Ich habe nun, als ob ich von nichts weiter wüßte, an den König, der jetzt in Teplitz iſt, geſchrieben und ihn gebeten mir den Urlaub ſelbſt zu ertheilen. Der Brief geht erſt mit dem heutigen Courier ab und ich kann alſo erſt in ſechs Tagen etwas von dem Erfolg erfahren. Es wird nun wol biegen oder brechen; und das wünſche ich von Herzen, denn die ewigen Einflüſterungen »es iſt wieder was im Werke« und »nun wirds losgehen« habe ich herzlich ſatt.

Reimer wird doch wol dafür geſorgt haben, daß Du gleich den zweiten Theil der Dogmatik bekommen haſt. Herzlich froh bin ich, ſie los zu ſein, zumal der zweite Theil ſo dickleibig geworden iſt, daß ich fühle ohne eine übermäßige Geſchwätzigkeit hätte das nicht geſchehen können. Wie herzlich gerne möchte ich mich nun dafür verbürgen, daß ich ein ſo dickes Buch nicht wieder ſchreibe; und doch wird mir bange, daß meine Ethik, wenn ich noch dazu komme ſie zu ſchreiben, denſelben Weg der Weitläufigkeit gehen wird. —

Dein Aufſatz über den Hebräerbrief hat mich ſehr befriedigt, indeß doch nicht ſo, daß ich nicht über etwas uneins mit Dir wäre. Nur iſt es mir, nach meiner leidigen Art, jetzt nicht gegenwärtig genug, und ich kann Dir erſt darüber ſchreiben, wenn es wieder vor mir liegt. Davon ſind wir aber noch weit entfernt, weil erſt noch für dieſes letzte Heft geſchrieben wird, von Bleek etwas über den Daniel, von mir etwas über den Sabellianismus. Mit dieſem kleinen Aufſatz von drei bis vier Bogen denke ich fertig zu ſein, ehe das Wetter losbricht; und ſo werde ich denn wahrſcheinlich den Beſchluß machen, wie ich den Anfang gemacht habe. Dieſen Winter denke ich dann, wenn ich noch unter den alten Verhältniſſen exiſtire, recht faul zu ſein. Ich leſe nur zwei Collegia und will auch ſonſt nichts thun als die erſte Ausgabe des vierten Bandes von Platon und die Feſtpredigten beſorgen. Auch habe ich mir feſt vorgenommen, weder Dekanat noch Senatoria anzunehmen. Denn alle Luſt und Liebe verliert ſich bei den ewigen Quälereien und Willkührlichkeiten. Eine ganz neue für die Univerſität iſt nun die, daß der Miniſter die Rektorwahl ausgeſetzt hat, weil höhere Befehle darüber zu erwarten wären. Die allgemeine Vermuthung iſt, daß der König Wilkens Rectorat prolongiren wolle. — Die Akademie kann keine Sitzungen halten, weil ſie wegen gefährlicher Baufälligkeit des neuen Gebäudes ganz delogirt iſt und die Kirche ſieht eheſtens der Einführung der neuen Liturgie und wie man auch ſagt eines neuen furchtbaren Prediger-Eides entgegen. Ich erzähle Dir das alles, damit Du Dich deſto mehr Deiner ruhigen und aufblühenden Wirkſamkeit freuen ſollſt, an der wir alle den herzlichſten Theil nehmen. Wäre die ökonomiſche Seite erfreulicher, nun ſo wäre es freilich noch beſſer; aber das iſt es doch was man am leichteſten hintanſtellen ſoll und auch kann. Meine Frau denkt beſtändig daran wie vortreflich ſie wird können Salz-Ertoffeln eſſen und ſelbſt am Waſchfaß ſtehen. Sie hat übrigens auch etwas ängſtliche Zeit gehabt mit Nathanael, der beinahe ſeit einem Vierteljahr an einer gewiß mit den Zähnen zuſammenhängenden Diarrhoe leidet, ſo daß früher ſchon ſeinetwegen unſere Reiſe ungewiß war. Nun war er aber ſoweit beſſer, daß ſie ſich feſt entſchloſſen hatte zu reiſen. In dieſer

Hinſicht ſind nun unſere ſämmtlichen Mädchen nach Rügen geſchickt werden, ſo daß es ganz ſtill und einſam im Hauſe iſt. Sie grüßt herzlich, ſowie meine ſehr leidende alte Lotte auch. Meine Geſundheit hält ſich ziemlich. Ob ich es aber verwinden werde, wenn ich nicht reiſen kann, das weiß ich nicht.

Von Deiner Basler Predigt*) war allerlei verworren durch einander gewälſcht worden; nun ich ſie ſelbſt geleſen iſt mir alles klar. Gott ſei ferner mit Dir, daß Du Dir Deine neue Stätte immer beſſer bereiten könneſt. Von ganzem Herzen der Deinige.

Schleiermacher an Gaß.

Schmiedeberg, d. 14. Sept. 1822.

Da mir Steffens geſagt, daß man in Breslau die Anfechtung, die ich erfahren, mit vielen Uebertreibungen erzählt: ſo eile ich, Dir, mein theurer Freund, das wahre daran zu melden. Ich hielt um Urlaub an zu einer Ferienreiſe über Salzburg nach Regensburg, zu meiner Frauen Schweſter, und durch Tyrol. Das Conſiſtorium ertheilt ihn mir, der Miniſter macht Schwierigkeit, weil Marheineke auch reiſen wollte und wir die Kirche nicht allein laſſen könnten, und zwar macht er dieſe Schwierigkeit uns beiden. Ich wende mich darauf ans Conſiſtorium, und bitte dieſes, ſeinen Urlaub aufrecht zu erhalten. Das Conſiſtorium berichtet auch an den Miniſter. Darauf erhält Marheineke ſeinen Urlaub, mir aber wird er aus erheblichen Gründen abgeſchlagen. Ich ſchreibe noch einmal, ob etwa dieſe Gründe ſich nur auf meine projectirte Reiſe bezögen, ſo wollte ich eine kleinere inländiſche machen. Antwort, es könne mir jezt überhaupt gar kein Urlaub ertheilt werden. Da nun das Gerücht ging, das Polizeiminiſterium habe dieſe Verfügung bewirkt, weil ich ſolle in Unterſuchung gezogen werden: ſo warte ich einige Tage, ob etwas losgehen werde.

---

*) Ohne Zweifel die Predigt de Wette's „von der Prüfung der Geiſter", zu Pfingſten 1822 gehalten. Vergl. Hagenbach's Gedächtnißrede auf de Wette, Anm. 34.

Da aber nichts geſchieht: ſo ſchreibe ich am funfzehnten an den König nach Töplitz, bloß erzählend, und ihn um Urlaub bittend mit der Bemerkung, da ich auf jeden Fall vor Mitte October zurück ſein müſſe, könnte ich jene Reiſe nicht mehr machen und würde ſeinen Urlaub nur zu einer Reiſe in die ſchleſiſchen und glaziſchen Gebirge benuzen. Am zwanzigſten meldet mir Albrecht aus Töplitz, der König habe ſogleich Bericht von Altenſtein gefordert. Dieſen Bericht hat aber, wie mir Albrecht geſchrieben, Altenſtein erſt am vierten erſtattet; am fünften hat der König an ihn verfügt, daß mir der Urlaub ertheilt werden ſoll, am ſechſten ſchreibt mir dies der Miniſter, und daß er mir demnach den erbetenen Urlaub auf vier Wochen ertheile — von welchen vier Wochen ich nichts weiß und mich auch nicht ſonderlich daran kehren werde. Ich habe nun noch den achten gepredigt, bin Nachmittag mit meiner Frau und Ehrenfried abgereiſt, am Mittwoch hier angekommen, am Donnerſtag auf die Koppe geſtiegen, und wollte heute ſchon nach Glaz reiſen, allein ein kleines Unwohlſein, welches meine Frau geſtern befiel, und das eingefallene Regenwetter haben uns bewogen unſre Reiſe bis morgen aufzuſchieben. Wir werden in Glaz ſo lange Hauptquartier machen, als nöthig iſt, um die Heuſcheuer, den Wölfelsbau und Schneeberg zu beſuchen, und dann wieder hieher zurückzukehren. Unſer Plan iſt, nicht nach Breslau zu gehen, weil wir den Rückweg über Zittau, Herrnhut und Görlitz nehmen wollen. Aber wäre es möglich, daß wir uns irgendwo ein Rendezvous gäben, oder daß Du nach unſrer Rückkunft auf ein oder ein Paar Tage hieher kommen könnteſt; ſo wäre das ganz vortrefflich. Leider kann ich nur ſo äußerſt wenig genau beſtimmen, als daß wir Montag gegen Mittag in Glaz zu ſein gedenken. Wann und wohin zuerſt wir von dort gehen, das hängt von genaueren Erkundigungen ab, die ich erſt einziehen muß, da mir die Verhältniſſe aus den Büchern nicht klar genug geworden ſind.

Bei meiner Rückkunft nach Berlin wird ſich dann wol ergeben, was die Leute eigentlich von mir wollen. Was gegen mich ſein ſoll, muß aus Briefen an Arndt genommen ſein, und ich fürchte auch aus aufgebrochenen an Dich. Ertappe ich ſie auf dem lezteren: ſo werde ich dann einen unerhörten Lärm ſchlagen, übrigens mit der größten Behutſamkeit jeden Schritt abwägen, und aus der Faſſung ſollen ſie mich gewiß nicht bringen. Ich hoffe daher mit Gottes Hülfe, ſie ſollen es bedauern, und ich werde ſie durch des Königs einfache und ſchlichte Gerechtigkeit im Haupttreffen eben ſo ſchlagen, wie in dieſem Vorpoſtengefecht. Aufſehen hat ſchon dieſes genug gemacht, und die ſonderbarſten Gerüchte durchkreuzen ſich. Das lächerlichſte iſt, die Abſicht ſei geweſen, daß Herr von Kampz ſollte Arndt, Steffens, Paſſow und mir eine Strafpredigt halten und damit die Geſchichte beendigt ſein. Andre ſagen man wolle mich einſchrecken, daß ich mir gefallen laſſen ſoll, nach Greifswald verſezt zu werden, ſowie man Dich nach Königsberg ſprengen wolle. Nun, es ſoll ihnen ſauer werden, mich auf dieſe Weiſe aus Berlin auszureißen.

Von meiner Eingabe an den König habe ich dem Staatskanzler Abſchrift geſchickt, und ihm dabei das unſinnige des Verfahrens vorgeſtellt, ihm auch anheim gegeben zu verhindern, daß man ſich nicht compromittire, wenn man nun noch einen Unſchuldigen anzapft. Darauf habe ich keine Antwort erwartet, und auch keine erhalten. Der Staatskanzler wurde übrigens am neunten in Berlin zurückerwartet; am ſechszehnten ſollte der König abreiſen, und es ſollte mich wundern, wenn in der Zwiſchenzeit nicht noch etwas bedeutendes geſchähe, wenigſtens in unſerm Departement, da die Spannung zwiſchen Schulz und Altenſtein ſcheint den höchſten Gipfel erreicht zu haben. — Tauſend ſchöne Grüße an Wilhelmine; möge ihr das Bad recht gut bekommen ſein. Meine Frau grüßt Euch beide herzlich. Wäre es möglich, daß wir uns ſähen: ſo ſollte das ein ſchöner Zuwachs ſein zu meiner Freude an dieſer ſauer erkämpften Reiſe. Von ganzem Herzen der Deinige.

Schmiedeberg, d. 22. Sept. 1822.

Was Deine Angelegenheit betrifft, lieber Freund: ſo würde ich es Dir erſtaunlichſt verdenken, wenn Du Dich wollteſt nach

Königsberg verſezen laſſen, da ich — alles andere abgerechnet, feſt überzeugt bin, daß Du Wilhelminen's Geſundheit ein ſolches Klima wie jenes nicht bieten darfſt. Seit wann iſt es denn aber auch in unſerm Dienſtfach eingeführt, daß man ſich wie das Militär ohne Anfrage und wider eigne Luſt und Willen muß verſezen laſſen nach der hohen Oberen Gutdünken? Indeſſen iſt mir in Bezug auf meine Angelegenheiten von wohlmeinenden und der Umſtände kundigen gerathen worden, gegenwärtig nichts zu thun, was eine Entſcheidung provociren könnte. Ich glaube, daß dieſer Rath auch auf Dich anwendbar iſt, und würde alſo an Deiner Stelle, da Dich die bloßen Gerüchte nichts angehen, nichts thun, ſondern die Leute bloß kommen laſſen mit ihren Vorſchlägen. Dann findet ſich wol, wenn man gehörig Acht giebt, eine Blöße, in die man hineinfahren kann. — Mögen wir uns bald in einer entſchiedeneren Lage fröhlicher ſehen und ruhiger genießen. Von ganzem Herzen wie immer der Eurige.

Schleiermacher an K. H. Sack.*)

Berlin, den 28. December 1822.

Es thut mir recht leid, mein lieber Freund, daß ich nicht, wie ich es wollte, gleich nachdem ich Ihre Recenſion**) geleſen, an Sie ſchreiben konnte, denn das Friſcheſte iſt allemal das Beſte. Doch kommt der Unterſchied doch wohl nur darauf hinaus daß ich damals würde ausführlicher geſchrieben haben, aber eben deshalb kam ich nicht dazu. Sonſt komme ich auch jezt auf meine damalige Anſicht zurück, nämlich, daß ich die Differenzen, welche Sie zwiſchen uns aufſtellen, nicht ſonderlich anerkennen kann. Die erſte auf den pantheiſtiſchen Schein ſich beziehende iſt ganz dieſelbe mit der zwiſchen dem Be-

---

*) Studien und Kritiken 1848, S. 933. Indem wir aus der dort von Sack gegebenen Briefreihe nur das für **Schleiermacher** Wichtigſte mittheilen, müſſen wir für das Uebrige auf jene Stelle verweiſen.

**) Heidelberger Jahrbücher 1822 No. 63. 64. Anzeige Sack's von Schleiermacher's Reden über Religion.

ſtreben, das Bildliche in den Vorſtellungen von Gott feſtzuhalten — denn Perſon kann immer nur ein Bild für Gott ſein, weil wir zwar die Wörter unendlich und unbegrenzt mit dem Wort Perſon zuſammenſtellen können, beides aber in Eins zuſammenzudenken vermögen wir nicht — und dem Beſtreben, unſere Vorſtellungen von dem bildlichen zu reinigen. Wie wenig aber der Ausdruck Nothwendigkeit wenn gleich productive mich ſelbſt anſpricht, das habe ich dort deutlich genug geſagt. Ebenſo wenig exiſtirt für mich der Gegenſatz zwiſchen dem Objectiven und Subjectiven in dieſer Beziehung. Denn das Subjective iſt ja eben deshalb das Objective, weil es die göttliche Offenbarung in dem Menſchen iſt, wie ich in der Einleitung zur Dogmatik genauer auseinander ſezen konnte, als in den Reden, und Ihr Objectives, was Sie unter Religion verſtehen, muß auch ſelbſt ſubjectiv ſein. Oder was wollten Sie mit einer Religion, die nicht Religioſität wäre? Ich glaube, wenn Sie ſich über dieſe Forderung eines Objectiven hätten ausſprechen wollen, würden Sie ſchon von ſelbſt ziemlich mit mir zuſammengekommen ſein. Das Lezte iſt nun der Gegenſaz zwiſchen Wort und Geiſt, ſofern Sie ſagen, ich erhebe den Geiſt mit Verwerfung des Wortes; dies kann mir deshalb gar nicht einfallen, weil ich Wort und Geiſt gar nicht von einander zu trennen weiß. Denn der Geiſt wird immer Wort und das Wort kommt immer nur aus dem Geiſt hervor. Wie könnte ich alſo wohl das agens rühmen wollen auf Koſten des actus? Das Uebrige rangirt ſich unter dieſe Hauptſachen und iſt im Vergleich mit ihnen nur Nebenſache. Alſo laſſen wir einmal das, daß meine philoſophiſche Erklärung der Religion nicht in Widerſpruch iſt mit dem Geiſt der Religion in mir. — Die einzige Differenz, die auch ich anerkennen muß, iſt, daß Ihr Chriſtenthum mehr judaiſirt, als das meinige. Indeß auch hier liegen Fäden genug da, an welche ich anknüpfen kann, allein es würde mich für jezt zu weit führen. — In der Schwarziſchen Recenſion meiner Dogmatik — ich kenne ſie nur ſoweit Sie ſie mir mitgetheilt haben — ſind einige Stellen, wo es mir faſt vorkommt, als habe er auf Ihre Einwendungen Rückſicht genommen, vielleicht haben Sie das auch gefunden. Auf die Fortſezung bin ich begierig, da in dieſem Anfang auf der einen Seite ſo viel Zugeſtändniſſe ſind, als ich kaum erwartet hätte, auf der andern Seite aber doch, wenn mein Gefühl mich nicht trügt, ſich ein bedeutender dissensus ganz leiſe entwickelt. Was ſagen Sie aber dazu, daß Herr Hegel in ſeiner Vorrede zu Hinrichs Religionsphiloſophie mir unterlegt, wegen der abſoluten Abhängigkeit ſei der Hund der beſte Chriſt, und mich einer thieriſchen Unwiſſenheit über Gott beſchuldigt. Dergleichen muß man nur mit Stillſchweigen übergehen.

Schleiermacher an Brandis.

Berlin, d. 27. März [1823].

— Ihre Abhandlung,*) lieber Freund, habe ich nur ſo eben einmal ordentlich durchlaufen, und behalte mir vor ſie noch ausführlicher zu gebrauchen, wenn ich endlich wieder an dieſen Gegenſtand komme. Im Ganzen bin ich dadurch in meiner Anſicht von dem fraglichen Gegenſtande nur beſtätigt worden; aber viele einzelne Belehrungen ſind noch daraus zu nehmen, wofür ich Ihnen vielen Dank wiſſen werde. Auch freue ich mich, aus Ihrer Recapitulation am Ende zu ſehen, daß wir in allem weſentlichen zuſammenſtimmen, ſo daß ich Hoffnung habe auch für einige noch nicht beſtimmt vorgetragene Anſichten Ihre Beiſtimmung zu erhalten. Nur daß Sie meine Faulheit wieder öffentlich zur Sprache bringen, obgleich Sie mirs aufs allerſchönſte überzuckern, das hätten Sie mir ſchon erſparen können, zumal Sie auch des Zuckers etwas zu viel genommen haben. Uebrigens hätte ich die größte Luſt fortzufahren, zumal die beiden lezten bisherigen Bände auch wieder gedruckt werden. Allein ich habe doch keine Hoffnung fertig zu werden, wenn mir nicht jemand einen Theil der Ueberſezung abnimmt auf eine oder die andere Art, und wem kann man ſo etwas zumuthen?

---

*) Die kleine lateiniſche Schrift von Brandis [über Ariſtoteles vom Guten und den Ideen] iſt vom Jahr 1823. Die Correſpondenz mit Brandis bezieht ſich zumeiſt auf die ariſtoteliſchen Unternehmungen, welche Schleiermacher bei der Akademie leitete. Schleiermacher's Briefe wiederholen immer wieder die Klage, daß er für dieſe Studien nicht ſoviel Zeit gewinnen könne als er möchte. So vom 27. Februar 1821: Es iſt wol die höchſte Zeit, mein theuerſter Herr Profeſſor, daß ich endlich auch einmal von mir hören laſſe, wenn ich nur die Scham erſt überwunden hätte, daß ich nach ſo vielen herrlichen und reichen Mittheilungen von Ihrer Seite nun ganz leer erſcheine. Wie ſich ein großer Theil meiner Zeit zerſplittert ohne daß ich es weder verhindern kann, noch daß es mir oder ſonſt jemanden wahrhaft zu gut käme, das läßt ſich nicht beſchreiben ſondern muß geſehen werden. Nun kommt ſeit Neujahr noch der Druck meiner Dogmatik hinzu, bei der mir der Sezer jezt auf eine unangenehme Art auf die Hacken kommt. Auch meine akademiſche Thätigkeit hat darunter ſo gelitten, daß meine Arbeit über die drei ariſtoteliſchen Ethiken ganz ins Stocken gerathen iſt, und überhaupt für das Jahr 1820 gar keine Abhandlung von mir in die Denkſchriften kommt. —

Ueber unſeren Ariſtoteles würde ich Ihnen längſt einmal geſchrieben haben, wenn nicht der Zuſtand unſerer Akademie ſo fatal geweſen wäre, daß auch nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeitsberechnung anzulegen war. Dabei iſt auch unſer Freund Bekker von der allerſchwierigſten Behandlung und benimmt einem ganz den Muth irgend etwas mit ihm anzuknüpfen. Kommt mir endlich die Druckerei in Gang, was Wilken (der mir nur leider ſeit wenigen Tagen ſehr gefährlich erkrankt iſt) als unmittelbar bevorſtehend verheißen hat: ſo kann ich es freilich nicht länger verſchieben die Sache zur Sprache zu bringen, fürchte aber noch ſehr viele Beſchwerden davon. Könnten Sie nun aber gegen dieſe Zeit oder vielleicht gar ehe Ihre Vorleſungen anfangen, uns wieder einmal beſuchen, ſo würde ſich vielleicht manches leichter machen. —

Von mir werden Sie wol durch Arndt's gehört haben, daß mir auch allerlei begegnet iſt, wie viel oder wenig muß erſt die Folge lehren; bis jezt iſt noch Alles ſtill. Indeß lähmt ein ſolcher Zuſtand immer den Eifer für das was nicht grade zu den laufenden Berufsgeſchäften gehört und doch an die Lokalität gebunden iſt, und dahin rechne ich Alles, was ſich auf die Akademie der Wiſſenſchaften bezieht, bei der auch die Confuſion ſo hoch geſtiegen iſt, daß man ſie als ein treues Bild eines größeren Ganzen anſehen kann. Sobald es jedoch mit der Forderung eines größeren Werkes, wie die Inſchriften und der Ariſtoteles ſind, ankommt, werde ich gewiß allen Widerwillen überwinden und es an mir nicht fehlen laſſen. Im Sommer denke ich einmal wieder Geſchichte der alten Philoſophie zu leſen, wozu ich nur noch unſers Ritter's Buch über die joniſche Schule durchgehen muß. Dieſer kenntnißreiche und wackere Docent wird von dem Miniſterium gänzlich zurückgeſetzt, weil er kein Anhänger von Hegel iſt, und wird uns wahrſcheinlich bald verlaſſen. Ueber die unangenehmen Univerſitätsvorfälle bei Ihnen habe ich noch nichts ſicheres vernommen; aus einigen Aeußerungen aber möchte ich ſchließen, daß das Miniſterium geneigt iſt, dem Rektor Unrecht zu geben.

Nun leben Sie wohl, mein theurer Freund und ſein Sie mit Frau und Kind Gott beſtens empfohlen. Grüßen Sie alle Freunde und ſagen Sie Lücke, ich hoffte noch in den Ferien ihm ſchreiben zu können. Von ganzem Herzen der Ihrige.

Steffens an Schleiermacher.

Breslau, d. 7. Mai 1823.

Lieber Schleiermacher! Ich überſende Dir getroſt dieſe Schrift,*) obgleich ſie Deine theologiſche Anſicht beſtreitet. Ohne Zweifel haſt Du ſchon lange gewußt, daß meine Anſicht des Chriſtenthums von Deiner abwich. Indeſſen wollte ich durchaus nicht, daß die Schrift mit dem Gepräge eines Angriffs auf Dich erſchiene. Der alberne Buchhändler hat in einer Anzeige, die mir erſt gedruckt zu Geſicht kam, durch eine unerlaubte Anſpielung Käufer anlocken wollen.

Was Du gegen mich thun wirſt, billige ich zum Voraus. In wenig Menſchen ſetze ich ein unumſchränkteres Zutrauen, und wie Du über mich urtheilen magſt, meine Liebe und Achtung gegen Dich bleibt unveränderlich. Dein treuer Steffens.

---

*) Von der falſchen Theologie und dem wahren Glauben. Breslau 1823. Vergl. S. 318.

Schleiermacher an de Wette.

[Sommer 1823].

Es iſt mir doch nicht möglich den Hagenbach nach Baſel reiſen zu laſſen ohne Dir ein paar Zeilen zu ſchreiben, ohnerachtet daß es ſo um mich ſteht, daß ich nicht weiß was. Denn außerhalb des häuslichen Kreiſes, den Du ja kennſt, in dem ſich nichts weſentliches geändert hat und der gar kein Gegenſtand für das Schreiben iſt, wird das Leben hier ſo unausſprechlich trocken, daß ich nur immer die Göthe'ſchen Verſe im Munde führe »Könnt' ich irgendwie verdienen mich von dieſem Volk zu trennen, das mir lange Weile macht!« Aber ich kann eben nicht, denn wenn ich bedenke, daß ich durch Weggehen von hier 460 Thlr. jährlich für meine Frau in die Schanze ſchlage, die ſie nach meinem Tode behält, wenn ich unkaſſirt durchkomme: ſo muß ich mich doch billig ſcheuen irgend eine Anſtalt dazu zu machen. Die Wirkſamkeit bei der Facultät (der Univerſität habe ich mich ſchon längſt entzogen) iſt völlig getrübt dadurch, daß weder Deine Stelle beſezt wird, noch für Bleek etwas geſchieht. Ein paar Mal ſind wir noch wegen des lezteren eingekommen ohne irgend eine Antwort zu erhalten. Zum dritten Mal ſind wir aber auch aus einander gekommen. Unſer guter Neander wollte noch eine Eingabe machen, aber gemeinſchaftlich in Beziehung auf Bleek und Tholuck. Dagegen proteſtirte ich ad marginem. Darüber hat nun Neander die Sache liegen laſſen. — Hegel ſeinerſeits fährt fort, wie er ſchon gedruckt in der Vorrede zu Hinrich's Religionsphiloſophie gethan ſo auch in Vorleſungen, über meine thieriſche Unwiſſenheit über Gott zu ſchimpfen und Marheineke's Theologie ausſchließend zu empfehlen. Ich nehme keine Notiz davon; aber angenehm iſt es doch auch nicht. — Auch das Predigtamt könnte mir verleidet werden, theils weil ſie überall in den Predigten fremdartige Beziehungen — theils politiſche im allgemeinen theils auf meine perſönliche Verhältniſſe — ſuchen, theils auch weil durch die Union der beiden Genannten und den Tod des dritten Predigers die Geſchäfte, und zwar am meiſten die am meiſten Mühe machen, gar ſehr zugenommen haben und bei mancherlei kleinen Unannehmlichkeiten Marheineke ſich gar nicht collegialiſch benimmt, ſondern mich die Kaſtanien allein aus dem Feuer ziehen läßt in Hoffnung, ſie werden ihm dann auch wohl ſchmecken. Endlich haben ſie mich denn auch zu Anfang des Jahres in die Unterſuchung gezogen und mir ein Paar alte Brieſe an Arndt und Reimer vorgelegt mit allerlei Aeußerungen über das Turnweſen, über den Verdacht gegen die Univerſitäten und andere dergleichen Albernheiten, worin indeß auch ein Paar bitter ſcherzhafte Aeußerungen über den König waren. Ich habe zum Protokoll die andern Punkte ſehr einfach erklärt und über das was den König betrifft eine allgemeine Erklärung eingereicht, wie dergleichen müſſe angeſehen werden. Das war noch im Januar, und ſeitdem iſt alles ſtill, ſo daß ich nicht weiß was mir bevorſteht. Ich könnte noch mancherlei aufzählen, aber es langweilt mich ſchon über und über und Du wirſt wol auch hieran genug haben um zu geſtehen, daß ich vollkommen berechtigt bin zur Anwendung jener Zeilen, welche Rugantino in der Claudina von Villabella ſingt.

Deſto mehr erfreut mich und die Meinigen alles Gute und Schöne was wir von Dir und Deiner Wirkſamkeit hören, beſonders hat uns der große Beifall, den Deine moraliſchen Vorleſungen erhalten haben, ſchöne Hoffnungen erregt, daß dieſe Wirkſamkeit immer allgemeiner werden und ſich auch außerhalb Deines eigentlich amtlichen Kreiſes verbreiten werde. Mir wird es nur etwas ſchwer den Standpunkt recht zu faſſen, auf dem dieſe Vorleſungen zwiſchen Wiſſenſchaftlichkeit und praktiſcher Popularität, vielleicht auch zwiſchen philoſophiſcher Ethik und chriſtlicher geſtanden haben und ich freue mich darauf ſie früher oder ſpäter gedruckt zu ſehen, ſo mir nur Gott Zeit zum Leſen beſcheeren wollte, aber die will mir immer knapper werden. Auf unſerer ſchleſiſchen Reiſe im Herbſt haben wir den erſten Theil Deines Theodor geleſen, und wäre damals der zweite nur ſchon da geweſen ſo würde er wol auch mitgegangen ſein. Nun aber haben wir noch nicht gar lange an dieſen gehen können und ſind noch in der erſten Hälfte. Ich finde dieſes ein vortreffliches Buch, um deſſentwillen ich Dich ganz beſonders bewundere. Nur von einigen

Auseinanderſezungen im erſten Theil ſcheint es mir, als ob ſie entweder müßten leichter gefaßt oder etwas ausführlicher behandelt ſein. Den Styl und die ganze Oekonomie finde ich ausgezeichnet ſchön und glaube, daß keiner von unſern didaktiſchen Romanen auch nur entfernt damit verglichen werden kann. — Nun höre ich von einem neuen Journal welches Du unternimmſt und freue mich über Deine raſche ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, während bei mir Alles immer ſchneckenmäßiger wird. Seit der Dogmatik iſt nun nichts von mir erſchienen als der eine hiſtoriſche Aufſaz in der Zeitſchrift — über den ich wol auch einmal Deine Stimme hören möchte — und zuerſt werde ich mich wol den Sommer hindurch mit ein Paar Bänden Plato abquälen, die wieder gedruckt werden und dann wird es mich an die Fortſezung mahnen, ohne daß ich abſehen könnte wie ich dazu kommen ſoll. So habe ich dieſen Winter meiner chriſtlichen Sittenlehre eine ſolche Geſtalt gegeben, daß ich wol wünſchte ſie auch ans Licht ſtellen zu können. Ich ſehe aber das Alles nur bei einer gänzlich veränderten Lage möglich und dazu gar keinen Anſchein als etwa einen ſehr unwünſchenswerthen. Nun, man muß ja alles Gott anheimſtellen. — Wenn wird dann aber Deine neuteſtamentliche Einleitung erſcheinen? Sieh doch dieſe Schuld als recht dringend an und laß Dich nicht zu ſehr auf andere Gebiete verlocken. Vornehmlich möchte ich Dir dieſes zurufen in Bezug auf ein Gerücht welches ich vor ein Paar Tagen vernommen, als wolleſt Du nach den moraliſchen ähnliche dogmatiſche Vorleſungen halten. Dieſes macht mir etwas bange, Du möchteſt Dich dadurch zu vielen Mißverſtändniſſen ausſezen, zumal an einem Ort wo die dogmatiſchen Leidenſchaften noch mehr zuſammengedrängt ſind als hier.

Und nun muß ich aufhören und den übrigen Plaz meiner Frau überlaſſen. Grüße mir Jung recht herzlich und laß bald etwas von Dir hören. Noch eins. Alexander Humboldt, der dazu beigetragen Jung nach Baſel zu bringen, ſagte mir, ihm ſei bange vor dem Verſuch auch Fries in Baſel anzuſtellen; denn dies könnte gar zu leicht einen allgemeinen Sturm der großen Mächte gegen Euch herverrufen. — Gott befohlen. Von ganzem Herzen der Deinige. Schleiermacher.

De Wette an Schleiermacher.

d. 11. Juni 1823.

Hagenbach hat mir Deinen Brief überbracht, mein theuerſter Freund, und er iſt mir auch darum ein lieber Ankömmling geweſen. — Was meine Arbeiten betrifft, ſo werde ich mich auf keine Weiſe in die Glaubenslehre wagen, ſondern was ich im Hintergrunde vor mir habe, iſt eine Geſchichte der chriſtlichen Religion, das Alte Teſtament mit eingeſchloſſen, worin ich die kritiſchen Unterſuchungen bei Seite laſſen und mich einzig an die Ideen halten würde. Du ermunterſt mich zur Einleitung ins neue Teſtament. Wenn es nur nicht eine ſo dornige Arbeit wäre und man am Ende Undank einärndete. Ich könnte die drei erſten Evangelien nicht retten, würde man aber nicht darüber Lärm erheben? Zunächſt würde man es hier thun. Auch geſtehe ich, daß ich noch nicht mit Allem auf dem Reinen bin. Meine moraliſchen Vorleſungen ſtehen allerdings mitten inne zwiſchen der philoſophiſchen und chriſtlichen Moral, leztere gebrauche ich zur Vollendung und Abrundung, zur Anregung und als Mittel der Darſtellung. Ich gehe pſychologiſch und geſchichtlich zu Werke und dann lange ich beim Chriſtenthum an. Einzelnes iſt mir gewiß gelungen, ob ich aber damit ein Werk für die Nation aufſtelle, ſteht dahin. — Daß Du mit meinem »Theodor« in dem Grade zufrieden biſt, freut mich ſehr; was Du am erſten Theil ausſezeſt iſt gewiß ſehr gegründet; aber ich war damals noch ſehr ungeübt. Nach einigen Jahren denke ich einmal einen moraliſch-didaktiſchen Roman zu ſchreiben, um die verſchiedenen Richtungen des ſittlichen Lebens anſchaulich zu machen; unſtreitig eine noch ſchwerere Aufgabe. Von Deiner Abhandlung in der Zeitſchrift habe ich Dir ſchon etwas geſchrieben, ſpäterhin habe ich ſie ordentlich geleſen und benuzt. Ich finde darin ein Muſter der dogmengeſchichtlichen Behandlung und table nur, wie geſagt, daß Darlegung der Fakta und Verknüpfung derſelben nicht klar genug geſchieden iſt.

Man weiß nicht immer worauf Du fußeſt. Ich ſehe jezt die darin behandelte Sache viel klarer an, und Sabellius, ohnehin mein Mann, erſcheint mir jezt ganz gerechtfertigt. Die Glaubenslehre iſt unſtreitig nach Calvin die erſte wahrhaft ſyſtematiſche Dogmatik und die Anlage und Verknüpfung des Ganzen iſt meiſterhaft. Aber die Zerlegung in Paragraphen und deren Erklärung gefällt mir nicht. Freilich bei der dialektiſchen Behandlung ſind die kurzen Theſen ſehr wohlthätig, ſonſt würde man gar keinen Ruhepunkt finden. Aber dieſe Dialektik eben! Doch ſie iſt eins mit Deinem Weſen und es iſt daher vermeſſen ſie zu tadeln. In der Sache ſelbſt finde ich ſo vieles, was mich aufgeklärt und befeſtigt hat, daß ich Dir nicht genug danken kann. Z. B. die Anſicht des heiligen Geiſtes als der Menſchwerdung Gottes in der Kirche iſt mir wie aus der Seele genommen, und doch habe ich ſie vorher nicht gefaßt. Was die Dreieinigkeit betrifft, ſo weißt Du wol, daß ich zu denjenigen gehöre die ſie philoſophiſch anſtaunen. Ich halte dies auch für Recht, aber ich glaube man müßte ſie zwiefach behandeln, einmal philoſophiſch allgemein und dann chriſtlich. Freilich Du ſcheideſt die Philoſophie ganz aus, aber darüber habe ich Dir ſchon meine Meinung geſagt. Die philoſophiſchen Grundzüge, meine ich, müßten vorausgeſchickt werden, wie Du denn ſelbſt eine allgemeine religiöſe Gefühlserregung der chriſtlichen vorausſchickſt. Dein erſter Theil iſt doch eigentlich philoſophiſch oder allgemein menſchlich. —

Schleiermacher an Lücke.

Berlin, d. 18. Juni 1823.

Ewig iſt es her, lieber Freund, daß ich Ihnen nicht geſchrieben und auch jezt werden es nur ein paar flüchtige Zeilen werden. Wie ſehr es mich freut, daß meine Dogmatik Sie ſämmtlich ſo in Athem geſezt hat, können Sie wol denken. Ein Buch kann doch nichts beſſeres thun, als recht lebendig anregen, und je länger es dieſe Facultät behält um deſto beſſer iſt es geweſen. Es geht mir übrigens mit Ihnen wie mit Sack, daß ich jezt im Augenblick aus dem Wuſt auf meinem Schreibtiſch Ihren lezten Brief nicht heraus finden kann. Nur eine Frage daraus fällt mir ein, nämlich ob ich Auguſtiniſch ſei in der Lehre vom Böſen. Aber ich möchte Sie nur wieder fragen, was denn eigentlich Auguſtiniſch ſei? Denn ich finde den Auguſtin weniger ſich ſelbſt gleich als ich es zu ſein glaube, welches von der polemiſchen Stellung herkommt die er genommen hat. Genau genommen würde ich mir ſagen können, daß ich dem Auguſtin da beiſtimme wo er über dieſen Gegenſtand am meiſten antimanichäiſch redet. Wie denn auch meine Tendenz grade die iſt, das ſchlimmſte vom Böſen zu ſagen, was man ſagen kann ohne manichäiſch zu werden. Was ſagen Sie aber dazu daß ich wenn das Buch da iſt nächſten Winter elf Stunden wöchentlich darüber leſen will, nemlich darüber: ohne das Buch ſelbſt wieder mitzuleſen wie Manche thun. Der Himmel gebe mir nur Zeit genug, ſoviel Studien zu machen als ich wünſche, um recht viel exquisitiora beizubringen. Können Sie mir nun noch mit desideriis unter die Arme greifen, die ich mir kann zu erledigen ſuchen: ſo thun Sie mir einen Liebesdienſt. Das Polizeiminiſterium ſoll an unſern Miniſter einen ſchriftlichen Aufſaz über meine Dogmatik — vielleicht einen Auszug aus der Halleſchen Recenſion geſchickt haben, worin ihr das ſchlimmſte nachgeſagt wird.*) Wüßte ich nun was darin ſteht, ſo könnte ich vielleicht auf einmal von allen meinen Irrthümern befreit werden, die mir noch ankleben und ich bin wirklich neugierig ob er mir nicht doch noch zugefertigt wird um mich darüber zu erklären. Daß Wachler als Conſiſtorialrath ſuspendirt iſt, weil in den theologiſchen Annalen irgendwo die Worte »de Wette's unverdientes Schickſal« ſtehen geblieben ſind, wiſſen Sie wol auch ſchon, und Gaß' Schickſal ſchwebt auch noch. Alles herrliche Ausſichten! Was will man machen? In das eine Ohr ſage ich mir immer »den Kopf ſteif gehalten!« in das andre »könnt ich irgendwie verdienen mich von dieſem Volk zu trennen, das mir lange Weile macht!« Sie können ſagen: weit davon iſt gut für den Schuß, und befinden ſich unſtreitig weit beſſer als wir hier. — Von meinen Entwürfen iſt auch nicht viel zu ſagen und fragen Sie mich nur ja nicht nach dem angekündigten Paulus. Das habe ich nur ſo gethan, um wie man ſagt die Hand darauf zu legen, nicht mit beſtimmter Abſicht gleich daran zu gehn. Vorbereitet iſt vieles, aber wenn nicht ein gutes oder ſchlimmes Geſchick mir ganz oder halb meine Amtsgeſchäfte abnimmt, ſehe ich doch nicht daß ich zu etwas komme. Bedenken Sie es bei Zeiten, lieber Freund, daß die Jahre immer ſchneller vergehen, und ſäumen Sie nicht jede Frucht abzuſchütteln, die irgend reif iſt. —

---

*) Halleſche Litteraturzeitung 1823 No. 115, 116, 117; die Recenſion verſucht zu beweiſen, daß dieſe Dogmatik nach einer Anzahl von Merkmalen einen mit dem Chriſtenthum vollkommen unverträglichen Pantheismus enthalte. Vergl. S. 319.

Schleiermacher an Bleek.

Franzensbad, d. 11. Auguſt [1823].

In Nauen, unſerm letzten Nachtlager vor Eger, ſaßen wir in ein kleines Stübchen eingezwängt, weil die beſſere Wohnung nebenan ſchon eine Familie vor uns eingenommen hatte. Am Ende erkundigten wir uns aus Verdruß wer es ſei und da ergab ſich, es war Ammon. Er mußte ſich gleichzeitig auch erkundigt haben, ſo daß wir uns gleichzeitig begrüßten, ich ihn ſchriftlich mit der Entſchuldigung daß ich nicht zu kommen wage, er mich mündlich mit der Anmeldung daß er kommen wolle. So kam er denn, nachdem er den dortigen Superintendenten gnädig entlaſſen, zu uns herüber und wir haben ein Viertelſtündchen geplaudert von allen anderen Dingen nur nicht von unſerer Fehde und von Theologie überhaupt. Er kam zurück von einer ſtolzen Reiſe durch die ganze Schweiz, war auch in Baſel geweſen, hatte aber de Wette nicht geſehn, der ins Berner Oberland gereiſt war, und ſchien ſich mehr für das Miſſionsinſtitut zu intereſſiren als für die Univerſität. Von unſeres Freundes dortiger Exiſtenz hob er ſehr die Schattenſeiten heraus. Einen Augenblick alſo begegneten wir uns freundlich; dann gingen wir wieder ganz auseinander, er dahin wo ich ihn nicht beneide, ich dahin wohin er nie wieder kommen will, denn er hat Eger verſchworen. Nach Marheineke erkundigte er ſich mit wahrhaft herzlicher Theilnahme, was Ihr dieſem gelegentlich erzählen könnt. Hier ſind wir, Luiſe Benda miteingeſchloſſen, ein Paar Tage herumgelaufen ohne irgend Jemand zu kennen. Endlich habe ich mit Clodius aus Leipzig eine Erkennungsſcene gehabt und ſeitdem gehn wir viel zuſammen am Brunnen und auch ſonſt. Der Mann hat eine ſehr gute Eigenſchaft, nämlich eine recht angenehme wol unterrichtete Frau, die auch meiner Frauen ſehr wohl gefällt. Sie kennen auch Geibel und Suabediſſen, und auch außerdem giebt es mit beiden mancherlei Berührungspunkte, auch ohne daß wir auf Religionsphiloſophie kommen; denn das wäre gegen die Brunnenregel.

Die Schwarzſche Recenſion der Dogmatik habe ich zu Ende geleſen und heute eine Predigt angefangen, aus welchen Fortſchritten meine klaſſiſche Faulheit hinreichend zu erſehen iſt. So lange ich mehr ſolche glänzende Berichte machen kann, werde ich gelegentlich wieder ſchreiben. Grüßt alle Freunde herzlich.

Politiſches habe ich noch kein Wort weder gehört noch geſprochen noch geleſen, auch beſchloſſen gar keine Zeitungen zu halten um von allem überraſcht zu werden, wenn ich nach Regensburg komme. Gott befohlen!

Schleiermacher an Gaß.

Berlin, d. 20. Dec. 1828.

Wie leid hat es mir gethan, mein lieber Freund, daß wir uns auch diesmal auf unſrer Reiſe nicht treffen konnten. Aber es war nicht möglich daß ich Dir vorher hätte können eine beſtimmte Angabe machen, da ich noch nicht wußte wie ſich mein Schwager würde einrichten können. Um vierzehn Tage ſind wir ſpäter in Dresden geweſen als Ihr; allein wenn Ihr auch ſo lange hättet zögern können: ſo war doch unſres Bleibens dort auch ſo wenig mehr, daß es kaum der Mühe gelohnt hätte. Wir haben eine vortreffliche Reiſe gemacht. Bei der Ankunft in Eger trafen wir unerwartet Schweſter und Schwager meiner Frau, und erſtere blieb bei uns um die Cur auch zu gebrauchen. Wir brachten ſie dann nach Regensburg zurück, und reiſten nun von dort zu vieren nach Salzburg und Gaſtein. Dann von da nach Innsbruck und über den Brenner nach Botzen. Von dort über Meran die Etſch hinauf durch den Finſtermünz-Paß über Füſſen nach München, und ſo nach Regensburg zurück. Da blieben wir noch acht Tage, und dann reiſten wir beide über Prag und Dresden zurück. Auf der Reiſe nach Eger und auf dieſer Rückreiſe von Regensburg habe ich mit meiner Frau ſo viel gelebt wie ſeit langer Zeit nicht, und das rechne ich mit zu dem ſchönſten Gewinn der Reiſe. Sonſt haben wir freilich ein herrliches Stück Natur geſehen, das Tyrol freilich nur ſo wie es ſich von der Chauſſee aus ſehen läßt. Vorzüglich entzückt waren wir auch alle von Salzburg. Für meine Geſundheit kann ich nun eben nicht ſagen, daß ich einen großen Nuzen geſpürt hätte. Mir war während der Reiſe ſehr wohl und alles Unangenehme rein vergeſſen — allein das hat nicht vorgehalten; und ich fühle nur zu ſehr, daß das drückende und widrige der amtlichen Verhältniſſe ohne Ausnahme ſehr nachtheilig auf meine Lebenskraft wirkt. Daher meine Sehnſucht mich von allem loszumachen, um noch einige Jahre recht in Ruhe und Stille zu leben, täglich größer wird; nur weiß ich es eben nicht anzufangen. — Meiner Frau aber, die auch ſehr angegriffen war, und der Bad und Brunnen eigentlich nöthiger war als mir, hat alles ſehr gut angeſchlagen. Bei Euch iſt wol der Fall ähnlich, und ich hoffe nun recht bald und viel gutes von Euch zu hören. Daß die Ungewißheit Deiner Lage noch immer dieſelbe iſt, weiß ich wohl, freue mich aber ſehr über Deine Standhaftigkeit, die gewiß Deinen Widerſachern viel zu ſchaffen macht. Eine Stellung, wie die Deinige, lohnt aber auch der Mühe, daß man ſie aus allen Kräften vertheidige.

Dein Unionsbüchlein*) habe ich in Eger geleſen und mich daran herzlich gefreut; auch war es mir lieb, daß Du Dich hernach dazu bekannt haſt, wiewol ich die Veranlaſſung dazu nicht kenne. Auch Steffens' falſche Theologie habe ich erſt unterweges geleſen und ihm nach meiner Rückkunft meine Meinung darüber freundlich und ehrlich geſagt; noch aber nicht gehört, wie er es aufgenommen. Wenn doch nur die kläglichen Scribeleien zwiſchen ihm und Schulz aufhören wollten!

---

*) Gaß, an meine evangeliſchen Mitbürger in Sachen unſres evangeliſchen Lebens und der aufzuhebenden Kirchentrennung. 1823.

Die Genoſſenſchaft des Magazins*) iſt wol größtentheils durch die Buchhandlung entſtanden, und es hat dabei keiner etwas zu vertreten als ſeine eigne Arbeit. Heinrichshofen trug mir die Redaction an, was ich ablehnte und ihm Schuderoff vorſchlug als in ſolchen Dingen gewandt, und da ich gefragt wurde, ob ich etwas gegen Röhr hätte, wollte ich auch nicht Nein ſagen. Es wird ſo oft gefabelt von einer Kirchentrennung zwiſchen Supranaturaliſten und Rationaliſten und überhaupt ſo viel Abſonderung getrieben, daß ich denke, man muß ſich auf jede Weiſe die ſich darbietet für das Gegentheil ausſprechen. Nebenbei werden doch nun manche Leute meine Predigten leſen, die ſie ſonſt nicht zu ſehen bekämen. Da das ganze doch am meiſten für angehende Geiſtliche berechnet iſt: ſo habe ich mir vorgenommen vorzüglich ſolche Predigten hineinzugeben die etwas eigenthümliches haben, ſei es nun dem Inhalt oder der Form nach; und ſo iſt denn auch die Schifffahrtspredigt hineingekommen, auf die ich auch wol etwas halte, aber ſo unbedingt möchte ich ihr das Primat nicht zugeſtehen.

Mein College Röhr hat ſich nun in ſeiner Predigerzeitung über meine Dogmatik gemacht, ich habe aber nichts gelernt aus ſeiner Kritik. Das ſophiſtiſche Gewäſch in der Hall. Lit.-Zeitung iſt von einem Freunde Schuderoff's, demſelben Böhme, der neulich auch gegen Ammon geſchrieben hat. So bin ich alſo ziemlich verkauft zwiſchen meinen Mitherausgebern, und freue mich nur, daß man doch diesmal nicht ſagen kann, Profete rechts, Profete links, das Weltkind in der Mitte. Bis jezt muß ich bei Deiner und der Schwarziſchen Recenſion ſtehen bleiben. Deine iſt mehr für andre, die leztere mehr für mich. Die Forderungen, die Schwarz noch an mich macht, kann ich indeß auch nicht einräumen, und ich glaube, wenn er ſich daran geben könnte die gewünſchte Vergleichung zwiſchen meiner und der Marheineke'ſchen Dogmatik zu ziehen: ſo würde er ſich mir noch weit mehr annähern.*) Im Laufe des künftigen Jahres mag ich wol ſachte an eine neue Auflage denken, und ich wollte, Du ſagteſt mir was Dir etwa bei Deinem Leſen aufgefallen iſt. Was ich mir beim jezigen Gebrauch notire, das ſind mehr Einzelheiten und Aeußerlichkeiten. Leider werde ich nun immer mehr auf das Wiederkäuen reducirt; wenn ſich ſo wenig Zeit zur Production findet: ſo kann ſich auch kein Trieb dazu entwickeln. Vielleicht iſt es auch umgekehrt, daß ich zu viel Zeit verquaſe, weil ich keinen recht lebendigen Trieb habe.

---

*) Magazin von Feſt-, Gelegenheits- und anderen Predigten. Neue Folge herausgegeben von Röhr, Schleiermacher und Schuderoff. Magdeburg, [illegible].

Was hat es denn eigentlich für eine Bewandniß mit dem Aufhören der Annalen? iſt das Wachlern abgedrungen worden, oder thut er es ſelbſt des Friedens wegen? und wird ſie niemand anders wieder aufnehmen? Es war doch ein gutes Inſtitut, wenngleich bisweilen auch etwas flaches und ſchwaches mitunterlief, was nun einmal nicht zu vermeiden iſt.

Da hat neulich Auguſti etwas — es fiel mir bei flach ein — höchſt flaches, unpraktiſches, von falſchem hiſtoriſchen Raiſonnement ſtrozendes, aber höchſt abſichtliches über die neue Agende geſchrieben. Man ſpricht von einer ſehr empfehlenden Cabinetsordre die darüber vorhanden wäre, und bekannt gemacht werden ſollte; ja einige fürchten, auf dieſe Auctorität geſtüzt werde nun zur befehlsweiſen

---

*) Dieſe ausführlichſte und bedeutendſte von den damals erſchienenen Recenſionen der Schleiermacher'ſchen Glaubenslehre erſchien Heidelberger Jahrbücher 1822 No. 56, 60, 61. [über die Einleitung,] 1823 No. 14, 15, 21, 22. Was Schwarz der Schleiermacher'ſchen Dogmatik ergänzend gegenüberſtellte, war, daß über die Beſchreibung hinaus eine Begründung des Glaubens angeſtrebt werden müſſe: eine exegetiſche aus der im Zuſammenhang gefaßten Bibel, und eine philoſophiſche aus der Vernunftidee.

Einführung geſchrieben werden. Nun, dann werden wir ja ſehen. — Wie ſehr übrigens hier noch alles beim alten iſt, weißt Du wol ohne mich. Neander, Hanſtein's Nachfolger, macht einen angenehmen Eindruck, frei und offen, ohne ſächſiſche Pimpelei: auch ſagte mir Ehrenberg neulich, daß er ſich im Miniſterio ſehr brav nehme. Von Generalſynode iſt gar nicht mehr die Rede, und die ganze Sache der Kirchenverfaſſung wird wahrſcheinlich einſchlafen. Unſre von der Provinzialſynode niedergeſetzte Agendencommiſſion hat Ribbeck ſchon gänzlich einſchlafen laſſen. Die Weſtphälinger rühren ſich noch, und Bäumer hat mir noch neulich eine kleine Schrift über die Presbyterialverfaſſung geſchickt, die ſehr freimüthig ſein ſoll. Ich werde ſie wol erſt in den Feiertagen leſen.

Von des Kronprinzen Vermählung darf ich Dir wol nicht erſt etwas ſagen. Ich erlebte die Sache gerade in München und es ging nicht ohne Freudenthränen bei mir ab. Ich bin nicht von denen, die von dieſer Seite etwas fürchten für die Kirche. Da müßte unſre Sache auf ſchwachen Füßen ſtehen. Auch iſt in den Perſönlichkeiten gar keine Urſach zu einer ſolchen Beſorgniß. Vielmehr freue ich mich, daß durch edle Beharrlichkeit endlich ein Loch gemacht iſt in den Gräuel daß Fürſtentöchter ohne alle Ueberzeugung ihre Kirche wechſeln mußten. Gebe nur Gott, daß man keine Art von Mitteln wähle um ſie zum Uebertritt zu bewegen, ſondern die Sache ganz und gar ſich ſelbſt überlaſſe. Ich habe der Prinzeſſin zwei Mal aufgewartet, mit der Deputation der Akademie und mit der Geiſtlichkeit, und habe ſie unbefangen und huldreich gefunden; mehr läßt ſich aus ſolcher Gelegenheit nicht abnehmen. In Baiern war die Freude an der Sache ganz allgemein, und hier hat ſich auch ſoviel lebendige und herzliche Theilnahme gezeigt, daß es ungemein erfreulich war. Der Kronprinz ſieht ſehr glücklich aus, und auch auf die Heiterkeit des Königs ſoll dies Ereigniß einen ſehr vortheilhaften Einfluß haben. Gott gebe, daß es ſo ſei und bleibe.

Nun muß ich endlich aufhören zu plaudern. Tauſend Grüße an Wilhelmine. Gott gebe Euch ein fröhliches Jahr und laſſe Euch in demſelben das unbezahlbare Gefühl einer ſicheren und unangeſchiedene Exiſtenz wiederfinden. — Daß unſer Reimer einen namhaften Verluſt erlitten hat, weißt Du wol. Er war eben in Leipzig, und da hatten denn hier die ungemeſſenen Zungen recht freien Spielraum. Daß er aber zugleich ein liebes friſches Kind verlor, war ein harter Schlag. Er hat alles männlich fromm getragen, und beide haben ſich darin recht aufs neue bewährt. Von ganzem Herzen wie immer der Deinige.

Berlin, d. 22. Octbr. (1826).

Freilich, lieber Freund, bin ich ziemlich in Rückſtand. Allein woher kommt das? ganz vorzüglich doch nur von der Unbrauchbarkeit der Poſten; und Gelegenheiten erfährt man hier nicht ſo leicht zur rechten Zeit. Auch Winterfeld wäre mir gar leicht wieder entwiſcht; denn in der erſten Unruhe des Semeſters hätte ich bei einem Haar vergeſſen, daß er morgen reiſt. Nun hoffe ich aber ihn heute noch zu treffen und ihm dieſen Brief ſelbſt einzuhändigen.

Seit vierzehn Tagen erſt ſind wir wieder hier, und nicht einmal alle; denn unſre Jette haben wir auf einige Wochen bei Schwerin's in Putzar zurückgelaſſen. Ich hoffe ſie ſoll dort auch Gelegenheit haben Stavenhagen's einmal zu ſehen. Meine Frau war mit den Kindern ſchon Mitte Juli abgereiſt, weil ſie die Seebäder brauchen wollten; nicht im eleganten Putbus, ſondern in einem Fiſcherdorf auf Jasmund hat ſie ſich einquartiert und dort ein halb idylliſches halb eremitiſches Leben geführt. Sobald ich meine Collegia ſchließen konnte [20. Aug.] ging ich dann nach; und ſeitdem haben wir uns zuſammen herumgetrieben, immer auf Rügen, mit Ausnahme eines kleinen Abſtechers, den ich mit meiner Frau allein machte, nach Lübeck, um unſern lieben Freund Geibel zu beſuchen. O wie wohlthätig iſt es, wenn man einige Wochen lang ganz vergeſſen kann! Dies iſt unter den gegenwärtigen Umſtänden für mich der größte Segen einer Reiſe, und Gott ſei Dank, ich kann es in einem hohen Grade, ſo daß ich über dieſelben Gegenſtände, die mich zu Hauſe auf das ſchmerzlichſte berühren, ganz gleichgültig ſcherzen kann. Nun kommt es mir aber gleich etwas arg. Nicht nur die Ausſicht auf die vortrefflichen Bundestagsbeſchlüſſe über das Unterrichtsweſen (ſchon als die ſchmählichſte Aufopferung der Souveränität höchſt verwerflich), ſondern auch ſchon vorher die — freilich nicht unerwartete — Fortdauer der Regierungsbevollmächtigten, und die Anmuthung, die wahrſcheinlich Ihr auch bekommen habt, von einer nähern Anleitung der Studirenden, wobei deutlich für einen Kenner ſolcher vorläufigen Verfügungen die Abſicht durchſchimmert, in jeder Facultät Einen Papſt einzuſetzen, der den Studenten die Collegia beſtimmt, und alſo ſeine Collegen von anderer Denkungsart lahm legt. Wenn alſo Tholuck oder Marheineke hier Papſt würden: könnte ich nur mein Buch zumachen. — Ueber die Agendenſache bin ich auch keinesweges ruhig. Geſetzt auch die Sache käme zur Berathung der Geiſtlichen, was ich aber gar nicht glaube: ſo würde unter den gegenwärtigen Umſtänden nicht viel geſcheutes dabei herauskommen. Uebrigens aber werden noch alle bisherigen Manoeuvres fortgeſetzt. In Glogau hat der König den Commandanten ſchriftlich aufgefordert, den Superintendenten doch zu bewegen, daß er die Liturgie annehmen möchte. Und in Bezug auf Euren ſchleſiſchen Gottesdienſt ſoll er (ich hörte in Sagan, vielleicht aber iſt es in Grüneberg geweſen) geſagt haben, die ſchleſiſche Kirchenordnung wäre recht gut, ſie hätte viel von der Liturgie; es ließe ſich aber noch weit mehr von ihr hineinbringen. Kurz, er wird es machen wie mit dem Talar. Den Talar trägt jeder; wer aber noch einen alten Kragen oder Scapulier hat, der trägt das noch darüber. In Weſtphalen iſt ein reformirter Pfarrer, der mit ſeinem Namen etwas gegen die Liturgie geſchrieben hat, zur gerichtlichen Unterſuchung gezogen worden.*) Grashoff, der eine lobende Cabinetsordre erhalten hat, wegen einer antidemagogiſchen Rede, iſt ſehr dringend geweſen auf einer außerordentlich, auf Ingerslebens beſonderen Befehl gehaltenen Generalverſammlung ſämmtlicher geiſtlichen Räthe aus den rheiniſchen Regierungen, wegen

---

*) Vergl. S. 325.

Annahme der Agende. Man hatte Schulgegenſtände zum Vorwand der Verſammlung genommen. Es war aber klar, daß die Agende die Hauptſache war. Delbrück und Auguſti waren aus Bonn dazu eingeladen, und Auguſti hat ſich ſo weit vergeſſen zu ſagen, der König ſolle nur erſt dreißig Geiſtliche caſſiren: ſo würden die andern wol gehorchen. Grashoff, Bruck und Krafft hatten ſchriftliche Vota für die Agende mitgebracht; die Mehrzahl der anweſenden aber widerſetzte ſich jeder förmlichen Verhandlung über dieſen Gegenſtand. — Eylert hat ſehr geforſcht wer denn wol der Pacificus*) ſei; das Buch wäre ſchrecklich giftig, und deswegen könne er nicht glauben, daß es von mir ſei. Die auch bei Euch bekannten »Ideen zur Prüfung &c.« halte ich für das vortrefflichſte, und möchte wol wiſſen wer es geſchrieben. Manche meinen Tzſchirner; ich glaube aber kaum, daß es ein Theologe iſt.**) Euer Abſtimmungsreſultat kommt mir doch auch ſchlimm genug vor, und ich hätte nicht geglaubt, daß ſoviel beſtimmte Ja's aus meinem lieben Vaterlande kommen würden. Ich hoffe indeß, wenn es zur wirklichen Abſtimmung käme: würde noch manchen ſeine Gemeinde wieder abtrünnig machen.

Was Deine Angelegenheit betrifft: ſo ſchrieb ich Dir ſchon, daß Schulz aus Croſſen hier jedermann geſagt hat, er käme als Conſiſtorialrath an Deine Stelle. Nicolovius, den ich hernach danach fragte, wußte nichts davon, meinte aber doch, früher oder ſpäter müſſe es doch wol mit Dir zu einer Verſetzung kommen. Das iſt alles was ich weiß. Der Kronprinz ſoll ſich gefreut haben, daß Du noch in Breslau wäreſt, da ſie Dich ſchon ſo lange hätten wegbeißen wollen. Deine Anſicht von der Sache iſt aber auch ganz die meinige. Geſchieht es auf irgend eine ehrenvolle Art: ſo freue Dich, wenn Du zur Ruhe kommſt. Sie hatten jetzt eine ſchöne

---

*) Ueber das liturgiſche Recht evangeliſcher Landesfürſten. Ein theologiſches Bedenken von Pacificus Sincerus. SW. V. 479—538.

**) In der That lehnte Tzſchirner ab, die hier gemeinte Broſchüre [Ideen zur Beurtheilung der Einführung der preußiſchen Hofkirchenagende 1824] verfaßt zu haben: Tzſchirner, Gutachten über die Annahme der preußiſchen Agende. [Vorr. S. 20 bis 24.]

Gelegenheit dazu. Sie konnten Dich in des alten Z — 's Stelle nach Greifswald ſchicken, und dann bei der neuen Organiſation, die jener Provinz auf jeden Fall bevorſteht, Dir ſoviel Arbeit abnehmen als ſie wollen. Ich bin auch noch keineswegs auf dem Klaren; doch hörte ich vor einiger Zeit, man habe es gänzlich aufgegeben, etwas gegen mich einzuleiten.

Was Du von meinen Predigten ſchreibſt, freut mich natürlich; aber es wundert mich etwas. Denn mir kommt es eher vor, als würden ſie magerer und dünner. Wenn ich nur endlich dazu käme, fertig zu machen, was ich noch ſo gern in die Welt ſchickte! Aber dazu müßte ich auch erſt in Ruhe geſetzt ſein. In dem hieſigen Strudel geht es nicht.

Gott befohlen. Es wird zu Tiſche gerufen, und ich muß aufhören. Tauſend Grüße an Wilhelmine und Deine Kinder. Steffens iſt noch immer nicht hier, und ſeine Frau habe ich auch weniger geſehen als ich wünſchte. Ich finde ſie übrigens ganz unverändert. Dein treuer Freund.

Schleiermacher an Blanc.

Berlin, d. 26. Octbr. 1824.

Nein das hätte ich nicht gedacht, daß Wucherer ohne eine Zeile von Ihnen kommen würde. Es kann zwar ſehr leicht ſein, daß ich in Ihrer Schuld bin — Gott mag es wiſſen! auf jeden Fall iſt es lange her —; aber allen Reſpect vor dem Kerbſtock: ſo glaube ich doch, in ſolchen Zeiten, wo man mit der Poſt gar nicht ſchreibt, muß man den Kerbſtock bei Seite ſchieben und eine ſo ſchöne Gelegenheit nicht unbenutzt laſſen.

Daß die lutheriſchen Collegen auf Euch provocirt haben in puncto der Liturgie, und Ihr den choc tapfer ausgehalten habt, das habe ich zu meiner Freude vernommen. Aber glaubt nur nicht, daß alles ſchon glücklich überſtanden iſt. Hoßbach hat Weſtermeiern etwas hart angefaßt und ihn bedenklich gemacht über ſeine procédés; aber er iſt ſeitdem durch einen Beſuch von Kamptz und Beckedorf wieder aufs neue geſtärkt worden zu dem guten Werk. Und wer weiß was noch von oben kommt. Denn ſeitdem der Magiſtrat hier ſich auf die bekannte Stelle im Landrecht berufen hat, und man dem Könige hat ſagen müſſen, daß nicht nur nach der Natur der Sache, ſondern auch actenmäßig die Stelle allerdings auch von liturgiſchen Anordnungen handle, was er nicht hatte glauben wollen, hat das geiſtliche Miniſterium — ganz ſeiner würdig — ihm vorgetragen, daß man alſo das Geſez declariren müſſe. Das hat ihm auch eingeleuchtet, und das geiſtliche Miniſterium ſoll auch ſchon eine Declaration entworfen haben, wonach dem Könige das ſtreitige jus liturgicum beigelegt wird, aber der Juſtizminiſter ſich geweigert haben ſie zu zeichnen, weil die kirchlichen Collegiatrechte Privatrechte wären, und nach dem jezt beſtehenden Geſez, was in dieſe eingreift, nur durch Berathung mit den Ständen geneuert werden kann. Das wäre alſo das erſte Mal, daß die Stände zu etwas gut wären! Aber wie leicht iſt auch das zu umgehen, oder dieſes Geſez zu declariren! Man muß auf alles gefaßt ſein. In Weſtphalen iſt ein Pfarrer Simons wegen einer Schrift gegen die Agende zur gerichtlichen Unterſuchung gezogen worden. Daraus kann nun nichts werden, weil die Sache vor die Geſchwornen muß; denn er gehört zum Coblenzer Gerichtsbezirk, wo er auch vernommen worden iſt. Soll es aber disciplinariſch genommen werden: ſo geben ſich Conſiſtorium und Miniſterium ſchon dazu her ihn abzuſezen. Was einem andern noch bevorſteht, wollen wir abwarten. Eylert wenigſtens hat ſchon geäußert, der pacificus ſei ein höchſt giftiges Buch; und Giftmiſcher pflegt man doch auch irgendwie vor Gericht zu ziehen. Haben Sie aber auch eine andere Schrift geleſen »Ideen zu Prüfung u. ſ. w.« Dieſe halte ich für ein wahres Meiſterſtück und möchte zu gerne wiſſen von wem ſie iſt. Auch wird man der gar nichts anhaben können. Aber was für eine Maſſe von Niederträchtigkeit, Kleinlichkeit und Unwiſſenheit in allen kirchlichen Dingen offenbart ſich bei dieſer Gelegenheit in unſrer Geiſtlichkeit! Und wie wenig Anſchein iſt, daß es damit beſſer werde, ſeitdem alle Ausſicht zu einer kirchlichen Verfaſſung verſchwunden iſt, und auch die Univerſitäten immer mehr eingeſchnürt werden! Denn was werden wir erſt für eine Generation bekommen, wenn das eine Weile im Gang geweſen iſt, daß ein Oberaufſeher ihnen die Collegia beſtimmt, die ſie hören ſollen.

Doch was klage ich Ihnen vor! Sie werden ſagen, am Ende ſei es doch noch beſſer gar nicht zu ſchreiben, als Jeremiaden. Alſo will ich Ihnen lieber noch in der Geſchwindigkeit ſagen, wie es hier um uns ſteht. Seit wir uns nicht geſehen haben, iſt mir das merkwürdige begegnet, daß ich ſechs Wochen ein ordentliches Junggeſellenleben geführt habe. Meine Frau war ſchon mitten im Julius mit allen Kindern nach Rügen gereiſt, weil mehrere dort Seebad brauchen ſollten, und ich war unterdeß mit meiner alten Lotte allein. Mir konnte in der That manchmal ſein, als wären die ſechzehn Jahre nicht geweſen und ich noch allein. Caroline hat mich unterdeß gezeichnet, für mich und die meiſten im höchſten Grade ähnlich, nur meine ſchwer zu befriedigende Frau iſt nicht ganz damit einverſtanden. Nachdem ich geſchloſſen, bin ich dann nachgereiſt, und habe mich mit der ganzen Familie als Krippenreuter auf Rügen herum getrieben, und zulezt noch mit meiner Frau allein einen kleinen Abſtecher nach Lübeck gemacht. Nun ſind wir ſeit drei Wochen wieder hier, und ſeit acht Tagen leſe ich wieder; alles geht ſeinen alten Gang, das glückliche Vergeſſen, das mich auf der Reiſe beſonders glücklich macht, iſt vergeſſen, und daher kommen nun die Jeremiaden. Nun man muß ſich durchquälen und die unerfüllten Hoffnungen auf künftige Geſchlechter vererben. Unſer neueſtes iſt, daß Profeſſor Couſin aus Paris, der Ueberſezer des Platon und vielleicht der einzige Franzoſe, der etwas ordentliches von deutſcher Philoſophie verſteht, dermalen in Köpenick ſizt. Er iſt in Dresden arretirt worden, wohin er mit dem jungen Montebello gereiſt war. Der dortige franzöſiſche chargé d'affaires hat dagegen proteſtirt und der hieſige Geſandte ſeinen Secretair als Courier nach Paris geſchickt. Das wird ein ſchönes Geſchrei geben! Aber diesmal kann doch nicht eine bloße Maus herauskommen. Denn einer von den Verhafteten der ein Juriſt iſt hat geſagt, er ſelbſt könnte nicht unter funfzehn Jahr Feſtung ſich zuerkennen. Aber dummes

Zeug muß es doch ſein von einer unbegreiflichen Art. — Ueber mich ſcheint man denn doch endlich im klaren zu ſein daß ich kein Unſichtbarer bin, wenigſtens hat man beſtimmt alle Gedanken mir etwas am Zeuge zu flicken aufgegeben.

Wolf's während meiner Abweſenheit erfolgter Tod hat der Univerſität keine große Lücke gemacht und viel producirt würde er wol auch nicht mehr haben. Aber es thut mir doch leid, daß er ſo in der Fremde allein hat ſterben müſſen.

Berlin, d. 22. Nov. [1826].

— Was die Agende betrifft: ſo iſt mir gerade nicht bange, daß ſie in ihrer urſprünglichen Geſtalt und auf dem bisherigen Wege allgemein werde eingeführt werden. Aber man wird zuerſt noch verſchiedene verbeſſerte Auflagen geben, mit Elementen aus den in einzelnen Provinzen üblichen Agenden vermiſcht, und dann wird man geiſtliche Convocationen zuſammenrufen um ſie zu ſanctioniren, und die werden auch nicht viel mehr dagegen einzuwenden wiſſen, wodurch denn diejenigen einen ſehr ſchweren Stand bekommen werden, die ſich mit dem ſchlechten Machwerk gar nicht einlaſſen wollen. Ihr habt nun vor der Hand Halle gerettet und Euch ſehr verdient gemacht, Niquet ebenſo Stettin; ich werde auch thun was ich kann, und überhaupt haben wir Reformirten immer noch das beſte Spiel.

Die Zwangsaufſicht über die Studenten wird hoffentlich auch hier abgelehnt werden; unſre Facultät wenigſtens hat ſich ausnehmend ſtark dagegen erklärt. Nur Einer wollte nicht beiſtimmen, ſondern ſich ausdrücklich von allem Widerſpruch gegen das Miniſterium losſagen. Neander iſt bei allen ſolchen Gelegenheiten immer von der höchſten Vortrefflichkeit. Das Miniſterium aber wird immer despotiſcher nach unten, je kriechender es wird nach oben und außen und das zieht ſich denn durch die Conſiſterien durch, ja ich glaube auch die Superintendenten werden davon angeſteckt. Der meinige hat mir ſchon ein Paar Streiche gemacht, die nicht übel ſind. —

Unſer Steffens iſt jezt hier mit Frau und Kind und hat das Project den Winter über hier ein Collegium zu leſen. Ich finde ihn und ſie im Innern unverändert. Seine religiöſen oder vielmehr theologiſchen Anſichten mögen ſich wol bedeutend verändert haben; denn er kann mich nicht predigen hören ohne zu verſichern, wie gar nicht er mit mir übereinſtimme. Aber es ſchadet unſrer Liebe gar nicht und iſt alſo um ſo ſchöner. Freilich habe ich über dergleichen noch nicht geſprochen; aber das iſt auch ſonſt nicht unſre Art geweſen, ſondern wir haben mehr auf dem allgemeinen wiſſenſchaftlichen Gebiet verſirt. Indeß glaube ich, daß wenn einmal uns beiden der Beruf dazu kommt wir uns recht gut verſtändigen werden, wenn wir uns auch nicht einigen, und jenes iſt doch immer die Hauptſache. Wenig Menſchen giebt es, deren ganze Erſcheinung mir ſo viel Freude machte als er. Mir iſt etwas bange, daß er Luſt hat und den Winter über noch mehr bekommt, ſich ganz hierher verſezen zu laſſen. Für mich wäre es mir erſtaunlich lieb; aber ihm fürchte ich würde es für ſeine ganze Exiſtenz gar nicht gut bekommen.

Schleiermacher an Gaß.

Berlin, d. 28. Dec. 1824.

Mein lieber Freund, ich kann den Neffen meiner Frau, der über Breslau nach Glaz zurückgeht, wo er ſein Dienſtjahr zu beendigen hat, nicht abreiſen laſſen ohne Dir wenigſtens ein Paar Worte zu ſagen, da die Gelegenheiten jezt ſo ſelten ſind und mit der Poſt ich gar keine Luſt mehr habe zu ſchreiben. —

Meine Angelegenheiten ſtehen wieder ſchlecht. Ich bin neuerdings als eigentlicher Chef der ganzen Oppoſition gegen die Liturgie dargeſtellt worden und man wartet nur auf Auguſti's (der ſich hat breitſchlagen laſſen mich öffentlich als Verfaſſer zu nennen) wie ich höre ſehr wüthende Gegenſchrift gegen den Pacificus, um mich dann über dieſe Schrift zur Verantwortung zu ziehen. Ich hatte mir vorgenommen, mich auf die Frage ob ich Verfaſſer ſei vor keiner Behörde einzulaſſen, weil dies meiner Ueberzeugung nach gegen die ſchriftſtelleriſche Freiheit ſtreitet, dann aber gleich ſofern die Sache vom Cabinet ausginge an den König zu ſchreiben, mich gegen den als Verfaſſer zu bekennen und ihm mit großer Unbefangenheit das nöthige über die Sache zu ſagen. Niebuhr hat mich faſt irre gemacht, indem er meint man könne den Behörden dies Recht nicht ſtreitig machen. Savigny und Eichhorn waren ganz meiner Meinung. Was für ein Verfahren man aber nun eigentlich darauf gründen will, darauf bin ich neugierig; denn begreifen kann ich nichts davon — außer daß der Willkür alles möglich iſt.

Von dem pommerſchen Provinzialconcilio, welches zunächſt hier verſammelt werden ſollte, iſt alles wieder ſtill geworden. Dagegen munkelt man jezt von einer aus Geiſtlichen und Juriſten zuſammengeſezten Commiſſion, an deren Spize der Propſt Neander ſtehe, und welche die Frage entſcheiden ſolle ob dem Könige das Recht zuſtehe eine Liturgie zu befehlen. Schade daß ich in dieſem Augenblicke noch nichts näheres darüber weiß. Auf dieſe Weiſe ſoll wahrſcheinlich das Juſtizminiſterium umgangen werden, welches ſich geweigert hat den bekannten Paragraphen im Landrecht anderweitig zu declariren. Es ſoll nämlich erklärt haben, daß weil die Sache jura singulorum betrifft dies nur nach Berathung mit den Ständen geſchehen könne. Die Commiſſion wird wol danach gewählt ſein, daß dergleichen nicht von ihr zu beſorgen iſt. So ſchreiten wir immer weiter fort in der Deſorganiſation.

Wüßte ich daß Marheineke's Schrift*) noch nicht in Deinen Händen iſt: ſo ſchickte ich mein Exemplar. Hier iſt alles außer ſich darüber, und er hätte nicht leicht etwas thun können was ſeinem Ruf mehr ſchadete. Ich entſchuldige ihn immer möglichſt, und ſehe es mehr als Unverſtand an, wiewol freilich, da ich weiß, daß er von der Vorausſezung ausgeht ich ſei der Verfaſſer, die politiſchen Inſinuationen arg genug klingen, daß es wol wenige für bloßen Unverſtand halten können. Ich für mein Theil kann den Mann nur beklagen, den ein gänzlicher Mangel an Erfolg mißmüthig und ſcharf macht. —

---

*) Ueber die wahre Stelle des liturgiſchen Rechts im evangeliſchen Kirchenregiment. Prüfung der Schrift über das liturgiſche Recht der evangeliſchen Landesfürſten von Pacificus Sincerus. 1825.

Mit meinen Arbeiten wird es gar nichts mehr, und in dieſer Beziehung könnte ich faſt wünſchen daß ſie mich caſſirten. Seit unſerer Rückkunft habe ich noch nicht dazu kommen können, an den fünften Band des Platon zu gehen der neu gedruckt werden ſoll, geſchweige an die zweite Auflage der Dogmatik oder als vorläufiges Studium dazu an den Braniß;*) nur die Predigten für den künftigen Magazinband habe ich zurechtmachen können, und wünſche ihnen eben ſo Deinen Beifall als den früheren.

Uebrigens iſt Gott ſei Dank alles bei uns gut. Steffens iſt friſch und wohl und lieſt hier mit großem Beifall. Mir thut es leid daß ich ihn nicht auch hören kann. Unſer Landtag muß beendigt ſein; denn der Landtagsmarſchall ſteht unter den abgereiſten. Was nun dort eigentlich geſchehen, davon hat noch nichts verlautet.

Schleiermacher an de Wette.

Berlin, d. 2. Februar 1825.

Zu allem andern was die Luſt zum Briefſchreiben faſt auf Null bringt, geſellt ſich nun bei uns auch noch die unmäßige Erhöhung des Porto und ſo wird es doppelt Pflicht, wenn auch der Augenblick ſonſt nicht beſonders günſtig iſt, die Gelegenheit eines Reiſenden zu benuzen, den ich Dir übrigens auch gern beſonders empfehlen möchte. Herr Heiz iſt ein Juriſt, der hier ſeine Studien vollendet und eine Zeitlang beim Stadtgericht gearbeitet hat, nun aber nach Hauſe zurückkehrt. Er iſt ein friſcher und freier junger Mann, der ſich auch an unſer Haus gehalten hat und Dir wieder uns und hieſige Dinge überhaupt vergegenwärtigen kann.

---

*) Ueber Schleiermacher's Glaubenslehre. Ein kritiſcher Verſuch. 1824.

Ich habe einen tiefen Antheil daran genommen, daß Du Dich bisweilen in Briefen an unſern Reimer über Dein Leben ziemlich trübe ausſprichſt. Stumm bin ich dabei geblieben, aber das Herz hat mir weh genug gethan. Ich fühle wol, daß die Geſelligkeit in Baſel für Einzelne weniger berechnet und nicht genügend iſt und wünſchte ich Dich alſo herzlich entweder an einen andern Ort oder in eine andere häusliche Lage. Ich theile nicht die Meinung meiner Frau, ſondern würde mich ſehr freuen, wenn Du mit recht voller Ueberzeugung wieder heirathen könnteſt, nur fürchte ich, daß dies doch gerade in Baſel große Inconvenienzen bei ſich führen möchte. Um Eines beneide ich Dich doch recht ſehr, mein lieber Freund, nämlich um Deine große litterariſche Thätigkeit. Ich muß mich in dieſer Hinſicht recht ſehr, ich weiß nur nicht recht ob anklagen oder beklagen. Denn es wird jezt gar nichts mehr mit mir. Ich knabbere nun ſchon wer weiß wie lange über der zweiten Auflage des dritten Bandes Platon und werde doch kaum zu Oſtern fertig werden. Dann werde ich an die zweite Ausgabe der Dogmatik gehen, wozu ich nun noch Studien oder wenigſtens Leſereien genug machen muß und an etwas Neues iſt auch lange Zeit nicht zu denken. Wie lange aber wird das Leben noch währen? Es iſt wahr, daß ſeit der Union die kirchlichen Geſchäfte ſich ſehr für mich gemehrt haben und auch die der Akademie der Wiſſenſchaften werden immer verwickelter und überall bin ich der welcher vor den Riß treten muß; dagegen habe ich auch ſeit jener Zeit nach und nach das Decanat und das theologiſche Seminar aufgegeben, und gewiß liegt Schuld an mir. Es geht aber mit der Zeit-Oekonomie wie mit der des Geldes; ich bin auch feſt überzeugt, daß wir mit dem Gelde, welches wir ausgeben, weit mehr machen könnten, kann aber troz alles Rechnungführens nicht herausbringen woran es liegt, ſo daß ich mich bisweilen recht ſehnlich aus meiner ganzen Lage herauswünſchen kann. Und dieſer Wunſch kann immer noch ehe man ſichs verſicht auf eine unwillkommene Art in Erfüllung gehen. Denn wie ich höre droht mir wieder ein neuer Sturm. Man thut mir nämlich die unverdiente Ehre an mich wie ehemals für den unſichtbaren Oberer der Demagogen, ſo jezt für das geheime Oberhaupt aller Oppoſition gegen die Liturgie anzuſehen. Da nun Dein ehemaliger Kollege Augusti ſich großmüthig entſchloſſen hat, in ſeiner lange ſchon erwarteten aber bis jezt noch nicht erſchienenen Gegenſchrift mich als pacificus sincerus zu nennen: ſo wartet man nur hierauf um mich dann zu einer Erklärung aufzufordern und zur Unterſuchung zu ziehen. Ich begreife nun zwar nicht was daran zu unterſuchen iſt, aber man kann es ja vielleicht machen wie mit Deinem Briefe. Doch ſollen ſie auf jeden Fall einen tapfern Widerſtand finden und die Wahrheit hören. — Am liebſten möchte ich nun wenn ich irgendwie zur Muße komme zunächſt auch an die chriſtliche Sittenlehre gehen als Seitenſtück zur Dogmatik. Sie wird mir bei dem jezigen Leſen fertiger als ſie noch bisher war, ausgeführter und zugleich zuſammenhängender, nur kommt ſo gut als nichts davon auf das Papier. Dann würde ich theologiſch bis auf den Commentar zum Paulus ziemlich in Ruhe ſein und mich hernach umſehen, ob ich noch etwas philoſophiſches fertigen könnte.

Deiner Vorleſungen lezter Theil hat Reimer'n, wie Du wol von ihm ſelbſt hören wirſt, viel Noth gemacht und ich glaube nicht ohne Deine Schuld. Denn Du hätteſt die ſchlimmeren Stellen alle mildern können ohne Schaden für die Sache. Aber es geht Dir, wie den Tauben, die allmählig das Maaß für die eigene Stimme verlieren, ſo auch Du ſeitdem Du von unſerer Cenſur nichts mehr in der Nähe hörſt.

Auf unſrer Univerſität herrſcht bei ſehr großer Frequenz eine ebenſo große Ruhe; ich glaube aber es iſt in vieler Hinſicht eine Ruhe des Todes. Aus dem Senat habe ich mich zwar herausgeſtohlen, aber wenn etwas wichtiges vorfiele würde ich es doch erfahren. Unſre Facultät iſt ſo ſtark als ſie noch nicht war. Ich habe in der Moral hundertundvierzig Zuhörer und Neander und

Tholuck haben deren noch weit mehr; viel Ausgezeichnete lerne ich aber nicht kennen. Die beiden erſten ſeit Deiner Entfernung von hier, die etwas ſchon angefangen haben zu leiſten, ſind Uſteri und Saunier, des lezten eben erſchienene Arbeit über den Marcus und des erſteren Pauliniſche Dogmatik ſind gute Anfänge. Manche ſcheinen eine Zeitlang hoffnungsvoll, ſpringen aber dann ab ins Dunkel, welches ſehr überhand zu nehmen ſcheint. Neander und Strauß wollen beide nicht es begünſtigen, thun es aber doch wol unwillkürlich, beſonders lezterer fürchte ich. Ich ſtehe je länger je mehr allein und komme mir etwas verlaſſen vor auf meinem Katheder. Marheineke hat ſich durch ſeine liturgiſche Schrift großen Unwillen zugezogen, vielleicht mehr als er verdient. Denn wenn ich mich gleich keiner Freundlichkeit von ihm zu rühmen habe, ſo iſt er doch gewiß auch weit davon entfernt mich anzuſchwärzen oder mir ſchaden zu wollen, und was ſo ſcheint iſt bloß Ungeſchick und Unüberlegtheit. In der Facultät ſondert er ſich gänzlich ab, und giebt jedesmal ein votum singulare wenn etwas mit dem Miniſterio vor iſt. In der Kirche fehlt ihm aller Beifall ſo daß ich ihn ſehr beklage. Ich muß abbrechen. Gott befohlen mein theurer Freund. Auf immer und wie immer der Deinige.

Schleiermacher an K. H. Sack.

Berlin, den 9. April 1825.

Mein lieber Freund, ich fange billig damit an, Ihnen zu danken für Ihre ſchöne Monographie,*) die ſich bis auf einige nach meiner Vorſtellung doch zu ſchwer verſtändliche Ausdrücke und Wendungen auf einem recht ſchönen Mittelwege hält und gewiß ſehr vielen zu einer fruchtbaren Verſtändigung dienen wird. Wenn ich nun auch hier den dissensus nicht verſchweigen will: ſo hätte ich die Worte Chriſti vorangeſtellt. Denn durch dieſe wurde ja doch in den Apoſteln der Glaube bewirkt, und der Glaube war doch der Grund ihrer Verkündigung, ſo daß ihre Verkündigung eigentlich beſtand aus den durch ſie hindurchgehenden Worten Chriſti. Dann hätte ich Geſez und Verheißung nur als Unterabtheilung unter Altes Teſtament geſtellt, nicht als eigne Nummern. Durch Ihre Anordnung, wiewohl dies als etwas ganz Aeußerliches erſcheint, tritt das neue Teſtament zu ſehr zurück. In dieſem nun ſtellen Sie mir den Brief an die Hebräer etwas zu niedrig und hätten ſich über die Apokalypſe wol etwas deutlicher ausſprechen können. Unſer Hauptdiſſenſus, denken Sie gewiß, iſt No. 8*). Allein er ſcheint mir doch mehr in den Worten zu liegen, und außerdem nur in einer gewiſſen Beſorglichkeit von Ihrer Seite, welche rein Gemüthsſache iſt, aber wonach Sie ſich Ihre Theorie modeln. Das kommt mir wieder recht entgegen aus dem ſehr abrupt und gewiß den meiſten Leſern unklar hingeſtellten Saz Seite 41, daß der Glaube eines Lichtes und Zeugniſſes bedarf u. ſ. w. Lebt er ſchon, ſo iſt er ja auch gegründet, und Chriſtus weiſet uns an keine andere Nahrung als an ſich ſelbſt. Entſtanden muß er nicht ſein aus der Schrift, weil es ſonſt in zwei Jahrhunderten keinen Glauben gegeben hätte; und alſo konnte er auch immer noch entſtehen ohne Schrift. Feder und Tinte ſind doch etwas zu Unweſentliches. Die Schrift iſt nichts für ſich, ſondern nur etwas als der fortlebende vor Augen gemalte Chriſtus, der denn in der Schrift wie mündlich von ſich ſelbſt zeugt, und ſein Zeugniß iſt wahr. — Dies führt mich nun auf das, was Sie bei Gelegenheit des Braniß ſagen — mit dem Sie gewiß noch weit weniger zuſammenſtimmen, als Sie glauben. Bis jezt habe ich nur darin geblättert und kann alſo auch über das Buch nichts ſagen, ſondern nur über Ihre Aeußerung. Wenn die Affection von welcher die Rede iſt, ein Traum wäre: ſo hätten Sie recht, daß deren Uebertragung in die Rede keine objective Wahrheit haben konnte. Aber die Affection iſt ja eben die Wirkung des Göttlichen in Chriſto, und das iſt ja das Objective. Das Wort Joh. 1, 14: Wir ſahen ſeine Herrlichkeit u. ſ. w. iſt der Keim alles Dogma, und giebt ſich ſelbſt für nichts anderes, als für die in Rede übertragene Affection. Ja auch was Chriſtus von ſich ſelbſt ſagt, wäre keine chriſtliche Wahrheit geworden, wenn es ſich nicht ſogleich durch dieſe Affection bewährt hätte. Dieſe iſt alſo und bleibt mir das Urſprüngliche im Chriſtenthum und alles andere iſt nur von ihr abgeleitet. Die wirkſame d. h. auf eine beſtimmte Art afficirende Erſcheinung Chriſti iſt die wahre Offenbarung und das Objective. Von jedem andern Zeugniß gilt daſſelbe, was die Samariter von der Frau und ihren Worten ſagen. Wer eben nicht glaubt, daß ich an dem hiſtoriſchen Chriſtus feſthalte, der hat auch kein Wort von meinem Buch und von meiner Methode verſtanden. Sollte aber wol ein verſtändiger Menſch dadurch irre geführt werden, daß in der Dogmatik ſelbſt das Hiſtoriſche nur vorausgeſezt wird und nicht vorgetragen? Das ſollte ich kaum denken, und doch kann ich mir dieſen wunderlichen Irrthum nicht anders erklären. — Jezt, da ich wieder Dogmatik leſen will, werde ich auch den Braniß ordentlich leſen müſſen, weil man erwarten wird, daß ich mich darüber erkläre. Viel wird es indeß immer nicht werden. Denn er iſt zu ſpeculativ, als daß ich mich in dieſen Vorleſungen viel darauf einlaſſen könnte.

---

*) Vom Worte Gottes, eine chriſtliche Verſtändigung. Bonn 1825.

---

*) Iſt überſchrieben: Wort Gottes und Glaube.

Die Auguſti'ſche Schrift ſoll nun auch heraus ſein. Geſehen habe ich ſie noch nicht, aber nach dem, was ich davon gehört, glaube ich nicht, daß ich etwas darauf erwidern werde. Dupliken ſind eine ſchlimme Sache. Alles wird mit jeder Erwiderung weitläuftiger, das Schreiben mühſeliger, und das Publikum langweilt ſich. Die Acten liegen ja vor und jeder kann wählen. Das Einzige wäre, wenn eine zweite Auflage vom Pacificus verlangt würde, dann könnte ich vielleicht einige Aenderungen, Zuſäze und Anmerkungen an Herrn Auguſti wenden.

Schleiermacher an Lücke.

Berlin, d. 30. Auguſt 1825.

Ja lieber Freund, dabei bleibt es, den Preis im Nichtſchreiben will ich mir nicht ſtreitig machen laſſen. Was ſoll man auch ſchreiben? An eine eigentlich wiſſenſchaftliche Correſpondenz habe ich nie geglaubt; das kommt mir noch ſchlimmer vor als eine Partie Schach in Briefen ſpielen, es müßte denn nur ſein daß Einer beſtimmte Notizen von dem Andern wollte, ſo daß die Sache mit einem Mal abgethan iſt. Davon habe ich aber nie Beſchwerde gehabt, denn es iſt wol zu bekannt, daß ich ſelten mit einer Notiz aufwarten kann. Was die Freundſchaft betrifft, ſo bleibt ja doch das erſte daß man an einander glaube; und was kann man jezt wol anders, als daß man ſich gegenſeitig die Noth einer erbärmlichen Zeit klagt, welche unter aller Kritik iſt. Indeſſen bin ich darüber auch ſchon ganz einſylbig geworden und faſſe alles darin zuſammen, daß ich mir bei jeder Gelegenheit mit rechter Inbrunſt mein Göthe'ſches Leib- und Magenſprüchlein ſinge:

Könnt ich irgend mir verdienen
Mich von dieſem Volk zu trennen,
Das mir Langeweile macht.

Vielleicht ſorgt aber auch das Volk ſelbſt dafür, mich dieſes Wunſches zu gewähren. Ich vermuthe wenigſtens, daß wieder etwas gegen mich im Werke iſt, da ich ſehr beſorgte Briefe von auswärts erhalte.

Doch um dieſe Diatribe abzubrechen und zur Sache zu kommen, ſo war ich über Sie ganz ruhig und glaubte gar nicht, daß Sie von mir etwas über den zweiten Theil des Johannes würden hören wollen, da Sie ja ſchon wußten, daß ich die Fortſezung des Werkes und zwar gerade ſo, nicht in der Obſervationsmanier, gewünſcht. Das übrige meine ich könnten Sie ſich ſelbſt ſagen, zumal Einzelnes doch nicht für das Briefſchreiben iſt. Den dritten habe ich nun eben erhalten, aber einen Monat iſt er doch faſt mit Ihrem Briefe unterweges geblieben — und bewundere Ihren Fleiß verglichen mit meiner Faulheit, da ich ſeit meiner Dogmatik gar nichts habe von mir hören laſſen. Nun laſſen Sie ſich mein Beiſpiel zur Warnung dienen: ſeien Sie hübſch fleißig mit Schaffen ehe die fünfzig da ſind — hernach wird es nicht viel werden. Mir wenigſtens ſteckt zwar noch viel im Kopf, aber es incommodirt mich da nur und wird wahrſcheinlich nie herauskommen. Für jezt bin ich, da die zweite Auflage des Plato nun die erſte eingeholt hat, wieder zur Republik gegangen und will ſehen, ob es mir gelingt ſie hintereinander fertig zu arbeiten, und dann werde ich an die zweite Ausgabe der Dogmatik gehn müſſen, um die Reimer ſchon lange gequält. Wollen Sie mich aber nur ja nicht verführen, noch einmal mit Ihrem Auguſti anzubinden.*) Es wäre auf der einen Seite Uebermuth, da er mir ja eigentlich alles zugegeben hat, und auf der andern Ueberfluß, da das Buch ſo unglaublich wenig Senſation gemacht hat. Selbſt bei Hofe muß es gar nicht gefallen haben, da man ſich unmittelbar darauf den Ammon beſtellt hat.**) Und dieſer hat ſeine Kunſt, mit der einen Hand zu geben um mit der andern zu nehmen, ſo ſchön ausgeübt, daß ſie nun wol dahinter gekommen ſein müſſen, daß die Sache theoretiſch nicht zu retten iſt. Praktiſch ſchreiten ſie demungeachtet kräftig vorwärts. Erſtlich ſind die Behörden durch die Schlaffheit des Miniſters ſo gänzlich von oben eingeſchreckt, daß z. B. bei unſerer Kirche, wo der König als Patron zu den Bauten beiſteuern muß, das Conſiſtorium ſich nicht getraut, den gebührenden Koſtenantheil auf den Baufond zu übernehmen, ſondern darauf beſteht wir ſollten den ganzen Bau aus der Kirchencaſſe tragen. Das kann nun einen ſchönen Proceß und einen ungeheuren öffentlichen Scandal geben. Zweitens munkelte man ſtark von einem (nicht publicirten) Befehl, es ſollte kein Candidat ordinirt werden, wenn er ſich nicht vorher anheiſchig gemacht hat, die Liturgie in den Gemeinden einzuführen, in denen er angeſtellt wird. Die armen Candidaten!

---

*) Nämlich Auguſti's „Nachtrag" zu beantworten, welcher die Schrift über das Majeſtätsrecht in kirchlichen, beſonders liturgiſchen Dingen gegen Schleiermacher vertheidigte.

**) Die Einführung der Berliner Hofagende, geſchichtlich und kirchlich betrachtet von Dr. C. F. von Ammon. Dresden 1825.

Nach einem Briefe von Arndt, den ich in dieſem Augenblick erhalte, muß ich zweifeln, daß dieſer Brief den Bekker mitnimmt Sie finden wird, ohne daß mir jedoch Arndt ſchreibt wohin Sie ſteuern. Indeß er iſt nun einmal geſchrieben und mag Sie in Bonn erwarten. Ich habe leider noch volle vierzehn Tage an meiner Dogmatik zu leſen; dann denke ich auch noch auf einige Tage mit meiner Frau nach Breslau zu gehn. Uebrigens iſt die Art wie man uns jezt in Abſicht des Urlaubs behandelt auch eine ſolche, daß ſie einem die Sache ganz verleidet, und ich komme immer auf meinen obigen Kernſpruch zurück.

Im Hauſe ſteht übrigens alles leiblich gut und die Hauptklage würde auch hier ſein, daß ich nicht genug dazu komme mit und für Frau und Kinder zu leben, und in dieſer Hinſicht könnte ich Arndt ſehr um ſeine ſechsjährige Suspenſion beneiden. Doch ich ſchließe lieber, als — daß ich in neue Jeremiaden ausbrechen ſollte und wünſche, daß Sie dort alleſammt in beſſerer Stimmung ſein mögen wie ich hier bin. Weit davon ſein iſt gut für den Schuß. Ihre Heinrich'ſche — Geſchichte iſt doch etwas luſtiges und anregendes, dergleichen wir hier nicht erleben. Dem kleinen S — habe ich wirklich über die Suspenſionsfertigkeit ein wenig den Text geleſen. Er muß überhaupt viel von mir hören; es hilft nun eben nicht. Gott befohlen auf beſſere Zeiten.

Schleiermacher an Gaß.

Berlin, d. 19. Nov. 1825.

Nun kann ich es auch nicht länger laſſen, lieber Freund, Dir zu ſchreiben, wiewol irgend etwas bedeutendes, worauf ich wartete, nicht geſchehen iſt. Meine Unterſchriftscollegen*) haben ſich wegen der Baſſewitz'ſchen Propoſition — damals warſt Du doch noch zugegen — berathen. Ich wollte ihnen eigentlich zureden die Stelle zurückzunehmen; allein da ihnen Baſſewitz einen ſo ſpäten Termin geſezt hatte, und die Sache doch ſchon ſtadtkundig war: ſo begnügte ich mich nur ihnen auseinander zu ſezen, daß ſie die Sache ſehr gut hätten umgehen können, theilte aber mit ihnen die Meinung, daß nun auch nichts mehr zu gewinnen oder zu verlieren ſein möchte, und ſo blieb es beim alten. Seitdem ſind einige von ihnen einzeln vor eine aus Heinſius und Ritſchl beſtehende Conſiſtorialcommiſſion geladen worden, um über die Agenden, deren ſie ſich bedienen wollten, Auskunft zu geben. Ritſchl aber hat die Gelegenheit wahrgenommen ſich gegen Hoßbach gewiſſermaaßen über ſeinen Beitritt zu rechtfertigen und dem armen Schlecmüller auf alle Weiſe zur Annahme zuzureden. Bei mir ſcheint dieſer Kelch vorüberzugehen.*) Wie ſich Marheineke erklärt hat, darüber habe ich noch nichts vernommen.

---

*) Zwölf Geiſtliche Berlins, unter ihnen Schleiermacher.

Im Staatsrath ſind einige Veränderungen vorgegangen zu Gunſten des ariſtokratiſchen Intereſſe. Müffling iſt Präſes in der Abtheilung des Innern geworden, und Graf Hardenberg auch in dieſe geſezt, dagegen Beuth und noch ein Paar Vertheidiger des induſtriellen Intereſſe eliminirt ſind. In der Cultusabtheilung war noch ſchwankend, ob Süvern oder Beckedorf hineinkommen würden. Indeſſen hat lezterer, wie man ſagt, ſelbſt müſſen die merkwürdige declaratoriſche Verfügung concipiren wegen des Geiſtes in den Seminarien, die Ihr auch werdet erhalten haben. Keßler verläßt das Conſiſtorium und geht ins Finanzminiſterium. Man ſagt nun, der bisherige Oberpräſidialrath Weil werde Vicepräſident werden. Abermals ein Mann, der auch nicht das geringſte kirchliche Intereſſe jemals gezeigt hat.

Was mich betrifft: ſo bin ich leidlich geſund, aber es hilft weniger, denn ich kriege doch nichts zu Stande und bedauere es alle Tage, daß ich mir von keiner Seite her mehr Muße verſchaffen kann ohne allzubedeutenden Verluſt für Frau und Kinder in der Zukunft. Die Kirchengeſchichte, die ich erſt einmal geleſen und wenig davon zu Papier behalten habe, koſtet mich viel Zeit; auch in der Apoſtelgeſchichte iſt ziemlich Nachleſe zu halten, da Heinrichs in ſeinem Commentar nicht einmal die vorräthigen Sachen gehörig excerpirt hat; den leidigen Vorſitz in der Akademie habe ich auch das Quartal, und dabei wöchentlich ein Paar Lieder zu liefern. So ſchreitet der Platon langſam vorwärts, und an die Dogmatik iſt noch gar nicht zu denken. Um nun dieſe im Sommer wenigſtens fördern zu können, werde ich wol das Project eines neuen Collegii aufgeben müſſen.

---

*) Vergl. S. 343.

Wie es nun mit der abſolutoriſchen Erklärung über Dich und wie mit dem großen Lärmen über das ganze Conſiſtorium noch weiter gekommen iſt, oder ob alles wieder eingeſchlafen liegt, darüber wirſt Du mich wol nicht im Ungewiſſen laſſen.*)

Wilhelmine ſoll nicht ſchelten, daß Jettens Blatt acht Tage liegen geblieben iſt, und ſie und Cäcilie ſollen mir hübſch gut bleiben. Grüß alle Freunde herzlich und wiederhole ihnen meinen Dank für alles liebe und gute. Paſſow möchte die platonica nicht vergeſſen. Scheibel hat wegen ſeiner vorhabenden Schrift gegen mich noch nichts von ſich hören laſſen. Von Steffens Verſetzung iſt hier alles ſtill.

Unſer Tholuck kommt nach Halle. Er war jetzt hier in gutem Zuge von ſeinen ſchroffen Einſeitigkeiten etwas zurückzukommen. Ich fürchte aber die Sache wird dort wieder ſchlimmer werden, da er in eine ganz ſchroffe Oppoſitionsſtellung kommt. Ich wünſchte daß man nun Bleek bei uns zum Ordinarius machte, damit er doch mit Tholuck gleichen Schritt hält; allein ich hoffe es nicht.

[Frühjahr 1826].**)

Mein lieber Freund, ich hätte Dir ſchon längſt einmal geſchrieben, wenn ich nicht die Poſt eben ſo ſehr fürchtete als haßte. Nun aber reiſt ein Officier, den Ihr mir einmal geſchickt habt, und den ich leider ganz vergeſſen habe, da es ſich nicht bald machte daß ich ihn einladen konnte. Wir ſind in ſolchen Fällen beide ſtark im Vergeſſen, meine Frau und ich. Da aber demohnerachtet der Mann ſo artig geweſen iſt zu fragen, ob ich keine Beſtellung hätte: ſo will ich die gute Gelegenheit nicht vorbei gehen laſſen. Woran es gelegen hat daß die Seminarsangelegenheiten bei Euch noch nicht arrangirt worden ſind, wirſt Du nun wol wiſſen, nämlich an dem Project mit den Schulcollegien. Eben als Dein Brief hier ankam, hatte man hier wieder angefangen von der Sache zu ſprechen, und zwar ernſtlicher als ſonſt. Uebrigens iſt hier dies Collegium noch nicht organiſirt, und wie ich höre bei Euch auch noch nicht. Hier ſcheint ſo viel entſchieden, daß die Directoren der Gymnaſien welche im Conſiſtorio waren auch darin bleiben — alſo zu gänzlichen Nullen herabſinken — und nicht ins Schulcollegium übergehen. Wer aber hineinkommt weiß man noch nicht. Marheineke hat, aber wie es ſcheint ganz unabhängig davon, den Auftrag erhalten, die Schulamtscandidaten in der Theologie zu examiniren. In Beziehung auf Breslau ſtudirt man gewiß darauf, ob es wol irgend möglich ſein möchte Dich heraus zu laſſen; der Vorwand wird ſich aber nicht leicht finden. Denn mit Dir iſt es eine andre Sache als mit den hieſigen geiſtlichen Conſiſtorialräthen, die ſämmtlich Pfarrer ſind.

---

*) Schleiermacher's Briefwechſel mit Gaß. S. 181, 200. 1. 4.

**) Das Datum fehlt. Aus der folgenden Anmerkung aber ergiebt ſich, daß der Brief etwa im Anfange des März 1826 geſchrieben iſt.

Mit einer neuen Perſonalität will ich Dir zuerſt aufwarten. Hitzig ſchickt mir, ehe wir noch zu Euch reiſten, das Project zu einem Artikel im gelehrten Berlin zur Durchſicht und Berichtigung. Da er manche Kleinigkeiten ausgelaſſen hatte und ich alſo doch die Feder anſezen mußte: ſo dachte ich mit dem Pacificus wäre es nun doch eine alte Geſchichte, die jedermann wüßte, und es wäre alſo Zeit der Ungewißheit ein Ende zu machen, auch äußerlich; ich ſeze ihn alſo mit hinein. Wer nun die Dummheit gehabt hat dies in der Berliner Zeitungsrecenſion als die Löſung eines intereſſanten Räthſels auszupoſaunen, weiß ich nicht. Kurz, vor etwa vier Wochen erhalte ich ein Schreiben von dem Herrn

Miniſter des Inhalts, da ich dort als Verfaſſer des Pacificus angegeben ſei, und Grund oder Ungrund dieſes Gerüchts ihn mehrfältig intereſſiren müſſe: ſo erſuche er mich um baldigſte ſchriftliche Erklärung darüber.*) Ich antwortete ihm ſogleich, die Sache hätte ihre Richtigkeit; ich hätte auch gar keinen Grund beſtändig anonym zu bleiben, ſondern hätte es nur anfänglich ſein wollen, damit die Schrift wirken könne ohne daß irgend die Meinung über meine Perſon dazu oder davon thäte. Wäre es zu einer zweiten Auflage gekommen: ſo würde ich mich doch genannt haben. Alſo hätte ich auch kein Bedenken gehabt es im gelehrten Berlin zu thun. Uebrigens wäre ich ſchon ſo vielfältig öffentlich genannt worden, daß Excellenz ſchon früher zu dieſer Frage hätte Veranlaſſung nehmen können, ich würde niemals abgeleugnet haben. Seitdem iſt nun nichts erfolgt. Daß die Sache nicht von Altenſtein ausgegangen iſt, weiß ich auf das beſtimmteſte; er hat genug geſeufzt daß er ſchon wieder Noth hätte meinetwegen. Ich glaubte aber, der Stoß ginge von Eylert aus, weil ich weiß wie giftig er über den armen Sincerus geweſen iſt; allein ſicheren Nachrichten zufolge hat Kampz den Bolzen gedreht. Nun, ich glaube es wird nichts zu machen ſein, und der Mann hat ſich umſonſt blamirt. Aber alle guten Freunde haben wieder gute Angſt ausgeſtanden meinetwegen, und unisono ſind ſie mir mit der Frage gekommen, wie ich denn das hätte thun können. Meine Antwort war immer nur, ich begriffe nicht wie ich die Sache hätte anders als rein literariſch behandeln können, und da ſei doch dies das natürlichſte geweſen.

In der Agendenſache iſt denn auch allerlei geſchehen, was wie ein Kix ausſieht. Nachdem das Miniſterium mehreren hieſigen

---

*) Das Schreiben lautet: »Da Ew. Hochwürden in dem hier erſchienenen gelehrten Berlin im Jahre 1825 S. 239 als Verfaſſer der Schrift über das liturgiſche Recht evangeliſcher Fürſten von Pacificus Sincerus aufgeführt ſind, der Grund oder Ungrund dieſer Angabe aber für mich in mehrfacher Beziehung von Intereſſe ſein muß: ſo ſehe ich mich veranlaßt Sie zu erſuchen, darüber ſich baldmöglichſt beſtimmt zu äußern. Berlin, den 4. Februar 1826. Altenſtein.«

Geiſtlichen durch das Conſiſtorium, welches Heinſius und Ritſchl dazu deputirte, hatte Fragen vorlegen laſſen über ihre amtlichen Erklärungen auf die Alternative — (auch ich war dabei; doch ich glaube dies habe ich Dir ſchon geſchrieben): ſo iſt nun im Miniſterium ſelbſt den Herren Ribbeck und Neander ein Commiſſorium ertheilt worden in Bezug offenbar auf die Zwölfmänner. Zuerſt wurden vier vorgeladen, um ihnen des Miniſters ſtärkſtes Mißfallen über den Schritt einer Collectivvorſtellung kund zu thun, und dann ſollten ſie ſich näher erklären, unter welchen Bedingungen ſie die Agende annehmen wollten. Die haben ſich denn zu keiner Abbitte ad 1 verſtehen wollen, und ad 2 erklärt, ſie könnten wol den Auszug und einige Formulare annehmen; aber ſie haben ſo viel Bedingungen geſtellt, daß faſt nichts übrig geblieben wäre. Dieſe waren Schleemüller, Piſchon, Noodt und Hetzel. Lezterer hat ſich am ſchwächſten gezeigt. Dann kamen drei vor, Schultz, Ideler und Lisco. Dieſe (wiewol der leztere etwas ſchwächer war) haben noch weniger ſich eingelaſſen; aber Neander iſt dabei gegen Schultz ſo durchfahrend geworden, daß dieſer deshalb an den Miniſter geſchrieben und ihn gebeten hat, wenn für ihn noch eine Vernehmung nöthig wäre, einen andern zu committiren. Zunächſt ſollten Wilmſen, Jablonsky und Couard daran kommen, es iſt aber zurückgenommen worden*), und viele wollen dies der Schultziſchen Eingabe zuſchreiben, die übrigens nicht zum Vortrag gekommen iſt und auf die er auch keine Antwort bekommen hat. In Weſtphalen aber giebt es wieder eine hübſche Geſchichte. In der Kirchenzeitung ſtand ein Bericht über eine dortige Synode, worin eine Aeußerung von Paſtor Rauſchenbuſch in Altona vorkam, die, ſoviel ich mich erinnere, gar nichts verfängliches enthielt, ſondern nur eine Ermahnung, dem Könige die reine Wahrheit über die Sache zu ſagen. Man fordert nun, den Einſender zu wiſſen, weil nach Ausweis des Synodalprotocolls dergleichen nicht geſagt worden (welche Dummheit!). Dann wird man wol an Rauſchenbuſch gehen und dieſer erwartet das weitere.

---

*) Schleiermacher und Hoßbach ſind alſo ebenfalls nicht vorgefordert worden.

Uebrigens hat vor kurzem Ritſchl öfters ziemlich laut geſagt, die Agende werde nun noch einmal umgearbeitet werden, und dann würde der Befehl kommen. Wie weit aber ſeine Kenntniß von den arcanis geht, weiß ich nicht. Mir will nicht vorkommen als ob die Sache ſchon ſo weit wäre. Vielleicht aber wäre jezt der rechte Zeitpunkt, dem König einen Mittelweg vorzuſchlagen, auf den er eingehen könnte. Was meinſt Du, wenn man ihm Aenderungen, nur quantum satis um die Liturgie den alten evangeliſchen näher zu bringen, vorſchlüge und dann daß er für jede Provinz die neue Agende zuſammendrucken ließe mit den in der Provinz herrſchenden lutheriſchen und reformirten, und dann dieſes corpus geſezlich einführte, ſo daß jedem frei ſtände davon zu gebrauchen was er wollte? Er hätte dann auch das, daß ſeine Liturgie überall wäre, und wer ſie brauchte, würde ſie dann mehr nach des Königs Willen brauchen, als dies geſchieht. Dieſer Gedanke geht mir ſchon ſeit einiger Zeit im Kopf herum; aber es fehlt an allem Anknüpfungspunkt.

Mir macht meine Kirchengeſchichte*) alle Hände voll zu thun, und das wenige was ich noch dabei an der Republik arbeiten kann, iſt jezt unterbrochen um des Magazins willen. Ich fürchte aber daß Du an dieſen Predigten auch nicht recht Deine Freude haben wirſt. Ich kann zu wenig Striche unmittelbar hintereinander machen, und das ewige Abſezen macht immer einen kalten Ton.

Schleiermacher an E. M. Arndt.

Berlin, d. 1. April [1826].

Ich habe neuerdings vernommen, es ſei wieder im Antrage Dich conditionaliter zu rehabilitiren, nämlich Du ſolleſt nur keine geſchichtliche Collegia leſen.**) Ich will mir weniger den Kopf darüber zerbrechen, was Du in dieſem Falle thun wirſt, als ich mich ärgere über den unmenſchlichen Unſinn, der darin liegt. Doch wie es überhaupt in dieſem Miniſterio jezt geht, das iſt nicht zu beſchreiben. Hier haben ſie durch Anſezung des Gans, gegen den ſich — auch aus anderen Gründen als wegen ſeines damals noch nicht abgewaſchenen Judenthums — die Facultät ſehr ſtark erklärt, und der ſich ſeitdem gegen den ſehr ſusceptibelen Savigny mit der größten Arroganz betragen hat, alles mögliche gethan um den lezteren wegzubeißen, und wenn die Hannoveraner ihre Sache verſtehen, wird es ihnen nicht ſchwer werden ihn für Göttingen wegzukapern. Den Tholuck ſchicken ſie gerade nach Halle, wo er zu den übrigen insgeſammt den allerſchroffſten Gegenſaz bildete und wollen alſo dort ein höchſt unruhiges Parteileben organiſiren. In den kirchlichen Dingen weiß man zwar nicht recht, was ihnen und was dem Könige zuzuſchreiben iſt; indeß iſt in dieſem Fall die Servilität ungeheuer. Jezt iſt wieder eine Verordnung unterweges in Sachen der Liturgie, wodurch, wenn die vorläufigen Nachrichten nicht ganz falſch ſind, die Union eigentlich indirect wieder aufgehoben wird. — Gegen mich iſt nach der Anfrage, ob ich wirklich Verfaſſer des Pacificus Sincerus ſei und meiner unbefangenen Antwort nichts weiter erfolgt. —

---

*) Schleiermacher las Kirchengeſchichte im Winterſemeſter von 1825 auf 1826.

**) Vergl. II. 404, welcher Brief in das Jahr 1825 gehört.

Die Converſion des ..... ſoll den König erſtaunlich afficirt haben, da er ihn dabei — nach einer von Stägemann ausgehenden Erzählung — auf das jeſuitiſchſte ſoll betrogen haben. Jezt munkelt man ſehr ſtark davon, daß Beckedorff nächſtens werde übertreten. Nun friſch zu! Deſto beſſer.

Schleiermacher an Gaß.

Berlin, d. 18. Juni 1826.

Du biſt ſehr brav daß Du ſo fleißig ſchreibſt. Schicke nur immer fleißig Gelegenheiten, die wieder zurückgehen, dann ſollſt Du ſehen, daß ich auch ſchreibe. Dieſes erhältſt Du nun durch S — — Womöglich ſollſt Du durch ihn noch eine Abſchrift bekommen von dem zweiten Schritt der zwölf Proteſtanten. Die Sache nämlich hängt ſo zuſammen, daß Schultz bei Witzleben war, dieſer ihm ſein Mißfallen zu erkennen gab über die Gewaltſamkeit mit der die Agendenſache getrieben werde, und als nun ein Wort das andre gab, ihn aufforderte, wir möchten doch unſre Meinung, wie die Sache auseinander gehen könne, ſchriftlich aufſezen, er werde dann eine gute Gelegenheit wahrnehmen, es dem Könige vorzulegen. Da iſt denn nun im weſentlichen der Vorſchlag gemacht worden von dem ich Dir neulich ſchrieb. Ob der König den Aufſaz hat, wiſſen wir nicht gewiß, vermuthen es aber. Was hat er aber geholfen, wenn ſeitdem erſt die höheren Beſtimmungen ergangen ſind, welche die Circularverfügung veranlaßt haben, die unſer Conſiſtorium unterm 2. d. M. erlaſſen hat über Vocation und Confirmation, und welche wahrſcheinlich auch das urgens iſt, deſſen Du erwähnſt. Dies iſt eine gräuliche Sache und einige wollen ſich morgen zuſammenthun, um noch zu überlegen, wie am beſten noch Ein recht ſtarkes Wort anzubringen iſt um die Seele zu retten. Ich denke es iſt am beſten an den Miniſter zu ſchreiben, den bei ſeiner perſönlichen Verantwortlichkeit zu faſſen, und ihm recht ins Gewiſſen zu reden. Wenn es nur von recht vielen Orten aus geſchähe. Ich möchte am liebſten die Sache aus dem Standpunkt der Union faſſen, und indem ich auseinanderſezte in welchem Geiſte dieſe geſchloſſen worden, den Antrag machen, daß, wenn dieſe Beſtimmung nicht zurückgenommen würde, man die Union wieder aufheben und jeden in integrum reſtituiren ſolle, weil nun die reformirte Kirche die einzige Zuflucht derer ſein würde, die ſich bei der Agende nicht erbauen können.

Eben erhalte ich den vierten Band des Magazins, und wünſche daß Dir mein Antheil beſſer gefallen möge als der lezte; ich habe aber keine Sicherheit darüber. Feſtpredigten werden nun auch endlich gedruckt, und die ſchicke ich Dir unmittelbar, ſobald ſie fertig ſind. Am Plato arbeite ich auch, und werde nun bald, was ſchon vor der Republik überſezt war, d. h. ſieben Bücher, nach Bekker nachcorrigirt und überarbeitet haben, ſo daß dann noch drei Bücher fehlen und die Einleitung, welche ich mir aber durch die Anmerkungen ſchon ſehr erleichtert habe. Doch wird ſie vor Oſtern nicht erſcheinen können; ich komme zu ſelten daran. Die faulſte Stelle in meinem Leben iſt jezt die Geſangbuchscommiſſion. —, — und — ſind mir nachgrade ſo, daß ich mich ſchäme mit ihnen zuſammen zu ſein und ein Stück Brod mit ihnen zu eſſen. Und das ſoll nun noch über ein Jahr ſo fort gehen! Ribbeck iſt bedenklich krank, und die Aerzte zweifeln daß die Kräfte vorhalten werden. — An der Nikolaikirche iſt Piſchon gewählt. Dem hat nun, nachdem Ribbeck alles mögliche gethan hatte um die Wahl zu verhindern, N — die Frage vorgelegt, ob er die Agende annehmen und ihre Einführung befördern wolle. Er hat erklärt, daß dies bei der Nicolaikirche nicht anwendbar ſei, weil der König ſie dort ausdrücklich zurückgenommen habe, daß er ſie aber annehmen und befördern würde, wenn ſie nach den bei ſeiner Vernehmung aufgeſtellten Forderungen umgearbeitet wäre. An der Jeruſalemer Kirche iſt nun endlich zum dritten Prediger Deibel gewählt worden. Dem ſteht nun daſſelbe bevor. Wenn nun dem Magiſtrat beide Vocationen unbeſtätigt zurückgeſchickt werden: ſo giebt das wieder neue Händel. Nicolovius ſagte mir neulich, es ſei unverantwortlich, daß die reformirte Kirche ſich gar nicht rühre gegen die Agende, und that als ob der Miniſter nur darauf warte. Es war ſo im Vorbeigehen, daß ich mich in dem Augenblick nicht weiter erklären konnte. Aber wo ſteckt denn die reformirte Kirche, die keine eigne Behörde, ja nicht einmal mehr überall eigne Superintendenten hat, und deren Gemeinden ſo zerſtreut ſind daß keine Verbindung unter den Geiſtlichen ſtattfinden kann? Verſuche aber doch einmal, ob Du etwas mit Deiner reformirten Kirche anfangen kannſt. Aber was will auch ein armer reformirter Prediger machen, wenn man ihm Ehrenberg, Theremin und Sack gegenüberſtellt?

Gott befohlen. Nächſtens mehr. Grüße Dein Volk. Wie

---

*) Schleiermacher gab verſchiedene Predigten in das Magazin für Prediger, neue Folge, 1823 ff.

ſteht es mit dem Herkommen? Kommſt Du nicht: ſo komme ich vielleicht. Mein Schwager Juſt iſt geſtorben, und meine Schweſter mit vier Kindern wahrſcheinlich in ſehr hülfloſem Zuſtand zurückgeblieben. Es iſt möglich das mich das noch im Herbſt nach Oberſchleſien treibt.

Berlin, d. 24. Juli 1826.

S — reiſt zwar erſt Donnerſtag ab, mein lieber Freund, allein ich nehme auch lieber eine freie Zeit, die ſich mir heute darbietet, um meiner Sendung den nöthigen Begleitſchein mitzugeben. Die Schrift ohne Ueberſchrift nämlich iſt das ausdrücklich mit der möglichſten Formloſigkeit dem General Witzleben übergebene promemoria. Es war auch ſehr gut daß wir es ſo abgefaßt haben; denn der König hat geäußert, wenn es irgend officiell geweſen wäre: ſo hätte er es ſogleich müſſen mißfällig zurückweiſen wegen der Collectivunterſchriften. Er hat es aber — wie Witzleben zwei Mitunterzeichneten vor kurzem berichtet hat — nicht nur aufmerkſam durchgeleſen, ſondern auch mit vielen eigenhändigen Anmerkungen begleitet an Altenſtein geſchickt. Von deren Inhalt aber und von ſonſtigen Folgen verlautet nichts. Das zweite an den Miniſter bezieht ſich auf die Verfügung, welche hier die Potsdamer Regierung erlaſſen hat, und welche ich auch beilege ohnerachtet die Fundamente dazu gewiß an Euch auch ergangen ſind. Die Abſchrift der Verfügung aber erbitte ich mir gelegentlich zurück. Wenn Du dieſe Maaßregel meinſt: ſo ſehe ich nicht ein wie Du ſie der Unausführbarkeit zeihen kannſt. Denn was iſt von Candidaten und Predigern, welche eben einer Verbeſſerung entgegen ſehen, zu erwarten? Ich fürchte vielmehr, dies wird einen großen wenn auch nur ſcheinbaren Erfolg haben. Denn in zweiter Inſtanz kommt es freilich hernach auf die Gemeinden an. Wenn man nur dieſen das Herz machen könnte das alte Recht des Proteſtes geltend zu machen, und gegen jeden zu proteſtiren der ſie ſo im Sack verkauft hätte! Denn unter den Candidaten eine Vereinigung zu Stande zu bringen, das iſt doch nicht thunlich. Ich denke, viel ſtärkere Dinge ließen ſich dem Miniſter nicht ſagen. Er hat ſie aber ruhig zu ſich genommen, und mit der Aeußerung, das ſei doch nur ein Complot von einzelnen und keine Bewegung des ganzen, es könne daher ſeinen Gang nicht aufhalten — iſt er ins Bad gereiſt. Wir werden nun die Sache unter der Hand verbreiten, um vielleicht auch andre zu ähnlichen Schritten aufzufordern, und am Ende, wenn gar kein Zeichen erfolgt, ſuchen wo wir es können drucken laſſen.

Die Baſſewitz'ſche Thätigkeit geht offenbar auch von Altenſtein aus. Neander giebt Nicolovius das Zeugniß, daß er ſich in der Agendenſache rechtſchaffen nehme. Seine Reiſe iſt durch Ribbeck's Krankheit und Tod aufgehalten, und ich weiß nicht ob er ſie ſobald wird antreten können. Schwerlich wol eher bis er ſeines neuen Collegen ſicher iſt. Deiner Vermuthung wegen Ammon kann ich gar nicht beitreten. Ja wenn er nicht einen katholiſchen Geruch durch ſein unvorſichtiges Zuſammenſtecken mit M — bekommen hätte! Und wenn nicht die Stellung doch für ihn zu untergeordnet würde, dadurch daß nun Neander der älteſte Propſt und der älteſte Rath iſt! Der kleine S — ſagte, es ſei von zwei Neuvorpommern die Rede, die gewiß ſich ſelbſt des Todes verwundern würden, nämlich Mohnicke und Zirmeſſen in Stralſund. Dies wüßte ich mir nur ſo zu erklären, daß Altenſtein ſich lieb Kind machen wollte bei Sack, der durch ſeine Procédés in der Agendenſache viel Einfluß gewonnen hat, und daß er zugleich einen wollte der ganz in N — s Händen wäre. Der hieſige Magiſtrat will bei dieſer Gelegenheit wieder ſein Wahlrecht und die Trennung des Paſterats von der Stelle im Miniſterium geltend machen; gewiß ganz vergeblich. Den guten Piſchon haben ſie jezt in eine ſchlimme Klemme gebracht. Er iſt an Nicolai zum Diakonus gewählt, da wollen ſie ihn nun nicht beſtätigen, aber ſich auch nicht gern Händel machen durch Verſagung. Alſo ſuchen ſie die Verordnung vom Februar 1824 wegen Einführung der Agende in königlichen Erziehungs- und Strafanſtalten hervor, und befehlen ihm die Agende beim Waiſenhauſe einzuführen. Er hat erſt gegen die

Anwendbarkeit proteſtirt, aber darauf einen geſchärften und drohenden Befehl erhalten. Nun ſtellt er ſich auf den Standpunkt der Reformirten, provocirt auf Gillet, Palmier und Ehrenberg und in Ermangelung dieſer auf das Gutachten ausländiſcher reformirter Theologen, ob man den Gebrauch dieſer Agende einem reformirten Prediger ohne Beeinträchtigung des Gewiſſens befehlen könne. Was nun hiernach erfolgen wird, darauf bin ich neugierig; ein ſo ernſter Fall iſt noch nicht dageweſen. Aehnliches vielleicht ſteht auch mit Deibel bevor, der an die Jeruſalemskirche gewählt iſt. Nicolovius, der immer ſchwarz ſieht, weiſſagt, Piſchon werde dabei zu Grunde gehen; ich glaube aber noch nicht, daß ſich der König zu etwas gewaltſamem entſchließt.

Fahrt Ihr nur fort euch brav zu halten — die Liegnitzer Regierung ſpielt euch freilich ſchlimme Streiche — Ihr und die Weſtfälinger. Wie es in Preußen ſteht, davon habe ich lange nichts gehört. Aus den Geſchichten in Wittenberg, wo ſich auf einmal Heubner für die Agende erklärt haben ſoll, weil nämlich durch die Agende nothwendig die Union verhindert würde, kann ich noch nicht klug werden.

Die Geſchichte mit eurer Facultät halte ich für eine Thereminiade. Dem Miniſter iſt es ſchwerlich Ernſt damit; er will ſich aber wie gewöhnlich nicht entgegenſtellen, ſondern denkt Theremin möge ſehen wie weit er damit komme. Dergleichen Zeug kann man doch nicht wieder aufkommen laſſen. Daß ein ungeſchickter Geſchäftsmann, wie Theremin zeitlebens einer bleiben wird, der Concipient iſt, ſieht man in jeder Zeile. Aber fragt ſie doch einmal, wie denn das bewerkſtelligt werden ſoll, daß ſich einer ſelbſt ausſchließt? Oder ob ſie ihn ausſchließen und dadurch das Sectenweſen und den Separatismus begünſtigen wollen? Ich werde mir übrigens die Freiheit nehmen die Sache sub rosa und ohne meine Quelle zu nennen an Niemeier mitzutheilen; denn dies iſt eine gemeinſame Sache aller theologiſchen Facultäten. Was aber das neue Glaubensbekenntniß für die unirte Kirche betrifft: damit ſollen ſie mir nicht kommen, ich unterſchreibe ihnen kein Jota.

Aber mein Gott iſt es nicht auf allen Seiten ein zu erbärmlicher Zuſtand! Und was iſt anders der Grund als daß die Beſezung der leitenden Stellen ganz von der Willkür abhängt! In welchem Gräuel der Verwüſtung werden wir armen, wenn unſre Stunde ſchlägt, unſre Kirche zurücklaſſen! Oder werden ſie uns doch noch zwingen, auch auf dieſer Erde noch den Wanderſtab zu ergreifen? Nun wohl, gefaßt bin ich darauf und will mich leicht tröſten; denn ekelhafter wird es von Tage zu Tage, unter dieſem Unweſen zu ſtecken.

Deines Urtheils über meine Predigten, mein lieber, bin ich im voraus gar nicht ſicher. Die Leute behaupten mir zwar oft, meine Predigten, die ich halte, verbeſſerten ſich immer noch. Aber wenn ich das auch glauben könnte, ſo iſt es ganz ein andres, zum Theil vor langer Zeit gehaltene Predigten in einer Nachſchrift, deren Zuverläſſigkeit man nicht mehr beurtheilen kann durchzuſehen und dabei zu wiſſen, daß man nur fürs Leſen arbeitet. Da kann es mir leicht begegnen — zumal bei meinem Glauben, daß eine zum Leſen beſtimmte Predigt mehr vertragen kann — daß ich die rhetoriſche Form unwiſſentlich dem und jenem Nebengedanken, den ich noch anbringen möchte, aufopfere. Was nun beſonders die Feſtpredigten betrifft: ſo ſehe ich nun erſt, was für ein ſchwieriges Unternehmen das iſt, und ich werde wol die Leſer bitten müſſen, ſie auch ja nicht anders als an ſolchen Feſttagen zu leſen. Es iſt ſo natürlich, ſo ſehr ich auch bei der Wahl auf Abwechſelung Bedacht genommen habe, daß doch lauter Chriſtologie darin iſt, und ſo treten die Gedanken zu nahe und wiederholen ſich zu ſehr. Der erſte Band ſoll nun bald fertig werden; ich bin ſchon an der erſten Pfingſtpredigt.

Zudem bin ich nun wieder am Platon, und möchte mir wo möglich noch in dieſem Jahre die Republik vom Halſe ſchaffen. Bin ich nur erſt mit der Ueberſezung ganz durch: ſo will ich es mir auch mit der Einleitung möglichſt leicht machen. Das ſchlimmſte iſt nur das neue Collegium (kirchliche Statiſtik) was ich für den Winter angekündigt habe und wofür ich erſt anfangen muß zu ſammeln. Der innere Impuls dazu war aber zu ſtark, ich konnte es nicht laſſen. Mit den Vorleſungen fängt übrigens das Miniſterium auch an uns ehrlich zu ſcheeren. Alle Augenblick vermiſſen ſie ein Collegium, als ob ein Grundſaz exiſtire, daß alle Wiſſenſchaften immer müßten geleſen werden, und bedenken nicht in welcher ſkandalöſen Unvollſtändigkeit ſie die Facultät laſſen, ſo daß wenn ein Examen ſein ſoll immer ein Extraordinarius wegen des Hebräiſchen muß zu Hülfe genommen werden. Ich habe mir aber auch feſt vorgenommen ihnen bei nächſter Gelegenheit mit einem tüchtigen votum singulare unter die Arme zu greifen, um ſie etwas zur Erkenntniß zu bringen. Welchen guten Freund ich nun damit treffe, das ſoll mir gleich ſein.

Eurer Reiſe wegen wollte Reimer, den es am meiſten intereſſirt, ſelbſt an Dich ſchreiben, und es kommt darauf an ob Ihr ſeine Wünſche werdet mit Eurem Plan vereinigen können. Uns trifſſt Du bei jeder Modification, die Ihr machen mögt. Ich habe mir zwar auch vorgenommen ein Paar kleine Ausflüchte zu machen, aber mit denen kann ich es halten wie ich will, wenn ich nur vorher eine beſtimmte Nachricht von Euch erhalte. — Lebe wohl auf baldiges Wiederſehen.

Schleiermacher an Groos.

Berlin, d. 4. Aug. 1826.

— Ueber alles was ich Ihnen auf Veranlaſſung Ihres Briefes und ſonſt zu ſchreiben habe, möchte ich freilich lieber mit Ihnen plaudern; da würden wir weiter kommen, indeß das geht nun nicht. Zuerſt wußte ich nicht ob ich mich freuen oder betrüben ſollte als ich las daß bei Ihnen*) das Aufſehn über die Agende anfinge aufzuhören. Leider aber merkte ich bald, daß die neueſten Schritte, nämlich die Verpflichtung der Candidaten, die angeſtellt, und der Prediger, die verſezt ſein wollen, noch nicht zu Ihnen gedrungen ſind. Dieſe werden wol auch bei Ihnen Aufſehen machen. In den Gegenden bei Ihnen, wo es Claſſen oder Synoden giebt, welche ja wol auch in Beziehung mit den Candidaten ſtehn, werden dieſe hoffentlich ſchüzend auftreten, hier aber iſt nun eine immer weiter gehende Demoraliſation des geiſtlichen Standes zu erwarten, die Schlechteſten werden immer am erſten zugreifen, die Beſten ſich am längſten bedenken aber doch am Ende auch nachgeben müſſen. Indeſſen haben wenigſtens wir hieſigen opponirenden Prediger geglaubt, dem Herrn Miniſter das Gewiſſen etwas darüber rühren zu müſſen, daß er gar keine Gegenvorſtellungen, auch hiegegen nicht, gewagt hat. Ich laſſe die Schrift für Sie abſchreiben und hoffe Beſſel ſoll ſie Ihnen noch mitbringen. Bei Gelegenheit eines andern einzelnen Falles wovon das Detail mir nur zu weitläuftig iſt kommt nun auch officiell das Verhältniß der neuen Agende zum reformirten Gottesdienſt zur Sprache. Auch unſer Superintendent Marot hat ſchon einmal für ſich allein dem Miniſter Vorſtellungen dieſerhalb gemacht, und auch der König hat ſich vor Kurzem entfallen laſſen, die Reformirten könnten wol einiges Recht haben gegen die Agende zu proteſtiren. Daraus werden Sie ſich auch die Hauptwendung in dem gemeinſchaftlichen Schreiben an den Miniſter erklären. Der König übrigens, glaube ich, würde keinen Augenblick anſtehen, ſeiner Agende wenn es darauf ankäme auch die Union zum Opfer zu bringen. Wenn ich bedenke, was der König von dem größeren Recht der Rheinländer in Bezug auf die Agende geſagt hat, ſo kann es wol ſein daß er dort ſelbſt ſtatt des Verpflichtens nur ein Belehren befohlen hat. Bei uns iſt das Belehren nur auf den Fall beſchränkt, wenn Candidat zu einer Gemeinde kommt, welche eine anderweitige landesherrlich beſtätigte Agende im Gebrauch hat. Jedoch ſoll er in Folge der Belehrung verſprechen ſein Beſtes zu thun, damit die Gemeine jene Agende gegen die neue vertauſche. Meine Gemeine iſt nun auch in dieſem Fall; denn unſere Agende iſt bei der Combination beider Gemeinen in Folge der Union beſtätigt, und alſo wenn mir auch beſchieden ſein ſollte noch einen anderen Collegen zu bekommen: ſo kann daraus kein weſentlicher Zwieſpalt entſtehn. Aber wenn nun bei Gemeinen, wo mehrere

---

*) In der Rheinprovinz.

Prediger ſtehen, ein neuer verpflichtet wird die Agende einzuführen, der ältere ſie aber nicht gebraucht, was ſoll daraus werden?

Der Miniſter hat ſich über unſer Schreiben ſo geäußert, dies ſei ein Complott von Einzelnen und könne den Gang der Sache nicht aufhalten. Das klingt, als ob es möglich wäre daß die Geiſtlichkeit als Geſammtheit aufträte; dieſe Möglichkeit exiſtirt aber in den alten Provinzen nirgends ſondern nur bei Ihnen. Wir ſuchen nun von unſerem Schritt überall hin Kenntniß zu geben, um wo möglich ähnliches hervorzurufen und am Ende werden wir dazu ſchreiten müſſen, wenigſtens wenn der Miniſter mir gar nichts entgegnet, unſer Schreiben drucken zu laſſen, was freilich mit großer Vorſicht geſchehen muß und immer gewagt ſein wird. Die übrigen Stücke die ich Ihnen ſchicke ſind älter. Das erſte iſt eine Vorſtellung an das Conſiſtorium auf die vorjährige Verfügung entweder die neue Agende anzunehmen oder zu einer älteren zurückzukehren. Aus Ihrem Stillſchweigen ſchließe ich, daß dieſe noch nicht zu Ihnen gekommen iſt — meine perſönliche Erklärung, wie jeder eine ausſtellen mußte, füge ich als Anhang bei. In Beziehung auf dieſe wurde ich freilich hernach befragt: Ob ich niemals eine Agende anders als mit Vorbehalt von Veränderungen annehmen würde. Ich erkannte aber den Fallſtrick, und antwortete nur, ich könnte keine allgemeine Erklärung über unbekannte Gegenſtände von mir geben. Das andere Hauptſtück iſt ein promemoria in Folge eines vertraulichen Geſprächs eines Geiſtlichen mit dem General Witzleben, welcher wünſchte, die Opponenten möchten ſich erklären über die Art wie ihrer Meinung nach aus der Sache zu kommen ſei, und verſprach die Sache dem Könige confidentiell vorzulegen. Eine ſolche Aufforderung war nicht abzuſchlagen. Der König hat auch die Schrift geleſen und ſie mit vielen eigenhändigen Randgloſſen dem Miniſter zugeſchickt. Dies war aber ſchon geſchehen, ehe dieſe lezte Verordnung wegen der Candidaten kam, alſo iſt irgend eine günſtige Folge von jenem Schritt auch nicht zu erwarten. Der hieſige Magiſtrat aber wird wahrſcheinlich einen ernſten Kampf beginnen gegen dieſe neuen Vorſchriften wegen der Confirmation der

Geiſtlichen und ſie als eine Einſchränkung der Patronatsrechte darſtellen. So lebe ich denn immer noch der Hoffnung, daß dieſe an ſich gar unſelige Geſchichte doch ſehr allgemein die Einſicht herbeiführen wird, daß die kirchliche Verwaltung in der bisherigen Weiſe nicht fortbeſtehen kann. Unter dieſer Regierung iſt nun wol keine Veränderung zu erwarten, aber Ihr Jüngeren könnt ſie doch wol unter den folgenden erleben. Zwar die Ariſtokratie wird dann im Staat wahrſcheinlich ſehr emporkommen, aber doch die Kirche vielleicht democratiſcher werden. Wenn des Königs Brief nicht wäre publicirt worden, wäre es wahrſcheinlich beſſer. Es war wol ſehr gut daß das Faktum recht bekannt wurde und dies hat hier auf eine Menge katholiſirender Proteſtanten von der Hallerſchen politiſchen Schule wenigſtens ſehr zurückſchreckend gewirkt. Der Brief aber giebt doch zu viel Blößen. Auch ſoll jezt eine ſehr bittere Beleuchtung deſſelben in einem politiſchen Journal erſchienen ſein, die ich aber noch nicht geſehen. Das wird dem König Leiden machen; denn er iſt ſehr empfindlich auf dieſem Punkt; er wird wieder an ſchlechte Vertheidiger kommen und ſo wird übel ärger werden.

Mit unſerm Geſangbuch das iſt leider eine noch ziemlich weit ausſehende Geſchichte, vielleicht werden wir nächſtes Frühjahr mit der wirklichen Bearbeitung ſämmtlicher ausgewählter Lieder fertig, aber dann ſoll noch eine lezte Reviſion vorgenommen werden und dann die Anordnung feſtgeſtellt. Das erſtere iſt wol nöthig zumal wir Anfangs in manchen Punkten nicht ſo ſtreng waren als ſpäterhin. Das andere wird ſehr ſchwierig ſein; mir wenigſtens iſt noch kein Schema bekannt, das nicht große Unbequemlichkeiten darböte. Dann ſteht noch der Druck bevor oder vielmehr vor dieſem die Verhandlung über die Genehmigung — das Project iſt von unſerer Kreisſynode ausgegangen und freilich vom Conſiſtorium genehmigt. Allein laut deſſelben ſollte es zunächſt der Synode vorgelegt werden und das iſt nun nicht möglich. Riefe man auch die Geiſtlichkeit zuſammen, ſo wäre das nicht daſſelbe. Denn wir hofften damals mit dem beſten Grunde, daß in der nächſten Synode auch weltliche Deputirte ſein würden. Wie will man ſich nun in einer ſo kritiſchen ſpaltungsreichen Zeit, wo unſere Ueberfrommen ſo entſetzlich hinter dem Buchſtaben her ſind, der Zuſtimmung verſichern? Da wir noch ſo viele Schwierigkeiten haben, ſo haben wir alle Urſache, uns vor Allem was uns noch neuen Aufenthalt geben könnte zu hüten und darum halte ich eine neue Communikation für unthunlich. Aber was Sie von unſerem Verfahren und unſeren Regimen wiſſen wollen darüber werde ich Ihnen ſehr gern Auskunft geben ſo bald Sie mir beſtimmte Fragen vorlegen. Auch könnte ich Ihnen eine gute Parthie Proben ohne alle Weitläufigkeit mittheilen und das könnte durch Sack geſchehn, der wie ich höre in Mitte September hierher kommen wird. Was hat denn aber das Miniſterium für Gründe gehabt das Berger'ſche Geſangbuch zu verweigern? Dies iſt auch eine der widerlichſten Anmaßungen, da doch gewiß extravagantes irgend einer Art nicht darin geweſen iſt. Aus der Synodalklatſcherei, die man ihm eingerührt hatte, iſt übrigens Raſchenbuſch durch den in ſolchen Dingen doch geſunden Sinn des Miniſters glücklich herausgekommen. —

Von dem Delbrück'ſchen Buche*) habe ich ſchon gehört aber zu Geſicht iſt es mir nicht gekommen. Im voraus bin ich nicht gewiß etwas darauf zu ſagen, wie ich denn überhaupt nur in öffentlichen Angelegenheiten gern als Kämpfer auftrete. Was meine Perſon betrifft, ſo liegen ja die Akten vor Augen, und wer danach ſchief urtheilen will, habeat sibi. Solcherlei Polemik zerſplittert die Zeit entſetzlich und Nutzen iſt ſelten dabei.

Was meine Ethik betrifft, ſo ruht die ja ſehr. Ein großer Theil davon (jedoch noch nicht die ganze Lehre vom höchſten Gut) liegt ſeit mehreren Jahren ausgearbeitet da. Allein da ich nicht dabei bleiben konnte, ſo iſt mir nun ungewiß ob ich alles würde ſo ſtehen laſſen. Was die anderen beiden Theile anbelangt, ſo ſind die Grundzüge davon in zwei Abhandlungen über den Tugendbegriff und über den Pflichtbegriff enthalten, welche in den Denkſchriften der Akademie ſtehn und welche ich Ihnen mitſende. Zu dieſen kommen noch im nächſten Bande hinzu: über den Begriff des Erlaubten und über den Unterſchied zwiſchen Naturgeſez und Sittengeſez. Kann ich nun noch ein paar ähnliche aus dem erſten Theile liefern ſo kann dann wol ohne Schaden die Zuſammenſtellung des Ganzen noch ausgeſezt bleiben. Dann möchte ich faſt die Grundzüge der Dialektik noch früher geben; durch dieſe würde ſich dann manches Geſchrei von ſelbſt geben, und ſolche Antworten ſind immer die beſten.

---

*) Das Chriſtenthum. Betrachtungen und Unterſuchungen. Theil II. Geſpräch: Philipp Melanchthon, eine Streitſchrift. 1826.

Wann ich einmal an den Rhein komme iſt ſchwer zu ſagen. Gewiß nicht eher bis Arndt's Sache zu ſeinem Vortheil entſchieden iſt. Bis dahin aber laſſen Sie uns in gelegentlicher Mittheilung insbeſondere der jezigen amtlichen Verhältniſſe wegen bleiben. Ich ſage gelegentlich, weil ich wenigſtens mit der Poſt faſt gar nichts mehr ſchreibe. Hat man dieſe Anſtalt ſonſt entbehren können ſo muß es ja jezt auch wol gehn. Ihre Frau grüßen Sie mir unbekannter Weiſe auf das Herzlichſte. Und fahren Sie fort es ſich häuslich wohl gehn zu laſſen. Das bleibt doch die Baſis von allem und —

weiter bringt es kein Menſch, ſtell' er ſich wie er auch will.
Von ganzem Herzen und unverändert der Ihrige.

Berlin, d. 22. Sept. 1826.

Mein lieber Freund, als ich Ihren Brief durch Beſſel erhielt und auch gleich beantwortete, hatte ich die Delbrück'ſche Schrift noch nicht geſehen und konnte Ihnen alſo nur aus einer ſehr entfernten Wahrſcheinlichkeit über das was mich darin betreffen ſollte ſchreiben. Jezt habe ich ſie theils zu Hauſe theils auf der Reiſe geleſen und*) finde allerdings keine hinreichende Veranlaſſung etwas zu erwiedern. Mein Grundſatz in dieſen Dingen iſt der, daß ein Schriftſteller ſeinen Beruf haben kann ſich mit einem einzelnen Leſer — und mehr iſt doch auch ein Criticus oder Gegner an und für ſich nicht — beſonders einzulaſſen, ſondern nur wenn aus ſeinen Aeußerungen hervorgeht, daß auch das Publikum, welches ſachverſtändig iſt und ſich die Mühe nimmt die Acten einzuſehn, in Zweifel und Verwirrung gerathen könnte, muß der Schriftſteller — da doch jeder verſtanden ſein will — ſeinem Buche zu Hülfe kommen. In dieſem Falle aber glaube ich mich, was meinen ſogenannten Pantheismus oder Spinozismus betrifft, auch nach Delbrück's Schrift nicht zu befinden. Gewiß iſt er ein bedeutender Theil des ſachverſtändigen Publicums; aber die Mühe die Acten einzuſehen hat er ſich ſchwerlich genommen. Ich meine dies nicht nur von der dritten Ausgabe der Reden, die er ſonderbarer Weiſe ganz ignorirt und worin er doch die Anmerkung S. 178—180 müßte berückſichtigt haben, ehe er mich einen Jünger Spinoza's nannte, ſondern von allen meinen Schriften. Denn hat er mich wenigſtens ſtark mitgemeint S. 3 wo er von dem drohenden Wiederauftreten der Vorherbeſtimmungslehre redet: ſo mußte doch erſt aus meinen Aeußerungen dargethan werden, daß ich dieſe Lehre weniger unter der Schutzherrſchaft eines Apoſtels — und eines der größten Kirchenlehrer hätte er hinzuſetzen ſollen, wenn nicht etwa Auguſtin ein Spinoziſt ante Spinozam war — als unter der eines Philoſophen auf die Bahn gebracht habe. Und hat er mich auch S. [illegible] gemeint, ſo galt es, das künſtlich Verflochtene zu entwirren und zu zeigen, wie meine vorherbeſtimmungslehrige Schulweisheit ihre beſondere Wurzel in oder an meinem Kopf habe und die von mir anerkannten kirchlichen Satzungen auch wieder ihre beſondere. So lange nun dies leider nicht mit einer gewiſſen Wahrſcheinlichkeit gezeigt iſt, müßte ich ja Luftſtreiche führen, wenn ich mich dagegen erklären wollte, weil mir kein Körper gegenüberſtände, ſondern ein Schatten. Wenn aber Delbrück mich S. 124 ſo beſtimmt als Spinoza's Jünger anführt, — und da ich mich auch vor der zweiten Ausgabe der Reden ſchon genannt habe, mußte er doch wiſſen, daß er mich meine — ſo hätte ihm obgelegen zu zeigen, daß einige wenigſtens von den Säzen irgendwo in meinen Schriften vorkommen, ohne welche nach ſeiner eignen Darſtellung Spinoza's Syſtem nicht beſtehen kann; z. B. daß Gott ein ausgedehntes Weſen iſt, daß Leib und Seele ſich verhalten wie der Gegenſtand und die Vorſtellung deſſelben, daß wer Gott liebt, nicht danach ſtreben könne daß Gott ihn wieder liebt u. ſ. w. Ehe nun jemand gezeigt hat, daß dieſe Säze und was ihnen anhängt die meinigen ſind, kann es mich gar nicht kümmern, wenn mich wer es auch ſei, einen Spinoziſten nennt. Unſere Freunde aber, welche wünſchen, daß ich mich vertheidigen ſoll, werden vielleicht ſagen, wenn auch nicht für einen Spinoziſten, ſo könne man mich doch auch ohne dieſe Säze noch für einen Pantheiſten halten, und dieſer Schein ſolle doch endlich gelöſt werden. Das wäre freilich ſchön. Aber aus Achtung für den trefflichen Delbrück möchte ich es nicht auf Veranlaſſung ſeiner thun, da er ſich ein ſo unbeſtimmtes Gewäſch nirgend in Bezug auf mich hat zu Schulden kommen laſſen. Uebrigens dünkt mich, es ſei hiermit wie mit jenem. Denn ehe nicht jemand nachgewieſen hat, daß Säze von mir aufgeſtellt werden, welche pantheiſtiſcher klingen als die betreffenden bekannten Bibelſprüche und die entſprechenden Stellen der bewährteſten Kirchenlehrer, oder daß die gleichlautenden Säze bei mir einen andern Sinn haben als bei jenen, geht mich auch dies nicht an. Geſagt hat man nun freilich dergleichen oft genug, aber nachgewieſen hat es niemand, gewiß aus einem dunkeln Bewußtſein daß die Nachweiſung immer wieder abrutſchen würde, wie der bekannte Stein des Siſyphos. In der dermaligen Lage der Sache wüßte ich auch nichts zu ſagen, was nicht ſoeben ſchon Tweſten (Dogm. Vorleſ. 1. Bd. S. 256 Anm.) hierüber geſagt hat; poſitiveres wird ſich nur im Zuſammenhang vortragen laſſen, wenn es mir gelingt wenigſtens einen kurzen Abriß meiner Dialektik noch mitzutheilen.

---

*) Von hier ab iſt der vorliegende Brief den drei theologiſchen Sendſchreiben an Delbrück von Sack, Nitzſch und Lücke als »briefliche Zugabe des Herrn Dr. Schleiermacher über die betreffenden Stellen der Streitſchrift« angefügt. [Bonn 1827.]

Sonſt aber hätte ich wol Urſache genug mich über den guten Delbrück zu beklagen, nicht nur daß er mich ohne allen Grund

und gegen alles billig vorauszuſezende einen Spinoziſten nennt, ſondern noch mehr daß er ohnerachtet ſeiner perſönlichen Kenntniß von mir ſich ſo ausdrückt, daß ſeine Leſer werden glauben müſſen, er halte mich für einen der ſchlechteſten und verächtlichſten Jünger Spinoza's. Denken Sie nur, wie zornig der immer nur nüchterne und beſonnene Meiſter von einem Jünger hätte denken müſſen, der Anwandlungen von korybantiſcher Begeiſterung ausgeſezt wäre! Sehen Sie weiter, wie Delbrück S. 124 meinen ſogenannten Spinozismus unmittelbar in Verbindung bringt mit dem Bedürfniß derer, denen der Glaube an einen Vergeltungszuſtand verhaßt iſt, weil quälende, über das Grab hinausreichende Befürchtungen ſie im Genuß des irdiſchen Daſeins ſtören. Ebenſo geht S. 127 die erwähnte Begeiſterung hervor aus der zwingenden Gewalt, welche die Bündigkeit ſpinoziſtiſcher Lehre über diejenigen ausübt, die ſich mit ihrem Gewiſſen ſchon abgefunden haben. Kurz es würde mir nicht einmal zu Gute kommen, als ein Himmliſchgeſinnter durch das fromme Element in Spinoza's Lehre (S. 127) gelockt worden zu ſein. Wenn nun Delbrück dies wirklich gemeint hat und noch dazu die politiſchen Inſinuationen S. 126 und 128 dazu: ſo weiß ich nicht, wie er es bei ſeinem Gewiſſen verantworten will. Ich glaube aber das gar nicht, ſondern es iſt gewiß nur die Leidenſchaftlichkeit des wohlgemeinten Eifers, die ihn hat überſehen laſſen, wie ſcheinbar abſichtlich er zuſammengeſtellt hat.*) Mich nun hierüber beklagen, hieße doch eigentlich nur ihn ſelbſt beklagen, daß ihm dergleichen begegnen kann, und das will ich lieber in der Stille thun als öffentlich. Unſere Freunde in Bonn werden ja hoffentlich in ihrer Gegenſchrift das ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ nicht aus den Augen ſezen; und ſo gehalten, iſt es gewiß unter den dortigen Umſtänden verdienſtlich, zu zeigen daß unſere Kirche doch nicht auf Sand gebaut iſt. Ueber die Delbrückiſche Schrift ſelbſt habe ich mich ſehr gewundert, daß bei der ſcheinbaren Klarheit ſo eine entſezliche innere Verwirrung und bei ſo großen Zurüſtungen ſo viel innere Nichtigkeit ſein kann, und das bei einem Manne von ſo viel Talent! Sollten übrigens die Bonniſchen Freunde etwas darüber ſagen wollen, wie ich meinen Theil bei dieſer Sache anſehe oder die etwanigen Erwartungen, ob ich nicht ſelbſt auftreten würde, für mich beſeitigen wollen: ſo laſſen Sie ſie ſich, wenn es noch Zeit iſt, aus dieſem Briefe heraus nehmen, was ihnen gut dünkt.

---

*) Bis hierher iſt der Brief in jener „brieflichen Zugabe“ abgedruckt.

Großentheils unterweges habe ich das Buch geleſen und auch dieſes geſchrieben. — Ich ſchreibe vielleicht durch Sack wieder und ſchließe jezt umſomehr, indem ich mich hintennach wundere, ſoviel über den guten Delbrück geſchrieben zu haben. Indeß unterwegens hat man viel Zeit. Gott befohlen, von Herzen der Ihrige.

Schleiermacher an Gaß.

[Herbſt 1826].

Wahrſcheinlich, lieber Freund, wirſt Du ziemlich mit Paſſow zugleich ankommen, und ſo wird nichts verſäumt ſein, daß ich Dir erſt mit dieſer guten Gelegenheit die Feſtpredigten*) ſchicke. Sie ſind während meiner Abweſenheit fertig geworden, und daraus iſt der Uebelſtand hervorgegangen daß das Inhaltsverzeichniß vergeſſen iſt mit abzudrucken. Ich habe es daher hineingeſchrieben, aber auf Druckfehler habe ich noch nicht Zeit gehabt das Buch anzuſehen.

Sonſt iſt noch alles beim alten. Piſchon hat ſich wegen ſeiner Beſtätigung an der Nikolaikirche an den König unmittelbar gewendet; aber darauf iſt noch nichts erfolgt, ein Zeichen daß man ſich wenigſtens ſcheut es zum äußerſten kommen zu laſſen. Ich würde Piſchon dieſen Schritt jezt noch abgerathen haben, er hat ihn während meiner Abweſenheit gethan, und wenigſtens fand ich an der Art und Weiſe nichts auszuſezen. Sack aus Bonn iſt hier und klagt ſehr, wie man dort die Synodalverfaſſung lähmt, indem keine Erlaubniß ertheilt wird die Provinzialſynode zu verſammeln. Sie ſind dort beſchäftigt Delbrück's Melanchthon zu widerlegen, der mit mir auch ſchlecht genug umgegangen iſt. Ich habe mich aber doch an ſeiner Rhetorik ſehr ergözt.

---

*) Sie ſind 1826 erſchienen und die Vorrede zu ihnen vom September datirt. Gaß dankt für das ihm geſandte Exemplar den 20. October 1826. Briefwechſel mit Gaß. S. 237.

Sonſt ſcheint nichts beſonderes paſſirt zu ſein, und da ich jeden Augenblick Paſſow erwarten kann, ſo will ich Euch nur insgeſammt herzlich von uns allen grüßen, und wünſchen daß Euch die Reiſe vortrefflich bekommen möge. Bei uns iſt Gott ſei Dank alles wohl bis auf einige verbundene Geſichter von Zahngeſchwüren und dergleichen. Dein treuer Freund Schleiermacher.

Berlin, d. 9. Dec. 1826

Lieber Freund, ich muß mit der Vorklage anfangen daß ich gar keine Zeit habe, und daß ich auch den braven Fengler ganz ohne Brief würde reiſen laſſen, wenn ich Dir nicht über ein Paar Punkte ein Paar Worte würde ſagen müſſen. Zuerſt könnteſt Du den Artikel in der allgemeinen Zeitung ſehen von der fiskaliſchen Unterſuchung gegen die Zwölf, und er könnte Dich erſchrecken. Die Sache iſt aber die, daß wir von dem Juſtiziarius des Conſiſtorii einzeln auf unſeren Amtseid darüber vernommen worden ſind, ob wir an dem Leipziger Abdruck Theil hätten oder etwas davon wüßten, und ob und wem wir unſere Vorſtellung mitgetheilt hätten. Als meine Reihe kam, fing ich damit an daß ich das Recht der Behörden bezweifeln müßte, ſolche Frage zu ſtellen, und alſo gegen das ganze Verfahren proteſtire. Hier ſei von keiner Dienſtſache die Rede zu deren Geheimhaltung wir irgend verpflichtet ſein könnten, ſondern die Eingabe ſei eine gemeinſchaftliche Privatſchrift, um ſo mehr als die Behörde uns ja gar keinen Beſcheid darauf ertheilt hätte. Dann habe ich allen Antheil an dem Leipziger Druck abgelehnt, zugleich aber bemerkt, es ſei dies überhaupt eine ſonderbare Frage, da die Verſtellung ſchon mehrere Male in theologiſchen Journalen abgedruckt ſei, woraus der Buchhändler ſie habe nehmen können. Dies lezte hat er aber nicht zu Protocoll genommen, was mich in der Meinung beſtärkt daß die Sache von der Allerhöchſten Perſon kommt, welche von den theologiſchen Journalen keine Notiz nimmt. Aber ſie haben nicht einmal das Herz dem König ſo etwas zu ſagen! Zulezt ſagte ich dann, ich habe die Eingabe jedem mitgetheilt der ſie zu ſehen verlangt habe und etwas von der Sache verſtehe, und habe daran vollkommen Recht zu thun geglaubt. Ich habe das mit großem Fleiß gethan, weil die ganze Trilogie jezt wahrſcheinlich gedruckt wird, und zwar nicht ohne mein Wiſſen. Nehmen ſie nun dieſes ſo hin ohne mich eines andern zu belehren: ſo müſſen ſie hernach auch ſchweigen. Sage mir übrigens doch Deine Meinung über die Sache, und frage auch allenfalls den trefflichen Merckel, ob ſich irgend ein Geſez auffinden läßt, wodurch wir hierüber zur Verſchwiegenheit verpflichtet ſein könnten.

Der zweite Punkt iſt der. Ich fürchte es wird Ernſt mit der Thorheit und Verkehrtheit eines neuen Symbols für die unirte Kirche. N— der Probſt ſagte neulich — ſo gleichſam es fallen laſſend; aber ich kenne ſeine Art, er würde es nicht geſagt haben wenn nichts dahinter wäre — »wenn die Geſangbuchscommiſſion ihre Arbeit geendet hat, ſollten wir uns zuſammenthun um ein neues Symbol für die evangeliſche Kirche zu bearbeiten.« Ich proteſtirte gleich ſehr lebhaft, und nahm es auch gleich ganz ernſthaft. Es war beim Auseinandergehen; ich will aber alles wetten daß er es nächſtens wieder aufnimmt. Alſo, wohl Acht gegeben! Sage nur gelegentlich Deinen Collegen in der Facultät davon, damit Ihr gerüſtet ſeid. Denn die Facultäten müſſen wol zuerſt dagegen auftreten, und mit der unſrigen hier möchte am wenigſten zu machen ſein. Aber auch die Geiſtlichen müſſen ſich regen, daß wir nicht in ein menſchliches Joch gefangen werden. Ich halte eine Spaltung für ganz unumgänglich nothwendig, wenn man dieſes durchſezen will; es muß ſich dann, ſei es auch für den Anfang noch ſo klein, eine ganz freie evangeliſche Gemeinſchaft bilden, welche gar keine menſchliche Glaubensauctorität und gar kein weltliches Kirchenregiment anerkennt. Wäre nur die Feder frei: ſo wäre das dann auch im Augenblick gemacht.

Dies ſind meine heutigen Kleinigkeiten. Sonſt iſt von uns nichts zu ſagen. Von der ſchönen Feier meines Geburtstages wird Dir Fengler wol erzählen. Ich bin einige Tage verreiſt geweſen um Lotte Kathen bis Putzar zu bringen, und Luiſe Willich von dort abzuholen. Jonas habe ich friſch und auch über Deine Bekanntſchaft erfreut gefunden. Es war während meiner Abweſenheit daß Euer vortrefflicher alter Oncle das zeitliche verlaſſen hat, und ich habe noch nichts näheres darüber vernommen was ich Euch mittheilen könnte. Ich komme heute ſchon von einem Begräbniß; die guten Forſtner's haben ſehr plözlich ihr Kind verloren. Gott tröſte ſie. Bei mir iſt alles wohl und auch mir ſcheint die Reiſe ſehr gut bekommen zu ſein. Grüße den Hans auf das herzlichſte! auch die andern Freunde beſtens. Gott ſei mit Euch. Dein treuer Freund Schleiermacher.

Schleiermacher an de Wette.

Berlin, den 30. März 1827.

Mein lieber Freund, es wäre kein Wunder, da ich auf wiederholte Aufforderungen und gleichſam Edictalcitationen von Dir gar kein Lebenszeichen von mir gegeben, wenn Du mich ſchon längſt bei Dir ſelbſt für freundſchaftlich todt erklärt hätteſt. Aber Gott ſei Dank iſt zwiſchen meinem freundſchaftlichen Gefühl für Dich und meinem Schreiben gar kein Verhältniß. Das Nichtſchreiben iſt daraus zu erklären daß es zuerſt für mich gar keine Poſt mehr giebt und dann daß ich in der Regel ſo überhäuft bin mit Arbeit und in den Händen andrer Menſchen und Dinge, daß wenn ich es zu kurz vorher erfahre ich oft auch eine Gelegenheit zu benutzen nicht im Stande bin. Willſt Du nun zuerſt etwas von mir wiſſen ſo laß Dir zuerſt dieſen gejagten und abgetriebenen Zuſtand klagen mit dem es ohne daß ich eigentlich weiß woher immer ärger wird. So wird nun der Wunſch immer lebhafter, daß es möglich werden möchte meine Lage zu verlaſſen ohne daß ich doch einſehe wie das gehen könnte. Ein neues freilich auch ſchwieriges Lebenselement für mich iſt nun ſeit geraumer Zeit ſchon der Kampf gegen die Behörden um die kirchliche Freiheit. Nicht als ob dieſer mich mürbe machte und jenen Wunſch veranlaßte, aber zeitraubend iſt er auch bedeutend. Indeß iſt doch möglich daß dieſer einmal die Erfüllung meines Wunſches herbeiführt, wenn der König ungeduldig wird. Mit meiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit habe ich Urſache höchſt unzufrieden zu ſein und zu Dir vollends wage ich kaum die Augen aufzuſchlagen. Seit meiner Dogmatik iſt nun eigentlich nichts geſchehen und ich kann in meiner Perſon die Seltenheit eines ſogenannten Gelehrten darſtellen, der genau genommen weder lieſt noch ſchreibt, ſondern deſſen Geſchäft nur darin beſteht, dieſelben Gedanken, die er nur bildet um ſie flüchtig auszuſprechen und dann auch ſelbſt gleich zu vergeſſen, immer wieder aufs Neue zu erzeugen. Siehſt Du einmal von dieſen Klagen ab, ſo geht es mir übrigens ſehr wohl, im Hauſe mit Frau und Kindern (die ſich aber ſeit Deinem Pathen nicht vermehrt haben und das iſt auch ein Stück des Altwerdens) und im Innern des Gemüths. Nach außen ziehen wir uns immer mehr zuſammen um uns nicht weiter auszudehnen; denn ein mittleres giebt es hier nicht. — Dich bewundere ich wegen der vielſeitigen Thätigkeit. Deine Einleitung kenne ich nur erſt durch ein allgemeines Blättern, aber da hat mir auch gerade die Art wie Du die Evangelien behandelſt ſehr wohl gefallen. Ich habe jezt als Anhang zur Hermeneutik auch die Principien der Kritik vorgetragen erſt allgemein und dann in Anwendung auf das neue Teſtament und ich glaube den Zuſammenhang des Verfahrens wenigſtens ſo ſcharf hingeſtellt zu haben, daß die Leute an leichtſinnigen Willkührlichkeiten (wie Eichhorn daraus zuſammengeſezt iſt) keinen

Gefallen haben können. — Als Prediger haſt Du Dir ſehr ſchnell auch im großen Publikum einen bedeutenden Namen gemacht und in das ſchöne republikaniſche Leben, wo ſich ſo viel leichter und zweckmäßiger gemeinnüzige Vereine bilden, Dich ſo hineingelebt, daß Du faſt ſagen kannſt, Du habeſt in Baſel noch neue Seiten entwickelt, ſo wie Du ein neues und ſehr fruchtbares Element dorthin gebracht haſt. Die Hezereien, die von Zeit zu Zeit wider Dich entſtehen, ſcheinen doch auch immer wieder einzuſchlafen. Unſer Bleek iſt zwar zu Frau und Kind gekommen und in beider Hinſicht höchſt glücklich; aber die Thür in die Facultät bleibt ihm beharrlich verſchloſſen. Woran das eigentlich liegt, wahrſcheinlich nur daran daß er zu treu im Leſen iſt, als daß er zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten kommen könnte. Vielleicht ſind wir beide auch etwas Schuld daran. — Nun aber zwingt mich ſchon wieder das Collegium und zwar das lezte für dieſes mal, denn ich denke zu ſchließen. — Meine Frau iſt Dir ebenſo unveränderlich zugethan als ich und grüßt Dich herzlichſt. Sie iſt aber heute auch zu ſehr häuslich beſchäftigt um zu ſchreiben. Und ſomit Gott befohlen. Dein treuer Freund Schleiermacher.

Delbrück an Schleiermacher.

d. 19. October 1826.

Höchſt ehrwürdiger Mann! Die den drei öffentlich an mich gerichteten Sendſchreiben über eine jüngſt von mir erſchienene Streitſchrift beigefügte Zugabe von Ihrer Hand macht auf mich einen Eindruck, der mich unwiderſtehlich antreibt, gleich nach der erſten Durchleſung derſelben auf der Stelle die Feder zu ergreifen um mich mit Ihnen zu verſtändigen.

Daß ich in dem vierten Abſchnitte gedachter Streitſchrift nicht die neueſte Ausgabe Ihrer Reden über die Religion anführte ſondern die früheren von 1806, geſchah deßwegen, weil ich bis dahin Ihre in jener ausgeſprochene Ablehnung der ſpinoziſchen Lehre, in

Beziehung auf das was ich in dieſer als die Angel anſehe, nicht in Uebereinſtimmung zu bringen vermochte mit den Grundgedanken auf denen Ihre Glaubenslehre (vielleicht mit Unrecht) mir zu beruhen ſcheint. Um mich einer Erörterung dieſes ſchwierigen Punktes zu überheben, die offenbar in jenem Abſchnitte übel angebracht geweſen wäre, oder vielmehr gar nicht Raum finden konnte, kündigte ich den eingeſchalteten Aufſatz ausdrücklich an als einen bereits vor Jahren und zwar zunächſt für mich allein geſchriebenen. Hierdurch wurde ich berechtigt die ſpätere Ausgabe Ihrer Reden unberückſichtigt zu laſſen. Ich wurde hierzu ſogar genöthigt, um einem Kampfe mit Ihnen auszuweichen, der gar nicht in meinem Plane lag, da ich ihn einem andern Platze vorbehalten hatte.*) Der eingeſchaltete Aufſatz ſollte ſich ausprägen als Selbſtgeſpräch und als Herzensergießung eines einſamen Denkers, dem man anmerkt daß die Worte der Heiligſprechung Spinoza's ſich von lange her ſeinem Gedächtniſſe tief eingegraben, daß ſie unaufhörlich ihm in den Ohren geklungen, daß ſie dem Gefeierten ihn dienſtbar gemacht hatten, daß die anfangs ſüße Knechtſchaft ihm mit der Zeit je länger deſto unerträglicher ward, daß er die ihm angelegten Feſſeln endlich zerbrach, und nun, wie es wol zu geſchehen pflegt, den erſten Gebrauch der wiedererlangten Freiheit gegen den Feſſeler richtete.

Die öffentliche Mittheilung jener gegen das Ende freilich leidenſchaftlich aufbrauſenden Herzensergießung findet vielleicht ihre Rechtfertigung in dem reißenden Hange unſrer Zeit zu der ſogenannten Alleinheitslehre, worunter ich verſtehe die Lehre von einer Alles und Jedes, Belebtes und Unbelebtes, alles menſchliche Denken, Thun und Leiden gleichermaaßen beherrſchenden und umklammernden Nothwendigkeit. Jener Hang iſt, wie mir es ſcheint, ein natürliches Erzeugniß der bei uns ſo hoch getriebenen Wiſſenſchaftlichkeit; denn unter allen Lehren über die göttlichen und menſchlichen Dingen iſt jene nach meiner Ueberzeugung die einzige, welche einen ſtreng folgerechten Denker zu befriedigen vermag, wodurch ſie eben eine ſo mächtige Anziehungskraft erhält. Die Grundſäze derſelben aber kann niemand anerkennen, der nicht das Bewußtſein der Willensfreiheit für Täuſchung erklärt, und dieſes thun muß jeder der nicht über dieſen Punkt einmal für immer das Wiſſen aufgiebt und unter den Glauben gefangen nimmt. Den Begriff das Bewußtſein der Willensfreiheit aufgeben, drücke ich aus, ſich mit ſeinem Gewiſſen abfinden. In dieſem Sinne mußte auch Leibniz ſich mit ſeinem Gewiſſen abfinden, weil nach deſſen Lehrbegriffe nicht weniger als nach dem ſpinoziſchen das Bewußtſein der Willensfreiheit als Täuſchung erſcheint. Gegen dieſen Lehrbegriff habe ich früher mich mit gleicher Stärke ausgeſprochen und ohne zu fürchten, daß ich dadurch in den Verdacht käme Leibnizen und ſeinen Anhängern die Sittlichkeit abzuſprechen als ob dieſe nach dem Innerſten der Lehre, zu welcher ich mich bekenne, nicht ganz wo anders ihre Wurzel hätte als in fein geſponnenen Ideengeweben. Hoffentlich werden Sie demnach dem allerdings anſtößig erſcheinenden Ausdrucke Sich mit ſeinem Gewiſſen abfinden eine mildere Auslegung angedeihen laſſen, als er von Ihnen erfahren hat, da ja in jener Stelle von ſittlicher Würdigung irgend weſſen gar nicht die Rede iſt, ſondern nur von der zwingenden Gewalt, welche die ſpinoziſche Lehre ihrer Natur nach über die vorzüglichſten Geiſter ausüben muß. Ein ſolcher war der von mir bezeichnete Redner doch ganz unſtreitig ſchon im Jahre 1806: er ward es nicht erſt 1821.

---

*) Der dritte Theil von Delbrück's Chriſtenthum iſt hiermit gemeint. Derſelbe enthält, Erörterungen einiger Hauptſtücke in Schleiermacher's chriſtlicher Glaubenslehre. 1827.

Vielleicht konnte ich das Aergerniß heben oder mildern, wenn ich mich S. 127 ſo ausdrückte »Was darf es Dich alſo wundern, daß ein Denker erſten Ranges (aber freilich wol nur in vorübergehender Aufwallung) einſt kein Bedenken trug den Spinoza unter die Heiligen zu verſezen.« Hierdurch hätte ich freilich meine Abſicht, jede perſönliche Beziehung abzuwehren, beſſer erreicht als durch die bloße Verſchweigung des Namens. Dieſe hatte in der That keinen anderen Zweck, als die Darſtellung in den Bezirk des Allgemeinen hinüber zu ſpielen. Bekommt aber hierdurch die ausdrückliche Anführung . Ihrer Reden nicht etwas ganz unſchickliches? Allerdings. Ich beging aber dieſe Unſchicklichkeit wiſſentlich, um des Leſers Aufmerkſamkeit ſo zu ſagen gewaltſam darauf hinzulenken, daß ich hier einzig zu thun haben wollte mit der Denkart, welche, wie Sie ſelber theils in der Vorrede theils S. 180 der neuſten Ausgabe der Reden ſagen, eine beträchtliche Reihe von Jahren hindurch bei Vielen für die Ihrige galt und welche, wie ich mir hinzuzufügen erlaube, manches Menſchen Kopf und Herz in Zwieſpalt geſetzt, und nicht wenig beigetragen haben mag dem oben erwähnten reißenden Hange unſerer Zeit zur Alleinheitslehre jene Schwungkraft mitzutheilen, die er noch hat und wahrſcheinlich noch lange behalten wird.

Daß ich aller dieſer Vorkehrungen ungeachtet anſehnlichen Mißverſtändniſſen ausgeſetzt bleiben würde, entging mir keineswegs. Da aber von den nachtheiligen Folgen vermuthlicher Mißverſtändniſſe keine Sie treffen konnte, da alle, ich ſage alle, auf mich allein fielen: ſo glaubte ich das allerdings etwas bedenkliche Spiel wagen zu dürfen, und ich wagte es getroſt, weil es mir der Erreichung eines Zwecks dienlich ſchien den ich als einen mir gebotenen anſehe; ich wagte es getroſt in Erwägung daß es ſich mit dem guten Leumund verhält wie mit allen andern Lebensgütern. Es giebt keinen Fall, wo man ihn nicht dem was als Pflicht erſcheint zum Opfer zu bringen Muth und Entſchloſſenheit zeigen muß.

Nichts von dieſen Maaßbeſtimmungen ſcheint derjenige Ihrer Freunde auch nur geahnet zu haben, der jene rein perſönlichen und in dieſer Beziehung ganz bedeutungsloſen Aeußerungen eines Mannes, wie ich Ihnen gegenüber bin, wichtig genug finden konnte, um Ihnen auf Grund derſelben eine Verantwortung abzunöthigen.*) Was Sie ſagen um Ihren Freund über dieſen Punkt zurecht zu weiſen, hat meinen völligen Beifall.

Bei den Worten »politiſche Inſinuationen« deren Sie ſich bedienen,**) kann ich an nichts andres denken als an das was ich von den Zerrüttungen aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe andeute, die in einem Zeitalter eintreten müßten, welches unter die Herrſchaft der ſpinoziſchen Alleinheitslehre geriethe. Hierüber bin ich nun allerdings der Meinung, daß es in der Natur dieſer Lehre liegt, allem Schönen, Hohen und Würdigen, allem was das Leben ſchmückt und adelt, den Tod zu bringen. Freilich hat es mit Erſtickung des Bewußtſeins der Willensfreiheit eben keine Noth. Aber höchſt bedenklich würde mir doch ſcheinen, wenn gleichmäßig in der Philoſophie und Theologie Lehren, welche ſich mit jenem Bewußtſein nicht in Einklang bringen ließen, in Schwung kämen, weil hieraus eine Trennung der Wiſſenſchaft und des Lebens hervorgehen würde, welche für beide gleich verderblich wirken, und im Denken wie im Handeln grauſe Verwirrung anrichten müßte.

---

*) Dieſe ſophiſtiſchen Wendungen gehen auf S. 358, Zugabe S. 213.

**) Vergl. S. 360. Zugabe 216.

Von dem Verdachte unredlicher Abſicht ſprechen Sie ſelber mich los. Aber auch ſo unüberlegt habe ich nicht gehandelt, wie es manchem, und namentlich einem unſrer hieſigen Freunde*) vorzukommen ſcheint. Doch will ich keineswegs in Abrede ſtellen daß die gepflogne Ueberlegung, wie ich in dem Gedränge ſtreitender Forderungen mich zu verhalten hätte, auf ein andres Ergebniß geführt haben könnte, hätte ſie nicht mehr oder weniger unter dem Einfluſſe leidenſchaftlich aufgereizter Stimmung geſtanden. Faſt aber möchte ich ſagen daß ich Urſach finde, des Mißgriffs den ich etwa begangen habe mich zu freuen, da er Ihnen Anlaß dargeboten hat ſich mir in einem Lichte zu zeigen, welches meinem perſönlichen Verhältniſſe zu Ihnen ein neues Leben giebt. Denn fürwahr, die ruhige würdevolle Haltung, welche Sie Ihren, oder darf ich vielleicht ſagen, unſern gemeinſchaftlichen Freunden gegenüber in Anſehung meiner behaupten, die Sprache die Sie als mein Ankläger und mein Anwalt führen, verpflichtet mich zur innigſten Erkenntlichkeit, die ich hiedurch bezeuge indem ich ſage, daß die tiefe Verehrung mit der, hochbegabter Mann, ich Ihrer wiſſenſchaftlichen Ueberlegenheit und Ihren großen Verdienſten ſtets gehuldigt habe, nunmehr eine Beimiſchung liebevoller Vertraulichkeit erhält, welche für die Zukunft mir die Leſung Ihrer Schriften erheitern und mich dadurch Ihnen hoffentlich näher bringen wird als ſonſt geſchehen wäre. Möchten Sie zur Belebung jener mir ſüßen Hoffnung dieſen Brief baldigſt einer freundlichen Antwort würdigen.

---

*) Lücke, Sendſchreiben S. 114.

Mit erhöhter Geſinnung verſtärkter Ergebenheit verharre ich

Delbrück.

Die eigenhändige Urſchrift dieſes Briefs war durch mancherlei Aenderungen und Zuſätze, die ſie in den nächſten Tagen nach der Abfaſſung erfuhr, faſt unleſerlich und ſo unſauber geworden, daß eine Reinſchreibung nöthig ward. Dieſe konnte ich weder ſelber bewerkſtelligen noch meinem Wunſche gemäß bewirken. Hiedurch iſt des Briefes Abſendung bis auf heute den 4. November verſpätet worden.

Delbrück.

Schleiermacher an Delbrück.

Berlin, d. 2. Januar 1827.

Hoffentlich, vortrefflicher Mann, haben Sie mich nicht ſchon aufgegeben wegen verſpäteter Antwort, ſondern hegen Geduld mit einem unter zerſplitternden Geſchäften und unausweichlichen geſellſchaftlichen Zerſtreuungen faſt erliegenden. Nun ſollen mir aber auch dieſe Ferien, ohnerachtet ſie eigentlich für mich keine ſind, nicht hingehen ohne daß ich mich hinſeze um Ihnen meine Freude darüber zu bezeugen, daß Sie meine Zugabe mit ſoviel Wohlwollen aufgenommen haben. Wofür ich Ihnen um ſo dankbarer bin, als ich ſelbſt, da ich das Blatt gedruckt las, fand ich hätte das wol ſtärker können hervortreten laſſen, wie großes ich von Ihnen halte; für meinen Freund Groos war das aber freilich nicht nöthig. Schlecht nimmt ſich nun doch einmal das flüchtige Blatt aus hinter den drei Sendſchreiben, die jedes in ſeiner Weiſe gewichtig ſind und trefflich. Das glauben Sie nicht, daß ich nur Ihre Gegner loben will! Auch Ihre Schrift habe ich mit vielem Genuß geleſen. Ihre

Meiſterſchaft in der Sprache, Ihre rhetoriſche Kraft müſſen jeden ergreifen der da wünſcht auch ſchreiben zu können; und das edle Ihres Ringens und Strebens muß jeden gleichgeſinnten erquicken. Und in dieſem Genuß hat mich das was mich ſelbſt betrifft gar nicht geſtört. Darum ſchieben Sie es nicht hierauf, wenn ich Ihnen — ziemlich vertraulich freilich, aber ich ſchmeichle mir daß Sie mir ein Recht hiezu einräumen — geſtehe, daß die Compoſition Ihrer Schrift mich durch zu große Kühnheit in der Zerſtückelung, gewiſſermaaßen alſo wenn Sie wollen in der Nichtcompoſition, überraſcht hat. In dem antiſpinoziſtiſchen Abſchnitt thut dieſes dennoch auf mich eine große Wirkung weil ich mir Sie es declamirend denke, und von Ihrer Meiſterſchaft hierin habe ich noch aus alten Zeiten eine lebhafte Erinnerung. Wenn ich aber etwas ferner trete, und ſehe, wie nun dieſer ſo gebaute Abſchnitt in das übrige hineingebaut iſt, und wenn mir die Beziehung auf Melanchthon — oder wenn Sie wollen auf die proteſtantiſche Theologie — dabei vor Augen tritt: ſo ſcheint mir der Eindruck der Feſtigkeit des Gebäudes ſehr dadurch zu verlieren. Das alles wäre vielleicht anders geworden, wenn Sie jenen älteren Aufſaz uns nicht ſo lange vorenthalten hätten, als könne er nicht für ſich angerichtet und aufgetiſcht werden. Und wie würde er willkommen geweſen ſein, und wie viele Freude würde er manchen Männern gemacht haben — großen und geliebten, wie Jakobi und Richter — die nun nicht mehr da ſind! Sein Sie alſo ein andres Mal nicht ſo hinterhältiſch und nehmen das nonum prematur gar doppelt; zumal — um dies beiläufig zu ſagen — Sie ſich doch darin nicht ganz treu geblieben ſind, dieſen Aufſaz völlig auf dem Standpunkt von 1806 zu laſſen. Denn die mathematiſche Seelenlehre — das iſt doch Herbart? und die ſultaniſche Staatslehre — das iſt doch Hegel? exiſtirten damals noch nicht; und wenn ich mir von der phyſikaliſchen Sittenlehre und ſadducäiſchen Glaubenslehre mein Theil nehmen darf: ſo war von beiden damals auch noch nichts zu hören.

Soll ich nun über einen Punkt noch eben ſo offenherzig ſein? Es hat mich höchlich erfreut in Ihrem Buch eine für mich hinreichende Gewähr zu finden, daß Sie nie werden zur katholiſchen Kirche übertreten, wozu man Sie einer großen Hinneigung ſehr vielfältig geziehen hat. Nun weiß ich freilich nicht was in Ihrem »Chriſtenthum« ſteht, das mir noch nicht zu Geſicht gekommen iſt, ja wovon ich erſt durch Ihren Melanchthon etwas erfahren. Aber wie es mir immer nicht zu Sinne wollte daß ein ſo freier Geiſt als der Ihrige ſich unter dieſes Joch bringen ſollte: ſo bin ich nun aufs neue befeſtigt. Denn ſo lange Sie ſo eifrig freie Forſchung begehren — wozu der ganz unſpeculative Stolberg gar kein Bedürfniß hatte — und ſich eine lebendige Totalanſchauung von der römiſchen Kirche erhalten: ſo bleiben Sie uns ſicher. — Und hier kann ich Ihnen gleich meine herzliche Zuſtimmung zu einer Seite Ihrer Anſicht unumwunden zu erkennen geben. Nämlich auch ich liebe in der Kirche eine vornicäniſche Denkart, und wünſche daß man ganz zu derſelben zurückgekehrt wäre oder es noch thäte, denn es ſcheinen ſich jezt günſtige Gelegenheiten dazu zu eröffnen. Die nicäniſche Denkart nämlich iſt dieſe, an Beſtimmungen binden — d. h. die Kirche danach öffnen und ſchließen zu wollen — welche im Streit die Majorität gehabt haben, da doch in dieſen Dingen der Streit, wenn er einmal entſtanden iſt, als ein unendlicher geſezt werden muß und jede Majorität nur momentan iſt. Darum wollte ich, wenn von einem bindenden Symbol die Rede iſt, am liebſten mit Ihnen zur Glaubensregel zurückkehren, und die Aufnahme des nicäniſchen und der ſpäteren Bekenntniſſe mit allen ihren damnamus hat mir in unſrer Confeſſion nie gefallen wollen. Aber was die Vergleichung jener Formel mit der Schrift anlangt, denke ich ganz wie unſre drei Freunde, und bin überzeugt daß Leſſing ſich vergriffen hat und Sie mit ihm. Noch mehr ſichert auch in Beziehung auf Ihren Katholicismus dieſes, daß Sie mir überhaupt noch nicht auf dem Punkt zu ſtehen ſcheinen wo Sie auch nur des Chriſtenthums im allgemeinen eigentlich bedürften. Denn Ihre Hauptſchwierigkeit, Willensfreiheit mit göttlicher Allmacht zu vereinigen, finden Sie ja im claſſiſchen Alterthum durch eine vollkommnere Approximation gelöſt, als Ihnen die Schrift und alle darauf gebauten Productionen chriſtlicher Theologie incluſive der Glaubensregel verſprechen. Sie laſſen das Chriſtenthum mehr wie Jakobi ſich ausſprechen, ohne ſich eigentlich hineinzubegeben, und ſind ein Eklektiker auch zwiſchen Chriſtenthum und helleniſcher Philoſophie. Werden Sie alſo von dieſem Standpunkt aus je römiſch: ſo könnten Sie es nur werden um Anderer willen und wenn man Ihnen zugleich einreden könnte, Sie dürften das Alles dort auch. Denn die Glaubensregel, wenn Sie auch (mit Unrecht) meinten, die römiſche Kirche hielte an dieſer feſter als wir, leiſtet Ihnen doch keine weſentlichen Dienſte zur Löſung Ihres Problems. Aber freilich, eine Kriſis kommt wol noch für Sie, denn ich glaube nicht daß Sie auf dieſem Punkt werden ſtehn bleiben und ſich auf die Länge begnügen können mit einem — ſo ſchrieb ich wie ich glaube auch an jenen Freund als ich *νεοτελής* von Ihrem Buche kam — gleichſam Schach ſpielenden Gott, der, was ſich auch der Gegner als Preis ausgebeten haben mag, für jeden denkbaren Zug deſſelben einen anderen in Bereitſchaft hat, um ihn unfehlbar auf das Feld hinzuführen wo er matt werden ſoll. Wenn nun dieſe Kriſis kommt, die ich für unvermeidlich halte, dann möge ein guter Geiſt Sie leiten, das wünſche ich eben ſo eifrig, als ich Sie herzlich liebe und ehre, und ich hoffe es eben ſo gewiß, als es zu meinem Glauben gehört, daß ein ſo reines Streben nach Wahrheit als das Ihrige nicht auf weſentliche Abwege führen kann. Eben dieſem Ihrem nur äußerlichen Verhältniß zum Chriſtenthum ſchreibe ich es zu, daß Sie gar nicht darauf eingehen können, daß es für mich bei klarer Einſicht in die Unzulänglichkeit aller ſogenannten Beweiſe nur einen chriſtlichen Glauben an die Unſterblichkeit giebt, und auch Ihr Brief geht, gewiß aus zarter Schonung, ganz hinweg über die Aufforderung (S. 215 unten der Zugabe) in Bezug auf S. 124 Ihres Melanchthon. Dennoch iſt dieſes ganz und im vollen Sinne meine Wahrheit und auch die Stelle aus den Reden, welche Sie dort anführen, ruht auf den Ausſprüchen Chriſti «Wer da glaubt, der hat das ewige Leben, der iſt aus dem Tode zum Leben durchgedrungen ꝛc.» Ganz Recht haben Sie freilich, daß dadurch ſowol

Hoffnungen als Befürchtungen erſtickt werden, weil für beide kein Raum mehr iſt in der Gewißheit des Beſizes.

Bin ich nun einmal eher als ich eigentlich wollte auf das gekommen, was in Ihrem Buche mich betrifft: ſo ſcheint mir die Sache ſo zu liegen, daß wir uns über mich und meine Denkart vor der Hand ſchwerlich verſtändigen können. Denn ich weiß nichts anderes zu thun, als Sie auf das verweiſen, was Sie ſchon vor ſich haben. Ich habe den Spinoza ſeit ich ihn zuerſt geleſen, und das iſt nun fünfunddreißig Jahre her, aufrichtig bewundert und geliebt, aber ſein Anhänger bin ich auch nicht einen einzigen Augenblick geweſen; und ſowol mit ſeiner Verherrlichung in den Reden, als mit der bekannten Stelle in der Einleitung zu meiner Glaubenslehre hat es genau die Bewandniß, welche Lücke und Tweſten angeben.*) Sie nun können unmöglich meinen, daß meine Glaubenslehre auf dieſer Stelle ruhe, überhaupt nicht durch unſachkundige Albernheiten, wie die in der Halle'ſchen Recenſion, geblendet ſein. Alſo verſtehe ich auch gar nicht, wie Sie es in Ihrem Briefe meinen, daß meine Abläugnung des Spinozismus nicht ſtimme mit dem, was Sie für das Fundament meiner Glaubenslehre halten. Da ich nun gar nicht weiß, wohin ich mein Gewehr richten ſoll um Sie zu treffen: ſo kann ich nichts anderes thun als die Aufforderung wiederholen, welche Seite 214 der Zugabe ſteht, oder die Frage aufwerfen, welcher dogmatiſche Saz meiner Glaubenslehre etwas ſpinoziſtiſches vorausſeze. Soll ich indeß meine Aufrichtigkeit vollenden: ſo ſage ich Ihnen mein ganzes Selbſtgeſpräch über Sie, nachdem ich Ihr Buch geleſen, ſeinem weſentlichen Inhalte nach her. Delbrück iſt kezermacheriſch in der Philoſophie; wer nicht Gott und Welt auf Eine beſtimmte Weiſe unterſcheidet, von dem glaubt er, daß er ſie ganz aufhebe, und dagegen hilft eben alles Proteſtiren nichts. — Aber wie ließe ſich dies bei einem ſo wohlgeſinnten und beſcheidenen Manne anders erklären, als aus einer gewiſſen Unfähigkeit, ſich in einen anderen hineinzuverſezen um deſſen Combination zu finden, und die kannſt Du doch bei einem ſo vortrefflichen Kritiker als Delbrück iſt wieder nicht vorausſezen. — Doch vielleicht. Denn auf dem Gebiet der Dichtkunſt und der ſchönen Redekunſt, wo ſeine Kritik am meiſten glänzt, iſt er ruhig, begeiſtert zwar, aber ohne Leidenſchaft und ohne Apprehenſion. Hier aber iſt er in einem unruhigen Streben nach Ruhe und höchſt apprehenſiv gegen alles was ihn aus der Ruhe, die er ſchon erlangt zu haben glaubt, aufſtören könnte, und daher leidenſchaftlich aufgeregt gegen alle Vorſtellungen, welche gewiſſe Saiten auf eine ihm fremde Weiſe berühren. Dies iſt auch der einzige Berührungspunkt, worin Spinozismus und Auguſtiniſche Prädeſtinationslehre ihm als Eins erſcheinen können. Wie könnte auch ohne ſolche Aufgeregtheit ein ſolcher Mann etwas für eine natürliche — und das naturgemäße iſt doch immer gut — Folge geſteigerter Wiſſenſchaftlichkeit halten, und ſich doch ſo dagegen ereifern. — Und bei dieſem Reſultat bin ich ſtehen geblieben, und glaube daß Sie ſich täuſchen, wenn Sie meinen in den Sazungen der Glaubensregel jene Vereinigung gefunden zu haben. Die Regel kennt den Streit nicht, und kann ihn auch nicht heilen. Das Gericht, deſſen eines nach der Dunkelheit gewendetes Auge Sie verdecken, iſt überhaupt nicht chriſtlichen Urſprungs, und Sie haben es bequemer in den Offenbarungen auf welche ſich Platon beruft. Wenn Sie ſich das Chriſtenthum aber ſo aneignen werden, daß Ihnen die Sazung nicht mehr das erſte und weſentliche iſt: dann werden auch Sie dieſen Streit nicht mehr kennen.

---

*) Reden, erſte Ausgabe S. 54 f. Glaubenslehre, erſte Ausgabe S. 67. Lücke, Sendſchreiben S. 110 ff. Tweſten Dogmatik, I, S. 254 ff.

Uebrigens habe ich nicht das geringſte Unrecht gegen mich darin gefunden, daß Sie den ſpäteren als 1806 ignorirten, ſondern ich habe es nur ſonderbar gefunden, weil es Ihnen Nachtheil bringen mußte bei einem großen Theil der Leſer. Hätten Sie in einer Anmerkung geſagt, Ich weiß wol daß Schleiermacher ſeitdem geläugnet hat ein Spinoziſt zu ſein, ich verſtehe aber dieſes Läugnen nicht und halte ihn demohnerachtet dafür: ſo glaube ich hätten Sie richtiger gehandelt. — Den Ausdruck „Sich mit ſeinem Gewiſſen abfinden“ wird wol nicht leicht einer Ihrer Leſer ſo deuten, wie Sie ihn meinen, weil wir gewohnt ſind gerade dieſen auf die Sittlichkeit zu beziehen. Bitten Sie ihn alſo immer Leibnitzen und allen Determiniſten ab. — Die eine politiſche Inſinuation iſt die, daß indem Sie das Hobbeſiſche des Spinoza, wovon doch gewiß auch nicht die mindeſte Spur bei mir vorkommt, S. 126 vortragen, Sie ſich des Ausdrucks Weltgeiſt bedienen, bei dem doch jeder am meiſten an mich denken muß. Die andre iſt freilich der lezte Abſaz S. 128, wo doch auch wieder das heilige ſtark an mich erinnert, der allerdings als Inſinuation gegen mich ſehr abprallen würde, da mich niemand für einen Sultaniſten hält, ich vielmehr als ein Liberaler verſchrieen bin. Aber hat es wol mit der Herrſchaft eines ſpeculativen Syſtems eine größere Noth als mit dem Aufgeben des Bewußtſeins der Willensfreiheit? Mir fällt dabei immer ein, was ich einmal über die Altdeutſchthümler irgendwo geleſen, denn es ſcheint mir mutatis mutandis auf alle ſolche Apprehenſionen zu paſſen. Wenn ſo ein Deutſcher erſt eine Deutſchin am Arme hat, und ein kleiner Deutſchling wird vorangetragen: dann ſucht er das Brod auch da wo es iſt, nämlich im neuen Deutſchland. So ſind die Fichtianer immer auf den Standpunkt des gemeinen Bewußtſeins zurückgekommen, und haben dem Nothſtaat ohne Vorbehalt gehuldigt, und ſo geht es überall. Darum glaube ich eben, zu ereifern braucht man ſich überall nicht, und was bruchfällig iſt in einer Disciplin wird am beſten vor ihrer eignen Schmiede reparirt. Darum, mein lieber, lobe ich das nicht, daß Sie Ihr Buch dem Miniſter geſchickt haben. Wenn das auch nicht Ihre Meinung iſt: ſo wird es doch nur zu leicht ſo gedeutet, als wo Sie Gefahr ſehen ſollte die Behörde einſchreiten; und ich meine wir Univerſitätslehrer haben vorzüglich Urſache hiegegen auf alle Weiſe zu proteſtiren, da man nur allzubereitwillig dazu auch bei uns zu werden anfängt. — Doch ich muß nun den lezten Raum benuzen, um Sie um Verzeihung zu bitten, wenn ich Ihnen nun mehr geantwortet habe als Sie verlangten. Ich würde noch nicht aufhören, wenn ich mir nicht feſt vorgenommen hätte kein drittes Blatt mehr anzulegen. Halten Sie ſich meiner großen und herzlichen Achtung verſichert. Schleiermacher.

Delbrück an Schleiermacher.

Bonn, d. 12. Aug. 1827.

Hochwürdiger, ich ſchreibe Ihnen dieſe Zeilen in einer Verlegenheit befangen, aus der nur Sie mich ziehen können. Hiemit hat es folgende Bewandniß.

In meiner Streitſchrift über Melanchthon's Hauptſtücke kommen wie auf Ihre Reden über die Religion ſo auf Ihre Glaubenslehre Anſpielungen vor, deren wegen Sie mich öffentlich zur Rechenſchaft gezogen haben mit der Aufforderung, mich näher zu erklären. In Anſehung des erſten Punktes habe ich dieſer Aufforderung zu genügen geſucht durch meinen an Sie gerichteten Brief vom 29. October v. J. Gleich nach Abſendung deſſelben faßte ich den Entſchluß, in Anſehung des andern Punktes daſſelbe zu thun, und zwar nicht brieflich ſondern buchlich, einen Entſchluß, in welchem Ihr verehrliches Antwortſchreiben vom 2. Januar d. J. mich nur beſtärken konnte. So habe ich binnen etwa neunmonatlicher Friſt die Stunden der Muße verwendet, ein Werkchen auszuarbeiten, welches den Titel führt, Erörterungen einiger Hauptſtücke in Dr. Friedrich Schleiermacher's chriſtlicher Glaubenslehre nach den Grundſätzen der evangeliſchen Kirche. Nebſt einem Anhange über verwandte Gegenſtände. Die Erörterungen werden etwa zwölf Druckbogen füllen. Ein großer Theil der Handſchrift befindet ſich bereits in den Händen des Verlegers, der erſte Bogen ſchon unter der Preſſe.

Inzwiſchen kommen mir von mehreren Seiten Nachrichten zu, daß die liturgiſche Angelegenheit Verhältniſſe für Sie theils herbeigeführt hat, theils herbeizuführen Miene macht, unter welchen es jedem, der Sie ſo innig verehrt wie ich, peinlich ſein muß gegen Sie zu Felde zu ziehen, zumal auf einem dem liturgiſchen Gebiet ſo benachbarten, daß das eine Waffengeräuſch hinüberſchallt zu dem andern. Der Gedanke, von Freund oder Feind oder beiden Ihren Mißwollenden beigezählt zu werden iſt mir ſo widerwärtig, daß er mich ſchon beſtimmt haben würde beſagtes Werkchen zu unterdrücken, wenn ihm nicht andre Gedanken das Gegengewicht hielten. Denn der unter uns ſtreitige Gegenſtand iſt von ſolcher Beſchaffenheit und ſolchem Gewicht, daß auf Behandlung deſſelben perſönliche Rückſichten keinen Einfluß haben dürfen. Ueberdem muß ich meine Ehre als verpfändet anſehen, ſo lange ich auf Ihre öffentlich an mich ergangene Aufforderung nicht öffentlich mich ſtelle. Der gegen den Verleger eingegangenen Verbindlichkeit will ich gar nicht gedenken.

Was ſoll ich thun?

Wie es in Ihrer Glaubenslehre kaum Einen Satz giebt, über den ich mit Ihnen einverſtanden bin: ſo wird es in meinen Erörterungen gewiß keinen geben, über welchen Sie einverſtanden mit mir ſind. Was den wiſſenſchaftlichen Gehalt und die künſtleriſche Darſtellung betrifft: ſo werden Sie, gleich mir ſelber, zwiſchen Ihrem unſterblichen Werke und meinem tagewierigen Werkchen den Abſtand unermeßlich finden, gleichwol, wie ich mir ſchmeichle, dem darin waltenden Streben Ihren Beifall nicht verſagen dürfen.

Was ſoll ich alſo thun?

Auf Ihre Gläubigen werden meine Erörterungen ungefähr den Eindruck machen, wie einſt auf die Schriftgläubigen die wolfenbüttelſchen Bruchſtücke.

Was ſoll ich thun?

Die Kunſt, mit Wenigem Vieles und auf das treffendſte zu ſagen verſteht niemand meiſterlicher als Sie. Mir wäre aus meiner Bedrängniß geholfen, wenn Sie ſich herablaſſen wollten beſagten Erörterungen ein Gaſtgeſchenk mit auf den Weg zu geben, um das Stachelichte darin, das Ihre Mißwollenden kitzeln könnte, abzuſtumpfen, und den einzelnen Abſchnitten, deren ſieben ſind, Maulkörbe umzuhängen, damit ſie nicht wild um ſich beißen.

Demnach frage ich hiemit ergebenſt an, ob Sie mir erlauben wollen, Ihnen zu gedachtem Zwecke die mehrerwähnte Kampf- und Streitſchrift vor vollendetem Drucke theilweiſe zukommen zu laſſen, etwa in zwei oder drei Sendungen.

Sollten Sie meine Bitte nicht gewähren wollen oder können: ſo müſſen doch meine Leſer erfahren, daß ich ſie Ihnen vorgetragen habe. Laſſen Sie mich alſo für dieſen Fall gefälligſt wiſſen, unter welcher Form ich Meldung davon thun ſoll, wofern Sie nicht was mir freilich das liebſte wäre vorzögen, ſich ſelber darüber auszuſprechen in einigen an mich gerichteten Zeilen, die ich könnte abdrucken laſſen. Dieſes zu thun würde ich nicht ſcheuen, ſollte auch die Abſagung ſo lakoniſch ausfallen, wie einſt jene kantiſche gegen einen Zudringlichen ähnlicher Art, wie ich vielleicht Ihnen erſcheine. Sie lautete: Daraus wird nichts.

Baldiger gewogentlicher Antwort ſehe ich mit Verlangen entgegen, mit innigſter Verehrung beharrend Delbrück.

Schleiermacher an Delbrück.

22. Auguſt 1827.

Ihr freundliches Schreiben, mein herzlich geehrter Herr Profeſſor, hat mich nicht wenig überraſcht, indem es mir einen Kampf ankündigt auf den ich gar nicht gerechnet hatte. Aber zuerſt muß ich wol meine Antwort das ausſprechen laſſen, was auch meine erſte Empfindung war, nämlich daß Sie mir mit Unrecht einen Antheil zuſchreiben würden an den neuen Lorbeeren, welche Ihr neues Werk Ihnen bereitet. Ich ſage dies vorzüglich deshalb, weil mir Ihre Ausdrücke, »daß ich Sie öffentlich zur Rechenſchaft gezogen habe,« eine unrichtige Vorſtellung von dem Hergang der Sache mit jener Zugabe vorauszuſezen ſcheint. Es iſt keinesweges eine von jenen literariſchen Fictionen daß meine Erklärung aus einem Briefe an einen Freund genommen ſei, ſondern es iſt wirklich ſo und der Brief war ganz für ihn geſchrieben, und ſo konnte wol keine Aufforderung an Sie darin enthalten ſein. Die finde ich auch noch jezt nicht darin, ſondern nur eine Rechtfertigung für mein Schweigen. Dieſes alſo vorher abgemacht freue ich mich auf Ihre Schrift, denn ich werde von allem was Sie ſchreiben ſehr lebendig erregt. Wenn nun freilich, da meine Erklärung ſich nur auf den ſogenannten Spinozismus bezog, Sie aber ſagen Sie ſeien kaum über einen Saz meiner Glaubenslehre einverſtanden mit mir, ich durch Ihre Erörterungen, die ſich ja auf meine Erklärung beziehen ſollen, zu der Einſicht gelangte meine Glaubenslehre ſei in der That durch und durch ſpinoziſtiſch oder pantheiſtiſch inficirt: ſo wäre das freilich ein ſehr ſchmerzlicher Gewinn für mich, aber doch ein Gewinn weil Selbſterkenntniß immer einer iſt.

Was nun Ihre eigentliche Frage betrifft: ſo iſt mir was ich thun ſoll gleich gewiß geweſen; aber wie ich es ſagen werde, darüber muß ich im Voraus um Ihre Nachſicht bitten. Ich finde Sie gar nicht zudringlich ſondern nur freundlich und wohlwollend, und ich Armer ſitze weder auf einer ſolchen Kathedra wie Kant, noch bin ich ſonſt ſo lakoniſch wie er, und es thut mir leid wenn Sie von dem letzten eine etwas ſtarke Erfahrung machen müſſen. Zuerſt alſo kann ich es gar nicht anders als loben, daß Sie ſich durch Rückſichten auf meine perſönliche Lage, die wol auch oft mit zu ſtarken Zügen abgebildet wird, von der Ausarbeitung und Herausgabe Ihres Buches nicht haben abhalten laſſen. Wahrheit iſt ja eine Gabe deren Werth von keinen Umſtänden abhängt, und ich kann ja, wenn etwa ein Unfall über mich verhängt wäre, unmöglich wünſchen daß mir dann auch die richtige Erkenntniß vorenthalten würde. Dafür aber, daß indem Sie mir dieſe Gabe darreichen Sie nicht den mir perſönlich mißwollenden beigezählt werden können, wenigſtens nicht von verſtändigen, und was gehen Sie und mich die Anderen an: dafür wird die Art, wie Sie darreichen, ſchon hinlänglich ſorgen. Gläubige an mich, für die zu ſorgen wäre, giebt es hoffe ich gar nicht; wenigſtens wäre das ganz wider meinen Willen, und ich überlaſſe ſie gern ihrem Schickſal. Wozu ſollte alſo mein Gaſtgeſchenk eigentlich ſein? und in welcher Bedrängniß befinden Sie ſich eigentlich? Ich ſehe ſo wenig davon ein, daß ich eben auch nicht weiß wie ich Sie daraus löſen ſoll; und ſo kann ich mich zu nichts anheiſchig machen was ich dann vielleicht ganz verkehrt und ganz gegen Ihren Wunſch ausführte. Ich habe aber noch ein Paar Gründe für die ich Sie noch um einige Augenblicke bitten muß. Der eine iſt aus einer alten Fabel genommen und heißt vestigia terrent. Ich finde nämlich nicht daß ſich Herr ꝛc. Auguſti weder um ſich ſelbſt noch um die Sache noch um Sie ein ſonderliches Verdienſt erwerben hat durch das Ihrer erſten Schrift mitgegebene Gaſtgeſchenk, und ich kann mir nicht zutrauen daß ich mich in eine bedeutend beſſere Lage hiebei ſollte ſezen können. Der zweite, ich würde mich zu etwas anheiſchig machen, ohne zu wiſſen was es eigentlich ſei. Es kann ja ſehr wohl ſein, daß wenn ich Ihre Sieben Abſchnitte ſehe, welche meine ganze Glaubenslehre verzehrt haben, ich wirklich gar nichts oder nichts in der Kürze einer Zugabe zu ſagen wüßte; ja ich geſtehe daß mir dieſes überwiegend wahrſcheinlich iſt. Drittens endlich bin ich gar nicht ſo ſchnell als Sie vielleicht meinen, ſondern vielmehr ſehr langſam; und ich weiß ſchon, Ihre Abſchnitte würden mich gefangen nehmen, die erſte Sendung würde mir nichts helfen ohne die lezte, ich würde ſie dann im Zuſammenhange ſtudiren wollen, und dann würde erſt die Verlegenheit entſtehen, was im Gaſtgeſchenk zu ſagen und was auf eine ausführlichere Entgegnung zu verſparen wäre; denn ich möchte nicht ſolche drei Männer finden, die mir dieſe abnähmen, wie Herr Auguſti ſie gefunden hat. Kurz mir würde angſt und bange werden, weil Ihr Sezer wartete und Sie und das Publicum dazu, welches in ſolchen Fällen immer ſchon etwas im Geheimniß zu ſein pflegt, und ſo könnte ich gewiß nichts geſcheutes, nichts das Ihrer würdig wäre hervorbringen, und dabei behielte ich immer noch das böſe Gewiſſen die Erſcheinung Ihres Werkes verzögert zu haben. Dieſe Gründe ſelbſt zu widerlegen habe ich mir ſchon viel Mühe gegeben, aber ohne meinen Zweck zu erreichen. Bleiben Sie nun bei dem Entſchluß daß auch von Ihrem freundlichen Erbieten und meiner ablehnenden Antwort das Publikum Kenntniß erlangen ſoll: ſo kann ich leider auch hiezu weder Rath geben noch Hülfe leiſten, weil, wenn ich nicht weiß zu was Ende, ich auch die rechte Art und Weiſe unmöglich angeben kann. Sie haben alſo hierin ganz freie Hand meinetwegen, und ich bin meiner Sache ſehr gewiß daß Sie den Sinn meiner Ablehnung nicht entſtellen werden. Ich habe übrigens noch einen anderen Grund im Hintergrunde, der allein hinreicht für ein Publikum, und mit dem ich völlig hätte auskommen können, wenn mir nicht daran gelegen hätte Ihnen die andern auch mitzutheilen. Nämlich ſchon am dritten September, alſo ehe Ihre erſte Sendung hier ſein könnte, verreiſe ich und komme erſt im October zurück. Dann habe ich mit Vorbereitung auf die Vorleſungen und mit andern Dingen, die an ſich zwar unbedeutend ſind aber das Wort Muße doch nicht aufkommen laſſen, ſo viel zu thun, daß ich nicht abſehn kann wie bald ich mit Luſt und Nuzen an Ihre Abſchnitte würde gehen können.

Und nun laſſen Sie mich jezt Abſchied nehmen mit dem herzlichſten Dank für Ihr freundliches Anerbieten und den beſten Wünſchen für baldige glückliche Vollendung Ihrer Arbeit. Wie weit wir auch auseinander gehen mögen, wir haben doch daſſelbe gemeinſame Intereſſe, die Wahrheit, und dieſelbe Methode ſie zu fördern, die Liebe. Und unter dieſem gemeinſamen Wahlſpruch bin und bleibe ich in herzlicher Hochachtung der Ihrige. Schleiermacher.

Darf ich in der Vorausſezung daß Lücke noch in Bonn iſt um die Beförderung der Einlage bitten? Sollte er ſchon abgereiſt ſein: ſo wird er wol eine Verfügung über zu ſpät kommende Briefe getroffen haben.

Schleiermacher an Gaß.

[1827].

Lieber Freund, in dem ſchrecklichen Gedränge in dem ich mich gerade dieſe Tage befinde, kann ich doch nicht unterlaſſen, Dir mit Breßler ein Paar Zeilen zu ſchreiben. Deine Briefe aber habe ich nicht zur Hand, und weiß nicht was es darin noch zu beantworten giebt. Hier trägt man ſich jezt mit den ſchlimmſten Nachrichten, und ich will Dir ſoviel wie ich darin ſehe mittheilen. Altenſtein (dies iſt die Combination die ich mir mache) hat beim Könige auf eine gerichtliche Unterſuchung gegen die Zwölf, wahrſcheinlich wegen des Schreibens an ihn, angetragen. Der König hat geantwortet, er finde das nicht angemeſſen, wolle aber die Sache an das Staatsminiſterium weiſen. Was dies nun machen wird weiß ich nicht; Altenſtein hat nicht viel Freunde darin, und was ſie uns anhaben wollen ſehe ich nicht ein. — Ferner hat der Herr Miniſter beſchloſſen Nachforſchung anzuſtellen wer der Verfaſſer des Geſprächs ſei, welches ja wol zu Euch auch gekommen ſein wird, und dann auf deſſen Abſezung anzutragen.*) Indeß behauptet Reimer zu wiſſen, daß in Leipzig, wo es erſchienen iſt, noch keine Anfrage geſchehen ſei. Alſo wird dies wol auch ein Kix ſein. Hier haben anfangs viele gemeint es ſei von mir, indeß fängt dieſe Meinung an ſich zu verlieren. Den Prozeß hat der König aber niedergeſchlagen, dies ſcheint ganz gewiß zu ſein, und definitiv die Beſtätigung von P. und D.**) verweigert. Auch ſoll befohlen ſein Piſchon unter Strafe der Abſezung zur Annahme der Liturgie beim Waiſenhauſe anzuhalten; indeß dies iſt mir noch zweifelhaft. Auf jeden Fall ſteht die Sache ſo ſchlecht als ſie nur je geſtanden hat, und ich wollte nur ſie käme endlich zum brechen. — Daß der König Verfaſſer des Luther ſei***) ſagt man hier, und merkwürdig genug erſt ſeitdem das Geſpräch erſchienen iſt, ganz laut.

Bekkedorff iſt nun auch über den Rubicon. Der König ſoll ſehr böſe ſein, weil er glaube ich ihm vor ſeinem Uebertritt noch einmal ſchreiben ſollte, und es nun erſt hintennach gethan hat. Er hat ihn ſogleich aus allen ſeinen Verhältniſſen im Altenſtein'ſchen Miniſterio heraus genommen und ihn zur Dispoſition des Staatsminiſterii geſtellt, dieſen Befehl auch gar nicht an Altenſtein ſondern gleich ans Staatsminiſterium geſchickt. Der Senat hat den Miniſter Altenſtein vel quasi gebeten, er möge doch beim König darauf antragen die Univerſitätsbevollmächtigterſtelle hier nun eingehen zu laſſen. Ich glaube aber nicht daß er ſich das Herz nimmt. — Neulich wollte eine Nichte von Altenſtein, der er die Hochzeit ausrichtete, von mir getraut ſein. Er verwarf das aufs weiteſte, weil er mich nicht bei ſich ſehen könnte indem ich ihn perſönlich beleidigt habe. Da ſie aber außer mir keinen wußte als Noodt: ſo blieb es denn bei mir. Sie wurde aber in der Kirche getraut, ſodaß er keine weitere Notiz von mir nahm. — Deine Recenſion von den Feſtpredigten habe ich vor kurzem geleſen und danke ſchönſtens dafür. Unſer Geſchmack trifft übrigens ziemlich zuſammen. Wann ich an den zweiten Band kommen werde, ſehe ich noch nicht ab. Nun mache ich erſt die Republik fertig, deren neuntes Buch endlich abſolvirt iſt; dann muß ich doch zunächſt an die Dogmatik denken, die ich nächſten Winter leſen will auch ohne Compendium.*) — Der Generalſuperintendent Roß aus Weſtfalen der hier iſt hat nichts mit der Liturgie zu ſchaffen ſondern nur mit der dortigen Kirchenverfaſſung, und meint die Sache würde ſich ſo gut ſtellen als ſich nur erwarten laſſe. Propſt ſcheint er nicht werden zu wollen. Der Magiſtrat ſoll beſchloſſen haben auch zu den beiden andern Stellen keine neue Wahl zu halten, und ſo wird das Conſiſtorium ſie beſezen müſſen.

---

*) „Geſpräch zweier ſelbſtüberlegenden Chriſten über die Schrift: Luther in Bezug auf die neue preußiſche Agende. Ein letztes Wort oder ein erſtes.“ [Werke V. 537.] 1827 erſchienen.

**) Piſchon und Deibel. Die definitive Verweigerung der Beſtätigung iſt vom 6. Januar 1827.

***) Luther in Bezug auf die preußiſche Kirchenagende vom Jahre 1823 mit den im Jahre 1823 bekannt gemachten Verbeſſerungen und Vermehrungen. Berlin, Poſen und Bromberg bei Mittler. 1827.

Revanchire Du Dich mit beſſeren Neuigkeiten, ſo will ich mich freuen. Bei uns iſt alles wohl und ich hoffe bei Dir auch. Stavenhagen's ſind vor wenigen Tagen abgereiſt, und Reimer's reiſen nächſtens; ſie nach Leipzig und er von da noch weiter. Was aus mir in den ſpäten Herbſtferien wird weiß ich noch nicht. Gott befohlen. Grüß alles in Deinem Hauſe herzlich und alle Freunde. Dein treuer Freund Schleiermacher.

Berlin, d. 21. Juli**) [1827].

Unſer Freund Hoßbach iſt freilich eine ſo vorzügliche Gelegenheit, daß ich Dir mit ihm einen großen Brief ſchreiben ſollte. Aber warum reiſt er zu einer ſo ungelegenen Zeit? Da haben wir die

---

*) Schleiermacher hat ſie im Winter von 1827 auf 1828 geleſen.

**) Nach eben empfangenem Verweiſe, alſo 1827.

Geſchichte mit dem Verweiſe gehabt, die er Dir näher erzählen kann, und ich habe meine Zeit mit der Antwort verderben müſſen. Dann iſt vor ein Paar Tagen Tweſten angekommen, und der Dohna aus Düſſeldorf, und ſo bin ich heute den ganzen Vormittag aus einer Hand in die andere gegangen, ſo daß ich mich jezt auf das nothwendigſte beſchränken muß.

Die Anmuthung wegen der Beichtväter haben wir gänzlich abgelehnt. Wir haben geſagt, Beichtvater wäre eigentlich gar kein evangeliſcher Begriff, und am wenigſten nach der Union, da er allen Reformirten durchaus fremd war. Beſonders aber ſei von Studenten gar nicht zu verlangen, daß ſie ſich immer zu Einer Kirche und Einem Prediger halten ſollen. Am wenigſten aber könnten wir jemals uns dazu verſtehen ſolche Anmuthungen an die Studenten zu bringen, da wir von uns ſelbſt in dem Falle wären Beichtväter ſein zu können. Beſcheid darauf haben wir natürlich nicht bekommen.

Bei dem was Altenſtein gegen Funk hat ausgehen laſſen, liegen, wie ich alle Urſach habe zu glauben, auch wieder unter der Hand gegebene königliche Befehle zum Grunde. Bringe aber dieſe Kunde nicht unter die Leute.

Da haſt freilich mehr Urſach als andre zu glauben daß ich das Geſpräch geſchrieben habe, aber doch noch lange nicht genug. Von dem was Dich betrifft kannſt Du das eine wol ſelbſt anderen erzählt haben. Uebrigens ſind ein Paar Stellen darin, welche ich wie ſie daſtehen gar nicht verſtehen kann.

Ihr werdet nun wol bald die Fundamentalagende erhalten mit dem Auftrage, die einflußreichſten Geiſtlichen zu convociren um die provinziellen Zuſäze mit ihnen zu verabreden. Das wird nun doch ſo eine bunte Geſchichte werden, daß an die ſonſt ſo ſehr angeſtrebte Gleichförmigkeit nicht mehr zu denken ſein kann.

Ich habe dieſes im größten Kampf mit dem Schlafe geſchrieben und kann nun nicht länger widerſtehen. Laß Dich alſo wegen alles anderen auf Heßbach verweiſen, meine Strohwittwerſchaft nicht zu vergeſſen, und ſeid mit einander recht vergnügt. Die herzlichſten

Grüße an die Deinigen und an alle Freunde. Wie immer der Deinige.

Schleiermacher an Lücke.

1827.

— Was Göttingen betrifft: ſo gratulire ich Göttingen unbedingt, aber auch Ihnen habe ich es gar nicht verdacht. Ueber das Miniſterium aber welches wie ich höre Ihre Stelle gar nicht wieder beſezen ſondern das Geld wahrſcheinlich nach Poppelsdorf tragen will — denn dieſe Gegenſtände verſchlingen ja alles — bin ich deshalb ſo ergrimmt, daß ich ſchon in Begriff war zu ſagen, wenn Sie dies voraus gewußt hätten, ſo hätten Sie deshalb in Bonn bleiben müſſen. Allein mir fiel zeitig genug ein daß unter ſolchem Regiment es unmöglich iſt etwas zu halten und daß Sie nun um ſo mehr Recht haben zu gehen. Daß Sie in Göttingen eine größere Wirkſamkeit finden werden iſt keine Frage; und daß man auf einen ſolchen Grenzpoſten ſich auch nicht auf die Lebenszeit commandiren laſſen kann, ſcheint mir auch ausgemacht. Das Scheiden von lieben Freunden und Collegen iſt zwar ſchwer, aber Sie legen die Nähe Ihrer Familien und die gegründete Hoffnung auf freundliche Verhältniſſe die ſich auch dort bilden können auf die andere Wagſchale. Göttingen thut eine neue Epoche im theologiſchen Studium Noth. Gott gebe daß Sie ſie mit rechtem Segen eröffnen! Ich ſchließe in dieſen Wunſch das neue Journal mit ein welches vielleicht durch dieſe Verpflanzung eine noch größere Bedeutung bekommt.*) Mich aber behandeln Sie dabei doch ein wenig eigen. Im erſten Anfang wollen Sie einen Beitrag von mir haben und damit ſoll ich abgefunden und abgekauft ſein; Sie fürchten ſich ordentlich es möchte mir ſchmecken und ich möchte dann mehr geben wollen. Sein Sie aber nicht bange, ich will gar nicht überläſtig ſein. Nur wie ich Ihren Wunſch erfüllen ſoll ſehe ich gar nicht ab. Jezt brauche ich jede Minute zum Plato um den endlich um einen Band weiter zu fördern; und dann muß ich an die zweite Ausgabe der Dogmatik gehn. Nehmen Sie nun alles übrige und die immer wieder eintretende liebenswürdige Correſpondenz mit Miniſterium und Conſiſtorium, von der bald ein zweites Heft erſcheinen könnte, hinzu: wie kann ich noch irgend etwas verſprechen? Und wer weiß was ich noch um Delbrück's willen thun muß, wiewol ich ſeinen Wunſch gleich mit in ſein Buch hineinzuſchreiben nicht zu handhaben wußte. Kommt mir nun eine Inſpiration, ſo werde ich ſie gewiß nicht von der Hand ſchlagen: aber rechnen Sie nicht auf mich und präludiren Sie mich nicht ohne alles Reſtitutionsmittel wenn ich zum erſten Stück nichts bringen kann. — Unſere Facultät hier will gar nicht mehr zuſammenhalten und der Scandal iſt durch die Geſchichte mit der lezten Preisaufgabe ſo groß geworden daß ich gar kein Mittel ſehe; Neander iſt wie Nicolovius ſagte aus einem Lamm ein Löwe geworden — aber ich will mich wol hüten fortzufahren und etwas ähnliches aufzuſtellen für die andere Seite. Schreiben kann man es nicht; aber zum Erzählen iſt die Sache kapital. Die Liturgica gehen auch noch ihren Gang, aber ich fürchte ſie werden ein klebriges Ende nehmen ohne daß irgend etwas bedeutendes herauskommt; und das wäre nur ſchade um alle vergoſſene Tinte. Beinahe hätten mich neulich Roß und Nicolovius zwei treffliche Männer zu einem übereilten Schritte gebracht, das δαιμόνιον aber warnte mich zur rechten Zeit und als ich es mit Hoßbach beſprach wurden wir auch gleich feſt. Nun paradiren wir zwar mit unſerem Verweiſe in allen Zeitungen, aber von unſerrn einzelnen Antworten an das Staatsminiſterium ſteht nirgend etwas. Gleichviel; eins thut ſo wenig als das andre. —

---

*) Die Studien und Kritiken.

Schleiermacher an K. H. Sack.

Berlin, den 11. April 1828.

— Ich muß nun mit Macht an die zweite Ausgabe meiner Glaubenslehre gehen. Auch dieſe Arbeit iſt mir nicht erfreulich. Denn was hilft alles Schreiben wenn Niemand leſen kann? Ich wollte gern die Schuld allein an mir ſuchen, daß ich nämlich wie ich ſehr gern zugebe auch nicht ſchreiben kann. Aber die Fälle kommen zu häufig, wo das Gegentheil von dem, was man als meine Behauptung aufſtellt, mit gar zu klaren Worten daſteht. Indeſſen es muß doch gemacht ſein und wird mir eine Menge Mühe und Arbeit koſten. Unſere Provinzialagende iſt nun auch fertig und liegt beim Könige; mich ſoll wundern, ob er ſie beſtätigen und was dann weiter werden wird. Auch Bunſen durch den Sie dieſen Brief erhalten hat ſeine römiſche Agende drucken laſſen. Der hat nun wieder ſeine beſondere Opfertendenz, der ich auch keinen Geſchmack abgewinnen kann, und bricht mit römiſchen Melodien in unſren deutſchen Kirchenſang ein. Das iſt nun die italieniſche Provinzialagende.

Schleiermacher an Blanc.

Berlin, d. 16. Juli 1828.

Nun, mein lieber Freund, der erſte Theil Ihres Briefes hat ja ſehr bald ſeinen Schluß gefunden! Mir ging es ganz wie der Niemeyern; ich hatte auch gleich — und ich erhielt die erſte Notiz durch Ihren Brief — keine Hoffnung mehr, und wünſchte dem trefflichen Manne nur ſeines rüſtigen Lebens würdig zu ſterben, d. h. ohne lange Quälerei, und ich freue mich daß mir dieſer Wunſch iſt erfüllt worden.*) Sie wiſſen wie weit ich in vielen Stücken mit dem ſeligen Mann aus einander war; aber ich habe ſeinen ganzen Werth erkannt und empfinde ſeinen Tod als einen herben Verluſt. Die frankiſchen Stiftungen zunächſt, hernach Ihre Univerſität werden gewaltig leiden — geſezt auch Sie bekämen keinen hegelſchen Theologen an ſeinen Plaz. — Aber auch die ſchwierige Schwebe, in der ſich die theologiſche Geſammtheit übel balancirend befindet, bekommt einen Stoß, von dem ſich die Folgen noch nicht überſehen laſſen. Es hat mich ſehr gefreut, daß auch Wucherer ſo anerkennend über ihn an Caroline geſchrieben hat. Wo möglich ſchreibe ich noch ein

---

*) Bezieht ſich auf den Kanzler Niemeyer, der am 7. Juli 1828 ſtarb.

Paar Zeilen an die Kanzlerin, von der ich gern bald etwas näheres wüßte.

Was die kirchlichen Angelegenheiten betrifft: ſo würde ich, wenn von hier aus etwas irgend beſtimmtes und entſchiedenes zu berichten geweſen wäre das Stillſchweigen längſt gebrochen haben. Die Provinzialcommiſſion iſt verſammelt geweſen und hat ihre Arbeit gemacht. Marot der davon war, hat mich verſichert es wäre alles ſo beſeitigt, daß wir ſo gut als gar nichts an unſrer gottesdienſtlichen Form würden zu ändern haben. Hier nun liegt die Sache. Baſſewitz, welcher Präſes war, hat mir ſeine Freude geäußert über die Freimüthigkeit, welche bei den Sizungen geherrſcht habe, ſagte mir aber damals — es war nach Pfingſten — er wiſſe nicht, ob die Sache noch beim Miniſter liege oder ſchon beim Könige. Ich glaube wenn der König die Arbeit bereits gebilligt hätte: ſo würde auch der »Brandenburgiſche Nachtrag“ ſchon im Druck ſein, und das wäre ſchon ruchbar geworden. Ueber Dohlhoff's Verfahren glaube ich brauchen Sie nicht unruhig zu ſein. Hat er dafür geſorgt, daß die Abweiſung ſeiner Bedenklichkeiten aus dem Grunde daß es ſich hier nicht um Annahme oder Nichtannahme der Agende handle mit protocollirt worden iſt: ſo weiß ich gar nichts auszuſezen. Iſt aber auch das verſäumt worden: ſo wird er es ja zeitig genug auf ſeinen Amtseid verſichern können. Auf keinen Fall kann der Antheil den er an der Arbeit genommen, Sie beide und Ihr Presbyterium binden, ja auch ihn nicht ſo weit, daß er nun Spaltung machen müßte. Alſo ſcheint mir völlig res integra zu ſein. Aber weder Sie dort noch wir hier können irgend etwas eher thun, bis uns die Sache vorgelegt wird. Wenn Sie aber nicht etwa, was mir unbekannt iſt, als Pfälzer Colonie beſtimmte Privilegien haben: ſo haben Sie Unrecht ſich auf die franzöſiſche Kirche zu berufen. Ausgenommen Sie für Ihre Perſon können immer ſagen, Sie hätten mit Ihrer franzöſiſch reformirten Geſinnung nur unter Vorausſezung der damals beſtehenden Liturgie auf die Vereinigung eingehen können, und wollten alſo bei dieſer erhalten oder als franzöſiſcher Prediger in integrum reſtituirt werden. Was mich betrifft:

ſo kann ich freilich nicht mit Beſtimmtheit ſagen was ich thun werde, da ich das Machwerk nicht kenne. Kommt es mir aber auch leidlich vor: ſo werde ich mich nie anders zur Annahme verſtehen, als mit Vorbehalt derſelben Freiheit, deren ich mich bei unſeren Agenden bedient habe. Und zu gewiſſen Dingen, wie mit dem Rücken gegen die Gemeine gewendet zu ſprechen, werde ich mich nie verſtehen, und mich beſonders gegen alle Schlingen in dem Ausdruck »Nachtrag« auf das vollſtändigſte verwahren. Und ſo mag es denn gehen wie es will und kann. Gegen eigentliches Befehlen ſcheint der König immer noch eine große Abneigung zu haben, aber freilich das Jahr 1830 ſpukt vor, und man ſollte nur bei Zeiten etwas thun um es abzulenken.

Daß Sie unter die Recenſenten gegangen ſind, erfahre ich erſt aus Ihrem Briefe; wie hätte ich es denn ſonſt ſchon wiſſen können! Sie kommen mir vor wie ein junger Mann, bei dem die Schlingeljahre etwas zu ſpät nachkommen, weil er früher eine ernſthafte Beſtie war. Einmal muß ein jeder dieſe Luſt büßen; alſo gehen Sie nur friſch daran, Aber länger als drei Jahre höchſtens es in Ihrem Alter zu treiben wäre unanſtändig.

Von Caroline werden Sie hören, daß ich Luſt habe gegen Ende künftigen Monats auf ein Paar Wochen nach London zu gehen. Es liegt dabei gar keine beſondere literariſche oder kirchliche Abſicht zum Grunde; ich will mir nur Land und Leute anſehen. Ich habe mich einmal darauf geſezt, ſo daß es mir nun lieb wäre wenn nichts dazwiſchen käme; doch bin ich noch gar nicht ſicher.

Schleiermacher an E. M. Arndt.

[Auguſt 1828].

So gehts mit dem Schreiben, mein lieber Bruder. Die Poſt iſt mir ein ſo abſcheuliches Inſtitut, daß es mir nicht leicht eine andere als förmliche Zeile abgewinnt. Nun bietet mir Frieſen eine erfreulichſte Gelegenheit dar, aber auch zur ungelegenſten Zeit.

Nämlich ganz kurz vor einer großen Kataſtrophe, deren Wendung ich aber nicht abſehen kann. Unſre Facultät hat nämlich einen großen Hader mit Altenſtein, wobei ich noch auf eine beſondere Weiſe perſönlich concurrire. Nun iſt neulich ein ungeheurer Erlaß ergangen, der mir keine andre Wahl läßt als an den König zu gehen mit der Alternative meines Abſchieds. Neander iſt auch außer ſich, und wenn der und Strauß feſthalten: ſo zweifle ich kaum daß wir ſiegen werden; erweichen ſich dieſe aber: ſo werde ich natürlich das Opfer. Die Geſchichte iſt zu weitläuftig zur ſchriftlichen Relation, und Du mußt Dich mit dieſen Angaben begnügen. Ich thue übrigens keinen Schritt ohne Eichhorn's Zuſtimmung, und das gereicht zur großen Beruhigung. Gott mag es nun wenden. Natürlich trage ich nur auf meine Quiescirung als Profeſſor an, und auch das glaube ich nicht daß ſie mich ohne Penſion entlaßen werden; ein philoſophiſches Collegium kann mir niemand wehren auch hernach zu leſen. Gehen nun ein Paar Tauſend Thaler verloren, und muß man ſich darnach ſtrecken: ſo kann das dem ganzen Hausſtande ſehr heilſam ſein.

Ich hoffe noch immer, wenn ſich die Geſchichte nicht ſo zieht, daß ich die Reiſe aufgeben muß, auf dem Rückwege ein Paar Tage bei Euch zu ſein. Das wird gegen Ende Septembers oder Anfang Octobers ſein, und wir können ja dann zuſammen berathen, wenn Du Dein Bündel geſchnürt hältſt.

Hilde und klein Jettchen ſind mit Lina nach Görmitz; unſre Luiſe leider in einem ſehr bedenklichen Geſundheitszuſtande, ſonſt alles gut. Grüße Weib und Kinder und alle Freunde. Ihr bekommt vielleicht bald wieder Einen hin, nämlich unſeren braven Bleek. Doch iſt die Sache noch nicht gewiß, hänge ſie alſo nicht an die große Glocke. Gott befohlen. Dein getreuer Freund und Bruder F. Schleiermacher.

Reimer's ſind vor acht Tagen abgereiſt nach Stuttgart und Baſel.

Schleiermacher an Nicolovius.

Berlin, d. 29. Novbr. 1829.

Mein College Marheinecke fängt an, mir wieder Facultätsſachen zuzuſchicken. Er hat Recht; denn meine Dispenſation iſt abgelaufen; ich habe das inzwiſchen ignorirt und ſie abgelehnt. Wahrſcheinlich wird er nun das Miniſterium in Kenntniß ſezen. Der Herr Miniſter hat mich vorläufig dispenſirt, bis ich mir anderweitige Erleichterungen würde verſchafft haben. Ich habe auch nicht aufgehört die Sache hin und her zu erwägen; aber ich muß immer dabei ſtehen bleiben, daß alles nur auf halbe und für meinen Zweck, Zeit zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu gewinnen, ganz unzureichende Maaßregeln hinausläuft. In die Univerſitätsgeſchäfte will ich aber durchaus nicht wieder hinein; der Zuſtand iſt zu ſchlecht, als daß wer einmal glücklich heraus iſt wieder gutwillig hineintauchen ſollte. Will der Herr Miniſter mich alſo nicht definitiv dispenſiren: ſo bleibt mir nichts übrig als meine Profeſſur aufzugeben. Es fragt ſich auf wie milde Weiſe, das heißt mit wie wenigem Verluſte dies nach fünfundzwanzigjähriger Dienſtzeit geſchehen kann. Ich will mich gern erbieten fortzuleſen, aber ungebunden und ſo daß für die Vollſtändigkeit des Unterrichts auf mich nicht gerechnet wird; dann kann ich meine Vorleſungen ſo einrichten, daß ſie meinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten den möglichſt wenigen Eintrag thun. Glaubt der Herr Miniſter es unter dieſen Umſtänden verantworten zu können, daß er mir von meinem Gehalt nur ſoviel abnimmt, als womit er einen jungen Profeſſor anſtellen kann — ich denke Bleek hatte 600 Thlr. anfänglich — nun ſo kann die Sache auf dieſem Wege gehen. Will er mich aber auf die Hälfte ſezen: ſo würde mich das nöthigen, mein Predigtamt auch aufzugeben, um mit beiden Ruhegehalten an einen wohlfeilen Ort zu ziehen, wo ich davon mit den Meinigen leben könnte.

Das iſt die Sache, mein theurer Freund, mit der ich Sie gern ſchon mündlich unterhalten hätte. Jezt drängt mich des Dekans heutige Sendung, mir Ihren Rath recht bald auszubitten. Es iſt am Ende auch beſſer, daß ich es ſchriftlich thue; Sie können die Sache ſo beſſer im Zuſammenhang überſehen. Von Herzen und mit den beſten Grüßen an Ihre Damen der Ihrige.

Schleiermacher an Bleek.

d. 23. April 1830.

Wenn ich nicht wüßte daß Sie und Auguſte mich kennten und daß Ihr ganzes Herz mir traute, ſo würde ich nicht wiſſen, wie ich mich rechtfertigen ſollte daß ich einen ſo lieben Brief wie den Ihrigen über ein Vierteljahr unerwiedert gelaſſen habe. Und auch jezt noch wenn nicht ein lieber Zuhörer der zu Ihnen reiſt mahnte und dabei das neue Semeſter drohend vor der Thür ſtände — auch jezt noch wollte ich nicht für mich ſtehn. Ich will Ihnen aber das Räthſel mit einem Worte löſen, daß ich nämlich ein faſt unüberwindliches Widerſtreben gegen das Briefſchreiben empfinde ſeit Nathanaels Tode. Es rührt eben daher daß beim Arbeiten die Gedanken gebunden ſind und im Geſpräch geleitet werden von Andern — ſo wie ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind haben ſie keinen andern Gegenſtand, oder vielmehr es ſind keine Gedanken ſondern der Schmerz iſt da und behauptet ſein Recht. Das fühl ich wohl in meinem Alter heilt eine ſolche Wunde nicht mehr. Sie brauchen alſo auch nicht etwa bange zu ſein daß Sie ſie wieder aufgeriſſen haben, nein Ihre lieben Worte über den Knaben waren Balſam darauf, ſo wie jede Erinnerung daran wie der Knabe geliebt worden war mir immer der beſte Troſt geweſen iſt, wenn ſie auch immer neue Thränen hervorlockt. Aber nun will ich ſchweigen von ihm und Ihren Friedrich Nathanael von Herzen willkommen heißen. Ich habe mir manchmal ſeinetwegen beſondre Vorwürfe gemacht, daß ich nicht meine Pathenſchaft wenigſtens gleich acceptirt habe. Aber zur Taufe wäre meine Antwort ja doch wol zu ſpät gekommen. Mögen denn alle unſere guten Wünſche für ihn in Erfüllung gehen! Meines Antheils an ihm den Sie mir gönnen will ich mich wenigſtens freuen ſo lange ich ſeine Entwicklung begleiten kann. Es iſt mir nur gar oft ſo zu Muthe als ob das nicht lange mehr ſein würde. Nitzſch's haben wie ich gehört vor Kurzem ein liebes Kind verloren; ich habe daran wie Sie denken können einen ſo herzlichen Theil genommen, als Mann und Frau mir immer einen gar lieben Eindruck gemacht haben. Um Ihre collegialiſchen Verhältniſſe, lieber Freund, könnte ich Sie auf alle Weiſe beneiden; ich muß nur froh ſein, daß ich jezt endlich ganz von Facultätsverhältniſſen frei bin. Unſere neueſten Begebenheiten kann ich wol als bekannt vorausſezen, und will Ihnen daher nur die Verſicherung geben, daß ich für meine Perſon davon auch nicht im Geringſten afficirt worden bin, und zwar auch nicht von den Geſangbuchsgeſchichten die mir offenbar weit mehr am Herzen liegen müßten, weil ſie mit ſehr unangenehmen Verhältniſſen hier drohen. Nun freue ich mich um ſo mehr, daß die Sache ohne alle äußere Unterſtüzung ſo durchgeführt iſt daß nur Goßner ſeine ſtörrige aufgehezte Gemeinde nicht hat überwinden können. Und ich hoffe dies ſoll ein lehrreiches Beiſpiel ſein wieviel in kirchlichen Dingen durch Zuſammenhalten der Geiſtlichen ausgerichtet werden kann. Der . . . ., der doch jezt einen bedeutenden Einfluß ausübt, war zu einem hartnäckigen Gegner geſtempelt worden, und auf dieſem Wege auch der König welcher ſich anfangs günſtig gezeigt hatte umgeſtimmt worden, bis endlich noch Bunſen von Rom aus ſich nicht nur durch ſeine Briefe in der Kirchenzeitung ſondern auch durch einen an den König hineinmiſchte. Dennoch hat der König ſich vorgeſehen und keine poſitive Gegenwirkung gemacht. Jezt iſt gewiß am beſten zu ſchweigen, aber es wird ſich ſchon einmal eine Gelegenheit finden dieſe Geſchichte auf eine authentiſche Art recht ans Licht zu ſezen.

Der erſte Band der Dogmatik iſt nun, was mich anbetrifft, fertig, ich habe geſtern den lezten Strich gemacht und die Druckerei iſt auch nur noch um ein paar Bogen zurück. Nun muß ich wieder neuen Kritiken entgegenſehen; Steudel hat mir ja ſchon ſich ſelbſt und Baur angekündigt und die von der rationaliſtiſchen Seite werden auch nicht ausbleiben. Sie mag ſich aber ſelbſt helfen;

ich werde durch Antikritiken oder dergleichen nichts für ſie thun. Ich weiß nicht ob Sie Steudel's Sendſchreiben an mich in der Tübinger Zeitſchrift ſchon geſehen haben. Er hat mir einen beſondern Abdruck davon mit einem Brieſchen zugeſchickt. Ich bin feſt entſchloſſen ihm ſchriftlich ſehr freundlich aber öffentlich gar nicht zu antworten. Bei dem ewigen Repliciren und Dupliciren kommt gar nichts heraus. Der meint nun auch ich wollte ihm verbieten am alten Teſtament ſeine Freude zu haben. Aber wie ſind Sie doch darauf recht gekommen, liebſter Freund? Ich kann jezt mein Sendſchreiben nicht wieder nachſehn, ob ich dazu Veranlaſſung gegeben, aber ich glaube kaum daß das ſollte geſchehen ſein. Denn ich habe ja doch nur in dogmatiſcher Beziehung reden können. Sobald man es als eine religiöſe Geſchmacksſache gelten läßt habe ich ja gar nichts dawider; aber der dogmatiſchen Adhibition des alten Teſtaments verdanken wir doch entſezlich viel übles in unſerer Theologie. Und wenn man den Marcion richtig verſtanden und nicht verkezert hätte, ſo wäre unſere Lehre von Gott viel reiner geblieben. Dies halte ich für nothwendig aufs allerſtärkſte zu ſagen, und für mich iſt es eine Gewiſſensſache, wobei aber die Pauliniſche Schäzung des alten Bundes, auf die Sie mich zurückweiſen, ſehr wohl beſtehen kann. Ich ſchmeichle mir damit daß die Mißdeutungen welche Sie beſorgen oder welche Ihnen auch ſchon vorgekommen ſind doch nur darin ihren Grund haben, daß man was ich geſagt über den Zuſammenhang hinaus dehnt in dem ich es geſagt, das halte ich aber allemal für ein genommenes Aergerniß und erkläre mich für unſchuldig daran. Denn wenn jedes mal eine ſolche Neigung voraus geſezt werden ſollte und alle Cautelen dagegen genommen: dann möchte ein Anderer ſchreiben und vorzüglich in einem ſolchen Styl wie die Sendſchreiben. Und doch können mir dieſe wieder nicht leid thun. Es kommt aber auch dem Alten Teſtament Hülfe genug und zwar auch ſolche die freundlich gegen mich geſinnt iſt wie Umbreit und Sie — wenn Sie die Fantaſie fahren laſſen der Sache nicht gewachſen zu ſein.

Von meiner neuteſtamentlichen Einleitung wird Ihnen der

Ueberbringer erzählen können was Sie wiſſen wollen. Gern hätte ich ein und das andere davon in die Studien gegeben, aber die liebe Dogmatik ließ mich nicht dazu kommen. Die Einleitung mußte einmal umgeſchrieben werden, und ſo war ich im Zuge. Ich ſah auch wol daß wenn ich abkürzen wolle ich umſchreiben müſſe. Mit dieſer Abſicht fing ich jeden Abſchnitt an, aber aus dem Abkürzen wurde immer nichts, beim Umſchreiben aber blieb es. Ob nun die neue beſſer iſt als die alte, darüber habe ich im Augenblick wenigſtens kein Urtheil, will aber das beſte hoffen. Wenn ich einen einzelnen Bogen vornehme, ſo kommt mir doch alles etwas klarer, leichter und weniger unbeholfen vor; und das halte ich für ein gutes Zeichen. Ich muß nun ſchließen —

Schleiermacher an Blanc.

Berlin, d. 5. Mai 1830.

Mein lieber Freund, es iſt zwiefach unrecht daß ich Ihren Brief faſt ein Vierteljahr unbeantwortet gelaſſen habe, da er gewiſſermaaßen ein Geſchäftsbrief iſt. Sie werden mich aber verſtehen, dafür bürgen mir Ihre eignen Worte, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſeit Nathanaels Tod eine unüberwindliche Abneigung gegen alles Briefſchreiben hatte und leider noch immer habe. Sobald die Gedanken ganz frei ſind, weder durch Studium feſtgehalten noch durch Geſpräch geleitet: ſo wollen ſie bei dem Einen Gegenſtand ſein, und doch iſt darüber ſo gar nichts durch die Feder feſtzuhalten und mitzutheilen. Eben hierin liegt auch ſchon, mein lieber Freund, daß ich Ihr Schweigen nicht mißverſtanden habe; und wie hätte mir wol einfallen können an Ihrer Freundſchaft zu zweifeln! Laſſen Sie mich ſchweigen über die Sache; nur dieſes will ich ſagen, daß das erſte Gefühl des Verluſtes etwas ſtärkendes und erhebendes hat; aber dieſe Nachwehen, das beſtändige Entbehren, das ſich immer erneuernde Gefühl einer unausfüllbaren Lücke, das nagt an der Seele, das ſind die Nägel zum Sarge die ich deutlich einſchlagen höre.

Daß Sie nicht anders konnten als ſich auch zur Agende bequemen, das lag wol in der Natur der Sache. Im einzelnen glaube ich nicht daß Sie den rechten Weg eingeſchlagen haben. Sie hätten manches amtlich erſtreiten können; das Conſiſtorium hätte doch müſſen an das Miniſterium berichten, und dies iſt zu großer Nachgiebigkeit ſehr geneigt. Ihre Frage wie es denn in den rein reformirten Kirchen hier gehalten wird, weiß ich Ihnen nicht einmal vollſtändig zu beantworten. Der Dom iſt ganz an die große Liturgie gebunden, und alle ſpäteren ſogenannten Bewilligungen gehen an ihm vorbei, meine Kirche war ſchon ſeit der Union keine reformirte mehr. Es bleiben alſo nur die anderen Simultankirchen übrig, die jezt erſt in der Union begriffen ſind, und die Parochialkirche. In der lezteren habe ich den Altarſchmuck — ein Kreuz wenigſtens, aber ich meine auch Kerzen — ſchon ſeit mehreren Jahren geſehen, und ſo iſt es auch bei mir ſeit der Union. Von der Agende halten wir uns wol alle an ein Minimum, unter allen aber glaube ich das wenigſte zu haben. Ich halte mich an den Auszug, fange (mit Uebergehung des In nomine) wie ſonſt auch mit dem adjutorium an. Dann nehme ich eins der Sündenbekenntniſſe und ſchließe an dieſes vermittelſt des »Herr erbarme Dich und erhöre uns«, ohne Amen und mit Uebergehung des gloria, die Sprüche 7 und 8 sub rubro »Vor der Epiſtel« an, welche zuſammen genommen faſt ganz unſer altes Morgengebet ſind. Dann leſe ich immer nur eines von beiden, Epiſtel oder Evangelium, und ſchließe darauf mit unſerm „Der Gott des Friedens ꝛc.“, welches auch irgendwo unter den Sprüchen ſteht. Kreuz machen und der Gemeine den Rücken zu kehren habe ich mir ganz verbeten, und überhaupt gegen alle Buchſtäblichkeit proteſtirt, was ich mir denn auf die angezeigte Weiſe zu Nuze mache. Unſer Vorbereitungsformular, wie wir es bei der Union zuſammengeſezt, behalten wir; denn das iſt freigeſtellt, und für das Abendmahl giebt es ein Formular im zweiten Theil, welches auch großentheils unſer altes iſt. Das Trauungsformular iſt ſehr leicht zu arrangiren; aber nach der neuen Agende zu taufen habe ich mich noch nicht entſchließen können; es iſt mir zu trocken und mangelhaft. Indeß hat noch kein Hahn danach gekräht, daß ich ſelbſt in der Kirche mich unſres bisherigen Formulars bediene. Laſſen Sie ſich nur auch das nicht zu ſchwer ankommen, daß man Ihnen eben nur durch die Finger ſieht; wir wiſſen ja doch wie es damit ſteht. Mich wenigſtens beruhigt dabei die Gewißheit, daß wenn mich irgend jemand drücken wollte, ich ſogleich alles was ich zugegeben zurücknehmen und die Folgen erwarten werde. Sie können übrigens auch wegen des Altarſchmuckes ruhig ſein; denn der König hat für die weſtphäliſche Gemeinen nachgegeben damit zu warten, bis ſie zu einer beſſern Ueberzeugung gelangt wären. Und Sie können ſich um ſo mehr auf dieſes Beiſpiel berufen, als ja Ihre Gemeine großentheils eine Pfälzercolonie iſt, mithin von derſelben Geſchichte herkommt.

Ihre Halliſchen Geſchichten ſind ja noch nicht zu Ende; hoffentlich werden ſie in Nichts zerfließen. Gerlach iſt ſonſt ein ſehr liebenswürdiger Menſch und mir unter ſeinen Brüdern der liebſte. Es thut mir leid, daß er ſich hat die Beſtimmung geben laſſen dieſe Kaſtanien aus dem Feuer zu holen; ganz aus ihm ſelbſt kann ich nicht denken daß es hervorgegangen iſt. Geſenius hoffe ich wird Nutzen ziehen aus dieſer Lection, Wegſcheider'n muß es auf alle Fälle wohlbekommen, daß in ſein wie ich vermuthe ſchrecklich trocknes Leben einmal etwas pikantes gekommen iſt.

Unſer Geſangbuch iſt denn troz der Proteſtation und der unverkennbaren Ungunſt von oben doch in allen Kirchen eingeführt; denn Bethlehem und Gertrud ſind doch nur Capellen. Es wird ſich nun auch wol allmählig nach außen verbreiten. Ich habe immer nicht glauben können daß die Leipziger Kritik von Raumer iſt, weil ich nicht begreiſe wie er zu einer ſolchen Vorliebe gerade für das Porſt'ſche Geſangbuch gekommen iſt, welches ja nirgend wo er gelebt hat eingeführt iſt. Beſonders lieb iſt mir, daß keinen von der Commiſſion der Kizel geſtochen hat zu repliciren.

Von meiner Dogmatik iſt endlich der erſte Band vom Stapel gelaufen und wird mir gewiß wieder neue Gegner zuziehen; ich glaube aber nicht daß ich ſo leicht einem antworten werde; das Buch mag ſich ſeiner Haut ſelbſt wehren.

Es iſt hier die Rede davon geweſen gleich nach Pfingſten von Halle aus eine kleine Fußtour zu machen. Wenn ich auch noch dazu komme: ſo würde ich um ſo mehr wünſchen daß Sie mitgingen, weil an einen Aufenthalt in Halle ſelbſt wol nicht zu denken iſt. Ich würde am liebſten eine noch nicht durchſtrichene Gegend von Thüringen wählen, das Unſtrutthal oder ſo etwas, und wenige Tage ſind nur möglich, denn ich müßte doch ſpäteſtens den 10. Juni wieder anfangen zu leſen. Ueberlegen Sie ſich die Sache; es wird ein großer Bewegungsgrund mehr für mich ſein ſie ins Werk zu richten, wenn Sie daran theilnehmen.

Die herzlichſten Grüße an Ihre Frau und alle Freunde. Von Herzen der Ihrige.

Sonntag, d. 23. Mai [1830]

Ich für meine Perſon, liebſter Freund, gedenke ſchon am erſten Feiertag Abends mich auf die Poſt zu ſezen um Einen Tag in Halle bleiben zu können. Hoßbach aber kommt gewiß erſt am Dienstag in Halle an. Wie es Klenze und Lachmann halten werden, weiß ich noch nicht und will meine Antwort nicht aufhalten um erſt Rückſprache mit ihnen zu nehmen. Von Trennen und Nichttrennen braucht alſo (nicht) wieder die Rede zu ſein; aber ich finde mich ſo ſehr in dem Fall von Buridans Eſel, daß ich mich gänzlich in Eure Hände gebe, und Euch nur bitte dafür zu ſorgen, daß ich in beiden Fällen weder an der Kanzlerin Mangel leide noch an Frau Lotte und Freund Rienäcker.

Ihren Brief erhielt ich geſtern zu ſpät, um noch mit der geſtrigen Poſt antworten zu können. Den Reiſeplan müſſen wir in der erſten halben Stunde wo wir alle beiſammen ſind fertig machen. Man braucht den Thüringer Wald wol auch nicht ſchlechthin auszuſchließen, wenn wir auf die zeitſparendſte Weiſe bis an einen ſchönen Punkt fahren.

Die herzlichſten Grüße an alle Freunde. Lachmann hat es ſchon vorgeſtern bereut zweifelhaft an Ullmann geſchrieben zu haben. Gott befohlen auf Wiederſehen.

Schleiermacher an de Wette.

Lindau, Mittwoch d. 8. Septbr. 1830.

Ganz ſo thöricht ſind wir nicht, mein geliebter Freund, als Du vorauszuſezen ſcheinſt. Denn nach Baſel zu gehen hatten wir immer vor und wollen von dort aus auch noch Freiburg und Baden ſehen und ſo erſt nach Stuttgardt gehn. Nur wollten wir Dich gar zu gerne auf dem Wege bis Baſel bei uns haben und nur nach Zürich habe ich mich bis jezt ſehr geſperrt zu gehn weil ich mir nicht weiß machen möchte dann die Schweiz geſehen zu haben und doch nicht tiefer hineingehen kann, Zürich für ſich allein aber mehr Zeit koſten möchte als eine richtige Vertheilung erlaubt. Auf der andern Seite wäre es freilich ſchicklich dem Herrn Hirzel wenigſtens die Möglichkeit zu laſſen uns die Anna gleich mitzugeben; und ſo bin ich dieſes Punktes wegen noch bis jezt unentſchloſſen und will erſt noch die Umſtände abwarten. Auf jeden Fall reiſen wir Morgen von hier ab und bleiben die Nacht in St. Gallen. Und werden dann alſo wol den elften oder dreizehnten in Baſel eintreffen; indeß kann es auch wenn wir über Zürich gehn und das Wetter günſtig iſt wol noch einen Tag ſpäter werden. Wollte der Himmel, die Umſtände insgeſammt ließen Dir zu, uns bis Baden ins Murgthal oder wenigſtens bis Freiburg zu begleiten! auf jeden Fall ſind wir ein Paar Tage in Baſel zuſammen.

Als Du Deinen Brief ſchriebſt waren wir zwiſchen Hof und Nürnberg und hatten auch das preiswürdigſte Wetter. Seit Augsburg aber hat es uns verlaſſen; indeſſen iſt es ſo abwechſelnd, daß wir noch auf Beſſerung hoffen. Du mußt Dich mit dieſen wenigen Zeilen begnügen, ich möchte ſonſt die Poſt verſäumen. Die ganze Reiſegeſellſchaft iſt wohl und wünſcht nur daß es in Deinem Hauſe auch jezt ſchon wieder ſo ſtehen möge. Alles andere mündlich und was Deine Recenſion betrifft, ſo will ich nur eine Schuld einfordern die Du darin gegen mich contrahirt haſt. Weiter glaube ich nicht, daß ich Dich erſt über den Eindruck zu beruhigen brauche den ſie auf mich gemacht hat.

Meine Frau grüßt Dich aufs herzlichſte mit den beſten Wünſchen für Deine lieben Kranken. Von ganzem Herzen der Deinige. Schleiermacher.

Schleiermacher an K. H. Sack.

Berlin, d. 26. März 1831

Mein lieber Freund, das muß mir ja ſehr erfreulich ſein, daß Sie Sich auf eine ſolche Weiſe mit meinen Predigten beſchäftigt haben und mir Ihre Reſultate ſo ans Licht fördern. — Das ſcheint mir freilich auch überflüſſig, Sie vorläufig zu verſichern, daß ich nicht fürchte irgend wie durch Ihre Kritik verlezt zu werden, davon braucht unter uns wol nicht die Rede zu ſein. Und wenn ich Ihnen auf der andern Seite ſage, ich könne nicht dafür ſtehen, wie weit Ihre Aeußerungen mir ſelbſt zur Beſſerung gereichen werden: ſo lächeln Sie mir gewiß zu, daß Sie in dieſer Hinſicht ſchon auf dem Reinen wären und nicht viel davon erwarteten. Es iſt ſchwer in meinem Alter noch Mängel und Fehler abzulegen, die mehr ſind als iſolirte Verwöhnungen und auf dergleichen werden Sie Sich wol ſchwerlich einlaſſen; aber Sie haben gewiß auch mehr unſere gemeinſchaftlichen Freunde, die jüngere Generation unſeres Standes, im Auge gehabt, und ich würde meinem Beruf ſchlecht genügen, wenn ich nicht alle Zeit bereit wäre mich zu deren Nuz und Frommen bei Leibes Leben ſeciren zu laſſen nicht nur von Ihnen, ſondern auch mit einem ſchartigen und wenig ſchonenden

Meſſer wenn es nur Lehrreiches zu Tage fördert. Nebenbei freue ich mich noch beſonders, daß nun durch Sie auch Albertini in den Mund unſerer Theologen kommen wird. Mir wenigſtens — aber ich blättere freilich das Journalweſen auch nur ſehr flüchtig durch — iſt noch nirgends eine Beurtheilung ſeiner Predigten zu Geſicht gekommen; und ſie verdienen doch ſo ſehr gerade auch von Theologen gekannt zu ſein. Möchten Sie nur auch auf die — freilich auch nicht Vielen bekannte — Eigenthümlichkeit der Gemeine, der er angehört, recht aufmerkſam gemacht haben, damit nicht alles von unſerm kirchlichen Styl bedeutend Abweichende perſönlich auf ſeine Rechnung geſchrieben werde. — Ich bin Ihnen noch eine Rechtfertigung ſchuldig wegen meiner Aeußerungen über Ihre Apologetik,*) doch das waren ſie ja eigentlich gar nicht, wie denn auch Ort und Gelegenheit ſich nicht dazu eignete, ſondern nur beiläufige über einen einzelnen Punkt. Was nun dieſen betrifft, ſo glaube ich mir nicht widerſprochen zu haben. Ich laſſe den Begriff des meſſianiſchen Vorbildes eben ſo gelten noch jezt wie früher, wie den der meſſianiſchen Weiſſagung; aber anders kann ich auch nicht. Meine ganze Typologie aber entwickelt ſich aus Hebr. 10, 1. Alle Inſtitutionen, welche aus demſelben Bedürfniß zu begreifen ſind, zu deſſen wahrer Befriedigung die Erlöſung eingeſezt iſt, ſind mir ſolche *σκιαί* oder Vorbilder, heidniſche nicht minder als jüdiſche. Auf dieſes Gebiet möchte ich aber auch gern die Anwendung des Begriffs beſchränken, jede andere erſcheint mir unfruchtbar auf der einen und bedenklich auf der andern Seite. Auch dieſer dissensus zwiſchen uns, mein lieber Freund, hängt mit dem zuſammen, aus dem ſich, wie mir ſcheint, alles entwickeln läßt, was zwiſchen uns ſtreitig iſt. Ich nämlich nehme nur eine göttliche Offenbarung an in der Perſon Chriſti, Sie nehmen noch eine beſondere an, in der Schrift,**) die für mich in dieſer Hinſicht gar nichts primitives iſt. Auf dieſem

---

*) Dieſe Aeußerungen finden ſich in dem zweiten Sendſchreiben an Dr. Lücke. Studien und Kritiken. 1829. 3. Heft. S. 496—498. 517. 518.

**) Sack beſtreitet, daß dies bei ihm ſo auseinander trete, vergl. Apologetik, 2. Ausg. 428 ff.

Punkt aber ſtehe ich nicht nur für mich unerſchütterlich feſt, ſondern ich möchte auch alles mögliche thun um ihn anderen ſo klar zu machen, wie er mir ſelbſt iſt, weil ich überzeugt bin, daß wir dann erſt auf dem rechten Fundament der evangeliſchen Theologie feſtſtehen. — Ohnerachtet nun dieſes fatalen Zuſtandes*) und des ſchlechten Wetters, beide ſehr geſchäftig die Freude an der Natur möglichſt zu ſtören, iſt mir doch die Reiſe ſehr werth. Sehr erfreulich war mir in Tübingen Steudel's Bekanntſchaft zu machen. Wir ſind einander zwar nicht näher gekommen in den Gedanken — er ſcheint ſich vorzüglich in meine Freiheits-Theorie nicht finden zu können, und ich konnte ihn nur verſichern, daß dies als etwas metaphyſiſches für meine Dogmatik eine bloße Nebenſache ſei, — aber mit dem Herzen glaube ich doch; wenigſtens habe ich ihn ſehr lieb gewonnen. — Auch iſt ſeitdem das Heft angekommen, ich habe es aber nur ſo eben erſt anſehen können und finde zu meinem Erſtaunen, daß in demſelben noch ein anderer Freund**) ſich mit mir beſchäftigt hat. Das iſt ja faſt zu viel auf Einmal. Die Ferien ſollen mir Zeit geben, mich aus beiden zu belehren.

Frau von Arnim an Schleiermacher.

Am 4. April 1831.

Da heute mein Geburtstag iſt: ſo habe ich mir einen beſcheidenen Griff in Arnim's Caſſe erlaubt um ein mir zukommendes Geſchenk damit zu beſtreiten.

Sie ſind Armenverweſer, und ich gehöre zu den Armen im Geiſt; verwenden Sie die kleine Summe ſo, daß ſie meiner Armuth zu ſtatten kommen durch den Segen den ſie in Ihren Händen bringen wird.

---

*) Seiner Geſundheit.

**) Nienäcker, über das Verhältniß zwiſchen Schleiermacher's Predigten und ſeiner Dogmatik.

Damit Sie ſehen daß ich eben ſo gern ſchenke als fordere: ſo bitte ich Sie beikommende Früchte anzunehmen, die einzigen welche mir das verlebte Jahr im Geburtstagsſtrauß eingebracht. Sie ſind klein und unreif wie ich ſelbſt, aber ganz geeignet einen kleinen Biſchof daraus zu machen, den ich eben ſo gerne aus Ihnen machte, da Sie zum Papſt ſich nicht berufen fühlen. Bettina.

Rienäcker an Schleiermacher.

Halle, d. 26. Januar 1832.

Empfangen Sie, verehrteſter Freund, meinen herzlichen Dank für Ihren Brief und das in dieſen Tagen mir zugekommene Geſchenk.*) Mit dem, was Sie in der Vorrede geſagt, wird hoffentlich jeder Unbefangene ſich einverſtanden finden. Inhalt und Ton finden bei allen, mit denen ich darüber geſprochen, die vollkommenſte Anerkennung. Ich habe mich von Anfang an und jetzt aufs Neue darüber gewundert, daß Ihre Gegner nicht bemerkt, wohin Ihre Schläge zielten; zur Entſchuldigung derſelben kann aber vielleicht der Umſtand dienen, daß ſie es nicht ſo unmittelbar wie viele Prediger mit den Agenden in der Agendenſache zu thun gehabt, die während ſie es mit dem eigenen Gewiſſen ſich gar leicht machten gern an die Gewiſſenhaftigkeit Anderer appellirten und mit dem Schein ſittlicher Strenge zu verſtehen geben, daß es allerdings ebenſo achtungswerth ſey, wenn jemand ſeiner Ueberzeugung treu, derſelben auch ſeine Stelle zum Opfer bringe. Ich freue mich, daß Sie von meiner Beſchäftigung mit Ihrer Dogmatik und Ihren Predigten ſo nachſichtig urtheilen. Ich ſelbſt fühle mich dadurch innerlich und in meiner Amtsthätigkeit geſtärkt. Wenn Sie aber meinen daß ich einen beſondern Abſchnitt Ihrer Dogmatik zum Gegenſtande der Bearbeitung wählen und Ihre Darſtellung mit der in andern Lehrbüchern herkömmlichen zuſammenſtellen ſolle, ſo habe ich freilich längſt daran gedacht, allein ich muß geſtehn, daß von den drey ſatalen F., in welche das radicale Böſe nach Fichte zerfällt, nämlich der Faulheit, der Feigheit und Falſchheit, wenn ich auch der letzteren mich nicht grade vorzugsweiſe ſchuldig weiß, doch die beyden Andern ihr gutes oder vielmehr ſchlimmes Theil an mir haben, ſo daß ich wohl ein Mann aus dem ff heißen kann, vielleicht aber faſſe ich mir doch ein Herz und wähle den Abſchnitt von den Sakramenten oder lieber noch von der heiligen Schrift. Wären Sie hier, ſo würde ſo mancher Zweifel, d. h. ſo manches Mißverſtändniß von meiner Seite ſogleich beſeitigt ſein. So iſt mir das immer ein wunderlicher Gedanke, der mir immer wiederkehrt und der doch auch klügere Leute z. B. Jakobi ſcheint beunruhigt zu haben, daß doch eine Art von Zwieſpalt iſt in den Funktionen des Geiſtes, ſofern das Vermögen des Gedankens und der Sprache nicht ausreicht zur genügenden Darſtellung des religiöſen Gefühls, etwas, was Sie ſelber mit den Worten ausdrücken, daß die Frommen in jedem Momente ihre Ausſagen vor Gott berichtigen müſſen. Allein jede Berichtigung, wenn ſie ausgeſprochen wird, führt doch immer mehr oder weniger den alten Schaden mit ſich und wird ſich doch immer mehr negativ äußern als poſitiv beſtimmen. Was doch faſt, wie wenn jemand, der nicht eben viel Uebung hat in irgend einer bekannten Sprache, ſagen muß, was er nicht ſagen will. Paulus, nicht der Kirchenrath, ſondern der Apoſtel, knüpft an dieſe Unvollkommenheit die Hoffnung eines künftigen Lebens; da Sie aber, nicht etwa als ein Ungläubiger, ſondern dem ganzen Gange Ihrer Unterſuchung gemäß, das Hier nicht mit dem Dort ausgleichen, ſo möchte ich wol wünſchen mich hierüber ausführlicher zurechtgewieſen zu ſehn als in dem was in den einleitenden Capiteln dargeboten wird, und würde vielleicht eine Löſung oder Abweiſung dieſes Zweifels oder Mißverſtändniſſes oder Nichtverſtehens in den Abſchnitt gehören von der urſprünglichen Vollkommenheit des Menſchen. Der erwähnte Punkt iſt es doch am Ende, der, wie er einſt Jakobi Händel gemacht, ſo noch ſonſt vielen philoſophirenden Theologen anſtößig iſt, die freilich wunderlich genug, indem ſie ſich dabei auf einzelne Stellen oder vielmehr einzelne Worte in der Schrift berufen wie Johannis 3, 16. 17., die Religion, das Chriſtenthum als eine philoſophiſche Gotteslehre betrachten. Während dieſelben nun mit ihren Anſprüchen deutlich genug in Ihrem Werke zurückgewieſen und daran erinnert werden, daß von einem ſubjektiven Gottesbewußtſein die Rede ſei, drängt ſich doch immer wieder die Frage auf, warum es mit dem Ausſprechen deſſelben, wenn es ſich in einzelnen Sätzen darlegt, ſo gar nicht rein aufgeht. Liegt es denn in der Natur jedes Gefühls, nicht bloß daß es unausſprechlich ſei, ſondern auch daß der Begriff eine inadäquate, ja ſelbſt verfälſchende Darſtellung gebe? Kaum iſt zu läugnen, daß um die völlige Abhängigkeit der Welt von Gott auszuſprechen, man mit einer Schöpfung in der Zeit wenn ich ſo ſagen darf zu viel, mit der ewigen Schöpfung faſt nichts zu ſetzen ſcheint. Selbſt ſolche Punkte die nicht in einer ſo transſcendenten Sphäre zu liegen ſcheinen, wie die Anamarteſie Chriſti, welche doch ein weſentlicher Glaubensartikel iſt, ſind auch ſchwer im Einzelnen zu conſtruiren. Deſſen nicht zu gedenken, daß doch ſchon der kleinſte Grad von Verſuchbarkeit ins Gebiet der Sünde ſtreift, ſo tritt doch auch nicht ſelten die Frage entgegen, wie weit der Irrthum und das Nichtwiſſen ohne Sünde ſey? — Eine andere Bedenklichkeit, die ich immer gehegt, iſt durch Ihr Sendſchreiben nur noch mehr in mir angeregt worden. Sie proteſtiren nämlich, und mit vollem Recht, gegen die Art Papismus, vermöge deſſen die, welche der höheren Speculation mächtig zu ſeyn glauben, als eine Art Eſoteriker auf die anderen Chriſten hinblicken; aber wenn ich doch nun leſe, wie haarſcharf alles muß genommen werden, wenn man nicht in den Pelagianismus oder in den Manichäismus verfallen will, ſo wird mir ordentlich bange, theils um meiner ſelbſt, theils um der armen Laien willen. Luther's Wort, im Leben geht es ſo eben nicht zu, hilft zwar über vieles, allein es bleibt doch immer eine Art guter Miene zu ſchlechtem Spiel. Doch über Dieſes und vieles Andere beſſer mündlich. Die Cholera wüthet hier verhältnißmäßig arg, doch denke ich, daß ſie bereits ihre höchſte Höhe erreicht hat. Obgleich ich von der Hypochondrie viel und ſchwer zu leiden habe, ſo weiß ich mich doch der Cholera gegenüber frey von aller Furcht. — Erſt geſtern las ich daß Bretſchneider in ſeiner Dogmatik Sie einen ehrwürdigen Veteranen nennt. Das Wort, wie ſchön es auch klingt, war mir doch ein Stich in die Seele. Doch dachte ich bald, wer da hat, dem wird gegeben. Das iſt der Wunſch aller Ihrer Freunde, der Wunſch ſo vieler von denen Sie geliebt und verehrt ſind, der Wunſch ſo vieler die Ihre Arbeiten für das Gedeihen der Wiſſenſchaft und inſonderheit für das Heil der chriſtlichen Kirche mit freudiger Theilnahme begleiten.

---

*) Predigten in Bezug auf die Feier der Augsburgiſchen Confeſſion. Deren Vorrede, von Schleiermacher, Werke, zur Theol., V, 703 ff.

A. Nienäcker.

Schleiermacher an Brinckmann.

Putzar bei Anclam, d. 7. Auguſt 1833.

Dieſe Zeilen, die ich auf dem Gute meines Reiſegefährten eines Grafen Schwerin ſchreibe, will ich übermorgen in Yſtad ſelbſt auf die Poſt geben, und denke wenige Tage nach denſelben in Stockholm einzutreffen. Nur ein Abſtecher nach Lund und Carlscrona und ein Beſuch bei einer, wie ſie mir geſagt hat, auch Dir befreundeten Gräfin Schwerin in Husby wird uns um ſo viel verzögern. Ich melde mich an, damit Du Dich darauf einrichten kannſt daß ich Dich in der kurzen Zeit möglichſt genieße. Das lezte Mal dürfte es wol ſein in dieſem irdiſchen Leben, aber ich freue mich unendlich darauf, daß dieſer lang gehegte Wunſch endlich in Erfüllung geht. Gott befohlen und mündlich mehr. Laß Dich nur bei leiblicher Geſundheit finden von Deinem ganz weißköpfigen aber doch friſchen und unveränderlichen Freund.

Stockholm, d. 26. Auguſt 1833.

Lieber Freund, guter Rath kommt über Nacht. Der Graf (meiner nämlich) hat ſo eben ſeinen Vetter überredet die vorgehabte Präſentation fallen zu laſſen, und es bleibt nun dabei daß wir Mittwoch reiſen. Da wir nun nicht wiſſen, wo Minerva ihren Tempel hat, ſo mußt Du die Güte haben noch zur guten Zeit es

Herrn Aſkilöf wiſſen zu laſſen ehe er weitere Anſtalt zu dem Diner macht, welches freilich vortrefflich geweſen wäre, aber doch der Feſthaltung unſeres Planes weichen muß. Glückliche Sizung und fröhliches Wiederſehn.

Arndt an Hoßbach.

Bonn, d. 19. Febr. 1834.

Lieber Freund. Wundern wirſt Du Dich daß ich grade in dieſen Tagen an Dich ſchreibe; aber der Tod unſers Freundes hat auch Dein Gedächtniß wie vieler andern Getreuen neu lebendig gemacht, und ſo iſt mir der Gedanke gekommen mitfolgenden Ballen Manuſcript an Dich abgehen zu laſſen.

Wenn Du es lieſeſt wirſt Du ſehen, was es iſt. Ich meine, es iſt ein kleiner Spiegel aus der Vergangenheit für einen Prediger in der Mark oder Pommern; und das Büchlein möchte in dieſer Klaſſe namentlich in Norddeutſchland wohl Abnehmer finden. Es ſind ja in Berlin, die ſolche ſogenannte fromme Büchlein zu verlegen pflegen z. B. Enſlin. Vielleicht findeſt Du, lieber Freund, einen, der den Verlag übernähme. Ich kann mich irren; aber Einzelnes hat für mich immer ein ſehr lebendiges Intereſſe und es malt mir, freilich aus einem ſehr beſchränkten Kreiſe, eine Zeit, deren letzte Spuren ich gleichſam noch geſehen habe. — Daß jemand beſtimmtes Honorar dafür biete glaube ich kaum, obgleich eine kleine Gabe für einen unbemittelten Urenkel des alten Aßmann der eben ſtudirt etwas Willkommenes ſeyn würde. —

Ich leſe eben das Geſchriebene durch und finde, ich habe für ein Geſchäft verworren geſchrieben, weil meine Gedanken anders wohin ſtanden, obgleich ſie durch jenes Anderswohin eben auch auf Dich geſtellt wurden. Doch für das Verſtändniß meiner ſogenannten Willensmeinung werden die Worte doch ausreichen.

Du kannſt denken, theuerer Freund, ja Du fühlſt es gewiß, wie wir bewegt ſeyn müſſen durch einen Verluſt, der uns doch immer als ein plötzlicher und unerwarteter kam. Denn nach den Lebenszeichen Schleiermacher's der letzten Jahre hatte es ſich bei mir feſtgeſetzt, daß er über die Siebenzige hinaus ſpazieren werde; ja ich hatte ihn in meinem Herzen noch zehen Jahre mehr zugelegt. Wie vieles iſt hier zu trauern, und auch wieder wie vieles zu danken und zu lobſingen für die lange und herrliche Wirkſamkeit des ſeltenen Mannes! Denn konnte man vor zwanzig Jahren wohl hoffen daß er über die Funfzige hinausreichen würde? Aber große Lücken hat dieſer Tod geriſſen, und einige werden ſchwerlich bald wieder gefüllt werden, obgleich die fühlloſe und leicht vergeſſende Welt immer Vorrath zur Genüge zu haben meint alle Lücken zu büßen. Doch ich rede hier nicht recht: ſelbſt hier erregt ſein Tod Theilnahme bei Vielen, die ſonſt gleichgültig ſchienen, und ich bilde mir ein, in Berlin wird das weit mehr der Fall ſeyn, und ſelbſt Neider und Verkenner werden mittrauern und zurückſehnen, was ſo nicht wieder kommt. Denn könnte man die verſchiedenen Kategorien des Gelehrten und Geiſtlichen in verſchiedenen Perſonen auch zuſammenleſen, woher will man den freien ſtarken Mann und den redlichen Bürger nehmen, der immer aus Einem Guß ſein muß?

So gehen die Großen und Starken einer nach dem Andern dahin, und die, wie einem däucht, mitten in großen Gefahren ermattende und hindämmernde Zeit ſchleppt ſich ſo fort, ohne daß man irgend einen tüchtigen Arm erblickt, der an einer Art Jupiterstau ſie zu ſchnellen im Stande wäre.

Wir grüßen Euch ſehr. Gott gebe uns und dem lieben Vaterlande Beſſeres und Glücklicheres als wir vielleicht hoffen dürfen.
Dein E. M. Arndt.

III.

Amtliche Briefe und Denkſchriften,

politiſche und kirchliche Dinge betreffend.

I.

Schleiermacher und die politiſche Cenſur 1813.

1. Der angeklagte Artikel aus dem Preußiſchen Correſpondenten*) No. 60. den 14. Juli 1813.

Privatbriefe erneuern die Gerüchte von einem in Prag zu haltenden Friedenscongreß, der ſchon am 12. d. ſoll zuſammengetreten ſein. Verbürgen wollen wir ſie nicht, zumal uns Namen ruſſiſcher, engliſcher und franzöſiſcher Bevollmächtigter noch nicht genannt worden, ſondern nur öſterreichiſcher und preußiſcher, geehrte Namen, die wir noch nicht weiter ausbringen wollen. Dieſe Gerüchte wollen Einige unter uns mit übermäßiger Freude erfüllen, und andere mit tiefer Betrübniß. Die Beſten unter den erſten — und mit andern aus dieſer Claſſe als den Beſten möchten wir gar nicht reden — ſind unſre kurzathmigen Mitbürger, welche, nachdem ſie einen recht guten Anſaz genommen, und die kleine Strecke bis hierher recht wacker mit den Stärkeren gleichen Schritt gehalten, nun von ihrer ſchwächeren Natur genöthigt gern Erlaubniß haben möchten ſtill zu ſtehen um ſich von ihrer Erſchöpfung zu erholen. Wenn ſie ſich nur ihrer Freude nicht zu früh überlaſſen, daß ihnen hernach der Schreck, wenn ſie wieder fort müſſen, die Luft nicht noch mehr verſezt als ſie ihnen jezt fehlt. — Die Beſten unter den

---

*) Zeitung, begonnen den 2. April 1813, unter Niebuhr's Redaction. Als Niebuhr nach Dresden berufen war, übertrug er unter dem 27. April 1813 die Redaction dem Profeſſor Göſchen, von welchem ſie am 23. Juni 1813 Schleiermacher, bis Niebuhr zurückgekehrt ſein würde, übernahm.

Andern ſind die nach außen und innen hellſehenden, welche glauben, daß bei den bisherigen Reſultaten des Krieges noch kein Friede zu erwarten iſt, der Sicherheit gegen einen baldigen neuen Krieg gäbe, und daß, wenn ein ſolcher auch zwiſchen den einzelnen Mächten geſchloſſen werden könnte, dennoch Deutſchland im allgemeinen und unſer Staat insbeſondre um zu einem würdigen Zuſtande, aus dem ſich nahes Heil und Wohlergehen entwickeln kann, zu gelangen, dieſer noch einer ungeheuren Kraftentwickelung bedarf, wie ſie nur unter kriegeriſchen Anſtrengungen möglich iſt, und jenes großer entſcheidender Ereigniſſe, wie nur der Krieg ſie bringen kann, welche den Grund zu einer künftigen Form legen müſſen, den man Mühe haben würde im Frieden zu finden. Denn was ſich Deutſchland von einer Verfaſſung verſprechen kann, welche durch die Willkür ſich durchkreuzender diplomatiſcher Verhandlungen begründet wäre, das wiſſen wir ſeit dem weſtphäliſchen Frieden, der Deutſchland zerſtörte, indem er es neu zu bilden glaubte. Dieſe mögen ſich damit beruhigen, daß ihre Anſicht nun nicht mehr das Antheil Weniger iſt, ſondern ſich allgemein verbreitet, und daß ſie gewiß auch bei den Friedensunterhandlungen eine Stimme hat. Sollte alſo dem ohnerachtet ein Friede geſchloſſen werden, den man noch nicht als den wahren Anfang einer neuen Ordnung der Dinge anſehen kann: ſo wollen wir ihnen im voraus vorſchlagen ihn nur nach den Principien eines Waffenſtillſtandes zu beurtheilen, gegen den man ja auch nicht unbedingt kann eingenommen ſein, ſondern bei dem alles darauf ankommt, ob er zur rechten Zeit und auf die rechte Art geſchloſſen wird, und ob man die Vortheile, die er gewährt, gehörig benuzt.

2. Das Einſchreiten der Cenſur.

Ew. Hochehrwürden iſt als Redacteur des „Preußiſchen Correſpondenten“ am 9. Juli c. bereits eine Verfügung der damals fungirenden Allerhöchſt verordneten Cenſurbehörde vom 6. deſſelben Monats vorgezeigt worden, in welcher die Grundſätze und Geſichtspunkte ausführlich angegeben ſind, auf welche nach dem ausdrücklichen Willen Sr. Majeſtät des Königs bei der Redaction der hieſigen Zeitungen ſtrenge Rückſicht genommen werden ſoll. Ew. Hochwürden haben gleichwohl bisher ſo häufige Beläge Ihrer Vergeſſenheit in Abſicht dieſer Anweiſungen vorlegen laſſen, daß ich mich verpflichtet halte, bei Zufertigung einer Abſchrift jener Verfügung Sie vorzüglich an aufmerkſamere Beachtung des sub 1 und 2 ausgedrückten Verbots zu erinnern, wonach jeder directe und indirecte Tadel der beſtehenden Verfaſſung, der Anſichten der Regierung und ihrer Maaßregeln, durchaus unzuläſſig iſt, und alle die Ehrfurcht gegen die königliche Auctorität und die Achtung gegen die Obrigkeit und ihre Verfügungen compromittirende Aeußerungen, wie ſich auch ohne ausdrücklich wiederholte Anweiſung ſchon von ſelbſt verſteht, vermieden werden müſſen. Die Landesgeſetze ſagen wörtlich:

> Es ſteht einem jeden frei, ſeine Zweifel, Einwendungen und Bedenklichkeiten gegen Geſetze und andre Anordnungen im Staate ſowie überhaupt ſeine Bemerkungen und Vorſchläge über Mängel und Verbeſſerungen ſowol dem Oberhaupt des Staats als den Vorgeſetzten der Departements anzuzeigen, und letztere ſind dergleichen Anzeigen mit der erforderlichen Aufmerkſamkeit zu prüfen verpflichtet.

Eine in der Reſidenz erſcheinende und unter den Unterthanen weit umher circulirende politiſche Zeitung kann mit Hintenanſetzung jenes allein geſetzlichen Weges nicht geeignet erſcheinen zur beiläufigen Eröffnung von mißbilligenden Wahrnehmungen und Meinungen, die — wenn es anders ihr Zweck iſt zu nutzen, ſtatt deſſen durch Erregung von Mißvergnügen und Herabſetzung des Vertrauens und der Anhänglichkeit an die beſtehende Verfaſſung nur ſchaden.

Nach den mancherlei voraufgegangenen Anſtößen, von denen Ew. Hochehrwürden die Beläge ſelbſt noch in Händen haben, und die ich in Erwartung künftiger beſſerer Beachtung bisher noch auf ſich beruhen laſſen, hoffe ich, daß die *nur allein* bei der Redaction des Correſpondenten nothwendig gewordenen häufigen Berichtigungen, die dem Cenſor wie dem Redacteur gleich unangenehm und beläſtigend geweſen ſtatt zu unbegründeten Klagen über Beſchränkung der Preßfreiheit ehe zur Vorſicht und Anerkennung wohlbekannter verbindlicher Vorſchriften die Veranlaſſung geben mögen.

Berlin, den 25. September 1813.

Königlicher Staats-Rath und Polizei-Präſident von Berlin.
(gez.) Le Coq.

Beilage. Copia.

Berlin, den 6. Juli 1813.

Die Königliche Allerhöchſtverordnete politiſche Cenſurbehörde findet ſich veranlaßt, die löblichen Redactionen der hier erſcheinenden politiſchen Zeitungen mit denjenigen Grundſätzen und Geſichtspunkten bekannt zu machen, auf welche ſie nach dem ausdrücklichen Willen Sr. Majeſtät des Königs ganz beſonders Rückſicht zu nehmen haben. Die mit Zuverſicht erwartete gewiſſenhafte Befolgung dieſer Directionsnormen, für welche die Cenſur verantwortlich gemacht iſt, und worüber ſie demnach mit der äußerſten Strenge zu wachen die Pflicht auf ſich hat, wird unſtreitig dazu dienen, den Herren Redacteurs ſowie dem Cenſor ſelbſt ihr Geſchäft ſehr zu erleichtern, und den mancherlei Unannehmlichkeiten vorzubeugen, die bei einer ganz fehlenden oder unvollkommenen Kenntniß der eigentlichen Abſichten der Regierung ſchwer zu vermeiden ſind.

1. Der große Zweck der Erweckung und Beförderung patriotiſcher, preußiſcher, ächt deutſcher Geſinnungen, des Gehorſams, des Vertrauens und der Liebe für den König, der Ehrfurcht gegen das Geſetz und die beſtehende Verfaſſung, der Achtung gegen Obrigkeit und obrigkeitliche Anordnungen ꝛc. iſt nie aus den Augen zu ſetzen. Deßhalb

2. dürfen in keinerlei Formen Aufſätze und Aeußerungen aufgenommen werden, die offen oder verſteckt eine revolutionäre Tendenz haben, oder einen Tadel beſtehender Einrichtungen, Verfügungen und Maaßregeln direct oder indirect enthalten, wodurch Haß, Zwietracht und Verfolgung unter den Staatsbürgern erregt werden

kann, die Unzufriedenheit und Mißtrauen gegen die Entſchließungen der Regierung zu verbreiten geeignet ſind ꝛc. Was in Hinſicht theoretiſcher ſpeculativer Erörterungen zu einer andern Zeit erlaubt und unſchädlich, ja vielleicht wünſchenswerth ſein könnte, iſt in unſerer gegenwärtigen politiſchen Lage oftmals höchſt gefährlich und verderblich und kann und darf daher nicht geduldet werden. Feſtes Anſchließen an die geheiligte Perſon unſeres allverehrten Monarchen, unbedingtes Vertrauen in die Weisheit und Zweckmäßigkeit der von ihm nach den jedesmaligen Umſtänden gut befundenen Beſchlüſſe und Vorſchriften, freudige Hingabe von Gut und Blut für den edlen König und das theure Regentenhaus, für vaterländiſche Freiheit, Unabhängigkeit und Ehre, Ehrerbietung und Folgſamkeit gegen die Vollzieher des königlichen Willens, ſorgfältige Enthaltung von allem lauten Tadel der Maaßregeln der Regierung, beſcheidene Verſagung alles öffentlichen Urtheils, wodurch ihrem Ermeſſen und ihrer Ueberſicht unſchicklich vorgegriffen wird — mit Einem Wort gänzliche Unterdrückung aller Emanationen der Selbſtſucht nach ihren verſchiedenen Geſtalten beim Hinblick auf das, was den einzigen Vereinigungspunkt aller guten Bürger bildet, König und Geſetz. Hierin beſteht jetzt die erſte und heiligſte Pflicht des wahren Patrioten; in dieſem Sinne zu wirken durch Wort, Schrift und That iſt allein des guten Staatsbürgers würdig.

3. Ein Hauptaugenmerk muß jedoch zugleich dahin gerichtet ſein, daß nicht durch unbedachtſame Aeußerungen verbündete oder befreundete Staaten beleidigt, und daß

4. überhaupt die Würde, die Sittlichkeit und das Recht nie verletzt werden. Würde, Anſtand, Mäßigung, Beſcheidenheit müſſen ſchlechterdings ſtets beobachtet werden, ſelbſt bei Aeußerungen über feindliche Souveräne, feindliche Nationen, feindliche Heere und ihre Anführer oder Mitglieder. Das Gegentheil ſchadet der heiligen, großen und gerechten Sache, für welche Preußen kämpft, und man kann mit Nachdruck und Wärme das Gute vertheidigen, die Gemüther zu allen edlen Entſchließungen einer heroiſchen Vaterlands- und Freiheitsliebe entflammen, ohne ſich zu Perſönlichkeiten, Schmäh-

reden und Ausbrüchen einer ungeregelten Leidenſchaftlichkeit hinreißen zu laſſen.

5. Das gegenwärtige Verhältniß des Waffenſtillſtandes erfordert eine vorzüglich würdige und zarte Behandlungsweiſe. Es ſollen weder directe noch indirecte Kritiken geduldet werden, noch unzeitige, verſchnelle, unberufene Vermuthungen über ſeine Gründe, Zwecke, Wirkungen und Folgen. Auch bei Verletzungen deſſelben durch den Feind ziemt es ſich vorerſt bloß auf die hiſtoriſche Mittheilung der Thatſachen, die ſchon von ſelbſt zu dem Gefühl aller Rechtlichen ſprechen, zu beſchränken, und die Verfügungen und Erklärungen unſrer Regierung abzuwarten.

6. Wird es den Redactionen auch zu einer beſonderen Pflicht gemacht, künftig alle und jede Nachrichten über die Märſche (ſei es ganzer Corps, Regimenter oder Bataillone), über die Stellungen, Stärke, Pläne oder etwaige Abſichten unſerer oder der verbündeten Truppen, und ſelbſt Vermuthungen darüber unbedingt zurückzuweiſen. Se. Majeſtät der König haben es höchſt mißfällig bemerkt, daß dergleichen früherhin in die Zeitungen aufgenommen worden ſind, das heilig zu bewahrende Kriegsgeheimniß dadurch compromittirt worden iſt und dem Feinde gefährliche Winke gegeben worden ſind. Deßhalb iſt

7. In Anſehung der Privatbriefe von der Armee die größte Vorſicht zu beobachten, damit nicht zu voreilige Nachrichten unter das Publicum kommen, die hinterher ſich nicht beſtätigen oder die Operationen der Armee verrathen oder das Publicum gar mit Beſorgniſſen und Muthloſigkeit erfüllen, wie denn überhaupt bei allen auf Privatcorreſpondenz beruhenden Nachrichten die höchſte Umſicht und jedes angemeſſene Verwahrungsmittel gegen die Verbreitung unverificirter Angaben anzuwenden iſt, damit die Unzufriedenheit Sr. Majeſtät des Königs nicht nur mit der Form ſo mancher Zeitungsartikel, ſondern auch mit der mehreren oder minderen Unwahrheit der angeblichen Thatſachen und mit ſo vielem, was nur »kleinlichen Sinn verräth«, recht bald verſchwinden möge.

8. In Anſehung der Aufnahme feindlicher Kriegsberichte und

auf den Krieg Bezug habender Nachrichten aus feindlichen Zeitungen oder ſolchen die an Orten herauskommen, die mittelbar oder unmittelbar unter feindlichem Einfluß ſtehen, iſt ſehr große Vorſicht und eine ſorgfältige Auswahl nöthig. Früher als die diesſeitigen Berichte dürfen die jenſeitigen in unſeren Blättern nie erſcheinen, alles Unweſentliche iſt wegzulaſſen, und bei widerſprechenden Angaben bedarf es jedesmal berichtigender Anmerkungen. Dieſe müſſen aber würdevoll und mit Ruhe abgefaßt ſein; unbeſcheidene und höhnende Anmerkungen ſollen hier ſowie überall durchaus geſtrichen werden.

9. Was die raiſonnirenden politiſchen Artikel betrifft: ſo finden ſich dabei zu viel Bedenklichkeiten, als daß man es nicht gerathen finden ſollte, ſelbige in der Regel für jetzt ganz zu ſupprimiren. Beſonders ſind Rathſchläge, Vermuthungen und Divinationen in die Zukunft hinein um deswillen immer ſehr verfänglich, weil ſie für halb oder ganz officielle Artikel fälſchlich geachtet werden und dann zu großem Nachtheil unſeres Intereſſe mit unſeren wahren Abſichten, Plänen und Unterhandlungen in Widerſpruch gerathen können.

10. Wird es den Redactionen neuerdings zur Pflicht gemacht (directe officielle Mittheilungen hieſiger oberer Behörden ausgenommen), durchaus jeden in die Zeitungen aufzunehmenden Artikel zur Cenſur vorzulegen, ſelbſt ſolche, die aus inländiſchen oder einer anderen hieſigen Zeitung genommen worden, weil Gründe obwalten können die es widerrathen, eine in einem Provinzialblatt gemachte Anzeige in die Blätter der Hauptſtadt aufzunehmen, und in der Zwiſchenzeit von einem Cenſurtage zum andern der Maaßſtab der politiſchen Kritik verändert ſein kann.

Der Königliche Cenſor, voller Vertrauen in die guten patriotiſchen Geſinnungen der Herren Redactoren, iſt überzeugt, daß ſie bei ihren Arbeiten ſich von den vorſtehenden hauptſächlichſten Beſtimmungen gern werden leiten laſſen, und daß ſie ihm keine Veranlaſſung geben werden, Sr. Majeſtät dem Könige oder des Herrn Staatskanzlers Excellenz eine Anzeige von Unfolgſamkeit irgend einer Art thun zu müſſen. Er bittet ſchließlich die geſchehene Vorlegung und aufmerkſame Durchleſung dieſes Circulars hierunter zu beſcheinigen.

Circulare
an die löblichen Redactionen:
1. Der Haude und Spenerſchen Zeitung,
2. der Voſſiſchen Zeitung und
3. des Preußiſchen Correſpondenten.

legi Schleiermacher, den 9. Juli 1813.
— Cosmar, den 9. Juli 1813.
— Catel, den 10. Juli 1813.

8. Schleiermacher's Vertheidigung.

Ew. Hochwehlgeboren geehrte Zuſchrift vom 25. September ſcheint vorauszuſezen, als ob es eine unter uns beiden ausgemachte Thatſache wäre, daß ich als Redacteur des Correſpondenten, und zwar nicht ſelten, gegen die allegirten Cenſurprincipien gefehlt hätte. Wenn gleich dies nur in einem ſehr uneigentlichen Sinn überhaupt kann geſagt werden, da dieſes ja Vorſchriften für den Cenſor ſind, deſſen es, wenn die Regierung den Schriftſtellern Vorſchriften geben wollte und könnte, gar nicht bedürfen würde; wenngleich eben deßhalb dieſe Cenſurprincipien nur Behufs einer gegenſeitigen Verſtändigung von dem vorigen Herrn Cenſer den Redacteurs mitgetheilt worden ſind, und alſo Vergeſſenheit derſelben nur beim Cenſor als ein Fehler gerügt werden kann, gar nicht bei einem Redacteur, ich alſo das ganze Schreiben auf ſich beruhen laſſen könnte: ſo liegt doch in dem ganzen Ton deſſelben die gehäſſige Beſchuldigung, als ob ich ein eignes Vergnügen daran fände, etwas vorlegen zu laſſen das geſtrichen werden muß, und dieſe Beſchuldigung wird durch den Bezug auf die Nr. 1 und 2 der Cenſurprincipien ehrenrührig. Ich fordere alſo Ew. Hochwohlgeboren auf mir den Beweis der Thatſache zu liefern, daß ich nämlich Aeußerungen zum

Druck präſentirt hätte, welche — wohl zu merken nach einer richtigen und verſtändigen Auslegung — als Verſtoß gegen dieſe Vorſchriften könnten angeſehen werden. Daß ich übrigens zu vielen — nicht Berichtigungen wie Sie ſich auszudrücken belieben, was bekanntlich gar nicht die Sache des Cenſors iſt, ſondern — Streichungen Veranlaſſung gegeben, thut mir inſofern leid, als ich Ew. Hochwohlgeboren oder vielmehr Ihren Stellvertretern Mühe dadurch verurſacht. Allein ich muß Ew. Hochwohlgeboren erſuchen zu bedenken daß ein Redacteur, der es nicht mit bezahlten, ſondern mit gefälligen Correſpondenten zu thun hat, gegen dieſe Rückſichten nehmen muß, die ihn bisweilen nöthigen dem Cenſor außer der ohnedies unnachlaßlichen Mühe des Leſens auch noch die kleine des Streichens zu machen. Es würde mir bisweilen anmaaßend, oft wunderlich erſcheinen, wenn ich meinen Einſendenden ſagen wollte, ich hätte dies und jenes weggelaſſen, weil ich vorausgeſehen daß der Cenſor es doch ſtreichen würde. Daher laſſe ich in fremden Aufſätzen manches ſtehen was ich ſelbſt um die Freude eines recht reinen Cenſurbogens zu genießen, nicht würde geſchrieben haben, ohnerachtet es nach meinen Grundſätzen nichts unzuläſſiges enthält, und legitimire mich bei den Einſendenden durch Vorlegung des Cenſurbogens. In Fällen dieſer Art werde ich alſo auch in Zukunft nicht anders handeln können. Ich ſehe auch nicht ein, warum Ew. Hochwohlgeboren ſich darüber beklagen. Das Verhältniß zwiſchen Schriftſteller und Cenſor auf dieſem Gebiet iſt wie im Handel, bei welchem es einmal üblich iſt vorzuſchlagen und zu dingen. Ew. Hochwohlgeboren bin ich noch für die Anführung einer Geſetzesſtelle verbunden; ich kann jedoch den Wunſch nicht zurückhalten, Dieſelben möchten mich lieber mit einer anderen bekannt gemacht haben, nämlich mit derjenigen, welche der Cenſurbehörde als ſolcher das Recht giebt, Verweiſe zu ertheilen und Drohungen zu erlaſſen, denn dieſen Ton habe ich nicht ohne Befremden in Ew. Hochwohlgeboren geehrter Zuſchrift gefunden. Sollte eine ſolche Geſetzesſtelle nicht exiſtiren: ſo erſuche ich Dieſelben, dieſe ſchließliche Bemerkung als einen Gebrauch der Freiheit gefälligſt zu betrachten, welche die von Ihnen ſelbſt allegirte Geſezſtelle mir giebt.*) **Schleiermacher.**

Ausführliche Rechtfertigung wegen des Artikels im Preußiſchen Correſpondenten.**)

Als die Gerüchte von Verlängerung des Waffenſtillſtandes und von einem zu eröffnenden Friedenscongreß ſich mehr und mehr verbreiteten, hörte ich daß die politiſchen Leidenſchaften mehr als je laut würden. Auf der einen Seite äußerte ſich ſchon bei der entfernten und unſicheren Ausſicht auf Frieden eine unbegränzte Freude, auf der andern, ehe man noch wiſſen konnte was für ein Friede möchte geſchloſſen werden, hörte man bange Beſorgniſſe, niederſchlagende Hoffnungsloſigkeit, als ob nun die frohe Ausſicht auf Wiedererhebung des Staats völlig verſchwunden wäre. Jede Partei ſuchte die andre zu verunglimpfen, man hörte auf der einen Seite von Feigherzigkeit, eigennüziger Gleichgültigkeit, treuloſer Anhänglichkeit an fremdes Intereſſe, auf der anderen von excentriſchem Weſen, ſchwärmeriſchem Nationalhaß, revolutionären Tendenzen. Ich hoffte allerdings die Mehrzahl der Staatsbürger werde, beſonnener und gemäßigter, wenn auch in geſpannter Erwartung, doch beſtimmter Urtheile, ſtarker Affecte ſich enthalten, bis irgend etwas entſchieden ſei. Dennoch erſchien mir die Spannung jener Parteien bedenklich; welche Wendung die große Angelegenheit auch nähme, ſo mußte auf jeden Fall eine jener beiden Stimmungen um ſo mehr hemmend und nachtheilig wirken, je höher die Erbitterung zwiſchen beiden ſchon geſtiegen wäre. Daher ſchien mir für den Redacteur eines beſonders dem gebildeten Publicum beſtimmten, nicht lediglich referirenden Blattes Pflicht etwas zu ſagen, was zur Mäßigung jener voreiligen Affecte führen könnte.

---

*) Das Datum dieſes Entwurfs fehlt. Wie er hier mitgetheilt wird, iſt er von der Hand der Frau Schleiermacher's geſchrieben: von Schleiermacher's Hand iſt er ſtellenweiſe weniger ausgeführt.

**) Die Handſchrift, in der dieſer Aufſatz allein vorliegt, iſt die der Henriette Herz, enthält aber einige Aenderungen und Zuſätze von Schleiermacher's Hand. Ob und an wen und wann er abgeſchickt iſt, iſt nicht bemerkt. Aus Späterem erhellt, daß er dem Staatsminiſter von Schuckmann eingereicht iſt. Die Zeit beſtimmt S. 192 vom 23. Juli 1813: »ich bin eben im Abfaſſen einer Vertheidigung begriffen. Die Geſchichte macht ein ungeheures Aufſehn.«

Unbegreiflich muß es ſcheinen, wie ein in ſolchem Sinne geſchriebener Zeitungsartikel zu Verwürfen hat Anlaß geben können, wie ſie dieſem ſind gemacht worden, Vorwürfe von politiſchen Anmaaßungen, Tendenzen pflichtwidriger Eigenmacht und Willkür, unbefugten vorgreifenden Urtheilen, welche Mangel an Ehrfurcht gegen des Königs Majeſtät verrathen, ja Vorwürfe des Hochverraths ſogar. Nur in der entſchiedenſten Ungeſchicklichkeit des Schreibers, oder in einer die natürliche Verbindung der Säze überſehenden oder von den nachtheiligſten Vorausſezungen ausgehenden Auslegung kann die Urſache davon liegen. Der erſte Vorwurf würde mich treffen. Dieſen und keinen anderen habe ich abzuwälzen; wegen der Geſinnungen, die mir Schuld gegeben worden ſind, mich zu vertheidigen, deſſen überhebt mich billig ein ſeit faſt zwanzig Jahren dem öffentlichen Lehramt völlig vorwurfsfrei gewidmetes Leben, gegen welches feindſelige Verbreitungen, denen ein Mann von einigem Ruf ſelten entgeht, nie anders als im Dunklen zu ſchleichen wagten. Ich muß die einzelnen Punkte durchgehen um zu zeigen, daß nicht durch meine Ungeſchicklichkeit eine Auslegung, welche der Abſicht des Schreibenden ſo gänzlich entgegen iſt, entſtanden ſei.

Jede der beiden Parteien zu welchen ich reden wollte, faßt Menſchen von ſehr verſchiedenen Geſinnungen in ſich; um alle zu treffen, mußte ich zu den Beſten von jeder Partei reden, weil auch die Schlechteren gern die Motive der Beſſeren wenigſtens vorſchüzen.

Unter denen, welche ſich auf den Frieden freuen wie er auch immer ſein möge, erklärte ich diejenigen für die Beſten, welche fürchten der Staat könne die bisherigen Anſtrengungen nicht länger durchführen; es ſei ihm unbedingt Ruhe nothwendig, damit er ſich erhole. Ich warnte ſie ſich nicht zu zeitig zu freuen, damit es ihnen im Falle eines erneuten Krieges nicht deſto ſchwerer würde, auch ihre eignen Anſtrengungen zu erneuen. Man hätte die Ironie, mit der ich dies ſagte, bitter und hart finden können, und dem Geiſtlichen Vorwürfe machen über die Aeußerung des Zeitungsſchreibers: man hat es nicht gethan. Den Beſten unter denen, welche den Frieden unbedingt verwerfen, habe ich geſagt, wenn nun ihre Vorausſagung einträfe, wenn die Umſtände nöthigten einen nicht befriedigenden Frieden zu ſchließen: ſo ſollten ſie deßhalb nicht glauben, der große Zweck, Deutſchland und Preußen ein dauerhaftes feſtbegründetes Wohlergehn zu erwerben, ſei aufgegeben, er ſei dann gewiß nur aufgeſchoben; einen ſolchen Frieden ſollten ſie getroſt nur für vorübergehend halten. Indem ich dies ſagte, glaubte ich ganz im Sinne Sr. Majeſtät zu reden. Allerhöchſtdieſelben haben die Unabhängigkeit der Staaten, und des Ihrigen insbeſondere, wiederholt als Zweck des Krieges ausgeſprochen. Sollten anderweitige Verhältniſſe Sie nöthigen jezt einen Frieden zu ſchließen, der dieſe Unabhängigkeit an ſich noch nicht gewährt: ſo wollen Sie gewiß nicht daß Ihre Unterthanen glauben, Sie wollten den Staat in dieſem Zuſtande immer laſſen. Wenn ein Krieg einen ſo hohen Zweck hat: ſo kann man ihn unmöglich eher als beendigt anſehen, als bis dieſer Zweck entweder wirklich erreicht, oder der Staat, der ihn erreichen wollte, in dieſem rühmlichen Beſtreben untergegangen iſt. Dennoch hätte man dieſe Aeußerung unvorſichtig finden können, weil ja der Feind ſie auch höre: man hat auch dieſen Vorwurf nicht gemacht; den kleineren bin ich glücklich entgangen, weil man zu weit größeren Stoff fand. Aber wo?

Das bisher geſagte iſt es was ich beiden Parteien zu Gemüth führen wollte, die Abſicht des ganzen Artikels iſt darin erſchöpft. Wenn man alſo dieſes nicht getadelt hat, worauf gehen jene Vorwürfe? Ich habe die Krieg wünſchende Partei damit getröſtet, daß ihre Anſicht weit verbreitet ſei und auch bei den Friedensunterhandlungen eine Stimme haben werde; ich habe die Anſicht der Beſten dieſer Partei dargeſtellt, und eben wie ich ſie für die Beſten ihrer Partei erklärte, vergleichungsweiſe mit Lob dargeſtellt. Wohl, wenn ich wirklich, wie man mir vorgeworfen hat, geſagt hätte, dieſe

Beſten ihrer Partei glaubten das Heil des preußiſchen Staats könne nur von gewaltſamen Umwälzungen ausgehen; und ich hätte mich nicht durch einen ſcharfen Tadel von allem Antheil an dieſer Anſicht gereinigt: ſo möchte mich ſelbſt der Vorwurf des Hochverraths treffen. Wenn ich geſagt hätte, ſie ſähen mit geringſchäzigen Seitenblicken auf den wenn auch damals noch ganz problematiſchen Congreß, und hätte ſie nicht getadelt: ſo möchte ich ſelbſt abſprechender Anmaaßung beſchuldigt werden. Wenn ich ihnen geſchmeichelt hätte, ihre Anſicht, weil ſie die ihrige wäre und ſie ſelbſt eine mächtige furchtbare Partei, werde deswegen auch ein Gewicht auf die Schale der Unterhandlungen legen: ſo möchte man mich einen Revolutionär nennen. Von dem allen aber ſteht in der fraglichen Stelle meines Artikels auch nicht Eine Sylbe. Es liegt mir ob dies durch eine genaue Auseinanderſezung der Stelle darzuthun.

Ich ſeze bei dieſem Theil des Publicums ein zwiefaches Intereſſe voraus, ein weiteres an Deutſchland, ein engeres an Preußen. Das Verhältniß dieſes doppelten Intereſſe iſt bezeichnet durch die Beiſäze Deutſchland im *Allgemeinen* und unſer Staat *insbeſondre*. Hat jemand dieſe ſo verſtanden, als ſollte damit etwas gegen alle Geſchichte und gegen den dermaligen Zuſtand der Dinge gleichſehr ſtreitendes geſagt ſein, nämlich daß Preußen ein Theil von Deutſchland ſei und alſo was ich von Deutſchlant ſage auch von Preußen gelten müſſe: ſo bin ich daran völlig unſchuldig. Denn ich habe beides ſo beſtimmt unterſchieden, daß man ſich nur an die erſten Regeln der Sprache halten darf um nicht zu fehlen. Das männliche Fürwort *dieſer* kann ſich nur auf das männliche Hauptwort *unſer Staat* beziehen, das ſächliche Fürwort *jenes* nur auf das ſächliche Hauptwort Deutſchland. Von Preußen gilt alſo nur was in dem Saz enthalten iſt, der ſich mit dem Worte *dieſer* anfängt, alſo nur daß es, um zu einem neuen würdigen Zuſtande zu gelangen, noch einer ungeheuren Kraftentwickelung bedarf, wie ſie nur unter kriegeriſchen Anſtrengungen möglich iſt. Der Sinn dieſer Stelle kann nicht zweifelhaft ſein. Was die Nation jezt leiſtet iſt eine bisher nicht gekannte Entwickelung von Kräften zur Vertheidigung und Sicherung des Thrones. Die Meinung iſt, daß um ein dauerhaftes Heil zu begründen noch viele Kräfte, materielle und geiſtige, ſich entwickeln müſſen, und daß man dies nur von der alles aufregenden Noth des Krieges erwarten könne. An einer ſolchen Deutung bin ich ganz unſchuldig. Was in dem Saz enthalten iſt, der ſich mit dem Fürworte jenes anfängt, iſt nicht von Preußen ſondern nur von Deutſchland geſagt, nämlich es bedürfe, um den Grund zu einer künftigen Form deſſelben zu legen, entſcheidender Ereigniſſe, welche nur der Krieg bringen kann. Das von Preußen zu ſagen wäre ſtrafbar geweſen. Preußen hat eine Form, und wenn dieſe noch nicht in allen Theilen gleich beſtimmt und ausgebildet wäre: ſo hat es eine feſte Regierung, welche in derſelben, wie wir täglich ſehen, Veränderung nach ihrer Weisheit machen kann, ohne daß es dazu äußerer Ereigniſſe bedürfte. Das leztere hingegen von Deutſchland zu ſagen, iſt an ſich ganz unbedenklich, indem es ſeine Form ja erſt bekommen muß. Dieſe Form beſteht in der Art, wie die einzelnen Fürſten mit einander verbunden und unter einer höheren Einheit zuſammengefaßt ſind. Wenn viele behaupten, dieſe Form werde ſich beſſer finden laſſen nach entſcheidenden kriegeriſchen Ereigniſſen als ohne dieſelben: ſo iſt dies ein politiſches Urtheil, vielleicht ein kühnes, aber nicht ein ſolches, daß ich mich hätte verpflichtet halten können es anzugreifen oder zu widerlegen. Offenbar iſt auch hier etwas gemeint worauf ſchon in der Proclamation an die deutſchen Fürſten, die doch ohne alle Autoriſation der verbündeten Mächte nicht hat ins Publicum kommen können, iſt angeſpielt worden, daß nämlich der Antheil, den jeder deutſche Fürſt, jedes deutſche Land an dem Werk der Befreiung nehmen würde, auch ſeine Stelle an dem neuen Reichsverbande beſtimmen würde.

Aber in dem Zuſaz iſt etwas ſträfliches gefunden worden, daß es ſchwer ſein würde durch bloße Friedensunterhandlungen Deutſchland eine haltbare Form zu geben, und daß alſo von dem zu eröffnenden Congreß das Rechte in dieſer Hinſicht ſchwerlich zu erwarten ſei. Darin liege eine abſprechende Zurückweiſung diplomatiſcher Verhandlungen, darin die voreiligen und anmaaßenden Urtheile über einen Congreß, zu welchem Se. Majeſtät der König einen Abgeordneten ſendet und alſo Mangel an Ehrfurcht gegen Se. Majeſtät den König ſelbſt.

Ich bemerke zuerſt, daß dieſer Congreß für mich damals noch gar nicht da war; es war ein bloßes Gerücht; auch iſt der Saz ganz allgemein geſtellt. Wollte man ihn auch in dieſer Allgemeinheit für unziemlich finden: ſo würde ich darin die anerkannte Liberalität unſrer Regierung um ſo mehr vermiſſen, als auf der einen Seite Verfaſſungen zu entwerfen nicht das eigentliche Geſchäft eines Friedenscongreſſes iſt, auf der andern Se. Majeſtät der König die Reſultate des Congreſſes nicht allein herbeiführt, ſondern nur ein Glied der einen paciscirenden Seite iſt. Vielmehr auf die Schwierigkeiten aufmerkſam gemacht zu haben gereicht zu deſto größerer Verherrlichung des Congreſſes wenn er ſie überwindet, zu ſeiner Entſchuldigung wenn er ihnen unterliegt, und auch dies iſt ein Verſuch zur Zufriedenheit mit dem was bevorſteht zu ſtimmen. Ich glaube daher ich hätte, ohne unziemlich zu reden, noch mehr ſagen können, nämlich auch dieſes, daß ehe kriegeriſche Ereigniſſe ſchon mehr entſchieden haben, werde es ſchwer fallen den Frieden der einzelnen Mächte mit Frankreich auf eine wünſchenswerthe Art zu Stande zu bringen. Seit wann ſollte es ſtrafbar ſein eine ſchwierige Aufgabe ſchwierig zu nennen? Auch dies hätte in eben jener guten Abſicht geſagt werden können. Wenn ich nun geſagt habe die Anſicht, daß ohne die Unabhängigkeit von Deutſchland keine Unabhängigkeit von Preußen zu hoffen ſei und daß jene Unabhängigkeit werde erkämpft werden müſſen, ſei weit verbreitet: ſo habe ich nichts geſagt als was die ganze Welt weiß, was ſelbſt diejenigen wiſſen müſſen, welche noch ſo eifrig den Frieden wünſchen; und wenn ich geſagt habe dieſe Anſicht werde auch auf dem Congreß eine Stimme haben: ſo liegt darin nichts anderes, als daß wenn ſo viele dieſer Meinung ſind, wol auch einer und der andre auf dem Congreß dieſer Meinung ſein werde. Ja ich wollte niemand verdenken, dabei an den Abgeordneten Sr. Majeſtät unſres Königs ganz beſonders zu denken.*)

Der ganze Artikel alſo und jeder einzelne Theil iſt, ſeinem wahren Sinne nach, in vollkommner Uebereinſtimmung mit dem was die Cenſurbehörde ſelbſt den Redacteurs der öffentlichen Blätter zur Pflicht gemacht hat, nämlich auf einträchtiges Verſammeln unter die Fahne der Regierung, auf williges und friedliches Fügen unter das was der König ordnen würde, hinzuwirken. Dieſe Abſicht zeigt ſich, ich darf es dreiſt ſagen, in allen Blättern des Correſpondenten; dieſer Sinn, daß darf ich noch kühner behaupten, regiert mein ganzes öffentliches Leben.

Ich habe nie den Ehrgeiz gehabt Sr. Majeſtät perſönliche Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen, wol aber iſt mein beſtändiges Beſtreben geweſen, daß wenn je des Königs Auge auf mich fiele, es nur beifällig geſchehen könne. Wie kränkend hat es mir ſein müſſen durch ein Mißverſtändniß, wozu meinerſeits höchſtens die vielleicht zu gedrängte Schreibart Veranlaſſung gegeben hat, durch etwas in Vergleich mit den treuen Beſtrebungen meines ganzen Lebens ſowol in ſich als auch in ſeinen möglichen Folgen höchſt Unbedeutendes, eine ſolche von Sr. Majeſtät unmittelbar ausgehende Ahndung zu erfahren. Wie viel kränkender noch, daß ſie nicht nur den unglückſeligen Zeitungsartikel betrifft ſondern ſich auch viel weiter verbreitet; denn auch allgemeine Anſchuldigungen eines verdächtigen mißfällig bemerkten Treibens in meinem Leben waren in der Verhaltung begriffen, welche mir auf Sr. Majeſtät Befehl gemacht worden iſt. Mein gutes Gewiſſen freilich beruhigt mich völlig; es zeigt mir keine Richtung die meinem allergnädigſten König mißfällig ſein konnte. Mein ſeit mehreren Jahren vierfacher Beruf als Prediger, Univerſtädtlehrer, Departementsmitglied und Akademiker füllt meine Zeit ſo ganz aus, daß mir nicht vergönnt iſt außer meinem Beruf noch etwas anderes zu treiben. Was ich in früherer Zeit, ehe ich amtlich ſo ſehr beſchäftigt war, außerdem gethan habe, das liegt in meinen literariſchen Arbeiten zu Tage; damals ließen mir dieſe keine Zeit zu einem fremdartigen Treiben, wie ich mir eines ſolchen auch nicht bewußt bin. Nach welchen Richtungen ich aber in meinen verſchiedenen Berufsverhältniſſen (in deren keines ich mich gedrängt habe) wirke: darüber kann ich mich auf meine Vorgeſetzten, meine Collegen, meine Gemeine, meine Schüler berufen. Ein nicht unbedeutender Theil des gebildeten Publicums, von den erhabenen Perſonen des königlichen Hauſes ab, beſucht theils häufig, theils regelmäßig meine religiöſen Vorträge: mögen dieſe bezeugen ob darin jemals eine Richtung geweſen die mir gerechten Tadel zuziehen könnte. Meine Schüler lehren theils ſelbſt ſchon von der Kanzel und dem Katheder, theils ſtehn ſie unter der Fahne des Königs: man befrage ſie, oder man beurtheile mich aus ihren Werken und ihrem Geiſt.

---

*) Schleiermacher hatte urſprünglich geſchrieben: ſo habe ich keine andre Stimme gemeint, als die des Abgeordneten unſres Königs ſelbſt, wie denn alle welche die Bekanntmachungen unſres Königs in dem rechten Sinne gehört haben, vorausſetzen müſſen daß ſeine Inſtructionen hierauf gingen, und von dem jeder, der ihn perſönlich kennt, hoffen muß, daß er nichts halbes und vergebliches werde abſchließen wollen.

Je unſchuldiger ich mich aber weiß, und je weniger ich glauben darf daß jene Vorwürfe mir ohne beſtimmten Grund ſind gemacht worden, um deſto mehr muß ich vermuthen, daß Thatſachen erdacht oder entſtellt den höheren Behörden, um mich in einem falſchen Lichte darzuſtellen, ſind zugetragen worden, und ſo vielleicht weiter zu der Allerhöchſten Perſon des Königs gelangt ſind. Da nun die gute Meinung Sr. Majeſtät ein unſchätzbares Gut iſt, welches keinem Unterthanen, am wenigſten einem Staatsdiener, unverdienterweiſe entzogen werden darf: ſo erwarte ich von der hohen Gerechtigkeit, daß ſie die eigentlichen Thatſachen, worauf jene Vorwürfe ſich gründen, mir bekannt machen und mich dadurch in den Stand ſetzen werde die Verunglimpfung, die mir ſchon ſo großen Nachtheil zugefügt hat, abzuwehren und mich in jenem unſchätzbaren Gut zu reſtituiren, und auf dieſe Bekanntmachung, ohne welche meine Rechtfertigung nicht vollſtändig ſein kann, muß ich ſchließlich meinen Antrag richten. —

II.

Schleiermacher in Unterſuchung wegen brieflicher Aeußerungen 1819—1823.

1. Schleiermacher an des Königs Majeſtät.

Ew. Königlichen Majeſtät Staatsminiſter Freiherr von Altenſtein hat mir wiederholt und kategoriſch, wie er bemerkt aus erheblichen Gründen, den nachgeſuchten Urlaub zu einer Erholungsreiſe verſagt, ohnerachtet die bei der Akademie und Univerſität eintretenden Ferien meine Anweſenheit in Bezug auf beide überflüſſig machen, und hinſichtlich meines Pfarramtes das Conſiſtorium, als die unmittelbar vorgeſetzte Behörde mir den Urlaub ſchon ertheilt hatte. Auch können wol der Reiſe, die ich über Prag und die Salzburger und Tyroler Alpen nach Regensburg, wo ich Familienverhältniſſe habe, richten wollte, politiſche Hinderniſſe nicht entgegenſtehen, da Ew. Königlichen Majeſtät auswärtiges Miniſterium mir einen von allen betreffenden Geſandtſchaften viſirten Paß bereits ausgefertigt hatte.

Da nun, wie Ew. Königliche Majeſtät aus der Anlage Allergnädigſt zu erſehen geruhen wollen, mein Arzt mir eine Reiſe auf das dringendſte anräth, und mir nichts ſo ſehr am Herzen liegt als auch ferner ungeſchwächt allen meinen Geſchäften obliegen zu können: ſo bleibt mir in dieſer harten und mir in ihren Gründen völlig unbegreiflichen Beſchränkung meiner perſönlichen Freiheit nichts anderes übrig als zu Ew. Königlichen Majeſtät Allerhöchſter Perſon meine Zuflucht zu nehmen mit der allerunterthänigſten Bitte, Ew. Königliche Majeſtät möge geruhen, Allerhöchſtſelbſt mir den nachgeſuchten Urlaub zu ertheilen, von dem ich jedoch, da ein Theil der für mich freieren Zeit bereits verſtrichen ſein wird, nur für eine Reiſe in die Lauſitziſchen, Schleſiſchen und Glaziſchen Gebirge, indem die Gebirgsluft ganz vorzüglich wiederherſtellend auf meine Geſundheit wirkt, Gebrauch machen würde, um in den erſten Tagen des Octobers zurückgekehrt zu ſein.

Von Ew. Königlichen Majeſtät huldreichem Wohlgefallen an einer unausgeſetzt redlichen Amtstreue erwarte ich mit vertrauensvoller Zuverſicht die Gewährung meiner allerunterthänigſten auf ein wahres Bedürfniß ſich gründenden Bitte und erſterbe in tiefſter Devotion ꝛc.*)

2. Schleiermacher an den Staatskanzler Fürſten Hardenberg.

Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht wollen aus der Anlage gnädigſt zu erſehen geruhen, was ich geglaubt habe Sr. Majeſtät unmittelbar allerunterthänigſt vorſtellen zu müſſen. Wären Ew. ꝛc. noch hier geweſen: ſo würden Höchſtſie es geweſen ſein, an welchen ich mich mit demſelben freudigen Vertrauen würde gewendet haben. Da aber wegen Hochdero weiten Entfernung mir rathſamer ſchien, mein Geſuch Sr. Majeſtät unmittelbar vorzulegen: ſo iſt es mir wenigſtens eine erfreuliche Pflicht, Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht von dem Hergang unterthänigſte Anzeige zu machen, und ich bitte zugleich um Erlaubniß, Hochdenenſelben, deren höhere Auctorität zunächſt die verſchiedenen Miniſterien zuſammenfaßt, einige Bemerkungen darüber vorlegen zu dürfen.

Je mehr ich überzeugt bin, daß das mir vorgeſetzte Miniſterium weder eine bedeutende Ausſtellung gegen meine Berufsthätigkeit zu machen hat, noch mir perſönlich übel will, um deſto wahrſcheinlicher iſt mir, was ich äußerlich vernommen, daß die abſchlägige Verfügung durch das Königliche Polizeiminiſterium veranlaßt worden, welches beabſichtige, ſei es nun Nachweiſungen von mir zu fordern, oder eine Unterſuchung wider mich ſelbſt einzuleiten. Was das erſte betrifft: ſo iſt nicht abzuſehen, warum ich nicht längſt auskunftsweiſe vernommen werden, wenn einiger Nutzen davon zu hoffen ſteht, aber nachdem dieſe Angelegenheiten einmal ſo wenig beeilt worden ſind, warum meine Vernehmung nun nicht auch noch einige Wochen Anſtand haben könnte, ſondern ich dieſer ſpätern Eile wegen etwas erfahren muß was in meiner Lage als eine harte Strafe anzuſehen iſt. Den andern Fall ſtelle ich ungern auf, weil ich nicht begreife, woher in meinem freien und offnen Lebensgang, in dem es nichts geheimes auszuſpüren giebt, der Stoff zu einer Unterſuchung wider mich genommen werden könnte; und irgend ein Triumph über diejenigen, welche mir böſes nachgeſagt haben mögen, mir bei weitem nicht ſo erfreulich ſein könnte, wie es mir als gutem Bürger ſchmerzlich ſein müßte, wenn die unterſuchenden Behörden einen Mißgriff machten an einem Unſchuldigen. Sollten mir aber die Qualen einer langwierigen Unterſuchung bevorſtehen: ſo erfordert wol die Menſchlichkeit daß man mich, erſchöpft wie ich bin von angeſtrengten Arbeiten, erſt einige Kräfte dazu ſammeln ließe. Nun iſt aber nicht wahrſcheinlich, daß eine neue Unterſuchung dieſer Art eingeleitet werden ſollte in dem Augenblick, wo der wirkliche Geheime Oberregierungsrath von Kamptz in die Bäder abgereiſt iſt. Wenn alſo die abſchlägige Verfügung aufrecht erhalten wird, und es erfolgt in dem größten Theile der Zeit, die zu meiner Reiſe beſtimmt geweſen iſt, nichts wodurch ſich dieſe harte Einſchreitung als nothwendig oder zweckmäßig rechtfertigt: ſo dürfte von einem nicht unbedeutenden Theile des Publicums, welches ſich für meine Amtsführung intereſſirt, dieſe Maaßregel für eine perſönliche Anfeindung gehalten werden, anderen aber ich als ſolcher erſcheinen, deſſen Strafwürdigkeit keinem Zweifel unterworfen ſein könne, da man ſo lange ſchon vor der Unterſuchung mit der Strafe verfahre. Wie jedoch dieſem vorzubeugen, Mißgriffe zu verhüten, und jeder der einen guten Namen für ſich hat bis zu etwa erwieſener Schuld zu ſchützen ſei, dieſes ziemt mir nur Ew. ꝛc. höherem weiſen Ermeſſen unterthänigſt anheimzuſtellen, der ich im Gefühl der wahrhafteſten und tiefſten Ehrfurcht erſterbe ꝛc.

---

*) Das Datum des Schreibens fehlt, aus dem Beſcheid aber ergiebt ſich, daß es unter dem 15. Auguſt 1822 eingereicht iſt. [Vergl. S. 209.] Ueber demſelben ſteht, wahrſcheinlich für Nicolovius oder Schultz: »Nehmen Sie ab und ſetzen Sie zu, liebſter Freund, was Ihnen gut dünkt; ich habe nicht eher dazu kommen können dieſe Zeilen zu ſchreiben. Schleiermacher«, eine Notiz, die ſich vermuthlich wol auf das ſogleich folgende Schreiben an eine Fürſtliche Durchlaucht, offenbar an den Staatskanzler Hardenberg, bezieht.

3. Antwort.

Se. Majeſtät haben über das von Ew. Wohlgeboren am 15. d. M. eingereichte Geſuch zuvörderſt den Bericht des Herrn Staatsminiſters Freiherrn von Altenſtein Excellenz erfordert und bis dahin Höchſt ihren Beſchluß Sich vorbehalten; wovon ich Ew. Wohlgeboren hiedurch habe vorläufig ergebenſt in Kenntniß ſetzen wollen.

Teplitz, den 20. Auguſt 1822. **Albrecht.**

Auf Ew. Hochwürden bei des Königs Majeſtät unter dem 15. v. M. eingereichte Vorſtellung haben Allerhöchſtdieſelben auf meinen Bericht zu genehmigen geruht, daß Ihnen der nachgeſuchte Urlaub von vier Wochen ertheilt werde. Indem ich Ihnen ſolchen daher hier bewillige, überlaſſe ich Ihnen die beabſichtigte Reiſe anzutreten.

Berlin, den 6. September 1822. (gez.) **Altenſtein.**

4. Vernehmung.

Von den Königlichen Miniſterien der Geiſtlichen Angelegenheiten und des Innern und der Polizei iſt mir der Auftrag geworden, Ew. Hochwürden über einige handſchriftliche Urkunden zu vernehmen.

Es iſt dazu von dem ernannten Deputirten Herrn Geheimen Regierungsrath Grano ein Termin auf den 18. d. M. Vormittag 11 Uhr in deſſen Behauſung heilige Geiſtſtraße 14 angeſetzt worden, wozu Dieſelben hiermit unter dem Beifügen vorgeladen werden, daß im Fall Ihres Ausbleibens ein neuer Termin auf Ihre Koſten angeſetzt werden wird.

Sollten Amtsgeſchäfte oder andere unvermeidliche Umſtände eine Verlegung des Termins nothwendig machen: ſo wollen Sie davon zeitig zur Beſtimmung eines anderen Zeitpunktes Anzeige machen.

Berlin, den 13. Januar 1823.

Königlicher Polizeipräſident hieſiger Reſidenz.

von Eſebeck.

Gegen den Termin, welchen Ew. Hochwohlgeboren zu der höheren Orts verfügten Vernehmung anzuſezen beliebt haben, habe ich zwar an und für ſich keinerlei Art von Einwendung einzulegen; ich erlaube mir aber den Wunſch zu äußern, daß derſelbe lieber möchte in einem zu Ew. Hochwohlgeboren Dispoſition ſtehenden öffentlichen Local abgehalten werden, und hoffe hierüber Deroſelben geneigte Rückäußerung noch zur rechten Zeit erwarten zu dürfen.

Berlin, den 15. Januar 1823. Schleiermacher.

Nach Ew. Hochehrwürden Wunſch wird der Ort Ihrer am 18. d M. 11 Uhr Vormittags beſtimmten Vernehmung in das Local des Polizeipräſidii Molkenmarkt Nr. 1 verlegt und werden Sie ſich alſo beſtimmten Tags und Stunde daſelbſt vor dem ernannten Deputirten einfinden.

Berlin, den 16. Januar 1823.

Königlicher Polizeipräſident von Berlin.

von Eſebeck.

5. An den Unterrichtsminiſter von Altenſtein.

Mein Arzt räth mir ſehr dringend den Gebrauch des Bades zu Egersbrunn an. Um dieſen Rath zu befolgen würde ich meine Sommervorleſungen ſo zeitig im Auguſt als der Stoff es irgend geſtatten will ſchließen müſſen; und ich wünſche ſehr nach vollendeter Cur den Reſt der Ferien zu einer Reiſe nach Regensburg anwenden zu können, welche mir im vorigen Jahre durch Verſpätung des Urlaubs vereitelt worden iſt. Wenn ich zu dieſem Ende ſchon jezt, und ehe ich noch den Termin meiner Abreiſe genau zu beſtimmen weiß, Ein hohes Miniſterium gehorſamſt bitte,

mir einen zweimonatlichen Urlaub hochgeneigteſt zuzuſichern:

ſo geſchieht es vorzüglich, weil ich nicht weiß, ob nicht auch diesmal meinem Geſuch Hinderniſſe in den Weg gelegt werden dürften welche erſt zu beſeitigen wären, und ich verſpreche mir aus dieſem Grunde Entſchuldigung für dieſes nicht ganz regelmäßige Verfahren.

In der That habe ich hierüber leider um ſo weniger Sicherheit, als ich noch immer nicht weiß, ob ich die am Anfang dieſes Jahres ſtattgehabte Vernehmung als eine abgemachte Sache anſehen darf, oder ob ich ſie als eine noch ſchwebende betrachten muß. Nach meinem guten Gewiſſen und der Art wie ich über die mir vorgelegten Fragen Auskunft gegeben habe, glaube ich im Gefolg einer amtlichen Vernehmung auch ein amtliches Anerkenntniß darüber erwarten zu dürfen, daß der Verdacht, welcher aus dieſen vertraulichen Briefen hat gegen mich erhoben werden wollen, ſich ungegründet gezeigt hat; und ich ergreife ſehr gern dieſe naheliegende Veranlaſſung, um Ein Hohes Miniſterium als die mir vorgeſetzte und mich ſchützende Behörde ſubmiſſeſt zu bitten,

> Hochdaſſelbe wolle mir ein ſolches Anerkenntniß baldmöglichſt verſchaffen,

als welches weit kräftiger als jedes andre Mittel beitragen würde, meine Geſundheit zu befeſtigen und meine durch das Niederdrückende des unverſchuldeten Argwohns faſt verſchwundene Geſchäftsfreudigkeit wieder herzuſtellen.

Berlin, den 2. Juli 1823. Schleiermacher.

Ew. Hochwürden eröffne ich auf Ihre Schreiben vom 2. und 16. d. M., daß ich bei Ihrer beabſichtigten Reiſe kein Bedenken habe und Ihnen daher überlaſſe, den dazu nöthigen Urlaub bei dem hieſigen Conſiſtorium nachzuſuchen. Was den übrigen Inhalt Ihres Schreibens vom 2. d. M. betrifft: ſo behalte ich mir vor, Ihnen zu ſeiner Zeit das Weitere zu eröffnen.

Berlin, den 18. Juli 1823.

Der Miniſter der Geiſtlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Altenſtein.

6. Schleiermacher an des Königs Majeſtät.

Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter,
Allergnädigſter König und Herr.

Nachdem im Jahre 1819 unter den in Beſchlag genommenen Papieren zweier Verwandten und Freunde von mir mehrere Briefe von meiner Hand waren gefunden worden ſo ſind mir erſt im Januar dieſes Jahres im Auftrag der beiden Staatsminiſter Freiherrn von Altenſtein und von Schuckmann einige derſelben vorgelegt worden, um gewiſſe Fragen über einige Stellen darin zu beantworten.

Jezt erfahre ich, daß dieſe Sache, nachdem ſie wiederum ſo lange geruht, Ew. Königlichen Majeſtät Allerhöchſtſelbſt zur Entſcheidung vorliegt. So unerwartet mir dieſes iſt, weil ich überzeugt bin jeden ſcheinbaren Verdacht, als ob geſezwidrige Abſichten und Entwürfe aus jenen Briefen hervorgingen, vollkommen entkräftet zu haben: ſo herzlich freue ich mich über dieſe Wendung, weil ich nicht zweifle, der unmittelbare Befehl meines Allergnädigſten Königs Selbſt werde mir nun auf eine für mich um ſo viel befriedigendere und rühmlichere Art jene losſprechende Erklärung verſchaffen, auf welche ich ſeit meiner Vernehmung vergeblich gewartet und gedrungen habe. Da ich jedoch nicht weiß, in welcher Vollſtändigkeit Ew. Königlichen Majeſtät dieſe Sache vorliegt: ſo glaube ich bin ich mir ſelbſt ſchuldig Allerhöchſtdenenſelben auch meinerſeits dasjenige in der Anlage allerunterthänigſt vorzulegen und deſſen huldreiche Beachtung zu erflehen, was ich nach geendigter Vernehmung zu meiner Rechtfertigung dem Protokoll habe beifügen laſſen.

Sollte jedoch in dem Vortrage, der Ew. Königlichen Majeſtät über mich gemacht wird, noch Bezug genommen werden auf andre als die mir vorgelegten Briefe oder auf aus dem Zuſammenhang geriſſene Stellen aus Predigten und Vorleſungen: ſo lebe ich des feſten Vertrauens Ew. Majeſtät werden auf dergleichen keine Rückſicht nehmen ohne auch mich erſt darüber hören zu laſſen; und das um ſo mehr als Allerhöchſtdieſelben ſich leicht überzeugen werden, daß auch bei den mir geſtellten Fragen nicht eine unbefangene und natürliche Auslegung meiner Briefe zum Grunde gelegen ſondern eine ängſtliche und argwöhniſche Vorausſezung, welche ſich nicht eher beruhigen will, bis ſie etwas ſträfliches oder verdächtiges aufgefunden zu haben glaubt. Wie wohlgemeint für das Ganze und aus reinem Dienſteifer entſprungen ein ſolches Beſtreben auch ſein mag: ſo kann es doch nur zuleicht fehlgreifen, und wo dieſes geſchehen, da wird Ew. Majeſtät wahrhaft königliche Gerechtigkeit demſelben gewiß die Wirkſamkeit eines vieljährigen Dieners und den ſo zarten Ruf eines öffentlichen Lehrers nicht aufopfern. Daher freue ich mich der Gewißheit mein Allergnädigſter König werde keinem Antrage auch nur auf die leichteſte Ahndung gegen mich Folge geben, wenn er nicht auch nach Anhörung des angeſchuldigten Theiles vor Allerhöchſtdeſſen eignem Gewiſſen vollkommen gerechtfertigt bleibt.

In dieſer unerſchütterlichen Ueberzeugung ſehe ich dem Ausgang meiner Sache mit Ruhe entgegen, und erſterbe in tiefſter Devotion

Berlin.*)

Ew. Königlichen Majeſtät
Meines Allergnädigſten Königs und Herrn
allerunterthänigſt getreueſter
der Profeſſor Schleiermacher.

Anlage.

Nachdem nun die von den beiden Hohen Miniſterien angeordnete Vernehmung geſchloſſen iſt, erfreue ich mich der Ueberzeugung, daß wenn ein Verdacht gegen mich obgewaltet hat, als ſei ich in unerlaubten Verbindungen und geſezwidrigen Unternehmungen verwickelt geweſen, oder als hege ich gefährliche Grundſäze, von dieſem nun keine Spur mehr übrig ſein kann. Denn was in den mir vorgelegten Briefen einen ſolchen Verdacht hätte begünſtigen können, wird durch meine einfachen und ſchlichten Erklärungen unfehlbar in das rechte Licht geſezt ſein.

Iſt nun aber in allen meinen Briefen an Arndt und Reimer nichts weiter als das mir vorgelegte aufzufinden geweſen, hat ſich in den Papieren aller übrigen zur Unterſuchung gezogenen nichts gefunden was mich compromittirt: ſo muß ich wol von dem Verdacht als habe ich eine Rolle in geheimen Verbindungen geſpielt, vollkommen gereinigt daſtehen.

---

*) Eine genauere Angabe des Datums fehlt.

Schon im Jahr 1813 iſt mir in einer Allerhöchſten Cabinetsordre an den Herrn Staatsminiſter von Schuckmann der Vorwurf eines politiſchen Treibens gemacht worden; allein weder konnte der Herr Miniſter mir damals einen nähern Aufſchluß darüber geben, noch iſt mein Geſuch, mir diejenigen gegenüber zu ſtellen welche ſolche Beſchuldigungen gegen mich vorgebracht, in dem damaligen Drang der Verhältniſſe berückſichtigt worden und ich habe daher keine Gelegenheit gehabt mich zu rechtfertigen und die gute Meinung Sr. Majeſtät wieder zu erlangen. Nach wiederhergeſtelltem Frieden wollte ich dieſe Sache wieder aufnehmen; allein da mir der Herr Staatsminiſter von Schuckmann, damals mein höchſter Dienſtvorgeſezter, dieſes als überflüſſig abrieth: ſo unterließ ich es um ſo leichter, da ich in meinem Gewiſſen völlig beruhigt war. Denn ich war mir bewußt daß ich nichts anderes gethan hätte, als nach meinen beſten Kräften in jener herrlichen Zeit offen und vor Aller Augen für die große Sache zu wirken welche der König begonnen hatte; ich war mir bewußt dabei in dem Gefühl glücklich geweſen zu ſein, daß ich für ihn und in dem Geiſte ſeiner Anordnungen gewirkt hatte. Und ſo komme ich auch jezt auf dieſen Vorfall nur zurück um zu bemerken, daß wenn ſpäterhin irgend etwas zur Kenntniß gekommen wäre, was ſich unter den Ausdruck politiſches Treiben bringen ließ, jene Allerhöchſte Cabinetsordre, in welcher mir für dieſen Fall Entſezung von allen meinen Aemtern ſchon angedroht war, gewiß würde in Anwendung gebracht worden ſein. Was aber meine Grundſäze in politiſcher Hinſicht betrifft: ſo müßten briefliche Aeußerungen, die dahin einſchlagen, wenn ich ſie auch nicht ſo leicht und ungezwungen aus dem unmittelbaren Zuſammenhang in ihrer ganzen Unſchuld hätte darlegen können, doch vorzüglich aus geordneten und ſtreng zuſammenhangenden Darſtellungen meiner Anſicht beurtheilt werden. An ſolchen fehlt es nicht, und wenn ſich darin etwas verdächtiges fände, würden ſie gewiß auch ſein zum Gegenſtande der Vernehmung gemacht worden. Darum rechne ich mit Zuverſicht darauf, daß die hohen Behörden, welche die Vernehmung veranlaßt haben, auch in dieſer Hinſicht keinen übelwollenden Zuflüſterungen weiter Eingang verſtatten werden.

Indeß etwas höchſt ſchmerzliches bleibt mir noch zu erwähnen aus dieſer Vernehmung, nämlich die mir vorgelegten Aeußerungen über die Allerhöchſte Perſon Sr. Majeſtät des Königs. Da ſie mir gänzlich aus dem Gedächtniß entſchwunden waren: ſo überraſchten ſie mich als ſie mir vorgeleſen wurden auf eine ſo erſchütternde Weiſe, daß ich auch das nicht für hinreichend halten kann was ich in dieſer Stimmung darüber zu Protokoll gegeben. Was mir hierbei am meiſten, und weit mehr als irgend ein Erfolg der mir aus der Auffindung dieſer Aeußerungen entſtehn könnte, am Herzen liegt, iſt die ſittliche Beurtheilung der Sache. Nachdem ich nun mir ſelbſt in aller Schärfe vorgehalten, was es auf ſich habe über die geheiligte Perſon des Monarchen auf eine unehrerbietige Weiſe zu reden oder zu ſchreiben, dann aber auch im Bewußtſein meiner wahren Geſinnung und meines ganzen Lebens mich beruhigt und geſtärkt habe: kann ich doch kein andres Reſultat aufſtellen, als daß es ſehr unbillig ſein würde von dieſen Aeußerungen auf eine Entfremdung meines Herzens von der Perſon des Königs oder auf einen habituellen Mangel wahrer innerer Ehrfurcht vor Allerhöchſtdemſelben ſchließen zu wollen, weil dann auf dieſe einzelnen Aeußerungen mehr Gewicht gelegt werden müßte, als auf mein ganzes Leben welches das Gegentheil bezeugt. Wenn mein Herz dem Könige entfremdet wäre, warum würde ich in früherer Zeit öfter, und als ich im Vaterland noch wenig Ausſicht hatte, Berufungen ins Ausland abgeſchlagen haben ohne dabei irgend einen äußeren Vortheil in Anſpruch zu nehmen? Warum würde ich, als Halle abgetreten ward, meine dortige unbeſtrittene und ſichre Lage aufgegeben haben und ganz aufs ungewiſſe hierher gegangen ſein? Man ſage nicht, dies beweiſe wol eine Liebe zum preußiſchen Staat, aber nicht zur Perſon des Monarchen. Denn wo war damals der Staat, von dem ein Theil nach dem andern verloren ging, und deſſen übrigbleibendes auch wenig geſichert ſchien? Woran hätte damals die Liebe wol haften können, als an der Perſon des Königs und an ſeinem Hauſe? Auch habe ich mich noch neulich öffentlich darüber ausgeſprochen, daß nach meiner Anſicht in einer Monarchie eine Trennung zwiſchen Liebe zum Staat und Liebe zum Herrſcher gar nicht ſtattfinden kann. Und wenn wir in den Befreiungskriegen bei jeder bedeutenden Veranlaſſung in öffentlichen Abendgebeten Gott dankten für den Schuz den er der Perſon des Königs angedeihen laſſen, und ſie aufs neue der göttlichen Obhut empfahlen, waren meine Gebete gewiß nicht minder eifrig als die irgend eines Geiſtlichen in dieſer Hauptſtadt. Eben ſo in den gewöhnlichen Zeiten wird meine Gemeinde nie das Gefühl gehabt haben, als ob unſre ſonntägliche Fürbitte für die Perſon des Königs mir weniger von Herzen ginge als irgend ein andrer Theil meiner Amtsverrichtungen und als ob ſie leere und untheilnehmend ausgeſprochene Worte oder erheucheltes Weſen wären. Nur daß ich es immer verſchmäht habe, dieſes Gefühl an heiliger Stätte mit ſchönen Redensarten auszupuzen. Ja auch außerhalb meines Amtes in meinem Privatleben bin ich mir einer aufrichtigen und innigen Theilnahme an allem was die Perſon und das Haus des Königs betrifft in meinem Herzen bewußt. So daß ich auch was perſönliche Anhänglichkeit betrifft, die gegen einen Monarchen nicht anders als ehrfurchtsvoll ſein kann, ein nicht unwürdiger Unterthan und Diener des Königs zu ſein behaupte, und offen wie mein Leben vor Augen liegt kann ich jeden auffordern das Gegentheil darzuthun; nur freimüthig bin ich zugleich und ſorglos wie wenig Andre, und werde es auch bleiben weil ich ſonſt aufhören müßte derſelbe zu ſein. Bei jenen Aeußerungen aber iſt vorzüglich zu berückſichtigen, daß ſie aus einem vertraulichen Familienbriefwechſel genommen ſind, in welchem nicht nur die größte Flüchtigkeit unverkennbar iſt, ſondern auch überall die derbſte Sprache vorherrſcht, von welcher auch Aeußerungen über andre verehrte Perſonen zeugen, die anderwärts gewiß anders würden abgefaßt worden ſein. Will man dieſe Stellen nun billig beurtheilen: ſo muß man ſie erſt in die Sprache überſezen, deren ich mich gegen irgend einen dritten, und überall wo mehr Ueberlegung im Vortrage herrſcht, würde bedient haben. Eine ſolche Uebertragung jeder einzelnen Stelle würde ich zu Protokoll gegeben haben, wenn es mir nicht in dem Augenblick, wo dieſe Aeußerungen mir in ihrer urſprünglichen Geſtalt vorgeleſen wurden, ehrfurchtswidrig erſchienen wäre, ſie, wenngleich in einer milden Form zu wiederholen. Ueberſezt man ſie ſo: ſo bleiben ſie ihrem Inhalte nach immer freimüthige Aeußerungen, aber das anſtößige und ehrfurchtswidrige iſt mit dem Ausdruck verſchwunden. Wer z. B. geſagt hätte, es ſei vielen unangenehm aufgefallen, daß der König die ihrer Anſicht nach ſchwache Rede des Biſchofs Eylert ſo öffentlich gerühmt habe, über welche Rede übrigens kaum der Mühe lohne viel zu ſagen: der hätte ſich einen ſolchen Vorwurf nicht zugezogen, und doch im Weſentlichen daſſelbe geſagt was in einem meiner Briefe ſteht. Es iſt alſo nur der Ausdruck der tadelnswürdig iſt und bleibt; denn gewiß kann man mit vielem Recht die Forderung aufſtellen, daß von geheiligten und verehrungswürdigen Perſonen nie anders als in gemeſſenen Ausdrücken ſolle geſprochen werden. Ich bemerke hierbei nur zweierlei. Erſtlich daß wenn zwei vertraute Verwandte einmal gewohnt ſind unter ſich über alles in einer derben und ungeglätteten Sprache zu reden, alsdann die Ausdrücke für ſie nicht mehr daſſelbe Gewicht haben, welches ihnen nach der Scala des Wörterbuchs oder des geſellſchaftlichen Tons zukommt, ſondern ein weit geringeres. Zweitens aber möchte ich fragen, ſo richtig die aufgeſtellte Regel iſt, ob wol ſelbſt unter denen, die dem Könige am nächſten ſtehen, irgend einer von ſeinen treuen und bewährteſten Dienern ſie immer wird beobachtet haben, und ob nicht jeder vielmehr nach dem Maaß wie er lebhafter Eindrücke fähig. und gewohnt iſt ſie lebhaft wiederzugeben, bisweilen in einem Augenblick muthwilliger Laune oder aufgeregten Unmuthes, ſei es nun bei ſich ſelbſt oder zu einem Vertrauten, denn dies beides gilt völlig gleich, in Ausdrücken ſollte geſprochen haben, die über die Gränzen des gehörigen und anſtändigen hinausgehen.

Wenn nun über dieſe unſelige Stelle in meinen Briefen das einzig richtige ſittliche Urtheil dasjenige iſt, welches aus dieſen Erwägungen hervorgeht: ſo lebe ich auch der feſten Zuverſicht, ſie werden, ſo wenig ſie Grund zu einer gerichtlichen Verfolgung geben könnten, eben ſo wenig ſich auch eignen eine disciplinariſche Ahndung herbeizuführen, indem ſie überall gar keine That ſondern nur flüchtige Gedanken und als ſolche dem menſchlichen Urtheil entzogen ſind, zumal auch in meinem Leben und Wirken nichts nachgewieſen werden kann, was als That oder auch nur als zufälliger Erfolg aus ihnen hervorgegangen wäre. Würden ſie Anlaß zu einer weiteren Verhandlung: ſo würde unvermeidlich die Neugierde des Publikums auf ſie hingelenkt, und würde ſich dann auch ihre Befriedigung zu verſchaffen wiſſen, wie denn leider nur zu gewiß auch jezt ſchon dieſe und andre Briefe Perſonen ſind mitgetheilt worden, welche ſie auf dem Wege des ſtrengen Geſchäftsganges gar nicht würden geſehen haben. Erſt durch die Verbreitung wird ſolchen flüchtigen Aeußerungen ein bleibendes Daſein gegeben, und dieſes möchte ich weit weniger zu verantworten haben, als daß ich ſie meinem Schwager hingab, wie ſie mir in die Feder floſſen.

Wird nun in Bezug auf dieſe Stellen mir die billige Behandlung zu Theil, welche ich von der Weisheit der Regierung mit Zuverſicht erwarte: ſo bleibt mir nur noch Eins zu bemerken.

Nur über die vorgelegten Briefe bin ich vernommen worden; von meinem Wirken auf die Jugend iſt nicht die Rede geweſen: und doch ſind mir Spuren genug vorgekommen daß auch dieſes bei meinen Vorgeſezten iſt angeſchwärzt worden. Was nun mein Lehrgeſchäft betrifft: ſo iſt dieſes ſo öffentlich, daß keiner Beſchuldigung kann Gehör gegeben werden, welche nicht die beſtimmteſten Beweiſe und Zeugniſſe ſogleich zur Hand bringt. Aber mein außerordentliches geſelliges Leben mit der Jugend kann ſeiner Natur nach einer eigentlichen Unterſuchung nicht unterworfen werden. Ich hoffe indeß, da ſeit ſo langer Zeit bei der genauſten Aufmerkſamkeit von der einen und der ungeſtörteſten größten Unbefangenheit von der andern Seite auch nichts zum Vorſchein gekommen iſt, was ſich da;u qualificirt hätte mich auch nur darüber zu befragen, kann ich mit Recht erwarten, daß auch dieſes abgethan ſei, und im Dunkeln ſchleichende Inſinuationen keinen Spielraum weiter finden werden, welche ſich in ſo langer Zeit durch nichts ans Licht zu bringendes haben bewähren können.

III.

Schleiermacher und der preußiſche Agendenſtreit.*)

1. An den Herrn Verfaſſer der Schrift: Der Zwieſpalt in der evangeliſchen Kirche.

Die Phyſiognomie Ihrer Schrift giebt mir den Eindruck, daß es Ihnen redlich um das Wohl der evangeliſchen Kirche unſres Landes zu thun iſt, und Sie nicht wie leider die meiſten öffentlichen Vertheidiger der neuen Agende äußere Triebfedern haben. Dies bewegt mich, da ich über dieſen Gegenſtand nichts öffentlich zu ſagen feſt entſchloſſen bin, dem mir ganz unbekannten aber achtungswerthen Mann dieſe Zeilen zu überſenden, um Ihnen zu ſagen daß, wie ſehr ich auch mit den allgemeinen Anſichten, welche in Ihrer Schrift niedergelegt ſind, im Ganzen übereinſtimme, Sie mir doch gerade in Bezug auf die neue Agende von Vorausſezungen auszugehen ſcheinen, welche die wenigſten Sachkundigen Ihnen zugeben werden.

Nämlich die ſonntägliche Liturgie in der neuen Agende iſt nicht dieſelbe welche die evangeliſche Kirche immer gehabt hat, ſondern eine ganz andre. Wo nur eine wirkliche Umformung des Meßkanons zu Stande gekommen iſt, da iſt man auch überall davon abgegangen Gebet und Dankſagung in eine Menge von abgeriſſenen Säzen zu zerſplittern, als ob unter den Bedürfniſſen der chriſtlichen Frömmigkeit kein natürlicher Zuſammenhang wäre und keine wahre Einheit darin, und nirgend hat man während eines ſo bedeutenden Zeitraums den Liturgen mit dem Chor dialogiſiren laſſen ohne alle Thätigkeit der Gemeinde.

---

*) Die folgenden Briefe, Vorſtellungen und Denkſchriften zum Agendenſtreit ſind ebenfalls aus Handſchriften und Diktaten Schleiermacher's mitgetheilt. No. 2. 3. 4 waren in verſchiedenen Formen durch den Druck verbreitet; am beſten bei Falck, Aktenſtücke betreffend die neue preußiſche Kirchenagende. Kiel 1827. Der Druck zeigt wenige und durchgängig unbedeutende Veränderungen; das Bedeutendere iſt angegeben. No. 1 iſt als die erſte ausführliche Aeußerung Schleiermacher's über die Frage mitgetheilt.

Die Liturgie hat in dieſer ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit nicht das Zeugniß der angeſehenſten Theologen für ſich; vielmehr würde jeder, wenn er das Herz dazu hätte, ſagen, ſie ſei ein äußerſt ſchülerhaftes Machwerk welches man ſchon wegen der ungeheuren Ungeſchicktheit und Unvollkommenheit in der Compoſition ohnmöglich könne gelten laſſen als etwas mehrere Generationen hindurch zum wörtlichen Nachſprechen, wie gefordert wird, beizubehaltendes. Es iſt nicht genug daß eine Liturgie dem Inhalt ihrer einzelnen Elemente nach bibliſch ſei und evangeliſch, ſondern ſie muß auch ihrer Form nach geſchickt ſein die Erbauung zu fördern, welches ihr Hauptzweck iſt. Wenn ſie dieſen nicht erreicht, zerſtört ſie eben weil ſie nicht baut.

Die Einführung der Liturgie würde nicht den Erfolg haben eingeriſſener Willkür zu ſteuern, ſondern wäre ſelbſt die größte Willkür. Pommern, Preußen, Schleſien haben noch ihre alte Liturgie von Einführung der Reformation her, und dieſe abſchaffen gegen die neue wäre Willkür. In den weſtphäliſchen Provinzen können Veränderungen in der Liturgie nur von den Synoden ausgehn nach der Verfaſſung der dortigen Kirche. Dieſen alſo die neue Liturgie von außen aufdringen wäre eine gewaltſame Verlezung der Verfaſſung, alſo Willkür. In der Mark und Magdeburg iſt die alte Liturgie größtentheils durch die Willkür Friedrich Wilhelms I. abgeſchafft worden. Dieſer Verſtoß kann ſchwerlich dadurch geſühnt werden, daß die neue durch eben die Willkür eingeführt wird. Uebrigens hat jene Abſchaffung doch die Union, welche unſerem guten König ja eben ſo ſehr am Herzen liegt, vorbereitet und die Rückſicht auf dieſe iſt in der neuen Liturgie ganz bei Seite geſezt. Ueberall alſo ſehe ich nur Willkür, die noch dazu der Zeit gar nicht gemäß iſt.

Die neue Agende wird ferner nichts dazu beitragen diejenige Einheit in der evangeliſchen Kirche zu fördern welche wir wünſchen müſſen. Das buchſtäbliche Ableſen derſelben Formeln bringt keine lebendige Einheit der Lehre hervor, vielmehr da der Buchſtabe auf dieſe Weiſe ſehr bald todt wird, wird auch das Gewiſſen empfindlicher gegen den Widerſpruch zwiſchen dem hergeleſenen und ſelbſtgedachten.

Uebrigens ſind wir in unſrer Provinz keineswegs aufgefordert worden unſre Gründe gegen die neue Agende vorzutragen; vielmehr iſt es uns in neuerer Zeit mehr verboten worden, und auch die erſte Aufforderung gab keine Sicherheit darüber, daß dieſe Gründe an den rechten Ort würden überbracht werden. Wie denn auch eine ſolche Aufforderung nur wirkſam geweſen wäre, wenn ſie der Geiſtlichkeit als Gemeinheit wäre vorgelegt worden. Auf eine ſolche Berathung haben die meiſten Geiſtlichen angetragen, aber ohne daß die mindeſte Rückſicht darauf wäre genommen worden.

Die Lage der Sachen iſt alſo ganz anders als Sie ſie ſich denken, und ich hoffe wenn Sie dieſes erwägen: ſo werden Sie den doch ſehr beſcheidenen Widerſtand eines Theils der Geiſtlichkeit, zu dem ich auch immer gehören werde, nicht nur gelinder beurtheilen, ſondern auch in Bezug auf unſre Amtspflichten ganz anders würdigen als Sie in Ihrer Schrift thun.

Wenn dem Könige dieſe oder eine andre Liturgie wirklich von irgend jemandem wäre vorgelegt worden — wovon wir nichts wiſſen, indem ſich nie jemand als Verleger bekannt hat — und er hätte ſie, ehe Er ſich ſelbſt dafür erklärte, der Geiſtlichkeit zur Prüfung in ihren Synodalverſammlungen vorgelegt: ſo hätte etwas wahrhaft Gutes hervorgehn können, wenn auch nicht eine völlig übereinſtimmende Form in allen Provinzen, was auch in unſrer Kirche wahrlich nicht zur weſentlichen Einheit gehört. Jezt iſt die Sache verdorben, und kann leider, das iſt meine feſte Ueberzeugung, nur den Zwieſpalt vermehren, und wenn zur allgemeinen Einführung gewaltſame Maaßregeln ſollten gebraucht werden, was Gott verhüte, dann gewiß auf eine höchſt bedenkliche Weiſe.

Verzeihen Sie was Zudringlichkeit ſcheinen kann, mir aber nur durch die Achtung, welche mir Geiſt und Ton Ihrer Schrift einflößten, abgenöthigt worden iſt.

Berlin, den 10. Mai 1824. Schleiermacher.

2. Schleiermacher's Erklärung an das Conſiſtorium der Provinz Brandenburg.*)

Wenngleich Ein Hochwürdiges Conſiſtorium in der verehrlichen Verfügung vom 21. Juli d. J. den Geiſtlichen der Provinz keine andre Wahl läßt, als entweder die neue Agende anzunehmen oder zu älteren unter öffentlicher Auctorität eingeführten Agenden zurückzukehren: ſo glaube ich dennoch mich weder eines Ungehorſams noch einer Anmaaßung ſchuldig zu machen, wenn ich für mich allerdings ein drittes in Anſpruch nehme; denn ich darf nicht einräumen daß es für mich einer ſolchen Rückkehr bedürfe.

Bei der Gemeinde der Dreifaltigkeitskirche nämlich muß unterſchieden werden ihr Zuſtand vor der im Jahre 1822 vollzogenen Spezialunion und ihr Zuſtand ſeit derſelben. In der erſten Beziehung habe ich vorzüglich den ehemals reformirten Theil der gegenwärtigen Gemeinde zu vertreten, und in dieſem iſt notoriſch ſeit Gründung unſrer Kirche die faſt gleichzeitig unter der Regierung des in Gott ruhenden Königs Friedrich Wilhelm I. eingeführte Agende gebraucht worden. Dieſe Agende beſteht aus zwei Abtheilungen unter dem Titel:

a. Kirchengebete, welche von Sr. Majeſtät dem Könige in Preußen in allen evangeliſch-reformirten und evangeliſch-lutheriſchen Gemeinden verordnet ſind;

---

*) Dieſe Erklärung beantwortet ein auf Anordnung des Miniſteriums der geiſtlichen Angelegenheiten erlaſſenes Circularſchreiben des Conſiſtoriums der Provinz Brandenburg, in welchem den Geiſtlichen die Alternative zwiſchen der Annahme der neuen Agende und der Rückkehr zum *ſtrengen Gebrauch* einer der älteren aufgegeben wurde. „Sollten wider Erwarten Prediger Ihrer Diöceſe bei dem Ablehnen der erneuerten Agende beharren —: ſo haben Sie denſelben aufzugeben, daß ſie binnen 3 Monaten ſich ſchriftlich erklären, an welche mit landesherrlicher Genehmigung verſehene Agende ſie ſich ohne Abweichung halten wollen und zugleich nachzuweiſen daß dieſe Agende früherhin bei ihren Gemeinden in Gebrauch geweſen iſt.“ [Vergl. dieſen Bd. S. 354.]

b. Kirchenagende d. i. Gebete und Formulare, welche bei den evangeliſch-reformirten Gemeinden in Sr. Königlichen Majeſtät in Preußen Königreich und andern Landen gebraucht werden.

Die lutheriſche Gemeinde hat ſich zwar während dieſes Zeitraums nicht derſelben Agende bedient; da indeß bei ihr derſelbe Typus des Gottesdienſtes herrſchte, ohne Präfationen, Collecten, Reſponſorien ꝛc., ja auch ohne Bibellection vor dem Altar: ſo war es leicht unſern Gemeinden bei Anregung der Union zu verſprechen, und wir können dies mit vollem Recht als eine Bedingung anſehn unter welcher die Union abgeſchloſſen worden iſt, daß in den bisherigen Formen des Gottesdienſtes möglichſt wenig ſollte verändert werden.

Dem gemäß wurde dann bei der Union der bisherige einfache Typus des Gottesdienſtes beibehalten, und aus der oben angeführten Agende und den bisher bei der lutheriſchen Gemeinde üblich geweſenen Formularen [dieſe führen den Titel Kirchenagende Berlin 1774 und muß ich es meinen Herren Collegen überlaſſen derſelben nachzuweiſen] neue in der Weiſe zuſammengeſezt, daß jeder Theil das Weſentliche ſeines bisherigen Rituals wiederfand, nur in verſchiedenen Formularen auf verſchiedene Weiſe mit dem verſchmolzen was dem andern Theil angehörte. Dieſe Formulare ſind unter Zuziehung beider Superintendenten abgefaßt und Einem Hochwürdigen Conſiſtorio auf deſſen Befehl vorgelegt worden.

Wenn mir nun gleich nichts von einer ausdrücklichen Beſtätigung bekannt geworden iſt; ſo laſſen doch die Verpflichtungen und die Verantwortlichkeit dieſes verehrten Collegii keinem Zweifel dagegen Raum, daß es nicht ſofort ſollte Einſpruch eingelegt haben wenn gegen die Beſtätigung dieſer unionsmäßigen Agende irgend ein Bedenken obgewaltet hätte; ſodaß ich hoffe die Nachweiſung daß ich mich einer unter Auctorität der kirchlichen Behörden eingeführten Agende bei meiner Gemeinde immer bedient habe, durch das Obige vollſtändig geleiſtet zu haben.

Ich könnte daher hier meine Erklärung ſchließen, wenn ich mich nicht gedrungen fühlte noch ein Paar Gegenſtände zu berühren, die ich zwar füglich übergehen könnte wenn ich den gewöhnlichen Regeln der Weltklugheit folgen wollte; ich will aber nicht den Schein haben etwas ſtillſchweigend gelten zu laſſen worüber ich doch in der Folge genöthigt ſein könnte mich ablehnend zu erklären.

Zuerſt alſo was ich von der Beharrlichkeit bei den eingeführten Formularen geſagt will ich keineswegeſ von einer unausgeſezt ſich immer gleichbleibenden buchſtäblichen Wiederholung verſtanden wiſſen; und zu einer ſolchen hätte ich mich ohne Unredlichkeit auch in dem Falle nicht anheiſchig machen können, wenn ich in mir Gründe gefunden hätte die neue Agende anzunehmen. Der evangeliſche Cultus will nach der Schrift in allen ſeinen Theilen eine λογικὴ λατρεία ſein; alſo kommt es bei allem was darin Rede iſt nicht auf den Buchſtaben an ſondern auf den Gedanken. Daher kann auch der liturgiſche Theil unſres Gottesdienſtes ſeiner Idee nur entſprechen, wenn der Geiſtliche ſich die Gedanken die er vorträgt lebendig angeeignet hat. Wenn er aber von einer ſolchen Aneignung des Gedankens aus den Ausdruck hervorbringt, wird dieſer nicht jedesmal buchſtäblich derſelbe ſein. Nicht einmal bei den Anführungen von Schriftſtellen iſt eine ſolche Buchſtäblichkeit immer zu verlangen, wie ſich ſehr leicht nachweiſen läßt. Viel weniger alſo darf den Geiſtlichen gewehrt werden, bei Anreden und Gebeten von größtentheils unbekannten Verfaſſern und immer aus einer ſpäteren Zeit einzelne Wendungen bald ſo bald anders abzuändern und nach dem Intereſſe des Augenblicks Abkürzungen oder Einſchaltungen eintreten zu laſſen. Wenn ich mich je des Gebrauchs dieſer Freiheit entſagen wollte, würde meiner Gemeinde nicht entgehen daß ich dieſe Handlungen nicht mehr mit derſelben Andacht wie ſonſt verrichtete, ſondern mit derjenigen Aeußerlichkeit welche bei einer ausſchließlichen Richtung auf den Buchſtaben unvermeidlich iſt. Daher ſo wie ſchwerlich ein Beiſpiel wird angeführt werden können daß irgend eine evangeliſche Agende bis jezt je mit einem ſolchen ausdrücklichen Anſpruch auf Buchſtäblichkeit eingeführt worden wäre, wie in den Worten „ohne alle Abweichung“ liegt: ſo erkläre ich auch, daß ich mich nicht für berechtigt halten kann mich gegen irgend jemanden zu einer knechtiſchen Buchſtäblichkeit zu verpflichten.

Zweitens, die verehrliche Verfügung enthält auf der einen Seite die troſtreiche Verſicherung daß die Gemeinden in dem, was ihnen von althergebrachter Ordnung theuer iſt, nicht ſollen beeinträchtigt werden; auf der andern Seite aber läßt ſie erwarten, daß ſolchen beliebten Formen eine angemeſſene Stelle in der neuen Agende ſolle angewieſen werden, jedoch unbeſchadet dem weſentlichen Charakter der lezteren. Dieſes beides nun iſt, wenn von den ehemaligen reformirten Gemeinen unſerer evangeliſchen Landeskirche die Rede iſt, nicht mit einander zu vereinigen. Hierüber mich auszuſprechen halte ich mich um ſo mehr verpflichtet als auch die hohe Miniſterial-Verfügung dieſen Theil der Kirche leider ganz zu überſehen ſcheint, indem ſie ſich auf die Uebereinſtimmung mit der von Luther eingeführten Agende beruft, da doch notoriſch iſt, daß auch dieſe wegen zu großer Verwandtſchaft mit dem Meßkanon in keinem Theile von Teutſchland von den reformirten Gemeinen jemals iſt anerkannt oder gebraucht worden. Was alſo den reformirten Gemeinen, und ſo auch dem ehemals reformirten Theil der Dreifaltigkeitsgemeinen aus althergebrachter Ordnung lieb geblieben iſt, das iſt nicht dieſes und jenes einzelne, ſondern eben jene in der reformirten Kirche von Anfang an eingerichtete einfachere, von allem Schein eines operis operati am allerbeſtimmteſten ſich entfernende Form des Gottesdienſtes, mit welcher der weſentliche Charakter der neuen Liturgie im geradeſten Widerſpruche ſteht. Da nun eben dieſe Form von Anfang an auch bei den Lutheriſchen Gemeinen der berliniſchen Simultankirchen und ſo auch der Dreifaltigkeitskirche ſtatt gehabt: ſo würde meine ganze Gemeine ſich beeinträchtigt finden, wenn für ſie ein ihr von jeher fremd gebliebener Typus des Gottesdienſtes angeordnet werden ſollte, geſezt auch ſie fände aus ihren kräftigen und ſchönen Anreden und Gebeten einzelne Stellen darin aufgenommen.

Daher glaube ich auch die Einführung einer ſolchen, ihrem jezigen Charakter unbeſchadet nur mit einzelnen Stücken bereicherten erneuerten Agende bei meiner Gemeine nicht verantworten zu können, und kann daher nur wünſchen, daß der Gottesdienſt in der Dreifaltigkeitskirche auch in Zukunft bei ſeiner bisherigen geſezmäßigen Einrichtung möge belaſſen und geſchüzt werden.

Berlin, den 13. September 1826.

Dr. Fr. Schleiermacher.

3. Denkſchrift der zwölf Unterzeichner des Proteſtes gegen die Liturgie, dem Könige durch den Generaladjutanten von Witzleben übergeben.*)

Es iſt uns unterzeichneten, welche mit dem beſten Gewiſſen von ſich ſagen können daß ſie eben ſo treue Unterthanen des Königs als redliche und eifrige Diener der Kirche ſind, in der Angelegenheit der neuen Agende von Anfang an höchſt ſchmerzlich geweſen, daß wir deutlich vorausſahen, die edle und vortreffliche Abſicht des Monarchen ſich durch erneuerte Feſtſtellung der gottesdienſtlichen Formen ein großes und bleibendes Verdienſt um die evangeliſche Kirche des Landes zu erwerben, werde auf dem eingeſchlagenen Wege nicht zum Ziele gelangen. Dieſe Ueberzeugung konnte ſich in unſeren amtlichen Verhältniſſen bis jezt nur durch eine beharrliche Ablehnung der neuen Agende ausſprechen, indem uns, von denen keiner ein

---

*) Mit Schleiermacher hatten ſich elf Berliner Geiſtliche zum Proteſt gegen die Verfügung des Conſiſtoriums vereinigt; die Vorſtellung der „Zwölfmänner" war von Hoßbach abgefaßt und iſt in ihrem weſentlichen Inhalt mitgetheilt bei Jonas 440—447. Der zweite Schritt dieſer Zwölf iſt dann die vorliegende Denkſchrift von Schleiermacher, welche auf Veranlaſſung des dem Könige naheſtehenden Herrn von Witzleben abgefaßt und dieſem von ihm überreicht wurde. Das nähere der vorl. Bd. S. 346. 348. 354. Die Zeit der Abfaſſung liegt einige Zeit nach der Ueberreichung der vom 7. October 1825 datirten Hoßbachſchen Denkſchrift, und einige Zeit vor der Circularverfügung des Conſiſtoriums vom 2. Juni 1826, auf welche dies folgende Schreiben antwortet. Wenn im Abdruck dieſer Aktenſtücke bei Falck S. 31 dieſe Denkſchrift als an das Cultusminiſterium gerichtet bezeichnet iſt, ſo ſpricht der ganze Charakter derſelben hiergegen und zugleich erklärt ſich leicht aus einer ſchicklichen Discretion der Unterzeichner, daß das Aktenſtück in dieſer Form ins Publikum kam.

Mitglied einer geiſtlichen Behörde iſt, der gewöhnliche Geſchäftsgang keine Veranlaſſung darbot zur Verbeſſerung des Ganges dieſer wichtigen Sache etwas beizutragen.

Mit deſto größerer Freude ergreifen wir dieſe uns außerordentlich dargebotene Gelegenheit uns über den in Frage ſtehenden Gegenſtand gewiſſenhaft zu äußern. Wir haben hierbei in der That keinen innigeren Wunſch und keine andere Abſicht, als daß die Darlegung unſrer Abſicht etwas beitragen möge um die fromme und wohlthätige Abſicht unſres hochverehrten Königs wahrhaft zu fördern, und wollen daher über die gegenwärtige Lage der Sache wie ſie uns erſcheint, und über das was zur Förderung des verſchwebenden Zweckes nach unſerm Wunſch und Erachten zu thun ſein möchte freimüthig uns äußern.

So viele Prediger ſich auch dem Buchſtaben nach für die Annahme der neuen Agende erklärt haben: ſo glauben wir doch behaupten zu dürfen, daß wenn man unſre evangeliſche Landeskirche im ganzen betrachtet, die Verſchiedenheit in den gottesdienſtlichen Formen dadurch keinesweges abgenommen hat. Denn noch iſt dadurch keine andere irgendwo gangbare Liturgie außer Gebrauch gekommen; und wo die neue Liturgie an die Stelle der Willkür getreten iſt, da wird — wir müſſen es leider als eine durch viele Beiſpiele bewährte Thatſache ausſprechen — die vorige Willkür nun an der Liturgie ſelbſt geübt. So haben wir nun in jeder Provinz eine Form mehr als vorher, und nach der im lezten Sommer den Geiſtlichen geſtellten Alternative*), welche doch als eine von der höchſten Behörde ertheilte Freiheit nicht gut zurückgenommen werden kann, iſt nicht mehr zu erwarten, daß diejenigen welche ſich auch diesmal noch für eine frühere Form erklärt haben ſpäterhin von ſelbſt zu der neuen übergehen werden. Außerdem iſt eine Unwahrheit in der Behandlung der Sache eingeriſſen, welche es unmöglich macht auf einen begleitenden göttlichen Segen fromm zu vertrauen. Denn theils haben ſich die Geiſtlichen bei Annahme der neuen Agende von dem zwar natürlichen, aber in einer Sache wo alles perſönliche gänzlich bei Seite geſezt werden muß, nicht zu rechtfertigende Beſtreben ſich ihren Vorgeſezten gefällig zu bezeigen, leiten laſſen; theils aber haben die Vorgeſezten die Mittel durch welche auf die Untergebenen gewirkt werden ſoll allzuſehr vervielfältigt, welches wol, da erſtere von der Vorausſezung ausgingen daß der Widerſtand der leztern in keiner Ueberzeugung begründet ſei, erklärt werden kann, aber auf dieſem Gebiet doch immer ſehr bedenklich erſcheinen muß. Zudem ſind die Verhältniſſe der Gemeinden zu ihren Seelſorgern häufig auf das betrübendſte zerriſſen, ſo daß die Wirkſamkeit der Geiſtlichen namentlich in dieſem Stücke ganz gelähmt iſt, indem aus begreiflichen Gründen bei den Gemeinden das Vorurtheil obwaltet, daß wo ein Geiſtlicher für die neue Liturgie arbeitet er dabei zunächſt nur ſeinen eignen Vortheil und ſeine äußere Ehre beabſichtige. Unter den Geiſtlichen ſelbſt aber iſt ein offener Zwiſt ausgebrochen der um deſto mehr in Leidenſchaftlichkeit und Parteiung auszuarten droht, als diejenigen welche ihre Ueberzeugung von der Annahme der Liturgie abhält ſich zugleich auf alle Weiſe müſſen zurückgeſezt ſehen; kurz es iſt eine Zeit allgemeiner Prüfung und Richtung in unſrer Landeskirche eingetreten, welche Gott gewiß zum Beſten leiten wird in welcher aber für jezt nicht nur jedem einzelnen ungemein erſchwert iſt den richtigen Weg zu finden und feſt zuhalten, ſondern auch das Ruder des ganzen zu führen und die Sache dieſer Verwirrung zu entreißen mit jedem Tage ſchwerer werden muß.

---

*) Die Alternative iſt unter dem 4. Juli 1825 geſtellt; folglich iſt dieſes Gutachten zwiſchen dem Sommer 1825 und dem 1826 abgegeben.

Sollen wir uns zunächſt die gegen die Einführung der Liturgie obwaltenden Hinderniſſe unſrer Ueberzeugung nach darſtellen: ſo müſſen wir bezeugen, daß ſie nicht wie oft geſagt worden iſt in der Widerſpenſtigkeit und dem Eigenſinn der Geiſtlichen liegen, ſondern aus ihrer amtsmäßigen Fürſorge für die Gemeinden, welche ja doch erbaut werden ſollen, hervorgehen, indem evangeliſche Geiſtliche in allem was ſo unmittelbar Sache des Volkes iſt auch des Volkes Meinung und Bedürfniß zu berückſichtigen in ihrem Gewiſſen gebunden ſind. Die freiwillige Annahme der neuen Liturgie in ihrer gegenwärtigen Geſtalt wird aber zuerſt die Volksmeinung gegen ſich haben in allen Gegenden wo evangeliſche Gemeinden mit katholiſchen in Vermiſchung leben. Denn wenn auch kein einzelner Saz zu finden iſt in der Liturgie welcher irgend in Widerſpruch wäre mit der evangeliſchen Lehre: ſo iſt doch in der Zuſammenſezung die Aehnlichkeit mit dem Meßkanon der römiſchen Kirche zu groß, als daß der nachtheilige Eindruck den dieſer Schein auf das Volk hervorbringt ſollte überwunden werden können. Die vielen kurzen auf einander folgenden Säze, das ſich durch den ganzen Altardienſt durchziehende Verkehr des Liturgen mit dem Chor bei gänzlicher Paſſivität der Gemeinde, dies ſind zu auffallende Aehnlichkeiten für diejenigen welche den katholiſchen Gottesdienſt immer vor Augen haben, als daß ſich nicht bei vielen Beſorgniſſe, die freilich leer ſind, daran knüpfen ſollten. Alle aber haben das Gefühl daß dieſe beſtändige Erinnerung an eine fremde Kirche die Andacht ſtöre, wo nicht erſticke. Nun iſt zwar richtig daß viele von den älteſten damals lutheriſchen Liturgien im ganzen dieſelbe Geſtalt gehabt haben. Allein eben ſo gewiß iſt daß man faſt überall bald eingeſehen hat, daß dieſe Compoſition durch das Unterbleiben der Meßhandlung womit ſie im genauſten Zuſammenhange ſtand ihre Bedeutung verloren habe. Und eben hieraus iſt die ſpätere Geſtalt evangeliſcher Liturgien entſtanden, welche ſich von der vorigen darin unterſcheidet, daß die einzelnen Gebetsſäze außer dem Eingange ſich nur an die bibliſche Vorleſung anſchließen, und dann nicht mehrere vorhanden ſind als einer vor und nach jeder Vorleſung. Der aus dieſem Schein des Katholiſirens entſtehende Widerſtreit, der in Schleſien, in einem Theile von Preußen und in den rheiniſchen Provinzen ſehr mächtig wirkt, wird ſchwerlich auf eine andere Weiſe zu überwinden ſein als wenn die größere Liturgie der lezt erwähnten Form näher gebracht wird. Und dieſes kann geſchehen ohne daß etwas aus derſelben verloren ginge; denn alles übrige könnte entweder in der Abendmahlsliturgie ſeine Stelle finden oder unter den zum abwechſelnden Gebrauch beſtimmten Säzen und würde alſo dem

Gebrauch doch nicht entzogen ſein. Dies näher anzugeben enthalten wir uns hier um nicht zu weitläuftig zu werden, ſind aber zu jeder genaueren Erörterung von Herzen bereit.*)

Nächſtdem ſteht der Liturgie an vielen Orten im Wege die Zeit und die Anſtrengung welche die Abhaltung derſelben erfordert, wenn derſelbe Geiſtliche den ganzen Gottesdienſt verwalten muß und dann auch die Gottesdienſte ſich drängen und die häufigen actus ministeriales nach denſelben noch einen neuen Kraftaufwand erfordern. Dieſem nicht unbedeutenden Hinderniß welches ſich bei den meiſten Landgemeinden findet wird ſchon dadurch abgeholfen werden, wenn die kleinere Liturgie nicht als etwas nur interimiſtiſches ſondern ausdrücklich mit demſelben Recht wie die größere zur freien Wahl aufgeſtellt wird, damit der Geiſtliche jedesmal nach den Umſtänden verfahren kann. Um aber der neuen Liturgie einen häufigeren Gebrauch zu ſichern, wäre rathſam frei zu ſtellen, ob eine oder zwei bibliſche Vorleſungen gehalten werden ſollen und um ſie den bisher reformirten Gemeinden näher zu bringen, wäre ſehr zu wünſchen daß dieſe Vorleſungen nicht gerade die beſtimmten Perikopen ſein müßten denen bekanntlich die reformirte Kirche gar kein beſonderes Vorrecht einräumt. So möchte auch rathſam ſein in die Wahl der Geiſtlichen zu ſtellen, ob ſie der allgemeinen Fürbitte ihre Stelle vor der Predigt oder nach derſelben geben wollen, da die Erfahrung lehrt daß viele Gemeinden ſich an den langen Altardienſt nur ſehr ſchwer gewöhnen können und ein großer Theil der Mitglieder ſich erſt beim Geſang einfindet. Und gewiß kann nicht wünſchenswerth ſein daß den Gemeinden dieſer wichtige und durch apoſtoliſche Vorſchriften ſanctionirte Theil des Gottesdienſtes entfremdet werde. Eben dieſe Freiheit iſt zu wünſchen in Abſicht der Geſangſtücke des Chors, die doch auf der einen Seite an vielen Orten nicht ausführbar ſind, auf der andern Seite aber den gröſeren Kirchenmuſiken an welche viele ſtädtiſche Gemeinden beſonders für die Feſttage gewöhnt ſind in den Weg treten.

---

*) In Schleiermacher's Entwurf iſt der letzte Satz: »Dies .. bereit« eingeklammert und am Rande bemerkt: »Der eingeklammerte Satz iſt durch das Geſpräch mit Herrn von Witzleben vielleicht überflüſſig gemacht.«

Endlich aber findet die Einführung der Liturgie großen Widerſtand da, wo fern von allem Unweſen der Willkür eine feſte Form des Gottesdienſtes ſeit langer Zeit beſtanden hat, wie dies in Schleſien, Preußen, einem großen Theile von Pommern und außerdem bei allen Gemeinden welche bisher dem reformirten Ritus folgten, der Fall iſt. Da die Gemeinden in dieſem Falle in Uebereinſtimmung mit ihren Vorältern ſind, und die wohlbegründete Vermuthung hegen daß ohne anderweitiges Einſchreiten auch ihre Nachkommen bei derſelben Form bleiben werden: ſo kann ihnen auch kein Grund zur Aenderung einleuchtend gemacht werden, da die neue Liturgie ſelbſt ja nur dieſe Uebereinſtimmung mit dem was früher dageweſen iſt befördern ſoll. Wir können nicht bergen, daß es uns hart ſcheinen würde und ſelbſt als ein übles Vorzeichen für das künftige Geſchick der neuen Liturgie anzuſehen wäre, wenn alle jene auch unter obrigkeitlicher Auctorität eingeführten und immer geſchützt gebliebenen ächt evangeliſchen Formen ſogleich durch ſie ſollten verdrängt werden. Eine Verſchmelzung aber iſt beſonders in Bezug auf die reformirte Liturgie gar nicht thunlich, weil dieſe dadurch den ihr eigenthümlichen Charakter ganz verlieren würde. Aber auch bei der lutheriſchen würde ſie den Zweck nicht erreichen ſondern nur als eine überflüſſige Neuerung erſcheinen, indem es weit über den Geſichtskreis der meiſten Gemeinden hinausgeht auf Uebereinſtimmung mit entfernten ihnen ganz fremden Provinzen Rückſicht zu nehmen. In dieſer Beziehung nun wiſſen wir keinen zweckmäßigeren und mehr beſänftigenden Vorſchlag zu machen als daß vor der Hand, bis vielleicht ſpäterhin einmal eine allgemeine Uebereinkunft möglich wird, für jede Provinz ein beſonderes corpus liturgicum angefertigt werde, in welches außer der neuen Liturgie in ihren beiden Geſtalten auch die in der Provinz herrſchende lutheriſche, ſowie die eine überall in unſerem Lande übliche reformirte Liturgie, alle zu gleichen Rechten aufgenommen werden, indem es den reformirten Geiſtlichen nicht gut ſcheint zugemuthet werden zu können, eine Liturgie von der Form der alten lutheriſchen ausſchließlich zu gebrauchen. Wir ſind überzeugt, daß auf dieſem Wege der wirkliche Gebrauch der neuen Liturgie mehr Fortſchritte machen werde, als wenn ſie mit einer ihr immer von Seiten der Gemeinden nicht freiwillig eingeräumten Alleinherrſchaft anfangen wollte.

Was nun den zweiten Theil der Agende, nämlich die Formulare zu kirchlichen Handlungen betrifft: ſo ſcheint uns dabei allerdings auf die Union der beiden bisherigen evangeliſchen Bekenntniſſe zu wenig Rückſicht genommen zu ſein. Denn bei dieſer iſt der Grundſaz aufgeſtellt worden, daß da bei uns bisher nur an der Communion erkannt wurde wer lutheriſch oder reformirt ſei, auch zur Aufhebung der Trennung nichts weiter erforderlich ſei als die Gemeinſchaft des Sakraments, nicht aber ſollten die Gewiſſen irgend gebunden werden in Bezug auf einen einzelnen Punkt der Lehre oder ſonſtiger Gebräuche. Die bisher Reformirten werden aber faſt alle immer Anſtoß nehmen am Exorcismus, am Zeichen des Kreuzes ꝛc. Es wäre daher zur Beförderung der Union, welche doch noch immer im Werden und keinesweges ſchon vollendet iſt, auf deren Vollendung aber alle evangeliſche Geiſtliche des Landes Bedacht nehmen müſſen wenn die öffentlichen Maaßregeln nicht ganz einander widerſprechen ſollen, erforderlich alles von dieſer Art entweder wegzulaſſen oder in die Freiheit der Geiſtlichen zu ſtellen. Was übrigens nun aber von Vereinigung der neuen Liturgie mit den in den verſchiedenen Provinzen bisher beſtandenen in Ein corpus geäußert iſt, das wünſchen wir allerdings auch auf dieſe Formulare ausgedehnt zu ſehen, bei denen überdies eine gewiſſe Mannigfaltigkeit nothwendig iſt. Nächſtdem möchten wir nur noch bemerken daß bei der Confirmation gar kein Formular gebraucht zu werden pflegt, und es alſo milder ſein möchte den Gebrauch deſſelben einem jeden Geiſtlichen anheimzugeben. Die Formel für die Ordination aber ſcheint, da dies keine Handlung iſt welche alle Pfarrer zu verrichten haben, in die gewöhnliche Agende nicht zu gehören. Alſo könnte auch der Ordinationseid in der neuen Liturgie, welcher auch ohnedies unſeres Wiſſens bisher noch nirgend gebraucht worden iſt, und gegen welchen ſich eine weit allgemeinere Stimme als gegen andere Beſtandtheile der Liturgie erhoben hat, am beſten durch gänzliche Auslaſſung des Formulars bis zu einer neuen Bearbeitung ausgeſezt bleiben. Auch dann aber möchten wir hierbei ebenfalls den Grundſaz bevorworten das neue Formular mit den bisher provinziell üblichen zu vereinigen.

Wenn nach den hier in der Kürze angegebenen Grundſäzen die neue Agende in einigen Stücken geändert und ſo mit dem ſchon geltenden verbunden wird: ſo bleibt nur noch zu wünſchen, daß in dem Geſez wodurch das corpus liturgicum einzuführen wäre der öfter ausgeſprochene Grundſaz der Buchſtäblichkeit auf eine ſolche gelinde Weiſe declarirt würde, wie ſich auch die geiſtlichen Behörden ſchon bei den neueſten Vernehmungen einzelner Geiſtlichen in dieſer Sache dafür erklärt haben, und wie es allein dem Geiſte des evangeliſchen Gottesdienſtes angemeſſen iſt. Dann können wir mit Gewißheit vorausſezen, daß ein gründlich beſſerer Erfolg für die evangeliſche Landeskirche wird erzielt und nicht nur der Willkür immer mehr wahrhaft geſteuert werden, ſondern daß auch die neue Liturgie ſelbſt ſich einen größeren auf freies Wohlgefallen gegründeten Wirkungskreis bilden wird.

Und nachdem wir dieſe Hoffnung mit der herzlichſten Zuverſicht ausgeſprochen haben, iſt uns nur noch zweierlei zu berühren übrig.

Zuerſt dieſes. Se. Majeſtät der König haben bisher über die Annahme der neuen Liturgie keinen beſtimmten Befehl ausgeſprochen, und das hat gewiß allen welche es mit unſrer evangeliſchen Kirche wohl meinen unter allen oben berührten Mißverhältniſſen zur großen Freude und zum kräftigen Troſt gereicht. Allein das veränderte und vermehrte corpus liturgicum welches wir wünſchen muß doch die höchſte kirchliche Sanction erhalten, und wir haben nur zu wünſchen daß dies auf eine Weiſe geſchehe, welche die vielfach aufgeregten und getrennten Gemüther vereinige und befriedige. Wenn des Königs Majeſtät geruhte die Beſtimmung, was für jene Vereinigung außer der neuen Liturgie aufzunehmen wäre, und überhaupt die Redaction der provinziellen Stücke in jeder Provinz einer Commiſſion von Geiſtlichen auftragen zu laſſen, welche entweder von der ſynodaliter verſammelten Geiſtlichkeit gewählt, oder von den Conſiſtorien gleichmäßig aus ſolchen welche die neue Liturgie bereits angenommen, und aus ſolchen welche es noch nicht gethan, zuſammengeſezt werden müßte, und dieſe ſich dann zugleich über die ihnen vorzulegende lezte Redaction der neuen Liturgie gutachtlich zu äußern hätten: ſo würde dann gewiß jedermann zufrieden ſein, und jeder ſich freuen dieſem Werke durch die Allerhöchſte Sanction die Krone aufgeſezt zu ſehen. Denn es läßt ſich kein Grund zu irgend einem verſtändigen Widerſpruch weder von Seiten der Geiſtlichen noch der Gemeinden mehr abſehen, wenn das in jeder Provinz geſezlich übliche in das liturgiſche corpus derſelben mit aufgenommen iſt.

Endlich. Soll dieſes corpus liturgicum, welches wir dem preiswürdigen Intereſſe unſres Königs an der Kirche verdankten und welches in der Geſchichte auf immer ſeinen erhabenen Namen führen würde, dem Geſchick aller früher eingeführten Agenden entgehen, welche weil ſie in Mißverhältniß mit ſpäterer Sprachbildung und Darſtellungsweiſe geriethen, außer Gebrauch gekommen ſind, und eben dadurch die unkirchliche Willkür veranlaßt haben, und ſoll eben dieſer Willkür auch für die ſpätere Zukunft gewehrt werden: ſo würde noch nöthig ſein bei der Einführung ſelbſt zu verordnen daß in längeren Zeiträumen, etwa von 20 zu 20 Jahren, die ganze Agende einer neuen Prüfung unter gleich jezt feſtzuſtellenden Formen ſolle unterworfen werden. Nur auf dieſe Art kann ſicher erreicht werden, daß ein ſolches Werk ſich auf die ſpätern Nachkommen fortpflanzt, und ſo wird auch dieſen die Agende Königs Friedrich Wilhelms des Dritten ſo ſegensreich bleiben als ſie es uns jederzeit ſein wird.

4. Vorſtellung der zwölf Proteſtirenden gegen die weiteren Schritte des Conſiſtoriums bei dem Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten von Altenſtein.*)

Die gehorſamſt Unterzeichneten, welchen die durch die Regierungen und den Superintendenten erlaſſene, auf Allerhöchſte Beſtimmung gegründete Circularverfügung in Betreff der Berufung und Beſtätigung zu Pfarrſtellen bekannt geworden iſt, halten es für eine dringende Gewiſſenspflicht Ew. Excellenz Perſon in eben dieſer Angelegenheit die folgende ehrerbietige Vorſtellung unterzulegen.

Jeder, welcher den gegenwärtigen Zuſtand unſerer evangeliſchen Landeskirchen nur einigermaßen kennt und dem die Aufrechterhaltung und Förderung des evangeliſchen Chriſtenthums eine ernſte und heilige Angelegenheit iſt, kann nicht anders als mit blutendem Herzen an die Folgen dieſer Verfügung denken, und wer mit mir die Ueberzeugung theilt, — Ew. Excellenz aber kann nicht unbekannt ſein, wie weit dieſe Ueberzeugung verbreitet iſt — daß durch die neue Agende die Erbaulichkeit unſeres Gottesdienſtes nicht gefördert ſondern vielmehr zurückgebracht wird, muß über den Umfang und die Art, wie ſie nunmehr in Gang gebracht werden ſoll, wahrhaft erſchrecken. So lange jeder Geiſtliche Freiheit hatte die Agende anzunehmen oder nicht — und wir hofften, daß dieſe Freiheit auch jedem angehenden Geiſtlichen bleiben werde — ſo lange war die Sache nur das Intereſſe der einzelnen Gemeinden, und konnte auch

---

*) Der nächſte auf höhere Anordnung erfolgte Schritt des Conſiſtoriums war eine Verordnung, daß kein Geiſtlicher, welcher zu einer Kirche berufen würde, in welcher die Agende bereits eingeführt ſei, von derſelben wieder abgehen dürfe. «Wird ein Candidat oder ein ſchon im Amt ſtehender Prediger zu einer Kirche berufen, für welche die erneuerte Agende noch nicht angenommen, bei der aber auch keine *ältere landesherrlich autoriſirte* Agende eingeführt und bisher unverändert gebraucht worden iſt: ſo iſt dem zu Berufenden ebenfalls die Annahme und der Gebrauch der erneuerten Agende zur Pflicht zu machen.» Gegen dieſe Verordnung vom 2. Juni 1826 faßte Schleiermacher die vorliegende Eingabe ab. Sie iſt undatirt, nach dem folgenden Schreiben an das Staatsminiſterium ward ſie den 26. Juni 1826 eingereicht. Vergl. vorl. Bd. S. 346. 348. 354.

jeder Geiſtliche für ſich ſelbſt ſtehen; die im vorigen Sommer geſtellte Alternative, welche dieſe Freiheit nicht wenig beugte und nicht nur mehrere in eine gemeinſame ſchwierige Lage verſezte, ſondern auch wegen der allgemein vorausgeſezten Buchſtäblichkeit die evangeliſche Freiheit Aller gefährdete, ſchien ſchon gemeinſchaftliche Vorſtellungen rathſam zu machen, die aber in dem Zuſtande von Vereinzelung, in dem wir Geiſtliche uns überhaupt, und in dem Zuſtande von Verlaſſenheit von Seiten unſerer nächſten Oberen, in welchem wir uns bekanntlich in Bezug auf die Agende beſonders befinden, nur ein freies Zuſammentreten Gleichgeſinnter ſein konnte. Die gegenwärtige Verfügung, welche auf einmal die ganze Lage der Sache ändert und uns eine Handlung leid macht, auf welche wir bisher glaubten mit ungetrübter Freude und Billigung zurückſehen zu dürfen, nämlich die Declaration der Union und den Beitritt zu derſelben, nöthigt uns, in dieſer Qualität vereint einen lezten Angſtruf um Hülfe an Ew. Excellenz zu bringen.

Wer entſcheidet nun über das Schickſal der zahlreichen Gemeinden, welche die neue Agende beharrlich von ſich weiſen, und die großentheils ſeit Menſchen-Gedenken eine und dieſelbe ihnen erbauliche Form des Gottesdienſtes gehabt haben ohne daß weder ſie noch ihre Geiſtlichen die Schuld davon tragen, daß für die Form eine ausdrückliche landesherrliche Beſtätigung immer gefehlt hat? Die ſchlechteſten Prediger entſcheiden darüber, die ſchlechteſten Prediger ſind aber die, welche mit unverantwortlichem Leichtſinn die Agende für ihre Perſon angenommen, aber nachdem ſie den Lohn ihres perſönlichen Beitrittes empfangen ſich um nichts weiter bekümmert und weder Muth noch Eifer noch Geſchick gehabt haben, die Einführung derſelben bei ihrer Gemeinde durchzuſezen und wer muß dieſe von den ſchlechteſten aller Geiſtlichen ausgehende Einführung zur Ausführung bringen?*) Die armen Candidaten der Theologie, von denen man freilich nicht verlangen kann, daß, nachdem ſie ſich unter ganz andern Ausſichten und Erwartungen die geiſtliche Laufbahn erwählt, ſie nun zu einer Zeit, wo es für die meiſten zu ſpät iſt eine andere Lebensbahn einzuſchlagen, Märtyrer der zarten Gewiſſenhaftigkeit werden ſollen, wovon ſie nicht wiſſen, ob ſie es ohne große Gewiſſensverlezung werden erfüllen können.

---

*) Dieſer ſcharfe Ausdruck »die ſchlechteſten u. ſ. w.« iſt bei Falck, alſo in der lezten Redaktion der Denkſchrift, in »diejenigen Prediger entſcheiden« und weiter unten »von ſolchen Geiſtlichen« gemildert.

Aber mit welchem Gewiſſen können Vorgeſezte — zumal ſolche, welche ſelbſt noch vor kurzem Gegner der Agende waren und noch Niemandem Rechenſchaft abgelegt haben, wie ſie zu entgegengeſezter Ueberzeugung gekommen ſind, in einer Sache, in welcher ſie ſo wenig mit ſich ſelbſt zuſammenſtimmen und über welche die Anſichten unſerer evangeliſchen Gemeinden noch fortwährend ſo ſehr getheilt ſind — das Geſchick der Gemeinen auf die Seele junger Männer ohne Erfahrung legen, denen man erſt Zeit laſſen ſollte an der Seite erfahrener Amtsbrüder allmählich zu wahrer Einſicht und feſter Ueberzeugung zu gelangen!

Doch noch mehr, wer entſcheidet über das Geſchick der reformirten Gemeinen in unſerm Lande, deren gottesdienſtlicher Typus durch die gegenwärtige Verordnung ebenfalls zum baldigſten Ausſterben verurtheilt iſt? Dieſe Gemeinden haben eine notoriſch landesherrlich beſtätigte Liturgie. Aber wie Wenige mögen wohl nachweiſen können, daß ſie bisher unverändert bei ihnen gebraucht worden. Mehrere haben vor etwa 20 Jahren eine Agende eingeführt, welche von den verſtorbenen Hof- und Dom-Predigern Sack und *Conrad* gemeinſchaftlich verfaßt war. Sie kam ihnen alſo von der Hauptkirche ihres Bekenntniſſes, und da dieſe Männer beide Mitglieder des ehemaligen Kirchen-Directorii waren aus denſelben Händen, aus denen ihnen auch die landesherrliche Beſtätigung würden gekommen ſein, die ſie alſo dabei optima fide vorausſezen können, daß die Liturgie nach welcher bei ihnen der Altardienſt verrichtet wird eine beſtätigte ſei, da immer unter den Augen der erſten geiſtlichen Räthe des geiſtlichen Miniſterii danach iſt fungirt worden. Bei anderen dieſer Gemeinden mögen wol noch willkürlichere Abweichungen vorgekommen ſein zu einer Zeit wo die Bande der kirchlichen Ordnung mehr gelöſt waren. Aber wer trägt hieran die

Schuld? Die Gemeinden nicht; ſondern die Behörden welche ihre Pflicht vernachläſſigten und aus deren Händen nur die Gemeinden ſolche vom Geiſt der Willkür durchdrungene Geiſtliche erhalten konnten. So wird alſo von den Nachfolgern der Schuldigen die Unſchuld der Vorfahren geſtraft an den noch unſchuldigeren Nachkommen, vom dritten Gliede an bis wer weiß wie weit! Und wer vollzieht dieſe Strafe? Die der Union beigetretenen Candidaten, welche ohne Rückſicht darauf, ob ſie zu urſprünglich lutheriſchen oder reformirten Gemeinden würden geſezt werden, ſich in jedem ſolchen Fall zur Einführung der neuen Agende verpflichten mußten.

Und in welcher Lage befinden ſich die wenigen glücklichen reformirten Gemeinden, bei welchen wirklich ihre alte Liturgie unverändert beibehalten worden? Glücklich ſind ſie nur noch ſolange ihnen Gott ihre jezigen Lehrer erhält. Sobald ſie Candidaten die nach Anleitung dieſer Verfügung admittirt werden ſind zu Lehrern erhalten: ſo müſſen ſie, wenn dieſe ihrem Verſprechen nachkommen, entweder eine Form des Gottesdienſtes annehmen die mit ihrer religiöſen Erziehung und ganzen bisherigen Ausübung im geradeſten Widerſpruch ſteht — dahin gehört alles Sprechen oder Beten des Geiſtlichen mit von der Gemeinde abgewendetem Geſicht, ſowie die ganze Form von Wechſelrede zwiſchen Geiſtlichem und Chor; dahin gehört das Zeichen des Kreuzes, ſowie alles was dem Exorcismus ähnlich iſt bei der Taufe und was außer dem Ausſprechen der Einſezungsworte Conſecration des Abendmahls ſein ſoll —, oder ſie müſſen mit ihrem Lehrer in einem das ganze kirchliche Leben zerſtörenden Zwieſpalt bleiben. Welcher Sterbliche, wer es auch ſei, kann es verantworten einen ſolchen Zuſtand willkürlich hervorzurufen!

Wir erwarten von Ew. Excellenz nicht den Einwurf daß ja doch ſchon mehrere reformirte Geiſtliche die neue Agende wirklich angenommen haben, und ſie alſo dem Geiſt dieſer Kirche nicht ſo geradezu widerſtreiten müſſe. Wir erwarten dieſen Einwurf nicht, weil Hochdieſelben nur zu gut wiſſen wie es mit dem erſten Beiſpiel dieſer Art zugegangen, und wie gefährlich dieſes für die menſchliche Schwäche mancher Anderen werden mußte. Ohne alle dieſe verſchiedenen Fälle zu unterſcheiden und zu beurtheilen ſagen wir aber unumwunden, und ſind gewiß daß Ew. Excellenz innere Ueberzeugung damit übereinſtimmt, daß reformirte Prediger welche die neue Agende angenommen auf dem Standpunkte ihres Bekenntniſſes und ihrer Kirchengemeinſchaft und der von ihnen beſchworenen confessio Sigismundi nicht feſt geblieben ſind. Den mehrſten aber mag wohl dieſes zu ſtatten kommen, daß ſie durch das völlig unerwartete der Sache verblendet und irre gemacht fälſchlicherweiſe geglaubt haben, dies ſei eine ihnen freilich ganz unerwartete und von ihnen keinesweges mitgedachte aber doch eine Folge der Union.

Eben deswegen nun weil den reformirten Gemeinden — denn von einer reformirten Kirche konnte im preußiſchen Staate ſchon ſeit der Zeit nicht mehr die Rede ſein da dieſe Gemeinden ihre beſondere dirigirende Behörde verloren — ohne die vorangegangene Union die Annahme einer ſolchen nur den älteren noch am meiſten romaniſirenden Zeiten der lutheriſchen Kirche analogen Agende gewiß nie wäre zugemuthet worden, fürchten wir auch nicht den Vorwurf, daß da von den Unterzeichneten nur ein Theil dieſem Bekenntniß angehört, wir als unbefugte Vertheidiger der reformirten Glaubensgenoſſen aufträten. Vielmehr fühlen wir uns in unſerm Gewiſſen gedrungen dieſes zu vertreten, daß nicht aus der Union Folgerungen gezogen werden welche das gerade Gegentheil von dem ſind was dabei beabſichtigt wurde. Die von der hieſigen Geiſtlichkeit beider Confeſſionen ausgegangene und nachher weiter im Staate verbreitete Union iſt nämlich in dem Sinne geſchloſſen, daß außer dem gemeinſamen und die Union beziehenden Abendmahlsritus durch die Union, eben ſo wenig wie eine Abänderung der Lehre dabei vorausgeſezt wurde, eben ſo wenig ſolle auch eine weitere Veränderung oder Amalgamirung der Gebräuche daraus folgen, ſondern jede einzelne Gemeinde ihre bisherigen Gebräuche beizubehalten befugt ſein, und ſei es die Sache jedes Predigers oder Candidaten wenn er zu einem Amt berufen werde, vorher zu überlegen ob er die bei einer Gemeinde beſtehenden Gebräuche annehmen könne oder nicht, ſo daß kein Gewiſſenszwang für irgend jemanden entſtehen konnte. Die Agendencommiſſion aber ſollte die in der Provinz geltenden Agenden zum gemeinſamen Gebrauch nach reiflicher Prüfung und Ueberarbeitung in ein corpus zuſammenſtellen, und zwar mit Unterſcheidung deſſen was als ſacramentlich und ſymboliſch buchſtäblich beizubehalten ſei, und deſſen wobei der Geiſtliche weniger an den Buchſtaben ſolle gebunden ſein. Auf dieſe Weiſe alſo war die Union darauf berechnet daß der reformirte Typus des Gottesdienſtes neben verſchiedenen Formen des lutheriſchen fortbeſtehen ſollte, und der Vereinigung der Geiſtlichen und Gemeindedeputirten auf der künftig zu haltenden Synode — und ohne die eröffnete Ausſicht auf die Synodalverfaſſung würde auch die Union in dieſem Sinne nicht declarirt worden ſein — blieb es anheimgeſtellt, eine immer größere Ausgleichung der Gebräuche und eine allmählige Annäherung an den Punkt zu welchem ſich die Liebe der Gemeinden am ſtärkſten bekunden würde, zu bewirken. Immer aber wäre das entweder der reformirte Typus ſelbſt geweſen, dem ſchon nicht nur die lutheriſchen Gemeinden der Simultankirchen ſowie die Militairgemeinden ſondern auch in unſrer Provinz viele andre lutheriſche Gemeinden nahe gekommen waren, oder der in der Geiſtlichen Agende ausgedrückte Typus, oder etwas zwiſchen beiden, keineswegs aber hätte das Reſultat eine Form ſein können, die ſich mehr als die Geiſtliche oder irgend eine hier Landes übliche Agende der Art des katholiſchen Meßkanons nähert, und niemals hätte etwas ganz fremdartiges, überhaupt aber nichts neues anders als mit dem guten Willen und alſo auch zur wahren Erbauung der Gemeinden können eingeführt werden.

Dieſe Union und keine andere hat Se. Majeſtät der König durch dero gnädiges Wohlgefallen ſanctionirt, und wir dürfen daher auch hoffen Allerhöchſtderſelbe würde auch die Angelegenheit der Liturgie auf die der Union natürliche und bei Declaration derſelben ſowie in den proviſoriſchen Synodalvereinen angegebene Weiſe ſich weiter entwickeln laſſen, und die Reſultate davon ebenſo huldreich als die Union ſelbſt genehmigen.

Wenn nun gleich bei der Bearbeitung oder wenigſtens bei der erſten öffentlichen Erſcheinung der neuen Agende niemand die wahre Lage der Sache, und wie ſchon mit Bewilligung der Behörden eine Commiſſion von Geiſtlichen mit einer ſolchen Arbeit beſchäftigt ſei, Sr. Majeſtät dem Könige auf die geeignetſte Weiſe dargeſtellt, und die Bitte gewagt hat den Ausfall dieſer Arbeit abzuwarten ehe etwas neues in der Kirche eingeführt würde; wenn die Arbeit jener Commiſſion vielmehr, ſeitdem die Abſicht zur Einführung der neuen Agende hervortrat, ohne irgend eine gültige Urſach eingeſtellt worden iſt; wenn nun die bloß ſcheinbare Annahme der neuen Agende von der wirklichen Einführung nicht beſtimmt unterſchieden, ja wenn ſogar unbeſtimmte und bedingte Erklärungen als wirkliche Annahme verzeichnet werden und dadurch eine der Wahrheit gar nicht angemeſſene Vorſtellung von der Lage der Sache entſtanden iſt; wenn auf ſchwache Gemüther durch Mittel, welche der Natur eines ſolchen Gegenſtandes gar nicht entſprechen, eingewirkt worden iſt und dadurch Reſultate zum Vorſchein gekommen ſind, welche bei dem reinen und ſchriftmäßigen Verfahren geiſtiges nur geiſtig zu richten niemals entſtanden wären (und alles dieſes von allen Seiten her ſo vielfältig ſein kann): ſo iſt dieſes nicht genug zu beklagen und wer es verſchuldet hat mag es vor Gott verantworten. Jezt aber iſt die Erſcheinung dieſer zum Glück noch nicht publicirten Verordnung, zwiſchen welcher und einem wirklichen Zwange wir keinen wahren Unterſchied mehr entdecken können, der lezte Punkt von welchem aus noch etwas geſchehen kann um die drohenden Uebel abzuwenden vor denen man zurückſchaudern muß. Wenn nun diejenigen Candidaten am erſten befördert werden, welche am wenigſten Bedenken tragen, neue, bisher mit dem Amt gar nicht verbunden geweſene Verpflichtungen, deren Umfang ſie nicht überſehen können, zu übernehmen, ſei es nun um ſie nicht zu halten, oder um ſie um jeden Preis zu halten; wenn ein noch ſo verdienter und treu erfundener Geiſtlicher, bloß weil er nach ſeinem Gewiſſen die neue Agende nicht annehmen kann, von jeder Beförderung zu einer größeren Amtsthätigkeit von jeder Verbeſſerung ſeiner äußeren Lage ausgeſchloſſen bleibt, und vielleicht noch zehn- und zwanzigjähriger untadelicher Amtsführung zum Lohn ſeiner Treue jedem zur neuen Form ſich bekennenden Candidaten nachgeſtellt wird; wenn die Patrone auf dieſe Weiſe in der Ausübung ihres Wahlrechts beſchränkt werden; wenn man die Geiſtlichen gleich anfangs herabwürdigt durch die Ableiſtung eines Eides, in welchem Stellen vorkommen, mit welchen ſich in unſeren Verhältniſſen kein beſtimmter Sinn verbinden läßt, ja welche Widerſprüche mit denſelben in ſich ſchließen — das erſte gilt von den Hindeutungen auf die Verfaſſung, die für Schweden berechnet iſt, auf unſern Zuſtand aber nicht paßt; das andere von der Art wie die ſymboliſchen Bücher vorkommen —; wenn viele unter ihnen bei jedem Gottesdienſt ſich ihres knechtiſchen Zuſtandes bewußt werden, indem ſie buchſtäblich wiederholen müſſen, was ihnen ſelbſt nicht erbaulich iſt und wovon ſie auch keine Erbauung erwarten, ja was ſie als im Geiſte unſerer Zeit gebildete und ſprachkundige auf mancherlei Weiſe verletzt; wenn ihnen ihr Ritual auf jeder Seite faſt ſagt, was ſie abzuleſen haben ſei die Hauptſache, in Abſicht aber auf alle ihnen freigelaſſenen Theile ihrer Amtshandlungen ihnen immer die Kürze und nur die Kürze anräth: was haben wir dann für einen Geiſt im geiſtlichen Stande zu erwarten? Wenn ſich Gemeinden, die, ſei es nun mit Recht oder Unrecht, Annäherung an den Katholicismus von der Agende beſorgen, oder denen dieſe ſonſt mißfällt, wenn ſie nun wirklich eingeführt wird immer mehr vom Gottesdienſte entwöhnen; wenn ſich an die Wirkſamkeit eines neuen Lehrers bei ſeiner Gemeinde überall die Erinnerung anhängt, daß er eine ſo unwillkommne Veränderung des Gottesdienſtes mitgebracht hat; wenn längſt vergeſſene äußere Gebräuche wieder eingeführt werden die nur zu leicht entweder zu bloß mechaniſchen Bewegungen werden, oder unevangeliſche Superſtition bewirken; wenn die Herzen vieler wahrhaft chriſtlicher Aeltern durch den Exorcismus von dem Sacrament der Taufe abwendig gemacht werden; wenn die Jugend zum Sacrament zugelaſſen wird ohne eigentlich in die Gemeinſchaft der Kirche aufgenommen und von ihren Rechten als Glieder der Gemeinde im Namen derſelben unterrichtet zu werden, ja wenn in einer ſo wichtigen Handlung wie die Confirmation nicht einmal der Ort iſt für ein herzliches Gebet: was für Ausſichten gewährt uns dieſes für unſer kaum wieder erwachtes kirchliches Leben?

Dies iſt nur ein Theil der Folgen welche ſich aus dieſer Verordnung allmählig entwickeln werden, und Ew. Excellenz ſehen ſie gewiß, unbeſchadet Ihres Urtheils über den Werth der neuen Agende an und für ſich betrachtet, eben ſo ſicher voraus als wir. Unter Ihren Auſpicien aber geſchieht dies alles; wollen Sie in der Geſchichte der Kirche Ihren Namen genannt haben in Verbindung mit dieſem kläglichen Verfall? Auf Ihnen allein ruht bei der Geſtalt welche die verwaltenden Behörden erhalten haben und der leider die kirchlichen Angelegenheiten auch unterworfen worden ſind, die unmittelbare Verantwortlichkeit: wollen Sie ſie vor der Welt nicht nur ſondern auch vor Gott übernehmen? Wir wenigſtens wollen auch nicht den kleinſten Theil davon auf uns laden, den unſer Gewiſſen uns zuſchreiben würde wenn wir auch in dieſem letzten Augenblick noch ſchwiegen. Ew. Excellenz Stellung berechtigt und verpflichtet Sie ,nicht nur des Königs Befehle an die Kirche zu bringen, ſondern auch dieſe bei Sr. Majeſtät zu vertreten. Darum, da ſich keine fürbittende Stimme von einem höheren Orte aus will vernehmen laſſen, wenden wir wiewohl einfache Pfarrgeiſtliche, aber ſolche welche theils die Union zuerſt mit declarirt haben, theils ihr beigetreten und ins Amt gekommen ſind als noch die damaligen Beſtimmungen in Kraft waren, uns alle Zwiſchenſtufen übergehend, mit unſerer Bitte an Ew. Excellenz.

Wie genau die angezogene Verfügung der Regierungen aus den Allerhöchſten Beſtimmungen hergefloſſen iſt, gebührt uns nicht zu unterſuchen, und wir hoffen daß unſre gehorſamſte Bitte vielleicht ſchon durch eine mildere Auslegung jener unmittelbaren Beſtimmungen erfüllt werden kann. Sie geht aber jedenfalls dahin,

> Ew. Excellenz wollen hochgeneigteſt bei Sr. Majeſtät ſich dahin zunächſt verwenden, daß die Annahme der neuen Agende auch fernerhin, wie es anfänglich war, der Ueberzeugung eines jeden anheim geſtellt bleibe.

Wir ſind weit entfernt für die Prediger und Gemeinden, welche ſich nicht für dieſelbe erklären, eine Willkür zu begehren, ſondern nur daß jede Gemeinde auch in dem Fall einer neuen Beſetzung ihrer Pfarre bei denjenigen liturgiſchen Formen geſchützt werde, welche bei ihr wohlhergebracht ſind, ohne eine bei den lutheriſchen Gemeinden in den wenigſten Fällen vorhandene ausdrückliche landesherrliche Beſtätigung zu verlangen. Gemeinden aber — wir vertrauen indeß daß es deren verhältnißmäßig nur wenige giebt — bei denen die Willkür alles hergebrachte vertilgt hat, mögen auf dasjenige zurückgeführt werden was unmittelbar vorher bei ihnen galt und alſo auch in ihrer Nachbarſchaft noch gelten wird; wobei wir uns, was die Buchſtäblichkeit betrifft, auf dasjenige beziehen was die meiſten von uns in der Eingabe an das Hochwürdige Conſiſtorium vom 17. October a. p. auszuführen die Ehre gehabt haben.

Indem wir dieſe gehorſamſte Bitte vortragen, verlangen wir nichts als was in der Abſchließung der Union ſchon implicite enthalten war. Sollte jedoch wider unſre freudige Zuverſicht zu der chriſtlichen Billigkeit unſres Allergnädigſten Königs durch Ew. Excellenz hohe kräftige Verwendung dieſes gar nicht zu erreichen ſein: ſo würde uns dann in dieſer niederſchlagenden Bedrängniß nichts übrig bleiben als die zweite Bitte,

> daß Se. Majeſtät geruhen wolle das unter ſo freudigen Ausſichten geſchloſſene und ſchon durch den Beitritt andrer Landeskirchen geſegnete Band der Union bei uns wieder aufzulöſen, jeden in dieſer Beziehung vollkommen in integrum zu reſtituiren, diejenigen Geiſtlichen aber welche etwa ſchon bei Gemeinden, die urſprünglich der andern Confeſſion angehörten, angeſtellt ſind, baldigſt auf ihrer Lage entſprechende Pfarrſtellen von ihrer eignen Confeſſion zu verſetzen.

Was wir hierdurch bezwecken iſt leider nur dieſes, daß indem die Lutheriſchen unter uns ſowie die vielen uns gleichgeſinnten Geiſtlichen von dieſem Theil der Landeskirche fortfahren würden auf jede Gefahr des unmittelbaren Ausganges die Sache der evangeliſchen Freiheit in der Hoffnung, daß das anhaltende dringende Bitten doch endlich werde Erhörung finden, Schritt vor Schritt zu vertheidigen, die reformirten Gemeinden den Muth faſſen würden ſich auf ihr gutes Recht zu berufen, und den Typus des Gottesdienſtes zu vindiciren, welchem ſie, ſeit ihrer Stiftung in dieſem Lande, und ſeit der Zeit als das damalige Hohe Churhaus ſich von dem lutheriſchen Bekenntniß ab, und dem reformirten zuwendete, allmählig unter Allerhöchſter Auctorität bei ſich ausgebildet haben. Das alte Verhältniß würde dann wiederkehren, und während die lutheriſchen Kirchen, welche durch das Eintreten neuer Geiſtlichen nicht längeren Widerſtand zu leiſten vermöchten, vor der Hand allmählig und bis Gott das Herz unſres theuren Königs für den wir nie aufhören werden mit derſelben Inbrunſt zu beten günſtiger ſtimmte, die neue Agende würden aufnehmen müſſen, bliebe dann doch der reformirte Gottesdienſt die Zuflucht aller der evangeliſchen Chriſten, welche nun einmal die neue Agende ihrer religiöſen Anſicht nicht angemeſſen finden; und ſo bliebe dann doch für einen großen Theil unſrer Gemeindeglieder das gerettet, worauf es uns vornämlich ankommt, daß jeder in dem öffentlichen Gottesdienſte ſein Herzensbedürfniß ohne Anſtoß befriedigen könne.

Zu dieſem alternativen Wunſche glauben wir ein hinreichendes Recht zu haben, indem nach der obigen Auseinanderſezung durch eine ſolche alle bisher üblichen Formen unterdrückende Einführung der neuen Agende der ganze Standpunkt der Union verrückt iſt. Wird uns keiner von beiden Wünſchen gewährt: ſo erklären wir hierdurch vor Ew. Excellenz, daß wir unter dieſen Umſtänden bereuen zur Union mitgewirkt zu haben, daß unſre und der meiſten Theilnehmer Abſicht bei derſelben gänzlich verfehlt iſt, und daß wir uns von allem Antheil an dieſem Gang der Sache losſagen und die Schuld aller daraus unvermeidlich entſtehenden Verwirrung und Bedrängniß in unſrer Kirche nicht tragen wollen.

Wir wiſſen daß es lediglich von Ew. Excellenz abhängt von dieſer Erklärung irgend einen oder auch gar keinen Gebrauch zu machen, und können darum nur gehorſamſt hinzufügen, daß ſowie wir, falls Ew. Excellenz hochgeneigt auf unſre Bitte eingehen, zu jeder weiteren Erörterung und ſonſtigen Mitwirkung von Herzen bereit ſind und immer ſein werden, wir doch auch auf die ſchlimmſte Gefahr einer ganz vergeblichen Bitte glaubten dieſe unſre Erklärung Ew. Excellenz vortragen zu müſſen, um theils vor Ew. Excellenz ſelbſt gerechtfertigt dazuſtehn als ſolche welche ihre heiligſten Pflichten als Diener der Kirche in keiner Rückſicht verſäumt hätten, theils auch einſt in der Geſchichte dieſer die Geiſter prüfenden Zeit als treue Lehrer der evangeliſchen Kirche zu erſcheinen und von niemandem falſch beurtheilt zu werden.

Indem wir dieſe hochwichtige Angelegenheit, von der wir nicht glauben können daß ſie nicht Ew. Excellenz Gemüth ſowie das unſrige innig bewegen ſollte, nächſt Gott Ew. Excellenz vertrauensvoll empfehlen, verharren wir ꝛc.

5. Perſönlicher Proteſt Schleiermacher's bei dem Staats-Miniſterium gegen den Verweis des Conſiſtoriums.*)

Am 12. d. M. iſt in der Sitzung des Conſiſtorii der Provinz Brandenburg mit anderen zehn Geiſtlichen auch mir diejenige Verhaltung gemacht worden, wozu Ein Hohes Staatsminiſterium jener Behörde den Auftrag ertheilt hatte. Der Herr Oberpräſident von B. erklärte ſich dabei für nicht befugt irgend eine Aeußerung von unſrer Seite mit in die Verhandlung aufzunehmen, ſondern ſtellte uns lediglich anheim unſere Erklärungen bei Einem Hohen Staatsminiſterio anzubringen. Indem ich nun den ganzen Inhalt jener

---

*) Während der Miniſter von Altenſtein die an ihn gerichtete Vorſtellung für ein „Complot von Einzelnen, das den Gang der Sache nicht aufhalten könne" erklärte und nichts antworten zu wollen ſchien: ſchritten die zwölf Proteſtirenden zu der allein übrig bleibenden Maßregel, ihre Vorſtellungen dem Druck zu übergeben [vergl. Bd. S. 254]. Hierauf wurden dieſelben bei dem Conſiſtorium über einen Leipziger Abdruck vernommen [S. 302. 3] und endlich im Sommer 1826 [S. 305] erhielten dieſelben bei dem Conſiſtorium der Provinz Brandenburg einen ſtrengen Verweis [S. 306]. Da Aeußerung zu Protocoll nicht geſtattet wurde, ſo gaben die zwölf Vorgeladenen einzeln proteſtirende Erklärungen ab; von der Schleiermacher's iſt das vorliegende Concept vorhanden. Es iſt an den Miniſter von Altenſtein gerichtet.

Verhaltung nicht ſtillſchweigend hinzunehmen meinem reinen Bewußtſein ſchuldig zu ſein glaube: ſo wolle Ein Hohes Staatsminiſterium, in Erwägung der Ungewöhnlichkeit jenes ganzen Herganges, auch dieſes ungewöhnliche hochgeneigteſt entſchuldigen, daß ein einzelner Geiſtlicher ſich an Hochdaſſelbe ehrfurchtsvoll zu wenden veranlaßt iſt. Sollten meine Ausführungen in dem folgenden nicht genau und vielleicht manches nicht unbedeutende übergangen ſein: ſo bitte ich ganz gehorſamſt mir dieſes, da mir copia protocolli nicht ſofort bewilligt wurde, ſondern ungewiß blieb ob ſie zu erhalten ſein würde, nicht zum Nachtheil anzurechnen.

Wenn Se. Majeſtät der König Allerhöchſtſelbſt eines Unterthanen Handlung für ſtrafbar erklärt: ſo muß der Thäter ſchon dadurch auf das ſchmerzlichſte bewegt werden, daß er ein mißbilligendes Urtheil in dem Gemüth ſeines Landesherrn hervorgerufen hat; aber die eigne Ueberzeugung wirklich ſtrafwürdig gehandelt zu haben, wird ihm dadurch allein noch nicht gegeben; und dies iſt der Fall worin ich mich in Bezug auf die vorliegende Sache befinde.

Was uns von der Allerhöchſten Verfügung mitgetheilt wurde, handelte jedoch lediglich von demjenigen Schreiben welches wir gemeinſchaftlich unterm 27. Juni 1826 dem Herrn Staatsminiſter von Altenſtein eingereicht haben; die Verhaltung ſelbſt aber ging auch auf die frühere unterm 17. October 1825 an das Königliche Conſiſtorium der Provinz gerichtete Vorſtellung zurück, und hebt als ſtrafbar hervor daß wir durch ein ungeſezliches Zuſammentreten unſeren Gründen ein falſches Gewicht zu geben verſucht hätten. Wir haben es gewiß Alle ſchmerzlich gefühlt, daß Ein Hohes Staatsminiſterium unſerem Verfahren Motive unterlegt, welche um ſo mehr eine vorherrſchende üble Meinung von uns vorauszuſetzen ſcheinen, als weder in den früheren Erlaſſen in dieſer Sache noch in der gegenwärtigen Verhaltung ein beſtimmtes Geſez angeführt worden iſt gegen welches wir uns hierdurch vergangen hätten. Bewährte Rechtsfreunde haben mich aber verſichert, daß kein Verbot ähnlichen Inhaltes füglich auf eine gemeinſchaftliche Eingabe mehrerer Geiſtlichen in einer rein kirchlichen Angelegenheit angewendet werden könne. Daher bin ich meines Theils bei der Ueberlegung, ob es beſſer ſei unſre Bedenken in dieſer Sache einzeln oder gemeinſam darzulegen, vorzüglich durch die einfache Betrachtung geleitet worden, daß wir dem Königlichen Conſiſtorio nur eine unnütze Unbequemlichkeit verurſachen würden, wenn mehrere im weſentlichen gleichlautende Vorſtellungen demſelben durch verſchiedene Superintendenten zu verſchiedenen Zeiten vorgelegt würden, und daß wie wir an Einem Orte leben und als befreundete und gleichgeſinnte bekannt ſind, gerade eine abſondernde Vereinzelung der Perſonen und Vervielfältigung der Schriften den Schein von etwas abſichtlichem und erkünſteltem haben könnte.

Was aber die wegen unbegründeten Tadels der von Sr. Majeſtät empfohlenen Agende uns gemachten ſtrengen Vorwürfe betrifft: ſo kann ich nur innig bedauern, daß uns weder früher durch das Königliche Conſiſtorium oder das Hohe geiſtliche Miniſterium noch auch jezt durch dieſe Vorhaltung eine eigentliche belehrende Ausführung hierüber zugekommen iſt. Diejenigen welche ihr Leben dem Dienſte des göttlichen Wortes in der evangeliſchen Kirche widmen, haben die Präſumtion für ſich daß ſie was zur Erbaulichkeit des öffentlichen Gottesdienſtes gehört genauer unterſucht und erforſcht haben, als auch die verehrungswürdigſten Männer dies vermögen, welche aber ihre ganze Zeit den Geſchäften eines anderen erhabenen Berufes widmen müſſen. Wir alſo die wir fortwährend in der Behandlung und Betrachtung kirchlicher Angelegenheiten begriffen ſind, und nie aufhören wie unſre Erfahrung ſich erweitert uns ſelbſt und unſre Anſichten immer aufs Neue zu prüfen, wie könnten wir uns durch das Urtheil wenngleich ſo hochverehrter Männer wie die Mitglieder Eines Hohen Staatsminiſterii, die uns aber die Gründe ihres Urtheils nicht mittheilen, uns in unſrer Ueberzeugung irre und in der Treue gegen dieſelbe wankend machen laſſen, ohne uns die Verdammung des höchſten Richters den jeder in ſich ſelbſt trägt zuzuziehen?

Wenn uns nun ferner auch ehrfurchtswidriger Tadel der in dieſer Sache ſowohl von Sr. Majeſtät dem Könige unmittelbar als auch von den Hohen Behörden erlaſſenen Verfügungen zur Laſt gelegt wird: ſo bitte Ein Hohes Staatsminiſterium ich ganz gehorſamſt, zuvörderſt was den Tadel ſelbſt betrifft zu bedenken daß die evangeliſche Kirche auch in Bezug auf das wodurch ihr eignes Wohl gefördert werden ſoll die Unfehlbarkeit keines einzigen Menſchen anerkennt, daß ſie aber, indem ſie das feſte Vertrauen hegt, daß das chriſtlich wahre und richtige durch kräftiges Zuſammenwirken aller derer, welche ſich der Unterſtüzung des göttlichen Geiſtes erfreuen, immer mehr ans Licht trete, eben deshalb auch jedem evangeliſchen Chriſten die treuſte und rückſichtsloſeſte Mitwirkung hiezu nach dem Maaß wie ihm gegeben iſt zur heiligſten Pflicht macht. Wir dürfen daher auch noch jezt keinesweges fürchten Se. Majeſtät der König oder einer von deſſen hochbetrauten Dienern wolle uns, zumal in kirchlichen Angelegenheiten, in einen ſo unevangeliſchen Zuſtand zurückwerfen, daß nicht jeder, welchem das Wohl der Kirche durch ſeinen Beruf ans Herz gelegt iſt, ſich in bedenklichen Zeiten wenigſtens den ſchwachen oft aber für den Augenblick einzigen Troſt des dixi et salvavi animam verſchaffen könne. Was aber demnächſt das ehrfurchtswidrige in unſeren Ausſtellungen betrifft: ſo ſind wir uns alle nicht nur vor Gott bewußt, denn ich kann wenngleich unaufgefordert getroſt dieſes Zeugniß auch für die anderen Beſchuldigten ablegen, daß wir keinesweges die Abſicht gehabt haben die ſchuldige Ehrfurcht gegen wen es auch ſei aus den Augen zu ſezen, ſondern wir finden auch jezt bei wiederholter Leſung unſrer Aufſäze zwar in unſerm Ausdruck die ganze Stärke die einem von der Noth der Zeit gepreßten Gemüth natürlich iſt, und den höchſten Grad jener Freimüthigkeit, welche unſerem Stande beſonders ziemt, aber nichts was nach unſerm eignen Gefühl nicht den Verhältniſſen angemeſſen, nichts wobei die Ehrfurcht wirklich aus den Augen geſezt wäre. Nur glaube ich wenigſtens allerdings nicht, daß dem Dienſt der Kirche welcher ein rein geiſtiges Verhältniß bildet, derſelbe Grad und dieſelbe Form der Unterwürfigkeit weſentlich ſei welche in dem eigentlichen Staatsdienſt vielleicht unentbehrlich iſt, und ich meine die ganze Geſchichte unſeres kirchlichen Lebens von der Reformation an liefert den Beweis daß ein ſolcher Unterſchied immer allgemein iſt anerkannt worden.

Daſſelbe gute Bewußtſein habe ich auch in Bezug auf den Vorwurf daß wir uns in unſerm Verfahren zum mindeſten einer Unüberlegtheit ſchuldig gemacht, welche gänzlich mit der Würde unſres Berufs ſtreite. So oft wir uns alle unſre Schritte wieder vorgehalten haben, fanden wir noch immer daß wir weder leichtſinnig noch leidenſchaftlich zu Werke gegangen ſind; ſondern nach unſrer beſten Einſicht haben wir alles genau und reiflich erwogen und abgewogen, und wir kommen auch jezt bei nachträglicher Prüfung immer auf daſſelbe zurück, uns damit tröſtend daß wir, was uns ſelbſt begegnen konnte wenn wir mißverſtanden und unſre Handlungen gemißdeutet würden, lediglich Gott anheimgeſtellt und nur darauf geſehen haben was die Treue gegen die Sache der wir dienen von uns fordere.

So kann ich vom erſten Punkte bis zum lezten mich deſſen was jene Vorhaltung enthielt in meinem Gewiſſen nicht ſchuldig erkennen; und es iſt derſelbe Fall ſowol mit dem was ich lieber nicht anführen wollte, weil ich der, wenn ich es ſagen darf, herben Ausdrücke nicht ganz ſicher bin, als auch mit dem was ich wegen Untreue des Gedächtniſſes etwa nicht anführen kann. Ich weiß aber beſtimmt daß ich während der wiederholten Anhörung bei keiner Stelle der Vorhaltung mich getroffen gefühlt habe. Daher kann ich auch nur ſagen, wenn ich zur Einſicht des unrichtigen gebracht würde: wollte ich augenblicklich davon ablaſſen; wenn mir ehrfurchtswidriges beſtimmt nachgewieſen würde: wollte ich es mit Freuden wenngleich nicht ohne tiefe Beſchämung zurücknehmen. Wenn uns aber in der neulichen Vorhaltung geſagt worden iſt, wir hätten es nur als Wirkung der königlichen Gnade anzuſehen daß nicht ſofort mit einer criminellen Unterſuchung gegen uns vorgeſchritten worden wäre: ſo hat zwar jeder Unterthan was ihm als eine Gnade ſeines Königes dargeboten wird mit ehrfurchtsvoller Dankbarkeit hinzunehmen, und auch ich will keinesweges dieſe Gnade ablehnen; ich kann mich indeſſen doch des Geſtändniſſes nicht enthalten, daß unter den gegebenen Umſtänden und nach meiner Denkungsart eine gerichtliche Unterſuchung — und müßte ſie auch den furchtbaren Namen einer criminellen führen; denn wo es auf die Sache ankommt ſind ja die Namen gleichgültig — um des allgemeinen Beſten willen mir lieber geweſen wäre als das was höheren Ortes wirklich beliebt werden iſt. Denn wenn ich in die Vorausſezung eingehe daß wir gefehlt haben: ſo kann ich nichts eifriger wünſchen als daß dieſer Fehler, einmal begangen, uns ſelbſt und Anderen ſo ſehr als möglich zur Lehre und Warnung gelenkt werde, indem dieſes die gottgefälligſte Verſöhnung für alle menſchliche Schwäche iſt. Dieſes nun wäre zu erreichen geweſen, auf das mildeſte ohnſtreitig wenn es Einem Hohen Staatsminiſterio gefallen hätte die Vorwürfe welche die uns ertheilte Verhaltung ausſpricht durch Beiſpiele anſchaulich zu machen, und ſei es nun auf den Buchſtaben des menſchlichen Geſezes oder auf Ausſprüche des göttlichen Wortes, welche für uns das höchſte Geſez ſind, zurückzuführen. Wenn aber dieſes wie ich mich gern beſcheide nicht ſtatthaben konnte: ſo blieb zu dieſem Ziele nur der freilich dornigtere Weg einer gerichtlichen Unterſuchung übrig. Jezt aber, da ich meinem Gewiſſen die Zuſtimmung zu den ungnädigen Aeußerungen Eines Hohen Staatsminiſterii nicht abzugewinnen weiß, ſondern deſſen Verhaltung nur als einen Act der höheren Auctorität demüthig verehren kann: bleibe ich ohne beſſere Belehrung auch für die Zukunft in Abſicht auf alle wichtigen kirchlichen Angelegenheiten wie bisher mir ſelbſt und der Art wie ich die menſchlichen Geſeze verſtehe, wie ich das göttliche Wort und den Geiſt der evangeliſchen Kirche aufzufaſſen vermag, lediglich überlaſſen, und kann alſo auch nichts anderes verſprechen als daß ich, eingedenk der ausgezeichneten Verpflichtungen welche mir der göttliche Segen auflegt deſſen ich mich in einer mehr als drei und dreißigjährigen Amtsführung zu erfreuen gehabt habe, auch in Zukunft nach meinem beſten Wiſſen und Gewiſſen ohne mich ſelbſt oder andere zu ſchonen mich als einen Verkündiger und Vertreter der erkannten Wahrheit beweiſen werde, und daß ich in dem Beſtreben auch an meinem Theile das

Beſte der evangeliſchen Kirche wahrzunehmen immer mehr zur wahren Weisheit und chriſtlichen Vollkommenheit unter göttlichem Beiſtand vorzubringen ſuchen werde.

Ich verharre in tiefſter Ehrerbietung ꝛc.

6. Erklärung Schleiermacher's über die Befugniß die eingereichte Vorſtellung in die Oeffentlichkeit zu bringen.*)

Das Conſiſtorium an Schleiermacher.

Bei Ihrer am 27. November pr. erfolgten Vernehmung haben Sie nicht nur eingeſtanden die von Ihnen mitunterſchriebene Eingabe mehrerer hieſigen Geiſtlichen an uns vom 17. October 1825, wegen verweigerter Annahme der neuen Agende, verſchiedenen Perſonen mitgetheilt zu haben, ſondern Sie haben auch die der Ihnen vorgeſezten Behörde ſchuldige Ehrerbietung ſo weit aus den Augen geſezt, daß Sie deren Befugniß Sie über die Mittheilung und Verbreitung jener Eingabe vernehmen zu laſſen beſtritten haben, weil Sie dieſe Eingabe nur als eine Privatſchrift betrachten und ſich deshalb ermächtigt halten ſolche auch andern Perſonen nach Belieben mitzutheilen. Wenn Sie erwägen daß Sie officiell zur Erklärung von uns aufgefordert wurden, ob Sie die erneuerte Agende annehmen wollten, daß Sie dieſe Erklärung mit Bezugnahme auf jene Eingabe abgaben, und dieſe Erklärung, mithin auch jene Eingabe nur officiell ſein konnte: ſo bedarf es gar keiner weiteren Auseinanderſezung, daß jene lediglich eine zu Ihrem Amte gehörige Angelegenheit betreffende und uns als der Ihnen vorgeſezten Behörde eingereichte Eingabe keine Privatſchrift ſein, auch der Umſtand daß Sie auf jene Eingabe mit keiner Verfügung verſehen worden hierunter nichts ändern kann, da eine Reſolution auf ſolche ſowie der Zeitpunkt Ihnen dieſelbe zu ertheilen, lediglich von der Beurtheilung der Ihnen vorgeſezten Behörde abhing.

---

*) Da Schleiermacher bei der in der vorigen Anmerkung erwähnten Vernehmung über die Veröffentlichung der Vorſtellungen der zwölf Proteſtirenden das Recht zu dieſer Vernehmung wegen Veröffentlichung einer Privatſchrift beſtritten hatte: erſchien die folgende Verfügung des Conſiſtoriums, an die ſich dann die Erwiederung Schleiermacher's und die neue Verfügung des Conſiſtoriums anſchließt.

Die Ahndung Ihres Benehmens ſowohl wegen Mittheilung der Eingabe als auch wegen Beſtreitung der Befugniß der vorgeſezten Behörde Sie über jenen Gegenſtand vernehmen zu laſſen, ſoll zwar nach der Beſtimmung des Königlichen Miniſterii der geiſtlichen Angelegenheiten der ferneren Entwicklung der Maaßregeln, in dieſer Angelegenheit ſowol als in Beziehung auf Ihr und der übrigen Geiſtlichen Verſchulden durch die Proteſtation ſelbſt und deren Benehmen dabei, im weiteren Verfolg vorbehalten bleiben, inzwiſchen aber wird Ihnen hiermit jede Privatmittheilung aller von Amtswegen von Ihnen ausgegangenen Schriften oder an Sie erlaſſenen Schreiben und Verfügungen auf das ernſtlichſte unterſagt.

Berlin, den 22. Januar 1827.

Königliches Conſiſtorium der Provinz Brandenburg.

Schleiermacher an das Conſiſtorium.

Die von Einem Hochwürdigen Conſiſtorio unterm 22. Januar an mich erlaſſene und mir am 5. Februar zugekommene Verfügung habe ich nicht anders als mit einem innigen Bedauern entgegen nehmen können, nicht ſowol weil mich das Mißfallen meiner Hohen Vorgeſezten getroffen hat — denn da ich mir in dieſer Sache keiner Schuld bewußt bin ſondern mit einem feſten und vor Gott geprüften Gewiſſen gehandelt habe: ſo würde ich mich hierüber, da dieſe geehrten Vorgeſezten doch auch Menſchen ſind, eben ſo tröſten wie Paulus 1. Kor. 4, 1—4 thut — ſondern was ich innig bedaure iſt, daß ich ſehe wie in dieſer bedeutungsvollen und in ſo vieler Hinſicht bedenklichen Zeit für die evangeliſche Kirche ſich immer neue Mißverſtändniſſe entwickeln zwiſchen unſeren verehrten Behörden, in denen doch ſo viele ausgezeichnete Genoſſen unſres Amtes Siz und Stimme haben, und ſo vielen wohlgeſinnten und erleuchteten Geiſtlichen.

Wenn nun gleich Ein Hochwürdiges Conſiſtorium auf jene verehrte Verfügung wahrſcheinlich keine Erwiderung ſondern nur pflichtmäßige Nachachtung erwartet: ſo iſt doch ſo manches in derſelben enthalten, worüber ich es meiner Pflicht gemäß halte mich gleich ehrfurchtsvoll zu erklären, um dadurch nach Vermögen zur Ausgleichung jener Mißverſtändniſſe beizutragen.

Wie es nämlich keinesweges meine Abſicht war, indem ich die Befugniß mich über die Bekanntmachung jener Eingabe auf meinen Amtseid zu vernehmen beſtritt, hierdurch die ſchuldige Ehrerbietung gegen meine Vorgeſezten aus den Augen zu ſezen: ſo kann ich mich auch noch nicht überzeugen daß dieſes geſchehen ſei. Denn da die vorgeſezten Behörden, auch die allerhöchſten nicht ausgenommen, doch dem menſchlichen Irrthum ausgeſezt ſind, und es nicht für Verlezung der Ehrerbietung gehalten wird, wenn im Falle daß ein ſolcher Irrthum beſtimmte Rechte verlezt, der untergebene hierüber Beſchwerde führt, und ſoviel die Ordnung des Staats es zuläßt ſein Recht dagegen ſucht: ſo kann eine bloß proteſtirende Erklärung welche einer achtungsvollen Folgeleiſtung nur zum Eingange dient, wol noch weniger dafür angeſehen werden die Ehrfurcht zu verlezen. Inſofern alſo Ein Hochwürdiges Conſiſtorium nun in den von mir gebrauchten Ausdrücken nichts unehrerbietiges gefunden hat — und ich freue mich ſehr hiervon nichts erwähnt zu finden, wie denn auch die peinliche Lage eine ſolche Erklärung unerwartet improviſiren und dem Herrn Commiſſarius in die Feder dictiren zu müſſen auf eine billige Nachſicht Anſpruch machen kann: ſo glaube ich mit aller ſchuldigen Ehrerbietung bekennen zu dürfen daß jener ausgeſprochene Tadel mich nicht trifft.

Es kommt alſo alles auf die Gründe an auf welchen meine Erklärung hierüber beruht und hier muß ich zuerſt gehorſamſt bemerken daß es thatſächlich unrichtig iſt, was die verehrte Verfügung behauptet ich hätte auf die amtliche Aufforderung mich wegen Annahme der neuen Agende für die Dreifaltigkeitsgemeine zu äußern meine Erklärung mit Bezug auf die gemeinſchaftliche Eingabe vom 17. October 1825 abgegeben. Nicht nur kommt in meiner amtlichen Erklärung kein Wort der Art vor, ſondern auch die Zeiten ſind dem ganz entgegen. Denn meine amtliche Erklärung iſt vom

13. September 1825 datirt, am 15. reiſte ich nach Schleſien, und zeichnete die gemeinſchaftliche Eingabe, die als ich meine Erklärung abgab noch nicht exiſtirte, am 17. October, als meine Erklärung längſt in den Händen der Behörden ſein mußte. Die, wenn ich es ſagen darf, meinem Gefühl nach etwas künſtliche Argumentation, daß die Eingabe vom 17. October durch die Beziehung in welche ſie mit den amtlichen Erklärungen der einzelnen geſezt iſt ſelbſt einen officiellen Charakter erhalten ſollte, findet ſonach auf mich ganz und gar keine Anwendung, und zu meiner vollſtändigen Belehrung wäre alſo eine anderweitige Auseinanderſezung, welche die Verfügung aus jenem Grunde für überflüſſig erklärt, allerdings ſehr erwünſcht geweſen.

Ich wenigſtens hatte bisher noch niemals gehört daß wenn irgend jemand einer Staatsbehörde einen wohlgemeinten Vorſchlag zur Verbeſſerung einer öffentlichen Einrichtung vorgelegt hat, ihm die Befugniß wäre beſtritten worden, dieſe Thatſache, wenn er wollte, ihrem ganzen Inhalte nach zu erzählen, er müßte denn ſchon vorher eine Verpflichtung zur Geheimhaltung deſſen was den Gegenſtand betrifft gehabt haben. Auf dieſelbe Weiſe nun hielt ich auch die Mittheilung unſerer Eingabe für eine völlig erlaubte Privathandlung. Den Umſtand daß wir mit keiner Reſolution verſehen worden, habe ich nicht als den eigentlichen Rechtsgrund ſondern nur als einen Verſtärkungsgrund angeführt. Wenn nämlich die Behörde auf einen ſolchen Vorſchlag eingeht: ſo kann der Bittſteller darin einen Grund finden, nun gar nicht mehr oder nur mit großer Vorſicht von der Sache zu reden. Schreibt hingegen die Behörde ſeinen Vorſchlag ad acta: ſo findet er darin mit Recht einen um ſo ſtärkeren Bewegungsgrund, denſelben die möglichſte Publicität zu geben, um ſich auszuweiſen daß er zum gemeinen Wohl in dieſer Sache das ſeinige redlich gethan habe. Es wäre uns zwölfen insgeſammt wol nichts wünſchenswerther geweſen, als auf unſere Eingabe von unſeren verehrten Behörden einen ihren ausgebreiteten Kenntniſſen von den obwaltenden Umſtänden und ihren weiteren Einſichten in das Wohl der evangeliſchen Kirche angemeſſenen Beſcheid zu erhalten; da wir aber die Hoffnung hierauf leider ſchon längſt hatten aufgeben müſſen: ſo befanden wir uns nach meiner Ueberzeugung in dem Falle daß wir vollkommen berechtigt waren unſerem Gutachten und Bedenken jede Art von Publicität zu geben. Verhält ſich nun dieſes ſo: ſo war ich vollkommen berechtigt gegen eine ſolche Vernehmung über dieſen Punkt, welche denſelben als den Gegenſtand einer Unterſuchung darſtellte, Namens meiner und meiner Gefährten bürgerlicher und literariſcher Freiheit einen beſcheidenen Proteſt einzulegen.

Es hat Einem Hochwürdigen Conſiſtorio nicht gefallen die Gründe mitzutheilen, weshalb es die Mittheilung unſrer Eingabe als etwas pflichtwidriges, und alſo eine Proteſtation wie die meinige für unzuläßlich und einer Ahndung würdig anzuſehen geneigt iſt; ich kann ſie alſo nur darin finden daß Hochdaſſelbe glaubt, wir befänden uns nicht in demſelben Verhältniß wie jener einzelne, ſondern hätten ſchon eine vorgängige Verpflichtung zur Verſchwiegenheit. Dies würde in der That gewiſſermaaßen der Fall ſein, wenn evangeliſche Geiſtliche in Angelegenheiten wie dieſe als Staatsdiener könnten angeſehen werden; denn dieſen verbieten die Geſeze eine willkürliche Mittheilung deſſen was ihnen in ihrem Geſchäftskreiſe zur Wiſſenſchaft kommt, oder auch deſſen was ſie ſelbſt darin arbeiten. Die Vermuthung daß Ein Hochwürdiges Conſiſtorium von dieſem Geſichtspunkt ausgegangen ſei, hat mich ganz vorzüglich angetrieben Demſelben meine gehorſamſte Vorſtellung unterzulegen und mich über dieſe Anſicht auszuſprechen.

Evangeliſche Geiſtliche ſind meiner Ueberzeugung nach, und ſehr viele meiner Amtsgenoſſen theilen dieſe gewiß mit mir, Staatsdiener im eigentlichen Sinne nur inſofern, als gewiſſe Handlungen welche ſie zu verrichten haben per accidens dazu beitragen, den bürgerlichen Stand ihrer Gemeindeglieder feſtzuſtellen; in Beziehung aber auf das weſentliche ihres Amtes ſind ſie nur Diener der evangeliſchen Kirche, und dieſen Unterſchied darf der Umſtand daß bei uns dieſe Kirche von dem jedesmaligen Oberhaupte des Staats regiert wird nicht aufheben. Welch unſägliches Unheil müßte über die evangeliſche Kirche kommen, wenn jemals eine entgegengeſezte Anſicht Plaz griffe, wenn die Beſorgung des Cultus, die Verkündigung des göttlichen Wortes und die Austheilung der Sacramente als ein Theil der Staatsverwaltung anzuſehen, mithin der Gottesdienſt ganz zum Herrendienſt würde! Sind wir nun in dieſer Hinſicht nicht Staatsdiener: ſo weiß ich auch nicht aus welchem Grunde uns eine Pflicht der Geheimhaltung könnte obgelegen haben. Die evangeliſche Kirche iſt die öffentlichſte Anſtalt welche ich kenne; unter dem Schuz der größten Oeffentlichkeit iſt ſie entſtanden, und dieſe Oeffentlichkeit iſt immer in ihr von dem göttlichen Segen begleitet und ihre feſteſte Stüze geweſen. Sie kennt kein anderes Geheimniß als das der brüderlichen Freundſchaft welche das Vertrauen der Gemeindeglieder ſtiftet. Beſchränkt der Staat auch dieſes in mancher Beziehung: möge er ſich doch nie berechtigt glauben ein anderes in ihr aufzurichten! möge ich nie die gewiß unheilbringenden Zeiten geheimer Befehle und Verfügungen in kirchlichen Dingen erleben!

Soll alſo mein Verſchulden — denn von ſolchem iſt leider in der Verfügung die Rede wiewol mir nicht hat gelingen wollen recht zu verſtehen was damit gemeint iſt — ſoll es darauf beruhen daß ich in Bezug auf jene Eingabe zur Verſchwiegenheit eines Staatsdieners verpflichtet geweſen wäre: ſo ſoll es — nicht meinetwegen, denn mir ſoll alles leicht und fröhlich ſein was ich in dieſer Sache mag zu leiden haben; aber der Kirche wegen, der ich diene — mein inſtändigſtes Gebet zu Gott ſein, er möge dieſer geſunden und allein richtigen Anſicht ſo viel Sieg verleihen, daß weder mich noch einen anderen aus dieſer Urſach auch nur die leiſeſte Ahndung treffen könne. Giebt es aber andere Gründe die von mir willig eingeſtandene Mittheilung, die ſich, wie ich unumwunden und ungefragt bekenne, auch auf meine amtliche Erklärung und auf anderes in dieſer Sache geſchriebenes erſtreckt hat, für ſtrafbar zu achten: ſo trage ich — ebenfalls mehr zur Verminderung eines Aergerniſſes als um meinetwillen — gehorſamſt darauf an, daß ehe von der in der Ferne gedachten Ahndung die Rede ſei,

> mir die Geſeze gegen welche ich mich vergangen haben ſoll bekannt gemacht und ich zur Vertheidigung darüber zugelaſſen werden.

Bisweilen hat es mir wol vorkommen wollen, als ob in jener in der That ziemlich dunklen Stelle der verehrten Verfügung ſchon unſere Eingabe ſelbſt als ein Vergehen ſollte dargeſtellt werden. Allein dies könnte wol deutlicher daſtehen, und noch viel mehr Thatſachen könnten dafür zeugen daß eine ſolche Anſicht hie und da ſei gefaßt worden: ſo würde ich doch niemals glauben daß ſo verehrten Männern, als die Mitglieder der uns vorgeſezten Behörden ſind, ein ſolcher Gedanke gekommen ſei. Wie tief wäre die evangeliſche Kirche geſunken wenn, während unleugbar die Möglichkeit da iſt daß als Staatsdienern in den kirchlichen Aufſichtsbehörden Männern von der größten Gleichgültigkeit gegen die Religion oder von in dieſer Beziehung ganz zweideutigen Geſinnungen eine große Wirkſamkeit zugewieſen werde, auf der andern Seite eifrige, erfahrungsreiche und in mancher Hinſicht bewährte Mitglieder des kirchlichen Lehrſtandes nicht einmal das Recht haben ſollten, in einer hochwichtigen und noch immer ſchwankenden kirchlichen Angelegenheit nach ihrer Ueberzeugung ein warnendes Wort auszuſprechen.

Wenn endlich die verehrte Verfügung mir für die Zukunft jede Privatmittheilung aller von Amtswegen von mir ausgegangenen Schriften und an mich erlaſſenen Schreiben und Verfügungen unterſagt: ſo kann ich zwei Wünſche in dieſer Hinſicht nicht verſchweigen.

Zuerſt nämlich ſeze ich voraus daß in Beziehung auf amtliche Verhältniſſe mir nichts verboten werden kann was Anderen verſtattet bleibt, als welches ja ſchon eine Strafe und zwar eine ſehr harte wäre. Da ich demnach annehmen muß daß dieſes Verbot gleichzeitig allgemein ergehen ſoll, muß ich auf das inſtändigſte und dringendſte wünſchen daß es zurückgehalten werde. Wie vieles iſt nicht leider ſchon in dieſer nämlichen Angelegenheit geſchehen, um die Mitglieder unſres Standes der ihnen zur Leitung ihres Gewiſſens und zur freudigen Führung ihres Amtes ſo nöthigen brüderlichen Gemeinſchaft zu berauben, indem man bald die innerliche Communication unter den Diöceſanen zu verhindern geſucht, bald ſie einzeln oder verſammelt durch Drohungen und Machtſprüche geſchreckt hat, ohne daß ſich in freier Ausſprechung einer am andern ſtärken konnte. Wie leicht konnte verderblicher Zwieſpalt angerichtet werden, wenn man Glieder deſſelben Kirchenminiſterii nicht gemeinſam ſondern einzeln befragte. Ich will mich zwar nicht anheiſchig machen dies alles einzeln zu beweiſen, ich glaube aber, kein des Hergangs kundiger wird leugnen daß dergleichen einzeln vorgekommen ſei. Was ſoll nun gar werden, wenn uns verboten wird über einzelne Verfügungen mit geſchäftskundigern Amtsbrüdern oder Gemeindegliedern uns zu berathen, um das gute darin richtig anzuwenden und das was vielleicht minder heilſam ſcheint möglichſt zu mildern oder unſchädlich zu machen? Soll dem der in einer ſchwierigen Sache genöthigt iſt ſich an die Behörde zu wenden, verboten ſein, ſeinen Entwurf mit einem Amtsbruder oder einem andern Freunde zu berathen, um ihn deſto vorſichtiger und eindringender zu ſtellen? Soll ein Pfarrer ſeiner Gemeinde verheimlichen müſſen was er in ihren Angelegenheiten thut und was über ſie verhandelt wird, und das ohnehin ſchon lockere Verhältniß ſich noch immer mehr löſen? Sei es mir, indem ich mir dieſe Fragen vorlege, vergönnt bei meiner vorgeſezten Behörde um Mitleid für meine Amtsbrüder zu flehen, daß ihnen ein ſo ſtrenges Verbot erſpart werde.

Und indem ich dieſen auf das allgemeine ſich beziehenden Wunſch ausgeſprochen, möchte ich lieber nicht den zweiten, der ſich nur auf mich bezieht, hinzufügen, doch muß ich es, und muß um meines Gewiſſens willen anzeigen daß ich mich nicht eher verpflichten kann dieſem Verbot zur Zufriedenheit meiner Vorgeſezten nachzukommen, als bis mir, worauf ich gehorſamſt antrage,

eine genauere Beſtimmung, was alles unter von Amtswegen
von mir ausgehenden Schriften zu verſtehen ſei,

geneigteſt gewährt ſein wird.

Berlin, den 6. Februar 1827.

Schleiermacher.

Das Conſiſtorium an Schleiermacher.

Wenn Ihnen in unſrer Verfügung vom 22. Januar c. auf Befehl des Königlichen Miniſterii der geiſtlichen ꝛc. Angelegenheiten

> jede Privatmittheilung aller von Amtswegen von Ihnen ausgegangenen Schriften oder an Sie erlaſſenen Schreiben und Verfügungen

unterſagt worden iſt: ſo kann die Bedeutung der Worte:

> »von Amtswegen von Ihnen ausgegangenen Schriften,«

um deren genauere Beſtimmung Sie in Ihrer Vorſtellung vom 6. v. M. bitten, in dem Zuſammenhange worin ſie ſtehen, und in Verbindung ſowol mit dem Abdruck der Eingabe vom 17. October 1825 als auch mit Ihrer Vernehmung vom 17. November v. J., nicht zweifelhaft ſein.

Ein evangeliſcher Geiſtlicher, der ſich berufen fühlt über religiöſe und kirchliche Gegenſtände öffentlich zu ſeinen Glaubensgenoſſen zu ſprechen, hat dazu mündlich und ſchriftlich Gelegenheit genug, ohne daß es der Publication von officiellen Eingaben und Verfügungen bedarf. Es kann und ſoll ihm auch nicht unterſagt werden ſich mit Amtsbrüdern und Gemeindegliedern über den Gegenſtand einer Verfügung von der Behörde oder einer Eingabe an die Behörde zu berathen; aber unter keiner Bedingung kann es ihm geſtattet ſein Schriften dieſer Art, die nicht ſein volles Eigenthum ſind weil ſie zugleich ein Beſitzthum der Behörde und und Theile der Verhandlungen derſelben geworden aus der Hand zu geben, oder auch nur ſolche Mittheilungen davon zu machen, welche zu einer Publication derſelben führen können.

Da Sie nun eingeſtandenermaßen die Eingabe vom 17. October 1825 weit über die Grenze einer vertraulichen Berathung hinaus nach ihrem buchſtäblichen Inhalte Andern mitgetheilt haben: ſo findet das Verbot des Königlichen Miniſterii welches wir Ihnen unterm 22. Januar c. bekannt gemacht haben auch auf Sie ſeine Anwendung, und wollen wir Ihnen daſſelbe hiermit nochmals einſchärfen.

Berlin, den 8. März 1827.

Königliches Conſiſtorium der Provinz Brandenburg.

Schleiermacher an das Conſiſtorium.*)

Nachdem ich nunmehr die Allerhöchſte Cabinetsordre vom 4. Januar c. und den durch ſie verliehenen Nachtrag für die Provinz Brandenburg mit der neuen Agende ſelbſt ſorgfältig verglichen habe, bin ich im Stande in Beziehung auf die Verhandlungen vom 23. d. M. meine beſonderen Anliegen vorzutragen.

1. Von Anfang an habe ich geglaubt, und wo ich nicht irre iſt es auch amtlich ausgeſprochen worden, daß wer ſich zum Gebrauch der Agende verpflichte, ſich eben dadurch auch verpflichte ſich derſelben ſtreng buchſtäblich zu bedienen. Ja, die mir wegen meiner desfallſigen Aeußerungen von Einem Hochwürdigen Conſiſtorio beſonders vorgelegten Fragen konnten mich nur in der Vorausſezung beſtärken daß gerade auf dieſe Buchſtäblichkeit ein großer Werth gelegt werde. Nun habe ich zwar was die kleinere Liturgie betrifft eine Stelle gefunden welche einen freieren Gebrauch zu begünſtigen ſcheint; eine allgemeine Aeußerung aber, welche dieſe Forderung milderte, habe ich nirgend entdeckt. Dennoch ſcheint mir — außer dem Widerſpruch in welchem mir dieſelbe mit dem Geiſte des evangeliſchen Predigtamtes immer noch zu ſtehen ſcheint — eine größere Freiheit auch in Bezug auf die übrigen Formulare der Agende durchaus nothwendig, wenn ſich meine an ganz andre Formen gewöhnte Gemeinde allmählig daran erbauen ſoll. Die größere Menge der Formulare giebt in beider Beziehung keinen Erſaz, wenn doch jedes immer buchſtäblich ſoll gebraucht werden. Die vorgeſezte Behörde wird, bei der Kenntniß welche ſie von meiner fünf und dreißigjährigen Amtsführung hat, wol nicht beſorgen daß ich dieſe Freiheit mißbrauchen werde um fremdartiges einzuſchwärzen, ſondern mir zutrauen daß ich ſie nur anwenden werde, ſoweit es zur Erhaltung meiner eignen Andacht und um die Erbauung der Gemeinde zu fördern nothwendig iſt. Vielleicht daß manche meiner Amtsbrüder eine ſolche Freiheit ſchon vorausſezen; allein die be-

---

*) Ueber das dieſer Erklärung Vorhergehende und ihre Aufnahme vergl. Briefw. mit Gaß 211 ff.

ſonderen mit mir über dieſen Punkt gepflogenen Verhandlungen machen es mir zur Pflicht dies nicht ſtillſchweigend zu thun.

2. Was die Liturgie beſonders anlangt: ſo wäre vielleicht nicht nöthig zu erwähnen daß ich den Gebrauch der größeren, auch wenn wir einen für den Gottesdienſt der Gemeinde verpflichteten Chor bekämen, den Verhältniſſen doch nicht angemeſſen finden würde. Allein auch in dem Auszuge iſt noch immer das Verleſen beider Perikopen vorgeſchrieben. Dies ſcheint mir für eine Gemeinde welche nie an eine ſolche Verleſung gewöhnt geweſen iſt um ſo mehr zu viel, als doch beide Perikopen unter ſich nicht zuſammenhangen, und alſo auch nicht mit dem auf die Predigt bezüglichen Geſang in Verbindung ſtehen können. Ich möchte ſogar wünſchen, wenn beide ſich von dem Gegenſtand der Predigt zu weit entfernen ein dem Texte verwandteres bibliſches Stück an die Stelle ſezen zu dürfen.

3. Die Allerhöchſte Cabinetsordre ertheilt eine jedoch nur einſtweilige Bewilligung bei der Taufhandlung das Bezeichnen mit dem Kreuz zu unterlaſſen. Da aber ausdrücklich der Allerhöchſte Wunſch hinzugefügt iſt daß dies doch baldmöglichſt überall möge eingeführt werden: ſo wage ich nicht vorauszuſezen, daß dieſe Bezeichnung auch bei den andern Veranlaſſungen unterbleiben dürfe wo die Agende ſie vorſchreibt. Ich muß jedoch bitten mich von dieſem Gebrauch und von jeder Verpflichtung ihn anzuempfehlen allgemein zu diſpenſiren, indem es ganz mit meiner Ueberzeugung ſtreitet ihn auszuüben. Auch hier muß ich vermuthen daß mehrere von meinen ebenfalls von der reformirten Kirchengemeinſchaft herkommenden Amtsbrüdern eine ſolche Diſpenſation für ſich ebenfalls ſtillſchweigend vorausſezen. Da ich dies aber nicht hinreichend begründet finde: ſo bin ich genöthigt zu erklären daß mich über dieſen Punkt mein Gewiſſen bindet. Daſſelbe gilt von der von der Gemeinde abgewendeten Stellung des Geiſtlichen, die mir auch bei Vorleſung der Einſezungsworte noch vorgeſchrieben zu ſein ſcheint, wiewol Andre meinen dies ſei bereits ſtillſchweigend nachgegeben.

4. Indem ich mich nun mit dieſem Verhalten bereit erkläre

mich der neuen Agende zu bedienen, kann ich doch nicht wünſchen daß dieſe Veränderung in der Verwaltung des Gottesdienſtes meiner Gemeinde von mir ausgehe. Ich bin nämlich bei der unparteiiſchſten Prüfung doch nicht zu der Ueberzeugung gekommen daß die neue Form der gottesdienſtlichen Handlungen erbaulicher ſei als die bisher bei meiner Gemeinde übliche, und doch habe ich als Pfarrer, ſo lange mir die Wahl zwiſchen alt und neu freiſteht, keinen anderen Entſcheidungsgrund als die Erbaulichkeit. Die kirchlichen Behörden hingegen können andre und allgemeinere Rückſichten eintreten laſſen. Darum iſt es mein ſehnlicher Wunſch, daß nachdem die wahrſcheinlich im weſentlichen gleichlautenden Erklärungen der Superintendenturen eingegangen ſein werden, das Hochwürdige Conſiſtorium der Provinz Brandenburg die Einführung dieſer bereits von Sr. Majeſtät genehmigten Ordnung des Gottesdienſtes verfügen und den Termin dazu beſtimmen möge.*) Auch ſcheint dies die einzige Art zu ſein wie die gehörige Würde und Ordnung in dies Ereigniß gebracht werden kann.

5. Jedoch kann ich den einen Wunſch noch nicht zurückhalten, daß vor dieſer Einführung eine zum Gebrauch bequemere Ausgabe der neuen Kirchenordnung möge veranſtaltet werden, indem ich, und mit mir gewiß manche andre, bei der gegenwärtigen Einrichtung nicht ſicher bin alle ſtörenden Irrungen zu vermeiden.**)

Berlin, den 25. Februar 1829.

Dr. Fr. Schleiermacher.

---

*) Am 12. April 1829 wurde die neue Liturgie in allen Kirchen Berlins eingeführt. Vergl. über den ganzen Agendenſtreit Schleiermacher in ſeiner Wirkſamkeit für Union, Liturgie und Kirchenverfaſſung. Von Jonas. Monatsſchrift für die unirte evangeliſche Kirche. 1848. April, Mai, Juni.

**) Ueber dieſen Schluß des Agendenſtreites vergl. Jonas a. a. O. S. 481: „Schleiermacher hat die Agendenſache für wichtig genug gehalten, den Kampf daran zu knüpfen den er ſo muthig und geiſtvoll geführt hat; er hat ſie nicht für wichtig genug gehalten, um ihretwillen aus der Landeskirche auszutreten, nachdem das Prinzip das er verfocht zwar nicht geſiegt hatte aber doch auch nicht unterlegen war. Wer das letztere als ein für die damaligen Verhältniſſe nicht unbedeutendes Reſultat anſieht, muß es Schleiermacher danken, will er irgend gerecht ſein.“

IV.

Angelegenheit der Lutheriſchen in Breslau.

1. Verhandlungen über die von dem Kronprinzen gewünſchte Schlichtung des Streites durch Schleiermacher.

Der Biſchof Eylert an Schleiermacher.*)

Ew. Hochwürden bin ich in Bezugnahme auf unſre mündliche Unterredung im Schloſſe noch die Mittheilung ſchuldig, daß ich den Wunſch Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen, Sie müßten Generalſuperintendent von Schleſien werden, dem Herrn ꝛc. von Altenſtein vorgetragen habe. Dem Miniſter ſchien dieſe Idee nicht neu, doch äußerte er, wie er zweifle daß Ew. Hochwürden ſolchem Rufe folgen würden wenn er offiziell an Sie ergehen ſollte. Haben Sie nun die Güte mich zu benachrichtigen, wie Sie über dieſe Sache denken, um Ihre Anſicht Sr. K. H. dem Kronprinzen, wie Er mir befohlen hat, mittheilen zu können. Wenn ich nun gleich überzeugt bin daß Ew. Hochwürden in der Kraft impulſirender und leitender feſter Grundſäze für dieſen großen Wirkungskreis in der Kirche Ihres ſchönen Vaterlandes ganz der dazu geeignete Mann ſind, und Ihnen es auch wol mit Gottes Hülfe gelingen würde dem fanatiſchen Unweſen der Scheibelianer und Steffenſianer zu Breslau ein Ende zu machen: ſo iſt doch die thätige Ruhe Ihres kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Lebens und Wirkens in Ihrer jezigen Lage nach meiner innigſten Ueberzeugung mehr werth und auch im ganzen ſegensreicher, als Ihnen bei ſchon vorgerücktem Alter jener Wirkungskreis in Schleſien, in welchem man als Werkzeug der Behörden bei vielem Aerger und Verdruß viel leeres Stroh dreſchen muß, jemals ſelbſt im günſtigſten Falle geben und erſezen kann. Es iſt eine bedenkliche Sache nach dem ſechzigſten Lebensjahre einen amtlichen Standpunkt den man lieb gewonnen gegen einen ganz neuen zu vertauſchen, ſelbſt dann wenn man dabei nur ganz reinen Motiven gefolgt iſt. Ach oft habe ich gewünſcht, ich möchte Prediger zu Hamm geblieben ſein!

---

*) Die Geſchichte dieſer lutheriſchen Bewegung und des Kronprinzen wohlwollende Vermittelungsgedanken ſind aus den Schriften von Steffens, Scheibel u. a. bekannt; über die Lage zu Anfang 1831 vergl. Wangemann preußiſche Kirchengeſchichte I. S. 213 ff.

Doch mir geziemt kein Urtheil über Ew. Hochwürden Beſchlüſſe, und habe ich Ihnen damit auch nur allein meine aufrichtige Hochachtung und Liebe bezeigen wollen. Es freut mich dazu dieſe Gelegenheit gefunden zu haben, und ich bitte wohlwollend anzunehmen die Verſicherung der aufrichtigen Verehrung ꝛc.

Potsdam, den 29. Januar 1831. Dr. Eylert.

Schleiermacher an Eylert.

Ein Wort aus einem ſo hohen und ſo hochverehrten Munde als Ew. Hochwürden mir neulich überbrachten erfordert die ſorgfältigſte Beachtung, und ich habe daher ſeitdem über dieſen Gegenſtand Ihres geehrten Schreibens auf das reichlichſte nachgedacht. Allein auch nach der allſeitigſten Erwägung ſchweigt die abmahnende Stimme nicht die ich gleich damals in meinem Innern vernahm. Ohnmöglich kann ich hierbei eine andere Ueberlegung eintreten laſſen als die, welches wol der zweckmäßigſte Gebrauch iſt der von meinen noch übrigen Kräften und meinem wie ich hoffe bis ans Ende meines Lebens aushaltenden guten Willen gemacht werden kann; und ſo wenig ich geneigt bin auf meine hieſigen Leiſtungen einen hohen Werth zu legen: ſo glaube ich doch noch eher dafür einſtehen zu können, daß ich noch eine kleine Anzahl Jahre auf der Kanzel und dem Katheder gutes wirken werde, als ich überzeugt bin alle nöthige Eigenſchaften zu beſitzen um jenen großen mir ganz neuen Wirkungskreis würdig auszufüllen. Ja wenn ich ſchon bisweilen daran gedacht habe meine dermalige amtliche Thätigkeit einzuſchränken, um mehr Muße zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu gewinnen, die wie eine Schuld welche noch abgetragen werden muß auf mir laſten: ſo würde mir wol ſolche Muße in einem neuen Beruf noch weniger zu Theil werden. Wenn ſich nun, wie ich aus Ew. Hochwürden geehrtem Schreiben ſchließen muß, dieſer Gedanke unſres verehrten Kronprinzen vornämlich auf die für mich eben ſo ehrenvolle als erfreuliche Vorausſezung gründet, ich möchte vielleicht eher als mancher andre auf die gegenwärtig in meiner Vaterſtadt obwaltende kirchliche Spannung vortheilhaft einzuwirken geeignet ſein: ſo iſt gewiß dieſe Aufgabe für mich, ſowol an und für ſich als auch wegen der darin verwickelten mir befreundeten Männer, von dem höchſten Intereſſe. Aber das ganze Verhältniß hängt nur an wenigen ausgezeichneten Perſonen, und iſt alſo ſeiner Natur nach nur ein vorübergehendes. Geſezt alſo es gelänge mir auch dieſe Sache auf eine beruhigende Weiſe zu behandeln, ich wäre aber hernach nicht auch überhaupt der beſte Generalſuperintendent für Schleſien: ſo könnte doch aus meiner Berufung dorthin mehr anderweitiger Nachtheil entſtehen, als jene wohlgelungene Leiſtung aufzuwiegen vermöchte. Und doch möchte ich dem Wunſch Sr. Königl. Hoheit der mir ja faſt ein Befehl ſein ſoll ſo herzlich gern entſprechen. Indeß vielleicht giebt es auch dazu noch ein andres Mittel. Ew. Hochwürden werden aus Ihrer genauen Kenntniß der Sache am beſten beurtheilen können, ob ſie ſo liegt daß auf commiſſariſchem, vielleicht nur halbamtlichem vertraulichem Wege etwas geſchehen kann, um die Verhältniſſe dort auf einen günſtigeren und erfreulicheren Punkt zu ſtellen. Einen ſolchen Auftrag würde ich mit Freuden übernehmen, wenn ich nach genauer Kenntnißnahme nur auch einiges Vertrauen auf einen nicht ganz ungünſtigen Ausgang faſſen kann. Und gewiß ſtimmen Ew. Hochwürden darin mit mir überein, daß es faſt eine Pflicht der Billigkeit gegen den Mann iſt, der an die Spize der evangeliſchen Kirche Schleſiens geſtellt werden ſoll, ihm dieſe Verhältniſſe ſoviel möglich geebnet und befriedigt zu übergeben. Denn findet er die Spannung noch vor und es gelingt ihm nicht ſie zu mildern oder zu löſen: ſo muß das auf ſeine ganze folgende Amtsführung von dem nachtheiligſten Einfluß ſein. Dieſe meine unvorgreifliche Anſicht der Sache übergebe ich Ew. Hochwürden zu getreuen Händen mit der gehorſamſten Bitte, ſie bei Sr. Königlichen Hoheit auf das beſte zu vertreten. Wie ſehr mich das Vertrauen überraſcht und gerührt hat welches der verehrte Prinz in dieſer wichtigen Angelegenheit in mich zu ſezen geruht, dazu vermag ich die rechten Worte nicht zu finden. Möge Gott auch dieſe Verwirrung in der Kirche wie ſchon ſo viele andere zum beſten lenken, und möge mein liebes Schleſien mit einem ſeiner Aufgabe ganz gewachſenen Generalſuperintendenten verſorgt werden.

Genehmigen Ew. Hochwürden gütigſt die Verſicherung der verehrungsvollen Geſinnung mit der ich die Ehre habe zu ſein ꝛc.*)

Schleiermacher.

Eylert an Schleiermacher.

Ew. Hochwürden ſehr geehrtes oſtenſibles Schreiben vom 30. v. M. habe ich Sr. K. H. dem Kronprinzen mitgetheilt, weil Er durch daſſelbe am beſten mit Ihren Anſichten und Beſchlüſſen bekannt werden und danach ſeine weitere Maaßregeln nehmen konnte. Aus denſelben Gründen und in demſelben offenen Vertrauen theile ich nun auch die in der Anlage enthaltene Antwort des Kronprinzen mit, damit Ew. Hochwürden gleich und vollſtändig erfahren welche Schritte Er in der Sache, Sie betreffend, gethan hat. Da man aber nicht weiß was des Königs Majeſtät auf den Antrag und Bericht des Prinzen verfügen werden: ſo bitte ich ganz ergebenſt den Inhalt Seines Briefes als ein Geheimniß zu bewahren und denſelben mir gelegentlich zurückzugeben. Die edle Entrüſtung die treu und wahr ſich darin ausſpricht, thut wohl; aber ich fürchte daß die nächſte Umgebung des Kronprinzen mit einſeitigen Nachrichten in ihrer Parteiſucht Oel ins Feuer gießt. Die Berichte welche ich von Breslau über die dortige betrübte kirchliche Angelegenheit empfange, lauten ganz anders und ſcheinen die getroffenen Maaßregeln des dortigen Magiſtrats und Conſiſtoriums zu rechtfertigen. Zum Profeſſor Steffens kann ich, nachdem ich ſeine Schrift »von der falſchen Theologie und dem wahren Glauben« geleſen, in kirchlichen Dingen kein Vertrauen haben; und den Profeſſor Scheibel habe ich, ſo oft ich mittelbar und unmittelbar mit ihm in Berührung gekommen, als einen im engherzigen Confeſſionsgeiſte befangenen Mann kennen gelernt, der, petrificirt in ſeinen Anſichten, nicht gewonnen ſein will. Bis jezt hat es mit ihm noch keinem gelingen wollen. Auch Ew. Hochwürden werden einen böſen Stand gegen dieſen Mann, der öffentlich und privatim Sie angegriffen, bekommen. Doch da Ew. Hochwürden ihm überlegen ſind und die Verhältniſſe zu Breslau, deren ſichtbare und unſichtbare Fäden genau kennen: ſo hoffe ich daß es Ihnen, und vielleicht nur allein Ihnen, gelingen wird ſolche Gräuel der Verwüſtung von heiliger Stätte wegzuſchaffen. Von Herzen wünſche ich darum daß Ew. Hochwürden das in Rede ſtehende Commiſſorium erhalten und den geſtörten Frieden wieder herſtellen mögen. Mit inniger Hochachtung ꝛc.

---

*) Von der Hand der Frau Schleiermacher's geſchrieben. Das Datum fehlt. Aus der Antwort aber ergiebt ſich, daß das Schreiben unter dem 30. Januar 1831 erlaſſen war.

Potsdam, den 7. Februar 1831. Eylert.

Schleiermacher an Eylert.

Haben Sie einmal die erſte Frage wegen der Breslauer Angelegenheit an mich gebracht: ſo dürfen Sie auch nicht ungehalten werden wenn ich mich noch einmal deshalb an Sie wende. Vor kurzem nämlich hat mich unſer gemeinſchaftlicher Freund, der Herr Biſchof Neander, Namens des Herrn Miniſters aufgefordert, für den Fall daß ich einen Auftrag nach Breslau erhielte meine Gedanken über die Behandlungsweiſe der Sache zu äußern. Dazu habe ich mir nun eine Anſicht der Acten erbitten müſſen, die freilich weder gründlich noch vollſtändig ſein konnte. Nicht gründlich wegen der Kürze der Zeit, nicht vollſtändig weil gerade die neuſten Vorſtellungen nach Breslau remittirt waren. Leider habe ich aber doch genug geleſen, um mich zu überzeugen daß die Sache höchſt ſchwierig iſt; und daß es doch die höchſte Zeit iſt ſie zu Ende zu bringen. Ob mir das gelingen wird weiß ich nicht; ich will mir aber auch daraus gern nichts machen, nicht als ob ich mich gerade für ein corpus vile ausgeben wollte, aber wenigſtens wird keine amtliche Auctorität compromittirt wenn ich nichts ausrichte. Das nothwendige ſcheint mir nur, daß das gute Gewiſſen vollſtändig begründet werde, daß von hieſiger Seite alles geſchehen iſt was nach Lage der Sachen möglich war; und dazu wäre vielleicht ein ſolcher Verſuch das beſte Mittel. Allein ich glaube daß ein ſehr wichtiger Theil des Geſchäfts ſhier zu verrichten iſt, und um deſſentwillen muß ich eben Ew. Hochwürden in Anſpruch nehmen.

Nämlich als die erſte Bedingung irgend eines Gelingens erſcheint mir die, daß unſer verehrter Kronprinz welcher ſich ſo ſehr für dieſe Sache intereſſirt mit den vorzuſchlagenden Maaßregeln einverſtanden ſei, und daß der ſich abſondernde Theil der St. Eliſabethsgemeinde, wenn er nicht auf billige Vorſchläge eingehen will ſondern lediglich auf ſeinen ganz unerfüllbaren Forderungen beſtehen bleibt, auch wiſſe daß er den Wünſchen Sr. Königlichen Hoheit ſelbſt entgegenhandle und keine weitere Unterſtüzung zu erwarten habe. Nach dem aber was Sie, Hochwürdiger Herr Biſchof, mir von den Anſichten des verehrten Prinzen mitgetheilt haben, ſcheint mir nicht daß ſie ihm auch von der andern Seite gezeigt worden iſt. Ihn zu überzeugen daß in der Geſinnung der Behörden gar nicht die Schuld liegt die Se. Königliche Hoheit darin zu ſuchen ſcheint, und wie durchaus nothwendig es iſt daß die Bittſteller ihrem ſchismatiſchen Project entſagen, und ſich mit dem begnügen was zur Beruhigung ihres eignen ängſtlichen aber freilich deshalb auch zu ſchonenden Gewiſſens gehört: das iſt dringend nothwendig, und ich kann mir nicht zutrauen dies auf ſchriftlichem Wege durch ein zur Mittheilung an den Kronprinzen geeignetes pro memoria zu erreichen. Dies für das Gelingen der Sache höchſt wichtige Ziel kann nur auf dem mündlichen Wege erreicht werden, den Ew. Hochwürden ſo vielfältige Gelegenheit haben einzuſchlagen. Und wer ſollte auch beſſer vermögen dem Prinzen die Sache in ihrem ganzen Licht von allen Seiten darzuſtellen als Sie, mein verehrter Herr Biſchof. Wollen Sie mir nun erlauben zum Behuf einer ſolchen Unterredung, welche Sie die Güte haben wollten ſich von Sr. Königlichen Hoheit zu erbitten, mich vorher mit Ihnen über das äußerſte was man zur Beruhigung der Gemüther vorſchlagen könnte zu verſtändigen: ſo befehlen Sie nur wann und wo ich Ihnen bei Ihrer nächſten Anweſenheit hier aufwarten ſoll um Ihnen meinen Operationsplan vorzulegen. Bringen Sie mir dann auf denſelben einen günſtigen Beſcheid: ſo bin ich von Herzen bereit mich zur Ausführung deſſelben herzugeben. Nur muß ich Ew. Hochwürden zu Ihrer gefälligen Berückſichtigung noch bemerken daß ich zu einer Reiſe nach Breslau keine andre Zeit zu verwenden habe als die der Univerſitätsferien zwiſchen Oſtern und Jubilate.

Indem ich nun die Sache in dieſer Lage abermals in Ew. Hochwürden getreue und freundliche Hände übergebe, erlauben Sie daß ich zugleich auch mich ſelbſt Ihrem gütigen Wohlwollen auf das herzlichſte empfehle.*)

Eylert an Schleiermacher.

Ew. Hochwürden haben durch die in Ihrem geehrten Schreiben vom 11. c. mitgetheilte Nachricht, daß Sie durch den Herrn Biſchof Neander Namens des Herrn Miniſters (alſo offiziell) aufgefordert ſind, ſich der Breslauer Angelegenheit anzunehmen, mir eine große Freude gemacht; denn daraus ſchließe ich daß der König den Wunſch des Kronprinzen Sie zum Commiſſarius zu ernennen genehmigt hat, und nun läßt ſich offener und zuverſichtlicher, alſo beſſer operiren. Soll es aber Ew. Hochwürden damit gelingen: ſo iſt vor allem nöthig, daß der Kronprinz mit dem Was Sie thun und Wie Sie die Sache angreifen wollen ſich vorher einverſtanden erkläre, damit man eine gerade Bahn gewinnen und alle Schlupfwinkel mit ihren geheimen Inſinuationen für immer abſchneide. Der Kronprinz hat ein für die Wahrheit höchſt empfängliches Herz, und es kommt nur darauf an, Ihm dieſelbe offen und klar vorzulegen. Dies kann keiner beſſer und wirkſamer als Ew. Hochwürden ſelbſt, und deshalb werde ich noch heute an Ihn ſchreiben, Ihm um auf dem einmal eingeſchlagenen Wege conſequent zu bleiben auch Ihr letztes Schreiben vorlegen, und Ihn bitten Ihnen eine Audienz zu bewilligen. So iſts beſſer, als wenn nach Ihrem freundlichen Vorſchlage durch mich dieſe Angelegenheit beſprochen würde; auf mittelbaren Wegen geht immer viel und oft das beſte verloren. Dazu kommt daß ich mit dem Confirmandenunterrichte und der Einſegnung in nächſter Woche vollauf beſchäftigt bin und vor 10 bis 12 Tagen nicht nach Berlin, wo ich das letztemal am Ordensfeſte war, kommen kann. Bei meiner nächſten Anweſenheit aber wünſche ich angelegentlich mit Ihnen mich zu berathen, und gern werde ich demnächſt das gegenſeitig ausgetauſchte Sr. Königlichen Hoheit dem Kronprinzen mittheilen. Dies wird aber nach Ihrer Unterredung mit Ihm dann wohl überflüſſig ſein; und ich hoffe daß dieſe zur beſten Einleitung bald ſtattfinden wird. Gaß iſt inzwiſchen vom Schau- und Kampfplatze abgetreten und aus der ſtreitenden Kirche in die triumphirende übergegangen. Wohl ihm! Wer ſollte, von der rabie theologica gedrückt, ſich nicht danach ſehnen?! Segne Sie Gott, mein hochwürdiger Herr Doctor, in dem chriſtlichen Werke den kirchlichen Hader in Ihrer Vaterſtadt zu ſchlichten und laſſe alles wohl gelingen! Bald hoffe ich mündlich erneuern zu können die Verſicherung der großen Hochachtung und innigen Liebe, womit ꝛc.

---

*) Auch von der Hand der Frau Schleiermacher's, vom 11. März.

Potsdam, den 16. März 1831. Eylert.

N. S. Mit dieſem Schreiben geht zugleich das andre an den Kronprinzen ab.

2. Schleiermacher's Vermittlungsvorſchlag.

Schleiermacher an den Biſchof Neander.

Hochwürdiger Biſchof, nachdem ich aus den Miniſterialacten eine nähere, wenngleich wegen Mangels der neuſten Stücke nicht ganz vollſtändige Kenntniß von der Breslauer Angelegenheit genommen und die mancherlei dabei ins Spiel kommenden Intereſſen erwogen habe, finde ich mich im Stande der Aufforderung zu genügen, welche Ew. Hochwürden neulich mündlich mir von Seiten des Herrn Miniſters zugehen ließen. Folgendes nämlich ſcheint mir der einzige Weg, um zu einem für den Frieden der Kirche genügenden und dem guten Fortgang der Union wie die Umſtände nun einmal liegen möglichſt wenig nachtheiligen Reſultat zu gelangen.

Erſtlich da alle Verſuche der Belehrung, ſowol bei den diſſentirenden Gemeindegliedern ſelbſt als bei ihren Wortführern, vergeblich geweſen ſind, und ſie jezt um ſo weniger zugänglich für ſolche ſind je mehr ſich ihr aufgeregter Zuſtand geſteigert hat: ſo glaube ich auch nicht daß irgend jemand und am wenigſten ich auf dieſem Wege etwas ausrichten werde, vielmehr glaube ich man müſſe damit anfangen ihnen als unwiderruflichen Allerhöchſten Beſcheid bekannt zu machen, daß ihrem Wunſche als eine beſondre Gemeinde conſtituirt zu werden, weder jezt noch jemals könne gewillfahrt werden, indem durch den Beitritt zur Union niemand ſeinem Bekenntniß abtrünnig geworden ſei, mithin auch das lutheriſche Bekenntniß in der Union ungeändert und ungeſchmälert fortbeſtehe und nicht durch eine einzelne abgeſonderte Gemeinde aufrechterhalten zu werden brauche, lediglich aber zum Behuf einer beſonderen Einrichtung des Gottesdienſtes in durchaus unweſentlichen Punkten keine Theilung einer Gemeinde vorgenommen werden könne.

Zweitens, Wiewol nun der ganzen Spaltung nur eine mißverſtandene Anhänglichkeit an den alten Buchſtaben zum Grunde liegt welche keinesweges aufgemuntert zu werden verdient: ſo handelt es ſich doch zunächſt darum daß ſie ſich durch ihr ängſtliches Gewiſſen bei der veränderten Form des Gottesdienſtes gehindert finden, an den Sacramenten theilzunehmen; und wir dürfen weder der Union noch der Agende nachſagen laſſen, daß auch nur Ein ängſtlicher evangeliſcher Chriſt, geſchweige denn mehrere hundert, auf ſolche Weiſe durch ſie bedrängt werden. Darum glaube ich daß die Regel des Apoſtels Röm. 14 »die ſchwachen im Glauben nehmet auf und verwirret die Gewiſſen nicht« eine Maaßregel der Nachſicht zu ihrem Beſten erheiſcht. Und dieſe ſchließt ſich ſehr leicht an eine ſchon getroffene an. Es iſt nämlich gleich bei Einführung der Union in der St. Eliſabethgemeinde die Einrichtung getroffen worden, daß an gewiſſen Tagen für diejenigen welche ſich dem Unionsritus noch nicht anſchließen, das Abendmahl mit ungebrochner Hoſtie ausgetheilt wird. Wenn nun das Miniſterium der Kirche autoriſirt würde,

1. an dieſen Tagen, und im allgemeinen wo es verlangt wird bei Krankencommunionen, auch von dem alten Abendmahlsformular Gebrauch zu machen: ſo würden dann auch dieſe diſſentirenden an ſolchen Tagen das Abendmahl genießen können, und es wäre nur noch nöthig, da ſie auch Bedenken gegen das Taufformular der Agende haben, in einzelnen Fällen, wenn es beſonders gewünſcht wird, auch

2. den Gebrauch des alten Taufformulars zu geſtatten.

Wenn die zur Berathung des Provinzialnachtrages zur Agende für Schleſien zuſammenberufen geweſenen Geiſtlichen einen ſo hohen Grad von Anhänglichkeit an den gewohnten Buchſtaben geahnt hätten: ſo würden ſie gewiß gleich damals darauf angetragen haben dieſe Formulare in den Anhang aufzunehmen, und Se. Majeſtät der König, welcher in der lezten Anordnung dieſer Angelegenheit den Wünſchen evangeliſcher Geiſtlicher und Gemeinden mit ſo großer chriſtlichen Milde entgegen gekommen iſt, würde dieſe Bitte gewiß gewährt haben. Darum hoffe ich zuverſichtlich daß auch jezt noch dieſelbe Milde vorwalten wird um das damals verſäumte nachzuholen.

3. Da es ſehr wohl möglich iſt daß auch in andern ſchleſiſchen Gemeinden ähnliche Ausnahmen eingerichtet worden ſind, und bei den ſchwachen um deren willen dies geſchehen iſt denn auch ähnliche Wünſche laut werden dürften: ſo wäre es für dieſen Fall, um die ganze Sache auf einmal abzumachen, vielleicht gerathen dies Zugeſtändniß gleich allgemein zu ſtellen, daß auf dieſelbe Weiſe auch anderwärts von dieſen Formularen Gebrauch gemacht werden dürfte.

4. Was die beiden in dieſer Sache betheiligten Geiſtlichen betrifft, von denen der Profeſſor und Diakonus Scheibel ganz, der

Prediger Thiel aber nur für den öffentlichen Gottesdienſt, ſich weil ſie den Gebrauch der Agende abgelehnt in einem Zuſtand der Suſpenſion befinden: ſo würde ihnen durch die Behörde die Erklärung zu geben ſein, daß da dieſe Maaßregel keinen anderen Grund habe, ſie auch nur ſo zu verſtehen ſei, daß es zu jeder Zeit von ihnen abhinge in ihre Amtsverrichtungen wieder einzutreten, wenn ſie ſich entweder zum Gebrauch der Agende bequemten, oder für alle Handlungen wobei dieſe betheiligt ſei eine gehörige Vertretung durch Andre einrichteten. Auf dieſe Weiſe würden ſie doch bei ihren anerkannten Kanzelgaben fortfahren können in Segen wirkſam zu ſein, oder es würde ſich jedermann überzeugen müſſen daß auch die größte Milde eines ächt evangeliſchen Kirchenregiments an ihrer unbeſiegbaren Halsſtarrigkeit ſcheitere. Ob hiebei noch eine beſondre Vorſichtsmaßregel nöthig ſei, damit ſie nicht auf der Kanzel oder bei ihrem Religionsunterricht, ohnerachtet ihnen unbenommen bleiben muß die zwiſchen beiden Theilen der evangeliſchen Kirche ſtreitigen Lehrpunkte in beiden Verhältniſſen ganz nach ihrer Ueberzeugung zu behandeln, offenbare Controverſe gegen die Union predigen, oder es ihren Katechumenen zur Gewiſſensſache machen ſich immer von der Union entfernt zu halten, das möchte wol nur an Ort und Stelle richtig beurtheilt werden können. Was Scheibel insbeſondere betrifft: ſo ſcheint durch ſeine wiederholten Erklärungen gegen die reformirten Glaubensgenoſſen ſeine Poſition auch als Univerſitätslehrer ſo verſchoben zu ſein, daß es ihm ſelbſt wünſchenswerth ſein müßte von Breslau weg in andre Verhältniſſe verſezt zu werden, wenn es auf eine Weiſe geſchehen könnte die auch nicht den Schein von Zurückſezung hätte. Im allgemeinen angeſehn ſcheint es wol, als könne, wenn dieſer Weg eingeſchlagen wird, die ganze Sache auf dem Wege der Verfügungen von hier aus und durch die perſönliche Wirkſamkeit der Breslauer Behörden erledigt werden. Allein theils möchte es über manches noch vielerlei Hin- und Herſchreiben geben, was durch einen Bevollmächtigten der ſich an Ort und Stelle begäbe ſogleich ohne Weiterungen beſtimmt würde, theils ſind wol die perſönlichen Verhältniſſe der dortigen Behörden zu dieſen Diſſentirenden ſchon ſo verzogen, daß ein günſtiges Reſultat leichter durch ein in der Sache bisher noch gar nicht betheiligtes Organ zu gewinnen iſt. In dieſer Beziehung erlaube ich mir Ew. Hochwürden die Erklärung zu wiederholen die ich ſchon dem Herrn Biſchof Eylert abgegeben habe, daß ich ſehr bereit bin, wenn es angemeſſen befunden wird, auf dieſer Baſis eine Sendung nach Breslau zu übernehmen, wogegen ich es auch für meine Pflicht halte die Beſorgniß auszuſprechen daß wenn man ohne einen ähnlichen Verſuch mit ſtrengen Maaßregeln vorſchreiten wollte, der Schade leicht unheilbar werden könnte.*)

Der Biſchof Neander an Schleiermacher.

Mein verehrter Freund, in der Anlage ſende ich Ihnen ein Schreiben, welches Se. Excellenz der Herr Miniſter von Altenſtein in Beziehung auf Ihre gutachtlichen Aeußerungen über die Breslauer Differenzen an mich erlaſſen hat. Ich füge demſelben, mit der Bitte um gefällige Rückgabe des einen und des andern, auch dieſe ſchriftlichen Aeußerungen ſelbſt wieder bei, weil ich nicht weiß ob Sie ein Concept zurückbehalten haben. Da wir bei den bevorſtehenden Feſtarbeiten ſo wenig Zeit haben: ſo wird eine mündliche Beſprechung wol für dieſe Woche ausgeſezt bleiben müſſen. Nöthig aber bleibt ſie doch. Auch ſcheint es mir unbedenklich daß der Inhalt dieſes Schreibens dem bei dieſer Sache ſo ſehr intereſſirten Biſchof Eylert bekannt werde. Doch bleibt die Entſcheidung darüber was geſchehen ſoll lediglich Ihnen überlaſſen. Der Ihrige.

Berlin, den 29. März 1831. Neander.

In den Anlagen überſende ich Ihnen, mein theurer Freund, die Fortſezung der Verhandlungen über die Breslau'ſche Streitſache.

---

*) Der Schluß und das Datum fehlen. Das Manuſcript iſt zum kleinſten Theile von der Hand der Frau Schleiermacher's, zum andern von einer unbekannten.

Das Schreiben des Herrn Miniſters fordert mich auf, eine Verfügung zu entwerfen und mich dabei an Ihre Vorſchläge anzuſchließen. Mir iſt es aber wünſchenswerther, über dieſe Sache mich noch einmal perſönlich mit Ihnen beſprechen zu können ehe ich die Feder anſetze. Die beiliegenden Berichte des Oberpräſidenten von Merkel machen eine nochmalige Erwägung unſres Plans wie es mir ſcheint ſehr nöthig. Haben Sie alſo die Güte mir durch den Ueberbringer ſagen zu laſſen, wann ich Ihnen — heute — meinen Beſuch machen darf. Bis um 12 Uhr Vormittag und von 2 bis 5 Uhr Nachmittag bin ich disponibel. Mit herzlicher Verehrung ꝛc.

Berlin, den 23. April 1831. Neander.

Friedrich Wilhelm III. an Schleiermacher's Wittwe.

An die verwittwete Frau Profeſſorin Schleiermacher
geb. von Mühlenfels. hier.

Ich habe den Mir unterm 21. v. M. überſandten Band akademiſcher Reden des verewigten Schleiermacher mit derjenigen Theilnahme entgegen genommen, die alles was das Andenken des großen Denkers, des trefflichen wahrheitsliebenden Mannes erneuert, in ſo hohem Grade zu erregen nicht verfehlen kann. Empfangen Sie mit Meinem herzlichen Dank für Ihre Mir ſehr werthe Mittheilung die Verſicherung, daß ich ſtets von dem hohen Werthe des Verewigten durchdrungen geweſen bin. Ich verbleibe Ihr wohlgeneigter

Berlin, den 4. Januar 1836. Friedrich Wilhelm.

IV.

Dialog über das Anſtändige.

Recenſionen

Ueber das Anſtändige.

Zwei Geſpräche.

An K.

Das Verſprechen war mir nicht ſchwer, Dir meine Meinung darüber was eigentlich das Anſtändige ſei, und wie es ſich zum Sittlichen verhalte, ausführlicher darzulegen, da Du ſie in den kurzen Worten unſerer letzten Unterredung nicht hinlänglich zu verſtehen glaubteſt. Ich wußte daß ich zwei Geſpräche beſaß, welche Sophron darüber mit dem Kallikles geführt hat, und in denen beſtimmter und klarer ausgedrückt iſt was ich denke, als ich es Dir ſagen oder ſchreiben könnte.

Da Du einige Jahre jünger biſt als ich: ſo wirſt Du Dich vielleicht nur dunkel des Sophron erinnern, den wir Anderen wegen ſeines ſchönen Gemüthes und der ungemeinen Richtigkeit ſeiner Vorſtellungen ſo vorzüglich liebten und ihm gern verziehen, daß er im Geſpräch über wichtige Gegenſtände etwas mehr als billig und in unſeren Zeiten erlaubt iſt zu ſokratiſiren pflegte.[*] Einer von meinen Freunden der ſich hieran vorzüglich ergötzte, hat mehrere davon worunter auch dieſe beide gehören, zu Papier gebracht, in der Abſicht ſie in Zukunft einmal nach Art der griechiſchen Dialogen auszuarbeiten. Deshalb findeſt Du ſie auch ganz ohne Eingang, denn er zeichnete nur das Weſentliche auf, ſowie er es von denen hörte welche Theil daran gehabt hatten, und behielt ſich vor alles Zufällige nach Belieben anzuordnen und zu verändern. Mit dieſen hier verhielt es ſich aber ſo.

---

[*] [Randbemerkung Schleiermacher's]. Für dieſen Eingang kommt viel darauf an, ob dieſe Geſpräche die erſten ſind, und ob Sophron eine permanente Perſon ſein ſoll.

Sophron hatte den Kallikles, von dem Du wol auch gehört haſt daß er auf der Akademie das Eigenthümliche dieſer Lebensart in ſeinem ganzen Betragen auf die ſchneidendſte Weiſe zur Schau getragen hatte, ſeit ſeiner Rückkehr von dort gar nicht geſehen, und traf ihn einſt in den entfernteren Theilen des Thiergartens in der zierlichſten Kleidung und ganz in die Geſtalt eines wohlgezogenen Menſchen verwandelt mit ſeinen Zöglingen, einem Knaben und einem Mädchen von vornehmen Aeltern. Er ließ ſich von ihm erzählen, wie es ihm ſeit ſo langer Zeit ergangen ſei, und wie ihm ſein gegenwärtiges Verhältniß zuſage. Dann machte er ſich mit den Kleinen zu ſchaffen, die ganz ſo frei und munter waren als man die Jugend jezt werden läßt, und ſo entfernt von aller Rohheit und Ungeſchlachtheit als die Kinder wohlhabender und gebildeter Leute vorzugsweiſe zu ſein pflegen. Als dieſe ſich nun unter die Bäume verlaufen hatten, lobte er gegen den Kallikles vieles an ihnen, ihren guten Anſtand und ihr natürliches ungezwungenes Weſen.

O ja, ſagte Kallikles, am Ende ſind ſie natürlich genug, und was die Artigkeit und den Anſtand betrifft: ſo quälen die Aeltern ſie nur mäßig damit. Doch nach meinem Sinn geſchieht deſſen immer noch zu viel, und es iſt das einzige was mich bisweilen verdrießlich macht.

Sophron. Sage mir, hältſt Du es im Ernſt für eine Qual und für etwas unnützes, daß man die Jugend ſobald als möglich lehre, das Anſtändige zu finden und zu erkennen, und es auch in ihren Handlungen hervorzubringen? Verachteſt Du das Anſtändige überhaupt, oder haſt Du nur eine Abneigung gegen das was in ihrem Stande dafür gehalten wird?

Kallikles. Das lezte nicht, obwol Du Grund genug haben magſt es zu vermuthen; denn ich verſtehe wohl worauf Du zielſt. Aber wenn ich mich ehedem betrug wie mir es damals ziemte: ſo füge ich mich auch nun in das, was in meinem jezigen Verhältniß anſtändig iſt. Auch kann ich nicht etwa deswegen eine Abneigung dagegen haben, weil es mir ſchwer geworden wäre. Wie Du mich ſiehſt, ſo war ich in wenig Tagen verwandelt, und habe den Ton und das Betragen, welches die Leute von der feinen Welt für eine ſo unendliche Kunſt halten, wenn es nicht in den Kinderjahren ſchon angenommen wird, in wenigen Tagen gelernt, ich möchte beinahe ſagen, ſo gut als einer von ihnen.

Sophron. Das haben mir auch Deine Freunde ſchon erzählt, und ich finde es auch ſeitdem ich Dich in dieſer neuen Geſtalt erblicke. In der That, Du gleichſt mir dem Alkibiades, der eben ſo leicht und vortrefflich ein Spartaner als ein Athener zu ſein wußte.

Kallikles. Ironiſire mich nicht unverdient, Du ſiehſt ja wie wenig Werth ich auf dieſe Sache lege. Ich bedaure nur die armen Kinder, die ſich jezt ſoviel Mühe um etwas geben müſſen, wovon man ihnen jezt weder den Nuzen noch den Zuſammenhang begreiflich machen kann, und was ſie zur rechten Zeit leicht und ſpielend erlernen würden.

Sophron. Wenn ſie es nur lernen, lieber Kallikles, ſo ſcheint mir keine Mühe zu groß und keine Zeit zu früh zu ſein. Aber wir denken hierin, wie ich ſehe, ganz verſchieden. Ich halte den anſtändigen Menſchen allein für vollendet, indem nur er ſeine Würde ganz unbefleckt erhalten kann — denn Du wirſt doch zugeben daß auch der rechtlichſte und ſittlichſte, wenn er das Anſtändige aus den Augen ſezt, dem Tadel und der Verläumdung, und allerlei Vorwürfen die auf ſeinen Charakter fallen, nicht entgeht — und nur er, wie ein geſchliffener Diamant, von der Welt die ſich in ihm ſpiegelt geliebt und bewundert wird, ohne deshalb von ſeiner innern Feſtigkeit und Unauflösbarkeit das geringſte verloren zu haben. Dir hingegen ſcheint dies eine unbedeutende Nebenſache zu ſein. Darum habe ich wol auch alles mißverſtanden, was Du von Deinem bisherigen Leben geſagt haſt.

Kallikles. Wie ſo? und was haſt Du von mir gedacht?

Sophron. Nichts ſchlechtes, Kallikles. Sondern weil ich das Anſtändige für die Vollendung des Menſchen halte: ſo glaube ich, daß derjenige der es noch nicht beſitzt es überall aufſuchen muß, um es durch die äußere Anſchauung in ſich zu erwecken und auszubilden; dem aber der es inne hat, ſcheint mir obzuliegen, daß er überall diejenigen aufſuche denen es noch fehlt, damit er ſich ihnen darſtelle und durch ſeine Gegenwart und ſeine Lehre ſie zu derſelben Vollkommenheit anführe. So glaube ich auch, daß die Erziehung nichts höheres ausrichten wollen kann als dieſes, und da ich ſah daß Du zu gleicher Zeit ein Meiſter des Anſtändigen und ein Erzieher geworden biſt: ſo glaubte ich dieſer große Beruf ſei Dir klar geworden, und Du ſuchteſt Dir unter der Jugend die Diamanten auf, welche Du ſchleifen wollteſt, und habeſt Deine vorigen Zöglinge gegen dieſe vertauſcht, nicht etwa weil jene Dir einfältiger oder unwiſſender geſchienen als billig, ſondern weil ſie nicht, wie dieſe, von der edlen Natur waren, welche allein dieſen Glanz anzunehmen fähig iſt.

Kallikles. Ja darin haſt Du unrecht vermuthet, denn es waren andere Umſtände welche mich beſtimmten. Ich aber, Sophron, glaube, daß ich mich auch in Dir geirrt habe; denn aus Deinem freien Leben, welches zu einer viel höheren Schönheit gebildet iſt, habe ich niemals gemerkt, daß Du ein ſolcher Verehrer ſein könnteſt von dieſem Gewebe äußerer Gebräuche und eingebildeter willkürlich erdachter Tugenden, welche man das Anſtändige nennt.

Sophron. Freilich haſt Du es nicht ſehen können, und der Vorwurf fällt auf mich zurück. Wir ſind eben ein Spiel von der wunderbaren Ungerechtigkeit des Schickſals.*) Du, der Du das Anſtändige kennſt und es in den entgegengeſetzteſten Verhältniſſen auszuüben verſtehſt, verachteſt es: ich aber der ich es anbete, kann noch gar nicht mit mir ſelbſt einig werden, worin es eigentlich beſtehe und wie man dazu gelangt. Nur ſoviel weiß ich, daß es für ein menſchliches Leben keine höhere Schönheit geben kann. Wo ich es ſehe und ahnde entzückt es mich, wie Alles ſchöne jeden Menſchen entzückt; aber wenn ich das Weſen deſſelben betrachten und die innere Ahndung, die mich bei einer ſolchen vorübergehenden Anſchauung ergreift, in eine allgemeine und ſichere Einſicht verwandeln will: ſo verwirre ich mich in meinen Begriffen, wie es ebenfalls den meiſten mit jeder Schönheit ergeht. Alsdann werde ich auch mißtrauiſch gegen jene Gefühle und Ahndungen, und füge mich nun ſchon ſeit langer Zeit in mein Schickſal, indem ich mich wieder um das Sittliche allein bekümmere, welches nun Gott ſei Dank ſo feſt gebunden iſt, daß es niemandem mehr entlaufen kann, und das Anſtändige fahren laſſe, bis mir einmal eingegeben oder offenbart wird was es iſt, und einer kommt der dieſen Proteus ſo feſthalte, daß er auch mir Rede ſtehen muß.

---

*) [Randbem. Schleierm.] Den Widerſpruch zwiſchen der Idee und dem Dargeſtellten muß Sophron anders ausdrücken.

Kallikles. Dachte ich doch gleich, daß es alles nur einer von Deinen Scherzen wäre!

Sophron. Wie ſo ſcheine ich Dir zu ſcherzen?

Kallikles. Weil Du doch ſelbſt weißt, daß es der Mühe nicht werth iſt, und daß Du bei weitem das beſſere und größere ergriffen haſt, da Du des Sittlichen Meiſter biſt. Denn wahrlich das Anſtändige iſt doch nur eine kleinliche und oft gar armſelige Nachahmung von dieſem.

Sophron. Eine Nachahmung des Sittlichen ſcheint es Dir zu ſein?

Kallikles. Ja, wenn man nämlich das beſte davon denken will.

Sophron. Du biſt mir zuvorgekommen; denn ich wollte Dich bitten mir Deine Meinung zu eröffnen, ob dieſe etwa der rechte Zauberſpruch wäre. Aber laß auch ſehen daß ich ſie recht faſſe. Meinſt Du das Anſtändige ſei ſo eine Nachahmung des Sittlichen, wie die Zeichnung des Schülers eine Nachahmung iſt von der Zeichnung des Lehrers, oder ſo wie dieſe ſelbſt eine Nachbildung iſt von irgend einem Gegenſtande?*)

---

*) [Randbem. Schleierm.] Die folgende ausführliche Darſtellung dieſes Unterſchiedes muß hier gleich vorkommen.

Kallikles. In dem erſteren Sinne, lieber Sophron, ſcheint mir die Heuchelei eine Nachahmung des Sittlichen zu ſein; denn ſie will ſich von dieſem, wie die Nachzeichnung von dem Urbilde, gar nicht unterſcheiden, es fehlt aber die innere Kraft und Kunſt, ſo wie dem Nachzeichner die Kunſt fehlt die körperliche Natur auf der Fläche darzuſtellen. Ich halte alſo das Anſtändige für eine Nachahmung im lezten Sinne, welche weder ſolche Anſprüche noch ſolche Mängel hat.

Sophron. Noch weiß ich Deine Idee nicht anzuwenden. Sage mir nur, jezt hältſt Du es für anſtändig in Deinem Betragen gegen verſchiedene Menſchen auf gewiſſe Weiſe den Unterſchied ihrer bürgerlichen Verhältniſſe anzudeuten, und jedem um ſo aufmerkſamer und ehrerbietiger zu begegnen, je angeſehener er in der Geſellſchaft iſt?

Kallikles. Allerdings, und ich glaube nicht Unrecht zu haben.

Sophron. Und auf der Straße gehſt Du bedächtig und ehrbar?

Kallikles. Sollte ich nicht?

Sophron. Ehedem aber hielteſt Du es für anſtändig, zwiſchen denen welche Dir ungelehrt und ohne Muſen zu ſein ſchienen, weiter keinen Unterſchied anzunehmen? und Deine Kleidung war nur auf das Arbeitszimmer berechnet und auf die gymnaſtiſchen Uebungen? und auf der Straße ſchritteſt Du deſpotiſch in der Mitte einher, jedem das Ausweichen gebietend und eilfertig bis zur Unbarmherzigkeit?

Kallikles. Ja, und ich finde noch jezt daß es mir damals ſo ziemte.

Sophron. Nun ſo laß mich hören, was für ſittliches oder was für eine Sittlichkeit Du damals nachahmteſt, und was für eine jezt.

Kallikles. Das ſcheint mir nicht ſchwer zu ſein, lieber Sophron. Damals nämlich war es mein Beruf lehrbegierig zu ſein, die Wiſſenſchaft über alles zu ſchäzen, mich um die bürgerliche

Welt, deren Verhältniſſe mich nichts angingen, auch nicht zu bekümmern, und mich den Studien nur ſoviel zu entziehen, als nöthig war um den Körper zu ſtärken, das Gemüth zu erholen, und die Jugend zu feiern. Jezt aber iſt es meine Pflicht die bürgerliche Geſellſchaft kennen zu lernen an der ich Theil haben will, und alles zu ehren was ihr Eigenthum oder ihr Werk iſt, vornämlich aber dasjenige was ich ſelbſt einſt zu beſizen wünſche. Und nun entſcheide ſelbſt, ob ich nicht beides richtig nachgeahmt und ausgedrückt habe.

Sophron. Sehr richtig, wie es mir ſcheint, und ich entdecke jezt in dem ſonderbaren Stil eurer Kleidung, eurer Feſte und eures ganzen Lebens einen eigenthümlichen und nicht zu verwerfenden Anſtand. Aber meinſt Du, daß im allgemeinen durch jedes Anſtändige auf dieſe Art etwas Sittliches nachgeahmt und dargeſtellt wäre?

Kallikles. Allerdings. Soweit mir das Gebiet des Anſtändigen gegenwärtig iſt, wie es ſich über die Sprache, über die Formen des Umganges, und über die ganze Lebensweiſe verbreitet, finde ich dieſe Erklärung ausreichend. Willſt Du daß ich es Dir noch mehr im Einzelnen durchführe?

Sophron. Wozu? ich will Dir glauben, und wir wollen alſo annehmen, daß das Anſtändige auf die von Dir beſtimmte Art in der Nachahmung des Sittlichen beſtehe.

Kallikles. Ja ich möchte ſagen auch umgekehrt, daß nichts zum Anſtändigen gehören könne, dem nicht eine ſolche Bedeutung abzumerken iſt.

Sophron. Das iſt ja vortrefflich daß Du Deiner Sache ſo gewiß biſt. Iſt es aber nicht dieſer Art von Nachahmung weſentlich, daß dadurch nur eine Aehnlichkeit der äußeren Geſtalt hervorgebracht werden kann, und nicht des inneren Weſens?

Kallikles. Allerdings, ſo wie jedes Bild nur die äußere Geſtalt wiedergiebt.

Sophron. Und indem Du Dich alſo ſo beträgſt wie Du jezt thuſt, brauchſt Du nicht innerlich eben die Anhänglichkeit und

Verehrung für die Ordnungen der bürgerlichen Geſellſchaft zu empfinden, die Du abbildeſt? und als Du Deinen ehemaligen Anſtand beobachteteſt, mußteſt Du nicht auch wirklich lehrbegierig und den Wiſſenſchaften ergeben ſein?

Kallikles. Wie Du nur fragſt! Als ob Du nicht wußteſt, daß die meiſten von denen die das Anſtändige eines Standes am eifrigſten beobachten, das Sittliche deſſelben am wenigſten beſizen.

Sophron. Du ſagſt nur, die meiſten. Können wir nicht weiter gehen, und würde es nicht Deinem Gedanken angemeſſen ſein zu ſagen, daß Alle welche das Anſtändige abſichtlich annehmen und in ihr Betragen verweben, das Sittliche welches ſie abbilden wollen nicht beſizen?

Kallikles. Das ſcheint mir ein hartes Urtheil zu ſein; aber überzeuge mich.

Sophron. Bedenke Dir nur, ob derjenige der von eurem damaligen Beruf recht durchdrungen geweſen wäre, in jedem einzelnen Falle eben ſo gehandelt und ſich betragen haben würde?

Kallikles. Allerdings, inſofern nämlich unſer Anſtand vollkommen gut ausgedacht war; denn gerade einen ſolchen wollten wir vorſtellen.

Sophron. Jener aber würde nicht darauf geſonnen haben, ſondern es wäre ihm von ſelbſt ſo gekommen; oder vielmehr, was bei euch ein Studium und eine Kunſt war, das wäre bei ihm ein Sich gehen laſſen, ein bloßes Nichthandeln geweſen. Nicht wahr?

Kallikles. So ſcheint es mir.

Sophron. Und glaubſt Du, daß es ſich bei allen die dem Anſtändigen gefliſſentlich nachſtreben, auf gleiche Weiſe verhalten muß?

Kallikles. Ich ſehe nicht, daß die Verſchiedenheit des Stoffs und der Anwendung einen Unterſchied machen könnte.

Sophron. Inſofern alſo jemand das Anſtändige hervorbringen will, fehlt ihm gewiß das Sittliche?

Kallikles. Forderſt Du noch, daß ich ausdrücklich bekennen ſoll?

Sophron. Was nennſt Du bekennen? Ich freilich habe Dir etwas zu bekennen, und ich will es auch gern thun. So höre denn, daß ich anfangs im Begriff war ſchlecht von Dir zu denken, weil Du Dich als einen ſolchen Feind des Anſtändigen zeigteſt, nun Du mich aber gelehrt haſt was es iſt, muß ich Dir vollkommen beipflichten. Aber, fuhr Sophron nach einer kleinen Pauſe fort, während der jener nicht wußte, wie er dieſe Wendung wenden ſollte, mir fängt an bange zu werden.

Kallikles. Wovor denn?

Sophron. Daß ich in meinen alten Zufall zurückfalle.

Kallikles. In welchen Zufall?

Sophron. In die Verwirrung meiner Begriffe vom Anſtändigen. Denn nach dem, worüber wir zulezt übereingekommen ſind, fürchte ich, es wird uns aus den Grenzen entweichen in welche wir es eingeſchloſſen hatten, und in die Heuchelei übergehen von der wir es trennen wollten.

Kallikles. Das fürchte ich am Ende auch, wenn ein jeder im Anſtändigen dasjenige Sittliche abbilden will welches er nicht hat.

Sophron. Sieh nur, es iſt auch nach unſerem Vergleich richtig. Du und die wenigen, denen man, wie Dir, an der Leichtigkeit und Natürlichkeit ihres äußeren Betragens anſieht, daß nichts davon mühſam erlernt und abſichtlich erkünſtelt iſt, und die ihr überall die Erfinder des Anſtändigen ſeid, euer Leben iſt gleichſam die Zeichnung des Meiſters, welche jene Strich vor Strich mühſam nachbilden, ohne von der innern Kraft welche in euch iſt etwas zu wiſſen.*)

Kallikles. Sollte es aber nicht möglich ſein, daß wir noch bei unſrer Meinung blieben, und ſagten, dies verhielte ſich vielmehr wie der Gegenſtand den ſie abbilden?

Sophron. Nun wir wollen es noch einmal verſuchen. Laß uns nur die beiden Arten der Nachahmung, welche wir gleich anfangs unterſcheiden wollten, recht von einander abſondern.

---

*) [**Randbem. Schleierm.**] Das Ironiſiren, welches darin liegt daß Kallikles überall als Vorbild und Ausnahme dargeſtellt wird, muß entweder noch fortgeſetzt oder aufgegeben werden.

Die eine bringt gleichſam den Leib desjenigen was ihr Urbild iſt hervor, aber durch eine andre Kraft, und alſo iſt die Seele, das innere Princip von jenem, nicht darin vorhanden, ſo wie in der Zeichnung des Schülers weder die perſpectiviſche Kenntniß noch die Phantaſie und der Kunſtſinn des Lehrers vorhanden iſt. Wollen wir das, was dieſe hervorbringt, weil es für das Urbild ſelbſt gehalten werden kann, den Schein nennen?

Kallikles. Ich glaube wir würden recht thun.

Sophron. Und wollen wir dabei bleiben, daß, was immer die Sittlichkeit auf dieſe Art nachahme, Heuchelei ſei?

Kallikles. Vor der Hand wenigſtens.

Sophron. Die andere Art der Nachahmung bringt zwar auch eine Aehnlichkeit hervor, aber keine Verwechſelung. Wollen wir das, was ihr Werk iſt, das Bild nennen?

Kallikles. Dies wird wol der angemeſſene Ausdruck ſein.

Sophron. Nun laß uns ſehen, worin ſich beide, wenn ſie auf das Sittliche angewendet werden, unterſcheiden müſſen. Nicht wahr, wenn ich in einer Handlung, in welcher eine gewiſſe ſittliche Eigenſchaft ſich äußern ſoll, das Verfahren desjenigen nachahme, der dieſe wirklich beſizt: ſo habe ich einen Schein des Sittlichen hervorgebracht?

Kallikles. So iſt es.

Sophron. Und zulezt ſchien uns das Anſtändige eine ſolche Nachahmung zu ſein, wenn z. B. Deine Mitſchüler Achtung gaben, wie ſich auf allerlei Weiſe Deine Luſt zu den Wiſſenſchaften und Deine Sorgloſigkeit gegen äußere Dinge in Deinen Handlungen offenbarte, und dies nachahmten.

Kallikles. So ſchien es uns zulezt. Anfänglich aber glaubte ich, das Anſtändige ſei eine Nachahmung von der anderen Art, und ich glaube jezt wieder, daß das in den meiſten Fällen richtiger ſein wird.

Sophron. So laß uns ſehen, wie denn ein Bild des Sittlichen hervorgebracht werden kann. Ich fürchte nur, es wird auf dieſe Art noch etwas ärgeres herauskommen als die Heuchelei.

Kallikles. Etwas ärgeres als die Heuchelei! iſt das Dein Ernſt?

Sophron. Nun z. B. den Raub, der am Heiligen begangen wird, hältſt Du den nicht für ärger?

Kallikles. Du machſt mich neugierig.

Sophron. Scheint es Dir nicht zum Weſen eines Bildes zu gehören, daß es aus einem andern Stoff geformt ſein muß, als der abgebildete Gegenſtand?*)

Kallikles. Allerdings, ſonſt möchte es wieder eine Nachahmung von jener Art werden.

Sophron. So ſage mir denn, was iſt der Stoff des Sittlichen?

Kallikles. Die menſchlichen Handlungen.

Sophron. Wolltet ihr aber nicht in demſelben Stoff auch das Sittliche wiederum durch das Anſtändige abbilden?

Kallikles. Nur nicht in demſelben. Denn es giebt doch Handlungen, welche nicht geeignet ſind Stoff für das Sittliche zu ſein; und gerade diejenigen, in denen das Anſtändige beſteht, ſcheinen mir von dieſer Art zu ſein.

Kallikles. Alſo giebt es keine eigenthümliche Sittlichkeit in der Kleidung, wenn ſie was die Form betrifft den Geſchäften wozu ich ſie anlege hinderlich oder förderlich, und was den Stoff betrifft meiner Geſundheit, meiner Wirthlichkeit, oder gar den Geſezen gemäß iſt oder nicht? Giebt es keine Sittlichkeit im Gehen, wenn ich mich indem ich nach einem Ziele hinſtrebe langſam, und im Gegentheil indem ich etwas betrachten und ausdenken ſoll geſchwind bewege? Giebt es keine Sittlichkeit in der Anrede, wenn ſie mit der innern Wahrheit meiner Geſinnungen übereinſtimmt oder nicht? Du ſiehſt, ich gehe in das allerkleinſte, worin man die Sittlichkeit am wenigſten ſucht; und wenn ſie doch auch da iſt: wieviel mehr wird ſie nicht in allem anderen und größeren vorhanden ſein müſſen, das doch ebenfalls ins Gebiet des Anſtändigen gehört.

---

*) [Randbem. Schleierm.] Es iſt freilich eine Sophiſterei daß dies als etwas weſentliches angegeben wird; aber ſie muß bleiben.

Kallikles. Darin haſt Du Recht; es ſcheint mir aber ſo zu ſein, daß wir in gewiſſen Theilen einer Handlung eine Sittlichkeit abbilden, die dieſer Handlung nicht eigen iſt, und inſofern geſchieht es doch in einem fremden Stoff.

Sophron. Ei ihr tugendhaften Menſchen, die ihr nicht genug habt an der Sittlichkeit die in eine Handlung gehört, ſondern noch mehr hineintragen wollt! Stoiker ſeid ihr nicht wie es ſcheint, daß ihr glauben ſolltet alle Tugenden wären nur Eins, und in jede Handlung gehöre die ganze Sittlichkeit eines Menſchen, ohne daß man nöthig hat erſt etwas hineinzutragen. Aber wenn Du mir nur den Raum zeigen könnteſt, wo dieſes ſtehen kann, und die Theile einer Handlung, welche zu der eigentlichen Sittlichkeit derſelben gar nichts beitragen. Sage mir wie habt ihr es angefangen, dieſe eigenthümliche Sittlichkeit jeder einzelnen Handlung vorher in Sicherheit zu bringen, ehe ihr ſie als den Grund brauchtet, worauf ihr euer Bild auftragen ſolltet?

Kallikles. In der That, ich glaube wir haben daran nicht genug gedacht.

Sophron. Ihr habt es wol gemacht wie jener Arzt, der, auch wenn er zum gefährlichen Kranken gerufen ward, die Langſamkeit des Ganges um nichts beſchleunigte, die er für einen weſentlichen Beſtandtheil des Anſtandes hielt.*) Oder werden nicht alle dieſe allgemeinen Regeln, nach denen das Bild irgend einer fremden Sittlichkeit zu Stande kommen ſoll, immerfort mit der eignen Sittlichkeit der Handlung, wenn man ſie nur weit genug verfolgt, in Streit ſein?

Kallikles. Ich glaube nicht daß dies vermieden werden kann.

Sophron. Was willſt Du alſo lieber, daß das Anſtändige ſein ſoll, ein einzelnes Böſes, nämlich die Heuchelei, oder eine offenbare Empörung gegen die Sittlichkeit überhaupt, und eine frevelhafte Verhöhnung derſelben indem man ſie ihrer heiligſten Rechte

---

*) [**Randbem. Schleierm.**] Das Beiſpiel vom Arzt muß wegbleiben für das zweite Geſpräch; aber der Widerſtreit, der auf dieſe Art gegen das Sittliche entſteht, muß deutlich dargelegt werden.

beraubt und dafür leere Bilderchen hinſtellt? In beiden Fällen aber werden wir, wie es ſcheint das Anſtändige nicht verachten, ſondern ihm öffentlich den Krieg ankündigen und es nach Vermögen ausrotten müſſen, um für die Sittlichkeit ſelbſt und für die heilige Wahrheit Raum zu gewinnen.

Kallikles. Und es wäre alſo nicht nur eine kleine und armſelige, ſondern eine ſtrafbare und verbotene Nachahmung.

Sophron. Und was noch mehr iſt, zugleich eine ganz unnüze. Oder glaubſt Du nicht, daß zwei anſtändige Menſchen, die ſich in dieſer leeren Verrichtung begegnen, in ein noch weit ärgeres Gelächter gegen einander ausbrechen müſſen, als zwei römiſche Augurn? Wenn nicht etwa der Unwille darüber die Oberhand behält, daß jeder weiß, der andre rechnet ihn in ſeinem Herzen mit zu der Plebs, die er hintergehen will *); denn wenn das nicht wäre: ſo müßte es wenigſtens in den niedrigſten Ständen, die nichts niedrigeres mehr unter ſich haben, kein Anſtändiges geben und auch die höchſten müßten es verbannen in ihren Myſterien der Vornehmigkeit, wo alles entfernt iſt was ſie irgend für gemeines Volk halten.

Kallikles. Ich für mein Theil kann mir dies wol gefallen laſſen; aber Dich, Sophron, verſtehe ich nicht. Du behaupteteſt das Anſtändige ſo außerordentlich zu verehren, und giebſt Dir nun alle Mühe es in ſeine geheimſten Schlupfwinkel zu verfolgen, und möchteſt es am liebſten als das Schändliche darſtellen, wobei Du nicht einmal ſo viel Anſtand beobachteſt als gegen einen Miſſethäter, dem man einen Mantel vergönnt um ſich zu bedecken.

Sophron. Das iſt eben was aus der Verwirrung der Begriffe bei mir entſteht, daß ich feindſelig gegen die Anſchauungen und Beiſpiele geſtimmt werde, die mich verleitet haben. Denn je unmöglicher es mir iſt, die Idee ſelbſt aus meinem Gemüth zu vertilgen, deſto klarer mache ich mir, wie verwerflich dasjenige iſt, wodurch ſie beinahe herabgeſezt worden wäre, damit ich wenigſtens

---

*) [Randbem. Schleierm.] Dieſe lezte Folgerung muß auch beſſer und dialogiſcher auseinandergeſezt werden.

im Stande bin, die Nachforſchung danach, welche das Göttliche in mir gebietet, ganz von neuem anzufangen.

Kallikles. Aber ſage mir nur, ob wir nicht etwa in einem Mißverſtande des Wortes befangen ſind. Denn es kommt mir wunderbar vor, daß Du das Anſtändige, welches doch gewöhnlich etwas kleines iſt, ſo unmittelbar auf das Göttliche in Dir beziehſt, als wäre es etwas wenigſtens eben ſo großes und erhabenes als das Sittliche ſelbſt.

Sophron. Ich habe Dir ja ſchon geſagt, daß die Idee welche mir dunkel vorſchwebt ſich mir als etwas noch größeres und erhabeneres darſtellt, als das was man gewöhnlich unter dem Sittlichen verſteht. Aber laß Dich die kleinen Dinge nicht irren in denen es ſich äußert. Wer kann dafür, daß das Leben der Menſchen ſo voll iſt von dieſen, und wer möchte läugnen, daß auch in kleinen Dingen ſich große und heilige Ideen darſtellen ſollen. Oder möchteſt Du etwa die Gerechtigkeit, die Anmuth, die Menſchenliebe aus allem was gering iſt verbannen? Alle die göttlichen Ideen des Menſchen, welche jezt jede eine eigne und große Welt beherrſchen, haben ſich dieſe erſt nach und nach gebildet, und konnten ſich als die menſchlichen Angelegenheiten überhaupt noch im kleinen waren, oder das Reich der Rohheit noch allgemein war, nur im unbedeutenden zu Tage legen. Wie lange iſt man jezt ſchon gerecht im Hauſe und im Staate, und doch noch immer nicht im großen Verkehr der Welt. So mag es auch mit dieſer Idee ſein, daß wir uns in Abſicht auf ſie noch im Stande der Kindheit befinden, und es liegt uns nur um deſto mehr ob, ſie auch im Kleinen zu ſuchen und zu ehren, damit wir auch das unſrige beitragen, um ihre Herrſchaft über das Große zu verbreiten. Damit Dir aber kein Zweifel bleibe, daß wir von der nämlichen Sache reden, ſo laß Dir ſagen, daß mir das Kleine und das Große darin völlig gleich gilt, und daß ich von derſelben Idee geleitet werde von welcher Du ausgingſt. Wo ſich nämlich in dem ganzen Betragen des Menſchen, und in allem was zu ſeiner Aeußerung und Darſtellung gehört, gleichſam die Aehnlichkeit und der Widerſchein eines wohlgeordneten und von der Sittlichkeit beherrſchten Gemüthes zeigt: da glaube ich das Anſtändige zu ſehen. War das nicht Deine Meinung auch?

Kallikles. Daſſelbe.

Sophron. Und mit der Welt ſind wir auch einig. Denn was dieſe unter dem Namen der Höflichkeit, der Sittſamkeit, der äußeren Beſcheidenheit, welche alle Du eingebildete und willkürlich erdachte Tugenden genannt haſt, als Theile des Anſtändigen von uns fordert: iſt es nicht eben daſſelbe?

Kallikles. Ohne Zweifel.

Sophron. Und nun wir näher darauf Acht geben, hat ſich uns dies alles als betrügeriſches und verbotenes Weſen dargeſtellt. Sollen wir alſo nicht lieber aufhören wiſſen zu wollen, was das Anſtändige ſei? oder wie ſollen wir es anfangen?

Kallikles. Ich weiß nicht, mir ſcheint noch ein Mittel übrig zu ſein. Laß uns wieder zu dem zurückkehren was wir den Schein des Sittlichen nannten. Biſt Du nicht zu ſchnell zu Werke gegangen, als Du dieſen unbedingt für Heuchelei erklärteſt? Dies iſt er doch nur, wenn er die Abſicht hat für die Sache ſelbſt gehalten zu werden. Dieſe Abſicht aber ſcheinſt Du mehr vorauszuſezen, als daß ſie wirklich da wäre.*) Der Höfliche verlangt gar nicht, daß Du aus ſeiner Höflichkeit auf die innere Geſinnung des Wohlwollens und der Menſchenliebe ſchließen ſollſt. Denn wenn nach dieſer die Frage entſteht, wird er Dir ganz andre Beweiſe vorbringen; und der Beſcheidene will nicht, daß Du deshalb glauben ſollſt, er halte ſich im Ernſt für weniger weiſe als Dich, ſondern Du ſollſt nur zufrieden ſein daß ſie ſich alle die Mühe geben, dieſen Schein des Sittlichen um Deinetwillen und zu Deiner Annehmlichkeit hervorzubringen.

Sophron. Eine ſchöne Annehmlichkeit, die ich mit ſo viel Zeit erkaufen und wofür ich ſo viel leere Worte mit hinnehmen

---

*) [**Randbem. Schleierm.**] Benuzung des in dem urſprünglichen Bilde liegenden Unterſchiedes zwiſchen Malern, die ihre Copien für Originale geben, und Kupferſtechern, welche den Namen des Meiſters dabei ſchreiben, aber gelegentlich auch wol ſelbſt erfinden und malen d. h. ſittlich ſein wollen.

muß, theurer als jedes ſchlechte Schauſpiel, welches eine einzelne gute Stelle hat! Aber wahrlich, um meinetwillen hätten ſie gerade das Gegentheil thun müſſen. Was meinſt Du wol von den künſtlichen Geſpenſtern welche man kürzlich gezeigt, und dabei ausdrücklich geſagt hat es ſeien keine Geſpenſter, ob der Anblick wol denen angenehm ſein mag, welche die Schwachheit haben an Geſpenſter zu glauben, und ob der Künſtler nicht bitter ſpottete wenn er ſagte, er habe ſie um ihretwillen und zu ihrer Annehmlichkeit hervorgebracht?

Kallikles. Zu ihrer Belehrung vielleicht, auch ſoll er ſich das wirklich einbilden; aber zu ihrem Vergnügen gewiß nicht. Denn je täuſchender die Geiſter nachgemacht ſind, um deſto wankender müſſen die Gläubigen gemacht werden, welches gewiß der unangenehmſte und unbequemſte Zuſtand iſt.

Sophron. Ich bin ganz Deiner Meinung. Aber nun ſieh nur wie das Anſtändige wieder auf dieſe Art uns und ſich ſelbſt betrügt. Denn wenn die Nachahmer des Sittlichen nicht wollen, daß man den Schein für die Sache halten ſoll: ſo ſind ſie nur denen angenehm, welche an das Sittliche nicht glauben, und ſich wunderbar genug an der Genauigkeit und Schönheit der Nachahmung ergözen, indem ſie das Urbild für ein Geſpenſt und eine Erfindung des Aberglaubens halten. Uns hingegen, die wir an das Sittliche glauben, kann nichts frevelhafter erſcheinen als dieſe Kunſt, und kein Zuſtand kann verdrießlicher ſein, als der in welchen der Anblick derſelben uns verſezt. Aber glaubſt Du im Ernſt, daß verſtändige Menſchen ihr ganzes Leben lang ein ſolches Schauſpiel aufführen, es ſei nun. um eine große Künſtlichkeit in Kleinigkeiten zu verſchwenden, oder um den verhaßten Glauben an das Sittliche auf eine langſame aber ſichre Weiſe zu untergraben?

Kallikles. Ich glaube, daß diejenigen welche das Anſtändige ausüben, gar nicht unmittelbar die Abſicht haben den Schein des Sittlichen hervorzubringen, ſondern daß dies nur das Mittel iſt, deſſen ſie ſich bedienen, um ihren eigentlichen Endzweck zu erreichen, der am Ende nur darin beſteht, das geſellſchaftliche Leben leichter und angenehmer zu machen. Dazu ſcheint das Anſtändige, indem es in die Art und Weiſe, wie die Menſchen ihre Handlungen verrichten und ihr Leben anordnen eine gewiſſe Gleichförmigkeit und Beſtimmtheit bringt, ein eben ſo allgemeines und unentbehrliches Hülfsmittel für die freie Gemeinſchaft der Menſchen zu ſein, als Recht und bürgerliche Verfaſſung in Abſicht auf die Gemeinſchaft, welche ſich auf beſtimmte Zwecke und Handlungen bezieht. Habe ich den Umriß meiner Meinung deutlich ausgedrückt?

Sophron. Ganz habe ich Dich noch nicht verſtanden, lieber Kallikles; ich weiß aber nicht ob es daher kommt weil Du zuviel, oder daher weil Du zu wenig geſagt haſt.

Kallikles. Das verſtehe ich ſchon wie es gemeint iſt. Das Hinwegnehmen des Zuviel will ich Dir überlaſſen, und lieber noch mehr hinzufügen, damit Du etwas zu zerſtören habeſt. Siehe das Leben der Menſchen ſcheint mir zweierlei zu ſein. Einige wollen bloß gewiſſe Geſchäfte in der Welt verrichten, Andre wollen was darin iſt und geſchieht betrachten ergründen und ſich zu eigen machen, beide aber werden durch ungebundene Willkür und uneingeſchränkte Mannigfaltigkeit zurückgehalten und gehindert. Darum hat die Natur in alle Dinge beſtimmte Kräfte gelegt, welche immer auf gleiche Weiſe wirken, damit diejenigen welche Geſchäfte verrichten die ähnliche Handlung auch immer auf ähnliche Art vollbringen können, und die verſchiedenen Geſtalten der Dinge hat ſie durch ſtufenweiſe Aehnlichkeit unterſchieden und verbunden, damit die Betrachtenden auch ihre Beobachtungen alſo ſondern und verbinden könnten. Damit nun der Menſch in ſeinen Handlungen nicht das einzige Ungebundene und Zügelloſe ſein möchte: ſo iſt ihm eingegeben oder durch die Nothwendigkeit auferlegt worden, zuerſt das Recht und die Sittlichkeit zu erfinden, um ſich nach und nach an ein eben ſo geſezmäßiges Handeln zu gewöhnen, und dann auch das Anſtändige, damit ſie das Gleiche auch auf gleiche Weiſe verrichten, und nicht der Handelnde durch die eigenthümliche Art eines jeden mit dem er zu thun hat aufgehalten, der Betrachtende aber durch das Mannigfaltige in der Art und Weiſe und im Aeußeren, welches doch immer nur unbedeutend ſein kann, von der Betrachtung des Inneren zurückgezogen werde. Dieſes, daß ein jeder gleich wiſſe, wen er vor ſich, und gewiſſermaaßen auch was er von ihm zu erwarten habe, ſcheint mir der eigentliche und lezte Zweck des Anſtändigen zu ſein.

Sophron. Jezt verſtehe ich Dich; aber ſage mir nur, woher kommt denn jene Verwandtſchaft, auf daß ich es recht allgemein ausdrücke, des Anſtändigen mit dem Sittlichen, die ſich uns überall gewaltſam aufdrängt?

Kallikles. Ei, aus tauſend Urſachen. Welche Gleichförmigkeit könnte wol dem Menſchen lieber ſein, als diejenige welche eine gewiſſe Mäßigung ausdrückt, und am Ende auch, wenngleich nur in Kleinigkeiten, wirklich hervorbringt? Daher findeſt Du auch nur von ſolchen Tugenden, die ſich in der Bändigung blinder Triebe äußern, eine Aehnlichkeit im Anſtändigen. Dann iſt aber überhaupt das Sittliche das Urbild alles geſezmäßigen in menſchlichen Handlungen, ſo wie die Schönheit deſſen in den Umgebungen, und dasjenige was die Art und Weiſe der menſchlichen Handlungen in Gleichförmigkeit bringt, muß ſich eben ſo von ſelbſt der Sittlichkeit nähern, wie wir in allen gemeinſchaftlichen Anordnungen der Menſchen in Rückſicht ihrer nächſten Umgebungen, ihrer Kleider, ihrer Wohnung, ihrer Werkzeuge, eine Annäherung zur Schönheit und Anmuth antreffen.

Sophron. O weh, Kallikles, wie konnteſt Du es nur über Dein gutes Herz gewinnen, dasjenige wovon ich eine ſo hohe Idee habe, und glaube daß es aus dem innerſten Heiligthume des Gemüthes hervorgehe, gerade mit dem willkürlichſten und kleinſten zuſammenzuſtellen, was in den menſchlichen Dingen zu finden iſt!

Kallikles. Verzeihe, ich wußte nicht, daß ich gegen Dich die Vorſichtsmaaßregeln eines Redners gebrauchen müßte, und glaubte jeder Vergleich würde gut ſein, der nur ähnlich wäre. Indeſſen Du weißt ja, welche Eigenſchaft alle Gleichniſſe haben; ſuche dieſe nur auf, und Du wirſt bald gut machen was ich verſehen habe.

Sophron. Wenn nur nicht Dein Vergleich gar zu gut iſt;

denn er iſt Dir ſo natürlich gekommen. Ich ſehe nun wohl, Deine ganze Anſicht läuft darauf hinaus, das Anſtändige herabzuwürdigen Dies wollteſt Du ſchon dadurch, daß Du es für die Nachahmung des Sittlichen erklärteſt, und nur als Du ſaheſt, daß es zugleich offenbar beſchimpft wurde, warſt Du zu artig, um das nicht zurückzunehmen. Nun aber haſt Du Dich im höchſten Grade der Künſte eines Redners gegen mich bedient, indem Du, um mich deſto ſicherer zu fangen, ganz oben von dem Größten und Schönſten anhobſt, und dann immer weiter hinabſtiegſt, bis Du Dich, da ich es nicht bemerkte, zulezt mir zum Spott in dieſer niedrigen und verächtlichen Gegend mit Deiner Rede landeteſt.

Kallikles. Erlaube mir, daß ich nichts von Deinen Beſchuldigungen verſtehe; ich bin ganz arglos zu Werke gegangen.

Sophron. Du weißt doch, daß nach Deiner Anſicht das Anſtändige nichts andres iſt als das Gebräuchliche, das Hergebrachte, eine Gleichförmigkeit zu welcher man nicht durch die Schönheit der Form angelockt wird, auf die es dabei gar nicht ankommt, auch nicht durch irgend eine Idee, denn es liegt keine darin, ſondern die nur durch eine Form, welche es auch ſei, die menſchliche Eigenthümlichkeit beſchränken und peinigen, als Maſchine aber und als Mittel für die Anderen den Menſchen vervollkommnen ſoll. Dazu iſt das Anſtändige unter Deinen Händen geworden! Indeß wenn Deine Idee nur in ſich beſteht, und das was man anſtändig nennt wirklich unter ſich begreift: ſo iſt mir nichts ſo lieb, was ich nicht der Wahrheit wegen aufgeben könnte, und ich will dann nach dem Größeren was mir im Sinne lag nicht weiter ſuchen.

Kallikles. Dieſes Größere, lieber Sophron, kann dennoch etwas ſehr wahres und nothwendiges ſein, nur etwas anderes, als was die Welt durch das Anſtändige auszudrücken und zu erreichen meint.

Sophron. Hebe mir nur dieſen Zweifel: wenn es mit dem Anſtändigen nur darauf abgeſehen iſt, durch die Gleichförmigkeit Anderen ihre Beobachtungen, ihre Beurtheilungen und ihre Geſchäfte zu erleichtern: ſo beobachtet man ja das Anſtändige nur um anderer wiſſen. Meinſt Du das ſo, oder biſt Du geneigt denjenigen als einen innerlich ſchmuzigen und unanſtändigen zu verachten, der das Anſtändige nicht auch in der Einſamkeit und für ſich ſelbſt eben ſo heilig hält, wie der wahre Tugendhafte das Sittliche?

Kallikles. Meinem Saz zu Liebe ſollte ich zwar das erſte ſagen, Sophron, ich bin aber genöthigt das lezte zu bekennen.

Sophron. Und den Unanſtändigen tadelſt Du auch nicht als einen ſolchen, der eine Gefälligkeit oder Erleichterung für andere unterläßt, ſondern ganz anders als einen ſolchen, der ſeiner Natur untreu wird. Oder begegnet Dir darin nicht daſſelbige als mir?

Kallikles. Nicht immer, Sophron, wenn ich aufrichtig ſein ſoll. Es giebt Theile des Anſtändigen, bei deren Verlezung ich auf dieſe, andere bei deren Uebertretung ich auf jene Art geſtimmt bin.

Sophron. Und kannſt Du dieſe Fälle im allgemeinen von einander unterſcheiden?

Kallikles. O ja. Diejenigen wo mir nur eine Gefälligkeit verſagt zu ſein ſcheint, ſind die wo das Anſtändige ſich dem Begriff des Hergebrachten nähert, die andern die, wo ich Deine Idee wahrzunehmen glaube.

Sophron. Und da es Fälle giebt, wo es Pflicht ſein kann eine Gefälligkeit zu verſagen: ſo kannſt Du Dir auch denken, daß es bisweilen ſittlich ſein kann, unanſtändig zu ſein nach Deiner Idee; aber Du wirſt nicht glauben, daß eine Unanſtändigkeit erlaubt ſein könnte nach meiner Idee?

Kallikles. So ſcheint es mir.

Sophron. Und nach meinem Begriff, wenn wir ſeiner nur erſt habhaft werden könnten, würden wir überall und unter Allen beurtheilen können was anſtändig iſt, nach dem Deinigen aber niemals, wenn wir nicht das Gebräuchliche unter ihnen kennten. Nicht ſo?

Kallikles. Auch das gebe ich Dir zu, und ich glaube es wird uns noch gut gehen, weil unſre Begriffe anfangen ſich beſtimmter zu ſcheiden.

Sophron. Meinſt Du? Ja wenn der meinige ſo gutartig wäre als Deiner! Aber es iſt wunderbar, wie verkehrt ihnen wieder ihre Eigenſchaften zugemeſſen ſind!

Kallikles. Wie ſo?

Sophron. Ja, ſieh nur, von dem meinigen glauben wir nur noch daß er etwas ſei und können ihn nicht ausſprechen, ſondern haben nur eine gewiſſe Ahndung davon ergriffen; den Deinigen hingegen haben wir klar und beſtimmt ausgeſprochen, dafür aber wiſſen wir auch daß er Nichts iſt.

Kallikles. Nichts wäre er?

Sophron. Nichts, wenn es darauf ankommt ihn anzuwenden, und ihm einen Inhalt zu geben.

Kallikles. Nun darauf bin ich neugierig.

Sophron. Wenn ich Dich nun frage, warum denn das Anſtändige ſich ſo oft ändert, wenn es doch nur darauf ankommt daß dadurch etwas beſtimmt wird, und nicht wie.

Kallikles. Dies habe ich Dir eigentlich ſchon beantwortet. Wenn das Anſtändige ſchon von ſelbſt zu einer Aehnlichkeit mit dem Sittlichen geräth: ſo ändert es ſich auch mit den Begriffen von den Tugenden denen es ähnlich iſt.

Sophron. Aendern ſich denn die Meinungen von dieſen Tugenden bei allen Menſchen auf einmal oder nach und nach?

Kallikles. Nach und nach.

Sophron. So daß einige ſchon die richtigere haben, wenn andre noch der irrigen anhangen?

Kallikles. Allerdings.

Sophron. Wenn aber erſt einige auf dieſe Art weiſer geworden ſind, iſt dann das, was ſich auf dieſe neuen Begriffe bezieht, anſtändig, oder iſt es noch unanſtändig, und in wie vieler Zeit und durch wie viele Menſchen kann es anſtändig werden?

Kallikles. Spotte nicht, es muß ja freilich gleich anſtändig ſein.

Sophron. Ja, dann erfüllt es aber nicht die Forderung des Gleichförmigen, und Du haſt Merkmale verbunden, die ſich nicht verbinden laſſen. Soll das Gleichförmige das Weſen des Anſtändigen ſein: ſo mußt Du die Aehnlichkeit mit dem Sittlichen ſo viel möglich verbannen; willſt Du dieſe aber für etwas mehr als das allerzufälligſte halten: ſo kann die Gleichförmigkeit nur einen Zuſtand deſſelben bezeichnen, und zwar einen ſolchen an den gar nicht zu denken iſt, da man nämlich über das Sittliche einig ſein wird. Bis dahin aber wird bei Dir immer das Anſtändige und das Unanſtändige eines aus dem andern entſtehen und ſich in das andre verwandeln, und zwar ſo unmerklich, daß kein einziges beſtimmtes Urtheil darüber und keine beſtimmte und ſichre Anwendung davon möglich ſein wird. Oder verhält ſich die Sache nicht ſo?

Kallikles. Ja, und es ſcheint als hätte ich uns nicht ans Ziel gebracht.

Sophron. Aber wir hätten das alles nicht nöthig gehabt, und ſind in der That ein wenig ſtumpf geweſen, das Nähere welches Deiner Meinung entgegen iſt nicht zuerſt zu ſehen. Bei Gott, ich bitte Dich, was iſt das doch für eine Gefälligkeit, welche Du da als den Zweck des Anſtändigen angegeben haſt? iſt es nicht eine ſträfliche und thörichte Beſchüzung ihrer Gemeinheit und ihrer Trägheit? oder wenn Du etwas duldſamer denken willſt, eine Krücke für ihre Ungeſchicklichkeit, die ſie entbehren lernen müſſen? Soll nicht jeder Menſch eine Eigenthümlichkeit haben, und ſoll er nicht dieſe überall mitnehmen, und dadurch alles, was er thut und hat, als das ſeinige bezeichnen? Müſſen wir alſo nicht eine Zeit hoffen, und ſie herbeizuführen ſuchen, da jeder ſtark und gebildet genug ſein wird, um die Eigenthümlichkeit des andern zu ertragen ohne ſich dadurch ſtören und aufhalten zu laſſen?

Kallikles. Und wenn nun auf dieſe Art das Anſtändige darauf arbeitete ſich ſelbſt überflüſſig zu machen?

Sophron. Freilich wohl, ſo wäre es in ſehr guter Geſellſchaft! Aber es arbeitet nicht daran, ſondern je eifriger es beobachtet wird, deſto mehr tritt jenes Ziel in eine unerreichbare Weite zurück. Aber ſelbſt jezt iſt doch dieſe Art von Gefälligkeit etwas ſo zweideutiges, daß auch die leiſeſte Spur von der Möglichkeit eines anderen Beſtimmungsgrundes ſie weit überwiegen, und es alſo nur da Statt haben würde, wo wir nicht mehr ſcharfſichtig genug ſind etwas ſittliches wahrzunehmen.

Kallikles. Nein, Sophron, Du gehſt nicht aufrichtig zu Werke! Dieſes muß ein Ende nehmen, daß Du dem Anſtändigen jeden Spielraum und jedes Gebiet ſtreitig machſt, unter dem Vorwande daß es der Sittlichkeit gehöre. Aufs ſorgfältigſte habe ich beides geſchieden, und Du überſiehſt es, als ob es gar nicht geſchehen wäre.

Sophron. Freilich iſt es unſer Unglück daß wir immer wieder auf dieſen Streit zurückkommen. Aber was haſt Du geſagt um ihn zu ſchlichten? ich beſinne mich auf nichts dergleichen in Deinen Aeußerungen.

Kallikles. Ich habe das Anſtändige gar nicht auf die Handlungen bezogen, weil dieſe ganz und gar der Sittlichkeit gehören, ſondern auf die Art und Weiſe ſie zu verrichten.

Sophron. Dies habe ich nicht überhört, aber es ſcheint mir damit nichts gewonnen zu ſein. Denn wie unterſcheideſt Du beides? Etwa ſo, daß, um auf unſer altes Beiſpiel zurückzukehren, das Gehen in den Hörſaal die Handlung geweſen, und das Schnell oder Langſam die Art und Weiſe, und das Sichbekleiden die Handlung, die Form der Kleidung aber die Art und Weiſe?

Kallikles. So meinte ich es allerdings.

Sophron. Aber erinnere Dich doch nur, daß wir am Ende immer fanden, wie auch dieſes zur Sittlichkeit der Handlung gehöre. Indeſſen laß uns noch einmal zuſehen, ob wir irgend eine Grenzſcheidung finden können; denn ſonſt werden wir freilich nie im Stande ſein den Begriff feſtzuhalten.

Kallikles. Hätten wir doch gleich damit angefangen!

Sophron. Ei, beſchuldige uns nicht unrecht! Wir ſind ja von Anfang an auf nichts andres ausgegangen, und welchen Begriff vom Anſtändigen Du mir auch gabſt, ich bin immer dabei geblieben dieſe entſcheidende Linie zu ſuchen.

Kallikles. Nun, ſo laß uns nur einmal die Sache anders anfangen und nicht von einem Begriff ausgehen.

Sophron. Aber wie ſollen wir es denn machen? ich verſtehe Dich nicht.

Kallikles. Wir müſſen ſehen was menſchliche Handlungen möglicherweiſe enthalten können, und da muß ſich ja finden, ob es in denſelben außer dem Sittlichen noch etwas geben, und was dieſes ſein kann.

Sophron. Freilich bleibt uns kein anderer Weg übrig; aber wenn wir auch auf dieſem Wege etwas finden, werde ich Dir dann nicht immer die Einwendung machen müſſen, die Du mir bisher gemacht haſt, daß nämlich zweifelhaft bleibt, ob das unſrige auch das ſei, was die Welt anſtändig nennt.

Kallikles. Lieber Sophron, die Menſchen fordern etwas von uns außer dem Sittlichen, und nennen es das Anſtändige; ſie wiſſen uns keinen beſtimmten Begriff davon zu geben. Wenn wir nun ſelbſt einen finden, da wo ſie ihn uns anweiſen, und ihnen ſagen können daß es außer dem Sittlichen in den Handlungen weiter nichts geben könne als dieſes: ſo muß ja dies nothwendig ihr Begriff ſein; und wenn das Einzelne welches ſie anſtändig nennen nicht darunter fällt: ſo bleibt nichts übrig, als daß ſie in der Anwendung ihrer Idee gefehlt haben. Laß uns alſo darüber keine unnüze Sorge tragen.

Sophron. Alſo außer dem Sittlichen ſollen wir das Anſtändige in den Handlungen finden. Meinſt Du ganz außerhalb deſſelben oder nur auf gewiſſe Weiſe?

Kallikles ſagte daß er dieſe Frage nicht verſtände. Nun erklärte ſich

Sophron, vorher ſchien es mir, als hielteſt Du das Anſtändige für eine einzelne Tugend; denn Du beſchriebſt es als eine gewiſſe Gefälligkeit. Jezt ſcheinſt Du mir dies nicht zu glauben?

Kallikles. Nein, denn wenn es eine einzelne Tugend wäre: ſo würde es bisweilen einer andern weichen müſſen. Es ſoll aber in jeder Handlung und überall ſein, ſo wie das Sittliche, denn dies iſt der eigentliche Sinn unſrer Forderung.

Sophron. Wenn alſo beides überall ſein ſoll: ſo werden wir uns entſchließen müſſen alles menſchliche Handeln in zwei verſchiedene Beſtandtheile zu zerlegen, die in jeder einzelnen Handlung angetroffen werden müſſen, und deren einer ſich auf die Sittlichkeit und der andre auf das Anſtändige bezieht. Nicht wahr?

Kallikles. So muß es freilich ſein, wenn wir ein Anſtändiges finden ſollen. Aber welches ſollen dieſe Elemente ſein?

Sophron. Wir müſſen ſie ſuchen. Zuerſt laß uns nur dafür ſorgen, daß es uns nicht gehe wie vorher. Nicht wahr, jede Handlung geht darauf aus, an einem beſtimmten Gegenſtand eine beſtimmte Geſinnung darzuſtellen, und dieſe Beſtimmung des Willens macht ihr eigentliches Weſen aus. Ich beſtehe nicht auf den Worten, denn es kann freilich auf tauſend Arten ausgedrückt werden; wenn Du nur den Sinn verſtehſt und mir die Sache zugiebſt.

Kallikles. Allerdings, und dieſe Beſtimmung des Willens ſoll uns das Weſen der Handlung ſein, man drücke ſie nun aus durch eine Beziehung auf den Zweck wie einige, oder durch Beziehung auf die Geſinnung wie andere.

Sophron. Gut, und was in einer Handlung durch dieſe Willensbeſtimmung beſtimmt iſt oder ſein ſollte, das gehört zu ihrer Sittlichkeit, wie geringfügig es auch übrigens ſei?

Kallikles. Ja, und wir wollen dies nicht wieder zum Anſtändigen rechnen.

Sophron. Aber wo wollen wir nun unſer Außerhalb des Sittlichen ſuchen?

Kallikles. Ich weiß allerdings dieſem nichts in der Handlung entgegenzuſtellen, als das Mechaniſche was zur Ausführung jener Willensbeſtimmung dient. Meinſt Du dieſes, und könnte das Anſtändige darin etwas ſein?

Sophron. Ich glaube nicht; denn was iſt die Vollkommenheit dieſes mechaniſchen Theiles der Handlung? Hältſt Du den für den Meiſter darin, der dabei auf die zierlichſte anmuthigſte und unanſtößigſte Weiſe zu Werke geht, oder den der was er machen ſoll am tüchtigſten zu Stande bringt?

Kallikles. Gewiß den lezten.

Sophron. Und wird nicht alles was zu dieſem Mechaniſchen der Handlung gehört, unter dieſes Princip der Beurtheilung fallen, ebenfalls wie klein und geringfügig es auch ſei?

Kallikles. Ja, und aus dieſem Gebiet wird alſo das Anſtändige durch die Geſchicklichkeit eben ſo vollkommen verdrängt, wie aus jenem durch die Sittlichkeit.

Sophron. Aber was giebt es denn außer dem Gewollten und um des Gewollten willen Hervorgebrachten noch in der Handlung?

Kallikles. Es müßte etwas ſein was weder abſichtlich noch mechaniſch iſt, aber ich ſehe nichts dergleichen.

Sophron. Iſt denn in dem menſchlichen Gemüth in jedem Augenblick alles durch das beſtimmte Wollen beſtimmt, welches auf die Handlung gerichtet iſt mit der wir uns eben beſchäftigen, ſo daß der Menſch gar nichts iſt als dieſes jedesmalige Wollen und das was dazu gehört?

Kallikles. Das ſollte ich nicht denken. Denn indem der Menſch wollend iſt, iſt er nicht nur zugleich anſchauend, wodurch eine Menge von Vorſtellungen in ihm entſteht, ſondern auch erinnernd, es ſchweben ihm Gedanken aus ſeinem vorigen Zuſtande vor, und dies alles hängt nicht von dem beſtimmten Wollen eines jeden Augenblickes ab.

Sophron. Und dieſe Vorſtellungen, oder wie Du es ſonſt nennen willſt, die ihr freies Spiel im Gemüth treiben, kann man dieſe abſichtlich oder mechaniſch nennen?

Kallikles. Ich denke Nein; aber ſieh nur, ſie bleiben im Innern des Gemüthes, ſie haben auf die Handlung keinen Einfluß, und ſo ſehe ich nicht was wir aus ihnen werden machen können.

Sophron. Sollte etwas ſo ganz abgeſondert im Gemüthe ſein, und der jedesmalige Zuſtand des Menſchen aus zwei ganz verſchiedenen Theilen beſtehen, die mit einander gar nichts zu ſchaffen haben?

Kallikles. Gewiſſermaaßen hieße das freilich zwei Seelen annehmen.

Sophron. Und davor wollen wir uns doch hüten. Wenigſtens wirſt Du mir alſo ſoviel zugeben, daß wenn es etwas in den Handlungen giebt, was weder durch die Sittlichkeit noch durch die Geſchicklichkeit beſtimmt ſein kann, als dann dieſe Vorſtellungen ſich deſſen bemächtigen und darauf wirkſam ſein werden.

Kallikles. Und dieſes wenn es ſich findet, ſoll hernach das eigentliche Gebiet des Anſtändigen ſein?

Sophron. So meine ichs; Du brauchſt aber nicht erſt zu ſagen Wenn es ſich findet: denn es iſt in der That ſchon gefunden.

Kallikles. Nun?

Sophron. Findeſt Du nicht in jeder Handlung ſo etwas? Ich wenigſtens ſehe in jedem Augenblick Anſtändiges in Dir; ich bemerke, indem Du mit mir redeſt, den gemäßigten Ton Deiner Stimme, den ruhigen Charakter Deiner begleitenden Bewegungen, ich bemerke daß Du Dich fragend und ungewiß ausdrückſt wo wir von einander abweichen, und nicht ſpöttiſch oder hart verneinend. Hängt dies alles von Deinem gegenwärtigen beſtimmten Willen ab, welcher darauf gerichtet iſt den Begriff des Anſtändigen ins Klare zu bringen; oder könnteſt Du nicht deſſen unbeſchadet von dieſem allen das Gegentheil thun?

Kallikles. So ſcheint es.

Sophron. Und iſt Dein Wille hierauf ausdrücklich und beſonders gerichtet, oder iſt irgend ein Mechaniſmus dabei im Spiele?

Kallikles. Keins von Beiden.

Sophron. Was beſtimmt Dich alſo? Nicht wahr, es ſind Vorſtellungen die unabhängig von dieſem Wollen in Dir ſind, und die ſich desjenigen in Deinen Handlungen bemächtigen, was durch dieſes unbeſtimmt gelaſſen wird. Als Du ehedem in den Hörſaal gingeſt: ſo gehörte wol Dein Schnell oder Langſam gehen zur

Sittlichkeit, aber nicht der breite Stein und manches andre. Und wird ſich dergleichen nicht überall finden?

Kallikles. Ich glaube faſt überall, und das Gebiet des Anſtändigen haben wir alſo wirklich gefunden. Aber bis jezt ſehe ich noch nicht dasjenige, wodurch nun auf dieſem Gebiet das Anſtändige von dem Unanſtändigen geſchieden wird: wie werden wir dieſes finden?

Sophron. Ich denke, wir werden in dieſen Vorſtellungen, wodurch es beſtimmt wird, etwas aufſuchen müſſen was uns gefällt, und etwas was uns mißfällt. Oder glaubſt Du, wir ſollen es nicht aus ſeinem Grunde, ſondern aus ſeinen Folgen beurtheilen, etwa aus dem Eindruck den es macht, oder aus dem Nuzen den es bringt?

Kallikles. Gehe mir für das Anſtändige mit Deinem Nuzen. Der findet hier eben ſo wenig Plaz als beim Sittlichen, und der Eindruck kann ja bei dieſen Dingen nur davon abhangen, was man ſich dabei denkt. Aber ich weiß für dieſe Vorſtellungen, auf welche wir ſehen müſſen, keine andere Beurtheilung als die ſittliche, und ich ſehe nicht wie etwas ſittlich ſein kann, was gar nicht abſichtlich iſt.

Sophron. Darin haſt Du Recht, aber ſage mir nur, ſind dieſelben Vorſtellungen immer unabſichtlich und zu keiner Willensbeſtimmung gehörig, oder kommt jede Thätigkeit bald abſichtlich (und ausdrücklich gewollt, bald unabſichtlich)*) und nur begleitend im Gemüthe vor.

Kallikles. Abwechſelnd allerdings.

Sophron. Zum Beiſpiel, wenn Du ehedem gingſt um zu gehen, um Dich öffentlich darzuſtellen: ſo gehörte alles jenes damals zum Abſichtlichen und Sittlichen, zu der Idee die Du ausdrücken, zu dem Verhältniß gegen andre in welchem Du Dich darſtellen wollteſt. Und ſiehſt Du nun den Unterſchied zwiſchen dem Anſtändigen und Unanſtändigen?

---

*) Das Eingeklammerte fehlt im Manuſcript.

Kallikles. O ja, was, wenn es zum Abſichtlichen und ausdrücklich gewollten gehörte, ſittlich war, das wird wenn es unabſichtlich vorkommt anſtändig ſein.

Sophron. Habe ich nun nicht Recht gehabt zu ſagen, das Anſtändige ſei die höchſte Vollendung des Menſchen? Denn in der Sittlichkeit eines beſtimmten Wollens ſehe ich immer nur einen einzelnen Entſchluß, der eine ſehr unſichre Bürgſchaft des Charakters iſt; in dem Anſtändigen aber erblicke ich die Spuren einer langen ſtandhaften Uebung und immer gegenwärtiger Grundſätze und Begriffe. So lange es einem Menſchen hieran fehlt, habe ich immer Recht an dem Werth einzelner Entſchließungen zu zweifeln; wer aber jene Beglaubigung bei ſich führt, den muß ich gewiß für dasjenige anerkennen was er iſt.

Kallikles. Das kommt mir noch immer wunderbar vor, daß es ſo etwas leichtes ſein ſoll, die Sittlichkeit und den inneren Werth eines Menſchen zu beurtheilen, und ich fürchte auf dieſem Wege mich immerfort zu irren, da ja das Anſtändige überall mehr oder weniger auf Regeln gebracht iſt, und alſo auch von denen, die das Sittliche gar nicht ſo inne haben, daß aus der Gewohnheit deſſelben das Anſtändige in ihnen entſtanden ſein könnte, ein Schein dieſes letzteren erkünſtelt werden kann.

Sophron. Mit Recht, lieber Kallikles, fürchteſt Du Dich zu irren, wenn Dir dieſe Beurtheilung etwas leichtes zu ſein ſcheint; aber kann dies wol Dein Ernſt ſein? Bedenke nur, daß Du zuerſt das Sittliche und das Zweckmäßige in einer Handlung genau kennen mußt, ehe Du beſtimmen kannſt was in derſelben zum Gebiet des Anſtändigen gehören kann, daß Du alsdann, und dies iſt gewiß nicht etwas leichtes, aus dieſen einzelnen äußeren Beſtimmungen auf die Vorſtellungen ſchließen mußt, welche dabei thätig ſind, auf die Spuren öfterer und früherer Willensbeſtimmungen, und daß Du dann wieder über die Sittlichkeit von dieſen urtheilen mußt. Nur der anſtändige Menſch kann Richter ſein über das Anſtändige, und nur in dem kann das wahre Anſtändige entſtehen der das Sittliche in allen ſeinen Handlungen bis in die feinſten Zweige hinein verfolgt und ausübt; denn nur dieſes kann ihm, wenn es in der Erinnerung feſt liegt und durch Uebung zur Natur geworden iſt, zum Stoff des Anſtändigen werden.

Kallikles. Und Du haſt alſo nicht geſcherzt wenn Du ſagteſt, Du gingeſt allein dem Sittlichen nach und kümmerteſt Dich nichts um das Anſtäudige, ſondern biſt eben deshalb auf dem einzig richtigen Wege geweſen auch dieſes zu finden.

Sophron. So ſcheint es, und es iſt auch natürlich, da das Anſtändige welches wir gefunden haben keineswegees eine Kunſt und ein Studium, ſondern in der That, wie es mir ſchon ahndete, ein Sich gehen laſſen und ein Nichthandeln iſt. Aber Du haſt auch ſehr Recht gehabt in Deinem Widerwillen das Anſtändige zu lehren; denn wie wir gefunden haben läßt es ſich weder lehren noch lernen, ſondern nur durch freie Selbſtthätigkeit und Uebung erwerben. Laß uns nur auf dieſem Wege fortgehen, ſowol was unſre eigne Bildung als unſer Urtheil über andre betrifft. Gewiß werden uns diejenigen nicht hintergehen, welche ein Anſtändiges haben, oder vielmehr einen leeren Schein deſſelben, der ſich nach Regeln erlernen läßt. Sie können das wahre nie erreichen, und wenn ſie auch nicht — wie wir ſie doch ſo oft auf der That ertappt haben — dieſen Regeln zu Liebe das Sittliche, deſſen wahres Gebiet ſie nicht kennen, verlezen: ſo werden wir ſie doch immer erkennen, weil ſie unvermeidlich in ihrer anmaaßenden Rohheit gerade das höchſte Anſtändige verdammen, und weil überhaupt das leere und todte von denen, in welchen das lebendige wohnt, niemals verkannt werden kann.

Kallikles. So war es alſo das wahre und das falſche Anſtändige, deſſen Verwechſelung uns anfänglich in ſo viele Widerſprüche verwickelte.

Sophron. Ja, und dafür laß uns dieſem falſchen einen immerwährenden Krieg ankündigen, wie vortreffliche und wackere Bundesgenoſſen es auch an allen anderen Verkehrtheiten der Menſchen haben mag; und laß uns verſuchen, ob es möglich ſein wird durch die Freiheit, welche dem Anſtändigen eigen iſt, und durch die Miſchung des Erhabenen und Anmuthigen, die auch dem Widerſchein des Sittlichen im äußeren Betragen nicht fehlen kann, wenigſtens einen oder den anderen vom Schein zur Wahrheit und von der Sclaverei der Gewohnheit und willkürlicher Satzungen zum freien Dienſte des Guten und Schönen hinüberzulecken.

Anthropologie von Immanuel Kant. Königsberg 98.*)

[1799]

Ein Auszug aus dieſem Buche der aufs Einzelne ginge, könnte faſt nichts andres ſein als eine Sammlung von Trivialitäten; ſollte er aber eine Skizze des Plans und der Compoſition enthalten: ſo müßte er unter einer ängſtlich am Buchſtaben klebenden Feder nothwendig als eine deutliche Zeichnung der ſonderbarſten Verirrung erſcheinen. Dieſer Umſtand erklärt zur Genüge das bisherige ſo viel ich weiß allgemeine Stillſchweigen gelehrter Blätter; denn Auszüge in einem zierlichen Rahmen nicht allzu abgenuzter Floskeln eingefaßt, ſind doch ſeit langem der gangbare und einzige Behelf verlegener Recenſenten und um Recenſenten verlegener Redactoren.

Sollten indeſſen auch einige den guten Willen gehabt haben, etwas nicht nur aus dem Buche ſondern auch über daſſelbe ſagen zu wollen: ſo haben dieſe für ihr Schweigen eine andre ebenfalls ſehr gegründete Entſchuldigung. Sonderbar iſt es, daß die meiſten Leſer und Kritiker, wie wenig ſie auch übrigens von Gründlichkeit wiſſen mögen, dennoch eine gewiſſe pedantiſche Verehrung für den Titel eines Buches haben, beſonders wenn es auf einen wiſſenſchaftlichen Inhalt deutet, und aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet iſt allerdings auch über das Buch nicht viel zu ſagen. Wer es als eine Anthropologie anſieht, und zwar als eine pragmatiſche in dem von Kant angegebenen Sinn, und demzufolge etwa auf Erweiterung ſeiner Erkenntniß durch neue oder neuzuſammengeſtellte Beobachtungen ausgeht und eine freigebige Mittheilung aus dem Schaz eines philoſophiſchen größtentheils in der Selbſtanſchauung hingebrachten Lebens erwartet, der muß die Schrift unbedeutend finden; denn wer davon was der Menſch als freihandelndes Weſen aus ſich ſelbſt macht oder machen kann und ſoll, nichts mehr und gründlicheres weiß als er hier aufgezeichnet findet, kann nicht einmal ein mittelmäßig um ſich wiſſender Menſch ſein. Es wäre ungeſchickt dies beweiſen zu wollen, bis ſich jemand findet der es ausdrücklich leugnet. Alles dies iſt aber nicht der richtige Geſichtspunkt, aus dem das Werk angeſehen werden muß. Man muß ja oft von der Vorausſezung ausgehen, daß ein Buch, welches wenig Werth hat wenn man es für das nimmt was es zu ſein vorgiebt, doch als das Gegentheil oder als ſonſt etwas bedeutend ſein kann, und ſo ſcheint auch dieſes vortrefflich zu ſein, nicht als Anthropologie ſondern als Negation aller Anthropologie, als Behauptung und Beweis zugleich, daß ſo etwas nach der von Kant aufgeſtellten Idee durch ihn und bei ſeiner Denkungsart gar nicht möglich iſt, abſichtlich hingeſtellt ſo wie er oft bei Abtheilungen der Wiſſenſchaften oder ihrer Objecte die leeren Fächer recht ausdrücklich aufſtellt und beſonders conſtruirt. Wer die Vorrede, welche in dieſer Rückſicht die Behauptung iſt, aufmerkſam anſieht und mit dem Werke vergleicht, wird ſich leicht überzeugen daß dies allein des würdigen Mannes Meinung hat ſein können. Der in Kant's Denkart gegründete und hier ganz eigentlich aufgeſtellte Gegenſaz zwiſchen phyſiologiſcher und pragmatiſcher Anthropologie macht nämlich beide unmöglich. Es liegen dieſer Eintheilung allerdings zwei richtige Gegenſäze zum Grunde, der, Alle Willkür im Menſchen iſt Natur, und der, Alle Natur im Menſchen iſt Willkür; aber Anthropologie ſoll eben die Vereinigung beider ſein, und kann nicht anders als durch ſie exiſtiren; phyſiologiſche und pragmatiſche iſt Eins und daſſelbe nur in verſchiedener Richtung. Die ehemalige Pſychologie, von der jezt Gott ſei Dank nicht mehr die Rede iſt, abſtrahirte von dem lezten dieſer beiden Gegenſäze, und konnte deshalb auf die Frage nicht antworten, wie es denn möglich ſei über das Gemüth zu reflectiren, wenn in dieſer Reflexion keine Freiheit und alſo keine Bürgſchaft für die Wahrheit derſelben vorhanden ſei. Kant will von dem erſteren hinwegſehen, weil bekanntlich das Ich bei ihm keine Natur hat, und ſo entſteht die Frage, woher denn die »Wahrnehmungen über das was einem Gemüthsvermögen hinderlich oder förderlich iſt«, herkommen und wie ſie zu ſeiner Erweiterung benuzt werden ſollen, wenn es keine phyſiſche Betrachtungs- und Behandlungsart derſelben giebt, nach der Idee, daß alle Willkür zugleich Natur iſt. Um dies recht auffallend zu machen, ſteht Alles was von ſolchen Wahrnehmungen hier zu finden iſt, ganz einzeln und dürftig da, faſt abſichtlich, damit man ja nicht von einer ſolchen Idee argwohnen möge, aller Darſtellung und alles Zuſammenhangs, nicht nur innerlich und unter ſich ſondern auch mit den Titeln unter welche das Einzelne gebracht iſt, völlig beraubt. Die Kunſt iſt mit in das Todesurtheil der Natur verflechten, und nie kann es ein Buch gegeben haben, das weniger ein Werk wäre als dieſes. Der Mißverſtand dieſes in der Anthropologie zu vereinigenden Gegenſazes, vermöge deſſen Kant die Natur in demſelben durchaus auf das körperliche bezieht, auf den Leib und auf die geheimnißvolle Gemeinſchaft des Gemüths mit demſelben, wird niemand Wunder nehmen; man ſieht aber hier mehr als ſonſt, wie das was nur eine reine Vergötterung der Willkür zu ſein ſcheint, im innerſten Grunde ſehr genau mit dem verborgenen Realismus zuſammenhängt, dem Kant, nachdem er ihn ſelbſt umgeſtürzt und zertrümmert hat, noch immer einen geheimen Baalsdienſt erweiſet. Ohnſtreitig um die Verachtung gegen das theoretiſche Grübeln über das, was vom Körper aufs Gemüth gewirkt wird, recht anſchaulich zu machen und recht bezeichnend durch die That auszudrücken, ſezt er ſich das praktiſche Einwirken des Gemüths auf den Körper ganz beſonders zum Ziel, wo es nur irgend möglich iſt, wodurch denn die Anthropologie von ihrer natürlichen Tendenz asketiſch im größten Sinne des Wortes zu ſein (ein Zweck der bei jeder wirklichen Behandlung derſelben einigermaaßen erreicht werden muß) ganz entfernt, und dagegen in einem ſehr kleinen Sinn diätetiſch wird. In dieſem artigen Kreiſe kommt Kant wirklich zum phyſiologiſchen zurück, woraus man offenbar ſieht, daß es ihm nur darum zu thun geweſen iſt einen Widerſpruch anſchaulich zu machen. So und nicht anders muß man es erklären, daß die Ruhe nach der Arbeit und die Freuden einer guten Tafel als Hauptmomente unvermerkt immer wieder kommen, und daß die Affecte, und mehreres andre was im Gemüth vorkommt, ordentlich als Verdauungsmittel behandelt werden. Man würde offenbar unrecht thun, dies anders und wol gar charakteriſtiſcher zu nehmen.

---

*) Athenäum, Band II. Stück 2. 1799. S. 300—306.

Eben ſo hat Kant in Rückſicht der Form zwei Forderungen an die Anthropologie gemacht, deren Vereinigung er eben auch nur als etwas ganz unmögliches hat darſtellen wollen, nämlich daß ſie ſyſtematiſch und zugleich auch populär ſein ſoll, ein Wort deſſen Bedeutung an dieſer Stelle er zum Glück ſelbſt angegeben hat. Hier iſt über dem Beſtreben nach dem Populären das Syſtematiſche untergegangen, und aus angeborner Tendenz zum Syſtematiſchen iſt ſtatt des Populären oft nur der leere Raum, wo es hineingelegt werden könnte, übrig geblieben. Unter dem Untergang des Syſtematiſchen verſtehe ich nicht jene bereits erwähnte auf den erſten Anblick ſichtbare Verwirrung im Einzelnen. Freilich iſt kein Eintheilungsprincip durchgeführt, die Unterabtheilungen gehen wunderbar hin und her, Ueberſchrift und Inhalt ſind einander öfters ganz fremd; eine Einrichtung bei welcher dem aufmerkſamen Leſer nichts ſo ſehr auffällt, als der ein paarmal beſonders vorkommende Titel: Zerſtreute Anmerkungen. Dem allen aber könnte durch eine Reviſion und Umkehrung des Buches, durch einige Zuſäze und mehrere Weglaſſungen oft wiederholter Dinge, die auch einmal geſagt überflüſſig ſind, leicht abgeholfen werden: und dennoch würde es von dieſer Eigenſchaft nichts an ſich haben, weil die Anlage dazu im Innerſten fehlt und gleichſam mit Gewalt herausgeriſſen iſt. Um dem gemeinen Bewußtſein Gelegenheit zu geben, ſeine einzelnen Beobachtungen einzuſchieben, durfte weder die Wiſſenſchaft noch das Object derſelben auf eine eigenthümliche Art, nach irgend einer zum Grunde liegenden urſprünglichen Anſchauung oder einem anderen inneren Princip, aufgefaßt und dargeſtellt werden, ſondern nur wie es hergebracht iſt; aber eben weil der tiefer denkende und ſcharfe Verfaſſer das Gemüth anders anſieht, und ſeine verſchiedenen Handlungsweiſen anders zu ſondern verſteht, ſo daß ſeine Abtheilungen mit dieſem Fachwerk gar nicht zuſammentreffen, und alſo auch ſeine Wahrnehmungen ſich nicht in daſſelbe ordnen laſſen, mußte er auch den größten Theil derſelben entziehen, und läßt jenes aus Unmuth öfters ganz leer ſtehen, um ſich mit uns mit ganz anderen Dingen zu unterhalten. Durch dieſe wechſelſeitige Zerſtörung hat er denn ausführlich bewieſen, daß es unmöglich iſt über das Einzelne, was in der inneren Erfahrung vorkommt, zu reflectiren, wenn man das Geſchäft nicht höher herauf bei irgend einem Anfange anfängt. In dieſer Rückſicht könnte man das Buch das »[illegible] dieſer Art von Philoſophie nennen, welche bei der doppelten an ſie gemachten Forderung ihr »Unvermögen als eine Feſſelung fühlt, wodurch ihr die Freiheit genommen wird.« Aber ſo wie bei einer körperlichen Anſtrengung die Form der Muskeln und die Grenze der verſchiedenen Gliedmaßen um deſto ſtärker ins Licht tritt, je mehr ſie ſich den Grenzen der Kräfte nähert: ſo hat ſich auch bei dieſer ausdrücklich zu einer ſolchen Abſicht unternommenen Anſtrengung die Form des Geiſtes und die Begrenzung ſeiner einzelnen Theile auf mannigfaltige Weiſe genauer als ſonſt dargeſtellt. Etwas davon die Philoſophie betreffendes habe ich gleich anfangs bemerkt; noch mehr oben auf liegt manches was auf die Perſönlichkeit hindeutet. Die verachtende Bemerkung des Witzes, wovon Kant doch ſelbſt ſo viel hat, und von einer Art die zugleich mehr werth iſt als das, was er hier zentnerſchweren Witz nennt — nur daß er ſich deſſen hier enthalten hat — der Haß gegen die Wortſpiele, da doch ſein Etymologiſiren und ein großer Theil ſeiner Kunſtſprache beſonders in ſpätern Schriften auf einem maskirten Wortſpiele beruht, das gänzliche Nichtwiſſen um Kunſt und beſonders um Poeſie, die Behandlung des weiblichen Geſchlechts als einer Abart und durchaus als Mittels, die Charakteriſtik der Völker die ſehr nach den Freuden der Tafel ſchmeckt, dies und mehreres andere ſind Beiträge zu einer Kantologie, die man ſowol phyſiologiſch als pragmatiſch weiter ausführen könnte, ein Studium, welches wir den kleinen Verehrern des großen Mannes beſtens empfohlen haben wollen.

Lucinde. Ein Roman von Friedrich Schlegel.

Erſter Theil. Fröhlich. Berlin 1799.*)

[Juli 1800.]

Wenn ehemals eine Unglückſelige der ſchwarzen Kunſt halber angeklagt wurde, war es höchſt gefährlich, ihre Unſchuld eben einleuchten zu wollen, als bis ſie glücklich abgethan war. Den Büchern wird dieß wohl immer ſelten, und deßhalb iſt, aus ſchuldiger Achtung gegen die öffentliche Meinung, von der Lucinde in dieſen Blättern noch nicht die Rede geweſen. In der That hat das Verfahren gegen dieſes Buch — in der äußeren Erſcheinung wenigſtens — eine ſchreiende Aehnlichkeit mit jenen Proceſſen, wo es doch die Bosheit war, welche die Anklage bildete, und die fromme Einfalt, die das Urtheil vollzog; [illegible] die in der litterariſchen Welt gar nicht exiſtiren ſollten. Hat man etwa, nachdem ſich die fürchterlichen Anklagen von einzelnen aller Sittlichkeit und aller Ordnung Hohn ſprechenden Stellen und von einem verderblichen Geiſte des Ganzen erhoben hatten, das Buch geleſen? Eben ſo wenig, als man ſich um die eigentlichen Fakta bei jenen Proceſſen zu bekümmern pflegte. Wie Einer ſpricht und deutet dem Andern nach; und nachdem das Publikum auf dieſe Art bearbeitet iſt, bleibt den Richtern nichts übrig, als — ſtatt der Kritik — ihre gute Ermahnung noch zu verlieren. Jetzt nachdem das Buch vor einigen Wochen, wie man ſagt, förmlich, unter allen bei ſolchen Gelegenheiten üblichen gottſeligen Ceremonien verbrannt iſt, kann man eher verſuchen, eine natürliche, nicht vom Aberglauben eingegebene Anſicht geltend zu machen, und durch Aufmunterung zum eignen Leſen die Ergötzlichkeit vorzubereiten, die die Vergleichung des Buchs mit der gemeinen Meinung davon einem jeden gewähren muß. In der That, wenn ein Arzt ſeinem Kranken eine gehörige Doſis Salpeter verſchreibt, und dieſer anſtatt das Mittel zu nehmen, es zerlegt, und ihn dann als einen Giftmiſcher anklagt, der Schießpulver verordnet, ſo kann das kaum luſtiger ſein. Es iſt freilich etwas bekanntes, daß die Liebe unter diejenigen Erſcheinungen des Gemüths gehört, welche von den Wenigſten ihrem innern Weſen nach begriffen werden, und auf welche ſchon der Hauch der Meiſten eine zerlegende Kraft äußert; aber doch, wenn nun nach dieſer ſchönen Operation eine doppelte Klage entſteht, der Verfaſſer habe ein verführeriſches Buch ſchreiben wollen, es aber zum Glück ſelbſt unſchädlich gemacht durch die metaphyſiſche Schwärmerei, von der er nun einmal nicht laſſen könne; oder, er habe diesmal ſeinen wohlbekannten Unſinn über die Liebe ergoſſen wollen, ſich aber dabei der Libertinage nicht entäußern können, von der ſein verderbtes Herz voll ſei: ſo enthalte ſich einer des Lachens über dieſe Weisheit, die weder in ſo ſchönen und klaren Widerſprüchen ihren eigenen Unverſtand wittert, noch durch den Anblick derſelben zu einer Ahnung von der höheren Abſicht des Werks geleitet wird.

---

*) Berliniſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks. Herausgegeben von Rambach und Feßler. Jahrgang 1800, Bd. II., S. 37—43.

Erwartet hatten wir eine andere Klage, zu der aber wahrſcheinlich jener Mißverſtändniſſe wegen auch Niemand Raum gefunden hat, daß nämlich die Lucinde eher alles andere ſei, als ein Roman, da ſie in Stoff und Form von allem abweicht, was für weſentlich dazu gehalten wird. Wie ſie dennoch durch Stoff und Form, die einander ganz vorzüglich angemeſſen ſind, dieſer Gattung angehöre, kann hier nur leiſe angedeutet werden. Schon die ſo gewöhnliche Vergleichung des Romantiſchen mit dem Dramatiſchen führt darauf, daß Jenes eine ſo viel möglich vollendete Anſchauung des inneren Menſchen geben ſoll. Auch dieſe kann freilich nicht anders, als durch Darſtellung des Handelns hervorgebracht werden; aber nur wer von dem Glauben ausgeht, daß dem Menſchen ſein Inneres lediglich von außen angebildet werde, kann das äußere Handeln dazu für hinreichend halten; jeder Andere wird fordern, daß Geſinnungen und Anſichten unmittelbarer ausgeſprochen werden und Aeußerungen vorkommen ſollen, bei denen die Beziehung auf einen Gegenſtand gegen die Beziehung auf Jenen zurücktritt und verſchwindet. Alsdann ſcheint die erzählende Form nur an den Enden des Romans zu liegen, da nämlich wo der Menſch ſeine Freiheit und Eigenthümlichkeit noch nicht gefunden hat und alſo noch durch den Zuſammenhang des äußeren Lebens äußerlich gebildet wird, oder da, wo er ſchon durch Freiheit ſein äußeres Leben und ſeine Welt ſich ſelber bildet. Nach dieſen Grundſätzen ſcheint die Lucinde conſtruirt zu ſein, ob ſie gleich am Ende dieſes Theils noch nicht den letzteren Punkt erreicht hat, ſondern in der Mitte, im Reflektiren über ſich ſelbſt und die Welt und im organiſchen Ausbilden des eigenen Weſens ſtehen geblieben iſt. Daher iſt hier alles dem Helden ſelbſt in die Feder gelegt und nur die Zeit ſeines Suchens der Liebe in erzählender Form und — um die Grenzen derſelben deſto beſſer halten zu können — in der dritten Perſon ausgeſprochen, alles Uebrige aber unmittelbar an die Geliebte gerichtet, als Brief, als Selbſtgeſpräch, als Phantaſie. Was vor jenem hiſtoriſchen Theile hergeht, enthält — außer dem, was es für ſich ſelbſt iſt — in mancherlei Geſtalten eine Expoſition des Stoffs und der Form, des Punktes von dem das Ganze ausgeht, des Geiſtes der darin weht, und der Welt von Leben und Freunden, welche die Dichtung ſich bilden möchte. Zu dieſem Endzwecke iſt alles nothwendig, was da iſt, die Aufſtellung der Liebe, der Freude und des Scherzes in der dithyrambiſchen Phantaſie und dem Dialogen Treue und Scherz, die Forderung einer unbedingten Freiheit der Mittheilung, und die Conſtitution nicht ſowohl der Epiſode, als der lyriſchen Form des Ganzen, die Claſſifikation der Romane und die Würdigung desjenigen, der der gewöhnlichſte iſt, die Perſiflage der leeren Geſchäftigkeit und des pſychologiſchen Unweſens. In den Lehrjahren der Männlichkeit werden wir nur in eine frühere Zeit zurückgeführt, wo Julius durch das innere Bedürfniß getrieben, aber nichts ihm entſprechendes findend, was er ſich zueignen konnte, ſich in falſchen Tendenzen und in innerer Verwirrung verzehrt. Die Erſcheinung Lucindens, durch welche wir wieder auf den eigentlichen Anfangspunkt des Ganzen zurück geführt werden, beſchließt das hiſtoriſche Stück. Hier ruht die Dichtung gleichſam noch einmal aus, und ſieht von dem Individuellen in das Allgemeine zurück, indem Julius als ein neuer Pauſias ſeiner Geliebten aus zarten und ganz eigen gedeuteten Mythen einen Kranz flicht, der ſinnbildlich eine Geſchichte des Strebens nach Liebe darſtellt. Jetzt endlich nimmt das Ganze eine fortſchreitende Richtung. Zwei Briefe ſchildern, der eine die reine Freude an der Liebe, die ſich auch abweſend genießen läßt, und ihre ſüßeſten Hoffnungen in einer begeiſterten Ahndung der Vaterwürde, und des durch ſie begründeten und nur durch ſie recht verſtändlichen häuslichen Lebens, der andere den tiefſten Schmerz bei der Lebensgefahr der Geliebten. Mit großer Weisheit ſind hier Julius und Lucinde fern gehalten, damit die Darſtellung des Innern reiner ſei und der Eindruck davon nicht durch den des Aeußeren erdrückt werde. Zwei andere Briefe enthalten von der männlichen Freundſchaft, die vor Entdeckung der Liebe für Julius das Höchſte geweſen war, eine Anſicht aus ſeinem jetzigen Standpunkte. Indeß möchte es hier und an ein Paar andern Stellen zu tadeln ſein, daß äußere Verhältniſſe, auf welche doch Bezug genommen wird, faſt gar nicht angedeutet ſind. Ueberhaupt fehlt den letzteren Abſchnitten ſelbſt jenes loſe Band, das die Stücke vor den Lehrjahren zuſammenhält, zwiſchen welchen ein Brief von Julius an Lucinde hindurchläuft, in dem alles eingeſchaltet iſt. Dieſe hier ſtehn, ohne eine ſolche Einheit, nur nebeneinander. Freilich ſind ſie durch die innere Bedeutung genau verbunden; aber wenn auch der welcher im Stande iſt, das Ganze von ſeinen Principien aus völlig zu verſtehen, ein äußeres Bindungsmittel nicht vermißt, ſo wird doch durch den Mangel deſſelben jeder niedere Grad des Verſtehens und das Fortſchreiten darin von einem andern Punkte aus gar ſehr erſchwert. Nach dieſem Einzelnen ſind **Sehnſucht und Ruhe** und die **Tändeleien der Phantaſie** wieder Darſtellungen des Ganzen, des höchſten ſtillen Genuſſes der Liebe und der durch ſie vermittelten ſicherſten und freieſten Anſicht des Lebens. Wer von hier aus nicht alles übrige verſteht und mit dem Dichter eins wird, für den iſt der Geiſt des des Werkes gewiß verloren.

Eben ſo eigen und neu als die Oekonomie des Ganzen iſt auch die die Auswahl und Behandlung des Einzelnen. So wird zum Beiſpiel das Verhältniß der Perſonen zur Kunſt faſt bei allen, von denen eigend die Rede iſt, als ein Mittel der Charakterzeichnung gebraucht und wirft auf die Figuren ein Licht, welches, wenn nicht andre Geſetze dieſes Werks verletzt werden ſollten, nirgend anders herkommen konnte. Dies iſt eine der ſchwierigſten Eigenheiten: denn wer nicht ſelbſt einen gewiſſen Grad von Kunſtſinn und Kenntniß hat, wird den Eindruck, welcher gemacht werden ſoll, immer nur unbeſtimmt ahnden. Nächſtdem ſtellt auch die Kunſt des Buches ſelbſt ſich bisweilen als Prolog und Epilog hin, um über die Compoſition mit dem Leſer freundlich zu reden, nicht nur vorne bei der etwas zu förmlichen Conſtitution des Ganzen, ſondern auch hie und da in Beziehung auf einzelne Theile z. B. vor den Metamorphoſen und nach der Reflexion. Wir wünſchten der Verfaſſer hätte bei einer ſolchen Gelegenheit auch Rechenſchaft davon gegeben, warum die Viſion und die Allegorie ſo ſehr über alle anderen Formen hervorragen, und unverhältnißmäßig oft wiederkehren; dagegen die dialogiſche, die dem Romane weſentlicher zu ſein ſcheint, nur zweimal vorkommt. Aber freilich, wie ſind auch dieſe Geſpräche! Treue und Scherz ſo höchſt charakteriſtiſch, daß es in dieſer Rückſicht nicht leicht übertroffen werden kann, und Sehnſucht und Ruhe ſo poetiſch, ſo erhaben und heilig, daß man nichts darüber mit Worten ſagen darf. Ueberhaupt kann man die Klage über den Mangel an Poeſie nicht ernſtlich nehmen; nur den zweiten Brief an Lucinde braucht man zu leſen, um vom Gegentheil überzeugt zu ſein; und nun gar alles übrige! Wie könnte es auch an Poeſie fehlen, wo ſo viel Liebe iſt!

Durch die Liebe eben wird das Werk nicht nur poetiſch, ſondern auch religiös und moraliſch. Religiös, weil ſie überall auf dem Standpunkt gezeigt wird, von dem ſie über das Leben hinaus in das Unendliche ſieht; moraliſch, indem ſie von der Geliebten aus ſich über die ganze Welt verbreitet und für Alle, wie für ſich ſelbſt, Freiheit von allen ungebührlichen Schranken und Vorurtheilen fordert. Wir geſtehen, das Verhältniß der Poeſie zur Moral nicht leicht anders wo ſo rein gefunden zu haben, als hier, wo keine von beiden der andern dient, aber jede in der andern lebt und ſie verherrlicht.

Macbeth. Ein Trauerſpiel von Shakeſpeare,

zur Vorſtellung auf dem Hoftheater zu Weimar, eingerichtet von Schiller. Tübingen bei Cotta 1801.*)

[30 Juli 1801.]

Dem unmittelbaren Einfluß zweier unſerer größten Dichter auf die Weimariſche Bühne verdanken wir ſchon mehrere vorzügliche Uebertragungen fremder dramatiſcher Werke auf deutſchen Boden, wo einige von ihnen allmählich, aber ſicher ihren Endzweck erreichen werden, andere mit unmittelbarem Beifall aufgenommen worden ſind. Unter die lezteren gehört gewiß dieſe Bearbeitung des Macbeth, und wenn Schiller's edler Unwille über die verſtümmelte Geſtalt, in welcher bisher dies große Werk des großen Meiſters unter uns erſchien, wie es zu hoffen iſt, nun auch alle denkenden Künſtler und verſtändigen Liebhaber der Bühne ergreift, ſo wird bald, was als Vorbereitung auf ganz treue Darſtellungen unumgänglich nöthig iſt — dieſe dem Original ſo ungleich nähere Nachbildung jeden frühern Macbeth von unſern angeſehenſten Bühnen entfernen. Wenn nicht die Ueberſchrift ſelbſt den Leſer nöthigte, ſich jener Mißgeſtalten zu erinnern, ſo würde Recenſent die Vergleichung gar nicht angeregt haben; ſo wie ſie gewiß Niemand länger fortſezen wird, als bis ein flüchtiger Blick ihm gezeigt hat, wie wenig Schiller von alle dem nöthig gefunden hat, was die bisherigen Einrichter für das Theater thun zu dürfen oder zu müſſen glaubten; keine kindiſche Ueberhäufung mit Zauberſcenen, keine unbeholfene Störung in dem weiſen Fortſchritt des Drama, und nichts von jenen engliſchen Verſen, welche uns zumuthen, Macbeths Seele auf ihrer Höllenfahrt weiter als nöthig iſt zu begleiten. Durch alles dieſes war Macbeth in der That ganz aus den Fugen, und ein ſo gelungenes Beſtreben ihn in dieſem beſſeren Sinne wieder einzurichten, muß ſchon deshalb ſehr wichtig ſein, weil dadurch auch wieder gezeigt wird, daß jene alte Meinung, Shakeſpeares Schauſpiele könnten nicht in ihrer urſprünglichen Geſtalt dargeſtellt werden, doch auch nur ein leeres Vorurtheil iſt. Nicht als ob dieſer Macbeth eine ganz genaue Nachbildung und ohne alle Abweichungen wäre; durch die That iſt jener Saz noch nicht bewieſen: aber was bleibt übrig, als an eine getreue Darſtellbarkeit dieſes Kunſtwerks zu glauben, wenn ein auch mit dem mechaniſchen Theile der dramatiſchen Kunſt durch lange Ausübung ſo vertrauter Dichter auf der einen Seite zeigt, daß ſelbſt eine Bühne, die noch nicht zu den zahlreichſten gehört, wenig Aufopferungen fordert, und auf der andern Seite beweiſt, daß jede Aenderung, die man ſich, aus welchem Grunde es auch ſei, vermeintlich nur am Einzelnen erlaubt, dennoch ins Ganze eingreift, und daß es im Shakeſpeare wirklich eine unverlezbare Einheit und Ganzheit giebt. Dies wenigſtens iſt das Reſultat, welches Recenſent durch ein aufmerkſames Studium und eine genaue Vergleichung gewonnen hat, und wovon er die wichtigſten Gründe den Leſern mittheilen will.

---

*) Erlanger Litteraturzeitung 1801, Bd. II. No. 148 f. S. 1177–91.

Schon engliſche Kunſtrichter, man weiß nun ziemlich, was von ihnen zu halten iſt, haben geklagt, Macbeth wäre mit Perſonen unnüzerweiſe überladen. Hier kann ſich ein jeder vom Gegentheil überzeugen. Wir vermiſſen ihrer nur Wenige, und auch von dieſen ſind gewiß die wenigſten dem unmittelbaren Bedürfniß aufgeopfert worden. Lady Macduff, zum Beiſpiel, und ihr Sohn, können gewiß keine Bühne in Verlegenheit ſetzen, und den engliſchen Arzt würde Schiller wahrſcheinlich auch ohne irgend ein äußeres Bedürfniß geſtrichen haben, weil die ganze Scene einem deutſchen Zuſchauer ſo gut als leer iſt; ſie müßte ihm denn glücklicherweiſe einen Eindruck von der Heiligkeit der Könige geben. Dieſen mag Shakeſpeare immer nicht beabſichtigt haben; allein der Kontraſt zwiſchen England und Schottland, den er gewiß ſehr gewollt hat, wenn gleich das Stück aus den Zeiten Jakobs des erſten iſt, geht doch für uns verloren, und der nationale Mythus, muß des Fremden wegen, auch jenen einzigen Eindruck noch ſchwächen. Dies alſo wäre eine Aenderung, gegen welche in einer Bearbeitung für die Bühne nichts zu ſagen iſt. Allein warum hat der Verfaſſer dieſes Prinzip, wodurch das Trauerſpiel Shakeſpeares Nation und Zeitalter angeeignet wird, wenn er es erlaubte nicht, daß ich ſo ſage, mit der Wurzel ausgeriſſen? warum hat er uns nicht die Beſchreibung von den letzten Augenblicken des Than von Cawder erſpart, die für den Deutſchen eine leere Stelle iſt? und die Nachricht von den ſich auffreſſenden Pferden, die gewiß unſern Zeitgenoſſen den Eindruck der vorher erwähnten Zeichen eher ſchwächen als erhöhen wird?

Es wird wohl nur eine Stimme darüber ſein, folgende Verſe

L. M. Man ſagt, daß ſie einander aufgefreſſen.
R. Dies thaten ſie; kaum trau't ich meinen Sinnen,
Als ich es ſah.

auf dem Theater ſehr ſtörend zu finden. Nur Menteth und Cathneß fehlen eigentlich, um die Anzahl der ſpielenden Perſonen zu vermindern; ihre Rolle iſt dem Lenox und Angus mit übertragen. Dies war unſtreitig ein großes Opfer. Zwei Vaſallen, deren Fragen es deutlich abzumerken iſt, daß ſie aus der Entfernung kommen, und die mit den nächſten Umgebungen des Tyrannen ausdrücklich in Kontraſt geſetzt ſind, geben durch ihre Erſcheinungen von dem Zuſtande des Reiches ein ganz anderes und lebendigeres Bild, und ihr Uebertritt wirft auch auf Macbeth ein ganz anderes Licht zurück, als der von zwei andern, die ſchon ihrer Lage wegen nicht umhin können, eine von beiden Partheien ſogleich zu ergreifen. Man leſe nur aus dieſem Geſichtspunkt die Scene im Shakeſpeare Akt 5 Scene 2 um ſich hiervon zu überzeugen. Recenſent würde, um eine redende Perſon zu ſparen, lieber den dritten Mörder aufgeopfert haben, dem Schiller vielmehr durch einige hinzugefügte Verſe noch mehr Wichtigkeit giebt. Eine andere Erſparung, die immer noch beſſer geweſen wäre, war wirklich ſchon eingeleitet, nämlich der Than von Angus; es ſcheint, als ob Schiller zur Abſicht gehabt, ihn in eine ſtumme Perſon zu verwandeln, oder ganz auszulaſſen. Faſt überall redet Lenox ſtatt ſeiner; einmal, wo er ſelbſt ſpricht, Akt 1 Scene 6 ſcheint es nur ein Druckfehler zu ſein. Auch im erſten Auftritt des vierten Aufzuges (Sh. Akt 3 Sc. 6), wo der Abfall der Vaſallen eingeleitet wird (und wo nach des Recenſenten Meinung Johnſons Konjektur, daß die Ueberſchrift Lenox and another aus Lenox and Ang (bedeutet Angus) entſtanden iſt, ſehr viel für ſich hat), leſen wir Roſſe und Lenox, und nur im fünften Aufzug, wo Menteth und Cathneß vertheilt werden ſollen, erhebt er ſich zu einer Perſon. Hätte er nicht lieber vorher ganz wegbleiben ſollen, um dieſen Effekt zu ſparen, und hier eine ganz neue Perſon einzuführen? Shakespeares ſo ſehr bedeutende und ironiſche Manier, die Nebenperſonen als Doubletten aufzuführen, hätte freilich hierbei etwas gelitten: allein die Zeiten ſind wohl noch fern, wo unſer Schauſpielbeſucher hierin den Sinn finden werden, der darin liegt. Jene angefangene und nicht durchgeführte Hinwegſchaffung des Angus hat nun, leider ohne etwas zu helfen, mancherlei kleine Verwirrungen veranlaßt, indem Lenox nun oft den Angus ſpricht, und Roſſe bisweilen den Lenox, und auf dieſe Vertauſchungen nicht immer die gehörige Rückſicht genommen worden iſt. So muß Roſſe im 6. Auftritte des erſten Aufzugs vom Than von Cawdor ſagen: »Ob er mit dem Normann, ob mit den Rebellen einverſtanden war, ob er mit beiden ſich zum Untergang des Reiches verſchworen, weiß ich nicht zu ſagen.« da er im 3. Auftr. ſelbſt der Ankläger deſſelben geweſen war. Aus einer ähnlichen Urſache iſt während des 7. und 8. Auftr. Act. 1. Macduff als eine ſtumme und unbedeutende Perſon im Gefolge des Königs, was Shakespeare bei einer Rolle von dieſer Wichtigkeit ſorgfältig vermieden hatte. Weit übler aber ſind einige in den Scenen unmittelbar nach der Ermordung des Königs entſtandene, Unverſtändlichkeiten und kleine Wider-Widerſprüche. Im Schiller'ſchen Macbeth kommt nämlich am frühen Morgen mit Macduff nicht Lenox, ſondern Roſſe in das Schloß. Roſſe geht mit Macbeth, nachdem Macduff die Entdeckung macht, um den Ermordeten zu ſehen, und als ſie zuſammen zurückkommen, ſpricht er die Vermuthung aus, daß die Kämmerer wohl die Thäter ſein mögen. Deſſenungeachtet ſind hernach demſelben Roſſe der 13. und 14. Auftritt beigelegt, und er muß den Macduff, in deſſen Gegenwart er jenes alles geſprochen, nun fragen:

Weiß man, wer dieſe mehr als blut'ge That verübte?

und ſich dann über die von ihm ſelbſt herrührende Vermuthung ſo äußern:

Die Kämmerer? Gott! und aus welchem Antrieb?
Was bracht' es ihnen für Gewinn?

Auch wird jeder, der dieſe und die vorhergehende Scene lieſt, es ſehr einleuchtend finden, daß hier einer redet, der ſeit der Mordthat noch nicht im Schloſſe geweſen; denn nur einem ſolchen kann erzählt werden, was nach der zweiten Zuſammenkunft der Edlen geſchehen und verabredet worden. In Eſchenburg's Ueberſetzung findet ſich zwar eine Anweiſung, welche den Roſſe mit Macbeth und Lenox zugleich aus des Königs Zimmer zurückkommen läßt; aber man weiß nicht, wie er hineingekommen, und er redet auch gar nicht. Dieſer Irrthum war leicht einzuſehen. Daher iſt auch die Anweiſung der Malone'ſchen Ausgaben zu dieſer Scene „without the Castle“ ohnſtreitig richtig, welche Schiller nicht hat. Allein war ihm auch dieſer Fingerzeig entgangen, warum ſollte Roſſe, wenn er von Anfang auch dageweſen, ſich Macbeths und Banquos Aufgebot nicht geſtellt haben? Warum ſollte er ſich entfernt haben; denn abweſend mußte er doch geweſen ſein, um zu fragen: „Nun Sir, wie geht die Welt?“ Im 7. Auftr. des 4. Aufzugs kommt noch eine Perſonenvertauſchung vor, von der ſich gar kein Grund angeben läßt, wenn es nicht ein fortgeſetzter Druckfehler iſt, oder ein bloßes Verwechſeln der ähnlichen Zeichen Macduff und Malcolm zum Grunde liegt. Sie verurſacht eine faſt eben ſo ſtörende Unverſtändlichkeit.

Malcolm. Sieh wer da kommt?
Macduff. Ein Landsmann, ob ich gleich ihn noch nicht kenne.
Malcolm. Willkommen, werther Vetter.
Macduff. Jetzt erkenn' ich ihn.
Entferne bald ein guter Engel, was
Uns fremd macht für einander!

Man muß hier Malcolm und Macduff geradezu vertauſchen. Des Uebrigen nicht zu gedenken, haben die letzten Worte nur in Malcolms Munde einen gediegenen Sinn. Anſtatt aller verkehrten Aenderungen, welche andere Bearbeiter in dem Gange des Drama machen, ſind hier nur zweimal Scenen zuſammengezogen. Macbeths letztem Beſuch bei den Hexen geht bekanntlich bei Shakeſpeare ein Zuſammentreffen derſelben mit der Hekate voran, welche ihnen erſt Macbeths Ankunft ankündigt; hierauf folgt die bereits erwähnte Scene zwiſchen Lenox und Angus, welche in den engliſchen Ausgaben den Akt ſchließt, und erſt im Anfange des folgenden, mit welchem ein neuer Tag angeht, ſehen wir die Hexen um ihren Keſſel den Zauber bereiten, und Macbeth zu ihnen eintreten. Schiller fängt ohne jene Beſtellung den 4. Akt mit der Scene zwiſchen Roſſe und Lenox an, und führt uns dann gleich zum Keſſel. Er hat freilich wohlbedächtig alles ausgelaſſen, was auf einen Zwiſchenraum zwiſchen den auf dieſe Art zuſammengezogenen Hexenſcenen könnte ſchließen laſſen: allein es behält doch das Anſehen, als wären die Hexen ſchon ohne Hekate von Macbeths Ankunft unterrichtet und beſchäftigt geweſen, den Zauber für ihn zu bereiten, ſo daß es weder der Ankündigung, noch der Ermahnung ihrer Meiſterin bedurft hätte, und Schiller hätte wahrlich bei der Art, wie er die Hexen behandelt, ihnen nicht das geringſte Ueberflüſſige zu Gute halten ſollen. Recenſent war begierig zu ſehen, wie der Verfaſſer einen Widerſpruch, der zwiſchen ſeiner 1. und 5. Scene des 4. Akts ſtatt zu finden ſcheint, gelöſt haben würde, und ſchöpfte Anfangs aus dieſer veränderten Anordnung eine gute Hoffnung, in welcher er ſich getäuſcht fand. In der 1. Scene ſagt Lenox zu Roſſe:

Dahin iſt nun auch Macduff abgegangen

Englands großmüth'gen König anzuflehen.
— — — — Die Nachricht von dem allen
Hat den Tyrannen ſo in Wuth geſezt,
Daß er zum Kriege ſchleunig Anſtalt macht.

In der 5. Scene aber erfähret Macbeth erſt von demſelben Lenox, daß Zwei oder Drei vorbeigekommen ſind, die

Die Nachricht bringen,
Daß Macduff ſich nach Engelland geflüchtet.

und dieſe Nachricht iſt ihm wirklich noch neu. Wenn in der 1. Scene die Worte:

and this report
hath so exasperated their King

auf Macbeth gezogen werden, wie Schiller ſo deutlich thut; ſo findet im Original derſelbe Widerſpruch ſtatt. Wenn man ſie aber auch auf Eduard von England zieht, ſo iſt doch nicht zu begreifen, daß Lenox erſt von einigen eben Vorbeikommenden erfahren haben will, was er ſchon am vorigen Tage wußte. Sollte alſo nicht jene Scene, die im Engliſchen die 6. des 3. Akts iſt, wirklich die erſte des 4. ſein, und mit Macbeths Beſuch bei den Hexen unmittelbar zuſammenhängen, ſo daß Lenox und Angus in ſeinem Gefolge geweſen, und ohnweit der Höhle von ihm zurückgelaſſen worden? Ohnedies ruft ja Macbeth den Lenox gleich nach dem Verſchwinden der Hexen, und redet ihn an, als wäre er der Vertraute dieſer Zuſammenkunft geweſen? Wie dem auch ſei, und wenn auch die Verwirrung von Shakespeare ſelbſt gegründet geweſen, wer einmal änderte, und für die Bühne änderte, hätte ſie löſen oder zerſchneiden müſſen. Die zweite Veränderung in Anordnung der Scenen iſt im 5. Aufzug, und ſie ſcheint Recenſenten ſehr verunglückt zu ſein. Shakespeare wechſelt hier, bis er Macbeth und Macduff zuſammenbringt, ſehr regelmäßig und ſtufenweiſe die Scene. Nach der, wo Lady Macbeth nachtwandelnd beobachtet wird, führt er uns zu den Thans, welche die Engländer aufſuchen wollen, dann wieder zu Macbeth, wie er die Nachricht von ihrem Abfall und Anzuge bekommt, und zugleich den Bericht des Arztes anhört. Dann wieder zu Malcolm, wie er, ohne es zu wiſſen, die Erfüllung des Orakels befiehlt; von hier zu Macbeth zurück, wie er den Tod der Königin und das Herannahen des Waldes erfähret. Dieſen Parallelismus, dieſe lebendige Fortſchreitung hat Schiller verſchmäht, entweder um dem Theater nichts weiter, als einige Verwandlungen zu erſparen, oder weil er größere, weniger unterbrochene Scenen für wirkſamer hielt. Recenſent iſt über den Effekt nicht erfreut geweſen. Indem die 2. und 4. Scene des Originals zuſammengezogen werden, was wahrſcheinlich allein Schillers Abſicht geweſen iſt, ſo fließen nämlich auch die 3. und 5. zuſammen, und daraus entſteht in Macbeth ſelbſt eine Verwirrung, die ihn dem urſprünglichen Gang unähnlich macht. Seine

Vaſallen haben ſich bereits mit dem Feinde vereinigt, beide ſind am Birnamswalde angelangt, ehe er von allem die erſte Nachricht bekommt; Seyton ſagt ihm, es eile noch nicht; er redet mit vieler Geiſtesgegenwart und Beſonnenheit mit dem Arzt, und bewaffnet ſich mit einer nicht zu verkennenden Eilfertigkeit, deſſenungeachtet aber rückt er nicht aus, ſondern ohne etwas neues erfahren zu haben, entſchließt er ſich auf einmal zu bleiben:

Dies feſte Schloß trozt der Belagerung.

Wozu, wenn er das wollte, die ſchleunige Bewaffnung! und wie feigherzig erſcheint er! Im Shakeſpeare war er früher abgegangen, hatte wahrſcheinlich nicht Mannſchaft genug ſammeln können, um auf offnem Felde zu erſcheinen, die Feinde waren unterdeß erſt gleichſam vor des Zuſchauers Augen näher gerückt, er iſt eben zurückgekommen, wie man aus dem bei Shakeſpeare freilich ausgelaſſenen Befehl

Hang out our banners on the outward wall,
The cry is still, they come.

endlich ſieht, und ſo hat er freilich Urſach genug, ſich weiter zu entſchließen, und alles iſt gehörig begründet, was im Deutſchen nur als feigherzige Trägheit erſcheint. Auch der Monolog:

Morgen. Morgen
Und wieder Morgen

hat ſo eine ganz andere Beleuchtung als nach einem auf nichts als jene Unentſchloſſenheit gefolgten Auf- und Abgehen. Der Schauſpieler mag übel genug daran ſein, der ſich dies in dem Zuſammenhange wie es im Deutſchen erſcheint, denken, und ſich daraus einen Macbeth bilden ſoll.

Veränderungen von anderer Art ſind nicht des Schauſpielers, ſondern des Publikums und des Anſtandes wegen gemacht worden. Macduff darf, um von hinten anzufangen, nicht mit Macbeths Haupt erſcheinen, ſondern mit ſeiner Krone und Rüſtung, ungeachtet nicht gut abzuſehen iſt, wie er zu der erſteren gekommen ſein mag und die leztere trägt; Macbeth darf auch den Unglücksboten nicht ſchlagen, ſondern nur wüthend anfahren, was doch nicht eben viel milder oder anſtändiger iſt, und Macduff darf die Schottländerinnen nicht ſo verläumden, daß er ſagte: We have willing dames enough. Nach dieſen Begriffen — und Recenſent iſt weit entfernt ihre Anwendung in einer Bearbeitung für die Bühne unbedingt zu tadeln — war es natürlich, daß wir auch den Muthwillen des kleinen Macduff und die laſciven Bemerkungen des Pförtners über die Kraft des Weines entbehren mußten: aber hätte uns nicht deſſenungeachtet Lady Macduff ſelbſt bleiben, und hätte nicht der Pförtner dennoch etwas von ſeiner Ruchloſigkeit behalten können? Dies ſind ein paar Partien, deren Behandlung Recenſent ſich nicht befriedigend zu erklären weiß. Die Ermordung der Macduffſchen Familie iſt der Gipfel von

Macbeths Tyrannei, und die ganze Art der Entwickelung beruht auf dieſer That. Sollte es daher dem Stücke nicht annehmlicher ſein, ſie aufs Theater zu bringen als Banquos Ermordung? Sie erregt freilich noch mehr Grauſen, allein eben dieſes iſt ja die Stärke dieſes Trauerſpiels. Ueberdies bekommt die unmittelbar darauf folgende Scene zwiſchen dem Malcolm und Macduff einen ganz anderen tragiſchen Sinn, wenn der Zuſchauer den Anfang an ſo lebhaft vor Augen hat, daß dieſem eben Weib und Kinder getödtet worden ſind. Und nun der Pförtner! Recenſent wüßte nichts, was einen tieferen Eindruck in dieſer Art machte, als wie dieſer noch halb im Rauſche das Schloß, in welchem eben die Gräuelthat vollbracht worden iſt, als die Hölle behandelt. Allerdings macht das Morgenlied und das Geſpräch des Pförtners mit Roſſe, worin er beweiſt, daß er ganz Schottland bewacht, auch einen großen Effekt, aber dem Macbeth iſt die Empfindung, welche dadurch erregt wird, heterogen, und der Kontraſt, auf dem ſie beruhet, gehört vielleicht ſchon zu ſehr zu den gebrauchten Hülfsmitteln. Dies ſind Veränderungen, welche in keiner Beſchaffenheit irgend einer Bühne gegründet ſein können, ſondern nur in Begriffen des Künſtlers, der dem fremden Werk von dem ſeinigen leiht, und dadurch die ganze Natur deſſelben afficirt. Dieſer fremde Stoff findet ſich auch gleich zu Anfang in der gänzlichen innern und äußern Verwandlung der Hexen. Sie ſind nicht mehr „wither'd“ ſondern grau von Haaren, und dabei »rieſenhaft.« Schiller hat dies wahrſcheinlich gethan, um das Aeußere dem Innern ähnlich zu machen. Denn dieſe Hexen ſind keineswegs gemeine Hexen, wie Macbeth ſie ſich denken konnte, und wie ſie in Shakeſpeares Zeitalter gewiß noch gedacht wurden. Sie würgen keine Schweine, ſie ſchmollen nicht über verſagte Kaſtanien, ſondern ruiniren lieber aus reiner Bosheit einen luſtigen Seifenſieder — denn an den kann man nicht umhin bei der Geſchichte vom Fiſcher zu denken. Auch iſt ihre Freundſchaft hier in einem ganz anderen Styl; ſie geben ſich keinen Daumen und keinen Wind und äußern ihr Wohlwollen vorzüglich dadurch, daß ſie die erzählende Schweſter durch einen Refrain, in den ſie einſtimmen, unterſtüzen. Sie wiſſen überhaupt alle vortrefflich zu ſprechen, ja die eine ſingt in faſt regelmäßigen Strophen, die einer Schillerſchen Ballade ſehr ähnlich ſind; dagegen in den Reden der Shakeſpeareſchen eine gewiſſe ihrem Stande angemeſſene Unbeholfenheit in Reden überall zu bemerken iſt. Das merkwürdigſte aber iſt, daß ſie moraliſiren und Gewiſſensbiſſe haben und ſich mit der Freiheit der Menſchen wieder rechtfertigen. Kurz ſie ſind keine Hexen, ſondern wahrhafte Schickſalsſchweſtern, Prieſterinnen der wieder eingeſezten oberſten dramatiſchen Gottheit. Wie ſie nun aber doch Hexen heißen, und wie ſich mit ſo hohen Reden ein Zaubergeſang um einen ſolchen Keſſel mit ſolchen Ingredienzen vereinigen läßt, dies möchte ein ſchwer zu löſendes Problem ſein. Gewiß glaubt keiner, der dies Schauſpiel beſucht, mehr an die Exiſtenz ſolcher Hexen, wie ſie uns Shakeſpeare giebt, dennoch aber gehören ſie keinesweges zu jenen Beſtandtheilen, durch welche das Drama an eine beſtimmte Zeit gebunden wird, weil man ſich doch ſehr gut denken kann, daß dergleichen wirklich gedacht und geglaubet worden ſind; Hexen, wie die Schillerſchen, kann man ſich aber zu keiner Zeit gedacht haben.

Geht man dieſer ſich gleich Anfangs aufdringenden Indikation nach, ſo bemerkt man faſt überall kleine Aenderungen, welche das Sittliche dieſes Trauerſpiels ganz anders nüanciren, und die Erſcheinung begreiflich machen, daß bei aller Treue und Aehnlichkeit der deutſche Macbeth einen ganz andern Eindruck zurückläßt als der engliſche. Einige Beiſpiele mögen hinreichen, um den aufmerkſamen Leſer auf mehrere zu führen. Daß Macbeth gleich beim erſten Gedanken an Duncans Ermordung zu ſich ſelbſt ſagt:

Die Handlung ſelbſt iſt minder grauſenvoll,
Als der Gedanke der geſchreckten Seele,

dies führet ihn in einem Augenblick viel weiter; aber haben dieſe Worte auch moraliſche Haltung? Würde er ſich nicht bei einem ſo herzhaft entſchuldigenden Gedanken entweder länger aufgehalten, oder ihn ſelbſt verabſcheut haben? Im Shakeſpeare ſcheinen aber die Worte etwas anders zu bedeuten, und mehr eine Verſtärkung des Gemäldes zu ſein, welches ſich Macbeth von dem Eindruck dieſes erſten Gedankens macht:

Present fears
are less than horrible imaginings.

Ein nahes Unglück ſchreckt die Seele minder, als dieſe grauſenvollen Phantaſieen. So erſcheint auch der große Zuſaz Akt 1 Scene 16. »Wird uns der blutige Mord zum Ziele führen«, Macbeth einen ganz andern Charakter zu geben. Im Shakeſpeare will der König erſt den Malcolm zum Nachfolger erklären, und Macbeth ſagt ſich gleich, dieſe Stufe müſſe er überſpringen, und ſeinen Vorſaz eher ausführen, als der König den ſeinigen, dann war er als nächſter Verwandter ſeiner Sache gewiß genug; er mußte unumgänglich jezt gleich handeln, und die Nähe und Gewißheit des gehofften Zieles macht ihn ſo dreiſt. Sein if we should fail geht nur auf den nächſten Schritt. Bei Schiller hingegen ſcheint der König de facto und ohne weitere Feierlichkeit den Malcolm ſchon zum Nachfolger gemacht zu haben, Macbeth nennt ihn ſchon »dieſen Cumberland;« nun muß freilich ein weit ausſehender Plan gemacht werden, um auch Malcolms bereits beſtätigtes Recht gewaltſam zu rauben. Dagegen iſt es eine Veredlung Macbeths, daß die Worte in der Scene mit den Mördern Akt 3 Scene 4.

And I will put the business in your bosoms
Whose execution takes your enemy of
Grapples you to the heart and love of us

„Who wear our health but sickly in his life,
Which in his death were perfect.“

ausgelaſſen ſind. In der 5. Scene des 11. Aufzugs ſchwächt der Zuſaz »ich habe zu Nacht gegeſſen mit Geſpenſtern«, nach dem Gefühl des Recenſenten den Eindruck, den jene Beſchreibung Macbeths von ſeinem Zuſtande macht, nicht wenig. Es iſt als hätte er ſeit Banquo's Ermordung nichts Gräuliches begangen, oder als hätte ihn ſeitdem nichts gequält; im Shakeſpeare ſagt er, daß er durch immerwährende Qualen dieſer Art, in denen nichts Einzelnes aus alter Zeit beſonders hervortritt, ihrer gewohnt geworden. Man vergleiche:

I have supp'd full with horrours
Direness familiar to my, slaughtrous thoughts
Cannot once ſtart me

Jezt iſt es anders,
Ich hab' zu Nacht gegeſſen mit Geſpenſtern
Und voll geſättigt bin ich von Entſezen.

Wenn Lady Macbeth bei dem Empfange ſeines Briefes (1. Aufzug 9. Auftritt) das ſpöttiſche Gleichniß „the milk of human kindness“ in der Beſchreibung ſeines Charakters ausläßt, und ſtatt der offenbaren Verachtung der Sittlichkeit in den Worten:

thou wouldst be great
Art not without ambition, but without
the illness should attend it

nur ſagt:

Du biſt nicht ohne Ehrgeiz, möchteſt gerne
Groß ſein, doch dein Gewiſſen auch bewahren.

ſo erſcheint ſie weit menſchlicher. So erhellt auch aus den wenigen Zeilen, welche ſie im Shakeſpeare von dem Geſpräch über Banquo (Akt 3 Scene 5) mit dem Diener ſpricht, und welche Schiller ausgelaſſen, offenbar, daß auch ſie ſchon den Gedanken an Banquo's Ermordung gefaßt. Dieſe ſchon gerechte Uebereinſtimmung iſt wohl abſichtlich angedeutet, als Vorbereitung auf die Art, wie Macbeth ſie am Ende durch die Gleichgültigkeit gegen ihren Tod ſelbſt übertrifft. Bei Schiller ſcheint er ſie hier ſchon überholt zu haben, und die Sittlichkeit des Stücks iſt bereits beim 3. Aufzug am Ende. Dergleichen mit dem Eigenthümlichen der Schillerſchen Bearbeitung zuſammenhängende Aenderungen abgerechnet, liegt im Ganzen ſeiner Ueberſezung die Eſchenburgiſche zu Grunde. Nicht nur ſind die Hexenſcenen da, wo Schiller nichts Eigenes hineingearbeitet hat, ganz aus Eſchenburg genommen – auch der Refrain: Rüſtig, rüſtig, nimmer müde. Feuer brenn', Keſſel ſiede, der die Malerei fürs Ohr, welche Bürger auf der andern Seite übertrieben hat, wohl nicht treu genug wieder giebt — ſondern auch in ganzen Scenen ſtimmen beide oft ſo ſehr überein, als es bei der Uebertragung in die Jamben des Originals nur möglich war, und es iſt zu bewundern, mit wie geringen Abänderungen Schiller oft den Effekt des Verſes erreicht hat. Man ſehe nur Schiller Akt 1 Scene 11, Eſchenburg Scene 5, O nimmer ſoll die Sonne u. ſ. w. Schiller Akt 2, Scene 4, S. 45, vergl. Eſchenburg Scene 2, S. 319. Schiller Akt 3, Scene 1 und 2, S. 68, vergl. Eſchenburg Akt 3, Scene 1, S. 334. Schiller Akt 3, Scene 8 am Ende, S. 90. O ſchön vortrefflich vergl. Eſchenburg Akt 3, Scene 4. Schiller Akt 4 Scene 1, S. 97, vergl. Eſchenburg Akt 3, Scene 5, Akt 4, Scene 1 und Scene 6, S. 150. Morgen, Morgen und wieder Morgen vergl. Eſchenburg Scene 4, wo jedoch in Schiller die Frage: »Was iſt Leben?« die eine Abweichung vom Engliſchen und von der Eſchenburgiſchen Ueberſezung iſt, etwas retardirendes an ſich hat, was ſich mit Macbeths Stimmung nicht recht zuſammenfügen will. Die angeführten Stellen ſind mehr herausgehoben, als ausgewählt, und der Leſer wird auch finden, wo die Uebereinſtimmung vielleicht größer iſt. In andern Stellen, und beſonders in denen, die am meiſten poetiſch ſind, mußte ſie natürlich geringer ausfallen. Man ſehe unter andern Schiller Akt 1, Scene 9, O eile, eile her u. ſ. w. und weiter hin: Kommt jezt ihr Geiſter alle. Dann Akt 1, Scene 14 und Akt 2, Scene 3, wo es jedoch Recenſenten um die ausgelaſſene Erinnerung an den Tarquin ſehr leid thut. Kleine Verbeſſerungen, die bei weitem nicht alle durch das Bedürfniß des Verſes veranlaßt wurden, werden ſich dem Leſer in allen dieſen Stellen genug darbieten. Bedeutende Abweichungen ſind theils Abkürzungen und Veränderungen, wo der Ausdruck zu gehäuft ſchien, um noch zu gefallen, oder zu künſtlich, um von dem an die ſchlechte und unwizige Proſa gewöhnten Hörer ſogleich verſtanden zu werden, theils Zuſäze, wo Schiller einen Ausdruck dieſer Art lieber deutlicher abzeichnen, als aufopfern wollte, oder auch, wo in den faktiſchen Vorausſezungen etwas zu erklären war. Was ſich von wizigen oder poetiſchen Ausdrücken erklären ließ, oder was lieber wegblieb, iſt im Ganzen mit großer Beurtheilung entſchieden. So wird z. B. der deutſche Hörer in des Ritters (a bleeding soldier im Original) und Roſſe's Nachricht von Macbeths Siegen, und in Roſſe's Anrede an Macbeth von allem, was geändert iſt, wenig vermiſſen, als etwa den ſchönen Zug „Nothing afraid of what thou-self didst make, strange images of death.“ Die künſtlich angewendete Antwort der Lady an den König:

your servants ever
have theirs, themselves need what is theirs in compt
to make their need it at your highness's pleasure
still to return your own

iſt eben ſo artig, aber weit einfacher wiedergegeben

Ihr ſeid in Eurem Eigenthum, mein König,
Wir geben nur, was wir von euch empfingen.

Hie und da iſt wohl das Meſſer etwas zu raſch geweſen. So iſt z. B. die Stelle Schiller Akt 2 Scene 14, Shakeſpeare Scene 7

or heavens Cherubin hors'd
upon the sightless Couriers of the air
shall blow the horrid deed in every eye
That tears shall drown the wind.

ſo rührend und ſo ſchön ausgeführt; und in Macbeths Beſchreibung des ermordeten Königs hätte dem Künſtler alles ſo heilig ſein ſollen, daß auch das „his silver skin laced with his golden blood“ nicht hätte fehlen dürfen. So iſt in dem Geſpräch mit dem Mörder das „tis better thee without then he within“ ſehr im Styl alles folgenden; und in der Scene zwiſchen Roſſe und dem Alten, Akt 2 Scene 12, vermißt man vielleicht nicht unmittelbar die Stelle:

Is it night's predominance or the days shame
That darkness does the face of earth intomb
When living light should kiss it?

aber man wünſcht ſie doch zurück, wenn man ſich ihrer erinnert. Zu dieſen Stellen, deren Künſtlichkeit bei dem deutſchen Hörer nicht angewendet ſein würde, hat Schiller durchgängig auch die Widerſprüche gerechnet. Bisweilen fehlt die ganze Stelle, wie Akt 1 Scene 8 am Ende mit Banquo und Banquet, wo nun Schiller ſehr weislich den König vor Macbeth abgehen läßt. An ſolchen kleinen Zügen erkennt man den Meiſter, der jede Kleinigkeit auf der Bühne berechnet. Der größte Verluſt dieſer Art iſt wohl in der 4. Scene des 2. Akts, wo Lady Macbeth mit einem Wortſpiel, das ſchon Bürger recht gut wieder gegeben, in das Zimmer der Kämmerer geht, und dann mit einem andern Wortſpiel in Macbeths Worte eingreift:

My hands are of your colour, but I shame
To bear a heart so white

welches durch den trocknen Bericht:

So iſt die blut'ge That von uns hinweg
Gewälzt, und jene tragen unſre Schuld
Auf ihren Händen und Geſichtern

gewiß gar nicht erſezt wird. Ein Wortſpiel, welches Schiller wiederzugeben geſucht hat, iſt nicht zum Beſten gerathen. Denn Donalbain fragt: Was iſt verloren, und Macbeth antwortet: Ihr, und wißt es nicht; ſo iſt doch die Frage ohne Antwort nicht zu verſtehen. Es lag ſehr nahe zu ſagen: welch Unglück giebt es? Eures, und Ihr wiſſet es nicht. Der dankenswerthen Zuſäze bei ſchwierigen Stellen ſind nur wenige, und es giebt noch Stellen genug, die im Deutſchen unverſtändlich ſind, und alſo entweder hätten geändert oder weggelaſſen werden müſſen. So iſt es wohl nicht leicht zu verſtehen was Banque Akt 1 Scene 6 meint:

Und oft
Lockt uns der Hölle ſchadenfrohe Macht
Durch Wahrheit ſelbſt an des Verderbens Rand;
Unſchuld'ge Kleinigkeiten dienen ihr,
Uns zu Verbrechen fürchterlicher Art
Und grauſenhafter Folgen hinzureißen.

Das Engliſche They win us with honest trifles ſagt deutlich, ſie verlachen uns durch Kleinigkeiten, die noch mit Ehren erworben werden. Noch möchte man aus Malcolms Worten Akt 2 Scene 11

Je näher am Blut, ſo näher dem Verderben

gleich im Hören die Anſpielung auf Macbeths heraus finden, und im 6. Auftritte des 1. Akts muß im Engliſchen Jedermann Macbeths Worte

My thought — shakes so my single state of man, that function
Is smother'd in surmise; and nothing is
But what is not.

entweder garnicht verſtehen, oder richtig; dagegen in die deutſchen Worte:

Dies Bild — regt meine innere Welt ſo heftig auf,
Daß jede andre Lebensarbeit ruht
Und mir nichts da iſt als das Weſenloſe

ſehr leicht ein falſcher Sinn hineingelegt werden kann. Der Grund iſt die von Eſchenburg hergenommene innere Welt, und die zu vertrauende Anhänglichkeit an dieſen hat an mehreren Stellen Mißgriffe veranlaßt. So iſt es ganz unrichtig, wenn Schiller nach Eſchenburg den König Malcolms Erhöhung mit den Worten ankündigen läßt:

Der einzige Vorzug ſoll ihn kenntlich machen
Aus unſrer trefflichen Baronen Zahl,
Die gleich Geſtirnen unſern Thron umſchimmern.

Vielleicht will er ſagen:

Doch ſoll nicht er allein in ſeiner Hoheit
Einhergehen; nein mit Ehrenzeichen will ich
Mir alle tapfern Männer herrlich ſchmücken.

Im 2. Auftritt des 2. Akts hat Macbeth, der die Hexen ſchon vergeſſen zu haben vorgiebt, ein Geſpräch über ſie gewiß nicht ſo angelegentlich und förmlich vorgeſchlagen, wie »Nennt nur die Zeit. —« If you would grant the time, heißt hier gewiß nur: wenn du einmal die Zeit daran wenden willſt. Bald darauf thut die dritte Perſon, in der Macbeth den Banquo auf einmal anredet, eine ſonderbare Wirkung, als wollte er ſchon den Vornehmen gegen Banquo ſpielen, wovon ſich im Engliſchen gar nichts findet. Beim Gaſtmahl Akt 3, Scene 8, hat Eſchenburg und nach ihm Schiller die Königin fälſchlicher Weiſe in ſchlechten Credit gebracht, als ob ſie verſtimmt wäre, und eine ſchlechte Wirthin machte, was man aus den Worten:

Denn unſre Wirthin, ſeh' ich, iſt zu läſſig
In ihrer Pflicht. Wir wollen Sie erſuchen
Geſchäftiger zu ſein um ihre Gäſte.

In „our hostess keeps her state“ wird ihr nicht verwieſen, ſondern angewieſen, daß ſie ihren Siz behalten ſoll, während der König den herumgehenden Wirth macht, und das folgende, but in best time we will require her welcome, geht wohl auf die Gebräuche der Tafel. So iſt auch das

See they encounter thee with their hearts thanks

auf eine wunderbare Art wichtig genommen.

Wie ihre Herzen Dir entgegen wallen.

Bei den Erſcheinungen hat Schiller der Eſchenburgiſchen Ueberſezung eine falſche Anweiſung nachgeſchrieben: Acht Könige, Banquo iſt der lezte und hat einen Spiegel in der Hand. Es muß heißen: Acht Könige mit Banquo; der lezte (nämlich unter den vorigen) hat einen Spiegel in der Hand. Man ſieht das aus Macbeths Reden deutlich, und nur eine verdruckte oder überſehene Interpunktion hat den Irrthum veranlaſſen können. Unter den wenigen Beiſpielen, wo Schiller ohne Eſchenburg geirrt hat, will Recenſent nur eins anführen. Es iſt bei der Zuſammenkunft nach entdeckter Mordthat, wo Banquo ſagt:

And when we have our naked frailties hid
That suffer in exposure, let us meet.

und bald darauf Macbeth:

Let's briefly put on manly readiness.

Eſchenburg hat dies, wie Recenſent glaubt, mit Recht auf die erſte Gemüthsbewegung gezogen und als eine Aufforderung verſtanden, ſich erſt zu faſſen und dann weiter zu berathen. Schiller dagegen deutet es auf das Negligé, worin die Helden ſich zuſammen gefunden haben, und überſezt:

Und wenn wir uns
Von der Verwirrung unſres Schickſals
Erholt und unſre Blöße erſt bedeckt.

Daß dies wirklich nicht metaphoriſch gemeint iſt, ſieht man aus dem folgenden:

Jezt machen wir uns ſchnell in unſre Kleider.

Dieſe Beiſpiele könnten leicht vermehrt werden, wenn ihrer nicht ſchon genug wären, um theils den Fleiß des Recenſenten zu belegen, theils den Leſern eine rechte Vorſtellung davon zu geben, was es ſagen will, den Macbeth einzurichten oder auch zu überſezen. Vortreffliche Stellen beſonders auszuheben, hat ſich Recenſent enthalten, man wird deren genug finden, wenn man nur das Nachgewieſene nachſchlägt und ſonſt auch überall. Warum ſoll man nicht auch bei einem Meiſter das Vortreffliche vorausſezen, und lieber auf dasjenige aufmerkſam machen, was eben ſo lehrreich werden kann, aber von ſich ſelbſt weniger bemerkt würde? Einen großen Punkt hat Recenſent gar nicht berührt, nämlich die, wie es ſcheint, bei dem Verfaſſer ſehr frühe und nur wenigſtens durch die 1. Scene des 5. Akts aufs neue beſtätigte Meinung, daß ein Wechſel von Proſe und Verſen in einem Trauerſpiel nicht zu billigen iſt, ſo auch die von der Shakespeariſchen ſehr verſchiedene Behandlung der Endreime, indem ſie an ſehr weſentlichen Stellen fehlen, z. B. wo Macbeth abgeht um den König zu morden, wo Macduff mit Macbeth fechtend abgeht und ſogar am Ende des Stückes, beſonders beſtehen ſie auch aus verſchlungenen Reimen. Ob eine ſolche Willkührlichkeit ſtatt finden kann, und was für Gründe Schiller dazu gehabt haben mag, dieſe Unterſuchung würde für einen Ort, wie dieſer, zu tief gehen, und es ſei alſo genug, angezeigt zu haben, daß es ſo iſt.

Charakteriſtiken und Kritiken von A. W. und F. Schlegel.

Königsberg 1801.*)

[28. September 1801].

Die Maxime, keine Recenſionen wieder zu recenſiren, mag ſehr gut ſein. Denn, wenn Jemand von dem Inhalt eines Buches kleine Proben mittheilt, und dann vielleicht über dies und jenes ſeine Meinung ſagt, ſo könnte, wenn man mit ihm wieder ſo fortfahren wollte, ein leeres Spiel ins Unendliche fortgetrieben werden. Allein, man würde ſehr Unrecht thun, dieſe Maxime auf eine Sammlung wie dieſe anzuwenden, wo ganz andere Dinge als gewöhnliche Recenſionen zu ſuchen ſind, und wo ſelbſt dasjenige, was urſprünglich unter dieſem Namen ging, die Aehnlichkeit mit der beliebten Form größtentheils abgelegt hat, und, aus dem Incognito heraustretend, ſich als etwas Höheres zeigt. Vielmehr wenn es eine kritiſche Kunſt giebt, die den Freund und Liebhaber jeder andern als die zweite nothwendig intereſſirt, ſo kann einem kritiſchen Inſtitut nichts wichtiger ſein, als auf eine Ausſtellung von Werken dieſer Kunſt aufmerkſam zu machen, welche faſt von allem, was ein Geſchäft der Kritik ſein kann, Beiſpiele liefern, dem Leſer Gelegenheit geben, ſich auf jedem Standpunkt, den der Beobachter ſchöner Kunſtwerke nehmen kann, zu orientiren, und ohne viel Polemik gegen die gemeine Anſicht die wahren Grundſäze bald deutlich ausſprechen, bald ſtillſchweigend geltend machen.

---

*) Erlanger Litteraturzeitung 1801 Bd. II. [No. 190] S. 1513—1520.

Wo von einzelnen Werken die Rede iſt, zweckt alles darauf ab, der aufgeſtellten Forderung zu genügen, daß nicht etwa nur der Inhalt mitgetheilt, ſondern der Werth und Charakter beſtimmt werde. Hierzu gehört weſentlich, daß das Verhältniß des Stoffs zur Form klar vor Augen gelegt, und ausgemittelt werde, ob dieſe Vereinigung, welche die eigentliche Empfängniß eines Kunſtwerkes iſt, zur guten Stunde und der Natur gemäß geſchehen ſei, und ob ſich an dieſem urſprünglichem Punkt alles organiſch ausgebildet habe. Nur bei der Anzeige, von Tiek's Blaubart und geſtiefeltem Kater ſcheint dies etwas aus der Acht gelaſſen zu ſein. Für das damalige Bedürfniß mochten dieſe Anzeigen hinreichen; und vielleicht hat eben die glücklich erreichte Wirkung der Gedichte, die aus dem ganzen Ton der Anzeige widerſcheint, die nähere Beleuchtung verhindert. Aber in dieſe Sammlung heraufgerückt hätten wol die parodiſchen Formen, die ſich dieſer Dichter ſo ſehr angebildet hat, eine verweilendere Betrachtung verdient. Sonſt iſt jedesmal die Gegeneinanderhaltung des Werkes gegen die Gattung, zu der es ſich bekennt, ein weſentlicher Theil der Betrachtung; allein ſie geht nicht etwa von dem todten, faſt immer einſeitig und oft ganz verkehrt gebildeten Schulbegriff aus, ſondern von einer lebendigen Anſchauung. Was bei Gelegenheit von Neubeck's Geſundbrunnen über das Lehrgedicht, und bei Göthe's Elegien über dieſe Dichtart geſagt wird, iſt vielleicht für die meiſten auch der beſſeren Leſer zu ſehr Andeutung: dagegen was bei Hermann und Dorothea über das Epos vorkommt gewiß ſchon bei der erſten Erſcheinung jeder zu Sinne genommen hat. Denn es iſt mit einer ſo tiefen Kenntniß aller hieher gehörigen Kunſtwerke geſchrieben, und mit einer ſo ſiegreichen Bündigkeit, welche ſelbſt die kleinſte Eigenthümlichkeit zu Beweiſen und Beſtätigungen braucht — wie z. B. was von dem Nichtgebrauch des erzählenden Präſens im Homer geſagt wird — daß nun hoffentlich die richtige Anſicht dieſer Dichtungsart geſichert ſein und Niemand mehr in die Verlegenheit gerathen wird, ſeinem eigenen Gefühl zuwider die homeriſchen Geſänge und das verlorene Paradies nebſt dem Meſſias für Individuen derſelben Art anzuſehen. — Von Fr. Schlegel beziehen ſich nur zwei Aufſäze auf einzelne Werke, der über Jakobi's Woldemar und die Charakteriſtik des Wilhelm Meiſter. In der lezteren iſt von dem Verhältniß des Werkes zu ſeiner Gattung nicht die Rede, obgleich für eine noch zu findende Theorie des Romans hier ſowohl als in der Anzeige von Tiek's Don Quixote und Fr. Schütz Romanen ſehr bedeutende Winke vorkommen. Für das aber, was dieſer Aufſaz will, iſt er nicht genug zu empfehlen. Wer eine Anleitung bedarf, die innerſte Eigenthümlichkeit des Werkes aufzufinden, in die tiefſten Geheimniſſe ſeiner Kompoſition einzudringen, und das Verhältniß des weſentlichen Stoffes zu den Umgebungen, der Abſicht des

Künſtlers zu der Tendenz des Werkes zu durchſchauen, der findet ſie hier, und wer Aufmerkſamkeit und Sinn für Ironie mitbringt, wird leicht merken, daß auch das »mit Zweifel bewundern« nicht verabſäumt iſt. Die bei der erſten Erſcheinung verſprochene Fortſezung iſt nicht erfolgt. Freilich ſind durch die veränderte Ueberſchrift die Gränzen enger beſtimmt, und Alles, was ſich nicht unmittelbar auf die innere Individualität des Werkes bezieht, ausgeſchloſſen, doch iſt auch in dieſer Hinſicht der reichhaltige Stoff nicht erſchöpft. — Mit gleichem kritiſchen Scharfſinn iſt der eigentliche Charakter und die innerſte Meinung des Woldemar aufgeſucht. Hier hat aber den Verfaſſer ſein Geſchäft über das zu beurtheilende Werk hinausgeführt. Er glaubte alle Werke dieſes Schriftſtellers zuſammenſtellen zu müſſen, um eine Einheit zu finden, wodurch die in dieſem einen Werk ſich darbietenden Widerſprüche gelöſt würden, und er hat verſucht, durch Darlegung der Aehnlichkeit, die von einem gewiſſen Punkt aus alle Jakobiſchen Schriften mit einander haben, zu deduciren, daß er eine ſolche Einheit wirklich gefunden. So weit liegt alles in den Gränzen der Kritik; nicht aber das weitere Zurückgehen auf den Schriftſteller ſelbſt, der Schluß auf ſeinen philoſophiſchen Charakter aus den ſeinen Werken zum Grunde liegenden Maximen, und die Winke, daß vieles Dargeſtellte aus ihm, dem Darſtellenden ſelbſt, hergenommen ſei. Das heißt, wenn man die Sache nur etwas genau nimmt, allerdings die moraliſchen Angelegenheiten eines Menſchen vor das große Publikum bringen, welches anderswo von A. W. Schlegel mit Recht hart und grauſam genannt wird. Der ganze polemiſche Ton, den das als kritiſch angekündigte Verfahren ſehr bald annimmt, der Schein von Animoſität, der von da an durch das Ganze hindurchgeht, und eine gewiſſe Einſeitigkeit der Anſicht, waren die natürlichen Folgen dieſes Eingriffs in ein fremdes Gebiet.

Beſſer iſt dies in dem Aufſaz, über J. Forſter's Schriften vermieden, wo doch auch die Veranlaſſung, nur freilich keine polemiſche nahe genug lag. Auch hier, wo Form und kunſtgemäße Bildung das wenigſte ſind, konnte mit der Zergliederung einer einzelnen Schrift nichts ausgerichtet werden: denn Geiſt und Geſinnung ſtellen ſich natürlicherweiſe noch zerſtreuter dar bei einem Schriftſteller, deſſen Produkte nicht ſowohl Werke zu nennen ſind, als ſie vielmehr zu ſeinen Handlungen gehören. Sein Eigenthümliches iſt mit vieler Kenntniß aufgeſucht, und auf dieſem Wege bisweilen, das dem äußeren Anſchein nach disparateſte, auf eine frappante Weiſe glücklich zuſammengeſtellt. Der Begriff eines geſellſchaftlichen Schriftſtellers iſt klar herausgehoben; nur an rechter Bündigkeit des Vortrags fehlt es der Darſtellung. Das Diſſolute ſcheint aus den indirekten Zwecken des Verfaſſers entſtanden zu ſein, die mit dem oſtenſibeln nicht leicht zuſammenzuſchmelzen waren. — Ein vortreffliches Gegenſtück hierzu iſt die neu hinzugekommene Beurtheilung von Bürger's Werken von

A. W. Schlegel, die ein reines Kunſturtheil beabſichtigt, und auch wirklich aufſtellt. Die Klage des Freundes über allerlei der Vervollkommnung des Verſtorbenen hinderlich geweſene Umſtände ſteht wie billig allein; ſeine Werke werden ganz aus ſich und für ſich, und ſeine leitenden Begriffe, in denen ſein poetiſcher Charakter aufgeſucht wird, lediglich aus ſeinen öffentlichen Aeußerungen gewürdiget. Was über dieſe beiden Begriffe der Popularität und der Korrektheit geſagt wird, iſt ſehr zu beherzigen. Die Popularität wird in enge Grenzen zurückgewieſen; aber die Korrektheit nicht etwa, wie es auf den erſten Anblick ſcheinen möchte, verſpottet, ſondern vielmehr in ihre höhere ſelten geahndete Bedeutung wieder eingeſezt. Um jedoch allem Mißverſtande vorzubeugen, vergleiche man, was Fr. Schlegel, der ganz in denſelben Grundſäzen iſt, darüber ſagt: Jedes Werk iſt korrekt, welches dieſelbe Kraft, die es hervorbrachte, auch rückwirkend durchgearbeitet hat, damit ſich Inneres und Aeußeres entſpreche. Ein ſolches Durcharbeiten giebt es gewiß auch in dieſem Sinne, und man muß es mit der Forderung, daß die Korrektheit ſchon im Mutterleibe mit dem Gedichte zugleich entſtehen ſoll, nicht ſo genau nehmen. Ehe ein hoher Grad von Meiſterſchaft erreicht iſt, kann auch den, der für die Harmonie des Innern und Aeußern von Anfang an geſorgt hat, beim Ausarbeiten eine Disharmonie im Einzelnen beſchleichen. Unter den vielen Verſündigungen Bürgers gegen die wahre Korrektheit mögen nicht wenige gerade von dieſer Art ſein. Was über die Romanze beigebracht wird, giebt ſich für keine Theorie — die auch wohl nicht anders, als in Verbindung mit der des Romans und der Novelle zu Stande kommen möchte — enthält aber treffliche Data dazu. Feine Divination, hiſtoriſche Wahrheit, und die große Weisheit kein zu beſtimmtes Merkmal aufzuſtellen, wird jedem darin einleuchten. Die Rekapitulation am Ende ſcheint weder hier, noch bei Hermann und Dorothea rechte Wirkung zu thun, ſondern eher dem Ganzen zu ſchaden, weil ſie den Geſichtskreis verengt. — Sehr kurz, aber anſchaulich genug ſind zwei Charakteriſtiken von Balde und Gesner. An dem weiten Abſtande der Schilderungen des lezteren von der Idylle der Alten wird nun wol Niemand mehr zweifeln, und die Vermuthung, daß ſein Dichten überhaupt ein mißverſtandenes Malen geweſen, hat viel für ſich. — Fr. Schlegel's Nachricht von den Werken des Boccaccio, die nun zum erſtenmal erſcheint, und mit welcher der zweite Band aufs würdigſte ſchließt, iſt in vieler Hinſicht das trefflichſte nicht nur unter den Aufſäzen, die ſich auf ganze Schriftſteller beziehen, ſondern in der Sammlung überhaupt. Auf ein Paar Bogen ſind hier die Reſultate eines langen und tiefen Studiums, denn dafür erkennt man ſie leicht, nur zu ſehr zuſammengedrängt. Was man gewöhnlich Detail nennt, konnte in dieſem Umfange nicht gegeben werden, und es wäre wol zu wünſchen, daß der Verfaſſer einſt dieſen Gegenſtand auch ausführlicher behandelte. Hier wird nur jedes Gedicht, von dem die

Rede iſt, durch einige Zeilen charakteriſirt, mit der feſten Hand, die durch ein gründliches Studium erworben wird. Dieſe Skizzen werden zu einer Menge großer Zuſammenſtellungen genuzt. Es gilt den ganzen Dichter, das Verhältniß ſeines Lebens zu ſeinen Werken, ſeiner Meiſterſchaft zu ſeinen Vorgängern, ſeiner ganzen Kunſt zu der Poeſie und Literatur ſeiner Nation. Dies alles und beſonders die verſuchte Conſtruktion der italieniſchen Poeſie iſt aus den inneren Geheimniſſen der höchſten Kritik. Ueber des Verfaſſers Anſicht von der Novelle möchte Recenſent mancherlei ſagen, wenn ihn der Raum nicht beſchränkte; nur eine Anmerkung ſei ihm vergönnt. Wenn Boccaz der ſubjektivſte der großen italieniſchen Dichter, und die Fiametta der Gipfel ſeiner Subjektivität, die Novelle aber ſein entgegengeſezter Pol iſt: ſo muß ihr freilich die Empfänglichkeit für ſubjektive Darſtellung gelaſſen werden; allein es führt doch darauf, ihren Charakter in einer beſtimmten Beſchaffenheit der objektiven zu ſuchen. Auch giebt es Novellen genug, und von den ächteſten, in denen die Subjektivität keineswegs hervorſtechend iſt, und ſo wie kürzlich ein Grammatiker gegen den andern aus Ilias I, 1 argumentirt hat, möchte Recenſent den Beweis aus der Gitanella des Cervantes führen.

Dieſe beiden Abhandlungen über Bürger und Boccaz ſind die beiden hellſten Punkte, an denen ſich ſowohl der gemeinſchaftliche Charakter der Kritik beider Verfaſſer als auch das eigenthümliche eines jeden am beſtimmteſten abſpiegelt. Die Kunſt der Poeſie von der unkünſtleriſchen Aeußerung poetiſcher Anlagen gänzlich zu ſcheiden, neben der Begeiſterung auch dem beſonnenſten Verſtande ſeinen Antheil an jedem Kunſtwerke zu vindiciren; in allem Einzelnen das Ganze und in allem Aeußeren das Innere erblicken zu lehren, den Wahn zu widerlegen, als ob, wenn in dem wahren künſtleriſchen Sinne des Wortes der Stoff gegeben iſt, die Form noch etwas willkührlicher ſein könnte, die todten Schulbegriffe in lebendige Anſchauungen zu verwandeln, und von jedem kleineren Kunſtgebiete aus auf das größere und endlich auf das, was die Kunſt an und für die menſchliche Natur iſt, hinweiſen; das ſind die Zwecke, denen hier Alles dient. Bei der Ausführung hat A. W. Schlegel mehr den Kritiker und Künſtler, Fr. Schlegel mehr den Leſer vor Augen. Jener führt uns auf den Akt der urſprünglichen und darſtellenden Hervorbringung zurück, dieſer bleibt bei dem der gemeinſchaftlichen Betrachtung ſtehen. Jener zeigt, woran es dem Künſtler gefehlt hat, oder welches ſeine vorzüglichſten Tugenden geweſen ſind; dieſer will den Leſer ſein Geſchäft lehren, und ihn aus dem alten Streit zwiſchen dem Genuß und der Zergliederung dadurch herausheben, daß er ihm das Experiment vormacht, dieſe beiden rohen Elemente zu einer gebildeten Anſchauung zu verbinden. Jener ſteht daher feſter auf ſeinem Felde; dieſer findet öfter Gelegenheit abzuſchweifen — welches im Forſter wohl zu weit getrieben iſt — und einen Standpunkt mit einem höheren zu vertauſchen. Wie dieſe Tendenz auch in der philoſophiſchen Kritik wirkt, und wie auch da die ächt hiſtoriſche Anſicht zu ſchönen Divinationen veranlaßt, das werden in der Recenſion des philoſophiſchen Journals die Philoſophen von Profeſſion gewiß ihrem Aergerniß geſehen haben. Doch iſt das, was den Vorzug des Einen ausmacht, keinesweges dem Andern fremd. Eine gleiche Aehnlichkeit und Verſchiedenheit zeigt auch die Schreibart. Die Kritik, die ſich in ihrer Würde und ihren Zwecken der Hiſtorie und in ihrem Verfahren der Philoſophie nähert, erfordert durchaus eine reine Klarheit, und eine gediegene Tüchtigkeit, der ſich auch beide Verfaſſer annähern: nur ſieht A. W. mehr auf die erſte, und erlaubt ſich daher bisweilen etwas zu viel Ausdehnung, Fr. Schlegel mehr auf die lezte, und wird daher ſchwerer, ja vielleicht ſchwerfällig. Gemeinſchaftlich äußert ſich auch bei beiden ein gewiſſer nachtheiliger Einfluß ihrer aphoriſtiſchen Studien. Ein Gedanke, der allein ſteht, muß ſich auch aufs ſchärfſte abſondern, und die Beziehungen, in welche ihn die Leſer ſezen ſollen, müſſen in ihm ſelbſt auf eigne Art enthalten ſein. So muß auch bei einem wizigen Einfall, welcher allein ſtehet, die Spize ſo ſcharf und hoch als möglich heraus gearbeitet werden. Von beiden finden ſich in den ſogenannten Fragmenten der Verfaſſer im Athenäum ſchöne Muſter genug; allein Stellen größerer Abhandlungen, auf dieſelbe Art vorgetragen, müſſen nothwendig fehlerhaft werden; es kann ohne Ungleichheiten im Ton, ohne Störung in der Fortſchreitung und ohne harte Uebergänge nicht abgehen. Am ſchlimmſten iſt dies im Forſter, leider iſt aber auch der Bürger nicht rein davon. Im Boccaz iſt auch in dieſem Sinne der Styl am vollkommenſten.

Es iſt noch übrig von einigen Aufſäzen zu reden, deren bisher nicht erwähnt worden iſt. Hierher gehört von A. W. Schlegel außer ein Paar Kleinigkeiten die Recenſion des Homer von Voß aus der A. L. Z. und die Briefe über Poeſie, Silbenmaaß und Sprache, aus den Horen. Ueber die erſte verſtehe man nur den Verfaſſer in der angehängten Anmerkung nicht ſo, als ob ſein Widerruf alle Gegenſtände ſeiner Kritik beträfe, und als ob er ihr nur noch jenen diplomatiſchen Werth zuerkenne. Der aufmerkſame Leſer wird vielmehr noch viel Belehrendes darin finden, und das Weſentliche, den Geiſt und Ton der Voßiſchen Ueberſezung Betreffende bleibt noch immer in ſeinem Werth. Möchte übrigens nur Jeder es mit ſo vieler Offenheit und Würde zu ſagen wiſſen, wenn ſeine Ueberzeugungen einen Fortſchritt gemacht haben, durch welchen frühere öffentliche Aeußerungen antiquirt werden. — Die Briefe weichen ihrem Inhalt nach von allem, was dieſe Sammlung enthält, und was der Titel verſpricht, beträchtlich ab und da ſie nicht weit genug herabgeführt ſind, um über die rhythmiſchen Grundſäze des Verfaſſers wirklich Aufſchlüſſe zu geben, und überdies dem Verfaſſer ſelbſt ſchon der Anlage nach einſeitig erſcheinen, ſo würden gewiß die meiſten Leſer an ihrer Stelle lieber die geiſtvollen Beiträge zur Kritik der neueſten Literatur, oder etwas anderes aus dem eigentlich kritiſirenden Vorrathe des Verfaſſers geleſen haben. — Von Fr. Schlegel iſt noch der Anfang über Leſſing aus dem Lyceum übrig, der hier, wenn man ſo ſagen darf, beendigt iſt. Man darf aber wol kaum ſo ſagen, weil das Neue eher alles andere iſt als eine Fortſezung des Alten. Nicht nur verwandelt ſich der Vortrag plözlich in eine Anrede an den Leſer, ſondern es findet ſich gar wenig von dem, was man nach Anleitung des Vorigen erwarten ſollte; ja es iſt überhaupt von Leſſing nicht viel die Rede. Den Anfang macht ein Sonett, welches den eigentlichen eſoteriſchen Werth Leſſings in ſein Anerkennen und Weisſagen eines neuen Evangeliums ſezt; eingewebt nicht, ſondern nur eingeſezt ſind eine Anzahl von jenen Fragmenten, worunter mehrere zuerſt in demſelben Stück des Lyceums ſtanden, worin der Anfang des Leſſings abgedruckt war. Ahndete damals wol dem Verfaſſer, daß ſie einſt ein Theil dieſes nämlichen Aufſazes werden würden? Hierauf folgt als eingeſchobene Vorrede oder Nachrede eine Auseinanderſezung der litterariſchen Endzwecke des Verfaſſers und eine Anzeige ſeiner künftigen Beſchäftigungen. Dann ein kurzes Urtheil über Leſſing nach den Kategorien der Tendenz und der Form, und eine Erörterung über dieſe hier aufgeſtellten kritiſchen Kategorien, und endlich wird eine angehängte Elegie, Herkules Muſagetes überſchrieben, ausdrücklich als der Schluß dieſes Aufſazes über Leſſing angegeben. Fragt man nach dem Werth der einzelnen Theile, die auf dieſe Art zuſammengeſezt ſind, ſo wäre viel Vortreffliches davon zu ſagen und der Inhalt iſt auch, denen es um die höchſten Geſichtspunkte der Kunſt und Wiſſenſchaft zu thun iſt, ſehr zu empfehlen; allein vieles konnte doch hierher ſchlechthin nicht gehören, und anderes hätte eine ganz andere Form und ein anderes Verhältniß haben müſſen. Dieſes und ſelbſt das Wie davon muß ſich jedem verſtändigen Leſer und alſo auch dem Verfaſſer ſo von ſelbſt aufdringen, daß nicht nöthig iſt darüber ins Einzelne zu gehen. Einheit des Geiſtes, Identität der Tendenz und der Maxime iſt allen dieſen heterogenen Beſtandtheilen allerdings nicht abzuläugnen; allein die Grenzen eines Kunſtganzen und alſo auch die Grenzen ſeiner Theile gegen einander müſſen doch noch durch etwas Anderes beſtimmt werden; denn der Geſichtspunkt, auf welchem Alles Eins iſt, dem jene Einheit zukommt, iſt nicht der, áuf welchem ſich der Künſtler bei der Kompoſition eines Werkes befinden ſoll. Hypotheſen über dieſen Fehlgriff zu machen, gehört nicht hierher, ein Fehlgriff aber iſt es gewiß; und wenn man mit dem Verfaſſer nur ſo umgeht, wie er ſelbſt mit Leſſing, daß man nämlich für ſeine eignen Aeußerungen die gehörige Achtung hat; ſo muß man dies als von ihm ſelbſt eingeſtanden anſehen, indem er ſagt, nur vollenden kann ich nicht auf die Art, wie ich damals angefangen habe. Warum ſoll aber ein Schriftſteller von ſo ausgezeichneten Talenten dies nicht können? und gerade der, welcher das Ziel angegeben hat, ſich beliebig zu ſtimmen? und wenn er es nicht konnte, ſo hätte er für das lezte gewiß eine ungezwungene und beſſere Form der Mittheilung gefunden, und das erſte wäre auch als Fragment willkommen geweſen, wiewohl darin gegen manche Urtheile über Leſſing, die wohl nicht ſo viel Autorität haben als der Verfaſſer zu glauben ſcheint, zuviel polemiſirt wird.

G. L. Lichtenberg's vermiſchte Schriften,

aus deſſen hinterlaſſenen Papieren geſammelt und herausgegeben von L. C. Lichtenberg und Fr. Kries. Göttingen 1800, 1801. 2 Bände.*)

[20. October 1801].

Dieſe beyden Bändchen enthalten Alles, was die vom Verſtorbenen ſelbſt noch ernannten Herausgeber aus ſeinen nachgelaſſenen Papieren zur öffentlichen Mittheilung geeignet gefunden haben, mit Ausnahme jedoch desjenigen, was ſich wiſſenſchaftlich auf Mathematik und Naturlehre bezieht. Auch hat indirekt in dieſer Sammlung nur Weniges eine wiſſenſchaftliche Beziehung, und was man in den Papieren eines Gelehrten gern ſucht, lehrreiche Aufſchlüſſe über ſeine Methode zu ſtudiren, über die zuſammengeſezten Kräfte, welche die Richtung ſeiner litterariſchen Laufbahn beſtimmten, dies iſt hier weniger anzutreffen, als vielmehr, was ein ſehr gebildeter, intereſſanter, origineller Menſch der Aufzeichnung werth findet, um ſeine Gedanken theils feſtzuhalten, theils ſchreibend deutlicher zu entwickeln. Sie iſt eigentlich für diejenigen, denen es um die Kenntniß Lichtenbergs des Menſchen zu thun iſt. Zu dieſem Behuf ſollte billig das, was er über ſich ſelbſt gedacht oder wenigſtens von ſich ſelbſt bemerkt hat, der Schlüſſel und die Quinteſſenz alles übrigen ſeyn; daher auch die Herausgeber mit Recht mit den Nachrichten des Verſtorbenen über ſich ſelbſt den Anfang machen. Er hat ſie, wie verlautet, zu einer Lebensbeſchreibung verarbeiten wollen: allein von dieſem Ziele ſcheint er noch ſehr weit entfernt geweſen zu ſeyn. Darf man indeſſen gewiſſermaßen aus dem Vorhandenen ſchließen, ſo würde derſelben ſehr viel Weſentliches gefehlt haben. Denn es findet ſich nirgends auch nur die leiſeſte Andeutung einer hiſtoriſchen Verbindung der einzelnen Angaben, einer Beſchreibung, wie das, was er in ſich findet, geworden iſt, zur Nachweiſung daß Vieles in ihm auch in der erſten Kindheit ſchon war. Eben ſo wenig eine Darſtellung des ganzen Menſchen unter einer gewiſſen Einheit. Obgleich er anerkennt, »daß es in jedem Menſchen etwas Feſtes gebe, das Knochengebäude ſeines Charakters, welches zu ändern vergebliche Arbeit ſein würde« (Th. II. S. 136): ſo denkt er doch nicht darauf, dieſes in ſich aufzuſuchen, oder, wenn er es als gefunden vorausſezte, das Einzelne darauf zu beziehen. Auch ſind die Bemerkungen überhaupt, ſelbſt in einem gewöhnlicheren Sinne, nicht eben moraliſch: nichts von den Verhältniſſen ſeiner Neigungen gegeneinander, und den Gränzen, die er ihnen ſezte; nichts von ſeinen Maximen im häuslichen Leben — wenn nicht etwa die Herausgeber hier Vieles zurückbehalten haben; — ja ſelbſt Manches, worauf das hier Aufgezeichnete ihn nothwendig hätte führen müſſen, z. B. die Art wie ſeine litterariſchen Verhältniſſe und Streitigkeiten auf ihn wirkten, iſt ganz übergangen. Das Meiſte bezieht ſich auf Sonderbarkeiten ſeiner Organiſation, auf den Einfluß des Körpers, auf das Spiel der dunkeln Gefühle, auf ſeine ganz in dies Gebiet gehörige Religioſität, auf ſeinen wunderlichen Aberglauben: kurz alles läuft auf die ſogenannte Pſychologie hinaus. Beſonders gern beſchäftigt ſich Lichtenberg mit den Träumen; natürlich, weil hier dieſe Unterſuchungen ganz freies Spiel haben, und in ihm ſelbſt keine Aufforderung zu einer höheren entſtehen kann. Allerdings iſt dieſer Zuſtand noch ſehr der Beachtung werth, aber was er daraus erklärt, die Neigung zum Dramatiſiren, das Perſonificiren eigner Gedanken bei kindiſchen Völkern (Th. II. S. 23. 29.) möchte leicht das Wenigſte ſeyn. — Solche einzelne Bemerkungen werden dann entweder auf ſeine Meinungen über allgemeine menſchliche Dinge bezogen, oder auf ſeine Glückſeligkeit, der am Ende alles untergeordnet iſt. So beklagt er ſich über ſeine Kenntniß des menſchlichen Herzens, weil er nun den Leuten »zwar eher vergiebt, ihm aber auch an ihrem Lobe zu wenig gelegen iſt!« (Th. I. S. 21) und findet es ſehr glücklich, alles glauben zu können (Th. II. S. 15. 145). Indeß mußte ein ſo reflektirender Menſch ſeine Glückſeligkeit größtentheils in das Bewußtſeyn einer lebhaften Thätigkeit ſezen. Die Vergleichungen die er hierüber anſtellt ſind oft rührend, z. B. ſo lange das Gedächtniß dauert, arbeiten eine Menge Menſchen in Einem vereint zuſammen, der Zwanzigjährige, der Dreißigjährige u. ſ. w. So bald dies fehlt, fängt man an allein zu ſtehen, und die ganze Generation von Ichs zieht ſich zurück und lächelt über den alten Hülfloſen (Th. II. S. 18) und: was habe ich das lezte Vierteljahr gethan? Gegeſſen, getrunken, elektriſirt, Kalender gemacht, über eine junge Kaze gelacht, und ſo ſind 5000 Jahre dieſer kleinen Welt hingelaufen, die Ich bin (Th. I. S. 22.) Eben ſo kräftig ſind ſeine Aufforderungen, das Leben möglichſt anzulegen und dadurch zu verlängern. — Dieſer Mangel an einem großen und feſten moraliſchen Geſichtspunkt verräth ſich auch in mehreren Aeußerungen, die den Unglauben an gewiſſe innere Unterſchiede unter den Menſchen ausdrücken (Th. II. S. 154, 163); und indirekt beſtätigen ihn alle Schilderungen und Bemerkungen über Menſchen, weil ſie ſich mehr auf die Wirkung des Aeußeren und auf den Ausdruck des Inneren, als auf deſſen Weſen und Zuſammenhang beziehen.' Eben ſo fehlt es an einem philoſophiſchen Geſichtspunkte von dieſer Höhe; daher ungeachtet alles Intereſſe der ſchlichten Gedanken von der Philoſophie Th. I. S. 141, 154 und ungeachtet der ſehr ſcharfſinnigen idealiſtiſchen Tendenzen, die ihm bisweilen ganz ungeſucht kommen, wie Th. II. S. 13 das Schwankende, weil alle Syſteme nur durch einzelne Gedanken auf ihn wirken, und er ſie nur auf das Bedürfniß, es ſei nun des Erklärens oder des Empfindens, bezieht. Aus dieſem allen ergiebt ſich als der Hauptcharakter ſeiner Begränzung eine gewiſſe Unfähigkeit ſich zu allgemeinen und großen Ideen zu erheben, nämlich die nicht nur dem ſcheinbaren Inhalt, ſondern auch ihrer wirklichen Kraft nach groß ſind. Auch bei ſeinen Ausſichten auf die Zukunſt liegen nur Uebertragungen mathematiſcher Ideen zum Grunde, wie Th. I. S. 144 und 172, oder ſie ſind nach einer ganz einfachen arithmetiſchen Formel konſtruirt, wie Th. II. S. 227 und 418. Das tiefſte, was ſich in dieſer Art findet, ſind gewiſſe Hülfsmittel der Erfindung, die er ſich gemacht. So z. B. »könnte dieſes nicht auch falſch ſein« (Th. I. S. 147). Man muß immer denken, was iſt dies im Großen, was iſt jenes im Kleinen, man kann alles vergröbern und verfeinern (Th. II. S. 44). Das erſtere jedoch hat er mehr zu einer mäßigen Skepſis als zu heuriſtiſchen Operationen gebraucht, und von den lezteren kommen ſo wie ſie nur aus ſeinem Wiz entſtanden waren, auch nur ein Paar wizige Anwendungen vor. So erhellt auch aus dem, was er von den Erforderniſſen eines Geſchichtſchreibers ſagt (Th. I. S. 250 u. f.) und was er in Abſicht auf die Art zu arbeiten empfiehlt (Th. I. S. 194), daß er in artiſtiſcher Hinſicht eben ſo wenig ein Ganzes ins Auge faſſen konnte. Ja ſelbſt, wo ihn die bloße Kombination des Einzelnen zu einer ſehr viel umfaſſenden Formel hinführt, erkennt er ſie entweder gar nicht für das, was ſie iſt, wie Th. I. S. 188 bei einer ſeiner Lieblingsmaterien, und Th. II. S. 441 von dem Leben und Sehen im Ganzen, oder er verliert ſich unerwartet in ganz unbedeutende Anwendungen davon, wie bei dem großen Gedanken Th. II. S. 153, »daß in jedem Menſchen etwas von allen iſt« und S. 309 bei dem von der Unerſchöpflichkeit eines Gedankens als bloßes Naturprodukt betrachtet. Bei dieſer Beſchränkung zieht ſich ſein moraliſcher Sinn ins Pragmatiſche zurück, und er bringt es ſehr konſequent bis zu den beiden barocken Extremen, die Tugend als Gewohnheit der aus Gefühl gleich zu ſtellen (Th. II. S. 121), und ganz im Ernſt den Gedanken zu faſſen, die Welt möchte wohl von einem untergeordneten Weſen gemacht ſein (Th. I. S. 164 und Th. II. S. 78). Mit ſeinem Wiſſen begiebt er ſich eben deshalb eigentlich nur in die Mathematik, die Phyſik wird ihm, je mehr ſich ihm nach ſeiner Art die idealiſtiſche Vorſtellungsweiſe aufdringt, verdächtiger, und er hält ſie nur noch des Nuzens wegen feſt Th. I. S. 34. Dieſelbe Tendenz haben die meiſten pädagogiſchen Bemerkungen, die Klagen über die regiſterartige Gelehrſamkeit, und über das übertriebene Studium der Naturgeſchichte und Aſtronomie, und viele von ſeinen Vorſchlägen, welche auch die Kleinigkeiten des täglichen Lebens nicht verſchmähen. Eben dieſe Beſchränkung hat aber auch die gute Folge, daß er ſich überall höchſt unpartheiiſch und unbefangen zeigt. So würdigt er Syſteme, und theilt, was ihm in Hinſicht derſelben begegnet, freimüthig mit, ohne Widerſprüche verhehlen zu wollen. Bei dem Schwanken zwiſchen dem Glauben an Freiheit und dem Determinismus, dem Spiritualismus und Materialismus, dem Deismus und Spinozismus zeigt ſich das Uebergewicht je ſpäter je mehr auf Seite des lezteren, Materialismus iſt unvermeidlich, wie er ſelbſt ſagt »die Aſymptote der Pſychologie« (Th. I. S. 161); der Glaube an Gott ſinkt ihm zu einem Inſtinkt herab, dem er zwar die Möglichkeit zugeſteht, er könne vielleicht wohl ſo zweckmäßig weben als die Spinne (Th. II. S. 101), der ihm aber gleichgültig wird, weil er nach dem Studium der Philoſophie und der Natur nicht mehr einen ſo hülfreichen Gott denken kann (Th. II. S. 129) und in den lezten Jahren huldigt er unverhohlen und rührend dem Spinozismus »Mein Gott, wie verlangt mich nach dem Augenblick, wo die Zeit für mich aufhören wird Zeit zu ſein, wo mich der Schooß des mütterlichen Alles und Nichts wieder aufnehmen wird, in dem ich damals ſchlief, als der Heinberg angeſpült wurde, als Epikur, Cäſar, Lukrez lebten und ſchrieben, und Spinoza den größten Gedanken dachte, der noch in eines Menſchen Kopf gekommen iſt« (Th. II. S. 9). Im praktiſchen wird die Ueberzeugung vom Prinzip der Eigenliebe immer feſter, wohin auch wohl das Geſtändniß Th. I. S. 5 gehört, daß er nur durch Munterkeit und Leichtſinn ein gutes Herz gewonnen; ſelbſt ſeine idealiſtiſchen Vorſtellungen müſſen dazu dienen: wir können von nichts in der Welt etwas erkennen als uns ſelbſt. Eben ſo können wir auch unmöglich für andre fühlen u. ſ. w. (Th. II. S. 64) und da ihm andere Quellen verſiegen, erwartet er höchſt ſonderbarer Weiſe nur von der gegenſeitigen Kenntniß unſerer geheimſten Fehler eine neue und gründliche Liebe der Gleichheit wegen, die dabei zum Vorſchein kommen wird. Daher fordert er die unbedingteſte Offenheit in Mittheilung der Selbſtbeobachtungen Th. II. S. 169, 170 und dieſe Beobachtungen einzelner Züge und ihre Bedeutung ſowohl an ſich ſelbſt, als an Andern ſind höchſt vielſeitig und lehrreich, und größtentheils eben ſo wizig als ſcharfſinnig. Einige darunter ſehen freilich ſehr leicht aus z. B. »daß es viele Menſchen giebt, die nur leſen, damit ſie nicht denken dürfen.« (Th. II. S. 146) und daß der Menſch einen unwiderſtehlichen Trieb hat zu glauben, daß man ihn nicht ſieht, wenn er nicht ſieht (Th. I. S. 213). Andere ſind ſehr fein, als: »wenn Jemand etwas ſehr gern thut, hat er faſt immer etwas in der Sache, was nicht die Sache ſelbſt iſt« und: »wer ſich nicht auf Mienen verſteht, iſt immer gröber oder grauſamer, als andere Leute«

---

*) Erlanger Litteraturzeitung 1801, Bd. II. No. 206. S. 1642—1648.

(Th. I. S. 182). Andere ziehen beſonders durch den Ausdruck an, z. B. »manche Menſchen äußern ſchon eine Gabe ſich dumm zu ſtellen, ehe ſie klug ſind« Th. II. S. 141. Manche kann man nicht ohne ein inniges Wohlgefallen leſen, wie die Beobachtungen über Menſchen, die aus einer großen Straße in eine kleine kamen, Th. II. S. 177 oder die Bemerkung: »Selbſt die ſanfteſten, beſcheidenſten und beſten Menſchen, ſind immer ſanfter, beſcheidener und beſſer, wenn ſie ſich vor dem Spiegel ſchöner gefunden haben« Th. II. S. 163.

Recenſenten drängt ſich bei Gelegenheit der Menſchenkenntniß und der Beobachtung faſt unwillkührlich eine Vergleichung zwiſchen Lichtenberg und Garve auf, die ſeiner Anſicht nach, ganz zum Vortheil des erſteren ausfällt, und zwar weniger wegen der Ueberlegenheit ſeiner natürlichen Anlagen, als weil er es beſſer verſtand, ſich ſeiner Natur gemäß zu beſchränken. Garve konnte nicht in dieſem Grade Beobachter ſein, und auch nicht als Schriftſteller ein ſo angenehmer Geſellſchafter, weil er das Verwandeln in Begriffe, und das logiſche rubriciren nicht laſſen konnte, weil er auf eine unglückliche Weiſe überall nach dem Syſtematiſchen ſtrebt, und weil ihn die unzeitige Geſchäftigkeit des Scharfſinnes auch nicht zu der leiſeſten Ahndung von Wiz kommen läßt.

Daß von dem lezteren eine reiche Ader in dieſer Sammlung anzutreffen iſt, wiſſen die Leſer ſchon, und anſtatt Vieles davon auszuziehen, macht Recenſent ſie lieber auf die verſchiedenen Geſtalten aufmerkſam, in denen dieſes Talent, dem der Verſtorbene einen anſehnlichen Theil ſeines Ruhmes verdankt, ſich hier zeigt. Vieles ſind wizige Wendungen, die zur guten Stunde gleichſam auf Vorrath gemacht ſind, und bei ſich ereignender Gelegenheit, ſo wie ſie da ſtehen, gleich angewendet werden konnten, neue ſinnreiche Ausdrücke und reichhaltige Anſpielungen, wie z. B. die Corona civica der Debauche, der furor Wertherinus, die gelehrte Stallfütterung, ſich an einer warmen Vorſtellung ſonnen. In ſolchen Wendungen beſteht die vorzügliche Stärke aller wizigen Lichtenbergiſchen Schriften; auch unter den hier mitgetheilten ſind nur ſehr wenige taube Blüthen, und man ſieht, daß er die gute Regel, aufzuſchreiben, was ihm einfiel, weil der Augenblick der Ausarbeitung ja deſſenungeachtet gäbe, was er geben könnte (Th. II. S. 280), auch beim Wiz getreulich beobachtet hat, und man darf nur mit dieſem Vorrath den erſten beſten Theil ſeines Hogarths vergleichen, um zu ſehen, wie viel von ſeinem Reichthum er dieſem Verfahren verdankt. Es giebt Leſer, die ſo eigenſinnig ſind, daß ſie das ſtören könnte, und die einen Einfall nicht genießbar finden, wenn ſie wiſſen, daß er nicht brühwarm an eben der Stelle gemacht wurde, wo ſie ihn leſen. Eben ſo werden ſich Andere an der Erfindungsregel für den Wiz (Th. I. S. 314) ärgern, und klagen, daß es ja dieſelbe ſei, die ein anderer wiziger Schriftſteller beobachtet, dem man das Geſuchte vorwirft; und wenn ſie ſich auch eben aus L.'s.

Beiſpiel überzeugen, daß hierin die Schuld nicht an der Regel liegt, ſo wollen ſie doch überhaupt von einem ſolchen Hülfsmittel für den Wiz nichts wiſſen. Beweiſen aber nicht dieſe Prätenſionen, daß der Sinn für den Wiz noch ſeltner iſt, als der Wiz? und entſtehen ſie nicht aus der Trägheit, der es um die Beruhigung zu thun iſt, daß der Menſch hierzu gar nichts ſelbſt thun kann? — Andere Einfälle ſind ſelbſtſtändig zu Epigrammen ausgearbeitet; nur Ein ſehr artiges iſt in Verſe gebracht, viele ſind vortrefflich, z. B. von der Verwandelung der unteren Stände in Biber, von den Bekehrungen der Miſſethäter, von den Recenſionen als Kinderkrankheiten, nur an der Form, und beſonders am Anfange, ſcheint immer etwas zu fehlen, wahrſcheinlich, weil es ihm ungewiß war, ob ſie ſo für ſich ſtehen, aber noch irgendwo als Theile eingepaßt werden ſollten, und gewiß hat er ſie von dieſer Seite ſelbſt nicht als vollendet angeſehen. Bisweilen ſind mehrere von jenen pikanten Wendungen zu kleinen Schilderungen zuſammengeſezt, die immer vortrefflich ſind, z. B. Th. I. S. 214: »Es giebt Leute, die die Ehrlichkeit faſt wie eine Profeſſion treiben, und mit einer ſo prahlenden Beſcheidenheit von ihrem Verdienſt zu wimmern wiſſen, daß einem die Geduld über den immer mahnenden Gläubiger ausgeht.« Auch finden ſich Bilder und Einfälle zu großen ſatiriſchen Tiraden ausgeführt, die ebenfalls nur auf eine Stelle in einem größeren Ganzen warteten. Je lebhafter dieſes dem Verfaſſer ſchon vorſchwebte, um deſto gelungener ſind ſie; nur mit dem Ende ſcheint er oft in die Verlegenheit gekommen zu ſein, daß er glaubte, des Guten nicht zu viel thun zu können. So verliert das Geſpräch der Zwillinge im Mutterleibe durch den heterogenen Schluß, und ſelbſt der ſprudelnde Ausfall auf die Poſtwagen, den die Verbindung mit dem Roman höchſt pikant macht, ermattet bei dem Zuſaz von den Landkutſchen, der doch am Ende nur aus dem unnüzen Beſtreben entſtanden iſt, den Gegenſtand mit einer gewiſſen Vollſtändigkeit zu behandeln. Das iſt noch ein Paarmal ſchädlich geweſen. So war z. B. bei dem über das nonum prematur in annum und bei der Vertheidigung der Odenſänger nur der lezte Einfall das urſprüngliche, der für ſich ein treffliches Epigramm abgegeben hätte, hernach aber fiel ihm ein, den Gegenſtand zu behandeln, und ſo wurde etwas ſchleppendes daraus. Bisweilen iſt auch die Einkleidung für die Form zu groß. In der empfindſamen Reiſe nach Laputa und den Puppen auf der Inſel Zezu, mußten ähnliche Einfälle Schlag auf Schlag kommen, um die Form gehörig auszufüllen. Daſſelbe gilt gewiſſermaßen von den Crosh-readings und den Schreibarten, welche die Stocknarren in Celle feil haben. Wenn man dieſe größeren Fragmente aufmerkſam betrachtet, und mit dem beſten, was wir früher von Lichtenberg erhalten haben, vergleicht, ſo entſteht die Vermuthung, daß er ſehr wohlgethan, ſich im Wiz vorzüglich als Gelegenheitsſchriftſteller zu zeigen. Durch eine beſtimmte Veranlaſſung geleitet und begränzt zu werden, war ihm ſehr nöthig, und man muß auch hierin ſeinen richtigen Takt bewundern. Denn gewiß würde weder der Paracletor — wenn auch die Periode, die er galt, länger gewährt hätte — noch die Geſchichte der Inſel Zezu zu Stande gekommen ſein. Der Roman, wenn er ihn gemacht hätte, würde treffliche Sachen enthalten haben, aber von der Compoſition ließe ſich nicht viel Gutes weiſſagen.

Von dem Verdienſt der Herausgeber läßt ſich auf der einen Seite nicht urtheilen, da man nicht weiß, was ſie uns vorenthalten haben. Vermuthen muß man allerdings, daß der Vorrath weit größer geweſen, und Recenſent hätte dann weniger Sparſamkeit gewünſcht. Lichtenberg's wohlerworbener Ruhm würde nicht gelitten haben, wenn auch Vieles unſeren Leſern nicht ſehr bedeutend erſchienen wäre. Die Herausgeber hätten immer etwas mehr theils auf die Verehrung des Publikums gegen die Reliquien eines ſo beliebten Schriftſtellers, theils auf den erhöhten Genuß kritiſcher Leſer rechnen ſollen, der bei einer ſolchen Sparſamkeit ſo gut als ganz verloren iſt. Doch für dieſen iſt auch durch die Anordnung nicht zum Beſten geſorgt. Wäre man nur ganz der Chronologie treu geblieben, ſo würden ſich durch die Zuſammenſtellung durch die ſichtbaren ſowol, als unſichtbar gebliebenen Beziehungen, die Eigenthümlichkeiten des Verfaſſers weit ſtärker herausgehoben haben, da im Gegentheil die Rubriken ſchlecht gewählt und ſchlecht gehalten ſind. Manche Abſenderungen ſind Lichtenberg's Natur zuwider und konnten gar nicht beſtehen; manche Nachrichten von ſich ſelbſt hat er durch eine verzeihliche Täuſchung als Beobachtungen über den Menſchen aufgezeichnet, und Fragmente d. h. ganz ausgearbeitete Theile eines noch nicht gegebenen Ganzen finden ſich ebenfalls faſt unter allen Rubriken. Auch mit der Verlagshandlung möchte Recenſent um ſo mehr rechten, da es auf eine Sammlung aller zerſtreuten Lichtenbergiſchen Aufſäze abgeſehen iſt, daß ſie ein ſo gar abſcheuliches Papier gewählt hat. Ihm iſt keine beſſere Auflage zu Geſicht gekommen, ungeachtet er nicht in den Gegenden lebt, wohin man das Löſchpapier ausſchließend zu verſenden pflegt; giebt es aber auch mehrere, ſo hätte ſelbſt die ſchlechteſte nicht ſo ſchlecht ſein müſſen.

Herr Lorenz Stark.

Ein Charaktergemälde von J. J. Engel 1801.*)

[30. Nov. 1801.]

In der Vorausſezung, daß dieſes zierliche kleine Kunſtwerk, deſſen Anfang vor mehreren Jahren mit ſo allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, ſchon in aller Händen iſt, will Recenſent es nicht erſt darauf anlegen, die Leſer mit dem Inhalte bekannt zu machen. Ohnehin wäre dies ein mißliches Geſchäft, und es würde nur eine ſchlechte Anſicht daraus entſtehen. Die ganze Begebenheit iſt doch eigentlich nur die, daß ein Sohn heirathet, der bisher in einem untergeordneten Verhältniß im väterlichen Hauſe gelebt hat, und daß der Vater ihm ſeine Handlung übergiebt, und ſich zur Ruhe ſezt; die ganze Verwicklung gründet ſich auf eine vorhergegangene Spannung zwiſchen Vater und Sohn, die in eine gänzliche Trennung auszuſchlagen droht, und durch die Erzählung einer guten Handlung des Sohnes gehoben wird, welche auf einen beſſeren Charakter ſchließen läßt als der Vater ihm bisher wegen mancher von den ſeinigen abweichenden Neigungen zugetraut hatte. Und doch iſt, ohngeachtet dieſer großen Simplicität und Beſchränktheit der Handlung, um derentwillen vielleicht der Verfaſſer dem Ganzen den Namen eines Romans verweigert hat, nicht Alles darin recht im Klaren. Man begreift nicht ganz, woher der Vater, gegen den Alles in einem unſchuldigen Bündniſſe ſteht, und der über Alles, was in ſeinem Namen vorgeht, über die Gebühr leicht hinters Licht zu führen iſt, die übeln und zum Theil falſchen Nachrichten von ſeinem Sohne bekommen haben kann; wie der Sohn ſchon ſeit langer Zeit über das Etabliſſement eines neuen Handlungshauſes in Verhandlungen geſtanden haben kann, ohne daß der Vater, der noch einen ſolchen Antheil an den Geſchäften nimmt, ſoviel davon erfahren haben muß, daß er es unmöglich mit Ehren ignoriren konnte, endlich, wie ſo verſtändige Menſchen als Mutter, Schweſter und Schwager, das rechte Mittel, den Zwieſpalt auszugleichen, von vorne herein überſehen, und glauben konnten, es würde gethan ſein, wenn ſie den Vater überreden könnten, nur Einmal freundlich zu ſein. — Eben ſo wenig wäre es, unerachtet der Verfaſſer das Werk ein Charaktergemälde genannt hat, das Rechte, die vornehmſten unter den aufgeſtellten Charakteren nachzuzeichnen. Gewiß hat auch durch jenen Titel nicht der Anſpruch begründet werden ſollen, als wären ſie etwas ſeltenes oder ausgezeichnetes. Vielmehr ſtehen ſie in dem richtigſten Verhältniß zu der Beſchaffenheit der Fabel. So wie dieſe gar nicht dazu gemacht iſt, tiefe Empfindungen oder große Leidenſchaften ſpielen zu laſſen: ſo finden ſich auch in den Perſonen keine Anlagen oder Eigenſchaften, die ſich nur in großen Situationen entwickeln könnten, und alſo ein Verlangen erzeugten, ſie in ſolchen zu ſehen; ſondern ſie ſind genau ſo beſchränkt, daß die hier angelegten Verhältniſſe ihr höchſtes Intereſſe ausmachen, und alle ihre Kräfte aufregen können. Wir ſind unter braven und verſtändigen Leuten, aber von ſehr oberflächlicher Sittlichkeit, und von einer ſo gemäßigten Ausbildung des Geiſtes, daß ſie ſich in dem gewöhnlichen häuslichen Leben, worin die Handlung liegt, völlig befriedigt fühlen; und wenn man dieſen Roman zur Auszeichnung füglich einen Kaufmannsroman nennen kann, ſo iſt es vorzüglich, weil er ſo viele Spuren zeigt von dem beſchränkenden Einfluß, den dieſer Stand auf die Bildung und Entwickelung alles Höheren ſo oft ausübt. Der alte Stark findet die bereits bemerkte und den Geſchäftsmännern gewöhnliche Unbekanntſchaft mit dem, was in ſeinem Hauſe vorgeht, gar nicht unmoraliſch, und wenn er ſich auch gekränkt fühlt, wo er, troz ſeines großen Verſtandes und ſeiner außerordentlichen Klugheit hintergangen worden, ſo findet er doch den Vorwurf gar nicht, daß da, wo Luſt und Möglichkeit zu kleinen Komplotten vorhanden iſt, die hausväterlichen Pflichten nur ſehr unvollkommen können erfüllt worden ſein. Bei ſeinem Stande iſt ihm doch das Erwerben das wichtigſte, und von dem weltbürgerlichen Sinne, den die großen Verhältniſſe und Geſchäfte des Handels wirklich ſo oft aufregen, ſcheint er nichts davon getragen zu haben. Von ſeinem Reichthum macht er zwar den Gebrauch eines rechtſchaffenen und liberalen Mannes; aber es liegt ihm doch mehr als billig am Herzen, für wen er ſpart und ſammelt. Seine Menſchenkenntniß iſt ebenfalls nicht von der Art, zu welcher ein ausgebreiteter Verkehr mit allen Ständen und Nationen Veranlaſſung giebt, ſondern nur die, welche ein klarer aber eben nicht tiefer Verſtand aus dem gewöhnlichen bürgerlichen Umgange, und dem was in der Nähe geſchieht, ohne Mühe aufſammelt. Auch der Sohn hat von ſeinem ausgebreiteten Umgange mit der Welt nur den Geſchmack an denjenigen geſelligen Vergnügungen davon getragen, zu denen es keiner eigenen Ausbildung bedarf; er iſt der angefangenen Beſſerung ohnerachtet noch roh genug, und die Liebe muß erſt in ihm mit dem kaufmänniſchen Eigennuz kämpfen, ehe ſie zum Durchbruch kommen kann. Die Doktorin iſt eine pikante kleine Frau, und bei weitem die intereſſanteſte und auch die ſittlichſte Figur, weil bei ihren Anlagen und ihrer Gemüthsart ſelbſt ihre Beſchränkung etwas willkührliches und edleres iſt; dennoch hat ſie ſo viel Sinn für jenes merkantiliſche Weſen, daß ſie es dem Vater als etwas wahrſcheinliches vortragen kann, der Bruder möchte glauben, ſie benuzte des Vaters Abneigung gegen ihn um allerlei zu gewinnen; ja dieſes merkantiliſche Weſen erſtreckt ſeinen Einfluß auch auf den Doktor, welcher S. 143 nicht ſowol die Art, wie ſich der Vater gegen den Sohn genommen, als vielmehr das Geld, die großmüthigen Geſchenke zum Vereinigungspunkt machen will, und auf Madame Luck, welche S. 112 in der Geldnoth zuerſt die Entdeckung macht, daß ſie den jüngeren Stark wirklich liebt. Der Verfaſſer hat alles Mögliche gethan, um es den Leſern recht gegenwärtig zu erhalten, daß das Werk, was die Sittlichkeit betrifft, ſich nur auf dieſem niedrigeren Gebiet aufhalten will. Alle eignen Aeußerungen des Verfaſſers ſtimmen darin überein, gleich die anfängliche Schilderung der Hauptcharaktere deutet auf die ſittliche Oberflächlichkeit und Beſchränktheit, ſo auch der Antheil, den der Verfaſſer nimmt an des alten Stark's Ausfällen auf die angehende Verbildung. Das Zurückrücken der Sitten um eine ganze Generation, und die bisweilen zu ſtarke Ironie gegen die Perſonen ſelbſt hat denſelben Zweck. Denn ſobald der Verfaſſer fürchtet, ein edler rührender Zug möchte uns zu ſtark ergriffen haben, und von der eigentlichen Natur der Perſonen höhere Erwartungen erregen, ſpielt er ihnen einen ſchalkhaften Streich, und deckt uns Lücken und Schwächen auf, die uns klar machen, wie untergeordnet alles Gute und Schöne in ihnen gemeint iſt. Bisweilen freilich wird es mit dieſen Andeutungen der inneren Gemeinheit etwas übertrieben, ſo daß ſelbſt die Haltung der Charaktere darunter zu leiden ſcheint; ſo z. B. wenn der Sohn, freilich in der Hize, aber auch in der Hize verläugnet der Menſch ſeine Geſinnungen nicht, dem Vater den Vorwurf machen kann: Sie borgen Allen ohne das geringſte davon zu haben, und wenn es dem Vater S. 39 faſt zum Verdienſt angerechnet wird, daß er bei ſeinen Ausfällen auf den Sohn doch ſeiner Ehre und ſeines guten Namens zu ſchonen pflegte.

---

*) Erlanger Litteraturzeitung 1801, Bd. II. S. 1873—79.

Solche Einzelheiten abgerechnet, ſoll nun keineswegs die durch das Ganze hindurchgehende Beſchränkung dem Künſtler zum Vorwurf gereichen, ſondern Recenſent glaubte ſie nur recht ſcharf herausheben zu müſſen, um den eigentlichen Zweck des Verfaſſers deſto deutlicher, und deſſen künſtleriſchen Verſtand deſto einleuchtender zu machen. Denn eben dieſes, daß ſie ſo harmoniſch, und wenn man ſo ſagen darf, accentuirt iſt, beweiſt hinlänglich, daß der Künſtler ſie gewollt hat, und er hat ſie gewollt, weil ſie dem, was er eigentlich hervorbringen wollte, höchſt zuträglich, vielleicht unentbehrlich war. Das Werk iſt nämlich durchaus einem Gemälde aus der holländiſchen Schule zu vergleichen; es iſt auf einen idealiſchen Stoff, auf eine dichteriſche Compoſition dabei gar nicht abgeſehen, ſondern es ſoll durch die pſychologiſche und mimiſche Wahrheit des Einzelnen ergözen. Ich verſtehe unter der pſychologiſchen Wahrheit keineswegs die Wahrheit des Charakters, ſondern nur die Wahrheit in den Aeußerungen ſeiner Eigenſchaften und ihres angegebenen Verhältniſſes. Daher iſt ſie mit der mimiſchen eigentlich eins, beide beruhen auf einer richtigen Beobachtung des äußerlichen Handelns und des pathognomiſchen Details. Es iſt allerdings möglich, auch in größeren Compoſitionen dieſe Kunſt ſehen zu laſſen, wie es denn z. B. in Wilhelm Meiſter höchſt geiſtvolle und muſterhafte Stellen dieſer Art giebt; allein wo eine ſolche Nachahmung der Natur die einzige Abſicht iſt, da bleibt billig alles größere ausgeſchloſſen, um den Beſchauer nicht von dem eigentlichen Zwecke zu zerſtreuen; und der Künſtler hat nur dafür zu ſorgen, daß er uns überall etwas zeige, wobei uns das Treffende der Aehnlichkeit recht ins Auge ſpringt, und daß alles voll Leben und Bewegung ſei, ſo daß wir nirgends Zeit und Gelegenheit finden, nach etwas anderem zu fragen. Zu dieſem Endzwecke nun ſind ſowol die Begebenheiten als die Charaktere vortrefflich erdacht, weil erſtere die lezteren in beſtändige Bewegung ſezen, und dieſe gerade auf derjenigen Stufe ſtehen, wo das äußere Handeln ſtärkere und frappantere Züge zeigt, als der feiner gebildete Menſch ſich geſtattet, und wo doch dieſe Züge den unangenehmen Eindruck nicht machen, deſſen wir uns bei einer noch roheren Natur nicht entwehren können. Dieſer verſtändigen Anlage entſpricht die Vollkommenheit der Ausführung auf die würdigſte Art. Jede Scene faſt iſt ein treffendes Gemälde, jeder Zug eine pikante Anekdote, und alles mimiſche — wie denn überhaupt das Ganze eine ſehr ſtarke dramatiſche Tendenz hat, die auf eine eigne Vermuthung führen könnte — iſt ein treffliches, nicht genug zu empfehlendes Studium für unſere Schauſpieler, für die verſtändigen nämlich, denn Perſonen und Situationen ſind zu ſehr individualiſirt, als daß irgend etwas geradezu und blindlings nachgeahmt werden könnte. Einzelne Beiſpiele hievon ſind faſt nicht anzuführen, ſie finden ſich in jeder Scene, und es ließe ſich kaum eins auszeichnen, ohne den andern Unrecht zu thun. Nur eine beſondere Liebhaberei mag es entſchuldigen, daß Recenſent vorzüglich auf die Darſtellung der weiblichen Neugierde S. 92 und auf den Anfang der Scene im Herbſtiſchen Hauſe S. 364—368 in dieſer Hinſicht aufmerkſam macht. Dabei iſt, was gewiß bei einer ſolchen Compoſition ſchwer zu vermeiden war, von den Hauptperſonen keine karikirt, und überhaupt ſtößt man höchſt ſelten auf Ueberladungen, wie etwa S. 156: »Siehe in mir ſeine Tochter — ſie ſezte ihren Zeigefinger auf die Bruſt, und ſtreckte ihre kleine Figur in die Höhe«, welches zu ſehr ins Poſſirliche fällt; oder die übertriebene Höflichkeit des alten Schlicht S. 344: »Indem er ſich dachte, daß Jemand ſo frech ſein könnte, ihm dies zu läugnen, ſtieß er mit dem Stock ſo heftig gegen das Pflaſter und ſchnitt ſo wilde Geſichter, daß ein Paar ſpielende Kinder vor Schrecken zuſammenfuhren, und mit Geſchrei in die Häuſer liefen«, Beiſpiele, die nur noch mit Wenigem vermehrt werden könnten. Noch weniger hat den Verfaſſer ſeine Virtuoſität zu müßigen Scenen verleitet. In dem ganzen Buche iſt wol kein Parergon, als etwa der Traum im 17. Abſchnitt — denn der alte Stark brauchte wol eine ſolche Anregung nicht, um bei kaltem Blute zu finden, wie viel er von dem erſten Eindruck in Abzug bringen müßte — und die für eine Kaufmannstochter, die ſo gut Beſcheid weiß, vielleicht nicht ganz natürliche Unterredung über die Gemüthsart des Horn S. 187: allein der Traum iſt zu ſchön ausgedacht erzählt, als daß man ihn hinweg wünſchen könnte, und die leztere kleine Abſchweifung ſcheint mehr aus der Luſt entſtanden, einige, wiewol ziemlich triviale, Moralitäten anzubringen. Daſſelbe ließe ſich von dem Kreuzzuge gegen das ſchöne Geſchlecht in der 6. Scene ſagen, wo doch die niedrige Anſicht einen widrigen Eindruck macht.

Dieſe gefälligen und anziehenden Zeichnungen werden durch einen faſt ununterbrochen fortgehenden, höchſt leichten und lebhaften Dialog, und auch in den erzählenden Partieen durch eine Sprache unterſtüzt, die faſt durchaus dem Dargeſtellten gleichſam angegoſſen iſt. Es kann wol nicht leicht ein trefflicherer Dialog in dieſer Gattung gefunden werden, als z. B. in der 20. Scene das Geſpräch beim Thee über die Heirath des alten Hageſtolzen, und das in der 31. zwiſchen der Doktorin und Madame Lyk. Möchten doch unſere Schauſpieldichter dieſen Dialog, der ſchon wie er daſteht faſt ganz dramatiſch iſt, recht fleißig ſtudiren, möchten wir doch bei allen Familienunterhaltungen ſo frei von Langerweile bleiben als bei dieſem! Höchſt ſelten erlaubt der Verfaſſer ſeinen Perſonen eine müßige Geſchwätzigkeit wie S. 154 der wunderliche alte liebe böſe Mann der u. ſ. w. und am Ende der 18. Scene von S. 195 an, wo auch der Doktor etwas aus ſeinem Charakter zu fallen ſcheint. Die Sprache iſt ganz aus dem Leben herausgegriffen, und dieſer Ton auch in der Erzählung trefflich gehalten. Die wenigen Bilder ſind faſt alle neu und natürlich und größtentheils aufgeſpart, um einer Scene einen pikanten Schluß zu geben. So S. 173: »Das einzige, was ihn noch innerlich ärgerte, war der Umſtand, daß an einer Waare, die doch tiefer hinein ein ſo gutes und feines Geſpinnſt zeigte, grade das Schauende ſo ſchlecht ſein müßte.« Eben ſo nach dem Traum S. 183 »doch hatten wirklich die aufgeſtiegenen Dünſte ſeinen Horizont getrübt und Sonnenaufgang war daher nicht ganz ſo heiter, als man bei Sonnenuntergang hätte erwarten ſollen.« Einzelne Ausdrücke, die vielleicht nur provinziell ſind z. B. ausſchnauben, und »er ſchoß ihr das Blatt«, Konſtruktionen, die ſich beſtreiten ließen, als: »es verdroß ihn auf den Sohn«, »es iſt kein Weib auf Erden, womit der Vater glücklicher leben könnte«, hie und da um etwas gekünſtelte und ſteife Wendung, als »die mit der beſchwerlichen Waare ihrer erwachſenen Töchter auf einen ſo reichen Erben — etwa ein Auge haben möchten« (sic), dies ſind kleine Flecken, die man außerdem gar nicht wahrnehmen würde. Worüber ſich Recenſent in Abſicht auf die Sprache am meiſten gewundert hat, das ſind die faſt unzähligen hexametriſchen Anfänge und Schlüſſe, ja eine große Menge ganz vollſtändiger Hexameter und gar nicht von den ſchlechteſten. Man darf in der That nur aufſchlagen. S. 155 Eine Falſche, denn nicht ſie hatte den Hang zur Verſchwendung. S. 143 Mir raſch über den Hals; ich will nur gleich in den Laden. S. 38 Mich der Verachtung, dem Spott, dem bitterſten Hohngelächter. S. 64 Nun, Sie ſehn denn wol ſelbſt, es iſt unmöglich, unmöglich. S. 236 folgen gar zwei unmittelbar auf einander: Ich für mein Theil verſtehe kein Wort, die Frau kommt am frühen Morgen gegangen und reißt mich aus meinen Geſchäften, ich denke.« — Eben ſo S. 268. Aber ich wußte ja nicht, mein Herr Doktor, ich wußte ſo wenig als der Herr Stark. So wußten ſie doch dies, daß Sie nicht wußten. Recenſent wollte ſich anheiſchig machen, dieſes Verzeichniß um das Zehnfache zu vermehren, und wäre neugierig zu wiſſen, ob hierbei Mangel an Gehör, oder eine neue bisher unerhörte Theorie von dem proſaiſchen Rhythmus zu Grunde läge.

De Platonis Phaedro.

Inclutae societatis Jenensis auctoritate scripsit Astius accessit epistola Eichstadii. Jena 1801.*)

[12. April 1802.]

Die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche der Leſer des platoniſchen Geſprächs, das den Gegenſtand dieſer Abhandlung ausmacht, ſo häufig antrifft, eine Erwartung mit welcher Recenſent die Schrift in die Hand nahm, iſt nicht des Verfaſſers Abſicht geweſen. Man kann es ihm nicht zum Vorwurf machen, daß er ſich auf die in dieſem Werke ſo häufigen Corruptelen des Textes nicht eingelaſſen hat; denn die Conjecturalkritik iſt ſo ſehr das Leichteſte und das Schwerſte im Gebiete der Philologie, daß nicht von jedem verlangt werden kann, er ſolle ſich damit befaſſen; auch iſt der einzige Verſuch dieſer Art, den Aſt beiläufig gemacht hat, indem er eine Heindorfiſche Emendation emendirt, eben nicht gelungen. Daß aber einen jungen Mann, der ſich ſonſt ſchon als Philologen angekündigt hat, der es auch hier wieder thut und dem man philologiſchen Geiſt gar nicht abſprechen kann, der Phädrus nicht überhaupt philologiſcher afficirt hat, ſondern daß er auch da, wo ihn ſeine Unterſuchungen auf Stellen dieſer Art hinführten, die Schwierigkeiten der Interpretation, und die ſich aufdringenden hiſtoriſchen Aufgaben ruhig bei Seite liegen läßt, das iſt billig zu verwundern. Der eigentliche Inhalt dieſer Abhandlung ſind künſtleriſche und philoſophiſche Unterſuchungen über die Form und den Stoff des platoniſchen Phädrus; am meiſten philologiſch behandelt iſt noch eine durch das Ganze ſich hindurchziehende Vergleichung dieſes Dialogs mit dem horaziſchen Briefe an die Piſonen. Dieſer Gedanke iſt ſchon vor dem Verfaſſer von einem andern Gelehrten in einer beſonderen Commentation ausgeführt worden, ein Umſtand den Aſt nicht verſchweigt, aber ſich doch die unabhängige Erfindung deſſelben zueignet. Die redlichſten Philologen legen ſich über ſolche Dinge das ſtrengere Geſetz des Stillſchweigens auf, und folgen der Maxime, daß der Leſer nur den älteſten Aufzeichner als Erfinder kennen darf, und daß jeder Andere ſich mit ſeinem eignen Bewußtſein zu begnügen hat. Dies würde auch Aſt vortheilhafter geweſen ſein, ſelbſt wenn man von dem niedrigſten Standpunkt ausgeht, daß er in dieſer Abhandlung nur ein specimen eruditionis habe liefern wollen. Denn wenn man auch ſeiner Verſicherung glaubt, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſo hat es doch das Anſehen einer Dürftigkeit und eines verdächtigen Beſtrebens durch die bloße Menge des Zuſammengetragenen etwas gelten zu wollen. Er hätte ſich begnügen müſſen, den Leſern ſein Verdienſt um dieſe Anſicht nur aus dem einleuchtend zu machen,' was in jener Commentation noch nicht enthalten war. Wieviel deſſen iſt, muß Recenſent, der die Schreiteriſche Abhandlung nicht zur Hand hat, unentſchieden laſſen; das Ganze iſt von keiner Bedeutung, da die Aehnlichkeit ſich überall nur ſehr im Allgemeinen hält. Indeſſen hat die Vergleichung eine intereſſante Unterſuchung herbeigeführt über die Mimen bei Griechen und Römern, inſofern ſie gewiſſermaßen Quellen der Manier des Platon und Horatius geweſen ſind. Nur daß auch dieſe in dem Umfange, wie ſie hier wenigſtens angelegt iſt, nicht hierher gehört und der Verfaſſer ſie lieber hätte abſondern ſollen, wo er ſie dann auch weiter hätte ausführen können. Ueberhaupt würde der Verfaſſer beſſer gethan haben, die verſchiedenen Abhandlungen, aus denen das Ganze entſtanden iſt, nicht ineinander zu arbeiten. Man ſollte, weil das Gebiet der Philologie ſo unendlich iſt, und ihr ganzes Gedeihen darauf beruht, daß jeder Theil je länger je mehr mit Genauigkeit und Vollſtändigkeit durchgearbeitet werde, auch billig darauf ſehen,' ſo wenig als möglich ungleichartige Dinge ſelbſt in kleinen Schriften untereinander zu werfen. Nur auf dieſem Wege, und indem man das Alte in zweckmäßig nach demſelben Geſetz veranſtaltete Sammlungen bringt, kann man endlich dahin kommen, Jedem mit Fug und Recht zuzumuthen, daß er alles kennen müſſe, was über den Gegenſtand, den er bearbeitet, geſagt iſt. Männer, welche auf junge Philologen während ihrer Bildungsjahre einen bedeutenden Einfluß haben, ſollten ihn doch vornehmlich anwenden, um ſie ſchon mit ihren erſten Verſuchen in dieſen Weg hineinzuleiten. Die Ahndung, welche die Kritik über die Verletzung dieſer Regel zu verhängen hat, beſteht darin, von ſolchen fremdartigen Abſchweifungen, wie gut ſie auch ſein mögen, keine Notiz zu nehmen. Was übrigens die Vorbilder oder Vorgänger des Platon ſowol in den Sachen als in ſeiner Manier betrifft, ſo ſcheint doch der Verfaſſer manches ohne hinreichende eigene Prüfung niedergeſchrieben zu haben. Daß er dem Sophron vieles verdankt, müſſen wir freilich glauben, weil das Gewicht der Zeugniſſe zu groß iſt, daſſelbe aber vom Epicharmos anzunehmen, dazu haben uns die darüber vorhandenen Stellen niemals bewegen können. Daß ſich aber Aſt die Dialogen des Zenon auch mimiſch, wenn auch gröber und ſillenartiger denkt als die Platoniſchen, dies iſt wol eine Conjectur und zwar eine höchſt unwahrſcheinliche, denn die Stelle Athen. 11, 15 möchte, wer dieſen Schriftſteller kennt, ſchwerlich ſo auslegen. Noch mögen die Zenoniſchen Dialogen wol in ihrer Art geweſen ſein, aber die Art war gewiß rein dialektiſch, dem Parmenides des Platon ähnlicher als irgend einem ſeiner andern Werke.

---

*) Erlanger Litteraturzeitung 1802, Band I. [Nr. 30] S. 233–240.

Mit ſeinen Unterſuchungen über die Form des Phädros iſt der Verfaſſer vornehmlich bei dem Dramatiſchen darin, der Aehnlichkeit mit der alten Komödie ſtehen geblieben. Wie er dieſe aus den jugendlichen dramatiſchen Verſuchen des Platon ableiten kann, iſt nicht recht zu erklären, da dieſe überall als tragiſch angegeben werden. Auch würde es dem Platon zu keiner großen Ehre gereichen, wenn er die Form ſeiner Werke nur nach einem ſo zufälligen Grunde beſtimmt hätte, und der Verfaſſer, der überall von den Principien der idealiſtiſchen Philoſophie ausgeht, und dieſe ſo gern dem Platon zuſchreibt, hätte den wahren und noch lange nicht nach ſeinem ganzen Umfange erkannten und angewendeten Saz, daß am Ende das philoſophiſche Syſtem eines Jeden von ſeinem Charakter abhängt, ſehr füglich zur Erklärung dieſer Form für Platons lebendige Darſtellungen gebrauchen können. Eben ſo wenig möchte es gegründet ſein, daß der Phädrus dramatiſcher iſt als andere Platoniſche Dialogen. Beſtimmtheit der Scene und der Charaktere findet man faſt überall, ob der Dialog mittelbar oder unmittelbar vorgetragen wird, ſollte dem Verfaſſer, der ja überall den neuen Anſichten über Poeſie folgt, eine nicht entſcheidende Kleinigkeit ſein; komiſches Salz und mimiſche Virtuoſität findet ſich im Protagoras, Charmides und anderen weit mehr, und die Vergleichung der in den Phädrus verflochtenen Reden mit den choriſchen Epiſodien möchte wol nicht Stich halten. Wie Aſt in den Worten des Phädrus Bip. S. 298. *ἵνα δὲ μὴ τὸ τῶν κωμῳδῶν φορτικὸν πρᾶγμα ἀναγκασθῶμεν ποιεῖν, ἀνταποδιδόντες ἀλλήλοις, εὐλαβήθητι* u. ſ. w. eine Andeutung über Platons formelle Abſicht bei dieſen beiden Reden finden will, iſt nicht zu begreifen, da die rechte Beziehung gleich aus den folgenden Worten erhellt. Aſt muß die Stelle, als er dies ſchrieb, gar nicht im Zuſammenhange gegenwärtig geweſen ſein. Der Ausdruck *παλινῳδία* beweiſet eben ſo wenig. Der aus der dramatiſcheren Form hergenommene Grund, den Phädrus für Platons erſtes Werk zu halten, fällt alſo weg, auch die andern vom Verfaſſer angeführten ſind unzureichend. Euripides wird gar nicht ſo beſtimmt als lebend angeführt; denn in derſelben Stelle wird vom Perikles eben ſo geſprochen, der an einem andern Orte ganz beſtimmt als todt angeführt wird. Auch die Art wie Iſokrates vorkommt, beweiſe nur, wann der Dialog ſpielt, nicht wann er geſchrieben iſt. Recenſent iſt in der Sache ganz Aſt's Meinung; aber aus andern Gründen, gegen welche die Anekdote vom Lyſis im Diogenes wol nicht aufkommen möchte. Den Tadel des Dionyſios gegen die Diction im Phädrus hat Aſt auch etwas ſchief widerlegt; er tadelt nicht, daß Platon die Muſen anruft, ſondern nur, daß er es in einem ſolchen Stil thut.

Was nun den Inhalt betrifft, ſo kann ſich Recenſent auch nicht enthalten, den gänzlichen Mangel hiſtoriſcher Unterſuchungen zu beklagen, deren über den Beweis von der Unſterblichkeit der Seele (eine beiläufige Hinweiſung auf die Pythagoreiſche Definition von der Seele *ἀριθμὸς αὑτὸν κινῶν* iſt das Einzige, was von dieſer Art vorkommt), über die Philoſopheme vom Schönen, und über den Mythos, in welchen ſie eingekleidet ſind, ſo viele und ſehr intereſſante anzuſtellen geweſen wären, mit denen der Verfaſſer doch ebenſo weit hätte kommen können, als mit jener über die Sillen und Mimen. Allein dieſer Theil der Schrift iſt noch weniger kritiſch als der vorige, und das Hauptbeſtreben des Verfaſſers geht nur dahin die Gedanken des Platon aus der idealiſtiſchen Philoſophie zu erläutern. Dies iſt an ſich ſehr lobenswerth; denn es iſt in vieler Hinſicht die beſte Art über einen alten Weiſen an die Zeitgenoſſen zu berichten, wenn man ihnen ſein Verhältniß zu der ihnen eigenthümlichen oder geläufigen philoſophiſchen Denkart und Anſicht anzugeben weiß, es entſteht daraus eine philoſophiſche Ueberſezung, ſowie die in die Mutterſprache eine grammatiſche, nur muß ſie mit der gehörigen Tiefe und Gründlichkeit gemacht ſein, und muß Ueberſezung bleiben, ohne daß ein fremder Sinn in die überſezten Stellen hineingetragen werde. Dieſe Klippe hat Aſt wol nicht immer glücklich vermieden, ſondern ſich vielleicht durch den Wunſch, ſeinen Schriftſteller idealiſtiſch zu finden, vielleicht auch durch zu zeitiges Ermüden in ſeinen Forſchungen verleiten laſſen, den Platon zu mißverſtehen, und ganz falſch zu interpretiren. So ſagt Pl. gar nicht, die Seele ſei nil nisi τὸ αὐτὸ κινοῦν; er hat es nicht für eine vollſtändige Realdefinition gegeben, und das die ganze Sache verändernde nil nisi iſt rein hinzugefügt. Dies erhellt nicht nur aus dem ganzen Zuſammenhange ſelbſt, ſondern auch ſchon blindlings für jeden, der mit der alten Philoſophie bekannt iſt, aus der Beziehung auf die alte Frage über die ἀρχὴ κινήσεως. Hiemit fällt die idealiſtiſche Anſicht von der Seele ganz weg. Etwas Aehnliches iſt beim Begriff der Schönheit begegnet. Man würde den Platon unrecht beſchuldigen, wenn man ſagte er hätte dieſen mit dem Begriff des Guten verwechſelt. Hier im Phädrus wenigſtens wird die Schönheit von Allem, was Plato zum Guten rechnet, hinlänglich unterſchieden — man ſehe nur die Stelle Bip. S. 328. δικαιοσύνης μὲν οὖν καὶ σωφροσύνης, καὶ ὅσα ἄλλα τίμια ψυχαῖς, οὐκ ἔνεστι φέγγος οὐδὲν — — κάλλος δὲ κ. τ. λ. — Eben ſo wenig aber hat ſich Platon dabei die freie Uebereinſtimmung des Geiſtigen und Sinnlichen ſo deutlich gedacht, (ſondern vielmehr etwas noch idealiſtiſcheres, nämlich die ſymboliſche Darſtellung des erſteren durch das leztere) als Aſt beweiſen will, und noch weniger erhellt dies aus den Stellen, die er zu dieſem Behuf anführt, vielmehr ſind ſeine Auslegungen auch hier größtentheils unſtatthaft. Zuerſt iſt es ganz unrichtig, daß er das gutartige Pferd mit dem Schillerſchen Formtrieb, das bösartige mit dem Sachtriebe übereinſtimmend findet, wodurch das ganze Verhältniß verändert wird, und noch ärger iſt, daß nach ſeiner Darſtellung, wiewol dies nicht ausdrücklich geſagt wird, der ἡνίοχος die productive Einbildungskraft ſein möchte. Ferner würden, wenn dies nun Platons Meinung wäre, die Götter zur Hervorbringung des Schönen gänzlich unfähig ſein, denn Platon ſpricht ihnen das böſe Pferd, alſo den Sachtrieb, das eine unentbehrliche Element des Schönen, ganz ab, und ſchreibt ihnen zwei gutartige zu. Eben ſo widerſprechend iſt endlich die Deutung von der Abſtammung des Eros vom Poros und der Penia. Denn wenn der Poros jene rerum appetitio iſt, ſo kann er dem vorigen zufolge kein Gott ſein, vielmehr wäre die Penia, welche den Formtrieb vorſtellen ſoll (wie höchſt erzwungen dies iſt, darf gar nicht erſt geſagt werden) göttlicher Herkunft, dieſe aber heißt dem Platon die menſchliche Natur. Der wahre Sinn dieſes Mythos liegt weit näher, und wird wol von keinem unbefangenen Leſer verfehlt werden. Es iſt zu beſorgen, daß durch dieſen ganzen Abſchnitt, welcher die Ideen von der Begeiſterung, von der Schönheit und von der Liebe erläutern ſoll, die Kenntniß des Platon um nichts weiter gebracht, ſondern vielmehr die Leſer zu der Vergleichung ſeiner mit der neueſten Philoſophie auf einen ganz falſchen Weg gebracht hat. Bei dieſer Befangenheit und dieſem großen Streben ſeine eigenen Ideen im Platon zu finden, iſt es zu verwundern, daß der Verfaſſer der Gefahr glücklich entgangen iſt, in dem mythiſchen Theile des Werkes ähnlichen Deutungen zu Liebe, das, was bloß zur Darſtellung gehört, mit zum philoſophiſchen Gehalte zu rechnen, wozu es an Gelegenheit wahrlich nicht fehlt. Allein hier zeigt er ſich ſehr mäßig und behutſam. Denn daß er in dem Vorrange, den Platon dem Zeus vor andern Göttern einräumt, eine Hinweiſung auf den Primat der Philoſophie und der philoſophiſchen Geſinnung findet, iſt gewiß kein Mißgriff. Nur daß Aſt wieder nach ſeiner Art einen unplatoniſchen Grund unterſchiebt, nämlich, weil ſie ſich mit Erforſchung der Natur des Schönen beſchäftigt, welches Aſt nun einmal über Alles ſezt. Nicht nur findet ſich davon in den Aeußerungen des Platon, dem die Philoſophie das *βασιλικὸν* und *ἡγεμονικὸν* iſt, gar keine Spur, ſondern es iſt auch nicht idealiſtiſch das Reflektiren ſo hoch zu ſtellen. Eben ſo iſt der *τόπος ὑπερουράνιος* weniger idealiſtiſch als billig erklärt. Platon hat dabei wol nicht an *totius mundi omniumque rerum universitatem* gedacht, welche vielmehr im Himmel ſelbſt gänzlich beſchloſſen iſt, ſondern an das Abſolute, welches außer allem Gebiete des Individuellen und Endlichen liegt. — Der lezte Theil des Inhalts, der in Betrachtung gezogen wird, iſt nun das, was Platon über die Beredſamkeit ſagt, und Aſt's Behandlung dieſes Gegenſtandes hat Rec. nicht mehr genügt als das Vorige. Aſt iſt darauf ausgegangen die Beredſamkeit als ſchöne Kunſt darzuſtellen und zu rechtfertigen. Was er zu dieſem Behuf auch gegen Kant vorbringt, iſt zum Theil ſehr wahr; aber es iſt nicht das, was Platon ſagt, und es bezieht ſich gar nicht darauf. Platon verſteht unter *ψυχαγωγία* keinesweges nur die Erregung und Beſänftigung des Gemüths, ſondern die künſtliche Hervorbringung von Meinungen und Urtheilen, wie man aus der ganzen Stelle, Bip. S. 353 ſq. deutlich ſieht; auch ſieht man aus dem ganzen Streben ſie von der Dialektik abhängig zu machen, daß Platon eben einſchärfen will, es ſei nicht genug ſie als eine ſchöne Kunſt der Sprache zu behandeln ſondern ſie ſei ihrem

Weſen nach eine logiſche Kunſt, welche dann freilich nach Belieben der Wahrheit oder auch nicht der Wahrheit dienen kann. Auf eine wunderbare Art ſcheint der Verfaſſer dieſes Verhältniß der Beredſamkeit zur Dialektik ganz überſehen und daher das mehreſte dogmatiſche in dieſem Theile des Werkes mißverſtanden zu haben. Die von ihm S. 129 angeführte Stelle Bip. X, S. 361 geht keinesweges auf die Compoſition der Rede auf das Beharren bei einem und demſelben Argument, ſondern auf das richtige Auffinden eines beſtimmten Begriffs, unter welchem der Gegenſtand dem jedesmaligen Entzweck gemäß dargeſtellt werden ſoll. Eben ſo ſagt Socrates nicht von der Kunſt zu ſchreiben und zu disputiren, daß man ſie nur um der Götter willen üben müſſe: ſondern von der ihr zum Grunde liegenden Wiſſenſchaft von der Natur und der Beſchaffenheit der Seele. Von dem was im Phädrus hiſtoriſch und polemiſch über die Redekunſt vorkommt, und worüber mancherlei Aufſchlüſſe und Vermuthungen hätten gegeben werden können, iſt ebenfalls gar nicht die Rede.

Recenſent ſchließt hier ſeine Bemerkungen über den Inhalt dieſer Schrift ohne weiteren Zuſaz, weil er es, ſo oft auch dieſer vornehme Ton gegen junge Gelehrte angeſtimmt wird, für anmaßend und nicht zur Kritik einer Schrift gehörig anſieht, dem Verfaſſer über dieſelbe hinaus gute Lehren zu geben, die er ſich, wenn er die Gründlichkeit des Urtheils einſieht, ſelbſt daraus abziehen kann. Ueberdies hat Aſt ſeine Aufgabe ſo unbeſtimmt ausgedrückt, daß man nicht erwarten kann, er hätte billig dies oder jenes beibringen ſollen, was er übergangen hat, und in dieſer Unbeſtimmtheit achtet Recenſent die Beſcheidenheit, welche ſich nicht zutraut irgend etwas auf den erſten Wurf gleich zu erſchöpfen. Iſt nun auch in dem was er wirklich geſagt manches verfehlt: ſo kommt dies daher, weil die Aufgabe in allen ihren Theilen ſehr ſchwierig iſt und ein ſehr genaues und kritiſches Verfahren erfordert. Und auf dieſe Kunſt läßt ſich gar ſehr anwenden, was Sokrates im Phädrus von der Beredſamkeit ſagt: *εἰ μέν σοι ὑπάρχει φύσει ῥητορικῷ εἶναι, ἔσει ῥήτωρ ἐλλόγιμος, προσλαβὼν ἐπιστήμην τε καὶ μελέτην· ὅτου δ' ἂν ἐλλίπῃς τούτων, ταύτῃ ἀτελὴς ἔσῃ.* In ſeinen Deduktionen hat der Verfaſſer eine gute Bekanntſchaft mit der Philoſophie zu Tage gelegt; nur iſt es zu bewundern, daß er ſich in der Theorie des Kunſt- und Schönheits-Sinnes ſo oft bei den Schilleriſchen Ideen, denen man doch das Unreife und Schwankende ſo leicht abmerkt, hat beruhigen können. In ſeinen Citaten liegt eine anſehnliche Beleſenheit, vielleicht nur zu freigebig dokumentirt. Man könnte es gegen den guten Geſchmack und gegen die Würde des Gegenſtandes finden in einer Abhandlung über ein Werk des Platon, den Ariſtoteles und Hrn. Eberhard, den Plutarch und Jean Paul, den Cicero und Hrn. Jeniſch friedlich neben einander zu ſtellen. Ueber die Schreibart wäre im Einzelnen manches zu ſagen. In einigen Stellen iſt es recht bewundernswerth, wie glücklich er die modernen Vorſtellungen in die lateiniſche

Sprache hineingeſchwärzt hat; in andern nimmt ſich das Teutſche, welches er dann wieder ſehr unbefangen in den Text hineingeſezt hat, wenn es ſich nicht lateiniſch zwingen ließ, ganz wunderlich aus; doch findet man im Ganzen mehr Klarheit als ſich erwarten ließ. Die Vorrede, welche in ſolchen Abhandlungen der eigentliche Siz der ſchönen Latinität zu ſein pflegt, lieſt ſich ganz angenehm bis auf einige kleine Verſtöße gegen die Regeln des Wohlklangs im Periodenbau.

Herr HR. Eichſtädt reinigt ſich in der mit ſeiner bekannten Zierlichkeit geſchriebenen begleitenden Epiſtel zuvörderſt von aller Theilnahme an Aſt's Anwendung der neueſten Philoſophie, mit der er jedoch ganz ſäuberlich verfährt — auf den Platon; dann führt er den Unterſchied der verſchiedenen Mimen — und auch den zwiſchen Horaz Epiſteln und ſeinen Satyren weiter aus, wobei ſehr ſchöne Bemerkungen vorkommen, auf welche ſich aber Recenſent ſeinem oben aufgeſtellten Grundſaz gemäß nicht weiter einläßt. Vom Phädrus iſt in dieſer Epiſtel gar nicht die Rede.

F. W. J. Schelling.

Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums. 1803.*)

[21. April 1804].

In der neueren Philoſophie iſt es nicht ſelten, daß auch da, wo es nur auf Darſtellung eines beſtimmten Theiles angeſehen iſt, auch die erſten Grundzüge des ganzen Syſtems in verſchiedenen Formen wiederholt werden, wie z. B. Fichte in den Einleitungen zum Naturrecht und zur Sittenlehre mehr vielleicht für dieſen Zweck geleiſtet hat als in dieſen Werken ſelbſt für die Wiſſenſchaften, denen ſie gewidmet. Eben ſo werden wol die Mehreſten erwarten, auch in dieſer Schrift, wiewol ſie einen ganz exoteriſchen Zweck ankündiget, die erſten Grundzüge von der Philoſophie ihres Urhebers wieder neu und eigen dargeſtellt zu finden. Auch kann es wol ſein, daß Mancher ſie hier anſchaulicher erblickt, und von ihrer Gattung richtigere Vorſtellungen erhält, als anderwärts. Indeß kann dieſe nur zufällige Seite des Werkes hier nicht zum Gegenſtand der Beurtheilung gemacht werden, da das Weſentliche derſelben die ganze Aufmerkſamkeit deſſen auf ſich zieht, dem das Syſtem ſelbſt, über welches doch hier ſo gelegentlich nicht kann geſprochen werden, nicht mehr fremd iſt.

---

*) Jenaiſche Litteraturzeitung 1804 Bd. 1. [No. 96. 97]. S. 137—151.

Daher ſei nur im Vorbeigehen die Erörterung über das Urwiſſen in der erſten Vorleſung und über die Art, wie die Identität des Idealen und Realen der Philoſophie zum Grunde gelegt wird, denen zur Beherzigung empfohlen, welche bis jezt das Schellingiſche Syſtem auf mancherlei Art mißverſtanden haben. Ferner, was beſonders in der ſechſten Vorleſung von der Philoſophie ſelbſt geſagt wird, zumal die Hinweiſung auf die Technik und die Poeſie in ihr. Man könnte behaupten, dieſes beides anzuerkennen ſei der Prüfſtein des wahren Philoſophirens. Denn daß derjenige immer unreif bleiben wird, der für ſein philoſophiſches Beſtreben die Technik verſchmäht, iſt für ſich klar. Eben ſo gewiß aber iſt auch, daß wer das poetiſche Element in der Speculation nicht anerkennt, ſich mit aller Dialektik immer im Leeren herumtreibt; und es wird immer nöthiger dieſes recht ins Licht zu ſezen, zumal jezt von einer ſich etwas ins myſteriöſe zurückziehenden Erneuerung eines Syſtems die Rede iſt, deſſen Hauptfehler eben darin liegen möchte, daß es über das poetiſche Element, obwol es ihm nicht fremd iſt, nie zum rechten Bewußtſein gekommen iſt. Nicht minder vortrefflich iſt das in der fünften Vorleſung über die Mehrheit der Formen in der Philoſophie; merkwürdig, weil es das erſtemal ſein möchte, daß die Sicherheit zu welcher die Philoſophie ſeit ihrer Erneuerung unter uns gediehen iſt, ſich in einer ſolchen Liberalität offenbart.

Was nun aber das Weſentliche der vorliegenden Schrift angeht, zu dem wir uns mit Uebergehung alles Einzelnen hinwenden, ſo beſteht es in der Verbindung zweier Endzwecke, des in der Ueberſchrift angekündigten, und des weit höheren und wichtigeren, ein Syſtem aller Erkenntniſſe und ihres Zuſammenhanges wenigſtens im Umriß aufzuſtellen. An ſich kann allerdings von demjenigen, der nur auf irgend eine Art über das erſtere reden will, nicht verlangt werden, daß er ſich auch mit dem lezteren befaſſe, da das akademiſche Studium weder ein ſolches Ganzes der Wiſſenſchaften umſpannt, noch auch, was es davon wirklich in ſich begreift, nach einem rein wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkte geſondert und geordnet iſt. Wie denn auch unſere bisherigen ſogenannten Encyklopädien, ohne von einer ſolchen Idee geleitet zu ſein, ſich immer nur empiriſch über das Einzelne verbreitet haben. Ein wiſſenſchaftlicher Bearbeiter dieſes Gegenſtandes aber kann wenigſtens die Vergleichung nicht umgehen, und wenn wol Jeder darin mit Herrn Schelling übereinſtimmen wird, daß auch die äußeren Organiſationen zum Behuf der realen Wiſſenſchaften ein getreuer Abdruck ihres inneren und natürlichen organiſchen Zuſammenhanges ſein ſollten, wenn gleich bis jezt noch die trübe Miſchung verſchiedenartiger Elemente das freie Entwickeln der wahren äußeren Geſtaltung verhindert: ſo wird ſich gewiß auch Jeder freuen, daß der Grundſaz auch in dem, was ſie ſind, die unvollkommenen Spuren deſſen, was ſie ſein ſollen, aufzuſuchen, den Verfaſſer beſtimmt hat, in dieſen Vorleſungen auf das

Syſtem der Erkenntniſſe ſelbſt zurückzugeben. Denn ein ſolches aufzuſtellen iſt eine unnachläßliche Forderung an jede Philoſophie, und die Art, wie ſie dabei ſich ſelbſt wenigſtens genügt, und nach ihren eignen Grundſätzen etwas mit ihnen und mit ſich ſelbſt übereinſtimmendes zu Stande bringt, iſt gleichſam die äußere Probe ihrer innern Wahrheit und Haltbarkeit; und ſchon daß Herr Schelling ſich dieſes ausdrücklich zur Pflicht macht, und die Aufgabe als nothwendig anerkennt, ſticht ſehr vortheilhaft ab gegen die Art, wie Kant und Fichte ihre ähnlichen Verſuche angeſtellt haben. Was die Art und Weiſe betrifft, ſo entſchuldigt er ſich zwar, daß in dieſer Verbindung das Syſtem der Erkenntniſſe nicht aus den höchſten Principien auf die ſtrengſte Art abgeleitet erſcheinen könne; indeß kann dieſes der Richtigkeit und Vollſtändigkeit der Umriſſe nicht ſchaden, und ſo würden ſich Kenner leicht die Principien zu dieſem eſoteriſchen Theile des Buches ergänzen, wenn auch der Verfaſſer nicht, wie es doch ſcheint, gerade in dieſer Hinſicht mehr geleiſtet hätte als verſprochen.

In der Hauptſtelle nun zur Conſtruction des Syſtems der Erkenntniſſe S. 153 ff. erklärt er ſich im Weſentlichen ſo: Die Philoſophie ſei nur die ideale Darſtellung des Urwiſſens, die reale ſei alles andere Wiſſen zuſammengenommen, in welchem aber Abſonderung und Trennung herrſche, und welches nur in der Gattung, und auch in dieſer nur im unendlichen Progreß real Eins werden könne. Jedes ſucceſſive Realwerden einer Idee ſei Geſchichte, ſo daß die realen Wiſſenſchaften eigentlich die hiſtoriſche Seite der Offenbarung des Urwiſſens ſein, und alſo nach demſelben Typus müßten organiſirt ſein, den man auch in der Philoſophie findet. Dieſe Beſtimmung der Conſtructionsmethode iſt ſo ſehr aus den erſten Prinzipien, daß, wer auch nur die erſte Vorleſung verſtanden hat, ſich den ganzen Zuſammenhang leicht darſtellen kann. Weiter heißt es, jede Geſchichte gehe auf Realiſirung von äußeren Organismen, als Ausdruck von Ideen, daher habe auch das Wiſſen, von ſeiner hiſtoriſchen Seite angeſehen, das nothwendige Streben, ſich eine objective Erſcheinung oder äußere Exiſtenz zu geben. Der allgemeinſte dieſer Organismen, oder idealen Produkte, durch welche ſich das Handeln als objectiv gewordenes Wiſſen äußerlich ausdrückt, ſei der Staat. Dieſer alſo begreife nothwendig einen eigenen äußeren Organismus für das Wiſſen als ſolches in ſich, und in ſofern auf dieſe Art die Wiſſenſchaften durch den Staat, oder in Bezug auf ihn Objectivität erhalten, heißen ſie poſitive, und die Verbindungen für ſie, weil ſie durch dieſe objective Exiſtenz eine Macht werden, Facultäten. Dieſes iſt alſo das Princip der Conſtruction für die äußere Organiſation der Wiſſenſchaften, welcher auch die akademiſchen Formen entſprechen ſollen; aber hier geſteht Recenſent, daß er die Bündigkeit der Fortſchreitung, und die eines Mannes wie Schelling würdige Tüchtigkeit in der Form durchaus vermißt. Denn ſolche noch anderwärts, auch in Beziehung auf das Poſitive wiederholten, eigentlich der moraliſchen Interpretation auf ein Haar ähnlichen Spiele mit gefälligen Formen und Benennungen, um auch in ihnen einen Ausdruck von Ideen zu finden, und ſolche loſe Deductionen, dächten wir, überließen wir, ſchon verdrießlich genug, wenn Fichte ſie bisweilen gebrauchen will, lieber ganz den ſpäteren Arbeiten des nun verewigten Kant, zumal ſolchen nur dem Alter zu verzeihenden, wie der Streit der Facultäten, deſſen doch der Verfaſſer aus Achtung für den Veteran lieber gar nicht hätte erwähnen ſollen. Was zuerſt unter dem ſpielenden und im Zuſammenhange keine genaue Zerlegung vertragenden Ausdruck zu denken iſt, alle Geſchichte gehe auf Realiſirung von äußeren Organismen, dieſes erklärt ſich noch aus der andern angeführten Stelle vom Objectivwerden des Wiſſens durch Handeln, und von des lezteren Ausdruck durch ideale Produkte. Auch iſt anderwärts her bekannt, in wiefern Herr Schelling den Staat für eine alles geſellige umfaſſende Form hält, und aus dieſer Vorausſezung muß dann freilich geſagt werden, daß auch die äußeren Organiſationen des Wiſſens in ihm begriffen ſind. Allein wenn dieſes in ihm begriffen ſein hernach mit dem durch ihn und in Beziehung auf ihn ſein und zur Macht durch ihn werden, für Eins genommen wird: ſo iſt das faſt eine unbegreifliche Verwechſelung, beſonders wenn man dazu nimmt, daß der Verfaſſer ſelbſt von dem Poſitiveren im lezteren Sinne ſagt, es gehe nur auf dasjenige unter dem realen Wiſſen, was zu wiſſen im Staat und für ſeine Zwecke Pflicht iſt. So iſt es auch. Dieſe durch den Staat und für ihn vorhandenen äußeren Organismen gehen nicht auf das Wiſſen als ſolches, ſondern nur als Theorie, und zwar im trüben Sinne einer für ihn unentbehrlichen, empiriſchen Praxis. Wie können ſie alſo einerlei ſein, oder auf einerlei Weiſe conſtruirt werden mit jenen äußeren Organiſationen, welche unmittelbar auf das Wiſſen ſelbſt gehen und aus ſeiner Natur als eines ſucceſſiven und hiſtoriſchen nothwendig folgen? Jene erſten hängen in der Wirklichkeit von der beſondern Beſchaffenheit eines jeden Staates ab, und von den Zwecken, welche er ſich wirklich ſezt; denn daraus muß ſich ergeben, was er privilegirt und was er beſchränkt; aber auch in der Idee können ſie nur aus der Conſtruction des Staates, nicht aus der bloßen Natur des Wiſſens als eines realen erkannt werden. Dieſe lezteren hingegen können zwar im Staate ſein, aber ſelbſt nach Herrn Schelling nicht durch und in Bezug auf ihn, da ſie vielmehr Größen gleicher Gattung ſind mit ihm ſelbſt, der ja auch nur ein objectiv gewordenes Wiſſen iſt. Wie könnte er dieſe alſo privilegiren oder beſchränken, da ihm vielmehr obliegt, ſich ſelbſt in Abſicht ihrer zu beſchränken? Will man alſo von dieſen durch die Natur der Sache geforderten Organiſationen das unvollkommene Abbild in der Wirklichkeit ſuchen: ſo findet man es nur in den freien Verbindungen zur ergänzenden Ueberlieferung des hiſtoriſchen Wiſſens, in Anſehung deren auch jene Selbſtbeſchränkungen des Staates, um ſie von ſeinen Zeitverhältniſſen unabhängig zu machen, ſchon hie und da wirklich eingetreten ſind. Die Facultäten hingegen als Macht im Staate folgen ganz aus denſelben Grundlagen, wie alles andere Zunftweſen im weiteren Sinne, alſo garnicht aus der Natur ihres Gegenſtandes. Sonach ſcheint was die erſten Principien betrifft, die eſoteriſche Seite des Buches beſſer ausgeſtattet zu ſein, als die exoteriſche, und dieſe, unter dem edeln Beſtreben, ſie jener zu nähern, in der That etwas gelitten zu haben. Was aber die ſtrenge Ableitung aus den Principien betrifft, bei dieſer ſcheint auch in Abſicht des Syſtems der Erkenntniſſe ſelbſt die Entſchuldigung des Verfaſſers Plaz greifen zu müſſen, indem er eben aus jenem Beſtreben hier nicht den richtigen Weg ſcheint eingeſchlagen und die realen Wiſſenſchaften ſelbſt minder richtig dargeſtellt zu haben, um ſie auch ihrerſeits jenem poſitiven, das er einmal ſeines Schuzes gewürdiget, näher zu rücken. Wir folgen ihm, um dieſes Urtheil zu rechtfertigen, weiter. Der innere Typus der Philoſophie, ſo ſpricht er, nach welchem auch die Organiſation des realen Wiſſens müſſe gebildet ſein, beruhe auf drei Punkten, dem Indifferenzpunkt, in welchem ideale und reale Welt als Eins erblickt werden, und den beiden relativ entgegengeſezten Mittelpunkten dieſer beiden Welten. Diejenige Wiſſenſchaft nun, welche den Indifferenzpunkt objektivire, ſei die Wiſſenſchaft des abſoluten, göttlichen Weſens, die Theologie; diejenige ferner, welche die ideale Seite der Philoſophie für ſich nehme und objectivire, ſei die Geſchichte, und das Poſitive in ihr die Kenntniß der Rechtsformen und ihrer einzelnen Beſtimmungen; endlich diejenige, welche die reale Seite objectivire, ſei die Naturwiſſenſchaft, und das Poſitive in ihr die Medicin. Durch keine von ihnen aber werde die Philoſophie in ihrer Totalität objectivirt, welches nur in der Kunſt geſchehe, die allein eine vollkommene In Eins Bildung des idealen und realen bewirke, für die es aber nichts Poſitives gebe, ſondern nur freie Verbindungen, weil ſie nie durch den Staat weder privilegirt werden könne, noch beſchränkt. Sehr merkwürdig muß es nach einer ſo unumwundenen Erklärung über das Poſitive erſcheinen, daß in Abſicht der Theologie ſich bloß darauf berufen wird, es werde allgemein angenommen, ſie enthalte etwas poſitives. Denn einſehen läßt ſich doch ſchwerlich, wie die Wiſſenſchaft des abſoluten göttlichen Weſens kann durch den Staat objective Exiſtenz und äußere Erſcheinung bekommen. Auch fehlt es eben deshalb ganz an einer beſtimmten Unterſcheidung des Poſitiven in dieſer Wiſſenſchaft von dem rein hiſtoriſchen und realen. Aber wie ſteht es denn ſelbſt um dieſes reale und rein hiſtoriſche in der Theologie? Was am Ende der achten Vorleſung von einer wahrhaft hiſtoriſchen Wiſſenſchaft der Theologie geſagt wird, und bloß darauf beruht, daß das Chriſtenthum als hiſtoriſch nothwendig begriffen werden kann, iſt doch wahrlich mehr eine Erinnerung an das, was der Verfaſſer hier hätte leiſten ſollen, als dieſes ſelbſt; denn ebenſo gut und mit denſelben Worten ließe ſich auch eine wahrhaft hiſtoriſche Wiſſenſchaft der

Philoſophie hervorbringen, welche doch gewiß Herr Schelling nicht wird zugeben wollen. Aufgezeigt alſo iſt dergleichen nichts. Aber kann es überhaupt ſtatt finden? kann wol überall der Indifferenzpunkt der Gegenſtand einer realen Wiſſenſchaft werden? Jedes andere Wiſſen S. 153, welches ſich in dieſe Wiſſenſchaften verzweigt, iſt ja dasjenige, in welchem durchaus Trennung und Abſonderung herrſcht, und kann dieſe herrſchen in der Wiſſenſchaft des abſoluten göttlichen Weſens? Oder wie kann ſich dieſes ſucceſſiv an ſich offenbaren, da es ja die abſolute Form des Abſoluten iſt, in der Nicht-Abſolutheit nur getrennt unter der Geſtalt der beiden relativ entgegengeſezten zu erſcheinen? Daher zerfällt auch hier die Religion nothwendig in Chriſtenthum und Mythologie, von denen jenes eine Anſchauung Gottes iſt in der Geſchichte als dem Idealen, dieſe in der Natur als dem Realen. So daß durch keine von beiden der Indifferenzpunkt, die Als-Eins-Erblickung des Idealen und Realen objectivirt werden kann, ſondern dieſes nur durch ein anderes Wiſſen geſchehen konnte, welches jene beiden Religionen als Eins erblickte. Dieſes Wiſſen kommt zwar hier auch gelegentlich vor, und heißt auch Religion, nämlich reine Vernunftreligion, aber doch nicht Anſchauung, wie ſonſt die Religion hier durchgängig charakteriſirt wird, ſondern Einſicht, und möchte überhaupt wol ſeiner Natur nach reinphiloſophiſch ſein, und nichts hiſtoriſches an ſich haben. Sieht man nun, wie die hier dargeſtellte Theologie oder Religion in die beiden andern realen Wiſſenſchaften zerfließt, indem das Chriſtenthum durchaus als höhere Anſicht der Geſchichte beſchrieben wird, und alſo auch nothwendig parallel die Mythologie, wird ſie nur recht begriffen, höhere Anſicht der Natur ſein muß: ſo ſieht man offenbar, daß die Theologie nicht in dem Sinne, wie die andern beiden eine reale Wiſſenſchaft ſein kann, ein ihnen gleichartiges, nur durch ſeinen Gegenſtand verſchiedenes Wiſſen, auch nicht ſich zu ihnen verhalten, wie die Objectivirung des Indifferenzpunktes zur Objectivirung der differentiirten Seiten; ſondern vielmehr hat ſie den Gegenſtand mit ihnen gemein, zeigt ſich aber als eine ganz verſchiedene Behandlung derſelben. Wollte alſo auch Jedermann ebenſo gern, als Recenſent Verzicht darauf thun, die Theologie unter den realen Wiſſenſchaften ihren Geſchlechtsbeweis führen zu ſehen: ſo entſteht doch, wenn nur die Religion, wie hier, geſezt und anerkannt wird, die Aufgabe, eben dieſe Verſchiedenheit der Behandlung aufzuzeigen, wäre es auch nur, damit Geſchichte und Naturwiſſenſchaft rein und unvermiſcht könnten aufgefaßt werden. Daß es jedoch nicht die Schuld des Syſtems ſei, wenn die Aufgabe hier nicht nach Wunſch gelöſt iſt, und alſo auch das Syſtem der realen Wiſſenſchaft nicht klar heraustritt, dafür bedarf es keines andern Beweiſes, als daß die genauere Darſtellung von dem Typus der Philoſophie in dieſem Werke ſich weit beſſer als die eben angeführte eignet, dieſes Syſtem ihr gemäß zu organiſiren. Der nothwendige Typus der Philoſophie, heißt es S. 158, iſt dieſer: den abſoluten Centralpunkt gleicherweiſe in den beiden relativen, und wiederum dieſe in jenem darzuſtellen. Soll nun nach dieſer Grundform die S. 153 beſchriebene reale Darſtellung des Urwiſſens zu Stande kommen: ſo finden wir uns zum großen Glück von der unlösbaren Aufgabe befreit, ein reales aufzuſtellen, welches dem Indifferenzpunkt entſpricht, mit welchem ſeiner abſoluten Form nach jedes Verfahren wieder nur ein Differentiiren ſein kann: ſondern reale Wiſſenſchaften ſind nur die Darſtellungen der beiden Relationen für ſich (vergl. S. 213) alſo die hiſtoriſche Conſtruction der geiſtigen Welt, und die hiſtoriſche Conſtruction der Natur, welche beide zuſammen, eben inſofern ſie als real Eins angeſehen werden können, (S. 153) auch die reale Darſtellung des Urwiſſens ausmachen. Und zwar die ganze und die einzige, weil die ſucceſſive Offenbarung des Urwiſſens in der realen und idealen Welt die abſolute Form des Abſoluten erſchöpfte. Dahingegen nach obigem Typus das Urwiſſen auf eine dreifache Art real dargeſtellt und zuerſt in ſeiner Urſprünglichkeit durch die Religion — denn wenn das Innere objectivirt würde durch die Theologie: ſo wäre dieſe allerdings eine eigene und ganze Darſtellung des Urwiſſens; — dann in ſeiner Zerſpaltung durch Geſchichte und Naturhiſtorie, und zuletzt in ſeiner Totalität durch die Kunſt. Nun ſtellen allerdings dieſe hiſtoriſchen Wiſſenſchaften des relativ entgegengeſetzten das Abſolute dar; aber nur ſofern ſie als Ganze gedacht und durch Beziehung auf die ſpeculative Seite des Wiſſens vereinigt werden. Indem aber die Reihe der idealen und realen Erſcheinungen hiſtoriſch verfolgt wird, wird doch das Einzelne außerhalb des Abſoluten und getrennt von ihm gedacht, und iſt inſofern dem Ganzen, deſſen integrirender Theil es iſt, unähnlich. Und hier eben entſtehen jenem Typus zufolge zwei Aufgaben, deren Löſung keineswegs wieder reale Wiſſenſchaft ſein ſollen, ſondern Ergänzungen derſelben, um auch in dem einzelnen relativen die Trennung vom Abſoluten aufzuheben, und ſo unmittelbar den Centralpunkt herzuſtellen. Dieſe Löſungen nämlich ſind zuerſt die Darſtellung des Abſoluten auch im einzelnen relativen durch In-Eins-Bildung des Idealen und Realen auch in beſtimmten Erſcheinungen vermittelſt der Kunſt, zweitens umgekehrt die Darſtellung des einzelnen relativen im Abſoluten, indem nämlich das einzelne Endliche, ſei es nun real oder ideal, unmittelbar im Unendlichen geſchauet wird, in welchem von ſelbſt und immer das Ideale und Reale als Eins und Daſſelbe erblickt werden muß, welches eben geſchieht vermöge der Religion. Es iſt hier nicht der Ort weiter auszuführen, wie ſich in Beziehung auf Kunſt und Religion durch Symbolik und Myſtik dies Ganze ſchließt, und wie, indem auf der einen Seite die Philoſophie ſelbſt als Erſcheinung der Kunſt eingebildet wird, auf der andern aber die Religion nichts weiter iſt, als die in der Welt der Erſcheinungen ſich unmittelbar offenbarende Philoſophie, die ideale und reale Darſtellung des Urwiſſens ſich zwiefach ineinander ſchlingen. Nur ſo viel ſcheint in Bezug auf das vorliegende

Werk klar, daß der ſcheinbaren Leichtigkeit, aus jenen drei Punkten nicht nur das hiſtoriſche Wiſſen, ſondern mit ihm zugleich auch die Dreigeſtaltung des akademiſchen Studiums abzuleiten, mehr und wichtigeres, als billig iſt, aufgeopfert worden. Wie denn auch alles, was in der Methodologie ſelbſt einigermaßen verwirrt erſcheint, aus dem hier aufgeſtellten Geſichtspunkt leicht zur Klarheit würde können gebracht werden. Hierher gehört, in Beziehung auf das eben abgehandelte, das Verhältniß der Theologie als Wiſſenſchaft des abſoluten göttlichen Wiſſens zur Religion als Anſchauung des Unendlichen im Endlichen oder umgekehrt, indem leztere gleichſam mit Gewalt eingeführt und ohne weiteres mit erſterer für daſſelbe erklärt wird. Ferner der Gegenſaz zwiſchen Chriſtenthum und Mythologie, der durch das, was von Offenbarung des Unendlichen in nur wandelbaren Geſtalten, und doch auch wiederum vom Orient als dem Vaterlande der Ideen, geſagt wird, ſich zwar ſehr trübt, ſich aber nirgends klar auflöſt. Denn es wird zwar bei der Mythologie von einer Religion geredet, welche ſich auf die Mythologie gründet, und bei dem Chriſtenthum von einer Mythologie, welche die Religion begleiten muß; aber nirgends findet ſich doch eine Conſtruction um dieſe Entgegengeſezten wieder gleichzuſezen und zu vereinigen. Sonſt iſt die Darſtellung des Chriſtenthumes im ganzen vortrefflich, ſeine durchaus myſtiſche Natur und ſein Verhältniß zur Geſchichte ſind mit großer Klarheit entwickelt. Lezteres möchte vielleicht Manchen nicht neu und auch Herrn Schelling nicht eigenthümlich ſcheinen, allein dieſer Vorwurf, den man nicht ſelten bei den Werken des Verfaſſers anbringen könnte, iſt nur für denjenigen einer, der das rohe Aufnehmen fremder Gedanken nicht von einem ſolchen zu unterſcheiden weiß, welches ſich durch ſeine Gehörigkeit in ein regelmäßig aufgeführtes Ganze als ein wahres zweites Erfinden ankündigt, dem das frühere eines Andern nur zufällig vorausgegangen iſt. Einzelne Bedenklichkeiten auch gegen dieſe Conſtruction des Chriſtenthumes will Recenſent nur andeuten. So ſind die Ideen der Verſöhnung und des Opfers unbegründet und ihrer Gattung nach theils überſchäzt, theils zu ſehr beſchränkt; der Forderung, den Begriff des Wunders ſpeculativ zu faſſen, widerſtreitet die Rüge gegen die Bemühungen der Ausleger in Erklärung einzelner Thatſachen, deren Natürlichkeit ja dem ſpeculativen Gehalt des Begriffs gar nicht zuwider iſt; auch die ſpeculative Anſicht von Chriſto iſt mit der Behauptung, daß er als Grenze zweier Zeiten daſtehe, nicht wol zu vereinigen, und überhaupt hier die hohe Willkür etwas verwiſcht, die von dieſer Seite doch der Schlüſſel des Chriſtenthums ſein möchte. — In der Darſtellung der Kunſt iſt es auch einige Verwirrung und noch mehr Dürftigkeit, welche dem gewählten Typus zur Laſt fällt. Denn ließ ſich auch wegen Mangel an Bearbeitung wenig über ſie ausführen, ſo mußten doch, ſobald ſie als nothwendiges Glied einer ganzen Organiſation abgeleitet iſt, die Umriſſe ihres Gebietes beſtimmt können dargeſtellt werden. Da aber, wo ſie eigentlich abgehandelt iſt, wird von ihrem Verhältniß zur Philoſophie nur bildlich geredet, und das innige zur Religion mehr vorausgeſezt als gezeigt, auch ihr ganzes Gebiet im Vergleich mit einigen früheren Aeußerungen, z. B. daß auch Staat und Kirche ſich als Kunſtwerke bewähren müſſen, nur ſehr unvollſtändig beſtimmt; weshalb ſie denn auch zulezt in einem untergeordneten Sinne, auf eine ſehr fragmentariſche Weiſe den Philoſophen, den Religioſen und den Staatsmännern — eine Claſſification, die in dem Munde des Verfaſſers etwas ſonderbar erſcheint, — faſt bittweiſe empfohlen wird.

Was die Hiſtorie betrifft, ſo iſt ihr die höhere Anſicht zum Beſten der Theologie weggenommen, die pragmatiſche Behandlung, die hier mit wenigen Zügen ſehr treffend geſchildert und gewürdiget iſt, wird als empiriſch für unwürdig erklärt dasjenige zu ſein, was der Hiſtorie den Rang einer realen Wiſſenſchaft giebt, und ſo bleibt durch eine von jenen apagogiſchen Deductionen, welche Recenſent nirgends liebt und immer als verdächtig bezeichnet, nur die Hiſtorie als Kunſt übrig. Herr Schelling drückt zwar dieſes, um ſich ſelbſt oder uns die wahre Beſchaffenheit der Sache zu verbergen, etwas ſchielend nur ſo aus, die Hiſtorie ſolle auf die gleiche Stufe mit der Kunſt geſtellt ſein; indeß wird doch Niemand entgehen, daß auf dieſe Weiſe die Hiſtorie aus der Reihe der realen Wiſſenſchaften ganz verſchwindet, und nur zum Object wird, welches Religion und Kunſt, jede nach ihrer Weiſe und in ihrer Form, bearbeiten ſollen. Ja, geſezt man könnte dies anfänglich überſehen, ſo wird man nur noch deutlicher darauf geführt durch die Vorſchrift, die Kunſt ſolle die Hiſtorie, damit ſie als eigentliche Hiſtorie weder auf dem religiöſen noch auf dem philoſophiſchen Standpunkte ſtehe, immer als Schickſal darſtellen. Denn was iſt eben dieſes anders, als nur der religiöſe Standpunkt für die ältere, unchriſtliche Zeit im Gegenſaz der Idee einer Vorſehung? Und wenn Herodotus als Beiſpiel angeführt wird: ſo iſt die Verſuchung nicht gering, dieſe Behandlung nur für pragmatiſch gelten zu laſſen, indem Verhängniß und Vergeltung bei ihm nur auf kleinen empiriſchen Gegenſäzen beruhen. Auf der andern Seite, wenn man bedenkt, daß für Herrn Schelling nicht ſowol die Begebenheiten das Object der Hiſtorie ſind, als vielmehr die Realiſation der Organiſation der idealen Welt: ſo iſt ſie offenbar Alles auf dieſem Gebiete der realen Darſtellung des Wiſſens, und indem ſie Alles iſt und Nichts, muß man geſtehen, daß es ihrer Darſtellung an Beſtimmtheit fehlt. Die Naturwiſſenſchaft dagegen iſt vortrefflich behandelt, und die Conſtruction der Körperreihe als eigentlicher Inhalt ihrer hiſtoriſchen Seite ſehr überzeugend dargeſtellt; ſo daß jeder geſtehen muß, was hier von dem Begriff der Theorie geſagt wird, er gehöre jener trüben Miſchung des Allgemeinen und Beſondern an, in welcher das gemeine Wiſſen befangen iſt, könne nicht gelten von dieſem Begriff, wie er hier mit ſeinem Correlat, dem Experiment als

Grund der hiſtoriſchen Naturlehre aufgeſtellt iſt: denn hier iſt die Miſchung ſehr klar aufgelöſt und gezeigt, wie die reale Seite der Wiſſenſchaft ſich als Leib der ſpeculativen anſchließt. Nur fragt ſich: ob nicht dem Experiment auch die Beobachtung hätte zur Seite geſtellt werden ſollen, oder ob jeder ſie ſich, als mit darunter begriffen, von ſelbſt denken wird? Denn, ſo getrennt wie man bis noch vor kurzem das Experiment nur für die unorganiſche, — auch wol anorganiſche, aber der Sprachmeiſter wegen nur ja nicht anorgiſche — und die Beobachtung nur für die organiſche Reihe anzuwenden pflegte, war doch für keine von beiden Heil zu finden. Auch ſcheint der Verfaſſer etwas zu beſcheiden die hiſtoriſche Naturlehre nur auf Geologie zu beſchränken. Denn, wenn, wie er anzunehmen ſcheint, ſo etwas wirklich gegeben ſein ſollte, wie eine Uebereinſtimmung zwiſchen dem Planeten und den Producten der Erde: ſo dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, in ganz ſtetiger Fortſchreitung wenigſtens zu einer Heliologie, wo nicht gar zu einer Kosmologie, auch hiſtoriſch zu gelangen. Nur mit Mühe enthält ſich Recenſent aus dieſen drei der Naturwiſſenſchaft gewidmeten Vorleſungen, denen er unbedingt und in jeder Hinſicht den Preis zuerkennen möchte, mehreres Einzelne zu berühren; ſo viel ſchöne, zur rechten Zeit geredete Worte über den Zuſammenhang der einzelnen Theile und Anſichten der Wiſſenſchaft ſind hier zerſtreut. Nur was das Poſitive betrifft, ſelbſt in dem Sinne des Verfaſſers, durch und in Bezug auf den Staat, ſo hat auch hier das Hinſchielen auf die wirkliche dermalige Organiſation der Univerſitäten von dem abgeleitet, was die Sache ſelbſt würde ergeben haben. Denn zu begreifen iſts nicht, warum nicht die Phytonomie und die Metallurgie durch den Staat eben ſo gut ſollten für ſich äußerlich organiſirt werden müſſen, als die Medicin.

Außer dieſen das Syſtem ausmachenden realen Wiſſenſchaften, iſt noch hie und da von zwei andern die Rede, welche auch außer der Philoſophie aber ihr gleich geſezt werden, die Mathematik nämlich als gleich abſolut, und die Moral, als gleich ſpeculativ. Von der Mathematik meint zwar Herr Schelling, ihre Stelle im allgemeinen Syſtem des Wiſſens zur Genüge beſtimmt zu haben, Recenſent aber geſteht, daß ihm dieſes nicht deutlich geworden iſt. Denn wenn ſie als Analyſis und Geometrie auf Raum und Zeit beruht, und dieſe ſelbſt nur in der Philoſophie conſtruirt, und nur durch ſie als Objecte der Mathematik erkannt werden: wie kann ſich dieſe im allgemeinen Syſtem des Wiſſens als reine Vernunftwiſſenſchaft neben die Philoſophie ſtellen? Etwa wegen des formalen Charakters der abſoluten Erkenntnißart? Aber dieſer iſt ja ohne die philoſophiſche Erkenntniß in die Beſchaffenheit ihrer Objecte überhaupt gar nicht gründlich aufzuzeigen, und läßt ſich von dieſen gar nicht trennen, iſt auch gar kein anderer als der in der Philoſophie ſelbſt. Und wie conſtruirt der Verfaſſer die angewandte Mathematik, deren er doch ſelbſt erwähnt?

Woher ſoll ſo etwas kommen, was ſonſt gar keine Analogie hat? Ueberdies wird hier eine doppelte Anſicht der Mathematik aufgeſtellt, und die ſymboliſche mit Recht über jene geſezt; wie aber kann es eine höhere Bedeutung einer Disciplin geben als diejenige, durch welche ſie ſchon der Philoſophie gleichſteht? Abſtrahiren wir nun von dieſem Symboliſchen, worauf wir uns ohnehin hier nicht weiter einlaſſen können, ſollte denn nicht von der ganzen Mathematik gelten, was der Verfaſſer ſelbſt von der Mechanik ſagt, daß ihre Formen nur die getödteten Formen der phyſiſchen Prozeſſe ſind? und ſollte ſie dann etwas anderes ſein, als die Technik für das Experiment und die Beobachtung? Von der Moral iſt nur hie und da gelegentlich die Rede, vorzüglich bei den äußeren Gegenſäzen der Philoſophie, und das Wenige, das von ihr geſagt wird, iſt nur Schönes. Die Hoffnung, daß endlich der Begriff der Sittlichkeit durch die Philoſophie poſitiv werden ſoll, indem doch nur durch Ideen dem Handeln Bedeutung gegeben werden könne, iſt die erfreulichſte Verkündigung für die Freunde dieſer Wiſſenſchaft, und die Behauptung, daß ſie eben ſo wenig als Philoſophie ohne Conſtruction gedacht werden könne, iſt mehr Ehre, als ihr gewöhnlich angethan wird. Aber wo liegt denn nun in dem Syſteme des geſammten Wiſſens dieſe eben ſo ſpeculative Wiſſenſchaft als die theoretiſche Philoſophie? Offenbar iſt dieſer Zuſaz nur ihr zu Liebe gemacht; er hat aber keine Haltung; denn hier iſt ſonſt nirgends von einer praktiſchen Seite der Philoſophie im Gegenſaz der theoretiſchen die Rede. Giebt es aber einen ſolchen Gegenſaz, und die realen Wiſſenſchaften beziehen ſich bloß auf die theoretiſche: ſo muß auch ihr Organismus nur aus dem Typus der theoretiſchen abgeleitet, und dieſer uns nicht für den Typus der Philoſophie überhaupt gegeben werden. Beziehen ſie ſich im Gegentheil auf beide: ſo muß es auch in den realen Wiſſenſchaften etwas der praktiſchen entſprechendes geben. Giebt es aber keinen ſolchen Gegenſaz, wohin ſollen wir denn mit der Moral, und allem Schönen, was von ihr geſagt wird? Auf alle Weiſe ſcheint es daher, daß dieſe das Buch und das Syſtem der Erkenntniſſe in Verlegenheit ſezt. Denkt man nun auf der andern Seite an die Schwierigkeiten, welche ſich bei dieſem Syſtem ſchon gefunden haben, und nimmt hinzu, daß nach unſerm Verfaſſer die Sittlichkeit durch die allgemeine Freiheit objectivirt wird, und die Conſtruction dieſer Organiſation der Conſtruction der Natur parallel laufen ſoll: ſo ſollte man faſt glauben, der Plaz der faſt verſchwundenen Hiſtorie müſſe von hieraus beſezt werden, und die ſogenannte Wiſſenſchaft der Geſchichte, die ſich gar nicht recht auffinden laſſen wollte, weil ſie weder auf dem philoſophiſchen noch auf dem religiöſen Standpunkt ſtehen ſollte, ſei eigentlich die hiſtoriſche Conſtruction der Sittlichkeit. Ja, auf dieſe Art könnten auch vielleicht jene zerſtreuten Aeußerungen über Staat und Kirche und andere ideale Producte, in denen das Handeln ſich äußerlich ausdrückt, eine etwas beſſere Haltung bekommen. So daß es faſt ſcheint, wenn Herr Schelling nur erſt die Moral conſtruiren, und das mit der theoretiſchen und praktiſchen Philoſophie in Ordnung bringen wollte, alsdann auch die Lücken in dem Syſtem der Erkenntniſſe ſich ausfüllen laſſen würden. Und ſollte nicht die Stellung der Vernunft als Centrum der Natur, und die Rückſicht auf den Allen eingebornen Erdgeiſt, und noch einiges Andere ohne große Schwierigkeit hierzu führen?

Doch es iſt Zeit noch etwas von der exoteriſchen Seite der merkwürdigen Schrift zu ſagen, inſofern ſie nämlich Anweiſung geben ſoll zum akademiſchen Studium. Natürlich konnte hierbei nicht ins Einzelne ausführlich eingegangen werden. Von der gewöhnlichen Vertheilung, in welcher ſich der Unterricht in den poſitiven Wiſſenſchaften den Jünglingen auf der Univerſität anbietet, von der richtigen Abſchäzung dieſer einzelnen Theile und der zweckmäßigſten Art ſie zuſammenzufügen, iſt ſo gut als gar nicht die Rede. Selbſt in der Geſchichte, wo ſich der Verfaſſer noch am ausführlichſten bei einer Art von Anweiſung verweilt, bezieht ſich dieſe mehr auf das eigene Quellenſtudium eines Jeden, und auf ſeine Bildung zum Künſtler, als auf die Benuzung des öffentlich dargebotenen Unterrichts. Bedenkt man alſo, daß eine ſolche Anweiſung gerade beim erſten Eintritt in das akademiſche Leben an ihrer rechten Stelle ſteht, worauf auch der Verfaſſer in der Einleitung hindeutet: ſo zeigt ſich der Nuzen der gegenwärtigen doch nur ſehr beſchränkt. Auch dieſes ſcheint großentheils eine Folge zu ſein von jenem Beſtreben, das Zufällige in der gegenwärtigen Organiſation der Univerſitäten zum Abdruck des Innern und Nothwendigen hinaufzudeuten. Denn hiedurch konnte der Verfaſſer nur zu leicht zu dem Schluß verleitet werden, die Jünglinge würden im Stande ſein, von dem Allgemeinen die Folgerungen auf das Beſondere ſelbſt zu ziehen. Hätte er dagegen das Gegenwärtige, in ſeiner Differenz von dem, was es ſein ſoll, anſchaulich zu machen geſucht: ſo würde er ſich unſtreitig bewogen gefunden haben, einige Vorſchriften zu geben, wie, ungeachtet der Hinderniſſe, die aus der dürftigen und verſchrobenen Organiſation des Univerſitätsweſens entſtehen, die Studirenden ſich deſſelben dennoch ſo bedienen können, daß ihnen das Vordringen zur Wiſſenſchaftlichkeit dadurch erleichtert wird. Es fehlt allerdings dieſen Vorleſungen nicht an ſolchen Winken, beſonders in der Theologie und Naturwiſſenſchaft; allein ſie ſind zu ſehr an das eſoteriſche gebunden, und die Vorausſezung, daß Jünglinge beim Eintritt in das akademiſche Leben dieſes recht ſollten benuzen können, iſt zu ſtark und demjenigen ſelbſt widerſtreitend, was der Verfaſſer ſelbſt von dem vor dieſer Stufe zu erwerbenden Grade intellectueller Bildung behauptet. Auch ergiebt ſich aus mehreren Stellen ein gewiſſes Schwanken, ob er ſich akademiſche Novizen oder Veteranen gedacht hat, welches doch für den exoteriſchen Zweck einen weſentlichen Unterſchied macht. In zwiefacher Hinſicht aber können auch angehenden Studirenden dieſe Vorleſungen von großem Nuzen geweſen ſein. Zuerſt, wenn ſie auch nicht alles einzelne Wiſſenſchaftliche verſtanden haben, welches leider in den meiſten Vorleſungen noch immer gar oft der Fall ſein mag, ſo kann es doch kaum fehlen, daß nicht in den Beſſeren die Begierde wenigſtens nach der Wiſſenſchaft im höheren Sinne ſollte erregt worden ſein. Nächſtdem aber iſt es auch ſehr dankenswerth, daß ſie bei gehöriger Aufmerkſamkeit auch mit hinlänglicher Achtung vor dem wirklichen Lernen und dem ächten hiſtoriſchen Wiſſen mußten erfüllt werden. Nicht nur für ſeine Perſon, ſondern auch für die Schule, von welcher er als der Anführer angeſehen wird, hat der Verfaſſer durch dieſe Vorleſungen den ſo oft gehörten Vorwurf beſeitigt, als ob die Erhebung zur Speculation gegen das hiſtoriſche Wiſſen gleichgültig mache, und es herabſeze, wodurch dann das heranwachſende Geſchlecht unbrauchbar würde im bürgerlichen Leben ſowol als für das Gebiet der realen Wiſſenſchaften. Denn ſchwerlich möchte Jemand die Forderung zu gering finden, welche der Verfaſſer in Anſehung des Lernens an denjenigen macht, der ſich der Wiſſenſchaft rühmen will. Auch dringt er ſehr und mit Recht darauf, daß auf den Vorbereitungsſchulen mehr ſoll geleiſtet werden. Nur hie und da bürdet er ihnen wol zuviel auf. So wenn er in der Philologie Alles, was zur Auslegung gehört, auch zur Emendation, von der Akademie verbannt. Recenſent iſt weit entfernt die Conjectur, ſofern ſie nur eine Fertigkeit im Erkennen der Möglichkeiten iſt, für den Triumph der Philologie auch nur in der gewöhnlichen Bedeutung zu halten; ein andres aber iſt es, wenn ſie nur das Reſultat der genaueſten Kenntniß der Sprache nicht nur, ſondern auch der Eigenthümlichkeit des Schriftſtellers iſt, und der, dem dieſe fehlt, vielleicht nicht einmal das Bedürfniß fühlt. Ueberhaupt, wenn man die Sprache ſelbſt als ein Kunſtwerk des menſchlichen Geſchlechts anſieht, und bedenkt, wie genau die hiſtoriſche Conſtruction derſelben mit der der idealen Welt ſelbſt zuſammenhängt, wie alles hiſtoriſche in Künſten und Wiſſenſchaften ſich in der Sprache abſpiegelt, und nur in Verbindung mit ihr recht zu erkennen iſt, ſo iſt wol deutlich, daß auch hier das rechte unmöglich von Schulen kann mitgebracht werden, ſondern wol verdient, daß Manche, und nicht die Schlechteſten, es zu ihrer beſondern Wiſſenſchaft für das ganze Leben machen. Da der Verfaſſer in der dritten Vorleſung Naturkenntniß und Sprachkenntniß ſehr ſchön paralleliſirt, ſo erwartete Recenſent ähnliche Forderungen auch in Abſicht auf die erſte zu finden, und hier geſchieht in der That noch immer viel zu wenig auf den höheren Vorbereitungsſchulen.

Recenſent würde mit dieſen Bemerkungen ſchließen, wenn er nicht noch über Eins ſeine Meinung ſagen zu müſſen glaubte. Er befürchtet nämlich, daß der Verfaſſer, was er auf der einen Seite gethan hat, um Achtung vor dem wirklichen Lernen einzuflößen, auf der andern Seite durch die dem ganzen Buch eingewebte Polemik wieder zerſtört habe. Man ſoll freilich diejenigen, die friſch zu den Wiſſenſchaften kommen, nicht wie geiſtige Mumien einbalſamiren (S. 113), aber gewiß auch nicht den noch leeren inneren Raum mit Polemik ausſtopfen; ſondern hat eben, weil ſie noch keine vorgefaßten Meinungen haben, auch nicht nöthig, in der Unterhaltung mit ihnen gegen andere Meinungen zu ſtreiten. Man ſchärfe ihnen nur die rechten Grundſäze gehörig ein, ſo werden die irrigen Meinungen keinen Eingang bei ihnen finden. Immerhin mag auch das Wahre durch Darſtellung des Entgegengeſezten deutlicher gemacht werden; aber eine ſolche gedrängte Polemik gegen die Sache unterſcheidet ſich gewiß ſehr von dieſer dünnen, mimiſchen, in kleinlichem Styl, welche zwar allgemein, aber doch perſönlich iſt, weil ſie das zu beſtreitende nicht an ſich, ſondern gerade ſo darſtellt, wie man es von dieſem und jenem zu hören gewohnt iſt. Dergleichen kann nur den Dünkel der Jugend, über den ohnehin ſo große Klage iſt, vermehren, daß ſie ſich einbildet, die Wiſſenſchaft zu haben, weil ſie im Stande iſt, nach einer ſolchen Zeichnung die Unwiſſenſchaftlichkeit in einzelnen Beiſpielen zu erkennen, und dem angeſtimmten Tone gemäß zu verachten, und daß ſie ſich im Vergleich mit anderen erhebt, welches nicht der rechte Weg iſt, um etwas Tüchtiges zu werden. Recenſent will nicht davon reden, wie nachtheilig es der Jugend in ihren bürgerlichen Verhältniſſen werden muß, wenn ihr der größte Theil der Menſchen, die mehr ſcheinbar, als wirklich durch ihre Geſchäfte, in einer gewiſſen Berührung mit der wiſſenſchaftlichen Sphäre ſtehen, verächtlich erſcheint, wiewol der Verfaſſer in Beziehung auf den exoteriſchen Theil ſeines Werkes nicht ſagen könnte, daß dies nicht hierher gehöre, ſondern ihn nur darauf aufmerkſam machen, daß dieſe Verachtung nach ſeinen eignen Principien großentheils ungerecht ſein würde. Herr Schelling giebt ja ſelbſt eine von der Wiſſenſchaft unabhängige Bildung durch das Leben zu, wenn gleich als die langſamere und beſchwerlichere, durch welche alſo doch auch Menſchen über die Gemeinheit hinaus zu den Ideen können erhoben werden. Die ſo Gebildeten können dann leicht verkehrt über die Wiſſenſchaft denken; wenn aber die Sittlichkeit etwa eine Kunſt iſt, oder etwas Aehnliches, ſo werden ſie demungeachtet nicht verächtlicher ſein, als der Künſtler es iſt, der ſich nicht zur Philoſophie über ſeine Kunſt erhoben hat, und oft nicht minder wunderlich darüber redet. Beiſpiele einer edleren, wenngleich nicht minder kräftigen und durchgreifenden Polemik, hat der Verfaſſer ſelbſt im Anfang der achten und in der zwölften Vorleſung gegeben, ſo daß man nicht ſagen kann, dieſe irreführende ſei nur ein Mißgriff des Ausdrucks; das Fehlerhafte ſcheint vielmehr auch mit dem zuſammenzuhängen, was wir am eſoteriſchen vermißt haben. Es iſt nämlich eine dem Syſtem der Erkenntniſſe gegenüberſtehende Aufgabe für jede Philoſophie, auch ein ihren Grundſäzen gemäßes Syſtem der Geſinnungen und des Lebens aufzuführen, die auch in dieſem Werk hie und da gelegentlich anerkannt iſt, und die Bedeutſamkeit des Handelns durch die Ideen feſtgeſezt: giebt es kein anderes für dieſes Syſtem als durch Wiſſenſchaft und Kunſt — oder etwa auch das durch die faſt göttlichen Kräfte eines Eroberers? Hier ſcheint nun eine gewiſſe Ahndung, daß noch etwas fehle, ſich in dieſe einſeitige Polemik ergoſſen zu haben, gegen Alles was nicht Wiſſenſchaft und Kunſt iſt, auch gegen die den göttlichen Kräften des Eroberers entgegengeſezte milde Beſchränktheit. (S. 108.) Dieſe Polemik hat ihre nachtheiligen Wirkungen, wenigſtens nach dem Gefühle des Recenſenten, auch auf den Styl verbreitet. Man ſtößt häufig auf ſcharfe, pikante Stellen, von denen man geſtehen muß, ſie würden ſich ſehr gut als abgeriſſene Einfälle ausgenommen haben, die aber mit dem Tone des Ganzen in widerlicher Disharmonie ſtehen. Es mag ſein, daß der Beifall, den ſie auch im didaktiſchen Vortrage vor den Zuhörern finden, eine große Verſuchung iſt, ſie nicht zu unterdrücken; aber ein Lehrer, wie Schelling, ſollte den Geſchmack nur leiten, und nie von ihm geleitet werden. Ebenſo finden ſich auf der andern Seite in dieſen polemiſchen Schilderungen am meiſten Nachläſſigkeiten, welche auch nicht dem freieren Styl einer Vorleſung, ſo bald ſie gedruckt wird, zu verzeihen ſind, am wenigſten aber, wenn der Verfaſſer des Bruno ſie begehet.

P—p—s.

Zöllner.

Ideen über Nationalerziehung 1804.*)

[15. Januar 1805.]

Man kann nicht klagen, daß unter allen Erſchütterungen, welche das jezige Geſchlecht erleidet, es ſeiner unmittelbaren Verhältniſſe gegen das künftige vergeſſe. Frankreich dachte noch unter den blutigſten bürgerlichen Verwirrungen an die Erziehung der, wie man hoffte, künftigen Republikaner. In Deutſchland haben diejenigen, die auf neuem, ſelbſtgebahntem Wege ſich einer eminenten Ausbildung der höheren Kräfte bewußt wurden, ihr mögliches gethan, um zu zeigen, daß die viel beklagte Erſchlaffung des Zeitalters ihren Grund in der Erziehung habe, und ſich ſo wenigſtens polemiſch des neuen Geſchlechts angenommen. Die Philoſophen haben angefangen, die Principien der neuen Philoſophie eher auf die Pädagogik als auf eine andere abgeleitete Wiſſenſchaft anzuwenden. Praktiker, ganz unbekümmert um die Philoſophie und ihre Ergebniſſe, haben neue Methoden des Unterrichts erfunden. Ja mitten unter dieſen Gährungen, und ohne zu warten, ob die Philoſophen bis zur Empirie hinabgeſtiegen, und ob die Praktiker mit ihren Methoden ſich an die Philoſophie angeſchloſſen, verſucht, wol in antikem Sinne, wie es ſcheinen möchte, einer der bedeutendſten Staaten ſein ganzes öffentliches Erziehungsweſen umzubilden, und einen Geiſt nicht nur ſondern auch Einen Geiſt womöglich hinzuzubringen. Eigentlich müßten ſowol die einzelnen Praktiker, mit der Realiſirung ihrer Methoden, als auch der Staat mit ſeinem Unternehmen auf das Heranrücken der Philoſophen und auf die Erklärung, daß Alles fertig ſei, geduldig warten: allein ſowie der Enthuſiasmus von Jenen ſich dergleichen nicht gebieten läßt: ſo kann es auch für den Staat eine Nothwendigkeit geben, etwas Ganzes neu zu organiſiren, welche nicht auf einen höchſt ungewiſſen Erfolg warten darf. Unter ſolchen Umſtänden iſt es nun die Obliegenheit der Kritik, zu ſehen, wie weit etwa theils die praktiſche Behandlung ſowol der Einzelnen, als des Staates, auf dem ſichern Gebiete ſich hält, welches auch die Philoſophie nicht anfechten darf, wenn überall eine Geſtalt der Pädagogik übrig bleiben ſoll, oder auf dem ſtreitigen, welches ſie eben, um jene Geſtalt würdig zu bilden, in Anſpruch nehmen konnte; theils inwiefern wol die philoſophiſchen Bearbeitungen dahin gediehen und ſo geartet ſind, daß man ihre Berückſichtigung den Praktikern empfehlen könnte.

---

*) Jenaiſche Litteraturzeitung 1805, Bd. 1. No. 13.

Ueber die neuen Methoden iſt in dieſen Blättern ſchon von Andern ausführlich geſprochen worden. Alles zuſammengenommen, ſcheint nun wol, daß man ſie ruhig könne gewähren laſſen, indem ſie auf der einen Seite eine Sphäre ihrer Anwendung haben, innerhalb welcher ſie ſich ſehr nüzlich bewähren, und wol immer mehr ſo bewähren werden, je tiefer man in ihr Weſen eindringt; auf der andern aber, je weiter ſie ſich aus derſelben entfernen wollten, um deſto ſicherer auch wirkſam werden müſſen. Alſo bleiben noch die Bemühungen der Philoſophen zu unterſuchen und die politiſchen Unternehmungen der Staatsverwalter. Es ſei umſomehr erlaubt, mit den lezteren anzufangen, da in ihrer Beeilung unter den gegenwärtigen Umſtänden eine Art von Bekenntniß liegt, daß länger nicht auf die endliche Entſcheidung der Sache durch ein philoſophiſches Verfahren könne gewartet werden. Bekanntlich iſt es der preußiſche Staat, in welchem eine ſolche gänzliche Umbildung des öffentlichen Erziehungsweſens betrieben wird. Was davon dem Publikum bis jezt officiell mitgetheilt worden, findet ſich in folgendem Buche:

Berlin, in der Realſchulbuchhandlung: Ideen über National-Erziehung, beſonders in Rückſicht auf die königlich preußiſchen Staaten, von D. J. Fr. Zöller. Erſter Theil 1804.

Beſcheiden übergiebt der Verfaſſer in der Vorrede dieſe Schrift nicht ſowol dem größeren Publikum, um es zu belehren, als vielmehr den beſondern Freunden und Beſchüzern des Erziehungsweſens, um über die darin vorgetragenen Ideen auch das Urtheil derer zu vernehmen, an welche er ſich nicht perſönlich wenden konnte. Dieſe Abſicht kann freilich in Beziehung auf ihn ſelbſt nicht mehr erreicht werden, nachdem der Tod ſeine ſo ungemein thätige Laufbahn unterbrochen hat, ohne ihn an zwei wichtigen Werken, an der neuen gemeinſchaftlichen Liturgie und dem allgemeinen Schulverbeſſerungsplan, ſeinen Antheil vollenden zu laſſen. Indeß iſt vielleicht eben ſo ſehr vorauszuſezen, als zu wünſchen, daß es auch den andern Mitarbeitern an lezterem Geſchäft am Herzen liegen wird, die rückſtändigen Theile des Entwurfs gleichfalls vor Abſchluß und Sanction des Ganzen dem Publicum vorzulegen. Die Unternehmung iſt freilich ſo wichtig, und die Aufmerkſamkeit aller, welche der Sache auch nur kundig zu ſein glauben, ſo ſehr darauf gerichtet, daß gewiß auch unbefugte Sprecher ſich werden hören laſſen. Doch mit leichter Mühe werden die würdigen Männer das Beſſere aus den öffentlichen Stimmen herausfinden, und, wo es nüzen kann, zur Kenntniß bringen.

Die vorliegende Schrift läßt uns nur in den eigenthümlichen Geiſt und den großen Zuſammenhang des ganzen Plans einige vorläufige Blicke thun, und es iſt umſomehr zu bedauern, daß der Verfaſſer den zweiten Theil, der uns mehr ins Einzelne führen ſollte, nicht vollendet hat, da hiebei auch er ſelbſt als Darſteller in einem vortheilhafteren Lichte erſchienen wäre. Denn ein Beſonderes, ſchon Gegebenes im Zuſammenhange darzulegen, das war das eigentliche Talent des Mannes; weniger wußte er das Allgemeine aufzufaſſen, und aus ihm erſt das Beſondere abzuleiten. Daher man denn auch in den vier Kapiteln des erſten Theiles, von der Erziehung überhaupt, von der Nationalerziehung überhaupt, von Schulen überhaupt, von einem allgemeinen Plane für alle Schulen, das Ueberhaupt recht in dem Sinne des täglichen Lebens verſtehen, und als Entſchuldigung für einiges obenhin und durcheinander mit annehmen muß. Gleich bei der vorangeſchickten Erklärung der Erziehung bedarf es dieſer Nachſicht. »Erziehung«, ſo lautet ſie, »iſt fortgeſezte, abſichtliche Mitwirkung, den Menſchen im jugendlichen Alter vorzubereiten, daß er das werde, was er in ſeinen reiferen Jahren ſein ſoll.« Das Unbeſtimmte ſpringt in die Augen, und obgleich das ganze erſte Kapitel, welches faſt die Hälfte des Buches ausmacht, ſeiner Anordnung nach nichts anderes iſt, als eine Erörterung dieſer Erklärung: ſo gelangt der Leſer doch zu keinem klaren Begriffe, weil der Verfaſſer auch bei den einzelnen Merkmalen nur wieder an einzelnen Umſtänden haftet, und nicht eher, als an etwas Beſonderem, zur Ruhe kommt, darüber aber die vollſtändige Beſtimmung jener Merkmale und ihres Verhältniſſes zu einander ganz aus den Augen verliert. Weder davon, wie die abſichtliche Mitwirkung zu den äußerlich zufällig mitwirkenden Urſachen und zu den inneren ſich entwickelnden Kräften ſich verhalten müſſe, noch auf welche Zwecke und in welchem Verhältniß die Vorbereitung zu richten iſt, noch wie zwiſchen dem Erzieher und dem zu Erziehenden die Vorſtellung von dem, was er ſein ſoll, beſtimmt und ausgeglichen werden muß, wird beſtimmt gehandelt; vielmehr iſt von dem allen nur ſehr obenhin und durch einander die Rede.

Es wäre unverhältnißmäßig, bei Gelegenheit einer ſolchen Schrift ſich auf Erörterungen einzulaſſen, welche der wiſſenſchaftlichen Pädagogik angehören; nur auf Einiges muß Recenſent aufmerkſam machen, was einen zu großen Einfluß auf die Darſtellung des Plans gehabt hat, damit man nicht dem lezten zurechne, was wol nur Schuld des erſteren iſt.

Faſt kann es trivial ſcheinen, an den längſt gemachten Unterſchied zwiſchen Unterricht und Erziehung noch zu erinnern. Allein wo es nicht genug iſt, im Allgemeinen die Einwirkung auf das Entwickeln der Verſtandesfähigkeiten und die auf das Anregen der Geſinnung zu unterſcheiden, wo es darauf ankommt, ihre Verhältniſſe rein zu durchſchauen, und die Verfahrungsarten in beiden zu ſondern, da wird noch überall häufig gefehlt, und auch unſerm Verfaſſer fehlt es hier. Im Einzelnen zeigen ſich manche Verſtöße der Art. Gleich die Wirkſamkeit, welche gewöhnlich dem Beiſpiel der Eltern und Lehrer zur Anregung von Geſinnungen zugeſchrieben wird, ſcheint ſich nur in einer Verwechſelung mit dem Unterricht in mechaniſchen Fertigkeiten zu gründen. Hier hilft das Zuſehen, wie man bei allen Handwerkern ſieht, und der Anfänger erkennt daraus nicht nur die Möglichkeit, ſondern auch die Methode des gleichen Handelns; weil eben alles äußerlich gegeben iſt. Nicht ſo aber, wo er an dem Aeußeren ein Inneres erkennen ſoll, und alſo die Sache ſelbſt ihm nicht gegeben iſt. Wer in Sachen der Geſinnung das Beiſpiel für mehr, als eine negative Bedingung hält, der irrt ſehr. Und zumal aus dem Beiſpiele des Lehrers werden die Kinder eben ſo wenig auch nur eine Verbindlichkeit anerkennen, wie der gemeine Chriſt ſie aus dem Beiſpiel Chriſti folgern würde, wenn er immer an die Anamarteſie oder an die göttliche Natur dächte. So klagt einmal der Verfaſſer bitterlich darüber, daß in Erziehungsanſtalten für junge Standesperſonen kein Unterricht gegeben würde in der beſten Art die Unterthanen zu behandeln. Möchte man nur lieber, da hier alles auf die Geſinnung ankommt, in der Erziehung darauf bedacht ſein, den guten Willen in ihnen anzuregen; mit der Art und Weiſe wird es ſich dann ſchon finden. Aber aller Unterricht in dieſer wird nichts helfen, ohne jenen. Allein auch im Großen findet ſich dieſelbe Verwechslung. Erziehung iſt ja das Hauptwort des Buches und auch des Planes; auch iſt gar viel von einem Geiſte die Rede, der über alles walten ſoll, und von Geſinnungen, welche geweckt werden ſollen, mit dem Wie und Wodurch aber zieht ſich unſer Verfaſſer immer wieder auf das Beiſpiel und die Kenntniſſe zurück, und zwar nicht auf die Erkenntniß der Geſinnungen ſelbſt, ſondern höchſtens des Beſonderen, worin die Geſinnung vorkommt. So daß, wenn man nur der Darſtellung glaubt, die Abſicht lediglich dahin geht, die Verbeſſerung der Geſinnungen durch allerlei einzelne Kenntniſſe zu bewirken, die man dem Volke beibringt, welches ein höchſt leerer und unglücklicher Gedanke wäre. Der Plan aber mag leicht etwas Beſſeres im Hinterhalt haben, was gerade in denjenigen Theilen ſeinen Siz hat, die der Verfaſſer nicht beſchrieben hat, und vielleicht auch nicht beſchreiben wollte. Denn wie weit ſeine Anſicht hinter den Abſichten der Regierung zurückbleibt, das zeigt ſich am deutlichſten in der Art, wie er die Natur der Geſinnung dadurch verkennt, daß er einen Maßſtab an ſie legt, der wieder nur für die Kenntniſſe gemacht iſt. Indem er nämlich mit homiletiſcher Ausführlichkeit diejenigen beſtreitet, welche dem Volke von jenen nur eine ganz geringe Maſſe verſtatten wollen, legt er doch ſelbſt den Maßſtab der Quantität an die Geſinnung und ſcheint vorauszuſezen, daß er auch von dieſer in irgend einem Sinne des Guten zu viel geben könnte. Wie dürfte er ſonſt, ſelbſt hoffend, daß es durch die Erziehung beſſer werden ſoll, ſich in einer ausführlichen Diatribe über eine Philoſophie erzürnen, »die ſich ein Ideal von Menſchenwürde und Menſchenglück erträumt, das auf dieſer Erde nicht zu erreichen iſt?« Für wahre Würde hält er alſo den Inhalt dieſes Ideals, aber für zu große, und weiß nicht, daß es die Natur der Geſinnung iſt, daß für ſie Ziel und Weg, Zweck und Mittel eines und daſſelbe ſind. Denn — ohnerachtet es aus jenem Grunde kein zu großes geben kann — fürchtet er ſich vor dem zu großen, weil von Einigen »angeſtürmt wird mit empörtem Sinne gegen Alles, was ſich der augenblicklichen Realiſirung dieſes Ideals widerſezt«, und weiß nicht, daß die in einem ſolchen Sturme voranwehende Fahne jenes Ideal der Würde, welches die Philoſophie vorzeichnet, unmöglich ſein kann. Eines ſolchen aber bedarf auch die Empirie, weil nur aus ihm die ſichere Methode abzuleiten iſt, wie von jedem gegebenen Punkt in beharrlicher Fortſchreitung auch nur die einzelnen Punkte zu erreichen ſind, zu denen ſie hinzielt. Schade für ſie, wenn ſie dieſen Kompaß verſchmäht! aber Wehe über ſie, wenn ſie aus Furcht vor jenem Sturmlaufen ſich mit dem niedrigen Ziele einer paſſiven Zufriedenheit begnügt, welche ſich nur damit zu tröſten weiß, daß ſich »Vernunft und Tugend eben ſo glänzend in dem zeigen können, was der Menſch leidet, als in dem, was er thut.« Welche gehäſſige Folgerungen könnten Uebelwollende daraus ziehen, daß ſolche Aeußerungen ſich in einem Werke finden, worin alles nur in Bezug auf Nationalerziehung geſagt iſt, und in unmittelbarer Verbindung mit dem Saze: »daß durch Fürſtenerziehung wenig zur Verbeſſerung bürgerlicher Verhältniſſe und Beſchränkungen geſchehen könne.« Doch beſſer ſpricht die Sache für ſich, als ihr Wortführer, und beſſer vereinigt ſich die Bearbeitung der beiden äußerſten Glieder der Geſellſchaft in dem edlen Geiſte des preußiſchen Monarchen, welcher, indem er auf noch beiſpielloſe Art die Königskinder für ihr Volk erzieht, auch das Volk durch Erziehung veredeln will, ohnſtreitig das Ziel im Auge habend, daß ſo auch ihm gegenſeitige Verhältniſſe nothwendig edel werden müſſen, wo ſie es vielleicht bisher noch nicht ſein konnten.

Ein anderer höchſt wichtiger Punkt iſt der, daß nur in dem, was der Menſch künftig ſein ſoll, vom Allgemeinen das Beſondere richtig geſchieden, und beſtimmt werde, in welchem Verhältniß die abſichtliche Vorbereitung ſich auf beides richten ſollte. Hierüber befindet ſich unſer Verfaſſer in einem ſolchen Schwanken und geheimen Widerſpruch, daß er daraus in ein unwillkürliches Sophiſtiſiren geräth, welchem genauer nachzugehen weder nüzen noch erfreuen kann, indem alle einzelnen Maßregeln, die er im Verlauf der Unterſuchung verwirft, ſich durch eben die in dieſem Streitpunkte liegenden Gründe vertheidigen ließen, aus welchen er andere empfiehlt. Offenbar kommt alles darauf an, in wiefern nun das Beſondere der Beſtimmung von dem Erzieher vorhergeſehen oder beſtimmt werden kann. Unſer Verfaſſer nun ſcheint hiebei nur die phyſiſchen, nicht die moraliſchen Schwierigkeiten recht ins Auge gefaßt zu haben. Denn er geht nur davon aus, daß man die beſondere Beſtimmung, ſofern ſie ein Werk des Schickſals iſt, doch nicht genau vorherſehen könne. Deshalb vornehmlich, meint er, ſei es Hauptſache die Geiſteskräfte ſelbſt zu üben, und nur das Materiale ſo viel möglich nach der muthmaßlichen Beſtimmung zu wählen. Nicht alſo als höherer Zweck iſt ihm jenes das Wichtigere, ſondern nur um auf das leichteſte und ſicherſte zum Beſondern zu gelangen. Denn ſonſt geht er, man ſehe S. 132, nicht undeutlich von der despotiſchen Vorausſezung aus, es dürfe wol die beſondere Beſtimmung mit den eigenen Anlagen und Neigungen im Widerſpruch ſtehen. Ja die Art, wie die künftigen Landleute von ihm behandelt werden, ſtellt ſie ganz als eine abgeſonderte Kaſte dar, was doch ſchon immer im Preußiſchen nicht der Fall war, bei dem Gang aber, in den dieſe Angelegenheiten jezt geleitet werden, gar nicht mehr möglich iſt. So ſchlechte Principien zeigen, daß dem Verfaſſer die moraliſche Seite jener Frage, wie nämlich der Erzieher ſich herausnehmen dürfe, über die künftige, beſondere Beſtimmung des Zöglings zu entſcheiden, ganz entgangen iſt: denn ſonſt würde für eine ſo weit ausſehende Unternehmung ganz beſtimmt die Aufgabe aufgeſtellt worden ſein, der allgemeinen Vorbereitung die größtmögliche Gründlichkeit und Ausdehnung zu geben, um die beſondere, wenn ſich auch der Beruf erſt mit Entwicklung beſtimmter Anlagen und Neigungen entſchiede, deſto ſchneller vollenden zu können. Dadurch wird nun das Lernen des Lernens, und die Fertigkeit, Fertigkeiten zu erlangen, der Mittelpunkt alles Unterrichts. Dieſes aber deutlich eingeſehen zu haben, hätte den Verfaſſer gewiß abgehalten, ſich ſo, wie er that, gegen Peſtalozzi zu erklären. Auch dieſer Gegenſtand kann hier um ſo weniger angeregt werden, da die Art, wie von Peſtalozzi's und Olivier's Methode in einem Kapitel von Erziehung überhaupt die Rede iſt, ſchon in dem Buche ſelbſt einen Uebelſtand verurſacht. Nur iſt es gar zu wunderlich, um mit Stillſchweigen übergangen zu werden, daß Herr Zöllner die ganze mechaniſche Anſchauungsmethode für etwas auf die Speculation angelegtes ausgiebt; unglücklicher kann wol der Gegenſaz zwiſchen dem Theoretiſchen und Praktiſchen, wie der Verfaſſer ſich ausdrückt, nicht mißverſtanden werden. Denn gerade in jenen Fertigkeiten, ſowol Totaleindrücke zu faſſen, als Einzelheiten, worauf es ankommt, herauszuheben, muß Peſtalozzi Meiſter erziehen; da von Nebenvorſtellungen nicht verirrt zu werden und ſicher das Rechte herauszuheben, kein anderes Mittel bleibt, als alles Einzelne leicht gegenwärtig und die Anſchauung ganz in der Gewalt zu haben. Auch jezt ſchon iſt der »geflügelte Blick des Praktikers« die Frucht von demſelben, wiewol fragmentariſch und mit vollkommenem Bewußtſein angeſtellten Uebungen. Freilich aber begiebt ſich des Rechtes über dieſen Gegenſtand zu reden, wer zwiſchen einem fragmentariſchen und zufälligen und dem methodiſchen Auffaſſen den Unterſchied ſo zanz überſieht, daß er behaupten mag: »bis zum ſechſten Jahre dürfe nichts für den Unterricht geſchehen, denn dieſe Zeit bliebe dem Auffaſſen vielfältiger Gegenſtände beſtimmt, welches von ſelbſt erfolge.«

Doch genug ſchon um des Verfaſſers Individualität von dem Charakter des Unternehmens, deſſen Wortführer er iſt, zu ſondern! Wenden wir uns nun zu dem intereſſanteren Theile des Inhalts wo wir mehr dieſes als ihn vernehmen. Wenn Herr Zöllner berichtet: der allgemeine Schulverbeſſerungsplan ſei von dem Herrn Staatsminiſter von Maſſow zu der Idee geſteigert worden, eine Nationalerziehung zu errichten: ſo muß man glauben, der gefällige Mitarbeiter hat dem ſchönen Unternehmen gern einen noch ſchönern Namen geliehen, und muß dies Wort daher nicht in ſeiner ſtrengſten Bedeutung nehmen. Denn wer eine Nationalerziehung in dieſem Sinne, d. h. ein Inſtitut, wodurch das Volk eine bleibende, beſtimmte Individualität erhielt, zu ſchaffen vermöchte, wo ſie noch nicht iſt, der würde unabwendbar der Stifter einer Revolution, indem der Regierung nichts weiter übrig bliebe, als ſich ganz jenem neuen Charakter zu fügen und ihm gemäß umzugeſtalten. Doch damit hat es keine Noth. Eine Nationalerziehung iſt entweder nur das Erzeugniß eines ſchon vorhandenen Nationalcharakters, in welchem Sinne man von den Engländern gewiſſermaßen ſagen kann, daß ſie eine Nationalerziehung beſizen, wenn man nicht beides lieber als John Bull's Whims beſchreiben möchte. Oder wenn ſie ſelbſt erſt einen Nationalcharakter künſtlich erzeugen ſoll, kann ſie nur mit analogen, öffentlichen Sitten zugleich entſtehen, in welchen die von dem neuen Geiſte beſeelte Generation, bei ihrer Vermiſchung mit der älteren, Haltung findet. Nicht alſo an das weit mehr beſagende Wort müſſen wir uns halten, ſondern an die nähere Erklärung der eigentlichen Abſicht, welche nach S. 201 dahin geht, alles zu erreichen, was durch die öffentliche Erziehung geſchehen kann, um die verſchiedenen, dem preußiſchen Staate einverleibten Völkerſchaften durch eine Art von Familienband an einander zu ketten. In dieſem beſchränkteren, eben ſo heilſamen, als auf jeden Fall erlaubten und von der Entſcheidung der gegenwärtig ventilirten pädagogiſchen Staatsfrage ganz unabhängigen Zwecke erkennt man nun leicht den beſſeren Geiſt, der durch beſonnene Kenntniß der Zeit und durch reines ſittliches Gefühl geleitet, auch in dem, was dem Staatsmanne das wichtigſte ſein muß, auf das Beſondere keinen Anſpruch macht, ſondern ſich auf der einen Seite mit dem Allgemeinen begnügt, auf der andern aber auch alles auf dieſes Allgemeinere und Höhere zu gründen wünſcht. Da nun der Darſteller uns ſchon eine abweichende Geſinnung verrathen hat, ſo werden wir vielleicht nicht Unrecht thun, da, wo die Reſultate der eben ausgehobenen Maxime treu bleiben, den Geiſt des Ganzen zu ahnen; wo ſie ſich hingegen davon entfernen, den Einfluß des darſtellenden Individuums bemerken. So wollen wir jezt die Vorſchläge betrachten, durch deren Ausführung der Zweck erreicht werden ſoll, ohne uns ſtreng an die ohne dies ziemlich loſe Ordnung unſeres Verfaſſers zu halten.

Es giebt zuerſt in großen Staaten von der Natur der gegenwärtigen, und ſo auch beſonders im preußiſchen, gewiſſe Hinderniſſe der Entſtehung eines wahren Gemeingeiſtes, welche ganz eigentlich in das Gebiet der Erziehung fallen. Ein ſehr wichtiges iſt allerdings die Verſchiedenheit der Sprache, und der Grund davon liegt ſo tief, daß das Uebel mit der Wurzel muß ausgerottet werden. Die Anerkennung eines andern als Menſchen geht nämlich urſprünglich von der Mittheilung aus, und kann alſo bei den ungebildeten Volksklaſſen immer nur unvollkommen ſein, wo ſie, wenn ſie gleich die Möglichkeit der Mittheilung zugeben müſſen, doch die Sache ſelbſt nicht bewerkſtelligen können. Die Urſache, warum noch immer der ungebildetſte Pole, der oberſchleſiſche ſogar, den Deutſchen, der ihn ſeit lange beherrſcht, für dumm hält, kann keine andere ſein, als daß dieſer ſeine Sprache nicht verſteht. Die Vorſchläge, welche ſich hier finden, um die herrſchende Landesſprache allgemein zu machen, empfehlen ſich vorzüglich dadurch, daß ſie möglichſt vermeiden, der Veränderung, welche den neuen polniſchen Unterthanen natürlich als Staatenmord erſcheint, auch noch die Hinrichtung der Sprache hinzufügen. Nur die beſondere Maßregel von Elementarſchulbüchern, die in zwei ſo ſehr verſchiedenen Sprachen gleichlautend ſein ſollen, ſcheint große Schwierigkeiten zu haben, und dem unmittelbaren Intereſſe des Unterrichts entgegenzuſtehen, welches fordert, daß gerade das Elementarſchulbuch ſich möglichſt genau an die Sprache anſchließe. Sollte es nicht thunlicher und auch natürlicher ſein, den deutſchen Schulbüchern in jedem Curſus durch einen höheren Grad von Annehmlichkeit aufzuhelfen, der eigentlich bei der mehreren Bearbeitung für pädagogiſche Zwecke, welche unſere Sprache ſchon erfahren hat, ſich von ſelbſt finden muß? Auch ſcheint mehr, als in Landſchulen der gegenwärtige Zuſtand der Dinge erlaubt, auf das Zuſammenſein deutſcher und polniſcher Kinder gerechnet zu ſein, woran es, zumal das Koloniſationsſyſtem nun eingeſchränkt iſt, in großen Strecken noch gänzlich fehſen muß: ſo daß dieſer Theil der Aufgabe nur ſehr unvollkommen gelöſt iſt.

Ein anderes Hinderniß der näheren Verbindung aller Staatsglieder iſt jene weit verbreitete Unzufriedenheit mit einzelnen Theilen der Staatsverwaltung. Und zwar ein zwiefältiges, indem es theils die Liebe zur Regierung vermindert, durch welche ſich allein die entfernten und ſonſt getrennten Unterthanen vereinigt fühlen können, theils auch unmittelbare Eiferſucht zwiſchen einzelnen Ständen und Provinzen erzeugt; wenn irgend eine Maßregel, welche die einen beſchränkend fühlen, den andern zum beſondern Vortheil zu gereichen ſcheint. In der preußiſchen Staatsverwaltung ſind vorzüglich der Handelszwang und das Kantonweſen Gegenſtände dieſer Art, und für beides ſcheint in beider Hinſicht dem Verfaſſer die Erziehung etwas leiſten zu können.

Was das Militär betrifft, ſo iſt die Behauptung etwas ſtark, daß es im Preußiſchen gar nicht ſo einen beſonderen Stand ausmache, daß man es mit Recht dem Civil ganz entgegenſezen könne. Wo die Entgegenſezung ſo allgemein iſt, ſo in die Sprache des gewöhnlichen Lebens und der Dikaſterien übergegangen, da muß ſie wol in der Sache ſelbſt gegründet ſein. Allerdings nicht in dem innerſten Geiſt der Verfaſſung, aber in der Modification einzelner Einrichtungen, und in den doch faſt mehr als perſönlichen Maximen höherer und niederer Militärbehörden, die gar häufig den Grundſaz, daß die Ehre der beſte Lohn des Soldaten iſt, auf jenen Gegenſaz beziehen, und auf das durch einen leichten Druck leicht zu bewirkende Uebergewicht der militäriſchen Schale in dieſem Gegenſaz. Sehr lobenswerth iſt allerdings der Vorſchlag, den wir doch wol dem Darſteller als ſein Eigenthum beilegen dürfen, von der gänzlichen Aufhebung der Garniſonſchulen, durch die freilich ſchon den Kindern das Militär als ein ganz abgeſonderter Stand dargeſtellt wird, und zwar, wie der Verfaſſer ſehr richtig zeigt, ohne weſentlichen Nuzen für die Corporation ſelbſt. Es diene uns aber dies zum Beiſpiel, wie wenig, ſobald von etwas wirklich politiſchem die Rede iſt, die Erziehung für ſich allein ausrichten kann. Nur wenn das abgeſonderte Militärkirchenweſen in Friedenszeiten eben ſo aufgehoben würde, und nur etwa während der Uebungszeit der ausgezeichnetſte Kanzelredner der Gegend den Auftrag erhielte, zu dem Militär über ſeine beſondere Pflichten und Verhältniſſe, aus dem Geſichtspunkte der Religion zu reden; nur wenn man die Militär-Juſtiz auf Dienſtſachen beſchränkte und die Gerichtsbarkeit der Regimentschefs in demſelben Lichte erblickte, wie man ſchon die Patrimonialgerichtsbarkeit anzuſehen anfängt; nur wenn man den Corporationen der Landleute, wie jezt in Lievland geſchieht, bei dem Conſcriptionsweſen einen ſelbſtthätigen Einfluß geſtattete: dann vielleicht könnte die ſo tief eingewurzelte Vorſtellung von jenem Gegenſaz allmählich ausgehen. Bis dahin klingt es gar lächerlich, daß der Verfaſſer den neuen Unterthanen das

Enrollirungsſyſtem mit der Aeußerung einzuſchmeicheln ſucht, die Dienſtzeit überſteige doch ſelten 20 Jahre.

Gegen die gehäſſige Anſicht von dem Handelszwang glaubt der Verfaſſer durch die Erziehung nur ſo fern etwas zu bewirken, als man mit dem patriotiſchen Geiſte überhaupt eine herrſchende Vorliebe für alles Einheimiſche leicht würde erwecken können, weil er dann noch einen durch die Erziehung auf die Einführung fremder Verarbeitungen gelegten Nationalſchimpf verbinden will. Allein theils ſind Kinder für das Nachdenken über ſolche Gegenſtände mit Recht nicht ſehr empfänglich; theils ſcheint es bedenklich, in den allgemeinen Erziehungsplan etwas ſo ſehr ins Einzelne gehende zu verweben, und was doch offenbar nur für interimiſtiſch gelten kann. Oder ſollte wirklich dieſe Maxime in dem innerſten Charakter der preußiſchen Monarchie gegründet ſein: ſo könnte auch hier die Erziehung, die nun für dieſen Punkt eigentliche Nationalerziehung würde, nur in Verbindung mit einer, wo möglich, zugleich einzuführenden Nationalſitte wirkſam ſein.

Jenem Mittel eines Nationalſchimpfes giebt der Verfaſſer beiläufig eine noch weitere Ausdehnung. Nämlich ein ſtarkes Hinderniß gegen die liebende Annäherung der verſchiedenen Volksklaſſen iſt noch fortdauernd die Rohheit der niedrigſten unter ihnen; hier hofft der Verfaſſer dadurch zu helfen, daß ein Nationalſchimpf auf die Trunkenheit und ähnliche Ausbrüche ſchon durch die öffentliche Erziehung gelegt werde. Eine doppelte in dieſem Gedanken liegende Anmaßung ſcheint Recenſenten aber kein Gedeihen zu verſprechen. Denn anmaßend iſt es erſtlich, wenn eine Nation, ſich die Sittlichkeit als ein Nationalgut beizulegen, ſoll angehalten werden. Müßte ſich nicht jeder ſchämen zu ſagen, einem Preußen iſt es ein Schimpf ein Trunkenbold zu ſein, wo er ſagen ſollte, einem Menſchen? iſt dies nicht ein Zurückkehren in jenen engherzigen Patriotismus, den wir an den Alten tadeln? und zwar ein ſolches, zu dem wir gar keine Veranlaſſung haben, welches alſo als etwas rein Willkürliches und Gemachtes auch niemals gelingen kann? Anmaßend iſt es ferner, wenn die öffentliche Erziehung geradezu überwiegend gegen die häusliche zu wirken meint. Von der Schule her ſollen die Kinder einen Schimpf ſogar auf dasjenige legen, was nicht etwa einzelne, ſondern der größere Theil täglich an den immer noch zu ehrenden Eltern ſehen. Die einzige ſchnellere Hülfe ſcheint dadurch möglich zu ſein, daß man in dieſer Klaſſe ſolchen Eltern die Kinder größtentheils zu entziehen ſuche, und zu dieſem Behufe müßten Induſtrieſchulen auf eine den Kindern angenehme und den Eltern vortheilhafte Art umgebildet werden.

Endlich wird unter den niederen Klaſſen Anhänglichkeit an den Staat und alle Mitbürger vielleicht durch nichts ſo ſehr verhindert als durch die gänzliche Unbekanntſchaft mit dem Ganzen, auf welches die Liebe zunächſt gerichtet ſein ſoll. Der Verfaſſer rechnet hierbei vorzüglich auf einen allgemeinen Unterricht in vaterländiſcher Geſchichte und Erdbeſchreibung, und auf eine bei Gelegenheit deſſelben zu erweckende Begeiſterung für die Großthaten der Helden und Weiſen unter den Regenten und Edelſten des Volkes. Allein nichts davon zu ſagen, wie mißlich es ſein dürfte, bei den mittleren Ständen — und der Unterricht ſoll für Alle gleich ſein — der neuen Unterthanen die Anhänglichkeit an Thron und Staat auf Thaten gründen zu wollen, welche ihrer Einverleibung vorangingen: ſo kann doch, wenn denen, die nun auf dieſem gemeinſchaftlichen Fundamentalunterricht weiter bauen, die hiſtoriſche Anſicht nicht von vorn herein verderbt werden ſoll, eine wirklich patriotiſche Vorliebe nur dann auf dieſem Wege begründet werden, wenn der Zuſammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen, in welchem und für welches dieſe Thaten geſchehen, zuvor deutlich geworden iſt; und dies ſcheint eine Bekanntſchaft mit den inneren und äußeren Verhältniſſen des Landes vorauszuſezen, welche ſchwerlich durch den Volksunterricht dürfte zu bewirken ſein.

Es ſcheint ſonach ſchon ſchwer, auch nur auf die Hinderniſſe, welche ſich dem vorgeſezten Zwecke entgegenſtellen, durch den öffentlichen Unterricht vortheilhaft zu wirken; viel ſchwerer muß es noch ſein, den Zweck ſelbſt auf dieſem Wege zu befördern, welches auch ſchon aus der Heterogenität beider hervor geht. Dagegen aber bietet der Plan in der Verfaſſung der Schulen ein ſehr ſchönes Mittel dar, welches aber der Darſteller bei weitem nicht genug herausgehoben hat, und welches auch vielleicht in der Idee des Urhebers ſelbſt noch nicht vollkommen entwickelt war. Es ſoll nämlich zwiſchen mehreren Schulen verſchiedener Art eine wirkliche Verbindung geſtiftet werden, ſo daß eine für die andere arbeitet und ihnen Hülfsmittel und Muſter liefert. Dies iſt in der That ein trefflicher Gedanke, und je weiter man ihn ausdehnen, je vollſtändiger und vielſeitiger man dieſe Verbindung organiſiren und dann auch in allen ihren Theilen zur Kenntniß der geſammten Jugend bringen könnte: deſto mehr lernte gewiß die anwachſende Generation im Staate ſich als ein Ganzes anſehen, und dies mit Theilnahme umfaſſen. Denn es giebt keine ſichrere und edlere Quelle der Liebe, als die Thätigkeit zum Beſten des zu liebenden Gegenſtandes. Und da überall immer einige, theils unmittelbar aus der Klaſſe der Lernenden in die der Lehrenden übergehen, theils ſpäterhin in die auch ſehr beifallswürdigen Schulcommiſſionen eintreten: ſo müßte ſehr bald die Liebe zu dieſem gleich weit verbreiteten organiſchen Ganzen der Erziehung die gedeihlichſte Pflanzſchule der thätigen Liebe zu dem geſellſchaftlichen Verein überhaupt werden. Denn wenn durch das gemeinſchaftliche Gefühl auf ein ſolches Ganzes von verſchiedenen Punkten her eingewirkt wird, und vermöge der zwiſchen den einzelnen Theilen ſtattfindenden Verbindung, einer auch mittelbar von dem andern weiß, ſo muß Jeder dem Andern auf eine beſondere Weiſe nahe und lieb werden

Weit minder glücklich dagegen iſt der Gedanke, durch eine vollkommene Gleichförmigkeit der Lehrbücher im ganzen Staate bedeutend auf nähere Verbindung wirken zu wollen. Die Fibel und das Schulbuch, woraus das Kind blos gelernt, wären es auch die ſchönſten Lieder und Sprüche, vergißt der Jüngling ſehr bald; und nicht leicht wird ihm ein Anderer ſchon deshalb merkwürdig oder lieb ſein, weil dieſer aus demſelben auch daſſelbe gelernt hat. Ueberdies müſſen Sprüche und Lieder, wenn ſie zweckmäßig für den erſten Unterricht ſein ſollen, ſo beſchaffen ſein, daß ſich das Intereſſe an ihnen hernach bald verliert. Ja, beim erſten Unterricht dürfte es ſehr gut ſein, auch von provinciellen Eigenthümlichkeiten auszugehen. Nimmt man nun noch hinzu, daß von der Verbindung, welche durch dieſe gänzliche Gleichförmigkeit der Lehrbücher von unten auf geſtiftet werden ſoll, die Kinder der höheren Stände, welche immer weit ſpäter in den öffentlichen Unterricht einträten, dennoch ausgeſchloſſen blieben: ſo ſieht man, daß es unmöglich iſt, den populär-politiſchen Endzweck, den man ſich hierunter gedacht hat, zu erreichen. Daher es bei den überwiegenden Gründen auf der andern Seite rathſamer ſein möchte, ſich nur mit einem gemeinſchaftlichen Plane zu begnügen, nach welchem alle Lehrbücher müßten eingerichtet ſein, in der Ausführung aber den Schulcollegien jeder Provinz freie Hand zu laſſen. Um ſo mehr, da die niederen Stände in den verſchiedenen Provinzen ſich auf ſehr verſchiedenen Stufen der Cultur befinden, und alſo unmöglich auf ganz gleiche Art können gehandhabt werden.

Beiläufig ſind noch als Mittel für den Hauptzweck angegeben, allgemeiner Unterricht im Geſange und ein von allem Sectenweſen entfernter Fundamental-Religionsunterricht. Freilich würde viel gewonnen ſein für alles Gute, wenn der erſte recht gedeihen wollte. Diejenigen, welche uns den Katholicismus als den natürlichen Pfleger jener frohen Stimmung des Gemüths anpreiſen möchten, die ſich durch Geſang ausſpricht, die möchten wir auffordern, in den mehreſten katholiſchen Theilen des preußiſchen Staates den Geſang aufzuſuchen. Allein ſchwer iſt zu hoffen, daß die öffentliche Erziehung hier allein etwas gedeihliches ausrichten werde, außer inſofern ſie auch nach und nach auf die ältere Generation zurückwirkte. Die Kirche iſt der einzige öffentliche Wohnſiz des Geſanges; von hier aus müßte gewirkt werden, und es iſt ein Glück, daß die beſonderen Inſtitute, welche gerade in dieſer Hinſicht das öffentliche Erziehungsweſen mit der Kirche in Verbindung ſezen, der faſt ſchon ausgeſprochenen Verurtheilung einiger übereilten Schulverbeſſerer noch entgangen ſind. Möchte die Regierung eilen, die Vorſchläge, welche hierüber von einem unſerer würdigſten Tonkünſtler ihr übergeben worden ſind, zu beherzigen und mit dem Schulverbeſſerungsplan in Verbindung zu ſezen! Von den Städten muß hier das Beſſere ausgehen, und kann ſich allerdings nur ſehr allmählich auf das flache Land verbreiten, und am langſamſten in den roheſten Provinzen gedeihen, wo die Städte ſelbſt noch ſo wenig empfänglich, und die Singchöre größtentheils gar nicht vorhanden ſind. Allein bei einem ſo großen Plane darf dasjenige nicht von der Hand gewieſen werden, was eine ſpäte Frucht verſpricht, ſondern iſt nur um ſo beharrlicher und ſorgſamer zu pflegen. — Was den Religionsunterricht anbelangt: ſo kann allerdings auch die geſellige Geſinnung, auf welche es dem Staate am meiſten ankommt, nicht hoch genug angeknüpft werden. Allein auch hierin iſt mit dem Unterricht das wenigſte gethan, und auf die Geſinnung möchte die öffentliche Erziehung ſchwerlich anders, als in Verbindung mit der häuslichen, und mit der Kraft eines eben ſo öffentlich erſcheinenden religiöſen Geiſtes wirken können. Auch iſt die Schwierigkeit nicht berührt, welche für dieſen Unterricht aus der hier aufs neue feſtgeſtellten und gewiß im Ganzen heilſamen Oberaufſicht der Geiſtlichen auf das Schulweſen entſteht. Da wenigſtens, wo Proteſtanten mit Katholiken im Großen vermiſcht ſind, möchte doch theils Proſelytenmacherei, theils wenigſtens ein ſich darauf beziehendes Mißtrauen zu beſorgen ſein. Eigentlich ſollte aber wol auch ohne beſonderen Religionsunterricht dennoch durch die vielfältige Einwirkung der Theologen ein religiöſer Geiſt in die Anſtalten des öffentlichen Unterrichts kommen, welcher dann mehr werth wäre, als der immer nur ſpeculative Unterricht. Gegen den Gedanken einer Schulbibel aber glaubt Recenſent ſich nicht ſtark genug erklären zu können. Nichts, gar nichts in der Bibel, als wenige abgeriſſene Sentenzen, iſt den Kindern in ſeinem wahren Sinne und Zuſammenhang verſtändlich; und was man ihnen dem Bibelſinne gemäßes zu ſagen hat, kann man ihnen gewiß weit leichter ohne die Bibel ſagen. Warum ſoll man abſichtlich dem natürlichen Reſultat aller jezigen Kriſen in der Theologie entgegen wirken, dem nämlich, daß wir ſuchen müſſen, das Chriſtenthum, wie es anfangs ohne die Urkunden beſtanden hat, auch wieder von ihnen abhängig zu machen, und über ſie zu erheben?

Es iſt noch übrig von der Organiſation des Ganzen, ſo viel darüber hier mitgetheilt iſt, etwas zu ſagen. Der Lehrplan, alſo die Hauptſache, um das Verhältniß der verſchiedenen Arten von Schulen gegen einander zu beurtheilen, iſt freilich noch zurück; was man aber für jezt ſehen kann, erregt im Ganzen eine ſehr günſtige Meinung. Die Vorbereitungsſchulen für beſondere Beſchäftigungen erſcheinen als Anſtalten von der höheren Art, woraus ſchon der große Vortheil entſteht, daß die Jugend nicht zu früh für einen beſtimmten Stand kann bearbeitet werden, und daß die allgemeine Vorbereitung eine größere Ausdehnung gewinnt. Iſt nun dieſes die herrſchende Maxime: ſo iſt von dem Ganzen gewiß ſehr viel Gutes zu hoffen. Nur zweierlei wünſcht Recenſent im Allgemeinen. Erſtlich, daß man in den Real- oder höheren Mittelſchulen den mathematiſchen, mechaniſchen und chemiſchen Kenntniſſen, welche dem Landwirth im Großen, dem Künſtler, Fabrikanten und Kaufmann nothwendig ſind, die wiſſenſchaftliche Form nicht ganz ausziehen möge. Es ſcheint dies beinahe daraus hervorzugehen, weil Andere, die in denſelben Gegenſtänden eines wiſſenſchaftlichen Unterrichtes augenſcheinlicher bedürfen, ausdrücklich auf die Gymnaſien angewieſen werden. Eine ſolche Trennung würde theils an ſich ſelbſt unzweckmäßig ſein, und das Fortſchreiten der allgemeinen Bildung willkürlich begrenzen, theils findet Recenſent ſie bei näherer Betrachtung dem Geiſte der preußiſchen Monarchie in mancher Hinſicht noch beſonders zuwider. Zweitens, daß man nur nicht auf eine ſo ſtreng gleichförmige Organiſation aller ähnlichen Schulen ausgehe, daß ſich alle Individualität in dieſen Anſtalten gänzlich verlieren muß. Betrachtet man die ſtrenge Claſſification, die durchgehends gleichen Lehrbücher, den ebenfalls von der höchſten Behörde ausgehenden Lehrplan, die damit verbundene, hier aber noch nicht dargeſtellte Schulordnung: ſo ſcheint es faſt, als wollte man keiner andern Verſchiedenheit Raum geben, als der der Methode. Dieſe aber iſt, zumal bei dem faſt zu ſchnellen Wechſel der Lehrer, nicht dasjenige, was einer Anſtalt einen individuellen Charakter geben kann; ſondern nur in einer eigen ſich modificirenden Schulordnung kann ſich ein eigener Geiſt ausſprechen. Ein ſolcher eigener Geiſt aber gehört ſich für Anſtalten, die einmal wie es auch zugegangen ſei, im Beſiz ſind, weniger vermiſcht zu ſein, und die Mehrheit ihrer Zöglinge aus einer gewiſſen Claſſe zu ziehen, wie z. B. die Friedrichsſchule in Breslau und das Pädagogium in Halle größtentheils Jünglinge aus vornehmen und reichen Häuſern bilden. Gewiß würde es zum Nachtheil gereichen, und nicht ſoviel zweckmäßiges geſchehen können, wenn dieſe ſich in Lehrplan und Disciplin ſtreng nach der Ordnung anderer Gymnaſien richten müßten. Eine ſolche erzwungene Gleichförmigkeit würde ſich dann natürlich nicht erhalten können; die Directoren würden ſich Abweichungen erlauben, und die inſpicirenden Behörden würden durch die Finger ſehen; und ſo würde ſich bald das alte Uebel zeigen, welches auch ſonſt den preußiſchen Staat nicht wenig drückt, daß es Vorſchriften giebt, welche Gültigkeit behalten, aber mit Wiſſen der, wenigſtens nächſten, Oberen nicht ausgeführt werden, ein Uebel, wogegen die öffentliche Erziehung, wo möglich, Abſchen einflößen, nicht aber ſelbſt das Beiſpiel davon geben ſollte.

Auch darüber hat ſich Recenſent gewundert, in der allgemeinen Claſſification der Erziehungsanſtalten die Töchterſchulen und die Induſtrieſchulen ſo ganz in den Winkel geſtellt zu ſehn, als würden ſie gar nicht als weſentliche Theile des großen Plans betrachtet. Die lezteren wenigſtens müſſen inſofern mit hineingezogen werden, als er ſie eigentlich vernichten würde. Sie waren urſprünglich Privatunternehmungen, die einem dringenden Uebel abhalfen, wie denn überall in ſolchen Dingen der freiwillige Ausbruch der öffentlichen Meinungen den Maßregeln des Staates vorangehen muß. Allein jene kann auf einem eigentlich vom Staate ſchon in Beſiz genommenen Gebiete für ſich, alſo gewiſſermaßen in Oppoſition gegen ihn, auch nur Einſeitiges erzeugen, und dieſen Charakter hatten auch die Erwerbſchulen. Dieſe können auf die bisherige Weiſe, ſobald der Staat, ordentlich organiſirt, niedere Bürgerſchulen anlegt, nicht mehr beſtehen. Wozu ſie aber durch zweckmäßige Umbildung benuzt werden könnten, hat Recenſent eben ſchon angedeutet. Aber die Töchter! Sollte ein Staat, wie der preußiſche, auch jezt noch das ganze Erziehungsweſen neu organiſiren, ohne daß für ſie etwas gedeihliches geſchähe? Soll es auch fernerhin nur vom günſtigen Zufall abhängen, wie die Töchter der niederen Stände in Winkelſchulen behandelt werden? Soll ohne Zeugniß ſeiner Sittlichkeit und ſeines Talents von ſorgloſen Eltern jedem jungen Menſchen der Unterricht der aufblühenden weiblichen Jugend in Künſten und Wiſſenſchaften dürfen anvertraut werden? Das geſchehe mit nichten!

Was von der Art, die Schulſtellen zu beſezen, hier mitgetheilt wird, hat in der Ausführung ganz das Gepräge der Vortrefflichkeit, die man an Allem gewohnt iſt, was auf dem ſchwierigen Gebiet der Unterordnung in der Adminiſtration und des Ineinandergreifens einzelner Theile in dieſem Staate geſchieht. Beſonders iſt die ſchwere Aufgabe von der Sublegation alter Schullehrer, und von der Verfaſſung der Seminarien, vortrefflich gelöſt. Den herrſchenden Grundſaz, daß die Zeit des Schuldienſtes bei untergeordneten Lehrern nicht zu lang ſein muß, wird gewiß jeder Sachkenner gelten laſſen. Sollte nicht auch mit der Zeit die Virtuoſität in den eigentlichen Schulwiſſenſchaften gewöhnlicher werden, ſo daß man die Ausſicht wenigſtens auch den Lehrern der gelehrten Schulen offen laſſen könnte? Auch daß aus den Candidaten des Predigtamtes der größere Theil der Lehrer in den höheren Schulen genommen wird, iſt ebenſo löblich als natürlich; nur daß auch das Predigtamt immer noch der einzige Ausweg aus dem Schulfach bleiben ſoll, der ihnen angewieſen wird, dies iſt nicht genug zu beklagen. Ohnedies wählen das Predigtamt, durch mancherlei äußere Umſtände gedrungen, ſchon Viele, deren innerer Beruf dazu nicht der ſtärkſte iſt. Während des Schuldienſtes verliert ſich nun die Luſt dazu bei mehreren von dieſen, und auch wol bei manchen Anderen um ſo mehr, da ſie ſelten heitere Muße genug behalten, um ſich gern öfters im Predigen zu üben; und ſo bleibt ihnen zur Belohnung für eine beſchwerliche Amtsführung nur die Ausſicht auf einen Beruf, für den ſie keine Liebe in ſich fühlen und der, mit Recht, ſelten einträglich genug iſt, um für dieſe neue Laſt ſchadlos zu halten. Vielmehr ſollten mehrjährigen verdienten Schullehrern auch andere Fächer des öffentlichen Dienſtes, zu denen ſie ohne Zweifel geſchickt ſein müſſen, unter gewiſſen Vorzügen geöffnet werden, wobei Kirche und Schulen gewinnen würden, und der Staat nichts verlieren. Als eine eigentliche Beſchränkung des Patronatrechtes darf übrigens jene Maßregel, Pfarrſtellen nur an Schullehrer zu vergeben, nicht einmal erſcheinen; ſie beſtimmt nur gleichſam ein neues

Zeugniß, welches jeder, der ſich zur Prüfung meldet, muß aufzuweiſen haben.

Was die Beſoldung der Schullehrer betrifft, ſo iſt verhältnißmäßig ziemlich ausführlich die Rede davon, und ſehr erfreulich. Denn ganz reichlich klingen die Vorſchläge des Verfaſſers, nur daß ſie mehr noch ſeine eigenen zu ſein ſcheinen als von der Behörde angenommen. Auch hat er ſie etwas vollklingender gemacht, als ſie ſind, und Ausländern zugleich etwas unverſtändlich dadurch, daß er nicht die wahren Kornpreiſe zum Grunde legt, ſondern die oft nicht die Hälfte betragende Kammertaxe. Und gegen die Patronen iſt der Verfaſſer hier etwas ungerecht, wenn er es ihnen ſo hart auslegt, daß ſie ſich gegen die Anforderung, den Schullehrer weſentlich zu verbeſſern, mit der Matrikel ſchützen. Auf ſeinen Reiſen durch mehrere Provinzen mit dem Chef ſeines Departements ward Herr Zöllner von den wohlhabendſten Gutsbeſitzern aufgenommen, hatte aber wol keine Gelegenheit, ſich mit der Lage der kleinern bekannt zu machen. Daher er auch zwei der edelſten, freilich aber auch reichſten, Grundherren in Preußen als Muſter einer liberalen Sorgfalt für den Zuſtand ihrer Schulen aufſtellt. Recenſent beſtätigt alles, was von dieſen höchſt achtungswerthen Männern geſagt wird: allein er muß doch bemerken, daß der beerbte Inhaber großer Majoratsgüter, der bei allem, was er zur Verbeſſerung derſelben unternimmt, zugleich an den Vortheil und die Ehre ſpäter Nachkommen, und daran denken kann, daß er ſeinen eigenen Ruhm unter ihnen gründet, gar nicht jedem kleinen Edelmann zum Vorbilde dienen kann. Man ziehe nur den gegenwärtigen Zuſtand des Güterhandels in Erwägung, wo ſo mancher mit größtentheils fremdem Gelde zu hohem Preiſe ein Gut erkauft, um es in wenigen Jahren, ſo bald ihm vielleicht eine bedeutende Verbeſſerung, auf die er ſpeculirte, gelungen iſt, wieder zu verkaufen. Ein ſolcher darf fürwahr nichts unternehmen, was, wenn er nicht eine beſtimmte, immer noch ſeltene Geſinnung bei ſeinem zu erwartenden Käufer antrifft, als baarer Verluſt auf ſeine Rechnung kommt. Denn nahe kann die Zeit wahrlich noch nicht ſein, wo eine wohl dotirte Schule zu den Vorzügen eines Gutes im Handel gerechnet wird. Man ſollte, wenn der Staat nicht für die große Claſſe dieſer ſo leicht aus Hand in Hand gehenden Güter immer Alles allein thun ſoll, darauf denken, in dieſen beſonders den Schulen einen eben ſo unabhängigen Landbeſitz zu verſchaffen, wie die Pfarreien haben. Da wo die Cultur noch ſo zurück iſt, daß der Staat den Grundbeſitzern Meliorationsgelder austheilt, ließe ſich dies auch leicht bewerkſtelligen; aber auch ſonſt könnte man Vorſchläge thun, die gerade in der jetzigen Periode leicht auszuführen wären, wenn uns dies nicht hier zu weit abführte.

Schon jetzt läßt ſich die Ausführlichkeit und die Art und Weiſe dieſer Anzeige nur mit der Größe des Gegenſtandes, nicht mit der Beſchaffenheit der unmittelbar angezeigten Schrift entſchuldigen. Von dem erſteren hielt Rec. es für Pflicht, nichts Allgemeines unberührt zu laſſen. Von manchem Einzelnen, das der Verf., ſeinem Plane zuwider, dem zweiten Theil vorwegnahm, iſt er doch, um den Fehler zu verbeſſern, ſchweigend vorübergegangen, in der ſchon anfänglich geäußerten Hoffnung, daß ein anderes Organ der großen Unternehmung fortfahren werde, auch die einzelnen Theile vorläufig zur Publicität zu bringen. Nur über die Schrift ſelbſt muß er, um Mißverſtand zu verhüten, noch ein mißbilligendes Wort ausſprechen, daß er nämlich die lockere, weitläufige Schreibart und die unordentliche Zuſammenſtellung, die man faſt ſchlechte Arbeit nennen möchte, ſowohl eines Schriftſtellers von einigem Ruf ganz unwürdig, als auch dem angegebenen Zwecke ganz unangemeſſen findet. Letztere hat der Verf. öfter als billig aus den Augen verloren. Für Sachkundige, von denen er eine Meinung einholen wollte, waren viele große Diatriben ganz überflüſſig. Aber auch abgeſehen von dem beſondern Publicum, iſt die häufige Vorſtellung deſſen, was erſt ſpäter ſeine Erklärung findet, das plötzliche Ueberſpringen von dem Allgemeinen zum Allerbeſonderſten auf eine nicht ſelten faſt lächerliche Art, und die ganz haltungsloſe durcheinandergeworfene Schreibart höchlich zu tadeln; und nur der Nachſicht ſolcher, die den Verf. genauer oder auch weniger kannten, muß es anheimgeſtellt bleiben, in ſeinem Geſundheitszuſtand eine Entſchuldigung zu finden.

P—p—s.

Joh. Joach. Spalding's Lebensbeſchreibung,

von ihm ſelbſt aufgeſetzt und herausgegeben mit einem Zuſatze von deſſen Sohne G. L. Spalding 1804.*)

[21. Januar 1805].

Den gewöhnlichen Leſer einer Biographie läßt diese hier Vieles vermiſſen. Nicht nur wer mit dem Leben des merkwürdigen Mannes zugleich einen großen Theil ſeines Zeitalters kennen zu lernen hofft, wird ſich getäuſcht ſehen; nicht nur die Anekdotenſucht, die auf gelegentlich mitaufgezeichnete Denkwürdigkeiten ausgeht, wird ſchlecht ihre Rechnung finden: ſondern auch dem billigen Verlangen, den Mann ſelbſt wenigſtens von allen Seiten kennen zu lernen, geſchieht nicht volle Genüge. Denn wer erführe nicht gern noch mehr von ſeinen Anſichten der merkwürdigen Erſcheinungen unſerer Zeit, von ſeinen Lieblingen unter den Schriftſtellern der Nation, von ſeinem Fortſchreiten oder Stehenbleiben in Kunſt und Wiſſenſchaft, von ſeiner beſondern Art zu ſein unter den Seinigen? Doch jene Forderungen nur, nicht dieſe, können zurückgewieſen werden mit des Herausgebers Worten in der Vorrede: »Die Neugier auf jeden Fall hat wenig zu thun mit dem Leben eines ſtillen Beförderers der Frömmigkeit.« Allein die folgenden Worte »aber die Empfindungen eines ſolchen ſind Begebenheiten für den, der mit ihm empfindet« zeigen, aus welchem Geſichtspunkte allein dieſes einfache Denkmal des Verewigten zu betrachten iſt. Was er ſeinen Nachgebliebenen beſtimmte, das reichen dieſe bereitwillig, mit den Reſultaten ihres eigenen Gefühls vermehrt, den wie wir hoffen recht zahlreich Mitempfindenden, den Gleichgeſinnten, die es wünſchen und verdienen, daß auch ihnen »ganz ſein heiliges liebevolles Gemüth ſich offenbare;« und auf dieſen Zweck allein iſt nun auch alles gerichtet.

---

*) Jenaer Litteraturzeitung 1805, I, Nr. 19.

Die eigene Lebensbeſchreibung, welche den Kern des Ganzen ausmacht, iſt in verſchiedenen Abſätzen geſchrieben, welche ſämmtlich bis auf den letzten in bedeutender Entfernung von der Zeit ihrer Abfaſſung enden, und ſchon dieſes Umſtandes wegen kann ſie ſo ausführlich nicht ſein, als die Verehrer des Verewigten wünſchen mögen. Denn auch ſieht man zwar an kleinen Zügen, daß ihm der Gedanke gegenwärtig war, was er ſchrieb, könne leicht allgemein gemacht werden, unmittelbar aber hatte er nur ſeine Angehörigen im Auge. Daher nun konnte der Mann, der ſo ſehr angemeſſen als »der Erbauer ſeiner Zeitgenoſſen« bezeichnet wird, außer den allgemeinen Erinnerungen an häusliche und amtliche Begebenheiten vorzüglich nur die Entwicklung ſeines Innern zu der Geſinnung zeigen wollen, die ſie an ihm kannten.

Es iſt merkwürdig, wie die Schilderung ſeines erſten, bald eifrigen bald läſſigeren, Strebens nach der Angemeſſenheit mit dieſer, ihm in ihrem Weſen ſchon immer vorſchwebenden Geſinnung, auffallend dem ähnlich iſt, was Chriſten von äußerlich ganz anderer Denkart in ihren Lebensläufen, wie man ſie häufig in den evangeliſchen Brüdergemeinen hört, von den erſten Regungen der Gnade ſagen. Auch iſt gewiß die bezeichnete Thatſache und das angeſtrebte Princip ganz daſſelbe; und diejenigen, welche etwa ſagen möchten, es ſei doch im Grunde nur reine Moralität, nicht auch Religioſität geweſen, was dieſen höchſt ehrwürdigen Mann regierte, möchte Rec. nur auf dieſe Schilderung verweiſen. Denn dies verſteht ſich voraus, daß ein ſo beſonnenes, heftigen Bewegungen und ſcharfen Anſichten abgeneigtes Gemüth die Entwicklung des höheren Princips nicht als ein in die Zeit fallendes Uebernatürliches ſetzen, und daher auch das Werk des Geiſtes ſich ihm nicht unter der Form eines Durchbruches der Gnade vollenden konnte. Vielmehr galt ihm, und wer mag ſagen mit Unrecht? ſchon die Vorſtellung von jener Denkart als ſeinem Geſetz für die Aufnahme derſelben in ſein Gemüth, und ihm blieb alſo nicht mehr ein gewaltſamer

Sieg für dieſelbe zu wünſchen, ſondern nur eine beſchleunigte und leichtere Regierung des Einzelnen. Sonſt aber war, dem ganzen Charakter nach, ſeine Religioſität und die jener Chriſten ganz dieſelbe, diejenige nämlich, welche die Richtung ganz nach innen nimmt, und alles im Gemüth in Uebereinſtimmung zu bringen ſucht, nicht aber ſelbſtthätig ſchaffend vom Mittelpunkt immer weiter nach außen geht. Daher finden wir auch nicht, daß ein durch das religiöſe Princip unmittelbar angeregter lebendiger Trieb den verehrungswürdigen Mann auf den Beruf, in welchem er ſich hernach ſo groß zeigte, unwiderſtehlich als auf ſeine einzig mögliche Art da zu ſein, hingeführt, welches auch aus den Worten, mit denen er ſeine Wahl am Scheidewege erzählt, genugſam erhellt. Eben ſo wenig beruhten ſeine Berufsveränderungen auf einem innern Drang, in weiteren Kreiſen ſeine Geſinnung zu verkünden; und daſſelbe gilt von der Entſtehung ſeiner häuslichen Verhältniſſe. Das Werk eines ſolchen Sinnes wurde nun in einem ſo treuen und edlen Gemüthe freilich eine nicht frei anfangende, ſich ihre Sphäre ſelbſt ſchaffende und beſtimmende Weltbildung; wol aber die vollendetſte religiöſe Sittlichkeit in einer gegebenen Sphäre. So auch ſchildert der Sohn die Vollkommenheit des Vaters in dem, was er eigentlich wollte und war als »innige Verwebung der Tugend mit der Gottesfurcht, wo Eines dem Andern Beweis und Stütze wird, und man nicht mehr unterſcheiden kann, was iſt Tugend, was iſt Gottesfurcht; ſie haben einander durchdrungen, ſie ſind eins und ſo erſt ganz. Es gehört zu dieſer Anſicht, daß die Gottheit ausſchließend als Vorſehung angeſchaut wird, in der Verknüpfung des wenn auch nur willkürlich auf das Innere bezogenen Aeußeren, als »verſtändige, innigſt dankbar zu bewundernde abſichtsvolle Güte, und daß da nur ein ergrübeltes Syſtem,« gefunden wird, wo das Bild einer ſich ſelbſt im Aeußern darſtellenden unendlich ſchaffenden Natur das herrſchende iſt. Dennoch iſt dies der Charakter der entgegengeſetzten Geſtalt der Religioſität, welche ihre Richtung mehr nach außen nimmt, welcher die Selbſtbildung nur als ein Theil der Weltbildung erſcheint, und welche mehr Weltanſchauung und Phantaſie erzeugt, als Gefühl und Selbſtbetrachtung. Falſchen Schein giebt es hier, wie dort, und gegen dieſen gilt allerdings, was der Herausgeber ſelbſt wol beſtimmt durch Unwillen gegen Uebermuth und Seichtigkeit ſagt: »Einige mögen aufrichtig in dieſem Feuer glühen, aber den meiſten darf man es zuverſichtlich ſagen, daß mit etwas tieferem Herzen ſie das Unglaubliche nicht ſo mächtig ergreifen würden.« Denn wo dieſes vorzüglich ergriffen wird, ſei es in der einen oder andern Geſtalt, da iſt Mißverſtand. Allein auch abgeſehen hievon, ſtreiten oft beide Geſtalten der Religioſität heftig gegeneinander, weil ſie einander nicht verſtehen, und das kleinere Gebiet ihres Gegenſatzes ſtärker in's Auge faſſen, als die größere gemeinſchaftliche Sphäre. Man kann Spalding als den vollendeten Repräſentanten der einen anſehen; aber, dahingeſtellt, ob er die andere völlig verſtand, oder nicht, zum

Streiten gegen ſie war dieſes ruhige klare Gemüth, dem das Edle und Schöne gewiß nirgends ungeahndet blieb, nicht gemacht. Man ſehe nur, wie liebevoll und enthaltſam Lavater von ihm beurtheilt wird. Sondern was Spalding beſtritt in ſeiner Schrift vom Werth der Gefühle, in der vom Nutzen des Predigtamtes und ſonſt überall, das war nur der falſche Schein, welcher die Sphäre, in welcher er ſelbſt ſich befand, verunreinigte. Es iſt daher grober Mißverſtand, wenn, wie der Herausgeber den Fall ſezt, der ehrwürdige Mann von den Vertheidigern der praktiſcheren Religioſität »im Zorn oder Spott ein Aufklärer genannt wird,« ſo wie es überhaupt nur Mißverſtand iſt, oder einſeitige Polemik, wenn Religiöſe dieſer Art ſich des ſtrengen Kirchenglaubens annehmen und der ängſtlichen das Höhere in das Gebiet des Sinnlichen herabziehenden Formen. Dagegen, ob auch Herders Angriff aus dieſem Geſichtspunkt allein anzuſehen iſt, wagt Rec. nicht zu entſcheiden. Leider verunreinigte er ſeine Darſtellung durch einen Ton, zu welchem es wol eine äußere Veranlaſſung gegeben haben kann, und blieb auch von jenem Mißverſtande nicht ganz frei: dennoch aber hatte er gewiß eine richtigere Ahndung davon, wo eigentlich der Gegenſaz zwiſchen ihm und Spalding zu ſuchen wäre. Man ſollte wenigſtens die Acten nicht der allgemeinen Anſicht entziehen, und es iſt eine falſche Schonung, für wen es auch ſei, daß die Provinzial-Blätter in der Sammlung der Herder'ſchen Werke ſollen unterdrückt werden. Es iſt ſchön, wie auch der Herausgeber bemerkt, daß man den Einſeitigen von dieſer ſich jezt, wenn nur in Wahrheit, mehrenden religiöſen Parthei »als eine merkwürdige Thatſache kann zu bedenken geben, daß Spalding, wie ſie ſelbſt nicht bezweifeln können, ein innig frommer Mann war;« und dieſe vollendete Repräſentation der ganzen einen Seite der Religioſität war ohnſtreitig die Hauptbedeutung und Hauptbeſtimmung des ehrwürdigen Mannes. So, unabhängig an ſich von dem Stande des Geiſtlichen, erkennt ſie auch ſein Sohn. »Welchen Stand er auch gewählt hätte,« ſagt er S. 170, »er würde gewiß die Menſchen ſeines Kreiſes auf ihre größte Angelegenheit mächtig aufmerkſam gemacht haben, und man kann mit Wohlgefallen bei dem Bilde verweilen, wie er wol als Geſchäftsmann etwa im diplomatiſchen Fache, das zunächſt ihm offen ſtand, gelebt und gewirkt hätte, mit ſeinem zarten Frömmigkeitsſinne, der zu tief in ihm lag, um jemals unter Geſchäften oder Geſellſchaften zu verſchwinden, und der zu lichtvoll und kräftig war, um jemals in Knechtsglauben auszuarten, wodurch ſonſt oft fromme Weltleute ſich abfinden. Doch müßte ein ſolcher Sinn, wo er, wie bei meinem Vater, ſo die ganze Natur ausmacht, ſo das eigenthümliche Genie des Beſizers iſt, nothwendig im Predigerſtande am beſten ſich ausbilden, und die glücklichſte Wirkung thun.«

Aus demſelben Princip, aus welchem der ganze Geiſt des Mannes hervorging, iſt nun auch ſein öffentliches Handeln zu beurtheilen, Inhalt ſowol als Form ſeiner Vorträge und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. In

Hinſicht auf jenen gehört er allerdings zu den Häuptern einer großen, lange Zeit herrſchenden Schule; aber unabſichtlicher als irgend einer und faſt unbewußt. Wie wenig er jemals darauf ausgegangen, dem Zeitalter irgend eine beſtimmtere Geſtalt zu geben, auf etwas ganz neues darin zu arbeiten, ſieht man aus ſeinen eigenen Worten. Er ſpricht von einer, »ſeiner Natur anklebenden, und ihm immer läſtig genug gewordenen Scheu, durch etwas Ungewöhnliches und durch auffallende Neuerungen anſtößig zu werden und Schaden zu ſtiften.« Und an einer andern Stelle ſagt er: »Ich habe mich vielleicht mehr, als ich geſollt, enthalten, an öffentlichen Einrichtungen, z. B. beim Gottesdienſte, etwas abzuändern, theils weil mir die Vorſtellung unerträglich war, für herausnehmend angeſehen und einer ſtolzen, herrſchſüchtigen Anmaßung beſchuldigt zu werden, theils auch, weil ich bei der Abwägung der davon zu erwartenden Folgen das abgezielte Gute nicht in einem hinlänglich gewiſſen Uebergewicht über den Schaden der wahrſcheinlichen Unruhen und Widerſetzlichkeiten erblickte.« Daher ſchloß er auch früher gern ſeine Gedanken den Aeußerungen Anderer an, und verſuchte ſpäter den erſten Erfolg am liebſten namenlos. Seine Einwirkungen von dieſer Seite auf das Zeitalter ſind alſo eigentlich Rückwirkungen. Die Selbſtbildung war immer ſein nächſter Zweck; alles andere nur gelegentlich und zufällig. Was das Zeitalter anregte, prüfte er nach ſeinen Grundſätzen, um zur Klarheit darüber zu gelangen, und dies ward die Veranlaſſung ſeiner Schriften. Mit vollem Recht ſagt daher der Herausgeber von ihm: »Wenn er innerhalb des geiſtlichen Standes allen Zwang und Innungsgeiſt verſchmähte, der die Perſönlichkeit und das eigene Denken durch ein feierlich gleiches Koſtüm verdrängt: ſo wirkte doch bei ſolcher Selbſtſtändigkeit nie ſo ſehr trotzender Widerſtand gegen fremden Einfluß, als jene ſein ganzes Weſen durchdringende Redlichkeit, die durchaus Ernſt machte aus dem, was ſie unternahm. Alle ſeine Abweichung von herkömmlichen Lehrmeinungen, weswegen er bald im Verdammungstone, bald mit Beifall zu den Aufklärern gezählt wurde, war nichts anders, als ein Zug ſeiner aufrichtigen Frömmigkeit.« Eben die Bewandniß hat es nun auch mit dem ungemeinen Beifall, den ſeine Schriften durch die gefällige und reine Darſtellung ſich erwarben, und mit ſeinem unläugbar ſehr vortheilhaften Einfluß auf die Bildung unſerer Sprache, beſonders zur populären, ſittlichen und religiöſen Mittheilung. Er ward »ohne ſich einen Zweig der Gelehrſamkeit zu ſeinem Eigenthum gewählt zu haben, und ohne als Künſtler irgend einer Gattung vor ſeinen Zeitgenoſſen auftreten zu wollen« einer der gebildetſten und gern geleſenſten Schriftſteller durch ſeinen Charakter, indem der äußerſt rege Sinn für Harmonie und die innere Klarheit ſeines Weſens ſich auch in ſeine Sprache ergoß. Ein aufmerkſamer Leſer wird in der eigenen Aeußerung des edel beſcheidenen einfachen Mannes daſſelbe entdecken. »Der Beifall, ſagt er, den dieſer Aufſatz — die Beſtimmung des Menſchen — erhalten, iſt ein

Beweis, wie viel Gewalt eine gewiſſe Einfalt und Wahrheit der Geſinnungen und des Ausdrucks noch immer auf die Gemüther der Menſchen hat. Denn ohne Zweifel würden unzählige eben ſo gut ſchreiben, und eben ſo viel und noch mehr Lob verdienen können, wenn ſie nicht mit Aufopferung dieſer ihnen vielleicht zu geringen Eigenſchaften gekünſtelt und ſcharfſinnig ſein wollten.»

Von den angehängten Selbſtgeſprächen, wie der Herausgeber ſie nennt, ſagt dieſer ſelbſt, daß ſie »genau genommen, gar nicht für ein Publikum gehörten,« daß aber, ohnerachtet der unvermeidlichen Wiederholungen, »die Weglaſſung derſelben viel von dem Antheil zerſtört haben würde, den die jedesmalige Erneuerung eines und deſſelben tiefen und wahren Gefühls bei Gleichgeſinnten gewiß erregt.« Was darin einen jeden ungemein anziehen und rühren muß, iſt die gelaſſene Erwartung, nicht des Todes, ſondern der zunehmenden Hinfälligkeit der Organe, über welche der Greis ſeine Geliebten ſelbſt im Voraus zu beruhigen ſuchte, und die fortwährende immer mehr auf ſich ſelbſt zurückgewendete Geſchäftigkeit des Geiſtes, durch die er es dahin bringen konnte, daß, »da die Zeit vorüber war, lange Gedankenreihen mit Klarheit zu verfolgen, ſein Syſtem der reine Ertrag eines beinahe neunzigjährigen Denkens, Empfindens und Handelns mächtig zuſammengedrängt in Eine große Hoffnung und Freude in ſeinem Innerſten wohnte, und von ihm wortlos angeſchaut wurde.« So auch bei einer S. 188 ff. ſehr intereſſant und geiſtreich beſchriebenen durch Schwindel erregten Unordnung im innern Organ »gab er ſich zufrieden in der freilich an ſich nicht erfreuenden Erwartung, daß, wenn dieſer Zuſtand beſtändig fortdauern ſollte, er auf ſeine Lebenszeit weder würde reden noch ſchreiben können, daß aber ſeine eigenen ihm bewußten Grundſätze und Geſinnungen immer dieſelben, und alſo auch bis zu der völligen Abſonderung von dieſem ungeſtümen Spiele des Gehirns ihm noch ſtets eine einheimiſche Quelle der Beruhigung und der Hoffnung des Beſſeren bleiben würden.« — Wenn man ſo den Greis auch in der früheren Zeit des Lebens betrachtet in dem Kreiſe von Geliebten, den er um ſich gebildet hatte: ſo muß man ſich geſtehen, dies iſt das ſittlichſte Bild des hohen Alters und des natürlichſten Sterbens. Wenn Gattin und Kinder dem Hinfälligen, dem die eigenen äußeren Organe verſagen, die ihrigen bereitwillig leihen; wenn ſie durch aneignende Anſchauung in Stand geſezt ſind, auch die Klarheit und Lebendigkeit des Gedankens zu ergänzen, welche das eigene innere Organ nicht mehr auszuprägen vermag: ſo ſind in der That die Kräfte des Greiſen nicht verringert, ſondern nur verlegt in diejenigen, die er ſelbſt vorher gebildet hat, und dieſes faſt ohne den Körper in ihnen und durch ſie Leben iſt ſchon der Vorgenuß dieſer Seite der Unſterblichkeit. Zieht ſich dann der Geiſt auch immer mehr zurück aus dem Beſonderen und Sinnlichen in das Allgemeine und die Ideen: ſo löſet ſich das Band des Innern und Aeußeren von ſelbſt, und der Tod iſt nichts anderes, als ein faſt ſelbſtthätiges Hinausſchwingen aus der einer ſolchen Erhebung nicht mehr angemeſſenen Perſönlichkeit.

Dieſes Monument des Verewigten, mit deſſen Geiſt und Gehalt wir die Leſer vorläufig bekannt machen wollten, iſt mit ſchicklichen, dem Eindruck des Ganzen zuſagenden Basreliefs verziert. Vorne Spalding's ſelbſtgedichtetes Grablied, ſeines Eidams Anrede bei der Beerdigung, ſeines Amtsgefährten Gebet vor der Gedächtnißpredigt. Im Buche ſelbſt ein, wie Kenner der Spaldingiſchen Handſchrift verſichern, ſehr wohlgerathenes Facſimile. Hinten als Nachſchrift von einer andern Hand ein Bericht von dem Leichenbegängniß. Ungern vermiſſen gewiß Alle den darin erwähnten Erguß dankbarer Verehrung und kindlicher Liebe aus dem Herzen des jüngeren Sohnes. Aber das Rührendſte iſt das Andenken an die Wittwe des Verſtorbenen, die ihm ſobald nachgegangen. Nichts läßt ſich aus dieſen vier Blättern ohne Entweihung herausreißen; ſie werden jedem theuer ſein, der einer ſchönen Wehmuth fähig iſt, und Sinn hat für eine heilige Liebe und für einen ſüßen Tod.

C. F. Z.

Irwiſch.

Kritik des dogmatiſchen, idealiſtiſchen und hyperidealiſtiſchen Religions- und Moral-Syſtems, nebſt einem Verſuch Religion und Moral von philoſophiſchen Syſtemen unabhängig zu begründen, und zugleich die Theologen aus der Dienſtbarkeit zu befreien, in welche ſie ſich ſeit langer Zeit an die Philoſophen verkauft hatten. 1806.*)

Im Allgemeinen iſt es gewiß eine gute Maßregel, daß in einer Anſtalt, wie dieſe A. L. Z. niemand Bücher beurtheilen darf, in denen er ſelbſt perſönlich angegriffen iſt; wenn indeß Fälle eintreten, in welchen eine Ausnahme von jener Regel räthlich ſcheint, ſo darf eine ſolche Beurtheilung nicht hinter dem Rücken der Leſer geſchehen, ſondern es muß in dieſem Falle die Anonymität abgeworfen werden. Dies findet bei gegenwärtiger Recenſion ſeine Anwendung. Dem Rec. wird in dieſem Buche an vielen Stellen und auf vielerlei Weiſe übel mitgeſpielt. Schon heißt er gewöhnlich, und er kommt gar nicht ſelten vor, der große Schellingianer, der Hyperidealiſt, der tranſcendentaliſirende Herrnhuter, der Sonnenſtrahlenſpalter, der Kleinmeiſter, der ungeheueren Staub dem Publicum in die

---

*) Jenaer Litteraturzeitung 1806, No. 101.

Augen ſtreuen will; ja, es wird auch von ihm geſagt, er habe als Geiſtlicher ein Buch gegen die Religion geſchrieben, von erhaben ſein ſollendem Galimathias und Böhmism, er habe die ungeheuerſte Lüge vorgebracht, welche je eine ſchreibende Feder dem Publikum ins Angeſicht zu werfen die Unverſchämtheit gehabt, er wolle den Polytheism wieder einführen, und die heidniſche Religion für die ächt-chriſtliche ausgeben; es findet ſich endlich ſogar eine Stelle, wo den Verf. nicht undeutlich die Luſt anwandelt, den armen Rec. ganz aus ſeiner bürgerlichen und kirchlichen Wirkſamkeit herauszuwerfen. Alles dies widerfährt ihm zum Theil für die Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre, noch mehr aber für die Reden über die Religion, die indeß der Verf. wunderlich genug nicht anders als unter einem Titel citirt, den ſie nie gehabt haben, und der ihnen auch gar nicht zukömmt, nämlich heilige Reden nach Schelling'ſchen Prinzipien. Nachdem nun Rec. einmal die Mühe gehabt hat, das Buch, ſo gut es ſich immer thun laſſen will, durchzuleſen: fühlt er ſich faſt verbunden ſie einem Anderen zu erſparen, und gedenkt, nachdem er durch obige Anführung alles Perſönliche abgethan, ſeine vollkommene Unparteilichkeit am beſten dadurch zu beweiſen, daß er freimüthig und unverholen alles Böſe von dem Buche ſagt, was er ſeiner Ueberzeugung nach davon ſagen muß. Dies kann nur denen paradox ſcheinen, die es mit aller Anſtrengung nicht weiter, als zum unterſten Grade dieſer Tugend bringen können, wo man ſich gern ein halbes Lob des Tadlers oder Gegners abzwingt, froh wenn ſich irgend die Gelegenheit dazu darbietet. Dieſe nun mögen zu ihrer Beruhigung bedenken, daß da jedes perſönliche Verfahren gegen den Verf., der ſich von dem Verdacht, als lebe er noch, nun wol bei Jedermann wird gereinigt haben, unmöglich gemacht iſt, und daß die Verunglimpfungen den Rec. nicht verdrießen konnten, da er auch wieder nicht ſchlecht gelobt wird. Denn unerwartet findet ſich der Verf. einiger mit ihm als er dachte, will ſich über das Uebrige freundlich mit ihm verſtändigen, ja er ſagt ſogar, daß, ohnerachtet ſonſt gar wenige Menſchen es nur bis zu einem einigermaßen philoſophiſch beſtimmten, noch wenigere bis zum moraliſchen, keiner vielleicht bis zum religiöſen Charakter bringen, er, der Rec., doch von religiöſen Charakteren ein ſehr gründliches Zeugniß abzulegen vermöge.

Dieſe Widerſprüche, die Rec. nur deshalb ſo ausführlich anführt, mögen nun, da ſie doch mit dem ganzen Gegenſtande des Buchs ziemlich genau zuſammenhängen, von dem Charakter deſſelben eine kleine Probe geben. Ueberall treibt der Verf. dies leichtſinnige Spiel mit dem Leſer, dem er immer mit der andern Hand nimmt, was er mit der einen gegeben hat; überall herrſcht dieſe tiefe Verworrenheit, die äußerſt unbefangen oft nach einem ſehr kleinen Zwiſchenraume das Geſagte widerruft. Rec. wird kaum etwas anderes thun können, als dies durch mehrere Beiſpiele beſtätigen, indem jede andere Beurtheilung um ſo mehr unmöglich iſt, als man ſchwer errathen kann, welches eigentlich des Verf. Ernſt war, und wie er ſelbſt mit dieſen Widerſprüchen geſtanden hat.

Seine dreifache Abſicht kündigt der Verfaſſer in der Vorrede an, auch auf eine ſehr verworrene Weiſe. Zuerſt wollte er die Keime zu drei oder mehreren Werken — hiermit ſind wahrſcheinlich die Kritiken der verſchiedenen Syſteme gemeint, in einer Skizze niederlegen, vielleicht ſchon ahnend, daß ihm nicht vergönnt ſein würde, ſie auszuführen; dann Religion und Moral unabhängig von Syſtemen begründen; und endlich die Theologen aus ihrer Dienſtbarkeit befreien. Er ſagt ſelbſt, daß das dritte mit dem zweiten zugleich erreicht ſei; und da es unnüz ſein würde das Triviale an dem erſten zu wiederholen, oder das Falſche zu rügen: ſo wollen wir uns ſtatt alles anderen an jenes zweite halten. Auch denken wir uns nicht darüber zu wundern, daß dem Verf. das Begründen doch wol ein philoſophiſches Geſchäft ſein wird, und wie er es alſo unabhängig von einem philoſophiſchen Syſtem zu Stande bringen will. Auch nicht darüber, daß gerade in dieſer Hinſicht Religion und Moral ſo in Eins zuſammengefaßt werden, da doch leztere, ſelbſt eine philoſophiſche Disciplin, in einem ganz anderen Verhältniß zur Philoſophie ſtehen muß als erſtere. Dies alles verſchwindet in der allgemeinen Klage, daß man gar nicht feſt halten kann, was der Verf. und wie er es begründen will. Man erfährt nirgends recht, wie ſich Philoſophie oder Metaphyſik und Religion gegen einander verhalten, noch wie der Verf. die natürliche oder die reine Vernunftreligion von der geoffenbarten unterſcheidet, und zu welcher von beiden ſich die heilige Religion der Menſchheit, die er ans Licht bringen will, hinneigt; und wenn man ſich danach umthut, was nun eigentlich den Gehalt der Religion ausmachen ſoll, ſo findet man überall nur einander widerſprechende Ausſprüche. Bald ſind ihm metaphyſiſche Dinge und religiöſe Dogmen einerlei, und ein geläuterter platoniſirender Offenbarungsglaube die beſte Art der Religion, die religiöſen Dogmen aber drücken ihm nichts aus als dieſes und jenes Vertrauen; bald ſezt er wieder den Glauben eines Sokrates und Antonin weit zurück hinter den eines Paulus oder Auguſtinus oder auch nur eines frommen Israeliten, weil nämlich der lezte auf übernatürlichen Thatſachen beruht, und in der Seele des Offenbarungsgläubigen nicht wie bei den Anhängern der Vernunftreligion noch ein, wenn gleich kleiner Punkt dem Zweifel offen bleibt. Bald bewundert er die chriſtliche Religionsphiloſophie, daß ſie auf dieſe übernatürlichen Thatſachen ſich ſo feſt gründe, wie Phyſik und Chemie auf natürliche, und gründet noch zulezt in einer ſehr pathetiſchen Stelle die ganze chriſtliche Religionsgewißheit auf die Auferſtehung Jeſu, wogegen er die Grundpfeiler des philoſophiſchen Religionsdogmatismus tadelt, daß ſie nur auf eine ſpaniſche Mauer gemalt wären. Dann ſind ihm wieder jene übernatürlichen Thatſachen nur die fruchtbarſten Fortpflanzungsmittel, und wirken als die vollwichtigſten Gründe eigentlich auf Furcht und Hoffnung. Ja, die Mächtigkeit des Offenbarungsglaubens wird auch wiederum nur daraus erklärt, daß der Gläubige, deſſen Verfahren hierbei als das des rohen Menſchen beſchrieben wird, den wichtigen Umſtand überſieht, daß er ſeine übernatürlichen Thatſachen nur aus fremder Erfahrung hat. Somit, wenn der Vorzug nur auf einem Ueberſehen beruht, wäre es ja ganz recht, was der Verf. hundertfältig auf das bitterſte tadelt, daß den Theologen, die doch keine rohen Menſchen ſein ſollen, die hiſtoriſch-göttliche Autorität hingeſchwunden iſt, und ſie ſich ganz der Philoſophie in die Arme werfen. Jezt äußert er, in den Eigenſchaften, welche wir Gott beilegen, wären die vorwaltenden Begriffe von Weisheit, Güte von Menſchen entlehnt, alle moraliſchen Begriffe von der Gottheit wären nur hindeutend, anſpielend, und die Steigerung ins Unendliche drückte nur das Unbegreifliche aus, wäre nur ein Geſtändniß unſerer Unwiſſenheit in der Qualität. Daher könnten nun alle göttlichen Eigenſchaften in der Form, wie wir ſie uns denken, nicht als vollkommen wirklich in der Gottheit geſezt werden, die anthropomorphiſtiſche Vorſtellung wäre die möglichſt ſchickliche und möglichſt würdige Approximation zum Unendlichen: aber wenn ſie eine wirkliche Approximation ſein ſollte, müßten wir doch noch weit mehr wiſſen, als der Fall wäre. Durch die Beilegung der Perſönlichkeit werde die Gottheit, was der Unendlichkeit widerſpreche, ein in ſich ſelbſt begrenztes Ganzes, auch den Begriff der Außerweltlichkeit habe man der Gottheit allzuſcharf abgeſchnitten angebogen. Darum begnüge er ſich ſtatt der Perſönlichkeit lieber mit der Perſonifikation, die doch nur eine rhetoriſche Figur iſt, durch die man ſich das unbelebte oder wenigſtens unperſönliche als perſönlich denke. Dem zufolge heißt nun auch die Gottheit das perſonificirte Univerſum. Fragt man nun aber, was alſo eigentlich der Gegenſtand iſt, von welchem dieſe rhetoriſche Figur gebraucht wird: ſo iſt nun das Unglück, daß der Verfaſſer außer dem Perſönlichen nichts zu kennen ſcheint als das Todte. Daher iſt ihm nun das Univerſum, das nicht perſonificirte an ſich, eine vernunft- und bewußtſein-loſe (ſo!) Kraft, oder eine mit ſchöpferiſcher Kraft begabte Materie. Daher giebt es nun Stellen, wo er es ruhig dahin geſtellt ſein läßt, ob das ewige Weltweſen ein bewußtes und perſönliches iſt, oder ein unbewußtes vernunftloſes. Solche Stellen ſind aber nur die mit gewöhnlichen Lettern, die nicht den vollen Nachdruck haben; wo mit geſperrten Lettern gedruckt wird, iſt es durchaus anders; da verwandelt ſich, ſobald man jene rhetoriſche Figur wegnimmt, alle äußere nicht nur, ſondern auch innere Gottesverehrung in ein leeres Phantaſieſpiel. Jener Unterſchied zwiſchen dem gewöhnlichen Druck und dem geſperrten iſt überhaupt für den aufmerkſamen Leſer gewiß bedeutend. — Eben ſo ſchwankend nun wird der Gegenſaz zwiſchen Monotheism und Polytheism behandelt, mit durchgängiger Vorausſezung der höchſt verkehrten Anſicht, als ob Schelling und ſeine Geſellen (sic!) oder die Naturphiloſophen überhaupt den Polytheism wieder einführen wollen. Einmal wird geſagt, der Polytheism verleite unvermeidlich zu intellektuellen und moraliſchen Vorurtheilen, und ſei zurückſtoßend für die Vernunft. Dann wird jenes wieder nur auf die gemeinen zur Vergeiſtigung der Begriffe nicht gewöhnten Menſchenſeelen beſchränkt, und die Vielgötterei wird — wie denn auch nicht ſelten die Religion an ſich und das im Volksunterricht Brauchbare einander untergeſchoben werden — als eine weniger populäre Methode dargeſtellt, mit der der Volkslehrer nichts anzufangen wiſſe; ja, einmal heißt ſie eine übertriebene Vergeiſtigung des unumgänglichen Anthropomorphism. Das Vergeiſtigen ſelbſt wird überall für nothwendig erklärt; aber durch das Uebertreiben deſſelben, wird ſogleich die Religion zu erbärmlichen Spizfindigkeiten herabgewürdigt, das Praktiſcheſte alles Praktiſchen tranſcendentaliſirt, das allerhellende Licht der Welt in ätheriſche Elementartheile und der Diamant in Staub aufgelöſt; von der Grenze aber, wo nun dieſes Uebertreiben angeht, iſt nichts zu erfahren. Dieſelbe Bewandniß hat es auch mit der Unſterblichkeit. Bald geſteht der Verf. ein, daß über die Fortdauer des perſönlichen Bewußtſeins nichts zu beſtimmen iſt, und hält es ſelbſt für heilſam, wiewol für ſehr ſchwer, ſich von der Idee der Perſönlichkeit loszumachen; dann weiß er auch wieder denen, die dies etwa gethan haben mögen, keine andere Anſicht unterzulegen, als die, daß wir freilich fortdauern werden, aber als chemiſche Stoffe, welche das Univerſum zweckmäßig anzuwenden nicht ermangeln wird. So ſieht man, wie ihm das Weſen der Syſteme, die er kritiſirt, durchaus entgangen iſt. Wie er denn auch, ſeiner Meinung nach, gewiß aus derſelben Schule die Vorſtellung entlehnt, das Beginnen unſerer irdiſchen Exiſtenz ſei ein Entwickeln von einer chemiſchen Kompoſition zu einer organiſchen Natur und ſo weiter bis zur Vernunft. Unbegreiflich faſt iſt dieſe durchgängige Verwechſelung der ſich ſo laut und beſtimmt äußernden Denkart der deutſchen Philoſophie mit den materialiſtiſchen Träumereien einer früheren franzöſiſchen Epoche; und faſt muß man dem, der hier hinein geräth, allen Sinn für das Ideelle abſprechen.

Wie es nun um die eigenthümliche unabhängige Begründung der ſo aufgefaßten Religion ſtehe, davon mag der Leſer aus einigen Proben urtheilen. Das Weſentliche iſt, daß die Religion nicht ſoll demonſtrirt werden, daß das Weltweſen die höhere Ahnung nicht der reinen Vernunft, welche das Augenglas iſt, wodurch der Geiſt die Verhältniſſe der Dinge wahrnimmt, zu trüglichen Demonſtrationen anvertrauen konnte. Bald kann dies nun jedermann einſehen, daß es nicht anders ſein kann; bald wiederum wäre es der Vernunft ſo eben recht, wenn ſie die göttlichen Dinge demonſtriren könnte, und das Herz wünſchte es auch, aber Gottes Wege ſind nicht die Wege des Menſchen. Wahrſcheinlich liegt nun in jenem verkehrten Gelüſte der Vernunft das ganze Unglück der Religion. Die Syſteme nämlich wollten die Religion machen; ſie iſt aber kein gemachtes oder zu machendes, wie etwa die Geometrie, ſondern ein von der Natur gegebenes und aus dieſem gegebenen unmittelbar entwickeltes. Wenn wir nun aber bei der Vergleichung ſtehen bleiben, iſt nicht auch die Geometrie ein Entwickeltes, und wäre es dann doch nicht wieder die Vernunft und die Syſteme, was die Religion entwickelt hätte? Doch wir hören weiter. Die Religion gründet ſich nämlich auf einen beſonderen Sinn. Vermittelſt dieſes beſonderen Sinnes wird ſie nun von philoſophiſchen Syſtemen der Erkenntniß unabhängig gemacht, und wird zu einer unmittelbaren Thatſache der Natur erhoben. Vermittelſt dieſes Sinnes wird die Idee der Gottheit, ſowie ſonſt (?) durch die übernatürlichen Thatſachen (alſo die geoffenbarte Religion beruhte nicht auf dieſem Sinne?) fixirt, ſo nämlich, daß die Gottheit zwar wol vielleicht ganz anders ſein mag, ihre Abſicht aber von uns gerade ſo erkannt zu werden ſich durch dieſen Sinn ausſpricht. (Sollte man nun nicht glauben, dieſer Sinn gäbe überall daſſelbe Reſultat? oder die Gottheit wollte von Jedem anders erkannt ſein? und wozu dann des Verf. Bemühung? Woher ſich aber dies ergiebt, daß ſich die Abſicht der Gottheit durch dieſen Sinn ausſpricht, danach fragt ſchon Jeder von ſelbſt vergeblich.) Durch dieſen eigenthümlichen Sinn iſt nun, wie es einmal heißt, nicht ſowol ein beſtimmter materieller Inhalt von Vorſtellungen und Begriffen gegeben, als vielmehr eine gewiſſe Form unſeres geiſtigen Weſens, ein andermal aber iſt er auf Objekte hingerichtet, die unerreichbar ſind, und die Anerkennung deſſelben würde offenbar Schwärmerei ſein, wenn er mehr als Hindeutung, wenn er etwa unmittelbare Anſchauung ſein wollte. Dieſer Sinn ſpricht ſich aus und entwickelt ſich durch reine Vernunft und moraliſches Bedürfniß (alſo iſt doch wieder das, was die Syſteme machen, nur die Entwickelung deſſelben Sinnes? oder werden ſie nicht von der Vernunft gemacht? oder macht die Vernunft zweierlei in Beziehung auf denſelben Gegenſtand?) daher bleibt auch der Vernunft das unbeſtreitbare Recht die Zweckmäßigkeit der Religion zu prüfen, und unumgänglichen Anthropomorphismus zu läutern, und — nur ja nicht übertrieben! — zu vergeiſtigen. Demohnerachtet aber iſt der Verſuch, der in dieſes Reſultat endiget, zugleich ein Verſuch, von der Wahrheit der Religion aus über die Wahrheit der Philoſophie zu entſcheiden.

Es iſt wol nicht nöthig noch etwas über die ähnliche Begründung der Moral hinzuzuſezen, mit der es ganz auf daſſelbe hinausläuft. Wer etwas dergleichen begehrt, für den wird wol die eine Probe hinreichen, wie nämlich der Verf. das Kantiſche Syſtem, mit dem er ſich doch bekanntlich am meiſten eingelaſſen hat, behandelt. Er paraphraſirt nämlich den kategoriſchen Imperativ ſo: Du ſollſt immer, der Schicklichkeit der Dinge gemäß, klug und verſtändig handeln, aber zugleich ſo, daß Du wollen kannſt Deine Maxime ꝛc. Das Leztere allein darf der Imperativ ausſprechen, das erſtere verſteht ſich von ſelbſt. Es ließe ſich leicht ſehr viel ähnliches zuſammentragen; allein jeder kann zufrieden ſein, der in dieſe Verwirrung, in dies Schwanken zwiſchen dem Leeren und Widerſprechenden, ſo lange hineinſehen konnte, ohne zu ſchwindeln. Auch führt uns der Verf. ſelbſt darauf, was ſich nun eigentlich in ſeinem Buche entwickelt hat, nämlich Worte. Daher beſchließt er das Ganze ſo emphatiſch und zufrieden mit dem Namen, den ſeine Begründung bekommen ſoll. In wie fern ſie nämlich doch vielleicht Philoſophie heißen ſoll, was ſie ſich nur aus großer Herablaſſung, in der Hinſicht, daß ſie doch den Vernunftgebrauch mit ihr gemein hat, gefallen läßt, ſoll ſie genannt werden die Philoſophie über die Philoſophie hinaus. Um ſie indeß den Grübeleien der philoſophiſchen Vernunftkünſtler nicht Preis zu geben, und da er das Höchſte und Heiligſte der Menſchheit gern aus der Maſſe der für die Wiſſenſchaft des Erkennbaren allerdings wichtigen, für Heil und Troſt des Menſchengeſchlechts aber unausſprechlich gleichgültigen Unterſuchungen der Philoſophie rein ausgeſondert wünſchte: ſo ſchlägt er zu dieſem Behuf den Namen vor: Intellektuell-moraliſche Selbſtverſtändigung der Menſchheit. Die Kantiſche Religion dagegen iſt er verſucht, ſchlechtweg die Religion «Als ob» zu nennen.

Dies iſt die Behandlung des wichtigen Gegenſtandes in einem Buche, von welchem der Verf. ſelbſt ſagt — ſchrecklich wiederzuerzählen — daß er es unter beträchtlichen Amtsarbeiten in höchſtens drei Wochen abgefaßt, daß aber der Stoff dazu wenigſtens dreißig Jahre hindurch geſammelt, durchdacht und verarbeitet würde, daß es Gedanken, Gefühle und Ahnungen enthalte, die ſchon den zehnjährigen Knaben beſeelten, und denen der Mann die Form gab. Von dieſer Form muß auch noch etwas geſagt werden. Sie entſpricht von dem Aeußerlichſten, das man hierher rechnen kann, bis zu dem Innerlichſten dem, was wir von dem Gehalt geſagt haben, auf das genaueſte. Sogar der Drucker hat das ſeinige gethan, durch eine ungeheure Menge von Fehlern; die griechiſchen, die Augenſchmerzen machen, ſind in dem langen Verzeichniß nicht einmal mit angeführt; ja eine Stelle hat er ſo zugerichtet, daß der Verf. ſelbſt ſie ohne Hülfe der Handſchrift nicht wieder herſtellen konnte. Näher dem Verf. liegt das bunte Gemiſch des geſperrten Druckes, der einmal jezt den Ueberſchriften der Paragraphen und einzelnen Abſäze dient, dann wieder Stellen auszeichnet, die für den Inhalt wichtig ſind, dann auch ſolche, die nur durch eine verſteckte Perſönlichkeit Bedeutung erhalten, oft auch ſolche, von denen man gar nicht begreifen kann, wie ſie zu dieſer Ehre gelangt ſind. Von der Buntſcheckigkeit des Ausdrucks hat der Leſer, da Rec. faſt durchgängig mit den Worten des Verf. geſprochen hat, ſchon Proben genug. Doch iſt dies nichts gegen den Eindruck, den dies Buch von dieſer Seite im Ganzen macht. Eine große Klaſſe von Worten, die barbariſch ſelbſterfundenen, bei denen man ſich oft nichts beſtimmtes zu denken weiß, hat Rec. des lezteren Umſtandes wegen in ſeinem Bericht möglichſt vermieden. Doch man darf faſt nur aufſchlagen, um Worte zu finden, wie Kategoriſmen, Tranſcendentalismen, das ſchrecklichſte bleibt immer Anthropomöſie, und Zuſammenſtellungen wie negative Kategoricität der Handlungen, imputable Gewiſſenhaftigkeit, Selbſtmacht des Gemüths, und tauſend pomphafte Phraſen, die entweder große Dinge ausrichten ſollen und doch nichts ſagen, oder die etwas ungemein Gewöhnliches und Einfaches durch die wunderlichſten Verdrehungen unkenntlich herauspreſſen. Und wie oft im Einzelnen die Beſtandtheile einer Redensart ſich ungemein ſchlecht für einander ſchicken: ſo enden auch oft große pathetiſche Tiraden mit den größten Plattheiten, z. B. eine große geſchmückte Anrede an die Weiber mit einer Haube nach dem neueſten Stück des Modejournals; ja man kann ſagen, daß der bunte, geſchnörkelte, überladene Vortrag im Allgemeinen im Kontraſt ſteht ſowol mit der äußeren Anordnung des in Abſchnitte und Paragraphen getheilten Buches, als auch mit der Erklärung, daß es eine zuſammengedrängte Skizze mehrerer Werke ſein ſolle. Endlich um auch das Innerlichſte nicht zu übergehen, kann man daſſelbe auch von der ſich offenbarenden Gemüthsſtimmung ſagen. Er erzählt uns ſelbſt von Unmuth und Bitterkeit, die ſich, ſo oft er von kirchlichen Angelegenheiten ſchreibt, in die Dinte an ſeiner Federſpize miſchen, und die er nur mit Mühe bis zu dem Grade mäßigt, der auf dem gedruckten Papier ſichtbar iſt; er verzagt und verzweifelt, und dann zerfließt er wieder in Wehmuth; er glüht von einem Eifer, der ihn ſelbſt zu zerſprengen droht, und hat nicht dabei Raum zu den platteſten Perſönlichkeiten über Konſiſtorialräthe, Prediger und jüdiſche Frauen in Berlin. Alles dies findet ſich, ehe man noch in das Buch ſelbſt hineintritt, im Kleinen in der gar wunderlichen LIV. Seiten langen Zueignung an den Tiefdenker Jakobi, den D. H. P. Reinhardt, die D. C. R. Teller und Sack. Sie fängt an mit pathetiſchen oft räthſelhaften Anreden an dieſe Männer, enthält bittere Klagen über den gegenwärtigen Religions- und Kirchen-Zuſtand, und Vorſchläge zu einer ſtrengeren Cenſur der Prediger, welche auf der ganz verwirrten und unhaltbaren Vorausſezung beruhen, daß Menſchen, die in einem gewiſſen Glauben Licht für ihren Geiſt und Troſt für ihr Herz finden, ſich gewiſſe Leute, denen ſie einiges Talent des Vortrages zutrauen, zu Lehrern dieſes ihres Glaubens beſtellen. Durch ſolche Einrichtungen unter anderen ſoll der Cultus wieder gehoben werden, deſſen Untergang der Verf. im göttlichen Rath beſchloſſen glaubt, und dennoch darüber — ein ſehr unchriſtliches Beiſpiel! — in Verzweiflung iſt, was er um ſo weniger ſein ſollte, da er anderwärts behauptet, Gott und religiöſe Gegenſtände gehörten nicht in die Geſellſchaft, ſondern nur ins Herz. Unterbrochen wird dieſe Abhandlung in Anmerkungen und im Text durch eine Menge von Perſönlichkeiten, durch eine Apoſtrophe, wovon ein komiſcher Anfang noch hier ſtehen mag. »O Proteſtantismus! lange ſchon bedienen ſich einige deiner Religionslehrer, zur Beſchönigung der gehaltloſen Sophismen, mit welchen ſie das Syſtem der Kirche befleckten, der etymologiſchen Ableitung deines Namens von Proteſtiren.« Auch ein

Gebet kommt vor mitten darin, durch nichts herbeigeführt als dadurch, daß der Verfaſſer ſich eines falſchen Ausdrucks bedient hatte, den er im Gebet zurücknimmt, und das Ganze ſchließt wiederum mit pathetiſchen Anreden und einem Gebet. Gewiß die einzige Zueignung in dieſer Art aus der gegenwärtigen Zeit!

Nicht um Angaben zu einem Endurtheil über den Verf. niederzulegen, hat Rec. dies leztere alles hinzugefügt, ſondern um den Leſern doch von allen Seiten zu zeigen, was ſie an dem Buche haben, und weil es ſich gebührt darzuſtellen, wie ſehr in einem Buche alles zuſammenſtimmt, es ſei nun im guten Sinne oder in einem andern. Wenden wir uns aber noch einen Augenblick vom Verf. weg, eben um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, zu etwas Allgemeinem, und fragen uns, ob etwa die hier gerügten Vorerinnerungen und Widerſprüche, ſoweit ſie die Denkungsart über den Hauptgegenſtand der Schrift betreffen, ihm eigenthümlich ſind, und alſo mehr ihm als der ganzen Zeit, der er angehört, zur Laſt fallen? Das wird alſo Niemand behaupten wollen, ſondern geſtehen müſſen: es iſt nur eine eigene Offenherzigkeit in ihm, etwas von der leichtſinnigen Art, ſie ſo unverholen zuſammenzuſtellen, und ſo in einem Athem auszuſprechen. Denn wie gewöhnlich ſind doch jene beiden Anſichten, die Religion als ein urſprünglich Gegebenes anzuſehen, dabei aber ſie ſelbſt mit der Glaubenslehre, mit den Dogmen zu verwechſeln, und die Philoſophie hingegen als ein Gemachtes gewiſſermaßen willkührliches und zufälliges! Wer urtheilt denn nicht ſo, die Wenigen ausgenommen, welche ſelbſt religiös ſind und ſelbſt philoſophiren zugleich? Daher muß nothwendig entſtehen, daß man ſich im Einzelnen von der Religion, die aus objektiv ſein ſollenden Darſtellungen des Unendlichen beſteht, eins nach dem andern abdingen läßt, aus bloß dialektiſchem Intereſſe, und daß man zugleich im Ganzen die Philoſophie, welche, ohne im mindeſten die Religion anzutaſten, jene Dogmen nicht für Erkenntniſſe nicht will gelten laſſen, als irreligiös anklagt. Die Philoſophie aber iſt ihrer Natur nach ſchlechthin religiös, wenn ſie nur wirklich lebendige Anſchauung iſt; denn es iſt nicht möglich, daß, wer das Erkennen aus Anſchauung hat, es nicht auch als Gefühl haben ſollte. Darum wird auch der Philoſoph immer die Religion anerkennen, wenn er auch für die Mythologie oder Dogmatik, die ſich aus ihr gebildet hat, nicht daſſelbe thun kann. Dagegen iſt es nicht nothwendig, daß dem Gefühl auch die Anſchauung in wiſſenſchaftlicher Geſtalt zur Seite gehe; darum iſt es gar wol möglich, daß der Religiöſe an der Möglichkeit der Philoſophie zweifelt und ſie für eine ſträfliche Anmaßung hält. Aber ſehr beſtimmt wird ſich immer der hieraus entſtehende Mißverſtand des Religiöſen, der doch die Differenz des Urſprünglichen und Abgeleiteten in der Religion im Gefühl hat, von der widrigen Verworrenheit und dem loſen Spiel derer unterſcheiden, die Religion und Philoſophie nur aus der zweiten Hand kennen, und nur reflektirend einander gegenüber ſtellen. Leider iſt noch alles voll von ſolchen, und nur durch Zurückhaltung und einen gewiſſen geſellſchaftlichen Takt unterſcheiden ſich Viele von unſerem Verf. Die endliche Anerkennung des reinen Verhältniſſes zwiſchen Religion und Philoſophie muß durch die Philoſophie ſelbſt bewirkt werden. Indirekt hat auch Rec. durch jenes von unſerem Verf. ſo übel mitgenommene Buch, welches jezt eben zum zweiten Mal dem Publikum vorgelegt wird, das Seinige dazu beizutragen geſucht, und, wie es ſcheint, nicht ganz ohne Nuzen. Sollte man aber auch nicht von Seiten der Religion der Sache noch näher treten können durch eine gründliche Behandlung der chriſtlichen Glaubenslehre, welche unmittelbar die Entſtehung der Dogmen aus dem religiöſen Gefühl zeigte, und ſie dann mit den Ausſprüchen der reinen Spekulation zuſammenſtellte? Freilich würden die Geſinnungsgenoſſen unſeres Verf. dies, wie er auch ſchon ehedem gethan hat, als eine Dogmatik nach naturphiloſophiſchen Principien ſchon durch den bloßen Namen verkezern und auf alle mögliche Weiſe anfeinden. Allein wenn dieſer Schritt wirklich in dem Gange der Zeit liegt, werden ſchon Mißverſtand, Einſeitigkeit und blinder Haß, die noch nicht in der Welt etwas Reelles gehindert haben, ſoviel als nöthig iſt, hinweggedrängt werden.

F. Schleiermacher.

J. G. Fichte.

Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters dargeſtellt in Vorleſungen, gehalten zu Berlin im Jahre 1804—1805.*)

[11.—23. Januar 1807.]

»Ueber Schriften, welche wirklich verdienten an das Licht zu kommen, iſt ein Urtheil nicht möglich, ehe ſie nicht das Zeitalter ergriffen, durchdrungen und nach ſich umgebildet haben.« So unſer Verf. Will man das abwarten bei der gegenwärtigen, ſo lieferte der bewirkte Wachsthum an inneren Freuden und Seligkeit, ſo wie an innerem Verſtändniß (S. 561) ſelbſt den Beweis, und jedes Urtheil wird überflüſſig. Wir wollen daher ſtatt allen Urtheilens entweder — da doch nichts verhindert, »daß nicht auch im vierten Zeitalter, der Epoche der Naturwiſſenſchaft, der jedesmalige Zuſtand des geſammten wiſſenſchaftlichen Weſens in einem beſonderen fortlaufenden Werke beobachtet werde« — den Verſuch machen, in unſerer Anzeige ein Blatt aus einer Literaturzeitung des vierten Zeitalters darzuſtellen, wobei es vorzüglich darauf ankommt, »dem Autor dasjenige zu ſagen, was er nicht ſagt, wodurch er aber zu allem ſeinem Sagen kommt, und ihm aufzudecken, was er, der Autor ſelbſt, innerlich, vielleicht ſeinen eigenen Augen verborgen, iſt.« Oder wenn uns dies nicht gelingen ſollte, wollen wir uns begnügen, als ein leider in der Sündhaftigkeit des dritten Zeitalters befangener Rec. dem Autor einfältig »wiederzuſagen, was er ſelbſt geſagt hat,« nur thun wir es, um nicht ganz müßig zu ſein, erinnernd und zuſammenſtellend.

---

*) Jenaer Litteraturzeitung 1807, No. 18—20.

Was ein philoſophiſches Gemälde ſei, wofür eben dieſe Vorträge ſich ausgeben, erfahren wir freilich nicht recht genau; aber ein herrliches Werk iſt es gewiß. Denn philoſophiſch deutet auf Wiſſenſchaft, und Gemälde auf Kunſt; als philoſophiſch muß es »aus der Einheit eines vorausgeſezten Begriffes alles ableiten, bedarf keiner Erfahrung, und treibt ſein Geſchäft rein a priori;« als Gemälde »bedient es ſich der Geſchichte, in wie fern ſie zu ſeinem Zwecke dient,« und muß vor allen Dingen treffen. Bei jedem Kunſtwerke nun iſt im Allgemeinen »vorläufig nöthig, daß es verſtanden werde, daß wir es in ſeiner organiſchen Einheit durchdringen, daß wir die Abſicht des Meiſters, als den Geiſt des Ganzen, aus allen Theilen, und ſo auch wechſelſeitig, zu conſtruiren vermögen,« und dazu wenigſtens wünſchten wir gern etwas beizutragen. Ueber dieſe Abſicht nun finden wir gar manche verſchiedene Aeußerungen; ganz natürlich, denn wenn man einmal Abſichten hat, ſo iſt eben das die wahre Kunſt und Virtuoſität, recht viele zu haben. Da uns aber der Verf. ſelbſt gleich vorn an die lezte Vorleſung weiſet: ſo halten wir uns auch zunächſt an das dort Aufgeſtellte, und wiſſen uns nicht beſſer darüber auszudrücken, als daß der Verf. auf ſeine eigene Weiſe ſuche, in Sachen der Religion die Vernunft zu Verſtande zu bringen. Nämlich Religion beſteht darin, daß man »alles Leben als nothwendige Entwickelung des Einen urſprünglichen vollkommenen guten und ſeligen Lebens betrachte und anerkenne. Wird nun nur eingeſehen, daß eine gegebene Erſcheinung eine ſolche nothwendige Entwickelung ſei, ſo iſt das die bloße Vernunftreligion,« wird aber, »außer dem Daß auch das Wie und auf welche Weiſe begriffen,« ſo iſt das die Verſtandesreligion. Jene, die Vernunftreligion, nimmt ein auf der einen Seite das tiefſte Ende des Religionsgebietes — wo gefragt wird nach der Beziehung jedes menſchlichen Individuums auf das Ewige — auf der andern das höchſte, wo gefragt wird nach dem »Verhältniß des gegenwärtigen Lebens unſerer Gattung zu der unendlichen Reihe künftiger Leben.« Von dieſen beiden Enden läßt ſich das Wie nicht begreifen. Zwiſchen beiden aber erhebt ſich die Verſtandesreligion als die mittlere Sphäre. Sie fragt nicht nach dem jezigen Leben des Individuums, ſondern der Gattung, aber nicht nach deſſen Verhältniß zu dem anderen unendlichen Leben, ſondern was es als Entwickelung des urſprünglichen ewigen Lebens an und für ſich ſei. Wie nun aber dieſe durch die an ihr eigenthümliches Gebiet geknüpfte Begreiflichkeit von jener gänzlich verſchiedene Verſtandesreligion ihre Sphäre dennoch erweitern und die Sphäre des Glaubens oder der Vernunftreligion allmählich in ſich aufnehmen ſoll, das iſt ſchwer zu faſſen. Das höchſte Ende nun wollten wir gern erlaſſen, weil uns das, nach des Verf. Erklärung, gar nicht zur Religion zu gehören ſcheint, indem die Beziehung eines zeitlichen Lebens auf unendliche andere, auch zeitliche und veränderliche, doch immer nicht die Beziehung auf das Ewige iſt. Und das tiefſte Ende, könnte man meinen, müſſe durch die höhere Philoſophie in Verſtandesreligion übergehen, denn »dieſe giebt nicht nur den Grund, ſondern auch die Art und Weiſe an, wie das Eine Leben ſich nur durch die irdiſche Anſicht zu verſchiedenen Perſonen zerſpaltet.« Allein doch geht das nicht. Denn freilich »ſo gewiß Wiſſen iſt, ſo gewiß iſt ein Menſchengeſchlecht von Mehreren. Aber dies iſt nicht nur überhaupt, ſondern auf eine näher beſtimmte Weiſe, und hier iſt die Philoſophie zu Ende, und das in dieſem Leben Unbegreifliche hebt an.« Wie ſollte nun die Philoſophie zu dem Wie der Beziehung auf das Ewige kommen, wenn ſie zu dem Wie des Seins jenes Bezogenen nicht kommen kann? Alſo durch ſie geht es nicht, obgleich »in der ganzen neuern Zeit die jedesmalige Geſchichte der Philoſophie die noch künftige der religiöſen Vorſtellungen iſt.« Wenn aber durch irgend etwas, ſo kann durch ein philoſophiſches Gemälde das Unbegreifliche begreiflich gemacht werden, welches ſelbſt die ſchönſte Einheit beider iſt. Denn da von einer ſolchen Anſchauung, in welcher Zeitliches und Ewiges, Allgemeines und Beſonderes, Form und Weſen, Daß und Wie in einander und Eins ſind, und Spekulation und Empirie ein einiges Wiſſen bilden, Fichte nichts weiß, ſondern dieſes ihm ſtrenge Gegenſäze ſind, und, wie ſein altes Ich und Nichtich, hemmend eines gegen das andere tritt; ſo kann auch die Welt, in wiefern ihm eine erſcheint, unter der Form der Geſchichte nichts anders ſein, als daß Allgemeines und Beſonderes als Beſonderheiten, Zeitliches und Ewiges, Sein und Werden in der Zeit einander entgegengetreten, und dann wieder eben ſo durch einander bedingt und künſtlich in einander geſchlungen werden; und die Welt der Geſchichte als ein ſolches darzuſtellen, das iſt eigentlich das hier vollbrachte Kunſtwerk. Oder um es deutlicher zu ſagen, nach ſo manchen Verſuchen, die Leſer zum Verſtehen zu zwingen, wird hier noch einer gemacht, die Hörer zum Annehmen zu bewegen. Denn wenn man ihnen nun zeigt, nach der beſchriebenen Denkungsart müßte die geſchichtliche Welt ſich ſo und ſo geſtalten, und man ihnen zugleich zeigt, ſie iſt ſo geſtaltet: wie ſollte denn nicht jene Denkungsart die richtige ſein? Alſo auf jenes Müßte und dieſes Daß kommt es an.

Das Verſtehen der geſammten Zeit, ſo wird der Grund zu der ganzen Darſtellung gelegt, ſezt voraus einen in ſeiner Einheit klar begreiflichen Weltplan. In dieſem nun iſt der Zweck des Erdenlebens der

Menſchheit der, »daß ſie in demſelben alle ihre Verhältniſſe mit Freiheit nach der Vernunft einrichte.« Sehr populär iſt dieſe Methode, das Erdenleben aus einem Zweck zu verſtehen, und wenn man weiter lieſt, wie, ſobald dieſe Verhältniſſe wirklich eingerichtet ſind, die Menſchheit die höheren Sphären der Ewigkeit betritt, ſo haben wir hier nicht nur gleich die Ewigkeit, als etwas nach der Zeit, ſondern wir haben auch ein herrliches Anſchließen an die gemeinen Vorſtellungen von einem vorbereitenden Zuſtande, und zugleich werden wir ſehr neugierig gemacht, welches wol die einzurichtenden Verhältniſſe ſein mögen, da ſie nach dieſer Erklärung ſchwerlich Verhältniſſe zwiſchen den Menſchen und der Erde ſein können. Wenn aber jemand ſich hierüber kaum Rechenſchaft geben kann, wie auch darüber nicht, wie wol Menſchheit und Vernunft und Freiheit ſich zu einander verhalten mögen, daß ihr Zuſammentreffen einen Zweck, alſo etwas an ſich Zufälliges, bilden kann, und nun, als ein geſchickter Leſer, ſich dies anzeichnen und warten will, bis der Autor es genauer beſtimmt, dem ſagen wir im Voraus, daß er keine Auskunft bekommen wird.

Indeß es ſei nun ſo, daß wir einen Zweck haben, und gerade dieſen: ſo müſſen nun aus ihm die Haupt-Epochen des Erdenlebens — ſtreng, ſo daß jedes folgende Glied bedingt ſei durch ſein vorhergehendes — abgeleitet werden, und dies geſchieht ſo: »Soll beſagtes Einrichten, als That der Gattung, in ihrem Leben eintreten, ſo muß die Gattung als überhaupt exiſtirend dieſer That vorausgeſezt werden. Und ſo erhalten wir eine Zeit, wo ſie in dieſer That begriffen iſt, und eine Zeit, wo ſie noch nicht in ihr begriffen iſt.« Man ſieht alſo, jenes Vorausſezen des Exiſtirens überhaupt iſt ein Vorausſezen in der Zeit, und es würde folgen, daß in jedem Leben dem Thun ein Sein ohne Thun, ein wahres Nichtſein nach Hrn. Fichte ſelbſt als ein Lebensalter vorausgehe. Weiter, jene erſte Epoche iſt gar kein Theil des Weltplans; alſo kann entweder der Weltplan nicht das ganze Leben unter ſich begreifen, oder die erſte Epoche fällt außerhalb des Erdenlebens. Aber freilich, wer einen Zweck hat, muß auch Mittel haben! Doch die Conſtruktion muß auf alle Weiſe richtig ſein, denn ſie iſt gegründet in dem alten: aus Nichtswird Nichts, welches hier gar herrlich auch ſo angewendet wird, daß »jedes Werden ein Sein vorausſezt,« in der Zeit nämlich.

Alſo die erſte Epoche ſei geſezt, und wir ſagen nun vorläufig, wie es darin hergeht. Gar wunderlich! Nämlich, »die Vernunft iſt in dem Sinne Grundgeſez des Lebens einer Menſchheit, daß ohne Wirkſamkeit dieſes Geſezes ein Menſchengeſchlecht auch nicht einen Augenblick im Daſein beſtehen kann.« Alſo Vernunft war in der erſten Epoche, Verhältniſſe auch, weil es kein Daß giebt in der Zeit ohne Wie; alſo »ordnet in dieſer Periode auch die Vernunft die Verhältniſſe der Menſchheit, aber durch ihre eigene Kraft, ohne Zuthun der menſchlichen Freiheit.« Sonach ſollte man denken, die Freiheit wäre eine ganz andere Kraft als die Vernunft. So arg iſt es aber doch nicht, ausgenommen, wenn die Freiheit leer iſt.

Sondern entgegengeſezt ſind einander Freiheit und Inſtinkt, »kann alſo die Vernunft nicht durch die Freiheit wirken, ſo wirkt ſie in der erſten Epoche als Inſtinkt.. So daß ſchon ehe die Menſchheit in That, welche den Zweck ihres Erdenlebens bildet, begriffen iſt, alles da iſt, was durch dieſe That entſtehen ſoll; nur iſt es durch den Inſtinkt da, nicht durch Freiheit. Vorzüglich ſchön finden wir dies ſo ausgedrückt, »mit eigener Kraft ſoll ſie ſich wieder zu dem machen, was ſie ohne alles ihr Zuthun« (aber doch durch die eigene der Vernunft, ſo daß hier dennoch eine Trennung zwiſchen Menſchheit Kraft und Vernunft aufzuducken ſcheint) geweſen.« Wer nun dieſes verſteht, wie die Menſchheit, deren ganzes Sein ja Thun iſt, daſſelbe auf zweifache Weiſe ſein kann, einmal ohne Zuthun, und dann mit Zuthun, der wird wol auch das Folgende verſtehen, was ihm noch fehlt zur Kenntniß dieſer erſten Epoche. Nämlich jene Nothwendigkeit, daß »das Menſchengeſchlecht in ſeiner »allerälteſten Geſtalt« (vor allem Vernünftigwerden) »wenigſtens in Einem Punkte ſeines Daſeins« (muß das aber ein ganzes Zeitalter ſein?) »wie vernünftig muß geweſen ſein,« dieſe treibt zu der Annahme eines »urſprünglichen Normalvolkes,« in welchem ſich eben dies Sein vor dem Werden darſtellt, und welches ſich »durch ſein bloßes Daſein in dem Zuſtande der vollkommenen Vernunftkultur befindet.« Nun ſollte man denken, die Vernunftkultur müßte daſſelbe ſein mit den eingerichteten Verhältniſſen, und dieſe müßten am Ende doch das ſein, wonach überall in dem Buche gefragt wird, Staat, Kirche, Wiſſenſchaft, Kunſt. Aber falſch; »ohne alle Wiſſenſchaft und Kunſt« beſizt das Normalvolk die Vernunftkultur, und »unter der Leitung des Inſtinkts wächſt ihnen von ſelbſt Alles in Ordnung und Sitte,« und ſie haben alſo auch keinen Staat, der ja eine Zwangsanſtalt iſt. Kurz die armen Leute haben nichts »als die Religion, die allein dem Einförmigen, denn ein Tag und ein Leben floß ab wie das andere« (alſo auch wol ohne Originalität?) »eine Beziehung gab auf das Ewige.« Bedauert aber nur die armen Leute nicht voreilig! Denn einige Sonntage ſpäter erfuhr auch die ehrwürdige Verſammlung, daß die Religion eigentlich Alles iſt, »das einzige wahrhaft Edle im Menſchen,« daß »mit ihr das richtige Handeln« (alſo auch wol dasjenige, wodurch Wiſſenſchaft, Kunſt und Staat gebildet werden) »ſich von ſelbſt findet,« daß ſie das Wiſſen iſt um das Daß und Wie. Wie iſt es nun? hat das Normalvolk mit der Religion Alles, Originalität, Staat, Wiſſenſchaft und Kunſt, kurz alles menſchliche Zuthun? oder hat es auch die Religion nicht, und iſt dann ſo langweilig, daß es gewiß ohne alle andere Urſache von ſelbſt auseinander läuft im erſten Augenblicke, und das erſte Zeitalter uns kein Zeitalter bleibt?

Doch, was es auch habe, oder nicht habe; das Normalvolk ſei uns vorläufig gegrüßt, und die erſte Epoche auch. Wir müſſen ſehen, wie wir nun weiter zu den fünf nothwendigen Zeitaltern kommen. Nämlich ehe die Verhältniſſe mit Freiheit können eingerichtet werden, welches durch

Kunſt geſchieht, müſſen die Vernunftgeſeze bekannt ſein, was dann die Wiſſenſchaft heißt, und ſo zerfällt die zweite Epoche in zwei Zeitalter, das der Wiſſenſchaft und das der Kunſt. Jenes erſte Zeitalter der Wiſſenſchaft iſt nun wieder ein bloßes Mittel, denn in der That ſelbſt iſt ja die Menſchheit noch nicht begriffen.

Und langweilig muß es auch ſein, das Zeitalter, während deſſen bloß die Wiſſenſchaftslehre ſich über die Gattung verbreitet, dieſe aber noch zu keiner Konſtitution und zu keinem geſchloſſenen Handelsſtaat kommen kann, wo die Menſchheit mit Vernunft und Freiheit lebt, aber ohne irgend etwas einzurichten; daher wir uns freuen, daß uns keine Beſchreibung deſſelben droht. Aber wie verbreitet auch die Wiſſenſchaft ſei, ſie iſt doch etwas anderes als Kunſt, alſo für ſich Kunſtloſigkeit, und wir entgehen dem nicht, daß die Kunſtloſigkeit zur Kunſt kommt, und alſo Etwas wird aus Nichts. Sollte alſo nicht noch ein neues Mittelglied helfen? Doch weiter. Die Wiſſenſchaft gehört der Freiheit an, und ehe dieſe eintreten kann, muß der Inſtinkt verſchwunden ſein, und zwar nicht nur, weil die Freiheit gleichſam die ſehende Vernunft iſt, der Inſtinkt aber die blinde, verſchwindet die Blindheit der Vernunft, indem ſie ſehend wird, ſo daß die Vernunft ſelbſt bleibt, ſondern die Vernunft ſelbſt und ihre ganze Einrichtung verſchwindet mit, und es drängt ſich zwiſchen beide Epochen ein »die Befreiung nicht nur von der Botmäßigkeit des Inſtinkts, ſondern auch der Vernunft in jeglicher Geſtalt.« Die Nothwendigkeit dieſer Folgerung ſpringt zu ſehr in die Augen, um ſie erſt anzupreiſen. Aber das erräth gewiß nicht jeder, daß dieſe Befreiung ſelbſt wieder ein Zeitalter iſt. Man würde dies nicht begreifen, da ja eben die Vernunft abgeworfen wird, ohne deren Wirkſamkeit das Menſchengeſchlecht keinen Augenblick beſtehen kann; allein glücklicherweiſe iſt dies gerade das dritte Zeitalter, und wir werden oft das Wunder ſehen, wie die Menſchheit ganz gegen das Grundgeſez zwar mit Freiheit (denn die Befreiung vom Inſtinkt geſchieht durch Freiheit und zwar durch die leere) aber ohne alle Vernunft lebt, und ſich ſelbſt gänzlich auf Null bringt. Aber wie kommen wir davon ab, daß nun dennoch ganz gegen jenen herrlichen Saz, der uns auf die erſte Epoche trieb, die Vernunft in ihrer neuen Geſtalt aus der Vernunftloſigkeit entſtehe, und alle Herrlichkeiten der lezten Zeitalter rein aus Nichts? Und ſcheint es alſo nicht, daß es um die vollſtändige Bedingtheit ſchlecht ſtehe, und wir entweder ſchon an den zwei Epochen zu viel haben, oder auch an den fünf Zeitaltern zu wenig? Doch eines fehlt uns noch, und leicht das herrlichſte Kunſtſtück, nämlich wie der Inſtinkt verſchwindet, und die Menſchheit alſo ſich ſelbſt auf Null bringt. Auch dies iſt auf zwei Seiten abgethan. Der Inſtinkt wird ſchwächer, »die kräftigeren Individuen, in denen er ſich noch ausſpricht, wollen ihn in eine zwingende Autorität verwandeln; deshalb erwacht nun die Vernunft der anderen als Trieb der perſönlichen Freiheit und zerbricht die Feſſel, freilich unmittelbar nur des zur Zwangsanſtalt verarbeiteten Vernunftinſtinkts fremder Individuen, mittelbar aber befreit ſie die Gattung von ſich ſelbſt in jeglicher Geſtalt.« Wie kinderleicht! Ein kleiner Sprung aus dem Unmittelbaren in das Mittelbare, und, freilich gegen die Abrede, die kleine Hülfe, daß man den relativen Gegenſaz einiger Individuen als etwas die Gattung ſelbſt betreffendes anſieht. So zerbrach, nach ſchwachgewordener intellektueller Anſchauung, wol auch die Vernunft des Zeitalters (als leere perſönliche Freiheit nämlich) die zwingende Autorität des Einen kräftigen Individuums, Fichte, und die Feſſel des ſonnenklaren Berichtes, unmittelbar aber zugleich die Vernunftwiſſenſchaft in jeglicher Geſtalt. So wird ein wackerer Selbſterhaltungstrieb, der etwa unter einem diätetiſchen Zwange von der Superſtition gehalten wird, wenn er ſich dagegen auflehnt, unmittelbar zwar nur von dieſem Zwange, mittelbar aber von der Eßluſt in jeglicher Geſtalt ſich befreien. Aber warum haben nur die Empörenden gar keinen Inſtinkt dafür, daß der Vernunftinſtinct der Anderen im Grunde zugleich ihr eigener iſt? Und wenn die kräftigeren Individuen die Anderen zu ſich erheben wollen, durch den Inſtinkt natürlich, denn Freiheit haben ſie nicht, wie kommt es nur, daß der Inſtinkt ganz gegen ſeine Natur ſo gewaltig fehl greift? Und wie mag es nur kommen, daß die ungleiche Vertheilung des Inſtinktes unter die Individuen die Urſache ſeines Unterganges in der Gattung wird? Oder weshalb wird doch der Inſtinkt ſchwächer? Treibt etwa hier der Teufel oder das radikale Böſe ſein Spiel? Doch durch ſolches »Raiſonniren« kommt man zu nichts; Hr. Fichte aber hat uns durch ſein Verfahren auf einen Schlag alles Poſitive hergezaubert, was ſonſt ſo ſchwer zu erhalten iſt, alle Nothſtaaten, Nothkirchen, Nothpublika und was dazu gehört.

Dies iſt alſo die Theorie der fünf Zeitalter; und Jedermann muß ſehen, wie ſtrenge abgeleitet, wie nothwendig und einzig möglich dieſe fünf Zeitalter ſind! Dieſer Aufwand von Scharfſinn, dieſes ſinnreiche aus der Taſche ſpielen mit Gegenſäzen und Mittelgliedern findet ſich ſchon in der erſten Stunde auf den erſten zwanzig Seiten des Buches. Sehr brav finden wir es auch gehandelt, und gar nicht mit italiäniſcher Schlauheit, ſondern keck und bieder, gleich das erſte Mal zu verſuchen, wie viel ſich der ehrwürdigen Verſammlung gebildeter Menſchen bieten ließ von dieſer loſen Kunſt, und ſie dann zu fragen, ob ſie noch ferner auf dieſe Weiſe gemeinſchaftlich mit dem Verfaſſer zu denken begehrte. Und wahrlich, Hr. Fichte hat das Recht, welches ihm die Verſammlung dadurch gab, daß ſie wieder erſchien, nicht ſchlecht benuzt! Doch wir haben es nicht mit den edlen Männern und Frauen der alten würdigen Stadt Berlin zu thun, und wenden uns daher zu dem eigentlichen Gegenſtande des Buches, dem dritten Zeitalter.

Unſere Meinung iſt nun, daß es ein ſolches drittes Zeitalter, ſelbſt wenn man von Hrn. Fichte's Vorausſezungen ausgehet, gar nicht geben kann, und dies beſtätigt auch er ſelbſt dadurch, daß wie er es uns ſchildert »nicht etwa im Verborgenen ſchleichend, ſondern offenbar da, ſich ſelbſt begreifend und liebend,« alle ſeine Merkmale doch auf nichts hinauslaufen. Zuerſt heißt es das Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit; allein »die Sünde ſelbſt iſt ein Wahn, alſo nichts, und der Menſch, in wiefern er ſich mit der Gottheit entzweit wähnt, iſt auch ein Nichts, das alſo nicht ſündigen kann.« Sündhaftigkeit der Gattung kann nur ihre Vernichtung bedeuten. Es heißt ferner, in wiefern es der Wiſſenſchaft ermangelt, das »Zeitalter der Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit,« und das iſt ein Negatives, ein Nichts. Freilich »trägt es auch, in wiefern es ſich in ſeiner Maxime klar wird, die Form der Wiſſenſchaft, allein dies iſt nur eine leere Form,« und alſo wieder Nichts: es iſt, in wiefern die Wiſſenſchaft ſehend iſt, ein Sehen, aber in wiefern die ſeinige leer iſt, ein Sehen von Nichts. Ferner iſt es, als die Autorität vernichtend, das Zeitalter einer gänzlichen Ungebundenheit ohne Leitfaden, und das iſt wieder Nichts, denn jeder poſitive Gehalt müßte ſich doch als ein Geſez auffaſſen laſſen. Freilich hat es auch die Maxime, »nichts gelten zu laſſen, als was man verſtehe und klärlich begreife;« allein näher betrachtet »iſt ihm doch nichts übrig, als das Leben des Individuums, und was damit zuſammenhängt, nämlich kein anderes Handeln, als auf das perſönliche Wohlſein, und kein anderes Wiſſen, als auf die Erfahrung.« Dieſe bloße Perſönlichkeit aber iſt Nichts, und nur auf dieſes Nichts geht jenes ſcheinbar reale Begreifenwollen. Ja ſo ſehr iſt das Zeitalter Nichts, daß es nicht einmal dieſes nichtige Weſen ſelbſt producirt, ſondern (man hört es mit Bedauern für die erſten beiden Zeitalter) »dieſe Art von Vernunft findet das dritte Zeitalter ſchon vor, und beſizt ſie als ein väterliches Erbtheil ohne Arbeit und Mühe.« Dieſelbe Nichtigkeit zeigt ſich auch, wenn man auf den Uebergang aus dem dritten Zeitalter in das vierte merkt. Als Vermittelung tritt dabei »die Sympathie auf, als erſte leiſe Regung des Vernunftinſtinktes;« das Volk wird zur Religion des Normalvolkes erhoben, die ja auch Inſtinkt iſt, kurz die Freiheit wird unmittelbar an den Vernunftinſtinkt angeknüpft; als ob ein ſolcher Uebergang durch Nichts, wie das dritte Zeitalter, durchaus nicht wäre, noch zu ſein brauchte.

Doch es ſei nun die vollendete Sündhaftigkeit, nicht etwa, wie Andern ſcheinen möchte, nur die negative Seite der mit der Zeit und der Erſcheinung gegebenen relativen Differenz, und deshalb keine Zeit für ſich erfüllend, und in keiner eingeſchloſſen; ſondern ſie ſei uns ein Zeitalter: ſo werden wir nur deſto neugieriger ſein zu erfahren, wie dieſes wichtige Nichts ſich gebehrdet, und wie es ſich ſtreckt und dehnt und verdichtet, um als Etwas zu erſcheinen, und es lohnt wol der Mühe, daß wir, ehe wir die einzelnen Züge beſchauen, den Künſtler bei der Arbeit belauſchen, ob wir ihm die Kunſt abſtehlen, wie er uns Nichts mit Nichts auf Nichts malt. Auch hier, wie überall in der Magie, iſt das Einfache und Leichte des Verfahrens zu bewundern. Eigentlich nämlich müßte nun aus den bisher beleuchteten Merkmalen des Zeitalters immer weiter gefolgert werden, ſo weit ſich noch etwas, immer ein ſtreng abgeleitetes Daß folgern läßt; und dann müßte das Wie der wirklichen Gegenwart, ſo viel ſich davon aus der Geſchichte brauchen läßt, rein empiriſch, (denn anders kommt man zu keinem reinen Wie) aufgefaßt, und denen, welche über das Zeitalter zur Erkenntniß kommen ſollen, deutlich gezeigt werden, wie in dieſem Wie jenes Daß nothwendig ſtecke. Allein nicht nur würde für den etwas genauer Nachſpürenden ſich nicht verbergen laſſen, daß, wenn man mit Nichts rechnet, wie weit man auch fortrechnen möge, man immer nur Nichts behält, ſondern auch ſelbſt dem oberflächlichern Leſer möchte, eben weil er ungeübt iſt, die Gleichheit ſchwerer zu zeigen ſein zwiſchen dem Daß und dem Wie, weil beide, ſtreng angeſehen, ganz irrational ſind gegen einander. Daher muß, um die gute Abſicht nicht zu verfehlen, unvermerkt der ſtrenge Gegenſaz des Daß und des Wie durch die darſtellende Kunſt verwiſcht werden, und wie man zwiſchen zwei Flüſſigkeiten, welche allein ſich nicht verbinden wollen, eine dritte einſchiebt, die ſo allmählich jene auflöſet, daß man nur noch an den äußerſten Enden des Gefäßes die entgegengeſezten erkennet, da aber, wo das Bindemittel gewirkt hat, bald nicht mehr unterſchieden werden kann, was jeder Seite angehört: ſo muß man auch hier das Daß und das Wie auf eine künſtliche Weiſe miſchen, damit doch das Nichts zu einem Etwas komme, und das Gemälde zu einem Urbilde. Das Verfahren ſelbſt hat wiederum ſein Daß und ſein Wie, von denen lezteres ſo leicht und loſe iſt, daß man kaum glauben ſollte, es wäre etwas ſo ſchweres und gewichtiges dahinter als das erſte. Denn leicht und loſe ſcheint es, wenn jedes ſtreng abgeleitete Daß durch einige geläufige Formeln, wie »Nichts verhindert aber zugleich anzunehmen,« oder »wenn nun noch dies hinzukäme« oder »hätte aber das Zeitalter auch jenes erfunden,« mit einem beliebigen Wie umgekleidet wird, ohne daß man aus der Reihe der ſtrengen Ableitung herausgegangen zu ſein ſcheint. Und dieſes findet ſich gleich bei dem erſten Gliede der ſtrengen Ableitung, dem Normalvolk, zum großen Troſte nicht nur aller mit der Natur befreundeten Männer, ſondern vornehmlich der anweſenden Frauen, denen es ganz unanſtändig geweſen wäre, ſo viele Generationen des Daß nackt und bloß ohne alles Wie herumlaufen und Scherz treiben zu ſehen. Gegründet iſt aber dieſes dem Anſchein nach ſo loſe Spiel in einer gar herrlichen Auseinanderſezung des Verhältniſſes zwiſchen Geſchichte und Philoſophie, welche noch kunſtreicher iſt, als alles bisher geprieſene. Nämlich zuerſt die eigentliche Geſchichte, dieſelbe, welche »als zweiter Theil der geſammten Empirie der Phyſik, als dem erſten, gegenüber ſteht,« dieſe hat, überraſchend, »zwei innigſt verfloſſene Beſtandtheile, einen a prioriſchen und einen a poſterioriſchen;« der lezte iſt zwar allein »die eigentliche Geſchichte in ihrer Form,« und wir unſeres Theils ſind ſo einfältig nicht zu wiſſen, wie etwas eigentlich iſt außer ſeiner Form; aber kurz, der eigentlichen Geſchichte gehört doch der a prioriſche auch. Dieſer a prioriſche iſt nun der Weltplan, welchen wir fälſchlich für ein ausſchließendes Eigenthum der höheren Philoſophie, welche eben der Empirie ganz entgegengeſezt iſt, gehalten hatten. Denn er iſt nicht etwa nur Norm und Regel, welche der Philoſoph dem bloßen Hiſtoriker giebt, ſondern Beſtandtheil ſelbſt der Geſchichte. Wie dies nun ſein kann, ohne daß auch die Wiſſenſchaftslehre ein wirklicher Beſtandtheil der Phyſik werde, und ihr nicht nur die Regel gebe; dies begreifen wir weniger, als wir uns freuen, daß Hr. Fichte doch eine Brücke legt über die ungeheure ſelbſtgegrabene Kluft, und im Paradieſe der Verſtandesreligion gegen das arme, nach einem a poſterioriſchen Wie durſtende a prioriſche Daß barmherziger iſt als Abraham. Dagegen gründet ſich der a poſterioriſche Beſtandtheil auf fremde Kräfte, welche die »Entwickelung des Menſchengeſchlechtes nach dem Weltplan ſtören.« Hierin iſt nun das Fichteſche freilich leicht zu verſtehen, das Hemmende, das der unendlichen Thätigkeit, dem Himmel ſei Dank entgegentritt; um den Weltplan aber thut es uns leid, daß es, wiewol noch dazu die Sünde nichts iſt, doch fremde Kräfte für ihn giebt; und endlich, wie es um das innigſt verfloſſene Sein des Weltplans und der fremden Kräfte ſtehe, das verſtehen wir nicht. Kurz es ſcheint, der eine Beſtandtheil der Geſchichte bietet uns zwar ein Etwas, aber das iſt unhiſtoriſch, und der andere zwar ein hiſtoriſches, aber das iſt nichts. Das zweite Herrliche iſt nun dieſes, daß »dem Philoſophen anheim fällt, die Bedingungen des empiriſchen Daſeins aufzuſtellen, dem Hiſtoriker aber, die Fortbeſtimmungen aufzuſuchen.« Mit dem Vorigen möge dies Jeder ſelbſt zu ſeiner Freude vergleichen. Wir machen nur aufmerkſam darauf, wie jedes ſtreng abgeleitete Daß, je mehr es abgeleitet iſt, eine Fortbeſtimmung ſein muß, und in jeder Bedingung des Empiriſchen auch nothwendig ſchon ein Wie liegen muß, und alſo Alles ſich auf das herrlichſte unter einander mengt, und geben ſtatt Aller nur Ein Beiſpiel, welches zugleich das wahre Fundamentalbeiſpiel iſt. Nämlich das vor allem vernünftig werden nothwendige vernünftig geweſen ſein liegt freilich als Bedingung weit »über das faktiſche Daſein hinaus,« aber es iſt doch ein Zuſtand, der irgendwo vorhanden geweſen.« Von dieſem wird dann Hr. Fichte (obgleich, wie er verſichert, zu keinem weiteren Schluſſe berechtiget) getrieben zur Annahme eines Normalvolkes (welches alſo die zweite Bedingung iſt, oder die erſte Fortbeſtimmung?). Neben dieſem aber »hindert ihn nichts, andere rohe erdgeborne Wilde über die ganze Erde zerſtreut anzunehmen.« Und beide zuſammen werden hernach als die abgeleiteten Grundſtämme unſeres Geſchlechtes allen weiteren Ableitungen zum Grunde gelegt. In dieſem Zuſammenſchmelzen von Bedingungen und Fortbeſtimmungen ſind noch andere Kunſtſtücke auch der Sprache zu bewundern, die wir aber übergehen, um noch mit Wenigem zu ſehen, wie es um die eigentlichen Fortbeſtimmungen auf dem eigentlichen Gebiete der eigentlichen Geſchichte ſtehe. Das Hauptgeſez davon iſt: daß »jede unmittelbar durch die eignen Sinne wahrzunehmende Thatſache nur zu verſtehen iſt unter Vorausſezung einer früheren, welche aufgefunden werden muß, jedoch ohne ſie weiter zu beſtimmen, als das Erklären der Gegenwart daraus ſchlechthin erfordert.« Je weiter man alſo hinaufſteigt, deſto magerer und unbeſtimmter werden die Beſtimmungen, bis ſie endlich auch wohl zu Bedingungen gut genug ſind; und dies iſt nun die Regel, welche die Philoſophie dieſem Theil der Empirie giebt. Wir unſern Theis bekennen aufrichtig unſern Widerwillen gegen eine Geſchichte, welche die Vergangenheit nur als Erklärung, als Mittel für das Wiſſen um den Augenblick, durch Berechnung reproducirt, und auch dieſe Gegenwart mit den eigenen Sinnen ſo wenig anzuſchauen begehrt, daß, wie ſie ſich etwas Einzelnes daraus abgezäunt hat, ſie eilt, es an ein anderes Einzelnes der Vergangenheit anzuknüpfen. Wahrlich, nur wer von aller Gemeinſchaft mit der Natur, von aller geſunden Anſchauung entblößt umhertreibt in dem Abſtrakten, kann ſich hieran erfreuen! Doch was hierüber zu ſagen wäre, iſt für den Verf. nicht, mit dem man nur dialektiſch im engſten Sinne des Wortes ſprechen kann. Ihn möchten wir nur fragen, wie ihm denn aus allem Sichtbaren, Hörbaren, Taſtbaren insgeſammt Eines und das Andere wird? Ob er das Daß und Wie ſeiner Vereinzelung wol anders als aus dem Ganzen verſtehen kann, und ob nicht daſſelbe auch von jedem Einzelnen, woraus er erklären will, in Beziehung auf das Ganze ſeines Zeitmomentes gelten muß? Eben ſo wunderbar iſt die Art, wie er für ſeinen Gebrauch in dieſem Buch die Geſchichte theilt oder zerreißt. Er will nur das gebrauchen, worin »die wirklich fortſchreitende und ſich bewegende Kultivirung ſelber ſich zeigt.« Nun ſieht man zuerſt nicht, wie gerade dergleichen in der Geſchichte der erſten drei Fichteſchen Zeitalter vorkommen kann, und ſollte alſo denken, der Mann wollte uns weiſſagen: aber dann auch wie ſchön muß die geſchichtliche Welt geordnet, oder wie herrlich die Anſicht des Betrachters ſein, wenn ſich das Fortrücken des Weltplans und die Einwirkung der fremden ſtörenden Kräfte ſo in einzelnen Thatſachen abſondern und auseinanderſchälen!

Von jener erſten Merkwürdigkeit, wie nämlich aus der Gegenwart die Vergangenheit rückwärts konſtruirt wird, haben wir nur ein Beiſpiel anzuführen, an welchem der Verf. die hiſtoriſche Kunſt einigermaßen entwickelt hat; aber dieſes kann auch ſtatt vieler anderer dienen, und der Verf. hat es gewiß ſelbſt mit tiefer Abſicht hiezu gewählt. Er »lieſt nämlich die erſten Kapitel der Geneſis, und ſieht aus dem Inhalt, daß es eine Mythe iſt über das Normalvolk, im Gegenſaz eines anderen aus einem Erdkloße gemachten Volkes, und über die Zerſtreuung deſſelben, und über die Entſtehung des Jehovadienſtes, unter welchem Jehovavolk einſt die Religion des Normalvolkes wieder hervortreten, und von ihm aus über alle Welt ſich verbreiten ſollte.« Hieraus lerne Jeder, was es auf ſich habe mit der, wie der Verf. klagt, in unſeren Tagen faſt verlorenen

Kunſt zu leſen! Aber wie mag ſie auch wol jemals Jemand außer ihm ſo beſeſſen haben. Man lerne, was es heiße, ein bis auf unſere Tage herabgekommenes Faktum, beſonders in wiefern es auf frühere Fakta leiten dürfte, rein und vollſtändig auffaſſen!« Aus dieſem Inhalte nun ſchließt er, »daß die Mythe älter ſein müſſe, als alle Geſchichte, weil von Anbeginn der Geſchichte bis auf Jeſum keiner mehr fähig war, ſie auch nur zu verſtehen, geſchweige ſie zu erfinden. Daher iſt nun das Daſein dieſer Mythe vor aller anderen Geſchichte vorher ſelbſt das erſte Faktum der Geſchichte.« Wie überraſcht mögen die Zuhörer geweſen ſein über dies Kunſtſtück, und erfreut, daß das Normalvolk nun nicht nur durch ſtrenge Ableitung gefunden iſt, ſondern auch nebſt den rohen Erdgebornen durch den faktiſchen Beweis! Mancher wird vielleicht bei ſich gefragt haben, ob nicht etwa die ägyptiſchen Myſtagogen und andere Weiſe anderer Völker, bei denen die Mythe ſich ebenfalls findet, ſie ſchon auch ſo verſtanden haben? Andere vielleicht auch ſchon gezweifelt, ob wol Jeſus ſelbſt ſie ſo möge verſtanden haben? Doch wer weiß, welche geheime Nachrichten der Verf. hierüber hat! Dies heißt nun nicht etwa »darüber argumentiren, wie etwas könnte geweſen ſein, und dann annehmen, es ſei ſo geweſen,« (woraus nur eine häßliche Geſchichte a priori entſteht,) ſondern ſo muß man eben »ſcharf und beſtimmt denken, unter welcher Bedingung bei früheren Fakten ein faktiſcher Zuſtand der Gegenwart ſich allein verſtehen laſſe!« Da nun ein ſo bekannter und einfacher Gegenſtand durch dieſe wunderbare hiſtoriſche Kunſt ein ſo neues Anſehen gewonnen hat: ſo iſt zu erwarten, daß wo der Verf. bei Anführung aller Geſchichten von den gemeinen Geſchichtsſchreibern abweicht, oder ihre Ausſagen wunderlich gedeutet zu haben ſcheint, dies nicht ein Mißverſtand iſt, ſondern ebenfalls ein Werk jener göttlichen Kunſt: und wir dürfen ſagen, daß wer dieſe aufſuchen will, in dem Buche eine reiche Erndte findet. Wir möchten nur noch einige Züge aus der näheren Schilderung des dritten Zeitalters auffaſſen und bewundern, wobei wir jedoch, überwunden durch die Gewalt der bisher geſchilderten Methode, uns für unfähig bekennen, überall zu unterſcheiden, was als wahrer Grundzug ſtreng abgeleitet iſt, und was als hiſtoriſche Erläuterung empiriſch aufgefaßt. Am meiſten muß es faſt intereſſiren zu wiſſen, wie das Zeitalter, in welchem wir leben ſollen, in Abſicht auf den Staat geſchildert wird. Kaum erwartet man freilich, daß der Verf. dieſe Frage ſelbſt ſo ausdrücken werde: »auf welcher Stufe der Entwickelung des abſoluten Staates unſer Zeitalter ſtehe.« Denn da der Staat eine »künſtliche Anſtalt« iſt, der alſo »die Kenntniß der Regeln vorangehen muß:« ſo erwartet man ihn erſt nach der Blüthe der Wiſſenſchaftslehre im fünften Zeitalter, im dritten aber nur Anarchie, Abwerfung der Zwangsanſtalten des zweiten, und alſo abſolute Staatsloſigkeit und Willkühr.' Und in der That findet ſich auch, daß der Staat, der für das dritte Zeitalter abgeleitet wird, und ſich alſo in ihm fortentwickeln ſoll, Nichts iſt. Freilich klingt es wie Alles, daß ſein »Zweck« (denn ohne Zwecke kommt man nun einmal nirgends fort,) »kein anderer iſt, als der der Gattung ſelbſt; allein bald darauf hören wir ſchon, daß »die höheren Zweige der Vernunftkultur, Religion, Wiſſenſchaft und Tugend, nie Zwecke des Staates werden können,« und es ſcheinen nur zwei Zwecke für den Staat übrig zu bleiben, nämlich, die Wilden zu kultiviren, und »die umgebende Natur unter die vollkommene Botmäßigkeit des Begriffs zu bringen.« Der lezte, in welchem doch am Ende auch der erſte aufgehen möchte, wird, da die Kunſt erſt im fünften Zeitalter ihre Rolle ſpielt, bis dahin immer beſchrieben als Belebung der Induſtrie, Emporbringung der mechaniſchen Künſte, kurz was man im weiteſten Sinne Oekonomie nennt. Aber auch dieſe Zwecke »kann ſich erſt im fünften Zeitalter der Staat als die ſeinigen denken, er ſelbſt hat keinen anderen, als den ſeiner Selbſterhaltung, und thut Alles nur ihrenwillen.« Was nun er ſelbſt iſt, ohne ſeinen Zweck, das dürfte ſchwer ſein zu ſagen: wir wollen uns aber an das obige halten, vom Zwecke der Gattung, und daran, daß er »nothwendig die Summe ſeiner Bürger als die Gattung betrachtet:« ſo iſt alſo die Erhaltung dieſes ſeine Selbſterhaltung. Nun fingirt uns der Verf. anderwärts eine ökonomiſche Geſellſchaft, die auch, um der Erhaltung der verbundenen Individuen willen, kultivirt und die Natur unterwirft, und doch weil ſie dies nur der Erhaltung wegen thut ſelbſt, ohnerachtet ſie äußerlich die Form des Staates an ſich trägt, kein Staat iſt; worin ſoll nun der Unterſchied liegen zwiſchen beiden? Ja jene Selbſterhaltung des Staates, da ohne die Zwecke der Gattung nur das Individuelle übrig bleibt, iſt ja doch nur Erhaltung der Perſönlichkeit, alſo die Erhaltung der Sünde, oder des Nichts. Wodurch iſt alſo dieſer Staat Etwas und ein Staat? Wol nur zauberiſch dadurch, »daß die Natur an ſeinen ganz anderen Zweck den der Gattung unabtrennlich gebunden hat,« oder daß er, »unter einer höheren, ihm ſelbſt vielleicht verborgenen Leitung ſteht.« Zwei herrliche Formeln, die viel zu rathen geben, man mag nun bei dieſer bindenden Natur an die denkende Natur denken, die in den Schwärmern denkt, und bei der verborgenen Leitung an die verborgene Weisheit, durch welche man jene Mythe ſo vortrefflich verſtand, oder an ſonſt etwas. — Eben ſo wichtig nun erſcheint unſer Staat, wenn man auf ſeine Form ſieht. Es giebt nämlich drei Grundformen oder Stufen des Staates, die wunderbar genug durch das Verhältniß der Regierenden zu den Regierten beſtimmt werden. Auf der erſten Stufe »ſind die Unterworfenen nur den eigenen Zwecken der Unterwerfer unterworfen;« wie eine ſolche Verbindung im Staat ſein könne, das können wir glücklicher Weiſe übergehen, ſonſt möchte wieder unſer Unverſtand an den Tag kommen. Auf der zweiten Stufe »iſt Jedem ein Zweck zugeſichert, in welchem Alle ihn nicht ſtören« dürfen. Auch hier iſt offenbar der »Geſammtzweck,« nur das Nichtgeſtörtwerden, ein rein negatives, und der Staat doch »eine bloße juridiſche Anſtalt;« wie aber durch dieſe Gemeinſchaft der bloßen Verneinung alle Individuen Ein Ganzes bilden können, und alſo dies ein Staat ſei, iſt nicht einzuſehen. Nur das geben wir zu: »daß der Staat auf dieſer Stufe von der abſoluten Form des Staats noch weit entfernt iſt;« und wenn wir dazu nehmen, daß, »erſt mit Vollendung ſeiner Form, der Staat ſich in Beſitz ſeiner wahren Materie ſezt:« ſo ſagt uns der Verf. ſelbſt, daß dieſer Staat kein Staat iſt. Auf dieſer Stufe aber ſteht der Staat im dritten Zeitalter, zu deſſen Charakter der abſoluten Willkühr dies freilich ſich herrlich ſchickt, daß Jeder ſeine eigenen Zwecke hat; wenn es aber auch heißt, »der Staat durchdringe nun immer mehr ſeine Mitglieder, und ſuche ſie zu ſeinen Werkzeugen zu machen,« ſo durchdringt ſie freilich Nichts, und ſie werden zu Werkzeugen von Nichts, auch ganz dem dritten Zeitalter angemeſſen. Daher man auch eben ſo gut ableiten könnte, er ſei ihr Werkzeug, und halte ſie auseinander. Wie nun durch bloße allmähliche Entwickelung aus dieſem Nichts der zweiten das Alles der dritten Stufe werden ſoll, auf der es einen wahren Geſammtzweck giebt, und viele andere ſchwer zu verſtehende Herrlichkeiten, z. B. des Vermögens, Gleichheit und aller Bildung Ausgehen vom Staate und Zurücklaufen in ihn, das iſt uns leider auch ganz unverſtändlich. Soviel ſehen wir, daß es ſchwer von Statten geht, und daß der Weltplan mehr als einmal dazu anſezen muß. Denn nachdem ſchon unter der Regierung der römiſchen Kaiſer, der Blüthe der alten Cultur, bürgerliche Freiheit, Gleichheit der Rechte, Finanzverwaltung nach Prinzipien, wirkliche Sorge für die Exiſtenz der Regierten über die ganze cultivirte Welt verfaſſungsgemäß vorbereitet,« und Alles ſo herrlich war, daß die Welt im Begriff ſchien, unmittelbar auf die dritte Stufe hinauf, und ſomit in das fünfte Zeitalter hinein ſich zu entwickeln: ſo mußte nun auf einmal, wahrſcheinlich weil die Blüthe taub geweſen, und aus ihr keine Frucht erwachſen konnte, Alles wieder zurückgehen, und eine neue Entwickelung beginnen, weil nur in den chriſtlichen Staaten die dritte Stufe konnte erreicht werden. Bei dieſer neuen Entwickelung finden wir uns nun gleich mit dem Chriſtenthum ſelbſt, durch welches die Staaten gebaut ſein ſollen, in großer Verlegenheit, denn es giebt gar viel Chriſtenthum in dieſem Buche! Daß man die Religion auf eine zwiefache Weiſe betrachten kann, nach ihrem inneren Weſen und nach ihrem Heraustreten in die Erſcheinung, leuchtet Jedem ein. Eine ſolche Betrachtung aber muß zeigen, daß die Religion doch in beiden daſſelbe iſt, und Inneres und Aeußeres ohne einander nicht ſein kann. So iſt es aber hier nicht: ſondern wir haben zuerſt das Chriſtenthum der ſechszehnten Rede, das ein rein Inneres iſt, ein Licht, den Menſchen zu nichts treibt, und alſo nicht einmal ein Aeußeres haben will. Auch die Erfindungen, damit das arme Menſchengeſchlecht durch dieſe Religion beſeliget werde, brauchen nicht erſt beſonders gemacht zu werden, ſondern waren ſchon ohne das Chriſtenthum unter der römiſchen Regierung vorhanden. Ja, auch der Antrieb auf die Menſchen zu ihrer Anerkennung geht nur von Individuen aus, und es bedarf dazu gar keiner öffentlich erſcheinenden Anſtalt. Dieſes alſo baut keinen Staat. Dann haben wir das Chriſtenthum der dreizehnten Rede, welches zwar, wie man leſen kann, einerlei iſt mit jenem, dann aber doch wieder zur öffentlichen Exiſtenz zwar noch nicht gekommen iſt, aber doch hineile, und vielleicht die neuen Staaten (privatim, ohne öffentliche Exiſtenz,) gebauet hat, um ſich dieſe zu bereiten, und um ſich, wenn ſie erſt gebaut ſind, aufs vollſtändigſte von ihnen zu trennen: denn dies iſt ſeine Aufgabe. Dann haben wir wieder ein Johanneiſches Chriſtenthum, welches aber offenbar das der ſechszehnten Rede iſt, und ein verderbtes Pauliniſches, dem viel harte Vorwürfe gemacht werden; aber eine Luſt, Staaten zu bauen, geht aus keinem von ihnen hervor. Doch hören wir, wie es nun eigentlich mit dem Einfluß irgend eines dieſer Chriſtenthümer auf die neue Entwickelung der Staaten zugehet. Die Religion hat einen zwiefachen Einfluß auf den Staat, den einen, in wiefern ſie und ihre Wirkſamkeit abſolut genommen wird. Dies iſt aber nicht der Staatenbauende. Denn ſeine negative Seite könnte ſich als ein zurückbleibender Einfluß der Religion nur zeigen, wenn der Staat eine Neigung hätte, in das Gebiet der Religion hinüber zu ſchreiten; die aber hatte der römiſche, nach des Verf. eigenem Eingeſtändniß, nicht. Seine poſitive aber iſt nun, »dem Staat ſeinen Zweck näher ans Herz zu legen,« was beiläufig vorausſezt, daß er ſeinen Zweck ſchon hat, und alſo nur im erſten und fünften Zeitalter Statt findet, auf jeden Fall aber durch das innere Leben der Religion unter den Menſchen, durch ihre Anerkennung und Verbreitung, geſchieht, alſo nach unſerem Verf. ohne alle öffentliche Anſtalt. Der andere Einfluß iſt ein zufälliger, welchen das Chriſtenthum ausübt, »indem es zuerſt ſich ſelbſt zu ſeiner Reinheit und Lauterkeit emporzuarbeiten ſtrebt,« oder »indem es nach ſelbſtſtändiger Exiſtenz und angemeſſener Wirkſamkeit hinaufſtrebt.« Dies klingt offenbar, als ob das Chriſtenthum urſprünglich verderbt wäre, und ſollte ſich nun, wie jener Unglückliche, an dem eigenen Schopf aus dem Sumpf des Verderbens herausziehen. Allein anſtatt daß uns nun gezeigt werden ſollte, wie ſich das Chriſtenthum aus der Unlauterkeit herauszieht durch das Staatenband, ſcheint es hierbei gar nicht für ſich ſelbſt beſchäftigt zu ſein; ſondern nur für den Staat, um dieſen vor dem ſchädlichen Einfluß ſeiner ſelbſt, des in ſeiner Unlauterkeit verheerenden Chriſtenthums, zu ſchüzen. Das iſt noch mehr als im Sprüchwort der doppelte Weg der Kinder und Hunde! Aber ſo geht die Fichteſche Geſchichte. »Unter dem Vorwande des Entſündigens beherrſchten die Prieſter des (durch den Sinnenwahn verderbten) Chriſtenthums den römiſchen Staat und ruinirten ihn durch ihre eigne Unfähigkeit. Sollte es nun je wieder zu einem Staat kommen, dem dieſer ſchädliche Einfluß unſchädlich würde: ſo mußte dieſer ſelbſt in ſeinen Prinzipien durch die Religion aufgebaut werden. — Sie muß ſich damit an ſolche wenden, die ſich bisher mit der Gottheit nicht viel zu ſchaffen gemacht, und denen ſie erſt den abergläubiſchen Wahn von Sünde und Entzweiung beibringen muß. Das neue Volk mußte zugleich ſcharfe Rechtsliebe und ſtehendes Ehrgefühl haben, und wenn es ſich zutrug, daß mehrere verwandte Völkerſchaften neue Staaten errichteten: ſo war es am erſprießlichſten, daß die Religion für ihre politiſche Gewalt nun unabhängigen Länderſitz als Centralpunkt erhielt.«

Mit dem Angeführten ſollte der Leſer wol genug haben für Einmal von dieſer hohen wunderbaren geſchichtlichen Weisheit. Denn es gehört wol Zeit dazu, ſich darüber zu beſinnen und es zu verdauen, daß das Papſtthum und die politiſche Gewalt der Kirche das Mittel iſt, um den Staat gegen den ſchädlichen Einfluß der Prieſter zu ſchützen, und daß die Religion dies Gebäude ausgeführt hat, um ſich ſelbſt zur Lauterkeit und zur angemeſſenen Wirkſamkeit (dies iſt doch wol die innere beſeligende?) zu erheben! Aber es giebt noch mehr Wunderdinge. Man höre auch, wie durch dieſe neue Entwickelung der Staat ſeiner Vollkommenheit nahe kommt. Zuerſt, wiewol dies allein im Weſentlichen des Staats nichts ändert, iſt Jeder in einem chriſtlichen Staate perſönlich frei, aus dem herrlichen Grunde, weil »Jedem das Vermögen ſich zu Gott zu wenden, muß geſtattet werden, und wenn Einer erſt in dieſer Rückſicht perſönlich frei iſt, die ganze übrige perſönliche Freiheit von ſelbſt folgt.« Das iſt freilich chriſtlicher als Petrus und Paulus, die von einer ſolchen Folge nichts wußten! Dann iſt »jeder chriſtliche Staat zu einer, den Einfluß der Centralgewalt abgerechnet, unabhängigen Exiſtenz berechtiget, keinem Unchriſtlichen aber läßt die Kirche Frieden.« Wie viel ſeliger ſind nun die Menſchen offenbar bei dieſem Prinzip als bei dem altrömiſchen, keinem Unrömiſchen Frieden zu geben! Und wie viel unabhängiger ſind die Regierungen, als es die chriſtlichen Cäſarn unter dem Einfluß der Prieſter waren! Und die Neigung, univerſell ſein zu wollen, welche in der verruchteſten Perſönlichkeit der Staaten ihren Grund hat, iſt dieſen chriſtlichen auch, und zwar nothwendig, eigen, ſo ſehr ſie in auch ihren Prinzipien durch die Religion erbaut ſind. Das Schönſte aber iſt, daß man deutlich ſieht, wie nun dieſe ganze Organiſation von dem politiſchen Einfluß des Chriſtenthums ganz unabhängig iſt. Denn ſo nothwendig auch nach unſerem Verf., die Religion mit ihrer Bauluſt ſich an Stämme, wie die germaniſchen, wenden mußte: ſo hat ſie ſich doch, ebenfalls nach ihm, eigentlich ſchlecht adreſſirt. Denn der Wahn von Sünde, der Grundſtein des Gebäudes, welches ſie aufführt, um ſich zur Lauterkeit emporzuarbeiten, will bei dieſen Stämmen nicht recht haften: warum laſſen ſie ſich auch die Centralgewalt nicht länger gefallen, bis die mehreren Staaten, in welche das chriſtliche Reich von Ohngefähr zerfallen war, ſich recht befeſtiget hatten! Dies ſucht nun freilich die religiöſe Centralgewalt möglichſt zu verhindern,« (ſie wollte freilich dieſe Staaten bauen; aber es iſt ja auch räthlich, langſam zu bauen!) »aber es geſchieht endlich doch. Wie durch ein Wunder vereinigt ſich hiermit die Kirchenreformation,« (die alſo, wie es ſcheint, nicht der zu beſchreibenden Wirkſamkeit der Religion ſelbſt angehört) »und nun entſteht eine Mehrheit von Bekenntniſſen, welche den Staat neutral macht gegen die Religion;« und nun ſind wir wieder ſo weit, wie wir ſchon zu den Zeiten der Römer waren, und das Chriſtenthum iſt ſachte wieder unten herausgezogen. Heißt das nun, das Chriſtenthum bauet die Staaten, wenn es nur Mißbräuche hineinbringt, die mit großer Anſtrengung wieder müſſen heraus gebracht werden, alles Neue der anderen Staaten aber, wie der Verf. nur ſchlecht zu verbergen weiß, in der Eigenthümlichkeit der Völker ſeinen Grund hat? Und iſt nun dieſe Wirkſamkeit der in das Chriſtenthum eingeſchlichenen Superſtition bis durch ihren Culminationspunkt das Emporſtreben der Religion zu ihrer Lauterkeit, das Zurücktreten dieſer Superſtition aber etwas, das wie ein Wunder von außen kommt? Frevelhaft iſt das Spiel, welches hier mit dem Heiligen getrieben wird, es ſei nun, daß ungeſchickte, kraftloſe Hände es treiben, die ſich enthalten ſollten das Heilige zu berühren — aber wer wird das Fichte ſagen mögen? — oder daß es vorwizige, tauſendkünſtleriſche ſind, die dem Zuſchauer, wenn es der angekündigte Ausgang des Kunſtſtückes erfordert, eines ſtatt des anderen unterſchieben, und die man züchtigen muß. Wenn aber, ein ſolches Schattenbild von Wahrheit aufzuführen aus einem Grunde, deſſen Unhaltbarkeit dem Meiſterblick des Künſtlers ſelbſt nicht kann entgangen ſein, wenn dies nicht ſophiſtiſch ſein ſoll, ſondern noch philoſophiſch heißen darf, ſo muß jener alte Name gar nicht mehr gebraucht werden. Wir haben uns bei dieſem Beiſpiele vom Staate begnügt, und die Wiſſenſchaft, wo ſogar Literaturzeitungen und Encyklopädien abgeleitet werden, und die Sitte, wo ebenfalls das Poſitive aus dem Negativen ohne Weiteres entſteht, übergangen. Den Geiſt des Ganzen muß Jeder ſchon hieraus hinreichend erkennen, und einſehen, wie es gleich unmöglich ſein muß, von dieſer Philoſophie aus eine lebendige Geſchichte zu ſehen, wie eine lebendige Natur, und wie ihr, abgerechnet das Abſichtliche und Unrechtliche, nichts anderes übrig bleibt, als nach grenzenloſer Willkühr Begriffe in Gegenſäze zu ſchieben, in der Zeit und im Raum ſo ſchwankend, daß wenn man irgend etwas feſt halten will, und ſich fragt: was iſt es nun, was jezt dies verrichten oder erleiden ſoll? alle Geſtalten zerfließen, und auch wer ſich nur ruhig umſieht, ſich ſchauderhaft unter Geſpenſter verſezt findet. Denn Allgemeines und Beſonderes, aus der lebendigen Vereinigung herausgeriſſen und dann doch lebendig dargeſtellt, kann nur als Schatten erſcheinen, und das Eigene, das ſich Herr Fichte hält zwiſchen dem Allgemeinen und dem Beſonderen, hat auch nur ein erlogenes Daſein. Hätten wir nun noch die Erläuterungen aus der alten Geſchichte betrachtet, ſo hätten wir bei vieler Anmaßung von beſonderen hiſtoriſchen Kenntniſſen oder Offenbarungen nichts anders gefunden, als die gemeinſten, oberflächlichſten Anſichten, aber ſo unhaltbar als abenteuerlich in Verbindung gebracht mit der lächerlichen Hypotheſe vom Normalvolke und von dem Erdgebornen. Die Nachweiſung hierüber iſt zu leicht, als daß wir hier den Raum damit ausfüllen ſollten. Daher haben nun viele wol nicht Unrecht gethan, zur Ehre des Mannes zu glauben, es ſei dieſe Darſtellung des Weltplans und der Geſchichte gar nicht die Hauptſache, ſondern nur eine Form, ohne welche dem Alles und überall deducirenden Verf. nicht wohl ſei. Die Hauptſache aber, meinen ſie, ſei, dem Zeitalter die Wahrheit zu ſagen über ſeine Gebrechen. Allein auch ſo vermißt Rec. mit Widerwillen die derbe und kräftige Art, mit der ein Mann, wie Fichte, ſollte aufgetreten ſein, den Leuten einmal für allemal ſagend: Ihr ſeid gekommen, für Euer Geld meine Meinung von unſerem Zeitalter zu hören, ich habe Euch aber nichts als Sünden und Schanden aufzudecken, und weiß nicht, wie tief Ihr etwa ſelbſt darin ſtecken möget. Nun aber die, immer ehrwürdige, Verſammlung bald anzureden, als hielte er ſie für die über jedes Zeitalter Erhabenen, dann mit vornehmer Herablaſſung ſie über ihr Nichtverſtehen zurecht zu weiſen, ein anderes Mal als eine ordinär gebildete Geſellſchaft, über deren Unterhaltungsfähigkeit man jedoch ganz bedenklich reden darf, dies iſt eine fade Perſiflage, die nur durch die naive Einbildung intereſſant wird, daß man ſie, wenn ſie ihr ſcherzhaftes Köpfchen verſteckt, nicht ſehen werde. Iſt dies etwa die edle Kunſt, das Gemeine mit Ironie zu behandeln, ſo übe ſie zu ſeinem Troſte der, welcher nothwendig mit dem Gemeinen verkehren muß; eines Philoſophen aber iſt es durchaus unwürdig, mit einer Verſammlung, die er ſo behandeln zu dürfen glaubt, ſich über ſolche Dinge zu unterhalten. Dann müßte auch für einen ſolchen Zweck der Gegenſtand ſchärfer und beſtimmter aufgefaßt, und das eigenthümlich Schlechte der Gegenwart ſtärker hervorgezogen ſein. Allein faſt abſichtlich, möchte man meinen, ſind die Grenzen des dritten Zeitalters ſo unbeſtimmt als möglich gelaſſen, damit nur die Deklamation ſich über das Leichteſte am meiſten ergießen könne; denn allgemeinere Gegenſtände als der Materialismus der Künſtlinge und der Skepticismus der Empiriker, und triviellere als die pariſer Encyklopädie, und die ſogenannte berliniſche Aufklärung, laſſen ſich ſchwerlich denken. Nur ein zwiefacher Haß tritt ſo beſtimmt heraus, daß wir etwas dabei verweilen müſſen, der gegen das beſtehende kirchliche Chriſtenthum, und der gegen die Naturphiloſophie, beide beſonders wegen der höchſt treuloſen Darſtellung merkwürdig. Der Verf. rühmt ſehr ein Johanneiſches Chriſtenthum, welches aber nichts iſt, als der allgemeine Begriff der religiöſen Geſinnung ohne alles eigenthümliche Gepräge; und gerade ſo ſchreibt er es nicht nur dem Normalvolke, welches freilich ohne alles Beſondere war, ſondern auch dem Johannes zu, als das ächte, nur daß er es in der Kürze am liebſten mit pauliniſchen Worten als das Leben, Weben und Sein in Gott beſchreibt. Dieſer Johannes nun ſoll gar nichts von Entſündigung wiſſen, nichts davon, daß die Seligkeit von dem Anerkennen Jeſu als Meſſias abhänge, und worauf der Verf. einen beſonderen Werth legt, denn er hätte wol Jeſum gern im Normalvolk, auch die jüdiſche Abſtammung Jeſu ſoll nach ihm zweifelhaft ſein. So muß er alſo den erſten Brief gewiß nicht geſchrieben haben, und die ſchönſten Stellen ſeines Evangelii, unter anderen im IV. und VI. Kap. auch nicht. Das Tolleſte aber iſt, daß der Verf. des Briefs an die Ebräer, dieſes ganz mit der Idee der Verſöhnung angefüllten Briefes, auch zu dieſer ächt aſiatiſchen, gar nicht jüdiſchen Schule ſoll gehört haben. Neben dieſem nun ſchmäht er gewaltig ein pauliniſches Chriſtenthum, als das »natürliche Produkt einer Zeit, wo ſich der Wahn der Sünde der Menſchen bemächtiget hatte,« ausgeſprochen zuerſt von Paulus, »der zwar auch den Gott Jeſu« (der von keiner Sünde und keiner Verſöhnung weiß) »innig erkannte«, mit welcher Kenntniß er ſich denn an den Wahrheitsſinn der Menſchen wendete, daneben aber das fatale Projekt hatte »das Judenthum mit dem Chriſtenthum zu vereinigen,« und mit dieſem Projekt, welches nun das Chriſtenthum durch den Wahn von Sünde und Verſöhnung verunreinigte, an das Raiſonnement appellirte! Dieſer gute Paulus, der ſo gewaltig gegen das Raiſonnement, als die menſchliche Weisheit nach dem Fleiſch, proteſtirt, und es immer nur mit dem Wahrheitsſinn, dem Geiſte Gottes und dem geiſtlich Richten, zu thun haben will, er der ganze Briefe geſchrieben hat, um zu zeigen, daß das Chriſtenthum mit dem Judenthum ſich nicht verträgt, der ſich, troz jenes Projekts, am meiſten und liebſten an die Heiden wendet, und das Chriſtenthum nie für einen neuen Bund ausgiebt, ſondern an die älteſten Verheißungen anknüpft! Wahrlich jeder Schüler kann das Unkritiſche dieſer Behauptungen ins Licht ſezen. Aber freilich dagegen iſt Paulus nicht zu retten, daß er die Mythe unrichtig verſtanden, und vom Normalvolk nichts gewußt, ja wahrſcheinlich hat er auch nicht gewußt, was Fichte uns offenbaret, daß »Abraham dazumal den Tag Jeſu geſehen, als Melchiſedek, der Normale, ihn den Erdenkloßigen geſegnet!« Von dieſem pauliniſchen Chriſtenthum wird nun das geſammte Kirchliche abgeleitet folgendergeſtalt.

Mit ſeinem Vereinigungsplan wandte ſich Paulus an das Raiſonnement und machte den Begriff zum Richter, welches Syſtem ſehr willkührlich Gnoſticismus heißt. Ob er nun dieſes gethan im Sinn des dritten oder des vierten Zeitalters, welche beide dieſe Maxime gemein haben, das ſoll einer rathen; wir aber wollten beides aus unſerm Verf. ſelbſt als unmöglich erweiſen. Genug nun raiſonnirte alles, und daraus entſtand eine der Einheit der Kirche gefährliche Vielheit der Meinungen, ſo daß nichts übrig blieb, als das Begreifen zu unterſagen, wodurch nun freilich ein Stehendes, das vorhandene Begriffene zur Norm wurde (nur iſt dies dem pauliniſchen Verfahren offenbar entgegengeſezt). Die Kirchenreformation aber, »welche den Gnoſticismus eben ſowol verwirft als der

Katholicismus« (und doch ſollen beide pauliniſch, alſo Gnoſticismus ſein) »will jene Unfehlbarkeit auf die Bibel einſchränken, welches ein bei allen Sachkundigen ſo unhaltbares Unternehmen iſt, daß nichts übrig blieb, als wieder an die Einſicht des Volkes zu appelliren.« Die ſchreckliche Verwirrung hier verdient nicht näher erörtert zu werden, da jeder ſie ſich ſelbſt löſen kann, wenn er nur fragt nach den Principien, wodurch die erſten Leſer der Schrift ſie verſtanden, und nach dem Verhältniß, in welchem die Zeitphiloſophie, von welcher die Vielheit der Meinungen ausgeht, zur Religion ſtehen könne. Sehr verbraucht ſind aber, wie man ſieht, die Waffen, mit welchen der Verf. die kirchlichen Parteien beſtreitet, der, wie die meiſten Unkundigen vornehm Herabſehenden, die Kirche und die Theologie immer da ſucht, wo ſie nicht ſind. Sträflich iſt auch im nördlichen Deutſchland, izt mehr als je, dieſer treuloſe Anſchein einer Vorliebe für den Katholicismus. Rec. glaubt, daß der Verf. nur deshalb heftiger gegen den Proteſtantismus polemiſirt, weil ihm dieſer näher iſt; aber auch jenen Schein ſollte er vermieden haben, er, ein Meiſter, der gewiß nicht das Anſehen haben will, ſich von den Schülern meiſtern und lehren zu laſſen! Wie ſehr es übrigens ein vergeblicher Verſuch iſt, durch leere Diſtinktionen die Sache des freien philoſophiſchen Forſchens von der Sache der freien proteſtantiſchen Theologie trennen zu wollen, liegt genug am Tage.

Doch gehen wir zu dem zweiten, dem Haß gegen die Naturphiloſophie. Für dieſe hat der Verf. eine beſondere Marterkammer angebaut an dies Zucht- und Strafhaus des Zeitalters, und die ganze Stelle iſt ſicher das Herrlichſte und Wichtigſte im Buche; wir ſind aber nur im Stande das Köſtlichſte davon in aller Kürze mitzutheilen. Es giebt nämlich in dem dritten Zeitalter Einige »weniger von ihm Ergriffene, welche die Leerheit ſeiner Maxime, den Erfahrungsbegriff zum Richter zu machen, fühlen, und daher umgekehrt das Unbegreifliche als Weisheit ſezen wollen. Dies heißt nur das direkt entgegengeſezte Princip deſſelben Zeitalters, oder ſeine Reaktion gegen ſich ſelbſt.« Herrlicher Ausdruck für die herrliche Sache! Aber wenn zwei entgegengeſezte Maximen auf gleiche Weiſe in dem Zeitalter ſind, ſo ſollte man denken, daß beide in Beziehung auf daſſelbe zufällig ſein müßten, und alſo ſein Weſen in etwas Anderem zu ſuchen wäre, ſo daß unſer ganzes philoſophiſches Gemälde Gefahr läuft. Nur von dieſem, nicht von ihrem Gegenſaz könnte ja wol die Reaktion ein geringerer Grad ſein. Man ſieht übrigens auch hier wieder das Poſitive aus dem Negativen entſtehen, (denn was jenem Widerſpruch zum Grunde liegen möge, in wiefern er Gefühl der Leerheit iſt, erfahren wir gar nicht.) Um nun den Inhalt des ſo Gefundenen näher zu beſtimmen, heißt es: »Von der Dogmaticität des Zeitalters (deren Leerheit eben jene fühlen) ſei die Mittheilung eines beſtimmten und beſonderen Unbegreiflichen (ein neues Räthſel) zu erwarten. Da dieſes aus der Einſicht in jene Leerheit entſtehen müſſe, entſtehe es aus Raiſonnement,« (ob wol jede Einſicht aus Raiſonnemen kommt? und das vierte Zeitalter keine Einſicht hat in die Leerheit des dritten, oder auch nur ein räſonnirendes iſt? Solche unbeſtimmte vieldeutige Worte, die leicht wieder in einem anderen und höheren Sinne anderwärts können genommen ſein ſollen, ſind ein herrlicher Beſitz für unſeren Verf., (und er iſt ſehr reich daran,) »alles auf dem Wege des freien Denkens, welches hier (wie ſchnell und gewandt der Herrlichkeit iſt!) ein Erdenken und Erdichten wird. Das Hervorbringen aber eines Unbegriffenen und Unbegreiflichen durch freies Dichten iſt von jeher Schwärmen genannt worden;« die Reflexion alſo iſt Schwärmerei. »Alle Schwärmerei nun will ſich auch über die Erfahrung erheben, und eben wie die Vernunftwiſſenſchaft (die Fichteſche natürlich, die Naturphiloſophen aber bedanken ſich wol für die Ehre) das Univerſum wie aus dem Gedanken aufbauen. Nur kann ſie nicht von dem Einen in ſich geſchloſſenen (ja nur allzuſehr in ſich verſchloſſenen und feſtgebannten!) Grundgedanken ausgehen, ſondern von gar vielen in Beziehung auf ihre höheren Gründe nie klar zu machenden, über deren Erfindung (vielleicht wollen aber die Naturphiloſophen nicht erfinden, und bedauern Hrn. Fichte, daß er ſeine Vernunftwiſſenſchaft erfinden muß?) alſo auch keine Rechenſchaft zu geben iſt, und welche alſo Einfälle von Ohngefähr ſind, das heißt Einfälle, welche ihre Einheit nur in der ſinnlichen Individualität eines Jeden haben, oder Einfälle aus der blinden Kraft des Denkens heraus, welche zuletzt Naturkraft iſt.« Aber ſollte nicht dann doch eine gewiſſe Harmonie ſein müſſen zwiſchen der denkenden Natur und der zu denkenden? Und alſo doch nicht alles bloß von Ohngefähr ſein? Doch das Schönſte iſt nun, wie wir durch die künſtlichſte Deduktion zu dem Inhalt jener Schwärmerei gelangen. Nämlich, da die Einfälle der Schwärmerei denkende Naturkraft ſind: ſo gehen ſie auch auf die Natur zurück, und alle Schwärmerei wird nothwendig Naturphiloſophie, woraus ſchon von ſelbſt folgt, was der Verf. auf einem andern faſt ſchlüpfrigeren Wege zu erweiſen ſucht, daß, »was die Schwärmerei Religion nennt, immer nur Vergötterung der Natur iſt.« Allein da auch das Normalvolk die Vernunft nur unter der Form des Inſtinktes beſitzt, ſollte nicht nach demſelben Schluſſe daſſelbe auch von ſeiner Religion, dem Chriſtenthume, gelten, und überhaupt in der glückſeligen erſten Epoche Alles Naturphiloſophie geweſen ſein? Dies iſt ein harter Punkt, und wir wären begierig zu ſehen, wie man die Conſequenz abweiſen könnte. Mit der Zauberei hingegen, welche der Naturphiloſophie auch Schuld gegeben wird, iſt es nicht ſo arg, und es war wol mehr um das ſchöne Wort zu thun! Eins aber, ohnſtreitig der höchſte Gipfel, auf welchen ſich die freie Kunſt der Deduktion erhoben hat, iſt noch übrig, wodurch die Naturphiloſophie ohne alle Hülfe einer hiſtoriſchen Erläuterung ſo beſtimmt bezeichnet werden, daß jedes Kind auf der Straße ſie erkennen kann. Nämlich von derſelben Schwärmerei, welche weſentlich als ein Denken der blinden Naturkraft in dem Menſchen beſchrieben war, wird nun geſagt, anderwärts (kraft welcher Maxime aber wol anderwärts das Unbegreifliche producirt wird?) ſei zu Natur, »im vorliegenden Fall aber als Reaction des dritten Zeitalters ſei ſie größtentheils Kunſt, weil ſie ja aus einem bewußten Widerſtreben, aus Mißfallen an einer deutlich eingeſehenen Lehre entſtehe.« (Natürlich freilich! nur gut, daß wir das nicht gleich anfangs gewußt haben, ſonſt hätten wir die blinde Naturkraft und die ganze Naturphiloſophie gar nicht erhalten!) »Auch iſt in der Natur Aller, die vom dritten Zeitalter ausgehen, wenig Kraft zur Schwärmerei. Daher wenn nun die Schwärmer ſchwärmen wollen,« ſetzen ſie ſich hin (aktiv, Kunſt?) und laſſen ſich einfallen (paſſiv, Natur?), und wenn die Einfälle nicht fließen wollen, ſo begeiſtern ſie ſich (das iſt nun offenbare Kunſt) durch phyſiſche Reizmittel,« (Schade nur, daß nicht geradezu Branntwein und Opium genannt ſind, was ja weit gründlicher geweſen wäre, denn der Wein iſt ja den Gelehrten im geſchloſſenen Handelsſtaate erlaubt!), und wenn auch das nicht helfen will, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zu den Schriften ehemaliger Schwärmer.« Schade nur, daß uns der Verf. nicht noch das Gaſtmahl gönnte, und die beſten Mittel dieſer Art zu nennen, das würde uns, da Beiſpiele viel helfen, in der phyſiognomiſchen Kenntniß der Schwärmerei bedeutend gefördert haben! Wir hätten wol nicht nur den Jakob Böhme gefunden und den Plotinus, ſondern auch den Jordanus und den Spinoza, denn von dem Einen in ſich geſchloſſenen Grundgedanken der Wiſſenſchaft iſt der Mann doch nicht ausgegangen, und Platon und viele Andere dürften eben des Weges herkommen, und die Geſellſchaft vermehren! — Rec. kann, da ſeine Beſtrebungen auf einem andern Felde als dem der eigentlichen Naturforſchung liegen, kein Naturphiloſoph heißen; aber ſoviel glaubt er von der Sache zu verſtehen, daß ſich in dieſer Stelle über die Naturphiloſophie außer der Art und Kunſt des Sophiſten auch die Gemeinheit und [illegible] des Sykophanten zeigt. Zu einer Vertheidigung der Naturphiloſophie gegen einen ſolchen Angriff fühlt ſich aber Rec. nicht berufen. Nur will er die Frage aufwerfen, ob nicht in dieſer Schilderung mehr als in der gar zu ſchlecht aufgefaßten Darſtellung des ganzen Zeitalters die Abſicht des Buches liegen möge? Und wünſchen möchte er, daß der Verf. etwas vorſichtiger geweſen wäre in den aufgeſtellten Merkmalen! Denn zuſammengeſuchte und ausgeſuchte Einfälle, die nicht geſucht ſein wollten, und zauberiſches Aufbauen, des Zeitalters wenigſtens, aus mancherlei Gedanken, nur nicht aus der durchaus klaren hiſtoriſchen Anſchauung, und eigenliebige Betrachtung des eigenen Werthes, und Scheu vor der Mühſamkeit des Empiriſchen, das alles kann man ihm vortrefflich zurückgeben! Hätte der Verf. uns auch etwas über die Compoſition und den Styl der Schwärmer geſagt: ſo fände ſich vielleicht auch ein Vergleichungspunkt für beides, wie es in dieſen Grundzügen iſt. Denn ſo trocken hin läßt ſich wenig Anderes darüber ſagen, als daß das vielſeitig verſchlungene Gewebe der Compoſition der Verworrenheit des Inhaltes ſehr künſtlich dient, und recht für Zuhörer gemacht iſt, welche jedesmal nur das Eine vor ſich haben, und wenn ihnen nach vielen Sonntagen etwas Anderes über denſelben Gegenſtand geboten wird, jenes nicht mehr wiſſen. So ſtimmt auch die Schreibart ganz zuſammen mit der ungleichen Behandlung, welche den Zuhörern auch ſonſt widerfährt. Wie reich in dem deducirenden Theil unbeſtimmte vieldeutige Worte und Formeln verſchwendet ſind, worauf iſt ſchon hingedeutet. Von dieſen abgeſehen, glaubt das Ohr nicht ſelten einem Vortrag beizuwohnen, der ſich faſt zu ſehr der ſtreng philoſophiſchen Methode nähert für ein bloß gebildetes Publikum. Dann nimmt ſich aber der Verf. plötzlich zuſammen, und beſchüttet, um es wieder gut zu machen, die Verſammlung mit einem bunten Wuſte von anderen vagen Floskeln, worin Licht und Aether, Flamme und Wogen nicht geſpart ſind. Rec. wäre auch in dieſer Hinſicht gern über die Grenzen des Buches hinausgegangen, um überhaupt über Fichte's ſo merkwürdige Laufbahn als populärer Schriftſteller etwas zu ſagen; allein er mußte ſchon vieles aus dem Buche ſelbſt bloß andeuten, manches ganz übergehn. Doch vielleicht macht ſich dazu die Gelegenheit anderwärts. Damit aber die Aufgabe inzwiſchen nicht zu ſehr anwachſe, und weil ohnehin des Verfs. Sittlichkeit ohne Religioſität, wie er hier klar ſagt, ſich ſelbſt nicht verſteht, für die Religioſität aber aus einer ſo frechen leichtſinnigen Handlungsweiſe, wie die in dieſem Buch herrſchende, ſich nicht viel erwarten läßt; weil ferner Fichte's hiſtoriſche Kunſt den Verſtand die Geſchichte offenbar nicht aufſchließt: ſo wünſcht Rec. lieber aus dem vierten Zeitalter recht bald etwas vom Verf. zu hören, beſonders, daß ſeine Vernunftwiſſenſchaft nun endlich an der Phyſik ihre Schuldigkeit thue, ihr die Regel zu geben, und was er uns nun zeige, wie er »aus dem Einen Grundgedanken die Dinge hervorgehen ſieht, und ſie bei dieſem Hervorgehn auf der That ergreift,« beſſer als er die Geſchichte ergriffen hat. B—p—s.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

eleg. m.
714 c

Schleiermacher

Schleiermacher's

Räthſel und Charaden.

* * *

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Beſſer'ſche Buchhandlung.)
1874.

140 A

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seit der erſten Aufführung von Schiller's Turandot (30. Januar 1802) hatte in dem Weimarſchen Kreiſe das Intereſſe an Räthſeln ſich dergeſtalt geſteigert, daß Goethe in dem vom 15. Februar 1802 datirten Aufſatze „Weimariſches Hoftheater“ ſchrieb: „So haben wir bei Turandot die angenehme Wirkung ſchon erfahren, daß unſer Publikum ſich beſchäftigt, ſelbſt Räthſel auszudenken, und wir werden wahrſcheinlich bei jeder Vorſtellung im Falle ſein, die Prinzeſſin, mit neuen Aufgaben gerüſtet, erſcheinen zu laſſen.“ Die ſche Verſuche Goethe's in dieſer Dichtart ſtammen größtentheils aus dieſer Zeit. Er ſelbſt lieferte für die zweite Aufführung des obigen Stückes ein Räthſel, und es iſt bekannt genug, daß er noch im Jahre 1807, während ſeines Aufenthaltes in Jena, mit Zacharias Werner in Sonetten und Charaden wetteiferte.

Dieſe von Weimar ausgehende Anregung belebte bald die anſpruchsvolle Geſelligkeit der Geiſtreichen aller Orten.

Daß **Friedrich Schleiermacher** in dem nahegelegenen Halle, wo er ſeit 1805 lehrte, den dortigen geſelligen Verkehr, beſonders im Reichardt'ſchen Hauſe, durch geiſtreiche Verwerthung der „Mode" gewordenen Räthſel anmuthig zu würzen bemüht war, iſt nach der Art ſeines Weſens leicht zu begreifen. Derartige geiſtreiche dialektiſche Spiele waren im Ernſt und Scherz ſtets ſeine Liebhaberei, vielleicht ſeine Lebensklugheit, ſpäter, im Drange der theologiſchen Meinungen ſogar ſeine Rettung. Dem feinen Atticismus ſeines ſokratiſchen Weſens war gerade dieſe geiſtige Belebung der Geſelligkeit beſonders gemäß, und es braucht als allgemein bekannt nicht erwähnt zu werden, daß ſeine Räthſel-Improviſationen aus der kleinen Univerſitätsſtadt ſich über ganz Deutſchland verbreiteten. Sein Ruf als geiſtreicher Räthſel- und Charadendichter erſten Ranges war ſchon feſt gegründet, als er 1807 dem Rufe nach Berlin folgte. In der Hauptſtadt, wo er hochgeehrt und hochgefeiert bis zu ſeinem Tode den Mittelpunkt der „Ariſtokratie der Geiſtreichen“ bildete, war man eifrigſt bemüht den kleinen geſelligen Impromptus in der ihm liebgewordenen Dichtart die weiteſte Verbreitung zu verſchaffen. Aber wenige nur ſind den Nachlebenden erhalten in verſchollenen Taſchenbüchern und Muſen-Almanachen, und noch wenigere durch mündliche Ueberlieferung.

Von den in der hier gebotenen Sammlung enthaltenen ſind die erſten ſiebenundzwanzig Charaden bereits gedruckt und authentiſch, die übrigen apokryph. Die am Schluſſe beigegebenen Varianten enthalten die früheren Leſearten, welche erſt viele Jahre ſpäter die im Texte mitgetheilte Redaction durch Schleiermacher ſelbſt erfuhren.

* * *

Bereits gedruckt

in

Taſchenbüchern, Muſen-Almanachen und Zeitſchriften.

I.

Aus zarten Blumen wird das Erſte zubereitet,
Von fernen Sternen her das Zweit' uns zugeleitet;
Das Ganze ſeht Ihr oft in ſchöngeſchmückten Zimmern
Hoch über Blumenpracht, hoch über Sternen ſchimmern.

2.

Das Erſte kennſt du als der Charitinnen Spiel,
Das Zweite läuft in Wäldern wild umher:
Das Ganze quält ſich ab in Straßen kreuz und queer
Als wilder Knaben Luſt und ihres Muthwill's Ziel.

3.

Mein Erſtes iſt ja nicht die Sonne,
Mein Zweites iſt die Wahrheit nicht.
Drum geb' ich oft nur trügeriſche Wonne
Und ſtets ein ungewiſſes Licht.

4.

Durch's Erſte glaubte man die Zukunft ſonſt zu deuten,
Durch's Zweite wähnen wir die Zukunft zu bereiten;
Doch iſt das Ganze nur der Gegenwart geweiht,
Und ſelten, daß es ſich der Zukunft freut.

5.

Die beiden Erſten helfen fliegen,
Und ſchäumend taucht die Dritt' in Meereswogen ein,
Auch durch das Ganz' iſt ſchon ſo Mancher hoch geſtiegen,
Doch Mancher plumpt auch tief in Schmutz und Schlamm hinein.

6.

Für mich allein bin ich ein gar vieldeutig Weſen,
Setz' Geld mir vor, gleich wird, wozu ich da bin, klar,
Doch iſt am wohlſten mir in meiner Haut geweſen,
Wenn — oftmals ohne Geld — ich hinter'm Winde war.

7.

Im Erſten ruht das Herz, im Zweiten ſuchſt du Seele,
Das Ganze klagt nicht drob, daß Leib und Fuß ihm fehle.

8.

Das Erſte glüht' die Sonne, ſo ward es mild und zart,
Das Zweite glüht' im Feuer und wurde ſpröd' und hart;
Das Ganze faßt, was neue Gluth
Ergießt in Euer Blut.

9.

Blumen geraubt iſt die Erſt', oft ſtützt auch Blumen die Zweite;
Sieh', wie am Weihnachtsbaum ſtill ſich das Ganze verzehrt.

10.

Nicht mehr ſtraft man, wie ſonſt die erſten Zwei, denn die Schönen,
Glaubt man, treiben allein jetzt die gefährliche Kunſt.
Vielen bleibt immer die Dritte geehrt, wofern ſie ein Meiſter
Vortrug, reichend darin milde Belehrung und Rath.
Doch gelüſtet Wen noch jetzt nach des Ganzen Geheimniß,
Welchen ein feiges Gemüth treibt von der männlichen Bahn,
Wohl! Der ſuche ſich alternde Fetteln und ſchlechtes Geſindel,
Aber die Müh' iſt umſonſt, denn ſie betrügen ihn doch.

11.

An Frau v. H. in's Stammbuch.

Die Erſte treibt der ſchwanken Aeſte viel,
Und drinnen giebt's ein fröhliches Gewühl
Von bunten Vögeln und Inſecten,
Die auch dich bald erfreuten, bald dich neckten.
Doch ſtände noch ein Baum dahinter:
So wär' es gleich wie öder Winter,
Und in den Aeſten Alles ſtill:
Nur Zahlen hingen dran und Namen
Von ſel'gen Herrn und alten Damen —
Wer ſich damit befaſſen will.

Die Zweite hat nicht Aſt noch Zweig;
Doch iſt ſie gern an Blättern reich,

Und wißbegier'ge Augen wandern
Von einem eifrig zu dem andern.
Steht aber noch ein Haus davor:
O ſo verſchone ja mein Ohr!
Denn alle Weisheit iſt ſogleich geſchwunden,
Nur Kraut und Rüben werden drin gefunden.

Das Ganze füllt ſich auch mit Namen und mit Zahlen,
Doch iſt's auch reich an Blüth' und Früchten mancher Art,
Es tönt Geſang darin und Sprüche ſtreng und zart;
Da iſt manch edler Kern, doch ſind das meiſte Schalen.
Es wird nur allzubald ein bunter Tummelplatz,
Der Freund begrüßt den Freund, das Liebchen ſeinen Schatz.
Hier ſteht ein Herz in vollen Flammen,
Dort ſtellt unruhig Volk bedenklich ſich zuſammen.
Doch, was ein Jeder bringen muß,
Iſt doch für Dich ein Freundesgruß;
Und Jeder will in Sprüchen und in Bildern
Die Schmerzen Dir des Abſchieds mildern.

12.

An eine Schülerin Zelter's.

Setz' zu dem Erſten le, dann ſtell's in Deine Küche;
Doch zu dem Zweiten ne, ſo iſt's ein ſeltnes Glück.
Das Ganze ſpendet Dir die ſtärkendſten Gerüche,
Giebt, was es grün empfing, als flüſſig Gold zurück.
Willſt Du zum Ueberfluß noch auf das Ganze reimen,
So magſt Du Dir behend ein ſeltnes Rößlein zäumen;
Doch muß es ſein ſchneeweiß,
Wie Dein geliebter Greis.

13.

Meine letzten zwei, ihr Herrn,
Möchten auch die Erſte werden,
Drum begleiten ſie ſie gern
Mit gar zierlichen Geberden.
Sind ſie je das Ganze worden: —
Schlimm ſieht's um die Erſte aus!
Denn aus jener beiden Orden
Treibt man ſcherzend ſie hinaus.
Doch wenn gleich bewegt von manchem Leide,
Ahndet ihr doch höh'res Glück und Freude.

14.

Wie Freundſchaft gern die Erſte reicht beim Scheiden,
Ein Frauenknecht entzückt aus deiner Zweiten trinket:
So wirſt empörter Zorn dem Feind das Ganze hin.
Doch mir, o Freundin, hegſt du milden Sinn,
Und wirſt des Ganzen willig dich entkleiden,
Daß froh mein Mund auf deine Erſte ſinket.

15.

Die Erſte müßt ihr euch bequemen
Für diesmal nur verkehrt zu nehmen.
So ſeht ihr ſie wohl oft auf Eſeln reiten,
Und grober Kerle breiten Rücken
Mit ihrer Laſt gewaltig drücken;
Auch pflegte ſie in guten alten Zeiten
Bußfert'ge Sünder hin zur Kirche zu begleiten.

Nun fügt noch Zwei hinzu! Die machen mich verlegen,
Nicht ihres Sinnes, nein, des ſchlechten Klanges wegen,
Denn ſie bedeuten nichts; laßt ſie accentlos fallen.
Ja wären ſie betont, ſie würden euch gefallen!
Ihr milder Glanz erfreut das Auge wunderbar;

Wie mögen ſie ſo gern um euren Hals ſich ſchmiegen,
Ihr Schönen, wie ſo ſtolz auf eurer Bruſt ſich wiegen,
Wie ſehnen ſie ſich erſt in euer dunkles Haar,
Wenn ihr den Wunſch gewährt, und wollt ſie alſo hegen
In eurer nächſten Näh' — ich habe nichts dagegen.

Doch dürft ihr das dem Ganzen nicht erlauben,
Wenn ihr's bisweilen auch bewundert und belacht.
Es bleibt ein grobes Ding, das könnt ihr ſicher glauben.
Gebt keine Blößen; nehmt euch wohl in Acht!
In kauderwelſcher Sprache ſtraft es gern;
Und iſt er ſtumm, ſo borgt er ſie von ſeinem Herrn.

16.

An junge Damen.

Oeffentlich macht Ihr das Eine,
Oeffentlich tragt Ihr das Zweite,
Und das Ganze giebt uns Keine —
Oeffentlich — als nur die Bräute.

17.

Heulend kommt die Erſte nur heran,
Lächelnd weinen ſteht der Zweiten an;
Doch das Ganze will uns mehr bedeuten,
Als Geheul und Weinen ohne Lachen;
Darum rath' ich euch, bei Zeiten
Eh' es nahet, euch davon zu machen.

18.

Nimmſt du die Erſt' als Hund, die andern zwei als Jungen:
Das Ganze nimmſt du doch auch nicht zum Hundejungen.

19.

Die Erſte wird gepreßt, die Zweite wird gerollt,
Macht Wer das Ganze ledig, und nicht die Flaſchen voll,
So weiß ich, was ich denken ſoll,
Mit luſtigen Geſellen hat er zu viel getollt.

20.

Was in dem erſten Paar du haſſeſt, erheiſcht ſich das Ganze;
Merkſt du es zeitig, du wirſt „hatten die letzte wir“ ſchrein.

21.

Wer wie die Erſte liebt, iſt zu beneiden,
Der Zweiten Ruhm begehren wohl faſt Alle;
Hat Wer das Ganze, hofft man, daß er falle,
Und bis dahin ſucht Jeder ihn zu meiden.

22.

Ueber das Ganze wird oft von Knaben noch
kämpfend geſtritten,
Wenn auch der Feind ſchon längſt gänzlich das
Innre zerſtört;
Doch hat das Erſte der Feind: ſo ſind oft herrliche
Städte
Mehr als das Zweite nicht werth, wenn du als
taub es verwirfſt.

23.

Gutes Gehör braucht ſeltner als Andre das Erſte zu fragen,
Gutes Geſicht kann weiter umher das Zweite erſpähen;
Guter Geſchmack wird gewiß das Ganze liebend verehren,
Doch kaum Alles genießen, was allzureichlich er darbeut.

24.

Wohl dem Jüngling, deſſen Erſte ſo ſein Zweites iſt,
Daß er auch des reichſten Ganzen gern dabei vergißt,
Doch die Jungfrau, kommt als Erſte ſie zu ihrem Zweiten
Laſſe doch vom Ganzen zierlich ſich dorthin begleiten.

25.

Zum Erſten fügt „Schau wem!“ ein altes Sprichwort zu;
In vielen Städten ſteht die Zweite Jedem offen;
Vom Ganzen ruf' ich auch „Schau wem du's giebſt!“ dir zu,
Willſt du nach meinem Wunſch ein frohes Leben hoffen.

26.

Durch dunkle Nacht drängt ſich das erſte Silbenpaar;
Auf zartem Weiß ſtellt ſich das Zweit' am ſchönſten dar.
Mög' oft das Ganze dein erwachend Aug' erfreuen,
Und ungetrübt die Luſt des Lebens dir erneuen.

27.

Aus eines Gottes Mißgeſchick
Und eines Mädchens liebeſcheuer Bitte
Entſprangen einſt die erſten Zwei; die Dritte
Gewinnt ſich und verliert der Liebe erſtes Glück.

Das Ganze wird durch Liebe nicht erwerben,
Am ſchönſten durch die Macht der Kunſt,
Am häufigſten doch durch des Glückes Gunſt
Und dann — ach! — hat es oft der Liebe Glück verderben.

28.

Das Erſte ſollſt Du ſein, das Zweit' biſt Du geweſen,
Und durch des Ganzen Macht von aller Noth geneſen.

29.

Mein Zweites thront auf Süſſigkeit,
Mein Drittes ruft zur Heiterkeit,
Mein Erſtes nur bezeichnet Schmerz,
Doch alle Drei erfreu'n das Herz.

Mündlich überliefert.

1.

Wir ſind's gewiß in vielen Dingen,
Im Tode ſind wir's nimmermehr,
Die ſind's, die wir zu Grabe bringen,
Und eben dieſe ſind's nicht mehr.
Denn, weil wir leben, ſind wir's eben
Von Geiſt und Angeſicht;
Und weil wir leben, ſind wir's eben
Zur Zeit noch nicht.

2.

Feſt umſchlungen von den beiden Erſten
Zieht das hochaufſchwebende Dritte
Das vereinte Ganze empor.

3.

Getrennt mir heilig,
Vereint abſcheulich.

4.

Himmliſche Tugend,
Scheußlicher Mord,
Fehler in Kartenſpiel —
Alles ein Wort.

5.

Ich ſitze oft in mir
Um meiner ſelbſt zu pflegen
Und bin dann um mich ſelbſt
Recht herzlich oft verlegen.

6.

In das Herz des größten Weltbezwingers
Setze Du hinein,
Und es wird der größte Leidensüberwinder
Bezeichnet ſein.

7.

Als der Reiter aus der Erſten
Auf die Erde fiel,
Sank er in dem hohen Graſe
In die Zweite thauig kühl;
Und dann macht' ich ohne Gnade
Aus dem Ganzen die Charade.

8.

Nimm mir ein Nu, ſo bleib' ich ein Nu.

9.

Mich bedarf faſt jede Sache,
Wenn ich ohne Kopf ſie mache.

10.

Der iſt überall willkommen,
Darf zur ſpröd'ſten Schönen kommen.
Die kann durch ein leiſes Drücken
Zarte Liebe hoch beglücken.
Das zu finden iſt oft ſchwer,
Mancher trifft's von ungefähr.

Varianten.

Zu 1.

Aus zarten Blumen wird das Erſte zubereitet,
Von fernen Sternen her das Zweit' uns zugeleitet;
Das Ganze ſeht Ihr oft in ſchöngeſchmückten Zimmern
Weit über Sternen hoch und über Blumen ſchimmern.

Zu 2.

Mein Erſtes iſt der Charitinnen Spiel,
Das Zweite läuft in Wäldern wild umher,
Das Ganze quält ſich ab in Straßen kreuz und quer,
Und iſt der Kinder Luſt und ihres Spottes Ziel.

Zu 4.

Durch's Erſte glaubte man die Zukunft ſonſt zu deuten,
Durch's Zweite wähnen wir die Zukunft zu bereiten,
Doch iſt das Ganze nur der Gegenwart geweiht,
Und ſelten, daß es ſich der Zukunft noch erfreut.

Zu 7.

Das Erſte bringt das Herz, das Zweite zeigt die Seele,
Doch kommt dem Ganzen zu, daß Leib und Fuß ihm fehle.

Zu 8.

Mein Erſtes glüht die Sonne zart;
Mein Zweites glüht, dann wird es hart;
Mein Ganzes faßt, was neue Gluth
Ergießt in Euer Blut.

Zu 18.

Mein Erſtes iſt ein Hund, das Zweit' und Dritt' ein Junge,
Das Ganze ärger noch als ſelbſt ein Hundejunge.

Zu 20.

Was in dem erſten Paare man hat, das erhaſchet das Ganze;
Merkt man es zeitig genug, ſo ſchreit man „haltet das Letzte."

Zu 21.

Stehn, wie das Erſte ſagt, wird ſehr geſucht,
Des Zweiten Ruhm begehren wohl faſt Alle,
Das Ganze wird von Vielen gar verflucht,
Und hat es wer, ſo hofft man, daß er falle.

Zu 22.

Um das Ganze wird oft noch mühſam kämpfend geſtritten,
Wenn der Feind es ſchon längſt gänzlich im Innern zerſtört;
Doch hat das Erſte der Feind: ſo ſind oft herrliche Städte,
Mehr als das Zweite nicht werth, wenn du als taub es verwirfſt.

Zu 23.

Gutes Gehör braucht ſeltner als Andre das Erſte zu fragen,
Gutes Geſicht kann weiter umher das Zweite erſpähen,
Guter Geſchmack hat gewiß den ganzen liebend verehret,
Doch kaum Alles genoſſen, was nur zu reichlich es darbeut.

Zu 24.

Wohl dem Jüngling, deſſen Erſtes je ſein Zweites iſt,
Daß er auch des reichſten Ganzen gern dabei vergißt.
Wohl dem Mädchen, die als Erſtes zu dem Zweiten
Viel bewundert auch das Ganze kann begleiten.

Zu 25.

Zum Erſten fügt „ſchau wem“ ein altes Sprichwort zu,
Das Zweite ſteht bei uns dem Markte Jedem offen,
Vom Ganzen ruf' ich auch: „ſchau, wem Du's giebſt“, Dir zu,
Willſt Du nach meinem Wunſch ein frohes Leben hoffen.

Auflöſungen.

I.

1. Wachslicht.
2. Tanzbär.
3. Mondlicht.
4. Flugſchrift.
5. Federkiel.
6. Beutel.
7. Bruſtbild.
8. Weinglas.
9. Wachsſtock.
10. Zauberkunſt.
11. Stammbuch.
12. Kelter.
13. Brautjungfer.
14. Handſchuh.
15. Kasperle.
16. Strumpfband.
17. Windbraut.
18. Spitzbube.
19. Weinfaß.
20. Taſchendieb.
21. Hochmuth.
22. Wallnuß.
23. Wieland.
24. Brautſchatz.
25. Trauring.
26. Morgenröthe.
27. Lorbeerkranz.
28. Chriſtkind.
29. Auguſte?

II.

1. Verſchieden.
2. Galgenſtrick.
3. Meineid (Kinderfrau).
4. Vergeben.
5. Rath.
6. Geld — Geduld.
7. Stegreif.
8. Monument.
9. Feile — Eile.
10. Der, die, das Rechte.

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei in Berlin

Predigtentwürfe

von

Friedrich Schleiermacher

aus dem Jahre 1800,

herausgegeben

von

Lic. Dr. Friedrich Zimmer,
außerordentl. Profeſſor der Theologie und Paſtor in Königsberg.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1887.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Die Predigtentwürfe, in deren formale Schule der Herausgeber ſelbſt gegangen iſt, möchte er hiermit weiteren Kreiſen nutzbar machen, da er an ſich ſelbſt erfahren hat, wie ſehr die ſtrenge Zucht der Gedankengliederung, die Umſicht und Reichhaltigkeit der Gedankenentfaltung und die Kraft und Originalität in der Invention, wie ſie dieſen Predigtentwürfen des unvergeſſenen Predigers eigen ſind, dem Studierenden von Wert ſein können.

Im Beſitze des Enkels Schleiermachers, Herrn Profeſſor D. Lommatzſch, befinden ſich noch mehrere Hefte ungedruckter Predigtentwürfe. Eine Probe aus denſelben ſind die vorliegenden, die aus verſchiedenen Gründen dem Herausgeber zur Veröffentlichung die geeignetſten zu ſein ſchienen. Daß ſie zum Studieren veröffentlicht werden, nicht zum Ausführen, geſchweige denn zum Extemporieren, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Schleiermacher hat, wie die vielen Randbemerkungen zeigen, an dieſen Entwürfen ſelber Kritik geübt, wenn auch nur in formaler Hinſicht; in ſpäteren Jahren würde er auch ſachlich manches zu ändern gehabt haben. Gerade darin aber liegt für den Zweck dieſer Veröffentlichung ein eigentümlicher Vorzug der Entwürfe: ſie fordern die Kritik und damit die ſelbſtändige Arbeit deſſen, der von ihnen Gewinn haben will.

Die vielſeitige Anregung und Belehrung, die Schleiermachers Predigten gegeben haben, rechtfertigt die Hoffnung auf eine verhältnismäßig ähnliche Wirkſamkeit dieſer Entwürfe um ſo mehr, als ſie gerade bei der Gewohnheit frei produzierender Kanzelausführung bei Schleiermacher in beſonderem Grade bedeutſam ſind.

Der Herausgeber.

1.

Neujahrstag, Vormittag (Krankenſtube).

1 Petr. 5, 7:

Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er ſorget für euch.

Eingang: Einige kümmern ſich zu wenig, andere zu viel. Vor dem erſteren ſind nur die Jungen und Glücklichen zu warnen, vor dem andern wir.

Wohl uns, daß die Religion uns dieſe Laſt erleichtert.

Thema: Die Kunſt, ſich von Sorgen frei zu machen.

I. Was dazu gehört:
  1) der Glaube an eine Vorſehung überhaupt,
  2) die wahre Einſicht von der Art, wie Gott ſorgt:
    a) nicht für die Erfüllung unſerer Wünſche, ſondern
    b) für die Möglichkeit, alles zum Guten zu benutzen,
  3) der Sinn, unſere Heiligung über alles zu ſetzen; wer den nicht hat, für den giebt es keine Rettung von Sorgen, als im Aberglauben.

II. Wozu ſollen wir ſie anwenden?
  1) nicht um leichtſinnig in den Tag hinein zu leben,
  2) ſondern um deſto aufmerkſamer auf unſere moraliſchen Verhältniſſe zu ſehen.

Schluß: Daß wir das überhaupt im neuen Jahre und auch ſchon unter den gegenwärtigen Umſtänden thun mögen!

2.

Neujahrstag, Nachmittag (Invalidenhaus)*).

Eingang: Sorgen ſind allgemein. Sie ſind unvermeidlich, weil jeder ſeine Ohnmacht in Beziehung auf das Ganze fühlt.
Wir müſſen ſie nur richtig behandeln.

Thema: Vertrauen auf Gottes Sorge macht unſern Sorgen ein Ende.

I. Unſern geiſtlichen.
  1) Wenn uns das Alter zu lang währt,
    laßt uns fragen, ob wir es ſchon erſchöpft haben.
    Unſer Zurückſehen auf die Vergangenheit ſei uns darin lehrreich.
  2) Wenn wir uns vor dem Neuen fürchten,
    laßt uns bedenken, daß der Menſch Gottes zu allen guten Werken geſchickt ſein muß.
    Laßt uns einſehen, wie nötig es iſt, daß unſere Trägheit geſpornt werde.
    So ſollten wir auch nur alle irdiſchen Angelegenheiten behandeln. Wir ſehen ſie aber auch anders an. — Alſo

II. Unſern irdiſchen Sorgen.
  1) Wir lernen, daß wir immer nur einen Teil ſehen und nur um einen Moment uns kümmern,
  2) wir werden aufmerkſam auf die Kräfte, die uns die Religion geben wird.

Schluß: Mit dieſem Gleichmut laßt uns jetzt der Zukunft entgegengehen und ſie uns immer zurückrufen, wo es nötig ſein wird.

---

*) Ein Text iſt nicht angegeben; jedenfalls liegt derſelbe zugrunde wie beim Vormittag!
(Der Herausgeber.)

3.

Sonntag, 5. Jan., Vormittag (Dreifaltigkeitskirche)*).

2 Chron. 1, 10:

So gieb mir nun Weisheit und Erkenntniß, daß ich vor diesem Volk aus- und eingehe. Denn wer kann dies dein großes Volk richten?

Eingang: Wir müssen in diesen Tagen oft an die Nichtigkeit aller menschlichen Wünsche gedacht haben. Dies sollte uns vom

---

*) In Stolp, wo Schleiermacher im Jahre 1803 vielfach Predigten nach früheren Entwürfen wiederholt hat, ist dieser Entwurf von ihm folgendermaßen umgearbeitet worden:

Gebet: Gott, daß unsere Gedanken alle Wünsche Gebete werden. Möchten sie sich auch alle auf das beziehen, was dir wohlgefällt, und was wir gern mit dem Gedanken an dich zusammen denken können.

Text: 2 Chr. 1, 10. Ein merkwürdiger Zeitpunkt, wo andere wohl ganz andere Wünsche gehegt. So auch beim Anfang des Jahres. Daher:

Thema: Vorzug der Bitte um Weisheit und Erkenntniß.

I. Sie allein ist uns gewiß heilsam.
  1) Alles andere kann schädlich sein
    a) durch die entfernten Folgen beim Wohlergehen;
    b) durch moralische Einwirkungen des Guts, um so mehr, da man gewöhnlich das zu wünschen pflegt, was man recht genießen will.
  2) Sie aber gewiß nicht.
    a) Es ist nur von der Weisheit des Berufs die Rede
      des allgemeinen, menschlichen,
      des besonderen, bürgerlichen.
    b) Diese ist gewiß heilsam:
      Wie viele Fehler entstehen beim besten Willen aus Mangel derselben.
      Wie zeigt sich auch nach der besten Ausführung ein noch höherer Grad der Vollkommenheit.
  3) Aber ist nicht die Gesinnung, der Wille noch etwas Höheres?
    a) Ja, aber hier ist der Wunsch entweder leer oder schon erfüllt.
    b) Die Weisheit aber wird nicht durch das bloße Wollen erworben.
II. Sie allein ist gewiß Gott wohlgefällig.
  1) Gott schenkt wohl andere [Güter],
    a) aber nur unserer Schwachheit, um die Begierde zu mäßigen.
    b) Schon der Geist der Gottseligkeit und des Christenthums sollte sie zum Schweigen bringen, denn mit ihnen sollten wir nicht vor Gott erscheinen.

Äußere auf das Innere, vom Vergänglichen auf das Unvergängliche führen.

Thema: Vorzug der Bitte um Weisheit und Erkenntnis.

I. Sie iſt die einzige, von der wir gewiß wiſſen, daß ihre Erfüllung uns heilſam iſt.

Denn (der offenbar verkehrten Wünſche nicht zu denken)
1) zeitlich nachteilig iſt oft,
was wir unmittelbar als Wohlbefinden,
was wir als Mittel dazu wünſchen;
2) und beides oft moraliſch nachteilig.

Daß Erkenntnis je ſchädlich ſei, iſt eine Täuſchung.

II. Sie iſt die einzige, von der wir gewiß wiſſen, daß ſie Gott wohlgefällt.

1) Bitten für eigene Glückſeligkeit ſind zwar heilſam, um die Begierde zu mäßigen.
Ich ermahne in dieſer Rückſicht alle dazu.
Aber doch immer ein Beweis von einer Begierde, die nicht da ſein ſollte.

2) Bitten für fremde Glückſeligkeit ſind eben den Bedenklichkeiten unterworfen. Wir ſollten ihnen eben die Gleichgültigkeit gegen das Äußere zutrauen und wünſchen, die wir von uns ſelbſt fordern, ſonſt lieben wir ſie nicht als uns ſelbſt.

Schluß: Gott kann wohl fordern, daß in den ſeltenen Augenblicken, wo unſer Herz auf ihn gerichtet iſt, wir nur an das Notwendige denken.

---

2) Gott billigt nur dies.
a) Er kann nicht verlangen, wenn wir uns ihm nahen, daß es mit ungeteiltem Herzen geſchehe.
b) Sie allein hängt mit ſolchen Betrachtungen zuſammen, welche wichtig ſind, unſere frommen Augenblicke auszufüllen.

Schluß: Möge es uns nicht von Herzen gehen, alles andere Gott zu überlaſſen. Das Eine wollen wir ernſtlich wünſchen, der die Weisheit immer im Auge hat.

4.

Sonntag, 12. Jan., Vormittag (Lazarett).

Pſ. 6. 7:

Ich bin ſo müde vom Seufzen, ich ſchwemme mein Bette die ganze Nacht und netze mit meinen Thränen mein Lager.

Eingang: Nicht alles in der Schrift iſt Muſter,
vieles auch Warnung.

Thema: Unanſtändigkeit eines übermäßigen Schmerzes.

I. Er hindert am Genuß des Guten, welches neben dem Böſen noch ſtattfindet.
  Dies nicht zu genießen, iſt unvernünftig.
  Es iſt Verſündigung gegen Gott.

II. Er hindert alle Thätigkeit des Gemütes,
  die Pflichterfüllung, die uns obliegt,
  den Gebrauch der Überlegung, ohne den wir keine Menſchen ſind.
  Dies alles gilt auch vom moraliſchen Schmerz.

Schluß: Wenn es uns gelingt, in der Mäßigung zu bleiben, ſo laßt uns das als Gnade Gottes preiſen,
denn ohne den Beiſtand der Religion würden wir es nicht können.

5.

Sonntag, 12. Jan., Nachmittag (Invalidenhaus).

2 Petr. 1. 5:

So wendet allen euren Fleiß daran, und reichet dar in eurem Glauben Tugend und in der Tugend Beſcheidenheit.

Eingang: Der Hochmut iſt ein ſonderbares Laſter bei der menſchlichen Schwäche.

Der auf irdiſche Dinge iſt noch erklärlicher, weil er einen Grundirrtum, eine ganz falſche Schätzung vorausſetzt.

Aber der geiſtliche gar nicht, denn wer Vernunft und Gottſeligkeit für das Höchſte hält, wie kann der glauben, ſie erreicht zu haben!

Thema: Die wahre Beſcheidenheit als eine Frucht des Glaubens.

I. Worin ſie beſteht

- 1) negativ
  - a) nicht in der Selbſtverachtung*), weder der Geſinnung noch des Urteils,
  - b) nicht in der Überſchätzung anderer; dies iſt nur ein Schein von Tugend, den die Menſchen aus Eitelkeit lieben**).
- 2) poſitiv
  - a) in der herrſchenden Idee, daß wir nicht allein recht haben***),
  - b) daß es andere Denkungsarten giebt, die auch gut ſind †),
  - c) daß andere Eigenſchaften als die unſrigen auch etwas wert ſind.

II. ††) Wie iſt ſie eine Frucht des Glaubens?

- 1) Nur deſſen, in dem Tugend dargereicht wird;

  der Wortglaube veranlaßt den dogmatiſchen Stolz, der Werkglaube den moraliſchen.
- 2) Deſſen aber gewiß.

  Durch Nachdenken über ſeine Meinung lernt man die Verſchiedenheit der Geſichtspunkte kennen,

---

*) Randbemerkung: Die kann nicht aus der Tugend hervorgehen.

**) Randbemerkung: (c) und nicht nur in äußeren Manieren — das käme nicht aus dem Glauben.

***) Randbemerkung: wenn den Menſchen das Bewußtſein leitet, daß alles Gute an ihm nur ein Teil des menſchlichen Guten iſt.

†) Randbemerkung: Er läßt jeden ſich äußern, ob er
einen andern Teil der Tugend bei ihm ſieht,
einen andern Teil der Wahrheit von ihm hört.

††) Randbemerkung: II, Über ihren Wert. „Setzet allen Fleiß daran."

1) Es wird Liebe und Mäßigung mit dargereicht, die macht Menſchen angenehm. — Die Unbeſcheidenheit iſt unmäßig und lieblos.

2) Es wird Gottſeligkeit dargereicht, nämlich das Beſtreben, das Gute anzunehmen.

So iſt ſie für uns der Weg zur Vollendung.

durch das Beſtreben, überall nach Grundſätzen zu handeln, die Verſchiedenheit moraliſcher Denkungsart,

durch Prüfung ſeiner Handlungen die Unabhängigkeit des Innern vom äußern Schein.

Schluß: So hängt alles Gute und alles Verächtliche zuſammen. Und ſo laßt uns jeder Tugend nur in Verbindung mit allen übrigen nachſtreben.

6.

Dienſtag, 14. Jan., Betſtunde.

Pſ. 7. 18:

Ich danke dem Herrn um ſeiner Gerechtigkeit willen und will loben den Namen des Herrn, des Allerhöchſten.

Eingang: Wir dürfen Gottes Eigenſchaften nicht trennen, nicht glauben, daß er einige in Zukunft erſt erweiſen wird.

Thema: **Die Gerechtigkeit Gottes iſt ſchon jetzt überall thätig.**

1) Wir überſehen das Kauſalverhältnis zwiſchen Handlung und Schickſal nicht recht.

Es liegt oft weiter zurück, als wir es ſuchen;

Es liegt in den Handlungen der Menſchheit überhaupt, die doch auch die unſern ſind.

2) Wir müſſen nicht Lohn und Strafe für die Moralität darin ſuchen.

Es iſt gerecht, wenn Gott weltliche Bemühungen mit weltlichen Gütern belohnt;

es iſt gerecht, wenn er weltliche Fehler mit weltlichen Leiden beſtraft.

Schluß: Nur ſo iſt unſere Gottesfurcht eine wahre und unſere Ergebung ungeheuchelt.

7.

Sonntag, 26. Jan., Betſtunde.

Pſ. 8, 5—7:

Was iſt der Menſch, daß du ſeiner gedenkeſt, und des Menſchen Kind, daß du dich ſeiner annimmſt?
Du wirſt ihn laſſen eine kleine Zeit von Gott verlaſſen ſein. Aber mit Ehre und Schmuck wirſt du ihn krönen.
Du wirſt ihn zum Herrn machen über deiner Hände Werk; alles haſt du unter ſeine Füße gethan.

Eingang: Der Gedanke an menſchliche Schwäche ſoll nur gehen
1) auf die Abhängigkeit alles Guten von Gott,
2) auf den beſondern Zuſtand des einzelnen im Vergleich mit dem, was er ſein könnte.
Alſo iſt der Gedanke an menſchliche Würde und Vorzüge
ebenſo notwendig
und religiös.

Thema: Über die Würde und Herrlichkeit des Menſchen.

I. Worin ſie beſteht.
  1) Herrſchaft über die Erde;
    ſie geht auf alle Gegenſtände,
    alle Menſchen haben Anteil daran.
  2) Ähnlichkeit mit Gott:
    Vernunft,
    Gewiſſen,
    Erkenntnis Gottes.

II. Wie wir uns ihrer unter allen Umſtänden bewußt werden können — in Beziehung auf den leidenden Zuſtand.
  1) Je mehr das Beſondere in unſerm Zuſtande uns unangenehm iſt, deſto mehr
    a) haben wir Veranlaſſung aufs Gemeinſchaftliche zu ſehen.
      Wir beklagen ja ſo oft, daß das Glück daran hindert;
      alſo muß doch das Unglück fördern

b) und ebenſo viel Recht;
wir haben doch wirklichen Anteil daran, wie viele tröſten ſich mit Scheingütern,
wir ſollen nicht auf jenes allein ſehen, ſonſt verlieren wir doch den Hauptzweck, und jener Güter würdig zu zeigen, aus den Augen.

2) Schilderung.
a) In Abſicht auf die Herrſchaft.
b) In Abſicht auf das Ebenbild — man ſetzt entgegen
dem Bewußtſein der unangenehmen Empfindung das Bewußtſein der Vernunft,
dem Bewußtſein der geſelligen Leiden das Bewußtſein der Fähigkeit dazu.

Schluß: So ſteht freilich dieſes Gefühl mit unſerm innern Wert im genaueſten Verhältnis.

Das ſoll aber auch ſein. Die Verachtung des Menſchen ſei das Erbteil der Böſen.

8.

Sonntag, 26. Jan., Nachmittag (Charité).

2 Tim. 2, 16:[*]

Des ungeiſtlichen loſen Geſchwätzes entſchlage dich, denn es hilft viel zum ungöttlichen Weſen.

Eingang: Nicht nur über das Böſe giebt's Vorwürfe, ſondern auch über das Leere und Unnütze.

Thema: **Über die Schädlichkeit des loſen Geſchwätzes.**

I. Was iſt ungeiſtliches und loſes Geſchwätz?
1) negativ — ich will nicht erwähnen
a) deſſen, welches ſchon an ſich ſtrafbar iſt,

---

[*] Zum Text wäre beſſer [was, nicht angegeben. Der Herausgeber.] (Wiederholt) Stolp, den 23. Jan. 1803.

α. weil es unrecht thut,
β. weil es auf Erweckung des Böſen in andern abzweckt. — Ich will
b) auch nicht tadeln
α. das, was an ſich außerhalb der Religion liegt,
β. was unwürdige Fröhlichkeit befördert.
Sondern
2) poſitiv
a) das, worin kein Geiſt iſt:
α. leere Worte,
β. unbedeutende Erzählung;
b) das, worin kein Zuſammenhang iſt, Urteil über Dinge, die wir nicht verſtehen,
α. über fremde Handlungen,
β. über die Verbindung der Begebenheiten.

II. Wie veranlaßt es ungöttliches Weſen?
1) in andern — den Hörenden
a) wir nähren ihre Fehler,
α. den Kleinigkeitsgeiſt,
β. die Trägheit;
b) wir veranlaſſen Böſes, indem wir ſie mit Vorurteilen gegen andere erfüllen.
2) in uns ſelbſt
a) durch die Vorbereitung dazu;
α. unſere Aufmerkſamkeit auf Kleinigkeit gerichtet,
β. Freude an Fehler und Unglück wird genährt,
b) durch die Rückwirkung:
α. wir bilden uns ein, beſſer zu ſein,
weil wir ihre Fehler wahrnehmen,
weil wir ihr Gutes überſehen,
β. wir entwöhnen uns, uns nur nach dem Geſetz zu beurteilen.

Schluß: Laßt uns die Verantwortlichkeit wohl bedenken.

9.

Dienſtag, 28. Jan., Betſtunde.

Pſ. 10. 17:

Das Verlangen der Elenden höreſt du, Herr; ihr Herz iſt gewiß, daß dein Ohr darauf merket.

Eingang: Ehe man nach dem Erhören fragt, ſollte man erſt gewiß ſein, daß die Gebete würdig ſeien, gehört zu werden.

Thema: Wie muß man beten, um daran denken zu können, daß Gott hört?

I. Der Gegenſtand muß Gott wohlgefällig ſein.
  1) Gott kann nichts Unvernünftiges gern hören,
  2) Gott kann nichts Sinnliches gern hören.

II. Das Herz muß übereinſtimmen,
  1) es muß nicht im Ganzen das Gegenteil wollen,
  2) es muß nicht die Mittel zum Zweck nicht wollen,
  3) es muß nicht die Teile des Ganzen nicht wollen,
  4) es muß nicht Ernſt und Fleiß ſcheuen.

Schluß: Anwendung auf die Wünſche der Kommunikanten beim Abendmahl.

10.

Sonntag, 2. Febr. (Invalidenhaus).

1 Petr. 3. 15:

Seid aber allezeit bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch iſt.

Eingang: Wir verachten den, der ſeine Überzeugung dem Urteile der Welt aufopfert;
aber auch den, welcher der öffentlichen Meinung Hohn ſpricht.
Es giebt keine Regel als die, daß man nicht zweien Herren dienen kann;
die Achtung, die wir der Welt ſchuldig ſind, muß ſich aus der Treue gegen unſer Gewiſſen von ſelbſt ergeben.

Thema: **Wir ſind der Welt nichts ſchuldig, als daß wir immer bereit ſind, ihr Rechenſchaft zu geben.**

I. Daß dies wirklich Pflicht iſt:

(Zuerſt im allgemeinen: Darſtellung des Verpflichtungsgrundes; es ſoll auf allerlei Weiſe angeſchaut werden das Ebenbild Gottes.)

1) Wer bloß nach Autorität handelt, verſündigt ſich an der Welt;

denn er iſt nur eine leere Formel und an dem Platz, den er einnimmt, könnte ein eigenes Weſen ſtehen.

2) Wer nur nach augenblicklichen Empfindungen handelt, verſündigt ſich an der Welt;

es ſoll ſich überall die ganze menſchliche Kraft zeigen,

es ſoll ſich nichts Rohes zeigen.

3) Wer nicht vollſtändig und von allen Seiten entweder im einzelnen überlegt, oder im ganzen ſich ſelbſt kennt — denn

er iſt ungeſchickt zu einer vernünftigen Mitteilung,

er erregt der Menſchen Aufmerkſamkeit, ohne ſie befriedigen zu können.

4) Wer Grund hat und ihn nicht mitteilen will,

er läßt ſein Licht nicht leuchten und iſt für die Welt, als ob er nicht wäre,

er vermehrt ein Übel, welches auf alle Weiſe vermindert werden ſollte, nämlich das Geheimnisvolle.

Übergang: Wieviel Achtung leuchtet nicht aus dieſen Vorſchriften hervor.

II. Weiter giebt es keine Pflicht dieſer Art.

1) Im Gebiet des Gewiſſens:

auch die kleinſte Abweichung iſt ein Mangel an Achtung gegen die Welt,

der Zweck der Gemeinſchaft wird aufgehoben,

das Gemeinſchaftliche wird geſchändet.

2) Außerhalb des Gewiſſens giebt es nichts.
Es giebt keine moraliſch gleichgültigen Handlungen oder Gedanken.
Auch die Art und Weiſe, wie wir etwas verrichten, gehört vor das Gewiſſen; denn es iſt immer die Frage dabei
von der Verwendung unſerer Kräfte,
vom Verhältnis einer Handlung gegen die übrigen.

Schluß: So iſt alſo auch hier die vollkommenſte Harmonie unſerer Pflichten.
Laßt uns nur immer mehr darauf denken, Grund zu haben — und
uns ein freies und offenes Gemüt zu erhalten.

11.

Sonntag, 2. Febr., Vormittag, Betſtunde*).

Pſ. 12. 4:

Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei und die Zunge, die da ſtolz redet.

Eingang: Wir denken uns alle das Reich der Wahrheit als das ſchönſte;
und in allen iſt doch der Keim zur Heuchelei.

Thema: **Wodurch ſollte Heuchelei immer mehr abnehmen?**

I. Reinigung der Religion,
1) der religiöſen Vorſtellungen bei dem Heuchler ſelbſt
Allwiſſenheit Gottes
Urteil Gottes aus dem Innern.
2) der religiöſen Vorſtellungen der Menſchen überhaupt,
vermindertes Gewicht auf die äußere Religion, die der Heuchler doch am meiſten nachahmt,
auf einzelne Handlungen.

---

*) (Wiederholt zu) Stolp, den 18. Sept. 1803.

II. Beſſerung der Menſchen ſelbſt
  1) der moraliſche Menſch verſteht ſich auf den Schein der Moralität,
  2) er findet die Immoralität in den Kleinigkeiten aus, auf die der Heuchler nicht ſehen kann.

III. Allmähliche Auflöſung der willkürlichen Verbindung zwiſchen Moralität und phyſiſchem Wohlſein.
  1) wenn niemand mehr das Gute äußerlich belohnen will, hört der Zweck der Heuchelei auf;
  2) wenn man wirkliche Bedürfniſſe auch ohne Rückſicht auf den innern Wert zu befriedigen ſucht, ebenfalls.

Schluß: Laßt uns lieber an die allgemeine Überzeugung von der menſchlichen Gebrechlichkeit appellieren, als heucheln.

12.

Sonntag, 2. Febr., Nachmittag (Charitékirche).

2 Tim. 3, 5:
Die da haben den Schein eines gottſeligen Weſens, aber ſeine Kraft verleugnen ſie. Und ſolche meide.

Eingang: Der Einfluß der Geſellſchaft iſt anerkannt,
Gegen die offenbar böſe ſollte man nicht zu warnen brauchen.
Sie iſt aber auch nicht die gefährlichſte.

Thema; **Schädlichkeit derer, die nur den Schein des Guten haben.**

I. Wer ſind ſie?
  1) ſie haben
    a) Schein der Religioſität,
    b) Schein der Moralität,
  2) ohne das Weſen — entweder
    a) aus abſichtlichem Betrug — oder
    b) aus Unwiſſenheit.

II. **Schaden, den ihre Geſellſchaft anrichtet.**

1) Der Eifer für das Gute erkaltet,
    a) weil man ſchon mehr Gutes auf die Wagſchale zu legen hat, wenn man auf das Einzelne ſieht,
    b) weil man über den guten Grund in ſich ſicher zu ſein glaubt, wenn man aufs Ganze ſieht.
2) Man nimmt es mit dem Böſen nicht ſo genau,
    a) weil man es bei ihnen mit dem für gut Gehaltenen vereinigt ſieht,
    b) weil es ſich ſogar aus dem Eifer für jenen Schein erklären läßt.
        Härte,
        Verſagung von Wohlthaten.

Schluß: Laßt uns die Wahl unſerer Freunde für etwas höchſt Wichtiges und für den höchſten Gegenſtand menſchlicher Weisheit halten.

13.

Dienstag, 4. Febr., Vormittag, Betſtunde.

Pſ. 1, 1–3:

Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottloſen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch ſitzet, da die Spötter ſitzen.

Sondern hat Luſt zum Geſetz des Herrn und redet von ſeinem Geſetz Tag und Nacht.

Der iſt wie ein Baum, gepflanzet an den Waſſerbächen, der ſeine Frucht bringet zu ſeiner Zeit, und ſeine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das gerät wohl.

Eingang: Man ſtreitet ſo viel über den Einfluß der Gottſeligkeit auf den Zuſtand.

Man muß nur nach dem rechten Wohlergehen fragen.

Thema: Worin das ausſchließende Wohlergehen des Gerechten beſteht.

I. Er bringt Früchte*):
   1) Der Nichtgerechte nützt nur zufällig der Welt, und auch das beſteht ſelten,
   2) der gute Same, den der Gerechte in die Welt ausſtreut, geht irgendwo auf,
   3) das gute Beiſpiel iſt der wahre Nutzen.
   4) Jeder Gerechte darf ſich getröſten, daß er dieſen ſtiftet.

II. Er behält immer Kraft und Mut,
   1) der Weltling wird
      a) auch im Glück abgeſtumpft,
      b) im Unglück bezwungen,
   2) dem Gerechten
      a) fehlt nie die Gelegenheit zur Übung,
      b) auch das Unglück gereicht ihm zur Stärkung.

   Dies kommt daher, weil es ihm nie an Befriedigung fehlen wird.

III. Ihm gerät alles wohl**).
   1) Im äußern iſt er mit den andern unter gleicher Abwechſelung begriffen.
   2) Sein eigentlicher Zweck iſt nur das Äußere der Geſinnung — dagegen
   3) der Ungerechte nichts hat, was ihm gewiß gerät,
      a) er erlangt vieles nicht,
      b) das Erlangte befriedigt ihn nicht.

Schluß: Laßt uns hierauf ſehen,
aber nicht anderes Glück als Belohnung fordern.

---

*) Randbemerkung: Der Gegenſatz, derart zu nützen, ſollte beſſer auseinandergeſetzt ſein und die Haupteinteilung ausmachen.

**) Randbemerkung: Eigentlich ſollte auch hier mit Nr. 3 angefangen werden.

14.

Sonntag, 9. Febr., Vormittag (Dreifaltigkeitskirche).

1 Kor. 6, 12:

Ich habe es alles Macht, es frommet aber nicht alles. Ich habe es alles Macht, es ſoll mich aber nichts gefangen nehmen.

Eingang: Der gottesdienſtliche Tag iſt zugleich Vergnügungstag.

Das letzte bringt oft einen ganz entgegengeſetzten Zuſtand hervor.

Dennoch ſind die Grundſätze der Religion dem Triebe zum Vergnügen nicht entgegenſetzt.

Aber freilich wird ſich der, welcher ihr folgt, auch in dieſem Zuſtande ſehr auszeichnen.

Thema: **Die Richtung, welche die religiöſe Geſinnung unſern Vergnügungen giebt.**

I. Durch eine Rückſicht auf andere.

1) Wir ſollen überhaupt Rückſicht auf ſie nehmen.

Die Geſinnung des Wohlwollens iſt nicht in die Grenzen des Berufes und der eigentlichen Mildthätigkeit eingeſchloſſen.

Auch in allem, was andere nur für ſich thun, ſucht der Chriſt das, was der andern iſt.

Jedes ſelbſtſüchtige Vergnügen iſt unedel, weil es nur ſinnlich iſt.

Wer ſich gehen läßt und glaubt, es iſt genug, wenn er mit ſeinem Vergnügen niemandem ſchadet, hat keine Reiligion.

Wir ſollen uns mit den Fröhlichen freuen: aber weil andere mit uns weinen müſſen, wenn wir weinen, müſſen wir ſie auch zur Freude herbeirufen, wenn wir fröhlich ſind.

2) Wir ſollen ſehen, daß es ihnen fromme.

a) Es frommt nicht,

wenn wir ſie nur rufen, um unſerer Eitelkeit zu fröhnen. Leere Pracht erregt nur Neid und Mißmut ſtatt des Vergnügens. Es vergeht, wenn man ſieht, daß ſoviel mühſame Anſtalten dazu gemacht ſind.

wenn wir ihnen einen läſtigen Zwang auflegen, der ermüdet und die Offenheit verſcheucht.

Solche Vergnügungen kommen aus keinem guten Prinzip.

b) Wir ſollen dahin ſehen,

daß der Gedrückte und Bekümmerte auf eine würdige Art ſeine unangenehmen Empfindungen vergeſſe;

daß jeder Gelegenheit habe, ſeinen Beitrag zu geben, damit das Vergnügen ein gemeinſchaftliches Produkt ſei,

daß neben dem Angenehmen auch dem Nützlichen und Würdigen der Zutritt verſtattet werde. — Das Eigentümliche des Vergnügens beſteht nicht im Gegenſtande, ſondern in der Behandlung.

II. Durch eine Rückſicht auf uns ſelbſt.

1) Sinn:

Der Menſch Gottes ſoll zu allen guten Werken zu jeder Zeit geſchickt ſein.

Dazu gehört die vollkommenſte Herrſchaft über alle ſeine Kräfte.

Dies iſt das eigentliche Weſen der Mäßigkeit, nicht Diät oder Ökonomie.

2) Anwendung. Wir ſind gefangen,

a) wenn irgendein Vergnügen uns ſo zur Leidenſchaft wird,

daß wir es immer begehren,

daß wir andere Handlungen, alſo Beruf und Pflicht, nur als Mittel anſehen, um dazu zu gelangen.

Dies iſt eine Knechtſchaft der Sünde; denn die

Verachtung des Berufes iſt Sünde, und weder die Niedrigkeit des letzteren noch das Edle des Vergnügens iſt dafür Entſchuldigung.

b) wenn es uns nach dem Genuß keine Luſt oder Kraft zu höherer Beſchäftigung übrig läßt, weil wir in zu lebhafte Bewegung geſetzt ſind.

Der iſt gefangen, der ſich nicht nach ſeinem freien Willen bewegen kann. Dieſer Zuſtand ausgemalt.

Der iſt andern hingegeben, von dem man weiß, daß man ihm durch ein Vergnügen ſeine Stärke rauben kann.

c) wenn ſich mit dem Genuß ſelbſt

α) kein Gedanke an etwas Höheres verträgt.

Wer ſich nicht mitten im Vergnügen ſeiner Vernunft bewußt ſein kann, die auch dieſen Teil des Lebens anordnet,

wer nicht mitten im Vergnügen und unbeſchadet desſelben an den Geber denken kann,

der iſt gefangen: denn er hat einen Teil ſeines Weſens für dieſe Zeit hingegeben;

β) nicht der unmittelbare Übergang zu andern Dingen,

wenn die Pflicht zum Handeln ruft,

wenn ſich dem Verſtande eine günſtige Gelegenheit darbietet, in der Erkenntnis zuzunehmen.

Der iſt gefangen: ſein Vergnügen muß aus einem ſchlechten Grund herſtammen.

Schluß: So angeſehen und behandelt, erſcheint uns das Vergnügen nicht als

etwas, was einen ganz beſondern Trieb im Gemüt hätte,

und von der Religion nur zugelaſſen würde, ſofern es ihr nicht widerſpricht — ſondern

es iſt ein notwendiger Teil des Lebens nach ihren Grundſätzen.

Wir wollen auch hier auf eine freiere Weiſe mit Menſchen
und auf Menſchen wirken;
wir wollen uns auch hier unſeres Daſeins in der Welt Gottes
und unſeres göttlichen Ebenbildes bewußt werden.
Bei wem es ſolcher Art iſt, in dem kann es auch die religiöſen
Eindrücke nicht vertreiben.

15.

Sonntag, 23. Febr., Betſtunde*).

Pſ. 12, 2:

Hilf, Herr, die Heiligen haben abgenommen und der Gläubigen iſt wenig unter den Menſchenkindern.

Eingang: Unrichtig iſt dieſe Meinung immer,
weil ſie ſchon ſo alt iſt, daß gar keiner mehr übrig ſein müßte,
weil die Abnahme der Guten bei der Zunahme der göttlichen Veranſtaltungen mit der göttlichen Weisheit nicht beſtehen kann.
Was unrichtig iſt, iſt auch immer ſchädlich.

Thema: **Über die Meinung, daß die Anzahl der Guten in der Welt abnimmt.**

I. Der Schade, den ſie angerichtet.
  1) Man läßt nach im Eifer für die gute Sache.
  2) Man läßt nach in ſeinen Forderungen an die Menſchen.
    Dies iſt eine Verachtung derſelben, zu der wir nicht berechtigt ſind.

II. Wie wir dem entgegenarbeiten.
  1) Wir müſſen die Veranlaſſung vermeiden,
    a) im Leid nicht den Eindruck auf die Dinge übertragen,
    b) ſo auch, wenn wir von Menſchen betrogen werden,

---

*) Wiederholt Stolp, 17. Juli 1803.

c) nicht ſoviel Wert auf unſere eigentümliche Art legen.

2) Wir müſſen es auf eine andere Seite wenden, dadurch

a) daß wir es dem Herrn empfehlen —
das läßt Mutloſigkeit und Trägheit nicht aufkommen;

b) daß wir uns vornehmen, deſto ſchärfer aufs Weſentlichſte zu ſehen —
das läßt keine Einſeitigkeit aufkommen;

c) daß wir die Menſchen deſto mehr mit Liebe umfaſſen —
das wird die Verachtung zurückhalten.

Schluß: Je mehr wir ihr ſo entgegenarbeiten, deſto weniger kann ſie in uns aufkommen.

16.

Sonntag, 23. Febr., Nachmittags (Invalidenhaus).

1 Kor. 12, 4—5:
Es ſind mancherlei Gaben, aber es iſt ein Geiſt
und es ſind mancherlei Ämter, aber es iſt ein Herr.

Eingang: Wenn die Klagen über Ungleichheit auf Vermögen und Lebensgenuß gehen,
iſt offenbar eine ſchlechte Geſinnung dabei.
Es iſt aber nicht beſſer, wenn ſie auf die Wirkſamkeit gehen.

Thema: **Beruhigungsgründe bei der Ungleichheit unſerer Beſtimmung auf Erden.**

I. Jn Rückſicht unſerer Talente kommt alles auf den Geiſt an.

1) Ohne den Geiſt hat auch das Größte keinen Wert — dies bedarf kaum erinnert zu werden: „und hätte der Liebe nicht“.

2) Der Geiſt kann auch im kleinſten
   a) ſich zeigen,
   b) es heiligen — dies wird ſchon weniger bemerkt.

3) Was fehlt uns alſo, wenn wir den Geiſt haben?
   a) Wir werden alles, was wir ſein können;
   b) wir können alles, was andere ſind, als unſer eigenes anſehn. Der Geiſt giebt uns Zeugnis, daß wir auch ſo ſein und handeln würden.

II. In Rückſicht unſeres Wirkungskreiſes — es iſt der Herr, der ihn uns angewieſen hat.

1) Das muß uns genügen.
   a) Er allein weiß, was jetzt ausgeführt werden ſoll.
   b) Er allein weiß, wo wir am beſten ſtehen — wie leicht ſich der Menſch in Rückſicht ſeiner Gaben irrt —.

2) Es muß uns anſpornen,
   a) mit Luſt und Achtung zu thun, was wir zu thun haben,
   b) uns innerhalb unſeres Berufes immer zu vervollkommnen. Wieviel daran ein jeder noch zu thun hat, ſieht man am beſten aus der Vergleichung deſſen, was man iſt, mit dem, was man vor geraumer Zeit war.

Schluß: Wer ſo geſinnt iſt, der iſt jetzt ſchon über vieles geſetzt,
   a) er iſt unentbehrlich in der großen Gemeinſchaft,
   b) er wirkt außerhalb derſelben durch ſein Beiſpiel.

17.

Dienstag, 25. Febr., Betſtunde*).

Pſ. 19. 13:

Wer kann merken wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgnen Fehle.

Eingang: Es iſt eine Wahrheit, an die wir nicht ohne Betrübnis denken;

es iſt eine Bitte, die wir uns nicht leichtſinnig erlauben ſollten.

Thema: Urſachen, warum der Menſch ſich ſelbſt verborgen bleibt.

I. Mangel an Nachdenken.

1) Weder Zerſtreuungen

2) noch Sorgen entſchuldigen es;

a) entweder laſſen ſie unmittelbar das Gemüt frei,

b) oder ſie gewöhnen es an das Nachdenken, ſodaß es leichter wird und weniger Anſtrengung koſtet.

II. Falſche Richtung desſelben:

1) betrügeriſche, um ſich zu täuſchen;

a) man legt ſich Überlegungen unter, die man nie angeſtellt hat,

b) man verbirgt ſich, was im Bewußtſein wirklich vorgegangen iſt;

2) einſeitige — man giebt nicht Achtung auf dasjenige, was man überſehen hat, ohngeachtet hierin vornehmlich der Schlüſſel zum Charakter liegt,

a) ohnerachtet wir ſelbſt anders werden und alſo auch andere Standpunkte haben könnten,

b) ohnerachtet wir das Urteil anderer vernehmen, welches hierin beſonders gültig iſt.

Schluß: Wir können nicht Vergebung verlangen, wenn wir uns nicht beſſern; und wir können uns nicht beſſern, wenn wir nicht um alles wiſſen.

Alſo müſſen wir unſere Selbſtkenntnis zu vollenden ſuchen und jene Unwiſſenheit immer enger einſchränken.

---

*) Wiederholt Stemnitz, Febr. 1803. Stolp, den 8. Okt. 1803.

Nur wenn wir auf dieſem Wege fortgehen, können wir auf Vergebung Anſpruch machen.

18.

Sonntag, 9. März, Betſtunde*).

Pſ. 14, 1:

Die Thoren ſprechen in ihrem Herzen: „Es iſt kein Gott.“ Sie taugen nichts und ſind ein Greuel mit ihrem Weſen; da iſt keiner, der Gutes thue.

Eingang: Man denkt dabei gewöhnlich daran, daß, wer nicht an Gott glaube, ein Thor ſein müſſe. Das iſt auch wahr, denn der Glaube dringt ſich dem Verſtändigen hinlänglich auf.

Hier iſt es aber umgekehrt gemeint, und das laßt uns erwägen.

Thema: **Die Thoren können keinen wahren und lebendigen Glauben an Gott haben.**

I. Wer ſind Thoren?

- 1) die ihr Herz an etwas hängen, was ſie nicht erreichen können,
  - a) im einzelnen — Beiſpiele;
  - b) im ganzen,
    - α. im Beſtreben —
      alle irdiſche Glückſeligkeit iſt von dieſer Art,
    - β. im Denken —
      die immer mit Bedauern an das Unangenehme denken, was ihnen widerfahren iſt,
      die immer mit Kummer an das Angenehme denken, was ſie hätten haben können;
- 2) die Mittel und Zweck mit einander verwechſeln,
  - a) im einzelnen, z. B. die Geizigen, die Ehrſüchtigen ꝛc.,

---

*) (Wiederholt) Stolp, den 31. Juli 1803.

b) im ganzen,
  α. die die Anſtalten zur vernünftigen Bildung der Menſchen,
  β. die die innern Verrichtungen des Gewiſſens nur für Mittel zur Glückſeligkeit halten.

II. **Warum kann in ihnen kein Glaube an Gott ſein?**

1) Sie können nicht glauben, daß Gott regiert;
ſonſt könnten ſie nicht bedauern, daß geſchieht, was geſchieht, und nicht geſchieht, was nicht geſchieht.

2) Sie können nicht glauben, daß Gott richtet;
ſonſt müßten ſie einen innern Wert der Handlungen annehmen.

3) Sie können nicht glauben, daß Gott liebt;
ſonſt müßten ſie eine Ähnlichkeit zwiſchen ſich und Gott annehmen.

Schluß: Es giebt alſo keinen Glauben ohne geiſtliche Geſinnung. Die Weisheit iſt die Bedingung der Furcht Gottes.

Auch wo wir in einzelnen Fällen noch thöricht ſind, fehlt es uns gewiß an lebendigem Glauben.

19.

Sonntag, 9. März, Nachmittag.

Matth. 26, 31:

Da ſprach Jeſus zu ihnen: „In dieſer Nacht werdet ihr euch alle ärgern an mir. Denn es ſtehet geſchrieben: Ich werde den Hirten ſchlagen, und die Schafe der Herde werden ſich zerſtreuen.“

Eingang: Es giebt mannigfaltige Belehrungen und Meinungen darüber, wie man allen alles werden ſoll.

Das geht recht gut an, wenn man Handlungen ausdrücklich deswegen verrichtet, um auf andere zu wirken.

Was ſoll man aber machen, wenn jeder nach ſeiner Art Ärgernis nimmt an dem, was wir aus Beruf thun müſſen?

Thema: Wie wir es anſehen müſſen, wenn an unſerm Rechthandeln Ärgernis genommen wird.

I. Was that unſer Erlöſer?

1) Er ließ ſich durch das Ärgernis, welches ſie nahmen, nicht ſtören.

a) Sie nahmen wirklich Ärgernis, wie es an andern menſchlichen Handlungen genommen wird; denn ſie wurden wankend in ihrem Glauben und ihren Grundſätzen.

b) Sein Leiden wird überall als eine freie Handlung angeſehen und er fuhr alſo fort demſelben mit Freiheit entgegen.

2) Obgleich ſoviel dabei auf dem Spiel ſtand,

a) nämlich alle Verehrung, welche ſie gegen ihn hatten,

b) alles Gute, welches er auf Erden ſtiften konnte.

3) Er ſagte ihnen ſogar, er wiſſe, daß ſie ſich ärgerten[*]).

II. Von welchen Grundſätzen muß er dabei ausgegangen ſein?

1) Am Rechthandeln kann nur Ärgernis genommen werden bei unvollkommener Einſicht.

2) Man muß mit dem Handeln nicht warten, bis man dieſe mit Worten belehrt hat, ſondern man belehrt ſie am beſten durch die That.

3) Man muß vertrauen, daß bei allen, die es wirklich gut meinen, das Ärgernis zur beſten Einſicht führt.

III. Wie wenden wir dieſe auf die Fälle an, die uns vorkommen können?

1) Nur der kann an reiner Sittlichkeit Anſtoß nehmen,

a) der noch nicht den höchſten Begriff darin aufgefaßt hat,

b) der noch unweſentliche Vorſtellungen damit verbindet.

2) Wir müſſen nicht das Handeln nach unſerer Über-

---

*) Im Manuſkript folgt: „4. Und war“, unvollendet. (Der Herausgeber.)

zeugung aufſchieben, bis wir etwa in andern eben dieſelbe Überzeugung hervorgebracht haben.

a) Einen Wirkungskreis zu haben, muß jedenfalls unſer Zweck ſein, dem wir etwas aufopfern;

b) die Anſchauung lehrt beſſer als die Worte, und ohne jene möchten dieſe vergeblich ſein.

3) Wer es nur redlich meint, kommt doch dazu, und dann ſind wir mit unſerer Freimütigkeit nützlich geweſen.

Schluß: So müſſen wir das Reich Gottes befördern, ohne auf irgendetwas zurückzuſehen.

20.

Dienstag, 31. März, Betſtunde.

Matth. 26, 29:

„Ich ſage euch: ich werde von nun an nicht mehr von dieſem Gewächs des Weinſtocks trinken bis an den Tag, da ich es neu trinken werde mit euch in meines Vaters Reich.“

Eingang: Niemand von uns iſt jemals ſeines Endes ſo gewiß, als Chriſtus war. Wir können alſo lernen, was der Gedanke daran wirken muß, wie nahe oder fern auch die Sache ſelbſt ſei.

Thema: Wie muß nach dem Beiſpiel Jeſu der Gedanke an unſer Ende auf uns wirken?

I. Er ſoll uns nicht ſtören:

1) in unſerer gewohnten Thätigkeit*) — Chriſtus.

a) die äußerliche: das hängt von Umſtänden ab**);

b) die innere:

α. wonach wir ſtreben, darin können wir ~~noch~~ bis zum letzten Augenblick [thätig ſein], β. wir brauchen nicht, wie die weltlich Geſinnten, dieſe Thätigkeit nebſt aller vorhergegangenen für vergeblich halten, weil jenſeits das alles ein Ende nimmt;

---

*) Randbemerkung: Art zu leben.

**) Randbemerkung: Ein Kranker zum Tode ſoll aber auch nicht anders krank ſein, wie ein Kranker zum Leben.

daher

2) auch nicht in unſerer Ruhe und Gelaſſenheit.

a) Nur das Äußerliche des Todes könnte uns beunruhigen, und dagegen ſtärkt uns die Religion;

b) das Eigentliche betreffend, wiſſen wir ja, daß wir im Reiche Gottes bleiben.

II. Er ſoll uns zur möglichſten Thätigkeit ermuntern — Chriſtus.

1) Auch dann, wenn uns das Ende ſelbſt noch fern ſcheint.

a) Dieſer Gedanke giebt uns doch den deutlichſten Begriff, daß unſer Leben nur einen beſtimmten Raum einnimmt, den wir ausfüllen müſſen, und daß ſich nichts Verſäumtes nachholen läßt.

b) Chriſtus brauchte ſich in den letzten Augenblicken nicht zu ſagen: hätte ich doch vorher noch dies und jenes gethan — dafür laßt uns auch bei Zeiten ſorgen.

2) Wenn es uns näher iſt,

a) wir können immer noch nützlich ſein
durch Lehren,
durch Beiſpiel;

b) wir müſſen es,
weil ja (nach T. 1) die Nähe des Todes uns nichts anderes darbietet, wodurch unſere Kraft aufgezehrt würde.

Schluß: Anwendung auf die Kommunikanten nach ihrem verſchiedenen Zuſtande.

21.

Sonntag, 15. März, Vorbereitung (Invalidenhaus).

Mark. 13, 33—37:

Sehet zu, wachet und betet, denn ihr wiſſet nicht, wann es Zeit iſt.

Gleich als ein Menſch, der über Land zog und ließ ſein Haus und gab ſeinen Knechten Macht, einem jeglichen ſein Werk, und gebot dem Thürhüter, er ſollte wachen.

So wachet nun, denn ihr wiſſet nicht, wann der Herr des Hauſes kommt, ob er kommt am Abend oder zu Mitternacht, oder um den Hahnenſchrei, oder des Morgens;

Auf daß er nicht ſchnell komme und finde euch ſchlafend.

Was ich aber euch ſage, das ſage ich allen: Wachet!

Eingang: Wir können das Abendmahl nicht feiern, ohne an unſern Beruf als Arbeiter des Herrn zu denken.

Alſo auch an die Rechenſchaft, die wir davon ablegen müſſen,
nicht nur an jenem Tage, oder wenn wir ſterben,
ſondern bei jeder wichtigen Veränderung in unſern Verhältniſſen,
und überhaupt in jedem Augenblick.

Thema: **Ermahnung zur Wachſamkeit.**

I. Über unſer Herz:
   1) daß das Gute nicht untergehe, was ſchon darin beſteht;
   2) daß wir keine Gelegenheit vorbeilaſſen, es zu vervollkommnen;
   3) daß das Böſe ſich nicht einſchleiche.

II. Über unſern Beruf:
   1) daß wir mit ganzer Seele bei unſerm Werk ſind,
   2) daß uns der Herr zu aller Zeit thätig finde,
   3) daß wir nichts aufſchieben, weil wir ja nicht Herren der Zukunft ſind.

Schluß: Uns darin zu ſtärken, ſei der Zweck unſeres Nachdenkens.
Die Erinnerung an den Bund, zu welchem zu gehören wir bekennen,
und an das Beiſpiel ſeines Stifters wird dazu kräftig mitwirken.

22.

Sonntag, 16. März (Invalidenhaus).

Matth. 26, 47–50 (Der Verrat).

Eingang: Die Betrachtung der Leiden Chriſti iſt eigentlich nicht eingeſetzt, um unſere Dankbarkeit oder Liebe zu vermehren, —
dazu brauchen wir der Leiden ebenſo wenig, als zum Glauben der Wunder,
ſondern weil ſoviel Lehrreiches, ſowohl Gutes als Böſes darin vorkommt, welches wir hier doch mit beſonderer Aufmerkſamkeit betrachten.

Thema: **Homilie.**

I. Daß die nächſte Veranlaſſung zu Chriſti Leiden einer von ſeinen Freunden war.

1) Einige werden ſagen, das ſei gewöhnlich. Undankbarkeit und Verräterei kommen alle Tage vor.

a) Dies iſt nur richtig von einer Freundſchaft, die
auf Eigennutz oder
auf Annehmlichkeit gegründet iſt.
Beide finden ihr Ende, nicht nur
ſobald es aufhört, ſondern auch
ſobald ſich anderswo etwas Beſſeres darbietet.

b) Bei einer Freundſchaft, die ſich auf Achtung
für die Tugend und
für den perſönlichen Charakter gründet,
kann ſie nicht ſtattfinden:
α. ein Gutes thut hier dem andern nicht Eintrag,
β. man hat auch nicht die Luſt, immer Neues zu ſuchen,
γ. ein Ende kann die Achtung nicht nehmen, außer inſofern ſie übertrieben anfing.

c) Auf eine ſolche Freundſchaft alſo
α. kann man ſich allein verlaſſen,
β. ſie allein erfüllt den wahren Zweck der Freundſchaft.

2) Wie müſſen wir demzufolge den Judas beurteilen?

a) Sollen wir glauben, Chriſtus habe ſchlecht gewählt, oder er habe es gleich gewußt, es habe aber ſo ſein ſollen — dies wäre boshaft.

b) Wir müſſen alſo über Judas kein ſo ganz ſchlechtes Urteil fällen — Möglichkeiten.

c) Die genaue Verbindung eines Menſchen mit einem anerkannt Vortrefflichen muß immer einen Einfluß auf unſer Urteil haben.

II. Judas wählte den Kuß zum Zeichen des Verrates.

Frage: verſchlimmert dieſes die Handlung?

1) Einige werden ſagen „nein",

a) es komme nur auf den Entſchluß an — war der gefaßt, ſo war alles Übrige gleich;

b) es verderbe das moraliſche Urteil über andere und den Nutzen, den es für uns haben ſoll, wenn wir bei ſolchen Äußerlichkeiten ſtehen bleiben, die ſich auf das Rührende beziehen.

2) Dagegen läßt ſich ſagen:

a) Das Böſe wird ſchlechter unter ſolchen Umſtänden, wo von ſelbſt gute Gedanken entſtehen ſollten. — So war es hier.

b) Es wird ſchlechter, wenn in der Art, wie es ausgeführt wird, noch beſonders etwas Niedriges liegt, wie hier die Falſchheit.

III. Wie Chriſtus den Judas behandelte.

1) Haß fand auch gegen ihn nicht ſtatt,

a) nicht einmal gegen den, der wiſſentlich Unglück herbeiführt,

b) viel weniger gegen den, der es aus Leichtſinn, Schwachheit oder ohne alles Verſchulden thut.

2) Auch hier wollte er noch Gutes wirken, indem er ihn zur Erkenntnis zu bringen ſuchte,

a) das iſt die wahre Verzeihung, wenn wir unſere Wirkſamkeit zum Beſten des Beleidigers nicht aufgeben,

b) das iſt die wahre Unparteilichkeit, wenn wir einen nicht deshalb für unverbeſſerlich halten, weil er das Böſe gegen uns bewieſen.

3) Auch hier blieben noch Spuren der ungeheuchelten Freundſchaft.
  a) Das iſt keine wahre Liebe, die ſich ſo mit der Wurzel ausreißen läßt;
  b) man hat ſich nicht zu ſchämen, wenn auch gegen einen Unwürdigen noch beſondere Empfindungen zurückbleiben.

Schluß: Laßt uns Chriſto nachahmen, und möge Gott uns allen fröhlichere Veranlaſſungen geben!

23.

Sonntag, 23. März, Vormittag, Betſtunde.

Matth. 26, 36—46 (Das Gebet in Gethſemane)*).

Eingang: Mancher Chriſt macht ſich von der materiellen Kraft des Gebetes unrichtige Vorſtellungen

und wird wohl gar dadurch irre und verzagt, wenn er glaubt, nicht erhört zu werden.

Laßt uns davon ausgehen, daß es doch bei uns nicht kräftiger ſein kann, als bei Chriſto.

Thema: Über die Kraft des Gebetes.

I. Worin ſie beſteht:
  1) nicht im Abwenden.
    a) Es wurde nichts abgewendet, ohnerachtet Chriſtus darum bat,
    b) kann alſo auch uns nicht geſchehen.

---

*) Man vergleiche hierzu die Predigt in Bd. I der gedruckten Predigten (Schleiermachers ſämtliche Werke, 2. Abt., Bd. 1, Berlin 1834), S. 28 ff. (Anm. des Herausgebers.)

2) In der Stärkung und Beruhigung des Gemüts.

a) Erläuterung aus der Geſchichte:

Es half bei jeder Wiederholung mehr,
und jedes andere Troſtmittel war fern (Trägheit, Verdroſſenheit der Jünger).

b) Anwendung. — Wir ſollen, wie Chriſtus,
aufhören, um die Abwendung zu bitten,
Mut bekommen zu ertragen,
Bewußtſein unſerer Kräfte erlangen, uns dabei wie es ſich geziemt zu betragen.

II. Wie bewirkt das Gebet dieſes?

1) Wir müſſen an Gottes weſentliche Eigenſchaften denken, nämlich wir tragen unſere Wünſche vor einem Weſen, welches

a) unveränderlich iſt, in dem kein neuer Gedanke und Entſchluß erzeugt werden kann. Daraus die Überlegung, daß nicht ſein Wille dem unſrigen, ſondern nur unſerer dem ſeinigen ähnlich werden kann;

b) weiſe iſt und den Zuſammenhang des Ganzen kennt. Daraus entſteht Demut und Mißtrauen in unſern Wunſch;

c) gütig iſt und weiß, was zu unſerm Frieden dient. Daraus entſteht Vertrauen und Ruhe.

2) An Gottes beſſere Abſichten [an ſeine] ſittlichen Eigenſchaften [müſſen wir denken].

a) Alles Phyſiſche hat einen moraliſchen Zweck in uns ſelbſt,
wir müſſen alſo auf dieſen mehr ſehen als auf die Mittel,
auf den Zuſtand unſeres Gemuts mehr acht haben als auf die äußern Eindrücke;

b) wir ſollen Gott ähnlich werden,
alſo kommt weit mehr darauf an, wie wir alles benutzen, als darauf, was uns begegnet.
Veranlaſſung, gute Geſinnungen zu äußern und zu befeſtigen, bietet Glück wie Unglück dar.

Schluß: Wenn es dieſes nicht in uns bewirkt, dann haben wir Urſach, über uns ſelbſt bedenklich zu werden; denn es kann nur daher kommen,

daß unſer Gebet im Grunde gedankenlos iſt, wir verkehrte Vorſtellungen von Gott haben, unſere Geſinnung der des Erlöſers gar nicht ähnlich iſt.

24.

Sonntag, 24. März, Nachmittag.

Matth. 24, 36–44 (Das Verhältnis gegen die Jünger).

Eingang: Die Geſelligkeit gehört ganz notwendig zum Weſen des Menſchen.

Er iſt und wird alles durch ſie,
er ſucht überall bei ihr Hilfe und ſoll es auch.

Thema: **Homilie.**

I. Chriſtus verſprach ſich von der Gegenwart ſeiner Jünger Troſt und Hilfe.

1) Es iſt recht.

a) Der verkennt die Geſelligkeit, der ihren Nutzen nur auf das Leibliche und Irdiſche beziehen will.

b) auch der Beſte muß fühlen, daß andere ihn ſtärken und erheben können:

Beiſpiel,
ruhige Vorſtellungen

bleiben jedem notwendig und heilſam.

2) Was dazu gehört.

a) Wir müſſen uns mit guten Menſchen in Verbindung ſetzen.

Je beſſer ſie ſind, deſto werter müſſen ſie uns ſein.

Doch müſſen ſie nicht notwendig beſſer ſein als wir*).

Wir können einen billigen Unterſchied machen im Grade des Vertrauens.

b) Wir müſſen von nichts ſo heftig bewegt werden, daß wir für dieſe Hilfe unempfänglich würden.

II. **Chriſtus fand bei ihnen nicht, was er hoffte.**

1) Laßt uns hinden, daß es andern nicht ſo mit uns gehe.
   - a) Wozu ſollten wir wohl immer lieber aufgelegt ſein?
   - b) Was hilft uns alles Gute, wenn wir es nicht immer gebrauchen können?
   - c) Gleichgültigkeit iſt ein Hindernis,
     allzu ſtarke, aufs Sinnliche gerichtete Teilnahme das andere**).

2) Wenn es uns ſo mit andern geht,
   - a) laßt uns nicht unbillig urteilen,
   - b) aber arbeiten, daß wir uns im Notfall auf uns ſelbſt verlaſſen können.

25.

Dienstag. 25. März, Betſtunde***).

Pſ. 15, 1–2:

Herr, wer wird wohnen in deiner Hütte? Wer wird bleiben auf deinem heiligen Berge? Wer ohne Wandel einhergehet und recht thut und redet die Wahrheit von Herzen.

Eingang: Das wiſſen wir, daß Rechtthun notwendig iſt, um Gott wohlzugefallen.

Niemand wird mehr glauben, daß es mit Äußerlichkeiten ausgerichtet iſt.

---

*) Dies gehört eigentlich zu 1, b

**) Dies ſollte eigentlich a ſein.

***) (Wiederholt zu) Stolpe 1803.

Nur bedenken wir nicht genug, was alles zum Rechtthun gehört, ſo auch das Wahrheit-reden.

Thema: Wie notwendig aufrichtiges Weſen zur Gottſeligkeit ſei.

I. Aufrichtigkeit im Reden.

1) Nicht aus Eigennutz — man muß nichts Irdiſches ſo ſuchen, daß man ſich ſchämen müßte;

2) nicht aus falſcher Scham — man ſieht daraus, daß man ſich aus dem Urteil der Menſchen mehr macht, als aus Gottes Urteil;

3) nicht aus falſcher Gefälligkeit — man hat noch keine Ähnlichkeit von Gott, wenn man darin die Menſchenliebe ſucht;

4) nicht aus guter Abſicht — man hat keinen Glauben, wenn man Gott nicht zutraut, daß er das Gute bewirken werde, ohne daß wir ſündigen.

II. Aufrichtigkeit im Leben.

(Das Leben iſt auch eine Sprache; es iſt Zeichen der Geſinnung und des Charakters.)

1) Suche nicht deine wahren Geſinnungen zu verſtecken.

a) Ohne Abſicht geſchieht das niemandem, denn es iſt der Natur zuwider;

b) keine Abſicht dabei kann lobenswürdig ſein; es hilft nichts, die Äußerungen des Böſen zu unterdrücken, wenn man das Böſe doch hat.

2) Suche nicht einen falſchen Schein von Geſinnungen, die du nicht haſt.

a) Dies iſt eine Betrügerei, ſo gut als jede andere;

b) es iſt ein Mißbrauch der göttlichen Einrichtungen, vermöge deren das Äußere ein Zeichen des Innern iſt.

Schluß: Laßt uns um jeden Preis der Wahrheit treu bleiben,
wenn uns auch Vorteile,
wenn uns auch gute Meinung entgeht. Dieſe iſt, wenn ſie falſch erworben iſt, auch ein unrechtes Gut, das nicht gedeiht.

26.

Sonntag, 6. April, Betſtunde.

Matth. 27. 39—44:

Die aber vorübergingen, läſterten ihn und ſchüttelten die Köpfe und ſprachen: Der du den Tempel Gottes zerbrichſt und baueſt ihn in dreien Tagen, hilf dir ſelber! Biſt Du Gottes Sohn, ſo ſteig herab vom Kreuz.

Desgleichen auch die Hohenprieſter ſpotteten ſein ſamt den Schriftgelehrten und ſprachen:

Andern hat er geholfen und kann ihm ſelber nicht helfen. Iſt er der König Israels, ſo ſteige er nun vom Kreuz, ſo wollen wir ihm glauben.

Er hat Gott vertrauet, der erlöſe ihn nun, lüſtet es ihn, denn er hat geſagt: Ich bin Gottes Sohn.

Desgleichen ſchmäheten ihn auch die Mörder, die mit ihm gekreuzigt waren.

Thema: Man muß keine Schlüſſe machen vom Ergehen auf die Geſinnung Gottes gegen den Menſchen.

I. Kleinmütigkeit thut es in Rückſicht auf uns ſelbſt.
  1) Das Gewiſſen iſt die einzige Stimme Gottes.
  2) Die guten Geſinnungen, welche ſich auch im Leiden offenbaren, ſind Widerlegung.
  3) Das Beiſpiel Chriſti iſt Ermunterung.

II. Parteiſucht thut es in Rückſicht auf die Andersgeſinnten.
  1) Was hat doch die Wahrheit mit dem Schickſal zu thun?
  2) Wie ſchlecht hätte uns doch Gott beraten, wenn er uns dies Kennzeichen gegeben hätte!
    Jeder Menſch hat in ſeiner Meinung Wahres und Falſches — worauf ſollten wir alſo das Unglück beziehen?
    Wenn die Meinung Urſach des Leidens iſt, dürfen wir es am wenigſten.

III. Haß thut es in Rückſicht auf die Widerſacher.
  1) Es iſt vermeſſenes Urteil über den Ratſchluß Gottes.
  2) Es iſt eine Zuverſicht in unſer Urteil über einen Menſchen.

die wir niemals haben können
und am wenigſten haben ſollen, wo wir Leidenſchaft
bemerken.

3) Laßt uns immer daran denken, mit welchem Widerwillen wir dies in der Geſchichte Chriſti leſen,
und nicht vergeſſen, daß, was wir dem kleinſten
unter ſeinen Brüdern thun, wir ihm gethan haben.

Schluß: Gott gebe uns Kraft im eigenen Leiden
und hilfreiche Liebe gegen andere.

27.

Sonntag, 6. April, Nachmittag (Invalidenhaus).

Matth. 27, 45—54:

Und von der ſechſten Stunde an ward eine Finſternis über das ganze Land bis zu der neunten Stunde.

Und um die neunte Stunde ſchrie Jeſus laut und ſprach: Eli, Eli, lama aſabthani? Das iſt: Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?

Etliche aber, die da ſtanden, da ſie das hörten, ſprachen ſie: der rufet den Elias.

Und bald lief einer unter ihnen, nahm einen Schwamm und füllete ihn mit Eſſig und ſteckte ihn auf ein Rohr und tränkte ihn.

Die andern aber ſprachen: Halt, laßt ſehen, ob Elias komme und ihm helfe.

Aber Jeſus ſchrie abermal laut und verſchied.

Und ſiehe da, der Vorhang im Tempel zerriß in zwei Stücke von oben an bis unten aus.

Und die Erde erbebte und die Felſen zerriſſen, und die Gräber thaten ſich auf, und ſtanden auf viele Leiber der Heiligen, die da ſchliefen.

Und gingen aus den Gräbern nach ſeiner Auferſtehung und kamen in die heilige Stadt und erſchienen vielen.

Aber der Hauptmann und die bei ihm waren und bewahreten Jeſum, da ſie ſahen das Erdbeben und was da geſchah, erſchraken ſie ſehr und ſprachen: Wahrlich, dieſer iſt Gottes Sohn geweſen.

Eingang:

Über das Thun ſind die Vorſchriften größtenteils leicht,
das Empfinden ſcheint aber größtenteils frei zu ſein.

Dennoch giebt es auch hier gewiſſe Grenzen.

Bei rührenden Gelegenheiten nimmt man ſie am beſten wahr.

Thema: Das verſchiedene Betragen der Menſchen am Kreuze Chriſti.

I. Einige ließen ihrem Haſſe Lauf.
  1) Man ſoll nicht einmal gleichgültig ſein —
    a) auch die, welche das Sterben vor Menſchen ſehen, die ihnen nichts angehen,
    b) viel weniger, mit denen man in irgendeinem Verhältnis ſtand.
  2) noch weniger liebloſen Empfindungen Raum geben.
    a) Der Grund fällt weg, daß wir uns ihnen nämlich widerſetzen müſſen.
    b) Jetzt müſſen wir ihre Geſinnung nur in Beziehung auf ſie betrachten als Unglück
    c) und an die letzte Rechenſchaft denken, in Rückſicht auf welche wir ebenſo wenig rein ſind.

II. Andere bewunderten aus Erſtaunen.
  1) Kein Glaube, den wir annehmen, ſoll auf etwas ganz Fremdem beruhen.
    a) Dies iſt die Quelle alles Aberglaubens;
    b) Chriſtus ſelbſt hat ſich ſehr oft dagegen erklärt.
  2) Keine äußere Erſcheinung ſoll unſer Urteil über einen Menſchen beſtimmen.
    a) Es deutet darauf, daß das wahre Prinzip der Beurteilung nicht klar iſt.
    b) Wir ſollen auch ſchon mehr geneigt ſein, auf das Innere zu ſehen.
  3) Auch nicht das Innere, das nur vorübergehend iſt.
    a) Wer kein Anfänger iſt, weiß, wie unſicher dies iſt,
    b) und hat andere Gedanken dabei, als ein Urteil daraus zu machen.

Schluß: So laßt uns alle Dinge in der Welt anſehen, daß nur das Eine für uns Gewicht [hat].

Dann wird es weder äußerer noch innerer Nebendinge bedürfen, um die Menſchen in eine heilſame Rührung zu verſetzen bei unſerm Sterbebett.

28.

Charfreitag, 11. April, Vormittag, Betſtunde.

Hebr. 5, 8—9:

Und wiewohl er Gottes Sohn war, hat er doch an dem, das er litt, Gehorſam gelernt.

Und da er iſt vollendet, iſt er geworden allen, die ihm gehorſam ſind, eine Urſach zur ewigen Seligkeit.

Eingang: Dankbarkeit ſind wir freilich ſchuldig,
man ſehe es [Jeſu Todesleiden] als Verſehung der göttlichen Vergebung an,
oder als Verſiegelung ſeiner Lehre.
Es iſt aber nicht genug, wir ſollen auch lernen.

Thema: Chriſtus ein Vorbild unſeres Gehorſams.

I. Der Gehorſam im Leiden. — Es giebt
  1) Gehorſam bei verſchuldetem Leiden;
    Wie ſtill müſſen wir ſein, da der Unſchuldige ſo ſtill war.
  2) Gehorſam im Leiden, das mit unſern Handlungen nicht zuſammenhängt;
  3) Gehorſam im Leiden um der Wahrheit willen. Hierin hat Chriſtus mehr gethan und gelitten als wir alle.

II. Er iſt uns worden Urſach zur Seligkeit.
  1) Durch ſeinen Gehorſam,
    inſofern dadurch das Chriſtentum Beſtand bekam,
    indem dies als Begnadigungsmittel angeſehen ward.
  2) Es gilt uns beſonders, die wir ihm gehorſam ſind;
    ohne dieſen Gehorſam können wir Gott nicht wohlfallen.

Schluß: Laßt uns alſo, was er that, auf unſern Zuſtand anwenden.

29.

Charfreitag, 11. April, Nachmittag.

Hebr. 12. 1–2:

Darum auch wir, dieweil wir ſolchen Hauſen Zeugen um uns haben, laſſet uns ablegen die Sünde, ſo uns immer anklebt und träge macht, und laſſet uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet iſt, und aufſehen auf Jeſum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete er das Kreuz und achtete der Schande nicht und iſt geſeſſen zur Rechten auf dem Stuhl Gottes.

Eingang: Bewunderung und Liebe verdient Chriſtus.

Da es das Größte iſt, ſein Leben für ſeine Freunde zu laſſen, ließ er es für den künftigen Erfolg ſeiner Lehre.

Laßt uns ſo handeln, daß wir deſſen gewiß werden.

Thema: Die Beweggründe, die uns der Tod Chriſti giebt, von Sünden abzulaſſen.

I. Sein Beiſpiel:

NB. Es paßt noch immer, denn Kampf und Entſagung iſt uns allen auch vorgeſetzt. Und die Luſt macht träge.

- 1) Er hätte können Freude haben.
  - a) Er verdiente ſie mehr wie wir.
  - b) Er hatte mehr Verſuchung und Leichtigkeit wegen der allgemeinen Erwartungen.
- 2) Dennoch achtete er das Kreuz nicht;
  - a) weit größeres Leiden als das unſrige
  - b) um einen weniger klaren Beruf.

II. Die Folgen dieſes Beiſpiels. Seine Verheißungen: Sitzet zur Rechten Gottes.

- 1) Sie gehen uns auch an.
  - a) Es liegt in der Natur der Sache.
  - b) Wir haben ſeine ausdrückliche Verheißung.
- 2) Sie ſind nur ſo zu erlangen.
  - a) Nur wer bis ans Ende beharrt,
  - b) nur wer immer tiefer eingeht in das, was über-

wunden werden muß, d. h. wer immer vollkommener wird.

Schluß: So laßt uns dieſe Feier heiligen durch die Stimmung, als ſeine Nachfolger zu leben.

30.

1. Oſtertag, 13. April, Nachmittag (Invalidenhaus).

Röm. 8, 34:

Wer will verdammen? Chriſtus iſt hier, der geſtorben iſt, ja vielmehr, der auch auferwecket iſt, welcher iſt zur Rechten Gottes und vertritt uns.

Eingang: Viele Begebenheiten werden aus der Ferne richtig beurteilt als aus der Nähe.

So ging es den Jüngern mit der Auferſtehung. Erſt überfiel ſie Unglaube und Zittern. Nur in ihrer ſpätern Äußerungen finden wir es richtig.

Thema: **Einfluß der Auferſtehung Jeſu auf die Stärke unſerer Geſinnung.**

I. Befeſtigung im Glauben an ſeine Lehre
   1) als Zeichen — kein beſſeres konnte es geben,
   2) wegen ihrer Wirkung auf die Jünger.
      Man ſieht daraus, wie ausdrücklich Gott die Fortpflanzung der Lehre Jeſu und ſeines Werkes gewollt hat.

II. Stärkung in unſerer Hoffnung auf die Zukunft,
   1) auf ein ewiges Leben überhaupt,
   2) auf eines in Gemeinſchaft mit ihm,
      weil er dieſe fortſetzte
      und aufs neue verhieß.

Schluß: Da wir ſolche Verheißung haben, laßt uns auch thun, wie der Apoſtel in den folgenden Worten ſagt, daß nichts uns ſcheiden ſoll von der Liebe Gottes und Chriſti.

31.

Sonntag, 20. April (Werderſche Kirche)*).

Joh. 21, 15:

Da ſie nun das Mahl gehalten hatten, ſpricht Jeſus zu Simon Petro: Simon Johanna, haſt du mich lieber, denn mich dieſe haben? Er ſpricht zu ihm: Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe. Spricht er zu ihm: Weide meine Lämmer.

Eingang: Man fragt, ob die Tugend den Menſchen glücklich macht. Eine Glückſeligkeit iſt freilich Begleiterin der Tugend; wenn wir aber um der Glückſeligkeit willen die Tugend üben, verlieren wir beides.

Ebenſo iſt es mit der Ehre. Eine Achtung folgt der Tugend; wenn wir aber um ihretwillen tugendhaft ſein wollen, kommen wir von dem rechten Wege ab.

Thema: Wie übel wir thun, wenn wir bei unſerm Beſtreben, beſſer zu werden, davon ausgehen, beſſer werden zu wollen als andere.

I. Unſer Beſtreben bekommt eine falſche Richtung,
  1) weil
    a) die Geſinnung nicht unſer Maßſtab dabei ſein kann, denn dieſe können wir bei dem andern nicht ſehen. — Alſo
    b) die äußeren Handlungen, diejenigen nämlich, welche für Äußerungen guter Geſinnungen gehalten werden;
  2) ſodaß
    a) oft Böſes für Gutes gethan wird.
      Man hat die Liebe zu Chriſto durch Verfolgungen bewieſen,
      die religiöſe Geſinnung durch äußere Gebräuche: „Ich danke dir Herr, daß ich nicht bin wie dieſer“;
      die Aufklärung durch Verachtung der Religion.

---

*) Vgl. 1796, 20.

b) oft Unwichtiges dem Wichtigen vorgezogen wird,
die Freigebigkeit der Gerechtigkeit,
Freundlichkeit dem wahren Wohlwollen,
Klugheit der Wahrheit.

c) man nach Fremdem ſtrebt ſtatt des Eigentümlichen.

Man wünſcht Handlungen erreichen zu können, in denen die Welt das Gute am leichteſten findet,

und auf die Art, wie es am beſten ins Auge fällt.

II. Unſer Eifer wird dadurch verringert.

1) Es iſt leicht, beſſer zu ſein als andere.

Wir dürfen uns das ſagen, ohne Furcht uns ſtolz zu machen, oder uns zu überheben.

a) Die meiſten bleiben doch ſehr bald ſtehen in der Beſſerung

b) und gehen nur auf einzelne Zwecke dabei aus.

2) Es iſt noch leichter, es ſich einzubilden,

a) weil man ſehr viel Gutes überſieht, welches als negativ nicht in die Augen fällt, die Fehler aber nicht,

b) bei uns ſelbſt umgekehrt das Gute nicht, welches Mühe koſtet, wohl aber die Fehler, die nicht ins Bewußtſein kommen oder entſchuldigt werden.

3) Wenn wir nun zu dieſer Einbildung oder jener Wirklichkeit gelangt ſind, oder auch ſchon, je näher wir ihr kommen, deſto mehr muß der Eifer abnehmen, weil man dem Ziel nahe zu ſein glaubt.

III. Das Gute, was auf dieſem Wege erworben wird, hat keinen Wert,

1) weil

a) aus wahrer Luſt am Guten dieſe Maxime gar nicht hervorgehen kann — denn es findet ſich darin gar keine Veranlaſſung, auf andere zu ſehen,

        - b) ſondern nur aus Ehrliebe, die nichts beſſer iſt als irgendeine andere erlaubte Neigung,
        - c) ſodaß alſo das Wollen des Guten nur untergeordnet iſt;
    - 2) ſodaß
        - a) die Thaten nicht vor Gott beſtehen können,
        - b) die guten Fertigkeiten nicht ſicher ſind, ſondern ebenſo ſchnell ins Böſe übergehen können.

Schluß: Der Antrieb aus der Ehrliebe iſt nur für die, von denen man glauben muß, daß Gewiſſen und Religion nichts mehr auf ſie wirken.

Uns laßt unſern geraden Weg gehen und uns damit begnügen, daß wir uns wie Petrus auf das Zeugnis des Allwiſſenden berufen können, daß wahre Liebe zum Guten in uns iſt.

32.

Sonntag, 20. April, Nachmittag (Charité).

Joh. 21, 15.

(Text wie bei Nr. 31.)

Eingang: Vielerlei Fehler werden bei der Selbſtprüfung begangen; darunter gehört auch der abzuhandelnde.

Thema: **Daß man bei der Selbſtprüfung nicht von der Vergleichung mit andern ausgehen müſſe.**

- I. Es iſt eine Sache, die nicht ausgemacht werden kann.
    - 1) Nicht durch die böſen Handlungen anderer.
        - a) Wir können die Geſinnung nicht beurteilen;
        - b) wir können uns ſelbſt von der Geſinnung nicht freiſprechen und
            - α. weder den Grad,
            - β. noch die Wirkung, welche dieſelben Umſtände auf uns gethan haben würden, beſtimmen.
    - 2) Nicht durch unſere guten Handlungen.

a) Wir täuſchen uns oft ſelbſt über die Beweggründe.

b) Wir können nicht wiſſen, wie ſchwer ihnen das iſt, was uns leicht wird, oder ob es ihnen an Gelegenheit fehlt.

3) Noch durch Vergleichung des Durchſchnitts.
Wir ſind immer in Gefahr
a) bei ihnen Gutes,
b) bei uns Böſes
zu überſehen.

II. Es iſt etwas, was zu wiſſen uns nicht hilft.

1) In Rückſicht auf Gott:

Er wird jeden für ſich beurteilen, und es wird nichts darauf ankommen, der wievielſte ein jeder iſt.

2) In Rückſicht auf uns:
a) Es wird dadurch nicht entſchieden,
wieviel Gutes uns noch fehlt und
wieviel Böſes wir noch abzulegen haben.
b) Wir lernen daraus nicht:
wofür wir uns am meiſten zu hüten haben, und
auf was für Art wir vorwärts kommen können.

Schluß: Laßt uns lieber ſo tief als möglich in unſer eigenes Herz hineinſehen. Vom Beiſpiel anderer werden wir dann auch einen beſſern Gebrauch im einzelnen machen können.

33.

Mittwoch, 23. April, Betſtunde*).

Pſ. 15, 4:

(V. 1: Herr, wer wird wohnen in deiner Hütte? Wer wird bleiben auf deinem heiligen Berge?) Wer die Gottloſen nichts achtet, ſondern ehret die Gottesfürchtigen.

Eingang: Die Liebe gehört zu dem Weſentlichen der chriſtlichen Geſinnung.

Es ſcheint anfangs nur das Thun dabei ſchwer zu ſein.

Aber auch das Unterſcheiden des Rechten und Unrechten iſt nicht leicht und wird von vielen verfehlt. Dahin gehört auch das Thema.

Thema: Die Nichtachtung der Gottloſen, die uns empfohlen wird.

I. Wir ſollen auf ihr Urteil keinen Wert ſetzen,
  1) weder über unſern Charakter,
  2) noch über einzelne Handlungen,
  3) noch über andere Menſchen.

II. Wir ſollen uns in unſerm Urteil nicht durch ihre äußern Vorzüge blenden laſſen.
  1) Wir ſollen ſie nicht deshalb leichter entſchuldigen,
  2) wir ſollen ihnen keine Ehrerbietung bezeugen, die auf innere Achtung ſchließen ließe,
  3) wir ſollen uns nicht durch ſie zurückhalten laſſen von unſerer Pflicht.

Schluß: Dies verträgt ſich ſehr gut mit der allgemeinen Liebe.

Wir können ihnen deshalb doch helfen in der Not.

Wir beweiſen ihnen dadurch Güte, daß wir gegen ihre Endzwecke handeln.

Wir ehren ihre Menſchheit am beſten, wenn wir ſo das Gegenteil vor ihnen aufſtellen.

---

*) (Wiederholt zu) Stolpe 1803, am 2. Advent.

34.

Sonntag, 27. April, Vormittag (Invalidenhaus)*).

Röm. 8, 15:

Ihr habt nicht einen knechtiſchen Geiſt empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet, ſondern ihr habt einen kindlichen Geiſt empfangen, durch welchen wir rufen, Abba, lieber Vater.

Eingang: Es kommt nicht immer darauf an, was man thut, ſondern wie und warum. So auch nicht bloß, ob man an Gott denkt, ſondern wie und mit was für Geſinnung.

Thema: Über den kindlichen Geiſt des Chriſtentums.

I. Worin er im Gegenſatz gegen den knechtiſchen beſteht.
  1) Er gründet ſich auf Abhängigkeit, wie jener,
     aber auf eine übereinſtimmende.
  2) Er iſt Glaube an einen größern Verſtand,
     aber an einen wohlwollenden.
  3) Er iſt nur da, wo das Gute gewollt wird,
     („Welche der Geiſt Gottes treibt, die ſind Gottes Kinder.“)
     denn ſonſt müſſen überall Gottes Führungen hart und tyranniſch ſcheinen.

II. Woran wir erkennen können, ob wir ihn haben.
  1) An der Zufriedenheit im Unglück,
  2) am Fleiß in guten Werken,
  3) an der Sorgloſigkeit.

Schluß: Wenn unſere Religion nicht von dieſer Art iſt, warum geben wir uns damit ab?

---

*) (Wiederholt in) Stolpe 1803.

35.

Sonntag, 27. April, Vormittag, Betſtunde.

Pſ. 10, 10–12:

Er zerſchlägt und drücket nieder und ſtößt zu Boden den Armen mit Gewalt.

Er ſpricht in ſeinem Herzen: „Gott hat es vergeſſen, er hat ſein Antlitz verborgen, er wird es nimmermehr ſehen.“

Stehe auf, Herr Gott, erhebe deine Hand, vergiß der Elenden nicht!

Eingang: Wenn der Menſch nur auf ſich allein ſähe, würde er ſich eher bei Gottes Führungen beruhigen; es kommen aber die Vergleichungen mit andern, beſonders denen, die weniger gut ſind.

Thema: **Wie ſollen wir es anſehen, wenn wir glauben, daß es den Gottloſen beſſer geht?**

I. Es iſt nicht ſo.
  1) Oft iſt es nur leerer Schein, das Übelbefinden ſitzt innerlich;
  2) gewiß gilt es immer nur von einzelnen Augenblicken.

II. Wenn es auch ſo wäre, iſt es Gottes Verhängnis:
  1) er führt oft durch das Gelingen der Gottloſen ſeinen Rat aus;
  2) er bedient ſich oft der unterdrückten Tugend zu ſeiner Verherrlichung.

III. Sie müſſen ſich doch auf Irrtümer ſtützen:
  1) auf den, daß Gott nicht ſieht;
  2) auf den, daß er vergißt.

Schluß: So laßt uns denn dadurch nicht geſtört werden.

36.

Sonntag, 27. April, Nachmittag (Charitékirche).

Joh. 21, 21—23:

Da Petrus dieſen ſahe, ſpricht er zu Jeſu: Herr, was ſoll aber dieſer?
Jeſus ſpricht zu ihm: „So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was
gehet es dich an? Folge du mir nach.“
Da ging eine Rede aus unter den Brüdern: Dieſer Jünger ſtirbt nicht.
Und Jeſus ſprach nicht zu ihm: „Er ſtirbt nicht“, ſondern: „So ich will,
daß er bleibe, bis ich komme, was gehet es dich an?“

Eingang: Es giebt ſo vieles, worauf wir unſere Aufmerkſamkeit richten müſſen, um unſere Pflichten zu erfüllen. Doch ſcheinen die Menſchen daran nicht genug zu haben.

Thema: Wie nachteilig es iſt, in Kleinigkeiten eine große Bedeutung zu ſuchen.

I. Es ſtört unſere Ruhe.
  1) Es erfüllt uns mit leeren Erwartungen:
    a) leer, weil gewöhnlich
      gar kein Zuſammenhang,
      gar kein Verhältnis ſtattfindet;
    b) um ſo ſtörender, weil
      ſie unbeſtimmt ſind,
      man das Maß der Hilfsmittel nicht gleich mit ſieht.
  2) Es bringt die Sucht hervor, überall etwas Bedeutendes zu vermuten.

II. Es hindert unſere Thätigkeit:
  1) in Beförderung unſeres Wohlergehens,
    wenn wir glauben, daß ein unabwendbares Übel bevorſtehe;
    denn unabwendbar wird alles gedacht, was auf dieſe Art vorausgeſehen wird.
  2) in Erfüllung unſerer Pflicht gegen den Nächſten,
    wenn wir ſeinen Charakter,
    ſein Schickſal,
    ſeine Verbindungen auf dieſe Art beurteilen,

3) überhaupt
   wegen des Zeitverderbens
   und der Abſpannung des Gemüts.

Schluß: Es iſt eines Chriſten deſto unwürdiger, je gleichgültiger ihm die Zukunft ſein ſoll,
und je edler er ſeine Zeit anwenden kann.

37.

Sonntag, 4. Mai, Vormittag, Betſtunde*).

Pſ. 13, 6:

Ich hoffe aber darauf, daß du ſo gnädig biſt; mein Herz freuet ſich, daß du ſo gerne hilfeſt. Ich will dem Herrn ſingen, daß er ſo wohl an mir thut.

Eingang: Wir glauben alle an Gottes Hilfe. Aber die Untugend, die oft dabei iſt, zeigt ſchon, daß auch der Glaube oft unrechter Art iſt.

Thema: **Wie iſt die wahre Zuverſicht auf Gottes Hilfe beſchaffen?**

I. Hoffnung:
   1) ohne Ungeduld, weil man zugleich an Gottes Weisheit gedenkt;
   2) nicht auf beſtimmte Gegenſtände gerichtet.

II. Freude:
   1) nicht ausgelaſſen und auf verſäumten Genuß begierig;
   2) nicht eigennützig, ſondern ebenſo empfänglich für anderer Wohlergehen ſelbſt unter eigenem Leiden.

III. Lob:
   1) Bekenntnis — aber darauf keinen weiteren Wert ſetzen, als daß es uns eben natürlich iſt.
   2) Anwendung nach Gottes Willen — beſonders

---

*) (Wiederholt zu) Stolpe 1803.

3) **Bereitwilligkeit, ſelbſt Werkzeuge der göttlichen Hilfe zu werden.**

Schluß: So handelt alle, wenn Gott euch zu guten Tagen zurückführt.

38.

Sonntag, 4. Mai, Nachmittag, Predigt (Charité)*).

Röm. 8, 7:

Fleiſchlich geſinnt ſein, iſt eine Feindſchaft wider Gott; ſintemal es dem Geſetz Gottes nicht unterthan iſt, denn es vermag es auch nicht.

Eingang: Die Menſchen glauben, daß ſie das Zuwenig auf einer Seite durch ein Zuviel auf der andern gut machen können. So bei einzelnen Tugenden, auch im ganzen mit der Tugend im Gottesdienſt.

Die Schrift erklärt den Mangel der rechten Geſinnung ohne alle Einſchränkung für verwerflich.

Thema: Verwerflichkeit der fleiſchlichen Geſinnung.

I. Worin ſie beſteht.
   1) Nicht in einem heitern, frohen Sinne;
   2) nicht darin, daß man die Gaben Gottes auch wirklich mit Luſt und Vergnügen genießt;
   3) man iſt aber auch nicht deshalb rein davon, weil man ſich vor äußern Vergnügungen hütet;
   4) Sie beſteht darin, wenn des Menſchen Zweck und Sinnen darauf gerichtet iſt, glücklich zu ſein, und er das göttliche Geſetz nur als Beſchränkung dieſes Triebes anſieht. — Beiſpiele.

II. Sie iſt Feindſchaft wider Gott.
   1) Sie vernichtet ſeine Abſicht der innern Vervollkommnung der Menſchen;

---

*) (Wiederholt in) Rügenwalde, 7. Aug. 1803. Stolpe, 4. Sept. 1803.

2) ſie würdigt ſeine edelſten Gaben, Vernunft, Gewiſſen, Ordnung zu niedrigem Spielwerk herab.

III. Sie kann dem Geſetz Gottes nicht gehorſam ſein.

1) Es findet in der Ausübung der göttlichen Gebote keine Genauigkeit ſtatt.

2) Es fehlt gänzlich an der Willigkeit, die den Wert des Gehorſams ausmacht.

3) Es fehlt an dem Vermögen, den Willen Gottes recht zu erkennen.

Schluß: Und dagegen hilft kein äußerer Gottesdienſt. Laßt uns alſo unſer Herz reinigen.

[Zweite Ausführung, am Rande in faſt unleſerlicher Schrift gegeben:]

Eingang: Über die Unſicherheit des Gewiſſens.

I. Worin ſie beſteht.

1. Allgemeine Erklärung. Fleiſch iſt Sinnlichkeit, alſo vom Sinnlichen regiert werden.
    a) Nicht nur die Luſt gegen alle Vernunft ſuchen,
    b) auch die Vernunft für das zweite halten.

2) Beiſpiele:
    a) kein Böſes meiden,
    b) kein Gutes thun.

II. Wie iſt ſie Feindſchaft wider Gott?

1) Widrigkeit der Geſinnung.
    Gott hat Schmerzen [mit der fleiſchlichen Geſinnung] verbunden,
    Gott ſchont die Luſt nicht — das iſt [dem Menſchen wider die Natur].
    Sie zeigt ſich in Urteilen,
    im unwilligen Gehorſam.

2) Entgegenſtreben gegen die Abſichten.

39.

Mittwoch, 7. Mai, Bettag, Betſtunde.

Pſ. 32, 5:

Darum bekenne ich meine Sünde und verhehle meine Miſſethat nicht. Ich ſprach: Ich will dem Herrn meine Übertretung bekennen. Da vergabſt du mir die Miſſethat meiner Sünde.

Eingang: Von den Mitteln, Vergebung bei Gott zu erlangen, welche zu ſuchen wir auch heute aufgefordert werden ſollen, machen ſich viele Menſchen ſehr falſche Gedanken.

Thema: Das Bekennen der Sünden vor Gott die Urſache der Vergebung.

I. Was heißt, ſeine Sünde bekennen?
  1) negativ
    a) nicht Gott vorrechnen, der ſie ſchon lange weiß,
    b) oder eine Rührung darüber haben, die wieder vergeht,
  2) ſondern
    ſie als Unrecht ſich vor Gott denken, d. h.
    a) auf die Geſinnung dabei zurückgehen und
    b) gegen dieſe thätigen Abſcheu empfinden, der ſich nur auf das Verhältnis dieſer Geſinnung zu unſerer Natur bezieht.

II. Wie kann dies die Bedingung der Vergebung ſein?
  1) Was heißt Vergebung bei Gott?
    a) nicht
      α. daß er die Folgen aufhebe,
      β. daß er es vergäße,
    b) ſondern
      daß er uns deſſen ohnerachtet anſieht als ſolche, die auf dem Wege zum Beſſerwerden ſind, — denn

---

*) Wiederholt in Stolpe den 16. Juli 1803 als Vorbereitungspredigt.

- α. beſſer kann er auch von dem Vollkommenſten nicht denken;
- β. wenn er alſo von dem Sünder ſo denkt, ſo iſt dieſer gerechtfertigt.

2) Dies erfolgt bei dem Bekennen, wenn es rechter Art iſt.

- a) Der Abſcheu, wenn er auf die Geſinnung geht, kann nicht ſein ohne Luſt zum Guten
  und wird alſo eine Urſache des beſſern Wandels.
- b) Dieſen beſſern Wandel ſieht Gott voraus, und wir dürfen ihn alſo, wenn wir uns dieſes Abſcheus ſo bewußt ſind, denken, als ſo von uns urteilend.

Schluß: Möchten doch alle heutigen Empfindungen darauf hinauslaufen.

40.

Mittwoch, 7. Mai, Nachm., Predigt (Invalidenh.)*).

Hebr. 12, 5—6:

Ihr habt bereits vergeſſen des Troſtes, der zu euch redet als zu den Kindern: „Mein Sohn, achte nicht gering die Züchtigung des Herrn und verzage nicht, wenn du von ihm geſtraft wirſt.

Denn welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er, er ſtäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt.“

Eingang: Wir ſollen Gott unter anderem um Abwendung allgemeiner Übel bitten.

Dabei muß uns der Gedanke einfallen, daß doch auch das im großen heilſam ſein muß, wie einzelnes Übel dem einzelnen.

Wie iſt alſo dieſes zu vereinigen?

---

*) Vgl. Bettag 1795. [Randbemerkung. Der noch erhaltene Entwurf, auf den damit hingewieſen wird, behandelt zu Pſ. 7, 12—14 das Thema: „Wie muß unſer Gebet über dieſen Gegenſtand beſchaffen ſein, da auch die Unglücksfälle ein Werk Gottes ſind?“]

Thema: *)Wie muß unſer Gebet um Abwendung göttlicher Züchtigungen beſchaffen ſein?

I. Alle Übel laſſen ſich als göttliche Züchtigung denken,

1) inſofern ſie Folgen des Böſen ſind und alſo den Menſchen antreiben ſollen, davon abzulaſſen. Dies gilt von allem,
    - a) was dem einzelnen in ſeinem Hausſtande begegnet,
    - b) was dem einzelnen in ſeinem Bürgerſtande begegnet und von ſeinen Handlungen nicht herrührt. Es rührt aber von der Unvollkommenheit des Ganzen her, wovon er ein Teil iſt, und welche immer gewiſſermaßen in ihm einen Teil ihres Grundes hat,
        - wenn auch nur deshalb, daß ſich nicht jeder dem Böſen mit gleichem Eifer widerſetzt, wenn es einem andern, als wenn es ihm ſelbſt begegnet;
    - c) was den kirchlichen und bürgerlichen Geſellſchaften
        - in ſich ſelbſt
        - und gegen andere begegnet;
2) inſofern es ein Sporn für die Menſchen ſein ſoll, in allerlei Gutem weiter zu kommen. Dies gilt von allen Naturübeln
    - a) in der äußern Welt,
    - b) im menſchlichen Körper.

II. **Wie können wir alſo Gott um die Abwendung derſelben bitten?**

1) Nicht
    - a) inſofern jene böſen Geſinnungen noch in uns ſind,
    - b) wir ſolcher Antriebe noch bedürfen,
2) ſondern wir bitten,
    - a) er wolle uns von jenen Geſinnungen losmachen; dann werden die Übel von ſelbſt aufhören;

---

*) Der Hauptſatz müßte eigentlich anders gefaßt ſein. (Randbemerkung.)

(Beiſpiele)

b) uns einen von ſelbſt thätigen Eifer einflößen;
dann werden wir den andern zuvorkommen.
(Gleichnis von der Erziehung.)

Schluß: So iſt es mit allen Bitten, die auf etwas Äußeres gerichtet ſind.

Dieſe Vorſätze laßt uns alle heute erneuern,
und Gott möge uns die guten Früchte davon erleben laſſen.

41.

Sonntag, 11. Mai, Nachm., Predigt (Dreifaltigkeitskirche)*).

1 Kor. 10, 13:

Es hat euch noch keine denn menſchliche Verſuchung betreten, aber Gott iſt getreu, der euch nicht läßt verſuchen über euer Vermögen, ſondern macht, daß die Verſuchung ſo ein Ende gewinne, daß ihr es könnet ertragen.

Eingang: Wir mögen alle gerne die Schuld von uns abwälzen.

Wohl dem, der ſich immer rechtfertigen kann.

Aber das Entſchuldigen iſt etwas Schlechtes, es läuft immer auf die Gewalt der Umſtände hinaus, darauf, daß die Verſuchung zu groß geweſen.

---

*) Eine Randbemerkung verweiſt auf folgenden Entwurf über den gleichen Text aus der Landsberger Zeit am 9. p. Trin. 1794 (vgl. Bd. VII, S. 272 bis 280):

Eingang: Um fehlerhafte Handlungen nicht zu geſtehen, hat man zweierlei Entſchuldigungen, erſtlich: zu behaupten, daß das, was wir gethan, nicht unrecht geweſen ſei; damit kommt man aber nicht weit. Zweitens: daß die Verſuchung zu groß geweſen und man nicht anders gekonnt. Dieſe iſt ſehr gewöhnlich und ſie muß zerſtört werden.

Thema: Keine Verſuchung iſt ſo groß, daß man ihr ſchlechterdings unterliegen müßte.

I. Beweis aus Gründen, die von unſerm Verhältnis gegen Gott und von der Einrichtung der menſchlichen Natur hergenommen ſind.

a) Von Gott.

1) Gott iſt gerecht und kann unmöglich den Menſchen in eine Lage verſetzen, wo ihm das Rechtthun unmöglich wird.

Thema: Keine Verſuchung iſt ſo groß, daß der Menſch ihr unterliegen müßte.

Wir ſehen dabei

I. auf Gott — der

1) uns das Gewiſſen gab.

a) Dieſes erneuert ſeine Urteile auch über die vergangenen Handlungen immer,
die Empfindungen, welche es begleiten, entſtehen immer in gleicher Stärke;

b) die ſinnlichen Genüſſe hingegen, welche uns zur Sünde reizen, ſind veränderlich; ſie können uns größer und kleiner vorkommen und
vermindern ſich daher in der Erinnerung.

c) Gott kann alſo nicht den Menſchen durch Um-

2) Gott iſt gütig und kann unmöglich dem Menſchen das ſchreckliche Leiden des Kampfes ſo ganz vergeblich zuſchicken.

b) Aus unſerer Natur.

1) Die Verdorbenheit und Unfähigkeit derſelben, worüber man klagt, iſt keine weſentliche, ſondern eine zufällige;

2) der Menſch kommt mit ſeinen Kräften niemals ans Ende und hat immer etwas ungebraucht übrig.

II. Gründe aus der Erfahrung.

a) Daß es geſchieht — lehrt

1) die Geſchichte der Vergangenheit und der gegenwärtigen Zeit;

2) würde es uns nahe um uns her, beſonders bei Leidenden, eine nähere Entſchuldigung oft genug zeigen.

b) Wie es geſchieht. Die Hilfsmittel ſind zwei:

1) Der Gedanke an die Zukunft. Es ſei nun, daß wir hernach noch gut bleiben oder ganz abtrünnig werden, ſo haben wir doch nichts als Scham und Schande vor uns.

2) Das Gebet. Der Gedanke an Gott ſtärkt uns in allen Fällen, die Urſach unſerer Schwachheit im Streit mag nun ſein, welche ſie wolle.

Schluß: Wir haben alſo keine wahre Entſchuldigung und wollen uns durch falſche nicht einſchläfern, um nicht zuſchanden zu werden.

ſtände nötigen a um b willen zu verletzen. Das wäre ein boshaftes Spiel, welches er mit uns triebe.

2) an unſere Beharrlichkeit und Zunahme im Guten unſern Anteil an der geiſtigen Welt hier und dort anknüpfte — wenn doch
    a) auch der Geübteſte etwas hat, dem er nicht widerſtehen kann,
    b) jeder Sieg des Böſen offenbar die Kraft desſelben verſtärkt.

II. auf die menſchliche Natur.

1) Das Verderben iſt kein Beweis (Röm. 2, 10 ff. 23).
    a) Es wird zwar allgemein, aber nur von den einzelnen geſagt.
    b) Es könnte auch kein Vorwurf daraus gemacht werden, wenn es keinen Ruhm gäbe, den wir vor Gott haben ſollten.
2) Wir müſſen alle menſchlichen Kräfte als unendlich anſehen:
    wir können uns nichts Wirkliches als letzte Grenze denken,
    wir können uns noch weniger denken, daß ſinnliche Empfindungen auf moraliſche als vernichtend wirken. — Darum
3) müſſen wir alle Beſchränkung in der Wirklichkeit aus dem Willen erklären.
4) Niemand hat auch eine abſolute Unfähigkeit zu einzelnen Erweiſungen im Guten.
    a) Das älteſte — ſollte uns am leichteſten geworden ſein;
    b) das neueſte — uns am warnendſten auffallen;
    c) überhaupt iſt das Gute allem Böſen auf gleiche Art entgegengeſetzt*).

---

*) Dieſe Nummer ſollte eigentlich 2 ſein: auch die Beſchränktheit nicht. [Randbemerkung.]

III. auf die Erfahrung:
1) eigene.
a) Die nachteilige beſtätigt das Obige im einzelnen.
Wir fühlen immer hintennach,
daß der Sünde ein freiwilliges Aufhören im Streit voranging,
daß unſere Vorſtellung
von künftigen Vorwürfen,
vom Schmerz der Freunde,
von der Unwürdigkeit der Sache, und
auch unſer Gebet hätte eifriger ſein können und anhaltender;
b) die tröſtliche
läßt uns das Gefühl zurück, daß wir mit derſelben Kraft auch einer größeren Verſuchung hätten widerſtehen können;
2) fremde
a) wir ſehen überall Helden der Tugend
gegen den ſymphoniſchen Reiz des Vergnügens,
gegen den aſtheniſchen des Leidens,
gegen die Macht des Irrtums und unrechte Vorſtellungen;
b) wir ſehen vor allen Dingen Chriſtum.

Schluß: Jede Entſchuldigung dieſer Art iſt alſo nur ein anderer Ausdruck für das Maß unſeres Willens.

Laßt uns alſo Mut faſſen und beſtändig handeln!

42.

Sonntag, 18. Mai, Vorm., Predigt (Invalidenh.)*).

Jak. 1, 22–27:

Seid aber Thäter des Worts und nicht Hörer allein, damit ihr euch ſelbſt betrüget.

Denn ſo jemand iſt ein Hörer des Worts und nicht ein Thäter, der iſt gleich einem Manne, der ſein leiblich Angeſicht im Spiegel beſchaut.

Denn nachdem er ſich beſchauet hat, geht er von Stund' an davon und vergißt wie er geſtaltet war.

Wer aber durchſchauet in das vollkommene Geſetz der Freiheit und darinnen beharret und iſt nicht ein vergeßlicher Hörer, ſondern ein Thäter, derſelbige wird ſelig ſein in ſeiner That.

So aber ſich jemand unter euch läßt dünken, er diene Gott, und hält ſeine Zunge nicht im Zaum, ſondern verführet ſein Herz, des Gottesdienſt iſt eitel.

Ein reiner und unbefleckter Gottesdienſt vor Gott dem Vater iſt der: die Witwen und Waiſen in ihrer Trübſal beſuchen und ſich von der Welt unbefleckt behalten.

Eingang: Es kann viel, auch wenig damit geſagt ſein, wenn man ſich einen Chriſten nennt;

viel: das Zeugnis, vom Geiſt des Chriſtentums beſeelt zu ſein;

wenig: die Beziehung auf das Äußere und ſelbſt die Erkenntnis.

Thema: Unterſchied zwiſchen einem Hörer und Thäter.

I. Das bloße Hören iſt

- 1) etwas höchſt Unbedeutendes.
  - a) Zum Gleichnis hätte nichts Stärkeres gewählt werden können,
    - etwas Gewohnheitliches, wobei man nichts denkt,
    - was ohne alle Folgen bleibt.
  - b) Das Gegenbild:
    - oft werden die Vorſtellungen gar nicht einmal durch die Worte erregt,

---

*) Wiederholt in Stemniz und Angerwalde 1803. [Randbemerkung.]

wenigſtens werden ſie nicht auf das Subjekt bezogen.

Dies geht aber auch auf die Erkenntnis.

Alles bloße Wiſſen iſt etwas Leeres, und um ſo mehr, je mehr es damit auf etwas anderes abgeſehen iſt.

2) ein Werk der Eitelkeit.

a) Dieſe iſt die Urſach der zum Bilde gewählten Gewohnheit.

b) Im Gegenbilde iſt es die, eine wichtige Sache zu wiſſen und die andern beurteilen zu wollen.

c) Jede Eitelkeit iſt nur deſto ſträflicher, je wichtiger der Gegenſtand iſt, womit ſie ſpielt.

3) ein Selbſtbetrug.

a) Man vergleicht ſein Wiſſen mit dem Thun anderer.

b) Die Empfindungen, welche dabei entſtehen,

c) mit den Hoffnungen, die man ſich davon macht, als ob es etwas Verdienſtliches wäre.

II. Der Thäter iſt

1) ſelig in ſeiner That;

a) er lebt im Geſetz der Freiheit
von äußeren Dingen,
von inneren Bewegungen;

b) er hat ſeine Freude daran, ſich ſelbſt zu beſchauen, denn ſeine Schönheit und Geſundheit iſt ſein eigenes Werk;

c) dieſe Seligkeit in der That iſt mehr wert als alle andern, die er entbehrt*).

2) Sein Dienſt iſt rein und unbefleckt vor Gott,

a) weil er auch das Herz nicht verführen läßt und die Zunge im Zaum hält, d. h. in Worten und Gedanken;

---

*) Dies ſtand beſſer als Expoſition von II, 1. [Randbemerkung.]

b) weil er ſich von der Welt unbefleckt erhält.
Kein böſes Beiſpiel,
kein Wechſel der menſchlichen Thorheit hat Einfluß auf ihn (dieſer zeigt ſich immer als Fleck),
er iſt durchaus immer er ſelbſt;
c) es fehlt ihm bei dieſer innern Beſchaffenheit an keinem äußern guten Werk.
Dieſe haben alle nur unter dieſer Bedingung einen Wert,
ſonſt können ſie auch andere Quellen haben.

Schluß: Der Wert des bloßen Hörens fängt jetzt auch an, vor der Welt aufzuhören.
Laßt uns nur auch innerlich ſo denken und dem Wahren allein nachgehen.

43.

Sonntag, 18. Mai, Vormittag, Betſtunde.

Pſ. 24, 1:

Die Erde iſt des Herrn und was darinnen iſt, der Erdboden und was darauf wohnet.

Eingang: Es führt allemal zu einem Irrtum, wenn wir uns Gott nur unter einer einzelnen Eigenſchaft denken; jeder entſpricht eine andere, die wir dabei nicht vergeſſen dürfen. So dem Vater der Herr.

Thema: Was folgt für uns daraus, daß Gott der Herr der Erde iſt?

I. Daß er uns keine Rechenſchaft ſchuldig iſt.
1) Begriff:
Wir dürfen wohl Bewegungsgründe aufſuchen, aber keine Grundſätze vorſchreiben,
keine Forderungen machen.

2) Gegenſtand:
die Verteilung der irdiſchen Güter,
die Auflegung der irdiſchen Geſchäfte.

II. Wir ſind ihm Rechenſchaft ſchuldig.
1) Begriff:
Wir haben in Beziehung auf ihn kein Eigentum.
2) Gegenſtand:
Die Anwendung deſſen, was uns gegeben iſt.
Der Beitrag zur Verbeſſerung der Erde, der bei einem jeden in Betracht kommt, weil nur aus dem Kleinen das Große entſteht.

Schluß: Dieſe Betrachtung muß uns alles, was in unſerm Leben vorkommt, recht wichtig machen, weil alles eine Beziehung auf Gott erhält.

44.

Sonntag, 18. Mai, Nachmittag, Predigt im Invalidenhauſe.

Röm. 13, 5:

So ſeid nun aus Not unterthan, nicht allein um der Strafe willen, ſondern auch um des Gewiſſens willen.

Eingang: Es gehört zum weſentlichen Charakter des Menſchen, daß allen ſeinen äußeren Handlungen auch etwas Inneres entſpricht, welches wir überall aufſuchen und überall zur Hauptſache machen. Es iſt nur ein Schein, daß es Verhältniſſe gäbe, wo es nur auf jene ankomme.

Thema: **Man ſoll ſich keinem Geſetz um der Strafe willen fügen.**

I. Es iſt eine niedrige Geſinnung,
1) den Willen unter etwas Fremdes beugend,
ſchwankend,
große Berechnung und Anſtalten um etwas Kleines treffend.
2) Gegenbild des Gewiſſenhaften.

3) Der, welcher der Strafe trotzt, verdient noch mehr Achtung.

II. Es iſt eine betrügeriſche Geſinnung.

1) Er geht immer darauf aus, die Geſetze zu umgehen;
man kann ſich in keinem Stücke auf ihn verlaſſen,
weil man nie weiß, wieviel ihm auch ein geringes Vergnügen wert ſein kann.

2) Beſſer iſt mit dem umzugehen, der offenbar mit den Geſetzen Krieg führt.

III. Es iſt eine freudenleere Geſinnung.

Er macht ſich Vorwürfe, wenn er etwas Böſes unterläßt,
weil er es doch vielleicht hätte thun können;
er hat keine Freude, wenn er etwas Gutes thut;
er hat Angſt, wenn er etwas Böſes thut.
Dagegen der Gewiſſenhafte.

Schluß: Wir haben noch mehr Urſache, um des Gewiſſens willen unterthan zu ſein. Brauchte es nur keiner Drohungen, um Ordnung und Eintracht hervorzubringen!

45.

Himmelfahrtstag, Vormittag, Predigt im Invalidenhauſe.

Mark. 16, 14–20:

Zuletzt, da die Elf zu Tiſche ſaßen, offenbarte er ſich und ſchalt ihren Unglauben und ihres Herzens Härtigkeit, daß ſie nicht geglaubt hatten denen, die ihn geſehen hatten auferſtanden.

Und ſprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Kreatur.

Wer da glaubet und getauft wird, der wird ſelig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden.

Die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, ſind die: In meinem Namen werden ſie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und ſo ſie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht ſchaden; auf die Kranken werden ſie die Hände legen, ſo wird es beſſer mit ihnen werden.

Und der Herr, nachdem er mit ihnen geredet hatte, ward er aufgehoben
gen Himmel und ſitzet zur rechten Hand Gottes.
Sie aber gingen aus, und predigten an allen Orten; und der Herr wirkte
mit ihnen und bekräftigte das Wort durch mitfolgende Zeichen.

Eingang: Beim Gedächtnis der erſten Begebenheiten des Chriſtentums kommt es weder auf die genauen Umſtände an, noch auf die Verſetzung an die Stelle der Teilhabenden,

(Beides geht bei dem heutigen Feſte vorzüglich gar nicht an.)

ſondern daß wir auf das Ganze achtgeben, was ſich auch auf uns bezieht.

Thema: Anwendung der letzten Worte Chriſti auf uns.

I. Auch wir ſollen das Evangelium verkündigen,

1) nicht entfernten Völkern, die noch nichts davon wiſſen.

Dies kann jetzt nur ein Beruf für wenige Menſchen ſein.

Es iſt aber auch weder das einzige noch das Wichtigſte. —

2) ſondern

a) denen, die auf Recht und Tugend halten, aber gleichgültig gegen die Religion ſind (nicht indem wir in unſern Äußerungen ihre Tugend herabſetzen und Flecke darin aufſuchen — ſondern) indem man ihnen zeigt,

α. daß in der Tugend des Religiöſen noch mehr Leben und Freude iſt als in der ihrigen, und die Empfindungen der Religion alles erhöhen;

β. daß wir immer noch weiter ausreichen als ſie,

ſowohl in der Genauigkeit deſſen, was wir thun,

als in dem vielumfaſſenden Blick für das, was zu thun iſt.

b) denen, die feindlich gegen die Religion geſinnt ſind, nicht durch einen Verein zur Aufrechterhaltung des öffentlichen Gottesdienſtes, damit

ſie etwa ſehen, daß er verſtändigen Menſchen etwas wert iſt — ſondern indem wir ihnen zeigen,
  α. daß das Reich Gottes nicht in Eſſen und Trinken beſteht, ſondern im Geiſt und in der Kraft,
  β. daß wir alles nur in dem Maß wert achten, als es zur Erbauung beiträgt.

II. Auch unſer Wort wird Gott durch mitfolgende Zeichen bekräftigen:
  1) Nicht
    a) durch Wunder,
    b) durch Erteilung äußerer Glückſeligkeit zum Zeichen ſeines Wohlgefallens,
  2) ſondern
    a) dadurch, daß auch die Widerſacher ſich der Ehrfurcht gegen den religiöſen Sinn nicht werden erwehren können;
    b) dadurch, daß überall, wo religiöſe Menſchen ſtehen, ſich Spuren einer beſſeren Ordnung der Dinge zeigen.

Mit dieſen Zeichen können wir uns begnügen, ſie können unmöglich unwirkſam bleiben.

Schluß: Laßt uns nur dies Chriſto heute geloben aus Dankbarkeit, Liebe und Gehorſam.

46.

Himmelfahrtstag, Betſtunde.

Joh. 17, 24:

Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir ſeien, die du mir gegeben haſt, daß ſie meine Herrlichkeit ſehen, die du mir gegeben haſt; denn du haſt mich geliebet, ehe denn die Welt gegründet ward.

Eingang: Chriſti Erhöhung muß uns ſchon an ſich Freude machen; noch mehr, wenn wir an die Verheißungen denken, die er zurückgelaſſen hat.

Thema: **Troſt aus der Hoffnung, daß wir bei Chriſto ſein werden.**

I. Unter den Unvollkommenheiten, die hier noch an uns bleiben:
  1) Was kein menſchliches Beiſpiel hier auf Erden vermag,
    weil es ſelbſt der menſchlichen Schwachheit unterworfen iſt,
    das wird dort das ſeinige ausrichten;
  2) was keine menſchlichen Einrichtungen vermögen,
    die immer durch die Einwirkung des Böſen verſchlimmert werden,
    das wird in dem gereinigten Reiche Chriſti möglich ſein.

II. Unter den Unvollſtändigkeiten unſerer Einſicht:
  1) Auch wir können hier noch nicht alles tragen und begreifen,
    ſondern müſſen auf dort hoffen, wo uns mehrere Hilfsmittel zugebote ſtehen;
  2) auch uns wird hier manches, was uns klar geſagt iſt, durch Schuld unſerer eigenen Denkungsart verdunkelt,
    und wir müſſen auf dort hoffen, wo die Beimiſchung des Sinnlichen nicht mehr ſo nachteilig wirkſam ſein wird.

III. Unter den Widerwärtigkeiten des Lebens.
  1) Wir werden angewieſen, uns Chriſti Zuſtand als Belohnung zu denken,
    alſo dürfen wir auch den unſrigen ſo denken, wenn er uns nach ſich ziehen wird.
  2) Dieſer Troſt iſt wohl ein würdiger Troſt, wenn wir uns die Glückſeligkeit nur auf die rechte Art denken.

Schluß: So laßt uns denn durch die Gegenwart uns der Zukunft würdig machen.

47.

Himmelfahrtstag, Nachmittag, Predigt in der Charité.

Matth. 28, 20:

Und lehret ſie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und ſiehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.

Eingang: Wir ſind in vielen Stücken beſſer daran, als die erſten Jünger, auch darin, daß wir über das Abſcheiden Chriſti den Schmerz nicht fühlen können und doch unſern Teil an den Verheißungen haben, die ihnen dafür gegeben wurden.

Thema: Daß Chriſtus nicht aufhört, unter uns zu ſein.

I. Mit ſeiner Lehre:
  1) Wir haben ſie ebenſo deutlich.
  2) Wir können ſie ebenſo leicht zurate ziehen.

II. Mit ſeinem Geiſte:
  1) Die Gemeinſchaft mit allen den Seinigen
     wirkt ebenſo ermahnend,
     flößt ebenſo viel Liebe ein.
  2) Das vereinigte Beiſpiel aller Guten
     iſt ebenſo lehrreich aufmunternd, auch
     mit dem ſeinigen zuſammen, ebenſo vollſtändig

III. Mit ſeinem Troſt:
  1) Die Hoffnungen, die er uns eingeflößt hat, ſterben nicht mehr aus.
  2) Der Gedanke an die gegenwärtige und künftige Gemeinſchaft mit ihm muß uns ebenſo erquickend ſein.

Schluß: Laßt uns als unter ſeinen Augen leben, ſie ſehen auch auf uns herab.

48.

1. Pfingſttag, 1. Juni, Vormittag, Betſtunde.

Pſ. 143. 10:

Lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen, denn du biſt mein Gott; dein guter Geiſt führe mich auf ebener Bahn.

Eingang: Wenn wir an die Wirkungen des heutigen Tages denken, an die Eintracht und die Ruhe der Chriſten, die darauf folgte, ſo wünſchen wir uns gewiß, denſelben Geiſt zu haben.

Thema: Der Geiſt Gottes, der beſte Führer der Menſchen.

I. Wie haben wir uns den Geiſt Gottes zu denken?
1) Nicht
a) als ein fremdes Weſen.
Dies würde alle Zurechnung und alle Empfindungen, die damit zuſammenhängen, unmöglich machen.
b) als eine vorübergehende Ergreifung des Gemüts.
Wir wiſſen, wie vergänglich alles von dieſer Art iſt. —
2) ſondern
a) als eine Geſinnung der Rechtſchaffenheit,
b) als eine Geſinnung des Muts und der Freudigkeit,
c) als eine Geſinnung der wahren Liebe.

II. Dieſer Geiſt führt den Menſchen auf ebener Bahn:
1) Nicht
a) als ob er uns von allen Widerwärtigkeiten befreite,
b) als ob gar keine inneren Schmerzen dabei möglich wären,
2) ſondern
a) auf einem Wege, der ſich nicht verfehlen läßt.
α. Der Rechtſchaffene weiß immer, was er ſoll.
Dem Klugen zeigen ſich immer tauſend Möglichkeiten, zwiſchen denen er nicht entſcheiden kann.

β. Der Mutige ſieht ſein Ziel immer vor ſich: denn es beſteht nur darin, daß die Handlung vollbracht wird ohne Rückſicht auf die Folgen.

Der Feige fürchtet immer anderswohin zu kommen und ſucht doch am liebſten Nebenwege.

γ. Der Liebevolle hat immer Antrieb in ſeinem Beruf.

Der Eigennützige ſchwankt immer und unterbricht ſich immer*);

b) auf einem Wege, wo man wirklich vorwärts kommt.

α. Das Gute wird mit der Zeit immer leichter;

β. der äußeren Dinge wird der Menſch nicht mehr Herr**).

Schluß: Wir wollen uns an die Jünger anſchließen, wenn wir uns auch nicht, indem wir dieſem Geiſte Raum geben, ſoviel Leiden zu widmen brauchen.

49.

Sonntag, 1. Juni, erſter Pfingſttag, Charitékirche.

Apg. 2. 16–21:

Sondern das iſt es, das durch den Propheten Joel zuvor geſagt iſt:
„Und es ſoll geſchehen in den letzten Tagen, ſpricht Gott, ich will ausgießen von meinem Geiſt auf alles Fleiſch; und eure Söhne und eure Töchter ſollen weisſagen, und eure Jünglinge ſollen Geſichte ſehen, und eure Älteſten ſollen Träume haben.
Und auf meine Knechte und auf meine Mägde will ich in denſelbigen Tagen von meinem Geiſt ausgießen, und ſie ſollen weisſagen;

---

*) Ob dies nicht eigentlich zu II, 2, b gehört? [Randbemerkung.]

**) Dieſe Nummer iſt nicht genug bearbeitet und nicht klar genug von der vorigen geſchieden. [Randbemerkung.]

und ich will Wunder thun oben im Himmel und Zeichen unten auf Erden, Blut und Feuer und Rauchdampf;
die Sonne ſoll ſich verkehren in Finſternis und der Mond in Blut, ehe denn der große und offenbarliche Tag des Herrn kommt;
und ſoll geſchehen, wer den Namen des Herrn anrufen wird, ſoll ſelig werden."

Eingang: Der heutige Tag giebt denjenigen viel Nahrung, die auf das Wunderbare einen großen Wert legen. Wir müſſen aber unſere Aufmerkſamkeit auf etwas Höheres richten.

Thema: Folgen aus der Wahrheit, daß alles, was Gott geſchehen läßt, die Seligkeit der Menſchen zur Abſicht hat.

I. Alle Mittel, deren er ſich dazu bedient, müſſen uns gleich wert ſein.
1) Alles iſt gleich unbegreiflich — nicht nur
a) das auf den erſten Anblick wunderbare, — ſondern
b) das ganz Natürliche,
die Erhaltung des göttlichen Worts,
der kirchlichen Gemeinſchaft,
des echt chriſtlichen Sinnes.
2) Alles wird von den Menſchen gefordert werden;
a) nicht nur die Ungehorſamen ſind nicht zu entſchuldigen bei dem Wundergeſchehen,
b) auch wir — und zwar viel mehr.

II. Alles was geſchieht, ſoll uns nur ſoviel wert ſein, als es dazu beiträgt*).
1) An den Begebenheiten des heutigen Feſtes
a) ſoll uns nicht das Unerwartete, Große erfreuen,
b) ſondern daß hinzugethan wurden dreitauſend Seelen.
2) Die ſtille Wirkung der ordentlichen Gnadenmittel ſoll uns alſo mehr wert ſein, weil ſie unſtreitig mehr gewirkt hat.

---

*) Wir können zwar dieſes nirgends ſchätzen; aber unſer Gefühl ſoll ſich doch nach dieſer Überzeugung richten, ſonſt iſt es kindiſch und unwürdig. [Randbemerkung.]

2) An unſeren perſönlichen Führungen ſoll uns alles nach demſelben Verhältnis lieb und denkwürdig ſein. (Allerlei Vergleichungen.)

Schluß: Laßt uns alſo durch Zeugnis und Leben beitragen zur Verherrlichung der Religion und zur Ausbreitung der Güte, damit auch unſer Leben etwas Denkwürdiges ſei — ihm gleich

an Eifer,
an Eintracht,
an Freimütigkeit,
an Verachtung des Irdiſchen.

50.

Montag, 2. Juni. Am 2. Pfingſttag, Vormittag, Betſtunde.

Apg. 2, 37:

> Da ſie aber das höreten, ging es ihnen durchs Herz und ſprachen zu Petro und zu den andern Apoſteln: Ihr Männer, lieben Brüder, was ſollen wir thun?

Eingang: Dies war der Eindruck von der erſten Verkündigung des Evangeliums. Daß ſie jetzt nicht immer ebenſo wirkt, liegt gewiß nicht daran, daß der Reiz der Neuheit nicht mehr ſtattfindet.

Thema: **Von den Wirkungen der Verkündigung des Evangelii**[*]).

I. Was ſoll dadurch hervorgebracht werden?
    1) Nicht
        a) eine bloße Bewunderung des Großen und Schönen,
            es ſei nun
                von Gott, oder
                von Chriſto die Rede;

---

*) Das Thema ſcheint mir noch nicht vollkommen ſo ausgedrückt zu ſein, wie es ſollte. [Randbemerkung.]

- b) eine flüchtige Rührung
  - der Dankbarkeit und Liebe,
  - der Reue und des Gewiſſens — ſondern
- 2) eine Anwendung aufs Leben,
  - a) Lehren von Gott,
  - b) Lehren von Chriſto,
  - c) Lehren vom göttlichen Geiſte*).

II. Unter welchen Bedingungen kann dieſe Wirkung erreicht werden?

- 1) Es muß uns bei der Verkündigung um die Sache zu thun ſein,
  - a) die mündliche nicht um des ſchönen Redens,
  - b) das Leſen nicht um des buchſtäblichen Erkenntniſſes [wiſſen],
  - c) beide nicht als ein für ſich verdienſtliches Werk.
- 2) Wir müſſen nur das für weſentlich halten, was einer Anwendung fähig iſt,
  - a) nicht die Geſchichte,
  - b) nicht die Geheimniſſe.

Schluß: So laßt uns noch immer aus derſelben Quelle dasſelbe ſchöpfen.

51.

Montag, 2. Juni. Am 2. Pfingſttag, Nachmittag. Predigt in der Charité.

Apg. 2. 39:

Euer und eurer Kinder iſt dieſe Verheißung, und aller, die ferne ſind, welche Gott, unſer Herr, herzurufen wird.

Eingang: Was die Jünger ſo mutig machte, war nicht nur ihre Anhänglichkeit an Jeſum, ſondern auch ihr Glaube an ſeine Verheißungen.

---

*) I, 2. a. b. c. gehört unter II, 2 als Poſitives, und hierher gehörte die verſchiedene Art von Anwendung, welche möglich iſt. [Randbemerkung.]

Thema; Woran erinnert uns die Ahnung der Apoſtel von der Ausbreitung des Chriſtentums?

I. An ihre Erfüllung unter uns.
  1) Wir ſind aus der Ferne
    des Ortes,
    der Zeit herzugeführt.
  2) Wir wiſſen, daß ſie auch unſern Kindern gehört.
    Die Schrift,
    die kirchliche Gemeinſchaft ſichern es.
II. An die Geſinnung, die dabei zum Grunde liegt.
  1) Ausgebreitete Teilnahme
    an andern neben uns,
    an andern nach uns.
  2) Mitwirkung zu dieſer Verbreitung
    durch Zeugnis,
    durch Beiſpiel.

Schluß: Dieſe Geſinnung und dieſe Geſchäftigkeit tröſte uns bei allen übeln Ausſichten.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.